



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

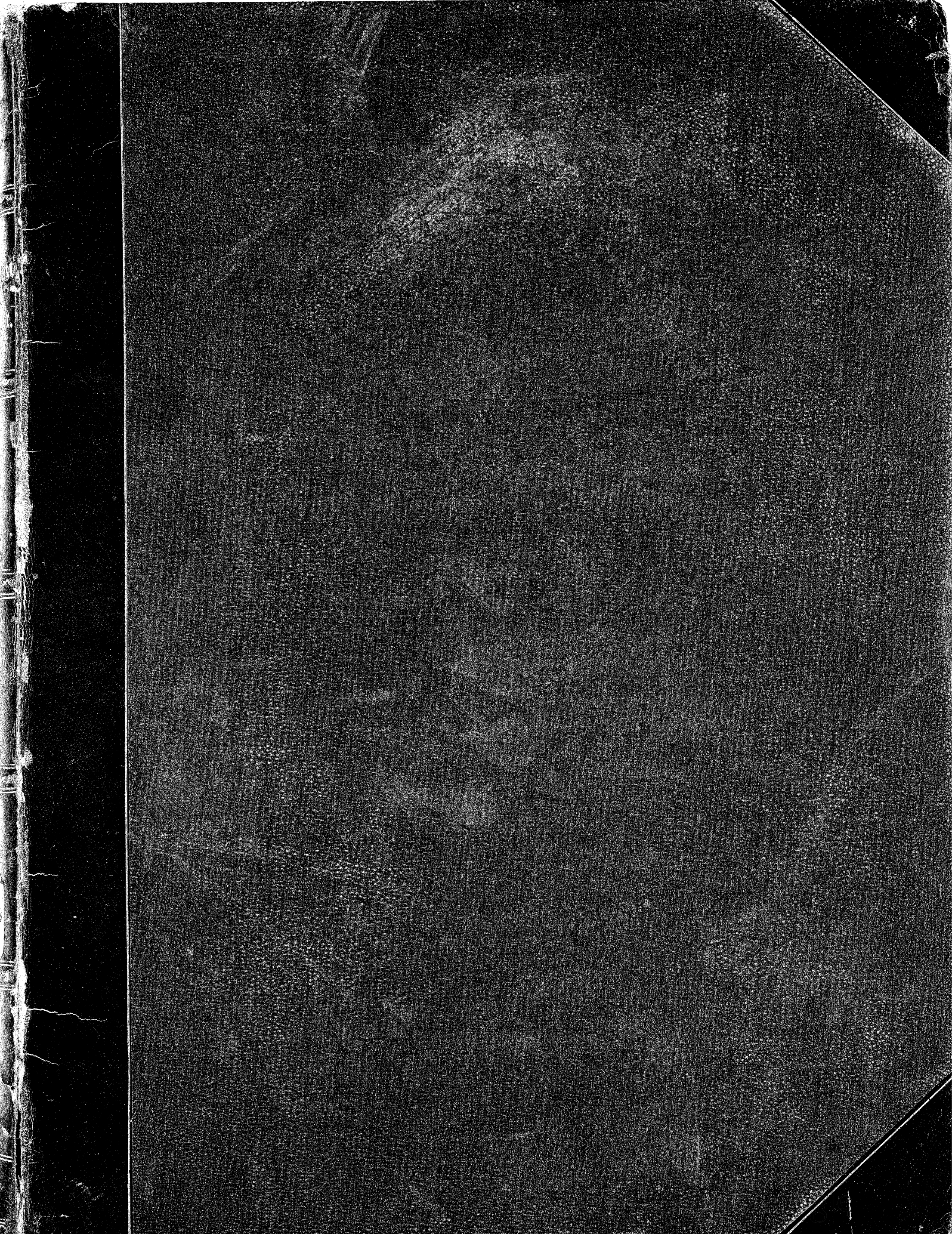
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



SCHOBER & SON,
Printers, Binders,
BLANK BOOK
MANUFACTURERS,
220 Jefferson Avenue,
DETROIT, MICH.

GENERAL LIBRARY
OF
UNIVERSITY OF MICHIGAN

PRESENTED BY

Regent H. Kiefer
May 23 1899

830.6
u22

BAND 54.

83352

1885.



Allgemeine illustrierte Zeitung



Inhalts-Verzeichniss.

LIV. Band. 1885. Nr. 27—52.

Sach-Register.

I.

Romane, Novellen und Erzählungen.

- Auf Rügen. Novelle von Zos von Reuß 882. 902. 922. 942.
Fanchon, das Leiermädchen. Novellette von E. M. Bacano 1109. 1133.
Fräulein Försterin. Novelle von Wilhelm Berger 785. 805. 829. 849.
Freier der Wittwe, die. Novelle von Moritz v. Reichenbach 1045. 1065. 1089. 1118. 1142.
Gräfin Regine. Novelle von Käthe von Bergk 977. 1001. 1021. 1054. 1074. 1098.
Haide-Imme. Novelle von E. v. Dindlage 957. 986. 1010. 1030.
Kohinor. Novelle von Alexander Baron v. Roberts 594. 618.
Lacerte. Novelle von Adolf Stern 629. 653. 673. 697. 717.
Maifest, das, in Guadix. Eine andalusische Novellette von H. Rosenthal-Bonin 761.
Opferzeit, zur. Novellette von Johanna Balg. Illustrirt von R. Kögler 585.
Referendar, der. Novelle von Ernst Eckstein 609. 633. 662. 682. 706. 726. 750.
Serpentina. Novelle von E. E. Tittmann 741. 770. 794. 814. 838. 853.
Sub rosa. Novelle von Karl Theodor Schulz 873. 893. 913. 933. 966.

Skizzen.

- Diplomaten. Von Federjani-Weber 963.
Eiferfüchtige, der. Von D. P. 863.
Eingeführt. Skizze aus dem Wiener Leben von B. Chiavacci 639.
Nothe Schirm, der. Skizze von Paul Szejewski 703.
Unrechte Adresse, an die. Von E. M. Bacano 643.

Reisen und Jagden.

- Einfangen, das, wilder Pferde in Australien. Eigene Erfahrungen von Richard Oberländer 799.
Kaiser von Oesterreich, der, auf der Auerhahnjagd 754.
Reise, die, des österreichischen Kronprinzenpaares nach dem Orient 686.
Reise, eine, in's südliche Frankreich. Von Adema v. Bay 1099. 1122. 1146.
Stillen Ocean, auf dem. Von Heinrich Semler 1003.

Kultur- und Sittenbilder.

- Augenblicksbilder. Originalzeichnung von H. Nestel 885.
Ebbe, während der. Von Karl Rollbach 1015.
Fächer, der. Ein Toilettenessay von Detlev v. Geyern 854.
Fensterlin 924.
Fest, das, der Madonna von Monte Vergine (Neapel). Von Woldegar Raden 731.
Frankfurter Wäldchensag, der. Von Cajetan 842.
Frauen des Harem. Von E. M. Bacano 819.
Guten Morgen, Couleur 1059.
Kriegsspiel, das, im Offizierskasino 754.
Mandoverjener. Originalzeichnung von G. Koch 1081.
Mensur, auf der 775.
Methusfeier, die, in Belehgrad. Von Kurt von Zela 703.
Picknick, ein. Von E. Bitter 835.
Preussische Offizier, der, in der Literatur. Von Fritz Kien 875.
Schafe und Schäfer in den südlichen Alpen Tyrols 1103.
Seebad, im. Von Karl Rollbach 855.
St. Rochusfest, das, bei Bingen 1015.
Wilderers, auf der Spur des 687.

Humoristisches.

- Amor, der Herzensdieb. Originalzeichnung von Paul Heydel 753.
Bouquet, das. Nach Skizzen von G. Jmlauer 645.

- Entfettungs-Niege, die. Nach Skizzen von G. Stella 1101.
Gefederte Mode. Originalzeichnung von L. Beckstein 1037.
Geflügelte Worte. Originalzeichnungen von W. Grögler 865. 925.
Heutige Generation, unsere. Nach Skizzen von Johann Janko 993.
Humoristisches Mappe, aus unserer. Originalzeichnungen 709. 797. 905. 969. 1145.
Kinderleben, aus dem. Originalzeichnung von F. Ripp 1125. — Silhouetten von L. Fehrenbach 949.
Klapphornverje. Von Richard Lajar 621.
Kase nach, der. Ein humoristischer Streifzug von Alfred Stelzner 906.
Kauscher, unsere. Von L. Beckstein 821.
Schirm, der. Originalzeichnung von E. J. Frankenbach 1057.
Schwache Geschlecht, das, oder Jetzt wird's gefährlich. Originalzeichnungen von Carl Stauber 841.
Skizzenbuch, aus dem, des japanischen Malers 1016.
Unangenehmes Vis-à-vis. Nach Skizzen von M. Scholz 665.
Zwanzigsten Jahrhundert, im. Zukunftsbild von Louis Eugenheim 689.

II.

Geschichte und Beitereignisse.

- Französische Kolonie, die, in Brandenburg-Preußen 1138.
Kaiserreich, vom, bis zur Kommune. Erinnerungen aus den Jahren 1870/71. (Nach dem Tagebuch des Grafen Helldorf.) Von Detlev v. Geyern 599. 619.
Kaisertage, die, von Krensfier 1120.
Trauerfeierlichkeiten, die, für Prinz Friedrich Karl von Preußen zu Potsdam. Von Ludwig Sternau 899.

Biographien und Charakteristiken.

- Achenbach, Andreas. Von Otto Baisch 1138.
Adam, Emil 1095.
Baden, Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm von, und Prinzessin Hilde von Nassau 722.
Borgia, Cesare 919.
Braunschweigische Prinzessinnen. Eine historische Studie von Eufemia Gräfin Ballestrem 915.
Briffon, Henri 702.
Brüll, Ignaz 767.
Camphausen, Erinnerungen an Wilhelm. Von Dr. Adolph Rohut 899.
Donau und Elbe, an der. Aus meinen Erinnerungen. Von Johannes Nordmann 962.
Erinnerung, eine hundertjährige. Von Hugo v. Radowiz 614.
Franz, Robert. Zum siebenzigsten Geburtstage. Von Fritz Wallerstein 855.
Friedrich Karl von Preußen, Prinz 879.
Frommel, Emil 1027.
Hiller, Ferdinand 791.
Hohenlohe-Schillingfürst, Kardinal Gustav Adolph Prinz zu 984.
Hohenzollern, Fürst Karl Anton von 842.
Hugo, Victor 811.
Jordan, Wilhelm. Ein Dichterbild von R. Schiffer 591.
Komaroff, General Alexander 729.
Konzerthorsee, eine, im kaiserlichen Palais zu Berlin. Von Ludwig Pietzsch 723.
Leo XIII., Papst 1079.
Leopold II., König der Belgier. Von Friedrich von Hellwald 634.
Lumsden, Generalmajor Sir Peter S. 729.
Manteuffel, Edwin von 898.
Manzoni und Goethe. Von Dr. Adolph Rohut 751.
May, Gabriel 965.
Meißner, Alfred 835.

- Pendleton, George H. 748.
Philanthrop, ein wahrer. (George Moore.) Von Leopold Ratscher 1123.
Porträtskizzen und Erinnerungen. Von Elise Polko. Ein Heimgegangener 791. Eine Musiklehrerin 1023.
Sachsen-Weimar, Prinz Wilhelm zu, und seine Braut Prinzessin Gerta von Jfenburg-Büdingen 609.
Salisbury, Marquis von 950.
Schack, Graf. Von Friedrich Bodenstedt 939.
Schwaloff, Graf P. M. 748.
Stieler, Dr. Karl. Von E. Ziel 679.
Vergeffene Poeten. Eine Studie von Dr. Sachheimer 1047.

Feste und Feierlichkeiten.

- Bismarckfeier, die, in Berlin. Von Oskar Cordel. Mit Illustrationen von P. Breitmeier, H. Lüders, Fischer-Görlich und A. v. Köppler 659.
Einweihung des ersten deutschen Reichswaisenhauses in Jahr 866.
Friedhof zu Cleverfulbach, auf dem 790.
Jubiläum, das, der Berliner Universität. Von Eugen Zabel 1051.
Methusfeier, die, in Belehgrad 703.
Salerno. Zur Erinnerung an den achthundertjährigen Todestag Gregor's VII. Von Th. Frede 747.
Stuttgarter Musikfest, das, und seine Matadore. Von Otto Baisch 886.

Natur.

- Astronomie. Mai 1885 668. Juni 1885 780. Juli 1885 867. August 1885 973. September 1885 1061.
Hunde als Fischer 1147.
Wunderbaum, ein. Von Friedrich v. Hellwald 834.

Länder- und Völkerkunde.

- Kolonieen, die neuen deutschen 731.
Europa.
Belgien. Antwerpen 842.
Deutschland. Breslau, das Rathhaus zu. Von Heinrich Grans 863.
Erntefest auf einem Pachtthofe in Holstein 1007.
Felsenmeer, das, an der Bergstraße 920.
Frankfurter Palmengarten, im 819.
Gefestmünder Hochseefischer. Von Hans Peterfen 642.
Höllenthal, im. Von Max Kolling 886.
Kirnischthal, das, bei Hinterhermsdorf. Von Th. Schäfer 723.
Kiffingen. Von Friedrich Lampert 898.
Lindau, das „schwäbische Venedig“. Von Robert Byr 963.
Maulbrunn, Kloster 1026.
Meß, Straßenbilder aus 950.
Mönchguterin, der Kirchgang der. Von Karl Rollbach 919.
Neustadt an der Hardt. Von F. Butters 600.
Nierstein, seine Gegend und sein Wein. Von Jul. Fehr 1058.
Nürnberg's Umgebungen. Von Alfred Köppler 919.
Pansin, Schloß 842.
Saalethal und Franken, Bilder aus dem. Von G. L. Illustrirt von G. Thuerkauf 768.
Sahnitz, Seebad, auf Rügen 991.
Schönhausen, des großen Reichstanzlers Geburtsort und Bestühum. Von Oskar Schwebel 679.
Thüringer Wald, im. Von Hermann Vogt 816.
Waldbühn, der Wallfahrtsort 862.
Wenden, die, und der Spreewald. Von Max Scholz 988.
Frankreich. Normännische Fischerbarten 1075.
Großbritannien. Irland, ein Besuch in. (Südliche Westküste.) Von Adema v. Bay 699.
Italien. Mori, von, nach Niva 863.
Salerno. Von Th. Frede 747.
Venetianische Fischer 702.
Wasserträgerin von Amalfi 1056.

- Oesterreich-Ungarn. Adelsberger Grotte, die. Von Heinrich Noé 879.
Budapest, am Donauufer in 1059.
Budapest, Ansichten aus 798.
Budapest, der neue Centralbahnhof in 810.
Dalmatinische Hochzeit 950.
Danzabrand 939.
Karlsbad, in. Von R.-B. Mit Originalzeichnungen von H. Frickmann 1077.
Lefina, ein neuer Lustkur- und Seebadeort 1071.
Nadegundis, Sancta und St. Nadegund. Von Freiherrn v. Nordkirch 811.
Rußland. Finnische Landschaft 667.
Riga in Livland. Von F. v. H. 622.
Wladikawkas, Markt in. Von W. Bogler 634.
Schweden und Norwegen. Laerthal in Norwegen, die Kirche zu 708.
Schweiz. Gaisdorf, das, am Glarisch. Von Senn-Barbier 616.
Tarasch-Schulz, der Kurort, im Unterengadin 775.
Wallenstädter See, am 1115.
Spanien. Burgos, die Kathedrale von 615.
Leon, das Grabmal des Königs Ordoño II. in der Kathedrale von 1095.

Afrika.

- Besuch bei einem Negerkönig 1032.
Kap Palmas. Von Friedrich v. Hellwald 884.

Amerika.

- Principe do Gram-Para-Eisenbahn, die, in Brasilien 963.
Transatlantische Skizzen. Von Dr. Max Vorhing. II. Die größte Universität der Welt 631. III. Un-sere Kommunisten 979. 1014.

Asien.

- Afghanische Typen 747.
Afghanistan, ein Bild auf 687.
Chinesische Armee, die. Von Leo Warren 675.
Chinesisches Leben und chinesische Küche. Von Leo Warren 927.
Geldwechsler, beim, in Tiflis. Von A. v. Suttner 1009.
Genesareth, Ankunft am See 775.

Australien.

- Karolinenarchipel, der. Mit Skizzen von Th. Lorenzen 1139.

Literatur.

- Literarische Plaudereien. Von Bruno Walden. Englische Literatur III. 790. IV. 1091.
Literarische Plaudereien. Von Bruno Walden. Französische Literatur III. 707. IV. 938.

Kunst.

Baukunst.

- Kathedrale, die, von Burgos 615.
Portal, das, am Glockenthurm der Kathedrale zu Sevilla 965.

Bildnerkunst.

- Grabmal, das, des Königs Ordoño II. 1095.

Malerei.

- Adresse, an die unrechte. Gemälde von Ludwig Vollmar 643.
Amoretten. Gemälde von Franz Häppler 777.
Atelier, im. Gemälde von M. Michel 746.
Belaucht. Gemälde von C. Schweninger 687.
Befruchtung, festliche. Gemälde von Jos. Watter 1065.
Bürgermeisterin, die Frau. Gemälde H. Kaulbach 1078.
Diplomaten. Gemälde von C. Schweninger 963.
Eichwald. Gemälde von Adreas Achenbach 1144.
Eiferfüchtige, der. Gemälde von Tito Conti 863.
Empfang der französischen Flüchtlinge durch den Großen Kurfürsten im Potsdamer Stadtschloß 1685. Gemälde von Fischer-Görlich 1136.
Entschlupft. Gemälde von J. F. Engel 1035.

Fahrt, die, zur Kirche. Gemälde von H. Salentin 731.
 Freundschaft, erste. Gemälde von A. Liegen-Mayer 1001.
 Frühlingmorgen. Gemälde von G. van den Bos 703.
 Galante Unterhaltung. Gemälde von J. B. Detroy 791.
 Gebirgsmühle. Gemälde von Andr. Achenbach 1137.
 Geburtstag, der, der Großmutter. Gemälde von Backslaw Prošif 702.
 Haß am Brunnen. Gemälde von Anselm Feuerbach 941.
 Haremsfrauen. Gemälde von F. E. Bertier 819.
 Hochzeitsfeste, vor dem. Gemälde von H. Burchardt 1115.
 Jagdgesellschaft, Pardubitzer. Gemälde von E. und B. Adam 1092.
 Jakob's Traum. Gemälde von V. E. Murillo 747.
 Jdyllie in der Thebaide. Gemälde von W. Genz 977.
 Jüdin im Braut schmuck. Gemälde von Rembrandt. Von Adolf Rosenberg 985.
 Kohnfahrt. Gemälde von C. Raupp 983.
 Karl I. sieht seine Kinder wieder. Gemälde von Max Adam. Von Richard Paul 1115.
 Knabenbildniß. Gemälde von Georg Vastag 810.
 Kriegsbeute. Gemälde von José Gallagos 643.
 Lederbissen. Gemälde von F. Sonderland 948.
 Legende, die, vom Hufeisen. Von B. Blochhorst 994.
 Lenbach's Papstbild. Von D. B. 1079.
 Lustige Leute. Gemälde von Hugo Kauffmann 602.
 Markt in Wladislawsk. Gemälde von Franz Koubaud 634.
 Meeresstrande, am. Gemälde von Marcotte de Quiviers 957.
 Nach Tische. Gemälde von A. Novak 1139.
 Nubierin, eine. Gemälde von R. Seidel 899.
 O Welt, wie bist du trüb' und öde! Von Peter Krämer 1076.
 Panfin, Schloß. Gemälde von L. Halbach 842.
 Parforcejäger, jugendliche. Gemälde von Emil Adam 1096.
 Pferdemarkt in Oberungarn. Gemälde von Julius von Blaas 658.
 Picknick, ein. Gemälde von M. Segui 835.
 Prinzessin Amarynth. Gemälde von Emanuel Spigler 936.
 Schack, Graf. Gemälde von F. v. Lenbach 939.
 Scharfschützen, die, von Antwerpen. Gemälde von David Teniers d. J. Von Adolf Rosenberg 767.
 Schiller'sche Frauengestalten. Von D. B. 927.
 Schritt, der erste. Gemälde von Frank Penfold 1021.
 Seebad, im. Gemälde von P. Savarni. Von Karl Kollbach 855.

Tanz in einer niederländischen Schenke. Gemälde von Max Todt. Von Carl Albert Regnet 622.
 Taverne, altrömische. Gemälde von A. Böcklin 940.
 Teraphim, die. Gemälde von J. W. Waterhouse 599.
 Trauung, nach der. Gemälde von Simon Durand 615.
 Ueberrajchung, angenehme. Gemälde von R. Sanesi 1089.
 Ungebetener Gast, ein. Gemälde von F. Schlegel 862.
 Unwiderstehliche Nacht 1095.
 Venetianische Fischer. Gemälde von L. Dill 702.
 Verwaist und arm. Von Gabr. Max 964.
 Vesperbrod, das. Gemälde von E. Munier 697.
 Waldbühne. Von J. R. Wchle 877.
 Werbung. Gemälde von J. F. Engel 767.
 Zigeunerlager, im. Gemälde von Montegazza 598.
 Musik und Theater.
 Musik, die, im Hause. Von Dr. August Reikmann 710.
 Musikleben der Gegenwart, aus dem. Von H. Ehrlich. V. 614. VI. 755. VII. 1114.
 Zondichter, wie die, schaffen. Von L. Erbach 1078.

Poesie.

Abschied. Von D. B. 1058.
 Ada. Von H. v. Bequignolles 643.
 Bad, das, der Schwalbe. Von Fr. Kav. Seidl. Zeichnung von H. Giacomelli 840.
 Beatrice. Von H. v. Bequignolles 866.
 Gefangene, der. Von Fr. Kav. Seidl 1012.
 Gute Freunde. Gedicht von J. G. Fischer 658.
 Ihr Lied. Von Alfred Friedmann 766.
 In's Wasser gestürzt. Von Fr. Kav. Seidl. Zeichnung von H. Giacomelli 636.
 Ländlicher Friede. Von Otto Baiß 1036.
 Mai. Von Jean Staufacher 685.
 Nest, das zerbrochene. Von Fr. Kav. Seidl. Illustration von H. Giacomelli 724.
 Olga. Von Maximilian Vern 1094.
 O Welt, wie bist du trüb und öde! Von Carl Schum 1076.
 Rosmarin. Von Martin Greif 1114.
 Sängers des Hains, der todte. Von F. K. Seidl 1116.
 Seegestade, am. Von Otto Baiß 895.
 Trautes Plätzchen, ein 920.
 Waldquelle. Von Otto Baiß 1027.

Aphorismen 907. 919. 1039. 1126.
 Aphorismen und Philosopheme. Von W. Brauer 1007.
 Aphorismen, von Gräfin M. Keyserling 591.

Epigramme und Epiloge. Von Georg v. Derken 819.
 Epigramme und Sprüche, von Dr. Naegeli 1139.
 Gedanken. Von Constanze Fürstin zu Salm-Dyck. (Aus dem Französischen) 734. 755.
 Gedankenräume. Von W. G. 972. 991.
 Sprüche von Alfred Friedmann 702.
 Weisheitsprüche, neuerpösch. Von H. Brugisch 1075.

Kultur und Wissenschaft.

Armee, die chineische. Von Leo Warren 675.
 Blätter für die Frauen. Mode. Von Joh. v. Sydow VII. 643. VIII. 734. IX. 819. X. 907. XI. 983. XII. 1079.
 Deutschen Redensarten, Entstehungsgrund von. Von Friedrich v. Bülow 798. 928. 962. 1105.
 Erziehung, ritterliche, im Mittelalter. Von Deller v. Geyern 1070.
 Fatire, lebendig begrabene. Von Dr. C. du Prel 1034.
 Frauenluger. Von Hugo Klein 1058.
 Gigilife, internationale Skizzen aus dem. Von Hugo v. Radowik II. 831.
 Nerven, Stimmungen und die Lebenskunst. Von H. Ehrlich 598.
 Phantastie. Plauderei von Emil Pechkau 994.
 Plaudereien am Ramin. Von Paul v. Weilen. IV. 635. 666. V. 807.
 Schutte, aus dem. Erinnerungsbilder von Leo Warren III. Das Hôtel de Ville von Paris 970.
 Traum, der. Von F. Wetter. I. 655. II. 719. III. 776.
 Weis, ein prophetischer. Von E. v. Rheinwehr 684.
 Wetter, vom. Plauderei von Ernst Eckstein 947.

Landwirtschaft, Technik, Industrie, Handel und Verkehr.

Ausmusterung, eine, in der Wiener-Neufädter Militär-Akademie 1027.
 Ausstellung, die internationale, von Metallarbeiten in Nürnberg 1885. Von J. St. 1079.
 Ausstellung, eine amerikanische, in Europa. Von Norrich Herbert 730.
 Elektrizität, die. Von Dr. A. v. Urbanikty. I. 895. II. 946. III. 990.
 Gewerbe- und Industrieausstellung, die Gölitzer. Von Arthur Gerjon 1115.
 Heimatstätte für Heimatlose. Von B. P. Möller 687.
 Kunsthandel in absteigender Linie. Von Leo Warren 1094.
 Landesausstellung, die allgemeine ungarische, in Budapest. Von Marius Hecht 774.

Parfüm. Von Alfred Stelzner 1035.
 Pferdemarkt in Oberungarn. Von Marius Hecht 658.
 Postmuseum, das, in Berlin. Von Paul v. Schönthan 766.
 Sicherheitspolizei, die Pariser. Eine Studie von Leo Warren 590.
 Weltpostvereins, zum zehnjährigen Bestehen des 746.

Notizblätter.

602. 622. 646. 667. 690. 711. 735. 755. 778. 799. 822. 843. 866. 887. 908. 927. 951. 972. 995. 1016. 1039. 1060. 1082. 1103. 1126. 1147.

Spiele und Aufgaben.

Arithmogriph 929. 1017. 1084. 1105. Aufl. 974. 1061. 1128. 1149.
 Bilderräthsel 604. 625. 648. 669. 692. 713. 736. 757. 780. 801. 824. 845. 868. 889. 909. 929. 952. 974. 997. 1017. 1041. 1062. 1084. 1105. 1128. 1149.
 Charade 736. 929. 974. 1149. Aufl. 780. 974. 1017.
 Durchschätzbilder 602. Aufl. 625.
 Homonym 824. Aufl. 868.
 Kaiser-Räthselprüfung. Aufl. 604.
 Kartenspiele 603. 625. 668. 713. 780. 801. 824. 845. 868. 909. 929. 973. 997. 1040. 1083. 1128.
 Königsprobenade 648. 713. 757. 868. 929. 974. 1061. 1105. 1149. Aufl. 648. 692. 757. 801. 909-974. 1017. 1105. 1149.
 Kryptogramm 648. 780. Aufl. 692. 824.
 Logogriph 625. 880. Aufl. 669. 929.
 Monat-Räthselmarjch. Von R. v. Wartenhagen. I. Mai 691. II. Juni 801. III. Juli 909. IV. August 997. V. September 1084. Aufl. 736. 845. 952. 1041. 1128.
 Räthsel 604. 669. 713. 801. 845. 889. 1128. Aufl. 648. 713. 757. 845. 889. 929.
 Räthselprüfung 625. 713. 845. 889. 952. 1041. 1128. Aufl. 604. 669. 780. 889. 997. 1084.
 Schach 603. 625. 648. 669. 691. 712. 736. 757. 780. 801. 823. 844. 868. 889. 969. 928. 952. 973. 996. 1017. 1040. 1061. 1084. 1105. 1128. 1149.
 Sylbenräthsel 780. 997. 1041. Aufl. 604. 625. 824. 1041. 1084.

Lotterieziehungen.

Ziehungen im Monat Mai 647. Juni 757. Juli 844. August 952. September 1061.

Briefmappe.

604. 625. 648. 669. 692. 713. 737. 757. 780. 801. 824. 845. 868. 890. 910. 929. 952. 974. 997. 1018. 1041. 1062. 1084. 1105. 1128. 1149.



Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

- Abchied. Gedicht von D. B.* 1053.
 Achenbach, Andreas. Von Otto Baiß * 1138.
 Acha. Gedicht von H. v. Bequignolles * 643.
 Adam, Emil. Von Carl Albert Regnet * 1096.
 Adelsberger Grotte, die * 881.
 Adresse, an die unrechte. Von E. M. Vacano * 643.
 Afghaniische Typen * 747.
 Afghanistan, ein Bild auf. Von F. v. H.* 687.
 Alttrömische Tavernen. Gemälde von A. Böcklin * 940.
 Amor, der Herzensdieb. Originalzeichnung von Paul Heydel * 753.
 Amoretten. Nach einem Gemälde von Franz Hühner * 777.
 Antwerpen. Von F. v. H.* 842.
 Aphorismen 907. 919. 1039. 1126.
 Aphorismen von Gräfin M. Keyserling 591.
 Aphorismen und Philosopheme. Von W. Brauer 1007.
 Arithmogriphe 929. 1017. 1084. 1105. 1149. Aufl. 974. 1061. 1128.
 Astronomie 1885. Mai 668. Juni 780. Juli 867. August 973. September 1061
 Atelier, im * 746.
 Auf Rügen. Novelle von Zos von Neuf 882. 902. 922. 942.
 Augenblicksbilder. Originalzeichnung von H. Neffel * 885.
 Ausmusterung, eine, in der Wiener-Neustädter Militär-Akademie. Von B. G.* 1027.
 Ausstellung, die internationale, von Metallarbeiten in Nürnberg 1885. Von J. St. 1079.
 Ausstellung, eine amerikanische, in Europa. Von Rodenrich Herbert 730
 Bad der Schwalbe, das. Gedicht von Fr. Kav. Seidl * 840.
 Baden, Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm von, und Prinzessin Hilda von Nassau * 722.
 Beatrice. Gedicht von Hermann v. Bequignolles * 866.
 Bekrängung, festliche * 1071.
 Belaußt * 687.
 Besuch bei einem Negerkönig. Erzählt und illustriert von P. M.* 1032.
 Bilderräthsel 604. 625. 648. 669. 692. 713. 736. 757. 780. 801. 824. 845. 868. 889. 909. 929. 952. 974. 997. 1017. 1041. 1062. 1084. 1105. 1128. 1149.
 Bismarckfeier, die, in Berlin. Von Oskar Cordel. Mit Illustrationen von P. Breitmeyer, Fischer-Eörlin, H. Lüders und A. v. Höpfer * 659.
 Blätter für die Frauen. Mode. Von Joh. v. Sydow. VII.* 643. VIII.* 734. IX. 819. X.* 907. XI. 983. XII.* 1079.
 Borgia, Cesare. Von D. B.* 919.
 Bouquet, das. Nach Skizzen von G. Jmlauer * 645.
 Braunschweigische Prinzessinnen. Eine historische Studie von Eufemia Gräfin Baldestrem 915.
 Briefmappe 604. 625. 648. 669. 692. 713. 737. 757. 780. 801. 824. 845. 868. 890. 910. 929. 952. 974. 997. 1018. 1041. 1062. 1084. 1105. 1128. 1149.
 Briffon, Henri * 702.
 Brüll, Ignaz. Von Dr. Th. H.* 767.
 Budapest, Ansichten aus. Von Marius Hecht * 798.
 Budapest, der neue Centralbahnhof in. Von Marius Hecht * 810.
 Bürgermeisterin, die Frau * 1078.
 Camphausen, Erinnerungen an Wilhelm. Von Dr. Adolph Rohut * 899.
 Charaden 736. 929. 974. 1149. Aufl. 780. 974. 1017.
 Chinesische Armeen, die. Von Leo Warren 675.
 Chinesisches Leben und chinesische Küche. Von Leo Warren 927.
 Dalmatinische Hochzeit * 950.
 Danyabrand. Von E. Schm.* 939.
 Deutschen Redensarten, Entstehungsgrund von. Von Friedrich v. Bülow 798. 928. 962. 1105.
 Diplomaten. Von Pederjani-Weber * 963.
 Donau und Elbe, an der. Aus meinen Erinnerungen. Von Johannes Nordmann 962.
 Donauufer in Budapest, am * 1059.
 Durchsichtsbilder * 602. Aufl. 625.
 Ebbe, während der. Von Karl Rollbach * 1015.
 Eichwald. Gemälde von Andreas Achenbach * 1144.
 Eiferfüchtige, der. Von D. P.* 863.
 Einfangen, das, wilder Pferde in Australien. Von Richard Oberländer * 799.
 Eingeführt. Skizze aus dem Wiener Leben von B. Chiavacci 639.
 Einweihung, die, des ersten deutschen Reichswaisenhauses in Laß * 866.
 Elektricität, die. Von Dr. A. Ritter v. Urbanitzky. I. 895. II.* 946. III.* 990.
 Entfettungs-Niege, die. Nach Skizzen von G. Stella * 1101.
 Entschlüsselt. Von E. M. Vacano * 1035.
 Epigramme und Epiloge. Von Georg v. Dertzen 819.
 Epigramme und Sprüche, von Dr. Naegeli 1139.
 Erntefest auf einem Pachtthofe in Holstein. Von A. H.* 1007.
 Erziehung, ritterliche, im Mittelalter. Von Detlev v. Geyern 1070.
 Fächer, der. Ein Toilettenessay von Detlev v. Geyern 854.
 Fahrt zur Kirche, die * 731.
 Fäzire, lebendig begrabene. Von Dr. phil. Carl du Prel * 1034.
 Fanchon, das Feiernädchen. Novellette von Emile Mario Vacano 1109. 1133.
 Felsenmeer, das, an der Bergstraße * 920.
 Fensterln. Nach einem Gemälde von H. Weber * 924.
 Fest, das, der Madonna von Monte Vergine (Neapel). Von Woldemar Kadet * 731.
 Finnische Landschaft * 667.
 Fischer, venetianische * 702.
 Fräulein Försterin. Novelle von Wilhelm Berger 785. 805. 829. 849.
 Frankfurter Palmengarten, im. Von E. Pechtau * 819.
 Frankfurter Wäldchensag, der. Von Cajetan * 842.
 Franz, Robert. Zum siebenzigsten Geburtstage. Von Fritz Wallerstein * 855.
 Französische Kolonie, die, in Brandenburg-Preußen. Von E. Muret * 1138.
 Frauen des Harem. Von E. M. Vacano * 819.
 Frauenluzus. Von Hugo Klein 1058.
 Freier der Wittve, die. Novelle von Moritz v. Reichenbach 1045. 1065. 1089. 1118. 1142.
 Freundschaft, erste. Gemälde von A. Liegen-Mayer * 1001.
 Friedhof zu Cleverfulzbach, auf dem. Von v. B.* 790.
 Friedrich Karl von Preußen, Prinz. Von v. B.* 879.
 Frommel, Emil * 1027.
 Frühlingsmorgen * 703.
 Gaisdorf, das, am Glarnisch. Von Senn-Barbieux * 616.
 Galante Unterhaltung * 791.
 Gast, ein ungebeter * 862.
 Gebirgsnische. Gemälde von Andreas Achenbach * 1137.
 Geburtstag der Großmutter, der * 702.
 Gedanken. Von Constanze Fürstin zu Salm-Dyck. (Aus dem Französischen) 734. 755.
 Gedankenräume. Von W. G. 972. 991.
 Geffemünder Hochzeitsfeier. Von Hans Peterjen * 642.
 Gefangene, der. Gedicht von Fr. Kav. Seidl * 1012.
 Gefiederte Mode. Originalzeichnung von L. Beckstein * 1037.
 Geflügelte Worte. Originalzeichnung von W. Grögler * 865. 925.
 Geldwechsler, beim, in Tiflis. Von A. v. Eutner * 1009.
 Genesareth, Ankunft am See * 775.
 Götlicher Gewerbe- und Industrieausstellung, die. Von Arthur Gerjon 1115.
 Grabmal, das, des Königs Ordoño II.* 1095.
 Gräfin Regine. Novelle von Käthe von Bergl 977. 1001. 1021. 1054. 1074. 1098.
 Gute Freunde. Gedicht von J. G. Fischer 658.
 Guten Morgen, Couleur * 1059.
 Haß am Brunnen. Gemälde von Anselm Feuerbach * 941.
 Haide-Zimne. Novelle von E. v. Dindlage 957. 986. 1010. 1030.
 Heimathütte für Heimatlose. Von B. P. Möller 687.
 Heutige Generation, unsere. Nach Skizzen von Johann Janko * 993.
 Higlisse, internationale Skizzen aus dem. Von Hugo v. Radowiz. II. 831.
 Hüller, Ferdinand * 785.
 Hochzeitsfeste, vor dem. Von R.-B.* 1115.
 Höllenthal, im. Von Max Roiling * 886.
 Hohenlohe-Schillingsfürst, Cardinal Gustav Adolph Prinz zu. Von J. B.-r* 984.
 Hohenzollern, Fürst Karl Anton von * 842.
 Homonym 824. Aufl. 868.
 Hugo, Victor. Von E. B.* 811.
 Humoristischen Mappe, aus unserer. Originalzeichnungen * 709. 797. 905. 969. 1145.
 Hunde als Fischer. Von v. Nied 1147.
 Hundertjährige Erinnerung, eine. Von Hugo v. Radowiz 614.
 Jakob's Traum * 747.
 Jdylle in der Ehebaide * 984.
 Ihr Lied. Gedicht von Alfred Friedmann 766.
 In's Wasser gestürzt. Gedicht von Fr. Kav. Seidl * 636.
 Jordan, Wilhelm. Ein Dichterbild von R. Schiffer * 591.
 Irland, ein Besuch in. (Südlische Westküste.) Von Adema v. Bay 699.
 Jfenburg-Büdungen, Prinzessin Gerta von * 609.
 Jubiläum, das, der Berliner Universität. Mit Originalzeichnungen von H. Lüders. Von Eugen Zabel * 1051.
 Jüdin im Brautjamm. Von Adolf Rosenberg * 994.
 Kahnfahrt. Von E. M. Vacano * 983.
 Kaiser von Oesterreich, der, auf der Auerhahnjagd. Von B. G.* 754.
 Kaiser-Nußelsprung. Aufl. 604.
 Kaiserreich, vom, bis zur Kommune. Erinnerungen aus den Jahren 1870—71. (Nach dem Tagebuch des Grafen Strifson.) Von Detlev v. Geyern 599. 619.
 Kaisertage, die, von Kremser. Mit Originalzeichnungen von Wilhelm Kranz * 1120.
 Kap Palma. Von Friedrich v. Hellwald * 884.
 Karl I. sieht seine Kinder wieder. Von Richard Paul * 1115.
 Karlsbad, in. Mit Originalzeichnungen von H. Frißmann. Von R.-B.* 1077.
 Karolinenarchipel, der. Mit Skizzen von Th. Lorenzen * 1139.
 Kartenpögle 603. 625. 668. 713. 780. 801. 824. 845. 868. 909. 929. 973. 997. 1040. 1083. 1128.
 Kathedrale, die, von Burgos * 615.
 Kinderleben, aus dem. Silhouetten von L. Fehrenbach * 949.
 Kinderleben, aus dem. Originalzeichnungen von F. Lipps * 1125.
 Kirche, die, zu Laerdal in Norwegen * 703.
 Kirnischthal bei Hinterhermsdorf, das. Von Th. Schäfer * 723.
 Kiffingen. Von Friedrich Lampert * 898.
 Klapphornverfe. Von Richard Lajar * 621.
 Knabenbildniß. Von Vastagh * 810.
 Königspromenade 648. 713. 757. 868. 929. 974. 1061. 1105. 1149. Aufl. 648. 692. 757. 801. 909. 974. 1017. 1105. 1149.
 Kohinor. Novelle von Alexander Baron v. Roberts 594. 618.
 Kolonien, die neuen deutschen. Von F. v. H.* 731.
 Komaroff, General Alexander * 729.
 Konzerthörse, eine, im kaiserlichen Palais zu Berlin. Von Ludwig Pietich * 723.
 Kriegsbente * 643.
 Kriegsspiel, das, im Offizierskasino * 754.
 Kryptogramm 648. 780. Aufl. 692. 824.
 Kunsthandel in absteigender Linie. Von Leo Warren 1094.
 Lacerte. Novelle von Adolf Stern 629. 653. 673. 697. 717.
 Ländlicher Friede. Gedicht von Otto Baiß * 1036.
 Lederbissen. Nach einem Gemälde von F. Sonderland * 948.
 Legende, die, vom Hufeisen * 994.
 Lenbach's Papstbild. Von D. B.* 1079.
 Leo XIII., Papst * 1069.
 Leopold II., König der Belgier. Von Friedrich von Hellwald * 634.
 Lesina, ein neuer Luftkur- und Seebadeort. Von Dr. M. E. B.* 1071.
 Lindau, das „Schwäbische Venedig“. Von Robert Byr * 963.
 Literarische Plaudereien. Von Bruno Walden. Englische Literatur. III. 790. IV. 1091. — Französische Literatur. III. 707. IV. 938.
 Logogriphe 625. 889. Aufl. 669. 929.
 Lotterieziehungen 1885: Mai 647. Juni 757. Juli 844. August 952. September 1061.
 Lumsden, Generalmajor Sir Peter E.* 729.
 Lustige Leute * 602.
 Macht, unwiderstehliche * 1095.
 Mai. Gedicht von Jean Stauffacher * 685.
 Maifest, das, in Gnadix. Eine andalusische Novellette von H. Rosenthal-Bonin 761.
 Mandöverzenen. Originalzeichnung von G. Koch * 1081.
 Mantecuffel, Edwin von. Von v. B.* 898.
 Manzoni und Goethe. Von Dr. Adolph Rohut 753.
 Markt in Bladifawtas. Von W. Bogler * 634.
 Maulbronn, Kloster. Von H. v. B.* 1026.
 May, Gabriel * 965.
 Meeresstrande, am. Gemälde von P. Marcotte de Quiviers * 957.
 Meißner, Alfred * 835.
 Menfur, auf der * 775.
 Methudfeier, die, in Besehrad. Von Kurt v. Zelan * 703.
 Meh, Straßenbilder aus. Von A.* 950.
 Mönchguterin, der Kirchgang der. Von Karl Rollbach * 919.
 Monat-Königsmarsch. Von R. v. Warkenhagen. I. März 691. II. Juni 801. III. Juli 909. IV. August 997. V. September 1084. Aufl. 736. 845. 952. 1041. 1128.
 Mori, von, nach Niva. Von E.* 863.
 Mufft, die, im Hause. Von Dr. August Reimann 710.
 Mufftleben, aus dem, der Gegenwart. Von H. Ehrlich. V. 614. VI. 755. VII. 1114.
 Nase nach, der. Ein humoristischer Streifzug von Alfred Stelzner 906.
 Nassau, Prinzessin Hilda von * 717.
 Nerven, Stimmungen und die Lebenskunst. Von H. Ehrlich 598.
 Neß, das zerbrochene. Gedicht von Fr. Kav. Seidl * 724.
 Neustadt an der Hardt. Von F. Butters * 600.
 Nierstein, seine Gegend und sein Wein. Von Jul. Fehr * 1058.
 Normannische Fischerbarken * 1075.
 Notizblätter 602. 622. 646. 667. 690. 711. 735. 755. 778. 799. 822. 843. 866. 887. 908. 927. 951. 972. 995. 1016. 1039. 1060. 1082. 1103. 1126. 1147.
 Nubierin, eine. Von W.* 899.
 Nürnbergs Umgebungen. Von Alfred Köppler * 919.
 Olga. Gedicht von Maximilian Bern 1094.
 Osterzeit, zur. Novellette von Johanna Balz. Illustriert von R. Kögler 585.
 O Welt, wie bist du trüb und öde! Originalzeichnung von Peter Krämer. Gedicht von Carl Sahn * 1076.
 Panfin, Schloß * 842.
 Pardubitzer Jagdgesellschaft. Nach einem Gemälde von E. und B. Adam * 1092.
 Parforcejäger, jugendliche. Gemälde von Emil Adam * 1096.
 Parfum. Von Alfred Stelzner 1035.
 Pariser Sicherheitspolizei, die. Eine Studie von Leo Warren 590.
 Pendleton, George H.* 748.
 Pferdemarkt in Oberungarn. Von Marius Hecht * 658.
 Phantastie. Plauderei von Emil Pechtau 994.
 Philanthrop, ein wahrer. Von Leopold Ratfcher 1123.
 Pidnick, ein. Von E. Biller * 835.
 Plätschen, ein trauliches. Gedicht * 920.
 Plaudereien am Ramin. Von Paul v. Weifen. Siebente Serie. IV. 635. 666. V. 807.
 Porträtskizzen und Erinnerungen. Von Elise Polko. Ein Heimgegangener * 791. — Eine Musiklehrerin (Emilie Zumbsteeg) 1023.
 Postmuseum, das, in Berlin. Von Paul v. Schönthan 766.
 Preussische Offizier, der, in der Literatur. Von Fritz Klien 875.
 Principe do Gram-Para-Gifenbahn, die, in Brasilien. Von F. v. H.* 963.
 Prinzessin Amaranth. Von D. B.* 939.
 Räthsel 604. 669. 713. 801. 845. 868. 889. 1128. Aufl. 648. 713. 757. 845. 889. 929.
 Rathhaus, das, zu Breslau. Von Heinrich Grans * 863.

- Raucher, unsere. Von L. Beckstein * 821.
Referendar, der. Novelle von Ernst Eckstein 609. 638. 662. 682. 706. 726. 750.
Reise, die, des österreichischen Kronprinzenpaares nach dem Orient * 686.
Reise, eine, in's südliche Frankreich. Von Adelman v. Bay 1099. 1122. 1146.
Riga in Livland. Von F. v. H. * 622.
Röfelfprung 625. 845. 952. 1041. 1128. Aufl. 669. 889. 997. 1084.
Röfelfprung zu Schiller's 80. Sterbetage (9. Mai). Von Rudi von Wornfenhagen 713. Aufl. 780.
Rosmarin. Gedicht von Martin Greif 1114.
- Saalthal und Franken, Bilder aus. Von G. L. Illustriert von G. Theuerlauf * 768.
Sachsen-Weimar, Prinz Wilhelm zu * 609.
Sänger, der todte, des Hains. Gedicht von Fr. Kav. Seidl * 1116.
Salerno. Zur Erinnerung an den achthundertjährigen Todestag Gregor's VII. Von Th. Frede * 747.
Salisbury, Marquis von * 950.
Sancta Radegundis und St. Radegund. Von Freiherrn v. Nordkirch * 811.
St. Rochusfest, das, bei Bingen * 1015.
Sapnik, Seebad, auf Rügen * 991.
Schach 603. 625. 648. 669. 691. 712. 736. 757. 780. 801. 823. 844. 868. 889. 909. 928. 952. 973. 996. 1017. 1040. 1061. 1084. 1105. 1128. 1149.
- Schack, Graf. Von Friedrich Bodenstein * 939.
Schafe und Schäfer in den südlichen Alpen Tyrols. Von A. Harting * 1103.
Scharfzühen, die, von Antwerpen. Von Adolf Rosen-berg * 767.
Schiller'sche Frauengestalten. Von D. B. * 927.
Schirm, der. Originalzeichnung von G. J. Franken-bach * 1057.
Schirm, der rothe. Skizze von Paul v. Szcepanowski 703.
Schönhausen, des großen Kanzlers Geburtsort. Von Oskar Schwebel * 679.
Schritt, der erste. Gemälde von Frank Penfold * 1021.
Schutte, aus dem. Erinnerungsbilder von Leo Warren. III. Das Hotel de Ville von Paris 970.
Schuwaloff, Graf P. A. * 748.
Schwache Geschlecht, das, oder Jetzt wird's gefährlich. Originalzeichnungen von Carl Stauber * 841.
Seebad, im. Von Karl Kollbach * 855.
Seegeflade, am. Gedicht von Otto Baiß * 895.
Serpentina. Novelle von G. E. Zittmann 741. 770. 794. 814. 838. 858.
Sevilla, das Portal am Glockenthurm der Kathedrale zu * 965.
Skizzenbuch, aus dem, des japanischen Malers * 1016.
Sprüche von Alfred Friedmann 702.
Stieler, Dr. Karl. Von G. Ziel * 679.
Stiften Ocean, auf dem. Von Heinrich Semler 1003.
- Stuttgarter Musikfest, das, und seine Matadore. Von Otto Baiß * 886.
Sub rosa. Novelle von Karl Theodor Schulz 873. 893. 913. 933. 966.
Sylbenrathsel 780. 997. 1041. Aufl. 604. 625. 824. 1041. 1084.
- Tanz in einer niederländischen Schenke. Von Carl Albert Regnet * 622.
Tarasp-Schulz, der Kurort, im Unterengadin * 775.
Teraphim, die * 599.
Thermometer-Röfelfprung 889. Aufl. 929.
Thüringer Wald, im. Von Hermann Vogt. Illustriert von Ferdinand Lindner * 816.
Tische, nach * 1139.
Tondichter, wie die, schaffen. Von L. Erbach 1078.
Transatlantische Skizzen. Von Dr. Max Vorhing. II. Die größte Universität der Welt 631. III. Unsere Kommunisten 979. 1014.
Trauerfeierlichkeiten, die, für Prinz Friedrich Karl von Preußen zu Potsdam. Von Ludwig Sternaug * 899.
Traum, der. Von F. Wetzer. I. 655. II. 719. III. 776.
Trauung, nach der * 615.
- Ueberraschung, angenehme. Gemälde von A. Saneß * 1089.
Unangenehmes Vis-à-vis. Nach Skizzen von Max Scholz * 665.
- Ungarische allgemeine Landesausstellung, die, in Buda-pest. Von Marius Hecht * 774.
Unterwelt, in der. Von Heinrich Noé * 879.
- Vergessene Poeten. Eine Studie von Dr. Sackheimer 1047.
Vers, ein prophetischer. Von S. v. Rheinwehr 684.
Verwaist und arm * 964.
Vesperbrod, das. Gemälde von G. Munier * 697.
- Waldbühle. Originalzeichnung von J. R. Wehle * 877.
Waldquelle. Gedicht von Otto Baiß * 1027.
Walldürn, der Wallfahrtsort * 862.
Wallenstädter See, am * 1115.
Wasserträgerin von Amalfi * 1056.
Weisheitsprüche, neuerpersische. Von H. Brugsch 1075.
Weltpostvereins, zum zehnjährigen Bestehen des. Von G. L. 746.
Wenden, die, und der Spreewald. Illustriert von Max Scholz * 988.
Werbung * 767.
Wetter, vom. Plauderei von Ernst Eckstein 947.
Wilderers, auf der Spur des * 687.
Wunderbaum, ein. Von Friedrich v. Hellwald 834.
- Zigeunerlager, im * 598.
Zwanzigsten Jahrhundert, im. Zukunftsbild von Louis Eugenheim * 689.





54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Zur Osterzeit.

Novelle

von

Johanna Balk.

(Nachdruck verboten.)

Illustrirt von H. Högl.

I.



„Noch seh' ich dich vor mir
steh'n
In dem Kinderkleidechen,
Da schon hab' ich dich ge-
liebt,
Kannte dich mein Bräut-
chen!“
(Polnisches Volkslied.)

s schneite. Die lustige Stadt Paris machte jedesmal eine schier verdrückliche Miene zu einer solchen Naturerscheinung, wählte sie doch ein gutes Anrecht zu besitzen auf einen milden, frost- und schneefreien Winter. Mängstlich zogen die zierlichen französische Dämchen einen Schleier über die hohe burgundische Haube. — Die hohe burgundische Haube! Wir können hier nicht kaltblütig einen Punkt hinschreiben und in

unserer wahrhaftigen Geschichte fortfahren, ohne diesem wunderbaren Ding einige Worte gewidmet zu haben. Das hatte dazumal viel Streit und Zank gegeben, als die neue Puststüd durch Holland seinen Weg nach Deutschland nahm! Die Männer hatten allewege gebranntes Herzeleid auszu- stehen, da sie ihren Ehegepönsen den neuen Wunderbau nicht gestatten wollten und von diesen dafür auf's Bitterlichste gequält wurden. Von allen Kanzeln wurde dagegen mit Blitz und Donner zu Felde gezogen: „Maken es aniko eine Sünd und Schand ist, daß die Weiberleut dieses Nest des Satanas, so aller Tücke und Hoffart voll ist, auf ihre ohnedieß sündlichen Häupter setzen wollen.“*) Was half's? Die schönen Sünderinnen setzten am Sonntag Morgen während solcher Predigt eine zerknirschte Miene auf und stolzirten am Sonntag Nachmittag mit dem „Neste des Satanas“ hinaus auf die Straße und vor's Thor in Gottes hellen Sonnenschein.

In Frankreich hatte die Mode, diese Tyrannin von Anbeginn, leichteres Spiel als im strenger denkenden Deutschland. Sie flüsterte ihren Anbeterinnen in's Ohr, daß

ihnen die Haube ebenso gut stehe als der schönen Maria von Burgund, der leider so früh verstorbenen Gemahlin des ritterlichen Kaisersohns Teuerdank. Und die puhlenden Pariserinnen glaubten ihr und setzten allen politischen Anfeindungen zum Trotz das zuckerhütähnliche Gebäude auf die dunkelhaarigen Köpfe, schlangen im Sommer ein frisch blühendes Zweiglein darum und jezt im Winter einen schühenden Schleier. Denn, wie gesagt, es schneite! — Die bunt geschlitzten Wämmser der Franzmänner, ebenfalls eine funkelneue Mode, verschwanden unter den weiten Zipfel- pelzen. Man schauerte vor Kälte und Jedermanniglich sandte einen höchst mißbilligen- den Blick zum Himmel, von welchem dessenunge- achtet die weißen Flocken unablässig niederrieselten.

In diesem besondern Falle freilich war der Aerger über die unschul- digen Himmels Gäste er- klärlich und die Miß- billigung gerechtfertigt. Von Rechts wegen hätten jezt schmetternde Verchen- lieder und süße Weichen- düfte die Luft durchziehen müssen, denn es war zur Osterzeit; die Glocken klangen so freudenvoll und weit über das Land tönte es aus tausend Kehlen: „Hallelujah! Hallelujah!“

Die Schneeflocken glit- ten an den bunten Fen- stern eines reizenden Frauengemachs nieder und schmolzen von der dort hinausströmenden Wärme. Da drinnen wenigstens schaute es wie Frühling aus: Weichen und Schneeglöckchen prangten in seltsam ge- schnitzten Schalen, und fröhliches Kinderlachen ertönte, das klang wie Vogelgezwitscher.

Im tiefen Lehnseffel neben dem dunkelgrünen Kachelofen saß eine alte Frau, das Haupt mit der fein gefädelten Haube auf einen Pergamentband niedergebeugt, der auf ihren Knien ruhte und dessen Bildnisse zwei Kin- der, ein Knabe und ein zierliches Mädchen von

zehn Jahren, mit lebhaftem Interesse betrachteten. — „Dies, Fredegonde, lies, ich bitte Dich! Sieh', es stehen Buch- staben unter dem Bilde!“ flehte der nur ein oder zwei Jahre ältere Knabe und schaute ehrfurchtsvoll auf das Blatt.

Ein stolzes Lächeln flog über das gefurchte Gesicht der Alten.

Lesen! Das war eine seltene Kunst dazumal und Frede- gonde war eine der Wenigen, die sie verstanden. Vor ihrem Geiste tauchte ein Maienmonat auf aus ihrer Jugendzeit. Da hatte ein fahrender Scholar bei ihrem Vater an einem schweren Wundfieber krank gelegen. Sie pflegte den Siechen



Fredegonde trat mit Margarethe und Philibert in's Freie.

*) Worte aus einer Predigt von 1480: „Wider den Hoffartsteufel.“

und zum Dank lehrte er sie während seiner langsam fortschreitenden Genesung aus seinem von Mönchs-hand bunt geschriebenen Niederpfalterium das Lesen. Die Nägelein standen damals eben in Blüte, und der alten Frau war's, als umwehe sie der süßwürrige Duft, als sie jener Zeit gedachte. — Mit einem Seufzer kehrte sie zur Gegenwart zurück und strich lieblosend mit leiser Hand über das Bild, welches einen Jüngling zu Pferd darstellte, der auf eine im Hintergrund liegende Burg zürte und eine hölzerne Armbrust schußbereit in den Händen hielt.

„Allwie der Jung Weiß-Kunig mit der hurnein Armprust vnd mit den stachlin Bogen hat lernen schießen,“ *) las die Alte und zog dabei das Köpfchen der Kleinen dichter an sich heran. „Siehst Du, Margarethe, mein Vöglein, der Jung Weiß-Kunig das ist Dein Vater! O, daß Gott mir vergunnte, ihn bald wieder zu sehen, meinen Max, meinen fürstlichen Herrn.“

Margarethe klatschte in die Händlein.

„Ei, Philibert,“ wandte sie sich an ihren Gefährten, „warum hast denn nicht auch Du ein Pferd und reitest so stolz daher wie mein lieb Väterchen da?“

Der Knabe zog finster die Brauen zusammen.

„Weil ich nicht einmal einen eigenen Willen habe in diesem Sonnenlande! O, ich wollte —“

Das Mägdlein fiel ihm in's Wort:

„Schon wieder so zornigemuth, so trüzig, Philibert? Schau, ich bin ja auch in der Fremde hier, aber siehst Du mich je so ungeberdig, so wild? Und geht es uns nicht gut hier?“

„Aber wir sind nicht daheim!“ grollte er; „Du nicht an Deinem schönen Donauström, ich nicht in meinen Bergen von Savoyen! Ah bah, wir haben einen feinguldenen Käfig, aber wir sind darum doch gefangene Vögel!“

Fredegonde seufzte und schwieg. In ihrem Innern mußte sie dem Knaben Recht geben, der sie freilich weniger dauerte als seine liebliche Gefährtin. War sie nicht ein Königskind, die kleine Erzherzogin von Oesterreich, und doch hatten die verwinkelten Verhältnisse ihres Vaters es mit sich gebracht, daß er nach dem Anno Domini 1480 mit Frankreich geschlossenen Vertrag sein einzig Töchterlein zwei Jahre später von sich gab an den französischen Hof, damit sie dort mit ihrem zukünftigen Gemahl, dem Dauphin Karl VIII., gemeinschaftlich erzogen werde. Karl zählte jetzt neunzehn Jahre, fast zehn Jahre mehr als seine kleine Braut, und an seiner Statt führte seine Schwester Anna von Bourbon mit fester Hand die Zügel der Regierung.

Philibert, der eben noch so zornig an seinen Ketten gerüttelt, war der Sohn des Herzogs von Savoyen; auch ihn hatte die Politik nach Paris gebracht und dort festgebannt.

Seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, blätterte Fredegonde weiter in ihrem großen Buche, und die Köpflein der Kinder schmiegen sich dichter an ihr gutes altes Gesicht, als sie zu einem festlich verschnörkelten Bilde kamen, welches einen Garten darstellte, darin geschmückte Paare lustwandelten und im Vordergrund eine schöne Frau in eifrigem Gespräch mit ihrem Ritter zu sehen war.

„Wie der Jung Weiß-Kunig und die Jung Kunigin vedes des andern sein sprach lernet,“ lautete die Unterschrift.

„Die Jung Kunigin, das ist meine schöne Mutter!“ flüsterte Margarethe mit frommer Scheu.

„Gott schenke ihr eine selige Urständ! Was mußte sie so frühe ihr jung frisch Leben lassen!“ Inbrünstig sprach's die Alte und wollte weitere Schildereien suchen mit den Bildnissen des von ihr so sehr geliebten Fürstenpaares, dessen Kind sie hier in der Fremde mit Mutterreue hütete.

Aber Margarethe schlug das Buch zu.

„Erzähle uns lieber von der Brautfahrt meines Vaters und wie er zum ersten Mal meine Mutter sah,“ bat sie, und bald klang die oft gehörte Mär an's Ohr der laufenden Kinder, die mit gerötheten Wangen sich immer wieder erzählen ließen vom tapfern Teuerdank, von der schönen Maria Ehrenreich, von Furcht und Unfallo und von dem merkwürdigen Geheimbunde, dem „Hüh“, der den Liebenden geholfen, daß sie sich endlich fanden und Gelderland befreiten.

Viel seltsamliche Sprüchlein wob Fredegonde in die Erzählung, wie Goldfäden in ein dunkelrothes Kleid; der liebste darunter war den Kindern stets ein kleiner Vers, der im Augenblick der höchsten Noth, als sie fast gezwungen wurde, dem Prinzen von Cleve ihre Hand zu reichen, Maria Ehrenreich heimlich vom Hüh zugesteckt wurde und der sie zu muthigem Widerstand begeisterte. Er lautete:

„Wenn dir auch hebe Hoffnung fant,
Vertrau auf Gott und Teuerdank!“

Plötzlich wurde die Erzählung unterbrochen, ein heller Schein flog durch's Gemach und malte die farbigen Arabesken der Fenster in bunten Tönen auf den Estrich.

„Die Osterfonne,“ rief Fredegonde; „ich wußte es ja, daß sie uns trotz Schnee und Eis noch scheinen würde, heute wie in jedem Jahre. An jedem Oftertage scheint sie einmal, wenn auch nur auf ganz kurze Zeit. Das ist ihr Lohn,



Die Erzherzogin war glücklich im Finden.

weil sie sich beim Tode des Herrn verfinsterte. Kommt hinaus, Kinder; die Osterfonne bringt Segen; kommt hinaus in's Burggärtlein!“

Sie stieß eine schmale Eichenpforte auf und alle Drei traten in's Freie. Das Burggärtlein mußte im Sommer ein gar anmuthiger Aufenthalt sein; es war hoch gelegen auf einem Mauervorsprung und eine Linde wölkte ihre Zweige darüber hin. Ueber die Einfassung hinaus, die zierlich geformt war wie ein Zinnenfrönlein, sah man weit in's Land auf blühende, lachende Gefilde und nach der andern Seite auf die Häuser der Stadt Paris und den schimmernden Seinefluß.

Heute funkelte die Osterfonne auf dem Schnee und die Flocken fielen nieder wie kleine, leuchtende Gestirnelein. Freudig haschten die Kinder sie und trieben allerlei Kurzweil.

„Fredegonde,“ sagte die kleine Erzherzogin nach einer Weile, „ist der Martin nicht gekommen? Er versprach uns ganz frische Eier zu bringen, für mich und Philibert ganz allein. In meinem Dockenhause,*) das mir die Base aus Nürnberg geschickt hat, ist auch eine Küche; ich hätte uns die Eier in einem Pfännlein gebacken und eine Tunte dazu bereitet aus Ingwer, Himmels-trost und Zimettrinde!“

Fredegonde schüttelte den Kopf.

„Martin konnte nicht durch den verschneiten Wald. Heute mußt Du ohne Eier spielen, mein Vöglein, denn unten in der Hofküche mag ich keine für Dich holen.“

„Wie schade!“ sagte die Kleine und blickte mit trübseligem Ausdruck in ihrem lieben Gesichtlein hinaus in die Weite.

Dicht an der Mauer, da wo der Schnee nicht hindringen konnte, schimmerte grün ein kleiner Epheuhügel. Von Margarethe un-gesehen, war Philibert hier eifrig beschäftigt gewesen, hatte auch einige Sternblüten der blaßgelben Osterlilie gepflückt, die steckte er der kleinen Gespielin diademartig in's goldbraune Kraushaar und verneigte sich schalkhaft vor ihr.

„Königin Ehrenreich,“ sprach er, „kannst mir mit fürstellen, daß ein Wunsch von Euch unerhört bliebe! Ihr seid eine schier allmächtige Frau — Ihr wollt Eier haben, wohl, suchet, so werdet Ihr finden!“ — Es war nicht das erste Mal, daß sie so die Rollen

von Margarethes Eltern spielten; — sie gefielen einander gar zu gut als Ehrenreich und Teuerdank — und die kleine Erzherzogin ging auch heute gleich auf das Spiel ein. Sie machte eine zierliche Verbeugung — Verstauchung nannte man es dazumal im fernen Deutschland — und begann darauf mit kindlichem und ganz unköniglichem Eifer zu suchen. Die Osterfonne lächelte zu dem Spiel und bald kündete der kleinen Königin Jubelruf, daß sie glücklich im Finden gewesen. Sie zog unter den dunkelglänzenden Epheublättern zwei schneeweiße Eier hervor; die waren aus Schnee geformt, trugen eingeritzte Krönlein, unter dem einen eine Rose, unter dem zweiten einen Adler.

„Die Krönlein sind für Euch und mich, Frau Ehrenreich; Ihr seid die Rose, der Adler bin ich. Wenn wir erst groß sind, trägt der Adler von Savoyen die Rose von Oesterreich sicher in sein heimatliches Felsenneß!“

Das klang recht tapfer und ritterlich, aber etwas kleinlaut fügte der edle Teuerdank hinzu:

„Gern hätte ich die Namen Ehrenreich und Teuerdank wohlgestalt in die Eierlein geritzt, aber Ihr wißt, Frau Königin, ich kann noch nicht schreiben!“

Glücklicherweise machte dieß beschämende Geständniß gar keinen Eindruck auf die kleine Majestät.

„Die Namen stehen in unserem Herzen, Herr Teuerdank,“ sagte sie, „und gehören immer zusammen. Nun sei willkommen das edelste deutsche Blut, nach dem mein Herz sich so lange gesehnet hat!“ *)

Sie schlang die Arme um seinen Hals und er streichelte sanft ihre rothen Wänglein. Da trat eine hohe Frauengestalt in's Burggärtlein.

„Was gehet hier vor?“ fragte sie barsch, auf die Kindergruppe deutend.

Fredegonde neigte sich bis zur Erde.

„Gnädigste Gebieterin, sie spielen Ehrenreich und Teuerdank —“

Anna von Bourbon ließ sie nicht ausreden.

„Konnte mir wahrlich denken, es sei nicht wohlgethan, die Kinder unter der Fürsorge der sentimental deutschen Märrin zu lassen! Wie oft allein habe ich euch verboten, in der barbarischen deutschen Sprache miteinander zu reden! Dem Allen sei ein schnelles Ende bereitet! Noch heute wird Philibert in die Klosterschule geschickt zu den frommen Mönchen von Saint Vincent; es ist die höchste Zeit, daß er lerne, was einem Ritter ziemt! Margot aber ist des Dauphin Braut und wird einmal Herrscherin in Frankreich! Her zu mir, Margot! Charles wartet Dein im Saal zum Federballspiel!“

Schüchtern nahte die Kleine; die verhängnißvollen Zeichen auf den Eiern zerrannen in ihren Händchen und der Schnee tropfte nieder wie Thränen. Als sie, von ihrer stolzen Schwägerin geführt, an Philibert vorbei kam, flüsterte dieser ihr eifrig zu:

„So dir auch hebe Hoffnung fant,
Vertrau auf Gott und Teuerdank!“

*) Historische Worte, mit denen Maria von Burgund am 18. August 1477 Maximilian begrüßte. Im Germanischen Museum zu Nürnberg befindet sich ein Bild dieser ersten Begegnung mit der Unterschrift: „In dergleichen Habit hat Kaiser Maximilian, Hochlöblicher Gedächtnus, sein verlobten Gemahl, das Fremlein von Burgund, erstlich bejuchet.“



„Komm' mit! Komm' mit!“

*) Aus dem „Weiß-Kunig“ von Treichsauerwein.

*) Puppenhaus.

II.

Brouwe Minne, wis min Bote alleine!
sage der lieben, die ich von Herzen minne,
Si ist, die ich mit ganzen treuen meine,
wei si mir sogar benimmt die Sinne.
Si mak mir wohl hohe vröude machen,
wil ihr roter munt mir köplich lachen,
seht, so mouz mir alles treuen swaden!
(Minnelied von Otto mit dem Pfeil.)

„Margot aber ist des Dauphin Braut und wird einmal Herrscherin in Frankreich!“

Sieben Jahre waren vergangen, seitdem am Oftertage des Jahres des Herrn 1489 Anna von Bourbon diese Worte gesprochen und damit zwei fröhliche Kinder von einander gerissen und für immer getrennt hatte. War jener Spruch in Erfüllung gegangen?

Karl VIII. war inzwischen König geworden. Wohl machte die Lieblichkeit der jungen Erzherzogin Eindruck auf sein Herz, allein der Ehrgeiz sprach lauter als die Liebe. Politische Pläne, deren Ausführung ihm sehr wichtig war, veranlaßten ihn zu einer perfiden, unentschuldbaren Handlung: er sandte im Jahre 1492 die dreizehnjährige Margarethe, seit zehn Jahren durch Verspruch der Sippen seine Braut, nach Deutschland zurück zu ihrem Vater und vermählte sich mit Anna von Bretagne.

Maximilian lernte die Wahrheit der Worte kennen, die er selbst einst über den Charakter der Franzosen gesprochen: „Die Franzosen reden anders, denn als sie denken, sie lesen anders, denn als es ist geschrieben, sie singen anders, denn als es ist genotiret!“*) An ihm hatten sie wieder die ganze Unzuverlässigkeit ihres Charakters, die ganze Falschheit ihrer Gesinnung bewiesen, und der ritterliche Max, in solchen Künsten unerfahren, empfand die Demüthigung tief. Die zurückgewiesene Braut dagegen nahm die Sache weniger schwer; ihr hatte es in Frankreich nicht mehr gefallen, seit man ihren Gespielen Philibert von ihr getrennt hatte und sie fühlte sich unendlich wohl in der freien Luft der deutschen Berge.

Sie war zu einer reizenden, jung frischen Maid herangewachsen und da wir sie jetzt an einem sonnigen Frühlingstage wiederfinden, gleicht sie ganz einem eben erschlossenen Röslein. Die Schelmengrüßchen geben ihrem Antlitz den Ausdruck holdseligster Schalkheit und darüber blicken die rehbraunen Augen so sinnig wie zwei gute Wächter.

Margarethe kommt eben aus der Vesper; sie ist im lichtblauen Festkleide, das fürsorglich ein silbernes Kettlein schürzt. Das Pelzhäublein umschließt fest das feine Köpfchen, aber das krause, eigenwillige Gelock läßt sich nicht so leicht gefangen halten, sondern quillt in feinen Ringeln auf die weiße Stirn und im Nacken auf den perlgestickten Sammetragen.

„Christus ist auferstanden!“ summt sie jetzt leise vor sich hin und legt das bildgeschmückte Gebetbuch auf das Randelbrett dort neben dem Fenster. Dann tritt sie in das dem Zimmer angebaute Chörlein, schiebt das Mittelfeld mit den runden, bleigefassten Kautenschneiben in die Höhe und athmet in vollen Zügen die wonnige Frühlingsluft.

Der Fliederstrauch drängt seine schwellenden Knospen, aus denen bereits die grünen Blättlein hervorschauen, zu ihr hin, und ein Fink, der sich auf den Zweigen wiegt, schmettert seinen Lenzgesang dicht an ihrem Ohre. „Komm' mit! Komm' mit!“ übersetzt sie das Vogellied, und als der kleine Sänger aufplärrt, da verläßt auch Margarethe den Erker, der wie ein gläsern Häuslein an dem grauen Gemäuer der Burg schwebt.

„Gilda!“ ruft sie ihrer Gürtelmagd, „spute Dich, richte mir einen Imbiß und leg' ihn in mein Weidenkörblein. Fredegonde aber sag', ich gehe hinaus in den Wald. Am Abhang haben sich unzählige Primeln erschlossen, und wer weiß, ich finde auch wohl schon Veigelein und das Kräutlein Ehrenpreis!“

Gilda that, wie ihr geheißsen, und bald streifte das junge Königskind durch den knospenden Frühlingswald.

Es war ein wonnesamer Oftertag, verschwenderisch streute die Sonne ihr Gold auf den Waldboden und hatte dort Primeln mach geküßt und weiße Gottesäuglein. Hoch im Aether trillerte die Lerche und geschäftig schossen die blauen Schwalbchen hin und her.

Und in all' das Lenzgezwitscher und Tiriliren klang frisch und fröhlich des Mägdleins Lied:

„Vor meinem Fenster rief der Fink:
„Gib! so schürz' dein Röslein fink
Und komm' hinaus zum Walde!
Der Winter bannt in's Kämmerlein,
Da kommt der goldne Sonnenschein,
Der sprengt die Riegel balde!“

*) Historische Worte.

Und wie ich fröhlich kommen bin.
Da rauscht zu Thal mit leichtem Sinn
Bom Eis befreit die Quelle.
Lind kost die Lust mit süßem Hauch,
Es nicht mir Lenzesgruß vom Strauch
Die Palme silberhelle.

Gi, Oftern, Oftern, Frühlingsfest,
Dir sind zum Gruß von Ost zum West
Die Freudenfeur' erglommen!
Der Winter schied, der Lenz ist da —
Ich grüß' ihn mit Hallelujah!
Willkommen! Gottwillkommen!“*)

Und horch', süß und schwellend kamen die Töne zurück; — war es ein Echo?

Nein, ein silbernes Hörnlein gab die Antwort, und näher, immer näher kam der Schall.

Margarethe stellte ihren kleinen Weidenkorb in's weiche Moos; sie nahm es nicht wahr, daß das Hörnlein umfiel und seinen Inhalt verstreute. Wie magnetisch angezogen, schritt sie der Richtung zu, aus welcher der Hornruf kam. Da trat unter den Bäumen ein Jüngling auf sie zu; im



„Margarethe, Margarethe!“ jauchzte er.

grünen Jagdwams, festlich mit goldenem Behäng geschmückt, kam er daher. Aber das Hörnlein, darauf er geblasen, entfiel seiner Hand und „Margarethe, Margarethe!“ jauchzte er.

Die Maid stand erschreckt still; mit großen Augen schaute sie auf den Fremden. Aber nur einen Augenblick dauerte ihre halb schreckhafte Verwunderung, dann stimmte sie in den Jubelruf ein. Die Jugendspielen hatten sich wieder gefunden: Margarethe von Oesterreich lag in den Armen Philibert's von Savoyen.

Doch bald trat sie rasch und erröthend zurück; auch er war erröthet und seine Hand, die noch immer Margarethens feine Finger umfaßt hielt, bebte leicht.

„Wie groß Du geworden bist!“ sagte er, in seinem Innern hinzusetzend: „und wie schön!“

Beides hätte sie ihm zurückgeben können, denn er war hoch und schlank wie eine junge Eiche, und seine Zeitgenossen wußten wohl, was sie thaten, als sie ihn den „Schönen“ nannten. Solche Gedanken verschwieg aber des Mägdleins

*) Dieß Lied ist eine Nachdichtung aus der „Couronne magaritique“, einem Buche, worin 1549 Jean le Maire die Reden und Gedichte der Erzherzogin Margarethe sammelte und herausgab.

sonst so beredter Mund, wenn selbst ihr junges Herzlein sie hegte; sie sah nur strahlenden Blicks auf ihren Gefährten, der seinerseits ihr holdseliges Bild nicht genug anschauen zu können vermeinte. Hand in Hand schritten sie dahin und um sie her knospete und duftete der junge Lenz und seine Siegesfahnen flatterten zu ihren Häupten.

„Du hast eine Narbe auf der Stirn,“ sagte Margarethe halb stolz, halb vorwurfsvoll.

Er lachte.

„Die grub ein Lanzenstich,“ gab er zur Antwort. „Glaubst Du, mein vielholtes Gespiel, ich habe zu Hause hintern Ofen gehockt? Verhüt's Sanct Georg, aller Ritter Fürsprecher! Hab' mich in der Welt umhergetummelt und manch' blutig Kampfspiegel mitgeföhrt. Hoïho, da klang's, wenn die Nachtigallen und Sangerinnen*) ihr mörderisches Lied anstimmten!“

Das Mägdlein athmete tief auf und faltete andachtsvoll die kleinen Hände.

„Dem Himmel sei Dank und Deinem Schutzpatron, daß Du heil und gesund wieder heimgekehrt! Aber nun erzähle mir Alles, von Deiner friedlichen Klosterschule bei den gelehrten Mönchen und von Deinen wilden, kriegerischen Fahrten.“

Er willfahrte ihrer Bitte und Margarethens ganze Seele lag in den süßen braunen Augen, die ihm die Worte von den Lippen lasen.

Die Abendsonne färbte die Baumstämme mit purpurnem Licht und noch immer waren die Zwei selig allein im Walde. Da tönte ein fernes Glöcklein und Margarethe schreckte zusammen.

„Schon Abend!“ sagte sie und fuhr hastig fort: „Schau', welch' schlechte Wirthin ich bin! Mein armer Philibert, ich lasse Dich ja schier verhungern und noch kann ein halb Stündlein vergehen, ehe wir das Schloß erreichen.“ Sie blickte ihn kummervoll an; er wollte sie beruhigen, aber das Mägdlein rief plötzlich: „Mein Körblein, drin ich meinen Abendimbiß mitgenommen! Ich stellte es an der Stelle in's Moos, wo ich Dich zuerst kommen hörte.“

Eifrig und unter tausend Scherzen begannen sie zu suchen; er pflückte dabei Frühlingsblumen und steckte sie seiner Gefährtin in's Haar, daß sie bald ein Krönlein trug aus Veilchen und Osterlilien. Die Zeit erschien ihnen nimmer lang, bis sie endlich den kleinen Weidenkorb fanden — aber er war leer! Schon glaubten sie, Andere seien vor ihnen im Finden schneller gewesen — plötzlich stieß Margarethe einen Freudenruf aus, denn aus dunklem Moos und Ranken schimmerten schneeweiße Eier hervor. Aber da war es, als steige in ihrem Herzen ein wunderjam Bild empor: die Jahre versanken, der Tag kam zurück, an dem man sie einst getrennt hatte.

„Ehrenreich!“

„Teuerdank!“

„So wie jetzt klangen die Festtagsglocken und Dich schmückten Osterlilien wie ein königlich Golddiadem!“ flüsterte erregten Tones Philibert, und das Mägdlein gab mit blaffen Lippen die Antwort: „Wie ein Schlag durchzuckte es mich, da ich die Eierlein sah! Damals, Philibert, rittest Du einen Adler hinein und eine Rose —“

„Und nun,“ unterbrach er sie ungestüm, „kommt der Adler und holt sich sein vielliebliches Röslein! Margarethe, mein Herzgespiel, meine süße Margarethe!“

Und beim Klange der Ofterglocken fanden sich die jungen Herzen zum Liebesbunde für's Leben.

Von Philibert's Arm umschlungen, das Köpfchen an seine Schulter gelehnt, so schritt die junge Erzherzogin heim zur Burg, um den Segen des Vaters zu erbitten für ihr Herzensglück.

„Und weißt Du,“ sagte sie schalkhaft, „die Eier sind es eigentlich gewesen, die uns zur Erkenntniß geführt, daß wir uns lieben —“

„Daß Rose und Adler zusammengehören für alle Zeit! Ach, Margarethe, Holdselige, mir ist das Herz so voll. Die Welt ist zu eng für unser Glück. Sing' mir eins Deiner kleinen Lieder; schon als Kind war mir Dein Stimmlein süßer als Lerchengsang und Nachtigallenschlag!“ Und Margarethe sang hinaus in den duftigen Aprilabend:

„Nun ist aus Winterbanden
Endlich die Welt befreit!
Nun tönt's in allen Banden:
Der Lenz ist auferstanden
Zur Ofterherlichkeit!“

Gi, Lenz, weißt, ich erfinne,
Du schloßest einen Bund
Verstoßen mit Frau Minne!
Du dienst der Zauberinne
So heut wie alle Stund!

Ich hör' ihr silbern Lachen —
Wie wird mein Herz so weit!
Sie ließ die Lieb' erwachen,
Sie will uns selig machen
Für Zeit und Ewigkeit!“

*) Namen für Donnerbüchsen.

Arme, kleine Margarethe! Wie schnell zerrann der Frühlingsstraum, den du hier unter den knospenden Bäumen träumtest!

Ein Königskind ist nicht frei, sein Herz zu verschenken, ein anderes dafür hinzunehmen in selbigem Tausch. Wie eine Dornenkrone schwebt das Diadem über seinem Haupt, und Denen, die gezwungen sind, solch' herben Schmuck auf eine junge Stirn zu drücken, blutet wohl manchmal das Herz dabei.

Ein halbes Jahr später befand sich die Erzherzogin auf dem Schiffe, welches sie, die verlobte Braut des Infanten Juan, nach Spanien brachte. Es war, als hätten Wind und Wellen sich verschworen, um die Ueberfahrt zu verhindern, denn es erhob sich ein entsetzlicher Sturm, daß kaum Rettung möglich schien. Schier gleichgültig nahm die junge Braut diese neue



„Die Eier! Frau Erzherzogin, laßt uns die Eier suchen!“

Wendung ihres wankelmüthigen Geschicks auf, sie schrieb in bitterem Humor sich selbst damals folgende Grabchrift:

«C'y gît Margot, la gentille damoiselle,
Qui a eu deux maris et est encore pucelle!» *)

Aber nein, ihr Untergang war nicht von der Vorsehung beschlossen, sie sollte noch nicht „ruhen“! Nach vielen gefährlichen Tagen landete das Schiff glücklich an der Küste Spaniens. Die reizende deutsche Prinzessin wurde mit Enthusiasmus empfangen und unter den größten Festlichkeiten dem Infanten Juan angetraut — um wenige Monate später den Wittwenschleier zu tragen. Ihr junger Gemahl, der Alles aufgeboten hatte, um sie glücklich zu machen, ihrem blassen Gesichtchen ein Rötheln abzugewinnen, starb nach kurzer Krankheit. — Arme, kleine Margarethe! Vom Schicksal heimgeführt und mittheillos umhergeworfen wie selten ein junges, zum Glück berechtigtes Menschenkind, wo werden wir dich wiederfinden, wenn du wieder einmal in Deutschland die Weiden blühen siehst?

*) Aus der «Couronne margaritique» entnommen.

III.

„Die Glocken läuten das Ostern ein
In allen Enden und Länden,
Und fromme Herzen jubeln darein:
Der Lenz ist wieder erstanden!“
(Geibel.)

Das war ein lustiges Leben und Treiben heute! Von den ephemerumranken Thürmen des Schlosses in den deutschen Bergen wehten hellflatternde Fähnlein; und oben am Lugaus hatte der Thürmer gar aus Tannen, silberweißen Weidenpalmen und Haselzweigen, an denen die gelblichen Käzchen hingen, einen mächtigen Strauß befestigt, als er früh mit schmetterndem Liede den Morgen grüßte.

Und mit dem Strauß war's ihm seltsam ergangen! Da er im Frühthau die Weiden schnitt, hatte er Hilda, der Herrin Gürtelmadg, überrascht, die sich am Bache mit Osterwasser wusch, als sei ihr pfiffig Gesichtlein noch nicht hübsch genug. Sie war schreiend davongelaufen, als der biedere Friedreich ihr mit frommer Miene, aber mit schalkhaftem Augenblinzeln den Morgengruß bot; und wer weiß, ob ihr nun das Osterwasser half, denn beim Holen solcher Zaubermittel durfte weder gelacht, noch geschwätzt, noch geschrien werden! —

Der Nachmittagsgottesdienst war zu Ende; aus der geöffneten Kirchthüre schwebten die letzten Weihrauchwölken zum Himmel auf. Die Chorknaben warfen schnell die rothen Röcklein ab und mischten sich unter die Gespielen.

Ja, man feierte Christi Auferstehungstag heut und Freude herrschte in allen Enden und Länden.

Alt und Jung, Groß und Klein versammelte sich im Burghof zu Scherz, Kurzweil und Tanz; so hatte es die Schloßherrin Margarethe, des nunmehrigen deutschen Kaisers Max Tochter, angeordnet.



gemacht und dem die Burgfrau Rosament im Schlosse gegeben, daß er heute mit seiner Fiedel und seinen Liedern die Gäste erfreue. Der Fremde hat sich auf einen tief niederhängenden Ast der Linde geschwungen und streicht leise über die treue Geige; das klingt wie eine gekräumte, im Winde verhauchende Weise. Er trägt ein seltsam Gewand, wohl aus der Fremde stammend; den Kopf verhüllt eine dunkelgrüne Gugel, die bis tief in's Gesicht geht. Eine graue Locke fällt auf seine Stirn und vom Kinn nieder wällt ein eisgrauer Bart. Er muß demnach schon sehr alt sein, der Fiedler, aber seine blauen Augen haben sich allen Glanz, alle Lebhaftigkeit der Jugend bewahrt.

Sie überflogen blitzschnell die ganze Versammlung und haften auf Margarethen's holdseliger Gestalt, die eben von einer Kinderchaar umdrängt wird. Blonde Krausköpfchen schmiegen sich an sie, helle Kinderaugen schauen flehend empor, und von all' den rothen Blaudermündchen fließt es:

„Die Eier! Frau Erzherzogin, laßt uns die Eier suchen!“

Väthelnd öffnete Margarethe eine kleine Pforte, dahinter lag das Wurzgärtlein, die Beete gesäumt von Buchs und dichtem Ephru. Mit Jubelgeschrei stürmten die Kleinen hinein und Buben wie Mägdlein begannen ein eifriges Suchen, denn sieh, unter Gras und Ephru versteckt schimmerten hier und dort runde weiße Eier. Mit strahlenden Mienen suchten die Kinder und jeder glückliche Fund wurde jauchzend begrüßt.

Erstaunt schaute der Spielmann von seinem lustigen Sitze diesem Spiele zu.

„Um aller Heiligen willen, redet, was schaffen sie dort?“ wandte er sich an Friedreich, den wackern Thurmwart, der in seiner Nähe sich niedergelassen, um seinen Bogenstrich des Fiedlers zu verlieren, und jetzt eifrig antwortete:

„Gelt, Führender, seid viel in der Welt herumgekommen und habt manch' Stücklein Kurzweil gesehen, aber solches noch nimmer! Nun, wißt, es ist ein Osterspiel, allwelches unsere Herrin, die Frau Erzherzogin, eingeführt. Alljährlich am ersten Osertage läßt sie die Kinder zusammenkommen und Eierlein suchen, so sie „Ostereier“ benamset hat. Und daß auch für uns ein Freudentheil abfalle, dürfen wir nachher mit unserem erwählten Schatz einen Schreitertanz zwischen den auf den Nasen gelegten Eiern aufführen, und wer es fertig bringt, ohne die runden Dinger zu verrücken, der darf um sein Mädlein werben und die Herrin verhilft zur Hochzeit. Sie, Hilda, feins Jungfräulein, wer hat mir versprochen, den Tanz mit mir zu wagen?“

Aber Hilda wandte sich schmolend ab.

„Frauenlieb' ist fahrende Hab',
Gab gestern ein Röslein, gibt heut ein Schabab!“ *)

sagte sie schnippisch, über die Schulter zurückblickend.

„Oho!“ brummte Friedreich, „Blümlein Schabab blüht nimmer im Aprilenmond. Hü! Dich, Du Trugkopf! — Wenn Ihr aber ganz Genau's über die Ostereier wissen wollt, Freund Fiedler, so fragt die alte Fredegonde, die dort eben angeschlichen kommt!“

Aber des Spielmanns Neugier schien befriedigt zu sein; wie eine Flamme war es bei Friedreich's Erzählung über sein Gesicht gefahren, daß es jetzt doppelt blaß erschien. Er zog die Gugel tief in die Stirn und machte sich eifrig an seiner Fiedel zu schaffen. Ihm gegenüber auf einem Linden-zweig saß ein Buchfink; der drehte den Kopf nach ihm und schaute ihn mit den runden schwarzen Augen prüfend an.

„Gebatterin,“ zwitscherte er dann bedenklich und hüpfte zu einem Rothkehlchen hin, „ich kenn' ihn, ich kenn' ihn! Aber da sah er anders aus! Schaut ihn doch einmal an, Gebatterin!“

Rothkehlchen plusterte ärgerlich die Federn auf.

„Andere Federn, andere Vögel, so heißt's bei uns,“ sagte es dann. „Aber die Menschen versteh' ich nicht, die sind zu klug, zu klug!“

„Lug und Betrug! Lug und Betrug!“ krächzte verächtlich ein Rabe und ließ sich auf der laublosen Lindenkronen nieder. Verweilen war unten das Eiersuchen beendet und der Kreis um den Fiedler wurde dichter. Auch Margarethe näherte sich.

„Nun, mein Gefelle,“ rief sie dem Spielmann zu, „laßt uns ein Liedlein hören und noch eins, ehedenn sie den Eiertanz beginnen. Nachher könnt Ihr Euch von mir eine Günst er-bitten, welche es auch sei. Ich gewäh'r's Euch gern, denn so gut wie der Cure klang mir nimmer Geigenklang in's Ohr!“

Beim Nahen der jungen Burgfrau hatte der Spielmann seinen Platz in der Linde verlassen und sich tief verneigt. Jetzt hob er den Bogen und Alles drängte neugierig herzu.

Unter schier athemlosem Lauschen sang der fremde Mann:

„Was entfliehest du vom Reichen,
Mägdlein? Birgst dich gar so schnelle?
Waren selig doch zu Zweien,
Einmal nun ist dein Gefelle!
Ei, du braun Reichen,
So schen verflucht —
Laß dir's mit weh sein —
Hab' dich entdeckt!“

Fürchtest du die kühnen Worte,
Die so viel dir sagen sollen,
Und die meines Mundes Pforte
Ungeklum verlassen wollen?
Ei, du hold Röslein,
So schen verflucht —
Mußt mir mit böß sein —
Hab' dich entdeckt!“

*) Schabab wurde die blaue Blüte genannt, die wir heute unter dem Namen „Jungfer im Grünen“ kennen. Gab ein Mädchen sie, so war das gleichbedeutend mit einem Korbe.

Komm' zurück in meine Arme,
Komm' zurück zum frohen Reigen,
Mitten in dem lauten Schwarme
Bist du einzig nur mein eigen!
Ei, du süß Herzlein,
So scheu verdeckt,
Sprachst nur zum Scherz: nein!
Hast mich geneckt!"

Das war eigentlich ein Tanzlied; anfangs versuchten auch Einige von dem jungen Volk beim Refrain einen



Friedreich's und Hilda's Eiertanz.

Reigen zu schlingen, aber die Worte und die Melodie klangen gar zu süß. Wie gebannt hingen sie an den Lippen des Singenden, auch dann noch, als das Lied zu Ende war und der Fiedler auf seiner Geige die Weise zart verflügelte.

"Wer sang da? Was war das für eine Stimme?" fragte plötzlich die alte Fredegonde, ihre weissen Hände zitterten, als sie dieselben über die Augen hielt, um schärfer zu sehen. Sie war bald achtzig Jahre alt und mit dem Sehen ging es nicht mehr recht, trotz all' der Salblein aus Wegwarte und Salbei, die sie sich am Johannisabend bereite.

Jetzt schien auch noch der Abendsonne letzter Strahl ihr blendend entgegen, daß sie sich kopfschüttelnd abwandte, aber sie flüsterte noch einmal halb für sich: "Wer sang da?"

Die Erzherzogin war zu ihr getreten.
"Ein Führender ist es, Fredegonde, ein fremder Spielmann; gefiel Dir sein Lied?"

"Wohl, wohl, mein Vögelein, aber mehr noch die Stimme! Alle heiligen vierzehn Nothhelfer stehen mir bei! Kennst Du denn die Stimme nicht?"

Margarethe seufzte.
"Stimmen täuschen!" sagte sie; "laß ruhen, Fredegonde, Du Treue, laß ruhen! Was weckst Du die Vergangenheit?"

Mit einem schrillen Afford unterbrach der Spielmann das Gespräch; er spielte eine schwermüthige, tieftraurige Melodie und bald hub er auch an leise dazu zu singen:

Es taucht aus ferner Jugendzeit
Ein lieblich Bild empor.
Es trifft aus Tagen, die so weit,
Ein süßer Klang mein Ohr.
Mein Lied ist unermessen,
Das Glück hat mich vergessen,
Ach, was ich einst befehen,
Weh' mir, daß ich's verlor!

Auch mir hat Minne einst gelacht,
Bot mir den rothen Mund,
Da kam das Unglück über Nacht,
Mein Herz ward krank und wund.
Seh' nicht des Lenzes Prangen,
Mein' Sonn' ist untergegangen,
Nur Dunkel blieb und Bangen!
Das flag' ich alle Stund!"

Tiefes Schweigen folgte diesem ergreifenden Liede; da ging der Fiedler schnell zu einer lustigen Melodie über, so prickelnd, so lockend, daß den jungen Dirnlein, die eben noch verflohen eine Thräne getrocknet, die Füßchen zuckten vor Tanzlust. Ein Hüpsauf wurde unter der Linde getanz, wie sie ihn schöner und flinker niemals vollbracht; es war, als ob die Fiedel Funken sprühe, und aus Aller Augen leuchtete Lust und Fröhlichkeit.

Margarethe schaute mit wehmüthigem Lächeln darein, und als man sich nun zum Eiertanz anschickte, nahm sie mit der ihr eigenen holdseligen Anmuth auf dem erhöhten Ehrensitze Platz und die seltsame Ceremonie begann.

Friedreich und Hilda waren das erste Paar; er hatte das Trugköpflein vermittelt eines Häubleins aus Goldbrokat verfloht, sein Nachgeben vor sich selbst mit dem Sprüchlein entschuldigend:

"Minne blendet wissen man,
Der sich vor ir nicht hueten kann!"*)

Nun schritt sie zierlich wie ein Bachstelzlein an seiner Seite und hob ihr blaugefärbt Röcklein, ängstlich jede Berührung der Eier vermeidend. Aber diese Aengstlichkeit wußte sie ihm geschickt zu verbergen.

"Glaubst wohl gar, mein Geselle, ich sorg', daß wir nit glücklich an's Ziel kommen? Der Hans, der Werthold und der Gerhard warten noch darauf, mit mir durch die Eier zu schreiten, und bist Du's nicht, ist's ein Anderer, der fein geschickter ist wie Du und tugendhafte Jungfräulein nit erschreckt mit unwillkommenem Morgengruße!"

Aber Hans, Werthold und Gerhard warten wohl noch heute auf die kleine Jungfer Naseweis. Friedreich kam ungefährt und heimlich von ihr unterstützt auf die andere Seite des Rasens und Beide empfingen unter lautem Jubel der Umstehenden von der Erzherzogin das Kränzlein.

Manches Paar ward noch in gleicher Weise gekrönt, einige Ungehefte auch erhielten den Strohtranz und wurden auf das nächste Jahr vertröstet. Eben wollten, nachdem das letzte Paar den Kampfplatz verlassen, die Zinkenisten und Flautirer mit einem lustigen Troialdei beginnen, da trat der fremde

*) Aus "Freidant's Bescheidenheit".

Spielmann zu Margarethe. Sich tief verneigend, sprach er: "Herrin, Ihr habt mir eine Günst verheißen, welche es auch sei — wohlun, reicht mir die zarte Hand zum Eiertanz!"

Ein Schrei der Entrüstung ging durch die Reihen; einige Ritter griffen zu den Schwertern, den Reden gebührend zu bestrafen. Aber die Burgfrau wies sie lächelnd zurück.

"Der Spielmann hat mein Wort," sagte sie, "und überdies, ein Sänger ist vom Himmel so hoch begnadet, daß wir ihm kaum Ehre hinzufügen können."

Sie winkte den Spielenten und bald schritt sie nach der sanft wiegenden Melodie mit dem fahrenden Gefellen durch die Reihen der künstlich vertheilten Eier.

Sein Auge haftete gebannt an ihrem holdseligen Gesicht; sie aber schritt mit gesenkten Blicken und in ihren Wangen stieg langsam eine feine Röthe auf. Schon näherten sie sich dem Ziele, da glitt Margarethens Fuß leicht zur Seite, zum Glück noch, ohne eins der Eier zu berühren.

"Ich habe mir's nicht so schwierig gedacht," sagte sie lächelnd; "vielleicht aber ist's auch nur mein Mißgeschick; denn da Ihr mich kennt, Spielmann, so werdet Ihr ja auch wissen, daß mich viel harte Trübsal schon betroffen, die mich an einem glücklichen Ausgang meines Lebens schier verzweifeln macht!"

Wie ein Hauch glitt die Antwort von seinen Lippen:

"Wenn dir auch hede Hoffnung sank,
Vertrau auf Gott und Teuerdank!"

Mit einem lauten Schrei brach Margarethe zusammen, just als sie das Ziel erreicht hatten. Ein allgemeiner Auf-ruhr entstand.

"Was hat die Fürstin? — Eine Ohnmacht wandelt sie an! — Entfernt den Frechen, der sie zum Tanz gezwungen!" so klang es wild durcheinander.

Der Fiedler aber hatte die leichte Gestalt auf seine Arme genommen und zu dem Ehrensitze getragen. Dort ruhte sie jetzt mit todblaffen Lippen und Wangen, aber glücklich aufgeschlagenen Augen; vor ihr kniete der Spielmann und fühlte mit Entzücken Margarethens feine Hand auf seinem blonden Kraushaar. Denn die Gugel hatte er abgerissen, sie lag sammt den grauen Locken und dem Eisbart am Boden.

"Margarethe, Margarethe!" flüsterte er trunken.
Aber plötzlich sprang er auf; die schlaffe, jungkräftige Erscheinung richtete sich hoch empor und mit weithin tönender Stimme sprach er:

"Hört mich Alle! Ich bin Philibert, Herzog von Savoyen; vom Kaiser Max komme ich heut, der mir seine Tochter Margarethe zum holden Ehegemahl zugesagt hat. In Verkleidung kam ich hieher, um zu sehen, ob ein geliebtes



"Margarethe, Margarethe!" flüsterte er trunken.

Herz noch für mich schlage, und nach eurer Sitte warb ich wie ihr im Tanz um die Hand der Braut!"

Das gab ein vielhundertstimmiges Jubelgeschrei, ein endloses Jauchzen, ein Rufen, daß die Berge wiederhallten: „Heil Oesterreich und Savoyen! Heil Margarethe und Philibert!"

Pausen, Zinken und Fiedeln tönten und im Schloßhof drehte man sich noch manche Stunde im fröhlichen Reigen, und mancher Humpen ward geleert auf's Wohl der beiden glücklich Vereinten.

Die aber saßen fernab vom lauten Treiben, das sich zu ihren Füßen entfaltete, oben im grünumrankten Erker. Sie konnten es noch nicht fassen, daß nun wirklich alles Leid zu Ende und das Glück bei ihnen eingetroffen sei.

„Und Fredegonde hat mich zuerst erkannt, früher als Du!" sagte Philibert mit leisem Vorwurf.

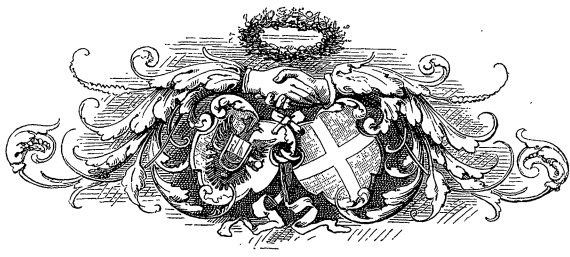
Margarethe lächelte und schüttelte den Kopf.

„O, Du weißt nicht, was ich litt, als ich Deine Stimme hörte, schon am gestrigen Abend, da Du um Unterschlupf im Schloße batest! Deine Stimme war's und doch warst Du's nicht!"

„Und Du, Du weißt nicht, welch' unsägliche Wonne ich empfand, als ich das Gierjucken sah und darin Dein treues Gedenken erkannte!"

So redeten sie in selbigem Glücke und wurden nicht müde, einander anzuschauen.

Draußen breitete sich eine silberhelle Mondnacht über Flur und Thal; weiche Weichendünste stiegen empor und von der Felschöhe gegenüber flammten in glänzender Loh die Osterfeuer himmelan.



Die Pariser Sicherheitspolizei.

Eine Studie

Von

Leo Warren.

(Nachdruck verboten.)



Es ist immer eine interessante Studie, die Institutionen eingehend zu untersuchen, welche von den Regierungen der verschiedenen Länder und Zeiten getroffen worden sind, um die durch List oder Gewalt gegen die Ordnung des Staats und der Gesellschaft gerichteten Verbrechen zu entdecken und abzuwehren.

Solche Institutionen finden sich in allen Zeitaltern und Kulturstadien und werden in den neueren Zeiten unter der Bezeichnung Polizei zusammengefaßt.

Man kann die Polizei, wie dieß wohl geschehen ist, ein notwendiges Uebel nennen, dadurch aber, daß sie ein viel größeres Uebel bekämpft, wird sie selbst wiederum zu einer Wohltat, und zwar zu einer um so größeren Wohltat, je zahlreicher und feindseliger die verbrecherischen Angriffe gegen die menschliche Gesellschaftsordnung und gegen die höchsten Besitztümer der Menschheit — das Eigenthum und das Leben — sich richten.

In unseren Tagen ist die Polizei notwendiger und wohlthätiger als jemals früher, denn die Schattenseiten derselben, willkürliche Uebergriffe und Verletzungen der persönlichen Freiheit, sind heute durch die Staatsverfassung fast unmöglich geworden; auf der andern Seite aber wird die private und die öffentliche Rechtssicherheit heftiger, rücksichtsloser und mit weit furchtbarerem Mitteln angegriffen, als jemals früher, und wenn überhaupt das Menschengeschlecht in der sittlichen Kultur-entwicklung des Christenthums sicher fortschreiten soll, so ist eine umsichtige, scharfe und energisch thätige Polizei nicht minder unerlässlich, als eine wohlgeordnete und unparteiische Rechtspflege, denn die letztere wird gegenstandslos, wenn geplante und ausgeführte Verbrechen nicht durch die thätige Sorge der Polizei zu ihrer Kenntniß gebracht werden.

Es häufen sich in unserer Zeit nicht nur die Verbrechen gegen Sittlichkeit, Leben und Eigenthum in erschreckender Weise, sondern auch die Unternehmungen gegen die öffentliche Sicherheit und die gesetzliche Ordnung treten in einer früher niemals dagewesenen Zahl und Ausdehnung täglich mehr hervor. Fast jedes Zeitungsblatt bringt neue Schreckensnachrichten von Dynamitexplosionen, welche immer den Zweck haben, das Vertrauen in die Sicherheit der bestehenden Grundlage des öffentlichen Lebens zu erschüttern und einem allgemeinen Umsturz die Wege zu ebnen.

Den dunklen Thaten in Rußland stellt sich das glücklicherweise vereitelte Attentat bei der Enthüllung des Niedermaldenkmals, welches den Kaiser und die deutschen Fürsten vernichten und der Anarchie die Bahn brechen sollte, an die Seite, und sogar die liberale Parlamentsmajorität von England sollte neuerdings durch eine Dynamitexplosion in die Luft gesprengt werden.

Unter solchen Verhältnissen ist die Polizei zu einem Gegenstand lebhaften Interesses geworden für Jeden, der unter dem Schutz der von allen Seiten angegriffenen gesetzlichen Ordnung lebt und arbeitet, und je mehr die Feinde dieser Ordnung drohend hervortreten, um so näher liegt die Prüfung der gegen dieselben vorhandenen Schutzmittel.

Von ganz besonderem Interesse ist gewiß die Polizei in Frankreich. Seit vierzehn Jahren wird dort der Versuch gemacht, zu beweisen, daß auch die republikanische Regierung inmitten des monarchischen Europa im Stande sei, Sicherheit und Ordnung nachdrücklich zu schützen. Bis jetzt ist das freilich im Großen und Ganzen der Fall gewesen, dennoch aber machen sich vielfach Zweifel geltend, ob die Republik, namentlich unter der gegenwärtigen Führung, im Stande sein möchte, ersten politischen Ausschreitungen Halt zu gebieten, und ob auch die Sicherheit der Einzelnen nicht besser geschützt werden könne, als es gegenwärtig der Fall sei.

In Frankreich selbst werden vielfach Stimmen laut, welche sehr ernste Befürchtungen an die Art und Weise knüpfen, in welcher der Präsident Grévy und seine Minister öffentlichen Schutz gewähren, und die Meinung äußern, daß die Pariser Polizei, welche früher als ein Muster der Schneidigkeit und Schnelligkeit in der Entdeckung und Verfolgung der Verbrechen galt, heute den letzten Platz in Europa einnehme.

Solche Stimmen verdienen gewiß Beachtung, wenn man bedenkt, welch' großen Einfluß die Unsicherheit des öffentlichen und privaten Frankreich stets auf ganz Europa ausgeübt hat und gewiß immer wieder ausüben wird, und wir wollen daher versuchen, nach den französischen Zeugnissen selbst ein Bild des gegenwärtigen Zustandes der Pariser Polizei zu entwerfen.

Einer der wichtigsten Zeugen in dieser Beziehung ist ein Herr Massé, welcher selbst lange Zeit Chef der Sicherheitspolizei war und nun seine Erfahrungen über die verschiedenen Verzweigungen der Verbrechenswelt und über die Organisation der Polizei, welche dieselbe bekämpfen soll, veröffentlicht.

Massé gibt sehr merkwürdige Mittheilungen über die Details des Lebens und die verschiedenen Einzeleristungen und korporativen Organisationen in der Verbrechenswelt, auf die wir vielleicht später noch zurückkommen. Was er aber über die heutige französische Sicherheitspolizei sagt, dient sehr wenig dazu, das Pariser Publikum zu beruhigen, und da die Zustände in Frankreich auch heute immer noch in eminenter Weise auf die übrige europäische Gesellschaft zurückwirken, so kann auch für alle anderen Länder der Verfall der einst so weitberühmten französischen Polizei schlimme Folgen haben.

Massé beklagt sich zunächst über den sehr empfindlichen Mangel an unmittelbaren Unterbeamten, die ihm für den bürocratischen Dienst der Polizeileitung zur Seite hätten stehen sollen. Er hat als Unterchef, Bureauvorsteher und Sekretär immer nur Personen aus der Zahl seiner Agenten gehabt, welche freiwillig diese Dienste übernahmen, und dadurch hat der Dienst nicht mit der rücksichtslosen Schneidigkeit geführt werden können, welche die Sache erheischte. Auch in der Auswahl der Polizeiagenten, welche in Paris eine so außerordentlich große Willenskraft, einen so kaskblütigen und scharfen Blick nötig haben, um der tausendköpfigen Hydra des Verbrechens entgegenzutreten zu können, herrscht unter der republikanischen Regierung eine bedenkliche Parteilichkeit, welche auf den Zweck der Sache keine Rücksicht nimmt.

Bei der Anstellung der Agenten des Sicherheitsdienstes, welche durch den Chef der Municipalpolizei erfolgt, gibt es drei Klassen von Kandidaten, nämlich:

- 1) Die sehr gut Empfohlenen,
- 2) die Empfohlenen,
- 3) die Nichtempfohlenen.

Die sehr gut Empfohlenen haben zu Beschützern eine Coterie von Senatoren und Deputirten und werden unter allen Umständen angestellt.

Die Bewerbungen der Empfohlenen werden durch Municipalräthe, Präfekten und Unterpräfekten unterstützt und finden, wenn es irgend angeht und je nach dem Einfluß ihrer Gönner, Berücksichtigung, wobei auf die Fähigkeiten der betreffenden Kandidaten keine Rücksicht genommen wird.

Die Nichtempfohlenen sind häufig die geschicktesten, aber es ist niemals eine Stelle für sie übrig, sie erwarten eine Stelle mehrere Jahre lang, und endlich müde geworden, fordern sie ihre Papiere zurück.

Massé hat vergebens gegen diese Zustände anzukämpfen versucht — er hat sich stets einem undurchbrechbaren Ring gegenüber befunden, und durch dieses merkwürdige System ist es dahin gekommen, daß die heutige Sicherheitspolizei Agenten hat, welche sich offen als Anhänger der Kommune erklären, und zahlreiche Andere, welche, wenn sie auch nicht so offen ihr Glaubensbekenntniß ablegen, doch unabänderlich bei jedem Vorfall, auf der Straße zum Beispiel immer den gut gekleideten Personen gegen die sogenannten Voyoux — im Deutschen etwa Bummel oder Ströde — Recht geben. So ist es gekommen, daß die Zeitungsträger, die Wagenaufmacher, die Programmvertheiler und die Fiafektischer, wie Massé sagt, die Könige des Pflasters geworden sind. Seit dem Jahr 1871 sind im Dienst der Sicherheitspolizei sechshundert Agenten angestellt, welche gar keine Vorbildung und Qualifikation dazu hatten und nur auf Empfehlung hin aus irgend welchen anderen Branchen übernommen wurden. Von den alten Agenten aus der Zeit von 1875 sind heute noch kaum fünfshundert im Dienste, sie sind die Einzigen, welche noch die alte Disziplin bewahrt haben; aber sie werden bei jeder Gelegenheit zurückgesetzt und in steter Furcht vor ihrer Entlassung wagen sie nicht, eine energische Thätigkeit zu entwickeln.

Der ganze Sicherheitsdienst wird nach politischen Meinungen geübt, — es ist ein Fall vorgekommen, daß ein Verbrecher gesucht wurde und der Agent eine Depesche in solcher Weise abfaßte, daß eine höchst anständige, gänzlich unbescholtene Persönlichkeit irrtümlich arretirt wurde, wodurch der Schuldige Zeit gewann, zu entweichen. Die Agenten weigern sich, Personen zu verfolgen oder Auskünfte über sie geben, weil sie ihre politischen Gesinnungsgenossen sind, und bei jeder Gelegenheit drohen sie ihrem Chef, sich bei ihren Beschützern zu beklagen. Die Agenten stehen mit den Journalen der Opposition in Verbindung, denunciren bei denselben ihre Chefs, sobald dieselben

die Disziplin scharfer anziehen wollen, und übernehmen dem Publikum gegenüber gegen Bezahlung alle möglichen Arten von Dienst. Es gibt sogar nicht wenige Personen, welche als Agenten der Sicherheitspolizei angestellt sind, aber es kategorisch verweigern, auf den Bureau zu erscheinen, da sie nicht für Polizisten gelten wollen. Massé hat sich über derartige Persönlichkeiten beschwert, aber nichts weiter erreicht, als daß dieselben zu einer andern Direktion verlegt worden sind, deren Chef weniger geneigt war, sich mit den Protektoren dieser eigenthümlichen Schmaroger an dem Polizeibudget zu verfeinden.

Massé gibt eine merkwürdige Beschreibung einzelner Individuen, welche er als Agenten seiner Direktion gehabt, ohne sie loswerden zu können. Einer von ihnen war wegen Aufruhrs und Verleumdung der Staatsautorität verurtheilt und später begnadigt; Einer war bestraft wegen Chebruchs und gewaltthätigen Angriffs; Einer war so vollständig kurzsichtig, daß er nicht einen Schritt vor sich sehen konnte, und außerdem in Paris völlig unbekannt; ein Anderer war ein bankrotter Weinhändler; Einer verlangte eine Karte, die ihm freien Eintritt in alle Theater gewähren sollte, und verweigerte jeden andern Dienst.

Mit einem solchen Personal gegen die so außerordentlich schlaue und fest organisirte Verbrechenswelt von Paris zu arbeiten, ist allerdings nicht leicht.

Auch bei dem Avancement der Polizeiagenten wird in keiner Weise auf die Tüchtigkeit Rücksicht genommen, und die meisten Derjenigen, welche Massé wegen ihrer geleisteten Dienste zur Beförderung vorge schlagen hat, sind gestrichen und statt dessen Andere, die absolut nichts leisteten oder fortwährend die Disziplin verletzten, vorgezogen worden.

Die Registratur der Polizeibehörde befindet sich in einer solchen Unordnung, daß es fast unmöglich ist, Vorakten über Personen zu finden, welche zur Verfolgung dieses oder jenes Verbrechens absolut nötig sind. In vielen Fällen sind auch solche Akten, deren Existenz Massé doch bekannt war, demselben nicht gegeben worden, weil es seinen Agenten und den hinter denselben stehenden Protektoren nicht gefiel.

Ein ganz besonderes Hinderniß in der nachdrücklichen und erfolgreichen Verfolgung der Verbrechen liegt auch in der unverständlichen Sparsamkeit in Betreff der Auslagen der Agenten in ihrem Dienst. Der Chef der Municipalpolizei weigerte sich, die geringsten Auslagen für Wagen- oder Eisenbahnfahrten zu bewilligen, und erst nach unendlichen Weitläufigkeiten gelang es, solche Sätze zur Auszahlung zu bringen, welche die Agenten in keiner Weise entschädigten. Es ist deshalb in vielen Fällen vorgekommen, daß ein von einem Polizeiagenten verfolgter Verbrecher sich einfach in eine Droschke setzte und davonfuhr, während der Agent sich wohl hütete, zu demselben Mittel zu greifen, da er die Auslagen aus seiner Tasche hätte bezahlen müssen. Ebenso ungenügend waren die Tarife für die dienstreisenden Agenten in die Provinzen, welche zur nachdrücklichen Verfolgung des Verbrechens unumgänglich gemacht werden mußten. Die Folge davon ist, daß die Agenten sich weigern, solche Reisen zu machen, da sie dieselben zum Theil aus ihrer Tasche bezahlen müssen, und Extravergütungen zu erreichen, ist gerade für die geschickten Polizeiagenten, wenn sie keine Protektoren haben, nicht möglich. Diejenigen aber, welche protegirt werden, behandeln solche Dienstreisen als Vergnügungstouren und kümmern sich wenig um die Verfolgung des Verbrechens. Die Verbrecher haben zu ihrer Verfügung die Kurierzüge der Eisenbahnen, die Elektricität und das Telephon, — der Direktor der Sicherheitspolizei, welcher sie verfolgen soll, kann von allen diesen Mitteln der modernen Kommunikation keines benützen, wenn er nicht vorher dazu die besondere Autorisation des Chefs der Municipalpolizei erhalten hat, die erforderlichen Kosten, über welche er sogleich einen Voranschlag machen muß, anzumelden. Daß unter solchen Umständen der Verbrecher längst über alle Berge ist, bevor die weitläufigen bürocratischen Formen erledigt sind, versteht sich von selbst, außerdem muß jeder Direktor der Sicherheitspolizei wieder bei dem Municipalchef anfragen, wenn er einen Verbrecher über die Grenzen des Departements hinaus verfolgen will, und darf dieß erst dann thun, wenn er die Erlaubniß erhalten hat und der Polizeidirektor des andern Departements auf die weitläufigste Weise davon awisirt ist.

Massé erzählt, daß er in seinem Kabinett weder einen Telegraphen noch ein Telephon gehabt habe; er habe sich auf seine Privatkosten einen Telephonanschluß machen lassen wollen, es sei ihm dieß aber verboten worden, so daß also der Direktor der Sicherheitspolizei weniger Kommunikationsmittel besaßen habe als jeder Schneider, jeder Schuster oder jede Dame der Demimonde.

Der folgende, in der That amüsante Fall illustriert die sicherheitspolizeilichen Zustände auf das Charakteristischste.

Der Kassier eines Bankiers verschwindet mit der Kasse. Der Bankier ist der Meinung, daß er direkt zum Bureau des Sicherheitsdienstes zu gehen habe, um, wenn es irgend möglich ist, den Kassier mit seiner Kasse noch arretiren zu lassen, bevor derselbe über die Grenze kommt. Er erzählt seinen Fall im Bureau und bittet, daß man Alles thun möge, um den verbrecherischen Kassier festzuhalten. Aber davon ist keine Rede, der Direktor kann nichts Anderes thun, als ihn nach der Municipalpolizei schicken. Er geht dorthin und man weist ihn an das Bureau der ersten Division. Nachdem er dort eine Zeitlang gewartet hat, bis die Reihe an ihn kommt, gibt man ihm den Rath, sich an den Polizeikommissär seines Viertels zu wenden, dieß sei der regelmäßige Gang. Schon zweifelnd, seine Kasse jemals wieder zu sehen, denn sein flüchtiger Kassier gewinnt immer mehr Vorprung, kehrt der Bankier nach seinem Quartier zurück und erstattet dem Polizeikommissär seinen Bericht. Dieser begibt sich an Ort und Stelle, nimmt ein Protokoll über die Lokalität auf und schickt dasselbe dem obersten Bureau der ersten Division ein. Hier wird ganz nach der Reihe der eingegangenen Aktenstücke das Protokoll durch einen Bureaubeamten durchgesehen, dann wird über den Thatbestand und die nach der Ansicht des Beamten wichtigsten Punkte eine Note aufgesetzt und dieselbe an den Chef der Municipalpolizei adressirt. Aber der Bote dorthin geht nur einmal am Tage, Nachmittags um fünf Uhr, und bis dahin bleibt die Note über den flüchtigen Kassier ruhig mit anderen Dienststücken liegen. Auf dem Bureau des Chefs der Municipalpolizei werden die eingegangenen Noten in ein großes Register eingetragen, und nachdem dieß geschehen

ist, gelangt vielleicht im günstigsten Fall Abends um zehn Uhr die Note mit dem Befehl, den Verbrecher zu verfolgen, wieder an den Direktor der Sicherheitspolizei, bei welchem der unglückliche Bankier am Morgen um acht Uhr war und welcher ihn auf diesen dienstlich vorgeschriebenen Weg hat verweisen müssen. Mit welchem Vergnügen der flüchtige Kaffier sich während dieser Zeit in einem bequemen Eisenbahncoupe der Grenze nähert, kann man sich denken.

Der hier skizzierte Fall ist die denkbar größte Schnelligkeit, welche die polizeiliche Verfolgung eines Verbrechens entwickeln kann; sie wird nur entwickelt in sehr dringenden Fällen — eine gewöhnliche Sache braucht durchschnittlich acht Tage, ehe sie an den Direktor der Sicherheitspolizei kommt; hat der Verbrecher inzwischen nur die Provinz erreicht, so kann die Sicherheitspolizei ihn dort nicht direkt verfolgen, sondern es beginnt eine weitläufige Korrespondenz mit den Behörden. Wenn er das Ausland erreicht hat, so muß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten interveniren, und Maffé meint, daß die Auslieferung eines Verbrechers auf diesem Wege ungefähr so viel Zeit wegnimmt als der Abschluß eines Vertrags mit China. Wenn man nun den Verbrecher endlich entdeckt und einholt und ihn trotz aller Weitläufigkeit zurückbringt, so hat der Beschädigte davon weiter nichts, als daß er mehrfach durch Citationen vor Gericht und Zeugenvernehmungen belästigt wird — von seinem Geld, das sich in der verschundenen Kasse befand (um bei dem Beispiel zu bleiben), ist keine Rede mehr und er kann noch von Glück sagen, wenn der Verbrecher nicht wegen seiner Jugend oder aus irgend einem andern Milderungsgrund von den Geschworenen freigesprochen wird und nun seinen früheren Chef, dessen Kasse er fortgebracht hatte, mit Injurien und Drohungen verfolgt.

Als ein weiteres Hinderniß einer wirksamen Thätigkeit der Sicherheitspolizei bezeichnet Maffé die sorglose Unvorsichtigkeit, welche alle Vorkehrungen gerade denen feindlich macht, gegen die sie gerichtet sind. Wenn die Agenten der Sicherheitspolizei bei Ceremonien und sonstigen Ansammlungen einer zahlreichen Menge zum Dienst bestimmt werden, so müssen sie sich nach der Bestimmung des Chefs der Municipalpolizei bei dem dort in Uniform aufgestellten Friedensoffizier (Officier de la paix) melden und dürfen nur auf dessen Anordnung und mit dessen Erlaubniß handeln. Die einzige Möglichkeit ihrer nützlichen Thätigkeit aber besteht darin, daß sie völlig unerkannt sich unter der Menge vertheilen; durch die Meldung bei dem Friedensoffizier aber sind sie jogleich von allen Taschendieben in der Menge erkannt und diese sind nun vorsichtig genug, um ihr Handwerk in genügender Entfernung von den Polizeibeamten auszuüben. Bei denällen der Oper stellt die Intendantur eine Anzahl von Billetten für die Agenten der Sicherheitspolizei zur Verfügung, damit dieselben in den Sälen und Logen über die Sicherheit des Publikums wachen. Diese Billette unterscheiden sich durch nichts von den übrigen, so daß die Polizeibeamten dieselben an der Kasse abgeben und für private Besucher der Opernbälle gelten könnten, wodurch dann ihre überwachende Wirksamkeit möglich wäre; statt dessen aber gibt die Municipalpolizei diese Billette nicht in die Hände der Agenten (eine geheime Polizei würde ja der republikanischen Moral widersprechen), die Agenten werden vielmehr ganz militärisch wieder von dem Friedensoffizier durch eine besondere Thür eingeführt, so daß sie Jedermann bekannt sind und die Taschendiebe alle Gelegenheit haben, sich vor ihnen zu hüten. Außerdem werden zu solchen Kommandos gerade wieder vorzugsweise die sehr gut Empfohlenen ausgewählt und diese denken dann nur daran, die wohlfeile Gelegenheit zu ihren Amusements zu benutzen und kümmern sich wenig um das Publikum, das sie beschützen, und um die Gauer, die sie überwachen und unschädlich machen sollen. Durch die Unterstellung des Sicherheitsdienstes unter die städtische Municipalpolizei wird dessen Thätigkeit fast lahmgelegt, sowohl durch die Weitläufigkeit der Operation, als dadurch, daß der Chef der Municipalpolizei stets abhängig ist von tausend Rücksichten auf die Herren Stadträthe, Senatoren und Deputirten, so daß er immer die seine Person vor jedem Konflikt schützende Unthätigkeit einer verantwortungsvollen Energie vorziehen wird. Die kommunale Polizei ist ja überall eine Forderung der Demokratie, weil dabei eigentlich jede Polizei aufhört, ebenso wie die kommunale Garde niemals schützenden Widerstand gegen Aufruhr und Straßenaufläufe bietet. In dem republikanischen Frankreich, in welchem der Präsident und die Regierung ebenfalls vom reinsten demokratischen Wasser sind, sollte freilich ein solcher Unterschied eigentlich nicht gemacht werden, aber man fürchtet dennoch, daß eine von der Kommunalverwaltung unabhängige Polizei in irgend einem gegebenen Moment einmal nicht hinreichend genug gegen das souveräne Volk sein möchte, und darum hält man aus politischen Parteirücksichten an einer Institution fest, welche der allgemeinen Sicherheit nur einen sehr geringen Schutz bietet.

Es mag nun wohl sein, daß Maffé, der noch aus der Zeit des Kaiserreichs stammt und darum bei den gegenwärtigen maßgebenden Personen mehr mißtrauische Zurückhaltung als entgegenkommende Unterstützung gefunden haben dürfte, die Zustände, nachdem er den Dienst quittirt hat, ein wenig schwarz gemalt, immerhin aber sind seine Enthüllungen in hohem Grade beachtenswerth, denn er führt überall Thatfachen und notorisch bestehende Verhältnisse an, um seine Urtheile zu begründen, und bei der immer steigenden Organisation und Frechheit des Kriegs der Verbrechermwelt gegen Eigentum und Leben der Bürger ist das Bild, unter dem sich die französische Sicherheitspolizei darstellt, sehr wenig geeignet, dem Publikum Sicherheit und Beruhigung einzufloßen. Jede Regierung, mag sie monarchisch oder republikanisch, absolut oder konstitutionell sein, bedarf einer starken, fest gefügten, einheitlich geleiteten und energisch thätigen Sicherheitspolizei, wenn sie die erste ihrer Pflichten, den Schutz der bürgerlichen Gesellschaft, erfüllen will, und es ist zu bedauern, wenn fehlerhafte politische Aktionen und persönliche Parteirücksichten die französische Regierung diese Pflicht gegen ihre eigenen Bürger und gegen die ganze menschliche Gesellschaft vergessen und veräumen lassen.

Aphorismen

von

Gräfin M. Keyserling.

(Nachdruck verboten.)

Reid ist ein wunderliches Gift,
Das Dem, der's trägt
Und Absicht hegt,
Das Glück der Andern zu vergeben,
Als Erstem alle Lust am Leben
Zerstört und ihn tödtlich trifft.

*

Nie fragt der Genius nach dem Weg der Andern,
Die mit dem Leiter zieh'n in blöder Gast.
Er weiß, er muß die eig'nen Pfade wandern
Und einsam tragen seines Geistes Last.

*

Klage nicht, daß dir der Lenz entflohen
Mit den süßen Liebeständelei'n,
Nicht der Lenz und nicht des Sommers Lohen,
Erst der Herbst bringt gold'ne Frucht dir ein.

*

Bist du nicht glücklich, hat dich Gott ersehen,
Dem Unglück And'rer hülfreich beizustehen,
Damit du fremdem Schmerz lindern nennst
Das Trosteswort, das du als wirksam kennst.

*

Was fürchtest du den Tod?
Sein Bruder Schlaf wiegt dich in weiche Träume,
Du siehst ihn gern! du siehst, daß er nicht säume,
Wenn er je ausbleiben droht.
Der Tod ist freundlicher. Er löst die Glieder,
Die müden, voller dir und schließt die Lider
Zu langer, fester, traumlos tiefer Ruh'.
O, gib dich ihm vertrau'nd! was fürchtest du
Den Freund, der treuer, länger bei dir weilt
Und sich'rer dich vom Gram des Lebens heilt!

*

Fürwäg'ger Narre, schweige still
Und laß dich die Geschichte lehren:
Im Erntemonat steht das Korn in Aehren,
Und wenn die Zeit Gewalt'ges schaffen will,
Wird sie sich selbst den Mann gebären,
Aus dessen kühnem Geiste die Gedanken
Zu Thaten reifen sonder Furcht und Schwanken.

*

Des Dummen Hirn gleicht einer tauben Au',
Weh' Dem, der sich mit ihm befassen muß!
Die Klugheit gibt umsonst den Athem aus:
Da bringt sie nichts hinein und nichts hinaus.

*

Wohl nichts vergleicht sich dem Genuß,
Tief in des Wissens Schacht zu dringen
Und mit dem Schaffensdrang des Genius
Die Schätze mühevoll an's Licht zu bringen.
Die Lieb' ist treulos, treulos ist die Lust
Und beide werden flüchtig dir enteilen,
Doch steter Friede wird in deiner Brust,
Ergibst du dich dem Ernst des Forschens, weisen.

*

Unglaube ist ein schwanker Steg,
Der über tiefen Abgrund leitet.
Der Einzelne betritt den Weg,
Ohn' daß er schwindelt, schwankt und gleitet;
Es meint das Volk, des Schlundes Dämon schließe,
Und mag's und folgt dem Führer festlich nach,
Da schwankt der Steg und plittert mit Gefrach
Und stürzt sie All' in bodenlose Tiefe.

*

Nein, darum bleibt das Leid nicht minder Leid,
Weil dir bewußt, es wird nicht ewig währen;
Denn eben, weil du weißt, daß dir die Zeit,
Die unaufhaltam eilen, die Frist
Für jegliches Empfinden kurz bemittelt,
Wirfst du im Glücksersehen dich verzehren.

*

Sag', was ist Weisheit, was des Geists Gewalt?
Die Weltenseele ist's, die ewig eine,
Himwandelnd durch die wechselnde Gestalt
Der Völker in unwandelbarer Reine.
Und wenn der Einzelne Gewalt'ges schafft,
Sei's mächt'ge That, sei's fruchtender Gedanke,
Fühlt er sich eins mit jener großen Kraft,
Dem Geist, der kühn durchbricht des Weltens Schranke.

*

Weniger das, was sie haben, als das, was sie sich einbilden
zu haben, macht das Glück der Menschen aus.

*

Aus der Geschichte lernen wir, daß die Völker nichts aus
ihren Lehren mögen.

*

Der Maßstab ihres Glücks pflegt für Viele der Reid ihrer
Mitmenschen zu sein.

Wilhelm Jordan.

Ein Dichterbild

von

A. Schifferer.

(Siehe das Porträt S. 592.)



Ich glaube, daß der Werth eines Dichters darnach bemessen werden kann, wie tief dieser die Fragen seiner Zeit auffaßt und wie weit er über sie hinaus nach neuen Zielen zu weisen vermag. So muß ich zu unseren bedeutendsten Dichtern denjenigen rechnen, der mit seltenem Geistes- und Herzensreichtum unsere zeitbewegenden Fragen, die religiös-philosophische und die nationale, dichterisch zu verklären und neue Lösungen für sie zu finden gewußt hat: Wilhelm Jordan, dessen Epos: „Nibelunge“, Gemeingut unseres Volkes geworden ist.

Wilhelm Jordan wurde am 8. Februar 1819 zu Ansternburg in Ostpreußen geboren und sollte, wie schon mehrere seiner Vorfahren, Theologie studiren.

Durch D. Strauß' epochemachendes Werk wurde er bewogen, seinen Beruf aufzugeben und glaubte an der Universität Königsberg, die er 1838 bis 1842 besuchte, in der Philosophie Hegel's Trost zu finden. Da diese ihm nicht vollständig zusagen konnte, so wandte er sich den Naturwissenschaften zu, wo er volle Befriedigung fand. Von der politischen Zeitströmung erfasst, gab er 1841, als Johann Jakob seine „Vier Fragen“ erschienen ließ, die Gedichtsammlung „Glocke und Kanone“ heraus, ein Jahr später die zweite Gedichtsammlung „Irdische Phantasien“. Diese beiden Werke erschienen 1846 bedeutend vermehrt unter dem Titel „Schäum“. 1842 bis 1843 studirte er in Berlin, wo er einen Band „Litthauische Volkslieder und Sagen“ herausgab. Nachdem er sich einige Zeit in Leipzig aufgehalten hatte, war er bis Februar 1848 in Bremen als Lehrer und Schriftsteller thätig, ließ sich bei der ersten Nachricht von der Februarrevolution als Korrespondent der „Bremser Zeitung“ nach Paris schicken, eilte jedoch rasch nach Berlin zurück, als er von der Einberufung des deutschen Parlaments erfuhr. In Folge seiner bedeutenden Redegabe in das Frankfurter Parlament gewählt, saß er einige Zeit auf der äußersten Linken, bis er wegen der bekannten Rede gegen die Polen mit seinen Parteigenossen brach und nach der Rede über den Waffenstillstand von Malmö eine neue Partei gründete. Man wählte ihn zum Sekretär im Marineauschuß, später wurde er Ministerialrath im Marineministerium. Als aber bald darauf die deutsche Flotte versteigert wurde, ging er in Pension und lebt seither in Frankfurt a. M. ganz seiner dichterischen Thätigkeit.

Nach dieser Sturm- und Drangzeit sehen wir in dem Dichter eine Weltanschauung abgeklärt, die in allen seinen Werken mehr oder weniger stark zum Ausdruck kommt. Er steht auf dem Punkt, wo sich die alte und neue Weltanschauung verknüpfen, will eine Läuterung der alten auf Grund der neuen und erscheint so als der Versöhner zwischen Glauben und Wissenschaft.

Jordan steht vollständig auf dem Boden der modernen naturwissenschaftlichen Ergebnisse. Er lehrt, es gebe ein Göttliches in der Natur, das nach Entfaltung strebe, aber erst mit dem höchstentwickelten Wesen zum vollen Bewußtsein kam und dessen Weiterentfaltung Menschens- und Weltzweck sei. Er versucht aber auch, die Sittenlehren des Christenthums in diese neue Weltanschauung hinüberzunehmen.

Das Christenthum ist ihm die Grundlage aller modernen Kultur und Weiterentwicklung der Menschheit zur Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen in ihrer höchsten Ausgestaltung im idealen Menschen am Ende unendlicher Kulturarbeit. Die Erreichung dieses Zieles findet er in der fortschreitenden Entwicklung des Menschen im Laufe der Jahrtausende und alles Organischen überhaupt versichert. Indem aber Alles vom Atom bis zum Mikrokosmos im Menschen und hinauf zum Makrokosmos einem Gesetz gehorcht und nach Können an der Entfaltung eines höheren Seins theilnimmt als Töne in der Weltymphonie, so ist ihm nichts zu gering und bedeutungslos: so wird seine Weltanschauung eine Philosophie des Allbewußten.

Von diesem Standpunkt aus erkennt Jordan Glauben und Wissenschaft als zwei, wenn auch jetzt scharf gegenüberstehende, aber in Zukunft verbündete mächtige Mitarbeiter an der Höhergestaltung des Menschenlooses und in diesem Sinne trägt er Steine zu einem Wunderbau zusammen, dessen Grundpfeiler Christenthum und wissenschaftliche Erkenntniß heißen und den er bezeichnend den deutschen Glauben nennt.

Diese großartig einfache Anschauung voll innerer Harmonie durchzieht vor Allem vier seiner Werke, die man selbst bei gegenwärtiger Ansicht noch immer bewundern muß.

Vor Allem „Demiurgos“ (1854), in dem er auf Grund der persischen Gnoje den großartigen eudämonistischen Grundgedanken durchführt, daß Gut und Böse der Ausfluß eines Seins und zur Erhaltung und Entwicklung der Welt in ihrem Zusammenwirken nothwendig seien. Von innigstem Naturgefühl zeugend, bringen die 1877 erschienenen „Andachten“ im Gewande formvollendeter Dichtung die tiefsten Räthsel in Natur und Menschenwesen zur Lösung. Es ist bewundernswürth, mit welcher Kraft und Sicherheit Jordan die denkbar sprödesten Stoffe in dichterische Form zwingt. Ebenso bedeutend ist seine 1879 erschienene Schrift: „Erfüllung des Christenthums“, in welcher er mit seltenem Scharfsinn und klarer Verständlichkeit sein System darlegt. Das vierte Werk endlich, der neueste Roman des Dichters, läßt sich in anderem Zusammenhang besser besprechen.

Unmüßig verbunden mit dieser Richtung des Dichters ist eine andere, in der er ebenso Großartiges geleistet hat. Unser bisher herrschendes Ideal war das von Schiller und Goethe dargestellte ästhetische und das in Alexander Humboldt verkörperte Ideal intellektueller Durchbildung. Seither hat sich ein neues entwickelt, dessen größter Vertreter W. Jordan ist. Nicht allein Schönheitsforn und reiches Wissen, auch übermächtige, eiserne Willenskraft soll im Menschen der Gegenwart und Zukunft großgezogen werden. Und dieses Ideal, das ich das nationale nennen möchte, hat Jordan in seinem Werk: „Nibelunge“, verkörpert, als das deutsche Volk in seinem zweiten Heldenzeitalter sich seiner heldenhaften Jugendzeit wieder erinnert.

Wie einst Homer den Griechen Ideale vorzeichnete, in die sie hineinleben sollten, und die nur deshalb so früh zu Grunde gingen, weil sie das homerische Familienideal nicht verwirklichen konnten, so schuf Jordan in der Neudichtung des uns eigenen nationalen Sagenstoffes Ideale, die wir in Fleisch und Blut umsetzen müssen, wenn wir nicht von der siegreich errungenen Weltherrschaft wieder auf die Stufe tieffter Erniedrigung herabfallen wollen. Voll Liebe zu seinem Volke wanderte er als Rhaphode zu den Deutschen zweier Welttheile, eroberte überall im Sturm die begeisterten Herzen und hat damit ein gut Theil an der siegreichen Erhebung unseres Volkes mitgewirkt.

Heute begnügt man sich zwar immer noch mit dem ästhetischen Genuß dieser Dichtung, je mehr aber die nationale Erziehung der Jugend an Boden und Bedeutung gewinnt, desto tiefer wird auch der sittliche Gehalt dieser Dichtung verstanden und befolgt werden und so erst ihre weltgeschichtliche Bedeutung bekommen.

An dieses so weit bekannte Epos schließen sich zwei Werke: „Epische Briefe“ (1874) und „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim“ (1869) eng an. Ersteres gibt neben der Beantwortung der Frage, wann ein Volksepos entstehen kann und warum es jetzt entstehen mußte, einen Ausblick auf die Zusammengehörigkeit und Entwicklung der Volksepen bei den Germanen, Griechen, Perfern und Indern und ihren sittlichen Einfluß auf diese. In dem letzteren gibt der feinfühligste Kenner unserer Sprache und Dichtungsformen eine Geschichte des epischen Verses der Germanen und seines Stabreims mit allen seinen Vorzügen gegenüber dem Reim, den er auch für das feine Lustspiel verwendet wissen will.

Die Brauchbarkeit desselben hat er glänzend in den Lustspielen: „Durch's Ohr“, „Ein Zwillingenbruder“, „Graf und Grobshäuf“, „Tausch enttäuscht“ bewiesen. Neben diesen Perlen unserer Lustspielliteratur, die geradezu ein Prüffeld für das Können eines guten Schauspielers sind, zeigte Jordan seine bedeutende Begabung für die Dramatik noch in den Schauspielen: „Graf Dronte“, „Der falsche Fürst“, dann in dem 1858 preisgekrönten Trauerspiel: „Die Wittwe des Agis“ und in dem 1872 erschienenen Trauerspiel: „Arthur Arden“. Endlich in dem Festspiel zur Eröffnung des neuen Theaters in Frankfurt a. M. und in dem jüngst geschriebenen zur hundertjährigen Feier der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm.

Im engsten Zusammenhang mit diesem Wirken des Dichters stehen seine geistvollen Uebersetzungen der Werke Shakespeares,

Sophokles' und Homer's. Bei seiner vorwiegend epischen Begabung war er der berufenste Uebersetzer und Erklärer der Werke Homer's. Er gab uns auch zum ersten Mal diesen Dichter deutsch im vollsten Sinne des Wortes wieder und hat dadurch einem lange gefühlten Bedürfnis abgeholfen. Durch seine reiche philologische

Kenntniß und die Bekanntschaft mit dem Wesen der Rhaphodit fand er das jahrtausendlang verschollene Kunstgeheim Homer's wieder und hat dieses, wie den Nachweis, daß Ilias und Odyssee Werke eines künstlerisch vollbewußten Dichters seien, in seiner Schrift: „Das Kunstgeheim Homer's und die Rhaphodit“, niedergelegt. Daneben förderte er das Verständniß dieses Dichters noch durch den Aufsatz: „Novellen zu Homeros“ (1873 bis 1876, in Fleckensien's Jahrbüchern für klassische Philologie).

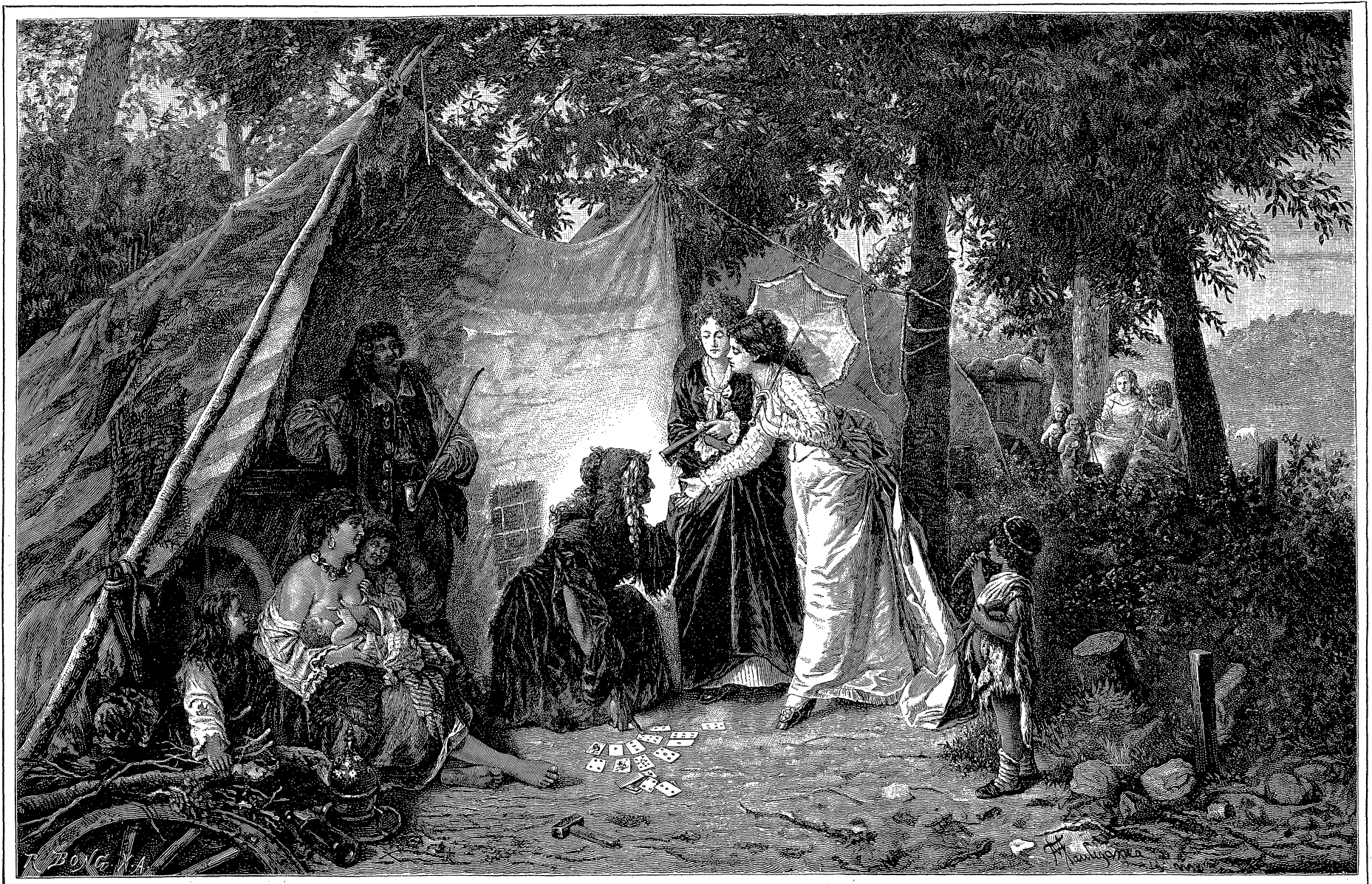
Nicht minder bedeutend ist Jordan als Lyriker. Als solcher zeigt er sich in den früher besprochenen Erstlingswerken, wie in den „Andachten“ und in der 1871 erschienenen Gedichtsammlung „Strophien und Stäbe“, die im Gemache formvollendeter, markiger Dichtungen ein scharf verkleinertes Bild des reichen Lebens und vielseitigen rastlosen Wirkens unseres Dichters geben.

Jordan hat in seinem soeben erschienenen Roman: „Die Seebalds“, neuerdings ein Meisterstück seines virtuosen Könnens gegeben. Alle Vorzüge, die seine früheren Werke zeigen, finden wir hier wieder: höchste Anschaulichkeit, womit er uns zwingt, mit seinen Helden mitzurufen und mitzuwachsen, dann das Vermögen, markige Gestalten voll Ueberkraft und Leben zu bilden, endlich uns mit spielender Leichtigkeit die tiefsten Probleme des Lebens vorzuführen. Das Werk steht wie ein mächtiger Bau vor uns, dessen Hauptpfeiler die Weltanschauung des Dichters bildet und an dem uns jede Einzelheit festhält. Da ist Alles an seinem Platz, Alles unmerklich vorbereitet auf den prägnanten Moment, den er als echter Schüler Homer's rastlos erschöpft. Und welche Gestaltenfülle: die hünenhaften Seebalds, die reizend naive Hildegard, die ernstere Cäcilie und endlich das entzückende Kind Lothar, das nur ein bedeutender Dichter, feinfühligster Beobachter und glücklicher Vater zeichnen konnte. Und welche Gabe, landschaftliche Schönheit zu schildern! Bald ist es das Städtchen Odenburg, bald ein Theil der Schweiz, bald Amerika, das der Dichter aus eigener Anschauung uns bis in's Einzelne klar vorzaubern versteht. Doch das kann nur Der ganz fühlen, der sich vom Dichter selbst durch diesen Prachtbau führen läßt.

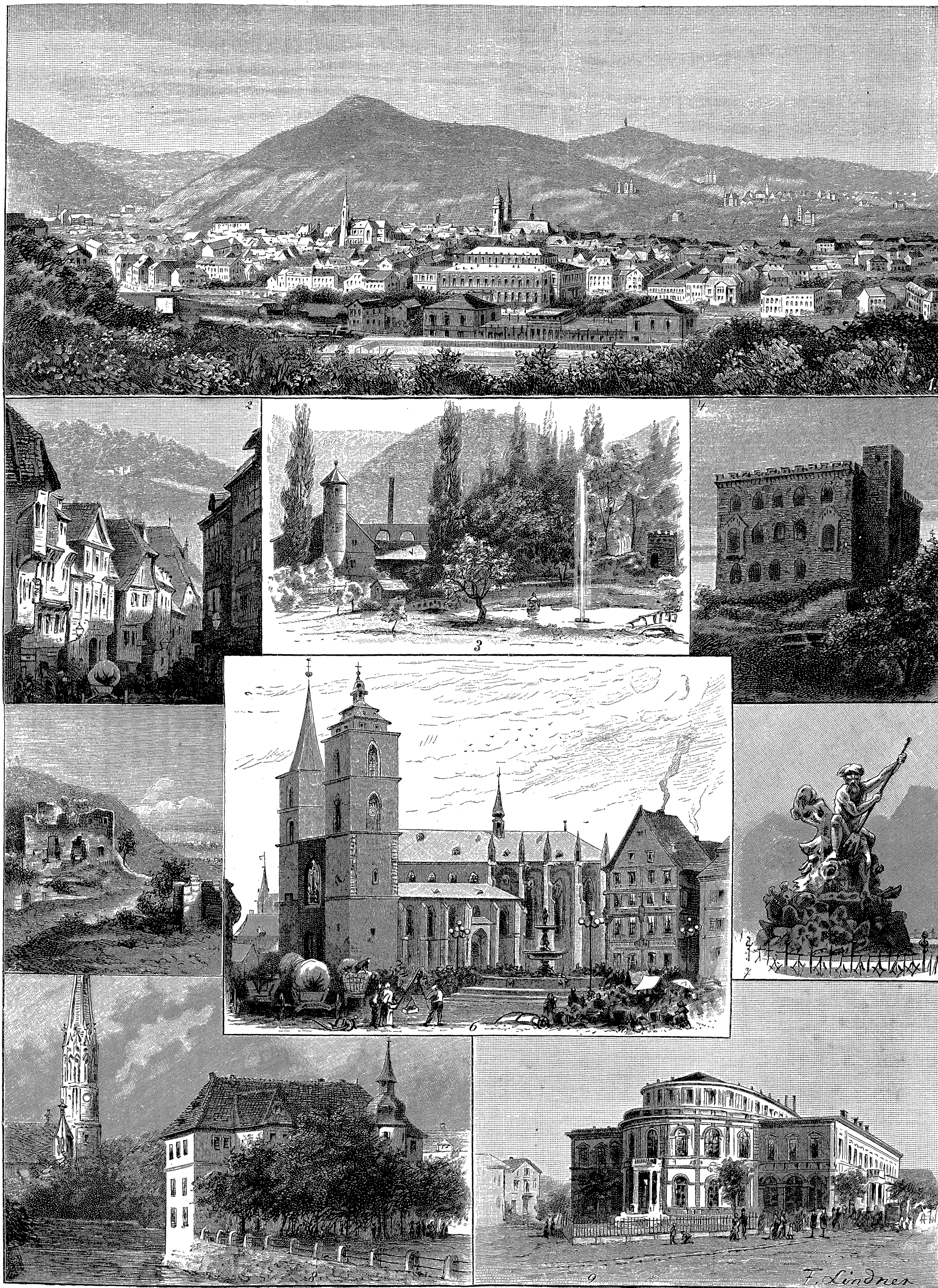
Dies ist das Bild eines Dichters voll Schönheitsgefühl und Maß, eines Lehrers der Vaterlands- und eines Führers zu allen männlichen Tugenden, der im Herzen des Einzelnen wie der gesamten Menschheit die heilige Flamme des Ideals hüten und nähren will, daß sie uns und der fernsten Zukunft noch Licht und Wärme verleihe.



Dr. Wilhelm Jordan.



Im Zigeunerlager. Nach einem Gemälde von Professor Montegazza.



1. Neustadt an der Hardt, Totalansicht. — 2. Partie einer alten Straße. — 3. Partie aus dem Schonthal. — 4. Magburg (Hambacher Schloß). — 5. Wolfsburg. — 6. Protestantische Stiftskirche. — 7. Neptunbrunnen auf dem Strohmarkt. — 8. Casimirianum. — 9. Sgallbau.

Neustadt an der Hardt. Originalzeichnung von Ferdinand Lindner.

Rohinor.

Novelle

von

Alexander Baron v. Roberts.

(Nachdruck verboten.)



„Errlich — ganz wunderbar,“ sagte sie und ihre groß strahlenden Augen blickten über die Blätter des Buches hinweg in das verglimmende Kaminfeuer; ein leise verzücktes Lächeln umspielte ihre rosigen Lippen.

„Was hast Du?“ — eine Frage, die dem Tone nach kaum eine Antwort zu erwarten schien; kaum machte er einen halben Versuch, das Antlitz aus dem Zeitungsblatt zu erheben. „Sedenfalls wieder eine papierene Geschichte, die ihre erregbare Backfischphantasie in Flammen setzt — als wenn das Leben nicht genug des Romans böte! Freilich, sie ist ja in einem Blumenbeet aufgewachsen . . .“

Die beiden Gatten saßen neben einander am Kamin, die Füße auf das vergoldete Gitter gelehnt, zwischen ihnen stand ein Tischchen mit zwei winzigen Mokkatäßchen und davor lag ein mächtiger Neufundländer, der den massiven Kopf schwer zwischen die ausgestreckten Pfoten gedrückt hielt und hie und da durch leicht aufbelfende Töne seine Träume kundgab.

Sie setzte ihre Lektüre fort, aber mit zerstreuten Augen, die zwischen den Zeilen umherschweiften; plötzlich ließ sie das Buch sinken und fragte, das Gesichtchen voll nach ihm hingewandt:

„Was meinst Du, Udo, was sich wohl Renz für ein Paradevollblut zahlen ließe, wenn man es ihm abkaufen wollte?“

Diesmal raschelte das Zeitungsblatt in seinen Händen, er stutzte, aber es war mehr als die bloße Verwunderung, wie diese ganz reale Sportfrage zu ihrer Romantizität paßte.

„Wie?“

„Nun, ich meine, wenn Giner zu Renz käme, was er für seinen ‚Nonplusultra‘ oder seinen ‚Galgenstrick‘ haben wollte?“

Er ließ die Zeitung sinken, starrte ihr fragend in's Gesicht, als verstände er immer noch nicht. Es war ein so seltsames Zögern bis zur Antwort, und wie verloren kam diese über seine Lippen.

„Renz würde einen Liebhaberpreis stellen, was ihm so ein Star, der ihm allabendlich den Circus füllen hilft, weit über den Marktpreis wohl werth erschiene. Es könnte — es könnte — unter Umständen — wohl ein Vermögen sein . . .“

Die letzteren Worte wurden in die Zeitung hinein gemurmelt, die er wieder breit vor das Gesicht hielt; mit einer unruhigen Hast schossen seine Blicke die Spalten herauf und herab, in seinen Mienen witterte es wie von einer Erregung — wußte sie? Wußte sie denn? Wer hatte es ihr verrathen?

Als hätte sie die stumme Gedankenfrage erlauscht, gab sie sofort die laute Antwort:

„Da ist in dem Buch ein Baron Kapfa, ein Pole, der dem Besitzer des Circus Balbi zu Moskau achtzigtausend Franken für ein arabisches Vollblut zahlte und es dann hinrichten ließ — ja, hinrichten, so heißt es — es war ein Wahnsinn, aber das Thier hatte eine Reiterin zu Fall gebracht, die starb daran — da ließ er es hinrichten in seinem Schmerz — er hatte sie wahnsinnig geliebt — sie muß ein ganz wunderbares Weib gewesen sein.“

Graf Udo's Hände rafften in einem krampfhaften Zucken die Ränder des Blattes.

„Das sollte in dem Buche stehen?“ rief er, auf-fahrend. „Es ist nicht wahr! Es steht nicht dort gedruckt. Maud weiß Alles — es ist heraus, was er seit zwei Jahren so sorgsam gehütet — sie will ihn nur damit martern . . .“

Sie aber schien so im Bann ihrer Geschichte, daß sie seine Erregtheit und das scharfe Sondiren seiner Blicke kaum des Deutens werth hielt.

„So höre doch,“ sagte sie ruhig, „eine wunderbare Geschichte, sag' ich Dir!“

Nun begann sie zu lesen, mit monotoner, schülerhafter Stimme anfangs, allmählig steigerte sich der Ton.

„Also . . . ein frenetischer Beifall durchbrauste das

weite Haus, als Rohinor nun in der unbeschreiblichen Grazie seines Gliederspiels nach den Tacten des Walzers durch die geöffnete Barrière hinaus tänzelte. Leicht gewiegt von dem Rücken des edlen Thieres, saß Miß Bellair, strahlend im Volltriumph ihrer Schönheit und Kunst; mit dem Sonnenschein ihres Lächelns neigte sie den Kopf nach rechts und links, die mit der Gerte erhobene Rechte begleitete den Gruß. Und man mochte bemerken, daß nach jener Loge hin, wo Baron Kapfa saß, das Lächeln noch heller aufleuchtete und der Gruß einen bedeutungsvollen Nachdruck erhielt.

„Da geschah es. War es das von Puder und Schminke völlig intrustirte Gespenst eines Clowns, das dort am Eingang auf sein Entrée wartete und durch seine Weiße das Thier erschreckte, war es das fleischfarbene Weltwunder von einem Pudel des Mr. Jacques, genug, Rohinor scheute — plötzlich stand er hoch aufrecht, erschreckend steil und immer noch höher und steiler ansteigend, seine Hinterfüße stapften den Boden und die Vorderbeine griffen mit nervösen Sprungbewegungen in die Luft. Man sah die Reiterin noch mit beruhigender Hand den Hals des aufgeregten Thieres streicheln — plötzlich überschlug Rohinor — ein dumpf bröhnender Fall, die hart prallenden Schläge der Hufe gegen die Holzwand und ein entsetzliches Durcheinander, das sich am Boden wälzt. Von den entgegengesetzten Tribünen gellen Schreie, auf der obren Galerie dieser Seite aber rauscht noch der Beifall, der auf dem Hervorruf der Reiterin besteht, und die Musik setzt ihren Walzer fort — da unten aber, wie ein graufiger Takt dazu, hallt das verzweifelte Pochen der Pferdehufe gegen die Wand. Aus seiner Loge sieht man Baron Kapfa stürzen. Einzelne im Publikum erheben sich in wachsender Spannung — endlich mit schrillen Tönen bricht die Musik ab, endlich ist auch die Kunde von dem Unfall bis zu den obersten Gallerieen gedrungen — ein Murren wie ein ferner Gewittergroll geht durch das erregte Haus: ‚Merzte!‘ — es schallt der Ruf nach Ärzten — man sieht einzelne dieser Herren durch die Reihen bringen — ah, nun haben sie Rohinor wieder in die Höhe gebracht, er zittert und dampft und man führt ihn hinweg. Und nach einer athembeklemmenden Pause: ‚Was ist's mit ihr? Herrgott, ist sie todt?‘ Nun setzt sich der wirre Haufe der Bereiter, der den Anblick der Verunglückten vor dem Publikum maskiren soll, langsam, sehr langsam in Bewegung und verschwindet wie ein theatralischer Trauerzug im Hintergrund des Stalles. Eine schwüle Stille zittert durch den weiten, gefüllten Raum, nur das scharrende Geräusch der Rechen, mit denen zwei Bediente, als wäre nichts geschehen, den Sand der Manege aufharken. Endlich erscheint der elegante Herr Balbi junior im Frack und gleißenden Lackstiefeln und in das lautlos horchende Schweigen hinein verkündet er mit seinem gebrochenen Französisch, daß Miß Bellair das Unglück gehabt, zu stürzen, daß es aber nichts bedeute, nur eine Ohnmacht. Wenige verstehen, aber sein Lächeln und seine graziose Verbeugung müssen doch Gutes künden. Ein ungeheurer Jubel bricht aus. Jedoch die folgende Nummer des Programms, die das Entrée zweier musikalischen Clowns ansagte, wird gestrichen. Statt dessen erscheint Mr. D. Vohal mit seinen sechs ungarischen Vollblutpferden und läßt in ohrenbetäubendem Schellengerassel seine unbergleichliche Eskimopost durch die Manege dahin rasen.“

Graf Udo hatte sich erhoben und ging mit großen Schritten, deren Schall jedoch der persische Teppich dämpfte, im Salon auf und nieder. Außerhalb des Leuchtkreises der Lampe schritt er, hie und da stand er horchend still — oder waren es seine Gedanken, die ihm Halt geboten? Nun stand er, den einen Arm auf die Lehne eines Sessels gestützt, das Antlitz in dumpfem Sinnen nach der Wand gerichtet.

„Hörst Du auch dahinten?“ klang Maud's silberne Stimme.

Er fuhr zusammen, wie aus einem Traum empor-geschreckt.

„Alles, Alles!“ klang seine Antwort hastig abwehrend zurück.

„Es kommt jetzt erst, warte nur!“ Und ihre feine, sylphenhafte Gestalt behaglicher in die Polster schmie-gend, fuhr sie fort zu lesen: „Draußen aber im Stalle rang Miß Bellair mit dem Tode. Sie war schwer verletzt durch die Wucht des Falles und durch Rohinor's Hufschläge, die herzugeeilten Ärzte hatten sie sofort aufgegeben. Man wagte es nicht, sie die steile Treppe hinauf in ihre Garderobe zu schaffen. ‚Sterben, auf der Stelle sterben!‘ flehte ihr brechendes Auge. Nicht weit vom Eingang des Stalles war Rohinor's Kofette,

sorgfältig ausgepolsterte Box. Dort auf dem Stroh unter der Krippe ward sie gebettet, Rohinor's rothe, goldbestickte Seidenbede breitete man über ihren zuckenden Körper. Ringsum aber ging das vieltönige Geräusch des Stalllebens: stapfende Hufe und das Klirren heftig gezerrter Ketten, das trillernde Pusten und das deutlich schleckende Saufen der Pferdemauler, ein Hengst wieherte wild, ein vorstiges Zebra gab ein paar seiner hohen Wuthöne. Aus der Ferne aber hallte gedämpft die heiße, leidenschaftliche Eskomusik, Schellengerassel und gelles Beifallgeknall. Ah, und das Rauschen, das Rauschen des Beifalls! Und so, ganz in der Nähe des Kampfplatzes, wo sie ihre Triumphe gefeiert, hauchte sie ihre Seele aus, wie es einem Helden zukommt.“

Ein Seufzer, der fast wie ein unterdrücktes Stöhnen klang, huschte durch den Raum. War es Graf Udo, war es der träumende Neufundländer?

„Plötzlich sieht man einen Herrn aus der Box hervorstürmen, das Haupt im Nacken, mit der rechten Hand Stirn und Augen krampfhaft umkrallend, den Mund wie zu einem Schrei verzerrt, einem wilden Schmerzens- und Verzweiflungsschrei, der jeden Augenblick ausbrechen muß. Es ist Baron Kapfa. Wie ein Betrunkener taumelt er die Stände entlang, an den Köpfen der Pferde vorbei, die, mit buntem Zeuge aufge-zäumt, für die große Pantomime bereit stehen. Dort am Ende der Stallgasse sind acht Knechte in einer Dampfwolke damit beschäftigt, Rohinor's nachglänzende Glieder mit Tüchern zu frottiren. Das Thier zittert gewaltig, über den ganzen Körper rieselt es von geschwollenen Adern und Naderchen, die weiten Rüstern des feinen Kopfes fliegen und die großen Araberaugen flackern in angstvoller Glut — o, es weiß, was geschehen! Es ist sich seiner Schuld bewußt — es begehrt keine Entschuldigung, daß es nur ein Thier ist — nein, es ist mehr als ein Thier!“

„Baron Kapfa wandt an der Szene vorüber, anscheinend hat er Rohinor nicht bemerkt. Weiter wandt er nach dem Ausgang zu, ein leises Nschzen hinter den zusammengebißnen Zähnen. Auf einer Riste neben dem Thor sitzt das kleine Indermädchen, feierlich und geheimnißvoll, zu der Vorstellung aufgepußt, in dem breiten Gürtel von Goldstoff stecken die fünfzehn Messer, mit denen sein Vater, der famose Messerschütze, ihr Köpfchen auf zwanzig Schritt Wurfweite wie mit einem Gloriettschein garniren wird.“

„Wie Kapfa des Kindes ansichtig wird, stutzt er. Sonderbar, beim Anblick der Messer erwacht eine Vision in ihm, als hätte er soeben Rohinor zitternd in einer Dampfwolke dort stehen sehen.“

„Gib her!“ ruft er und reiht dem Kind eins der Messer aus dem Gürtel. Das Mädchen steht ihn mit ihren dunklen Geisteraugen groß an. Dann stürmt er die Gasse zurück, mit geballter Faust und in der andern geballten das blinkende Messer; seine Augen flammen, er ist rasend, er ist von Sinnen — was will er mit dem Messer? — stürmt zurück, geradentwegs auf Rohinor zu — Teufel, er wird das wehrlose Thier hinfächeln — auf der Stelle den Tod der Geliebten an ihm, dem Verbrecher, rächen — Blut, nur Blut, stürzendes Blut, daß der heißwüthende Schmerz eine erste Erlösung findet . . .

„Er ist toll!“ rief die Gräfin, die Vorlesung unterbrechend. „Aber welch' ein Mensch! Welch' eine Leidenschaft! Gott im Himmel, welch' eine Glut!“ Ihre Augen funkelten in heller Begeisterung. Aber kein Wort, kein Blick nach ihm; sie schien die Gegenwart des Gatten ganz über der Schilderung vergessen zu haben. Nur daß sie laut weiter las. Mit einem tiefen Aufathmen begann sie wieder; ihre Stimme bebte.

„Das Messer in der erhobenen Faust, fährt er los gegen Rohinor's Brust — einer der Knechte fängt den Arm ab — verruchter Wahnsinn! — sie stürzen auf ihn, packen ihn, ein kurzes Ringen, ja, mit der Wuth der Verzweiflung ringt er — ha, was war das? Eine blitzschnelle Bewegung . . . gegen die eigene Brust zuckt die Spitze des Messers — der eiserne Griff einer Faust hält den Stoß noch zurück — man schleppt den Rasenden beiseite, in einem fürchterlichen Nöcheln arbeitet seine Brust, als hätte sie wirklich den Todesstoß empfangen — ein paar Freunde eilen herzu, in ihren Armen bricht er ohnmächtig zusammen.“

„Als Miß Bellair begraben wurde, schritt Mohammed, der imposante Trakehnerrappe, den sie abwechselnd mit Rohinor zu reiten pflegte, florbehangen hinter dem wandelnden Blumenberg ihres Sarges, nicht der Verbrecher Rohinor. Es hieß, er sei todt, zum Tode verurtheilt von Baron Kapfa und die Exekution bereits

vollstreckt. Es ging das Gerücht von einem ganz unerhörten, beinahe märchenhaften Preis, den Kapka an den Besitzer des Cirkus Balbi gezahlt hätte. Der alte Kunstreiter wehrte sich mit Entrüstung gegen die tolle Gewaltthat und wollte das Pferd nicht herausgeben.

„Aber, Herr Baron, ein Pferd . . . Sie werden sich doch nicht an dem Thier vergreifen wollen!“

„Ich muß es haben, ich will es haben, Balbi, um jeden Preis muß es mein sein!“

„Um Jenen abzuschrecken, nannte Balbi eine unglaublich hohe Summe. Sofort war Kapka bereit, sie zu zahlen. Sofort sträubte sich Balbi, ganz empört.“

„Ich will es!“ rief Kapka. „Es ist mir eine Million werth, es ist mir mehr werth als die ganze Welt, als Alles auf der Welt; nennen Sie jeden Preis — es ist mir Alles einerlei!“

„Achtzigtausend Franken!“ warf Balbi hin. Wie ein Hohn klang es; im Zorn über das, was geschehen sollte, entfuhr ihm die lächerliche Zahl.

„Ohne ein Zeichen der Ueberraschung, ohne mit einer Miene zu zucken, zog Kapka ein Portefeuille hervor, entledigte es eines Päckes Banknoten, riß ein Blatt Papier heraus und trikelte einen Check, den er zu den Banknoten warf.“

„Abgemacht!“

„Es war zu stark — es war unerhört! Balbi war ganz starr.“

„Ich kann nicht, ich will nicht!“ wollte er rufen, aber der Baron war schon zur Thüre hinaus und die Banknoten lagen dort auf dem Tisch. Zuletzt muß ihm doch das alte Pferdehändlerblut keine Ruhe gelassen haben und man sagt, sie wären mit nichten dort liegen geblieben oder gar zum Fenster hinausgeflattert, die Achtzigtausend.

„Ganz militärisch, durch ein Peloton von Schützen, ließ Kapka den Kohinor hinrichten. Lautlos, von zehn Kugeln getroffen, sank das prächtige Thier in den Sand. Darauf ordnete Kapka seine Verbrennung auf einem Scheiterhaufen an, damit allen Ehren genügt würde, die seiner höchsten Abstammung gebührten. Es war der herrlichste Araberhengst, der aus dem ungarischen Gestüt von Babilna, wo die arabische Zucht noch rein gepflegt wird, je hervorgegangen. Er führte seinen Stammbaum bis zu Mirza, dem berühmten Araberhengst des Bey von Tunis, hinauf; seine spanische Trabpassade, die ihn wie auf Flügeln in der Luft schwebend erscheinen ließ, war das Staunen und das Entzücken der Sportswelt. Er war ein Meisterstück der Natur, nie verdiente seinesgleichen vor ihm und nach ihm den glänzenden Namen, den er trug.“

Hier endete die Erzählung, ein „Schluß folgt“ für das nächste Heft verheißend.

Mit einem tiefen Aufathmen ließ die Gräfin das Buch sinken. Da erschien in der Thüre der Bediente und meldete Herrn von Borris. Ein paar ganz flüchtige Fältchen des Unbehagens witterten zwischen ihren Brauen — und es war doch der Besuch des guten Borris, des sonst stets so willkommenen Freundes und Gutsnachbarn. Ihr winziges Händchen strich mit einer seltsamen Feierlichkeit über Stirn und Augen, als gälte es, einen Zauber hinwegzuweisen.

Gleich darauf führte Herrn von Borris' starcknochige, stets kalt anzufühlende Rechte das Händchen an seine bärtigen Lippen.

„Nun?“ ein gedehntes, leicht verwundertes „Nun?“, das seine sympathische Stimme wie an ein Kind zu richten schien; zugleich reichte er die Linke dem Grafen hin. „n Tag, alter Junge!“

Was war ihnen Beiden? Graf Udo, dessen glattrasirtes Lebemannsgeſicht die Blasirtheit, von der sein Herz nichts wußte, so gut zu heucheln verstand, zeigte eine auffallende Verstörung in seinem Benehmen, und die blauen Kinderaugen der Gräfin, deren ruhig strahlende Klarheit man sonst so bewundern mußte, glitzerten in einem fast unheimlichen Feuer.

Es war etwas geschehen — vielleicht war ein Blitz aufgeflammt, der die Dede zwischen ihren beiden Herzen plötzlich in ihrer Trostlosigkeit beleuchtete. Sie waren nicht glücklich — nein, sie waren nicht glücklich! Nun, man konnte auch von ihrer künstlich zusammengefüigten Standesehe nicht die gurrende Glückseligkeit von Turteltauben verlangen; aber es that so weh, zu wissen, wie ihre Herzen sich insgeheim sehten und mühten und marterten und dennoch den Weg über die Dede hinweg nicht zu finden vermochten.

Wie eine kostbare Blume war sie aufgezogen worden, behütet vor Frost und Sonnenbrand und dem rauhen Wehen des Alltags. Ihre Welt war das Blumenbeet,

in dem sie heranblühte, und ihre Gedanken über die andere, wirkliche Welt da draußen waren so körperlos zart und flüchtig wie Blumenduft.

Eines Tages sah sie sich verlobt. Welch' einen Sonnenschein das Wort verbreitete! Sie stand in bebenender Verblendung. Er war schön und glänzend, von bestrickenden Formen; eine so seltsam magische Gewalt ging von seinen dunklen Augen aus und man konnte ihnen nicht widerstehen.

Zuweilen huschte das Wort „Vergangenheit“ zwischen den Zeilen eines Gesprächs, das ihn betreffen mochte. Was ist das, Vergangenheit? Welch' ein schwüles, geheimnißschweres Wort . . . ah, was fragten denn die Prinzessinnen in den Märchenbüchern nach der Vergangenheit ihrer Prinzen? Weg damit — sie will lieben, lieben, weiter nichts! Sie will glücklich sein!

Nun ja, er hatte toll und flott gelebt, als er mit Borris zusammen bei den Gardes du Corps stand. Von seinen Extravaganzen zehrte heute noch die Chronik der Offiziersstiche. Aber er hatte „abgeschlossen“; seine Freunde und ehemaligen Kameraden staunten über seine famose Maske eines Musterehemannes. Gewiß, er war gut, aber bei dem Abschluß schien sein Herz aus Versehen mit hinter das Schloß gerathen. In seinen Augen war und blieb sie ein Kind, dessen naive Phantasie die Dinge dieser Welt mit rosafarbenem Lichte zu verklären liebte. Gewiß, er war gut, aber sie litt unjählich unter der Vormundschaft dieser stets sanften, stets gleichmäßig erwärmten Güte. Sorgfältig hütete er das Geheimniß jener Vergangenheit; geschah es aus Achtung vor der blumhaften Reinheit ihres Wesens, geschah es aus Furcht, daß dann die Morgenröthe eines wirklichen Glücks, die zuweilen ihre Seelen ahnend umdämmern mochte, für immer in graue, eintönige Nacht verblasse würde . . .

„Wir haben gelesen, Borris,“ sagte Gräfin Maud. „Rathen Sie, was? Eine ganz erstaunliche Geschichte. Ich bin noch ganz hingerissen.“

„Ah!“ sagte Borris. „Und wie ist der Titel, wenn ich fragen darf?“

Ein Seufzer war die Antwort. Hatte sie die Frage nicht gehört? Sie richtete sich auf und begann mit der zierlichen Zange die Glut unter der weißgrauen Asche aufzuwühlen.

„Apropos,“ wandte sich Borris an den Grafen, „Du mußt ein gewisses Heft mit einer gewissen Geschichte lesen — ich war in der Stadt, das Ding macht dort Sensation. Eine fabelhafte Indiskretion! — Man mußte diesem Literatengelichter wirklich das Handwerk legen.“

„Wie heißt es?“ fragte Maud zerstreut in Folge ihrer Gedanken. „Unsere Geschichte heißt ‚Kohinor.‘“

„Ah!“ fuhr Borris auf. Sein erstaunter Blick traf den Grafen. Der zuckte hilflos die Schultern.

„Man mag es ja toll nennen, was der Held dort beging,“ fuhr sie fort, weiter in den Kohlen wühlend, aus denen blaue Flammen zu züngeln begannen, „vielleicht war es sogar brutal, ein Thier so zu strafen — aber ich bitte Sie, welch' ein Temperament, welch' eine Feuerseele! — Schade, daß so viel Leidenschaft an eine — Schulreiterin verschwendet wird . . .“

„Uebrigens eine wahre Geschichte,“ fiel Borris ein. „Denken Sie, dieselbe, von der ich sprach. Ich habe darin geblättert.“

„Nicht möglich! Eine wahre Geschichte?“ rief sie, aufschnellend. „Ah, ich hätte ihn wohl einmal sehen mögen, diesen Baron Kapka . . .“ Ihre Augen flammten.

„Ich kenne ihn . . .“ ein beschwörender, fast flehender Blick des Grafen fiel Borris in die Rede und er verbesserte sich: „Ich kannte ihn persönlich.“

„Nicht möglich!“ rief sie abermals. Wie erregt sie war!

Die Blicke der beiden Herren trafen sich zu einem stummen Staunen. Wohlan, ist denn jetzt nicht der Augenblick, zu ihren Füßen zu stürzen und Alles zu gestehen, damit Alles, Alles gut werde? Aber Graf Udo schien wie gelähmt. Wie ein Wunder starrte er ihr von heller Begeisterung verklärtes Köpfchen von der Seite an.

„Ich bin gespannt, was aus ihm wird und was das nächste Heft über sein Schicksal bringt,“ sagte sie in zerstreutem Ton, die sinnenden Augen in die wachsende Glut der neu entfachten Kohlen gewandt. „Aber, Borris, Sie kennen ihn ja,“ fuhr sie plötzlich auf. „Was ist's mit ihm? Was mag aus ihm geworden sein?“

„Verheirathet,“ antwortete Borris trocken, „gut und brav und solid verheirathet an eine schöne, gute, liebe, reizende Frau!“

„Verheirathet — a . . . h!“ Mit einem lauten Klirren fiel die Zange aus Maud's Händen.

Es lag so Vieles in diesem „A . . . h!“ Verheirathet — es war eine Enttäuschung, fast eine Entrüstung, daß er, der strahlende Held, in solch' mattem Alltag prosaisch versinken sollte; verheirathet — nein, ach, nein, das lautete nicht wie ein Glück, das seine Flammenseele auszufüllen vermöchte; verheirathet — als hätte die Eifersucht, eine seltsame, unbegreifliche Eifersucht auf jene liebe, schöne, reizende Frau, von der Kapka in Besitz genommen war, ihr den Ruf, der wahrhaftig wie ein Schrei klang, ausgepreßt . . .

*

Ja, wie ein Wunder staunte er sie an zwei Tage hindurch. All' ihr Wesen schien von einer Glut erfüllt, aus ihren Worten, aus ihren Blicken und Regungen zitterte diese geheim verhaltene Glut. Die spröde Knospe ihres Herzens war gesprungen — wie herrlich prangte die voll erschlossene Blüte! Aus dem lieblichen Kinde, das er inmitten seiner Güte warm genug gebettet glaubte, war ein Weib geworden, das auf seinem Recht, zu lieben und heiß geliebt zu werden, leidenschaftlich bestehen wird. Und eine papierene Geschichte, die das vollbracht — Himmel, war er denn blind gewesen zwei Jahre lang! Warum hat sie ihn nicht längst geliebt, den wirklichen, echten Kapka, der hinter dem papierenen stak . . .

Am dritten Tage hielt es ihn nicht mehr. Fort mit all' den Zweifeln, die sich noch gegen seinen Entschluß stemmten! Beim Dessert des Diners geschah es.

„Maud, ich habe Dir etwas zu sagen,“ begann er unter dem Krachen der Mandelschalen, das die Stille zwischen ihnen unterbrach. „Es betrifft Kohinor.“

Sie horchte auf, eine feine Röthe hauchte wie der Widerschein einer Flamme über ihre sinnenden Mienen.

Die Augen fest und klar in die ihren gerichtet, fuhr er fort; doch in dem Tone seiner sonoren Stimme war ein leichtes Vibriren:

„Die Geschichte ist eine Indiskretion, wie Borris schon sagte. Sie ist getreu nach dem Leben kopirt. Ich kenne ihn sehr genau, diesen Baron Kapka. Weißt Du, wer es gewesen? Ich — ich selber bin es gewesen . . .“

„Du?“ Nicht sofort entfuhr es ihr. Langsam sanken ihre Hände in den Schooß herab — langsam weiteten sich die Augen und die Lippen öffneten sich mit bebendem Jögern: „Du?“

Er war aufgesprungen und lag hingestürzt zu ihren Füßen, ihre Hand umklammernd mit den seinen. Mit flehenden Augen suchte er ihren Blick, der, in schreckhaftem Staunen erstarrt, geradeaus gerichtet blieb.

„Maud, ja, ich bin es gewesen. Ich habe jenes Pferd tödten lassen. Ich war toll, ich war rasend. Ein Dämon, der mich beherrschte, ich wußte nicht, was ich that. Du sollst Alles wissen, wie es geschehen — komm', Maud, komm' . . .“

Um ihren Mund zuckte es und die Augen begannen aus ihrer Starrheit zu erwachen.

„Maud, Du warst so begeistert, Du wünschtest Jenem einmal zu begegnen. Wohlan, hier ist er, zu Deinen Füßen hingestreckt und bittet um Verzeihung. Er hat Dich nicht gekannt, Du hast ihn nicht gekannt. Da mußte Kohinor kommen, uns zu lehren. Nun wird Alles anders, Alles wird gut, Maud. All' die Glut, all' die Leidenschaft wird fortan Dir gehören. Wir werden glücklich sein — ah, wie werden wir glücklich sein!“

Ein seltsam gezwungenes, äußerliches Lächeln, von dem ihre Seele nichts zu wissen schien, hielt ihre Lippen erschlossen, daß die prächtigen Zähne hell hervorblinckten. Das Köpfchen leicht hin und her wiegend, preßte sie mit einem schweren Aufathmen heraus:

„Udo, nie und nie hätte ich das von Dir gedacht . . .“

„Maud, Maud, süße Maud, ich liebe Dich, liebe, liebe — liebe Dich . . .“

Gott im Himmel, was ist? Sofort verslog das Lächeln. Mit einem Blitzen wiesen ihre Augen das Bekenntniß zurück. Nein, nein, ihre Augen wollten nichts von Liebe wissen — hart und steinern stierten sie ihn an. Ein Schauer überrieselte ihren Körper, nun entzog sie ihm die Hand langsam, langsam. Nun schlug sie beide Hände gegen das Gesicht, regungslos blieb sie, wie in einer Betäubung.

Was ist? Was hat er gethan? Plötzlich, in erschreckender Helle leuchtete die Gewißheit in ihm auf, daß er mit diesem Bekenntniß eine der größten Dummheiten seines Lebens begangen.

(Schluß folgt.)



Teraphim. Gemälde von J. W. Waterhouse.

Nerven, Stimmungen und die Lebenskunst.

Von

H. Ehrlich.

(Nachdruck verboten.)



Es gibt im körperlichen Leben Erscheinungen, die als Vorzeichen gewisser Krankheiten gelten, wie z. B. schneller Wechsel von Hunger und Ueberfättigung, Jucken unter der Nase, Glühen vor dem Auge, Farbenblässe, Seitenstechen, Ziehen in den Füßen.

Die Aerzte wissen oft von jeder einen andern Ursprung anzugeben und ein anderes Uebel zu prophezeien; wenn aber die Erscheinungen nach einiger Zeit sich verlieren und das Uebel nicht eingetreten ist, dann nennen sie den Zustand „nervös“.*) Was das eigentlich ist, wie es kommt und wie es geht; wie der Nervenrhythmus oder die Moleculen die Natur des Menschen bestimmt, darüber werden die Untersuchungen und Streitigkeiten niemals enden. Und wie im körperlichen, so auch im geistigen Leben treten Erscheinungen zu Tage, welche auf moralische Uebel schließen lassen und von der übergroßen Mehrzahl der Menschen in solcher Weise be- und verurtheilt werden; bestätigt sich dann das Urtheil nicht, dann ziehen sich die irrenden Richter hinter das Wort zurück: „Er ist nervös“!

Eine sprachforschende Untersuchung über die Entstehung und allmähliche Anwendung des Wortes ist unseres Wissens noch nicht unternommen worden. Ueber den Ausdruck „Romantisch“ hat Professor Friedländer in Königsberg eine hochinteressante Studie veröffentlicht,**) worin er nachweist, in welchen Schriften das Wort zuerst im modernen Sinne angewendet worden ist. Wäre es nicht ebenso interessant zu wissen, wann die Leute zuerst „nervös“ geworden sind?

So wie nun jede verbreitete Erscheinung im gesellschaftlichen Leben als im Zusammenhang mit dem gesammten geistigen Leben der Zeit stehend zu betrachten, so auch die „Nervosität“. Sie ist nicht zu trennen von der Literatur und den bildenden Künsten und besonders von der Vorliebe für Musik, welche in den letzten dreißig Jahren so starke und immer stärker werdende Verbreitung gefunden hat. Man könnte fast sagen, daß die Gattung Frauen und Männer, die in früheren Zeiten, Ende des verfloffenen und Anfangs dieses Jahrhunderts, als „schöne Seelen“ galten, und oft in der That waren, heute nur nervöse Leute sein würden. Wir wollen das genauer erklären. Ein gewisses ideales Streben ohne Hang zur praktischen Thätigkeit, ein unbefriedigtes Sehnen einerseits und Vergnügen mit dem, was das Gesicht gegeben, konnte in jenen Zeiten noch auf Anerkennung und Theilnahme der Edelsen rechnen. Das beweisen am besten die Briefwechsel der bedeutendsten Männer und Frauen jener Zeit. Ueberall gibt sich Hang zur Schwärmerei kund, die Freude an Gleichstimmung der Seelen, an Gefühlsergüssen. Mag auch hier und da Manches als Hinzugehöriges, als „Anempfundenes“ erscheinen, im Ganzen werden diese Einblicke in die vertrauten geistigen Beziehungen edler Frauen und Männer Jedem, der noch etwas Empfindung gerettet hat, den Eindruck wahren Herzensbedürfnisses erzeugen, und was besonders hervorzuheben ist, sie werden beweisen, daß die religiösen Gefühle in jener Zeit noch Gegenstand der Verehrung waren. Selbst der sie nicht selbst hegte, ehrte sie in dem Andern, der sie theuer hielt.***) Viele dieser edleren Naturen waren von schwächlicher Gesundheit. Wie sie alles Schöne, Gute, Edle tiefer empfanden als Andere, so auch wurden sie von allem Ueblem und Unschönem viel empfindlicher berührt. Solche Empfindlichkeit und Erregbarkeit des Gemüthes kann nicht ohne Rückwirkung auf den Körper bleiben, und die meisten „schönen Seelen“ waren reizbar und schwächlich. Goethe fand sich sogar veranlaßt, in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ die Heldin ihre ganze Denk- und Empfindungsart dahin erklären zu lassen, daß sie in der Jugend eine schwere Krankheit überstanden und während derselben anders denken und empfinden gelernt hatte. Schwächlichkeit und Erregbarkeit fanden damals also Theilnahme, mögen vielleicht hier und da als eine Art von Modetouletten „très bien porté“ gewesen sein. Wie anders heute! Man ist „praktisch“ geworden! Das Schwärmen führt nur zur Mißstimmung und ist überdies ganz unmodern. Es herrscht ein fast absichtliches Nichtkennen aller tieferen Empfindungen, ein Zurücktragen der Unbequemlichkeit um Alles, was nicht zum Tagesvergnügen, zur eleganten Mode gehört, und der Gesprächsston ist selbstverständlich nach der herrschenden Stimmungseinstimmung eingerichtet. Nur sehr wenige Ausnahmen, die auch ganz ohne Einfluß bleiben, sind zu verzeichnen; ebenso ist nicht zu verschweigen, daß die Art, in welcher der Ernst und die Religion in den Regionen vertheidigt wird, welche nach ihrer Richtung Einfluß üben, auch nichts Erreuliches bietet und der Humanität *) eher Schaden als Nutzen bringt.

Wenn nun zwischen diese zwei so starken Gegensätze eine Natur geräth, die mit schnellem Auffassungsvermögen jene duddende Empfindlichkeit und Empfindlichkeit verbindet, welche, anstatt die vorhandenen Verhältnisse zu eigenen Zwecken zu benutzen, sich in Betrachtungen über deren Nichtigkeit ergeht und in Schwärmerei versinkt, so ist die natürliche Folge, daß sich nach und nach eine nervöse gereizte Stimmung ihrer bemächtigt; und wie das Leben und die Tagesforderungen heute gestaltet sind, muß aus der Natur, welche in früheren Zeiten sich zur „schönen Seele“ entwickeln konnte, eine unzufriedene, pessimistische werden, die nirgends Theilnahme findet und in sich und an

sich zu Grunde geht. Denn nicht oft genug betont kann es werden: unsere Zeit ist nur den Empfindungen und Gefühlen günstig, die sich mit Kraft und Ausdauer und Widerstandsfähigkeit ausgerüstet zeigen, sie legt dieser letztgenannten Eigenschaft entschieden mehr Werth bei, als jenen. Wer also weder an dem leichtfertigen, eleganten Sichhinaussetzen über die idealen Grundgefühle Gefallen findet, noch auch sich zu entschließen vermag, in leerem Formgepränge, in augenverdreher, schimpfender Verdammung jedes Andersdenkenden, in Kriecherei vor der Macht und Hochmuth gegen den Niederen wahres Christenthum zu erblicken und laut zu preisen, der mag sich in Acht nehmen, daß er nicht „nervös“ wird und dem schlimmsten Loose anheimfällt, dem sogenannten „Verkanntwerden“.

Denn mit diesem hat es eine eigene Bewandniß; es ist vollständig aus der Mode gekommen und heutzutage muß jeder verständige, richtig fühlende und denkende Mensch, der da glaubt, die Andern hätten ihn verkannt, früher oder später zur Erkenntniß gelangen, daß er selbst der erste Verkannte gewesen ist. Das Gemüth ist ein Kapital, mit dem sehr sparsam, ja geizig umgegangen werden muß; und Derjenige, der den Leuten, die ihm nicht mit Gemüth entgegenkommen, sein Gemüth zeigen will, muß sich's gefallen lassen, daß sie gar nicht wissen, was er will; er verlangt von ihnen, was sie nicht haben, und gibt ihnen, was sie nicht verlangen, er will sie von seinem guten Herzen überzeugen und erhebt ihnen aufrichtig. Und so entstehen Mißverständnisse, gereizte Stimmungen, Zerwürfisse, an denen eigentlich er selbst die meiste Schuld trägt. Wer eine Zeitlang mit der eleganten Gesellschaft umgeht, der muß erkannt haben, daß sie die Gemüthlichkeit liebt, aber vor dem Gemüthe eine große Scheu hegt; die Gemüthlichkeit versteht sich zu akkommodiren, das Gemüth aber ist sehr oft recht ungemüthlich. Wer gesellschaftlich brauchbar sein will, der muß Alles, was zum wahren Gemüthe gehört, sein zu Hause lassen oder nur sehr wenig davon mitnehmen, vor Allem aber niemals eine Klage vernehmen lassen. Man darf mit den gesellschaftlichen Verhältnissen unzufrieden sein, nicht aber die Andern damit behelligen. Wer von den Menschen als Unzufriedener erkannt wird, darf sich nicht wundern, daß sie all' seine anderen guten Eigenschaften verfeimen oder gar nicht kennen wollen.*)

Nun ist die Zeit gerade dazu angethan, feinfühligere Naturen in hohem Grade aufzuregen; sie finden nirgends Befriedigung, sie werden nervös. Und Semandem zu sagen, er dürfe nicht lebhafter empfinden, nicht reizbar sein, hieße gerade so viel, als er solle einen andern Körper haben, also eigentlich überhaupt gar nicht vorhanden sein. Wem die Natur das „elende Gut auf dieser Erde, ein leicht beweglich Herz“**) gegeben, der wird eine ganze Masse Nadelstiche fühlen, welche die Haut eines Andern gar nicht spürte, und es wird ihm mit der geistigen Verdauung gehen, wie mit der des Magens; was Andere leicht verdauen, bringt ihm Unbehagen, und umgekehrt. Die Wissenschaft hat gegen solche Zustände ebensovienig ein Mittel als gegen Hühneraugen. Dubois-Reymond in seiner Rede „Ueber die Uebung“***) weist darauf hin, wie „an Hautstellen, welche häufig Druck, Reibung, Berührung heißer Gegenstände u. ausgesetzt werden, die Oberhaut wuchert“; Handhaben von allerlei Werkzeug und Geräth, Turnen am Reck, das Führen des schweren Hammers bringen Schwielen an den Händen hervor, die zuletzt einen Schutz gegen das im Anfang solcher Beschäftigungen empfundene Gefühl der Reibung bieten; dann sagt er: „An Stelle der Schwielen tritt auch unter dem Druck des Schuhwerks die als Hühnerauge bekannte Form der Oberhautwucherung. Schwielen und Hühneraugen sind histologisch genau erforderlich, doch wissen wir nicht einmal, warum hier die nützliche Schwiele, da der schädliche Leichdorn entsteht, geschweige daß wir eine Theorie dieser Vorgänge beäßen.“ Mit der „nützlichen Schwiele, dem schädlichen Leichdorn“ lassen sich gewisse geistige Stimmungen vergleichen; sie sind von Reibungen entstanden, aber die eine bietet Schutz gegen unangenehme Empfindung, die andere ist schmerzhaft und schädlich. Es wäre auch ein Irrthum, die Hühneraugen ausschließlich dem Tragen engen Schuhwerks zuzuschreiben, dessen Vermeidung also auch jene nicht aufkommen ließe! Gerade die jüdischen Nationen, die elegante Fußbekleidung mehr Aufmerksamkeit widmen als der Norden, leiden viel weniger an Hühneraugen — und auch an nervösen Stimmungen. Es müssen also auch hier Anlagen vormalen, und nun tritt die Frage hervor: Was thun?

Vor Allem: Reizbare Nerven und (damit zusammenhängend) tribe Stimmungen darf man nicht überdenken, man muß sie überwinden. Und zwar nicht auf direktem Wege, d. h. durch den festen Vorsatz *) des Ueberwindens, sondern auf indirektem, durch eine Ableitung der Gedanken auf entfernter liegende Gegenstände, auf Arbeiten, die stärkste Anspannung verlangen, also durch ein Gegengewicht. Bei dem direkten Vorsatze des Ueberwindens einer Verstimmung, der „Nervosität“, geräth man unwillkürlich in die Bräunung der Gründe; all' die kleinen Glendigkeiten des Lebens, die kleinen Begierden menschlicher Handlungen, der Unfinn und die Eitelkeiten des gesellschaftlichen Hinundhertrachtens u. i. m. stellen sich noch greller, als sie sind, vor das innere Auge; und die Ausführung jenes Vorsatzes führt endlich dazu, daß die Stimmung anstatt überwunden nur trüber wird, in Hamletmonologe umschlägt. Wenn dagegen eine recht schwere Arbeit, und sei es auch nur das Studium eines streng wissenschaftlichen Werkes,

unternommen wird, so ist hiemit der einzig richtige Weg zur Ueberwindung eingeschlagen. Allerdings — und das mag sich jeder „Nervöse“ merken! — muß der Geist bei solchem angestrengten Abwenden von einer vorherrschenden Neigung denselben Widerstand in sich überwinden, den auch der schwächliche Körper zu beseitigen hat, wenn er turnen soll. Die Gesundheitslehre des Geistes zeigt viele Ähnlichkeit mit der des Körpers; von den Schwächlichen und Kränklichen, welche nach Italien und anderen südlichen Gegenden gesendet werden,*) um daselbst Stärkung und Heilung zu finden, kehren nur sehr Wenige so gestärkt und geheilt zurück, daß sie den rauen Winter des Nordens und starke Witterungswechsel ohne Beschwerden ertragen können; die Meisten sind vielmehr ebenso empfindlich wie vordem, bei Manchen stellen sich die alten Leiden bald in verstärktem Maße wieder ein. Diejenigen aber, welchen ein wahrhaft günstiges Geschick einen mutigen Arzt gesendet hat, der ihnen rieth, zu Hause eine allmähliche Abhärtungs- und Stärkungskur zu unternehmen, und welche die Ausdauer besaßen, sie durchzuführen, durften sich der herrlichsten Erfolge erfreuen; und man darf wohl annehmen, daß bei den seltenen Ausnahmen, die eine Widerstandskraft nicht mehr entfalteten konnten, ein vorübergehender Aufenthalt im Süden dauernd bessere Resultate auch nicht erzielte! Ebenso wird der Geist, der sich schwächlich, leicht erregbar fühlt, durch die Verpflanzung in mildere Temperatur, durch vorübergehende Verletzung in angenehmere Verhältnisse, durch Umgang mit freundlichen Menschen nicht gekräftigt; wird im Gegentheil jeden Anlaß zur Mißstimmung, jede Verührung mit Unangenehmem, jede wirkliche oder vermeintliche Kränkung um so schmerzlicher fühlen; dagegen in der Kräftigung, in der Stärkung der Widerstandskraft ein sicheres Mittel zum Ertragen des Lebenswitterswechsels finden. Allerdings gehört noch mehr Ausdauer zu dieser geistigen Gymnastik, als zur physischen; wie bei dieser im Anfange die Muskeln schmerzen, bei der Wiederaufnahme der Übungen nach einer Pause dieselben unangenehmen Empfindungen für kurze Zeit sich zeigen, so auch tritt die Erregbarkeit des Gemüthes bei jeder moralischen Anstrengung im Anfange noch stärker auf und wehrt sich gegen jede Ueberwindung; aber die Ausdauer bringt sichere, dauernde Resultate. Nebenbei sei auch bemerkt, daß Turnen und starke, mit Verstand und Berechnung ausgeführte Bewegung sich immer als eine kräftige und beste Unterstützung der geistigen Kur von Mißstimmung und Nervosität bewähren, denn auch sie verlangen einen gewissen Grad von Thätigkeit des Gehirns. Der berühmte Gelehrte, Professor Wundt in Leipzig, sagt über „die Gemüths-bewegung“ folgende treffliche, von Allen, die leicht erregbaren Gemüthes, vielfachen Wechsel der Stimmung erleben, wohl zu beherzigende Worte: „Begehren und Widerstreben bilden die Grundlagen aller Willenshandlungen. Die geistige Entwicklung des Menschen macht in dieser Beziehung keinen Unterschied. Sie hebt nicht die Triebe auf oder lehrt sie unterdrücken, sondern sie erweckt nur neue und höhere Formen des Begehrens, welche über die in dem Thiere und an Naturmenschen wirklichen Triebe immer mehr die Herrschaft erlangen. Nicht in der Freiheit von Trieben oder in ihrer Bezwingung besteht also die Ergründung der Kultur, sondern in einer Vielseitigkeit derselben“ u. i. m. Eine Durchdringung dieses Satzes und Anwendung auf die von uns angeführten Zustände des Geistes in seinen Beziehungen zur Außenwelt führt zu dem Grundsatze, den wir ausgesprochen: daß in der Vermännlichung der Richtungen der Geistes-thätigkeit das einzige Mittel gegen eine einseitige zu suchen sei, wie sie bei der Nervosität und dem damit verbundenen Stimmungswechsel vorherrscht. Wir wiederholen auch zugleich, daß oft eine sehr starke Ausdauer und Geduld dazu gehört und daß der Geist manchmal noch erschläffter erscheinen mag, als der Körper.

So lange Menschen auf der Erde leben, werden sie von Leidenschaften bewegt, bestimmt, beherrscht; die Lebenskunst wird auch nicht daran denken, die Leidenschaft beseitigen zu wollen, wohl aber die geistige Gesundheit zu stärken und die Gesetze der Kräftigung und Erhaltung zu immer weiterer Erkenntniß zu bringen. Gerade die Jetztzeit ist solchem Streben günstig; wenn zu Ende des verfloffenen und Anfangs dieses Jahrhunderts die Gesellschaft den weichen Empfindungen der Gefühlseligkeit, der Empfindsamkeit freundlich geneigt sich zeigte, so huldigt sie jetzt mehr der Kraftäußerung, selbst der brutalen; Starkes, Rücksichtsloses, Gewaltthames zwingt ihr Bewunderung ab, sie betrachtet es als eine Gewähr des Charakters und wendet sich mißtrauisch ab von jeder Gefühlsäußerung, die sie höchstens noch im Luche erträgt. Also muß der Mann, der Gefühle hegt und sie nicht ausgeben will und kann, lernen sie zu regeln und auch gegen die Außenwelt zu schützen.

*) In früheren Zeiten wurden Brust- oder Lungenleidende in den dumpfig-warmen Kustall gesendet, jetzt auf die luftig-kalten Höhen von Sankt Moritz; immer Experimente! — Geh's mit den geistigen Kuren nicht fast ebenso?

Im Zigeunerlager.

(Siehe das Bild S. 592.)



Unter der Hede im Schatten der braunblättrigen Kastanien bei Castelfraco ist es seit einigen Tagen wieder lebendig. Unter den ausgepumpten Fellen von großer Sackleinwand krabbelt und krabbelt es von brauner, schwarz-äugiger Brut, ein Schreien und Quieken, ein Knurren und Flüstern, dazwischen das heisere Fellen eines Hundes und während der Nacht das melancholische Geklimper einer Gitarre und die abgebrochenen Klänge eines Liedes wie das Schluchzen einer Nachtigall und das Gurren einer wilden Taube. Das sind die Zigeuner, die hier in der Nähe des Schlosses jeden Sommer für ein paar Wochen ihr Nest bauen. Die ganze Familie ist wieder da, auch die alte „Givetta“, die Zigeunermutter, deren rothe Augenlein fagenartig im Dunkeln leuchten und über deren bronzefarbenes Raubvogelgesicht die silbernen Haarsträhne wirt herabhängen. Wie seit Jahren sitzt sie, die glühende Tonpfeife im zahnlosen

*) Der Verfasser spricht aus Erfahrung!

**) Ueber die Entstehung und Entwicklung des Gefühls für das Romantische in der Natur.

***) Die Jean Paul'schen Romane sind ebenfalls Abbilder jener Zeit der „schönen Seelen“. Sie sind in der Form heute ungenießbar. Aber der Lord Viktor und Flamin in „Hesperus“ wiegen einige Duzend unserer berühmtesten modernen Romanhelden auf.

†) Wir wählen das Wort absichtlich, weil es mit keiner politischen Partei zusammenhängt. Wer seinem Mitmenschen wohl will, kann es bethätigen, gleichviel, auf welcher Seite er sitzt. Daß die Menschenfreundlichkeit die wahre Freiheit auch im praktischen Leben befördert, ist unfeugbar, aber im Kampfe der Parteien ist sie nur zu oft mehr Lösungswort als That!

*) Ohne Umschweife

Begriffe,

Was dich mit der Welt entweilt,

Nicht will sie Gemüth, will Höflichkeit. (Goethe.)

**) So nennt es Goethe in seiner Ode an Beatrik.

***) Ueber die Uebung: Rede, gehalten zur Feier des Stiftungstages der militärärztlichen Bildungsanstalt 21. August 1881. Berlin, Hirschwald.

†) Ein alter, dem Dr. Johnson zugeschriebener Spruch sagt: „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.“ Uns erscheint er ebensovienig richtig, als etwa der: „Der Weg zum Himmel ist mit schlechten Vorsätzen gepflastert.“ Ein wahrhaft fester, ausdauernder Vorsatz wird nach langen Kämpfen auch zum Ziele führen. Was wir oben andeuten, ist ein Wegweiser des rechten Pfades, den der Unersahrene, das Rechte Wollende erst nach vielem mühseligen Suchen findet.

Munde, vor dem brummenden Kessel und schlägt beim flackernden Schein des Kienfeuers die Karten. Was die alte Sibylle, die eine große Menschenkennerin ist und recht gut weiß, was junge, hübsche, verliebte Menschenkinder am liebsten hören, den beiden Fragestellerinnen, der Schloßherrin und ihrer Schwester, aus den Karten und den zarten Händchen herausprophetisch, ist nicht schwer zu errathen. Der Mensch glaubt das am liebsten, was er am meisten wünscht, denkt die schlaue Philosophin und malt den beiden schönen Edeldamen die Zukunft in den rosigten Farben von Glück und Liebe. Die Tochter der Alten, die junge Mutter mit dem Säugling an der Brust, lächelt bei den Fanfaronaden der geschwägigen Prophetin bitter vor sich hin und murmelt Verwünschungen, als wolle sie den Segen in Fluch verwandeln. Auch sie hat einst an eine Zukunft von Glück und Liebe geglaubt, als der schöne Gebieter von Castelfriccolo ihr schmeichelnde Liebesworte zuküßte, ihre granatrothen Lippen küßte und den Brand der Leidenschaft in ihrem jungen Herzen entfachte! Hat das Leben Wort gehalten? Der Traum ist zerronnen, und nur in mond- hellen Nächten, wenn der braune „Beppo“ auf der Gitarre kimpert und die Silhouette von Castelfriccolo sich geisterhaft vom Himmel abhebt, wird das alte Weh lebendig und jenes weltfremde Zigeunerlied erklingt — jenes Lied wie das Schluchzen einer Nachtigall und das Gurren einer wilden Taube.

Die Teraphim.

(Siehe die Bilder S. 596 u. 597.)

Der Sinn für das Geheimnißvolle, Ueberfönnliche, der sich von den ältesten Zeiten bis in die jüngsten Tage als Spiritismus vererbte, hat besonders im Orakel seine prägnanten Ausdrücke gefunden. Alle Völker des Orients hatten ihr Orakel, das sich meist an eine bestimmte Kultusstätte knüpfte und von einer ansehnlichen, erblichen Priesterschaft kultiviert wurde. Eines der eigenthümlichsten war das des bilderdienenden Syrien, die Teraphim. Die Priester schlachteten einen Mann, der ein Erstgeborener sein mußte, hieben ihm den Kopf ab, salzten diesen ein und legten ihn in Del und Gewürze. Darauf schrieben sie den Namen eines unreinen Geistes und göttliche Aussprüche auf ein goldenes Plättchen, das sie der Zunge jenes Kopfes unterlegten, worauf sie diesen an der Wand befestigten, Lampen vor demselben anzündeten und die das Orakel Befragenden sich auf die Kniee warfen. Durch den Anblick dieser wunderlichen Probeur geriethen sie in solche Erregung, daß sie gläubig den Aussprüchen des Kopfes, d. h. der Priester, lauschten und wirklich als Orakel nahmen, was diese ihnen prophezeiten. Eine solche Orakelszene haben wir in dem großartig komponierten, die Stimmung der das Orakel Befragenden in den verschiedensten Abstufungen der Erregung wiedergebenden Bilde des englischen Malers Waterhouse vor uns.

Vom Kaiserreich bis zur Kommune.

Erinnerungen aus den Jahren 1870/71.

(Nach dem Tagebuch des Grafen Hérifson.)

Von

Deskr v. Geyern.

(Nachdruck verboten.)

Unter dem einfachen Titel: „Journal eines Ordonnanzoffiziers“, hat der Graf v. Hérifson einen Band Erinnerungsblätter aus der ewig denkwürdigen Zeit des großen deutsch-französischen Krieges veröffentlicht, welcher der europäischen Welt eine neue Gestaltung gab. So viel auch bereits über jene Zeit an Geschichtswerken und Memoiren geschrieben worden ist, so bringt das Journal des Grafen Hérifson doch eine so reiche Fülle des Neuen, bisher Unbekannten und fügt auch dem Unbekannten so viel eigenthümliche und charakteristische Züge hinzu, daß jene bewegte und entscheidungsreiche Zeit vielfach in ganz neuen Färbungen erscheint und man über den inneren Zusammenhang der Ereignisse und die für dieselben maßgebenden Persönlichkeiten ganz neue Anschauungen gewinnt.

Aus den Aufzeichnungen des Grafen Hérifson weht der Geist der Wahrheit. Er sagt es selbst in der Einleitung, daß er nicht Geschichtsschreiber, sondern nur einfacher Erzähler sein wolle, der das mittheilt, was er gesehen und erlebt. Und darauf beschränkt er sich denn auch in der That; er erzählt eben nur ganz ausschließlich das, was er persönlich gehört, gesehen und gethan hat, und seine Erzählungen zeichnen sich so wohl durch natürliche Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit, als ganz besonders auch durch eine Objektivität aus, die man bei französischen Darstellungen aus jener Zeit meist gänzlich vermisst. Graf Hérifson ist Franzose von ganzem Herzen, er empfindet, was ja so vollkommen natürlich und hoch ehrenwerth ist, die Niederlage seines Vaterlandes mit tiefem Schmerz, aber er ist weit entfernt von persönlichem Haß gegen Deutschland und die Deutschen; er würdigt vollkommen die deutschen Staatsmänner und Feldherren und verfällt niemals in die Verirrung, zu welcher die verlegte Eitelkeit die alte französische Nation geführt hat, nämlich die Schuld der Niederlagen in dem Verrath zu suchen, um die Ueberlegenheit des Gegners nicht eingestehen zu müssen.

Der Graf v. Hérifson war allerdings mehr als die meisten Franzosen geeignet, die so wichtigen Zeitverhältnisse unparteiisch zu beurtheilen, denn er war in Deutschland erzogen, kannte die deutsche Sprache, das deutsche Volk und namentlich auch die deutschen Armeeeinrichtungen vollkommen genau, und durchdrang ebenso mit scharfem Blick die Fehler der französischen Institution wie die Schwächen der militärischen und politischen Leiter der französischen Nation.

Seine politische Ansicht ist aus seinen Aufzeichnungen kaum erkennbar, wie er denn überhaupt mit seiner persönlichen

Meinung vorsichtig und bescheiden zurückhält. Er steht eben auf dem Standpunkt der meisten Franzosen und ganz besonders auch der meisten französischen Offiziere, daß nämlich die Pflicht und die Hingebung des Patrioten und des Soldaten nur dem Vaterland als solchem gehört. Er war dem Kaiser ergeben, als dem von Frankreich angenommenen Souverän, und bewies diese Ergebenheit muthig und furchtlos, aber er zögerte auch keinen Augenblick, in der Zeit der Gefahr des Vaterlandes der Regierung zu dienen, welche das Kaiserreich ohne jede rechtsgültige Form stürzte und sich ebenso ohne alle Rechtsgrundlage an dessen Stelle gesetzt hatte.

Diese Anschauung ist der Neuzeit und namentlich für einen deutschen Offizier kaum verständlich, doch kann man ihre Berechtigung nach dem Entwicklungsgang der französischen Geschichte der letzten Jahrhunderte nicht vollkommen ableugnen, wenn auch freilich dadurch jeder Regierung in Frankreich der Boden der Stabilität und Sicherheit entzogen wird.

Im Juli 1870, als der Krieg begann, befand sich der Graf Hérifson in Washington, von der Regierung mit einer handelspolitischen Mission betraut. Er wurde dort Zeuge des tragischen Selbstmords des eben zum französischen Gesandten ernannten Herrn Prévost-Paradol, der, ein früherer scharfer Gegner des Bonapartismus, sich mit dem Kaiserreich allirt hatte oder, wie seine früheren Freunde und nunmehrigen erbitterten Gegner sagen, hatte erkaufen lassen. Nach des Grafen Hérifson Darstellung sah Prévost-Paradol den unglücklichen Ausgang des Krieges und den darauffolgenden Sturz des Kaiserreichs klar voraus und nahm sich in der Verzweiflung darüber, daß er nun das Opfer seiner politischen Ueberzeugung vergeblich gebracht habe, das Leben in der bekannten tragischen Weise.

Als der Graf v. Hérifson nach Frankreich kam, waren die ersten schweren Schläge schon gefallen und eine günstige Wendung des Krieges kaum noch möglich. Interessant ist es, wie er mit bitterem Unmuth erzählt, daß er in Nordamerika und in England eine rückstichtslos kundgegebene Sympathie für Deutschland gefunden habe. Man folgte in England in jenem Augenblick nur dem alten Gefühl der nationalen Rivalität gegen Frankreich und hoffte, durch dessen Demüthigung die eigene Macht verstärkt zu sehen. Später freilich wendete sich das Blatt und nur die so über alle Erwartung hinausgehenden Siege Deutschlands hatten sich keiner Theilnahme mehr in England zu erfreuen. Anders war es in Irland, das der Graf Hérifson auf seiner Reise nach Frankreich berührte. Er erzählt, daß er dort überall von der Bevölkerung, sobald man ihn als Franzosen erkannte, umringt, mit Fragen bestürmt und mit guten Wünschen für den endlichen Sieg der französischen Sache überhäuft worden sei.

„Sagen Sie Ihrem Kaiser“, rief man ihm zu, „daß wir nach seinem ersten entscheidenden Sieg uns erheben und das englische Joch abschütteln werden.“

Vielleicht hätte in der That ein Sieg Frankreichs, der den Kontinent der französischen Suprematie unterworfen haben würde, auch nach jener Richtung hin wunderbare und jetzt kaum geahnte Folgen gehabt.

Der Graf v. Palikao war bereits Minister, als der Graf Hérifson in Paris ankam; er hatte unter diesem General die Expedition nach China mitgemacht und war dort dessen Ordonnanzoffizier gewesen. Auch über jene chinesische Expedition finden sich beiläufig einzelne sehr interessante anekdotische Züge eingeschaltet, wie zum Beispiel das Verhalten des englischen Gesandten bei dem Vertrag von Tien-Tsin, den die Engländer und Franzosen gemeinschaftlich und gleichlautend mit den Chinesen abschlossen. Die beiden Verträge waren in englischen und französischen Text unterzeichnet und es sollte jeder Text eine wörtliche Uebersetzung des andern sein, so daß beiden Nationen die gleichen Rechte zustanden. Als in Palikao der General Montauban den Sommerpalast des Kaisers eroberte, fand er in den Archiven dieses Palastes auch jene Verträge und gab sie zur Aufbewahrung dem Grafen Hérifson. Dieser, welcher die englische Sprache ebenso wie die deutsche vollständig beherrschte, las durch Zufall in einer müßigen Stunde den englischen Vertrag und fand ihn wesentlich ganz anders als die Verabredung gewesen war. Er verglich das englische Dokument mit dem französischen und sah, daß dasselbe durchaus keine richtige Uebersetzung war, sondern daß der englische Gesandte sich in dem Vertrauen, daß die Franzosen den Text seines Vertrags nicht kontrolliren würden, ganz besondere Vorzüge und Vortheile für England stipulirt hatte.

Graf Hérifson macht zu dieser charakteristischen Anekdote keine weitere Bemerkung, da er eben nur Erzähler und nicht Geschichtsschreiber sein will; aber der Vorgang erinnert an manche Züge der englischen Diplomatie, wie sie gerade in den letzten Verwicklungen auch in einer für Deutschland recht wenig erfreulichen Weise zu Tage getreten sind.

Graf Hérifson gehörte zu der französischen Mobilgarde, er erhielt von dem Kriegsminister eine Ordre an den kommandirenden General, daß ihm das Kommando einer der in der Formation befindlichen Kompagnien übertragen werden solle, und mit dieser Ordre reiste er nach dem Lager von Châlons ab, wo die Mobilgarde konzentriert wurde.

Die Unordnung in allen Verhältnissen, namentlich auch in den der Ordnung und Präzision gerade in gefährlichen Zeiten so sehr bedürftigen militärischen Einrichtungen, muß nach des Grafen Hérifson Schilderungen eine ganz außerordentliche gewesen sein; er brauchte, um von Paris nach Châlons zu kommen, obgleich er Offizier war und eine Ordre des Kriegsministers in der Hand hatte, dreißig Stunden, während man diese Fahrt in vierthalb Stunden macht, und die Beschreibung, welche er von dem Stand der Truppen in dem Lager macht, das sonst der ganzen französischen Armee zum Muster diente, übertrifft noch weit Alles, was man in jener Zeit über die Zerrüttung gelesen hat. Der Kaiser war inzwischen in Châlons angekommen. Das Lager war erfüllt mit wüsten Haufen, jede Disziplin war aufgelöst, die Offiziere wagten nicht mehr zu befehlen, weil sie im Voraus gewiß waren, daß ihnen nicht gehorcht werden würde. Wenn die Bataillone der Mobilgarde vor dem Pavillon Napoleon's III. vorüberzogen, wo sonst die Garde den von seinen Marschällen und den Vertretern aller europäischen Souveräne umgebenen Kaiser mit enthusiastischen

Zurufen begrüßte, so erhob jedesmal unmittelbar vor den Fenstern des Kaisers der erste Flügelmann mit jenem eigenthümlich seinen schrillen Ton der Pariser Gamin seine Stimme zu dem Rufe: „Vive l'empereur!“ und wie auf Kommando rief sogleich das ganze Bataillon brüllend jenes nicht salonfähige Wort, welches Cabroune in der Schlacht von Waterloo auf die Aufforderung, sich zu ergeben, in Wirklichkeit erwiederte, während die Legende ihm das weit ästhetischere, berühmte gewordene, aber historisch unrichtige Wort zuschreibt: „Die alte Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht!“

Keiner der Offiziere wagte etwas dagegen zu sagen, um noch größeren Skandal zu vermeiden. Es war gerade der fünfzehnte August, als der Graf Hérifson in Châlons ankam und zum ersten Mal dieses Schauspiel militärischer Entwürdigung sah, welches in dem Augenblick der allgemeinen Noth des Vaterlands doppelt niederdrückend auf ihn wirkte — derselbe fünfzehnte August, an welchem sonst die Truppen in glänzender Parade standen, die Kanonen donnerten und ein Regen von Dekorationen und Beförderungen sich über die Armee ergoß, welche mit dem napoleonischen Namen für alle Zeit unauf löslich verbunden zu sein schien. Der Kaiser ließ sich nicht sehen, dessenungeachtet wurde in Paris die folgende Depesche aus dem Lager von Châlons veröffentlicht:

„Der Kaiser hat gestern mehrere Armeekorps zu Pferde besichtigt; überall wurde er von den Truppen umringt, welche begeistert verlangten, vorwärts geführt zu werden.“

Auch in dem Pavillon des Kaisers selbst mußten die Bande der Ordnung schon ziemlich gelöst gewesen sein, denn der Graf Hérifson erzählt, daß er, da die Lebensmittel in dem Lager nur sehr spärlich waren, von Hunger erschöpft gewesen sei und einem Lakaien für einen Louis'd'or das Frühstück des Kaisers, das dieser noch nicht berührt hatte, abgekauft habe.

Er wurde nun in Folge der Empfehlung des Kriegsministers zum Ordonnanzoffizier des Generals Trochu ernannt, welcher das zwölfte Armeekorps kommandirte; bald aber wurde der General Trochu zum Gouverneur von Paris und Oberkommandirenden aller zur Vertheidigung der Hauptstadt bestimmten Truppen ernannt. Der General Trochu zog die Mobilgarde nach Paris zurück und der Graf Hérifson erhielt den Auftrag, nach Reims zu gehen und die dortigen Mobilien nach Paris zu führen. Schon hier machte der neuernannte Ordonnanzoffizier von seinem streng militärischen Standpunkt aus auf den ersten der großen Fehler aufmerksam, welchen gerade Trochu, dem eine so schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe zufiel, durch seine ungehörigen und unüberlegten Phrasen beging. Er erließ eine Proklamation, in welcher er den Mobilien jagte:

„Ihr habt das Recht, eure heimatlichen Herde zu vertheidigen.“

Graf Hérifson sowohl als viele andere Offiziere waren über dieß Wort erschrocken und sagten:

„Eine Truppe, die bereits die Grenzen der Disziplin weit überschritten hat und sich in einem Stadium der Auflösung befindet, muß man von ihren Pflichten, aber nicht von ihren Rechten sprechen, — ein kommandirender General muß befehlen, aber nicht Erklärungen geben, — der Soldat hat kein Recht, an einem Ort zu sein, statt an einem andern, er hat nur die Pflicht, dahin zu gehen, wohin er geschickt wird.“

Sehr treffend bemerkt der Graf Hérifson über all' diese Zustände:

„Um zu wissen, ob eine Truppe gut ist, hat man noch nicht nöthig, sie im Kampfe auf die Probe zu stellen — es gibt gewisse äußere Zeichen, einzelne kleine Details, welche niemals täuschen. Wenn man Soldaten sieht, die selbst unter schwierigen Verhältnissen für die korrekte Reinlichkeit ihrer Uniformen sorgen, welche ihre Waffen glänzend erhalten, welche respektvoll ihre Offiziere grüßen, so darf man sicher sein, daß man sich dreist an ihre Spitze setzen kann, um sie den schwierigsten Kämpfen entgegen zu führen — es sind dann gute Soldaten. Die Reinlichkeit und der Respekt sind die untrüglichen Zeichen der militärischen Gesundheit, allein diese Gesundheit entwickelt sich nicht augenblicklich, sie ist die Folge einer sorgfältigen militärischen Erziehung.“

„Diese Erziehung fehlte den Mobilien, man hätte Alles aufbieten müssen, sie ihnen zu geben, statt dessen bot ihnen der General Trochu eine Phrase, welche ihnen, die noch keine Pflicht kannten, ein Recht gab, und es war natürlich, daß sie nun, trotz aller persönlichen Tapferkeit, die sie beweisen mochten, militärisch völlig untauglich wurden.“

Ueber diese in der damaligen Zeit und auch bis heute noch unverstänlich gebliebene Ernennung des Generals Trochu zum Gouverneur von Paris und die Rücksendung der Mobilien nach der Hauptstadt, welche doch gerade vor dem Feind besser hätten zur Disziplin gebracht werden können, gibt der Graf Hérifson eine sehr interessante und auch wohl durchaus glaubwürdige Aufklärung.

Der Kaiser, welcher im Lager von Châlons krank und körperlich ganz unfähig, den Feldzug weiter auszuhalten, ankam und auch nach den großen Mißerfolgen das Kommando nicht mehr führen mochte, das er besser niemals hätte übernehmen sollen, erkannte mit seinem politischen Scharfblick klar, daß es für ihn und die Zukunft seiner Dynastie nothwendig sei, sogleich nach Paris zurückzukehren, dort die Ordnung zu befestigen, den Widerstandskraften des Landes einen Mittelpunkt zu bieten und vor allen Dingen den Thron festzubalten. Es ist auch durchaus wahrscheinlich, daß Napoleon, wenn er nach Paris zurückgegangen wäre, das Kaiserreich würde haben erhalten können, denn damals erhob sich noch keine Stimme gegen dasselbe, Sedan wäre vermieden worden, zu einem einigermaßen annehmbaren Frieden hätte Preußen die Hand geboten und der Kaiser hätte in der gemeinsamen Gefahr bei den leicht empfänglichen Pariser seine Popularität wieder herstellen können. Das Alles überlegte er und war zur schleunigen Rückkehr nach Paris entschlossen.

Um aber militärische Kräfte in Paris zu seiner Verfügung zu haben, beschloß er, den General Trochu nach Paris zu schicken und demselben die Mobilgarde zur Verfügung zu stellen. Auch dieß war nach den früheren Vorgängen eine gewiß nicht ganz unrichtige Berechnung.

(Schluß folgt.)

Neustadt an der Hardt.

(Siehe das Bild S. 503.)

Est regionis magna amoenitas, et
genus hominum placidum, amans
justitiae et beneficentiae.

(Melancthon.)

Was vor länger als dreihundert Jahren Melancthon von der Anmuth des Pfälzerlandes und von seiner Bewohner ansprechender Art und Weise gesagt, das ist im Laufe der Jahrhunderte nicht zur Lüge geworden. Noch grünen dieselben Berge, und wo die fleißige Hand ein Stück Wald entfernt, da lacht Nebelgelande oder goldenes Mehrenfeld. Die Dörfer und Städte sind größer, reicher und schöner geworden, und über alles das hin zieht noch dieselbe Sonne lebenspendend ihre Bahn, aufsteigend über den Tannenbergen des Schwarzwaldes und im Scheiden vergoldend die zahlreichen, schöngeformten Kuppen des Hardtgebirges, und wie ein guter Mensch zurücklassend die Spuren des Segnens und Wohlthuns.

Mitten drin in der Anmuth und Schönheit des Pfälzerlandes, so recht ihr Echo find, liegt Neustadt, oder „die Neustadt“, wie der Pfälzer sagt. Wo nach langem, vielgewundenem Laufe der Speierbach aus dem engen, ihn begleitenden Wiesenthale heraustritt, da treten zwei schön geformte, stattliche Berge, der Rollen und der Kapellenberg, galant zur Seite, um dem Waldkind — in der Pfalz ist Bach generis feminini — der Speierbach, den Austritt in die weite Rheinebene frei zu lassen. Von dieser freundlichen Höflichkeit hat Neustadt Gewinn gezogen und auf dem freigewordenen Raume Platz genommen. Wie es dort im Schutze der starken Berge ruht, geschmückt mit allen landschaftlichen Reizen, auf dem Haupte den frisch grünen Nebentanz, in den sich prächtige Willen gleich leuchtenden Blüten einflechten, bietet Neustadt ein echtes deutsches Städtebild. Die Züge des Bildes, von verschiedenen Jahrhunderten aufgeprägt, gestalten sich zu einem harmonischen Ganzen, das ebenso auf den ersten Blick erfreut und labt, als es längerem Verweilen dabei Befriedigung und Gewinn gewährt. Und wie weit auseinander scheinbar das Streben und Arbeiten der Neustädter in den verschiedenen Jahrhunderten war, es bleiben doch dieselben Grundzüge immer wieder erkennbar. Neben der großen, ehrwürdigen Stiftskirche mit ihren zwei kräftigen, energisch aufstrebenden Thürmen aus dem zehnten oder elften Jahrhundert, zur Stiftskirche erhoben im vierzehnten Jahrhundert, haben die letzten Jahrzehnte die katholische Kirche im neugothischen Style erbaut. Das Casimirianum, einst die Stätte einer Hochschule der Kurpfalz, diente, nachdem die bedeutendsten Professoren nach Heidelberg berufen waren, der Lateinschule als Heimat und erwartet jetzt, nachdem Neustadt vor Jahren ein Gymnasium gegründet hat — das einzige im Königreich Bayern, das allein durch städtische Mittel erhalten wird — seine Ablösung durch einen Neubau. Der Plan hiezu, von dem städtischen Baumeister ausgearbeitet, läßt erwarten, daß er, das Schöne mit dem Nützlichen verbindend, ein neues Zeichen des geistigen Strebens der Bewohner Neustadts werde.

Doch nicht der Vergleich zwischen Einst und Jetzt, nicht ein Eingehen in die gleichen Grundzüge des geistigen Strebens dieser Stadt soll der Zweck dieser Zeilen sein; zu einem Besuch in dem Neustadt von heute wollen wir die Leser einladen. Woher wir kommen, von Nord oder Süd, von Ost oder West, in einen Bahnhof münden alle die Züge, und es gilt, da es gerade Sonntag Nachmittag ist, zuerst durch eine wogende Menschenmenge sich hindurchzudrängen. Es sind Besucher von nah und fern; Landleute, die mit der Sonntagsruhe und dem Sonntagsvergnügen zugleich den Zweck verbinden, einzukaufen, was das heimliche Dorf nicht bietet. Die strömen durch die enge Hauptstraße, in der Schaufenster an Schaufenster sich findet, drin Jeder haben kann, was des Lebens Nothdurft oder der Augen Lust verlangt. Dort zieht ein Verein mit Musik und Fahne, „Mannemer Luft“; sein Ziel ist das Hambacher Schloß oder die Mayburg. Es ist nicht die Erinnerung an jenen Tag des Jahres 1832, als dort das junge Streben

Altdeutschlands nach Einheit und Macht die schwarz-roth-goldene Fahne entfaltete, welches Männlein und Weiblein heute dorthin zieht, es ist die frische Luft, der lichte Sonnenschein, der Duft der blühenden Kastanien, es ist der wundervolle Blick von jener Höhe, hinaus in das weite Rheinthale, daß sie sich erfreuen, daran sie sich erholen wollen. Eine Gesellschaft junger Leute, die dafür halten, Bergsteigen sei Arbeit und die Arbeit gehöre in die Woche, die Sonne aber scheine nicht nur auf den höchsten Höhen der Berge, und alle Idealität müsse auf gesunder Realität fußen, gehen gemächlich durch die neue Friedrichstraße zu dem eine Viertelstunde entfernten Dorfe Hardt; dort wissen sie einen Garten und in dem Garten einen Tisch, an dem sich gut trinkt und auf den der Wirth „füßigen“ Hardtwein stellt. Wo werden die hingehen, die dort Arm in Arm, froh über das ungestörte Beisammensein, von der Menge sich scheiden? Wir wollen sie nicht stören. Aber wir können verrathen, daß sie am Abend im Eisenbahnwagen nicht genug rühmen können, wie leicht und bequem die vom Verschönerungsverein Neustadt angelegten Wege auf die steilen Höhen

ort Neustadts. Wir kehren auf kurze Zeit, nachdem wir Alles betrachtet, in der Wirthschaft, die am Ende des Schönthals liegt, ein, als Belohnung für unsere Mühe und für unsere Enthaltensamkeit, daß wir nicht schon bei der am Eingange des Thales wintenden Restauration Halt gemacht haben. Bald sind wir im Gespräch mit einem Neustädter — gesprächig sind sie Alle, und was sie uns sagen, wird laut und deutlich gesagt — und er erzählt uns, daß alle diese Anlagen der Verschönerungsverein gemacht habe, ebenso wie die schönen Wege auf all' den Bergen zu all' den vielen sehenswerthen Punkten. Auf unsere Frage, ob denn der Verschönerungsverein solche Theilnahme in Neustadt finde und solche Geber, werden wir belehrt, daß derselbe in Herrn Kommerzienrath Hegel ein Mitglied besitze, welches immer offene Hand und offene Börse habe, wo es gelte, für Neustadt etwas Schönes und Gutes zu stiften. „Er kann's aber auch; sonst hätte er nicht schon so und so viel tausend Mark für Wege und Anlagen gegeben. Wenn Sie hineingehen in die Stadt, dann gehen Sie über den Hegelplatz, der vor ein paar Jahren

noch Wüstenei war und der jetzt als Parkanlage mit Springbrunnen prangt, und sehen Sie dort die Kleinkinderschule und das Waisenhaus, und die Brunnen auf dem Markt und den Gabelmann (Neptun) auf dem Strohmart; das ist Alles von dem Mann, und der baut erst noch ein Spital, das eine Musteranstalt in seiner Art werden soll. Ja, wir Neustädter! — da können Sie weit gehen, bis Sie so Jemand treffen.“ So hätten wir also, ruhig sitzend, einen Spaziergang durch jung Neustadt gemacht. Wollen wir nun im Saalbau, den wir beim Ausgang aus dem Bahnhofe stauend anfahren, einsehen, um zu proben, was denn das Hardtgebirg an Weinen biete, so ist's Zeit zum Aufbruch. Wir gehen den Weg, den uns der Neustädter gewiesen, wir schauen, was der Gemeinfinn eines Neustädter Bürgers geschaffen, und verstehen den Stolz unseres Erzählers. Auf dem Hauptmarkt, gegenüber der Stiftskirche, fällt unser Blick auf ein Haus, wohl eines der ältesten Neustadts, wenn auch jetzt in neuem Gewande prangend; auch eine Spezialität Neustadts.

„Im Giebelhaus, das Jeder kennt, hielt stets er hinterm Gitter In ausermähltem Sortiment Des deutschen Geistes Ritter, Dieweil der Geist nicht lebt allein Im goldenen Bücherstiller, Verendet in alle Welt den Wein Der Rheinpfalz Eduard Witter.“

So schildert Scheffel die doppelgeistige Thätigkeit, die diesem Hause entspringt. Eduard Witter hat nicht bloß eine Anzahl Werke über die Rheinpfalz, darunter: „A. Becker, Pfalz und Pfälzer“, in seinem Verlage erscheinen lassen, sondern wir werden auch im Saalbau noch auf mancher Flasche seine Firma finden, die uns zeigt, daß wer mit den Gelehrten richtig verkehrt, nicht selbst verkehrt werden muß. Um uns von der Wahrheit dieses Satzes und der Güte der Hardtweine zu überzeugen, wollen wir mit dieser literarisch-önologischen Untersuchung unsern Rundgang beschließen. Der Saalbau ist selbst ein Denkmal, das strebamer Bürgerfinn gesetzt. Durch eine Aktiengesellschaft hergestellt, der Kunst und der Geselligkeit geweiht, bietet er einen Mittelpunkt für die ganze Pfalz. Künstler, Gelehrte lassen sich darin hören, Vereine tagen darin und in seiner Größe hat er Veranlassung gegeben zu dem Scherzworte: „Neustadt am Saalbau“.

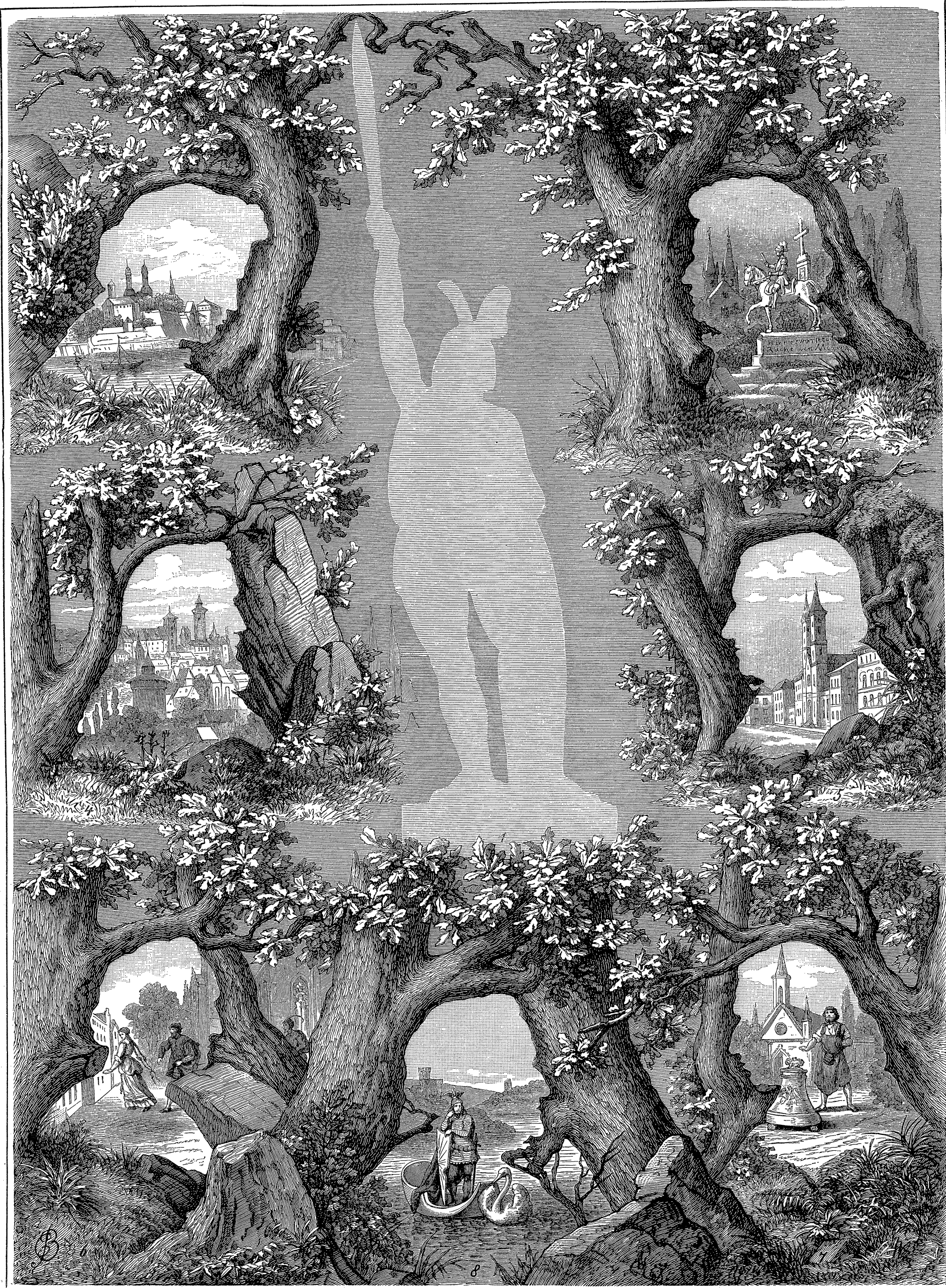
Und was gibt's nun dort für Weine! Auch hier ist ein Schönthale. Neben der geistigen Produkthandlung von Witter, die als Stimmgabel für ordentliche Weinbedienungen „Pfälzer Stimmung“ gelten kann, prangen die besten Namen der pfälzischen Weinhandlungen: Maucher, Ruby u. s. w., in diesem Musterweinhaus für Deutschland.

Es ist nicht noth, in die Weite zu schweifen, sich' das Gute liegt so nah. Wer Naturfröhenheit, frische Luft, frohen Sinn genießt, wer in Erinnerung alter Zeiten und im Frohgenuß des Wortes: „Es ist eine Lust zu leben“, schwelgen will, kann im Vaterland bleiben und einer der schönsten Plätze, die ihm das Alles bieten, ist Neustadt an der Hardt. F. Butters.



Lustige Leut'. Nach einem Gemälde von Hugo Kauffmann.

hinaufführen, viel bequemer als der Weg zum Glück; wie schön es auf der Wolfsburg, die zwar nicht viel mehr als ein Trümmerhaufen, doch herrliche Plätze bietet, von denen aus sich das ganze Leben anders anschaut. Aber wo soll uns unser Weg hinführen? Dort liegt das Hardter Schloß, Burg Winzingen, einst wie die Wolfsburg der Sitz eines kurpfälzischen Vogtes, berufen der Neustadt Schutz zu gewähren, jetzt im Besitze eines Herrn Dr. Klemm von Ludwigshafen, der eine Villa im Renaissancestyl daneben erbaut und die von seinem Vorgänger im Besitze begonnen Anlagen erweitert und verschönt hat. Der Besuch würde lohnen, zumal leicht damit zu verbinden wäre ein Gang durch die früher Wolf'schen, jetzt Bürlin'schen Anlagen. Doch unsere Zeit ist kurz; so genüge der Anblick, und wir wollen uns zum Schönthale wenden. Am Fuße des Rollen hin oder in der halben Höhe desselben führen die Wege am Schützenhaufe vorbei, dorthin durch eine im Bau begriffene Obstanlage. Das Schönthale verdient seinen Namen und würde ihn verdienen, auch wenn die Kunst nicht der Natur sich gefellt hätte. Künstliche Wasserfälle, Fontänen bis zu 36 Fuß Höhe springend, Grotten, Pavillons, Alles verbunden durch reizende Wege, zieren den beliebten Vergnügungs-



Durchsichtsbilder. Originalzeichnung von Carl Beyer.

Luftige Luft.

(Siehe das Bild S. 600.)

Was der lebfrische Bua und das bildsaubere Deandl aus den oberbayerischen Bergen, die bei Gesang und Saitenspiel so fröhlich bei einander sitzen, wohl im Sinn haben mögen, daß sich Beide so schelmisch lachend in die übermüthig funkelnden Augen schauen? Vielleicht verräth es uns jener Volksdichter, welcher ebenso tief wie der Maler des trefflichen Genrebildchens in das Wesen und die Eigenart seiner oberbayerischen Landsleute eingedrungen ist — Karl Stieler — wenn er in seinen prächtigen, urfrischen „Bergbleamln“ singt:

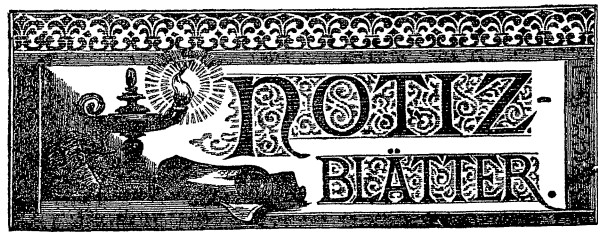
„Am Herd sitzt a Bua, gar a lustiger Schlangl,
Der plauscht mit dem Deandl, ah, Freund, der kann's!
Na nimmt er sei Spiel und singt ihr a G'sangl
Von der Heirathsach', von der Lieb' und vom Tanz.

„As Deandl, das denkt — so a Schatz wär' a Leben,
An Bub'n reißt's aa schon — no guati Nacht,
Da fangt er's und hat ihr a Bubl geben,
As Deandl druckt d' Meugel zua und lacht.“

Durchsichtsbilder.

(Siehe das Bild S. 601.)

Unter die Regide des deutschen Heros haben wir eine Reihe Helden der deutschen Dichtkunst und Malerei gestellt, welche unseren Lesern ein kleines Räthsel bieten, das sie sicher lösen werden. In unserer nächsten Nummer werden wir dann selbst die Lösung bringen.



Literatur.

— Eine höchst originelle Erscheinung in unserer Literatur ist der Leipziger Dialektdichter Erwin Vornmann, welcher auch außer den Kreisen, die sich speziell für den Dialekt seiner Heimat interessieren, die höchste Beachtung verdient und allwärts gefunden hat. Seine gemüthliche Behaglichkeit, die sich im sächsischen Dialekt ausdrückt und die auch den Pfeilen der scharfsten Satire noch die Spitzen vergoldet, hat in Vornmann den lebenswunderlichen Repräsentanten gefunden, und da der Tonfall, der im Dialekt eine so wichtige Rolle spielt, für den sächsischen so leicht zu finden, so ist es kein Wunder, daß die köstlichen Dichtungen Vornmann's so weite Verbreitung gefunden. Braun & Schneider in München, in deren Verlag der größere Theil der Vornmann'schen Dichtungen übergegangen, haben den hübschen Büchlein auch eine hübsche Ausstattung zu Theil werden lassen und so werden das lustige „Leipziger Allerlei“, der prächtige „Herr Engelmann oder Stiefelbölzer und Weltgeschichte“, die reizenden „Schelmelieder“ sich rasch den Weg zu jeder Bibliothek bahnen, und wer für trübe Stunden eine Erheiterung und Auffrischung braucht, wird nach diesen von echtem Humor getränkten, von patriotischer Wärme durchdrungenen Dichtungen greifen, die nicht nur erheitend, sondern wahrhaft erhebend wirken.

— Emil Pfeichau, der in seinem Romane „Die Reichsgrafen von Wasbeck eine bemerkenswerthe Gestaltungskraft für größere Kompositionen gezeigt, kehrt in seinen Romanbüchern: „Sommerproffen“ und „Miniaturen“ (Frankfurt, Sauerländer), ebenso in seiner Romanellenfassung: „Hinter dem Vorhange“ (Berlin, Ubenheim) zu der kleinen Form heiterer Satiren und kurzgefaßter Lebensbilder zurück, welche ihm schnell Anerkennung und Beliebtheit gebracht. Die ersten Erzählungen in diesen Bänden sind gemüthvoll, realistisch aufgefaßt und doch dabei von einem weichen Hauche der Empfindung befeelt, die ihnen besonders das Damenpublikum geneigt machen wird; in den Drolerien und Humoresken zeigt Pfeichau eine glückliche Wahl der Stoffe und einen scherzhaften Nachhumor, unter welchem die scharfen Stacheln seines Spottes lebenswunderlich verborgen liegen. Diese drei Bände sind eine interessante und angenehm unterhaltende Lektüre.

— Aus einem Tristester Gymnasialprogramm, das Heinrich Grob 1880—1881 über „Deutsche Dichterrinnen und Schriftstellerinnen“ herausgab, hat sich nun ein dreibändiges Werk entwickelt, das ebenfalls unter obigem Titel (Berlin, Fr. Thiels) in klein Quart erschienen ist. Der Verfasser wollte mit dieser Sammlung dazu beitragen, das Vorurtheil gegen die Frauenschriftstellerei zu beseitigen. Zu dem Ende gibt er nicht, wie zu erwarten stand, eine allgemeine Charakteristik der Frauenschriftstellerei und der einzelnen Schriftstellerinnen, sondern er läßt sie selbst zu Wort kommen, indem er von jeder Einzelnen für ihre Weise charakteristische Stücke aus Dichtung und Prosa auswählt und nur ein paar kurze biographische Notizen voranstellt. Damit ist jedem Leser selbst gegeben, sich ein Bild zu schaffen und ein Urtheil zu bilden, und wir können nicht leugnen, daß der Herausgeber mit glücklicher Hand gewählt hat. Wo ein Bild aufzutreiben war, hat er dieses in (freilich nicht immer sehr gelungenem) Holzschnitt mitgetheilt, ebenso ein Facsimile der Handschrift. Bei dem großen Raum, der dem Herausgeber zu Gebote stand, bedauern wir, daß er seine obengenannte literarhistorische Skizze dem Buche nicht voranstellt. Das Werk umfaßt die Zeit von 1100 bis heute und nicht weniger als 281 Dichterrinnen und Schriftstellerinnen.

— Bismarck's Doppelfest — das siebenzigste Geburts- und das fünfzigste Dienstjahr — welches das deutsche Volk an einem Tage feiert, hat dem Buchhandel Anlaß gegeben, auch seinerseits für die Verherrlichung des großen Mannes größere und kleinere Gaben darzubringen. Die treffliche Biographie des bekannten Tübinger Historikers Wilhelm Müller ist bei Krabbe in Stuttgart in einer hübschen Jubiläumsausgabe erschienen und bedarf heute unserer Empfehlung nicht mehr, nachdem sie bereits eine so große Verbreitung gefunden. Auch die kurz nach ihrem ersten Erscheinen ausverkaufte Lebensbeschreibung Bismarck's von W. Görlach (Stuttgart, Kohlhammer) ist, da der Verfasser verstorben, durch den jüngsten und gekrönten Geschichtsschreiber der Reformation, Professor Egelhaaf, bis auf die neueste Zeit fortgeführt und hat durch den Abschnitt „Zoll-, Wirtschaft- und Sozialreform“ ein aktuelles Interesse erhalten; wie sie

sich zuerst schon durch die knappe Form und die anschauliche Darstellung auszeichnete. Eine recht frische und lebendige Schilderung des Lebensgangs bietet die mit mehreren Porträts und anderen Illustrationen geschmückte Biographie von „Deutschlands Reichszangler“ von Franz Thomas (Münster, Bagel). Gedrängter ist die Festgabe von C. Trog: „Fürst Bismarck“ (Essen, Silbermann), welche den volksthümlichen Ton gut trifft und daher für die weitesten Kreise bestimmt ist. Unter dem Titel: „Der kleine Poschinger“ (Leipzig, Kenger) bietet sich uns endlich ein Auszug aus der mit so großem Interesse aufgenommenen Publikation aus dem k. preussischen Staatsarchiv, welche die von Bismarck erstatteten Berichte und vertraulichen Briefe als Bundestagsgeandter enthielt und hier nun in ihrem wesentlichsten Inhalt einem größeren Publikum geboten wird. Diese wichtige Vorgeschichte von 1866 verdient die weiteste Verbreitung und wird auch dem größten Werke viele Leser zuführen.

— Raum haben wir eine Reise durch Island besprochen und schon wieder erscheint ein neues Werk über dieses Land von Ph. Schweizer und ein drittes von Pöfsson wird angekündigt. Man sollte wirklich glauben, die Stoffe liegen in der Luft. Schweizer's „Island“ — Land, Leute, Geschichte, Literatur und Sprache (Leipzig, Friedrich) — wendet sich an das gebildete Publikum, dessen Aufmerksamkeit er auf dieses „bis vor Kurzem in seinem kalten Erdwinkel vom Weltverkehr abgeschlossene, von Europa fast vergessene Brudervolk“ zu richten wünscht. Auch Pöfsson's Prospekt liest sich, als wenn Island eben erst entdeckt oder wenigstens neu aufgefunden worden wäre, und doch mangelt es weder in der dänischen noch in der deutschen Literatur an ganz gediegenen Schriften über das Land, zu dessen Schilderung in geographischer wie kultureller Beziehung allerdings noch Manches gethan werden kann. Schweizer hat sich in der vorhandenen Literatur gut umgesehen und in gedrängter Form seine Studien und Anschauungen übersichtlich zu ordnen verstanden. Land und Leute, Geschichte und Literaturgeschichte bilden die drei Hauptabschnitte, an die sich noch eine kurze isländische Sprachlehre reiht. Zu rascher Orientirung über die merkwürdige Land reicht das Buch vollkommen aus und bildet darum eine willkommene Gabe für jede Bibliothek.

— Bekanntlich ist die Fauslitteratur eine außerordentlich große, nicht bloß was die alte Faustage betrifft, sondern namentlich die sich über Goethe's Dichtung verbreitende. Karl Engel hat sich die Mühe genommen, mit wahrhaft stupendem Fleiß eine vollständige Zusammenstellung der Fauslitteratur vom 16. Jahrhundert bis Mitte 1884 (Oldenburg, Schulze) zu bearbeiten, eine Bibliographie, die, was die Zusammenfassung des Materials wie die Genauigkeit des Textes und die gute Ordnung betrifft, wahrhaft musterhaft ist. Nicht nur alle Bücherdrude sind aufgezählt und mit bibliographischer Treue verzeichnet, sondern das Detail geht sogar bis auf Zeitschriften und Theaterzettel hinaus in den Stoff, der sich im Laufe zweier Jahrhunderte angehäuft, mit liebevoller Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ein. Auch Seitenhüde (Don Juan etc.) und Verwandtes wurde mit größter Sorgfalt behandelt und verzeichnet. Daß natürlich bei einer solchen Arbeit immer noch Lücken sich finden, wird Niemand wundern, der Vernünftige zusammengefaßt.

— Reclam dehnt die Kreise seiner nunmehr nahe an 2000 Bändchen fassenden „Univerfalsbibliothek“ immer weiter aus: er faßt namentlich auch die praktische Literatur in's Auge und hat mit seinem Wörterbüchern, seinen Gesundheitsbüchern und Kochbüchern einen guten Griff gethan. Nun hat er durch Gabs die „Physiologie des Geschmacks“ von Brillat-Savarin, jenes reizende Buch über die Kunst des Essens, bearbeiten lassen, das wir in dieser billigen Ausgabe allen Denen, die mit Versändnis essen wollen, empfehlen. Der Herausgeber hat das Buch mit einer trefflichen Einleitung und werthvollen Anmerkungen bereichert.

— Christoph v. Schmid bleibt doch der Meister und das Muster der Kinderdichtsteller und wir greifen immer wieder gern einmal zu den Oftereieren, zu Heinrich von Eichenfels, Genoveva, dem guten Fridolin, Ferdinand und wie sie alle heißen, diese lebenswunderlichen, von wahrer, kindlicher Frömmigkeit getragenen Bücher, die wir mit dem höchsten Vertrauen in die Hände der Kleinen legen können: sie zeigen so recht, diese „Schriften vom Verfasser der Oftereier“, daß ein gutes Buch nie veraltet; es ist daher sehr erfreulich, daß der Verlag der Expedition der Schmid'schen Schriften in Leipzig unter obigem Titel eine Gesamtausgabe veranstaltet, welche in 40 Lieferungen zu 40 Pf. erscheinen wird und mit Illustrationen geschmückt ist.

— Das „Genealogische Taschenbuch der adeligen Häuser“ (Brünn, Jrgang) erscheint nun bereits im zehnten Jahrgang und hat sich damit eine feste Stellung neben seinen gothaischen Vettern errungen; 323 Familien haben bis jetzt in demselben Platz gefunden und auch der neue Jahrgang hat eine stattliche Anzahl neu aufgenommener Familien zu verzeichnen, während er zugleich zahlreiche Ergänzungen zu früheren Jahrgängen und ein Gesamtregister sammtlicher zehn Jahrgänge bringt. Als Schmuck bietet er das Bild des Polizeipräsidenten v. Madai und das Wappen der Familie Diesbach. Auch sein Wapen ist so elegant, daß es sich in jedem Salon den Gothaern anreihen kann.

— Der sechste Band von General Gordon's Tagebuch ist zugleich mit anderen Schriftstücken in London angekommen. Das Tagebuch ist, wie die „Times“ erfahren, von allergrößtem Interesse. Es ist auf der Rückseite von ägyptischen Telegrammformularen geschrieben und mit einer starken Schnur zusammengeheftet. Es ist voll von Illustrationen und im Styl höchst charakteristisch.

Bildende Künste.

— Die Jury über die Projekte für ein neues Reichsjustizgebäude in Leipzig hat folgenden Architekten Preise zuerkannt. Den ersten Preis erhielten: A. Hofmann in Darmstadt und Peter Dymadt in Berlin; den zweiten Preis Lender in Straßburg, sowie Eysenlohr und Weigle in Stuttgart; den dritten Preis C. Wicher und Gueter in Basel, sowie Giese und Weidner in Dresden. Was das Merkwürdigste an dieser Konkurrenz — der Hofmann'sche Entwurf, dem der erste Preis zu Theil wurde, ist auch zugleich der billigste von allen preisgekrönten. Sein Kostenanschlag beträgt nicht mehr als 2,311,234 M., während z. B. der Wicher-Gueter'sche der höchste von allen fünf ist und sich auf 4,700,000 M. beläuft. Außerlich macht der Bau nach diesem Entwurf, der schließlich auch bei der Ausführung gewählt werden dürfte, einen einfachen, nichtsdestoweniger aber durchaus würdigen, schönen und stylvollen Eindruck, wenngleich er den Ansprüchen derer vielleicht nicht ganz entsprechen mag, welche für den höchsten Gerichtshof des Reiches einen wirklichen Pracht- und Prunkbau wünschen. Das wird der Bau nach diesem Entwurf nicht werden; immerhin aber wird er ein Monumentalgebäude schaffen, wie Leipzig ein solches bisher nicht aufzuweisen hat.

— Eine Kaiser Wilhelm-Büste von Karl besonders historischem Interesse ist die von Professor Reil hergestellte. Betrachten Kenner sie genau, so fällt es auf, daß neben der sorgfältigen Ausführung der reichen Ordensdekoration der große Stern zum Orden pour le mérite auf der linken Brust in abweichend leicht hingeworfener Ausführung gehalten ist. Diesen Orden hat der Kaiser selbst modellirt! Während einer Sitzung prüfte der Kaiser eingehend an dem Modell die angebrachte Ordensdekoration und fand, daß der auf der linken Brust befindliche Stern zum schwarzen Adlerorden zu tief saß und höher gerückt werden müsse. An der frei gewordenen Stelle wünschte der Kaiser jedoch den großen Stern zum Orden pour le mérite und nahm sofort persönlich das Modellirungsgeschäft zur Hand, um im weichen Thon diese Dekoration selbst herzustellen. Professor Reil erbat sich die Genehmigung, den Orden so, wie er vom Kaiser modellirt, zu belassen, und so besitzt nun diese Büste ein besonderes historisches Interesse. Von dieser Büste sind Wachskopien hergestellt worden, welche die Eigenartigkeit des vom Kaiser modellirten Ordens genau wiedergeben.

— An der Fertigstellung des Maria Theresienmonuments für Wien wird wader gearbeitet. Die Kleinstfiguren, die unterhalb des Thronstuhls der Kaiserin zu sehen kommen, und zwar an der Stirnseite:

Bartenstein, Starhemberg und Mercy; an der Rückseite: Lasch, Hadik und Nadasdy; an der rechten Langseite: Grassalkovich, Brudenthal, Rigger, Martini und Sonnenfels; an der linken Langseite: Egel, Prell, Glud, Haydn und Mozart, alle nach Modellen des Professors Zumbusch, sind kürzlich einer Wiener Firma zum Bronzezug übertragen worden. Nachdem der Unterbau im vorigen März vollendet, arbeitet man gegenwärtig an der Verfertigung der Reliefs zu dem mächtigen Sockel, Aufstellung des Bassins um das Monument herum und Herstellung der Gartenanlagen zwischen den beiden Hofmuseen, die, in Uebereinstimmung mit der Umgebung gebracht, großartig zu werden versprochen. Im nächsten Jahre sollen die Figuren und Statuen alle eingesetzt und im Jahre 1887 das Monument selbst freigestellt werden.

— Das Preisgericht für das Mickiewiczdenkmal in Krakau hat den ersten Preis von 3000 fl. dem Bildhauer Dylas in Wien zuerkannt.

— Guido v. Maffei in München unterscheidet sich von den anderen Jagdhiermalern dadurch, daß er die Jagdthiere nicht in ihren Beziehungen zum Jäger, sondern in ihrem Familienleben darzustellen liebt. Sein neuestes, eben im Wiener Kunstverein ausgestelltes Bild: „Reineke als Lehrmeister“ ist ein neuer Beleg für des strebenden Künstlers seltene Begabung und tüchtiges Können und dabei von köstlichem Humor durchweht. Eine Fuchsin führt zwei ihrer Jungen auf die Jagd und beschleicht mit ihnen eben einen Hasen, der, die ihm drohende Gefahr nicht ahnend, vergnügt ein Männchen macht.

— Im Münchener Kunstverein war jüngst Aug. v. Heyden's, des geistreichen Vertreters der poetisch-romantischen Richtung und wahrhaft historischer Auffassung, neuestes Gemälde: „Wittich hat in der Schlacht von Madonna Egel's Sohn und Dietrich's von Bern Bruder erschlagen“. Dietrich verfolgt ihn E's in's Meer hinein, und im selben Augenblick, in welchem er vom Rasse herab den Speer nach ihm schleudern will, taucht Wittich's Ahne Wadibis aus den Wogen und rettet ihren Enkel, indem sie ihn zu sich auf den Meeresgrund hinabzieht. Es ist eine jener innerlich großen Kompositionen, die leider immer seltener werden.

— New-Orleans soll nun auch sein stehendes Panorama bekommen und deutsche Künstler sind zur Herstellung berufen. Schlachtenmaler Fr. W. Heine aus Dresden, der bei unseren Lesern durch manche hübsche Beiträge zu diesen Blättern in gutem Andenken steht, und Landschaftsmaler Lohr von München haben den Auftrag zur großartigen Darstellung einer Episode am Tennessee River aus dem Sezessionskrieg 1864 erhalten. Die beiden Künstler werden in München die Komposition vorbereiten, dann in einigen Monaten über den Ozean fahren, um in einer nördlicher gelegenen Stadt der Union die Arbeit weiter zu fördern und erst im Späthjahr, wenn die Sommerjüngglut gewichen, in New-Orleans das große Gemälde zu Ende zu führen.

— Von hervorragenden Meistern sind für den Pariser Salon 1885 folgende Gemälde angemeldet: von Clairin: „Der letzte Maurenkönig“, ein wahres Riesenbild, das im Justizpalast gemalt werden muß, weil Clairin's Atelier sich als zu klein erwiesen hat; von Cabanel: ein Vollporträt einer jungen, wohlgekleideten Amerikanerin (der Fürstin Colonna, Tochter des reichen Mr. Maday) und die Tochter Jephia's, von ihren Gespielinnen beweint; von Bouguereau: Biblis in eine Quelle verwandelt, und ein Doppelbild, die Anbetung der Weisen und die Anbetung der Hirten darstellend; von Gervel: eine Sitzung des Preisgerichts der Malereiausstellung, die Figuren sind lauter Porträts von Mitgliedern der Künstlerakademie; von Daban: die Barke St. Julian's; Giacometti: Lady Macbeth; de Callias: eine Gleichheitslandschaft des Berner Oberlandes etc.

Musik.

— Der Unternehmer der Richterkonzerte und der deutschen Oper, Hermann Franke in London, hat Circulare erlassen, worin die Freunde der deutschen Oper eingeladen werden, Beiträge für einen Garantiefonds zu zeichnen, um sechs Vorstellungen von Wagner's „Tristan und Isolde“ in der Schlußwoche des Juni zu ermöglichen.

— Zwei interessante Novitäten französischer Komponisten: „Tod des Orpheus“, bestehend aus einer Tenorarie, einem ganz vortheilhaften Männerchor und einem gemischten Frauenchor, von L. Delibes, und „Sulamith“, eine Gesangslied für Mezzosopran und Frauenchor, von Emanuel Chabrier, haben kürzlich im Konzertsaal Lamoureux in Paris lebhaften Beifall gefunden.

— Das Hermann'sche Quartett hat nun auch in London, dem Siege des ganz hervorragenden Joachim'schen Streichquartetts, einen unbefruchteten Erfolg davongetragen.

— Georg Henckel, der bekannte Niederländer, hat eine Operette komponirt, deren Aufführung noch im Laufe dieser Saison zu erwarten ist. Wie verlautet, stellt diese Operette an die Ausstattungskunst die höchsten Ansprüche; es soll darin mit Meereswogen, mit belebten und beweglichen Dampferverdecken, ja selbst mit Eisbergen förmlich gespielt werden.

— Als Nachfolger Wille's für das Konzerthaus in Berlin ist vom Besitzer des letzteren Kapellmeister Mansfeld in Dresden kontraktlich verpflichtet worden.

Bühne.

— Auch Köln hat jetzt seinen eigenen „Fausl“. Die zwei Abende umfassende Einrichtung, welche kürzlich im dortigen Stadttheater zur Aufführung kam, hat den Oberregisseur der dortigen Bühne, Lewinger, zum Verfasser. Wie die „Köln. Ztg.“ berichtet, hat derselbe, ohne sich an die auf der Mythenbühne Fußende Devrient'sche Einrichtung anzuschließen, den dramatischen Kern des Meisterwerks mit Geschick und Geschmack herausgeholt. Die im Schumann'schen Geist gehaltene Musik zu dieser neuen Einrichtung rührt von dem Kapellmeister des Kölner Stadttheaters, A. Kleffel, her. Der große Succes derselben veranlaßte Direktor Hoffmann, nach dem Vorbilde englischer Theaterleiter, dem Komponisten die Ausführung einer Oper endgültig zu übertragen. Die Fausl-abende fanden ungetheilte Anerkennung.

— Genesin's Lustspiel „Frau Apasia“ hat bei seiner ersten Aufführung im Stadttheater in Frankfurt a. M. keinen Erfolg gehabt.

— Die erste Aufführung von Julius Rosen's dreiaktiger Posse: „Halbe Dichter“ fand in Wien am Carltheater: unlängst eine sehr günstige Aufnahme. Das Publikum kam nicht aus dem Lachen, von Akt zu Akt steigerte sich die Heiterkeit. Dingseldt, erzählt man, hat für den Mitarbeiter eines der Moser'schen Stücke einmal die Bezeichnung gebraucht, welche Rosen jetzt als Titel zu seiner Posse benützte. Die Verwicklungen, Mißverständnisse und Verlegenheiten entstehen nämlich sammtlich aus dem Geheimniß, das eine Frau ihrem Mann aus der Heilnahme an der Abfassung eines Dramas gemacht hat. Die Situationen und die Rollen sind sehr dankbar, sie spielen sich von selbst. Bei einer so guten Belegung, wie dem Stück am Carltheater wurde, mußte der Beifall also ein außerordentlicher sein. Von den Damen waren es Fr. Grob und Frau Albrecht, von dem männlichen Personal Witte, Teweel, Bank und Stahl, welche sich die größten Antheile daran erwarben.

— In Triest fanden kürzlich in Polyteama Rossini die vom dortigen Schillerverein veranstalteten deutschen Festvorstellungen statt. Im Atrium war eine mythen- und lobpreisgeschmückte Büste Schiller's in einem Voksal aufgestellt. An zwei Abenden kamen „Kabale und Liebe“ und „Maria Stuart“ durch Mitglieder der Grazer Bühne zur Aufführung. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß in Triest seit Jahrzehnten kein klassisches deutsches Drama in der Originalsprache aufgeführt wurde.

— Im Stadttheater in Graz hat jüngst die Traverspielnovität „Theodora“ von Goller einen sehr günstigen Erfolg erzielt.

— Ein neues Schauspiel: „Margot“ von Philipp (Graf zu) Eulenburg fand bei seiner ersten Aufführung am Residenztheater in München einen aufmunternden Erfolg. Das Stück erzählt die Geschichte eines durch Betrug reich gewordenen Mannes, dessen Vergehen seine edle Tochter dadurch fuhrt, daß sie die Betrogenen aufsucht und ihren Vater beschämt, ihnen sein ganzes Vermögen auszuliefern.

— Ein Woltergastspiel wird demnächst, dank den Bemühungen des Geh. Hofraths Werther im Stuttgarter Hoftheater stattfinden.
— „Le Chevalier Jean“, eine neue Oper von W. Jondières, Text von L. Gallet und Ed. Blau, hat kürzlich in der Komischen Oper in Paris angebrochen. Die Handlung beruht auf der mittelalterlichen Legende vom Ritter Johann von Kotbringen. Den Erfolg der Novität entschied die „Beichtizene“, in welcher die Heldin, den Tod vor Augen, einem Weichwaser gesteht, daß sie ihrem Geliebten, dem Ritter Johann, der sie treulos gewährt, stets die Liebe bewahrt habe. Der Priester ist jener Ritter selbst, er wird auf's Neue von der alten Liebe erfaßt, wirft sein Mönchsgewand ab und errettet Helene vom Untergang. Diese höchst wirksame Szene und einige Effetnummern der Partitur fanden lebhaften Beifall.

— Wagner's „Meistersinger“ haben kürzlich in Brüssel eine sehr erfolgreiche Premiere gehabt. Viele Pariser Journale verzeichnen diesen Succes mit unbeholener Freude und der „Gaulois“ meint, daß mit dieser Aufführung dem genialen deutschen Komponisten auch die französische Oper geöffnet und er nicht mehr bloß auf den Konzertsaal in Paris angewiesen sein werde.

— Die Aufführung von Sardou's „Theodora“ in London ist durch die dortige Censur verboten worden.

— Beethoven komponierte bekanntlich einst ein Festspiel, für welches Koberg die Legende des h. Stephan bearbeitete. Den gleichen Stoff behandelt Franz Gade's fünfstellige Oper: „König Stephan“, Text von Barabdi, die im t. Opernhause in Pest kürzlich zum ersten Mal mit freundlichem Erfolg in Szene ging. Mit dieser Novität sollte ursprünglich das Haus eröffnet werden.

— Beethoven's „Fidelio“ wird im Laufe der nächsten Wochen in der Großen Oper zu Paris in gänzlich neuer Ausstattung gegeben werden. Die Titelfolle singt Frä. Krauß.

— In Lüneburg wurde auf dem dortigen Stadttheater ein Lustspiel von Frau Hauptmann A. Rißner gegeben, das nach Mittheilung der „Lüneb. Anz.“ einen durchschlagenden Erfolg hatte. Das Stück führt den Titel: „Keine Hochzeitsreise“, und fesselte das sehr anmüthige Publikum in hohem Grade.

— In den Folies Dramatiques gab man kürzlich, wie aus Paris berichtet wird, zum ersten Mal „Les petits Mousquetaires“, Operette in drei Akten und fünf Bildern, Text von Paul Ferrier und Jules Prével, Musik von Louis Varney. Das Libretto ist aus den „Trois Mousquetaires“ von Alexander Dumas Vater herangezogen und der bekannte Abenteuerroman für die Bedürfnisse der Bühne so zugestutzt, daß aus der jugendlichen Marguerite Ugalde ein zierlicher d'Artagnan wird und Frä. Desclausas als Hauptmännin der Mousquetaires darauf los stürzen und kämpfen kann, während ihr unfriedlicher Gatte am Stidrahmen sitzt. Das Ganze ist drollig, die Einzelheiten unterhalten einen steten Vorzug, und wenn man noch hinzusetzt, daß die Musik dem Komponisten der „Mousquetaires au Couvent“ und des „Babilin“ Ehre macht, so ist der durchschlagende Erfolg der neuen Schöpfung hinreichend erklärt.

Kultur und Wissenschaft.

— Die Budapestener Universität begeht in diesem Jahr die Feier ihres dritthalbhundertjährigen Bestehens. Die Hochschule wurde vom Kardinal Peter Pazman im Jahre 1635 gegründet. Der Universitäts-senat hat beschloffen, den Gedenktag durch eine Feier zu begehen, deren Programm demnächst festgesetzt werden soll.

— Die Akademie für niederländische Sprachkunde und Literatur, welche in's Leben zu rufen beabsichtigt wird, soll, wie Brüsseler Blätter berichten, ihren Sitz gleichzeitig in Leiden und Gent haben und an jedem der zwei Plätze von bezw. zwanzig Holländern und zwanzig Belgiern repräsentirt werden.

— Angesichts des allgemeinen Interesses, das die italienischen Bergsteigerungen an der Westküste vom rothen Meer erregen, werden die nächsten in Florenz auf eine von Mancini ausgegangene Anregung hin erscheinenden Memoiren des Kardinals Massaja über den Sudan und die Nachbarländer Aufsehen verursachen. Massaja hat bekanntlich 35 Jahre die katholische Mission im Sudan, Aethiopien und den Gallasländern geleitet, als intelligenter Mann viele werthvolle Erfahrungen gesammelt, und da er immer die italienischen Handelsinteressen zu fördern sich bemühte und den italienischen Afrikareisenden womöglich Unterstützung gewährte, genießt er die Achtung der Regierung und aller Parteien mit vollem Rechte. Die Memoiren werden fünf Bände ausfüllen und, wie man hört, sehr pikante Enthüllungen über die Intriguen und Expansions-tendenzen des vielgenannten Königs Johannes in Tigre enthalten, die für die italienische Expeditionsleistung jetzt von Wichtigkeit sein dürften.

Erfindungen.

— Zu der von einer Amerikanerin Namens Sarah A. Moulton in Grand Rapids, Mich., erfundenen Maschine zum Würbemachen des Fleisches hat unbedingt die Wringmaschine als Vorbild gedient. Die Rautschulwalzen der letzteren sind jedoch durch Metallwalzen ersetzt, die zum gehörigen Zueinanderdrücken und Zerren der einzelnen Theile des Fleischstücks außerdem eine kräftige Riffelung besitzen. Zum Auseinanderpressen der beiden Quetschwalzen, von denen man die untere durch eine Kurbel umdreht, werden zwei Rautschulpolster benötigt. Schon nach einmaligem Passiren der Maschine erlangt das zu einem Beefsteak zugeschnittene Fleischstück, wenn es nicht besonders zäher Natur ist, ausreichende Weiche, so daß die Maschine in erster Linie für Restaurants, Hotels u. s. w. nützlich erscheint.

— Das Treten des Nähmaschinenpedals ist zwar ohnehin schon anstrengend genug, doch dürfte man vielleicht im Sommer oder in sehr heißen Arbeitsräumen noch ein kleines Plus in den Kauf nehmen, wenn dafür dem holden Antlitz der Näherin während ihrer Thätigkeit etwas Kühlung zugeführt wird. Der Nähmaschinenfächer, eine amerikanische Erfindung, ist eine höchst einfache Zugabe der Nähmaschine und besteht aus einem ganz leichten Fächer, der, über dem Arm der Maschine aufgehängt, durch Bewegung der Maschine in kurze, aber anhaltende Schwingungen versetzt wird. In den Fällen, wo man sich eines Motors zum Betriebe der Nähmaschine bedient, kommen selbstredend nur noch die angenehmen Wirkungen des Fächers zur Geltung.

— Bekanntlich kommt es bei der Bereitung des Kaffees hauptsächlich darauf an, daß nur die zuträglichsten Stoffe, welche sich zuerst im kochenden Wasser lösen, extrahirt werden, die schwerer löslichen, den Geschmack wie die Wirkung des Getränkes schädigenden aber zurückgehalten werden. Die bezeichnete Aufgabe wird nun durch die von Gebrüder Arndt in Quablinburg in den Verkauf gebrachte Aufgussmaschine auf das Beste gelöst. Der einfache Apparat ist nach den Ergebnissen zahlreicher Versuche für jede zu bereitende Tassenzahl in besonderer Dimensionirung so konstruirt, daß das kochende Wasser nur so lange durch den Kaffee filtrirt wird, als noch zuträglichste Stoffe aus demselben zu extrahiren sind, daß die Filtration aber sogleich beendet wird, sobald auch die anderen unerwünschten Bestandtheile in die Lösung überzugehen beginnen.

Industrie und Verkehr.

— Ein würdiges Gedenkstück zum siebenzigjährigen Geburtsstage des Fürsten Reichsgrafen ist die von der Berliner Medaillenmünze geprägte Brägelokenmünze. Die Hauptseite zeigt das Bildniß in Hochrelief nach der von Professor Reil nach dem Leben modellirten Büste mit der Umschrift: „Fürst Otto v. Bismarck, Kanzler d. Deutsch. Reiches.“ Auf der Rückseite sieht man eine französische Germania und die Umschrift: „Zum 70. Jahrb. Geburtsstage 1. April 1885.“

— Es beständig sich, daß in Hamburg ein Salon Schnelldampfer erbaut wird, der in der kommenden Saison eine reguläre Verbindung

zwischen Hamburg und den Nordseebädern Helgoland, Wyk und Norderney unterhalten soll. Angesichts der sich mit jedem Jahre steigenden Frequenz dieser Badeorte war der Mangel an einer schnellen und komfortablen Beförderung nicht zu verkennen. Der Schnelldampfer wird die Reise von Hamburg nach Helgoland in 5—6 Stunden zurücklegen, da er eine Geschwindigkeit von 16 Knoten pro Stunde erzielen soll. Auf die Ausstattung der Salons wird natürlich die größte Sorgfalt verbandt und für zur Seefahrt neigende Personen dürfte der Comfort durch die Einrichtung von Separatkabins wesentlich erhöht sein. Nach der Ansicht Sachkundiger wird dieses Schiff alle bisher zu jenen Verbindungen benutzten Transportmittel, was Geschwindigkeit, Sicherheit und Eleganz anbelangt, weit übertreffen. Die Reise von Hamburg nach Wyk dürfte in circa 9 Stunden zurückgelegt werden und die Expedition des Dampfers ist unabhängig von Ebbe und Flut. Von Wyk aus ist im Anschluß an die Fahrten des Schnelldampfers die Errichtung einer Dampferverbindung mit Sylt projektirt, wodurch es ermöglicht werden könnte, innerhalb zwölf Stunden von Hamburg aus Sylt zu erreichen.

— In England sollen vom 1. Juli 1885 an spezielle Briefzüge zwischen London und dem Norden eingeführt werden. Anstatt daß die Nachteingänge, wie gegenwärtig der Modus, durch gewöhnliche Schnellzüge befördert werden, sollen sie von genanntem Termin ab mit speziellem Expresszug, der keine Passagiere aufnimmt, London um 8 Uhr 30 Minuten Morgens verlassen und die Fahrt nach Perth in 11 Stunden machen — die schnellste Bahnbeförderung der Welt. Der vom Norden abgelassene Briefspezialzug wird in London um 4 Uhr 10 Minuten fällig sein. Diese Züge sind für Briefbeförderung nach Schottland, Nordwales und Irland bestimmt; Kreuz- und Lokalbriefe gehen mit der gewöhnlichen „limitirten“ Post, welche auch unterwegs Korrespondenzen aufnimmt. Vor fünfzehn Jahren nahm die Beförderung von Briefen von London nach Aberdeen — 542 Meilen — eine Zeit von 16 Stunden 24 Minuten in Anspruch, nun wird sie in 13 Stunden 24 Minuten geschehen, mit einer Fahrtschwindigkeit von 46 Meilen pro Stunde.

Sport.

— Die Steeplechasebahn zu Baden-Baden soll einer Umgestaltung unterzogen werden, da das Geläuf für die in Zukunft zu erwartenden größeren Felder bei den einzelnen Rennen zu schmal ist. Die Grafen Douglas, Erdbdy, Stadion und Colonel Morgan werden über das Arrangement zu verfügen haben.

— Der ungarische Athletikklub veranstaltet zu der großen Herbstausstellung ein internationales Meeting. Der Klub besitzt sehr hervorragende Springer, die kaum eine Konkurrenz zu scheuen haben werden. So verzeichnet Graf Eugen Kinsky einen Weitsprung von 6,14 Meter, Ludwig v. Bernes einen Hochsprung von 1,96 Meter und Arpad Zsinger einen Stabhochsprung von 3,03 Meter.

— Der Jubiläumsspreis von Baden-Baden hat, noch ehe die Rennsaison in diesem Jahre überhaupt begonnen hat, der deutschen Pferdezucht eine Niederlage ohnegleichen gebracht, denn das gesammte Material, das Deutschland heute in seinen weitaus größten Rennen in die Schranken zu führen vermag, besteht in 10 Pferden, denen 47 ausländische gegenüberstehen. Die Möglichkeit, daß schließlich im August nicht eines der am 3. März aus Deutschland angemeldeten Pferde zum Kampf bereit ist, ist absolut nicht ausgeschlossen. Finden wir doch unter unseren 10 Pferden überhaupt nur 2, „Boischafter 1.“ und „Milot“, die als ernste Gegner einer Gesellschaft, wie sie aus Oesterreich-Ungarn (16 Pferde), England (15), Frankreich (12), Amerika (2) und Dänemark (2) genannt wurde, zu betrachten sind. Erfreulich ist es, daß aus dem Auslande die Nennungen zahlreicher einfließen denn je, da Baden-Badens Stellung als internationaler Rennplatz, auf dem die verschiedenen Länder ihr Vollblut in einer großen Prüfung gegenübersstellen, auch für fernere Zeiten als durchaus gesichert zu betrachten ist, wenn aber der Niedergang unserer Landespferdezucht in gleicher Weise fortschreitet, wie wir es leider seit Jahren sehen, so hat jenes endlich zur Thatsache gewordene, lang angestrebte Ereigniß für uns jeden Werth verloren.

Mode.

— Die Vorliebe für exotische Effekte in der modernen Toilette spielt gegenwärtig eine große Rolle. Wenn es auch Ehit ist, für seinen Straßenanzug Jdem einer fast gesuchten Einfachheit zu haben, ist es, im Gegensatz dazu, durchaus nöthig, daß die Interieur- und Balltoiletten der eleganten Pariserin einen Anstrich von Bizarrerie empfangen und die Gesellschaft durch irgend etwas Unberühmtes überraschen. Die neueste Mode ist diejenige für fremdartige Vögel und Insekten, für die sogenannten „tropischen“ Toiletten. Diese Toiletten sind besät mit Mignonnes kleiner, winziger, farbenprächtiger Vögel, mit einem funkelnden Getaumel von Schmetterlingen und Libellen, mit den seltsamsten Insekten, welche die Kunst einer exotischen Sphäre in überraschender Ähnlichkeit nachbilden kann. Die Pariserin sagt aber selbst, daß die Frau sehr schön, und was noch mehr sagt, sehr elegant sein muß, um eine Toilette in dieser Art fremdartigen Genres zu tragen. Die Frauen ohne Geschmack haben nicht nöthig, sich so viel Kosten zu machen, um lächerlich zu erscheinen, aber jene geistvollen, nervösen, launenhaften Mondaines, welche ihre Toiletten mit Papageikörpern und Kolibris, mit abnormen Schmetterlingen und funkelnden Käfern garniren, weil sie es verstehen, ihre Erscheinung in Einklang mit dieser poetischen Exotie zu bringen, werden außerordentliche Effekte damit erreichen. Auch in die Einrichtung luxuriöser Damenzimmer hat man diesen Geschmack bereits getragen. Man denke sich ein Fenster in einem reizenden Boudoir Louis XVI. Ueber die sonnigen Scheiben fällt ein Vorhang von rother Seide, über welchen sich ein Schleier goldenen Tülls spinnt, eines Gewirrs von Goldfäden, in welchem tausend solcher bunten Vögel und Insekten hängen. Der Tüll dämpft den rothen Ton zu einem kostlichen, an das Land der Feen und der Rosen gemahnenden Licht, und zwischen den goldenen Fäden, wie gesponnene Sonnenstrahlen, sieht man nur dieses Gewir von kleiner, reizender Gestalten aus einer fernen, tropischen Welt, und dahinter eine kleine, süße Frau, die den reizendsten, gefährlichsten, den tapzigsten Schmetterling bildet.

Denkmäler.

— Zum Andenken an Papst Pius IX. wird in dessen Geburtsstadt Bologna ein prachtvolles Mausoleum errichtet, dessen Baustufen von den römisch-katholischen Prälaten beschriftet werden.

— Die Grundsteinlegung zum Cavourdenkmal, welches in Rom auf einem neu entstehenden Plage am rechten Tiberufer errichtet wird, fand kürzlich unter Anwesenheit des italienischen Königspaares in feierlicher Weise statt.

Gestorben.

— Louis Haghe, ber. Aquarellmaler und Kupferstecher, 78 Jahre alt, am 9. März, in London.

— Joseph Leschetizky, Tonkünstler, Vater des ber. Pianisten, 84 Jahre alt, am 10. März, in Salzburg.

— Geh. Hofrath Johann Christoph Döll, herb. botanischer Schriftsteller (Flora brasiliensis), 76 Jahre alt, am 11. März, in Karlsruhe.

— Gustav Adolph v. Kläden, Geograph und Physiker, 70 Jahre alt, am 11. März, in Berlin.

— Gräfin Grote, hannövr'sche Staatsdame, unter der Regierung des Königs Ernst August von großem politischem Einfluß, 86 Jahre alt, am 12. März, in Hannover.

— Joseph Bernhard, Porträtmaler, 80 Jahre alt, am 12. März, in Nymphenburg.

— Nathp Leopold v. Retberg-Wettbergen, Kunst- und Kulturhistoriker, bef. durch seine vortrefflichen Dürerforschungen, 73 Jahre alt, am 12. März, in München.

— Geh. Bergath Dr. Wilhelm Dunker, Professor der Mineralogie und Geognosie, herb. Paläontologe, 76 Jahre alt, am 13. März, in Marburg.

— Heinz Ewers, Genremaler, 67 Jahre alt, am 13. März, in Düsseldorf.

— Bernhard Busch, Schriftsteller, Mitarbeiter an zahlr. Bühnenstücken („Halbe Dichter“ u. s. w.), am 13. März, in Lübeck.

— Professor Dr. Friedrich Theodor v. Frerichs, Wirtl. Geh. Obermedizinalrath und vortragender Rath im preussischen Kultusministerium, herb. Kliniker, 65 Jahre alt, am 14. März, in Berlin.

— Maximilian Frh. v. Handel, Geh. Rath und vorm. außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Oesterreichs am württembergischen Hof, Mitte März, in Meran.

— Dr. Hermann Grothe, technologischer und volkswirtschaftlicher Schriftsteller, 45 Jahre alt, am 16. März, in Berlin.

— Dr. Julius Alexander Schindler (Pseudonym: Julius von der Traun), Dichter, Schriftsteller und Politiker, 77 Jahre alt, am 16. März, in Wien.

— Koller, großherzogl. mecklenburg-schwerin'scher Hofkassapfister, als Charakterdarsteller an herb. Bühnen thätig, auf offener Szene in einer Vorstellung der „Braut von Messina“, am 17. März, in Schwerin.



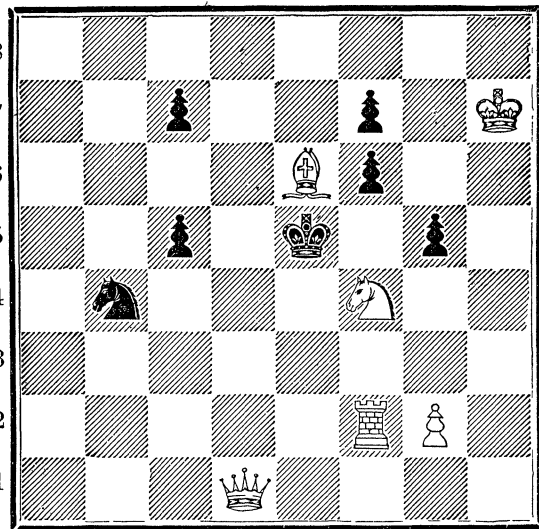
(Medigirt von Jean Dufresne.)

Dem von uns bereits erwähnten Werke: „Problemturnier des deutschen Schachbundes zu Nürnberg, 1883“ (Verlag von Zeit & Comp. in Leipzig) entnehmen wir das folgende Problem.

Aufgabe Nr. 325.

Von Moritz Ehrenstein.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nr. 321:

- | | |
|------------------------------|---------------------------------|
| 1) E. D 7 — C 5 | 1) R. C 4 n. D 5. |
| 2) E. C 5 n. E 4 + | 2) Beliebige oder R. D 5 — C 4. |
| 3) D. oder E. E 4 — D 2 + . | |

A)

- | | |
|----------------------------------|------------------------------|
| 1) D. A 5 — A 2 + | 1) D 3 — D 2. |
| 2) D. A 2 — B 3 oder — A 6 Matt. | 2) R. C 4 n. C 3 oder — B 5. |
| | |

B)

- | | |
|--|------------------|
| 1) E. D 5 — D 7 | 1) R. E 2 — G 4. |
| 2) D. A 5 — B 4 Matt. | 2) Beliebige. |
| 3) (Auf 1) . . . 1) E. E 3 n. G 3; 2) E. D 5 — D 8, und 3) D. A 5 — B 4 Matt.) | |

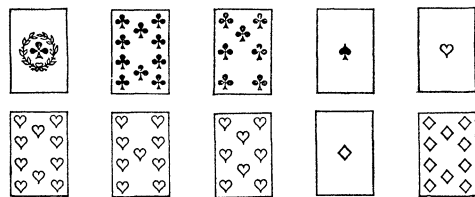


(Medigirt von Max Stein.)

Aufgabe Nr. 11.

Skat.

Mittelhand spielt mit folgenden Karten Grand und wird Schwarz:



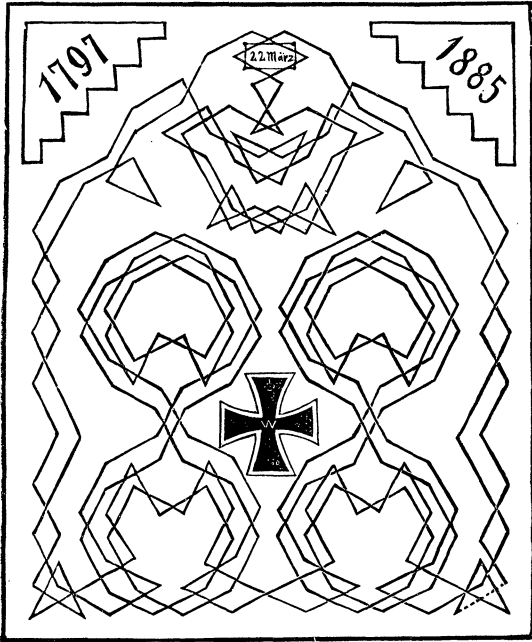
Wie sagen die Karten der Gegner? Im Stat zwei Traufen.

Räthsel.

Räthsel.

Ich bin ein Niese, seit Urzeiten tragend
Gewalt'ger Berge altersgrau Gestein,
Die fern im Süd zum blauen Himmel ragend,
Ein Meer von Sand, von Wasser eins schließt ein.
Viel Sonnen sah ich sinken, strahlen wieder,
Und nie ermatteten die starken Glieder.
Doch bin ich weich und mild auch, und man bietet
Mich dar zum schönen Schmude jeder Frau,
Theils meinetwillen wird ein Wurm gebüet,
Der ungern weilt in Deutschlands Nebelgrau;
Nach diesem Wurm sah man einst Kaiser streben,
Und Mönche wagten drum ihr eignes Leben.
Ich bin ein weiser Lehrer auch der Jugend,
Der hülfreich ich gar manchen Rath ertheile;
Nicht etwa über Sittlichkeit und Tugend —
Durch's Weltreich führ' ich sie mit Windeseile;
Aus Menschenfleisch bin ich hervorgegangen,
Befriedigte des Menschengedächtnisses Verlangen.

Auflösung des Kaiser-Rösselsprungs in Nr. 25:



An den Frühling.

Willkommen, erster Frühlingstag,
Sei tausendmal willkommen —
Nicht nur, weil du von Feld und Hag,
Darauf so kalt und schwer es lag,
Die Winterlast genommen,

Nicht nur, weil du die Menschenbrust
Erquickst der Freude wieder,
Halb ahnungsvoll, halb unbewußt
Ihr weicht der Liebe Götterlust,
Den Drang der süßen Nider:

O nein, es ist ein höh'rer Drang,
Der mich ergreift, zu fügen!
O daß ich könnt' wie Orgellang
Ein Hallelujah und den Dank
Der ganzen Welt dir bringen,

Weil du — was mehr die Seele freut
Als Lied und Blütenreier —
Weil du der ganzen Welt erneut
Den Frieden hast: weil du uns heut
Auf's Neue schenkst den — Kaiser!

O holder Geng, dein Wogenstag
Hat ja auch ihn geboren! —
So nimm ihm alle Sorg' und Plag'
Und gib ihm, was ihn freuen mag,
Der uns zum Heil erkoren!

O laß ihn oft noch fingen mich
Voll Lust und sonder Leide —
Ihn, den ich lieb' so inniglich,
Als wär' er Kaiser Fritz — und ich
Herr von der Vogelweide. R. von Warnekenhagen.

Auflösung des Sylbenräthfels in Nr. 25:

| | |
|------------|-------------|
| Hallelujah | Baobab |
| Ebene | Elbe |
| Zmi | Reier |
| David | Geißelung |
| Euterpe | |
| Lavendel | Heidelberg. |

Auflösung des Bilderräthfels 24:

Was koste die Salami?
's is do(h)'s Beste zum Salat mit Ei.

Bilderräthfel 25.



Ich hab mich ergeben
Mit Herz und mit Hand,
Dir Land voll Lieb und Leben
Dir, deutsches Vaterland

Diejenigen unserer geehrten Abonnenten, welche die Deutsche Romanbibliothek

zu „Ueber Land und Meer“

in Bänden — anstatt in Nummern oder Heften — zu beziehen pflegen, setzen wir hiemit in Kenntniß, daß der erste Band des laufenden dreizehnten Jahrgangs nun vollendet vorliegt und — 624 Seiten stark — sowohl broschirt zum Preis von nur 4 Mark — als auch fein in Leinwand mit Goldprägung gebunden zum Preis von 6 Mark — bezogen werden kann.

In demselben sind folgende Romane enthalten:

Die schöne Wienerin, Roman von Hieronymus Form.
Der Adjutant der Kaiserin, Roman von Gregor Samarow.

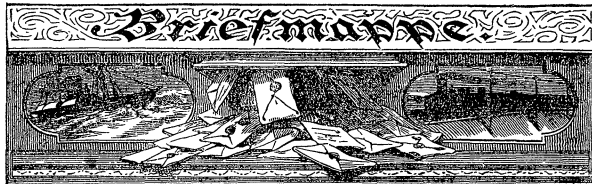
Die tolle Braut, Roman von Eugen Salinger.
Dornenkronen, Roman von Ida Boy-Ed.

Daniela, Roman von B. Dülöt.
In einer Hafenstadt, Roman von C. Vely.

Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton.

Dieser erste Band der „Deutschen Romanbibliothek“ wolle bei derselben Buchhandlung bestellt werden, bei welcher man auf „Ueber Land und Meer“ abonniert ist. Postabonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung oder direkt an die Verlagshandlung wenden.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
(vormals Eduard Hallberger).

Hrn. Paul B. in Bad D. Die gewünschte Nummer der Romanbibliothek haben Sie inzwischen erhalten, wir müssen aber in solcher Angelegenheit um etwas mehr Geduld bitten; so gerne wir bereit sind, berechtigten Wünschen entgegenzukommen, einen Termin der Veröffentlichung können wir aus nachliegenden Gründen nicht festsetzen, ebenso wenig auf briefliche Beantwortung der Einwendungen uns einlassen. „Zu lieben und zu fingen“ und „Allerlei“ für Romanbibliothek acceptirt.

Amicus. Der Gebrauch, Konfirmationsmännern mit Osterblumen zu schmücken, auf den Sie in Ihrem Gedicht offenbar anspielen, ist uns nicht bekannt, jedenfalls kein allgemeiner. Auch erscheint es uns nicht angemessen, einen kirchlichen Akt mit Genußgenuß zu verknüpfen. Formell ist Ihr Gedicht ganz artig, senden Sie weitere Proben.

„Ein Unglücklicher“. Wenn im Schlaf die Blumen niden“ für Romanbibliothek acceptirt. Ihr Brief macht auf uns — pardon — einen etwas überhöflichen Eindruck. Glauben Sie sich vor krankhafter Sentimentalität. Hr. Theodor in L. 1. Das wäre ja eine gräßliche Verirrung — es kommt nur zu bald. Man müßte einzelne Haare weiß färben, denn nur durch die Mischung von Weiß und Schwarz entsteht der Schein von Grau. 2. Jeder Freier und Apotheker kann Ihnen entsprechendes Del liefern. 3. Es ist weder Wuth noch Feigheit: nur von Fall zu Fall kann das beurtheilt werden.

Einjames Weichen im Buchenhain. 1. Eulen — etwas Unnütziges thun, weil die Eule der Athene heilig war. 2. Ottilie — die Glücklichste, Vortrefflichste, Hässlichste. 3. Warum die Thiere so abscheulich geplagt werden? Weil bei den Menschen noch immer nur an die Erziehung des Geistes, nicht an die des Gemüths gedacht wird und der Staat seine Schuldigkeit nicht thut. Gerne, wenn wir den rechten Mann mit dem zündenden Worte finden.

Hr. R. Sp. in Bern. Ein Kind suchen Sie, um es an Kindesstatt anzunehmen? Waize, weiblich, anderthalb Jahre alt, hübsch, gesund, protestantisch. Da wird es Ihnen an Anerbietungen nicht fehlen, und wir würden uns freuen, wenn einer armen Waize dadurch eine Zukunft gegründet würde. Hr. B. in Libourne. Die Akademie von Klemm in Dresden. Die Schwere hat nichts zu sagen. Die Migräne, die Sie in jeder Apotheke haben können.

Hr. Theodor G. in Wien. Ihre Gedichte haben einen gewissen Fluß, vertragen aber nirgends künstlerische Originalität. Sehr oft zerfällt der drollende Ton der poetischen Wirkung.

Hr. Rand. W. M. in Weisb. „Abendruhe“ für Romanbibliothek acceptirt.

Hr. Hosschauspieler W. S. in D. Wir können uns von der Zurückgabe von „Liebesbriefen“ im Jenseits keine rechte Vorstellung machen. Torontalerin. Wenn wir auch beide „Redaktionsaugen“ — so nennen Sie die unsrigen — zubrühen wollten — es geht nicht.

Hr. Sigismund K. in G. bei Wien. Wir bedauern, „J. R. in Hamburg“. Das Gedicht ist ganz geschickt nachempfunden, Talent ist aus demselben nicht zu konstatiren.

Waren in Medl. „Der Sonnenstrahl“ für Romanbibliothek acceptirt. Wir bitten um Angabe des Namens, da Unterricht unslerlich.

Hr. Job. v. G. in W. Eine Antwort konnte das Raster Romite nicht geben, da es sich bei einer Landesaussstellung von selbst versteht, daß nur Erzeugnisse des betreffenden Landes aufgenommen werden. Stellen Sie das Betreffende doch in der permanenten Kunstgewerbeausstellung zu Stuttgart aus.

Hrn. Otto L. in B. Als zwei prächtige Oelfarbenbilder können wir Ihnen empfehlen: „Wolf und Lamm“ und „Der Diebling“. Beide Kunstblätter, übrigens zu den in Ihrem Besitze befindlichen als Pendant recht gut passend, erhalten Sie als Abonnent zum Vorzugspreis von M. 1. 50 J. beziehungsweise M. 1. — Ihre Bestellung richten Sie gefälligst an Ihre Buchhandlung.

Hrn. A. L. in L. (Colorado). Von dem früheren Schicksale der R. P. wissen wir nichts. Die Firma Boermann in Hamburg dürfte Ihnen Auskunft geben können.

Ein Theaterhabitué. Sie nennen sich uns nicht und bieten deshalb keine Garantien für Ihre Behauptungen, während unser Referent einer der geachteten Kritiker ist.

Hrn. P. J. L. Ihre Marke ist von der gesuchten durchaus verschieden. Passer solitarius in Rems. Wir danken Ihnen für die Mittheilung des Titels: „Die deutsche Studentenprache. Ein durschichtiges Taschenwörterbuch.“ Breslau, Kern, 1862.

Abonnent in L. In der Frankfurter Zeitung und in Dann's Verlosungsblatt.

Ein alter Schwabe. Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter die Fülle, ist von Goethe.

Hrn. St. G. in Prag. Reinhardt's holl. Grammatik.

Julius von Manfried. Wir danken.

Hr. Jda von G. in Preßau (Mähren). Sie fingen:

„O könnt' ich hinausheulen“

Mit Sturm und Wetter.“

Entschuldig! Erst siebenzehn Jahre alt und schon auf dem Chimborasso der Bergsteigung. Oder ist es am Ende gar nicht so ernst gemeint? „Heimchen in der Haid“. Talent für die Deffentlichkeit? Nein! Verbreiten Sie, wie das Heimchen in Bog' (Didens) reizendem Märchen, durch Ihre Zeilen „Glück im Hause“, das ist auch schon etwas.

Ueitra. Dasselbe gilt von Ihnen.
Golyo Schwarzborn. Sind die Märchen wirklich geistreich und originell, so steht Ihnen wohl jedes belletristische Journal offen. Von Ihren Gedichten acceptiren wir „Des Auges Räthsel“ für Romanbibliothek.

Felicitas. Ihr „Glück“ werden Sie in Romanbibliothek lesen. Gestatten Sie, daß wir die übrigen Nester jener Mappe einverleiben, in welcher wir die Besenstämme so mancher schönen Seele bewahren, die sich nicht für die Deffentlichkeit eignen, aber doch zu werthvoll sind, um vernichtet zu werden.

Berthold in Hannover. Als Verlosungsschein für ältere Männer wird uns das Männerapell auf dem „Salon“ bei Ludwigsburg empfohlen.
Hrn. R. R. in L. In jeder Buchhandlung legt man Ihnen sofort Bücher über diesen Gegenstand vor.

Hrn. R. R. in München. „Thräne und Welfried“ werden wir in der Romanbibliothek bringen. Die Essays mögen Sie einreichen.

Hr. L. D. in S. Zur Festnummer kam es zu spät.
Hrn. G. L. in R. Noch nicht druckreif.

Hr. M. R. in Moskau. Von wem tout casse, tout passe, tout lasse ist, konnten wir nicht erlernen.

Hr. Th. J. in Pr. Wir haben schon zu wiederholten Malen erklärt, daß wir uns nicht mehr damit befassen können.

Hrn. A. B. in Leipzig. Das kommt ziemlich auf Eines heraus; es handelte sich nicht um die Form der Dichtung, sondern um die Deutung, die uns in dieser Form mitgetheilt wurde.

Hrn. G. R. 50. Aus dem oft citirten Buche: „Der gute Ton in allen Lebenslagen“ von Eghardt. Berlin, Eghardt.

Hrn. E. G. in M. Durch einen Tischler, der Ihnen das viel billiger besorgt, als Sie es könnten.

Hrn. Adolf Th. in Gr. Der gewünschte Jahrgang ist vollständig vergriffen und kann Ihnen damit unsere Verlagshandlung leider nicht mehr dienen. Dagegen hat dieselbe von dem weiter genannten Jahrgang 1880 unseres Journals noch einen kleinen Vorrath, von welchem Sie bei umgehender Bestellung durch Ihre Buchhandlung ein Exemplar zum ermäßigten Preise von M. 5. — erhalten können.

Hr. Marie B. in Prag. Das ist ein Märchen für Fremde.
Hrn. Baron M. in Br. Antiphone fertigt die optische Industrieanstalt Schulte & Bartels in Rathenow, Provinz Brandenburg. Preis uns unbekannt.

Hrn. Direktor Dr. G. Laubmann in München, Ed. Str. in Prag und Andere. Wir danken Ihnen für die Mittheilung, daß die Stelle über Agrikultur: Omnium rerum nihil est agricultura melius, in Cicero, „De officiis“ I, 42, 151 steht.

Hrn. M. R. in S. Weder's Handbuch der deutschen Sprache. Es scheint aber nicht so übel damit bestellt zu sein, wie Sie meinen.

Gräfin Jiska. Leider nicht zu verwenden.
Abonnent in Roveredo. Jede Buchhandlung besorgt Ihnen das Buch zum gleichen Preise.

Hege. Wir danken für Ihren liebenswürdigen Brief. Wer soll uns Männern denn gefährlich werden außer den Frauen? Und so schlecht denken wir nicht vom weiblichen Geschlecht wie Sie; wenn Sie sich nur selbst kennen würden, bekämen Sie bald eine andere Ansicht von der Liebenswürdigkeit der Frauen!

Hrn. A. B. in R. v. Wir danken Ihnen für die ausführliche Mittheilung Ihrer Wünsche und werden denselben auch gerne zu entsprechen suchen, namentlich betreffs der Erweiterung des B., das uns sehr am Herzen liegt und wofür uns bislang nur der Raum zu beschränkt war.

Hrn. C. D. in M. L. Kullner, Die Kunst des Gold-, Silberarbeiters und Juweliers. Mit Atlas. 13 M.

Hrn. O. P. — el in R. Wer Massen fremder Böller verkauft?

Hr. O. R. in B. Wer der Sultan gewesen, der noch Mitte dieses Jahrhunderts 300 Weiber in den Bosporus werfen ließ? Wie viele Frauen geben im Norden, wie viele im Orient auf einen Mann? Wir wollen Ihre Fragen an unsere Leser richten.

Luftiger Vaffisch in R. Ihre erste Horizontfrage ist uns unklar. Ein stark auftragender Mensch. Jda, die Göttliche, Glücklichste, Vortrefflichste; Olga, die Erhabene; Kaver, der Glänzende.

Hrn. M. Sch. in Kribány. Den Nesthoder können Sie in Photographie von Viktor Angerer in Wien, 4 Theresienungasse, beziehen.

Hrn. Baron B. in G. Die praktische Anweisung zur Kultur Ihres Lieblingsgenusses finden Sie im „Braunschweiger Spargelbuch“ (Aug. Schröder's Verlag in Jümenau, 1/2 M.).

Tafel in B. Die Erwerbsverhältnisse der Frauen sind in dem Morgenstern'schen Frauenkalender für 1885 ausführlich behandelt.

Hrn. Lehrer R. in A. Anton, Encyclopädie der Spiele, und Opel, Das Kartenpiel.

Hrn. E. M. R. in B. Wir haben keinen Bedarf, danken darum aber nicht minder verbindlich.

Hrn. Erwin H. in G. Das Buch müssen wir unserem Verlage vorbehalten.

Waisenflechter. Die Gemeinde und der Staat sind natürlich zu gar nichts verpflichtet und erstere könnte nur ein Gestalt annehmen. Wenden Sie sich an die „Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins“ in Stuttgart.

Hrn. H. II. in B. A. G. in Berlin 52. Leider nicht zu verwenden.

Erreichte Verehrerin in Schlesien. Jeder Antiquar kann Ihnen den Jahrgang wohl verschaffen. Amalie wird in Letterich in Mail abgetippt und bedeutet die Geschäftige, Regame; Elisabeth ist die Abtzigung von Elisabeth, welches die Gottgeweihte bedeutet.

H—h in Kronstadt. Hr. M. v. R. in Hannover. Hr. Ferdinand S. in Ottenen. Hr. Adolph S. in Berlin. Hr. Hermann D. in Schwerin.

Hr. M. in Hannover. Hr. Felicia G. in russ. Polen. Hr. J. L. in Rirn. Angelika, Mag Grünbaum. B. B. S. Hr. Mag J. in Dortmund. Hr. Antifried S. in Rassel. Hr. Joseph W. cand. jur. in Gernowitz. Hr. J. R. S. G. H. Hr. R. W. Dr. phil. in Paris. Hr. Philipp R. in Buchtshede. Hr. Ludwig R. in Frankfurt. Hr. Lehrer G. in D. (Kreis Solingen). Alois W. in Rinz. Von Ihren lyrischen Einfindungen können wir leider keinen Gebrauch machen.

Rechtige Lösungen fanden ein: Frau Malwine Kunkel in Borsdam-Driesen. Emma und Jda Simon in Jastrow. Leopold Lausig in Gr. Kanizja. Alois Kaufmann in Krenos. J. Fiala in Elberfeld. „Schlecht Wetter“ in G. Leopold Franke in Krenos. August Schmeißer in Jägerdorf am Wienerberg. Bertha Martin in Wien. J. Gall in Memmen. Hans Jöl in Hermannshütte. Hans Wober in Hermannshütte (Schymen). „Das unfehlbare Ruchhaderlein“ in Hamburg-Hohenfelde. Anna Waplmann in Padua. „Zufriedener in Klein-tuben“. Mitas Beney in Hannover. Hr. Htte. Helbling-Juchaby in Zürich.

„Les inseparables“ in Strazburg. Rob. Klingenberg in Jorze im Harz. H. Gieber in Biel. B. Dierhöffer in Pfalz bei Rier. „Eine Cypresse im hohen Norden“. Theresie Uhl in Prag. Sig. Waplmann in Breslau. Heint. Handlitzel in Troppau. „Kandidat Hans“ in Berlin. Betty Knorr in Jastrow. Salo Bloch in Bremen. Karl Alois Scheider in Brüß. Wilh. Hoff in Worms. Frau Lydia Bier in Brüßel. Wilh. Feingelmann in Freudenstadt. W. Ruted in Wulffow bei Rrütz. Gedwig Offermann in Grefeld. Lehrer Wichteritz in Altwasser bei St. Wendel. A. Siegel in Meiningen.

J. Albrecht in Offenburg. L. R. in Gaidhausen. „Tante Pauline“ in Hannover. Marie Sander in Rire a. d. Wartbe. „Ein einjam Schwefelstein“ in Hannover. Wila. Sig. Waplmann in Breslau. Bohnhoff in Hamburg. Gustav Mühlstein in Dobruß. Edmonie Kohn in Balafja Gyarmat. Förster Wagner im Forsthaus Arnstberg bei Büsch. Fritz Guteneuer in Altna.



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrierte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Der Referendar.

Novelle
von

Ernst Eckstein.

(Nachdruck verboten.)

I.

Der Bediente, den Gut in der Hand, schloß den Wagenschlag. Einen letzten, wohlgefälligen Blick noch

warf Leopold van der Straaten auf das architektonisch merkwürdige Portal des alten Patrizierhauses, das jetzt, nach einem glänzenden Ball, seine zahlreichen Gäste in die frostklare Februarnacht entließ — und die Equipage rollte dahin über das hallende Pflaster.

„Ein gelungenes Fest,“ wandte sich der gefeierte Künstler zu seiner jungen Gemahlin, die schweigend neben ihm in den Polstern lehnte. „Man muß es der Gräfin lassen, sie besitzt ein exorbitantes Talent der Geselligkeit! Was meinst Du, Isa?“

Die junge Frau zuckte ein wenig die Achseln. Dann

blickte sie wie zerstreut durch die Scheiben, die sich allmählig mit glitzernden Kristallen bedeckten.

„Du scheinst nicht befriedigt — was?“ fuhr Leopold fort. „In der That, beim Cotillon fiel mir auf, daß Du ein etwas gelangweilt-ernstes Gesicht machtest! Und doch war gerade der Cotillon ein Meisterstück an glücklichen Einfällen und geschmackvoller Organisation. Du weißt, ich bin sonst ein abgelagerter Feind dieses Rattenkönigs von Touren und Tänzen, heute jedoch...“

„Das glaub' ich,“ fiel ihm die junge Frau in die Rede. „Wie so? Was glaubst Du?“



„Daß Dich dieser Cotillon speziell interessirt hat.“

„Du sagst das in einem Tone . . .“

„O, ich merke seit lange, daß ich nicht mehr den richtigen Ton finde!“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Nun, ich meine, es sollte mir schwer halten, mit gewissen Persönlichkeiten an Geist und Routine, an liebenswürdiger Grazie — oder sagen wir besser, an Kofetterie zu wetteifern. Deine Cotillontänzerin leistet in diesem Punkte Erflehtliches!“

„Wer? Die Gräfin?“

„Die Gräfin!“ wiederholte die junge Frau.

Von Neuem blickte sie starr auf die Eisblumen. Zwischen den sanft geschwungenen Brauen vertiefte sich eine Falte, die dem sonst so frohsinnstrahlenden Antlitz einen Ausdruck ungewohnter Herbheit verlieh. Sie war gewillt, das Thema einstweilen fallen zu lassen; sie fürchtete, unter dem frischen Eindruck ihrer Erlebnisse zu Neuerungen hingerissen zu werden, die sie später bereuen müßte.

In der That, es war nicht zu schildern, wie sehr diese Gräfin Holmhausen mit ihrer Aufdringlichkeit sie verstimmt hatte.

Denn aufdringlich mußte Jsa es nennen, daß die junge Magharin, die doch gegen sämtliche Gäste ihres Palais die gleichen Verpflichtungen hatte, nicht nur bei Tafel und später während der langstieligen Polonaise, sondern im weitem Verlauf des Balles noch drei- oder viermal Leopold's Partnerin gewesen, zuletzt im Cotillon, den Leopold so äußerst originell fand, während Jsa in dem ganzen Arrangement nur die raffinierte Schlaueit einer Sirene mitterte.

Die Sache war ja einfach genug!

Leopold van der Straaten, der berühmte Genremaler, konnte nur auf dem Umweg über sein künstlerisches Empfinden, nur durch Inanspruchnahme seines hochentwickelten Schönheitsinnes und seiner Freude am Farben- und Formenspiele erobert werden. Das wußte diese schändliche Gräfin Holmhausen, die wahrlich besser gethan hätte, ihr abenteuerndes Leben von ehedem fortzusetzen, und dreimal während einer Saison ihren Wohnort zu wechseln, anstatt auf den thörichten Einfall zu kommen, hier, am Schauplatz der künstlerischen Carrière Leopold's, Halt zu machen, Hausbestgerin zu werden, wie die erste beste bürgerliche Rentière, und nun als erstes Opfer ihres Intriguenspiels den treuen, gutherzigen Menschen auszuwerfen, den Jsa, ach, so über alle Begriffe liebte, dessen Kunst sie so ganz erfüllte, dessen Erfolge ihren Stolz und ihre Seligkeit ausmachten!

Wie sie das so erwog, stieg es ihr brennend heiß in die Augen. Sie kehrte ihr Angesicht noch mehr nach der Seite, damit ihr Gatte die vollblinkenden Tropfen nicht sähe, die langsam unter den halb geschlossenen Wimpern hervorquollen.

Sie kam sich so unglücklich, so verwaist und vereinsamt vor! Es war ihr, als sei jetzt zum ersten Mal am Himmel ihres sonnigen Lebens ein dunkles, gewitterschweres Gewölk aufgestiegen.

Jsa vergaß, daß sie ähnliche Regungen schon früher gekannt hatte.

Damals zum Beispiel auf Nügen, wie die hübsche Professorstochter dem „Schöpfer der Abendandacht“ das pompöse Bouquet mit dem langen Gedicht überreichte!

Und dann später, hier in der Hauptstadt, als Leopold die schwarzäugige Venetianerin so entzückend fand, die kleine Ghismonda Campieri, die einige Wochen hindurch die gesammte Residenz in Aufruhr versetzte!

Mit großer Verebtheit hatte Leopold ihr damals die alte Wahrheit eröffnet, daß, wer das Schöne gestalten will, dem Schönen auch im lebendigen Leben begegnen muß; daß ein Maler, der Charaktere und Situationen schafft, nicht jahraus jahrein hinter dem Ofen sitzen und sich in öder Selbstbetrachtung verzehren darf; daß es ein weiter Schritt ist von dem rein menschlichen Interesse des Künstlers bis zum Interesse der Galanterie, geschweige bis zur Verliebtheit. Damals hatte die junge Frau ihre Unbefangenheit und Ruhe sehr bald wieder erlangt — vielleicht weniger auf Grund dieser verständigen Darlegungen, als in Folge des Telegramms, das die schöne Ghismonda zur Pflege ihres plötzlich erkrankten Vaters nach Venedig zurückberief . . .

Auch das vergaß die reizende Jsa gänzlich, daß im folgenden Sommer jene Erörterungen über die Rechte der Kunst sich mit verdreifachter Lebhaftigkeit wiederholten, in einem der Grand Hotels nämlich zu Interlaken, wo man Villeggiatur genommen und Miß Adah

Curtins kennen gelernt hatte, die rosigte Isländerin, deren leuchtendes Goldhaar das Aschblond Jsa's — so glaubte die junge Frau — total in den Schatten stellte. Ach, so im Angesicht der friedlich strahlenden Alpenwelt empfand sie die Störung ihres seelischen Gleichgewichts doppelt schmerzlich, und so kam es zu einer bewegten Szene, die in Thränen und Seufzern ausklang und schließlich zur Folge hatte, daß Leopold sie lächelnd umarmte, ihr die glühenden Wangen küßte und ihr kurz und blindig seinen Entschluß mittheilte, noch am nämlichen Tage nach Wäggis aufzubrechen und die goldblonde Miß, an der ihn eigentlich nichts interessirte, als ihr flutendes Haar und ihr entzückender Teint, brevi manu am Eingang des Lauterbrunner Thales zurückzulassen. Nachdem sich Jsa beruhigt hatte, war ihr zum Bewußtsein gekommen, daß sie thöricht gehandelt; sie hatte ihren willfährigen Gemahl um Verzeihung gebeten und ihm fest versprochen, niemals wieder den Regungen ihres unbegründeten Mißtrauens nachzugeben.

Das Alles war jetzt wie ausgelöscht! Sie dachte weder an ihre Versprechungen, noch an das, was Leopold zu seiner Rechtfertigung vorgebracht hatte. Sie entsann sich überhaupt nicht, daß jemals die leiseste Trübung ihres zärtlichen Einvernehmens mit Leopold stattgefunden. Gräfin Holmhausen war für Jsa's peinvoll erregte Stimmung in diesem Augenblick die Erste, die sich, wie der dunkle Mondkörper, zwischen sie und ihre Lebenssonne zu schieben wagte und bereits eine partielle Verfinsternung erzeugt hatte. Diese Wahrnehmung erfüllte sie mit einem so tragischen Weh, daß ihr alle Vorwürfe unwürdig und banal erschienen. Schon bereute sie die wenigen Worte, die sie geredet hatte. Sie wollte großherzig schweigen; sie wollte ihr Leid in sich selbst verwinden. Die Zeit mußte ja auch über diese verhängnißschwere Frage entscheiden! Entweder würde Leopold seine Verirrung bereuen und der gauleerischen Sirene verächtlich den Rücken kehren; nun, dann konnte Alles noch gut werden; oder — und bei diesem Gedanken fing das Herz Jsa's bänglich zu schwellen an und die kleinen Hände in den langen, vielknöpfigen Handschuhen schlossen sich krampfhaft — oder es war eine wirkliche Leidenschaft; er hatte die Liebe zu seiner armen Jsa ausgeraut wie ein unnützes Kraut . . . Nun, dann wollte sie diesem Herzensbündnisse nicht im Wege stehen; sie würde ihm offen erklären, daß er zu wählen habe, daß sie bereit sei, in das Haus ihrer Eltern zurückzukehren und der glänzenden Eleonore das Feld frei zu lassen.

Die würdevolle Reserve, die sich Jsa van der Straaten so vorgelegt hatte, hielt nicht Stand.

Leopold nämlich ward in der Vertheidigung Eleonorens zu lebhaft. Er fand die Bemerkung Jsa's über die Kofetterie der Gräfin geradezu unbegreiflich; er betonte die Thatsache, daß Eleonore mindestens drei oder vier Kavaliere von verschiedenem Alter ganz durch die gleiche Ungezwungenheit des Verkehrs ausgezeichnet habe wie ihn. Dabei passirte dem Verebten Vertheidiger das Unglück, an erster Stelle den Hauptmann Schleinitz zu nennen, der, obwohl er kaum das dreißigste Jahr überschritten hatte, als Militärchriftsteller einen weit geachteten Ruf besaß. Leopold gedachte mit der Citirung dieses ausgezeichneten Offiziers den Beweis zu liefern, daß auch ernste Männer von notorischer Gleichgültigkeit gegen sogenannte Triumphe keine Bedenken trugen, der Anmuth Eleonorens den verdienten Tribut zu zollen. Aber da kam er schon an bei seiner nervös irritirten Gemahlin! Kaum waren die Worte „Hauptmann Schleinitz“ über seine Lippen geglitten, als Jsa, ihre Selbstbeherrschung und Resignation vergessend, das Köpfchen wandte und ihm durch die Dämmerung des Coupéraumes einen geradezu vernichtenden Blick zuwarf.

„Das ist stark!“ sagte sie mit bebender Stimme. „So weit also ist es gekommen! Du vergleichst Dich mit einem unverheiratheten Manne! Du beanspruchst das nämliche Recht mit Leuten, die morgen im Stände sind, die Gräfin zum Altare zu führen! Ja, mein Gott, begreifst Du denn nicht, daß Du mit diesem indirekten Geständniß Alles über den Haufen wirfst?“

„Aber ich bitte Dich,“ unterbrach Leopold ihre aufgeregte Deklamation. „Ich meine ja nur . . .“

„O, ich zweifle durchaus nicht, daß Du es fertig bringst, mir Mangel an Logik und Gott weiß was sonst auf die Rechnung zu setzen! Du wirst mir mathematisch beweisen, wie vollkommen Du autorisirt bist, nicht nur mit Herrn von Schleinitz, sondern mit dem unverfrorensten zwanzigjährigen Lieutenant zu wetteifern. Nun, und der Gräfin scheint es nicht sehr darauf anzukommen, ob die Opfer, die sie sich ausersieht, ander-

weitig gefesselt sind oder nicht! Im Gegentheil! Das reizt ja! Das ist pikant! Das erhöht die Lust des Triumphgefühls! So sich sagen zu können: dieser Herr van der Straaten hat eine Frau — eine junge Frau — die er bis dahin geliebt hat, die er hübsch fand, die auch der Meinung Anderer zufolge keine Vogel-scheuche und keine Megäre ist — und dennoch bedürfte es nur eines Fächerschlags, um diese Thörin mit ihrer hausbackenen Sittsamkeit zu verdrängen — nur eines Fächerschlags, um alle Erinnerungen, alles Gute und Schöne wie nichtigen Staub in die Lüfte zu wirbeln! Abermals ein Blatt im Lorbeerfranz der Verführerin! Abermals ein Stein im stolzen Bau ihres Piedestals! O, es ist himmelschreiend!“

Sie schluchzte jetzt laut auf.

„Jsa!“ bat Leopold. Sein Ton bekundete ein schmerzliches Staunen. Sie hatte den ganzen Abend hindurch sich so gut amüsiert! Sie war, als er selbst sie einmal zum Tanze geholt, so liebenswürdig, so frisch und so harmlos gewesen! Nur ein einziges Mal, gegen Ende des Balles, war ihm aufgefallen, daß sie ein wenig abgespannt ausah . . . Und nun dieser wilde Gefühlsausbruch! Das hätte er nicht erwartet nach der köstlichen Polka, die ihn zurückverlegt hatte in die schöne Zeit ihres Brautstandes, in die Tage der reizenden Sommerfrische auf dem Landgute ihrer Eltern!

Sie warf spöttisch die Lippen auf.

„O, Du denkst wohl, ich soll's öffentlich preisgeben, wenn mir das Herz blutet? Lieber sterben! Wenn ich für Augenblicke die Selbstbeherrschung verlor, so hat's mich eben trotz aller Anstrengung überwältigt!“

„Aber, bei meiner Ehre, Du thust der Gräfin vollständig Unrecht,“ fuhr Leopold jetzt heraus. „Man muß die Menschen nicht nach der Schablone beurtheilen. Diese Magharinnen haben ein anderes Naturell als ihr Norddeutschen! Was Du Kofetterie, Sirenenenthum, Gaukelei nennst, ist nur eine façon de faire, bei der absolut nichts Schlimmes zu denken ist! Oder vielmehr, wenn Du's denn wissen willst, ja! Die Holmhausen hat eine Leidenschaft —“

„Also gesteht Du?“

„Laß mich doch ausreden! Sie hat eine Leidenschaft, eine Monomanie. Aber die hängt durchaus nicht mit dem zusammen, was Du Dir einbildest. Keiner der Kavaliere, die ihre Salons frequentiren, kann sich auch nur der leisesten Gunst rühmen. Herr von Schleinitz zum Beispiel — meinst Du, sie dächte auch nur im Traume daran?“

„Was kümmert mich Herr von Schleinitz?“

„Ich will Dich nur aufklären, Jsa, denn Du scheinst wirklich im Finstern zu tappen. Wer einigermaßen beobachtet, wird schon nach kurzer Frist über die Gräfin so klar, daß er sie bis in's Einzelne analysiren kann. Sie ist nichts weniger als kokett; im Gegentheil: Schleinitz behauptet, ihr Herz müßte bereits gesprochen haben, denn es sei unmöglich, daß eine junge Wittve von ihrem Temperament sonst so gleichgültig bleibe gegen die Huldigungen der Männerwelt; aber sie hat den Ehrgeiz, ihr Haus zum Mittelpunkt der Residenz zu machen und Alles heranzuziehen, was da im Stände ist, ihrer Geselligkeit Relief zu verleihen. In Herrn von Schleinitz zum Beispiel schätzt sie nicht den statlichen, schneidigen Offizier — denn in dieser Beziehung wird er von vielen seiner Kameraden verbunkelt — sondern den Mann von Geist, den begabten Strategen, den zukünftigen Molke . . .“

„Bah, das sind Ausreden!“

„Nun, ich dächte, Professor Leuthold zum Beispiel, der weltberühmte Jurist, den sie bei jedem Anlaß bevorzugt, wäre doch — wenn Du den Hauptmann als Exempel nicht gelten lässest — unverdächtig bis zur Grenze des Möglichen! Der Mann ist häßlich, kahlköpfig und feiert nächstens sein fünfzigjähriges Jubiläum! Du wirst mir zugeben . . .“

„Gar nichts gebe ich zu! Nur das Eine seh' ich: daß Du mir ausweichst! Wie sie den Professor behandelst, darnach frage ich nicht. Du aber . . .“

„Nun, was mich betrifft,“ sagte Leopold lächelnd, „so bin ich zwar weder ein Schleinitz, noch gar ein Leuthold, aber daran darfst Du nicht zweifeln, daß die Artigkeiten der Gräfin nicht mir, sondern lediglich dem — sagen wir: unverdienten Erfolg meiner Kunst gelten. Während der Tafel hat sie von nichts Anderem geredet; es war mir geradezu peinlich; und als die Baronin Seeberg zu meiner größten Verlegenheit sie beglückwünschte, daß „unser verehrter Meister“ — damit meinte sie mich — ihr nicht abgesagt habe, da ging's wie ein Leuchten über das Antlitz der Ungarin . . . Kurz, ich

habe die positivsten Beweise, und somit könntest Du endlich die Thränen trocknen und wieder vernünftig sein! Ich kann doch 'mal nichts dafür, wenn meine Keschereien gefallen, und ich möchte, auch Du solltest Gott danken, daß es mir nicht ergeht, wie unserem Freunde Cellarius, dem wackern Historienmaler, der nachgerade ein kleines Museum unverkaufter Gemälde einrichten konnte und pure Verhungern müßte, wenn sein Papa nicht, Gott sei Dank, an der Baumwolle mehr verdiente, als der Herr Sohn mit 'Gustav Adolf' und der 'Schlacht von Pavia'."

"Gut," sagte die junge Frau, "ich will das gelten lassen. Ich will zugeben, daß die Gräfin das Recht hat, sich um hervorragende Künstler, wie Du, einige Mühe zu geben. Was aber ertheilt Dir nun ein Recht, ihr Entgegenkommen, das immerhin auffällig bleibt, so rückhaltlos zu erwiedern? Nicht wahr, da geht das Latein der gut erfundenen Nebenarten zu Grunde! Du kannst nur einen Beweggrund haben: die geschmeichelte Eitelkeit — und was sich hieraus entwickelt, dafür hat man Beispiele! O, ich seh' es ja kommen! So klar steht es mir vor der Seele, daß ich's malen könnte mit all' seinen Einzelheiten!"

"Das gäbe vielleicht ein vortreffliches Genrebild," spottete Leopold. "Ich bitte Dich, mir die Grundzüge gelegentlich mitzutheilen." Dann fuhr er im Tone sanfter Eindringlichkeit fort: "Ist! Liebling! Sprich, ist es recht, daß Du mir so die Freude an dem farbenprächtigen Feste nachträglich verderben willst? Ich schwöre Dir, die Gräfin Holmhausen ist mir genau so gleichgültig und so interessant, wie jedes schöne, eigenartige, lebensprühende junge Weib. Ich leugne nicht, daß mein Auge von ihrem Anblick gefesselt wird, aber mein Herz bleibt stumm dabei. Ich bin artig, liebenswürdig, charmant gegen sie, nicht nur aus Dankbarkeit für den Reiz ihrer Erscheinung, nicht nur aus angeborener Courtoisie, sondern — so häßlich das klingen mag — ein ganz klein wenig aus Klugheit. Der Künstler muß derartige Enthusiastinnen warm halten, das gehört mit zum Geschäft, und das Geschäft hat seine Berechtigung, unbeschadet aller funkelnden Ideale, die ich hoch halte wie irgend ein Anderer. Meine Seele jedoch steht dieser künstlerisch-praktischen Courtoisie fern; da drinnen im Allerheiligsten wohnt nur meine reizende aschblonde Ilsa mit den schalkhaften blauen Augen, und alle Ungarinnen der Welt, so bezaubernd sie lächeln mögen, sind nicht im Stande, sie daraus zu verdrängen. Na, nun gib mir die Hand und sei wieder gut und vernünftig! Du weißt, solche Aufregungen kann ich nicht brauchen!"

Sie hatte ihm die zierlichen Finger, die er erfaßt hatte, nicht entzogen.

"Du glaubst nicht," flüsterte er, sein Haupt zu ihrer Schulter herabneigend, "wie schrecklich es ist, das Liebste, was man auf Erden hat, verstimmt und eifersüchtig zu sehen! Ja, ja, eifersüchtig! Das Wort willst Du nicht gelten lassen, aber die garstige Sache hast Du in bester Form praktiziert! Wo echte Liebe waltet, da soll auch Vertrauen herrschen! Es ist unmöglich, durch dieß höchst komplizierte Leben zu wandeln, ohne ab und zu in Situationen zu kommen, die einem eifersüchtigen Gatten Gelegenheit bieten, den andern mit Vorwürfen zu überhäufen und ihm die glückliche Laune zu trüben! Willst Du Dir Mühe geben, solche Anwandlungen künftig zu unterdrücken? Sprich, Ilsa! Oder zweifelst Du wirklich an meiner Liebe?"

Bei den letzten Worten hatte er sein Gesicht ihrer glühenden Wange genähert. Jetzt preßte er seine Lippen sanft und innig auf das reizende Grübchen links neben dem Munde und fügte so seinen halbblau gesprochenen Worten den überzeugendsten Kommentar bei.

Sie zögerte eine Sekunde. Dann schlang sie beide Arme um seinen Hals und küßte ihn leidenschaftlich.

In diesem Augenblick rollte der Wagen durch den dröhnenden Thorweg.

II.

Die nächsten acht Tage verstrichen dem jungen Ehepaar in vollendetster Harmonie.

Leopold schaffte von Neum bis Drei an der reizenden Genregruppe, die er seit Anfang Januar auf der Staffelei hatte.

Ilsa betrat, wie gewöhnlich, um Elf das geräumige Atelier und leistete, eine Stiderei in der Hand, ihrem Gatten Gesellschaft, bald anmuthig plaudernd, bald ruhig und scheinbar theilnahmlos in ihre Arbeit vertieft; denn während der dritthalb Jahre ihrer Verheirathung hatte

sie trefflich unterscheiden gelernt, wann ihm das Eine und wann ihm das Andere erwünscht sei. Gegen halb Eins verließ sie die Kunstwerkstatt, um Toilette zu machen; dann verstrich ihr die Zeit bis zu Tisch mit Briefschreiben, Musikziren und Lesen oder mit Ausgängen und Besorgungen. Punkt halb Vier ward gespeist. Ein- oder zweimal wöchentlich hatte man Gäste zu Tisch, Freunde, Verwandte, ab und zu auch einmal einen Kunstenthusiasten, der sich besonders lebhaft in's Zeug warf. Die Woche inzwischen seit dem Ballfest der Gräfin Holmhausen war zufälligerweise ganz unbefest geblieben. Man hatte völlig sich selbst gelebt, kaum einmal das Theater besucht, Abends beim lobenden Kamin geessen und eigentlich nichts vermisst; denn Leopold, der sonst eine abwechslungsreiche Geselligkeit liebte, schien das Alles im Anblick seiner freudestrahlenden Ilsa vergessen zu haben. Oder entsagte er nur, um sie vollständig zu beruhigen?

Es war Sonnabend, gegen zwölf Uhr Mittags. Ilsa hatte sich — etwas früher als sonst — hinab in die Wohnung begeben, um persönlich einige Anordnungen bezüglich der Mahlzeit zu treffen. Man erwartete heute Oskar von Deerenndorf, einen Vetter der jungen Frau, der mit Leopold von der Straaten ein Jahr lang zu Heidelberg studirt, mehr noch freilich gekneipt und gepaukt hatte, und jetzt, nach einem spät bestandenen Examen und einer zweijährigen Thätigkeit in der benachbarten Kreisstadt, endlich nach der Residenz versetzt worden war, wo er sich von den Entbehrungen jener vier Semester — Oskar von Deerenndorf rechnete immer nur nach Semestern — ausgiebig zu erholen hoffte. So lautete zum mindesten ein Passus in dem Briefe, der die von der Straaten von seiner bevorstehenden Ankunft in Kenntniß setzte. Im Uebrigen war diese Zuschrift ein wenig geheimnißvoll, sprach von den Reizen eines vorjährigen Ferienaufenthaltes in Norderney, von philosophischen Wandlungen und seltsamen Ueberaschungen, ohne daß man recht klug daraus ward, worauf diese Allgemeinheiten abzielten. Der Schluß aber klang wieder so echt akademisch, so übermüthig und burschikos, daß Leopold den alten, fidelen Perseus — das war der Kneipname Deerenndorf's — in jeder Linie wieder erkannte, unverändert in Wort und Wendung, in Wesen und Weltanschauung.

Nachdem sich die Pforte des Ateliers hinter Ilsa geschlossen hatte, schritt Leopold, die Hände in dem kurzen Jaquet, nachdenklich durch den glänzend ausgestatteten Raum. Dem kleinen Tonso, seinem Faktotum, das er aus Florenz mitgebracht hatte, winkte er ab, als der pfiffige Bursche jetzt das dunkelbraune Gesicht durch die Thürspalte steckte, um zu fragen, ob der Signore etwas befehle. Leopold von der Straaten war in mannigfache Erinnerungen vertieft. Sein ganzer Entwicklungsgang zog ihm vor der Seele vorüber — die fröhliche Studienzeit, die ersten Anläufe in Altheidelberg, der komische Ingrimme seines vortrefflichen Oheims, als der erfuhr, daß der sogenannte studiosus juris Leopold von der Straaten während der zwei Semester seiner studentischen Laufbahn auch nicht ein einziges Fachkollegium besucht, sondern sich mit einigen Publicvorlesungen über Geschichte und Literatur begnügt, nebenher aber sträflich gezecht und — gemalt hatte!

Alle Bemühungen, den ausgezeichneten Mann, der als Vormund nicht ganz ohne Einfluß war, zu Gunsten der längst geplanten Berufsänderung umzustimmen, blieben vergeblich, bis Oskar von Deerenndorf die heikle Angelegenheit in die Hand nahm!

Das war ein denkwürdiger Abend, an welchem der ewig durstige Oskar dem pensionirten Major Philipp Roderich von der Straaten das eben vollendete Schlachtenbild Leopold's — damals malte der Künstler noch Schlachtenbilder — mit jener zündenden, fast zu tollfühnen Standrede unter die Augen rückte!

Freilich, der feurige Nauenthaler war bei dem glücklichen Resultate mindestens ebenso stark theilhaft, wie die logischen Gründe. Aber gleichviel: er schritt famos zur Attacke, der überredungsmächtige Oskar! Wie? Ein alter Militär, ein Kriegsheld konnte sich der Ausübung einer Kunst widersetzen, die den Ruhm der deutschen Armeen verewigte? Einer Kunst, die seine eigenen Thaten, geleistet im Getümmel von Mars-la-tour, mit ehernem Griffel in die Tafeln Klio's eintrug? Was hatte der Herr Major an dieser großartigen Komposition eigentlich auszusetzen? Saßen die Waffenröcke nicht ordnungsmäßig? Verstieß auch nur der latenteste Aufschlagknopf gegen die Grundzüge des Reglements? Was? Oder entbehrte der hochgewachsene Premierlieutenant links im Vordergrund etwa der Würde und Eleganz?

Sollte der schnaubbärtige Hauptmann auf seinem Trafehnerfuchse die Augen nicht geradezu hörbar? Es war ja zweifellos: Roderich von der Straaten, Major z. D., hatte sich der künstlerischen Carrière seines Neffen nur deshalb mit Aufbietung aller ihm zu Gebote stehenden militärischen Energie widersetzt, weil er von der Tragweite dieses eminenten Talentes keinen ausreichenden Beweis hatte. Jetzt aber befand man sich mitten auf Rhodus und Leopold hatte getanzt! In diesem schlichten, bescheidenen Jüngling, der dort verschämt in seinen Pofal schaute, steckte allermindestens ein Horace Vernet, und wenn Roderich von der Straaten zu seinem erheblichen Antheil Weltgeschichte gemacht hatte, so war Leopold von den Göttern berufen, diese Weltgeschichte zu pinseln! In diesem Style ging's weiter. Und nun dazwischen die brillantesten Anspielungen auf die eigenste militärische Leistung des Herrn Majors, auf jene glorreiche Episode, die er stets mit weithin leuchtenden Augen erzählt hatte! O, dieser Oskar verstand zu schmeicheln! So spielte sich die Sache denn ab, langsam und systematisch, bis zur beginnenden Nöthigung, bis zu dem schallendsten Ruck, den Oskar je von Männerlippen empfangen hatte!

Dieß Alles, halb vergessen im rastlosen, erfolgreichen Streben der Gegenwart, trat dem jungen Künstler jetzt wieder so klar und so greifbar vor das Bewußtsein, daß er behaglich vor sich hinlächeln, ja, einmal hell auflachen mußte. Er war zu komisch gewesen, der dicke, thränenbergieckende Onkel mit seinem purpurrothen Gesicht und dem feisten, braunrothen Halswulst, der ihm breit über dem Kragen hervorquoll, ebenso komisch wie der halb schiebende, halb von seiner Rolle mit fortgerissene Oskar von Deerenndorf! Tags darauf, als die Geister des Nauenthalers verdampft waren, wollte der Onkel zwar die gegebene Zusage als erschwandelt wieder zurücknehmen; er sprach von schmählicher Ueberlistung, ja, er murmelte eine bedrohliche Andeutung, als gehe er mit dem Gedanken um, Herrn von Deerenndorf auf Pistolen zu fordern; wie jedoch Oskar des Nachmittags in rosigster Laune vorsprach und den Beweis lieferte, daß er auch ohne die Anregungen des Bacchus ein lebenswürdiger, unterhaltfamer Kamerad und ein warmer Verehrer von Leopold's künstlerischem Talent sei, da gab sich Roderich von der Straaten dem Zauber dieser Persönlichkeit halb widerstrebend gefangen, acceptirte in entsprechender Variation das schöne Motto: „Ein Kaiserwort soll man nicht dreh'n und deuteln!“ und willigte endgültig ein, daß Leopold vom künftigen Herbst an die Hochschule mit der Malerakademie vertauschen solle.

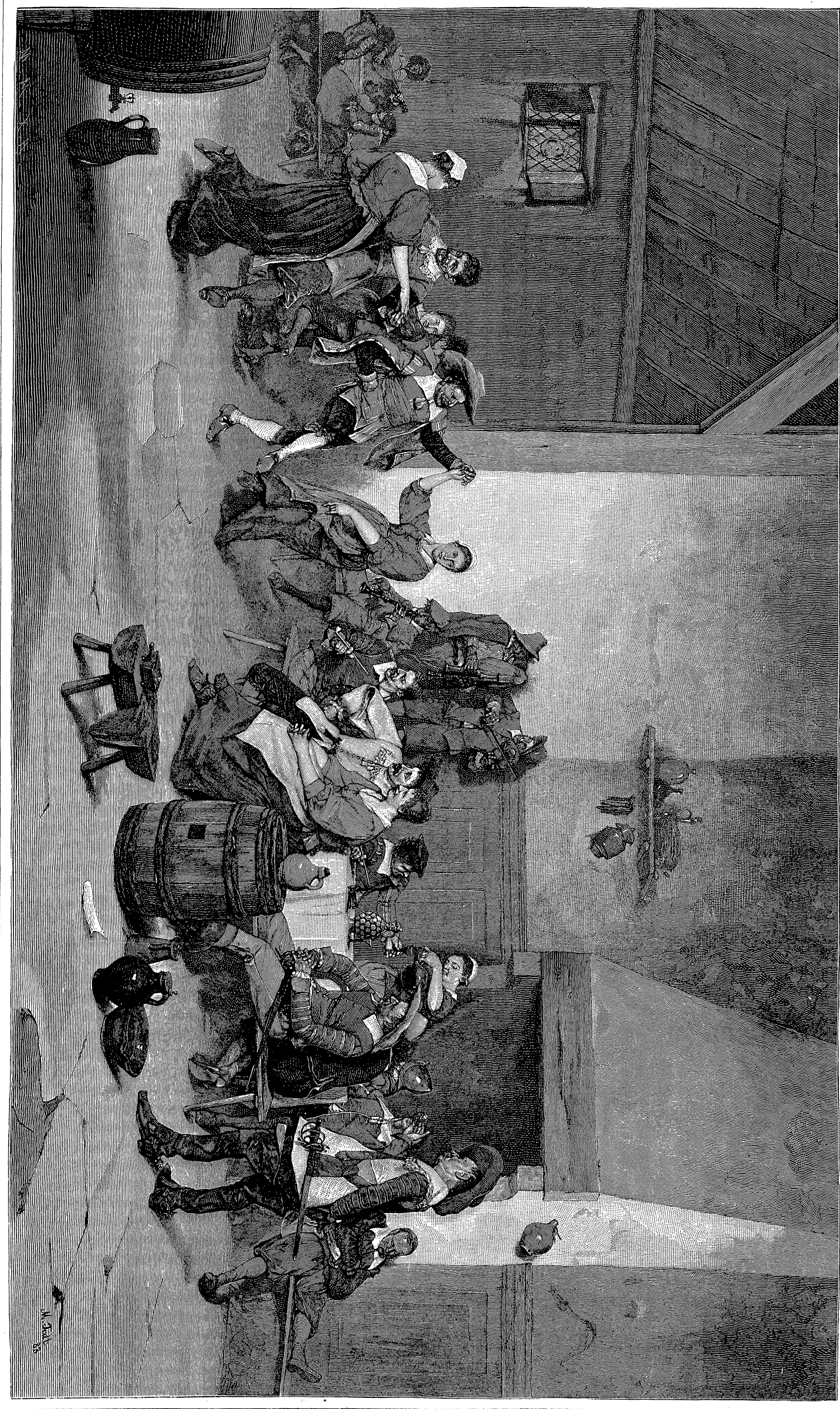
Der junge Künstler, diese Erinnerungsbilder zurückrufend, fühlte immer lebendiger den Pulschlag der Sympathien für seinen ehemaligen Studiengenossen, den er seit der Vermählung mit Ilsa noch vier- oder fünfmal wiedergesehen hatte.

„Er ist ein reizender Mensch!“ sagte er zu sich selbst. „Ich kenne kaum einen Zweiten, der sich durch all' die Jahre so gleich geblieben wäre wie er! Damals auf unserem Polsterabend — was war das für eine köstliche Improvisation! Wahrhaftig, bei seinem Anblick hatte man die Empfindung, als ob der Himmel ein gutes Omen schicke!“

Von Neuem durchmaß er das Atelier. Er ließ seine Blicke umherschweifen, bis sie zuletzt auf dem kleinen, gelbroth geblühten Divan haften blieben, wo vor kaum einer Viertelstunde Ilsa mit ihrer Kanewasstiderei gesessen hatte. Ein Gefühl unendlicher Zärtlichkeit strömte ihm warm durch die Adern. Wahrlich, er war beneidenswerth vor vielen Tausenden! Beinahe mühelos hatte er da schon Erfolge errungen, wo Andere noch peinvoll zu kämpfen haben — und nun über all' dem diese entzückende Häuslichkeit, die ihm Ilsa geschaffen, Ilsa, die Perle unter den Frauen, Ilsa, die mit so mannigfachen praktischen Gaben — von einseitigen Idealisten als prosaisch bezeichnet — ein so lebenswürdiges Herz, ein so offenes Auge für alles Schöne, ein so begeistertes Verständniß für Leopold's künstlerische Laufbahn vereinigte! Bis auf den einen Punkt — Leopold dachte an die magyarische Gräfin und das Intermezzo im Dunkel der Equipage — war Ilsa vollkommen. Die Auseinandersetzung neulich hatte ihm allerdings, so sehr er gegen den Eindruck angekämpft, für den andern Morgen die Stimmung verdorben; aber dann gegen Mittag war Ilsa in's Atelier gekommen, und ihr sonniges Lächeln, das um Verzeihung zu bitten schien, hatte ihm allen Frohsinn und alle Schöpferlaune zurückgegeben.

Er überlegte.

Danz in einer niederländischen Schenke. Nach einem Gemälde von May Godt.



Wenn er das wolkenlose Glück der letzten acht Tage gegen die Anregungen, die er im Verkehr der großen Welt empfing, wohlbedacht abwog, so durfte er zweifeln, ob sich die Sache verlohne, ob die Möglichkeit einer Trübnung dieser häuslichen Harmonie keinen zu bedenklichen Einsatz für jenen Gewinn bedeute.

Er kam zu dem Resultat, daß er ebenso klug als großmüthig handle, wenn er seiner zärtlichen Isa so weit als thunlich ein Opfer bringe. In der That, was er da neulich geredet hatte, war nur zur Hälfte begründet gewesen. Er bedurfte jetzt keiner Gönner mehr. Er konnte auf die persönlichen Sympathieen selbst der einflußreichsten Persönlichkeiten Verzicht leisten, denn er selber war jetzt Gegenstand der Bewerhung . . . Zudem — Isa mochte ja Recht haben: Gräfin Eleonore war beinahe zu schön, als daß man ungestraft die ganze Fülle ihres Kunstenthusiasmus über sich hätte ergehen lassen können. — Wenn sie so die feurigen Augen mit den langen, aufwärts gebogenen Wimpern auf Leopold's Antlitz heftete und von der „Siesta im Park“, seinem jüngsten Gemälde, sprach, das einstimmig als die Perle der gegenwärtigen Ausstellung in der neuen Pinakothek bezeichnet wurde, dann flammte etwas in den schwarzen Pupillen, was gleichzeitig an die Engelsköpfe Murillo's und an die lebenslustigen Frauengestalten Paolo Veronese's erinnerte, ein lockendes Räthsel gerade für den bildenden Künstler! Es war Isa nicht zu verdenken, wenn sie, von ihrem Standpunkt aus, dieses Etwas für Koketterie nahm, obgleich Leopold sicher war, daß sie sich irrte; denn — das fiel ihm jetzt ein — ganz mit den nämlichen Blicken hatte die Gräfin zum Beispiel die allbewunderte Pianistin Martha Schipalski begrüßt, ein Beweis für die Harmlosigkeit ihrer Ekstase!

Mit jeder Sekunde ward Leopold von der Straaten geneigter, die Partei seiner Frau gegen sich selbst zu ergreifen. Die Atmosphäre häuslichen Glückes, in der er so voll und so ungestört während der letzten acht Tage geathmet, dünkte ihm gar zu verlockend. Er brachte dabei allerdings nicht in Anschlag, daß die vorgeschrittene Saison eine gewisse Uebersättigung bei ihm erzeugt hatte. Er



Nach der Trauung. Nach einem Gemälde von Simon Durand.

meinte, es werde ihm leicht werden, sich von dem rauschenden Treiben der Großstadt ein wenig zurück-zuziehen. Diese Gräfin Eleonore übertrieb vielleicht die Ausübung ihrer gesellschaftlichen Talente... Dem Vernehmen nach projektirte sie schon wieder ein glänzendes Fest mit allerlei szenischen und musikalischen Aufführungen originellster Natur. Leopold war jetzt entschlossen, nicht nur die Einladung zu dieser Soirée abzulehnen, sondern auch künftigen Dienstag dem offiziellen Ball des österreichisch-ungarischen Generalkonzils fern zu bleiben, gerade weil Gräfin Eleonore dort mit Bestimmtheit erscheinen würde. Ja, ja, er war es seiner lieblichen Isa schuldig, den Schein zu meiden! So heftig, wie aus Anlaß der dunkeläugigen Holmhausen, war sie ja niemals erregt gewesen!

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Musikleben der Gegenwart.

Von
H. Ehrlich.

(Nachdruck verboten.)

V.



Wohlthätigkeitsbälle, Wohlthätigkeitsbazare, Wohlthätigkeitstheater, Wohlthätigkeitskonzerte. Ueberall wird wohlgethan, nur unsrerer ist übel daran. Denn wenn uns wirklich ein Künstler einmal Gutes bringt und dadurch Gutes thut, so sind gleich ein Halbduzend hinterdrein bemüht, uns dafür büßen zu lassen. Und, was das Schlimmste ist, je weniger sie können, desto mehr Lärm lassen sie schlagen von dem Ruhm, den sie anderswo errungen haben. Das bis vor zehn Jahren hier unbekannte Klammernwesen hat seither eine Ausdehnung und Vervollkommenheit gewonnen, daß Barnum und Ullmann bei manchem Berliner „Macher“ in die Lehre gehen könnten. Jede Woche wird in irgend einer Zeitung eine neue Berühmtheit verkündigt, die früher kein Mensch hatte nennen hören. Da wird erzählt, Fräulein K. und Herr V. haben auf einer großen Tournee (zwischen Husterlo und Krikelborn) großartige Erfolge errungen. Wer kann das Gegentheil beweisen? Wer will sich die Mühe des Nachforschens aufwenden? Die Wissenden zucken die Achseln und lachen, die Unwissenden lassen sich durch Warnungen nicht belehren, unter ihnen finden sich immer Einige, die Alles bewundern, was die Zeitungen als schön vorher gepriesen. Da hatten wir Anfangs März einen Pianisten hier, dem es gelungen war, daß schon eine Woche vor seinem Konzert einige Zeitungen von den glänzenden Erfolgen sprachen, die er während eines sechsjährigen Aufenthaltes in Amerika gewonnen. Musikbesessene, hier studierende Amerikaner, die ich fragte, kannten kaum seinen Namen, geschweige daß sie etwas von seinem Ruhm wußten. In seinem Konzerte spielte dieser Nichtliebhaber Apollo's die nicht mehr unbekannte Cis moll-Sonate von Beethoven, und zwar den ersten Satz meistens in Forte mit den stärksten Accenten. Die beiden Berichterstatter der „Boschischen Zeitung“ und der „Nationalzeitung“, Professor Engel und Dr. Gumprecht, neben denen ich saß, lachten immerwährend; ich versuchte ebenfalls, die Leistung humoristisch als Zerrbild zu betrachten. Als aber der edle Jüngling das Scherzo im forschesten Walzertempo nahm, da litt mich's nicht länger im Saal, ich lief weg. Alle Beurtheiler, selbst die nicht ausgenommen, welche dem Konzertgeber ein gewisses Feuer der Technik zuerkannten, äußerten die stärkste Mißbilligung dieses Sonatenvortrags. Aber es gab doch Leute, die auch das schön fanden, und der edle Jüngling erklärte (historisch!), er werde seinen Weg unbeirrt wandeln, und „wenn die Rezensenten bis zu Ende geblieben wären, so hätten sie gesehen, was er könne“. Und — klingt es nicht unglaublich? — wenige Tage nach ihm gab ein anderer Pianist ein Konzert, der noch viel selbstgefälliger am Klavier saß und ganz entschieden noch schlechter spielte, in den einfachsten Chopin'schen Stücken falsche Akkorde nahm, wie sie nicht einmal ein halbwegs gebildeter Dilettant mehr vorbrachte! Daß Derartiges im Jahr 1885 im vornehmsten Konzertsaal der Reichshauptstadt vorkommen könne, wer hätte das vor zehn Jahren geglaubt? Aber es gibt jetzt so viele Dissonanzen — doch halt, dieses Thema brächte mich zu weit über Land und Meer, und ich will lieber von einigen Pianisten sprechen, welche die Kunst in würdiger Weise vertreten als die beiden oben angebeuteten. Da ist zuerst Herr Friedheim zu nennen, ein Schüler Liszt's, ein noch junger Mann, der als Techniker, als siegreichster Bezwingen der großartigsten Schwierigkeiten in jeder Richtung jetzt oben steht, dabei ein kolossales Gedächtniß besitzt und in seinem zweiten Konzert — das erste war ausschließlich Liszt'schen Kompositionen gewidmet — auch weitgehende musikalische Studien befandete. Hätte er nur ein wenig von dem, was ich Ausdrucksfähigkeit nennen möchte. Ich muß dieses Wort genauer erklären. Viele gebildete Leute begen die sehr unrichtige Uebersetzung, daß wenn Einer nicht mit Gefühl spielt oder singt, er auch keines besäße. Es geht aber in der Kunst wie im Leben: manche Menschen von tiefem Gemüth besitzen nicht die Fähigkeit, ihren Gefühlen Ausdruck zu geben, während anderen die poetischen Worte von den Lippen fließen! Manchen Musikern, die sehr tief fühlen und für die Kunst die höchste Weihe im Herzen tragen, fehlt jene sinnliche Erregbarkeit, das Temperament, das eben jede innere Regung sofort äußerlich wiedergeben vermag. Vom schönen Musikziren auf wahre Herzensgüte unbedingt schließen — ich wage es ebensowenig, als einem Musiker, der mich kalt läßt, „Gemüth“ abzupressen, wie das so oft geschieht.

Sei dem nun, wie ihm wolle, sicher ist, daß der junge d'Albert Einem sehr warm machen kann und daß viele entzückte Hörer sich nur um sein herrliches Musikziren kümmern und nicht

um sein Herz, das seit einigen Monaten seiner jungen, liebenswürdigen Frau gehört.

Im verflochtenen Februar hat es eine Zeit gegeben, wo ihm ein junger, sehr talentvoller Pianist Sauer entgegengestellt ward, und einige besondere Freunde bliesen die Posaune für denselben mit so vollen Tönen, daß ein Theil des Publikums wirklich zu glauben begann, er wäre ein zweiter d'Albert, und meine fühlen Betrachtungen und Urtheile nicht begriffen. Da kam d'Albert, spielte in dem Wohlthätigkeitskonzerte für die Spanier, und die anderen Pianisten waren vergessen. Ich kann seine Erfolge nicht besser darlegen, als durch die Neuherung eines hochgeehrten Kollegen (d'Albert spielte das Es-dur von Liszt), Dr. Gumprecht, ein Mann, dessen Name in der ganzen Musikwelt mit Ehre genannt wird, der ein etwas einseitiger Verehrer der klassischen Schule, Gegner aller neuen Richtungen und der Liszt'schen Komposition; Jener wandte sich, als d'Albert geendet hatte, zu mir und meinte: „Ich schäme mich, aber heute hat mir das Liszt'sche Konzert gefallen.“ Gibt es einen höhern Triumph für den ausübenden Künstler, als daß ein strenger Beurtheiler das ihm wenig sympathische Stück durch die herrliche Wiedergabe fast lieb gewinnt? Mit d'Albert rang Sarasate um die Palme an jenem Abend. Er ist jetzt entschieden der Geiger, welcher die größte Anziehungskraft auf das große Konzertpublikum ausübt; und so lange man ihn hört, erscheint das auch vollkommen begreiflich. Er ist eine Individualität, sein Ton, seine Technik, seine Vortragsweise gehören ihm; diese Vollendung in der Form, diese eleganteste Wiedergabe der schwierigsten Passagen aller Gattungen und dieser seine Geschmeidigkeit in den Cantilenen stehen einzig da. Er hat in diesem Winter Mendelssohn's Konzert gespielt, und mit der ganz meisterhaften Wiedergabe des Finales selbst die strengen Musiker zu lautestem Beifalle hingerissen. Neben ihm hat Leopold Auer, der „Professor am Konservatorium in Petersburg“, den entschiedensten und glänzendsten Erfolg davongetragen. Er hat nur ein einziges Mal und nur ein Tonstück, ein unbekanntes, sehr interessantes Konzert von Goldmark, gespielt, aber sofort seinen Platz neben den Meistern ersten Ranges eingenommen. Vor fünfundsiebenzig Jahren, da er als kleiner Junge mit seinem Vater aus Ungarn nach Deutschland gekommen, spielte er in verschiedenen Städten und kam nach Frankfurt a. M., wo er sehr gefiel und wo damals der Schreiber dieser Zeilen lebte; der zeigte ihm auf der Landkarte die Stadt Hannover und sagte: „Dort lebt Joachim, dorthin, mein Junge, muß Ihr Weg führen!“ Und der Junge fand den Weg und nachher eine glänzende Laufbahn. Nach den Versicherungen Aller, die ihn im Quartettspiel gehört haben, zeigt er sich in dieser schweren Kunst als würdiger Schüler des Meisters.

Neue Werke erster Muff hat der Winter sehr wenig gebracht — die Operette beherrscht noch immer den Markt. Eine bemerkenswerthe Erscheinung auf dem Gebiete des lyrischen Dramas war „Sakuntala“ von Philipp Scherwenka (Bruder des bekannten österreichischen Hofpianisten, Professor Xaver Scherwenka), Text von Wittkowsky. Wer das ursprüngliche, wunderherrliche Drama von Kalidasa kennt, der weiß ohne meine Darlegungen, daß manche Hauptzügen zur Verwendung für ein Konzertgefangenwerk nicht geeignet sind, weil sie entweder äußerlich anjaulend dargestellt, oder vor der Phantasie des einsamen Lesers zur innern Anschauung gebracht werden müssen. Wer das Gedicht nicht kennt, dem würden die Darlegungen etwas zu weitläufig erscheinen, weil sie die Erzählung des Inhaltes bedingen. So kann ich hier nur sagen, daß der Textdichter mit großem Geschick zu Werke gegangen ist und daß der geschätzte Komponist vielfache Beweise von lebhafter Phantasie und ausgezeichnetem künstlerischem Formtalent gegeben hat. Das Werk hat sehr gefallen und wird, wenn die nothwendigen Kürzungen vorgenommen sind, überall Anerkennung gewinnen.

Eine hundertjährige Erinnerung.

Von

Hugo v. Radtovich.

(Nachdruck verboten.)



Die ganze Welt findet es heute ganz natürlich, daß die Post- und Schlepptampfer unsere Flüsse und Seen bedecken; daß, von der Dampfkraft getrieben, die riesigen Transportschiffe, schwimmenden Städten gleich, Tausende von Menschen nach den entferntesten Welttheilen hin und zurück tragen; daß die gewaltigen Kolosse der Kriegsmarine, von den Segeln unabhängig, die bewegende Kraft in sich selbst tragend, ihre kunstvollen Evolutionen leicht und sicher ausführen; und doch ist es kaum zwei Menschenalter her, daß der Dampf die Meere beherrscht und daß Ressel, Räder und Schrauben die Stelle der Ruder der Galeeren und der kunstvoll über und neben einander geschichteten Segel eingenommen haben.

Gerade hundert Jahre sind es her, daß der erste Versuch gemacht wurde, mit der Dampfkraft, welche Watt zuerst entdeckt hatte und welche damals in England zum Auspumpen des Wassers aus den Minen verwendet wurde, ein Schiff zu bewegen. Dieser Versuch erregte zwar Aufsehen, aber auch ebensowiel Hohn und Spott, und der Name Dessen, der ihn unternahm, ist heute bei dem größten Theil auch der gebildeten Welt vergessen.

Es war der Marquis von Jouffroy d'Albans, welcher jenen Versuch vor hundert Jahren unternahm und die Früchte seiner Entdeckung ebensowenig genoss, wie die bei den meisten Entdeckern und Erfindern der Fall ist. Gewiß aber ist es nicht uninteressant und fast eine Pflicht der Dankbarkeit, die hundertjährige Erinnerung an jenen ersten Erfinder der Dampfschiffahrt mit einigen Worten wieder aufzufrischen, — hat man sich doch auch in Frankreich selbst jenes Mannes erinnert, den man erst verspottete und fast verhungern ließ, und ihm in Besançon, der Hauptstadt seiner Heimat, eine Statue errichtet, von welcher freilich weniger öffentlich gesprochen worden ist als von manchen

Denkmälern anderer Personen, die weit weniger auf die bedeutungsvolle Entwicklung der Handels-, Verkehrs- und Kriegsgeschichte der Völker eingewirkt haben.

Der Marquis Claude Dorothee von Jouffroy d'Albans stand als junger Offizier im Regiment Bourbon und machte zuerst von sich reden durch ein Duell, das er im Anfang der siebziger Jahre mit dem Obersten seines Regiments hatte. Dieser Oberst war niemand Anderes als der Graf von Artois, der Bruder Ludwig's XVI. und der spätere König Karl X.

Wenn auch der junge Prinz es für seine ritterliche Pflicht hielt, die persönlich von ihm geforderte Genugthuung zu geben, so fand man es doch in Versailles unerhört, daß ein Offizier es gewagt, mit einem Prinzen von Geblüt den Degen zu kreuzen. Es wurde ein Verhaftsbefehl gegen den Marquis von Jouffroy erlassen und derselbe nach dem Staatsgefängniß auf der St. Margaretheninsel, gegenüber von Cannes, gebracht, wo er in demselben Kerker gefangen saß, in welchem einst der geheimnißvolle Mann mit der eisernen Maske eingeschlossen gewesen war.

Der junge Marquis von Jouffroy war ein gebildeter und unterrichteter Offizier, er hatte die neuen Erscheinungen seiner Zeit verfolgt und studirt und auch besonders über das Problem nachgedacht, welches die Akademie der Wissenschaften zu einer Preisaufgabe erhoben hatte, nämlich: ein Mittel zu finden, um die Wirkung des Windes bei der Schifffahrt zu erzielen. In seiner einsamen Haft auf der Margaretheninsel, in welcher ihm die Beschäftigung durch Lesen und Schreiben erlaubt war, dachte er auch über dieses Problem nach, und da er von seinem Fenster aus die Uebung der Galeeren täglich mit ansah, so verfolgte er den Gedanken, die Thätigkeit der schwerfälligen Ruder, welche ja die Segelkraft ersetzen, nun wiederum durch die Dampfmaschine, die man damals die Feuerpumpe nannte und welche wie gesagt in England in den Minen verwendet wurde, zu bewegen, anstatt der ungeheuren Vergeudung von Menschenkräften, die man selbst bei Sträflingen besser und nützlicher verwenden konnte. Er machte hier einen ganzen Plan fertig, in welchem nur die treibende Maschine, die sogenannte Feuerpumpe, fehlte; denn die Engländer hielten dieselbe sehr geheim, um ihre Ausbreitung und demnächstige Vervollkommenheit für sich allein zu behalten.

Im Jahr 1775 erhielt der Marquis von Jouffroy auf Verwendung des Grafen von Artois seine Freiheit wieder und kam, ganz erfüllt von dem Problem, das er während seiner Einsamkeit auf der Margaretheninsel studirt hatte, nach Paris. Hier fand er für die Ausführung seiner Ideen sehr günstige Verhältnisse. Der damals berühmte Mechaniker Perier hatte sich aus Birmingham ein Modell der Feuerpumpe zu verschaffen gewußt und darnach eine Maschine in Chaillot aufgestellt, welche nach heutigen Begriffen das Einfachste und Primitivste war, was man sich als Dampfmaschine nur denken konnte. Der Anblick dieser Maschine und der von ihr entwickelten Triebkraft hatte zwei andere Offiziere der französischen Armee auf dieselben Gedanken gebracht, welche der Marquis von Jouffroy in seinem einsamen Gefängniß durchgearbeitet, nämlich den Grafen von Auxiron und den Chevalier Monnin de Jollenai.

Es war diesen beiden Artillerieoffizieren (der Graf von Auxiron war einige vierzig, Herr von Jollenai kaum dreißig Jahre alt) gelungen, eine Aktiengesellschaft zu bilden, an deren Spitze Jollenai's Regimentskommandeur, der Vicomte von Harambure, stand, um die Kosten zu decken, welche die Ausführung der neuen Idee verursachte.

Auxiron und Jollenai hatten ein Schiff mit zwei Rädern gebaut, welche durch die in die Mitte des Fahrzeugs zu stellende Feuerpumpe bewegt werden sollten.

Sämmtliche Schiffer auf der Seine waren dem Projekt äußerst feindlich und mißgünstig, weil sie in der Ausführung desselben eine Beeinträchtigung ihres Erwerbs befürchteten, und das Probefahrzeug, welches auf der Seine bereit lag, um die Dampfmaschine aufzunehmen, mußte eine starke militärische Wache erhalten, um es vor der von den Schiffern geplanten Zerstörung zu schützen.

Endlich wurde die Dampfmaschine in das Schiff eingefügt. Sie war sehr schwerfällig und hatte ein außerordentliches Gewicht — am Tage, nachdem sie an ihre Stelle gebracht worden, war dasselbe verunfallen.

Wohl erhob sich das Gerücht, daß die mißgünstigen Schiffer das ihnen verbaute Fahrzeug angebohrt hätten, — um so allgemeiner und lauter aber wurde von den Feinden der neuen Unternehmung geltend gemacht, daß nur die Schwere der Maschine, welche kein Fahrzeug zu tragen vermöchte, die Katastrophe herbeigeführt habe — genug, das Probefahrzeug mit der Maschine lag auf dem Grunde der Seine und alle dafür aufgewendeten Kosten waren verloren. Die Aktionäre der Finanzgesellschaft wurden unangenehm, sie wollten kein Geld mehr hergeben, um neue Versuche anzustellen, ja, sie gingen sogar so weit, die beiden Offiziere zu beschuldigen, daß sie die ihnen bisher gegebenen Gelder unterschlagen hätten. Ein Prozeß begann vor dem Parlament von Paris. Das Urtheil fiel dahin aus, daß die Aktionäre verpflichtet seien, dem Gesellschaftsvertrag gemäß eine neue Summe zur Fortsetzung der Unternehmung, welche durch den zufälligen Untergang des Schiffs nicht beendet sei, zu zahlen.

Der Graf von Auxiron hatte sich über all diese Dinge so aufgeregt, daß er an einem Schlagfluß starb. So wurden auch die Rechtsverhältnisse verwirrt und die ganze Sache blieb vorläufig liegen.

In diesem Augenblick erschien der Marquis von Jouffroy in Paris. Sein erster Weg war nach Chaillot, um die in der Werkstätte des Herrn Perier aufgestellte Feuerpumpe zu sehen. Er sprach mit Perier und entwickelte diesem seine Ideen, durch welche die Fehler des versunkenen Schiffs verbessert werden sollten. Er wollte nämlich an der Seite des Schiffs zwei Balken von acht Fuß Länge hervorstehen lassen, welche durch die Dampfmaschine vor- und rückwärts bewegt werden sollten. An diesen Balken sollte sich eine Art von Gitter, ähnlich wie man es an den Fensterjalousieen hat, befinden und die einzelnen Bretter dieses Gitters sollten sich beim Vordringen gegen das Wasser aneinander legen, bei dem Zurückziehen aber ausbreiten und Widerstand leisten, so daß durch dieselben in der That die Ruder der Galeeren nachgebildet und ersetzt würden. Die Idee fand Perier's Beifall; er brachte den Marquis von Jouffroy mit Jollenai und dem Erben des Grafen von Auxiron zu-

fammen und man beschloß, von Neuem eine Finanzgesellschaft zur Aufbringung der Kosten zu bilden. Der Marquis von Duceft, der Bruder der berühmten Frau von Genlis, ein Mann von viel Geltung und Einfluß am Hofe Ludwig's XVI., trat an die Spitze dieser Gesellschaft und man ging an die Ausführung des Projekts. Bei der darüber stattfindenden Berathung stellte sich aber eine ernste und verhängnißvolle Meinungsverschiedenheit zwischen dem Marquis von Jouffroy und Perier heraus. Es kam darauf an, die Widerstandskraft gegen die Wasserströmung zu berechnen, welche die Maschine bei der Bewegung des Rudergeräths zu überwinden haben werde. Perier hatte dafür als Maßstab die Kräfte derjenigen Anzahl von Pferden angenommen, welche nöthig sein würden, um das Schiff nach Art der holländischen Treßchuppen vom Ufer aus gegen die Strömung zu ziehen, so daß also, wenn man bei dem Probeversuch dazu zwei Pferde brauchte, die zu konstruierende Dampfmaschine ebenfalls die Kraft von zwei Pferden zu entwickeln haben würde. Der Marquis von Jouffroy machte dagegen geltend, daß die bewegende Kraft, wenn sie sich auf dem Fahrzeug selbst befände, statt vom Ufer aus zu wirken, nach seiner Berechnung dreimal so stark sein müsse; daß daher auf einem Schiff, welches von zwei Pferden gegen den Strom gezogen werden könne, eine Maschine in Thätigkeit sein müsse, welche die Kraft von sechs Pferden entwickle.

Der Marquis von Jouffroy hatte im Prinzip vollkommen Recht, nur täuschte auch er sich noch über das Verhältniß, denn in der That ist das nach den heutigen Erfahrungen und Verbesserungen festgestellte Verhältniß ein noch ungünstigeres für die auf dem Fahrzeug angebrachten Dampfmaschinen.

Perier's Eitelkeit verhinderte ihn, die Frage eingehender zu prüfen. Es war ja unerhört, daß ein junger, unbekannter Offizier es wagte, ihm, dem ersten Mechaniker Frankreichs und dem Mitglied der Akademie der Wissenschaften, zu widersprechen. Die Gesellschaft dachte wie Perier und das Schiff wurde nach dessen Berechnung über das Maß der erforderlichen Kräfte konstruirt, indem man der Maschine nur die Kraft derjenigen Zahl von Pferden gab, welche genügte, um das Fahrzeug vom Ufer aus gegen den Strom zu ziehen. Der erste Versuch gab dem jungen Offizier gegen den Akademiker Recht, denn es gelang der Maschine nicht, das Fahrzeug auch nur eine Linie vorwärts zu bringen, ja, dasselbe vermochte sich kaum gegen die Strömung auf seiner Stelle zu erhalten. Mochte Perier nun seinen Irrthum erkennen oder nicht — genug, er war weit davon entfernt, denselben einzugestehen; er erklärte die ganze Idee für unausführbar, die Gesellschaft verweigerte die Mittel zu einem zweiten Versuch und löste sich auf.

Der Marquis begab sich nun in seine Heimat, die Franche-Comté, und setzte, obwohl er nicht eben reich war, seine Versuche aus eigenen Mitteln in der kleinen Stadt Baume-les-Dames, zwischen Besançon und Montbéliard am Ufer des Doubs, fort. Mit großer Mühe ließ er von dem Schmied in Baume-les-Dames, von dem Meister Bourbot, die einzelnen Theile seiner Dampfmaschine anfertigen und zusammensetzen. Das Schiff, das er erbaute, war, seinen Mitteln entsprechend, nur klein, es hatte vierzig Fuß Länge und war nur sechs Fuß breit und wurde durch das Gitter von beweglichen Rudern bewegt, das der Marquis, vom Prinzip der Galeeren ausgehend, entworfen hatte. Das kleine Schiff entsprach aber den Erwartungen nicht vollständig, — wohl bewegte es sich gegen den Strom, aber die Gitterruder arbeiteten nicht sicher, denn sie wechselten nicht, wie das für ihre Wirksamkeit nothwendig war, in der beabsichtigten Weise ihre Stellung bei der Vor- und Rückwärtsbewegung, da das Wasser in die Scharniere drang und deren leichte Thätigkeit hemmte. Der Marquis von Jouffroy kehrte deshalb zu dem Prinzip der Räder zurück und erreichte durch eine schräge Stellung der Schaufeln dasselbe, was er durch die beweglichen Ruder seines Gittervierecks hatte erreichen wollen. Er begab sich im Jahr 1780 nach Lyon und ließ dort in der Werkstätte der Gebrüder Jean ein neues Schiff bauen, welches weit größer war als das erste und eine viel stärkere Maschine trug. Es hatte sechsundvierzig Meter in der Länge und fünf Meter in der Breite. Mit diesem Schiff machte er im Juli 1783 in Gegenwart einer Zuschauermenge, welche auf zehntausend Köpfe geschätzt wurde, den ersten Versuch auf der Saône, welcher vollständig gelang, denn mehrmals fuhr das Schiff stromauf- und stromabwärts von Lyon bis nach der Insel Barbe, von den Jubelrufen der Zuschauer begleitet, und es wurde ein notarieller Akt über den ganzen Vorgang von Seiten der Akademie von Lyon aufgenommen.

Der Marquis von Jouffroy glaubte sich nun am Ziel seiner mühsamen Arbeiten angelangt; er entwarf den Plan einer Aktiengesellschaft zur Herstellung einer regelmäßigen Transportschiffahrt mit seinen Dampfmaschinen, welche zunächst auf der Saône stattfinden sollte, und fand auch eine Anzahl von bedeutenden Kaufleuten, welche bereit waren, sich an diesem Unternehmen zu betheiligen, das so großen und sichern Gewinn in Aussicht stellte. Die Gesellschaft verlangte aber, bevor sie die erforderlichen Mittel zur Verfügung stellen wollte, ein Privilegium für dreißig Jahre und richtete das Gesuch auf Bewilligung eines solchen an den damaligen Minister von Calonne. Nach dem damals geltenden französischen Gesetz war zur Ertheilung eines Privilegiums der authentische Beweis von der Neuheit einer Erfindung nöthig. Als einen solchen Beweis hatte Calonne nun wohl das von der Akademie in Lyon notariell aufgenommene Protokoll gelten lassen können, es scheint aber, daß auch in den französischen Ministerien des alten Regime eine nicht geringe bureaukratische Weitläufigkeit geherrscht hat. Herr von Calonne nahm weit weniger Rücksicht auf die großen Vortheile, welche die Errichtung der projektirten Dampfschiffahrtsgesellschaft und die damit in Aussicht stehende Vervollkommnung der Erfindung dem Handel und Verkehr des Landes bringen mußte, als auf die bureaukratischen Formalitäten; er verlangte von der Akademie der Wissenschaften in Paris ein Gutachten, ob hier eine neue Erfindung vorliege oder nicht. Die Akademie ernannte eine Kommission, in welcher Perier den Vorsitz führte, — derselbe, welcher sich mit dem Marquis von Jouffroy über die auf dem Schiff anzubauende Dampfkraft entzweit hatte. Die Akademie ging auf den Bericht des Herrn Perier hin noch über den Auftrag des Ministers hinaus, indem sie in einer außerordentlich stürmischen Sitzung dem

Vorschlag der Kommission gemäß beschloß, nicht nur über die thatsächliche Frage, ob eine neue Erfindung vorliege, sondern auch über den Werth der Konstruktion des Marquis von Jouffroy zu entscheiden. Alle Gründe, welche für die Nützlichkeit des Unternehmens angeführt werden mochten, wurden durch das mit großer Heftigkeit vorgebrachte und ausgeführte Argument niedergeschlagen, daß es eine freche Vernehmheit von einem unbekannten jungen Offizier sei, der nicht einmal Mitglied einer Akademie wäre, eine so wichtige Neuerung machen zu wollen. Die Akademie antwortete dem Minister, unter Hervorhebung ihrer Zweifel an der Befähigung des Bittstellers, daß das Privilegium dem Marquis von Jouffroy nicht eher ertheilt werden dürfe, als bis er die Probe, welche er in Lyon gemacht, noch einmal vor den Augen der Kommission der Akademie machen würde, indem er sein Schiff eine Fahrt mit einem Gewicht von dreihundert Milliers machen ließe. (Ein Millier war tausend Pfund oder zehn Centner.) Die Akademie wollte also die neue Erfindung nur dann gelten lassen, wenn das Dampfschiff ein Gewicht von dreitausend Centnern trüge, wozu natürlich das primitive Fahrzeug des Marquis von Jouffroy nicht eingerichtet war, während es durch erfahrungsmäßige Verbesserungen dahin hätte gebracht werden können.

Als der Marquis von Jouffroy diese Antwort erhielt, begriff er, daß durch den Einfluß des Herrn Perier seine Erfindung begraben werden sollte. Er machte noch einen Versuch und schickte an Perier selbst ein Modell seines Schiffs, doch erhielt er darauf keine Antwort und die Gesellschaft kam natürlich nicht zu Stande. Vielleicht hätte er dennoch weitere Schritte gethan, aber zunächst wurde ihm die Sache durch die Vorurtheile seiner Standesgenossen verleidet. Der französische Adel hatte damals die Anschauung, daß es sich für einen Edelmann nicht ziemte, sich mit Wissenschaften und noch weniger mit industriellen Erfindungen und Unternehmungen abzugeben, und nirgends waren diese Vorurtheile stärker als in der Franche-Comté. Die eigenen Verwandten des Marquis wurden nicht müde, ihn zu verhöhnen und lächerlich zu machen, und diesem Beispiel folgten alle übrigen Adelskreise. Man nannte ihn in den Salons „Jouffroy la pompe“, und diese Spottereien drangen selbst bis nach Versailles, wo man lachend von dem verrückten Edelmann aus der Franche-Comté sprach, welcher Feuerpumpen auf den Flüssen spazieren fahren und das Problem lösen wollte, die beiden feindlichen Elemente des Feuers und des Wassers mit einander zu vermählen. Zu diesen Entmuthigungen, welche die Thätigkeit des Marquis eine Zeitlang lähmten, trat dann die allgemeine Bewegung der französischen Revolution, welche jedes andere Interesse vor den großen Fragen der Politik zurücktreten ließ.

Der Marquis von Jouffroy, als strenger Royalist, verließ Frankreich, er trat in die Armee des Prinzen Condé und war eine Zeitlang Offizier in der Artillerie des Grafen von Mirabeau, dann befehligte er eine Kompanie der Chasseurs nobles und lebte endlich in verborgenen und dürftigen Verhältnissen im Ausland, zuletzt in England.

Während dieser Zeit wurde die Idee der Schiffsbewegung durch Dampfkraft von dem Amerikaner Robert Fulton wieder aufgenommen, welcher im Jahr 1807 auf dem Hudson das erste Dampfschiff, den „Clermont“, fahren ließ. Aber auch hier machte die neue Erfindung immer noch keine nennenswerthen Fortschritte, weil ja überall das Mißtrauen, die Beschränktheit, die Trägheit oder das Interesse der bisherigen Vermittler des Wassertransports entgegenstanden.

Nach der Restauration im Jahr 1815 wurde der Marquis von Jouffroy für seine Ergebenheit an die Sache der Legitimität dadurch belohnt, daß ihn Ludwig XVIII. zum Kommissär der Regierung in den westlichen Departements ernannte. Er kam jetzt wieder auf seine alten Pläne zurück, und auf die Verwendung des Grafen von Artois, welcher seinem alten Gegner im Zweikampf seine Gunst bewahrt hatte, empfing er ein Dekret des Königs, das ihn für den Erfinder der Dampfschiffahrt erklärte und ihm das Privilegium der alleinigen Ausbeutung seiner Erfindung ertheilte. Eine Finanzgesellschaft bildete sich unter der Protection des Grafen von Artois, um die neue Erfindung auszubeuten. Der Marquis von Jouffroy baute ein neues, größeres Dampfschiff, das er nach seinem Beschützer den „Charles Philippe“ nannte und das in Vercy an der Seine am 20. August 1816 feierlich vom Stapel gelassen wurde während der Feste, welche zur Feier der Verheirathung des Herzogs von Berry stattfanden. Der Charles Philippe fuhr von Vercy auf der Seine bis zu den Tuilerien unter den Jubelrufen einer unzählbaren Volksmenge. An den Fenstern des königlichen Schlosses standen Ludwig XVIII. und der Graf von Artois und unter den Augen des Königs machte der Marquis von Jouffroy einige gelungene Evolutionen, während die Ufer der Seine mit dichten Menschenmassen bedeckt waren.

Es schien nun, daß der Marquis endlich sein Ziel erreicht habe und zum Genuß der Früchte seiner langen Mühe und Arbeit kommen sollte; aber er war zum Unglück bestimmt — das ihm ertheilte Privilegium wurde angefochten, ein Herr Bajol bildete eine Konkurrenzgesellschaft und in dem angestrengten Prozeß sprach sich der oberste Gerichtshof gegen die Ausschließlichkeit des Privilegiums des Marquis von Jouffroy aus. Die Konkurrenz in der noch neuen und von dem Handelsstand ohnehin mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommenen Dampfschiffahrt wurde für beide Gesellschaften verhängnißvoll, die Kosten überstiegen die Einnahmen. Die Gesellschaft des Marquis von Jouffroy brach zuerst zusammen und die Gesellschaft des Herrn Bajol folgte ihr bald.

In England und Amerika hatte man indeß die Dampf-

Prinz Wilhelm zu Sachsen-Weimar und seine Braut Prinzessin Gerta von Hessen-Büdingen.

(Siehe die Porträts Seite 609.)

Zwei alte Fürstenhäuser werden sich in diesen Tagen in zwei jungen Sprossen verbinden — das sachsen-weimarsche Haus, das sich in Deutschland so große Verdienste erworben, und das in der Provinz Hessen-Nassau anjässige Geschlecht der Hessen-Büdingen. Der junge Prinz Wilhelm, der einer Herzensneigung zu der schönen Prinzessin Gerta folgt, ist der Sohn des bei patriotischen Bestrebungen seiner engeren und weiteren Heimat obenanstehenden und um die Förderung von Kunst und Wissenschaft so hochverdienten Prinzen Hermann zu Sachsen-Weimar, dessen Vater als niederländischer Heerführer sich ausgezeichnet, Kommandeur der Armee in niederländisch Indien gewesen und sich durch treffliche Weisheiten einen in der Gelehrtenwelt mit hoher Achtung genannten Namen gemacht; seine Mutter — Prinzessin Auguste — ist die Tochter des verewigten Königs Wilhelm von Württemberg und Schwester des jetzt regierenden Königs Karl. Der Prinz, welcher am 31. Dezember 1853 geboren wurde, hat sich dem Militärdienste gewidmet und stand bislang bei den badischen Dragonern in Bruchsal, kam aber in jüngster Zeit zu den Husaren in Düsseldorf, wo er künftig mit seiner Gemahlin wohnen wird, die am 18. Januar 1863 in Wädtersbach bei Hanau geboren ist, wo ihr Vater, der Fürst Ferdinand von Hessen-Büdingen, erbliches Mitglied des preussischen Herrenhauses und Mitglied der ersten Kammer des Großherzogthums Hessen, mit seiner Gemahlin, einer Tochter des verewigten Kurfürsten von Hessen, residirt, aus deren Ehe vier Kinder entsprossen sind. Prinz und Prinzessin haben in ihren elterlichen Häusern eine vortreffliche Erziehung genossen und zeichnen sich ebenso sehr durch ihre sozialen Talente wie ihre geistigen Neigungen aus, so daß das Haus der Neuvermählten ein Sammelpunkt der künftlerisch so regsamten Rheinstraße zu werden verspricht.

Nach der Trauung.

(Siehe das Bild S. 613.)

Die Trauung ist vorüber, sie kommen aus der Kirche, voran das neuvermählte Paar, dann die Eltern, die Gespielen, die geladenen Gäste, eine höchst respectable Gesellschaft. „Nun bist Du mein süßes, liebes Weibchen,“ flüstert der junge Gatte und selig drückt die junge Frau stumm den Arm des Gemahls — jetzt stehen sie vor der letzten Portalstufe. Da tritt eine hohe, blasse Frauengestalt, die, am Ort eine Fremde, eben erst angekommen und sich unter die erwartungsvoll am Kirchenportal stehenden gemischt, einen Schritt vor, ein Arm, ein Finger streckt sich aus und eine vor Aufregung zitternde Stimme schreudert dem jungen Herrn ein Wort nur entgegen, aber ein vernichtendes, das Wort: „Elenker!“

Wie von einer Viper gestochen, dreht er sich um beim Klange dieser Stimme, er kennt sie nur zu gut. Vestrückt läßt er die Hand der jungen Gattin aus der feingelenkten und steht da, ratlos, vernichtet — die personifizierte Schuld.

Die junge Frau hat sich in die Arme der Mutter gestürzt. Welch' ein Ereigniß, das erste ihrer jungen Ehe! Was mag ihm vorangegangen sein? Hat Jene ein Recht auf ihren Gatten, ein Recht, ihm vor aller Welt eine so entsetzliche Anklage in's Gesicht zu schleudern? — „O Mutter!“ Der Kirchenportier, der heut in Großgala funktioniert, fällt der fremden Dame in den Arm, sie zu belästigen. Wird es ihm gelingen oder wird die herbe Bitterkeit sich noch Luft machen wollen, die sich angeammelt seit jenen Tagen, wo eine Menschenkneipe, so rein und frühlingsberechtigt wie die junge Gattin dort, verlassen ward — um Dieser willen. Jener schmerzende Zug um den Mund der Verlassenen, er erzählt eine ganze lange, unselige Geschichte, deren trauriger Held der Mann da im Hochzeitskleide ist.

Die Kathedrale von Burgos.

(Siehe das Bild S. 617.)

Der Dom von Burgos nimmt unter den gotischen Kathedralen der Welt einen der ersten Plätze ein, namentlich was sein Aeußeres betrifft, ist aber leider nicht ganz freistehend, sondern wie die meisten großen Kirchen in Spanien zwischen kleinen, elenden Häusern eingeschachtelt. Er ist im reinsten, edelsten Styl erbaut, und obgleich er aus verschiedenen Jahrhunderten stammt, so zeigt er nirgends einen Mißton, sondern überall die gleiche Harmonie. Die Kathedrale wurde im dreizehnten Jahrhundert mit Zustimmung des heiligen Ferdinand erbaut, und zwar auf dem Platz, wo früher der Palast stand. Der Chor und die zwei Thürme wurden erst im sechzehnten Jahrhundert unter der Leitung des deutschen Baumeisters Johann von Köln beendet. Wenn man von der Anhöhe, welche auf der einen Seite den Dom umgibt, diesen betrachtet, so kann das Auge nicht genug an der Hauptfassade mit den zwei schlanken, kunstvoll durchbrochenen Thürmen, die wie Pyramiden in die blauen Lüfte ragen, sowie an der achteckigen Kuppel sich weiden. Das Hauptportal und die darüber befindliche Rosette ist von überaus schöner Arbeit. Ueber einem großen gotischen Doppelfenster, dessen Basis mit vielen Statuen geziert ist, erhebt sich zwischen zwei Thürmen eine Galerie, von welcher aus die beiden Thürme gefondert zum Himmel aufsteigen. Beide endigen in eine mit vier zierlichen Giebeln versehene Plattform, von welcher aus die durchbrochenen Steinpyramiden in ebenso kühnen als zarten Formen sich erheben. Von allen Seiten umgeben den Dom zierliche Thürmchen. Mächtige, mit Skulpturen reich gezierte runde Pfeiler theilen das Innere in

drei Schiffe, welche von einem Querschiff gekreuzt werden. Ueber der Kreuzung erhebt sich die prachtvolle, sechzig Meter hohe achteckige Kuppel, deren innere weiße Wände mit Reliefs und Statuen ganz bedeckt sind. Das Innere zeigt, daß bereits der gothische und byzantinische Styl hier um den Vorrang streiten. Karl V. sagte, als er den Dom betrachtete: „Es ist ein Zümel, welchen man sorgsam einschließen sollte, um ihn nicht zu verschwenden,“ und Philipp II. erklärte, er sei mehr ein Werk von Engeln als von Menschenhand. Der Chor, welcher vom Presbyterium gesondert ist, wird wie dieses durch ein massives Eisengitter abgetrennt. Die Rückwand (respaldo) des Hochaltars zieren prachtvolle Steinskulpturen, welche das Leiden des Herrn darstellen. Die Vorderseite des Hochaltars prangt in reichster Holzvergoldung, die Reliefs stellen das Leben Mariens dar. Die leider etwas zu niedrigen Seitenschiffe sind von einem Kranz reicher Kapellen mit vielen Grabdenkmälern umgeben. Durch die vielen bunten Glasfenster fällt das gebrochene Licht ein.

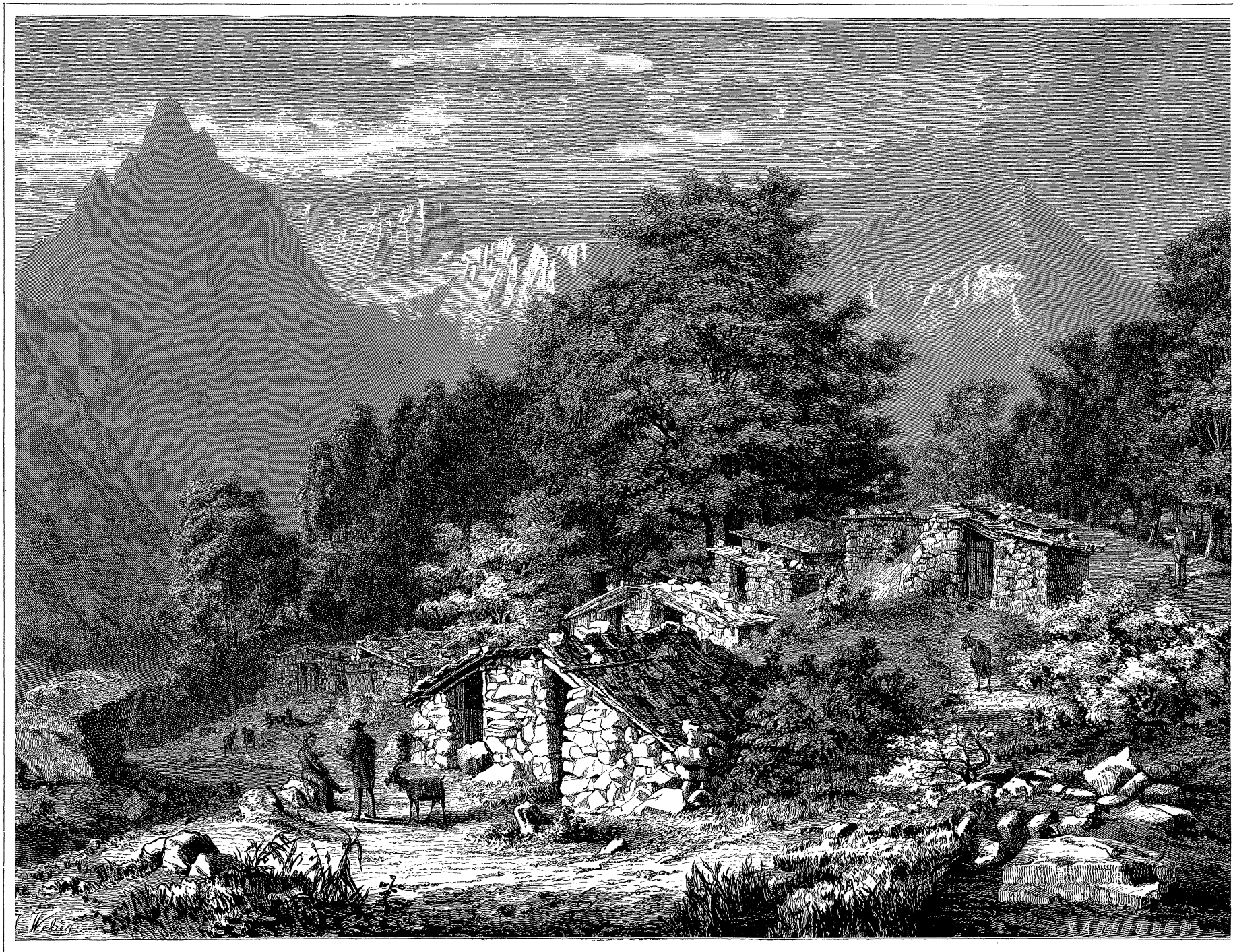
Das Gaisdorf am Glärnisch.

Wenn wir von der Stadt Glarus aus auf dem hübschen neuen Bergsträßchen nach dem Dorfe Schwändi (am Abhange des Glärnisch) pilgern, öffnet sich auf der Höhe plötzlich ein Blick in's Linth- und Sernsthal, wie er großartiger nicht gedacht werden kann. In voller Majestät präsentiert sich uns die imposante Gestalt des Tödi im weiten Gismantel und schimmernden Gletscherdiadem, flankirt vom Clariden-, Biserten-, Haus- und Rärpfstock mit ihren firnbedeckten Felskronen, grauen Schutthalen, grünen Alpweiden, glühenden Rastaden und dunklen Felswänden, und unten tief im Thale steht, getrieben von dem schäumenden Wasser der Linth und des Serns, in industrieichen Dörfern Fabrik an Fabrik. Dieß Bild ist schon auf mancher Leinwand wiedergegeben worden und viele fremde Touristen gehen hieher, um dasselbe direkt in

sich aufzunehmen. Diesen wollen wir nun entdecken, daß nur wenige Minuten von da, nämlich rechts drüben auf dem riesigen Guppenrins-Schuttkegel, der steil von den verwitterten Felswänden zwischen dem Vorder- und Mittelglärnisch gegen Schwanden abfällt, sich der Rest eines uralten Buchenwaldes befindet, der seinesgleichen im ganzen Alpenkreise nicht hat. Da stehen zerstreut einige Baumriesen mit hohen Stämmen von 16 bis 18 Fuß Umfang — ein Mann hat dreimal daran zu thun, sie mit seinen Armen zu umklammern — und auf diesen Stämmen wiegen sich gewaltige, gedrängte Kronen, die den echten Stempel des „Bannwaldes“ tragen. Ja

„Die Bäume sind gebannt, das ist die Wahrheit.“

Niemand darf sie beschädigen; denn sie haben jene gemeinnützige Mission zu erfüllen, wie sie in Schiller's „Tell“ (III. Aufzug, 2. Szene) im Gespräch zwischen Vater Tell und Walter Tell, Sohn, so anschaulich dargestellt ist. Seit Mannesgedenken stehen sie da in gleicher Kraft, ein lebendiger Wall gegen die verheerende Gewalt



Das Gaisdorf am Glärnisch. Originalzeichnung von J. Weber.

der Guppenrins, um bei Hochgewittern und Frühjahrslawinen die Wucht der aus den Schluchten und Abhängen des Glärnisch herniedertobenden Fels- und Schutt- oder Schnee- und Eismassen zu brechen und zum Stillstand zu bringen, damit sie nicht verderbenbringend in die wohlgepflegten Liegenenschaften der Dörfer Schwändi, Thon, Schwanden und Mittlöd einbrechen.

Unter dem Schutze einiger dieser ehrwürdigen Riesenbuchen liegt auch das Gaisdorf, dessen Bild uns der fruchtbare Stift des schweizerischen Landschaftszeichners J. Weber in vollster Naturtreue vorführt. Diese Gruppe von ein paar Duzend Gaisfällern, der Sommerbehausung derjenigen Ziegen, die den Bürgern von Schwändi gehören, bietet in der That einen malerischen Anblick. In buntem Durcheinander, einzeln oder zu zweien aneinandergelehnt, stehen diese Werke primitivster Baukunst zerstreut zwischen mächtigen, moosbewachsenen Felsbrocken und wildem Gesträuch auf dem Rücken des Schuttkegels, zum Theil überhöhet von hundertjährigen Buchen, durch deren Astwerk der Serac des nahen Guppenrins hoch von den Glärnischfelsen her schimmert. Aus Trockenmauern aufgeführt, mit Brettern und Reisigbündeln gedeckt, die mit Steinen beschwert sind, damit sie der wilde Föhnwind nicht forttrage, bietet jede Hütte trotz ihrer geringen Dimensionen den

wenigen Ziegen einer Haushaltung eine Sommerwohnung — „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein lustig Gaispaar“ — wenigstens für die Stunden der Nacht und zum Schutz gegen Gewitterstürme. Sonst treibt sich das muntere Meckervölkchen lieber in Ungebundenheit draußen herum, nascht bald da, bald dort ein leckeres Kräutchen aus einer Ritze, klettert auf die Dächer, springt über Stöck und Stein und kommt erst am späten Abend in die Hütte, um da seiner Milch entledigt zu werden. Im Winter ist diese Ziegenstadt todt und verlassen; dann befinden sich die Thiere in den warmen Ställen des Dorfes; im Frühjahr aber, sobald das junge Grün aus der Tiefe des Thales an den Abhängen bis hieher heraufgestiegen ist, beziehen sie diese anmuthige Sommerfrische unter der Obhut eines gemeinsamen Hirten. Wie dann die Vegetation weiter gegen die Höhen hin vorrückt, machen sie jeden schönen Morgen nach dem Melken ihre gemeinschaftlichen botanischen Exkursionen in die Sien- und Guppenplanzen, ja oft bis an den Rand des Firns hinauf. Wenn sie am Abend mit vollem Euter in ihren Sommerfrisch zurückkehren, entwickelt sich hier ein wildbewegtes, echt alpines Leben.

So finden hier die Ziegen der Schwändiner vom Frühjahr bis zum Herbst sozusagen kostenlos Stallung und Unterhalt. Auch

ihre Winternahrung kommt aus jenen Waiderebieren an den steilen Grashalden des Glärnisch her; dort wird nämlich Wildheu geerntet, das auch kein bares Geld, aber viel Mühe und Arbeit und oft sogar das Leben kostet. Wenn an einem festgesetzten Tage der Wildheuer „aufgeht“, eilt der Schwändiner, anstatt in die Fabrik, mit Sense und Rechen in die frohenden Grasplanzen, wo das Vieh nicht mehr zukommen kann, und mäht dort zwischen den Steinen ein paar Tage lang drauf los, bis er seinen nöthigen Vorrath zu haben glaubt.

Wenn irgendwo in der Welt die Ziege die Bezeichnung „Ruh der Armen“ verdient, so ist dieß im Glarnerlande der Fall. Sie versteht den ärmeren Glarner jahraus jahrein mit Milch und mit einem schmackhaften Fleischgericht wenigstens für den winterlichen Sonntagstisch. Die durch jungen Nachwuchs erlegten älteren Thiere werden nämlich mit Kartoffeln und Mehl gemästet und zu Marlini geschlachtet. Ihr Fleisch, gesalzen und geräuchert, schmeckt vortreflich, namentlich als Beilage zu einem Stück „Schweinernem“.

Senn-Barboux.



Im Schiff der Kathedrale von Burgos. Zeichnung von Ant. Hebert.

Rohinor.

Novelle

von

Alexander Baron v. Roberts.

(Schluß.)



in paar Tage darauf traf er mit Borris an der Grenze ihrer beiden Güter zusammen.

„Nun?“ fragte Jener, das Antlitz des Grafen prüfend, das so verändert, ja fast entstellt schien durch den Ausdruck einer brütenden

Erregung. „Nun, was gibt's?“

„Nichts, nichts!“ Ein paar gleichgültige Worte über Feld und Wirthschaft wurden gewechselt, während sie neben einander durch den herbststillen Wald ritten. Plötzlich brach Graf Udo wie mit einem Bohn heraus: „Ist es möglich, daß man solche Dummheit begehen konnte!“ Und er hieb mit der Gerte tausend durch die Luft. „Ah!“

„Nun, ich dachte, es wäre lange her und die Neue käme etwas sehr spät,“ sagte Borris.

„Nicht das, o, nicht das!“ rief Jener. „Die Rohinoraffäre ist doch nur ein Kinderspiel gegen die neueste, phänomenalste aller Leistungen.“ Und er erzählte Borris von dem Bekenntniß. „Es war doch das Selbstverständliche. Gott, man sollte denken, nur ein Dummkopf würde es in solcher Situation unterlassen. Aber nein! Die Weiber — kenne doch Einer die Weiber! Von dem echten Kapka will sie absolut nichts wissen. So lange der Geld nur im Buche stand, ja, da staunte sie ihn an. Nun, da er sich als ihr leidenschaftlicher Gatte entpuppt, wendet sie sich entrüstet von ihm. Es ist die helle Eifersucht. Ein Anderer darf dergleichen begehen, da wird es zur Glorie, bei ihrem Gatten ist es ein Verbrechen. Sie ist außer sich, sie weint, sie ist krank vor Aufregung, ein Kind mehr denn je. Man kann ihr nicht so ganz Unrecht geben. Sie vergleicht, in welcher entsetzlich nüchternen Weise unsere Ehe zusammen gethan wurde und wie heißglühend die Leidenschaft damals. Hier die Prosa, dort die Poesie. Und sie inklinirt stark für die Poesie, sie ist eine unverbesserliche Schwärmerin. Ich glaube fast, sie gibt sich den romantischsten Gelüsten hin. Vielleicht begehrt sie eine That, etwas Ueberstarkes, Ungeheures, das den Rohinor übertragt und ihr meine Liebe erst beweisen muß. Teufel, wenn ich nur wüßte, was man thun soll! Gebt mir doch etwas, das ich thun soll, irgend ein Wagniß zu Land oder zu Wasser oder meinetwegen auch in der Luft, etwas, das um Tod und Leben geht! Ich liebe sie, ja, ich liebe sie — sie ist ein Kind, sie glaubt mir nicht — nicht den Worten allein, ah, sie kann mir auch nicht glauben...“

Es war wie ein Sturm in seinen Worten. Der alte Feuerkopf der Gardes du Corps war völlig wieder wach. Selbst das Pferd begann unter seiner erregten Faust unruhig zu werden; mit scharfstapfenden Tritten tänzelte es. Plötzlich hob sein Reiter die Gerte, um sie auf den Körper des Thieres herabzulaufen zu lassen. Da traf ihn Borris' ruhig stählerner Blick.

„Rohinor!“ schien der Blick zu sagen. Zögernd ließ Graf Udo die Gerte sinken. Ein leises Stöhnen entfuhr seinen Lippen.

Borris zuckte die kräftigen Schultern. „Wahrhaftig, der alte Junge dort ist im Stand, irgend ein Unerhörtes, eine Gewaltthat, etwas, das um Leben und Tod geht, zu begehen, weil Rohinor's Schatten es so verlangt. O, er liebt sie, er liebt sie wirklich! So wird Alles noch gut!“

Und Borris' Augen leuchteten auf. Borris besaß ein Goldherz, und das Beiwort „gut“, das man seinem Namen anheftete, hatte seine eckigste und vollwichtigste Bedeutung. Aber wie ist dem Weiden zu helfen? Man muß Geduld haben. Ein sehr schwieriger Fall! Und es war der Ausdruck eines augenblicklichen Unmuths, daß sich nicht sofort eine Lösung einstellen wollte, als er im Weiterreiten vor sich hin murmelte:

„Man sollte es übrigens nicht denken, welcher ein Stümper man in der Kenntniß des Frauenherzens geblieben — trotz all' der Übung!“

Ja, es war der Schatten des hingerichteten Thieres, der schwer und schicksalschwer wie eine drohende Gewitterwolke auf ihnen Beiden lastete. Und dieser Schatten schien seine Rache zu fordern. Rohinor allüberall! Zwischen ihren Blicken, die sich suchten und suchten, in einer Verzweiflung, sich für immer zu verlieren, ragte der Schatten gleich einem Gespenst empor; über ihren tastenden Worten schwebte der Name wie ein geheimnißvoll vibrierender Klang; Rohinor war der Genosse ihres Schweigens und der stete Begleiter ihrer Gedanken. Sie sahen und fühlten, wie dieser entsetzliche Schatten wuchs und wuchs und immer ungeheurerlicher anschwellte, ihre Gesichte unheilvoll auseinander drängend. Vielleicht hätte ein gutes Wort zur guten Stunde den Bann zu lösen vermocht; aber Rohinor duldet nicht, daß es über ihre Lippen kam. Es war so unheimlich — es war unerträglich — ihre gemarterten Seelen lechzten nach einer Erlösung — ach, nach irgend einer!

Borris fühlte die Marter im treuen Freundesherzen mit. Nur kurze Zeit sah er es an, dann raffte er sich aus dem theoretischen Grübeln über eine Rettung zu einer That empor. Die Lösung, der er auf der Spur zu sein glaubte, sah einer umständlichen und pedantischen Spekulation sehr ähnlich, sie klang nach einem erzwungenen Komödienmotiv, sie roch zu sehr nach Tinte und Druckerschwärze, als daß sie ihm von vornherein die sympathischste gewesen wäre. Es war ein Versuch, vielleicht glückte er, vielleicht scheiterte er an der Unberechenbarkeit dieses Falles. Aber es muß etwas geschehen, bald, sehr bald, ehe das Uebel unheilbar um sich griffen.

Borris spekulierte in folgender Art. Udo hat Recht; die kleine Frau ist nun einmal eine unverbesserliche Schwärmerin, vielleicht gibt sich das später, das geht uns aber nichts an und wir müssen mit dem Gegenwärtigen rechnen. Leben und Dichtung vermischt sich in ihrem reizenden Blondköpfchen zu einem scheinbar schwer zu entwirrenden Durcheinander; eine Kritik darüber kommt uns aber nicht zu und wir müssen sehen, wie wir das Leben heil genug herauswickeln. Sie steht offenbar unter der Macht dieser gedruckten Geschichte — es klingt lächerlich und unglaublich, geht uns aber wieder nichts an, daß dem so ist — wir müssen eben die Teufelszeug von einer Geschichte mit in unsere Berechnung ziehen. Im nächsten Hefte der „Zeit“ wird der Schluß des Nachwerks erscheinen. Es ist möglich, daß die kleine Frau die Lust daran verloren und das Heft gar nicht einmal liest; möglich auch, daß ihre Phantasie sich mit Eifer darauf stürzt, um in der Dichtung wenigstens eine Lösung zu finden, die sie vom Leben vergeblich erwartet. Hier ist es nun von äußerster Wichtigkeit, wie der Schluß abgefaßt ist. Möglich, daß er Alles von Grund aus verdirbt, möglich, daß er das hüzige Köpfchen zur Raison bringt. Galt da, man darf aber das kostbare Geschick der beiden Freunde nicht à la merci eines elenden Federfuchers stellen. Paßt der Schluß nicht in unsern Plan, so wird er eben so herumgedreht werden müssen, daß er paßt. Das wird der Verfasser nicht thun — er wird das einmal Geschriebene nicht freiwillig abändern wollen; solche Menschen haben auch ihre Sorte von Ehrgeiz. Teufel auch, er muß! Der Mann ist uns Genugthuung schuldig — hat er doch das Unheil angerichtet. Man müßte ihn von Rechts wegen vor's Messer fordern. Statt des Blutes soll er aber nur Tinte lassen. Der Mann kommt noch höllisch gut dabei weg. Auf, es ist keine Zeit zu verlieren!

*

Zwei Tage darauf trat Borris nach einer beschwerlichen Reise in das Zimmer des Verfassers von „Rohinor“. Aus der bläulichen Dämmerung des von wogenden Rauchwolken erfüllten Raumes rutschte ihm auf großen Filzschuhen ein Männlein von schwer zu bestimmendem Alter entgegen, die Brille auf die faltige Stirn geschoben, mit gedankenblöden Augen die hohe Hünen-gestalt des Ankömmlings anblinzeln.

„Sind Sie der Verfasser von „Rohinor“?“ fragte Borris.

„Zu dienen, mein Herr!“ Und das grämliche Gesicht des Männleins verzog sich zu einem schmunzelnden Lächeln; er vermuthete jedenfalls einen begeisterten Verehrer seiner Muse vor sich zu sehen, so wenig Borris' ganze Erscheinung darnach aussah.

„Von Borris, mein Name,“ sagte Jener mit einer knappen Verbeugung. „Ich komme in Betreff des Rohinor. Ich bin der Freund Ihres Baron Kapka, verstehen Sie wohl, des Originals zu diesem Kapka. Danke

ergeben!“ (Dieß „danke“ galt der verlegenen Bewegung des Männleins, das den Gast nach dem kattenen Sopha einlud.) „Sie haben sich die Sache sehr bequem gemacht, einfach zugegriffen, in's Leben hinein, nur ein bißchen den Namen umgetauft. Und in Sportsdingen scheinen Sie nicht ganz bewandert. Sie sind etwas zu splendid gewesen mit Ihren Achtzigtausend — mein Freund hat sich wohl ein wenig von seiner Leidenschaft fortreißen lassen, verrückt ist er aber nie gewesen. Geht mich übrigens nichts an. Ich komme, Sie zu fragen, wie der Schluß Ihrer Geschichte ausläuft, es ist uns von Wichtigkeit.“

„Ein wundervoller Schluß, ein famozer Schluß,“ fiel das Männlein eifrig ein, „er wird allgemein Beifall finden! Ich habe das psychologische Facit so streng wie möglich gezogen. Natürlich tragisch, alle meine Sachen enden tragisch.“ Und er warf die langen grauen Strähnen seines Haars mit einer stolzen Nuckbewegung des Kopfes nach hinten.

„Bitte, wollen Sie sich näher erklären,“ sagte Borris ungeduldig.

Der Dichter begann seinen Stoff vorzutragen. Der Kern der mit Gründen und weit ausholenden Erwägungen überhäuften Darstellung war einfach der: Kapka hatte „abgeschlossen“ wie der wirkliche; doch aus den Trümmern seines Herzens schlug noch einmal die Flamme. Er liebte ein schönes, herrliches Wesen und in der Ehe mit ihr schien er den Himmel gefunden zu haben. Da brach Rohinor's Schatten in den Sonnenschein herein. Und zerbrochen, zerstoßen Glück und Liebe und Frieden. Sie vermochte sich nicht zu zwingen und über dieß Stück seiner Vergangenheit hinwegzukommen. Vor der Glut solcher Leidenschaft, wie sie Rohinor entzündete, schauerte ihre reine Seele. Sie floh zu ihren Eltern. Vergeblich das Herumhin der Vermittlung, vergeblich die Ausbrüche seines verzweiflenden Schmerzes. Natürlich fand damals der russisch-türkische Krieg statt, natürlich stürzte sich Kapka in das Kampfgetümmel und fiel bei Plewna unter den Augen der Türken.

„Unmöglich!“ rief Borris. „Den Schluß dürfen Sie nicht bringen. Ich werde es nicht dulden!“

Das Männlein war starr vor Ueberraschung. „Sehr einfach, Verehrtester. Sie haben durch Ihre Indiskretion — ich nehme das gelindeste Wort — den Frieden eines Hauses zerstört. Sie sind uns Genugthuung schuldig. Sie werden sie geben, so oder so, das versichere ich Sie. Ich dachte, die glimpflichste Art, sich aus der Affäre zu ziehen, wäre die, daß Sie sich dort an Ihren Schreibtisch hinstellten und die Geschichte umschülpten.“

„Wieso? Unmöglich!“ zeterte das Männlein ganz erschrocken. „Ich bin mir keiner Indiskretion bewußt. Ich fand die Geschichte in den vermischten Nachrichten einer alten Zeitung. Irgend woher aus dem Leben müssen wir Dichter die Stoffe nehmen, aus den Wolken können wir sie nicht schneiden.“

Borris hob bedauernd die Schultern. Dann begann er Jemem den „Fall“ vorzuführen, welcher verhängnißvollen Eingriff die Geschichte dieses Rohinor in das Schicksal zweier guten Menschen gethan — und fuhr fort: „Fast möchte man fürchten, daß umgekehrt, wie Sie im ersten Theil das Leben kopirt, letzteres den Schluß Ihrer Dichtung kopiren könnte. Das darf nicht sein, das soll nicht sein! Mag das Experiment glücken oder nicht, versucht muß es werden.“

„Aber das Kunstwerk!“ jammerte der Dichter. „Man kann es doch nicht umkneten wie einen Teig.“

„Zum Teufel mit Ihrem — Kunstwerk!“ wollte Borris ausrufen. Aber er bezwang sich und blieb in seiner eisernen Ruhe. „Es handelt sich hier um das viel kostbarere Kunstwerk eines Menschenglücks. Das Leben ist wichtiger als die Dichtung, oder meinen Sie etwa das Gegentheil? Wollen Sie die Schuld auf sich laden, um eines psychologischen Facits wegen das Glück zweier edlen Menschen zerstört zu haben?“

Das Männlein begann mit Achzen und Seufzen dem Druck nachzugeben. Borris diktierte die Bedingungen. Nichts von einer Flucht, nichts von Plewna, keine Steeplechase und kein Sprung durch sieben Reifen zum Schluß.

„Alles sehr einfach, mein Herr. Sie werden die kleine Frau als etwas überaus Liebes und Reizendes schildern. Sie verstehen das schon, mein Herr. Goldblond von Haar und Gemüth, ein köstliches Kinderherz. Sie werden die ganze Rohinorangelegenheit unter eine ruhige Kritik stellen. Sie werden zeigen, wie gerade aus dem Brand jener Leidenschaft seine Seele geläutert hervorgegangen. Die Natur begehrt kein Verbrechen,

manchmal nur erzwingt sie ihren Zweck mit etwas gewaltthätigen Mitteln. So etwas Aehnliches werden Sie sagen, das verstehen Sie besser als ich, ich bin kein Dichter. Sie werden ihr die thörichte Rückwärtsseufzer such zu heilen suchen, die ja nichts ist wie ein plötzliches Aufflammen geheimer Liebe. So wird ihnen Beiden Rohinor zum Heile werden. Rohinor hat ihnen Augen und Herzen geöffnet. Als Fremde standen sie sich gegenüber, er hat sie Eins das Andere entdecken gelehrt. Rohinor's Andenken sei gesegnet."

"Welch' ein Schluß!" jammerte der Dichter. "Ich bitte Sie, man kann doch die Erzählung nicht so all-täglich im Sande verlaufen lassen."

"Aber zum —" (Borris unterdrückte wieder den Fluch), "so ist doch das Leben! Das Leben ist wahrhaftig oft schöner und befriedigender als manche Dichtung. Und oft genug begnügt es sich ohne Tableau und Hurrah und bengalische Beleuchtung."

*

Der Schluß von "Rohinor" war heraus. Borris war hoch erfreut, der Verfasser hatte Alles geleistet, was man von ihm verlangt. Borris glaubte aus den Zeilen ein Aechzen und Seufzen des Schreibers zu vernehmen, der um sein "Kunstwerk" jammerte, aber — "das geht uns nichts an". Ohne einen Reifensprung war es freilich nicht abgegangen, aber er war prächtig geglückt und man konnte Bravo klatschen.

Als er bei seinen Freunden vorsprach, fand er das Heft auf dem Tische liegend, unaufgeschritten, unangerührt — sie hatten also nicht gelesen. Breit und aufdringlich lag es da, mit der chromgelben Farbe seines Umschlages schrie es förmlich darnach, gelesen zu werden.

Zwei Tage darauf lag es immer noch auf der Stelle — immer noch unaufgeschritten. Ein unheimlich drohender Schein ging von ihm aus, die ganze Lebensluft des Hauses erfüllend. Das Verhängniß schien in diesem Heft Gestalt gewonnen zu haben; sie wagten nicht, es anzurühren, sie fürchteten sich davor.

Mit wachsendem Unmuth belauerte Borris das Heft. Es war zum Entsetzen lächerlich, es war eine unerträgliche Tyrannei, die das häßlich gelbe Ding auf sie Alle ausübte. Sie sind Beide krank, sagte er sich zuletzt, und wenn kranke Leute die Medizin nicht nehmen wollen, so muß man sie ihnen mit Gewalt oder mit List einflößen.

Wieder that Gile noth, ehe das gelbe Ungeheuer die letzte Hoffnungspur verschlungen. Eines Abends nistete er sich bei seinen Kranken ein. Es war wahrhaftig kein Vergnügen, in dieser Gewitterluft mit ihnen zu athmen und mit gleichgültig heuchelnden Gesprächen das fiebernde Brodeln der Gedanken zu verdecken. Aber ein Arzt geht nicht des Vergnügens wegen zu seinen Patienten.

Nach Tisch, als man vor dem flackernden Kamin Platz genommen, brachte Borris das Gespräch auf Roman und Novelle, er, der solche "Zuckerbäckereien", wie er sie nannte, niemals genoß. Zögernd umschlichen seine Worte das gelbe Heft, plötzlich nahm er sich Muth und fragte geradezu:

"Apropos, ihr habt doch den Schluß von Rohinor gelesen?"

Keine Antwort — Beide schwiegen. Er hatte die Frage in's Feuer hinein gethan; er wollte sie nicht ansehen, ihnen die Verlegenheit ersparen, mit ihren Mienen wenigstens ihm Rede stehen zu müssen. Und Stille — nichts wie das Prasseln und Knistern der Flammen.

Zuletzt erhob er sich, schritt auf den Tisch zu, nahm das Heft, kehrte zum Kamin zurück und begann mit einem Eisenbein, das er auf dem Kamin Sims fand, die Bogen aufzuschneiden.

"Hm, hm..." und er naschte hier und dort auf den Seiten, "famos... hm, hm." Zuletzt wieder gerade heraus, mit einem Ton der Ungeduld in der Stimme: "Ihr müßt es wirklich lesen — was meint ihr, wenn man es euch vorläge?"

Wieder keine Antwort. Wieder hatte er keines von Beiden angefehen. Graf Udo saß seitwärts im Dunkel der Kaminwand, Gräfin Maud auf der andern Seite, in ihren Fauteuil zurückgelehnt, das Köpfchen mit der Hand des aufgestützten Armes gegen die Helle der Flammen beschattend. Und keinerlei Regung in ihren Gestalten. Da kam etwas wie die zupassende Rücksichtslosigkeit eines energischen Arztes über ihn und er fing an, mit lauter und fester Stimme zu lesen. Die Lektüre würde eine unendliche Marter für sie Beide sein, das wußte er — aber es mußte geschehen.

Nach den ersten Sätzen machte Graf Udo eine Bewegung, als wollte er aufstehen, seine Hand auf das Heft legen und ein Halt gebieten, aber er hielt inne, wie gelähmt. Ah, und wenn Borris die Augen der kleinen Frau gesehen hätte, ihre flehenden Augen...

Ohne abzusehen, las er, wohl eine halbe Stunde lang. Durch den Klang seiner eigenen Worte laufte er nach ihnen Beiden hinüber, ob nicht eine Bewegung, ein Seufzer Kunde gäbe von dem Eindruck, den die Erzählung auf sie machte. Aber nichts wie das Geräusch der Flammen.

Da kam der Reifensprung. Der Verfasser hatte das sehr billige Effekstück des russisch-türkischen Krieges, weil ihm wohl nichts Besseres einfiel, nicht ganz ausmerzen wollen und Baron Kapka war dem Offizierkorps des Preobraschenskyregiments eingereiht worden. Heimlich hatte er die Anwerbung betrieben, nun galt es, Abschied zu nehmen von seinem Weibe, von seinem trauten Heim, das der Schatten Rohinor's ihm in diesen Wochen fast zur Hölle gewandelt. Es geschah in einem rührend bewegten Briefe: der ungeheure Trennungsschmerz, der sich in heißströmenden Worten ausblutete.

"Man sollte es diesem schäbigen Kerlchen von einem Dichterling mit seinen Filzschuhen gar nicht zutrauen," sagte sich Borris während des Lesens.

Und weiter las er: "Doch es muß sein, Geliebte, es muß, muß! Ich weiß keinen andern Ausweg, vergeblich zermartete ich mir die Gedanken nach einem solchen. Ich scheide ohne Bitterniß, ich verstehe Dich, ich begreife, wie es gekommen, daß diese Schuld sich zu solch' unüberwindlicher Höhe zwischen uns aufthürmen konnte. Vielleicht hätte ein Wörtlein genügt, diese Schuld federleicht hinwegzuwälzen, dieß Wörtlein war uns nicht beschieden — adieu! Lebe ewig, ewig wohl! Ich weiß, Deine zweifelnde Seele verlangt nach einem Ausweis meiner Liebe, nach einer Bethätigung meiner Leidenschaft, die jener fernen Gewaltthat gleichblütig wäre. Jene war ein Theatercoup des überhäumenden Temperaments — wie sollte ich mich, ohne zu erröthen, zu einer zweiten solchen zwingen dürfen? Ich biete Dir meine Liebe, die geläuterte, in sich geschlossene, unverrückbare Liebe des gereiften Mannes, der die Schladen seiner Jugendthorheit abgestreift. Du weist sie zurück, ich fühle Dein stummes Verneinen und ich gehe..."

Da klang ein leise unterdrückter Aufschrei, der sich in einem Aechzen verlor, in die Worte des Lesenden hinein. Nur mit dem Flug eines Blickes streiften Borris' Augen die Gestalt der Gräfin. Sie saß vornübergebeugt, in sich zusammengebrochen, die Hände in die Augen gepreßt; ihre zarte Brust stürmte gewaltsam und ihr ganzer Körper schien erschüttert von einem unhörbaren Schluchzen.

"Die Geschichte fängt an, sehr dumm zu werden," sagte Borris und blätterte ein paar Seiten vorwärts. Dann, nachdem er ein glühendes Scheit, das zu weit nach vorwärts gerückt war, wieder zurecht geschoben, erhob er sich, warf Graf Udo die Mittheilung hin, daß er sich eine Cigarre anzünden werde, und verschwand in dem nebenliegenden Bibliothekszimmer.

Und während er mit dem Anzünden der Cigarre beschäftigt war, drang allerlei erregtes Geräusch von da drinnen an sein Ohr: das Rascheln von Kleidern — ein Stuhl ward gewaltsam gerückt — jetzt ist es, als stürze Jemand zu Boden — jetzt gelst ein Schrei, und aus dem lauten Schluchzen glaubt Borris die flehenden Worte zu vernemen: "Du darfst nicht gehen, Udo — nein, ich lasse Dich nicht, Du darfst nicht..."

Borris litt nicht an Halluzinationen und vermeinte, es müßte wohl geschehen sein, das, was er gehört.

Gleich darauf ging er selbst zum Stall, um seine Pferde anschnüren zu lassen. Zu seinem einsamen Junggesellenzimmer wartete ein Haufen von Papieren auf Erledigung und er fand, es wäre ein geeigneter Abend, um dort Ordnung zu schaffen.

*

Ein paar Tage nachher streifte Borris, die Flinte auf dem Arm, durch das Dickicht. Auf dem sandigen Wege, dem er zuschritt, nahen Pferde, er hörte das dumpfe Stappen ihrer Hufe und das Prusten ihrer Nüstern. Das goldbraune Laub des jungen Eichenbestandes am Wegrand verdeckte ihn den Kommenden, als er nun inne hielt.

Es war Graf Udo und Maud. Man mußte scharf geritten sein, die Pferde dampften und in lässigem Bogen hingen die Zügel; ganz langsam schritten sie vorüber. Die beiden Gestalten saßen still, ohne ein Wort zu

reden, in den Sätteln; eine blühende Rösche belebte ihre Gesichter und erregt ging ihr Athem nach der Anstrengung des Ritts. Maud hing ihr Köpfchen leicht zur Seite geneigt, mit tiefstinnenden Augen; der goldige Sonnenchein umflimmerte das feine Gewirr ihres Blondhaares mit köstlicher Glorie, ein leichter Wind spielte mit dem blauen Schleier. Graf Udo hatte das Haupt hoch aufgerichtet, mit dem Ausdruck freudigen Triumphes, seine Augen leuchteten.

Kein Wort kam über ihre geöffneten Lippen, aber siehe da, ihre herabhängenden Hände waren eng ineinander gefügt; ihre Gedanken, ihre bebenden Gedanken hielten Zwiesprache.

Welch' eine wundervolle Stille ringsum, welch' ein herrlicher Herbsttag! — Borris meinte, er hätte nichts Schöneres gesehen, als diese beiden Gestalten, die, vom Sonnenschein verklärt, durch die Stille langsam dahin ritten.

Gleich am Abend setzte sich Borris hin und schrieb an den Verfasser des "Rohinor":

"Geehrter Herr!

"Sie sind ein herrlicher Dichter, Sie haben Ihre Sache famos gemacht. Ich gratulire Ihnen und ich danke Ihnen von Herzen. Möge es Ihnen nicht leid thun. Das Kunstwerk ist wundervoll gelungen, es ist des Beifalls aller Guten sicher. Mögen Sie diese Belohnung nicht zu gering schätzen.

"Mit vorzüglicher Hochachtung u. s. w.

von Borris."

Dom Kaiserreich bis zur Kommune.

Erinnerungen aus den Jahren 1870/71.

(Nach dem Tagebuch des Grafen Pérignon.)

Von

Deless u. Geyern.

(Schluß.)



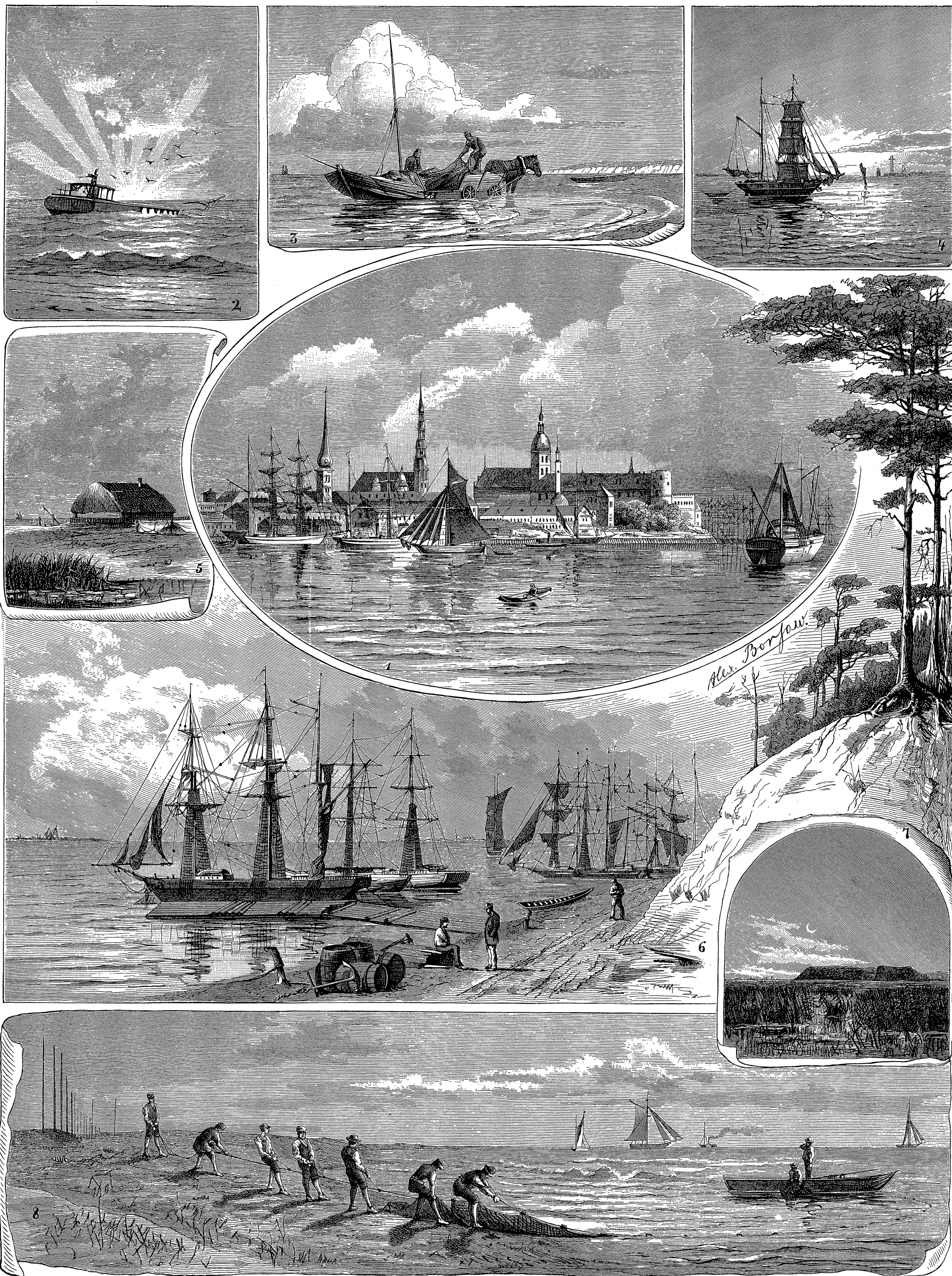
General Trochu hatte vor einiger Zeit ein Buch geschrieben, welches die Fehler der französischen Armeeverwaltung kritisirte, er war in Folge dessen in Ungnade gefallen, obgleich der Kaiser das Buch sehr eifrig las. Ihm hatte der Erfolg gezeigt, daß die Kritik vollkommen richtig und begründet war. Der General stieg daher schnell zu einer ganz ungemeinen Popularität empor und man erblickte in ihm ein militärisches Genie, was er aber nicht war, und einen großen Feldherrn, wozu ihm der kühne Entschluß und der die Verhältnisse beherrschende klare Blick fehlten. Genug, Trochu war damals ein unendlich populärer Name und der Kaiser wollte diesen General als Gouverneur nach Paris vorausschicken, um seine Rückkehr dorthin vorzubereiten und ihn selbst mit seiner Popularität zu decken. Dieser Kombination entsprach auch die Phrase von der Vertheidigung des Herdes, an welcher vielleicht Napoleon auch einen Theil haben mochte. Dem Kaiser sollte eben die Rolle zufallen, an der Seite des populären Generals, umgeben von den Landeskindern, der Mittelpunkt der Landesvertheidigung zu sein. Wenn man bedenkt, daß das Wort Absezung erst nach Sedan ausgesprochen wurde, daß Napoleon bei dem Volk selbst durchaus populär war, so erscheint die Kombination des Kaisers jedenfalls unendlich viel klüger und richtiger als der tolle Zug nach Sedan, der militärisch nicht glücken konnte und politisch unter allen Umständen die Hauptstadt, von welcher ja doch schließlich Frankreich abhing, immer mehr in das Chaos der Unordnung stürzen mußte.

Aber in Paris war es anders beschaffen. Welche Gründe die Kaiserin Eugenie bestimmten und selbst Rouher, den persönlich dem Kaiserreich unerschütterlich ergebenen Minister, zu beeinflussen vermochten, ist aus der Unklarheit und allgemeinen Verwirrung jener Zeit schwer herauszufinden. Genug, die Regierung in Paris wollte die Rückkehr des Kaisers nicht und bestand auf dem unglückseligen Zuge nach Sedan. Die Kaiserin sendete dem Kaiser folgende Depesche:

"Denken Sie nicht daran, hieher zurückzukommen, wenn Sie nicht eine entsehlliche Revolution entfesseln wollen — es ist die Ansicht von Rouher und von Chevreau, die ich diesen Morgen gesehen habe — man würde hier sagen, daß Sie die Armee verlassen, weil Sie die Gefahr fliehen — vergessen Sie nicht, wie drückend auf dem ganzen Leben des Prinzen Napoleon seine Abreise von der Armee der Krim gelastet hat."

Diese Depesche bewies eine große Unklarheit und Unkenntniß der Verhältnisse — zwischen der Abreise des Prinzen Napoleon von der Krimarmee und der Rückkehr des Kaisers nach Paris konnte gar kein Vergleich gezogen werden. In der allgemeinen Landesgefahr war der Posten des Kaisers, der nicht wie sein Oheim vorzugsweise General war, in der Landeshauptstadt und an der Spitze der Regierung, während der Prinz damals in der Krim seinen militärischen Posten verließ und andersmo gar nichts zu thun hatte.

Der Kaiser erkannte dieß auch und blieb bei seinem Entschluß, er drängte nur den General Trochu zur schleunigen Rückkehr nach Paris. Trochu, welcher das zwölfte Armeekorps kommandirte, hatte durchaus keine Neigung, die ihm übertragene Mission anzunehmen. Das zwölfte Korps bestand aus tüchtigen Soldaten und er hatte als Korpsführer sich wahrscheinlich tapfer geschlagen und einen gerade vorgezeichneten Weg vor sich



1. Ansicht von Riga. — 2. Ein Wrak. — 3. Einfahren der Nege. — 4. Dünamündung. — 5. Fischerhaus am Strande. — 6. Hafen; Mühlgraben. — 7. Alte Schanze. — 8. Fischer am Strande.

Ansichten von Riga und Umgebung. Originalzeichnung von Alex. Borsow.

gesehen, dessen Schwierigkeiten er gewachsen war. Er machte Gegenvorstellungen, aber der Kaiser verlangte die Annahme des Gouvernements von Paris von ihm als ein Opfer, das er seinem Souverän und seinem Lande bringen müsse. In dieser Unterhaltung wurde auch die Rückkehr der Mobilien beschlossen, um dem Kaiser die Dankbarkeit von tausenden Familien zu sichern, denen man ihre Söhne wiedergeben würde. Trochu stellte aber die Bedingung, daß der Kaiser ihm schnell, sobald er nur die Zustände in Paris fest in der Hand haben würde, folgen solle, damit dann in der That der Mittelpunkt der ganzen Landesaktion nach Paris verlegt werde. Napoleon versprach dieß und Trochu kehrte nach Paris zurück zur großen Ueberraschung der Kaiserin, welche ihn nicht liebte und über diese Ernennung im höchsten Grade unzufrieden war. Sie entsandete Rouher nach Châlons, um dem Kaiser um jeden Preis von Paris fern zu halten und zum Zuge nach Sedan zu bewegen. Napoleon, der, durch das Unglück und die körperlichen

Schmerzen gebeugt, den festen Willen seiner früheren Tage nicht mehr besaß, gab nach und Trochu befand sich nun in einer ebenso schwierigen als eigentlich zwecklosen Lage, der er nicht gewachsen war.

Empört darüber, daß der Kaiser sein Versprechen nicht gehalten hatte, und das schöne Kommando seines Armeekorps im freien Felde schmerzlich bedauernd, wurde er dahin gedrängt, ein Werkzeug der Revolution zu werden, der er sonst vielleicht energischen Widerstand geboten hätte.

Wir können hier unmöglich auf alle Einzelheiten des so inhaltreichen Buches des Grafen Hérisson eingehen, und es mag daher aus dieser Zeit nur noch eine äußerst merkwürdige und interessante Episode erwähnt werden, welche scherzhaft und doch auch wieder traurig zugleich ist.

Graf Hérisson erlebte Anfangs September die Katastrophe, welche das Kaiserreich zusammenbrechen ließ, in Paris als Ordonnanzoffizier des Gouverneurs. Er spricht hier sehr be-

stimmt den Verdacht aus, daß der Fürst Metternich und der Ritter Nigra die Kaiserin zur Flucht gedrängt hätten, um durch den sichern Sturz des Kaiserreichs die Verpflichtungen, welche Oesterreich und Italien zur Kooperation mit Frankreich für den Fall eines ersten Erfolgs der französischen Waffen übernommen hatten, mit ewigem Schweigen zu bedecken, nachdem nun die Ereignisse eine so ganz andere, verhängnißvolle Wendung genommen hatten.

Diese Beschuldigung gegen diese beiden Diplomaten scheint uns ungerecht, wird auch durch keine Gründe unterstützt und man darf wohl erwarten, daß sie von kompetenter Seite ihre Widerlegung finden wird.

Graf Hérisson unternahm es, die persönlichen Besitzthümer der Kaiserin zu retten, die ja ohne Gepäck abgereist war und sogar ihre einzigen beiden Taschentücher auf der Reise in einem Graben neben der Straße wuschen und an der Luft trocknen lassen mußte. Er erhielt eine Autorisation des Grafen Leratry,

Flapphornverse. Von Richard Lassar.



Zwei Knaben aßen Kopfsalat,
Da sprach der Eine: „Delikat!“
Der Andre kann zu Wort nicht kommen,
Er hat den Mund zu voll genommen.



Zwei Knaben saßen am Spinett
Und spielten Beide um die Wette,
Das ging durch Mark und Bein —
Sonst aber klang's recht scheene.



Zwei Knaben blieben hübsch zu Haus
Und sahn vergnügt zum Fenster raus.
Der Eine guckte immer runter,
Der Andre that es nur mitunter.



Zwei Knaben, die begehrten sehr,
Zu sehen, wer der Stärkste wär;
Sie thaten's mal probiren,
Doch Keiner will's riskiren.



Zwei Knaben aßen Plumpudding.
Der Eine aß, was runter ging,
Der Andre wenig und manierlich —
Er war schon lange satt — natürlich.



Zwei Knaben stehen an der Ecke;
Du rathet 'mal, zu welchem Zwecke —
Am Ende gar zu keinem — freilich!
Wahrscheinlich haben sie's nicht eilig.

der von der neuen Regierung zum Polizeipräfekten ernannt war, und es gelang ihm, mit Hülfe einer Kammerfrau nicht nur die ganze Garderobe, sondern auch alle sonstigen Werthfachen theils nach England nachzuschicken, theils in der österreichischen Vottschaft in Sicherheit bringen zu lassen.

Bei der Erzählung dieser schwierigen und mühevollen Rettungsarbeit gibt Graf Hérisson eine genaue Beschreibung der Privatwohnung der Kaiserin Eugénie in den Tuileries, welche unsere Leserinnen vielleicht ganz besonders interessieren wird. Er findet, daß für den großen Bau der Tuileries die ganze hoch-elegante und geschmackvolle Einrichtung der Kaiserin nicht würdig genug gewesen sei und zu sehr an ein Boudoir erinnert habe. Es seien, sagt er, die Salons der Fürstin Metternich in die Tuileries verlegt gewesen, doch spricht er dabei die Vermuthung aus, daß bei vertauschten Rollen die geistvolle Votschafterin dieselben Apartments in kaiserlicher Würde möblirt haben würde. In der Etage über der Wohnung der Kaiserin befanden sich die Garderobenräume, große Zimmer mit mächtigen Wandschränken, und jedes Zimmer diente zur Aufbewahrung einer einzigen Kategorie der Toilettengegenstände. Es gab da ein Zimmer für

die Hüte, ein Zimmer für die Schuhe und Stiefel, eines für die Sonnenschirme, für die Sommer- und Wintermäntel und für die Röcke aller Art. In jedem Zimmer hatte eine Kammerfrau den Dienst, in dem ersten derselben befand sich die Obergarderobiere. Von einer Tapetenthür des Schlafzimmers aus ging ein Fahrstuhl dorthin. Hier standen eine Anzahl von Puppen, welche ganz genau nach der Figur der Kaiserin gemacht waren. Durch ein Sprachrohr gab nun die Hofdame vom Dienst genau die Toilette an, welche Ihre Majestät anzulegen wünschte, und sogleich ließ die Obergarderobiere eine jener Puppen vollständig dem erhaltenen Befehl gemäß anziehen. Diese Puppe wurde dann durch den Fahrstuhl nach dem Schlafzimmer herabgelassen und die Kaiserin konnte sich durch den Augenschein überzeugen, ob die Zusammenstellung ihren Erwartungen entspreche oder ob daran noch irgend welche Aenderungen zu machen seien; war das letztere der Fall, so stieg die Puppe wieder hinauf und kam mit den befohlenen Modifikationen zurück. War die Toilette zur Zufriedenheit arrangirt, so wurde unten von der dienstthuenden Kammerfrau die Puppe entkleidet und Ihre Majestät legte den Anzug an,

in dem sie dann die Bewunderung von ganz Paris erregte. Dieses System des Ankleidens ist gewiß sehr praktisch, aber wohl nur für eine Kaiserin von Frankreich durchführbar.

Die Pelze der Kaiserin befanden sich nicht in den Tuileries, sie mußten von der Hespelzhandlung, wo sie aufbewahrt wurden, auf eine Anweisung des Polizeipräfekten geholt werden, und vielleicht interessiert es auch unsere Leserinnen, zu erfahren, daß es im Ganzen sechzig Garnituren der kostbarsten Pelze waren, welche zur Garderobe der Kaiserin gehörten und einen Werth von 600,000 Franken repräsentirten.

Graf Hérisson wurde für seine Mühe, die Garderobe und Werthfachen der Kaiserin zu retten, nicht eben mit besonderer Dankbarkeit belohnt; er wartete ein ganzes Jahr lang vergebens auf ein Wort der Anerkennung für seine geleisteten Dienste und war endlich genöthigt, die Rechnung für seine gemachten Auslagen einzufenden, welche dann stillschweigend ohne weiteren Dank bezahlt wurde.

Er erzählt dann weiter die verschiedenen Phasen der Belagerung von Paris, und obgleich er immer mit Achtung und Sympathie von dem General Trochu spricht, so geht doch aus

seiner Darstellung hervor, daß dieser in einer seine Kraft und Fähigkeit übersteigenden Situation vollkommen die Haltung und den klaren Blick verloren und in seinem Charakter und seinen Handlungen sehr wenig Unterlage für den Größenwahn fand, der ihn zuweilen erfaßte.

Als zum Beispiel Flourens den bekannten Sturm auf das Hôtel de Ville unternahm, bei welchem die Regierung der Nationalverteidigung stundenlang in ihrem Sitzungszimmer den Angriffen und Insulten der Vöbelmassen ausgesetzt war, bis endlich einige Bataillone Nationalgarde sie befreiten, da ritt der General Trochu auf die erste Nachricht von den Unruhen nach dem Stadthause und legte dazu, um den Massen zu imponieren, seine goldenen Generalsepauletten und den Stern der Ehrenlegion an; als dann aber die Vöbelhaufen den Sitzungssaal erfüllten und die Mitglieder der Regierung, in deren Mitte Trochu saß, bedrohten, wurde endlich, nachdem die Szene lange im Dunkeln gespielt hatte, Licht gebracht. Jetzt nahm Trochu seine goldenen Epauletten ab und reichte sie seinem hinter ihm stehenden Ordonnanzoffizier; den Stern der Ehrenlegion steckte er in die Tasche, so daß man ihn für einen einfachen Mobilgardisten halten konnte. Man muß in der That gestehen, daß dieß nicht eben besonders kühn und würdig erscheint.

Ebenso merkwürdig ist eine Proklamation, welche Trochu am 14. Januar 1871 während der Belagerung erließ und in welcher er die Pariser zu den äußersten Anstrengungen aufforderte. Er beginnt in dieser Proklamation damit, zu erklären, daß er als ein gläubiger Katholik die heilige Genoseva, die Schutzpatronin von Paris, welche die Stadt schon einmal zur Zeit der Invasion der Barbaren beschützte, anrufen habe, Paris noch einmal unter ihren Schutz zu nehmen. Augenblicklich sei sein Gebet erhört worden, die heilige Genoseva habe dem Feind die Idee des Bombardements eingegeben, welche die deutsche Armee und ebenso auch die ganze Civilisation entehre und welche auf eine so glänzende und so rührende Weise die Festigkeit des Volkes von Paris in helles Licht stelle.

Man muß in der That fast an eine Geistesverwirrung glauben, wenn man diese Proklamation liest, die zu einer Zeit erlassen wurde, als die radikalsten Elemente in Paris an der Herrschaft waren, und es erscheint unbegreiflich, wie ein General, der früher als tüchtiger Soldat gerühmt wurde, solche Phrasen gegen die deutschen Armeen in's Feld führen konnte.

Die Proklamation erregte denn auch bei den übrigen Mitgliedern der Regierung das peinlichste Erstaunen und wurde in Paris allgemein verspottet.

Graf Hérisson begleitete Jules Favre auf seinen Fahrten in das deutsche Hauptquartier und nahm auch an mehreren Unterredungen desselben mit dem Grafen Bismarck Theil.

Bemerkenswerth ist die unparteiische Anerkennung, mit welcher der französische Offizier über die deutsche Armee und ganz besonders auch über den Grafen Bismarck, sowie über den Kaiser Wilhelm spricht; er rühmt die außerordentliche Artigkeit und die feine Bildung der deutschen Offiziere, mit denen er verkehrte, und spricht mit unerschöpflich bewundernd von dem großen deutschen Staatsmann und dessen Energie. Ein eigenenthümlicher Zug von mittelalterlicher Bitterkeit geht durch seine Erzählung, wenn er die Hünengestalt und die vornehme Leichtigkeit, Sicherheit und Verbindlichkeit des Grafen Bismarck rühmt und daneben Jules Favre beschreibt, der in seiner Advokatenhaltung, in seinem „ewigen Paletot“ fortwährend weinte und an der Tafel des deutschen Kanzlers allerhand dramatische Effekte versuchte, indem er bald seufzend zusammenbrach, bald aufschreckend eine verkehrte Antwort gab und mit allen solchen Mitteln zu rühren und Erfolge zu erzielen versuchte.

Unter den damaligen Machthabern in Paris rühmt er besonders Rochefort, welcher trotz seiner radikalen Gesinnungen doch immer bereit gewesen sei, die Regierung in der Aufrechterhaltung der Ordnung zu unterstützen und der anarchischen Auflösung entgegen zu drängen.

Interessant sind auch seine Schilderungen der kulinarischen Zustände in Paris während der Belagerung. Man sah damals alles Mögliche und Unmögliche, und Graf Hérisson hat Alles versucht: die Hunde waren ein schlechtes Essen; die Katzen ließen sich, gut zubereitet, sehr angenehm verspeisen; die Ratten aus den Goutis waren einer gebatzenen Ente ähnlich und nicht schlechter als diese. Vortrefflich waren die Elephantenrüssel aus dem Zoologischen Garten; das Elephantenfleisch wurde zu 60 Franken das Pfund verkauft, das Fleisch vom Rüssel zu 80 Franken; die Füße wurden von den Gourmands außerordentlich gerühmt. Ein kleines Lamm, das sich noch im Zoologischen Garten befand, wurde für 500 Franken verkauft; ein Kanguruh für 100 Franken; ein Bär für 500 Franken; ein Pfund Pferdefleisch kostete 20 Franken; ein Puter, wo man noch einen finden konnte, 150 Franken; ein Ei 5 Franken; ein Pfund Butter 160 Franken; ein Knollen Sellerie 2 Franken; eine Taube 15 Franken; ein Pfund Schinken 80 Franken. Der berühmte Woffin zeichnete sich ganz besonders aus, alle diese sonderbaren Nahrungsmittel in einer so vortrefflichen Weise zu bereiten, daß man sie mit Vergnügen aß und ihre eigentümliche Natur gar nicht erkennen konnte. Die Klubs hatten sich auf lange verproviantirt, mußten aber auch eine sehr beschränkte Küche führen und nahmen keine Mitglieder auf, mit Ausnahme des Jockeyklubs, welcher dennoch einer großen Anzahl von neuen Mitgliedern Zutritt gewährte. Am 1. Januar 1871 war das Menü des Jockeyklubs, dieser glänzendsten Vereinigung von Lebemännern aus allen Ländern, immerhin für die damaligen Verhältnisse noch opulent genug. Graf Hérisson theilt das Menü des Neujahrs mit:

Bratensuppe. — Erster Service: Rinderbraten; Huhn mit Reis. — Zweiter Service: Spinat; Stachelbeeren und Vanilleeis. In allen diesen Entbehrungen der höheren Klassen lag immer noch ein gewisser Humor — ernsthaft litten nur die Armen und besonders die Kinder, deren eine große Anzahl durch den vollständigen Mangel an Milch starb.

Ganz besonders interessant und bemerkenswerth sind die Anekdoten, welche der Graf Hérisson von seinem Verkehr mit dem deutschen Kanzler erzählt, für den er, wie schon erwähnt, eine aufrichtige und bewundernswürdige Anerkennung fundigt.

Graf Bismarck bot bei dem Beginn einer Verhandlung Jules Favre eine Cigarre an. Dieser dankte mit dem Bemerkten, daß er niemals rauche.

„Sie haben Unrecht,“ sagte ihm Graf Bismarck, „wenn man eine Unterhaltung beginnt, die zu scharfen Diskussionen führen und uns zu heftigen Meinungen fortreißen kann, so sollte man immer rauchen. Die Cigarre beschäftigt uns dadurch, daß wir sie in der Hand halten, und hält uns vor heftigen Bewegungen zurück. Und auch moralisch beruhigt der Tabak, ohne unsere geistigen Fähigkeiten zu schwächen; wir fühlen uns zufriedener, der Gesichtssinn freut sich über die blauen Dampfringe, die Hand ist fixirt und der Geruchssinn ist angenehm befriedigt — man wird verständlicher und geneigter, sich gegenseitig Konzessionen zu machen, und unsere Diplomatie setzt sich ja aus fortwährenden gegenseitigen Konzessionen zusammen. Sie, der Sie nicht rauchen, haben vor mir einen Vortheil: Sie sind scharfer und wachsam — doch haben Sie auch einen Nachtheil: Sie sind geneigter, sich aufzuregen und einer ersten Bewegung nachzugeben.“

Die Unterhaltung begann. Es handelte sich um den Waffenstillstand. Man kam auf die Armeegaribaldi's zu sprechen. Der Kanzler verlangte, daß diese Armee von dem Waffenstillstand ausgenommen werden sollte.

„Garibaldi ist keiner der Ihrigen,“ sagte er zu Jules Favre, „Sie können ihn uns überlassen, er hat ein kleines Armeekorps gegen sich, dem er an Stärke gleichkommt, sie mögen mit einander fertig werden.“

Jules Favre protestirte.

Freilich, sagte er, habe man Garibaldi's Hülfe nicht verlangt, man habe dieselbe sogar zurückgewiesen, aber jetzt sei er einmal nach Art der italienischen Condottieri der General eines französischen Armeekorps geworden und es würde eine Freigabe sein, ihn preiszugeben und namentlich sein Armeekorps, welches fast ganz aus Franzosen zusammengesetzt sei.

Jules Favre sprach in seiner gewohnten Weise sehr lang und pathetisch und Graf Bismarck gerieth in einen heftigen Zorn. Er hatte seine Cigarre auf einen Teller gelegt, bewegte sich auf dem Stuhle hin und her und seine Augen nahmen einen furchtbar drohenden Ausdruck an. Endlich schlug er stark mit dem Zeigefinger auf den Tisch und rief:

„Ich will ihn aber dennoch haben, ich will ihn in Berlin spazieren führen mit einer Tafel auf dem Rücken, auf welcher geschrieben stehen soll: Dieß ist die Dankbarkeit Italiens!“

Graf Hérisson erlaubte sich nun eine Sache, die, wie er erzählt, sehr kühn war, aber auf deren Erfolg er bei einem Manne von so ausgezeichnetem und vornehmer Erziehung wie der Graf Bismarck hoffte. Er nahm den Teller mit den Cigarren; halb lächelnd, ehrerbietig und bittend hielt er denselben dem Grafen Bismarck hin. Dieser sah ihn einige Sekunden groß an, dann aber verstand er ihn. Die Flamme in seinem Blick erlosch augenblicklich und ganz ruhig sagte er:

„Sie haben Recht, Kapitän, es ist unnütz, sich zu erzürnen, das führt zu nichts — im Gegentheil.“

Die Unterhaltung nahm den früheren Ton wieder an und die Armeegaribaldi's und Garibaldi selbst wurden in den Waffenstillstand mit aufgenommen.

Der Waffenstillstand war geschlossen. Jules Favre sowohl als die Regierung hatten die Bedingungen angenommen, daß die Kanonen auf dem Befestigungsbollwerk von Paris in die Gräben geworfen werden sollten und daß die Armee von Paris ihre Fahnen abzugeben habe.

Graf Hérisson war beauftragt, den unterzeichneten Waffenstillstandsvertrag nach Versailles zu bringen und dem Grafen Bismarck zu übergeben. Als französischer Offizier empfand er tief die Erniedrigung, welche in jenen Bedingungen lag, und er beschloß, auf seine eigene Hand den Versuch zu machen, dieselben zu ändern, indem er dabei auf den ritterlichen Charakter des Grafen Bismarck und auf das Wohlwollen rechnete, das ihm persönlich der deutsche Kanzler stets bewiesen hatte.

„Ich bringe den unterzeichneten Vertrag,“ sagte er dem Kanzler, „aber ich kann denselben nur übergeben, wenn ich das Zugeständniß erlange, daß die Kanonen einfach zurückgezogen werden und daß die Armee ihre Fahnen behalten darf.“

Der Kanzler, so erzählt Graf Hérisson, dem natürlich die Verantwortung der Wahrheit überlassen werden muß, wurde zuerst zornig — endlich, nachdem er lange auf und nieder gegangen war, sagte er:

„Warten Sie, ich will mit dem Kaiser sprechen.“

Er blieb lange aus, und als er endlich zurückkam, sagte er, daß der Kaiser die Modifikation der Bedingungen bewilligt habe, daß die Kanonen nicht in die Gräben geworfen werden sollten, und was die Fahnen betreffe, so habe der Kaiser wörtlich gesagt:

„Sagen Sie dem Abgesandten der französischen Regierung, daß wir genug Trophäen unserer Siege und genug Fahnen besitzen, die wir den französischen Armeen abgenommen, so daß wir nicht nöthig haben, diejenigen der Armee von Paris noch hinzuzufügen.“

Ganz glücklich über diesen Erfolg, wollte Graf Hérisson seinen Chef noch ein besonderes Vergnügen machen und bat den Grafen Bismarck um die Erlaubniß, frisches Brod, Butter und einiges Geflügel nach Paris mitzunehmen, was der Kanzler freundlich bewilligte.

Graf Hérisson wurde übrigens für die Dienste, die er dem Gouverneur von Paris und ganz besonders auch Jules Favre unermüdlich geleistet hatte, schlecht belohnt. Er wünschte nach dem Kriege im auswärtigen Departement placirt zu werden, in welches er schon vorher den Fuß gesetzt hatte — Jules Favre aber wies ihm aus und er erlangte nichts.

Graf Hérisson schließt sein Journal mit der Lehre, die er seinen Lesern gibt:

„Liebst du dein Vaterland,“ sagt er, „so opfere dich, ohne zu zögern, aber wenn außerhalb des Patriotismus du ein praktischer Mensch bist, der den Werth seiner Arbeit kennt, so diene niemals weder den Republikanern, noch den Bonapartisten, noch den Royalisten, noch den Schwärmern, welche dir versprechen, dein Glück zu machen. Sie taugen Alle nichts — bediene dich ihrer, denn sie denken nichts Anderes, als sich deiner zu bedienen!“

Dieses Erfahrungsergebnis nach so viel Arbeit und Hingebung ist traurig — aber wer möchte dessen Wahrheit bestreiten!

Tanz in einer niederländischen Schenke.

(Siehe das Bild S. 612.)



Wenn unsere heutigen Künstler nach dem Vorgange der alten Niederländer mit Vorliebe das Leben der niederen Stände als Stoff für ihre Bilder wählen, so hat das einen naheliegenden Grund. In den unteren Volksschichten tritt das Charakteristische in Gestalt und Tracht entschiedener hervor, als in den höheren Gesellschaftskreisen, ebenso sprechen sich Empfindungen und Leidenschaften rückhaltlos aus. Das erleichtert selbstverständlich dem Künstler die Aufgabe gar sehr. Je lebhafter die Bewegung, desto sicherer ist er im Allgemeinen der Wirkung auf den Beschauer. Das wußten Peter Breughel, Adr. Brouwer und die Teniers u. recht wohl und machten sich die Wissenschaft bestens zunutze.

Die koloristische Richtung der heutigen Münchener Schule findet ihre Nahrung zunächst in der brillanten Vertretung der holländischen Meister des siebenzehnten Jahrhunderts in der Pinakothek zu München, und so kam es, daß mehrere dortige Künstler sich nicht bloß das Kolorit und die Technik derselben zum Vorbild ihres eigenen Schaffens wählten, sondern auch auf die von jenen behandelten Motive zurückgriffen und zwar mit Erfolgen, welche alle Anerkennung verdienen. Diese Wahl der Motive mag auch noch einen andern Grund haben: die Ansicht der Künstler, daß das Fremdartige der Erscheinung seinen gewohnten Reiz auf das Publikum auch hier übe. Eine andere Frage wäre freilich die, ob diese Künstler nicht besser daran thäten, aus dem Eigenen zu schöpfen, als Fremdes nachzuempfinden.

Die von Max Todt dargestellte Szene bedarf kaum einer Erklärung: ein niederländisches Städtchen hat Cinquartierung, die wenigstens von der weiblichen Bevölkerung nicht unfreundlich aufgenommen ward. Tanzlustigen ist leicht aufgespielt und so sehen wir die Schenke rasch in einen Tanzsaal umgewandelt, in welchem es bei Tudelach, Geige und Klarinette wenn auch nicht hoch, so doch lustig genug hergeht.

Max Todt lebt in München und fand sein von uns wiedergegebenes Bild auf der letzten internationalen Ausstellung dortselbst wohlverdiente Anerkennung. Das Original ist im Besitz der Kunsthandlung von Eduard Schulte in Düsseldorf und Köln.

Carl Albert Regnet.

Riga in Livland.

(Siehe das Bild S. 620.)



Im Hintergrunde des tiefen und breiten Riga'schen Meerbusens, aber eine kleine Strecke landeinwärts, erhebt sich eine der schönsten Städte des russischen Reichs, Riga, die Hauptstadt des Gouvernements Livland und ihrer Bedeutung nach gewissermaßen der Ostseeprovinzen im Allgemeinen. Denn weder Mitau, noch Dorpat, noch selbst Reval kommen Riga nahe und dieses nimmt unbestritten die erste Stelle ein durch seinen Handel und seine Fabriken, sowie die dadurch bedingte Größe. Ja, Riga gehört zu den vorzüglichsten Städten des russischen Reichs überhaupt, denn seine Bevölkerung betrug nach der Zählung vom Dezember 1881 168,844 Einwohner, wird also bloß durch St. Petersburg, Moskau und Odessa übertroffen.

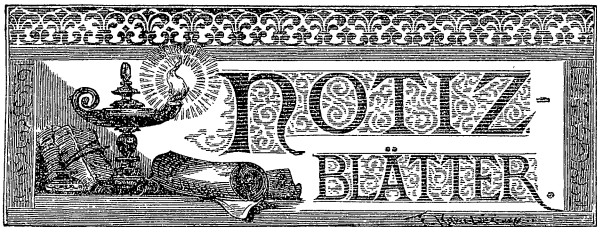
Die Gründung dieses wichtigen Emporiums fällt in das Jahr 1201. Schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts hatten deutsche Kaufleute aus Bremen, Hamburg und Lübeck Handelsfahrten über Wisby zur Dünamündung betrieben, und Meinhard, ein Mönch aus dem hollsteinischen Kloster Segeberg, hatte es unternommen, den heidnischen Riven das Christenthum zu predigen. Er gilt als der erste Bischof von Livland und starb 1196 zu Uexküll an der Düna, einem etwa 25 Kilometer oberhalb des heutigen Riga gelegenen Ort. Sein zweiter Nachfolger, Bischof Albrecht Buchsövden, ward dann der Gründer der Stadt, welche rasch emporblühte und worin sich bald eine Verfassung nach dem Muster deutscher Reichsstädte herausbildete. Wohl fehlte es nicht an Kämpfen und Streitigkeiten aller Art zwischen der geistlichen Macht, den Rittersn und den Bürgerthande, doch wußte der letztere seine Gerechtsame bis in die neueste Zeit zu wahren. Die Bevölkerung des heutigen Riga wiederholt in ihrer Zusammensetzung das Schauspiel, welches Livland im Großen bietet, im Kleinen. Livlands Bewohner gehören vier Nationalitäten an. Der südliche Theil des Landes ist von Letten, der nördliche von Esthen bewohnt, während die städtische bürgerliche Bevölkerung, sowie der Adel deutschen Stammes ist. Außerdem gibt es in Riga in größerer, in den übrigen Städten in geringerer Zahl Russen; auch existirt noch an dem livländischen Peipusufer ein Strich Landes, der von russischen Fischerbauern bewohnt wird. Wie hieraus deutlich hervorgeht, bildet die deutsche Bevölkerung, zumal auch in den Städten sich viele Nationale niedergelassen haben, eine verschwindende Minderzahl in den Ostseeprovinzen, die man nur insofern „deutsch“ nennen darf, als diese Minorität die Bildung vertritt; wer für gebildet gelten will, muß deutsch sprechen. So ist es auch in Riga selbst: in den Vorstädten leben Russen, Letten und Esthen, und diese sind numerisch wohl stärker als das Häuflein deutscher Bürgerschaft. Das geistige Leben der Stadt ist aber deutsch.

Riga ist, wie wir sagten es, eine schöne Stadt. Durch die nach dem Krimkrieg vollkommene Aufhebung der Festung sind die ehemaligen Glacis zu Bauplätzen geworden und die Stadt hat sich seitdem mächtig ausgedehnt. In den Jahren 1857 bis 1863 sind neue Straßen und Boulevards entstanden, gebildet von Reihen der prachtvollsten vier- und fünfstöckigen Gebäude, wie sie keine Großstadt Deutschlands schöner aufzuweisen hat, und dazwischen ziehen sich mit vielem Geschmack angelegte und sorgfältig unterhaltene Anlagen hin, die dem ganzen Bild ein anmuthiges Gepräge verleihen. Riga, an beiden Ufern der unweit von hier mündenden Düna gelegen, über welche eine Schiffbrücke und eine neue Gitterbrücke führen, besitzt drei Vorstädte, worunter zwei auf dem rechten Dünaufer; die dritte liegt theils auf dem linken Ufer, theils auf einer Insel des Stroms. Diese Vorstädte ähneln jenen

neuen russischen Städten mit breiten geraden Straßen, meist einstöckigen, freundlichen hölzernen Häusern. Sie umgeben in weitem Gürtel den eigentlichen Stadtkern, das alte Riga, welches weit weniger Raum einnimmt als die Vorstädte und mit seinen alten Kirchen, hohen Häusern und engen, winkligen Gassen noch immer lebhaft daran erinnert, daß die Stadt einst ein Glied der mächtigen Hanja war. In der That trägt sie in diesem innersten Theil das Gepräge des Alterthums und macht denselben Eindruck wie das alte Danzig, Lübeck oder Hamburg. In diesem Theil der Stadt befinden sich die wichtigsten Kirchen, deren Riga im Ganzen sechzehn zählt: die Domkirche mit großartigem Innern, 1211 gegründet und 1547 umgebaut; sie enthält das Grabmal ihres Stifter und anderer Bischöfe; ferner die 1406 erbaute St. Peterskirche mit ihrem 140 Meter hohen Glockenthurm, welcher nach dem Olathurm in Reval der höchste in Rußland ist. Dabei gibt es monumentale Bauwerke, wie das „Schwarzhäupterhaus“ und das Schloß, 1494 bis 1545 erbaut, vor welchem sich die zum Gedächtniß Kaiser Alexander's I. 1812 bis 1814 von der Rigaer Kaufmannschaft errichtete Granitsäule mit bronzener Viktoria erhebt. Das Schwarzhäupterhaus mit seinem altfränkischen Frontispiz diente in früherer Zeit einer seit 1390 bestehenden ritterlichen Genossenschaft unverheiratheter Bürger Rigas, welche im Kleinen den Deutschritterorden nachahmten. Sie besteht noch, verfolgt aber gegenwärtig nur gesellige und wohlthätige Zwecke. Dießem Gebäude gegenüber liegt das aus dem vorigen Jahrhundert stammende Rathhaus, und im Uebrigen befinden sich in diesem Theil Alt-Rigas der Markt, Kaufbuden und Speicher. Reges Leben, Handel und Verkehr herrschen in dem Gewirr seiner Gassen und Gäßchen, in deren alterthümlichen Häusern die Nachkommen der alten Patrizier und Handelsherren leben. Es ist der ausschließlich deutsche Theil Rigas.

Nach St. Petersburg ist Riga die größte Seehandelsstadt Rußlands. Sie verdankt dieß ihrer Lage an dem mächtigen schiffbaren Dünastrom, durch welchen sie mit dem Innern des Landes und dem nur wenige Kilometer entfernten Meer in Verbindung steht. Ein eigentlicher Hafen fehlt, doch können Seeschiffe bis zur Schiffsbrücke kommen. Der wahre Hafen Rigas ist das nahe Dünamünde, wohin die Eisenbahn führt. Rigas Handel bewegt sich in der Ausfuhr von Getraide, Flach, Hanf und Talg, ganz besonders aber ist der Handel mit Schiffsbauholz nach England ein sehr beträchtlicher. Die Industrie der Stadt umfaßt Fabriken in Baumwollenwaaren, Maschinen, Tabak, Stärke, Seife, Lichtern, Leder, Elfenbein, Metallwaaren, Fayence und bedeutende Dampfjägemühlen. Von der Umgebung Rigas ist wenig Rühmliches zu melden; sie ist eine der trostlosesten, die man sich denken kann. Das ganze Gebiet der Dünamündung ist eine öde Sumpf- und Sandwüste, deren Oberfläche nur hier und da mit einigen verkrüppelten Birken- und Kieferngelbüschen besetzt ist. Sogar die unzähligen kleinen Landhäuser, „Höfchen“ genannt, welche die wohlhabenden Bewohner Rigas sich an den günstiger gelegenen Plätzen der Dünaufser selbst angelegt haben, vermögen den traurigen Eindruck der Einöde doch nur stellenweise zu verringern.

F. v. H.



Literatur.

— Einen realistischen Roman nennt Hermann Friedrichs seine Erzählung: „Margaretha Menkes“ (Leipzig, Friedrich). Es ist seltsam, was man jetzt unter Realismus in der Erzählungskunst zu verstehen scheint, nicht die der Wirklichkeit nachgebildeten Ereignisse, Verhältnisse und Charaktere, sondern sorgfältige und genaue Schilderung abnorm schlechter Thaten und Menschen. Darauf hat Friedrichs seinen talentvoll geschriebenen Roman basirt. Niemand wird dieser seltsamen Gouvenantengeschichte ein großes Interesse beilegen, sie ist genial-pathologisch in ihren Einzelheiten. Die dämonische Entwicklung der Hauptfigur bei der einst so poetisch fühlenden, edlen Heldin ist spannend und geistvoll geschildert. Die Geldgier der Tochter des Herrn von Volter, die Frivolität des Sohnes, das furchtbare Verhältniß dieses zur Tochter der Gouvernante, all das ist wahr und erschütternd gezeichnet, jedoch das Leben, wie es wirklich ist, gibt dieser Roman nicht. Das Schlechte, Finkere, Niedrige ist hier mit Vorliebe gezeichnet und die Virtuosität der Darstellung hilft darüber nicht hinweg. Wie das Leben selbst aus der selbstsamsten Mischung von Gut und Böse besteht, so muß auch die Kunst das wiederholen; die einseitige Hervorhebung dieses oder jenes ist kein Realismus, denn dieser murren nicht in exceptioneller Wirklichkeit, sondern in allgemeiner Wahrheit, und diese zu verkörpern wird stets das Endziel jeder, auch der höchst realistischen Kunst sein und bleiben.

— Von Meyer's Konversationslexikon in der vierten Auflage (Leipzig, Bibliographisches Institut) liegt nun das erste Heft vor uns. Wir haben jüngst schon auf das nahe Erscheinen hingewiesen. Die Gewissenhaftigkeit und Umsicht, mit der das ganze Unternehmen geleitet wird, haben dem Werke seinen guten Ruf begründet und namentlich haben die Jahressupplemente, welche zwischen der dritten und vierten Auflage erschienen, bewiesen, wie die Leitung darauf bedacht ist, den großen Stoff auf dem neuesten Standpunkt zu erhalten und fortzuführen. So vorbereitet, konnte die Verlagshandlung an die neue Auflage gehen, für deren reichere Ausstattung in ausgiebigster Weise gesorgt ist. Sechs Fachredaktionen haben, unterstützt von 160 als Autoritäten bekannten und erprobten Mitarbeitern, das Material zusammengetragen; 551 Illustrationsplatten, Karten und Pläne, in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie ausgeführt, zu denen noch, als Neuierung, 80 Aquarellabdrücke kommen, von deren Schönheit das Probebild Zeugniß gibt, werden den Text ergänzen und das Ganze wird in 256 Lieferungen — jede Woche eine — erscheinen. Der Umschlag des ersten Heftes, das sich in feinem, holzfreiem Papier sehr sauber präsentirt, gibt ein Verzeichniß der Mitarbeiter und der 550 Beilagen. Möge der gute Geist, der bislang über dem Werke gewaltet, ihm auch ferner treu bleiben!

— Der Allgemeine Verein für deutsche Literatur, dessen hübsche Bände von uns schon so oft rühmende Erwähnung fanden, hat in den „Astronomischen Abenden“ von J. Klein (Berlin, Allg. Ver. f. deutsche Literatur) den Gebildeten wieder einen besonders Genuß geboten, denn der schwierige Stoff ist hier in so anziehender, leicht verständlicher Form behandelt, daß man ihn spielend beherrschen lernt. Das Studium des Himmels ist ja nicht bloß den Fachgelehrten vorbehalten, wir wissen im

Gegentheil, daß gerade die Frauen mit Vorliebe und Verständnis diesem Studium sich widmen. Der Verfasser hat es nicht auf Vollständigkeit, wie sie das Lehrbuch fordert, abgesehen, sondern beabsichtigt, nur die hauptsächlichsten Errungenschaften der heutigen Sternkunde vorzuführen; darum hat er auch die historische Entwicklung, an die Lebensgeschichte der hervorragenden Astronomen anknüpfend, vorangeschickt und bei dieser Gelegenheit die nothwendigsten Erklärungen eingeflochten. So ist denn wirklich ein ebenso belehrendes als anziehendes Buch entstanden, das man jedem Bildungsbedürftigen in die Hand legen sollte.

— Max Baumgarten, von dem wir jüngst das Buch über die Doktorwürde erhalten und besprochen, hat sich ein neues Verdienst um unsere Studierenden durch die umfassende Arbeit über „Die Stipendien und Stiftungen an allen Universitäten des Deutschen Reichs“ (Berlin, Decker) erworben. Die große Bedeutung der Stipendien, welche so Vielen fast allein das Studium an einer Universität ermöglichen, braucht nicht besonders betont zu werden, wohl aber, daß es bislang an einem Werke gefehlt, das uns die sämmtlichen Stipendien und Stiftungen ausführlich und eingehend aufgezeigt und die Statuten und Bedingungen für die Bewerbung, sowie die Verhältnisse der einzelnen Universitäten betreffs der Behandlung der Kollegienhonorare zusammenstellte. Dieß ist nun im vorliegenden Buche nach amtlichen Quellen geschehen und der Einzelne hat nur noch seinen Stammbaum herstellen zu lassen, um dadurch seinen Berechtigungsanspruch zu liefern. Manche Sorge wird an der Hand dieses Werkes für die Eltern der Studierenden wegeräumt.

— Graf Paul Basili — ein offener Pseudonymus — schildert, nachdem er die Berliner Gesellschaft bekanntermaßen pamphletirt, nun auch „Die Wiener Gesellschaft“ in einem umfangreichen Buche, von dem uns eine Uebersetzung (Leipzig, Le Soudier) vorliegt. Der Verfasser, welcher sich den Schein gibt, der Aristokratie und Diplomatie anzugehören oder letzterer wenigstens angehört zu haben, hat nicht allein an diesem Gemälde gearbeitet, sondern sich einen mit den Verhältnissen genau vertrauten Journalisten zur Seite gestellt; während es diesem nicht möglich gewesen wäre, so intim mit dem Hof und den aristokratischen Kreisen zu verkehren, hätte Jener, namentlich als Ausländer, nicht so in die Details der Kunst und Literatur, wie des Lebens des Bürgerstandes eindringen können, um so intime Schilderungen zu bieten. Der Verfasser geht auch in diesem Buche mit der größten Schonungslosigkeit auf Werk und viele der Porträtirten hätten Grund genug, Satisfaction für die Invektiven zu fordern, aber das Buch im Ganzen ist doch mit unerkennbarer Vorzugung der Wiener Gesellschaft gegenüber der Berliner geschrieben, und so wird man es wenigstens mit etwas mehr Genuß lesen, und der Wiener, der ohnehin die heimischen Zustände selbst mit seiner Satire nicht schon, amüßigt sich sicher bei der Lektüre — er kennt ja das Terrain — wir außen „im Reiche“ müssen es aber mit der größten Reserve lesen. Jedemfalls erfährt man eine Menge Dinge, die man bislang nicht gekannt, und hat sich dabei unterhalten.

— Eine Publikation, die auf reichem, sorgsamem Quellenstudium beruht, ist die „Geschichte der kirchlichen Armenpflege“ von Georg Nitzinger (Freiburg, Herder). Die Geschichte der Armut ist zugleich eine Geschichte des menschlichen Erwerbslebens, und wie nun die Caritas, das heißt die menschliche Barmherzigkeit, die mit der Kultur sich ausbildet und durch die Religion und die Kirche Tiefe und Umfang erhebt, hier die entscheidenden Uebelsände zu heben und schroffe Gegensätze im Befähigen der Güter auszugleichen befreit war, das schildert der gelehrte Verfasser mit besonderer, aber auch berechtigter Vorzugung der katholischen Kirche. Es ist erstaunlich, wieweit ein ungeheures Feld der Thätigkeit die katholische Kirche hier fand und mit welchem Eifer und Erfolg sie dieß bearbeitete. Wir glauben aber, daß der geistvolle Autor doch wohl mehr von dem Wirken der übrigen Religionsgenossenschaften, die auf diesem Felde auch nicht lässig gewesen, hätte berichten müssen in einem derartig bedeutend angelegten Werk, das sich außerdem an ein großes Publikum wendet.

— Für das beste Studentenlied hatte die „Deutsche Studentenzeitung“ eine Preisbewerbung ausgeschrieben, aus welcher eine Dame, Fräulein Frida Schanz aus Dresden, mit dem ersten Preise (einem von der Schauburgischen Verlagshandlung in Laßbeitz gestifteten silbernen Pokale) hervorging. Wir finden dieses Resultat etwas befremdlich, da das preisgekrönte Lied ein eigentliches Studentenlied gar nicht ist. Hätten in der Prüfungskommission nicht nur bemusste Häupter, sondern auch einige aktive Studenten gesessen, wir sind überzeugt, daß das Resultat ein wesentlich anderes geworden wäre und zwar nicht zum Schaden der Sache. Weitere Preise erhielten Sanitätsrath Dr. Kleefeld in Götting, Karl Schader in Dresden, Dr. Otto Kamp in Frankfurt a. M. und Oberzollinspektor Adolph Kästch in Döpenau. Die Redaktion des „Laßbeitz deutschen Kommerzials“ richtet nun an alle deutschen Komponisten die Aufforderung zu einer Preiskomposition der fünf besten prämiirten Lieder, deren Texte jeder Bewerber von der genannten Redaktion unter der Adresse Moritz Schauburg's in Laßbeitz in Baden beziehen kann. Diefelbe wird an den Vorstand des badischen Sängerbundes das Eruchen richten, das Preisrichteramt über die eingehenden Kompositionen zu übernehmen.

— Eine Bismarckliteratur- und Kunstaussstellung ist kürzlich im Architekturbau in Berlin eröffnet worden. Diefelbe enthält eine reiche Anzahl von Bildern aus dem Leben des Reichstanzlers nach hervorragenden Gemälden und Zeichnungen. Auch die Porträts des Fürsten aus allen Perioden seines Lebens dürften ziemlich vollständig vertreten sein. Eine stattliche Anzahl der größten Verlagshandlungen Deutschlands hat Bücher, Broschüren und Kunstarbeiten eingeleandt.

— Das Frühjahr rückt heran und damit die erneute Thätigkeit in Garten und Feld. Eine werthvolle Gabe erhalten wir gerade in diesem Augenblick durch Htt. Gaucher's „Veredelungen“ (Stuttgart, Julius Hoffmann). Diese Veredelungen gelten der Obstkultur, die im letzten Jahrzehnt großartige Fortschritte, namentlich auch durch die Bemühungen des Verfassers, gemacht hat, welcher der Obst- und Gartenbauakademie in Stuttgart vorsteht, in dem vorliegenden Buche die Ergebnisse seines Fortschritts und seiner Erfahrungen mittheilt, dabei eine große Reihe veralteter Anschauungen beseitigt und dafür seine erprobten Methoden zur Geltung bringt. Durch dieß wird hauptsächlich langes Zuwarten bis zu Resultaten erparat. Der Verleger hat das Buch reich mit Illustrationen und einem eleganten Aeußeren ausgestattet.

— Marjhall Mac Napton, jüdt seine Memoiren damit aus, seine Memoiren zu schreiben, die mit seinem Eintritt in die militärische Laufbahn beginnen und bis zu dem Augenblick, wo er die Präsidentenwahl niedergelegt, geführt werden sollen. Wie der „Gaulois“ meldet, werden jedoch diese Memoiren nicht das Licht der Oeffentlichkeit erblicken, sondern nur für die Familie bestimmt sein.

— „Mathias Sander“ ist der Titel eines neuen Romans von Jules Verne, welcher demnächst die Presse verlassen wird. Der berühmte naturwissenschaftliche Romanschriftsteller verwarft sich schon jetzt gegen die Beschuldigung des Plagiat's, da die Handlung seines neuesten Opus zufällig eine große Ähnlichkeit mit einem neuen Drama Jules Claretie's: „Le Prince Lilah“ habe, das kürzlich einen großen Bühnenerfolg hatte.

— Unter den gekrönten Häuptern der Gegenwart befindet sich eine ungewöhnlich große Anzahl von Schriftstellern. Es sind dieß: Königin Viktoria, König Oskar II. von Schweden, König Dom Luis von Portugal, der Schah von Persien, Königin Elisabeth von Rumänien, Fürst Nicolai von Montenegro, Dom Pedro II. von Brasilien und, wie verlautet, auch König Ludwig von Bayern. Aus der englischen Königsfamilie gehören dann noch die Kronprinzessin von Deutschland, der Herzog von Edinburgh, die Schöne des Prinzen von Wales: Albert Viktor und George von Wales, zur Schriftstellerwelt; auch der Kronprinz von Oesterreich, Prinz Lucian Bonaparte und verschiedene Andere haben sich literarisch betheätigt.

Bildende Künste.

— Die Restaurationsarbeiten im alten Rathhaussaale zu München aus dem 14. Jahrhundert gehen leider nur sehr langsam von

Statten. Frühere Versuche hatten dem Lokale schlimm genug mitgespielt, jetzt aber ist es glücklich gelungen, die aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammenden Formen wieder zu finden und ist auch bereits ein ansehnlicher Theil der Arbeiten ausgeführt. Namentlich prangt das mächtige Tonnengewölbe wieder in seinem ursprünglichen Holzcharakter mit vergoldeten Gurten und neu gefassten Wappen, darunter der einförmige Reichsadler. Wappenfries und Statuetten von Gerichtsboten werden farbig und golden neu gefast und schließen das Gewölbe gegen die beiden Längseiten reich und stattlich ab. An denselben wurden prachtvoll wirkende Nischen aufgedeckt und werden den Saal neu beleben und breiter erscheinen lassen. Der Fußboden wird aus Parket hergestellt und rings um die Wände ein zwei Meter breites Podium laufen, das Sitzbänke mit hohen Wandverkleidungen in Farbe und Charakter des Gewölbes trägt. Wände und Nischen werden mit freien Malereien im Style der aufgefundenen alten geschmückt und erhalten eine weitere Ausstattung in Prachtfiguren, welche sich im Besitze der Stadt befinden. Aus der Mitte des braunen Tonnengewölbes werden reiche Bronzelüster mit elektrisch n Glühlämpchen glänzende Helle spenden, indeß die erhöhten mittleren Giebel Fenster mehr Tageslicht einlassen. Ein bewegliches, mit Gobelins behangenes Podium dient als Musiktribüne, und voraussichtlich werden dem Saal auch vom Gewölbe herabhängende, künstlerisch ausgeführte Embleme der einzelnen Berufsstände als letzter Schmuck nicht lange fehlen.

— Der allzu große Andrang zur Aufnahme in die Münchener Kunstakademie hat das Direktorium veranlaßt, im Interesse der durch die überwuchernde Mittelmäßigkeit in ihrem Fortkommen behinderten Talente eine Bestimmung zu treffen, nach welcher sich fortan jeder Schüler einer zweijährigen Vorbereitungszeit zu unterwerfen hat, auf Grund deren dann erst die Prüfung des Einzelnen und seine eventuelle Aufnahme in die Akademie erfolgt. Dadurch hofft man zweierlei zu erreichen, erstens eine Entlastung des Instituts an sich, zweitens das Freiwerden derjenigen Schüler, deren geringe Befähigung sie zum eigentlichen künstlerischen Berufe untauglich macht, für andere Lebenswege.

— Zur Feier des hundertjährigen Jubiläums der ersten akademischen Kunstausstellung in Berlin im Jahre 1886 beabsichtigt die t. Akademie der Künste daselbst in dem dazu zweckmäßig einzurichtenden Hygieineausstellungsgebäude eine große, allgemeine Ausstellung der bildenden Künste zu veranstalten. Als Ausstellungszeit sind die Monate Mai bis Oktober des nächsten Jahres in Aussicht genommen. Die deutsche Kunstgenossenschaft hat beschlossen, die Ausstellung mit der Bedeutung ihres moralischen Einflusses zu unterstützen; sie hat deshalb für 1886 Berlin als ihren Vorort bestimmt. An die allgemeine Ausstellung soll übrigens eine historische Ausstellung angeschlossen werden, in welcher hervorragende Meisterwerke der vaterländischen Kunst, welche seit dem Jahre 1786 bis 1886 entstanden sind, aufgestellt werden. Endlich wird die Ausstellung noch dadurch einen eigenartigen Charakter erhalten, daß alle diejenigen hervorragenden Erzeugnisse der schwindenden Kunst, welche durch die Mitwirkung der Industrie verkörpert sind, von den geistigen Urhebern dieser Werke aufgestellt werden können, und daß auch dieser Theil der Ausstellung eine historische Abtheilung erhält.

— Von dem talentvollen Maler weißlicher Schönheit, R. Sichel, zieht jetzt in Berlin im Schaufenster des Salons Konrath, Unter den Linden, ein neues, lebensgroßes Bild einer ägyptischen Prinzessin die Blicke aller Kunstfreunde auf sich. Der schöne schwarzäugige und schwarzlockige Kopf trägt die goldene Kopfbekleidung der Pharaonentöchter; der Busen ist bedeckt von durchsichtigem Byssus; um den Hals schlingt sich ein Halsband im Pyramidenstyl und den Körper deckt ein Gewand von Goldstoff, mit bunten Blumen durchwirrt. In der Hand trägt die Prinzessin ein goldenes Musikinstrument. Das mit großer Virtuosität gemalte Bild übt durch die bewundernde, sinnliche Schönheit in Verbindung mit dem farbenreichen, nicht so streng charakterisirten Kostüm eine große Anziehung aus.

— Feischmann's Goffmannshandlung in München hat im dortigen t. Odeon eine lebensgroße Kreuzigungsgruppe von Rud. Maifon dortselbst aufgestellt, welche in Gyps gegossen und leicht angetönt. Bekanntlich reicht die älteste Darstellung des Kreuzigten bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts zurück, während die der Aufrichtung des Kreuzes mit dem bereits an dasselbe angenagelten Christus nicht vor dem 17. Jahrhundert vorkommt. Maifon behandelt die Erhöhung des Kreuzes mit Christus in der Natur abgelauschter, ausgesprochen realistischer, dabei aber vollkommen durchgeistigter Weise. Ein römischer Legionär stemmt sich mit dem Rücken gegen den Stamm des Kreuzes, ein Neger stützt es mit der rechten Schulter und ein Jude zieht an Striden, die darum geschnitten sind. Inzwischen ist Maria am Stamm des Kreuzes in die Knie gesunken. Sie hat geklagt und mitlempfunden, wie die Schmerzen ihres Sohnes sich fort und fort steigerten, jetzt ist er, soweit es die Nägel durch Hände und Füße gestatten, zur Seite geglitten und die Last des Körpers droht, seine Brust und Schenken zu zerschneiden, da stürzt sie ohnmächtig zurück. Durch dieses Werk hat sich Maifon eine hervorragende Stellung in der Kunstwelt errungen.

— Das kostbarste Geschenk für Bismarck an seinem Ehrentage wird wohl eine Kopie der Kaiserproklamation in Versailles sein, welche Meister Anton v. Werner nach seinem berühmten Original im Auftrage des Kaisers für den Kanzler hergestellt hat.

— Das Verfahren, Gemälde in den richtigen Tonwerthen ihrer Farben und in der vollen Klarheit ihrer Umrisse photographisch zu reproduziren, ist durch die bekannte photographische Anstalt von Ad. Braun & Comp. in Dornach im Elsaß auf eine hohe Stufe der Vollendung gebracht worden. Dieses beweisen neuerdings ihre Petersburger und Dresdener Galeriewerke, von denen das erstere seiner Vollendung in den nächsten Monaten entgegensteht, wogegen das letztere mit seinen bisher erschienenen 4 Lieferungen zu 40 Blatt allerdings noch nicht einmal bis zur Hälfte gediehen ist. Trotzdem treten Ad. Braun & Comp. bereits mit neuen, nicht minder wichtigen ähnlichen Unternehmungen an die Oeffentlichkeit. Sie haben die Londoner Nationalgalerie, sowie die Gemälde und Zeichnungen zu Windsor Castle aufgenommen und geben jetzt zunächst die Nationalgalerie in einem großen Werke heraus, dessen erste Serie (in 5 Lieferungen zu 13 Blatt) die englische Schule umfassen wird, während die zweite Serie (in 11 Lieferungen zu 25 Blatt) den alten Meistern der übrigen Schulen gewidmet sein soll.

— Einer der wenigen Künstler der Gegenwart, die den biblischen Geschichten neue Seiten abgewinnen und in sensationeller Weise zum Ausdruck zu bringen verstehen, ist der englische Maler Haman Hunt. Seine „Flucht nach Aegypten“, ausgestellt in der Fine Art Society in London, zieht das Publikum in Strömen herbei. Der Künstler pflegt an Ort und Stelle die sorgfältigsten Studien zu machen. So ging er auch 1875 nach Jerusalem, um dort das nun ausgestellte Bild zu malen. Der Vordergrund desselben zeigt einen Bericht aus London zufolge, die gewöhnliche Auffassung des Moments: Maria mit dem Kind auf einer Eselin, von Joseph geleitet, ziehen bei mildem Mondlicht ihre Straße dahin. Joseph steht sich ängstlich nach dem Hintergrunde um, wo man die Wache der Soldaten flammen sieht. Die Figuren sind lebensgroß und mit merkwürdlichem Realismus gemalt. Ueber und neben dieser Gruppe aber entwickelt sich ein anderes, geistvoller Leben. Die Seelen der gemordeten bekehrten Kinder leiten und umschweben die Fliehenden. Die Farben sind von leuchtendem Schmelz, auch mit der doppelten Beleuchtung, dem von dem Mondlicht und dem Strom des Lebens ausgehenden Glanz, hat sich Mr. Hunt geschickt abgefunden. Dagegen ist der grünlige Gesamton der Hauptgruppe keineswegs sympathisch, wie es denn ein Hauptfehler der englischen Maler ist, daß sie selten die Lokalfarben zu einer wohlthuenden Harmonie zusammenzufassen wissen.

— Nach dem Beschluß der Budapest Kommission für bildende Kunst werden die von der Jury zuerkannten Prämien bestätigt, bezügl. der ausführenden Bilder jedoch nur baulichen Veränderungen entgegengehende Theile Budapests in Betracht gezogen. Daher sollen um den Preis von je 1200 fl. ausgeführt werden: Nob. Naber's „Bombenplatz“, Schiedebanz's „Fischplatz“ und Molnar's „Calvinplatz“. Diese drei Künstler

sind wohl in derselben Reihenfolge ausgezeichnet worden, aber nur das letztgenannte Bild ist von den preisgekrönten geblieben. Ferner wird Rob. Nadler erkräftigt, eine Skizze: „Die Landesausstellung im Stadtwaldchen (1885)“ zu entwerfen, deren Ausführung mit 1200 fl. honorirt werden soll. Von den Malern Fejst, Ballo, Sölggisch, Györfi und Lachner werden Skizzen — behufs späterer Ausführung — mit je 200 fl. abgelöst. Das treffliche Gemälde des Malers Brud Jajoz, „Donauufer“, wünscht die Kommission ebenfalls zu erwerben, zu welchem Behufe sie ein Komitee ausgesandt. An Venczur, den Direktor der Malermeisterhule, wurde die Anfrage gerichtet, ob er geneigt sei, ein die Reviditation Ofens behandelndes Historienbild innerhalb Jahresfrist zu malen. Nach den Informationen unseres Korrespondenten dürfte der Künstler diesen Auftrag wegen Ueberhäufung mit anderen Arbeiten ablehnen.

Musik.

— Das große Musikfest, welches in Stuttgart im Laufe des Juni stattfinden soll, dürfte seinen Schwerpunkt in den Leistungen der kombinierten Sängerschöre dieser Stadt finden, welche sich zur Aufführung des Händel'schen „Samson“ vereinigt haben. Auch die jugendliche Primadonna der Berliner Hofbühne, Frä. Leisinger, und die treffliche Altistin Frau Rosa Papius aus Wien werden sich an den unter Leitung des Hofkapellmeisters Max Seifritz stattfindenden Aufführungen beteiligen.

— Das von Paul Heyse gedichtete „Bismarcklied“, ist von Joh. Giehl für eine Singstimme mit Klavierbegleitung im Volkstone komponirt worden. Auf dem Titelbilde der von Knorr & Hirth in München besorgten Ausgabe findet sich das bekannte Bismarckbild mit dem Kaiserhelm, umgeben von allegorischen Gestalten. Der Ertrag des Liedes (10 Pf. die Nummer) soll der Bismarckspende zufließen.

Bühne.

— Kneisel's Lustspiel: „Wo ist die Frau?“ fand auch bei seiner kürzlich stattgehabten ersten Aufführung am Thaliatheater in Hamburg eine sehr freundliche Aufnahme.

— „Eine kleine Gefälligkeit“, Lustspiel, nach dem Französischen von Jda Schuffka bearbeitet, fand im Münchener Residenztheater freundliche Aufnahme. An dem großen Lacherfolg hatten alle Mitwirkenden Antheil.

— „Ein Tropfen Gift“ ist der Titel eines neuen, eben vollendeten Stückes von Oskar Blumenthal. Dasselbe behandelt in enstlicher Weise als die bisherigen Bühnenwerke des Autors ein Problem des modernen Lebens.

— Der bekannte Dramaturg Dr. Wilhelm Buchholz in München hat das Wagnersche Unternehmen, das elastische Buchdrama Karl Zimmermann's „Alexis“ in fünf Aufzügen frei für die Bühne zu bearbeiten, und das Wagnersche ist ihm in so hervorragender Weise gelungen, daß wir den Alexis in seiner neuen Gestalt als eine glückliche Bereicherung des deutschen Schauspielrepertoires begrüßen dürfen. Das Werk trägt den Charakter der Einheitlichkeit in so hohem Grade, daß, wer nicht Zimmermann's Buchdrama kennt, in der Arbeit von Buchholz schwerlich eine „Bearbeitung“ desselben ahnen wird. Ohne durchgreifende geistliche und sprachliche Umänderungen ist das freilich nicht möglich gewesen, aber sie gereichen dem Stück durchweg nur zum Vortheil. Namentlich muß es als ein glücklicher Griff Buchholz' begrüßt werden, daß er durch die Umgestaltung des Alexis zu einem idealen Peter dem Großen demselben die Sympathien des Publikums gesichert hat. Von großer Wirkung sind namentlich die Szenen zwischen Alexis und Euphrosyne im zweiten, zwischen Alexis und Peter im vierten und zwischen Alexis und Katharina im fünften Aufzuge. Das Trauerspiel wird zuerst am Münchener Hoftheater zur Aufführung gelangen und zwar im nächsten Herbst.

— Durch den Tod Leopold Damrosch's, des genialen Begründers und Leiters der New-Yorker großen Wagneroper, ist der Bestand der deutschen Oper im Metropolitan Opera House sehr in Frage gestellt. Vielesicht wird es aber doch dem Sohn des Verstorbenen gelingen, das Unternehmen trotz der im Schooße der Opernmitglieder nach dem Tode Damrosch's eingetretenen Spaltungen über Wasser zu halten.

— Japan kommt in Mode, wenigstens in London. Außer einem japanesischen Dorf hat die Themsestadt jetzt auch eine japanesische Oper: „Der Mikado“ oder „Die Stadt Titipu“, Text von W. S. Gilbert, Musik von Sir A. Sullivan. Die ziemlich wichtige Handlung dreht sich um das in Japan mit besonderer Virtuosität geübte — Köpfen. Die Ausstattung der neuesten Operette des Savoytheaters ist nur mit der feineren ebenfalls Furore machenden Operette „Patience“ zu vergleichen, dazu im feinsten „Japanesisch“.

— Ein interessantes dänisches Volksstückspiel ist vor einigen Tagen in Odense (Dänemark) aufgeführt worden. Es heißt „Ein Wille“ und ist von einem Bauernhofbesitzer Namens P. R. Möller verfaßt. Die Handlung des genannten Bildes aus dem dänischen Volksleben dreht sich um ein junges Bauernmädchen, das gezwungen wird, mit einem Mann zum Altar zu gehen, den sie nicht liebt und dessen Vorzug nur darin besteht, daß er einen Hof besitzt, der durch die Verheirathung mit dem der Braut vereinigt werden soll. Um dieser Ehe zu entgehen, greift die Braut zum letzten Mittel und spricht vor dem Altar das Nein aus.

— Ueber Lord Bulwer's nachgelassene Tragödie: „Junius“ oder „Die Hausgötter“, die kürzlich im Princestheater in London mit einem glänzenden äußern Erfolge zum ersten Mal aufgeführt worden ist, fällt die „Times“ folgendes Urtheil: „Wir müssen bekennen, daß wir den fünf Akten des Junius mit dem wachsenden Gefühle der Enttäuschung und des Ueberdrußes zugehört haben. Das dramatische Interesse, welches der Junius erweckt, beschränkt sich auf eine Episode, die Shakespeare nicht zum Stoff eines Stücks, sondern eines kurzen Gedichts gewählt, und die Voltare bei seiner Bearbeitung der Tarquinuslegende als ganz ungeeignet für die Bühnendarstellung übergangen hat — den Tod der Lucretia. Kein aufrichtiger Bewunderer des verstorbenen Lord Olyton kann sich dem Befremden über diese absolute Armuth der Erfindung entziehen, die ein sonst so fruchtbarer Geist in diesem Falle beweisen hat.“

Kultur und Wissenschaft.

— Dieser Tage fand in Wien eine Versammlung der daselbst lebenden Schriftstellerinnen statt, welche beschloffen, einen Verein zu gründen, der die Beschaffung eines Hüls- und Pensionsfonds für Verwaitsgenossinnen bezweckt. Ein dießbezügliches Statut wurde der k. k. niederösterreichischen Statthaltereier zur Genehmigung überreicht. Dem Gründungsomite gehören die Damen: Betti Paoli, Marie Baronin Gner-Gischenbach, Auguste v. Litrown-Bischhoff, Marie v. Rajmayer, M. von Weisenthurn, Leopoldine Baronin Prochaska, J. Linden, Hermine Frankenstein, Anna Forstenheim, Julie Theben und Jda Varber an.

— Im Auftrag und mit Unterstützung der Berliner und Wiener geographischen Gesellschaft wird der bekannte Reisende Dr. Oskar Lenz, unter dem Protektorat des belgischen Königs und des österreichischen Kronprinzen, eine Expedition nach Afrika unternehmen; er wird alle Stationen der Assoziation und das Territorium des Kongostaates besuchen und die Wasserläufe zwischen dem Nil und dem Kongo erforschen; gleichzeitig wird er sich bemühen, vier Reisende wiederzufinden, die seit längerer Zeit die Gegend des oberen Nil durchforschen und im Sudan eingeschlossen zu sein scheinen, von wo der Mahdi sie herauszuziehen hindert, den Dr. Zunder, Schnitzer (in Aegypten unter dem Namen Emin Bey bekannt), Cassati und Lupton. Dr. Lenz wird am 1. Mai seine Erforschungsreise antreten.

— Eine neue Nordpolexpedition plant der durch seine Theilnahme an der „Seanette“-Expedition bekannte Chefingenieur Melville. Wie aus Philadelphia geschrieben wird, hat Mr. Melville eine Adresse an das amerikanische „Publikum“ erlassen, worin er seiner Ansicht Ausdruck verleiht, daß jetzt die Zeit für eine letzte und erfolgreiche Fahrt nach dem

Nordpol gekommen sei. Er befürwortet, die Fahrt über Franz Josephsland anzutreten und erklärt das Unternehmen als ein durchaus sicheres und wohl durchführbares. Jetzt, wo die auf früheren Forschungsreisen gewonnenen Erfahrungen noch nicht verblaßt seien, würde sich die Reise ohne große Opfer an Menschenleben bewerkstelligen lassen. Mr. Melville hofft, daß sich in Amerika ein Mann finden werde, welcher sich der Gelegenheit würdig zeigen und aus dem Ueberfluß seiner Mittel die zur Ausrüstung einer Nordpolexpedition nöthige geringfügige Summe hergeben würde. Die Höhe dieser „geringfügigen“ Summe gibt Melville auf 80,000—130,000 Dollars an. Die nicht unbedeutende Differenz von 50,000 Dollars rührt daher, daß man im ersten Falle das Expeditionsschiff nur mietzen, im letztern käuflich erwerben würde. Zum Dank für die pekuniäre Unterstützung verspricht Mr. Melville, den Namen seines opferfreudigen Geldmannes dadurch auf die Nachwelt zu bringen, daß er das von ihm aufzufindende Land nach demselben benennen werde, oder wie er sich so poetisch ausdrückt, „to write the name of his patron across the face of the polar continent.“

— Ein wichtiges Moment für die Ideale, welche in dem sonst als so praktisch verfahrenen englischen Volk leben, ist die Opferfreudigkeit, mit welcher der kürzlich verstorbene Mr. Holloway ein Kapital von 14,000,000 Mark nebst anderen beträchtlichen Einnahmen zu dem Zweck zur Verfügung gestellt hat, eine großartige, mit allem Comfort des Lebens ausgestattete Universität für Frauen in's Leben zu rufen.

— Major Serpa Pinto, der portugiesische Forschungsreisende, unternimmt demnächst eine neue Reise nach Afrika. Er beabsichtigt, von Mozambique aus den afrikanischen Kontinent in der Richtung des Sees Zangambila und des Distrikts Mucoppe zu durchstreifen. In dem letztgenannten Distrikt hofft er mit der portugiesischen Kongopexpedition zusammenzutreffen.

Erfindungen.

— Gärtnern und Gartenfreunden, die jederzeit Baumschere und Hippe mit sich zu tragen wünschen, kann dieser Wunsch jetzt durch das von Gustav Dittert in Neustadt in Sachsen erfindene Scheerenmesser erfüllt werden. Dasselbe besitzt neben der Gartenklinge einen Champagnerhaken, der aber auch gleichzeitig die Oberklinge der Baumschere bildet. Das Heft kann nach Deßnung eines Schließhakens in der Längsrichtung getheilt werden, wobei die eine Hefhälfte dann den Champagnerhaken, die andere die Gartenklinge führt. Der Rücken letzterer ist nämlich — und hierin liegt vor Allem das Einreichende der Konstruktion — auf seinem innern Theil als untere Scheerenklinge zugeschnitten. Die Gartenklinge kann bei dieser ungewöhnlichen Art ihrer Beanspruchung nicht ausweichen, weil man, um sie einklappen zu können, zuvor eine besondere Sperrvorrichtung, welche die Klinge feststellt, auslösen muß. Eine Feder spreizt in der üblichen Weise die als Scheerengriffe benützten Hefhälften auseinander. Im geschlossenen Zustande ist das Instrument nicht größer als eines der gewöhnlichen Gartenmesser.

— Ein neues Turngeräth schlägt die Turnlehrerin Minna Krugger in der „Monatschrift für das Turnwesen“ von Euler & Geller vor. Sie weist nämlich auf die Unmuth der Körperhaltung von Mädchen und Frauen bei solchen Vorkäten hin, bei denen das Tragen von Gegenständen auf dem Kopf üblich sei, und schlägt deshalb vor, beim Mädchenturnen ein Sandkissen als neues Geräth einzuführen. Bei festlichen Aufstellungen würde das schlichte Kissen einer Base oder einem Blumenkorbe Platz machen und zu reizenden Gruppierungen, namentlich bei Reigen, Anlaß geben.

— Die neue französische Revolverkanone ist so eingerichtet, daß durch die Kraft des Rückstoßes die Schußkammer von der verschossenen Patrone gereinigt und eine neue eingeführt wird. Das Geschütz schießt so lange allein, als man ihm Munition liefert. Die Patronen sind auf einer Art von Band befestigt, welches sich in der Kanone abrollt. Die Schnelligkeit des Schießens kann nach Belieben geregelt werden, und ein einziger Artillerist genügt zur Bedienung des Geschüzes.

Industrie und Verkehr.

— Ein 360 Meter hoher Thurm wird für die Pariser Weltausstellung 1889 projectirt. Diefes Monument würde also doppelt so hoch sein wie der Kölner Dom und eine 60 Kilometer weite Rundschau ermöglichen. Das große Washingtonmonument, welches die Amerikaner am 22. Februar, dem 153. Jahrestage der Geburt Washington's, „enthüllt“ haben, ist ein Kind dagegen und doch nicht der Washingtonobelisk ohne Fundamente 170 Meter, das sind 20 Meter mehr als die höchste Pyramide in Aegypten. Man kann sich an dem amerikanischen Monument einen Begriff bilden von der etwa in Paris zu lösenden Aufgabe.

— Die Versteigerung der Watelin'schen Kunstsammlung in Paris hat insgesamt 142,000 Franken ergeben. Noch höher als die Einnahmen wurden die Porzellane bezahlt. Ein Service von 159 Tellern aus Sèvresporzellan mit Bouquets decorirt, aus der Zeit der Gräfin Dubarry, erzielte 9195 Franken, 117 Teller mit blauen Negranden, weißen Reliefs und Blumenguirlanden, aus der Zeit Ludwig XV., 7300 Franken, eine Suppenterrine mit vier Füßen, in Porzellan geschmückt, mit farbig gemaltem Gemälde auf dem Deckel decorirt, nebst zugehörigem Unterfaß mit durchbrochenem Rand, von 1758 datirt, 1150 Franken, eine türkisblaue Vase für Parfümerien (Potpourri) 6000 Franken. Das Museum Carnavalet hat zwei unter der Republik von Datin und Vincent decorirte Vasen für 5100 Franken gekauft. Acht Fauteuils von vergoldetem Holz mit Gobelinüberzug erzielten 5900 Franken. Kürzlich wurde im Hotel Drouot eine nicht minder bedeutende Sammlung von alten Stoffen, welche der Besitzer Dupont-Auberville zum Theil in Frankreich, zum Theil auf Reisen in Deutschland und Italien gekauft und zu einem werthvollen großen Kupferwerk von grundlegender Bedeutung verarbeitet hat, versteigert. Vom 8. Jahrhundert find alle Epochen und alle Zweige der Kunstwerke in dieser Sammlung vertreten. In derselben befindet sich auch ein Fragment von einem aus Goldfäden gewebten Staatskleide der Margarethe von Valois.

— Ein Hauptstück der Ausstattung, welche die Meißener Porzellanfabrik im Betrage von 250,000 M. für das Schloß des Königs von Bayern auf Herrenchiemsee im Style Ludwig XIV. zu liefern hat, ist kürzlich fertiggestellt worden. Dasselbe besteht in einem Kronleuchter, der den großen Prunksaal des Schloßes zieren soll und allein einen Werth von 20,000 M. darstellt. Die Höhe dieses Kronleuchters beträgt fast 3 Meter, der Umfang des untern Theils 8 Meter; er ist für 108 Kerzen bestimmt. Den Kern bildet eine durchbrochene Säule, an welcher oben und in der Mitte je sechs Palmetten und unten zwölf siebenarmige Girandolen angebracht sind. Jede Girandole bringt ein anderes Muster zur Anschauung, unter jeder ist ein Blumenbouquet angebracht, das ebenfalls vertheilt von den anderen Bouquets ist. Vier Figuren, die Musik darstellend, die eine singend, die andere eine Laute schlagend, die dritte eine Tuba blasend, die vierte eine Flöte spielend, bilden weitere Zierden dieses Kunstwerks. Weitere Ausstattungsgegenstände des Chiemseeschloßes bilden vier Spiegel, jeder 3,6 Meter hoch, mit Blumengewinden umrahmt, vier große Tische von Porzellan, deren Beine mit Engelsköpfen geschmückt sind, endlich ein Waschtisch von einer Pracht, wie sie noch niemals an einen solchen Gegenstand des Hausraths gewendet wurde. Der Waschtisch ist äußerlich mit Figuren auf's Reichste geschmückt; das Waschservise soll ebenfalls kostbar werden. Die k. Porzellanmanufaktur wird an diesen Kunstgegenständen noch viele Monate zu arbeiten haben; die Herstellung des Kronleuchters erfordert beinahe ein Jahr.

— Ueber die die schönsten Theile des Harzes durchschneidende projectirte Bahn Wernigerode-Broden, deren Bau bereits in nächster Zeit beginnen soll, macht das „Wernigeroder Intelligenzblatt“ folgende Mittheilung: Am Bahnhof Wernigerode beginnend, geht die Brodenbahn am Hospital St. Georgi vorbei, dann auf der linken Seite der Holtemme entlang an der Fabrik von Berger & Mayburg vorbei nach dem Hotel

Hofstein, von da auf der rechten Seite der Holtemme bis zum Silbernen Mann, um nun, dieselbe wieder überbrückend, rechts am Berge in fortwährendem Steigen bis zur Höhe der Steinernen Renne hochgehend und dann rechts abbiegend, ungefähr parallel der Chaussee in der Richtung nach der Pfaffenburg zu ziehen. Hier dicht an den Wolskklippen vorbei, diese links lassend, durch die Steinbrücke hindurch, um den Wolsberg und Gebbertsberg herum nach der Vereinigung der vier Chausseen am Schlußbad und von hier neben der Buchhorstklippe durch das Schneeloch den Broden gerade hinauf in die Höhe. Haltestellen werden sein: 1) Bahnhof Wernigerode, 2) Westertor, 3) an der Fabrik von Berger & Mayburg, 4) Hotel Hofstein, 5) Silberner Mann, 6) Steinernen Renne, 7) am Wege nach der Pfaffenburg und den Wolskklippen, 8) an der Vereinigung der vier Chausseen am Schlußbad, 9) Broden.

— Das von uns bereits erwähnte, für den direkten Verkehr zwischen London und Köln gebaute Rheiniedampfschiff hat seine Probefahrt glücklich bestanden. Nach dem Verhalten des Schiffes auf See ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die technische Frage vollständig gelöst ist: das Flußschiff ist zugleich ein vollkommenes Seeschiff.

— In Rouen fand kürzlich die Einweihung eines neuen Kais statt. Leffeps, nach welchem das Kai benannt worden ist, war als Grenzpfad geladen und hielt auf dem Festbanket eine Rede, in der er die Hoffnung aussprach, die Fahrbarmachung der Seine für große Schiffe werde bald auf dem Flusse von Havre über Rouen bis Paris die Hauptstraße einer einzigen großen Agglomeration von Gemeinden machen.

— Auf der Harlem-River-Zweigbahn der New-Haven-Eisenbahn, und zwar in New-Rochelle, wurden kürzlich Experimente mit der von Lucius J. Phelps gemachten Erfindung angestellt, durch welche die telegraphische Verbindung zwischen in Bewegung befindlichen Eisenbahnzügen und den Stationen ermöglicht wird. Die Experimente fielen durchaus zufriedenstellend aus und man verspricht sich von der neuen Erfindung viel.

— Der Weltpostkongreß in Lissabon hat die auf dem vorigen Kongreß getroffene Vereinbarung über Postarten mit bezahlter Antwort endgültig gutgeheißen und auf Antrag Rußlands beschloffen, daß der nächste Kongreß 1890 in Wien stattfinden soll.

Gesundheitspflege.

— Eine Einrichtung, die wahrscheinlich einzig in Deutschland da steht, ist kürzlich in Göttingen in Funktion getreten: eine Schulbadeanstalt für Kinder der Volksschulen. In dem Terrain der einen, erst vor wenigen Jahren erbauten Volksschule ist ein geräumiges, heizbares Badezimmer hergestellt, in welchem — je nach Bedarf — warme oder kalte Bäder genommen werden können. Hier haben die Schüler und Schülerinnen der Anstalt unter Aufsicht Klassenweise. Die Badezeit ist in die Unterrichtszeit gelegt, und zwar so, daß nach genommenem Bade die betreffenden Schüler wenigstens noch eine Stunde unterrichtet und nicht sofort in die kalte Luft geschickt werden. Das ist in der That eine praktische und segensreiche Einrichtung, der wir im Interesse der Schulhygiene die weiteste Verbreitung wünschen.

— Auf dem Pariser Kirchhof Père la Chaise werden drei Leichenverbrennungsapparate errichtet. Diefelben werden täglich acht Stunden arbeiten und sind dazu bestimmt, die von den anatomischen Sälen herührenden Ueberreste zu zerstören.

— Die Einführung der fakultativen Leichenverbrennung in Hamburg ist kürzlich in einer Sitzung der Bürgerschaft beschloffen worden.

Mode.

— Der Enttäuschungsfrei, welcher sich neuerdings in England gegen die Mode, ausgekostete Bängel oder deren Flügel als Hut- oder Kleiderbesatz zu tragen, erhoben, dürfte, wie der „Graphic“ mittheilt, nun auch über dem Ocean endlich Wiederhall finden. In New-Jersey sind in Folge dieser fashionablen Caprice die kleinen Vogelgattungen bereits ganz verschwunden, so daß der Vorschlag gemacht wurde, eine Bill einzubringen, die auf einige Jahre hinaus den Fang derselben gesehlich bestraft wissen will. Ganze Banden von Vogeljärgern durchziehen ungeachtet den Staat und fangen die Thierchen vermittels Reimrutchen weg, da durch Schießen das Gefieder so sehr leidet. In einer kleinen Stadt allein empfangen ein Vogelhändler von einem New-Yorker Haus eine Bestellung auf 10,000 solcher Vogelbälge.

Denkmäler.

— Zur Erinnerung an Karl Egon Ebert hat der Verein der deutschen Schriftsteller in Prag beschloffen, eine Büste des Dichters in dem unweit Prag gelegenen Parke Baumgarten, dem Lieblingspaziergange des Prager Publikums, aufzustellen.

— Zum Andenken an die legensreiche Wirksamkeit der Barbara Uttmann, die angeblich im Jahre 1561 das Spitzklöppeln in Annaberg einführte, soll daselbst aus den fächlichen Kunstfonds ein Utmanndenmal errichtet werden. Bis jetzt beschränkt sich die Erinnerung an dieselbe auf einen einfachen Grabstein, den der Hofbildhauer Professor Franz Petrich in Dresden vor 50 Jahren im Auftrag eines Privatmannes aufriehete. Er hat die Aufschrift: „Hier ruht Barbara Uttmann, gestorben den 14. Januar 1575. Sie ward durch das im Jahre 1561 von ihr erfundene Spitzklöppeln die Wohltäterin des Erzgebirges.“ Diese Angabe ist dem Sachverhalt nicht ganz entsprechend. Barbara Uttmann (geboren 1514) stammt aus der Nürnberger Patrizierfamilie v. Ertlein, die wegen großer Bergwerksunternehmungen sich nach dem fächlichen Erzgebirge wandte. Sie heirathete den Bergwerksbesitzer Christoph Uttmann zu Annaberg und soll um 1560 das Klöppeln von einer nach dort geflüchteten Brabanterin erlernt und alsdann unter den Frauen weiter verbreitet haben. Jedenfalls gebührt ihr das Verdienst, für diese Gegend einen Erwerbszweig begründet zu haben, der viele Tausende von Menschen beschäftigt und der jährlich mehrere Millionen in's Land bringt.

Gestorben.

— Sir Curtis M. Lampson, wegen seiner Verdienste um die Legung des ersten atlantischen Kabels von der Königin von England zum Baronet erhoben, 72 Jahre alt, am 13. März, in London.

— Biagio G. Miraglio, Professor an der Klinik für Geistesranke in Neapel, ber. Hippokratier, 61 Jahre alt, Mitte März, in Neapel.

— Raffaele Gamberini, ber. italienischer Gesanglehrer, begleitete seinerzeit die Malibran auf ihren Kunstreisen, 75 Jahre alt, Mitte März, in Bologna.

— Dr. Gustav v. Quintus Feilix, Professor der Physik an der technischen Hochschule in Hannover, Verfasser physikalischer Lehrbücher, 60 Jahre alt, am 17. März, in Hannover.

— Dr. Johannes Köper, Professor an der Universität Moskau, hervorr. Botaniker, 83 Jahre alt, am 17. März, in Moskau.

— Dr. Kramer, Gymnasiallehrer, sehr verdient um die Verbesserung des Telegraphen, am 18. März, in Nordhausen.

— Arthur Coronini, Reichsgraf v. Cronberg, Oberst-Erblandsmundschenk in Krain und der windischen Mark, 70 Jahre alt, am 18. März, in Görz.

— Gustav Canton, Landschaftsmaler, ein Schüler Joh. Wilh. Schirmer's, 72 Jahre alt, am 19. März, in München.

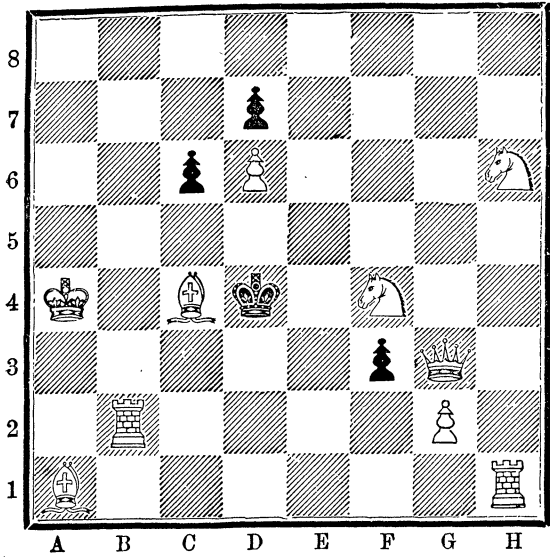
— Prinzessin Elisabeth Marie Karoline Viktoria, Wittve des Prinzen Karl von Hessen, Mutter des regierenden Großherzogs von Hessen, 69 Jahre alt, am 21. März, in Darmstadt.



(Redigiert von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 326.

(Motto: „I stand alone“ aus Chess-Monthly's Problemturnier.)
Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nr. 322:

- | | |
|----------------------------------|-----------------------------|
| 1) R. E 7 - E 8 | 1) R. E 4 - D 5. |
| 2) R. E 8 - D 7 | 2) R. D 5 - E 4. |
| 3) R. D 7 - E 7 | 3) R. E 4 - D 5 oder - F 5. |
| 4) D. E 2 - F 3 oder - D 3 Matt. | |
- A)
- | | |
|---|-----------------------------|
| 1) R. E 8 - F 7 | 1) R. E 4 - F 5. |
| 2) R. F 7 - E 7 | 2) R. F 5 - E 4. |
| 3) R. E 2 - F 3 oder - D 3 Matt. | 3) R. E 4 - D 5 oder - F 5. |
| (Wenn 2) ... 2) S. E 3 zieht, setzt 3) Dame Matt. | |

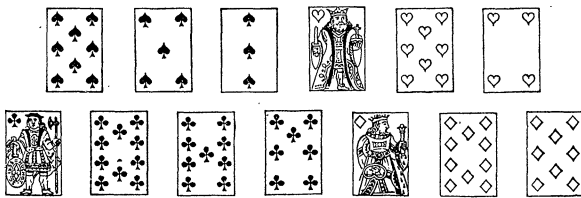


(Redigiert von Oskar Stein.)

Auflösung der Aufgabe Nr. 10:

25 h i f.

Die Gegner werden Groß-Schlemm, wenn die folgenden Karten in zweiter Hand, aber nur Klein-Schlemm, sobald sie in vierter Hand stehen.



Die Hand zieht dreimal Treff, atouirt das dritte im Strohhalm, bringt Atout-Dame, Carreau-K, Carreau-Klein, letzteres atouirt die Hand und holt zweimal Atout ab, auf welche Strohhalm Carreau abwirft. Steht Coeur-König in vierter Hand, so rettet er den Groß-Schlemm.



Erklärung der „Durchsichtsbilder“ in Nr. 27.

- 1) Hermannsdenkmal. 2) Beethoven mit der Ansicht von Bonn, seiner Geburtsstadt. 3) Mozart mit einer Szene aus „Don Juan“. 4) Albrecht Dürer mit der Ansicht von Nürnberg. 5) Peter von Cornelius mit der Ludwigskirche in München. 6) Goethe mit Faust-Szene. 7) Schiller, „Die Glocke“. 8) Richard Wagner, „Lohengrin“.

Logograph.

Roth mit u, wie niedrig,
Bleich mit o, wie friedlich!

Dr. Karl Krüger.

Rätselsprung Nr. 7.

| | | | | | | | |
|-------|-------|------|-------|-------|-------|-------|-------|
| het | ten | lie- | thun | ge- | voll- | sches | gött- |
| me | sch | je- | höch- | trieb | ich | vor- | kom- |
| sch | ein | den | hen | das | gie- | in | lei- |
| ziel | strö- | zu | re- | im | schen | me- | hen |
| herz | ver- | ein | men- | er- | der | des | drang |
| be | das | der | das | giert | schä- | ein | ne |
| liert | aus | dieß | wil- | sinn | ben | ein | der |
| ist | lie- | ein | dem | het | le | nur | stre- |

Auflösung des Sylbenräthsels in Nr. 26:

| | |
|-------------|---------------|
| Gischendorf | Cherub |
| Reumur | Lajo |
| Nicolini | England |
| Susanne | Rhede |
| Lajstend | Sonnwendstein |
| Figur | Leibsch |
| Giffendi | Gefirgität |
| Unterrach | Vedune |
| | Eduard |
| | Reidhardt. |

Ernst Feuchtersleben — Friedrich Bodensekt.

Bilderräthsel 26.



Auflösung des Oster-Bilderräthsels in Nr. 26:

Ostern ist da!

| | |
|-----------------------|-------------------------|
| Silberne Wölchen | Sonne sie wärmet |
| Ziehen durch's Blau, | Wieder so mild, |
| Fröhliches Wölchen | Müßlein schon schwärmet |
| Spielt auf der Au; | Reif durch's Gefild, |
| Kinder, sie springen, | Flügelin lüftet |
| Hündchen, das bellt, | Räfer im Staub, |
| Vögelein singen, | Beigelein düftet |
| Schön ist die Welt. | Unter dem Laub. |

Selig erwacht
Kings die Natur,
Wonniglich lachet
Himmel und Flur;
Haben's vernommen
Ferne wie nah:
Frühling will kommen,
Ostern ist da.

Karl Gerol.

In Nummer 27 unserer

„Deutschen Romanbibliothek“

zu

„Ueber Land und Meer“,

Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich,
in 14tägigen Heften 35 Pf. pro Heft,
beginnt neu ein Roman von

Robert Byr,

Irre wische.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dieß am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man „Ueber Land und Meer“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt

vormalis Eduard Wallberg.



Hrn. Richard N. in C. Wenn wir nicht irren, von Heise. — Den Jahrgang 1881 unserer Journals können Sie zum ermäßigten Preise von M. 4. — broschürt durch Ihre Buchhandlung noch erhalten. — Dankend abgelehnt.
Hrn. N. v. E. in A. Der Gedanke ist ganz hübsch, aber die Form ist noch immer sehr bedenklich: etwas mehr den Rhythmus studieren! Es wird Ihnen sicher glücken, da es Ihnen an Talent und Eifer nicht fehlt.
Hrn. Ludwig in Leipzig. Ihr Wunsch soll beim nächsten Jahrgang Berücksichtigung finden.

Hrn. J. M. in C. Gharbdt, Der gute Ton. Berlin, Gharbdt.
Unwissender Bäckfisch in B. 1) Zu danken ist zunächst nicht nötig: Sie müßten wohl? 2) Erfreut bei Gleichstehenden, eine Ehre gegenüber Höherstehenden. 3) Sie ergeben nur eine Ehre. 4) Begrüßungsfrage nicht. 5) Den vorziehen, der am nächsten steht, und zuerst bitten.

Hrn. G. v. B. in Brüssel. Zshleide.
Español-Americano-Aleman. Charlotte Corday d'Armands war das Mädchen, das am 11. Juli 1793 Marat im Bade ermordete und am 17. hingerichtet wurde. — Ueber die D. konnten wir nichts Näheres erfahren.
Hrn. S. C. in Budapest. Die umfassendsten Aufschlüsse könnte Ihnen die Redaktion des „Scientific American“ in New-York hierüber geben.

Hrn. Architekt B. in M. Die Wappen der Staaten sind in großen Vorlagen in Farben ausgeführt von W. Kommel in Frankfurt a. M. zu beziehen, einzeln, wie in vollständiger Kollektion.
Hrn. C. in A. Der Titel von Büchmann's „Gefüglichen Worten“ ist ein homerisches Wort (Hias 1, 201), übersetzt von J. G. Vos.

Hrn. G. H. in Dessau. Wenden Sie sich an eines der großen Annoncenbureau's. Diese kennen genau die wirksamsten Organe für jeden Zweig.
Kleines, eitles Menschenkind in Hannover. Versuchen Sie es mal mit dem Wajshand, den Sie in der Apotheke von Vögeln in Stuttgart haben können.

? Gagen. Meyer.
Hrn. B. in Graz. Jede dortige Kunsthandlung beschafft Ihnen das Porträt.
Hrn. Helene M. in Str. Jede Musikalienhandlung kann Ihnen das Gewünschte liefern und erhalten Sie auch da genaueste Auskunft über das weitere Ansuchen. Schubert's Müllerlieder, illustrierte Prachtausgabe (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) können Sie auch jetzt noch zum Vorzugspreise von nur M. 8. — für das fein gebundene Prachtwerk beziehen.

Unwissende Tischgesellschaft. Der Vers ist aus Schiller's „Der Jüngling am Bache.“
Die Ungeheuer in Posen. Wegschaben, sonst gibt's kein Mittel. Richtig.

Hrn. N. N. in R. (Holland). Palleste, Kunst des Vortrags. Stuttgart. Krabbe.
Doloras. Für Ihre sehr freundliche Beurtheilung des Gedichts des Schreibers der Briefmappe herzlich dankend, bedauern wir, das Eingekamte nicht als druckreif bezeichnen zu können.

Bud in H. Die Rn. Maschinen sind sehr zu empfehlen.
Hermanne und Rita in L. (Holland). Sie haben wohl übersehen, daß wir längst davon abgestanden? Hrn. A. St. in Teplitz. Ditto.
R. A. in R. Petroleum in die Köcher gießen.

Myosotis. Es müssen ganz besondere Umstände obwalten, daß Sie bei Ihren Eigenschaften nicht die gewünschten Erfolge haben. Wir müßten aus eigener Anschauung und Umgang urtheilen können.
Hrn. J. J. in S. Sauer's Romm-Gravimantik. Heidelberg, Groos.
J. B. Eine Handvoll Soda in siedendem Wasser im Kessel aufgeben und dann ein paar Tage stehen lassen.

M. v. G. in A. Die Niederjagd ist bei Berlin und in der Mark überhaupt besser als mittelmäßig zu nennen. Reviere von 800 Morgen liefern 60 bis 80 Gänse und entsprechend Hühner. Eine Pachtjagd zu erlangen, hat große Schwierigkeiten und der Pachtzins ist stets ein sehr hoher.
Hrn. C. W. in Kaiserslautern. „Man wandelt nicht ungefragt unter Palmen“ ist von Lessing (Ratban).

Hrn. Helene v. B. in S. Von wem in Wien das Korset aus Tull de gomme bezogen werden kann, wird wohl der Wiener Lieferant uns für Sie mittheilen.
Hrn. J. B. in A. Die Gründe, die gegen solchen Überglauben sprechen, hier auseinanderzusetzen, mangelt uns der Raum. Mit Vernunftgründen können Sie da nicht bekommen. Lassen Sie die Leute einfach schwagen.

Treue Abonnentin in Brinn. Wir haben Ihre Frage doch kaum erst beantwortet.
Hrn. Fr. B. in A. Er muß die Steuer bezahlen.
Zwei beiseidene Vögelchen vom Lande. Sie scheinen denn doch keine solche Weichhühner zu sein, sondern es recht die hinter den Ohren zu haben. Also von Streichfuß ist der Vers: „Im Glück nicht jubeln.“ Nun jubeln Sie nur ruhig fort.

Hrn. J. G. in D. Das D vor einem irischen Namen bedeutet son of — Sohn von.
A quarrelsome girl. Beruhigen Sie sich, er lebt.
Treue Abonnentin in Meh. In keinem Konversationslexikon? Und sogar im „Kleinen“ Meyer steht: Althia, Geliebte des Helios, entdeckte aus Eiferjucht das Verhältniß desselben zu Leukthea deren Vater, ward deshalb vom Gotte verstoßen und in das Heliotrop verwandelt.

Hrn. M. A. in Tilsit. Eine M. Zeitschrift haben wir nicht finden können. M. Werke kann jede dortige Buchhandlung beschaffen.
Langjährige Abonnentin in H. Jede Militärbehörde, namentlich das Landwehrkommando, kann Ihnen Auskunft geben.
Hrn. S. M., Baronin von B. Der Vorname Marquard ist althochdeutsch und heißt ursprünglich Markwart, der Grenzwächter.

Hrn. B. in A. In Otto Gübner's Geographisch-Statistischen Tabellen, (Frankf. Komme), welche jedes Jahr neu erscheinen und 50 J. kosten, finden Sie auch die Zusammenstellung der Kriegsschiffe.
Hrn. B. M. in M. Wo steht das Lieb: „Es hifft zum höchsten Glück der Liebe kein Rittergut“, möchte Ihre junge Schaar wissen?
Schulmeister in Dagestan. Wir können das nicht bringen, aber jede Buchhandlung beschafft Ihnen Vorlagen die Menge.

Hrn. v. M. in Berl. Es ist ein ähnliches Bild bei uns in Vorbereitung.
Hrn. M. W. in Riga. Ihre sieben „Kardinalfragen“ werden Sie am besten an einen katholischen Geistlichen richten. Nur ein solcher kann Auskunft geben

H. W. in F. Die gewünschten Kunstblätter können Sie zu den Vorzugspreisen für Abonnenten jetzt noch von der Verlagsanstalt beziehen; mit Nachnahme führen wir dieselben aber nicht.
 Treue Abonnentin. Wir bitten um genaue Angabe Ihrer Adresse, um Ihnen direkte Mittheilung machen zu können.
 Hrn. P. O. in Str. Wir danken für Ihre Mittheilung, daß in Oesterreich allerdings Fälschungen existieren und zwar in Wien, Graz, Prag, Brünn. Verjagener Kobald. Das Bild des Prinzen Schöndach-Carolath brachten wir Bd. 50, S. 560. Der Prinz ist nicht vermählt, hat also auch keine „Märchenprinzessin“.

Beiseidene in R. Senden Sie Ihre Photographie: Wir können das Schönste erröthen und werden uns freuen, Sie mit deutschen „Schönheiten“ zu umrahmen. Jenes Wort war nur eine spanische Galanterie.
 Alte Abonnentin, Jungfer. Das Collier kann nicht verakten, wenn die Steine echt, d. h. mildig sind. Es bleibt immer ein schöner Schmuck. Lassen Sie nichts daran machen.

Hrn. A. v. B. In dem Buch über das Doktorieren von Baumgart (Berlin, Decker) werden Sie Auskunft finden.
 Richtige Lösungen fanden ein: Leon Sternklay in Tarnopol. Otto Sobbe in Halberstadt. Jenny Benjes in Hannover. Frau Fanny Frank in Denker (Nordamerica). Fritz Guteneuer in Altena. Elisabeth Müller in Potsdam. Bruno Goldammer in Geringwalde. Eugene Carniaux in Wilvorde. Louise und Aurelie Neurichter in Kronstadt. Karl Selikowsky in Prag. Rote und Luise Feste in Meierich. Eugenie in A. Olga Benjes in Hannover. Alfred Kerst in Schwabhausen bei Gmüden. Franziska Romo in Stroj a. d. Sieg. Friedrich Banner in Szegedin. Bertha Martin in Wien. Th. Zweglinger in Hilttenstein. Otto Mijdel und Max Weller in Dresden. Alstadt. Alara Nicolowitsch in Bergedorf bei Hamburg. „Die Hüge Elie“ in St. Franz Debernitz in Deltsch. „Die Einjamer“ in Rofin. Zwei Brautjungfern in Karlsruhe. Sigmund Stenich in Wittstock. Frau Martha Dori in Wajlerberg. Wilhelmine Niederhausen in Preburg. O. Schitkowsky in Zilligau. Nina und Gustav in Wien. Annie in Eger. S. Rette in Schönebeck. Gustav Böwing in Göttingen. Frau Helene Häfel in Zwickau. Alexander Frankenburg in München. Hedwig Rinn in Zwickau. Georgina, Elisabeth, Maria, the merry trefoil, in Bielefeld. Puffentind. „Vom geliebtesten Großpapa.“ B. G. 3. in Jülich. Dicran Arslanian in Badersleben. A. Job. in Deutsch-Oth. S. Schachnow in Stuttgart. Sempers idem

in Ribes. Minna Löwy in Breslau. Paul Levy in Guben. Marie Goltzmann in Hannover. Viola Tricolor in Gießen. Selma und Georg Braun in Köln. Elfe Staub in Pohl. Lehrer Lichtberg in Altwasser. Anna Wahlmann in Padua. Gretchen in Neval. Marie Sander in Biele. Ernst und Margarethe Betzels in Chemnitz. Frau Reut. Menkel in Bogorzelice. Frau. Rosen. Emilie Braun in Brüssel. Frau Schäfer in Gießen. Julie Hempling in Schönan. R. Römer in Niederbrüden. Jakobine Thomm in Augsburg. Toni Plag in Darmstadt. Fr. Thile, Vorstand des Rößelsprungklubs „Exceller“ in Wien. (Die Lösung ist ja sprachvoll.)

Redaktion: Dr. Edmund Keller in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Der Referendar, Novelle von Ernst Eslein. — Aus dem Musikleben der Gegenwart, von H. Ehrlich. V. — Eine hundertjährige Erinnerung, von Hugo v. Radowitz. — Prinz Wilhelm zu Sachsen-Weimar und seine Braut Prinzessin Gerta von Jfenburg-Bildingen. — Nach der Trauung. — Die Kathedrale von Burgos. — Das Gaisdorf am Glärnisch, von Senn-Barbier. — Kohinor, Novelle von Alexander Baron v. Robert, Schluß. — Vom Kaiserreich bis zur Kommune. Erinnerungen aus den Jahren 1870/71 (nach dem Tagebuch des Grafen Serfion), von Deller v. Geyern, Schluß. — Tanz in einer niederländischen Schenke, von Carl Albert Regnet. — Riga in Island, von F. v. S. — Notizblätter. — Schach. — Kartenspiele. — Räthsel: Erklärung der „Durchschichtbilder“ in No. 27; Logogriff, von Dr. Karl Krüger; Räthsel, Lösung No. 7; Auflösung des Sylbenräthels in No. 26; Bilderräthel 26; Auflösung des Rier-Bilderräthels in No. 26. — Briefmappe.
 Illustrationen: Prinz Wilhelm zu Sachsen-Weimar und seine Braut Prinzessin Gerta von Jfenburg-Bildingen. — Tanz in einer niederländischen Schenke, nach einem Gemälde von Max Zolt. — Nach der Trauung, nach einem Gemälde von Simon Durand. — Das Gaisdorf am Glärnisch, von J. Weber. — Im Schiff der Kathedrale von Burgos, Zeichnung von Ant. Hebert. — Ansichten von Riga und Umgebung, von Alex. Borjow. — Mapphormverie, von Richard Bazar, mit sechs Bildern.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Eduard Hallberger) in Stuttgart.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Coeurdamen.

Zwei Novellen von
 Moriz von Reichenbach.

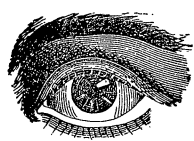
Inhalt: Loreley. — Das verlorene Paradies.

Preis elegant geheftet M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

Der Dichter, welcher aristokratischen Kreisen durch seine Geburt angehört und sie meisterhaft zu schildern weiß, führt uns auch diesmal in diese Welt, welche durch die Berührung mit anderen Kreisen einen eigenthümlichen Reiz des Romantischen erhält. Während in der Loreley ein Bildhauer und sein tragisches Verhängniß die Hauptrolle spielt und den Hintergrund der Vierwaldstätter See mit seinen prächtigen Kontrasten bildet, führt uns die andere Novelle in eine Garnisonsstadt und die Erzählung vom verlorenen Paradies bringt zwei Herzen, die, durch die Ehe an einander gebunden, sich lange fremd gefanden, endlich glücklich zusammen. Verrathen wir nicht mehr! — Doch zum Glück liegt der Reiz der Novellen dieses Dichters nicht in der Erfindung allein, gerade die Form ist's, die ihnen einen ganz besondern Zauber verleiht — das zeigen die beiden „Coerdamen“ wieder auf's Glänzendste.

Ankündigungen

pro 5mal gebaltene Nonpareilleseite M. 1.80.



Neu! Sensationell!
 Doppelte
 Heranzieh-
 gläser

bringen den entferntesten Punkt dem Betrachter nahe, sind v. e. bejond. Klarheit und Schärfe, deßhalb auch im Zweifel zu benutzen, sind die besten Gläser für Touristen, Officiere, Forstbeamte. Sie sind f. jed. Auge pass. u. auch als Theatergläser sehr empfehlenswerth. Sie kosten das Stück 15 Mark incl. lebender Tragtasche, einfache Heranziehgläser das Stück 2 Mark und 8 Mark.

Nur zu beziehen von dem optischen Institut von C. F. G. Tittel's Nachfolger in Zwickau, Sachsen. Gegründet im Jahre 1847. Gegen Einsendung des Betrags oder Nachnahme.

Schwarze rein seidene Damaste Mk. 2.45 Pf. p. Meter

= fl. 1.45 fr. ö. W.

bis Mt. 12. 25 Pf. versendet in einzelnen mètres, Roben und ganzen Stücken tollfrei in's Haus das

Zürich.

Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. od. 10 fr. ö. W. Porto nach der Schweiz.

Seidenfabrik: Dépôt von

G. Henneberg,

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

3254

Farbige seidene Surah, Satin merveillenz, Atlasse, Damaste, Seidenripse u. Taffete M. 2.20 p. Met.

od. fl. 1.30 fr. ö. W.

bis Mt. 12. 25. versendet in einzelnen Roben und ganzen Stücken tollfrei in's Haus

Zürich.

Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. od. 10 fr. ö. W. Porto nach der Schweiz.

G. Henneberg's

Seidenstoff-Fabrik: Dépôt,

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

3255

Das geläufige Sprechen
 Schreiben, Lesen u. Verstehen
 des Engl. u. Franz. (b. Fleiß u.
 Ausdauer) ohne Lehr. sicher z. er-
 reichen durch d. in 32. Aufl. vervollst.
 Orig.-Unt.-Briefen n. d. Meth. Conf.
 saint-Jangenscheidt. Probebriefe à M.
 Langenscheidt'sche V.-Buchh. Berlin SW. II.
 NB. Wie der Prosp. nachweist, haben Viele,
 d. nur diese Briefe (nie mind. Unt.) benutzten,
 d. Examen als Lehrer d. Engl. u. Frz. gut
 bestanden. 3198

Urteil d. N. freien Presse: „Wer sein Geld
 wegwerfen u. nicht z. Ziele gelang will, bediene
 sich nur d. Briefe von Prof. Dr. Buchmann, Dir.
 Dr. Dießner, Prof. Dr. Berrig, Staatsmin. Dr.
 v. Ung. etc., Staatssekr. Dr. Stephan etc. u. and.
 autorität. empfohlen. Orig.-Unterichtsbriefe.“

Soeben erschienen: 3202
Mercks
Waren-Lexikon
 für Handel, Industrie u. Gewerbe.
 3te Auflage. 2ter Abdruck
 herausgegeben von Prof. Dr. Birnbaum,
 Prof. Dr. A. Lüdicke, Dr. G. Heppel etc.
 45 Bogen eleg. ausgestatt. broch. M. 8. —
 eleg. geb. M. 9. —
 Verlag v. G. A. Gloeckner in Leipzig.
 Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Heirat reiche Damen
 finden pass. Heirat.
 Näh.: „General-Anzeiger“ Berlin SW.

Verlag v. G. A. Gloeckner in Leipzig.
A. Kretzschmar:
 Allgemeines
Fremdwörterbuch.
 ca. 30,000 Fremdwörter.
 Zweite Auflage.
 Bearbeitet von Dr. Mothes und
 J. Kalau vom Hofe.
 Verzeichnisse kaufmännischer Lehr-
 u. Handbücher grat.

Die im ganzen Deutschen Reich als
 solid und coulant betannte Buchhandlung
 von R. Trenkel in Berlin SW., Welfen-
 straße 19, sucht 3240
erprobte Reisende
 für den Vertrieb größerer Werke (Con-
 versationslexika, wissenschaftliche Encyclo-
 pädien etc.) gegen Monatszahlung.

Reise-Bazar
C. C. Hallmayer,
 Hof-Reiseartikel-Fabrikant.
 Stuttgart, Kirchstraße 12.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig
 und Berlin.
 Das billigste und
 zugleich
 reichhaltigste
 illustrierte
 Lexikon
 ist
Spamer's
Illustr. Konversations-Lexikon.
 200 Lieferungen
 à 50 Pfennig
 oder 8 Bände.
 Mit 6000 Illustrationen.
 2. Band
 soeben erschienen.
 Preis gebunden M. 15.
 In allen Buchhandlungen vorrätig.

J. BRANDT & G. W. NAWROCK
 besorgen & verwerthen
PATENTE
 in allen Ländern.
 BERLIN, W.
 124 Leipziger-Strasse 124

Im Verlag von G. A. Gloeckner in
 Leipzig erschien: 3204
Quintessenz der
Buchführung
 von Hermann Neumann
 nebst einem Anhang: **Geldliche Vor-**
schriften, die Handelsbücher betrefend.
 Nützlich als Grundsatz für den
mündlichen Unterricht.
 Preis M. 2. — eleg. geb.
 Diese Buchhaltung ist nach Erscheinen
 von gewiegen Fachmännern sofort als eine
 der vorzüglichsten anerkannt worden.

Don Sr. Majestät
 dem Kaiser u. König
 Franz Josef I. Aller-
 höchst ausgezeichnet
 Man
 verlange stets
 ausdrücklich
 Vier Gold- und
 Verdienstmedaillen.
 Verleihung im J. 1884
 1 Million Flaschen

FRANZ JOSEF
BITTERQUELLE

Ueberricht nach der
 Analyse v. Prof. v.
 Febling in Stuttgart
 alle übrigen Bitter-
 wässer an Wirkungen
 Bestandtheilen
 Dépôts überall:
 Die Direction in
 Budapest
 Führt sicher, mild u.
 anschnlich ab (f. die
 experimentellen Un-
 tersuchungen v. Dr.
 C. F. Künze in Halle
 in dessen Broschüre).

Handelskorrespondenzen
 in französischer, englischer, spanischer,
 italienischer Sprache.

Junge Kaufleute,
 welche sich in der deutschen, fran-
 zösischen, englischen, italienischen,
 spanischen Sprache od. Handels-
 korrespondenz durch Selbststudium
 ausbilden, und dadurch in vielen
 Fällen besser dotirte Stellen
 hier und im Auslande erlangen
 wollen, werden hiermit auf die
 3. Zahl seit mehr als 20 Jahren
 berühmten (früher im Wg. v. G. Spa-
 mer erschienenen) „Jungen Kauf-
 lehrbücher u. Taschenbücher der Han-
 delskorrespondenz in genannten Spra-
 chen a. d. Berl. v. 3203
 G. A. Gloeckner in Leipzig
 aufmerksam gemacht. —
 Prospette u. Kataloge grat.

Kaufmännische Blätter.
 Für junge Kaufleute v. bel. Interesse.
 V. Jahrg. Erscheinen wöchentlich
 Nr. 2. — p. Qu. Probenummer gratis.

„Wir kennen keine
 bessere, lustregendere und lusterhellendere, ja
 Lust und Heiß liegender Schule.“
 3070 Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.
 *) G. Damm, Klavierlehrer, 40. Auflage.

150 Briefmarken für 1 M.
 Alle garantirt echt,
 alle verschiedenen, z. B. Canada, Cap, Indien,
 Chili, Java, Bismarck, Australien, Sardin,
 Rumän, Span., Viet. etc. R. Wiering in Hamburg.

Gustav Hummel
 Stuttgart.
 Velocipede all.
 Art. Zubehö-
 r. R. H. Heile
 Breitische France

Von ärztlichen Autoritäten empfohlen:
 bei Nieren-Krankheiten, Harngrisen, Blasenleiden u. Gicht, ferner
 bei catarrhal. Affectionen der Athmungs- u. Verdauungs-Organen.
Salvator
 — Eisenfreier alkalischer Sauerbrunn —
 reich an Kohlensäure, kohlensaurem Lithion u. borsaurem Natron.
 Käuflich in Mineralwassergeschäften u. Apotheken.
 Salvator Quellen-Direction in Eperies.

Illustrierte Prachtwerke
 aus dem Verlag der
 Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger)
 in Stuttgart und Leipzig.

Der Verfall der Adelsgeschlechter
 statistisch nachgewiesen.
 Ein Mahnruf an den deutschen, österreichisch-
 ungarischen und baltischen Adel im Interesse
 seiner Selbsterhaltung
 von 3195
Dr. H. Kleine.
 II. Auflage. IV, 68 Seiten 8°. Preis M. 2. —
 Verlag der k. Hofbuchhandlung
 Wilhelm Friedrich in Leipzig.
Patente
 besorgt u. verwerthet in allen Ländern.
 Prospekte gratis.
 Alfred Lorentz, Berlin, Lindenstraße 77.

HINDE'S LOCKEN-NADELN
 Erzeugen Charmante Ringellocken u. s. w.
 Sie werden in KALTEM Zustande
 benutzt und sind viel zuverlässiger als
 Papierwickel. Bequem, Unsichtbar
 und die Einfachheit selbst.
 Dieser Artikel ist in England durch Patente geschützt.
 Jede Nadel und Etiquette ist „Hinde's Careless“
 Patent, gestempelt.
 Man nehme sich in Acht vor schwindelhaften Nach-
 ahmungen, die schlecht und von geringem Werth sind
 und deren Vertrieb mit der vollen Strenge des Gesetzes
 entgegengetreten wird.
 Probeschachteln sind portofrei gegen Einsendung von 60 Pf. zu beziehen von
 A. GRANDJEAN, Hamburg, Parfümerie- und Luxus-Artikel.
 Fabrikant: HINDE, BIRMINGHAM und LONDON, England.

Grosse Pracht-Bibel mit den Bildern von **Gustav Doré**. Zwei Folioabde. M. 105 bis M. 125. — **Ebers, Aegypten**
 in Bild und Wort. Zwei Folioabde. M. 115. — **Ebers und Guthe, Palästina** in Bild und Wort. Zwei Folio-
 bände. M. 115. — **Ebers-Gallerie**. Grossfolio-Ausgabe in Mappe. M. 60. — **Goethe's Werke**. Fünf Bände. M. 60.
 — **Schiller's Werke**. Vier Bände. M. 48. — **Shakespeare's sämtliche Werke**. Vier Bände. M. 40. — **Müller, Kriegs-**
 geschichte 1870/71. M. 15. — **Schubert, Müllerlieder**. M. 18. — **Doré-Märchen**. M. 12. — **Hauff's Märchen**. M. 12.
 — **Doré-Münchhausen**. M. 9. — **Giacomelli, Idylle** aus der Vogelwelt. M. 10. — **Meding**, 88 Jahre in Glaube,
 Kampf u. Sieg. M. 3. **Sämmtlich in prachtvoll Original-Einband. Vornehmste Geschenkwerke.**



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Varerte.

Novelle
von

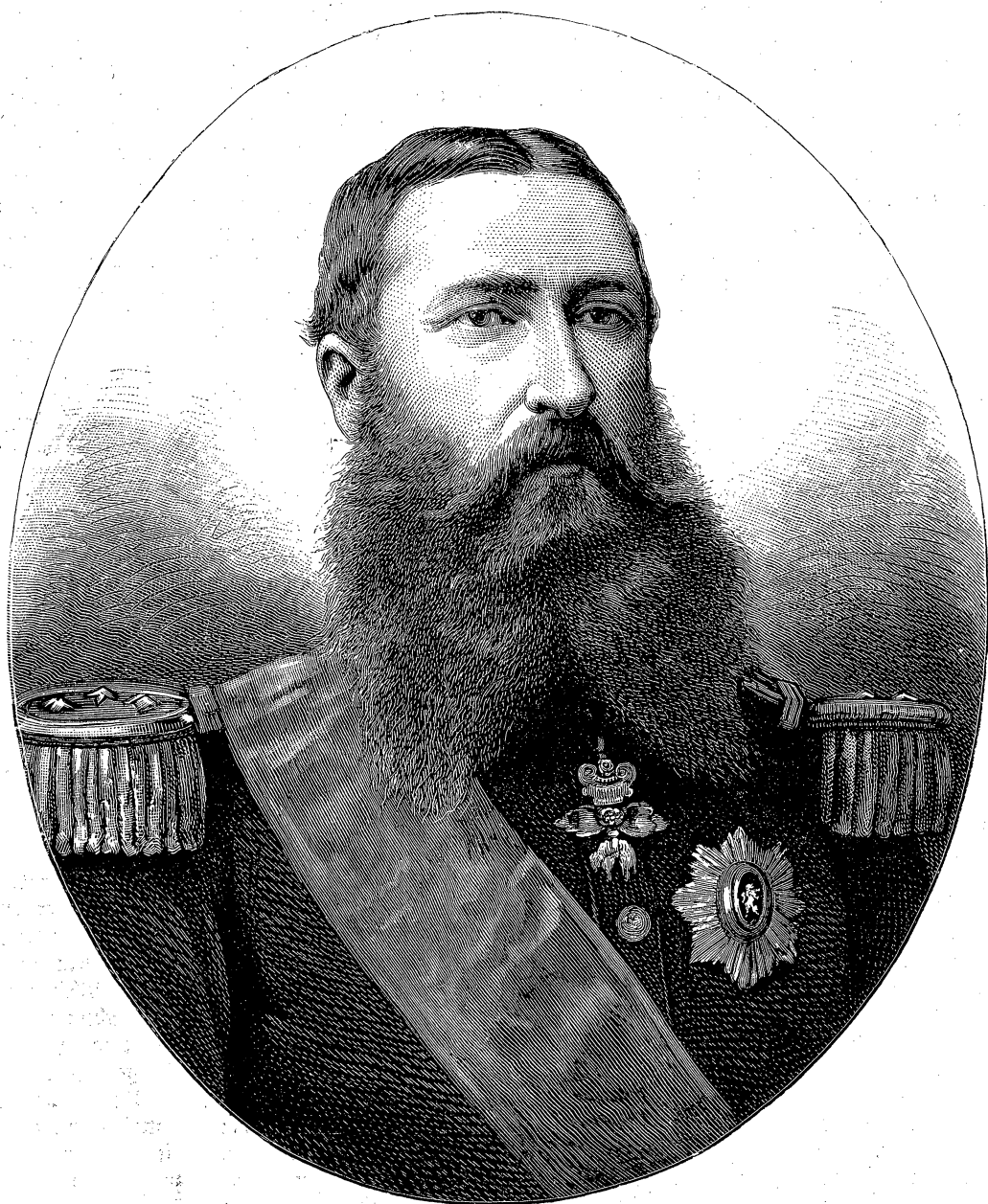
Adolf Stern.

(Nachdruck verboten.)

Inen düsteren Morgen, als jenen des 26. August im Jahre des Herrn 1849 hatte die Stadt auf den Laguneninseln in dem wechselvollen Jahrtausend ihrer Geschichte nicht aufgehen sehen. Die Sommer Sonne glänzte freilich in aller Frühe hell genug über den Kuppeln und Dächern der Stadt und die breite Flut der Lagune spiegelte einen lichten, rosig bewölkten Morgenhimmel. Aber zu diesem Himmel klangen so viele angstvolle Gebete und stille Seufzer empor, wie vielleicht noch niemals an einem Morgen vernommen worden waren. Gestern am Spätnachmittag war plötzlich der Kanonendonner verstummt, welcher seit Wochen Tag und Nacht die Stadt und ihre Außeninseln umgrollt hatte. Mit der Dunkelheit hatte sich auch in die letzten Winkel Venedigs hinein die Kunde verbreitet, daß der lange unermüdlige Widerstand, den man seit einem Jahre den Oesterreichern geleistet, unwiderstlich zu Ende und die Kapitulation unterzeichnet sei. Seit Wochen hatten die Bomben der Belagerer die westliche Hälfte der Stadt durchfurcht, Kirchen, Paläste und Häuser zertrümmernd; in jedem Hause hatte die giftige Seuche schon Opfer gefordert und lagen Todtfranke; Mangel und Noth aller Art herrschten, soweit das Banner des heiligen Markus noch aufrecht stand, keine Erlösung war zu hoffen als durch die endliche Uebergabe der Stadt, und doch erfüllte Verzweiflung und

Schmerz über das Unvermeidliche die Herzen der Bevölkerung Venedigs. Todtenstille herrschte seit dem Morgengrauen in allen Gassen, selbst auf dem großen Canal glitt kaum eine und die andere Gondel, und an dem einzigen Orte, wo sich eine größere Menschenmenge

zusammendrängte, längs der Fondamenta della Zattere standen die Menschenreihen, meist düster schweigend. Man sah stumme Umarmungen, hörte ersticktes Schluchzen, da oder dort klang ein leises „Addio, Venezia!“, ein gepreßtes unglaubliches „Auf Wiedersehen“ aus dem Munde eines Abschiednehmenden. Zwischen Santa Maria del Rosario und der Giudecca lag der französische Dampfer „L'Alouette“ geheizt und zum Abgang fertig, zu ihm hinüber fuhren unablässig Boote mit Soldaten, welche sich mit gewaltigem Entschluß vom Lande getrennt hatten. Der Schritt von den flutbespülten Marmorquadern der Fondamenta in die Boote des Dampfers dünkte den Meisten der Abreisenden wie der Schritt über die Schwelle des Todes. Es waren beinahe lauter Männer, die mit ärmlichem Gepäck die entwaffnete Stadt und die Ihrigen verlassen mußten, bevor der erste Marschtritt der einziehenden Soldaten durch die stillen Gassen Venedigs klang. Nur Wenige konnten ihre Familien mit sich nehmen und Alle gingen einer ungewissen und trostlosen Zukunft entgegen. In dumpfer Resignation, aber mit sprechenden Mienen schauten Hunderte den Abschiedsszenen zu, welche sich hier abspielten, nur von Zeit zu Zeit, wenn die französischen Bootskleute der Alouette aufsehr zur Abfahrt trieben, grollte ein lautes Murren durch die gedrängten Schaaren. Am Ende schiffte sich ein Trupp der Flüchtlinge nach dem andern ein, die Zahl Derer, die vom Bord des Dampfers mit Händen und Tüchern winkten, wurde immer größer als das Häuflein Jener, die noch am Ufer standen und sich trotz des Protestes der Menge wiederholt zur Eile gemahnt hörten. Unter den Letzten, deren Fuß von den Stufen, die in's Boot führten, immer wieder zurückwich, befand sich auch ein etwa fünfzigjähriger Mann in



Leopold II., König der Belgier.

der verschoffenen Uniform der venetianischen Flotte, welche gestern ihre Flaggen gesenkt hatte und deren Schiffe zu eben dieser Stunde draußen bei den Tre Porti und bei Chioggia den Oesterreichern übergeben wurden. Das dunkle, kurzgeschorene Haar des Mannes, der starke Knebelbart waren noch ohne eine Spur von Grau, sein schmales gelbliches Gesicht schien soviel von Genüssen als von Anstrengungen und Entbehrungen durchzuleben. Zu dieser Stunde zeigten die Züge einen sehr schmerzlichen Ausdruck, in den Wimpern seiner dunklen Augen hingen schwere Thränen. Doch bei alledem war etwas in diesen Zügen und Augen, das eine stumme Ungebuld verrieth, die Abschiedsszene zu enden. Dreimal schon hatte der Seemann ein etwa sechzehnjähriges schönes Mädchen, welches neben ihm stand und mit ihren schmalen weißen Händen seine braunen umklammert hielt, heftig umarmt. Dicht hinter ihm standen ein paar Frauen und ein älterer Mann in der Tracht der Gondoliere, welche mit theilnehmend bekümmerten Blicken bald auf das junge Mädchen, bald auf den Kapitän schauten, der sich sanft von ihr loszuwinden suchte. Er rief zum dritten und vierten Mal, daß er hinweg müsse und ein kurzer Abschied besser sei als ein langer. Und er wiederholte zugleich, daß er seine Giulia in den besten Händen lasse und daß, sobald er in Malta oder Tunis nur irgend ein Glück, einen Zipfel vom Mantel der Fortuna, wie er pathetisch sagte, erfaßt habe, er sein Kind hinüber holen werde. Und zum hundertsten Male seit Wochen nahm der grauhäutige Gondolier den Seemann beiseite und bat ihn um seiner selbst und um Giulia's willen, von der unnöthigen Flucht abzusehen. Er gab ihm zu bedenken, daß der Schutz, den er und die Seinen Giulia freudig gewähren würden, niemals den Schutz des Vaters ersetzen könne, und daß Gioachino Cardelli nichts von den Oesterreichern zu befürchten habe, da er ja vor der Revolution durch keinen Eid an den Doppeladler gebunden gewesen sei. Der Seemann stampfte ungeduldig mit dem Fuße und gab unter herediten Geberden und einigen Verwünschungen zu erkennen, daß er den so oft widerlegten Einwand in der letzten Stunde nicht mehr zu hören erwartet habe, daß er am besten wissen müsse, wie viel er gethan, um die Rache der Eroberer befürchten zu müssen, er behauptete bei der allerheiligsten Jungfrau, daß nichts als die härteste Nothwendigkeit, die sichere Voraussicht eines schmachvollen Todes auf dem Sande des Lido ihn zwingen könne, seine Giulia in solcher Lage in Venedig zurückzulassen. Und damit drückte Gioachino dem Gondolier krampfhaft die Hand, wandte sich stürmisch zu seinem Kinde, riß sie an seine Brust, küßte ihr Haar, Stirn und Lippen und war, die hinabführenden Stufen überspringend, mit dem sichern Schwung eines Seemanns in dem heftig auf und ab schaukelnden Boote. Da er in der That der letzte Aller war, die zur Mouette hinüber wollten, so stießen die Franzosen augenblicklich vom Ufer ab, und der Scheidende war bei dem Dampfer drüben angelangt, ehe die auf dem Steindamm Zurückbleibenden des letzten Abschieds noch recht inne geworden waren.

Das junge Mädchen blickte aus thränenlosen, aber brennenden dunklen Augen und mit blassem Gesicht ihrem Vater im Boote nach. Sie sagte zu Luigi, dem Gondolier, und seiner Ehefrau Nella mit einem tiefen Seufzer: „Ich werde ihn nicht wiedersehen!“ preßte dann ihre Lippen gegen die Zähne und hörte ohne ein Wort der Erwiderung die Trostreden, mit denen Frau Nella ihr zusprach. Sie las in den Zügen Luigi's, daß er ihre Furcht theile, und blickte nur um so starrer dem auf den Wellen hintanziehenden Boote nach. Sie erkannte auch, als ihr Vater an Bord stand, ihn unter dem Haufen der anderen Verbannten; er grüßte Giulia und die Umstehenden mit einem buntseidenen Tuche, das sie selbst vor wenigen Wochen für ihn gesäumt hatte. Zehn Minuten später schnitten die Schaufelräder der Mouette durch die sonnenüberglänzten Flut und ein letzter schmerzlicher Abschiedsruf erklang aus der Menge am Ufer wie aus der Schaar am Bord. Beinahe lautlos zerstreuten sich die Nachschauenden, als der Dampfer um San Giorgio Maggiore herum ihren Augen entschwand. Auch Luigi, Nella und die Nachbarinnen drängten zur Heimkehr, damit man nicht noch auf dem Rückwege den Einmarschirenden begegne; der alte Gondolier faßte die dumpf vor sich hinsiehende Giulia bei der Hand und ermahnte sie, zu thun, was von Stund an wieder alle Kinder Veneziens thun müßten: zu hoffen und zu harren.

In Wahrheit aber barg Luigi zu patriotischem Schmerz und häuslichen Sorgen eine Art Groll gegen seinen alten Freund, den seitherigen Kapitän und nun-

mehrigen Flüchtling Gioachino Cardelli in seinem Herzen. Er war keineswegs überzeugt, daß Gioachino hätte in die Verbannung gehen müssen und daß er nur aus Besorgniß vor den Kriegsgerichten der Oesterreicher gegangen sei. Vor zwei Jahren, als Gioachino Cardelli mit Weib und Kind in das haufällige Haus Luigi's am Campo San Sebastiano als Miether eingezogen, war er Patron eines Schiffes gewesen, das zwischen Venedig und Malta fuhr und seinem Eigner mäßigen Gewinn von den Frachten abwarf, die es hin und her führte. Gioachino hatte damals als einer jener zuverlässigen, nüchternen und sparsamen venetianischen Schiffer gegolten, welche den alten Ruf der Seetüchtigkeit ihrer Vaterstadt aufrecht erhielten, obgleich die Meeresherrschaft derselben längst zur Sage geworden war. Die Revolution von 1848 hatte auch Gioachino's Leben gewaltig gewandelt. Als begeisterter Patriot und leidenschaftlicher Anhänger Daniel Manin's hatte er nicht nur die Befreiung Venedigs am 22. März des denkwürdigen Jahres mit Jubel begrüßt, sondern plötzlich mit eingegriffen. Er hatte eine Schaar junger Freiwilliger an Bord seines Fahrzeugs genommen, hatte mit ihnen einen Angriff auf ein Kanonenboot gewagt, das unter der schwarzgelben Flagge zwischen Mazzorbo und Burano lag und dasselbe glücklich zur Ergebung gezwungen. Darauf war er zum Befehlshaber erst dieses kleinen, dann eines größeren Kriegsschiffes der neu hergestellten venetianischen Marine ernannt worden. Er hatte, als nach wenigen Monaten sich die kleine Flotte in die Lagunen von Venedig zurückziehen mußte, tapfer bei der Vertheidigung mehr als eines bedrohten Küstenpunktes geholfen, er hatte zu den kühnen Kapitänen gehört, welche zwei, dreimal die Blockade gebrochen und neue Vorräthe in die hungernde Stadt geführt hatten. Wochenlang war Gioachino an Bord seines Schiffes geblieben und nur gelegentlich und flüchtig zur Stadt gekommen, in der sein Weib Giulia mit ihrer gleichnamigen Tochter im Hause Luigi's die schweren Tage der Belagerung verlebte. Während des Winters hatte Signora Giulia zu fiebern begonnen und war gegen das Frühjahr 1849 an einer jener räthselvollen Krankheiten verstorben, die inmitten von Noth und Elend emporpringen, die kein Arzt kennt und keiner bekämpft. Sie hatte unter dem Mangel, der in Venedig herrschte, unter der Furcht vor dem Kommenden, unter der beständigen Sorge für ihren Gatten gelitten, dessen trügliche Tollkühnheit sie wohl kannte, und doch hatte das Alles schwerlich hingereicht, um die Lebenskraft der tapfern Frau so rasch zu verzehren. Die Wenigen, welche so nahe um sie gewesen waren, wie Luigi und sein Weib Nella, wußten wohl, daß zu allen offenkundigen Klammern und Sorgen noch ein geheimer Schmerz am Leben der armen Signora Giulia genagt hatte. Dem Auge des treuen Weibes war nicht entgangen, daß Gioachino, indem er seine Pflicht für die Vaterstadt that und, wie es einem tapfern Krieger und Seemann ziemt, täglich sein Leben auf's Spiel setzte, ein anderer Mann geworden war, als in besseren Zeiten. Das wilde, an Aufregung und Wechsel reiche Leben, das er seit einem schicksalvollen Jahre führte, hatte es dem Kapitän angethan, er konnte den raschen Genuß und die Zerstreuungen, welche zwischen die Tage und Stunden des Kampfes fielen, nicht mehr entbehren; der sonst so mäßige, ernst gefasste Mann war prahlerischen Gewohnheiten und einer hastigen, heftigen Unruhe verfallen, ohne es selbst zu merken. Seine Frau hatte kaum je darüber geklagt und die Lippen für immer geschlossen, ohne zu verrathen, was ihr das Herz preßte. Aber die Menschen in ihrer unmittelbaren Umgebung hatten doch gemerkt, wie schwer sie unter dieser Wandlung ihres Gatten gelitten hatte. Selbst die jugendliche Giulia war in den letzten Monaten der Belagerung nur zu klar darüber geworden, wie unglücklich das kriegerische Leben und die fortgesetzte Erregung des Kampfes auf den Charakter ihres Vaters eingewirkt hatten. Immer seltener war er bei seinem verwaisten Kinde erschienen, auch wenn ihn die Pflicht nicht an Bord und draußen in der Lagune hielt, immer öfter hatte er an den erregten Versammlungen und patriotischen Tringelagen Theil genommen, welche in einem Wirthshaus am Campo San Francesco della Vigna hinter dem Arsenal abgehalten wurden. Und je aussichtsloser die Vertheidigung geworden war, um so entschiedener hatte sich Kapitän Gioachino jenen Erbitterten verbündet, die von Ausfällen in Masse, von einer großen That fiebernten, durch die man noch jetzt Venedig frei erhalten könne. Umsonst hatte Luigi Basta, sein alter Freund, in dessen Haus und Familie Giulia fortlebte, Cardelli beschworen,

auch an seine und seines Kindes Zukunft zu denken, wenn das Unvermeidliche einmal geschehen sein werde. Gioachino war bis zu den letzten Stunden vor der Uebergabe nicht zu bewegen gewesen, der Wahrheit ins Auge zu sehen. Und er hatte, als jede Täuschung entschwinden war, sofort entschieden erklärt, daß er Venedig verlassen und das Brod der Verbannung essen müsse. Luigi Basta und die Seinen hatten sich nicht darüber getäuscht, daß ihr Freund weit weniger die Rache der Oesterreicher, als die Rückkehr zu seinem alten, einförmigen Leben fürchte, und daß ihm Aufregung, Noth und Gefahr so gut zum Bedürfniß geworden seien, als der griechische Wein, den der krumme Beppo hinter dem Arsenal den patriotischen Land- und Seeoffizieren geschenkt hatte. Aber ihre Widerreden und Abmahnungen waren so vergeblich geblieben, wie die flehentlichen Bitten Giulia's, sie nicht allein in der Vaterstadt zurückzulassen. Gioachino Cardelli schwur tausend Eide, daß er zum Neuesten genöthigt sei, daß er, sobald er nur einen Fuß breit Boden gewonnen, sein Kind zu sich rufen werde, und erging sich in tausend Hoffnungen, nicht nur einen Fuß breit in der Fremde zu gewinnen.

So fuhr denn jetzt der Kapitän der Meerpfote von Chioggia zu und sah die Kuppeln der Vaterstadt hinter sich versinken, und seine Tochter Giulia wandte, von Frau Nella und deren Waise Giovanna freundlich gestützt, dem Campo San Sebastiano zu, um vor der Ankunft der gefürchteten Sieger daheim zu sein. Die ersten Sonnenstrahlen fielen eben in den Winkel, in dem Luigi Basta's kleines Haus stand, und man hätte noch kaum nöthig gehabt, die Läden vor ihnen zu schließen. Doch sowie die Heimkehrenden eintraten, wurden die Fenster verhüllt, wie es in beinahe allen Häusern Venedigs geschah, Niemand wollte zuerst die einmarschirenden Feinde wahrnehmen, Niemand ihnen den Anblick der blassen, müden, sorgenvollen Gesichter gönnen, welche die Noth der letzten Wochen fast allen Bewohnern der Lagunenstadt gegeben hatte.

Noch ehe es Mittag ward, klang das Rollen der österreichischen Trommeln auch über den stillen Campo, und wieder ein paar Stunden später pochten Gewehrkolben an die geschlossenen Thüren und Patrouillen betraten die Häuser, um nach Waffen zu suchen. Am Campo San Sebastiano war es eine Kompagnie steirischer Jäger, welche die befohlene Hausdurchsuchung ausführte. Und weil es am Hause Luigi's ungewöhnlich lang währte, bevor geöffnet wurde, so trat der Hauptmann der Kompagnie, ein schlanker, schwarzbärtiger, noch junger Mann, auf dessen Uniform das Maria-Theresienkreuz prangte, welches der Freiherr von Horfchach für seine Tapferkeit in der Schlacht von Santa Lucia empfangen hatte, mit herzu. Die zornige Ungebuld seiner Jäger beschwichtigend, redete er in gutem Italienisch den von innen öffnenden Luigi freundlich an und begnügte sich, als der alte Gondolier finster und lautlos den Eindringlingen Raum gab, mit der Frage, ob hier im Hause Waffen oder Eigenthum der rebellischen Regierung versteckt seien, eine Frage, welche vom Hausherrn mit stummem, höchst ausdrucksvollem Kopfschütteln verneint ward. Doch so flüchtig und rücksichtsvoll sein Eintritt in das Haus war, er hatte hingereicht, den jungen Jägerhauptmann unter den Frauen des Hauses, die sich auf dem Absatz der Treppe sammelnd drängten, die schöne Giulia Cardelli wahrnehmen zu lassen, welche aus großen dunklen Augen erschrocken auf den Eindringling herabblitzte. Baron Horfchach lächelte nur ein wenig, sah das junge Mädchen noch einmal aufmerksam an und wandte dann Luigi und dem ungestaltlichen Hause den Rücken, indem er den mit ihm eingetretenen drei Soldaten einen kurzen Wink gab. Draußen befahl er einem Oberjäger, der von seinen Gütern in Steiermark stammte, die Nummer des Hauses und den Namen des Eigenthümers wohl zu notiren, trat, seiner Truppe folgend, noch in einige andere Häuser ein, in deren einem und anderem eine alte Flinte oder ein Degen abgeliefert ward. Von der Ecke des Campo aus warf er einen letzten prüfenden Blick auf die Thür mit den alten Eisenbeschlägen, piff dann den Maderkymarisch vor sich hin und marschirte an der Spitze seiner wieder gesammelten Kompagnie die Calle Querga hinab.

Luigi Basta und die Seinigen, die hinter dem Eindringling dreingeflücht hatten, sollten bald erfahren, was die besondere Aufmerksamkeit des stattlichen Offiziers zu bedeuten gehabt habe. Denn bereits am zweiten Tage nach der Wiederbesetzung Venedigs fanden am Campo San Sebastiano und in der Umgebung dieses

Platzes neue, genaue Durchsuchungen nach Waffen und Pulvervorräthen statt; Luigi ward bedeutet, daß er stark verdächtig sei, ein geheimes Depot der Rebellen geborgen zu haben. Der alte Gondolier erklärte ingrimig, daß er ein guter Venetianer, aber kein Dummkopf sei und weder sich noch Andere um die Wirkungen der schwer bezahlten Amnestie bringen werde. Man möge in's Teufels Namen sein Haus vom Keller bis zum Dach durchsuchen, im Keller habe er längst nichts mehr als Ratten und unter dem Dache Glend aller Art, aber keine Waffen. Die Sieger hörten um so ruhiger den Wuthausbruch des Alten an, als nur Einige von ihnen etwas Italienisch verstanden, wiesen aber kalt auf ihren schriftlichen Befehl und durchsuchten rücksichtslos jedes Gemach und jeden Winkel des Hauses. Wie sie eben dabei waren, im Erdgeschoß Luigi's Vorrath von alten Rudern und Gondelhaken und oben die Betten und Kleiderkästen der Frauen zu durchwühlen, erschien der junge Jägerhauptmann vom Tage zuvor und mißbilligte laut das Gebahren seiner Untergebenen. Er spottete der überflüssigen Strenge und befahl ihnen, vor Allem die Kammern der Frauen zu verlassen. Aber als er dieß befahl, stand er doch selbst im Gemach der bleichen Giulia, welche ihr Gesicht umsonst von dem feindlichen Offizier hinwegzuwenden versuchte. Der Hauptmann von Horschach sprach freundlich beruhigend auf sie ein, und sein Gesicht drückte so entschieden Mitleid mit den schwer heimgesuchten Einwohnern Venedigs aus, daß selbst der hinzukommende Luigi ein brummiges „Grazie“ nicht unterdrücken konnte, allein nachdem die Oesterreicher sich mit freundlichen Worten verabschiedet, brach er doch wie gestern in zornige Verwünschungen aus und versicherte der erglühenden Giulia, daß der nichtswürdige Deutsche sich nur darum hier eindränge, weil er eine halb schußlose Waise im Hause gespürt habe.

Giulia Cardelli wußte nicht, warum sie dieser Behauptung ihres väterlichen Freundes Widerstand entgegensetzte. Sie fand, daß der Jägerhauptmann viel zu ehrlich und gutmüthig aussehe, um unter einem Vorwand in fremde Häuser einzudringen, und daß er sicher einen barbarischen Befehl gehabt habe. Als aber Luigi gar für nöthig befand, sie vor den Nachstellungen des Feindes zu warnen, da lachte Giulia erst übermüthig und setzte dann ernst und stolz hinzu: „Ich bin eine Venetianerin, Vater Luigi!“ womit die Frage für heute und morgen erledigt war. Am dritten Tage führte der Hauptmann seine Kompagnie, dießmal geschlossen und zum Exercieren, über den Campo San Sebastiano. Als die Jäger hinausmarschirten, waren die Läden in Luigi's Hause geschlossen, als sie ein paar Stunden später vom Exercierplatze zurückkehrten, nahm der Freiherr von Horschach mit lächelnder Befriedigung wahr, daß ihm aus einem Gemach des ersten Stock's wenigstens ein neugieriger Blick gegönnt wurde. Seitdem zog die dritte Kompagnie der Jäger täglich und an einzelnen Tagen auch das ganze Bataillon an Luigi's Hause vorüber, und sowie nur ein Spalt der Läden offen stand, grüßte der Freiherr dort hinauf. Seine Kameraden erriethen bald, welches Interesse der junge Hauptmann an dem unscheinbaren Hause nehme, und begannen, wenn sie mit Horschach gemeinsam vor dem Café bei Quadri saßen, denselben zu necken. Am Campo selbst gaben sie mit keinem Zeichen kund, daß sie die Wünsche des Freiherrn erriethen, sie wußten, daß es ihm schwer genug werden würde, die Abneigung einer Italienerin gegen den feindlichen Offizier zu besiegen. Alle aber verständigten sich mit Blick und Wort, daß Baron Horschach der Mann sei, auch das anscheinend Unmögliche zu erreichen, wenn er einmal seinen Willen darauf gesetzt habe.

Auch Luigi Basta traute dem österreichischen Hauptmann das Beste und das Schlimmste zu, er warnte Giulia Cardelli wiederholt eindringlich vor ihm und schalt sie stürmisch, als er einmal der Neugier inne ward, mit welcher sie der vorübermarschirenden Jägertruppe nachblickte. Bald aber hatte man im Hause des Gondoliers ernstere Sorgen als diese. Die Noth der Stadt war mit dem Ende der Belagerung keineswegs zu Ende gegangen. Alle Schichten der Bevölkerung litten Mangel, das Kriegsjahr hatte die Schätze der Reichen wie die Ersparnisse der Armen gleichmäßig verzehrt, Verheer und Erwerb ruhiger Zeiten kamen mit dem Belagerungszustande, den die Oesterreicher über die Stadt verhängten, nicht zurück; Luigi's Gondel lag zu meist müßig an der Piazzetta, und er bezieht mehr Zeit zu ingrimmigen Betrachtungen über die Weisröcke, als gut war. Das tägliche Brod ward stets spärlicher und dürriger. Und dazu trafen schlimme Nachrichten von Giulia's Vater ein: nicht eine von den tausend guten

Hoffnungen, mit denen der Kapitän nach Malta gegangen war, wollte sich erfüllen. Damit er sein Glück in Tunis versuchen könne, mußte Giulia's goldener Schmuck, seit mancher Generation das kostbarste Familienerbtheil, an einen jüdischen Kunst- und Antiquitätenhändler in der Calle San Moisè veräußert werden. Und dieß schwer errungene Geld war kaum in Gioachino's Händen, so berichtete er schon wieder, daß er wohl in Tunis zu einem einträglichen Handelsgeßchäft gelangen könne, wenn er ein paar hundert Dukaten mehr sein nenne. Luigi drückte ein paar kräftige Flüche und seine wahre Meinung über Freund Gioachino's Aussichten um Giulia's willen hinter das Gitter seiner Zähne, und das arme Mädchen weinte im Stillen, daß sie nichts mehr besitze, um dem fernen Vater zu helfen. Wenige Tage später verschleuchten schwere Sorgen im Hause die Sorgen um den unfürthigen Flüchtling an der afrikanischen Küste. Frau Nella, Luigi's Weib, und gleich darauf seine alte Mutter wurden von der Cholera, die noch in allen Stadtvierteln Venedigs wüthete, erfaßt. Die Mutter erlag gleich am ersten Tage der Krankheit, die Frau überwand dieselbe und erholte sich endlich. Sie fing eben an mit unsicheren Schritten wieder treppauf und treppab zu gehen, als der brave Luigi sich auf das Lager tragen lassen mußte, von dem er nicht wieder erstand. Mit jener furchtbaren Schnelligkeit, die zwischen Erkrankung und Tod nur wenige Stunden läßt, ward der Herr des Hauses hingerafft. Und so blieben in dem Hause nur Luigi's Wittve Nella, eine halbtote alte Tante der Frau und die junge Giulia Cardelli zurück. Im ersten Schrecken und Schmerz sprach Giulia davon, zu ihrem Vater reisen zu wollen. Frau Nella lachte mitten in ihren Thränen hell auf. „Boberetta!“ rief sie, „soll Dich Dein Vater an den Bey von Tunis verkaufen? Was willst Du ihm helfen, ihm, der sich selbst nicht helfen kann? Eine Weile hält dieß Dach schon noch über unserm Kopfe; bleibe, wo Du bist, Kind, und warte auf das Glück in Deinem Winkel!“

Das Dach, das Jahrhunderte gehalten, hielt freilich auch in den nächsten Monaten, allein unter dem Dache sah es trüblich genug aus. Mit dem Tode Luigi's waren die letzten Einnahmequellen der Familie versiegt, was die Frauen zu thun vermochten, brachte kümmerlichen Ertrag. Giulia entschloß sich, bei einer erfahrenen Arbeiterin der großen Mosaikfabrik von Olivini, in der allmählig die Geschäftsthätigkeit wieder aufgenommen ward, Unterricht in der künstlichen Arbeit zu nehmen und der großen Mosaikfirma ihre Dienste mit der Bedingung anzubieten, daß sie daheim arbeiten dürfe. Ihr Gebieten ward angenommen, aber die ungewohnte Arbeit ging ihr langsam von der Hand, und die Bestellungen, die ihr zu Theil wurden, waren so spärlich als die Bezahlung. Die verlassen Frauen zersannen sich das Hirn, um ihre Lage zu verbessern, und hatten nach langer Zeit den ersten glücklichen Abend, als Frau Nella auf den Einfall kam, durch eine geschicktere Benutzung aller Räume des kleinen Hauses die beiden besten, im Grunde die beiden einzigen Zimmer, deren Fenster nach dem Plage hinausgingen, zur Vermietzung an Fremde einzurichten. Die Darbenden saßen sich durch irgend einen Signor Inglese schon aus aller Noth gesetzt, und Giulia träumte von den Summen, die sie ihrem Vater in's Exil zu schicken vermöge. Aber die nächsten Monate brachten noch wenige Fremde nach der eroberten und unter dem Belagerungszustande stehenden Stadt, und die wenigen zogen natürlich vor, am großen Kanal und der Riva dei Schiavoni Wohnung zu nehmen. Tag für Tag harrten Frau Nella und Giulia eines Miethers und erneuerten mit unermüdlicher Geduld die Papierzettel, welche die Sonne bleichte und der Regen hinwegwusch. Es schien ihnen wahrhaftig, als ob kein Mensch mehr über den Campo gehe, kein Mensch außer den zu ihren Übungen marschirenden österreichischen Soldaten. Die stehrischen Jäger zogen täglich am Hause vorüber, und der Hauptmann Baron Horschach hatte seine Blicke nur in der Zeit von den Fenstern des kleinen Hauses weggewandt, als der Arzt dort aus und ein ging und die sterblichen Ueberreste des armen Luigi in furchtsamer Eile nach San Michele eingeschifft wurden. Seitdem waren die blühenden Augen des stattlichen Mannes zu der alten Stelle zurückgekehrt, ohne daß die gute Gelegenheit, Giulia zu sehen, wie in den ersten Tagen wiederkehren wollte. Manch' Anderer hätte das Spiel aufgegeben, nicht so Herr Rudolf von Horschach. Als Frau Nella's weiße Zettel mit der zierlichen Schrift Giulia's immer wieder an Thür und Fenster des kleinen Hauses erschienen, lächelte der Hauptmann sehr befriedigt, wartete einige Wochen und hielt

dann eine lange Unterredung mit dem Bataillonsarzt. Die Folge derselben war, daß sich eines Morgens dieser Arzt, ein junger Wiener, am Campo San Sebastiano einfand und indem er die Miene annahm, die Zimmer miethen zu wollen, eine sehr sorgfältige Untersuchung des ganzen Hauses vornahm. Er verabschiedete sich mit dem Versprechen, wiederzukommen, erschien aber weder des andern Tages noch in der folgenden Woche. Signora Nella, die anfänglich finster zu der Aussicht dreingehaut hatte, einem Arzte in der feindlichen Uniform die Wohnung überlassen zu müssen, empfand schließlich das Ausbleiben des unwillkommenen Miethers wie eine grausame Enttäufung. Dennoch trat sie eine Woche später, an einem hellen Wintermittag, mit sichtlicher Bestürzung in Giulia's Kammer und berichtete dem jungen Mädchen, daß sich soeben ein österreichischer Offizier, „der Jägerhauptmann, Giulia, der noch bei Luigi's Lebzeiten zuerst hier war!“ im Hause eingefunden habe und die leerstehenden Gemächer begehre.

„Ich bin so erschrocken, daß mir die Kniee wanken, Kind!“ setzte sie mit unsicherem Blick auf Cardelli's Tochter hinzu.

Aber Giulia, obschon nicht minder bleich als die Wittve, versetzte muthig: „Du mußt Dich fassen und dreinsinden, Nella. Haben Daniele Manin und ganz Venedig mit Gut und Blut nicht vermocht, die Oesterreicher draußen zu halten, wie sollen wir armen Frauen es vermögen? Gott weiß es, daß Du das Geld für das Zimmer brauchst, und unsere Nachbarn wissen es auch!“

Signora Nella sah die entschlossene junge Freundin womöglich noch ängstlicher an als zuvor und warnte leise: „Er kommt um Deinetwillen, Giulietta!“

Die Lippen des schönen Mädchens schürzten sich un-muthig. „Ich bin eine Venetianerin!“ sagte sie zürnend. „Und ich kann ja gehen, wenn es zu arg würde. Gib ihm Deine Zimmer und nimm sein Geld — und dann laß ihn versuchen, was ihm gefällt!“

Frau Nella stimmte ohne besondern Erfolg in ein spöttisches Lachen ein, das auch bei Giulia Cardelli seltsam genug klang. Dann enteilte sie dem düstern Hinterzimmer und beehrte sich, dem Freiherrn von Horschach zu eröffnen, daß wenn Eccellenza den Preis für das Quartier auf zwei Monate im Voraus entrichten wolle, dasselbe zu seiner Verfügung stehe. Herr von Horschach zog auf der Stelle seine Börse und entrichtete in Goldstücken den geforderten ziemlich hohen Betrag. Er forschte, ob Signora Nella auch ein erträgliches Unterkommen für seinen Militär- und seinen Privatdiener zu gewähren vermöge, und erklärte, daß er in drei bis vier Tagen seinen Einzug halten werde. Signora Nella und ihre Hausgenossen erfuhren schon vor Ablauf dieser Tage, warum der österreichische Hauptmann sein theuer erkaufte Quartier nicht alsbald beziehe.

(Fortsetzung folgt.)

Transatlantische Skizzen.

Von

Dr. Max Lorking.

(Nachdruck verboten.)

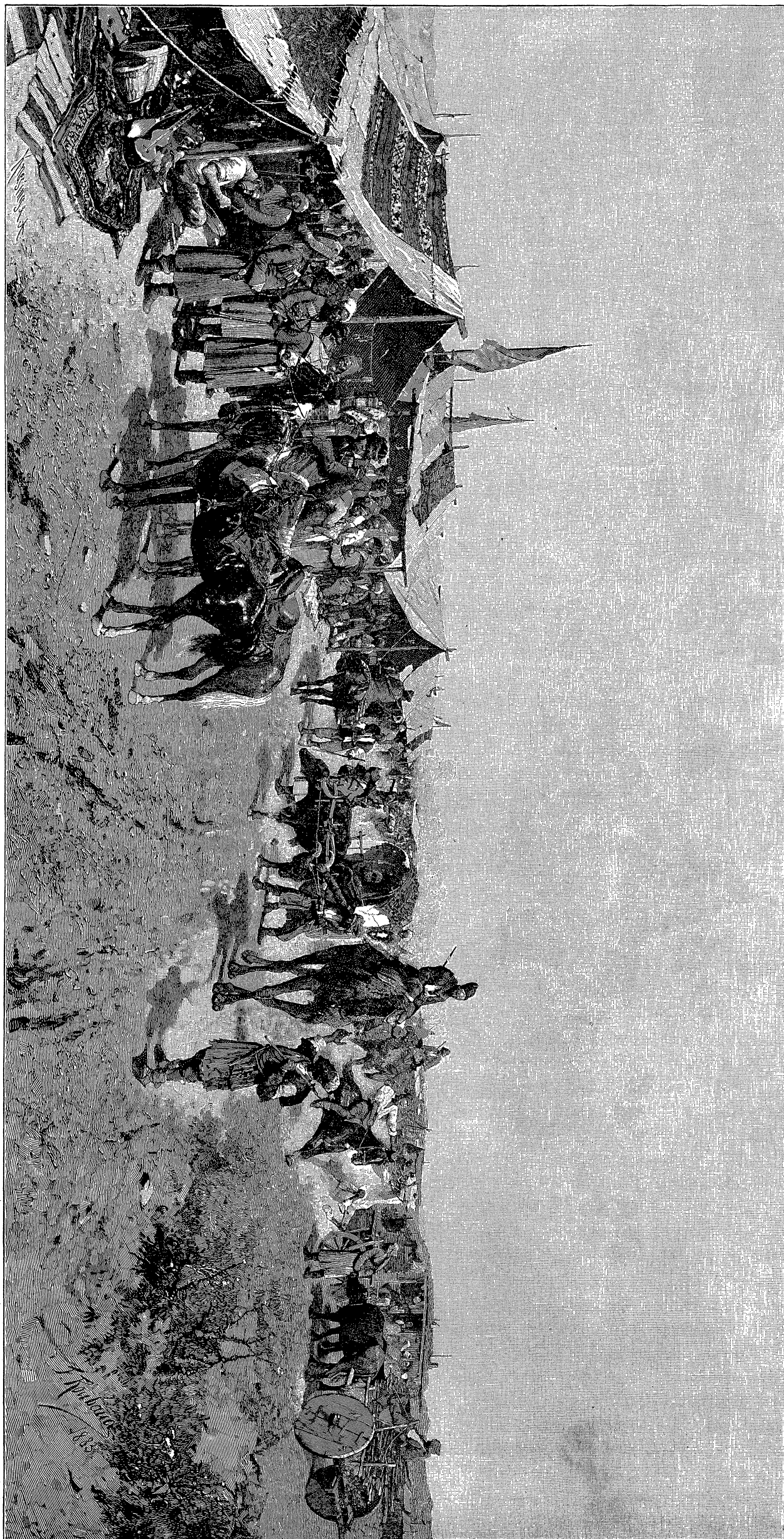
II.

Die größte Universität der Welt.

Der Staat New-York darf sich rühmen, innerhalb seiner Grenzen die größte Universität der Welt zu besitzen, und doch ist es höchst zweifelhaft, ob auch nur zehn Prozent seiner Bürger von dem Vorhandensein dieser seltsamen Anstalt überhaupt etwas wissen. Ein begeisteter Verehrer derselben behauptet zwar, sie ergieße ihre Segnungen über viele Tausende auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans, allein ich bin fest davon überzeugt, daß diese wunderbare aller amerikanischen Hochschulen jenseits des „großen Wassers“ gänzlich unbekannt ist. Auch ich hatte nur sehr nebelhafte Vorstellungen von ihr, doch interessirte mich die Sache in dem Grade, daß ich beschloß, ihr auf den Grund zu gehen, und so mögen denn hier die Ergebnisse meiner Nachforschungen folgen.

Von unseren Camp-Meetings mit ihren religiösen Erregungen hat wohl schon ein Jeder gehört. In früheren Zeiten durchpilgerten fanatische Wanderprediger besonders das Innere des Landes und den Westen, donnerten vor ihren zertrüßten Gemeinden gegen die Sünder und Bösewichter, tobten und wütheten und rasten, arbeiteten mit Armen und Weinen und geberdeten sich wie Verrückte, gewannen aber gerade dadurch viele Befehrte.

Ein Umchwung begann, wie mir scheint, im Osten der Republik mit dem Andrang großer Menschenmassen nach der Seeküste im Sommer, die dort an der kühlen Brandung fromme Erbauung und körperliche Erholung zu paaren suchten. Dabei stellte es sich heraus, daß so ungeheure Ansammlungen, wenn sie auch unter der Obhut von Geistlichen einer bestimmten



Mackinac in Michigan (Kaufhaus). Nach einem Gemälde von Franz Boncompagni.

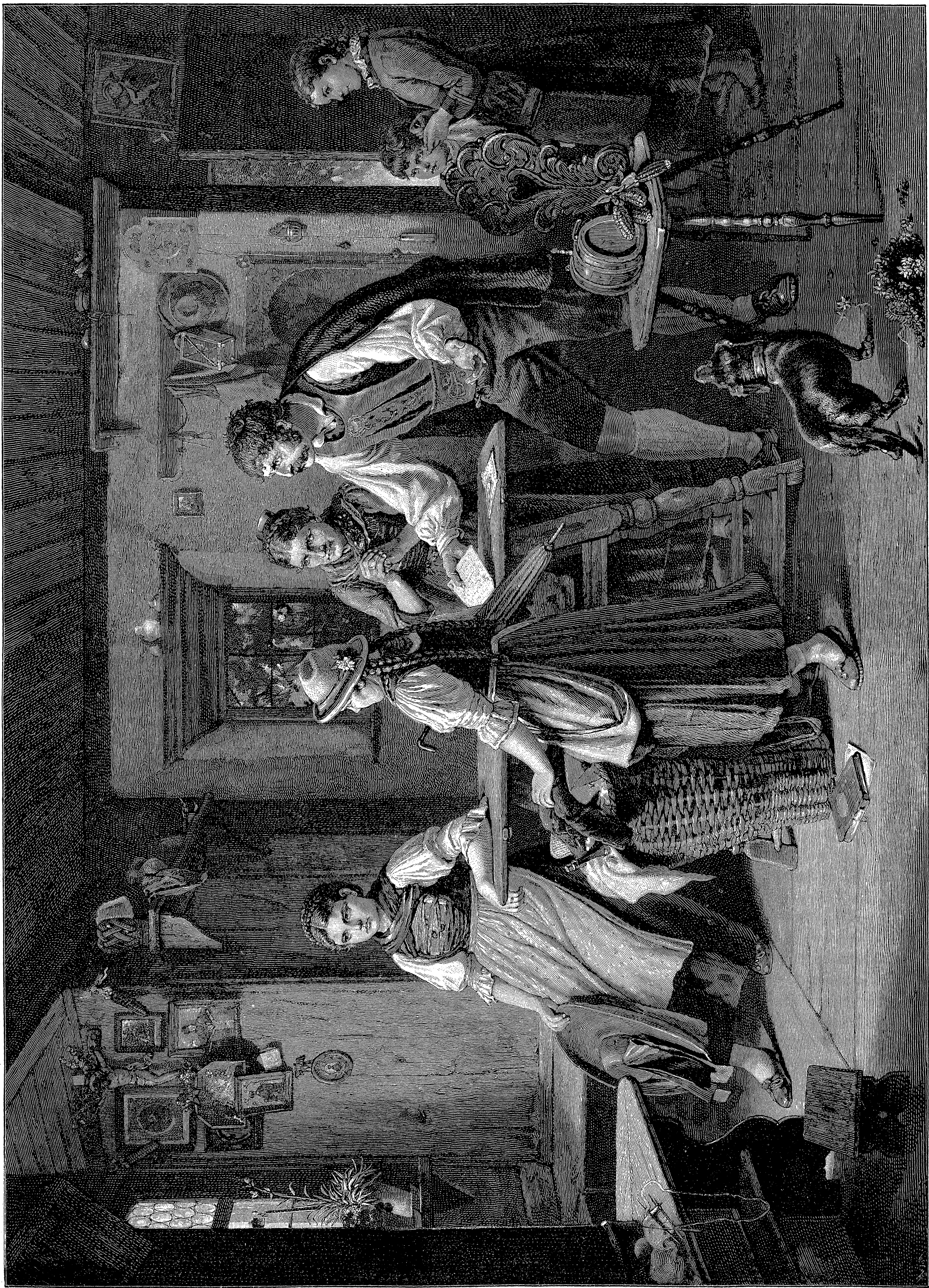
Denomination standen, doch einer einheitlicheren Leitung bedurften, denn es mußte für Raum, Obdach, Lebensmittel und noch manches Andere gesorgt werden. So entwickelten sich aus jenen einfachen Camp-Meetings allmählig großartige Unternehmungen mit ausgezeichneten Geschäftsleuten an der Spitze, die das Ganze vorzüglich zu organisiren und zu arrangiren verstanden. Zugleich erwuchs daraus die modernste Art der amerikanischen Städtegründung, denn an Plätzen, wo Tausende und Abertausende allsommerlich mehrere Wochen oder Monate hausten, da fanden es Handwerker und Gewerbetreibende lohnend, sich dauernd anzusiedeln, verdienten sie doch während der Saison genug, um für die übrige Zeit des Jahres zurücklegen zu können, und dazu kam der gegenseitige Austausch der eigenen Waaren und Erzeugnisse, der mit dem Emporblühen des Städtchens immer mehr zunahm. Endlich erkannten die Herren Pastoren, denen ein reiches geschäftliches Talent keineswegs abzusprechen ist, bald die Zuträglichkeit einer liberalen Wirtschaftspolitik; sie öffneten die Thore ihres stets schön und gesund gelegenen und billigen Gemeinwesens auch den Andersgläubigen, die massenhaft herbeiströmten und zum Gedeihen des Ortes erheblich beitrugen. Diesem Beispiel folgte man im Innern des Landes, wo es herrliche Seen und Gebirgspartien in Fülle gibt.

Ich gelange nun an einen Punkt, der mit dem Obigen scheinbar in keinem Zusammenhang steht, aber nicht umgangen werden darf. Wenn unsere Colleges und sogenannten Universitäten ihre Sommerferien haben, dann schwärmen die Studenten und Professoren nach allen Richtungen aus, um sich von dem überstandenen Kursus zu erholen. Ihre transatlantischen Kollegen, zumal die deutschen, pflegen die Ferienlust in vollen Zügen zu genießen, sie schütteln den Staub der Hörsäle ab und sind froh, mit dem ganzen gelehrten Kram auf einige Monate aufräumen zu können — in der Regel, Ausnahmen finden sich ja auch dort.

Nicht so der Amerikaner. Sein ungezügelter Wissensdrang läßt ihm keine Ruhe, er kann es nicht über das Herz bringen, die schöne Ruhe gänzlich zu opfern. Dieses Bedürfnis hat zur Stiftung der noch jungen, aber sehr beliebt gewordenen «Summer Schools of Philosophy» geführt, die in irgend einer Sommerfrische auf eine Woche oder zwei zusammentreten, Vorträge zu halten, philosophische Fragen zu erörtern oder über bahnbrechende Förderer der Weltweisheit zu diskutieren, wobei sich Lehrer und Zöglinge ein Rendezvous geben und wo auch Nichtstudirenden der Zutritt gestattet ist. Viel scheint mir indessen nicht dabei herauszukommen; auf der berühmtesten dieser Schulen zum Beispiel, der in Concord im Staat New-Hampshire, wurde während der ganzen Dauer derselben im verfloßenen Sommer nur Waldo Emerson behandelt, allerdings der amerikanische Philosoph par excellence, der jedoch als reiner Effektier in der Geschichte der Philosophie nur ein sehr bescheidenes Plätzchen einnehmen wird. Andere solche Institute sind das der «Christian Philosophy» in Greenwood Lake, das jährlich zwei Wochen, ein gleiches in Richfield Springs, das nur zehn Tage, ein anderes in Atlantic Highlands, das nur sechs, und die «Cottage School of Philosophy» in Martha's Vineyard, die gar nur vier Tage dauert.

Diese Neuerung der amerikanischen höheren Lehranstalten hat auch auf jene Massen-Camp-Meetings eingewirkt. Nach deren Vorgang bildeten sie sich ihre Sommerschulen, in denen Literatur, Sprachen, Musik, Malerei, Modelliren, Handarbeiten u. gelehrt werden. Die Leuten preisen den lieben Gott nach ihrer Fassung dreimal des Tages, singen und reden sich in eine für uns Deutsche unbegreifliche religiöse Verzückung hinein, daß man meint, sie seien urplötzlich übergeknappst, lernen, daß ihnen, wie ein freilich etwas triviales Sprichwort sagt, das Fell raucht, erholen sich ebenso methodisch in frischer Gebirgs- oder Seeluft, vergnügen sich und pouffiren einander, daß es nur so eine Art hat — ein förmlicher Heirathsmarkt — und scheiden dann, um sich nächstes Jahr wieder zu treffen. Das geschieht aber Alles ohne einen Tropfen Neben- oder Gerstenjaßes, nur natürliches und künstliches Wasser oder Milch und die sogenannten «temperance drinks» werden verzapft.

Die «Chautauqua University» — so heißt die größte Hochschule der bewohnten Erde — ist auf gleicher Grundlage und unter ähnlichen Umständen emporgeblüht. Der Ort mit dem seltsam klingenden Namen liegt einige sechzig englische Meilen südwestlich von Buffalo an dem gleichnamigen See, welcher sich achthundert Fuß über den nur sieben Meilen entfernten blauen Spiegel des Lake Erie erhebt. Er fließt südwestlich in den Conewango ab, steht durch letzteren mit dem Ohio, durch diesen mit dem Mississippi und durch den Vater der Ströme mit dem Golf von Mexiko in Verbindung, hat also gewissermaßen Fühlung mit dem ganzen Kontinent, dessen Volk die Universität mit ihrer Milch nähren will. Der Name hat verschiedene Wandlungen durchgemacht: bei den Franzosen lautete er Chataquoin oder Tadaquoin, bei den Engländern Tadaqua oder Tadaqua, bei den Holländern Chataughque, bis er 1859 durch amtlichen Beschluß seine gegenwärtige Form und Orthographie erhielt. Er ist irreführenden Ursprungs, doch sind die Gelehrten über die Etymologie noch nicht recht einig, die Einen deuten ihn als „Fischsee“, die Anderen als „Zwei zusammen-“



An die unrechte Adresse. Nach einem Gemälde von Ludwig Dollmar.

gebundene Mottasins“, zwei freilich sehr weit auseinandergehende Ableitungen. Damit stimmt indessen folgende Indianerlegende nicht ganz überein: Mehrere Rothhäute lagerten einst am Ufer des Sees. Ein junges, zu der Schaar gehöriges Mädchen aß von einer am Gestade wachsenden Wurzel, und da ihm diese großen Durst verursachte, so buk sie sich, um zu trinken. Auf der Stelle verstand es für immer aus den Augen ihrer Gefährten. Seitdem heißt der See Chautauqua, „der Ort des leichten Todes“ oder „wo man verschwindet“.

Noch vor einem Vierteljahrhundert rauchte hier ein jungfräulicher Urwald und auch jetzt ist es außerhalb der Saison fast so ruhig und romantisch wie damals, als der erste Entforscher der Gegend, der ruhmreiche La Salle, sie betrat. Doch im Sommer wird es überall lebendig und vom Juli bis zum September erhebt sich im Wald am Rande des Wassers ein Camp neben dem andern und der See wimmelt von den Booten und Nachen der Sportsmen und Ausflügler. Sieben- bis achthundert Cottages, ohne jeden Anspruch auf architektonische Schönheit, säumen den Bluff und die Landspitze. Die öffentlichen Gebäude, das Amphitheater, der Tempel, das Auditorium, die „Hall of Philosophy“, sind rohe, geschmacklose Bauten. Von Rasenplätzen und Gartenanlagen ist noch wenig zu sehen, nur der Vorplatz vor dem Hotel, das der Association gehört und den stolzen, für einen Gasthof neuen Namen „Athenäum“ führt, ist feldbergelastig geschmückt. Die Gaine sind hübsch, die Ausflüchten auf den See reizend, die gesunden Anordnungen und die Wasserzufuhr ausgezeichnet. Ein feiler Vorprung, bis zu hundertundfünfzig Fuß über dem See ansteigend, mit ehrwürdigen Wald bedeckt, an den schroffen Klippen mit weißen oder bunten Landhäusern eingefakt, repräsentiert Alles, was von Chautauqua sichtbar ist. Hier sind hundertundfünfzig Acres durch einen starken Bretterzaun abgetrennt und für immer dem Unterricht und der Religion gewidmet.

Vordem war es ein Platz, der hauptsächlich von Zechern und Raufbolzen besucht wurde, bis es den Frommen der Umgegend zu arg ward und sie durch Abhaltung der „Chautauqua County Temperance Convention“ die ihnen anstößigen Eindringlinge gründlich ausgeräucherten. Von nun an versammelten sich dort Camp-Meetings und bildeten somit die Grundlage der nachherigen Universität. Die beiden Väter derselben sind Dr. John Vincent, der sich durch seine energische Thätigkeit für die Sonntagsschulen einen Namen gemacht hat, und Lewis Miller, ein orthodoxer Methodist, zwei verwandte Seelen, und als Gründungsstag wird der erste Dienstag im August des Jahres 1875 betrachtet. Damals sollen alle protestantischen Denominationen von Bedeutung vertreten gewesen sein, Männer und Frauen aus fünfundsiebzig Staaten der Union, aus Ontario, Montreal, Nova Scotia, Irland, Schottland und — Indien, so behauptet wenigstens mein Gewährsmann, der leider den Mund etwas zu voll zu nehmen scheint.

Thatsache ist indessen, daß das Unternehmen ganz gewaltig anwuchs und sich zu immer größerem Umfang erweiterte. Die Sommeruniversität, deren Kursus sechs Wochen hindurch währt, öffnet ihre Pforten Männern, Frauen und Kindern, sie entwickelt eine fieberhafte Wirksamkeit und umfaßt das „Chautauqua Assembly Normal Department“ mit mehreren kleineren Vereinen, die „Chautauqua School of Languages“, welche Unterricht im Deutschen, Englischen, Französischen, Spanischen, Griechischen, Lateinischen und Hebräischen, sowie in den entsprechenden Literaturen und in der Sprache des Neuen Testaments erteilt, „Teacher's Retreat“, „School of Theology“, „College of Music“, „School of Cookery“, „Young Folks“, „Reading Union“, den „Kindergarten“ und „Missionary Institute“. Sämmtliche Abtheilungen haben nach amerikanischen Begriffen tüchtige Lehrer und werden vortrefflich geleitet. Vom Juli bis zum September erscheint ein den Interessen der Anstalt gewidmetes achtseitiges Tageblatt „The Herald“.

Folgendes ist das Programm eines Sommertages der „Chautauqua University“, einer übrigens vom Staat incorporirten Anstalt: 6 Uhr Morgenglocke; 7 Frühstück; 8 Kinderklasse — Normalklasse — Hebräisch; 9 Andacht und Sitzung der internationalen Sonntagsschulkonvention; 9.30 Normalzweienklasse und Kinderklasse im Phonmodelliren; 10 Chorprobe; 10.30 Phonmodelliren, Kindergarten und Zeichnen; 11 Vorlesung; 12.30 Mittagsschule; 1.30 Phonmodelliren und Phonographie; 2.30 Vorlesung; 3.15 Frauenandacht; 4 Vorlesung und Spezialitäten; 6 Abendmahlzeit; 7 Gebet; 8 Vorlesung; 9.30 Mahnglocke; 10 Nachiglocke. Trotz dieser strengen Zeiteinteilung finden die Zöglinge immer noch Muße genug, sich mit Baden, Fischen, Kahnfahren und anderen Amüsaments zu vergnügen. An diesen Sommerstudien sollen sich alljährlich nicht weniger als vierzig- bis fünfzigtausend Personen aus allen Gegenden der Union betheiligen.

Das Merkwürdigste an der ganzen sogenannten „Chautauqua Idea“ ist der C. L. S. C., das heißt der „Chautauqua Literary and Scientific Circle“, der sich an die vielen Tausende von Männern und Frauen in Amerika wendet — Geschäftsleute, Matronen, denen die Last der Haushaltung obliegt, junge Leute, die sich ihr tägliches Brod fauer verdienen müssen und, nicht zufrieden mit ihrer mangelhaften Bildung, sich nach einer vervollkommenung derselben sehnen. Zu diesen spricht der Circle: „Wir wollen euch in den Stand setzen, euren Wunsch zu erfüllen, indem wir für euch Studien und Privatlektüre in Natur, Kunst, Wissenschaft, weltlicher und geistlicher Literatur einrichten, welche ihr sowohl hier als in der Routine des täglichen Lebens verfolgen könnt. Wir wollen euch Methoden und Handbücher angeben, wollen in eurem Dorf einen lokalen Circle gründen, wo ihr der Wohlthat des gesellschaftlichen Bildungselementes theilhaftig werden sollt, und euch nicht nur in Verkehr mit der Mutterorganisation in Chautauqua, sondern auch mit den lokalen Vereinen im ganzen Lande bringen. Am Ende des Kursus werden wir schriftliche Prüfungen der Mitglieder abhalten und Diplome vertheilen.“

Die Idee fand ungeheuren Anklang. Der Circle wurde im August 1878 in Chautauqua organisiert und zählte am Schluß des Jahres bereits 8000 Mitglieder, 1882 traten 14,000, 1883 weitere 17,500 hinzu, jetzt hat er schon 60,000, die auf ungefähr tausend Localcircles in den Vereinigten Staaten und Kanada kommen, sogar Ostindien besitzt eine Filiale. Drei Personen können einen Localcircle bilden, oder der Einzelne

kann, falls er es vorzieht, seine Studien für sich allein nach den Anweisungen der leitenden Körperschaft betreiben. Der vollständige Kursus dauert vier Jahre und ist, wie die Circulare besagen, so arrangirt, daß er die Hauptfächer des College-Curriculum umfaßt und doch, in Folge einer verständigen Auswahl der Handbücher, durch eine tägliche Privatlektion von vierzig Minuten absolviert werden kann. Der Plan gestattet individuelles wie vereintes Studium, Manche verfolgen es für sich, gehoben durch das Bewußtsein, daß Tausende von Mitstudierenden in derselben Reihe mit ihnen marschiren, Andere ziehen die Geselligkeit vor und versammeln sich in Circeln von drei bis zu mehreren hundert Personen. Im August treffen sich Alle, die in der Lage sind, es thun zu können, in Chautauqua und „büffeln“, um mich eines banalen, aber richtigen Ausdrucks zu bedienen, unter der Anleitung des Dr. Vincent, eines der Gründer dieser „Universität“. Das Organ des C. L. S. C., das jedes Mitglied zu halten verpflichtet ist, der „Chautauquan“, erscheint allmonatlich.

Ein Chautauquaenthusiast schreibt: „Der Circle ist in der That eine große Universität mit einer Sommersektion, aber die eigentliche Arbeit der Studenten wird dabei in den Häusern des Volkes dieses Landes und aller civilisirten Länder (!!!) an einem jeden Tage eines jeden Jahres verrichtet. Es ist ein „college at home“ für Jedermann, für Alt und Jung, für Solche, die niemals ein College besucht, und für Solche, die im Besitz von Diplomen sind, für Reich und Arm, für Mütter, die den Wunsch hegen, Schritt zu halten mit ihren unternehmenden Knaben und Mädchen, für ältere Brüder und Schwestern, die fast mit Bedauern es mitansehen, wie ihre jüngeren Geschwister ihnen über den Kopf wachsen, für Geistliche, die in allgemeiner Literatur, Wissenschaft und Kunst sich weiterbilden wollen, um nicht hinter der Zeit zurückzubleiben — kurz, für Alle, die das Bestreben haben, ihren geistigen Gesichtskreis zu erweitern und ihre Bildung zu fördern.“

Die Vorleser der Universität sind die fähigsten und gelehrtesten Männer in Amerika und in anderen Ländern (???) und ihre Themata erstrecken sich auf Kunst, Literatur, Wissenschaft, Volkswirtschaft, Reform (?) und auf alle wichtigen sozialen und öffentlichen Fragen und repräsentiren verschiedene Parteien und Sektionen. Auf der Plattform von Chautauqua versammelt sich jedes Jahr ein freies Parlament, von ihr herab wird eine freie Lanze gegen alle Irrthümer der Menschheit, gegen alle Unbilden und Verbrechen der Gesellschaft und der Nationen geschleudert. Weit auseinander gehende Ansichten werden in einem allgemein-freimüthigen Geiste besprochen und in hochherzigem Sinn von den Tausenden angenommen, die fähig sind, selber zu denken und Anderen das nämliche Privilegium und Recht einzuräumen. Chautauqua ist von Anbeginn an mit jedem Jahr ausgebreiteter und besser geworden und hat seine Hand nach allen Richtungen immer weiter ausgestreckt, unbehindert durch Ozeane und Gebirgsketten, seinen Segen und seine Heilskraft den Völkern aller Klimate und Länder darreichend.“

Das ist nun erstens nicht wahr und wird sich zweitens niemals verwirklichen, weil die ganze Idee spezifisch amerikanisch, sogar spezifisch vorteehaft ist. Abgesehen davon, ob sie überhaupt den Nutzen bringt, den die Betheiligten von ihr erwarten, beruht sie auf strengem, engherzigem Puritanismus und auf ascetischer Enthaltensamkeit. Sie will freimüthig sein und huldigt dabei der dem Geist in Fesseln schlagenden Orthodoxie, sie will sich zum Bildungsideal eines republikanischen Bürgerthums emporheben und befürwortet die albernste Sonntagsmuckeret, sie predigt Liberalität und verbietet den Genuß geistiger Getränke.

Von dieser Seite aus betrachtet, ist die „Chautauqua University“ eine große Gefahr. Um ihr Banner schaaren sich finstere Puritanismus und fanatisches Temperenzthum, ihre streitbaren Kolonnen schwellen von Jahr zu Jahr immer mehr an und gewinnen den Aposteln des Wassertrinkens tagtäglich neue Anhänger, ihre Armee kämpft mit furchtbaren Waffen. Schon ist es den Temperenzlern gelungen, es durch ein unverantwortliches Verbot vom Gouverneur unterzeichnetes Gesetz dahin zu bringen, daß zukünftig in den Schulen des Staates New-York Unterricht über Physiologie, Gesundheitspflege und die Wirkung des Alkohols auf den menschlichen Körper erteilt werden soll. Wenn einmal dem kindlichen Sinn die Lehre eingeprägt ist, daß selbst der mäßige Genuß geistiger Getränke ein Verbrechen und Verleumdung, der zu seiner Labung und Erhebung ein Glas Wein oder Bier trinkt, ein verabscheuungswürdiger Mensch sei, nun, dann ist der Temperenzschwindel obenauf und sämmtliche Brenner, Brauer und Wirthe müssen ihre Etablissements schließen, wie es in einzelnen Staaten bereits der Fall ist. Bis jetzt ist die Frage noch eine lokale, die jeder Staat für sich zu entscheiden hat, aber die vor keinem Hinderniß zurückschreckenden, im Licht des Tages wie im Dunkel der Nacht arbeitenden Fanatiker sind bestrebt, sie zu einer nationalen zu machen und die „Chautauqua University“ unterstützt sie dabei auf's Kräftigste.

Leopold II., König der Belgier.

(Siehe das Porträt S. 620.)



Unter den gekrönten Häuptern der Gegenwart nimmt Leopold II., König der Belgier, eine hervorragende Stelle ein. Am 9. April 1835 zu Brüssel als Sohn eines Vaters geboren, welchen seine Weisheit zum anerkannten Regenten unter den europäischen Fürsten gemacht hatte, erhielt der 1840 mit dem Titel eines Herzogs von Brabant geschmückte Prinz eine äußerst umsichtige und glänzende Erziehung und Ausbildung, welche seine wahrhaft leuchtenden Geistesgaben zu voller Entfaltung gelangen ließen. Jung, schon 1846, trat er in die väterländische Armee mit dem Range eines Unterleutenants, machte dann alle militärischen Grade gewissenhaft durch, bis er im Jahre 1865, noch zu Lebzeiten seines Vaters, zum Generalleutnant aufgestiegen war. Während dieser Jugendjahre begleitete er 1853 seinen Vater nach Wien, wo er sich mit Marie Henriette, der Tochter des Palatins von Ungarn, Erzherzogs Joseph von Oesterreich, verlobte. Am 22. August

desselben Jahres fand die Vermählung des erlauchten Paares statt. Ohne speziell in die Regierung einzugreifen, nahm der Kronprinz doch sehr fleißig an den Beratungen im Senate Theil und entwickelte hier ein sehr bedeutendes Rednertalent wie auch einen ganz besonderen Sinn für alle Fragen, welche Handel und Industrie seines Vaterlandes betrafen, mit deren Einzelheiten er eine seltene Vertrautheit bekundete. Seinen von Natur aus klaren Blick schärfte er noch durch mehrfache Reisen ins Ausland, wobei ihm das Studium fremder Zustände Hauptfache blieb. In dieser Weise besuchte er nicht bloß die meisten Staaten Europas, sondern auch den Orient, welcher mit der Starrheit und Unbeweglichkeit seines sozialen Lebens, seinen abgeschlossenen Ideenkreisen zu steigen, nutzbringenden Vergleichen mit dem Abendlande herausforderte.

So war denn Kronprinz Leopold zum umsichtigen, erfahrungsreichen Manne herangereift, als der am 10. Dezember 1865 erfolgte Tod seines berühmten Vaters ihn auf den Thron berief. König Leopold sah sich einer schwierigen Aufgabe gegenübergestellt; er hat bewiesen und zwar glänzend bewiesen, daß er ihr durchaus gewachsen war. Der Thron des jungen belgischen Königreiches ist nämlich keineswegs etwa ein bequemer Ruhefig; das kleine, aber von einer dichten und unruhigen Bevölkerung bewohnte Land mit seinen mannigfaltigen materiellen Interessen, eingekesselt zwischen zwei rivalisirenden Großstaaten, Deutschland und Frankreich, sowie dem lange schließlichtig herüberblickenden Holland, aus dessen Leib es herausgeschnitten worden, hatte von Anfang an unter Partekämpfen zu leiden, welche wiederholt sogar aus dem Rahmen der sehr freimüthigen belgischen Verfassung herausstraten, um sich auf die Straße zu verpflanzen. Da galt und gilt es noch heute, mit fester, ruhiger Hand das Steuer zu lenken, das Staatschiff heil und ungefährdet durch die oft stürmisch brausenden Wogen zu führen. Der nimmer ruhende, überall wiederkehrende Zwist zwischen den Anhängern des Alten und den Vorkämpfern des Neuen, zwischen Konservativen und Liberalen, hat sich in Belgien zu einem erbitterten Kampfe zwischen dem Ultramontanismus und den Ideen eines ziemlich radikalen Freisinnes zugespitzt. Verschärft wird derselbe noch durch den Gegensatz der zwei das Land bewohnenden Nationalitäten, den französisch sprechenden Wallonen, welche die Zügel der Staatsgewalt zu behaupten trachten, und den germanischen Flamen, welche eine vom Holländischen nur in wenigen Punkten abweichende Mundart als Muttersprache reden und gegen die angebliche oder wirkliche Unterdrückung und Vergewaltigung durch die Wallonen sich auflehnen, zumal seitdem ihnen durch die Ereignisse von 1870—1871 das Bewußtsein ihrer germanischen Stammesangehörigkeit einigermaßen erwacht ist. König Leopold II. hat inmitten dieser Partekämpfe unentwegt an dem Grundsatz festgehalten, in streng konstitutionellem Sinne zu regieren und ist in der That das Muster eines konstitutionellen Fürsten geworden, welcher ohne jegliche Rücksichtnahme auf seine eigenen Wünsche und Sympathien unbedingt der beschworenen Verfassung sich unterwirft und mit liberalen oder clerikalen Rathgebern sich umgibt, je nachdem die parlamentarische Lage es erfordert. König Leopold steht in Wahrheit über den Parteien und zwar nach außen wie nach innen. Im Jahre 1870 verstand er die Neutralität Belgiens gewissenhaft zu wahren und gewann sich dadurch wie durch seinen festen Sinn in allen Regierungslagen nicht bloß die hohe Achtung des Auslandes, sondern auch die Liebe und Verehrung seines eigenen Volkes. Man kann sagen, Leopold II. erfreut sich der nämlichen Popularität wie sein Vater und mit Recht. Wie Jener fördert er die Künste und unterstützt auf jegliche Weise wissenschaftliche Bestrebungen aller Art. Ein unsterbliches Verdienst hat er sich aber durch die 1876 von ihm angeregte Gründung einer Gesellschaft zur Abschaffung der Sklaverei in Afrika und zur Erforschung des Innern des schwarzen Erdtheiles erworben. Aus ihr ging in letzter Linie die Errichtung des Kongostaates hervor, welcher berufen scheint, die Ideen zu verwirklichen, in deren Dienst sich König Leopold mit so viel Eifer und persönlicher Aufopferung gestellt hat.

König Leopold II. ist eine schöne, männliche Erscheinung, über Mittelgröße, mit einnehmenden Zügen. Im Verkehre zeigt er sich äußerst liebenswürdig und überall kommt sein milder Sinn zum Durchbruche, wenngleich er, wo es nöthig, ebenso wohl über gutmüthigen Spott als über seinen Witz verfügt. Ein Gespräch mit ihm gewährt einen wahren Genuß und man staunt, über welche Fülle von Dingen der Monarch mit einer Genauigkeit und Gründlichkeit unterrichtet ist, die weit über das gewöhnliche Maß hinausreicht. In geographischen, insbesondere in afrikanischen Dingen besitzt er geradezu das Wissen eines Fachmannes. In deutscher Sprache weiß er sich gewandt und geläufig auszudrücken, wie ein Deutscher. Ein Feind jedes überflüssigen, übertriebenen Pompes, macht sein Wesen den Eindruck einer vornehmen Einfachheit. Er ist Grandseigneur vom Scheitel bis zur Sohle. Einen größeren Kontrast konnte man nicht sehen, als z. B. den auf Besuch in Brüssel weilenden Präsidenten der Republik Venezuela, Don Guzman Blanco, mit seinem zahlreichen Trusse goldbedeckter und sternbesäter indianischer Generale neben dem schmucklos, fast ohne Gefolge auftretenden belgischen Monarchen. Leider sind dem edlen Fürsten schwere Schicksalsschläge nicht erspart geblieben, denn 1869 verlor er den einzigen Sohn im Alter von zehn Jahren. Doch blühen ihm noch drei Töchter, deren eine, Prinzessin Stephanie, mit dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich vermählt ist.

Friedrich von Hellwald.

Markt in Wladikawkas.

(Siehe das Bild S. 632.)



Von Tiflis aus, der Hauptstadt des Kaukasusgebietes, führt nur eine bedeutendere Straße über das Gebirge nach dem Innern Rußlands, die Woseno-Gruzinskaja doroga, die grusinische Militärstraße. Dieselbe ist daher von großer Wichtigkeit nicht nur für Rußlands militärische Zwecke, sondern auch für seine Handelsverbindungen. Denn der ganze kommerzielle Verkehr zwischen den Völkern des Kaukasus und Südrußlands drängt sich hier zusammen. Bezeichnend übrigens für russische Zustände ist es, daß diese Straße trotz ihrer Wichtigkeit sich nur einer zweifelhaften Sicherheit erfreut und daß räuberische Anfälle, namentlich auf die Postwagen, durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören. Eine der Hauptstationen nun für den Handels-

verkehr auf der grusinischen Militärstraße ist Wladikawkas, unmittelbar am Nordrande des Kaukasus gelegen, dessen beide Riesen, der Kasbek und Elbrus, in stiller Majestät auf das bunte Getriebe herabzusehen, das sich fast allmählich einmal hier zu entwickeln pflegt, auf das Gewirr der Sprachen und das Durcheinander der Trachten. Armenier und Perser, Lesghier, Tschetschenen, Mingrelie und Grusinier, Russen und Juden, alle finden sich hier zusammen, schreiend und gestikulirend, kaufend und verkaufend, handelnd und tauschend. Die nahe Schenke bildet dann den Sammelplatz, wo die abgeschlossenen Verträge realisiert und mit einem kräftigen Schlucke kausischen Weines besiegelt werden. Die Stadt selbst trägt übrigens ein fast durchaus europäisches Gepräge, wozu die Nähe der vielbesuchten kausischen Bäder nicht wenig beigetragen hat, mit breiten Straßen und großen, stattlichen Häusern, und nur in ihren Ausläufern längs der Landstraße entfaltet sich jene farbenreiche, bewegte Szene, wie wir sie heute nach Franz Roubaud's Gemälde (aus der Münchener internationalen Ausstellung 1883) unseren Lesern vorführen.

W. Bogler.

Plaudereien am Kamin.

Von
Paul v. Weilen.

(Nachdruck verboten.)

Siebente Serie.

IV.



„Ich möchte die Herrschaften heute um Aufklärung über einen Aberglauben bitten, den mir meine alte Haushälterin in den Kopf gesetzt hat und der mir fast alle Freude verkümmern will,“ begann Frau von Ramberg, als der Thee servirt war. „Sie kennen die schöne Epheuhecke an meinem Fenster,“ fuhr sie fort, „auf die ich so stolz bin und in der ich mich während des Winters zum schönen grünen Sommer zurückräume.“

„In der That ein Prachtexemplar,“ sagte Doktor Heilborn; „obgleich ich nicht zu poetischen Träumereien neige, so muß ich doch sagen, daß der Platz in der frischen grünen Laube mich schon oft veranlaßt hat, meine Besuche bei der gnädigen Frau länger auszudehnen, als es eigentlich meine Zeit und die Pflicht gegen meine übrigen Patienten erlaubte.“

„Das ist nicht sehr schmeichelhaft für mich,“ lachte Frau von Ramberg, „indef bin ich schon zufrieden, wenn mein Lieblingsplatzchen den Doktor so anmuthet, daß er darüber die für ihn so wenig erfreuliche Gegenwart einer Dame vergißt; — nun denn, ich hatte schon seit einiger Zeit bemerkt, daß meine alte Haushälterin der Laube in meinem Zimmer feindliche Blicke zuwarf und gelegentlich abfällige Bemerkungen über dieselbe machte. Als ich nun neulich nach dem Grunde dieser so sichtbar kundgegebenen Abneigung fragte, sagte die Alte, daß sie nicht begreifen könne, wie ich unter diesem häßlichen Schnarozgergemäts meinen Platz wählen könne, denn Epheu im Zimmer bringe Kummer und Sorge und ziehe das Unglück an.“

„Welche Thorheit!“ rief Doktor Heilborn, „und an solch dummes Geschwätz möchten Sie glauben, gnädige Frau? Das scheint mir denn doch unmöglich, so wenig Werthschätzung des weiblichen Geistes Sie mir auch zutrauen mögen.“

„Es ist damit wie mit jedem Aberglauben,“ sagte Frau von Ramberg, „wie zum Beispiel mit den Dutzehn bei Tisch und ähnlichen Dingen — der Geist glaubt nicht daran, aber das Gefühl wird beunruhigt und die freie Behaglichkeit wird zerstört. Ich glaube gewiß nicht daran, daß von dreizehn Personen, die an einem Tisch zusammensitzen, eine im Laufe des Jahres sterben müsse, und doch kann ich versichern, daß ich mich nur mit peinlichem Widerstreben an eine solche Tafel setzen würde und daß ich nicht im Stande wäre, eine heitere und ungewundene Unterhaltung unter dem Druck dieses Aberglaubens zu führen. Ebenso ist es mit den Pflanzen und Bäumen; ich würde in einem Garten meinen Platz gewiß nicht unter einer Trauerweide wählen und würde keine Todtenblumen auf meinen Beeten oder meinen Blumentischen dulden, obgleich ich vollkommen überzeugt bin, daß diese Pflanzen auf mein Leben und mein Schicksal keinen Einfluß haben können. Die Freude an meinem Platz in der schönen grünen Epheuhecke ist ja eigentlich nur eine Illusion, denn materiell sitze ich auf jeder andern Stelle ebenso gut, ja vielleicht besser und bequemer als dort; aber eben diese Illusion wird mir durch den Gedanken zerstört, daß mein Epheu Unglück bringen soll — ich kann keine Freude mehr daran haben und mein Gefühl wird unwillkürlich und, wie ich gestehe, ganz unvernünftigerweise durch seinen Anblick beunruhigt und gedrückt. Deshalb möchte ich die Herren fragen, ob der Aberglauben von der unglückbringenden Kraft des Epheu irgend welche symbolische oder mythologische Begründung oder, ich will lieber sagen, Veranlassung haben könnte.“

„Durchaus nicht, meine gnädige Frau,“ erwiderte Doktor Landen; „nach der Symbolik der alten Mythologie müßte gerade umgekehrt der Epheu eine glückbringende Bedeutung haben. In Aegypten war er dem Osiris, das heißt also der Personifikation der göttlichen Schöpfungskraft heilig, und in Griechenland dem Bacchus, also dem Gott der frischen Lebenskraft und des freudigen Lebensgenusses. Der Thyrsusstab, das Symbol der Freude, den der ewig junge Gott führt, war mit Epheulaub umwunden und besaß ja die Kraft, alle Sorgen und allen Kummer des Lebens im glücklichen Rausche vergessen zu lassen. Nach der alten Mythologie würde man also in einer Laube von Epheu sich unter dem Einfluß des Osiris oder des Bacchus befinden und jedenfalls nur eine freundliche und sorgenerlöschende Wirkung verspüren. Auch befränzte man die festlichen Tafeln zu Ehren des Bacchus mit Epheulaub und aus dem Holz des Epheustammes schnitzte man kunstvolle Becher, aus denen man dem Gott die Libationen darbrachte. In Italien flocht man noch bis in das spätere Mittelalter hinein Epheulaub

in die Lorbeerfränze der Dichter, vielleicht um anzudeuten, daß der süße Rausch des Thyrsusstabes, welcher alle niederen Sorgen der materiellen Welt vergessen läßt, nothwendig sei, um die Sieges- und Ruhmeskrone der Poesie aus den Blättern von Apollo's Baum zu erringen. — Der Name Epheu stammt nach meiner Ueberzeugung von jener mythologischen Bedeutung der Pflanze und ist eine Korruption des alten Evox, des Jubelrufs, mit welchem man bei den Bacchusfesten den Gott begrüßte, denn das altdeutsche Wort Eppich ist wohl kaum die Wurzel für Epheu und noch weniger kann dieser Name von dem lateinischen Wort Hedera stammen. Man benannte eben die Pflanze mit dem Wort, das man ausrief, wenn man ihre Blätter an den Thyrsusstab des Bacchus zuges erblühte.“

„In der That,“ sagte Frau von Ramberg, „das gefällt mir, — ich habe schon oft darüber nachgedacht, woher wohl der sonderbare Name Epheu stamme, der weder deutsch noch französisch noch italienisch ist, und ich werde nun um so lieber meine Lieblingspflanze bei diesem Namen nennen, da ich weiß, daß derselbe einen Jubel- und Freudenruf bedeutet.“

„Außerdem,“ fuhr der Graf Sternfeldt fort, „war der Epheu sowohl im Alterthum als im Mittelalter ein Symbol der Freundschaft, und es ist mir daher besonders angenehm,“ fügte er lächelnd hinzu, „zu hören, daß der Doktor Heilborn so gern mit der gnädigen Frau unter einer Epheuhecke sitzt, zum Beweise, daß der kleine Krieg, dessen wir zuweilen hier Zeuge sind, keinen Einfluß auf die gegenseitigen Gefinnungen hat.“

„Durchaus nicht,“ sagte Frau von Ramberg lachend, „Sie wissen ja: was sich liebt, das neckt sich.“

„Ohne meine grauen Haare,“ sagte Doktor Heilborn, „wäre es vielleicht vermessen von mir, wenn ich diesem so liebenswürdigen Wort der gnädigen Frau zustimme, so aber dürfen wir wohl unsere Gefühle offen einander gestehen — wollte man übrigens, wie es mir ja so oft vorgeworfen wird, pessimistisch sein, so könnte man bei dem Symbol des Epheus einen schlimmen Rückschluß auf die Freundschaft machen. Der Epheu rankt sich ja an Bäumen empor, schlägt seine Wurzeln in dieselben ein und saugt ihnen das Mark aus, so daß der Baum, den der Epheu mit seiner Freundschaft beehrt, endlich zu Grunde gehen muß. Man könnte daraus auf die vom Alterthum her datirende Erfahrung schließen, daß bei jeder Freundschaft der eine oder der andere Theil nur von egoistischen Rücksichten bewegt werde und bei seinem zärtlichen Anschluß an den Freund nur darauf ausgehe, demselben das Mark auszusaugen.“

„Wir wollen die Sache lieber umkehren,“ warf Frau von Ramberg ein, „und sagen, daß der Freund desselben auch sein Leben hingibt, um dem Freund zu helfen.“

„Das ist in der That schöner,“ sagte Graf Sternfeldt, „wenn es sich freilich auch leider nicht leugnen läßt, daß des Doktors pessimistische Auslegung nur zu oft eine traurige Wahrheit ist.“

„Nun,“ sagte Frau von Ramberg, „ich danke den Herren für ihre liebenswürdige Aufklärung, mit der ich schon vollkommen zufrieden bin — meine alte Haushälterin soll mir jetzt die Freude an meiner schönen Laube nicht mehr verkümmern, werde ich doch nun auf meinem Lieblingsplatz beim Anblick der grünen Ranken an Bacchus und Apollo, an die Poesie und die Freundschaft denken.“

„Und es wird,“ sagte der junge Graf Sternfeldt, „für jeden Besuch von um so höherem Werth sein, wenn die gnädige Frau ihn in ihrer Epheuhecke empfängt.“

„Dieser Platz,“ sagte Frau von Ramberg flüchtig erröthend, „wird fortan nur dem Doktor vorbehalten bleiben.“

„Uebrigens,“ bemerkte der alte Graf Sternfeldt, „möchte der Aberglaube der alten Frau, welcher jedenfalls in der mythologischen Symbolik des Alterthums seine Begründung findet, aus der neuern Zeit herrühren und daher stammen, daß man jetzt so häufig den Epheu zum Schmuck der Gräber verwendet. Aber auch aus diesem Gebrauch kann man kaum eine unheilverkündende Symbolik ableiten — der Epheu ebensowohl wie das Immergrün bedeuten auf den Gräbern durch ihre allezeit frischen Blätter doch wohl nichts Anderes, als die nie ersterbende Liebe und Treue und das auch durch den Winter des irdischen Lobes hindurch zum ewigen Frühling hinaufgrünende unvergängliche Leben.“

„Auch diese Bedeutung,“ sagte Frau Ramberg, „will ich mir gern gefallen lassen, schließlich sie doch die heilige Symbolik des Christenthums an den schönen und freundlichen Kultus der alten Welt an.“

„Der Epheu ist also gerettet,“ sagte Doktor Heilborn, „und ich habe dabei noch den Vorzug des ausschließlichen Rechts auf den Liebesplatz der gnädigen Frau erworben — nur zu einem Zweck wird, trotz dieser Chevreurettung, die grüne Epheuranke niemals Verwendung finden.“

„Und das wäre?“ fragte Frau von Ramberg.

„Zum Ball- und Toilettenischmuck für Damen, welche die Grenzen der Kindheit überschritten haben,“ erwiderte der Doktor.

„Und warum das?“ fragte Frau von Ramberg.

„Der Epheu,“ erwiderte der Doktor, „hat die besondere Neigung, sich mit Vorliebe um Ruinen zu ranken, und man könnte —“

„Nun,“ rief Frau von Ramberg lachend, „ich verspreche Ihnen, Doktor, daß ich bei dem nächsten Ball meine Toilette mit Epheuranken garniren werde.“

„Ich glaube Ihnen das gern,“ sagte der Doktor achselzuckend, „doch wette ich mit Ihnen, daß Sie es in zwanzig Jahren nicht mehr thun werden.“

„Zwanzig Jahre,“ sagte Frau von Ramberg finnickend, „welch eine Zeit!“

„Eine Ewigkeit, wenn sie vor uns liegt,“ sagte Graf Sternfeldt, „und ein Augenblick, wenn wir zurücksehen.“

„Doch bleiben wir bei der Gegenwart,“ sagte Frau von Ramberg, „bei der Gegenwart, die uns ja so viel Neues und Interessantes bringt, wie selten eine Zeit vorher. Ein neuer Welttheil öffnet sich uns, von dem wir bisher nur mit leichtem Schauern in den Reisebeschreibungen der Forscher gelesen haben, die so häufig ihren fähigen Wissensdrang mit dem Leben bezahlt haben. Fast kommt es mir zuweilen vor, wenn ich jetzt die Zeitungen lese, als ob wir uns in den Zeiten der Entdeckung von Amerika befänden, und ich werde häufig an meine Kindheit erinnert, in der ich mit hochgepanntem Interesse Campe's Entdeckungsschriften las; wäre ich ein Mann, bei

Gott, es könnte mich reizen, hinauszuziehen nach den afrikanischen Küsten, um dort dem deutschen Handel neue Goldquellen zu öffnen, wie es einst Kolumbus, Cortez und Pizarro thaten.“

„Man muß doch,“ jagte der Landrath von Strebenstein, „dieser neuen Unternehmung mit etwas kühlerer Vorsicht gegenüber treten, wie es ja auch unsere Regierung thut, um sich nicht in Abenteuer zu verstricken, welche zu verhängnißvollen Rückschlägen führen können.“

„Nein, Herr von Strebenstein,“ sagte der alte Graf Sternfeldt, „dieser Meinung bin ich nicht und so wie ich die Verhandlungen im Reichstag aufgefäßt habe, ist das auch nicht die Stellung des Kanzlers. Wohl hat er es ausgesprochen, daß die Regierung vorsichtig und allmählig vorgehen müsse und nicht ausschließlich ihre eigene Macht und Geldmittel in den Kolonien engagiren dürfe. Aber der Fürst Bismarck hat es doch auf der andern Seite für absolut nothwendig erklärt, daß eine volle und begeisterte Strömung aus dem Volke selbst die kolonialen Unternehmungen unterstützen müsse, weil sonst die Regierung von einer sichern Verfolgung ihrer Politik absteigen müsse. Und darin hat der Kanzler, wie in allen seinen Gedanken und Plänen, vollkommen Recht — Vorsicht der Regierung und dahinter begeistertes Feuer der nationalen Thatkraft, das sind die Bedingungen eines wirklichen Erfolges unserer überseeischen Unternehmungen.“

„So glauben Sie also an einen solchen Erfolg?“ fragte Frau von Ramberg. „Häufig hört man daran zweifeln und ich kann mir selbst kein Urtheil darüber bilden.“

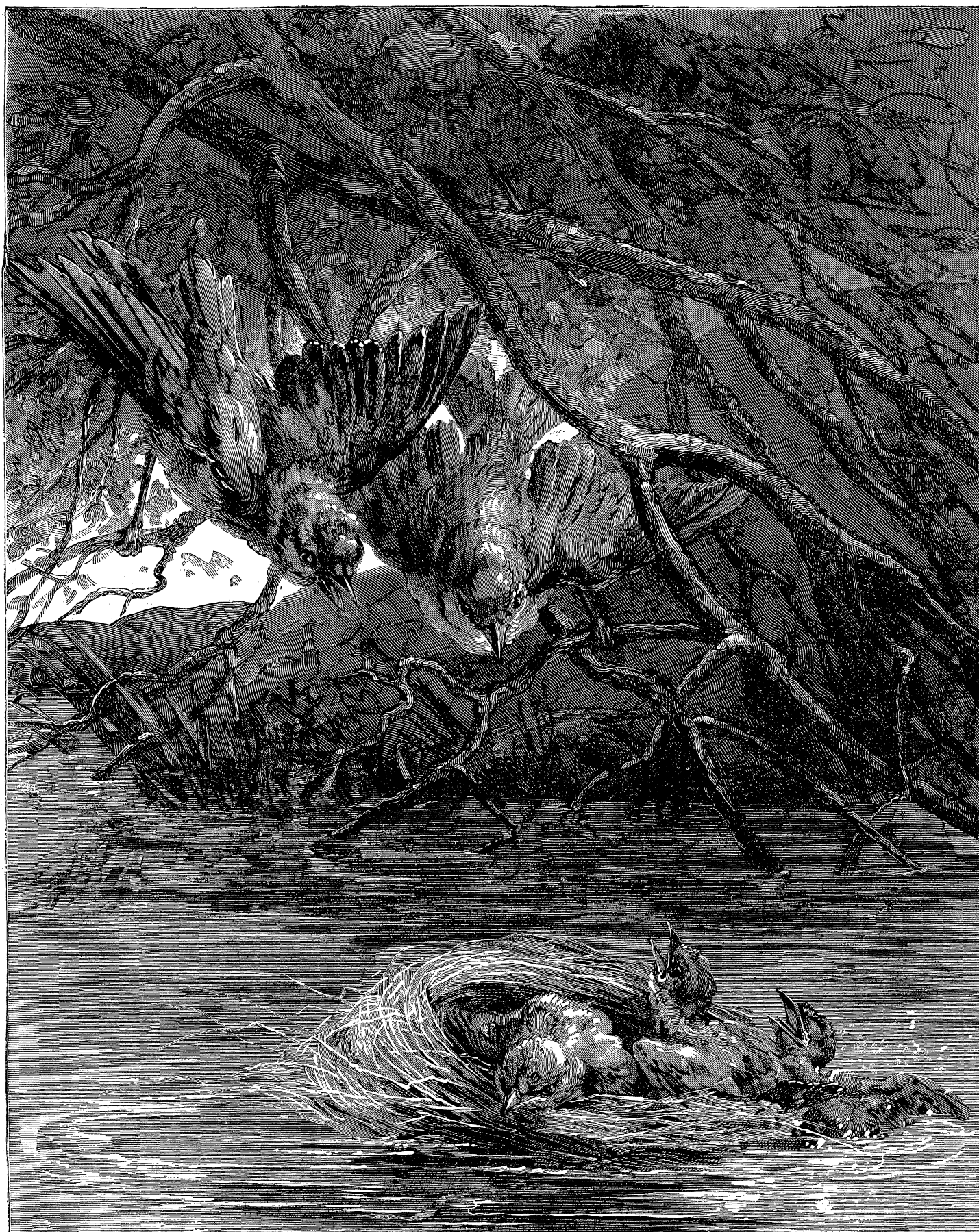
„Ich glaube unbedingt,“ erwiderte Graf Sternfeldt, „an einen ganz außerordentlichen Erfolg, der glänzender und großartiger sein wird für den Reichthum und die Macht Deutschlands eine größere Bedeutung haben wird, als es sich jetzt selbst die lebhaftesten Vertheidiger der kolonialen Unternehmung, ja die Unternehmer selbst, träumen lassen — hat nicht Kolumbus, hat nicht Cortez und Pizarro mit Mißgunst, Zweifel und kleinhändigen Hindernissen zu kämpfen gehabt? Die Durchschnitthöhe der Menschen ist ja so ungeheuer beschränkt, daß sie immer an allem Neuen mädeln und sich nur mit Mühe dazu entschließen kann, den Jopf der Gewohnheit abzuschneiden, um aus den alten, eingefahrenen Geleisen des Lebens in neue Bahnen einzulernen. Ein Welttheil wie Afrika, der so unendlich reich an ungehobenen und zum großen Theil noch völlig unbekannten Schätzen ist, muß, wenn erst die ersten Schwierigkeiten überwunden sind, einen außerordentlichen Strom von Reichthum zu uns her ergießen, der nicht bloß an einzelnen großen Mittelpunkten sich ansammeln, sondern befruchtend durch das ganze Volk strömen wird. England hat ja vorzugsweise durch seine ostindische Compagnie seine heutige Machtstellung erreicht. Deutschland ist heute die erste Macht der Welt, aber es ist arm, wenn jedoch aus unseren Kolonien erst die Reichthümer der unerschöpflichen Quellen Afrikas zufließen werden — und dieß wird früher geschehen, als man es heute voraussetzt — dann wird kaum eine Rivalität mit der deutschen Macht noch möglich sein. Wie schnell haben sich die spanischen und portugiesischen Kolonien vor Jahrhunderten entwickelt, obgleich man gar kein Kapital darauf verwenden wollte und vom ersten Augenblick an sie auf die rückständigste Weise ausbeutete, und doch kommt keine der bisher kolonisirenden Nationen den Deutschen an Arbeitskraft, Fleiß und Ausdauer gleich, so gar die Engländer, welche doch germanischer Rasse sind, haben überall nur die unterworfenen Völker arbeiten lassen und eigentlich ihre Kolonien so ziemlich auf den Raubbau, wie man sagt, ausgebeutet. Mit uns wird das anders sein — wir werden wirklich arbeiten und wirthschaften, nicht bloß ausrauben, und darum werden wir um so glänzendere und auch um so dauernere Erfolge haben, vorausgesetzt eben, daß wirklich der Volksgeist immer lebhafter und begeisterter sich den Bahnen zuwendet, welche unser großer Staatslenker geöffnet hat. Warten Sie nur einige Jahre, meine gnädige Frau, ich glaube Ihnen versprechen zu können, daß Sie Wunder sehen werden, von denen wir uns Alle heute noch nichts träumen lassen.“

„Es freut mich,“ rief Frau von Ramberg, „daß der Graf, der doch sonst nicht zu sanguinischen Aufwallungen geneigt ist, so lebhaft für Kolonien eintritt — ich habe bei den Erzählungen davon bisher nur den Reiz des Neuen und Außerordentlichen empfunden und es wäre ja herrlich, wenn sich damit auch ein so großer praktischer Vortheil für unser Volk verbinden würde — wir werden doch dann auch unsere neuen deutschen Mitbürger von der schwarzen Farbe anders in Berlin sehen, als in den Ausstellungen des Panoptikums und, ich muß gestehen, das wird mich ganz besonders interessieren und in unser Gesellschaftsleben nicht nur im eigentlichen Sinne, sondern auch bildlich gesprochen, einen ganz neuen Farbenton bringen.“

„Ganz gewiß, gnädige Frau,“ sagte der junge Graf Sternfeldt, „wir werden ohne Zweifel, soweit das nur irgend möglich ist, den neuen Unterthanen und Schutzbefohlenen des deutschen Reiches die Menschen- und Bürgerrechte geben, welche bisher die kolonisirenden Nationen den Eingeborenen verweigerten, welche sie überall wie Sklaven, ja zuweilen fast wie jagdbare Thiere behandelten, und den Grundjatz der alten Römer befolgten, welche den Bewohnern der Kolonialstädte, wenn sie sich in Rom niederließen, das römische Bürgerrecht gaben. Es wird übrigens nicht das erste Mal sein, daß wir schwarze Unterthanen der Hohenzollern in Berlin sehen, denn schon im Jahre 1687 unterwarf sich der Negerfürst Seyet Wilde Heddi, welcher sich einen König von Arguin nannte, dem souveränen Schutz des großen Kurfürsten — die Originalurkunde darüber befindet sich noch in den königlichen Archiven und damals schon erschienen Gesandte der Negerfürsten in Berlin, um dem großen Hohenzollern als ihrem Oberherrn zu huldigen. Unsere Vorfahren vor zweihundert Jahren haben also schon das außerordentliche Schauspiel genossen, dem wir jetzt entgegensehen.“

„Wir leben in der That in einer merkwürdigen und hochangeregten Zeit,“ rief Frau von Ramberg, „welch' ein großes Feld öffnet sich da nicht auch der Civilisation, die man heutzutage leider so oft als leeres Wort im Munde führt, welche hohe Aufgabe ist es nicht, unsere Kultur zu jenen armen, rohen Völkern hin zu verpflanzen und sie auf dem fremden Boden neue Früchte treiben zu lassen.“

(Schluß folgt.)



In's Wasser gestürzt.

Ach, im Leben auch der kleinen
Vöglein wechseln Freud' und Leid,
Mag auch noch so glücklich scheinen
Diese schöne Frühlingszeit.

Heute hat durch Forst und Saaten
Grimmig ein Orkan gesetzt,
Der mit Schrecken sich entladen
Und Verheerung rings erregt.

Ueberm Wiesenbach die Nester
Bog er nieder auf den Grund,
Warf die Vöglein mit dem Neste
In der Wogen tiefen Schlund.

Und die beiden Alten flogen
Jammernd durch des Sturmes Wehn,
Die sie liebend aufgezogen,
Müssen hilflos untergehn.

Und kein Helfer will erscheinen,
Wie auch bang das Pärchen schreit —
Ach, im Leben auch der kleinen
Vöglein wechseln Freud' und Leid.

Kr. Kav. Seidl.

Zeichnung von H. Giacomelli.



Kriegsbente. Gemälde von José Gallegos.

Der Referendar.

Novelle

von

Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)



Doch zufrieden mit sich und seinen löblichen Intentionen, zündete sich Leopold eine Cigarre an, blies mit dem Ausdruck einer männlichen Energie, die seine Stimmung symbolisiren sollte, den bläulichen Rauch von sich und postirte sich dann breit vor die Staffelei. Eine Nuance im Hintergrund hatte ihm, so lange sich Isa im Atelier aufhielt, ein wenig Kopfschmerz gemacht. Jetzt fand er, wie zur Belohnung, augenblicklich das Rechte. Die Cigarre in den Mundwinkel schiebend, griff er eben mit freudiger Elastizität zur Palette, als es bescheidenlich kloppte.

„Was willst Du?“ fragte er, in der Meinung, es sei Tonso, der junge Toskaner.

Nicht die Thüre jedoch nach dem Seitengemach öffnete sich, sondern die nach dem Korridor, und auf der Schwelle erschien Hermann, der Diener.

„Verzeihung — ich wollte den Herrn Professor nicht stören — aber der Bote sagte, die Angelegenheit sei möglicherweise eilig.“

Er überreichte seinem Gebieter ein resebafarbenes Billet.

„Von der Holmhausen!“ murmelte Leopold, das Monogramm und die Krone betrachtend. „Sollte das jetzt schon die Einladung sein für die künftige Fete? Oder soll ich ihr gar, wie Lucius und Reuenthal, beim Stellen der lebenden Bilder behülflich sein? Das wäre...“

Unter dem Eindruck des ironischen Zufalls, der ihm gerade jetzt, nach so wohlgefaßten Entschlüssen, eine derartige Perspektive eröffnete, las er, wie folgt:

„Verehrter Meister!“

„Durch Herrn von Schleinitz erfahre ich ganz par hazard, daß Ihre köstliche ‚Gondelfahrt‘, deren Anblick mir bis dahin leider versagt geblieben, von ihrer Wanderung durch die süddeutschen Ausstellungen zurückgeführt ist und sich seit einigen Tagen wieder im Atelier ihres Schöpfers befindet. Schleinitz erzählte mir, daß Sie die kleine Beschädigung, die das Kunstwerk erlitten hat, gleich am ersten Morgen völlig beseitigt haben, daher denn die Ueberführung nach dem Palais des glücklichen Käufers vielleicht schon morgen vollendete Thatsache sein wird. Da ich nun nicht die Ehre habe, Herrn Bankier Begold zu meinen Freunden zu zählen, so ist Gefahr im Verzug. Mit Ihrer Erlaubniß werde ich heute noch oder, falls es bis dahin noch Zeit ist, morgen präzis halb Zwölz Ihrem Atelier eine Visite abstatten. U. A. m. g. Ich freue mich unbeschreiblich! NB. Ich kenne das Werk natürlich aus allen erdenklichen Nachbildungen, aber was mir Schleinitz vom Kolorit gesagt hat, läßt mich ja eine förmliche Symphonie in Farben erwarten — und die Farbe ist und bleibt doch die Seele der Malerei!“

„Mit der Bitte, mich Ihrer lebenswürdigen Frau Gemahlin angelegentlichst empfehlen zu wollen, bin ich, verehrter Meister, Ihre herzlich ergebene

Eleonore Gräfin Holmhausen,
geb. Fürstin Baranji.“

„Das war vorauszusehen!“ dachte Leopold. „Man weiß zwar so ziemlich in allen Kreisen der Residenz, daß ich ein fanatischer Feind aller Störungen bin, und Tonso hat nanngerade gelernt, mir die Neugierigen vom Leibe zu halten; aber die Gräfin? Nein, wie die Dinge liegen, wäre das einfach ungezogen... Verwünscht! Der Kasus bringt mich aus aller Stimmung.“

Er trat zu Hermann heran.

„Sagen Sie dem Ueberbringer — oder nein — ja, doch — bestellen Sie, ich lasse mich der Frau Gräfin empfehlen und erwarte sie morgen zur bezeichneten Stunde.“

Der Diener entfernte sich. Leopold warf sich verbrießlich in einen Sessel.

Was hatte er nur? So schwierig und kompliziert war die Arbeit, die bis zur Vollendung des neuen Gemäldes vor ihm lag, keineswegs, daß die kurze Unter-

brechung durch den Besuch Eleonores ihn aus dem Konzept hätte bringen können. Vor acht Tagen noch würde er sich über die resebafarbene Zuschrift lebhaft gefreut haben. Jetzt aber umspann es ihn wie die Ahnung künftiger Verstimmungen. Und das Alles nur wegen der neulichen Szene im Wagen! Er war doch eigentlich thöricht, daß er sich so unter den Bann einer weiblichen Laune stellte!

Nach einer Weile erhob er sich.

„Bah! Die Sache war nicht zu ändern! Isa mußte begreifen, daß er gar keine Wahl hatte! Und dann — dieß Billet verrieth ja zur Evidenz, daß der Besuch der Gräfin nur seinem Wille galt! Deutlicher konnte ihr Enthusiasmus sich nicht betätigen!“

Leopold arbeitete noch bis gegen halb Drei. Als er dann die Palette beiseite legte und sich in's Nebenzimmer begab, wo er sich umkleidete, kam er sich lächerlich vor mit den Ermüdungen von vorhin. Die ganze Geschichte war nicht der Rede werth... Isa würde sich allmählich gewöhnen... Er begab sich seiner männlichen Würde, wenn er sich überhaupt nur entschuldigte.

Gleichwohl verabsäumte er nicht, ehe er die Treppe hinabstieg, das Entlastungsbillet in die Tasche zu stecken.

Kurz nach Drei meldete Hermann den Referendar Oskar von Deerendorf.

Strahlenden Angesichts, die runden Wangen von der lebhaften Februarwärme tüchtig geröthet, trat der Angekündigte über die Schwelle. Mit einer ungezwungenen Art, die zwischen Mitterlichkeit und Burschikosität eine behagliche Mitte hielt, schritt er auf seine Cousine zu, küßte ihr höflich die Hand und entschuldigte sich, daß er hier gleich so als Gast erscheine, ohne zuvor, wie die Pflicht dieß geboten hätte, offiziell seine Aufwartung zu machen. Von zwanzig Hindernissen, die er anführen könne, wolle er das eine nur namhaft machen: die mehrstündige Ausdehnung seines Besuchs bei dem Amtsrichter Georgi, seinem Herrn Vorgesetzten, der ihn gegen allen Comment von halb zwölf bis Schlag zwei Uhr mit der Darlegung eines verwickelten Rechtsfalles hingehalten und ihn förmlich gerädert habe.

Gienach umarmte er mit großer Herzlichkeit seinen Studienossen, legte ihm dann die Hände fest auf die Schultern und sah ihm ein paar Minuten lang in das geistreich-interessante Gesicht.

„Brillant!“ rief er nach einer Weile. „Der Ruhm und die Ströme Golbes, die Dir in's Haus fluten, scheinen Dir ebenso gut zu bekommen, wie das Erlanger Bier und die Pfälzer Weißweine! Du hast Dich ganz famos konservirt — oder sagen wir besser: entwickelt, denn das Konserviren kommt später. Freilich — er sah sich in dem äußerst wohligen, elegant ausgestatteten Zimmer um, das nach rechts und links durch zwei faltenreiche Portiären den Blick in die nicht minder traulichen Nebenräume gestattete — „freilich, wer ein solches Nest sich gebaut hat — à la bonne heure! dieses köstliche Clairobscur, diese Teppiche, diese molligen Draperieen — wahrhaftig, vom Standpunkt eines deutschen Referendars ein geradezu orientalischer Luxus! Das Alles hat Schmiß, exorbitanten Schmiß — Du verzeihst, liebe Cousine, wenn der Ausdruck Dich ein wenig choquirt, aber das liegt noch im Blute! Leopold wird sich erinnern: damals in Heidelberg hatte Alles und Jedes Schmiß — das Bier hatte Schmiß, ein neuer Rock hatte Schmiß, eine sympathische Landschaft, eine lustige Kellnerin, ein berühmter Dozent, eine gute Bemerkung... Weiß Gott, ganz famos! Du bist wirklich ein Glückspilz, Leopold! Und nun dazu diese reizende blonde Frau, die ich mit Stolz zu den schönsten Blüten unseres Jahrtausende alten Stammbaums rechne... Wahrhaftig, man könnte fast neidisch werden!“

„Du bist doch noch immer der Alte,“ verlegte Isa lächelnd.

„Ja wohl: ‚Zeit Lebens ein Student‘, wie Scheffel singt!“ bestätigte Leopold. „Aber gibt's denn was Besseres? Der Ernst des Lebens ist so beglückend nicht; ein guter, herzensfrischer Humor dagegen erträgt das Schwerste. Weißt Du, Oskar, Du bist eigentlich das Ideal eines ewigen Junggesellen — eines solchen, mein ich, der niemals altern kann! Der geborene Antipode aller Philisterei, mag sie sich nennen, wie sie will! Das ist so wahr, daß ich Deinen artigen Enthusiasmus für unser friedliches Heim als eine flüchtige Laune betrachte, wenn nicht gar als eine Phrase der Höflichkeit. Was? Eine Gargonwirthschaft im flottesten Style — das ist und bleibt doch das wahre Medium für Leute Deines Kalibers! Du solltest auch niemals heirathen, denn Du als Familienhaupt — bah! eine contradictio in adjecto!“

Oskar von Deerendorf zuckte die Achseln. Aus der Tiefe seiner mächtigen Burschenbrust holte er ein bröhnendes „Hm!“ hervor, das sich nicht deuten ließ.

In diesem Augenblick brachte der Diener die Meldung, daß man servirt habe.

III.

Das kleine Diner verlief außerordentlich animirt.

Oskar von Deerendorf sprudelte förmlich von Geist und Laune, und je länger man tafelte, um so studen-tischer ward die Kühnheit seiner Diktion. Doch bewahrte er selbst bei Redensarten, die im Mund eines Andern derb oder trivial geklungen hätten, ein schwer definirbares Etwas von akademischer Bornehmheit, wie auch die lebhafteste Gourmandise, die er entwickelte, nichts Verlegendes hatte. Er besaß eben das schätzbare Privilegium, die Grenze dessen, was sonst der Takt und die Sitte der guten Gesellschaft vorschreibt, um ein Weniges überschreiten zu dürfen, ohne sich ernstlich im Lichte zu stehen oder seinen Mitmenschen lästig zu fallen.

Bei der Krebsuppe erzählte er einen „famosen Nachtstandal“, den er mit einigen Kommilitonen zu Bonn inszenirt hatte.

So stark die Geschichte sich anhörte, so wenig konnte selbst die feinfühligke Isa umhin, über die Extravaganzen ihres Cousins herzlich zu lachen.

Ja, als sich nachher bei den Lachsforellen eine Debatte darüber entspann, ob die acht Tage Carcer, die das Universitätsgericht über die Thäter verhängte, nicht vielleicht dennoch, wie Oskar behauptete, eine gar zu drakonische Ahndung gewesen, da nahm Isa die Partei ihres Veters, erklärte den Streich für leidlich frech, aber im Grunde doch harmlos, und meinte, in solchen Fällen, wo seitens der Delinquenten keine Bosheit im Spiel sei, müsse gerade ein Universitätsgericht Milde üben.

Leopold widersprach dem. Just das Drakonische der Repressivmaßregeln verleihe derartigen Excessen einen poetischen Reiz, und so vollkommen die akademische Jugend im Rechte sei, wenn sie gelegentlich über die Schnur schlage, genau so vollkommen sei die Behörde autorisirt, die Ertrappten ohne Mitleid beim Schopf zu fassen.

„Uebrigens,“ fügte er neckisch hinzu, „ich freue mich Deiner nachsichtsvollen Gefinnung! Das bedeutet für's Barometer der Häuslichkeit schön Wetter oder Beständig!“

„Nun,“ lachte Oskar, „ich will doch nicht hoffen, daß Du einer Freierin von Deerendorf nachsagen möchtest, dieß Wetterglas zeige zuweilen auf Sturm oder nur auf Veränderlich!“

„Das wäre nun so ein Fund für Dein indiscretos Gemüth, wenn Du's glücklich herausbrächtest, daß auch dieser leuchtende Himmel seine Bewölkungen hat! Aber Du quälst Dich umsonst. Wenn's hier allenfalls einmal regnet, dann regnet's ganz unter uns. Nicht wahr, Isa?“

„Also doch, Du Tyrann!“ rief Oskar pathetisch. „Denn die Schuld liegt natürlich an Dir, nicht an Isa, die ein leidhafter Engel ist! Aber so seid ihr Malerfürsten! Den Kopf mit hundert schöpferischen Projekten erfüllt, kommt ihr aus eurer Werkstatt und tragt so die Verstimmungen eures Ringens in die schöne Arena der Wirklichkeit! Ihr vergeßt, daß es nur die Schuld eurer Muse, nicht aber die eurer lebenswürdigen Frau ist, wenn dort und da ein künstlerischer Gedanke nicht völlig in's Klare will! Kein Produziren ohne feilschen Kampf! Nun soll das unglückliche Opfer eurer despotischen Laune in zitternder Ehrfurcht vor dem schaffenden Genius verstummen und Alles einstecken — eure Zerkrentheit, euer verbrießliches Stirnrunzeln, eure unwirschigen Antworten, euer plötzliches Desertiren... Oder hast Du den Raptus jener stundenlangen Spaziergänge unter zwei Augen Dir in der Zwischenzeit abgewöhnt? Na, wie dem auch sei, ich kann mir schon vorstellen, daß Du Dir eventuell irgend was Anderes zum Ersatz angewöhnt hast, was nicht minder verstimmend wirkt — etwa das Rauchen unerträglich starker Havannas oder das Räsonniren über zu spärlich gestärkte Hemden. Denn die sonst so beliebte Klage über die Niederträchtigkeiten der Bödin — oder habt ihr gar einen Koch? — scheint mir in concreto undenkbar — so süßlich läßt sich dieß brillante Diner an!“

Hiermit war der Referendar auf seinem ureigensten Terrain angelangt. Schon auf der Hochschule galt er für einen Feinschmecker. Mehr noch als aus den Worten, die er von Zeit zu Zeit laut werden ließ, sprach seine Bewunderung für die Leistungen der van der

Straaten'schen Küche aus seinen Thaten. Man bekam selbst Appetit, wenn man ihn schwelgen sah. Isa strahlte im Stolz der Hausfrau; noch niemals hatte sie mit so liebenswürdigem Eifer die Wirthin gemacht. Als sich der Diener entfernt hatte, schritt sie selber nach dem Büffet, um ihrem dankbaren Gaste die Schüssel zum dritten Mal anzubieten. Sogar den Wein überwachte sie, der doch sonst in den Messor ihres Mannes gehörte.

Oskar bezeugte sich für diese Aufmerksamkeiten äußerst erkenntlich. Beim Dessert wandte er sich wohl eine Viertelstunde lang ausschließlich zu seiner Cousine, frischte allerlei Jugenderinnerungen auf und trank mehrfach „Ganze“ auf ihr spezielles Wohl.

„Weißt Du noch,“ hub er nach einer solchen Guldigung wiederum an, „damals in der alten Ruine am Klosterberg — das war doch auch ein Begebniß von unneugbarer Klassizität? Was?“

„Ach ja, damals!“

„Hat Dir Isa davon erzählt?“ wandte sich Oskar zu Leopold.

„Nicht daß ich wüßte! Was war das für ein glorreiches Abenteuer?“

„Nun, wir Beide, Isa und ich, hatten bei einer Landpartie in's Hagenauer Gehölz den Einfall gefriert, die Ruine Ginsterbach zu besuchen, während die Uebrigen mit Todesverachtung das jeu de gráce spielten. Ich trug den Arm im Verband und konnte nicht mitmachen. Nun hatte ich kurz zuvor einen Aufsatz gelesen, der allerlei Wunderdinge von dem Keller des Klosters berichtete, von unterirdischen Nischen, in denen die Patres während der Zulistige dem Trunk oblagen, von gemauerten Sophas, von eingemeißelten Inschriften, die sehr wenig klösterlich klangen und so weiter, und da wir just in der Nähe waren, so ergriff mich ein archäologisch-trinkwissenschaftliches Interesse. Isa, die sich des Tags über schwesterlich meiner angenommen, erklärte sich gern bereit, mir zu folgen. Ich war ihr außerordentlich dankbar, obgleich ich jetzt überzeugt bin, das Opfer war nicht so groß, denn keiner der Kavaliere vom jeu de gráce imponirte ihr, und Leopold, der Gott ihres Lebens, war noch nicht aufgetaucht.“

„Wie scharf Du beobachtest!“ lachte die junge Frau. „Das liegt so in meiner Art. Na, also weiter! Isa nimmt ihren Sonnenschirm, den reizenden rothen — weißt Du noch, Isa? — der warf so eine rosige Aureole über Dein blondes Gesichtchen; der blasse Burschenschaftler mit den wässerigen Augen faselte immer von „Beleuchtungseffekten“. Wir schlichen uns heimlich hinweg — Isa, um das Spiel nicht zu stören, ich, weil ich Angst hatte, die alte Französin mit der kornblauen Jacke — wie hieß sie doch? Na, die Tante der kleinen Louise — könnte auf den Einfall gerathen, sich uns anschließen zu wollen und dann wäre die ganze Stimmung beim Teufel gewesen.“

„Ja, sie war schrecklich, die gute Madame Laferme,“ bestätigte Isa.

„Wir erreichten also das Kloster und pochten an's Wärterhäuschen. Kein Mensch reagirt. Der Kustode war abwesend. Für uns natürlich kein Grund, den phänomenalen Keller unbefichtigt zu lassen. Die Thüre des Häuschens lag nur im Schloß. Wir treten ein, gewahrten nach kurzem Suchen den Schlüssel zum Hauptportal und bringen auf gut Glück vorwärts. Die halb zerfallene Kirche wird flüchtig berührt, dergleichen das Denkmal des hochseligen Abts Gervastus. Schließlich entdeckten wir in der Mitte eines mächtigen Kreuzgewölbes den Punkt, wo mein gut geschulter Instinkt den Eingang zum Keller vermuthete. Hier lag nämlich zwischen den Steinplatten eine wichtige Fallthür, so massiv und so kunstgerecht mit Eisen beschlagen, daß selbst der Unerfahrene sich sagen mußte: mit so ängstlicher Sorgfalt konnten die würdigen Patres nur ihr Bestes, nur ihre hauchigen Taffelasse verwahren.“

Oskar, ergriffen von dem lockenden Bilde, das er sich hier vor die Seele führte, leerte sein Glas mit dem prächtigen Chambertin auf einen einzigen Zug; denn er hielt es für sündhaft, zum Champagner überzugehen, so lange sonst was Genießbares in den Potalen perlte. Das war seine Eigenheit.

Hierauf die Krystallchale mit dem schäumenden Nöderer aufnehmend, wandte er sich zuerst zu Leopold, den er nach echtem Trinkcomment salutirte, und dann zu Isa.

„Im Ernst, liebe Cousine,“ sprach er mit komischem Nachdruck, „das verstehe ich nicht, wie Du dieß exorbitante Abenteuer Deinem Gatten verschweigen konntest! Es war doch gottvoll genug!“

„Sollte ich Dir wirklich niemals erzählt haben?“ sagte Isa zu Leopold.

„Keine Sylbe!“

„Nun,“ meinte die junge Frau, „es war vielleicht Absicht. Die Sache hatte, bei Licht besehen, etwas Peinliches... Ich will sagen, man kam sich so albern vor...“

„Da bin ich doch neugierig,“ versetzte Leopold van der Straaten. „Weiter im Text, wenn ich bitten darf!“

„Sofort! Inzwischen könnte mir Isa eine von diesen köstlichen Birnen schälen. Es ist nämlich ein weit verbreitetes Vorurtheil, die Birne sei unverträglich mit dem Champagner. Ja, bitte, die da! Ich bin etwas ungeschickt in der Handhabung der silbernen Fruchtmesser. Ein exquisites Aroma — der gesammte Zauber Pan's und Pomona's! Zur Sache also! Ich mühte mich, die Fallthüre aufzuheben. Nach einigem Mühteln gelang's. Nun zog ich mein patentirtes Wachslicht hervor, steckte es an und stieg in weithellster Gemüthsverfassung die Stufen hinab. Eine seltsam bezaubernde Atmosphäre umhüllte mich. Die Genien sämtlicher Jahrgänge, die hier vor Zeiten von den glücklichen Mönchen in majorem dei gloriam gehegt und gepflegt worden, brausten auf mich herein, so wonnenvoll, so romantisch, ach, und so durstnerweckend, daß ich gleich meine ganze Baarschaft gegeben hätte, wäre der Bruder Kellermeister von dazumal mir entgegen getreten, in der Männerfaust einen kanonischen Humpen!“

In Ermanglung des Humpens führte er wieder sein Glas zum Munde. Die mächtige Hochquart links über der Schläfe schimmerte purpuroth, sei es im Brand der Begeisterung, sei es in Folge der reichlichen Libation, die im Uebrigen keinerlei Wirkung auf sein Verhalten ausübte. Es war unglaublich, was er vertragen konnte.

„Ich tappte voran,“ so fuhr er in seiner Erzählung fort, „und sah mich alsbald einer Mauerwand gegenüber, die mit Trinksprüchen — deutsch und lateinisch — geradezu überfät war. Ich ergabte mich weidlich. Daß Fräulein Isa mir folgen würde, hatte ich kaum erwartet. Plötzlich aber vernehm' ich ihr silbernes Stimmchen dicht neben mir, wie sie mit fröhlichem Lachen die Worte abliest: „So Einer gut trinkt, selbiger schläft gut; so Einer gut schläft, selbiger sündiget nit; so Einer nit sündiget, selbiger kumpt in's himmlische Paradies: ergo, so Einer gut trinkt, selbiger kumpt in's himmlische Paradies.“ Ich sage noch: „Sehr wahr!“ und will eben eine meiner brillantesten Bemerkungen machen, da hör' ich ein eigenthümliches Säusen, als pfeife ein jäher Sturm durch die Kreuzgewölbe, und gleich darauf thut's einen kannibalistischen Schlag. Wie ich zusehe, ist die Fallthür in's Schloß gefallen. Instinktiv renn' ich die Treppe hinauf, um zu öffnen. Verlorene Liebesmühe! Na, es war so gegen halb Drei, wie wir ankamen, und gegen halb zwölf Uhr Nachts hockten wir noch im Keller! Meine Patentkerze war natürlich ehestens herabgebrannt. Nun sah man kaum die Hand vor den Augen. Nur eine Luke, drei Finger breit, filtrirte uns, so lange es Tag war, ein dürftiges Restchen von Licht. Es war phänomenal!“

„Schrecklich war's,“ bestätigte Isa. „Im Anfang ging's noch; aber wie nun die Kerze erlosch und Deine Bemühungen immer und immer wieder vergeblich blieben und alles Rufen nichts half, da ergriff mich eine förmliche Todesangst. Ich entsann mich einer Geschichte, die in den römischen Katakomben spielte. Ich dachte an Sindbad's Reisen und wie er mit seiner verstorbenen Frau lebendig in das Grabgewölbe gesenkt wurde...“

„Na, zum guten Glück war Dein Gefährte kein Leichnam!“ lachte der Referendar. „Du wirst mir einräumen, ich verlor durchaus nicht die Verbe! Ich gab mir die erdenklichste Mühe, Dir Courage zu machen, Dich kollegialisch zu trösten, die Sache drollig und amüsant zu finden, obgleich mir selbst nicht ganz geheuer zu Muth war. Endlich, kurz vor Mitternacht, erstözte uns die Canaille von Aufseher, nachdem ich zum tausendsten Mal mit Stentorstimme alle nur möglichen Marmrufe hervorgebrüllt hatte; und zwei Uhr schlug es vom Thurme, als ich den gänzlich verfürten Eltern die verlorene Tochter zurückbrachte. Das gab auch noch eine tragische Szene...“

(Fortsetzung folgt.)

Eingeführt.

Skizze aus dem Wiener Leben

von

D. Chiavarri.

(Nachdruck verboten.)



Die Mutter hatte eine lohnende Nachmittagsbeschäftigung im Prater gefunden. Sie war in einem der Wirthshäuser für grobe Küchenarbeit angenommen worden. Was hätte sie mit den beiden Buben thun sollen? Der Schani, obwohl erst acht Jahre alt, ist doch schon ein gescheidter Junge und der kleine vierjährige Ferdl ist ein sanftes Kind und folgt dem Schani mehr als der Mutter. So gab sie ihnen denn jeden Tag nach der Schule ein tüchtiges Stück Brod und einige gute Lehren und ließ sie im Wurfelprater mit den anderen Kindern herumspriegen. Vor sieben Uhr fanden sich die Buben an einer bestimmten Stelle ein und sie gingen dann gemeinsam nach Hause. Niemand war froher über diese Verfügung als die beiden Knirpse. War ihnen doch der Wurfelprater der Inbegriff alles Märchenhaften und Romantischen.

Der Schani führte sein kleines Brüderchen sorgfältig an der Hand und zeigte ihm alle Sehenswürdigkeiten, an denen sie vorüberkamen, und erklärte ihm die tausend Wunder, soweit sie seinem Geist bis jetzt selbst offenbar geworden. Trunkenen Blickes blieben sie vor manchem Ringelspiel stehen, betrachteten die abenteuerlichen Gefährte, die wunderbare Thierwelt, und der Schani erzählte seinem Bruder, daß man auf solch' einem Ringelspiel nach Paris und Amerika, ja sogar nach Mariage reisen kann. Die Mutter hatte dem Ferdl versprochen, daß er zu seinem Namenstag, natürlich mit ihm, auch auf einem Ringelspiel fahren dürfe.

Der kleine Ferdl patzte vor Freuden in die Händchen, dann steckte er diese in die Hosentasche und musterte mit großer Gewissenhaftigkeit die vorbeifahrende Kavalkade, die soeben wieder unter den Klängen eines „Werfels“ (Feierfasten) eine Reise nach China angetreten hatte. Aus dem Höschen guckte die Fahne hervor. Diese nur dem frühen Knabenalter eigene Deffnung der Unausprechlichen, welche den pädagogischen Experimenten den freiesten Spielraum gewährt, scheint auf bisher unerforschten natürlichen Gesetzen begründet und schließt sich mit dem zunehmenden Wachsthum des Knaben, ähnlich wie die Fontanellen der Schäbeldede. Der kleine Ferdl stand da wie ein richtiger Sportsman; seine Augen leuchteten, sein Mund war offen und ließ nur unartikulirte Laute hören. Als aber der glänzende Reiterzug still stand, da zog er seinen Bruder näher heran, streichelte den Schimmel mit großer Zärtlichkeit und sagte:

„Du, Schani, daß i aber in Stimmel frag.“

„Was wißt denn ihr Großen mit euren stumpfen Sinnen von den wunderbaren Phantasiebildern der Kindesseele. Ihr könntet getrost eure kostbaren Balletbilder, eure dekorativen Farbenwunder, eure militärischen Massenaufzüge, eure bunt-schillenden Maskenzüge hingeben für einen von der Kindesphantasie gemalten Traum von Hampelmännchen, zimmernen Reitern und Ringelspielferben.“

Der kleine Ferdl also war ganz in Verwunderung versunken vor seinem lieben Schimmel, den er schon öfter gesehen und gestreichelt, aber nie bestiegen hatte. Wie glänzte nur das Riemenzeug und der metallene Bierat, wie blickten die großen braunen Augen so flug und sanft, was war das für eine prächtige Mähne. In diesem Augenblick hatte er nur einen sehnlichsten Wunsch für's ganze Leben: der Mann zu sein, welcher die Leute anrief und sie aufforderte, einzusteigen zur Reise nach Sing, Paris, London, nach Amerika, China und Mariage. Was mühte das für ein Leben sein! Immer um den geliebten Schimmel zu sein und mit den anderen fremdartigen Thieren auf bestem Fuß; auf einen Wink das Ganze in Bewegung zu setzen; sogar dem Werkelmann befehlen zu können und nach Belieben auf einem Kameel oder auf einer Giraffe zu reiten! O, 's war' ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen! So oder beiläufig so dachte unser Ferdl und nahm sich fest vor, wenn er in die Schule käme, recht fleißig zu lernen, um sich alle die Kenntnisse und Wissenschaften anzueignen, welche zu einem Ringelspielausrüfer erforderlich sind. Das hatte er freilich schon wieder vergessen, daß er bislang als höchstes Ziel seines Ehrgeizes die Würde eines Tramwaykutschers angestrebt und sich seit Wochen schon auf diesen hohen Beruf vorbereitet hatte, indem er die Kaffeemühle der Mutter zu einer Bremsvorrichtung adaptirte.

„Kummens nur 'rein, Fräul'n Lini, verderb's do kan G'spaß; heut' dräh'n m'r auf! Herreinspaziert, meine Herrschaften! Wer will auf dem ersten englischen Pariser Ringelspiel fahr'n? I, der Lamingner Pepi, zahl' M's. Kumm' her, klaner Schnipser, da se' Di auffi — an' Schimmel müßt' — a recht, und Dei Bruder sezt sich auf's Schiff der Wüste, auf's Kameel — gehns, Fräul'n Lini, Fräul'n Lini und Fräul'n Mini, nehmens Plaz in der Ekkipaich — da se' Di her, Franzl, wirst do di Damen net allani fahr'n lassen — i spiel' euch die blaue Donau — so, angehn' kann's. La-ta-ta-ta-ta-ta-ta-ta-ta-ta-ta!“

Die Melodie zur „blauen Donau“ hummend, bemächtigte sich der lustige Kumpen der Kurbel des Feiertagens und drehte aus Leibeskräften herum. Als bald setzte sich die Kavalkade, bestehend aus der lustigen, etwas angeheiterten Gesellschaft und einigen Passanten, die überall mitthum, wo's „a Heß“ gibt, unter Lachen und Zauchzen in Bewegung.

It's Traum, it's Wirklichkeit? Der Ferdl saß auf dem Schimmel; er hielt die Zügel in den Händen und die bunte Welt sauste, erst langsam, dann schneller, an seinem trunkenen Blicke vorbei. Er betastete das Thier, er faßte alle Gegenstände um ihn schärfer in's Auge, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume; denn daß so jähe Glückswechsel im Leben möglich sind, darüber hatte er bei seinem kurzen Erdenwallen noch keine Erfahrung gesammelt. Er sollte gar bald die Rehrseite kennen lernen.

*) Eingeführt = arretirt.

Endlich hielt der Zug; die lustige Gesellschaft entfernte sich unter Lachen und Scherzen, und eine von den Mädchen küßte den Ferdl und nannte ihn ein „backfirtliches, kleines Kerdel“.

So zärtlich hat noch kein Beduine seine gazellenfüßige Stute angeblickt, wie der Ferdl seinen geliebten Schimmel, als er Abschied nahm. Die Trennung war schwer, und um sich zu zerstreuen, gingen sie mitten in den romantischen Urwald des Wurfelpraters. Was in diesen Wäldern mit den farbreichen Bildern für Wunder stecken, das hatten sie freilich noch nicht ergründet, und eben deshalb verpflanzte ihre Phantasie alles Märchenhafte und Wunderbare da hinein; denn wenn die Außenwelt schon so verlockend aussah, wie mußte es erst im Innern sein? — Dieser Wilde, der hier aufgemalt ist, mit den grimmig fleischenden Zähnen, der ein lebendes „Händel“ zerreiht, — in der Freiheit frißt er kleine Kinder — muß wohl das Schrecklichste sein, was der Mensch sehen kann.

So meinte der Schani, und erzählte seinem kleinen Bruder schauerhafte Geschichten von Menschenfressern und Heren, die die kleinen Kinder in den Hühnerställen füttern, bis sie fett genug sind. „Da muß man sich aber hüten, den kleinen Finger bei den Sprisseln“*) hinauszu-
stecken; denn an dem sieht der Menschenfresser, ob man schon fett genug zum Abstechen ist.“

Während der Schani erzählte, ertönte furchtbares Gebrüll aus der Hütte des Australnegers von Lerchenfeld.**) Die Kinder erschrocken. Rasch faßte der Schani den Bruder an der Hand und entfloß entsetzt. „Gott, wenn er nur nicht auskommt!“ Aber bald fesselte ihre Aufmerksamkeit ein anderes Bild; da war vor einer Bude eine wunderschöne Frau aufgemalt; die war aber nur zur Hälfte Frau, die andere Hälfte war ein Paradiesvogel oder ein Pfau mit einem herrlichen Rad. Daneben war ein Bild von einem Krokodil, wie es einen Neger auffrisst. „Jesus, wie der arme Neger schreit, und die große rothe Blutlache — haben denn die Neger kein schwarzes Blut?“ Ferner sah man dort auf einem goldenen Reif einen großen Papagei; der konnte reden wie ein Mensch. Daneben war ein kleiner Affe; der machte so lustige Späße und nahm von den Leuten Kreuzer, die er in die Büchse warf, und fletschte die Zähne, wenn ihm Jemand statt eines Kreuzers einen Knopf gab, weil er sich ärgerte. Und da war noch ein anderer Affe, ein großer, mit einem buntfarbigem Gewande; der konnte auch sprechen wie der Papagei; aber auch nur immer dasselbe. Er schrie: „Nur herrreinzupaziert, meine Herrschaften, gleich wird die Vorstellung beginnen. Kein gebildeter Mensch darf es veräumen, dieses größte Wunder der Neuzeit anzustauen. Eine Frau, halb Frau, halb Pfau! Ja, meine Herrschaften, es gibt viele Wunder, von denen sich unser Schulmeister nichts träumen läßt. Aber die—ses Wunder ist das Wunder der aller

Wunder! Denn ein Mensch mit zwei Köpfen — das war schon da; eine Kuh mit fünf Füßen — das war schon da; ein Mensch, halb Aff, halb Mensch — das war schon da; ein Mensch ohne Kopf — war auch schon da; a—ber eine Frau, halb Frau, halb Pfau — das war noch nicht da! Kommen Sie herein, mein Schatz, riskiren Sie ein Sechserl an Ihre Bildung — nur beherzt hereinpaziert, tapferer Krieger, Sie sehen kein Ungeheuer, sondern eine liebreizende Frauengestalt — biederer Landbewohner, schauen und staunen Sie und erzählen Sie Ihren spätesten Enkeln davon. Denn in Wien gewesen sein und die Pfauenfrau nicht gesehen haben, wäre eine ebenso große Schande, wie in Rom gewesen zu sein und den Papst nicht gesehen zu haben.“

Jetzt gingen sie weiter und kamen zu dem lebenden, sprechenden Kopf, der auf einer Schüssel ausgestellt ist und

dort spricht und lacht und ißt und trinkt. Der muß g'rad so aussehen wie die lieben Engeln, meinte der Ferdl; nur daß die noch Flügel statt der Ohren haben. Der Schani faßte mehr die praktische Seite dieses Naturspiels auf und dachte, wenn er so ohne ausgiebige Fleischtheile zur Welt gekommen wäre, so hätte er sich die unangenehme Bekanntschaft mit dem „spanischen Röhl“ erspart, der Herr Lehrer könnte ihn nicht hinausknien lassen und die Mutter müßte ihn im Sacktruch herumtragen. Freilich war der Ferdl ganz scharfsinnig ein, daß er dann auch nicht hätte Ringelspiel fahren und am wenigsten auf dem Schimmel reiten können — und so mußten sie sich gestehen, daß Alles im Leben eine gute und eine schlechte Seite hat. — Selbst der Türke Ali-ben-Hamet, welchem eine Kanonenkugel ein schönes, rundes Loch durch die Brust gebohrt hat, so daß man jetzt mitten durch seinen Körper sieht, muß nicht so übel daran sein; denn er sieht sehr gesund aus und zeigt keine Wunde, so oft man zehn Kreuzer zahlt. — Die ungeheure dicke

allee, und da erinnerten sie sich, daß ihnen die Mutter ein Stück Brod mitgegeben hatte. Schani zog es hervor und gab seinem Brüderchen die ehrliche Hälfte. Sie hätten es vergnügt auch ohne jegliche Würze genossen, wenn Schani nicht einige Maulbeeren entdeckt hätte, die, von den Bäumen herabgefallen, zerstreut auf dem Boden lagen. Dieß war allerdings eine schätzenswerthe Beigabe zu der frugalen Jause und die Kinder verzehrten die süßen Früchte mit großem Behagen. Jetzt aber waren die auf dem Boden liegenden Früchte aufgezehrt und von den Bäumen lockten eine Unzahl derselben zum Genuße. Es war allerdings verboten, diese zu plündern, aber die Lust war größer als die Furcht und deshalb machte sich der Schani daran, das dünne der Bäumchen zu schütteln, damit es von seinem Ueberfluß den naschhaften Jungen etwas abgebe. Beide versuchten, aus Leibeskräften zu schütteln; aber es fiel nichts herunter. Bei diesen vergeblichen Versuchen legte sich auf einmal eine schwere Hand auf die Schulter des Schani. „Du gehst mit!“ tönte eine raube Stimme hinter ihm. Der Schani sah sich um und erblickte: „Gott, ein Sicherheitswächter!“ Er versuchte sich loszumenden, aber die Faust umklammerte sein Genick. Der Schreck fuhr ihm in alle Glieder; das Furchtbarste, was ihm je im Traum erschienen ist, war Wirklichkeit geworden. Er wird eingesperrt — kommt in einen finstern Kerker zu Dieben und Räubern, wo es von Ratten und anderm Ungeziefer wimmelt — schrecklich, entsetzlich! Dicke Thüren liefen über seine Wangen; er fiel auf die Kniee, faltete seine Hände und bat den Wächter der Sicherheit um Verzeihung.

„I bitt', i bitt', verzeihn's mir nur dösmal, i werd's g'wiß nimmermehr thun; i hab' ja mir g'schüttelt — i hab' nur die abgefallenen Maulbeeren gegessen — o Gott, o Gott!“

Der kleine Ferdl, welcher erst nach und nach die furchtbare Situation begriffen hatte, versuchte nun in aller Stille zu entweichen und watschelte eine Strecke Weges. Aber da faßte ihn eine zweite Hand bei der Fahne, die aus seinem Höschen hervorflatterte und zog ihn zurück. Jetzt fing auch er zu brüllen an und schrie nach der Mutter.

Die beiden Knaben, erst noch so glücklich und stillvergnügt, boten nun ein Bild des Jammers. Entsetzt war in ihren Mienen zu lesen, ihre Augen verflört, die Lippen leichenblau; denn was bedeutet für die kindliche Phantasie das Einschreiten der Behörde!

Mittlerweile hatte sich eine große Menge Menschen angesammelt, welche der bejammernswerthen Anblick der Kinder dauerte und die Wachmänner bereiben wollte, die kleinen Jungen loszulassen.

„Mengen Sie sich in keine Amtshandlung, sonst sind Sie arretirt!“ antwortete das Organ.

„Na, na, Sie hab'n a no Kan' g'tress'n“, jagte der Gemahregelle.

„Sie sind arretirt wegen Wachebeleidigung.“

„Is mir a recht.“

„Da schaut's die tapfern Ritter an, da san's glei dabei, wann's ihner Schneidercourage an klane Kinder zeig'n können, tönte eine Stimme aus dem Hintergrunde; „aber wann's Dieb' und Rauber einfang'n soll'n, da segn's nir.“

Die Wache pfiff; alsbald erschien eine größere Anzahl Sicherheitswacheleute, selbst ein „Verittener“ und so wurde der Schani, der sich unter Schreien und Wehklagen auf die Erde geworfen hatte, beim Krangel seines Röckchens gepackt und unter zahlreicher Assistenz auf die Wachtube eskortirt. Der Ferdl, welcher mehrere Male Entweichungsversuche unternahm, folgte hinterdrein und eine ungeheure Menge begleitete den Zug unter Spottreden.

Gar mancher Verbrecher ist leichter zum Schaffot gegangen, als diese beiden armen Jungen auf die Wachtube; denn sie hatten nur die Vorstellung, daß mit ihnen jetzt ein Schreckliches geschehe, und selbst der Polizeikommissär, der sie leutlich behandelte und ihnen Muth einzusößen versuchte, war nicht im Stande, diese Einbildung von ihnen zu nehmen. Der Beamte



Ada.

Dame, welche ein Servirbrett mit sechs Kaffeekannen und Zuckerdose auf ihrem weilaufigen Busen beherbergt, muß aber die glücklichste von Allen sein; denn zu ihrem Geschäft gehört es, so viel als möglich zu essen. „Gott, nur vierzehn Tage möchte ich's probiren, so eine dicke Dame zu werden!“ meinte feisend der Schani und dachte an „Wurst“ und „Geselchtes“ und „Apfelstrudel“ und Alles, was nach seinen Begriffen das Leben verjühen kann.

So waren sie langsam an allem Sehenswerthen vorbeigekommen, hatten sich beim „Wurstel“ so lange aufgehalten, bis die Frau mit dem „Sammelsteller“ kam, waren bei den mechanischen Schießständen stehen geblieben, hatten die Schaukeln und Hapeln bewundert und die Elektrifizmaschine angestaunt und verweilt bei den Kraftproben, welche darin bestehen, daß man einem „ausgestopften“ Bosniaken eine Ohrfeige gibt, worauf dieser an einer Stala pflichtschuldigst genau anzeigt, wie viel Pfund schwer dieselbe war.

Endlich kamen sie fröhlichen Herzens in die Feuerwerks-

*) Stäbe eines Räßigs.

**) Einem Vororte Wiens.

wußte nicht, was er mit den heulenden und schreienden Kindern weiter anfangen sollte; denn mit einem kleinen Verweis war eigentlich die Amtshandlung erledigt. Deshalb fragte er den Schani, wer seine Eltern seien.

„I hab' nur a Muatta,“ antwortete dieser unter beständigem Schluchzen.

„Wo ist denn Deine Mutter?“

„Im Wirthshaus.“

„In welchem Wirthshaus?“

„Das wuß i net.“

„Wo wohnst Du denn?“

„Bei der goldenen Birn.“

Das war Alles, was er wußte. Nun gibt es in Wien ein große Zahl von Gast- und Privathäusern, welche dieses Emblem tragen. Nach vielen Kreuz- und Querfragen glaubte der Beamte herausgefunden zu haben, daß die Kleinen in Mariahilf wohnten. Zunächst aber schickte er die Kinder wieder zurück an den Platz, wo sie arretirt worden waren und wo sie

die Mutter um sieben Uhr erwarten sollte. Aber es war mittlerweile acht Uhr geworden und die Mutter, zweifellos in Todesangst, irrte vergeblich im Prater und bei den Bekannten umher, Nachfrage nach ihren verschwundenen Kindern haltend. So blieb nichts Anderes übrig, als die Kinder im gelben Schubwagen*) an das Kommissariat in Mariahilf zu senden.

Sie waren nicht die einzigen Passagiere. Neben dem Schani saß ein Mann mit zerlumpten Kleidern, rothen Haaren und einer rothen Nase. Der lachte laut auf, als er die beiden Brüder in den Wagen steigen sah.

„Na, ihr fangt's zeitig an,“ gröhlte er, „aus euch kann noch was werd'n. Was habst denn Des ang'stellt, vielleicht an' böhmischen Zirkel g'macht?“ Dabei machte er eine charakteristische

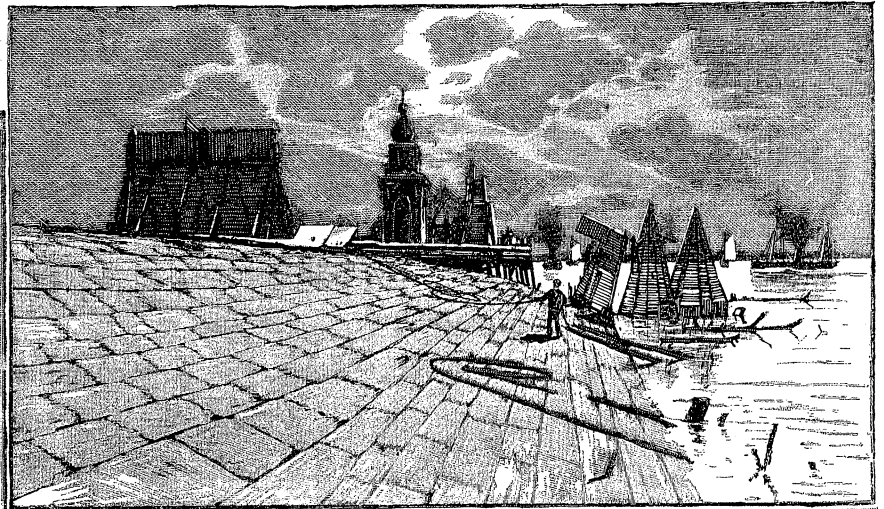
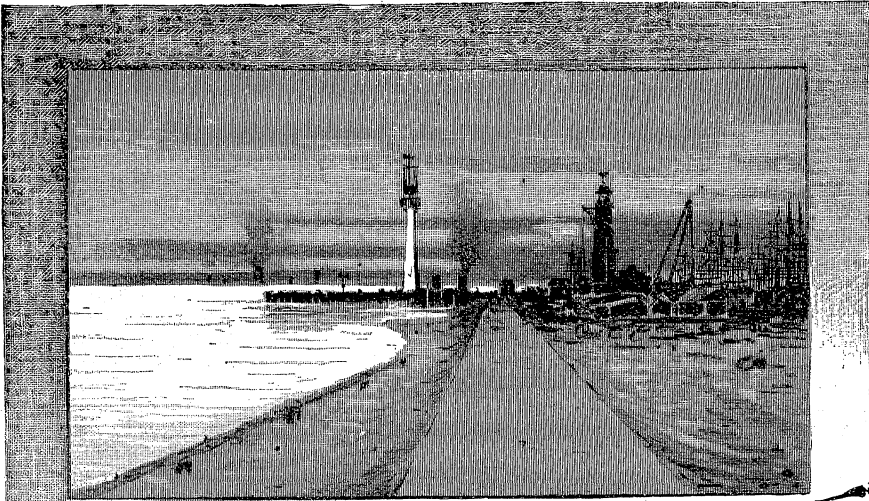
*) So wird der Wagen genannt, welcher die Arrestanten von den Kommissariaten in's Polizeihaus befördert.

Handbewegung des Entwendens. — Der Schani zog sich furchtsam mit seinem Brüderchen in respektvolle Entfernung zurück. Er zitterte am ganzen Körper. Dem armen Ferdl, welchem ohnehin die Zähne hörbar aneinander klapperten, wollte er nichts sagen; aber das war so gewiß wie etwas ein Räuber; ganz den gleichen hatte er unlängst in einem Bilderbuche gesehen.

Ja, was wollten sie auch Anderes? Hatten sie nicht auch gestohlen? Sie waren also Diebe, und das Schicksal, das solcher Menschen harnte, kannte er nur zu gut.

Ähnliche Gedanken mochten auch den Kopf des armen Ferdl durchstürmen, denn er flüsterte seinem Bruder bebend in's Ohr:

„Geh', frag', Sani, ob mir aufg'henkt werd'n.“



Melsenbach.

Die Wefermündung.

Auf hoher See.

Inlandsfischerei von Scheiben und Seezeichen an der Wefermündung.

Geestemünder Hochseefischer in der Nordsee. Originalzeichnung von Hans Petersen.

Der Rothhaarige gab jedoch keine Ruhe.

„Na, na, thuats net wie die g'schredten Haiserln; dös waß ja unferans eh, daß ma zum G'schäft a klane Kinder braucht, zum Auspioniren und Einschlaf'n (Hineinschlüpfen), wo ein Erwachener net durchkommt. — Na, da trink' klaner Schnipser, daß d' a Kuraschi kriegst. Auf guate Kameradschaft!“ Dabei nahm er eine Schnapsflasche aus der Tasche und hielt sie dem Schanerl unter die Nase. Dieser sprang entsetzt auf und flüchtete mit seinem Bruder in die andere Ecke des Wagens. „Hihihih!“ wieherte der Rothe, „glaubst, 's is a Gyanfali; freit, freit, da schau' her.“ Dabei leerte er einen großen Theil des Inhalts der Flasche.

Eine junge, schöne, aber auffallend gepuzte Dame zog jetzt den armen Ferdl zu sich heran und sagte zu dem Trunkenbold: „Lassens do dös armen Kinder in Ruah, segns net, daß sie sich schreck'n vor Jhna?“

Sie streichelte den Kleinen und gab ihm sanfte, aufmunternde Worte.

„Oho — oho — Fräul'n Cicibeh! Wer san denn Sö, daß Sö do ankommendiren? Is das vielleicht Jhna Ekkipasch — fahr'n Sö immer in an' Unnummerirten? Hab' net die Ehr', Jhna zu kennen, Sö san vermuthli die Fürchtin Bomsti selber. G'hörichamer Diener! Krepire vor Ehrfurcht!“

Der Vagabund brach bei diesen Worten in ein unbändiges Gelächter aus.

„Lassens dös Kinder aus, fürchtens Jhna net der Sünden, Sö gottloze Person.“ Keiste jetzt eine zahnlöse Alte, die bisher nur mit einem krampfhaften Husten an der allgemeinen Unterhaltung sich betheiligt hatte. „Kummt's her, Kinder, geht's vum Dera weg, dös is no schlechter wie Der da!“

Das schöne Dämchen wollte dem Ferdl, den sie auf ihren Schoß genommen hatte, einen Kuß geben, aber die Alte freischte schier entsetzt:

„Werd'n Sö's Kind in Ruah lass'n, Sö g'wissenlose Person.“

Der Vagabund, welchem es nicht wenig geschmeichelt hatte, daß ihm der Vorzug vor dem leichtsinnigen Dämchen gegeben worden war, nickte zustimmend, zwinkerte der Alten, welche die Kinder zu sich gezogen hatte, vertraulich zu und sagte:

„Na freit, was denn, mit so Auer vergleicht sich ja unferans net. Habns scho recht, Frau Muatta, nehmens Jhna nur an um die Kinder; so Aue, was nia klane Kinder net g'habt hat, waß ja gar net, was dös für a G'fuhl is. Gott sei Dank, i hab' a Kinder g'habt, vier, fünfe oder sechs, waß Gott, wo di jetzt alle san.“

Er versuchte gerührt zu sein, blinzelte mit den gerötheten Augen und langte sein Fläschchen aus der Tasche, aus dem er einen herzhaften Schluck nahm, um anzuzeigen, daß Letzter das beste Mittel sei für solche Schwächenanwandlungen.

Dann rückte er seiner neuen Freundin näher, und um ihr ein Zeichen seiner Sympathie zu geben, fragte er theilnehmend, wie man sich etwa nach dem Befinden der lieben Kleinen erkundigt:

„Was mitgeh'n lassen?“

„Gehns weiter, Sö schiacher Ding,“ sagte die Alte hustend und jammernd, „schau' i denn aus wia a Diabin? I bin da weg'n Betteln.“

„Weiter sumst nix?“ sagte der Vagabund wie bedauernd: „da lassens Jhna ja bald wieder aus.“

„Dös is eben, dös is eben,“ eiferte die Alte, die jetzt in ihrem eigentlichen Fahrwasser war, „z'wege dem thu' i's ja a; i muach wenigstens a fünf- oder sechsmal eing'perret werd'n, damit daß i mein' Zweck erreich.“

„Aha, Sö woll'n in d'Verforgung, eh's schon müssen; dös kennen m'r eh, den Pflanz. Wird net geh'n, liabs Weiberl, wird net geh'n.“

Die Alte wurde jetzt roth vor Aufregung und Zorn.

„Na freit, was denn, weil Sö's sag'n, wird's net geh'n. Jetzt plag' i mi schon a Vierteljahr. Wär' net übel, hat's no a Zebe erreicht. Quaständi bin i ja — dös paar Jahrln fehl'n m'r halt no, aber dafür dös Zustand: in Lungendampf hab' i — bitt' schön, nix lach'n — ärztl' nachg'wieh'n; da is 's Pareri in meiner Tasche, hernachender 's Zittern in dös Hand' und 's Wackeln in Kopf — und dös g'schwoll'ne Fläsk 's ganze Jahr.“ — sie zählte diese Gebrechen mit einem Behagen auf, als wären sie Bestandtheile ihres Familienschmuckes. Dann fuhr sie, immer eifriger gestikulirend, fort: „I glaub', für dös All's könntens m'r dös paar Jahrln, dös m'r no fehl'n, scho schenk'n; ja, richti, 's Hinfallende (die Epilepsie) hab' i a; hab' i Jhna dös no net g'lagt? Alsdann denks Jhna, da hätt' i do an' Anspruch — dreimal bin i schon einig'föhrt weg'n Betteln — jetzt is's vierte Mal; bin neugierig, ob's no net mach' (weil) gnua san; früher geb'n's mi net eini, bis i net unverbesserlich bin. Mein Gott, Jeder bett' si, so guat er kann. Könnens mir's verübeln, wann i die paar Brodtäg, die i no leb', mein Leb'n noch g'niesen möcht?“

„Freit, was denn,“ antwortete der Rothe, „was bleibt denn unferans übrig, als daß er sich um a Versorgung umschaut. Sö können net arbeit'n, und i — i mag net arbeit'n. Dös nimmt auf Ans aufsi. I hab' mi mein' Lebta' gnua g'arbeit. Es schaut nix ausa damit. Jetzt hab' i mi selber pensionirt. Im Sommer geht's ganz guat. Kumpt der Tag, so bringt's der Tag. Aber wann's Herbstlat wird, muach i mi um a Winterquartier umschau'n. Na, und da steig' i halt An' in Eck oder i laß wo was mitgeh'n. Nur muß man's g'scheidt anpacken, damit's M'm a derwischen. Sö glaub'n gar net, wia schwer dös is. Das zehnte Mal derwischen's M'm ja net. Und gar z'plump will man's ja a net mach'n. Dös verbiat'

M'm der Künstlerstolz. Auf a sechs Monat' hab' i mer's halt eintheilt. Mehr brauch' i net. Bis dorthin kummt dös schöne Jahreszeit; da kann i mi hernachender schon selbst versorg'n.“

Die Alte wendete sich ab, empört über den Eynismus des Gauners und beschäftigte sich mit den beiden Knaben. Der Schani war etwas ruhiger geworden. Nur manchmal hob ein tiefer Seufzer seine Brust und zeigte, wie schwer ihm sein trauriges Schicksal auf der Seele lastete. Der Ferdl war jedoch in den Armen der Alten eingeschlafen.

Nun hielt aber der Wagen vor dem Bezirkskommisariat und die Insassen mußten aussteigen. Der begleitende Wachmann erstattete seine Meldung und die Arrestanten wurden in das für sie bestimmte Lokal abgeführt. Der Ferdl, aus seinem Schlaf aufgeschreckt, bemerkte mit Entsetzen die unheimliche Umgebung: die kahlen Wände, die ernsten Wachorgane, die dumpfe Luft und die zerlumpten und verdächtigen Leidensgefährten. Seine Kniee schlotterten, seine Augen irrten hilflos umher und ein krampfhaftes Schluchzen zeugte von seiner schmerzhaften Erregung. Vergebens versuchte das alte Weiblein ihn zu trösten und ihm seine Befürchtungen als grundlos auszuweisen, vergebens versuchten selbst die Wachleute ihn durch leutseliges Benehmen die Furcht zu verschleichen, er hörte nicht auf ihre Worte und schrie und jammerte und rief nach seiner Mutter.

Und als er vor Erschöpfung in einen fieberhaften Schummer versank, jagten sich die grauenhaftesten Phantasiebilder in seinen Träumen, so daß er laut aufschrie. Er saß auf seinem getreuen Schimmel, der aber jetzt lebendig war und die übrigen Thiere des Ringelspiels auch: die Elephanten, Giraffen und Löwen und Tiger. Diese Thiere verfolgten ihn laut heulend und blutleidend; aber sein braver Schimmel war allen voran, und er hätte sich gerettet, wenn nicht der Menschenfresser mit schrecklichem Gebrüll, eine Keule schwingend, aus seiner Hütte gesprungen und ihm in die Zügel gefallen wäre. Schon hob der Wilde die Keule, um ihn zu erschlagen, als die Dame,



Das Fort bei Geestemünde.

halb Frau, halb Pfau, welche ganz so aussah wie die gepuzte Dame im Arrestantenwagen, dem Wilden zu Füßen fiel und ihn um Gnade anflehte. Da kam aber der furchtbare „Rothe“ dazu; der schlug ein höhnisches Gelächter auf, gab dem Wilden aus seiner Schnapsflasche zu trinken, und nun rissen ihn Beide unter wildem Gejauchze von seinem Schimmel herunter und er mußte mit ihnen tanzen mitten unter die reizenden Thiere hinein, bis er sich nicht mehr auf den Füßen halten konnte. Als er zu Boden sank, da gab ihm der Rothe seine Schnapsflasche, und er trank und trank immerfort mit gierigen Zügen und empfand doch keine Linderung seines brennenden Durstes; und während er trank, kamen die Bestien immer näher und duckten sich zum Sprung und fletschten die Zähne. Auf einmal stand die hustende Alte vor ihm, welche im Arrestantenwagen so freundlich mit ihm gewesen; die hob drohend den Stock gegen die Wölfe, wüthete und zankte mit den wilden Thieren, als ob es Hauskaten wären, und diese zogen sich scheu vor der Alten zurück. Wie konnte die das machen? Sie mußte eine Hexe sein! Jetzt kam sie ganz nahe — die Haare standen ihm zu Berge — falter Schweiß trat auf seine Stirne — dann beugte sie sich über ihn, freundlich grinsend — da wollte er schreien, aber er konnte nicht — die Trüb' drückte ihn; immer tiefer beugte sie sich über ihn — er fühlte, wie seine Glieder unbeweglich, seine Zunge schwer wurde — sie hatte ihn in Stein verwandelt —

Da hörte er auf einmal eine gar wohlbekannte Stimme: „Ferdl, mei Bubi, mei Herzinkel, sei g'scheidt. Es is M's wieder guat. I bin da, Dei Muatta!“

Mit gewaltthamer Anstrengung versuchte er die bleischweren Lider zu heben; es gelang und er sah in das besorgte Antlitz seiner Mutter.

„Mammi, Mammi, hilf, die Her' — halt' derweil in Himmel —“ lallte er, und dann schwanden ihm wieder die Sinne.

Wochen vergingen, bis Ferdl, der in ein hitziges Fieber verfallen war, wieder das Bett verlassen konnte. Und als sein Namenstag kam, der auf einen schönen Sonntag im nächsten Frühjahr fiel, da löste die Mutter ihr Versprechen und führte die beiden Knaben in den Prater — zum Ringelspiel. Der Schimmel stand noch auf dem alten Fleck, sanft und gutmüthig

wie immer, und auch die übrigen Thiere thaten nicht dergleichen, als ob jemals etwas Böses zwischen ihnen vorgefallen wäre. Deshalb setzte er sich auch vertrauensvoll auf das brave Thier, und als die Musik erklang und die bunte Welt um ihn sich wieder drehte, da dachte er: „Die Welt ist doch schön,“ oder so was dergleichen.

Den Maulbeerbäumen aber wich er von Weitem aus; freilich trugen sie noch keine Früchte.

Geestemünder Hochseefischer.

(Mit den Bildern S. 641.)



Wenn die großen Meereskolosse, die mächtigen, schwarz-schlotigen Dampfer und die stolzen, dreimastigen Segler von weiter Fahrt aus fremden Ländern zurückkehren, zurück in ihre Heimat, zur alten, reichen Hansestadt an der Weser, um ihr in schwerer Ladung neuen Reichthum zuzuführen, wenn diese Meeresriesen zwischen England und Frankreich hindurch in die Nordsee eingelaufen sind, dann sehen sie, im Gegensatz zur frühern Einförmigkeit, das Meer sich beleben mit kleinen Fahrzeugen der verschiedensten Art. Dampfer begegnen ihnen, welche

den Verkehr von allen Orten des Festlandes aus mit England vermitteln, elegante Passagierschiffe und schmutzige, tiefgehende Kohlendampfer, schlanke, fokette Küstenfahrzeuge Frankreichs und Norwegens und die schwerfälligen, aber sauber und wohllich eingerichteten „Kuffs“ der Holländer kreuzen ihren Kurs; in weiter Ferne sieht man dann wohl ein ganzes Heer kleiner Segel — englische Fischer — und am Horizont, uns gerade voraus, tanzen zwei oder drei kleine Fahrzeuge mit dunkel-roth gebeizten Segeln auf den Wellen umher, der Kapitän erklärt mit kundigem Auge solche als Geestemünder Fischer, und im Näherkommen sehen wir dann, wie es die Illustration zeigt, diese verhältnismäßig kleinen, aber festgebauten Boote sich auf den Wogen grazios heben und senken, mit vollen Segeln das schwere Schleppnetz hinter sich herziehend.

Schnell vorbei aber gehen die eilenden Ozeanfahrer und in nicht langer Zeit taucht das Feuerschiff „Weser“ mit seinen drei Stumpfmasten auf — das äußerste Seezeichen der Wesermündung; noch 55 Kilometer sind zurückzulegen und auf dem breiten, glatten Weidstromer läuft dann das Fahrzeug in den sichern Hafen ein, entweder in den von Bremerhaven oder in den fast unmittelbar daranliegenden von Geestemünde.

Fast könnte man Bremerhaven und Geestemünde als Eins betrachten, denn sie sind nur getrennt durch die schmale Geeste, die sich hier in die Weser ergießt. Das ganze Terrain hier herum war vor wenig mehr als fünfzig Jahren eine öde, trostlose Landschaft; wo heute Riesenschiffe aller Nationen liegen, wo jetzt Tausende von Arbeitern in den Docks und den Werften arbeiten und hämmern, wo Hunderte von Essen Funken sprühen und reiche Ortschaften sich erheben, da wälzte die Weser sich schlammig über den Schlackboden und der Wind strich über die kahlen Wiesen der Außendeiche. Es ist kaum ein Beispiel auf dem Festlande, daß eine

Stadt sich so schnell entwickelte und emporblühte wie Bremerhaven mit dem daranstoßenden Geestemünde. Der vor etwa zweihundert Jahren angelegte Hafen bei Bevesen, zwei Meilen unterhalb Bremens, genügte schon seit langer Zeit nicht mehr, tausend Schwierigkeiten und Mißstände im Fahrwasser beeinträchtigten und erschwert den Verkehr auf der Weser außerordentlich und der Handel Bremens drohte zu stocken und zurückzugehen. Da wußte es der derzeitige Bürgermeister Bremens, Johann Smidt, durchzusehen, von dem Kronlande Hannovers ein Terrain an der Geeste käuflich für die Stadt zu erwerben, und in unglaublich kurzer Zeit entwickelte sich hier, nahe der Wesermündung und von den tiefgehendsten Schiffen leicht zu erreichen, die Stadt Bremerhaven.

So entstand hier der Hansestadt ein großer, sicherer See- und Freihafen, mit allen großartigen und modernen Einrichtungen eines solchen, und einen ebenso sichern und schönen Hafen besitzt Preußen in dem fast unmittelbar daranstoßenden Geestemünde, mit Strandwerken, welche den Fluß vollständig beherrschen.

An den ganzen Nordseeküsten befindet sich kein Ort, ausgenommen Cuxhaven an der Elbemündung, welcher sich seiner Lage nach so sehr als Centralpunkt für Hochseefischerei im großen Betriebsstille eignet wie Geestemünde, und der Ort hat sicherlich nach dieser Richtung eine große Zukunft, denn es ist eine Unmöglichkeit, zu glauben, daß bei der jetzigen abgerundeten Festigkeit des Deutschen Reichs die ausgedehnten Küstenstriche mit ihrem Reichthum nicht als volkswirtschaftlicher Faktor mit bei den Erwerbsquellen Deutschlands in Betracht gezogen werden sollten.

Im Verhältnis zu anderen Fischerplätzen an den deutschen Küsten hat Geestemünde eine nicht unbedeutende Anzahl Hochseeböote, aber leider fehlt im ganzen Fangbetriebe die rationelle Art, wie man sie im Fischereiwesen Englands, Frankreichs, Hollands und fast aller anderen Küstenländer antrifft. Außer der „Emdener Häringfischerei-Aktiengesellschaft“ ist in Deutschland kein Institut, welches die Ausbeute der fischreichen Küsten mit Anwendung wesentlicher Kapitalien systematisch betreibt, und auch dieses hat, durch Verluste mehrerer Boote und natürlich auch dadurch, daß eine Gesellschaft in Leitung eines ganz neuen Unternehmens manche Erfahrung durch Verluste erkaufen muß, nicht besonders günstige Erfolge zu verzeichnen gehabt. Immerhin aber ist dieses Institut als anregend für die Entwicklung der Hochseefischerei Deutschlands

von ganz wesentlicher Bedeutung. Das Fischereigewerbe auf hoher See ist ein Beruf so voller Anstrengung, Entbehrung und Gefahr, wie es kein anderer mit sich bringt, und nur wetterharte, gestählte Körper können die Strapazen ertragen, welche namentlich das Fischen bei rauhem Wetter mit sich bringt. Tagelang kreuzen sie bei oft hartbewegter See umher, die einfachste Kost, Tags viel Arbeit, Nachts wenig Ruhe und oft durchnäßt vom kalten, flebrigen Salzwasser, das ist das Leben der aus zwei Mann bestehenden Besatzung dieser kleinen Boote. So schleppen sie die Netze hinter sich her, bis sie einen „Fang“ zusammengefißt haben und dann geht's zurück nach Geestmünde zum Verkauf und Versandt der Fische.

Wohl sind Genossenschaften zusammengetreten und betreiben den Verkauf und Versandt an große Fischhandlungen mehr rationell, aber mit derartigen Einrichtungen anderer Küstenländer lassen sich die deutschen nicht im allererweiterten vergleichen.

In England, Holland, Amerika und in noch anderen Ländern existieren Gesellschaften zum Hochseefischereibetriebe, deren Grundkapital nach Millionen zählt. Ganze Flotten englischer Fischerloger ziehen in die Nordsee aus, lauter praktische, leuchtig und stark gebaute Fahrzeuge mit gutgeschulter Besatzung, und fischen die deutschen Küsten ab, und ihr Fang repräsentiert einen Werth, der nach Millionen zählt. Diese Fischer und auch diejenigen anderer Staaten bleiben während der ganzen Fangzeit draußen auf hoher See und schnellegehende Dampfer holen die Fische ab und bringen dieselben frisch an den Markt.

England hat circa 14,000 Fischerboote für den Hochseebetrieb mit etwa 50,000 Mann, Schottland hat vielleicht 70,000 Hochseefischer und Irland fast ebensoviel — Deutschland, mit den reichsten Fischgründen unmittelbar vor sich, etwas über 10,000; dazu ist in den letzten zehn Jahren die Zahl der berufsmäßigen deutschen Hochseefischer um etwa vierundzwanzig Prozent geringer geworden. Es ist leicht, mit diesen Zahlen sich einen Vergleich zu ziehen. Holland fängt immerhin noch jährlich Haringe im Werthe von über drei Millionen Mark — die Hälfte etwa davon bringt Deutschland käuflich an sich.

Deutschland ist sehr wohl in Stande, bei rationellem Betriebe seinen ganzen Bedarf an Seeprodukten zu decken; — es ist da allerdings befremdend, zu lesen, wenn nach Petermann's Mittheilungen zum Beispiel im Jahre 1877 Deutschland für fünfzig Millionen solcher Produkte des Meeres vom Auslande erwerben mußte, Produkte, welche zum großen Theile an unseren eigenen Küsten von Ausländern gefangen waren.

Es ist aber durchaus keine leichte Sache, dieses Mißverhältniß Deutschlands anderen Staaten gegenüber weitgehend zu ändern, wohl kann man eine große Anzahl Boote in kurzer Zeit in vorzüglichster Qualität herstellen, große Netze anschaffen und alles andere, zur Hochseefischerei nötige Material — aber eine große, tüchtige Besatzung heranzubilden, wie sie andere Nationen besitzen, dazu gehört Zeit.

Aber gerade darum muß Alles gethan werden, um die Zeit für später zu nützen — und freudigerweise bemühen sich auch eine Reihe von Männern, die dazu berufen sind, Mittel auszufinden und vorzuschlagen, die deutsche Fischerei zu heben, wie zum Beispiel in Erhebungen über den Stand der Hochseefischerei speziell in der Ostsee der Literat Siebert sich viel Verdienst erworben hat. Natürlich können da vorerst nur Vorschläge gemacht werden zu Einrichtungen, die sich bei anderen Nationen bewährt haben und die von gelegender Stelle aus erst in Wirkung treten können. So klagen die deutschen Fischer ganz besonders über die außerordentlich theuren Bootsgelder, wie sie anderswo nirgends so hoch sind, über die Musterungsgebühren und ganz besonders über die Zollschwierigkeiten, welche in Versegeln, Klariren, in Bewachung durch Zollbeamte bestehen und so weiter. Diese Sachen natürlich hindern alle lähmend den Betrieb, während in England, Frankreich, Holland und in anderen Seestaaten Alles gethan ist, dem Fischereibetriebe jede mögliche Erleichterung zu gewähren und Schutz nach allen Richtungen zu bieten.

Lehnen genügen die deutschen Fischer jetzt allerdings auch in genügender Weise durch die Kriegsmarine, aber die englischen Hochseefischer scheinen noch immer nicht ganz begriffen zu haben, daß sie nicht mehr wie früher ungestraft sich den deutschen Berufsgeossen auf der See als Piraten entgegenstellen dürfen. Wenn es auch erklärlich ist, daß durch das jahrelange absolute Ausüben der Herrschaft an den deutschen Küsten bei den Engländern die Willkür zur See ausartete, so sollten sie doch wissen, daß Räubereien, wie sie in letzter Zeit vorgekommen sind, für sie die übelsten Folgen haben müssen.

Der Geestmünder Rutter „Dietric“, welcher den in See befindlichen Fischerbooten Proviant bringen sollte, wurde vor einigen Monaten von englischen Fischern angehalten und thatschlich wie von Piraten ausgeraubt. Wenn so etwas vor Jahren geschah, wer sollte Klage führen und Vorstellungen machen? — Die Stadt Bremen bei der englischen Regierung, oder Hamburg, oder Oldenburg? — Man ließ es eben früher geschehen und schwie in den meisten Fällen.

Jetzt aber ist in Folge dieses letzten Raubes Untersuchung angestellt, die von Deutschland energig beantragt ist, und in Zukunft wird es den englischen Fischern nicht an einem warnenden Beispiel fehlen.

Hans Petersen.

An die unrechte Adresse.

Von

E. M. Jacano.

(Siehe das Bild S. 633.)

Im Schluderbach ist's, auf der Grenze zwischen Deutschland und Wälschthol, da, wo sich's hineinzieht in das italienische Bergwesen. Da steht in einem Seitenthälchen ein großes Bauerngut, das gehört dem Sepp Zillinger. Der ist ein gar reicher Grundbesitzer, und fast wie ein Gutsherr über die Bauern in der Umgegend. Aus dem Zillingerthale ist er gebürtig und seine Kinder müssen auch alle zillingerthalerisch gekleidet sein: die Buben mit bloßen Knien, die Dirndeln mit den großbündrigen Hüten.

In der großen Stube saß an einem schönen Frühlingstage die ganze Familie beisammen. Der Zillinger-Sepp, seine brave

Frau die Romana, seine älteste Tochter die hübsche Afra, dann die zehnjährige Burgei und der kleine Sepp, welcher dem Vater nachwachsen sollte. Da lag so ein Schatten durch den Sonnenschein, welcher über dem Zimmer lag. Denn zwei Männer gingen vorüber.

„Wer war denn das?“ fragte die Afra. „Das war der Prinz von der Prinzenhütte droben mit seinem Jäger!“ rief das kleine Mädel, welches ein klares Auge hatte.

„Was für ein Prinz?“ fragte die Zillingerin, die sich sonst um nichts kümmerte, als um ihr Hauswesen.

„Na, der Feg halt!“ sagte der Zillinger mit seiner tiefen, groben Stimme. „Der Halbarr. So ein französischer Prinz. Wie heißt er denn gleich? Die Jagd vom Grafen, der immer im Schloßthurm steckt, hat er gepachtet und wohnt im Jägerhaus drinnen. Nun, mir sollt' der Nam' einfallen! Richtig, Prinz Camill und noch was, heißt er. Ein schrecklicher Kerl! Sieht aus wie eine verhungerte Fliege, und geht immer im Jagdkostüm herum, mit nackten Knien und Scheantenschuhen wie unsereiner, und hat noch nie was geschossen, das muß Alles der Jäger thun für ihn. Ist immer ganz angepöckelt mit Riechwasser, daß er riecht wie ein Kesselfisch, und die Pomade läuft ihm in der Hüh' über das Gesicht herunter. Und wehwegen er eigentlich da ist bei uns in den Bergen, das weiß die ganze Welt. Auf die Dirndeln hat er's abgesehen, denen lauert er auf und macht ihnen den Hof, und verspricht ihnen goldene Berge und — macht sie unglücklich. Ein lasterhafter Nichts ist's, davon weiß der Bürgermeister in Toblach draußen zu erzählen und der alte Kräutler in Miesels. Dafür weicht ihm aber auch jede ordentliche Dirn aus, und die's mit ihm hat, ist ohnedem schon nichts nutz.“

Wie der Alte noch so redete, trat die kleine Moiz, die Botenheerin vom Schluderbach, herein mit ihrer Krage voll Postpaketen und Privatkommissionen und ihrer Tasche voller Briefe. Was sie für den Zillingerhof hatte? Einen Brief. Die ganze Adresse konnte man nicht genau lesen, weil's heut früh, wo sie ihn in Toblach geholt hatte, geregnet; aber da stand groß und deutlich der Name „Zillinger“.

Und während die alte Romana den Botenlohn in der Tasche suchte für die Moiz, erbrach der Alte den Brief und schaute hinein. Aber wie blaß wurde da sein braunes, ehrliches, strenges Gesicht! Und dann ward es wieder roth, wie vor Zorn. Dann rief er drohend:

„Afra, Afra! So steht's also mit Dir? Das muß ich von Dir erleben?“

So zornig rief er's, daß Alle zusammenfahren und die Afra ganz zitternd wurde.

„Na, warum erschrickst denn so, wenn Du ein reines Gewissen hast?“ rief der Alte. „Der Brief ist an Dich, Afra, und nicht an mich! Und von wem ist er? Da schau her, Alte, da schaut's her, Alle, da ist ein goldenes und farbiges Wappen, da in der Ecke oben, mit einer fürstlichen Kron' drüber! Von dem sauberen Prinzen ist der Brief, und da drin duzt er sich schon mit der Afra, und fragt sie: „Wann willst denn einmal Ernst machen? Wann gibst mir's Zeichen mit dem Strumpf?“ So weit ist's also mit Dir gekommen, Afra? Mit dem Strumpf willst ihm ein Zeichen geben? Doch nicht das Zeichen, daß er Dich heirathen darf, der seine Kavaliere? Oder bildest Du wirklich ein, er that's? Verlorenes Geschöpf!“ Der Alte schwieg, zitternd vor Zorn und Leid, und Alle waren bestürzt und starrten auf die Afra, die blutroth dagelegen hatte, aber jetzt aufsprang und den Brief ergriff und hineinschaute, und dann rief: „Aber Vater! Wer wird sich denn mit so einem Krippenreiter abgeben, wie der kästige, vornehme Herr ist, mit so einem „Gestell!“ Sein Jäger ist ja mein Schatz, der Toni vom Stelzergraben. Er hat jetzt geerbt von seinem alten Onkel und will sich ein Häufel kaufen. Und brav ist er. Und g'lagt hat er, wenn ich die Sach' bei Euch, Herr Vater, so weit eingefädelt hab', daß er herkommen kann und um mich anhalten, so soll ich einen rothen Strumpf auf's Dach hängen — das sieht er von Weitem, wenn er in den Rogeln oben herumsteigt. Und das Papier zu die Zettern! Die er mir manchmal schreibt, das nimmt er immer von dem französischen Herrn, dem Prinzen, bei dem er jetzt dient; der hat genug Papier in der Jägervilla droben, sagt der Toni, und weil ein gar so schönes goldenes Bildel drauf ist, sagt der Toni.“

Jetzt plakte der Alte los — halb brummend, halb erleichtert. „Der dumme Gell! Einem einen solchen Schrecken zu machen mit seinen dummen Briefen! Da ist mir noch lieber, Du hängst Deinen rothen Strumpf auf's Dachel, daß er selber kommt.“

„Darf er, Vater?“ jubelte Afra.

„Freilich! Und wenn was draus wird, kauf' ich euch vor allem Andern einen ganzen Stoß Briefpapier beim Kramer in Toblach drüben.“

„Ach, dann brauchen wir ohnedem kein's mehr!“ meinte die Afra naiv.

Kriegsbeute.

(Siehe das Bild S. 637.)

Ein ergreifendes Bild des zerejanischen Malers José Gallego, eines Schülers des berühmten Doyen der spanischen Künstler F. de Madrazo! In der Vorhalle eines orientalischen Palastes liegt die Kriegsbeute des letzten Streifzugs, ein erbeuteter Harem und köstliches Gold und Silber, bewacht von einem finstern circassischen Krieger. Unser Künstler hat es wunderbar verstanden, jeder der Gruppen, jeder der Frauen einen andern Ausdruck zu geben. Die ganze Stala zwischen dumpfem Hinbrüten und wutherrülltem Ringen, Ergebung in das Schicksal, stummem Trost und Zornausbrüchen, scheinbarer Angst und wildem Toben prägt sich in den Gesichtern und Gestalten der gefangenen Frauen aus, die einem ungewissen Schicksal entgegengehen. Es fehlt unserm Bilde nur noch die Farbe, um ihm den vollen Reiz zu verleihen, den die Komposition uns sofort ahnen läßt.

Ada.

(Siehe das Bild S. 640.)



Schreitet durch den Rosenhag
Die junge Gärtnerin.
Schön wie der lichte Frühlingstag,
Beugt sie zum Busch sich hin.

Ei, welch' ein Wunder ist vollbracht!
Wie's duftet und wie's glüht.
Das erste Röslein ist zur Nacht
Ganz heimlich hier erblüht.

Und wie die erste Rose fragt:
„Für wen soll ich nun blühen?“
Pflückt sie schön Ada unverzagt
Und flüstert leis: „Für ihn.“

H. v. Bequignolles.

Blätter für die Frauen.

VII.

Mode.

Von

Id. v. Sydow.

(Nachdruck verboten.)

(Siehe die Bilder S. 644.)



Nach für die Mode gilt der April noch nicht als Saison. Erst der Mai bringt das ganze glänzende Bild des Frühlings: die Korsofahrten und Promenaden, den Luxus der Toiletten, die genialen Ideen der Modistin, alle Nuancen jener Neuheiten, welche sich zu einer einzigen, farbenprächtigen Renou verbinden. Das, was dem April an diesen Nuancen fehlt, wird ihm durch seine Wettercapricen entzogen. Die Toiletten, welche vier Wochen später so unbekümmert getragen werden, stehen heute noch unter dem Bann neckischer Unholde, und jene Eleganz, die an sonnigen, heiteren, lachenden Maitagen in glänzendem Gemüthe durcheinander wogt, gehört jetzt noch dem Schutze der Vitrinen.

Dieser Schutz hindert nicht, daß wir schon heute die interessantesten Effekte jenes Bildes wissen. Nur der Reichtum derselben wird zunehmen, die Subtilität ihrer Berechnungen, die Zahl ihrer Nuancen, einen wesentlichen Unterschied der Physiognomie des Bildes wird aber dieses Frühjahr nicht mehr zeigen. Die modernen Gewebe haben den Streifen wieder in den Geschmack gebracht. Wo immer man ihn begegnet, ist er der Ausdruck der Mode, und selbst in den grotesksten Breiten, ja vielleicht in diesen ganz besonders, besitzt er die Legitimation der neuesten Tagesrage. Es gibt Veloursstreifen in Ottomanengeweben, von denen kaum ein Duzend die ganze Weite eines Rockes sichern. Es gibt Cheviots, deren übertriebene Muster an die grell gestreiften Decken erinnern, welche bei Franconi in Paris über den Barriären hängen. Auch die sommerlichen Foulards werden zu einem Theile jene fedden, phantastischen, breit gemalten Muster, deren Beliebtheit so unvermindert in die neue Saison übertragen werden sollte, diesem Geschmacke opfern müssen. Das hängt ja ohne Zweifel mit der Haupttype dieser Frühjahrsmode, dem glatten Rock, zusammen. Der Streifen war unmöglich in jener komplizierten, gebauchten und gerafften Vergangenheit, von welcher die Mode sich mit jedem Tage mehr entfernt, und selbst da, wo man den Uebergang in das Extrem nicht so rasch mitmachen will und zwei, ja nicht selten drei verschiedene Röcke über einander trägt, um in einem wenigstens das Prinzip des hauchigen Arrangements retten zu können, wird der unterste Rock mit Vorliebe sich zu dem Streifen bekennen.

Unter den glatten Geweben nimmt der Sammet einen hervorragenden Rang ein. Den edlen Texturen von Lyon und Genova hat die englische Industrie in ihrem Nonpareil einen von enormer Popularität begleiteten Ersatz gegenübergestellt, dessen Vogue von einem andern Modestoff bisher nicht erreicht wurde. Selbst in der Sphäre des Reichtums und des Luxus ist es in unseren Tagen nicht mehr gleichgültig, ob man die nämlichen Effekte mit einem Material erreicht, das dort vierzig und hier sechs Mark kostet. Auf dieser praktischen Distinktion zunächst hat der neue Modestoff seine Konkurrenzbestrebungen aufgebaut; die satte Tracht seiner Farben, der köstliche Flor seiner Appretur, der weiche, sanfte Griff, welche diesem Nonpareil sammet genau das Ansehen der echten Lyoner Gewebe geben, haben den englischen Velveteen in der eleganten Welt nobilitirt, und selbst die französischen Modezeitungen mußten zugestehen, daß die Manufakturen von Manchester in dieser und der nächsten Saison den ersten Modeartikeln liefern werden. Seine Verwendung ist die mannigfaltigste. Luxuriöse Negligés, elegante Hauskleider, vornehme Gesellschaftstoiletten werden daraus combinirt; und Kinder- und Kinderkostüme. Unter den köstlichen Nuancen der Mode nimmt Vertumiere den Rang der ersten Neuheit ein; ein feiner Mittelton zwischen Myrten- und Lindengrün. Grün ist ja überhaupt die Lieblingsfarbe der Mode. Bei kombinierten Toiletten, zu glatten oder streifigen Röcken getragen, ist die Weste gern von Sammet. Neben der einfachen Weste Beatrice, die unser Bildchen darstellt, genießt die Fassion Figaro den Ruf eines sehr geschmackvollen Effektes. Am kleidsamsten ist sie — zu farbigen Röcken — aus schwarzem Sammet und weder oben noch unten mit irgendwelcher Randgarnitur. Und das ist, im Gegensatz zu Beatrice, die ein rund geschnittenes, engärmeliges Näckchen darstellt, eine wirkliche Weste. Eine Weste, die oben auf den Schultern ruht und von hier aus auf der Brust und im Rücken, oben und



Englische Kindertoiletten aus Nonpareil-Velveten.

unten spitz zusammenläuft und da, wo sich die Spitzen vereinigen, durch eine Schleife oder Aftaffe zusammengehalten wird. Auch zu hellen Sommerkleidern sollen farbige Nonpareilwesten getragen werden, und es verspricht ganz speziell diese Mode eine ungewöhnlich andauernde zu werden, wenn man die fortgesetzten Erfindungen neuer Modelle, theilweise sogar erst für den kommenden Herbst und Winter bestimmt, verfolgt, mit

welchen tonangebende Modisten sich schon jetzt beschäftigen. — Ein anderer epochemachender Modestoff ist der Etamine, noch ein anderer die Wollspitze und, last not least, das neue englische Filetgewebe aus cremefarbenem Zwirn mit Applikationsstickerei von gleichfarbigem Leinen. Diese englischen Filets sind, wie jene Spitze, in erster Linie dazu bestimmt, über bunten



Pariser Modelstoilette aus Nonpareil-Velveten.

Seidenröcken getragen zu werden, und werden schon um dieses praktischen Zweckes willen sehr begehrt sein. Keine Sommermode pflegt begehrtter aufgenommen zu werden als diejenige, welche den Frauen gestattet, ihre winterlichen Gesellschaftstoiletten effektiv auszunützen. Das sichert, mehr noch als diesem immer etwas an Gardinengewebe erinnernden Filet, der



Promenadefostüm.



Weste „Beatriz“ aus der englischen Mode.

Wollspitze schon heute das Uebergewicht unter den leichteren Sommerstoffen, welche die nächsten Monate bringen werden. Schon heute ist der Konsum an wollener Spitze zu Zwecken der großen Konfektion, also zur Herstellung von Mänteln und ganzen Röcken, ein ganz enormer. Die Mäntel präsentieren diese Spitze auf verschiedene Art. Entweder wechseln Streifen eines andern Stoffes, breite Streifen aus Ottoman, Sammet,



Hütchen aus Nonpareil-Velveten.

Cheviot oder damascirtem Wollstoff mit eben solchen Streifen von Spitzentuch gleichmäßig ab, oder aber, und das ist meist bei den kleinen, zierlichen Maniformen der Fall, der ganze Umhang besteht aus Spitze, welche die diskrete Eleganz eines strohgelben, rothen oder altgoldigen Atlasfutters durchschimmern läßt. Einige dieser Konfektionen ersetzen den bekannten Dolman-ärmel durch jenen Ärmelschnitt, welchen eines unserer dar-



Promenadefostüm.

Frühjahrsmode. Photographische Aufnahmen neuer Modelle, nachgezeichnet von Mari de Pelour.



1. Das Makart-Bouquet.



2. Zum Geburtstag.



3. Beim Scheiden aus der Sommerfrische.



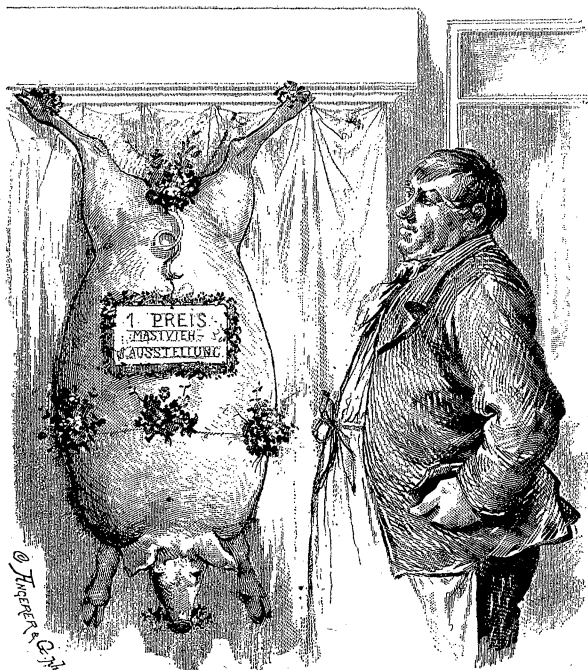
4. Das Ball-Bouquet.



5. Alpenrosen-Sträußchen.



6. Das unwiderstehliche Knobloch-Bouquet.



7. Zur Erhöhung der Reize.



8. Das Rekruten-Sträußchen.



9. Das feinste Bouquet.

10. Das Ende vom Liede.

Das Bouquet. Nach Skizzen von G. Jmlauer.

gestellten Frühjahrskostüme veranschaulicht, durch den ersten weiten Ärmel, welcher, wie die Modisten behaupten wollen, die nächste Senkation der Mode zu werden bestimmt ist. Wenn dieser Geschmack in Zusammenhang mit dem weiten Faltenrock gebracht wird, der einen andern Ärmel erhebt als denjenigen der vergangenen Saison, so findet sich ja wohl eine Analogie dafür in der Vergangenheit, aus welcher die gemeinsame Epoche der Krinoline und des Glockenärmels uns Allen noch in Erinnerung sein wird. Inwiefern schon dieser Sommer auch die letzte Nuance dieses altmodischen Bildes wieder herstellen wird, ist heute noch nicht zu übersehen. Denen, deren Geschmack an dieser Reaktion Anstoß nimmt, wird es aber gewißlich unbenommen sein, den Uebergang in die neue Richtung langsamer zu finden.

Unter den verschiedenen Taillenformen, welche dieses Frühjahr bringt, erscheint eine ungewohnte Art des Verschlusses, ein Verschluß, welcher die Achsel entlang die vordere Linie des Armausschnittes begleitet und das Seitentheil hinab sich bis auf die Hüfte zieht, durch farbige, schmale Utlapbänder, von kleinen Agraffen unterbrochen, ausgeführt. Nur die feinsten und maßvollsten Linien natürlicher Modellirung pflegen im Allgemeinen aber das Arrangement einer Taille zu vertragen, welche das Auge für ihre Konturen so besonders provoziert, und es wird eine gewisse Distinktion dazu gehören, sie zu tragen. Der Ausschnitt der Taillen ist ungewöhnlich tief und ebenso beliebt in seiner herzförmigen als der drei- und vierseitigen Form. Er hat das Spitzendevant wieder zur Geltung gebracht, und die Mode findet Gefallen daran, diese Spitzengabots durchweg mit goldenen oder feinen schwarzen Schmuckperlen zu bestücken, in dem Geschmack der früher so beliebten perlenbesetzten Hutköpfe. Mit Perlen wird überhaupt ein ganz maßloser Luxus getrieben. Das Neueste darin sind Bleiperlen. Die winzigste Ausgabe von Schrotkörnern, theilen sie mit diesen allerdings nur die Farbe und keineswegs das Material und das Gewicht. Es sind in der Bleifarbe hergestellte Wachsperlen von den feinsten bis zu den übertriebenen Dimensionen, die überall da angebracht werden, wo irgend sie zu placiren möglich. In ihren zierlichsten Ausgaben durchziehen sie ganze Spitzentoiletten ebenso wie die einzelnen Details der Lingerie, die Kravatte, die Manschette, das kleine Mouchoir von Points, aus welchem die junge Frau heute so rasch ein kleines, kokettes Häubchen zusammenknittern kann, und in jenen grotesken Bleifugeln, welche als Mantelverschluß, als Hutaagraffen oder als Schirmknopf präsentirt werden, sieht man sie in ihren originellsten Uebertreibungen.

Auch das fest anliegende Band um den Hals, das nach wie vor in der Mode bleibt, wird an den Rändern mit solchen kleinen Bleifugeln benützt, oder man fadelt die größten von ihnen in drei- oder vierfachen dichten Reihen zu einem selbstständigen Collier de plomb.

Eine andere Neuheit für Garnirungsaufgaben ist die Strohhäuferei. Schon in früheren Jahren hat man wiederholt in kunstvoller Behandlung präpariertes Stroh zu Ornamentirungen in der Toilette verwendet; das, was man uns aber gegenwärtig bietet, ist bei Weitem feiner und anmuthiger. Die Formen aller Modelblumen werden durch die Maschine aus einem ganz subtilen Strohgewebe ausgegossen und mit feinem, leichtflüchtigem Pinzel bemalt, um dann den verschiedensten Saison-toiletten ausgearbeitet zu werden. Da sieht man von Neuem die Sonnenblume, die Malve, die Aste, zahllose Formen einer vernünftigen, üppigen Phantasie, welche dieser Neuheit durchaus den Reiz des Exotischen geben will.

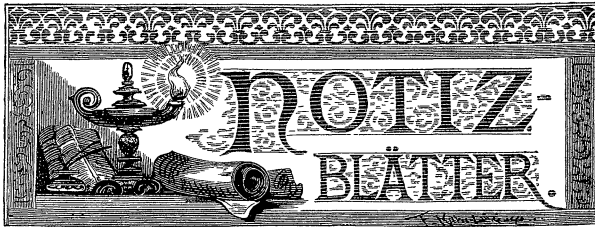
Interessant fand ganze Strohhonenshirme, welche von dem Pinzel in dieser strupelosen Manier behandelt wurden. Auf dieser Folie bieten meist bunte, fremdartige Vögel und Pflanzen das Muster, grobe, humoristische Malereien, welche an die launische Willkür japanesischer Lackarbeiten erinnern und in denen man nicht selten die getreuen Nachbildungen japanesischer Bilderbücher erkennen kann. Diese Schirme dürfen von der bevorstehenden Saison des Bades und Landaufenthaltes gewißlich viel für sich erwarten. Das ist die Jahreszeit, welche jeden Einfall legitimirt, der sich von dem Banalen entfernt und nach Farbe und Form etwas Excentrisches bietet. Noch sehen wir sie nicht, aber ohne Zweifel bemalt man im Stillen auch schon große, wunderbare Hutformen aus fremdartigem Strohgeflecht, und wenn es wirklich dazu kommt, daß in diesem Sommer wieder der Helgoländer unserer Großmütter seine Rückkehr in die Mode hält, wird er trotz der Würde, die ihn umgeben sollte, dieser Behandlung sicher nicht entgegen.

Für die Sommerhüte prägt sich gleichwohl ein sehr gewählter Geschmack aus. Das Gefuchteste werden runde, farbige Taffethüte sein, welche nur einen schmalen Rand von italienischem Stroh erhalten. Diese Taffete in den zartesten Nuancen von Gelb, von Rose, von Flieder und Meergrün werden mit Gold- oder Silberspitzen arrangirt und mit Silber- oder Goldgeze überspannt, welche den Hut wie in einem glitzernden, transparenten Netz präsentirt. Die reizendste Form dieser Hüte wird durch das Genre Lamballe vertreten, eine halbhohe Form, welche aus zwei leicht gezogenen Luffen gebildet wird, deren unterste dem Kopfe in ihrer ganzen Rundung aufliegt. Diese unter einem Gazenetz präsentirten Taffethüte werden viel Furore machen. Sie gehören zu den Toiletten junger Mädchen und der jüngsten Frauen und müssen an gewissen Erscheinungen überaus poetisch, zart und anmuthig wirken. Um diese wunderbaren Nuancen zu ganzer Geltung zu bringen, wird man aber kein persönliches Kolorit pflegen müssen. Nichts stört den Eindruck einer schönen Frau mehr, als ein von der Sonne gebräunter Teint und, weil gerade die kapriziöse Aprilsonne es ist, vor welcher uns die Erziehung warnt, stehen wir jetzt, wenn auch noch nicht in der vollen Saison der Frühjahrstoiletten, so doch in derjenigen der modernen Hauptpflegemittel. Ein einziger Blick in französische und deutsche Modejournale genügt, um uns in eine gerechtfertigte Konfusion über die sicherste Wahl des Mittels zu bringen, von welchem die Frauen heute ihre Schönheit erwarten. Aus der Flut dieser Kosmetika, deren Zahl mit dem vorrückenden Sonnenzeiger des Jahres wächst, wollen wir an dieser Stelle dem Gebrauche des Toilettenzimmers darum nur einige nennen. Das sind die aus der Pariser Industrie der Reine des Abelles hervorgegangenen köstlichen Seifen «Veloutine» und «Savon de Thridace», und das renomirte Hauptpflegewasser «Eau de Lys de Lohse», welchem die

Berliner Kosmetik einen der sensationellsten Erfolge verdankt, die in dieser Sphäre nur erreicht wurden.

Allein bevor jene Tage kommen, in welchen diese Nachhülfs- und der übergroße Gartenhut und Schirm den Frauen wohl das Email der Wangen schützen, aber der Halbhandschuh, mit welchem man auf der Terrasse seine kleine Tasse trinkt oder im Park Croquet spielt, die Hand immer noch leichtflüchtig der Sonne exponirt, wollen wir noch das neue Hautmittel „Helioderm“ erwähnen.

Es ist speziell für die Pflege der Hand komponirt und findet viel Interesse. Es gibt ja wohl für Jeden eine kleine, weiße, duftige Hand, an welche mit Zärtlichkeit gedacht und die mit Sorgfalt gepflegt wird.



Literatur.

Ein für die zeitgenössische Lyrik nicht gerade schmeichelhaftes Resultat ergab der Schiedspruch der Kommission für das im verfloffenen Jahr vom „Deutschen Dichterheim“ erlassene Preisausschreiben für poetische Produktionen. Das Preisrichterkollegium, bestehend aus Professor Dr. Klaus Groth, Professor Hameling, dem Chefredakteur des „Deutschen Dichterheims“ Paul Henze, Dr. Albert Möser, Professor Julius Sturm und Albert Träger, hat einstimmig die Preisströme eines lyrischen Gedichts abgelehnt; dagegen wurde die Ballade „Majaniello“, welche den bekannten Novellisten Konrad Selmann zum Verfasser hat, mit dem dafür ausgelegten Preis von 100 M. gekrönt. Hinsichtlich der poetischen Erzählungen wurden vom Preisrichterkollegium zwei Gedichte als gleichwerthig erkannt, deren eines, „Gediva“, aus der Feder des rühmlichst bekannten Dichters Dr. Julius Grosse stammt, und deren anderes, „Abasver“, die Schöpfung eines jungen königsberger Poeten Namens Paul Bloß ist. Im Ganzen waren nicht weniger als 429 Gedichte eingegangen.

Auffallend realistisch behandelt A. Frank in seinem Roman „Das Wunderkind“ (Berlin, Ubenheim) den Lebenslauf eines frühreifen Talent, welches durchaus nicht hält, was es versprochen, eben weil es ein Wunderkind war. Der Autor hält sich in seiner Schilderung streng an das Leben. Die Ausbildung des Knaben durch den Impresario, den verkommenen Vater des talentvollen Kindes, welcher von den Almosen des Sohnes lebt, die einseitige Ausbildung des Charakters des Wunderkindes, schließlich das Auftreten des zu stark Gewachsenen, den auch seine Jahre nicht mehr als Kind zeigen, das Fiasco, die jetzt folgende ernsthafte künstlerische Ausbildung, die aber scheitert an der Charakterlosigkeit und Haltlosigkeit des jungen Künstlers, sein unglückliches Liebesleben und volliges Versinken in dem Strudel der Neugierlichkeiten, all das ist mit großer Wahrheit, Sachkenntnis und oft tief eindringender Seelenkunde gezeichnet. Manche Figuren scheinen Porträts zu sein, viele der geschilderten Verhältnisse erlebt, und das gibt dem Erzählten einen pikanten Beigeschmack. Der Roman ist eine originelle Erscheinung.

Der hundertste Geburtstag „Bettina“ von Arnim, der auch wir ein Blatt gewidmet, hat Konrad Alberti Anlaß gegeben, ein Lebensbild dieser Frau unter obigem Titel (Leipzig, D. Wigand) zu zeichnen, das auf fleißigem Studium der vorhandenen gedruckten Quellen beruht, nicht neue Quellen und damit neue Gesichtspunkte eröffnen sollte. Das Leben dieser interessanten Frau und bedeutenden Literaturerscheinung, deren Beziehungen zu Goethe ihr noch ein ganz hervorragendes Relief geben und die durch ihr „Dieß Buch gehört dem König“ eine Zeitlang den Mittelpunkt des öffentlichen Gesprächs bildete, verdient wohl, in seinen Details gekannt, ihr Charakterbild wohl aufgegriffen und in die Erinnerung unserer Generation gebracht zu werden, trägt es doch wesentlich dazu bei, eine wichtige Periode unseres literarischen und sozialen Lebens zu beleuchten, und so darf man diese anpruchshohe, aber fleißige und für ein großes Publikum berechnete Studie willkommen heißen.

Ein interessantes Stück modernen Schwindels hat Paul Cudel aufgedeckt: es sind „Die Fälschungskünste“, durch welche das Alterthum und Mittelalter in Kunst und Kunstgewerbe heraufgezaubert werden, jene Fälschungen, mit denen das, was die Vergangenheit geschaffen, nachgeahmt und als echt in den Handel gebracht wird. Ist es auch längst kein Geheimniß mehr, daß auf solche Weise der Betrug im Großen betrieben wird, der sich selbst Kennzeichen entzieht, so erhält man sich doch kaum von seinem Erlaunen, wenn man hier in sechsundzwanzig Kapiteln all diese Betrügerieen im Detail vor Augen geführt und nicht bloß das Daß, sondern auch das Wie aufgezeigt sieht. Das Ueberhandnehmen der Sammelwuth, die zu einer Art Sammelwuth gediehen, hat diese Industrie wesentlich gefördert, wenn auch nicht hervorgerufen, und mancher Sammler wird, wenn er das Cudel'sche Buch, das uns B. Buehr in einer verführerischen Verdeckung (Leipzig, Grunow) bietet, gelesen hat, mit sehr bedenklichen Blicken vor seiner Sammlung stehen und sich fragen: was ist davon nun Alles echt, was nicht? Möchte es „den Schwärmern für das Alte, nur weil es alt ist“, eine Warnung sein.

Friedrich Dernburg, der uns jüngst durch seine Reise mit dem Kronprinzen nach Spanien unterhaltende Stunden bereitet, hat nun auch ein gewaltiger Sprung auf der Landkarte — das Reich des Jaren bereist und seine Studien in anziehenden Feuilletons niedergelegt, die unter dem Titel: „Russische Leute“ (Berlin, Springer) erschienen sind. Es ist ein ganz amüsanter, das vor uns liegt, aber der feine und gründliche Beobachter bietet mehr als bloße Unterhaltung: wir werfen an seiner Hand einen tiefen Blick in die russischen Zustände der Gegenwart und lernen Manches richtig erfassen, was uns bislang befremdend ausgefallen und gestungen. Personen, Stadt und Land stehen gleich lebendig vor unseren Augen: der Verfasser ist nämlich nicht nur ein guter Beobachter, er weiß auch trefflich zu schildern und seine Form ist eine durchaus originelle, nur ihm eigenthümliche. Als Chefredakteur eines unserer angesehensten Blätter stand ihm gar Manches offen, was Anderen verschlossen geblieben und auch die bedeutendsten Persönlichkeiten kamen der literarischen Großmacht zuvorkommend entgegen. Moskau bildet den Mittelpunkt seines Buches, wie es der Mittelpunkt des russischen Lebens ist, weil es immer noch den russischen Typus am meisten ausprägt, während Petersburg ein internationales Emporium bildet. Auch oft Geschilderter — wir erinnern nur an den Markt von Nishny-Novgorod — weiß er durch das Wie einen neuen Reiz zu verleihen.

Die beiden von Dr. Karl Auf in Berlin herausgegebenen Blätter „Fis“, Zeitschrift für alle naturwissenschaftlichen Liebhaber, und „Die gefiederte Welt“, Zeitschrift für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler, sind durch Verkauf in den Verlag der Kreuz'schen Buchhandlung in Magdeburg (Zuhaber R. und M. Kretschmann) übergegangen und werden in bisheriger Weise fortgeführt.

Populärmedizinischer Bücher ist wahrlich kein Mangel, aber ein so umfassendes, durch die klare Behandlung des Stoffes und den

Reichtum an praktischen Details neben der theoretischen Darlegung des Leibes und des Lebens wie „Die Schule der Gesundheit“ von Fr. Dornblüth (Karlshad, Feller) darf auf eine warme Aufnahme zählen. Es sind ärztliche Belehrungen für Familie und Haus, um Gesundheit und Kraft zu gewinnen, Krankheiten zu verhüten und das Lebensglück zu steigern. Der Verfasser gibt, nachdem er den Menschen in seinem physischen Leben und seiner Umgebung (Luft, Wohnung, Kleidung) geschildert, das organische Leben dargelegt, reiche und bis in's Minutöse detaillierte Bente und Belehrungen über Speise und Trank, Arbeit und Erholung, Beruf und Familie und eine umfassende Diätetik. Das stattliche Buch, das einen so kostbaren Stoff verarbeitet und ihn recht anschaulich behandelt, ist überdies durch 163 Illustrationen anziehend belebt und dürfte bei seiner guten Einrichtung, die es zum Nachschlagebuch gefaltet, ein Hausbuch im besten Sinne des Wortes werden, das namentlich auch immer zu Rath gezogen werden sollte, ehe man den Arzt holt oder dieser kommen kann.

Eine neue Revue kündigt sich unter dem Titel „Berliner Monatshefte“, herausgegeben von Heinrich Hart (Minden, Brun) an. Der Inhalt ist dem der übrigen Revuen auf den ersten Blick sehr ähnlich, indes legt der Herausgeber doch seinen Hauptnachdruck auf die Kritik, auf die Beurtheilung von öffentlichen Zuständen und Erscheinungen auf künstlerischem und literarischem Gebiet und hat in dieser Richtung seinen Mitarbeitern das freieste Wort gegönnt. Der unerfrockene und energische Ton, mit welchem den Schäden unserer Zeit und unseres geistigen Lebens zu Leibe gegangen wird, dürfte der Revue ihre Sonderstellung sichern, die ihr auch Leser zuführen wird mitten in der großen, fast zu großen Konkurrenz.

Bildende Künste.

An der Akademie der Künste in Berlin werden mit dem bevorstehenden Herbst zwei Meisterateliers für Architektur in's Leben treten, für welche die Mittel vom Landtag bewilligt sind.

Dem Vörlerverein deutscher Buchhändler ist von der Stadt Leipzig zur Errichtung einer würdigen Heimstätte ein Bauplatz in der Ostvorstadt im Werthe von einer Viertelmillion als Geschenk überwiesen worden.

Eine in kultureller Beziehung sehr interessante Ausstellung ist in Basel für die Monate Mai und Juni projektiert. Dieselbe soll in Bildern jeder Art, in Oelgemälden, Lithographien, in Karten und Plänen die äußere Gestalt Basels und seiner Bewohner im Laufe der Jahrhunderte zur Anschauung bringen. Es sollen Abbildungen der Stadt im Ganzen wie einzelner Stadttheile, öffentliche wie privater Gebäude und einzelner Bautheile geliefert werden. Man wünscht Porträts, Karikaturen, Kostümbilder, Darstellungen von Gefehten, Exerzitien, Aufzügen, häuslichen und öffentlichen Spielen, Belustigungen und Aktionen aller Art. Endlich ersucht man auch um Medaillen, Münzen, Wappen und Siegel.

Professor Ehr. Roth aus München hat kürzlich die Porträts des Fürsten Bismarck in dessen Palais nach der Natur modellirt, welche durch frappante Porträthähnlichkeit und vornehme Auffassung in den höchsten Kreisen außerordentlichen Beifall fand. Dieselbe wurde bereits mehrmals in Marmor ausgeführt.

Der künstlerische Nachlaß Gustav Doré's soll Mitte April im Hotel Drouot in Paris öffentlich versteigert werden. In demselben befinden sich 54 Gemälde: mythologische Kompositionen, Landschaften zc., etwa 100 Aquarelle, darunter berühmte Londoner Straßenschilder, 10 Zeichnungen auf Holz, den „Rachet“ illustrend, 33 Bildtafeln und Modellirarbeiten zc.

Alma Tadema hat ein neues Bild vollendet, das für eine bevorstehende Ausstellung auf dem Kontinente bestimmt ist. Der Gegenstand ist folgender: In der Vorhalle eines sizilischen Tempels zwischen zwei mächtigen dorischen Säulen sitzt Plato und wendet sich dogmatisch zu einer weißgekleideten Matrone, deren Antlitz feine, kluge Züge zeigt. An ihrer linken Seite schmiegt sich ein jugendliches Mädchen, während zu ihrer Rechten eine dunkle Schöne in leichten Gewändern, mit aufgestültem Ellenbogen auf einer Bank liegend, aufmerksam den Worten des Philosophen lauscht. Weiterhin folgt dann eine bewundernde Gruppe von Schülern, die dem Meister von Griechenland her gefolgt sein mögen. Zwischen den beiden Gruppen steht man durch tiefliegende Olivenzweige ein Stück Strand und die blaue See in vollem Sonnenglance. Das Bild erinnert in Auffassung und Farbe lebhaft an Sappho, die frühere Schöpfung Alma Tadema's.

„Der Kreislauf des Lebens“, so nennt Canon das großartige und voluminöse Deckengemälde, das er für das Treppenhaus des naturhistorischen Hofmuseums in Wien geschaffen hat und welches das Hauptstück der dießjährigen Ausstellung des Wiener Künstlerhauses bildet. Es mißt rund 400 Fuß, die in Belgien eigens gewebte Leinwand kostet allein 7000 Franken. Die Figuren des Bildes sind in einer mächtigen Elipse geordnet, welche in der Mitte einen freien Raum läßt. Dieser Raum enthält Himmel und Meer und eine Sphinx mit dem Buch mit sieben Siegeln. Um diesen geheimnißvollen Mittelpunkt hin bewegt sich der ewige Kreislauf des Daseins. In der Ausführung dieser gewaltigen, den Kampf um's Dasein verkörpernden Komposition, die freilich das Räthsel des Daseins ungelöst läßt, erinnert Canon noch unmittelbarer als in früheren Werken an sein Vorbild Rubens.

Musik.

Die dießjährige Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen deutschen Musikvereins wird unter dem Protektorat des Großherzogs von Baden vom 28. bis 31. Mai in Karlsruhe abgehalten werden.

Sonnob hat sein Oratorium „Mors et vita“ vollendet und dem Papst Leo XIII. gewidmet.

Lamoureux, der ausgezeichnete Pariser Dirigent, der so Bedeutendes für die Popularisirung der deutschen Musik und namentlich auch der Wagner'schen Musik in Paris gewirkt hat, wird, wie aus Paris gemeldet wird, mit seinem vortheilhaften Orchester noch im Laufe dieser Saison eine Reise durch Belgien, Oesterreich und Deutschland machen.

Bühne.

Gottschall's „Schulröschen“ hat an der „Burg“ in Wien nicht durchgeschlagen. Die Premiere fand bei gefülltem Hause statt, aber das Publikum verhielt sich etwas kühl, daß das Lustspiel schwerlich über die dritte Vorstellung hinauskommen wird. Der Stoff ist schon zu oft auf der deutschen Bühne behandelt und was daran noch gefallen kann, bringt sich durch Dehnung und Wiederholung der betreffenden Szenen um die Wirkung. An einer Vorstadttheater und die fünf Akte um zwei vermindert: vielleicht daß da mit einer Hofensels in der Hauptrolle und einem guten Ensemble das Publikum bis zum Schluß bei guter Laune erhalten werden konnte. Am meisten Bedenken erregt die Art und Weise, wie der Verfasser den glücklichen Abschluß der Handlung herbeiführt. Schulröschen, die Tochter eines Gymnasialdirektors, liebt die griechischen und lateinischen Klassiker in der Ursprache und hat im väterlichen Hause ein Kränzchen arrangirt, in dem sie mit ihren Freundinnen den Homer, den Goethe, alle alten Epiker, Lyriker und Dramatiker liest. Bei diesen Zusammenkünften geht es nach studentischer Weise ganz fidel und kommentmäßig zu. Es wird pöfult, man stimmt gar das „Gaudamus igitur“ an. Eine dieser Szenen muthete auch bei der Aufführung im Burgtheater an. Schulröschen bebt sich aber, diese Kränzchen auch auf dem Schlosse, wo sie eine Stellung als Gesellschaftlerin angenommen hat, abhalten zu dürfen. Ihrer Herrin, einer vornehmen jungen und schönen Dame ist der reiche Familienbesitz testamentarisch und nur unter der Bedingung der Vermählung mit einem Better zugesprochen. Das Herz der jungen Dame hat aber bereits für einen Andern entschieden und sie ist entschlossen, der Erbschaft zu entsagen. Bei der ersten Sitzung, welche die gelehrten Mädchen in dem Bibliothekzimmer des Schlosses halten.

fängt ihnen die Lektüre der alten Klassiker doch an, etwas zu langweilig zu werden, die Eine klettert auf die Leiter und wirft den Freundinnen diese Folianten aus dem obersten Bücherfackel zu, mit denen diese, unten im Kreise angeordnet, Fangball spielen. Zufällig öffnet Schürköpchen einen dieser Bände, und auf der Seite, die sie aufschlägt, entdeckt sie in lateinischer Sprache die alte Erbfolgsordnung des Hauses, welche eine Heirathskaufel wie in dem betreffenden Testament als unzulässig erklärt. Schürköpchen's Lektüre gibt den Herzen das Recht, sich frei nach ihrer Wahl entscheiden zu können. Dieser rettende Deus ex machina, den jungen Leuten auf der Bühne wohl recht willkommen, war dem Publikum doch etwas zu überraschend, um ihm Beifall zu ertheilen. Alle Bemühungen der Darsteller waren vergebens. Die Ueberredungskünste der Schauspieler scheiterten an der Verstocktheit des Publikums. Fräulein Hofenfeld und Frau Schönsfeld waren vorzüglich. Auch Hübner, Baummeister, Putowski und Schöne spielten mit dem Aufwand ihres ganzen Talents. Die gelehrten jungen Mädchen hielten in ihrem Alter aus, nachdem das Publikum ihnen schon seine ermunternde Theilnahme entzogen hatte. Die Ausführung des Stückes war eine vorzügliche. — Dem Theater an der Wien scheint nun aber in Fräulein Ziemare wirklich die Soubrette, wie sie diese Bühne so lange entbehrt, erstanden zu sein. Der Erfolg der Künstlerin in der dreitägigen Operette von Eduard Andran: „Gilette von Narbonne“ (Die Straßenfängerin) war durchschlagend. Keine große Stimme, keine musterwärtige Aussprache, der fremde Accent — die Dame ist Polin — scharf hervortretend, aber sonst Alles, was man von der Soubrette verlangt: präsent in Allem, was sie thut, prädestinirt in Rede, Gesang und Spiel. Die französischen Vorbilder sind unvertennbar. Frau Zude hat die Künstlerin gründlich studirt und zwar mit Geist, denn es ist nicht eine bloße Kopie, die man zu sehen bekommt.

— Im Hof- und Nationaltheater zu München hat eine neue Oper: „Der Zentgraf“, bei ihrer erstmaligen Aufführung die unvertennbar wohlwollende Aufnahme gefunden. Die Komposition ist das Erstlingswerk des Professors an der dortigen Musikschule, Viktor Gluth, und trägt das deutliche Signum ganzen Könnens. Wenn sich auch der Komponist — besonders durch die Vorliebe für Blechinstrumente und die eigenartige Behandlung der Singstimmen — als einer der befähigten Epigonen Richard Wagner's entpuppt, so hat er doch vermieden, die äußersten Konsequenzen der neuen Schule zu ziehen und sich vielfach dem Styl der alten, absoluten Meister angeschlossen; so ist es ihm gelungen, die Vorzüge beider Richtungen in seinem Werke harmonisch zu vereinigen und dasselbe dadurch zu einer schönen, höchst interessanten Arbeit auf musikalischem Gebiete zu gestalten, die den Zuhörer mit ebensolcher Achtung vor dem Talent des Verfassers, als berechtigten Hoffnungen für dessen Zukunft erfüllt. Einige Piecen — z. B. das Lied von der Rose und das Quartett im ersten Akt, die Viebschene und der Chor a capella im zweiten Akt und das Finale des dritten Aktes — sind wahre Kleinodien, gehalten durch den poetischen Text, der dem epischen Gedicht „Zlatorog“ von Rudolf Baumbach, jener anziehenden krain'schen Sage, nachgeformt war, welche von einem üppig blühenden, von Genien gepflegten und durch den weißen Gessbald Zlatorog beschützten Zaubergarten inmitten der Gletscherwildnisse des Triglav (oder Triglou, mit 2865 M. höchster Erhebung der Julischen Alpen) zu erzählen weiß, dessen unantastbares Gebiet ein fähiger Jäger betrat, um sich nach dem Wunsche seiner Geliebten das dort ruhenden kostbaren Schätze zu bemächtigen. Trotz der Warnungen durch Geisterstimmen und der Abmahnungen einer Sennerin, welche ihn hoffnungslos liebt, schließt er auf den gespensischen Gessbald und stürzt dabei vom Felsen; während die Geliebte an seiner Leiche leblos zusammenstürzt, endet die verhängnisvolle Sennerin durch Selbstmord, jedenfalls ein hoch dramatischer Schluss. Die Ausstattung blendete förmlich; der Zaubergarten mit seinen farbenprächtigen, leuchtenden Blumen, cernirt von riesigen Dolomitfelsen und überragt von den Gletschern des Triglav, bot eine Szenerie, die alles bisher in dieser Beziehung Erreichte weit übertraf, um so mehr, als die furchtbar eingeführte elektrische Beleuchtung Lichteffekte von wahrhaft magischem Schimmer ermöglicht. Die Aufführung war eine vollendete, da die Koryphäen der Münchener Oper — Ehepaar Vogl, Gure und die Damen Wefertlin, Dreßler und Blant — mitwirkten.

— Das Gastspiel Fräulein Gekner's an der „Burg“ in Wien gibt der Vermuthung Grund, daß man endlich doch Fräulein Wessely die wiederholt geforderte Entlassung zu geben bereit sei. Die vier Rollen, welche der Gast spielte, sind nämlich sämtlich bisher im Besitze Fräulein Wessely's gewesen: die Emilia, die Gräfin Ruthland, die Marianne in den Geisteswissenschaften und die Marie in Clavigo. Fräulein Gekner ist allerdings, wie verlautet, an das Deutsche Theater in Berlin engagirt, aber man denkt, diese Bühne werde sie freigeben, wenn ihr Fräulein Wessely gewiss sei. Fräulein Gekner zeigte sich dem Publikum des Burgtheaters zwar noch als eine Anfängerin, aber als eine hochbegabte. Sie gehört erst seit drei Wintern der Bühne an. Von dem Wiener Konservatorium wurde sie für zweite Liebhaberinnen an das Stadttheater zu Brünn engagirt. Im nächsten Jahre finden wir sie bereits als erste Liebhaberin in Innsbruck und diese Saison war sie der erklärte Liebling der Grazer. Fräulein Gekner ist im Besitz, wenn auch nicht großer, doch angenehmer äußerer Mittel. Die Gestalt schlank und zugleich gerundet, das Gesicht nicht regelmäßig, aber interessant und belebt von sehr sprechenden Augen; das Organ ist wohlklingend und biegsam; die Kraft läßt sich aus den Rollen nicht ermessen; zudem litt die junge Dame an einer förmlichen Indisposition, die ein zweimaliges Ginausschießen des ersten Auftretens nothwendig machte. Die Aussprache bedarf noch der Feile. Fräulein Gekner ist in Italien geboren und hat da auch ihre Erziehung bis zum dreizehnten Jahre genossen. Einer der Hauptvorzüge der jungen Schauspielerin ist ihr Temperament und die damit verbundene Verlässlichkeit. Sie scheint immer bei der Sache zu sein und steht bei aller Lebendigkeit des Vortrags die Rede sehr richtig auseinander. In der ersten Rolle, der Emilia, die für eine junge Schauspielerin außerordentliche Schwierigkeiten bietet, trat die gleich sehr vorteilhaft hervor. In der Ruthland, in Laube's „Gefeg“ machte sich, besonders im ersten Akt, ein konventioneller Tonfall noch häufig vernehmbar. Mit zu großer Vorliebe ergeht sich Fräulein Gekner in Aufzügen und großen Interjektionen. Das fängt leider unter den jungen Schauspielerinnen an, sehr Mode zu werden. Ich dachte, wir hätten jetzt gerade Ursache, darauf zu halten, daß man auf unseren Bühnen auch national bleibe. Lassen wir das den Italienern. Von Fräulein Gekner hat unsere Bühne jedenfalls etwas zu erwarten.

— Karl Kato's Trauerspiel: „Am Herzogshof“, hat bei seiner ersten Aufführung am Stadttheater in Köln eine lebhaft wirkende Wirkung gehabt, die es in erster Linie der raffiniert erdachten, die Schuld analytisch bloßlegenden, „Gerichtszene“ verdankte.

— Ein neues oberbayerisches Volksstück ist von den „Münchenern“ am Gärtnerplatztheater kürzlich mit gutem Erfolg aufgeführt worden. Hans Neuert hat nach der Novelle „Der Wurzengraber“ von Meffow die Novität, welche den Titel: „s Christel von Stäffelsberg“ führt, gearbeitet. Die Wirkung des Stückes beruht auf der geschickten und liebevollen Ausmalung einzelner Lebensbilder aus dem Bauernleben, ohne im Vergleich zu den früheren Bauernkomödien Neuert's etwas Neues zu bieten.

— In Göttingen hat das Lustspiel: „Die bessere Hälfte“ von Emil Frickh, einem Mitgliede des dortigen Stadttheaters, einem Bericht der „Niederrhein. Ztg.“ zufolge einen freundlichen Erfolg gehabt.

— Adalfrans Mierzwinski hat seine Tournee in Deutschland in einer glänzenden Weise beschloffen: durch ein zweimaliges Auftreten in Berlin bei Hof. Der berühmte Tenorist sang im Ganzen in Deutschland an 43 Abenden; bis zum heutigen Tage wurden ihm von seinem Impresario, Alfred Frickhof, nicht weniger als 158,000 Franken begahlt. Uebrigens Einnahmen wie Mierzwinski erzielten in Deutschland nur Adeline Patti und Pauline Lucca.

— In Rheims wurde eine neue Oper: „Yvonne“ von dem Komponisten Ernest Lefebvre, zum ersten Mal mit Erfolg aufgeführt.

— „Marion Delorme“, die neueste Oper des Hauptes der jung-italienischen Schule, Amilcare Ponchielli, Verfassers der „Gioconda“, ist vor einigen Tagen mit großem Beifall im Scalatheater zu Mailand

zur ersten Aufführung gelangt. Der Erfolg war ein glänzender. Am besten gefiel der an dramatischer Berbe überreiche vierte Akt, welcher, wie italienische Blätter berichten, musikalisch zum Besten gehört, was seit Verdi's „Aida“ geschrieben worden ist.

— Die ungarische Akademie hat den Telephpreis von 100 Dukaten dem Lustspiel „Ovid“, als bester der eingelaufenen Arbeiten, zugestanden. Der Verfasser des Preisstücks ist der Schauspieler Alexander Somlo. Als zweitbestes Werk wurde das Lustspiel „Graf Maria“ anerkannt, das Doegi zum Verfasser haben soll.

— Aus Paris wird geschrieben, daß der Schriftsteller Fernand Bourgeat soeben von dem Minister des Unterrichts und der schönen Künste mit einer wichtigen Mission betraut worden ist. Er soll eine Reise nach Italien, Deutschland und Oesterreich antreten, um in diesen drei Ländern die Verwaltungseinrichtungen der Theater und besonders die verschiedenartigen Systeme zu studiren, nach denen den einzelnen Bühnen die Subventionen zugewandt werden.

Kultur und Wissenschaft.

— Die deutsch-österreichische Gesellschaft in Berlin hat kürzlich wieder eine Expedition, bestehend aus zwölf Herren (Geologen, Architekten, Ingenieure und ein Gärtner), darunter sechs Offiziere, welche alle auf zwei Jahre beurlaubt sind, nach Afrika zu Verwaltungszwecken entsandt. Unter den reichlich mitgenommenen Ausrüstungsgegenständen zc. befinden sich auch circa 50 abgelegte Uniformröcke der Potsdamer Gardehülsen, mit denen man einige einflußreichere Eingeborene zu erfreuen beabsichtigt.

— In Christiania ist kürzlich eine Arbeiterakademie eröffnet worden. Die Anstalt ist eingerichtet nach dem Vorbilde des von dem verdienstvollen Dr. Wiström in Stockholm in's Leben gerufenen Arbeiterinstituts.

— Festlichkeiten, welche einen dekorativen Schmuck verlangen, kommen die „Heroldisch-dekorativen Musterblätter“ von Ad. Max Gröner (Frankfurt, Kometen) in erwünschter Weise entgegen. Der als Heraldiker bekannte Herausgeber hat nach amtlichen Quellen und den besten Vorbildern eine Serie von Wappen in Farbendruck herausgegeben begonnen, welche in größtem Platsformat ausgeführt sind und sowohl als Muster wie auch, auf Pappe gezogen und lackirt, selbst zum Schmuck von öffentlichen Lokalen dienen können. Es sind die Wappen sämtlicher deutschen Staaten, der größeren Städte, vieler Provinzen, Kantone, auch Turnwappen u. s. w. Die Sammlung wird fortgesetzt und kostet das einzelne Blatt nur 60 Pf.

Industrie und Verkehr.

— Die Pariser Weltausstellungskommission für 1889 beschloß, daß der Ausstellungsplatz das Marsfeld samt seinen unmittelbaren Umgebungen einschließlich des Industriepalastes umfassen soll. Die einzelnen Abtheilungen sollen in folgender Weise untergebracht werden: im Industriepalast: der internationale Kongreß; auf den Champs Elysees: Unterrichtsgegenstände und Lehrmittel; auf dem Invalidenplatz: die Kolonien; auf den Quais d'Orsay und d'Alma: Ackerbau; Champ de Mars: Maschinen; in dem zwischen dem Trocadero und den Maschinenhallen gelegenen Räume: die übrigen Gewerbezweige; in zwei Pavillons des Champ de Mars: Kunst und Wissenschaft; im Trocadero: Gartenbau. Die Kosten der Ausstellung sind auf 50,000,000 Franken veranschlagt, 22 Millionen werden vom Staat und der Stadt Paris und die übrigen 28 Millionen durch freiwillige Zeichnungen aufgebracht werden. Die zu gewärtigenden Einnahmen werden jedoch diesen letzten Betrag, wie man annimmt, auf etwa 10 Millionen herabmindern.

— Die Spezialprogramme für die vom Karl Stangen'schen Reisebureau, Berlin W., Leipzigerstr. 24, in Aussicht genommene Gesellschaftsreise für die Sommermonate 1885 sind soeben erschienen. Dieselben stehen sowohl in Bezug auf Reichhaltigkeit als auf Ausstattung den bisher ausgegebenen Stangen'schen Reiseprogrammen nicht nach. Sie enthalten Reisetouren nach Italien, Frankreich, England, Schweden und Norwegen, mit verschiedenen Abgangszeiten im Mai, Juni, Juli und August. Gegen frühere Jahre ist außer anderen Exkursionen auch eine solche nach St. Petersburg und eine nach den von Deutschland aus bis jetzt wenig besuchten Pyrenäenbädern eingelegt worden. Wie die dießjährigen Stangen'schen Reisejahresreisen, die sämtlich angetreten wurden, sind auch diese Touren aus vielen Theilen zusammengesetzt, so daß es im Belieben der Mitreisenden steht, sich ganz oder nur stundenweise anzuschließen.

— Den vielumwundenen Kongo befahren nach dem Brüsseler „Mouvement géographique“ bereits nicht weniger als 22 Dampfer.

— Im August werden es fünfzig Jahre, daß in Belgien die erste Eisenbahn begründet wurde. An diesem Jahrestage beabsichtigt König Leopold in Brüssel einen Weltbahntag festzusetzen. Modelle der vor fünfzig Jahren in Gebrauch gesetzten Lokomotiven und Waggons sollen ausgestellt werden. Man versichert, dieses Eisenbahntage werde an Glanz dem königlichen Jubelfest des fünfzigsten Geburtstages wenig nachgeben.

Gesundheitspflege.

— Eine großartige Rundung gegen den Impfwang fand kürzlich in Leicester statt. Etwa 20,000 Bürger zogen durch die mit Bannern und Flaggen geschmückten Straßen nach dem Marktplatz, um Protest gegen die zwangsweise Impfung, welche an 5000 Personen vollzogen worden, einzulegen. In Gegenwart von Delegirten aus allen Theilen des Landes wurde ein Bildniß von Dr. Jenner verbrannt und ebenso ein Exemplar des Impfwangsgesetzes den Flammen übergeben.

Sport.

— Die Liverpool Grand National Steeplechase, das schwierigste Hindernissen der Welt, ist von dem sechsjährigen „Roquefort“ unter Mr. Wilson vor „Frigate“, „Black Prince“ und 12 anderen Pferden gewonnen worden.

— Bei den englischen Zweijährigenrennen lief Baron Ed. Oppenheim's „Markedentier“ im Lincolncup unter 11 Pferden Vorste, während „The Bard“ in der Brocksbykates seinen 15 Gegnern so leicht davonlief, daß man ihm eine große Zukunft prophezeien muß.

— Der Ruderkampfstreit der Universitäten von Oxford und Cambridge, der auch in diesem Jahr wieder Hunderttausende von Zuschauern nach Putney und Mortlake gelockt hatte, brachte der Oxford Mannschaft einen leichten Sieg. Während im vorigen Jahre Cambridge gewann, hatte von 1880 bis 1883 Oxford stets die Führung.

— In Wien findet ein internationales Bicyclemeeting im Monat Mai statt, dessen große Reunen für deutsche Amateure geöffnet sind.

— Von Rouen nach Paris (135 Kilom.) ist der bekannte Distanzgeher A. Barogoffi in 23 Stunden 40 Minuten gegangen.

— Der Pariser Jockeyclub hat für das Rennjahr 1885 1,937,500 Franken an Preisen ausgesetzt.

— Das Devonshire Handicap Hurdle Race, Preis 10,000 M., Distanz 3200 Meter, gewann Dehshlagler's a. F.-S. „Idea“ v. Glenelg a. d. Item unter Mr. Moore leicht gegen fünf Konkurrenten, von denen „Philosophy“ Zweiter, „Abbotsford“ Dritter liefen.

— Eins der größten englischen Frühjahrsrennen, das Lincolnshire-Handicap von 1000 Sovs., Distanz 1600 Meter, kam am 25. März zur Entschcheidung. Der Deutsche „Broden“ hatte in den Wetten in letzter Zeit viele Freunde gefunden und war zu einem der ersten Favorits avancirt, doch zählt er nicht zu den placirten Pferden. Mr. Barclay's fünfjähriger „Pendigo“ siegte gegen „Bird of Freedom“, dem „Mac Mahon“ und 18 andere Pferde folgten.

— Ein Verein zur Züchtung deutscher Vorsteckhunde konstituirte sich in Berlin und zählt bereits 600 Mitglieder. Der Verein hat sich die sehr lobenswerthe Aufgabe gestellt, den kurz- und stielhaarigen deutschen Vorsteckhund neben dem langhaarigen zu züchten. Der stiel-

haarige Vorsteckhund fehlt leider seit langer Zeit auf Ausstellungen, wie auf den Jagden, und dennoch wissen viele alte Jäger, daß derselbe an Leistungsfähigkeit, besonders an Ausdauer, den übrigen weit überlegen ist. Die Absicht des Vereins ist also mit Freuden zu begrüßen.

Mode.

— Die Krinoline rührt sich. In der Nähe Berlins hat sich eine Stahlbänderfabrik für Reifröcke etablirt, die schon eine ansehnliche Anzahl Arbeiter beschäftigt. Nach den jüngsten Modeberichten hat mit dem Umfange des untern Reiffs auch die Länge der Tournüre zuzunehmen. Eine Spezialität der erwähnten Fabrik bilden die sogenannten „Strebe-pfeiler“, die in doppelten Stahlbändern bestehen, denen die Aufgabe zukommt, das äußerste Ende der Tournüre mit dem untern Reif zu verbinden und in respektabler Entfernung vom dem Körper zu halten.

— Von einer Koterie französischer Tageselegants wird versucht, dem Juwelenschmuck auch in der Herren-toilette wieder eine größere Geltung zu verschaffen. Diese Modehelden tragen Armabänder, kostbare Agraffen an den Gesellschaftsschuhen und — das „Piquetteste“ auf diesem Gebiete — Kravaten aus echtem, glattgewalztem Gold mit Blumen und Arabesken von Juweleneinlagen. Während es vor einigen Jahren noch genöthig war, seine Uhr an einfachem seidenem Bande zu tragen, hat jene Koterie den Grundzug aufgestellt, daß das Uhrband eines tadellosen Elegants aus fast handbreitem Goldgeflecht bestehe oder aus einer Kette möglichst übertrieben großer Ringe. Die Medaillons sind zuweilen so groß, daß sie ebenso gut den Cigarrettenvorrath der jungen Herren aufnehmen könnten. Eine edelsteinsetzte Gilettnadel ist durchaus fashionabel, und, wie einst die alten Römer, tragen einzelne dieser in dem Klub der Fleurs de chic tonangebenden Modetönige mächtige Siegelringe am Daumen. In die ernsthaften Kreise des eleganten Modellebens werden diese grotesken Launen einer Anzahl sensationstüftigen Boulevardpläne ja gewiß keinen Eingang finden, aber sie sind der Beweis, daß der Typus des Pariser Geden zu allen Zeiten derselbe bleibt. Selbst die harten Zeiten des Krieges haben erfahrungsmäßig nicht vermocht, diese Art ernst und männlicher zu machen.

— Das Repertoire der englischen Mode bringt einige Nuancen, welche voraussichtlich sehr bald auch in unsere Saisonneuheiten eintreten werden, das ist ein neues röhliches Braun Orivette, ein blaues Bommel und die rote Nuance Limoges. Grün, diese erste Saisonfarbe der französischen Mode, agitirt den englischen Geschmack viel weniger als den unsern und nur ein dunkler Ton von Myrie ist in den englischen Cheviots und Belvedere's ebenso beliebt als bei uns. Diese Passion für Grün überträgt sich auch auf andere Gebiete der Mode. Raimoos, junger Klee und Pistazie sind die hellen, vert Metternich und Russe die dunklen Nuancen, welche wir heute überall da finden werden, wo die bevorzugte Saisonfarbe zum Ausdruck gebracht werden soll: in den Majoliken, den Kleinbildern unserer Porzellane, den kunstvollen Bannerien der Tagesmode, in den Einbanddecken der neuesten Salonliteratur, in den verschiedensten Taschnearbeiten, von dem Portemonnaie und der Cigarrettenmignonne an bis zu dem Reisesack mit goldener Chiffre, welcher die elegante Frau in das Coupé begleitet. Hier wird in der kommenden Saison das Grün den Geschmack beherrschen, wie vor einigen Jahren derselbe von der Farbe Dragonerblau beherrscht war. Sehr zu Statte kommt dieser Nuance die noch immer nicht abgeschwächte Liebhaberei für Gold- und Silbereffekte, welche in Verbindung mit jedem einzelnen dieser verschiedenen Grundtöne sehr feine und aparte Harmonieen hervorbringen.

Gestorben.

— J. W. Davison, Musikkritiker der „Times“, 72 Jahre alt, am 24. März, in Margate.

— Generalsuperintendent Schwarz, Mitbegründer des „Protestantenvereins“, hervorr. Vertreter der freisinnigen Richtung in der protestantischen Kirche, 73 Jahre alt, am 25. März, in Gotha.

— Fürstin Karoline Schönbürg, Gemahlin des Fürsten Alexander, ersten Vizepräsidenten des österreichischen Herrenhauses, 49 Jahre alt, am 28. März, in Wien.

— Friedrich Johann Furst von Schwarzenberg, Kardinal und Fürst-Erzbischof von Prag, Hauptvertreter der kirchlich-feudalen Partei in Oesterreich, 75 Jahre alt, am 28. März, in Wien.

— Fürst Nikolai Alexejewitsch Orlow, russischer Botschafter am preussischen Hof, 58 Jahre alt, am 29. März, in Fontainebleau.

— Friedrich Matthaei, volkswirtschaftlicher Schriftsteller, an hervorr. deutsch-russischen Blättern thätig, Ende März, in Petersburg.

— Franz Abt, Liederkomponist von großer Popularität und Förderer des Männergesanges, 65 Jahre alt, am 31. März, in Wiesbaden.

Lotterieziehungen im Monat Mai.

Am 1. Amsterdamer Industriepalast 10-Gulden-Loose vom Jahre 1867, höchster Preis 5000, niedriger 17 fl., zahlbar am 1. August 1885 (37. Ziehung). — Bayerische 100-Thaler-Loose à 4 % vom Jahre 1866, höchster Preis 100,000, niedriger 100 Thlr., zahlbar am 1. Juni 1885 (19. Ziehung). — Belgische Kommunal-Kredit-100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1868, höchster Preis 15,000, niedriger 100 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1885 (68. Ziehung). — Stadt Bukarest 20-Franken-Loose vom Jahre 1869, höchster Preis 50,000, niedriger 20 Fr., zahlbar am 5. September 1885 (73. Ziehung). — Finnländische 10-Thaler-Loose vom Jahre 1868, höchster Preis 25,000, niedriger 12 Thlr., zahlbar am 1. August 1885 (33. Ziehung). — Stadt Genua 150-Lire-Loose vom Jahre 1870, höchster Preis 70,000, niedriger 170 Lire, zahlbar am 1. August 1885 (31. Ziehung). — Graf Kegelich 10-Gulden-Loose vom Jahre 1847, höchster Preis 10,000, niedriger 10 fl., zahlbar am 1. August 1885 (43. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1860, höchster Preis 5500, niedriger 125 Fr., zahlbar am 1. August 1885 (25. Ziehung). — Stadt Neuchâtel 10-Franken-Loose vom Jahre 1857, höchster Preis 15,000, niedriger 12 Fr., zahlbar am 1. August 1885 (55. Ziehung). — Oesterreichische Kredit-100-Gulden-Loose vom Jahre 1858, höchster Preis 150,000, niedriger 200 fl., zahlbar am 1. November 1885 (103. Ziehung). — Oesterreichische 500-Gulden-Loose à 5 % vom Jahre 1860, höchster Preis 300,000, niedriger 600 fl., zahlbar am 1. August 1885 (50. Ziehung). — Schwedische 10-Thaler-Loose vom Jahre 1860, höchster Preis 5000, niedriger 14 Thlr., zahlbar am 1. August 1885 (50. Ziehung). — Stadt Reggio 120-Franken-Loose à 3 1/2 % vom Jahre 1870, höchster Preis 20,000, niedriger 120 Fr., zahlbar am 1. September 1885 (38. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1859, höchster Preis 25,000, niedriger 125 Fr., zahlbar am 1. August 1885 (26. Ziehung). — Am 15. Ansbach-Gunzenhausen Eisenbahn-7-Gulden-Loose vom Jahre 1857, Prämienziehung am 15. Juni 1885. — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1867, höchster Preis 12,500, niedriger 115 Fr., zahlbar am 1. Juli 1885 (70. Ziehung). — Kanton Freiburg 15-Franken-Loose vom Jahre 1861, höchster Preis 20,000, niedriger 20 Fr., zahlbar am 15. August 1885 (57. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1868, höchster Preis 25,000, niedriger 100 Fr., zahlbar am 1. August 1885 (51. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Loose vom Jahre 1870, höchster Preis 20,000, niedriger 50 Fr., zahlbar am 20. November 1885 (67. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Loose vom Jahre 1870, 100 Stück, jedes Loos 100 Franken, zahlbar am 20. November 1885 (67. Ziehung). — Am 31. Badische 35-Gulden-Loose vom Jahre 1845, Prämienziehung am 30. Juni 1885.



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrierte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Carerte.

Novelle

von

Adolf Stern.

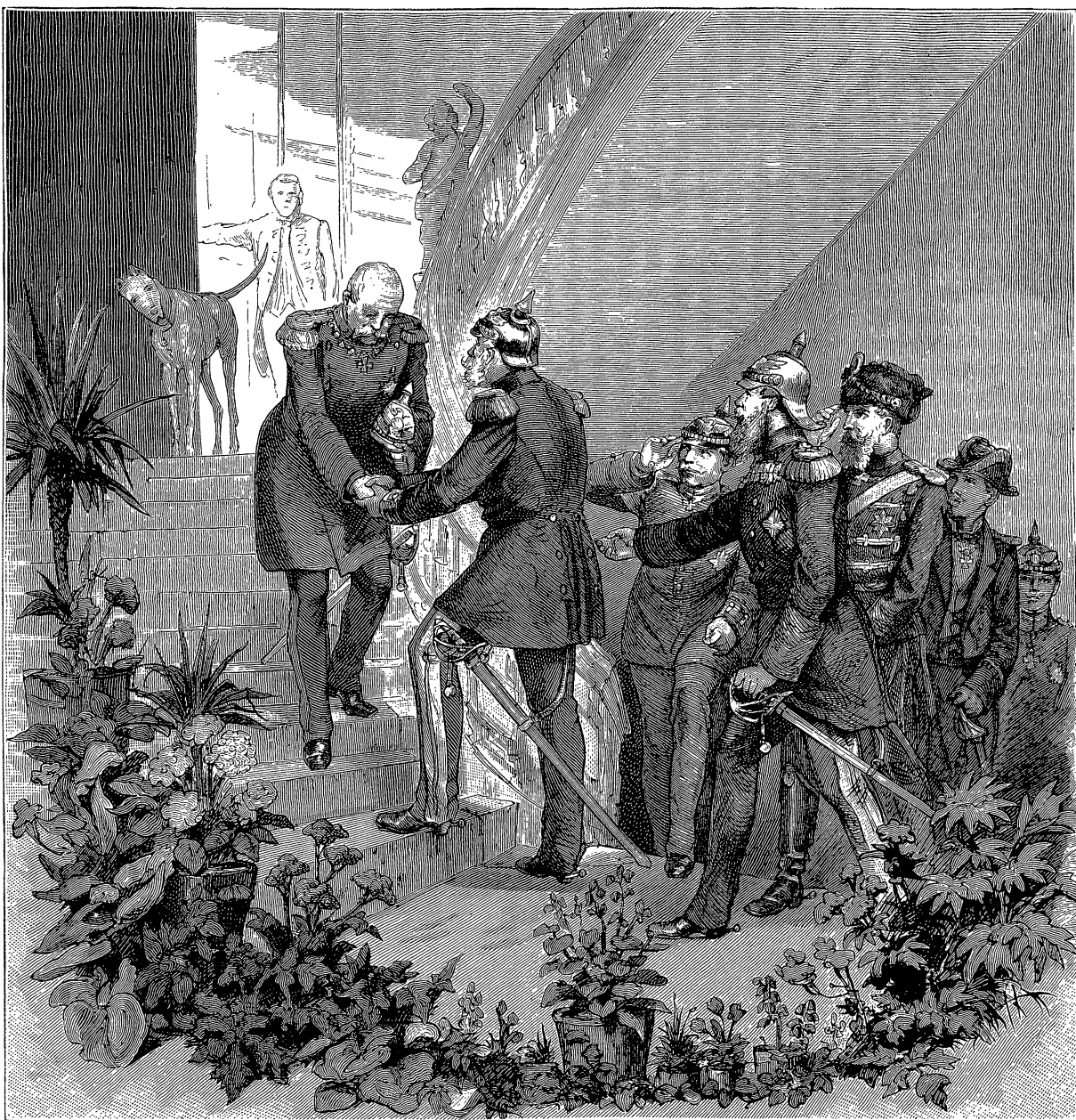
(Fortsetzung.)

Im Morgen, nachdem die Entscheidung erfolgt war, holten sich ein paar Nachbarinnen bei der Wittve des Gondoliers Rath, ob sie die beiden österreichischen Leutenants, welche nach Quartieren bei ihnen gefragt hatten, in's Haus nehmen sollten. Die Noth dränge freilich dazu, aber im Grunde sei es doch ein Verrath an der Stadt des heiligen Markus, wenn man den Feinden um einen Judasfilberling das eigene Haus vergönne. Da aber Frau Nella die Sache durchaus in anderem Lichte erblickte und die armen Frauen, die gleich ihr gern eine kleine sichere Einnahme gewonnen hätten, sich rasch belehren ließen, so erhielten auch die beiden jüngeren Offiziere aus Hauptmann von Horschach's Kompagnie die begehrten Wohnungen. Die Noth hatte den Patriotismus am Campo San Sebastiano und in dessen Umgebungen schon so weit niedergedrückt, daß man an diesem Abend vor den meisten Hausthüren mit einiger Billigkeit beurtheilte, was die Wittve Luigi's und ihre Nachbarinnen gethan hatten. Einen Tag später schlug die Stimmung gewaltig um: die steirische Jägerkompagnie, welcher die drei Offiziere angehörten, die am Campo Wohnung gesucht und gefunden hatten, ward in den übrigen Häusern des Platzes und der Calle dell Bento in freies Quartier gelegt. Die Offiziere wollten inmitten einer feindlich unzuverlässigen Bevölkerung nicht allein hausen; Herr von Horschach hatte beim Kommandanten, dem Feldmarschalllieutenant Gorzowski, die Einquartierung seiner Kompagnie in dem betreffenden Stadttheil durchgesetzt. Im Café delle Quadri schauten die Kameraden mit lauter Bewunderung und ein wenig stillem Neid auf ihn. „Horschach setzt eben Alles durch!“ flüsterte man. „Er allein von uns Allen hat eine venetianische Geliebte, und er wohnt frank und frei in ihrem Hause und noch dazu mit Bewilligung des allergestrengsten Generals.“

Der so Gepriesene hütete sich wohl, zu widersprechen, wenn ihm bei seinem Eintritt oder Weggang dergleichen Worte der Kameraden in's Ohr klangen. Er wußte selbst am besten, wie weit das Gerücht den Thatsachen vorauf eile, aber mit echt männlicher Eitelkeit und fester Zuversicht sagte er sich, daß er das schon wahr machen

werde, was heute müßiges Geschwätz bei der Cigarre sei. Der Hauptmann Freiherr von Horschach war von Hause aus ein braver Kamerad. Er hatte daheim auf seinen steirischen Gütern eine noch junge blonde Frau, welche er auf seine Weise herzlich liebte, und

einen achtjährigen Sohn, den er vergötterte. Aber er stand nun seit beinahe zwei Jahren im Felde und hatte in dem wilden lombardischen Kriege seine Wiener Jugendgewohnheit, den Augenblick zu genießen, wiedergefunden. Das Leben war ja nur erträglich, wenn



Kaiser Wilhelm und die Prinzen des königlichen Hauses beglückwünschen den Reichskanzler.

man mitten zwischen strenger, aufreibender Pflicht und beständiger Todesgefahr an irgend eine Freude oder frische Abwechslung denken durfte. Und vollends jetzt, wo die große Rebellion bezwungen lag und man die trügliche Seefahrt niedergeworfen, jetzt durfte man sich doch von den Besiegten nicht das Geseß schreiben lassen und etwa leben wie die Kapuziner. Der fünfunddreißigjährige Freiherr von Horschach zeichnete sich im Kreise der jugendlichen Offiziere, welche im Rausch des Sieges schwelgten, durch seine unverwundliche Ausdauer, seine großartige Freigebigkeit und endlich durch die ritterliche Annuth aus, mit der er gebieterisches Auftreten und selbst den Genuß zu adeln wußte. So war er nicht nur der Liebling seiner Kompanie und seines Bataillons, nicht nur des kommandirenden Generals, sondern des ganzen Heeres, dem er angehörte. Herr Rudolf von Horschach lebte in vollem Zug und Schwung — nach den Briefen, die er aus Steyermark von der einsam auf dem Gute sitzenden Gattin und nach jenen anderen, welche er gelegentlich von seinem Wirthschaftsdirektor erhielt, fragte in Venedig keiner der tapferen und lustigen Kameraden.

Und Herr Rudolf von Horschach selbst am wenigsten! Er gehörte zu jenen Naturen, die der Augenblick ganz besitzt; an sein Daheim und an seine Frau dachte er nur, wenn er ihre Briefe empfing und regelmäßig mit ein paar flüchtig freundlichen Zeilen beantwortete. Man war eben einmal draußen und hatte sich demgemäß eingerichtet, nach Hause würde man bald genug kommen, auch verschlug es wenig, ob man sich am Ende der guten, bewegten Zeit ein paar tausend Gulden ärmer oder reicher finde. Wenn man erst wieder die endlosen Sommer auf dem steyrischen Herrenhofe und die Winter in dem stillen Graz zu leben habe, werde genug Gelegenheit zum Sparen wie zum Stillstehen sein! Einstweilen galt es, die guten Tage frisch zu genießen, die man sich durch die endlos lange und anstrengende Belagerung erworben hatte! Ueber alles dieß dachte der Hauptmann weder dauernd nach, noch trug er es anders als in gelegentlichen kurzen Worten bei der Flasche vor. Zum Nachsinnen behielt er in all' dem Getümmel von Dienst, von Trink- und Spielpartien, von Zerstreungen jeder Art keine Zeit und vollends keine, seit er, um der schönen Giulia Cardelli nahe zu kommen, das Quartier am Campo San Sebastiano bezogen hatte.

In den ersten Wochen, nachdem dieser große Schritt gethan, gewann es freilich nicht den Anschein, als ob der Freiherr überhaupt zu seinem Ziele kommen werde. Er sah, so langsam er auch durch den Flur des Hauses und über den Gang vor seinen Zimmern schritt, das Mädchen entweder gar nicht, oder wenn er ihr doch begegnete, erwiderte sie seinen freundlichen Gruß mit dem kürzesten, unmerklichsten Kopfnicken und dem herbsten, abweisendsten Ausdruck um die festgeschlossenen Lippen. Herr von Horschach brach jederzeit nur in ein behagliches Lachen aus, wenn ihm so begegnet ward, und sein nächster Gruß gestaltete sich womöglich noch verbindlicher, noch gewinnender. Und obgleich er Giulia sichtlich auszeichnete, so war doch auch sein Benehmen gegen die beiden älteren Frauen im Hause so gutlaunig und zuvorkommend, daß dieselben die Kraft nicht besaßen, die anerzogene Abneigung gegen jeden Mann in österreichischer Uniform festzuhalten. So kam es dahin, daß Signora Nella, welche eine der flüchtigen Begegnungen des Hauptmanns mit ihrer Schutzbefohlenen mit anschaute, derselben erregt sagte: „Ihr müßt anders auftreten, Giulia, wahrhaftig, Ihr müßt es! Signor il Barone hat uns mit keiner Miene beleidigt und wir — wir leben beinahe nur von dem, was er uns zahlt!“ Mit unbewußtem Zartgefühl unterließ sie es, das Mädchen daran zu mahnen, daß auch eine Geldsendung nach Tunis schon von den Zwanzigern, die Herr von Horschach freigebig für Wohnung und Bedienung spendete, bewirkt worden sei. Zwischen Scham und Troß und dem bitteren Gefühl ihrer Hilflosigkeit schwankend, vernahm Giulia die mahnenden Worte. Es blieb wahr: der Hauptmann von Horschach hatte sie nicht beleidigt, kein Wort zu ihr gesprochen, was nicht die vornehmste, in den glücklichsten Verhältnissen lebende Dame hätte anhören können. Und doch wußte Giulia so gut, wie es der Freiherr selbst wußte, was ihn in das Haus der Gondolierswitwe geführt hatte. Sie fühlte lebhaft, daß es für sie gerathen sei, das Haus zu verlassen. Doch wohin sollte sie sich wenden, wo konnte sie hoffen, nur den dürftigsten Schutz und Unterhalt zu finden? Dem Kinde der Lagunen schien es unmöglich, aus der theuren Vaterstadt hinwegzugehen, auch erfüllte die Sorge um den entfernten Vater weit mehr als die Sorgen um ihre

eigene Zukunft ihr gepreßtes Herz. So blieb sie denn, blieb Tag um Tag, Woche um Woche und gewann es zunächst über sich, dem Fremden ein freundlich lächelndes Gesicht zu zeigen. Frau Nella Basta aber, die sich insgeheim eingestand, daß ihre neue, günstige Lage keine Stunde länger dauern werde, als Giulia Cardelli in ihrem Hause sei, wollte jetzt mit einem Male keine Gefahr mehr sehen und schalt über den Reiz und die Unduldsamkeit der Nachbarinnen, welche Giulia bereits eines Verhältnisses mit dem stattlichen Jägerhauptmann anklagten. Das Glend hatte die Wittve des patriotischen Luigi schon so weit herabgebracht, daß sie insgeheim dem Freiherrn von Horschach wenigstens einigen Erfolg wünschte.

Giulia Cardelli aber, da sie sich wie seither abzuschließen versuchte, spürte leise, daß eine andere Luft in diesem Hause herrsche, daß die wenigen Freundinnen, die sie aus ihren Klosterschultagen besaß, sich von ihr zurückzogen, daß ein Ton des Argwohns ihre Ohren umschwirrte. Sie entrüstete sich gemeinsam mit Frau Nella über das Unrecht, das ihr angethan ward, und sah mit jedem Tage mehr den Baron mit günstigeren Augen an, verschmähte längere Unterredungen mit ihm im Flur des Hauses nicht und gab endlich durch ihr ganzes Verhalten der Wittve des Gondoliers den Muth, dem lebenswürdigen österreichischen Herrn die Leidensgeschichte ihres Hauses und alle Nothen des jungen Mädchens vorzutragen. Nichts war natürlicher, als daß der reiche und freigebige Herr seiner klagenden Hauswirthin eine Summe für Signorina Giulia zur Verfügung stellte und die wohlwollende Andeutung machte, es sei sicher eine Thorheit, daß sich Kapitän Cardelli draußen im heißen Afrika herumzuschlage, und es werde spottleicht sein, ihm Begnadigung zu verschaffen. Der Hauptmann empfand in diesem Augenblick aufrichtige Theilnahme für das Glend des Flüchtlings und den Kummer seiner Tochter und dachte nicht an den Dank, den er sich bei Giulia verdiene. Als er aber am nächsten Tage, im Begriff, sich zur Parade auf der Piazzetta zu begeben, das Haus verließ, traf er auf der Schwelle mit der aus der Messe heimkehrenden Giulia zusammen. Sie erbleichte, als sie ihm gegenüberstand, einen Augenblick strömte ihr das Blut zum Herzen zurück und ergriff sie ein Schauer vor dem stattlichen Manne. Indeß nur einen Augenblick — im nächsten faßte sie sich zu einem stammelnden Danke und trat ihm so nahe, daß Herr von Horschach ihre Hand ergriff und sie ritterlich küßte. Der Hauptmann konnte heute seiner Gondel mit dem Bewußtsein zuschreiten, daß er der schönen, trüglichen Venetianerin kein Fremder mehr sei. Den täglichen Fragen der Kameraden nach seiner schönen Hausgenossin begegnete er heute mit einem Ausdruck, der ihm hundert bewundernde Blicke eintrug.

Und so gingen die Wintermonate hin, die Kugelschmerzen der Belagerung und die tödtliche Krankheit entschwandten aus Venedig, die allgemeine Verarmung und Verstimmung wuchsen dafür mit jeder Woche. Die österreichischen Regimentsmusikanten spielten auf dem Markusplatz neben dem Maderkymarsche die lustigsten Tänze von Strauß und Lanner, und die venetianischen Patrioten ballten die Fäuste in der Tasche oder unter den verschossenen Mänteln. Niemand war und schien fröhlich als die Offiziere der Besatzung, die für sich allein einen Karneval gefeiert hatten und nahezu für sich allein eine große Balletgesellschaft im Teatro Fenice auftreten ließen. Hauptmann von Horschach blieb die Seele bei diesen Vergnügungen; gutmüthig und freigebig, sorgte er dafür, daß keiner der ärmeren jüngeren Kameraden sie entbehren mußte, und die glückliche Stimmung, in welcher er sich selbst befand, kam seinem weiten Freundeskreise zugute. Diese Stimmung verließ ihn auch im Verfolg seines Abenteuers mehr Geduld und Selbstbeherrschung, als er in anderen ähnlichen Fällen an den Tag gelegt. Giulia Cardelli verließ das Zimmer Frau Nella's nicht mehr, wenn der Freiherr als behaglicher und theilnehmender Hausgenosse gelegentlich einsprach. Sie erglühte nicht mehr, wenn die geschwätzte Wittve dem stattlichen Wirthsherrn ihre Sorgen ganz unbefangen vortrug. Sie ließ sich von Wien und den steyrischen Alpen erzählen und warf in die Plaudereien Herrn von Horschach's, der vortrefflich Italienisch sprach, bereits eine und die andere Frage ein. Und sie begann endlich die Augenblicke wahrzunehmen, in welchen sie mit dem Hauptmann aus dem Erdgeschoß nach den oberen Räumen stieg, um ihm die neuesten, immer gleich schlimmen Nachrichten, die sie von ihrem Vater erhalten, mitzutheilen. Der Freiherr unterstützte das schöne Mädchen bei diesem Emporsteigen

ritterlich. Giulia aber unterschied schon nicht mehr, daß sie die Stufen mehr im als am Arm ihres Begleiters hinaufkam. Zu Zeiten war's ihr freilich, als fahre sie aus einem Traume empor, sie wußte nur nicht mehr, ob sie geträumt habe, als der Donner der österreichischen Kanonen über die Lagunen herüberklang, oder jetzt, da sie ihre Hand aus der des österreichischen Offiziers zog.

Und so kam endlich ein Frühlingstag, der die Stadt mit goldenem Lichte übergoß und ihr einen Schimmer lieh, welcher der Verbüsterung und Niedergeschlagenheit der Bewohner spottete. Er lockte Hunderte, die seit dem August ihre Häuser und Höfe kaum verlassen hatten, auf die Kanäle und nach dem Vido, er versammelte auf dem Markusplatz eine bunte Menschenmenge, zu deren besonderer Befriedigung die Musikbände des Regiments Nassau heute Opernmelodien aus Verdi's „Nabucco“ und „Ernani“ spielte. Die Offiziere von Horschach's Bataillon und die vom dritten Jägerregiment veranstalteten eine große Regatta, welche von der Punta di San Marco bis zur Punta della Motta gehen und mit einem glänzenden Picknick unter den Bäumen der öffentlichen Gärten enden sollte. Halb Venedig war auf den Füßen und im Freien, und der Sonnenschein drängte sich heute schier gewaltsam in Herzen und Häuser. Zu den Wenigen, die gar nichts von seinem Licht verspürten, gehörten einmal wieder Frau Nella Basta und Giulia Cardelli. Sie hatten noch am Vormittag, als Herr von Horschach eben das Haus verließ, um sich zur Gondelnwettsfahrt einzuschiffen, den Hausgenossen begrüßt, ihm Glück und Sieg im Spiel gewünscht, und heute war es nicht nur Signora Nella gewesen, die wohlgefällig dem schlanken Offizier in der kleidsamen Uniform nachgeblickt hatte. Doch keine halbe Stunde später war Giulia von dem Postboten mit einem Briefe ihres Vaters überrascht worden. Derselbe antwortete auf den Vorschlag, sich um straffreie Rückkehr in die Vaterstadt zu bewerben, mit stolzklingenden, zornigen Phrasen und darnach mit einer Darlegung seiner verzweifelten Umstände, die ihm den Gedanken, je wieder einen Fuß in das geknechtete Venedig zu setzen, ohnehin unterlagten. Denn wollte er selbst seinem Kinde das schwere Opfer bringen, um Gnade bei den Oesterreichern zu betteln, so müsse er zuvor mindestens über eine Summe von viertausend Franken in französischem Golde verfügen können. Und da seine Freunde daheim voraussichtlich alle zu arm seien, ihm mit einer solchen Summe zu Hülfe zu kommen, so sei es am besten, ihm unausführbare Vorschläge nicht erst zu machen und ihn fern von Venedig verkommen und sterben zu lassen. Giulia las unter Schluchzen den väterlichen Brief, der beinahe klang, als ob sie nur in die nächste Wechselbank gehen und dem bedrängten Vater die genannte Summe anweisen lassen dürfe. Auch Frau Nella, obgleich sie ihren alten Freund Cardelli gut genug zu kennen meinte, blickte verwundert, ja einige Male starr vor sich hin, als ihr das Schreiben des Kapitäns vorgelesen wurde. Am Ende jedoch folgte sie ihrer leidigen Gewohnheit des Ausgleichens und sagte seufzend: „Daß der Kapitän heimkehrte, wäre freilich für uns verlassene Frauen das Beste! Viertausend Franken klingt hoch in solcher Zeit — aber was uns unerschwinglich dünkt, scheint Anderen eine kleine Summe. Vielleicht würde unser Baron —“

„Schweigt, Schweigt, Nella!“ unterbrach das junge Mädchen mit einer plötzlichen wilden Bewegung ihre Rathgeberin. „Mein Vater hätte mir nie diesen Brief schreiben sollen — niemals, niemals!“ Dann versank sie in ein grollendes Schweigen und schien lange nachzudenken, bis sie am Ende seufzend sagte: „Und er sehnt sich doch nach Venedig zurück und mir legt er es auf die Seele, ihm zu helfen!“ — Ohne auf die freundlichen Worte, mit denen die ältere Freundin sie zu zerstreuen meinte, weiter zu achten, setzte sie sich an ihre Mosaikearbeit und blickte so anhaltend auf die bunten Steinsplitter, daß Frau Nella den Ausdruck ihres Gesichtes nicht mehr wahrzunehmen vermochte. Auch verharrete sie in ihrer wunderlichen Art, bis am Nachmittag die Tritte des Hauptmanns von Horschach in der Nähe der Hausthür erklangen. Da stand sie plötzlich von ihrem Sitze auf, blieb auch jetzt stumm, aber Nella sah, daß ihre Lippen bleich, beinahe weiß waren und daß aus ihren Augen eine gequälte Seele herausschaute. Sie wollte Giulia, ehe dieselbe über die Schwelle trat, noch zurückrufen, brachte aber nichts als einen halb klagenden Laut hervor, den das Mädchen nicht beachtete. Herr von Horschach kam in der fröhlichsten Stimmung von der Regatta und dem Picknick zurück,

seine Gondel war wenigstens die zweite an der Punta gewesen, und bei dem auf die Wettfahrt folgenden Frühstück hatte man weder den Valpolicella noch den Schaumwein von Asti gespart. Wie ihm daher jetzt die schöne Giulia begegnete, begrüßte er sie mit stürmischer Huldigung und ward der bebenden Erregung des Mädchens nicht eher inne, als bis er den offenen Brief zwischen ihren Händen bemerkte. Er errieth auf der Stelle, was der Brief enthalte, fragte lächelnd: „Vom Papa im Mohrenlande?“ und las ihn dann, während er Giulia's zitternde Hand in der seinen festhielt. Er las ihn ein zweites Mal, machte ein unmutigeres Gesicht als seither und schien auf ein Wort Giulia's zu warten.

„Nicht wahr,“ sagte sie endlich leise, „dem Vater kann nicht geholfen werden? Er macht es selbst unmöglich —“

Sie stockte, und der Hauptmann fühlte plötzlich, daß dieß ein entscheidender Augenblick sei. Er zögerte etwas, nicht lange, mit der Antwort und versetzte dann: „Um Thretwillen könnt' ich viel thun, schöne Giulia, mehr als ich sollte! Wollen Sie die Summe von mir nehmen, die Ihr Vater verlangt und braucht? Ich gäbe sie Ihnen für sich selbst — doch gleichviel! Sie sollen haben, was Sie wünschen — wenn Sie ein klein wenig freundlicher für mich sein wollen! Seien Sie ein gutes Kind, Giulia!“ rief er ihr nach, indem sie entfloß. „Nehmen Sie Alles, was Sie bedürfen — gönnen Sie mir die Freude, Ihnen helfen zu dürfen! Kommen Sie mit mir herauf, um die Summe zu holen, die Ihren Vater zurückführt!“

Giulia rief heftig: „Nein — nein!“ und entfloß die zweite Treppe empor zu ihrem Zimmer.

Der Hauptmann bedachte sich, ob er ihr nachfolgen sollte, sagte aber dann in deutscher Sprache vor sich hin: „Nein — nein! sie soll nicht über mich klagen dürfen. Und sie wird nicht ausbleiben!“ —

Giulia Cardelli blieb in der That nicht aus; sie war von diesem Abend an die Geliebte des Freiherrn von Horschach, wozu sie der Frevelmuth des Offizierskreises im Café Cuadri und die vorahnende Verleumdung der Nachbarinnen schon längst gemacht hatten. Sie fühlte, daß ihr Geheimniß nur allzu offenkundig sei, und so kam ein Troß über sie, der sie fähig machte, allem Geflüster und aller ernststen Mißbilligung die Stirn zu bieten. Sie fand einige Rechtfertigung für sich selbst im Bewußtsein, daß sie den Hauptmann von Horschach liebe. Gestalt und Wesen des ritterlichen Mannes, die Aufmerksamkeit, mit der er ihr huldigte und die sich nicht minderte, auch nachdem sie seine Geliebte geworden war, hatten sie immer unwiderstehlicher ergriffen. Der Freiherr gewann, was er kaum begehrt hatte, das Herz des schönen Mädchens und verlebte glückselige Monate an ihrer Seite. Er war gewohnt, im Augenblick zu leben, und dachte jetzt weder an den Anfang dieser Liebe zurück, noch an das Ende derselben voraus. Die Begnadigung des Kapitäns Cardelli wirkte er nach seinem Versprechen in der nächsten Zeit aus, es ward ihm nicht schwer gemacht, und seine Gutmüthigkeit verbot ihm, die Angelegenheit zu verzögern. Als er das Blatt jedoch in die Hände Giulia's legte, fragte er zum ersten Mal mit einiger Verlegenheit, ob sie dasselbe alsbald nach Tunis absenden wolle. Da sie aber mit einer Ruhe, die er nicht verstand, ihm nur entgegnete, daß dieß in den nächsten Tagen geschehen solle, so widersprach er nicht und machte sich mit einigem Mißmuth alsbald darauf gefaßt, daß die Rückkehr des Kapitäns das Ende der goldenen Tage in dem Häuschen am Campo San Sebastiano bedeuten werde. Die merkwürdige Ruhe Giulia's aber erwuchs aus dem Bewußtsein, daß sie, wenn immer ihr Vater heimkehre, ihm nichts mehr zu gestehen habe. Sie hatte, als sie ihm die letzte große Geldsumme, die er verlangt, überschickt hatte, ihm Alles mitgetheilt, was in Venedig und in Luigi's Hause, Alles auch, was mit ihr selbst in den letzten Wochen und Tagen geschehen war. Sie hatte ihrem Vater so wenig Vorwürfe gemacht als der Signora Nella, hatte alle Schuld auf sich genommen, hatte selbst den Hauptmann von Horschach vertheidigt und schließlich nur die Verzeihung des Vaters erfleht. Das arme Mädchen sprach diese Bitte in aller Ehrlichkeit des Herzens aus; doch hatte sie freilich nicht hindern können, daß ihr, während sie schrieb, eine innere Stimme zuflüsterte, sie sei es, an welcher gefrevelt worden sei und welche etwas zu vergeben habe.

Und so gingen wieder einige Monate hin, ehe ein Brief von Gioachino Cardelli eintraf, in dem er seine demnächst bevorstehende Rückkunft nach Venedig an-

kündigte. Der Flüchtling hatte sich, als ihn die Sendungen und Botchaften seiner Tochter in Tunis suchten, tief im Innern des Landes befunden, er hatte dann Alles, was sie zu verschiedenen Zeiten an ihn abgeschickt, auf einmal vorgefunden. Jetzt war sein Schreiben in einem andern Tone abgefaßt, als alle früheren Briefe des Kapitäns. In milden Worten beklagte er die trostlosen Verhältnisse, welche jeden einst hochgemuthen Sinn gebeugt hätten, sprach Giulia seine volle Verzeihung aus und schuldigte sich selbst an, daß er sein einziges Kind allein gelassen und den Gefahren des neuen Zustandes der Vaterstadt schutzlos preisgegeben habe. Das arme Mädchen fühlte, daß ihr Vater von den erhaltenen Mittheilungen im Innersten erschüttert und daß sein zuversichtliches Selbstgefühl gebrochen sei. Ein dumpfes Bangen beschlich sie, wie ihr Leben sich nun ferner gestalten solle. Rudolf von Horschach merkte bald, daß Giulia der Gedanke unheimlich war, den Vater demnächst unter demselben Dache zu sehen, unter welchem der Liebhaber verweilte. Rasch, beweglich, wie er war, gefällig und dabei mit jenem Zuge schlauser Berechnung, der sich in seine Leidenschaft wie in seine Gutmüthigkeit selbst einmischte, kam der Freiherr einem unausgesprochenen Wunsche des Mädchens entgegen. Er sorgte dafür, daß Frau Nella an dem Bataillonsarzt einen andern Miether erhielt, und bezog ein eleganteres Quartier in der Nähe des Campo. Uebrigens fuhr er fort, Giulia täglich zu besuchen, und veranlaßte sie mehr und mehr, kleinere Ausflüge mit ihm zu unternehmen. Er wollte das flüchtige Glück dieser Verbindung auskosten, ein bedauerndes Vorgefühl, daß dieß Glück bald zu Ende gehen werde, und eine kühl verständige Erwägung, daß Alles, auch das Beste im Leben, seine Zeit haben müsse, stritten in der Seele des Hauptmanns mit einander. Der Quartierwechsel, der jetzt eine liebevolle Rücksicht für Giulia war, konnte dereinst den unvermeidlichen Abschied erleichtern helfen.

Und dieser Abschied kam viel schneller, als Herr von Horschach selbst gefürchtet hatte, und noch ehe Gioachino Cardelli, der Umnestirte, von Tunis heimkehrte. In einer Woche erhielt der Freiherr mehr Briefe von Daheim, als vorher in einem Vierteljahre, und jeder dieser Briefe hinterließ eine Falte auf seiner Stirn und verwandelte den genußsüchtig heitern Ausdruck seines Gesichts in einen sorgenvollen. Er kämpfte einige Tage still mit sich selbst, darnach beehrte er beim Generalkommando einen längeren Urlaub zur Heimreise und zur Ordnung seiner Vermögensangelegenheiten. Er verhehlte dabei nicht, daß er möglicherweise von der stehrischen Heimat aus das Urlaubs- in ein Abschiedsgesuch verwandeln müßte. Er lud die Offiziere seines Jägerbataillons und der beiden Regimenter, mit denen dasselbe im Brigadverband gestanden hatte, zu einem großen Abschiedssoupper im Hotel Danieli ein, und eröffnete endlich den Frauen am Campo San Sebastiano, daß er nach Steyermark reisen müsse. Er brachte es nicht über's Herz, seine Wiederkehr als so unbestimmt und zweifelhaft darzustellen, wie sie ihm jetzt schon erschien, aber er sagte genug, um Frau Nella in lauten Jammer ausbrechen zu lassen. Giulia stand stumm und bleich neben dem Manne, der ihr Herz gewonnen, sein Gesicht blickte sie mit einem Male wieder wildfremd an, wie in jener ersten Stunde, da sie ihn in den Reihen der einmarschirenden Feinde erblickt hatte. Dann brach ein Thränenstrom aus ihren dunklen Augen, und sie sprach tonlos, mehr vor sich hin als zu ihm: „Du wirst niemals zurückkommen!“ Aber mit diesem einen Ausruf waren ihre Vorwürfe und jede laute Aeußerung ihres Schmerzes erschöpft, sie nahm Alles, was weiter kam, wie etwas hin, das sie längst vorausgesehen habe. Der Hauptmann empfand dieser stummen Resignation Giulia's gegenüber zum ersten und letzten Male etwas wie Gewissensbisse. Er drang der Widerstrebenden die letzten beiden Goldrollen auf, die ihm außer dem nothwendigen Reisegeld übrig blieben. Zwar trieben ihn die Berichte, welche sein Wirthschaftsdircktor über den Stand seiner Güter eingeschickt hatte, viel entschiedener heim, als die heftigen Vorwürfe, die ihm aus den Briefen seiner Gemahlin entgegenklangen, aber selbst jetzt noch vermochte er nicht knauserig und berechnend zu erscheinen. Ueberdies war es ihm, als habe er mit der Weggabe dieses Geldes sein Gewissen einigermaßen erleichtert. Giulia würde nichts von ihm gefordert haben, und er mußte sie durch Frau Nella ernst ermahnen lassen, seine Abschiedsgabe doch nicht zu verschmähen. Er trug ein dunkles Gefühl mit sich herum, daß für das arme Mädchen mit dem letzten Kuß, den sie ihm gebe, diese Episode ihres Lebens vielleicht nicht

völlig zu Ende sein könne. In den letzten Tagen, die er in der Lagunenstadt zubrachte, veranlaßte er Giulia noch, sich von einem französischen Miniaturmaler für ihn porträtiren zu lassen. Auch er hinterließ ihr zur dauernden Erinnerung ein zierlich in Schmelzfarben gemaltes kleines Bild, auf dem er nicht die Uniform seines Bataillons, sondern die schlichte Jagdjoppe des stehrischen Gutsheeren trug, von der er in'sgeheim annahm, daß sie in Zukunft dauernd sein Kleid sein werde. Und so kam unter Zerstreuungen und stillschmerzlichen Begegnungen der letzte Herbstmorgen heran, an welchem Rudolf von Horschach noch einmal seinen Fuß in das Haus am Campo San Sebastiano setzte. Mitten in einem bitteren Abschied, dem es an Thränen nicht fehlte, überkam die beiden Menschen, die in der engsten Verbindung gestanden hatten, wie fremd sie einander schon jetzt seien. Der Freiherr athmete schließlich wie befreit auf, als der Lloydampfer, der ihn nach Triest führen sollte, aus dem Hafen von Venedig fuhr. Dampfer und unklarer war es Giulia zu Sinne; sie wußte klar nur das Eine, daß sie die Erinnerung an die eben verfloffenen Tage niemals wieder aus ihrer Seele bannen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Traum.

Von

H. Bettex.

(Nachdruck verboten.)

I.

„Vom Schlaf wurde ich erfaßt,
Der oft schon vor dem Ereigniß hat die Kunde.“
Dante (Fegfeuer, XXVII. Gesang).



Im Weltraum fliegt unermüdet die Erde, sich ewig um ihre Achse fortspinnend, und kehrt der Sonne stets nur eine Seite zu; die andere bleibt dunkel, und diesen Tag- und Nachthälften entsprechend, folgen in ewigem Wechsel auf ihrer Oberfläche Tag und Nacht, Schlaf und Wachen, Ruhe und That auf einander. — Aber selbst von der hellen Taghälfte ist nur die Oberfläche beleuchtet; der ungeheure Kern, das Innere dieser Welt, ist in ewiger Nacht verborgen, und unter tausend Menschen, die auf der Oberfläche wandeln, kümmert sich kaum einer darum, was darunter liegt und was für Kräfte in der Tiefe toben. Und doch ist die Beschaffenheit dieser Oberfläche, ob sie mit tiefen Ozeanen oder fruchtbaren Wiesen, ob mit öden Sandwüsten oder mit hohen Gletschern bedeckt, nur eine Folge und Wirkung dieser unterirdischen Kräfte; die Geschichte der Völker wie ihre geistige Ausbildung, und folglich auch das Schickal des Einzelnen, hängen unzertrennlich mit der Gestalt des Bodens zusammen und es ist nicht der geringste Reiz des Studiums der Weltgeschichte, sowohl leibliche wie geistige Entwicklung eines Volkes, seine Gebräuche und seine Sitten, seine Ansichten und seine Veste logisch aus der geologischen, geographischen und klimatischen Beschaffenheit des von ihm zu seinem Wohnsitz erwählten Landes hervorzuführen zu sehen. Oder glaubt man etwa, daß der Grieche in Centralafrika, oder der Engländer in Syrien, oder der Franzose auf russischem Boden das geworden wären, was sie nun sind? Aus dem gewaltigen Stamm aber der Geschichte eines Volkes entspringt, einem Zweig oder Blatt ähnlich, die Geschichte des Individuums, und nicht eins der kleinsten Mythen des Lebens ist diese dem Geistesauge wohl sichtbare Verbindung zwischen dem Geschick des Einzelnen, seinem Thun und Lassen mit geologischen Ummälzungen, die stattfanden, als noch kein Mensch die Erde bemohnte. Wie diese Erde, so auch der Erdbewohner, der Mensch! Von der Ruhe zur That, vom Schlaf zum Wachen und umgekehrt in stetem Wechsel übergehend, hat er auch seine Tag- und Nachtseite, und kehrt nie seine ganze Fläche dem Lichte zu. Aber selbst sein taghelles Leben ist nur die sichtbare Seite seiner in tiefes Dunkel gehüllten Welt, und unter Tausenden kümmert sich kaum einer darum, was unter der Oberfläche seines bewußten alltäglichen Lebens in ihm vorgeht und was für Kräfte im Abgrund seiner Seele, ihm oft unbewußt, ihr Spiel treiben, sein Thun und Lassen bestimmen und seinem Leben diese oder jene Richtung verleihen. Und doch, wie entspringen aus diesen tiefverborgenen Quellen unseres Seelenlebens, zuerst wie kleine Bäche kaum bemerkbar, bald aber zu mächtigen Strömen anschwellend, die Gefühle und Neigungen, die Leidenschaften und die Triebe, die unsere Individualität allmählig bilden und aus denen unser Charakter besteht. Wer vermag zu bestimmen, wie viel von seinem mit Bewußtsein, mit Ueberlegung und besonnener Absicht begangenen Thun den unbewußten Vorgängen in der Nachtseite seines Wesens seinen Ursprung verdankt; wie schon Aristoteles der Ansicht war, daß das, was der menschliche Geist bei Nacht durchlebe, das Prinzip seines Handelns am Tage sei.

Nun ist allerdings der Mensch dazu bestimmt, die von der Sonne beleuchtete Oberfläche zu bemohnen und bei Tageslicht sein Tagewerk zu vollbringen, und verfehrt wäre es, wenn die Menschheit beßelöffe, unter diese Oberfläche zu ziehen und sich ausschließlich der Erforschung und dem Aufschließen unterirdischer Schätze zu widmen, aber ebensowenig ist es mit der Erforschung der bloßen Oberfläche gethan. Die Pflanze und der Baum, um an's Tageslicht Blätter, Blumen und Früchte zu treiben, müssen zuerst in die Tiefe unsichtbare Wurzeln senken; der Mensch muß, ehe er erntet, die Erde aufgraben, also unter die Oberfläche eindringen, und ehe er ein Haus einrichtet, die unsichtbare Grundmauer tief im Boden legen, soll es anders feststehen, und zwar desto tiefer und breiter, je höher der sichtbare

Bau werden soll. — Also soll, wer fest und hoch im tageshellen Leben stehen will, erst tief im Innern begründet sein und dazu die Mühe nicht scheuen, in diesen geheimnißvollen Tiefen sich ernst forschend umzusehen nach den Wurzeln seiner Kraft, nach den Quellen seines Seelenlebens; gleich unbeirrt von kindischer Furcht oder unselbständigem Aberglauben und von einer noch unselbstständigeren, Alles, was sie nicht zu begreifen vermag, verpöttenden Halbbildung oder Verblendung.

In dieser Nachtseite des Menschen nun ragt vor Allem der Traum als eine dunkle, aber so allgemeine und so häufige Erscheinung hervor, daß er die Aufmerksamkeit eines jeden denkenden Menschen verdient. — Zwar wird er, als eben zur Nachtseite des Menschen gehörig, meistens mit einer gewissen Geringschätzung und als ein höchst werth- und werthloses Spiel der Seele von der realistischen Hälfte der Menschheit behandelt, die gern am hellen Tag lebt, mit saplichen Gegenständen am liebsten zu thun hat und überhaupt nach praktischen Resultaten fragt. Auch läßt sich nicht leugnen, daß diese Ansicht alltäglich von der Unzahl von nichtigen, lächerlichen oder wenigstens uns so scheinenden Träumen der schlafenden Menschheit eine gewichtige Bestätigung erhält, wie aus dem Spruchwort ersichtlich: „Träume sind Schäume“. Darf man auch darauf hinweisen, daß bei vielen Menschen die wachen Gedanken um nichts wahrer, würdiger, gehaltvoller und wirklich verständiger sind als ihre Träume, und daß zwischen beiden nur etwa der Unterschied besteht, wie zwischen einem langsam und bedächtig, aber ziel- und zwecklos Wandelnden und dem Herumflattern eines Schmetterlings, so fühlt doch der Mensch oder glaubt zu fühlen, daß er im Traum der leitenden Vernunft entbehrt und steuerlos den willkürlichen Vorstellungen seiner närrischen Einbildungskraft preisgegeben ist. Und doch haben zu allen Zeiten die bedeutendsten Menschen und besonders diejenigen, deren Bestimmung es war, die Wahrheit als Schönheit der Menschheit in unsterblichen Werken zu offenbaren, die Dichter, dem Traum eine oft erhabene Realität zuerkennen und den prophetischen Blick des einigermaßen vom Stoff befreiten Geistes gerühmt. Nicht nur gibt es vielleicht keinen Künstler, der nicht das eine oder das andere Mal im Gewand des Traumes seine Gedanken eingekleidet hätte, sondern wenn es klar geworden ist, daß echte Poesie mit Wahrheit gleichbedeutend ist und nur eben deshalb, weil sie wahr, poetisch ist, der würdigt den Beweis von der Bedeutung des Traums, den diese großen Geister gegeben haben, indem sie ihm in ihren Schöpfungen einen bedeutungsvollen Platz einräumten oder, wie in der „Braut von Messina“, einen solchen geradezu zur Ursache und Basis ihrer ganzen geistigen Schöpfung erhoben. So läßt sich nicht unwahr und grundlos — denn sonst blieben wir kalt und unberührt — Milton durch Satan die unschuldige Eva vermitteln Träume, die er, an ihr Ohr zusammengekauert, in ihr regt, ihrer Seelenruhe berauben und mit Ahnungen des bis-



Der Kaiser und sein Reichskanzler.

her unbekannten Bösen erfüllen. So ist es nicht eitle Schöpfung seiner Phantasie, wenn der verständige und naturgetreue Homer seinen Helden oft im Traum göttliche Eingebungen zukommen läßt, dazu ernst bemerkend: „Denn auch der Traum kommt her von Zeus!“ (Ilias I, Vers 63.) Wie schön und ergreifend ist nicht in Racine's Meisterstück der Traum der Althalia! — Schon oben wurde bemerkt, wie in der „Braut von Messina“ das Verderben eines ganzen Fürstengeschlechts durch die zwei das Gleiche in durchaus schöner und, wie wir sehen werden, richtiger Traumsymbolik verkündenden Träume

geschichte eine Fülle von prophetischen Träumen, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern dem Einzelnen, sei es seine eigene Zukunft, sei es die Anderer, manchmal auch die Schicksale ganzer Völker in symbolischen Bildern andeuteten und die bei manchen Familien, als mit ihrer Geschichte merkwürdig verflochten, zur Chronik ihres Geschlechts gehören, wie Goethe zum Beispiel von seinem Großvater zwei merkwürdige prophetische Träume erzählt (Aus meinem Leben, Ausgabe von Prochaska, B. IV, S. 16) mit dem Zusatz: „Er habe vor diesem stets eine besondere Hochachtung empfunden, weil er die Gabe der

des Fürsten und seiner Gemahlin, herbeigeführt wird; und wenn Shakespeares, der tiefe Menschenkenner, uns schildert, wie der unbewußt einem grausamen Tod nahe Clarence, von seinem ahnungsvollen Traum erwachend, denselben in so lebensmüder und Schlimmes ahnender Stimmung seinen Hütern erzählt; oder wenn er, wie in „Richard III.“, den finstern, seinem Untergang entgegengehenden Tyrannen mit dem schweren Seufzer erwachen läßt: „Beim Apostel St. Paul! Es werfen Schatten in der Nacht mehr Schrecken in die Seele Richard's, als wesentlich zehntausend Krieger in Stahl und angeführt vom flachen Richmond!“ — wer fühlt nicht, wie menschlich und wie wahr!

Aber auch Schriftsteller, Denker, Philosophen, Naturforscher haben sich klar über den Werth und die Bedeutung des Schlaf- und Traumlebens und über seine prophetische Gesinnung ausgesprochen. So sagt Xenophon, indem er verschiedene merkwürdige Träume anführt, die Seele sei im Schlaf am göttlichsten; und Meschylus: „Denn gerade im Schlaf ist der Geist an den Augen hell, am Tag ist sein Zukunfts-blick bechränkt“ (Cumen. 106, 107). — Das Gleiche mit anderen Ausdrücken sagen Plato, Aristoteles, Plutarch, Cicero aus. Tertullian fragt sogar: „Wer steht denn wohl so sehr außerhalb der Menschheit, daß er nicht irgend einmal eine zuverlässige Traumvision gehabt hätte?“ (De somno.) So auch Dante im Motto dieses Aufsatzes. In der Neuzeit unter vielen Anderen Kant (Träume eines Geistessehers S. 49): „Ich vermute, daß die Vorstellungen der Schlafenden klarer und ausgebreiteter sein mögen, als selbst die klarsten im Wachen,“ und G. Carus: „Seit den ältesten Zeiten haben sich eine Menge von Erfahrungen gehäuft, die auf das Mannigfaltigste die Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit solcher prophetischen Träume beweisen“ (Psyche, 2. Aufl., S. 238 und 239). Heutzutage endlich fehlt es — auch abgesehen von der mystischen Schule der Stilling, Görres, Schubert, Kerner, Eichenmayer, Bader u. A. — nicht an trefflichen Forschern auf psychologischem Gebiet, die das prophetische Schauen der Seele im Traum bestimmt aussprechen; wir wollen darunter nur Dr. Du Prel, Professor M. Bertz, Baron von Hellenbach, Splittgerber, Dr. Pfaff nennen, wie zum Beispiel der Letztere sagt: „Alle Skeptiker können mit ihren psychologischen Spitzfindigkeiten die divinatorischen Träume nicht aus der Welt schaffen.“

Und in der That bietet die Welt-



Der Zug der Kriegervereine: Das Hoch auf den Kaiser.



Ein Kriegerverein vom Lande defilirt vor dem Fürsten.



Bismarck-Jubiläum: Die Künstlergruppe im Sattelzug mit Schlachtenmalern und Kamerunnegern. Originalzeichnung von Fischer-Cörin.

Weissagung befehen habe in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal angingen."

Ja selbst in der gegenwärtigen Zeit, und obgleich die heutige Menschheit, die viel nach außen und im Stoff, desto weniger aber nach innen und im Geist lebt, für solche Neußerungen des innern Seelenlebens weniger empfänglich ist, sind ahnungsvolle und prophetische Träume keineswegs so selten, wie geglaubt wird; denn die Grundmauern der menschlichen Seele sind fest und tief gelegt, und mag Mancher im heutigen Leben sich immerhin verflachen, materiell und genussüchtig werden, seine Beruhigung in einer einfachen Verneinung alles Höheren suchen und als höchste Vernunft eine absolute Zwecklosigkeit seines Daseins sich anpreisen lassen, so kommen doch für Jeden Stunden, in denen er, vom Sturm des Leidens erfasst, mehr oder weniger allein den Kampf mit Noth und Kummer, mit Leib- und Seelenschmerz, mit Krankheit und Tod bestehen muß; dann wird er wieder einfach, wahr, fühlt sich wieder als Kind vor dem ewigen Vater und hört wieder die Stimmen, die in seinem Innern tönen.

So erscheint uns also der Traum als ein Zustand, in welchem der Mensch einerseits den unvernünftigen Vorstellungen machtlos anheimfällt, andererseits sich bis zu einer gewissen Theilnahme an der göttlichen Allwissenheit erhebt, über Zeit und Raum schwebt und Vergangenes und Zukünftiges schaut; gewiß ein auffallender und zum Nachdenken auffordernder Gegenstand!

Da genügt schon die häufig ausgesprochene Ansicht, wonach der von der Vernunft im Schlaf verlassene Geist einem periodisch wiederkehrenden Anfall von mit dem Wahnsinn unterworfenen, und der Traum nur eine werth- und wesenlose, moralisch völlig indifferente Erscheinung wäre, zur Erklärung nicht mehr, wie auch diese Ansicht in Anbetracht des Raums, den der Traum im Leben vieler Menschen einnimmt, eine betrübende zu nennen wäre. Sie ist auch vom Standpunkt einer gesunden Philosophie nicht zu verteidigen; denn nach dem allgemein gültigen Grundsatz: „Ursache gleich Wirkung“ oder nach dem ebenso unleugbaren Satz: „Aus nichts wird nichts“, müßte der Traum, wäre er wirklich wesenlos, auch absolut wirkungslos bleiben, und auf unser tägliches Leben ebenso wenig Einfluß haben als etwa die Formen einer Tapete an der Wand. Daß aber nicht der Fall, ist bekannt; abgesehen von den zahlreichen geschichtlichen und bedeutenden Thaten, die durch Träume veranlaßt oder modificirt worden sind (s. darüber Plutarch), so ist die Stimmung vieler Menschen, und keineswegs nur der geistig schwächeren, häufig von ihren Träumen beeinflusst; jede Stimmung aber, die wir durchmachen, übt einen bildenden Einfluß auf unsern Charakter, bestimmt unsere Lebensauffassung, ja unsere Worte und unsere Verfasslichkeit. Viel natürlicher und logischer ist die den Thaten sich anpassende Annahme, daß der Traum und überhaupt der Schlafzustand einen Ring bildet in der Kette unseres Seelenlebens, und daß auf dieser Nachseite unseres Ich der unsichtbare, ewig wache und absolut vernünftige Geist in uns ebenso sein individuelles Leben fortsetzt wie bei Tag.

Dafür sprechen auch, abgesehen von den oben erwähnten Ansichten von Denkern und Philosophen, positive Thaten: so das häufige Sprechen im Schlaf, selbst wo nach dem Erwachen keinerlei Traumerinnerung vorhanden; so das Erwachen zur vorgenommenen Stunde; ebenso das Erwachen bei einem bestimmten, wenn gleich leisen Geräusch; Splittgerber erzählt zum Beispiel (Schlaf und Tod, 2. Aufl. S. 56), daß die Gattin eines auf den mächtigen Bergen Vorderindiens stationirten Missionars selbst bei den furchtbarsten Gewittern, wie sie bekanntlich nur dort vorkommen, ruhig fort schlief, während der leiseste Schrei ihres in der Wiege schlummernden Kindes sie sofort erweckte. — So sah Franklin bisweilen den weitesten Verlauf eines begonnenen schwierigen Tagewerks im Traum vorher. Condillac brachte, während er seine „cours d'études“ schrieb, öfters einen am Abend abgebrochenen Abchnitt träumend vollends zu Stande. Ein Schubert befreundeter Mann las als Jüngling in den Büchern des Herodot dort weiter im Traum, wo er am Tage zuvor stehen geblieben war, und erinnerte sich alsdann nach dem Erwachen beim wirklichen Weiterlesen mit erhöhtem Verständnis der ihm schon im Traum bekannt gewordenen Stelle. Bekannte Mathematiker — wie Maignan, Göns und Wähner — fanden im Traum die Lösung schwieriger Aufgaben, welche sie nach dem Erwachen auch behielten und aufschrieben. Der als Dichter und Naturforscher gleich berühmte von Haller machte Gedichte, welche ihm gleichfalls im Wachen Erinnerung blieben. Der Philosoph Reinhold, ein Schüler Kant's, kam im Traum auf seine Ableitung der Kategorien. Burdach, als Forscher auf dem Gebiet der Medizin und der Seelenkunde berühmt, berichtet selber, daß er zum Oefftern durch bedeutsame Träume auf wichtige Probleme und deren Lösung hingeführt worden sei. (S. Splittgerber, Schlaf und Tod, I. Band, S. 138.) — Noch stärkere Beweise für ein fortgesetztes Geistesleben im tiefsten Schlaf ohne nachmalige Rückerinnerung liefern die jedenfalls — man möge ihrem Inhalt mehr oder weniger Glauben schenken — von hoher geistiger Thätigkeit zeugenden Reden der Somnambulen und die mit fast unglaublicher Sicherheit und Gewandtheit ausgeführten Thaten der Nachtwandler. So, um nur einzelne Beispiele anzuführen, holte ein schottischer Nachtwandler aus einem Nest an der furchtbar steilen Meeresküste eine junge Möve. Er hatte das Nest im Wachen gesehen und das größte Verlangen darnach gehabt; im wachen Zustande aber wäre es unmöglich gewesen, dahin zu gelangen (Magilton von Kerner III. 271). — Ein nachtwandelnder Goldschmiedsjunge in Hamburg, begierig nach einem Mauerhaken in einem Thurmloch, legte im Schlaf an den Thurm eine hohe Leiter an, zu deren Bewegung man kaum die Kräfte des stärksten Mannes für hinreichend gehalten, und kletterte, da sie einige Ellen zu kurz war, am Thurm hinauf in das Loch, wo man ihn Morgens tief schlafend fand. (Siehe B. Rabenstod, Schlaf und Traum, S. 61.) — Oft lesen und schreiben die Nachtwandler mit geschlossenen Augen; fast noch merkwürdiger ist der Fall der jungen Viehmagd, von der Dr. Abercrombie erzählt (Night-side of nature by E. Crowe, p. 47); diese mußte zu ihrem Verdrusse neben dem Zimmer eines wandernden Musikanten schlafen. Der Mann, der sehr gut spielte und schwärmerisch für seine Kunst eingenommen

war, führte häufig während des größten Theils der Nacht sehr verwickelte und schwierige Compositionen auf der Violine aus, worüber sich das Mädchen bitter beklagte, da sie deshalb nicht schlafen konnte. Einige Zeit nachher wurde sie krank und der Obhut einer wohlthätigen Frau in der Nachbarschaft anvertraut. Man denke sich nun das Ersinnen der Familie, als sie häufig Nachts die Töne einer vor trefflichen Musik vernahmen und endlich die Entdeckung machten, daß dieselben von dem Mädchen ausgingen. Die Töne waren die einer Violine, und das Stimmen derselben wurde genau nachgeahmt; die Stücke waren lang und schwierig. Die Magd sprach ferner sehr vernünftig über religiöse und politische Gegenstände und beurtheilte mit großer Sicherheit die Charaktere, wie auch das Benehmen von öffentlichen und Privatpersonen. Wack wußte sie nichts von diesen, sondern war im Gegentheil tölpisch, schwerfällig und hatte durchaus keinen Sinn für Musik.

Sind so auffallende Fälle selten, so sind es gewöhnliche Neußerungen des Schlafwandels keineswegs, und es gibt durchschnittlich unter zwanzig Menschen einen, der einige derselben zeigt oder zu gewissen Zeiten seines Lebens gezeigt hat.

Zeigen diese und zahlreiche ähnliche Thaten, daß auch im tiefsten Schlaf, aus dem keine Erinnerung beim Erwachen mitgenommen wird, die Seele doch ein und zwar sehr entwickeltes Leben führt, so fragt doch Mancher: „Wie, ich sollte alle die so närrischen, verworrenen Bilder, die der Traum mir vorführt, für höhere Weisheit halten?“ — Zwar wäre an sich die scheinbare Aburdität so vieler Traumbilder noch kein Beweis für ihre Bedeutungslosigkeit; erscheint doch dem Menschen stets das Unverständliche als ein Sinnloses und Abfurdres; so einem Europäer die mit sonderbaren Geberden vorgetragenen Reden eines Chinesen; so einem nur mit Zahlen rechnenden Menschen die algebräische Buchstabenformel; so einem Unkundigen die kuhköpfige Isis und der sperberköpfige Horus und so mancher andere Hieroglyph. So erschien, und zwar von seinem Standpunkte aus mit vollem Recht, einem sehr gewandten, auf der Jagd und in der Führung des Rajas den Europäern weit überlegenen Eskimo das Gebahren der Offiziere der Franklin'schen Expedition absolut lächerlich und zwecklos, die, den vielen Mühseligkeiten trokend, denen sie weit nicht so gut wie er gewachsen waren, aus weiter Ferne kamen, um durch lange Röhren die Sonne stundenlang anzugucken, die sie doch, wie sie ihm auf seine Frage antworteten, ebenso gut zu Hause sehen konnten; und sah sie dieser Naturmenschen später scheinbar zwecklos in den Schneeeindöfen umkommen, wie mußte er nicht in seiner Ansicht von der Nichtigkeit und Zwecklosigkeit, ja von der absoluten Unvernunft dieser Menschen sich bestärkt fühlen!

Ueberhaupt wird die höhere Vernunft und Einsicht stets der niedrigeren als sinn- und zwecklos erscheinen, und gibt es, wie mit höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist; auf manchen der viel größeren und herrlicheren Weltkörper, wie zum Beispiel den Riesenplaneten des Procyon und des Algol, Wesen, die uns an leiblichen und geistigen Kräften ebenso viele tausendmal übertreffen, wie ihr Wohnort an Größe und Masse den unsrigen, so würden nicht bloß, so sehr dieser Gedanke unserm Stolz thun mag, die größten Genies der Erde sich ihnen gegenüber wie ein Zwiot vor einem Newton präsentiren, sondern wir umgekehrt wären absolut nicht im Stande, die erhabene Zweckmäßigkeit und die hohe Logik ihres Thuns zu begreifen.

Indessen haben wir keine Veranlassung, sämtliche Vorgänge und Bilder des Traums als prophetische und von einer höheren Auffassung geleitete anzuerkennen; wir halten vielmehr an dem Unterschied fest, den schon Artemidor, der bekannte Verfasser eines der ältesten und zugleich des besten von Schopenhauer gerühmten Traumbücher (von Friedrich S. Krauß ganz vortrefflich überetzt — Leipzig, Hartleben's Verlag, 1881), zwischen dem Traum macht, dessen verworrene, von allerlei leiblichen und sonstigen Einflüssen hervorgebrachte Bilder sich auf die Gegenwart beziehen, und dem viel seltener auf diesem Boden des Traumzustands hervordringenden Traumgesicht, das durch meist symbolische Bilder die Zukunft anzeigt und von dem hier ausschließlich die Rede sein soll.

In der Praxis ist freilich die Grenze zwischen beiden Erscheinungen eine oft ziemlich verwischene. Wie in den Krystalldrüsen man aus dem trüben, opaken Gestein den Quarz sich allmählig klären sieht, zuerst kaum Spuren von Krystallisation zeigend, dann aber deutliche, obgleich immer noch zu einer Masse verwachsene Krystalle erzeugend, aus denen einzelne vollkommen, wasserhelle Individuen emporsteigen, so entstehen oft aus dem phantastischen Gewirre und Gedankenghaas der zwischen Wachen und Schlaf unruhig bewegten Seele lichte und klare Bilder, die in manchen unübertroffener Symbolik Zukünftiges uns verkündigen, und erfahrungsmäßig in der Seele einen viel tieferen Eindruck zurückzulassen pflegen, als das bedeutungslose Bildergewebe, das ihnen als Untergrund dient und dem sie allerdings öfters ihre Bilder entlehnen. Daß das Traumgesicht fast ausnahmslos erst in den Morgenstunden sich einstellt, wo, wie Dante sagt, „unser Geist, dem Fleische mehr entfremdet und weniger von Gedanken eingenommen, fast göttlich ist“ — (Fegfeuer, IX. Gesang), läßt sich durch die auch sonst begründete Vorstellung erklären, daß wenn Abends die Seele von den Begebenheiten des Tags noch ganz erfüllt, durch die Vorhalle des Traums in den Tempel des Schlafs eintritt, sie ihre plastische Kraft darauf verwendet; aus dem Erlebten sich allerlei bunte Bilder vorzuzaubern; daß wenn sie aber Morgens wieder in's tagwache Leben heraustritt, sie noch Etwas von dem im Heiligtum Geschautes mitbringt, freilich meist nur Bruchstücke des ganzen Bildes, oder vereinzelt, oft auch verschobene Buchstaben von der Inschrift, die ihr Schicksal enthielt. Immerhin aber scheint diese hieroglyphische Bilderprache die höhere und ursprüngliche Seelenprache zu sein und zeichnet sich der gesprochenen gegenüber durch eine weit größere Konkretheit, Anschaulichkeit und Trefflichkeit des Ausdrucks aus.

Von dieser Sprache des Traumgesichts soll im nächsten Artikel die Rede sein.

Gute Freunde.

Jetzt liebt die Welt
Wie ich selber liebe,
Und du, Vöglein im Laube,
Liebst auch wie ich.
Nun sag' mir, du liebes,
Das du liebst im Laube
Und wie ein Jüngling
Dein Mädchen herzezt,
Freut dich jetzt auch
Wie mich die Erde,
Oder ein Veilchen auf Erden,
Freut dich jetzt auch
Der Himmel wie mich,
Der ich wie du
Mein Mädchen herze?
Sage mir's, das du liebst im Laube,
Sag' mir's, du liebes,
O sag' es mir!

I. G. Fischer.

Pferdemarkt in Oberungarn.

(Siehe das Bild S. 661.)



Als Poseidon und Pallas um den Besitz des herrlichen Landes Attika warben, entschied der auf dem Berge Ida versammelte Rath der Götter, daß es Dem gehören soll, welcher denselben das nützlichste Geschenk erschaffe. Poseidon stieß mit dem Dreizack mächtig an den Felsen und aus einem flassenden Spalt sprang das Roß. Pallas richtete mit ihrer Lanze das Erdreich und der Delbaum sproßte empor. Die Götter erkannten den Preis der Nützlichkeit dem Delbaum. Die heidnischen Götter der Magyaren hätten gewiß dem Pferde den ersten Preis zuerkannt, war es doch das einzige Geschöpf, das ihnen von den Talso in heiligen Hainen geopfert wurde.

In Krieg und Frieden ist das Pferd des Ungars Lieblings-thier. „Ein Ungarfüllen ist mein Pegasus“, singt Petöfi:

„Nicht aufgezogen ward es drinn' im Stall,
Auch in die Schule ging's nicht; dort in Klein-
Rumanien ward's geboren, dort fing ich
Mir's in der schönen, großen Puszta ein.“

Mit Sattel krän' ich seinen Rücken nicht,
Nur eine kleine Decke dient als Sitz;
So steig' ich auf, und mit mir im Galopp
Fliegt es dahin, sein Bruder ist der Blitz!“

Dieses leichtfüßige Rußtenpferd, das in seinem Habitus den Steppenpferden der Hochebenen Centralasiens gleicht, leistet durch seine Ausdauer als Reit- und Wagenpferd dem Rußtenbewohner große Dienste. Klein von Gestalt, charakteristisch es sich durch einen kurzen Rücken, starken Hals, kräftige Brust, großen Kopf und dünne Beine. Zum Lastdienst verwendet oder vor den Pflug gespannt verkommen es, ebenso ist es im Gebirgslande nicht gut zu verwenden. Dieses Pferd ist daher auf dem oberungarischen Pferdemarkt das weniger gesuchte, denn hier erscheinen als Käufer zumeist Deutsche und Slowaken aus den Karpathenthälern, die nur für kräftigere Pferde Verwendung haben, welche sich durch ruhige Gangart und starke, gesunde Füße auszeichnen.

Die Zucht solcher Pferde findet hauptsächlich in der oberungarischen Ebene statt, welche sich zwischen Preßburg und Komorn ausdehnt, ferner auch in den Comitaten „jenseits der Donau“. In letzteren befinden sich auch die ungarischen Staatsgestütze. Dort liegt „Kisbör“ mit seiner berühmten Zucht englischer Vollblut- und Halbblutpferde, die Heimat Kisbör's, Kincsem's und Kalandor's. Dort liegt Vabolna mit seiner Zucht arabischen Voll- und Halbbluts.

Alljährlich im Oktober findet in diesen Gestüthen die Feilbietung überzähliger Zuchtperde statt, was wesentlich zur Verbesserung des ungarischen Pferdematerials beiträgt.

Auf dem Pferdemarkt zu Galantha, den unser Bild darstellt, geht es recht lebhaft zu. Dem vielgebrauchten ungarischen Sprichworte gemäß „lobt jeder Bizeuner sein Pferd“, so läßt es der Verkäufer nie an Hervorhebung der Vorzüge seines Gauls fehlen.

Ein wesentliches Mittel, den Pferden für einige Zeit den Schein der Gesundheit, schöne Haarfarbe und glänzende Augen zu geben, bietet das Arsenikgift, den Hieren in minimalen Dosen gereicht. Weiß der so betrogene Käufer nicht, wovon die Fülle und Kraft seines Rosses herrührt, so verfällt dasselbe gar bald dem Arsenikgift, da ihm das schreckliche Gift eine unentbehrliche Nahrung geworden.

Aber nicht nur das gewöhnliche Reit- und Wagenpferd wird auf dem Markte zu Galantha gesucht. Zuweilen kommt der Herr Obergespan oder sonst ein Magnat der Umgegend und läßt sich für ein Biergespann edle Siebenbürger Pferde vorführen. Diese stammen aus einer älteren Kreuzung der einheimischen mit der andalusischen Rasse. Lebhaftigkeit, Feuer, Kraft und Ausdauer vereinigt das edle Siebenbürger Pferd mit zierlicher Haltung und anmuthigen Bewegungen. Ist man handelskeins geworden, dann werden die „Siebenbürger“ nach ungarischer Art aufgezäumt und vor die Kalesche des Kavaliere gespannt. Der reichverschmückte Kutscher läßt die lange Peitsche knallen und in lausendem Tempo eilt das Gefährte dahin; so wird der Magnat von seinem Einkaufe heimgeführt und die hochgeborene Frau empfängt mit freudigen Blicken die neuen Ankömmlinge.

Dießmal trinkt der Verkäufer mit dem Vermittler des guten Geschäftes den „Segenstrunk“, denn der hochgeborene Herr kann doch in jener elenden Garküche nicht trinken, die wir im Hintergrunde unseres Bildes über Pferd und Wagen hervorragen sehen. Der bürgerliche oder dem Bauernstande angehörende Käufer aber läßt es sich nicht entgehen — nach altmagyarischer Sitte — hier mit dem Verkäufer den Aldomas zu trinken. Marius Hedyt.

Die Bismarckfeier in Berlin.

Von
Oskar Cordel.

Mit Illustrationen

von

H. Breitmeyer, H. Eiders und A. v. Köhler.



urch Kampf zum Sieg!

Als Herr v. Bismarck im September 1862 voll hochliegenden Pläne für die Bildung der deutschen Frage die Leitung der Staatsgeschäfte in Preußen übernahm, mußte er sehr bald die Erfahrung machen, daß er sozusagen in eine ganz fremde Welt gerathen war, eine Welt, die ihn nicht verstand, weil ihre hauptsächlichsten Faktoren, einseitig vertieft in die Theoreme des Verfassungslebens, den Blick für die Praxis des Weltlaufes verloren hatten.

Was ihn stärkte und stählte im Kampfe, was ihm immer wieder frische Kraft verlieh, wenn er zu erlahmen fürchtete, das war das unerschütterliche Vertrauen seines kaiserlichen Herrn. Dieß Vertrauen hat ihn aufrecht erhalten, wenn alles Andere um ihn her an seiner Kraft zehrte, Alles an ihm zweifelte. Daß aber nunmehr nicht sein Kaiser allein zu ihm hält, daß jetzt auch das Volk in seiner großen Masse zum Kanzler steht, das bewies die großartige Huldigung, die es ihm darbrachte zu seinem siebenzigsten Geburtstag, dem Tage zugleich, der ihn etwa ein halbes Jahrhundert im Dienste des Vaterlandes sah.

Diese Huldigung ist ein Markstein in der Geschichte der Entwicklung des neugetriebenen deutschen Reiches, eine Genugthuung für dessen Freunde, ein Merkzeichen seinen Feinden. Lassen wir die einzelnen Stadien der Feier an uns vorüberziehen.

Den Anfang machte die Vorfeier am Dienstag den 31. März. Dieser Tag war den öffentlichen Aufzügen gewidmet, dem Vorbeimarsch der Kriegervereine am Nachmittag und dem Fackelzuge am Abend.

Um drei Uhr Nachmittags setzte sich der Zug der Kriegervereine vom Kupfergraben aus nach den Linden in Bewegung. Sieben Musikkorps geleiteten ihn; eine Unzahl von goldgestickten Fahnen und Standarten erhob sich gleich einem Walde aus den langen Reihen der Marschirenden. Als die Spitze des Zuges am Palais des Kaisers anlangte, erschien der greise Monarch an dem historischen Gassenfenster, begrüßt von brausendem Zurufe. Der Führer des Zuges, Kamerad Müller, Vorsitzender des Schöneberger Kriegerbundes, brachte ein Hoch auf den Kaiser aus. Auf der linken Seite der Straße unter den Linden nahm der Zug seinen Weg nach der Wilhelmstraße und diese entlang zum Reichskanzlerpalais. Fürst Bismarck, in der Uniform des 7. Kürassierregiments, trat in das Mittelportal, begleitet von seinen Söhnen, Grafen Herbert und Wilhelm, sowie seinem Schwiegersohn, Grafen Rantzau. Die Fürstin und ihre Tochter, Gräfin Rantzau, nahmen den Aufmarsch von einem Fenster des Seitensüßels in Augenschein. Der Kanzler ließ sich den Ueberrock umlegen und schritt hinaus auf die Straße, mehrmals die Front auf und ab gehend, einzelne der älteren Krieger anredend. So sagte er zu dem ehemaligen Trompeter Fürstberg vom 1. Garde-Drägerregiment, welchen ihm seine Söhne vorstellten: „Also Sie sind es gewesen, der meine Jungens bei Mar-la-Tour reingeblasen hat?“ Als er nach dem Portale zurücktrat, folgten ihm begeisterte Hochrufe und Kamerad Müller nahm das Wort zu einer Ansprache, auf welche der Fürst Folgendes erwiderte:

„Meine Herren und Kameraden! Ich danke Ihnen für die große Ehre, die Sie mir erwiesen. Uns verbinden nicht nur Bande der Kameradschaft, sondern Bande gemeinsamer Arbeit für den König und das Vaterland. Sie sind gekommen, um mir Ihren Dank auszusprechen für meinen Rath, mit dem ich unserm allergnädigsten Kaiser gebiet. Ich bin nur der Rath — Sie, meine Herren, aber und die Armee sind die That. Ohne die That wäre der Rath nichts gewesen; beides mußte zusammenwirken. Die That geht sogar über den Rath; denn sie fällt bedeutend schwerer in's Gewicht. Unser allergnädigster Kaiser an der Spitze und die Armee haben das höchste Verdienst um die That. Mein Verdienst ist, fünfzehn Jahre lang der Welt den Frieden erhalten zu haben, und das wäre nicht möglich gewesen, wenn die Welt nicht gewußt, welche Armee unser allergnädigster Kaiser hinter sich hat. Sie, meine Herren Repräsentanten der Armee im Frieden, stimmen Sie mit mir ein in den Ruf: Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser, sowie das ganze Heer, sie leben hoch!“

Mit dreimaligem donnerndem Hoch beantwortete die versammelte Schaar diese Aufforderung und in wuchtigen Klängen erschallte die „Wacht am Rhein“, während Alles das Haupt entblühte und die Fahnen geschwenkt wurden. Unter endlosen Hochrufen auf den Helden des Tages ging es sodann weiter zum Kreuzberge, wo am Siegesdenkmal für die Freiheitskriege die Auflösung des Zuges erfolgte.

Während der Kriegerzug noch vor dem Reichskanzlerpalais vorbeiführte, begann schon am Lustgarten die Aufstellung des Fackelzuges; der prächtige Platz zwischen Schloß und Museum gleich einem großen Feldlager, in welchem die phantastischsten Gestalten zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen zusammenströmten. Mit lautem „Hallo!“ verfolgte die in Scharen sich tummelnde liebe Jugend die Landsknechte und Herolde, Neger und sonstigen Kostümirten, die Reiter und die Studenten im Wägs, die Alle nach dem gemeinsamen Sammelpunkte strebten, und in dem schier unentwirrbaren Chaos arbeiteten die Ordner mit fast übermenschlicher Anstrengung, um Alles rechtzeitig in's richtige Fahrwasser zu bringen. Gegen sieben Uhr flammten die Fackeln auf; der Lustgarten erglänzte von düsterröthem Lichte, während schwere Rauchwolken gen Himmel stiegen. Die letzten Glieder hatten sich in den Zug eingereiht und der Aufmarsch begann. Etwa zehntausend Köpfe zählte der Zug und gewaltig war die Lichtwirkung; wie eine glühende Schlange schob es sich die Straße entlang; stellenweise aber, wo die Fackeln sich besonders häuften, war es, als ob eine feurige Mauer anrückte. Laut schmetterten die Fanfaren und von den Hurrahs erzitterte die Luft, als der Zug beim Palais des Kronprinzen angelangt war. Der Jubel wiederholte sich beim Palais des Kaisers, an dessen Fenstern der Monarch selbst und

mehrere Glieder seiner Familie sichtbar wurden; die Nationalhymne erklang; die Fackeln senkten sich, die Hute flogen. Gerührt und fichtlich gefesselt durch das großartige Schauspiel dankte der Kaiser wiederholt.

Die Anordnung des Zuges war im Einzelnen die folgende: Ein Paukenläger und sechs Fanfarenbläser ritten voraus; dann kamen in vierpännigen Wagen die Mitglieder des Centralkomitees, hierauf die Deputationen des Märkischen Sängerbundes und die Berliner Liedertafel und dann der endlose Zug der Studirenden, überall belebt durch Equipagen mit kostümirten Kutschern, sowie die zahlreichen Fahnen der Verbindungen und Vereine. Neunzehn auswärtige Hochschulen waren durch Deputationen vertreten. Die Studirenden der technischen Hochschulen, der Bergakademie, der landwirthschaftlichen Hochschule schlossen sich an, endlich die Kunstakademiker, welche die bedeutendste dekorative Leistung der ganzen Schaustellung, einen kolossalen Triumphwagen, zu verzeichnen hatten. Auf diesem in Form eines Schiffes mit thronartig gestaltetem Deck ausgeführten, von acht Pferden gezogenen Bauwerke saß hoch oben die Germania, die Huldigung ihrer Söhne entgegennehmend. Magnesiumlichter ergossen ihre hellen Strahlen über die bunte Gruppe aller möglichen dort versinnbildlichten Charaktere und Stände, über den Schmuck von Wimpeln, Bannern und Guirlanden, der von dem mächtigen, auf dem Baldachin seine Fittige ausbreitenden Adler hinlief zu dem Löwen, der am Vordertheile die Hydra der Zwietracht mit der gewaltigen Pranke zerriß. Dem prächtigen, Hunderte von Centnern schweren Prunkwagen folgte eine Schaar von Landsknechten und dieser eine Gruppe unserer neugebackenen Landsleute aus Kamerun. Um den Effekt der Letzteren, die mit köstlicher Naturtreue dargestellt waren, noch mehr zu steigern, waren die Kameele des zoologischen Gartens als Reitthiere requirirt worden. Nun kamen die Berliner Ruderclubs im Kostüm und mit ihren langen „Riemen“ ausgerüstet; unter kräftigem: „Hip, hip, hurrah!“ zogen sie einher, Zeugniß ablegend, daß auch der Sport unter der neuen Aera Deutschlands munter gedeiht und wiederum mithilft an der Verjüngung der Nation.

Weiter folgten nun Deputationen aus den Vereinen der verschiedenen Wahlkreise, die deutschen Bürgervereine, die Deputationen aus den Vororten Berlins, die Deputationen von etwa vierzig Innungen mit Bannern und Gewerkszeichen; endlich die Arbeiter der Schering'schen chemischen Fabrik mit weißleuchtenden Magnesiumfackeln. Ueberall bezeichneten Transparente die einzelnen Abtheilungen. Zwischen denselben tauchten noch viele interessante dekorative Stücke auf, so eine Riesentonne mit dem König Cambrinus (Brauerei Tivoli), ein hübsch arrangirter Marbeintermwagen, ein Wagen, auf welchem Gutenberg und seine weltbewegende Erfindung sich präsentirte („Deutsches Tageblatt“), ein Wagen mit Fischtorpedos (Schwarzkopfsche Maschinenfabrik), der Triumphwagen des Wahlvereins vom fünften Reichstagswahlkreise, darstellend Kunst, Wissenschaft und Handwerk u. A. m. Unter den Emblemen der Gewerbe erregten hauptsächlich Aufmerksamkeiten ein Satz Gold- und Silberarbeiten (Goldarbeitergruppe), das große Transparent der Glaser und ein von den Kupferschmieden ausgeführter kolossaler, zwei Centner wiegender Pferdekopf. Daß zahlreiche Musikkorps und das sonstige Zubehör derartiger Manifestationen nicht fehlten, versteht sich von selbst. Die Zahl der Fackeln wurde auf siebentaufend geschätzt. Der Vorbeimarsch des ganzen Zuges dauerte etwa eine Stunde.

Vor dem hell erleuchteten Reichskanzlerpalast angelangt, schwenkten die Sänger in den Vorhof ein und sangen die Bismarckhymne, während der Zug langsam vorbeiführte. Der Fürst nebst seiner Familie betrachtete denselben von den Fenstern des Seitensüßels aus und bekundete seine lebhafteste Theilnahme, sein herliches Vergnügen an den einzelnen Gruppen. Ein Chorgirler der Kunstakademie reichte vom Pferd aus auf der Gegenpforte einen Lorbeerfranz zum Fenster des Fürsten hinaus; die Frau Fürstin nahm ihn in Empfang und legte ihn auf die Helmpitze des Gatten. Stürmische Hurrahs ohne Ende schallten die Wilhelmstraße hinunter, so lange der Zug vor dem Palais vorbeiging. Als die Letzten passirt waren, traten die Sänger nochmals vor und intonirten das dreimalige „Hoch soll er leben!“ Nun beugte sich der Kanzler aus dem Fenster und rief mit lauter Stimme: „Dank, Dank! Es war sehr schön! Nur noch zehn Jahre so!“ Und wieder brauseten die Hochrufe durch die Luft und fielen jubelnd ein in das Hoch auf den Kaiser, welches der Fürst nun wiederum ausbrachte. Dann zogen auch die Sänger ab und nun wurde es wieder still vor dem Palais und auch auf den Straßen verlief sich allmählig die angestaute enorme Menschenmasse; nur aus den Bierlokalen ertönte bis spät in die Nacht hinein das fröhliche Pökeln der einzelnen Vereine und Abtheilungen, welche noch beim Wegher zusammenblieben. Der Zug hatte in der Pionierstraße sein Ende erreicht; auf dem freien Platz gegenüber der Garde-Drägerkaserne waren die Fackeln verlöscht worden; die Studirenden hielten Abends noch glanzvolle Festkommerse ab. Der ganze Tag war vom schönsten Wetter begünstigt gewesen, keinerlei Störung vorgefallen.

War diese Vorfeier schon eine packende Demonstration gewesen, die dem gewaltigen Mann wohlgethan haben mußte, weil sie Zeugniß gab von der allgemeinen Theilnahme des Volkes an seinem Ehrentage, so krönte der 1. April, der eigentliche Festtag, die Feier und ihre Weihe durch das persönliche Auftreten des Monarchen und der kaiserlichen Familie.

Den Reigen der Gratulanten eröffnete das preussische Staatsministerium und der Bundesrath; im Namen des ersteren sprach Minister v. Puttkamer, für den letzteren der bayerische Minister v. Lutz. Fürst Bismarck wies in seiner Antwort darauf hin, daß er seine Erfolge wesentlich dem einmüthigen Zusammenwirken der deutschen Fürsten zu danken habe. Weiter aber verdankte er diese Erfolge dem einmüthigen Zusammenwirken der Vertreter der deutschen Regierungen, die, bereitwillig auf Unwesentliches verzichtend, sich in den ernstesten Aufgaben stets zusammengefunden hätten. Wenn der alte Bundesrath, dem er ja auch angehört habe, von demselben Geiste bejeelt gewesen wäre, würde er Bestand gehabt haben und heute noch bestehen können zum Segen des deutschen Reiches, welches jetzt noch seinen festen Anker in der einzigen Gefinnung der deutschen Fürsten und Regierungen besitze. Er hoffe, daß diese Gefinnung auch ferner zum Heile des Reiches bestehen bleiben möge. Hierauf nahm der Kanzler aus den Händen der einzelnen Mitglieder des Bundesraths die eigenhändigen Glückwunschschreiben ihrer Souveräne entgegen.

Inzwischen nahte der bedeutendste Augenblick des Tages; Punkt elf Uhr fuhr der Kaiser vor. Als er das Palais betrat, schlossen sich ihm die Prinzen seines Hauses an, welche sich im gegenüberliegenden Palais des Prinzen Friedrich Karl versammelt und den Weg über die Straße zu Fuß zurückgelegt hatten, der Kronprinz in der Uniform seiner Kürassiere, Prinz Friedrich Karl, die Prinzen Wilhelm und Heinrich und der Großherzog von Baden. Vom Kanzler am Eingange empfangen, trat der Monarch nebst seinem hohen Gefolge in das Zimmer, in welchem Anton v. Werner's zum zweiten Male ausgeführte „Kaiserproklamation in Versailles“, das gemeinschaftliche Geschenk der kaiserlichen Familie, verbängt aufgestellt war und richtete die folgenden Worte an seinen ersten Diener und Berather: „Ich habe es Ihnen schon oft gesagt, wie ich Ihnen danke für das, was Sie gethan haben; aber es kann nie genug gesagt werden, und ich bin glücklich, daß es mir vergönnt ist, es Ihnen selbst am heutigen Tage wieder aussprechen zu können.“ Als er ihm nunmehr das Gemälde übergab, versuchte der Kanzler, voll tiefster Bewegung, die Hand des kaiserlichen Herrn zu küssen; dieser aber umarmte und küßte ihn zweimal. „Ich habe nie ein größeres Glück gekannt“, erwiderte der Fürst, „als Gurer Majestät und dem Lande zu dienen, und so wird es auch für den Rest meines Lebens sein. Was ich geleistet habe, habe ich nur leisten können durch das Vertrauen, welches Eure Majestät mir stets geschenkt haben.“ Der Kaiser wandte sich darauf zur Fürstin und ließ sich auch ihre Enkel, die Kinder des Grafen Rantzau, vorstellen, während der Kronprinz, sowie die anderen Prinzen dem Fürsten gratulirten. Prinz Wilhelm überreichte im Namen seiner Gemahlin ein Photogramm seiner drei Söhne, welches die Mutter eigenhändig mit der Widmung versehen hatte: „Die jüngsten drei Söhne der Hohenzollern sollen am heutigen Tage nicht fehlen, deßhalb sendet die Mutter dieselben im Bilde. Viktoria, Prinzessin Wilhelm von Preußen.“

Der Besuch des Kaisers dauerte etwa eine Viertelstunde. Nach seiner Beendigung entsaltete sich in den Empfangsräumen des Kanzlers ein ungemein bewegtes Leben. Deputation auf Deputation erschien, mit ihnen sammelten sich die geladenen Gäste — im Ganzen mögen es sechshundert Personen gewesen sein, die sich dort in buntem Gewirr durcheinander bewegten — Angehörige der Hofkreise, des Adels, des hohen Beamtenthums, des Heeres, der Volksvertretung, der gewerblichen Berufsarten, der Kunst, Wissenschaft, der Presse und der studirenden Jugend. Hauptausplaz dieser echten Volksversammlung war der vielgenannte Kongreßsaal; der „Frühlingssalon“ fehlte nicht; edelstes bayerisches Bier erquickte die aus allen Gauen des deutschen Reiches Zusammengeströmten.

Nach einander schälten sich aus dem Chaos die einzelnen Gratulantengruppen heraus. Zunächst wurde das Nationalgeschenk durch den Herzog von Ratibor übergeben in Form einer Mappe, welche die Urkunde über den Kauf des Gutes Schönhäusen, beziehungsweise dessen Auflassung für den neuen Besitz, umschloß. Der Sprecher bemerkte dazu, er stehe hier als Dolmetscher der Freude des deutschen Volkes darüber, daß dasselbe, nachdem der Reichskanzler Elsaß-Lothringen an das deutsche Reich wieder zurückgebracht, nun seinerseits dem Kanzler sein Familien- und Stammgut zurückgeben könne. Der Fürst erwiderte: Bis hier habe er sich eigentlich nur Bismarck aus Schönhäusen nennen können, nunmehr fühle er sich erst berechtigt, Bismarck-Schönhäusen zu heißen. In Bezug auf die andere Hälfte der Bismarckspende, welche zu einer Stiftung dienen soll, bemerkte der Kanzler, er werde dem Kaiser Vorschläge über deren Bestimmung machen. Er glaube, eine Verwendung für Arbeiterzwecke werde eine zu große Zersplitterung bedingen, und es schwebte ihm der Gedanke vor, die Stiftung für den höheren Unterricht nutzbar zu machen.

Namens der Universität richtete der Rektor Dr. Dernburg eine lateinische Ansprache an den Kanzler. An der Spitze der Deputation der aktiven Generale beglückwünschte ihn der kommandirende General des Gardekorps, v. Pape. Der Fürst sprach darauf mit bewegter Stimme: „Ich habe eine solche bewegende Feier noch nie erlebt und werde sie auch nie wieder erleben; ich habe eine solche Versammlung noch nie beisammen gesehen und werde sie auch nie wieder beisammen sehen. Zutritten dieser glänzenden Versammlung aber finde ich den besten Ausdruck für meine Empfindungen, wenn ich Sie auffordere, einzustimmen in den Ruf: Hoch lebe und lange lebe Seine Majestät unser allergnädigster König und Kaiser!“

Man kann sich denken, wie in einem solchen Augenblick ein solcher Toast aufgenommen wurde. Donnerartig töste das Hoch durch den Saal. Nach einer kurzen Pause brachte General v. Pape das Hoch auf den Kanzler aus, wonach der württembergische Minister v. Mittnacht das Wort ergriff. Er wandte sich an die Fürstin Bismarck, die in zarter Schämigkeit bei all' dem, was der Redner an ihr zu rühmen mußte, ihre glückseligen Augen auf dem in einiger Entfernung von ihr stehenden Gatten ruhen ließ. Dieser nicht behaglich zu den Lobpreisungen der Fürstin; als aber Herr v. Mittnacht den Satz ausgesprochen hatte, daß es nicht die Fürstwürde sei, nach welcher das deutsche Volk den Werth dieser Frau ermesse, sondern der einfache und schlichte Sinn, die echt weibliche Tugend, die sie zur Stütze und Freude ihres Mannes gemacht habe — da stand auch der Fürst schon neben der Gemahlin, zog sie an sich und drückte ihr einen kräftigen Kuß auf die Stirn. Und die ganze Versammlung klatschte, hingeworfen durch diesen Ausbruch warmer Empfindung, in die Hände und rief dem glücklichen Paare ein lautes „Bravo!“ zu.

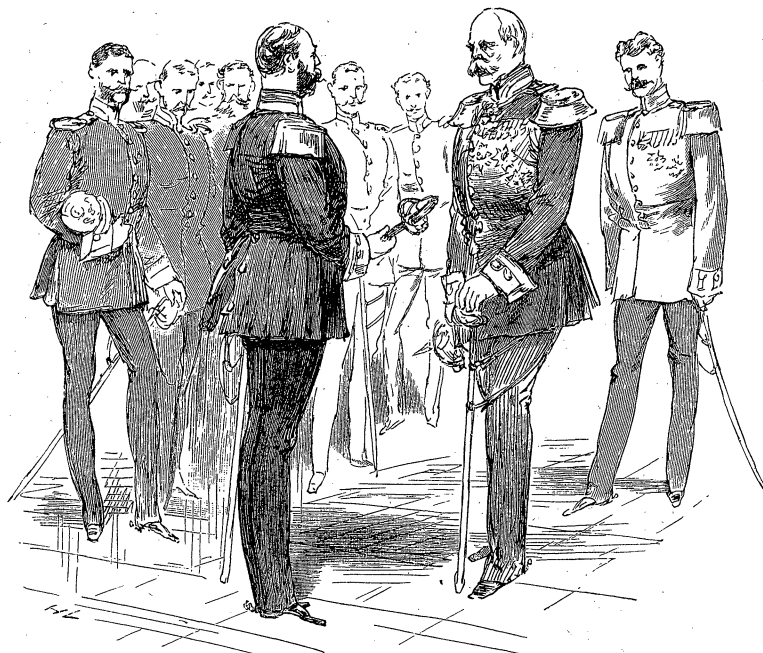
Den Augenblick der Stille, der jetzt folgte, ersatte ein junger Studiosus, um einen Trinkspruch auszubringen auf den Fürsten in seiner Beziehung zur akademischen Jugend. „Nach alter studentischer Sitte“, schloß er, „bekräftigen wir dieß durch einen urkräftigen Salamander.“ — Und nun schlossen sie sich rings um den gewaltigen Tisch, alle die Akademiker und die „alten Herren“ aus allen möglichen Semestern, um — theilweise unter ängstlichem Zusammenjucken der fast verschwundenen Erinnerung an die Technik des Salamanders — mitzureiben. Zwar klirrten und hüpfen die Teller auf der Tafel unter den dröhnenden Salven des „Urkräftigen“, zwar sprang mancher in Stücke ob der Ungeheuerlichkeit, aber mit ungemeinlichem Vergnügen folgte der Kanzler dem festen Exerzitiu, welches sogar auf seinen Wunsch wiederholt werden mußte, und die Fürstin stieg auf das Sopha, um besser das ungewohnte interessante Schauspiel übersehen zu können.

Die größeren Toaste dieses denkwürdigen Frühlingssophs waren damit erledigt und es verlief im Uebrigen die Feier in vollster Gemüthlichkeit. Der Kanzler spielte den liebenswürdigen Wirth



Die Enkel des Fürsten Bismarck.

fiseure, Liqueurfabrikanten und Lebensmittelherzeuger aller Art hatten sich in appetitlichen und köstlichen Dedikationen überboten. Die Tabaksbranche war nicht zurückgeblieben: aber auch an Bekleidungs- und Ausstattungsgegenständen fehlte es nicht, vom Helm bis zum Pallasch und Kürassierstiefel, vom bürgerlichen Hut bis zum Spazierstöckchen. Nun erst das Kunstgewerbe: Humpen, Becher, Krüge, Karaffen in allen Stylarten, Formen und Größen, aus allen möglichen metallischen oder keramischen Rohstoffen, Tische, Truhen, Schränke, Käffer — wer möchte es entwirren, das Durcheinander von ausgepackten und noch nicht ausgepackten Dingen, welches Wände, Tische und Fußböden großer Säle bedeckte! Graf Wilhelm Bismarck und Graf Rantzau hatten die Annahme und Ordnung der Geschenke übernommen; es war unmöglich gewesen, vorläufig durchzudringen — ganze Wagenladungen von Sendungen langten vor dem Palais an, so daß Kriminalbeamte entboten werden mußten, um Unbefugte von diesen



Die Ueberreichung des Ehrendegens.

mit gewohntem Geschick; für Jeden fand er ein verbindliches Wort, einen erhebenden Hinweis, einen herzlichen Händedruck. Erst nachdem er etwa fünf Stunden lang die Bescherer aller dieser Ovationen siegreich extragen, lierten sich die Räume und der Gefeierte konnte sich zurückziehen in den Schooß seiner Familie.

Abends war die Stadt festlich illuminirt.

Von den Geschenken, welche in überreicher Fülle auf den Kanzler sozusagen herniederregneten, ist zunächst die Gabe des Kaisers zu nennen, die in Gold nach Zeichnungen des Heroldsamtes ausgeführte Fürstenthrone; zum Zweiten das bereits erwähnte gemeinsame Geschenk der kaiserlichen Familie: die Kaiserproklamation in Versailles. Ihnen schließt sich würdig als Drittes an die Bismarckspende, die Ehrengabe des deutschen Volkes. Es wäre ein hoffnungsloses Unterfangen, die sonstigen unzähligen Geschenke, Gaben und Aufmerksamkeiten auch nur in leidlicher Uebersichtlichkeit aufzuführen zu wollen. Schon die Adressen allein bilden eine Spezialbibliothek. Auf einer endlosen Tafel in einem besondern Saale fanden sich diese Adressen zusammen mit Widmungen und Diplomen aufgeschichtet. Unter ihnen entdeckte man Prachtstücke der Kaligraphie und Malerei, aber auch der Buchbinderkunst, der Schnitzerei und Metallgießerei. Dieser Serie der Geschenke schlossen sich die im Wintergarten angehäuften Blumen und Pflanzen, Blumenbindereien und Früchte würdig an — schade, daß sie weniger dauerhaft sind, denn angesichts des enormen Fleißes und des oft bewundernswürdigen Geschmacks und Geschickes, wie sich alles dieß in den Blumenarrangements ausdrückt, möchte man ihnen ein längeres Dasein wünschen. Weiter ging's zu den ehbaren Dingen, unter denen natürlich die hundertundein Ribitzeier der „Getreuen in Jever“ nicht fehlten. Brauereien, Weingroßhändler, Con-

Schäzen fernzuhalten. Nur ein paar Einzelheiten seien noch genannt. Sämmtliche Angehörige des Geschlechtes Derer v. Bismarck, vom Senior der Familie, dem siebenzigjährigen Rittergutsbesitzer

Kürassierregiments No. 7 (Halberstadt und Quedlinburg), bei dem Fürst Bismarck General der Kavallerie à la suite ist, überreichte einen kostbaren Ehrenpallasch mit echter Damascenerklinge, reich vergoldetem Gefäß und versilberter Scheide. Eine Art Pendant zu dieser Gabe bildet die Damascenerklinge des weiland berühmten Ali Pascha von Janina, die von den Deutschen in Konstantinopel überhandt wurde. Die Deutschen in Petersburg schickten ein kostbares silbernes Theeservice, die Deutschen in Belgrad türkische Schawls und Teppiche. Das Ehrengeschenk der Stadt München ist ein kunstgewerbliches Erzeugniß ersten Ranges, eine silberne Widmungstafel mit kunstvollem Rahmen und reicher Emailirung. Dreißig Pfund Silber und ein halbes Pfund Gold sind für die Arbeit verwendet. Betrachtlichen Kunstwerth beansprucht auch die Ehrengabe der Stadt Leipzig, ein Sockel mit Kapsel zum Diplom der Ehrenbürgerschaft. Eine ganze Reihe von Städten hat den Kanzler zum Ehrenbürger ernannt. Alle die dazu geeigneten Gegenstände werden zu einem Bismarckmuseum im Schlosse Schönhausen vereinigt werden.

Bei seinem großen Interesse an der Landwirtschaft hat dem Kanzler auch das Geschenk der Wiesbacher, der prächtige Stamm edlen Zuchtviehs, viel Freude gemacht, und die braven Wiesbacher werden nicht minder stolz gewesen sein, als sie sich unter den Gästen beim Frühlingsessen tummelten.

„Hundertmal mehr habe ich heute bekommen, als an allen meinen früheren Geburtstagen zusammengekommen“, sagte der Fürst angesichts aller der eingelaufenen Herrlichkeiten.

Möge er sich noch lange in Ruhe ihres Besizes erfreuen! Das deutsche Volk aber wird stets dieses Ehren- und Festtages seines größten Bürgers eingedenk bleiben.



Der Salamander beim Frühstück.

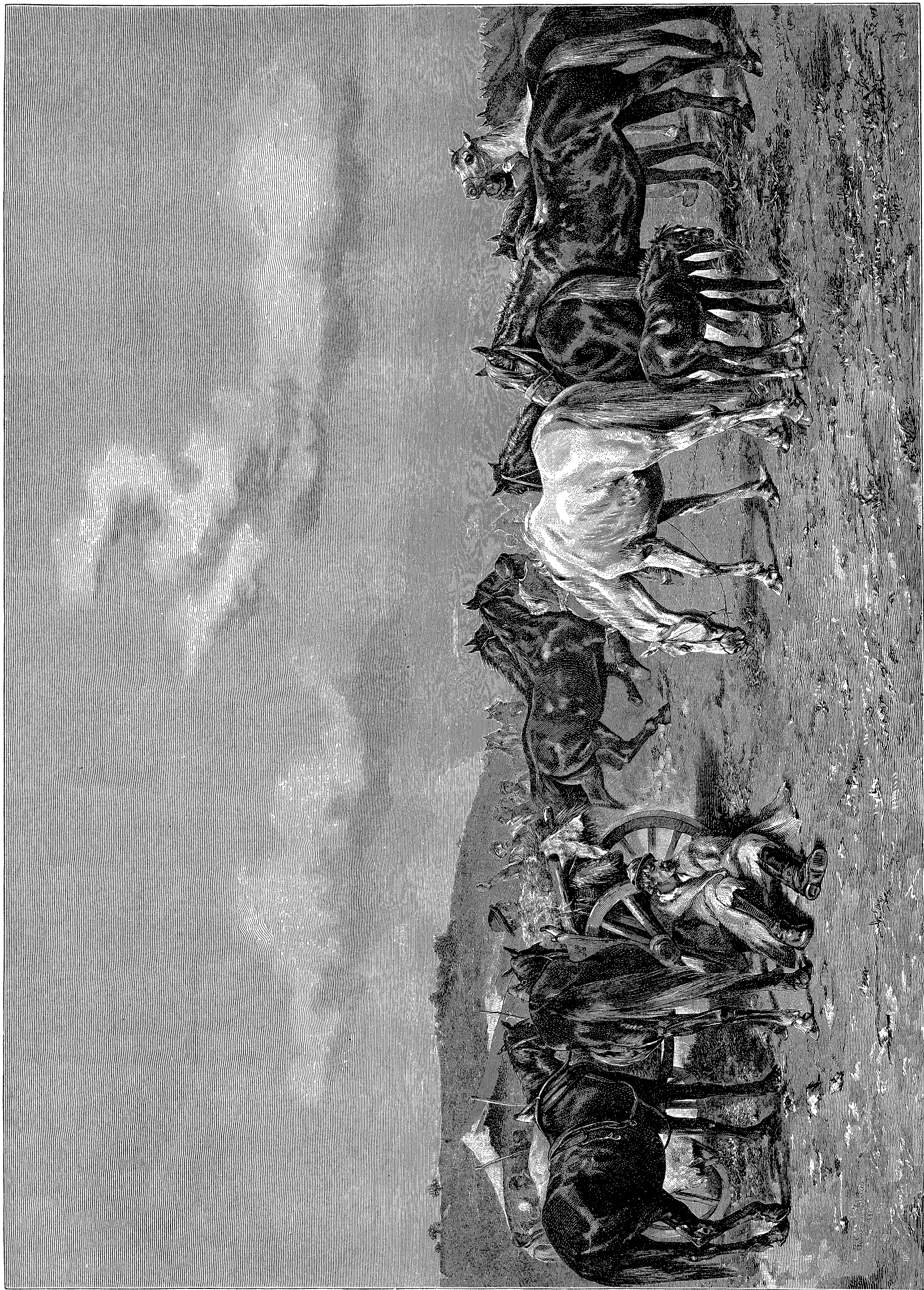
v. Bismarck-Döbblin, bis zu dem sechswöchigen Sprößlinge eines jungen Gardelieutenants, sind im Bilde zu einem künstlerisch verzierten Familienalbum vereinigt, welches dem Kanzler vom Familientage gewidmet wurde. Das Offiziercorps des Magdeburgischen



Das Hoch auf die Fürstin.



Die Wiesbacher Bauern beim Fürsten.



Pferdemarkt in Oberungarn. Gemälde von Julius v. Blaes. Nach einer Photographie von Viktor Angerer in Wien.

Der Referendar.

Novelle

von

Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)



ermann meldete den Major z. D. Roderich van der Straaten.

„Ah!“ sagte Jsa. „Führen Sie den Herrn Major in den grauen Salon.“ Dann zu Oskar und Leopold: „Wenn's den Herren gefällig ist...“

Damit hob sie die Tafel auf.

Oskar bot seiner Cousine den Arm, während sich Leopold in sein Zimmer begab, um für den Gourmand von Referendar eine besonders exquisite Cigarre zu holen.

„Was seh' ich?“ rief der Major, nachdem er Frau van der Straaten begrüßt hatte. „Sie hier, Sie...“

„Zu Befehl, Herr Major! An's königliche Amtsgericht kommandirt! War endlich mal Zeit, aus dem scheußlichen Nests da hinten erlöst zu werden.“

„Das sagen Sie nicht, junger Mann!“ brummte Roderich, seinen horstigen Schnurrbart streichend. „Ich weiß nicht, ob ich's nicht schon bereue, daß ich auf meine alten Tage dem ruhigen Leben drüben in Dingsda Valet gesagt habe. Ist auch so ein Nest, um Ihren Ausbruch zu brauchen, aber man führt doch dort eine menschenmögliche Existenz, ohne die Aufregungen der Großstadt; man spielt seinen Stat und trinkt Abends mit guten Bekannten sein Glas Bordeaux, ohne sich in Gala zu werfen und allerlei Narrenspößen zu treiben. Ah, da bist Du ja, Leopold! Ich hoffe, ich störe nicht. Ich komme nämlich im Auftrag...“

„Vor Allem, lieber Onkel, mach' Dir's bequem!“ unterbrach ihn der Maler. „Du nimmst eine Tasse Kaffee? Was? Und ein Gläschen Chartreuse?“

„Ich sage nicht Nein. Bei der heillosen Kälte...“

Er schnallte den Degen ab und stellte ihn neben den Stuhlflügel in die Ecke.

„Kommen Sie, Onkelchen,“ sagte Jsa. „Hier, in den Schaukelstuhl...“

„Danke,“ versetzte Roderich van der Straaten. „Ich ziehe den Sessel da vor! So eine wackelnde Wiege ist nichts für einen alten Soldaten! Moderne Schwelger mögen sich's da bequem machen! Sie zum Beispiel!“

Die letzten Worte galten dem Referendar.

„Sie haben ja eine günstige Meinung von mir,“ lachte Oskar.

„O, ich kenne Sie, Herr von Deerenndorf!“

„Sie denken an Heidelberg! Du lieber Himmel! Zwischen damals und jetzt liegt eine lange Zeit! Ich bin ernster geworden, Herr Major; ich habe gearbeitet...“

„Wirklich? Das überrascht mich!“

„O, wenn ich nicht wüßte, daß Sie unter der rauhen Schale des Kriegsmannes ein lebenswürdiges Herz bergen, ich könnte verstimmt werden! Ueberlegen Sie doch! Ich bin Referendar, Herr Major! Diese bedeutende Staffel erklimmt man nicht mit jener spielenden Leichtigkeit, mit der man zum Beispiel Lieutenant wird.“

„Was?“ fuhr der Major auf. „Sie wollen behaupten... Spielende Leichtigkeit! Was Sie sich einbilden! Wie's heutzutage hergeht, das weiß ich allerdings nicht; aber zu meiner Zeit... Ich kann Sie versichern, Herr Referendar, auf Grund so fleißiger Vorstudien, wie Sie dieselben in Heidelberg zu treiben geruhten, wären Sie niemals Lieutenant geworden, niemals!“

Der kräftige Fleischwulst über dem Uniformkragen spielte in's Violette. Nichts konnte den Herrn Major so sehr in die Rage bringen, als eine pietätlose Bemerkung über seine Berufsgenossen. Mit Oskar stand er so wie so auf dem Kriegsfuß, denn er war sich nachträglich über die Thatsache klar geworden, daß der Heidelberger Studiosus ihn — tranchons le mot! — ein wenig gefoppt hatte; nicht bis zur Grenze einer veritablen Beleidigung, aber dennoch gefoppt! Längst war Roderich van der Straaten mit der Karriere seines Neffen Leopold ausgesöhnt; die kleine Erbitterung aber gegen Oskar von Deerenndorf glomm und glühte insgeheim fort — und jetzt hatte die seltsam ironische

Weise des Referendars nicht dazu beigetragen, die latente Feuer zu löschen. Roderich war um so ärgerlicher, als der Widerpart ihm, streng genommen, sympathisch war. Doch faßte er den Entschluß, die Empfindlichkeit, die sich in ihm regte, kraftvoll zu unterdrücken und seinerseits aggressiv zu werden. Möglichst schroff und dennoch gelassen, das war hier das einzig Richtige! Nahm dann Oskar die Sache übel, so schien dieß immerhin günstiger als das Umgekehrte.

Der Referendar blieb ihm die Antwort nicht schuldig.

„Sie werfen mir die harmlose Flottheit meiner Studentenzeit vor,“ sagte er ernsthaft. „Freilich, die Universtätt ist keine Kadettenanstalt. Uebrigens, Hand auf's Herz! Wie bezaubernd fanden Sie damals die kleinen Exzesse des Korpslebens! Du bist mein Zeuge, Leopold: wer von uns Beiden hat damals mit größerer Begeisterung die Pokale geleert, der Herr Major oder ich, der bescheidene Oskar von Deerenndorf?“

„Junger Mann,“ versetzte Roderich strafend, „was ein tapferer Offizier, der drei Feldzüge mitgemacht hat, sich ausnahmsweise erlaubt, das sollte für hartlose Knaben nicht das tägliche Brod sein! Ich bin kein Puritaner, aber Ihr Lebenswandel, Herr Referendar, scheint damals jeglichen Ruhmes vor Gott und den Menschen ermangelt zu haben. Ich sage damals, denn über die spätere Entwicklung dieser glänzenden Anfänge gestatte ich mir natürlich kein Urtheil. Da redet man über die Lieutenants! Aber wenn so ein Mäusensohn — wie die frommen Jünglinge sich mit Vorliebe nennen — tagtäglich seine dreißig Schoppen vertilgt, alle Kellnerinnen begafft, auch im Uebrigen heut die Susanne und morgen die Hanne liebt, Schulden macht wie ein Türke und zwanzig Kollegien schwänzt, das findet man akademisch korrekt, das preist man als Burschenherrlichkeit und Jugendgenuß! Ich kannte nie einen Offizier, der halb so gewüthet hätte.“

Jsa und Leopold lachten.

„Herr Major,“ sagte der Referendar, „es scheint mir ein wenig unkollegialisch, wenn zwei Männer wie wir sich gegenseitig ihre sturmbelegte Vergangenheit vorwerfen.“

„Herr!“ brauste Roderich auf. Dann, sich besinnend, stieß er ein gezwungenes Lachen hervor.

Leopold hielt es für angemessen, der Konversation eine minder verhängliche Richtung zu geben. Eben wollte er mit einem lebhaften „Apropos!“ von der neuesten Broschüre eines vielgelesenen Popularphilosophen anfangen, als ihm Jsa zuvorkam und den erregten Major an die Worte erinnerte, mit denen er debütierte hatte.

„Sie sagten: „Ich komme im Auftrag...“ Vergessen wir doch vor Allem Ihre Mission nicht! Was bringen Sie uns Interessantes?“

„Es ist ja wahr,“ brummte Roderich, seinem Gegner einen grimmigen Blick zuwerfend. „Zuletzt weiß man nicht mehr, ob man seine Bestellungen ausgerichtet hat oder nicht! Die Sache geht Dich an, lieber Leopold! Beiläufig: jetzt bin ich fest überzeugt, daß der werthe Herr Referendar wieder irgend eine Malice zwischen den Zähnen hat — und diesmal muß ich ihm Recht geben, denn ich alter Schnauzbart spiele eine verwünscht komische Rolle bei der Affäre! Diese Ungarin hat den Teufel im Leibe! Wüßte ich nur, weshalb sie gerade auf mich verfällt...“

„Das ist doch klar,“ fiel Oskar ihm in die Rede. „Wenn eine Dame im Spiel ist, die auf Jemand verfallen soll...“

„Dauert Ihre Bemerkung noch lange?“ fragte der Major, die geleerte Tasse mit einiger Behemung auf das benachbarte Tabouret setzend.

„Im Gegentheil. Ich bin schon zu Ende.“

„So gestatten Sie, daß ich weiter spreche! Man wird ganz konfus bei den ewigen Parenthesen! Das ist Heidelberger Comment!“

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung,“ sagte Oskar. „Als Major sind Sie an die Usancen der Disziplin gewöhnt. Ein Lieutenant wird sich natürlicherweise niemals erlauben...“

„Was wollen Sie nur mit Ihren ewigen Lieutenants? Lassen Sie doch die Lieutenants in Ruhe! Ein Lieutenant weiß, daß ein Major ein Mann ist —“

„Das weiß ich auch, Herr Major.“

„Daß ein Major ein Mann ist,“ fuhr Roderich stürmisch fort, „der gewisse Verdienste hat, der auf eine Reihe von Jahren zurückblickt... kurz, ein Mann, dem die jüngere Generation gewisse Rücksichten schuldet.“

„Auch das weiß ich! Und was speziell den Major van der Straaten betrifft, so ist mein Gedächtniß durchaus nicht so kurz, wie er zu glauben scheint. Was ich

einmal gründlich studirt habe, das pflegt mir zu haften, und wäre es selbst ein so gewaltiges Werk, wie die Arbeit des Generalstabs über den deutsch-französischen Krieg. Die Schlacht bei Mars-la-tour insbesondere...“

„Lassen wir das!“ meinte Roderich.

„Im Gegentheil. Ich wünsche mich in den Augen meiner Cousine zu rechtfertigen! Sie soll nicht meinen...“

„Ihre Cousine wird schon wissen, was sie von Ihnen zu denken hat. Nicht wahr, Jsa?“

Die junge Frau befand sich seit einigen Augenblicken in erschütterlicher Unruhe. Als der Major sich eben ein Glas Chartreuse von dem silbernen Brett nahm, gab sie dem Referendar hinter dem Rücken des alten Herrn ein heimliches Zeichen, er möge ihn ausreden lassen. Dann zu dem Dheim gewandt:

„Dieser Oskar ist unausföhrlich! Vom Hundertsten kommt er in's Tausendste. Also, was will die Gräfin Holmhausen? Denn die meinten Sie doch mit der Ungarin?“

„Natürlich! Seit drei Tagen schon liegt mir die Sache wie ein Alp auf der Brust! Daß ich auch das Malheur haben mußte, ihre Bekanntschaft zu machen! Das heißt, sie ist eine allerliebste Person, wirklich, ganz charmant, ganz charmant! Aber sie hat eine Art, mit unsereinem, der doch zur alten Garde gehört, umzuspringen — man kann ihr nicht ausweichen! Sie schickt mich also qua diplomatischen Botschafter, obwohl ich zur Diplomatie kein sonderliches Talent habe. Das überlaß ich den Federfuchsern und Rechtsverdrehern, die uns Aschgrau für Weiß verkaufen. Es handelt sich — hörst Du auch, Leopold? — es handelt sich um Deine thätige Mitwirkung bei ihrem Feste vom vierzehnten März. Sie wisse im Voraus, behauptet sie, daß Du ihr einen Korb geben würdest, wenn sie direkt bei Dir anfrage; mir aber, Deinem früheren Vormund, könntest Du die Sache nicht abschlagen.“

„Was verlangt sie von mir?“ fragte Leopold.

„Gott weiß, was! Lebende Bilder sollst Du ihr stellen helfen — darunter zwei oder drei nach Gemälden von Dir. Außerdem rechnet sie für eines dieser Bilder auf Deine Mitwirkung als Akteur.“

„Was?“

„Wie ich Dir sage! Im „Toast auf die Braut“ sollst Du den Bräutigam machen. Und, denke Dir nur, mich preßt sie für die Rolle des alten Gourmands, rechts in der Ecke; weißt Du, der schmunzelnde Jubelgreis mit der Serviette im Knopfloch! Sie behauptet, ich sähe dem ähnlich!“

„Thorheit!“ lachte der Referendar.

„Wieso Thorheit? Weßhalb soll ich einer Figur in einem Gemälde meines leiblichen Neffen nicht ähnlich sehen?“

„Aber, ich bitte Sie, Herr Major...“

„Ja, was wollen Sie eigentlich?“

„Nun,“ sagte Oskar, „ich kann mir nicht vorstellen... Die Figur ist mir allerdings momentan nicht innerlich — aber ein Jubelgreis, noch dazu in der Ecke, und mit der Serviette im Knopfloch...“

„Ich weiß nicht, warum gerade Sie so in Eifer gerathen! Glauben Sie, einem Mann von Distinktion fällt ein Stein aus der Krone, wenn er sich mal gelegentlich zu einem fröhlichen Spaß hergibt? Hätte ich Lust, ich ließe mich meinetwegen als Schlossermeister placiren, ohne Sie erst um Erlaubniß zu fragen! Ein Militär von festgegründeter Stellung wird nicht so leicht komisch, wie etwa ein akademischer Luftikus, der zwanzig Semester studirt und dann durch's Examen fällt.“

Oskar ergriff die rechte Hand des Majors und schüttelte sie.

„Mir aus der Seele gesprochen!“ sagte er treuherzig.

Während Roderich den Referendar verblüfft anstarrte, wandte sich Jsa zu ihrem Gemahl und fragte ihn, was er auf Eleonorens Ansinnen zu erwiedern gedenke.

„Nun...“ stammelte Leopold.

„Eine Ablehnung läßt sie nicht gelten,“ fiel der Major ihm in's Wort. „Mach, was Du willst, aber sag' nur um Gottes willen nicht Nein! Ich hab's sonst auszubaden! Es ist himmelschreiend, wie diese Ungarin uns Alle am Leitseil hält! Was sie will, das geschieht!“

„Ja, ja, die Liebe!“ murmelte Oskar.

„Was haben Sie da gesagt?“

„Ich bemerkte nur: „Ja, ja, die Liebe!“ Es ist schließlich kein Wunder...“

„Da hört denn doch Alles auf!“ lachte Roderich mitleidend. „Wollen Sie etwa glauben machen... Sie freilich, Sie... Ihnen möcht' ich nicht rathen, Ihre Schmetterlingsflügel diesem Feuer zu nahe zu bringen!“

„Beruhigen Sie sich, Herr Major! Ich kenne die Gräfin.“

„Was? Du kennst die Holmhausen?“ fragte Isa.

„Wann und wo hast Du sie kennen gelernt?“

„Im vorigen Sommer — in Norderny . . .“

„Und wie findest Du sie?“

„Nun — das läßt sich so kurz nicht sagen . . .“

lächelte Oskar. „Bei nächster Gelegenheit sprechen wir mal darüber.“

„Das wird mich sehr interessieren.“

„Also, was soll ich der Gräfin nun antworten?“

hub der Major wiederum an.

„Was meinst Du, Isa?“ fragte Leopold.

„Darüber mußt Du selber entscheiden. Ich kann ja nicht wissen, wie sehr Dein Herz daran hängt.“

„Mir ist die Sache ein wenig störend . . .“

„Mir auch,“ sprach der Major. „Aber was hilft's?“

„So hast Du zugefagt? Für Deine Person, mein ich?“

„Ich mußte ja wohl! Sie ließ nicht nach! Sie drohte mit ihrer Ungnade! Ich verliere dadurch drei oder vier Skatabende!“

„Hm!“

„Thut ihr doch den Gefallen!“ bat Oskar. „Lebende Bilder — noch dazu nach Originalen von Dir — das ist ja was Reizendes!“

„Findest Du?“

„Natürlich! Und Du bist der geborene Arrangeur für solche Geschichten!“

„Nun, ich will mir die Sache mal überlegen.“

„Weßhalb überlegen?“ fragte der Referendar. „Bis dat, qui cito dat! Der Herr Major wartet gewiß mit Schmerzen auf das entscheidende Ja, das er heute noch überbringen möchte.“

„Bedaure! Heute geh' ich so wie so nicht mehr hin! Denken Sie etwa, ich wolle die ganze Woche hindurch meine Partie versäumen?“

Er zog die Uhr.

„Schon sechs vorüber! Also die höchste Zeit!“

„Sechs?“ rief Oskar. „Da begleite ich Sie — mit Ihrer Erlaubniß.“

„Bitte, bitte!“ versetzte Roderich. Dann zu Leopold: „Also Du bist so gut und meldest Deine Entschließung direkt!“

„Die Sache ist abgemacht!“ beruhigte ihn Oskar.

„Nicht wahr, Leopold? Wenn Du so selber mit Hand anlegst, so wird das eine Kunstleistung werden, von der die Hauptstadt noch auf Wochen hinaus Wunderdinge erzählt! Kommen Sie, Herr Major!“

„Nicht so stürmisch!“ murmelte Roderich, sich den Gurt um den Leib schnallend. „Kleine Isa, leben Sie wohl! Sie sind ja so still geworden mit einem Male! Sie nehmen mir's doch nicht übel, daß ich Ihren Gatten quasi verführt habe?“

Isa stammelte eine höfliche Redensart.

„Na, also mit Gott!“ sagte Oskar, den Herrn Major anlächelnd.

So schritten die beiden Männer, von dem Hausherrn geleitet, zum Treppenhaus, während Isa tief nachdenklich an die Rampe des Fensters trat. Als Leopold zurückkehrte, herrschte wohl fünf Minuten lang eine seltsame Spannung, die dadurch gelöst wurde, daß Leopold vorschlug, nach dem vorstädtischen Theater zu fahren.

Isa griff lebhaft zu; sie war heute so ganz und gar nicht zum Plaudern aufgelegt . . .

Aber während sie von der Brüstung der Loge aus mit scheinbarer Aufmerksamkeit die Vorgänge auf der Bühne verfolgte, spielten sich Dinge in ihrem Köpfchen ab, die wenig gemein hatten mit den grotesken Späßen des Komikers und den Trillern der allerliebsten Soubrette.

IV.

Am andern Morgen nahm die Verstimmung Isa's einen so ausgeprägten Charakter an, daß Leopold trotz der Mahnungen Oskar's und Roderich's beinahe entschlossen war, die Bitte der Gräfin Holmhausen abzuschlagen. Isa berührte den Gegenstand ihres Kummer mit keiner Sylbe; Leopold aber las mehr als genug in der seltsamen Starrheit ihres sonst so beweglichen Angeichts.

Von Zeit zu Zeit stieg ihr ein helles Roth in die Wangen, als ob ein mühsam gebändigter Unmuth plötzlich zum Ausbruch drängte. Die Situation war geradezu peinlich.

Und nun wollte fast genau um die Stunde, da Isa das Atelier zu betreten pflegte, die Verursacherin dieser Beklemmungen, die gefürchtete Ungarin, sich in Person

bei Leopold einfinden! Der Gedanke hatte etwas Verzorgnißerregendes! Bei der Gemüthsverfassung der jungen Frau war eine gewisse Gereiztheit gegen die Gräfin nicht ausgeschlossen. Wie fatal aber aus hundert Gesichtspunkten, wenn Eleonore sich sagen durfte, sie habe Isa's Eifersucht wachgerufen!

Leopold war daher wie erlöst, als Isa nach beendetem Frühstück die Worte sprach:

„Heute werd' ich wohl nicht hinaufkommen. Ich habe nothwendige Besorgungen in der Stadt.“

„Schon so früh?“

„Ja wohl. Ich will Verschiedenerlei kaufen. Jetzt bei dem trüben Wetter muß man das kurze Tageslicht ausnützen.“

„Schade!“ versetzte Leopold etwas verlegen, denn trotz der Harmlosigkeit seiner Genugthuung kam er sich wie ein Sünder vor, das noch bedauern zu sollen, was ihm so äußerst erwünscht war.

„Und . . . wann willst Du gehen?“ fügte er zögernd hinzu.

„Sobald ich kann. Gegen halb Zwölf, denk' ich. Auf dem Rückweg mach' ich vielleicht einen Besuch bei Schrötters . . .“

„Das wäre ja reizend!“ rief Leopold lebhaft.

„Gerade den Schrötters sind wir zu Dank verpflichtet, und der Zufall hat es gewollt, daß wir sie leghin vernachlässigt haben! Na, empfehl' mich der hübschen Frau Doktorin und sage dem Doktor, ich würde mir nächstens erlauben . . .“

Er murmelte etwas zwischen den Zähnen, verworren und unbestimmt, als wisse er selbst nicht, was er sich nächstens zu erlauben gedente. Dann erhob er sich, schritt noch ein paarmal, die Hände in dem bequemen Hausjaquet, durch das Wohnzimmer und begab sich plötzlich in's Schlafgemach, wo die Kleider, in denen er gestern zu Mittag gespeist und das Theater besucht hatte, noch über dem Stuhle hingen.

Er nahm aus dem eleganten Gehrock das Billet Eleonorens und steckte es zu sich; denn Isa hatte die hausmütterliche Gepflogenheit, seine Taschen zu leeren, ehe sie die Kleider dem Bedienten zum Reinigen übergab. Jetzt, da sich das Alles so hübsch arrangirte, wäre es wirklich fatal gewesen, wenn der Zettel ihr in die Hände gefallen.

Es schlug halb Zehn, als Leopold seine Werkstatt betrat.

Er warf sich der Staffelei gegenüber in einen Sessel und zündete sich eine Cigarre an.

Dicht qualmend stiegen die Rauchwolken zur hohen Decke empor; er war augenscheinlich in übelster Laune.

Er verglich den Totaleindruck seines heutigen Tagesanfangs mit dem des gestrigen, und er mußte sich sagen, der Unterschied sei geradezu niederdrückend.

Es lag nichts Positives vor; allein eben dieß Undefinirbare, diese ahnungschwere, dumpfe Reserve wirkte überaus peinvoll. Auch sonst wohl hatte die junge Frau minutenlang dageessen, ohne zu reden; aber dann sprach ihr Lächeln, ihr sinnender Blick, das ganze geistige Fluidum, das sie umgab, während heute selbst ihr gesprochenes Wort den Charakter der Schweigsamkeit trug.

Und das Alles nur um der kunstenthusiastischen Gräfin willen!

Nein, das war die Sache nicht werth! Auf die Gefahr hin, unartig zu erscheinen, wollte Leopold die schöne Magyarin auf schmale Koft setzen und Alles anstrengen, ihr die Bethätigung ihrer gefährlichen Sympathie zu erschweren.

Er betrachtete sein Gemälde, das ihm heute minder gelungen schien als zuvor. Die beiden Mädchen im Vordergrund, die er noch gestern für leibhaftige Rosenknospen gehalten, machten ihm jetzt den Effekt einer gewissen Geziertheit; das Colorit der frühlingdsduftigen Toiletten bedünkte ihm kirchweihartig . . .

Ueberhaupt, was war denn an der ganzen Composition Originelles? Dieses ephemerumranke Schloß, dieser Fernblick zwischen den zwei Platanenstämmen, der Wiesengrund, die bläuliche Hügelreihe — vorn die Treppe, das Windspiel am Rand der Fontäne — und mit breitem Pinsel in dieses Medium hineingefleckt das eigentliche Sujet: der gealterte Grandseigneur, der die beiden Mädchen belauscht — bah! Lohnte das denn wirklich der Mühe? War das Alles nicht schon hundertmal dagewesen?

Er qualmte fürchterlich. Seit den ersten Entwicklungsjahren, die ja bei jedem begabten Künstler reich an Stunden des Zweifels und der Selbstunterschätzung sind, hatte er sich niemals so rasch und so rückhaltlos in die Mißstimmung gänzlicher Negation verloren wie jetzt! Der graue Himmel, der selbst durch die hundert

Scheiben des Ateliers kein vollströmendes Tageslicht einließ, schien ihm bleischwer auf der Stirne zu liegen.

Er stand auf und trat vor das fertige Bild, rechts von dem, an welchem er arbeitete, vor die prächtige „Gondelfahrt“, die allenthalben, wo man sie ausgestellt, wahre Stürme des Beifalls entfesselt hatte.

„Ja, ja,“ murmelte er, seine Cigarre zerkaugend, „der Geschmack des Dezzenniums findet hier seine Rechnung! Aber trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb — es fehlt die unsterbliche Seele! Sonderbare Idee, dieses Festhalten vergänglicher Szenen, dieses Versteinernlassen von Augenblicken, die nur als Augenblicke ihre Berechtigung haben! Philosophisch betrachtet, hätte ich Lust, die Malerei überhaupt zu verurtheilen! Soll denn dieser verliebte Geck da links auf der Ruderbank bis zum jüngsten Gericht — wenn die Farbe so lange vorhält — seiner Nachbarin unter die Stirnlocken gaffen? Und sie — soll sie lächeln — lächeln — lächeln in infinitum, wie eine Pensionärin des Irrenhauses? Albernes Frauenzimmer!“

„Tonso!“ rief er, eine frische Cigarre nehmend.

Der kleine Toskaner, der emsig damit beschäftigt gewesen, einige Draperieen zu reinigen, trat mit einem flotten „Commanda, Signore?“ in die halb geöffnete Thüre.

„Komm' mal hieher, Tonso! Hier, dicht neben mich! Wie gefällt Dir das Bild da? Aber sag' mir die Wahrheit! Wenn ich Dich frage, so geschieht's nicht, um läppiße Redensarten zu hören, sondern weil ich gern wissen möchte, wie so ein Ding auf einen Bengel von Naturmenschen wirkt, der von Kunst und Künsteleien nicht die Probe versteht. So! Und nun reiß' mal die Augen auf und sage mir, was Du zu sagen hast!“

„Ich, Signore?“ fragte der Knabe verwundert.

„Ich finde das wunderschön! Der weite, blinkende Teich, und das dunkle Gebüsch, und die blühenden Rosensträucher . . .“

„Nun?“ drängte Leopold.

„Und da hinten die Berge . . . und der Himmel, so blau und so wolkenlos . . .“

„Nun, und?“

„Und rechts da die Mauer — so deutlich, daß man sie greifen könnte . . .“

„Unglücklicher! Und die Hauptsache?“

„Ja so — der Palazzo! Der ist prächtig gebaut . . . und die wallende Fahne . . .“

„Nach, daß Du fortkommst! Die Probe hat fehlgeschlagen! Bin ich etwa ein Landschaftsmaler, der seine Figuren nur zur Staffage benützt? Von meinem Bilde also, von dem eigentlichen, wirklichen Bilde gewahrst Du nichts? Geh', geh', und verzieh' nicht das Maul! Ich mache Dir keinen Vorwurf! Du bist vielleicht geschickter als all' die Laffen, die mich bewundern! Geh', sag' ich, und verhalte Dich ruhig! Ich bin heute nervös, kolossal nervös!“

Mund und Nase aufsperrend, zog sich der Junge zurück. Leopold aber versank in grämliche Träumereien. Die Berse Platen's schwirren ihm durch die Seele:

„Was kommt's dem Stümper, einen Kranz zu tragen,
Und wenn ihr brächtet ihn auf jeid'nen Kissen?
Im Innern muß ihn doch die Sorge nagen,
Ein so gemeines Haupt betrönt zu wissen.“

Alles, was ihm selbst nicht genug that in seinen Schöpfungen, trat ihm mit verzweifelter Klarheit vor das Bewußtsein; Alles, was ihn daran erfreut und erbaut hatte, schien ihm hinfällig. Kurz, sein Unmuth wuchs mit jeder Minute, und seltsam befangen, gleichsam, als sähe er sich in seiner künstlerischen Bedeutungslosigkeit plötzlich entlarvt, ging er seiner Gemahlin entgegen, als diese zwischen Elf und halb Zwölf die Thür öffnete und ihm die Worte zurief:

„Adieu! Ich gehe jetzt!“

„Schön! Amüsire Dich gut!“ sprach er verwirrt.

Er wollte ihr zum Abschied die Hand reichen, aber sie hatte bereits die Thür wieder in's Schloß gedrückt.

Leopold trat zum Fenster, in der Erwartung, das kleine Coupé aus dem Thorwege fahren zu sehen. Isa jedoch ging zu Fuß. Mit raschen Schritten wandte sie sich der innern Stadt zu.

Nicht einen Pinselstrich hatte Leopold bis zur Stunde gearbeitet. Auch jetzt blieb er unfähig zu jedem Versuch. Seine seltsame Haltung der jungen Frau gegenüber ärgerte ihn. Was mußte sie denken? Wenn sie später dennoch erfuhr, daß die Holmhausen ihn besucht hatte, so sah es ja fast darnach aus, als habe ihn die Erwartung so aus dem Geleise geworfen!

Eine Viertelstunde verstrich. Da brachte der Diener eine vornehme, zierliche Karte mit der neunzackigen Krone über dem Namen.

„Die Dame behauptet, der Herr Professor erwarte sie,“ fügte er wie entschuldigend bei; denn für gewöhnlich war es ihm streng untersagt, während der Arbeitsstunden irgendwem anzumelden.

„Ich lasse die Gräfin bitten,“ sagte Leopold ärgerlich.

Kurz darauf trat sie ein, schön und lebenslustig wie je, in grüner Sammettoilette, kostbar und dennoch einfach, die enganschließende, pelzverbrämte Jacke von gleichem Stoff, einen hochragenden Hut nach der neuesten Pariser Mode auf dem nachtschwarzen Haar, das einzige Extravagante in ihrer Erscheinung. Aber auch dieser kleine Erzeß ward gemildert durch die vollendete Sicherheit ihres Wesens. Es schien beinahe selbstver-

stänlich, daß sie, die Bewegliche, Raschlebig, sich das Aparteste aneigne, was die graziöse Laune des Tages hervorbringt.

Mit ungezwungener Kameradschaftlichkeit bot sie dem jungen Künstler die Hand.

„Ich habe die Tage her unaufhörlich an Sie gedacht,“ sagte sie mit bezauberndem Lächeln. „Warum, werden Sie wissen! Nicht allein wegen des Bildes, obgleich ich vor Begierde, es kennen zu lernen, beinahe vergangen bin, sondern ebenso sehr aus rein egoistischen Gründen... Nun, davon später! Jetzt vor allen Dingen: wo ist das entzückende Meisterwerk? Ah, hier!“

Sie trat vor die Gondelfahrt und versank wohl

fünf Minuten lang in sprachlose Anschauung. Leopold hatte ihr den Sessel herzugehoben; sie aber bemerkte es nicht. Die kleinen Hände in den dunkelgrünen dänischen Handschuhen leicht übereinander gelegt, den Kopf mit den funkelnden Diamanttropfen in den rosigen Ohrläppchen ein wenig zur Seite geneigt, so stand sie da, fast an die heilige Cäcilia erinnernd, die den melodischen Chören der himmlischen Heerschaaren lauscht.

Mit begreiflichem Interesse studierte Leopold den Ausdruck ihrer Gesichtszüge. Da war in der That nichts Gemachtes. Ihre Begeisterung schien ihm so echt, daß er mit einem Male sich verwandelt fühlte. Die Verstimmung zer-rann; die Skepsis ward zum freudigsten Selbstvertrauen.



Sinnische Landschaft in der Umgegend von Wiborg.

Und nun, nachdem der erste, mehr instinktive Eindruck vorüber war, begann die schöne Magharin mit liebenswürdiger Lebhaftigkeit über die Einzelheiten zu plaudern, jetzt den Künstler befragend, jetzt ihre Meinung äußernd, und zwar mit ganz eminentem Verstandniß. Gleichmaßen entfernt von der schablonenhaften Kritik der Fachrezensenten, wie von dem hohlen Phrasengeklänge dilettantischer Heuchelei, spiegelte sie in einfachen Worten das wieder, was ihr warmfühlendes, hochbegabtes Frauengemüth wirklich empfand.

Er begriff jetzt: die kleine Schwäche dieser geistvollen Frau, alles Talentvolle, Ruhmstrahlende in ihren Salons zu vereinigen, war nur der leicht erklärliche Fehler ihrer geistigen Vorzüge, organisch aus diesen herausgewachsen und deshalb verzeihlich, nicht eine bloße Frage

alltäglicher Eitelkeit. Die Unzufriedenheit mit sich selbst, die ihn während der letzten Stunden beherrscht hatte, machte ihn doppelt empfänglich. Leonore erschien ihm fast im Licht eines göttigen Genius, der dem Strauchelnden freundlich die Hand reicht und ihm erneute Zuversicht in die Seele flößt. Unwillkürlich nahm seine Stimme eine volltönige, fast zärtliche Klangfarbe an. Er wog und wählte nicht lange; frei und zwanglos gab er seinen Empfindungen Ausdruck. Und es waren Empfindungen einer wirklichen Sympathie, einer — wie sollte man sagen? — brüderlichen Verehrung, die mit den Regungen der Galanterie nichts gemein hatte, wenn sie auch äußerlich daran zu erinnern schien. Die Modulationsfähigkeit unseres Organs und die Sprache sind eben arm im Vergleich mit den mannigfachen Variationen unserer Gefühle.

Von der Gondelfahrt wandte sich das Gespräch zur Kunst überhaupt, und auch hier entwickelte Leonore so viel guten Geschmack, so klare Begriffe und so überraschende Kenntnisse, daß Leopold sich mit jeder Sekunde mehr entzückt und bezaubert fühlte. Ja, für ein Publikum von der Herzensbildung Leonorens zu schaffen, das war ein Beruf, der begeistern konnte! Wie ärmlich erschienen ihm neben dieser reizenden, klugen Frau die doktrinären Kritiker der Hauptstadt mit ihrer abgestandenen Feuilletonweisheit! Wie traurig die urtheillos banalste Menge, die einfach nachbetete, was die Ausgewählten ihr vorsangen!

Es war einfach unmöglich, einem so ausgesprochenen Ideal die Bitte zu weigern, die sie jetzt, im Begriffe, sich zu verabschieden, mit rührender Bescheidenheit vor-

brachte, die nämliche Bitte, die gestern Roderich seinem Neffen an's Herz gelegt. Die Gräfin meinte, sie ver-
lange ein Opfer! Aber war denn die Sache wirklich
der Rede werth? Hier, fünf Abende in ihren Salons,

umringt von einer lebensfrohen Gesellschaft — das heischte
doch wahrlich keine sonderliche Selbstüberwindung! Und
hätte sie mehr gefordert, Leopold hätte unbedingt Ja
sagen müssen, denn sie stellte ja seine Bilder, sie repro-

duzirte ja seine künstlerischen Empfindungen, nicht etwa
aus thörichter Schmeichelei, sondern aus innerster Sym-
pathie, aus lebensvollem Verständniß für sein Ringen
und Streben! Davon hatte er jetzt die klarsten Beweise,

Unangenehme Vis-à-vis.

Nach Skizzen von Max Scholz.



So! — glücklich bin ich über'n Baum,
Doch was muß ich, o Schreck, da schau'n? —
Ein Bluthund. — Bombenelement —
Wenn ich zurück doch wieder könnt'!



Famose Stube hier gefunden,
Hier kann ich leben ungehindert!
Mein Vis-à-vis? — Poh! Bliß noch 'mal,
Das ist ja unser General!



Da sitz' ich nun im Taubenhaus
Und kann wahrhaftig nicht heraus,
Dieweil als Vis-à-vis verdrängt
Der Polizist dort drüben sitzt.



O Himmel, hast du keine Blicke!?
Hier sitz', grübele ich und schwitze,
Und drüben blüht mein Vis-à-vis
Auf der Posaune wie ein Vieh!



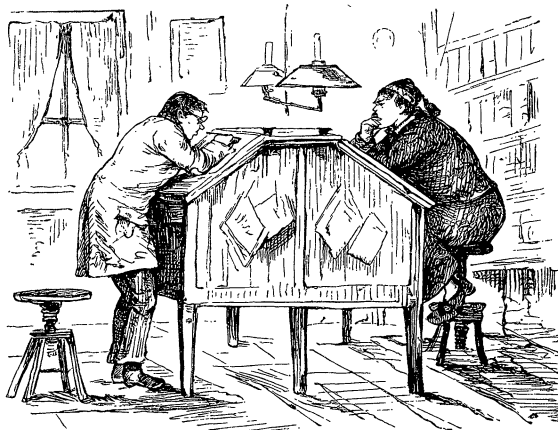
Schock Bomben, Pauken und Trompeten,
Der Teufel hol' die Postkarreten!
Die guten alten Tanten die
Und — o mein holdes Vis-à-vis!



O könnt' ich erst aus dem Coupé,
Ich sterbe oder ich vergeh',
Fortwährend bläst mir dieser Wicht
Den Tabatsqualm in's Angesicht.



Den Teufel! — hat sich mir da gar
Als Vis-à-vis gestellt ein ausgeputztes Paar,
Er hat mich wegen tausend Mark verklagt
Und sie, ihr hab' ich die Verlobung aufgefragt.



Da steh' ich nun schon jahrelang
An dieser Schreibpultfolterbank,
Und dort glöht täglich — spät und früh —
Mir zu mein Chef — mein Vis-à-vis.



Geschossen hatt' ich und zugleich gefehlt,
Und er, der beste Schütze von der Welt
Ist jetzt am Schuß, er fehlte nie,
Nun, Welt, adieu — mein letztes Vis-à-vis!

und ein solches Verständniß war so selten in dieser
oberflächlichen Welt!

Er betonte also mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, wie
sehr er sich freue, ihr gefällig zu sein, und wie sie nur ganz
und gar über seine Zeit zu verfügen habe. Die Erwägungen,

die ihn gestern heimgesucht hatten, gingen vor dieser er-
höhten Stimmung in Rauch auf; wenn er überhaupt
daran dachte, so war er fest überzeugt, Isa müsse ihm
freudig zujubeln, sobald sie erführe, welch' treue und
echte Anhängerin seine Kunst in Leonore erobert hatte.

„Also morgen gegen halb Sieben?“ sagte die Gräfin,
einen letzten Blick auf die Gondelfahrt werfend.

„Punkt halb Sieben!“ bestätigte Leopold.

„Hier, das Halbfertige sehe ich gar nicht erst an,“
fügte sie ernsthaft hinzu. „Was der Künstler nicht für

mein Auge bestimmt hat, das verlang' ich auch nicht zu schauen! Gerade so wenig, wie es mir Freude macht, die Rehrseite einer hübschen Coulisse kennen zu lernen! Nochmals tausend Dank für alles Schöne und Gute! Leben Sie wohl — und auf Wiedersehen!"

Sie verneigte sich. Leopold, in der Aufwallung seines Hochgefühls, küßte ihr zwei- oder dreimal die Hand und begleitete sie die Treppe hinab bis zum Thorumweg, wo ihr blinkender Landauer mit den beiden Goldschiffen hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Plaudereien am Kamin.

Von
Paul v. Weilen.

Siebente Serie.

IV.

(Schluß.)



Alle Gebiete des Lebens," sagte der Präsident Reimann, "werden zu neuer schöpferischer Thätigkeit angeregt werden durch die neue, von dem Reichskanzler angebahnte Entwicklung der nationalen Kraft. Auch die trodene Jurisprudenz wird hineingezogen werden müssen, denn ich sehe ebenso wie der Graf Sternfeldt voraus, daß wir den neuen Unterthanen und Schutzbedürftigen Menschen- und Bürgerrechte werden geben müssen

— wir müssen also auch für die Kolonien, die wir direkt unter die Oberhoheit oder unter den Schutz des deutschen Reiches stellen, Recht und Gesetz schaffen und werden bald dazu gelangen, Gesetzbücher und Gerichtsordnungen für jene Gebiete herzustellen, die mit der wachsenden Bevölkerung immer wichtiger werden müssen, da ihr Flächeninhalt ja heute schon, wie ich glaube, weit über den von ganz Deutschland hinausgeht. Es wird die Abfassung eines Kodex für unsere schwarzen Rechtsgebiete eine ebenso schwierige als hochinteressante Aufgabe sein und ebenso die Zusammenfassung der dortigen Gerichtshöfe. Unsere juristischen Kapazitäten werden sich, wie mir nicht zweifelhaft ist, sehr bald dieser Aufgabe zuwenden müssen, denn sobald die Ausbeute unserer Kolonien beginnt und die Industrie dort in Thätigkeit tritt, werden sich auch sehr bald zwischen unseren Kolonisten und den Eingeborenen, das heißt, um so zu sagen zwischen den Weißen und den Schwarzen, deutsche Rechtsverhältnisse entwickeln, welche in schützende Form gebracht und in streitigen Fällen richterlich entschieden werden müssen — es wird aber natürlich unmöglich sein, für solche Verhältnisse vor hiesigen Tribunalen Recht zu nehmen oder nach deutschen Reichsgesetzen ohne Weiteres zu entscheiden. Ich glaube daher, daß ein koloniales Gesetzbuch und eine koloniale Gerichtsordnung sich sehr bald als eine unabwiesbare Nothwendigkeit herausstellen werde."

"Das ist eine vortreffliche Aussicht," sagte Doktor Landen, "für unsere Referendare, von denen wir ja eine so außerordentliche Uebersahl haben — vielleicht wird auch die juristische Produktion auf diese Weise ein neues Absatzgebiet finden."

"Und dann wird es auch möglich sein," sagte Doktor Heilborn, "hätt der so schwerfälligen und heißen Salare und Varette für die Juristen in Kamerun und Kleinpopo eine bequemere und kühlere Uniform zu finden, etwa einen Federgürtel und einen auf das Minimum reduzierten Galarock oder einen Schurz von Strohgeflecht."

"Wir wollen die Kostümfrage unerörtert lassen," sagte Frau von Ramberg unter allgemeiner Heiterkeit, "sie wird sich, wie mir scheint, unter allen auftauchenden Problemen der Kolonisation am leichtesten lösen."

"Vielleicht nicht so ganz, meine gnädige Frau," sagte Graf Sternfeldt lächelnd, "ich kann mir wenigstens kaum denken, daß die so launische und excentrische Göttin der Mode aus unserer kolonialen Entwicklung nicht einige 'Leitmotive', wie die Wagnerianer sagen, aufnehmen sollte, um nach denselben neue transatlantische Variationen in die Kostümkomposition der alten Welt zu bringen."

"Um Gottes willen," rief Frau von Ramberg abwehrend, "welch' ein entsetzlicher Gedanke — was trauen Sie unserem Geschmack für Unmöglichkeiten zu!"

"Unmöglich, meine gnädige Frau, ist nichts auf dem Gebiet der Mode," erwiderte Graf Sternfeldt, "das beweist die wieder an dem Horizont der alten Welt heraufsteigende Krinoline — ich glaube, dieses Schreckniß der Unnatur wird selbst durch einen Ring im Nasenbein, wie ihn die Negerdamen tragen, kaum überboten und vielleicht würde der gute Geschmack der Schönen von Kamerun sich gegen die Einführung der Krinoline noch energischer sträuben, als dieß bei unseren Damen wohl der Fall sein wird."

"Ich kann es noch nicht glauben," sagte Frau von Ramberg, "daß die in der That, wie ich zugeben muß, schauderhafte und lästige Krinoline wieder ihren Einzug halten sollte."

"Aber," fiel Doktor Heilborn ein, "wenn dieses auch der Fall sein sollte, so würde die gnädige Frau dennoch die Krinoline tragen und wir würden Gelegenheit haben, uns zu überzeugen, daß sie es anmuthig verstehen würde, selbst jenem Ungeheuer seine Schrecken zu nehmen."

"Was soll man machen," sagte Frau von Ramberg achselzuckend, "wenn die Krinoline wirklich Mode würde, so würde man ja auffallen, wenn man sie nicht trägt."

"Also," rief Doktor Heilborn, indem er unwillig den Kopf schüttelte, "also genügt es, daß eine unvernünftige Mehrheit mit dem schlechtesten Beispiel vorangeht, um eine Frau von Geist und Geschmack zu zwingen, daß sie solchem Beispiel folge."

"Ich muß," sagte Graf Sternfeldt, "der gnädigen Frau doch etwas zu Hülfe kommen, denn es liegt in dem Zwang, von dem Sie eben sprachen, doch eine Wahrheit und Berechtigung."

"Ich werde neugierig," sagte Doktor Heilborn, "zu erfahren, mit welcher Berechtigung ein vernünftiger Mensch gezwungen werden könnte, eine Tollheit nachzuahmen?"

"Das ist ganz einfach, lieber Doktor," erwiderte Graf Sternfeldt, "eine Dame comme il faut darf niemals auffallen — niemals sich so wesentlich von der übrigen Welt und namentlich von der Mehrzahl ihres Geschlechts unterscheiden, daß sie excentrisch erscheint und die Aufmerksamkeit oder gar den Spott der Menge herausfordert — wenn also eine geschmacklose Mode wirklich allgemeine Verbreitung findet, so würde ich es stets mißbilligen, wenn eine Dame der guten Gesellschaft sich allein zu derselben in Gegensatz stellt, denn sie würde dadurch gerade das thun, was der weiblichen Würde am wenigsten entspricht, nämlich: Aufsehen erregen."

"Ganz recht, lieber Graf, ganz recht," rief Frau von Ramberg eifrig, "darin liegt der Zwang, dem wir nicht widerstehen können und der uns — was Gott verhüten möge! — dennoch selbst der Krinoline wieder unterwerfen kann."

"Dann würde also," sagte Doktor Heilborn, "stets eine unverständige Mehrheit die Vernünftigen zwingen können, sich ihrem Willen unterzuordnen."

"Nun," fiel der Präsident Reimann lächelnd ein, "darüber dürfen wir ja eigentlich in unserem parlamentarischen Zeitalter nicht kritisiren, sind wir nicht Alle gezwungen, uns den Gesetzen der Kammermajorität zu unterwerfen, obgleich doch Schiller in seinem 'falschen Demetrius' den beherzigenswerthen und, wie mir scheint, unbestreitbaren Satz aufstellt:

"Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unfinn.
Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen."

"Was sagen Sie dazu, Herr Landrath von Strebenstein?" fragte Frau von Ramberg lachend, "Sie sind ja, wie ich glaube, ein eifriger und begeisterter Parlamentarier!"

"Ich glaube nicht," sagte Herr von Strebenstein ein wenig gereizt, "daß eine parlamentarische Majorität jemals eine Krinoline erfinden würde."

"Uebrigens," bemerkte Graf Sternfeldt, "gäbe es doch wohl ein Mittel, die Herrschaft des Unverständes und Ungeschmacks auch auf dem Gebiete der Mode zu brechen — es müßten nämlich alle Damen der wirklich guten Gesellschaft gemeinschaftlich fest widerstehen, so daß keine isolirt wird, dann würde die Krinoline einfach ein Kennzeichen der zweiten oder dritten Gesellschaft sein — ich bin überzeugt, daß sie dann sehr schnell wieder verschwinden würde — aber —"

Er suchte die Achseln.

"Nun, aber?" fragte Frau von Ramberg.

"Die Einigkeit," erwiderte Graf Sternfeldt, indem er sich lächelnd verbeugte, "die Einigkeit, welche überhaupt so schwer in der Welt zu finden ist, findet sich kaum jemals in einem Kreise von Damen, welche gegenseitig um den Preis der Schönheit und Anmuth konkurriren — was die eine will, wird gewiß die andere nicht wollen."

"Nun, dann gäbe es noch ein Mittel," rief Doktor Heilborn, "man sollte die Krinoline zur obligatorischen Tracht der Korrekthäuser machen."

"Der erste Schritt zu den afrikanischen Moden ist übrigens schon geschehen," sagte Doktor Landen, "freilich zunächst nur auf dem Gebiete der Kosmetik. Die Parfümerie von Neumann in der Taubenstraße zeigt als das Neueste der Saison ein Bouquet de Kamerun an, und ich habe mir schon vorgenommen, morgen davon ein Flacon zu kaufen, um mich für ein Interview bei dem König Bell vorzubereiten, wenn derselbe uns mit seinem Besuch beehren wird."

"Vielleicht," sagte der Lieutenant von Hochfeld, "genügt dieses Bouquet de Kamerun für die Toilette der dortigen Damen, welche bei dem heißen Klima unserer neuen Reichsprovinzen wohl nur nöthig haben, sich in Duft einzuhüllen."

Frau von Ramberg drohte mit dem Finger.

Der Oberst von Fernon sagte:

"Wie der Herr Präsident Reimann eine ziemlich schwierige und umfassende juristische Arbeit für unsere neuen Kolonien in Aussicht stellt, so glaube ich, daß auch in militärischer Beziehung unsere Kolonien wichtige und in vieler Beziehung schwer zu lösende Fragen entstehen lassen werden. Es ist zweifellos, daß wir mit guten Worten nicht auskommen, um Zucht und Ordnung in unsere neuen Unterthanen zu bringen; gerade wenn wir sie wirklich allmählich zu gleichberechtigten Mitbürgern machen wollen, wird eine um so strengere Handhabung der Gesetze und des Rechts stattfinden müssen. Wir haben schon beim ersten Anfang gesehen, daß eine nachdrückliche Lektion nöthig war, um die Autorität aufrecht zu halten, und es wird nicht möglich sein, in ähnlichen Fällen, wenn sich die Kultur namentlich weiter nach innen entwickelt, sie immer durch Kriegsschiffe und die von denselben ausgehenden Boote zu erreichen, — ich habe die Ueberzeugung, daß es, wenn anders unsere Kolonien wirklich zu bedeutenden Kulturstätten, zu reichen Produktions- und Handelsplätzen werden sollen, unerlässlich sein wird, eine militärische Landmacht dort zu organisiren."

"Aber wie sollte das geschehen?" rief der Landrath von Strebenstein; "unsere militärpflichtigen Landesfinder können wir doch unmöglich nach Afrika schicken, und Fürst Bismarck hat ja selbst früher gesagt, daß ihm die ganze orientalische Frage nicht die Knochen eines einzigen pommer'schen Grenadiers werth sei."

"Ich bitte Sie um Verzeihung, Herr von Strebenstein," sagte der Oberst von Fernon, "über die Berechtigung, unsere Truppen nach den Kolonien zu schicken, kann an sich gar kein Zweifel bestehen, — der Soldat, der seinem Kriegsherrn den Fahneneid schwört, hat in seiner Weise den Ort zu wählen, an welchem er seine militärische Pflicht erfüllen möchte, er hat unbedingt, und zwar vom Feldmarschall bis zum Gemeinen herab, jedem Befehl des Kriegsherrn zu gehorchen und seine Schuldigkeit da zu thun, wohin dieser ihn schickt, und was jene Aeußerung des Fürsten Bismarck betrifft, so haben Sie gewiß sehr Recht in Bezug auf den orientalischen Krieg, hier handelt es sich aber um etwas ganz Anderes, unsere neuen Kolonien sind deutsches Gebiet und schon nach ganz kurzer Zeit werden sie einen großen Theil des deutschen Nationalreichtums repräsentiren, sie werden durch tausend Fäden mit dem Wohl und Wehe der ganzen Nation verwachsen sein und unser Heer wird ebenso die Aufgabe haben, die Interessen des Vaterlandes dort zu

schützen, als hier an der französischen oder russischen Grenze. Eine andere Frage aber ist es, ob Seine Majestät beschließen wird, einzelne Truppentheile, wenn das, wie ich überzeugt bin, nöthig werden sollte, ohne Weiteres nach den Kolonien zu kommandiren, wie dieß ja übrigens die Engländer trotz ihrer liberalen Parlamentsregierung immer thun, ohne daß sich jemals Widerspruch dagegen erheben hat. Es wird dabei nöthig sein, auch die klimatischen Verhältnisse und den Einfluß derselben auf die Gesundheit zu berücksichtigen. Ich kann mir sehr wohl denken, daß ein Mann den angestrengtesten Dienst in unserer Zone sehr vortreflich verrichten kann und doch nicht im Stande ist, das afrikanische Klima auszuhalten, daß also ein Kommando dorthin für ihn gewissermaßen ein Todesurtheil wäre, was ja, wie bekannt, bei vielen englischen Offizieren der Fall ist, die unheilbar krank aus Ostindien zurückkehren. Mit Rücksicht auf dieß Verhältniß würde es sich vielleicht empfehlen, Freiwilligenkorps in der Weise zu bilden, daß man einem jeden Militärpflichtigen freistellt, sich für den Dienst in den kolonialen Armeekorps zu melden, die militärischen Sanitätsbehörden würden dann in jedem Falle zu prüfen haben, ob der einzelne Militärpflichtige nach seiner Körperkonstitution zum Dienst in den Kolonien tauglich sei, und darnach würden dann die transatlantischen Kontingente zu rekrutiren sein. Ich bin überzeugt, daß eine ziemlich große Anzahl von Meldungen eingeht würde und daß man Viele zurückweisen hätte, die gerne die fremde Welt über dem Meere in des Königs Rock kennen lernen möchten; für diejenigen, welche tauglich befunden und ausgewählt werden, würde der Dienst in den Kolonien eine ganz vortreffliche Lebensschule bilden und Viele von ihnen würden vielleicht nach absolvirter Dienstzeit dort bleiben und ihr Glück machen. Daneben könnte und, wie ich glaube, müßte man auch behufs Komplettirung der erforderlichen Streitkräfte die Eingeborenen heranziehen, wie das ja die Engländer auch thun. Wenn wir den Eingeborenen eben Menschen- und Bürgerrechte geben wollen, so würden wir das zweifellose Recht haben, sie auch zum Militärdienst heranzuziehen, und die Armee würde auch dort, wie ich überzeugt bin, dieselbe civilisatorische Kraft als Volksbildungsanstalt entwickeln wie hier. Ich glaube, daß die eingeborenen Afrikaner viel eher durch den Militärdienst zu civilisirten Menschen und ordentlichen Bürgern gemacht werden könnten als durch die Missionsanstalten, wie sie jetzt betrieben werden, und die, wenn sie künftig wirksam sein sollten, ihren Religionsunterricht mit der militärischen Erziehung vereinigen müßten."

"Das ist mir aus der Seele gesprochen, lieber Oberst," sagte der Graf Sternfeldt, "denn bei der Art, wie namentlich die englischen Missionsanstalten ihre Bekehrungen machen, gewinnt nach meiner Ueberzeugung das Christenthum sehr wenig."

"Ich zweifle nicht," fuhr der Oberst von Fernon fort, "daß die militärische Frage, wie ich sie eben angedeutet habe, in nicht langer Zeit eine praktische Lösung verlangen wird. Es ist das eine nothwendige Folge der Gesetzgebung, da sich doch das koloniale Leben, wenn es überhaupt politische und wirtschaftliche Bedeutung gewinnen soll, zu staatlichen Formen entwickeln muß, die dann auch wieder zur Aufrechterhaltung ihrer Gesetze und Ordnung und zum Schutz der in ihnen beruhenden Nationalgüter eine nachdrückliche militärische Kraft erforderten. Ich weiß nicht, ob unsere politischen und militärischen Autoritäten bereits an eine Erwägung dieser Frage herangetreten sind, doch bin ich überzeugt, daß die Lösung derselben nur in der eben von mir angedeuteten Weise erreichbar ist."

"Nun, ich muß gestehen," sagte der Lieutenant von Hochfeld, "daß es mich wohl locken könnte, eine Zeitlang in Kolonien Dienst zu thun, und vielleicht wäre die Ausbildung der schwarzen Rekruten interessanter, als es hier der Fall ist. Der preußische Sekondeleutnant würde, das bin ich überzeugt, seine civilisatorische Mission in Afrika mit nicht minderem Eifer und Erfolg durchführen als hier in der Heimat, und vielleicht wäre es nicht schwerer, einen schwarzen Poponese zum tüchtigen Soldaten herauszubereiten als manchen unserer Wasserpoladen, und was würden die schwarzen Damen erst sagen, wenn sie den preußischen Lieutenant in seinem ganzen Glanze kennen lernten?"

"Vielleicht würde," sagte der Doktor Heilborn, "die ganze Revanche für die Eroberungen an den schwarzen Herzen nicht ausbleiben, — ich glaube wenigstens, wenn wir hier einmal ein schwarzes Garderegiment nach Berlin bekämen, so würden alle unsere Köchinnen ihren Schätzen untreu werden und keinen höheren Stolz kennen, als mit einem Kameruner sich Unter den Linden oder im Thiergarten zu zeigen."

"Hui, Doktor," rief Frau von Ramberg, "wie können Sie unserem Geschlecht selbst in seinen untersten Rangstufen einen so schlechten Geschmack zutrauen!"

"Einen schlechten Geschmack, meine gnädige Frau," erwiderte der Doktor, "das kann Ihr Ernst nicht sein, da doch die Liebe der holden Desdemona zu ihrem schwarzen Othello den großen Shakespeare zu einem seiner herrlichsten Gedichte und Kaffini, den Schwan von Besaro, zu einer seiner erschütterndsten und lieblichsten Kompositionen begeistert hat."

"Othello und die Schwarzen von Kamerun," rief Frau von Ramberg, "welch' ein Vergleich!"

"Nun," sagte der Doktor, "ich bin überzeugt, daß wenn Herr von Hochfeld, wie er beabsichtigt, eine Zeitlang dort seine civilisatorische Thätigkeit entwickelt, es ihm gewiß gelingen wird, diese Metamorphose zu bewerkstelligen und in seinen schwarzen Kameraden eine neue Gefahr für die Herzen unserer weißen Damen heraufzubewahren, ich erinnere mich wenigstens, gehört zu haben, daß noch in neuerer Zeit hier der Mohr des Zauberfürstlers Bellachini viel Eroberungen gemacht haben soll."

"Der arme Bellachini," sagte Doktor Landen, "er ist todt; wir werden uns nicht mehr an seinem wunderbaren Ringspiel ergötzen, das sogar in Seiner Majestät dem Kaiser einen erlauchten Bewunderer fand."

"Dabei fällt mir ein," bemerkte Frau von Ramberg, "daß ich in diesem Herbst ganz unerwarteterweise eine in der That außerordentliche Leistung in der Kunst der Prestidigitation gesehen habe. Ich war auf dem Landgut einer Freundin zum Besuch und wir hörten eines Tages, daß in dem benachbarten Flecken sich ein Zauberpieler produzierte. Es war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt und wir beschloßen, uns am Abend eine Vorstellung geben zu lassen. Der Taschenspieler,

er hieß Uferini, folgte bereitwillig unserer Aufforderung. In kurzer Zeit waren im Saal seine Apparate aufgestellt und wir waren sämtlich, obgleich wir nur einen flüchtigen Scherz bezweckten und nichts Bedeutendes erwartet hatten, im höchsten Grade erstaunt, nicht nur über die bewundernswürdige Geschicklichkeit des Herrn Uferini, sondern auch über die Eleganz seines Benehmens und die wirklich feine und geistvolle Art, in der er seine Kunststücke einleitete. Die Vorstellung machte uns Allen ein außerordentliches Vergnügen und wir bewunderten die Geschicklichkeit des Zauber Künstlers um so mehr, als er sich unmittelbar vor unseren Augen bewegte und also aller der Hilfsmittel entbehren mußte, welche sonst eine sorgfältig arrangierte Bühne darbietet. Herrn Uferini's Bescheidenheit und die gesellschaftliche Tournüre veranlaßte meine Freundin, ihn mit seinen beiden Söhnen, zwei außerordentlich hübschen und wohlgezogenen Knaben, nach der Vorstellung zum Souper in der Gesellschaft zu behalten, und er leistete hier noch Ueberraschenderes und Bewunderungswürdiges als in seiner eigentlichen Vorstellung. Wir haben ihn Alle gebeten, einmal nach Berlin zu kommen und ihm unsern Besuch versprochen.

„Nun,“ sagte Graf Sternfeldt, „vielleicht findet sich da der Nachfolger Bellachini's, welcher mich zwar auch oft amüsiert hat, aber doch bei Weitem nicht den alten Bosco erreichte.“

„Wir stellen uns Alle der gnädigen Frau zur Protektion für ihren Schützling zur Verfügung,“ sagte der Doktor Landen.

„Apropos,“ sagte Frau von Ramberg, „ich habe da in einem Journal von einer neuen Erfindung gelesen, die man das Antiphon nennt und die Einen unempfindlich gegen allen Lärm machen soll. Es wäre gewiß recht schön, wenn man sich zu Zeiten taub machen würde, aber mir ist die Beschreibung nicht recht klar geworden und ich kann mir kaum vorstellen, wie das möglich sein sollte.“

„Die Sache ist richtig,“ erwiderte der Doktor Heilborn, „das Antiphon ist ein kleines Instrument, welches man leicht in der Ohrmuschel befestigen kann; es ist im Kleinen vergleichbar mit den Wellenbrechern, welche man den Brandungen oder dem Eistreiben entgegenstellt, zum Beispiel um Brückenpfeiler zu schützen; die Strömung theilt sich an der Spitze, wird nach beiden Seiten in immer wachsenden Winkeln abgelenkt und erreicht also nicht den Punkt, den man schützen will. In ähnlicher Weise bricht das kleine Antiphon vor unserem Ohr die Schallwellen, so daß sie rechts und links an demselben vorbeigehen, aber nicht den sogenannten Molo des Trommelfells erreichen, die Gehörnerben werden also von den abgelenkten Schallwellen nicht berührt und ein Geräusch, das ziemlich nahe vor unserem Ohr stattfindet, bleibt uns unhörbar. Wir können also mit dem Antiphon im Ohr ruhig in unserem Zimmer lesen und arbeiten, unbekümmert um den Lärm der Straße oder um die Unterhaltung der Domestiken vor unserer Thür.“

„In der That,“ rief Frau von Ramberg, „das ist eine Erfindung nach meinem Geschmack, und ich würde das kleine Antiphon vielleicht ebenso gern an mein Ohr setzen, wenn ich mich zu manchen unvermeidlichen Gesellschaften begeben, als wenn ich allein in meinem Zimmer bin.“

„Ich hörte gestern,“ sagte Doktor Landen, „von einem Antiphon Wagnerianer bereits einen ziemlich boshaften Scherz über diese neue Erfindung; es sollen nämlich künftighin auf den Bureau und auch sonst bei der Aufführung Wagner'scher Opern neben den Augengläsern von den Portiers und Logenschließern auch Antiphone vermiethet werden, damit es auch musikalisch empfindlichen Personen möglich werde, sich an der Dekorationspracht der Aufführung zu amüsiren, ohne ihr Trommelfell zu riskiren.“

Auf den Wink der Gräfin Sternfeldt erhob sich die Gesellschaft, um sich in den Speisesaal zu begeben.

Finnische Landschaft.

(Siehe das Bild S. 664.)

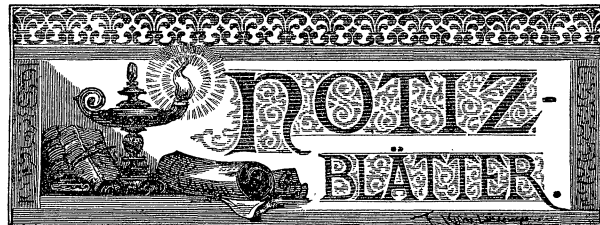
Finnland ist ein landschaftliches Juwel, namentlich für Den, der Wald und See liebt. Wir verließen Wiborg. Auf der schönen, natürlichen Chaussee Finnlands rollten wir fort nach Matra. Der Weg ist ganz reizend. Nirgends in ganz Rußland, selbst nicht im übrigen Europa findet man eine so ruhige und angenehme Fahrt wie in Finnland. Auf der hohen finnischen Tarataita, die wie ein Lehnstuhl eingerichtet ist, sitzt man ruhig, und ein paar kleine, rauche Pferde bringen Einen schnell bis zur folgenden Station. Hier verlangt der Aufseher

der Station keinen Reisepaß, sondern bietet nur höflich sein Dagbok an, in welches man seinen Namen einschreibt, woher man kommt, wohin man geht, mit wie viel Pferden u. s. w., man zahlt das Postgeld und in einer Minute rollt man weiter. Auf den Stationen selbst findet man alles Nöthige, Thee, Kaffee, ein einfaches, aber gut zubereitetes Mittag- und Abendessen. Will man schlafen, so findet man ein weiches Bett, so weich, wie im Winter der Schnee auf den finnischen Feldern. Steht man Morgens früh auf, und hat man sich die Augen ausgerieben, so raucht man eine Pfeife in der frischen Luft. Vor den Augen, wie in einem Diorama, enthüllt sich ein prachtvolles Gemälde: der Saimoese, die über einander gehämmerten riesenhaften Felsmassen, die Fichten- und Tannennälder, die finnischen Bauernhäuschen, und mitten darin ein kleiner Fleck Land mit goldenen Aehren. Hat man sich an diesem Bilde erfreut, so kann man gemächlich seinen Kaffee mit dicker Sahne trinken. Nirgends findet man so dicken Rahm und so frische Milch, wie auf jeder Poststation in Finnland.

Das Klima von Finnland ist, der Lage des Landes gemäß, sehr gesund. Krankheiten sind sehr selten und kommen mehr von Unmäßigkeit und von dergleichen her. Ein vernünftiger Mensch findet in Finnland Alles, was zur Erhaltung der Gesundheit dienen kann: angenehme, erheitende Gegenden, herrliche Luft, Seebäder und einfaches Landleben; was will man mehr? Im Anfang des Frühjahrs wehen häufig starke Nordwestwinde; die wohl unangenehm sind, indeß doch keinen Schaden anrichten. Im Sommer ziehen die Städter hinaus auf ihre Vorwerke und leben hier bis zum September. Der Winter in Finnland ist

lang. Im November, Dezember, Januar und Februar ist das Wetter fortwährend kalt; die Kälte steigt in dieser Zeit oft auf 28 Grad, aber die Luft ist immer rein, klar und angenehm. Im Sommer treten nicht selten heftige kalte Regen ein, wodurch die Sommerhitze im Juni und Juli bedeutend gemildert wird.

Bei der Menge der Meeresbuchten und Flüsse kann das Land bei angelegter Bebauung sehr fruchtbar sein; es ist meistens Thonland, stellenweise aber findet sich Humus von zwei und mehr Fuß Tiefe; es ist indeß nicht überall gleichartig: Fichtengrund, niedern und Sumpfund. Der Fichtengrund ist größtentheils sandig, aber der Roggen gedeiht gut darauf. Der niedere Grund ist Humus; die Finnen pflügen ihn dreimal um, düngen ihn aber nicht. Sumpfe und Moore sind wie anderwärts mit Riedgras und Schilf bewachsen. Jenwärts Wiborg, gegen Kumen, ist der Boden, auf dem man Roggen, Hafer und Kartoffeln baut, ziemlich naß und feucht. In der Gegend von Helsingfors und Wilmanstrand ist der Boden größtentheils kalt und sandig, und es wachsen Tannen, Fichten, Birken und Eichen darauf. Weiter hinaus am finnischen Meerbusen trifft der Reisende nur ungeheure, altersgraue Felsen und Berge, die mit niedrigem Fichtenwald bedeckt sind. Hier ist die Natur wild und düster; selten nur trifft man die arme Hütte eines Fischers, der auf irgend einem öden Ufer des finnischen Meerbusens sich niedergelassen hat, und in dieser seiner Ecke die ganze Welt eingeschlossen glaubt.



Literatur.

— Sehr gute lokale Färbung und eine gewisse Originalität des Stoffes machen Hugo Klein's Novellen: „Im Pustalande“ (Berlin, R. Götze) zu einer anziehenden Lektüre. Dydlen, Märchen, Sagen, Novellen und Dorfgeschichten, oft interessant ineinander verschlungen, bilden den Inhalt des statischen, hübsch ausgestatteten Bandes. Der Autor ist vor Allem Landschaftsmaler und Sommer, Winter, Herbst und Frühling in der Pusta schildert er poesievoll und anschaulich; weniger stark ist er im eigentlich Novellistischen, die Charaktere sind nicht recht zum individuellen Leben herausgebildet und die Pointe tritt öfter nicht so stark hervor, als sie sollte, dennoch offenbart dieß Werk ein schönes Talent. Geschichten wie „Die schöne Alena“ haben einen ganz speziellen Zauber und die Bauerngeschichten „Kuhhunde“ ist höchst originell. Unter der vielen fabrikmäßigen Literatur, welche den Buchmarkt überschwemmt, darf man wohl auf eine solche Erscheinung, wie diese „Im Pustalande“ hinweisen, die eine eigenartige Physiognomie, Farbe und Wärme zeigt.

— Richard Pohl, welcher seine kritischen Kräfte bekanntlich mit unermüdlichem Eifer in den Dienst Wagner's und der modernen Schule gestellt, hat sich namentlich auch um das Bekanntwerden und Verständnis der eigenartigen künstlerischen Erscheinung Hector Berlioz' große Verdienste erworben und, um ein Gesamtbild dieses Meisters, den selbst seine Landsleute nicht zu würdigen verstanden, zu geben, unter obigem Titel seine Studien und Erinnerungen zu einem Bande vereinigt (Leipzig, Schöde). Es ist keine Biographie im gewöhnlichen Sinne, sondern es sind Zeitungsartikel und Essays, die der Verfasser nach einer Einleitung in der Reihenfolge des Erscheinens zusammengestellt, indem er durch diese Form zugleich ein Entwicklungsbild des Künstlers gegeben, besonders auch anziehend durch den persönlichen Verkehr des Herausgebers mit dem Künstler und dadurch, daß Pohl bei den wichtigsten Aufführungen seiner Werke in den verschiedenen musikalischen Centralpunkten zugegen war. Als Uebersetzer der Werke Berlioz' hatte Pohl noch besondere Gelegenheit, mit den Ideen des Meisters vertraut zu werden. Für den Geschichtsschreiber der Musik sind die genauen chronologischen Zusammenstellungen von bedeutendem Werthe.

— Die Reise des deutschen Kronprinzen hat bereits zum zweiten Buch Anlaß gegeben. Schmidt-Weipensfelz war als Korrespondent einer großen Zeitung zur Zeit jener Reise in Spanien und hat an allen Festlichkeiten zu Ehren des Prinzen und auch an der Fahrt nach dem Eiden theilgenommen. Durch längeren Aufenthalt war er auf dem Terrain vollständig orientirt, dieser Verkehr mit den höheren Kreisen hat ihm aber noch besonders Gelegenheit zu Beobachtungen gegeben, die dem Touristen unmöglich sind. Nicht in der Form einer Reisechrift und an einen Straßenfaden anknüpfend theilt er uns seine Erfahrungen und Beobachtungen mit, sondern er gibt „Charakterbilder aus Spanien“ (Stuttgart, Göschen) und gruppirt seine Ergebnisse um allgemeine Typen. Bald schildert er Volksfiguren, bald das Militär, bald die Cortes, bald die arabischen Baubauwerke und spanischen Kunstwerke, bald einen Hofball, bald das Theater, bald ein Stiergefecht, bald die königliche Familie, bald Musikanten und Bettler. Ueberall bieten sich neue Ein- und Ausblicke und soviel wir auch gerade in letzter Zeit über Spanien gelesen, wir haben wieder eine Menge Neues erfahren, namentlich auch dadurch, daß er das Alte unter einen neuen Gesichtspunkt rückt. Wir haben in dieser Richtung namentlich die Theater und die Cortes hervor und verweisen ausdrücklich auf das Schlußkapitel Deutschland in Spanien. Mit einem Wort, es ist ein überaus interessantes Buch.

— Den zahlreichen Pflanzenkammern — Jüngern der Wissenschaft wie Dilettanten — wird ein hübsches kleines Buch, welches eben unter dem Titel: „Das Anlegen von Herbarien“ von C. Mylius (Stuttgart, J. Hoffmann) erschienen ist, in hohem Grade willkommen sein. Das Buch gibt in sehr verständlicher Form Anweisung, wie die Pflanzen zu sammeln, zu verwahren und heinzubringen sind, wie sie eingelegt, getrocknet, nach ihren Klassen bestimmt und geordnet zu einem Herbarium vereinigt werden müssen. Man sieht erst, wenn man das Werkchen durchblättert, wie viel Kleinigkeiten zu beobachten sind, um eine solche Sammlung der Bestimmung würdig anzulegen.

— Ein scharfer Beobachter, Georg Dahlen, hat seine langjährigen Studien über das heutige Leben und die Strömungen des modernen Geistes in „Aufzeichnungen über die europäische Gesellschaft“ (Berlin, Lentz) niedergelegt. Er glaubt, daß wir am Vorabend eines neuen Zeitalters stehen und hält es an der Zeit, der Gegenwart ein Spiegelbild ihres Wesens und Treibens entgegenzuhalten. Er ist zwar ein strenger Richter, verurtheilt aber doch, durch die Nachweisung des Werdens unserer Zustände diese selbst zu erklären und wird ihnen dadurch in anerkennenswerther Weise gerecht. Alle Erscheinungen unseres öffentlichen, politischen, sozialen, literarischen und künstlerischen Lebens ziehen an unserem Bilde vorüber, nicht in systematischer Darstellung, sondern in losen Notizen, die nur unter gemeinamer Rubrik zusammengefaßt sind. Gerade diese Form wird Manchem beagen; es ist, als ob man einer geistreichen Plauderei lauschte. Aber auch der Inhalt ist anregend genug zu eigenem Denken, und zum Verständnis unserer Gegenwart eine Fülle von Stoff in dem anziehenden Buche angehäuft.

— Das Leben der berühmten Romanschriftstellerin George Eliot, neben Dickens und Thackeray wohl die originellste Erscheinung der modernen englischen Literatur, hat, wie zu erwarten, in England große Sensation gemacht und auch in Deutschland verdient dieses bedeutende Buch, in dem der Gatte der Geschiedenen, J. W. Groß, ihr ein würdiges Denkmal gesetzt, die größte Theilnahme. Die Verehrer der Dichterin, wie die Freunde von Biographien — und wer läse nicht gern den Entwicklungsgang eines bedeutenden Menschen — werden sich gleich angezogen fühlen, denn der Verfasser hat es verstanden, das richtige Maß zwischen der Benützung der Tagebücher und Briefe der Dichterin zu treffen. In dieser Richtung ist das Buch ein Musterstück. Bekanntlich hat sich George Eliot viel im Ausland aufgehalten und so erhalten wir zugleich ein prächtiges Reise- werk. Kurz, „George Elliot's Life by J. W. Cross“, das die Tauchnitz'sche Kollektion sofort in sich aufgenommen (Vol. 2318—21) ist ein durch und durch interessantes Buch.

Bildende Künste.

— An der Münchener Akademie treten mit dem beginnenden Sommersemester tief einschneidende Reformen in's Leben. Der seitherige Unterricht im Antikensaal als erste Stufe des Zeichenunterrichts an der Akademie wird aufgehoben und die Akademie beginnt als Hochschule mit den Naturklassen, in denen zuerst nach dem Leben und dann nach plastischen Meisterwerken gezeichnet wird. An die Stelle des seitherigen Antikensaaals tritt eine Vorbereitungs- und Schulungsschule, deren Schüler zur Theilnahme an den akademischen Vorlesungen berechtigt sind. Schüler, welche ohne Entschuldigung die Prüfungsarbeit zum Uebertritt an die Akademie nicht mitgemacht, gelten als ausgetreten; Entschuldigte haben die Arbeit beim Neueintritt mitzumachen.

— Donndorf's Entwurf zu einem Goethedenkmal, den der Meister in seinem Atelier zu Stuttgart gegenwärtig ausgestellt hat, macht auf den Beschauer den Eindruck eines tief durchdachten, wahrhaft genialen Kunstwerkes. Goethe ist im kräftigsten Mannesalter sitzend dargestellt, das von olympischer Heiterkeit umstrahlte Haupt sinnend erhoben. Um den mythischen Urgrund des Genius und der Poesie anzudeuten, springen an den vier Ecken des Sockels vier Sphinge als Träger des Postaments vor. Die vier Seiten des Mittelförpers zeigen in Goethe als Kind, Jüngling, Mann und Greis die vier Lebensalter, welchen Kreislauf des menschlichen Daseins Goethe in dem wunderbaren Kunstwerk seines Lebens normal durchlaufen hat, so daß er das Leben der Menschheit überhaupt darstellt. Der Aufsatz des Postaments ist mit Festons von Blumen und Früchten festlich beiter geschmückt.

— Eine Porträtbüste des Fürsten Bismarck hat kürzlich Bildhauer Professor Roth aus München im Palais des Reichstanzlers nach der Natur modellirt. Sie zeichnet sich ebenso durch frappante Vehnlichkeit als vornehme Auffassung aus und wird bereits mehrmals in Marmor ausgeführt.

— Unter den unzähligen Festgeschenken zur Bismarckfeier, zu denen München eine erhebliche Anzahl lieferte, welche vorzugsweise dem Kunstgewerbe angehören, nimmt eine vom k. Hofkupfermeister Heinrich Seih nach dem Entwurf von Hermann Kellner aus einem Stück Kupfer getriebene Bierkanne eine hervorragende Stelle ein. Sie zeigt an der Vorderseite den mit dem Fürstenhut gekrönten Adler, zu beiden Seiten die Sitze Schönhäusern und Barzin, darunter das Bismarck'sche Wappen, unterhalb dessen eine Ansicht der Stadt München. An der Rückseite scheint ein Kupferschmied in alterthümlicher Tracht, einen überschäumenden Becher schwingend, dem Beschauer Martin Greif's volksthümliche Verse zuzurufen: „Der is foa Münchener, dem's Bier nüt gut g'fällt, Und der is foa Deutscher, der's mit'n Bismarck nüt halt.“ Die Ausführung der auch sonst reich decorirten Kanne von mehr als 60 Centim. Höhe ist wohl das Schönste, was in getriebener Kupferarbeit geleistet worden ist. Heinrich Seih hat das Verdienst, diese schwierige Technik wieder aufgenommen zu haben, nachdem sie an zwei Jahrhunderte fast in Vergessenheit gerathen gewesen.

— Das vom Kaiser und dem gesammten Kaiserhause dem Kanzler zum gemeinsamen Geschenk gemachte Gemälde: „Die Kaiserproklamation in Versailles“ von Anton v. Werner, ist groß 2,10 zu 1,78 M. und zunächst umkränzt von einer domförmigen, vergoldeten Füllung, deren Ecken durch Vorbeerzweige verziert sind und den Tag der Proklamation, den 18. Januar 1871, in verzierter Schrift zeigen. An diese Füllung schließt sich in reicher Vergoldung der prachtvolle Barockrahmen, dessen Entwurf seinerzeit dem Kaiser vorgelegen hatte und von demselben eigenhändig genehmigt worden war. Die Spitze des Ganzen bildend, ist auf dem obern Theil des Rahmens die Kaiserkrone angebracht. Darunter gruppiren sich in vollem Platonament die farbigen Wappenschilder des Kaisers und der Kaiserin und zu beiden Seiten derselben die Wappenschilder des Kronprinzen und der Kronprinzessin. Von diesem Mittelschmuck ziehen sich links und rechts breite Guirlanden nach den Ecken und bilden so den Abschluß der obern Partie. Durch die zwölf ebenfalls farbigen Wappenschilder der theilnehmenden königlichen Prinzen und Prinzessinnen werden die beiden Seitentheile des prächtigen Rahmens geschmückt und zwar rechts in folgender Reihenfolge diejenigen der Prinzen Wilhelm, Friedrich Karl, Albrecht, Heinrich, Friedrich Heinrich und Georg, links die der Prinzessinnen Wilhelm, Friedrich Karl, Albrecht, der Prinzen Friedrich Leopold und Alexander und der Prinzessin Louise. Unter jedem Wappen befindet sich der Name des betreffenden Mitglieds der Kaiserfamilie. Der reich verzierte untere Theil des Rahmens enthält in der Mitte das Widmungsschild mit der Aufschrift: „Kaiser Wilhelm, Kaiserin Augusta und die Mitglieder der königlichen Familie dem Reichskanzler Fürsten Bismarck zum 1. April 1885.“ Das Ganze ist 3 1/2 M. hoch und 3 M. breit und in seiner geschmackvollen, überaus prächtigen Ausführung ein wahrhaft künstlerisches Geschenk.

— Eine Führgangsstellung wird demnächst in Frankfurt durch das Freie deutsche Hochstift veranstaltet werden. Das Entgegenkommen des Hochstifts des verstorbenen Wiener Meisters hat es in den Stand gesetzt, eine Reihe von Kartons zu den Malereien der Altäre der Kirche in Wien, sowie eine größere Anzahl von Handzeichnungen und Stich zu Anschauung zu bringen.

— Gabriel Nag hat die Welt mit einer „Eskaje der Katharina Emerich, Augustinermönche von Dülmen (gest. 1825)“ überrascht, ein Stoff, wie er dem Spiritisten unter den Künstlern nicht sympatisch sein könnte. Er zeigt die Stigmatisirte in weißem Nachthemde in weißbezogenem Bette, um die Stirne ein weißes Tuch geschlungen, neben sich eine brennende weiße Wachskerze. Auf ihren Knien liegt ein kleines Kreuzfig, das sie in Verzückung anschaut, während ihre die Wundmale zeigenden Hände den Kopf pressen, an dem sie die Schmerzen der Dornenkrone zu empfinden scheint. Das Bild ist sowohl nach seiner psychologischen als technischen Seite hin eine hervorragende Leistung.

— Die Bismarckfeier produzierte zahlreiche Porträts des Fürsten Reichskanzlers. Zu den gelungensten zählen eine rechtliche Nachbildung nach einer genialen Kohlenstiftze von Lenbach, welche den Kanzler im Interimsuniformrock, sitzend und scharf nach links gewendet, als gälte es einen Angriff auf einen politischen Gegner, darstellt. Recht ist es gelungen, mit den Mitteln seiner Technik jene charakteristische Stellung des Originals in täuschendster Weise wiederzugeben. Ungewöhnliche Anziehungskraft übt auch die in verschiedenen Formaten (Preis 6 M. bis 50 Pf.) hergestellte Photographie nach einer Originalaufnahme von Franz Ganfstang's Kunstverlag. Das rechtliche Blatt seinerseits ist in dem Verlag von Kümmler in München erschienen.

Musik.

— Heinrich Hofmann's „Festgesang“ für Chor und Orchester (Dichtung von E. v. Wildenbruch), welcher am Geburtstage des Kaisers in der Akademie der Künste in Berlin zum ersten Mal aufgeführt wurde, erscheint demnächst im Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

— Franz List's „Königshymne“, die zur Eröffnung des Pesther Opernhauses gespielt werden sollte, aber wegen ihrer Anlehnung an ein ungarisches Rebellensiedel weggelassen wurde, ist bei ihrer nunmehr erfolgten ersten Aufführung in Pest einstimmig und von einem Theil der Presse in geradezu beiderseitiger Form abgelehnt worden.

— Adelina Patti wird im Laufe des April unter Leitung des Colonel Mapleson drei Abschiedskonzerte in New-York veranstalten; die selben sollen dießmal in der That die unwiderstehlichste sein, da die Diva fest entschlossen ist, nie mehr nach Amerika zurückzukehren, wo sie dießmal manche trübe Erfahrung gemacht hat.

— Anton Rubinstein hat es übernommen, für das nächstjährige Musikfest in Leeds ein Oratorium zu komponiren und dessen erste Ausführung in Person zu leiten.

— Goldschmidt's „Sieben Todsünden“, die seinerzeit in Wien eine ziemlich kühle Aufnahme fanden, haben bei ihrer ersten Aufführung in einem Samourenkonzert in Paris ein großes Entgegenkommen gefunden.

— Für das große rheinische Musikfest, das am 28., 29. und 30. Juni in Bonn stattfindet, ist bereits das Programm festgestellt. Festdirigenten sind Max Bruch und Leonh. Wolff (akademischer Musikdirektor in Bonn). Den Chor bilden die Gesangsvereine von Köln, Bonn, Barmen u. d. Das Orchester ist aus den besten Orchesterkräften von Wiesbaden, Frankfurt a. M., Köln und Hannover zusammengeleitet. Als Solisten sind engagirt: Frau Schröder-Hansfängl (Soprano), Frau Joachim (Alt), Frau Clara Bruch (Mezzosoprano), Emil Göke (Tenor), Georg Henrichel (Bariton), Eugen d'Albert (Klavier). Zur Aufführung gelangen u. A. am ersten Tage: „Achilleus“, Dichtung nach Motiven der Ilias von Dr. Heinrich Vauthaupt, für Chor, Solostimmen und Orchester, komponirt von M. Bruch (Manuskript, erste Aufführung). Am zweiten Tage: „Händel's Alexanderfest und verschiedene Werke von Beethoven; am dritten Tage: die Akademische Festsouvertüre von Brahms, das zweite Klavierkonzert (B-dur) von Brahms, geistl. von G. d'Albert, die zweite Symphonie (C-dur) von Schumann und Gesangsvorträge der Solisten.

Bühne.

— Die Generalversammlung der deutschen Bühnenvorstände hat in Eisenach kürzlich im großherzoglichen Residenzschloß getagt. Die Verhandlungen waren vertraulich und betrafen zumeist interne Theaterangelegenheiten. Daneben bildete die Stellung der deutschen Theater zum Unfallversicherungsgesetz einen Hauptberathungsgegenstand. Anwesend waren: v. Hülsen, Engel, V. Arronge aus Berlin, von Loen-Weimar, v. Persall-München, v. Puttlitz-Karlsruhe, Cohn-Speyer-Frankfurt a. M., Hoffmann-Köln, Pollini-Hamburg, Hedel-Mannheim, von Ledebur-Schwerin, Rudolph-Brannschweig.

— Am Hoftheater in Hannover wurde kürzlich Adolph von Schack's „Zimandra“ zum ersten Mal aufgeführt. Das Publikum theilte sich einem dorthin Bericht zufolge beim ersten Akte kühl, belebte sich aber während des zweiten Aktes und brach hier wie besonders nach dem dritten in stürmischen Beifall aus, der dann fortbauerte bis zum Schluß, so daß das Drama einen durchschlagenden Erfolg errungen hat und sich ohne Zweifel auf dem Repertoire erhalten wird.

— Ein Novitätenabend des Hamburger Thaliatheaters brachte kürzlich vier neue Einakter dort zur erstmaligen Aufführung: „Im Reiche der Mitter“, von Franz v. Salken, „Das Gastrecht“, eine tiefste Begebenheit aus den vorhistorischen Bergen, von M. Genée, „Alte und junge Liebe“ von Elisabeth Pollackel und einen übermüthigen Schwan: „Herzrautes“ von Franziska Wolff. Den „Hamb. Nachr.“ zufolge fanden sämtliche Novitäten eine recht freundliche Aufnahme.

— „Der Kernpunkt“, ein älteres Lustspiel von Labiche, hat kürzlich in der Vertheilung von Adolf Gerstmann dem Publikum des Reichstheater's in Berlin einen sehr lustigen Abend geboten. Den Inhalt des Stückes bildet der Intrigenweirath, der zwischen zwei Mittern um den Besitz eines reichen Schwiegerjohns ausgefochten wird.

— In Leipzig erlebte kürzlich Weber's „Waldmädchen“ (Silvana) in der neuen Bearbeitung mit Fr. Zahns, einer ausgezeichneten Vertreterin der Titelfolle, die erste Aufführung und fand eine sehr günstige Aufnahme.

— Eine neue Posse: „Der weiße Hase“, von Jakobsohn nach einem älteren Gendarmen Schwan: „Preussisches Strafrecht“ neu bearbeitet, hat im Berliner Ballertheater mäßig angeprochen; die Gesandtschaft eines Diktators, Bismarck in Person auf die Bühne zu bringen, sowie andere, höchst aktuelle Scherze des Verfassers die Kolonialpolitik betreffend, verstimmen durch ihre Unschicklichkeit.

— Emil Mario Bacano hat gemeinschaftlich mit dem Grafen Emerich Stadion ein Theaterstück geschrieben, dessen Grundidee dem vor acht Jahren erschienenen Roman „Dornen“ (eine Compagniearbeit der beiden Schriftsteller) entnommen ist. „Delibah“ (Bata Morgana), ein Märchen aus dem Leben, in zwei Abtheilungen und fünf Akten von uns Weiden“ ist der seltsame Titel des Stückes.

— Alexander Strafoß's Vorträge im Börsendorfer Saale in Wien finden auch in diesem Jahre unter dem größten Andrang und Beifall des Publikums statt. Die Kraft seines Tones und das Feuer seiner Beredsamkeit reißt besonders im pathetischen Schwung unwiderstehlich fort. Am merkwürdigsten und bewundernswürdigsten ist seine Kunst, die Reden zu gipfeln. Wer auch noch so spröde geblieben, am Schluß gibt er dem überwältigenden Eindruck sich rückhaltlos hin. So ist es in der Rede des Marc Anton, so ist es in der Reichsraibische des Demetrius. In dieser letzteren bringt der Vortrager den Tumult, den Ruf der Reichsboten nach Krieg, in grandioser Weise zum Ausdruck. Keine Darstellung auf der Bühne kann das aufregender gestalten. Mit großer Meisterschaft behandelt Strafoß auch das elegische Element. Der Ton sanft schmelzender Schmerz liegt ihm wie Wenigen zu Gebote, unendlich weiß er damit zu rühren. In Balladen und anderen episch-lyrischen Dichtungen bringt er die außerordentlichsten Wirkungen hervor. Am zweiten Abend bildeten das Programm die Scene aus Demetrius und drei Gedichte: „Der reiche Mann von Köln“ von Geibel, „Das taube Mütterlein“ von Halm und dazwischen „Strandgut“ von Coppée in der trefflichen Uebersetzung Ed. Mautner's. Das letztere war eins der größten Meisterstücke der Vortragskunst. Da vergaß man die Kritik; so vollständig ergriß der Ausdruck, daß man sich nichts Anderes denken konnte.

— Im Stadttheater zu Zwidaun ist der Frau Betty Rasch Originalaufspiel: „Die Nacht am Rhein“ zum ersten Mal über die Bretter gegangen; das Haus war ausverkauft und der Erfolg ein durchschlagender. Frau Betty Rasch ist eine Tochter Kaspar Braun's, des Mitbegründers der „Fliegenden Blätter“, Gattin des bekannten Malers Heinrich Rasch in München und hat sich durch eine Reihe illustrierter, gemüthvoller und echt humoristischer Jugendchriften einen geachteten Namen gemacht.

— Zur Errichtung eines Grabdenkmals für Theodor Schelpen, den trefflichen Darsteller neuerlicher Charaktere, hat sich in Stettin, wo der Künstler begraben liegt, ein Komitee gebildet.

— Das Gasttheater in Paris gab kürzlich zum ersten Male „Myrtille“, komische Oper in vier Akten, Text von Erdmann-Gabrian und Maurice Drac (nach der gleichnamigen Erzählung der Ersteren), Musik von Lacombe. Drac hat die Vorgeschichte der beiden elisabethischen Schriftsteller, in der Zigeunerleben und Bauernjungen abwechseln und das Zigeunerkind Myrtille und der reiche Bauernsohn Fritz sich endlich trotz aller Hindernisse, Geldhölz auf der einen, Zigeunerlist auf der anderen Seite, kriegen, mit großem Geschick verwerthet und Lacombe eine ganz passable Musik dazu geschrieben. Die Ausstattung eines „elastischen Dorftheaters“ erregte stürmischen Beifall.

— Eine neue Operette Andran's, des Verfassers der „Maschotte“, mit Libretto von der bekannten Firma Chivot und Duru: „Revanche“ hat kürzlich in den Bouffes Parisiennes in Paris einen schwachen Auftragsfolg erzielt.

Industrie und Verkehr.

— Die internationale Ausstellung im Alexandra-Palast zu Antwerpen wurde kürzlich unter zahlreicher Theilnahme des Publikums mit großem Pomp eröffnet. Unter den Ausstellern befinden sich viele deutsche Firmen und in der Gemäldegalerie nehmen deutsche Gemälde einen großen Raum ein.

— Ein großer deutscher Innungstag wird demnächst in Berlin zusammentreten. Derselbe wird sich mit den jüngst von der Berliner Innungsverammlung angenommenen Forderungen von Handwerkerkammern, eines Reichsinnungsamtes u. d. befassen.

— Die Gasthöfe der Schweiz sind einer statistischen Untersuchung unterworfen worden, die einige interessante Details zu Tage förderte. Die 1002 Etablissements repräsentiren ein Kapital von 319,000,000 Fr. und werfen eine Bruttoeinnahme von 53,000,000 ab, wobei zu bemerken, daß 497 Hotels mit 29,466 Betten über 600 Meter über dem Meere liegen und also nur wenige Monate auf Fremdenzuspruch rechnen können. Den Bruttoeinnahmen stehen gegenüber als Hauptausgabenposten 18,000,000 Franken für Küchenbedarf, 5,800,000 Fr. für Getränke, 5,400,000 Fr. für Unterhalt, 3,000,000 Fr. Saläre der Angestellten u. s. w., so daß ungefähr 16,000,000 Nettoertrag, resp. 5 Proz. des Kapitalwerthes, übrig bleiben. Die Zahl der disponiblen Betten, welche in der ganzen Schweiz dem reisenden Publikum zur Verfügung stehen, ist 58,137. Als Dienstboten fungiren 6630 männliche und 9392 weibliche Angestellte.

Sport.

— In Deutschland und Oesterreich wurde am Ostermontag die Rennsaison eröffnet. Die Charloitenburger Rennbahn war zahlreich besucht und die Feller, welche vom Start entlassen wurden, waren größer, als man erwarten konnte. Das Größtseilrennen gewann Rittmeister v. Dörben's a. „Gembourg“ und das Spreewaldhürdenrennen Lieutenant v. Köller's fünfjährige br. St. „Meadow Sweet“ in einem Felde von Aht. Das Weidenrennen trug Lieutenant Graf Lehnendorff's sechsjähriger „Bonze“ heim und das Veruchtsjagdbrennen fiel an v. Tepper-Laski's sechsjährige br. St. „Wetterwolke“. Die Sweepstakes gewann Graf Sierstorff's fünfjähriger „Crown Derby“.

— In Oesterreich wurde in Wien und Prag gleichzeitig gelaufen. In Prag startete u. a. ein Pferd des k. preussischen Hauptgestüts Gavi, der dreijährige „Ebenholz“, der jedoch in den Producesales als Fehler hinter der „Surprisefute“ eintam, die von „Fortunio II.“ für den ersten Platz geschlagen wurde. Den Staatspreis für Dreijährige gewannen „Kunst“, die auch im Gladrüder Preis am andern Tage siegreich lief, wie Fortunio II., der den Staatspreis für Dreijährige und weitere einführte hatte. In Wien gewann „Egar“ unter fünf Vierjährigen das Preiswettbewerb.

— Der Prix du Cadran, 30,000 Franken, wurde am Ostermontag in Paris gelaufen und brachte Lefebvre's vierjährigem br. H. „Arabic“ abermals einen spielend errungenen Sieg gegen den gleichaltrigen „Fra Diavolo“, den sein Besitzer nicht für eine Viertelmillion Franken einige Wochen zuvor verkaufen wollte.

— Am die Meisterschaft der Welt ruderten in Australien Beach und Haman. Der Letztere, welcher lange Zeit für unüberwindlich galt, wurde von dem Australier einfach niedergedrückt und dürfte für immer dem Meisterschaft entgehen.

— Eine internationale Hundeausstellung wurde zu Anfang April in Wien eröffnet, ohne sonderlich glänzend besetzt zu sein. Selten waren drei arabische Windhunde von glänzend schwarzer Farbe, und für den Fachmann sind als interessant und wichtig die raubhaarigen Dachshunde zu nennen, deren Zucht der Verein zu fördern bemüht ist.

— Die dreijährige Berliner Ruderregatta wird zwei Tage umfassen und am 20. und 21. Juni abgehalten werden. Um den Kaiserpreis im Vierer wird am zweiten Tage konkurriert.

Mode.

— In einer kleinen Plauderei über die Modeparfüms der Saison erwähnt „La Vie Parisienne“ den Lieblingsduft einiger interessanten Frauen. Adelina Patti hat nie ein anderes Parfüm benutzt als Bervine des Indes, Sarah Bernhardt hat den Duft der Gardenia noch nie gewechselt und die große Jüdic bleibt, unbekümmert um den Wechsel der Mode, dem Weiden treu. Das Lieblingsparfüm der Kaiserin von Oesterreich ist L'Horiza-Lys und die schöne Königin Marguerita hat eine Vorliebe für den Duft des weißen Heliotrop. Oriza ist der Duft der Kaiserin von Rußland und der jungen Königin der Niederlande, während unter den „Princesses de l'Art“ die Nuancen Jockeyclub, L'Horiza-Lys und Guire de Russie dominiren. In der Wiener Mode ist das Weiden von Remo und der Duft von Jasmin d'Isch gegenwärtig von besonderer Beliebtheit und die letzten Neuheiten der Berliner Parfümerie sind „Rothdorn“ und „Syringa“. Auch der Berliner Hof hat seine Lieblingsnuancen. Sehr beliebt ist hier das Weiden, der Duft der Kaiserin ist aber Briois Daphne, eine der feinsten Spezialitäten von Pinard, und die im Glanze der Jugend, der Schönheit und Liebe strahlende Prinzessin Wilhelm hält sich in die süßen Wellen von Maigolden. Englische Neuheiten dieser Saison sind Gymbriumb, Prinzess Alexandra und Mogador. Der Duft der bräunlichen Prinzess Beatriz ist beliebt und die Prinzessin von Wales zieht Atkinson's Stephanotis jedem andern vor.

— Die enormen Erfolge der „Theodora“ in Paris haben einen großen Einfluß auf die heutige Mode gewonnen. Die neuesten Stoffe sind im Genre Theodora in byzantinischen, goldprunkenden Mustern gehalten; nichts Moderneres als die stylvollen Formen jenes Schmuckes, welchen Sarah Bernhardt in Sardou's sensationellem Drama trägt, und der letzte Hut, welchen Madame Virot der Pariser Mondaine anbietet, ist die legendäre Mitra, welche einst die schöne Kaiserin trug. Für die Bewegungen des gesellschaftlichen Lebens in dem modernen Salon und auf der Promenade hat diese Theodora-Mode damit Toiletten gebracht, welche uns mehr um Originalität als ästhetische Wirkung bereichern, und die Mitra wird schließlich das Gerahfallen des Vorhangs im Porte St. Martin überleben.

— Am diese Jahreszeit der Mode nachzugehen, ist eine so einladende Aufgabe. Jene kleinen Epagationen von Modemagazin zu Modemagazin, welche die Frühlingssonne begünstigt, bringen immer etwas Neues und Interessantes. Das Neue ist aber die alten Bekannten, welchen wir in der Mode begegnen, und das Interessanteste, daß Alles schon dagewesen ist. Man empfindet uns den französischen und orientalischen Schawl im Dreipfeilerarrangement, es ist derselbe, den wir vor zwanzig Jahren trugen und durch zwei Decennien mit so viel Geduld und Zukunftsvertrauen vor den Motten und jeder frivolen Verführung, ihn zu zerhacken, beschützt haben. Mit einem Schlage ist er wieder in der Mode. Eine der ersten Saisonneuheiten sind breite, großgeblümte Subänder. Hier steht den bunten Gut der sechziger Jahre nicht noch vor sich? Das sind dieselben Farben, dieselben Uebertreibungen, dieselben Muster jener stolzen Bänder, auf welche man damals allerwegen, auch in den bescheidensten Verhältnissen, so viel gab und die niemals als Frage eines bloßen Bedürfnisses behandelt wurden, sondern den wesentlichsten Schmuck des Hutes ausmachten. Neu sind die bunten Haarnetze aus Chenille und Schmelz; neu sind die lieben, alten, weiten Armeel, welche so viel Ringerie kosten; aber im Sommer so ungemein bequem zu tragen sind; neu sind die Taillengürtel von Moorbund oder Leder; neu sind die Haarbänder, von welchen wir einst so schwer Abschied nahmen; neu sind die Formen unserer ehrwürdigen, unvergesslichen Mantille, die in den Herzen unserer Mütter nie verdrängt werden konnte. Und die bedeutungsvolle, die besprochene und gefürchtete aller Neuheiten, der weite Faltenrock, der in seinen ungeheürigen Bahnen die sibyllischen Beschlüsse der Krinoline trägt — wer von uns hat ihn nicht schon mit Würde getragen, mit enormer Glanzzahl erlauft, mit Wärme vertheidigt, mit

demselben Bedauern abgelegt, das ihn heute empfängt. Nichts wie alte Bekannte unter den Neuheiten der Saison: man brauchte noch gar nicht gehört zu haben, daß der eleganteste aller Sommerhüte der Helgoländer aus farbigem Vinon und ein besonderer Lieblingsstoff der kommenden Mode breitgestreifter „Barège“ sein wird.

Gestorben.

— Frau Simon v. Oppenheim, bel. durch ihre große Wohltätigkeit, am 29. März, in Köln.

— Ludwig Norman, erster Hofkapellmeister am k. Theater in Stockholm schwedischer Komponist. 53 Jahre alt, am 30. März, in Stockholm.

— Graf Pontécoulant, früher französischer Minister des Auswärtigen, am 1. April, in Paris.

— Graf Anton Forgach de Ghyms und Gocs, ehem. Stadthalter von Böhmen und späterer ungarischer Hofkanzler, 65 Jahre alt, am 2. April, in Lofonez.

— Graf Cairns, Lordkanzler Englands unter dem Ministerium Disraeli, hervorr. Führer der Torypartei, am 2. April, in London.

— Otto v. Seel, Senatspräsident am k. Oberlandesgericht München, hervorr. bayerischer Jurist, 70 Jahre alt, am 3. April, in München.

— Julius Schneider, Professor und Musikdirektor, als Lehrer am k. Institut für Kirchenmusik in Berlin, sowie als Komponist thätig, 75 Jahre alt, am 3. April, in Berlin.

— Maria Johann Alois Prinz zu Vichtenstein, k. k. österreichischer Oberst, 44 J. alt, Anfangs April, in Güns.

— Christian Rudolph Wessel, Begründer des großen Londoner Musikverlages Ashdown & Parry, 87 Jahre alt, Anfangs April, in Eastbourne.

— Prinzessin Auguste Montecar, eine nahe Verwandte des österreichischen, sächsischen und italienischen Hofes, Anfangs April, auf ihrer westgalizischen Besichtigung Krzyszowice bei Myslenice.

— Eduard Vogel v. Falkenstein, General der Infanterie, hervorr. preussischer Heerführer im Feldzug von 1866, 88 Jahre alt, am 6. April auf seinem Gute Dolzig bei Sommerfeld.

— Dr. Karl Theodor Ernst v. Siebold, Geh. Rath und ordentlicher Professor an der Universität München, hervorr. Zoo- und Physiologe, 81 Jahre alt, am 7. April, in München.



Mai 1885.

Jupiter geht Anfangs des Monats Morgens 3 Uhr, am Ende des Monats eine Stunde nach Mitternacht unter, ist also zuerst etwa sechs, zuletzt nur noch vier Stunden bei Nacht sichtbar. Saturn geht bald nach der Sonne unter und kann gegen Ende des Monats nicht mehr gesehen werden. Die übrigen hellen Planeten sind unsichtbar.

Letzten Herbst fand in Washington eine internationale Vereinigung statt, um wegen eines gemeinschaftlichen Anfangsmeridians und einer Weltzeit Beschlüsse zu fassen. Als Ausgangspunkt für beide wurde (gegen die Stimme Frankreichs) der Meridian von Greenwich gewählt. Von ihm aus wird die geographische Länge nach Ost und nach West gezählt. Stuttgart hat darnach künftig die Länge 9° 11' östlich (oder 36° 43' in Zeit). Die Weltzeit richtet sich ebenfalls nach Greenwich, der Tag beginnt um Mitternacht Greenwicher Zeit und wird von 0 bis 24 Uhr gezählt, die Zahlen über 12 gelten für den Nachmittag nach Greenwicher Zeit.

Wenn man die Zeit irgend eines Orts ebenso rechnet, nämlich 24 Stunden von Mitternacht an, so ist der Unterschied der Ortszeit und Weltzeit immer gleich dem Längenunterschied. Z. B. Stuttgarter Zeit 10^h 25^m ist 9^h 48^m Weltzeit, und Stuttgarter Zeit 4^h 50^m Nachmittags, also nach der neuen Rechnung 16^h 50^m, ist 16^h 13^m Weltzeit. Selbstverständlich wird diese Weltzeit nur zur Anwendung kommen bei Korrespondenz mit weit entfernten Orten. Wird beispielsweise von New-York nach Stuttgart telegraphirt, so muß, wenn die Abgangszeit in New-Yorker Zeit angegeben ist, der Adressat den Längenunterschied von New-York und Stuttgart kennen, wenn er sich über die zwischen Abgang und Ankunft vergangene Zeit orientiren will, und so von jeder andern Stadt. Er braucht also ein Längenverzeichnis der Orte, von denen er Depeschen erhält. Ist aber die Abgangszeit in Weltzeit gegeben, so braucht er nur den Unterschied der Ortszeit und der Weltzeit zu kennen.

Die Uhrenhandlung von Mauthe in Schwemingen (Württemberg) hat Uhren konstruirt, auf denen sich für jeden gegebenen Ort unmittelbar die Ortszeit und die Weltzeit durch einen Stunden- und zwei Minutenzeiger ablesen läßt. Wenn die Weltzeit beim Telegraphiren in fremde Welttheile eingeführt wird, wird diese Uhr prächtige Dienste leisten.

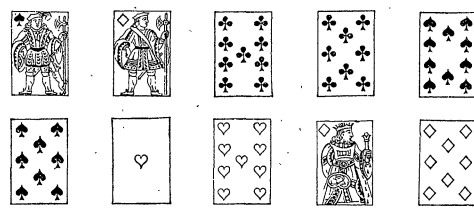


(Redigirt von Eduard Stein.)

Aufgabe Nr. 12.

Bierskat.

Hinterhand fängt, während Mittelhand mit 34 Points in allen vier Farben Jungfer bleibt, einen Ramisch auf folgendes Blatt:



Im Stat liegen drei Points; wie wären die Karten der Gegner vertheilt?

Auflösung der Aufgabe Nr. 11:

S k a f.

Vorhand hat zwei Wenzel, sechs Pique und Coeur-König, Dame. Im Skat liegen ein Coeur und eine Treff-Paasse.

Spielbriefwechsel.

Paul Schenck. Sie haben durchaus nicht nötig, jedesmal Ihre Abonnementsquittung einzuschicken, wir geben auch ohne diese unser Urteil über die Richtigkeit der Auflösung.

Oskar Steiger. In jeder Nachhand ist der Null ouvert in Coeur und in Carreau verloren.

A. Posener. Grün- und Schellen-Solo sind in jeder Nachhand verloren. Ernst Henken. Mit diesen Karten kann doch Niemand einen Grand spielen, wie es die Aufgabe verlangt, übrigens fällt der Null ouvert in Carreau.

R. A. in Wegeleben. Besten Dank, genau dasselbe haben wir als Aufgabe Nr. 62 bereits vor zwei Jahren gebracht.

G. L. R. in Gothenburg. Ihre Einsendung haben wir nie erhalten, sondern, wie Sie sehen, Aufgabe und eine andere Lösung, die den beregten Mangel nicht hat, selbst aufgestellt. Zusendungen neuer Aufgaben sind uns stets willkommen.

G. R. in Claussen. Es ist wirklich sehr hart, wenn Sie sagen, die Aufgabe (welche nebenbei vor etwa einem Jahre erschien) sei falsch gestellt, noch härter aber trifft der zweite Tadel, daß die Aufgabe auch falsch gestellt sei. Wie wir das fertig brachten, eine falsche Aufgabe mit falscher Auflösung zu veröffentlichen, wäre uns ohne Ihre freundliche nachträgliche Zurechtweisung ein ewiges Räthsel geblieben.

H. Gähler. Besten Dank, ist aber nur dadurch zu gewinnen, daß ohne jeden Grund das Kz der dritten Farbe gewonnen wird. Soll in abgeänderter Form benutzt werden.

Lehrer Götze. Die Tabelle gehört beim Boston zum Handwerkszeug, darf also nicht fehlen. Die Tabelle aus einer solchen Tabelle zu abstrahieren, wird Ihnen wohl nicht schwer fallen; uns fehlt an dieser Stelle der Raum, Ihren Wunsch zu erfüllen.

Gm. Gähler. Der Spieler sagt Schneider an, wird aber selbst geschlagen; zählt er noch extra dafür, daß er Schneider geworden? Die Frage ist freilich, wie meinen aber, der Spieler verliert nur, was er gewinnen wollte, also Treff mit Einem = 4 Fälle, ohne Rücksicht darauf, ob er 89, 59 oder 29 Punkte erhalten; er würde nur dann 5 Fälle zählen, wenn er Schwarz geworden wäre, weil das einen Fall mehr zählt. Beim Wertheizen, 8 als Grundziffer, hätte er 32 gereicht, diesen Betrag nicht gewonnen, also auch nur 32 verloren, dagegen 40 gewonnen oder verloren, wenn er das Spiel mit Schwarz gewonnen, resp. verloren hätte. Nach unserer Ansicht kann die Berechnung beim Wertheizen nicht anders sein. Von den beiden existierenden ausführlichen Statistiken sagt das eine: der Spieler zählt extra, das andere: er zählt nicht extra.

Richtige Lösungen sandten ein: Statistisch bei W. in Br. Otto Heyden. Friedr. S. in G. (2). Ernst Henken. W. R. in Moskau (2). Paul Schenck. F. G. in L. J. W. in Düsseldorf. Konrad F. in R. W. D. in U. Großmann in Hannover (3). Statistub Wenzel in Hbg.

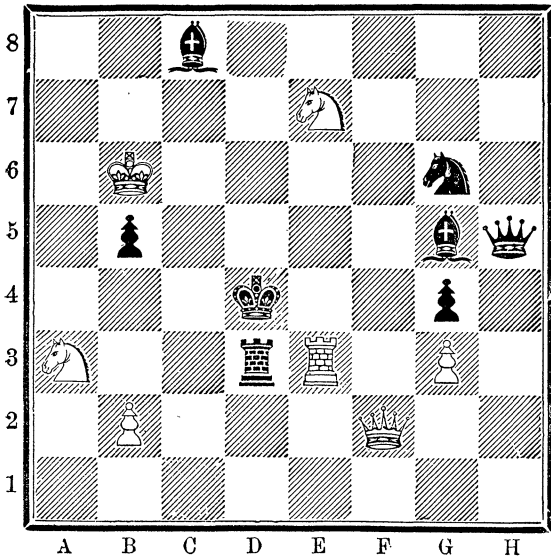


(Redigirt von Jean Dufréne.)

Aufgabe Nr. 328.

Von Nicolo Sardosch.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nr. 324:

Weiß.

Schwarz.

- 1) E. H. 1 n. H. 6 1) E. F. 3 — E. 5 (— E. 1).
- 2) E. H. 6 — E. 6 2) E. E. 5 zieht oder D. 5 — D. 4
- 3) D. D. 1 — D. 3 oder — E. 1 Matt. A)
- 1) E. F. 3 — D. 2 oder — D. 4.
- 2) D. D. 1 — G. 1 + oder — C. 1 + 2) R. E. 3 zieht.
- 3) E. H. 6 — H. 2 Matt.
- (Auf 1) . . . 1) E. F. 3 — G. 5 (G. 1), 2) E. H. 6 — H. 2 zc.; auf 1) . . .
- 1) E. F. 3 — H. 4 (H. 2), 2) E. H. 6 n. H. 4 (H. 2) zc.)



Räthsel.

Auflösung des Logogriffs in Nr. 28:

Mund, Mond.

Dreißigbiges Räthsel.

Mein Erstes ist der Beschützer der Flur
Und lebte in früheren Zeiten nur;
Mit den Leuten werd' ich die Schwachen nennen,
Die dieses Räthsel nicht ratthen können!
Mein Ganzes ist niedlich und schredlich zugleich,
Gehört's der Geliebten, so wird's dich entzücken.
Doch wird sie erst Frau dir, gib's Hader im Reich,
Will sie dich nur zierlich und sanft damit drücken,
Doch heimlich und leise, das Wort nur nicht nennen —
Die Männer, sie lernen aus Thaten es kennen!

Auflösung des Räthselprinzips Nr. 7.

Ein Herz, aus dem der Liebe Ströme fließen,
Ein Wille, der des Fleisches Trieb regiert,
Ein Drang, in göttlich Thun sich zu ergießen,
Ein Streben, das im Höchsten sich verliert,
Ein Sinn, der das Vollkommene nur schätzt,
Dieß ist das Ziel, den Menschen vorgekehrt.

Schreiber.

Bilderräthsel 28.



Von dem Findex an den archäologischen Verein zu Trüdelingen überfandt mit dem Bemerkten, daß es sich dem Sinne der Aufschrift und dem Bilde nach wohl darum handle, daß die Jungfrau dem (einquartierten?) Krieger (in der That re) gerne den Wasserträger (haustor) als Gastgeschenk (xenia) heimlich geben möchte, ihm aber (da es entweder der einzige oder dieser zerbrochen) lieber einen andern schiden wollte?

Auflösung des Bilderräthfels 26:

Zwei Dinge sind schädlich für Jeden,
Der die Stufe des Glücks will ersteigen.
Schweigen, wenn Zeit ist zu reden,
Und reden, wenn Zeit ist zu schweigen.

In der gleichzeitig mit dieser Nummer zur Ausgabe gelangten Nummer 30 unserer

„Deutschen Romanbibliothek“

zu

„Ueber Land und Meer“

beginnt neu:

Im Hörselberg.

Roman von

Leo Warren.

Die bis jetzt erschienenen Nummern dieses Jahrgangs enthalten schon folgende Romane:

Die schöne Wienerin, Roman von Hieronymus Vorm.
Der Adjutant der Kaiserin, Roman von Gregor Samarow.

Die tolle Braut, Roman von Eugen Salinger.

Dornenkronen, Roman von Ida Boh-Ed.

Daniela, Roman von B. Dulot.

In einer Hafenstadt, Roman von G. Bely.

Am Berge Arta, Roman von A. v. Suttner.

Irrwische, Roman von Robert Byr.

Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ — Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14tägigen Heften 35 Pfennig pro Heft — kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dieß am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man „Ueber Land und Meer“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt

vormals Eduard Hallberger.



Frl. Emmy A. in Laibach. „Den Nesthoder“ können Sie von Viktor Angerer in Wien beziehen.

Hrn. Hofbauer v. P. in S. Sie müßten Ihren Verleger veranlassen, das Werk einzusenden.

Hrn. S. W. in W. Wir glauben sicher. Das Buch: „Der Einjährig-Freiwillige“, Berlin, Liebel, gibt Auskunft.

Hrn. Mod. Dr. M. M. in C. (Schweden). Henri, Die Kupferstecherkunst. Werder, Grammatik der spanischen Sprache.

Hrn. Red. J. W. D. in Triest. Ihre Erklärung kann mit der unsrigen Hand in Hand gehen: Dialekt ist es aber nicht bloß und jedenfalls kein deutsches Wort.

Ein Yankee in Deutschland. Wir entsinnen uns nicht, einen Brief von Ihnen erhalten zu haben. Unsere Expedition verwendet nur die Wochennummernausgabe unseres Journals, und beläuft sich bei wöchentlichem Kreuzbandverdienst jeder Nummer an Ihren Herrn Bruder in Amerika der vorauszubehaltende Abonnementspreis nebst Frantatur für den Jahrgang auf M. 20. —

Hrn. A. Sch. in B. Wir können dergleichen nur auf Grund von Gedächtnis bringen.

Dich in B. Eine Dame.

Hrn. G. H. in Worms. Kam zu spät für das Fest.

Hrn. Baron v. St. auf Schloß D. Die Bildung des Femininums von Debardeur ist ganz richtig. Wenn es auch in den Häfen keine Debardeuren gibt, so doch auf den Maskenbällen, und in Sachs' franz. Wörterbuch S. 405 finden Sie auch Debardeuse.

Hrn. G. E. in M. Halten Sie sich die „Fis“ von Ruß Magdeburg. Greuch; dort finden Sie häufig Mittheilungen darüber; eine besondere Zeitschrift existirt nicht.

Hrn. M. L. in G. (Bessarabien). Nein, es ist kein Jude.

Hrn. A. J. in G. Wir konnten es nicht erfahren.

Hrn. Emma P. in M. Stellen Sie irgend eine erschreckende Figur in den Dien.

Frl. Minny Müller. Als Schauspiel allerdings noch nie, aber gegenwärtig wird der Stoff als Oper bearbeitet. Frau Boh-Ed wird sich freuen.

A. M. S. 310. Wir haben auch erst durch diese Zeitungsnote von dem Geistesfischer gehört. Hoffentlich ist das eine Warnung.

Hrn. Andr. K. in M. Ueber kaufmännische Firmen und deren Solidität steht uns kein Urtheil zu und wir würden ein solches auch niemals geben.

Hrn. D. Sch. in Prag. Nur nicht gleich so auf's hohe Roß!

Frl. Rania v. H. in B. W. Besten Dank für Ihre freundlichen Gefinnungen. Richtig. Wir können leider in den Enthufasmus nicht einstimmen.

Es erscheint uns eben als ein fürchterlicher Schwindel.

Elfriede. Das kann allerdings unter Umständen sehr beleidigend sein, aber bei ernstlicher Zuneigung wird der Groll nicht lange anhalten. Jedenfalls nicht zu großes Entgegenkommen.

Frl. J. H. in St. Mit Vergnügen gelesen.

Hrn. B. G. in G. Jede Buchhandlung in Breslau sendet Ihnen die gewünschten Bücher zur Auswahl und bei den Mechanikern finden Sie die Hämmer.

Frl. Emma H. in H. Sie werden sich täuschen, wir haben einen solchen Artikel nicht gebracht.

Un suisse français. Sie meinen wohl Aufträge von Buchhändlern? Da müßten Sie, wenn es sich um Deutschland handelt, einen Buchhändler veranlassen, daß er Ihnen eine Annonce im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ vermittelt.

Hrn. W. R. in R. (Ungarn). Eine solche Korrespondenz müßten Sie durch eine Anzeige auf unserer Inseratenseite suchen.

Mates Zalka. Die Bestätigung durch den Buchhändler, von dem Sie das Blatt beziehen.

Hrn. R. W. Nein, für Gedichte nicht!

Hrn. G. D. in L. Frau Lina Morgenstern in Berlin, die Herausgeberin des Frauentalers.

Frl. v. L. in R. Mit dem Jahrgang 1875 unserer „Deutschen Romanbibliothek“ können wir leider nicht mehr dienen, derselbe ist vollständig vergriffen. Dagegen können Sie den weitergewünschten Jahrgang 1879 des genannten Journals zum ermäßigten Preise von M. 3. — beschreiben noch erhalten; Ihre Bestellung richten Sie gefälligst an Ihre Buchhandlung. Wegen der zweiten Frage wenden Sie sich am besten an eine Musikalienhandlung.

Hrn. W. Th. in G. Die erste Frage muß Ihr Baumeister beantworten; das richtet sich auch nach den dortigen Temperaturverhältnissen; ebenso kann 2) nur Ihr Arzt beurtheilen.

Angstliche vierundzwanzigjährige in Pommern. Zu Blutreinigung wird gewöhnlich L. verwendet. Sie können ihn ganz ohne Zusatz trinken, wenn er Ihnen mündet; bloß ziehen lassen. Der Dreier soll ganz praktisch sein.

Friedrichs Quartett in Hannover. Freilich kann er das; doch lesen Sie Baumgart's Buch über das Doktorieren, Berlin, Deder.

Abonnent in Oberungarn. Allerdings kann man mit Fleiß und Ausdauer durch Selbstunterricht eine Sprache lernen, um aus unserer in sie übergehen zu können, aber man lernt niemals, wenn man nicht im Lande selbst lebt, ohne Lehrer sprechen. Otto's Grammatik, Heidelberg, Groos.

Hrn. Dr. G. A. E. in J. (Amerika). Man hält allerdings in Deutschland nicht so viel auf die Etikette als in anderen Ländern, und mit Unrecht, denn die Beobachtung der Etikette ist immer ein Zeugniß guter Erziehung und diese hängt bei guter Tischgast an, also eben gerade mit dem, was Sie preimiren. Schlechte Sitten bei Tisch findet man allerdings mehr in Deutschland, als in Frankreich und England, ob aber das letztere Land viel mäßiger ist als Deutschland, dürfte fraglich sein und auch in Amerika sollen es nur die Temperenzler sein.

Getreue Leserin in der Niederlausitz. „Des Weibes Größe ist die Güte“ haben wir weder bei Büchmann noch bei Zeisner gefunden. Die Aufsätze über Gr. sind ja nicht vom Redakteur dieser Blätter.

Hrn. R. Fr. in S. Die Redaktion der Baugewerbezeitung in Berlin kann Ihnen die ausführlichste Antwort geben.

Schwarz-Roth-Gold am Strand der Frau. Richtig. Ihr Beileidgruß kam noch ganz frisch zu unseren Händen und hat unser Redaktionszimmer mit Frühlingsduft erfüllt.

Hrn. Antmann P. in U. Bergolbete Bilderrahmen reinigt man mit reinem Wasser mittelst eines weichen Pinsels oder Schwammes, indem man das Unreine nur durch sanftes Aufdrücken entfernt.

Forget me not in Kratau. Der schwarze Prinz war der älteste Sohn Eduard III. von England, und residierte als Fürst von Aquitanien zu Bordeaux. Gilde Harold — Byron. Kr. ist auf der Festung Magdeburg. Die schwarzen und die blauen, das hängt vom Geschmack ab; wir neigen mehr zu den blauen. Rosa — die Blüthen, Ostlie — die Begüterte, Gläthle. M. ist wohl eine Vertreibung.

Hrn. Dr. v. H. in F. Leider nein: wir haben bereits nicht weniger als 140 vorgekriegt, ohne daß ein Bedürfnis eingetreten wäre.

Hrn. J. v. H. Wir konnten darüber nichts finden. Vielleicht kann uns ein Leser sagen, auf welche Weise man in Schweden Granit, Marmor u. z. zu Monumenten so schön schleift und polirt?

Richtige Lösungen sandten ein: Emma Rieminger in Wien. Th. Zweittinger in Güttensteinach. Toni Blaz in Darmstadt. Gustav Oßermann in Grefeld (2). Bertha Markus in Siegen. A. B. in Kiew. Sigm. Warschauer in Breslau. H. Schmidt in Uslar. Gail Freundmann in Breslau. „Bergsteiger“ in spe. Frau Theresie Weidenstein in Burghard. „Semper idem“ in Lübeck. Emilie und Emma Bongardt in Grefeld. Merich Benney in Hannover. Frau Adla Bier in Wülffel. Leon J. in Heiligenstadt bei Wien. Hugo Oßermann in Grefeld. „Wir sind klug und weiß“ in Baden-Baden. Wilhelmine Niederbauer in Preßburg. Elise Planert in Quedlinburg. „Das sein Leben vertrauender Mauerblümchen in Koblenz.“ Lina Müller in Pforzheim. Johanna Kammme am Urban. Judith Kohn in Mitholjac. Helene und Franziska Neumann in Berlin. Frau Malvine Runkel in Borsdamm-Driesen. Anna Berschinger und Rudolf Peter in Neunkirchen. Fritz in Komorn. „Das unschleibare Lustkadertrio“ in Hamburg-Hohenselbe. Jakobine Thomm in Augsburg. R. G. in Warshaw. Frau Martha Dori in Maffersberg. Fritz Laidenmader in Köln a. R. Rob. Ringenberg in Jorze im Harz. Marie Golttermann in Hannover. J. A. B.-m. in Stodholm. Viktoria Picot in Prag. Sigmund Stenich in Wittstock. M. v. S. in Arad. Frau Bertha Ungar in Magdeburg. Gust in Maria Theresienopol. Agnes Gracy in Sommerfeld. „Alter Abonnent“ in Boizenburg. Zwei Mariandin in Pitten. Frau Caroline G.-o in Bartenstein. Böwenberg in Hamburg. Anna und Emma Schmidt in Mittelfeld bei Glücksstadt. Anna Nachmann in Padua. Max Nitz in Winterthur. J. Schay in Waumbach. Die zwei Bauerrojen in Büttel a. d. Elbe.

Gesundheitspflege.

Haarbrüche. Gegen rote Hände gibt es kein Mittel. Dresdener Anna. Das Kreuzen der Arme über dem Kopfe während des Schlafes ist dem Organismus nicht schädlich; nur soll schweres Träumen dadurch begünstigt werden.

Marie in A. Ein fähiges Mittel, Haare dauernd zu entfernen, gibt es nicht. Ausziehen derselben ist das sicherste. Fünfjährige Abonnentin in Brunn. Wenden Sie sich an ein dortiges Auskunfts-Bureau. Es kommt ganz auf die Ansprüche an, welche Sie machen.

G. L. in B. Die Anwendung des Cocain bei Staroperationen hat lediglich den Zweck, die Operation wenig schmerzhaft zu machen. Auf den Star selbst ist das Mittel ohne Einfluß.

A. D. in M. Machen Sie noch einen Versuch mit der sogenannten Hebräer-Salbe: Weispfaster und Leinöl zu gleichen Theilen. Die Hände werden Abends dick damit bestrichen und Handschuhe, am besten Leinene, darüber angezogen. Diese Salbe ist ein sehr gutes Mittel gegen überstarke Schweißbildung an den Händen.

Theodor H. in Kaschau. Gegen die Miteffer u. dergl. auf der Nase wendet man mit Erfolg Waschungen mit Kammerfeld'schem Wasser an. Wenn die Nase nur nach bestimmten Ursachen roth wird, so meiden Sie einfach diese.

B. Provinz Sachsen. Willst du in die Ferne schweifen? Sieh', das Gute liegt so nah! Lepth oder Wildbad oder auch die Moorbäder in Franzensbad sind bei rheumatischen Leiden sehr wirksam. Die Verhältnisse in M. sind uns nicht bekannt.

Gd. D. in Wien. Mariakaffee Nr. 115. Als ein gutes Mittel gegen Nephritis bewährt sich der Lebertran, außerdem noch eine entzündende Diät, hauptsächlich bestehend in Milch, Fleisch und Eiern; Mehlspeisen u. dergl. sind bei rheumatischen Kindern möglichst zu meiden. Verkümmungen werden am besten durch möglichst viel Liegen in Rückenlage vermieden, etwa schon bestehende müssen orthopädisch behandelt werden. — Um sich von den Nachwehen einer rheumatischen Gelenkentzündung zu befreien, rathen wir Ihnen den Besuch eines Bades mit sogenannten indifferenten Thermen, z. B. Lepth oder vielleicht auch von Baden bei Wien. — Wegen des Leberleidens wenden Sie sich am besten an einen Arzt.

J. Marshall. Wir kennen kein solches Mittel.

Langjährige Abonnentin im fernen Orien. Ein schon drei Jahre bestehender Nabelbruch ist nicht mehr heilbar, jedoch stehen die geschilderten Beschwerden außer Zusammenhang. In Riga bekommen Sie gewiß ein zweckmäßiges Bruchband, namentlich wenn Sie es sich selbst anmaßen lassen. Mäßige Zimmergymnastik mit dem Bruchband ausgeführt, schadet nicht, ebenso wenig kann durchs Gehen eine Verschlimmerung eintreten.

Bella. Leider können wir Sie nicht zur Glückseligkeit der Sterblichen machen, denn ein Mittel, um die Haare dauernd zu kräuseln, außer dem von Ihnen schon angewandten, kennen wir nicht, ebenso wenig ein solches, um dem Haare „jenen schönen rüthlich-blonden Schimmer der Kaiserin Eugenie“ zu verleihen. Die anderen beiden genannten Mittel sind nicht schädlich.

W. R. 70 in Str. Uns nicht bekannt. **Dr. Schm.**

Redaktion: Dr. Edmund Döller in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniss.

Text: Lacerte, Novelle von Adolf Stern, Fortsetzung. — Der Traum, von J. Wetter. I. — Gute Freunde, Gedicht von J. G. Fichter. — Pferdemarkt in Obergarn, von Marius Hecht. — Die Bismarckfeier in Berlin, von Oskar Cordel. — Der Referendar, Novelle von Ernst Edslein, Fortsetzung. — Plaudereien am Kamin, von Paul v. Weilen; siebente Serie. IV. Schluß. — Finnische Landschaft. — Notizblätter. — Astronomie: Mai. — Kartenspiele. — Schwach. — Räthsel: Auflösung des Logogriffs in No. 28; Dreiflüßiges Räthsel; Auflösung des Räthselrings No. 7; Wilderräthsel 28; Auflösung des Bilderräthsel 28. — Briefmappe.

Illustrationen: Die Bismarckfeier in Berlin, neun Bilder von B. Breitmeyer, H. Huber und A. v. Höpfer. — Bismarck-Jubiläum: Die Künstlergruppe im Fadelzug mit Schlachtenmalern und Kamerunnegern, von Fichter-Cordel. — Pferdemarkt in Obergarn, Gemälde von Julius v. Haas. — Finnische Landschaft in der Umgebung von Viborg. — Unangenehme Vis-à-vis, nach Skizzen von Max Scholz.

Billige und gute Reise-Lektüre!

Wohlfeile Roman-Ausgaben
für die Reise und für Daheim.

In dieser Sammlung sind soeben neu erschienen:

Karl Dettlef, Zwischen Vater und Sohn Preis M. 2. —
Johannes van Dewall, Strandgut . Preis M. 2. —
Friedrich Henkel, Wenn Frauen hassen Preis M. 1.50.
Gräfin M. Keyserling, Pucciola . . Preis M. 1. —
Rudolph Lindau, Liquidirt . . . Preis M. 1. —
Alex. Kömer, Frühling und Hochsommer Preis M. 1. —
S. Rosenthal-Bonin, Das Gold d. Orion Preis M. 1.50.

Diese wohlfeilen Roman-Ausgaben eignen sich ganz vorzüglich als Reise-Lektüre, wie auch zur Anschaffung für Haus- und Vereins-Bibliotheken. Sie verbinden gediegenen Inhalt mit äußerster Billigkeit bei sehr eleganter Ausstattung.

Dieselben sind zu den beigegebenen billigen Preisen elegant gebunden durch alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie auch auf allen Bahnhöfen vorrätig.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

Meter, roben- und flückweise **direct an Private** — ohne Vermittlung von Agenten oder Zwischenhändlern:

Farbige Surahs, Satin mero., Atlas, Damast, Casset etc. 2. 20 p. M.

bis Psk. 15.40 in ca. 500 verschiedenen Farben und 30 Qualitäten,

Farbige & schwarze seidene Grenadines etc. 1. 55 p. Meter

bis Psk. 14.80 in 12 verschiedenen Qualitäten,

Farbige, gestreifte & karrirte ganz seidene Stoffe etc. 1. 35 p. Meter

sowie Psk. 1.80—2.20 bis 9.80 in den verschiedensten Qualitäten und Dessins,

Rohseidene Bastkleider etc. 15. 80 per complete Robe

sowie Psk. 22.80, Psk. 28.—, Psk. 34.— und Psk. 40.— (nur bei Abnahme von 2 Roben zollfrei)

porto- und zollfrei in's Haus. — Muster bereitwilligst. — Briefporto nach der Schweiz 20 Pfg.

3405

Zürich (Schweiz).

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt,

Muster von weißen u. schwarzen Seidenstoffen jeden Genres umgehend.

Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.



Neu! Sensationell!
**Doppelte
Heranzieh-
gläser**

bringen den entferntesten Punkt dem Beschauer nahe, sind v. e. besond. Klarheit und Schärfe, deshalb auch im Zwielt zu benutzen, sind die besten Gläser für Touristen, Officiere, Fortbeamte. Sie sind f. jed. Auge pass. u. auch als Theatergläser sehr empfehlenswerth. Sie kosten das Stück 15 Mark incl. lederner Tragetasche, einfache Heranziehgläser das Stück 2 Mark und 8 Mark.

Nur zu beziehen von dem optischen Institut von G. F. G. Zittel's Nachfolger in Zwickau, Sachsen. Gegründet im Jahre 1847. Gegen Einsendung des Betrags oder Nachnahme. 2692

Patente
besorgu.verwerthet in allen Ländern.
Prospecte gratis.
Alfred Lorentz, Berlin, Lindenstr. 87.

Heirat
reiche Damen
suchen pass. Ehelut.
Näh.: „General-Anzeiger“ Berlin SW.

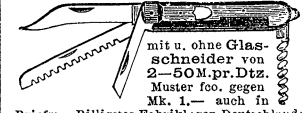
Im Verlag von G. A. Gloeckner in Leipzig erschien:

**Quintessenz der
einfachen u. doppelten
Buchführung**

von Hermann Neumann
nebst einem Anhang: **Gesetzliche Vorschriften, die Handelsbücher betreffend.**
Balen als Ersatz für den
mündlichen Unterricht.

Preis M. 2. — eleg. geb.
Diese Buchhaltung ist nach Erscheinen von gewiegten Fachmännern sofort als eine der vorzüglichsten anerkannt worden.

En gros! — Neu! — Export!



mit u. ohne Glas-
schneider von
2—50 M. pr. Dtz.
Muster fco. gegen
Mk. 1.— auch in
Briefen. Billigste Fabriklager Deutschlands
in feinen Stahlwaaren, spec. Tafel-
und Rasirmesser, Scheeren etc. Siegd. Veith,
Zollvereins-Niederl., Hamburg. Grossisten
u. Exporteuren vollständig. Mustercollektionen
(ca. 300 Nn.) geg. 1a. Referenzen z. Ansicht.

Versandt von Champagner

nach den Vereinigten Staaten
in den Jahren 1884 und 1883.

Nach „Bonfort's Wine and Spirit Circulars“ vom 10. Januar 1885:

| Marken | Zahl der Kisten
1884: | Zahl der Kisten
1883: |
|-------------------|--------------------------|--------------------------|
| G. H. Mumm et Co. | 53.947 | 84.423 |
| Pommery et Greno. | 30.505 | 30.396 |
| Vve Clicquot | 23.362 | 28.751 |
| Piper Heidsieck | 22.321 | 47.267 |
| George Goulet | 11.140 | 10.813 |
| Louis Roederer | 10.626 | 20.660 |
| Jules Mumm et Co. | 4.928 | 10.391 |
| Moët et Chandon | 3.436 | 7.110 |
| Heidsieck Monopol | 3.331 | 7.169 |
| Verschiedene | 26.428 | 53.253 |
| Total | 200.024 Dtzd.
1884. | 300.233 Dtzd.
1883. |

Soeben beginnt zu erscheinen

in 256 wöchentlichen Lieferungen à 50 Pf.:

**MEYERS
KONVERSATIONS-LEXIKON**
VIerte Auflage.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

Novellenschatz.

Gesammelt von Paul Heyse, S. Kurz u. L. Laßner.
50 Bde. m. 170 Novellen. Jeder Band einzeln, geb. 1 M.
Katalog gratis von R. Oldenbourg in München.

150 Briefmarken für 1 M.

Alle garantirt echt,
alle verschiedenen, z. B. Canada, Cap, Indien,
Chili, Java, Brschw., Australien, Sardin.,
Rumän., Span., Viet. etc. R. Wiering in Hamburg.



Illustr. Briefmarken-Journal.
Verbreiteste u. einzige Briefm.-Ztg.
d. Welt, d. farbige Illustrationen
u. Gratisbeigaben giebt u. monatl.
2 mal erscheint. Probe-No. gratis
von Gebrüder Seuf. Leipzig.



**Gustav Hummel
Stuttgart.**
Velocipede all
Art. Zinshöhl
u. Rohtheile
Preisliste franco.

Von St. Majestät
dem Kaiser u. König
Franz Josef I. Aller-
höchst ausgezeichnet

Man
verlange stets
ausdrücklich

Vier Gold- und
Dienstmedaillen.
Verdient im J. 1884
1 Million Flaschen

**FRANZ JOSEF
BITTERQUELLE**

Uebersicht nach der
Analyse v. Prof. v.
Fehling in Stuttgart
alle übrigen Bitter-
wässer an wirksamen
Bestandtheilen

Depôts überall!
Die Direction in
Budapest

Verlag v. G. A. Gloeckner in Leipzig.

A. Kretzschmar:
Allgemeines
Fremdwörterbuch.
ca. 30,000 Fremdwörter.
Zweite Auflage.
Bearbeitet von Dr. Mothes und
J. Kalau vom Hofe.

Verzeichnisse kaufmännischer Lehr-
u. Handbücher gratis.

Für Haarleidende
sendet Prospekte gratis und franco
H. S. Wagner, Dresden-M.

Soeben erschien: 3317

**Mercks
waaren-Lexikon**

für Handel, Industrie u. Gewerbe.
3te Auflage. 2ter Abdruck
herausgegeben von Prof. Dr. Birnbaum,
Prof. Dr. A. Lüdicke, Dr. G. Heppel etc.
45 Bogen eleg. ausgestattet broch. M. 8. —
eleg. gebd. M. 9. —
Verlag v. G. A. Gloeckner in Leipzig.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Salvator

— Eisenfreier alkalischer Sauerbrunn —
reich an Kohlensäure, kohlensaurem Lithion u. borsaurem Natron.
Käuflich in Mineralwassergeschäften u. Apotheken.
Salvator Quellen-Direction in Eperies.



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Lacerte.

Novelle von
Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

Eine Woche nach Horischach's Abschied kehrte auf

einer kleinen Brigg, die Datteln aus Tunis brachte, Kapitän Gioachino Cardelli heim. Er verbrachte den Tag dummbrütend im Winkel einer Hafenschenke und trat erst bei hereinbrechender Dämmerung unter das Dach, das seiner Tochter Schutz und Zuflucht geboten und ihr darnach so verhängnisvoll geworden war. Der Brief, mit welchem Giulia ihm offen eingestanden, daß sie die Geliebte eines österreichischen Offiziers geworden

sei, hatte Signor Gioachino aus allen seinen Träumen geweckt und ihm mit einem gewaltsamen Schlage die ursprüngliche Nüchternheit seiner Natur zurückgegeben. Wäre er seinerzeit in Venedig geblieben, hätte er mindestens viel früher um die Amnestie nachgesucht, so hätte er viel abwenden und verhüten können. Jetzt mußte getragen werden, was geschehen war, aber Gioachino schwur sich, daß seine Heimkehr auch die Heimkehr



Reise des österreichischen Kronprinzenpaares nach dem Orient: Der Kronprinz besichtigt die Marinerezza bocheja in Cattaro. Nach einer Skizze von J. Schlegel.

zur Pflicht und zur zärtlichsten Fürsorge für sein Kind sein solle. Selbst den wilden Groll, den er gegen den österreichischen Hauptmann in der Seele trug, wollte er um des Mädchens willen so weit besiegen, daß sein eigenes Bleiben in Venedig nicht auf's Neue gefährdet werde. Daß das Verhältniß seiner Tochter zum Baron Horschach aufhören müsse, unterlag für ihn keinem Zweifel; wie er freilich das Ende desselben herbeiführen wolle, war ihm mit allem Nachsinnen auf der Fahrt von Tunis bis Venedig nicht deutlich geworden. Als er daher am Abend seiner Ankunft und nach dem ersten erschütternden Wiedersehen erfuhr, daß der Hauptmann nicht nur Luigi's Haus, sondern auch bereits die Stadt verlassen habe, hielt sich Gioachino überzeugt, daß die allerheiligste Jungfrau seine Gebete erhört, seine Gelübde für ein neues Leben gnädig aufgenommen habe. Nun dünkte es dem reuigen, von den besten Vorsätzen erfüllten Manne leicht, jenes bescheidene, unangefochtene Dasein wieder zu gewinnen, das er vor der großen Umwälzung geführt.

Doch erfuhr auch Gioachino Cardelli alsbald, daß der Strom weder rückwärts läuft, noch den Schwimmer rückwärts trägt. Als er sich bei seinen alten Freunden in Venedig zeigte, ward er nur von wenigen freundlich und theilnehmend begrüßt, meist schallten ihm herbe Worte entgegen, wie Unrecht er gethan, bei den Oesterreichern um Gnade zu bitten, und wie weit seine Tochter sich vergessen habe. Auch die milder Gesinnten hatten übrigens um ihre eigene Existenz so hart zu kämpfen, daß keiner dem armen Seemann bei der Neubegründung der seinigen beistehen konnte. Mit dem Rest des Geldes, den er von der letzten verhängnißvollen Sendung Giulia's heimbrachte, und mit einem Theil dessen, was der Freiherr von Horschach den Frauen noch beim Scheiden übergeben hatte, erwarb Gioachino glücklich einen alten Küstenfahrer und gewann, indem er mit einem Matrosen und einem Schiffsjungen auf demselben als Patron schaltete, ein spärliches Brod. Die Demüthigung, daß seine Hauptfracht in dem Holz und den Steinen bestand, mit welchen die österreichischen Pionniere bei Chioggia und auf dem Brondolo neue Forts und Batterien erbauten, nahm er um Giulia's willen mit mehr Geduld auf sich, als er sich jemals getraut hatte. Und eine Art Frieden und leidlicher Zufriedenheit wäre wohl im Hause Cardelli's eingekehrt, wenn nicht, wenige Wochen nach dem Scheiden des Hauptmanns und der Heimkehr ihres Vaters, Giulia sich Mutter gefühlt hätte. Als diese Gewißheit sie überkam, da entrang sich in Scham und Schmerz noch einmal den Lippen Giulia's ein Aufschrei über die Verlassenheit, der sie im letzten Unglücksjahre preisgegeben worden sei; Kapitän Gioachino aber entlud den ganzen alten Haß wider die Fremden und die Neue, die ihn quälte, in ein paar grimmigen Fluchen. Als Beide so in die Seele des Andern hinabgeschaut, wurden sie still und verschlossen ihr Empfinden fest in sich. Nur als Nella Basta einmal anzudeuten wagte, man müsse doch um des Kindes willen dem Freiherrn von Horschach Nachricht über Giulia's Hoffnungen geben, da fuhr gleichsam ein Blitz aus dem Auge von Vater und Tochter, ein heftiges „Nie! Niemals!“ Klang von Beider Lippen, und von Stund an unterdrückte die Rathgeberin den Namen, der ihr lange Monate hindurch so vertraut gewesen war.

Wie sich Vater und Tochter in der Gewißheit begegnet waren, daß sie keine Kunde von Giulia's Schicksal nach Steyermark gelangen lassen wollten, so trafen sie jetzt auch in dem Wunsche zusammen, das Haus Nella's zu verlassen. Sie durften nicht daran denken, aus Venedig zu gehen, aber sie wünschten, andere Nachbarn um sich zu haben als diejenigen, welche Zeugen von Giulia's Verhältniß zu dem österreichischen Offizier gewesen waren. Sie suchten wochenlang nach einer möglichst abgelegenen Wohnung und fanden endlich eine solche im Hintergebäude eines halbverfallenen Palazzo auf der Giudecca am Rio della Croce. Dorthin siedelten sie trotz aller beweglichen Bitten Signora Nella's über. Die Gondolierswitwe schwankte einige Zeit, ob sie ihr Besitzthum veräußern und ihren Freunden über den Kanal der Giudecca folgen solle, entschied sich aber schließlich, zu bleiben, wo sie war. Der längere Aufenthalt des Freiherrn von Horschach in dem Hause am Campo San Sebastiano hatte eben das Haus in einen lokalen Ruf gebracht, dem Frau Nella noch manche Jahre hindurch ein bequemes Leben verdanken sollte. Sie hätte es ihren armen Freunden von der Giudecca von Herzen gegönnt, an ihrem Wohl ihren Antheil zu nehmen. Aber Vater und Tochter machten entschieden

verneinende Mienen, als sie versuchte, dem mehr als bescheidenen Haushalt der Beiden ein wenig zu Hülfe zu kommen. Giulia Cardelli sagte ihr freundlich, daß sie keinen Beistand bedürfe, Vater Gioachino aber, der auf seinen langsamen Fahrten zwischen Venedig und dem Brondolo viel Zeit zu reuevollen Seufzern und schwermüthigen Betrachtungen behielt, sagte, Nella's Hilfsbereitschaft bedenkend, ingrimmig vor sich hin: „Sie möchte mit Wohlthaten für uns ihre Gewissensbisse ablaufen!“

Gioachino und Giulia litten nicht eben Hunger und gediehen nicht sonderlich; der Schatten, der über ihrem Leben lag, scheuchte jedes freudige Glück von ihrer Schwelle, nur die eigentliche Noth hielt der alte Gioachino mit unablässiger Arbeit fern. Nach Verlauf einiger so verlebten Monate gab Giulia einer Tochter das Leben, welche dem heiligen Martus zu Ehren Marcella getauft ward und welche der Großvater willkommener hieß, als ihre Mutter irgend zu hoffen gewagt hatte. Die Neue, welche Gioachino fortdauernd empfand, stimmte ihn mild und duldsam, und ehe ein weiteres Jahr verstrich, begann sich die kleine Marcella, das Kind mit den großen, schönen schwarzen Augen, in das Herz des Alten hineinzuwickeln. Der Schiffspatron dachte nur daran, wer ihre Mutter sei, und freute sich des jungen Lebens, ohne seinen geheimen Groll gegen den Vater des Kindes je auszusprechen. Giulia Cardelli sah das Emporwachsen Marcella's und die zärtliche Liebe, welche ihren Vater mit dem kleinen Mädchen verband, nur wenige Jahre. Ihre einst feste Gesundheit war seit dem Erwachen aus ihrem glücklosen Liebes- und seit der nachfolgenden Neue gebrochen. Die Anstrengungen, welche sie machte, um das kleine Hauswesen im besten Stande zu erhalten, die Sorgenlast ihres Vaters zu mildern und der kleinen Marcella eine gute Erziehung zu geben, verzehrten ihre letzten Kräfte. Ihrem Vater und dem Kinde verbarg sie ihren Zustand sorgfältig, der Kapitän blieb noch sorglos, als alle Welt das Dahinschwinden Giulia's sah. Und als sie eines Tages still entschlummerte, betrug er sich, als wäre seine Tochter von einem Blitzstrahl aus hellem Himmel getroffen worden. Sein erster Schmerz war so wild und heftig, seine Trauer darnach eine so unüberwindliche, daß man eine Zeitlang fürchten mußte, er schiede sich an, Giulia bald nachzufolgen. Nur die Liebeskosen der verwaisten kleinen Marcella schmeichelten ihn in's Leben zurück und die Pflicht, für das Mädchen zu sorgen, gab ihm noch einmal die Kraft, sein Tagewerk als Schiffer wieder aufzunehmen. Um Marcella's willen strengte er sich sogar an, seinen Fahrten wie seinen Einnahmen noch größere Ausdehnung zu geben, und verband sich Herbst für Herbst mit einigen Fischern von Chioggia, um auf den Thunfischfang auszugiehen. Seine einzige Belohnung suchte dann Gioachino im Zusammenleben mit seiner Enkelin. So oft er einige Tage und um die Zeit der Spätherbststürme einige Wochen daheim zubringen konnte, bekamen ihn selbst die patriotischen Genossen aus dem großen Jahre, welche noch lebten und sich gleich ihm wieder in ein Alltagsdasein gefügt hatten, kaum zu sehen. Er spielte wie ein Knabe mit Marcella, der er Muscheln, werthlose Schmuckfächer und Glitter aller Art Jahr um Jahr unermüdet herzutrug, bis das zwölfjährige Mädchen eines schönen Tages all' diese Herrlichkeiten auf einen Haufen zusammenschob und dem Großvater erklärte, daß sie dieser Dinge müde sei und der Schule bei den Ursulinerinnen, die sie bisher besucht hatte, gleichfalls. Gioachino Cardelli, der gewohnt war, Marcella in Allem zu willfahren, widersprach der Enkelin auch diesmal nicht, aber eine ganze Fahrt nach Triest hinüber und von dort wieder zurück zermarterte er sich vergeblich das Gehirn, was Marcella denn nun beginnen wolle.

Das Mädchen war in der That frühreif und den Dingen entwachsen, die ihr in der dürftigen Klosterschule geboten wurden. Sie war aber auch eine unlenkame und eigenthümlich verschlossene Natur. Seit dem Tode ihrer Mutter hatte sie kaum mehr eine Erziehung gehabt, und Großvater Gioachino wäre der Letzte gewesen, um dem wunderbarlich gearteten Kinde Schranken zu setzen. Marcella war beinahe nur dann daheim in der gemeinsamen Wohnung, wenn sie der Rückkunft des Großvaters entgegen sah. Sonst schweifte sie Tag für Tag in ungehemmter Freiheit vom Rio della Croce aus die ganze Fondamenta entlang. Die Inhaberinnen aller kleinen Läden, die Fischer und Bootsleute, die Lastträger am Ufer und die Gondolieri von der gegenüberliegenden Piazzetta kannten das bräunliche Mädchen, selbst die Matrosen der öfter wieder-

kehrenden fremden Schiffe waren mit der schlanken Gestalt vertraut, die zum Ufer der Giudecca zu gehören schien. Kaum ein paar Frauen, die mit ihrer Mutter noch verkehrt hatten, nannten Marcella bei ihrem Taufnamen. Sonst hieß sie in Jedermanns Munde die Lacerte. Ihre zierlich flüchtigen Bewegungen, ihr plötzliches Auftauchen mitten in dem größten Gedränge, ihr Vorüberfliegen an den einsamsten Stellen gaben ihr ein gutes Anrecht auf diese Bezeichnung. Halbfremde, die es nicht besser wußten, nannten sie überhaupt Lacerte, und Marcella, wenn sie sonst Lust hatte, den Anruf oder die Ansprache zu beachten, hörte ruhig darauf. Sie erschien besser gekleidet als die bettelnden Kinder, welche bei den Fremden eine dürftige Ernte suchten, und hielt sich sorgfältig von den Stufen der Kirche St. Andeotore fern, wo das Hauptquartier dieser Altersgenossen war. So fiel es denn auch nie Jemand ein, sie mit denselben zu verwechseln; die Lacerte blieb immer Kapitän Gioachino's Enkelkind, und wenn sie zwischen Ufer, Booten und Schiffen umherkroch, bald in eine Gondel sprang, um nach der Piazzetta hinüberzukommen und von dort mit dem nächsten leeren Boote zurückzukehren, bald auf dem nächstgelegenen größeren Schiffe eine Gastrolle gab, bald verschmachtenden Matrosen den rechten Weg zu Cola's Schenke zeigte, so hatte die Giudecca ihre Freude daran, und jeder dieser eideschwurhaft zierlichen und schnellen Bewegungen des Mädchens, bei welcher die prachtvollen blauschwarzen Haare frei im Winde flatterten, folgten wohlgefällige, ja liebevolle Blicke.

Gioachino Cardelli wußte daher wenig einzuwenden, als Marcella, nachdem sie ihre Schulzeit eigenmächtig beendet, plötzlich begann, sich auch auf seinem kleinen Schiffe heimisch zu machen. Sie hielt Einzug in dem breiteren Verschlag, der auf Gioachino's Fahrzeug eine Kajüte getauft wurde, sie schwang sich dem besten Matrosen zum Trost an einem Stück erhaschten Laues aus der Kajüte auf das Deck und vom Verdeck wieder herab, sie war bald ganz Unruhe, bald hochte sie geduldig und schier unbeweglich neben dem Großvater, der das Steuer führte, und sah mit fröhlich glänzenden Augen auf das Meer hinaus. Sie ließ es sich nicht nehmen, die einfachen Schiffsmahlzeiten zu bereiten, und brachte durch ihre emsige Thätigkeit im Ausbessern zerrissenen Segeltuches Petrella, den Segelmacher, um manchen Verdienst, den er seither gehabt hatte. Nach kurzer Zeit durfte sie alle, auch die weiteren Fahrten des Großvaters theilen und ward auch draußen an den Vidi, in Chioggia und an den Meeresporten, welche die Lagune Venedigs von der See trennen, so zu Hause wie am Ufer der Giudecca. In diesem Leben gingen ein paar Jahre hin, bis es plötzlich ein Ende hatte mit Gioachino Cardelli's Fahrten. Der alte Seemann verfiel in ein kurzes, aber schweres Siechthum, in welchem ihn Marcella getreulich pflegte und trotz mancher sehnächtigen Blicke auf Spieren und Segel, Boote und Ruder vor den Fenstern doch geduldig in den Gemächern bei dem kranken Großvater aushielt. Da der Schiffspatron ohne Ahnung seines Zustandes war und auch seine Enkelin nicht begriff, was dem Großvater fehlte, so kam es in diesen trüben Tagen zu keiner Auseinandersetzung über Vergangenheit und Zukunft. Marcella war nicht gerade in völliger Unkenntniß des Gesichts ihrer Mutter aufgewachsen. Papa Gioachino hatte sich zwar sorgfältig gehütet, in ihrer Gegenwart unmittelbar seinem Ingrimm gegen den Freiherrn von Horschach Luft zu machen, aber er hatte zu Zeiten bitter genug auf die Fremden, die Oesterreicher, gescholten, und die arme Lacerta wußte gar wohl, was ihr Großvater durch sie litt. Wie sie überall, selbst im dichtesten Gedränge, leicht hindurchschlüpfte, war sie auch über diese Bedrängniß ihrer Gedanken hinweggehuscht. Marcella war eine jener Naturen, die ganz im Augenblick leben können, obgleich sie ihrer Mutter ein treues Andenken bewahrte und auch gelegentlich einmal darüber nachsann, wie es denn gekommen, daß ihr fremder Vater auch nicht einmal wieder nach dem Schicksal ihrer Mutter gefragt. Indes hatte sie diese Frage nicht mit dem taufendsten Theil des Kammers erfüllt, den sie jetzt über den Zustand des Großvaters empfand. Am letzten Morgen, an welchem der alte Schiffspatron seine Augen noch einmal aufschlug, ließ er sich von der Enkelin einige alte Papiere, darunter auch die Briefe, welche ihm seine Tochter Giulia nach Tunis geschrieben hatte, sowie mehrere werthvolle Kleinigkeiten auf seine Decke breiten. Bei den letzteren befand sich das in Gold gefaßte Miniaturbrustbild eines stattlichen, ja schönen Mannes mit tief blickenden Augen. Die Briefe

zerriß er sorgfältig, die kleinen Werthgegenstände übergab er Marcella und sagte, auf die graue Koppe mit grünem Jägerfragen in dem Bilde deutend, nach einem mächtigen Seufzer: „Es ist Dein Vater, Mädchen, den Du hier siehst, wenigstens trägt er nicht den verhassten Soldatenrock! Ich habe es nicht erleben sollen, keinen solchen mehr in Venedig zu sehen, vielleicht bist Du sammt einem braven Burschen, den ich Dir von Herzen wünsche, glücklicher!“

Marcella schrie auf; der erste Todesgedanke, der den Großvater ergriff, war auch der erste, welcher in ihrer Seele Raum fand. Und doch verschied der lebensmüde Seemann nur wenige Stunden später und die arme, jetzt völlig verwaiste Marcella überströmte mit ihren Thränen das kalte, starre Antlitz des Alten, das ihr nie so lieb und so ehrwürdig erschienen war als jetzt, wo es ihr nicht mehr mit heimlichem Stolze zulächeln konnte. Zum ersten Mal in ihrem jungen Leben überkam sie das Gefühl völliger Trostlosigkeit, und es währte wochenlang, bevor der ungebrochene Lebenstrieb sie auf Stunden ihrem stillen Kummer entriß und den erleichterten Wangen nach und nach die kräftig-bräunliche Farbe zurückgab, durch welche die Lacerte sich auszeichnet hatte. Die Fünfzehnjährige war unmündig, und so mischte sich die Behörde in die Nachlaßfrage ein. Die Habseligkeiten ihres Großvaters wurden ihr gerichtlich zugesprochen, das alte Schiff versteigert und der ärmliche Betrag für sie angelegt.

„Zu einem Heirathsgut, meine Kleine!“ sagte der freundliche Sindaco tröstend und warf damit in Marcella's Seele eine Zukunftshoffnung. Einstweilen freilich mußte die Hülflose und beinahe Mittellose damit zufrieden sein, daß Giovanna, die Orangenverkäuferin, sie ohne Entgelt in eine Dachkammer ihres Häuschens aufnahm und ihr Gelegenheit zu mancherlei kleinem Erwerb verschaffte. Die Nachbarinnen redeten der Verwaisten wohl zu, in einer der großen Mosaikfabriken Unterkunft zu suchen, aber das junge Mädchen äußerte einen unüberwindlichen Widerwillen dagegen. Aus gelegentlichen Erzählungen hatte sie entnommen, daß Giulia Cardelli bei der Mosaikarbeit stets kränker und kränker geworden sei, und war schließlich zu der dunklen Vorstellung gelangt, daß die Arbeit und das Unglück ihrer todtten Mutter in irgend einem Zusammenhang gestanden hätten. Vor Allem sträubte sich ihre Natur gegen den Zwang, zwischen vier Wänden zu verweilen — wie hätte die Lacerte ohne Luft und Wasser, ohne die geliebten Ufer, an denen sie aufgewachsen war, leben mögen?

Giovanna, deren Kundenzahl sich durch den Aufenthalt Marcella's in ihrem Hause bald auf das Dreifache mehrte, war es wohl zufrieden, daß das Mädchen nach ihrer alten Weise dahinlebte. Alle anderen Nachbarinnen riefen dagegen, es sei das Beste, wenn sich die arme Waise verheirathe, um wieder ein eigenes Dach über dem Haupte zu haben. An Bemerkern fehlte es der Lacerte nicht, aber keiner derselben schien ihr Herz zu gewinnen. Sie lachte zu den leidenschaftlichen Beteuerungen, mit denen die Besten und Hübschesten unter den jungen Seelenten und einige wohlhabende Bürgersöhne der Giudecca sie bestürmten und sie blickte sehr ernst drein, so oft sie über eine der Werbungen nachdachte und sich vorstellte, daß sie jahraus jahrein auf derselben Stelle stillstehen sollte wie Giovanna, die Orangenverkäuferin am Ponte Longo. Bald hieß sie übermüthig und unbesonnen; von zahlreichen Lippen fielen noch zahlreichere Sprichwörter, welche die allzu Zuversichtlichen mahnten, daß die Sonne nur zwölf Stunden scheint und die Dämmerung alle grau macht, oder daß ein Mädchen, welches die Locken der Burschen allzu wählerisch anschauet, am Ende mit dem Kahlkopf eines Alten fürlieb nehmen müsse. Lacerte hörte meist diese Spruchweisheit nur halb und flog davon, um an Bord der „Genova Superba“, des großen Levante Schiffes, ihren vielen Bekannten zu erzählen, daß Mutter Giovanna heute frischere und schönere Orangen habe als je.

So schien sie etwa vier oder fünf Monate nach dem Tode Gioachino's völlig zu ihrem alten Leben und beinahe zu ihrer alten Sorglosigkeit wieder erwacht und mer sie zierlich längs der Ufer und auf schwanken Schiffsstegen über das Wasser huschen sah, mer sie heiter lachen hörte, der mußte meinen, daß der Kummer um den Großvater diese jugendliche Natur nicht mehr bedrücke und daß ihr Herz ganz frei und leicht sei. Und doch weinte Marcella noch manche Nacht um den alten Gioachino, und das Herz war ihr auch sonst schwer genug. Denn ein paar Begegnungen mit Giu-

seppe Petrella, dem Sohne des alten Segelmachers von der Fondamenta del Ponte Piccolo, hatten ausgereicht, die Scheu des jungen Mädchens vor dem Gebundensein in eine warme, selbstvergeffene Neigung zu wandeln. Der junge sechsundzwanzigjährige Giuseppe, eine elastische Gestalt, mit kühnem Gesicht, hatte vor einem Jahre das Steuermannsgewand bestanden und galt als einer der besten Steuerleute der venetianischen Handelsmarine. Er hatte Marcella Cardelli ein paar Jahre früher gar oft gesehen und mit dem seltsamen Kinde geschertzt, aber wie er ihr jetzt, bei der Heimkehr von der langen Reise im Norden, gegenübergetreten war, hatte er sie mit anderen Augen betrachten müssen als sonst. Und in Giuseppe's froh erstaunten und bligen Blicken kam der Lacerte mit einem Mal zum Bewußtsein, daß sie nicht mehr das wilde, halbweiße Mädchen von ehemals sei, so wild und flüchtig sie sich auch jetzt noch geberdete. Es bedurfte nur einiger Wochen, um die beiden jugendlichen Naturen, die sich täglich begnugten, täglich ein paar kurze und doch vielstimmige Worte mehr wechselten, für immer zusammenzuführen. Meister Petrella, dem man die Kunde vom Verhältniß seines Sohnes zur Lacerte so rasch zutrug, als sie sich über die Giudecca verbreitete, schlug ein Kreuz, ward so roth wie die Mäue, die er trug, und fragte seinen Giuseppe, ob er vergessen, daß Marcella Cardelli nur eine Mutter, aber keinen Vater gehabt habe? Der junge Steuermann brauste wild auf, daß er nichts vergesse, daß aber sein Vater der Einzige sei, der ihn daran mahnen dürfe und jeder Andere sich vor einem solchen Wort oder einer höhnischen Geberde gegen das prächtige Mädchen wohl hüten möge. Er sei alt genug, ein Weib zu haben, und da er sich den eigenen Herd zu bauen vermöge, so denke er ebensowenig an einen Beistand des Vaters, als an die dürrtige Mitgift der armen Marcella. Signor Petrella warf noch einmal hin, ob es Beppo gefalle, daß jeder Matrose seine künftige Frau als die Lacerte kenne, und der Steuermann gab kaltblütig zurück, es gefalle ihm ganz wohl, denn da sie Jeder auf und an der Giudecca kenne, wisse auch Jeder, wie rein und maßlos Marcella sei und da er nie eine bessere Frau finden werde, so wolle er sein Glück fassen und halten. Erst nach dieser entscheidenden Unterredung zwischen Vater und Sohn zog volle Freude über die Wendung ihres Lebens in Marcella's Herz, und das Verlöbniß der Beiden ward unter großer Theilnahme bei Athanasias Famagusti, dem griechischen Weinschenken, gefeiert. Stolz schritt Giuseppe mit Marcella über die Giudecca, und indem sich das Mädchen an ihren Verlobten anschmiegte, ward von selbst ihr Gang ruhiger, frauenhafter. Das freilich konnte und wollte Giuseppe nicht hindern, daß plötzlich die alte Natur Marcella's erwachte, daß sie sich mit einmal von ihm losriß, ihm einen flüchtigen, aber heißen Kuß gab, und als Lacerte zu Signora Giovanna hinein oder in eine der Kirchen der Insel huschte. Giuseppe lachte dann glücklich hinter ihr drein oder rief ihr nach, daß sie ihm nicht weit entrinnen solle, sobald er erst auf seinem eigenen Deck stünde und sie mit ihm in der Kajüte ihres eigenen Schiffes haufe. Denn es war bald nach der Verlobung zwischen dem Paare besprochen worden, daß Giuseppe fernerhin keinen Steuermannsposten auf fremdem Schiff versehen, sondern als Patron ein eigenes Fahrzeug, und sei es noch so klein, führen solle.

„Ich will mit Dir und um Dich sein!“ hatte Marcella mit einem ganz besondern, halb finstern, halb liebevollen Ausdruck ihres Gesichts gesagt. „Menschen, die sich lieb haben, sollten nicht auseinandergehen — es wächst Unheil daraus.“

Giuseppe begriff, daß sie an ihren Großvater und ihre Mutter dachte, und war rasch mit ihr einverstanden, daß die geringe Summe, die aus dem Erlös des alten Schiffes und der sonstigen Habseligkeiten des alten Cardelli für seine Enkelin hinterlegt war, sammt Giuseppe's eigenen Ersparnissen zum Ankauf eines neuen Fahrzeuges verwendet werden solle. Dabei ward vorausgesetzt, daß Marcella ihren künftigen Mann auf seinen Fahrten begleiten werde, wie es manches Kapitän's brave Frau that. Die Giudecca freute sich im Allgemeinen des Glückes, das der armen Lacerte in Aussicht stand, nur dünkte es Manchen unbegreiflich, daß das seltsame, wilde Mädchen so rasch den tüchtigsten, bravsten und zuverlässigsten aus vielen Bewerberinnen herausgefunden hatte. Denn dem Giuseppe wußten auch die Mißgünstigen nichts nachzureden, als daß er zu wildem Jähzorn neige, was bei einem Seemann für leicht verzeihlich galt. Marcella erfuhr zunächst nichts von dieser

Eigenschaft ihres Verlobten, sie war voll Liebe, voll glücklicher Erwartung, und ihr junger Lebensmuth erblühte täglich frischer.

Gioachino Cardelli's Tod war in den Winter von 1865 auf 1866 gefallen, und die Verlobung Marcella's mit Giuseppe Petrella in den Lenz desselben Jahres. Im Sommer sollte Beppo seine letzte Fahrt als Steuermann auf der Genova Superba thun und im Herbst Patron des eigenen Schiffes werden, das natürlich „Lacerta“ heißen mußte. In denselben Wochen aber, in denen die junge Liebe des eigenthümlichen Paares zu glücklicher Zukunftshoffnung gediehen war, begann es in Venedig wieder einmal kriegerisch auszu-sehen. Die italienischen Patrioten steckten die Köpfe zusammen und flüsternten sich zu, daß Italien im Bunde mit dem mächtigen Preußen ein Heer rüste und daß wenn Alles gehe, wie es solle, Venedig demnächst frei sein werde. Dabei aber füllte sich die Lagunenstadt mit österreichischen Truppen, man sah, daß es auf einen harten Widerstand abgesehen sei und daß es sich für die Bevölkerung jedenfalls empfehle, die Befreiung einzig und allein dem König Viktor Emanuel und den Lands-leuten jenseits der Lagune zu überlassen. Auch auf der Giudecca traten an die Stelle der paar Kompagnieen, die bis dahin in den großen Häusern hinter San Giovanni kasernirt gewesen waren, mehrere Bataillone, die Befestigungen der Nachbarinsel von San Giorgio Maggiore starrten immer drohender von Geschützen, die „Gazetta di Venezia“ ward täglich schweigsamer über das, was vorging, und als der Sommer mit glühend heißen Tagen kam, wußte man nur, daß der Krieg zwischen Oesterreich und Italien neu ausgebrochen sei und auf dem Festland blutige Schlachten um den Besitz Venetiens geschlagen würden. Die eifrigsten Italia-nissimi auf der Giudecca lauschten weit draußen gegen den Kanal von Fusina hin, ob der Schlachtdonner nicht hörbar werde. Aber sie vernahmen nichts als die Kanonenschüsse, mit denen die österreichische Besatzung den Sieg feierte, welchen Erzherzog Albrecht und das österreichische Heer bei Custoza über die Italiener erfochten hatten. Daß unter diesen Umständen die gegenseitige mißtrauische Spannung zwischen der Bevölkerung und der Besatzung nicht eben milder ward, lag in der Natur der Dinge, und es war im Grunde nur der strengen Mannszucht zu danken, welche bei den österreichischen Truppen herrschte, daß es zu keinen Erzeissen kam.

(Fortsetzung folgt.)

Die chinesische Armer.

Von
Leo Warren.

(Nachdruck verboten.)



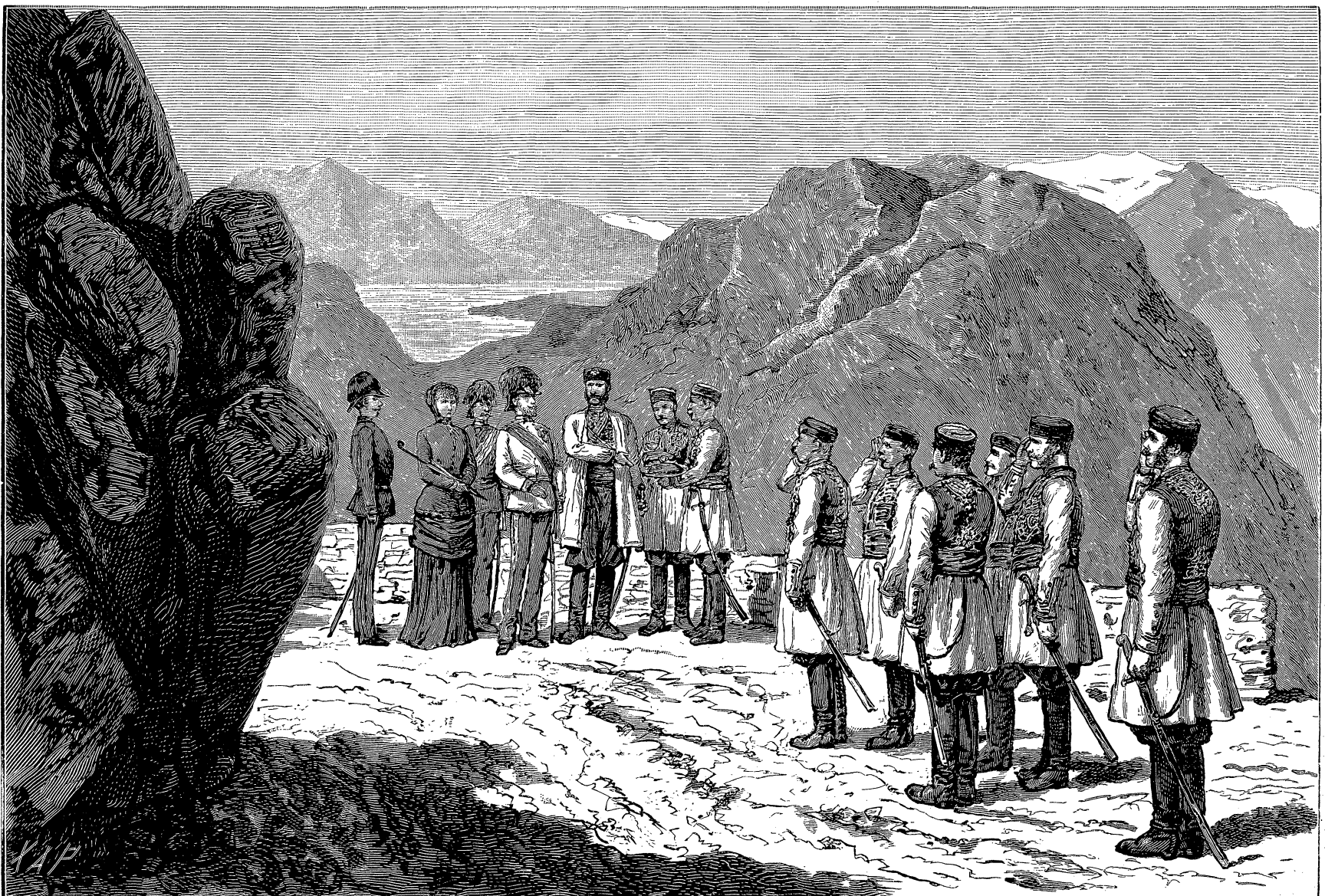
Der Konflikt zwischen Frankreich und China, in welchem sich letzteres einer der ersten Militärmächte Europas entgegengestellt, und der noch jüngst zu einer Ministerkrise Anlaß gegeben, dürfte es rechtfertigen, ein flüchtiges Bild des chinesischen Armeewesens zu geben.

Das ganze chinesische Soldatenwesen unterscheidet sich von dem der europäischen Staaten sehr wesentlich durch das demselben nach der Gesetzgebung des Konfuzius zu Grunde liegende Prinzip.

Für den Chinesen ist der Krieg das höchste Unglück und die größte Schmach der Menschheit, sie dürfen nach dieser Auffassung niemals erobern oder eigentlich politische Kriege führen, ohne sich einer schweren Sünde schuldig zu machen, und der Soldatenstand ist nach ihrer Auffassung nur ein nothwendiges Uebel, das um der Vertheidigung des Landes willen wohl ertragen werden muß. Es traten daher während langer Zeit die Entwicklung des Militärwesens und namentlich die für dieselbe ausgeworfenen Mittel weit hinter die übrigen Zweige der Landesverwaltung zurück, da der Landbau als die edelste, des Menschen würdigste und dem Himmel wohlgefälligste Beschäftigung angesehen wird. Der Soldatenstand genoß und genießt deshalb in China nicht das Ansehen und die Prärogative wie in den europäischen und auch in den mohammedanisch-asiatischen Ländern. Es fehlt ihnen daher auch das Selbstbewußtsein, welches sonst mit dem ritterlichen Beruf der Waffenführung verbunden ist und dem Soldaten, wie sich nicht leugnen läßt, einen großen Theil seiner Tüchtigkeit gibt. Aus dieser rein defensiven Natur des chinesischen Soldathums ging denn auch die Aufrichtung der bekannten chinesischen Mauer hervor, welche bestimmt war, ohne große Opfer an Menschenleben die Grenzen des Reichs zu schützen. Auch folgt aus dieser Auffassung, daß der Militärdienst nicht als ein besonders ehrenvoller Beruf der höheren Stände gilt und daß ebenso von einer allgemeinen Wehrpflicht keine Rede ist. Die chinesische Armee rekrutirt sich durch Freiwillige, welche um des Soldes willen in dieselbe eintreten, und durch die Kinder der alten Soldaten, welche ihre Stellen als eine Art von Vererbung auf ihre Söhne vererben. Es ist nun freilich in neuerer Zeit nach den früheren Zusammenstößen der Chinesen mit den Engländern und Franzosen Manches geschehen, um äußerlich die



Fahrt über die Serpentina von Cattaro nach Cetinje.



Empfang an der montenegrinischen Grenze und Ueberreichung von Salz und Brod.
Reise des österreichischen Kronprinzenpaares nach dem Orient. Nach Skizzen von J. Schlegel.



Beläuscht. Nach einem Gemälde von C. Schweninger.

Schlagfertigkeit der chinesischen Armee zu verbessern, namentlich die um Peking und Kanton liegenden Regimenter sind mit Remingtongewehren und gezogenen Kanonen bewaffnet an Stelle der alten Bogen, Speere und Luntensinten; auch hat man Arsenale in Tientsin, Nanjing, Shanghai und Futschu errichtet, welche eifrig thätig sind, die Bewaffnung immer mehr zu verbessern. Besonders treten diese Verbesserungen hervor in der Kriegsmarine und in dem Bau der Forts, welche alle nach europäischem System aufgeführt und mit Krupp'schen Kanonen armirt sind. In der Armee bestehen aber immer noch im Wesentlichen die alten Verhältnisse, welche der Entwicklung eines wirklich militärischen Geistes hinderlich sind und welche wir nachstehend in ihren markantesten Zügen zu schildern unternehmen wollen.

Der Kaiser von China steht nicht wie in anderen Ländern zu seiner Armee in einem unmittelbaren persönlichen Verhältnis, sondern er betrachtet dieselbe nur als einen untergeordneten Theil des Staatsorganismus.

Das chinesische Kriegsministerium, der Pink-Pou, hat wie alle chinesischen Ministerien zwei Präsidenten aus den in dem Reich vereinigten beiden Rassen, nämlich einen Mandchu (Tataren) und einen Chinesen. Es entbehrt daher der gerade für die militärischen Verhältnisse so absolut notwendigen einheitlichen Leitung, denn wenn auch der tatarische Präsident der ganzen Natur seiner Rasse nach mehr zu einer wirklich kriegerisch-militärischen Auffassung neigt, so wird der chinesische Präsident ihm meist darin entgegenstehen. Man hat deßhalb in neuerer Zeit die Stelle eines Oberpräsidenten des Kriegsministeriums freit, dieselbe ist aber auch nach dem letzten Gothaischen Kalender immer noch vakant — wahrscheinlich, weil die Schwierigkeiten einer einheitlichen Leitung immer noch zu groß befunden worden sind.

Bisher waren die chinesischen Soldaten in ihren Garnisonsstädten anständig, was natürlich ebenfalls der Entwicklung eines richtigen militärischen Geistes und vor Allem der Bewegungsfähigkeit der Armee äußerst hinderlich war. Neuerdings ist bestimmt worden, daß die Verhältnisse aufhören soll, doch greift man damit tief in die bestehenden Gewohnheiten ein und diese Reform wird einer sehr festen Hand bedürfen, um sie ohne Erschütterung des Gefüges der Armee durchzuführen.

Wenn wir nun zurückblicken auf die Geschichte der chinesischen Armee, so ist die erste jetzt bekannte und gültige Grundlage der chinesischen Militärverhältnisse eine Instruktion, welche der Kaiser Kang-hi im Jahr 1710 für seine Oberbefehlshaber erließ, in welcher allerdings der Versuch gemacht wird, den soldatischen Geist mehr zu beleben und zum Bewußtsein zu bringen, welche aber dennoch im Wesentlichen auf der alten religiösen Auffassung über den Krieg und den Soldatenstand beruht.

Arnauld de la Perrière citirt aus dieser Instruktion des Kaisers Kang-hi äußerst interessante Stellen:

„Der Krieg,“ sagte der Kaiser, „ist für ein Volk das, was eine gefährliche Krankheit für den Körper ist. Es gibt in allen Krankheiten einen Augenblick, in welchem man Mittel anwendet, einen andern, in welchem man die Mittel wirken läßt und endlich einen, in welchem dieselben Erfolg haben. Wer diese Zeitpunkte nicht beobachtet, hat keinen moralischen Zweck und keine Menschlichkeit. Man darf daher einen Krieg nicht ohne gerechte Ursache und nur zur geeigneten Zeit unternehmen, — man darf nicht Krieg führen zur Zeit der Ausaat oder der Ernte oder zur Zeit einer Hungersnoth, gleichviel ob dieselbe bei uns oder bei dem Feind stattfindet. Wohl,“ sagt der Kaiser Kang-hi, „kann man Krieg führen, Schlachten liefern, Städte erobern, allein ehe man zu diesem letzten Mittel sich wendet, muß man sicher sein, daß die Gerechtigkeit der Zweck, die Menschlichkeit die Richtschnur aller Handlungen sei. Man darf niemals das Leben einzelner Menschen auf's Spiel setzen, als wenn es gilt, das Leben Anderer zu erhalten; man darf die Ruhe Einzelner nur stören, wenn es gilt, die öffentliche Ruhe zu sichern, dem Einzelnen nur deßhalb Schaden thun, um für das Ganze Heil und Glück zu schaffen.“

Daraus folgt die weitere Regel:

Man soll den Feind niemals weiter als hundert Schritte verfolgen, denn Krieg und Schlachten sind nur Nothwehr und es ist ein Unrecht, einem fliehenden Feind Schaden zu thun. Begegnet ein Befehlshaber einer feindlichen Abtheilung, so soll er sie nicht sogleich schlagen, sondern zunächst ihre Flucht begünstigen. Ganz besonders befiehlt der Kaiser seinen Heerführern, daß sie beim Einrücken in das Land der Empörer (Jeder, der gegen China Krieg führt, ist ein Empörer gegen den Kaiser, der alle anderen Regenten der Erde als seine Vasallen betrachtet) den dortigen Göttern mit Ehrfurcht begegnen und ihre Priester nicht schmähen oder betrüben sollen; sie sollen nicht durch die Felder, auf denen Reis gebaut wird, marschiren; sie sollen nicht die Forsten zerstören, keine fruchttragenden Bäume niederhauen und keine Pflanzen und nutzbaren Kräuter zerstören; sie sollen keine Hausthiere mit Gewalt sich aneignen, die Mauern der Städte nicht zerstören, niemals Feuer anstellen; sie sollen die verwundeten Feinde bis zu ihrer vollkommenen Genesung pflegen, sie nach Hause senden und ihnen Lebensmittel mitgeben.

Vom Standpunkt der Menschlichkeit und Moral sind alle diese Vorschriften ganz vortrefflich und einzelne derselben sind ja auch in unserem Völkerrecht maßgebend, allein man sieht auch, daß mit einer guten Befolgung derselben eine ernste Kriegsführung namentlich gegen Gegner, welche jene Grundsätze nicht anerkennen, unmöglich ist. In der That haben denn auch die Chinesen ihre früheren Kriege nicht immer nach den Grundsätzen der Instruktion des Kaisers Kang-hi geführt.

Im Jahr 1728 gab der Kaiser Jung-Tsching zehn militärische Gebote und in der Einleitung befiehlt derselbe, daß diese zehn Gebote von allen Soldaten auswendig gelernt werden müssen, auch von denen, die nicht lesen können oder zu träge sind, es freiwillig zu thun.

Die Befehlshaber sollen dafür Sorge tragen, daß die Kriegskriegsartikel sich vom Vater auf den Sohn vererben und in jedem Hause zu finden seien.

Es sind diese Kriegsartikel einfach Moralgebote, welche für einen jeden Stand und so auch für den Soldaten als werthvolle Regeln gelten können, aber als Grundlage für die Organisation

einer tüchtigen und schlagfertigen Armee dürften sie darum doch wohl kaum gelten können.

In Betreff der Kampfweise der Chinesen sind die Vorschriften des General Sema bemerkenswerth. Unter den Grundsätzen der Taktik hebt derselbe Folgendes hervor:

„Nachdem die verschiedenen Heeresabtheilungen ihre Stellung eingenommen und die Glieder gebildet sind, darf man keine Art von Lärm hören. Jeder muß aufmerksam dastehen und vorbereitet sein, auf den ersten Wink jede Bewegung bequem auszuführen. Beim Angriff gegen den Feind muß das Signal ganz deutlich die Richtung angeben. Der Soldat soll mit Würde einerschreiten, aber ohne Schwerfälligkeit, muthig und ohne Ueberheilung. Auf das Zeichen „March“ macht man nur eine bestimmte Anzahl von Schritten, nach denen man anhält und die Kniee beugt, als wollte man sich setzen. In dieser Stellung verharrt man, bis neue Signale gegeben werden. Wenn sich die Feinde in Bewegung setzen, so soll der Chinesen unbeweglich stehen und sie herankommen lassen. Der Muth und die Furcht haben beide gleichermaßen ihren Eingang in die menschliche Seele durch die Augen — die Augen müssen daher Muth haben, Diejenigen zu erkennen, aus denen man sich seine Opfer wählen soll. Soldaten, welche der Anblick ihrer Feinde in Schrecken versetzt, werden wenig ausrichten, Truppen dagegen, die den Feind ohne Unruhe anrücken sehen und keine Bewegung machen, um ihm zuvorzukommen oder sich in Vertheidigungsstand zu versetzen, das sind Truppen, die sich mit Ordnung schlagen.“

Auch diese Vorschriften kommen auf die chinesische Auffassung der rein defensiven Aufgaben des Soldaten zurück und ihre Befolgung dürfte schwerlich von stegreicher Wirksamkeit sein, wenn den Chinesen europäische Truppen mit Schnellfeuer gegenüberstünden.

Die chinesische Schlachtordnung ist der Gestalt eines Vogels oder vielleicht derjenigen eines Drachen ihres Wappenschildes nachgeahmt.

Die taktischen Vorschriften sagen:

„Die schwer gepanzerten Truppen bilden den Körper des Heeres. Die Truppen des rechten und des linken Flügels sind für das Heer, was die Schwingen für die Vögel. Mit Hilfe seiner Schwingen vermag der Vogel sich rasch von einem Ort nach dem andern zu versetzen und die Luft spaltend, nach jeder beliebigen Richtung zu gelangen. Durch die Flügel seines Heeres kann der General dasselbe in jede beliebige Stellung bringen. Die Kraft und die Beweglichkeit des Heeres hängt von dem Verhältnis seiner Größe zur Stärke seiner Flügel ab. Die Flügel sollen daher aus den schnellsten, kriegsgeübtesten und am besten disziplinierten Soldaten gebildet werden und die Reiterei muß das Ganze wie eine Wolke umgeben. Sobald der Kampf begonnen wird, soll der General eine Anrede in wenigen Worten halten, um die Soldaten zu ermutigen und noch einmal über ihre Pflichten gegen das Vaterland zu belehren. Die Truppen sollen in langsamem Schritt vorgehen, damit sie den Athem nicht verlieren und kaltes Blut behalten; die Reiterei aber soll die Luft mit ihrem Schlachtgeschrei und dem Klang ihrer Instrumente erfüllen. Die schwer Bewaffneten gehen gegen den Mittelpunkt des Feindes vor und führen den ersten Stoß, auf welchen der General die größte Aufmerksamkeit verwenden muß. In diesem eigentlichen Körper seines Heeres soll er keine Veränderung vornehmen und wird nur immer den Flügeln die Gestalt geben, die er für nothwendig hält. Die Reiterei wird er dazu anwenden, um überall dahin Hilfe zu senden, wo der Feind überlegen ist und zu siegen droht. Alle Signale werden mit der Trommel gegeben. Wenn während der Nacht ein Handstreich ausgeführt werden soll, so bekommen die Soldaten einen Knebel in den Mund, den sie in ihrer Ausrüstung stets an einer Schnur um den Hals tragen, damit sie kein Wort sprechen können, und die Pferde bekommen einen Kappzaum, damit sie nicht wiehern können. Kein Soldat darf im Kampf den Kopf umwenden, um zu sehen, was hinter ihm vorgeht; denn er hat nur seine Augen darauf zu richten, daß er tödtet oder getödtet wird — daß er siegt oder stirbt; aber auch in der größten Hitze des Kampfes soll er gegen Niemand mehr die Waffe erheben, der sich für besiegt erklärt. Niemand soll unmittelbar vor der Schlacht die Mahlzeit eingenommen werden. Fünf Stunden vor der Schlacht sollen die Truppen ihre Mahlzeit erhalten. Die höchsten Generale und alle Offiziere müssen zu derselben Zeit essen und zu derselben Zeit ihre Mahlzeit beenden und Alle müssen am Schlachttag ganz gleiche Speisen und Getränke erhalten, weil sie sich Alle gleichen Gefahren aussetzen und dieselben Anstrengungen zu ertragen haben.“

Das Bemerkenswerthe auch für unsere Verhältnisse ist, was der General Sema über die Ausrüstung sagt:

„Alles, was zu derselben gehört, die Kleidungsstücke, die Waffen, die Helme, die Panzer und Schilde müssen mit der größten Sorgfalt gearbeitet sein; niemals darf der Geiz schmutziger Sparsamkeit einen schlechten Rath geben, der wohl den Schein uneigennütziger Absichten annimmt. Unter scheinbaren augenblicklichen Ersparnissen an der Heeresausrüstung verbergen sich oft die traurigsten Verluste, und der Mensch hat niemals Lust zu sterben, wenn er weiß, daß er sein Leben ohne Schmach führen kann. Die Tugend, die Tapferkeit, die Liebe zum Vaterland treiben zur Verachtung von Gefahren und zum heldenmüthigen Tod; aber stets wird der Mensch im Grunde seines Herzens jenen natürlichen Widerwillen behalten, der ihn zittern läßt, wenn der verhängnißvolle Augenblick naht, der ihm das Leben rauben soll. Man darf also nichts vernachlässigen, um den Soldaten sicher zu machen und ihm so viel Schutz als möglich gegen den Tod von der Hand der Feinde zu gewähren, und die tüchtigste Bewaffnung wird ihm diese Sicherheit und den Schutz am gewissten geben.“

Diese Mahnung des Chinesen sollte auch bei uns bei denen Beachtung finden, welche stets geneigt sind, an allen Ausgaben für die Armee zu mädeln und das Militärbudget in der Presse und von der Tribune aus anzugreifen.

Die alte Eintheilung der chinesischen Armee zerfiel in 8 Banner, je nach der Farbe ihrer Fahnen und Standarten; jedes Banner war wieder in 10–12 Armeekorps eingetheilt. Es gab im Ganzen 90 Armeekorps und jedes Korps bestand aus 40 Kompagnien von je 500 Mann. Das ganze chinesische Reich besaß also eine reguläre Armee von 1,800,000 Köpfen. Die 40 Kompagnien theilten sich in 6 Reiterkompagnien,

8 Bogenkompagnien, 5 Säbel- und Schildträgerkompagnien, 5 Partisanenkompagnien, 12 Flintenträgerkompagnien und 4 Artilleriekompagnien. Der Rasse nach theilt sich die Armee in Mandchuren, Mongolen und Chinesen. Der Sold der Truppen ist reichlich, für den Infanteristen monatlich 2 Unzen Silber — nach unserem Geld etwa 25 Mark — Korn in natura für seinen und seiner Familie Gebrauch und jährlich eine neue Montur. Die Mandchuren, die eigentlich herrschende Rasse in China, aus welcher auch das kaiserliche Haus stammt, erhalten stets das Doppelte an Löhnung. Der Kavallerist erhält für sein Pferd noch abermals 2 Unzen Löhnung und Futter; außerdem hat jeder Soldat noch ein Stück Land, das er mit seiner Familie bebaut. Die Truppen wohnen in Garnisonsstädten in besonderen Stadtvierteln, in welchen jeder Soldat sein Haus von ungefähr 10 Quadratfuß besitzt; vor jedem Hause ist ein Hof und dahinter ein Garten. Die Kavallerie besorgt zugleich den Postdienst, den Dienst bei den Zollämtern, bei den Gerichten, den Gefängnissen und den Kornmagazinen. Die Infanterie versieht den Dienst der Steuererheber und bezieht zugleich die Wachen an den offenen Heerstraßen und Kanälen, bei denen kleine Kanonen aufgestellt sind, um die Signale zu geben und reisende Würdenträger zu begrüßen. Jeder dieser Wappstelen besteht aus mehreren Soldaten und einem Unteroffizier. Der Reisende findet auf diese Weise überall Schutz und Unterstützung, sowohl bei räuberischen Anfällen als bei sonstigen Unglücksfällen. Die Reiterei, welche ganz aus Tataren besteht, hat Dragoner und reitende Bogenschützen.

Zwei eigenthümliche Einrichtungen, vollkommen obsolet in der heutigen Kriegsführung, bestehen immer noch in der chinesischen Armee. Es sind die Streitwagen und die Tigergarde.

Die Streitwagen erinnern an jene Sichelwagen des Alterthums, welche mitten in die feindlichen Truppen hineingefahren wurden und große Verheerungen anrichteten. Dem heutigen Schnellfeuer gegenüber würden sie jedoch ganz wirkungslos bleiben. Eher wäre es vielleicht möglich, die Tigergarde auch heute noch zu verwenden. Ihre Bestimmung ist es, die feindliche Reiterei zu erschrecken. Die Soldaten der Tigergarde sind ganz und gar in Tiger- und Pantherfelle gekleidet und führen Erplobirufeln mit sich. Sie werfen sich der feindlichen Reiterei entgegen und suchen durch einen furchtbaren Lärm und die wunderlamphen Sprünge die feindlichen Pferde zu erschrecken. Sie sind mit Schild und Säbel bewaffnet und tragen einen runden Helm mit zwei Seitenklappen, wie große Ohren geformt. Auf ihrem Schild ist eine fürchterliche Fresse mit großen Augen und weit geöffnetem Rachen gemalt.

Der Säbel wird bei allen chinesischen Truppen mit dem Griff nach hinten getragen und hinter dem Rücken hervor-gezogen. Die Kavallerie hat noch einen besondern Vertheidigungssäbel mit kurzer Klinge von weichem Eisen, welchen sie in der linken Hand führt, um die feindlichen Schläge zu pariren.

Das Schießpulver mußte sich bisher jeder Soldat selbst bereiten, und es ist ja bekannt, daß die Chinesen lange vor Berthold Schwarz das Pulver erfunden hatten.

Die Kanonen wurden früher meistens durch Rameele getragen und waren größtentheils sehr leicht; ja man hat sogar Bambuskanonen, welche ein Soldat auf dem Rücken trägt. Das wirksamste Geschütz in der chinesischen Armee war der Jingall, eine Drehkanone auf einen Dreifuß gestellt.

Fahnen kommen in großer Mannigfaltigkeit in der chinesischen Armee vor. Je fünfundzwanzig Mann haben eine Fahne, welche das Bild eines Drachen zeigt. Je fünf Mann haben eine noch kleinere Fahne. Der General führt als Fahne den sogenannten Leopardenfahnen, eine sieben Fuß lange seidene Fahne. Wenn dieselbe vor seinem Zelt aufgeschlagen ist, so ist das ein Zeichen, daß er allein und ungestört sein will. Es ist dann bei Todesstrafe verboten, sich dem Zelt zu nähern — eine freilich bedenkliche Bestimmung, wenn es gilt, wichtige Meldungen zu machen.

Die chinesischen Offiziere haben sehr schwere und sehr strenge Gramina abzulegen. In jeder Provinzialhauptstadt werden alljährlich diese Gramina abgehalten, in einem langen Gebäude, das mehrere hundert kleine Zellen enthält. Die Kandidaten werden öffentlich untersucht, daß sie nichts bei sich führen, erhalten nun ihre Aufgaben und werden jeder in eine Zelle eingesperrt. Nach einer bestimmten Zeit werden die Siegel gelöst, die Arbeiten von besonderen Schreibern abgeschrieben und dann erst der Prüfungskommission vorgelegt, damit das Urtheil ganz ohne Rücksicht auf die Person des Examinanden abgegeben werde. Die chinesischen Offiziere haben deßhalb auch sämmtlich einen hohen Bildungsgrad, der ihnen vielfach einen Platz unter den Gelehrten, dem ersten Stand der Chinesen, eröffnet, wie dieß zum Beispiel auch der gegenwärtig der Gesandtschaft in Berlin angehörende Oberst Fjeng-Ki-Tong beweist, dessen merkwürdiges und interessantes Werk über sein Vaterland bereits in diesen Blättern Erwähnung gefunden hat.

Neuerdings hat nun die chinesische Regierung beschlossen, die Armee wesentlich zu reformiren und zwar nicht nur in ihrer Bewaffnung, für welche sie, wie schon erwähnt, eine große Anzahl von Remingtongewehren angeschafft hat und mit deren Ankauf noch fortfährt, sondern in Betreff der Organisation, und es soll vor Allem die feste Anständigkeit der chinesischen Soldaten, welche jede Bewegung so außerordentlich erschwert, aufgehoben werden. Es sind zu diesem Zweck drei größere Armeekorps mit einer dem europäischen Muster schon mehr nachgebildeten Uniformirung und Bewaffnung geschaffen worden, und zwar:

- 1) Die Armee der Mandchurei, welche 30,000 Mann stark und in der Gegend von Kalgan aufgestellt ist;
- 2) die Armee der Mongolei, 20,000 Mann stark, welcher insbesondere die Vertheidigung der Hauptstadt Peking obliegt;
- 3) die Armee von Turkestan, 4000 Mann stark, welche die westlichen Grenzen zu schützen hat.

Außerdem wird noch eine Armee für die Küstenprovinzen organisiert.

Die Stärke dieser neuen Militärmacht, zu welcher die tüchtigsten Soldaten der alten Organisation herangezogen sind, beträgt etwa 300,000 Mann. Dieselbe ist unter den General Li-Hung-Tank, der seinen Kommandositz in Tientsin hat, gestellt und soll allmählig die ganze übrige bisher bestandene Militär-

organisation in sich aufnehmen, indem man die ansässigen Soldaten ausüben und ihre Kinder nicht mehr in die Stellen der Väter einrücken lassen will. Wie weit nun auch die neu organisierten Armeen bereits in europäischer Bewaffnung und Taktik vorgeschritten sein mögen, wie viel Fähigkeit und Eifer einzelne Oberoffiziere auch für die weitere Entwicklung des Militärwesens besitzen mögen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die ganze chinesische Armeebildung sich in diesem Augenblick in einem Uebergangsstadium befindet und daher noch kaum in der Lage sein möchte, einen ernstlichen Kampf mit europäischen Truppen aufzunehmen, wobei dann freilich auf der andern Seite auch in Betracht zu ziehen ist, daß die Chinesen im eigenen Lande kämpfen, während die Franzosen bei einer Fortsetzung des Krieges inmitten einer feindlichen und erbitterten Bevölkerung sich befinden, welche, wie der chinesische Gesandte offen in Paris ausgesprochen hat, jeden Augenblick bereit sein wird, das Beispiel Rußlands vom Jahr 1812 nachzuahmen und ihre Feinde mit einer Wüste zu umgeben; denn die tiefe Erbitterung über die Angriffe der Europäer hat jene milden und humanen Grundzüge, welche der Kaiser Kang-hi in seiner Instruktion ausgesprochen, bereits in Vergessenheit gebracht. In dem letzten Kampf mit den Engländern hatte man sogar einen Preis auf den Kopf eines jeden Engländers gesetzt, und wohl würde kein chinesischer Offizier von heute mehr die alte Vorschrift befolgen, daß man den Feind nicht weiter als hundert Schritte verfolgen soll.

Schönhausen,

des großen Kanzlers Geburtsort.

(Siehe das Bild S. 681.)



Die letzten, von der Hochflut dankbarer Begeisterung durchwogenen Wochen haben die allgemeine Aufmerksamkeit auch einem stillen Flecklein altmärkischen Landes zugewendet. Durch seiner Zeitgenossen freudige Erkenntlichkeit hat Fürst Bismarck das Besitztum seiner Ahnen, das größere Rittergut Schönhausen, den Anteil Schönhausen II., zu dem in den Händen der Bismarcks verbliebenen Schloßgute Schönhausen I., der Stätte seiner Geburt, wieder gewonnen. Er hat es laut vor der Nation bekannt, daß ihm nunmehr ein lang gehegter Herzenswunsch erfüllt ist! Wen möchte es da nicht erfreuen, Bilder aus diesem merkwürdigen und durch den 1. April 1815 für alle Zeit geweihten Orte des alten „Landes Jerichow“ an sich vorüberziehen zu sehen? — Auf denn auch einmal nach Schönhausen!

Wir betreten eine Gegend mit reichen geschichtlichen Erinnerungen, wenn wir jenem dreieckigen Landestück zwischen der Havel, der Elbe und dem plaueischen Kanale uns nahen, in welchem, nahe dem Elbufer, auch Schönhausen liegt. In alten Tagen führte dasselbe den Namen des Landes Jerichow oder Kliek. Die Geschichte dieses Ortes, nach welchem unser Reichskanzler mit Vorliebe sich nennt, geht bis auf die dämmernden Anfänge der historischen Kunde von diesen Gegenden zurück, und das Bisthum Havelberg ist die „geistliche Mutter“, sowie die glühende Spenderin der Kultur für Schönhausen dereinst gewesen. Als Kaiser Otto I. im Jahre 946 das Slavenbisthum Havelberg gründete, da opferte er nämlich an dem Altare, welcher an der Stätte des ehemaligen Gerontempels auf dem „Berge an der Havel“ aufgerichtet wurde, auch den Besitz des Dorfes Schönhausen.

Doch wir wollen nur die Hauptmomente der reichen, wenig gekannten Geschichte des Dorfes und des einstmaligen Fleckens Schönhausen hier wiedergeben, um sodann schnell uns seinen Bismarck-Erinnerungen zuzuwenden. Der Bischof Eigebod von Havelberg schenkte dem Dorfe im Jahre 1212 diese mächtige romanische Kirche, — eine dreischiffige Basilika mit burgähnlichem, breit vor das Gotteshaus sich vorlegendem Thurm und einer zierlichen Gornische. Wie trefflich charakterisiert das schmucklose, tiefsteuere Äußere dieser Kirche doch jenen festen und starken, echt niederländischen Geist, welcher einstmal die Marken gründete half! — Es war in alten Tagen auch zu Schönhausen einst ein gutes Wohnen „unter dem Krummstabe“ von Havelberg, bis dann die furchtbare Zeit des „falschen Waldemar“ über die Mark Brandenburg hereinbrach. Da wurde auch das „Land Jerichow“ oder „Kliek“ und mit ihm Schönhausen von der Mark getrennt und von den Magdeburger Erzbischöfen eingenommen. Es ist nie wieder zu Brandenburg zurückgekommen! Die Fehden des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts haben sodann auch hier furchtbar gewüthet. Schönhausen sank zu einem Dorfe herab.

Aber die Bismarcks haben bis zum Jahre 1555 ruhig und unbehelligt auf Burgstall geessen, in jeder Jägerlust sich freuend all' der herrlichen Wäldungen, welche ihren ritterlichen Sitz umgaben. Sie schmückten damals ihren Wappenstein mit zwei Hirschstangen aus; sie wurden auch wohl kurfürstliche Haidereiter, das heißt Oberförster, und erwarben sich den Ruhm von furchtlosen und biderben Reitermännern und von gewaltigen Nimroden. Noch findet sich in der ehrwürdigen Kirche zu Burgstall der Grabstein eines Ritters Nikolaus von Bismarck vom Jahre 1403. Gerade aber ihr Liebste, der Burgstall'sche Forst, sollte dereinst die Bismarcks um den Besitz des wohlverwobenen Gutes ihres Ahnen bringen.

Im 1555 faßte nämlich der brandenburgische Kurprinz Johann Georg, damals zugleich der Administrator des reformierten Bisthums Havelberg, den Plan, das Jagdschloß Leglingen zu gründen. Der alten, angeborenen Weidmannslust der Hohenzollern huldigte der Prinz in ganz besonderem Grade! Es war bei ihm nun einmal beschlossene Sache; — er mußte den Burgstall'schen Forst haben, den schönsten des Landes, und die vielen Bismarcks, welche auf Burgstall wie in einem Neste der Zaunkönige hausten und saßen, sollten ihm weichen. Das Vorhaben des Kurprinzen war zudem von vornherein vom Siege gekrönt, — der Widerstand Derer von Bismarck aber war ein aussichtsloser, da ihr Lehnsherr, der Erzbischof Sigmund von Magdeburg, der Bruder jenes energischen, beharrlich seine Ziele verfolgenden Fürsten war. Dennoch kämpften „Die von Bismarck“ ernst, fest und männlich besonnen um das Erbe ihrer hochverdienten Vorfahren; sie stritten mehr

denn sieben lange, schwere Jahre um den Besitz Burgstalls und seiner schönen Wälder. Endlich, am 16. Dezember 1562, „da der Kurprinz alle von Bismarck auf Jagdschloß Leglingen um sich versammelt hatte“, kam ein Vertrag zum Abschlusse, in welchem die Herren von Bismarck für das säkularisirte altmärkische Kloster Grebese sammt dessen Pertinenzen und für Schönhausen auf den Besitz Burgstalls verzichteten.

Seit diesem Tage erst gibt es ein Geschlecht Bismarck-Schönhausen!

Ein Friedrich von Bismarck setzte von den vier Brüdern von Bismarck, welche zu Ostern 1563 das Schloß Burgstall verlassen mußten, allein das Geschlecht fort; — er ist also der Ahn auch des eisernen Kanzlers und trägt in der Geschlechtsgeschichte den Beinamen des „Permutator“, des demüthigen Gütervertauschers!

Es war ein schlicht adeliges Leben, welches sich nunmehr in der Folge auf dem Schloße Schönhausen, oder vielmehr auf den beiden Gutsanteilen desselben, entfaltete bis auf Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck, Rittmeister a. D., den Vater unseres Kanzlers. Karl Wilhelm Ferdinand vermählte sich am 7. Juli 1806 mit Luise Wilhelmine Menken, der am 24. Februar 1790 geborenen Tochter des Rabiners Menken. Das letztgenannte Paar war es, welchem am 13. April 1807 als erstgeborener Sohn jener Alexander Friedrich Ferdinand von Bismarck geboren wurde, welcher am 23. Dezember 1809 bereits wiederum verstarb, — der älteste Bruder unseres Reichskanzlers. Seine stille Grabstätte findet sich auf unserer Abbildung wiedergegeben. Sie liegt am Ende des tiefstehenden Parks vom Rittergut Schönhausen, Anteil I. Nicht fehlt dem einfachen Kreuze des Bruders unseres Kanzlers das alte schöne Sinnbild der Auferstehung, der Schmetterling.

Bis in die schwere Zeit der Freiheitskriege, welche dem preussischen Adel so große Opfer auch an zeitlichem Gute auferlegte, wußten sich die Bismarcks im Besitze beider Rittergüter von Schönhausen zu erhalten; — in diesen hochheiligen Tagen der vaterländischen Geschichte mußte indeß die ältere Linie des Geschlechtes das in ihren Händen befindliche größere Gut, den Anteil Schönhausen II., verkaufen. Er ist es, der jetzt durch die Liebe, die Dankbarkeit und Verehrung des deutschen Volkes unserem Reichskanzler zurückgegeben worden ist.

Nun aber eine Wanderung durch das aristokratisch vornehme Schönhausen und die in der Hand des Kanzlers wieder vereinigten Anteile I. und II., — das dem Geschlechte Bismarck verbliebene und das aus der Hand der Familie Gärtner jetzt wiedererworbene Gut!

Wir schilderten oben bereits das Äußere der in dem strengsten baltisch-romanischen Styl gehaltenen Kirche von Schönhausen. Einen Blick denn auch in ihr Inneres! Einen wahrhaft poetischen Schmuck der uralten Basilika aber bilden die vielen Grabsteine von Schönhausener Bismarcks, welche die Wände schmücken und in den Fußboden eingelegt sind, — bilden ferner die Totenkronen und jenes rechts vom Altare hängende Banner mit dem eisernen Kreuze sammt seiner frommen, dem allmächtigen Väter der Schlachten die Ehre gebenden Aufschrift.

Und nun zu dem anspruchslosen Schloße von Schönhausen, Anteil I., in welchem der große Kanzler geboren worden ist! Dicht neben dem alten Kirchenbau des Bischofs Eigebod von Havelberg befindet sich dieser den Bismarcks verbliebene Gutschloß. Wir treten durch ein von gemauerten Pfeilern gebildetes Thor in denselben ein. Bei aller Einfachheit ist es dennoch ein malerisches Bild, welches uns nun entgegentritt. Dort auf der Linken befindet sich das äußerst schlichte Wirthschaftshaus, hier vor uns aber die gewaltige, in viele Stämme verzweigte Linde, sie bezeichnet die Grenze zwischen Schloßhof und Wirthschaftshof. Wenden wir uns jetzt dorthin, wo sich die graue Sandsteinmaße erhebt! Wir stehen dann vor dem einfachen, hausähnlichen Schloße, in welchem Fürst Bismarck, der Werkmeister des neuen Reiches, am 1. April 1815 das Licht der Welt erblickt hat.

Einen Blick zunächst auf das Äußere dieses Edelsitzes! Man kann sich nichts Einfacheres denken als ihn! Unter dem Bogen der Eingangstür, unter Ornamenten von zopfiger Form begrüßt uns ein Alliancenschild: rechts zeigt sich der Bismarck'sche Schild mit dem Wegetraut und den Nesselblättern, den alttheiligen Symbolen des Geschlechtes, welche zu der Devise Veranlassung gegeben haben:

„Das Wegetraut sollst stehen la'n:
Hüt' dich, Jung', 's sind Nessel d'r an!“

Links aber die Rahe der Ratte. Die Inschrift, welche uns die Erbauer nennt, lautet, dem Charakter des Gebäudes gemäß, ganz einfach nur also:

„August von Bismarck,
Dorothea Sophia Ratten,
Anno 1700.“

Wir haben nunmehr die Thür geöffnet: ein schmuckloser Korridor liegt vor uns. Eine Pforte, welche den bleibenden Ruhm des Hauses Bismarck verkündet, besitzt aber auch dieser Flur: gleichwie auf dem Perron des Schloßes eroberte französische Gefühle aufgestellt sind, so hat auch hier eine Gabe aus kaiserlicher Hand ihren Platz gefunden: eine Mitraillse, auf welche der schlichte, zopfige Plafond mit seinen einfachen Stuckverzierungen gar festlich herniederhaut.

Aus der langen Reihe von Zimmern, welche sich uns nun in dem alten Bismarck'schen Schloße eröffnen und deren Einrichtung wiederum durchweg eine überaus schmucklose ist, erwähne ich nur zwei: es ist das Geburtszimmer des großen Kanzlers und die Bibliothek seines Schloßes.

Nur mäßig groß ist ersteres, doch athmet es immerhin Wohlhabenheit und Befriedigung der Existenz. Die Möbel aber, — natürlich, sie zeugen durchweg von dem Geschmacke des Jahres 1815. Schmucklos, fast häßlich sind Tisch, Spiegel und Kommode; — daß aber dennoch der Comfort des Lebens hier geherrscht hat, davon erzählt jener Sessel, sowie der schwere Vorhang, welcher die Tiefe des Zimmers abschließt, und die Ampel dort oben! Vorüber an dem Speisesaale mit seinen reich geschmückten Thürnen und dem Krystallkronleuchter; — einen Blick nur noch in die Bibliothek, zu welcher der Herr von Bismarck in trüben Jahren sich so oft geflüchtet hat! Hier zeigt es sich, daß hoher, edler Sinn im Hause der Bismarcks allzeit gewaltet haben muß; sonst wären diese Bücherregale nicht gesammelt worden. Stühle und Schränke, — vor Allem aber jener schwere, eichene Tisch, welcher in der Mitte des Zimmers steht, — sie schildern uns wiederum die Frugalität des Lebens, welche hier allzeit ge-

herrscht hat. Die Kunst hat man hier nur gerufen, wann es galt, die Ahnen zu verherrlichen: es findet sich eine Menge von guten Porträts in diesem Schloße, — Porträts Bismarck'scher Ahnen.

Ganz köstlich und echt poetisch aber ist der Park des den Bismarcks seit 1563 erhaltenen Gutsanteils Schönhausen I. Die Baumreihen bestehen aus herrlichen alten Linden und Kastanien, welche ihre Zweige fast bis zur Erde niederbeugen. Die künstlerische Ausschmückung aber auch des Parkes ist nur eine spärliche. Von dem Perron führt ein Weg zu einem Teiche hinab, welchen vier Postamente mit sandsteinernen Nymphen und Najaden umstehen: das ist Alles!

Doch nein! Hinter einer prächtigen Allee erhebt sich bei einem Wasserlaufe ein Pavillon. Vier Wände, — eine rund überwölbte Thür, ein Dach mit gebrochener Kontur, — das ist freilich wenig genug! Und doch liegt poetischer Reiz über dieser Stätte.

So viel von Schloß Schönhausen, Anteil I.! Allein wir müssen uns jetzt der Ehrengabe zuwenden, welche dem Kanzler in diesen glanzdurchleuchteten, von der tiefantiken Verehrung eines ganzen Volkes verklärten Tagen geworden ist, dem Schloße Schönhausen, Anteil II., dort drüben! Dasselbe, welches auch der „alte Hof“ genannt wurde, war wie gesagt einst in dem Besitze einer älteren Linie des Geschlechtes Bismarck, doch mußte dieß Gut zur Zeit der Freiheitskriege an den Justizrath Herzbruch aus Burg verkauft werden, worauf die magdeburgische Familie Gärtner dasselbe erwarb. Das Areal dieses Schloßes ist fast noch einmal so groß als der den Bismarcks verbliebene Anteil I. Natürlich flößt dieser Bau, obwohl er viel stattlicher, viel malerischer auch und künstlerischer durchgeführt ist als das Schloß I., uns nicht das gleiche Interesse ein wie das Geburtshaus unseres Kanzlers. Indessen, eine schönere Ehrengabe konnte wahrhaftig nicht gewählt werden für den Mann, der so mit Pietät seiner Vorfahren gedenkt!

Natürlich ist Schloß II. jünger als Schloß I.; dasselbe ist, wie das Monogramm „August Wilhelm von Bismarck“ — A. W. v. B. — über der Thür unter dem Giebelsfelde mit dem dazu gehörigen Spruchbände uns verkündet, erst am 3. Mai 1734 vollendet worden. Mit dieser Jahreszahl ist denn auch Alles gesagt, was sich überhaupt über dieß Schloß sagen läßt.

Dagegen finden wir herrliche Aeen, wunderjam schöne Exemplare von Laub- und Nadelbäumen, epheumrankte Sandsteinvasen auf Ruheplätzen mit zierlichen Bänken; — auch hier herrscht die Poesie der Wiese, des unmerklich dahinschießenden Baches, der wohlbeschnittenen Tagusbüden und der lauschigen Vorkenhäuschen. Es ist doch recht ein Tuschulum, dieß alte märkische Schönhausen!

Mit einem innigen Herzenswunsche aber schließen wir jetzt. Ein Sohn der Altmark hat's der Deffentlichkeit verkündet, daß der große Bismarck bisher nicht eben gern auf jener Stätte verweilt habe, die nächst Stendal und der Burgstall'schen Haide, — denn Schloß Burgstall ist zerfallen, — am ergreifendsten zu ihm sprechen mußte: auf der Stätte seiner Kindheit, die er doch einst früher so gern aufgesucht hat! Wie es sich auch immer damit verhalten mag, das wünscht das ganze deutsche Volk: Möge die Liebe, die in der Darbringung der Gabe sich gezeigt hat, den Kanzler stärken zu seinem schweren Amte, wie ihn die Gabe selbst erfreut hat! Möge er noch lange auf der Stätte, die seiner Ahnen Wache birgt, in diesem Gotteshause von Schönhausen seinem Gotte dienen, der ihn so wunderbar geführt hat! Mögen ihn, so oft er hier weilt, die Erinnerungen seiner Kindheit erfreuen und möge der Ruhm seines Alters ihm das Leben verjüngen!

Die Schloßherren Schönhausen aber sollen dereinst als monumentale Zeugnisse es unserem Volke sagen, daß es einst eine Lust war, in unseren Tagen zu leben!

Oskar Schwedel.

Dr. Karl Stieler.

(Siehe das Porträt S. 680.)



Jeder ist einer der besten und edelsten Vertreter der zeitgenössischen deutschen Dichtung dahingegangen: in der Nacht vom 11. auf den 12. April starb in der Vollreife seiner Jahre zu München der geistvolle und warmherzige Sänger des Bayernlandes: Karl Stieler. Die erschütternde Trauerkunde lief gerade in dem Moment ein, als die nachfolgende Charakteristike, die vom Verfasser als ein Freundesgruß an den in rüstiger Frische schaffenden Dichter gedacht war, unter die Presse wandern sollte; sie folgt hier in unveränderter Fassung, aber ihre Bedeutung ist eine andere geworden: was in ahnungsloser Heiterkeit geschrieben wurde, wird in Wehmuth gelesen werden — Vorbeeren sind Gypsen geworden.

Nirgends so sehr wie in den Werken der Dialektdichter sprudeln die erfrischenden und verjüngenden Quellen unserer wie jeder andern Literatur; bewahrt doch das Provinzielle in der Poesie die literarische Produktion einer Zeit vor Verknöcherung und Einseitigkeit, indem sie dieselbe mit dem belebenden Hauche des Individuellen wohlthuend erfüllt.

Die rüstige Pflege der Dialektpoesie ist daher immer ein erfreuliches Symptom für die gesunde Entwicklung der jeweiligen Literatur, und wir können uns nur beglückwünschen, daß wir in einer Zeit leben, in der Dichtung das Provinzielle nach Inhalt und Form eine so hervorragende Rolle spielt — eine Erscheinung, die zu einem nicht geringen Theile wohl auf die bahnbrechende Initiative eines Fritz Reuter und Klaus Groth zurückzuführen ist; denn namentlich von dem Eintreten jener beiden eigenartigen Talente in die literarische Arena datirt ja das Aufblühen der Dialektpoesie in allen deutschen Gauen.

Zu den warmblütigsten und temperamentvollsten Vertretern der heutigen provinziellen Dichtung in Deutschland gehört ohne Frage Karl Stieler, der dichterische Porträtmaler und lyrische Psychologe des biedereren, waderen Bayernvolkes. Selbst ein echtes, naturfrisches Kind der Berge, entwirft er in der langen Kette seiner Lieder und Historien, seiner Lebens- und Sittenbilder aus den bayerischen Bergen ein in seiner Totalwirkung ebenso großartiges wie anmuthendes Ge-

mälde von Land und Leuten Altbayerns. „Bergbleamln“, „Weil's mi freut“, „Habt's a Schneid?!“, „Um Sunna-wend“, „Von Dahoam“ (zu Bildern von Franz Desfregger), „Hochzeit in die Berg“ (zu Zeichnungen von Hugo Kaufmann), „In der Sommerfrisch“ (ebenfalls zu Zeichnungen von Kaufmann) und „Aus der Hüttln“ — diese acht Stieler'schen Liederbücher in oberbayerischer Mundart sind ebenso viele werthvolle Beiträge zur Volkspsychologie und speziell zur Kulturgeschichte des Bayernlandes, und hätten sie keinen andern Werth als eben nur diesen psychologisch-ethnographischen, dürfte man ihnen ein ästhetisches Gewicht nicht beimesen, so würde man sie schon wegen ihrer typischen Bedeutung für die Charakteristik des Bodens, aus dem sie erwachsen, gar nicht hoch genug schätzen können. Schwungvolle volksthümliche Phantasie, eigenartiges Empfinden und große Tiefe der Lebenswahrheit, das sind aber die glänzenden Merkmale der Stieler'schen Muse.

Unser Dichter ist ein realistischer Beobachter von seltener Feinheit des Auges, und in dieser Hinsicht gleicht er dem genialen Realisten mit dem Pinsel, Desfregger: die künstlerischen Gebilde Beider sind, was die physiognomische Porträtähnlichkeit betrifft, von einer unübertrefflichen Echtheit. Die Produktion Beider trägt bis zur Evidenz die Signatur des Erlebten. Aber das allein würde Stieler nicht zu einem so hervorragenden Repräsentanten der Dialektpoesie haben machen können. Eines vor Allem ist es, was ihn von den meisten Dialekt- und Volksdichtern seiner Zeit und aller Zeiten unterscheidet: er gehört zu den Wenigen unter ihnen, die weder bildungsunreif im Volke, noch vornehm-küßl über dem Volke stehen; er vermeidet die Befangenheiten und Vorurtheile dieser beiden Extreme; denn er ist einer der Wenigen, die mit dem warmen Herzen zwar tief im Volke wurzeln, mit dem feingehakten Kopfe dasselbe aber bewußt überragen; seine Lyrik ist naive Poesie und doch ganz und gar Kunstpoesie. Diese glückliche Mitte des poetischen Standpunktes unseres Dichters erklärt sich aus den zwei integrierenden Faktoren, welche seinem äußeren Leben die Bahn wiesen: er ist ein Kind der Gesellschaft, aber ein Schüler des Volks.

Karl Stieler (geboren am 15. Dezember 1842) ist der Sohn des berühmten königlich bayerischen Hofmalers Joseph Stieler in München; sein Elternhaus war der Sammelpfad der hervorragenden Geister der Residenz in Kunst und Wissenschaft, und die letzten Strahlen der untergehenden literarischen Ruhmes-sonne von Weimar, wo hinüber der Vater intime Beziehungen (z. B. zu Goethe) unterhielt, leuchteten noch, wenn auch nur in schwachem Nachglanze, um die Wiege des Knaben, der nach dem frühzeitigen Tode des Vaters in der Mutter eine treffliche Erzieherin fand. Als sich später die bekannte dichterische Tafelrunde um König Max II. bildete, als Geibel, Bodenstedt, Heyse, Dingelstedt u. A.



Dr. Karl Stieler.

das literarische Leben Münchens zu einer ungeahnten Höhe der Blüte emporhoben, blieben diese geistigen Elemente nicht ohne einen lebhaften Einfluß auf den empfänglichen Knaben und Jüngling. Die Anregung des künstlerischen Verkehrs war eine große: Stieler dichtete und malte, und mancher Kampf mußte durchgekämpft werden, bis in ihm der Entschluß siegreich durchbrach, ein exaktes Studium zu erwählen. Er bezog als Jurist die Universität seiner Vaterstadt. Um diese Zeit erweiterte sich sein

äußerer Verkehrskreis nach einer bisher weniger von ihm beachteten Seite hin: hatte er sich bis dahin vorwiegend in künstlerischen Kreisen bewegt, so wendete er sich von jetzt ab zugleich dem Volke zu; aus freier Wahl und eigener Neigung ging er mit den flotten Gebirgsbuben als Holzknecht in die Wälder, als Feldarbeiter auf den Acker, und als er später seine juristischen Studien glücklich abgeschlossen, blieb er nach wie vor mit dem Volke in engem, vielfach berufsmäßigem Verkehr; im Kriege von 1866 aber zog er als Lieutenant an der Spitze seiner „Waldler“ gen Passau in's Lager und vertiefte in den ersten Tagen der Prüfung sein Verhältniß zum Volke um ein Erhebliches.

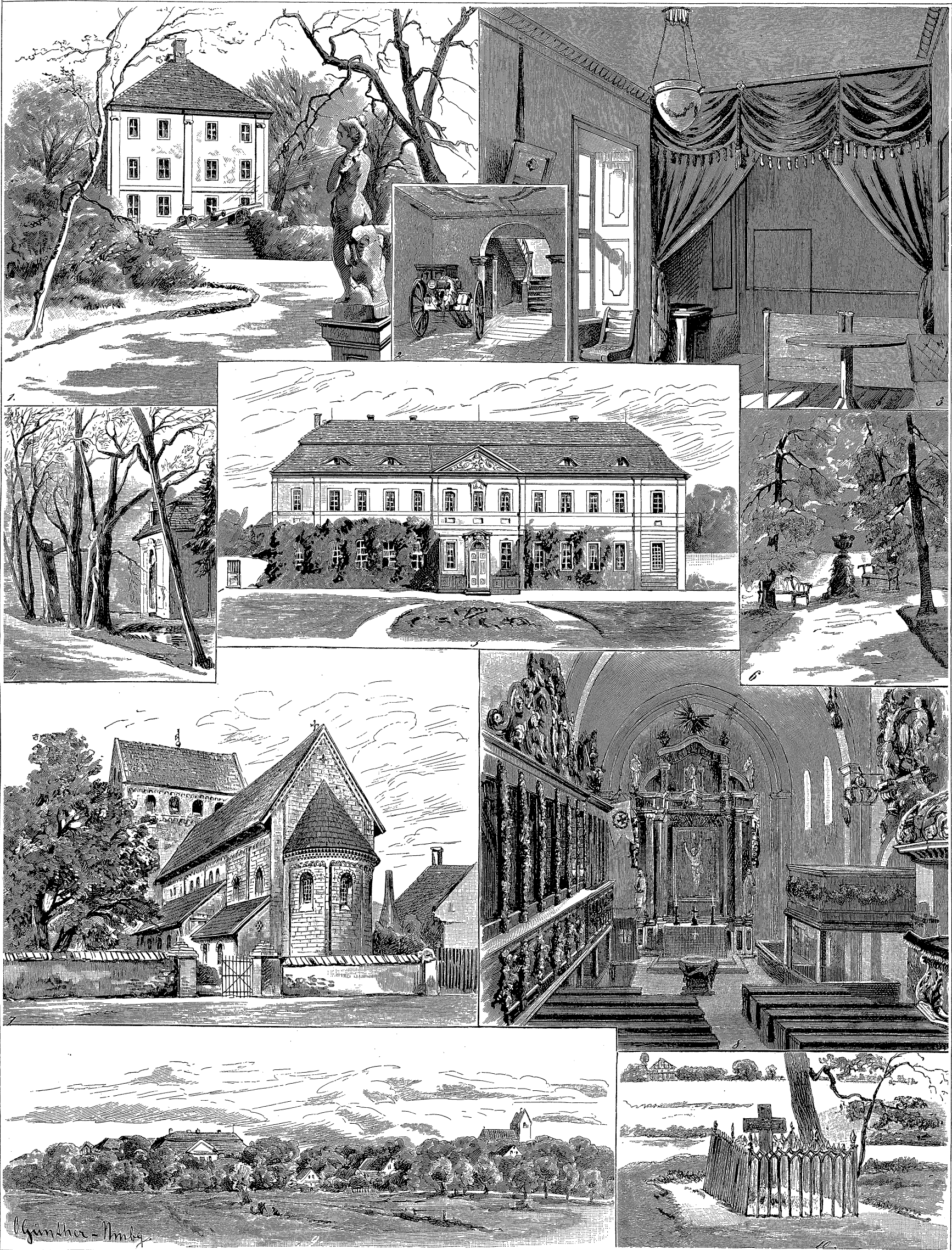
Diese wenigen Daten aus dem Leben unseres Dichters; der als Dr. juris und Assessor des bayerischen Reichsarchivs in München seine Zeit zwischen archivariischen Amtsgeschäften und dichterischer Produktion theilte — diese wenigen Daten dürften genügen, um darzutun, warum Stieler als Volksdichter das werden mußte, was er eben war; die vornehm-ästhetischen Traditionen seines Elternhauses und seine auf geistige Ziele gerichtete Erziehung schützten ihn vor der Gefahr der Platttheit, welche ja für den Volksdichter eine der schlimmsten Klippen bildet; sein langjähriger vertrauter Verkehr aber mit dem Volke gab seiner Dichtung die sichere und gebiegene Basis eines gesunden und schönen Realismus.

Außer zahlreichen Essays über oberbayerisches Leben, sowie Reisebilderungen und Kulturbilder hat Stieler ferner noch drei Sammlungen hochdeutscher Dichtungen veröffentlicht. Zu den erstgenannten Schriften gehören vor Allem die Werke: „Aus deutschen Bergen“ (in Gemeinschaft mit Herman Schmid), „Bilder aus Elsaß-Lothringen“, „Rheinfahrt“ (in Gemeinschaft mit Wachenhusen und Haackländer), „Italien“ (in Gemeinschaft mit Paulus und Kaden) und „Waidmannserinnerungen“, während seine hochdeutschen Dichtungen sich in den „Hochlandsliedern“, den „Neuen Hochlandsliedern“ und der „Wanderzeit“ zusammengefaßt finden.

Stieler's Reisebilderungen und Kulturbilder bieten dem Leser eine reiche Fülle werthvoller sachlicher und ethnographischer Mittheilungen in plastisch schöner, oft poetisch verklärter Form, seine hochdeutschen Poesieen aber excelliren durch dichterischen Feinsinn in Empfindung und Gedanken, wie durch melodischen Schmelz in der sprachlichen Einleitung und bewähren ihre Stärke namentlich im Liede und in dem stimmungsvollen Naturbilde. Wer die heutigen Talente des deutschen Dichters im Geiste Revue passiren läßt, der wird, wofern er für echte dichterische Physiognomien Sinn hat, sein Auge freudig und sympathievoll weilen lassen auf dem lebenswürdigen Poeten, dessen geistiges Bild die obigen Zeilen nicht zeichnen, sondern nur flüchtig skizziren wollten. C. Ziel.



Reise des österreichischen Kronprinzenpaares nach dem Orient: Fahrt durch Cetinje. Nach einer Skizze von F. Schlegel.



1. Das im Besitz der Familie verbliebene Schloß, Gartenseite. — 2. Eingangshalle desselben. — 3. Geburtszimmer des Fürsten in diesem Schloß. — 4. Pavillon. — 5. Das zweite Schloß (Bismarckspende). — 6. Urne im Park. — 7. Kirche. — 8. Inneres der Kirche mit dem Stuhl der Gutsherrschaft. — 9. Dorf Schönhausen mit beiden Schlössern. — 10. Grab von Bismarck's ältestem Bruder.

Schönhausen, Besitztum des deutschen Reichkanzlers. Originalzeichnung von Otto Günther-Naumburg.

Der Referendar.

Novelle

von

Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)



röthlich und zuberstlich stieg Leopold, als der Wagen verschwunden war, wieder die Stufen hinan, um die Zeit bis zur Rückkehr Isa's noch mit voller Kraft seinem Bilde zu widmen. Er kam sich jetzt so frisch, so übersprudelnd an schöpferischen Ideen vor, daß er es kaum erwarten konnte, Pinsel und Palette zur Hand zu nehmen. Mit halbblauer Stimme trällerte er einen alten Refrain, der ihm zufällig in den Sinn kam:

„Und wenn sie lächelt, wenn sie spricht —
Doch ihren Namen nenn' ich nicht.“

Er gefiel sich in allerlei Verzierungen und Variationen.

„Und wenn sie lächelt — lächelt — lächelt —“ tremulirte er, beinahe sentimental; denn der Deutsche hat bekanntlich die schöne Gepflogenheit, heitere und energische Stimmungen durch sentimentale Tonspiele auszudrücken. „Und wenn sie lächelt, wenn sie spricht — doch ihren Namen nenn' ich nicht — nenn' ich nicht!“

Mit dieser klangvollen Versicherung betrat er sein Atelier — und sah in das todtenblasse Angesicht Isa's. Einigermassen erstaunt fuhr er zurück.

„Du hier? Ich dachte . . .“

Sie aber hob langsam die rechte Hand, als wolle sie jede heuchlerische Beschönigung abschneiden, und sagte mit hohler Stimme:

„Ich weiß Alles!“

„Was, liebste Isa?“ stammelte Leopold.

Die Achseln zuckend, deutete sie auf das Nebengemach, wo Tonso noch immer bei den Draperieen beschäftigt war.

„Tonso, Du störst uns!“ rief Leopold. „Geh' hinunter zu Hermann und sieh', was Du helfen kannst! Isa, mein Engel, was hast Du nur? Du erschreckst mich; Du siehst aus wie der leibhaftige Tod! Kein Blutstropfen im Gesicht . . .“

Er trat auf sie zu, ihre Hand zu ergreifen. Sie entzog sie ihm mit der Würde einer beleidigten Königin.

„Wagst Du es noch?“ versetzte sie tonlos. „Ich sage Dir, daß ich Alles gehört habe. Ich war drüben im Ankleidezimmer . . .“

„Was willst Du gehört haben?“

„Deinen Treubruch! Deinen schändlichen Verrath! Leopold, es muß heute klar zwischen uns werden! Ich bin bereit, ohne Groll und Erbitterung zurückzutreten; ich will der Sirene, die Dich umgarnt hält, das Feld räumen und freudig zu meinen Eltern zurückkehren; nur das Eine ertrag' ich nicht, daß Du mich schmachlich betrügst!“

„Isa!“

„Leugne nicht, Leopold!“ sagte sie mit erkünstelter Sanftmuth; denn ihr Herz pochte wie toll und am liebsten hätte sie laut aufgeschrien vor zitterndem Ingrimm. „Leugne nicht, Leopold! Von der ersten Minute an war ich Zeuge eures . . . Gesprächs, wenn man das noch so nennen darf, was mit . . . Liebeschwüren und mit leidenschaftlichen Küffen endigt.“

„Du bist von Sinnen! Die Gräfin ist mir so gleichgültig wie ich ihr! Es handelt sich lediglich . . .“

„Schweig!“ unterbrach ihn die junge Frau.

Ihre Selbstbeherrschung war am Entschwinden. Zu deutlich stand ihr vor der bebenden Seele, was sie in ihrem Versteck erlauscht und zusammengeträumt hatte.

Buchstäblich und doch mit verändertem Kolorit hielt sie ihm vor, was er gesagt und was die Gräfin geredet, und wie sie geäußert habe und ihm zärtlich geschmeichelt, und wie er jubelnd seiner Genugthuung Ausdruck verliehen, daß er demnächst unter dem Vorwande künstlerischer Arrangements ihr Haus betreten, sie Tag für Tag wiedersehen, in ihrer Liebe sich selig berauschen werde . . .

Dabei steigerte sich die Heftigkeit ihrer Sprache mit jedem Augenblick.

Nicht daß sie getobt und geläut hätte, wie das in ähnlichen Fällen die Art unserer Frauen ist. Nein, sie bewahrte äußerlich ein gewisses Maß der Zurückhaltung; aber die Anklagen, die sie ihrem Gatten in's

Anflicht schleuderte, und die Verdikte über das Verhalten und den Charakter der Gräfin überstürzten sich förmlich in hyperbolischer Schroffheit, und mit verzweiflungsvoller Selbstironie spottete sie über ihre Verblendung, die ihr so lange Jahre hindurch in Leopold das Ideal ihres Lebens gezeigt. Wahrlich, ein erbarmungswürdiger Mißgriff!

Umsonst bestrebte sich Leopold, ihr mit Vernunftgründen beizukommen; ihr klar zu machen, daß er ein vollständig reines Gewissen habe; ihr zu erläutern, was die Gräfin gewollt und weshalb er sie mit so warmer Freundschaftlichkeit behandelt habe. Isa blieb dabei, die paar Kunstphrasen, die sie mit einander gewechselt, seien ein abgekartetes Spiel gewesen, um den albernen Tonso, der allenfalls horchen konnte, zu täuschen. Sie wisse, daß Eleonore sich gestern schon angemeldet, Leopold aber habe die Sache wohlweislich verschwiegen. Wäre nicht sie, Isa, ihm zuvorgekommen mit ihren Ausgangsprojekten, so würde er seinerseits Mittel und Wege gefunden haben, sie zur vereinbarten Stunde vom Atelier fernzuhalten.

„So gib Dir doch keine Mühe!“ sagte sie im Ton eines Tribunalpräsidenten, der einen Verbrecher verhört. „Wie komisch war schon allein die Lebhaftigkeit, mit der Du mir zugeredet, bei Schrötters vorzusprechen! Was kümmern Dich sonst diese Schrötters? Was fragst Du überhaupt nach gesellschaftlichen Rücksichten? Nur um das Geld frei zu haben, um ganz sicher zu sein, nur deshalb drängtest Du mich zu diesem Besuche, nur deshalb!“

Da half keine Widerrede. Alle Beteuerungen Leopold's waren der fiebernden jungen Frau klägliche Ausflüchte, feige Sophismen; alle Erklärungsversuche nichtige Deuteleien.

Daß „der Schein trügt“, daß „die Eifersucht blind macht“ — du lieber Himmel, durfte Leopold im Ernst erwarten, so alberne Schlagwörter möchten jetzt noch bei Isa verfangen?

„Der Schein trügt!“ Mit dieser Phrase konnte man Alles, auch das Schlimmste, auch den handgreiflichsten Frevel in Abrede stellen. Ein Mann, der seine Frau wahrhaft liebte, der sich selbst respektirte und keinerlei üble Gedanken hatte, ein solcher Mann kam nicht in Situationen, die auch nur von fern zu mißdeuten waren!

Dabei verblieb sie trotz der eindringlichen Beredsamkeit Leopold's, der alle Töne der Schmeichelei, der ernsthaften Vorstellung, ja, selbst des Unmuths und der Enttäuschung erschöpfte.

Ihr Entschluß stand fest. Sie konnte und wollte nicht die Gefährtin eines Verräthers bleiben, der den liebegirrenden Mund der ungarischen Sirene mit leidenschaftlichen Küffen bedeckt hatte; denn daß es die Hand gewesen, die Leopold an die Lippen geführt, das zu glauben, wäre ihr als der Inbegriff der Absurdität vorgekommen. Hätte sie ihrem ersten Instinkt nachgegeben, so wäre sie sofort nach ihrer vermeinten Entdeckung abgereist und hätte ihrem Gemahl das, was sie zu sagen hatte, in Gestalt eines Abschiedsbriefs auf den Schreibtisch gelegt. Dann aber war ihr Gerechtigkeitsförm stärker gewesen als das Ungefühl ihrer Enttäuschung. Ungehört wollte sie selbst den offenbar Schuldigen nicht verdammen. Diese peinliche Auseinandersetzung war nun vorüber; jetzt wünschte sie keine Minute länger als nöthig zu zögern. Heute noch verließ sie das Haus — zunächst unter einem glaubhaften Vorwande, denn alles unnöthige Aufsehen sollte vermieden werden. Aber fort aus seiner entweichenden Nähe wollte und mußte sie! Der Gedanke, noch eine Nacht mit Leopold unter dem gleichen Dache zu weilen, lastete ihr wie ein Alp auf der Brust.

„Gut,“ sagte Leopold endlich. „Thu', was Du willst! Wer mit Blindheit geschlagen ist, dem hilft weder Licht noch Brille. Glückliche Reise!“

Mit diesen Worten kehrte er ihr den Rücken.

Sie brach in Thränen aus.

„So also verabschiedest Du die Unglückliche, die Du tödtlich beleidigt hast!“ schluchzte sie, auf den Divan sinkend.

„Ich habe nicht Lust, nochmals von vorn zu beginnen,“ sagte Leopold scharf. „Willst Du reisen, so reise! Ich kann Dich nicht halten!“

Scheinbar gleichmüthig ergriff er Palette und Pinsel und trat behäbig zur Staffelei, während Isa still vor sich hin weinte.

„Isa,“ begann er nach einer Weile, „ich mache Dir einen Vermittlungsvorschlag. Die Gräfin erwartet mich morgen. Ich werde ihr absagen. Du hingegen machst

mir das Zugeständniß, Deine Abreise um vierundzwanzig Stunden hinauszuschieben. Siehst Du, entscheidende Schritte soll man nie in der ersten Erregung thun, das ist eine alte Maxime! Ich verspreche Dir, wenn Du's verlangst, Dich völlig zu ignoriren. Du kannst Dich in Dein Zimmer zurückziehen, Unwohlsein vorschützen — was Du willst! Hörst Du, Isa?“

Sie erhob sich feierlich.

„Wohl!“ sagte sie. „In Erinnerung an das Vergangene bin ich bereit, Deine Bitte — die letzte, die Du je an mich richten wirst — zu erfüllen. Ich werde auf meinem Zimmer speisen und mir inzwischen genau überlegen, wie ich zu Werke zu gehen habe! Denn daran wirst Du nicht zweifeln, in der Hauptsache bleibe ich standhaft.“

„Um so schlimmer.“

„Leb' wohl! Du hast mir unbeschreiblich wehe gethan!“

„Und Du machst mich wahnsinnig mit Deinen Halluzinationen,“ plägte der Maler heraus. „Du brauchst gar nicht serviren zu lassen,“ fügte er frostig hinzu; „ich esse auswärts.“

„Wie Du willst. Ich habe in diesem Hause hier nichts mehr zu sagen. Bald wird ja eine Andere . . .“

Sie brach wieder in Thränen aus. So verließ sie die Werkstatt.

Vergerlich mit dem Fuße stampfend, blickte Leopold von der Straaten ihr nach.

Es war in der That zum Verzweifeln! Wohin sollte das führen? Denn wenn er auch fest überzeugt war, daß es ihm bis morgen gelingen werde, sie zu beruhigen und sie den peinlichen Auftritt bereuen zu lassen, so schwebte ihm doch nachgerade in gespenstischen Umriffen eine unabsehbare Kette ähnlicher Szenen vor, die auf die Dauer für beide Theile ein förmliches Unglück bedeuten würde.

Neuerst niedergeschlagen durchmaß er sein Atelier. Er sann und sann, ohne ein Resultat zu erzielen. Nachdem das Mißtrauen Isa's einmal geweckt war, blieb ihm nur ein Weg, die Rückkehr solcher Katastrophen unmöglich zu machen: er mußte sich vollständig aus der Gesellschaft zurückziehen. Das aber widersprach so ganz und gar seinem Naturell und mehr noch seinem Beruf, daß er diesen Gedanken alsbald mit Entschiedenheit von der Hand wies. Auch hätte er sich ja selber gering schätzen müssen, wenn er so slavisch sich einer Weiberlaune gebeugt hätte, die zwar aus der Tiefe eines reinen Gemüths quoll, aber dennoch vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft nicht bestehen konnte.

Eine Weile hindurch überließ er sich so ausschließlich dem Gefühle seines nagenden Unmuths, dann überwog das Mitleid. Ja, schon um Isa's willen war er verpflichtet, den Kampf gegen die Hydra der Eifersucht mit herkulischer Energie in Angriff zu nehmen, denn sie litt über Gebühr von der Bosheit dieses tödtlichen Ungeheuers. Leider mußte er sich bekennen, daß er — beim ausgesprochensten Willen zur That — über die Mittel und Wege vollständig rathlos war.

Er klingelte.

„Tonso,“ sagte er zu dem kleinen Faktotum, „laß anspannen!“

„Jetzt gleich, Signore? Es ist ein Viertel nach Drei.“

„Jetzt gleich!“

Kopfschüttelnd rannte Tonso in's Souterrain, wo er dem Kutscher den überraschenden Auftrag des Herrn übermittelte. Man speiste sonst mit militärischer Pünktlichkeit. Tonso begriff, daß etwas Absonderliches vorgehen mußte.

„Café Manzoni!“ rief Leopold von der Straaten dem Kutscher zu, als dieser sich fragend vom Boß des eleganten Coupé niederbeugte.

In raschem Trabe rollte das Fuhrwerk durch die stillen Quartiere der Vorstadt und erreichte die volkreiche City, wo es vor dem Portal eines luxuriös ausgestatteten Restaurants Halt machte.

„Ihr braucht mich nicht abzuholen!“ rief Leopold dem kleinen Toskaner zu, der neben dem Kutscher saß. „Vor Mitternacht komm' ich schwerlich nach Hause. Ich erwarte hier Freunde, mit denen ich Wichtiges zu verhandeln habe.“

Das Coupé machte kehrt, während Leopold über die Schwelle trat.

Im Hintergrunde der säulengetragenen Halle brannten bereits die Kandelaber und warfen ihr taghelles Licht auf die blendend gedeckten Tische und die alterthümlichen Dekorationen, deren tief bräunlicher Ton etwas Apartes und dennoch Behagliches hatte. Hier,

am äußersten Ende, in einer halbrunden Nische, saß ein blühender blonder Mann im Alter Leopold's, mit der Rechten die buchförmig angeschwollene Speisekarte durchblättern, während die Linke, wie in Erwartung dessen, was kommen sollte, den Schnurrbart drehte.

„Perseus!“ rief Leopold, angenehm überrascht.

Der Referendar hob den Blick.

„Du hier, Leopold?“ sagte er aufstehend. „Das ist ja reizend! Ganz durch Zufall gerath' ich in diese stylvolle Kneipe — und nun treff' ich hier meinen lieben Colombo! Du bist doch hoffentlich noch vor Tisch? Ja? Und hast keine anderweite Verabredung? So mußt Du mein Gast sein! Unbedingt! Weiß Gott, das berührt mich wie ein glückliches Omen!“

„Ich will's auch so nehmen,“ sagte Leopold tief athmend.

„Was hast Du?“

„Nichts — eine kleine Fatalität, eine Verstimmung . . .“

„Sagen wir, ein häusliches Intermezzo! Wie kämst Du auch sonst wohl dazu, ohne Deine reizende Frau hier im Café Manzoni . . .“

„Nein, nein!“ fiel ihm Leopold in die Rede. „Meine Frau ist nicht wohl; ich hätte so wie so allein speisen müssen. Es sind Verdrießlichkeiten mehr geschäftlicher Art . . . wie soll ich sagen?“

„Nun, was es auch sei, vertrinke Dein Weh in dem süßigen Scharlachberger, den ich jetzt mit Deiner Erlaubniß bestellen werde. Ich hoffe doch, man kann sich im Punkte der Weinverhältnisse auf Manzoni verlassen?“

„Durchaus,“ bestätigte Leopold. „Gut, Perseus! Ich will mich Deiner bewährten Leitung noch einmal rückhaltlos anvertrauen! Trinken wir im Tempo unserer Heidelberger Kommerse! Ich bin jaust in der Laune, ein Uebrigcs zu thun! Der Scharlachberger mit dem blaugrünen Lack ist eine köstliche Marke. So versichert wenigstens Schleinitz. Eröffnen wir das Turnier mit begeistertem Blaugrün!“

Oskar, des langen Suchens in dem Speiseflexikon müde, bestellte ein Diner, zu zwölf Mark das Couvert, und bedang sich nur Holsteiner Aultern, Fasan mit Trüffelsauce und Artischocken aus, das Uebrige dem Er-messen des Wirths anheim stellend.

„Es gibt einseitige Theoretiker,“ sagte er, die Ser-viette zurechtstreckend, „die da behaupten, der Scharlach-berger bilde mit Holsteiner Aultern keinen kunstgerechten Afford. Sie kapriziren sich auf Chablis oder dergleichen. Der echte Gourmand ist über solche Vorurtheile erhaben. Ueberhaupt — hast Du nicht schon beobachtet, wie sich nirgends die Vorurtheile so breit machen als im Punkte der Gourmandise? Französische Rothweine beispielsweise bekommt man fast überall um vier bis fünf Grad Celsius zu warm! Das bleibt nun 'mal Tradition, und der dümmste Philister thut sich was drauf zugute, weil es allerdings wahr ist, daß der Rothwein so niedrige Temperaturgrade nicht verträgt wie der Weißwein. Ja, ja, wir befinden uns noch im tiefsten Barbaren-thum! Aber Du trinkst ja nicht! Ich seh' schon, Co-lombo, ich muß Dir mit allen Hülfsmitteln des Com-ments rite zu Leibe gehen. Achtung! Es steigt Dir ein Ganzer!“

Und mit würdevollem Behagen trank er dem Jugend-genossen vor, schlürfend, blinzeln, ein Bild der Sorg-losigkeit und des frohen, harmlosen Lebensgenusses.

Als die Freunde das Restaurant verließen, schlug es halb Acht. Im Widerspruche mit dem, was er dem kleinen Tonso gesagt hatte, begab sich Leopold geraden-wegs nach Hause.

Er fand das Zimmer Jsa's verschlossen.

Durch ihr Kammermädchen ließ sie ihm sagen, sie habe starke Migräne . . .

V.

Wie Leopold vorausgesehen hatte, so spielte sich der weitere Verlauf des unerquicklichen Zwistes that-sächlich ab.

Jsa war anfänglich geradezu trostlos gewesen. Keinen Bissen hatte sie zu sich genommen; ihr Herz pochte unaufhörlich; ihre Stirn brannte. Daß Leopold sie in diesem Zustand allein lassen konnte, schien ihr trotz Allem, was vorgefallen, so grausam, so unnatür-lich, daß sie am liebsten gleich auf der Stelle gestorben wäre.

Nachdem sich der erste Sturm ihrer Verzweiflung gelegt hatte, durchwanderte sie alle Gemächer, als suche sie etwas, als könne sie nicht verstehen, daß heute an der nämlichen Stelle, wo gestern so viel ungezwungene

Heiterkeit, so viel Glück und Behagen geherrscht hatte, die ödste Einsamkeit wohne.

Im Eßzimmer war schon Alles zum Serviren bereit gewesen. Jetzt, gegen halb Sieben, standen die Teller und die Karaffen und der silberne Fruchttaufsatz noch immer da unter dem Schimmer der goldgrünen Hänge-lampe, wie fragend und in banger Erwartung . . .

Das Alleinsein war doch schrecklicher, als Jsa sich vorgestellt hatte.

Wie sollte das künftig werden — ein langes, trau-riges Leben hindurch?

Aber es mußte ja sein! Sie war sich und ihrer Würde das Opfer schuldig! Das Opfer? Sie gestand sich jetzt schon, daß es ein Opfer sein würde!

So schlug es halb Acht. Sie fühlte sich elend zum Herzbrechen. Am ganzen Leibe zerfchlagen, begab sie sich in ihr hübsches Boudoir und streckte sich auf den Sopha nieder, immer von dem einen Gedanken verfolgt: „Ich gehe einer lichtlosen Zukunft entgegen, aber ich kann und darf es nicht ändern!“

Je mehr sie diesen Betrachtungen Raum gab, um so entschiedener regte sich etwas in ihrer Brust, was den treulosen Gatten vertheidigte.

Wie er an ihre Thür kam und pochte, da zuckte es warm durch ihr Herz; am liebsten wäre sie aufgesprungen, Alles vergessend, und hätte sich, laut aufweinend, in seine Arme geworfen. Aber sie durfte ja nicht! Und von Neuem vertiefte sie sich in die Erwägung seiner unermesslichen Schuld, jene Stimme bekämpfend, die lauter und lauter zu seinen Gunsten sprach . . .

Sie wollte die Nacht unausgeseleidet auf ihrer Otto-mane verbringen. Leopold schickte ihr durch die Jofe ein kleines Billet, in welchem er sich bereit erklärte, ihr das gemeinsame Schlafzimmer frei zur Verfügung zu stellen, dafern seine Nähe ihr unerträglich sei. Diese Großmuth rührte sie abermals; und da sie wirklich fast zu Tode erschöpft war, so beging sie die strafbare In-konsequenz, ihr Boudoir zu verlassen und ihre gewohnte Lagerstatt aufzusuchen, ohne von Leopold die angebotene Selbstverbannung zu fordern, freilich, auch ohne ihm eine Sylbe des Dankes zu gönnen.

Leopold wartete, seine Journale durchblättern, im Nebenraume, bis Jsa ihre Nachttoilette beendet hatte, dann begab auch er sich zur Ruhe. Das Haupt in die Hand gestützt, warf er einen letzten Blick auf das reiche aschblonde Haar, das nur wenige Schritte von ihm entfernt aus den schneeigen Rissen quoll. Sie hatte ihm den Rücken gekehrt; allein aus der Art, wie sie die linke Schulter hochzog, las er ihr erbittertes Schmolzen . . . Von ihrem Antlitze war nur die sanft geröthete Wange sichtbar. Wie kam es nur, diese Wange hatte ihm niemals so den Eindruck duftiger Anmuth und Jugendlichkeit gemacht wie heute! Das süße, zwei-undzwanzigjährige Kind! Er hätte Gott weiß was darum gegeben, ihr einen einzigen Kuß auf die rosig-schwellenden Lippen oder nur auf die niedliche Hand drücken zu dürfen! Zu dumm, diese Phantastereien der Eifersucht! Nun, mit Gottes Hülfe . . .

Er seufzte, löschte das Licht und sagte dann mit freundlicher Stimme:

„Gute Nacht, Jsa!“

Sie gab keine Antwort. Er wußte nicht, ob sie schlief oder ob sie nur die Ansicht bethätigte, sie ent-weihe sich, wenn sie einem Verräther von seinem Schlag gute Nacht wünsche.

Als er am folgenden Morgen erwachte, hatte sich Jsa bereits erhoben.

Rasch kleidete sich Leopold an und citirte dann den Diener.

So laut, daß Jsa, die sich im anstoßenden Zimmer befand, es hören mußte, ertheilte er ihm den Auftrag, sich ehestens zur Gräfin Holmhausen zu begeben und dort zu vermelden, er, Leopold von der Straaten, be-daure unendlich, für heute Abend durch unvorhergesehene Ereignisse am Erscheinen verhindert zu sein.

Dann trat er in's Nebengemach und begrüßte seine Gemahlin, als sei nicht das Mindeste vorgefallen.

Es war ein Wintermorgen von frühlingsartiger Klarheit. Das hellste Sonnenlicht floß in Strömen zu den Fenstern herein. Das ganze Zimmer war wie in Gold getaucht. Diese Klarheit blieb nicht ohne Einfluß auf die Gemüther. Was gestern grau und wie für ewig bewölkt erschien, das klarte sich im Glanze dieser leuchtenden Gegenwart nach und nach auf. Die geheime Stimme, die im Herzen Jsa's für Leopold sprach, war seit frühe bereits am Werke gewesen. Die Anmeldung, die sie soeben vernommen hatte, that das Uebrige. Kurz, der Morgen des fünfundzwanzigsten Februar schloß

nach einigem Hinundher mit einer vollen Versöhnung, und Jsa, die gestern keine Grenze gekannt hatte in ihrem Mißtrauen, überbot sich nun in leidenschaftlichen Selbstanklagen, in herber Verurtheilung ihrer Thorheit, in gluterfüllten Beteuerungen.

Leopold, so beglückt er die junge Frau in die Arme schloß, nahm diese Versicherungen mit begreiflicher Reserve entgegen. Seine Situation war ja — vom Uebrigen abgesehen — auch insofern noch kritisch, als ihn die eine Ablage nicht so leichtweg von allen Verpflichtungen gegen die Gräfin befreite.

Trotzdem zerbrach er sich nicht weiter den Kopf. Wohlgemuth und voll kräftiger Schaffenslust begab er sich in sein Atelier — und als hätte die Muse, die ihn gestern im Stiche gelassen, nachholen wollen, was da versäumt worden war, ging ihm die Arbeit mit einer Leichtigkeit von der Hand, wie seit Wochen nicht.

So verfloß der Tag im gewohnten Geleise. Das Mittagessen — man hatte ein befreundetes Ehepaar und Herrn von Schleinitz zu Tisch — erreichte zwar an Belebtheit des Kolorits nicht das vorgefrige, zumal Jsa noch immer ein wenig befangen war, aber man schien doch recht aufgeräumt, und Leopold insbesondere entwickelte eine große Berne als Wirth.

Den Abend verbrachte man recht im Stillen. Leo-pold las der jungen Frau eine flott geschriebene No-velle aus einer Revue vor, nahm seine Tasse Thee wie ein sitzamer Hausvater und fand es ganz in der Ordnung, daß Jsa bereits um zehn Uhr zu gähnen anfang.

„So wie so muß ich bei Zeiten heraus,“ meinte er, das Heft in die Mappe schiebend. „Bei all' dem Trubel hab' ich vergessen, Dir mitzutheilen, daß ich früh mit dem Schnellzug nach Weimar abreise. Gestern traf ich im Café Manzoni den Hofrath Parisius, der mir den Vorschlag machte, die Anwesenheit Nordmann's in Weimar zur Erledigung der seit lange schwebenden Freskoangelegenheit zu benützen. Du weißt, der Groß-herzog hat mir damals den Wunsch geäußert . . .“

„Ach, das ist schade!“ flüsterte sie, beide Arme um seinen Hals schlingend. „Gerade jetzt, nachdem wir . . .“

Sie unterbrach sich erröthend.

„Soll ich definitiv ablehnen?“ fragte Leopold. „Noch ist es Zeit. Ich schicke Tonso mit zwei Zeilen zu Parisius in das Hotel. Der Hofrath fährt erst um Mitternacht; ich glaube, zwölf Uhr zwanzig geht der Kurierzug . . .“

„Nein, nein,“ sagte Jsa. „Ich weiß ja, die Auf-gabe erschien Dir lockend und reizvoll . . . Und dann: Parisius würde das übelnehmen und mit ihm der Groß-herzog . . .“

„Allerdings — Parisius hat bereits nach Weimar telegraphirt.“

„Da ist's ja einfach unmöglich, daß Du ihm jetzt noch eine Absage schickst.“

„Meinst Du? Aber ich hätte wirklich die größte Lust! Je mehr ich bedenke . . . Ich bin jetzt mitten im Schaffen; mein neues Gemälde macht die reizendsten Fortschritte; und so gemüthlich wie jetzt war es seit lange nicht in unserem traulichen Heim . . .“

„Ja, ja, aber es hilft nichts. Ich würde mir ewig Vorwürfe machen. Es bleibt dabei, kurz nach Sieben laß ich uns wecken. Wir nehmen dann mit einander das Frühstück ein und ich begleite Dich nach dem Bahn-hof . . .“

„Ach, bei dem Frostwetter?“

„Natürlich! Das macht mir Freude! Ich bringe Dich auf den Perron, helfe Dir ein hübsches Coupé suchen und winke dann, wenn Du abfährst . . .“

„Ich weiß nicht . . .“

„Laß mir doch mein Vergnügen!“

Leopold sann einen Augenblick nach.

„So begleite mich doch lieber nach Weimar!“ sagte er zögernd. „Freilich, es wird nicht eben ergötzlich sein, den ganzen Tag über allein im Hotel zu sitzen . . .“

„Das geht nicht,“ versetzte sie rasch. „Ich wäre Dir hinderlich. Du würdest Dir einbilden, die An-gelegenheit über dem Knie abbrechen zu müssen, nur um recht frühzeitig zu mir in den Gasthof zurückzu-kehren. Zudem — es wäre wirklich ein bißchen lang-weilig, so bis zur sinkenden Nacht . . .“

„Nun, wie Du willst.“

Man begab sich zur Ruhe, schlief brillant und ward gegen Sieben von dem pfllichteifrigen Hermann geweckt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein prophetischer Vers.

Von

S. v. Rheinwehr.

(Nachdruck verboten.)

Ueber allen Gipfeln ist Ruh' —
— Warte nur, balde ruhest du auch!
Goethe.

Es war am 17. September 1855 und das alte, seither abgebrannte Goethehäuschen auf dem Bickelhahn bei Almenau stand noch, als mich eine Fußpartie dorthin führte. Schon monatelang hatte ich im lieben Thüringerlande gelebt und manchen Streifzug kreuz und quer gemacht, aber zum ersten (und einzigen) Mal betrat ich diese geweihte Stelle. Das berühmte Häuschen, in welchem Goethe so oft und gern zu weilen pflegte, in welchem er sicher manche weisevolle Stunde verlebte hatte, war die denkbar einfachste Bretterhütte, aus zwei übereinander gelegenen Räumen bestehend, zu meiner Zeit schon altersgrau und morsch und von allen Möbeln entblößt. Ein in einem benachbarten, besser gebauten Häuschen wohnhafter Invalid machte den Rufos. Geschäftsmäßig und doch pietätvoll öffnete er die Thüren. Das untere Zimmer, welches ehemals Goethe's Diener bei zeitweiligem Aufenthalt zur Wohnung gedient hatte, bot nichts Bemerkenswerthes; desto mehr aber ergriff das obere, durch eine außen angebrachte hölzerne Treppe zugängliche Gemach, in welchem der Meister selbst gewohnt hatte, Herz und Gemüth.

Zwar die Aussicht in das Thal hinab und auf die gegenüberliegenden Höhen der Schmücke und so weiter, welche Goethe dort genossen, war wohl nicht mehr genau dieselbe. Manches verwaschen durch dichten Wald, Manches aufgelichtet, wie es die Forstkultur erfordert; aber eines der herzigsten Goethe-Andenken, leider inzwischen mit dem Häuschen verbrannt, war noch da, die von seiner Hand an die Bretterwand neben dem Fenster im Moment des dichterischen Empfindnisses niedergeschriebene unsterbliche Strophe:

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh';
In allen Wipfeln spürest du
Raum einen Hauch;
Die Vögelin schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch!“

Da stand das wehmuthsvolle Gedicht an der schlichten Holzwand, wohl manchmal sorgfältig wieder aufgefrischt im Laufe der Jahre, aber doch in seinen eigenen kräftigen Zügen. Ringsum hatten sammelmüthige Engländer Holzspäne herausgeschnitten, glücklicherweise jedoch war es der pflichteifrigen Sorgfalt des Invaliden und seiner Vorgänger gelungen, das köstliche Andenken selbst unverletzt zu erhalten.

In einer Stimmung, die ich heute zu schildern nicht im Stande bin, gab ich mich dem Eindruck hin. Wohl kannte ich längst meinen Goethe fast auswendig und hatte manches Mal den Reiz empfunden, den jene wenigen Worte voll Todesahnung auf ein jugendliches Herz ausüben müssen, aber niemals hatten sie mich mit solcher Macht ergriffen. Die Umgebung war dieselbe, in welcher die Verse entstanden waren, der Wald ringsum hatte schon sein buntes Herbstkleid angelegt, als wollte er sich noch einmal schmücken zum freundlichen Abschied vom warmen Leben, bevor er sich in sein winterliches weißes Sterbegewand hüllte. Ein kaum merkbares Lüftchen bewegte hier und da ein Blatt oder trug ein abfallendes Sanft dem Boden zu, genügte aber nicht, um auch nur das leiseste Geräusch hervorzurufen. — „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'; in allen Wipfeln spürest du kaum einen Hauch.“

In wenigen Wochen sollte ich das Ehrenkleid meines Königs anlegen, um mich für den Kriegsdienst meines Vaterlandes auszubilden. Welcher Jüngling der fünfziger Jahre hätte es nicht gekannt, das erhebende Gefühl, auch für sein Theil mit einsteigen zu dürfen für die Freiheit und Größe des geliebten Vaterlandes! Wir waren aufgewachsen in den Traditionen der Freiheitskriege, unsere Väter hatten uns die bewegenden Gedanken jener großen Epoche schon in das kindliche Herz gepflanzt, daß sie mit uns wuchsen als ein Theil unseres Selbst; unser engeres Vaterland war es, welches den Heroismus der antiken Welt wieder zu beleben vermocht hatte und ihm, zum Heil des gesammten Deutschlands, eine dauernde Gestalt gegeben durch die allgemeine

bald bevorstehenden Thätigkeit im Waffendienst gedachte, wurde die Todesahnung fast zur Todessehnsucht. „Möge es mir nur beschieden sein, durch das Opfer meines Lebens zum Wiederaufbau des großen, herrlichen Vaterlandes beizutragen!“ Mit diesem Gefühl im Herzen wiederholte ich, lauter als ich es wohl selbst wußte, die letzten Worte des Gedichts.

„O, ihr unverbesserlichen Deutschen! So jung, so lebensfrisch, und Sie nähren krankhafte Todessehnsucht im Herzen?“ Durch diese Worte einer wohlklingenden Stimme wurde ich aus meinen Träumen geweckt. Ich hatte es vorher kaum gemerkt, daß ich nicht mehr allein war mit dem Aufseher, daß nach mir andere Personen eingetreten waren. Als ich mich

jetzt umschaute, sah ich neben mir eine schöne Frau von etwa dreißig Jahren in einfacher Reisetouille und von durchaus deutschem Typus und an ihrer Hand ein liebliches, ungefähr elfjähriges Mädchen. Ein Führer stand in der offenen Thür.

„Verzeihung, gnädige Frau, nicht Todessehnsucht schlechtweg, sondern Bereitwilligkeit zu sterben, wenn es mein Vaterland, mein Volk, mein König fordert.“ Und ich theilte ihr den Umstand mit, daß ich demnächst meiner Dienstpflicht genügen würde, sowie meine Hoffnung, daß bald, sehr bald eine Aenderung des traurigen Verhältnisses eintreten müsse, in welchem die Deutschen anderen Völkern gegenüber stünden.

„O Mutter!“ rief mit leuchtenden Augen das Kind, „wenn ich ein Knabe wäre, für das Vaterland könnte ich auch sterben, sehr gern sterben.“

Dankbar die Hand des lebenswürdigen Mädchens ergreifend, fragte ich die Mutter: „Und welches ist Ihr Vaterland, wenn Sie die Frage gestatten? Trotz Ihrer Aeußerung über die unverbesserlichen Deutschen möchte ich Sie selbst für eine Deutsche halten.“

„Ich bin eine Deutsche, aber aus Amerika. Und wahr ist es, trotz vieler Vorzüge, die uns die neue Heimat bietet, die Heimat des Herzens bleibt für mich und meinen Gatten doch das deutsche Vaterland, und deshalb soll auch unser Kind hier seine Erziehung vollenden.“

Die neuen Bekannten wollten ebenso wie ich durch das Thal über Manebach zur Schmücke hinaufsteigen. Wir verabredeten, den Weg zusammen zu machen. Eine förmliche Vorstellung mit Namen, Charakter und allen sonstigen Bahrubriken wäre nach der Art unserer Bekanntheit fast profanierend erschienen, sie unterblieb im gegenseitigen stillschweigenden Einverständnis. Als wir uns schon zum Aufbruch rüsteten, warf ich noch einmal die Augen auf die Reliquie an der Wand, meine neugewonnene kleine Freundin, Mary hatte sie die Mutter gerufen, an der Hand haltend, und: „Mutter,“ rief die Kleine, „sieh doch, es ist heute der Jahrestag, das Gedicht ist von Goethe mit dem Datum unterschrieben, den 17. September 1783. Heute vor zweihundsechzig Jahren hat er es geschrieben.“

In der That war auch mir in demselben Moment dieser Umstand wirklich aufgefallen, den ich vorher in meiner hochgespannten Stimmung vollständig übersehen hatte.

„Du hast Recht!“ sagte die Mutter, und halb scherzend, aber doch mit einem Anflug der deutschen Sentimentalität, die sie vorhin an mir gerügt hatte, fügte sie hinzu: „Das ist ein eigenthümliches Spiel des Zufalls. Wenn von uns Dreien mag wohl die Mahnung gelten? Ihnen nicht, junger Freund, dessen bin ich sicher. Sie müssen die Wiedergeburt Deutschlands erleben und überleben. Wahrscheinlich mir, die ich ohnehin die Älteste von uns bin.“

Endlich nahmen wir Abschied von dem unvergeßlichen Häuschen und wandten uns dem Thal zu. Die Unterhaltung war lebhaft und anregend, und ich erfuhr im Laufe des



Auf der Spur des Wilderers. Originalzeichnung von A. Heilmann.

Wehrpflicht und die damit verbundene Herstellung des Wehrstandes als einen Ehrenstand, welchem nicht angehören zu dürfen eine Schmach war. Das „Dulce et decorum, pro patria mori“ war ein Theil unseres Glaubensbekenntnisses und der Tod verlor seine Schrecken. Wohl hatte es noch fast zehn Jahre gewährt, bis die Bewegung in den Herzen des Volks genügenden Wiederhall da fand, wo das Wollen in die That umgesetzt werden mußte, um Preußen und mit ihm Deutschland zu einem gedeihlichen Ziele zu führen; und wir, die wir die endliche Wiedergeburt erlebt und zum Theil mit herbeiführen geholfen haben, dürfen uns nicht beklagen, die Weltgeschichte hat seitdem schnell genug gearbeitet. Aber damals waren wir jugendliche Gemüther voller Ungebuld, und als ich im Goethehäuschen meiner

M a i.

Von

Jean Stauffacher.

Der holde Tenz hat seine Pracht entfaltet,
 Er hat die Herzen allem Leid entzogen
 Und der Natur ein buntes Kleid gewoben,
 Das nicht, wie schöner Frauen Tracht, veraltet.
 So weit ich blicke, prangen Blütendolden
 Und blühen Blumen, weiß und roth und golden;
 Wohin ich wandle, hör' ich süße Sänge,
 Verliebtes Rosen, Tachen, Saitenklänge,
 Und auf den bunten, maienfrischen Matten,
 Und in der Blütenbäume duft'gem Schatten,
 Da tanzen und jubeln fröhliche Kinderschaaren
 Mit glühenden Wangen und wallenden Lockenhaaren.
 Aus weiter Ferne bin ich heimgelommen;
 Des Lebens Lust und Leid hab' ich empfunden
 Und manchen steilen Pfad hab' ich erklommen.
 Mir ist, ich sah' die Zeit, die längst entschwunden,
 Die gold'ne Zeit, den Tenz von meinem Leben,
 In diesen blüh'nden Kindern um mich schweben.
 Vom alten Thurme grüßen Abendglocken,
 Das junge Volk verläßt die grünen Matten
 Und breit und breiter wirft der Wald den Schatten
 Auf mein geliebtes Thal. Ich aber lehne
 Noch lange still an einem blüh'nden Baume,
 Den Blick umstork von einer Freudenkränze,
 Das Haupt umspinnen von dem schönsten Traume,
 Als frög' es noch der Jugend gold'ne Locken.

*Jean Stauffacher
 Paris*

Gesprächs, daß die Dame sowohl wie ihr in New-York weilender Gemahl, aus rheinischen Industriellenfamilien stammend, schon lange in Amerika heimisch waren. Die Tochter sollte mehrere Jahre in Deutschland bleiben, theils bei Verwandten, theils in guten deutschen Erziehungsanstalten, wahrscheinlich in Dresden; jedoch war noch nichts darüber fest bestimmt und es schien, daß die Mutter die endgültige Entscheidung vertrauensvoll in die Hände ihres Bruders gelegt hatte, zu welchem sie in den nächsten Tagen zurückzukehren gedachte. Ihre eigene Heimreise zu dem Gatten in New-York sollte dann in kürzester Zeit erfolgen.

Von der vorhin momentan durchschimmernden Sentimentalität war keine Spur mehr zu finden in der spätern Unterhaltung; auch ich vergaß sie. Unzweifelhaft, es waren treue deutsche Herzen, von denen sich das meiste mehr und mehr angezogen fühlte; aber die bei uns in Deutschland damals noch (natürlich in Folge der unfertigen Verhältnisse) so sorgfältig gepflegte Gefühlsüberschwenglichkeit kam in keiner Weise zur Geltung. Bei Mutter und Tochter machte sich bei aller Herzlichkeit, bei allem Mitgefühl für fremde Leiden doch der weitumfassende Blick des Amerikaners, des gebildeten Deutsch-Amerikaners bemerklich, der sich vom Gefühl des Augenblicks nicht beherrschen läßt, sondern, durch dasselbe angeregt, die möglichen Mittel erwägt, dem Uebel abzuwehren, ihm in seinen Ursachen entgegenzutreten. — Mary, das liebenswürdige Kind mit den großen, klaren Augen, hatte es mir bald völlig angethan, während ich zu ihrer Mutter bei aller Vertraulichkeit der Unterhaltung doch mit der achtungsvollen Zuneigung emporblickte. Zwar war diese Frau kaum so groß als ich, aber dennoch kann ich keinen andern Ausdruck gebrauchen als „emporblickte“.

Mary, oder spreche ich den Namen lieber deutsch, Marie ging an meiner Hand minutenlang ruhig dahin, lauschte dem Gespräch, warf selbst manches liebe, kindlich verständige Wort hinein, ließ dann wieder einem Schmetterling nach, pflückte eine Blume am Wege, schmückte sich und ihre Mutter, auch mich damit, fragte inzwischen um Blumen, Bäume und Vögel, und eine wahre Freude hatte ich, ein wenig Botaniker, daran, ihr sagen zu können, wie dieß und jenes Pflänzchen in ihrer Heimat seine Verwandten habe, jene Blume von dorthier zufällig zu uns durch Samenbrüder herüber gekommen, jene andere Nutzpflanze mit Absicht importirt worden sei.

Manebach hatten wir hinter uns, und der Weg stieg allmählig mehr und mehr. Marie wurde müde und durstig. Der Führer hatte an dem Handkoffer der Damen und deren Plaisirs und sonstigen Oberkleidern genug zu tragen. Die Sonne that für den schönen Herbsttag ein Uebriges. Mein Liebling konnte kaum mehr weiter. Ich nahm das liebe Kind auf den Arm. Ein Weilschen ging es gut, dann wurde mir die leichte und liebe Last beim stetigen Bergsteigen doch schwer, so sehr sie mir auch durch sanftes Anlehnen die Mühe zu erleichtern suchte. Ich leuchtete und flugs war sie aus meinen Armen. „O, jetzt bin ich wieder ganz frisch!“ rief sie und hing sich in den Arm ihrer Mutter, ohne meine Hand loszulassen.

Da, da endlich entdeckte ich eine Wasserader zwischen dem Gestein, wir Alle tranken aus der hohlen Hand, wuschen Hände und Gesicht; die Höhe war nicht mehr fern, noch eine kurze Anstrengung und wir waren auf der Schmiege.

Die Mühseligkeiten des Tages waren vorüber, aber für mich auch die Wonnelust dieses herrlichen Tages, das fühlte ich. Wir traten ein in das liebe, traumliche Wirthshaus und erquickten uns durch einen frugalen Imbiß. Mütterchen hatte wohl längst meinen allen Norddeutschen eigenen Wandertrieb erkannt, sie forderte mich durch wenige Worte auf, wenn ich einmal Lust bekommen sollte, nach Amerika zu gehen, möge ich sie besuchen. Sie war im Begriff, mir Namen und Adresse zu sagen, als sie vom Führer unterbrochen wurde, welcher zum Aufbruch mahnte, wenn man noch vor völliger Finsterniß in Oberhof eintreffen wolle.

„Ja, gnädige Frau,“ rief ich, „ich komme nach Amerika, aber erst, wenn ich meinem Vaterland meine Schuld abgetragen habe!“

Ein herzlicher Händedruck verabschiedete mich von der Mutter, das Töchterchen spitzte ihrem „Nitter“, wie sie sagte (so viel hatte sie doch schon von der deutschen Gefühlseligkeit eingelesen), das Mündchen zum Abschiedsruß und — vorüber war der schöne Tag.

Da gingen sie auf der Höhe hin nach Oberhof zu. Mein Weg führte in entgegengesetzter Richtung thalwärts nach Suhl. Noch einmal blieb ich stehen, bevor ich um eine Waldecke bog, die mir ihren Anblick gänzlich entziehen mußte. Marie winkte mit dem Tuch und warf mir Kußhändchen zu, ihre Mutter neigte das Haupt grüßend und winkte mit der Hand. Adieu, adieu, Gott schütze euch! —

Jahre waren vergangen, ich hatte meiner Dienstpflicht Genüge geleistet, ohne daß sich die Gelegenheit geboten hätte, mein Leben für das Vaterland einzusetzen. — Später, manches Jahr nach den jetzt zu schildernden Ereignissen, ist diese Gelegenheit mir geworden und ich habe sie freudig willkommen geheißen. — Ich hatte meine Staatsprüfungen absolvirt und befand mich in der industriereichen Gegend am Niederrhein im Regierungsbezirk Düsseldorf, dem alten Herzogthum Berg, schon lange preussisches Kronland.

So manchen dienstfreien halben oder ganzen Tag mußte ich nicht besser zu benützen, als zu Streifzügen durch das Hügelland, dessen liebliche Thäler, Flüßchen und Bäche mich gar oft an das liebe Thüringen erinnerten. Thüringen war die Liebe meiner Jugend. Wohl liebte und liebe ich noch heute meine theure Heimat am flachen Strande der Ostsee, die Heimat eines Reuter, eines Spielbagen, eines Flotow, eines Wilbrandt und so manches Andern, dessen Name im Herzen der Deutschen einen freudigen Anklang findet; aber wie der Jüngling den Gegenstand seiner Liebe nicht im Elternhause zu finden pflegt, wachte ihm auch eine begehrenswerthe Adoptivschwester dort heran, so geht es gar oft auch uns Norddeutschen vom Seegeflade. Gefährtigt von den Reizen der Heimat haben wir das unabzwingliche Verlangen, auch die vielbesungenen Schönheiten des Binnenlandes kennen zu lernen, wenn nicht gar der Wandertrieb, der Wunsch nach Erweiterung unseres Wissens und Könnens, uns noch weiter hinausführt. Mich hatte mein erster weiterer Auszug nach Thüringen geführt, mit dem offenen Herzen der ersten Jugend hatte ich dort in Land und Leuten das Ideal meiner Sehnacht zu finden geglaubt und mich ihm hingegeben.

Doch zurück in's Bergische! Die Natur erinnerte mich wie gesagt vielfach an mein liebes Thüringen. Die Menschen waren zwar von einem verwandten und doch ganz andern Schlage. Rechtshaffen und bieder, einfach und bescheiden in ihrer Lebensweise, fleißig und betriebsam in ihrem Gewerbe und dabei von umfassender Welt- und Geschäftkenntniß, ein musterhaftes Familienleben führend und ihre öffentlichen Angelegenheiten in humanster und uneigennützigster Weise erledigend, mußten sie mir die höchste Achtung abgewinnen. Ich sah recht wohl und weiß es heute noch viel besser, daß auch dort neben dem vielen Licht mancher tiefe Schatten lag und noch liegt. Das Wuppertal hat nicht umsonst lange Zeit den Spitznamen des Muderthals geführt, und fast nirgendwo sonst ist die traurige Saat anarchistischer Sozialismus so kräftig in die Halme geschossen als dort. Aber es ist eben ein kräftiges Volk, das bergische, seine Krankheiten kommen zu heftigen Ausbrüchen, um so sicherer und schneller jedoch tritt die Genesung ein, wenn nur die berufenen Aerzte nicht unnötige Reizmittel anwenden, sondern zur rechten Zeit kalmirend einwirken. — Das Volk, wie ich es damals kennen lernte, schien mir einen großen Theil der besten deutschen Eigenschaften mit manchen Vorzügen der Engländer und Amerikaner, die ich inzwischen schätzen gelernt hatte, zu vereinigen; und so manches Mal wurde ich unwillkürlich an meine fast vergessene Bekanntschaft vom „Sidelhahn“ erinnert.

An einem Sommernachmittag im Jahr 1861 schweifte ich in den Bergen umher, als mir auf meinem vom Laub halb überdeckten Weg über dem Ufer eines schnell dahin eilenden Flüsschens, welches in geringer Entfernung ein dröhnendes Hammerwerk trieb, zwei Damen entgegenkamen, Arm in Arm, mit hellen Augen um sich schauend, anheimelnd Mutter und Tochter. Die Ältere schien mir bekannt und doch konnte ich mich nicht entsinnen, wann und wo ich sie gesehen; und die Jüngere — ja, ganz fremd waren mir auch diese Züge nicht. Schon machte ich, näher kommend, auf dem schmalen Weg Anstalt, die Damen mit artigem Gruß vorüber zu lassen, als ich die Jüngere, zur Mutter gewandt, während sie doch mich nicht aus den Augen ließ, sagen hörte:

„Warte nur, bald ruhest du auch.“

Ein blitzähnliches Erkennen, ein Sprung mitten in den Weg — und ehe ich wußte wie, hatte ich die Hände beider Damen in den meinigen gefaßt.

Sie hatte mich erkannt, Marie, das liebe Kind, jetzt zur rosigsten Jungfrau erblüht. „Siehst Du, Mütterchen, ich habe mich nicht geirrt!“ rief sie, und dann, mich schelmisch ansehend und meinen Händedruck herzlich erwidern: „Ah, sollte ich meinen Ritter von der Schmiege nicht wieder erkennen, wenn ihm auch inzwischen ein großer Bart gewachsen ist?“

Was ich geantwortet habe, ich weiß es nicht, nur das weiß ich, daß ich gleich darauf mit beiden Damen im traulichsten Gespräch mich auf dem Weg befand nach ihrem einstweiligen Heim, zur Wohnung des Bruders der immer noch schönen Frau, des in der Gegend allbekannten und allbeliebten Fabrikanten H...r.

Was hatten wir uns nicht Alles zu erzählen, zu fragen und wieder zu fragen! Mehr fast, als sich Nachbarskinder nach jahrelanger Trennung von der Heimat zu fragen und zu erzählen wissen. Ich wußte nicht, wie es geschah, da hatte ich schon über meine ganzen bisherigen Erlebnisse, nicht nur die äußeren, sondern auch die inneren, meine Zunahme an Welt- und Menschenkenntniß und die daraus für mich zu ziehenden Folgerungen Bericht erstattet. Und ich meinerseits hatte erfahren, daß Mama in der frühern, ruhig sichern Weise an der Seite ihres Gemahls fortgelebt hatte und jetzt wieder über den Ozean gekommen war, um ihr Töchterchen nach vollendeter deutscher Erziehung heim zu holen. Auch der Vater war inzwischen einmal in Europa gewesen; die Erlebigung geschäftlicher Angelegenheiten hatte den willkommenen Anlaß gegeben, dem Wunsche seines Herzens zu genügen, sein Töchterchen einmal wieder zu sehen.

Und Marie! Wie herrlich hatte sie sich körperlich und geistig entwickelt!

Ich sah sie mehr mit dem Herzen als mit den Augen, und im Herzen empfand ich, als ich eine kleine Stunde später Abschied genommen hatte und fuß träumend heimwärts schritt, nur die Strahlen ihrer großen, klaren Augen, den Wohlklang ihrer süßen Stimme und die Harmonie ihres ganzen, aus innigem Gefühl, heiterster Fröhlichkeit und klarem Verstand so wunderbar zusammengefügten Wesens.

Sie hatte sich offenbar des Zusammentreffens im Goethehäuschen und der darauf folgenden Stunden fröhlichen Beisammenseins manchmal erinnert, denn sie kam im Laufe des Gesprächs mehrfach darauf zurück und erwähnte die kleinsten Details jener Stunden, die auch mir unvergänglich geblieben waren. Sogar von der elegischen Stimmung, welche die Mutter momentan ergriffen und, wie ich jetzt bemerken mußte, auch bei der Tochter einen Eindruck hinterlassen hatte, tauchte ein Abganz in der Unterhaltung auf, um jedoch schnell wieder dem ruhig heitern Ergreifen der Gegenwart Platz zu machen.

Die Damen waren bei der Wohnung des Bruders und Oheims angelangt, und da der Tag zu weit vorgerückt war, um heute noch einen Fremden einzuführen, mußte ich mich empfehlen, jedoch nicht, ohne das geforderte und mit größter Freude gegebene Versprechen, sie vor ihrer Abreise, welche in etwa acht Tagen stattfinden sollte, wenigstens noch einmal zu besuchen.

Zweimal noch habe ich sie wiedergegesehen, bevor sie sich dem Ozean anvertrauten, um zu dem Gatten und Vater zurückzukehren. Die früher verläumte Formalität der gegenseitigen Vorstellung war natürlich nachgeholt und wie ein alter Freund wurde ich im Hause des Herrn H...r willkommen geheißen. Es war eine bürgerlich vornehme und doch warme Häuslichkeit, in welcher ich mich auch unter anderen Umständen gefühlt gefühlt haben würde, wie viel mehr jetzt, da ein Magnet wie Marie mich anzog. Bald mußte ich mir über den Zustand meines Herzens klar werden, mußte gewahren, daß mir der Gedanke unfaßbar war, Marie nicht wieder sehen zu sollen; und als die Mutter auf ihren alten Vorschlag von der Schmiege zurückkam, ich möge einmal auch Amerika kennen lernen, als auch ihr Bruder diesem Rath beistimmte und dabei Marie mich mit fragendem Blick anschaute, kein Wort sagte und nur ganz leicht

mit dem Köpfchen nickte, da hatte ich entschieden und mit Hand, Herz und Mund versprochen, die lieben Leute in New-York aufzusuchen, sobald meine Verhältnisse es gestatten würden. Kein Wort verlautete von den Hoffnungen, die ich an dieß Wiedersehen jenseits des Weltmeeres knüpfte. Ich fühlte es, daß Marie mich verstand und diese Hoffnungen ermutigte; und auch die Mutter war wohl völlig klar über meinen Herzenszustand und würde mir eine gütige Fürsprecherin sein.

Als ich meinen Abschiedsbesuch machte am Tage vor der Abreise, war die Stimmung eine etwas gedrückte. Wohl freute sich Marie, bald den Vater und das Vaterhaus wiederzusehen und dann dauernd mit den theuren Eltern vereinigt zu sein, wohl freute sie sich auf die Reise, denn sie liebte das Meer. Aber doch warf der Abschied von den lieben Verwandten, von dem Hause, in welchem sie einen Theil der letzten sechs Jahre zugebracht hatte, und von Deutschland, welches auch ihr zur Herzensheimat geworden war, einen Schleier über ihre sonst so sonnige Heiterkeit. Ja, sie hatte die Heimat ihrer Eltern liebgewonnen wie die eigene, sie hatte zu verschiedenen Zeiten unter der verständigen Führung der Mutter, dann des Vaters, des Oheims und zuletzt wieder der Mutter einen großen Theil von Deutschland, seine Naturschönheiten bis in die steirischen und tyroler Alpen, bis in die Schweiz und zur sagenreichen Insel Rügen geschaut, seine großen Städte mit ihren reichen Kunstschatzen kennen gelernt, sie hatte Jugendfreundschaften geschlossen, deren sie mit warmer Zuneigung gedachte, sie hatte auch Achtung vor der kernhaften Thätigkeit des deutschen Volkes gewonnen, und so wurde ihr der Abschied nicht leicht.

Als der Abend hereinbrach, rüstete ich mich zur Heimkehr. Andern Tages in der Frühe sollten die Damen in Begleitung des Herrn H...r nach Hamburg abreisen, wo schon Plätze auf dem Dampfer „Austria“ für sie belegt waren. Um nicht weich zu werden, kürzte ich das Lebenswohl möglichst ab, ich sollte sie ja bald wiedersehen. Ein herzlicher Händedruck, mit Mutter und Tochter gewechselt, ein langer, langer Blick noch in Mariens feucht schimmernde Augen! — Adieu, adieu! Auf Wiedersehen!

Nach wenigen hundert Schritten bog mein Weg thalwärts um eine Ecke. Noch einmal blieb ich stehen und sah auf das Haus zurück. Marie stand am Fenster und winkte mir den letzten Abschiedsgruß zu. Was war es, das mir plötzlich Goethe's Verse in's Gedächtnis rief? „Warte nur, bald ruhest du auch.“ Ah, es war doch wohl nur die Wehmuth des Abschieds! Mit Gewalt zwang ich meine Füße, die mich unwillkürlich wieder zurücktragen wollten, zum Heimweg. Noch ein Gruß mit der Hand! Adieu, adieu!

Herr H...r kehrte nach wenigen Tagen zurück, nachdem er Schwester und Nichte wohlbehalten zu Schiff gebracht hatte. Jetzt studirte ich sorgfältig jeden Tag die Schiffsnachrichten, in der Hoffnung, bald die glückliche Ankunft der Austria in New-York berichtet zu finden.

Da plötzlich, ha, welche Schreckenskunde! Zunächst eine kurze Depesche: „Die Austria auf offener See verbrannt. Niemand gerettet!“

Mein Herz wollte still stehen. „Aber es ist ja nicht möglich,“ sagte ich mir dann, „weitere Nachrichten müssen günstigeren Bescheid bringen.“ Ich konnte es nicht glauben; ich spiegelte mir tausend Täuschungen vor, um das Entsetzliche nicht glauben zu müssen. In einem qualvollen Zustand wartete ich weitere Nachrichten ab. Sie kamen bald und bestätigten das Grauenvolle.

Meinen Gemüthszustand zu schildern, vermag ich nicht. Lange währte es, bis ich meiner selbst wieder einigermaßen Herr wurde. Das H...r'sche Haus habe ich nur einmal wieder-gesehen, ein trauriges Wiedersehen.

Die Zeitgenossen erinnern sich der lebhaften Theilnahme, welche die furchtbare Katastrophe überall hervorrief. Ganz Deutschland trauerte um die Verunglückten; aber wer könnte meine Trauer nachempfinden? Noch jetzt, wenn ich jener Zeit gedenke, krampt sich mein Herz zusammen, und ich suche es durch Goethe's Verse zu beruhigen.

Nach Amerika bin ich nicht gegangen. Wozu auch? Ich hätte ja nicht einmal ein Grab zu befränzen gehabt.

Die Reise des österreichischen Kronprinzenpaares nach dem Orient.

(Siehe die Bilder S. 673, 676 u. 680.)



U Ende Februar trat das österreichische Kronprinzenpaar die schon längere Zeit vorher projectirt gewesene Reise nach dem Orient an, die, obgleich zunächst lediglich für eine instruktive Unterhaltung der hohen Herrschaften berechnet, doch während ihres mehr als vierwöchentlichen Verlaufes auch eine politische Bedeutung gewann, die ihr das allgemeine Interesse zuwandte. Die Reise hat wesentlich dazu beigetragen, das gute Verhältniß der österreichisch-ungarischen Monarchie zu den Staaten im Südosten des Reichs zu festigen und selbst unter den noch immer theilweise malcontenten Elementen in den südslavischen Randstrichen einen erfreulichen Umschwung herbeizuführen.

Die Reise wurde mit einem Separathofzuge der Südbahn und die erste Station in Pola gemacht, wo das Kronprinzenpaar mit unbefreiblichem Jubel empfangen wurde. Von Pola aus wurde die Reise auf der Yacht „Miramar“ fortgesetzt und vor Laccina zuerst Anker geworfen. Von diesem herrlichen Eiland ging es weiter nach Ragusa und dann nach Cattaro. Zum Empfang der hohen Reisenden waren da auf dem Landungsplatze, welcher ebenso wie die Riva und die Stadt prachtvoll decorirt war, alle Vertreter der Militär- und Civilbehörden, eine Ehrenkompanie, die Marineregata bodeße und Erpsa garða aufgestellt. Der Fürst von Montenegro war herbeigeeilt, um das Kronprinzenpaar zu begrüßen und persönlich seine Einladung zum Besuche seines Landes und seiner Residenz zu wiederholen. Auf der „Miramar“ wurde ein solennes Diner eingenommen und sodann Cercle gehalten. Abends nach Eintritt der Dunkelheit wurden die Anker gelichtet und die „Miramar“ verließ unter Kanonen-

donner, enthusiastischen Zurufen und rauschenden Klängen der Musikkapellen den taghell erleuchteten Hafen.

Nun ging die Reise nach Korfu, von dort nach kurzem Aufenthalt nach Smyrna, von wo sodann die Reise nach Damaskus fortgesetzt wurde. Von Damaskus wurde ein Ausflug nach Bahri unternommen, wo das Kronprinzenpaar einer „Fantasia“ der Beduinen beizuwohnte. Das schöne Reiterfest erregte das höchste Interesse sowohl der Kronprinzen Rudolf wie der Kronprinzessin Stephanie, und Beide belohnten die Theilnehmer an dem Feste in glänzender Weise. Im weiteren Verlaufe der Reise machte man bei dem gegenüber von Rhodus gelegenen Makri Halt, wo eine große Jagd veranstaltet wurde, worauf die Weiterfahrt nach Athen erfolgte.

In Athen waren die umfassendsten Vorbereitungen zum Empfange des Kronprinzenpaares getroffen. Unter dem Donner der Kanonen landete am 15. März die Yacht Miramar im Piräus. Der König von Griechenland begab sich mit dem königlichen Prinzen und begleitet von den Ministern Trikoupis und Montassavlos, sowie den Adjutanten an Bord zur Begrüßung des österreichischen Kronprinzenpaares. Der Einzug in Athen selbst erfolgte unter der freudigsten Begrüßung der Gesamtbevölkerung. Nachdem alle Sehnüchtheiten der berühmten Stadt besichtigt waren, wurde die Rückreise trotz stürmischen Wetters und hochgehender See fortgesetzt, und das Kronprinzenpaar landete am 20. März, ein vorher gegebenes Versprechen erfüllend, noch einmal in Cattaro. Trotz der unruhigen Fahrt erfreute sich das Kronprinzenpaar des besten Wohlseins und Erzherzog Rudolf unternahm sofort nach der Landung eine schwierige Gebirgsktour, um auf Adler zu jagen, deren denn auch eine stattliche Anzahl durch ihn erlegt wurde. Cattaro war während der neuerlichen Anwesenheit des Kronprinzenpaares der Schauplatz glänzender Festlichkeiten. Einen der interessantesten Momente hat unser Spezialartist mit dem Stifte an Ort und Stelle aufgenommen: die Besichtigung der Marinereja hochse durch den Kronprinzen. Das ist ein wackeres altes Korps, das schon in der Schlacht von Lepanto tapfer mitgekämpft. Der Kronprinz, der die Contre-admiralsuniform trug, war vom Erzherzog Johann begleitet. Im Gefolge befanden sich der Obersthofmeister Graf Bombelles, der Statthalter Baron Jovanovic, der montenegrinische Ministerresident v. Milintovic und zahlreiche andere Würdenträger.

Noch ehe alle Festlichkeiten in Cattaro verrichtet waren, trat das Kronprinzenpaar zu Wagen die Fahrt nach Cetinje an. Am 21. März um elf Uhr Vormittags war die Grenze erreicht. Dort erwartete Fürst Nikolai sammt den Ministern und höheren Würdenträgern die kaiserlichen Gäste. Auf den österreichischen Grenzfürsten wurden Salutsschüsse gelöst und der älteste Serdar, Savo Jovicevic, überreichte auf einem silbernen Teller dem Kronprinzenpaar als Zeichen der Gastfreundschaft Salz und Brod. Die Ankunft in Cetinje, die um halb vier Uhr Nachmittags erfolgte, wurde vom Kastell aus mit einundzwanzig Kanonenschüssen begrüßt. Fürstin Milena war in Begleitung der Gemahlin des Ministerpräsidenten Petrovic bis Baice entgegengefahren. Bei ihrer Zusammenkunft umarmten und küßten sich die kaiserlichen Damen auf das Herzlichste. Ueberhaupt boten der Fürst und die Fürstin, sowie das ganze montenegrinische Volk Allem auf, um den hohen Gästen in jeder Weise ihre tiefe Ergebenheit für die habsburgische Dynastie und die österreichische Monarchie zu bezeugen. Als die Herrschaften eine Spazierfahrt durch die Straßen Cetinjens unternahmen, gestaltete sich diese in ihrem Verlaufe zu einer imposanten und herrlichen Ovation für den mächtigen Nachbarstaat. Der montenegrinische Kronprinz Danilo und ein Adjutant, Beide zu Pferde, eröffneten den Zug, sodann folgte ein Hofwagen, in welchem die Kronprinzessin Stephanie und Fürst Nikolai saßen, in der zweiten Karosse hatten Fürstin Milena und Erzherzog Rudolf Platz genommen, ihnen nach fuhr das glänzende Gefolge. Die ganze Bevölkerung von Cetinje war auf den Beinen und jubelte den kaiserlichen Gästen zu. Bei Eintritt der Dunkelheit begann die allgemeine Illumination der Stadt und Umgebung und das feierliche Feuerwerk. Ganz Cetinje war mit Guckulanden, Transparenten und Lampions geschmückt. Auf allen Cetinje umsäumenden Berggruppen flammten mächtige Höhenfeuer, welche gelegentlich auch in gigantischen Flammenzügen die von einer Krone überfrachten Initialen S und R erkennen ließen. Vor dem fürstlichen Palais spielte eine Musikkapelle und dort wogte eine dichte, freudig bewegte Menge, die in begeisterte Rufe ausbrach, als der Fürst vom Balkon herab ein Hoch auf das Kronprinzenpaar ertönen ließ.

Am 22. erfolgte die Abreise von Cetinje und wieder wurden die Gäste vom Fürsten und dessen ganzer Suite bis zur Grenze geleitet; und nun ging es in beschleunigtem Tempo heimwärts. Bei Gravosa wurde noch die große herzogwinische Deputation empfangen, die gekommen war, ihre Ergebenheit auszudrücken, dann wurde in Spalato und Ragusa Station gemacht, ferner in Zara, endlich ging es nach Fiume, von wo aus ein kurzer Abstecher nach Abbazia unternommen wurde, worauf denn die hohen Herrschaften direkt nach Wien fuhren, wo sie wohlbehalten und frisch am 28. März eintrafen.

Beauficht.

(Siehe das Bild S. 677.)

Von einem prachtvoll gemalten spanischen Schirm eines reich ausgestatteten Boudoirs gegen jeden Ueberfall gedeckt, haben sich die drei Freundinnen um das kleine Tischchen gruppiert, auf dem der Kaffee unberührt steht, um der Vorleserin des Briefes zu lauschen, der der Schönsten einen Heirathsantrag in aller Form macht. An die lesende Freundin gelehnt, lauscht die Glückliche den süßen Worten und unterbricht sie nur zuweilen, um sich eine besonders schöne Stelle noch einmal vorlesen zu lassen. Aber sie ahnen nicht, daß der ungeduldige Liebhaber, von einer der Freundinnen verdeckt, hinter der spanischen Wand lauscht. Da jubelt's: „Ach bin die Seine!“ aus ihrem Munde und im nächsten Augenblick liegt er auch schon zu ihren Füßen und wiederholt in noch entzückenderen Worten seine Werbung.

Auf der Spur des Wilderers.

(Siehe das Bild S. 684.)

Ein unvorsichtiger Schuß und Fußstapfen im Schnee haben den königlichen Förstern die Spur des Wilderers verrathen. Sie wissen jetzt, daß er sich jenseits der großen Klamme auf der berühmten „rothen Wand“ zwischen den Felsgraten befindet, die schroff und nackt aus Schnee und Eis emporstehen, sie haben ihm den einzigen Pfad abgeschnitten, der von der Spitze des Gamskogels zum sichern Abstieg zurückführt, und jetzt gibt es menschlicher Berechnung nach kein Entrinnen mehr. Aber der feste, lebensfrische Bursch, der in schwindelnder Höhe über dem schauerlichen Abgrund mit seiner Beute ein Versteck gefunden, sieht nicht so aus, als ob er den Muth verloren. Der Gefahr in jeder Gestalt kühn ins Auge zu blicken, das ist ja sein Lebensselement, und wenn es nun einmal ernst werden soll, so wird er sein junges Leben so theuer als möglich verkaufen. Schon hat er seinen nie fehlenden Stutzen ergriffen, im nächsten Augenblick wird er seine Verfolger auf's Korn nehmen, und dann wird in dieser schauerlichen, von Stürmen und Lawinen durchtosten Klamme ein Kampf auf Leben und Tod stattfinden, dessen Ausgang der Maler, der diese aufregende Szene uns vor Augen führt, der Phantasie des Beschauers anheimstellt. Wird der kühne Bursch noch einmal den immer näher heranschleichenden Verfolgern entkommen? Oder wird er, immer mehr in die Enge getrieben, mit der Todeswunde im Herzen in die schauerliche Klamme hinabstürzen, das tiefe Grab des Wilderers, das kein Menschenauge zu erspähen vermag, auch nicht das des armen Dirndls, das sich drunten im Dorf langsam um ihren Bub'n zu Tode grämt? Einerlei! Früher oder später wird er doch den Tod des Wilderers sterben, denn es liegt ihm einmal im Blut, er kann's nicht lassen; es heißt bei ihm:

„A Biz, a Cambs, dös muß ja schnallen.
Mei Abnd hat si' drob'n verkauft.
Beim Wildern auf der rothen Wand,
Mein Vater hat's derrissen d' Wand,
Zwo Brüder san derschossen worn,
Das Marterkräferl steht da vorn
Am Steig! — Oft dent i mir: laß's sein, —
Verwind di — aber mein Gott, mein,
Es liegt im Blut, es liegt am Haus,
... I kann nit aus!“

Ein Blick auf Afghanistan.

(Siehe die Karte S. 688.)

Die Nebenbuhlerschaft Englands und Rußlands in Asien bildet einen geradezu unergründlichen Stoff der Erörterung, weil die in raschem Flusse unaufhaltsam sich drängenden Ereignisse stets in kurzen Fristen zu neuen Phasen sich krystallisiren, welche die Aufmerksamkeit des Publikums gefangen nehmen. Gleichsam als Stoßballen zwischen den beiden Rivalen dient das den Uebergang vom Tieflandssystem des Indus zu Westasien vermittelnde Land der Afghanen oder Afghanistan, gegen welches von Norden her durch Steppen und Wüsten die russische Macht so lange

vorgeückt ist, bis sie endlich heute hart an dessen Grenzen steht. Vor dem Jahre 1872—1873 im Norden durch die Kammlinie des Hindukuhgebirges begrenzt, reicht Afghanistan, dem wir hier einige Worte widmen wollen, gegenwärtig nach einer zwischen der englischen und der russischen Regierung getroffenen Vereinbarung im Norden bis an das linke Druß- oder Amu-Darjaufert und in das Quellgebiet des Druß, die Landschaften Baduchistan und Wakhan einschließend. In seiner heutigen Ausdehnung dehnt sich das vom Emir von Kabul beherrschte Afghanenreich von 29 bis 37 1/2 nördlicher Breite und von 61 bis 75 östlicher Länge von Greenwich aus und bedeckt einen Flächenraum von 721,000 Quadratkilometer. Es zerfällt in mehrere durch die Bodenkonfiguration, sowie durch die Geschichte bedingte Theile, und zwar sind die: im Westen Baduchistan, südlich davon Ghor oder Ghuridchistan, weiterhin im Süden das Land am Hamun- oder Zarehsumpfe, das wüste Seistan, an das sich im Norden das wenig bekannte und erforschte Gebirgsland Gharah schließt; südlich von ihm die am Hilmentflusse gelegenen Landschaften Samundawar, Garmfel, Ghrizht und Schorawat; östlich davon breitet sich das eigentliche Afghanistan aus, in welchem man im Nordosten die Hochterasse von Kabul oder Rabulistan, im Südosten die Landschaft Siwistan unterseidet. Den neuen, nördlichen Theil zwischen Hindukuh und Druß bezeichnet man als afghanisches Turkestan; es ist ein Land, welches weder geographisch noch ethnographisch zu Afghanistan gehört, und das dort ansässige türkische Element — Bambery schätzt es auf eine Million Köpfe — trägt nur höchst unwillig das harte Joch seiner neuen afghanischen Herrscher, die es je eher je lieber mit dem weit milderen russischen Regiment vertauschen möchte. Man kann sagen, der ganze nördliche Theil Afghanistans, im Osten von Bamian angefangen und im Westen bis zum rechten Ufer des Murghab, ist zumeist von türkischen Stämmen bewohnt, die, mit tadschikischen, das heißt persischen Elementen untermischt, durch die nur sporadisch und überall als tyrannische Krieger auftretenden Afghanen bloß mittelst Gewalt im Zaum gehalten werden.

In seiner Gesamtheit betrachtet, kann man Afghanistan als ein von einzelnen Bergketten und Massiven durchzogenes Hochplateau bezeichnen, wie es denn auch nur die Ostflähe des großen erasischen Tafellandes ist. Nach Osten, gegen die Tiefen des Indus, senkt sich das Plateau in mehrere durch parallel und meridianartig verlaufende Gebirgsketten getrennte stufenförmige Terrassen herab, nach Süden in ähnlicher Weise gegen das arabische Meer, ebenso nach Westen und Südwesten, wo es im Becken des Hamunsumpfes seine größte Depression erreicht. Nach Norden endlich fällt das afghanische Plateau in steilem Abfalle zu der tief eingeschnittenen Thalebene des Druß ab. Ueber diesem mehr als drei Viertel des ganzen Flächenraums von Afghanistan einnehmenden Plateau ragen nun im nördlichen Theil des Landes, einer riesen-

mauer gleich, die Massen des Hindukuh, Ruhi Baba, Sijakuh (schwarzes Gebirge), des Ghorgebirges und des Ruhi Kaitu empor, an dessen letzterem Südfuße die wichtige befestigte Stadt Herat liegt, welche die Engländer als das Thor von Indien betrachten. Der Charakter Afghanistans als Bindeglied zwischen der indischen und westasiatischen Welt einerseits und als beherrschende Position der Pässe zum fruchtbaren Indus thale wie zu Westasien bedingt auch seine Weltstellung, seine großartige Bedeutung in der Völkergeschichte Asiens. Das schmale Ufergebiet des Hilment auf seinem gewundenen Zuge durch die Enden des nach Südwesten sich stetig verflachenden Hochlandes bildet einen Isthmus, welcher der wahre und einzige Völkersteig zwischen Vorder- und Hinterasien ist, auf welchem Völker und Karawanen wie Kriegsheere von jeher hinüberwanderten durch die wüsten und kalten Hochsteppen aus Afghanistan nach Chorassan und Faristan zum kaspiischen und persischen Meere. Dieser Weg ist, wie die Geschichte bis in die älteste und graueste Vorzeit zeigt, das einzige gangbare Bindeglied zwischen Iran, Turan und Hindostan. Hier in diesen Landschaften drängen sich die meisten Völkergruppen, die größten Wasserflächen und die ausgedehntesten Wäldflächen zusammen, hier liegt die Unwirthlichkeit des Hochlandes dem Reisenden geringere Schwierigkeiten in den Weg, und darum auch wurden Kabul, Ghazni, Kandahar und Herat an der Königstraße, die, 640 Kilometer lang, in Eilmärschen wohl in zehn bis zwölf Tagen, im gewöhnlichen Karawanenschritt aber in dreißig bis vierzig Tagen zurückgelegt wird, zum großen eigentlichen Ueberlandweg in Mittelasien.

Seit 1747 hat Achmed Schah Abdallah an dieser großen Völkerstraße im Lande der Bergwäden auf der Hochterasse von Rabulistan mit seinen Reiterhorden das neue Reich der Afghanen gegründet. Die Afghanen, Menschen arischen Stammes, die auch eine indogermanische Sprache, das Puschtu, reden, bilden im strengen Sinne des Wortes keine einheitliche Nation, sondern sind, ähnlich den Beduinen, in eine Anzahl Stämme getheilt, die sich oft blutig bekriegt haben und es zum Theil noch bis auf den heutigen Tag thun. Achmed Schah vermochte sie bloß zu einer etwas losen Monarchie zusammenzufassen; die seither verstrichenen hundertundvierzig Jahre und die ganze Regierungsform waren nicht ausreißend, in ihnen ein allgemeines nationales Bewußtsein zu wecken und zu pflegen; es fehlt sich bis zur Stunde der echte Afghan nicht sowohl als Afghanen, sondern als Mitglied dieses oder jenes Stammes. Das einzige nationale Band, das sie zusammenhält, ist die Sprache, die in den östlichen und westlichen Dialekt zerfällt, aber keine bedeutenden Differenzen aufweist, die Aussprache einiger Konsonanten ausgenommen. Die östlichen Stämme der Afghanen sind jedenfalls diejenigen, welche am weitesten in der Kultur zurückgeblieben sind, mit Ausnahme der Stämme im Peshawerthale, die sich an ein sesshaftes Leben gewöhnt haben; die anderen aber alle sind so ziemlich das geblieben, was sie von jeher gewesen waren, und deren Namen man kaum je gehört hat, außer in Verbindung mit einer Bluthat oder einer Räuberei, obgleich sie andererseits viele männliche Eigenschaften besitzen, die sie hoch über ihre westlichen Stammesgenossen stellen. Der Afghane ist fast ausschließlich Hirte und hat daher nur wenig Städte; seine Sitten sind einfach, aber doch mit einem gewissen Anstand verbunden. Alle sind Mohammedaner von der Sunnikonfession. Ihre Anzahl schätzt man auf etwa 5 Millionen Köpfe, die Bevölkerung ganz Afghanistans aber mit Einschluß aller übrigen Rassen auf 8 Millionen. F. v. J.

Heimatstätte für Heimatlose.

Von

B. P. Müller.

(Nachdruck verboten.)

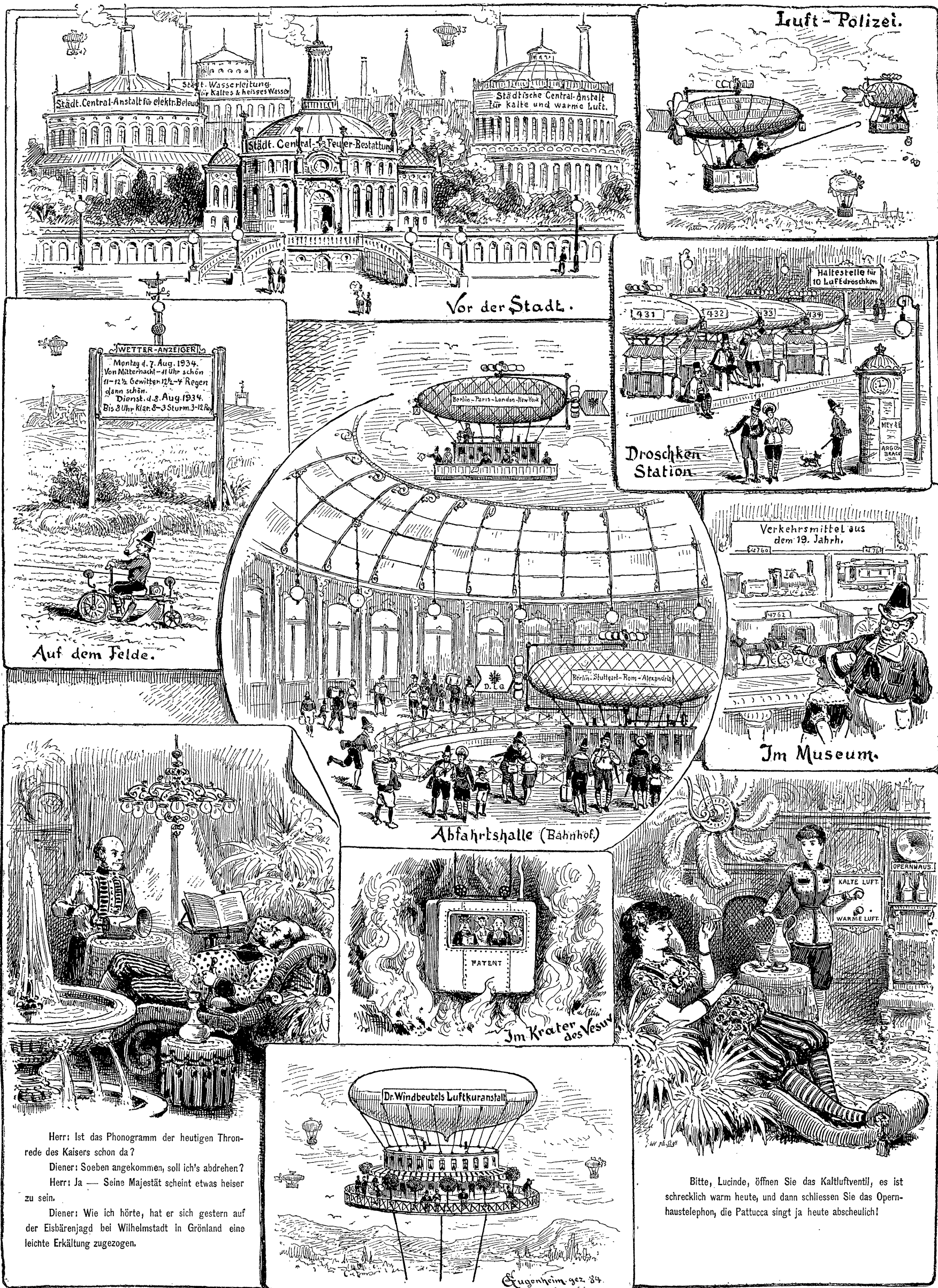


Wir sind im Badeorte Westerland auf der Nordseeinsel Sylt. Der Abend naht und die Sonne wirft ihre letzten Strahlen schräg über die Dünenkette. Da machen wir durch das stiller werdende Dorf noch einen Gang. Unsere Wanderung führt nicht weit; wir gehen von dem neubauten Theile Westerlands nur tausend Schritte südwärts. Der unfruchtbare Boden ist hier mit Sandstaub besetzt, „getränkt“ und bringt nur dürrstiges Gras hervor, zwischen welchem hin und wieder Haidekraut sich durchdrängt. Zum Kornbau ist er wohl kaum mehr geeignet und nur das genügsame Schaf findet hier farge Nahrung. Wahrlich, die Gegend ist öde; doch wir sind bald am Ziel. Vor uns liegt ein Platz, eingefriedet durch einen fahlen Erdwall, durch welchen eine Pforte einfachster Art führt. Ueber derselben stehen auf einem schwarzen Brett in schmucklosen Lettern die Worte: „Heimatstätte für Heimatlose“. Und darunter liest man: „Offenbarung Joh. 14, 13“, die Schriftstelle, welche wir als Motto vorangestellt haben. Wir sind am Begräbnißplatz für die Todten des Meeres.

In früheren Tagen wurden die Leichname, welche die See an's Ufer warf, in den Dünen eingescharrt; ein uraltes Vorurtheil gegen die Armen mochte wohl die Ursache solcher Biebsigkeit sein. Galt es doch auch bei den Herenprozessen als ein bedenkliches Zeichen, wenn das unglückliche Opfer des Uberglaubens bei Anwendung der „Wasserprobe“ nicht zu Boden sank, und der fromme Wahn, daß das reine Element den schmutzigen Verbrecher nicht in sich dulde, reicht zurück bis auf die Zeit der Ordalien. Spätere Jahrhunderte haben humanere Anschauungen gebracht; aber es dauerte lange, ehe für die armen zur See Verunglückten Wandel geschafft wurde. Die „Deutsche Gesellschaft zur Rettung von Schiffbrüchigen“ datirt vom Jahre 1868; die „Heimatstätte“ auf Sylt wurde 1855 angelegt.

Da der kleine Friedhof in Westerland nur ungenügenden Raum bot, so hat ein menschenfreundlicher Geistlicher, Frenzen mit Namen, es durchgesetzt, daß für die Leichname, die am Westerland und Rantumer Strand anspülen, ein eigener





Im zwanzigsten Jahrhundert. Zukunftsbild von Louis Eugenheim.

Gottesacker angelegt ward. Es stehen stets einige Särge für sie bereit, bescheiden, wie die der Armen, welche auf Gemeindefriedhöfen beerdigt werden; aber eine kurze Rede des Dorfpredigers und ein Choral fehlen nicht bei der ersten Feier, die ergreifender wirkt als manches prunkvolle Begräbniß. Wer die Fremdlinge sind, die hier zur letzten Ruhe gebettet werden, weiß Niemand; — es sind ja Verschollene! Doch wird von jeder Leiche ein genaues Signalement in ein eigens hierfür bestimmtes Journal eingetragen, damit etwa sich meldenden Angehörigen das Grab gezeigt werden kann. Die Nummer in diesem Heft bleibt auch die Nummer des Namenlosen, und mit diesem Geleitschein wird er der Mutter Erde übergeben. Manche von ihnen machten einen langen Weg, ehe ein Menschenauge sie entdeckte und eine mitleidige Hand sie berührte. Nicht selten sind die Körper bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Denn auch am Grunde des Meeres ist das Dasein ein Kampf, nicht minder als auf der sonnigen Oberwelt; aber ein lautloses Getümmel, ein erbittertes Ringen, und selbst die Todten des Meeres zahlen ihren Tribut.

„Fie! unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.“

Der erste Fremdling, welcher in der Heimatstätte seinen Ruheplatz fand, ward am 3. Oktober 1855 beerdigt; jedes Jahr brachte neue, oft mehrere kurz nach einander. Und so wird es gehen fort und fort, bis das Meer die nahen Dünen über den kleinen Kirchhof gewälzt hat; — wer weiß wie bald?

Heute war es ein freundlicher Tag. Und zur Sommerzeit blühen Grisa, Stechginster und Strandnelken auf den Haidegräbern; Falter gaukeln im Sonnenschein und ruhen aus auf den funktlosen Holzkreuzen mit der Nummer und den wertigen verwitterten Nooskranzen, — aber die Namenlosen sehen es nicht. Bald genug kommt der Herbst. Vielleicht wirft er neue Schiffbrüchige auf den Strand. Dann eilen die Helfer in die Dünen und an die See; dann ertönen die Nothsignale; dann jähren die Raketen durch die Luft und tragen die Rettungsleine zum scheiternden Schiff, und die Aquinoktialstürme rasen über das Meer und über die Insel, — aber die Namenlosen hören es nicht! Und endlich naht der Winter mit Frost und Eis und breitet sein Schneetuch über die öde Gegend und über den stillen Friedhof, — aber die Namenlosen fühlen es nicht!

*

Die Sonne ist indeß untergegangen. Von der Nachbarinsel Amrum herüber flammt der erste Lichtschein des Leuchthums hell auf; im Südosten erhebt sich aus dem Wattenmeer der Vollmond in magischem Glanz, und am Himmel brechen siegreich freundliche Sterne hervor und strahlen mild hernieder auf die Heimatstätte: „Frieden über diesem Orte!“



Literatur.

— Adolf Glafer hat in seinem Roman „Cordula“ (Leipzig, Friedrich) sich die Aufgabe gestellt, einen Frauencharakter zu schildern, bei welchem eine feurige Phantasie Verstand und Gemüthsleben so beherrscht, daß diese Ungleichheit der Begabung zum Abgrund führt. Die Heldin ist die Tochter eines Handelsmannes aus dem sechzehnten Jahrhundert, in welcher Zeit der Roman spielt. Durch abenteuerliche Schicksale kommt sie nach Münster in die Wiedertäuferkreise und wird schließlich eine Lieblingsfrau Johann's von Beyden. Nach dem Zusammenstoß der kurzen Herrlichkeit findet auch die phantastische, rastlose Cordula ein tragisches Ende. Dieser Roman ist ein Pendant zu desselben Autors Erzählung „Schlimmang“; wie in diesem, ist auch hier das Hauptgewicht auf die Schilderung der Zeit gelegt, das Ausmalen des Kulturgeschichtlichen ist mit großem Nachdruck und Sorgfalt ausgeführt; mehr jedoch als in „Schlimmang“ hat Glafer in Cordula die Charaktere vertieft und die einzelnen Gestalten des tollen Treibens in und um Münster mit Kraft und Geist gezeichnet. Vor allem ist die Heldin interessant, von ganz eigenem Zauber aber die erste Gemahlin Johann's, Katharina Dibara, eine liebliche und doch heroische Figur, deren schwärmerische Exaltation bei tiefem Gemüth und großer Klugheit ungewöhnlich festhält. Der Roman, von echtem, historischem Kolorit und Zug, darf die Beachtung eines größeren Publikums verlangen.

— Eine Deutsche, die ihrem in holländischen Diensten stehenden Gatten nach Indien gefolgt war, Antonie Ders, hat ihren Verwandten aus der neuen Heimat Briefe geschrieben, die, im Feuilleton eines deutschen Blattes erschienen, nun um einige vermehrt, zu einem eleganten Bande zusammengestellt, unter dem Titel: „Briefe einer jungen Frau aus Indien“ (Stuttgart, C. Krabbe) herausgegeben wurden. Sie verdienen es auch in hohem Grade, der Tagesflut einer politischen Zeitung entrissen zu werden, denn sie schildern so frisch, so lebendig, so anziehend Land und Leute, sie geben ein so volles Bild des Lebens in den niederländischen Besitzungen, daß sie nicht nur für das augenblickliche Amüsement reichen Stoff bieten, sondern in der geographischen Literatur eine dauernde Stellung verdienen. Die kluge Frau bringt Allem ein so lebenswürdiges Interesse, eine so klare Auffassungsart entgegen, hat so viele Farben auf ihrer Palette, daß wir von den Schilderungen den reichen Eindruck eines Bildes empfangen. Hässliches wie öffentliches Leben, das beagliche Heim wie die Natur, Alltag und Fest finden in ihr die farbenreichste Malerin, die sich in der Form des Briefs bequem ergehen kann; überall erwachsen uns neue Kenntnisse und wir legen das Buch nicht nur gut unterhalten, sondern auch wirklich bereichert an Wissen aus der Hand.

— Ein Trauerspiel im Paradies ist es, welches Reinhold Brehm in seinem voluminösen Buch über „Das Inferno“ (Jena, Maute) erzählt. Aus dem Dunkel vorgeschichtlicher Zeiten tritt ein Volk unerklärter Herkunft hervor, entringt sich größlicher Barbarei, erklummt, von der tiefsten Stufe des Menschenthums langsam aufsteigend, ohne Vorbilder, ohne nachweisbare Beeinflussung durch andere Völker, die Stufe einer in seinem heimischen Erdtheile unerreichten Höhe, erkämpft sich ohne Schriftthum, selbst ohne Schriftzeichen, Schätze des Wissens wie des Reichthums, welche ungemeinliches Staunen der auf der Höhe zeitgenössischer Bildung stehenden spanischen Eroberer erringen, erzieht Künstler allerersten Rangs, lebt be-

glückt unter beglückender Herrschaft eingeborener Fürsten und fällt jähler Vernichtung anheim durch den Zusammenstoß blut- und beutegieriger Abenteuer, welche weder für seine Heimat noch für seine Kultur Verständniß zeigen, keinen andern Rechtstitel als schändlichen Goldhunger aufweisen, freundliches Entgegenkommen und erwiehene Gastlichkeit mit gemeiner Rache und landsnedichtigen Verrath erwidern und es fälschlos grausam nicht allein in das Gland der Sklaverei herabdrücken, sondern sogar in die Nacht der Vergessenheit zurückzuwerfen drohen. Dieses großartige Tableau entfaltet der kaiserlich deutsche Gesandtschaftsarzt, Dr. R. V. Brehm zu Madrid, der das reichste Quellenstudium mit einer sehr tüchtigen Darstellungsart verbindet, vor unseren Augen. Es ist, wie aus dem Obigen schon hervorgeht, nicht bloß eine Geschichte des alten Peru, sondern zugleich ein eingehendes Sitten- und Kulturbild, das der Verfasser in den ersten sieben Kapiteln voranstellt, worauf er dann in die Geschichte selbst eintritt, die bis zu den ersten vier Jahrzehnten der spanischen Herrschaft reicht.

— Das Volkskasperl in bairischer Mundart hat sich in den letzten Jahren bis in den Norden Bahn gebrochen: überall sind die Künstler, die sich im Sommer unter der Ägide Hofpauers sammeln, um ihre Wanderlust anzutreten und für das heimische Stüd Propaganda zu machen, willkommenen Gäste, und wie Reuter im Süden Boden gewonnen durch die Städte, die aus seinen Schriften gegossen worden sind, so haben H. v. Schmid, Angengruber, Ganghofer, Magimilian Schmid sich den Norden durch das treffliche Spiel der Älfter, Bach, Baumgartner, Hofpauer, Meitinger, Neuert, Schöndgen, Schwarz, Thaller u. A. erobert. Ludwig Krieger nahm daraus Anlaß, die Porträts dieser Dichter und Künstler als Begleitdrift „Zum Kasperl der Münchner“ zu zeichnen und diese mit Bildern derselben zu schmücken, nachdem er eine Skizze über das moderne Volkskasperl vorgelegt. Wieder ein Stüd neuerer Theatergeschichte, für das man dem Verfasser dankbar sein darf.

— „Säulenpredigten“ (Halle, Henckels) nennt eine ungenannte Hand eine Reihe lothar Blätter der Lebensweisheit, welche sie zu weislicher Erbauung zusammengefasst. Es sind Plaudereien über alle möglichen Dinge aus dem Leben des Hauses und der Familie, des Lebens in der Natur und im öffentlichen Verkehr, aber immer wieder in Beziehung zum Heim gebracht. Das Ganze durchweht ein edler Geist; ein tiefes Gemüth enthüllt uns seine herrlichsten Schätze. Ohne Sentimentalität weiß der Autor — oder sollen wir nicht lieber sagen, die Autorin — unsere wärmsten Gefühle anzuregen und ohne Frömmerei für eine echt religiöse Auffassung des Lebens zu begeistern, wie denn ein Kapitel: „Ohne Geist kein Christenthum“ überschrieben ist. Aber die reizendsten Kapitel sind die, wo uns ein Stüd häuslichen Lebens mit realistischer Treue vor Augen gestellt wird, das uns doch ganz poetisch verklärt erscheint, wenn wir das Buch einen Augenblick aus der Hand legen. Ein liebenswürdiges Hausbuch — eine moderne Postille.

— Franz Brümmer hat seinem „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts“ (Leipzig, Necland) rasch das zweibändige „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts“ folgen lassen, das auf engem Raum eine unendliche Fülle von Stoff anhäuft, wenn es auch nicht auf absolute Vollständigkeit Anspruch machen kann und machen will. Der Verfasser hat den Biographien ein möglichst vollständiges Verzeichniß der Werke mit der Jahreszahl (ohne Verlagsort und Verleger) beigegeben und bei Sammlungen, z. B. von Novellen, auch die einzelnen Titel der in der Sammlung enthaltenen beigelegt. So haben wir denn in drei Bänden (zusammen 3 M.) eine äußerst werthvolle Ergänzung jeder Literaturgeschichte. Brümmer selbst hat sich jeder Kritik der Werke enthalten, was bei einem derartigen bloß referirenden und kompilatorischen Werke vollständig gerechtfertigt war.

— Eine Herausgabe der Briefe Emanuel Geibel's an die Familie von der Malsburg und ungedruckte Gedichte desselben wird von Dr. Albert Dunder in Rassel vorbereitet.

— Gregor Samarow wird durch Viktor Cherbulez von der französischen Akademie in die französische Literatur eingeführt. In der Librairie Parisienne von E. Giraud & Cie. erscheint Samarow's historischer Romanzyklus unter dem Gesamttitel: „L'éroulement d'un Empire“. Die ersten Bände „Sceptres et Couronnes“ (Sadowa) sind bereits ausgegeben und von Viktor Cherbulez mit einer sehr ausführlichen Vorrede begleitet. Es werden nach einander folgen: „Mines et Contremines“ (Montana), „Deux Couronnes Imperiales“ (Avant la tempête), „Avé César“ (Reichshofen), „La croix et l'épée“ (Sedan), und „La fin d'une race“ (Metz-Giselerhurs). Es ist unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen gewiß bemerkenswerth und bezeichnend, daß ein deutscher Schriftsteller, der in seinen Werken den deutsch-nationalen Standpunkt besonders festhält, durch ein so namhaftes Mitglied der Akademie wie Cherbulez dem französischen Publikum zugeführt wird. Die Uebersetzung ist von dem Verfasser selbst durchgesehen und gibt den deutschen Text genau wieder.

Bildende Künste.

— Zu den Kreisen des bayerischen Kunstgewerbevereins und der Münchener Künstlergenossenschaft finden hohen Besprechungen über Veranstaltung einer großen bayerischen Kunst- und Kunstgewerbeausstellung im Glaspalast zu München im Jahre 1886 statt. Das äußerliche Motiv hierfür ist der hundertste Geburtstag König Ludwig I., welcher auf den 25. August 1886 fällt.

— Zwei hochwichtige und künstlerisch bedeutende Arbeiten für den Kölner Dom hatten bis jetzt noch vergeblich der Ausführung: die Domthüren und der Bodenbelag. Die „Köln. Ztg.“ schlägt vor, die Künstler und Baumeister Deutschlands zu einem Wettbewerb in dieser Angelegenheit aufzurufen und bemerkt dazu: In Bezug auf Zeichnung, Material, Anordnung ist die Frage so schwierig und so kritisch, dabei wäre ein Fehlgriff hier so fährlich, daß wir meinen sollten, die ganze Angelegenheit rufe nach Öffentlichkeit, nach dem Urtheil des fachverständigen Fachkreises, und kein Einzelner werde ohne Befragung dieser die Verantwortung für die eigenmächtige Lösung einer der schwierigsten Aufgaben, welche in unseren Tagen der ausmachenden Baukunst gestellt werden kann, auf sich nehmen wollen.

— Der Uebergang des Berliner Kunstgewerbemuseums in den Staatsbesitz ist in den letzten Tagen zur Thatsache geworden. Die drei Direktoren Grunow, Lessing und Gwald, sowie ihre Assistenten und der Bibliothekar sind als Beamte übernommen worden. Unter der staatlichen Verwaltung wird das vortrefflich geleitete Institut hoffentlich noch größeren Einfluß auf die Entwicklung der sehr bedeutenden Berliner Kunstindustrie ausüben als bisher.

— Die monumentalen Neubauten in Leipzig werden immer zahlreicher. Kürzlich hat der städtische Staatsklub von der Stadtgemeinde einen Theil des früheren botanischen Gartens in der Nähe des neuen Reichsgerichtsgebäudes erworben, um daselbst Gebäude für die Universitätsbibliothek und die Kunstakademie zu errichten; es werden somit in den nächsten Jahren die neue Peterskirche, das Konzerthaus, das Reichsgericht, die Universitätsbibliothek und die Kunstakademie, fünf Prachtbauten, die Leipzigs Südvorstadt zur Zierde bereichern, in unmittelbarer Nähe von einander erranden sein.

— Die zum Schluß der Herrscherhalle des Zeughauses in Berlin bestimmten Kolossalfiguren von Professor Schaper in Marmorausführung sind gegenwärtig im Atelier des Künstlers in Berlin ausgeführt. Die erste ist Schaper's Viktorie, die in der Nische, welche der Eingangspforte an der Freitreppe gegenüber liegt, ihren Aufstellungsort finden wird. In zweifach menschlicher Lebensgröße gebildet und, bis auf die mächtigen Flügel und den linken Arm, aus einem in seiner blendenden Weiße weder durch Aderzüge noch durch irgend einen Flecken beeinträchtigten Block gemeißelt, ragt die Figur mit gefälliger, fast unmerklicher Vornüberbeugung des Körpers empor und entschwebt mit ausgebreitetem Flügelpaar, vom wallenden, sich leicht an die Formen ansmiegenden, doch Arme, Füße und das linke Unterbein freigegebenen

Gewande umflattert, zum Fluge, indem die herabhängende Linke den Palmzweig zur Seite und die hochwärts ausgestreckte Rechte den Siegestranz emporhält, als wollte die Göttin ihn von himmlischer Höhe herab dem Helden auf's Haupt drücken. Die beiden anderen sitzenden gebildeten allegorischen Gestalten könnten in der Weiße Deutung finden, daß die erste, das Schwert im Schooß und sich auf den Schild stützend dargestellt, das Bewußtsein der Kriegsfürte und die Öffnung auf des Staates Größe ausdrückt, während die zweite, Kaiserkrone, Szepter wie Lorbeer- und Palmzweig im Schooße haltend, die Erfüllung der Volksehnsucht und den Erfolg verinnbildlicht.

— Für das Gemälde von Gabriel Max, „Christus heilt ein krankes Kind“, welches die Nationalgalerie in Berlin angekauft hat, sind nach einer Münchener Korrespondenz 20,000 M. gezahlt worden.

— Ein lebensgroßes Porträt der Königin von England ist kürzlich von dem Berliner Porträtmaler Professor von Angeli in Windsor vollendet worden. Auf dem Bild erscheint die Königin in Lebensgröße, stehend auf einer Estrade und im königlichen Ornate mit der Krone auf dem Haupt. Durch den Umstand, daß die Schleppe des Kleides der Königin über die Estrade auf den Fußboden herabreicht, erscheint die Königin, welche bekanntlich keine hohe Statur hat, um ein Bedeutendes größer und die ganze Gestalt imposanter. Das Bild, welches bis auf den Hintergrund vollendet wurde, wird aus Staatsmitteln gezahlt und soll im Palaste zu Buckingham seinen Platz finden.

— „Album moderner Meister“ nennt sich eine bei Rob. Kriege in Leipzig begonnene Sammlung von Profigravüren, welche mit erläuternden Texten von Ad. Weiße die beliebtesten und bekanntesten Sujets deutscher und ausländischer Maler bringen will. Das erste Heft — jeden Monat erscheint eines mit zwei Blättern — bringt Makart's „Kleopatra“ (mit der Schlange) und Krab's „Geimatos“. Zunächst werden folgen: Raubach, Studienkopf; Makart, Im Frühling; Wertheimer, Der Welle Umarmung; Probst, Nach der Mette; Siemirachy, Wase; Brandt, Aufbruch zur Jagd; Piloth, Maria Stuart; Defregger, Gefessene Gans etc. Die Profigravüren sind von Hauffstängel ausgeführt und die einzelne Lieferung kostet 3 M. 30 Pf.

— Von dem großen Sensation erregenden neuesten Gemälde von Gabriel Max: „Die stigmatisirte Jungfrau“ (die somnambule Nonne Katharine Emmerich, gestorben 1824 in Dülmen bei Köln) gibt Fr. Becht in der „Allg. Ztg.“ folgende interessante Schilderung: Wir sehen eine blasse jungfräuliche Gestalt, im Bett aufrecht sitzend, den Kopf geküßt von den abgemagerten, aber überaus edel geformten und wundervoll gemalten Händen, den mehr in sich hinein- als herauschauenden Blick starr auf ein vor ihr liegendes hölzernes Kreuz fixiert, so daß man deutlich sieht, wie sie sich die Quaden des Kreuzes so festhaft vorstellt, bis sich die Wundmale als leichte rothe Flecken auch auf ihren Händen und ihrer Stirne zeigen. Hoch und materiell dargestellt, mißt das leicht widerwärtig werden; Max aber hat die ganze rührende Gestalt mit einem so unwiderstehlichen Zauber der Reinheit und Keuschheit umgeben, ihr Wesen ist so lösgeköst von aller Sinnlichkeit und Erdenichwere; ist so ganz in Mitgefühl und hingebender Frömmigkeit aufgegangen, daß ihr Anblick tief ergreifend wirkt und man sich schwer von dieser Verücktheit trennt, die nur noch halb der Erde angehört. Ohne Zweifel hat der in seinen Arbeiten allerdings sehr ungleiche Künstler hier wieder einmal ein Meisterwerk geliefert, wie es ihm lange nicht gelungen und wie es in seiner Vereinerung von tiefer und feiner Empfindung mit ganz modernem Geist unserer ganzen Schule zu hoher Ehre gereicht.

Musik.

— Die Pariser haben nun auch den berühmten deutschen Klavierspieler Hans v. Bülow kennen gelernt, der kürzlich bei Colonne mit großem Erfolge konzertierte. Bülow, dem man in Paris als eifrigem Apol von Berlioz besondere Sympathie entgegenbringt, errang namentlich mit dem Es-dur-Moturno von Chopin und der H-dur'schen Rhapsodie Nr. 8 großen Beifall. In Beethoven's G-dur-Konzert erregte Bülow namentlich durch die beiden selbstkomponirten klugen Radengen Erstaunen, die ihm wohl so leicht Niemand nachspielen dürfte.

— Anette Giffpoff, der berühmten Klavierspielerin, ist vom deutschen Kaiser der Titel „königliche Hofkapellistin“ verliehen worden.

— Eine Wagnerfeier wird demnächst von dem „artistischen internationalen Cercle“ in Rom veranstaltet werden. Unter Leitung des Professors Scambati wird bei derselben eine Symphonie zur Aufführung gebracht werden, die bis jetzt noch nicht herausgegeben und nur einmal in Venedig in alleiniger Gegenwart der Wagner'schen Familie zur Aufführung gelangt ist.

— Der Grefentpreis am Pariser Konservatorium ist diesmal gar nicht zur Vertheilung gekommen, weil keine der eingelaufenen Arbeiten desselben für würdig befunden werden konnte, ein Fall, der seit Jahren nicht dazugefallen ist.

— Zwei Stipendien der Felix Mendelssohn-Bartholdystiftung für beschäftigte und strebsame Musiker kommen am 1. Oktober d. J. zur Vertheilung. Jedes derselben beträgt 1500 M. Das eine ist für Komponisten, das andere für ausübende Tonkünstler bestimmt. Die Verleihung erfolgt an Schüler der in Deutschland vom Staat subventionirten musikalischen Ausbildungsinstitute, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, der Religion und der Nationalität. Bewerbungsfähig ist nur Derjenige, welcher mindestens ein halbes Jahr Studien an einem der genannten Institute gemacht hat.

— Gounod's „Erlösung“, sein erstes, angeblich rein religiöses Oratorium, kam, wie ein Korrespondent der „N. Fr. Pr.“ aus Rom berichtet, am Oftertag zum ersten Mal daselbst zur Aufführung. Maestro Scambati, welcher die Aufführung mit gewohnter Meisterhaftigkeit leitete, suchte vorher in engerem Freundeskreise begreiflich zu machen, daß das Oratorium des berühmten Franzosen mit besonders frommem und andächtigem Gemüth angehört werden müsse, um es ganz genießen zu können. Keine Anstrengung wurde daher gescheut, um sich in die notwendige Stimmung zu versetzen, aber trotzdem gefiel das Werk nicht besonders. Als die Orgel, deren Töne sich dem Orchester harmonisch einfügten, die letzten Akkorde erschallen ließ, fühlten sich die Zuhörer, unter denen sich auch das Königspaar befand, von dem dreistündigen Genuß sichtlich ermüdet und abgepannt.

Bühne.

— Sonnenthal's erstes Auftreten nach seiner Rückkehr aus Amerika ist zu einer wahren Jubelfeier in Wien geworden. Man hätte glauben sollen, der Liebling des Burgtheaters wäre ein paar Jahre fort gewesen. Die herkömmlichen Zeichen des Beifalls genigten dem Publikum nicht mehr. Als Sonnenthal nach der Vorstellung des „Attagé“ das Haus verließ, empfing ihn die an der Pforte harrende Menge mit lautem Hurrahruf. Solche Rufe hörte man auch im innern Raum des Theaters bei Fr. Wessely's erstem Auftreten, das nach mehrwöchentlicher Abwesenheit der Künstlerin am 13. April als Juthith im „Acofa“ stattfand. Fr. Wessely scheint nun also doch dem Burgtheater erhalten zu bleiben. Das Kasperl der Soubrette Frau Ziemer ist von der Direktion des Theaters an der Wien verlängert worden. Die Darstellung der Schauspielerinnen läßt uns über die Mängel der Stimme hinwegsehen. Am Kartheater erregte eine junge Rumänin als dramatische Sängerin in der „Traviata“ ziemliches Aufsehen. Im Uebrigen läßt sich von der italienischen Stagione, die am 7. April an dieser Bühne mit der „Lucia di Lammermoor“ eröffnet wurde, nicht viel Rühmendes sagen. Die hervorragende Kraft ist Padilla. Um Rasse mit einer italienischen Operngesellschaft in Wien zu machen, muß dem Publikum doch etwas mehr geboten werden, als es vom Direktor Merelli geschieht.

— G. v. Moser's fünfaktiger Schwan: „Die Leibrante“ errang bei seiner ersten Aufführung am Thaliatheater in Hamburg einen Heterkeitserfolg.

— **Cibulka's Operette: „Pingen in Florenz“**, hat bei ihrer kürzlich stattgehabten Premiere im Leipziger Stadttheater nur mäßig angepflogen.

— **„Der Dämon“**, die nach einem russischen Volksmärchen gearbeitete Oper Rubinstein's, hat bei ihrer ersten Aufführung am Kölner Stadttheater den Eindruck eines großen und durchaus eigenartigen Kunstwerkes hervorgerufen. Das hochromantische Sujet, wie die „Köln. Ztg.“ schreibt, etwa die Sage vom Vampyr freilebend, trägt zu der eindringlichen Wirkung wohl bei, allein immerhin leidet der Stoff an einer Verschommenheit und Unklarheit der Konflikte; auch liegt die furchtbare Unfreiheit des menschlichen Willens, seine Abhängigkeit von einer unsichtbaren Macht wie ein dunkler Schatten über der ganzen Oper und ist theilweise auch nicht ohne Einfluß auf die Musik geblieben. Doch abgesehen davon, bewährt sich die geniale Schöpferkraft des Meisters in diesem Ton- und Bühnenwerke äußerst lebhaft, wenn auch nicht Alles als gleichwerthig bezeichnet werden darf; er zeigt sich als ein Komponist, der Kühnheit des Entwurfs mit Energie der Ausführung verbindet und dessen Persönlichkeit neben lebhafter Phantasie und Einbildungskraft die Vorzüge ausgeprägter Originalität besitzt. Ja, man ist beim ersten Hören fast verblüfft von der Fremdheit der ganzen Außenwelt der Oper, von der orientalischen Glut der Empfindung, die uns entgegenlobert und die Phantasie mit zauberischen Bildern umgautelt.

— **Galédy's nachgelassene, von Bizet vervollständigte dreiaktige Oper „Noah“** wurde kürzlich zum ersten Mal im Hoftheater zu Karlsruhe mit Erfolg gegeben. Der französische Text des St. Georges ist von G. zu Kuthly überf. Den Hauptinhalt der Oper bildet die jüdische Liebe des Engels Ithuriel zu Sarah, der Gattin Ham's. Der Samum in der Wüste, die Orgie in der Götzenhalle Ithuriel's, das Hereinbrechen der Sintflut und die Rettung Noah's in der Arche bieten Gelegenheit zu pompösen szenischen Effekten und werden von den Kritikern als sehr wesentliche Ursachen des Erfolges hervorgehoben. Viele Intendanten und Direktoren der größten deutschen Theater waren den Einladungen zur Aufführung nachgegeben.

— Das älteste Theater Roms, das Costanzitheater, wird im Laufe dieser Tage niedergegriffen werden.

Kultur und Wissenschaft.

— Als besonders zuverlässige Illustrationen des neuen deutschen Kolonialbesitzes in Afrika sind die im Verlag des geographischen und nautischen Instituts L. Friedrichsen in Hamburg erschienenen Karten zu empfehlen und zwar eine Karte von Centralafrika, angefertigt im Auftrag des auswärtigen Amtes durch L. Friedrichsen, den ersten Sekretär der geographischen Gesellschaft in Hamburg, und auch dem neuesten Weltbuch beigegeben, ferner drei Spezialkarten: das Lüberland (Angra Pequena), Oberguinea und das Kamerungebiet, sämtlich auf Grund zuverlässigsten englischen und deutschen Materials im Auftrag des auswärtigen Amtes bearbeitet.

— Eine deutsche Südpolarexpedition zur Erforschung der antarktischen Meere und endgültigen Lösung der wichtigsten geographischen und meteorologischen Fragen befürwortete Geh. Admiraltätsrath Professor Neumayer-Hamburg auf dem fünften deutschen Geographentag, der kürzlich in Hamburg stattfand. Es ist Aussicht vorhanden, daß die deutsche Wissenschaft zur Ehre gereichende Projekt bereits im nächsten Jahre zur Ausführung kommt. Zum nächsten Versammlungsort wählte der deutsche Geographentag Dresden.

— Der sogenannte Sommerpreis der Sendenbergschen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. ist in diesem Jahre dem Professor der Anatomie in Kiel, Walter Flemming, für sein epochemachendes Werk: „Zellenstruktur, Kern und Zelltheilung“, zu Theil geworden.

— Im physikalischen Institut der deutschen Universität in Prag ist es Professor Mach gelungen, „Schallwellen“ photographisch aufzunehmen.

Erfindungen.

— Die tobbringende Granate in den Dienst der Lebensrettung gestellt zu haben, dieses Verdienst erwarb sich ein Mr. Gordon, mit dessen „Rettungsbomben“ kürzlich auf Anordnung der englischen Admiralität in Montrose, Forfarshire, interessante Versuche angestellt wurden. Elf Granaten, von denen jede mit einer Gallone Del gefüllt war, wurden in das zur Zeit äußerst fürchterliche Meer abgefeuert. Raum hatte das aus den plägenden Granaten strömende Del das Wasser berührt, als die hohen Wogen wie durch Zauberfisch verschwanden und das Meer auf große Entfernungen fast spiegelglatt wurde. Die anwesenden Marineoffiziere bezeichneten die Versuche als äußerst gelungen.

Natur.

— Die Zoologische Gesellschaft in Hamburg wird, nachdem die vorjährige Walfischausstellung von so gutem Erfolg gekrönt gewesen ist, in diesem Jahr eine Dicksäuterausstellung im zoologischen Garten veranstalten. Dieselbe soll, neben den verschiedenen lebenden Arten von Dicksäutern, vor Allem umfassen: Skelette und Skelettheile ausgegrabener Dicksäutertypen, die verschiedenen Verwendungen des Elfenbeins bei univivilisierten Völkern und europäische Arbeiten aus Elfenbein und Leder von dem Geschlechte der Dicksäutern angehörigen Thieren.

Sport.

— Bei dem Rennen zu Berlin-Westend bestätigten die Resultate des zweiten Tages die des ersten in seltener Weise. Von den damaligen Siegern gewannen Rittmeister v. Dergens „Gembour“ das schwere Offizierjagdbrennen, Lieutenant Graf Sehnhorff's „Bonze“ den Preis von Fürstentum und v. Teppe-Bast's „Wetterwolke“ das Verkaufsjagdbrennen, während „Mad Lewis“, der im Eröffnungsrennen Zweiter gelaufen war, den Preis der Flora und „Ganna“, die Zweite im Spreewaldhürdenrennen, dieses Mal das Aprilhürdenrennen heimtrugen.

— Der zweite Wiener Renntag brachte im Praterpreis in „Buzgo“, dem dreijährigen Sohn des Rißer öfse und der Baber, ein Pferd hervorragender Klasse zum Start, das seinen drei Gegnern, „Calut“, „Goliath“ und „Cetes“, der selbst am ersten Tage leicht sein Rennen gewonnen hatte, nach Gefallen davonließ. In der Tribünen-Steeplechase schlug der vierjährige „Alteist“ ebenfalls seinen Gegner überlegen und dürfte demselben gleichfalls noch mancher gute Erfolg zu prophezeien sein.

— Das Reitersteeplechase, für das 85 Pferde genannt waren, gewann einer der letzten Outsider, der vierjährige „Whitelod“ (6 St. 7 Lt.), der 33:1 in den Wetten stand, vor „Criterion“, „Barnacles“ zc.

— Für den Marfalk des Sultans hat der türkische Brigadegeneral v. Hobe-Pajcha, ehemals preußischer Dragoneroffizier in Berlin, bedeutende Pferdeanläufe gemacht, die hauptsächlich in großen Carosiers bestanden.

— Der im Mai in Dresden stattfindende deutsche Reglerkongreß wird nach der fortwährend sich steigenden Anzahl von Theilnehmern sehr reich und voraussichtlich von mehr als 2000 Reglern besucht sein. Ein sehr wesentliches Kontingent werden die ausnahmslos vertretenen zahlreichen Berliner Klubs stellen. Unter den bei Gelegenheit des Dresdener Kongresses abzuhaltenden Festlichkeiten figurirt auch eine Festsahrt auf der Elbe, zu welcher in Anbetracht der großen Theilnehmerzahl neun (also auch hier zeigt sich die hohe Bedeutung dieser Zahl für das Reglerthum!) Dampfer gemietet wurden.

Mode.

— Die Saison der Diners hat in Bezug auf die äußeren Arrangements der Tafel verschiedene neue Nuancen festgestellt. Der Geschmack, die Porzellane und Krystalle mit Gläsern und Wappen auszuhalten, gilt in französischen Modetreiben heute überholt durch denjenigen

für ganz glattes, schmuckloses Geschirr. Auch auf der Wäsche verschwinden jene gestickten Uebertreibungen, welche die ganze Serviette oft mit einer einzigen Giffre bedekten, dagegen bezieht die neueste Mode dieselben mit starken venetianischen Points. Der Blumenkranz der Tafel hat vollständig mit der Anschauung gebrochen, daß seine Arrangements sich nur durch die Augenhöhe der Gäste begrenzen zu lassen hätten, heute gibt es nur noch die reizenden, flachen Parterres, die koketten, französischen Jardinetts, die kleinen, über das Tischstuch gestreuten Sträußchen, die Beilenguirlanden um die ganze Tafel, keine voluminösen Sträuße und Blumenkörbe mehr. In England wird neben jedem Teller ein kleines Glas mit Geraniumblüten und grüner Kresse gestellt. Auch unter die Früchte und Desserts, deren Arrangement sich im Gegensatz zu demjenigen der Blumen in hoch etagierten goldenen Körben präsentiert, werden kleine bunte Sträuße gemischt. Diese bronzirten Körbe werden reich mit Spiken oder Quirlspikes ausgefüllt oder sie erhalten eine hängende Garnitur von Krystallprismen, welche in der Beleuchtung der Tafel außerordentlich brillant wirken. Eine Neuheit, allerdings nur für intimere Tischgesellschaften berechnet, sind rothe Tischtücher mit goldenen Spiken. Sie sind eine prächtige Folie für das Silber und Krystall der Tafel. In England werden selbst alte Brotsatze von der Bekleidung der Tafel nicht fern gehalten, und weil es schon nicht angehen mag, den ganzen Tisch mit diesen alten und verschossenen Farben zu bedecken, ist die Bizarrie der Modefanatiker auf den Einfall gekommen, auf weißem oder rothem Grunde ein Kreuz von derartigen brio-à-brac-Geweben zu zeigen und der Tafel ein Gewand zu verleihen, das eher an die Stimmung einer Sakristei als an die Festlichkeit einer fröhlichen Tischgesellschaft mahnen dürfte.

— Die Eröffnung der Pariser Concours hippique hat für die Damen der interessierten Sportreize zugleich auch die Bedeutung einer interessanten Toilettenausstellung. Die Spezialität dieser Ausstellung ist das sensationelle Kostüm, ein Genre, das jene Frauen, welche sich für den Start passioniren oder für eine Meute und Sporenstiefeln heute bis jenseits der Grenze des Mörrischen kultiviren. Die neueste Grille dieser Damen, welche den Aufregungen der Rennbahn nicht bloß mit ihren Gläsern, sondern mit allen Nerven einer Leidenschaft folgen, ist das harte Rouge. Zu rundem weißem Velveteenrock und weißer Weste eine kurze, vorn weit zurückgeschlagene rothe Jacke, mit drei übereinander fallenden kleinen Schultertragen. Dazu eine Mütze von rothem Tuch mit malvenfarbenen Federbüsch. Eine andere Bizarrie, welche in der Sphäre der Logenplätze Aufsehen macht und das Interesse der Gallerien provoziert, ist das Genre Bog. Damit bezeichnet man die aus imitirten Pferdegeden arrangirten Kostüme der passionirten Damen. Die bekannten Muster jener grell gestreiften Friesdecken, welche das Thier zu belächeln pflegen, wenn es nach dem Start eingeküßt wird, werden in leichten, frischähnlich behandelten Wigogeweben imitirt, um zu kurzen Röcken, runden Jacken und übergroßen Hüten verarbeitet zu werden. Auch Schirme von diesen Vogmuffern, für welche man den Federbüsch einer Peitsche als passenden Stock gewählt, gehören zur Vervollständigung einer derartigen Toilette. Rothe Mäntel für den Wagen sind mit den groß gezeichneten Figuren schwarzer oder gelber Jockeymützen bemustert, dunkelblaue Jerseys mit riesigen Hufeisen aus Sammet oder Plüsch bedeckt, gigantische Fächer bringen bunte Bilder aus den Bewegungen des Sport, flirrende Ketten und Schmuckfäden erinnern an die Embleme der Passion, welche weite Kreise des Highlife für die nächsten Wochen so ausschließlich erfüllen wird.

— Die oppositionelle Strömung gegen die Banalität unserer heutigen Männertracht hat in Paris zur Bildung eines Vereins geführt. Die „Ligue des gens du monde“ hat sich die Aufgabe gestellt, die gegenwärtige Herrenmode, deren oböden Charakter sie mit dem ästhetischen Geschmack vergangener Epochen vergleicht, positiv zu reformiren und in der Feststellung neuer Formen des männlichen Anzugs die Modemission von Paris um glänzende Triumphe zu bereichern. Die Redaktion von „L'art et la mode“, welche sich an die Spitze dieser Bewegung gestellt hat, fordert namhafte Künstler zu Entwürfen einer Gesellschafts- und einer Promenadetoilette für Herren auf, um wenigstens zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts den unerhörten Cylinder, den entsetzlichen Frack und das geschmacklose Beinkleid, welche diesem Jahrhundert die Signatur einer mobilen Verirrung gegeben haben, durch die Toilette eines erzeugten Geschmacks ersetzt zu sehen. Die von der Liga acceptirten Entwürfe sollen seinerzeit publizirt und durch eine wirksame Agitation, welche man vermuthlich von den Damen erwartet, der Anfang einer neuen Aera werden. In tonangebenden englischen Modetreiben soll dieser Bewegung lebhaftes Interesse entgegengebracht werden und Aussicht vorhanden sein, daß ein ähnlicher Verein der Londoner Majors sich mit diesen Pariser Moderevolutionären zu verbündeter Agitation in direkte Beziehungen setzt.

— The latest chic wäre, Londoner Modeberichten nach, heute die Figur des „Bauernnotens“. Von jener souveränen Bedeutung, welche einst die Figur des Störches, dann diejenige des Hahnenkamms oder der Gule, später die Gestalt der Spinne und zuletzt diejenige der Sonnenblume in der englischen Mode hatte, ist's heute der grobe, kunstlose Knoten, welcher einer Toilette den Stempel der letzten Tagescaprice gibt. Gelle Sommerkleider werden mit Strohnuten garnirt. Ganze Hüte werden aus Strohnuten gebunden. Foulardschüs werden ohne Zuhilfenahme einer Nadel, nur durch geschickte Verknüpfung arrangirt, ebenso Hüte, zu denen nichts weiter erforderlich ist als ein Stückchen Foulard oder Spitze oder Wigogne und eine Hand, welche sich aber auf the latest chic versteht, denn nicht jeder Knoten wird den Eindruck jener originellen Grazie hervorbringen, welchen man von dieser neuesten Laune erwartet. „Lady's Pictorial“ meint, für die Verschlingung des edlen, rechten Modenotens bedürfte es eines Auges, in welchem etwas von der Grazie eines Künstlers liegt, und zugleich einer nervösen, geschickten Hand, welche die Handgriffe der Schmitzer abgelauscht hat, denn nicht die Komplikation des gordischen, die subtilen Verschlingungen des Liebesknotens, sondern der grobe, zwanglose Bauernnotens ist the latest chic der modernen Garnitur.

Denkmäler.

— In Graz, wo der berühmte Astronom Kepler in den Jahren 1594–1600 gewohnt, beabsichtigt man, demselben ein Denkmal zu errichten. Dasselbe soll auf dem Plage vor der neuen Universität seine Aufstellung finden.

— In den Kreisen der deutschen Sängerschaft soll der Gedanke angeregt werden, dem verstorbenen Liedertoumponisten Franz Abt aus den Mitteln der Gesangsvereine auf seiner Ruhestätte zu Wiesbaden ein würdiges Denkmal zu errichten, ein Plan, dem wir im Hinblick auf die allgemeine Würdigung, der sich die Abt'sche Muse im deutschen Volke zu erfreuen hat, eine möglichst rasche und glänzende Ausführung wünschen. Wie aus Wiesbaden berichtet wird, hat Professor Karl Keil eine Todtenmaske des Verstorbenen abgenommen, nach welcher eine Marmorbüste angefertigt werden soll.

Gestorben.

— Alois Taussig, Tonkünstler und Klavierlehrer, Vater des verstorbenen Virtuosen Karl Taussig, 66 Jahre alt, am 24. März, in Dresden.

— Alderman Notage, Lordmayor von London, 61 Jahre alt, Anfangs April, in London.

— Richard Grant White, amerikanischer Schriftsteller und Kritiker von Ruf (kritische Ausgabe von Shakespeares Werken, „Yankeebriefe“ zc.), 63 Jahre alt, Anfangs April, in New-York.

— Marie Mouillat, Landschaftsmalerin, bef. durch ihre Aquarelle aus dem Juragebirge, 84 Jahre alt, Anfangs April, in Courrendlin (Sura).

— Dr. Ernst Trumpp, Professor der orientalischen Sprachen an der Universität München, am 5. April, in München.

— Professor Karl Schmid, Historien- und Porträtmaler, 85 Jahre alt, am 9. April, in Florenz.

— Fürst Leopold Karl Maria Fugger-Babenhausen, erblicher Reichsrath der Krone Bayern, 57 Jahre alt, am 10. April, in Augsburg.

— Dr. v. Liebe, Wirklicher Geh. Rath, braunschweigischer Ministerresident und Bevollmächtigter zum Bundesrath, 75 Jahre alt, am 10. April, in Berlin.

— Dr. Karl Stieker, Schriftsteller und Dichter, bef. durch seine Gedichte in oberbayerischer Mundart (Habt's a Schneid, Vergleamt'n zc.), 42 Jahre alt, am 12. April, in Tegernsee.

— L. M. Ed, Gründer und Besitzer der „Eisenbahnzeitung“, Mitte April, in Lübeck.

— Hans Hanfklängl, hervorr. Lithograph und Photograph, am 15. April, in Berlin.



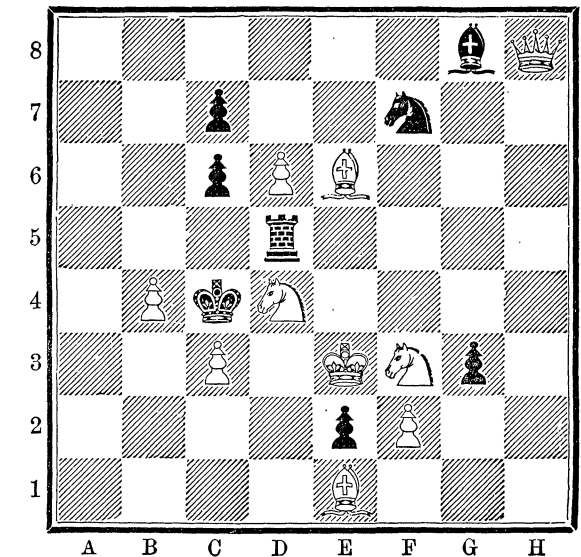
(Medirt von Jean Dufresne.)

Im letzten Problemturnier der „Nationalidee“ wurde der folgenden Aufgabe der zweite Preis zuerkannt.

Aufgabe Nr. 329.

Von Eduard Walter.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nr. 325:

Weiß.

Schwarz.

- 1) D. D 1 — D 8 1) F 7 n. E 6.
 - 2) D. D 8 n. F 6 + 2) Beliebig.
 - 3) E. F 4 — G 6, F. F 2 — E 2 oder D. F 6 n. E 6.
- A)
- 1) F. F 2 — E 2 + zc. 1) C 5 — C 4.
- B)
- 1) F. F 4 — H 5 zc. 1) F 6 — F 5.
- C)
- 1) E. F 4 — D 3 + zc. 1) G 5 — G 4.
 - 2) E. F 4 — D 3 + zc. (Andere Varianten leicht.)

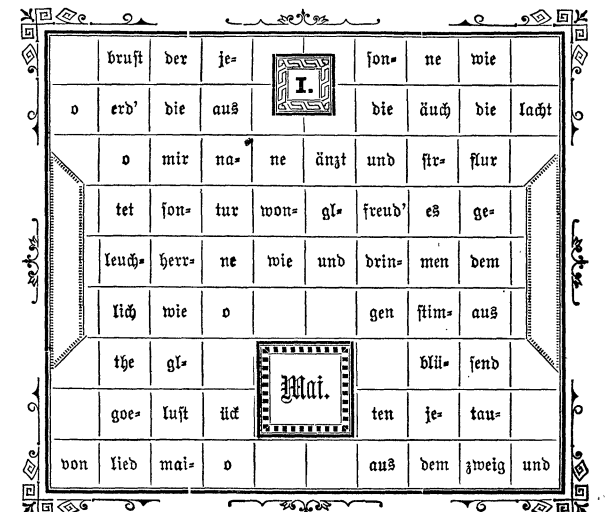


Räthsel.

Monat-Königsmarsch.

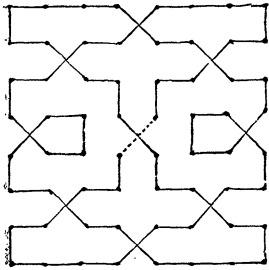
I. Mai.

Von R. v. Warnkenhagen.



Auflösung des Kryptogramms in Nr. 29:

Man merke von der ersten Musiknote den ersten —, von der zweiten den zweiten —, von der dritten den dritten u. s. w. Buchstaben. Verbindet man die gemerkten Lettern der Reihe nach zu einem Worte, so resultiert: „Rubinstein“.

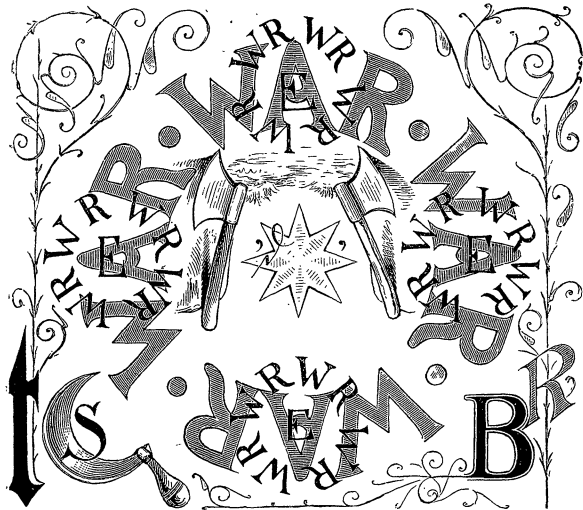
**Auflösung der Königs-promenade Nr. 10:**

Begegnung aller Bekannten.

Die einst mir Treu' und Liebe schwor,
Die hab' ich heut' gesehen
In ihrer Jugend schönstem Flor
An mir vorübergehen.

Kein Lächeln wurde mir zu Theil,
Kein Gruß aus ihrem Munde,
Ein freudig Weiden nur in ihr
Von ihrem kleinen Hunde.

Geodor Wehl.

Bilderräthsel 29.**Auflösung des Bilderräthfels 27:**

Der Schmerz ist der Flug, welcher den Ader der Seele aufwühlt,
dann wird in die tiefen Furchen himmlische Saat ausgestreut von dem
allweisen Edemann dort oben.

Unseren Abonnenten

offeriren wir zum Einbinden des ersten Bandes (Nr. 1—26)
dieses Jahrgangs unsere auf das Elegante ausgeführte

Einband-Decke

zu

Ueber Land und Meer

in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf
Rücken und Deckel zum Preise von 2 Mark pro Stück.

Dieselbe Decke in gleicher Ausstattung nur mit Goldrücken
ohne Deckenvergoldung à M. 1. 25 Pf. Ferner

Mappen

zur Aufbewahrung der Wochennummern in gepresster Leinwand
mit Goldtitel à M. 1. 25 Pf.

In Oesterreich-Ungarn kommt zu dem Preis dieser Decken
und Mappen noch ein kleiner Eingangszoll.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Be-
stellungen an, ebenso vermitteln sämtliche Kolporteurs und
Boten, welche die Nummern und Hefte in's Haus bringen, die
Beforgung. Postabonnenten wollen sich wegen Beforgung der
Decken ebenfalls an eine Buchhandlung wenden. Auf Wunsch wird
gegen frankirte Einsendung des Betrags auch von der Verlags-
handlung direkt geliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

**Briefmappe**

Piccolina am blauen Adriastrande. Ein bißchen Nachsuchen im
Konversationslexikon! Maria — die Herrscherin, Laura — die Vorberbeträngte,
Gisela — die Heldin, Karl — der Mächtige.

Frau v. G. in Wiesbaden. Doch gar zu oft schon überseht.
Frl. W. v. A. in B. Scheint leider verloren gegangen zu sein.
Frl. Agnes K. in Hannover. Sehr schöne Monogramme macht
Nathanson in Hamburg.

Hrn. G. E. in W. Keinen besondern Grund, als den jedes Festessen
hat und besondere Verpflichtungen wüßten wir auch nicht; einfach eine so ge-
nannte Verdauungsviße.

Frl. J. H. in D. Proben zu fordern, war er vollkommen berechtigt
und auch genöthigt. Das ist 'mal geschäftsmäßig und im Geschäft gibt es
keine Galanterie der Art.

Basileus. In den neuen Ausgaben ist fast kein Unterschied mehr,
beide gleich gut.

Hrn. K. in St. Zum Verkauf nach überseeischen Ländern — Alles zu
brauchen.

Hrn. Ch. F. in S. Brodhaus und Meyer sind zugleich Fremdwörter-
bücher.

Frl. A. B. in G. Wir thun das nicht mehr, was Sie wünschen, und
bedauern daher; das Mecklenburgische Staatshandbuch oder Raabe's Mecklen-
burgische Vaterlandskunde wird Ihnen Auskunft bieten.

Vangi. Abonn. in Wiesb. Erklärt sich doch von selbst, da die Faust
ein Auge je einmal bedeckt, also nicht gerade darauf paßt.

Hrn. L. M. in D. Dieser Artikel ist denn doch nicht von so allgemeinem
Interesse, um in unserem Journal veröffentlicht werden zu können, werden
Sie sich an eine Fachzeitschrift. — Vom Jahrgang 1876 unseres Journals
können Sie allerdings noch ein Exemplar zum ermäßigten Preise von M. 4. —
brochirt erhalten. Es empfiehlt sich jedoch rasche Bestellung (am einfachsten
bei Ihrer Buchhandlung) für Sie, da der Vorrath von diesem Jahrgang nur
noch gering ist.

Hrn. C. B. in Kaiserslautern. Ihre Anfrage wegen des gefügigsten
Wortes: „Es wandelt Niemand ungestraft unter Palmen“, das wir seit
jüngster Zeit mehreren unserer geachteten und beliebten Abonnenten zu Zu-
schriften und Berichtigungen veranlaßt, welche nachweisen, daß das Wort aus
Goethe's Wahlverwandtschaften, Band II., Kap. 7, ist, während im Nathan
allerdings ein ähnlich Palmenwandel vorkommt, indem der Tempelherr z. B.
sagt: „Weiß, macht mir die Palmen nicht verhaßt, worunter ich so gern sonst
wandle.“ Daher der lapsus calami.

Fr. O. in Amsterdam. Die Bedeutung des D. ist noch nie genügend
erklärt worden. — Sie meinen wohl die Marietta Albani?

Trauriges Vorfälle. Arthur — der Mächtige, Gustav — Krieger,
Geld.

Hrn. Gustav Prig. in Moskau. Bei Lufma & Comp. in Berlin und
bei Optiken oder Glashandlungen.

Philatelist A. M. 102. Die Redaktion der Briefmarkenzeitung in Dres-
den wird Ihnen die gewünschte Erklärung geben können.

Hrn. A. v. B. in W. Die Redaktion des „Hinterbenden Voten“ in Jahr
nimmt Ihre Gaben für das Reichswaisenhaus gerne entgegen.

Rittergutsbej. P. M. in D. wünscht zu wissen, von wem:
„Wir wissen, was wir sind,
Wir bleiben, was wir waren,
Das erste Volk der Welt,
Der Schrecken der Barbaren.“

Hrn. J. L. A. in Wien. Der Einsendung steht nichts entgegen.
Hrn. D. H. in F. A. Karl Bohn's Chemisches Laboratorium in Stutt-
gart wird mit Ihnen in Verbindung treten.

Hrn. B. A. in T. Ausdrücken mit dem Nagel und dann Waschen mit
dem Aufschwamm.

Phraeologie. Wir können Ihnen den „Französischen Sprachführer“,
Leipzig, Bibliogr. Institut, bestens empfehlen.

Hrn. H. F. in G. Das dortige Landwehrbezirkskommando wird Ihnen
gerne Auskunft geben: uns steht das fern.

Abonnentin M. B. in G. Sie meinen, wir sollen das ganze Lied
hier abdrucken?

Hrn. C. H. in Berlin. Herr von der Becke-Klühner in Baden-Baden
kann Ihnen darüber entweder sofort Auskunft geben oder Nachforschungen
anstellen.

Weischen am Neckar. Wir können Ihnen nur rathen, zu heirathen,
oder sich in Vina Morgenstern's Frauenkalender unter den angeführten Berufs-
arten für Frauen zu wählen.

Babnerin. Es waren Ihnen allerdings Andere zuvorgekommen, aber
immerhin besten Dank.

Wiesenblümchen in B. Calla — Jugend und Schönheit schwinden
dahin; Geranium — von Niemand belauscht muß ich dich sehen; Heliotrop —
mein Herz neigt sich zu dir und schweigt; Margelöcher — Gefahr droht.
— Der Brief kommt an die Adresse.

Hrn. J. St. in Pr. (Kroatien). Dem Rhythmus nach ist es die Haydn's-
che Weise.

Frl. Hedwig. Auch uns ist es außer Zweifel, daß Sie etwas ungeschickt
sind. Kaufen Sie das neue Soemeden'sche Fintengas, da können Sie nicht
tiefer eintauchen als nöthig, und Ihre schönen Finger werden sich in Zukunft
nicht mehr mit Tinte schwärzen.

Hrn. B. in Köln. Der „Thierbändiger“ ist in Photographie bei
Wilhelm Otto in Berlin zu haben.

Hrn. B. in M. (Weipreussen). Wir werden darauf bedacht sein.
Hrn. M. in Konstantinopel. Wir werden von einem Abonnenten
darauf aufmerksam gemacht, daß 1871 in Prag eine Verbindung „Konstantin“
existierte, welche violett-weiß-schwarze Farben hatte, dabei violette Seidenmühe.
Die Umschrift des Siegels war: „Muthig, fest und treu.“

Hrn. W. L. in B. Sie verlangen, daß wir Ihnen „womöglich um-
gehend“ und brieflich die Theorie und das Räthsel des Gedankenlesens mit-
theilen. Wir geben keine derartigen brieflichen Antworten, umgehend aber ist
es wegen des Erscheinens unseres Blattes unmöglich und endlich, was die
Hauptfrage, wir kennen das Geheimniß nicht.

Frl. Rosa B. in S. Ueber die Erfolge jener Methode haben wir uns
bereits an früherer Stelle ausgesprochen. — Für den gedachten Zweck empfehlen
wir Ihnen Herman von Schmid's erzählende Dichtung: „Winland oder die
Fahrt um's Glüd.“ Als Abonnentin unseres Journals erhalten Sie das
elegant gebundene Werk zum Ausnahmepreis von nur M. 2. —. Der Bezug
durch eine Buchhandlung dürfte für Sie am bequemsten sein.

Hrn. J. J. Van. in A. In Schlegel's Kunsthandlung in Stuttgart.

Hrn. G. Ch. Das „Museo di famiglia“, Mailand, viertel. 3 Lire
durch die Post.

Hrn. A. St. in L. Le Soudier's Buchhandlung in Leipzig dürfte Ihnen
eine Uebersetzung verschaffen können.

Hrn. A. St. in Hamb. Die Auflösungen richtig. Die Uebersetzung
des lateinischen Distichons können wir aus Rücksicht auf unsere Leserinnen
nicht bringen.

Eine Polin in M. Mit Aufschwamm sich waschen und vor dem
raschen Uebergang der Temperatur sich schützen. Indes ist das auch Angelegen-
heit.

Hrn. J. A. H. in D. Nein, man kann ein Manuscript nicht zugleich an
mehrere Blätter senden, resp. verkaufen, wenn dieß nicht ausdrücklich gesagt
wird. 5 fl. nicht viel. Ueber Mestität geben wir grumblich keine Auskunft.

A. Kende in Petersburg. Waschen Sie dem Thiere die Augen
mehrmals täglich mit Zunderwasser aus; wenn sich jedoch bereits Eiter zeigt,
ist Komershausen'sches Augenwasser, in der aus der Gebrauchsanweisung ersich-
lichen Verdünnung, wiederholt mit bestem Erfolg angewendet worden.

Hrn. Alex. W. in M. (Schweiz). Wir empfehlen Ihnen die vorzüglich
redigirte „Chemiker-Zeitung“ von Dr. G. Krause, welche in Köthen erscheint.

Hrn. G. B. in Paris. Begriffstugig ist allerdings ein Wort, das
unser Wörterbücher nicht kennen, das indessen gut gebildet ist und wohl auf-
genommen werden konnte: er ruht im Begreifen.

Frl. Lea S. in Pr. Da ist guter Rath theuer und wir gäben Ihnen
solchen so gerne gratis. Das Verbot des B. kann er Ihnen nicht übel deuten,
wenn Sie sich auf die öffentliche Meinung berufen. Dann wird sicher ein
weiter Schritt folgen, wenn es Ernst ist.

Hrn. Sigm. N. in Wien. Die Blümlein hüpfen hervor?
Hrn. A. G. in R. R. Schellven, Der Wille, die Lebensgrundmacht,
Berl. 1879.

Haideblümchen. Sie schreiben uns, daß eine ganze Reihe von Adressen,
die wir als Briefmarkensammler zu wohltätigen Zwecken genannt, solche von
sich ablehnen. Wer sammelt denn noch zu solchen Zwecken?

Fr. K. in Wien. Wir bitten, über Ihr Manuscript verfügen zu wollen,
da es leider für uns sich nicht eignet.

Abonnent in München. Der Verlag von Bartholomäus in Erfurt
sollte Anweisungen ersuchen, schreiben Sie dahin.

Anemone und Waldmeister. Das dürfte mehr in den Bereich der
„Frauen-Zeitung“ von Zipperheide passen.

Ronde Wienerin. Es ist noch kein Reiz von Bösen verpißt worden.
Nichtige Pöjungen fanden ein: Vittoria Picet in Prag (2), Anna
Mahlmann in Padua, Jakobine Thomm in Augsburg, Eugenie Stordend
und Eugenie Weyrich in Straburg, Flory Heise in Manchester, H. in Pots-
dam, Bertha Markus in Siegen, Gith in Prag, Semper idem in Lübeck.

August Schmeißer in Jungsdorf am Wienerberg. Frau Salomon Krause in
Szelem. Karl Dohmen in Köln. Frau Dr. Adolf Beck in Budapest. „Die
fluge Gasse in St.“ Schubert in Neuforge. Lehrer Lichtberg in Altsweiler bei
St. Wendel. Tilly J. ... in Merzen. Hr. A. Lee in Norwegen. Marthe
Blumenthal in Gesehacht (2). Baby Simon in London. Fr. Henriette
Gehlings-Edubdy in Zürich. Sigmund Stenich in Wittibod. Marie Goltner-
mann in Hannover. Elisabeth Müller in Potsdam. Martha Dori in Maier-
berg. G. Zuentinger in Hüttensteinach. „Oesterreicherin“ in Gabelitz. Ernst
und Margarethe Petasch in Chemnitz. Clara Nicolschewitz in Bergedorf bei
Hamburg. Greichen und Alice Münich in Polen. Die Inseparabel vom Walde.
Anna Paure in Wien. Willy Heygal in Triest. Reinhold Naumann und
Bruno Goldammer in Geringwalde. A. Siegel in Meiningen. Marie Heisler
in Graft (Böhmen). Hans Beyse in Hannover. Fritz Guteneuer in Altena.

Erleichte Herbstzeile. B. G. 3. und R. R. in Zürich. G. Sundhausen
in Götting. Ida Diederich in Warendorf. „Zwei Wauerrojen“ in Wütel an
der Elbe. Cleba in Eilenburg. M. Röper in Danzig. Wittmeister P. in
Landsberg. Anna Petjed in Walpo. Nina und Gustav in Wien.

Redaktion: Dr. Edmund Boller in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniss.

Text: Lacerte, Novelle von Adolf Stern, Fortsetzung. — Die chinesische
Armee, von Leo Warren. — Schönhäuser, des großen Kanzlers Geburtsort,
von Oskar Schwebel. — Dr. Karl Stieler, von G. Ziel. — Der Referendar,
Novelle von Ernst Götze, Fortsetzung. — Ein prophetischer Vers, von S. v.
Mheimwehr. — Mai, Gedicht von Jean Stauffacher. — Die Reife des öster-
reichischen Kronprinzenpaares nach dem Orient. — Delaucht. — Auf der Spur
des Wilderers. — Ein Bild auf Afghanistan, von F. v. H. — Heimathstätte
für Heimathlose, von B. P. Müller. Fortsetzung. — Schach. — Räthsel:
Monat-Königsmarich, I. Mai, von R. v. Marckenhausen. — Auflösung des
Kryptogramms in Nr. 29; Auflösung der Königs-promenade Nr. 10; Wiber-
räthsel 29; Auflösung des Bilderräthfels 27. — Briefmappe.

Illustrationen: Reife des österreichischen Kronprinzenpaares nach dem Orient:
Der Kronprinz besichtigt die Marinereja hochja in Cattaro; Fahrt über die
Serpentine von Cattaro nach Gellinje; Empfang an der montenegrinischen
Grenze und Uebersiedlung von Salz und Brod; Fahrt durch Gellinje, nach
Stizzen von F. Schlegel. — Delaucht, nach einem Gemälde von G. Schwe-
ninger. — Dr. Karl Stieler. — Schönhäuser, Bestimmung des deutschen Reichs-
kanzlers, von Otto Günther-Raumburg. — Auf der Spur des Wilderers, von
H. Heilmann. — Mai, von Jean Stauffacher. — Karte von Afghanistan und
den angrenzenden Gebieten. — Im zwanzigsten Jahrhundert, Zukunftsbild
von Louis Eugenheim.

In unserem Verlage ist soeben

in zwölfter Auflage

erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Aus-
landes zu beziehen:

Homo sum.

Roman

von

Georg Ebers.

Preis elegant geheftet M. 6. —; fein gebunden M. 7. —

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

Kaiser Wilhelm-Biographie.

In der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart und Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

„Achtundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“. Ein Menschen- und Heldenbild

unseres deutschen Kaisers von Oskar Meding. Mit fünfundvierzig Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät
Allergnädigst zur Benützung verstatteten Aquarellen als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von Carl Hallberger.

148 Seiten hoch Quart. Preis elegant geheftet 2 Mark; fein gebunden in Leinwand mit prächtigem Goldtitel und reicher Pressung 3 Mark.

Eine Festgabe der sinnigsten Art, ein Lebensbild unseres geliebten Monarchen, für Jung und Alt geschrieben. In warmen, von echt patriotischem Hauche getragenen Worten führt uns der
gewandte Erzähler die Hauptzüge aus dem vielbewegten und thatenreichen Leben unseres Heldenkaisers vor Augen, vom Tage der Geburt bis zur Gegenwart. Wir durchleben gewissermaßen an der
Seite der Hauptfigur unseres Heldenkaisers das große Stück Weltgeschichte von der Erniedrigung Deutschlands bis zu seiner Wiedergeburt. Was der Erzähler aber einen eigenen Reiz, einen besonderen
Vorzug vor nur sachlichen Geschichtswerken gibt, ist der Umstand, daß die rein menschliche Seite Kaiser Wilhelm's in vielen kleinen Zügen in dem Werke auf das Deutlichste neben den politischen Ereignissen
sich abhebt. Als Mensch tritt unser erhabener Herrscher uns in diesem echten Volksbuche entgegen, und deshalb können wir dasselbe dem deutschen Volke nicht warm genug empfehlen. Die Ausstattung
des Werkes ist eine sehr geschmackvolle. Sehr werthvoll und für Jedermann interessant sind die Illustrationen nach Aquarellen, welche Seine Majestät eigens für diesen Zweck zur Benützung verstattet
hat, meist Skizzen aus dem Familienleben des Herrschers. So möge denn das Werk, dem überdies ein sehr billiger Preis die weiteste Verbreitung gestattet, bald in Jedermanns Hand, namentlich aber
im Besitze der studirenden Jugend sein, für die es kein schöneres Vorbild ersten Strebens und gewissenhafter Pflichterfüllung geben kann als Kaiser Wilhelm.

Rheinisch-Westfälische Zeitung.



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Lacerte.

Novelle von
Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

Giuseppe Petrella war kein heißblütiger Patriot, wie Marcella's Großvater, aber der gezwungene Müßiggang — die Genova Superba lief in diesem Kriegssommer nicht nach Beirut und Smyrna aus — that ihm nicht gut und Lacerte mußte mehr als einmal warnend bei den Hafenschenken vorüberhuschen, in denen er jetzt länger beim Wein saß, als sonst seine Gewohnheit gewesen. Mit einem ihm früher fremden Ingrimme sah er den weißbröckigen Patrouillen nach und ärgerte sich darüber, daß die jungen österreichischen Offiziere ihre Säbel über die Uferplatten der Giudecca klirren ließen. Die braven Soldaten hätten wahrlich lieber bei Custozza gefochten, als sich hier im Garnisonsdienst zu langweilen. Aber da sie ihre Pflicht hier festhielt, war es ihnen wahrlich nicht weiter zu verargen, daß sie im Umherschleudern die Stunden verbrachten, die ihnen ein überflüssiger und doch strenger Dienst übrig ließ, und daß sie sich nach den anmuthigen Venetianerinnen umsahen, so viel ihrer auf der Giudecca vorhanden waren. Beppo hatte sonst nicht gefragt, ob es Seelente oder Soldaten, Landsleute oder Fremde waren, welche seiner Marcella auf ihren Wegen nachschauten. Jetzt aber setzte er, sobald er sah, daß die österreichischen Offiziere nach der zierlichen Lacerte hinblickten, so zornig die Oberlippe auf die Unterlippe und brachte die Hand so hastig an den Gürtel, in dem er nach Seemannsweise das breite Messer trug, daß seine Liebste mehr als einmal ihre Hand auf die seine pressen und ihm die Thorheit seiner Aufwallung fühlbar machen mußte.

So unbefangen munter Marcella bisher ihre Augen hatte umherblitzen lassen, die ganz neue Weise ihres Beppo brachte sie doch dazu, den Offizieren

und namentlich den jüngeren auszuweichen, und wo sich eine weiße Uniform von fern zeigte, von vornherein hinwegzublicken. So konnte es geschehen, daß ein junger Lieutenant vom Regiment Marsano, welcher erst seit wenigen Tagen auf der Giudecca eingetroffen war und das schlanke, bräunliche Mädchen mit einer Art knabenhaften Entzückens zuerst am Landeplatz der Piazzetta gegenüber wahrgenommen hatte, von Marcella gar nicht

beachtet, mehrmals des Tages ihren Weg kreuzte. Es war Giuseppe, der, am Strand hinabschleudern, rasch entdeckte, daß die Augen des jungen Offiziers seiner Verlobten bis zum Häuschen der Giovanna folgten und der sich nun seinerseits auf die Lauer legte, um das weitere Verhalten des Oesterreichers zu beobachten. Da überzeugte er sich denn rasch, daß der schlanke, blondhärtige und blauäugige Deutsche, dessen Gesicht, obgleich der Lieutenant drei- oder vierundzwanzig Jahre zählen mochte, von so frischem, fast kindlich fröhlichem Ausdruck war, seinem Mädchen nachstelle, während freilich in Wahrheit der neue Bewunderer Marcella's noch nicht einmal gewagt hatte, sich länger unter ihren Fenstern aufzuhalten, und jederzeit nur um die Zeit an der Fondamenta della Croce auf und ab wandelte, wo Marcella das Haus verließ. Giuseppe mußte zugleich erkennen, daß seine Liebste bis jetzt nicht einmal auf den Oesterreicher aufmerksam geworden sei, so daß dem Steuermann der Einsfall kam, er vermöge den jungen Offizier vielleicht einzuschüchtern, bevor derselbe lästig werde. In diesem frommen Vorsatz behielt Beppo den Lieutenant vom Regiment Marsano im Auge und entdeckte schon andern Tages, als er selbst sich gegen Abend mit Marcella am Ufer erging und die Lacerte nach ihrer Gewohnheit ihn über verschiedene von den Schiffen an's Ufer geschlagene Brücken zog, um flüchtige Besuche an mehr als einem Bord abzustatten, daß sich der junge Mann gegenüber den Fahrzeugen an einen Laternenpfahl angelehnt habe und schier so strack und unbeweglich stehe, wie dieser selbst. Dabei folgten seine Augen mit unverkennbarem Wohlgefallen den zierlich raschen Bewegungen des Mädchens und mit ebenso deutlichem Mißfallen den Schritten Beppo's. Der junge Offizier mußte eben zur Erkenntniß gekommen sein, daß der prächtig, trotzig, stolz auftretende Seemann zu dem schönen Mädchen gehöre. Aber so sehr ihn dieß unbehaglich stimmte, seines Weges ging er doch nicht, und Giuseppe setzte sich also vor, den Handel auf seine Weise zu schlichten. Als er mit Marcella vom Schiffe des Cristofani zurückkam, wo sie einen gemein-



Das Vesperbrod. Nach einem Gemälde von E. Munier.

samen Freund begrüßt hatten, und der Lieutenant noch immer an jenem Pfahl Wache hielt, ließ Beppo seine Verlobte ein paar Schritte vorausgehen. Zum Ueberfluß war es ihm, als ob eben dabei Marcella zum ersten Male ihren Bewunderer bemerkt und sein huldigendes Lächeln wenigstens mit keinem unfreundlichen Blick erwidert hätte. So ward es ihm leicht, dem seit gestern genährten Ingrimm alsbald Ausdruck zu geben. Er blieb, während Marcella weiter ging, dicht vor dem Lieutenant stehen, spielte mit dem Messergriff in seinem Gürtel und sagte mit aller Schärfe, die in seinem weichen Venetianisch möglich war: „Was steht Ihr, Signor, und starrt meiner Braut nach und kreuzt überall ihren Weg? Ich will es nicht dulden, und Ihr werdet erfahren, daß mich Euer Kleid nicht schreckt!“

Der junge Offizier blickte auf, sein helles blaues Auge begegnete ruhig dem dunklen, glühenden Beppo's. Gleich seinem Gegenüber legte er wie spielend die Hand an den Horb seines Säbels und entgegnete leise und rasch: „Was fällt Euch bei? Wollt Ihr, daß man einem schönen Mädchen nicht nachsieht, so führt sie nicht auf diesen Weg, der Jedem gehört.“ Und übermüthig setzte er hinzu: „Schade, daß ein so reizendes Kind an einen so groben Burschen gerathen ist!“

Der Steuermann suchte wie von einem Schlag getroffen, und wer weiß, was im nächsten Augenblicke geschehen wäre, wenn jetzt nicht Marcella's Stimme mit lautem Ausruf: „Beppo! Beppo!“ den Ergrimmt aufgeschreckt hätte. Er eilte zu ihr, die etwa zehn Schritte weiter am Ufer still stand, bestürzt auf ihren Liebsten und den jungen Offizier zurückschaute und hoch erglühte, als sie wieder von den bewundernden Blicken des Letzteren getroffen ward.

„Giuseppe!“ sagte sie eindringlich, als der zornbleiche Steuermann an ihrer Seite stand. „Giuseppe — suchst Du Handel? Was willst Du mit dem Desterreicher? Dir thut der Müßiggang nicht gut, es ist Zeit, daß der Hafen von Venedig wieder offen werde.“

„Ja wohl — ja wohl!“ entgegnete Beppo und ergriff dabei mit Ungestüm Marcella's Arm, um sie möglichst weit hinwegzuziehen; „es wird Zeit, daß die Fremden gehen, höchste Zeit. Ihre Keckheit ist nicht länger zu ertragen!“

„Geh' ihnen aus dem Wege,“ versetzte das Mädchen fröhlich lachend. „Warte ruhig ab, ob sie der Krieg wegtreibt oder ob sie bleiben. Das Meer sollen sie uns wohl lassen, wenn wir erst ein eigenes Schiff haben!“

Giuseppe aber vermochte sich nicht so rasch in die fröhliche Laune seines Mädchens zurückzufinden, er fuhr fort zu grollen und Marcella nachdrücklich vor den schlimmen Absichten des Desterreichers zu warnen, mit dem er soeben wegen seines Nachstarrens in Zwist gerathen sei. Aber es gelang ihm nicht, die Verlobte mit seiner eigenen Empfindung, seinem eigenen wilden und argwöhnischen Groll zu erfüllen.

„Der junge Mann sah wahrlich nicht nach schlimmen Absichten aus!“ versetzte sie leichtsin und fuhr fort, ihn über sein Aufbrausen und seine Händelsucht zu schelten. Während sie in diesem ersten Zwist mit Beppo den kurzen Weg zu ihrer Wohnung einschlug, folgte auch der junge Offizier in einigem Abstand. Er hätte sich selbst nicht klar machen können, ob ihn eine plötzliche Leidenschaft für das fremde, seltsame Mädchen, oder ob ihn nur die Lust treibe, dem eifersüchtigen Ungestüm des venetianischen Seemanns Trost zu bieten. Er hatte jetzt Marcella sprechen hören und der Klang ihrer Stimme dünkte ihm zu gleicher Zeit völlig fremdartig und doch vertraut. Alles in Allem war der junge Lieutenant in einer Erregung, die er nicht verspürt, seit sein in Laibach garnisonirendes Regiment Befehl zum Aufbruch nach Venedig erhalten hatte.

Schon am Tage, der dem kleinen Wortwechsel zwischen Beppo und Marcella folgte, begegnete Vacerte, indem sie nach ihrer Gewohnheit rasch und beweglich durch die an der Fondamenta versammelte Menge glitt, die hier dem Ausgange neuer, von Trieste gekommener Geschäfte schweigend und größtentheils mit düsteren Mienen zusah, ihrem fremden Bewunderer auf's Neue. Dank Giuseppe's verkehrtem Auftreten war sie jetzt erst aufmerksam auf den jungen Desterreicher geworden. Und sie erschrak, als mitten im dichtesten Gewühl seine Augen sich in die ihren senkten und sie eine wunderliche Empfindung durchrieselte, welche der Blick noch keines Mannes, selbst Giuseppe's nicht, in ihr erweckt hatte. Ein Gemisch von Neugier, Theilnahme, von Freude und dunkler Furcht blieb in ihrer Seele, auch als sie sich längst mit ihren flüchtigsten Schritten der Bege-

nung entzogen hatte. Der junge Offizier hatte mit frohem Erstaunen bemerkt, daß er einen Eindruck hervorgerufen habe, den er ohne viel Besinnen seiner schmucken und lebenswürdigen Persönlichkeit zuschrieb. Kein Wunder, daß er nun um so eifriger seine dienstfreien Stunden — und ihrer wurden stets mehr, seit im Anfang Juli die Kriegsentcheidung im Norden auf böhmischem Boden gefallen war — am Ufer der Giudecca verbrachte. Unbefangen und harmlos, jugendlich, unverdorben, wie er war, gefiel ihm doch die Vorstellung, hier ein unmuthiges Abenteuer zu erleben. Und er zeigte sich auf der Stelle der Lage gewachsen. Er scheute es keineswegs, mit Marcella zusammenzutreffen, auch wenn ihr Bräutigam neben ihr war, und sie bei jeder neuen Begegnung mit größerer Heftigkeit den bewundernden Augen des Verhakten zu entziehen trachtete. Aber er wußte doch auch durch geschickte Erkundigungen gewiß zu werden, zu welchen Stunden Giuseppe Petrella durch seine Pflichten auf der Genova Superba festgehalten sei, und ward gerade in diesen Stunden ein besonders fleißiger Besucher des kleinen Kaffeehauses bei Ponte Longo und ein eifriger Kunde der Mutter Giovanna, der Orangenhändlerin. Auch Marcella errieth alsbald, warum sie jetzt jeden Tag und immer zur Zeit, wo Giuseppe nicht neben ihr war, von dem Desterreicher mit ritterlicher Zuborkommenheit begrüßt, ja demnächst am Verkaufsstand ihrer Hauswirthin mit ein paar freundlich scherzenden Worten angesprochen ward. Ihre Pflicht wäre es gewesen, dem soldatischen Anbeter den Rücken zu kehren; sie wußte nicht, was sie innerlich zwang, seine Ansprache zu erwidern. Bei aller Keckheit war ein Ausdruck im Gesicht des jungen Mannes, der das schöne Mädchen gleichsam um Verzeihung bat, und in ihr selbst sprach eine Stimme für den Fremdling, so daß sie keinen Laut der Entrüstung fand. Sie sagte sich lebend nach dem kurzen Gespräch mit dem Offizier vom Regiment Marsano: „Schüke mich, heilige Mutter Gottes! Ich wandle auf den Wegen, die meine arme Mutter in's Verderben geführt!“ Aber sie wich der zweiten und dritten Ansprache des Fremdlings so wenig aus als der ersten, und sie, die Offene, Arglose, die nie ein Geheimniß vor irgendwem, geschweige denn vor ihrem Liebsten gehabt, verschwieg jetzt sorgfältig, daß sie mit dem jungen Offizier gesprochen.

Allein Giuseppe hielt seine scharfen Augen offen genug und bemerkte selbst von seinem Bord aus an einem der nächsten Tage, daß der Lieutenant Marcella, die auf dem Wege zur Genova war, artig grüßte. Glück genug, daß es für dießmal beim Gruß und dem Nachgehen des jungen Mannes blieb und das Mädchen dem beabsichtigten Gespräch auswich. Als sie auf dem Deck des Schiffes anlangte, empfing sie Beppo mit einer grollenden Miene, an der sie augenblicklich errieth, daß er ihr neuestes Zusammentreffen mit dem jungen Desterreicher beobachtet habe. Er nahm — zum ersten Male — den Kuß nicht, den sie ihm bot, und sagte, am Schiffsrand hinab in das Wasser blickend, spöttisch: „Die Zeitungen bringen es heute für ganz gewiß, daß die Weißbröcke aus Venedig abziehen, der Kaiser von Oesterreich hat auf Stadt und Land verzichtet. Jetzt scheint es, als ob unsere Frauen und Mädchen die Feinde zurückhalten wollen. Dir wenigstens ist's leid, daß sie gehen, man kann ja nicht wissen, ob die italienischen Offiziere so galant und dienstbeflissen sind wie die Signori von Marsano. Die Weißbröcke sind beinahe alle Grafen; der Dich seiner Huldbigung würdigt, ist wenigstens ein Baron!“

Unmuthig über Beppo und noch unmuthiger über sich selbst hörte die arme Vacerte die bitteren Worte ihres Verlobten. Es war ihr lieb, zu vernehmen, daß die Desterreicher demnächst die Lagunenstadt verlassen würden — so kam ihr der junge Mann aus den Augen, für den sie eine so unerklärliche, sie ängstigende Theilnahme empfand. Doch lag es nicht in Marcella's Natur, eine Ansprache wie die ihres Liebsten unerwidert zu lassen. Sie faltete die klare Stirn und schürzte die Lippen spöttlich unmuthig, um Beppo bemerklich zu machen, daß es sie nicht entfernt kümmernere, ob der hübsche und artige Deutsche ein Baron oder ein Cittadino sei; ihr gefalle es wohl, daß er und seine Kameraden so gut wie die Landsleute drüben aus der blutigen und thörichtesten Kriegsgefahr gesetzt seien, und noch besser gefalle ihr, daß der arme Mensch sich nicht länger auf der Giudecca umhertreiben müsse, wo er aus bloßer Langeweile den Mädchen nachgehe. Freund Beppo aber, der täglich mehr zum Schwagpatrioten werde, möge nur immer seinem Schutzheiligen danken, daß er ihn unter der Herrschaft der Austriaci und nicht

unter der alten glorreichen Republik geboren werden ließ, unter der er sich längst um seinen Hals geredet hätte. Es war die alte lachende Miene und die alte helle Stimme, mit denen Marcella dem zürnenden Steuermann gegenübertrat, aber sie selbst fühlte, daß etwas Fremdes in ihr lebe und sich zwischen sie und das alte Gefühl für Giuseppe gedrängt habe. Mit einer Art Bestürzung machte sie die Entdeckung, daß sich ihr Herz nicht unter ihren Willen beuge. Sie wollte kein Unrecht thun, sie durfte von Stund an nicht an den Fremden denken, und sie that es doch, that es widerstandslos und unablässig. Sie setzte sich vor, daß ihre Augen denen des jungen Offiziers nicht wieder begegnen sollten, und hielt ihr stummes Versprechen wenigstens für den einen Tag, indem sie bei Beppo verweilte, bis sein Dienst auf dem Schiffe vorüber war und er selbst sie nach Hause geleiten konnte. Aber ihre alte Ruhe gewann sie nicht zurück. Stunde um Stunde mußte sie des jungen soldatischen Bewunderers gedenken; sie sah ihn trotz aller Vorsätze vor sich und schlug sich mit tausend Gedanken herum, wer er sei, warum seine Züge ihr so viel Theilnahme einflößten — während sie doch keinen Augenblick vergaß, um wie viel hübscher und männlicher die Züge ihres Verlobten seien, warum seine Stimme ihr unablässig im Ohr nachklinge. Die kluge Vacerte, die noch vor wenigen Wochen Jedem gezürnt haben würde, der auch nur einen Streit zwischen ihr und Beppo für möglich erklärt hätte, fragte sich in schlafloser Nacht und unter angstvollen Gebeten, ob sie wohl schlecht und thöricht genug sein könne, ihrem Geliebten treulos zu werden? Gioachino Cardelli hatte seine Enkelin nicht zum Aberglauben erzogen, heute aber fielen ihr alle Märchen von geheimen Zaubersprüchen und Liebesstränken ein. Ihr Blut wallte nicht ungestümer als sonst, Giuseppe's Kuß und Schmeichelwort hatten sie weit froher durchschauert, als die ritterliche Huldbigung des jungen Fremden. Sie träumte auch jetzt nichts, als Beppo's getreues Weib zu werden, allein es war ihr, als zwänge sie eine dämonische Macht, sich um den Lieutenant vom Regiment Marsano zu sorgen, als könne sie den flehenden Blicken, welche sie schon ein paarmal aus seinen blauen Augen getroffen hatten, nicht dauernd widerstehen und müsse um des Fremden willen all' ihr Glück auf's Spiel setzen.

Nie in ihrem Leben, die Nacht ausgenommen, welche dem Tode ihres Großvaters gefolgt war, hatte sich Marcella so früh von ihrem Lager erhoben. Rathlos und im Innersten ihrer Seele beunruhigt, blickte sie in die grauen Morgenwolken hinaus, in welche die Spieren der Schiffe im Giudeccakanal emporragten und hinter denen sich die Sonne eines hellen Septembertages noch barg. Die Straße vor den Fenstern ihres Hauses lag noch völlig still, vom Kloster hinter der Kirche della Redentore klang das Geläute zur ersten Messe. Auch die überwachten Augen der Vacerte blieben scharf und hell. Und so nahm sie mit einem Male wahr, daß ihr Giuseppe, den sie zu dieser Stunde im Hause seines Vaters oder in seiner Kabine auf der Genova Superba glaubte, in einer Art von Versteck, etwa dreißig Schritte vom Häuschen der alten Giovanna, dem Tag entgegenharrte. Blitzschnell begriff sie auch, was der Steuermann hier suche: sein eifersüchtiger Verdacht war Allem, was sie thun und lassen mochte, längst vorausgeeilt; er schien die ganze Nacht hier wach zu haben. Rasch entschlossen beugte sie sich aus dem kleinen Giebel Fenster, das fast unmittelbar über dem Fenster des Erdgeschosses lag und ließ den Namen ihres Liebsten so laut erschallen, daß die Spaziergänger auf der Fondamenta verwundert mit aufhorchten. Giuseppe Petrella kam auf den Ruf Marcella's in der That unter das Fenster, aus dem sie hervorschaute, und hörte die erregte Frage seines Mädchens, was er hier im Morgengrauen zu schaffen habe, mit einem Gesicht an, in dem sich Beschämung und Trost wunderbar mischten. Er gab zur Antwort, er sei eben früh vom Schiffe gekommen und habe hier einen stillen Morgengruß zum Fenster seiner Liebsten emporgeschickt. Marcella aber, bei der in diesem Augenblick die Liebe in der Entrüstung unterging, welche sie über dieß Belauern empfand, gab ihm auf den Kopf Schuld, daß ihn ein unwürdiger Argwohn hier umhertreibe, und der Steuermann versetzte gezwungen lachend, daß wenn dem so sei, Marcella selbst den Anlaß dazu gegeben habe. Dabei sandte er fortgesetzt spähende Blicke zu dem Giebel Fenster empor, und als er endlich der heftig ausgesprochenen Entrüstung des Mädchens wich, sah dieselbe, daß er den Weg nach jenem Theile der Insel

einschlug, wo die Quartiere der österreichischen Truppen waren. Sie errieth, daß er ausspähen wollte, ob der junge Lieutenant vom Regiment Marsano, dessen Namen sie nicht einmal kannte und dem Giuseppe's eifersüchtiger Groll galt, zu dieser Frühstunde in seinem Quartier verweile oder nicht. Die heiße Glut des Zorns und der Scham, welche bei dieser Gelegenheit über Marcella's Gesicht flog, weisagte dem erregt Davoneilebenden wenig Gutes.

Freilich kam Giuseppe noch im Laufe des Morgens zu der Entrüsteten zurück und erbat und erhielt Vergebung. Er hatte sich leicht von der völligen Grundlosigkeit seines Mißtrauens überzeugen können. Aber dieser Morgen blieb trotz der raschen Veröhnung der beiden Liebenden nicht ohne verhängnißvolle Folgen. Der Verlobte hatte Marcella Unrecht gethan, sie vergaß völlig, mit welchen Gedanken sie in der verflochtenen Nacht gerungen hatte, und empfand nur die kränkende, argwöhnische Eifersucht Giuseppe's. Sie mußte in Gedanken seine zähe Heftigkeit und die trozige Art, mit der er sein Recht auf sie geltend machte, mit der fast schüchternen, liebenswürdigen Weise vergleichen, in welcher der junge Fremde ihren Schritten nachging und ihr huldigte. Und sie sprach sich mit einem Male ein Recht zu, die Aufmerksamkeit des ritterlichen Bewunderers wenigstens mit ihrem sonnigsten Lächeln und sichtlichem Dank zu erwidern, sie wußte ihm bei Weitem nicht so viel aus, wie sie wohl vermocht hätte, trotz seiner unablässigen Bemühungen, ihr zu begeben. Sie hatte mit der Erinnerung an Giuseppe's grundlosen Verdacht ein Mittel, die neu aufbrausende Eifersucht des Steuermanns nicht sowohl zu beschwichtigen, als augenblicklich verstummen zu machen. So wünschte denn Giuseppe Petrella mit noch größerer Ungeduld, als die ungeduldigsten Patrioten den Abzug der österreichischen Truppen aus Venedig herbei, der seit Anfang August täglich prophezeit ward und sich doch noch bis in die ersten Herbstwochen hinein verzögerte. Je weiter der Sommer vorrückte, je ungewisser die Stunde ward, zu der sich keine weiße Uniform mehr auf der Giudecca zeigen werde, um so erbitterter, grossender ward die Stimmung Beppo's. Jeden zweiten oder dritten Tag hatte er jetzt einen Liebeszwist mit Marcella zu bestehen. Und mitten in der Eifersucht, mit der er sie überwachte, mitten in der leidenschaftlichen Ungeduld, mit der ihn jeder Blick des Mädchens auf den Fremden erfüllte, kam ihm zum Bewußtsein, wie fest er an Marcella hänge, wie bitter schwer es ihm sein würde, sie zu verlassen. Alles mußte ja gut werden, wenn Marcella nur erst den Uebermüthigen nicht mehr sah, der dem grossenden Seemann sein Glück vergiftete. Aber auch das junge Mädchen, das jetzt täglich ernster und fast schwermüthig ward und seinen heitern Namen Vacerte längst nicht mehr verdiente, sehnte den Zeitpunkt herbei, wo diese innere Qual ein Ende nehmen werde. Sie wußte jetzt, daß sie, so lange der junge Offizier in ihrer Nähe sei, ihre Ruhe und innere Freudigkeit nicht wieder gewinnen werde. Sie zählte die Stunden, die von einer Begegnung zur andern verstrichen, sie pries die heilige Jungfrau, die ihrem jugendlichen Bewunderer eine so seltene, fast schene Ehrerbietung auferlegte. Und doch hätte sie fast lachen mögen, daß der junge Offizier, der sich ihr genannt und von dessen Namen sie nur den Vornamen Rudolf behalten hatte, sich daran genügen ließ, sie täglich zu sehen, ein- oder zweimal im Laufe der Woche ein kurzes Gespräch mit ihr zu führen und einen freundlichen Gruß mit auf seine Wege zu nehmen. Für sich selbst war sie damit vollkommen zufrieden, der junge, liebenswürdige Mann zog sie unwiderstehlich an und doch zitterte sie vor der Stunde, in der er ihr eine Untreue gegen den Verlobten ansinnen könnte, so gut wie vor derjenigen, in der sie ihn zum letzten Mal sehen werde. Im letzten leidenschaftlichen Zwist mit Beppo, der ihr wieder einmal vorwarf, den Zudringlichen nicht streng genug in Schranken zu halten, sprangen ihr Worte über die Lippen, welche das Geheimniß ihrer Seele enthüllten: „Die guten Augen dieses Oesterreichers könnten mich toll machen. Ich möchte mit ihm bis an's Ende der Welt gehen, und wenn er mir morgen sagte, daß er mich heirathen wolle, so wär' mir's doch wieder, als müßte ich tausendmal Nein sagen! Denn Dich würde ich doch nie lassen — so wenig Du es auch werth bist, Du Fäuler und ewig Unzufriedener!“

(Schluß folgt.)

Ein Besuch in Irland.

(Südliche Westküste.)

Von

Adelma v. Day.

(Nachdruck verboten.)



Dublin. Da wären wir nun auf der grünen Insel des Ozeans, dem Smaragd im Meere, in — Irland. Durch zwei Meere von zu Hause getrennt, der Gedanke ist unheimlich. Heut früh sieben Uhr verließen wir Custom Station in London und nahmen ein Billet bis Killarney, welches auf drei Monate gültig ist. Das Reisen in England ist herrlich! Erstens bedeutend billiger als bei uns, Alles so geregelt, ordentlich, ohne Lärm; für das Gepäck ist gar nichts zu zahlen. Man steht selbst dabei, wenn der Träger den Namen des Ortes, wo man hinreist, auf den Koffer, der mit dem Namen des Reisenden versehen ist, hinklebt. Beim Ankommen steht man beim Ausladen des Gepäcks da und bekommt seine Koffer sehr rasch; es ist kein so langes Warten wie bei uns.

Der Kurierzug, mit welchem wir von London nach Holyhead fahren, heißt »Wild Irishman« (wilder Irländer) und soll einer der rapidesten Züge sein. Man sehe nur einmal die Strecke, die wir in sieben Stunden von London bis Holyhead fuhren, auf der Landkarte nach. Es waren bloß drei Haltepunkte. Wir hatten ein kleines Saloncoupé, der Schaffner (Guard) war äußerst artig. In Chester, Mittagsstation mit fünf Minuten Aufenthalt, gab er uns ein »Lunch basket« in das Coupé, einen Frühstückkorb, vollkommen eingerichtet für zwei Personen, mit einem guten Frühstück und Wein. Auf der Fahrt durchflogen wir drei Shires und sahen die Berge von Wales. Die Landschaft ist fortwährend wie ein Park, so grün, frisch, üppig und gepflegt. Wir sahen auf den Feldern Mähmaschinen, Lokomobilen arbeiten, hübsche Landwägen, auch Coaches gut bespannt vorüberfahren; dann kamen wir an kleinen Seebädern vorüber und sahen im Fluge die Bäder. Plötzlich befanden wir uns in totaler Finsterniß — was war das? Wir fuhren durch das riesige Kupferrohr, welches das Festland mit der kleinen Insel Anglesea und Holyhead verbindet. Dieser Kupfertubus liegt auf beiden Küsten über zwei Felsen, ich weiß nicht wie viel Fuß über dem Meere; eine Riesearbeit der menschlichen Industrie und Kunst. In Holyhead hielt der Zug knapp am Meere beim großen Dampfschiff an, wir spazierten hinüber, wir stiegen sozusagen vom Coupé in's Schiff. Es war ein herrlicher Tag — die See dunkelblau, spiegelglatt — ich blieb auf dem Verdeck und blickte auf die schwindende Küste Englands, auf die blauen Berge von Wales. Der Kapitän, merkend, daß ich fremd sei, sprach mich sehr freundlich an und führte mich im Schiff herum, mir Alles zeigend und erklärend. Die Post im Schiff ist höchst interessant. Es ist ein großer Raum, in welchem alle Briefe ihre Abtheilungen haben: das Ein- und Ausladen der Briefe soll jedesmal eine Stunde in Anspruch nehmen. Eine Stelle im Meere zeigte mir der Kapitän, wo vor zwei Monaten ein Passagierschiff bei entsetzlichem Sturm strandete — heute konnte man sich das kaum vorstellen, so ruhig und sonnig war's; Delphine schwammen spielend dem Schiffe nach, die weißen Möven flogen auch nicht. Die Ankunft in Ringstown ist wirklich prachtvoll; der liebenswürdige Kapitän erklärte mir Alles und nannte mir die Namen der Städte und Berge, die nun zum Vorschein kamen. Der Hintergrund der Berge nimmt sich sehr gut aus, wenn man sich der Küste nähert. In Ringstown ausgedockt, fuhren wir mit der Bahn eine halbe Stunde bis Dublin und stiegen in dem prachtvollen Hotel Shellbourn ab. Es kommen wohl an hundert Passagiere des Tages bei Shellbourn an; bei der Ankunft meldet man sich im Bureau des Hotels, der Name wird eingeschrieben, dann bekommt man ein Täfelchen mit der Nummer des Zimmers und begibt sich weiter. Shellbourn ist ein riesig großes, mit Eleganz und Comfort ausgestattetes Hotel. Die Table dhôte faßt gegen hundertundzwanzig Personen; das Couvert fünf Shilling per Person, war vorzüglich, sechs Gänge. Unter der Bedienung waren zwei Neger.

Da wir Gile hatten, das Ziel unserer Reise, Parknasilla, die Villa des Lordbischöfs G., zu erreichen, fuhren wir am andern Tag von Dublin ab und besahen uns diese schöne alte Stadt auf dem Rückwege.

Corf. Um sieben Uhr früh verließen wir Dublin. Die Coupés in Irland sind abheulich, alt, eng, abgenutzt, die Sitze hart. Zu Anfang war die Landschaft kahl, machte mich an den Karst bei Triest, dann kamen kumpfige Ebenen, der Pusta in Ungarn gleich, mit elenden Lehmhütten oder kleinen Steinhäusern; die Felder sind von Mauern umgeben, welche mit Epheu bewachsen sind, wilde Büsche von Fuchsen, Rosen, Myrthen stehen um die Häuser; überall sieht man den rötlichen Stein, Portlandstone genannt, der einen so guten Cement liefert. An großen Torflagern fuhren wir vorüber, aus welchen man noch uralte Eisenklöße und Aeste herausgräbt, »Bugoak« (Torfeiche) genannt, man macht schöne Schnitzarbeit daraus. An der Station Lombardstown sahen wir das überbe Schloß des Lord Rennare, ein Herr in rothem Drefz ritt gerade die lange Allee hinauf.

In Corf wohnten wir im Hotel Imperial sehr gut. Corf ist eine schmutzige Hafenstadt, viel Lärm, ähnlich wie in Italien, auch die Hygienomien sind braun, ungewaschen, mit lebhaften Augen — es ist gar nicht mehr englisch, ein südlicher Zug liegt darüber. Die Promenade auf die Feste, welche hoch liegt und die Stadt und das Meer beherrscht, ist lohnend. Oben ist eine Kaserne. Die Soldaten sind alle stramme, hübsche Leute; sonderbar kam es mir vor, daß sie ohne Säbel, mit einem Stöckchen (Sipence) in der Hand spazieren gehen. Der Hafen von Corf ist groß, voll von Schiffen, mit regem Leben. Sehr eigenthümlich sind die Einspänner in Irland, Jaunting car genannt; man sitzt dos-a-dos, auch vier Personen können so sitzen, die Koffer liegen dazwischen, der Wagen hat zwei Räder und schaukelt furchtbar.

Von Corf nun ging die Reise nach dem himmlisch schönen Killarney. Die Gegend verwandelt sich bald hinter Mallam in ein üppiges, herrliches Grün; die Berge sind bewaldet, es entwickelt sich eine wahrhaft paradiesische Vegetation. Killarney ist vollgestopft mit Touristen, besonders Amerikanern. Im herrlich schönen »Railway Hotel«, das inmitten eines Parkes liegt, stiegen wir ab. Von Killarney aus macht man die schönsten Landpartien nach Bergen, Seen, zu Wasserfällen und den Inseln dieser Seen. Unsere Reise ging von Killarney weiter nach Parknasilla, dem Landfize des Lordbischöfs, den wir besuchten. Die Fahrt ging per Achse. Wir nahmen also einen Wagen auf. Gegen einen landesüblichen Jaunting car sträubte ich mich wegen der schwankenden Bewegung. Eine Kalesche oder Viktoriadrosche gab es nicht, wir mußten eine Wagonette nehmen, das ist ein kleiner, offener Omnibus, man sitzt sich gegenüber und hat eine niedere, harte, schlechte Lehne, die Koffer sind mit im Wagen, also recht unbequem. Die Fahrt von fünf Stunden war herrlich — Killarney und Umgegend sind ein Paradies — ich begreife nun Moore's Gedichte. In den Wäldern wachsen Myr, Rhododendron, Myrten, Lorbeer, Eypressen; Fichten und Buchen, herrliche Farnkräuter. Um Killarney herum sind drei schöne Seen, von steilen Felswänden umflossen, in den Seen kleine Felsinseln. Ich schloß gleich Freundschaft mit unserem Rutscher, der sich Mac Carthy nannte und, wie er sagte, »abelig« war. Er bewies sich als vortrefflicher Cicerone, erzählte mir irdische Sagen, sprach irisch — es klang etwas wie südländisch, »kusla« heißt küssen in beiden Sprachen — dann sang er, gar nicht schlecht, melancholische irische Lieder über »The little Shamrock«, das heißt das dreiblättrige irländische Kleeblatt. Ich belohnte ihn und ließ einen steirischen Jodler, dann ein tief trauriges ungarisches Lied in Irlands Bergen erklingen. Inmitten eines Sees lag ein Stück Fels, das sei, erklärte mir Mac Carthy, das Einzige, was der Teufel in Irland zurückgelassen habe, er habe es dort von jenem hohen Felsen, wo gerade so ein Stück fehlte, abgebissen und in den See geschleudert. St. Patrick lobte Mac Carthy über die Masken, der habe alle Schlangen aus Irland gejagt. In Windigap machten wir Halt. Da ist mit einem Male das schöne üppige Grün wie abgeschnitten, man ist in wilder, öder Felsgegend, sehr rau und düster. Das Gasthaus von Windigap dürfte in Ungarn stehen, so zerfallen, verlassen, schmutzig ist es. Man kommt auf eine Anhöhe — Steppen und Stein rund herum, da auf einmal bricht der Ozean tief blau hervor, es ist ein überraschender Anblick.

Die Straße führt nun eine Weile dem Meere entlang, eine vorzügliche, gute Chaussee, dann führt sie landeinwärts. Die Gegend ist gebirgig, in den Gebirgen sind Seen, die ein sehr kaltes Wasser haben sollen. Nun bog die Straße wieder gegen das Meer und wir fuhren in den Park zur »Cottage« oder dem Landfize des Lordbischöfs. Eine Gesellschaft spielte gerade auf dem schönsten grünen Rasen der Welt »Lawn tennis«, die letzten Sonnenstrahlen blickten durch die Bäume des Parkes, als unsere Wagonette vor dem Hause stand und der Lordbischöf uns herzlich bewillkommnete.

Solch ein englisches Landhaus ist ganz anders wie eine Villa bei uns. Im Erdgeschoß befinden sich Salon, Bibliothek, Speisezimmer, Study (Studizimmer), ein Cloak room, das heißt ein Raum, wo Alle ihre Hüte, Wäids, Mäntel hängen, und im ersten Stock sind lauter kleine Schlafzimmer — unten wird gelebt, oben wird geschlafen.

Das Familienleben ist äußerst gemüthlich, ohne gene; der Gast ist vom ersten Tage an als ein Mitglied der Familie angesehen und muß sich zu Hause fühlen wegen der Freiheit, die man ihm läßt.

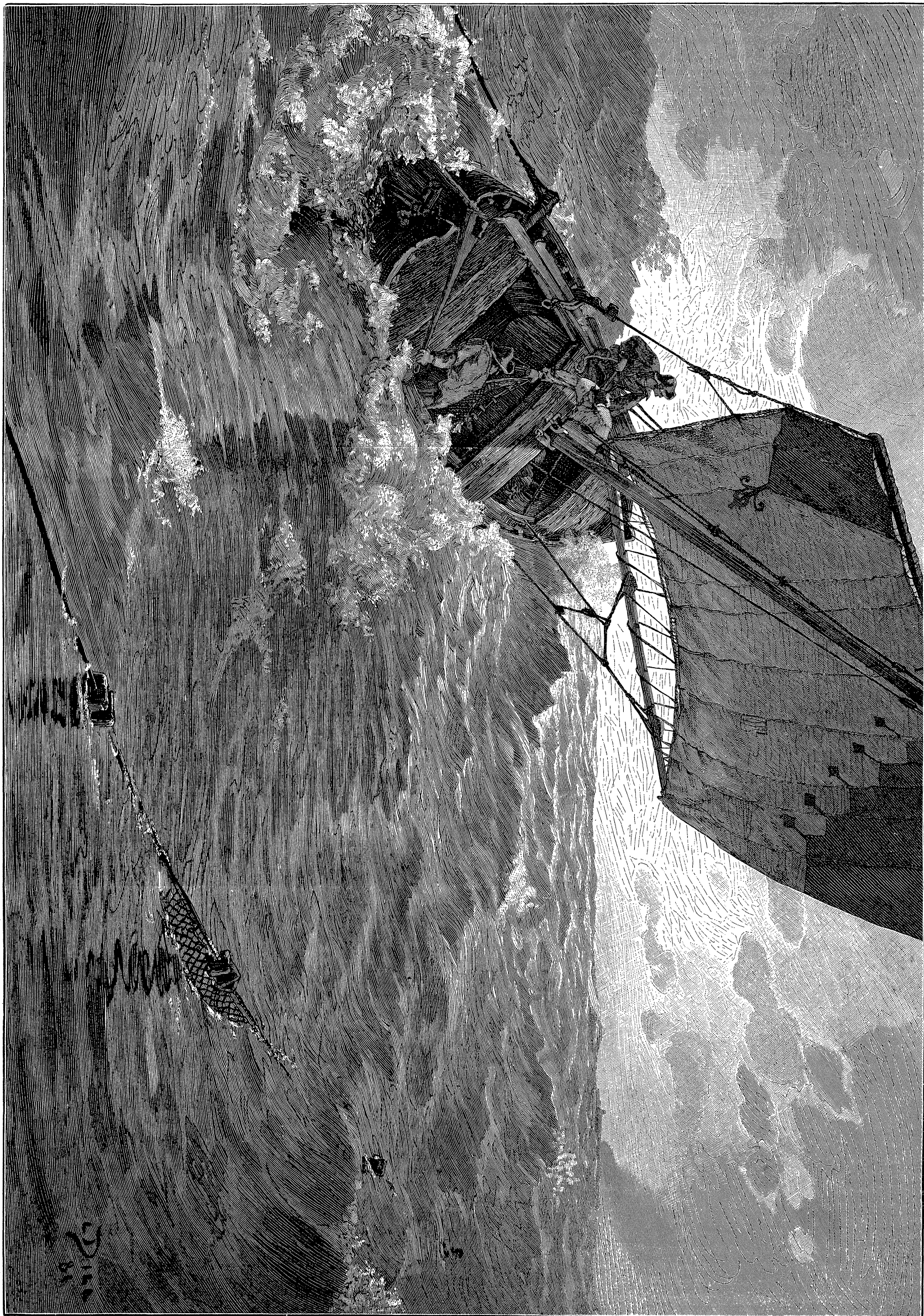
Um acht Uhr früh tönt die »Gebetsglocke« (Prayerbell). Die Familie des Lordbischöfs, seine Leute und Gäste versammeln sich, der Lordbischöf hält eine kurze Andacht. Um neun Uhr erstes Frühstück; es ist ziemlich kopios: Thee, kaltes Fleisch, Fisch, immer »Porridge« (Heidengrütze), gebratener Speck, gute kleine Kornbröde und Marmeladen, Honig, Butter; es ist zu verwundern, was da Alles gleich des Morgens gegessen wird. Die Söhne, nicht die Töchter des Hauses, trugen uns die Speisen an — immer bedienen die Herren die Damen; der Lordbischöf selbst ist der liebenswürdigste Hausherr. Nach diesem Frühstück theilt sich die Gesellschaft und ein Jeder thut, was ihm beliebt — das sind die Stunden, die dem Einzelnen gehören; Briefe schreiben, spazieren gehen, auf dem Meere fahren oder nichts thun. In jeder Ecke der kleinen Stuben saß Einer oder Eine, las oder schrieb, oder musizierte. Parknasilla liegt am Meere, an einer tiefen Bucht, ganz herrlich zum Baden. Um zwölf Uhr ging Alles baden, nach jedem Bade mußte ich auf Wunsch des Lordbischöfs ein Glas Cherry nehmen, das sei gut, meinte er. Um ein Uhr Lunch, eigentlich ein Diner ohne Suppe. Man bekommt seine Portion auf dem Teller vorgelegt — der Lordbischöf theilt aus. Nach dem Lunch kam die Post, dann werden die reizendsten, herrlichsten Fahrten zu Schiff oder zu Wagen gemacht. Um fünf Uhr »Kettle drum« (Thee mit Kuchen), um acht Uhr Diner, das oft bis zehn Uhr dauert, da die Damen sich entfernen und die Herren beim Weine sitzen bleiben. Sowie die Herren in den Salon kommen, wo immer ein kleines Kaminfeuer glimmt, erscheint ein weißer Kaffee. Ja, ein Blümchenkaffee, würdig in Leipzig gekocht worden zu sein, mit Sahne — das soll man um halb elf Uhr Abends zu sich nehmen. Der Abend schließt mit Musik, Gesang und dem Abendgebet.

Das Wohnhaus liegt inmitten des Parkes, das Meer umspült die grünen Ufer — es sind aber auch felsige Ufer, abgerissene Stücke von Felsen und Erde, Inseln bildend; so sind drei Inseln im Park durch Brücken verbunden, die Meeresarme sind so breit, daß man mit dem Boot durchfahren kann. Die Vegetation entzückte mich — Fuchsen, Hortenien, Belargonien, kleine Palmen, Alles perennirend im Freien, dabei aber kein Obst, keine Pflirsche, keine Trauben — der Golfstrom macht das Klima so mild, es ist eine feuchte, warme Luft, zu wenig Sonne vielleicht für edles Obst.

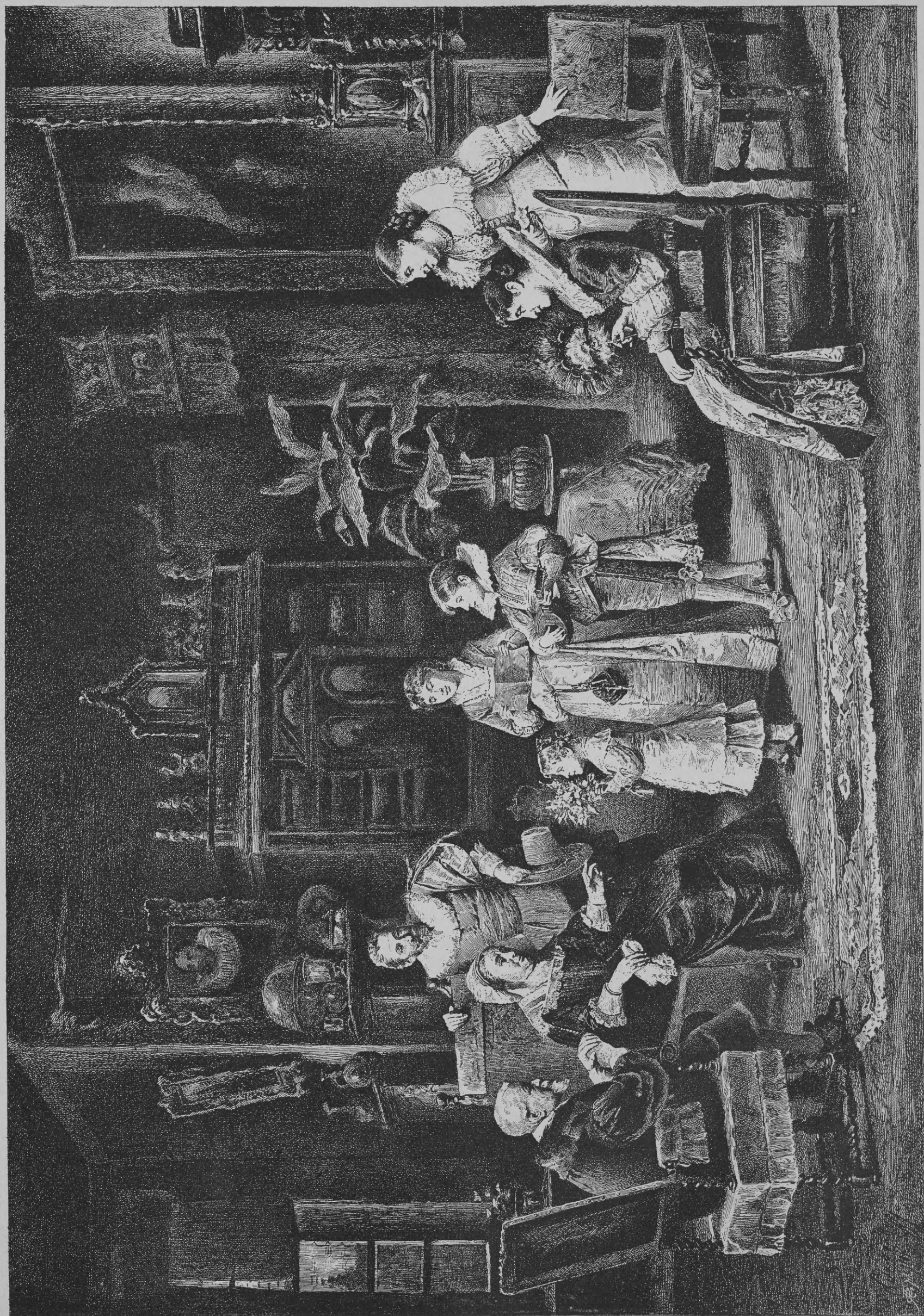
Ich lasse nun die Beschreibungen einiger Exkursionen folgen, die wir in der Umgegend von Parknasilla machten. Parknasilla liegt zwischen Rennare und Smeam in der Grafschaft Kerry.

14. August.

Heute nach dem Lunch begaben wir uns zum Boothaus, in welchem drei schöne Boote liegen, Ruder- und Segelschiffe,



Venetianische Silber. Nach einem Gemälde von E. Dill.



Der Geburtstag der Großmutter. Gemälde von D. Brozik.

Nach einer Radirung im Verlag von Charles Sedelmeyer in Paris.

daß eine fast vierzehn Personen; die ganze Gesellschaft setzte sich in die große Boot, die drei Söhne des Bischofs, schlank, athletische Gestalten, und ein Fischer ruderten, der Bischof steuerte; wir Damen bekamen Fischlein zum Angeln. Flott und kräftig wurde aus dem Meereinchnitt, in welchem das Boothaus steht, in die offene See gerudert, es war ganz herrlich. Man muß jedoch das Meer genau kennen, solche Seefahrten sind nicht ohne Gefahr, denn dasselbe hat in den Buchten und auch auf hoher See viel Felsen und Klippen, die man bei der Flut nicht sieht; dann gibt es gefährliche Strömungen und Wirbel, Brandungen, wo schon manche Unglücksfälle nicht nur beim Segeln und Schiffahren, sondern auch beim Baden und Schwimmen geschahen. Wir sahen solch' einen Wirbel inmitten des Meeres, er wurde flug umschifft, dann zeigte uns der Lordbischof eine Felsinsel, ganz bedeckt von Seemöven, Reihern und sonstigen Seevögeln; diese Insel ist durchaus unnahbar wegen der Brandungen, die sie umgeben. Schroffe, hohe Basaltfelsen, eigentlich Wände, stehen inmitten des Meeres, dann wieder Felsen mit Grotten oder zwei Felsen wie durch eine Brücke verbunden, man fährt unterhalb durch. Das Meer um Parknasilla herum ist wie eine Gebirgsgegend, schäumend brechen sich die Wellen an den Felswänden. Der Bischof und seine Söhne kennen jeden Wirbel, jede Schlucht, jeden Felsen in dieser Meeresgegend. Die See ist oft so klar, daß man die Algen alle einzeln sieht — es ist eine unbekannte herrliche Natur von Gemäßen und Blumen, die man da am Meeresgrunde wachsen sieht. Während unserer Fahrt fühlte ich plötzlich einen heftigen Ruck am Arme — es entriß mir beinahe die Fischleine — siehe da, ich hatte einen dreiviertel Ellen langen, schweren Raulbarfisch! Nachmittags trat die Ebbe ein, wir erreichten früher schon unser Heim. Es war prachtvoll, zu sehen, wie in der Ebbe ganze Felsgruppen mit goldgelben oder lila und mattgrünen Algen behangen dem Meere entwuchsen, dazu die sinkende hellrothe Sonne — es war ein nie zu vergeßendes Bild. Die Landschaft ändert sich vollständig in der Ebbe. Eines Tages hatte ich mich auf solch' einen neu hervorgekommenen Felsen begeben, um Algen zu suchen, da rief mich der Bischof von Weitem zurück, es komme die Flut, es sei gefährlich, auf diesem Felsen herumzusteigen — richtig, kaum hatte ich Zeit, fortzukommen — es geht schwer, da die Felsen und Algen glatt wie Glas sind — da kamen auch schon die Wellen, um ihr Hab und Gut zu bedecken.

15. August.

Heute wurde eine Partie nach Blackwater unternommen. Wir fuhren bis Blackwater, ein Einspänner mit großen Luchsförben folgte. Die Fahrt war super, die Gegend sehr, wildromantisch; es sieht hier nichts weniger als kultiviert aus — der Boden ist steinig, unfruchtbar. Die Hütten der Irländer gleichen den Zigeunerhütten in Ungarn, dann wieder macht es an die armseligen Dörfer um Neapel herum — Alles schmutzig, ungepflegt.

Die Gebirgskette von Killarney kam zum Vorschein — lila angehaucht wie das Meer. Man sieht oft eine Farbenpracht, einen Wechsel von Schattirungen der Farben, der wahrhaft magisch ist, aber es stimmt Einen melancholisch. Es liegt eine Majestät, ein Ernst, eine Wildheit in der Natur, die Einen sehnsüchtig macht. Es ist nicht so wie in Südschottland, wo Alles leicht und heiter ist und lebensfroh wirkt. Blackwater ist wegen seiner Lage und wegen einer Steinbrücke, die dreihundert Jahre alt sein soll, berühmt. Es liegt an einer kleinen Bucht am Meer. Der Fluß Blackwater (Schwarzes Wasser) fließt wie schwarze Tinte in's blaue Meer. In der Nähe ist auch ein Wasserfall, der weiß und schäumend die Felsen herunterstürzt. Die Brücke, die auf zwei Pfeilern steht, ist ganz mit Ephen bewachsen. Unter dieser Brücke wurde der Fährfuhrer in heiterer Stimmung genommen. Der Sohn und die Tochter des Lordbischofs sangen ein irisches Lied in irischer Sprache. Die irischen Lieder sind — wie die Natur in Irland — herrlich, ernst, melancholisch, wild und sanft zugleich. Neulich sangen sie auf der Terrasse beim Mondschein — drüben glänzte das Meer, es war ungemein poetisch, ich möchte sagen, wie ein ernster Aufschwung zu Gott, doch liegt tiefer Schmerz darin. Wenn man in Irland war, begreift man den fanatischen Patriotismus der Irländer.

16. August.

Heute machten wir eine wunderbare Fahrt über's Meer, auf die Insel des Lord Kennmare, die ein wahrhaftes kleines Paradies ist. Es war eine wüste, dürre Felsinsel, der Lord verwandelte es in ein Eden. Die Parkanlagen sind magnifiqu, der Blumengarten mit Teppichgärtnerei prachtvoll. Der Rasen ist überall so weich und elastisch, kurz gehalten — man kann ihn betreten, ohne ihm zu schaden. Da gibt es freiwachsende Palmen, Kamellien, Rhododendren, Verbenen, Pelargonien, Fuchsen u. Inmitten des Parks liegt die Cottage — ganz herzig und lieblich. Ein schönes Boothaus mit einer kleinen Yacht ist auch da. Es ist Alles auf der verzauberten Insel, nur eines nicht — Trinkwasser, das muß täglich, das heißt wenn es das Meer erlaubt, vom Festland geholt werden, dafür, versicherte man mir, sei der Weinkeller des Lord gut bestellt. Großartige Brandungen umgeben die Insel. Bei stürmischer See ist man jedoch ein Gefangener auf derselben. Einmal geschah es, daß Lord Kennmare seinen Nachbarn vom Festlande ein Diner gab — es kam ein Sturm und die Gäste waren drei Tage hindurch seine Gefangenen. Da mag es mit Trinkwasser, Fleisch und Kost schlecht ausgefallen haben! Diese Insel kann man wegen der Brandungen nur bei ruhiger See besuchen. Um Parknasilla herum liegen mehrere Schlösser und Villen. Das Schloß Daisy-Queen, Squire V. gehörend, liegt knapp am Meere — es ist ein gothisches Schloß mit schönem Thurm, ganz von Ephen bewachsen, imposant in das Meer blickend, die Lage malerisch; das Schloß selbst sehr sehenswerth, der Park, groß und gepflegt, hat einen schönen Obstgarten. Hier hat sich auch Doktor H. auf einer Landzunge, die in's Meer ragt, eine Bungalovvilla nach indischem Styl gebaut, was sehr interessant zu sehen ist, sie hat viel Byzantinisches an sich, auch die Einrichtung — Teppiche, Portiären, niedere Divans. Doktor H. hat höchst interessante Sammlungen aus Indien mitgebracht. Eine in Holz geschnitzte Veranda geht um

das erste Stockwerk rund herum, und eine Terrasse auf dem Dach dient zum Sterne- und Meerbemunden, die Aussicht ganz wunderbar schön auf Berge und Meer. Im Innersten dieser Villa glaubt man wirklich im Orient zu sein.

17. August.

Ausflug auf die „Pigeon Island“, Taubeninsel, den Wohnort von Tausenden von Möven, sonst ist nichts dort — als Stein, niederes Gras, wie Steppengras, und Möven, es ist eine wüste, romantische Insel mit hohen Felsen, die Fahrt über's Meer war prachtvoll, das Land etwas stürmisch und schwierig.

18. August.

Heute fuhren wir im großen Boot eine Stunde in's Meer hinein zu den drei berühmten Felsgrotten im Meer. Es ist oft schwer und gefährlich, hinein zu kommen, heute besonders, da die See hoch ging, das Schiff schaukelte stark und die Wellen spritzten herein. Wir kamen an röhliche, schroffe Felswände, die senkrecht im Meere stehen; wir konnten nur in die eine Grotte hineinfahren, da das Meer so unruhig war. In der Grotte war es still, das Wasser tief und klar — Hunderte von Möven flogen auf, da die Herren schossen, was ein furchtbares Gedröhn und Getöse in der Grotte gab. Zum Schluß mußte ich auf vieles Witten „jodeln“, es machte sich herrlich in der Grotte; das Hinausfahren aus derselben war nicht ohne einen Kampf mit den Wellen — wir wurden Alle vom Grottengott besprüht.

20. August.

Heute fuhren wir landeinwärts, in kleinen Ponywagen, gegen die Berge, durch den Ort Sneam, wir kamen zu drei großen Wasserfällen, die Gegend ist torfig, lumpig. In diesen Bergen sind drei Seen, der eine über dem andern auf drei Plateaus, höchst merkwürdig. Es war irgendwo Markt, denn wir sahen die Landleute zu Markt reiten, der Mann sah vorne, hinter ihm auf dem Pferd die Frau, zwischen Beiden oft ein Kind, die Familie zu Pferd. Die Pferde sind kleine, starke Doppelponies, gut gebaut, mit starken Knochen. Die Kühe in Kerry sind auch klein, zierlich und hübsch, meist weiß und schwarz gefleckt und geben eine vorzügliche Milch. Der Anzug der Landleute hat nichts Besonderes, außer den großen Mänteln mit Kragen, es ist keine schöne Nationaltracht in dieser Gegend Irlands.

23. August.

Lange Seefahrt zum Marquis von Landsdown. Wir fuhren drei Stunden im großen Ruderboot, die See war recht bewegt, auch die Segel wurden mitgenommen, doch war der Wind nicht günstig, es kamen große Wellen, man sah sie weiß und schäumend schon von Weitem heranziehen, sie werden „White horses“ (weiße Pferde) genannt. Der Bischof umsteuerte diese Wellen sehr geschickt, man darf sie nicht von der Seite, sondern muß sie in's Auge nehmen, sonst schlagen sie das Boot um, doch bekamen wir Wasser in's Schiff. Der Landungsplatz des Marquis of Landsdown ist sehr schön und hat einen hübschen Kiosk. Unterwegs trafen wir des Marquis Yacht, die eben eine kleine Seefahrt unternahm. Zuerst besuchten wir das große Boothaus: es ist wie eine Ausstellung von Schiffen, Tafelwert und Tauen. Das Wohnhaus im Cottagestyl liegt auch hier inmitten eines großen, gut gehaltenen Parks. Wir gingen von da noch zwei Stunden zu Fuß gegen das Gebirge zu einem See, der, von Felsen eingeschlossen, still und malerisch daliegt. In der Mitte des Sees ist eine kleine Insel mit den Ruinen eines Schlosses; es war ein schönes Bild, wie ein schauriges Märchen. Nach dieser starken Promenade kamen wir zum Landungsplatz zurück, wo der „butler“ (Kammerdiener) des Bischofs uns ein herrlicher, erquickender Lunch bereitet hatte. Bei der Heimfahrt war das Meer noch bewegter, ein steifer Wind hatte sich erhoben, die Ruderer hatten schwere Arbeit. In dieser Art machten wir noch viele Fahrten zu Meer und zu Lande — man kann sich an der prachtvollen Natur nicht satt sehen, man kann diese milde, ich möchte sagen, „süße Luft“ nicht genug einathmen. Das arme Landvolk erbarmt Einen. Ich hörte nie einen Bauern singen, sie sehen alle gedrückt und arm aus. Glück, Segen, Aufschwung, Industrie — das wünsche ich dir, du schönes, liebes Irland.

Sprüche

von

Alfred Friedmann.

Voll Größenwahns die Nase rümpfen,
Auf Andre — kollegialisch — schimpfen,
Die Andern nennen — kleine Geister,
Das macht noch nicht den großen Meister!

*

Eines bist der Welt du schuldig,
Handle oder bleib' in Ruh'.
Bist du Ambos, sei gebulldig,
Bist du Hammer, schlage zu!
— Doch, sich für den Hammer halten,
Spaltet noch nicht den Basalt;
Nicht vernichten, nur gestalten
Kündet ehrliche Gewalt!
Mancher Hammer klopft vergebens
Auf demant'ne Geister ein,
Oder aber weckt des Lebens
Funken aus dem Quarzgestein!

*

So Einer spricht:
Das Leben hat mich hart gemacht,
So zweifle nicht:
Er hat ein hartes Herz gleich mitgebracht.

Venetianische Fischer.

(Siehe das Bild S. 700.)



Ha! Da geht ein Schiff unter! Das müssen wir ansehen! — so hörten wir gelegentlich der Stuttgarter Landesgewerbe- und Kunstausstellung 1881, wo unser Bild zuerst vor das Publikum trat, zwei junge Schönen sich zuflüstern. Doch, armes Bild, du hältst nicht, was du verspricht; diese Fischer oder Schiffer machen ja ganz unbefangene Gesicht und Bewegungen, — da passiert ja gar kein Unglück! Also weiter! Und in der That fand unser Bild vor diesen vier schönen Augen wenig Gnade, und mit beflügeltem Schritte wandte man sich zur Seite, wo aufsteigender Pulverdampf eine untrügliche Garantie bot, daß ein Unglück passiert.

Nichtsdestoweniger führen wir unseren Lesern den Schnitt nach diesem Bilde vor und können sie versichern, daß, wenn auch nicht diesmal, so doch sehr häufig bei diesem so friedlichen Gewerbe Unglücksfälle vorkommen. Die venetianischen Fischer, die ihren Wohnsitz namentlich in der alten Stadt Chioggia haben, zeichneten sich von jeher als die gewandtesten Seefahrer aus; sie bildeten unter den Oesterreichern und bilden jetzt in Italien ein anerkannt hervorragendes Kontingent der Marine. Bei stürmischem Wetter sieht man die Angehörigen der Fischer auf der hohen Marmortreppe Chioggias malerisch gruppiert beisammen stehen, um mittelst primitivster Fernrohre das Schicksal ihrer Angehörigen zu verfolgen, deren Schiffe an der verschiedenartigen bunten Bemalung der Segel auf viele Meilen weit erkennbar sind. Zum Schluß ein Wort über die Frauen dieser wackeren Leute. Dieselben sind wasserscheu und begeben sich höchst ungern auf ein Schiff, während die Frauen von dem kaum zehn Minuten entfernten Dorfe Sottomarina, obwohl ackerbautreibend, wahre Seefeldinnen sind und alljährlich bei der großen „Damenregatta“ in Venedig den Preis davontreiben.

Der Geburtstag der Großmutter.

(Siehe das Bild S. 701.)



Nächst seinem großen Landsmann Munkach beschäftigt der Schloßersohn von Turmossa, Backlav Brojitz, durch sein eigenartiges, naiv realistisches Schöpfungsvermögen die kunstförmige Welt in einer so hervorragenden Weise, daß an ein die künstlerischen Strömungen der Gegenwart wiederpiegelndes Journal immer mehr die Pflicht herantritt, diesem merkwürdigen, in seinen Licht- und Schattenreizen so durchaus modernen Meister Aufmerksamkeit zu schenken. Wir haben deshalb erst kürzlich gelegentlich der Reproduktion eines seiner Gemälde auf die Entwicklung Brojitz's in einem längeren Artikel hingewiesen und geben heute wiederum eine Probe derselben in dem reizenden Genrebilde, auf welchem der Künstler ein ehrwürdiges Familienfest zum Gegenstande einer großen, in ihren Zügen an die Historie erinnernden Komposition gemacht hat. Sentimentalität, wie sie jetzt im modernen Genre so häufig auftaucht, wird der Beschauer in dem Bilde Brojitz's vergeblich suchen, ja, wir müssen gestehen, daß etwas mehr heilige Vertiefung dieser doch immerhin ganz intimen Familienzene einen noch größeren Reiz verliehen haben würde. Diese festlich gepuzten Menschen in den spanischen Krausen und starrenden Brokatgewändern, die in dem mit feinstem Stylgefühl ausgestatteten Prunkgemach der Greisin ihre Geburtstagswünsche darbringen, tragen alle etwas von der feierlichen Würde einer Haupt- und Staatsaktion an sich, wenn auch in den beiden Frauengestalten zur Rechten das weichere, annuhtigere Element mehr zur Geltung kommt. Wenn man aber auch diese vornehme Kühle, die Mäanden als Vorzug erscheinen mag, als Mangel empfindet, so bewundert man doch die sehr glückliche Komposition, deren natürlichen Mittelpunkt die würdige Greisin bildet, der die Enkel mit Gesang, Saitenspiel und Blumen huldigen, die Treue und Pracht der dekorativen Behandlung, die gesunde Realistik der einzelnen Figuren und last not least den Farbenzauber des Gemäldes, den herauszubeschreiben wir allerdings der Phantasie unserer Leser überlassen müssen.

Henri Brisson.

(Siehe das Porträt S. 704.)



In der Spitze des neuen französischen Ministeriums steht Henri Brisson, der Minister der Justiz, welcher, in Bourges geboren, heute fünfzig Jahre zählt. Er machte seine Rechtsstudien in Paris und machte sich sehr frühzeitig in die politischen Kämpfe. Mit Jules Ferry, Drio, Floquet, Gambetta, Herold u. A. organisierte er die Opposition gegen das Kaiserreich. Im Jahre 1868 arbeitete er mit den Gambettisten am „Temps“ und trat 1869 als demokratischer Kandidat für den gesetzgebenden Körper auf, drang jedoch nicht durch. Nach dem 4. September 1870 wurde er Bürgermeister-Beigeordneter von Paris, trat aber nach dem 31. Oktober mit Arago und Floquet zurück, spielte dann vom 5. Februar 1871 an in der Nationalversammlung eine hervorragende Rolle als fester Demokrat und wurde im März 1872 Präsident des republikanischen Vereins. Bei Eröffnung der Session 1872 wurde er zum Vizepräsidenten und in den letzten Sessionen zum Präsidenten der Deputiertenkammer mit starker Majorität gewählt. Fachminister ist er bislang nie gewesen, dagegen hat er sein schweres Amt mit großer Siderheit und einer bewundernswürdigen Unparteilichkeit versehen. „Seine hohe, gedrungene Gestalt,“ so schildert ihn Schlesinger, „auf welcher ein Herzog-Alba-Kopf, ohne grausamen und herrlichen Zug, ruht, seine, ein gemessenes Naturell ausdrückende, natürlich ruhige Geste, seine bestimmte, deutliche, sich Gehör erzwingende Sprache, seine Kaltblütigkeit in tumultuösen Augenblicken, die Festigkeit, die er jedem Versuche entgegenlegt, ihn vom geraden Wege abzudrängen, erwarben ihm selbst bei seinen politischen

Gegnern respektirte Autorität. Für den Physiognomiker ist es gar nicht leicht, aus Brissons Zügen sein wirkliches Wesen zu erschließen. Die großen runden Augen vermögen ebenfogut kalte Zurückweisung als väterliche Güte wiederzuspiegeln. In dem bärtigen Gesichte findet man gerade so viel unbarmherzige Strenge des Jakobiners, als anziehende patriarchalische Wiederkeit; auch die Stimme ließe auf zwei Seelen rathen. Bald drückt sie den überlegten, kalten Entschlußmenschen aus, bald durchdringt sie unsagbar zu Herzen gehende Weichheit und Melancholie. Der Biograph wird in Brissons Leben nicht viel Abwechslung bietende Elemente finden. Was ihm zunächst in die Augen springen wird, ist eine fletenlose, bis zur Sektirerei gehobene Rechthaffenheit und ein unbeugsamer Republikanismus, die eine unerbittliche Schonungslosigkeit gegen Diejenigen, die aus Gewinnsucht gegen die öffentliche oder Privatehre gefehlt. Im Volksmunde heißt er „L'austère Brissot.“ Unvergessen ist seine Rede an Gambetta's Grabe. Sein Auge war stets auf Grévy's Nachfolgerschaft gerichtet. Ob er auf der letzten Stufe dazu ist?

Die Kirche zu Laerdal in Norwegen.

(Siehe das Bild S. 704.)



Eine eigenthümliche Gruppe in der romanischen Architektur bilden die norwegischen Holzkirchen, die sogenannten „Stavkirker“. Von diesen Kirchen, welche bei Einführung des Christenthums in allen Gegenden Norwegens gebaut wurden, sind jetzt noch circa fünfzig erhalten. Bei einem flüchtigen Blick ähneln diese Kirchen mehr einer chinesischen Pagode als einer christlichen Kirche, aber genauer beobachtet, wird man doch finden, daß der Plan so ziemlich derselbe ist, wie für andere Kirchen. Das Baumaterial und die Konstruktion haben ihnen eine eigenthümliche Form gegeben, und die künstlerische Ausschmückung zeigt zurück auf einen Geschmack, der der Einführung des Christenthums vorausliegt. Die Wände bestehen aus starken, senkrecht stehenden, ineinander gefügten Planken („Stav“), die zwischen runden Stützen eingefaßt sind. Die ganze Kirche ist mit offenem Stöber umgeben und die steil abfallenden Dächer, deren Firne in hervorspringenden Drachenköpfen enden, geben diesen getheerten, von der Sonne schwarzgebrannten Gebäuden ein phantastisches Gepräge. Im Innern ist es gewöhnlich ziemlich dunkel, denn das Tageslicht findet seinen Weg nur durch einige kleine Löcher, die in den Wänden des Mittelraumes angebracht sind.

Die Methudfeier in Velehrad.

(Siehe das Bild S. 705.)



So wie sich sieben Städte um die Ehre stritten, der Geburtsort Homer's zu sein, so nehmen, wenn auch nicht sieben, doch immerhin mehrere Nationen und Konfessionen den heiligen Methud, den Befreier der Mähren, für sich in Anspruch. Die Griechen, weil St. Methud und sein Bruder Cyrill in Salonich geboren und griechischer Abkunft waren; die römisch-lateinische Kirche, weil die Slavenapostel mit dem Papst wiederholt Kompromisse geschlossen hatten; die katholischen Südslaven und Polen, weil sie in ihnen die Gründer einer katholischen Nationalkirche erblickten; während die Serben und Russen in dem Brüderpaar, dem sie die christliche Schrift verdanken, die Urheber des Schismas verehren; endlich die Mähren und Czechen theils aus nationalen, theils aus religiösen Motiven, weil die beiden Heiligen bei ihnen das Christenthum mit der slavischen Liturgie eingeführt und durch Jahre auf ihrem heimischen Boden gewirkt. Da nun St. Methud in dem alten Velehrad in Mähren gestorben, so lag es nahe, daß die Feier seines Todestages dort abgehalten werde.

Diese blieb auf ein katholisches Kirchenfest beschränkt, dessen Bedeutung in einem päpstlichen Erlasse vom 15. Juli vorigen Jahres in großen Zügen festgestellt und in einem Hirtenbriefe des Fürsterzbischofs von Olmütz, Kardinal Fürstenberg, vom 25. Dezember in ausführlicher Weise erläutert wird. In dem letztern ist auch das ganze Festprogramm enthalten, welches, von feierlichem Glockengeläute angefangen, Messen, Gebete, Predigten, Hochämter und allen kirchlichen Pomp, sammt einer Ordnung der nach Velehrad zu veranstaltenden Prozessionen in sich schließt und auf das ganze Jahr, vom Beginn desselben bis über den Sommer hinaus, vertheilt. Ein weiterer Hirtenbrief des Bischofs von Břitann, Dr. Franz Bauer, kommt auf die Legende der beiden Slavenapostel zurück und lüftet deren Wirksamkeit in vollständigen Einklang mit der römischen Kirche zu bringen.

Historisch ist hierüber Folgendes bekannt: Die aus Thessalonich (Salonich) stammenden Brüder Konstantin (später Cyrill) und Methudius hatten sich dort frühzeitig die Kenntniß des Slavischen angeeignet und die Befreiung der Slaven zum Christenthum zur Lebensaufgabe gemacht. Zu diesem Behufe hatte sich Methud im Jahre 845 zu den Bulgaren begeben, wo er jedoch keine namhaften Erfolge erzielte, indem ihr Herrscher, Bogoris das Christenthum erst später zur Geltung bringen konnte; gleichzeitig wirkte Konstantin bei dem türkischen Stamme der Chazaren (in Taurien). Im Jahre 863 fandte der byzantinische Kaiser Michael III. die beiden Apostel, von denen Konstantin unter Thätius eine so umfassende Bildung genossen, daß er allgemein „der Philosoph“ genannt wurde, nach Mähren. Schon früher hatte sich Konstantin zur Erleichterung ihrer Mission bei den verschiedenen Slavenstämmen, deren Idiome damals noch weniger von einander abwichen als heute, eine für alle Dialekte passende Schrift, die glagolitische, erfunden, der im Wesen die griechischen Buchstaben zu Grunde lagen. Dieser bedienten sich die Brüder zur Uebersetzung der Bibel wie zu jener der griechischen Gebetbücher. In Mähren, wo das Christenthum bereits durch deutsche Einflüsse eingedrungen war, bestand die Hauptaufgabe des Brüderpaares darin, dasselbe zu befestigen und zu verbreiten.

Hierbei gebrauchten sie ausschließlich die slavische Sprache und wurden sowohl durch den Landesfürsten Rastislav als auch durch dessen Nachfolger so wirksam unterstützt, daß sie bald ein mächtig-germanisches Erzbisthum gründeten.

Auch nach Böhmen, welches seit der Bildung des großmährischen Reichs mehr mit Deutschland als mit diesem zusammenhing, reichte die Missionsthätigkeit der beiden Slavenapostel, wenn auch nur in schwachen Spuren und ohne nachhaltige Wirkung. Methud scheint im Jahre 873 den böhmischen Fürsten Borivoj getauft zu haben, der indessen das Christenthum möglicherweise schon in Regensburg angenommen hatte. Zwischen der letztgenannten Diözese, zu welcher Böhmen gehörte, und dem Kirchenwesen im großmährischen Reiche entspann sich nun allmählig in Folge der Gegensätze des slavisch-griechischen Ritus Konstantin's und Methud's und des deutsch-katholischen Ritus ein Kampf, der 868 die Berufung des Brüderpaares nach Rom durch Papst Nikolaus I. nach sich zog. Als die Brüder dort ankamen, fanden sie schon Nikolaus' Nachfolger, Hadrian II., auf dem päpstlichen Stuhle, welcher die Uebersetzung und Abhaltung des Gottesdienstes in slavischer Sprache guthieß und die beiden Missionare zu Bischöfen weihte. Kurz zuvor war Konstantin Mönch geworden und hatte als solcher den Namen Cyrill angenommen; im Jahre 869 starb er zu Rom und wurde dort in der Klementkirche beigesetzt. Methud ward nun Erzbischof von ganz Pannonien, und da dieses dem Erzbischof von Salzburg, Adalwin, und dem Bischof von Passau zugeprochen war, so kam es bald zu neuen Konflikten, die eine abermalige Vorladung des Slavenapostels nach Rom zur Folge hatten, wo es ihm jedoch wieder gelang, dem Papste gegenüber seinen Standpunkt zu rechtfertigen. Dieß war noch ein drittes Mal der Fall, 879–80, unter dem Mährenfürsten Svatopluk, unter dessen Herrschaft die kirchliche Sonderstellung Mährens am schärfsten hervortrat. Damals vertrat der Alemanne Wiching, Bischof von Neutra, die Rechte des deutsch-lateinischen Ritus, in welchem Methud einen gefährlichen Gegner der slavischen Kirche erblickte. Indessen sprach sich auch Papst Innocenz VIII. in einem Schreiben an Svatopluk zu Gunsten der Kirchengewalt Methud's und der slavischen Liturgie aus und richtete 881 ein Schreiben an diesen selbst, worin er ihn angesichts der Ränke Wiching's tröstet; wodurch klar bewiesen ist, daß der römische Stuhl damals noch an seinen früheren Anschauungen von der Zweckmäßigkeit des Bestandes einer slavischen Metropole festhielt. Wiching verstand es aber, Svatopluk immer mehr für sich zu gewinnen, und als Methud 885 (nach Anderen 886) starb, verbannte der Herrscher Großmährens den Nachfolger des Slavenapostels, Gorazdal, förmlich aus seinem Lande und verzichtete auf die slavische Kirche. An einem Palmsonntage war es, als Methud zum letzten Male die Messe las und von seiner Gemeinde Abschied nahm; wenige Tage darauf gab er seinen Geist auf.

Angeblieh wurde er zu Velehrad in einer Kirche hinter dem Muttergottesaltare beigesetzt. Der Ort, wo diese Kirche gestanden, sowie das Grab des Heiligen sind verfunken und vergessen. Velehrad oder Belegrad, zu deutsch große Burg, welches in der Legende von Methud, Svatopluk und dem dort angeblich als Tausling auftretenden Böhmenfürsten Borivoj eine gewisse Rolle spielt, ist mythischen Ursprungs; schon im zehnten Jahrhundert soll es vollständig verfallen gewesen sein; 1130 wird es als ein Dorf bezeichnet, das offenbar unweit von den Ruinen der alten Burg entstanden war; 1202 wurde dort das heute noch bestehende Cisterzienserkloster gegründet und in einer Urkunde von 1228 wird des mährischen Ortes als einer Stadt und dann als eines Burgsteden mit slavisch-deutscher Bevölkerung gedacht. Gegenwärtig scheidet es sich in Alt- und Neu-Velehrad, doch weder das eine noch das andere weist eine Spur der Erinnerungen an den Bischofsitz des Slavenapostels auf.

So pilgerten denn die Wallfahrer, welche der achthundertjährige Todestag des heiligen Methud von nah und fern — zumeist aus Mähren und Böhmen — nach Velehrad führt, zu einer Stätte, an der man zwar aus religiösen und vielleicht auch aus politischen Gründen das Gedächtniß des griechischen Missionars feierlich begeht, die aber weder seinen Staub birgt noch in Wahrheit dem eigentlichen Boden seines Wirkens entspricht. Doch auf dem mährischen Hügeland beginnt es zu grünen, und da die warme Frühlingssonne aus diesem gesegneten Obstharten der österreichischen Monarchie den rosig duftigen Blütenzweige hervorzaubert, ließ sich so Mancher zu einer Wallfahrt in Gottes schöne Natur verlocken.

Kurt v. Belau.

Frühlingsmorgen.

(Siehe das Bild S. 708.)



Lichtkunst, Malerei und Bildhauerkunst haben stets in den vier Jahreszeiten und in dem Sonnenlauf des Tages Spiegelbilder der menschlichen Altersstufen gefunden und zu allen Zeiten mit Vorliebe gesucht, sie beziehungsreich zu einander zu veranschaulichen. Dieser Gedanke leitete auch G. van den Bos in dem von uns reproduzierten Bilde. Zwei erblühte Mädchen in einer duftigen Frühlingslandschaft verkörpern uns den Reiz der Jugend mit seiner träumerischen Poesie, seiner lieblichen Frische und dem Zauber naiver Anmuth im Menschen-dasein, und den Schimmer, das Schwimmen in Licht und Lebensfreude der wiedererwachten Natur. Es glüht, blüht und leuchtet Alles und doch umzieht noch ein ahnungsvoller Hauch einer schöneren, vollendeteren Zukunft Wald und Hain, Feld und Flur, wie auch die Mädchengestalten von ihm umflossen sind und aus ihren seelenvollen Augen dieses Sehnen und Hoffen zukünftigen Glückes spricht — das ist der Frühlingsdunst, der auf den Sommer, die Zeit der Erfüllung aller Träume und das Reifen der Früchte hinweist. Van den Bos hat seinen Mädchengestalten eine Fülle von eben erblühten Rosen in die Hand gegeben, die Blumen der Liebe, Symbole der Blüthezeit im Menschenleben und in der Natur, und auf diese Weise die Grundstimmung dieser warm empfundenen Bilder noch prägnanter zum Ausdruck gebracht. Ein herrlicher Frühlings- und Lebensmorgen, dem ein glühvoller, glückseliger Mittag folgt.

Der rothe Schirm.

Skizze

von

Paul v. Szepianski.

(Nachdruck verboten.)



Frau von Balsdorf lebte seit Jahren zurückgezogen von der großen Welt, in der ihr das Andenken ihres verstorbenen Mannes, der dreißig Jahre älter als sie, auch dreißig Jahre früher das Zeitliche gesegnet hatte, als sie selbst es zu segnen hoffte, in der ihr ein nicht unbedeutendes Vermögen, ein lebhafter Geist und eine scheinbar unverwundliche Schönheit ein Recht gaben, eine hervorragende Rolle zu spielen. Sie hatte sich niemals den Anschein gegeben, als solle die Trauer um den verstorbenen Gatten den Rest ihres Lebens ausfüllen; aber nachdem sie Jahre hindurch ihre wiedergewonnene Freiheit benützt, um auf Reisen, in Bädern, im Wechsel des Ortes und der Gesellschaft sich zu zerstreuen, kehrte sie dauernd nach der Residenz zurück, ohne daß das Drängen ihrer Freunde sie vermocht hätte, ihre Salons einem größeren Kreise wieder zu öffnen und sich selbst zu zeigen. Sie behauptete allen Ernstes, das Leben hinter sich zu haben, trotzdem ihre Verehrer aus früherer Zeit ihr nicht oft genug zu sagen mußten, daß sie das Geheimniß des Zauberwassers der Ninon de Lenclos entdeckt haben müsse, und trotzdem unter den jüngeren Herren, welche der Zufall oder Familienbeziehungen in den kleinen, geselligen Kreis führten, dem sie Zutritt in ihrem Hause gewährte, nicht ein einziger war, der nicht sein Herz an sie verloren hätte. Unter diesen jüngeren Herren zeigte sich allerdings ein lebhafter Wechsel, wie ein Spötter beobachtet haben wollte, und er setzte hinzu, daß er noch niemals einen Mann den Kreis der Frau von Balsdorf habe verlassen sehen, ohne die Spuren einer Erfahrung auf seiner Stirne mit sich zu nehmen. Aber man wußte in der Gesellschaft die Beobachtungen dieses Spottvogels sehr wohl auf ihren wahren Werth zurückzuführen, und das Bedauern, die schöne Frau für immer verloren zu haben, sicherte ihr ein Interesse, wie sie es nicht lebhafter hätte erwecken können, wenn sie mit der ganzen Macht ihrer Persönlichkeit um dasselbe geworben hätte. Wenn sie davon hörte, lächelte sie freilich nur ungläubig und mit einer bezaubernden Unbefangenheit, und es blieb dabei, daß sie sich höchstens in dem Helldunkel einer Theaterloge zeigte, wo ihre Schönheit und die einfache Distinktion ihrer Toilette immer wieder von Neuem Bewunderung erregten.

Und doch, trotz dieser Zurückhaltung behauptete ihr Vetter Balsdorf, der eben von einer auswärtigen Legation nach Berlin zurückberufen war, um im auswärtigen Amt zu fungiren, daß sie eine gefährliche Frau sei. Er sprach diese Ansicht dem Grafen Rebnitz, seinem Jugendfreunde, mit solchem Ernst und so heiliger Ueberzeugung aus, daß den jungen Kavallerieoffizier diese Warnung nur um so begieriger machte, in dem Hause der schönen Frau, die er an Balsdorf's Seite im Theater gesehen, Zutritt zu finden, und daß er nicht nachließ, in Herrn von Balsdorf zu dringen, bis dieser ihn wirklich bei seiner Cousine einführte.

„Du wirst Dich ernstlich in sie verlieben,“ hatte Balsdorf dem Grafen gesagt, als er ihm endlich die Nachricht gebracht, daß die schöne Frau ihm gestatte, seine Aufmerksamkeit zu machen, „und das Ende wird sein, daß Du eine Frau hast, die zwanzig Jahre älter ist wie Du, oder daß Du in ein Kloster gehst, um über das Spiel der Räte mit der Maus nachzudenken.“

Graf Rebnitz lachte darauf, und dieses Lachen klang ein wenig spottend über die Zumuthung, daß er sein Herz verlieren müsse, und ein wenig beleidigt über die Behauptung, daß Frau von Balsdorf zwanzig Jahre älter sein solle als er selbst; das wären siebenundvierzig gewesen und er hatte noch Niemanden sagen hören, daß sie älter als dreißig sei.

Balsdorf verstand dieses Lachen sehr gut, denn es war noch derselbe kindliche Ton darin, den er schon auf der Ritterakademie von dem mehrere Jahre jüngeren Freunde gehört. Aber er erwiederte nichts darauf. Sollte er ihm vorrechnen, wie lange seine schöne Cousine verheirathet, wie lange sie auf Reisen „verschollen“ gewesen und seit wann sie ihr interessantes Einfieblerleben führte? Er hätte doch keinen Glauben gefunden. Er erwähnte auch nichts von einem großen Roman, den Frau von Balsdorf vor ihrer Verheirathung, und von mehreren kleinen, die sie nach derselben erlebt haben sollte, er erwähnte nichts davon in der Ueberzeugung, daß diese Historietten, welche die Gesellschaft niemals gefannt oder längst vergeben und sogar vergessen hatte, die gefährliche Frau dem Freunde in noch interessanterer Beleuchtung erscheinen lassen würden.

Graf Rebnitz machte seinen Besuch und wurde nicht angenommen. Balsdorf hätte ihm sagen können, daß seine schöne Cousine niemals Besuche bei Tageslicht empfangen, ausgenommen vielleicht eine ältere Dame ihres Kreises, die ihre Mutter, oder einen ihrer älteren Verehrer, der ihr Vater hätte sein können. Aber die leise Enttäuschung, welche Graf Rebnitz empfunden, als ihm der Diener seine Karte abgenommen und den Bescheid gebracht, daß die gnädige Frau lebhaft bedaure, nicht ganz wohl zu sein, schwand, als er schon nach wenigen Tagen eine Einladung zum Thee erhielt. Er fand nur wenig Leute, ein paar alte Damen, ein paar alte Herren und seinen Freund Balsdorf, und in dieser Umgebung erschien ihm die schöne Frau wie die verkörperte Jugend. Freilich nicht jene inhaltlose Jugend von siebenzehn Jahren, in der das Traumleben der Kinderzeit meist spurlos verfunken scheint, ohne daß noch eine lebendige Wirklichkeit an dessen Stelle getreten ist, sondern wie die reife Jugend von fünf und zwanzig, in der die Frau das Leben mit Bewußtsein erfährt hat.

Frau von Balsdorf erschien ihm schöner noch als in dem Helldunkel der Loge, in der er sie zuerst gesehen, und ein eigenes Behagen überkam ihn in diesen behaglichen Räumen, in denen das grelle Licht jeder Lampe durch einen Schirm von dunkelrothem Seidenpapier gemildert wurde. Sie liehe diese rothschimmernde Beleuchtung, erklärte Frau von Balsdorf mit einem

Lächeln dem Grafen, diesen Farbenton, der einen Schein von Jugend verleihe, wenn diese selbst längst entschwunden. Sie lehnte dabei in einem Fauteuil, in wundervoller Lässigkeit in die Kissen gesunken, und ihre klassisch geformten Hände zerzupften eine weiße Kamellie, deren zerstreute Blätter sich noch an die Schleppe ihrer Robe klammerten. Graf Rebnitz fand den Muth, ihr mit einer Stimme, in der ein ihm bisher fremdes Gefühl vibrirte, zu sagen, daß er ihre Schönheit schon in dem nüchternen Gaslicht des Theatersaales bewundert; aber er brachte das Geständniß nicht zu Ende, trotzdem die anderen Gäste viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt waren, um ihn zu stören, und auch Frau von Balsdorf unterbrach ihn nicht. Aber sie hob die langen Wimpern, die doppelt dunkel erschienen im Kontrast zu dem leicht gepuderten Haar, langsam, fast als ob sie sich scheue, ihn anzusehen, und dabei flog ein Lächeln über die stolz geschweiften Lippen. Graf Rebnitz stockte unter diesem Blick, das Blut strömte ihm heiß zum Herzen, und er wagte es lange nicht, seine Augen von ihren schlanken Händen zu erheben, die das Vernichtungsspiel mit der weißen Blume aufgegeben hatten.

Graf Rebnitz lachte seit diesem Abend nicht mehr, wenn sein Freund Balsdorf von seiner Cousine versicherte, daß sie trotz der Zurückgezogenheit, in der sie lebe, eine gefährliche Frau sei. Er stimmte ihm zwar mit Worten nicht bei, aber er wartete in fieberhafter Erregung, bis wieder eines jener Billette, das noch den in den Salons der schönen Frau die Atmosphäre durchziehenden Duft von Heliotrop ausströmte, ihn zu ihr rief. Diese Billette kamen im Anfang selten, sie wurden häufiger und häufiger, und als der Winter zu Ende ging und die Bäume zu knospen begannen, war Graf Rebnitz eintig mit sich, daß er nur in einer Vereinigung mit Frau von Balsdorf sein Glück finden könne — und daß er nicht ganz ohne Aussicht sei, von der schönen Frau erhört zu werden.

Ein Kommando zur deutschen Botschaft in Paris machte seinem Schwanken und Zagen ein Ende und zwang ihn zu einem schnellen Entschluß. Als Balsdorf ihn aufforderte, den letzten Abend vor seiner Abreise mit ihm im Klub zu verbringen, erfuhr er, daß Rebnitz eine Einladung seiner Cousine angenommen habe. Er wollte aber später noch kommen, und er hoffte, setzte der Graf hinzu, ihm dann eine gute Nachricht mitbringen zu können. Balsdorf fragte nicht und Rebnitz ging.

Der Weg führte den Grafen durch den Thiergarten. Am Horizont schimmerte noch die Abendröthe, das leuchtende junge Grün des Unterholzes durchbrach die Dämmerung und die Erde hauchte jenen frischen, kräftigen Duft aus, den jede Lunge be-



Henri Brisson,
französischer Ministerpräsident.

gierig in sich zieht. — Aus dieser neu zum Leben erwachenden Natur trat Graf Rebnitz in den Salon der Frau von Balsdorf. Die schöne Frau war allein — sie hatte heute nur einen Gast geladen. Sie war schöner und verführerischer wie je, und doch sah ihr Graf Rebnitz bekümmert gegenüber und rang vergebens darnach, das rechte Wort zu finden. Es mußte der Einfluß der

Frühlingsluft sein — er fand den Heliotropduft erstickend, und das durch rothe Seidenschirme fallende Lampenlicht blendete ihn so grell, daß er schwarze Ringe vor den Augen tanzen sah.

Plötzlich trat Herr von Balsdorf ein. Er gab sich vollständig unbefangen, trotzdem ihn seine Cousine mit eifriger Kühle empfing. Mit dem Rechte des Verwandten richtete er sich ein, blätterte in den Journalen und kümmerte sich wenig um die Beiden. Er schien ganz vertieft in eine Statuette von Elfenbein, die so entfernt auf einem Tischchen des Salons stand, daß die schöne Frau die Anwesenheit des Betters zu vergessen begann. Sie sprach eine verständliche Augensprache mit Graf Rebnitz, während sie über Gleichgültiges konversirte. Sie wußte von seiner bevorstehenden Abreise, sie mußte die Stunden benützen.

Da trat Herr von Balsdorf mit der Elfenbeinstatuette an den Tisch.

„Florentiner Arbeit?“ fragte er. „Das rothe Licht täuscht selbst einen Kunstkenner, wie ich mir ein solcher zu sein schmeichle.“

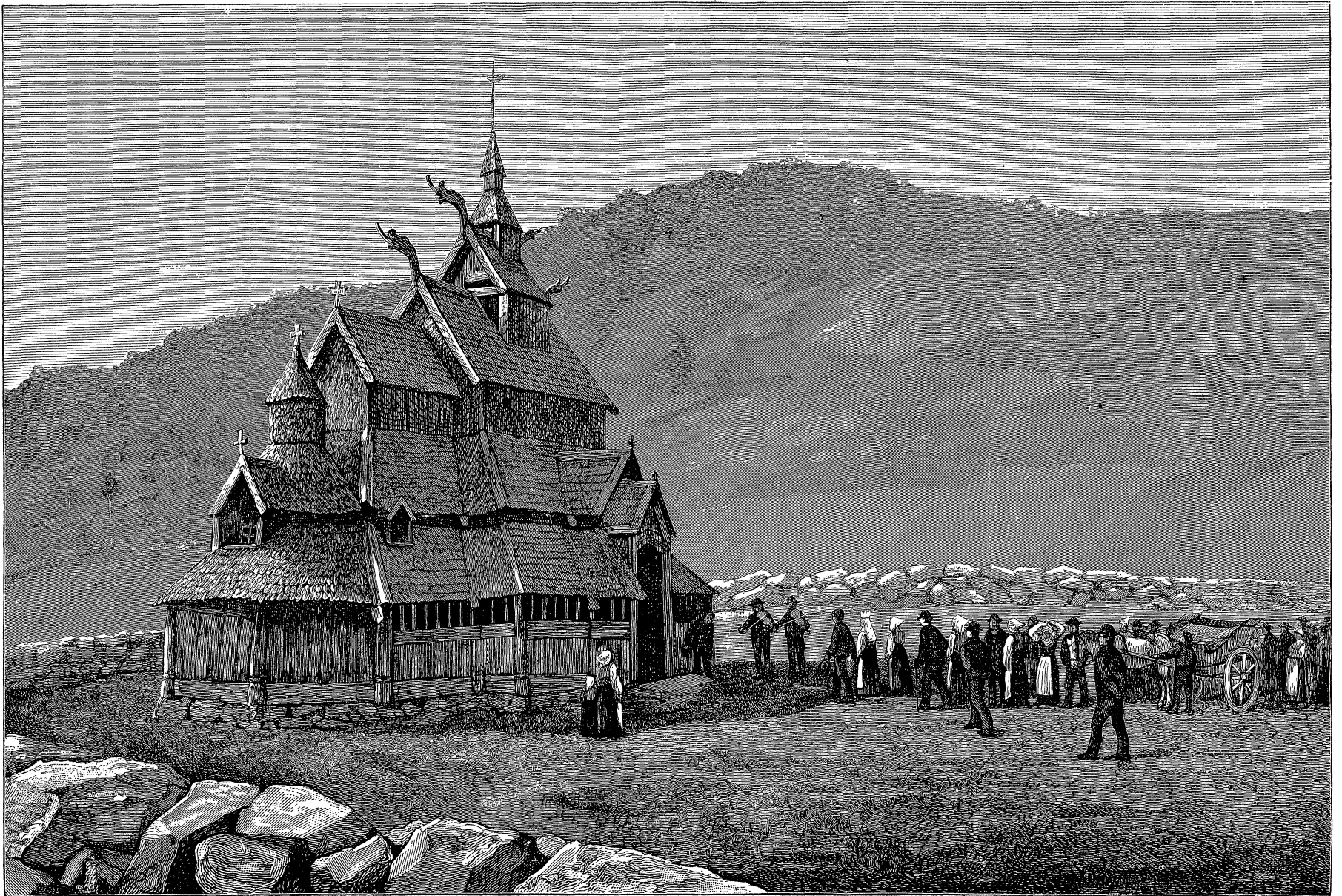
Er hatte plötzlich den rothen Schirm von der Lampe weggenommen, als wolle er das kleine Kunstwerk genauer betrachten, und der Strahl des grellen Lichtes fiel voll in das Gesicht der schönen Frau.

Graf Rebnitz fühlte einen Schlag in der Gegend des Herzens. Frau von Balsdorf lächelte noch immer, aber die Lächeln war nicht mehr weich und verführerisch — starr und gemacht, künstlich und ohne Seele, und hätte in diesem Augenblick Herr von Balsdorf die Behauptung wiederholt, daß die schöne Frau sich den Jahren näherte, in denen auch die schönsten Frauen ehrwürdig, aber nicht mehr begehrenswerth sind — Graf Rebnitz hätte nicht widersprochen.

„Ein hübsches Kunstwerk,“ sagte Balsdorf und stellte die Statuette wieder an ihren Platz, nachdem er sorgfältig den rothen Schirm wieder über die Lampenglocke gezogen. Dann setzte er sich zu den Beiden und überhob den Grafen der Mühe, die Konversation zu führen. Er schien nicht an den Ausbruch zu denken und erhob sich erst, nachdem der Graf gemeint, daß es Zeit zu gehen sei.

Am nächsten Tage erhielt Frau von Balsdorf eine Karte des Grafen Rebnitz: „Pour prendre congé“. Er heirathete sie nicht und ging nicht in's Kloster, aber als er nach einem Jahre seinen Freund Balsdorf wieder sah, meinte er mit einem eigenthümlichen Lächeln:

„Ich möchte wohl wissen, was aus mir geworden wäre, wenn Du nicht immer meine Schularbeiten corrigirt hättest.“



Die Kirche zu Laerdal in Norwegen. Originalzeichnung von Georg Nielsen.



Die Methodistenfeier in Velehrad. Originalzeichnung von W. Grögler.

Der Referendar.

Novelle

von

Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)



ach eingenommenem Frühstück erfolgte in programmgemäßem Verlauf die Fahrt nach dem Bahnhof, der Kauf des Billets, das Einsteigen und der Abschied.

Leopold stand am offenen Waggonfenster und grüßte mit wiederholten, lebhaften Handbewegungen, während Jsa, eigen thümlich gerührt, das gestickte Taschentuch schwenkte. Als der Zug ihren Blicken entchwunden war, seufzte sie, machte Kehrt und bestieg wieder den prächtigen Landauer, in dessen üppigen Polstern sie neulich bei der Rückfahrt von dem Balle der schönen Magyarin ihrem Leopold so bittere Worte gesagt hatte.

Die Erinnerung stimmte sie beinahe wehmüthig. Der liebe, gute, herzige, treue Mann! Und doch regte sich wieder ein bedenklicher Groll gegen die Gräfin, die ihr — trotz aller Einfuhr und Umschau der letzten Tage, trotz der lebendigen Reue, die sie empfunden — im Licht einer feindseligen Gewalt erschien, vor der sie stark auf der Hut sein mußte.

Leopold — so meinte sie jetzt — hatte das, was er ihre Eifersucht nannte, doch nicht richtig beurtheilt. Ihm gönnte sie das Vergnügen, sich feiern und bewundern zu lassen; sie gönnte ihm auch die Freude am Schönen, selbst wenn dieses Schöne in schwellenden Frauenlippen und lodern den Augen bestand. Nur dieser Gräfin gönnte sie's nicht, daß ein Mann von dem Werthe Leopold's ihr nur sekundenlang huldigte. Ihr gönnte sie nicht den Klang seiner Stimme, das dankbar freundliche Lächeln, das so beredt war und so verführerisch, die sympathischen Worte, die ausdrucksvollen, zärtlichen Handflüsse.

Ja, diese Handflüsse! Waren es in der That nur Handflüsse gewesen, was so leise und doch so verrätherisch durch das schweigende Atelier geklungen? Er sagte es und sie mußte es glauben. Dennoch — sie hätte darauf geschworen ... Künstler von dem Temperamente Leopold's frank zu meist nicht an übertriebener Schüchternheit. Und daß ein Weib wie diese abscheuliche Gräfin Holmhausen die schöne Gelegenheit ausnützen würde, das war so klar wie die Sonne!

Jsa nagte die Lippen. Ihr Herz krampfte jetzt bei dem Gedanken, daß Leopold die Unwahrheit gesagt haben möchte. Mit aller Kraft ihrer Phantasie suchte sie sich jene bedenkliche Szene in's Gedächtniß zurückzurufen. Je mehr sie darüber nachdachte, um so entschiedener mißtraute sie seiner Darstellung. Anfänglich noch bemüht, sein „schändliches Leugnen“ so oder so zu entschuldigen — denn er konnte ja nicht bekennen, was ihr so qualvolle Wunden schlug — beschwor sie doch nach und nach eine Stimmung herauf, die mit dem zärtlichen Abschied auf dem Bahnhofsperron scharf kontrastirte.

„Warum muß er auch gerade Künstler sein?“ sagte sie zu sich selbst. „Ich hänge gar nicht so sehr am Ueberschwenglichen! Ich hätte ihn gerade so lieb — nein, lieber — wenn er irgend einem Alltagsberuf angehörte, wenn er Jurist wäre, Landwirth oder selbst Kaufmann! Diese idealen Bestrebungen, die uns angeblich in höhere Sphären emportragen, machen uns Frauen nur unglücklich!“

So weit also war sie gekommen, die arme, eifersüchtige Jsa, daß sie verleugnete, was bis dahin ihr vollstes Entzücken, ihr Stolz und ihre Wonne gewesen!

Zu Hause angelangt, begab sie sich in ihr Zimmer, um einige Briefe zu schreiben. Das schien ihr das geeignetste Hülfsmittel im Kampfe mit den Beklemmungen, die ihr Herz wieder heimsuchten.

Hastig glitt die zierliche Goldfeder über das schön gemusterte Crémepapier. Jsa war heute von einer merkwürdigen Korrespondenzkraft.

Von Zeit zu Zeit unterbrach sie sich.

„Und ich bleibe dabei,“ dachte sie, mit der Feder spitze am Löffelblatt spielend, — „es ist dennoch unrecht von ihm! Selbst angenommen, er redet die Wahrheit! Man kommt nicht in Situationen, die bedenklich er-

scheinen, wenn man sie nicht gestilltlich aussucht! Und dann — diese Phrasen über die Eifersucht! Nicht blind macht sie, sondern hellsehend, und nur die Schuldbewußten haben das thörichte Sprüchwort in Kurs gesetzt!“

Kurz nach Elf trat der Bediente, zum Ausgehen gerüstet, auf die Schwelle ihres Boudoirs.

„Ich wollte anfragen, ob die gnädige Frau noch etwas befehlen. Der Herr Professor hat mir erlaubt, seine Abwesenheit zu benützen und nach Glauberg zu meinem Schwager zu fahren — und ob mich der Tonso begleiten dürfte. Der möchte gern mal ein Extravergnügen haben, und mein Schwager in Glauberg hat einen Jungen in seinem Alter.“

„Es ist gut,“ sagte Jsa zersireut.

So trabte der kleine Toskaner seelenvergnügt neben dem statilichen Hermann zum Südbahnhof.

Jsa schrieb weiter.

Übermals pochte es an die braungetäfelte Thür des Boudoirs.

Es war Lili, das Stubenmädchen. Sie überbrachte eine Visitenkarte.

Jsa las: „Oskar von Deerenborn, Referendar.“

„Ach Gott, das paßt mir jetzt gar nicht,“ sagte sie halblaut. „Der Brief da ist bringend — mehr als zu lange schon hab' ich ihn aufgeschoben!“

„Und dann auch die Wäsche,“ meinte Lili bescheidenlich. „Ich plätte jetzt die Jupons, das währt noch so eine bis anderthalb Stunden. Hernach wollte ich bitten, daß die gnädige Frau mir das mit den Rücken zeigt. Das letzte Mal war die gnädige Frau nicht zufrieden.“

„Nun — anderthalb Stunden — das ist noch weitzhin ... Meinemwegen! Bitte den Herrn Referendar, sich fünf Minuten lang zu gedulden.“

Lili entfernte sich.

Jsa schrieb noch einige Zeilen, klappte dann ihre Mappe zu, trat vor den Spiegel und strich sich ein wenig das Haar zurecht.

„Im Grunde ist's gut,“ dachte sie, leise seufzend. „Oskar mit seiner unverwundlichen Laune bringt mich auf bessere Gedanken. Ich bin wirklich über alle Gebühr verstimmt!“

Sie öffnete die Seitenthür ihres Boudoirs und betrat den Salon, wo Oskar von Deerenborn, den Hut in der Hand, wie in tiefe Gedanken verloren am Flügel stand.

Bei ihrem Erscheinen fuhr er zusammen, verneigte sich, drehte den Hut wie ein verlegener Schulknaube zwischen den Fingern und schritt auf sie zu. Sein ganzes Wesen hatte etwas so Bögerndes und Verlegenes, daß Jsa den lustigen, übermüthigen, flotten Cousin kaum wieder erkannte.

„Grüß' Gott!“ sagte sie, nicht wenig erstaunt. „Mein Mann ist verreist — nach Weimar —“

„Das weiß ich.“

„Willst Du nicht Platz nehmen?“ fuhr sie fort.

„Wenn Du gestattest ...“

Er setzte sich, noch immer den Hut in der Hand, auf ein unbequemes, niedriges Tabouret.

„Nimm doch den Schaukelstuhl,“ sagte die junge Frau. „Das war doch sonst Deine Leidenschaft, zum Schrecken Mamas, die Dein ewiges Hinundher ganz nervös machte!“

Oskar schien nicht zu hören.

„Ich ging heute früh durch die Moritzstraße,“ begann er mit unsicherer Stimme, „da sah ich euern Wagen vorbeikommen. Ich folgte ihm bis zum Bahnhof ...“

„So?“ versetzte Jsa befremdet. Sie wußte nicht, was sie aus der seltsamen Mittheilung des Referendars machen sollte.

„Ich erfuhr also nicht erst hier, durch den Mund Deiner Zofe, daß Leopold abwesend sei ... Zürnst Du mir, Jsa?“

„Ich verstehe Dich nicht.“

Er schaute zu Boden und studirte mit scheinbarer Aufmerksamkeit die Arabesken des Brüsseler Teppichs.

„Jsa! Jsa!“ fuhr er plötzlich heraus. „Du hast unbarmherzig mit mir gespielt!“

„Ich?“

„Du! Oder willst Du mir einreden, Du hättest damals wirklich so ganz und gar nicht begriffen?“

„Ja, um des Himmels willen, wovon redest Du denn?“

„Von der goldenen Vergangenheit! Chevorgestern hab' ich versucht, Dir ein wenig in's Herz zu sehen, Erinnerungen zu wecken, Töne anzuschlagen, Töne ... Ach, es ist trostlos!“

Er preßte die rosige, grüthengeschmückte Hand wider die Augen.

„Oskar,“ hub Jsa nach einer langen Pause sprachlos Verwunderung an, „willst Du mir jetzt den Gefallen thun, dieß völlig orakelhafte Benehmen zu ändern und mir kurz und bündig auseinanderzusetzen, was Du im Schilde führst? Es muß etwas ganz Apatres sein, denn so konfus und verschroben wie heute hab' ich Dich nie im Leben gesehen!“

Schweremüthsvoll schüttelte Oskar den Kopf.

„Nein,“ sagte er nachdrücklich. „So schwer es mir auf dem Herzen lastet, ich bring' es nicht über die Lippen! Auch hab' ich ja seit lange die Kraft gefunden, mein hoffnungsloses Schicksal zu tragen! Ich bin tief unglücklich, Jsa, aber ich klage nicht! Der Mensch kann viel aushalten, — selbst die Verzweiflung — wenn nur der feste Wille vorhanden ist. Wie gesagt, Jsa, ich klage nicht — und ich grolle nicht! Nur das Eine schmerzt mich im tiefsten Grund meiner Seele, daß Du mich niemals verstanden hast! Oder soll ich gar annehmen, es sei grausame Absicht gewesen?“

„Absicht? Welche Absicht soll ich gehabt haben? Und bei welcher Gelegenheit? Träume ich denn? Sähest Du nicht so verzweifelt ernst aus, ich würde glauben, Du hieltest mich einfach zum Besten!“

„Wohl! So erkenn' ich's denn jetzt: auch Du hast Dich täuschen lassen, wie alle Welt! Du hast mein lustiges, übermüthiges Wesen für mein wahrhaftes Naturell gehalten! Du hast nicht begriffen, daß ich mit all' dem burlesken Getändel nur den Jammer betäuben wollte, der mir das Herz fast in Stücke zerriß! Ach, Jsa, denke nicht schlecht von mir! Fürchte nicht, daß ich versuchen könnte, durch ein spätes Geständniß nachträglich ein Glück zu erobern, das mir ewig verloren ist! Ich achte, ich verehere, ich liebe Dich zu heiß und aufrichtig, um nur von fern den Gedanken zu fassen ... und Leopold ist mein Freund! Im Gegentheil, alles will ich vermeiden, was ihn reizen oder verstimmen könnte. Ohnehin hab' ich seit ehevorgestern die positivsten Beweise, daß er Verdacht hegt, daß er meine wahren Gefühle durchschaut — und so jung Du bist, so viel kennst Du wohl von der Welt, um zu wissen, daß in hundert ähnlichen Fällen der Freund die Ehre des Freundes mit Füßen tritt ...“

Er wandte sich ab, als gälte es, eine tiefe Erschütterung zu verbergen.

Jsa stand ratlos.

War es denn möglich? Dieser flotte, fröhliche Oskar von Deerenborn — und nun dieß Bekenntniß, das seinen ganzen Charakter, seine Vergangenheit, ihn selbst gleichsam über den Haufen warf?

Und wie sollte sie's aufnehmen? Zürnen? Seine Dreistigkeit unerhört finden? Ihn kaltblütig, ein strafendes Wort auf den spöttisch gekräuselten Lippen, den Rücken kehren?

Aber diskreter und zartfühlender konnte ein Unglücklicher sein trauriges Schicksal nicht andeuten! Und es mußte ja in der That entseßlich sein, so den Dolch der Verzweiflung im Herzen des Bonvivants, den übersprudelnden Epitüräer zu spielen und nie, nie einer verständnißfähigen Seele sein wahres Gesicht zeigen zu dürfen!

Die junge Frau fühlte ein tiefes Mitleid, das, im Verein mit der herzlichen Freundschaft, die sie ihrem Cousin von je entgegengebracht, eine ganz eigenthümliche Weichherzigkeit erzeugte.

Vergab sie sich etwas, wenn sie ihn tröstete — ihn, der sie so heilig und hoch hielt; ihn, der selbst in diesem erregten Momente kein sträfliches Wort über die Lippen brachte; ihn, für den die Pflichten der Ehre und der Kameradschaftlichkeit schwerer wogen, als die Lockungen der verzehrendsten Leidenschaft?

„Er liebt mich,“ sagte sie zu sich selbst; „er hat mich von je geliebt — und trotz dieser unauslöschlichen Neigung vergißt er keine Sekunde lang, was er mir schuldig ist! O ja, es gibt noch Männer von wahrhaft idealer Gesinnung, Männer, die unsere rückhaltlosesten Sympathieen verdienen! Und Oskar von Deerenborn ist in der Schaar dieser Edlen der Edelste!“

Oskar war indeß zum Fenster getreten. In etwas theatralischer Haltung blickte er hinauf nach der Dachrinne des gegenüberliegenden Hauses. Dabei zog er ein sonderbares Gesicht, als zerdrücke er eine Schleihe zwischen den Zähnen. Er hatte sich's leichter gedacht, so die Rolle des unglücklichen Werther zu spielen. Diese gute, reizende Jsa! Wie treuherzig sie aus den tiefblauen Augen schaute! Wie sie blaß geworden war und gleich wieder roth! Wahrhaftig, ein Herz von Gold!

Aber das half nun nichts! Er mußte die sonderbare Komödie zu Ende führen.

„Ja!“ begann er nach einer Weile, da sie immer noch sprachlos in den Polstern ihres alterthümlichen Sessels lehnte. „Ja, willst Du mir eine Bitte erfüllen?“

Er sah wieder so ernst, so feierlich aus, daß Jsa heimlich erschauerte.

„Sprich!“ flüsterte sie bekommen.

„Siehst Du, Jsa, nur einmal, einmal in diesem Leben wollte ich Dir bekennen, was ich seit meiner frühesten Jugend für Dich empfunden! Ich weiß, ich bin streng genommen schon strafbar, indem ich mein Schweigen breche — aber ich konnte nicht anders! Wie ich euch jetzt so wieder beisammen sah — Himmel und Hölle, es war geradezu unerträglich! Kurz, endlich einmal mußte es von der Seele herunter, ich wäre sonst an diesem exorbitanten Glend erstickt! Nun aber, nachdem ich's bekannt habe, fleh' ich Dich inständig an: verschweig' es Deinem Gemahl! Verschweig' ihm überhaupt, daß ich hier gewesen! Er ahnt schon mehr als zuviel — und Ginz nur bewundere ich nach Allem, was vorgefallen, daß Leopold ehevorgestern die ungeheure Selbstbeherrschung besaß, so zwanglos, so freundschaftlich mit Dem zu verkehren, dem er am Tage darauf provozirende Anspielungen, leidenschaftliche Blicke und dreiste Bemerken Schuld gab! Ja, theure Jsa, vorsehern, als er den Hofrath Parisius verließ, traf er mich zufällig an der Ecke des Altmarktes. Er forderte mich mit sonderbarer Betonung auf, eine benachbarte Weinstube zu betreten, und dort unter vier Augen stellte er mich förmlich zur Rede! Ich natürlich nahm die Sache wie einen Scherz — aber im Innern erbehte ich doch bei dem Gedanken, mich so völlig durchschaut zu wissen! Wenn er nun hörte, daß ich in seiner Abwesenheit — o, das wäre entsetzlich! Denn — das fühlte ich deutlich heraus — auch Dir, meine theure Jsa, macht er's zum Vorwurf, daß Du mich lebenswürdig und gültig behandelst und nicht Dein Gesicht höhnisch hinwegkehrst, wenn ich denn wirklich einmal in einer unbewachten Sekunde traumverlorener in Deine süßen, himmlischen Augen schaue, als Recht und Gesetz die gestatten . . .“

Sie zog wie frierend die Schultern hoch. Ganz absonderliche Empfindungen suchten sie heim, eine Beklommenheit, eine Angst, die sie niemals gekannt hatte.

„Im Grunde kann ich's ihm nicht verdenken,“ sagte der Referendar. „Wer liebt, der zittert um seine Liebe. So war's denn auch gewiß keine Phraze, als er vom Neukerker sprach, von blutiger Rechenschaft, die er fordern werde, wenn er nur noch ein einziges Mal . . .“

In diesem Augenblick ertönte die Klingel. Gleich darauf hörte man draußen im Korridor die energische Stimme Leopold's.

„Um's Himmels willen, mein Mann!“ rief Jsa emporfahrend.

„Dachte ich's doch!“ murmelte Oskar, die Brauen zusammenziehend. „Seine Reise war nur ein Vorwand! Er ahnte, er wußte, daß ich die gute Gelegenheit ausnützen würde! Nein, wie dieser Mensch mich durchschaut — es ist phänomenal!“

Während Jsa in nervöser Erregung hin und her lief und den Eindruck eines geängstigten Vogels machte, der wider die Gitterstäbe des Käfigs anflattert, verhandelte Leopold mit dem Kammermädchen. Er bestellte sich Feuer in's Atelier; er fragte nach Tonsio und erkundigte sich nach den eingetroffenen Briefschaften.

Oskar, die Arme über die Brust gekreuzt, sagte mit unheimlicher Gelassenheit:

„Ich bin auf's Schlimmste gefaßt! Was frag' ich darnach, ob ich so oder so . . . Nur um Dich thut es mir leid — arme, unglückliche, angebetete Jsa!“

„Still!“ sagte die junge Frau, plötzlich stehen bleibend. „Er wird sich nicht lange hier aufhalten! Er wird hinaufgehen! Dann hast Du Zeit, Dich unbemerkt zu entfernen. Tritt nur auf fünf Minuten hier in mein Zimmer! Nimm Dir ein Buch, ein Album — aber halte Dich ruhig! Schnell, ich beschwöre Dich! Nein, ich kann mir nicht denken, daß diese Reise nur ein Vorwand gewesen! Das wäre empörend! Geh', geh'! O, ich sehe es schon, Du willst mich zu Grunde richten!“

Jetzt erschollen Schritte im Vorgemach. Der Referendar hatte eben die Thür des Boudoirs hinter sich zugezogen, als Leopold in den Salon trat.

VI.

Jsa hatte noch Zeit gefunden, zu dem grünmücherten Blumentisch zwischen den beiden Mittelfenstern zu treten und die kleine Gießkanne zu ergreifen. Dieß

harmlose Instrument, das ihre Anwesenheit im Salon rechtfertigen sollte, ein wenig gar offensichtlich am Hengel schwingend, ging sie ihrem Gatten entgegen.

„Leopold! Du! Ich dachte . . . Ich wollte . . . Die Fächerpalme braucht so entsetzlich viel Wasser . . . Aber erkläre mir doch . . .“

„Gern, mein Engel!“ versetzte er unbefangen. „Ich begreife Dein Staunen . . . Aber, bitte, nimm Dich in Acht . . . Dein Kleid — der Teppich! Ach so, die Kanne ist leer . . .“

„Ja wohl . . . Ich hatte eben erst angefangen . . . Das heißt, ich wollte erst anfangen . . .“

„Na, also stell' Dir vor, was mir passiert ist! An der dritten Station, gleich hinter Dingsda, steige ich aus, um ein Glas Bier zu trinken. Da soll Einer nun sagen, es gibt keine Fügung! Ich leere mein Glas, will bezahlen — der Kellner hält mich nach bekannter Methode mit dem Herausgeben auf und eh' ich's denke, fährt mir der Zug vor der Nase weg! Ich telegraphire sofort an Parisius: „So und so viele Stunden Verspätung.“ Die Depesche geht ab — und just wie der Zug eintrifft, den ich zur Weiterreise benützen will, bekommt' ich die Antwort: „Bitte, Ihren Besuch aufzuschieben! Nordmann ernstlich erkrankt.“ Ist das nicht merkwürdig?“

„Neuerst merkwürdig,“ stammelte Jsa.

„Das traf sich noch so gerade vor Thorfschluß,“ fuhr Leopold fort. „Dritthalb Minuten später — und ich saß im Coupé! Na, ich wartete selbstverständlich nur auf den Schnellzug, um brevi manu zurückzudampfen! Hier siehst Du mich nun — wohlbehalten und im Grunde nicht böse darüber, daß ich, anstatt mit Nordmann und dem Hofrath Parisius, mit Jsa van der Straaten zu Tisch gehen werde. Aber was fehlt Dir denn? Du scheinst nicht im geringsten erfreut darüber, daß ich so unverhofft heimgekehrt bin, was?“

„O, im Gegentheil! Ich freue mich ganz außerordentlich.“

„Du sagst das in einem Tone, der nicht sehr überzeugend klingt.“

„Aber, Leopold!“

„Du hast mir noch nicht einmal einen Kuß gegeben!“

„Ja, das liegt doch an Dir! Wenn Du willst — zwanzig für einen!“

Trotz der Herzlichkeit dieser Rede hatte ihr Wesen etwas auffallend Unruhiges und Zerstreutes.

Leopold ergriff ihre Hände und schaute ihr mit einem prüfenden Blick in die Augen. Plötzlich schien sich eine seltsame Wolke auf seiner Stirne zu lagern. Die tiefdunklen Brauen zuckten wie unheilverkündendes Wetterleuchten; die Lippen schlossen sich, als unterdrückten sie gewaltsam eine folgenschwere Bemerkung.

Endlich begann er zögernd:

„Sag' mal, war vielleicht Dein Cousin Oskar während meiner Abwesenheit hier?“

Jsa erblaßte. Es war also richtig, was der Referendar von dem heimlichen Mißtrauen ihres Gatten behauptet hatte! Unbegreiflich, daß sie erst jetzt entdeckte, wie es in dieser Hinsicht mit ihm bestellt war! Freilich, das Wiedererscheinen Oskar's mochte die fast erloschenen Brände wieder entfacht haben! Die Geschichte mit dem Klosterkeller von Ginsterbach . . . Sie entsann sich jetzt, wie seltsam Leopold überrascht gewesen . . . Es war ja auch in der That nicht eben das Angenehmste, was einer jungen Dame passiren konnte, so die Nacht hindurch mit einem als übermüthig bekannten jungen Mann im einsamen Kellergewölbe zu sitzen. Schon damals hatte sich Lalla von Schulenburg Andeutungen erlaubt, als ob sie vermüthe, Oskar habe das Ganze absichtlich inszenirt! Leopold — wer konnte das wissen? — dachte vielleicht das Gleiche. Aus ihrem Schweigen, das so begreiflich war — denn die Sache gehörte doch gerade mit Rücksicht auf die Möglichkeit solcher Auslegungen nicht zu den Abenteuern, die man gerne zum Besten gibt — aus ihrem Schweigen hatte er Schlüsse gezogen, die in Verbindung mit anderen Symptomen . . . Allerdings, sie erinnerte sich derartiger Symptome durchaus nicht, aber Oskar hatte doch selbst gesagt — und nun stand Leopold vor ihr und fragte sie mit dem Ausdruck eines Großinquisitors: „War vielleicht Dein Cousin während meiner Abwesenheit hier?“

Blitzschnell zuckten ihr diese Erwägungen durch's Gehirn.

Sie zweifelte jetzt keine Sekunde mehr, daß eine Katastrophe eintreten würde, wenn Leopold die Wahrheit erfuhr, und vollends, wenn er entdeckte, daß sich der Unglückliche noch jetzt im Nebenzimmer — in ihrem Boudoir — aufhielt.

Leopold wußte ja nicht, wie streng sich Oskar in den Grenzen der ehrenwerthesten Reserve gehalten, wie feinfühlig er die gegebenen Verhältnisse respektirte! Er würde ihren Betherungen mißtraut und die ganze Situation vollkommen irrthümlich aufgefaßt haben. Darüber konnte sie nicht im Unklaren sein: der Aufenthalt Oskar's in ihrem Boudoir glich für jeden Unbetheiligten einem Verbergen, und nur das pflegt man doch zu verstecken, was hinlänglich Ursache hat, das Licht zu scheuen!

„Oskar,“ fragte sie mit erkünsteltem Staunen, „wie kommst Du darauf?“

„Ich meinte nur . . .“ versetzte Leopold nachdrücklich. „Du scheinst nicht zu wissen — oder verstellst Du Dich nur? — daß Oskar einer jener Cousins ist, die besser thäten . . . Aber lassen wir das! Du versicherst mich auf's Bestimmteste . . .“

„Ich weiß nicht, was ich von Deinen Bemerkungen halten soll,“ sagte Jsa, die Beleidigte spielend.

„Nun, nun, sei nicht böse! Ich glaube Dir ja! Schau' mich einmal so recht offen und ehrlich an, Jsa! Nicht wahr, diese reizenden blauen Augen, die wissen nicht, was Verstellung und Lüge ist?“

„Wie kommst Du denn nur darauf?“

„Nun . . . ich habe zuverlässige Anhaltspunkte, daß Oskar von Deerenborf — Jsa, Du grollst mir nicht, wenn ich's offen herauslage? — daß Oskar von Deerenborf bis zur Narrheit in Dich verliebt ist!“

„Leopold!“

„Schweig' nur, mein Engel! Ich weiß ja, was ich an meiner Jsa besitze! Zwar — ich will Dir's bekennen, jüngsthin, wie er bei uns zu Tisch war, ist's mir einige Male heiß und kalt über den Rücken gelaufen, denn ich glaubte zu konstatiren . . . Nun, es war ja ein Irrthum, ein Hirngespinnst . . . Reden wir nicht weiter davon! Zudem, Oskar von Deerenborf kennt mich! Er war mir ein schätzbarer Kamerad, ein lieber, sehr sympathischer Freund, aber wenn er es wagen sollte, mit einem einzigen unbesonnenen Worte — siehst Du, Jsa, erdroffeln, zermalmen, zerbrechen würde ich den Berruchten, mitleidlos, wie der Henker den Leib des Missethäters auf's Rad schiebt!“

Mit einer teuflisch wilden Geberde schüttelte er die geballten Fäuste, als stünde er schon dem unglückseligen Opfer seiner Vernichtungswuth gegenüber.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

(Nachdruck verboten.)

Französische Literatur.

III.

Nachgerade scheint es zu den Erfordernissen edler Weiblichkeit zu zählen, einen Roman mindestens zu veröffentlichen. Und zwar macht sich diese unseren Vorvätern gänzlich unbekannte Anschauungsweise so ziemlich in aller Herren Länder geltend, der Flut von Frauen bestammender Romane nach zu urtheilen, die uns in allen Sprachen vorliegen und die beweisen, daß sich gar Viele berufen meinen, ohne zu den Auswählten zu zählen. Zu dieser Kategorie gehört auch Olga Fürstin Contaczewo-Alteri. Die hochgeborene Dame muß es offenbar als ein Pflichtpensum betrachtet haben, die Welt wieder mit einem Roman zu beschenken, denn der Drang des Talent's hat sie sicherlich nicht zu dieser That getrieben. «Pleur de neige» betitelt er sich, und seine Heldin Erica Rievenstern, aus dem skandinavischen Norden stammend, ist die Schneebäume, auf deren vorzeitig reiches Dahinwelken uns schon ihre Schilderung in den ersten Blättern schonungsvoll vorbereitet. Verwaist und ganz und gar alleinstehend in der Welt, ist sie in einem französischen Kloster zu Schönheit und Edelmut erblüht. Zwar ahnt der Schneebäume Herz, daß es heiß zu lieben vermöchte, dennoch hält sie es aber vorsichtig für besser, statt auf einen Erwecker dieser Gefühle zu warten, sich von der Frau Oberin einen Gatten erwählen zu lassen, noch eh' ihr Fuß die Klosterschwelle überschritten, um sie in die Welt zu tragen. Und die Vorsichtige trifft auf einen Vorsichtigen. Der fromme Herzog Philippe de Barege hält es gleichfalls für das Beste, sich durch seinen Beichtvater und die Oberin eine „verbürgt fromme und tugendhafte“ Lebensgefährtin wählen zu lassen. Zwar regt sich noch vor dem entscheidenden Moment sein bisher ignorirtes Herz für einen andern, lebhaftern und minder melancholischen Klosterzögling, allein er ist ein zu wohlzogener Mann, die Präliminarien abzubrechen, und so schließt er denn, auf seine Vorsichtsgrundsätze gestützt, die fromm geplante Heirath. Daß sowohl Erica's wie des Herzogs Glück dabei jämmerlich Schiffbruch leidet, bewegt den Leser nicht sonderlich, denn welche Theilnahme sollte man für Menschen von solch' thörichter Klugheit empfinden? Dagegen muß er für die arme Laure d'Orillac,

das warmherzig impulsive Mädchen, Mitleid fühlen, das den Herzog ebenso heiß liebt, als es schließlich von ihm geliebt wird. Der Treffliche geräth nämlich, trotz Ehe und edler Grundzüge, mit holder, aber bei Männern etwas seltener Unbemühtheit in eine heftige Leidenschaft für sie, während es Erica beinahe gleichzeitig ebenso ergeht, einem interessanten Violinvirtuosen, Thadeus Haralson, gegenüber, der sich als Sohn ihres Gutsoverwalters und Geziele in ihrer Kinderzeit herausstellt. Doch scheint der Schneebüchse noch eine Glückshoffnung zu erblühen, da der Herzog nach verschiedenen Verzweigungsstadien stirbt. Aber ach, Thadeus hat früher schon geliebt, noch ehe er sich mit ganzer Inbrunst der schönen, edlen, unglücklichen Herzogin geweiht, und die einzige Freundin Erica's zur Klosterzeit, Speranza, harret des verschollenen Bräutigams in Trostlosigkeit. Da schwingt sich Erica zu einer geradezu schwindelhaften Höhe des Edelmuths auf, indem sie nicht nur, obwohl ihre angegriffene Lunge den Aufenthalt im Süden erfordert, nach dem eifrigen Norden reist, sich indirekt aus dem Leben zu schaffen, sondern auch noch vor Eintritt der Katastrophe Thadeus' Hah und Geringschätzung einzufloßen sucht, damit sein Herz sich voll und ganz wieder Speranza zuwende. Wenn man das Buch schließt, geschieht es mit einem Gefühl inniger Dankbarkeit dafür, daß man so unnatürlich und abgeheimgemacht thörichten Menschen nur in Romanen begegnet.

Dieses schöne Gefühl der Zufriedenheit mit der realen Erdenbevölkerung wird durch Madame A. Remy-Le Vas' «Confessions d'une Cantatrice» nur noch verstärkt. Die junge Marquise-tochter, die so bereitwillig mit ihrem Gesanglehrer davonkluft, um nachträglich zu entdecken, daß sie ihn eigentlich nicht so sehr liebt, als sie geglaubt, hat nicht nur das Glück, auf einen Ehrenmann zu treffen, sondern auch das noch weit seltenere, einen Millionär in ihm zu finden. Millionäre, die musikalisch begabt, aus Lust und Liebe zum Ding lektioniren — sein Unterrichten ist keine Finte des Verliebten, die Liebe stellt sich erst bei der Ausübung seines musikalisch-pädagogischen Metiers ein — finden sich doch wahrlich auch nur in Romanen! Nun, Albert Lordet ist solch' ein Phänomen. Der leichtfertigen Louise gönnt man das strenge Regime der Mama Lordet, einer strikten Holländerin, die jedoch gar seltsame Gefühlswandlungen durchmacht, da sie das lose Schwiegermädchen nicht nur liebgewinnt, sondern auch seine Carrière als Opernjägerin begünstigt. Allerdings zum Theil in dem Gedanken, daß der abenteuerliche Sinn der jungen Frau vielleicht am ungefährlichsten auf den Brettern Befriedigung finde, während der Gatte in den Coulissen steht. Aber ach, auch die ist eine Vorichtsberechnung, die sich nicht als gültig erweist. Ein verlockend dämonisch angehauchter Pole, Graf Salinsky, wird der Ruhe der schönen Sängerin gefährlich; doch will sie ihrem Gatten die Treue bewahren und sie ruft Lordet herbei, der jedoch durch die Hand Salinsky's fällt. Nun namenloser Jammer der Wittve, die jedoch nach einiger Zeit wieder ziemlich gefaßt die Bühne von Neuem betritt und durch den Anblick eines höchst gentlemanlichen, diskreten Verehrers und Blumenpenders jetzt erst wirklich erfährt, was Liebe ist. Ein Brief der Sängerin, der zu halbem Mißverständnis führt, trennt die Beiden, die sich übrigens noch nie gesprochen, und Louise ist nun so unglücklich, daß sie sogar den Bühnentrumpfen entragt, trotz einer Pönalsomme, die selbst Madame Patti zu erlegen zögern würde. Doch gelingt es Louises Schwester jetzt, ihr die Eltern zu versöhnen, die bis dahin der entlaufenen Tochter unerbittlich gezürnt. Nun

machen wir die Belagerungsperiode in Paris mit. Die junge Wittve erscheint als Krankenpflegerin in den Spitälern und trifft da natürlich auf den schwerverwundeten diskreten Verehrer Louis de Juines, den ihr Anblick schon zur Hälfte heilt. Zur Befriedigung Aller, selbst der Mama Lordet, wird sie seine Gattin, und der Leser hat gegründete Hoffnung, daß sie fortan glücklich und normal ihre Tage beschließen werde. Mit souveränem Absolutismus läßt die Verfasserin diese Personen nach dem Gutmüthen ihrer Phantasie handeln, ohne bei der Lebenserfahrung zu Rathe zu gehen und sich um äußere Möglichkeit

Hilf Himmel, was thürmt sich da an Abenteuerlichkeit auf in einem einzigen Bande! Man kann nicht umhin, die Einbildungskraft des Autors zu bewundern, wenngleich man wünschen möchte, daß sie anmuthendere Wege wandeln und den Leser nicht mit Verbrechen und Verbrechern übersättigen möge. „Ein wenig Verbrechen ist, die Handlung eines Romans spannend zu gestalten, ebenso erforderlich, wie etwas Sauerkeit zum Aufgehen des Brodes,“ hat einstmal ein französischer Romancier bemerkt. Wir können dieses Axiom nicht unanfechtbar finden und wüßten eine stattliche Anzahl Romane heranzuzählen, die ohne diese Würze das Interesse lebhaft spannen, allein selbst wenn eine gewisse Geschmackrichtigkeit dieselbe erfordert, dürfte es doch nur in dem Proportionsverhältniß sein, in welchem der Sauerkeit dem Brod beige mengt ist. So wenig Sauerkeit allein dem Essenden munden würde, so wenig kann es dem Leser behagen, wenn ihm ausschließlich nur Verbrechen vorgesetzt werden wie im «pouce crochu».

Gern flüchtet man aus einer derartigen Fiktionswelt in die reale, welche uns die französischen Memoirenwerke erschließen. Enthüllen doch auch sie gar Manches, das die Spannung in Athem erhält. Der naive Cynismus, mit dem Marshall Villars in seinen Memoiren seine diplomatischen Machinationen darlegt, ist zum Mindesten ebenso pikant wie irgendwelche Fiktion, und daß in der neuen Auflage nur dokumentarisch Erhärtetes Raum gefunden, verleiht ihnen nun erst volle historische Bedeutung den Verdächtigungen gegenüber, die Saint-Simon gegen ihre Wahrhaftigkeit erhoben. Sie enthalten ein gutes Stück auch deutlicher Geschichte. „Der Zweck heiligt die Mittel“ war offenbar der oberste Grundsatz des tapfern Herzogs, der sich nicht scheute, die Rolle eines Spions mit jener eines Gesandten in Einklang zu bringen. Eckt im Geiste des französischen Hofes zur Zeit des Roi Soleil lachte er die Herzen der Fürsten, bei denen er beglaubigt war, durch schöne Hände zu lenken, und die Intriguen, die er zur Erreichung dieses Zieles gesponnen, würden der Einbildungskraft jedes modernen Romanschriesters Ehre machen. Es erfüllt mit ehrlicher Befriedigung, ihn vom Hofe des Kurfürsten von Bayern verjagt zu sehen und ihn wehmüthig stolz klagen zu hören: „Ich hätte keine Geschenke zurückgewiesen, aber — er hat mir gar keine geboten.“ Doch bejaß der Marshall auch hervorragenden merkantilen Sinn, und der Pferdehandel, den er gelegentlich in diskreter Stille trieb, entschädigte ihn ein wenig dafür, daß seine Dienste und Verdienste selbst am heimathlichen Hofe nicht so vollauf gelohnt wurden, als er es zu erwarten sich berechtigt glaubte. Man klagt so häufig über das Herabkommen der Moral in unseren Tagen, bei der Lectüre derartiger Memoiren aber wird man freudig inne, daß diese Klagen, mindestens was die Staatsmoral betrifft, unberechtigt sind.

Allerdings wird diese stolze Empfindung durch die «Mémoires sur le second empire» des Mr. de Maupas, des Staatsstreichhelfers Louis Napoleon's, wieder etwas gedämpft. Die Staatsmoral Frankreichs unter dem dritten Napoleon verdient wohl kaum einen Vorzug im Vergleich zu jener Ludwig XIV., obwohl der ehemalige Polizeiminister sich bemüht, seinen einstigen Souverän als „Staatsretter“ darzustellen. „Il subit la nécessité,“ entschuldigt er. Der Verfall Frankreichs, argumentirt Mr. de Maupas, war bei einer so allgemeinen Parteerspaltung und einem Partisanismus, der jeden Konsolidierungsversuch vereitelte, unausbleiblich. Nur ein Staatsstreich von irgend welcher Seite, der dieser Zerfahrenheit einer rein negirenden Parlamentswirthschaft ein Ende machte, konnte eine Klärung



Frühlingsmorgen. Gemälde von G. van den Bos.

Nach einer Photographie im Verlag von Adolf Braun & Cie. in Dornach und Paris (Hugo Grosser in Leipzig).

und innere Folgerichtigkeit zu kümmern. «Tel est mon bon vouloir» gilt ihr auch für den Schriftsteller als berechtigtes Berufsmotto.

Ungleich besser gearbeitet, tüchtig komponirt, wenn auch gleichfalls mit allzu großem Aufgebot der Phantasie auf Kosten des Möglichen, ist «Le pouce crochu» von Fortuné du Boisgeby geschrieben. Freunde kriminalistischer Romantik finden da reichlich ihre Rechnung. Gleich auf den ersten Blättern wird ihnen das Vergnügen, Zeugen eines Mordes zu werden, und die Tochter, die den Mord ihres Vaters zu rächen schwört und beinahe die Gattin des Mörders wird, führt in ihren Nachbestrebungen eine Reihe der sensationellsten Situationen herbei.

empire» des Mr. de Maupas, des Staatsstreichhelfers Louis Napoleon's, wieder etwas gedämpft. Die Staatsmoral Frankreichs unter dem dritten Napoleon verdient wohl kaum einen Vorzug im Vergleich zu jener Ludwig XIV., obwohl der ehemalige Polizeiminister sich bemüht, seinen einstigen Souverän als „Staatsretter“ darzustellen. „Il subit la nécessité,“ entschuldigt er. Der Verfall Frankreichs, argumentirt Mr. de Maupas, war bei einer so allgemeinen Parteerspaltung und einem Partisanismus, der jeden Konsolidierungsversuch vereitelte, unausbleiblich. Nur ein Staatsstreich von irgend welcher Seite, der dieser Zerfahrenheit einer rein negirenden Parlamentswirthschaft ein Ende machte, konnte eine Klärung

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



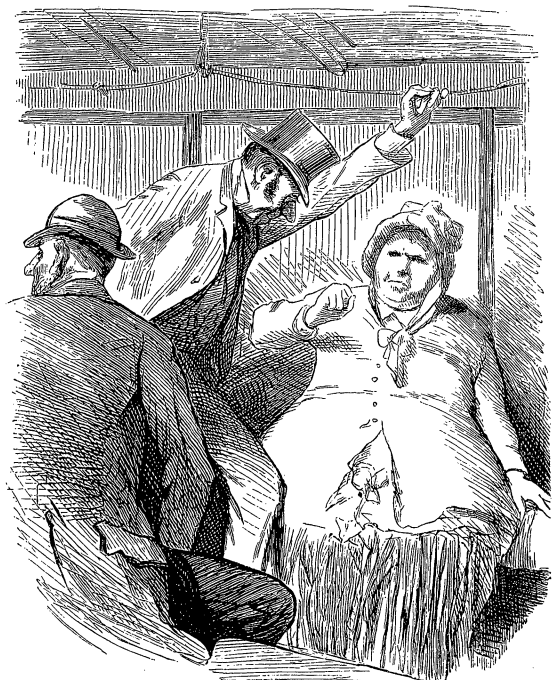
Großmutter: Was suchst Du denn, Frischchen?
Frischchen: Den miserablen Tisch, den es bei Dir geben soll, wie Papa immer sagt. Wo ist er denn?



"Denke Dir, mein Vater ist Geheimrath geworden!"
"Was — Geheimrath? Na, das ist gut — erlebst doch
*einmal eine Freude an Deinen Eltern!"



"Wie finden Sie mein neues Porträt, liebste Freundin?"
"Reizend! Entzückend! Und trotzdem so — ähnlich."



Dame im Coupé (der ein Herr auf ihr bestes Hühnerange tritt): Au! Sie Flegel!
Herr: Bitte um Entschuldigung, gnädige Frau; aber warum ist Ihr Füßchen auch so klein, daß man es vollkommen übersieht!



Dame (zum Photographen): Ich setze voraus, daß Sie einen billigeren Preis machen werden, wenn ich Ihnen gestatte, die Photographie meiner Tochter vier Wochen lang unter ihrem vollen Namen auszustellen.



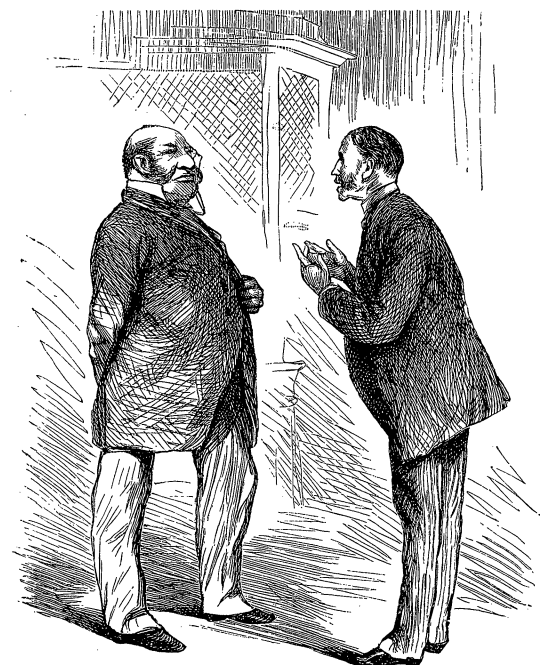
"Das war eine lustige Geschichte, die Herr von Berg eben erzählte, Tantechen; weißt Du, die, über welche Du so lachen mußt."
"Ja, aber warum hast Du denn nicht mitgelacht?"
"O, dazu feune ich Herrn von Berg noch zu wenig."



Vater (jammernd mit einem Zeitungsblatt im Zimmer umhergehend). Man weiß wahrhaftig nicht, was man seine Söhne noch werden lassen soll; überall ein Ueberschuß an Kandidaten, es ist zum Verzweifeln.
Töchterchen: Ach, Papa, an Heirathskandidaten, sagt die Mama, sei doch immer sehr großer Mangel.



Großpapa: Ist es möglich, Karl, Du hast Dich wirklich in die Soubrette vom Floratheater verliebt?
Karl (feurig): Ja wohl, Großvater, und ich hoffe, daß Du nichts gegen die Dame einzumenden haben wirst.
Großpapa: Ganz im Gegentheil, mein Junge. Ich habe sie nämlich auch geliebt, als ich in Deinem Alter war.



Bankier (zu seinem Comptoiristen): Wie steht es mit dem Orchester für meine nächste musikalische Soirée, Herr Müller? — "Alles in Ordnung, Herr Bankier. Wir haben sechs erste Violinen, vier zweite Violinen, ferner ..." — "Was, zweite? Sie sind des Teufels! Ich will nur erste Violinen haben in meinem Hause, verstanden?"

der Verhältnisse, dauernde Zustände herbeiführen. Der Mann, den sechs Millionen Stimmen an die Spitze des Staates gestellt, der also die Bevölkerung für sich hatte dem Parlament gegenüber, war wohl der Meistberechtigte, ihn zu führen. Changanier, der kurz vorher geküert hatte: „Ich brauche nichts als Dupin's, des Kammerpräsidenten, Unterschrift, um Napoleon in einem Gemüthsanfall nach Vincennes zu transportieren,“ war auch so völlig auf eine Katastrophe vorbereitet, daß er bei seiner Verhaftung in der Nacht des 2. Dezember nur bemerkte: „Ala, der Staatsstreich! Ich dachte es mir.“ General Leslo ergoß sich bei seiner Inhaftnahme in maßlosen Invektiven. Thiers witzelte erst über diese Verhaftung, soll jedoch sodann angstvoll gerufen haben: „Sie wollen mich fesseln! Ich will nicht sterben, ich bin kein Verbrecher und habe nie konspirirt. Wenn Sie wollen, schicken Sie mich in's Ausland, ich habe genug an Politik!“ Die Lektüre dieser Memoiren des Mr. de Maupas, zu allen Zeiten lehrreich, dürften es jetzt vielleicht ganz besonders noch sein.

Auch Jules Simon's „Histoire d'une Académie sous le Directoire“ gewährt einen interessanten Einblick in eine wichtige Phase der Geschichte Frankreichs. Der Gelehrte, der widerstrebend nur dem Ruf Mac Mahon's gefolgt war, sich an die Spitze der Regierung zu stellen, hat sich, nachdem er einer Verschwörung zum Opfer gefallen, welche der Marschall-Präsident selbst gegen seinen Erfohrenen angezettelt, wieder herzensruhig in sein stilles Professorenheim in einem fünften Stockwerke zurückgezogen, um neuerdings ganz und gar seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben. Die vorliegende führt uns in eine Periode ein, von welcher der Verfasser bemerkt: „Es war eine Zeit, in der man wenig Muth zum Unternehmen, aber viel Muth zum Dulden besaß, weil man Widerstand für unmöglich, das Leben nur für etwas Gleichgültiges hielt.“ Vielleicht mehr noch als alle Anderen bewiesen die Männer der Wissenschaft diesen Gleichmuth. Condorcet starb mit vollster Resignation im Kerker, Mallesherbes auf dem Schaffot, Auguetil feste im Gefängniß noch seine Geschichte Frankreichs fort, und Lavoisier erbat sich eine vierzehntägige Fristerstreckung seiner Hinrichtung, um noch vorher etliche chemische Experimente zu Ende führen zu können. Diese Männer inmitten der tobenden Leidenschaften, als Opfer des Fanatismus an der Schwelle des Grabes stehend, bis zum letzten Athemzug im Dienst der Wissenschaft ausharren zu sehen, imponirt gewaltig. Jules Simon bietet mit dieser Arbeit zugleich ein hochinteressantes Zeitbild, und man kann nicht umhin, sich zu freuen, daß er als Staatsmann gestürzt worden, da ihn der Unbath in die Gelehrtenstube und an den Schreibtisch zurückgeführt hat.

Die Musik im Hause.

Von

Dr. August Reikmann.

(Nachdruck verboten.)



Es ist durchaus falsch, von der Kunst immer nur tiefe und mächtige Anregung zu fordern durch Darstellung eines hochbedeutenden und eigenthümlichen Inhalts. Daß sie auch das Leben behaglich ausstatten hilft, gehört ebenso zu ihren zu erfüllenden höheren Zwecken, wie daß sie ihm einen besondern Inhalt zuzuführen unablässig bemüht ist.

Wenn auch Alles, was dem Ernst des Lebens dient, höhern sittlichen Werth beansprucht und nachhaltiger wirkt, als was nur der Freude beflügelten Schwung verleiht, so darf man doch das nicht gering achten, denn die Freude übt einen reinigenden und läuternden Einfluß, wenn sie in entsprechender Weise geboten wird. Wie die rein ablichtende Lust, welche wir in Flur und Wald empfinden, das Vergnügen, das uns die Betrachtung der herrlichen Natur gewährt, auf die Entfaltung des inneren Menschen wohlthätig einwirken, so bleiben selbst künstlerische Genüsse, welche vorwiegend nur sinnlichen Wohlbehagen bereiten, nicht ganz ohne Gewinn für die Innerlichkeit des Menschen.

Auch die Musik verliert durchaus nicht ihren reinigenden und läuternden Einfluß, wenn sie sich den niederen Trieben dienlich macht, mehr nur die Unterhaltung belebt, sobald sie diese auf die höhere Stufe stellt, und wenn sie hier in der rechten Weise geübt wird.

Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß auch die Tonkunst ihre höchsten Aufgaben nur auf allen Gebieten des rein geistigen Lebens: in Kirche und Schule und in den öffentlichen ihr gewidmeten Instituten findet. Die Herzen zu rühren und zu stimmen, daß sie empfänglich werden für die wunderbaren Geheimnisse, die ihnen in Kirche und Schule offenbart werden, ist wohl keine Kunst so geeignet, als gerade die Tonkunst, und welcher wesentlichen Antheil sie an der sittlichen Wirkung der dramatischen Darstellungen nimmt, ist ja hinlänglich bekannt. Daneben aber macht das Leben mit Recht die Anforderung an die Kunst, daß sie sich seinen besonderen Bedürfnissen fügt und selbst den niederen Interessen desselben dienlich wird. Für viele und zwar oft die geistig regsamsten Menschen bringt das Leben häufig so schwere Arbeit und Last, daß man es ihnen kaum vertragen kann, wenn sie sich nicht auch noch den Kunstgenuß zur Arbeit machen, sich nicht durch die Kunst in erschütternde und aufreibende Kämpfe gewaltsam hineinziehen lassen wollen. Für sie wird die sogenannte Unterhaltungsmusik zur Nothwendigkeit und diese hat demnach ihre vollkommene Veredlung, selbstverständlich so lange sie sich noch auf jener Höhe erhält, auf der sie nicht aufhört, geistig anregend zu sein.

Die leichte, aber immer geistvolle Unterhaltung ist eine wesentliche Bedingung der Behaglichkeit des häuslichen Lebens, und dieselbe Bedeutung gewinnt die Unterhaltungsmusik, sobald sie nur auf der entsprechenden Höhe sich erhält.

In diesem Sinne ist zunächst die Tanzmusik nicht von der Hausmusik auszuscheiden.

Selbst als Kunstform muß man dem Tanzstück immer noch

höhere Bedeutung zugestehen, als es in der Regel geschieht. Zwar ist sie nicht durch einen selbstständigen Inhalt wie die anderen Musikformen erzeugt, sondern sie wird durch die äußere Bewegung angeregt und in ihrer ganzen Anordnung bestimmt; allein diese ist doch immer der Ausdruck innerer Zustände und davon bleibt auch die begleitende Musik nicht unberührt, so daß auch das Tanzstück einen selbstständigen Inhalt gewinnen kann.

Früh gelangte man dazu, einem besondern Theil, dem sogenannten Trio, den Ausdruck für die weichen Stimmungen der Tänzenden zuzuwenden. Während die ersten (beiden) Theile mehr der Regelung der Tanzbewegung dienen, tönt im Trio vorwiegend die innigere Empfindung der Tänzenden aus, ohne selbstverständlich die ursprüngliche Tanzbewegung aufzugeben.

In diesem Sinne nun haben die größten Meister der Tonkunst den Tanz als Kunstform ausgebildet und er ist von entscheidendem Einfluß für die Entwicklung des Instrumentalstils geworden.

Johann Sebastian Bach hat in seinen Tänzen den Zauber echten Volkslebens in ewig mustergültige Formen gebracht. Seine Sarabanden, Ciguen, Allemanden, Gavotten, Bourrées und Couranten sind mit allem Reiz ausgestattet, den echte Volkspoesie immer auf künstlerisch empfängliche Gemüther ausübt.

In ähnlicher Weise bildeten Haydn, Mozart und Beethoven die Menuette zur echten Kunstform aus. Haydn streifte ihr die ursprünglich steife Würde ab, er erfüllte sie mit mehr Lebenslust und ungezügelter Heiterkeit. Sie wurde ihm so die beliebteste Form, um in ihr seine ganze, ungemessene Freude über das bunte Treiben in Wald und Feld auszujubeln.

Mozart ersetzte die Menuette dagegen mehr ihrem ursprünglichen Charakter gemäß, er gibt ihr die alte Grazie wieder, aber erfüllt sie zugleich mit seiner überquellenden Innigkeit und seiner heitern Lebensanschauung. Bei aller Frische und Freiheit der Bewegung erscheint sie doch ernster wie bei Haydn. Beethoven verband beide Anschauungen; in seiner Menuette pulst es gesundeste, heißeste Lebenslust; aber das Trio erfüllte er mit der ganzen Innigkeit und Weihe seiner Individualität, daß die Form nothwendig zum Scherzo erweitert werden mußte.

Franz Schubert führte dem Walzer und der Polonaise den rechten Inhalt zu. In seinen Augenbrücker und Wiener Walzern und Ländlern lebt die ganze gesunde Sinnlichkeit des Südens, die zugleich mit einer überaus anziehenden Melancholie gepaart ist.

Nach beiden Seiten wirkte er anregend auf die weitere Entwicklung dieser Formen: Strauß, Lanner, Labitzky u. A. haben der Lust des sinnlichen Lebens ausföhrlichen Ausdruck gegeben in ihren zahlreichen Tänzen, während Friedrich Chopin sich der andern Seite zuwandte und, der Empfindungsweise des Salons entsprechend, der tiefen Melancholie ausföhrlichen und leidenschaftlichen Ausdruck gab, in seinen Walzern ebenso, wie in seinen Polonaisen und Mazurken. Er erfüllte sie mit dem Zauber hocharistokratischen Wesens und mancher Roman des Herzens mag sich in ihnen abspielen. Weit schimmernder Festesglanz und strahlende Freude bilden den Inhalt der Schubert'schen Polonaisen; Chopin läßt die vergangene Herrlichkeit seines Vaterlandes in seiner Phantasie noch einmal erstehen, dort erbaut er die in Macht und Größe auf; aber in die Freude, die er darüber empfindet, mischen sich Klage und Trauer über den tiefen Fall seines Volkes, und auch sie finden, und zwar zum Theil recht heftigen und leidenschaftlichen, Ausdruck in seinen Polonaisen.

Auch der erste bedeutende Romantiker in der Musik, Karl Maria von Weber, hat den Tanz in diesem Sinne bearbeitet. Seine Polonaisen sind der Ausdruck edelster Ritterlichkeit, und in seiner „Aufforderung zum Tanz“ gibt er uns das Bild eines interessanten Vorganges, warm empfundenen Leben in Walzerform.

In dieser Weise mit einem besondern Inhalt erfüllt, gehört die Tanzform so recht eigentlich der Hausmusik an, und es ist Unrecht, sie ihr verleiden zu wollen. Ohne einen solchen Inhalt ist sie natürlich auf den Tanzsaal zu verweisen, weil sie das Haus herabwürdigt.

Das gilt zum Theil auch von der sogenannten Salonmusik, die meist ihrer pikanten Ausführung halber etwas höher zu taxiren ist. Man versteht darunter bekanntlich jene Unterhaltungsmusik für Klavier, die hauptsächlich darauf berechnet ist, sei es durch gewisse Kunstfertigkeit oder durch besonders reizvolle Klangeffekte, zu blenden und zu verblüffen.

Das Pianoforte ist das Instrument, das ebenso leicht virtuose Kunststücke auszuführen gestattet, als es der Lust an rein sinnlichen Klangeffekten den weitesten Spielraum eröffnet. Sein von Natur ganz unbeseelter, rein sinnlich wirkender Klang ermöglicht die raffiniertesten, nur nervenreizenden Effekte und macht in seiner großen Beweglichkeit die feinsten harmonischen und melodischen Verbindungen leicht. Daher ist auch bei keinem andern Instrument das inhaltslose Spiel mit Klangeffekten so ausgebildet, wie gerade beim Klavier. Weil man im Salon weniger tiefe, als möglichst reizvolle Unterhaltung sucht, so hat allmählig die sogenannte Salonmusik im Grunde allen Inhalt verloren. Selbst die inhaltslose Tanzmusik steht in dieser Beziehung meist noch höher, weil sie in der Form, wenn auch keinen individuellen, aber doch allgemeinsten Inhalt bringt, welcher die Form überhaupt erstehen läßt. Die Salonmusik erhebt sich über sie meist nur durch ein gewisses vornehmeres Raffinement, mit welchem die Reizungen des Gehörs versucht werden. Da sie häufig auch alle Form aufgibt, so fehlt ihr im Grunde jede künstlerische Bedeutung, und sie kann höchstens nur einigen praktischen Werth gewinnen, wenn sie noch bei ihrer Spekulation auf das unterste Empfängnißvermögen einen gewissen Ernst bewahrt.

Auch die Salon-Polka, -Mazurka, -Walzer und so weiter geben die Form meist schon auf, ohne durch einen besondern Inhalt dazu veranlaßt zu sein, und die Transkriptionen, Paraphrasen, Phantasien und dergleichen verlieren meist auch die einheitlichere Gestalt der Lieder und Arien, welche ihnen zu Grunde liegen, und man muß es ihnen schon als besonderes Verdienst anrechnen, wenn sie nicht ganz verbrauchte Mittel wählen, um die Sinne zu reizen, wenn sie bei Wahl und Verwendung des Figurenwerks mit einigem Geschmac verfahren.

Trotzdem erscheint es thöricht, dagegen zu eifern. Wie selbst im bürgerlichen Haushalt auch Nacheinander nicht ganz aus-

geschlossen bleiben, so dürfen sie es auch im künstlerischen nicht sein; allein sie sollen immer nur wie diese ausnahmsweise zur Verwendung gelangen, sie dürfen nicht zur täglichen Kost werden. Mehr künstlerische Form hat dieser Zug, der die Salonmusik erstehen läßt, in jenen Klavierformen gewonnen, die unter den verschiedenen Namen: Präludium, Improvisation, Impromptu, Phantasiestücke und dergleichen in neuerer Zeit eifrig gepflegt werden und die ihren Ursprung auf die Liedform zurückführen. Wie in der Salonmusik gilt es auch bei diesen Formen, hauptsächlich die blendendsten Klangwirkungen zu erzielen, aber jetzt nicht mehr um ihrer selbst willen, sondern damit einen bestimmten Inhalt zu offenbaren. Es sind noch nicht starke, scharf ausgeprägte Empfindungen, sondern es ist mehr nur jenes leichte Erzittern und Erbeben derselben, jenes Leben zwischen Träumen und Wachen, das sich nur in leicht umrissenen Bildern darstellt, die daher auch nur in durchsichtigen, schwach umgrenzten Formen künstlerische Darstellung erfordern.

In dieser Weise stellen sich uns die Nocturnen von John Field, dem eigentlichen Gründer der ganzen Richtung, dar. Sie sind wie aus Dämmerung gewoben, die nur durch einzelne helle Strahlen erleuchtet wird. Es spricht sich in ihnen ein bis zur Krankhaftigkeit erregtes Empfinden aus, das uns daher mit einer Art süßen Wehs erfüllt und nicht unbeaglich wirkt. Bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigert erscheint diese ganze Stimmung bei Chopin. In seinen Nocturnen ergreift uns namentlich eine mehr leidenschaftliche, hinreißende Melodie, die, unterstützt durch die mächtig wirkende Harmonik und das eigenthümliche Figurenwerk, mit dem sie ausgestattet wird, ganz außerordentlich eindringlich wirkt. Auch wenn der Meister nur in Empfindung schwebt, ist er tiefer angeregt als der englische Komponist.

Um wie viel höher auch diese Weise der Verwendung des Klavierklanges steht als die bei der Salonmusik, so ist doch dabei nicht zu verschweigen, daß ihr Einfluß nur bedingt ein günstiger zu nennen ist. Field und Chopin waren als Individualitäten bis zur Spezialisirtheit einseitig entwickelt; ihr Empfinden war nach einer Richtung bis in's Feinste zugespitzt; sie mußten deshalb nach dieser Seite auf unser Inneres außerordentlich wohlthätig einwirken. Allein, da es doch nicht Zweck sein kann, genau in derselben Weise einseitig empfinden und seine Phantasie nach derselben Richtung schulen zu lernen, dürfen auch sie nicht das Programm der Hausmusik beherrschen, sie können nur, als die bedeutendsten Vertreter einer bestimmten Richtung daselbst zierend, vervollständigen.

Das gilt auch von den reinen Vertretern der Romantik: Schubert, Mendelssohn und Schumann.

Außer mit jenen Tänzen hat Schubert auch mit einer Reihe kleiner Klavierstücke die Hausmusik bereichert, die als wahre Kabinettstücke nicht warm genug empfohlen werden können. Es sind lauter einfache, reizende Stimmungsbilder, aber von durchaus fest ausgeprägtem Charakter, mit denen das Empfinden zu bereichern jedem Spieler geboten erscheint. Als eine jener gottbegnadeten Naturen, bei denen Phantasie und Gemüth gleich leicht und tief angeregt werden, schuf er in diesen Klavierstücken kleine Kunstwerke, von denen Phantasie und Gemüth gleich mächtig ergriffen und dauernd befruchtet werden.

Ausgiebiger für das Gemüth sind Mendelssohn's „Lieder ohne Worte“, während seine Capriccios mehr die Phantasie anregen.

Noch tiefer wirkend erscheint der romantische Zug in Schumann's Klavierstücken, die er unter den verschiedensten Bezeichnungen, als Nachtstücke, Blumen-, Frucht- und Dornenstücke, Kinderjahren, Impromptu, Carneval, Kreisleriana und so weiter, veröffentlichte, und sie erscheinen namentlich deshalb als hoch bedeutsame Bereicherung der Hausmusik, weil sie ganz neue Seiten der Phantasie anregen und ungekannte Empfindungen erwecken.

Diese bisher besprochenen Arten der Hausmusik verfolgen ziemlich einseitig die Richtung, nur gewisse Seiten der Empfindung und der Phantasie anzuregen und in Mitleidenschaft zu ziehen, und ihre vorwiegende und andauernde Pflege führt ganz selbstverständlich leicht zur Nervenüberreizung und Gefühlsüberfättigung, auf welche nothwendig Abspannung erfolgen muß.

Das ist noch weniger bei der Tanzmusik der Fall, so lange in ihr die ursprüngliche Rhythmik und deren Formen überhaupt gewahrt und entschieden ausgeprägt sind. Der Genuß, welchen die schöne Form gewährt, ist selbst dann, wenn sie nur durch reizvolle Mittel dargestellt wird, kein bloß sinnlich anregender; er beansprucht den ganzen Menschen, den Verstand ebenso, wie die Sinne und die Empfindung und bleibt daher nicht so einseitig wirkend. Das ist es auch, was der Salonmusik höhern Werth verleiht, wenn sie noch einigermaßen formell geformt erscheint. Aber auch dann darf die ganze Richtung nicht die Hausmusik beherrschen, weil ihr Inhalt zu einseitig beschränkt ist, um andauernd wohlthätig einzuwirken.

Wirklichen Gewinn für Verstand, Gemüth und Phantasie bringt es nur, wenn auch bei der Hausmusik die Pflege der großen Formen mit einem wirklich bedeutenden, allseitig anregenden Inhalt die erste Stelle einnimmt, wenn die fest gefügten Formen des Rondo, Scherzo, Adagio in ihrer Vereinigung zur Sonate, in ihren verschiedenen Darstellungsweisen im Hause ihren entsprechenden Platz finden und dort die Grundlage für das Programm der Hausmusik bilden. Die Sonaten unserer großen Meister Haydn, Mozart und Beethoven bringen einen so gefunden, am kräftig pflanzenden Leben erzeugten Inhalt, daß die eingehende Beschäftigung mit ihnen geist- und herzfördernd wird, wie kaum ein anderer Genuß und wie nur wenige, selbst direkt zu diesem Zweck unternommene besondere Uebungen.

Großen Gewinn bringt es, wenn im Hause auch dem entspreche die Kammermusik gepflegt werden kann, wenn Duos, Trios, Quartette und dergleichen auch hier zur Aufführung gelangen, und wenn selbst die Symphonien nicht ausgeschlossen bleiben. Aber auch die Meister der Romantik haben es trefflich verstanden, ihr anders bewegtes Innere so auszuweiten und ihre Empfindung so zu kräftigen, daß sie damit auch die größeren Formen zu füllen vermochten. Schubert's Streichquartette, seine Duos und Trios sind vollendet in ihrer Art und wahre Schätze für die Hausmusik: nicht weniger Mendelssohn's Quartette und Trios und Schumann's Quartette, sein Quintett und seine Trios.

Der erste und beste Platz aber gebührt immer dem Lieder- gesang im Hause.

Unstreitig ist die Menschenstimme das edelste Instrument, das wir besitzen; wie kein anderes ist sie geeignet, den mannigfachen Stimmungen, welche das Herz bewegen, treuesten und überzeugendsten Ausdruck zu geben und zugleich im Hörer die mannigfaltigsten Empfindungen hervorzurufen. Zum Gesange müßte deshalb Jeder im Hause herangezogen werden, auch wenn sein Gesangsorgan nicht zu den glänzenden und besonders geschickten gehört. Singen lernt Jeder und zwar, wenn er den nöthigen Studien sich unterzieht, bis auf einen gewissen Grad auch künstlerisch, und selbst spröde und unangenehm wirkende Organe gewinnen dadurch jenen Reiz, welcher für die Hausmusik vollständig ausreicht.

Unendlich groß aber ist der Schatz an Kunstwerken höchster Art, welche uns die gottbegnadeten Meister der verschiedensten Jahrhunderte gerade auf dem Gebiet der Vokalmusik zusammengetragen haben.

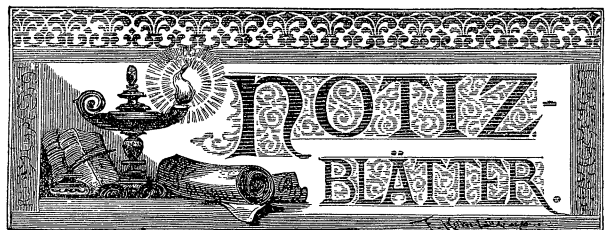
Schon die fast unabhäbige Reihe von Volksliedern, die im Laufe der Zeiten entstanden und sich lebendig und frisch erhalten haben durch die wechselnden Geschmacksrichtungen, müßte im Hause frohlich wiederklingen, weil sie namentlich das Gemüth zu befruchten im Stande sind. Fast reichern Gewinn gewahren die Lieder, welche unsere gottbegnadeten Dichter: Goethe, Schiller, Heine, Wilhelm Müller, Uhland, Rückert, Lenau, Geibel und viele Andere schufen und die dann unsere großen und kleinen Meister der Tonkunst: Franz Schubert, Mendelssohn, Schumann, Reichardt, Zelter, Löwe, der neueren nicht zu gedenken, in Musik nachbildeten und die alle erst im Hause ihren rechten Platz finden. Das gilt in demselben Grade auch von der Ballade, welche noch einen besondern Werth dadurch erhält, daß sie die einseitige Selbstbeschränkung aufgibt, in welcher das Lied verharrt, und der Empfindung dadurch den erhöhten Werth verleiht, selbst in Berührung mit der Außenwelt tritt. Damit erlangt der Liedergefang durch die Ballade erst die rechte Grundlage. Jener übt nur zu leicht einen etwas verweichlichenden Einfluß; er erzeugt gerne jene Nüchternheit, die dem Charakter Einbuße an Festigkeit bringen kann. Dem bietet der Balladengefang ein gutes Gegengewicht, da es sich bei ihm meist um größere Ereignisse und dem entsprechend stärkere Empfindungen handelt. Deshalb müssen im Hause endlich die Arien aus Oper und Oratorium ihren Ehrenplatz gewinnen, den sie entschieden hier beanspruchen können, da sie noch weit größern Einfluß auf die gesunde Entwicklung der Gefühlsrichtung haben als selbst die Ballade.

Bekanntlich gehört die Arie zu den dramatischen Formen. Sie ist Ausdruck der einzelnen Stimmung wie das Lied, allein unter wesentlich anderen Bedingungen. Im Liede offenbart sich die Stimmung des Einzelsubjekts ohne weitere Rücksicht auf äußere Verhältnisse und Zustände. Es ist eben nur ein Zug des Herzens, der in ihm zur Anschauung und Entäußerung kommt. Die Arie zeigt uns dagegen das Einzelsubjekt in seinem Verhältniß zu Gott und Welt; sie nimmt auf Vorangegangenes Rücksicht und zeigt uns die Triebfedern großer und bedeutender Ereignisse. Daher nimmt die Arie die breitere Form an und muß deshalb schon mächtigere Wirkung hervorbringen als das Lied. Sie wird zur Ausdrucksform für Stimmungen, die unter ungewöhnlichen Verhältnissen entstehen, und sie muß unser Empfinden ganz anders bereichern als das Lied. Die Schicksale einer Iphigenie, einer Ute, eines Orest oder Florestan sind so eigenartig und ungewöhnlich, daß sie auch ganz eigenartige Empfindungen erregen, welche dann der Arie einen dem entsprechenden Inhalt aufnöthigen, mit dem unser Empfinden bereichert wird.

So muß das Studium dieser Arien großen Gewinn für die Entwicklung unserer Innerlichkeit bringen, indem es dieser einen neuen und bedeutenden Inhalt zuführt.

Um der Hausmusik endlich den größten Erfolg zu sichern, muß man darauf bedacht sein, den mehrstimmigen Gesang zum Gegenstand der Pflege zu machen, was allerdings mehr von äußeren Umständen abhängt und nicht immer leicht zu ermöglichen ist. Wo es aber irgend angeht, müßte auch hier fleißig zwei-, drei- und mehrstimmig gesungen werden, weil der mehrstimmige Gesang noch viel nachhaltiger wirkt als der einstimmige.

In einer wohl gepflegten Hausmusik wird die Vokalmusik immer die bevorzugte Stelle einnehmen, doch so, daß die Instrumentalmusik nicht zu kurz dabei kommt; jede Einseitigkeit rächt sich und richtet auch hier Schaden an.



Literatur.

— Oskar Schubin ist ein eigenartiges Talent, das sich rasch Bahn gebrochen, aber nicht populär werden konnte, da die Erfindung, wie die Form für den Durchschnittsleser immer etwas Fremdartiges haben wird. Es liegt jedoch in Allem ein Reiz, der uns unwiderstehlich festhält und der vielleicht verschwinden würde, sobald dieser originelle Autor sich zu einer regelrechten Komposition, zu einer klassischen Form durchringen sollte. Wir wollen ihn nehmen, wie er ist: frisch, lebendig, pikant, anregend. Der Reiz seiner Erfindung beruht nicht in den Ereignissen, sondern in den Personen. In solchen ist er wahrhaft unerschöpflich, das zeigt sein Roman: „Unter uns“ (Berlin, Paetel) am eindrucksvollsten. Dieser spielt in der römischen Gesellschaft, der italienischen sowohl wie in der Fremdenkolonie. Die österreichische Gesandtschaft und das, was sich darum und daran hängt, bildet den Mittelpunkt der, obgleich einfach ersundenen, aber durch die pikant geschilderten Figuren, aus denen die lebenswürdige Gestalt der Helina amnuthig hervorragt, fesselnden Geschichte. Rom und das römische Leben als Hintergrund, vor Allem das Treiben der aristokratischen Gesellschaft, sind mit kräftigen Zügen in ein neues Licht gestellt und die wechselnde Beleuchtung giebt ihre vollen Reize über die Geschichte aus.

— Es gibt Stoffe, die durch die Literatur erschöpft scheinen und die doch durch die neue Art der Behandlung immer wieder eine Physiognomie erhalten, welche sie uns interessant macht — so Italien und Griechenland, über die wir in den letzten Jahren fast eine ganze Bücherei erhalten haben. Aber die „Bilder aus der Mappe eines Fährten“ von Georg Feiler (Frauenfeld, Kuber) haben uns doch ein ganz besonderes Interesse einzuschließen gewährt. Es ist kein Touristenbuch von Ort zu Ort, wie es das Reisehandbuch vorschreibt, sondern der Verfasser öffnet seine Studienmappe nur da, wo ihn eine Landschaft, eine Stadt, ein Kunstwerk besonders mächtig anzieht, und das will er nun auch seinen Lesern in einem lebendigen Bilde vor Augen führen. Es sind darum weniger die oft geschilderten Punkte und Stätten, als die, welche durch irgend etwas Besonderes, Eigentümliches Reiz haben — in Italien, das er bis Sizilien durchwandert, und in Griechenland. Der Verfasser bringt einen tiefen, reichen Fonds klassischer Bildung mit, der seinen Darstellungen erhöhte Bedeutung verleiht und zugleich sind diese feinstonig genug gehalten, um einen weiten Kreis von Lesern fesseln zu können. Das elegante Buch wird ein willkommener Gast sein.

— Julius Duboc, den unsere Leser aus einigen geistvollen Essays kennen, hat uns eine Reihe solcher aus seiner Studienmappe unter dem Titel: „Plaudereien und mehr“ (Hamburg, Günther) zusammengestellt. Ja, es ist mehr als bloße Plauderei, was er uns bietet, wenn er auch den Ton von solchen festhält; er will denjenigen Lesern, welche Unterhaltung suchen, aber keine gedankenlose, Anregung der verschiedensten Art geben. Es sind bald literarische und künstlerische Fragen (Jean Paul, Heyhe, Rich. Wagner), bald soziale Stoffe (wie Kulturkampf, geistige Strömungen in England, die Heilsarmee, Todesstrafe), die er behandelt, bald Bilder aus dem Leben (Hamburg vor fünfzig Jahren, der adoptirte Großpapa), kurz, ein bunt durcheinander gewürfeltes Allerlei — aber überall gedankenvoll und geistvoll in der Auffassung, anziehend belebt durch die Form.

— Man sollte es kaum glauben, daß auch heute noch ein Almanach in der echten und gerechten Form eines solchen ein paar Jahrgänge erleben würde, und doch liegt der fünfte der von Elise Polko herausgegebenen „Bella“ (Berlin, Eckstein) vor uns. Die Herausgeberin ist eben die Trägerin, ihr beliebter Name festelt die Leserinnen — denn der Almanach ist für Frauen und Jungfrauen bestimmt — an das jährlich erscheinende Buch, das Gedichte und Novellen, Reisebriefe und andere Plaudereien bringt, die sich ganz anziehend lesen und sich auch im Tone der Art und Weise der Herausgeberin aufschließen, so daß das Ganze durchaus ihren Charakter trägt. Nur in Einem unterscheidet sich der Almanach von den alten Vorgängern: die Bilder sind bedeutender, sowohl durch die Namen der Meister als durch die Manier, es sind Radirungen nach Angeli, Grotzmann, Salentin — wenige, aber um so trefflichere künstlerische Gaben.

— General Gordon ist der Held eines Epos, das Alfred Tennyson gegenwärtig unter der Feder hat.

Bildende Künste.

— Die Allgemeine deutsche Kunstgenossenschaft hat, wie die „Allg. Ztg.“ von maßgebender Seite erfährt, beschlossen, die internationale Kunstausstellung in Antwerpen doch zu beschiden.

— In Dublin legte kürzlich der Prinz von Wales in Gegenwart einer glänzenden Gesellschaft den Grundstein zu einem neuen Museum für Kunst und Wissenschaft und besuchte dann mit seiner Gemahlin und seinem Sohne die neue Universität, wo ihm der Grad eines Doktors beider Rechte und der Prinzeßin der Grad eines Doktors der Musik honoris causa verliehen wurde.

Ihren hundertsten Statuenguß vollendete dieser Tage die Lenzig's Erzieherei in Nürnberg mit dem Bronzeguß des Garfield-Denkmal, welches die Stadt San Francisco dem Andenken des verstorbenen Präsidenten, ihres größten Bürgers, errichtet. Die Figuren des Denkmals nehmen sich in dem goldenen Tone des Erz vorzüglich aus. Die Statue des Präsidenten ist 3,20 M. hoch. Der Präsident ist stehend, in einfach bürgerlicher Kleidung (Gehrock) dargestellt. Sein Haupt ist entblößt, sein Blick ruht in die Ferne gerichtet, in der Hand hält er eine Schriftrolle. Am Fuß der Garfieldstatue befindet sich eine allegorische Figur: ein Weib von schöner und edler Gestalt, das Haupt mit einem Sternendiadem bekrönt. Ihre rechte Hand hält den Griff eines Schwertes umfaßt, während die Linke einen Lorbeerkranz niederlegt. In dem Antlitz des Weibes spiegelt sich schmerzliche Trauer. Die Modelle zu dem Denkmal sind von Bildhauer Hoppersberger, einem Sohn der Stadt San Francisco, in München angefertigt worden.

— „Les Femmes de Paris“, dieser Titel allein schon würde die in der Galerie Sedelmayer in Paris ausgestellte Serie von Bildern sensationell machen, auch wenn ihr Schöpfer, James Tissot, nicht jener junge Maler wäre, der unter sehr romantischen Umständen während der Kommune nach England fliehen mußte und über zwölf Jahre das Brod der Fremde gegessen hat. „Les Femmes de Paris“ sind in den verschiedensten Lagen und Situationen dargestellt: „Die Elegante“, „Die Geheimnißvolle“, „Die Ehrgeizige“, „Die Mitgefühllose“, „Die Brautjungfer“, „Die Sportdamen“, „Kunstfliegertinnen“, „Adamsjungfern“ u. A. Alle Bilder sind voll Lebenswahrheit, der modernsten Wirklichkeit entnommen. Sie sollen geschildert werden und einen Band bilden, als dessen Mitarbeiter Tissot die ersten Schriftsteller des Augenblicks gewonnen hat: Ludovic Halévy schreibt den Text zu der „Plus jolie femme de Paris“, Guy de Maupassant zu den „Démoselles de province“, François Coppée zu der „Brautjungfer“, Georges Ohnet zu „Mitgefühllos“, Alphonse Daubet zu der „Lügnerin“, Henri Meilhac zu der „Geheimnißvollen“, Albert Wolff zu den „Kunstfliegertinnen“, Aurélien Scholl zu der „Adamsjungfer“, Jules Claretie zu der „Ehrgeizigen“ und Gounod zu der „Kirchenmusik“ u. s. w.

— Einen reinen Genuß, wie ihn die rücksichtslos ihrem Drang folgende Muse Arnold Böcklin's selten gewährt, bietet nach einem Bericht des Kunstkritikers der „Damb. Nachr.“ des Meisters gegenwärtig in Hamburg ausgestelltes neuestes Gemälde: „Der Eremit“. Ein alter Einsiedler, in abgetragener Kutte, bringt frommen Sinnes zur Nachtzeit in einsamer Klausur der Madonna seine Verehrung dar, indem er ihrem Bilde vorgeteilt, kleine Engel sind, von der durch ihre Schlichtheit rührenden, innigen Musik offenbar angezogen, aus einem Mondstrahl herabgeglitten in das bescheidene Heiligtum des Klausners und lauschen mit lächelnden Mienen und entzückten Geberden. Die Idee ist wunderbar anziehend, sie hätte einen Murrillo begeistern können, und wie feinsinnig führte sie der Maler aus. In geheimnißvolles Dunkel gehüllt liegen die Landschaft und die Einsiedler. Nur ein breiter Mondstrahl bricht sich Bahn durch eine Gebälklücke in der Klausur, umspielt mit seinem weißen Glanze magisch die dort oben lauernden, lauschenden Englein, streift die Kutte und das kahle Haupt des in seine mystikalische Andacht versunkenen frommen Alten und bleibt auf dem Madonnenbilde haften, einen wunderbaren Gegensatz bildend zu den kühlen Nachtschatten, welche die übrige Szenerie einhüllen.

— Von 5614 für den diesjährigen Salon eingesandten Bildern wurden, wie man der „Wiener allg. Kunstchronik“ aus Paris berichtet, 2500 von der Jury zugelassen. Ueber ein Gemälde von Garnier ist noch keine Entscheidung getroffen, diese vielmehr dem Verwaltungsrath der „Neuzeit“ anheimgegeben worden. Wie es scheint, walteten gegen das neue Bild ähnliche Bedenken ob, wie gegen Garnier's vorjähriges „Borgia's amuse“. Das Bild soll „Le flagrant délit“ heißen und schildert einen abgefaßten Ehebruch.

Musik.

— Eine neue „Lustspielouvertüre“ des Wiener Komponisten Viktor v. Herzfeld erzielte gelegentlich ihrer ersten Aufführung in Berlin durch das philharmonische Orchester einen bemerkenswerthen Erfolg.

— Eine interessante Novität für den häuslichen Musikbedarf ist der von Ferdinand Langer neu bearbeitete Klavierauszug der von ihm

und Pasquas restaurirten Weber'schen Oper „Silvana“, welcher soeben in dem Verlag der Musikhandlung von P. J. Zenger in Köln erschienen ist. Der Musik ist vorgebildet die von den beiden Bearbeitern unterzeichnete „Einführung in die Oper“, welche die historischen Nachweise über Entstehung und Ausbildung der Komposition gibt und zugleich über die Grundzüge aufklärt, welche bei der neuen Bearbeitung maßgebend gewesen sind.

— Karl Millöcker's beliebter Ländler: „Heimliche Liebe“, ist im Verlage von Ries & Erler in Berlin in einer wohlklingenden Klavierbearbeitung erschienen.

— Zur Feier des 200jährigen Geburtstags des Komponisten Handel wird, wie aus London berichtet wird, am 19., 22., 24. und 26. Juni d. J. im Krystallpalast zu Sydenham mit einem Orchester von mindestens 500 Mann und über 5000 Sängern ein Handelfest stattfinden, das an Großartigkeit alle vorherigen Feste dieser Art übertreffen soll. Gelegentlich desselben kommt ein Doppelsonzett zur Aufführung, das jüngst unter den im Buckinghampalast aufbewahrten Manuskripten in Handel's Handschrift entdeckt worden; ferner eine Violinsonate, welche von sämtlichen Violinen des Orchesters, etwa 160 an Zahl, gespielt werden wird. Die Chöre bestehen aus gesungenen Sängern und Sänginnen aus allen größeren Städten Englands; für die Solovorträge sind die ersten Kunstkräfte des Tags, darunter die Damen Albani, Trebelli, Balleria, die Herren Maas, Cantley, Foli, Lloyd u. A. engagirt. August Manns wird als Dirigent fungiren.

— In Clotilde und Adelaide Milanollo scheint in der That nicht nur der Name, sondern auch der besitzende Melodienzauber des bekannten Künstlergeschwisterpaares Theresie und Maria wieder aufleben zu wollen. Das erste Auftreten der beiden Wunderkinder in Deutschland, welches kürzlich in Frankfurt a. M. stattfand, war ein sehr erfolgreiches, und der Vorwurf der Dressur und des mangelnden Verständnisses der Klavier, welchen die Frankfurter Kritik ihnen macht, wird durch ihre Jugend — Clotilde ist fünfzehn, Adelaide gar erst zwölf Jahre alt — und durch ihre sonstigen Vorzüge paralysirt. Immerhin, berichtet die „Frankf. Ztg.“, besitzen Beide eine für ihr jugendliches Alter respektabel zu nennende Virtuosität und auch Temperament. Deutet dieses auf ihre südländische Heimat, so läßt jene auf ein tüchtiges elementares Vordurbsium schließen. Daß sie letzteres in der französischen Schule absolviert, zeigt eine gewisse Verbe im Vortrag; vielleicht ist es dem Aufenthalt in Deutschland bestimmt, das unfehlbare Talent der Geschwister auf den richtigen Weg zu leiten. Die jüngere der Schwestern, Adelaide, wollte uns beinahe als die Talentirtere erscheinen, obwohl ihre Technik noch nicht so ausgeglichen und ihr Ton noch nicht so abgerundet ist, wie bei ihrer älteren Schwester. Das Violoncello „Phantasieballad“ spielte sie recht hübsch; auch in den „Airs variés“ von Bieutemps gelang das Meiste ganz gut.

— Mit einer Aufführung von Beethoven's „Neunter“ und Nicolai's geistlicher Ouvertüre feierte die Philharmonische Gesellschaft in Wien kürzlich ihr fünfundsingzigjähriges Konzertsjubiläum. Die würdige Gelegenheitskomposition Nicolai's, des Begründers der philharmonischen Konzerte in Wien, fand achtungsvolle Anerkennung. Beethoven's grandioses Werk unter Richter's musterhafter Leitung stürmischen Beifall. Der Kaiser zeichnete das denkwürdige Konzert durch seine Anwesenheit aus; ferner waren anwesend die Erzherzoge Stephan und Eugen, sowie die Elite des Wiener Publikums. Nach dem Konzert verlas gelegentlich einer intimen Nachfeier Richter das kaiserliche Dekret, welches den Philharmonikern die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verleiht.

Bühne.

— Ueber Rubinstein's „Nero“, der am 20. April in der Hofoper in Wien zur Aufführung gelangte, sind die Meinungen dort diesmal, was selten geschieht, ungetheilt; leider nicht zu Gunsten des genialen Virtuosen. Es herrscht nur eine Stimme über die musikalische Armut dieses Werks. Einer Wüste, in der man nach langer Wanderung auf einige ganz dürftige Däsen trifft, vergleicht man diese Oper, deren erste Aufführung von 7 Uhr bis eine halbe Stunde vor Mitternacht dauerte. Eine Ausstattung hat man aber diesem Opus zu Theil werden lassen, wie es bisher noch nie geschah, weder im Schauspiel noch in der Oper noch im Ballet. Wir werden bald dahin kommen, daß man die Stüde zu den Dekorationen und Kostümen machen läßt. — Die Novität, die am Kartheater in Szene ging, „Der Jungbrunnen“ von Paul Lindau, erwarb sich gleichfalls nur einen mäßigen Erfolg. Der vierte Akt, der zwischen den Coullissen spielt, und ein paar gute Einfälle amüfirt, aber sie vermochten keinen genügenden Erfolg für die dürftige Handlung zu bieten. Die Darstellung befriedigte. Mitterwurzer, Löwenfeld und Witte, die Damen Albrecht und Groß waren recht gut. — Eines großen Beifalls erfreuten sich am Burgtheater „Der Geizige“ und „Der Sohn der Wildniß“, beide Stüde neu einstudirt mit zum Theil neuer Besetzung. Der Harpagon zählt zu den vorzüglichsten Rollen Lessing's. Die Neubesetzungen — Frau Mitterwurzer, Tyrolt, Hübler, Debrient — erwiesen sich durchaus angemessen. Halm's „Sohn der Wildniß“ bringt beim Publikum, wenn der Ingomar und die Parthenia in richtigen Händen sind, noch immer eine starke Wirkung hervor. Krasselt spielt den Ingomar ganz realistisch, mit bewundernswürdiger Kühnheit und Konsequenz führt er die höchst originelle Auffassung durch. Er gewinnt die Zuschauer vollständig für dieselbe. Das Stück muthet uns bei dieser Behandlung der Hauptrolle viel mehr an, als wenn der Held sentimentalist ist. Auch der frische, muntere Ton, den Fr. Barfescu, die Parthenia zum ersten Mal spielte, erwarten ließ, gereicht dem Stück heut zum Vortheil. Die Ueberränge zur Leidenschaft waren freilich nicht immer genügend verbunden, wie denn überhaupt die leidenschaftlichen Rollen immer noch das Schwächere in dem Repertoire dieser begabten Schauspielerin sind.

— Das Münchener Hoftheater ist gegenwärtig wieder bis zum 20. Mai der Separatvorstellungen wegen für den König reservirt. Vom 10. bis 20. Mai sollen Schauspielaufführungen stattfinden, u. A. „Theodora“ mit Frau Wolter in der Titelrolle; die kürzlich erfolgte Verleihung eines bayerischen Ordens an Carou hängt damit zusammen. Dießmal ist selbst der Besuch der Proben und die Beschäftigung der Dekorationen allen in den aufgeführten Stüden nicht direkt beschäftigten Bühnenmitgliedern streng untersagt.

— Im Prager deutschen Landestheater wurde kürzlich zum ersten Mal das kleine Lustspiel: „Am Weihnachtsabend“ von Karl Albert (Graf Bombelles) mit gutem Erfolg aufgeführt.

— Ueber eine Oper Albert Giler's: „Die St. Johannisnacht“, welche kürzlich am Darmstädter Hoftheater zur ersten Aufführung kam, wird von dort berichtet: Das Libretto ist nach Schötte's bekannter Novelle vom Komponisten selbst bearbeitet und weist manche recht hübsche Situation auf, so das mehrmals wiederkehrende fomiische Entzügen, hervorgerufen durch das Erscheinen des vermeintlichen Geistes, das nach alter Sage in der Johannisnacht drei Bräuten den Hals umdrehen muß, während es sich schließlich als freundlicher Eheprokurator entpuppt und sich selbst ebenfalls ein Bräutchen holt. Die Musik zeigt, ohne besonders originell zu sein, melodischen Fluß und ist im Ganzen bestrebt, den Spuren Vorking's nachzuschreiten, was freilich nicht immer gelingen will.

— Die mit Spannung erwartete Franz v. Suppé'sche Novität, eine zweiaktige große Oper: „Des Matrosen Heimkehr“, wird Anfangs Mai am Hamburger Stadttheater unter des Komponisten eigener Direktion ihre Premiere erleben.

— „Sein Fehltritt“, ein vieraktiger Schwan von M. A. Reiller, hat kürzlich im Wallnertheater in Berlin einen nur mäßigen Erfolg gehabt. Auch die Kritik verhält sich ablehnend.

— Die neueste Oper von Soring Thomas: „Nadescha“ ist kürzlich, Londoner Blättern zufolge, im Drury-Lanetheater von der Operngesellschaft Karl Rosa's zum ersten Mal mit großem Erfolg in Szene gegangen. Die Handlung des von Julian Sturgis verfassten Buchs spielt in Rußland, zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Die Musik ist im großen Opernstyl gehalten.

— **Andran's neue Operette: „Der Großmogul“**, hatte im Neuen Friedrich Wilhelm'schen Theater in Berlin einen ziemlich lebhaften Erfolg. Den Stoff haben die Librettisten Chivot und Duru einem deutschen Volksmärchen von Musäus entnommen, doch ist die sinnige Idee desselben von den Verfassern, die so lange weiß bleiben, als der Träger derselben keinen Frauenmund berührt, ziemlich verpöcht und den Schwerpunkt bildet die glänzende Ausstattung.

— **Im Theater zu Treviso wurde kürzlich ein modernes einaktiges Trauerspiel gegeben**, das einen sechzehnjährigen Gymnasiasten zum Verfasser hat, Ruggiero Musmeci-Ferrari, sizilianischer Abstammung. „Contessa Ada“ (so heißt sich diese noch unreife, herbe Tragödie) machte eine gewisse Sensation und verspricht der Zukunft ein bedeutendes Talent.

Kultur und Wissenschaft.

— **Die allen Deutschen nahegehende Frage: „Was wird aus dem Hause, dem Hausrath und dem literarischen Nachlaß Goethe's?“** ist jetzt durch das Testament des kürzlich verstorbenen Enkels, des letzten Sprosses des großen Dichters, endgültig entschieden worden. Nach demselben sind das Goethehaus und der dazu gehörige Garten, sowie 30,000 Mark zur Unterhaltung des Gebäudes dem weimarischen Staat vom Verstorbenen vermacht worden, während das berühmte Goethe'sche Gartenhaus und der dazu gehörige Garten dem Kronfürsten zufällt, die werthvollen Sammlungen Goethe's in den Besitz des Großherzogs und die hinterlassenen Manuskripte des Dichters in den Besitz der Frau Großherzogin übergeben werden. Man darf mit diesen pietätvollen Verfügungen wohl zufrieden sein und zugleich der Hoffnung Ausdruck geben, daß die Ausbeutung des kostbaren literarischen Nachlasses, insofern derselbe zur Vertiefung und Erweiterung der Goetheforschung in Betracht kommt, nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.

— **Dem Germanischen Museum in Nürnberg ist vom Kaiser Franz Joseph zunächst für fünf Jahre nicht nur ein jährlicher Beitrag von 1000 Mark für die allgemeinen Zwecke dieser Anstalt, sondern auch in Anbetracht der Wichtigkeit, welche einerseits die Denkmäler des Hauses Habsburg-Lothringen für die politische und Kulturgeschichte Deutschlands haben, andererseits der Förderung, welche die Geschichte dieses Hauses durch die allgemeinen Bestrebungen des Museums gewinnt, und in besonderer Anerkennung dessen, was das Museum seither schon auf diesem Gebiete geleistet hat, auch noch ein weiterer Jahresbeitrag von 1000 Mark unter der Bezeichnung „Habsburger Stiftung“ bewilligt worden, um das Museum in Stand zu setzen, den Denkmälern des Hauses Habsburg-Lothringen besondere Aufmerksamkeit zu widmen und für deren würdige Vertretung im Germanischen Museum zu sorgen.**

Industrie und Verkehr.

— **Der deutsche Kongreß für Handfertigkeitsunterricht tagt Ende Mai in Götting.** Gäste aus England, Frankreich, Belgien, Holland, Desterreich, Schweden, Dänemark und Rußland sind angemeldet.

— **Eine Uhr nach dem Vierundzwanzigstundensystem**, die sich durch eine ganz eigenthümliche Anzeigevorrichtung auszeichnet, befindet sich seit einiger Zeit in der Bishopsgate Street in London, gegenüber der Nationalprovinzialbank; diese Uhr besitzt nur einen langen Minutenzeiger, der im Kreisumfang die Minuten 1 bis 60 anzeigt, während die Stunden in einer Doffnung der Minutenreihe als Ziffern sichtbar werden. Sobald der Minutenzeiger einen Kreislauf vollendet hat, springt eine neue Zahl vor die Doffnung der Minutenreihe, was dadurch ermöglicht wird, daß eine verdeckte liegende Scheibe auf ihrem Umfang die Zahlen 1 bis 24 trägt und nach jeder Stunde um ein entsprechendes Stück weitergedreht wird. Auf Taschenuhren haben wir dieß Prinzip übrigens auch schon in Deutschland durchgeführt gesehen.

— **Die Spezialprogramme für die vom Stangen'schen Reisebureau in Aussicht genommenen Gesellschaftsreisen für die Sommerzeit 1885** sind soeben erschienen. Außer anderen bekannten Reiserouten ist jetzt auch eine solche nach St. Petersburg und eine nach den von Deutschland aus bis jetzt wenig besuchten Pyrenäenbädern eingelegt worden.

— **In Berlin wurden kürzlich zum ersten Male größere Versuche mit der Anwendung des elektrischen Lichts im Dienste der Luftschiffahrt vom Ballondetachement unternommen.** Zur Erzeugung desselben diente eine Maschine, welche von der Firma Siemens & Halske für den Versuch zur Verfügung gestellt war. Die Lampe selbst war mit einem Reflektor versehen, welcher gestattete, dem intensiven Lichtstrahl eine bestimmte Richtung zu geben. Der Verkehr mit den am Aufhängeort bleibenden Offizieren wurde von der Gondel aus durch ein Telephon vermittelt, dessen Leitung in dem Kabel eingeschlossen war. Der Ballon, der am Tage Höhen bis 600 Meter erreichte, flog nur 60 Meter. Die Wirkung des elektrischen Lichts war eine geradezu überraschende. Selbst auf weite Entfernungen hin konnte von der Gondel aus das Terrain ganz genau beobachtet werden, während man, auf dem vom Licht bestrichenen Terrain stehend, selbst keinen Druck bequem zu lesen vermochte. Die am dunklen Himmel hell leuchtende Kugel machte einen magischen Eindruck, der sich noch erhöhte, wenn das nächtliche Firmament vom elektrischen Strahl überglänzt wurde.

— **Eine pneumatische Postbeförderung zwischen Paris und London** befürwortet der Pariser Ingenieur Berlier. Nach dem von ihm bezeichneten System sollen zwei Rohre, eines für den Hinweg, das andere für den Rückweg, die Beförderung von Telegrammen, Briefen und Postpaketen bis zum Gewicht von 5 Kilogr. vermitteln. Das zur Herstellung dieser Linie erforderliche Kapital würde nach Berlier's Schätzung die Summe von 40 Millionen nicht übersteigen. Auf der 500 Kilometer langen Linie sollen mehrere Stationen eingerichtet werden, so daß die an der Strecke belegenen wichtigeren Städte am pneumatischen Beförderungsdienst theilnehmen können. Trotz des Aufenthalts auf den Stationen würde die Beförderung zwischen London und Paris nicht mehr als eine Stunde in Anspruch nehmen.

— **Ein mit elektrischem Licht beleuchteter Gotthardbahnzug** hat kürzlich eine Probefahrt von Chiasso nach Bellinzona gemacht. Das in einem besondern Wagen aufgestellte Lokomobil zur Erzeugung des Lichts empfing den Dampf von der Lokomotive. Die eine Lampe, vorn am Wagen angebracht und mit einem Reflektorspiegel versehen, beleuchtete das Geleise bis auf etwa 400 Meter; die andere war auf dem Dach des Wagens angebracht. Die Probe fiel befriedigend aus. Voraussichtlich werden in nicht allzu ferner Zeit die Nachschneezüge der Gotthardbahn nur noch mit elektrischem Licht versehen sein.

Feste und Versammlungen.

— **Ende März ist in Amsterdam, seiner Vaterstadt, der 300. Geburtstag des niederländischen Molière, Herbrand Adriaensz Brederoo**, von einem außerordentlichen Kreis holländischer Literaten unter dem Ehrenvorbehalt des Bürgermeisters gefeiert worden. Als einziges ausländisches Mitglied des Brederoomittees wohnte den Festlichkeiten Dr. Johannes Fassenrath aus Köln bei, dessen poetischer Festgruß auf dem Bankett im Amphitheater stürmischen Beifall hervorrief als ein Ausdruck der Sympathie, die Deutschland und Holland verbinden. Professor Jan ten Brink aus Leyden hielt die Festrede, und vor Eröffnung der Brederooausstellung charakterisirte Albedingh Thijm ebenfalls den genialen Verfasser des „Spanische Brabander“ und des „Noortje“. Die Aufführung des letztern in der Stadt-Schouwburg fand ungetheilten Beifall, ebenso wie das Gedicht, welches H. Binger zu Ehren Brederoo's verfaßt hatte und das von einem Schauspieler angesichts der Büste des Gefeierten im Stadttheater vorgetragen wurde.

Sport.

— **Bei den Hindernisrennen zu Berlin-Westend**, die immer größere Anziehungskraft auf das Publikum ausüben und stets Zehntausende

von Zuschauern versammeln, feierte Rittmeister v. Derksen's a. Schwbr. W. „Gembloog“ v. Residuary Legaten a. d. Applause am dritten Renntage seinen dritten Sieg im Jahre. Die Felder waren in den meisten Rennen sehr gut besetzt und von weiteren Siegern waren noch zu nennen „Wetterwolke“, „Ausgabe“, „Antinous“, „Fitz Alda“, „Ivan“, „Fliegender Holländer“ und „Die Ränger“.

— **Auf der Wiener Rennbahn hat sich bereits eines der bedeutendsten Ereignisse abgespielt**, da am 19. April der Staatspreis zweiter Klasse zur Entscheidung kam, für den 80 Pferde genannt waren. Graf Joh. Szaray's dreijähriger br. H. „Buzgo“ v. Giber besaß a. d. Baber, der als Zweijähriger sehr mäßig abschnitt, jedoch in diesem Jahre als ein großartig entwickeltes Pferd auf der Bahn erschien, trug den schönen Preis in so überlegener Weise heim, wie er wohl selten zuvor gewonnen wurde. Der Favorit „Garcos“ wurde nach heftigem Kampf noch von „Immielou“ für den zweiten Platz geschlagen. „Buzgo“, der gleich nach dem Staatspreis als erster Derbyfavorit galt, hatte zwei Tage zuvor im Giberrennen eines der besten älteren Pferde, „Millerjung“, und zwei Dreijährige ebenfalls überlegen geschlagen.

— **„Broden“, der einstige Sieger im Baden-Badener Jubiläumspreis**, scheint in England keine großen Vorbeeren pflücken zu sollen. Nachdem er im Lincolnshire ohne Erfolg blieb, konnte er Tags darauf in einem kleineren Rennen auch nur auf den zweiten Platz laufen und jetzt ist der Hengst auch noch aus dem City und Suburban gestrichen worden, wo er im Gewicht sehr günstig fortkam. Der Chambermaid-Sohn soll jedoch, wie man aus England berichtet, für den Cheftercup viele Chance haben.

— **Des k. preussischen Hauptgeflüß Gradiß fünfjähriger „Vot-schaffer“** wurde für die Epionstales genannt.

Mode.

— **Für die englischen Toilettenästhetiker, deren Extravaganzen** vor einigen Jahren so viel von sich reden machten, bringt die Ausstellung von Frauenportraits alter Meister, welche in Burlington-House eröffnet worden ist, neue Anregung. Diese Ausstellung ist in der That eine interessante Vereinigung der verschiedensten artistischen Kostüme, in welchen von Mabuse bis auf George Moreland und von der Zeit Filippino Lippis bis auf Sir Thomas Lawrence die Frauen gemalt worden sind. Um von Excentricitäten des Geschmacks abzulenken, in welche keine Frau so leicht verfällt als die englische, acceptiren einige der Modejournale bereits diese oder jene Portraittoilette, um dieselbe als High-Art zu empfehlen. So empfiehlt man die interessanten Hüte, welche Bernard van Orley zu malen pflegte, einen Mantel, in welchem Sir Joshua Reynolds eine geliebte Frau in stürmischer Landschaft gemalt, ein Sammetgewand, in welchem Paris Bordone die süße Gestalt seines „portrait of a lady“ in so warmen Tinten festgehalten, „Spectator“ und „Bund“, die daran nicht glauben, daß jene Koterie moderner Frauen, welche den Geschmack vertritt, sich nach alten Bildern anzuziehen, geneigt sein werde, diesmal mehr Maß zu halten, bringen die excentrischen Persönlichkeiten dieser Richtung. Sie regen die Idee an, daß eine fashionable Frau nicht mehr bloß die Toiletten bric-a-brac trage, sondern daß sie auch in ihrer Haltung jene steifen und verkrampften Stellungen annehme, welche auf alten Bildern zu sehen seien. Das ist nicht High-Art allein, heißt es da, daß man bloß ein Sammetkleid von wahrhaft abstoßender, schmutzig grüner Farbe trägt und darüber einen häßlichen Mantel von Samt von noch häßlicherem Grün und dazu gelbe Schleifen und einen Hut, der einem Ritterhelm mit Visir nachgebildet wird, man muß auch die Posen alter Bilder einnehmen, die Hände auf den Rücken legen, den Kopf nach vornwärts strecken, sich angewöhnen, den Blick starr auf einen Punkt zu richten und dergleichen mehr. Der Geschmack an verkrampften Grün ist unter diesen Anbetern von „Portraittoiletten“ allerdings besonders ausgesprochen. Sie nennen dieß Nüancen: Nocturnes de vert.

— **Eine sehr reizende kleine Spielerei, fein und zierlich wie** das Geschenk einer Dame, hat ein Berliner Juwelier in bestimmten Kreisen modern gemacht. Es sind goldene, winzig kleine Manschettenknöpfe in farbiger Emaille, welche die Miniaturepaulette der verschiedensten deutschen Truppengattungen in großer Feinheit, Zierlichkeit und Reglementstreue wiedergeben. Diese zierlichen Modenippen, kleine Kunstwerke der Goldschmiedekunst, haben wohl die Bestimmung, von Damen verchenkt zu werden. An wen? Gott, an die weize Manschette einer Hand, die wir lieben. Sie eignen sich wegen ihrer mignonnen Zierlichkeit aber auch dazu, von den Damen empfangen zu werden. Von einer kleinen, süßen Soldatenbraut, die den verhängnißvollen Schritt thun will, „in's Regiment“ zu kommen, von der glücklichen, stolzen Frau des Lieutenants, die mit dem Geliebten jene schwindelnde Höhe erklimmen, die ihm den ersten oder den zweiten Stern in die Epaulette bringt, von der kleinen Heuchlerin, die — die Manschette tief unter den Armel schiebend — eine solche Epaulette bloß trägt — „der hübschen Nummer wegen“. Diese Idee, nur in emailirter Bronze und größeren Dimensionen ausgeführt, wird auch auf den Portefeilles und Schreibmappen unserer Herren vom bunten Tuch beweisen, daß ihren Damen die „Epauletteknöpfe“ auch noch anderwärts um ihrer Originalität willen gut gefällt.

— **In der Pariser Mode ist die Blüte die Modelflume der Saison.** Die Mode treibt keine Politik, und die Blume der französischen Könige ist nie so populär und so unbesungen bewillkommen worden als in diesem Frühjahr, wo sie keine geringere und keine größere Bedeutung besitzt, als in einer früheren Saison die Aste und in einer noch älteren die Sonnenblume, die Bedeutung: la fleur de chic zu sein. Riesenhafte Lilienzweige bedecken die Devants der Gesellschaftstoiletten, Lilienzweige in den grotesksten Verhältnissen stellen das neueste Muster der sommerlichen Foulards dar, Lilienblüten garniren Hüte und Schirme und zahllose verchiedene Modestoffe der Saison, und die Aufgabe, elegante junge Frauen ganz „en fleur de Lys“ anzuziehen, wird schon heute die Phantastie mancher Modistin beschäftigen. Auch in England hat man diese neueste Modelflume bereits acceptirt. Zu den weißen Kleidern, welche die jungen Mädchen dort zur Einsegnung tragen, gehören für die kirchliche Ceremonie — entgegen dem bei uns herrschenden Brauch — bekanntlich auch weiße Capottebüschen aus Tüll, Krepp oder indischem Musselin. Diese Büschen sind diesmal vielfach mit einem Lilienzweig geschmückt gewesen, und englische Modezeitschriften leiten aus der Symbolik dieser Blume gerade für diese Toilette den Wunsch ab, bei dem lilienweißen Anzug der Konfirmandinnen doch stets diese reine, bedeutungsvolle Blume verwendet zu sehen.

Denkmäler.

— **C. A. Görner's Grabdenkmal, welches demselben der Ver-** ein der Journalisten und Schriftsteller in Hamburg gewidmet hat, wurde kürzlich auf dem Kirchhof zu Altona enthüllt. Dasselbe besteht in einem gewaltigen Felsblock, das porträtartige Bronzemedallion Görner's aufweisend.

— **Ein Hugo Müllerdenkmal ist kürzlich auf dem Grabe des** bekannten Theaterkritikers und Schauspielers in Niederwalluf a. Rh. enthüllt worden. Dasselbe wurde von der Genossenschaft deutscher Bühnengedächtnistage gestiftet, dessen Ehrenpräsident der Verstorbenen war. Es ist ein 2,60 Meter hoher Obelisk von rothem Sandstein mit dem Medallionbild des Verewigten.

Gestorben.

— **Premierlieutenant Schulke, Führer der deutschen Kongo-** expedition, am 10. Februar, in San Salvador.

— **Alloys Joseph Weilenbed, Charakterspieler der Meininger Hof-** bühne, seit Jahren erblindet, hochbetagt, am 27. März, in Meiningen.

— **Maler Moja, bek. durch seine venetianischen Architekturalereien,** 79 Jahre alt, am 29. März, in Venedig.

— **Louis Ammy Blanc, Porträt- und Genremaler, Romantiker,** 74 Jahre alt, am 7. April, in Düsseldorf.

— **Sir Edward Sullivan, Lordkanzler von Irland, 62 Jahre** alt, am 13. April, in Dublin.

— **Sir George Rose Sartorius, Admiral der englischen Flotte,** ältester Flaggenoffizier der britischen Marine, 94 Jahre alt, am 13. April, in East-Grove, Lymington.

— **Wilhelm Györy, ev. Pfarrer, ungarischer Uebersetzer von Ruf** (Tegnér's Frithjofsage, Byron's Werke u. s. w.), am 14. April, in Pest.

— **Balthar v. Goethe, groß. weimarischer Kammerherr, der älteste** Enkel und letzte Sproß Goethe's, studierte Musik unter Mendelssohn und schrieb mehrere Kompositionen, 66 Jahre alt, am 15. April, in Leipzig.

— **Johann Heinrich Scholten, ehem. Universitätsprofessor, hervorr.** Theologe, am 15. April, in Leyden.

— **Dr. Emil Herrmann, wirtl. Geh. Rath, ehem. Präsident des** preussischen ev. Oberkirchenraths, Verfasser hervorr. kirchenrechtlicher Schriften, 72 Jahre alt, am 16. April, in Göttingen.

— **Dr. Rudolph Eitelberger v. Edelberg, Begründer und** Direktor des österreichischen Museums für Kunstindustrie, hochverd. um das österreichische Kunstgewerbe, 68 Jahre alt, am 18. April, in Wien.

— **Karl Gauer, Bildhauer, Erneuerer der Polydromie in der** Bildhauerei, 56 Jahre alt, am 18. April, in Kreuznach.

— **Kostomarov, russischer Historiker von Ruf, 67 Jahre alt,** am 19. April, in St. Petersburg.

— **Staatsrath v. Bizer, Präsident des württembergischen ev.** Landeskonsistoriums, langjähr. Abgeordneter und Verfasser kirchengeschichtlicher Werke, am 20. April, in Stuttgart.

— **A. Rosetti, ehem. rumänischer Unterrichtsminister und Kammer-** präsident, 67 Jahre alt, am 20. April, in Bukarest.

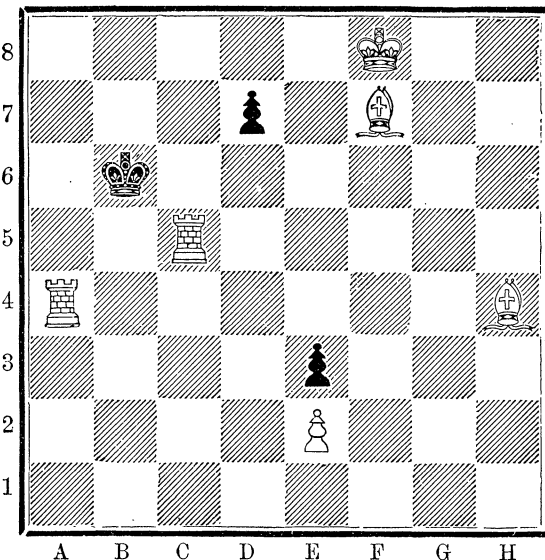


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 330.

Von Nicolo Cardotich.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nr. 326:

Weiß.

Schwarz.

1) L. H 1 — H 4 1) R. D 4 — C 5 (— E 5, — C 3).

2) E. F 4 — D 3 (— H 5, — E 2) Matt.

A)

1) R. D 4 n. C 4 (— E 4).

2) L. B 2 — C 2 oder E. F 4 — D 5 Matt.

B)

1) C 6 — C 5 oder F 3 n. G 2.

2) E. F 4 — D 5 oder — E 6 Matt.

Schachbriefwechsel.

Hrn. Hauptm. v. B. in Gudenau. In Nr. 314 wird der sehr nahe-
liegende Zug 1) D. A 2 n. C 2 durch E. B 1 — C 3 widerlegt. In Nr. 318
auf 1) D. G 2 — D 3, R. D 4 — E 4, 2) R. G 7 — F 6 folgt R. E 4 —
D 4, und auf 3) E. D 3 — F 2 + deckt L. H 7 — D 3 das Schach. — R. in
Zürichdorf. In Nr. 319 ist 1) E. A 3 — C 4 + erfolglos wegen R. D 6
n. D 5. — D. U. in Dorpat. In Nr. 316 nach 1) G 4 — G 5, H 6 —
H 5, 2) G 5 — G 6 folgt nicht L. F 7 — G 8, sondern L. F 7 — E 8,
und auf 3) R. B 2 n. B 3, R. G 2 — H 3. — R. in St. Louis. Wenn
Weiß in Nr. 315 mit 1) L. E 7 — H 4 beginnt, folgt R. D 5 — D 4, 2) L.
H 4 — F 2 +, R. D 4 — D 5, und nach 3) E. C 6 — C 5 +, R. D 5 n. E 6.
— B. R. in Karlsruhe. Nr. 317 R. In Nr. 323 wird 1) R. D 1 — D 2
durch E 4 — E 3 + widerlegt. — Grn. E. M. in Oelde. Für Nr. 324
scheitert 1) L. H 1 — H 4 an E. F 3 n. H 4, drohend, mit dem nächsten Zuge
Schach zu bieten. — Dr. in Koblenz. Nr. 323 R. In Nr. 321 nach 1) R.
C 8 — C 7 geschieht L. E 2 — D 1, und auf R. C 7 — C 6, 2) L. D 1 —
A 4 +. Ebenso wird für Nr. 322 der Zug 1) F 4 — F 5 durch R. B 4 —
D 5 widerlegt. Bitte, auch die übrigen Aufgaben genauer zu prüfen.

Hrn. M. L. in Leoben. Jene berühmte Köpfsche zweizügige Aufgabe
ist Ihnen nicht richtig angegeben worden. Die Stellung ist: Weiß: R. C 4,
D. A 7, L. D 7, G 4, E. E 1, H 6, L. H 7; Schwarz: R. E 5, D. F 5, L. F 8,
E. C 2 und B 7, W. E 7, E 6, F 6; Weiß steht mit dem zweiten Zuge Matt.
Auf F 6 steht also ein schwarzer Bauer, die übrige Auskunft ertheilt das „Schach-
turnierbuch“ von Jean Dufresne, Verlag von B. Fr. Voigt in Weimar,
Preis 3 Mark. — L. v. L. in Hannover und E. in Göttingen. Die
Aufgaben dankend erhalten. — A. R. in Verden. Nur in Ströbed herrscht
die Sitte, beim Beginn der Partie gleichzeitig zwei Bauern zwei Schritte vor-
zurücken. — Ludwigsluster Nachrichten. In Nr. 318 nach 1) D. G 2 —
D 2, R. D 4 — E 4, siehe vorher. — R. v. L. in Krafau. Wir haben schon
mehrfach dargelegt, daß in Nr. 310 der Zug 1) D 7 — D 8 (wird Dame
oder Kaiser) nicht zum Ziele führt. — Mag. Sch. in Remel. Nr. 314 R.
— E. R. in Chemnitz. Nr. 317 R. — E. M. in Budapest. Nr. 318 R.
— E. G. in Bukarest. Nr. 319 und 320 R. — Drei Rajuben. Der
König selbst kann nicht Schach bieten, wohl aber eine hinter ihm stehende Figur,
wenn er zieht. — G. M. in Hamburg. In der Partie Nr. 35 ergibt der
Zusammenhang, daß der 24. Zug lauten muß. D. 17 — B 7, nicht D. H 7
— B 7 — E 8, in Raffel. Nr. 323 R. — R. (?) in Frankfurt a. M.
Nr. 320—323 R. — Hauptm. v. L. in Neumühl. Nr. 320—324 R.
— Th. J. in Zürich. Nr. 323 R. — D. G. in Haiger. Nr. 323 und 324 R.

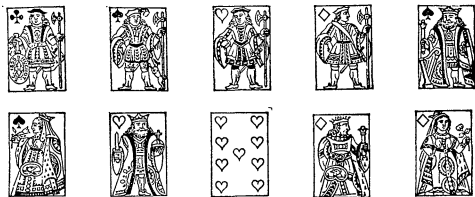
Kartenspiele.

(Redigirt von Oscar Stein.)

Aufgabe Nr. 13.

Skat.

Einer unserer Abonnenten schreibt uns: „Ich hatte kürzlich in Hinterhand folgende Karten:



Natürlich turnierte ich und zwar Treff-Nacht, fand Coeur-Nacht und legte eine Farbe vollständig weg. Ich gab drei Stiche ab, gewann aber doch noch mit Schneider.“ — Wir stellen die Frage: Weshalb ist der Schneider unmöglich?

Räthsel.

Königspromenade Nr. 11.

| | | | | | | | |
|--------|---------|-------|-------|----------|-------|-------|-------|
| gen | schmerz | zeit | be- | was | ihm | den | was |
| fla- | gen | der | birgt | schwach- | ge | daß | lei- |
| tra- | zu | cheln | flüch | fra- | tigt | den | herz |
| hat | zu | in | lä- | zeit | cheln | zer- | heißt |
| sind | te | ter | thrä- | rö- | er- | a. | reißt |
| wor- | sie | nen | un- | löst | des | der's | cam- |
| schwer | daß | der | löst | to- | a- | brüd- | noch |
| leid | auch | ob | ihn | ber | im | wahrt | ge- |

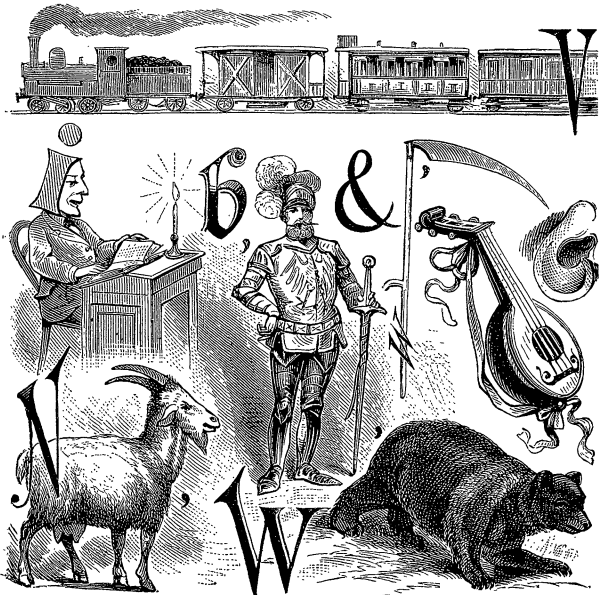
Räthsel.

Trennst du ein Städtchen in zwei Theile
Und stellst sie um, — zu Grunde geh'n
Müßt' dieser schöne Ort in Eile,
Dieß — was du nun hast — kurze Weile
Im Sommer nur darin sich seh'n.

Auflösung des dreißigbigen Räthfels in Nr. 30:

Pantoffel.

Bilderräthsel 30.



Auflösung des Bilderräthfels 28:

Hast a die Kesi net g'hehn,
Ja sie lehnt am Hausthor mit der Amalie.

Rüffelsprung zu Schiller's 80. Sterbefrage (9. Mai).

Von Audi von

Warnkenhagen.

| | | | | | | | | | |
|-------|-------|------|-------|-------|--------|-------|-------|-------|-------|
| sen | kommt | sen- | re- | aus | sie | stro- | geß | macht | ge- |
| mit | rij- | ein | fel- | und | gen- | te | om | er- | die |
| | er | hört | | | ger | nung | | der | des |
| sen | don- | vor | deck- | | bit- | nach | | flüch | sele |
| | ent- | ihn | aus | len | ten | lan- | tren- | nen | mut- |
| ners | grau- | her- | der | | nen | ter'm | | flüch | ner |
| | | nie | | wel- | quel- | | thrä- | ter | flüch |
| len | un- | | | wan- | ten | sch- | sch- | rer | fi- |
| | | | fit- | len | geß | de- | den | herz | e- |
| ge- | vol- | | und | | sem | merz | | reu- | a |
| | | der | men | fan- | | | so | sei- | lau- |
| lust- | flüch | des | wie | fre- | ein | o- | flüch | sen | zu |
| | | | land | ge- | flüch | | ner | flüch | er |
| berg- | vol- | | nach | rau- | nunge- | kind | hüt- | heij- | g |
| | | | aus- | hoff- | so | sie | ten | ju- | mit |
| mit | trüm- | | flüch | nen | vom | vom | die | gend | men |
| | | | | zu | her | | | | zu- |
| mer | aunt | | er | sen | fel- | fer- | flut | flüch | rei- |
| | er- | gen | sen | weiß | wo- | sei- | flüch | g- | zu |
| fi- | fol- | ter | doch | nicht | brau- | von | und | nem | ner |
| | ihm | sei- | zen | güß- | chen | ar- | ten | treu- | geln |
| | un- | nen | flüch | men | sen | fal- | ei- | en | re- |
| | | | | | | | | ge- | |

Von den alten Jahrgängen

unseres „Ueber Land und Meer“ vor 1882 sind die Jahrgänge 1859 bis 1864, und 1866 bis 1879 vollständig vergriffen. Wir haben jetzt nur noch von den Jahrgängen 1865, 1880 und 1881 einigen wenigen Vorrath, und können solche, soweit dieser ausreicht, was nicht mehr lange der Fall sein wird, noch zu den nachstehenden ermäßigten Preisen liefern:

Jahrgang 1865 broschirt für . . . 3 Mark,
" 1880 " " " " " 5 " "
" 1881 " " " " " 4 " "

Diejenigen unserer geehrten Abonnenten, welche diese Jahrgänge oder einen derselben zum ermäßigten Preise zur Ergänzung noch zu erwerben wünschen, wollen mit ihrer Bestellung nicht säumen, sie könnten sonst leicht zu spät kommen.

Dieß als Antwort auf die immer wiederkehrenden vielen Anfragen.

Stuttgart, im Mai 1885.

Deutsche Verlags-Anstalt

vormalis Eduard Hallberger.



Fr. Ch. M. auf Schloß G. Vier Wochen. Nicht in den Papierkorb. Wird von A. Bonnard in Villeneuve. Wir danken Ihnen für die Mittheilung, daß die Devise: Tout casse, tout passe von Alex. Dumas père ist und zwar so gesagt:

Tout } casse.

Grn. Dr. A. P. in Br. Besten Dank für Ihre freundliche Mittheilung. Grn. Baron v. G. in G. Ueber die Familie wird Gr. von der Bede-Mächner in Baden-Baden Auskunft geben.

Grn. R. v. L. in S. Vom Jahrgang 1879 der „Deutschen Romanbibliothek“ ist noch ein kleiner Vorrath da und können Sie hievon, wenn Sie bei Ihrer Buchhandlung denselben bestellen, ein Exemplar zum ermäßigten Preise von M. 3. broschirt erhalten. Mit dem weiter gewünschten Jahrgang 1878 kann die Verlagshandlung leider nicht mehr dienen, derselbe ist gänzlich ausverkauft. — Dankend abgelegt.

Grn. Feltz B. in Leipzig. Dieser vom Zufall brutalisirte Stoff ist künstlerisch ganz unmöglich. Eine Lösung gibt es da nicht und das Gefühl wird auf's Empfindlichste verletzt.

Grn. Dr. W. in Stettin. „Albumblatt“ mit Dank acceptirt. — Uebersehung ohne Glückes sind für uns leider nicht verwendbar. — Die Belegexemplare werden Sie inzwischen erhalten haben.

Jahrgänge Abonnenten in Regentin. Wir können beim besten Willen nicht dienen, da die Form noch zu mangelhaft.

Grn. Karl Ernst A. stud. orient. lingu. in Leipzig. „Von der Adria“ werden Sie in „Romanbibliothek“ lesen.

Grn. Eugen H. in Frankfurt. Für uns nicht geeignet.

Grn. Lieutenant D. in Davos-Platz. Die Bismardnummer war bereits abgekauft, als Ihre Sendung eintraf. Wir danken bestens.

An der Kapelle. Wir haben von Ihren Gedichten die für uns am besten geeigneten: „Wenn ich's nur wüßte“ und „Anemone“ für Romanbibliothek“ reservirt. Besten Dank.

Grn. Julius M. in Budapest. Ungeeignet. Nicht einsehen, oder vorher aus dem Deutschen in's Deutsche übersehen lassen.

Trompeter von Sätlingen. Sie scheinen auf keiner Universtität gewesen zu sein, sonst müßten Ihnen die betreffenden Bücher bekannt sein; erheben ist aber unbedingt notwendig, um den Doktorgrad zu erlangen.

Russischer Abonnent in Novno. Sie verlangen von den betreffenden Büchern zu viel. Das findet sich gewöhnlich nur in mehreren Büchern zusammen: Scher, Bilderjaal der Weltliteratur; Beder, Deutsche Sprache; Gaal, Allgem. Musterbriefsteller; Sanders, Wörterbuch deutscher Synonymen.

Grn. J. F. in Ch. Mai. Retourbillet an jedem Eisenbahnhalt zu erfahren.

Grn. J. M. in Dortmund. Die Sprachbücher von Otto und Sauer, Heidelberg, Groos.

Alter Abonnent in Frauenberg. 1) u. 3) fallen in das Ressort eines Sprachforschers; 2) ist eine historische Spezialfrage, zu der ebenfalls ganz eingehende Studien gehören; 4) das österreichische Kaiserhaus; unseres Wissens unbewohnt.

Fr. J. H. Es ist die pessimistische Ansicht, daß mit dem Tode Alles aus sei und ein individuelles Fortleben Non-sens. Lösung richtig.

Frau Anna R. in Dr. Wir können leider in Ihrer Sache nichts thun.

Grn. Dr. G. R. Sie haben die Güte, uns, auf die Notiz über ein wirkames Mittel gegen Migräne Bezug nehmend, zu schreiben, daß Sie falschsaures Kali schon seit fünf Jahren gegen Migräne brauchen und zwar mit Erfolg nach der Vorschrift Natr. Salicyl. 3 Gr. dreimal täglich ein Drittelpulver vierzehn Tage lang.

Grn. Wm. G. M. in Louisville. Sie wenden sich am besten an den Direktor Freyberg in Jherlohn, der Ihnen das betreffende Buch nennen kann.

Grn. W. R. in München. Wie sollen Sie denn das anders machen?

Jahrg. Abonn. in Mühldorf. In einer der nächsten Nummern wird Ihr Wunsch erfüllt.

Grn. M. St. in Hamburg. Eine Biographie nebst Porträt des genialen Schafspeare-Illustrators Sir John Gilbert finden Sie im Jahrgang 1880 von Hallberger's „Illustrated Magazine“ (vol. I, pag. 392/94). Wenn Sie diesen Jahrgang noch nicht besitzen, so können Sie ihn auf sehr wohlfeile Weise erwerben, denn er ist jetzt im Preise ermäßigt und kostet broschirt nur noch M. 4.

Paula in D. 123,000. Grn. D. G. in V. Gibt zu keiner Kritik Anlaß.

Eine, die nie gefällt. Reispulver schadet nicht. Gegen M. r. Bl. gibt es kein Mittel.

Grn. G. S. in Buenos-Ayres. Wir können nach so ausführlicher Behandlung nicht wohl mehr auf das Thema zurückkommen. Auf richtige Wienerin. Wenn wir Ihnen eines preisgeben v. S. R., so können wir das nicht bei den beiden anderen, gerade W. U. ist echt österreichisch.

Grn. Joh. S. in Budapest. Ueber Conscience finden Sie Näheres in Bockhond, Henri Conscience, Brüssel 1881, Roose, Nieuw Schetsenboek, Gent 1882, und Düringsfeld, Von der Schelde bis zur Maas, Bp. 1861, I., S. 84 ff.

Grn. A. v. B. in R. Dämonen Sie über Ihr Mitr.

Grn. R. P. in Halle. Nicht für unsere Blätter verwendbar. Besten Dank. Grijelbis. Ein norddeutscher Beamter machte den ersten und brachte das genannte Instrument darin.

„Glimax.“ Talent? nein, aber Poesie besitzen Sie, das ist mehr für eine liebeswürdige Frau.

„Germanus“ in B. Sie sehnen sich, wie Sie in Ihrem Gedicht „Rück-erinnerungen“ schreiben, nach einer Zeit zurück, in der Ihnen der „Singsang“ in der Welt „ein Vesperstücken seltener Liebeslagen“ erwidert? Freuen Sie sich doch lieber, daß Sie jetzt hoffentlich vernünftigeren Ansichten haben, und fügen Sie zu den letzteren die hinzu, daß man nicht gleich Alles drucken läßt, was man in müßigen Stunden schreibt.

„Doris.“ Ganz hübsch, aber ein ganzes Gedicht auf rein imaginäre Töne bauen, das ist doch zu gewagt.

Grn. Dr. Otto W. „Und ließ der Gram auch manche Spuren“ dankend für „Romanbibliothek“ acceptirt.

Frau Alma R. in Greifswald. „Die alte Heimat ist's nicht mehr“ für „Romanbibliothek“ acceptirt.

Grn. R. in Lodz. Wir kennen die Beziehungen nicht.

Grn. B. in Kroienbach. Skizze steht zur Verfügung. Wir haben Trenschin in Bd. 46, No. 27, abgebildet.

Grn. Dr. W. Ihre beiden Gedichte werden wir baldigst bringen.

Fr. Cl. B. in Berlin. 1) Allerdings grüßt die Dame mit, wenn auch nicht so tief. 2) Ja, wenn es eine höher Gestalt ist oder Jemand, der irgendwie Mitleid beanspruchen kann, bei Herren nicht.

Fr. G. M. in L. Wir glauben, daß eine schöne und liebeswürdige Pfälzerin dieselbe Anziehungskraft hat wie eine Wälderin; nicht die Damen werden hier die Schuld tragen, sondern die Herren, aber immer nur das Individuum.

Robold. Das Signalement der Braut des Grafen Wilhelm Bismard ist uns leider noch nicht zugegangen, und wir können darum Ihre begreifliche Neugierde, verzeihen Sie — Witzgeburde nicht befriedigen. — Stuttgart rühmt sich einer prachtvollen Umgebung, mehrerer herrlichen Schlösser, vieler beachtenswerthen Kirchen, eines reizenden Parks, werthvoller Kunstsammlungen und liebenswürdiger Menschen, zu denen Sie hoffentlich die Redakteur zählen werden, wenn er Ihnen ein andermal besser dienen kann. — Heute nur noch Rothwell's englischsprachig, München, Fleischmann. — Erwiedern Sie die herzlichen Grüße von G. R. auf's Wärmste.

Grn. H. F. in R. Unglücklicher Selbstmordkandidat, wie können Sie glauben, wir werden Ihnen ein Mittel beibringen?

Alter Abonnent in Frankfurt. Ist die kleine Zeichnung in Schwarz auch von Ihnen, dann senden Sie nicht nur das Eine, sondern auch das Andere ein.

D. R. in Wien. Sauer's ital. Grammatik. Dreiblättriges Kleeblatt. Einfachheit, Offenheit, Freundlichkeit. — Kein entschieden Temperament. — „Wie berührt mich wunderbar!“ — wer das komponirt hat?

Grn. L. H. in M. Der Herr links, die Dame rechts. Kleine Wienerin in Throl. Weiden Sie nicht bei dem stehen: „ich hätte dieß anders, vielleicht besser gesagt,“ sondern sagen Sie es besser; versuchen Sie es 'mal mit einem Essay und senden Sie ihn ein.

Fr. M. D. in G. Grfinder des Antiphon ist Hauptmann a. D. M. Wegner in Stuttgart, Verfertiger: Optische Anstalt Schulze und Bartels in Ratzenow, Provinz Brandenburg.



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrierte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Lacerte.

Novelle von
Adolf Stern.

(Schluß.)

Giuseppe Petrella brauste bei diesem Geständniß seiner Braut zuerst auf, dann versuchte er zu lachen und zuletzt ging er verstummt und mit dem Gesicht, das Marcella jetzt nur zu oft an ihm erblickt hatte, neben der allzu

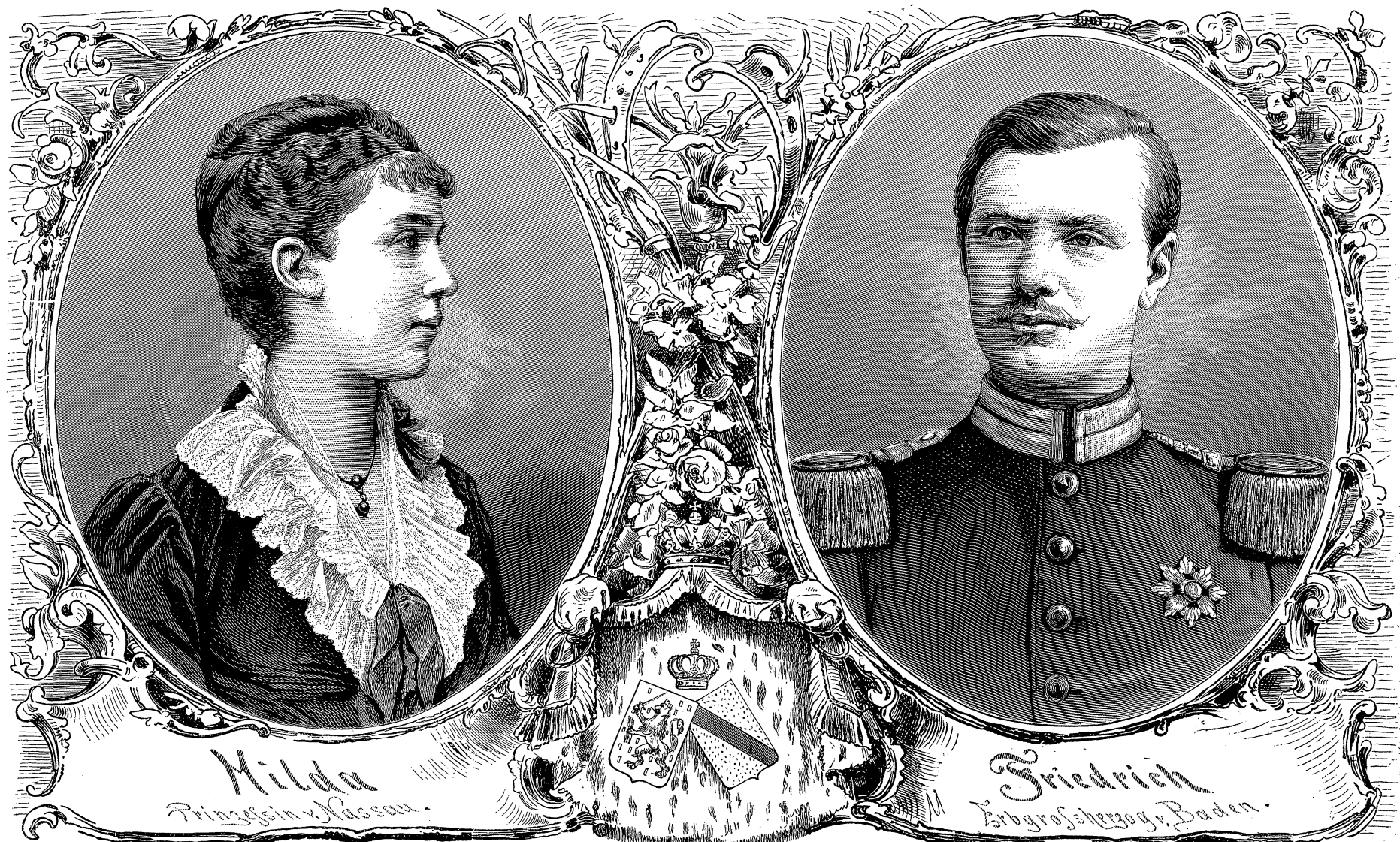
Offenen hin. Sie sah ihn prüfend an, und ein dunkles Gefühl, daß ihre Worte besser ungesprochen geblieben wären, schlich sich in ihr ohnehin gepreßtes Herz.

„Sag' ein gutes Wort, hilf mir aus dieser Noth! Ich kann den Lieutenant nicht hassen, wie Du forderst, kann ihn nicht gleichgültig ansehen. Er hat es mir angethan, er ist besser wie Du, Beppo. Aber ich liebe ihn nicht wie Dich — wahrhaftig nicht so!“ rief sie selbstvergessen noch einmal aus.

„Und Du liebst ihn sonach doch?“ versetzte der Steuermann und seine Augen funkelten.

„Weiß ich's?“ sagte Marcella erbleichend. „Ich danke meinen Heiligen, daß er so brav und rein ist!“ „Natürlich — denn Du würdest ihm nichts versagen!“ schrie Giuseppe auf.

„Doch, doch! Ich bin Dein!“ sagte das Mädchen mit einem Ton, dessen Flehen der junge Seemann nicht verstand. „Aber stehe mir bei, sei nicht wild gegen mich und glaube nichts Schlimmes von mir, weil mir zu Muth ist, als ginge mich der Deutsche näher an. Ich kann es nicht ändern und Du hast mich mit Deinem wilden Hass selbst dahin getrieben!“



„So werde ich Dich schützen müssen; es sieht aus, als ob Du Dich selbst nicht schützen könntest,“ entgegnete Beppo mit jener Kälte, die bei ihm den heißesten Ingrimm verdeckte. „Noch hast Du die Wahl — er oder ich; bin ich's aber, für den sich Dein Herz entscheidet, so laß mich thun, was noth ist und was uns Weiden frommt.“

Er riß sich bei diesen Worten ungestüm von ihrer Hand los und schritt der Weinschenke bei Ponte Longo zu. Sein Ausdruck und noch mehr sein Ton hatten Marcella des letzten Restes von frohem Leichtsinne beraubt, der ihr in den letzten Tagen noch übrig geblieben war. Eine unbestimmte Furcht für Giuseppe selbst wie für den Fremden — aber zunächst doch für diesen — ergriff sie und wuchs ebenso rasch wie das räthselhafte Gefühl, mit dem sie der erste und jeder neue Anblick des österreichischen Offiziers erfüllt hatte. Es fuhr ihr durch den Sinn, daß sie den Ahnungslosen warnen müsse. Aber warnen vor Giuseppe, vor dem eigenen Verlobten, den sie damit vielleicht einer harten Anklage überlieferte? Noch hing das eherne Kriegsgeßetz über der Stadt und stellte sich dem schlecht unterrichteten Mädchen wie ein dunkles Schreckniß dar, sie fühlte, daß der Name Beppo's gegenüber dem Fremden nicht über ihre Lippen gehen dürfe. Selbst eine allgemeine Warnung, daß der Lieutenant auf seiner Hut sein möge, mußte den Verdacht auf ihren Verlobten lenken, welcher seine grollende Eifersucht von vornherein allzu deutlich gezeigt hatte. Und mit jeder Minute ward ihr gleichwohl gewisser, daß Beppo dem jungen Offizier ein Unheil sinne. Sie faßte einige Beruhigung, als ein paar Stunden später an Mutter Giovanna's Stand die große Neuigkeit verkündet ward, daß die Oesterreicher nun wirklich, und zwar in den nächsten Tagen, Venedig räumen würden. Die Truppen auf Giorgio Maggiore und der Giudecca sollten schon morgen nach den Lido übergeführt werden, um von dort an Bord der Transportschiffe zu gehen. Marcella sog die Nachricht gleichsam mit Ohren und Augen ein — je kürzer der Aufenthalt ihres soldatischen Bewunderers noch währte, um so besser war es für ihn, für Giuseppe, für sie selbst. Dabei aber konnte sie nicht hindern, daß die Gewißheit, in kurzer Zeit den jungen Mann nicht mehr zu sehen, der ihr in so seltsamer Weise Tag und Nacht im Sinne lag, sie in eine trübsinnige, ja trauervolle Stimmung versetzte.

In solcher Stimmung und nicht ohne den geheimen Wunsch, noch einmal ohne nachfolgenden Zwist mit Beppo dem Lieutenant Rudolf zu begegnen, wagte die Lacerte, die jetzt freilich mehr dahinschlief als frühlich glitt und huschte, sich bei der frühen Dämmerung eines Oktoberabends in die Straßen der Giudecca, in denen sie minder gut bekannt war als an den Ufern der Stadt gegenüber. Sie hatte sich wohl gemerkt, auf welchem Wege ihr soldatischer Bewunderer daherzukommen pflegte, und schritt nicht ohne Furcht längs der hohen, fensterlosen Mauern dahin, welche hier die Straße bildeten. Denn sie bangte, überall von Beppo, dem Argwohnischen, belauert zu werden, und überwand sich doch nicht, auf das mögliche Zusammentreffen Verzicht zu leisten. Als sie dann aber wirklich in der Nähe von San Biagio des Lieutenants ansichtig ward und über dessen Züge ein voller Gluckschein ging, da holte sie mit einem Male tief Athem und wandte sich nach flüchtigem Gruß, um raschen Schrittes dahin zurückzukehren, von woher sie gekommen war. Sie würde sicher vor Demjenigen entflohen sein, nach dessen Anblick sie während des ganzen Tages verlangt hatte. Aber heute zum ersten Mal tönte ihr aus dem Munde des jungen Deutschen ihr Name nach:

„Marcella, Marcella! Haben Sie nicht einen Augenblick für mich? Soll ich nicht Abschied von Ihnen nehmen?“ Wie seine Stimme an ihr Ohr tönte, widerstand sie nicht, sie hielt inne, ließ ihn an sich herankommen und streckte ihm die Hand entgegen. Der Lieutenant faßte dieselbe heute fest und sah mit treuherrzigem Lächeln dem jungen Mädchen in das Gesicht. „Wissen Sie schon, daß wir marschiren? Ich werde Sie schwerlich wiedersehen, liebe Kleine, und darf nicht einmal wagen, Ihnen irgend ein Andenken an mich zu schenken. Sie sind sehr freundlich für mich und doch sehr spröde gewesen, Marcella! Am Ende haben Sie recht gethan, und jetzt ist es besser für uns Beide. Aber einen Kuß dürfen Sie mir zum letzten Abschied nicht verweigern, ich werde dann glücklicher sein als die meisten meiner Kameraden, und wissen, daß es wenigstens eine Seele in Venedig gibt, die mir für mein künftiges Leben Gutes statt Schlimmes wünscht.“

Marcella wich vor dem lebenswürdigen Versucher zurück, aber er sah sie so flehend an, sein Ton war so herzlich, daß sie ihm auf wenige Schritte nahe blieb. Sie ging stumm und gesenkten Hauptes neben Rudolf her, dann bat sie, sich plötzlich besinnend, um seinen ganzen Namen, den er ihr langsam buchstabiren mußte. Er sagte einfach: „Rudolf von Horschach!“ Sie sprach langsam den Namen dreis, viermal nach, um ihn sich fest einzuprägen, und ließ dabei ihre Augen nachdenklich auf den Zügen seines Trägers ruhen. Es war ihr seltsam und schwül zu Sinne, nicht nur, weil sie in der einsamen, menschenleeren Gasse neben dem jungen Manne herging, auch weil sie der Name so berührte, als wäre er schon einmal in anderer Welt, in grauer Zeit an ihr Ohr geklungen. Und da sie jetzt dem Ende der Gasse näher kamen, so wandte sie sich ihrem Begleiter im Halbverstecke eines alten Thorbogens erglühend zu, küßte ihn rasch und sagte:

„So lebt denn wohl, Herr! Die heilige Jungfrau sei mit Euch! Wenn Ihr je an Venedig denkt, so vergeßt auch Marcella Cardelli nicht!“

Sie glitt anmuthig davon wie in ihren besten Tagen, hinaus auf die Fundamente des Ponte Piccolo. Der Lieutenant von Horschach blieb an der Stelle stehen, wo er ihren Kuß empfangen, preßte die Hand auf's Herz und sagte dann leise vor sich hin:

„Seltsam anmuthiges Geschöpf! Wahrhaftig, das war keine Eroberung, deren ich mich rühmen könnte, und doch ist mir's lieb so. Es schmerzt mich nur, daß ich sie hier in den Händen des rauhen Steuermanns lassen muß!“

Während der junge Offizier dieß mit sich selbst erlebte und dann langsam dem Ufer zuschritt, hatte Marcella beinahe schon wieder ihr Haus erreicht. Am Ponte Longo mußte sie einen kleinen Umweg einschlagen, sie mochte heut und in diesem Augenblick Beppo nicht begegnen und wußte, daß er mit seinen Schiffskameraden in der Weinschenke an der Brücke nur allzu häufig zusammentraf, seit die Genova Superba müßig im Hafen lag. Aber gerade dieser Umweg brachte sie in die Nähe Dessen, den sie vermeiden wollte. Giuseppe Petrella stand mit einigen Matrosen seines Schiffes und einigen Bootführern, unter denen auch der lange Battista, der Chiozzote, sich befand, etwa hundert Schritte von der Schenke am Rande des Wassers. Das kleine Fernrohr des Steuermanns ging von Hand zu Hand, die Männer spähten scharf den Pfad am Ufer hinab, längs dessen soeben die Gaslaternen entzündet wurden. Und obgleich Marcella nicht wahrnehmen konnte, wem die Aufmerksamkeit der Seeleute galt, so schlug doch ihr Herz banger. Das Glas war nur nach der Richtung gewandt, aus der sie herkam und wo sich Derjenige befinden mußte, von dem sie soeben auf Nimmerwiedersehen Abschied genommen hatte.

Und die lauten Stimmen der Seeleute, namentlich Beppo's und Battista's, sorgten dafür, daß ihr fast augenblicklich klar werden mußte, von wem hier die Rede sei.

„Die Austriaci gehen wirklich morgen. Venedig wird frei!“ schrie der lange Chiozzote. „Dein Mann, Beppo, dein Baron ist einer der Letzten, welche zum Lido hinüber dürfen, zwei meiner Barken sind für übermorgen Mittag gemiethet, um einiges Gepäck und den Lieutenant mit zwanzig Mann Nachhut seinem Regiment nachzubringen. Hättest Du nicht Lust, Dich für einen Tag als Bootsknecht bei mir zu verdingen? Beim Einschiffen und Anlanden habe ich Manchen schon in's Wasser stürzen sehen, den wir mit allem guten Willen nicht wieder auffischen konnten!“

„Nein, Battista, nein!“ rief der Steuermann. „Ich möchte den Herrn allein sprechen, möchte ihm lieber in der letzten Stunde in seinem Quartier Dank sagen für die Mühe, die er sich um meine Marcella gegeben hat. Bei San Marco — auch der Kanal zwischen San Biagio und der Giudecca, an dem er wohnt, ist tief genug, daß Einer in ihm seine Blut kühlen mag. Habt ihr noch nie gehört, daß ein österreichischer Offizier, der es eilig hat, einen Fehltritt thut und dabei in den Kanal stürzt?“

Die Kameraden lachten, Marcella vermochte bei der Dunkelheit nicht mehr die Züge ihres Verlobten zu erkennen, sie wußte sonach nicht, ob trunkenen Muth oder ein wilder Entschluß Beppo seine Worte eingab.

Aber die Drohung ergriff und erschütterte sie in einer Weise, als sei ihr eigenes Leben gefährdet. Durch ihre Erinnerung wogten die Erlebnisse der letzten Wochen, sie überschaute mit einem Male und deutlich, wie die Erbitterung Giuseppe's in eben dem Maße gewachsen sei,

in welchem ihr eigenes, unerklärliches Gefühl für den Fremden zugenommen hatte. Sie wußte, daß im Augenblicke des Abzugs der Oesterreicher der wilde Haß, der ihr so thöricht und ungerecht schien, sich auf mancherlei Weise Luft machen werde. Wer bürgte ihr dafür, daß ihr Verlobter nicht ein Verbrechen der Eifersucht begehen könne? In ihr riefen hundert Stimmen, daß dieß nie und nimmer geschehen dürfe, sie fühlte gleichsam die Verantwortung auf ihre Seele gewälzt, daß der Lieutenant von Horschach ungefährdet aus ihrer Vaterstadt gehe. In diesem Augenblick schien es ihr, als verabscheue sie Giuseppe und liebe den Fremden, den Beppo's rachsüchtiger Groll bedrohte. Sie mußte den arglosen, gutmüthigen Deutschen morgen in aller Frühe, im Laufe des Tages warnen. Dann ergriff es sie wieder, daß keine Warnung fruchten werde. Sie dachte daran, offen zu Beppo zu sprechen, ihm nicht von der Seite zu gehen, bis der letzte Oesterreicher glücklich hinweg sei. Doch, würde der Erbitterte ihrer Stimme noch gehorchen, oder wie wollte sie hindern, daß er einen seiner Genossen mit dem Dienst betraute, zu dem der Chiozzote sich lachenden Mundes bereit erklärt hatte? Wie heiß auch das Verlangen der Armen war, den Offizier vom Regiment Marsano vor jedem Unheil, jeder Unbill zu bewahren, sie durfte in der letzten Stunde österreichischer Herrschaft keinen der Landsleute verrathen. Immer mehr wälzte sich die Sorge um ihn auf sie zurück, immer deutlicher ward dem geängstigten Mädchen, daß sie selbst sich opfern müsse, um den Mann zu behüten, für welchen ihre Theilnahme, ihre zärtliche Besorgniß jetzt mit jeder Minute wuchs. Was sollte, was durfte sie thun? Durch ihr ungeprüftes Herz zog ein tiefes Weh, sie dachte, daß sie nach Allem und namentlich nach dem heutigen Abend mit Giuseppe niemals glücklich werden könne. Was kümmerte sie dann, ob er gut oder schlimm von ihr dachte, was lag überhaupt an ihr, wenn nur Rudolf von Horschach, der, völlig schullos, so schwer bedroht war, gerettet ward! Ein Gedanke ergriff sie, dem sie in schlafloser Nacht nachhängen konnte und der mit jeder Stunde, welche vom Glockenthurme des Redentore herabklang, festere Gestalt gewann. Sie selbst mußte von dem Augenblick an, wo der junge Lieutenant noch inmitten einer feindseligen Bevölkerung zurückblieb, über ihn wachen. Wollte Giuseppe in der That am letzten Morgen den jungen Offizier meuchlerisch überfallen, seinem Groll opfern, so konnte sie ihm in den Weg treten. Vielleicht genügte schon — Marcella lächelte bitter bei dieser Vorstellung — daß Beppo sie in der Nähe des Oesterreichers fand, um seinen Vorsätzen eine andere Richtung zu geben. Sie opferte damit freilich das Glück, von dem sie geträumt, und ihren rein bewahrten Ruf, aber je größer das Opfer war, um so gewisser schien es ihr, daß sie es für Den bringen müsse, dem das Wohlgefallen, das er an ihren unglücklichen Reizen gefunden, verderblich werden könnte. Venedig war ja nicht die Welt, sie konnte gehen, wenn diese Pflicht erfüllt war. Alles das mochte unklar durch ihren Sinn, klar sah sie nur das Eine, daß sie um jeden, auch den höchsten Preis den jungen Baron Horschach vor dem schützen müsse, was ihr Verlobter ihm sann.

Ihre Begrüßung mit Beppo, als sie am Morgen des nächsten Tages aus dem Hause Giovanna's trat und nach dem Ufer bei der Unterstelle der Genova Superba ging, ließ den Steuermann nicht verrathen, was in ihrer Seele lebte. Sie fühlte allerdings eine Regung, ihm Alles zu sagen und seinen heiligsten Schwur zu erbitten, daß er dem jungen Oesterreicher nichts Uebles zufügen wolle. Aber die Miene, mit der Giuseppe verkündete, daß sich heute das Regiment Marsano einschiffe, und der zornige Ton, in dem er sie fragte, ob sie denn nicht einen Tropfen venetianisches Blut habe und sich nicht der endlichen Befreiung von den Fremden erfreue, erkälteten Marcella wieder bis in's tiefste Herz. Mit Beppo gab es kein Verständniß mehr. So blieb denn nur der letzte, der schwerste Entschluß! Marcella drängte sich gewandt durch die Volksmasse, welche dem Abmarsch und der Einschiffung des Regiments zuschaute, sie überzeugte sich, mit ihren scharfen, dunklen Augen die Reihen durchspähend, daß der Chiozzote Recht gehabt hatte — der Lieutenant von Horschach war nicht unter den Abziehenden. Er mußte noch eine Nacht hier verweilen. Mit ihrer alten Raslosigkeit und Gewandtheit brachte sie im Lauf der nächsten Stunden Alles in Erfahrung, was ihr zu wissen noth that. Sie spähte aus, wo der junge Offizier sein Quartier hatte, sie wußte das Haus zu betreten und zu mustern, das ihrem Vorhaben nicht

hätte günstiger sein können. Ein alter Klosterbau mit mächtigen steinernen Treppen, hinter deren Wendungen es leicht war, sich zu verbergen, ein Durchbruch nach dem nächsten Hause, in welchem die zurückgebliebenen Mannschaften lagen, boten sich ihren prüfenden Blicken dar.

Gegen Abend betrat Marcella, die einige Stunden hindurch wieder ganz die Vacerte gewesen war, noch einmal das kleine Gemach bei Mutter Giovanna, in das sie nicht zurückzukehren meinte. Sie zog ihre beste, immer noch sehr schlichte Kleidung an, sie steckte wenige Goldstücke, welche sie mühsam erworben, sowie ihre kleinen Schmucksachen zu sich, sie knüpfte an die Korallenschnur aus dem Nachlaß ihrer Mutter das goldene Medaillon mit dem Bilde ihres unbekannten Vaters. Die Geschenke, die ihr Giuseppe gemacht, ließ sie zurück, und vor dem kleinen Madonnenbilde über ihrem Bett schwur sie sich noch einmal, was auch kommen möge, keine Schuld auf sich zu laden. Wenn sie Beppo lassen mußte, so wollte sie darum nicht in die Arme des Fremden fallen. Sie fühlte in dieser Stunde die Kraft in sich, zu thun, wozu ihr Herz sie gebieterisch trieb: rein zu bleiben und auf sich allein zu stehen. Doch besiel sie freilich ein Zittern, als sie den Fuß über die Schwelle setzte, noch einmal zurück sah und die letzten Möglichkeiten, die vor ihr lagen, überdachte. Wenn Beppo gestern Abend nur drohend geprahlt hatte, wenn er die Schwelle, über die sie wachen wollte, nicht überschritt, dann wollte sie ihn am Morgen selbst auffuchen und ihm sagen, was sie für den Deutschen gethan. Mit diesem letzten Voratz trat sie wie gestern in die Dämmerung hinaus und schlug ohne weiteres Befinnen den Weg nach dem Hause ein, in welchem der Lieutenant von Horschach die nächste Nacht verbringen mußte.

Ungelesen von irgend Jemand erreichte sie das Haus und die Stelle hinter der breiten Treppenrampe, die ihr zum Versteck dienen sollte. Sie konnte, wenn sie selbst nicht entdeckt ward, von hier aus alle Eintretenden wahrnehmen und durch die Verbindungstür, wenn es sein mußte, die österreichischen Soldaten leicht erreichen, welche zur Bedeckung für das letzte noch im Hofe lagernde Regimentseigenthum zurückgeblieben waren. Mit einem wehmüthigen Gefühl, das doch ihrer Entschlossenheit keinen Eintrag that, nahm sie die Stelle ein und strebte bei der rasch hereinbrechenden Dunkelheit das Auge durch das lauschende Ohr zu erseken. Bald erschien indeß der Diener des Lieutenants, er entzündete eine kleine, rauchende Lampe im Hausgang, nicht zwanzig Schritte von der versteckten Marcella, eine andere auf der Treppe. Dann vernahm sie die Stimme und die Tritte des jungen Mannes, um dessentwillen sie hier war und der nicht ahnen durfte, was sie für ihn that. Der Lieutenant Baron von Horschach kam fröhlich pfeifend den Gang aus dem Nebenhause daher, rief auf der Treppe nach seinem Diener und verschwand dann in seinem im obern Geschos gelegenen Zimmer. Am Grundhergehen beider Männer und manchem andern Geräusch über ihrem Haupt merkte das Mädchen, daß für den andern Morgen gepackt werde. Darnach ward es stiller, Marcella hörte und sah den Diener die Stufen wieder herabkommen, er ging zu seinen Kameraden im Nebenhause. Und endlich, wohl eine Stunde später, schlürfte der Pförtner der Häuser, ein alter Diener des Municipio, daher, Marcella hörte die Thorflügel im Nebenhause knarren, die Schlüssel rasseln und die Schritte des Schließers im Verbindungsgang erklingen. Auch die Thür, zu der sie hereingekommen war, wurde dröhnend und in dem öden Gebäude wieder hallend zugeschlagen. Marcella schauerte in dem Gedanken, nunmehr hier eingeschlossen zu werden, ein wenig, und der Pförtner lärmte lange genug mit seinem großen Schlüsselbunde, ehe er murmelnd davonging. Aber mit ihrem wunderbar feinen Ohr hatte die Vacerte unterschieden, daß er den mächtigen Schlüssel nur zum Schein drehte, daß das große Hausthor nicht geschlossen ward. Sie war nicht gefangen, sie hatte jetzt, wo der Pförtner im Nebenhofe verschwunden war und da tiefste Einsamkeit um sie her herrschte, nur die Pforte zu öffnen und hinwegzugehen brauchen, wenn sie hinweg wollte.

Doch Marcella dachte nicht daran, zu gehen, alle Sorgen, die sie um die Sicherheit des jungen Fremdlings hegte, waren in dieser Minute lebendiger als je in ihrer Seele. Entschlossen kam sie aus ihrem Versteck hervor, leichtfüßig, unhörbar schwebte sie die Treppentufen hinauf und setzte sich in den Schatten oberhalb der Lampe nieder. Von dort hielt sie die obere Thür, hinter welcher Derjenige schlief, für den sie hier war, und das untere Hausthor zugleich im Auge. Die tiefe Stille, in der sie hier allein saß, ermüdete sie anfäng-

lich nicht, sie stützte ihr Köpfchen in die Hand und sann ernsthaft über den wunderlichen Weltlauf nach, der sie bis hieher geführt. So rann Stunde um Stunde dahin, und wenn das offen gebliebene Thor schloß nicht gewesen wäre, so hätte sich Marcella leicht und gern eingeredet, daß aller Argwohn gegen Beppo grundlos gewesen sei. Gegen Morgen begann die einsam Wachende zu frösteln; als das erste dämmerige Licht durch das obere Treppenfenster fiel, saß sie zusammengeschniegt auf den Stufen und ein kurzer Schlaf, der freilich dem leisesten Geräusch nicht Stand hielt, hatte sie überwältigt.

Da, es mochte zwischen fünf und sechs Uhr in der Frühe sein, schrat sie auf. Deutlich hörte sie, daß das Hausthor behutsam geöffnet ward, im gleichen Augenblick war sie mit einem jähen Ruck auf den Füßen. Im Schein der Treppenlampe, der nach unten fiel, sah sie den Eingetretenen — Giuseppe Petrella. Er hatte den breiten Schifferhut tief in die Stirn gerückt, und erst als er seinen Fuß auf die Stufen nach oben setzen wollte, erhob er die Augen. Zugleich mit der Erscheinung auf der Treppe scholl ihm der laute Ruf seines Namens: „Beppo!“ entgegen. Da vergaß der Steuermann, wozu er gekommen sei; zerschmettert vom Anblick seines Mädchens an dieser Stelle, schrie er laut auf: „Marcella!“ und dann entranzen sich seinen bleichen Lippen die höhnisch betonten Worte: „Kommst Du von dort oben — kommst Du von ihm?“

Dies war mehr, als das Mädchen zu ertragen vermochte, obschon sie gewöhnt hatte, auch darauf gefaßt zu sein. Der Laut erstarb in ihrem Munde, sie machte eine stumme, abmehrende Bewegung. Droben ward die Thür, die auf Flur und Treppe führte, hastig aufgerissen, den Degen in der einen, den Revolver in der andern Hand, erschien der junge Bewohner des Hauses auf seiner Schwelle. Bestürzt sah er auf der Mitte der Treppe dieselbe Mädchengestalt, die vor einer Stunde noch seinen Traum erfüllt, wanken, zusammenbrechen und fast vor seinen Füßen niederstürzen, als er herabsprang.

„Marcella — was thun, was wollen Sie hier? Und wie kommen Sie hier herein?“ rief er mit so wahren Ausdruck und Ton des innersten Erstaunens, daß selbst der wilde Giuseppe stutzig ward und seinerseits zu Marcella emporspringend und neben sie hinknietend, dem Lieutenant zuherrschte:

„Helfen Sie ihr mit auf, Herr — sie wird am besten sagen können, was sie hier sucht, wenn Sie es denn nicht wissen!“

Der junge Offizier hatte sich schon ohne Beppo's Aufforderung zu dem Mädchen herabgebeugt und half sie jetzt emporrichten. Giuseppe hatte ihr in seinem hülfreichen Ungestüm die Korallenkette zerrissen, der Lieutenant von Horschach bückte sich nach dem goldenen Medaillon, das dabei auf die nächste Treppenstufe fiel. Mehr zufällig als absichtlich richtete er seine Augen auf das Bild in der goldenen Fassung. Scharfer betrachtete er das Bild noch einmal und in leidenschaftlichster Erregung, mit halb ersterbender Stimme rief er, Marcella's Zustand vergessend:

„Wie kommen Sie zu diesem Bilde? Um Gottes willen, wer gab es Ihnen, Marcella?“

Der Steuermann, der die Ohnmächtige in seinen Armen hielt, warf gleichfalls betroffen einen Blick auf das Medaillon, dann sagte er rauh:

„Es ist ihr Vater, Herr, der nie nach ihr gefragt hat!“

„Ihr redet irre!“ rief Rudolf von Horschach dagegen. „Dies ist mein verstorbener Vater, der Freiherr Rudolf von Horschach, so wahr ich selig zu werden hoffe!“

Im Zwiellicht der Lampe und des hereinbrechenden Morgens sah Giuseppe noch einmal das Bild und darnach lange und langsam den jungen Mann an und mußte sich im gleichen Augenblick fragen, wo er seine Augen gehabt. Indem er Marcella sanft gegen die Treppenwand lehnte und seine Hand über ihr Haar gleiten ließ, versetzte er ein wenig milder:

„Der Mann da war demnach der Vater dieser Armen. Marcella ist die Tochter eines Ihrer Landsleute, die Achtzehnhundertundneunundvierzig hier einzogen, und einer Venetianerin, die ihm zu viel vertraute!“

Aus der Brust des jungen Mannes kam ein Laut halb jubelnd, halb schmerzlich. Er kniete gleichfalls neben Marcella auf die Treppe hin und rief der Wiedererwachenden zu:

„So bist Du meine Schwester, Marcella, meine einzige liebe Schwester, und das Räthsel ist gelöst, das ich all die Zeit daher in Deinen Zügen, Deiner Stimme gesucht!“

*

Es war noch früh genug am Morgen, um in langer Unterredung zwischen Marcella, dem jungen Freiherrn und Giuseppe Alles zu lichten, sich des gegenseitigen Erkennens zu erfreuen und eine Versöhnung der entfremdeten Verlobten herbeizuführen. In den stundenlangen Gesprächen blieb verschwiegen, was Giuseppe bei der Morgendämmerung in diesem Hause gesucht, Marcella sagte schlicht, daß sie eine Gefahr für den geliebten Fremdling gefürchtet, und der junge Freiherr fand es in seiner gegenwärtigen Stimmung leicht, großmüthig zu schweigen und dem Eifersüchtigen voll zu verzeihen. Als gegen Mittag der Abschied nicht länger verschoben werden konnte, gaben Beppo und Marcella dem österreichischen Offizier das Geleite zur Einschiffungsstelle. Sie versprachen, ihre Verbindung bis dahin zu verschließen, wo Rudolf von Horschach mit Urlaub nach Venedig zurückkehren und Marcella Cardelli austreten könne, wie es seiner Neigung zu der neugefundenen Schwester und seinem Dank für die selbstvergessene Liebe der kleinen Vacerte gebühre.

Der Traum.

Von

H. Bette.

II.

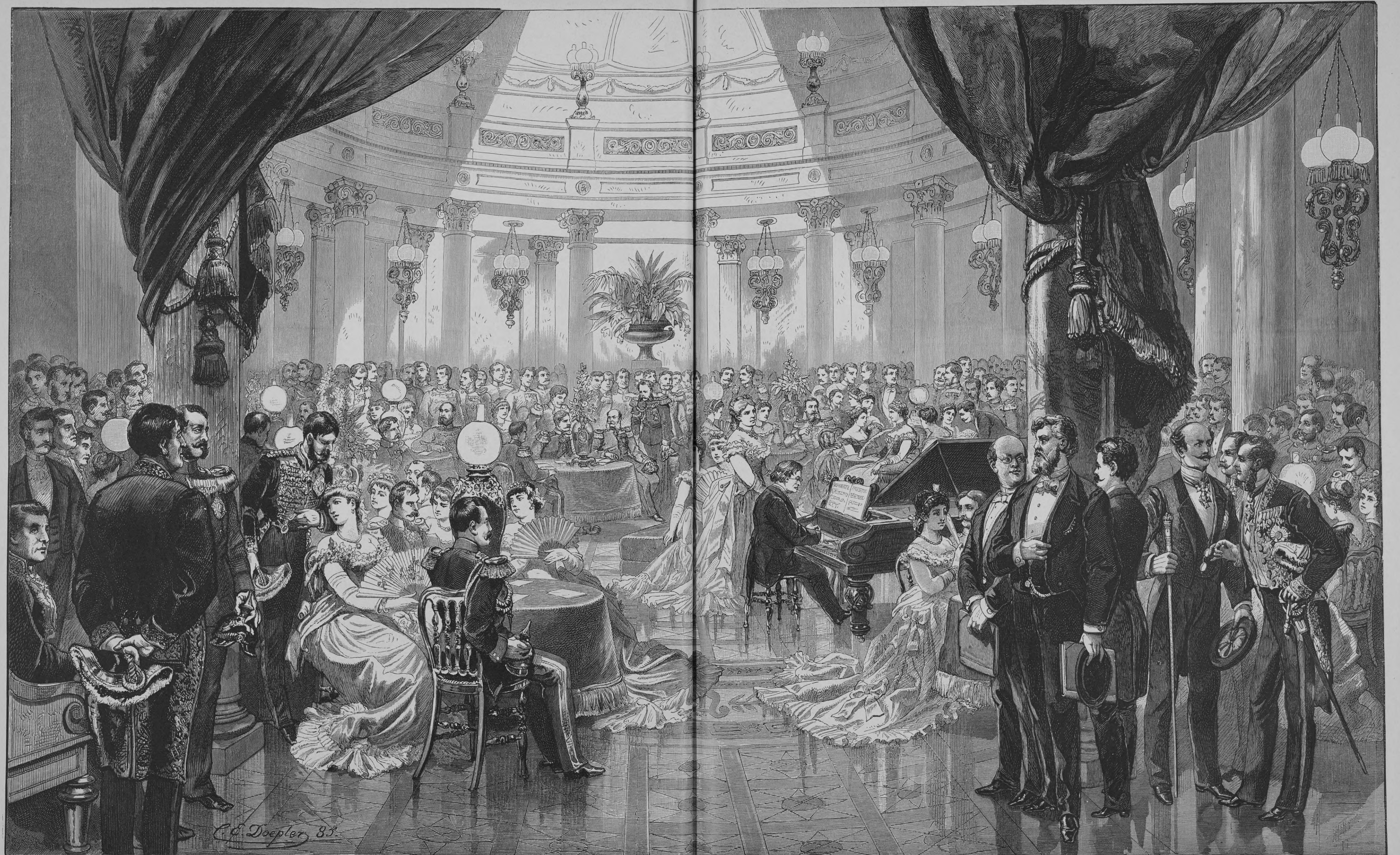
(Nachdruck verboten.)



ir haben von der Symbolik des Traumgehalts gesprochen; es gibt aber nur eine Symbolik, die man auch die Sprache der Natur oder des Weltalls nennen könnte; sie ist gar nicht so schwer zu verstehen, noch so zweifelhaft, wie so Mancher meint; versteht sie doch das Kind, das noch nicht reden kann, und zum Theil wenigstens das Thier. Ihre Begründung im Wesen der Dinge und ihrer Beziehungen zum Schöpfer einerseits und zu uns andererseits zu erörtern, ist hier nicht der Ort; es genüge, die Thatsache festzustellen, daß sie existirt und daß die gesamte Sprache, diese wundervolle Neußerung des Menschen, auf ihr beruht. Seit die Welt existirt und Menschen denken ist Finsterniß, Nacht, die schwarze Farbe, Synonym und Symbol vom Bösen, von Kummer, Angst, Sorge, Schmerz; reines, helles Licht, Weiß dagegen vom Guten, von Freude und Unschuld; ist ein Hinaussteigen, Sicherheben, Indiehöhegehen, wie hundertfältig in der Sprache, so auch in Wahrheit ein Bild des geistigen Gemüths, der seelischen Erhöhung; man vergleiche damit beispielsweise den erhöhten Sitz jedes Herrschers, den Thron des Königs, die Thürme und Wälle. Ein Fallen, Versinken, Entnehmen einer niedrigen Stellung ist überall ein Bild des Gegenheils, dessen, was die Sprache wieder symbolisch herunterkommen nennt. Immer und überall, in der Architektur wie in der Handschrift, in der Sprache wie in der Kunst bedeutet die gerade, ungebogene Linie Geradheit, die Kurve Biegsamkeit, die eckige, zerrissene eben solches Wesen; nirgends und bei keinem Volk ist es je einem Menschen eingefallen, das Weichen zum Symbol des Hochmuths, noch den Tiger zu dem der Unschuld zu machen; ebensowenig wie je ein Künstler, Maler oder Dichter einen gestrengen, gewaltigen Herrscher in mildem himmelblauen Gewand darstellte, oder ein sanftes Gretchen in blutrothem Kleid, oder den alles Leben mit Ingrimm hassenden Mephistopheles in fröhliches Frühlingsgrün kleidete. Ueberall, wo wir hinsehen, auf der Straße und auf der Bühne, in der Kirche und im Palast, in den Möbeln und im Anzug, in der Sprache und in der Poesie ist Symbolik und nichts als Symbolik, und zwar immer die gleiche; oder was sind Krone und Szepter des Königs, Talar des Richters und Rock des Priesters, Kopfbüsch der Dame und Uniform des Soldaten anders als Symbole, anders als ein nach außen Zeigenwollen des innern geistigen Kerns, denn, wie der philosophus teutonius J. Böhm so treffend sagt: „Das Innere drängt stets zur Offenbarung“. Woran beruht der Werth vom Orden im Knopfloch und von der Fahne des Regiments, wenn nicht auf ihrer Symbolik? — Deffnen wir einen Roman, welche Fülle von symbolischen Ausdrücken braucht nicht der Autor, um uns recht anschaulich seine Charaktere vorzuführen, und besonders den Helden mit dem geistvollen Blick, mit den kühnen Zügen; mit dem beliebten farftastischen Zug um den Mund, die Heldin mit den seelenvollen Augen, dem reinen Profil, dem schwebenden Gang uns deutlich vorzumalen.

Kurz, es mußte ein Mensch geistig sehr kurzfristig sein, der nicht erkannte, oder wenigstens fühlte oder ahnte, was für eine ungeheure Rolle die Symbolik in unserem Dasein spielt, ja wie sie geradezu die Basis aller Kunst und aller Poesie, alles Gefühls und aller Gemüthlichkeit bildet, weil sie auf einem unzerreißbaren, das ganze irdische Leben von der Wiege bis zum Grab umfassenden Band zwischen dem Menschen und dem Weltall beruht.

Ist das aber der Fall, und gibt es nur eine einzige allgemeine gültige Symbolik, so werden wir in derselben den Schlüssel zur Symbolik des Traums finden und die Grundzüge einer Deutung des Traumgehalts daraus entwickeln können. Nicht aber werden wir unseren Lesern ein encyclopädisches Traumbuch vorlegen, aus dem sie nach alphabetischem Register die Deutung jedes ihrer Träume erfahren könnten. Sind nämlich einerseits die Grundgedanken der Symbolik leicht zu erkennen, so zeigt sich andererseits, sobald man tiefer eindringen will, diese Sprache als eine so ungeheuer reiche, als eine so unendlich biegsame, sich jeder Individualität und allen ihren Gefühlen und Anschauungen sich anpassende, daß man bald zur



C. E. Doepler 85.

Prinz Friedrich Karl.

Kaiser Wilhelm.

Kronprinz.

Artzt.

Kronprinz.
Tauber.

Kaiserin Augusta.
Kronprinzessin.

Genl. Niemann.

Graf Perponcher.

Eine Konzert-Soirée im kaiserlichen Palais zu Berlin. Originalzeichnung von Professor Carl Emil Doepler.

Erkenntniß kommt, daß, wie nie zwei Menschen das gleiche Gesicht, oder den gleichen Gang, oder die gleiche Stimme, oder die gleiche Handschrift haben, so auch nie zwei gleich träumen. Ihre Traumbilder und der ihnen zukommende Werth wird stets von Charakter, Erziehung, Umständen, Stimmung, ja von den Sitten und Gebräuchen ihrer Umgebung abhängen, weshalb zu allen Zeiten die ernstesten Traumdeuter es zur Bedingung einer richtigen Auslegung machten, daß man vorher sie mit dem gesammten Lebens- und Ideenkreis, mit dem leiblichen und geistigen Standpunkt des Träumers vertraut mache. Demnach schon wird kein Traumbuch nach Art eines Verikons stete und zuverlässige Auskunft über Werth und Bedeutung eines jeden Traumgebichts erteilen, wo noch hinzukommt, daß bei Weitem die meisten, in gewinnlicher Absicht geschriebenen, sich auf ein verstandloses Abschreiben alles dessen, was ihnen in den Wurf kommt, beschränken.

Forschen wir nun nach diesen Grundgedanken der Traumsprache, so werden wir darüber erstaunen, wie auch sie, in schönem Einklang mit Sprache und Poesie, mit den Bildern der Ekstase und der Vision, sich innig an das angeborene Gefühl des Menschen anschließend, so treffend und so wahr, auch so leicht verständlich sind.

Zuerst und mit richtigem Griff drückt die Traumsprache das allgemeine Menschliche, die Elemente des Seins, durch die Elemente der Natur aus. — Das Feuer, die Flamme, das Licht bezeichnen in der Traumsprache den höchsten aktiv thätigen Geist, wie er sich, sei es im Menschen, sei es in anderen Wesen, individualisiert. So erzählt die jüdische Tradition: Sotach, der Vater Elia, habe bei der Geburt des mächtigsten der Propheten geträumt, er sehe um das Söhnlein Männer in weißen Kleidern, die demselben ehrerbietig statt der Speise lodende Feuerflammen dargereicht hätten. — So träumte Olympias vor der Geburt Alexander des Großen, der Blitz schlage vom Himmel in ihren Schooß und sie gebäre ein großes Feuer (Blutarch). In der Nacht aber, wo Alexander zur Welt kam, brannte der Tempel der Diana zu Ephesus ab, und die Magier riefen, jammernd die Stadt durchziehend, dieser Brand bedeute einen noch viel größeren und ein Mann müsse geboren sein, der ganz Asien in Brand stecken werde. So träumte die fromme Meth, die Mutter des heiligen Bernhard, sie sehe ihren später durch seine Frömmigkeit so hell strahlenden Sohn von Flammen umgeben, die ihn aber nicht verzehrten, sondern nur erhellten; während die Mutter des heiligen Dominikus, des Gründers der Inquisition, ihrerseits erschrocken träumte, sie gebäre einen feuerpeinenden Hund; bekanntlich nannten sich die Dominikaner Domini canes, Hunde des Herrn. — Ebenso soll am 15. August 1769 Friedrich der Große geträumt haben, es falle ein Stern vom Himmel herab, der einen solchen Glanz um sich verbreite, daß er, von demselben geblendet, in große Bedrängniß gerathen sei; in der Nacht aber wurde Napoleon I. geboren (Magison von J. Kerner, I. S. 363). Und wenn fallen nicht zahlreiche Ausdrücke ein, welche in Uebereinstimmung mit dieser Traumsprache in allen Sprachen und zu allen Zeiten von brennendem Zorn, von Liebesglut, von verzehrender Leidenschaft, von feurigem Geist, von einem Aufwallen oder Ausflodern der Begeisterung u. s. w. sprechen und das Feuer zum Symbol des Geistes und seiner Aeußerungen machen! (Vergleiche den feurigen Busch bei Moses, die Feuerzungen an Pfingsten und Offenbarung 4, 5: „Die sieben Faceln sind die sieben Geister Gottes“.) Im Einklang damit wird stets im Traumgebicht ein klares Licht, helle Flammen Gutes, eine frische, fröhliche geistige That oder Thätigkeit andeuten; trübes, rauchendes Feuer dagegen stürmische Geisteszustände, Haß, Zank, Feindschaft.

Ist das Feuer ein Sinnbild des individualisirten göttlichen Geistes in seiner höchsten verzehrenden Thätigkeit, so wird nicht weniger treffend das allgemeine Schalten und Walten des Geistes, ob gut oder böse, und auch seine mehr passive oder neutrale Individualisirung wie im Bewußtsein der Menschheit, so auch in der Traumsprache durch den Wind und sein Wehen charakterisirt, woran schon die Ausdrücke rhuach, hebräisch: Geist, wörtlich: Hauch; ferner pneuma, anima, das französische expirer, rendre la dernier souffle, im Deutschen: Lebensodem, Inspiration, Wehen des Geistes, sein Leben aushauchen erinnern; vergleiche ferner den bekannten Spruch: „Gott blies ihm ein den lebendigen Odem“, den an Mikodemus: „Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ist ein Jeglicher, der aus dem Geist geboren ist“ (Joh. 3); das Wehen und Brausen des Geistes im großartigen Gesicht der Todtengebeine des Hefeitel und am Pfingstfest. So sieht Daniel im Traumgebicht die vier Winde auf dem großen Meer gegen einander stürmen und aus diesem Wehen und Schaffen des Geistes die vier Weltreiche entstehen, und dieser Auffassung der freien und unsichtbaren, Alles durchdringenden Luft als Symbol, dem Wehen des Geistes entsprechend, werden auch ihre Bewohner, die Vögel, zu Typen der untergeordneten Geister. Vergleiche die Vogelschau der Alten, den Adler des Jupiter, die Raben des Odin, den weißen und schwarzen Vogel in der Frithjofsaage, die Vögel in der Parabel des Samanns u. s. w.

Stellt die Luft, der Wind das Wehen des Geistes dar, so ist es eine richtige Anwendung und Erweiterung dieses Symbols, wenn das Traumgebicht durch die Beschaffenheit der Luft, der Atmosphäre, durch das Wetter unsere Stimmungen, die mehr passiven Geisteszustände ausdrückt; sagt doch der Volksmund: „Er sieht lauter Sonnenschein“, oder: „Er macht ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter“, und spricht von stürmischer Laune, von wetterwendlichem Charakter, von trüber Stimmung, von Benebeltheit u. s. w. — Ebenso bedeuten im Traum klare Luft, helles Wetter, blauer Himmel heitere Stimmung, helle Geisteszustände; trübes, schlechtes Wetter das Gegentheil. So träumte ein Mann, der am Vorabend einer wichtigen, sein ganzes Leben beeinflussenden Entscheidung zu stehen wählte, der weit sich hinstrückende Himmel sei ganz gleichförmig trüb und grau, dabei rege sich kein Lüftchen, nur in weiter Ferne erglänze ein einziger Stern. Zu seinem Erstaunen mußte er nun mehrere Monate in allerdings ruhiger, aber trüber Stimmung warten, bis die erwünschte Entscheidung, und zwar in günstigem Sinn, erfolgte.

Fragen wir aber, was das Wasser in der Vision- und Traumsprache bedeutet, so finden wir, daß dieses Element des

Werdens, ohne das auf Erden keine Formveränderung, kein Wachstum und keine organische Entwicklung möglich wäre, auch in tiefstimmiger Weise stets das Werdende, das heißt die beständig aus der Gegenwart sich entwickelnde und wachsende Zukunft darstellt. — So stiegen die sieben Rührer des Barao aus dem Flusse Nil, das Hauptfaktor der Fruchtbarkeit Aegyptens und also der sieben zukünftigen guten und schlechten Jahre. So stiegen, wie schon oben erwähnt, die die vier Weltreiche darstellenden Thiere bei Daniel aus dem Wasser, nicht aber dießmal aus dem doch dem Träumenden naheliegenden Euphrates, sondern, ihrer Weltbedeutung entsprechend, aus dem Weltmeer. Ist aber in der gedrängten Vision- und Traumsprache das Wasser das Bild des Werdens, der Zukunft und zugleich als Meer, als Ozean mit seinen zahlreichen Wellen ein Bild der gesammten, wie Meereswellen brausenden, die Zukunft unaufhörlich ausarbeitenden Menschheit, so wissen wir damit schon, was das so häufige Träumen von trübem, schlammigem, tiefgefährlichem oder auch von stürmischem, brausendem, tobend schäumendem Wasser zu bedeuten hat, nämlich eine eben solche Gegenwart oder Zukunft. Weil aber das irdische Leben und die tägliche Zukunft dem Menschen weit mehr Leid, Sorge, Mühe und Schmerz als Freude und Glück bringt, erklärt sich daraus die wohl etwas einseitige Ansicht mehrerer Traumdeuter, die Wasser schon an sich als Zeichen von Trübsal, Krankheit und Noth bezeichnen, was wohl nur in den Fällen richtig ist, wo mit diesem Bild Trübe, Tiefe, Sturm und beim Träumen ein unbehagliches Gefühl der Furcht oder der Angst sich verbindet. Thatsache ist es jedenfalls, daß es kaum ein so allgemeines, zu allen Zeiten und bei allen Völkern auftretendes Traumbild gibt als Wasser überhaupt, sich selbst und Andere im meist trüben Wasser sehen, und zwar gewöhnlich als Zeichen einer bevorstehenden Krankheit oder sonstigen Leides. Das stimmt wieder zu Ausdrücken wie: „Das Wasser geht ihm bis an den Hals“, „Die Sache ist in's Wasser gefallen“, zu dem biblischen: „Alle deine Wasserfluten gehen über mich“, „Es gingen Wasser allzu hoch über unsere Seele“, „Errette mich von großen Wassern“, „Ich bin in tiefem Wasser und die Flut will mich ersaufen“ u. s. w. (Psalmen), und zu der wegen ihres Bekanntseins nicht beachteten, aber immerhin merkwürdigen Thatsache, daß im größten Leid der Mensch Thränen absondert. Derselben Anschauung vom Wasser begegnen wir in dem Traum der Tochter des Polykrates, welche das furchtbare, ein langes Erderglück aufwiegende Ende ihres Vaters kummererfüllt dadurch angedeutet sah, daß sie ihn vom Regen des Zeus gewaschen erblickte. Wie Parzifal, die Schwester Montezuma's, den ihr bevorstehenden Tod als einen breiten, fürchterlich brausenden Strom sah (Splittgerber, Schlaf und Tod, II. S. 29), hat ihn schon Mancher im Traum vorausgesehen, und unter diesem Bild stellt ihn auch der treffliche Allegoriker Bunyan in seiner „Pilgerreise“ dar.

Bekannt ist die damit verwandte Symbolik, womit der Traum die Thränen, sie als etwas Schönes, Kostbares ansehend, durch die in der Tiefe der Gewässer erzeugten Perlen darstellt. So sah im Traum die Königin Maria von Medicis am Vorabend der Ermordung ihres Gemahls, Heinrich IV., alle ihre Diamanten in Perlen verwandelt.

Unter dem Bild des vierten Elements, der Erde, auch der Materie im Allgemeinen, von Sand, Spreu, Roth, Rehrich, Steinchen, Muscheln am Strand, trockenen Blättern, Laub malt uns, schon nach den Beobachtungen der Alten, der Traum mit harter Wahrheit, unseres Geistes, unserer Abjacht und unserer Verblendung spottend, das vielgesuchte, heißbegehrte Geld und ebenso das Reichwerden als Spreu, Erdbessen, Spreu, dürres Laub, Sandaniameln; (auffallend ist es, daß mit ähnlicher Symbolik in so vielen Volksmärchen trockene Blätter sich in Geld oder Gold verwandeln) wie er überhaupt von seinem wahren Standpunkt aus oft trauert über das, was uns im Wachen freut und verberbt, in schönen und erfreulichen Bildern dagegen uns Bitteres und Unangenehmes, aber Heiliges vorführt.

Wie die Sprache in zahlreichen Ausdrücken, so faßt der Traum den Menschen und speziell den guten, wohlthätigen, für sich ruhig lebenden Menschen als Pflanze, als Baum auf. Wie oft ist von Dichtern ein liebliches Mädchen mit einer Rose, ein starker Mann mit einem Eichbaum verglichen worden; wir sprechen ferner von Völkern, von Stammesbaum, von Sprößlingen einer Familie, von blühenden Gestalten, von Früchten (gleich Werken); die Franzosen von souche, rejets, verbe viellesse, être moissonné par la mort etc. Man vergleiche ferner den bekannten Spruch: „Alles Fleisch ist wie Gras und seine Herrlichkeit wie das Graue Blume“, das Bild: „Der Gerechte ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit“ (Psalm 1), verschiedene Parabeln und die biblischen Ausdrücke: „Bäume der Gerechtigkeit“, „Pflanzen des Herrn“ und so viele andere. So träumte Aftages, aus seiner Tochter Mandane Schooß wachse ein Weinstock hervor, welcher ganz Asien überschattete, was die Magier auf die zukünftige Weltherrschaft ihres Sohnes Cyrus deuteten (Herodot I. 107). Ebenso und in gleichem Sinn sieht sich Nebukadnezar im Traum als mächtigen, weithin die Erde beschattenden, allen Thieren und Vögeln Schutz gewährenden Baum. So träumte ein Vater, er reise aus der Erde eine ihm sehr liebe Pflanze und der Boden erscheine ihm blutig; und am folgenden Tag muß er seinen vom Mähtrab zerdrückten Sohn in's Haus tragen und das rinnende Blut färbt den Weg. So sieht eine Frau im Augenblick, wo ihr Mann von ihr entfernt stirbt, einen schönen, immergrünen Baum und hört dabei die Worte: „Der Gerechte wird grünen in Ewigkeit“.

Als Thiere vertritt das Träumen feindliche, böse, mächtig auftretende Menschen und Widerjager, und das ängstliche Fliehen oder Nichtfliehenskommen vor einem verfolgenden Ochsen oder Stier gehört zu den häufigen Traumgebichten, einen uns bedrohenden oder bedrängenden Feind bedeutend. So träumte dem Kalifen Omar, daß ein weißer Hahn (gleich bedeutend mit Kampf- und streitsüchtiger Mensch; vergleiche den gallischen Hahn) dreimal mit seinem Schnabel nach ihm hatte; kurze Zeit darauf starb er durch drei Dolchstiche, die ihm von Fritz beigebracht wurden; derselbe trug Weiß als seines Stammes Farbe (Dr. Pfaff, Das Traumleben, S. 101). — So träumte ein Institutsvorsteher, er sehe auf sich einen kleinen schwarzen

Stier zukommen, der ihm höchst unangenehme Empfindungen verurliche; derselbe verwandle sich aber in einen dem Träumenden anfangs auch nicht sehr sympathischen Hund, der schließlich zu einem schönen großen Neufundländer wurde, sich ihm zu Füßen legte und ihm die Hände leckte. Am nächsten Tage brachte man ihm einen jungen Mann zur Erziehung, von dem er sofort den Eindruck bekam, er werde ihm große Schwierigkeiten bereiten und sich gänzlich unlenksam erweisen. Inzwischen hielt sich der Jüngling unerwartet gut und es dauerte nicht lange, bis er ein treuer und ergebener Freund des Betreffenden wurde.

Auch die Vision ist voll von ähnlichen Sinnbildern; man vergleiche Daniel und die Offenbarung; und fast überflüssig ist es, zu bemerken, wie die Sprache zu allen Zeiten den Menschen, seinen Haupt Eigenschaften entsprechend, bald als Löwen, Adler, Stier, bald als Tiger, Hund, Schlange, Wolf, Fuchs aufstiehet und darstellt, wie schon David, von seinen Feinden sprechend, ausruft: „Große Farren haben mich umgeben“, „Hilf mir aus dem Rachen des Löwen und errette mich von den Einhörnern“.

Wie nicht anders zu erwarten, so ist auch für den Traum der menschliche Körper eine reiche Quelle von Bildern, die sich meist auf Familienmitglieder beziehen. Wie in allen Sprachen der Kopf stets Sinnbild des Führers, des Familienvaters ist, und wir von einem Menschen sagen: er ist mein rechter Arm, meine rechte Hand. Demnach bedeutet schon bei den Alten das Haupt im Traum meistens den Vater; die Arme die Geschwister, der rechte auch den Vater, den Sohn, den Freund, überhaupt Denjenigen, von dem wir im Wachen zu sagen pflegen: er ist meine rechte Hand; die Linke mehr die Gattin, die Mutter, die Schwester, die Tochter: die Füße die Diener und Mägde, da sie meist für uns gehen; ferner ippiges Paar Stürze (vergleiche Simson und die rois chevelus in Frankreich, bei denen das Abschneiden des Haars der Abiehung gleichkam); langer weißer Bart Weisheit; Magen und Eingeweide dagegen Familiengut und Besitz. So träumte Jakob, König von Schottland (Merle d'Aubigne, Histoire de la Réformation III. S. 163), daß ihm zuerst der rechte, dann der linke Arm abgehauen wurde. Als er zitternd und in großer Angst aufwachte, brachte ihm ein Bote die Nachricht, sein Sohn Arthur sei todt; kurz nachher kam ein zweiter Bote von St. André und meldete, daß sein zweiter Sohn Jakob todt gestorben sei; da versank er seinen Traum und klagte, jetzt sei er allerdings seiner Arme beraubt.

Endlich ist für den Traum wie für die Symbolik überhaupt auch die Kleidung höchst bedeutungsvoll. Nacktheit ist immer, auch biblisch, in allen Sprachen, seit Adams: „Ich fürchtete mich, denn ich bin nackt“, ein Bild irgend einer Blöße, sei es auf geistigem, intellektuellem oder materiellem Gebiet. Schmutzige, zerlumpte, zerrissene, dunkle, schwarze Kleider haben im Gegentheil zu reinen, schönen, weißen, reichen eine leicht zu erkennende symbolische Bedeutung. So träumte Alexander der Große vor der Ermordung des Klitus, er sehe ihn anstatt in der gewöhnlichen glänzenden Rüstung in schwarzem Kleid zwischen den schon verstorbenen Söhnen des Parmenion stehen. — So träumte der mit der heiligen Elisabeth bekannte Mönch Martin, er sehe sie, die doch immer so einfach war, in prächtvollen Kleidern, und drückte ihr sein Erstaunen darüber aus, worauf die fromme Fürstin ihm antwortete: „Mein Bruder, ich habe meinen Stand geändert“. Sie war aber in derselben Nacht von ihm entfernt gestorben. — So träumte Jemand, er stehe unbeliebt vor mehreren Bekannten und schäme sich sehr; am nächsten Tag mußte er unerwarteten Forderungen gegenüber stehen, er habe kein Geld, wobei das gleiche Gefühl von Scham und Entblößung ihn überkam.

Es wird nun wohl, abgesehen von solchen, die von vornherein ihren Prinzipien und Anschauungen zuliebe entschlossen sind, dem Traum keine Bedeutung anzuerkennen, ein Jeder zugeben, daß die eben in groben Zügen gezeichnete Symbolik eine richtige und wahre ist und daß sie sich schön und treffend an die allgemeine Anschauung der Menschheit, wie diese sich in der Sprache und im Leben abspiegelt, anlehnt.

Erzogherzog Friedrich Wilhelm von Baden und Prinzessin Hilda von Nassau.

(Siehe die Porträts Seite 717.)

Als in Karlsruhe in den Nachmittagsstunden des 27. April die Freudenbotschaft von der in Wien erfolgten Verlobung des Erzherzogs Friedrich von Baden mit der liebrenden Prinzessin Hilda von Nassau sich verbreitete, feierte die Residenz das frohe Ereigniß wie ein großes, gemeinsames Familienfest, die Straßen hüllten sich in Flaggenhimmel und im Theater gab man bei festlich beleuchtetem Hause „Preziosa“. Wohl nicht ohne tiefere Absicht hatte man gerade diese Apotheose einer treuen, alle Hindernisse besiegenden Liebe als Festspiel gewählt. Auch der ritterliche Prinz hatte lange und unbeirrt um seine reizende Preziosa geworben, auch diese beiden Liebenden hatten durch ihren Bund Gegenstände auszugleichen und eine Lust zu überbrücken, und das gottvertrauende Wort Preziosa's: „Auf den Himmel mußt du bauen, nur der Himmel fügt das Ende“, konnte dießmal in einem doppelten Sinn verstanden werden. Die Liebe war hier einmal gekommen wie die Taube mit dem Olivenzweig, und wie ein Friedenswort empfand ganz Deutschland die Vereinigung des verlobten Paares, dessen jugendfrische Bilder das Titelblatt dieser Nummer schmücken. Geboren am 5. November 1864 zu Biebrich a. Rh. als die jüngste Tochter des Herzogs Adolf von Nassau und der Herzogin Adelheid erblickte Prinzessin Hilda im Schooß der Familie in stiller Zurückgezogenheit zu der düftigen Krippe, als welche sie Prinz Friedrich bei einem längeren Besuch auf Schloß Königstein im Taunus, der zeitweiligen Sommerresidenz des herzoglichen Paares, kennen und lieben lernte. Dort in der herrlichen, romantischen Waldeinsamkeit mögen die beiden Herzen sich gefunden und im stillen jenen Bund geschlossen haben, der am 27. April im herzoglichen Palais in Wien die elterliche Sanction erhielt und der in dem landesväterlichen Schreiben des Großherzogs

von Baden an den Minister Turban als ein Verlobniß aus innigster Herzensneigung geschildert wird. Der Prinz, der sich solcherweise seine schöne Braut wie ein echtes Dornröschen aus dem Waldschloß im Taunus heimholte, steht gegenwärtig im sieben- und zwanzigsten Lebensjahre. Der zukünftige Beherrscher Badens, ein Enkel des greisen deutschen Kaisers, begleitet zur Zeit den Rang eines Majors à la suite des 1. Grenadierregiments zu Fuß und des 1. badijchen Leibgrenadierregiments No. 109 und ist gegenwärtig dem 1. Gardeulanenregiment attachirt. Er empfing eine ausgezeichnete wissenschaftliche und militärische Erziehung und hatte während der langen Krankheit seines Vaters Gelegenheit, seinen Regentenberuf in glänzender Weise zu betheiligen. Möge der glückliche Stern, der das junge deutsche Fürstenpaar zusammengeführt, auch in Zukunft über ihm leuchten und es ihm immerdar vergönnt sein, mit dem eigenen Glück auch das Glück und den Frieden von Völkern zu begründen und zu befestigen.

Eine Konzertsoirée im kaiserlichen Palais zu Berlin.

Von
Ludwig Pietsch.

(Siehe das Bild S. 720 u. 721.)



Streng regelmäßig nach demselben Programm vollziehen sich während jeder Wintersaison die Feste am kaiserlichen Hof zu Berlin. Während der Dauer des eigentlichen Karnevals ist deren Haupt Schauplatz das alte Königschloß zwischen Lustgarten und Schloßplatz. In dessen Paradedammern, welche in ihrer ganzen Anlage und Dekoration das prachtvolle Gepräge der Schlüter'schen Epoche, ja des ganz persönlichen architektonischen, plastischen und dekorativen Genies jenes großen Meisters des siebenzehnten Jahrhunderts tragen, und in dem daran grenzenden „weißen Saal“ finden in dieser Zeit jene mit allem Pomp der Majestät in Szene gesetzten Feste, die großen Bälle, die Desfilcoursen, das Ordensfest und das Konzert statt; eine Reihe, welche der Fastnachtball in der Nacht vor Aschermittwoch schließt. Von da ab unterbricht im Schloß und im Palais kein Ballfest mehr die Ruhe der vorübergehenden Zeit. Nur an des Kaisers Geburtstag wird der weiße Saal noch einmal der Schauplatz einer glänzenden und eigenthümlichen Feier. Da gegen beginnen erst in diesen Wochen zwischen Fastnacht und Ostern die intimen Feste bei den Majestäten in jenem Palais am Ausgang der Linden und am Opernplatz, welches Kaiser Wilhelm bereits in der Zeit bewohnte, als er noch Prinz von Preußen war. Seine verhältnißmäßig recht bescheidene innere Einrichtung entstammt überwiegend noch der Schinkel'schen Epoche, wie das ganze Haus selbst. In seinem Erdgeschosse am Ostende der Front liegt bekanntlich jenes historische Arbeitszimmer Kaiser Wilhelm's, an dessen Fenster er sich zuweilen den am Fuß des Friedrichsdenkmals zu gewissen Tagesstunden sich sammelnden Volksgruppen zu zeigen pflegt. In zwei Sälen des oberen Geschosses aber finden jene Festlichkeiten statt, welche den populären Namen die „Donnerstage der Kaiserin“ führen. Es sind Konzerte, von den besten, von den Majestäten besonders geschätzten Kräften ausgeführt. Das Programm derselben wird nach den persönlichen Wünschen der Kaiserin durch den Oberhofmarschall Grafen Perponcher, den Generalintendanten Herrn v. Hülßen, den Direktor der Oper Herrn v. Strang und den Hofkapellmeister Professor Taubert festgesetzt. Für die kleineren dieser musikalischen Soirées wird der rothe Saal auf der Osthälfte des Hauptgeschosses gewählt, für die größeren, zu welchen bis über 200 Einladungen ergehen, der große, kreisrunde, weiße Kuppelsaal des Palais. Ein solches Hofkonzert ist es, welches die Zeichnung Professor Döpler's schildert. Das Arrangement und der Verlauf dieser Konzerte ist in beiden Sälen sehr ähnlich. Ganz eigenthümlich ist es ihnen, daß der Kaiser, die Kaiserin und die Mitglieder des Könighauses und die höchsten Spitzen der dazu eingeladenen Hofgesellschaft den musikalischen Vorträgen der Künstler in kleinen Gruppen um runde, mit sammetnen Decken überbreiteten Tischen zuhören, deren jedes mit reich gefüllten Blumenvasen und Schalen geschmückt ist. Für die vortragenden Künstler ist im rothen Saal wie in der Rotunde kein besonderes abgeschlossenes Podium errichtet und der Flügel ist hier nahe den die obere Galerie stützenden Säulen placirt. Die Künstler halten sich in dessen Nähe und treten zu dem Instrument vor, an welchem Hofkapellmeister Taubert zum Gesang begleitet. Kaum jemals fehlte unter den in diesem Konzert Mitwirkenden die große Meisterin des Gesanges, welche im Januar vor fünf- und zwanzig Jahren, eine unbekannte junge Sängerin, zum ersten Male in der italienischen Oper im Berliner Viktoria-theater auftrat und sich im Sturme die Gunst und Bewunderung des gesammten Publikums ebenso wie der Kritik und der Kunstgenossen eroberte: Desirée Artôt. Kaiserin Augusta beglückte dieselbe durch eine Werthschätzung, die während eines Vierteljahrhunderts niemals von ihrer Wärme eingebüßt hat; eine Schätzung, welche übrigens der Dame, der mit allen besten Gaben des Geistes und Gemüths reich gesegneten Frau, nicht minder gilt, als der außerordentlichen Künstlerin. Wobin Desirée Artôt ehemals auch ihr ruhelos wanderndes Künstlerleben führen mochte, zu den Donnerstagen der Königin und Kaiserin durfte sie und ihr Gatte der Sänger de Padilla in Berlin nicht fehlen und ebensowenig bei der musikalischen Aufführung zur Feier des kaiserlichen Geburtstages im weißen Saal des Königschlosses.

Während der Dauer des Konzertes sitzen die Majestäten nicht an demselben Tische. Zuweilen ist um den Kaiser ein Kreis von ihm besonders werthen Damen der Hofgesellschaft, die Gräfin Danfmann und ihre Schwester, Gräfin Perponcher u. A., versammelt. Auf unserem Bilde aber erscheint Seine Majestät nur in der Gesellschaft einiger fürstlichen Offiziere. Die Kaiserin, an deren Tisch hier die Frau Kronprinzessin ihren Platz genommen hat, während der Kronprinz hinter der Gruppe steht, versammelt bei diesen Gelegenheiten sonst mit Vorliebe einzelne Damen aus den Kreisen der erbgesehnen Fürstinnen, die Gattinnen der Votgeschäfter oder Letztere selbst um sich. An dem Tischen zur Linken im Vordergrund sehen wir, zu einem Cavalier in reichgezierter Hof-

uniform zurückgewendet, Prinzessin Friedrich Karl. Die geladenen Herren bilden zwischen den Säulen der gegenüberliegenden Seite des Saals eine lebendige Wand. Das Konzert ist in vollem Gange. Frau Desirée Artôt de Padilla's Gesang, distret von Taubert auf dem Flügel begleitet, erklingt heben durch den lichtdurchstrahlten Kuppelsaal. Fräulein Vili Lehman, in ihrer nächsten Nähe auf einem lehnlosen Polstersessel sitzend, wartet, daß die Reihe an sie kommt. Die nächste Nummer des Programms scheint eine von ihr zu singende Arie zu sein. Im Vordergrund zur Rechten stehen die drei beliebtesten und gefeiertsten männlichen Stützen der Berliner Oper, bereit zum Flügel zu treten, wenn der Moment für sie gekommen ist: Weg, der Baritonist, dessen Stimme an Dauerbarkeit, an herrlichem, ebenso kraftvollem als einschmeichelndem Wohlklang von der seines Lebenden übertrifft wird; Albert Niemann, der große dramatische Heldentenor, der auch im Tract, am Konzertflügel eine Arie singend, die packende dramatische Gewalt kaum minder bewährt, als da, wo er mit seiner ganzen Erscheinung und Darstellung so gut wie im Gesang die Heroengestalten der großen Meister des musikalischen Dramas verkörpert, und Ernst, der lyrische Tenor, dessen süße und liebliche Stimme sich doch auch bereits zum Organ des Ausdrucks energischer Empfindungen und männlicher Leidenschaft mehr und mehr herausgebildet hat. In der nächsten Nähe dieser Herren steht Graf Perponcher, der Oberhofmarschall — bei diesen Konzerten nicht in der goldstrotzenden Tracht seiner Charge, sondern im Tract mit dem großen Ordensbände über der Weste, im Gespräch mit einem Großwürdenträger des Reichs.

Sobald das Konzert beendet ist, erheben sich der Kaiser und die Kaiserin, um eine Tournee durch den Saal zu machen und hier und da Cercle zu halten. Nie versäumen es die Majestäten, dabei in verbindlicher, liebenswürdiger Weise das Wort auch an die Künstler zu richten, welche in dem Konzert mitgewirkt hatten. In der vollendeten ritterlichen Galanterie, Anmuth und Feinheit, womit der Kaiser den Sängern und Musikern, deren Leistungen sein besonderes Wohlgefallen erweckt haben, seinen Beifall auszudrücken pflegt, ist Seine Majestät ohnegleichen. Den Schluß des Abends bildet das Souper. Auch dessen Arrangement ist ganz eigenthümlich. Es wird auf den bereits erwähnten Tischen servirt, über deren rothe Sammetdecken indeß für diesen Zweck Serbietten gebreitet werden. Bei diesen Soupers, bei welchen meist kalte Speisen aufgetragen werden, geht es verhältnißmäßig zwanglos und heiter zu. Die Kaiserin selbst nimmt nie daran Theil, sondern zieht sich vor dem Beginn in ihre Gemächer zurück. Es wird rasch abgeseist und um Mitternacht hat jedes dieser musikalischen Donnerstagfeste sein Ende.

Das Kirnischthal bei Hinterhermsdorf.

Von
H. Schäfer.

(Siehe das Bild S. 729.)



Von Dresden bringt uns das Dampftröb in anderthalbstündiger Fahrt nach dem „sächsischen Nizza“, dem freundlichen, feinen Badeort Schandau. Die Mehrzahl der Touristen schlägt von hier aus die bekannte Partie: Ruhstall; Kleiner und Großer Winterberg, Prebischthor, Herrnskreitzchen ein, läßt die sogenannte „hintere oder wilde sächsische Schweiz“ im wahren Sinne des Wortes links liegen und verzichtet damit auf einen Naturgenuß von so eigenartigem Reize, wie ihn — ohne Uebertreibung gesagt — kein deutsches Mittelgebirge zu bieten vermag. Mancher unserer Leser wird bei dieser Behauptung ein unglaubliches Lächeln nicht zu unterdrücken vermögen. Man hat ja bisher noch gar nichts von dieser unübertroffenen Perle landschaftlicher Schönheit gehört! Das mag schon richtig sein. Die meisten Schweizerführer von Profession fühlen keinen Beruf, ihre „Herrschschaften“ von der gewöhnlichen Bier- und Hotelfreude auf andere Bahnen zu lenken, und so wurden die wilden Partien dieses Erdeminkels nur von wegfundigen und passionierten Bergfexen und Waldläusern aufgesucht. Seit einigen Jahren hat sich aber hier Vieles verändert. Neben dem „Gebirgsverein für die sächsisch-böhmische Schweiz“ entfaltete der „Vaterländische Gebirgsverein Saxonica“ eine rasche Thätigkeit, die er fast ausschließlich dem Gebiete der hinteren sächsischen Schweiz widmete. Ueber vierhundert Wegweiser machen jetzt ein Verlaufen hier in dem Gemüthel von Waldwegen fast zur Unmöglichkeit; die sogenannte „Obere Schleife“ bei Hinterhermsdorf wurde mit zwei zuverlässigen Booten versehen und damit eine der brillantesten Gelpartien erschlossen; auch der vom Schwindel behaftete wird es angezogen der festen Geländer und Treppen gestroßt versuchen, die thurm hohen Felsstege zu ersteigen, um von oben einen Blick in die grüne Tiefe zu werfen, und so dürfen wir es schon wagen, die Aufmerksamkeit der Schweizbesucher auf unser neues Schatzkästlein zu lenken.

Von Schandau aus gibt es zur Erreichung Hinterhermsdorfs (nicht zu verwechseln mit Hermsdorf bei Königstein) drei Haupt- routen. Die erste ist die hochinteressante Sebnitzthalbahn. Sie läßt uns auf der neuen „Carolabrücke“ zunächst die Elbe passieren und führt uns dann durch das Ragsbach- und Sebnitzthal über zahllose Brücken und Dämme, durch lange Einschnitte und sieben bedeutende Tunnels in einstündiger Fahrt nach dem freundlichen Etättchen Sebnitz, das durch seine lebhaft betriebene Papier-, Blumen- und Feinverfabrikation sich weiten Ruf erworben hat. Von hier aus ist unser Reiseziel per Wagen in anderthalb Stunden zu erreichen.

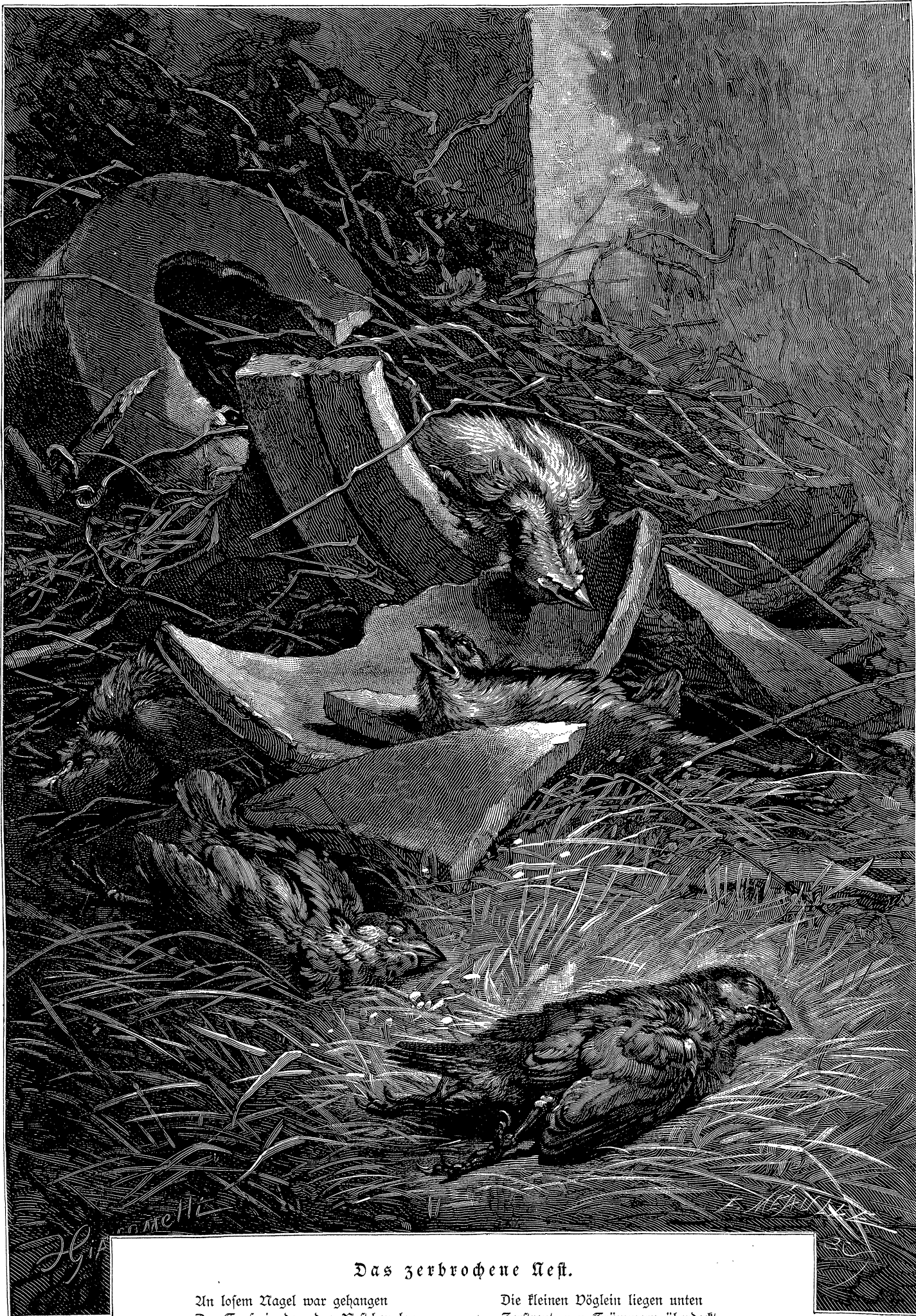
Die zweite Route bietet die Möglichkeit, die Hauptsehenswürdigkeiten der Hinterhermsdorfer Partien an einem einzigen Tage in Augenschein zu nehmen. Man mietet sich in Schandau einen Wagen und fährt durch das von hohen Felswänden eingeschlossene Kirnischthal am Deuthner und Lichtenhainer Wasserfall und zahlreichen romantisch gelegenen Mühlen vorüber in dritthalb Stunden bis Hinterhermsdorf; während man nun die einzelnen Punkte besucht, lenkt der Rührer das Gefährt nach der Kirnischthale, wo er seine Passagiere zur Rückfahrt nach Schandau erwartet.

Freunde von Fußwanderungen wählen die dritte Route. Sie beginnt bei Schmiltz, welches man von Schandau aus per Schiff in dreiviertelstündiger Fahrt, aber auch mit Benützung der Bahn (bis Station Schöna), erreichen kann. Das einsame, von Schiffen und Steindämmen bewohnte Grenzörschen zieht sich mit seinen etlichen dreißig Häusern vom Elbströme in eine enge waldumsäumte Thal Schlucht hinein. Von hier geht's die Winterbergstraße aufwärts, an mächtigen Felswänden hin, durch's „Wurzelthor“ nach dem „Rohsteige“. Dieser führt uns am „Ragensteine“ vorüber, der in früherer Zeit, da die Schmuggellei noch gewinnbringend war, als Rendezvousplatz für Pashergüge Bedeutung hatte. Fernsicht genießt man auf diesem Wege nicht eher, als bis man auf den „Goldstein“ heraustritt, der uns einen Blick von unvergleichlich wilder Schönheit in ein Gewirr zahlloser Schluchten gewährt. Die coulissenartig hinter einander stehenden Felswände, unter denen sich die „glatte Wand in Webers Schlucht“ wie eine gigantische, zinnengefrönte Mauer heraushebt, geben das berühmte Echo, welches bei ruhiger Luft einem kräftigen Rufe elfmal, einem Schusse sechzehnmal antwortet. — Der Rohsteig senkt sich von hier steil hinab zum „Zeughaue“, wo unserer nach anderthalbstündiger Wanderung eine treffliche Bewirthung durch die biederben Waldwärtersleute wartet. Die idyllische Lage in der tiefsten Waldeinsamkeit, die himmlische Ruhe, der Blick auf den aus herrlichem Mißwalde stolz aufragenden „Teichstein“ machen diesen Ort jedem Besucher unvergänglich. Das Zeughaus diente ehemals zur Aufbewahrung von Jagdrequisiten und mag manch glänzende Gesellschaft gesehen haben zu einer Zeit, da die sächsischen Fürsten in den weiten, wilden Waldungen ringsum noch auf Bären, Wölfe und Schmeine pirschten. Es liegt an der uralten Straße des „Großen Jshand“, die ehemals eine der wichtigsten Verbindungen zwischen Böhmen und Sachsen gewesen sein und der es auch nicht an stegreiffertlicher Romantik gefehlt haben mag, wie die Burg- turren auf den Felsen des benachbarten hinteren Raubschloßes und des „Arnsteines“ noch bezeugen. — In fünfviertelstündiger Wanderung erreichen wir auf angenehmen Waldwegen „Hinterhermsdorf“, das mit seinen malerischen, schindelgedeckten Block- und Fachwerkhäusern an eines der freundlichen Schwarzwalddörfer erinnert; besonders nett nimmt sich das hochthronende, von ehrwürdigen Linden umschattete Kirchlein aus. Nach Norden zu bilden die waldigen, ausstrichreichen Höhen des Weisberges, Wachberges und Thomaswalbes eine hübsche Umrahmung des Bildes, während westlich vom Dorfe, an der Schandauer Straße, von der sogenannten „Kanzel“ aus ein großartiger Blick auf die gesammte sächsische Schweiz sich eröffnet. Die hohe Lage des Ortes (383 Meter über dem Meer), die Nadelholzwälder in unmittelbarer Nähe und die zahlreichen, bequem zu erreichenden Aussichtspunkte lassen ihn als Sommerfrische geeignet erscheinen. Die beiden Gasthäuser bieten ganz leidliches Unterkommen und die Bevölkerung erweist sich freundlich, harmlos und ehrlich.

Zuerst lenken wir unsere Schritte nach dem „Friedrich-Augustthurne“, einem soliden Holzbau, der in unmittelbarer Nähe des „Königsplatzes“ sich aus dem Walde erhebt und von dessen Plattform man ein entzückendes Panorama genießt. Nach Westen blickt man auf die Höhen der sächsischen Schweiz, unter denen die Winterberge und der Schneeberg dominieren; aus Südwesten grüßt uns der Milechauer und das ganze böhmische Mittelgebirge; im Süden ragt die gewaltige Glosform des Roßberges und im Hintergrunde der zweigipfelige Bösig auf; im Südosten folgt das Kreibitzer Gebirge mit dem Kalten- und Tannenberge; links des letztern taucht die Lausche empor und im Osten sehen wir bei günstiger Beleuchtung die Fenster des Gasthauses auf der Landstrasse bei Görlitz blitzen. — Durch eine finstere Felsenhöhle, den „Tunnel“, führt uns der Pfad hinab in's „Försterthol“ und dann an den „Nachschhöhlen“ vorüber nach der „Bootsstation“ an der oberen Schleife. Das Wasser des Kirnischflusses ist hier zum Zwecke der im Frühjahr stattfindenden Holzflößerei durch einen Schleusenbau angefaßt und dadurch eine fahrbare Strecke von circa 1200 Meter Länge hergestellt worden. Die Ufer werden hier durch 60 bis 80 Meter hohe, senkrecht aufsteigende Felswände gebildet, an denen sich majestätische Tannen und Fichten emporrecken. Von der Schutzhütte aus, wo der Bootsmann eine kleine Sommerrestauration hält, beginnt die Fahrt. Auf der stillen Wasseroberfläche gleitet der Rahn geräuschlos durch die Schlucht. Das Gespräch und Gelächter der fröhlichen Gesellschaft verstummt bei dem überwältigenden Anblick der großartigen Waldperspektive, welche sich in der Felsengasse öffnet und aus der Tiefe des klaren Wassers wiederstrahlt. Inselartig ruhen die mächtigen Hufschlittblätter auf der dunkelfarbigen Flut; bald schmiegt sich das Boot zwischen moosigen Felsblöcken hindurch, auf denen dichte Gruppen von Nadelbäumen sich angesiedelt haben und der stolze Königsfarn seine herrlichen Wedel entfaltet, bald wieder gleitet es unter dem vom Sturme gefällten Stämmen hin, welche brückenartig die Schlucht überspannen — es ist eine Szenerie, in welcher sich die Reize eines deutschen Urwaldes mit denen einer fast tropisch erscheinenden Vegetationspracht vereinigen. Dumpfes Brausen tönt jetzt aus der Ferne; es rührt von dem Wasser her, welches durch die Oeffnung des Schleusendamms in die Tiefe stürzt. Die Fahrt ist beendet und nun lösen sich auch die Zungen wieder und ergehen sich in Ausdrücken der Bewunderung, von welcher jedes Herz erfüllt ist.

Noch einen scheuen Blick auf den halbschneidenden, schwindelerregenden alten Pashergweg, der auf die Höhe der mächtigen Bösigswand führt, und dann hinaus zum Felsen von „Hermanns- ed“. Kletterlustige junge Leute mögen die Stufen hinaufkriechen, welche durch eine feuersteinähnliche Felspalte emporführen, weniger Herzhafte finden noch einen bequemeren Weg. Der Blick oben von der Schutzhütte herab in die walderfüllte Tiefe des Kirnischthales lohnt die Mühe des Ersteigens reichlich.

Wir setzen dann die Wanderung flüßabwärts fort, welche uns immer neue und anziehende Bilder, ähnlich denen an der oberen Schleife, bietet, und erreichen endlich das gute böhmische Gasthaus „Zur Kirnischthale“ in Hinterbittersbach. Die ganze hier geschilderte Partie von Hinterhermsdorf ab erfordert einen Zeitaufwand von fünfthalb Stunden. Man kann nun entweder das Kirnischthal weiter abwärts an der „unteren Schleife“ vorüber nach Schandau oder auch nach dem Zeughaue zurückwandern, resp. fahren, von wo aus sich das Prebischthor durch die an malerischen Reizen reiche „Weberschlucht“ gewinnen läßt, oder endlich auch die Partie durch die vielgerühmten „Dittersbacher Felsen“ antreten.



Das zerbrochene Nest.

An Iosem Nagel war gegangen
Der Topf, in dem das Nestchen lag,
Und als der Sturmwind kam gegangen,
Zerschmettert er's mit einem Schlag.

Die kleinen Vöglein liegen unten
Zerstrent, von Trümmern überdeckt,
Die einen, zuckend noch in Wunden,
Die andern, todt schon hingestreckt.

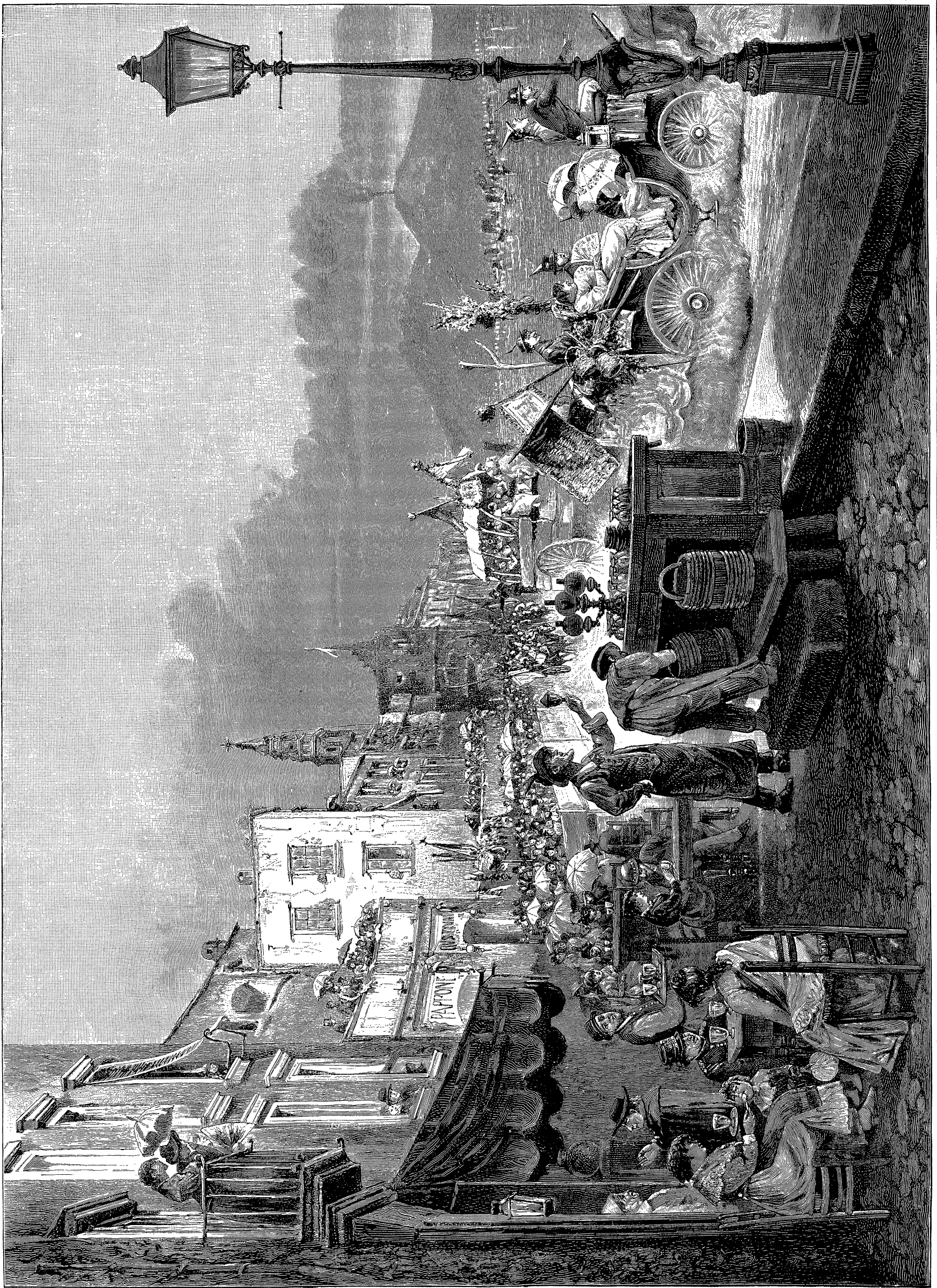
Die Mutter aber weilte draußen
Und suchte mühsam sich ihr Brod,
Nun kehrt sie heim — doch ach, mit Grausen
Schaut sie das Bild, das sich ihr bot.

Nun losch all' ihre Lebensfreude
Mit einem Mal so schrecklich aus,
Sie flattert ängstlich durch's Gestäude
Und schmerzlich rufend durch das Haus.

Doch faßt sie Muth trotz ihrer Sorgen,
Und schon beim ersten Tagesgrau'n
Sieht sie der junge Frühlingmorgen
Harmlos am neuen Nestchen bau'n.

fr. Kav. Seidl.

Zeichnung von H. Giacomelli.



Das Fest der Madonna von Monte Vergine (Neapel). Originalzeichnung von Salvatore de Gregorio.

Der Referendar.

Novelle

von

Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)



sa rührte sich nicht. In ihrem Busen stockte der Athem. „Du siehst,“ fuhr Leopold in etwas sanfterem Tone fort, „wie schon die rein theoretische Vorstellung ausreicht, eine feinfühligste Natur in Alarm zu setzen. In der That, ich kenne kaum ein menschlich packenderes Problem für den Künstler und Dichter, als die psychologische Situation eines treu und leidenschaftlich liebenden Gatten, der unerwartet nach Hause kehrt und nun an der Stätte, wo das Glück und der Friede ihn blühen sollen, einen Verräther findet! So oft das dagewesen seit Agamemnon und der sündigen Klytämnestra, es wirkt immer wieder auf's Neue erschütternd, herzerfleischend, beinahe tragisch! Was meinst Du, Isa?“

„Der Gedanke ist schrecklich!“ flüsterte sie verstört.

„Ich schwör' es nicht ab, daß ich den Vorwurf nicht in aller Kürze behandle... Am besten Renaissance. Man ist da ungehobener und wahrer. Stell' Dir vor, Isa: der Gatte, etwa ein venetianischer Nobile, der nach monatelanger Abwesenheit — hier wäre an Randia zu denken — am Gestade der Heimat landet; eine mannhaft hohe Gestalt, Ende der Dreißiger, schön, düster und dennoch sympathisch, der zärtlichsten Hingebung, aber auch der entseßlichsten Rache fähig, ein echter Arzt seiner verwundeten Ehre, sie ein blondes, blutjunges Geschöpf mit bezauberndem Kinderlächeln — denn diese Verrätherinnen, ich wiederhole Dir's, machen fast immer den Eindruck vollendeter Schulblödigkeit — der Amoroso ein Page oder sonst ein leichtsinniger Patron mit hübschem Lärchen... das wären so die Akteure! Nun die Gruppirung. Da gibt's Duzende von gleich effektvollen Möglichkeiten! Nehmen wir an, der Nobile hat soeben sein Haus betreten. Alles stille! Keine menschliche Seele begegnet ihm. Und doch hat er Nicht gesehen an den gothischen Bogensepitzen. Er staunt, er zögert. Da plötzlich ergreift ihn eine schreckliche Ahnung. Tausend Furien schwingen in seinem zermarterten Herzen die Geißeln. Ein rasender Löwe, stürmt er in das entweihte Gemach...“

Wie hingerissen von der Glut seiner künstlerischen Vision, machte Leopold einen Schritt vorwärts in der Richtung nach Isa's Boudoir.

Sie ergriff seinen Arm.

„Ich bitte Dich,“ sagte sie mit verzweifelter Selbstbeherrschung, „laß jetzt einmal diese schrecklichen Phantasieen und mach' Dir's bequem! Du mußt ja durchgefroren sein wie ein Eiszapfen! Komm', kleide Dich um! Und — wenn Du denn doch einmal diesen seltsamen Einfall hast, so wirf ihn gleich auf's Papier — oder gar auf die Leinwand! Ja, ja! Gleich mit Kohle in der Größe der spätern Ausführung! Das gelingt Dir am besten! Du hast dann immer die ergreifendste Auffassung!“

„Meinst Du?“ fragte Leopold freundlich. „Wie klug Du bist und wie gut! Wahrhaftig, keine Zweite hätte ich finden können, die so vollständig in meinen Bestrebungen aufginge, wie Isa von Deerendorf! Dafür muß ich Dich küssen, Schatz!“

Er umschlang sie und preßte seinen Mund voll auf den ihren.

„Deine Lippen sind kalt, Isa!“ sprach er, sie loslassend. „Du zitterst! In der That, es ist etwas kühl hier im Salon! Komm'! Wir plaudern erst noch ein Stündchen bei Dir! Dein Zimmer heizt sich zwanzigmal besser; hier der Kamin ist eigentlich nur ein Schaustück... Wahrhaftig, man sollte den Wirth veranlassen...“

„Im Gegentheil!“ fiel sie ihm in die Rede. „Ich bin höchstens ein wenig abgespannt, aber ich friere nicht im geringsten! Und der Kamin heizt brillant! Sieh' nur, die Brände glühen ja noch wie ein Schmiedefeuer!“

„Abgespannt?“ wiederholte Leopold. „Du hast doch nicht zu viel musiziert?“

„Ganz und gar nicht. Ich habe Briefe geschrieben.“

„Briefe? An wen?“

„An Klara von Authenried — und dann auch an Tante Olga. Du weißt, ich habe da etwas gut zu machen wegen des Mißverständnisses beim letzten Weihnachtsgeschenk.“

„So, an die Tante? Hast Du das ausgerichtet vom Hauptmann Schleinitz?“

„Was?“

„Ach, das hab' ich wohl ganz vergessen! Schade, außerordentlich schade!“

„Was war's denn?“ fragte die junge Frau, glücklich darüber, daß ihr Gatte ein anderes Thema anschlug.

„Na, nun ist's ja zu spät! Ich werde direkt schreiben.“

„Ich kann den Brief noch 'mal öffnen.“

„Ah? Er ist noch nicht fort? Das ist mir lieb! So wie so bin ich gespannt darauf, wie Du, Schlaupf, Dich aus der Klemme gezogen. Wo liegt die Epistel?“

„Der Brief?“

„Ja, ja, der Brief an die Tante.“

„Ich weiß im Augenblick... Vielleicht in der Mappe... Das heißt...“

„Nun, ich werd' ihn schon finden.“ So sprechend schritt er auf Isa's Zimmer zu.

Übermalls hing sich die tödtlich Erschreckte an seinen Arm.

„Laß doch, ich bitte Dich!“

„Ja, weshalb denn? Ich habe ja nichts Besseres zu thun.“

„Du willst doch hinauf in Dein Atelier! Weißt Du, die Skizze... Der venetianische Nobile! Hast Du nicht stets behauptet, glückliche Einfälle müsse man festhalten?“

„Bah, der Einfall läuft mir nicht fort! Komm' nur! Wir setzen uns auf Deinen niedlichen Sopha und Du liest die Geschichte mir vor!“

„Ich kann jetzt nicht lesen! Bitte, bitte, Leopold, thu' mir den einzigen Gefallen und geh' mit hinauf! Ich weiß nicht, ich hab' ein solches Verlangen nach meinem traulichen Plätzchen da droben in Deiner Werkstatt — und ganz gewiß, Leopold, es ist trotz alledem besser, wenn Du jetzt gleich mit der Kohle...“

„Ach, Unsinn! Was hast Du denn nur, daß Du mich absolut hier hinweg lootsen willst?“

„Ich?“

„Ja wohl! Das kommt mir ja beinahe verdächtig vor.“

Er machte einen erneuten Versuch.

„Leopold!“ flehte sie inständig. „Wenn Du mich lieb hast...“

„I was! Nun gerade! Ich muß doch sehen, was für Geheimnisse Du hier aufspeicherst...“

„Ja, ja, ein Geheimniß! Ein Geburtstagsgeschenk!“

„Mein Geburtstag war vor drei Wochen! Das wäre ein bißchen frühzeitig! Ich bitte Dich, laß mich jetzt los! Die Sache fängt an, mich zu irritiren! Isa, was soll das heißen?“

Sie hatte ihn fest umklammert. Mit sanfter, aber entschiedener Gewalt löste er sich aus ihrer Verstrickung und riß dann, während sie ihr bleiches Gesicht in die Hände drückte, heftig die Thür auf.

„Also das!“ raunte er, wie erstarrt vom Anblick seines ehemaligen Studiengenossen.

„Leopold!“ rief jetzt Isa verzweifelt. „Du wirst nicht glauben...“

„Schweig!“ unterbrach er sie mit eisiger Kälte.

„Schweig!“ — oder ich stehe für nichts!“ Dann, zu dem Referendar gekehrt: „Herr von Deerendorf, nehmen Sie Ihren Hut!“

Wäre die arme Isa durch die pochende Herzensangst nicht so völlig gelähmt gewesen, sie hätte bemerken müssen, wie Oskar bei dieser hochpathetischen Aufforderung mit der Muskulatur seines rundlichen, wohlrasierten Kinns eigenthümlich vibrirte und wie es durchaus nicht der Schreck war, sondern die Furcht, aus der Rolle zu fallen, was ihn zu jeder Entgegnung unfähig machte.

Oskar von Deerendorf also nahm seinen Hut. Mit abgewandtem Gesichte schritt er an seinem Mitverschworrenen vorbei nach dem Korridor.

Leopold warf die Thüre des Boudoirs heftig in's Schloß und trat zurück in den Salon.

„Sie werden demnächst von mir hören!“ rief er dem Enteilenden nach.

Das war Alles; aber der Ton seiner Stimme sprach beredter als tausend Worte... Isa verstand ihn. Sie sah im Geiste bereits den einsamen Plaz — tief im winterlich verschneiten Gehölz. Unheimlich huschten die vornehm-schweigenden Zeugen durch ihr schreckliches

Traumbild. Die entseßlichen Mordwaffen blinkten drohend im Sonnenlicht. „Bis Einer todt auf dem Plaze bleibt“ — so schwirrte es grauig durch ihr aufgeregtes Gehirn. Sie war wie zu Stein verwandelt; sie brachte kein Wort, keinen Laut, keinen Seufzer über die wachsblichen Lippen.

Als sich nun Leopold, ohne sie eines Blickes zu würdigen, langsam entfernte, da lauschte sie seinen verhallenden Schritten, als gälte es einen Abschied für alle Zeiten. Wie gebrochen sank sie auf den türkischen Rundsopha, wo sie noch eheborgestern so harmlos mit diesem unbegreiflichen Oskar geplaudert hatte.

Erst lange nachher fand sie Thränen und dann so viel Kraft, um nothdürftig ihre Gedanken zu sammeln.

Sie wollte zu ihrem Gatten hinauf eilen in das trauliche Atelier! Sie wollte ihm der Wahrheit gemäß erzählen, wie das Alles gekommen war, und hoch und heilig beschwören, daß er auch nicht den leisesten Grund habe, ihr zu mißtrauen. In Demuth wollte sie seine Kniee umklammern, ihr brennendes Haupt an seiner treuen, zärtlichen Brust bergen, die ja unmöglich all' das Schöne, Liebe und Gute von ehemals so mit einem Male vergessen und verbannt haben konnte. Sie wollte mit ihrem Flehen und Weinen nicht ablassen, bis er ihr zugesagt hatte, sein theures Leben nicht zwecklos in Gefahr zu begeben...

Ueberquellenden Herzens pochte sie an. Sie rief seinen Namen, aber er öffnete nicht.

„Ich bitte Dich, laß mich allein!“ sagte er ruhig. „Heute Abend noch sollst Du erfahren, was ich beschlossen habe.“

Und dabei blieb's.

VII.

Es hielt Leopold schwer, die Rolle des beleidigten Ehegatten bis zum folgenden Tage, an welchem unter besonders überraschenden Umständen die Aufklärung erfolgen sollte, konsequent durchzuführen.

Isa war so rührend in ihrer heimlichen Unrast, in ihrer zaghaften Zärtlichkeit, in dem angstvollen Eifer ihrer Beteuerungen, daß Leopold sich mehr als einmal versucht fühlte, das Spiel zu beenden und sie voll Zuneigung in die Arme zu schließen.

Dennoch zwang er sich zur mittheilslosesten Konsequenz.

Einmal hatte sein aschblondes Liebchen die bittere Lektion, die ihr zu Theil ward, reichlich verdient, und je länger sie unter dem Druck ihrer Besorgnisse schmachtete, um so mehr war Aussicht vorhanden, daß besagte Lektion anschlagen würde.

Zweitens jedoch erachtete Leopold die eigenthümliche Lösung, die er sich im Verein mit dem Referendar ausgedacht hatte, für so außerordentlich heilsam, daß er diesen Effekt nicht vereiteln wollte.

So ging die Komödie denn ihren Gang.

Während des Frühstück bewahrte Leopold eine heitsvoll bedächtige Gleichgültigkeit. Die Fragen Isa's bezüglich seiner Entschlüsse wies er mit einem lakonischen „Später!“ zurück.

Fast im Abgangsschritt eines gefeierten Helden darstellers begab er sich in die Werkstatt und arbeitete wie gewöhnlich bis gegen Drei, ohne sich um die Abwesenheit Isa's, die es gewagt hatte, mit ihrer Canevastickerei schüchtern heraufzukommen, im geringsten zu kümmern. Sie saß auf dem kleinen, geblühten Divan, von wo sie den Blick auf die Staffelei hatte; das Täschchen mit den farbigen Wollsträngen, die Scheere und ihr hellblau umrändertes Taschentuch, dessen geschmackvolles Monogramm Leopold selbst komponirt hatte, lag ihr zur Seite; es war Alles wie sonst — und doch, welch' ein Unterschied, welch' ein schmerzlicher Abfall gegen das Ginst!

Sie bewunderte die trostige Kaltblütigkeit ihres Mannes, der da im Stande war, ruhig weiter zu schaffen, während vielleicht schon der folgende Tag eine gräßliche Katastrophe herbeiführen würde; denn ach, so sehr sie sich mühte, geheim und offen, mit Worten und stummen Blicken, mit Seufzern und Thränen, sie schien jeglichen Einfluß auf sein bethörtes Gemüth verloren zu haben.

Er konnte arbeiten!

Unglaublich, diese Gefühllosigkeit!

In diesem Punkte also glichen sich sämtliche Männer; der Zorn, die Erbitterung, selbst die unbegründete, ließen ihre Herzen plötzlich versteinern.

Sie begriff das nicht. Sie, in ihrer nagenden Bangigkeit, war total unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Die Hände mit der halbvollendeten Stickerei lagen ihr schlaff im Schooß. Alle zehn Minuten machte sie einen Stich, um gleich darauf in die alte, traumhafte

Schwerenmuth zurück zu versinken. Er kehrte sich nicht ein einziges Mal nach ihr um! Daß hier, wenige Schritte von ihm entfernt, sein geängstigtes Weib saß und vor Gram und Kummer statt Roth Grün einfädelte und mit der Knospe da links unten absolut nicht zu Stande kam, davon schien der Grausame keine Ahnung zu haben! Diese Hartnäckigkeit nahm ihr den Muth, ihn zu stören. Zwei Stunden lang sprach sie kein Wort! Und doch erstreckte sie fast an dem verzweiflungsvollen Gefühl ihrer Ohnmacht! Weßhalb war es nur so unmöglich, den abscheulichen Irrwahn Leopold's zu zerstören? Weßhalb glaubte er nicht, wenn sie ihm leidenschaftlich betheuerte oder gar logisch ihm nachwies, daß er im Finstern tappe? Sie, sie mußte die Logik anrufen im entsetzlichen Kampfe mit den Hirngespinnsten ihres Gemahls! War das nicht die verkehrte Welt? Und wie eifrig hatte er das Alles entgegengenommen! Achselzuckend, beinahe mittelbeig! Das ganze Frühstück war ihr vergällt worden durch diese Gerbtheit seiner Referde! Immer kälter schien er zu werden, immer verschlossener! Jetzt, hier im Atelier, existirte sie gar nicht für ihn; er war allein mit sich, seinen heimlichen Nachgedanken und seiner Nase!

Erst gegen halb Zwei, als Leopold eine Pause machte und die Hände in den Taschen seines Jaquets auf und ab ging, versuchte Jsa von Neuem ihr Heil, dießmal ohne Betheuerungen, ohne Berufung auf die Grundlosigkeit alles dessen, was Leopold unterstellte, nur mit heißen, herzentquollenen, brünstigen Bitten. Alles umsonst!

So verließ sie denn, starr wie Niobe nach dem Strafgerichte der Götter, die sonst so liebe, trauliche Werkstatt des Mitleidslosen.

Leopold speiste wieder im Café Manzoni. Erst um Mitternacht kam er nach Hause.

Er fand Jsa noch auf. Sie war blaß, aber scheinbar ruhig.

„Wo bist Du gewesen?“ fragte sie abgesspannt.

Leopold blickte ihr fest in's Gesicht.

„Bei meinem Oheim, dem Major zur Disposition Roderich van der Straaten,“ sprach er mit Nachdruck. „Der Major wird mein Zeuge sein. Die Stunde des Zweikampfs ist festgesetzt. Fünfmaliger Kugelwechsel. Das Weitere erfährst Du demnächst. Gute Nacht!“

Er steckte die Kerze an, die neben der Bronzenuhr auf der Kaminplatte stand.

Jsa hielt ihn beinahe gewaltsam zurück. Es galt noch einen letzten Versuch. Dieses wahnsinnige Duell mußte um jeden Preis hintertrieben werden. Fünfmaliger Kugelwechsel! Das war ja gerade so gut, als ob die Beiden um Leben und Tod gewürfelt hätten! Das war brutal amerikanisch, ja, schlimmer noch; denn so konnte sich's treffen, daß beide Gegner elend zu Grunde gingen! Dieser Major — wahrhaftig, das hätte ihm Jsa nicht zugetraut! Anstatt ihrem Leopold in's Gewissen zu reden, ihm klar zu machen, daß sein abscheuliches Vorhaben der barste Wahnsinn und der schändlichste Frevel sei, unterstützte er ihn, bot ihm ganz gemüthlich seine Beihilfe an, als sei das Ganze eine lustige Statpartie! Ja, er bemühte sich wohl, die Möglichkeit einer Versöhnung beiseite zu schieben! Denn das wußte ja Jsa, Roderich war ihrem Vetter nicht hold, und die Aussicht, den Referendar blutüberströmt am Boden zu sehen, spielte vielleicht, wenn auch unbewußt, mit . . . Ach, diese „Herren der Schöpfung“ kannten ja keine Rücksicht, keine Regung des Mitgefühls!

Sie empfand mit einem Male gegen den achtbaren Greis, den sie sonst mit lebenswürdiger Zutraulichkeit „Onkelchen“ nannte, etwas wie Haß — und froh darüber, ein Objekt gefunden zu haben, auf das ihr geängstigtes Herz ein wenig loswettern konnte, erging sie sich in lebhaften Klagerufen über die strafbare Leichtfertigkeit Roderich's.

Leopold hatte das Licht wieder auf die Platte gestellt. Die Brauen finster zusammenziehend, hörte er Jsa's Lamentationen mit an.

Als sie nun endlich von der Verblendung des Oheims auf die des Neffen abschwankte und alles das wiederholte, was sie ihm heute früh schon an's Herz gelegt, da trat er zum Sopha, setzte sich und begann mit kühler Gemessenheit:

„Ich habe mir's überlegt, Jsa. Du sollst erfahren, aus welchen Gründen ich Deine Betheuerungen für Lug und Trug halte. Unterbrich mich nicht! Mein Gerechtigkeitsgefühl zwingt mich zu dieser Erörterung, obgleich sie mir, wie Du Dir denken kannst, peinlich genug ist. Ich weiß nicht, ob Dir bekannt ist, was man im Kriminalprozeß die Coincidenz der Indizien nennt.

Gewisse kleine und kleinste Züge, die, einzeln betrachtet, ohne Belang scheinen, gewinnen eine furchtbare Ueberzeugungskraft, sobald sie in geschlossener Kolonne auftreten. Ich werde mich kurz fassen, denn Dir am wenigsten brauche ich zu glossiren, was Du jetzt hören wirst.“

„Leopold!“ murmelte Jsa händeringend.

„Ich wiederhole Dir, unterbrich mich nicht! Ich will ganz geschäftsmäßig vorgehen, denn nur so komme ich über den Abischen hinweg, den die unwürdige Affäre mir einflößt. Ich weiß ja, daß Du gewisse Grenzen nicht überschritten hast — Gott sei Dank! — aber was Dir zur Last fällt, Jsa, das ist mehr als genug! Ich müßte blind sein, um nicht klar zu erkennen, daß hier ein — sagen wir — höchst bedenkliches Einverständnis vorliegt; daß Du den Glenden zur festgesetzten Stunde erwartet hast! Ich beweise Dir das — und glaube mir, angeht's dieses Beweises würde kein Tribunal der Erde Dich freisprechen!“

Jsa preßte das Taschentuch wider die Augen.

„Erstes Indizium,“ fuhr Leopold fort, „die Art und Weise, wie er bei Tafel mit Dir verkehrt hat. Er nannte Dich zum Beispiel eine reizende blonde Frau, die er mit Stolz zu den schönsten Blüten seines uralten Stammes rechne. Das sind seine eigensten Worte!“

„Aber das war doch ein Scherz!“

„Ein Scherz in der Form! Aber der Inhalt — nun, das weißt Du ja selbst! Dann, wie von der Möglichkeit einer häuslichen Differenz die Rede war, qualifizirte er mich als einen Tyrannen, Dich als leibhaftigen Engel! Ich finde das deutlich! Still! Unterbrich mich nicht! Zweites Indizium: der leibhaftige Engel hat sich die erdenklichste Mühe gegeben, diese versteckte Huldigung zu belohnen. Bei der Debatte über den Nachstandal ergriffst Du mit größter Entschiedenheit seine Partei, Du strahlst bei jedem Wissen, den der Mensch über die Lippen brachte. Du hast ihm eigenhändig das Glas gefüllt. Du bist aufgestanden, nachdem er zweimal, sage zweimal von den Lachsforellen genommen hatte, um die Schüssel von der Büffetplatte herzuschleppen und zum dritten Mal ihm zu reichen! Ich frage Dich, hast Du mir jemals im Leben eine Schüssel zum dritten Mal gereicht? Ein unbedeutender Zug — wohl, aber dennoch charakteristisch! Er beweist, wie Oskar's Wohlbehagen Dir beständig im Kopfe herumgeht, wie brennend Du Dich dafür interessirst, ob er mehr oder minder befriedigt den Tisch verläßt! Wär' er Dir gleichgültig — aber lassen wir das!“

Er mochte fühlen, daß er mit seinen Indizien ein wenig grotesk ward. Der Blick, den Jsa ihm zuwarf, trug so sehr den Stempel der höchsten Verwunderung, daß er sich vorsetzte, im weiteren Verlauf seines Resumé etwas wäherlicher zu sein.

„Gut,“ sagte er, gleichsam als Antwort auf ihr Erstaunen; „ich überschätze vielleicht diesen Punkt. Aber wie steht's mit dem folgenden? Beim Dessert wandtest Du Dich eine Viertelstunde lang ausschließlich zu Oskar! Wie? Was? Gehört das auch zu den Pflichten der Hausfrau? Ferner, Du schwelgst mit ihm in . . . seltsamen Reminiscenzen — ich sage ‚seltsam‘, um keinen schroffen Ausdruck gebrauchen zu müssen! Siehst Du, Jsa — hier schwall seine Stimme pathetisch an — „der Klosterkeller von Ginsterbach würde allein schon ausreichen, jeden Durchschnittsmann rasend zu machen!“

„Inwiefern?“ stammelte Jsa.

„Neden wir nicht davon! Wäre die Sache so harmlos, wie Oskar sie darstellt, so hättest Du früher davon erzählt!“

„Aber so wahr ich lebe . . .“

„Schweig! Du hättest früher davon erzählt! So jedoch bedurfte es der Unvorsichtigkeit Deines Ritters, um die Sache nachträglich auf's Tapet zu bringen. Du bist mehrmals dabei erröthet! Mit einem Worte . . .“

„Leopold!“ rief Jsa, die Hände faltend.

„Drittes Indizium — oder sind wir beim vierten? — Du warst über alle Maßen verstimmt, sobald uns Oskar verlassen hatte.“

„Ja, aber begreift Du denn nicht . . .“

„Gewiß! Ich begreife sehr wohl, daß der Abschied von einem Cousin . . .“

„O, das ist schändlich! Als wüßtest Du nicht genau, weßhalb ich verstimmt war! Nur um der Gräfin willen! Nur weil der Onkel in ihrem Auftrag . . .“

„Wohlfleile Ausrede! Fünftes Indizium: wie eifrig hast Du mir zugerathen, doch ja die geplante Reise nach Weimar auszuführen, obwohl ich Dir an die Hand gab, daß ich Lust hätte, hier zu bleiben! Sechstes Indizium. Trotz der eifigen Rälte hast Du mich nach

dem Bahnhof begleitet! Natürlich, Du wolltest Deiner Sache gewiß sein! Du wolltest mit eigenen Augen die Thatsache meiner Abfahrt konstatiren!“

„Das übersteigt das Erlaubte!“ schluchzte Jsa entrißet.

„Siehst Du das ein? Nun, das freut mich! So ist doch Hoffnung vorhanden . . . Also Du konstatirst meine Abfahrt. Nach Hause zurückgekehrt, schickst Du den kleinen Tonso, der unbequem werden konnte, nach Glauberg . . .“

„Mit Hermann, den Du selber beurlaubt hattest! Der Junge hat mich darum . . .“

„Was Hermann betrifft — das ist wahr, dem hatte ich's zugestanden; aber von Tonso war nicht die Rede. Du, nur Du hast es für angemessen gehalten . . .“

„Bei Gott dem Allmächtigen, ich dachte nichts Böses! Ich hatte ja keine Ahnung . . .“

„Larifari!“ Du siehst, das Alles greift ineinander wie die Räder einer gut konstruirten Maschine. Und nun die Hauptsache! Ich komme unerwartet nach Hause, just zu der Stunde, da Oskar sich eingestellt! Sofort beim Klang meiner Stimme ergreift Dich die Angst; das Schuldbewußtsein raubt Dir die Ueberlegung. An und für sich hätte Oskar's Besuch doch nichts Auffälliges gehabt — nicht wahr, das mußt Du mir einräumen — aber das böse Gewissen ist mächtiger als die Vernunft! Du zitterst; Du fühlst Dich rathlos; Du bietest dem verschmitzten Halunken das Allerheiligste, Dein Boudoir, zum Versteck an! Bedenkst Du auch, was das heißt? Oskar von Deerdendorf heimlich im Boudoir meiner Frau! Suche Dich nicht zu entschuldigen! Alles, was Du mir vorgerebet, war eitel Phrase! Mitleid? Man hat nicht Mitleid mit einem Menschen, der sich der Frau eines Andern mit Liebesbetheuerungen nähert! Verblüfftheit? Man ist nicht verblüfft, wenn man sich unschuldig weiß! Und diese Redensarten von seiner Zurückhaltung, seinem Zartgefühl, seinem Edel-sinn! Solltest Du wirklich im Zweifel sein, weß Geistes Kind dieser Oskar ist? Ich bitte Dich, Jsa! Wenn selbst ein Mann von der ruhigen Lebensauffassung meines Oheims die Vergangenheit Oskar's in ziemlich unzweideutigen Ausdrücken brandmarkt . . .“

„Dein Oheim?“

„Ja wohl, neulich —“

„Gott im Himmel, die harmlose Neckerei!“

„Das legst Du Dir so zurecht. Uebrigens bleibt das auch gleichgültig. Wir kennen ihn — Du und ich — also laß nur jeden Versuch, den Burschen hier rein zu waschen! Dieser Versuch ist ja ein neues Indizium! Nun, sapienti sat! Ich bin jetzt müde und will zu Bett gehen!“

„Und Du verharrst dabei? Du willst Dich um jeden Preis schlagen?“

„Ich muß, Jsa.“

„Und Alles ist aus zwischen uns?“

Thränenden Auges blickte sie zu ihm auf. Das war der geeignete Zeitpunkt, ihr mitzutheilen, was er im Schild führte.

„Nein, Jsa,“ versetzte er, milder werdend. „Nicht alle Hoffnung will ich Dir abschneiden. Ich glaube ja selbst nicht, daß Du in Oskar vernarrt bist; sonst wärst Du die letzte, verworfene Heuchlerin unter der Sonne. Nur Deine Eitelkeit war im Spiele, nur die Koketterie, die ein Erbtheil sämmtlicher Frauen ist. Eine Zeitlang wird es wohl währen — aber nach und nach kannst Du vielleicht das Vertrauen, das Du verschert hast, wieder zurückerobern. Er, den ich züchtigen werde, hat meine Ehre mit Bewußtsein gekränkt; Du hast mehr aus Thorheit gefehlt. Ich verzeihe Dir also — unter einer Bedingung . . .“

„Sprich,“ seufzte sie schmerz erfüllt. „Ich bin unschuldig, so wahr ein Gott über uns lebt! Dennoch will ich Alles thun, was Du verlangst, Alles, wenn Du nur wieder gut bist! Ach, Leopold, ich kann nicht leben bei dem Gedanken, so entsetzlich von Dir verkannt zu werden!“

Leopold mußte sich abwenden. Die hingebungsvolle Demuth im Ausdruck ihrer Gesichtszüge bewegte ihn wunderbar.

„Mein Verlangen wird Dich befremden,“ sprach er wie zögernd, „aber das hilft nichts . . . Nur in seiner strikten Erfüllung erblicke ich eine Garantie für die Zukunft. Wenn die Frau sich aus unmittelbarster Anschauung überzeugt, welche Gefahren ihr thörichter Leicht-sinn über dem Haupte des Mannes heraufbeschwört, dann wird sie künftig auf ihrer Hut sein, falls noch ein Rest von Liebe vorhanden ist. Gerade auf die weibliche Einbildungskraft wirkt die Praxis mehr als



General Alexander Komaroff.



Generalmajor Sir Peter S. Lumsden.

die packendste Theorie. Kurz und bündig, Du wirst bei meinem Rencontre mit Oskar zugegen sein."

"Ich?" rief Isa erbleichend. "Aber dieß Rencontre soll überhaupt nicht stattfinden! Jetzt, nachdem Du mir diese gräßliche Zumuthung stellst, fühl' ich erst recht, wie es meine heiligste Pflicht ist, eure Unthat zu hindern. Ja, schau' mich nur an, Leopold! Wenn Du mir

nicht versprichst — so wahr ich lebe, ich troße dann Deinem Zorn! In aller Frühe geh' ich zur Polizei, damit sie rechtzeitig ihre Maßnahmen trifft..."

"Das wirst Du nicht thun."

"Doch, doch!"

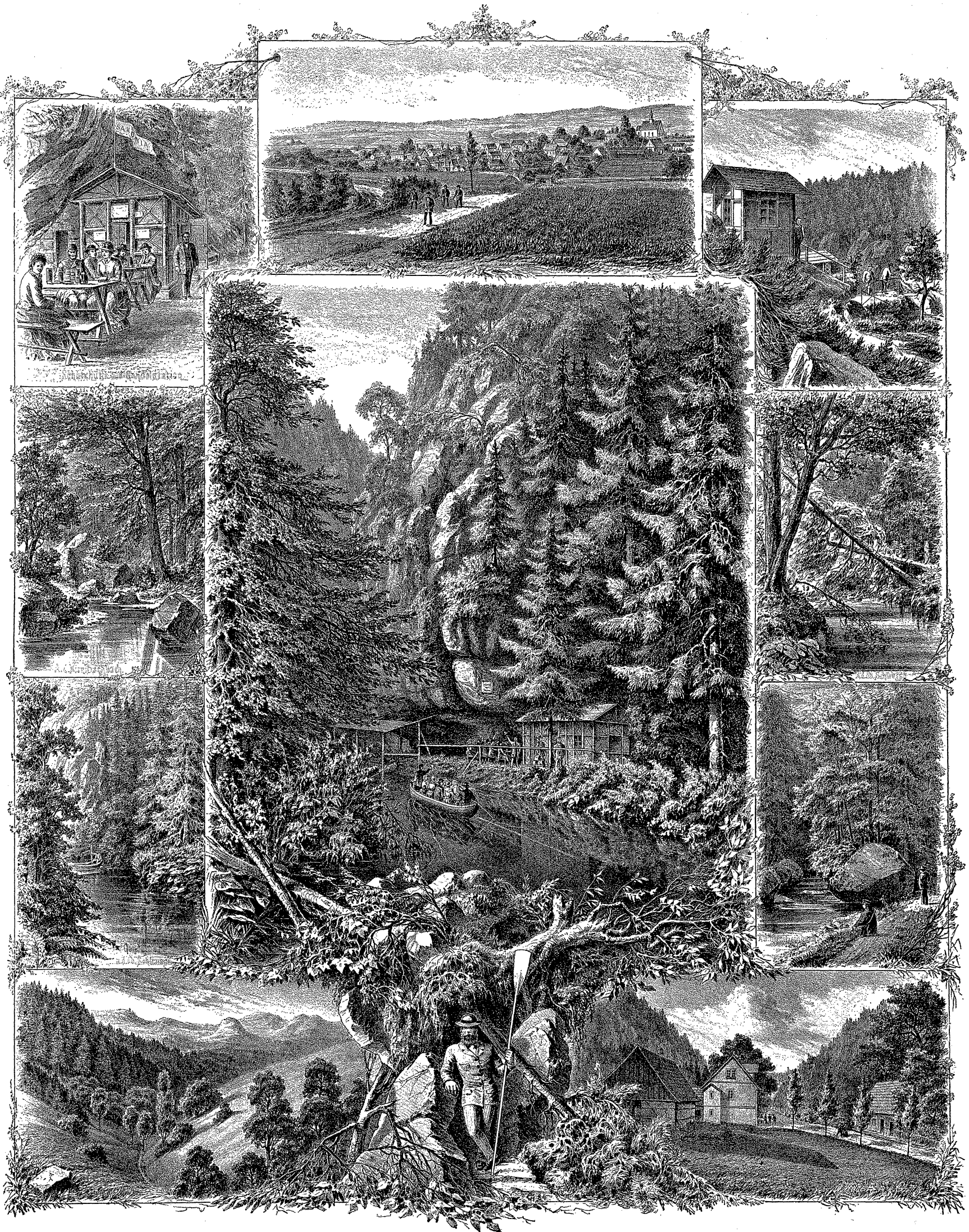
"Und wenn ich Dir sage, daß Du Dich lächerlich machst? Daß Deine Schritte ganz resultatlos bleiben?"

"Das wäre doch abzuwarten."

Leopold nagte die Lippen. Diese Möglichkeit hatte er nicht in's Auge gefaßt. Der kleinen Isa war es in ihrer Exaltation wohl zuzutrauen, daß sie dergleichen in Szene setzte. Die skandalisierende Gesellschaft hätte sich dann leicht etwas für den Bedarf ihrer Chronik zusammengereimt, was für Leopold mehr oder minder fatal war.



Die Fahrt zur Kirche. Nach einem Gemälde von H. Salentin.



Schutzhütte an der Gondelstation.
An dem Kirnitzschbach.
Gondelpartie an der obern Schleufe.
Blick von Hinterhermsdorf nach dem großen und kleinen Winterberg.

Hinterhermsdorf.
Gondelstation an der obern Schleufe.

Schutzhütte am Hermannsee.
An der obern Schleufe.
An dem Kirnitzschbach
Zeughaus.

Das Kirnitzthal bei Hinterhermsdorf in der sächsischen Schweiz. Nach der Natur gezeichnet von Paul Herrmann.

„Einen Augenblick kann er nach. Dann versetzte er mit großer Bestimmtheit:

„Mein Ehrenwort, Isa — daß Du mit einer Denunziation nicht das Geringste an dem, was ich mit Oskar vereinbart habe, zu ändern vermagst.“

„Aber ich bitte Dich... Wenn die Polizei doch erfährt...“

„Ich hoffe, Du zweifelst nicht,“ sagte Leopold streng. „Ich gab Dir mein Ehrenwort — hörst Du, mein Ehrenwort! Die Polizei kann sich nicht einmischen. Du würdest Dich schandbar kompromittiren. Also gib Dich zufrieden und antworte mir jetzt definitiv, willst Du die Buße, von der ich rede, auf Dich nehmen — oder willst Du es nicht?“

Die junge Frau überlegte. Ihr ganzes Ich bäumte sich auf bei dem Gedanken, der abenteuerlich grausamen Forderung nachzugeben. Dergleichen war in den Annalen des modernen Kulturstaates gewiß noch nicht dagewesen! Eine Gattin sollte mit ansehen, wie ihr Gatte mit ihrem leiblichen Vetter fünf, sage fünf Kugeln wechselte, während der Oheim des Gatten die Mißthat als Zeug glorifizirte! Das war ja ein förmliches Familienduell, ein Massenmord aller verwandtschaftlichen Gefühle! Das war schauerlich und komisch zugleich! Sie kam sich vor wie Tell, dem Gefährten den verhängnißvollen Apfelschuß zumuthet. Sie wurde ja selber zur Mitschuldigen, wenn sie, die Hände im Schooß, der schmachvollen Ungeheuerlichkeit antwohnte!

Die Hände im Schooß? Und weshalb? War es nicht den geraubten Sabinerinnen gelungen, im letzten Moment noch die feindlichen Heereshaufen zu trennen? Ja, jetzt erkannte sie ihre Aufgabe! Die unmittelbare Nähe der Todesgefahr würde die beiden Gegner weicherherzig stimmen und das überempfindliche Ehrgefühl käme zum Schweigen. Vielleicht bemühten sich auch die Zeugen im Sinne des Ausgleichs, wenn Isa ihre Mithilfe anrief. Hier also bot sich noch eine letzte Möglichkeit, die wollte sie ausnützen.

„Gut!“ sagte sie lebhaft. „Ich füge mich Deiner Bedingung, so schwer es mich ankommt!“

„Es freut mich, daß Du vernünftig bist. Alles Weitere demnächst! Setzt, gute Nacht! Ich bin sterbensmüde und habe morgen vor dem entscheidenden Augenblick noch Manches zu ordnen.“

(Schluß folgt.)

Eine amerikanische Ausstellung in Europa.

Von
Roderich Herbert.

(Nachdruck verboten.)

Die Weltausstellungen aller Art haben in unserm modernen Leben einen immer wichtigeren Platz erobert, immer glänzender entwickelt sich das System, die Industrie aller Nationen neben einander zu stellen und durch die Verührung wie Vergleichung die Nachahmung anzuregen, den Wettstreit zu reizen. Wohl ist vielfach und gerade aus industriellen Kreisen heraus die Bedeutung und der Nutzen dieser Ausstellungen bestritten, große Industrielle haben dieselben für eine Art von Sport erklärt, welcher der Produktion selbst keinen Vortheil brächte, aber alle erhabenen Einwände haben der Sache selbst nicht Einhalt thun können. Immer ausgedehnter und großartiger, trotz der allgemeinen Kosten, haben die Ausstellungen stattgefunden, das Publikum hat sich mit dem höchsten Interesse daran betheilig, und immerhin sind gewiß auch manche nützliche Anregungen aus der Verührung der verschiedenen Nationen in ihrem industriellen Leben hervorgegangen.

Eine ganz neue und eigenartige Ausstellung soll im Jahr 1886 in London stattfinden, eine Ausstellung nämlich, welche das ganze Leben der neuen Welt jenseits des Ozeans, die sich in Amerika seit hundert Jahren aufgebaut und entwickelt hat, unserer alten Welt in anschaulichen Bildern vorzuführen bezweckt. Und zwar sollen alle Zweige des amerikanischen Lebens Vertretung finden, nicht nur Handel, Gewerbe und Industrie, sondern auch Kunst und Wissenschaft.

Die Idee des Unternehmens erscheint in der That als eine wirklich fruchtbare und nützliche, und wenn die Ausstellung in der Weise, wie sie geplant ist, gelingt, so wird sie nicht nur in hohem Grade interessant und lehrreich, sondern auch ebenso förderlich für den Verkehr der beiden Hemisphären werden.

Wir müssen gestehen, daß wir hier auf dieser Seite des Ozeans eigentlich unendlich wenig von dem amerikanischen Leben wissen und verstehen — sehr viel weniger jedenfalls, als es umgekehrt bei den Amerikanern der Fall ist. Diese besuchen Europa häufig und zahlreich, sie studiren unsere Verhältnisse und unsere Kultur, tragen das Beste davon nach Hause zurück und verbessern, was wir in Jahrhunderten gewonnen haben, schnell durch ihren praktischen Scharfblick. Wie wenig und wie selten wird von unserer Seite Amerika besucht und wie noch seltener lernen die wenigen Personen, die dorthin gehen, das große, mit jedem Jahr in rapider Weise fortschreitende Land wirklich kennen. Was Amerika ist, was es hervorbringt, was es uns

im Austausch von Ideen und Gütern bieten kann, das ist leider in Europa nur zum allergeringsten Theil bekannt, und wenn die große amerikanische Ausstellung dazu beitragen kann, die Kenntniß der neuen Welt bei uns mehr und mehr zu verbreiten, so wird sie für die Völker diesseits und jenseits des Ozeans von großem Nutzen sein.

Für die Vollständigkeit und den Glanz dieser Ausstellung bieten die an der Spitze stehenden Persönlichkeiten eine vollständige Garantie. Unter der Regide der Regierung gehören zu dem amerikanischen General council die Gouverneure der wichtigsten Staaten als Vizepräsidenten und die Vertreter der großen Handelskorporationen, sowie eine große Anzahl der namhaftesten amerikanischen Bürger als Mitglieder. Daneben ist ein Council of Welcome gebildet worden, und zwar von Mitgliedern aus England und vom Kontinent, der dem amerikanischen Volke bei seinem Erscheinen in Europa eine freundliche und ehrenvolle Aufnahme garantiren soll.

An der Spitze des Council of Welcome stehen der Erzbischof von Armagh, der Primas von Irland, der Herzog von Argyll, der Herzog von Northburgh, der Herzog von Northumberland, der Herzog von Wellington, der Herzog von Sutherland und der Herzog von Westminster.

Unter den kontinentalen Mitgliedern befinden sich Jules Claretie, Barthélemy Saint-Hilaire, Arsène Houssaye, die Militär- und Marineattachés der französischen und spanischen Gesandtschaft in London, und von deutschen Gelehrten und Schriftstellern Professor Runo Fischer in Heidelberg, Regierungsrath Mebing (Gregor Samarow), Robert Vayer (Robert Vyr), Professor Ludwig Büchner in Darmstadt, Professor August Dillmann in Berlin, Professor August Dümichen in Straßburg u. A.

Die Ausstellung, welche gerade hundert Jahre später eröffnet werden soll, als einst John Adams, der erste Gesandte der Vereinigten Staaten, dem König Georg III. seine Kreditiv überreichte, um nach dem blutigen Unabhängigkeitskrieg wieder freundliche Beziehungen anzuknüpfen, soll eine ganz vollständige Vorstellung von den Manufakturen, Erzeugnissen und Hilfsquellen der ganzen nordamerikanischen Nation geben.

Der Plan der Ausstellung, wie er uns mitgetheilt wird, verspricht den Besuchern eine außerordentlich überflüssig geordnete Anregung und Belehrung. Von der großen Eintrittshalle aus soll der Besucher zuerst in den Hafen von New-York, welcher mit Bartholomäus Statue der Freiheit geschmückt sein wird, eintreten und von dort aus eine Exkursion durch die verschiedenen Städte des Kontinents bis San Francisco, vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean machen. Die Eisenbahnroute und die landschaftliche Szenerie werden auf diesem Durchgang durch Gemälde, Pläne und Produkte illustriert sein. Die Hilfsquellen und die ganz besonderen Erzeugnisse der einzelnen Theile dieses weiten Gebietes werden, nach den einzelnen Landestheilen geordnet, ausgestellt sein und so dem Besucher viel leichter zugänglich und verständlich werden, als wenn er sie auf einer Reise durch Amerika sich mit Mühe anschauen soll.

Es wird ferner die Regierung der Vereinigten Staaten eine vollständige und einzig in ihrer Art dastehende Sammlung zur Ausstellung bringen, welche alle Maschinen zum Drucken, Graviren, alle Modelle von Lichterzeugungsmaschinen, die verschiedenen Lebensrettungsapparate und alle sonstigen für die Bedürfnisse des öffentlichen Lebens bestimmten Einrichtungen enthalten wird. Vom Kriegsdepartement werden Modelle von Torpedos und unterirdischen Minen, alle Erfindungen der Ingenieure für den Felddienst und alle Spezialitäten der Artillerie und der Rifles (Büchsen), welche in der amerikanischen Armee im Gebrauch stehen, ausgestellt werden. Das Ministerium für den Ackerbau wird Proben von Mais, Baumwolle und allen Kulturprodukten der großen Republik ausstellen, dazu auch anschauliche Beispiele der Kultur derselben von der Bodenbestellung bis zur Ernte, ebenso auch Beispiele der Verwendung der Ackerbauprodukte. Ferner soll eine vollständige Ausstellung der Fauna (Säugethiere und Vögel) aller Art vorgeführt werden; ebenso auch die Institution für den Unterricht und die Bildung der Indianer und Neger. Das Departement der Manufakturen wird sodann alle Arbeitsmaschinen, welche durch Elektricität, Dampf, Gas oder hydraulische Kraft in Bewegung gesetzt werden, auf die Ausstellung liefern. In einer ganz besondern Halle werden die Handarbeiten vorgeführt werden, welche in Amerika durch weiße Arbeiter, durch Chinesen, Indianer und Neger angefertigt werden. Daneben sollen auch die charakteristischen Vergnügungen des amerikanischen Volkes nicht vergessen bleiben. Die Ausstellung wird ein amerikanisches Theater mit amerikanischen Schauspielern enthalten, ebenso Regiegeangschor und alle Arten von öffentlichen Belustigungen, wie sie in Amerika Sitte sind. Das Theater und die Konzerte werden unter der Leitung der hervorragendsten amerikanischen Künstler stehen. Eine große Anzahl von amerikanischen Künstlern in Europa und Amerika werden eine Gemäldegalerie liefern.

Man wird also auf dieser Ausstellung ganz eigener Art das amerikanische Land und Volk der Vereinigten Staaten in allen Zweigen seiner Produktion, seiner wirtschaftlichen, industriellen und gewerblichen Betriebsamkeit, sowie in seinem geistigen und künstlerischen Leben in großen lebenden Bildern vor sich sehen, und es wird die ohne Zweifel auch für Deutschland von ganz besonderer Bedeutung werden für den in unserer neuen Zeit immer wichtigeren ergänzenden Austausch zwischen dem produktiven Können und Schaffen großer Nationen. Zwischen Deutschland und Nordamerika besteht nicht nur eine ursprüngliche Stammverwandtschaft der germanischen Rasse, sondern es ist auch durch die zahlreiche deutsche Auswanderung nach Amerika ein neues Band entstanden, das immer wirksamer sich fühlbar macht. Seit Deutschland zu einem mächtigen Weltreich geworden, verliert sich auch der deutsche Auswanderer nicht mehr spurlos im fremden Volksleben, — bei aller Hingebung an die neue Heimat fühlen doch die deutschen Elemente jetzt mehr als früher den Zusammenhang mit dem alten Vaterland, und alle diese Elemente, die zum großen Theil in Amerika zu hohem Ansehen gelangt sind und sich der allgemeinsten Achtung ihrer neuen Mitbürger erfreuen, sind von dem lebhaftesten Wunsch befeuert, eine immer innigere und herzlichere Freundschaft zwischen ihrem neuen Vaterland und ihrem alten Stammland herzustellen. Den gleichen Wunsch hegen viele Amerikaner, die bei ihren

Besuchen auf dem Kontinent die geistige und nationale Verwandtschaft mit den Deutschen empfinden und bei uns in Deutschland die Wurzeln der Kultur wiederfinden, aus denen bei ihnen in dem Boden der neuen Welt schnell so viele reiche und fruchtbringende Triebe emporgewachsen sind.

Um diese auf beiden Seiten des Ozeans gehegten und gepflegten Wünsche zur Erfüllung zu bringen und immer innigere Beziehungen zwischen den Kulturvölkern der alten und neuen Welt herzustellen, wird die für das kommende Jahr geplante Ausstellung ein großer Schritt vorwärts sein und es wird die glückliche Idee bei allen Völkern Europas und ganz besonders auch in Deutschland gewiß freudige Anerkennung und Zustimmung finden.

Das Fest der Madonna von Monte Vergine (Neapel).

Von

Woldemar Kaden.

(Siehe das Bild S. 725.)



Unter allen Kulte scheint der Madonnenkultus der anziehendste zu sein, der mächtigste ist er jedenfalls. Die reine, sanfte Guld, die wundervolle, ehrbare, liebevolle Mütterlichkeit finden in diesem Kultus ein erhabenes Symbol, das den Geist über die Naturtriebe der Materie erhebt und die edlen Bestrebungen des Menschen vergöttlicht. Die Anbetung der Madonna bedeutet die Erhebung des Mädchens, des Weibes im Allgemeinen, und ein Volk, das sich selbst achtet, ehrt die Familie und das Vaterland. Was die Völker des Alterthums durch Verehrung der Mutter der Grazien, Dianens und Kybels nicht erreichten, Milderung der Sitten, wird durch die Anbetung der Jungfrau und Mutter erreicht. Und gewaltig, nicht zu leugnen, war der Einfluß dieses Kultus auf die Sitten im Mittelalter, ebenso wie auf die Kunst. Bildhauer und Maler fanden in diesem deutungsreichen christlichen Symbol eine unergründliche Quelle ihres Schaffens.

Höher stehenden Menschen genügt die materielle Schönheit allein nicht; diese erzeugt nimmer jene dauernde Begeisterung, wenn man ihr nicht die geistige gesellt. Auch in der Kunst ist das christliche Weibliche dem heidnischen weit überlegen, es ist das echte Goethe'sche ewig Weibliche. Die mediceische Venus ist eine kalte, stolze, fast männliche Schönheit; die kapitolinische spricht nur zu den Sinnen; jene von Milo ist gleichgültig, grausam, gefühllos: alle diese Frauenbilder gefallen, aber rühren, bewegen, ergreifen nicht; wenn man an ihnen die Kunstvollendung bewundert hat, ist man fertig. Die Madonnen Raffael's dagegen, jene Correggio's, Bellini's, Dolce's u. A. bewegen das Herz zu lieblichen und erhabenen Gedanken, sie zwingen es, auf edle Weise zu lieben und anzubeten.

Dem Volke des Südens, dem neapolitanischen Volke zum Beispiel, diesem armen, blinden Volke ist die ursprünglich große, schöne Idee von der göttlichen Allmutter total verschoben worden, so daß ihm die Madonna heute nichts ist, als eine nach Capricien handelnde Zauberin, eine Fee, eine heidnische Göttin Fortuna.

Zwei große neapolitanische Feste scheinen direkt vom Heidenthum herübergenommen zu sein: das Fest des Poseidon, das noch heute alljährlich in Neapel am Strande von Santa Lucia mit altgriechischen Gebräuchen, allerdings zu Ehren der S. Maria della Catena gefeiert wird, und das Fest der Diana oder Kybele, der Madonna von Monte Vergine geweiht.

Dieser Monte Vergine, ein Vorberg des neapolitanischen Apennin, ob Avellino gelegen, war schon den eingewanderten Griechen ein mons sacer. Auf des Berges Mitte stand ein der jungfräulichen Diana oder Artemis geweihter Tempel, und der Weg, der von der Griechenstadt am Strande in das Land hineinführte, hieß noch zur Römerzeit ad matrem magnam. In der Ebene stand ein Heiligtum Apollon's; die Ortschaft am Wege, Mercagliano, soll an Mercurii arae erinnern, und eine Wiege führt noch heute den Namen der Vesta.

In die Fußstapfen der hochgefeierten Helferin Diana auf dem steilen, baumlosen Kalkfelsen ist die hülfreiche Maria getreten, der zu Ehren man das berühmte Kloster auf den Ueberresten des Heidentempels, vor langen Jahrhunderten schon, errichtete. Dorthin geht in der herrlichen Pfingstzeit die großartigste Prozession, die man sehen kann.

Ganz Neapel und die umliegenden Städte und Dörfer rüsten sich auf sie, und der frommen oder wilden Festfreude gesellt sich die schlaue Gewinnsucht, und schiebt den schellenklingenden Wagen, die Händler und Kleinräumer mit tausend bunten Bedürfnissen, mit Luxusachen und Kinderpielwaaren, mit Wasser und Wein voraus. Der Tambourverkäufer darf so wenig fehlen, wie der Händler mit Fahnen und buntgefärbten Federn für die Hüte, mit Feuerwerk, Gitarren und Kastagnetten, denn der Kirchenfeier folgen Gesang und Tanz, folgen Bacchanalien, ja Orgien.

Und sie kommen in Wagen, Karren, Karossen, Kutschen, Charabanks, zu Pferde, zu Fuß, in heuschreckenähnlichen Zügen, die „Frommen“ mit reichen Geschenken an Wachs und Metall. Glaubt doch jeder eine vergangene Schuld für gewährte Genesung aus schwerer Krankheit abtragen, oder eine Gabe für Verheißungen in die Zukunft spenden zu müssen, und bringt somit dicke Wachskerzenbündel, leichte und schwere Silberlampen, silberne Kerzen und goldene Ketten, Spangen, Ohrgehänge dar: alles das schon während der Fahrt zur Schau gestellt in prahlendem Gepränge.

Die Frohen, die es vermögen, führen mit sich die beliebtesten Sänger und Schreier der Stadt, die Festtagsimprovisatoren, die Canta figlioli, wie das Volk sie nennt, die auf dem Plan sich gegenseitig herausfordern und überschreien müssen in langgedehnten Ritorneilen. Hunderte von Ducati werden geopfert und ein gut Theil davon auf den barbarischen Schmuck des Wagens, der Pferde und ihres Lenkers, wie des eigenen Leibes (die Frauen führen drei, vier nagelneue Seidenkleider in grellsten Farben mit sich) verwendet.

Das ist ein unbefreibliches Bild, das in den großen Zelagern und Wagenburgen am Fuße des Berges sich entfaltet. Besonders das Nachtbild! Große Feuer flammen durch das Dunkel und um die Feuer lagern die lebhaften Gruppen, freist

der Becher; durch die Reihen der Gelagerten, grell beleuchtet vom Flammen- und Fackelschein, fliegt der Witz, fliegt Gesang und Guitarenton. So geht es bis zum Morgenämmern, wo bei Fackelglanz die Prozession den Berg ersteigt. In dem rothen Lichte flattern die Kirchenfahnen, erscheinen die bunten Gewänder, die angestrahlten Gesichter der Männer, Frauen und Kinder. Glühroth flackert es durch die Kronen der uralten Eichen und Kastanien, die sich zwischen den Felsblöcken am Saume des gewundenen Weges drängen. Der Nachtwind weht die Madonnenhymnen, bald lauter anschwellend, bald leiser verhallend in das schlummernde Land hinab, wo nur die ersten Glöckchen zu erwachen beginnen.

Und nun ertönt auch die Glocke der Marienkirche, hell und festfreudig läutet sie ihr Salve regina! in den thaufrischen Pfingstmorgen hinein und mit brünstigem Tone antwortet ihrer Stimme der höher und höher aufsteigende Festzug: Salve regina!...

Nach der kirchlichen Feier auf der Höhe steigt das Volk hinab und es beginnen die Bacchanalien, die jugellose Freude beginnt. Die Kronen der Kirchsbäume und der Eichen, die Ranten des Epheus und des Weinstocks werden geplündert und im heidnischen Schmucke grüner Kränze tummeln die Festgenossen sich zwischen den Zelten, von denen lustige Fahnen wehen. Geschrei, Gesang, Trompetenton und das Pauken des Tambours, Gläserklirren, Zesserklopfen, Freudenstöße, das Wiehern der Pferde, vereinigt sich zu einem wilden Gebräus und die Tafel- und Tanzfreuden dauern bis zum Rehraus am Pfingstmontag, der die Tausende Neapolitaner wieder in ihre Stadt zurückführt.

Diese Rückkehr vom Monte Vergine ist nun für die Daheimgebliebenen ein freudig erwartetes Schauspiel. Kopf an Kopf drängt das Volk sich längs der Marinestraße, auf welcher die Festwagen ihren Einzug halten; alle Cafés, alle Kaminen, alle Balkone sind mit lärmenden Menschen aller Klassen besetzt und jeder ist ein Kritiker geworden, an jedem Wagen, an jedem Kleide wird der muntere Witz geübt. In lauemden Trabe rollen die Wagen vorüber, Pferde, Kutscher, Insassen mit dickem Raststaube bedeckt, der den Frauen wie Fuder auf den schwarzen Haaren liegt; aber er wird mit Stolz zur Schau getragen, denn er stammt vom heiligen Berge und kostet kostbares Gold. Was wir sehen, erinnert an vergangene, barbarische Zeiten, als Bild aber erfreut es unser Auge, wenn wir auch fragen:

„Wär' es wirklich ein Fest, der Madonna del Monte geheiligt. Ist es ein Karneval oder des Bacchus Triumph?“

Die Fahrt zur Kirche.

(Siehe das Bild S. 728.)

In stiller Sonntagmorgen! Aus der Ferne tönt das Glöcklein, das zur Kirche ladet, die auf der Insel im See liegt. Vater und Mutter, die beiden Töchter und der Jüngste füllen das Boot, das langsam über das Wasser gleitet. Eine feierliche Stimmung hält das Wort zurück. Während die Mutter an das Heim zurückdenkt, ob sie auch Alles in besser Ordnung zurücklassen, wohl verschlossen und geschützt, schaut der Vater nicht ohne Stolz auf seine hübschen Töchter, denen er eine fätlliche Aussteuer geben kann. Die beiden lieblichen Kinder blicken noch unbekümmert um ihre Zukunft in die Welt hinaus, die frommen Gefühle durchkreuzt noch kein weltlicher Gedanke, wenn das Herz unter dem Nieder auch manchmal schon bedenklich gepocht. Wann wird das Boot eine der Dirnen in bräutlichem Schmuck über die Wellen führen? — Das fragt sich wohl Jeder beim ersten Blick auf die reizende Bild unseres trefflichen Salentin.

General Alexander Komaroff und Generalmajor Sir Peter S. Lumsden.

(Siehe die Porträts S. 728.)

Der englisch-russische Grenzkonflikt in Afghanistan hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene zwei Männer der Aktion gelenkt, welche an exponirtester Stelle die militärische Ehre ihrer Regierungen zu vertreten haben, auf Alexander Komaroff und Peter Lumsden. Beschäftigt wir uns zuerst mit dem aggressiveren von Beiden, dem Sieger in der Schlacht am Kuchflusse, dessen rasches Vorrücken nach Pendschab und At-Tepe selbst einen Glanzpunkt aus seiner philosophischen Beschaulichkeit emporschiebte und den Konflikt zwischen den beiden Großmächten zu einem casus belli verschärfte.

General Alexander Komaroff, russischer Generalgouverneur der transkaspischen Provinzen, entstammt einer altrussischen Offiziersfamilie und ist etwas über fünfzig Jahre alt. Seine ersten militärischen Lorbeeren verdiente sich der in Sibirien geschulte Offizier unter dem Haudegen Skobelev im Kriege gegen die Tse-Turkmenen. Nach Unterwerfung derselben in den Schlachten von Kisch-Tepe und At-Tepe wurde Komaroff zum Chef der Militärdivision des Kaspasus ernannt und später das Kommando des ganzen Transkaspigebietes in seine Hand gelegt. Seine genaue Kenntniss der verschiedenen Turkmenenstämme, ihrer Dialekte und Gebräuche, sein persönlicher Muth und die rasch zugreifende Entschlossenheit, von welcher er erst kürzlich eine glänzende Probe gegeben, lassen ihn in der That als die geeignetste Persönlichkeit erscheinen, Rußlands alten Plan, die Unterwerfung von ganz Centralasien, wieder aufzunehmen. Diesem schneidigen Offizier steht in Generalmajor Sir Peter S. Lumsden, dem englischen Grenzkommissär von Afghanistan, ein Mann gegenüber, welcher ebenfalls auf eine reiche Erfahrung in asiatischen Angelegenheiten zurückblicken kann. Unter General Napier gebildet, war er 1857 Mitglied der militärischen Spezialkommission für Afghanistan, nahm 1860 an der chinesischen Expedition Theil, begleitete später die Würden eines Generalquartiermeisters in Bengal und eines Residenten in Hyderabad, wurde Chef des indischen Stabes und 1883 Mitglied der indischen Regierung. Er ist gegenwärtig sechs-

undfünfzig Jahre alt, und die Engländer setzen große Hoffnungen auf seine Kenntniss der afghanischen Verhältnisse und seinen militärischen Scharfblick. Dieses sind in kurzen Zügen die beiden Heerführer, deren Porträt wir in dieser Nummer bringen, und welche, falls es zu einem russisch-englischen Krieg kommen sollte, Gelegenheit haben werden, sich gegenseitig zu messen. Beide Gegner sind einander würdig.

Die neuen deutschen Kolonien.

(Siehe die Karte S. 732.)

Bekanntlich entsandte die deutsche Reichsregierung im April 1884 ihren Generalkonsul in Tunis, Dr. Gustav Nachtigal, den berühmten Afrikareisenden, nebst dem gleichfalls schon bewährten Dr. Max Buchner auf dem Kriegsschiff „Möve“ nach der westafrikanischen Küste mit dem Auftrag, sich über die Lage des deutschen kaufmännischen Geschäfts daselbst, sowie über die zweckmäßige Einrichtung einer konsularischen Vertretung zu unterrichten und die Interessen der deutschen Handelswelt, welche dort durch nicht weniger als sechshundert Fiktoreien vertreten ist, nach Kräften zu fördern. Fast gleichzeitig traf die unerwartete Nachricht ein, daß im äußersten Süden Niedergerineas, dicht an den Thoren der britischen Kapkolonie, im Groß-Namaqualande, der Bremer Kaufherr F. A. Lüderitz das um die Bucht von Angra Pequena belegene Gebiet, 900 Quadratmeilen groß, und die Küste von der Mündung des Oranjestromes bis zum 26° südl. Br. käuflich erworben und dafür den Schutz des Reichs ansuche. Angra Pequena war somit die erste deutsche Kolonie, welcher sozusagen Schlag auf Schlag die Besitzergreifung verschiedener anderen Punkte an der westafrikanischen Küste folgte, ein Prozeß, welcher noch nicht abgeschlossen zu sein scheint. Herr Lüderitz selbst erwarb noch die ganze Küstenstrecke bis zu den portugiesischen Besitzungen in Angola, die den Engländern gehörige Walvischbait ausgenommen. Dr. Nachtigal aber entsandte die deutsche Reichsflagge überall da, wo die Interessen des deutschen Handels es geboten, namentlich an mehreren Orten des Gewässers, wie Bay Beach, Bageida und Klein-Povo, ferner an verschiedenen Plätzen des der spanischen Insel Fernando Po gegenüberliegenden Kamerungebietes in der Bissabai, welches seither noch ansehnlich vergrößert und erweitert wurde. Später trat noch der Erwerb von Malimba und Batanga, südlich von Kamerun, sowie von Kosi am Kongo und eines Küstenstrichs westlich von Benin in Oberguinea, endlich das Land am Dubritsflusse in Senegambien hinzu. Auch an der afrikanischen Ostküste blieb Deutschland nicht unthätig. Herr Lüderitz wollte die Santa Lucia bei den Kassernlande erwerben, doch sind weit ältere englische Ansprüche vorhanden, welche einer Ausdehnung der deutschen Staatshoheit über diesen nicht unwichtigen Hafenplatz hindernd im Wege stehen. Ungleich wichtiger ist, daß Deutschland sich entschloß, die Schutzherrschaft über das ostafrikanische Sultanat von Sansibar zu übernehmen und den berühmten Afrikareisenden Dr. Gerhard Rohlfs als Generalkonsul dahin entsandte. Fast gleichzeitig hakte die Berliner „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ die deutsche Flagge in dem von ihr erworbenen, 138,000 Quadrat-Kilometer großen Gebiete von Usagara, auf dem Hochplateau zwischen der Sansibarische und dem Tanganjikasee. Nicht minder energisch wie in Afrika ging die deutsche Regierung auch in der Südsee zu Werke. Sie ergriff Besitz vom nordöstlichen Theile der großen Insel Neuguinea und hakte auch auf Neubritannien und den Dufé of Yorkinseln die Reichsflagge auf, so daß diese von deutschen Kaufleuten schon seit lange ausgebeuteten Inselgruppen nunmehr auch thatsächlich deutsche Kolonien geworden sind. Auf der beigegebenen Karte haben wir alle diese dem deutschen Reich neu eingefügten überseeischen Besitzungen dargestellt.

Was nun den Werth aller dieser Erwerbungen anbelangt, so ist derselbe natürlich ein sehr verschiedener; nur soviel läßt sich von vornherein sagen, daß er bei allen lediglich ein kommerzieller ist. Mit anderen Worten, alle diese verschiedenen Territorien eignen sich zur Ausbeutung durch Handelsfiktoreien und einige vielleicht in späterer Zeit durch Plantagenwirtschaft mittelst einheimischer Arbeitskräfte, keines aber, wie man mitunter irrthümlich meint, zur Aufnahme des deutschen Bevölkerungsüberschusses, das heißt als Ziel der deutschen Massenauswanderung. Dem stehen fast allerwärts die klimatischen Verhältnisse entgegen. Am wenigsten trifft dieß zu in Angra Pequena, dessen Klima gut und schön, die Luft klar und trocken ist; die Hitze belästigt dort wenig, da fast fortwährend ein frischer Südwest- oder Südwind weht, welcher, von der See kommend, kühlend wirkt. Dafür regnet es dort aber höchstens einmal im Jahr und man muß jeden Tropfen Wasser aus der Kapstadt beziehen. Von einer wirklichen Vegetation kann hier dennach nicht die Rede sein; die Küste ist auch nackte Wüste; so weit das Auge reicht, sieht es nichts als Fels und Sand; zum Ackerbau ist das Land nicht verwendbar. Erst etwa 130 Kilometer von der Küste ist es anders. Das Land ist dort fruchtbar und frisches Wasser reichlich vorhanden; die dort wohnenden Stämme besitzen Tausende von Rindern und Pferden. Ueber die sandbedeckte Wüstenzone hinweg wird mit jeder Tagereise nach Osten die Landschaft interessanter und die Fruchtbarkeit größer. Die Steigung ist keine gebirgsmäßige, sondern es geht immer sanft in die Höhe. Mehr an der nördlichen Küste und dem Barometerstand bemerkt man, daß man steigt, und so hat man erst nach einigen hundert Kilometer eine Höhe von 1300 bis 1600 Meter erreicht. Hier erst — aber schon außerhalb des von Herrn Lüderitz erworbenen Landstriches — beginnt das eigentliche Gebirge und zwar am Großartigsten und in prachtvoller Szenerie im Damaraland. Gewaltige bastionartige Granitberge und eine Sandsteinformation von ähnlich groteskem Charakter, wie er der schweizerischen Schweiz eigenthümlich ist, haben wir hier vor uns. Herr Lüderitz erwarb das Angra Pequenagebiet hauptsächlich im Hinblick auf die Ausbeutung von Metallen, an denen das Land sehr reich sein soll. Die Bergakademie zu Freiberg hat freilich in letzter Zeit ein sehr abfälliges Urtheil über diesen Metallreichthum gefällt. Die überlandten Probefunde erwiesen sich zum Theil als ganz werthlos, erstere Gesteinsstücke, zum Theil enthalten sie Erze, die aber nur in sehr großen Mengen und wenn zugleich sehr günstige Abfuhrwege da sind, bei Vorhandensein von Kohlenlagern

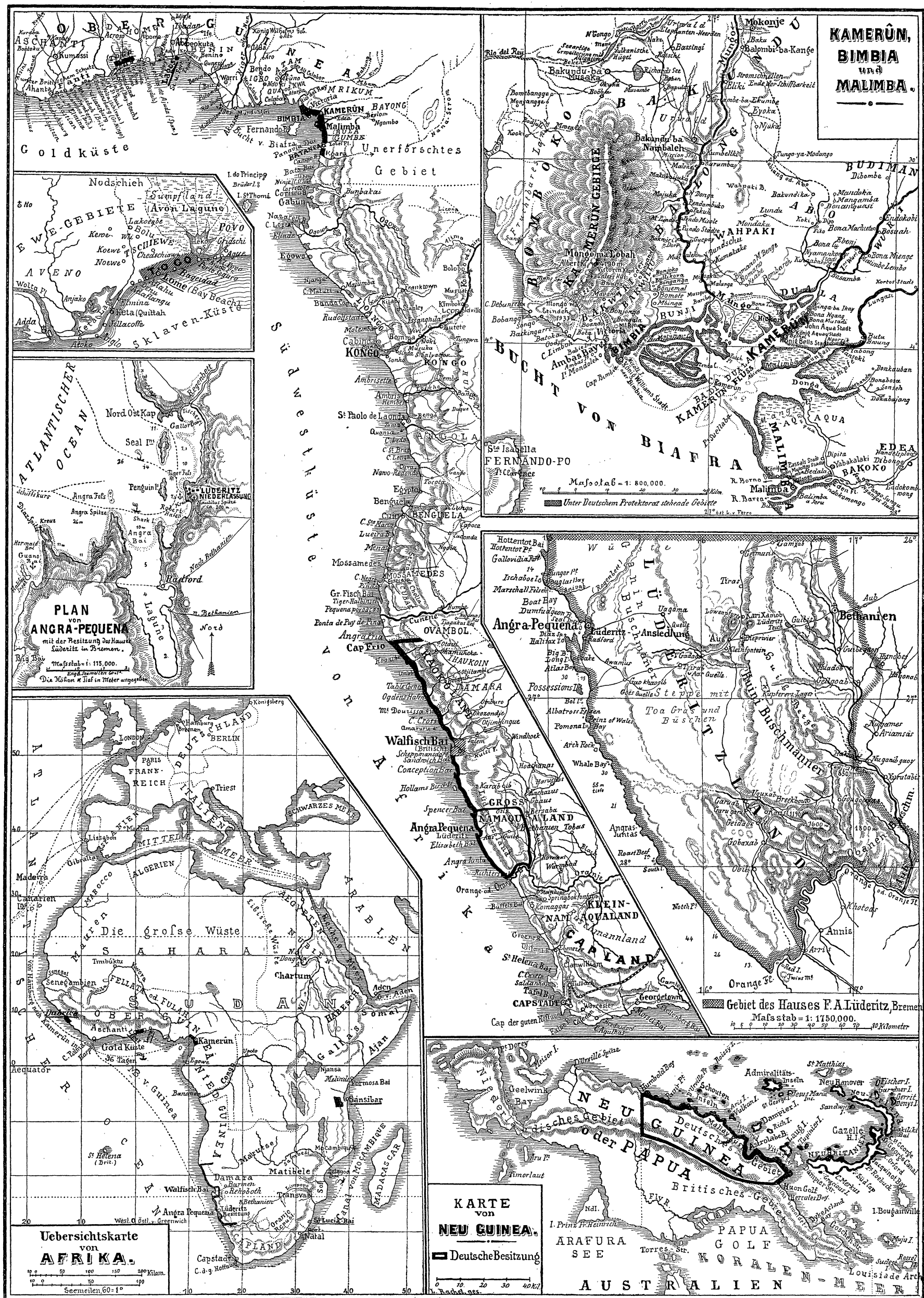
und Hüttenwerken, zu einem einigermaßen hoffnungsreichen Unternehmen ermuntern können.

Kamerun ist der Name für das mächtige vulkanische Gebirge in der Bissabai, östlich von der Nigermündung, zwischen 4 bis 4 1/2° nördl. Br. und 26 1/2 bis 27° östl. L. Die Höhe dieses höchsten Bergstockes der ganzen afrikanischen Westküste ist auf 4194 Meter, also annähernd auf jene des Montblanc, gemessen. Der Berg mit der ganzen ihn umgebenden Gesteinsmasse bedeckt einen Flächenraum von 466 Quadratkilometer. Westwärts grenzt das Gebirge an's Meer, im Osten an den Mungofluß, dessen westlicher Mündungsarm den Fuß des Gebirges bespült, noch 60 Kilometer oberhalb seiner Mündung eine Breite von 240 Meter hat, in 120 Kilometer vom Meere aber einen die Schiffsahrt störenden Katarakt besitzt; während der Regenzeit ist der Mungo auch für große Schiffe befahrbar, allein in der trockenen Jahreszeit hat er bloß 1 bis 6 Meter Tiefe. Der Bergstock des Kamerun wurde zuerst von Kapitän Burton und dem deutschen Botaniker Dr. Mann im Dezember 1861 ersteigt. Bei 1480 Meter Höhe beginnt das Labyrinth großer Lavaströme und Schlackenfelder und in 2730 Meter tritt der erste Krater auf, deren man im Ganzen 28 zählt. Der „Götterberg“ Mongoma-Kobah oder Mount Albert erhebt sich majestätisch über den tiefer liegenden Gipfeln und sein Krater zeigt Spuren neueren Ausbruchs. Die untere Gebirgsschicht wird von dem hellfarbigen Stamme der Bakwiri zum Anbau von Bananen und Kokos benützt. Am Fuße des Mongoma-Gebirges oder Kleinen Kamerun liegt in der Ambabai die englische Missionsstation Vittoria, südlich davon der kleine Ort Bimbina an der gleichnamigen Mündung des Mungo, welcher mit seinen zahllosen Armen ein sumptiges, weit verzweigtes Delta bildet. Dieses breitet sich aus zwischen Kap Kamerun im Norden und Punta Suellaba im Süden und erweitert sich zu einer 30 Kilometer breiten Bucht, in welcher verschiedene große Inseln und auf einer derselben die „Stadt“ Kamerun, der Mittelpunkt eines bedeutenden Handels in Palmöl, Palmkernen und Elfenbein, liegen. Das Klima ist für Europäer höchst ungesund, ja als das ungesundeste der ganzen Westküste verrufen und die Hitze gerade wegen der umschließenden Berge oft eine nahezu erdrückende; andererseits bietet aber auch das nahe Gebirge die Möglichkeit, sich kühleren Aufenthalt zu schaffen. Tropische Kulturen gedeihen im Kamerunlande ganz trefflich.

Wenig verlockend ist der Anblick der deutschen Faktoreienplätze an der oberen Guineaküste, im Lande der Ewe oder Togo. Der Strand ist recht kahl. Dünen gibt es nicht; das Ufer steigt zwar von dort aus, wo die Brandung es bespült, ein wenig an, bleibt aber dann, wenigstens scheinbar, auf ebener Erde hin auf demselben Niveau. Der jedes Pflanzenwuchses bare Streifen hellgrauen, ab und zu auch gelben Sandes ist an einigen Stellen bloß 50, an anderen bis zu 200 Schritte breit. Dahinter beginnt nun ein 1/2 bis 1 1/2 Kilometer breiter Streifen 1 bis 3 Meter hohen, beinahe undurchdringlichen, höchst stacheligen und bloß aus Unterholz ohne alle Bäume bestehenden Buschwerks, welches, da Jeder, der in's Innere will, hindurch muß, eine der größten Plagen des Verkehrs darstellt. Die Landschaft hinter diesem Dickicht bietet eine kaum zu beschreibende Fülle von Abwechslung und doch ist dieselbe eine der eintönigsten, die man sich nur vorstellen kann. Auf einer Strecke von bloß wenigen Kilometern Länge kommt man bald durch büschelförmig wachsendes Schilfrohr, bald durch höheres Buschwerk, bald durch Gruppen hoher Bäume von Kokosnuß und Delpalmen, welche die Haupterzeugnisse des Landes sind. Dieß gilt so ziemlich von allen Plätzen der afrikanischen Westküste, nicht aber von der Landschaft Usagara in Ostafrika, welche schon frühere Beschreibungen englischer Reisenden als ein landschaftliches Paradies bekannt gemacht haben. Der Boden ist dort ungemein fruchtbar; stundenweit gleicht er schwarzer Gartenerde und es können die meisten Kulturgewächse Javab angebaut werden, so daß man berechtigt ist, diese Gebiete für die weitaus werthvollste der bisherigen deutschen Erwerbungen in Afrika anzusehen. Das tropische Klima in diesen höher gelegenen Gegenden soll für Europäer erträglich sein, so daß sie in den Morgen- und späteren Abendstunden dort Feldarbeit verrichten können; dem widerspricht indeß auf das Bestimmteste der deutsche Afrikareisende Dr. G. A. Fischer, welcher das Land aus eigener Anschauung kennt. Der Europäer, der im tropischen Afrika körperlich arbeite, würde bald in Folge von Herz-erweiterung kurzathmig, das Gesicht färbe sich blauroth, und wenn er es selbst auch einige Zeit aushalte, so würden seine im Tropenlande erzeugten Kinder geistig und körperlich verkommen.

Von den deutschen Erwerbungen in der Südsee läßt sich sagen, daß Neuguinea gerade in den deutsch gewordenen Theilen ein herrliches Land ist; und nicht bloß das Land ist schön, auch die Einwohner, die Papua. Es sind kräftige, intelligente, fleißige, Ackerbau treibende, lebenswürdige Menschen, welche sich freundlich gegen die ersten Weißen benahmen, die sie in der Bemannung der deutschen Kriegsschiffe zu sehen bekamen. Von Perlen und Tand wollen sie nur wenig wissen, desto mehr von Eisen. Gewehren und Kanonen gegenüber, deren Knall sie nie vernommen, zeigten sie sich sehr furchtsam. Dicht an der Küste sieht man Hügel mit sanften Linien, weiter im Hintergrunde sehr hohe Berge, welche Alpenhöhe erreichen. Die ganze Landschaft ist sehr wenig bewohnt und der Dörfer sind nur einzelne zu sehen.

Was die von Deutschland besetzten Eilandgruppen anbelangt, so sind es merkwürdig schöne, fruchtbare Länder. Die Hauptinsel Neubritanniens, Birara, östlich von der Ostküste Neuguineas und umweit derselben beginnend, ist ein länglich geformtes, schon bewaldetes Eiland von etwa 120 Stunden Ausdehnung und fischelförmiger Gestalt. Von dem nördlichen Theil dieser Insel durch den St. Georgskanal getrennt, liegt Neuirland und westlich von dessen Nordende Neuhannover. Von Birara ist die Ostküste am meisten bekannt und hier, am östlichen Ende, gegenüber von Neuirland liegen deutsche Handelsfiktoreien. Auf der Dufé of York-Gruppe hat die Wesleyanische Mission ihre Hauptniederlage unter den menschenfressenden Papua dieser Eilande errichtet. Während Neuirland hohe Gebirge zeigt, besteht die Küste von Birara aus hügeligen, mit Urwald bestandenen Lande, der sich stellenweise weit in's Innere erstreckt. Im östlichen Theile verzeichnet die Karte den 500 Meter hohen Berg Beaumonts-Beaupre. Die Westküste ist flach und sumptig. Meist sind die übrigen Eilande des Archipels mit dichten Urwäldern bedeckt. Die gleichfalls von Deutschland besetzten Admiralitätsinseln bestehen aus der Hauptinsel Basco, einer sehr gebirgigen und äußerst fruchtbaren Insel von 1952 Quadrat-





Mode: Toiletten aus einer modernen Brautausstattung. Originalzeichnung von Mari de Pelour.

Kilometer Areal, und einer Anzahl kleiner Koralleninseln und Korallenbänke. Außerdem rechnet man zu den Admiralitätsinseln noch die Anachoretens- und die Schiquierinseln, nordwestlich von der Hauptinsel, sowie die Hermiten und einzelne Inseln, namentlich Matu, westlich von Vasko, zusammen mit 486 Quadratkilometer. Alle diese Eilande sind von Korallenriffen umschlossen, theils flach, theils vulkanisch. Die Bewohner haben eine weniger dunkle Hautfarbe als die Australier, sind sehr gewandt auf dem Wasser und leben in primitiven Häusern unter Kokospalmen. F. v. H.

Gedanken.

Von

Constance Fürstin zu Salm-Dyck.

(Aus dem Französischen)

Drei Dinge sind es, gegen welche ein Ehrenmann nie etwas ernstlich Beleidigendes anhörend darf, was er auch immer davon denken möge: sein Vaterland, seine Religion und seine Seele.

*

Der Fanatismus empört nicht nur unsere Vernunft, sondern auch unsere Religiosität, weil er der Gottheit die niedrigsten menschlichen Leidenschaften, Haß und Rache, beilegt.

*

An Alles muß man sich erst gewöhnen, an Unglück, an Krankheit, ja selbst an das Glück.

*

Die Männer predigen uns stets Sanftmuth und Geduld, weil es sie leichter dünkt, uns zum Ertragen ihrer Fehler zu vermögen, als diese abzuliegen.

*

Welche Gaben, welche Verdienste, ja Tugenden wir auch besitzen mögen, nur in Einem lassen die Männer uns volle Gerechtigkeit widerfahren, in der Mutterliebe, weil sie sie nicht entbehren können und sie ihnen keine Besorgniß einflößt.

*

Bei Ungleichheit des Alters vermag Freundschaft nicht zu bestehen, weit eher Liebe, denn die wunderbare, leidenschaftliche Gefühl kann Gegensätze vereinen, aber die Freundschaft verlangt Uebereinstimmung und Gleichheit in Allem.

*

Eine der größten Kränkungen, die uns widerfahren können, ist, wenn man bei einer überfließenden Herzensergießung nicht verstanden oder gar mißverstanden wird.

*

Wenn es selten ist, daß man selbst den besten Freunden rückhaltlos sein Vertrauen schenkt, so ist es noch seltener, daß man es nicht zu bereuen habe.

*

Es gibt im Leben so bitteren Kummer, daß man sich nie ganz darüber zu trösten vermag, und welcher in der Seele bewahrt scheint, um sich in trüben Tagen stets wiederzufinden.

*

Der Tod eines geliebten Wesens ist für ein tief fühlendes Gemüth wie ein plötzlicher Lichtstrahl, der uns mit einem Mal alles Unrecht zeigt, welches wir jemals gegen dasselbe begangen haben mögen; das Geringste erscheint uns dann bedeutend und bringt uns, bei der Unmöglichkeit, es wieder gut zu machen, fast zur Verzweiflung, bis wir durch die Macht der Zeit gerechter gegen uns selbst werden und einsehen, daß wir mit unseren Lieben nicht stets so zu leben vermögen, als ob sie uns im nächsten Augenblick schon entzissen werden könnten.

*

Glück und Unglück kommen fast immer von der Seite, wo man es nicht erwartet.

*

Wir schätzen die Moral im Alter, weil sie uns ein Verdienst aus einer Menge von Entbehrungen zu machen scheint, welche uns doch nur die Nothwendigkeit auferlegt.

*

Der gute Ton läßt sich nicht erklären und nicht erlernen. Welt und Erziehung können die äußeren Formen davon verleihen, aber in seiner Wesenheit beruht er auf dem Gefühl der Schicklichkeit, welches man hat oder nicht hat und nicht erwerben kann.

*

Man pflegt die Männer zu bedauern, welche von ihren Frauen beherrscht werden, mit anderen Worten, unter dem Pantoffel stehen, aber warum lassen sie es sich gefallen? — Ein rechter Mann duldet das nicht, und was kein rechter Mann ist, der ist ja nur zu glücklich, wenn eine verständige Frau ihn vertritt, und nicht er, sondern sie ist zu bedauern.

*

Wir haben gegen Andere oft eine zarte Schonung, wie sie solche gegen sich selbst nicht haben.

*

Die anhaltende Aufopferung eines edlen Gemüths wird bald zu einer Art von Verpflichtung.

*

Man glaube nicht, daß man durch Sanftmuth und Güte böse Menschen zur Besinnung bringen oder gemeine Seelen rühren könne; sie haben dafür keinen Begriff und halten es für Furcht oder Schwäche.

*

Leidenschaften können uns in jedem Alter bewegen, aber die Liebe gehört ausschließlich der Jugend und daher macht sie das Alter so lächerlich und so widerlich.

Blätter für die Frauen.

VIII.

Mode.

Von

Ir. H. v. Sydow.

(Nachdruck verboten.)

(Siehe das Bild S. 733.)



Die Verschiedenheit des Modelebens, welche früher dem französischen, dem englischen und deutschen Mai eine ganz veränderte Physiognomie gab, ist lange ausgeglichen. Auch in Wien und Berlin verläßt die Gesellschaft die Stadt erst im Späthommer. Noch denkt man gar nicht an's Land, noch bieten die Theater ihr Bestes, noch flutet das gesellschaftliche und das öffentliche Leben in lebhaften Wogen, noch ist die Stadt ein Bild der Lebensfreude, der Heiterkeit, der Lust von unsagbarem Reiz. Was die Mode an Eleganz, an Geschmack, an Reichthum der Toilette beifügt, das begegnet einander auf der Straße, in Gärten und Promenaden, das belebt die Ausstellungen und die Tribünen des Turf, präsentirt sich auf den Maibällen, welche, nach Pariser Mustern, auch bei uns in die Mode kommen. Diese Maibälle werden vier Wochen später Juni- oder Rosenbälle heißen, und heitere Genien werden sie auch noch in den Hochsommer geleiten. Die größte Vogue haben die Bälle um diese Zeit in Paris. Pariser Berichte sagen, daß gegen die heutige moderne Jugend die tanzenden Derrisse nicht aufkommen könnten. Nichts kann sie unterbrechen und nichts ermüden; sie tanzen Tag und Nacht, ohne um Gnade zu bitten. Ist erst der Mai gekommen, dann genügt die Soirée dieser Jugend nicht mehr, und das Neueste ist die Matinée, wo man tanzt, die Herren im Ueberrock und die jungen Damen in Promenadetoilette und Hut. Das gibt endlose Cotillonfreuden und einen solchen Embarras von Cotillon-erinnerungen, daß es in die Mode gekommen ist, die Zimmer junger Mädchen mit Arrangements ihrer ertanzten Tropheën zu dekoriren, mit bizarren Figuren aus weißen Bouquets und bunten Wandern, aus Rosetten aller Farben, originellen Utensilien und Bonbons, aus jenem ganzen närrischen Flitter von Souvenirs, welche die Mädchenwelt sich mit solcher Unermüdlichkeit zusammenzant. Man begegnet in Pariser Modejournalen den Empfehlungen von Kapistiers, welche einen Ruf für die artistische Eleganz haben, mit der sie die Boudoirs der Damen in eine Cotillonbonbonniere zu verwandeln wissen.

Die Toilette bei diesen Frühjahrsbällen ist, wie gesagt, oft nur das Promenadestück. Man tanzt in Wollspitze, in Etamine, in Foulard, man tanzt mit dem Fächer in der Hand und den Hut auf dem Kopf. Man tanzt in demselben Kostüm, in welchem man wenige Stunden später zu Morin und Blossier fährt oder zu Guerlain, wo die Pariserin um diese Jahreszeit die Mode an den kostbarsten Trouffaux studiren kann, welche für die Theilnahme der eleganten Welt hier zur Auslage kommen. Der Mai ist der traditionelle Monat der Hochzeitsreisen und der Ausstellungen, nicht zum wenigsten jener interessanten Ausstellungen, welche mit den Hochzeitsreisen zusammenhängen, denjenigen von Brautausstattungen nämlich. Keine Zeit ist süßer für das erste, berauschte, gemeinsame Hinausflattern eines jungen Paares, als diese wundervollen Tage, wo der junge Sommer die ersten Schatten grünen Laubes über ihren Weg breitet, Alles von Blumen duftet, blüht und lacht. Zu keiner andern Zeit kann einer Frau die Mode so wichtig und zugleich so nichtig sein. Erführe man nicht durch die Ausstellung etwas von jenen Toiletten, von welchen sie in das Paradies der Flitterwochen begleitet wurde, wir wüßten gewiß nicht, uns la plus aimée vorzustellen, wie sie in der Ferne sich gestern anzog und heute und morgen aussehen mag. Als ihre Koffer gepackt wurden, war sie wie im Traum. Wie im Traum mag sie noch heute durch diese wunderbaren Matinée gehen, und wollen wir etwas von ihrer Toilette wissen, so kann's uns nur der Modist sagen oder die Jungfer, die den Train für diese heitere Flucht der jungen Frau packte.

Im Allgemeinen beschwert man sich auf der Hochzeitsreise nicht viel mit Toilette. Nie ist das Herz der Frau bereitwilliger, auf Effekte und Triumphe zu verzichten, als in dieser Zeit, wo ihre ganze Welt noch in zwei Augen und in zwei Armen liegt. Nie kommt eine Zeit wieder, wo eine solche Uebereinstimmung über die Beschwerden des Reisegepäcks die jungen Gatten verbindet, nie eine Zeit, wo die junge Frau vor dem Spiegel von keinem andern Streben bewegt wird, als dem Einen zu gefallen und ihm nur allein. Wie das so leicht ist und wie so dankbar. Blaudent man von der Mode mit einander, ist's nur ein neues Thema der Uebereinstimmung des Geschmacks. Mit welcher neckischer Schelmerei kann sich der Geliebte dann in die Geheimnisse der Spitzen, der Bänder und Hackenschuhe ver-

tiefen, und wie prächtig steht ihm der Schmerz darüber zu Gesicht, daß Madame Od, deren schmachtende Matinées von keiner Modistin der Welt übertroffen werden, so theuer geworden sein soll, daß heute nur noch Fürstinnen sie bezahlen können.

Es gibt keine Thorheit der Welt, deren Hochzeitsreise in den Mai sich nicht schuldig machen könnten.

Aber wo bleiben heute die Toiletten? Registriren wir nur diejenigen, welche die junge Frau mit sich führt. Da ist zunächst das Negligé. Das Intime seiner Natur, das Schmachtende und Hinträumende seines Ausdrucks, die lang nachziehende Schleppe, die halb zerfnitterten Schleifen, der weiche, schmiegsame, die Sinne beruhigende Stoff läßt sich in der Vorstellung nur schwer von der auf ihrer Ottomane halb machenden, halb träumenden, bezaubernden Circe trennen, und selbst wo unter dieser oder jener Hand ein solches Negligé von seiner schmachtenden Passivität verliert und mehr in's Rokette, Vikante oder Phantastische spielt, wird es immer etwas von jenem träumerischen Abandon behalten, welches die erste Bedingung einer Boudoir-toilette par excellence ist. Man treibt heute einen ganz enormen Luxus mit solchen Negligés. Man zerfnittert Unsummen in Valenciennes und dentelles de Bruges, man erfindet die zartesten Nuancen für diese Bestimmung, und weil man auf der Terrasse oder dem Balkon, wo der trauliche Kaffeetisch mit dem tête-à-tête von vieux Sèvre uns erwartet, zu diesem Negligé auch einen Sonnenschirm braucht, spannt man heiter und scrupellos noch ein paar große, kostbare Volants über ein riesiges Bambusgestell, das unter dem rothen oder blauen Seidenfutters Raum genug hat, zwei Köpfe in Schatten zu hüllen.

Einfacher und praktischer ist die Matinée. Sie besteht aus glattem, rundem Rock und einer nach Farbe und Stoff abweichenden Corsage, deren Schnitt die Grazie einer hübschen Negligeance erhält. Zu einem Sammetrock in der Nuance noisette eine goldgestickte Creponblouse, deren weite Falten tief über den durch dicke Goldschnüre fixirten Taillenschluß überhängen, oder ein Rock in tabac espagne zu cremefarbener Corsage mit einer Kaskade von Silberspitzen. Die neuesten Nuancen der Mode, welche auch an dieser Stelle mit Luxus und Effekt präsentirt werden, sind choux, noisette, dahlia und poussière.

Auch rother indischer Foulard ist ein Lieblingsstoff der Matinée.

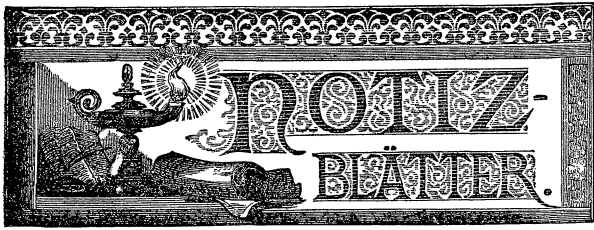
Für die Bedürfnisse der Promenade hat die Saison zahlreiche Modestoffe gebracht. Vor Allem trägt man Sammet, Sammet und noch einmal Sammet. Für die vorgeschrittenere Jahreszeit ist die Spitze bestimmt, der Etamine und die Pekins, die Sommervigogne, die feinen Wollenbatiste, deren moderne Farbentöne bis in das Unendliche gehen. Sehr beliebt ist die Nuancenskala von turterelle und der schon erwähnten Farbe dahlia. Auch die Wollenspitze werden diese Nuancen ganz vorzugsweise beherrschen. Die modernste Form der Promenadetoilette wird heute bereits ganz unbestritten von dem Bauernrock vertreten. Die Direction dieses schlichten, weiten Faltenrocks nach der Krinoline hin wird immer sicherer, und es ist heute schwer, ihn noch immer nur für die Caprice von neun Tagen zu halten. Wenn der Winter kommt, wird seine vermittelnde Rolle am Ziel sein und die Frau, trotz aller Opposition gegen diese oböse Mode, doch noch in den Banden von Stahlreifen liegen. Heut thut sie's noch nicht und mag auch daran noch nicht glauben. Ist sie auf der Hochzeitsreise, dann bekümmert die Zukunft sie nicht.

Für Reiseliefer ist der Bison d'été sehr in Aufnahme gekommen, ein haariger, halb durchsichtiger Stoff, eine Art Loden. Sonst werden Foulards und Baste die beliebtesten Reisetouiletten liefern. Der neue Canevas- und Stramintstoff gehört dagegen auf die Promenade, dahin, wo in diesem Sommer hundert andere Neuheiten durcheinandermögen werden: die Bengalines und Wolltülls, die englischen Wollenspitzen, die Mohairs und Apacas, welche so lange unseren Augen entzunden waren, daß wir sie heute wirklich wieder wie eine veritable Neuheit begrüßen.

Ein neuer Stoff für die sommerliche Dinertoilette ist der Crêpe de Yeddo. Seine zartesten Nuancen sind ivoir, thê und océan. Auch hier bilden Points vorzugsweise die Garnitur. Die Dinertoilette ist rund, mit bis zur Taille gehendem ovalem oder spitzem Ausschnitt; der Blumen schmuck wird häufig unterhalb seines Schlusses am Rock befestigt.

Tausend Phantasieen bringt die Mode in neuen Hüten. Federn, Flügel und Vögel pflegen um diese Jahreszeit eigentlich immer zu Gunsten des Blumen schmuckes zurückzutreten, und so ist die Blumentouffe jetzt in ihrer Saison. Daneben bilden Profatbänder riesige Schleifen, goldene Federbüschel und lange Nadeln unterbrechen die Lösses, Zusammenstellungen von fraise- und lachsfarbenen Federn erinnern an jenen Geschmack, den das Rokoko einst liebte. Ein reizender Stoff für Capotten ist der Danaetüll, ein spinnfeines goldenes Gewebe, das den ganzen Kopf überzieht. Andere Capotten bestehen nur aus weißer Spitze mit kleinen vergoldeten Federtouffes und breiten, unter dem Kinn gebundenen Profatschleifen, noch andere nur aus Silberspitze und Weißchen.

Neben diesen köstlichen, reizenden weiblichen Hüten bringt die Mode auch in diesem Jahr eine Anzahl kleiner Excenitritäten. Hüte für den Garten, für das Land, für das Coupé, extravagante Hüte zu extravaganten Kostümen, Hüte, die wie Fruchtkörbe aussehen und aus groben Weidenruthen geflochten sind, riesige Formen aus Palmblättern und nebenher jene rothen und blauen und schwarzen Jockeymützen, die so gern von den passionirten Damen des Turf auch außerhalb dieser Beziehungen getragen werden. Alle diese Excenitritäten wird aber erst die Vabellaison vereinigen. Heut stehen wir noch im Mai, dem Monat der modernen Frühlingbälle, der Premieren, der Gemäldeausstellungen, und wer heute schon reist, geht gewißlich nur auf die Hochzeitsreise. Denn noch einmal, keine Zeit ist süßer für das erste, berauschte, gemeinsame Hinausflattern eines jungen Paares als diese Tage, wo Alles duftet, blüht und lacht; und nie ist den Frauen die Mode wichtiger und nichtiger, als bei den Toiletten ihrer Brautausstattung.



Literatur.

Man darf wohl gespannt sein, wenn man einen Band neuer April von Hermann Lingg zur Hand nehmen kann, denn dieser Autor hat seine Verehrer nicht durch sich drängende Produktion verdorrt. Mit einem gewissen gehaltenen Ernst schlagen wir daher den sauber ausgestatteten Band der „Salonbibliothek“ (Taschen, Prochaska) auf, der den Titel: „Lyrisches“, neue Gedichte von H. Lingg, trägt. Der Dichter ist der alte geblieben, ein besseres Lob kann man einem allbekannten und bedeutenden Poeten wohl nicht spenden. Wir finden hier die gewohnte Tiefe der Gedanken, die Klarheit in den Bildern, die feine, kraftvolle Form, den Reichtum an Inhalt und Ausdruck, die Widerspiegelung einer großen Weltanschauung, welche Eigenschaften die Charaktereigenschaften Lingg's ausmachen. Etwas durchaus Männliches, Echtes, Wahres, Gediegenes weht uns aus diesen Versen an, die nicht subtil aus glänzenden Fäden geflochten, sondern aus tüchtigen Goldbarren sozusagen mit nervigem Hammer Schlag geformt sind. Auch die Frühlings- und Sommerlieder tragen trotz der Lieblichkeit und der verhaltenen Glut dieß Gepräge. In seiner ganzen markigen Gestaltungsart tritt uns der Dichter jedoch in seiner epischen Lyrik, die unstreitig den bedeutendsten Theil des Buches bildet, entgegen. Diese Balladen und weitaussehenden, gedankenreichen Gesänge machen einen tiefen Eindruck und können mächtig, indem sie doch zugleich jenen geheimnißvollen, unbefriedigten Reiz des Romantischen besitzen, der vom Dichter sagt, daß er ein Zauberer sei. In dieser Hinsicht sind besonders „Fastrada's Ring“, „Der Geist“, und „Die Karlsblode“ von eigenartiger Wirkung. Es sind viele Perlen in dieser Sammlung und auch an den scheinbar unbedeutenden merkt man den Dichter, der nicht Goldschmied ist.

Ein eigentümlicher Roman, voll Gehalt und hervorragend durch gebiegene und feine Darstellung, ist „Baron Fritz von Kedensteg“ von W. v. Kogebue (Leipzig, Grunow). Der Held dieser Erzählung ist der zweitgeborene Sohn des Adelsgelehrten, sein Bruder erbt als Majoratsherr alle Familienbesitzungen und der arme Fritz wird Beamter; als solcher bildet er sich zu einem Muster von bürgerlicher Rechtlichkeit und Pflichterfülle aus. Da stirbt der Majoratsherr, Fritz tritt in das reiche Erbe ein, und nun behält er der einfach erzogene, schlicht und bescheiden denkende Mann all' diese Eigenschaften auch im Leben der erfluteten Gesellschaft, zu der er nunmehr gehört, und erlangt gerade durch diese eine hervorragende Stellung in den Kreisen der vornehmen Welt. Eine gemüthvolle Liebesgeschichte gibt diesem gesund geschriebenen Roman Wärme und poetischen Anreiz. Der Autor dieser Erziehungs- und Lebensgeschichte eines adeligen Sprosses im Romanstil zeigt sich in diesem Buch als ein Mann, der die Welt und die hohen Lebenskreise gründlich kennt, als ein denkender und geschmackvoller Schriftsteller, dem bei allem Realismus Gemüth und eine poetische Anschauung der Dinge nicht fehlen.

Ohne Zweifel durch das Holbergjubiläum angeregt, erscheint jetzt ein Holberg redivivus, von dem die erste Fieferung unter dem Titel: „Dänische Schaubühne“ von J. Hoffory und Paul Schlenker (Berlin, Reimer) vorliegt. Die beiden Herausgeber beschäftigen, die vorzüglichsten Komödien dem deutschen Publikum aufs Neue zuzuführen, und glauben dieß nicht besser und in den Charakter der Zeit am treuesten wahrer Weise thun zu können, als indem sie die älteste deutsche Uebersetzung, die fast gleichzeitig mit dem Original erschien, wieder abdrucken und durch Einleitungen und, wo es noth thut, durch Anmerkungen verständlich machen. Der Gedanke, der anfangs etwas Befremdendes hat, gewinnt doch bei näherem Eingehen, die alte Uebersetzung hat allerdings ihren ganz besonderen Reiz und verleiht uns recht lebendig in die Zeit der Entstehung dieser Komödien, die mehr als irgend eines andern Dichters Schöpfungen wider ihrer Zeit sind. Die zehnte oder Schlusslieferung soll eine Uebersicht der Holbergliteratur und zwei größere Abhandlungen bringen — von Hoffory über Holberg's Leben und Schaffen und von Schlenker über Holberg und Deutschland, bei welcher Gelegenheit wir wieder auf das Werk zurückkommen werden.

Roja v. Gerold, welche wir vor einem Jahre nach Spanien begleitet und die uns damals durch ihr anmuthiges Geplauder manche Stunde verfrüht, läßt uns nun zu einem „Ausflug nach Athen und Korfu“ (Wien, G. Gerold) ein, auf klassischen Boden, der für die Schilderung durch Frauenhand ein spröder Stoff scheint, aber auch hier ist es ihrem hübschen Erzählertalent gelungen, uns vollkommen in die Stimmung dieses licht- und warmstrahlenden Himmels zu versetzen und durch die Landschafts- und Städtebilder lebendig anzuregen. Es gibt überdies so viele Dinge, die der gelehrte Tourist, der, seinen Homer in der Tasche, über diese denkwürdigen Stätten schreitet, gar leicht überfliehet und die nun die sorgfältig beobachtende Frau, die auch für das Kleinste ein Auge hat, in ihre Schilderung aufnimmt und durch dieses Detail, durch dieses Eingehen in's Einzelne, durch die Darstellung des Lebens, der Gegenwart gewinnt das Ganze unendlich an Reiz. Aber die Dame hat dabei die griechischen Epiker und Dramatiker wohl im Kopf und vermag manchen Punkt durch ein Dichtervort zu illustriren, und durch dieses Zusammenfassen verschiedener Elemente ist ein ebenso instruktives als unterhaltendes Buch entstanden.

Der Dichter der „Reisebilder“ ist, obgleich es uns noch an einer ebenbürtigen Würdigung dieses großen Geistes fehlt, in den letzten Jahren häufig Vorwurf kleinerer Lebensbilder gewesen und zu den interessantesten dieser Episodenanstellungen zählen die Erinnerungen aus den letzten zwanzig Jahren seines Lebens, welche Madame Zaubert, die ihm in all' der Zeit sehr nahe gestanden und der er seine geheimsten Gedanken offenbart, unter dem Titel: „Heinrich Heine“ (Paris, Le Souvenir) herausgegeben und die nunmehr auch in deutscher Uebersetzung von L. Weller erschienen. Es sind köstliche Geschichten, sprühend von Humor, die uns von der berühmten Matrahengruft erzählt werden, Mittheilungen, die für das künftige Lebensbild von unschätzbarem Werthe sind. Das „tout comprendre, c'est tout pardonner“ scheint aber für Heine noch nicht gekommen zu sein und der dereinst sein Dichter- und Charakterbild schreiben wird, frei von aller Voreingenommenheit für und wider, ist vielleicht noch nicht geboren.

Das deutsche Schriftstelleralbum, welches die Hofbuchhandlung von Friedrich in Berlin als ein neues Unternehmen ankündigt, soll Originalbeiträge von über 600 Schriftstellern und Schriftstellerinnen und dazu 180 Porträts in Lichtdruck bringen. Das Album erscheint in Großquart und in fünf monatlichen Lieferungen. Jeder Lieferung liegt ein Bildblatt mit 12 Porträts in ornamentirtem Rahmen mit der facsimilirten Unterschrift bei. Den einzelnen Autorenbeiträgen sind der Wohnort und das Geburtsdatum vorangestellt. Das Unternehmen, dem schon um des löblichen Zwecks (Gesamtertrag für arme Schriftsteller und Schriftstellerinnen) der größte Erfolg zu wünschen, macht dem Herausgeber alle Ehre. Der Kreis der Schriftsteller ist weit gezogen, denn gar mancher Name war uns neu, obgleich einer Redaktion sonst nicht leicht ein Name entgeht.

Von einem tüchtigen Praktiker — Alois v. Zeigner — der zugleich Lehrer der kaufmännischen Fächer ist, haben wir für die betreffenden Kreise ein „Lehrbuch der kaufmännischen Buchführung“ (Wien, M. Perles), das mit besonderer Rücksicht auf den Selbstunterricht bearbeitet ist und die Bouffant-Vangenscheldtschen Ideen auch auf diese Bahn überträgt, zu

empfehlen. Ein Blick in das Buch, dem ein „Aufgabenblatt“ beigegeben ist, wird den Leser überzeugen, wie sehr das Buch verdient, in die Hände unserer jungen Adepten gelegt zu werden.

Unter zahlreicher Theilnahme der Schriftstellervelt fand kürzlich in der französischen Akademie in Paris die Aufnahme von Lespess's Herr v. Lespess widmete in üblicher Weise dem verstorbenen Akademiker, dessen Sitz ihm gegeben worden ist, Henri Martin, eine kurze Rede.

Bildende Künste.

In Paris ist eine neue Gesellschaft der Kunstfreunde in der Bildung begriffen. Ihr Zweck ist Hebung der Künste in Paris durch Veranstaltung von jährlichen Ausstellungen älterer und neuerer Kunstwerke und wöchentliche Konzertaufführungen noch unveröffentlichter Werke französischer Urbrungs. Die musikalische Abtheilung der Gesellschaft steht unter der Präsidentschaft von Charles Gounod. Materiell ist der Verein dadurch gesichert, daß jeder der hundert Gründer 1000 Franken erlegt.

Ludwig v. Hofe hat seine neueste Schöpfung, eine Marmorgruppe, den Raub der Proserpina darstellend, dem König von Württemberg zum Geschenk angeboten. Dieses wurde dankend unter der Bedingung angenommen, daß gedachtes Kunstwerk in der plastischen Abtheilung des k. Museums der bildenden Künste in Stuttgart aufgestellt werde.

Das belgische Ministerium hat für das k. Museum in Brüssel ein Gemälde von Nicolas Maas: „Eine eingeschlafene alte Dame“, für den Preis von 66.000 Franken angekauft, nachdem die Kommission dessen Ankauf einstimmig empfohlen. Es soll dem berühmten Rembrandtschen Porträt eines Mannes in der Brüsseler Galerie nicht nachstehen.

Die mehr als dreihundert Gemälde, Aquarellen und Zeichnungen umfassende Mengelausstellung im Pavillon der Stadt Paris erzeugt großen Zulauf und allgemeine Bewunderung, wenn auch einzelne chaotische Blätter sich nicht entblenden, den Künstler als Preussin zu glorifizieren und mit echt französischer Gründlichkeit sogar mit Menzel, dem Franzosenfresser, zu verwechseln.

Der österreichische Maler Hlavacek hat im Festsaal des Berliner Rathhauses eine Ansicht der Stadt Wien ausgestellt, welche, wie uns unser K.-Korrespondent schreibt, trotz ihres großen Umfangs mit größter Sorgfalt und mit Stimmungsgefühl durchgeführt ist, so daß sie durchaus nicht den dekorationsmäßigen Charakter eines Panoramas trägt. Der Maler hat seinen Standpunkt auf der Höhe des Kugelsberg oberhalb Rudolfs genommen und als Stimmungsmodell einen sonnigen Mittag im Frühherbst gewählt. Obwohl man alle bedeutenden Bauwerke der Kaiserstadt deutlich erkennen kann, ist die große Menge der Details doch durch ein kräftiges Kolorit zu einem harmonischen Ganzen zusammengefaßt. Hlavacek, ein Schüler A. Zimmermann's, hat fünf Jahre lang an diesem umfangreichen Werke gearbeitet. Wie es heißt, hat sich in Wien ein Konjunktium von Bürgern gebildet, welches mit der Absicht umgeht, das Gemälde anzukaufen und dem Wiener Rathhause zu schenken.

Die Direktion der k. Nationalgalerie in Berlin hat den glücklichen Gedanken gefaßt, eine „Vereinigung der Kunstfreunde in's Leben zu rufen“ und diesen die Schätze der Galerie, in farbigem Lichtdruck reproduziert, zugänglich zu machen. Der Beitrag beträgt jährlich 20 M., wofür man im Laufe des Jahres ein Bild nach Wahl erhält. Die ersten Bilder der Sammlung sind Rosin's „Chorprobe in der Kirche“, Defregger's „Salonthroler“, Gabler's „Kunstkritiker im Stall“ und Kroner's „Herbstlandschaft“, an welche sich „Christus heilt ein krankes Kind“ von G. Nag, „Die Testamentseröffnung“ von Bodemann, „Die Mutterstute“ von Steffed und „Ostende“ von Andr. Adenbach anreihen. Die künstlerische Leitung ist Ad. O. Troitzky anvertraut.

Einen ebenso glücklichen wie ohne allen Zweifel fruchtbringenden und Erfolg verheißenden Gedanken hat die Sammlung werthvoller zeitgenössischer spanischer Meister, welche unter dem Titel: „Spanische Künstlermappe“ zu Gunsten der Nothleidenden in Spanien, herausgegeben von Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern, Maria de la Paz, Infantin von Spanien (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. Friedrich Bruckmann), erschienen und die edelm Zweck geweiht ist. Um „ein Almosen am Gottes willen“ steht die junge Mandoliniera des Taberner'schen Titelblattes, an sich schon ein anziehend reizender Prolog des lebendig ausgestatteten Werkes. Die gelehrtesten Namen der modernen Schule Spaniens verleihen dem humanitären Unternehmen einen Glanz, der auch bei Einstich in die einzelnen Darstellungen, welche zum Theil dem materiellen Volksleben des Südens entlehnt sind, nicht fehlt. Schon das Vorwort Fr. v. Meber's, das die kulturhistorische Bedeutung der gegenwärtigen Kunstbestrebungen der iberischen Halbinsel erläutert, ist mit national-charakteristischen Illustrationen reichlich geschmückt. Aus der Reihenfolge der Hauptbilder seien als die hervorragendsten Leistungen namentlich hervorgehoben: Fondevilla's „Chorhaken in S. Marco zu Venedig“, Fortuny's „Mastenpromenade“, Predilla's Studie zur berühmten „Uebergabe von Granada“, Gijalato's „Volksfängerinnen“, Villola's „Trauernde Römerin“, Domingo's „Italienischer Knabe“. Die technische Ausführung der im Lichtdruckverfahren und in verschiedenen farbigen Tinten wiedergegebenen pikanten Originalzeichnungen ist eine ebenso musterhafte, wie die Totalerscheinung des Werkes an sich eine prachtvolle und allen Anforderungen moderner Eleganz entsprechende genannt zu werden verdient.

Wilma Parlaghy hat Ludwig Kosuth's Porträt nach dem Leben gemalt. Bis zu dem Tage, an welchem die junge, liebenswürdige Künstlerin eigens zu diesem Zweck in Zürin eintraf, hatte sich der nun vierundachtzigjährige Erzgouverneur von Ungarn hartnäckig geweigert, einem Künstler zu sitzen; seiner Landsmännin Bitten vermochte er nicht zu widerstehen und so kam diese in die Lage, den berühmten Patrioten nicht weniger als viermal nach der Natur zu malen. Das für die ungarische Landesaussstellung bestimmte Bild zeigt Kosuth in seinem Lehnstuhl, ein Buch in der Hand, das glorievolle Erinnerungen in ihm wachgerufen zu haben scheint. Die Künstlerkraft und Aristokratie Zürins wetteiferten, der Künstlerin, die sich in ihrem zwanzigsten Lebensjahre schon einen hochgeachteten Namen errungen, ihre Anerkennung auszusprechen, und Kosuth selber brachte ihr die ehrendste Huldigung dar.

In München war jüngst das von Franz v. Lenbach ausgeführte Porträt Leo XIII. ausgestellt. Der berühmte Künstler hält es mit gutem Rechte für seine beste Arbeit, keines seiner früheren Bildnisse zeigte eine solche Vergeistigung, ein so bezauberndes Kolorit und eine so sorgfältige Durchbildung der Einzelheiten, und man kann wohl der Ansicht sein, daß jetzt dem berühmten Bilde Leo X. von Rafael kein so bedeutendes Papstbildniß mehr gemalt wurde. Schade, daß auch an dieser Arbeit des genialen Meisters die Zeichnung der Arme, Hände und der mittleren Körpertheile nach dem übereinstimmenden Urtheile der Kenner Alles zu wünschen übrig läßt.

Bei der dießjährigen Ausstellung der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens kamen die vom Protektor des Künstlerhauses, Erzherzog Karl Ludwig von Oesterreich gestifteten Medaillen wie folgt zur Vertheilung: 1) Eine goldene Medaille, bestimmt zur Prämierung eines Kunstwerks aus dem Auslande, dem Maler Franz Defregger, Professor der k. Akademie der bildenden Künste in München, für sein zur 15. Jahresausstellung im Künstlerhause eingekendetes Gemälde: „Erzählende Jäger“. 2) Zwei goldene Medaillen, bestimmt für Kunstwerke aus dem Inlande: a. Dem Bildhauer Hugo Haerdl in Wien für sein in Marmor ausgeführtes großes Giebelwerk, darstellend die „Zufuhr“. b. Dem Maler Eugen Felz in Wien für sein Gemälde, darstellend „Kinderporträt“.

Musik.

Zur Herbeiführung einer einheitlichen Zustimmung hat, der „N. Fr. Pr.“ zufolge, der österreichische Minister für Kultus und Unterricht beschloffen, im nächsten Sommer in Wien einen internationalen Kongreß zu veranstalten, auf welchem diese Frage von Autoritäten auf

dem musikalischen Gebiet aller Kunstdländer diskutiert und zur Lösung gebracht werden soll. Es ist auch bereits an die auswärtigen Staaten eine Einladung zur Theilnahme gerichtet worden. Als Mitglieder des internationalen Kongresses sollen hervorragende Komponisten, Tonkünstler, Naturforscher, welche sich speziell mit der Lehre der Musik beschäftigen, und Musikinstrumentenmacher eingeladen werden.

In den Tagen vom 17.—19. Juni d. J. findet in Stuttgart ein großes Musikfest in dem Festsaal der Liederhalle statt, das unter der Protektion des Königs steht. Aufgeführt wird unter Faßl's Leitung das Oratorium Samson von Händel, unter Mitwirkung auswärtiger und heimischer Kräfte; auch die Konzerte des zweiten und dritten Tags unter Seitz's Leitung versprechen ein reiches Programm. Die Ehrenpräsidentschaft hat der Prinz Hermann zu Sachsen-Weimar übernommen und verspricht das Ganze den Besuchern des Festes in der schönen Residenzstadt die vielseitigsten Genüsse.

Frau Annette Giffoss-Beiseitzky wurde nach wiederholter Berufung zu Hofkonzerten nach Berlin zur k. preussischen Hofpianistin ernannt.

Bühne.

Der Theaterbesuch in Wien leidet bereits sehr unter der Temperatur. Seit vierzehn Tagen ist klares Wetter und eine Hitze, daß man meinen sollte, im August und nicht im April zu sein. Der Angengruberchluß, vier Wochen früher begonnen, würde der Kasse des Theaters an der Wien viel ersprießlicher gewesen sein, als es jetzt der Fall ist. Mit den „Kreuzschreibern“ hat man begonnen und mit dem „Wissenswurm“ ist man gefolgt. Die Darstellungen haben mit der Erinnerung an die Zeiten der Geister zu kämpfen. Eine geradezu schmachliche Unterbrechung bereitete dem Angengruberchluß das dreimalige Auftreten eines Pariser Gastes, der einst so vielgenannten Theresia, der Chanfsonnetenlängerin. Es ist so lange her, daß Madame Theresia sich aus Eigenliebe jetzt einem fremden Publikum nicht mehr vorführen sollte. Die Zeiten sind vorüber, wo man sich an den abgewirhten Pariser Bühnengrößen delectirte. Die Behandlung der Dame von Seiten des Publikums war immer noch eine zu glimpfliche. Die Kritik hat der Dame aber klar gemacht, daß sie keine Erfolge mehr zu erwarten hat. Im Kartheater fand am 24. April eine Wohltätigkeitsvorstellung für die Spanier statt. Fr. Frank spielte hier zum ersten Mal die „Dette“, welche man früher von Frau Albrecht am Stadttheater gesehen hatte. Sonst war die Besetzung am Kartheater fast ganz die vom Stadttheater: Mitterwurzer, Fr. Grob, Witte u. s. w. Die Aufnahme war eine glänzende und auch die Einnahme ein recht gute. Die Absage der zweiten Aufführung von Rubinstein's „Nero“ hat Sommer, der sie veranlaßte, die Entlassung zugezogen. Der Sänger will die Direktion auf Einhaltung seines Kontrakts verklagen, da er sich im Stande glaubt, seine Indisposition an jenem Abend konstatieren zu können. An der „Burg“ stehen für die beiden letzten Monate der Saison außer der Novität „Der Hüttenbesitzer“, noch Wilbrandt's „Grachus“, „Wiel Lärm um Nichts“ und einige andere Stücke neu einführt in Aussicht. Zu allgemeiner Ueberraschung melden die Zeitungen, daß Fr. Wessely neuerdings einen Urlaub von acht Wochen zur Herstellung ihrer Gesundheit erhalten hat.

Hans Gopfer's älteres Schauspiel: „In der Mark“ hat um seiner poetischen Vorzüge und kräftigen Charakteristik willen bei seiner kürzlich erfolgten ersten Aufführung am Frankfurter Stadttheater eine sehr warme Aufnahme gefunden. Der darin behandelte Konflikt zwischen Hans Joachim von Kitzlich, dem mährischen Junker, und Eli, seiner Frau, so schreibt die „Frankf. Ztg.“, ist interessant geschildert und athmet poetisches Leben. Die historisch gegebenen Gegensätze zwischen dem äppigen Treiben am Hofe des Heilrichs August III. zu Dresden und dem in dürren Sande der Mark zu forrieren Kraft emporgehenden Geschlechtes, das Friedrich's Heeren seine besten Offiziere stellte, sind bühnenwirksam herausgearbeitet und fördern in natürlicher Weise die Handlung, welche ohne Zwang und Phrasen das Heldenthum der Ehre der Mark feiert.

Ein fünfaktiger Schwan von G. v. Moser: „Die Leibrante“, hat, wie uns unser K.-Korrespondent schreibt, bei seiner ersten Aufführung im Berliner Wallmertheater einen jener Erfolge errungen, welcher an die glänzendsten Zeiten Moser'scher Schaffenskraft erinnert. Wenn G. von Moser seine reiche Erfindungs- und Konzentration und dann mit glücklicher Hand aus dem Vollen schöpft, schlägt er also seine nach ihm aufgetauchten, von ihm gelegentlich emporgehobenen und dann auch wieder aufgegebenen Rivalen aus dem Felde. Das ist ihm auch mit der „Leibrante“ gelungen, welche ebenso reich an humoristischen Einfällen und komischen Situationen ist, als sie durch die originelle Charakteristik einiger Figuren fesselt. Ein junger Lebemann, welcher sich in die Tochter eines reichen Kaufmanns verliebt hat, verkauft seine Leibrante, um die Rolle des vornehmen Elegants besser spielen zu können. Aber das Geld wird eher verbrannt, als er zu seinem Ziel gelangt, und er erschließt sich kurz, durch eifrige Arbeit emporzustreben, was ihm am Ende auch gelingt. Um diesen gefunden Grundgedanken ist nach Moser'scher Art eine Fülle komischer Arabesken geschlungen, welche der Handlung bisweilen den Charakter aufgelaßener Lustigkeit geben. Dafür sorgt besonders die sehr drastisch gezeichnete Figur eines ewig hungrigen, aber niemals zur Stillung seines Hungers gelangenden Buchhalters, welchen Emil Thomas zu einem komischen Charakterkopf von unwiderstehlicher Wirkung ausbildete. Für das Publikum außerhalb Berlins, welches sich oft genug die großen Erfolge Moser'scher Schwanke nicht erklären kann, muß überhaupt nur Verständniß dieser Chatsache hinzugefügt werden, daß das Wallmertheater in Thomas, Kurz, Blende, Guther und Alexander ausgezeichnete Schauspieler besitzt, welche den Absichten Moser's in ausgiebigem Maß gerecht werden und bisweilen sogar lebenskräftige Figuren schaffen, wo er nur flüchtige Umrisse gibt.

Von den Bühnen in Nürnberg und Augsburg hat Felix Philipp's Erklingswert: „Der Adofoat“, seinen Weg nun auch auf die Hamburger Bühne gefunden und dort einen guten Erfolg erzielt. Wie das technische Geschick, so schreiben die „Hamb. Nachr.“, rühmendst hervor, so läßt sich der sittliche Zug der Handlung, die tragische Schuld und ihre Konsequenzen billigen; die Wortentwicklung, wenn sie auch nicht den hohen poetischen Schwung eines begnadeten Dichters nimmt, entbehrt nicht der treffenden Wendungen, zuweilen schlägt sie auch warme und erschütternde Herzensnote an.

„Eine Harzpartie“, Schwanke in drei Akten von Jean Fride, ging dieser Tage am Hoftheater in Dessau zum ersten Mal in Szene und erzielte einen sehr lebhaften Lacherfolg.

„Ueberluter“ ist der Titel eines ansprechenden Einakters von W. Richard (M. Wendelmuth), der kürzlich im Hoftheater zu Göttingen die Feuerprobe bestand.

Die Operettennovität: „Der Schatz von Frankenstein“ von R. G. und Karl v. Wegern, fand bei ihrer ersten Aufführung am Theater in Essen den Kritiken dortiger Blätter zufolge eine freundliche Aufnahme.

In Ermangelung guter Operettennovitäten hat man in Leipzig auf Reinede's „König Manfred“ zurückgegriffen. Die unter Witte und Laube bereits gegebene Oper, Text von Kober, ist im ältern Styl komponiert und weist große musikalische Schönheiten auf, ohne im Gange den Eindruck der Schöpfung eines echten Dramatikers zu machen. Die Aufnahme war eine freundliche.

Zum Zweck der periodischen Wiederaufführung des O. Devrient'schen Lutherfestspiels in der Stadt Jena hat sich ein Verein gebildet, der einen Jahresbeitrag von 3 Mark fordert. Es wird ein besonderes Festspielhaus errichtet werden und ist für die dießjährigen Aufführungen die Zeit vom 10.—23. Mai in Aussicht genommen. Die Mitglieder des Vereins haben ein Anrecht, daß ihnen zuerst für Plätze gesorgt wird.

In Warfchau hat sich in Ermangelung eines russischen Theaters vor einiger Zeit ein Klub gebildet, der es sich zur besondern Aufgabe macht, die russische dramatische Kunst und Musik zu fördern. Der

Präsident dieses Vereins, zu dem die Elite der Warschauer Beamtenwelt gehört, ist Generalleutnant von Tigenström, der sich diesem Amt mit sehr großer Hingebung widmet.

In den Pariser Theaterkreisen erzählt man sich Wunder über die Pracht, mit der „Une nuit de Cléopâtre“ in der Komischen Oper inszeniert wird. Die Musik ist von dem unlängst verstorbenen Viktor Massé, der Text von Jules Barbier nach der gleichnamigen Novelle Théophile Gautier's bearbeitet. Der erste Akt stellt eine Nilandschaft mit Tempeln, Sphingen, üppiger Vegetation, wie im dritten Akte der „Aida“, dar, der zweite das Schlafgemach der Kleopatra und dann ihr Badezimmer, der dritte endlich eine großartige Orgie, die von dem siegreich heimkehrenden Antonius unterbrochen wird.

— „Die Scheidung Sarah Moore's“, ein Schauspiel von Madame Paton, der Frau des bekannten Börsenredakteurs des „Journal des Débats“, ist kürzlich im Odeontheater in Paris aufgeführt worden. — Von der geistlichen Theaterleitung in Prag wurden sieben Preise ausgeschrieben. Der erste derselben, als „Kassenpreis“ bezeichnet und von einem Moskauer Komitee gespendet, prämiiert mit 1000 Rubel die beste Tragödie aus der gesammten slavischen Geschichte. Der zweite Preis, gespendet von Ludwig Grabowsky, gilt gleichfalls einem Drama aus der gesammten slavischen Geschichte und beträgt nur 2000 polnische Gulden, bezw. 346 Gulden.

Erfindungen.

— Eine hübsche Erfindung für Langschläfer hat der Adjunkt Böhmman in Sontheim (Bayern) gemacht. Dieselbe besteht in einem elektrischen Wecker, welcher ohne jedes Uhr- oder Triebwerk aus die Minute pünktlich signalisiert, und zwar so lange und unermüdlich, bis der Schläfer aufwacht und den Wecker abstellt. Zugleich ist derselbe mit einer Glühlichtlampe in Verbindung, welche beim Erhitzen der Signallampe das Zimmer elektrisch beleuchtet. Für gewisse Zwecke wird die Erfindung sich wohl nutzbar machen; gegen Langschläfer aber kämpfen Götter selbst vergebens!

Industrie, Handel und Verkehr.

— Die Budapest Ausstellung, welche in nächster Zeit der ungarischen Hauptstadt einen großen Fremdenstrom zuführen wird, ist durch „Posner's illustrierten Führer“ (Budapest, Posner), der nach dem Vorbild der Wiener und Pariser angelegt wurde und in seinem hübschen Format sich ganz angenehm präsentiert, bequem zugänglich gemacht. Das Büchlein ist mit allem Praktischen, mit Bildern und Plänen gut ausgestattet und empfiehlt sich durch seine Handlichkeit.

— Im Anschluss an die im Sommer 1886 in Augsburg stattfindende Industrie- und Gewerbeausstellung des Kreises Schwaben und Neuburg und der angrenzenden Teile von Oberbayern, Franken und Württemberg wird zugleich eine Ausstellung von Erzeugnissen der Kunst und des Kunstgewerbes früherer Zeiten aus diesem Gebiete stattfinden. Das Unternehmen wird gewiß in den weitesten Kreisen des deutschen Vaterlandes Interesse erwecken, denn es gibt nicht viele deutsche Städte, die sich einer so reichen und glanzvollen kunsthistorischen Vergangenheit rühmen können wie gerade Augsburg.

— Briefmarkenporträts bilden laut „Photogr. Archiv“ die neueste originelle Mode in Amerika. Es sind diese kleine Porträts im Format einer Briefmarke, die hinten mit Klebstoff versehen und an den Rändern ausgefranst sind, so daß man sie ebenso leicht wie ihre Vorbilder abtrennen kann. Die Briefmarkenporträts bezieht man auf erfolgreiche Einfindung eines gewöhnlichen Porträts vom Photographen zu dem billigen Preise von 6 M. für 100 Stück, von 50 M. für 1000 Stück. Man klebt sie dann auf Briefbogen, Visitenkarten, Prospekte u. dgl. Die Mode ist sehr hübsch und es wäre deren Verbreitung auch diesseits des Ozeans zu wünschen.

— Die Kolonienfrage, welche das Interesse Deutschlands in so hohem Grade in Anspruch genommen und noch in Anspruch nimmt, hat eine Reihe von kartographischen Arbeiten hervorgerufen, von denen wir namentlich die von dem bekannten Geographen R. Kiepert und in der bekannten geographischen Anstalt von D. Neimer herausgegebene Karte du Congo hervorheben möchten. Das geographische und nautische Institut von L. Friedländer in Hamburg hat im Auftrag des auswärtigen Amtes in Berlin, was für die Nützlichkeit der Arbeiten Genüge bietet, nachfolgende Karten herausgegeben: Karte von Centralafrika, Spezialkarte des westafrikanischen Küstengebietes, Spezialkarte der Küste des Senegal, Namaguan- und Luderislandes und Karte von Oberguinea.

— Die Bahnstrecke Piräus-Korinth (109 Kilometer), deren Eröffnung unter Entfaltung großen Pompes stattfand, ist nunmehr dem Verkehr übergeben worden. Auch die Strecke Korinth-Argos-Nauplia wird demnächst vollendet werden.

Gesundheitspflege.

— Das Ergebnis der vom vierten Kongress für Gesundheitspflege in Genf angeregten Preischriften über die Ursachen der Blindheit und deren Verhütung ist insofern ein für Deutschland ehrenvolles, als von den drei preisgekrönten Arbeiten zwei von deutschen Gelehrten herrühren: Dr. Ernst Fuchs, ein geborener Oesterreicher und Professor an der Universität Göttingen, erhielt den Preis der englischen Gesellschaft zur Verhütung der Blindheit, während Dr. Wilbrand, Augenarzt in Hamburg, welcher sich bereits durch mehrere ophthalmologische Arbeiten rühmlich hervorgetan, den Preis der internationalen Gesellschaft zur Verbesserung der Lage der Blinden davontrug.

Sport.

— Der legitime Sport hat in Deutschland auf der Rennbahn zu Hamburg seinen Anfang genommen. Graf F. v. Raben's dreijähriger „Gambetta“ konnte am ersten wie am zweiten Tage das erste Rennen gewinnen, während „Bonze“ das Herrenreiten und „Mazepa“ das Frühjahrshandicap in einem Feld von acht heimtrug, letzterer um im andern Handicap von „Almanca“ abgefertigt zu werden. Im Hürdenrennen debütierte „Fredericksberg“ mit Erfolg gegen die Konkurrenten und das Kanfarenrennen gewann „Aura“, während „Fancy-Fair“ das Trophäehandicap und „Vancastiana“ gegen sieben, „Man zu“ gegen drei Konkurrenten die Steeplechase gewann.

— Im weiteren Verlaufe der Wiener Rennen gewann „Millerjung“ das Einzelhandicap über 2400 Meter in einem Feld von zehn Pferden, während „Druid“ seine Meisterschaft in den Claiminghales gegen sieben Pferde und „St. Julien“ im Maidenrennen gegen fünf Pferde ablegte. Im Luffhausrennen liefen die beiden Dreijährigen „Anna“ und „Kafut“ todtes Rennen vor zwei Vierjährigen (im Entscheidungslauf gewann „Kafut“) und im Handicap gewann „Valerianus“.

— „Muntas“, der fast unüberwindliche Fünfjährige, wurde bei den Hürdenrennen in Preßburg von dem vierjährigen Sieger des Budapest Preis, „Attala“, nur um eine Nasenspitze geschlagen, obgleich er diesem 29 Pfund für ein Jahr cedirte.

— „Botzhafter I.“, das beste Pferd Deutschlands, lief im Fußhahndicap zu Neumarkt unter acht Pferden Vorleser.

— Das italienische Derby gewann „Rosenberg“ aus dem Gestüte San Salva vor „April-Fool“, „Mandown“ u.

— Ein internationales Vierzehnterennen fand am letzten Aprilsonntag in Wien statt. Sowohl die Meisterschaft in Oesterreich, wie auch das große Zehnkilometerfahren fiel an den Münchener Josef Egger von B. C. „Bavaria“.

Denkmäler.

— Von Jansbrudern soll dem Tyroler Nationalhelden Andreas Hofer ein Standbild errichtet werden. Dasselbe soll entweder in der Form

eines Mausoleums auf dem Friedhofe oder aber auf dem Gipfel des Jselberges seinen Platz finden.

— Mitte Mai wird gelegentlich einer großen Vinneseier in Stockholm eine Statue des berühmten Botanikers daselbst enthüllt werden.

— Das Denkmal Gambetta's wird in Paris auf einem der Louvrehöfe zwischen den Pavillons Mollien und Turgot gegenüber dem Triumphbogen des Carousselplatzes errichtet werden. Es wird in einer Gruppe darstellen, wie Gambetta die Leitung der nationalen Verteidigung übernimmt. Mit der Ausführung der Skulpturen ist der Bildhauer Aube, mit dem architektonischen Theil der Architekt Boileau beauftragt worden. Die Figuren werden im Salon 1886 zur Ausstellung gelangen.

Gestorben.

— Marc Monnier, Literaturprofessor, Schriftsteller und Uebersetzer (Verfasser einer französischen Faustübersetzung u. A. m.), 55 Jahre alt, am 17. April, in Genf.

— Karl Santner, sehr produktiver Komponist (über 150 Werke, darunter Opern und Oratorien), Verfasser musikalischer Schriften, 67 Jahre alt, am 19. April, in Salzburg.

— Dr. J. Beding, Publizist, früher Herausgeber und Redakteur des Finanzblattes „Le Chroniqueur“, 68 Jahre alt, Mitte April, in Baden-Baden.

— Hermann Siebert, Porträtmaler, vervollkommnete die Pastellmalerei, 72 Jahre alt, Mitte April, in Godesberg a. Rh.

— Richard Ansdel, der bek. englische Thiermaler, 69 Jahre alt, Mitte April, in Farnborough, Hampshire.

— Otto Uffmann, Gesangsmeister, Lehrer der Lucca und anderer Bühnengrößen, 61 Jahre alt, am 22. April, in Wien.

— Graf Gilberto Borromeo Arese, Konservator der ambrosianischen Bibliothek, Kunsthändler und Landschaftsmaler, am 23. April, in Mailand.

— Dr. Heinrich Horny, schlesischer Landtagsabgeordneter, politischer Führer der deutschen Bevölkerung des Kronlandes, auch publizistisch thätig, 48 Jahre alt, am 24. April, in Troppau.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

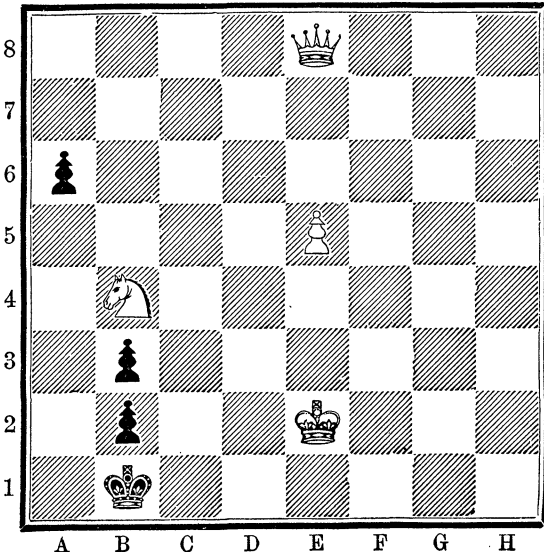
Literatur.

Der Verlagsbuchhändler Herr Adolph Böger in Leipzig, der mit großem und erfolgreichem Eifer die Pflege des Schachspiels in Deutschland fördert, veröffentlicht neuerdings eine „Bibliothek für Schachfreunde“, die wir allen Verehrern des edlen Spiels empfehlen. Bis jetzt sind drei vorzüglich ausgestattete Werke in Bänden erschienen, von denen jedes 1 M. kostet. Das erste enthält eine sorgfältig ausgearbeitete „Kritik der spanischen Partie“, verfaßt von Kurt v. Bardeleben, welche die Grundzüge dieser wichtigen Eröffnung nach den Resultaten der neuesten Forschungen in gedrängter Umrissen zusammenstellt. Herr v. Bardeleben darf um so mehr als Schachautor willkommen heißen werden, als er sich als Mitkämpfer des letzten großen deutschen Schachturniers zu Nürnberg rühmlich bewährt hat. — Das zweite Doppelbändchen führt den Titel: „Humor im Schachspiel“. Dem Verfasser, Herrn Johannes Minckwitz, vieljährigem Redakteur der „Deutschen Schachzeitung“, fand ein reichhaltiges Material zur Verfügung, aus dem er eine geschmackvolle Auswahl getroffen hat, welche wohl geeignet ist, die Stirn des vereinsamten Schachspielers zu entzünden und in den ersten Schachstreifen heitere Stimmung anzuregen. — Das dritte Werkchen heißt: „Kleine Problemschule“. Die Prinzipien der Kompositionslerns an 88 Aufgaben der eigenen Erfindung für das Selbststudium erläutert von Hermann von Gottschall. — Abgegeben von der erdörtlichen Einleitung, findet man darin die besten Probleme des Verfassers, von denen einige bereits in diesen Blättern erschienen sind. Unseren Schachfreunden legen wir das folgende vor:

Aufgabe Nr. 331.

Von Hermann von Gottschall.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nr. 327:

Weiß.

Schwarz.

- 1) \mathbb{Z} . C 7 - C 5
- 2) \mathbb{S} . D 5 - B 4 +
- 3) \mathbb{Z} . oder \mathbb{S} . B 4 - C 6 Matt.
- 1) \mathbb{A} . D 6 n. C 5.
- 2) Beliebig.
- 1) \mathbb{A} . D 6 n. E 5.
- 2) Beliebig.
- 1) \mathbb{Z} . D 5 - F 6 +
- 2) \mathbb{S} . C 5 - F 5 oder - D 5 Matt.
- 1) \mathbb{Z} . D 3 n. B 3.
- 2) \mathbb{S} . D 5 - B 4
- 3) \mathbb{S} . D 4 - B 5 Matt.
- 1) \mathbb{Z} . D 3 n. D 4; 2) \mathbb{S} . D 5 - C 7 zc.; auf 1) ... 1) \mathbb{Z} . G 3 - F 3; 2) \mathbb{S} . D 5 - F 6 zc.; auf 1) ... 1) \mathbb{Z} . G 3 - G 5 oder \mathbb{S} . D 2 n. B 3; 2) \mathbb{S} . D 5 - C 7 zc.)

Räthsel.

Dreißylbige Charade.

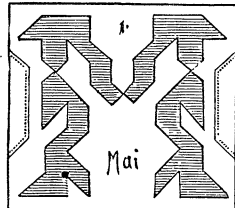
Meine beiden ersten Sylben nennen
Dir ein heilig, theuer, schönes Wort,
Dessen Deutung alle Menschen kennen,
Denn Natur pflanzt es im Herzen fort:
Hörst du dich mit diesem Namen grünen,
Ziehen, tausend Freunden bei dir ein,
Schmerzlich ist's, das schöne Wort vermissen,
Es nicht mehr empfangen — nicht mehr weihn!

Meine dritte und letzte Sylbe lieget
Oftmals heiter lächelnd vor dir da,
Dich entzückend, und das Auge fliehet
Trunken nach dem Reiz, den es nie sah;
Oft liegt's weit und dunkel in der Ferne,
Und vergebens späht der trübe Blick.
Doch erscheinend gleich's dem Hoffungssterne
Leuchtend dir zu Ehre oder Glück.

Der Natur und der Gewohnheit Bande
Fesseln mächtig an das Ganze dich;
Hörst du's nennen auch am fernsten Strande,
Mangelst ihm der süße Zauber nicht.
Manchen hat das schöne Wort vertrieben,
Einsam ausgestoßen und verbannt,
Doch entziehend muß er's dennoch lieben,
Weil die beiden Ersten er dort fand.

Auflösung des Monat-Königsmarsches Mai:

ailied. Von Goethe.

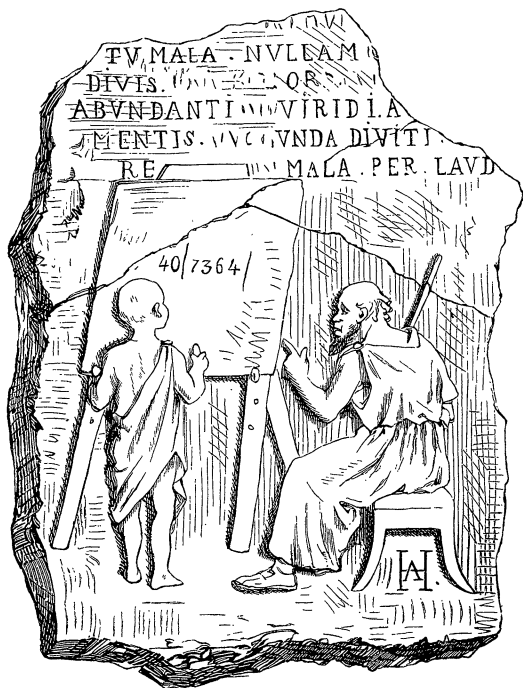


Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und Bönne
Aus jeder Brust. —
O Erd', o Sonne, —
O Glück, o Lust!

Bilderräthsel 31.



Vorstehende Ziegelplatte, in der Hälfte ihrer natürlichen Größe gezeichnet, wurde unlängst in Rom von einem Reisenden käuflich erworben und wird dieselbe, an das Nationalmuseum in Berlin abgegeben, nicht verfehlen, die ganze gebildete Welt in Aufruhr zu bringen. Abgegeben von der nur teilweise erhaltenen Inschrift, begegnen wir hier dem ebenso überraschenden als im höchsten Grade interessanten und daher alle seitherigen Annahmen über den Hufen werfenden Faktum der vollständigen Uebersetzung, daß die alten Römer schon die arabischen Ziffern gekannt haben, denn was stellt unter Bild anders vor, als einen römischen Lehrer, einen Knaben im Rechnen unterrichtend. Klar und deutlich steht das Divisionsexempel vor unseren Augen und wenn es nun gar noch gelingt, die teilweise stark verwitterten, sowie die fehlenden Buchstaben der Inschrift zu entziffern, beziehungsweise zu ergänzen, so ist damit der klarste Beweis von der vorhin aufgestellten Behauptung geliefert. — Die bedeutendsten Professoren haben bereits diesem Fund ihre Aufmerksamkeit gewidmet, und werden wir uns beeilen, demnächst unseren verehrten Lesern das Resultat der hierüber bereits eingeleiteten Enquete mitzutheilen.

Auflösung des Bilderräthsels 29:

Wer um ein Warum liebt, der liebt sich selber.



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Serpentina.

Novelle

von

C. E. Tiffmann.

(Nachdruck verboten.)

Es ist ein schöner Septemberabend. Auf der breiten Veranda des Hotels Bonivard in Montreux ruhe ich in einem bequemen Fauteuil von der Anstrengung meiner heutigen Reise.

Ich komme von Zürich, und ich gehöre nicht zu den privilegierten Reisenden, die nie müde werden, für welche unsere Erde hauptsächlich eine Rennbahn scheint, auf welcher sie Tag und Nacht möglichst schnell dahinfliegen; ich gehöre zu der Klasse der Sterblichen, welche eine Tagesreise ermüdet.

Und doch hatte ich mich wunderbar belebt, wie elektrisch berührt gefühlt, als unser Zug aus dem ersten Tunnel, ehe wir Lausanne erreichten, in das Licht des Tages austauchte und die blauen, flutenden Wogen des glänzenden Sees plötzlich wie durch Zauber vor meinem Blicke lagen, die schön geschwungenen Berge Savoyens, rosig angestrahlt von der sinkenden Sonne, eine glänzende Fata Morgana, die ebenso plötzlich verschwindet, da der Zug sich wieder in Finsterniß und in einen andern kleinen Tunnel stürzt. Dann wieder Licht und das schimmernde, wundervolle Bild — ein Blick in's Märchenland! Es scheint unwirklich, und das um so mehr, da Nacht uns sogleich wieder umfängt, indem man in einen andern kleinen Tunnel hineinfährt. Denn die Bahn von Lausanne bis Bevel ist ein ganzes System solcher kleinen Tunnel und führt direkt am See hin.

Mir ist es, als hätte ich einen Blick in das gelobte Land gethan, eine Art von Traumland, wo eine arme Sterbliche, von mancherlei Kummer und Erfahrungen müde und ein wenig nervös geworden, sich ausruhen kann im



Im Atelier. Gemälde von M. Michel.

Nach einer Photographie im Verlag von Adolf Braun & Co. in Dornach und Paris (Hugo Großer in Leipzig).

dolce far niente, sich erquicken kann am Anblick der Herrlichkeit der Natur, und mein Herz klopft vor Freude und Erwartung. Ein wenig Nervosität ist in die Süßigkeit der Erwartung gemischt. Es macht mich immer ein wenig nervös, an einem Ort anzukommen, den ich nicht kenne, wo ich längere Zeit bleiben will.

Aber der Moment der Ankunft ist überstanden. Der Hotelier, Monsieur Bleuel, hat mich, mit verbindlichem, behäbigem Lächeln empfangen. Monsieur Bleuel hat sehr viel Embonpoint, ein fettes Gesicht, ein kleines, lauerndes Auge und ein verbindliches Lächeln um seine vollen, schmackhaften Lippen.

Monsieur Bleuel übergibt meine Person einem sehr geschneigten, glatt frisirten kleinen „Sommelier“, der mich die Treppe hinauf und in mein Zimmer führt, der Portier bringt meine Koffer.

„Madame désire-t-elle quelque chose?“ fragt der höfliche kleine Kellner, sich verbeugend.

Ja, es scheint mir, als ob Madame irgend etwas haben möchte — vielleicht etwas Sodawasser, Wein und Biscuit!

Ich theile dem höflichen Kellner meinen Wunsch mit, er verbeugt sich, verschwindet und kehrt zurück mit den ersehnten Erquickungen. „Ich werde Madame den Weg zum Speisesalon zeigen, wenn die Glocke zum Souper läutet,“ sagt der kleine Kellner, verbeugt sich abermals, zieht sich zurück, und ich setze mich auf das Sopha, um mein erstes Mahl in Bonivard einzunehmen.

Ich sehe mir das Zimmer mit einiger Neugierde an. Die Einrichtung ist elegant, doch ist es eine Art schäbig gewordener Eleganz. Wenn ich die bequeme Causeuse ansehe, muß ich unwillkürlich an die mancherlei Gäste denken, die ihr müdes Haupt dort ausgeruht, die dort gehustet. Nein! Apagel! Fort mit der häßlichen Idee!

Ist dieß nicht der lieblichste der Seen? Ist nicht diese Luft weich, balsamisch, heilsam für alles Weh,

liege es im Herzen oder in der Lunge? — Und ich trete hinaus auf den kleinen Balkon und ein traumhaftes Entzücken erfüllt meine Seele; sie scheint sich in der himmlischen Atmosphäre auszudehnen, es ist, als ob ihr Flügel wüchsen! Ich fasse keine Einzelheiten des wunderbaren Anblicks, mein ganzes Wesen öffnet sich der einen Schönheit, saugt das Ganze ein, ist erfüllt davon, wiegt sich in wonnigen Empfindungen — ich fühle mich zugleich beruhigt und erhoben.

Aber horch! Die Glocke zum Souper! Ich erwache aus meinem Träumen und eile mich anzukleiden und meine reisemüde Person salonfähig zu machen.

Der kleine Kellner erscheint, verbeugt sich und führt Madame die Treppen hinab; ich wundere mich die ganze Zeit, wann sie zu Ende und wir am Salon angekommen sein werden; denn Hotel Bonivard scheint von der Straße nach Montreux aus nur drei Etagen zu haben. Von der andern Seite aber sind es sechs Etagen, die hinab bis in die Gärten steigen, welche am blauen See liegen. Und für müde Glieder und schwache Lungen wäre ein Elevator so übel nicht!

Ich trete ein, nehme Besitz von dem mir angewiesenen Platz, mein Kopf schwindelt. Ich habe keine bestimmten Eindrücke; ich sehe nur eine sehr lange Tafel, sehr viele Menschen in einem sehr heißen und niedern Speisesalon. Ein unharmonisches Konzert von Stimmen schlägt an mein Ohr, über Allem scheint mir eine sehr helle, hohe Sopranstimme zu schweben, Alles zu durchdringen. Ich lasse mir ein paar Tassen starken Thee geben, um meine Geister zusammenzurufen, und da das Souper überstanden ist, folge ich dem Zug der Herren und Damen die Treppe hinan zu dem „grand Salon de Conversation“.

Der „Salon de Conversation“ ist erstickend heiß von Gas und von Menschen, die hin und her wogen in lebhaftem Gespräch. Ich flüchte mich durch eine der großen Doppelthüren auf die breite Veranda und setze mich nieder auf einen Fauteuil, um im milden, wunderbaren Mondschein zu ruhen.

Der goldene Mond schwebt am tiefdunklen Firmament und webt ein Gewebe von Silberfäden vom tiefen Himmelsgewölbe zu dem schlummernden See. Der ewige Schnee auf dem Dent du Midi leuchtet durch das mythische Silbernetz, die Felsen von Savoyen schimmern von geschmolzenem Silber. Es ist märchenhaft, wunderbar, eine „mondbeglänzte Zaubernacht“!

Durch die schweren Portièren, welche die Thüren des Salons bedecken, schlüpft eine schlanke, zartgebaute junge Gestalt. Ehe die Portièren sich wieder schließen, folgt ihr ein hochgewachsener junger Mann. Die Dame nähert sich mit leichten, kleinen Schritten der Seite der Veranda, und scheint vertieft in das Spiel der Mondstrahlen auf den dunklen Wellen. Der junge Mann tritt zu ihr.

Die Beiden beginnen ein Gespräch in jenem leisen Tonfall, der kein Flüstern ist, sehr bedeutsam sein kann und ganz zu solcher Mondnacht paßt. Die Stimme der Dame ist weich und melodisch. Sie spricht französisch mit jenem Accent, der sogleich die slavische Rasse bezeichnet. Die Stimme des jungen Mannes hat einen vollen, reinen Ton, sie berührt mein Ohr sympathisch. Er spricht französisch wie ein Franzose. Ich bilde mir ein, daß sie Verlobte oder doch Liebende sind.

Sie fangen an, auf der Veranda neben einander auf und ab zu gehen. Sie und da trägt die Luft mir ein Stückchen ihrer Konversation zu. Sie sprechen von Gefühlen natürlich. Wie können junge Leute von etwas Anderem als von Gefühlen sprechen in einer solchen Mondscheinnacht — sogar wenn es nicht Liebende wären?

Der Mond ist jetzt höher am Nachthimmel emporgestiegen und eine goldene Brücke von Mondstrahlen zittert in den dunklen Wellen. — Ich fühle mich von dem Zauber der Stunde zu sehr hingerissen, um länger ruhig zu sitzen. Ich erhebe mich und trete ruhig an das Geländer der Veranda. Aus den Gärten unter mir steigt der süße Duft der Rose und des Heliotrop, vermischt mit dem bittersüßen Duft der Myrte zu mir auf. Auf den Mondstrahlen tanzen Elfen auf und nieder, schimmernd leuchtet und zittert die Flut.

Eine Weile stehe ich unbeweglich und entzückt; der junge Mann hält inne in seinem Spaziergang.

„Ist dieß nicht eine wundervolle Nacht?“ redet er mich in englischer Sprache an.

„In der That, wunderbar schön!“ antworte ich. — Er ist mir nicht vorgestellt. Aber Niemand wird in Pensionen vorgestellt.

Er tritt an meine Seite. Die junge Dame macht eine kleine, ungeduldige Bewegung mit dem Köpfchen.

„Sprechen Sie französisch?“ fragt er. „Diese junge Dame spricht das Englische nicht sehr fließend.“ Und er führt die Unterhaltung mit einigen kleinen Bemerkungen französisch fort.

Sie bewegt ihr feines Köpfchen wieder, beinahe wie ein Vögelchen, das man gestört hat. Ich kann die feinen Züge sehen, die zarte Färbung der sanft gerundeten, beinahe bleichen Wangen, den kleinen Mund mit den rosigen, halbgeöffneten Lippen, ähnlich einer halbgeöffneten Rosenknospe. — Denn sie wirft entschieden die schöne Lippe ein wenig ärgerlich auf. — Der ganze Ausdruck ist ein beinahe kindlicher.

„Ich muß jetzt zu Mama hinaufgehen.“ sagt sie, „Mama kann nicht herunterkommen, sie hat Zahnweh. Wollen Sie nicht heraufkommen?“

Sie schlägt ein paar große dunkle Augen wie bittend zu ihm auf. In ihrer Stimme klingt es wie ein leises Flehen.

„Bitte, entschuldigen Sie mich!“ antwortet er leichthin. „Ein anderes Mal! Ich möchte den schönen Abend im Freien genießen und hier eine Cigarrette rauchen.“

„Kommen Sie herauf und rauchen Sie Ihre Cigarrette mit mir und Mama!“ fährt sie fort.

„Ein anderes Mal werde ich mir das Vergnügen machen! Der Mondschein ist so schön hier auf der Veranda, und ich ziehe vor, hier zu rauchen!“ antwortete er ruhig. — Und sie schlüpft fort und bewegt wieder ihr Köpfchen in ihrer schnellen und ungeduldigen Weise. Ich fühle mich überzeugt, daß es Liebende sind und sie haben sich gezaunt.

„Ich fürchte beinahe, daß ich die junge Dame gestört habe.“ sage ich ein wenig unbehaglich.

„O, nicht im mindesten! Aber wird es Ihnen unangenehm sein, wenn ich eine Cigarrette in Ihrer Gesellschaft rauche?“

Und er zieht einen Stuhl in die Nähe meines Fauteuils. Glücklicherweise liebe ich das Aroma einer feinen türkischen Cigarrette, wie sie mein neuer Bekannter raucht.

„Ist nicht die Schönheit einer solchen Nacht gleich einem Traum?“ fragt er nach einer Pause. — Er sieht gerade vor sich hin in die Nacht hinaus. Ich kann sein schön geschnittenes Profil deutlich sehen. Es ist tadellos. Aber ein herber Zug um den Mund nimmt den Anspruch an ein schönes Gesicht, das beinahe ein Vorwurf bei einem Manne ist, hinweg. Sein Gesicht trägt eine schöne Bronzefarbe. — „Ist nicht eine solche Mondscheinnacht wie ein Traum?“ wiederholt er.

„Sie scheint zu schön, um Wirklichkeit zu sein.“ antworte ich.

„Und sie ist nicht Wirklichkeit!“ erwidert er, seinen dunklen Kopf scharf gegen mich wendend. „Dieß mild strahlende Gestirn, das in seiner Herrlichkeit dahinzieht, seine sanften Strahlen auf die dunkle Erde gießt und uns das Herz mit Sehnsucht füllt, es ist nichts als eine Täuschung, eine Täuschung wie Alles!“

„Ich denke, ich verstehe, was Sie meinen.“ antworte ich, etwas erstaunt über den bitteren Ton seiner Worte. „Dieser Mond, dessen Glanz uns entzückt, ist in Wirklichkeit nur ein kaltes, erstorbenes Ding, ohne Leben, ohne Glanz. Aber dennoch trägt er die Strahlen der Sonne in unsere dunklen Nächte, zu mildem Licht verklärt; dennoch weckt er die Sehnsucht in uns, ist uns ein Symbol der Unschuld, der Reinheit.“

„Reinheit, Unschuld — und glauben Sie daran? Wissen Sie nicht, daß diese Worte auch Täuschungen sind?“

„Ich glaube daran; ich gestehe, Sie sind ein arger Pessimist!“

„Ich glaube auch daran.“ erwidert er, „in seltenen Fällen. Aber diese Unschuld ist nicht das, was die Welt so nennt: Unwissenheit, Unerfahrenheit. Ich glaube auch an Reinheit, Reinheit der Motive! Aber es ist ganz etwas Anderes, als was die Welt so nennt!“ Und er heftet sein dunkles Auge starr auf die Mondscheibe, von mir abgewendet. Nach einer Weile, da ich schweige, fährt er mit gedämpfter Stimme fort: „Gibt es überhaupt Wirklichkeiten? Glauben Sie daran? Ist nicht diese ganze Erscheinungswelt eine große Täuschung?“

„Ich glaube an einige Wirklichkeiten — aber, bitte, ist dieß nicht ein zu tiefes Thema nach so kurzer Bekanntschaft? Doch will ich Ihnen antworten: ich glaube an Unschuld, die nicht Unwissenheit ist, sondern ein natürlich reiner Sinn, dem Alles, was nicht rein ist, so fremd bleibt, daß er unberührt und unbefleckt daran vorbeigeht, unbewußt. Ich glaube auch an Reinheit der Motive, selbstlose, aller Berechnung fremde Liebe.“

„Wo finden Sie diese Unbewußtheit in unserer Gesellschaft?“ sprach er, immer noch den Blick auf den

Mond richtend. „Selbstsüchtige Berechnung ist die Krankheit, an der unser Jahrhundert, an der unsere Gesellschaft krankt! Was aber die kurze Bekanntschaft betrifft, so hat mir ein gewisses Etwas in Ihrer Stimme schon bei dem Souper gesagt, daß man ein tiefes Thema mit Ihnen anschlagen kann.“

„Bei dem Souper? Ich habe dort kein Wort gesprochen!“

„Verzeihen Sie, Sie sagten ‚Danke!‘ zu dem Kellner.“

„Und aus diesem ‚Danke!‘ wollen Sie auf meinen Charakter schließen?“ antworte ich lächelnd diesem philosophischen Sonderling.

„Lachen Sie nicht!“ fährt er ernsthaft fort. „Ich habe aus Ihrer Stimme gehört, daß Sie gelitten, daß Sie über das Leben nachgedacht haben, daß Sie ein Herz haben, auf dem zuweilen der ganze Jammer der Menschheit lastet.“

„Ich bin sehr ermüdet von der Reise gewesen.“ sage ich lachend. „Das war es wohl, was Sie in meiner Stimme hörten!“

„O nein! Es ist nicht Ermüdung, es ist ein Ton, der mir sagt: hier ist eine menschliche Seele. Wissen Sie nicht, daß die meisten Menschen keine Seele haben und nur Larven sind? Und ich bin ein Menschenkenner, ich habe die Menschen studirt in allen Ländern Europas, ich bin im Orient gewesen und habe ein Jahr unter den Arabern gelebt.“

Ich betrachte ihn von der Seite im Mondlicht und suche sein Alter zu errathen. Er ist höchstens fünf- unddreißig Jahre alt.

„Sind Sie so viel gereizt? Und welche Art von Civilisation gefällt Ihnen am besten?“

„Ich weiß es nicht. Nur so viel weiß ich: unsere Art der Civilisation ist vollkommen falsch, vollkommen hohl, besonders was die Frauen betrifft. Ihre Erziehung besteht darin, sie Verstellung zu lehren. Das Weib der jetzigen Gesellschaft ist eine Täuschung, eine Lüge!“

„Sie sind sehr hart gegen uns! Und was sind die Männer?“

„Die Männer sind nicht besser, aber sie sind doch wahrer; und die Frauen könnten die Männer durch selbstlose Liebe edler und besser machen!“

„Die Frauen sind, was sie sind, weil sie unterdrückt sind von dem Egoismus der Männer, weil sie genöthigt sind, den Beifall der Männer zu suchen!“ sage ich ernsthaft. „Die Fehler der Frauen sind die Sünden der Männer. Aber, sagen Sie mir, würden Sie Ihre Frau unter den Arabern oder unter den Damen der europäischen Gesellschaft suchen?“

„Ich bin noch nicht daran, mir eine Frau zu suchen.“ erwidert er lächelnd. „Aber ein arabisches Weib in ihrer Einfachheit, in ihrer natürlichen Einfalt, in ihrer völligen Hingebung und Verehrung ihres Herrn würde ich vorziehen.“

„Ah!“ sage ich mit einem leichten Lachen. „Das Letzte ist der Punkt!“

„Sehen Sie.“ fährt er fort, ohne sich um mein Lachen zu kümmern, „das, was ich bei einer Frau brauche, ist eine schöne Natur, ein liebendes Herz, eine angeborene Zartheit der Gedanken. Es ist eher möglich, daß ich alles dieß bei einer Araberin finde, als bei einer Dame aus unserer gegenwärtigen Gesellschaft. Ich habe sehr daran gedacht, mir ein kleines arabisches Mädchen zu kaufen und es zu meiner Frau zu erziehen!“

„Um des Himmels willen.“ sage ich sehr amüßigt, „thun Sie das ja nicht, denn das Experiment schlägt sicher fehl!“

„Ich will Ihnen eine kleine Geschichte erzählen; aber bin ich Ihnen nicht mit meiner Konversation lästig?“

„Durchaus nicht!“ antworte ich aufrichtig.

„Ich bin sehr egoistisch.“ sagt er, „ich weiß es, und Sie sind sehr gütig, sich in meine Stimmung zu fügen! Aber ich will Ihnen erzählen: Eines Abends nach einer langen, heißen Tagesstour durch die Wüste kam ich an die Behausung eines arabischen Scheik. Das kleine Haus stand in einer kühlen Bergschlucht vor der Sonne geschützt und war ganz überwachsen von rankenden Rosen und Jasmin. Der Herr des Hauses empfing mich mit dem Ernst seiner Würde und seines Stammes in seinem kleinen, zierlichen Garten und tauschte einige Reden mit mir aus. Dann rief er, gegen das Häuschen gewendet: ‚Fatme!‘ Und herab von den Stufen, die an der Seite des Felsens zum Häuschen führten, kam ein schlankes junges Weib. Sie trug ein weißes Gewand, die schönen Arme zeigend, aber ein langer, durchsichtiger Schleier fiel über die Arme und über die langen schwarzen Locken. ‚Fatme!‘

sprach der Scheit, da sie schüchtern herangeraten war und mit gekreuzten Armen vor ihm stand. „Fatme, dieser Fremdling glaubt an Gott, wie wir. Er ist unser Gast, begrüße ihn!“ Und das schöne junge Weib wandte sich, brach eine volle Rosenknospe vom Strauch, blickte zum Himmel, dann führte sie die Rosenknospe an ihre jungen Lippen und hauchte leise hinein. Dreimal blickte sie zum Himmel und hauchte dreimal auf die Knospe, die sich leise zu öffnen begann. Dann reichte mir Fatme die erschlossene Rose und von Stund an war ich ihr Gast und in ihren Schutz aufgenommen.“

„Das ist sehr hübsch, allerliebste! Aber, bitte, sagen Sie mir, haben Sie auch alte Frauen unter den Arabern gesehen, und wie sehen sie aus?“

„Ich habe sehr wenige alte Frauen gesehen, ich denke, die Araber halten sie in den Wohnungen verschlossen, um dort die Hausarbeit zu thun. Die aber, die ich sah, waren schrecklich häßlich: dünn, wie Gerippe, oder entsetzlich fett!“ erwiderte er nachlässig.

„Aber, mein Herr, Fatme wird auch alt werden! Dann wird sie entweder dünn, wie ein Gerippe, oder entsetzlich fett sein. Ihr ernster Scheit wird sie in's Haus verbannen, um die Arbeit zu thun! Ich ziehe unsere Civilisation vor! Ich bin Großmutter, habe vier reizende Enkelchen und bin Amerikanerin, so habe ich nicht die mindeste Lust, mich in's Haus verbannen zu lassen, um die Arbeit zu thun!“

„Sie sind Großmutter und Amerikanerin!“ sagte er lächelnd. „Ich gestehe, Beides hätte ich trotz meiner Menschenkenntniß nicht gedacht!“

„Und doch habe ich vier der reizendsten Babies zu Enkeln. Und ich bin Amerikanerin, das heißt, amerikanische Bürgerin. Aber das Leben und die Verhältnisse haben mich zur Kosmopolitin gemacht.“

„Auch ich bin Kosmopolit und habe kein Vaterland mehr,“ sagte er mit melancholischem Blick.

„So weit aber bin ich Amerikanerin, daß ich an die Emanzipation der Frauen glaube!“ Ich mochte ihm nicht sagen, daß ein junger Mann sein Vaterland nicht von sich werfen kann.

„Ich glaube auch an die Nothwendigkeit der Emanzipation der Frauen!“ erwiderte er mit einem tief gehaltenen Seufzer. „O, durchaus, durchaus! Ich glaube daran, daß sie sich emanzipiren müssen von Oberflächlichkeit, von Eitelkeit, von falschem, hohlem Schein, von —“

„Halten Sie ein! Was sind die Männer?“ fragte ich wieder.

„Fragen Sie mich nicht!“ seufzte er. „Ich quäle mich damit, noch an die Menschheit zu glauben. Nicht an die Menschheit, wie sie ist, sondern an die Menschheit, wie sie nicht sein wird!“

„So lange wir selbst Falschheit meiden und Gemeinheit unseren Herzen fremd bleibt, so lange können wir hoffen und an die Menschheit glauben!“ antwortete ich ernsthaft. „Denn wir sind nicht außerordentlich angelegte Wesen, sondern physisch und psychisch organisiert, wie die anderen Menschen!“

„Was ist Lüge? Was ist Wahrheit? Was ist gemein? Ich fürchte, ich weiß es nicht immer, und ich bin nur ein schwacher Sterblicher!“ sagt er mit einer Art von melancholischem Lachen.

Inzwischen hatte sich die Veranda mit Herren und Damen gefüllt. Man wandelt in Paaren auf und ab und allein, man lehnt sich an das Geländer in einsamer Betrachtung, man arrangirt sich im Mondlicht um kleine Tische zum Plaudern. Obgleich unsere Konversation nicht in lautem Ton geführt wird, sind doch Hörer da. Nach und nach wird sie etwas aphoristisch. Mein neuer Bekannter zündet eine frische Cigarette an. Ich sehe mich unwillkürlich um.

„Die junge Dame wird nicht wieder zurückkommen,“ sagt er lächelnd. „Und, bitte, gehen Sie noch nicht weg! Es ist noch früh, und es ist wirklich peinlich, an einem so schönen Abend allein zu sein.“

„Allein?“ Ich blinke lächelnd um mich.

„Ja, allein! Ich fühle mich zu Hause mit Ihnen und — entschuldigen Sie — aber ich bin sehr unglücklich heute Abend!“

Wieder denke ich mir, daß er einen Liebesstreit gehabt hat, und gehe auf seine Melancholie nicht ein. Nach einer halben Stunde leichter Konversation ziehe ich mich in mein Zimmer zurück mit dem Eindruck, einen angenehmen Abend gehabt zu haben und nicht ganz mehr ein Fremdling in Bonivard zu sein. Ehe ich mich niederlege, trete ich noch einen Moment auf den kleinen Balkon und nehme die Schönheit der Nacht mit in meine Träume.

Es ist noch früh am Morgen, da ich erwache. Ehe noch die Sonne hinter der steilen Spitze des Dent du Jaman sich erhebt, haben ihre vorausgeschickten Strahlen Freudenfeuer auf der Alpenkette Savoyens entzündet, auf dem ewigen Schnee des Dent du Midi blüht es von Millionen Diamanten. Ueber dem Gipfel des Dent d'Oche schweben rosige Wölkchen, und wie sich die Berglinien im blauen See spiegeln, den ein leichter Morgenwind leise kräuselt, scheinen sie sich im klaren Element „wellenathmend“ zu wiegen.

Vom Garten steigen süße Düfte zu mir auf. Ich kleide mich an, steige hinab zum Frühstücksalon. Ich bin die Erste, und lasse mir mein Frühstück auf eine Glasveranda von der sehr überraunig aussehenden „fille“ serviren. Die Glasveranda läuft entlang dem Frühstücksalon und man kann zugleich den guten Kaffee und die herrliche Aussicht genießen. Und warum sollte man eine Stunde eines goldenen Tags, eine Stunde des Genusses in diesem kurzen Leben versäumen?

Jetzt ist die Sonne emporgestiegen und sie wirft spielend Millionen von blitzenden Sternen in den See, und sie tanzen und flimmern in den Wogen, deren Farbe vom tiefsten Blau zu Purpur und zu dem schönsten Smaragdgrün wechselt, wo sie, von der Brise bewegt, sich kräuselnd küssen.

Die Thüre öffnet sich. In die Glasveranda tritt ein älterer Herr, offenbar ein Engländer. Sein Aussehen ist wohlwollend, sein Teint so weiß und rosig, daß man ihn für einen Jüngling im glücklichen Alter von siebenzehn Jahren halten könnte, wäre nicht sein Haar ziemlich grau und dünn um die Schläfen. Sein Auge ist blau, merkwürdig klar und jugendlich. Warum aber dieser wohlwollende, rosige, ältere Engländer erst fragt, da er mich sieht, dann noch rosiger wird, dann sein Auge zuerst zu Eis erstarrt, dann mich ansieht, als sei ich eine Mauer, dann durch mich hinblickt, als sei ich eitel Lust, ist mir nicht ganz ersichtlich. Vielleicht ist er übler Laune, weil er noch nicht gefrühstückt hat; viele Menschen werden erst menschlich nach ihrem Kaffee. Vielleicht sitze ich unwillkürlich auf seinem gewohnten Platz, denn er nimmt das kleine Tischchen, dicht neben mir, obwohl seine Miene eine wahre chinesische Mauer zwischen uns aufgebaut hat. Hoffentlich wird er besserer Laune nach seinem Kaffee, es wäre schade um den schönen Morgen für ihn!

Es tritt herein: eine Dame — nein, eine Gouvernante und zwar eine englische Gouvernante. Sie ist die Personifikation unangenehmer Pflicht. „Unangenehme Pflicht“ steht in ihren Mienen, in jeder Muskel, in ihrem hellblauen, kühlen Auge geschriebe, in jeder, leider sehr ungraziösen, Bewegung. Ihr folgen zwei kleine, niedliche Mädchen, das schimmernd blonde Haar frei im Nacken. Die „Unangenehme Pflicht“ placirt ihre Zöglinge so, daß sie den See und die Berge nicht sehen können. Aber sie sehen den rosigen ältern Engländer, und der rosige, ältere Engländer sieht die kleinen, niedlichen Mädchen und er lächelt ihnen mit einem freundlichen Blick seines klaren blauen Auges zu. Die kleinen Mädchen schlagen die Augen nieder, aber der rosige Engländer lächelt wieder und wieder, und sie verfallen in ein leises Nichern. Strenger Blick der „Unangenehmen Pflicht“; die kleinen Mädchen sitzen still und sehen sich nur zuweilen verstohlen an. Die „Unangenehme Pflicht“ erhebt sich nach kurzem Maß und marschirt hinaus, gefolgt von den kleinen Mädchen. An der Thüre wenden sie sich noch einmal um und nicken und lächeln dem rosigen, ältern Engländer zu.

Es treten ein: zwei Damen, zwei Herren. Sie sind alle vier ungewöhnlich groß, ungewöhnlich blond, haben dieselbe Nase, denselben großen Mund. Sie setzen sich, lassen sich Thee serviren und scheinen sich fortwährend ungewöhnlich wohlwollend anzulächeln. Sie sprechen eine Sprache, die Deutsch sein könnte, aber es nicht ist. Die Sprache hat etwas Zerflorenes, Gallertartiges, es ist Deutsch, aber das Knochengeriüst ist herausgenommen — jetzt fällt mir ein: es ist Dänisch. Die blonden, großen Herren und Damen mit dem großen Mund sind Dänen!

Jetzt öffnet die überraunig aussehende „fille“ die Thüre der Glasveranda weit. Herein tritt eine ganze Familie: eine lebenswürdig aussehende mütterliche Dame, drei erwachsene Töchter, ein dunkelaussehender Herr begleitet sie. Die überraunige „fille“ rückt dem dunklen Herrn zuerst den Stuhl, sie nennt ihn „Monsieur le Marquis“. Er sieht vornehm aus, aber nicht sympathisch. Er ist nicht mehr ganz jung, sein schwarzes Haar ist schon spärlich. Neben ihm sitzt eine der jüngeren Damen, ich sehe, er ist ihr Herr und Gebieter

und nicht eben ein zärtlich-rücksichtsvoller. Sie sprechen italienisch, obwohl die Damen Deutsche sind. Die mütterliche Dame nennt ihren vornehmen Schwiegersohn „Marchese“. Es scheint mir, daß der Marchese für seine Schwiegermama die Höflichkeit eines Schwiegersohns hat, nicht mehr. Die Damen sind in elegantester Toilette, aber nicht sehr hübsch, obwohl sehr comme il faut. Es ist eine ganze Nasenskala. Die Mama hat eine schöne, korrekte Nase, dann kommt lang, länger, am längsten. Es muß eine Rassenmischung sein, die der Schönheit nicht günstig war. Die Töchter sind das Ebenbild ihres Vaters, das sieht man, und vielleicht war er nicht von der arischen Rasse! Sie sind offenbar sehr reich.

Die Familie hat an dem für sie reservirten Tische Platz genommen, zwei Plätze sind noch frei. Die mütterliche Dame sieht unruhig nach der Thüre. Die Thüre öffnet sich und herein springt ein bildschöner Knabe von etwa neun Jahren, Locken von sonnigem Gold umflattern seinen Kopf. Er eilt auf die Mama zu.

„O Mama! Der Herr Ingenieur hat mir neue Fischangeln gebracht. Und, Mama, nach dem Frühstück will er mir und Lydia zeigen, wie man damit fischt, und die Stelle, wo man die meisten Fische fängt!“

„Wie Du wild bist, Viktor!“ sagt die Mama, ihm die Locken aus der Stirne streichend. „Du hast noch nicht einmal Deinen Schwager, den Herrn Marchese, begrüßt!“

Viktor richtet die großen blauen Augen auf seinen Schwager, den Marchese, und nickt ihm nachlässig zu. Die Stirn des Herrn Marchese scheint etwas unwohl.

„Viktor muß bald einen Hofmeister haben, der ihn besseres Benehmen lehrt,“ sagt die junge Frau Marchesa mit einem Blick auf Viktor, der sich mit großem Appetit an sein Frühstück macht und nur an Fischangeln denkt.

Eben geht die Thüre wieder auf, hereintritt eine junge Dame, ein junger Mann, Lydia und der Ingenieur, Viktor's Freund.

Lydia ist reizend, der Typus der Mutter und Viktor's, sie ist höchstens achtzehn Jahre. Der Ingenieur ist höchstens achtundzwanzig Jahre und ein sehr intelligent und angenehm aussehender Mann. Beide scheinen sehr heiter und belebt, da sie eintreten. Lydia grüßt ihren Schwager, den Marchese, etwas formell und erhält von ihm eine formelle Verbeugung. Der junge Ingenieur grüßt die Damen sehr artig, den Marchese sehr gehalten. Lydia setzte sich neben Viktor, der Ingenieur diskret an ein etwas entfernteres Tischchen.

„Ich will doch sehen, Lydia, wer von uns Beiden nachher den ersten Fisch fängt?“ sagt Viktor, sich lebhaft zu seiner Schwester wendend.

Die Marchesa blickt bekümmert auf die Mama, vorwurfsvoll auf Lydia, denn obwohl Viktor deutsch spricht, hat der Gemahl es verstanden, und die Mißstimmung auf seinem Gesicht wächst.

Lydia senkt etwas das Köpfchen. Die Mama sagt mit einem halb bittenden Blick auf sie:

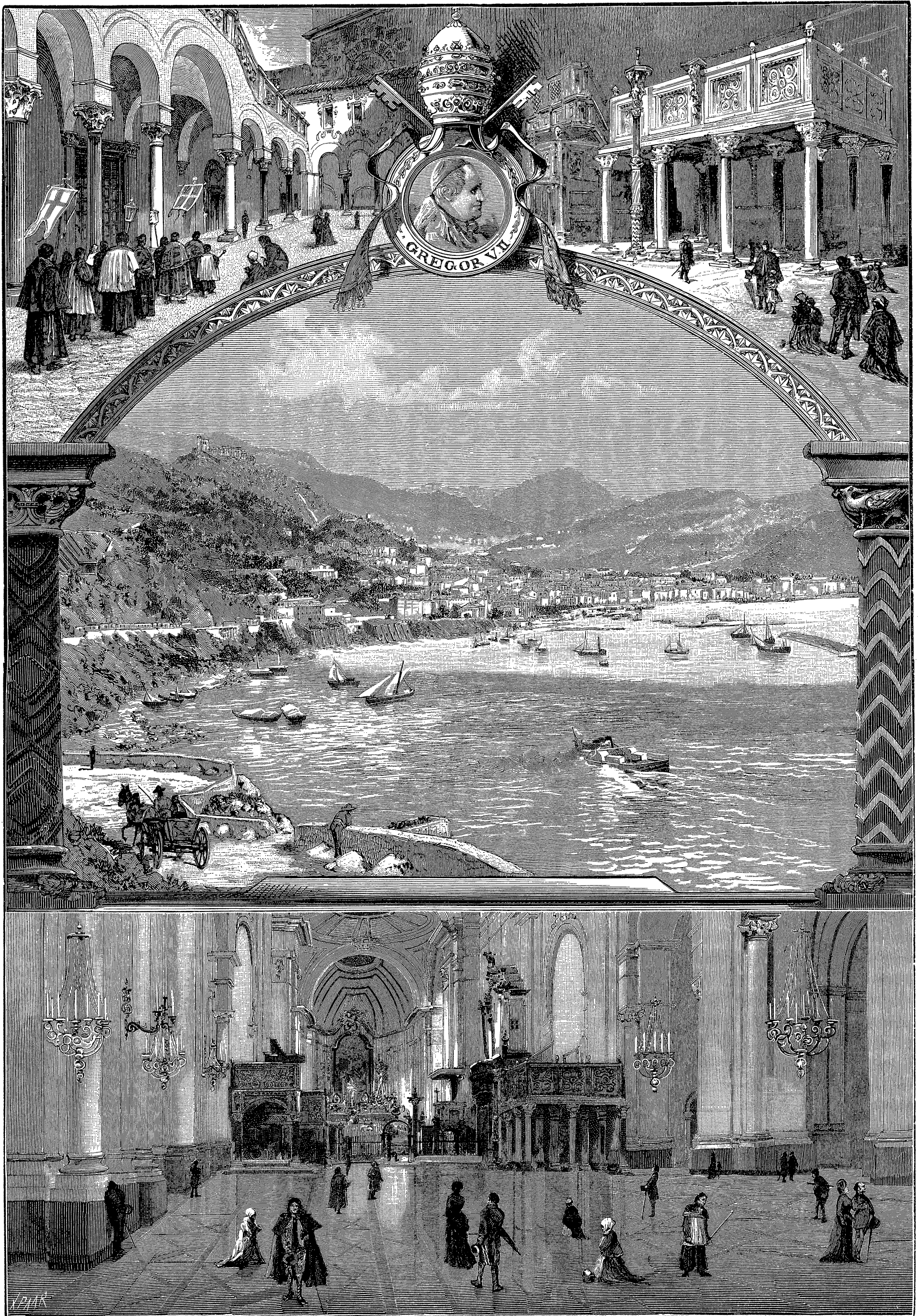
„Lydia geht nachher mit uns im Garten spazieren, Viktor! Aber Du kannst mit dem Herrn Ingenieur an den See gehen, wenn er so gütig ist und Dich mitnehmen will.“

Lydia sieht etwas verstimmt aus, aber sie ist wohl-erzogen, sie schweigt.

Ich stehe von meinem Beobachtungsposten hinter der chinesischen Mauer auf, um in mein Zimmer zu gehen. Der rosige Engländer hat die chinesische Mauer noch dadurch verstärkt, daß er mir den Rücken dreht und eine enorme Zeitung in die Höhe hält. Ich habe mir vorgenommen, diesen Morgen auszupacken und es mir in meinem Zimmerchen häuslich bequem zu machen. Da ich damit zu Ende bin, setze ich mich, noch von der Reise müde, auf den kleinen Balkon.

Ich kann von oben den ganzen Garten übersehen bis hinunter zum See. Ich sehe die mütterliche Dame mit drei Töchtern auf dem breiten Weg längs des Sees auf und ab wandeln. In einem andern Theil des Gartens spaziert der vornehme Schwiegersohn nebst Gemahlin. Das Gespräch scheint nicht sehr belebt; auch die hübsche Lydia geht mit sehr bedächtigen Schritten. Nach einer Weile zieht sich der Schwiegersohn nebst Gemahlin in die Gemächer zurück. Die mütterliche Dame nebst Töchtern setzt sich in eine Laube, sie nehmen kleine Handarbeiten heraus und sticken.

Jetzt schlüpft zwischen den labyrinthischen Gängen der Rosen und Lorbeerbüsche eine zierliche Mädchen-gestalt hervor. An der eigenthümlichen, schnellen Bewegung des feinen, ovalen Köpfchens, da sie jetzt hinter sich blickt, erkenne ich sie als die junge Dame von der



Erinnerung an Salerno. Originalzeichnung von B. Pfaff.



Jacob's Traum. Gemälde von B. E. Murillo.

Aus der kaiserlichen Gemäldegalerie in St. Petersburg. Photographie von Adolf Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter Hugo Großer in Leipzig).

Veranda. Ihr folgt auf dem Fuße mein junger Freund von gestern Abend. Jetzt steht er frei da und sie sehen sich lächelnd an. Ja, er hat wirklich etwas Distinquirtes, er ist hochgewachsen, ein edler Kopf, herrliches Haar, die Haltung vornehm, obwohl ein wenig nachlässig. Nun gehen sie zusammen weiter, wie es scheint, abgerissen plaudernd, sie ist mit ihrem leichten, tanzenden Schritt immer ein wenig voran, flattert hin und her, er folgt ruhig und gemächlich. Nun bleibt sie vor einem blühenden Theerosenbäumchen stehen. Sie biegt einen Zweig leicht herab, sie senkt das Köpfchen ein wenig und scheint den leisen Duft zu athmen. Er ist herangekommen, beobachtet sie und lächelt. Sie bricht eine halb offene Rose und reicht sie ihm, er steckt sie lächelnd an die Brust. Nun gehen sie mit raschem Schritt, lebhafter plaudernd, hinunter zum See. Haben sie sich auf diese anmuthige Weise versöhnt und den Streit geschlichtet?

Sie stehen neben einer großen Trauerweide, die ihre grünen Haare zum See senkt, und scheinen die Fische zu beobachten. Ich kann das silberne Lachen der jungen Dame zuweilen hören. Jetzt wendet sich der junge Mann und geht gegen das Hotel zu. Oben auf der Terrasse sieht er zufällig in die Höhe, sieht und erkennt mich und grüßt lächelnd. Ich erröthe beinahe über meine Indiskretion. Nun kommt er wieder, hat ein großes Stück weißes Brod in der Hand, und sie füttern zusammen die Fische.

Wenn ich nicht irre, so hat die Familie in der Laube sich nicht halb so angenehm unterhalten, wie die Beiden am See. Die hübsche Lydia sitzt und sticht und ihre Augen schweifen oft hin zu der Trauerweide. Warum darf sie sich nicht auch amüsiren und Fische fangen?

(Fortsetzung folgt.)

Zum zehnjährigen Bestehen des Weltpostvereins.

(Nachdruck verboten.)

„Nichts Größeres gibt es für den Menschen als ein großes Friedenswerk.“
Seneca.

Wenn man die heutige schnellelebende und nervös-unruhige Welt mit den Leistungen der Gegenwart befreunden will, so muß man, um mit Shakespeare zu reden, ihr das eigene Bild und dem Jahrhundert den Abdruck seiner Gestalt vor Augen führen. Es sind dann positive und bedeutende Leistungen zu erkennen, auf welche die Gegenwart stolz sein kann. Insbesondere auf dem Gebiet des Verkehrsweises hat das Jahrhundert eine glänzende That, ein Friedenswerk ersten Ranges aufzuweisen: die Begründung der Weltpost. Weder das Alterthum noch das Mittelalter haben in dieser Hinsicht Ähnliches geleistet. Die Einrichtungen der Gegenwart im Verkehrsweisse sind in Wahrheit großartige Errungenschaften für die Kultur, und unter ihnen ragt als ideale Leistung die Begründung des Weltpostvereins am meisten hervor, weil ihre Wirkungen über alle Länder der Erde sich erstrecken und weil keine menschliche Einrichtung die Nationen so geeint hat wie die Weltpost. Diese Thatfache muß dem zweifelstüchtigen Geist mancher Deutschen immer wieder vorgeführt werden, damit sie sich freuen, daß es ein deutscher Mann, Heinrich v. Stephan, ist, dem die Vollendung eines solchen Werkes gelang. Denn es gibt immer noch Deutsche, denen Kreuzbandendungen einige Pfennige zu viel kosten, denen der Zuschlag für unfrankirte Briefe zu hoch ist — Leute, welche meinen, daß die Weltpost nicht genug leiste, wenn sie jährlich zehntausend Millionen Briefe befördert. Ja, wenn sie noch darüber klagten, daß die Post nur die Briefe befördere, nicht aber auch schreibe! Solchen Gemüthern muß man ein wenig den Spiegel der früheren Zustände, der „guten alten“ Zeiten vorhalten. 1807 kostete ein einfacher Brief von Aachen nach Tilsit 1 Thlr. 5 Gr. Ein Briefbund mit einigen Zeitungen aus Missolonghi, welches ein britischer Paketboot von Athen nach London brachte, mußte 1825, zur Zeit des griechischen Befreiungskrieges, vom Empfänger durch Zahlung von 77 Pfd. Sterl. (à 20 Mark) ausgelöst werden. Zu derselben Zeit war aus Amerika an einen Botaniker ein Brief nach London gelangt, in welchem einige seltene Pflanzenblätter sich befanden. Im Generalpostamt zu London tarirte man den Brief in der Art aus, daß die Postbeamten den Brief vor das Lampenlicht hielten, die Pflanzenblätter nach den damaligen Postgesetzen Englands einzeln zählten und sodann für jedes Blatt das einfache Porto berechneten, zusammen gegen 1 Pfd. Sterl. = 20 Mark. Vor fünfzig Jahren dauerte die Postfahrt von Berlin nach Köln am Rhein vier Tage; und das war damals die poetische Zeit des Posthorns, welche Renan und W. Müller in so tief empfundenen Liedern feiern und die ja auch in der That von dem schimmernden Hauche der Romantik überglänzt ist.

Man muß sich aber alle diese Vorgänge aus der Vergangenheit vergegenwärtigen, um ein Urtheil über die positiven Leistungen der Gegenwart zu gewinnen. Wenn Goethe seine Manuscripte aus Italien nach Deutschland sandte und später unerwartlich hohe Portorechnungen zu Hause vorfand; wenn Schiller, in seiner fieberhaften Refugienbedrängnis, dem gelben Merkurboten der Thurn und Taxis'schen Post in Weimar bei Portoforderungen die stets sich gleichbleibende Antwort gab: „Schreib Er's zu dem Uebrigen;“ wenn Börne die rothe

Reichspostschnecke und die romantischen Abenteuer im Postwagen schildert, und Heine den „Schwager“ Postillon haßt, der mit dem Klange des Posthorns ihn den Armen der Geliebten entreißt, so läßt sich das Alles heute recht angenehm nachfühlen; nur erleben möchten wir es in postalischer Beziehung nicht; die Zustände waren hierin doch zu primitiver Art.

Und nun gar Deutschlands politische Zerrissenheit in dieser allgemeinen Postmühsal! So viel Grenzen, so viel Schlagbäume; so viel Schlagbäume, so viel Post- und Portotarife; so viel Duodezstaaten, so viel Postgesetze. Eine wahrhaft sinnverwirrende Mojais von Postvorschriften erschwerte vor Allem den Postbeamten selbst die richtige Handhabung des Briefverkehrs; all' die hundert Postverträge kennen zu lernen, durch welche die deutschen Staaten ihre internationalen Postbeziehungen geregelt hatten und dazu noch die fünfzehnhundert Portosätze Europas, dieß war eine Sisyphusarbeit, an der der Verstand des Einzelnen erlahmte. Die Folgen davon waren Unsicherheit und Unordnungen im Postverkehr. Wohl hatten schon 1815 beim Wiener Kongreß und später, 1850, bei der Gründung des Deutsch-österreichischen Postvereins einsichtige patriotische Geister sich bemüht, die alten Tarife und überlebten Formen zu beseitigen und an deren Stelle die deutsche Posteinheit zu setzen — aber vergeblich! Der Geist der Deutschen litt damals, wie vielfach noch heute, an einer gewissen Schwerfälligkeit, die treu an dem Ueberlieferten, Alten hängt und Neuerungen verabscheut. Erst den folgenreichen Ereignissen der Neuzeit, 1866 und 1870, war es vorbehalten, die Deutschen aufzurütteln und sie zu einer Nation zu machen, worauf naturgemäß auch die Einrichtungen zu nationalen Gemeingütern des ganzen Volkes gestaltet wurden. Neben der Armee war es vorzüglich das Postwesen, welches seit 1870 unter des Generalpostmeisters v. Stephan Leitung die volle Höhe einer nationalen Wohlfahrtsanstalt erreichte und dem deutschen Volk ungezählte Wohlthaten und Vortheile zuführte, unter denen wir nur das Einheitsporto und die gemeinsame deutsche Postgesetzgebung, sowie das großartige Wachstum in der Zahl der Verkehrsanstalten hervorheben wollen.

Wäre Heinrich v. Stephan kein größerer Geist als die Nagler, Schmückert, Hill gewesen, er hätte sich, wie diese überaus einsichtigen und tüchtigen Techniker, damit begnügt, das heimische Postwesen auszubauen und nach Kräften zu vervollkommen. Zum Glück für die Menschheit ist Stephan ein weitblickender Geist, dem die Grenzsteine des eigenen Heimatlandes die Erkenntniß der Bedürfnisse des Weltverkehrs nicht verschränken konnten; er sah weiter als von Berlin nach Wien, nach Paris oder London; er erkannte, daß die Post eine Weltanstalt ist, dazu bestimmt, ohne Rücksicht auf die Grenzen der einzelnen Ländergebiete den Verkehr von Welttheil zu Welttheil zu vermitteln, den Pulsschlag der Lebensäußerungen ganzer Völkerguppen zu kräftigen und so die menschliche Kultur im Ganzen zu fördern. Wie umfassend und genial ist dieser Standpunkt und wie sehr verschwindet dagegen die kleinbürgerlich-fürsorgliche Auffassung, mit der in allen europäischen Ländern die Post vor Stephan verwaltet wurde! Selbst Rowland Hill's Pennyporto war eine lediglich für England berechnete Einrichtung und ihr Ruhm hörte an den britischen Grenzpfählen auf.

Stephan's Weltpostreform hat einen allumfassenden, echt menschlich höheren Charakter: sie fügt in die Kultur einen neuen Baustein ein, der die friedliche Arbeit der Menschheit, Handel und Wandel, sowie geistige Bestrebungen fördert und begünstigt.

Und wie alles Große im Leben, hat auch diese Reform viele Mühe und unfähliche Anstrengungen erfordert. Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck zwar, denen Stephan zuerst im Mai des Jahres 1870 seine berühmte Denkschrift: „Ueber die Gründung eines allgemeinen Postvereins“ vorgelegt hatte, würdigten sogleich die Größe dieses Gedankens und sollten ihm ihre Sympathien; allein die Eifersucht der anderen Nationen war ein schwer zu überwindendes Hemmnis. Ueberdies verbot der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges (Juli 1870) zunächst die Verwirklichung der Stephan'schen Ideen, deren Kernpunkte die Errichtung einer großen Postverkehrsgemeinschaft aller Völker des Erdballs und die Festsetzung eines Einheitsportos von 20 Centimes für den einfachen Brief im Weltverkehr waren.

Nach jahrelangen mühevollen Unterhandlungen zwischen den verschiedenen Postverwaltungen gelang es dem bahnbrechenden Gedanken Stephan's, sich Eingang zu verschaffen. Der Widerstand Englands und Frankreichs, sowie die Verzögerungspolitik Rußlands wurden überwunden. Die Schweiz, deren erleuchtete Staatsmänner die Bedeutung der von Stephan ausgehenden Anregung für die internationalen Postbeziehungen erkannten, wurde bewogen, im Juli des Jahres 1874 den allgemeinen Postkongreß zu berufen, der an der geschichtlich denkwürdigen Stätte des Ständehauses der Eidgenossenschaft in Bern zusammentrat. Diese Konferenz war der vollständige Sieg der kühnen, durchgreifenden Stephan'schen Ideen über jene eng-europäische Kulturwelt bisher geknüpft und welche den Verkehr so lange in unnatürliche Fesseln geschlagen hatte. Zweiundzwanzig Staaten, mit einer Bevölkerung von 350 Millionen Menschen und mit einem Gebiet von 37 Millionen Quadratkilometer, vereinigten sich in der Schlußsitzung des Kongresses am 9. Oktober 1874 zu der Gründung des Allgemeinen Postvereins.

Der Berner Vertrag, ein Denkmal schöner, humaner Gesinnung, stellte fest, daß das Gebiet der theilnehmenden Staaten für den Postverkehr als ein gemeinsames, ungetheiltes zu betrachten sei, innerhalb dessen die vollste Freiheit des internationalen Postausstausches gewährleistet werde. Das Einheitsporto für das gesamte Vereinsgebiet wurde auf 25 Centimes (20 Pfennig) für den einfachen Brief (bis 15 Gramm) festgelegt; nur für eine kurze Uebergangszeit sollte zwischen einzelnen Ländergruppen der Satz bis zu 32 Centimes gestattet sein. Für Postkarten wurde die Hälfte des Briefportos festgesetzt. Waarenproben und Drucksachen sollten gegen eine Gebühr von 7—11 Centimes für je 50 Gramm Gewicht befördert werden.

Ein wahrhaft überraschendes Ergebnis für den Weltverkehr war erzielt; alle Kulturnationen, zuletzt, 1876, auch Frankreich,

hatten sich einmüthig dem deutschen Gedanken angeschlossen und eine dauernde Gemeinschaft der Völker auf einem so wichtigen und so ausgedehnten Gebiet wie das Verkehrsweisse war glücklich vollzogen. Kaum eine andere Einigung in internationaler Hinsicht läßt sich dem Allgemeinen Postverein an die Seite stellen. Die Abschaffung des Sundzolls, durch welche die Freiheit der Seeschifffahrt gesichert wurde, und in neuester Zeit die Begründung der Handels- und Zollfreiheit im afrikanischen Kongoostaate sind noch am ehesten mit der Postunion zu vergleichen; die Wirkungen dieser internationalen Traktate umfassen aber nicht in gleichem Maße die Nationen in Asien, Amerika, Australien u. In idealer Beziehung steht, wenn man das Alterthum berücksichtigt, dem Weltpostverein die Einigung der hellenischen Stämme auf dem Gesilde von Elis, bei den olympischen Spielen, am nächsten. Wie eine ganze Epoche, ja eine ganze Welt von jenen Vereinigungen die reichsten, herrlichsten Früchte geerntet hat, so ist auch von der internationalen Weltposteinigung eine großartige Fülle des Segens auf die Menschheit ausgegangen oder doch von ihr bis zu den äußersten Polen verbreitet. Die Annäherung der Völker bis zu den fernsten Wohnsitzen der Menschheit, der Austausch der Ideen und Wissenschaften, die Förderung des Handels und Wandels — alles das sind hohe Wohlthaten, deren Uebertragung von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil gerade die Weltpost ermöglicht und begünstigt. Ohne postalische Einrichtungen so vollkommener Art stöck der Verkehr, es lockern sich die Beziehungen, es erheben sich Schranken und Grenzen, welche die Nationen von einander abschließen, mit einem Worte: die Kultur leidet.

Zehn Jahre sind seit der Gründung der Postunion verfloßen. Der schöpferische Gedanke ihres Begründers ist mehr und mehr verwirklicht. In den Jahren 1875 bis 1884 traten nach und nach alle diejenigen Nationen dem Verein bei, welche sich aus finanziellen Gründen bis dahin ferngehalten hatten, namentlich die Kolonialstaaten in fremden Welttheilen, für welche die Kosten des Seebeförderungsweges eine sehr beträchtliche Höhe erreichten. Zum Zweck des weiteren Ausbaues der Vereinseinrichtungen trat am 2. Mai 1878 der zweite sogenannte Weltpostkongreß in Paris zusammen, welcher das in Bern begründete Werk im Sinne des Grundgedankens befestigte und erweiterte. In dem Weltpostverein wurde — vom 1. April 1879 ab — nunmehr einheitlich der Portosatz von 25 Centimes oder 20 Pfennig für den einfachen Brief und von 10 Pfennig für Postkarten festgesetzt. Für Waarenproben und Drucksachen beträgt die Gebühr 5 Centimes für je 50 Gramm. Zugleich wurden die internationale Paketpost und die Beförderung von internationalen Postanweisungen zur Geldvermittlung in den Kreis der Weltposteinrichtungen gezogen, und es wurde für Bäckereien der Einheitsatz von 80 Pfennig für je 5 Kilogramm Gewicht zwischen zahlreichen Ländern eingeführt: ein überaus bedeutsamer Hebel für die Entwicklung der mannigfachen Beziehungen der Nationen auf den Gebieten der Literatur, Kunst und Gewerthätigkeit, sowie für den Austausch der Produkte und Waaren.

Nichts zeigt beredter, wie fruchtbar die Stephan'sche Idee sich erwiesen hat, als die Thatfache, daß der Weltpostverein Ende 1884 einundsechzig Staaten umfaßte, von welchen die letzten ihren Beitritt auf der dritten Postkonferenz zu Lissabon (am 4. Februar 1885) erklärten. Auf einem Gebiet von 80 Millionen Quadratkilometern mit 832 Millionen Bewohnern gilt ein Posttarif; ein Gesetz regelt den ungeheuren Umlauf von über 10,000 Millionen Postsendungen jährlich. Ueber die eifigen Steppen Nordasiens, über die Prärien Südamerikas, durch den weiten Kontinent der nordamerikanischen Länder und über die Ozeane trägt die Post den menschlichen Gedanken, überall Segnungen der Civilisation verbreitend und niemals rastend. Ehre und Ruhm dem deutschen Manne Stephan, der diesen mächtigen Kulturfortschritt anregte und ihn der Verwirklichung entgegenführte.

G. T.

Im Atelier.

(Siehe das Bild S. 741.)

Vor ungefähr zwei Jahren kehrte die schöne, wilde, kleine Toska von Redesi dem Schloß ihrer Väter in der Puhta den Rücken und überließ es den Gläubigern ihres verstorbenen Vaters, Ordnung in eine seit Jahrhunderten verrottete Wirthschaft zu bringen. Toska jubelte bei dem Gedanken, daß sie jetzt frei sei wie der Vogel in der Luft, ging mit einem kleinen Sparpfennig nach München und wurde Schülerin der Malklasse. Wie leicht dachte sie sich's, ein weiblicher Muntach oder Proxit zu werden.

Bevor der letzte ihrer fünfhundert Gulden verausgab war, mußte das Ziel erreicht sein, und sie hatte noch immer durchgesetzt, was sie ernstlich gewollt. Es galt ja nur, die phantastische, farbenberauschte Welt ihres Köpfchens, die wilde Puhta- gluth ihres glücks- und lebensdürstigen Herzens ausströmen zu lassen in Farben und Formen, das Bischen Technik, was dazu gehörte, würde sie sich ja bald zu eigen gemacht haben. Aber die geschickten braunen Händen ließen sie dießmal im Stich, das Bischen Technik wurde zur unüberwindlichen Klippe, an der all' ihre kühnen Träume von Malerthum und goldenen Bergen scheiterten, und eines schönen Tages sah Toska auf ihrer kleinen Dachkammer, Atelier genannt, die Zähne fest zusammengebissen und Thränen des Zorns und der Verzweiflung in den schönen braunen Augen. Der letzte Gulden war weg und sie war noch eine Stümperin, über deren zerfahrene Kompositionen der Professor bedenklich den Kopf schüttelte. Was nun? Konnte sie mit diesem Abschlingenthum ihr Brod verdienen? Und was sollte aus ihr werden? Toska war jung, schön, leidenschaftlich, sie wußte, es gab Wege genug, dieser Noth, diesem Jammerleben zu entrinnen, aber um welchen Preis! Sollte die stolze, schöne Magnatentochter ein Modell, ein Malerliebling werden? Rimmermehr! Lieber in den Tod! Und doch, das Leben war so schön, es lachte sie an in dem schimmernden Regenbogensglanz ihrer künstlerischen Phantasie, und

diese Welt voll Glück und Liebe, voll Duft und Rosen, die freilich für sie nur Dornen hatte, sollte sie verlassen? Nimmermehr, wenn es noch ein Mittel gab, sich ehlich in ihr zu behaupten. Und es war Toska, als wüßte nur eines dieses Mittel, jenes Marienbild, das da oben über ihrem Bettchen stand, ein Andenken an ihre selige Mutter. „Nette mich!“ flüsterte Toska und sank vor der Schmerzensreichen in die Kniee, und es war ihr, als schimmere die spärlich vergoldete Krone der Maria in einem seltsamen Lichte und als nütze sie leise mit dem hölzernen Kopf. Einige Wochen sind vergangen und das Marienbild hat Wort gehalten. Toska hat ehliche Arbeit gefunden, ein Geschäft, das die Renovierung von Marien und Kirchenheiligen besorgt, hat ihr einen Theil der Arbeit übertragen. Es ist zwar ein saures Geschäft für die lustige kleine Toska, diese schmerzvergrämten Gesichter und bleichen, eingefallenen Wangen mit neuen Reizen zu schmücken, aber es verdient sich ein ganz hübsches Stückerl Geld dabei, und bei ihrem natürlichen Geschma für Farbenharmonie ist Toska von Reddest bereits eine der geschicktesten Arbeiterinnen auf diesem Gebiete des Kunsthandwerks. Aber das Muttergottesbild hat noch mehr für sie gethan. Einer der hervorragendsten Kunstmalers Münchens hat dem braven Mädchen Herz und Hand geschenkt, und war es ihr selbst nicht vergönnt, Meisterwerke zu schaffen, so sieht sie jetzt in den Bildern ihres Vaters die Farbenräume ihres jugendlichen Herzens zur Wahrheit werden und zugleich noch ein viel größeres Glück, gegen das jedes erträumte nur ein bleicher Schatten ist.

Salerno.

Zur Erinnerung an den achthundertjährigen Todestag Gregor's VII.

Von

Th. Crede.

(Siehe das Bild S. 744.)

Papst Gregor VII. starb am 25. Mai 1085 in Salerno, der damaligen Residenz des Normannenkönigs Robert Guiscard, im Dom daselbst ward er bestattet und ebendasselbst, in einer Kapelle zur Rechten des Hochaltars, ruhen seine irdischen Reste bis auf den heutigen Tag. Sein Grab ist bescheiden, nicht großartig monumental wie so manches päpstliche Denkmal im St. Peter zu Rom oder in anderen Kirchen der „ewigen“ Stadt; unter dem Altar genannter Kapelle befindet sich — Niemand sichtbar — der Sarkophag und auf dem Altar seine von Pius IX. errichtete Marmorstatur, das ist Alles. Im Jahre 1573 ließ der damalige Erzbischof von Salerno den Marmorsarg öffnen und über den Befund ein Protokoll aufnehmen. Letzteres besagt, daß man die irdischen Reste des gewaltigen Mannes fast unverfehrt erblickte, eingehüllt in das päpstliche Gewand. Seit jenem Tage hat man ihre Ruhe nicht wieder gestört und niemals ist der Plan aufgetaucht, dieselben nach Rom zu bringen und dort ein Monument zu errichten.

Von Bergen umkränzt liegt die etwa 30,000 Einwohner zählende Stadt Salerno (zur Römerzeit Salernum genannt) in herrlicher Lage am Ufer des gleichnamigen Meerbusens. Der riesige Golf, bedeutend größer als der von Neapel, hat etwas unbeschreiblich Majestätisch-Feierliches. Im Norden bespülen seine Wogen die malerischen Felsen von Amalfi, im Süden sieht man die stolzen Berge von Kalabrien, unter denen der ernste Alburnus hervorsticht. Von Vietri aus will dieses Stück von Land und Meer geschaut sein und zwar dann, wenn der Sommerabend den Zauber seiner Farbeglut auf jene Landschaft legt und die „heilige Salzflut“ ihre ganze Pracht entfaltet. Dann begreift man, warum die Normannen, magnetisch von jenen Fluren angezogen, dort sesshaft wurden und ihre Lust an unfrühen Land- und Meerfahrten vergaßen.

Vor achthundert Jahren war der Name Salerno in aller Welt bekannt und gerühmt, zu einem Mecca der Wissenschaft war es unter dem Scepter der Normannen geworden, als Mönche dort die erste Unversität der Heilkunde gründeten, deren Ruf Tausende von Schülern anzog. Unter diesen Schülern waren aber auch Schülerinnen oder, um uns eines modernen Ausdruckes zu bedienen, Studentinnen, welche theilweise sogar zur Würde der Dozenten befördert wurden und in Salerno vom Ratgeber aus die Heilkunde lehrten, wie sie dieselbe von den Mönchen gelernt hatten. Letztere aber erleichterten ihren Schülern und Schülerinnen das Lernen dadurch, daß sie ihre medizinische Weisheit in hübsche lateinische Verse faßten, von denen manche auf uns gekommen sind, wie wir auch heute noch mehrere Namen jener weiblichen Professoren kennen. Keine Tradition sagt uns, wo jenes Klostergebäude lag, in welchem sich genannte Unversität befand, diese Mutter aller europäischen medizinischen Fakultäten, ebenso ist die Burg der Normannenkönige, wo Gregor VII. als Gast des kühnen Robert Guiscard weilte, spurlos verschwunden. An jene fernen Zeiten erinnern nur die Ruinen eines Kastells auf steiler Höhe neben der Stadt, sowie manche Theile des leider zu sehr restaurirten Domes, welcher noch heute die Inschrift des genannten Fürsten trägt, der sich in derselben stolz als „Imperator“ bezeichnet. Im Jahre 1084 hatte Gregor VII. jene Kathedrale geweiht, ohne zu ahnen, daß sie wenige Monate später seine Ruhestätte sein werde.

Bekannt ist der Grund, welcher Gregor VII. veranlaßte, sich nach Salerno zu begeben. In der Engelsburg zu Rom vom Heere Kaiser Heinrich IV. eingeschlossen, wartete er lange auf Hülfe. Endlich erschien dieselbe, denn Robert Guiscard rückte heran mit 30,000 Mann Fußvolk und 7000 Reitern, fast lauter Sarazenen. Die Truppen Heinrich's IV. hatten Rom verlassen, aber die Römer öffneten dem Normannenkönig die Thore nicht, verteidigten sich vielmehr gegen die Belagerer. Endlich gelang es letzteren, durch die Porta Flaminia zu dringen, und nun begannen entsetzliche Tage für die unglückliche Stadt, Tage, welche in jeder Hinsicht an die Bandalenzeit erinnern, sie aber an blutigen Thaten, an Mord und Brand bei Weitem übertrafen. Rauchende Trümmer, Haufen von Leichen bezeugten die Greuelthaten jener Normannenhorden, und von diesen Tagen schreibt sich der jammer-

volle Zustand, in welchem sich seitdem das Forum Romanum Jahrhunderte hindurch befand. Gregor VII. verließ Rom, besuchte zuerst das weltberühmte Benediktinerkloster Monte Cassino, wo einer seiner treuesten Freunde, der Abt Desiderius, weilte, und begab sich dann nach Salerno, wo seine letzte Lebenszeit ihm still verstrich und wo er, wie sein Zeitgenosse Bernried berichtet, sich gerne mit historischen Studien beschäftigte. Jene eiserne Kraft, welche ihm alle Jahre seines Lebens treu geblieben, verließ ihn erst im April des Jahres 1085. Von da an ward er bettlägerig und nach einigen Wochen fühlte er sein Ende nahen. Vielseitig wird berichtet, daß sein letztes Wort gelaute: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung.“ Sein genannter Chronist erwähnt, daß in seinem Todesjahre Italien durch viel Unglück heimgesucht worden sei, durch ansteckende Krankheiten, durch Ueberschwemmung des Po, sowie durch Hungersnoth.

Außerst dürftig sind die Nachrichten über die Jugendjahre Gregor's VII. Seine Geburtsstadt ist Sovana in Toskana, deren Name an die einstige Etruskerstadt Suana erinnert, von welcher letzteren aber nur noch die Stätte der Todten vorhanden ist, wir meinen die dortigen Etruskergräber. Sovana befindet sich im berühmten Fiebergebiet der sogenannten Maremma, und wer jene Stadt im Sommer besucht, riskirt sein Leben. Bekanntlich hat in früheren Jahrhunderten die Fieberluft an der toskanischen Küste traurige Fortschritte gemacht und jene Verödung herbeigeführt, von welcher viele Ortschaften betroffen sind, unter ihnen auch Sovana. Nicht die leiseste Tradition erinnert dort an Gregor VII., keiner jener armen Bauern und Hirten, welche die verfallene Stadt im Winter bewohnen, weiß von ihm zu sagen. Ein Theil der Stadt ist nichts weiter als ein Trümmerhaufen, im heißen Sommer ist sie die Burg des Todes, von den Menschen gemieden. Still und einsam ist auch der aventinische Hügel zu Rom, wo Gregor VII. als Klosterschüler lebte, das Kloster selbst, wo er weilte, ist nicht mehr vorhanden. Von da an läßt sein Leben sich ziemlich genau verfolgen. Wir begleiten ihn nach Clugny, wo der Abt die Bedeutung des jungen Mönches erkannte und seine künftige Größe ahnte. Er verläßt dann die engen Klostermauern und wird Rathgeber mehrerer Päpste nach einander, bis sein Haupt mit der dreifachen Krone gekrönt wird. Wir wandern nach Canossa und finden eine stille Stätte, wenige Ruinen nur von der Burg der Gräfin Mathilde, die ein Denkmal im St. Peter besitzt.

Der Dom von Salerno, Gregor's Ruhestätte, wohin am 25. Mai d. J. zahlreiche Schaaen von Wallfahrern pilgern, besitzt noch manche Reste aus jener fernen Zeit. Wir sehen auf unserem Bilde neben der Ansicht von Salerno und dem Innern des Domes den prächtigen, geräumigen Vorhof mit seinen Säulenarkaden. Jene antiken Säulen, welche die Gewölbe der Arkaden tragen, standen schon, als Gregor VII. den Dom wehte und als man seinen Sarkophag in die heiligen Räume des Domes trug. Aus etwas späterer Zeit stammen die beiden mit reizenden Mosaikarbeiten gezierten Marmorkanalen im Hauptschiff, von denen die größere solche Dimensionen besitzt, daß an Festtagen dort jedesmal der zahlreiche Sängerkhor placirt wird. Beide Kanäle gehören zu den ältesten und schönsten auf Erden, vielleicht sind sie von allen die ältesten.

Graf P. A. Schuwaloff und George S. Pendleton.

(Siehe die Porträts S. 748.)

In die Reihe der Gesandten auswärtiger Mächte am Berliner Hof sind in jüngster Zeit zwei neue Persönlichkeiten getreten, die wir in Bild und Wort unseren Lesern vor Augen führen wollen. Der in Folge des Präsidentenwechsels neu zu besetzende Posten eines amerikanischen Gesandten in Berlin ist George S. Pendleton übertragen, an Stelle des so plötzlich verstorbenen Fürsten Orloff ist Generaladjutant Graf P. A. Schuwaloff zum Vertreter der russischen Regierung am deutschen Kaiserhofe ernannt worden.

Was zunächst letzteren betrifft, so ist derselbe im Jahre 1849 aus der Zahl der Kammerpagen entlassen und als Kornet in das Regiment der Leibgarde à cheval eingereiht worden. Später ward er zum Adjutanten Seiner Hoheit des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch ernannt und hat sich in dieser Stellung während der Schlacht bei Inzerman und bei der Vertreibung von Sewastopol die ersten Lorbeeren erworben.

Zum Flügeladjutanten befördert, verwaltete er während einiger Monate das Amt eines Direktors des Departements allgemeiner Sachen im Ministerium des Innern und nahm zu gleicher Zeit thätigen Antheil an den Arbeiten der Kommission zur Befreiung der Bauern aus der Leibeigenschaft.

Schon 1863 zum Kommandeur des Leibgarde-Scharfschützenbataillons Seiner Majestät ernannt, wurde er 1864 zum Generalmajor mit Bestimmung für die Suite Seiner Majestät und zum Kommandeur des Semenov'schen Leibgarderegiments befördert und 1866 zum Befehlshaber des Stabs der Gardetruppen und des Petersburger Militärbezirks erhöht. Im Jahre 1871 ward Paul Andrejewitsch zum Generaladjutanten ernannt und 1872 zum Gehülften Seiner Hoheit des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, Präsidenten des Hauptkomitès für Organisation und Ausbildung der Truppen, mit gleichzeitiger Befassung im Dienste als Befehlshaber des Stabs.

Zum Lohne für seine in diesen Stellungen bethätigten hervorragenden militärischen Verdienste ward Graf Schuwaloff (1873) zum Generalleutnant befördert.

Abgesehen aber von der Betheiligung an Arbeiten in verschiedenen Spezialkommissionen, hat Graf P. A. Schuwaloff auch hervorragendes geleistet als ein Mitglied des Hauptkomitès für Militärfängnisse.

Während des letzten türkischen Feldzugs gab Paul Andrejewitsch glänzende Beweise seiner militärischen Fähigkeiten, sowohl bei Gelegenheit der Erstürmung von Gorn-Dubnjak, welche unter seiner Anführung erfolgte, als auch bei der Einnahme der Position Prawecki; auch die Niederlage des Heeres von Suleiman Pascha bei Philippopol und Vermiedere ist hauptsächlich ihm zu verbanen.

Während der letzten vier Jahre hat Graf Schuwaloff das Gardekorps befehligt und sich allgemeine Liebe und Verehrung zu gewinnen gewußt, ungeachtet er mit seltener Strenge verfährt, wo es sich um die Erfüllung der Dienstpflichten handelt.

Gewinnt man aus diesem kurzen Lebensbilde des neuen russischen Gesandten schon die Ueberzeugung, daß in ihm ein würdiger Nachfolger Orloff's gefunden ist, so muß auch die Wahl Pendleton's zum amerikanischen Gesandten in Berlin als eine sehr glückliche bezeichnet werden, soweit man aus der Vergangenheit von Diplomaten auf ihr künftiges Wirken überhaupt zu Schlüssen berechtigt ist.

Er ist der Enkel von Nathaniel Pendleton, welcher im Jahre 1758 in Virginien geboren wurde, den Befreiungskrieg als Offizier mitmachte und welchen Präsident Washington zum präsidirenden Richter am Bundesgericht im Staate Georgia ernannte. Der Vater von George S. Pendleton zog von Virginien nach New-York und von dort nach der Stadt Cincinnati. Hier wurde George im Jahre 1825 geboren und von hier aus trat er 1844, nachdem er seine Vorbildung in den besten Lehranstalten von Cincinnati empfangen hatte, eine Reise nach Europa an, woselbst er in Heidelberg und Berlin studirte, um dann wieder nach seinem Geburtslande zurückzukehren. Im Jahre 1846 verheirathete er sich mit Alice, Tochter von Francis S. Key, Dichter des Nationalgesanges „The Star-spangled Banner“. 1853 wurde Pendleton in den Staatsenat von Ohio gewählt und bereits 1854 für das Repräsentantenhaus des Kongresses nominirt. Damals wurde er zwar in der Volkswahl durch eine seiner Partei — der demokratischen — sehr ungünstige Fustion der damaligen Gegenparteien geschlagen. Doch wurde er in den folgenden zehn Jahren noch fünfmal als Repräsentant für den Kongreß nominirt und ging viermal siegreich aus dem Wahlkampf hervor; so daß er dem nationalen Repräsentantenhaufe als hervorragendes Mitglied im Ganzen acht Jahre angehörte.

Im Jahre 1864, als General George B. McClellan von der demokratischen Partei zum Präsidenten nominirt wurde, erhielt Pendleton als Vizepräsident die zweite Stelle auf dem Ticket. 1878 erwählte die Ohio-Staatslegislatur Pendleton zum Mitglied des Bundesenats, in welcher Körperchaft er zusammen mit Bayard (dem neuen Staatssekretär Cleveland's) der Führer der demokratischen Partei wurde. Als solcher verfaßte er auch die vor wenigen Jahren Gesetz gewordene Civildienstreformbill.

Als sein Termin als Bundesenator im Jahre 1884 abgelaufen war, trat Pendleton in der Legislatur von Ohio wiederum als Kandidat für jenes Amt auf, allein persönliche Feinde in seiner eigenen Partei, welche selbst Beförderungen nicht scheuten, brachten ihn zu Fall und so schied Pendleton schließlich aus dem Senat, um seinen Platz dort an den Petroleumkönig Henry Payne abzugeben.

Die Erfahrungen, welche Pendleton auf mehrfachen Reisen in Europa und im Orient gesammelt hat, sowie seine Befähigung als Redner, Geseggeber und Staatsmann lassen ihn zu einem bedeutungsvollen Gesandtschaftsposten außerordentlich geeignet erscheinen.

Jakob's Traum.

(Siehe das Bild S. 745.)

Jakob auszog von Bersaba gen Haran, um gemäß dem Wunsch seines Vaters zu Laban zu reisen und eine von dessen Töchtern zum Weibe zu begehren, kam er, wie die Worte der Heiligen Schrift nun lauten, „an einen Ort, da blieb er über Nacht, denn die Sonne war untergegangen. Und er nahm einen Stein des Ortes und legte ihn zu seinen Häupten und legte sich an demselbigen Orte schlafen. Und ihm träumte, und siehe, eine Leiter stund auf Erden, die reichte mit der Spitze an den Himmel, und siehe, die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder und der Herr stund oben drauf.“ Er verhielt Jakob dieß Land und daß das Menschengeschlecht durch ihn und seine Nachkommen sollte gesegnet sein, und Jakob, der erwachte, gelobte dem Herrn als seinem Gott anzuhängen und ein Gotteshaus an dieser geheiligten Stätte zu bauen. — Das ist der Stoff, welcher Murillo zu dem interessanten Gemälde begeisterte, von dem wir eine Reproduktion hier geben. Der große Spanier ist als religiöser Maler eine ganz spezifische Erscheinung, seine südlische, gluthvolle Anschauung verband sich mit scharfer Beobachtung des Wirklichen, und diese seltene Mischung war durchhaucht von tiefer Poesie, fast leidenschaftlich bewegter Stimmung und dem Weben einer großartig gestaltenden Phantasie. Diese Vereinigung von Eigenschaften kommt in den Bildern des spanischen Malers meist frappant zum Ausdruck und gibt seinen Gemälden eine Originalität, eine tief bewegende Kraft der Wirkung, die einzig in ihrer Art ist und die Murillo's herausserkennen läßt aus Hunderten von Tafeln. Auf unserer Illustration, die einem berühmten Werke dieses Meisters in der Gemäldegalerie der Ermitage zu Petersburg nachgebildet ist, tritt uns die Genialität Murillo's in ihrer vollen Kraft und Eigenart entgegen. Das Poetische, Tiefbewegte und der stimmungsvolle Zauber der Farben sprechen auch aus dem Holzschnitt mächtig zu uns.

Afgghanische Typen.

(Siehe das Bild S. 748.)

Der Himmel, der jüngst noch so gewitternd über dem Frieden zweier uns befreundeter Staaten, England und Rußland, gehangen, hat sich wieder geklärt: das bereits halb gezogene Schwert ruht wieder in der blanken Scheide, an seiner Stelle tritt die geschmeidige Diplomatenfeder in Aktion und die zarten Blüten, die im wunderhohen Monat Mai am Orusufer aufgegangen, werden nicht roth gefärbt werden vom Blute sterbender Fechter. Mit dieser Friedensbotschaft leiten wir gerne unser heutiges Bild ein, das uns in jenes in letzter Zeit so viel genannte Afghanistan führt und zwar speziell in's Land der Turfmenen.



Generaladjutant Graf P. A. Schwaloff.



George H. Pendleton

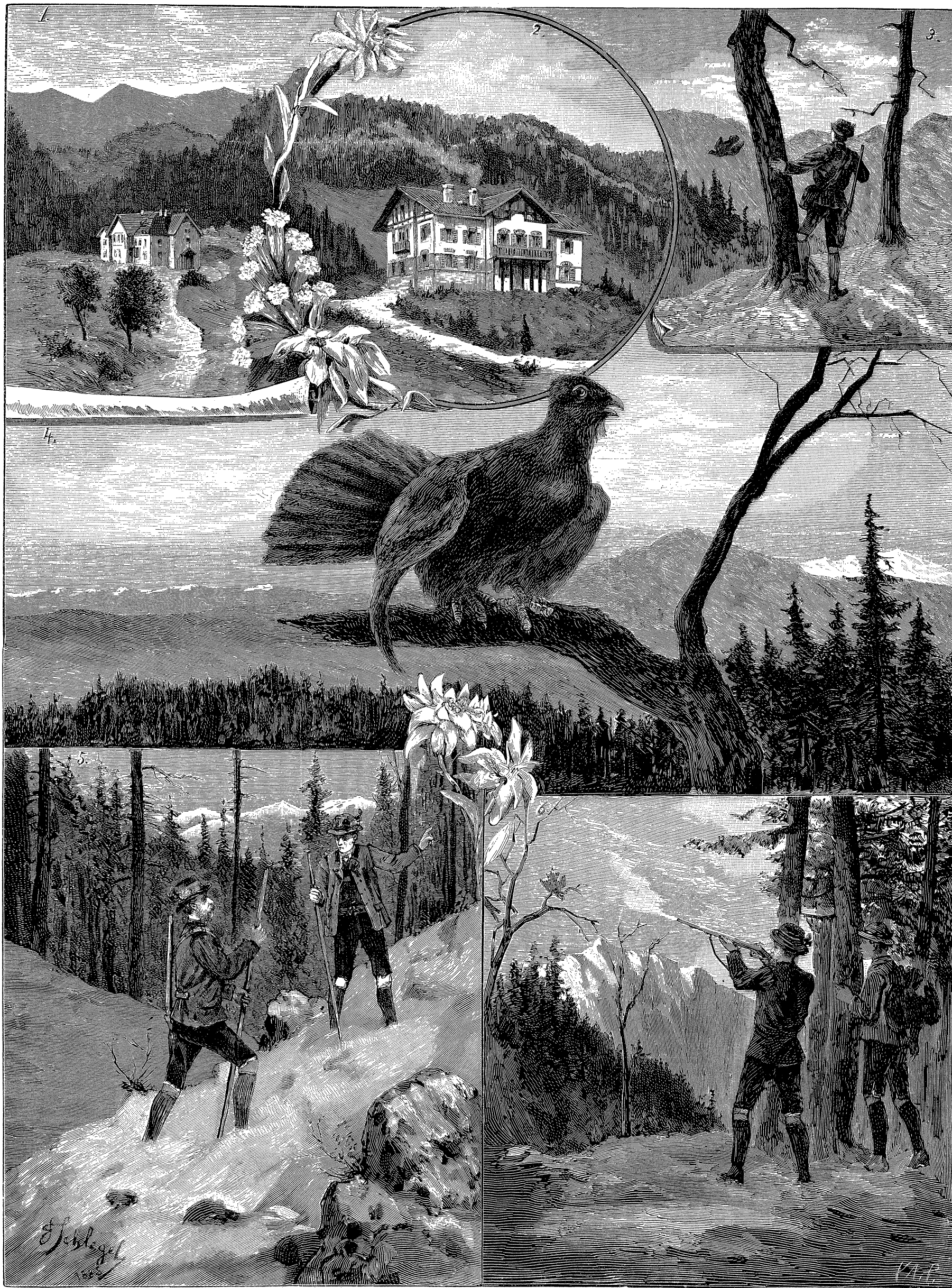
Unsere Skizzen zeigen eine Anzahl von Häuptlingen, stattliche Gestalten mit energischen, klugen Gesichtern und von stolzer Haltung, die vor ihrem Zelt (Ribitta) wohl in Berathung getreten sind über die drohenden Wolken, welche sich am politischen Horizont zusammengezogen und sich über ihrer Heimat scheinen entladen zu wollen. Ihre Klugheit ist größer als ihr Nationalgefühl, ob Russisch, ob Englisch,

wird ihnen ziemlich gleich sein; sie treiben ein unklares Spiel und sind sehr unsichere Bundesgenossen. Die Frauen der Lefeturkmenen tragen im Feststaate sehr viel Münzenschmuck, ihre tägliche Kleidung ist muhamedanisch, meist das Gesicht verdeckt in Gegenwart von Männern. — Die angesiedelten Turkmenen treiben größtentheils Landwirtschaft, einige auch Seidenzucht. Die zur Fütterung der

Seidenraupen verwendeten Maulbeerbaumblätter werden — erwähnenswertherweise — nicht ganz abgestreift, sondern nur gefappt; das Winden der Seide, sowie die Anfertigung der bekannten geschätzten Teppiche besorgen ausschließlich die Frauen in ihrem Hause, wie auf unserem Bilde dargestellt.



Typen aus Afghanistan.



1. Jagdschloß in Mürzthal. — 2. Jagdschloß Radmer. — 3. Das Verlosen des Hahns. — 4. Der baßende Hahn. — 5. Aufstieg des Kaisers mit dem Verloser. — 6. Abschießen des Hahns.

Der Kaiser von Oesterreich auf der Auerhahnjagd. Originalzeichnung von F. Schlegel.

Der Referendar.

Novelle

von

Ernst Eckstein.

(Schluß.)

VIII.



Seit dieser denkwürdigen Unterredung war Jsa ruhiger geworden. Von heimlicher Hoffnung gewiegt, holte sie den verabsäumten Schlaf gründlich nach. Da sie später als sonst sich erhob, fand sie ihren Gemahl schon in Gala; nur das bequeme Jaquet kontrastirte noch mit dem blendenden Vorhemd, den feierlich schwarzen Beinkleidern und der tadellosen Kravate.

„Punkt Zwölf brechen wir auf,“ sprach er bedeutungsvoll. „Bei Ehrenhändeln von so ernstem Charakter ist's üblich, eine gewisse Form zu beobachten. Kleide Dich also gewählt, wenn auch nicht auffällig. Dunkle Seide — eine Kamellie im Haar, allenfalls ein Collier — das entspräche etwa der Situation.“

So redend, schob er ihr die Theetasse hin, die sie ihm nachdenklich füllte.

„Und wo . . . soll dieß unerhörte Duell stattfinden?“ fragte sie seufzend.

„Das erfährst Du an Ort und Stelle.“

„Eine seltsame Antwort!“

„Durchaus nicht seltsam. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Ich traue Dir nicht. Du wärst im Stande, mir schließlich doch noch einige Schutzleute zusammenzutrommeln, um den Schauplatz des Rendezvous polizeilich besetzen zu lassen. Das würde am Resultat zwar nichts ändern, aber die Bosheit könnte doch unterstellen, Du hättest in meinem Auftrag gehandelt . . .“

„Wieso?“

„Nun, man hat Beispiele . . . dergleichen ist ein bequemes Mittel, sich um die Sache herumzudrücken.“

„Bah! Das würde Keiner Dir zutrauen! Uebrigens verspreche ich Dir . . .“

„Besser ist besser.“

Jsa zuckte die Achseln.

„Nun, wie Du willst.“

Leopold frühstückte mit prächtigem Appetit. Jsa, die jetzt beim Herannahen der entscheidenden Stunde wieder erregter ward, staunte beim Anblick dieser Genußfähigkeit, wie sie gestern über die ungeschwächte Kraft seines Fleisches gestaunt hatte. Wie konnte man früh um neun Uhr dritthalb geröstete Semmeln mit Butter und zwei Eier verzehren, wenn man um Zwölf zum Duell fuhr! Sie hätte wissen mögen, ob auch ihr Wetter so ausgiebig frühstückte oder ob das Bewußtsein des Unheils, das er ihr aufgebürdet, ihm halbwegs zu schaffen machte. Sie selbst war durchaus nicht im Stande, etwas zu essen. Schweigsam schlürfte sie ihren Thee. Die hoffnungsfreudige Stimmung von gestern ebte allmählig.

Kurz vor Zehn begab sich Leopold, der inzwischen die Zeitung gelesen hatte, in's Nebenzimmer und setzte sich an den Schreibtisch.

„Bitte, ein Böschblatt!“ rief er nach fünf Minuten.

Jsa, herantretend, sah ihm unwillkürlich über die Schulter. Die vollbeschriebene Quartseite trug in großer Antiqua die Ueberschrift: „Beste Wille!“

Jsa stieß einen flüchtigen Schrei aus.

„Was hast Du?“ fragte er aufschauend. „Ach so . . . Ja, du lieber Himmel, der Mensch muß an Alles denken. Hoffentlich . . . hoffentlich wird Alles noch gut werden. Vom Testamentmachen stirbt man ja nicht. Du weißt, ich bin ein ausgezeichnete Schütze, und wenn die erste Kugel des Gegners mich fehlt — Jsa zitterte — „so verspreche ich Dir, ihm großmüthig nur den Arm zu zerschmettern . . . Allerdings — auch Oskar schießt meisterhaft. Ich entsinne mich — es war in Alt-Schönefeld auf dem Schießstand des Doktor Lazarus — bei zwanzig Kugeln hatte er neunzehnmal Centrum . . .“

„Der Entsetzliche!“ stammelte Jsa. „Aber ich kann mir nicht denken, daß er mit kaltem Blute . . . Es wäre zu ruchlos! Nein, Leopold, das sieht ihm nicht ähnlich!“

„Er befindet sich im Zustand der Nothwehr. Wenn er mich fehlt — wie gesagt . . .“

Er unterbrach sich. Die junge Frau sank vor ihm in die Kniee und schmiegte sich an ihn wie ein flüchtendes Reh.

„Leopold,“ schluchzte sie, „Du zerbrichst mir das Herz.“

„Nicht doch,“ wehrte er, sie zärtlich emporziehend. „Weine nicht, Jsa! Sei nicht in Sorge um mich! Ich glaube ganz positiv, daß die Sache zum Besten ausschlägt! Und dann, Jsa, nicht wahr, dann gelobst Du mir bei Allem, was heilig ist, daß Du mir niemals wieder Veranlassung gibst — niemals . . .“

„Gott, ach Gott!“ ächzte die junge Frau. „Ich, die ich keinen andern Gedanken habe als Dich! Aber liegt's denn in meiner Macht, Zufälligkeiten zu hindern, die möglicherweise den Schein erwecken . . . Freilich nur für Den, der ihn sucht . . .“

„Höre ich recht?“ fragte Leopold triumphirend. „So spricht die nämliche Jsa, die mir vor wenigen Tagen erst trozig entgegenrief: ‚Wer da auf rechten Wegen wandelt, der kommt nicht in Situationen, die sich falsch auslegen lassen!‘ Glaube mir, Kind, ich habe mir diese Worte zunutze gemacht. Zwei, vier, sechs Indizien hätten mich kalt gelassen. Aus eigener Erfahrung — ich spiele hier, wie Du merken wirst, auf die Gräfin Holmhausen an — aus eigener Erfahrung wußte ich ja, wie leicht die besorgte Liebe sich täuschen kann. Nun aber kommt ein ganzes Heer solcher Symptome zusammen . . . Genug! Die Sache ist abgethan! Geh' jetzt, Jsa, und mach' Toilette! Benütze die Zeit bis zur Wegfahrt, um Dich thünlichst zu fassen! Weder Schleier — der Zeuge Oskar's — noch Dunkel Miederich ahnen den wirklichen Grund des Zerwürfnisses; also verrathe auch Du nicht, was ich geheim halten will!“

Traurig stand sie ihm gegenüber, die schönen tiefblauen Augen fest auf die seinen geheftet. Dann seufzte sie tief und legte noch einmal die Hände zusammen, wie eine Beterin.

So verließ sie ihn.

Er sah noch einige Augenblicke am Tisch und vollendete sein befremdliches Aftenstück. Dann brach er es zum kleinsten Format zusammen, schob es in ein Couvert, schrieb die Adresse: „Der kleinen Jsa“ — und steckte es zu sich.

Präzis um Zwölf rollte der Wagen vor.

Jsa, in schwarzer Seide, ein goldenes Kreuz auf der Brust, im Haar eine Epheuranke, sah ganz allerliebst aus. Den Regungen einer unwillkürlichen Galanterie folgend, half Leopold ihr beim Anknüpfen des Schleiers, und als er ihr den Pelzmantel um die runden Schultern gab, drückte er sie mit einer Nachhaltigkeit, die nicht unbedingt nöthig war.

Jsa lächelte. Das war wie der erste Sonnenblick nach langem herbftlichem Sturmestosen. Noch wußte sie nicht, wie sich Alles nun lösen sollte; noch ahnte sie nicht, daß ihr Gatte Komödie spielte. Eins aber empfand sie mit neu belebender Kraft: Leopold liebte sie noch! Ein wohliges Gefühl des Geborgenseins überströmte sie inmitten ihrer angstvollen Aufregung. Nun mußte ein Ausweg zu finden sein; der Mann, der so völlig ihr angehörte, konnte nicht wollen, daß sie zu Grunde ging.

Untermweg sprachen die Beiden wenig. Jedes war mit sich selbst beschäftigt. Leopold fragte sich, ob er nicht dennoch zu weit gegangen. Auf alle Fälle war er entschlossen, die kleine Dülberin für die erlittene Kümmerneß demnächst durch verdoppelte Liebenswürdigkeit zu entschädigen. Sie inzwischen erwog die Wandelbarkeit ihrer Anschauungen. Gestern, während der einsamen Rückfahrt vom Bahnhof, wuch ein peinliches Nachsinnen über die Gräfin, welche eine Reihe von unerquicklichen Unterstellungen! Heute schwebte ihr ebenfalls die Gestalt Leonorens vor, aber wie verändert im Kolorit! Daß der Schein trügte, daß die Eifersucht blind macht, wie Leopold so beredt ihr erörtert hatte, das erlebte sie nun handgreiflich am eigenen Geschick, als habe ein tödtlicher Zufall ihr heimzahlen wollen, was sie damals so verschwenderisch ausgegeben. Die Gewitterwolken von einst erschienen ihr jetzt wie ein bleicher, nichtiger Dunst. Wäre es jetzt doch wie damals, käme sie jetzt von jenem Feste zurück, anstatt so in's Ungewisse zu steuern, wie wollte sie anders gegen ihn sein, den sie damals mit Vorwürfen überhäufte! Die Wangen an seine Schulter geschmiegt, würde sie flüstern: „Ich freue mich, daß Du vergnügt warst; ich weiß ja doch, Du liebst mich allein, mag Dein Talent auch der Welt gehören!“

Sie holte tief Athem. Ja, ja, es war ihr zu wohl gegangen im Leben! Undankbar und voll Uebermuths

hatte sie das Glück, das ihr blühte, verkannt; sie hatte sich, anstatt zu genießen, eigenwillig Sorgen und Kümmerneße geschaffen, und dafür büßte sie nun! Feierlich aber gelobte sie sich, wenn Alles vorüber war und die Gegner, wie sie dieß hoffte, versöhnt, dann wollte sie an der Seite ihres Gemahls ein neues Leben beginnen, ein bewußtes, dankbares, friedvolles Dasein, mit dem einzigen Ziele, ihn glücklich zu machen.

So faßten sie Beide die erbaulichsten Vorsätze, zur Freude aller gütigen Genien, die über dem Heil der Ehen und der Familien walteten.

Blöcklich hub Leopold an:

„Apropos, was ich sagen wollte: das Rencontre findet in einem geschlossenen Raume statt, weil . . . weil das Geheimniß so besser gewahrt erscheint. Die Zweikämpfe im Gehölz werden fast immer publik . . .“

Sie sah zu ihm auf.

„Ja, ja,“ bestätigte er, sein Angesicht abwendend. „Das kommt jetzt sehr in die Mode.“

Der Wagen hielt an. Tonso sprang vom Kutscherseige herab, um den Schlag zu öffnen. Man besand sich im Hofraum eines fashionablen Restaurants nach Art des Café Manzoni.

„Muth!“ flüsterte Leopold. „Bedenke, Du kompromittirst Dich für immer, wenn irgend Jemand vermuthet . . .“

Er bot ihr den Arm. Kopfschüttelnd folgte sie ihm über die breiten Stufen des behaglich erwärmten Treppenhauses. Diese Marmorstufen in den purpurfarbigen Rischen, dieses kostbar eiselirte Geländer, die exotischen Pflanzen, die Spiegel, die heiteren Deckengemälde, das Alles sah so wenig nach blutvergießendem Zorn aus, daß sie zu ahnen begann, es sei ein Fehler in ihrer Rechnung. „Hoffentlich ein recht radikaler!“ dachte sie freudebeugend.

Man betrat einen reizend dekorirten Salon.

„Wir sind die Ersten,“ sprach Leopold feierlich.

Im Nebenraum, dessen Thüre nur angelehnt war, vernahm man allerlei abgedämpfte Geräusche — ein leichtes Klirren, wie von Schüsseln und Gläsern, ein Hinundherhuschen, ein Zurechtrücken von Stühlen und Sesseln.

„Leopold,“ sagte Jsa, „ich bitte Dich, laß mich nicht länger im Ungewissen! Du wirst mir nicht einreden . . .“

„Still!“ unterbrach er sie rasch. „Ich höre da Schritte! Dem Gang nach ist's Dunkel Miederich.“

In vollster Gala trat der Major über die Schwelle. Er grüßte mit einer Feierlichkeit, die dem Glanze dieser prunkenden Uniform entsprach, und nahm dann Leopold auf die Seite.

„Es ist doch recht so?“ fragte er mit einem wohlgefälligen Blick auf die sämtlichen Orden, die er angelegt hatte. „Aus der sonderbaren Epistel Deines Referendars war nicht klug zu werden. Ihr thut so geheimnißvoll — weiß Gott, ich hätte fast Lust gehabt, kurzer Hand abzulehnen. Aber neulich hat mir der Taugenichts in der That einen Dienst erwiesen; also war ich verpflichtet, auf die Gefahr hin, mystifizirt zu werden . . . Ich weiß nicht, ob er Dir von der Sache erzählt hat . . .“

„Bah! Die Geschichte mit den bezechten Studenten?“

„Nun, thu' mir nicht so, als wär's eine Bagatelle! Ohne Deerenborn wäre ich in die Lage gekommen, von meiner Waffe Gebrauch zu machen — na, und ich bitte Dich — ein alter Stabsoffizier, ein ehrbarer Sechziger mit eisgrauen Haaren! Himmel und Hölle, wenn ich jetzt daran denke, so läuft mir's kalt und heiß über den Rücken! Denn — das weißt Du ja — wenn ich einmal loslege, bei meiner furchtbaren Muskulatur — na, Du kennst ja meine zwei oder drei Affären! Das Duell mit dem jetzigen Landrath, dem Dingsda — frumme Säbel — nach fünfzehn Minuten die rasende Wunde über den ganzen Kadaver . . . Der Kerl hatte schon damals ein kolossales Embonpoint, und das klappte — ich sage Dir, man glaubte, weiß Gott, die Lunge sei angehauen.“

„Ja, ich entsinne mich. Auf unserem Polterabend hast Du das Abenteuer ausführlich zum Besten gegeben. Die Sekundanten mußten mit anfassen, um die Wundränder aufeinander zu pressen, damit das Ding nur genäht werden konnte.“

„So ist's,“ bestätigte Miederich. „Das war ein Duell, das monatelang von sich reden machte. Wie hieß er doch? Daß ich immer wieder den Namen vergesse! Acht Wochen lang schwebte der Unglückliche in Lebensgefahr. Wie die Wunde geheilt war, lag ein armsdicker Wulst von der linken Schulter bis herunter

zur rechten Hälfte, so daß der Pechvogel noch zweimal operirt werden mußte . . .

Isa vertiefte sich während dieses Gesprächs in die Lektüre des „Punch“, den sie vom nahen Trumeau genommen. Noch einmal war sie geneigt gewesen, die Situation bedenklich zu finden, als nämlich die Wörter „Affäre — Duell — Wunde — Säbel“ und so weiter in halblauter Abgedämpftheit von den Lippen des Onkels klangen. Dann aber genügte ein Blick in das heitere, fast übermüthige Antlitz Leopold's, um sie definitiv zu beruhigen.

Eben war der Major im Zug, die zweite Affäre, sein glorioses Degenbrett mit dem polnischen Emigranten Sabielski, zum Besten zu geben, als die Thüre sich weit hin öffnete.

Isa erhob sich, sprachlos vor Ueberraschung. Herein trat in reizender Sammetrobe — dießmal Cremefarbe mit lebhaft gelbem Besatz — Theerosen und Korallen im Haar, die Gräfin Eleonore, gefolgt von Oskar, der sich beim Anblick Isa's ein paar mal verlegen den Schnurrbart strich, im Uebrigen aber vor Glückseligkeit leuchtete, wie niemals zuvor.

„Sie staunen, gnädige Frau?“ sagte die Gräfin mit liebenswürdigem Lächeln. „Nun, ich theile ein wenig Ihre Verwunderung. Aber wie läßt sich ankämpfen wider die Launen der Männer? Zuwiderst — Oskar, willst Du die Güte haben, Deine Verlobte zu präsentiren?“

„Ist's möglich?“ stotterte Isa purpurroth. Sie suchte sich nach Kräften zu fassen. Daß sie von Anfang bis zu Ende düpiert worden, das erkannte sie ja, aber noch wußte sie nicht, wie viele Mitverschorene ihr Gemahl in's Vertrauen gezogen. Der Blick, den Oskar ihr zuwarf, schien zu besagen, Eleonore sei ahnungslos; also um's Himmels willen keinen Selbstverrath, keine unbefonnene Frage!

„In der That,“ hub Oskar an, „meine liebenswürdige Braut ist gleich zum Debüt genöthigt gewesen, mit echt weiblicher Nachgiebigkeit einem Arrangement sich zu fügen, das ihre Pläne durchkreuzte. Sie hatte ursprünglich die Absicht, das Geheimniß unserer Verlobung erst am vierzehnten März, bei Gelegenheit ihres stholl geplanten Festes, publik zu machen. Da solltet auch ihr überrascht werden — Du, reizende Isa, Du, lieber Leopold, und Sie, mein verehrungswürdiger Herr Major. Ich aber sagte: „Quod non, mein Engel! Die Familie muß apart überrascht werden, denn der Ausdruck der Freude, die sie empfinden wird, leidet unter dem Beisein allzu zahlreicher fremdartiger Elemente. Ich käme so vielleicht um den Fuß, den Isa im engern Kreise mir leisten wird.“ So lud ich denn die verehrte Gesellschaft hieher, ohne ihr anzudeuten, um was es sich handelt. Ihr solltet frappirt werden, angebennert, niedergeschmettert! Eleonore fand mich ein wenig kurios mit meiner Idee. Was Du nur denken würdest, reizende Isa! Bei einer Fete von beinahe zweihundert Personen gehe das an; die Sache habe dann Schmitz; das heißt, sie drückte sich anders aus; so ein Dejeuner aber, noch dazu im Hotel . . . Ja, mein Engel, gab ich zur Antwort, wenn ich, Oskar, ein Dejeuner gebe, so kann ich's begreiflicherweise nicht in Deinem Palais veranstalten. Uebrigens ist der „Rheinische Hof“ ein exzellentes Lokal und — sic volo, sic jubeo! Da hat sie denn eingewilligt — und so stehen wir nun vor euch und bitten euch, erstens verblüfft zu sein, zweitens aber, uns nach Gebühr und von Rechts wegen Glück zu wünschen!“

Leopold hatte bei diesem Vortrag des Referendars mit so großer Naturwahrheit den Erstauten gespielt, daß Isa über den Hauptpunkt, der sie noch quälte, völlig beruhigt ward. Außer den beiden Mißthätern wußte Niemand um das abscheuliche Gaufelspiel, vor Allem nicht Eleonore, die „gewiß nicht geschwiegen hätte“.

Milder gestimmt durch diese tröstliche Wahrnehmung, bot sie der Gräfin die Hand und gratulirte ihr mit vollendeter Courtoisie.

Während sich Eleonore dann zu Leopold und dem Major wandte, trat Oskar von Deerenndorf mit einem gutmüthigen Lächeln dicht zu Isa heran und flüsterte im Ton eines Schuldbeuften:

„Kannst Du verzeihen, Isa?“
 „Niemals!“
 „Auch Deinem Dich liebenden Leopold nicht?“
 „Das ist meine Sache!“
 „Aber so sei doch gerecht! Ich sehe, ihr habt schon Frieden geschlossen — ihr seid wie die Turteltauben — und mich, sein Werkzeug, willst Du als Feind behandeln?“

„Er ist mein Gatte. Du aber, welches Recht hattest Du —“

„Das Recht der gesunden Vernunft.“
 „Liebe das anderwärts! Ich danke dafür!“
 „Also Du weigerst Dich? Dein Herz ist steinern? Gut, so soll meine Braut, so soll Onkel Roderich für mich bitten! Heute noch erzähl' ich ihnen die Sache von A bis Z!“

„Was? Du wolltest . . . Um keinen Preis!“
 „Was bleibt mir übrig? Siehst Du, ich kann nicht leben, wenn Isa mich ihrer Huld beraubt!“
 „Du bist ein schändlicher Mensch! Das ist ja die reine . . . die reine . . .“

„Sagen wir, die reine Erpressung! Gleichviel, wenn's nur zum Ziele führt! Komm', sei wieder gut! Die Lektion war Dir wirklich gesund — vergib mir die Offenheit! Sievon abgesehen, bist Du die prächtigste Frau, die sich Leopold wünschen kann, zumal, wenn Du einsteht . . .“

„Still!“ unterbrach sie ihn schmollend. „Vor allen Dingen sehe ich ein, daß mit Dir nicht zu streiten ist. Hier — meine Hand! Jetzt aber Dein heiliges Wort darauf, daß Du nie eine Sylbe . . .“

„Ich sterbe ja lieber! Was denkst Du wohl? Ihr Weiber seid ja nicht zu berechnen. Eleonore wäre im Stand, mich zu kreuzigen, wenn sie erführe, daß ich mit so evidentem Erfolg den Werther gespielt habe. Na, also abgemacht!“

„Abgemacht!“ sagte die junge Frau. Im Grunde war sie so froh, so glücklich — sie hätte jetzt mit dem besten Willen nicht länger empört sein können.

Kurz vor Eins kamen noch sechs oder acht intime Bekannte, die gleichfalls geladen waren. Man begab sich in's Nebengemach, wo eine fürstlich geschmückte Tafel im Glanze des Silbers, der kostbaren Gläser und der krystallenen Karaffen leuchtete. In den Kelchen der kunstvoll getriebenen Fruchttafeln prangten reiche Bouquets; um jedes Couvert schlang sich ein kleines Gewinde von Reseda und Bellchen.

Noch ehe man zu Tische ging, hatte auch Leopold sich mit Isa verständigt. Sie hatte Alles verziehen; sie hatte auch ihn um Verzeihung gebeten und ganz in der Stille ein wenig Reue empfunden über das Unrecht, das sie der liebenswürdigen Eleonore gethan hatte. In frischster, fröhlichster Stimmung lauschte sie jetzt der Erzählung ihres Cousins, der da berichtete, wie er die schöne Magharin auf Northerney kennen gelernt, wie er mit Zittern und Zagen um sie geworben und wie dann am Tag vor der Abreise das Ja der Entscheidung gefallen sei.

Auch die Gründe der Geheimhaltung setzte er berecht auseinander.

„Ich leide sonst nicht gerade an Selbstunterschätzung,“ sagte er würdevoll, „aber in meiner Stellung am Untergerichte zu Krähenwinkel kam ich mir doch zu erbärmlich vor, um als Bräutigam meiner erlauchten, allbewundernden Flamme figuriren zu können! Allerdings bin ich auch jetzt weder ein Maler von europäischem Ruf, noch gar ein königlicher Major, der siegekrönt in zwanzig Schlachten gekämpft hat, aber ich lebe doch wenigstens hier in der Hauptstadt und darf mich der Thatfache rühmen, ein Zeitgenosse zu sein, während da drüben in dem schrecklichen Marktfladen kaum erst das Mittelalter vorüber ist.“

Gegen sechs Uhr trennte man sich. Zwischen Isa und Leopold ward das Borgefallene mit keinem Wort mehr berührt. Am Abend jedoch, als sie zur Ruhe ging — Leopold verhandelte noch mit Hermann — da fand sie auf ihrem Tische ein verschlossenes Couvert mit der Aufschrift: „Der kleinen Isa.“ Erröthend brach sie es auf. Sie las:

„Besten Wille des Malers und Chemanns Leopold van der Straaten in Sachen der Gräfin Holmhausen und aller denkbaren Damen ähnlicher Position.“

„Paragraph I: Die gänzlich unbegründete Eifersucht meiner sonst so reizenden jungen Frau, der aschblonden Isa, geborenen von Deerenndorf, nebst dem ganzen dazu gehörigen Inventar an übler Laune, Verdrießlichkeiten, Mißverständnissen, häuslichen Szenen und so weiter vermache ich hiemit auf ewig dem Kukul, dem Henker, dem Satan oder wer immer geneigt sein könnte, die Erbschaft anzutreten.“

„Paragraph II: Kraft meiner Autorität als Chemann leiste ich hier Namens meiner Ehegattin Isa, geborenen von Deerenndorf, die ich mit bindender Wirkung vertrete, den unverbrüchlichen Eid, diese wohlüberlegte Schenkung niemals anfechten, unter keiner Bedingung auch nur den irrelevantesten Theil derselben zurückfordern oder selbst

nur theoretische Ansprüche darauf accentuiren zu wollen. Vielmehr verspreche ich Namens meiner Gemahlin, daß dieselbe sich fürder eifrigst bestreben wird, das obige Rechtsgeschäft als einen Akt vorsorglicher Weisheit zu preisen und ihren Ehegemahl durch die unwandelbarste Liebenswürdigkeit dafür zu belohnen.“

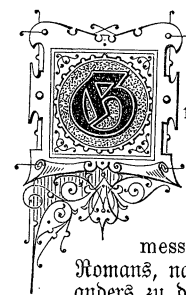
„Paragraph III: Schließlich erkenne ich Namens meiner mehrfach erwähnten Gemahlin die uralte Wahrheit an, daß die Dinge, wie Longfellow sich ausdrückt, nicht immer sind, was sie scheinen (things are not what they seem) und verzichte hiefür auf weitere Belege und demonstrationes ad oculos.“

„So geschehen im Jahre des Heils 1884 am 27. Februaril.“

Leopold van der Straaten.“

Isa's Antlitz hatte sich unter dem Lesen mit einer flammenden Röthe bedeckt. Neuerst nachdenklich schob sie das drollige Dokument in's Couvert und legte es unter das Kopfkissen. Als aber Leopold fünf Minuten später in's Zimmer trat, flog sie ihm an den Hals und küßte ihn mit zärtlicher Inbrunst.

Manzoni und Goethe.



Don
Dr. Adolph Kohut.

(Nachdruck verboten.)

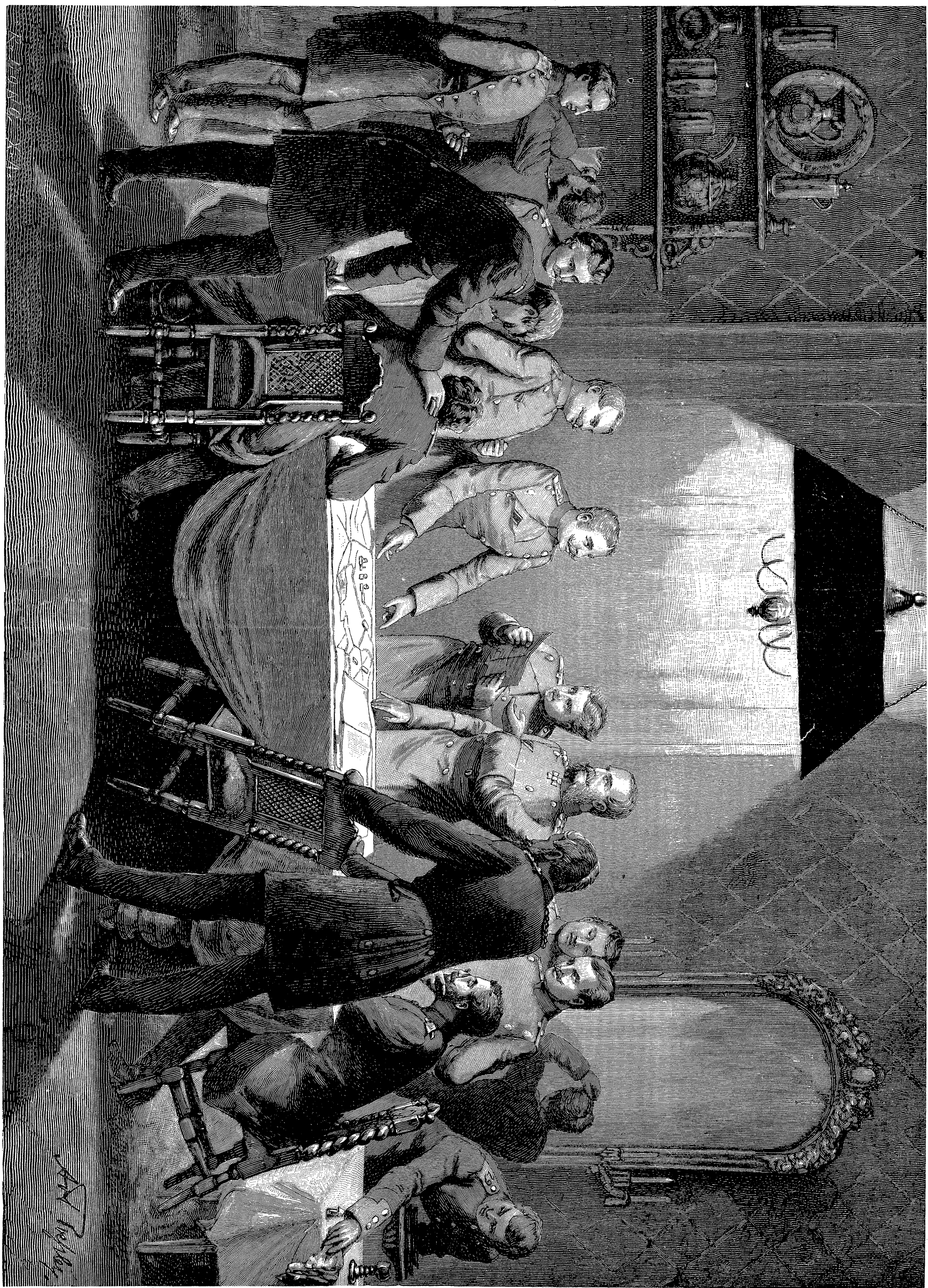
Graf Alessandro Manzoni, der Dichter der „Verlobten“, der Ode auf Napoleon und zahlreicher Dramen, wird jetzt in Italien als der nationalste Dichter, als der klassischste Vertreter italienischer Poesie gefeiert. Auch in Deutschland wird der Autor der „Promessi Sposi“, dieses der Weltliteratur angehörenden Romans, nach Gebühr gewürdigt. Das war aber ganz anders zu den Lebzeiten des Verfassers. Ganz abgesehen davon, daß er das Loos aller genialen und bahnbrechenden Geister theilte, welche von den boshaften Nadelstichen neidischer und hämischer Verkleinerer nicht verschont bleiben, hatte er sich noch obendrein gegen Angriffe von verschiedenster Art, die mit besonderer Heftigkeit geführt wurden, Jahrzehnte hindurch zu verteidigen. Die Freidenker konnten ihm seine katholischen Gedichte nicht verzeihen, trotzdem Silvio Pellico gegen die „fanatischen Philosophen“ ankämpfte und für ihn eine Lanze einlegte; die Verehrer der Klassiker fielen während über ihn her, weil er es im Jahr 1819 zum ersten Mal in Italien gewagt hatte, in seiner Tragödie: „Der Graf von Carmagnola“, die Einheit der Zeit und des Ortes außer Acht zu lassen; die Kritiker tadelten seinen Roman: „Die Verlobten“, weil er angeblich für die hohe Welt zu niedrig und für das Volk zu hoch sei — Jahre hindurch gehörte es eben in Italien zur Mode in der Literatur, Manzoni kritisch abzuwägen. Er jedoch benahm sich wie ein Olympier. Auf all' die mehr oder weniger maßlosen Anzuspungen antwortete er nie, und da er keine Clique zu seiner Verteidigung hatte, hatten die Klopffechter freien Spielraum. Ferrini sagte einmal von ihm treffend: „Er, gemäßigt in stiller Ergebenheit, mit einer sanften Seele voll Liebe, flog den schwierigen Weg und wollte sich nicht mehr aufbürden, als er zu tragen im Stande war, — beugte den Nacken und sprach: „Ich bin nicht zum Streit geboren!“ Sein schlichtes und bescheidenes Wesen verschmähete jede Reklame; er verzichtete sogar auf alle ihm angetragenen Titel und selbst auf den ihm angestammten Adel, als Oesterreich an ihn das Ansehen stellte, daß zur Anerkennung seines Hauses eine Eingabe der Aeligen gemacht werden müsse. Kaiser und Könige besuchten ihn, aber er nahm nie eine Auszeichnung von ihnen an. Er empfing Napoleon III., die Kaiser Franz Joseph und Maximilian, er wiederete aber deren Besuche nicht.

Als die Philister, die „Beschränkten, die geistig Eingeeengten“, in Italien am leidenschaftlichsten den ausgezeichneten Dichter und Menschen beschiedeten, erwuch ihm plötzlich in — Deutschland eine Hölle, auf die er nie gerechnet hatte und auf welche er stolzer war, wie auf alle Zeichen der Huld, die ihm durch Fürsten zu Theil wurden. Es war freilich auch ein Fürst, der ihm den Lorbeer reichte, der Dichtersfürst Johann Wolfgang v. Goethe. Das Verhältniß zwischen den beiden Dichtern ist ein so interessantes, daß sich die Schilderung desselben anläßlich des kürzlich gefeierten hundertjährigen Geburtstages Manzoni's — er erblickte am 7. März 1785 in Mailand das Licht der Welt — wohl rechtfertigen läßt.

Goethe fühlte sich zu Manzoni instinktiv hingezogen aus persönlichen wie aus literarischen Gründen. Im Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts erging es dem großen Goethe wie dem großen Manzoni — er hatte Feinde ringsum. Die 1821 erschienene erste Ausgabe von „Wilhelm Meister's Wanderjahre“ gab den Rezensenten wiederholt Veranlassung, dem Altmeister allerlei Sottisen zu sagen. Seine Gegner warfen ihm unter Anderem Mangel an Patriotismus und Religion vor und das Mäkeln und Bekritteln wollte nicht aufhören. Goethe konnte sich nicht anders helfen, als daß er sich durch scharfe Epigramme rächte. Zu jener Zeit schrieb er den bekannten Vers:

„Es bestt der Spiz aus unfarm Stall
 Und will uns stets begleiten,
 Und seiner lauten Stimme Schall
 Beweist nur, daß wir reiten.“

Da sah er, daß Manzoni in Italien gerade so zu leiden habe, wie er in Deutschland, und in seiner edlen und hochherzigen Weise nahm er sich des Vielgeschmähten an. Aber auch literarische Gründe waren für ihn maßgebend. Damals reifte in



Offiziere beim Kriegsspiel. Originalzeichnung von M. v. Köppler.

seinem Geiste die Idee einer „Weltliteratur“, in der die Völker aus ihrer Absonderung heraustreten und durch ein gemeinsames Band der höchsten geistigen Kultur zusammengehalten werden. Unter den italienischen Dichtern interessirte ihn ganz besonders Alessandro Manzoni. Der siebenzigjährige Greis las zuerst „Die heiligen Hymnen“ Manzoni's, die ihm ausnehmend gefielen. In einem Artikel aus dem Jahr 1819 schreibt er über diese neue lyrische Gattung, die nur in den alten christlichen Kirchenliedern Verwandtes findet: „Wenn sich über mannigfache

Vorkommnisse der Zeit die Menschen entzweiten, so vereinigt Religion und Poesie auf ihrem ernsten, tieferen Grunde die sämtliche Welt . . . Wir gestehen Herrn Manzoni wahres poetisches Talent mit Vergnügen zu: Stoff und Bezüge sind uns bekannt, aber wie er sie wieder aufnimmt und behandelt, erscheint uns neu und individuell . . . Diese Hymnen sind verschiedenen Ausdrucks und Tons, in verschiedenen Sylbenmaßen abgefaßt, poetisch erfreulich und vergnüglich. Der naive Sinn beherrscht sie alle; aber eine gewisse Kühnheit des Geistes, der

Gleichnisse, der Uebergänge zeichnen sie vor anderen aus und locken uns, immer näher mit ihnen bekannt zu werden. Der Verfasser erscheint als Christ ohne Schwärmerei, als römisch-katholisch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte . . . Diese Gedichte geben das Zeugniß, daß ein Gegenstand, so oft er auch behandelt, eine Sprache, wie sie auch jahrhundertlang durchgearbeitet worden, immer wieder frisch und neu erscheinen, sobald ein jugendlicher, frischer Geist sie ergreifen, sich ihrer bedienen mag . . .“ Eine noch wärmere Besprechung ließ Goethe



Amor, der Herzensdieb. Originalzeichnung von Paul Heydel.

der von den „Klassikern“ in Italien so sehr angegriffenen Tragödie: „Der Graf von Carmagnola“, angedeihen. Der Held des Trauerspiels hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Wallenstein; er ist ein kühner, thatkräftiger Condottiere, von lauterem Charakter, allerdings nicht ganz von Selbstsucht freizusprechen. Der große Mann findet aber — das Stück spielt zu Ende des vierzehnten und im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts — eine kleine Zeit, und nachdem aus dem Hirtentnaben Francesco di Bartolomeo Bassano aus Carmagnola der erste Feldherr Italiens geworden, endet er, ein Opfer venetianischer Staatsklugheit, auf

dem Blutgerüst. Als Goethe im Jahr 1820 das Trauerspiel las, wurde er von ihm so ergriffen, daß er dem Stück eine eingehende Analyse widmete, in welcher er die Schönheiten des Werks in erschöpfender und rühmender Weise besprach; als aber das englische Journal „The Quarterly Review“ die Tragödie sehr ungünstig beurtheilte, griff er nochmals zur Feder und vertheidigte den italienischen Dichter in einem Stuttgarter Blatte mit jugendlicher Begeisterung. In seiner Kritik des „Graf von Carmagnola“ hebt Goethe unter Anderem hervor, daß die Figuren des Stückes aus einem Gusse seien, daß überall männlicher

Ernst und Klarheit walten, kurz, daß es „klassisch“ sei. Er schließt seine Beurtheilung mit den Worten: „Wenn wir bedenken, daß ein echtes Kunstwerk sich selbst schon ankündigt, auslegen und vermitteln soll, welches keine verständige Prosa nachzuthun vermag, so wünschen wir nur noch dem Verfasser Glück, daß er im Einzelnen mit Geist, Wahl und Genauigkeit verfahren, indem wir bei strenger Aufmerksamkeit, insofern dieß einem Ausländer zu sagen erlaubt ist, weder ein Wort zu viel gefunden, noch irgend eines vermißt haben.“ Den Kritiker des englischen Blattes aber fertigt unser größter Dichter mit

folgenden, auch heute noch sehr beachtenswerthen Worten ab: „Es gibt eine zerstörende Kritik und eine produktive. Jene ist sehr leicht, denn man darf sich nur einen Maßstab, irgend ein Musterbild, so bornirt sie auch sein, in Gedanken aufstellen, sodann aber kühnlich versichern, vorliegendes Kunstwerk passe nicht dazu, taue deswegen nichts, die Sache sei abgethan und man dürfe ohne Weiteres seine Forderung als unbefriedigt erklären, und so befreit man sich von aller Dankbarkeit gegen den Künstler. Die produktive Kritik ist um ein gutes Theil schwerer; sie fragt: was hat sich der Autor vorgelegt? Ist dieser Voratz vernünftig und verständig? Und inwiefern ist es gelungen, ihn auszuführen? Werden diese Fragen vorsichtig und liebevoll beantwortet, so helfen wir dem Verfasser nach, welcher bei seinen ersten Arbeiten gewiß schon Fortschritte gethan und sich unserer Kritik entgegengehoben hat.“

Man kann sich denken, wie sehr diese glanzvollen Kritiken eines so weltberühmten Mannes wie Goethe dem schmählich angegriffenen Manzoni wohlthaten und welche Freude es ihm gewährte, von einem Manne so wohlwollend beurtheilt zu werden, mit dem er bisher in gar keiner persönlichen oder literarischen Verbindung gestanden hatte. Er unterließ es daher nicht, unter dem 23. Juni 1821 aus Mailand einen sehr beweglichen Dankbrief an Goethe zu richten. Hier heißt es unter Anderem: „Wenn während der Arbeit an der Tragödie ‚Der Graf Carmagnola‘ mir Jemand vorausgesagt hätte, daß Goethe sie lesen würde, so wäre es mir die größte Aufmunterung gewesen, hätte mir die Hoffnung eines unerwarteten Preises dargeboten... Was konnte mich mehr überraschen und aufmuntern, als die Stimme meines Meisters zu hören, zu vernehmen, daß er meine Absicht, nicht unwürdig von ihm erkannt zu werden, geglaubt — und in seinen reinen und leuchtenden Worten den ursprünglichen Sinn meiner Vorzüge zu finden! Diese Stimme belebt mich, in solchen Bemühungen freudig fortzufahren und mich in der Ueberzeugung zu befestigen, daß, ein Geisteswerk am sichersten durchzuführen, das beste Mittel sei, festzuhalten an der lebhaften und ruhigen Betrachtung des Gegenstandes, den man behandelt, ohne sich um die konventionellen Regeln zu kümmern und um die meist augenblicklichen Anforderungen des größten Theils der Leser...“

Goethe bewachte bis an's Ende seines Lebens dem italienischen Dichter seine lebhaftesten Sympathien. Er nannte ihn „einen geborenen Dichter“, „seinen Liebling“ und würdigte jede Arbeit Manzoni's auf's Wärmste. Als im Jahr 1823 die zweite Tragödie Manzoni's: ‚L'Adelchi‘ erschien, war Goethe von derselben noch mehr entzückt wie von der ersten. Unter dem Titel: „Theilnahme Goethe's an Manzoni“, veröffentlichte er in Jena eine Sammlung von Manzoni's Werken. Bei der Besprechung der Tragödie ‚Adelchi‘ sagt Goethe unter Anderem: „Alexander Manzoni hat sich einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern neuerer Zeit erworben; sein schönes, wahrhaft poetisches Talent beruht auf reinem, humanem Sinn und Gefühl. Und wie er nun, was das Innere seiner dargestellten Personen betrifft, vollkommen wahr und mit sich selbst in Uebereinstimmung bleibt, so findet er auch unerläßlich, daß das historische Element, in welchem er dichterisch wirkt und handelt, gleichfalls untadelhaft Wahres, durch Dokumente Bestätigtes, Unwiderstehliches enthalte. Seine Bemühung muß also dahin gehen, das sittlich und ästhetisch Geforderte mit dem wirklich unausweichlich Gegebenen völlig in Einklang zu bringen. Nach unserer Ansicht hat er dieß vollkommen geleistet, indem wir ihm zugeben, was man anderwärts wohl zu tadeln gefunden hat, daß er nämlich Personen aus einer halb barbarischen Zeit mit solchen zarten Gefinnungen und Gefühlen ausgestattet hat, welche nur die höhere religiöse und sittliche Bildung unserer Tage hervorbringen fähig ist.“ In dieser seiner Besprechung spricht Goethe die bedeutendsten ästhetischen Grundsätze aus und in jeder Zeile des Dichterfürsten verräth sich die große Verehrung und Liebe desselben für den kongenialen Geist in Milano. Er übersetzte einige Stellen aus ‚Adelchi‘ und ebenso die berühmte Ode Manzoni's auf Napoleon. Diese Ode, betitelt: „Der 5. Mai“, begründete recht eigentlich den Ruf des Dichters. Drei französische Dichter: Delavigne, Véranger und Lamartine, besangen mit Manzoni Napoleon's Tod, aber keiner erreichte den italienischen Poeten. Diese Ode wurde von Goethe reimlos und sehr getreu überetzt, und Manzoni war nicht wenig freudig überrascht, seine Ode schon deutsch gedruckt zu sehen, bevor sie noch italienisch erschienen war.

Nebenbei gesagt behandelte Manzoni den Tod Napoleon's auch dramatisch, und diesen rührenden Cinakter hat Adelbert von Chamisso im Jahr 1827 trefflich überetzt. Die handelnden Personen in dem Stückchen sind: Napoleon, Montholon, Antomacchi, der Arzt, „Europa“, Geschichte und Poesie.

Als es galt, den Roman „Promessi Sposi“ (Die Verlobten) in Deutschland zu würdigen, war Goethe wieder einer der Ersten, der auf die Vorzüge dieses Werks — welches ein Kritiker ein nationales Werk nennt, das wie eine dorische Säule aus untadelhaftem Marmor über die Werke sämtlicher Zeitgenossen italienischen Stammes hervorragt — in seiner eindringlichen Weise hinwies. „Manzoni's Roman“, sagt er, „überflügelt Alles, was wir in dieser Art kennen. Ich brauche nichts weiter zu sagen, als daß das Innere, Alles, was aus der Seele des Dichters kommt, durchaus vollkommen ist, und daß das Äußere, alle Zeichnungen der Lokaltäten und dergleichen, gegen die inneren großen Eigenschaften um kein Haar nachsteht. Das will etwas heißen. Der Eindruck beim Lesen ist derart, daß man immer von der Rührung in die Rührung, so daß man aus einer von diesen großen Wirkungen gar nicht herauskommt. Ich dachte, höher könnte man es gar nicht treiben...“ Angesichts dieser fast übergeschwenglichen Anerkennung kann es nicht verschlagen, wenn einige Literatur- und Kulturhistoriker, wie Johannes Scherr, über „Die Verlobten“ sich wegwerfend äußern. Scherr meint nämlich in seiner „Geschichte der Literatur aller Völker“: Der Roman sei im Grunde „ein unbehilfliches und zerbröckeltes Werk, das, eine Frucht der Nachahmung Walter Scott's, im Ganzen kein Vorbild keineswegs erreiche“. Diejem abspredenden Urtheil gegenüber steht die Thatfache, daß „Die Verlobten“ in keinem italienischen Hause fehlen, gerade wie die Bibel in keinem deutschen Hause fehlt. Neben der „Göttlichen Komödie“ Dante's und Ariost's „Rafendem Roland“ spielt der

Manzoni'sche Roman thatsächlich die bedeutendste Rolle im geistigen Leben des italienischen Volks.

Der deutsche Dichterfürst starb in seinem dreundachtzigsten Jahre am 22. März 1832; der italienische Dichterfürst hatte auch darin mit Goethe eine Aehnlichkeit, daß auch er ein sehr hohes Alter erreichte. Nahezu neunzig Jahre alt, verschied er am 23. Mai 1873 in der Villa Brusaglio zu Mailand. Ganz Italien betrauerte den Tod seines nationalsten Dichters; er wurde auf Stadtkosten beerdigt; sein Wohnhaus wurde zum dauernden Stadteigenthum angekauft, die Via del Giardino in Mailand wurde in Via Alessandro Manzoni umgetauft, das Theater della Comedia änderte seinen Namen in Theater Manzoni, es wurden ihm Denkmäler errichtet — kurz, das dankbare Italien ehrte sich und seinen Todten in würdigster Weise.

Das Verhältniß zwischen Goethe und Manzoni beweist einerseits, daß die erleuchteten Geister sich wohlverwandelt fühlen, auch wenn Hunderte und Tausende von Meilen sie von einander trennen, und daß ferner die wahrhaft unsterblichen Dichters-heroen sich gegenseitig ihre Verdienste gönnen und ihre Vorzüge anerkennen. Unter den großen Thaten Goethe's ist nicht die kleinste sein lebendiges, zuweilen enthusiastisches Interesse für die ragenden Gipfel der Literatur des Auslandes, für Männer wie Manzoni, Walter Scott, Byron, Carlyle, Ampère, Soret, Cousin und viele Andere! So war er stets ein ruhmreicher Apostel der Weltliteratur und noch als Greis rief er mit jugendlichem Eifer aus die Parole, welche die Epigonen nach Goethe befolgten:

„Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Wingerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneu'n —
Ein Sphärentanz, harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemuth erfreu'n!“

Der Kaiser von Oesterreich auf der Auerhahnjagd.

(Siehe das Bild S. 749.)

Für Auerhahnjagd, wenn sie nämlich erfolgreich sein soll, bedarf es eines erfahrenen, tüchtig geschulten Weidmannes, und nicht Jeder, der einmal in eine Ritt Rehbühner hineingepfeffert oder einen Hasen „in der Sauce“ erlegt hat, darf sich schon für qualifizirt erachten, auch auf den Auerhahn zu gehen. Thut er es dennoch, so wird er wohl viel Strapaze davon haben, sonst aber auch nichts. Denn der Auerhahn hat seinen besondern Ehrgeiz und er würde es sich niemals verzeihen können, sich von einem Stümper haben tödten zu lassen. Er ist sehr scheu und der Gehörs- und Gesichtssinn sind bei ihm außerordentlich entwickelt. Die geringste Blöße, die sich der Jäger gibt, die geringste Ungeheuerlichkeit, die er sich zu Schulden kommen läßt, das geringste Geräusch, das er zur Unzeit verursacht, rächen sich sofort, indem sie die ganze mühevollte Expedition illusorisch machen. Der Hahn wird stutzig und empfiehlt sich auf Nimmerwiedersehen. Aber gerade, weil ihm so schwer beizukommen, ist es dem rechten Jäger vor dem Herrn eine solche Lust, ihm nachzustellen und ihn schließlich doch im Triumph als Beute nach Hause zu bringen.

Mit der Walzzeit, die im April anbricht, beginnt auch die Jagd auf den Auerhahn. Um diese Zeit hat's ihm die Liebe angethan, sie macht den sonst so scheuen und unsichtigen Vogel toll. Er wird wild und raufstüftig und schon in aller Gottesfrühe hebt er sein leidenschaftliches Gebahren an. Beim ersten Morgengrauen richtet er sich auf dem Dürreling, wo er gewöhnlich in der mittleren Höhe eines Baumes im Walde des Hochgebirges seine Nachtruhe gehalten, auf und streckt sich und sträubt sein starkes Gefieder, dann beginnt er zu balzen, zu singen, wie sie in Steyermark das eigenthümliche Gurgeln, Schleifen, Schlagen, Wogen und „Gehelmaachen“ nennen, und balzt sich dann in eine Raserei hinein, die ihn die sonst größte Vorsicht vergessen läßt und die allein es dem Jäger ermöglicht, ihn in den Schußbereich zu bekommen. Der Jäger muß die Momente, während der Hahn balzt, benützen, um in immer gedeckter Position anzuspringen. In dem Augenblick, da der Hahn eine Pause eintreten läßt, muß der Jäger wie versinken stehen bleiben und wäre es auch auf einem Fuße, ohne die leiseste Bewegung zu machen, und erst, wenn das Balzen wieder beginnt, darf er es wagen, weiter zu springen, um endlich anlegen und den wohlgezielten Schuß abgeben zu können.

In der grünen Steyermark kommt der Auerhahn, dort auch meist schlechtweg nur der große Hahn genannt, noch ziemlich häufig vor, und Kaiser Franz Josef I., ein passionirter und hochberühmter Auerhahnjäger, unternimmt von den kaiserlichen Jagdschlössern in Mürzthal oder Radmer gar häufig nächtliche Exkursionen, um auf den stolzen, edlen Vogel zu jagen. Wenn eine solche Jagd projektiert ist, wird am Vorabend derselben gewöhnlich ein verlässlicher Jäger, der mit den Gewohnheiten des Hahnes genau vertraut ist, ausgesandt, um den Hahn zu „verloren“, ihn abzuheben und mit aller Vorsicht zu beobachten, wo er „aufbaumt“, um seine Nachtruhe zu halten. Hat er seine Aufgabe erfüllt, dann kehrt der „Verloser“ zurück und erstattet seine Meldung, und es wird so nach gegen zwei Uhr Nachts aufgebrochen, damit man schon an Ort und Stelle sei, ehe der Hahn erwacht und zu balzen beginnt. Der Aufstieg erfolgt bei Fackelschein. Je näher man dem Nachtquartier des Hahnes kommt, desto größer wird die angewandte Vorsicht, die nicht außer Acht gelassen wird, bis der Moment zum Abschießen des Hahnes gekommen ist. Kaiser Franz Josef I. ist ein Jäger, der über eine nahezu unfehlbare Sicherheit gebietet. Die Ruhe und Kaltblütigkeit verlassen ihn niemals und selbst die beschwerlichsten Strapazen erträgt er mit wunderbarer Leichtigkeit und Ausdauer. Die kaiserlichen Schußlisten weisen eine sehr große Anzahl von durch den hohen Herrn erlegten Auerhähnen auf, und es dürfte vielleicht fraglich sein, ob überhaupt schon ein Jäger mehr Erfolge auf dem Gebiete dieser so schwierigen und anstrengenden Jagd aufzuweisen hat als der Beherrscher Oesterreichs.

B. G.

Das Kriegsspiel im Offizierskasino.

(Siehe das Bild S. 752.)



Regimentsordre: „Heute Abend acht Uhr Kriegsspiel im Saale des Offizierskasinos“. Allgemeines Fragen! Also endlich war es doch gelungen. Seit zwei Monaten waren bereits sämtliche Anstreicher des Regiments kommandirt und ihnen unter Anleitung einiger Offiziere Unterricht im Planzeichnen gegeben. Es schien also keine vergebliche Mühe gewesen zu sein. Der Leitende, Hauptmann N., hatte vor mehreren Tagen den beiden Kommandirenden, zwei Hauptleuten, die Aufgaben gestellt, diese hatten ihre Dispositionen getroffen, die Truppen waren in ihren Bewegungen so weit vorwärts gekommen, daß ein Zusammenstoß baldigst erfolgen mußte. Die Bewegungen konnten daher auf dem Plane weiter fortgesetzt werden.

Manchen schien es allerdings heute gerade nicht zu passen; sie hätten vielleicht lieber die verabredete Partie Billard gespielt oder das neue, aufzuführende Stück im Theater gesehen, aber gegen einen Regimentsbefehl gibt es keine Ausflüchte. Pünktlich fünf Minuten vor der befohlenen Zeit waren Alle versammelt, um dem Herrn Oberst, der mit dem Glockenschlage eintrat, ihre Verebnung zu machen. Wer heute zu spät käme, würde damit nur beweisen, daß ihm herzlich wenig an seiner militärischen Fortbildung läge. Der Herr Oberst scheint daher auch sichtlich erfreut, die Seinigen so vollständig zu sehen, und grüßt mit gnädigem Kopfnicken nach rechts und links. Guldvoll nimmt er die Meldung der Herren Bataillonskommandeure entgegen, daß Alles zur Stelle sei, und drückt dem Leitenden wohlwollend die Hand. Der Plan wird besichtigt und dessen Anfertigung in der That sehr gut befunden. Stolz sieht der Leitende um sich. Das Spiel kann beginnen.

Die Kommandirenden haben bald die nöthige Anzahl der Unterführer gefunden und vertrauensvoll das Kommando ihrer Divisionen, Brigaden, Regimenter in deren Hände gelegt. Eifrig sucht der junge Lieutenant, der kürzlich erst von der Kriegsschule gekommen und in der Führung größerer Truppenverbände sich sicherer wie in der seines Zuges fühlt, die Steine für seine Regimenter, bietet sich ihm doch endlich eine wirkliche Gelegenheit, unter den Augen seines Kommandeurs seine Befähigung zum Brigadeführer schon jetzt darzutun. Und so marschirt er tapfer den ganzen Tag darauf los, schießt die Bataillone immer wieder in's Feuer und reitet bei den Attacken über die unerwartetsten Hindernisse weg. Ganz anders die Hauptleute. Sei es, daß ihr Eifer durch das öftere Spielen bereits nachgelassen, sei es, daß die unmittelbare Nähe des Herrn Obersten, der heute so wunderbar „strategisch“ aussieht, ihren Bewegungen eine unerklärliche Langsamkeit aufgedrückt hat. Ihnen trotzdem wie den Lieutenants passiert es jedoch öfter, daß wenn sie eine vorzügliche Idee ausführen wollen, irgend ein unworhergesehener Umstand einen bedenklichen Anstrich durch die Rechnung macht. Daß der Leitende auch gerade jetzt ihre Kavallerie, die doch erst seit sieben Uhr Morgens unterwegs ist, halten und füttern läßt; allerdings haben sie die Hälfte des Weges im Trabe zurückgelegt und eine lange Attacke geritten, aber das muß ein Pferd doch aushalten! Oder daß ihnen gerade die Kompanie außer Gefecht gesetzt wird, die, wohlüberhanzt in dem fechtungsartigen Schloß, es mit einer Division hätte aufnehmen können, und hier stand ihr nur ein Regiment gegenüber!

Nur gut, daß nicht räsonnirt werden darf, gegen das Urtheil des Leitenden gibt's keine Einwendung. Der Leitende hätte auch viel zu thun, wollte er die Gründe alle anhören, die hier beim Spiel „billig wie Brombeeren“ sind. So wird der Gang des Spiels nicht aufgehalten und das Interesse der Zuschauer schwindet nicht. Die früheren Regeln, wie sie einst von dem Erfinder des Spiels, v. Reisswitz, gegeben und später zur Aufstellung genau berechneter Feuerwirkungs-, Verlust-, Chancen- und Kampfkraftstabellen, sowie besonders angefertigter Würfel führten, werden heute kaum noch angewandt. Damit sind die Anforderungen an die Leitung des Spiels gestiegen und jetzt dieselbe eine genaue Kenntniß der drei Waffen und deren Zusammenwirkung voraus, eine Forderung, die jedoch bereits an jeden höheren Offizier bei größeren Felddienstübungen und im Manöver herantritt. Berechnungen halten das Spiel nicht auf, ein immer neuer Wechsel der Situationen läßt alle Fälle, die der Krieg mit sich bringt und die oft mehrere Tage andauern, hier in wenigen Stunden erledigt finden.

So spielt sich der Krieg auf dem Plane immer weiter ab. Die geschlagene Partei zieht sich traurig in's Nebenzimmer zurück. Der Kommandirende hatte zwar die Absicht, noch einmal vorzugehen und ließ auch eine Andeutung hierüber fallen, aber der Leitende tritt sofort jeden Erfolg, und da der Herr Oberst auch so zweifelnd den Kopf schüttelte und etwas von „nicht reiffiren“ verlauten ließ, so wurde denn doch beschlossen, lieber zurückzugehen und Vorposten zu beziehen. Mehrere ältere Lieutenants, die bis dahin sich in's Nebenzimmer gedrückt und bei einer Cigarre und einem Glase Bier sich anheimelnd eifrig über das Spiel unterhalten hatten, ahnen, daß für heute wohl gleich „Gewehr in Ruß“ befohlen werden wird; sie finden sich daher Alle sofort beim Plane wieder ein, um mit riesigem Eifer den letzten Zügen des Spiels zu folgen. Der Leitende, der eben bemerkt, daß der Herr Oberst nach der Uhr gesehen, bittet die Kommandirenden, noch Vorpostenstellung und etwaige Befehle für den folgenden Tag am nächsten Kriegsspielabend einzureichen, und die Uhr ziehend, die wunderbarereweise bereits zehn vorüber zeigt, fragt er den Herrn Oberst, ob derselbe gestatte, für heute zu schließen. Dieser erhebt sich, ist erstaunt, daß die Zeit so rasch vergangen, sagt dem Leitenden, daß es wirklich recht interessant gewesen, und geht, ein leuchtendes Beispiel, besonders für die jungen Herren, mit dem „Glatzmäßigen“ nach Hause. Die Uebri gen besprechen noch einige verzwickte Fälle, doch zieht der größere Theil vor, ebenfalls bald zu verschwinden. Nur einige Verheirathete benützen den angegebenen Abend, da sie ja bereits mit den Worten von Hause fortgegangen sind, daß es wahrscheinlich lange dauern würde, um eine energische Attacke auf den Weinteller zu machen.

Aus dem Musikleben der Gegenwart.

Von
H. Ehrlich.

(Nachdruck verboten.)

VI.

Der 2. Mai hat endlich die Winterkonzertsaison geschlossen und zwar mit zwei großen Konzerten, die zu gleicher Zeit stattfanden. Das eine im immensen großen Krollsaale von Frau Amalie Joachim — im Liederhause noch immer die erste Künstlerin, die in Auffassung, Vortrag und Schönheit der Tönfärbung alle anderen weit übertrifft; das zweite im königlichen Opernhause; es war der letzte Symphonieabend der königlichen Kapelle, die jedes Jahr Beethoven's neunte Symphonie mit Chören aufführt und zu diesem Zweck von der königlichen Intendantin die Erlaubnis zur Benützung des Theateraums erhält. Beide Konzerte waren überfüllt. Nun beginnt die Zeit der Gastspiele. Im Opernhause tritt der gefeierte Göke auf, das Krolltheater eröffnete am 3. Mai seine Sommeroper mit bestem Erfolg. Vötel ist „in Sicht“. An Neuheiten haben die letzten Monate nur eine französische Operette gebracht: „Der Großmogul“ von Audran, Text von Chivot und Duru, die in Paris zweihundert Vorstellungen erzielte, hier aber nach meiner Uebersetzung über ein halbes Hundert schwerlich hinauskommen wird. Es ist ein Ausstattungsspiel mit musikalischen Beigaben; von diesen ist ein einziges Duett wirklich interessant, französisch grazios und sehr wirksam; die anderen Stücke sind geradezu langweilig. Der Pariser Erfolg läßt sich dahin erklären, daß die dortigen Direktoren für derartige Unternehmungen mehr Geld (chic), mehr Auswahl in den verschiedenartigen Anziehungsmitteln besitzen und auch auf ein viel größeres und mehr wechselndes Publikum rechnen können als in Berlin. Eine andere Erklärung wüßte ich nicht zu finden, denn selbst zugegeben, daß die Aufführung in Paris eine viel bessere wäre, so kann auch die beste die unglaubliche Dummheit des Textes und die Schwäche der Musik nicht ganz vergessen machen.

Eine andere Neuheit wird im Opernhause erwartet: ein neues Ballet, ein aus Paris importirtes, mit Musik von Delibes. Es sollte schon vor drei Wochen gegeben werden, weil der Kaiser wünschte, es noch vor seiner Abreise zu sehen, aber wie man sagt, haben innere Angelegenheiten des Finanzdepartements eine Verzögerung herbeigeführt. Die erste Tänzerin, Fräulein dell' Era, soll gewissen Kritiken der Pas und sonstigen Anordnungen des Balletmeisters ihre Zuführung entschieden verweigern. Ich kann dieses von hiesigen Zeitungen verbreitete Gerücht nur anführen, ohne die mindeste Gewähr dafür zu übernehmen; zu Erkundigungen über die authentische Coullissenpolitik fehlt mir die Zeit; dagegen kann ich mit Bestimmtheit sagen, daß der jetzige Balletmeister mehr für die graziosen Stellungen, für die schöne Gruppierung gestimmt ist, als für die akrobatischen Kunststücke, welche immer mehr in Schwang kommen, und daß er hiedurch allerdings manchmal in Widerspruch geräth mit den Tanzzeitungen. Wie Alles im gesellschaftlichen und im Kunstleben, so ist auch der Tanz als eine Widerspiegelung der allgemeinen Kulturrichtung zu betrachten. Wohlgerichtet nicht etwa der „Moral“, sondern der „gesellschaftlichen Sitte“, die manchmal mit der Sittlichkeit in ebenso losem Zusammenhang steht, wie die Gemüthlichkeit mit dem Gemüth. Von der Ernsthaftigkeit oder Lebhaftigkeit der Modetänze auf festere oder losere Moralität schließen zu wollen, wäre ein kolossaler Irrthum.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts herrschte in Wien die strengste Etikette und nur die ernsthaftesten Tänze waren am Hofe erlaubt; von der „Moral“ gibt ein Brief der Lady Montague, der Frau des englischen Gesandten, die beste Schilderung. Sie schreibt am 20. September 1716 an eine Freundin: vierzehn Tage nach ihrer Ankunft und im Palast einer sehr hohen Dame habe ich eine junge Graf eine kleine „Herzensaffäre“ angeboten; sie entgegnete, keiner zu bedürfen; der Verhörmächtige fühlte sich sehr unglücklich, daß er ihr so gar nicht gefalle, versicherte aber, er bleibe ihr nach wie vor ergeben und bitte um die Ehre ihres Vertrauens; falls sie irgend einen andern Cavalier ihrer Gunst für würdiger hielte, wolle er die Angelegenheit auf's Beste bejagen. Und Lady Montague bemerkt hiezu, sie hätte gar kein Recht gehabt, sich durch diesen Antrag beleidigt zu fühlen, er war — nach den allgemein herrschenden Ansichten — sehr ernst und wohlwollend gemeint. Ist das nicht sehr bezeichnend? Man kann auch darauf hinweisen, daß zur selben Zeit in Paris am Hofe des Regenten und in den Gesellschaften der Mousés sehr viel ernste Menuette getanzt wurden; die Polka, der Cancan und der napoleonische Lance existierten noch nicht; war die Zeit darum etwa moralischer?

Unsere Zeit verlangt Energie, Stärke, unmittelbar Wirkendes; was lange Zeit braucht, das kann unsere Zeit nicht brauchen. Und so ist denn in der Kunst das Feine, Wohlburchachte auf die Zustimmung eines kleinen Häufchens Liebhaber angewiesen, das nur zu loben vermag, nicht aber einen weit schallenden Erfolg zu bereiten. Und da nun der Tanz diejenige Leistung ist, welche unmöglich auf ein „Bessererkanntwerden“ warten kann, wie vielleicht ein künstlerisch gebildeter Sänger, Virtuoso oder ein feiner Ländlicher, so erscheint es ganz selbstverständlich, daß die Tänzerinnen jene Pas ausführen, bei denen sie am meisten beklatscht werden und sich nicht um graziose Stellungen bemühen, die weniger Beachtung finden.

Ich habe die große Fanny Elser gesehen und die große Marie Taglioni (die spätere Gräfin Gilbert des Boisins); in der Erinnerung an diese Weiden wird es mir immer begreiflich, daß die Griechen den Tanz zu den Künsten zählten, ihn unter den Schutz einer Muse gestellt haben. Auch die Cerrito und die Perrot-Grisi und endlich die letzte wahre Tanzkünstlerin Grankow habe ich gesehen. Was aber neben und nach diesen voram, das hat mir die Worte eingegeben, mit denen ich 1872 in meinem ersten Artikel für die „Gegenwart“ (Probe-nummer) begann: „Wir lieben die Tanzkunst, daher gehen wir nicht mehr in's Ballet.“ Die Elser und die Taglioni vertraten zwei ganz verschiedene Schulen. Die Laten meinten,

Jene tanze „sinnlicher“, Diese „ätherischer“; in Wahrheit aber strebte die Fanny immer nach plastischer Stellung und Marie nach höchster Eleganz, wie Jene von der Natur angewiesen war und Diese mit ihrem Tanzgenie begriff. Fanny Elser war geformt, um dem Bildhauer als Modell zu dienen; wenn Marie Taglioni auf der Bühne erschien, glaubte man immer, sie müßte in die Höhe schweben. Zwei Beispiele werden mein Urtheil der Phantasie des Lesers veranschaulichen. In „Des Malers Traumbild“ stellte die Elser eine Dame vor, in welche ein Maler, der sie im Theater sah, sich verliebte und deren Bild er aus dem Gedächtnisse schaffte. Während seiner Abwesenheit kommt sie in das Atelier und bewegt die alte Haushälterin durch ein Geldgeschenk, sie hinter die Staffelei treten zu lassen. Der Maler kommt nach Hause, zieht den Vorhang von dem Bilde, um es zu vollenden; das Original steht im Rahmen. Er sinkt auf die Kniee, Fanny tritt langsam heraus, vor ihn hin; sie erhebt die rechte Hand wie segnend über seinem Haupt. Dann streckt sie den linken Fuß wagrecht aus und erhebt sich zu gleicher Zeit auf der Spitze des rechten ganz langsam und bleibt unbeweglich in dieser Stellung. Wie hier herrliche körperliche Schönheit mit höchstem Schönheitsfinn und unglaublicher Kraft vereint gewirkt hat, das ist nie mehr gesehen worden. Die Marie Taglioni dagegen erschien in einem Ballet auf dem Wasser tanzend; es war ganz unmöglich, genau zu sehen, wann ihr Fuß den Boden berührte, und wenn sie pirouettirte (sich auf einem Punkt drehte), dann glaubte man einen weißen Schleier in der Luft vom Wind bewegt zu erblicken. Im Mienenspiel und der Geberdenprache waren sie Beide gleich groß, im Ausdruck der Energie und des Schmerzes übertraf Fanny die Marie, diese war einzig im melancholischen, sentimentalen und im milden Lächeln. Worin Fanny unerreicht dastand, das waren — ihre Verbeugungen! Die ersten Damen Wiens gestanden, daß keine geborene Aristokratin, die von Jugend auf am Hofe gelebt hat, vornehmer und ungezügelter sich verbeugen konnte; und wer sie nur in Gesellschaft Quadrille tanzen sah, der konnte nie glauben, daß diese Dame auf der Bühne die „Cachucha“ getanzt hatte. Wir wollen jedoch nicht unerwähnt lassen, daß die Damen des Pariser Faubourg Saint-Germain mit Begeisterung von den feinen Manieren der Taglioni sprachen („Elle était très bien“). Die Cerrito und die Carlotta Grisi waren ebenso schön als grazios, aber mit ihnen begann die Virtuosität des Tanzes, die den Schwerpunkt in die Schwierigkeit der Pas und in die Geläufigkeit und Gelenkigkeit der Füße legte und die bei den minder Begabten (wie in jeder Kunst) nach und nach zur Akrobatik herabfiel; die Grankow war die Letzte, deren Leistungen an die Kunstschule erinnerten.

Es wäre nun ganz ungerecht, dem Fräulein dell' Era, der ersten Tänzerin der Berliner Hofoper, nicht außerordentliche Leichtigkeit und Grazie unbedingt zuzuerkennen. Ich finde nur, daß ihre Bewegungen und ihr Mienenspiel, die bei ihrer Ankunft aus Italien noch viel von der romanischen eigenthümlichen Schönheitswellenlinie zeigten, nach und nach immer mehr sich nach der Richtung der allgemeinen Zeitendungen entwickelt haben. Mein Urtheil ist allerdings nur nach den Tänzen gefällt, die ich sie in den verschiedenen Opern ausführen sah („Carmen“, „Margarethe“, „Zell“ etc.); denn: „Wir lieben die Tanzkunst, daher gehen wir nicht mehr in's Ballet.“

Gedanken.

Von

Constance Kürstin zu Salm-Dyck.

(Aus dem Französischen.)

Nichtige Entschuldigungen, welche der Eitelkeit kleiner Seelen genügen, empören die Hochgefinnten, die nur wahre Reue begreifen können.

*

Manche Menschen scheinen nur auf das Glück gewartet zu haben, um lächerlich und albern zu erscheinen.

*

Schmeichelei berührt beunruhigend und demüthigend: beunruhigend, weil sie die Absicht zu betrügen verräth, und demüthigend, daß man uns fähig glaubt, lächerlichem Lob irgend einen Einfluß zu gewähren.

*

Die Reue, welche edle Seelen augenblicklich entwaftet, bläht niedrige Seelen mit einer Art von Triumph und macht sie groß und frech.

*

Wer ruhig einen Schimpf erduldet, hat ihn fast immer verdient.

*

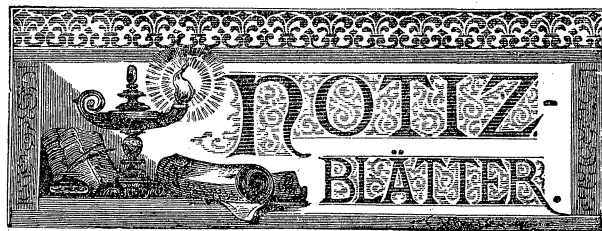
Große Seelen hassen nicht, sie verachten.

*

Man gibt sich oft mehr Mühe, um eine nöthige Sache nicht zu thun, als man gehabt haben würde, um sie zu thun.

*

Der Mensch handelt nie gegen seinen Instinkt, ohne es zu bereuen.



Literatur.

— Wenn ein Autor wie Karl Frenzel einen nicht sehr sympathischen Stoff behandelt, so folgt man ihm doch mit Interesse der großen Kunst der Darstellung wegen und findet Genuß an der Feinheit des Geistes und an dem hohen Kunstverständniß, mit welchem dieser Novellist gerade diesen Vorwurf gestaltet. „Geld“ ist der Titel der neuesten Novelle Frenzel's (Berlin, Baedel), welche uns zu dieser Betrachtung anregt. Der Autor schildert hier ein weibliches Wesen, dem Geld und der dadurch zu erlangende Genuß höher steht als alle anderen Güter der Welt, die Liebe nicht ausgenommen. Als Tochter eines Spielers und erzogen von einem Bucherer, heirathet sie, um ihrem Gange zu einem glänzenden Leben und zur Verewendung fröhnen zu können, einen ehrenhaften, aber alten, hochgestellten Staatsbeamten, verschleudert dessen Vermögen, macht Schulden, entloßt ihrem alten Pflegevater durch Verführungskünste große Summen, kompromittirt ihre Ehre und den Namen ihres Gatten. Der Schluß dieses Zeitdramas ist von erschütternder Tragik; daneben läuft als verjüngende Parallele die Idylle eines idealen Liebesverhältnisses. Der Roman spielt in der Berliner Gesellschaft, er hat etwas Aktuelles, eine drückende Atmosphäre — die Wirklichkeit der Vorgänge, möchte man sagen, macht einen mehr erregenden als rein künstlerischen Eindruck, jedoch die stilistische Feinheit, die Tiefe und Bollendung in der Charakteristik und die vortreffliche Komposition erheben auch dieses Nachstück aus unserem Gesellschaftsleben weit über die Alltagsprodukte, die etwa ähnliche Probleme zum Vorwurf haben.

— Briefwechsel müssen noch vielfach in Deutschland die Memoiren ersetzen: immerhin, wenn sie uns nur ein lebendiges Bild der Personen und der Zeit geben. Der „Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike“, welchen Jakob Bächtold (Stuttgart, Kröner) herausgegeben, bietet mehr ein Personenbild als ein solches der Zeit. Es sind ja auch zwei einsame „Sondergänger“ der Literatur, die hier ihre Gedanken austauschen, in engem Kreise lebend, mit der großen Welt wenig im Verkehr, sich mehr und mehr einpuppnd. Von dem Einen besitzen wir bereits seine Werke in einer Gesamtausgabe, von dem Andern erwarten wir eine solche, werden inzwischen bald eine Biographie desselben erhalten. Eine kleine Biographie und Charakteristik beider Schwaben stellt Bächtold seiner Briefsammlung vor, die uns ein ansprechendes Bild der Poeten gibt. In dem Briefwechsel ergötzen wir uns an dem laudenden Humor, den köstlichen Schnurren Mörike's, während wir uns an der Herzgenüthe von Kurz erfreuen und Beide zugleich lieb gewinnen. Es ist ein höchst erquickender Blick in schwäbisches Stillleben.

— Ein neues junges Talent tritt uns in Luise Schenk entgegen, einer Hofstetterin, welche längere Zeit in den Tropen gelebt und nun in ihrer Erinnerung so viel interessanten Stoff aufgeschapelt, um uns daraus ein hübsches Buch unter dem Titel: „Loise Blätter aus Brasilien“ (Hamburg, Gröndener) zusammenzustellen. Es sind bald Reiseitzgen, bald Genrebilder, bald Novellen. Ueberall tritt uns Eigentümliches, Fremdartiges entgegen, das die Verfasserin in ein anziehendes Gewand zu kleiden so vortrefflich versteht; ein liebenswürdiger Humor sprüht seine Lichtfunken aus und man würde kaum glauben, daß wir es mit einem Erstling zu thun, der sich unter die Fittige eines Kommissionsverlags fügen muß, wenn nicht manche Herbitigkeiten und Unebenheiten des Stils uns daran erinnern würden. Davon aber abgesehen, weiß die Verfasserin so reichlich ihren Schatz an prächtigen Farben im rechten Momente zu verwenden, um Natur und Landschaft zu schildern, weiß die Figuren so treffend zu charakterisiren, sie so geschickt auf der Szene zu verwenden, daß wir ihr gerne auf Schritt und Tritt folgen und uns freuen, ein solches Talent der Literatur gewonnen zu sehen.

— Börl's Reisehandbücher haben sich nach und nach auf Eisenbahnen und Dampfschiffen neben Vadefer und Verlesch eingebürgert. Es ist zwar leichter auf Vorhandenes aufzubauen, als Neues schaffen, aber die Schen, auf dem Abstreifen ertappt zu werden, bindet die Finger, und so ist man förmlich gezwungen, etwas Neues zu bieten. Der Verfasser hat wirklich mit großem Fleiße neues und reiches Material zusammengetragen und gut und übersichtlich geordnet, so daß Alles leicht zu finden ist, und wo wir selbst waren, können wir ihm das Zeugniß nicht verjagen, daß er sorgfältig in seinen Forschungen und Beobachtungen gewesen. Der Verleger hat fast überreich sein Buch mit Karten und Plänen ausgestattet und für einen die Unterbringung von großem Material guten, abwechselnd größeren und kleineren Druck gesorgt. Die Grenzen dessen, was das Buch Rheinlande nennt, sind möglichst weit gezogen. Ursprünglich sind diese Börl'schen Reisehandbücher speziell für das katholische Publikum in's Leben gerufen worden: dieser spezifische Timbre geht aber mehr und mehr verloren, selbst in diesem dem katholischen Rhein gewidmeten Buch.

— Münze und Zahlen spielen in aller Welt eine so wichtige Rolle, daß wir ein orientirendes Buch recht dringend notwendig haben und uns freuen, ein solches Hülfsmittel in so umfassender und gut geordneter Weise ausgearbeitet zu erhalten, wie es in R. Kimpert's „Lexikon der Münzen, Maße und Gewichte, Zahlarten und Zeitregeln aller Länder der Erde“ (Berlin, Regelschmidt) vorliegt. Der Stoff ist ein so kolossaler, daß es der größten Gewandtheit bedurfte, um ihn auf so engem Raum (360 S.) zusammenzudrängen. Der Verfasser hat ihn alphabetisch geordnet und zwar zuerst nach den Stoffen und dann nach den Ländern, wo man wieder Alles klar gruppiert findet. Das elegant gebundene Buch wird sich rasch auf allen Bureauz und Comptoirs und auch auf dem Regal des Privatmanns einbürgern. Die schwierige Arbeit verdient diesen Erfolg.

— Der Roman „Die Sebalbs“ von Jordan, welcher der geleseste und besprochenste der Saison ist, wurde in ganz Rußland verboten.

Bildende Künste.

— Die Vereinigung Berliner Architekten wird sich an der 1886 stattfindenden Jubiläumsausstellung der bildenden Künste durch eine „Idealvilla“ betheiligen, deren innere und äußere Ausstattung ein Gesamtwerk der künstlerischen und kunstgewerblichen Leistungen der Gegenwart auf diesem Gebiete gewähren soll.

— Ein Meisterwerk deutscher Goldschmiedekunst, der von den rheinischen Ständen dem Prinzen und der Prinzessin Wilhelm von Preußen zur Hochzeit geschenkte Goldpokal, ist erst kürzlich vollendet und dem hohen Paar überreicht worden. Die herrliche, aus dem innigen Zusammenwirken von Kunst und Handwerk erwachsene Schöpfung ist, wie uns unser K.-Korrespondent schreibt, im Berliner Kunstgewerbemuseum ausgestellt und legt ein glänzendes Zeugniß dafür ab, daß die rheinischen Goldschmiede der Gegenwart ihrer großen Vorjahren im Mittelalter und in der Renaissancezeit würdig sind. Der Maler Fritz Röber in Düsseldorf hat nicht nur den Entwurf, sondern auch eine lange Reihe von Zeichnungen in großem Maßstabe geliefert, nach welchen der Goldschmied Gabriel Hermeling in Köln den etwa anderthalb Fuß hohen Pokal in Gold getrieben, reich mit Email verziert und mit Edelsteinen besetzt hat. Am Defel sind die stehenden Figuren Borussia und des Waters Rhein angebracht, am Bauch die Personifikationen der acht größten Städte der Rheinprovinz. Zu ihren Füßen sitzen je zwei Knaben, von denen der eine das emailirte Stadtwappen, der andere die äußerst genaue

und fauber durchgeführte Nachbildung eines hervorragenden Baudenkmals der betreffenden Stadt in Händen hält. Um den Fuß sitzen acht männliche und weibliche Repräsentanten der in den Rheinlanden betriebenen Kunst- und Industriezweige herum. Die Flächen zwischen und über den Figuren sind mit äußerst zart behandelten Reliefs überzogen, welche die Hauptmomente der rheinischen Geschichte von den Römern bis auf die Einweihung des Kölner Doms darstellen. Der große Reichtum der Erfindung ist hier einer technischen Kraft begegnet, welche die schwierige Aufgabe in musterhafter Weise gelöst hat. Ein nicht minder erfreulicher Beweis für die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie ist das zu gleicher Zeit ausgestellte Glaservice, welches die Provinz Schlesien dem kaiserlichen Paare geschenkt hat. Dasselbe ist, zum Theil nach den Entwürfen des Grafen Harrach, in der Josephinenhütte am Riesengebirge ausgeführt worden. Die einzelnen Stücke sind ebenso vollendet und edel in der Form als in der Decoration, deren Ornamentik von einem ungewöhnlichen Reichtum der Erfindung zeugt.

Der österreichische Landschafts- und Thiermaler Franz von Pausinger hatte den Vorzug, zu den Begleitern des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich zu gehören, als derselbe im Februar 1881 von Triest aus eine Reise nach Aegypten, Palästina und Syrien antrat. Der Kronprinz hatte den trefflichen Jagdmaler schon früher schätzen gelernt und deshalb ertor er ihn zum künstlerischen Beirath, zumal er selbst die Absicht hatte, seine Reiseerlebnisse schriftlich zu fixiren und ihm daher ein fingerfertiger und schnell auffassender Illustrator willkommen war. Die von nicht geringem Talente zeugende Reisebeschreibung des hohen Autors ist im vorigen Jahre, begleitet von Radirungen und Holzschnitten nach den Zeichnungen Fr. v. Pausinger's, erschienen. Trotz der Vortrefflichkeit dieser Reproduktionen geben dieselben aber kein völlig ausreichendes Bild von dem künstlerischen Charakter der mit Kohle gezeichneten Originalentwürfe, welche, wie uns unser K.-Korrespondent schreibt, gegenwärtig in der Berliner Kunstakademie, 122 an der Zahl, zur Ausstellung gelangt sind. Neben den offiziellen Empfangsfeierlichkeiten zu Ehren des Kronprinzen sind seine persönlichen Erlebnisse, seine Jagdausflüge und Jagdabenteuer, seine Ritte durch die Wüste mit großer Lebendigkeit geschildert. Daneben ist den ehrwürdigen Baudenkmälern Aegyptens und Palästinas die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt worden, und mit gleicher Meisterhaftigkeit und Frische hat Fr. v. Pausinger Griffe in das vielgestaltige Volksleben des Orients und seine charakteristischen Typen gethan. Eine reiche ethnographische Galerie zieht in glänzender, malerischer Auffassung vor unseren Augen vorüber. Obwohl die schon im April beendete Reise eigentlich nur eine Reise im Flug war, ist Pausinger doch allen Erscheinungen, welche seine Phantasie fesselten, mit dem Scharfblick des echten Künstlers bis auf den Grund gegangen. Alle Blätter sind mit gleicher Liebe, mit gleicher Gemüthsantheiligkeit behandelt. Wenn man einige, wie z. B. den Einzug des Kronprinzen in Kairo, den Abend in der Schuabraalle daselbst, die Schafjagd, auf den Pyramiden und den Empfang in Jerusalem hervorhebt, so veranlaßt dazu nur der pittoreske oder ungewöhnliche Gegenstand, nicht die künstlerische Ausführung, die auf allen Blättern die gleich vortreffliche ist.

Als hervorragende Gemälde des Pariser Salons 1885 werden von den Kunstkritikern ziemlich übereinstimmend bezeichnet: „Heinrich III. in Venedig“ von Veroud, „Die Arbeit am neuen Wehr von Suresnes“ von Roll, „Der Tod Philipp II.“ von Cazanova, „Die Tochter Jephtha's“ von Cabanel, das „Preisgericht der Malerei“ von Gerbez, „Der Wein“ von L. Germitte, ein Gemälde in fünf Feldern, Viktor Hugo's Leben und Schaffen verherrlichend, von Comte du Roux, „Michel Angelo, eine Leiche feiernd“, von Mercio, Landschaften von Pointelin und Pelouze, „Der Herbst“ von Puvès de Chavannes, „Der Abg. Clemenceau in einer Volksversammlung“ von Raffalli, eine Scene aus dem Bauernaufstand der „Jacquerie“ von Rochegrosse, ein Kupferstich mit Stillleben (wie alljährlich) von Vollon, „Jesu Geburt und die Weisen aus dem Morgenland“ von Vouguereau, „Der Abzug der Mauren aus Spanien“, ein Reliefbild von Clairin, das Porträt von Frau Pelouze, der Schwester des Abgeordneten Wilson, von Carolus Duran u. s. w.

Die Ausführung eines Panoramas für die Stadt Chicago, welches die Schlacht bei Chattanooga in Tennessee, und zwar die Erstürmung der Missionary Ridge durch die Nordstaaten, darstellen soll, ist Professor Eugen Bracht und Maler Köhling in Berlin übertragen worden. Gegenwärtig wird zwischen Bahnhof „Thiergarten“ und „Velleue“ der Stadtbahn an der Gutfahrerstraße und in unmittelbarer Nähe der Spree ein mächtiger Rundbau in Holz errichtet. In diesem Bau werden die Künstler, sobald dieselben von ihrer amerikanischen Reise, die zum Studium des betreffenden Schlachtfeldes unternommen wurde, nach Berlin zurückgekehrt sind, das Panorama fix und fertig ausführen.

Bühne.

Mit jeder Woche wird der Besuch der Vorstadtbühnen spärlicher. Die Wiener Theaterdirektoren beneiden ihre Kollegen in der Provinz, denen es gestattet ist, mit dem Palmsonntag die Saison zu schließen. Der Direktor der Josephstadt, Costa, hat durch dringendes Bitten von der Statthalterei die Erlaubnis erhalten, vor dem ihm gesetzten Termin zu schließen. Die italienische Oper im Carltheater hat auch bereits wieder ein Ende genommen. Direktor Jatarek hat sich mit den Sängern gütlich abgefunden. Das Carltheater hat in diesem Jahr die Verpflichtung, bis zum August zu spielen. Abwechselnd soll jetzt nämlich immer eines der Vorstadtbühnen die Saison um einige Monate verlängern. Die Direktoren wird das viel Geld kosten; aber für die Fremden muß in Wien doch für die Abende ein Zuckersort sein. Eine Schauspielnovität, „Juma's Ehe“, nach dem Ungarischen bearbeitet von C., fand schon am ersten Abend geringen Zuspruch. Der Erfolg läßt auf keine gesteigerte Zugkraft hoffen. Am Theater an der Wien sah man endlich wieder ein volles Haus bei dem fünfzigjährigen Jubiläum Liebold's. Der Benefizant spielte die kleine Rolle des Tischlermeisters in Nestroy's „Lumpenfabrikant“. Die Anziehungskraft übte Girardi's erstes Wiederauftreten nach längerer Abwesenheit. Liebold wirkte seit einer Reihe von Jahren verdienstlich als Regisseur am Theater an der Wien. Am 29. April verabschiedete sich Frau Chnn von Wien. Sie war eine hervorragende Fiedlerin der Oper und die Stimme der Sängerin hat an Wohlklang nicht eingebüßt. Ihre Abschiedsrolle, die Mignon, brachte die in glänzender Weise zu Gehör. Sommer bleibt dagegen der Hofoper erhalten. Statt die Direktion wegen seiner Verabschiedung zu verflagen, hat er sich bei dieser Gelegenheit seines Benehmens entschuldigt, und wie zu erwarten, ist ihm Indemnität ertheilt.

G. zu Putzky's älteres fünfaktiges Schauspiel: „Wilhelm von Oranien in Whitehall“ feierte kürzlich am Hoftheater in Dresden seine Wiederaufnahme und erzielte einen vollen Erfolg. Den Inhalt des neuesten Stückes nach mehr für ein Lustspiel in Scibele'scher Manier prädestinirtes Stück bildet der Besuch Wilhelm's von Oranien am englischen Hofe (1677), um die heimlichen Rabalen, welche Karl II. mit Ludwig XIV. gegen Holland betrieb, zu durchkreuzen und diesem die Bundesgenossenschaft Englands zu sichern, sich selbst aber den Weg zum englischen Thron durch eine eheliche Verbindung mit der Prinzessin Maria, Tochter des Herzogs von York, zu bahnen.

Das i. Hoftheater in Stuttgart hatte die Freude, einen Gast der kaiserlichen Burg in Wien zu begrüßen und Geh. Hofrath Werther verdient den wärmsten Dank, daß er die Künstlerin, die so selten aus dem Kreise ihrer Kunstgenossen tritt, auf unsere Bretter führte. Der stürmische Jubel des Publikums hat dem Gaste wie dem Intendanten reichlich dafür gelohnt. Frau Wolter trat in drei Rollen: Adrienne Lecouvreur, Marie Anne („Ein Weib aus dem Volke“) und Medea auf und hat uns ein bedeutendes Stück ihres künstlerischen Wollens und Könnens vorgeführt, gezeigt, wie es möglich ist, den vollen Realismus doch mit dem Hauche echter Poesie zu durchdringen, wie man im höchsten Grade wahr sein kann, ohne der Idealität etwas zu vergeben, wie man selbst in der höchsten Leidenschaft seine Töne beherrscht. Das scheint uns

das Charakteristische dieser Schauspielerin und übt den großen Zauber, der ihr auch das Publikum Stuttgarts im Flug eroberte, das indes über dem Gast auch seiner eigenen Kräfte nicht vergaß und unsere Heroine, Frau Bahlmann, als Arria mit Beifall überschüttete. Der edle Wettstreit der beiden Künstlerinnen hat sich in schönster Weise auf die Zuschauer übertragen — das ist die Wirkung echter Kunst und Dank dafür unserem umsichtigen Bühnenvorstand.

Ein neues dreiaktiges Lustspiel von E. Heiden (Pseudonym): „Der Mann von fünfzig Jahren“ fand am Hamburger Thalia-theater eine freundliche Aufnahme. Die Grundidee und die Hauptcharaktere seines Stückes hat dem Autor, wie die „Hamb. Nachr.“ schreiben, die bekannte Goethe'sche Novelle aus „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ geliefert. Das Stück ist mit ziemlich Bühnengewandtheit gearbeitet und geeignet, für ein paar Stunden eine angenehme Unterhaltung zu bereiten. Auch der Dialog ist mit Sorgfalt behandelt und nur stellenweise etwas zu geizig, da wo es sich um einfache Dinge handelt.

Koppel-Gülden's „Marguerite“ hat auch bei seiner ersten Aufführung im Vellalliantheater in Berlin einen vollen Erfolg erzielt.

Fräulein G. Giers, die nach siebenjähriger Thätigkeit als Heroine vom Hamburger und Altonaer Stadttheater schied, gab ihr Abschiedsbenefiz im Altonaer Stadttheater. Sie trat als „Gräfin Lea“ und als „Journier's“, Schauspielerin auf. Der Hamburger Korrespondent schreibt darüber: „Sie wurde bei ihrem ersten Erscheinen mit minutenlang anhaltendem Beifall begrüßt und auch während ihres hinreichenden Spiels bei offener Szene durch wiederholten Beifall ausgezeichnet. Nach Schluß der Vorstellung erhielt Fr. Giers ungezählte Vorbespanden, einen silbernen, einen goldenen Lorbeerkranz und kostbare Geschenke. Der Beifall, mit welchem das Haus diese Ovation begleitete, wollte kein Ende nehmen und steigerte sich bis zum hellen Jubel.“

In Weber's „Oberon“ nahm kürzlich Fr. Horina nach zwanzigjähriger, ehrenvoller Thätigkeit am Berliner Hoftheater von der Bühne Abschied. Der Kaiser hat der verdienten Sängerin eine lebenslängliche Pension ausgesetzt.

In Paris wurde jüngst die Oper „Eine Nacht der Kleopatra“, Text von Jules Barbier, Musik von Viktor Massé, zur Aufführung gebracht. Die Handlung der Oper ist sehr einfach. Kleopatra ist von Langeweile geplagt; ein Mann aus dem Volke Namens Manafes, Fischer seines Zeichens, aber jung und von schöner Gestalt, waagt, in Leidenschaft für die Königin entbrannt, zu ihr zu dringen und ihre Liebe zu gewinnen. Kleopatra, anfangs über diese Kühnheit empört, aber von seiner Schönheit bezaubert, gestattet ihm, 24 Stunden in ihrer Nähe zu weilen, aber nach Ablauf dieser Zeit müsse er den Gistbecher leeren. Manafes dünkt dieser Preis nicht zu kostbar, er geht auf die Bedingung ein. Die letzte Stunde jener Frist naht; Kleopatra, gerührt von so viel Liebe, gesteht dem dem Tode Verfallenen, daß auch sie ihn glühend liebt. Da kündigt Trompetenschall das Nahen des siegreichen Marc Anton. „Flieh!“, ruft sie dem Geliebten zu, „ich schenke Dir Dein Leben!“ — „Fliehen“, erwidert er, „und denken zu müssen, daß nun er in Deinen Armen ruht? Nimmermehr!“ Er leert mit einem Zuge den bereitstehenden, giftgefüllten Pokal und sinkt sterbend zu den Füßen der Geliebten nieder. Zu diesem mehr im Sinne eines dramatischen Gedichts als eines Dramas behandelten Stoff hat der verstorbenen Masse eine sehr melodische Musik geschrieben.

Kultur und Wissenschaft.

Der Verein der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen in Wien hielt am 25. April seine erste ordentliche Generalversammlung ab. Aus dem Berichte der Schriftführerin geht hervor, daß der erst seit zwei Monaten bestehende Verein 10 Stifter, 30 unterstehende und 40 ordentliche Mitglieder zählt. Das Vereinsvermögen beträgt bis jetzt 1656 fl. Vorstand: Frau Maria Baronin Augustin, Präsidentin; Frau Kathinka Baronin Rosen, Vizepräsidentin; Frau Julie Thenen, Schriftführerin; Frau Anna Fortenheim, Schatzmeisterin. Auszub.: Frau May von Weissenhurn, Frau B. Baronin Prokaja, Frau Ida Barber, Frau Minna Kautsky, Fräulein Hermine Frankenstein; Erschienen: Frau Rosa Barach, Fräulein Irma Komlosy, Frau J. Linden, Frau Professor C. Prudner, Fräulein Emilie Mariot.

Die Shakespearegesellschaft hat bei ihrer letzten Versammlung G. v. Vinde zum Vorsitzenden gewählt. Die Bibliothek hat jährlich einen regelmäßigen Zuwachs von 50 Bänden. Die Zahl der Mitglieder ist 202. Der Absatz des Jahrbuchs beträgt 114 Exemplare.

Industrie und Handel.

Die Saison der Ausstellungen hat begonnen. Aus London traf die Nachricht von der feierlichen Eröffnung der internationalen Erfindungen-Ausstellung in Süd-Kensington durch den Prinzen von Wales ein, ebenso sind die ungarische Landesausstellung in Budapest durch den König von Ungarn und die große Antwerpener Weltausstellung durch den König von Belgien kürzlich eröffnet worden. Wir werden auf diese interessanten Ausstellungen noch in speziellen Referaten zurückkommen und bemerken vorläufig nur, daß in Antwerpen Viktor Lynen in seiner Festsprache die hervorragende Beteiligung Deutschlands in besonders schmeichelhafter Weise hervorhob.

Eine internationale photographische Ausstellung findet vom 1. September bis 31. Oktober in dem Krystallpalast in Oporto (Portugal) statt, zu deren Besichtigung alle Photographen, Kunstfreunde, Fabrikanten photographischer Apparate und Produkte u. des In- und Auslandes eingeladen sind.

Eine internationale Konferenz zum Schutze des Urheberrechts wird im Herbst d. J. in Bern stattfinden. Es werden dazu die auswärtigen Regierungen eingeladen, welche an den Konferenzen im Herbst vorigen Jahres theilnahmen. Dießmal soll der damals vereinbarte Entwurf einer internationalen Uebereinkunft zum Schutze der Urheberrechte definitiv festgestellt und unterzeichnet werden.

Eine reizende Gründung sind die „Glacierfensterverzierungen“ von McCaw, Hewenson & Orr, Irland, welche durch Perry & Comp. in Frankfurt a. M. vertrieben werden. Die Glaciers, transparente Blätter in hübschen Farben, werden in Hunderten von Mustern gemacht, darunter Ritter- und Heiligenfiguren, Blumen, Köpfe von Künstlern, Borden, Ecken u. d. Glaciers werden nur in bestimmten Größen angefertigt, doch lassen sich durch Zusammenstellung von Mittelstücken, Borden und Ecken u. d. Glaciers bedecken und die prächtigsten Fensterverzierungen herstellen. Die Glascheiben werden angefeuchtet und die Glaciers aufgelegt, solche sind dann nicht löslich und können kalt und heiß abgewaschen werden. Entweder können die Glaciers direkt auf die Fenstercheiben aufgelegt werden oder auf dünne Glascheiben, die man dann in leichten Holzrahmen an die Fenster hängt. Die Vermittler in Frankfurt senden Musterbücher und besorgen nach Größenangabe die Zusammenstellungen.

Erfindungen.

Wiederum hat die elektrische Glühlampe eine neue, eigenartige Anwendung gefunden, nämlich bei der Beleuchtung des Kornes an Schupfmaschinen, besonders an Jagdschupfen. Nachdem man früher durch Einweichen und dann neuerdings mittelst der Balmann'schen Leuchtmasse das Korn im Dunkeln erkennbar zu machen versuchte, ist man jetzt durch die erwähnte Erfindung von Gustav Raben's in Hamburg al? dieser unvollkommenen Hülfsmittel überhoben. Ueber dem Korn und innerhalb eines kleinen Kautschukgehäuses befindet sich eine kleine Glühlampe in Gestalt eines V-förmig gebogenen Rohres. Ein in der Tasche zu tragender Akkumulator ist mit der Lampe verbunden und läßt sich der Strom unter Zufußnahme einer an dem Gehörhaken befindlichen Kontaktvorrichtung augenblicklich unterbrechen, so daß sich der Schütze zu ungelegener Zeit nicht bemerkbar zu machen braucht.

Einem interessanten Bewegungsmesser hat ein Franzose Namens Marey erfunden. Derselbe mißt und registriert graphisch jede Funktion, nicht nur der äußeren unmittelbaren, sondern auch der inneren mittelbaren Bewegungsorgane.

Die Aufmerksamkeit der Elektriker ist gegenwärtig auf den neuen Multiplextelegraphen von Delany gerichtet. Während man bisher höchstens 6 Telegramme auf ein und demselben Draht zugleich befördern konnte, hat Delany die Zahl vervielfacht und expedirt 72 Depeschen mit einem Male. Das System beruht allerdings auf der Anwendung des physischen Rades des Dänen Lacour, doch hat es Delany erst praktisch brauchbar gemacht und sonst verbessert. Die Dauer eines jeden elektrischen Kontakts beträgt bei der gleichzeitigen Beförderung von 72 Telegrammen mit ausreichender Geschwindigkeit die unglaublich kurze Zeit von 0,0021 oder etwa zwei Tausendstelsekunden.

Feste und Versammlungen.

Daß einige hundert deutsch-amerikanische Schützen im Laufe dieses Jahres eine gemeinsame Schützenfahrt nach Deutschland zu unternehmen gedenken, ist bereits gemeldet. Das Projekt hat nun unter der Regie der Independent New-York-Schützen feste Gestalt gewonnen. Nach dem uns vorliegenden Programm erfolgt die Abfahrt von New-York am 6. Juni mit dem Hamburger Dampfer „Suebia“. Nach der Ankunft in Hamburg zerstreut sich die Gesellschaft ad libitum und vereinigt sich erst wieder am 3. Juli in Bingen, woselbst das eigentliche Schützenfest, Bogelschießen, Feuerwerk, Ball u. s. w. zugleich mit der Feier des 109. Jahrestags der Unabhängigkeitserklärung stattfinden soll.

Der internationale Geologenkongreß, welcher im vorigen Jahre wegen der Cholera vertagt wurde, tritt in diesem Sommer in Berlin zusammen. Die Einladungen dazu sind bereits ergangen.

Sport.

Die Flachrennen in Berlin nahmen am 3. Mai ihren Anfang und brachten zahlreiche besetzte Felder, aber sehr mäßigen Besuch. Das Eröffnungsrennen fiel an Jäger's „Bud“, der den Gradiher „Ebenholz“ u. s. sicher schlug. Im Schneemannhandicap lief der fünfjährige „Erstling“ des Erbprinzen Fürstenberg seinen Gegnern nach Gefallen davon und den Preis von Dablmiz gewann des f. Hauptgestüts Gradiher dreijähriger br. H. „Asgard“ vor „Paroli“, „Ode“ u. s., während der alte „Konstul“ abermals ein Verkaufsrennen heimtrug. Den Staatspreis vierter Klasse konnte des f. Hauptgestüts Gradiher „Piccolos“ nur nach hartem Kampf gegen „Rosa Alba“ behaupten und das Hürdenrennen trug Lieutenant Graf Dobna auf Bieber's a. „Antinous“ heim.

„Gallus“, der dänische Favorit für das norddeutsche Derby, ist nach seinem guten Lauf in England an die Spitze der Wettnotirungen für das große Rennen gerückt.

Der Ausgang des Vereinigten Remzeti-Dij am ersten Budapestertag hat die Ergebnisse der Wiener Rennen vollständig über den Haufen geworfen. „Buzgo“, der nach seinen spielend errungenen Siegen schon für den sichern Derby Sieger an der Donau gehalten wurde, kam als Vierter ein, während hinter ihm noch die älteste Tochter der „Cincien“, „Buda gyöngye“, endete. Baron Gustav Springer's dreijähriger „Charley“, der als Zweijähriger keine besondere Rennfähigkeit gezeigt hatte, siegte sicher in dem großen Rennen vor „Kont“, „Sarcos“ und so weiter.

Am letzten Renntage des Wiener Frühjahrsmeetings fiel das Hauptrennen, das Balabanhandicap, an der Kaspaten-Stud-Farm vierjährige „Kate Greenaway“ in einem Feld von Acht, während der Sieg von „Habsverus“ im Zugabhandicap eine große Ueberraschung brachte, die der Totalisator mit 91:5 zahlte. Auch im Verkaufsrennen wurde für den Sieg von Graf Hendel's „Angelo“ 55:5 gezahlt. Die lange Steeplechase über 5600 Meter gewann Fürst Alexsberg's „Wibelot“ nach hartem Kampf gegen „Valentin“, „Atteist“ und „Handwerksbursch“, die sämtlich kaum vier Längen von einander getrennt waren.

Der hervorragende Zweijährige Englands ist Mr. Per's „The Bar“, der siebenmal gestartet und seinem Besitzer circa 100,000 Mark heimtrug.

Die neue Rennbahn der Berliner Radfahrer wurde am 3. Mai eingeweiht und zwar vergingene den ersten Sieg J. Pundt vom B. V.-C. „Germania“, während das Renningsschiffen Füllgast-Berlin, das Handicap Linde-Schöneberg, das Triocycelfahren Hofmann-Berlin und das Fahren über 10,000 Meter von Pundt, dicht gefolgt von Emberg, gewann.

Mode.

Eine Neuheit, deren praktische Vorzüge zumeist der bevorstehenden Reisezeit zuzuführen kommen werden, sind gummierte Seidenstoffe. In erster Linie für den Zweck von Coupsé, Regen- oder Staubmänteln bestimmt, haben diese Gummiseiden neben der im Sommer so besonders schätzbaren Annehmlichkeit eines Gewichtes, das sich oft noch nach dem Loh beizugehen läßt, das gefällige Gefühl aller neuen Muster und Modifarben. Sehr beliebt ist das große, bunte Carreau, und eine Imitation der blauen oder grauen Feinwandmühenmuster für solche, als Rotunde oder capuchonirte Redingote gearbeiteten Mäntel. Die Imprägnierung dieser Seiden auf Wasserdrichtigkeit vermehrt das Gewicht derselben nur ganz unmerklich, und die englischen Fabrikanten dieser Gummiseiden wollen im Besitz eines Verfahrens sein, welches dem Stoff den Menschen so unangenehmen Gummigeruch völlig entzieht. Auch in den für die Bewegungen der sommerlichen Reisezeit bereits bewährten wasserdrichtigen „Damenloden“ sind alle Farben der Mode vertreten. Sehr beliebt sind die Nüancen Ruchgrau, Baumflamme und Forrester. Der Schnitt dieser Lodenröcke wird ganz im Genre der langen Gehröcke, wie sie die Herren auf dem Lande oder im Walde bei Regenwetter tragen, gehalten, ja, er wird selbst bis auf die derben Hornknöpfe und die Knopfspanne im Rücken imitiert. Die Gewebe selbst sind, wenigstens in ihren besseren Qualitäten, trotz ihrer Imprägnierung von außerordentlicher Weiche, Feinheit und Geschmeidigkeit, obgleich es modern ist, dem Faben nach außen hin ein möglichst rauhes und grobzottig erscheinendes Ansehen zu geben.

Die Zunahme des japanischen Geschmacks in der Ausstattung erotischer und luxuriöser Zimmereinrichtungen ist dadurch nicht altertümlich, daß das interessante Projekt einer japanesischen Ausstellung in Berlin an dem Verbot des Mikado schließlich gescheitert ist. Eine Anzahl von Ausstellern ganz speziell auf dem Gebiete der originellen Textur und kunstvollen Möbel von Japan, zumal diejenigen, welche bei Eintritt jenes Verbois ihre Ausstellungsobjekte bereits nach Berlin überführt hatten, haben ihre Absicht, aus der neuen, dem japanischen Geschmack so günstigen Moderichtung praktischen Nutzen zu ziehen, nicht aufgegeben, und von der durch ihre Wurzener Teppiche und ihre Kunstfächerrennominirten Modelfirma von F. A. Schütz in Berlin ist eine japanesische Privatausstellung arrangirt worden, welche unter Liebhabern und Kunstkennern großes Interesse erregt und dem modernen Geschmack am Genre Japonais eine Fülle neuer Anregungen von erotischem Reiz und origineller Schönheit zugeführt hat.

Eine sehr interessante Kollektion der verschiedenartigsten, von Frauen getragenen Einsiedelkämme ist gegenwärtig im Berliner Kunstgewerbemuseum zu einer Ausstellung vereinigt worden. Von den in Europa gesammelten Rämmen, welche von mehr oder weniger historischer Bedeutung sind, und nächst Schildpatt, Silber und Gold auch filigranartig behandelten Eisenguss als beliebtestes Material der alten deutschen Mode des Einsiedelkamms vorstellten, weichen die in Indien, Japan und China getragenen Rämme sehr interessant durch Material und Herstellung ab. In Indien und China werden von den Frauen meist Holzämme getragen, deren kunstvoll ausgelegte Ornamente mit Silber und Eisenbein ausgefüllt werden. Aus der japanesischen Mode sind Rämme ausgefüllt,

welche ihrerseits wieder eine ganze Toilettenausstattung an Rämchen, Zangen, verschiedenartigen Eisenbeständen für Bedürfnisse der Toilette darstellen, welche Requisiten alle in einen solchen Kamm eingelassen sind.

Denkmäler.

An dem Beethovenhaus in Heiligenstadt bei Wien wird eine Gedenktafel mit der Inschrift angebracht werden, daß der Meister im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts dort wohnte. Gleichzeitig soll der Grund zu einem Beethovenmuseum gelegt werden.
Die feierliche Enthüllung des Denkmals Friedrich Wilhelm I., dessen Aufstellung im Lustgarten zu Potsdam jetzt vollendet ist, ist auf den 28. Mai festgesetzt, an welchem Tage die große Frühjahrsparade der Potsdamer Garnison im Lustgarten stattfindet.

Gestorben.

Friedrich Mollenhauer, deutsch-amerikanischer Violinvirtuose und Komponist, 67 Jahre alt, am 2. April, in Boston.
Dr. Böhm, Mitglied der von der ostafrikanischen Gesellschaft ausgerichteten Expedition, nach einem Telegramm seines Kollegen Reichard aus Sansibar Mitte April, in Ostafrika.
Dr. Gustav Nachtigal, deutscher Generalkonsul in Tunis, der ber. Afrikaforscher, als Konsularbeamter des deutschen Reichs für unsere Kolonialbestrebungen in Afrika hervortritt, 50 Jahre alt, auf hoher See an Bord des Kanonenboots „Möve“, am 21. April.
François Regnier, Generalregisseur der Großen Oper in Paris, ehem. hervorr. Schauspieler der Comédie-Française, 77 Jahre alt, am 27. April, in Paris.
Hans Wilhelm Kaalund, Professor, bed. dänischer Lyriker, 65 Jahre alt, am 27. April, in Kopenhagen.
Frau Generalin v. Greifinger, geb. Vogel, eine Stieftochter des Dichters Nikolaus Lenau, 74 Jahre alt, am 28. April, in Wien.
Sergius v. Erdorf-Kupfer, russischer Cellovirtuose, bef. durch seine Konzerte, 25 Jahre alt, am 28. April, in Wiesbaden.
Hofrath Dr. Ernst Förster, Kunsthistoriker von Ruf (Geschichte der deutschen Kunst, Denkmale der deutschen Baukunst, Bildnerei und Malerei u. f. w.), 85 Jahre alt, am 29. April, in München.
Hermann Hoppe, hervorr. russischer Verlagsbuchhändler (Russischer Kalender, Illustrirte Zeitung u. f. w.), am 29. April, in St. Petersburg.
Dr. Chr. Schubart, ehem. Oberbibliothekar der Kasseler Landesbibliothek, als hervorr. Kenner und Uebersetzer des „Pausanias“ in der Gelehrtenwelt bekannt, 85 Jahre alt, Ende April, in Kassel.
Fürst Friedrich Liechtenstein, k. k. österreichischer General der Kavallerie unter Radetzky, ein Onkel des regierenden Fürsten, 77 Jahre alt, am 1. Mai, in Wien.
Peter Ludwig Panum, Professor der Physiologie, seinerzeit Präsident des internationalen Verzehntkongresses, am 2. Mai, in Kopenhagen.
Hermann Becker, geschätzter Maler und Kunstkritiker, hervorr. Mitarbeiter der „Röln. Ztg.“, 67 Jahre alt, am 3. Mai, in Aachen.
Fürst Alexander Karageorgewitsch, depossedirter Fürst von Serbien, 79 Jahre alt, am 3. Mai, in Zemešwar.
Maximilian Reck, Direktor des Nürnberger Stadttheaters, verdienstvoller Bühnenleiter, Vorstandsmitglied des deutschen Bühnenvereins, 65 Jahre alt, am 6. Mai, in Nürnberg.

Lotterieziehungen im Monat Juni.

Am 1. Amsterdamer Industriepalast 2 1/2-Gulden-Loose vom Jahre 1869, jedes Loose 3 fl., zahlbar sofort (17. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1867, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. September 1885 (55. Ziehung). — Badische 100-Zhaler-Loose à 4 % vom Jahre 1867, höchster Preis 40,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 1. August 1885 (18. Ziehung). — Gothaer 5 % Grundr.-Pfandbriefe à 100 Thlr. 1. Em. vom Jahre 1869, Prämienziehung am 1. Oktober 1885 (16. Ziehung). — Gothaer 5 % Grundr.-Pfandbriefe 2. Em. vom Jahre 1871, Prämienziehung am 1. Oktober 1885 (14. Ziehung). — Gothaer 5 % Grundr.-Pfandbriefe 3. Em. vom Jahre 1873, höchster Preis 1100, niedrigster 110 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1885 (13. Ziehung). — Gothaer 5 % Grundr.-Pfandbriefe 3a. Em. vom Jahre 1873, höchster Preis 3300, niedrigster 330 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1885 (11. Ziehung). — Gothaer 5 % Grundr.-Pfandbriefe 3b. Em. vom Jahre 1880, höchster Preis 3300, niedrigster 330 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1885 (6. Ziehung). — Gothaer 4 1/2 % Grundr.-Pfandbriefe 4. Em. vom Jahre 1873, höchster Preis 1100, niedrigster 110 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1885 (13. Ziehung). — Köln-Mindener Eisenbahn-100-Zhaler-Loose à 3 1/2 % vom Jahre 1870, Prämienziehung am 1. August 1885 (30. Ziehung). — Ruchessische 40-Zhaler-Loose vom Jahre 1845, Prämienziehung am 1. Juli 1885 (50. Ziehung). — Oesterreichische 100-Gulden-Loose vom Jahre 1864, höchster Preis 150,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. September 1885 (94. Ziehung). — Stadt Triest 100-Gulden-Loose à 4 1/2 % vom Jahre 1855, höchster Preis 20,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 8. Juni 1885 (30. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1870, höchster Preis 300,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1885 (92. Ziehung). — Am 15. Ansbach-Gunzenhausen Eisenbahn-7-Gulden-Loose vom Jahre 1857, höchster Preis 12,000, niedrigster 10 fl., zahlbar am 15. Dezember 1885 (57. Ziehung). — Stadt Osn 40-Gulden-Loose vom Jahre 1859, höchster Preis 20,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. Dezember 1885 (32. Ziehung). — Am 30. Badische 35-Gulden-Loose vom Jahre 1845, höchster Preis 1000, niedrigster 62 fl., zahlbar am 1. Oktober 1885 (153. Ziehung). — Stadt Venedig 30-Lire-Loose vom Jahre 1869, höchster Preis 25,000, niedrigster 30 Lire, zahlbar am 1. November 1885 (50. Ziehung).



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Partie No. 36.

Gespielt in Philadelphia 1884.

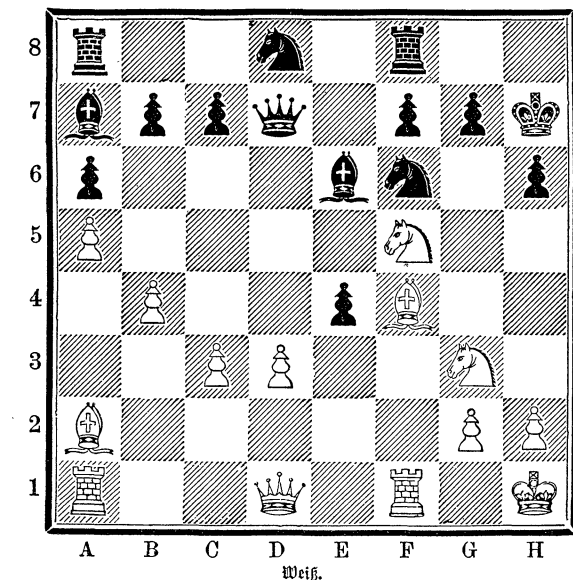
Abgelehntes Evansgambit.

| Weiß — Zukertort. | Schwarz — Martinez. |
|---------------------------|---------------------------|
| 1) E 2 — E 4 | 1) E 7 — E 5 |
| 2) E. G 1 — F 3 | 2) E. B 8 — C 6 |
| 3) L. F 1 — C 4 | 3) L. F 8 — C 5 |
| 4) B 2 — B 4 | 4) L. C 5 — B 6 |
| 5) A 2 — A 4 | 5) A 7 — A 6 |
| 6) C 2 — C 3 | 6) D 7 — D 6 |
| 7) A 4 — A 5 | 7) L. B 6 — A 7 |
| 8) D 2 — D 3 | 8) D. D 8 — E 7 |
| 9) E. B 1 — D 2 | 9) E. G 8 — F 6 |

LIV.

- 10) S. D 2 — F 1. Der Springer macht diese Wanderung, um das günstige Angriffsfeld G 3 zu erreichen. 10) H 7 — H 6.
11) S. F 1 — G 3 11) S. B 6 — D 8. Der Springer steht hier ungünstig. Die Absicht, ihn über E 6 in's Spiel zu bringen, ist nicht ohne Verschlechterung der Stellung durchführbar.
12) 0—0 12) L. C 8 — E 6.
13) L. C 4 — A 2 13) 0—0. Gefährlich wegen der Stellung der feindlichen Springer.
14) S. F 3 — H 4 14) R. G 8 — H 7. Falsch wäre L. E 6 n. A 2; 15) L. A 1 n. A 2, S. F 6 n. E 4; 16) S. H 4 — F 5, D. E 7 — E 6; 17) D. D 1 — G 4 und Weiß muß gewinnen.
15) S. H 4 — F 5 15) D. E 7 — D 7.
16) R. G 1 — H 1 16) D 6 — D 5. Besser wäre wohl S. F 6 — G 8, um G 7 — G 6 folgen zu lassen.
17) F 2 — F 4 17) E 5 n. F 4.
18) L. C 1 n. F 4 18) D 5 n. E 4.

Schwarz.



Weiß.

- 19) S. F 5 n. G 7. Das Opfer des Springers ist wohl motivirt, wie sich gleich zeigt. 19) L. E 6 n. A 2. Auf R. H 7 n. G 7 würde Weiß durch 20) L. F 4 — E 5 die Figur mit siegreicher Stellung zurückgewinnen.
20) L. A 1 n. A 2 20) D. D 7 — D 5.
21) S. G 7 — H 5 21) S. F 6 n. H 5.
22) S. G 3 n. H 5 22) F 7 — F 5. Auf D. D 5 n. A 2 gewann 23) S. H 5 — F 6 † in wenigen Zügen.
23) L. A 2 — D 2 23) E 4 — E 3.
24) L. D 2 — E 2 24) D. D 5 — F 7.
25) L. F 4 n. E 3 25) D. F 7 n. H 5.
26) L. E 3 n. A 7 26) L. F 8 — F 7. Selbstverständlich darf L. A 8 n. A 7 nicht geschehen, weil L. E 2 — E 7 † folgen würde.
27) L. A 7 — D 4 27) S. D 8 — C 6. Der Springer begibt sich jetzt auf den Pfad zurück, den er besser früher nicht verlassen hätte.
28) L. E 2 — E 7. Ein unerwarteter, schöner Zug.
28) D. H 5 — G 6. Wenn Schwarz hier D. H 5 n. D 1 spielte, geschah 29) L. E 7 n. F 7 †. R. H 7 — G 8; 30) L. F 7 — G 7 †, R. G 8 — F 8; 31) L. F 1 n. D 1, S. C 6 n. D 4; 32) L. G 7 n. C 7 und muß gewinnen.
29) L. E 7 n. F 7 † 29) D. G 6 n. F 7.
30) L. D 4 — E 3 30) S. C 6 — E 5.
31) D 3 — D 4 31) S. E 5 — C 4.
32) L. E 3 — F 4 32) L. A 8 — G 8.
33) D. D 1 — D 3 33) D. F 7 — D 5.
34) D. D 3 — H 3 34) L. G 8 — G 6.
35) L. F 4 n. C 7 35) D. C 4 — E 3.
36) D. H 3 — F 3 36) S. D 5 — A 2.
37) L. F 1 — G 1 37) S. E 3 — D 5.
38) L. C 7 — E 5 38) F 5 — F 4.
39) L. E 5 n. F 4 39) D. A 2 — C 4.
40) L. F 4 — E 5 40) S. D 5 n. C 3.
41) D 4 — D 5 und gewinnt.

Auflösung der Aufgabe No. 328:

- Weiß. Schwarz.
1) D. F 2 — G 2 1) R. D 4 n. E 3.
2) S. A 3 — C 2 Matt.
A) 1) L. D 3 oder L. G 5 n. D 3.
2) D. G 2 — D 5 oder S. E 7 — C 6 Matt.
B) 1) L. C 8 — B 7 oder — F 5.
2) S. E 7 — F 5 Matt.
(Auf 1 . . . 1) anders; 2) Dame oder Thurm Matt.

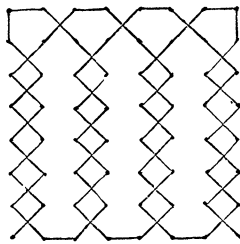


Königspromenade No. 12:

| | | | | | |
|-------|--------|--------|------|-------|-------|
| son- | licht | schein | das | gen | am |
| der | nen- | früh- | zu | ist | mor- |
| frist | nachts | je- | le | nicht | das |
| da | ner | du | sich | hel- | ein |
| zö- | ein- | stellt | vor- | ben | ge- |
| mal | gert's | nur | bist | her | stor- |

Auflösung des Räthfels in No. 32:

Gastlein — Ein Gast.



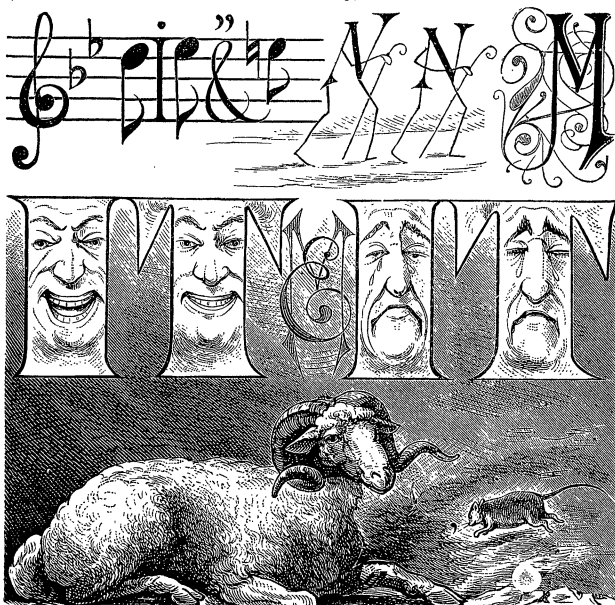
Auflösung der Königs-promenade No. 11:

Leid, das Worte hat zu Klagen,
Schmerz, der sich in Thränen löst,
Ob auch schwer, sie sind zu tragen,
Zeit beschwichtigt, Zeit erlöst.

Aber ihn, der unter Lächeln
Birgt, was ihm das Herz zerreißt,
Der's noch wahr im Todesröcheln,
Frage den, was Leiden heißt.

A. Cambridge.

Bilderräthsel 32.



Auflösung des Bilderräthfels 30:

Zu viel ist bitter, und wenn's lauter Honig wär.



Dornröschen im Norden. Georg, der Landbauer; Paul, der Geringe, Kleine; Julia, die Jungfräuliche; Alexander, der Männerbeschwärzende.
Fr. L. M. 3. in A. Ihre Hand deutet auf eine sehr sensible Natur. Sie haben in der frühesten Jugend schon viel durchgemacht, Ihr Geist hat sich aber glücklich durchgerungen, etwas mehr leichter Sinn wäre Ihnen zu wünschen.
Frau Gräfin Maria v. L. auf S. Wir haben Ihre gütigen Gesinnungen sehr hoch gehalten und werden Ihnen das Gewünschte bestens besorgen. — Von jener soit-disant Dichterin halten wir ebenjowenig wie Sie. — Ihrer Einladung auf Schloß S. können wir leider auch diesen Sommer nicht folgen.

Hrn. Oberst J. v. G. in M. Glauben Sie nicht an das Märchen. Der Wechsel tritt allerdings ein. — Die Uebersetzung in der Brachtausgabe der „Abendmahlstunde“ Feuers, die Sie Ihrer Tochter zur Konfirmation geschenkt, ist allerdings vom Redakteur dieser Blätter.
Hrn. Direktor L. in M. Die Eroberung war leicht gemacht. Wir rathen Ihnen zu einem Vauquart aus Weiden und in der Mitte eine Kamelle.
Hrn. A. P. in Frankfurt. Konstantinopel 600,000, Darmstadt 48,000, Karlsruhe 49,000 Einwohner.

Pokabonnet in A. Diesen Artikel finden Sie im Jahrgang 1880 unseres Journals und können Sie denselben, falls noch nicht in Ihrem Besitz, zum ermäßigten Preise von M. 5. — broschirt noch erhalten. Da die Post Bestellungen auf komplette Jahrgänge nicht annimmt, so wollen Sie Ihre Bestellung der Ihrer nächstgelegenen Buchhandlung aufgeben. Eventuell ist auch unsere Verlagsbuchhandlung gern bereit, Ihnen den Jahrgang gegen Einbusung des bemerkten Betrages direkt per Post zu übermitteln.
Hrn. G. W. in Chemnitz. Meinen Sie Vertigo, Schwindel?
Wilky Ernst. Besten Dank, bereits bekannt.

Hrn. G. L. in R. Wir hatten von anderen Seiten darüber Ihre Auskunft. Ihre Handschrift wurde unserem Graphologen überliefert, der direkt mit Ihnen verkehren wird.

Forscherin aus Pottau. Pöschinger hat aus dem preussischen Archiv die auf Fürst Bismarck's Thätigkeit in Frankfurt sich beziehenden Briefschaften und Berichte herausgegeben, und der kleine Pöschinger ist ein Auszug aus dem großen Werk.

J. G. 3 in B. Werden Sie sich an die Twietmeyer'sche Buchhandlung in Leipzig, welche Ihnen Auskunft geben wird.

Hrn. C. G. in D. Wenn Sie sie so originell halten, daß man eine Nachahmung sofort evident nachweisen kann, wird man sich wohl hüten.

Hrn. A. L. in Prg. Für uns nicht zu verwenden. Disponiren Sie darüber.

Langjahr. Abonnent in Bamberg. Die Leuchs'sche Buchhandlung in Nürnberg wird Ihnen Auskunft geben können.
Margarethe. Schen Sie sich mit der Mehler'schen Buchhandlung in Stuttgart in Verbindung; diese besorgt Ihnen das auf's Beste.

Kleine Gute in P. Der Fall, in dem Sie sich befinden, ist weniger schlimm, als wenn es umgekehrt wäre; auch läßt sich durch Rinnmittel nachhelfen. — Geirathen ist gut, nicht geirathen ist besser, sagt der Apokal Paulus. — Auf ein paar Centimeter kommt's nicht an. Sie brauchen ihn ja nicht zu führen. Ein Normalmaß gibt's nicht. — Den Dichter kennen wir nicht.

Hrn. J. B. in S. Weder besonderer Gläser noch besonderer Flüssigkeit, sondern Uebung und Geschicklichkeit.

Hrn. D. L. in G. Meinen Sie nicht R. M. Bellmann, den schwedischen Volksdichter? D. Bellmann?

Polynomina. Den Jahrgang 1882 der „Deutschen Romanbibliothek“ können Sie noch beziehen und zwar broschirt zum Preise von M. 8. —, fein in 2 Bänden gebunden zu M. 12. —

A. D. in W. Die optische Industrieanstalt von Schulze und Bartels in Rathenow, Prov. Brandenburg, fertigt das A.

D. in S. Ihre Lebensregeln beweisen ein gesundes Herz und einen klaren Kopf, und scheinen vielmehr Ihre Domäne als die Poesie. Wir werden einige derselben gelegentlich veröffentlichen. Für die Tassonotis besten Dank.

Hrn. Wilhelm G. cand. jur. in München. Ihre Gedichte haben alle einen gewissen Reiz, der in der jugendlich kühlen Diction liegt, doch die Form und verschiedene Ausdrücke sind selbst für solche „Augenblicksbilder“ zu jalopp.

Alice G. M. Ihre Einbildungen sind leider sprachlich Unkorrektheit wegen nicht druckfähig. Auch müssen wir um etwas mehr Geduld bitten, mit Ihnen senden Hunderte ein, die Alle befriedigt sein wollen.
Nigella. Es liegt ein Brief für Sie bei uns; wollen Sie uns Ihre Adresse angeben.

Hrn. E. Fr. G. 200. Einem Primaner stehen eigentlich noch gar keine Stellen offen: er muß ja erst ein bestimmtes Fach erlernen.

Frau v. B. in R. Schubert's Mästerleber, illustrierte Prachtausgabe (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Als Abonnentin unseres Journals haben Sie ein Recht auf den Vorzugspreis von M. 8. für das fein gebundene Prachtwerk; Ihre Buchhandlung wird Ihnen ein Exemplar zu diesem Preise gern beifügen. — Auflösung richtig.

Hrn. Dr. A. P. in S. Briefe, welche an Verstorbenen gerichtet sind, zu verkaufen, ist schon unstatthaft, noch mehr, sie zu veröffentlichen. Der Verstorbene ist wehrlos der Veröffentlichung seiner intimsten Geheimnisse preisgegeben, und der Lebende, von dem der Verstorbene Briefe erhalten, ist um sein Eigenes bestrebt.

Abonnent in G. F. Beide Kleidungsstücke stammen aus Frankreich und sind die fr. älteren Datums als die G., die erst der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstammen.

Kleine Taube. Merkwürdig, wir hatten gehört, L. sei ein Mann, und zwar ein österreichischer Offizier; dem wäre also nicht so? Von jenen Beziehungen zu B. G. hatten wir nie etwas erfahren. Theilen Sie uns doch mehr über die Dame mit.

Frl. G. in Berlin. Graf Auerberg, der Dichter, hat kein Amt bekleidet, er war nur Mitglied des Herrenhauses.

Frl. Antonie v. H. Avant la lettre bezeichnet die zweitbesten Abdrücke von Kupferstichen; avant toute lettre — ohne alle Unterdrift — sind die besten Abdrücke, während jene schon den Namen des Künstlers tragen, fehlt er hier.

Unerfahrene Hausfrau. Sie nimmt den ersten, resp. den mittleren Platz ein.

Frl. C. K. in Wien. Nicht ganz korrekt.

Frl. M. K. in Moskau. Wir danken für Ihre Mittheilung, leider können wir Ihnen keine Revanche geben.

Hrn. A. L. in R. Wir werden von mehreren Seiten darauf aufmerksam gemacht, daß in No. 31 irrthümlich das Schiff „Austria“ als im Jahre 1861 untergegangen bezeichnet wurde, während dieß 1858 geschehen. Die Thatfache bleibt für die Erzählung jedoch völlig irrelevant.

Frl. Mina B. in Prag. Albin — der Weisse, Feinliche.

A. B. D. in Hamburg. Rottner, Contorwirthschaft des Buchhandels, 1851; Meyer, Organisation des Buchhandels, 1874.

Hrn. Kantor M. B. in R. Das kann allerdings der Fall sein.

Hrn. H. in Jansbrunn. Leider nicht zu verwenden.

Frau M. W. in D. Sie haben gewonnen, die Namen der Sonntage: Jubilate, Cantate kommen von Anfangen lateinischer Psalmen, z. B. Jubilate von Psalm 66 oder 100; ferner Judica von Psalm 43.

Pharmazeut in S. Wie sollen wir mit den Apothekerbeziehungen in Sachen, Desterreich z. befaßt sein?

Frl. J. H. in Hannover. Die Verstorbene wird nicht wieder in dasselbe Verhältnis eintreten, wie sie auf Erden war.

Alter Abonnent in Mülheim. Dann's in Stuttgart erscheinendes Verlosungsblatt.

Lilli Dolores, Adolf Heß in Frankfurt a. M., Westendstr. 7, für Münzen, und Goldschmied in Frankfurt für Goldschmied.

Hrn. Hauptm. P. in St. Prof. Wetzel in Stuttgart, Hauptstättler.

Anna in Pitten. Die Taufe mit einem kostbaren Stoff, der dem Schäumen des Meeres verwandt ist. 12.000, allerdings noch manche davon. Nichtig.

Ungenannt in Speyer theilt mit, daß er Schmetterlinge durch Bestäubung des Hinterleibs mit Terpentinöl tödtet und fragt, ob dieß Andere auch so machen.

Frl. L. St. Wir besitzen leider die Adresse der Mexikanerin nicht.

Nichtige Lösungen sandten ein: Margarethe Bettsch in Chemnitz, S. Klein in Wien, Sigmund Stenich in Wittstock, „Die Treue“ in Baden-Baden, B. C. in Waldhausen bei Lübeck, Helene Neumann in Berlin, A. W. in Meieritz, Anna Baur in Wien, Mathilde Blumenthal in Gießhacht, Anna Hölbe in Holzwinden, Joh. Bauer in Ding, Maria Spangenberg in Salzburg, M. Fendler in Raumburg, Bruno Goldammer in Geringswalde, F. Zappe in Morchenstern, Paula Andrien in Bruck, Semper idem in Lübeck, Langjährige Abonnentin in Delingen, „Die Verlassene in G.“, A. Siegel in Meiningen, Hedwig Oeffmann in Crefeld, Linke in Neuforge, Leopold Franke in Jhehoe, Sig. Warshawer in Breslau, Fritz Scheffel in Moskau, Wilhelmine Niederhäuser in Breßburg, „Das unfehlbare Nütznerdier“ in Hamburg-Hohenfelde, Arthur Weigstoph in Wien, Karl Meyer in Köln, Kantor Peters in Wenden-Braunschw., Josephine Königswarter in Wien, Elise Staub in Jod, Gustav Oeffmann in Crefeld, Pauline Selle und Wilhelm Rütich in Kyritz, N. Gebauer in Yokohama, Toni Platz in Darmstadt, Salo Bloch in Bremen, Thilo von der Place verte in Antwerpen.

Gesundheitspflege.

Emil Sch. in Chemnitz. Durch Waschungen mit Kammerfeld'schem Wasser werden Sie Ihr Gesicht rein bekommen.

H. W. in G. 1) Kopfschuppen beseitigt man am besten durch Waschen der Kopfhaut mit spirituellen Flüssigkeiten, z. B. Franzbranntwein, oder mit einer zweiprozentigen doppelt kohlensauren Natronlösung. 2) Für den Fall, daß die Pusteln im Gesicht sind, siehe oben.

Jillia v. D. Dehgleichen.

Karl B. in Olmütz. Selbstverständlich braucht das Kammerfeld'sche Wasser nur so lange angewendet zu werden, als Miteiler vorhanden sind. Sind diese verschwunden, so ist auch der Gebrauch des Mittels überflüssig, namentlich wenn es auf der Haut schmerzt.

H. W. in M. Es handelt sich hier allem Anschein nach um eine Vergrößerung der rechten Mandel, bedingt durch einen chronischen Entzündungsprozeß. Da mit einfachen Mitteln, wie Kochsalz u. dergl. Gurgelungen, nichts auszurichten ist, so müssen stärkere Mittel, z. B. Bepinselung der vergrößerten Mandel mit jückerer Höhlenlösung oder Jodtinktur, natürlich durch einen Arzt, angewendet werden. Sollten auch diese nicht zum Ziele führen, so muß die Mandel herausgeschnitten werden; dieß ist das sicherste Mittel.

Hans Friede. Wenden Sie nur die Salzurgelungen an.

Leopold R., Geometer in Rißch. Der üble Geruch aus der Nase beruht in vielen Fällen auf einer krankhaften Veränderung der Schleimhaut und des Sekrets derselben. Das Letztere wird nur spärlich abgeleitet und hat dabei oft die Neigung, zu dicken Vorkörpern, welche dann den üblen Geruch verbreiten. Um dieselben zu beseitigen oder vielmehr eine Wiederbildung zu verhindern, müssen täglich vermehrt einer Nasendouche Einspritzungen in die Nase gemacht werden und zwar mit einer dreiprozentigen Kochsalz- oder chloraurischen Lösung, welche gleichzeitig auch heilend auf die Schleimhaut wirken. Sehr bewährt hat sich auch das Tragen von einfachen ca. 2 Ctmr. langen Basteppfropfen entweder in beiden Nasenhöhlen gleichzeitig oder, wo dieß nicht vertragen wird, abwechselnd bald in dem einen, bald in dem andern. Siegen tiefere Veränderungen, wie Knochenentzündung, Geschwürsbildung u. dergl., so müssen natürlich diese gründlich behandelt werden.

R. C. A. B. in W. E. Wir kennen diese amerikanische Anstalt nicht; halten aber auch in einem so einfachen Fall, den jeder gewöhnliche Arzt behandeln kann, eine Behandlung in einer Anstalt für überflüssig. — Gerbis in Wingen oder Rudolf Benhardt in Burgheim, Westphalen.

M. B. in Stargard in Pommern. Das von Professor Ruckbaum erfundene Bracelet gegen den Schreckkrampf ist zu haben bei Gebrüder Stiefenhofer, Gummiwaarenfabrik in München.

Abonnent C. in A. Eine Massagekur kann man gegenwärtig außer in allen Kaltwasser- und sonstigen Heilanstalten auch fast in allen Wädern durchmachen. Eine Wahl dürfte Ihnen sonach, namentlich wenn in Ihrer Nähe eine derartige Anstalt sich befindet, nicht schwer fallen.

H. W. S. in Sonderburg. 1) Wenden Sie sich an einen tüchtigen Ophthamologen. 2) Eine Operation ist nicht nöthig. 3) Zu Wunden werden Sie auf jeden Fall Rath und Hilfe finden. 4) Der Halskatarth muß entschieden auch beseitigt werden.

Dr. Schm.

Redaktion: Dr. Edmund Joller in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniss.

Text: Serpentina, Novelle von G. E. Zittmann. — Zum zehnjährigen Bestehen des Weltpostvereins, von G. E. — Im Weiter. — Salerno, zur Erinnerung an den achtundzwanzigjährigen Todesstag Gregor's VII., von Th. Drede. — Graf P. A. Schwaloff und George H. Pendleton. — Jakob's Traum. — Ughianische Typen. — Der Referendar, Novelle von Ernst Erdmann, Schlus. — Mangoni und Goethe, von Dr. Adolph Rohst. — Der Kaiser von Oesterreich auf der Auerhahnjagd, von B. G. — Das Kriegsspiel im Offizierskasino. — Aus dem Musikleben der Gegenwart, von H. Ehrlich, VI. — Gedanken, von Constanze Fürstin zu Salm-Dyck. — Notizblätter. — Lotterieziehungen im Monat Juni. — Schach. — Räthsel: Königsprobenade No. 12; Auflösung des Räthfels in No. 32; Auflösung der Königsprobenade No. 11; Wädräthfel 32; Auflösung des Wädräthfels 30. — Briefmappe.

Illustrationen: Im Weiter, Gemälde von M. Michel. — Erinnerung an Salerno, von B. Pfaff. — Jakob's Traum, Gemälde von B. E. Murillo.

Generaladjutant Graf P. A. Schwaloff. — George H. Pendleton. — Ughianische Typen. — Der Kaiser von Oesterreich auf der Auerhahnjagd, von F. Schlegel. — Offiziere beim Kriegsspiel, von A. v. Köhler. — Amor, der Herzensdieb, von Paul Heydel.

Billige und gute Reise-Lektüre!

Wohlfeile Roman-Ausgaben
für die Reise und für Daheim.

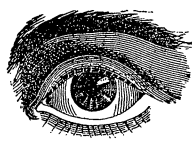
- Marie Colban, Eine alte Jungfer . . . Preis M. 1. —
Marie Colban, „Ich lebe!“ . . . Preis M. 1.50.
Karl Detlef, Die geheimnißvolle Sängerin . . . Preis M. 1. —
Karl Detlef, Ein Dokument . . . Preis M. 3. —
Karl Detlef, Auflösliche Bande . . . Preis M. 1.50.
Karl Detlef, Zwischen Vater und Sohn . . . Preis M. 2. —
Johannes van Dewall, Strandgut . . . Preis M. 2. —
C. Falk, Am ein Herz . . . Preis M. 1. —
Karl Seigel, Der Karneval von Venedig . . . Preis M. 1. —
Fr. Henkel, Die Herrin von Ibißstein . . . Preis M. 1.50.
Friedrich Henkel, Wenn Frauen hassen . . . Preis M. 1.50.
Hans Hopfen, Bayrische Dorfgeschichten . . . Preis M. 1. —
Wilhelm Jensen, Das Pfarrhaus von Ellernbrook . . . Preis M. 2. —
Gräfin M. Keyserling, Puccia . . . Preis M. 1. —
Rudolph Lindau, Liquidirt . . . Preis M. 1. —
Bieron. Lorm, Ein Schatten aus vergangenen Tagen . . . Preis M. 1. —
Alex. Römer, Frühling und Hochsommer . . . Preis M. 1. —
Alexander Römer, Still und bewegt . . . Preis M. 1.50.
S. Rosenthal-Bonin, Das Gold d. Orion . . . Preis M. 1.50.
S. Rosenthal-Bonin, Der Diamant-schleifer . . . Preis M. 1.50.
Mariam Tenger, Der Amulettmann . . . Preis M. 1.50.
Hans Wachenhusen, Mylady . . . Preis M. 1.50.

Diese wohlfeilen Roman-Ausgaben eignen sich ganz vorzüglich als Reise-Lektüre, wie auch zur Anschaffung für Haus- und Vereins-Bibliotheken. Sie verbinden geeigneten Inhalt mit äußerster Billigkeit bei sehr eleganter Ausstattung. Dieselben sind zu den beigelegten billigen Preisen elegant gebunden durch alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie auch auf allen Bahnhöfen vorrätig.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

Ankündigungen

pro 5mal gelbaltene Nonpareillegelle M. 1.80.



Men! Sensationell!
Doppelte
Heranzieh-
gläser

bringen den entferntesten Punkt dem Beschauer nahe, sind v. c. beid. Klarheit und Schärfe, deshalb auch im Zweifelsfall zu benutzen, sind die besten Gläser für Touristen, Officiere, Forstbeamte. Sie sind f. jed. Auge pass. u. auch als Theatergläser sehr empfehlenswerth. Sie kosten das Stück 15 Mark incl. lederner Tragastock, einfache Heranziehgläser das Stück 2 Mark und 8 Mark.

Nur zu beziehen von dem optischen Institut von C. F. G. Zittler's Nachfolger in Widau, Sachsen. Begründet im Jahre 1847. Gegen Einsendung des Betrags oder Nachnahme.

Patente

besorgt u. verwerthet in allen Ländern.
Prospecte gratis.
Alfred Lorentz, Berlin, Lindenstr. 67.



Pat. Schutzwände, besser wie 100. Span. Wände, für Haus u. Port. Muster. Br. v. L. gratis. Davids & Co., Hannover.

„EINE PERFECTE FRISUR IN ZEHN MINUTEN.“

HINDE'S LOCKEN-NADELN

Erzeugen Charmante Ringellocken u. s. w.

Sie werden in KALTEM Zustande benutzt und sind viel zuverlässiger als Papierwickel. Bequem, Unsichtbar und die Einfachheit selbst.

Dieser Artikel ist in England durch Patente geschützt. Jede Nadel und Etiquette ist „Hinde's Careless Patent“ gestempelt.

Man nehme sich in Acht vor schwindelhaften Nachahmungen, die schlecht und von geringem Werth sind und deren Vertrieb mit der vollen Strenge des Gesetzes entgegengetreten wird.

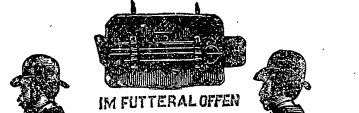
Probeschachteln sind portofrei gegen Einsendung von 70 Pf. zu beziehen von A. GRANDJEAN, Hamburg, Parfümerie- und Luxus-Artikel.

Fabrikant: HINDE, BIRMINGHAM und LONDON, England.

Reise-Bazar
C. C. Hallmayer,
R. Hof-Modell-Fabrikant,
Stuttgart, Kirchstraße 12.

JOHN HAMILTON & Co.'s
PATENTIRTER TRAGBARER
Hosen-Strecker

IM FUTTERAL OFFEN



IM GEBRAUCH



NACH GEBRAUCH

VOR GEBRAUCH

Die Tausende in Gebrauch in der ARMEE und MARINE, für SPORTMÄNNER und andere Herren in ENGLAND, zeugen für die Nützlichkeit dieser Erfindung.

Zu haben bei allen Ausrüstern.

En Gros Verkauf nur bei Zollvereins-Niederlage, Wilhelmstrasse 33, Hamburg.

Obige Hosenstrecker versende in Bronze Stück 8. — M. Nickel 11,75 M. Alexander Brünell, Berlin, Passage 14. Cöln, Fr.-Wilhelmstr. 12.

Farbige seidene Surah, Satin merveillen, Atlasse, Damaste, Seidenripse u. Taffete M. 2.20 p. Met.

od. fl. 1.30 fr. ö. w.

618 M. 12. 25. versendet in einzelnen Nothen und ganzen Stücken postfrei in's Haus

Zürich.

Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. od. 10 Kr. ö. w. Porto nach der Schweiz.

G. Henneberg's

Seidenstoff-Fabrik-Depôt,

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

3620

Rohseidene Bastkleider Rmk. 15.80 Pfge.

per komplette Robe, = fl. 9.30 fr. ö. w.

sowie bessere Qualitäten, versende bei Abnahme von mindestens zwei Nothen porto- u. postfrei in's Haus nach Deutschland u. Oesterreich-Ungarn. — Es gibt kaum etwas Prachtvolleres in der Damentoilette, als diese rohen Stoffe, die für Promenade, im Hause, auf der Reise und in Gesellschaft getragen werden können. Muster umgehend. Briefporto nach der Schweiz: 20 Pf. = 10 Kr. ö. w.

Zürich.

G. Henneberg's

Seidenstoff-Fabrik-Depôt,

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

3621

Waschen der Nothen. Man wäscht die fertigen Nothen, wenn unrein geworden, in lauwarmem Seifenwasser, windet sie aus, zieht sie durch Zuckersäure, windet sie wieder aus und bügelt sie feucht; die Kleider sind im Gebrauch unverwundlich.

Kaufmännische Ausbildung

durch brieflichen prämierten Unterricht.

Rechnen etc. Brieflich. Correspondenz etc. doppelt. deutsche, italienische, amerikanische, kanische. Buchführung. Probe-brief gratis. franco. Schönschreiber. keine Vorher-zahlung.

Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut

OTTO SIEDE-ELBING.

Weltkundbilder-Berlin
Paul Bayer, Dresden-N. 95.
Chromos. Rahmen, Gemälde.
Neu! Rüst-Bismard! Neu!
Pracht-N. 60 x 70 cm. M. 10.
mit eleg. Verordnungen M. 17.
Vollst-N. 39: 51 cm. M. 1.
gerahmt M. 2. Ill. Rat. gratis
u. franco. Agenten gesucht.

Illustr. Briefmarken-Journal.

Verbreitetste u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. farbige Illustrationen u. Gratsbeigaben giebt u. monatl. 2 mal erscheint. Probe-No. gratis von Gebroder Sent. Leipzig.

Steinbalkasten.
Die bei großen und kleinen Kindern außerordentlich beliebten Steinbalkasten eignen sich vorzüglich zu Geburtstag- oder Namenstag-Geschenken. Kinder, welche bereits einen Steinbalkasten haben, schenke man den betreffenden Gratzungskarten. Preislisten senden gratis. H. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt (Thür.).

Die im ganzen Deutschen Reich als solid und constant bekannte Buchhandlung von R. Trenkel in Berlin SW., Briefstraße 9, judt 3242

erprobte Reisende

für den Vertrieb größerer Werke (Conversationslexika, wissenschaftliche Encyclopädien u. dergl.) gegen Katenzahlung.

Ein 23jähriger schwedischer Staatsbeamter wünscht sich mit Hilfe Gottes eine blonde, frische, gebildete, protestantische deutsche Gattin, die 117,000 Mark hat. Die zu verheirathenden Antworten werden mit Namensunterdrift und Bildniß bis zum 1. September an „Sigurd 70 Sigurd, Poste restante, Malmö, Schweden“, erbeten.

Heirat

reiche Damen suchen pass. Heirat. Näh.: „General-Anzeiger“ Berlin SW.

Nur auf einem glücklichen Familienleben ein gesunder Staat.

Heirats-Kammer.

Größtes Ehe-Vermittelungs-Institut der Erde, beruht auf rechtlicher, sittlicher und religiöser Grundlage und zählt Herren und Damen aller Gesellschaftskreise zu Mitgliedern.

Statuten incl. des 314 Seiten starken Werkes über die Ehe gegen Einsendung von M. 4. — an H. Klatt, Berlin W., 91 Wilhelmstr. 3546

Glasen-Nachlichte, bewährt seit 1808, Anal. präz. Reser. als Petroleumlampen. weis. geruchlos u. nicht feuergefährlich. Zu haben in jedem besseren Geschäft.



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Das Maifest in Guadix.

Eine andalusische Novellette
von

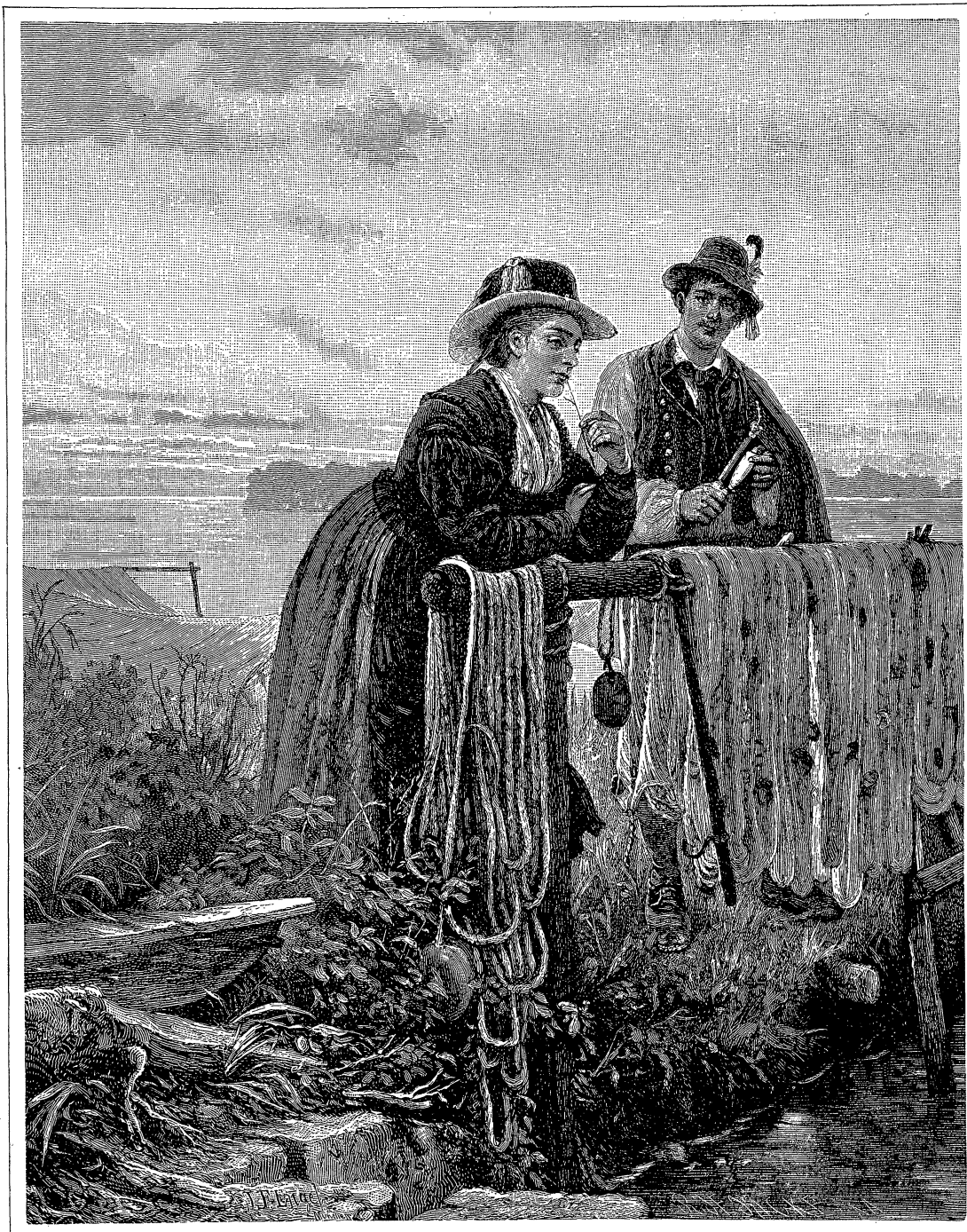
H. Rosenthal-Bonin.

(Nachdruck verboten.)

I.

Das spanische Provinzialstädtchen Guadix in Andalusien, am Fuße der himmelanstiegenden Sierra Nevada gelegen, befand sich seit einigen Tagen in großer Aufregung. Der Apotheker Simon Barca und der pensionirte Hauptmann Gomez Doblado hatten wieder Streit bekommen.

Dieß war nun keine so ungewöhnliche Sache, daß darüber Jemand von der Bürgerschaft besonders sich aufzuregen hatte, denn der Apotheker und der Hauptmann lebten schon seit zwanzig Jahren in bitterer Feindschaft. Dießmal war jedoch die Tochter des Apothekers, Soledad, das schönste Mädchen von Guadix, der Liebling der ganzen Stadt, der Gegenstand des Streites, und die gesammte Einwohnerschaft, die sich sonst sehr vorsichtig neutral in dieser Fehde hielt und Licht und Schatten höchst subtil abgewogen auf die beiden Kämpfer vertheilte, stand jetzt auf der Seite des Hauptmanns. Simon Barca und Gomez Doblado gehörten nebst einigen Weinkaufleuten zu den ersten Honoratioren der Stadt; der Apotheker durch seinen Reichtum, der Hauptmann seines Ranges und seiner Tapferkeit wegen, die ihm drei Orden und die volle Pension eingetragen; sie waren die Spitzen der Bürger-



Werbung. Nach einem Gemälde von J. F. Engel.

schaft aus dem Laienstande, die Höchstgeachteten, der Stolz und die Repräsentanten der Gemeinde, und ihre Stimmen gaben bei allen öffentlichen und auch sogar Privatangelegenheiten den Ausschlag. Denn Beide waren kluge, grundehrliche Männer, deren Meinungen in allen ehrenhaften Dingen stets zusammengingen, wenn auch persönlich der Hauptmann den Apotheker den Büffel und dieser jenen das Krokodil nannte, auf der Straße sie einander auswichen und sogar bei der Messe der Gine, so weit es die große Kathedrale erlaubte, östlich, der Andere, mit erhabener Verächtlichkeit gegen den Osten, westlich kniete. Die Bürger und Bürgerinnen von Guadix hatten sich bisher sorgfältig gehütet, an diese Feindschaft zu rühren, obwohl sie natürlich von allen großen und kleinen Dingen, die in der Stadt passirten, stets sofort lebhaft Notiz nahmen. Nun aber hatten sie den schmalen Streifen der Neutralität verlassen und hielten zu Don Gomez, dem Hauptmann, denn Simon war „hart und tyrannisch grausam“ gegen die sanfte Soledad und des Hauptmanns Sohn Eusebio, ein so hübscher, solider und frischer Junge, dem Jedermann das Beste gönnte und demnach auch die schöne und reiche Soledad, in welche Eusebio, wie die ganze Stadt dieß behauptete, sich sterblich verliebt hatte. Diese unumstößliche Meinung und glänzende Parteinahme der Einwohnerschaft kam auf folgende, etwas eigenthümliche Weise an's Licht der Welt.

Der Sohn des vermögenden Weinkäufers Samsó, Don Louis, welcher eine heftige

Leidenschaft für die schöne Soledad hegte, hatte Simon Barca verrathen, daß seine so sorgsam gehütete Tochter Soledad alle Morgen nach der Frühmesse mit Gusebio heimlich spräche, wodurch er in seinem Rechte als zukünftiger Bräutigam Soledad's geschädigt und beleidigt würde.

Simon Barca reizte die heimliche, angeberische Wesen Don Louis' und er sagte deshalb: „Ihr habt noch keineswegs Grund, Euch als Bräutigam aufzuspielen, Louis.“

„Habt Ihr mir nicht versprochen, daß sie niemand Anderes als mich bekommen soll?“ erinnerte schmeichlerisch, aber doch mit einem Tone, aus welchem Hartnäckigkeit und Leidenschaftlichkeit sehr merkbar hervorklangen, Don Louis.

„Ich, ja, aber Soledad weiß noch nichts von der Sache“, erwiderte der Apotheker.

„Soledad ist eine gehorsame Tochter“, entgegnete Don Louis mit etwas finsternem Blick.

„Das will ich hoffen“, brummte der Apotheker. „Ihr habt sie also wirklich und wahrhaftig oftmals heimlich mit Gusebio sprechen gesehen?“ erkundigte sich jetzt Simon Barca bei dem jungen Mann, und in seine dunklen Augen kam ein zorniger, düsterer Schatten.

„Sie drückten sich heut die Hände, und das sahen auch andere Leute“, gab Don Louis zurück.

„So — das ist gut — da werde ich einen Niegel vorschieben“, sagte Simon Barca; „geht jetzt, Don Louis, laßt mich allein, ich werde handeln.“ Er verabschiedete sich von Don Louis mit einem kurzen Handwink und eilte finstern Blickes in sein Laboratorium.

Don Louis ging, ein triumphirendes Lächeln um seinen schmaltzigen Mund, davon, dem Café auf dem Krautmarke zu, wo um diese Zeit die gesammte kleine Männerwelt von Guadix versammelt zu sein pflegte.

Simon Barca jedoch saß jetzt an seinem kleinen, grün angestrichenen Schreibtische und warf mit vor Erregung zitternder Hand folgende Zeilen auf das Papier:

„Herrn Hauptmann Gomez Doblado!“

„Ihr Taugenichts von Sohn streicht meiner Tochter nach; ich werde ihn ohrfeigen, wenn ich ihn noch einmal nur in ihrer Nähe sehe. Sagen Sie ihm das lieber selbst, bevor ich ihm auf diese Weise meine Meinung deutlich mache.“ Simon Barca, Apotheker.“

Er faltete und siegelte dieß Schreiben und schickte es durch seinen Lehrling in das Café am Krautmarke, wo, wie er wußte, jetzt der Hauptmann Billard spielte.

Don Gomez empfing diesen Brief, öffnete ihn, überflog die Zeilen und wurde blaß. Darauf übergab er das Schriftstück schweigend seinem Partner im Spiel.

Der las es auch und fragte, ob der Herr Hauptmann wünsche, daß er den Inhalt hier kundmachen sollte.

„Ja!“ sprach Don Gomez. „Der Brief schlägt nicht mich, sondern den Schreiber; er ist unritterlich und eines Spaniers unwürdig. Ich müßte mich nach Empfang dieses Schreibens mit Herrn Simon Barca schlagen — das verlangt meine Ehre; da ich aber weiß, daß jener Herr keine Waffen führen kann, würde es unrecht sein, wenn ich ihn forderte. Die einzige Genugthuung also, welche ich mir verschaffen kann, besteht darin, daß ich diesen Brief Allen zeige, die ihn sehen wollen, und meine Mitbürger zu Richtern in dieser Angelegenheit mache.“

Der Brief wanderte von Hand zu Hand in dem Café und kam auch zu Don Louis, der eben eingetreten war. Er blickte hinein und ein eigenthümliches Lächeln überflog sein mageres braunes Gesicht.

„Simon Barca ist ein heftiger Mann, aber als Vater hat er das Recht, einen ihm mißliebigen Freier von seiner Tochter fern zu halten“, äußerte dieser junge Mann.

Es erhoben sich zwanzig Stimmen. „So!“ rief man ihm aufgeregt und heftig entgegen — „und das Recht, einem Ehrenmann einen solchen Brief zu schreiben, und einen Ehrenmann wie den Gusebio einen Taugenichts zu nennen!“ — Solche Worte schallten von allen Seiten.

Don Louis merkte, daß man nicht auf seiner Seite stand, daß die Leute für seinen Nebenbuhler Sympathieen hatten. Und haßte er Don Gusebio schon, weil dieser schön, ritterlich und bei allen Damen beliebt war, während man ihm, dem von der Natur körperlich sehr karglich Ausgestatteten, recht kalt entgegenkam, so stieg sein Groll über den stattlichen Hauptmannssohn zur wilden Wuth; aber er war klug genug, davon jetzt nichts merken zu lassen. „Ob Don Simon das Recht hat, einen solchen Brief zu schreiben, das weiß ich nicht, das gelüftet mich auch gar nicht, zu untersuchen; jedoch hat jeder Vater das Recht, über die Hand seiner Tochter zu bestimmen“, beharrte er trotzig, herausfordernd.

„Nein, das hat er nicht“, schallte es ihm entgegen und eine Schaar junger Männer drängte sich um sein Tischchen; „die Frauen sind hier keine Sklavinnen, es gibt Rechte des Herzens, die geachtet werden müssen. Kein edler Mann wird ein Weib zwingen, mit einem ungeliebten Mann vor den Priester zu treten — und wenn die edle Jungfrau Donna Soledad Don Gusebio liebt, gibt es kein Gesetz, nach welchem der Vater sie zwingen kann, einen Andern zu heirathen!“ So stritt man erregt gegen Don Louis.

„Meine Herren“, nahm jetzt der Hauptmann das Wort, „diese Wendung des Gesprächs ist mir sehr peinlich. Ich hätte gewünscht, daß man den Namen der edlen Jungfrau hier in Verbindung mit dem meines Sohnes nicht genannt hätte, da dieß nun aber einmal geschehen, sehe ich mich zu der Aeußerung veranlaßt, daß der Vater zwar kein Recht des Zwanges hat, daß jedoch eine wohlgezogene Dame, die Tochter eines guten Hauses den reiflich erwogenen Wünschen des Vaters gehorchen soll.“

Man suchte die Meinung des Hauptmanns zu widerlegen und zu modifiziren, dieser jedoch wich einer weiteren Besprechung dieses Gegenstandes aus, nahm das Schreiben wieder an sich und verließ das Lokal.

Eine Stunde später wußte die ganze Stadt wortgetreu den Inhalt des Briefs und was in dem Café gesprochen worden. Das Benehmen des Hauptmanns gewann ihm auch die Zustimmung aller Eltern — die der Unverheiratheten hatte das junge Liebespaar schon der Romantik seines Verhältnisses wegen — und so geschah es, daß in der neuen Fehde der beiden alten Gegner ganz Guadix für Don Gomez Doblado Partei nahm.

II.

Don Gusebio Doblado war ein großer, schön gewachsener junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren; er sah seinem Vater sehr ähnlich, hatte wie dieser ein frisches, ovales Gesicht, große, runde braune Augen und eine Adlernase. Er war ein echter spanischer Caballero, gewandt, rasch und etwas feck und von feuriger, jedem Eindruck stark sich hingebender Gemüthsart; seiner Erscheinung und seinem Charakter nach hätte er viel eher zum Beruf seines Vaters gepaßt als zum Waffenschmied, welches Gewerbe er seiner Mittellosigkeit wegen ergriffen. Jetzt war er Besitzer einer kleinen Dolchmesserfabrik, die er mit Hilfe des Kredits einiger seiner vielen Freunde und Gönner etablirt hatte, und konnte mit dem Gewinn des ersten Jahres wohl zufrieden sein, denn die kleine Fabrik verfertigte gesuchte Waare und hatte immer vollauf zu thun. Don Gusebio war schön, solid, ein fleißiger, strebsamer Geschäftsmann — demnach eine sehr gute Partie, und vieler Mütter Gedanken richteten sich deshalb auf ihn und vieler hübschen Töchter Augen weilten mit Interesse auf seiner ritterlichen Erscheinung. Don Gusebio aber war lebenswürdig, galant und zu allen Mitterdiensten stets bereit, jedoch bei einer Dame gerade so wie bei der andern, gleich bei alten wie bei jungen, verheiratheten und ledigen; er machte viele im Geheimen seufzen seines unbezwinglichen Herzens wegen, bis mit einem Male das Räthsel seiner Unbezwinglichkeit gelöst war und die ganze Stadt wußte, daß der allbeliebte, stattliche Hauptmannssohn die Tochter des Feindes, die sanfte Soledad, liebte. Es muß nun zum Lobe der Guadixer gesagt werden, daß weder Mütter noch Töchter, obwohl sie ja in ihren schönsten Hoffnungen getäuscht wurden, Don Gusebio grollten, im Gegentheil, man sprach gut von ihm wie bisher, lobte seine Wahl und gönnte ihm von Herzen die reiche Apothekerstochter, indem man sagte, die beiden schönsten jungen Menschenkinder der Stadt seien wie für einander geschaffen — und das Vermögen des Mädchens käme der aufblühenden Fabrik sehr zu Statte und wäre bei dem fleißigen, soliden Mann gut geborgen; auch würde man sich freuen, so äußerte man sich allgemein, wenn hiedurch die beiden so hervorragenden Bürger der Stadt sich verähhlichten.

Die beiden habenden Väter jedoch waren durchaus nicht der Meinung ihrer Mitbürger.

Simon Barca hatte, kurz nachdem er den verhängnisvollen Brief fortgeschickt, bereut, was er gethan, er fühlte, daß er dadurch den Vater, der möglicherweise von der Liebchaft des Sohnes gar nichts wußte, schwer beleidigt, besonders weil er den Brief in's Kaffeehaus gesandt; dann aber, als er erfuhr, wie der Hauptmann der Sache Oeffentlichkeit verliehen, die ganze Stadt zum Richter über sein Thun gemacht und die allgemeine Sympathie für sich und das Liebespaar gewonnen,

kannte sein Zorn und seine Wuth keine Grenzen. Er berief durch die alte Wirthschafterin — seine Frau war schon vor vielen Jahren gestorben — Soledad zu sich und fuhr die Muthungslose hart an.

„Du führst Dich schön auf!“ rief er ihr mit zornfunkelnden Augen entgegen. „Auf den Dächern pfeifen die Dohlen von Deiner Liebchaft, an jeder Straßenecke kannst Du's hören, wie Du Schimpf und Schande auf Dich und mich gehäuft.“

„Wovon sprichst Du, Vater?“ fragte jetzt ruhig, ihre tief dunkelblauen Augen zu ihm erhebend, Soledad.

„Nun, wovon sonst als von Deiner Liebchaft mit dem hergelaufenen Burschen, dem Gusebio“, fuhr Simon Barca zornbebend fort. „Stelle Dich nur nicht so und spiele keine Komödie.“

„Ich spiele nie Komödie“, sagte darauf ernst das Mädchen. „Ich weiß nichts von einem Verhältniß. Ich habe mit dem Gusebio, den ich seit meiner Kindheit kenne, was Du weißt, gesprochen; ich sehe ihn gern, ich achte ihn hoch, denn er ist ein edler junger Mann und er spricht oft mit mir — weshalb sollte er das nicht? — denn wir sind nicht verfeindet wie unsere Väter. Aber was ich zu ihm und was er zu mir gesprochen, das hältst Du auch hören können, Vater.“

Diese Auskunft gab Soledad so ruhig, so sicher, mit einem solchen Ton der Wahrheit und einem so offenen Ausdruck ihres feinen, schönen blassen Gesichts, daß Simon Barca davon tief betroffen wurde; er zweifelte keinen Augenblick mehr an der Wahrheit des Gehörten und sah ein, daß er in seiner Leidenschaft und Uebereilung einen schweren Fehler begangen und einzig und allein schuld war an den Gerüchten, welche jetzt die Stadt durchküllten und seine Tochter schwer in's Gerede brachten.

Er biß sich auf die Lippen und senkte die Augen starr zur Erde, er sann und überlegte, wie hier Abhilfe zu schaffen, aber es fiel ihm nichts ein, wodurch er die Sache nicht noch ärger machte, und er beschloß, vorläufig gar nichts zu unternehmen, seine Tochter jedoch doppelt und dreifach zu hüten.

„Es mag sein wie es will“, fuhr er daher erregt auf, „Du bist einmal im Munde der Leute mit diesem eiteln Laffen, und es ist selbstverständlich, daß Du ihn vermeiden mußt, um den Klatschereien keine Nahrung zu geben; Du wirst jetzt nur zur Messe gehen, wenn ich Dich begleite.“ Mit diesen Worten verabschiedete Don Simon sich von seiner Tochter, die sehr nachdenklich in ihr kahles Zimmer zurückkehrte, wo sie jetzt überlegte, ob der schöne, lebenswürdige Gusebio, der so fleißig und gewissenhaft war, für so tugendhaft gepriesen wurde, den Alle so gern hatten, wirklich ein hergelaufener, dummer Mensch und ein eittler Laffe war, wie der Vater ihn genannt, und ob er nicht viel geschiedter und anziehender sei, als alle übrigen jungen Leute, die sie kannte.

Don Gomez, der Hauptmann, dagegen hatte sich von dem Café direkt in die Fabrik seines Sohnes begeben, er berief ihn in das Privatzimmer und sprach ihm mit tief erregtem Tone an. „Gusebio“, begann er, „ich hätte nie geglaubt, daß Du hinter dem Rücken Deines Vaters ein Verhältniß unterhieltest. Würdest Du mir, wie es Deine Pflicht ist, nur eine Sylbe davon mitgetheilt haben, hättest Du solche häßliche Prädikate nicht erhalten und mir diese Beleidigung erspart — da lies!“ Und der Hauptmann überreichte den Brief Barca's seinem Sohne.

Gusebio athmete tief und schwer auf — dann antwortete er, das Schreiben dem Vater zurückgebend: „Der Brief enthält zwei Lügen: erstens, daß ich der Sennora Soledad nachstreiche, und zweitens, daß ein Verhältniß zwischen uns besteht, wie aus dem ganzen Ton des Schreibens zu sehen. Ich sprach mit Sennora Soledad, wenn ich sie traf, weil ich keinen Grund habe, ihr auszuweichen, sie gefällt mir vor allen Anderen; ja, ich liebe sie, Vater, denn sie ist ein schönes, edles Mädchen, aber ihr absichtlich begegnet bin ich noch nie, auch habe ich kein Wort von Liebe zu ihr gesprochen.“

„Jetzt spricht schon die ganze Stadt von euch als einem Liebespaar — das Mädchen ist im Munde aller Leute und Du mit ihr beßgleichen“, entgegnete der Hauptmann bekümmert.

„Es ist mir leid um die arme Soledad, jedoch nicht leid meinethwegen“, antwortete Gusebio. „Gebe der Himmel, daß die Stadt die Wahrheit redete — führe ich jemals ein Weib heim, so ist das Soledad. Und hat Soledad die gleichen Gefühle für mich, wie ich solche für sie hege, so wird mich nicht die Feindschaft der Väter hindern, dem Zuge meines Herzens zu folgen.“

„Das ist traurig,“ meinte darauf der Hauptmann. „Simon Barca wird nie zugeben, daß mein Sohn seine Tochter heirathet, und ich will nicht, daß es einst heißen soll, mit dem Reichthum meines Feindes hat mein Sohn sich aufgeholfen; denn das würde der Apotheker ausprengen und die Leute würden es glauben — das wäre ein Flecken auf unserer Ehre, Gusebio.“

„Gräme Dich nicht um diesen Flecken, Vater,“ sprach jetzt der Sohn. „Ich nehme Soledad auch ohne eine Pefeta, und wenn sie mich liebt, worüber ich noch nichts weiß, wird sie die paar Jahre warten, bis ich mich weiter emporgearbeitet habe — sie ist noch jung und ich bin jung, Vater.“

„Ich habe nichts gegen die Jungfrau Soledad,“ entgegnete jetzt der Hauptmann, „sie ist ein schönes, lebenswerthes Mädchen, aber eine Verbindung mit dem Hause Barca sagt mir nicht zu, und ich hätte lieber gesehen, Du würdest Dir ein anderes Mädchen erwählt haben. Es stehen Dir die besten Familien offen und Mütter wie Töchter würden Dich, wo Du anpochst, mit Freuden als Freier willkommen heißen. Uebrigens bist Du majorenn und es ist nur eine Sache kindlichen Gehorsams, wenn Du auf die Wünsche und Ansichten Deines Vaters Rücksicht nimmst.“ Damit hatte die Unterredung zwischen Don Gomez und Don Gusebio ein Ende.

Vater und Sohn gingen wenig befriedigt von ihren beiderseitigen Meinungen auseinander.

III.

Während es nun in den Familien des Apothekers und des Hauptmanns klar feststand, daß Gusebio und Donna Soledad durchaus noch kein Paar waren, und zwar dieß sowohl bei den Vätern wie bei den Kindern, herrschte in der Stadt Guadix, die sich mit merkwürdigem Eifer dieser Sache annahm, die unumstößliche Meinung, daß die beiden jungen Leute sich auf's Herzlichste liebten und nur durch die Grausamkeit und Härte des Apothekers dieß Verhältniß ein Hinderniß fand.

Die Einwohnerstadt von Guadix machte diesen Fall zu einer nationalen und städtischen Herzensangelegenheit, und Alles sann darüber nach, wie der Widerstand des Don Simon zu brechen und die beiden jungen Leute glücklich zu vereinigen seien. Man vermied es aus Zartgefühl, mit dem armen Don Gusebio von seiner unglücklichen Liebchaft zu sprechen, und betrachtete ihn wie den Vater, welchen man für nicht so hartherzig hielt, nur mit großem Mitgefühl. Gegen Don Simon Barca jedoch ward man noch aufgebracht, als man bemerkte, daß er jetzt selbst seine Tochter zur Messe begleitete und keinen Schritt von ihrer Seite wich; und da Soledad nicht mehr auf der Promenade zu erblicken war, auch nicht bei der Prozession zur Vorfeier des Jesusknaabenfestes, das in den nächsten Tagen begangen werden sollte, sich sehen ließ, nahm man an, daß der Apotheker seine Tochter eingeschlossen halte. Darin traf man auch ziemlich das Richtige. Don Simon verbot seiner Tochter, sich jetzt zu zeigen, um den „widerwärtigen Gerüchten“ keine Nahrung zu geben. Sennora Soledad folgte gehorsam dem Gebot des Vaters, sann aber lange und tief darüber nach, ob denn das Gerücht so „widerwärtig“ sei und ob es wirklich so schrecklich wäre, falls das, was die Leute sprachen, Wahrheit sein würde. Und Soledad kam zu der Ansicht, daß das Mädchen selig sein müßte und vor allen anderen zu beneiden sei, welches den herrlichen Gusebio zum Mann bekäme.

Bei der vom Weltverkehr fernen Lage von Guadix hat diese kleine Stadt sich ganz ihren altspanischen Charakter und ihr patriarchalisch kleinstädtisches Leben und Treiben bewahrt, aber auch uralte Sitten und Gebräuche festgehalten, welche im übrigen Spanien die eindringende Kultur längst weggefeht. Guadix jedoch, geschieden vom Meer durch die steilen, viel tausend Fuß hohen Felsenmauern der Sierra und von Granada, der Provinzialhauptstadt, durch große Entfernung, schlecht passirbare Berge und Thäler und oft reißende Bergströme getrennt, war eine kleine Welt für sich. Die Weinbauern, Waffenschmiede und Weinhändler, aus welchen die Bevölkerung sich zusammensetzte, wußten und wollten nichts wissen von modernen Neuerungen; sie waren naiv gläubig in kirchlichen Dingen und fühlten und dachten andalusisch-ländlich und alterthümlich in Allem. Daher feierten sie ihre Feste, die sämmtlich einen kirchlichen Grundcharakter hatten, treu der Jahrhunderte alten Ueberlieferung gemäß und waren höchst eiferfüchtig auf die Reinhaltung und althergebrachte

Ausübung der Gebräuche. Nicht nur das städtische Leben war seit einem Jahrhundert vielleicht das gleiche geblieben, sondern auch die Volksfeste, deren es eine hübsche Zahl das Jahr gab, hatten einen urwüchsig spanischen Charakter, und was man vor zwei Jahrhunderten in Guadix dabei that, das mußte auch jetzt stets wieder in der gleichen Weise geübt werden. So hielt man es mit dem Jesusknaabenfeste, dem Feste des Knaben mit der Weltkugel, wie es in Guadix hieß, das alljährlich im Mai stattfand.

Von dem Feste konnte sich Niemand ausschließen, am allerwenigsten die beiden so bekannten Bürger Simon Barca und Gomez der Hauptmann, man hätte das nach dem Vorgefallenen für Feigheit angesehen und daraus geschlossen, daß sie sich schämten, vor der Bürgerschaft sich sehen zu lassen. Natürlich durften sie auch die Kinder von dem allgemeinen großen Volksfest nicht fern halten, erstens aus religiösen Gründen und dann, weil durch eine solche Maßregel diese Angelegenheit, welche durch die Zeit in Vergessenheit gerathen sollte, von Neuem aufgefrischt worden wäre und neuerdings wieder Stoff zum Reden darüber gegeben hätte. Eine Annäherung der beiden jungen Leute war jedoch bei dem originellen Gebräuche des Festes nicht zu vermeiden, und so beschloßen denn die feindlichen Väter, an dem Feste wie immer sich zu betheiligen und zu thun, als ob sie gar keine Kinder hätten und von dem Geschwäg in der Stadt kein Wort wüßten; sie fühlten, daß hierbei sehr bedenkliche Wendungen eintreten könnten, denen gegenüber sie für den Augenblick machtlos waren, sie vertrauten aber ihrem guten Glück und dachten nach dem Feste etwaige unliebsame Zwischenfälle wieder auszugleichen.

Das Fest des Knaben mit der Weltkugel bestand aus einer großen, feierlichen Prozession und dem sogenannten Lotterieball außerhalb der Stadt bei den Weinkellern.

Es sollte in diesem vielversprechenden Frühjahr besonders großartig gefeiert werden.

Der fünfte Mai, der Tag des Festes, war da. Eine tiefgoldene Sonne sendete heißen Schein auf die von leisem blauem Duft umwobenen Felsmauern der Sierra, sie lachte in den Weinbergen der Stadt, wo das Laub der Reben üppig sich entfaltete, und küßte mit glühendem Athem die überquellende Pracht von Rosen, welche in den Gärten und an den Kaktushecken der Gehöfte blühten und dufteten.

Fast wetteifernd mit der leuchtenden Frühlingspracht der Natur hatte die kleine Stadt mit bunten und festlich schimmernden Farben sich geschmückt. Aus allen Fenstern, von allen Balkonen hingen bunte Tücher, Decken, Teppiche herab, Blumenvasen faßten diese ein und auf den Straßen, an den Häusern standen große Büsche Thymian, der Boden der Gassen war bedeckt mit wohlriechender Minze, Cyperngras und stark duftenden Ginkgo-Blumen, so daß man gar keine Steine sah. Die Glocken der Kirche läuteten hell in die sonndurchglänzte Luft hinaus. Die Stadtmusik sammelte sich bei der Kirche Santa Maria, die Domherren, die Chorknaben, die geistlichen Körperschaften und die Bruderschaft des Knaben mit der Weltkugel, die in Paradeuniform gekleideten Nationalgardisten, große rothe Wollbüsche auf dem Dreimaster, begaben sich zur Kirche. In den Straßen wimmelte es von weißgekleideten Mädchen mit Rosen in den Händen und in den Haaren, nach der neuesten Mode gekleideten jungen Herren und von Buben, die knatternde Schwärmer in die Luft warfen und mitten in dem Trubel unzählige Raketen prasselnd und zischend aufsteigen ließen.

Den Mittelpunkt der gewaltigen Prozession bildete der Jesusknaabe mit der Weltkugel, eine schöne Statue aus der Kirche Santa Maria, die, mit kostbaren Kleidern und vielen Geschenken behangen, auf einer Bahre getragen wurde, umgeben von der Bruderschaft des Jesusknaaben mit der mächtigen goldgestickten Standarte.

Die Musik blies, die Lichter brannten röhlich in der stillen Luft, die Ordner hielten feierlich hoch die vergoldeten Stäbe, die Chorknaben schwenkten die Weihgefäße, die Männer sangen und unter verstärktem Glockengeläute und dem Prasseln und Zischen der Unzahl Raketen bewegte sich der glänzende Zug gemessenen Schrittes hinaus zu dem Festplatze an den Weinkellern.

Der Apotheker Simon Barca ging unter den Ehrenbürgern der Stadt, der Hauptmann Gomez vertrat die Armee. Soledad in weißem Kleide und weißer Mantille, einen Kranz rother Rosen auf dem goldblonden Haar, schritt unter den Jungfrauen, Gusebio, seine Kerze in der Hand, unter den Jünglingen, neben ihm

ging Don Louis Samsó, mit glühenden Augen und leidenschaftlich zuckendem Munde unruhig und verstohlen den schönen Hauptmannssohn an seiner Seite beobachtend, der von dessen Nebenbuhlerschaft hinsichtlich der lieblichen Soledad keine Ahnung hatte und ein ganz ruhiges, der Feierlichkeit angemessenes Gesicht zeigte.

Man war auf dem Festplatz angekommen, einem freundlichen Thal, umgeben von gelbrothlichen Kalkfelsfelsen, von deren Gipfeln die frischbelaubten Reben in heiterem Sonnenlichte glänzten, während unten die Eingänge zu den Felsenkellern mit Blumengewinden verziert waren. Die Keller waren offen, man schaffte Wein herauf und ein zahlreiches Publikum der besseren Stände, meist die Besitzer dieser Lager, saß auf Bänken und Stühlen, die vor diesen Kellern aufgestellt waren, als Zuschauer und Theilnehmer der Festlichkeit.

In der Mitte des Platzes stand auf einem mit kostbarer Decke bekleideten Altar das Jesuskind mit der Weltkugel, zu seinen Füßen aufgehäuft all' die Geschenke der Bürgerschaft zu diesem Feste, welche jetzt zum Nutzen der Bruderschaft versteigert werden sollten.

Einen weiten Kreis um den Altar bildeten die niederen Bürger und das Landvolk; die Männer in weißen Kniestrümpfen, rothe Binden um den Leib, die Hüte mit Netzen geschmückt, die Frauen und Mädchen mit vielfaltigen gelben, rothen, grünen Röcken und sammetnen Miedern, das schwarze Haar durch große silberne Dolchnadeln zusammengehalten — sie zählten nach vielen Tausenden.

Am Altar hatten sich, einen aufgelösten Ring bildend, die Theilnehmer der Prozession aufgestellt, die Mädchen und die Bruderschaft; die Musik spielte, Schüsse donnerten, Glocken läuteten und die Versteigerung der Geschenke begann.

Das war eigentlich nur Belustigung für das niedere Volk, denn die Geschenke bestanden aus Rosinen- und Feigenkränzen, in Del gebackenen Kuchen und in Stäben mit getrockneten Äpfeln. Die Gebote gingen nicht hoch — die Landleute kauften die Leckereien und schmaussten gleich ihren Gewinn und tanzten dann derbe Nationaltänze nach den Klängen der Musik, wobei das behäbige Springen der drallen Bauernmädchen viel Heiterkeit erregte.

Jetzt traten die Domherren vor. Der Älteste dieser geistlichen Körperschaft hielt eine Ansprache, in welcher er die Bedeutung des Festes erläuterte, als Frühlingsfeier, in welcher Christus als heranblühendes Kind die Sorgen der Welt schon auf seine Schultern nimmt, und dann erklärte, daß es bei dieser Feier gehalten werden soll nach altem Brauche und die Tänze versteigert werden zu Gunsten der Bruderschaft des Jesusknaaben, die den Ertrag zu Werken der Mildthätigkeit und Krankenpflege verwende wie alle Jahre seit Menschengedenken.

Begeisterte Jubelrufe, welche die Felsen ringsum erdröhnen machten, antworteten auf diese Ankündigung und es kam eine gewaltige Bewegung in die Volksmassen.

Der Führer der Bruderschaft erschien auf den Stufen des Altars; Trompeten bliesen einen Tusch und Ruhe trat ein.

Es wurde ein Tisch herbeigetragen mit drei großen Holzscheiteln, für Kupfer-, Silber- und Goldmünzen, an dem Tisch nahmen zwei Domherren und der Altalde von Guadix Platz.

Die Musik spielte nun den Fandango, die Jungfrauen und Frauen der Prozession ordneten sich in einer langen Reihe auf dem für den Tanz freigehaltenen Raum gegenüber den Jünglingen und Männern, die sich ebenso aufstellten, und eine heitere, erwartungsvolle Stille herrschte auf dem Platze.

Alles lauschte und sah gespannt auf die weißschimmernden, blumengeschmückten Damen und warf neugierige Blicke zu den in Schwarz gekleideten jungen Männern.

Da erhob sich eine laute Stimme aus dem Kreise der Zuschauer, sie rief vernehmlich über den ganzen Festplatz: „Eine Pefeta, daß die Jungfrau Soledad Barca mit dem Sennor Gusebio Doblado tanzt.“

„Zehn Pefetas, daß sie mit mir tanzt,“ bot da, plötzlich hervortretend, Don Louis.

Soledad, welche bei dem ersten Gebot roth wie Purpur geworden war, zuckte bei den Worten Don Louis' zusammen und warf einen erschreckten Blick auf den häßlichen jungen Mann, dessen Gesicht vor leidenschaftlicher Aufregung ganz fahlgelb aussah.

„Zwanzig Pefetas,“ rief da eine Stimme, „daß Donna Soledad mit Don Gusebio tanzt!“

„Hundert Pefetas für den Tanz!“ stieß Don Louis mit vor Leidenschaft heißerem Ton hervor und seine



Die Eröffnung der ungarischen allgemeinen Landesaussstellung in Budapest. Originalzeichnung von Ch. Bredwieser.



Die Scharfschützen von Antwerpen. Gemälde von D. Teniers d. J.

Aus der kaiserlichen Gemäldesammlung in St. Petersburg. Photographie von Adolf Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter Hugo Großer in Leipzig).

Augen brannten wie glühende Kohlen zu Soledad hinüber.

Murmeln entstand in dem Zuhörerkreis. Dann trat eine Gruppe junger Männer zusammen. „Zweihundert Pesetas für diesen Tanz!“ ertönte laut das Gebot aus diesem Kreise Don Louis entgegen.

„Dreihundert!“ schrie dieser.

„Nein, tausend Pesetas, daß Soledad mit Don Louis Samsó tanzt!“ rief jetzt ingrimmig der Apotheker.

Soledad erbehte und schauderte, als sie das hörte und Don Louis' ganz verzerrtes Gesicht sah. Mit einem Male schien sie zu begreifen, was dieß Bieten des ihr stets widerwärtigen Mannes und die Einmischung des Vaters zu bedeuten hatte; deshalb hatte er den Kaufmannssohn in der letzten Zeit so freundlich behandelt und öfter so lange Unterredungen mit ihm gehabt. Wie ein Schleier fiel es ihr von den Augen, das war der Freier, den der Vater für sie ausgesucht, es ging ihr wie ein Dolchstoß durch das Herz, sie mußte sich gewaltsam aufrecht erhalten, um nicht umzusinken. Sie warf einen Blick auf Don Eusebio — ein heftiger Schmerz, eine heiße Blutwelle voll unendlichen Wehs strömte in ihr Herz und sie wußte mit einem Male, daß sie den schönen und edlen Don Eusebio liebte, den sie jetzt verlieren sollte.

Mit starren, weit geöffneten Augen und bebend geöffneten Lippen blickte der Hauptmannssohn auf Soledad.

Tausend Pesetas hatte der Apotheker geboten. — „Nein, elfhundert, zwölfhundert!“ rief er jetzt.

Da tönte es aus hundert, ja aus tausend Reihen: „Eine Peseta ich für Don Eusebio! Eine Peseta! Eine Peseta!“ Und es regnete von den Einwohnern der Stadt, Männern und Frauen, Bauern und Bürgern, die sich wild an den Tisch drängten, Münzen in die Schüssel. Als das Wogen etwas nachgelassen, zählte der Alkalde — es waren über dreitausend Pesetas für den Tanz Eusebio's mit Donna Soledad.

„Dreitausendundsiebundsiebzig Pesetas,“ verkündete jetzt der Alkalde, „für den Tanz Don Eusebio's mit Jungfrau Barca!“

„Viertausend!“ rief der Apotheker.

Allgemeine Stille.

„Ist das Geld baar zur Stelle?“ erkundigte sich darauf der Alkalde.

„Nein,“ antwortete der Apotheker, „ich trage eine solche Summe nicht bei mir.“

„Dann wird das Gebot nicht angenommen,“ erklärte der Alkalde, „denn es ist voriges Jahr passiert, daß eine Summe nachher nicht bezahlt wurde.“

„Ich leiste Bürgschaft,“ mischte sich darauf hervortretend der reiche Vater Don Louis, den die Blamage seines Sohnes ärgerte, in diese Verhandlung.

„Schriftlich?“ fragte der Alkalde.

„Schriftlich,“ erwiderte Don Samsó, trat an den Tisch und unterzeichnete.

„Also viertausend für Don Louis Samsó!“ verkündete der Alkalde.

Großer Lärm, Schreien, Schelten, Lachen und wieder drängten sich jetzt Haufen von Bauern und Bürgern an den Tisch und warfen, gellend „Eusebio! Don Eusebio!“ schreiend, Geld in die Schalen.

Es wurde gezählt. — „Zehntausendundzwanzig Pesetas für Don Eusebio!“ rief der Alkalde aus.

Eine athemlose Stille lag jetzt wieder über all' diesen erregten Menschen. Von den Söken vor den Kellern war man aufgestanden, zu dem Niesentreis der Zuschauer getreten und hatte sich an dem Kampf betheilig; Reich und Arm, Jung und Alt, Bornehm und Gering war für das interessante Liebespaar.

„Zehntausendundzwanzig!“ wiederholte der Alkalde.

Alles schwieg. — Die Sonnenstrahlen spielten auf dem menschengesüllten Plaze und tanzten auf dem Rosenfranze Soledad's, die zitterte und bebte, und flimmerten lächelnd auf dem braunen Scheitel Don Eusebio's, der den Hut in der Aufregung abgenommen und starr wie eine Bildsäule stand.

Der Apotheker sowohl wie Don Samsó hatten eingesehen, daß sie gegen die ganze Stadt nicht aufkommen konnten, auch hoffte Don Simon, daß der Skandal am schnellsten sich legen würde, wenn er Soledad mit dem verhassten jungen Mann tanzen ließe. Auch Don Louis, der sehr geizig war, redete, zornsprühende, wutherrfüllte Blicke auf seinen Nebenbuhler werfend, seinem Vater ab, weiter zu bieten.

„Kein höheres Gebot?“ forschte jetzt der Alkalde.

„Kein Gebot weiter?“ wiederholte er. „Dann wird Don Eusebio jetzt mit Donna Soledad tanzen,“ schloß der Alkalde, der Musik einen Wink gebend.

Ein tobender Beifallsjubiläum folgte dieser Verkündigung, die Musik hub schmetternd wieder an und Eusebio trat aus der Reihe der jungen Männer, schritt auf die zitternde, den Blick zur Erde senkende Soledad zu, reichte ihr die Hand und führte sie in die Mitte des Plazes.

Der Tanz begann, er bestand aus Zueinander- und Voneinanderschreiten der Tanzenden, sie näherten sich und gingen zurück, sie wichen aus und begegneten sich nach rechts und links, fast feierlich, gemäß dem Takte der Musik. Darauf tanzten sie einen Rundtanz, in dem Eusebio seine Tänzerin in den Arm nahm, und dann eine Verbeugung — und der Tänzer hatte das Recht, die Dame zu küssen.

Hier zögerte Don Eusebio. Da rief die Volksmenge tausendstimmig: „El Beso! El Beso!“ — der Kuß, der Kuß — „er ist mitgesteigert!“ Und Don Eusebio breitete die Arme aus und Donna Soledad stürzte sich, weinend und schluchzend, dem Geliebten entgegen, leidenschaftlich, schmerzlich Küsse gebend und solche empfangend. Der lautlosen Stille, die nach dem Kuß: „Beso! Beso!“ entstanden, folgte jetzt ein brausendes Beifallsrufen.

Eusebio war ganz bestürzt durch die That Soledad's, er hatte keine Ahnung gehabt, was in den wenigen Minuten im Herzen des Mädchens jetzt vorgegangen, wie während des Kampfes der beiden Nebenbuhler sie sich bewußt gemordet, daß sie den Eusebio liebte, mit der ganzen Blut ihrer neunzehnjährigen, andalusischen Seele liebte, und daß die Angst und das Bangen, Fürchten und Hoffen, welches auf sie einstürzte, und vor Allem der Kummer, daß ihr Vater ihr den Geliebten nicht lassen würde, ihre Neigung zur Leidenschaft gesteigert und ihr fast die Besinnung geraubt hatte. Jetzt war das Unerhörte geschehen — das Mädchen hat nicht bloß den hergebrachten Kuß erduldet, sondern diesen leidenschaftlich erwidert und damit vor Allen gezeigt, daß sie den Mann liebte.

Todtenbleich stand der Apotheker da — bleich und schwer athmend der Hauptmann — die Hände geballt und sein mageres braunes Gesicht verzerrt Don Louis.

Darauf ging der Oberste der Bruderschaft hin zu Don Gomez dem Hauptmann, nahm ihn bei der Hand, führte ihn zu Don Simon dem Apotheker und sprach, während das Liebespaar noch Arm in Arm verlegen und die Blicke zur Erde gesenkt regungslos in der Mitte des Tanzplatzes verharrte, laut zu den beiden Männern: „Liebe Mitbürger! Unter der Standarte des Jesusknaben, des Knaben mit der Weltkugel, hat diese Verlobung eines edlen, braven, gut beleumundeten, tugendhaften Menschenpaares stattgefunden. Es geschah sichtbar ganz ohne ihr Zuthun. Eine höhere Macht hat dieß Alles gefügt — beugt euch dieser, laßt euren unchristlichen Zorn fahren, verfühnt euch durch die Kinder — dieß ist sichtlich der Wille des Himmels und der Wunsch der gesamten Bürgerschaft der Stadt, welche der Jesusknabe zu seinem Werkzeug erwählt, dieß Wunder zu vollbringen.“

„Verfühnt euch, liebe Herren, verfühnt euch!“ riefen da tausend Stimmen von Bürgern und Bauern, Städtern und Landleuten, die zum Feste herbeigeströmt. „Verfühnt euch im Namen des Jesusknabes!“

Da stürzten Thränen aus den Augen des Hauptmanns, er reichte beide Hände dem Apotheker; der zögerte noch einen Moment — dann ergriff er sie aber plötzlich heftig — und nun lagen sich die beiden Männer in den Armen und das Volk jubelte und die Jungfrauen der Prozession umringten das Brautpaar und brachten es zu den Vätern, die Musik blies Tusch auf Tusch — die Bruderschaft machte vergnügte Gesichter, denn noch nie war ihre Kasse so gefüllt wie heute.

Der Alkalde und die Domherren waren aufgestanden und gingen zu den Verfühnten; sie gratulirten ihnen in doppelter Hinsicht, zu ihrer endlichen Versöhnung und zu der Gnade, die der Himmel ihnen an ihren Kindern erwiesen.

Es wurden jetzt noch viele Tänze versteigert, das Publikum schenkte ihnen aber keine Aufmerksamkeit mehr. Die Helben des Tages waren Donna Soledad und Don Eusebio, sie mußten noch oftmals tanzen vor dem ganzen Volk, jedoch Niemand überbot die Pesetas, die in die Schalen geworfen, sie mußten sich noch mehrmals küssen — aber plötzlich waren sie, lange bevor das Fest zu Ende, mit ihren Vätern verschwunden. Am Abend aber war die Stadt zu Ehren dieses Ereignisses glänzender illuminirt als seit vielen Jahren, und es wurde so viel Feuerwerk abgebrannt, daß die Nationalgardisten zur Abwehr kommandirt werden mußten, weil man fürchtete, die Jugend werde die ganze Stadt in Brand stecken.

Ihr Lied.

Einst sprach ich leichtthin Liebesworte,
Als flücht'ge Liebe mich vereint
Mit mancher Maid am Wanderorte,
Doch all' das war nicht ernst gemeint!

Zu der ich tief im Busen trage
Nun eine Liebe, echt und rein,
Die quält mich nicht, daß ich ihr sage,
Wie ich nur liebe sie allein!

Bestürmt mich nicht, daß ich mit Namen,
Die nur ein Laut sind, ohne Sinn,
Vom Geist nur, nie vom Herzen kamen,
Ihr zeige, wie ich hold ihr bin!

Sie ist so rein, die Seelenkeusche,
Die ruhig, stumm und groß vertraut,
Daß, wie Mimosen beim Geräusche,
Sie schon erschrickt bei jedem Laut.

Sie blickt; und meines Hauptes Beugung
Sagt lächelnd ihr ein stilles „Ja!“
Kein Gott raubt ihr die Ueberzeugung:
„Er liebte mich, da er mich sah!“

Sie blickt; ein Händedruck, ein stummer,
Sagt mehr als Sprache und Gedicht!
Sie ist mein Licht in Nacht und Kummer,
Und meine Liebe wandelt nicht!

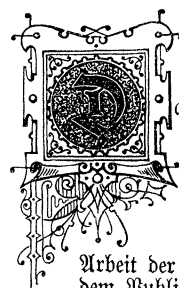
Alfred Friedmann.

Das Postmuseum in Berlin.

Von

Paul v. Schönthan.

(Nachdruck verboten.)



Das Postmuseum, welches im Parterre des Postdirektionsgebäudes in der Leipzigerstraße untergebracht ist, befindet sich ungeachtet seiner Ausdehnung und der Reichhaltigkeit des gesammelten Materials im Stadium des Provisoriums, es ist bisher noch nicht einmal die an viel dürtigere Sammlungen verwandte Arbeit der Katalogisirung unternommen worden. Diese dem Publikum an zwei Tagen der Woche zugängliche Sammlung enthält und erwirbt Alles, was auf heimischen oder fremden Post- und Telegraphenverkehr Bezug hat. Hier sehen wir die ersten Berliner Briefkasten, sie bestanden aus Holz und ihre Grundform war so einfach wie möglich: vier schlichte Wände, ein Boden und ein schräges Dach. — Abholungszeiten waren noch nicht vermerkt, denn das Publikum war noch nicht verwöhnt; die Berliner Stadtpost lag noch in den Händen der „Materialisten“, und die Herren vom Syrupfaß, spöttisch „Häringsbändiger“ genannt, vermittelten die Korrespondenz der Hauptstadt. Das Verfahren der Briefsammlung und Bestellung stand nicht im Geruche der Zuverlässigkeit und ältere Chronisten wissen von der zur stehenden Rubrik unserer Journale gewordenen, sprichwörtlichen „Findigkeit der Post“ nichts zu erzählen. Wir erblicken ganze Briefkastengenerationen — bis zu dem jüngsten Sprossen herab, dem umfangreichen, prahlerischen blauen, bronzeverzierten Briefkasten unserer Tage mit der sinnreichen Entleerungsvorrichtung, die den Postunterbeamten, der die Abholung der im Kasten befindlichen Briefe besorgt, verhindert, das, was er in seiner großen Sammeltasche auffängt, auch nur zu sehen.

Daß die Poesie des „Reisens im Postwagen“ noch nicht ganz ausgestorben ist, läßt uns ein Blick auf die Reihe der lauber gearbeiteten, kinderpietäugähnlichen, aber doch im genauem Maßstab gehaltenen Modelle von kaiserlich deutschen Postwagen erkennen, die heute noch einsame Landstrassen und viel mehr noch die Gebirgswege beleben, — welche Mannigfaltigkeit in den Formen: von zweisitzigen Cabriolets bis zu neunfüßigen schweren Omnibuswagen mit der Länge und der Breite nach angeordneten Sitzen, mit geschlossenen und offenen Coupés — nur das freundliche, lachende Gelb des Anstrichs bringt alle diese vielgestaltigen Vehikel unter einen Hut.

Die altväterische Diligence wird uns im Bilde gezeigt, eine Reihe seltener Blätter aus aller Herren Länder: Aquarelle, Zeichnungen, Stiche und Lithographien zeigen uns die englische Fahrpost im Schnee, den spanischen Cilturier auf flüchtigem Renner, die Visitation und Paßprozedur an einem Stadthor in Oesterreich, den eigenhümlichen, bis zum Jahr 1842 in Gebrauch gewesenem dänischen Briefpostwagen, der eine reguläre Kugelform hatte, die Fuhrwerke aus der Thurn und Taxis'schen Periode und manche andere Kuriosität aus dem historischen Entwicklungsgang der Fahrpost.

Ein ganzer Flügel und ein geräumiger Saal wird durch die plastischen Nachbildungen deutscher Postgebäude angefüllt. Neben dem stolzen Prachtbau des Braunschweiger Hauptpostgebäudes sehen wir die kleinere, aber nette Hildesheimer „Post“, daran reihen sich Münster, Mainz, Bittau, das imposante, im gothischen Styl erbaute Posthaus von Danzig, Rassel, Hannover, Darmstadt, Bonn, Hagen, Herlohn, Bremen, die Postpaläste von Posen, Dresden, Leipzig und ein Duzend andere. In eigenen Mappen und alphabetisch geordnet ruhen die gleichmäßig großen photographischen Aufnahmen der übrigen Postanstalten des deutschen Reichs. Ein großer Theil dieser Bauten verräth durch den modernen Styl und die Zweckmäßigkeit der Anlagen das geringe Alter, aber auch bei den aus früheren Jahrzehnten stammenden Gebäuden, die immer ganz und gar und ausschließlich von der Post und Telegraphie in Anspruch

genommen werden und keinem andern Zweck dienen, macht sich der Grundsatz geltend, daß man selbst in Städten mit sechs- tausend Einwohnern und darunter der Post ein bevorzugtes und möglichst ansehnliches Unterkommen zu bereiten suchte. Die Reichshauptstadt ist natürlicherweise bevorzugt. Das prunk- volle und unendlich ausgebreitete Berliner Hauptpostamt in der Stralauerstraße dürfte in Bezug auf die Großartigkeit seiner An- lage, die Zweckmäßigkeit seiner Einrichtungen seinesgleichen suchen.

Die Sammlung der Eisenbahnpostwagenmodelle ist kürzlich durch einen Salonpostwagen mit verstellbaren Achsen — für alle Spurweiten — vermehrt worden. Dieser hübsche, in seiner ganzen Länge als Postbureau eingerichtete Wagen bietet den Beamten in der That alle mögliche Bequemlichkeit und Er- leichterung in Bezug auf ihren Dienst — von einem Lager ist trotzdem keine Spur, denn die Post ist eines der wenigen Räder im großen Uhrwerk des Weltverkehrs, die auch des Nachts nicht eine Minute lang ruhen.

Auch der überseeischen Post ist gedacht, in plastischen und photographischen Nachbildungen sind die Fahrzeuge, auf deren Mast die deutsche Flagge — mit dem Posthorn im weißen Feld — weht, veranschaulicht, und ringsherum stehen die kleineren Postdampfschiffe, die zum Postverkehr dienenden Segelbarken vom Nil, ostindische und chinesische Post- und Kauffahrteischiffe.

In einer Reihe von hohen Glaskästen wird das Verkehrs- leben Ostindiens, Siam's, Japans, Chinas durch bemalte, charakteristische, in den betreffenden Ländern selbst gefertigte Figuren geschildert. Wir sehen den siamesischen Postelephanten mit dem Dienstkoups auf dem Rücken, von Bonies oder Zebus gezogene Postwagen anderer Länder, nur mit einem Gürtel be- kleidete ostindische Postelboten mit einer Schwimmoorrichtung, und in einer Serie von systematischen Darstellungen erklärt Japan sein nach europäischem Muster eingerichtetes Postwesen; selbst die „Dienstkleidung“ der Beamten erinnert einigermaßen an den preussischen Schnitt. Wir sehen den mörderischen, keines- wegs als einfaches Amtsabzeichen dienenden Speer des Kuriers oder Depeschenträgers auf Formosa, während der friedliebende Post- bote in China seinen Sonnenschirm im Vandelier trägt.

Ein besonderer Raum enthält alle Requisiten des Feldpost- verkehrs bis auf die auf Leinwand gemalten, leicht sichtbaren und deutlich lesbaren Aufschriften für diese fliegenden Postämter im Kriegsbereich.

Der unsichtbare Rohrpostverkehr wird durch einen Sach- verständigen an einer im Museum selbst hergestellten Leitung demonstriert; dasselbe gilt vom Telephonverkehr.

Sehr ausgedehnt ist die Abtheilung, die der Telegraphie und allem damit Zusammenhängenden gewidmet ist. Sie ent- hält zum großen Theil historische Apparate und die ganze Ent- wicklung des Typendrucktelegraphen, der aus dem Anfang der vierziger Jahre stammt, sowie die des ungefähr gleichzeitigen Morse'schen Schreibtelegraphen läßt sich verfolgen. „Ueber- tragungen“, Relais u. s. w. in allen Formen und Stadien der technischen Vervollkommenung füllen die Ränge, auch das Telephon in seiner ursprünglichen Gestalt und der wunderbare Kon- ferenzungsapparat, der „Phonograph“, und das künstliche Ohr, das „Mikrophon“, fehlen nicht in der bis zu den Resultaten unserer Tage herabreichenden Sammlung.

Die Wunder der submarinen Telegraphenverbindung werden durch eine reiche Musterkollektion aller im Gebrauch befindlichen Kabel erläutert; diese Sammlung umfaßt eine ganze Scala von Drähten, die bis zur Dicke eines gewöhnlichen Strides überspannen sind, bis zu funderarmdicken Exemplaren. Zu der zuletzt ge- nannten Kategorie gehört das Irland und Amerika verbindende große Kabel, welches 140,000 Centner wiegt. Daß aber auch die scheinbar solideste und gediegenste Verwahrung des den Strom leitenden Drahtes endlich der unermüdlichen Zerstörungsarbeit der Elemente gegenüber zu Schanden wird, beweist ein Stück von dem Deutschland und England verbindenden Kabel der Reuter'schen Linie. Es ist der Küstengegend entnommen und der Sand, den die Flut darüber hinweggeführt hat, vermochte endlich sogar den starken Drahtmantel, der den eigentlichen Telegraphendraht um- gibt, glatt abzuschleifen bis zum Kern des Kabels. Der Strang, der fünfundzwanzig Jahre lang unter Wasser gelegen hatte, gewann durch fremden Anstoß wesentlich an Umfang; In- frustrationen, Muscheln u. s. w. umgeben das Kabelstück.

Aber auch der Landleitung drohen allerlei Gefahren; wer würde es glauben, daß die unschuldigen Bewohner des Waldes zu den eifrigsten Zerstörern des Telegraphenverkehrs gehören. Eine Reihe von angeborenen und völlig dienstuntauglich ge- wordenen Telegraphenstangen gibt Zeugniß von der verderblichen Arbeit des Spechts. Das sind die Feinde oben, und unter der Erde nagt die Fäulniß, der durch ein komplizirtes, im Modell vor- geführtes Imprägnierungsverfahren möglichst vorgebeugt wird.

Ein besonderes Gemach ist den Postwerthzeichen gewidmet. Ein Ständer mit dreihundert Flügeln enthält die bedeutendste öffentliche Briefmarkensammlung mit weit über fünftausend Marken, einer Anzahl von Umschlägen, Anweisungen, Kreuz- bändern, Postkarten u. s. w., und was der Kenner und Lieb- haber am meisten schätzen wird: die Echtheit der hier auf- genommenen Exemplare steht außer Frage; dafür bürgen die amtlichen Quellen, aus denen sie stammen. Mit dieser Sam- lung können sich nur noch zwei Privatansammlungen messen: die des Herzogs von Galliera, der 1½ Millionen Franken dafür aufgewendet und seinen Schatz in dreihundert Bänden aufbewahrt hat, und die des Pariser Arthur von Rothschild, die auf 200,000 Franken geschätzt wird. Der hohe Werth dieser Sam- lungen wird erklärlich, wenn man die den Amateur anstachelnden Schwierigkeiten in der Auffindung einzelner Exemplare und die für seltene Exemplare bezahlten Preise in Rechnung zieht. So wird zum Beispiel ein vollständiger Satz der 1851er Aus- gabe preussischer Postcouverts mit 500 Mark bezahlt, für die erste Ausgabe der königlich sächsischen Briefmarke a 3 Pfennig be- zahlt man heute 150 Mark, für die bronzefarbige Madrider Stadtpostmarke 100 Mark! Von der Menge der zu einer voll- ständigen Sammlung erforderlichen Stücke gibt der Umstand einen Begriff, daß allein in Spanien von 1844 bis 1850 vier- hundert verschiedene Postwerthzeichen zur Ausgabe gelangten. Auf der ganzen Erde sind mehr als fünftausend Postwerthzeichen verbreitet, davon entfallen dreitausend auf Europa, hieran reihen sich Amerika und die anderen Welttheile, Australien partizipirt nur mit zweihundert Exemplaren.

Ein besonderer Schrank enthält postalische Kuriositäten: da ist das vom Kaiser Wilhelm in breiten Zügen eigenhändig niedergeschriebene, an die Kaiserin adressirte Telegramm, welches die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien (1871) meldet, aufbewahrt; ferner die Postkarten, die in so und so viel Tagen die Reise um die Erde gemacht haben, kursive Briefadressen, die der Scharfsmann der deutschen Postangestellten enträthelt hat, und manch' anderes seltsame Dokument ruht in dem interessanten Archiv. Das Museum hat heute schon eine solche Ausdehnung ge- wonnen, daß eine systematische Ausbreitung seiner Schätze und eine Katalogisirung durchaus wünschenswerth ist. Die Sam- lung bildet voranschreitend den Grundstock für ein werthvolles Denkmal unseres Kulturlebens und jeder halbwegs Gebildete wird gern einen Rückblick auf die historische Entwicklung der Post werfen.

Verbung.

(Siehe das Bild S. 761.)



Im Allgemeinen werden die Ehen weniger im Himmel als auf der Erde geschlossen, denn die materiellen Grundlagen des künftigen Haushaltes spielen — wie die Welt jetzt nun einmal ist — eine sehr bedeutende Rolle und die Eltern sind fürsorglicher hinsichtlich des Irdischen als der Himmel, der nur die Herzen lenkt. Wie in der Stadt, so wird auch auf dem Lande bei den Eheschließungen recht be- dacht, daß der beiderseitige Vermögensstand erwogen und das Wör- chen „Liebe“ darf bei der Heirath nicht allzu laut sich vordrängen. Eine Liebhaft hat wohl jedes Bauernmädchen und die Burtschen treiben damit fast einen Luxus; jedoch wenn's heißt, mit einander zur Kirche gehen, dann wird die Vermögensfrage in den Vorder- grund gestellt. Natürlich durchbrechen sie und da fühne Liebes- paare den Bann des Hergebrachten und haben dann einen harten Kampf auszufechten, der seine eigene Romantik besitzt. Von den Insassen ihres Dorfes sind meist alle „Alten“ gegen sie und von den Jungen aus verschiedenen Interessen auch nicht wenige; das arme Paar wird beobachtet und mancherlei Streiche werden ihm gespielt. Da heißt's nun klug sein, um ein Stellbilden ohne Entdeckung zu bewerkstelligen und hoffnungs- freudige Pläne zu schmieden, um den Sieg zu erlangen. Auf unserm Bilde scheint solch' ein muthiges Liebespaar den Kampf aufnehmen zu wollen, denn er hat sie und sie wohl auch ihn an einer sehr einsamen Stelle des Sees getroffen — er spricht das entscheidungsvolle Wort, ob sie ihm auf seinen kleinen Hof folgen will, und sie, die ein etwas ruhigeres Herz und einen fühlbaren Kopf als er hat, erwägt ernst und nachdenklich die Situation. Erwartungsvoll, etwas bänglich klopft er sich seine Pfeife und zwischen Neugier und Klugheit schwankend zerdrücken ihre weißen Zähne die Kömer eines Getraidehalmes. Man darf auf ihren Entschluß wohl gespannt sein, denn sie ist sicher eine kluge Gasttochter, die den treuerhizigen Burtschen an Lebenserfahrung und Verstandesstärke ein gut Stück übertragt.

Ignaz Brüll.

(Siehe das Porträt S. 776.)



Einer der liebenswürdigsten und populärsten Wiener Künstler ist Ignaz Brüll, der geistvolle Beethoven- und Schumann-Interpret, der Komponist des „Gol- denen Kreuzes“. Geboren ist Ignaz Brüll am 7. November 1846 zu Prokutz in Mähren, doch übersiedelten seine Eltern, als der Knabe erst drei Jahre alt war, nach Wien und hier entwickelte sich dessen ausgeprägtes musikalisches Talent unter der trefflichen Lehre eines Julius Epstein (Klavier), Rufinatscha (Komposition) und Dessoff (Instrumen- tirung) wahrhaft überraschend. Es machte allge- meines Aufsehen, als der „kleine Ignaz“, wie man ihn noch 1861, also in seinem fünfzehnten Lebensjahre, nannte, mit seinem Meister Professor Epstein in trefflichster Weise vor dem Publikum Mozart's Konzert für zwei Klaviere spielte und gleichzeitig mit eigenen Kompositionen hervortrat, aus denen Kenner und Laien dem kunst- begeisterten, im persönlichen Auftreten aber überaus bescheidenen Jüngling eine schöne Zukunft prophezeiten. Die Prophezeiung traf später wirklich ein, aber freilich wohl in wesentlich anderer Weise, als man vermeint. Nicht auf dem Gebiete der ernst- erhabenen Instrumentalmusik, das er zunächst und den bewährten Pfaden der Klaviers folgend, betrat, vielmehr durch ein allge- liebtes, kleines, heiteres Singspiel, „Das goldene Kreuz“, sollte er ein wohlbekannter Mann werden.

Mit neunzehn Jahren unternahm Brüll seinen ersten Ausflug nach Stuttgart, wo Kapellmeister Eckert eine Oper von ihm („Die Bettler von Samaritan“) zur Aufführung angenommen hatte. Es wurde aber nichts aus dieser projektirten Premiere, indem Eckert gerade in jener Zeit Württembergs Hauptstadt verließ. Die Stuttgarter Musiker kamen übrigens dem jungen Oesterreicher sehr kollegial und fördernd entgegen, außer Eckert war es vor- züglich Konzertmeister Edmund Singer, der Brüll unter seinen besondern Schutz nahm und nebst anderen Novitäten eine unge- druckte Violinsonate des Gastes öffentlich aufführte.

Die freundliche Aufnahme, welche Brüll auf dieser seiner ersten Kunstreise gefunden, veranlaßte ihn, seitdem öfters in den hervorragendsten deutschen Städten zu konzertiren, so in Berlin, Breslau, Frankfurt a. M., Leipzig und an anderen Orten. Zum letzten Mal machte er eine deutsche Kunstreise im Verein mit dem trefflichen Sänger G. Henschel im November und De- zember 1878. In demselben Jahre und später noch 1881 war Brüll in London, wo er hauptsächlich in den Monday- und Saturday popular concerts und zwar etwa fünfzehnmal auf- trat, mit Joachim, der „Geigenfee“ Neruda und Anderen Kammer- musik pflegend, auch wohl mit Orchester spielend.

Brüll's Klavierpiel war, wenn auch technisch sehr schön ent- wickelt, doch nie virtuos im engeren Sinne, an äußerlicher Bravour

und Brillanz wurde und wird es noch heute von dem gar mancher seiner konzertirenden Kollegen weit übertroffen. Dafür weht ein ganz eigener Hauch von Poesie und Grazie aus dieser Tongebung, dieser Phrasirung; während man sich oft bei den perlenden Skalen, den schmetternden Oktaven und kühnen Affordsprüngen anderer Pianisten förmlich zwingen muß, zuzuhören, weil nichts Seelischeres das technische Kunststück erleuchtet und erwärmt, zieht uns Brüll's aus der innersten Empfindung geschöpfte, tief individuelle Wieder- gabe der großen deutschen Tondichter, insbesondere seines Lieblings Robert Schumann, in immer engere Zauberkreise, man könnte solcher Offenbarung Stundenlang lauschen, ohne zu ermüden.

Der entscheidende Tag für den Komponisten Brüll war der 22. Dezember 1875, welcher ihm die erste Aufführung seiner zweiatigen Spieloper: „Das goldene Kreuz“, in Berlin brachte. Die Komposition des besagten Bühnenwerkes läßt sich so recht ein musikalisches Kolumbusrei nennen. Es gehörte eine Art Muth dazu, in unseren Tagen, in der Aera Wagner und Brahms, so einfach, leichtfaßlich und populär zu schreiben, aber das Wagniß gelang und das große Publikum von nicht weniger denn 75 Opernbühnen (darunter auch eine Menge außerdeutscher) jubelte dem glücklichen Autor Beifall zu. In Berlin soll Kaiser Wilhelm den Con- positteur persönlich beglückwünscht und etwa so apostrophirt haben: „Ihr Wiener seid doch glückliche Menschen, die Melodien kommen euch über Nacht, und so heiter und herzensfroh zu fingen, versteht doch Niemand wie ihr!“

Lassen wir es dahingestellt sein, ob sich der greise Monarch wirklich so ausgedrückt habe, mindestens hätten die ihm zugeschrie- benen Worte den Nagel auf den Kopf getroffen. In keiner seiner späteren Opern, die zum Theil in höherem Styl gehalten („Der Landfriede“, „Bianca“, „Königin Marietta“) sprach sich Brüll's lebenswürdiges, vor Allem dem Sangbaren, Melodischen zuge- führtes Naturell so rein und unverfälscht aus als im Goldenen Kreuz, darum vermochte auch bisher kein anderes Werk des Künstlers die gleiche beispiellose Popularität zu erringen.

Außer den Opern hat Brüll noch eine Menge Instrumental- sachen (zwei Klavierkonzerte, ein Violinkonzert, Duos und Trios, eine Orchesterferenade, an vierzig Nummern zweihändiger Klavier- stücke), wie auch viele Lieder (gleichfalls gegen vierzig, darunter: „Es war eine Maid“ durch Billi Lehmann und: „O süße Mutter“ durch Karoline Bettelheim am bekanntesten geworden) geschrieben. Ueber- wiegend gute Hausmusik, nicht Alles von gleichem Werthe, aber das Meiste von klarer, durchsichtiger Form, reich an anmuthigen Melodien, eine warm und gesund empfindende Persönlichkeit wiederpiegelnd. Von seinen gediegenen und dankbaren Klavier- stücken wurden in den letzten Jahren besonders einige Mazurkas (vor allen die in G), dann verschiedene Impromptus und Etüden sehr häufig gespielt. Einen äußerst schmeichelhaften Ruf genießt J. Brüll noch als Klavierpädagoge; seit mehreren Jahren wirkt er als Professor und Mitdirektor der Schule Horat, des größten musikalischen Privat-Institutes in Wien, und gelten die aus seiner speziellen Unterweisung hervorgegangenen Maturanten mit für die besten und künstlerisch gebildetsten der akkreditirten Anstalt.

Dr. Ch. H.

Die Scharfschützen von Antwerpen.

(Siehe das Bild S. 765.)



U den köstlichsten Schätzen der kaiserlichen Gemälde- sammlung der Ermitage in St. Petersburg gehört das figurenreiche Bild von David Teniers dem Jüngeren (1610–1690), welches die Bruderschaft der Bogenschützen von Antwerpen im Jahre 1643 von dem kunstfertigen Feinmaler ausführen ließ. Unsere Wiedergabe dieses Gemäldes, welcher eine vortreffliche Photographie von A. Braun & Comp. in Dornach zu Grunde liegt, zeigt, mit welchem Fleiße und mit welcher Gewissenhaftigkeit der Künstler sich seiner Aufgabe entledigt hat. Fast alle darge- stellten Persönlichkeiten sind Porträts. Dabei ist das ganze Bild, auf welchem die Architektur den größten Raum einnimmt, 4¼ Fuß hoch und etwa 6 Fuß breit. Der Schauplatz, auf welchem die feierliche Begrüßung der Bildenborsther oder Zunftmeister durch die beiden Bruderschaften der Bogen- und Scharfschützen vor sich geht, ist der große Platz von Antwerpen. Derselbe hat noch heute so ziemlich dasselbe Aussehen wie in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Das stattliche Gebäude im Hintergrunde mit dem prächtigen, in reichstem Renaissancestyl errichteten Mittelbau ist das Rathhaus. Auch heute steht noch in der Nische unter dem Giebel die Statue der Madonna mit dem Kinde und darunter sieht man noch die Figuren der Weisheit und Gerechtigkeit. Nur das auf un- serem Bilde zwischen ihnen befindliche spanische Wappen ist längst durch das Stadtwappen von Antwerpen ersetzt worden. Rechts fällt der Blick des Beschauers auf die Gildenhäuser der Scharfschützen und Bogenschützen, aus deren Fenstern geschossen wird und aus denen die Häupter der Bruderschaften getreten sind, um mit den nahenden Zunftmeistern Begrüßungen auszutauschen. Hinter ihnen steht ein stattlicher Fahnenträger, im Vordergrund rechts ein Vorsteher der Bogenschützen im rothen Wappenrock, der sich auf seine Armbrust stützt. Der Mann im Stahlharnisch hinter ihm ist ein Mitglied der St. Sebastiansbruderschaft. Im Gefolge der Häupter befinden sich zwei alte, mit silbernen Brustplatten und Medaillen behangene Gildendiener, welche auf silbernen Tellern vergoldete Pokale tragen, um den Ehrentrunk zu kredenzen. Während alle Vorsteher schwarze Kleider und weiße Duttien- oder Umlegekragen dazu tragen, sind die bewaffneten Mitglieder der Zünfte in gelbe Wämmer gefleidet, und ihre Hüfte sind mit Federn geschmückt. Zudem sie über den Häuptern ihrer Meister ihre Büchsen abfeuern, bilden sie eine Gasse, durch welche jene hindurchschreiten. Alle Fenster der den Marktplatz umgebenden Gebäude sind dicht mit Zuschauern besetzt. Bis zum Jahre 1750 blieb diese Erinnerungstafel im Besitz der Bogenschützengilde. Dann wurde sie mit noch einem andern Gemälde für 5000 Gulden verkauft, kam später in die Galerie des Landgrafen von Hessen nach Kassel, darauf nach Schloß Malmaison und schließlich in das Museum der Ermitage nach St. Petersburg.

Adolf Rosenberg.

Bilder aus dem Saalethal und Franken.

Von G. U.

Illustrirt von G. Theuerkauf.

Wenn Baum und Strauch zu knospen beginnen, die Sonne wärmere Strahlen sendet und nur dann und wann noch ein ohnmächtiger Schloßenregen die bereits gebrochene Herrschaft des Winters wieder aufzurichten versucht, dann knüpft der Mensch mit dem Ueberzieher auch das Herz auf, er fängt an, oberflächlich in der Pflege feinerer geistiger Beziehungen zu werden, denn sein Sinnen und Trachten geht in's Weite, er ver-



Schlosshof in Dornburg.

langt nach Luft, Licht und Wärme, nach anderen Bildern als die im engen, geheizten Zimmer empfundenen und geschauten, und er beginnt schüchtern die Erörterung der Frage: Wohin in diesem Sommer?

O glückliche Zeit, in der wir leben! Was will die Erfindung des Schießpulvers und der Krupp'schen Hinterlader bedeuten gegen die der Eisenbahnen, die Welt und Menschen so ganz und gar verändert haben! Zwar gibt es noch immer einige alte, unverbesserliche Schwärmer, die mit leuchtenden Augen von der Zeit des Postfahrens erzählen; wir Jüngeren dagegen, von denen wohl auch noch Mancher unter der drangvoll fürchterlichen Enge eines gefüllten Postwagens gelitten und geseufzt hat, begrüßen die Eile, mit der die mitleidige Lokomotive uns schnell über die reizlosen Steppen der Mark Brandenburg hinweghilft.

In Großheeringen wurden wir an die Saalbahn abgeliefert. Auf der andern Seite des Stationsgebäudes hielt der kleine Zug, und uns war zu Muth, als ob wir uns aus dem Gedränge der Hauptstraße einer großen Stadt glücklich in ein stilles Seitengäßchen gerettet hätten. Nicht lange, so setzte sich der kleine Zug in Bewegung; das mäßige Tempo war uns aber recht, und da wir die einzigen Insassen eines großen Wagens waren, so konnten wir das liebliche Saalethal ganz con amore bald durch das linke, bald durch das rechte Fenster betrachten. Doch nicht ohne ein bedenkliches Kopfschütteln, denn in Dornburg, wo wir ausstiegen, brach der durch einen bleiernen Himmel schon längst angekündigte Regen los. Uns traten die Berichte Bekannter über eine einjamere Stelle des Gebirges verlebte Regenzeit mit der von Tag zu Tag getäuschten Hoffnung auf endliche Erlösung von der Längeweile und Verzweiflung schreckend vor die Seele. Der Maler hat ja noch mehr als andere Reisende, die nur schauen, essen, trinken und schlafen wollen, mit dem Himmel zu rechnen und seiner Gunst zu vertrauen, denn es gibt ja nichts Verdrießlicheres, als plötzlichen Regens halber eine eben begonnene Zeichnung Hals über Kopf mit sämmtlichem Zeichen- und Malmaterial wieder einpacken zu müssen. So sollte es auch uns ergehen, doch endlich schien der Himmel einen Begriff von dem Ernste unseres Reisezwedes zu bekommen und er erlaubte uns gnädigst, ein Bild des ältesten der drei auf steiler Felswand thronenden Schloßhöhen zu vollenden. Schon zu Otto I. Zeiten war dieses eine kaiserliche Pfalz. In dem nach Eilen gelegenen trauerte Goethe mehrere Monate lang in selbstgewählter Einsamkeit über den Verlust seines Herrn und Freundes Karl August. Hinter den Schloßhöhen breitet sich das kleine Bergstädtchen, welches nur etwa 600 Bewohner zählt, aus.

Noch desselben Tages bei guter Zeit weiter nach Jena, welches freundlich in das reizende Thal eingebettet ist. Daß es eine Univeritätsstadt ist, sollten wir zu ungelegener Stunde auch auf dem Wege des Gehörs erfahren, denn tief in der Nacht wurden wir aus süßem Schlummer durch ein überlautes Stimmengewirr, welches ab und zu durch ein wahrhaft gebrülltes „Silentium!“ auf einen Augenblick unterbrochen wurde, geweckt. Ich sprang aus dem Bette, eilte an's Fenster, bedachte aber nicht, daß es in der Nacht dunkel ist, leide aber trotzdem an der fixen Idee, dieß Wörrchen silentium stets in seine gegenheilige Bedeutung übersetzen zu müssen.

Jena hat eine herrliche Umgebung; der Fuchsturm und das Forsthaus sind vielbesuchte und die Mühe des Steigens belohnende Aussichtspunkte. In der Stadt selbst macht der Marktplatz mit der Stadtkirche und der gelegentlich des dreihundertjährigen Jubelfestes der Universität, welches im Jahre 1858 stattfand, enthüllten Statue Johann Friedrich's von Sachsen, ein Werk des unlängst verstorbenen Drake, einen ausgezeichneten Eindruck. Das Andenken berühmter Männer, die einst als Studios hier lebten, wird durch viele an den von ihnen bewohnten Häusern angebrachte Tafeln wach erhalten, und ist schon deshalb eine Wanderung durch die Stadt von großem Interesse.

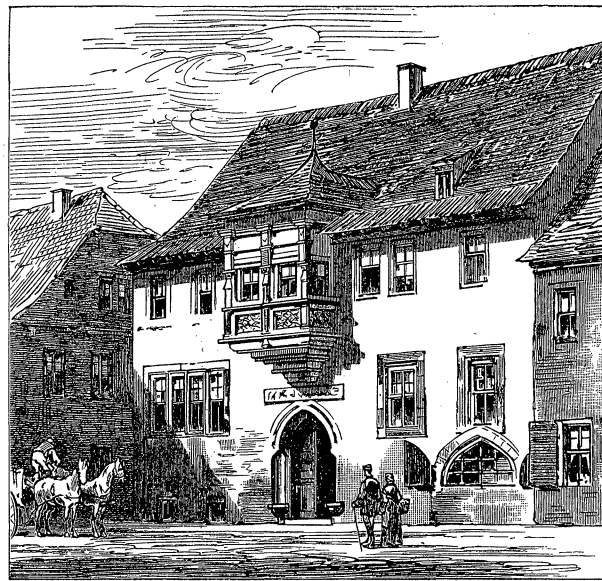
Am andern Morgen weiter nach Kahl.

Gesegnet seist du, alterthümliches, trummstraßiges Städtchen, in welchem, ganz im Gegensatz zu jenen Orten, wo mit dem Dünnerwerden der Butterbrode deren Preis gesteigert wird, der Wanderer, ohne Schaden an Hab und Gut zu leiden, für mäßiges Geld Hunger und Durst stillen kann. Kellner scheint es dort nicht zu geben, uns ist wenigstens glücklicherweise keiner aufgestoßen.

Schon Tags vorher hatte uns aus der Ferne die Leuchtenburg vielversprechend zu einem Besuch eingeladen, und wir säumten nicht, von Kahl aus die beträchtliche Höhe zu erklimmen. Aber wie ein aus der Ferne gesehenes, scheinbar schönes Gesicht

wirkte. Da fühlt sich trotz prachtvoller Aussicht und guten Bieres der Malersmann nicht angeheimelt. Also nach einem Aufenthalt von eines Schoppens Länge wieder fürbaß geschritten, um nach kurzer Fahrt am Fuße des Berges, auf welchem Orlamünde sich lang hinzieht, ausgeladen zu werden. Noch lange sollten wir auf einer anmuthigen Fahrstraße bergan wandern, ehe wir die ersten Häuser dieses uralten Städtchens, welches im Mittelalter Sitz eines mächtigen Grafengeschlechtes gleichen Namens war, erreichten. An längst verschwundene Jahrhunderte erinnert hier noch die sogenannte Kemenate, ein alter, dem allmählichen Verfall geweihter, mächtiger, viereckiger Steinbau. Noch wäre zu erwähnen, daß in Orlamünde die Weiße Frau erfunden wurde, die ja noch bis in die Neuzeit hinein in den preussischen Königsschlössern ihr spukhaftes Wesen getrieben haben soll.

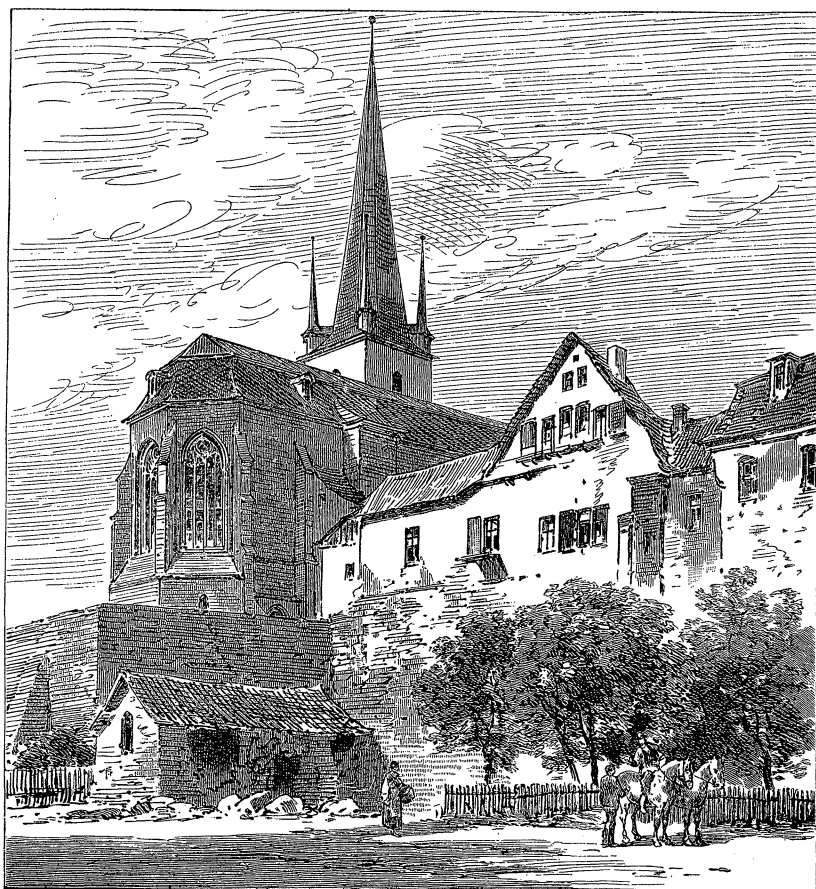
Mit dem letzten Zuge weiter nach Rudolstadt, dessen weißes,



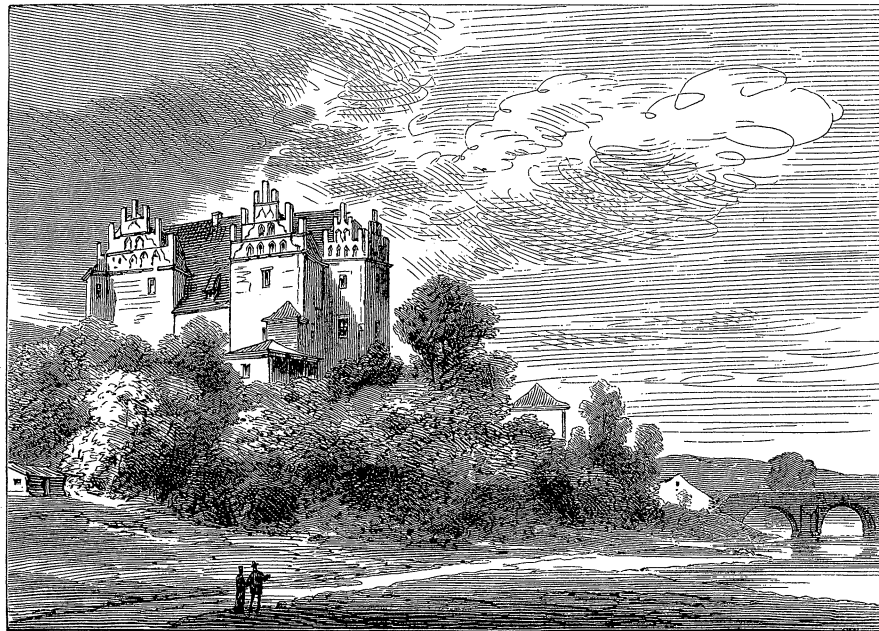
Erker in Saalfeld.

hochgelegenes Schloß uns von Weitem schon zugenickt hatte. Kaum mit einem Fuße auf dem Perron, flogen vor unserem Geiste Bilder von Scheiterhaufen mit den verkohlten Gebeinen unschuldiger Märtyrer auf, denn ein mitleidsloser Westwind trug uns die brenzligen Dünste der auf dem Anger unter freiem Himmel gerösteten Bratwürste zu. Warum die Rudolstädter sich den schönsten Platz ihrer freundlichen Stadt so verpestet lassen, ist mir unerfindlich. Doch was den Einen ärgert, erfreut bekanntlich den Andern, und so wird wohl auch für fernere Jahre der Bratwurstaum auf dem Anger in Rudolstadt als berechtigte Eigenthümlichkeit zum Himmel st-eigen.

Die saubere Stadt hat an dem Fuße des vom fürstlichen Schlosse Heidecksburg gekrönten Höhenzuges eine reizende Lage. Eine Viertelsunde von ihr entfernt liegt das Dorf Volkstädt; im ersten Hause desselben wohnte im Jahre 1788 Schiller längere Zeit, der in Rudolstadt zum ersten Male mit dem ihm später so innig befreund-



Kirche in Kahl.



Schloßchen Kigerstein.

unter der Unerbittlichkeit der Nähe oft kalte und unschöne Züge zeigt, so hatte auch die Leuchtenburg mehr versprochen, als sie zu halten vermochte. Außer vier alten, stumpfen Plantenthürmen nur viereckige Gebäude von verdrießlicher Debe, denen angusehen war, daß sie eine lange Zeit hindurch als Gefängnisse gedient hatten. Nichts von der Romantik alter Burgen, durch welche heilspiegelweise die Wartburg auch vor ihrer Restauration auf den Besucher

deten Goethe zusammenkam. Das Haus, in welchem die Begegnung stattfand, steht ebenfalls noch und ist durch eine Inschrift bezeichnet.

Bevor wir dem reizenden Saalethal Valet sagen, gilt noch der alten Stadt Saalfeld unser Besuch. Keine andere Stadt des Saalethals kann hinsichtlich der historischen Erscheinung sich mit ihr messen. Da ragen noch als uralte Bauwerke die schwarzen Thürme der der Sage nach von Karl dem Großen erbauten Sorbenburg empor; wenige Schritte von ihr wird die Stadt von dem Schloßchen Kigerstein flankirt. Leider dürften die Tage des letzteren gezählt sein, denn schon seit Jahren ist es baufällig und weicht den zerstörenden Elementen wohl noch eher als die Sorbenburg trotz ihrer zahlreichen und bedenklichen Risse.

Denn die Elemente haßen
Das Gebild der Menschenhand.

Von der Wahrheit dieser Worte ist Saalfeld vorzugsweise

in der letzten Zeit betroffen worden, indem das am Markte liegende älteste, noch aus romanischer Zeit stammende Haus, in welchem sich die Rathsapothek befand, vom Feuer zerstört wurde. Doch ein Neubau gleichen Stils erhebt sich an seiner Stelle, und pietätvoll sind an ihm die vom Feuer nicht zerstörten, sorgfältig gesammelten Ornamente, Säulenkapitäl zc. des ehemaligen Hauses wieder zur Verwendung gekommen.

Ferner hat ein Hochwasser dem alten Kapellengiebel, der als einziges Ueberbleibsel noch vor einigen Jahren einen Pfeiler der Brücke zierte, den Garauß gemacht.

Da trauert wohl das Herz des Alterthumsfreundes. Aber nur nicht verzagen, denn in Saalfeld stehen noch genug steinerne Zeugen alter Zeit, denen man noch eine lange Lebensdauer versprechen könnte, wenn mit des Geschickes Mächten ein rechter Bund zu flechten wäre; da ist das spätgothische Rathhaus aus dem Jahre 1533, die Johanniskirche, eine Anzahl Privathäuser mit zierlichen Giebeln und Erfern und ein wohlhaltener alter Brückenthurm.

Spät am Abend legten wir uns zu kurzer Ruhe nieder, denn

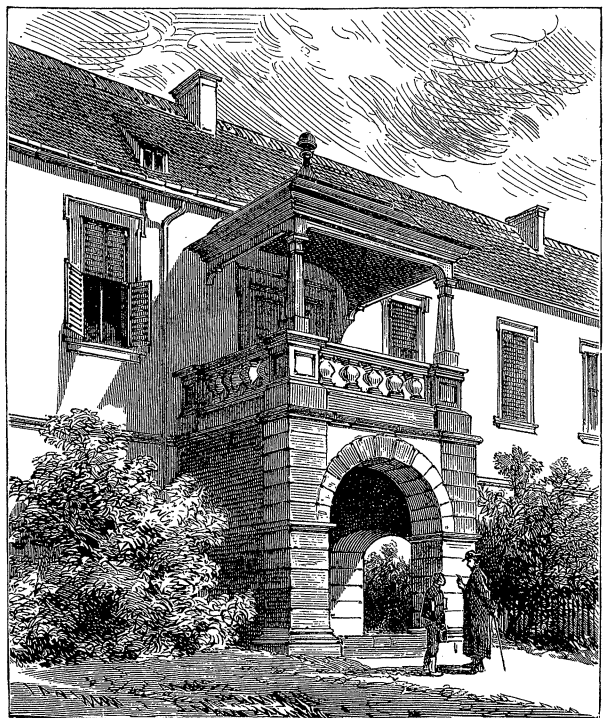


Rathhaus in Bamberg.

schon um vier Uhr des andern Morgens sollte es mit der Post weiter gehen. Ich war so leichtsinnig gewesen, mir den Platz neben dem Postillon auszubedenken, um mich besser in der Gegend umsehen zu können. Ach, wie habe ich trotz möglicher Umhüllung gefroren, während mein vorsichtigerer Freund auf den weichen Polstern des Wageninnern noch eine Stunde verträumte. Glücklicherweise gab es in Blankenburg, wo Pferdewechsel war, heiße, eben aus dem Backofen gekommene Semmeln, an denen ich meine erstarrten Finger wieder aufthauen lassen konnte.

Daß wir auf dem Wege hieher die Stelle passirten, wo im Gefecht bei Saalfeld am 10. October 1806 Prinz Louis Ferdinand von Preußen unter den Säbelschlägen eines französischen Wachmeisters sein Leben aushauchte, möchte ich nicht unerwähnt lassen. Ein eisernes Denkmal bezeichnet die Stätte.

Ich trock also in Blankenburg wieder in den Wagen und that wohl daran, denn nachdem wir das wildromantische Schwarzthal und Schwarzburg — diesmal ohne Besteigung des Trippsteins mit seiner weltberühmten Aussicht — hinter uns hatten, ging es an Porzellanfabriken, Eisenhütten zc. allmählig bergan in



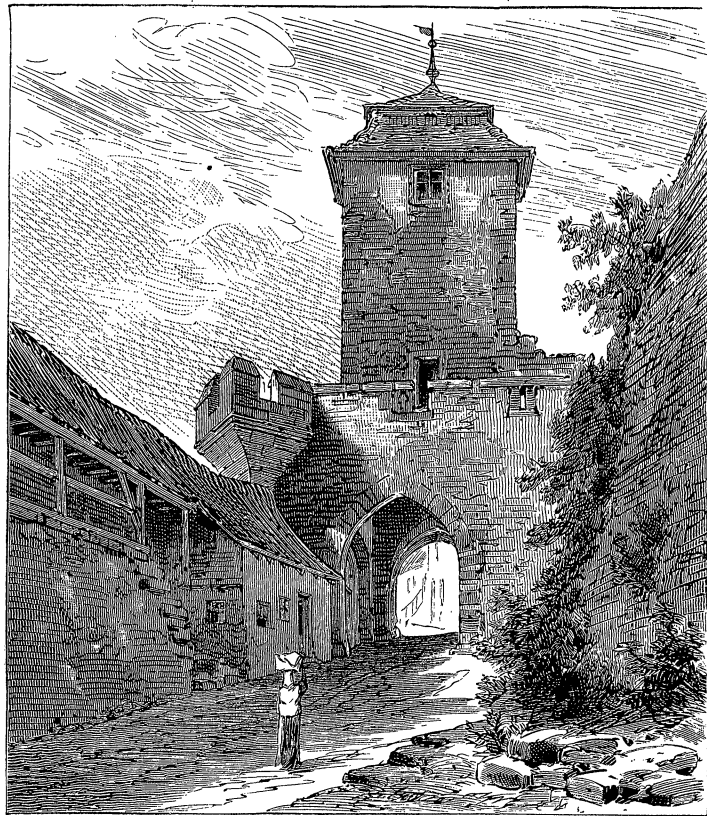
Vor dem Dompfarrhause in Bamberg.

rauhere Lustregionen hinein. Trotz des sich einstellenden Regens trieb uns, als endlich die Fahrstraße gar zu steil wurde, das Mitleid mit den dampfenden, im Schweiße ihrer Haut arbeitenden Pferden an, ihnen das Geschäft zu erleichtern und uns der eigenen Füße als Beförderungsmittel zu bedienen. Doch auch ein langames Vorwärtskommen führt endlich zum Ziel, wir erreichten den uralten, über den Kamm des Thüringer Waldes gehenden Rennstieg, in grauer Vorzeit die Grenze zwischen Thüringen und Franken bildend, und nun ging es unter Posthornklang in schnellem Trabe hinab dem einsam liegenden Städtchen Eisfeld zu. Vor die Alternative gestellt, hier sich viereinhalb Stunden zu langweilen und dann per Bahn weiter zu fahren, oder den fünfständigen Weg nach Koburg zu durchwandern, wählten wir ohne viel Bedenken das letztere Auskunftsmittel, und wir hatten es nicht zu bereuen, obgleich wir unterwegs das Ende eines heftigen Gewitterregens in einem offenen Holzschuppen mit Aufwand aller unserer Geduld abwarten mußten. Durch Nacht zum Licht; die Sonne schien nachher um so schöner, und so zogen wir in Koburg ein.

Der gütige Leser wird mir eine Beschreibung dieser vielbesuchten, entzückend gelegenen Stadt um so mehr erlassen, als wir sie bereits am andern Morgen früh wieder verließen. Wir steuerten, nicht viel nach rechts und links blickend, direkt auf Bamberg, an welchem die Reisenden nicht vorüberfahren, zu.

Wer mit offenen Augen Bamberg betritt, wird sofort merken, daß er sich in einer echt katholischen Stadt befindet. Ueberall Heiligenstatuen aus Sandstein, oft mit grotesker Bewegung und abnormem Faltenwurf in den flatternden Gewändern, Kirchen mit vielem äußern und innern Aufwand im sogenannten Jesuitenstil, daherschreitende Böglinge irgend einer geistlichen Schule in eigenthümlichen schwarzen Kostümen, und hoch oben, die Stadt beherrschend, der prachtvolle romanische Dom mit seinen vier Thürmen und reichem Inhalt an Werken der Bildhauerkunst und Reliquien seiner Gründer, Kaiser Heinrich II. und dessen Gemahlin Kunigunde.

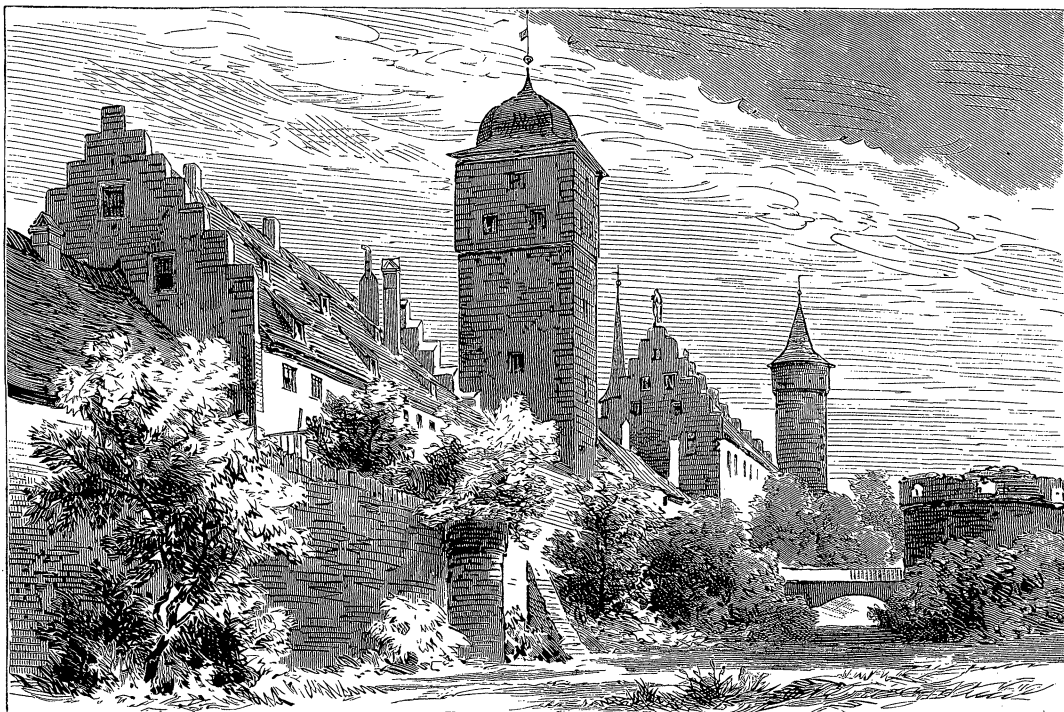
Eine eigenthümliche Lage auf der Regnitzinsel hat das alte Rathhaus mit seinen halbzerstörten Bildern auf der Außenmauer. Zu den dreistesten Menschen zählen bekanntlich die Maler, die beim Erschnüffeln von Motiven weder Bäume noch verbotene Eingänge respektiren. Dießmal aber drückte ein urplöthlicher, heftiger Strichregen uns die Klinke eines Thorwegs in die Hand, und siehe da, wir befanden uns auf dem Vorhof eines traulich aussehenden, mit zierlichem Vorbau geschmückten Hauses und erfreuten uns in unserer Noth der Einladung eines jungen Domgeistlichen, in seiner Wohnung das Ende des Regens abzuwarten. Wir blieben eine kurze Zeit bei ihm, der in lebenswürdiger Weise den Wirth machte und durch sein treuherziges Gesicht und



Cobolzeiler Thor in Rothenburg ob der Tauber.

Doch auch in dieser so interessanten Stadt nur ein flüchtiges Beschaun des Hervorragendsten, denn es verlangte uns nach einem Orte, wo man sich zeichnend auf offener Straße niederlassen kann, ohne einen Volksauflauf anzustiften. An die Gassenjungen, die Einem im wahren Sinne des Worts auf den Leib rücken, um jeden Strich verfolgen und mit dem Original vergleichen zu können, waren wir ja von altersher gewöhnt; sie stören nicht weiter, und wir sollten sie auch in dem Städtchen Ochsenfurt vorfinden, welches in ganz eigenartig malerischer Weise noch ein Stück Mittelalter darstellt und uns einen Vorgesmack der Herrlichkeiten gab, die uns einige Tage später in Rothenburg an der Tauber empfingen.

Ochsenfurt, ein bayerisches Landstädtchen, hat noch einige überthürmte Thore, ein originelles Rathhaus mit künstlicher Uhr, einen wohl erhaltenen Stadtgraben und als vorwiegend katholischer



Aus dem Stadtgraben in Ochsenfurt.

einnehmendes Wesen bei uns in bestem Andenken steht. Doch die Sonne fandte wieder einige Strahlen, die wir flugs zu einer Aufnahme des originellen Pfarrhauses benützten, um dann am Abend nach Hahfurt zu dampfen, wo wir der Ritterkapelle einen Besuch zu machen gedachten. Hahfurt ist ein fauberes, gut gepflastertes Städtchen mit stattlichen Thorthürmen, einem kleinen Heilbade und der schon erwähnten, von Heidelberg, der auch dort seine Ruhestätte gefunden hat, restaurirten Ritterkapelle, die von unzähligen Wappen Derer, die Beiträge zu ihrem Bau lieferten, hie und da wie bepflastert ist. Sie stammt aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

In Würzburg gingen wir in den Dom, den wohl schon mancher Architekt kopfschüttelnd verließ, sich über den Unverstand des vorigen Jahrhunderts, einen romanischen Bau mit den Schnörkeln des Popsstils auszutapezieren, im Stillen ärgern. Sonst viel Gold und Farbe und einige gute Statuen vormaliger Bischöfe.

Ort auch seine Heiligenbilder auf Pläken und an vielen Häusern. Meist ist vor jeder der Muttergottesstatuen eine Laterne befestigt, welche an kirchlichen Feiertagen während der Nacht brennt.

Von Rothenburg ob der Tauber, einer wahren Schatzkammer für bewegliche und unbewegliche Alterthümer und deshalb ein Wallfahrtsort für Architekten und Maler, zeige ich dem Leser nur das Bild vom innern Cobolzeiler Thor, denn diese Stadt ist gelegentlich des in ihr stattgehabten Volksfestes genugsam beschrieben und im Bilde dargestellt worden, und so schließe ich meinen Reisebericht in der Hoffnung, in nicht zu ferner Zeit wohl wieder einmal in Wort und Bild den Lesern von „Ueber Land und Meer“ unter die Augen treten zu dürfen.

Serpentina.

Novelle

von

C. E. Tittmann.

(Fortsetzung.)



So geht mein Morgen hin im Dolce far niente. Es wird hohe Zeit, Toilette zum Diner zu machen.

Als ich hinunterkomme, ist die Tafel gefüllt, nur ein einziger Platz, mein Platz, ist reservirt. Ich sehe neben meinem Platz als Tischnachbar meinen jungen Bekannten.

Wenn man die Chancen von hundert Personen hat, ist es angenehm, zu finden, daß der Zufall uns unter den Hunderten eine angenehme Person zum Nachbar gibt. Mein junger Freund grüßt mit einem Lächeln, das mir zeigt, er denkt an den Balkon, von dem aus ich ihn beobachtete.

Neben meinem jungen Freunde sitzt eine ältere, sehr corpulente Dame. Ihre Toilette ist überladen und unfein. Ihr Teint ist gelb, stark gepudert. Sie erinnert mich augenblicklich an eine große gelbe Dahlia. Sie sitzt zwischen dem jungen Manne und der jungen Dame von den Fischchen. Die junge Dame nennt sie Mama.

Die junge Dame hat etwas von der Moosrose, in einer Art von süßer Bescheidenheit, mit welcher sie die langen dunklen Wimpern niederschlägt. Sie scheint sich in sich selbst zurückzuziehen, wenn sie den seidenen Vorhang über die sammetbraunen dunklen Augen fallen läßt, und die schwarze Wimper ruht beinahe immer auf der zartgefärbten Wange.

Mein Nachbar fängt ein leichtes Gespräch mit mir an. Nach und nach höre ich von ihm, daß er ein Maler ist und in Rom lebt.

„Sie sind Künstler und Sie leben in Rom!“ sage ich enthusiastisch. „Das ist wohl das beste Loos, das ein Sterblicher ziehen kann!“

„Rom ist die traurigste Stadt, und ich bin einer der melancholischsten Sterblichen auf der Welt!“ erwidert er ernsthaft.

„Es scheint mir, daß Sie eine besondere Freude an dem Lügen der Melancholie haben,“ sage ich lächelnd. „Nur diejenigen, deren Leben sehr viel Licht hat, dürfen wagen, es willkürlich mit dem Schatten der Schwermuth abzutönen.“

„Sie irren sich,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, und richtet ein dunkles, trauriges Auge voll auf mich. „Ich habe nichts, das mein Leben erhellet, als meine Kunst. Mein Herz bleibt unbefriedigt, mein Ehrgeiz, mein Streben. Was ich auch schaffe, es genügt mir nicht.“

„Ist das nicht so mit jedem Künstler, ja mit jedem Wesen, das in irgend einer Form nach dem Ideal strebt?“ frage ich leise.

Aber eben kommt der Kellner mit einem Meisterwerk des Chef de cuisine von Bonivard. Und ehe wir unser Gespräch über das Ideal fortsetzen, müssen wir nothwendig unsere Mahonnaisse essen!

Mittlerweile ist es der „Gelben Dahlia“ geglückt, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und sie hält ihn in Athem und strömt eine Flut von ausländisch klingendem Französisch über ihn, das er gutmüthig anhört; hie und da betrachtet er die Tochter, die still da sitzt mit niedergeschlagenen Augen.

Mir ist es lieb, nicht sprechen zu müssen, denn der Salon ist sehr heiß und die vereinten Düfte der Speisen und des starken Parfüms der Gelben Dahlia sind beinahe zu viel für meine Nerven; dazu das Stimmengewirr um mich her. Wieder höre ich den hohen Sopran und ich sehe jetzt, daß er einer sehr blonden Dame gehört, welche mir gegenüber neben einem deutschen Lieutenant sitzt.

Die Dame spricht deutsch und lispelt in ihrer Aussprache, die hochdeutsch sein soll, es aber nicht ist. Sie hat ein großes, schönes Gesicht. Es ist die Schönheit einer Wachs puppe. Der Teint ist so glatt, so weiß, so rosig, als sei er emailirt. Ist er emailirt? Ich weiß es nicht, vielleicht nur gemalt. Ihre Züge sind groß, aber kindlich. Ihr Alter wäre unmöglich zu bestimmen. Wachs puppen haben kein Alter. Sie hat einen großen Kopf und trägt das Haar à la Titus, das ist ein Hundert kleiner blonder, sehr gleichmäßiger Locken, genau wie sie eine Wachs puppe trägt. Dem

bescheidenen Forscher drängt sich sogleich die Frage auf: Ist es echt? Und wenn es falsch ist, wie befestigt sie die hundert blonden Locken auf dem Kopf? Um ihren hübschen Mund voll schneeweißer Perlen schwebt das stereotype Lächeln einer schönen Wachs puppe.

„Ja,“ sagt sie und neigt ihren großen Tituskopf verbindlich und anmuthig gegen den Lieutenant, „es geht nichts über das Reisen, um sich zu bilden. Bildung, wissen Sie, ist die Hauptsache! Deshalb reise ich.“

Das Diner ist vorüber. Da ich nach der Thüre gehe, bewegt sich die Dame mit dem Tituskopf vor mir her, gewissermaßen in Wellenlinien, denn sie neigt und beugt ihre vollen Formen wie ein Schwan, der dahinschwimmt und den schlanken Hals reckt. Ihre Gestalt ist tadellos, aber es ist von Allem ein wenig zu viel. Und das weiße Kaschmirkleid, über das sie eine lustige blaue Schärpe trägt, schließt zu sehr an, zeigt zu viel von den tadellosen Formen. Sie wäre eine schöne Statue. Aber es ist nicht die keusche Unbewußtheit einer Statue. Sie sieht nicht aus wie eine Dame, noch wie ein Engel, noch wie irgend etwas, das ich je gesehen.

Nach einer kleinen Siesta unternehme ich einen Gang nach dem alten Schloß Chillon, das durch Byron's „Prisoner of Chillon“ eine allgemeine Berühmtheit erlangt hat. Der Weg nach Chillon führt vorüber an dem kleinen Friedhof von Montreux. Ich trete hinein.

Es gibt wohl wenige Plätze, die schöner gelegen und mehr geeignet sind, das Gemüth zu ergreifen. Es liegen nur Fremde unter diesen dunklen Cypressen. Meistens sind es junge Leute. Vom Norden, Osten, Westen sind sie gekommen zu den Ufern des schönen blauen Sees. Sie hofften Leben und Genesung zu finden und fanden Tod und den langen Schlummer. Der See singt ihnen das ewige Wiegenlied. Weiße Rosen und Immergrün umranken die Marmorsteine mit den Namen, die von einem kurzen Erdenblühen erzählen. Und ist es nicht besser, dahinzusinken zur Ruhe, wie diese jungen Schläfer, ehe uns das Leben die Ideale zerbrochen und uns nichts gelassen hat, als ein verträumtes Herz oder ein blutendes und die bleiche Resignation?

Wie ich aus dem Schatten des Friedhofs heraus in die helle Sonne trete, sehe ich den jungen Maler langsam vom Hotel herkommen. Da er mich sieht, beschleunigt er seine Schritte, und mit der Ungezwungenheit, die man sich im fremden Lande zu eigen macht, fragt er mich, ob er mich begleiten darf.

„Ich kann mir denken, daß Sie, wie ich, einsame Spaziergänge lieben, und es ist nichts Schrecklicher, als die Natur laut bewundern zu hören, wenn man sie still genießen möchte! Aber ich werde Sie nicht mit Ergüssen meiner Bewunderung plagen.“

Mein junger Freund trägt auf seinem dunklen Haupte ein kleines rothes Käppchen, eine Art von Fez. Es steht gut zu der Bronzefarbe seiner Züge. Ohne Zweifel weiß er es. Doch ist es nicht Eitelkeit, die es ihn tragen macht. Er macht nicht den Eindruck, eitel zu sein. Es ist einfach Farbensinn.

„Finden Sie es nicht sehr heiß in der Sonne?“ fragt er, da wir an das schöne Hotel des Alpes kommen. „Lassen Sie uns in diesen schattigen Garten eintreten!“

Und wir treten ein in die kühlen, schattigen Laubengänge der Gärten des Hotel des Alpes.

Ein paarmal gehen wir auf und ab, den blauen See zur Seite, der seine leise schwellenden Wogen zu uns herandrängt. Dann setzen wir uns in eine kleine Laube, von Immergrün und Rosen überwachsen, durchduftet von schwerhängenden Heliotropblüthen. — Mein junger Freund ist nachdenklich, ich genieße still die Schönheit der Stunde.

„Ist es nicht ein Schmerz, zu fühlen, wie uns die Natur zum Genuße der Schönheit aufruft, und zugleich zu fühlen, wie dieser Schönheit das Herz verschlossen bleibt?“ fragt mein Begleiter nach einer langen Pause.

„Sie sind Künstler! Gewiß muß Schönheit tief in Ihre Seele dringen. Aber, verzeihen Sie mir, spielen Sie nicht willkürlich mit der Schwermuth? Sind Sie nicht eigentlich ein verwöhntes Kind des Glücks, das nun nicht mehr befriedigt werden kann? Sie scheinen in einer beneidenswerthen Lage, wie sie das Leben nur bieten kann: Sie sind jung, augenscheinlich frei, zu thun, was Ihnen beliebt, Sie sind reich —“

„Ja, und — schön dazu!“ erwidert er beinahe bitter. „Sie sehen, ich weiß meine Vorzüge zu schätzen. Aber ich bin dennoch unglücklich, denn ich habe Niemand, der mich liebt.“

„Niemand, der Sie liebt?“ sage ich ungläubig.

„Oft habe ich diese Klage von Solchen gehört, die selbst

der Liebe unfähig waren. Weil ihr eigenes Herz nicht von der Liebe erwärmt war, konnten sie die Wärme des liebenden Herzens nicht empfinden, glaubten nicht daran. Und haben Sie nicht eine Mutter?“

„Ich hatte eine Mutter und sie lebt noch,“ antwortet er mit bewölter Stirn. „Sie hat mir den Glauben an die Frauen genommen — an die Frauen der großen Welt. Sie sind Alle herzlos, sie können nicht lieben!“

„Und sind Sie nicht auch ein Kind dieser egoistischen Welt des Genusses, die Alles, auch die Liebe verlangt, ohne sie dafür zu geben? Sind Sie nicht auch für diese Welt erzogen?“

„Ich lebte in Paris bis zu meinem sechzehnten Jahre. O, ich habe diese Welt kennen gelernt, obwohl ich noch so jung war. Dann ging ich mit meinem Vater in die Provence. Dort auf einem alten Schloße lebten wir beinahe ganz einsam, den Studien, den Kunstversuchen, die ich machte, hingegeben. Mein Vater war ein alter Edelmann, sans peur et sans reproche, durch und durch ein Gentleman! Als er starb, verließ ich Frankreich für immer, ich widmete mich der Kunst, ich ging auf Reisen. Er war das einzige Wesen, das mich liebte, er — und noch Eine.“

Er schwieg und starrte hinüber zu den Bergen, als sähe er einen Gegenstand viel hundert Meilen in der Ferne. Dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

„Kennen Sie die duftenden wilden Rosen?“

„Ja, ich kenne sie wohl! Sweet Briar rankt sich an unseren Hecken hin mit seinem feinen, duftenden Grün, und die Waldbäume sind oft rosenroth durchblüht von seinen Ranken!“ sage ich lächelnd.

„Ich hatte eine duftende wilde Rose, sie legte ihre zarten Ranken um mein einsames Herz. Ich riß sie schonungslos ab von mir und sie starb hin! — Aber ich will Sie nicht mehr mit meinen Geschichten plagen!“

„Wenn Sie mich zu Ihrem Beichtvater machen wollen und es erleichtert Sie, zu sprechen, so will ich gern hören! Aber wollen Sie nicht warten, bis Sie mich besser kennen? Manche Freundschaft ist durch zu schnelles Vertrauen im Anfang nicht zur Reife gekommen, und Sie sind, wie ich glaube, zum Mißtrauen geneigt, obwohl impulsiv. Ich denke, Sie gehen wohl heute noch nicht weg und nicht morgen. Auch ich bleibe einige Zeit in Ruhe hier und wir können ungestört verkehren.“

„Ich wollte heute gehen,“ sagt er, „da ich Sie aber fand, blieb ich.“

„Weil Sie mich fanden? Sie wissen sehr wenig von mir!“

„O!“ sagt er mit melancholischem Lächeln, „Sie kennen doch die Ballade vom alten Seemann und vom Hochzeitstag? Ich bin wie der alte Seemann, der Blick des Auges sagt mir, daß ich zu Ihnen sprechen muß!“

„Und ich will Sie gern hören, wenn eine passende Stunde kommt und Sie das Herz drängt,“ antworte ich ernsthaft und herzlich. „Aber ich glaube, wir sind unbefugte Besitzer dieses grünen Nestchens und müssen Platz machen!“

Helle Gewänder flattern schon ein Weilchen in dem Laubengang vor uns auf und ab, ohne Zweifel Damen aus dem Hotel des Alpes, und wir erheben uns und treten aus dem kühlen Schatten auf den sonnigen Weg.

„Um des Himmels willen, wer ist diese schreckliche Erscheinung?“ sagt mein junger Freund plötzlich.

Es ist die schöne Dame mit dem Tituskopf. Sie kehrt schon von Chillon zurück, eskortirt von dem Lieutenant. Und sie beugt ihren weißen Hals verbindlich und höchst grazios gegen uns und grüßt anmuthig, und das stereotype Lächeln um den hübschen Mund wird noch liebenswürdiger.

„Ist sie schrecklich?“ frage ich lachend. „Sie ist mir auch nicht sympathisch und ich weiß nicht einmal, zu welcher Klasse ich sie zählen soll. Sie scheint mir ein Unikum zu sein.“

„Diese Dame zählt zur Klasse der Demimonde,“ erwidert mein Begleiter trocken.

„Dann ist sie das erste Specimen, das ich von dieser Klasse sehe; ich glaube, wir haben in Amerika den Begriff nicht.“

„Vielleicht sind die erlaubten Grenzen weiter gesteckt in Amerika,“ sagt er nachlässig. „Vielleicht hat man dort einen andern Namen für den Begriff der Demimonde! Aber ich will Ihnen die Geschichte dieser Dame erzählen — wenigstens den Anfang: „Born in the garret, in the kitchen bred.“ Haben Sie nicht ihre große, dicke Hand und ihren enormen Fuß bemerkt?“

„Sie sind ein Aristokrat!“ sage ich ihm. „Wenn die Dame mit den hundert blonden Locken jemals etwas Nützliches verrichtet hat, so soll sie mir deshalb achthar sein.“

Wie wir ruhig unsern Weg weiter wandern, beschäftigen sich meine Gedanken mit dem Charakter meines Begleiters. Sein Wesen hat entschieden etwas sehr Einnehmendes. Aber seine abfällige Art, über Frauen zu sprechen, gefällt mir nicht und wäre unmöglich bei einem Amerikaner. Aber er ist Franzose. Leidet mein junger Freund an der Krankheit, die Alfred de Musset in seinem nur in Frankreich möglichen Roman „L'enfant du siècle“ schildert? Leidet er an allgemeiner Ungläubigkeit, fehlt ihm das Vertrauen zu sich selbst, blickt er zu keinem Ideal mehr auf?

Wir betrachten das alte Schloß oder vielmehr Raubneß Chillon, das die Herzoge von Savoyen als einen Punkt bewahrten, von wo aus sie unausgesetzte Kämpfe mit der Ritterschaft und den Städten bis hinauf nach Bern führen konnten. Wir steigen hinab in den Kerker, wo Bonivard's Fußtritte im Steinboden um den Pfeiler laufen, an den er gefesselt war, wir besichtigen die Folterkammer, die „Dublette“, durch welche der Lebende als zerstückter Leichnam in den See stürzte, der hier unendlich tief ist und nichts verrätherisch wieder gibt. Wir steigen hinauf in den hohen Saal, wo die Herzoge von Savoyen ihre Gelage hielten und schwelgten. Wir stehen am hohen Bogenfenster und sehen weiße Segel dahinziehen und die frische Luft erweitert die von den Gendarmen beklemmte Brust. Wie wir heraustreten und uns gegen Montreux wenden, ist die Sonne eben im Untergehen und der glühende Ball schwebt noch halb über der dunkelblauen Surfatte. Rote Lichter färben die Thürme und alten Mauern von Chillon wie mit Blut. Der Himmel ist voll rothiger Abendwolken, sie sammeln sich um die Bergspitzen und bekränzen sie, ein ungeheurer, glutrother Ichthosaurus wirft sich mit offenem Rachen vom Kap von Meillerie nach den grünen Abhängen des Waadtlandes und Alles spiegelt sich und bebt und zittert im See unten in der blauen, dunklen, geheimnißvollen Tiefe, bis Alles verglüht, erlischt und die purpurnen Schatten der Nacht niedersinken.

Es ist dunkel und es lüftet zum Souper, da wir uns dem Hotel Bonivard nähern, und wir eilen auf unsere Zimmer, um uns salonfähig zu machen. Auf der Treppe treffen wir zufällig wieder zusammen und treten mit einander in den Speisesalon.

Sobald wir Platz genommen haben, wird mein junger Maler augenblicklich von der Gelben Dahlia und ihrer schönen Tochter in Anspruch genommen und in eine höchst lebhaft Konversation gezogen. Auf meiner linken Seite sitzt ein deutscher Professor sein zweifelhaftes Deutsch-Französisch an der großen dänischen Dame, die ihm in eben so zweifelhaftem Dänisch-Französisch verbindlichst antwortet. Die Konversation scheint mir auf beiden Seiten zum größten Theil aus Mißverständnissen und gutem Willen zusammengesetzt.

Ich flüchte baldmöglichst aus dem heißen Salon zu meinem kühlen Plätzchen auf der Veranda. Nicht lange und der junge Maler erscheint, zieht einen Stuhl herbei und setzt sich zu mir.

„Ich bin sehr glücklich gewesen, heute Nachmittag ein paar Stunden mit Ihnen zusammen sein zu können, denn heute Abend wird es wohl mein Loos sein, jene Cigarette zu rauchen, die ich gestern Abend resüferte,“ sagt er lächelnd.

„Nun, hoffentlich ist das keine allzu schwere Pflicht!“

„Keine schwere Pflicht und kein großes Vergnügen! Lieber wäre ich mit Ihnen hier geblieben zum Philosophiren,“ erwiedert er nachlässig.

Aus dem Salon klingen in diesem Augenblick abgerissene Akkorde. Ihnen folgen höchst melodische Töne. Es ist eine süße Contrealtstimme. Sie singt ein Lied in einer fremden Sprache. Wir hören auf zu plaudern, um ihr zu lauschen.

Gewiß, es ist die junge Dame! Plötzlich, mitten in der Strophe hält sie ein, fällt in eine zärtliche, klagende Melodie, singt wieder ein anderes, einfach und traurig klingendes Lied zur Hälfte und unterbricht sich, wieder zu etwas Anderem übergehend. Es ist etwas Kapriziöses in ihrer Art zu singen, eine ungebildete Laune, aber sie singt reizend und pitant, das ist gewiß, und mein junger Freund empfindet es auch. Er hört zu in einer Art Verzückung, Musik scheint seine Achillesferse zu sein.

Die Töne verstummen. Eine biegsame, feine Gestalt schlüpft aus den Falten der Portière.

„Wollen Sie nicht heute Abend heraufkommen und eine Cigarette mit mir und Mama rauchen?“ Ihre

Stimme hat den ihr eigenthümlichen, ein wenig ungeduldbigen Ton, ist aber demungeachtet süß und schmeichelnd. „Mama kann nicht herunterkommen, sie hat Zahnweh!“

Mama hat sich das Souper vortrefflich schmecken lassen. Allerdings kann sie dennoch jetzt Zahnweh haben. Mein junger Freund steht auf, verbeugt sich gegen mich und folgt der jungen Dame.

Ich bin einige Minuten allein und beobachte die Gruppen, die sich nach und nach auf der Veranda bilden, um die Kühle der Nacht zu genießen, die eine so schöne Mondscheinnacht ist, wie man sie nur wünschen kann, um dabei zu phantasiren. Nach einer Weile tritt die mütterliche Dame mit den Töchtern heraus und sie setzen sich in meine Nähe. Der schöne Mondschein bildet die natürliche Einleitung zu einer Konversation. Ich finde, daß es sehr feine, angenehme Damen sind.

„Sie sind heute Abend nicht mit Ihrem Freunde zusammen?“ bemerkt die mütterliche Dame nach einer Weile.

„Ich habe noch nicht das Recht, den jungen Mann meinen ‚Freund‘ zu nennen,“ erwiedere ich lächelnd. „Unsere ganze Bekanntschaft datirt von gestern Abend. Er bringt diesen Abend mit älteren Bekannten zu.“

„Wie so?“ sagt die Dame. „Die junge Dame, von der Sie sprechen, kam mit dem Morgenzug hier an, Sie selbst und der junge Mann mit dem Abendzug. Ich dachte, daß Sie zusammen gekommen seien. Jedenfalls kam die junge Dame mit der ältern allein.“

„Die Mama scheint außerordentlich verschieden von der Tochter!“ werfe ich hin.

„Möglichstweise ist sie auch nur eine Reifemama,“ sagt die Dame trocken.

„Sie meinen, eine Begleiterin? O nein, ich hörte selbst, wie sie die junge Dame ‚Mama‘ nannte,“ antworte ich arglos.

Sie läßt den Gegenstand fallen. „Sie müssen wissen, daß wir die ältesten Einwohner vom Hotel Bonivard sind, denn wir haben schon drei Monate hier gelebt. So haben wir Alle kommen und gehen sehen. Niemand ist noch da von der ersten Gesellschaft, als der englische Maler, Mr. Whimsley, und Ingenieur Meyer.“

„Ist der englische Maler vielleicht der Herr mit dem sehr rothigen Teint und den blauen Augen, der bei dem Frühstück in meiner Nähe saß?“

„Das war Mr. Whimsley, ich sah ihn,“ antwortet die ältere Tochter lachend, „und er war in seiner Gizeit, die er gegen jeden Fremden durchmacht. Die Gletscher werden schmelzen! Ich sah, wie er Ihnen den Rücken kehrte als ein wahrer Engländer und Ihnen mit der Zeitung die Aussicht nahm!“

In lebhaftem Gespräch, das hauptsächlich die jungen Damen führen, stellt sich heraus, daß die Familie vor acht Jahren von Batavia kam, wo Papa und Mama gelebt haben. Mama ist eine Rheinländerin, Papa war ein Holländer. Nach Papas Tode ging Mama mit den Kindern nach Europa, um da eine Heimat zu suchen, das Ding, das man nicht findet, wenn man es sucht. Sie haben in diesen acht Jahren überall gelebt, in allen Städten Deutschlands, aber Klima und Leben behagte den jungen Damen nicht, die überhaupt viel mehr Willen haben als die mütterliche Dame. Dann lebten sie in Italien, in Florenz. Viktoria lernte da den Marchese kennen. „Marchese Romolini hat sich nun eine Villa bei Rom gekauft“ — von Viktorinens Geld? — „und wir lebten in Rom. Aber wir hatten alle das Fieber, so schlimm wie in Batavia, und so sind wir hieher gegangen, um uns zu erholen. Mama möchte gern eine Villa hier kaufen oder bauen und uns eine Heimat hier machen. Aber mit wem soll man hier umgehen? Man kann doch nicht mit den Hotels verkehren! Und so wollen wir nach Cannes gehen und es dort probiren.“

Dieß Alles ist den Damen so natürlich, als ob es so sein müßte. In einer kleinen Stunde höre ich Alles. Da ich aufstehe, um zu gehen, gebe ich den Damen meine Visitenkarte. Die Damen geben mir die ihrigen mit einem leichten Nicken.

„Es ist wirklich viel besser, seine Karte mit dem Namen zu geben,“ sagt eine der jungen Damen. „Man ist doch genöthigt eine Person zu nennen, und weiß man die Namen nicht, so greift man zu einem zufälligen Namen, und er bleibt haften. So haben wir schon ein paar Namen gegeben, die unter uns gelten, wohl auch selbst bei Anderen erhalten!“

„Zum Beispiel?“ frage ich amüßirt.

„Sie sahen die Dame mit dem Wachsputtengesicht? Ach ja! Sie sitzt Ihnen beinahe gegenüber. Wir haben

sie den ‚Schwan‘ genannt wegen der Art ihrer Bewegungen und dem anscheinenden weißen und blauen Gewande. Mr. Whimsley aber nennt sie die ‚Königin von Saba‘, weil sie sich so wunderbar aufputzt, und behauptet, sie müsse sehr klug und weise sein, sonst könnte sie sich nicht so schön malen. Ich glaube aber, sie ist emallirt!“

„Cornelia!“ sagt die Mama mit sanftem Verweis. „Wenn wir den Anblick solcher Wesen ertragen müssen, wollen wir wenigstens über sie lachen, Mama!“ sagt Cornelia.

Cornelia ist die Älteste und hat die längste Nase in der Nasenskala. Im Stillen nannte ich sie schon den „Superlativ“. Aber ich schäme mich dessen, denn obwohl sie mir nicht so sympathisch ist, wie ihre Mama, ist sie offenbar eine sehr gebildete junge Dame, und ich nehme mir fest vor, nie wieder, auch in den innersten Gedanken nie, sie den Superlativ zu nennen, sondern stets Cornelia van Knoop. — Ein Blick auf die Visitenkarten hat mir gesagt, daß die Damen „van Knoop“ heißen.

Ich sehe, daß mein rothiger Eisberg, Mr. Whimsley, um den Tisch der Damen herum lavirt und wohl nur nicht landet, weil ich ihn polarisch abstoße. So empfehle ich mich den Damen freundschaftlich und gehe durch den Salon de Conversation über den Korridor.

Auf dem Korridor und die Stufen hinauf höre ich zwei Weiberstimmen eifrig in einer fremden Sprache schwagen. Ich komme zum obern Korridor. Da, auf dem Sopha, sitzen zwei weibliche Wesen.

Die Eine hat ein breites, gutmüthiges Gesicht, kleine, dunkle, blinkende Augen, einen großen Mund voll blinkender Zähne. Auf dem Kopfe trägt sie eine Art von Mütze oder Haube, mit kleinen Silbermünzen besetzt. Um den Hals trägt sie ein Halsband von dicken schwarzen Perlen und eine große Medaille daran hängt schwer herab. Sie trägt ein fremdländisches Kostüm, sehr buntfarbig, und ihr ganzes Aussehen stempelt sie als eine Amme, die Amme irgend eines fremdländischen Baby.

Die zweite Person ist die Gelbe Dahlia. Die Gelbe Dahlia raucht eine Cigarette.

„Und raucht mein junger Freund, der Maler, seine Cigaretten tête-à-tête mit der jungen Dame?“ frage ich mich nachdenklich, da ich die Treppen hinan in mein Zimmer gehe.

Ich bin eine Frühaufsteherin und am nächsten Morgen wieder die Erste im Frühstückssalon. Da mir eben der Thee auf mein Tischchen von gestern servirt wird, erscheint der rothige Engländer, Mr. Whimsley, der augenscheinlich ebenfalls ein Frühaufsteher ist.

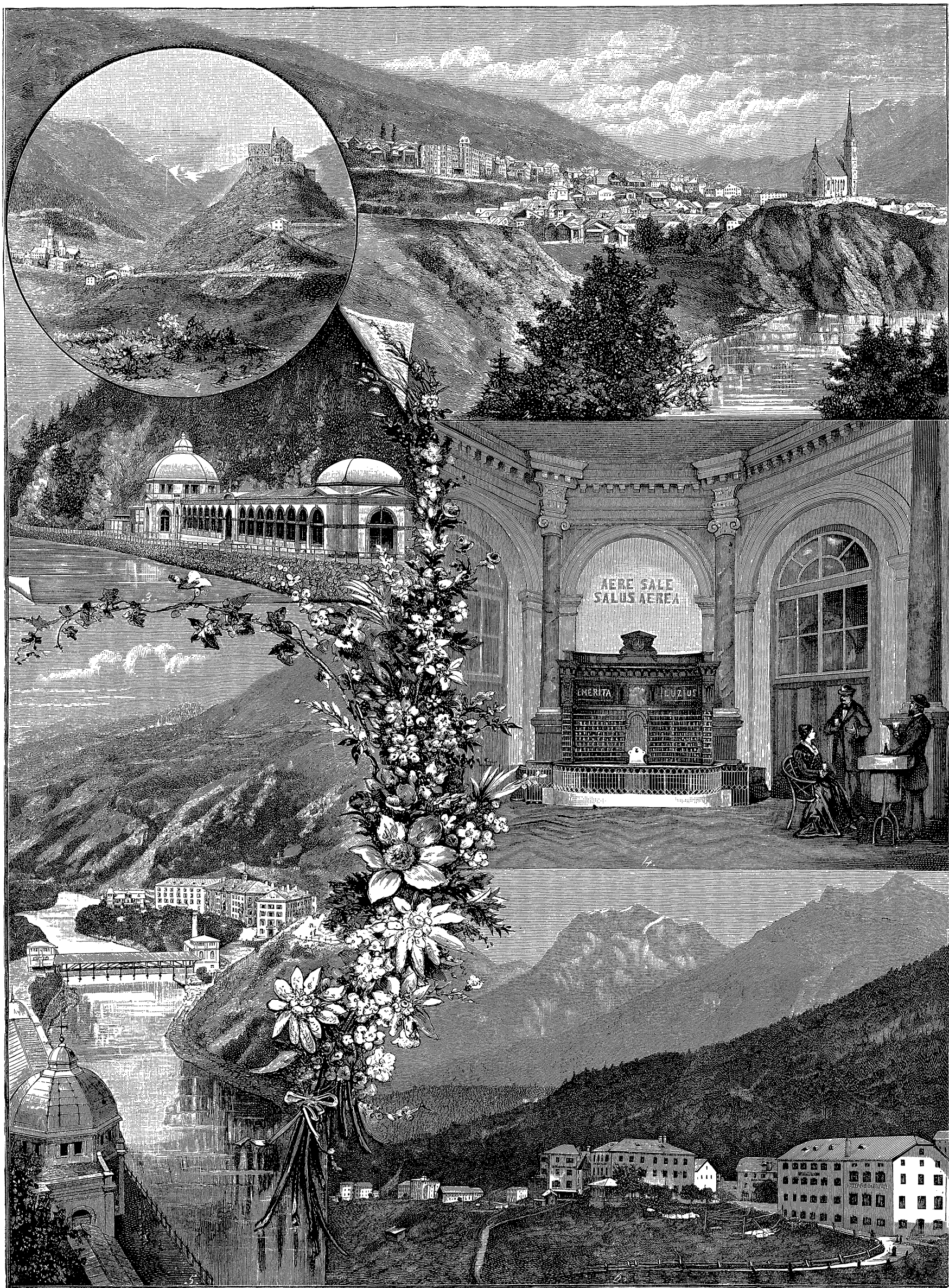
Mr. Whimsley's klare blaue Augen frieren mich förmlich an, aber er wird noch viel rothiger wie gestern, roth bis unter die Haarwurzeln seiner Schläfen und bis hinauf in die etwas erhöhte Stirne. Haben ihn die jungen Damen vielleicht gestern Abend mit seiner „Eisperiode“ geneckt? Er setzt sich, kehrt mir augenblicklich den Rücken und errichtet die chinesische Mauer, noch ehe sein Thee servirt ist, mir die Aussicht auf den See und die Berge mit seiner Zeitung verdeckend, so daß mir nichts bleibt, als die Ansicht seines über den Rücken nicht ganz elegant sitzenden, aber jugendlichen Rückens.

Ich steige zum Garten hinab, die Luft ist heute wunderbar mild und weich und umfängt wie ein laues Bad die Glieder. Ein weißer Nebelschleier, wie ein Hauch, deckt See und Gestade und Berge mit durchsichtigem Flor. Die Morgensonne schimmert nur leise durch, wie Mondlicht liegt sie in den stillen Wogen, die sich leise, wie im Traum, bewegen. Und ich lasse mich auf eine Bank unter dem Vorbeergebüsch am See nieder und träume — und träume.

Wenn man viel gelitten hat, thut es so wohl, physisch und geistig in der schönen, milden Natur zu ruhen und die leisen Geister der Gedanken in phantastischem Zug ihren stillen Reigen durch die Seele ziehen zu lassen.

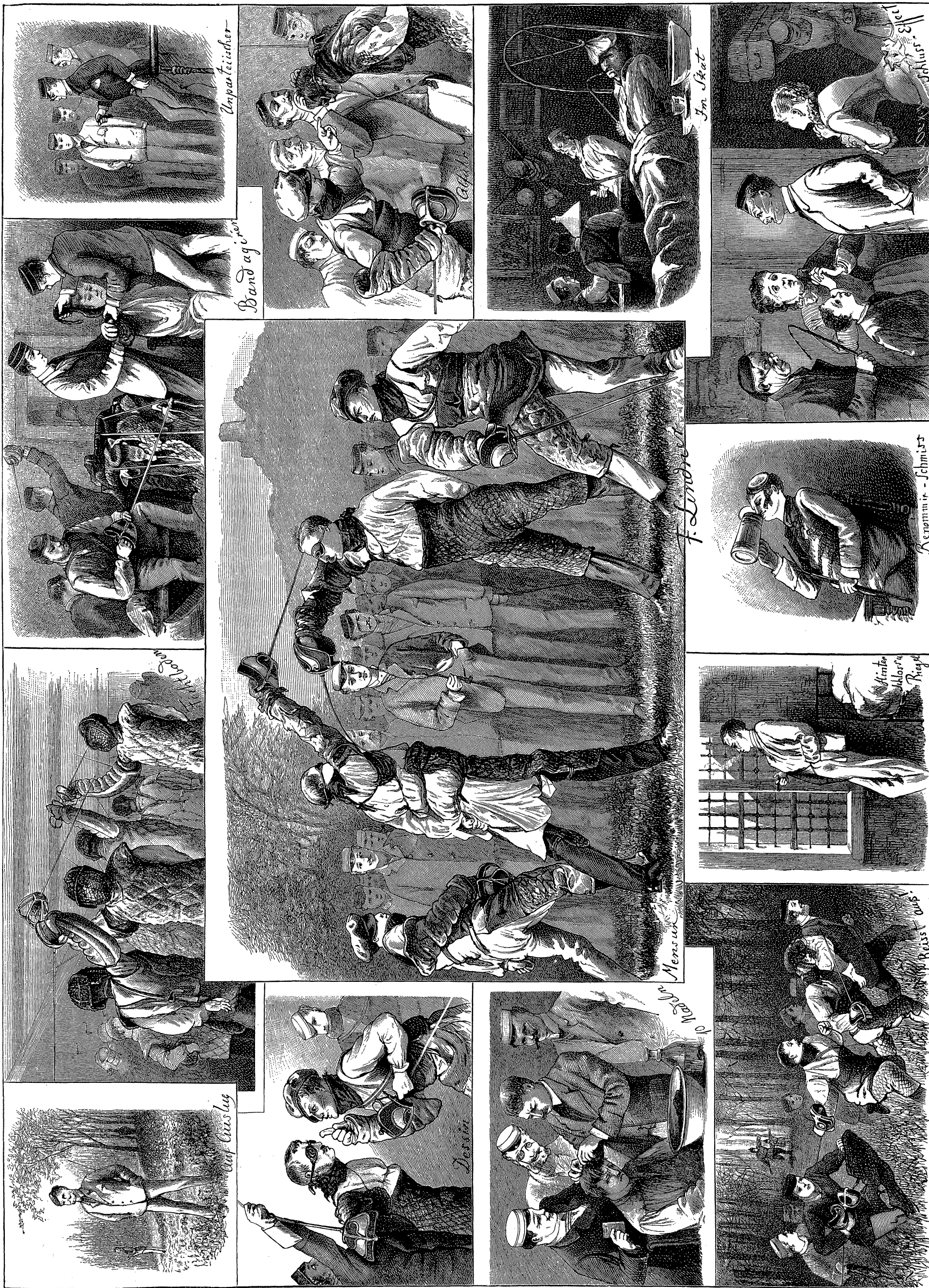
Der Ton einer trockenen, hohen Männerstimme, die italienisch spricht, weckt mich aus meinen Träumen. Es ist die Stimme des Marchese Romolini. Die ganze Familie van Knoop und Romolini kommen den Riesweg herab. Frau van Knoop und die jungen Damen grüßen sehr freundlich im Vorbeigehen. Der Marchese ignoriert mich, die Marchesa grüßt befangen, sie weiß nicht, ob ihr Herr und Gemahl es billigt. Viktor ist einige Schritte voran, plötzlich ruft er:

„Dort an der Mauer steht der Herr Ingenieur, Mama! Er hat seine Fischangeln, ich muß zu ihm!“ Und ohne auf das Stirnrundeln des Marchese die geringste Rücksicht zu nehmen, eilt er mit einer Ge-



1. Schloß Tarasp. — 2. Schuls. — 3. Trinkhalle am Inn. — 4. Inneres der Trinkhalle. — 5. Kurhaus mit Villa, Brücke und Trinkhalle in Tarasp. — 6. Vulpera.

Der Kurort Tarasp-Schuls im Unterengadin. Originalzeichnung von Th. Volz.



Auf der Wenzur. Originalzeichnung von Ferdinand Lindner.

schwindigkeit hin zu seinem Freunde, daß die sonnenhellen Locken ihm um den Kopf fliegen. Die Familie spazierte noch eine Zeitlang auf und ab. Es scheint kein besonderer Geist der Konversation zu walten, sie gehen schweigend in Reih' und Glied, bis sich der vornehme Schwiegersohn mit Gemahlin in's Hotel zurückzieht. Dann scheint sich der Bann zu lösen, und die Dame nimmt Platz mit den Töchtern in der Laube, sie nehmen Handarbeiten, fangen an zu plaudern, ich setze mich zu ihnen.

Die Laube ist dicht mit wildem Wein überwachsen, der Eingang gegen den Garten kaum sichtbar, aber eine kleine, fensterartige Oeffnung gegen den See frei. Der See liegt da wie ein Bild in grünem Rahmen. Im Vordergrund des Bildes steht der goldlockige Viktor neben dem jungen Ingenieur an der Mauer, und Lydia's hübsches Profil wendet sich nicht selten ein wenig, um durch das grüne Fenster einen kurzen Blick zu werfen. Plötzlich ruft Viktor:

„Lydia! Lydia! Sieh' doch hin! Dort auf dem See ist Dein ‚Scheit‘ mit der jungen Dame!“

Lydia wird blutroth. Alle Köpfe wenden sich nach dem Fensterchen.

„Viktor hätte wirklich einen Hofmeister nöthig, Mama! Er ist entschieden enfant terrible!“ sagt Lydia ärgerlich.

„Das kommt daher, wenn man den Leuten Namen gibt!“ erwidert die Mama und die Schwestern lachen.

Dort draußen auf den blauen, stillen Wellen schwebt ein Kahn. Er scheint wie unter einem weißen Schleier zu ruhen und sich zu wiegen, denn der Fährmann, der ihn führt, bewegt die Ruder kaum, und die laue, weiche Luft ist unbewegt. Im Kahne, nachlässig auf seinen Blaid hingestreckt, liegt der junge Maler, er stützt den schönen braunen Kopf mit dem rothen Fetz auf die Bank. Auf der Bank hinten im Boot sitzt die junge Dame von den Cigarretten.

Der junge Mann scheint in passiver Ruhe. Die junge Dame taucht das kleine Händchen in die blaue Welle und läßt sie eine Zeitlang darüber gleiten, dann hebt sie das Händchen empor und spritzt ein paar Tropfen auf den ruhenden Maler.

„Also nennen Sie den jungen Maler den ‚Scheit‘?“ frage ich lächelnd.

„Lydia nannte ihn so, und paßt der Name nicht herrlich!“ ruft Cornelia. „Lydia behauptet, sie hätte ihn schon irgendwo als Scheit gesehen, sie wisse nur nicht mehr, wo.“

„Er hat bei einer nachlässigen Eleganz etwas Impontirendes und der Name paßt,“ sage ich lächelnd. Lydia schweigt. Es ist ihr sicher sehr unangenehm, daß ihn Viktor „ihren“ Scheit genannt hat.

Nach einer Weile kommt der junge Ingenieur mit Viktor in die Laube. Er sieht ein wenig verstimmt, Lydia ein wenig verlegen aus.

„Herr Ingenieur Meyer,“ stellt Frau van Knoop vor. Ich betrachte mir ihn mit einigem Interesse, denn er ist ebenfalls einer der ältesten Einwohner des Hotel Bonibard, und macht schon drei Monate der hübschen Lydia den Hof — unter Hindernissen — denn Herr Ingenieur Meyer klingt lange nicht so aristokratisch wie Marchese Romolini. Dagegen aber ist Herr Meyer eine viel ansprechendere Persönlichkeit. Herr Ingenieur Meyer ist vom Gotthardtunnel heruntergekommen an den See, um seine durch Tunnel-Luft und Anstrengungen geschädigte Gesundheit herzustellen. Seine Gesundheit ist hergestellt, er sieht vorzüglich aus, aber er hat noch keinen Drang, abzureisen, er verschleibt es von Woche zu Woche. Auch van Knoop sprechen von Abreise nach Cannes, nach Nizza, irgendwohin in den Süden. Cornelia und Malwina lassen den Norden. Der Genfer See ist ihnen schon der Norden im Winter. Die einzig festbestimmte Abreise ist die des Marchese Romolini mit seiner Gemahlin, sie werden in einer Woche nach Rom zurückkehren. Irre ich mich nicht, so erhellen sich die Mienen des Ingenieurs bei der von Frau van Knoop zufällig ausgesprochenen Mittheilung.

Der Morgen vergeht bei angenehmem Geplauder. Lydia ist schweigsam, sie ist überhaupt schüchtern, schweigsamer wie ihre Schwestern. Sie hat auch nicht ihre klugen Augen; sie hat die schönen, unpraktischen Augen, die ihre Mutter wohl in der Jugend hatte, die geneigt sind, in sich hineinzusehen, und in Dinge, die nicht sind. Cornelia's und Malwina's Augen sehen Alles scharf, bis in's Einzelne, sehen die Welt, wie sie ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die ungarische allgemeine Landesausstellung in Budapest.

(Siehe das Bild S. 764.)



Seit den gelungenen „Landesausstellungen“ in Zürich und Turin wendet sich das allgemeine Interesse den auf ein gewisses Gebiet beschränkten, aber dieses umfassend, reich und würdig repräsentierenden Expositionen zu. Daher hat jenes ungarische Blatt Unrecht, welches befürchtet, daß die einfache Bezeichnung „Landesausstellung“ das fremdländische Publikum abhalten könnte, nach Budapest zu kommen, um hier die in allen Theilen gelungene und nicht engherzig auf Ungarn allein beschränkte Landesausstellung zu besichtigen. Seit dem Gelingen der letzten Landesgewerbeausstellung in Stuhlweissenburg im Jahre 1879 war es der Wunsch weiter Kreise, in der Hauptstadt eine Ausstellung zu veranstalten, welche in erschöpfender Weise die kulturellen, wissenschaftlichen, künstlerischen, industriellen, land- und forstwirtschaftlichen Verhältnisse Gesamtungarns darstellen möge.

Diese Ausstellung ist nun unter der Aegide des königlich ungarischen Ministeriums für Ackerbau, Gewerbe und Handel in einer alle Erwartungen übertreffenden Weise in's Leben gerufen und am 2. Mai feierlich eröffnet worden.

Die gesetzgebenden Körperschaften haben durch ein eigenes Gesetz dem Ausstellungswerte feste Grundlagen gegeben. Die Vertreter der verschiedenen Ministerien, namhaftere Vereine, der Hauptstadt Budapest u. sind zu einer „Landeskommission“ vereinigt, welche die Ausstellung veranstaltet. An der Spitze derselben steht als erster Präsident der Staatssekretär Dr. Alexander v. Matkovics, als zweiter Präsident Graf Eugen Zichy und als Direktor Dr. Jul. Schnierer, Ministerialrath. Der Ort der Ausstellung, das Stadtwaldchen, ist ein sehr günstiger. Durch eine der schönsten Straßen der Welt — seit Kurzem Andrassystraße genannt — gelangt man in diesen schattenreichen Park, von welchem vierzig Hektar entnommen wurden, um sie mit jener kleinen Stadt zu bedecken, die wir in ihrem malerischen Durcheinander schildern werden.

Von der Ofener Königsburg bis zum Portale der Ausstellung gab es am Eröffnungstage ein überaus lebhaftes Menschengewoge. Begeisterte Glens tönten dem Protektor der Ausstellung, dem Kronprinzen Rudolf, und seiner anmutigen Gemahlin entgegen, aber als erst der König die Straße passirte, da umtönte ein Brausen und Jubeln seinen Wagen, das in überwältigender Weise die Liebe des ungarischen Volkes bekundete. Die Straßen waren natürlich reich decorirt und besaggt, am Künstlerhaufe prangte eine riesige Palette, die zwischen Pinseln und Farben in origineller Manier die Aufschrift trug: „Es lebe der König!“

Auf dem Wiesenplane vor dem Königspavillon versammelte sich indessen ein glänzendes Publikum von Würdenträgern, Magnaten und Militärs. Die bunte Mannigfaltigkeit der ungarischen Galatrachten, das Roth der ungarischen Generaluniform, der Kirchenfürsten Purpur, das Violett der Prälaten, die goldgestickten Uniformen der Hofkammer und Gefandten, alles das wirkte zusammen, um ein überaus imponantes und malerisches Bild zu geben.

Um 12 Uhr Mittags fuhr der König beim Königspavillon vor. Hier wurde er bereits von Kronprinz, Kronprinzessin und den anderen anwesenden Fürstlichkeiten empfangen. Bald richtete der Kronprinz mit wohlklingender, im ganzen Raume deutlich vernehmlicher Stimme eine gedankenreiche Ansprache an seinen königlichen Vater. Sowohl diese Rede als die Antwort des Königs wurden durch enthusiastische Beifallskundgebungen unterbrochen.

Nach den Worten des Königs mischten sich die Musik der Militärkapelle und feierlicher Glockenlang in die stürmischen Glensrufe. Der König trat nun den Rundgang durch die Ausstellung an. Am Industriepalast, welcher für die Dauer errichtet ist, wurden zwei Marmortafeln enthüllt, deren Inschriften auf die feierliche Eröffnung Bezug nehmen.

Wenden wir uns aber der Ausstellung selbst zu. Der Industriepalast bedeckt eine Fläche von 14,000 Quadratmeter und wird von einer 42 Meter hohen Kuppel gekrönt. Die Textilindustrie Ungarns wird hier durch 400, die Eisen- und Metallindustrie durch 328, die Glas- und Thonindustrie durch 129 Aussteller vertreten sein. Außerdem wird die Industriehalle noch folgende Gruppen umfassen: Möbel und dekorative Wohnungseinrichtung, Papier, Wagnerarbeiten, Musikinstrumente, unter denen das Cymbal als ungarische Spezialität besondere Erwähnung verdient, graphische Künste, wie Kupfer- und Stahlstich, Holzschnitt, Buchdruck, Photographie, Phototypie und Lithographie. Eine weitere Abtheilung bilden „Lebensmittel“, darunter die hervorragenden Produkte der Mühlenindustrie. Hieher gehören noch Zuckerfabrikation, Bäckerei und Fleischverarbeitung. Die chemische Industrie ist reichhaltig vertreten. Als Hauptexportartikel liefert sie: Stärke und Stärkekleister. Von wissenschaftlichen Instrumenten dürfen hauptsächlich chirurgische, sowie Elektromotoren Anspruch auf Beachtung machen. Juwelen, Gold- und Silberwaaren befehlen bedeutenden Fortschritt. Einen Glanzpunkt dieser Abtheilung bilden die ungarischen Opale. Eine der ältesten Industrien Ungarns, mit der sich gegenwärtig 127,937 Personen beschäftigen, ist die Lederindustrie. Mit ihr eng verbunden ist Lederfärberei, Tapischen- und Handschuhmacherei. In ihrer Nähe sind auch die Pelzwaaren ausgestellt. Zuletzt erwähnen wir die Holzindustrie, der wir noch an vielen Punkten der Ausstellung begegnen.

Im Nachfolgenden bieten wir einige interessante Details aus dem reichen Inhalte der Industriehalle. Beim Westportale eintretend, gelangen wir zwischen Porzellan und Majolika. Letzteres bildet seit einigen Jahren einen geschätzten Exportartikel Ungarns, der seinen Weg nach Paris, London, New-York und San Francisco gefunden hat. Geeignetes Rohmaterial und aparter Geschmack haben diese Kunstindustrie zu einer geradezu blühenden in Ungarn gemacht. Prächtige Majolikavasen u. dergl. finden denn auch ein dankbares und kaufendes Publikum. Architektonisch ist Majolika an der schönen Kunsthalle der Landesausstellung verwendet worden, an deren Fassade farbenprächtige Afrikaner, Zophoren, Trilipphen und Eierfische den Freund polychromer Ornamentik entzücken. Auch prächtige Juwelen sehen wir in der Industriehalle. Hier fällt ein Edelweiß aus Brillanten, dort ein kostbarer Schmuck aus den ungarischen Opalen von Börsbegas auf. Welche Dame bliebe

nicht vor den reizenden Toiletten stehen, welche möchte nicht einen Versuch mit den angepriesenen Schönheitsmitteln einer Doktors-tochter machen. Aber auch die Interieurs, elegant ausgestattete Salons, Speise- und Schlafzimmer werden ebenso ihre Bewunderer finden, wie die eleganten Equipagen und die aufgezäumten Pferde, von denen das Sechsheppan nur deßhalb der behördlichen Veranstaltung entgangen ist, weil die edlen Renner ausgestopft sind.

In der Nähe der prachtvollen Orgel hat Maurus Josai seine Romane und auch eigenhändige Schnitzereien und Zeichnungen ausgestellt. Mit den „Erzeugnissen“ dieses „Goldmenschen“ beschließen wir die Umschau in der Industriehalle.

Auch im Königspavillon hat die ungarische Industrie ihr Bestes geboten. Hier sehen wir je einen Kamin und Ofen in Chamais und Gold, in ihrer Art die schönsten Stücke der Ausstellung. Die Kunststoffe haben wir bereits erwähnt. Munkacsy, Angeli, Horowitz, Bruck-Jajos, Benczur, Janko, Filgner und andere nur ungarländische Künstler geben uns da einen sehr günstigen Begriff vom Stande der Malerei und Bildhauerei der Ungarn.

Die Architektur nimmt hier ebenfalls einen breiten Platz ein.

Ein höchst origineller Bau ist der Forstpavillon mit seiner von ungeheuren Baumstämmen gebildeten reichgegliederten Fassade. Das mit Hirschgeweihen gezierter, mit moosbedeckten Schindeln gedeckter Dach gemahnt so recht an den kühlen Waldeshäuten. Wer würde es beim Anblick dieses in fatten Tinten gehaltenen Bauwerkes für möglich halten, daß sein Erbauer, Architekt Bukovics, auch jenen in leichtem Gelb und Roth leuchtenden orientalischen Pavillon gebaut, der in der ganzen Ausstellung den auffallendsten Kontrast zum Forsthaufe bildet. Nur das schlanke Minarett wird zum Verräther, von seiner Galerie genießt man denselben entzückenden Rundblick wie vom hochgelegenen Erkerthurm des Forstpavillons. Die innere Einrichtung des letzteren ist einfach, Jagdtrophäen und interessante mehrjährige Jagdergebnisse des Kronprinzen Erzherzogs Rudolf bieten Abwechslung neben dem sonst etwas hölzernen Forstwesen. Ein weit farbenprächtigeres Bild bietet natürlich auch in seinem Innern der orientalische Pavillon. Dieser, dazu bestimmt, uns mit den Erzeugnissen der an Ungarn grenzenden mehr oder weniger orientalischen Staaten, wie Serbien, Rumänien, Bulgarien und der Türkei vertraut zu machen, erfüllt seine Aufgabe in einer so trefflichen Weise, daß er für jeden Besucher der ungarischen Landesausstellung zu einem Magnet von besonderer Anziehungskraft wird. Schwere Smyrnatteppiche bilden eine Vorhalle, aus der wir in reiche, echt orientalische Interieurs gelangen. Die Märchenwelt der schönen Schéherezade wird da vor uns lebendig. Diese üppig schwellenden Divans, die prächtigen Bronzen und andere kostbare Erzeugnisse der Gläubigen gemahnen uns an eine Welt beschaulichen Genusses, wo der Reiche sich Alles kaufen kann: die weichen Teppiche, die schönen, gazellenfüßigen Frauen, die glückseligen Träume, welche das Haschisch bringt, und ein Jenseits voll irdischer Freuden. Ringsum prächtige Sophas, auf denen man aber nur mit gekreuzten Beinen bequem sitzen kann. Es ist schwer, einem dieser orientalischen Boudoirs den Vorzug zu geben.

Das reichhaltigste, in gediegenem Geschmack mit allen rivalisirende ist das vom k. k. orientalischen Museum in Wien hier ausgestellt Zimmer, dem die buntfarbenen Fenster ganz den Charakter eines Frauengemaches aus der Alhambra geben. Wir betreten nun die Halle der Rumänen in diesem Pavillon. Der ungarische Golddirektor v. Thuroczy hat gelegentlich eines Zollkonfliktes mit Rumänien einen so günstigen Eindruck in Bukarest gemacht, daß man es für gut fand, ihm das Arrangement der rumänischen Abtheilung zu überlassen. Bei der Redoute von Griviza ausgenommen, war Rumänien noch nirgends besser vertreten. Hier zeigt sich die Hausindustrie dieses Landes. Die sehr schönen Erzeugnisse tragen den Stempel der Originalität. Die Abkömmlinge der Römer halten sich ebenso wenig an die klassischen Motive der Vorfahren, als an jene der jahrhundertelangen türkischen Bedränger. Auch die serbische und bulgarische Abtheilung bietet für den Westeuropäer viel des Neuen und Belehrenden. Palästina ist durch Aufschlarbeiten und andere Markitäten hier vertreten. Schon der orientalische Pavillon zeigt, daß sich im Rahmen der „Landesausstellung“ auch eine Art internationaler Ausstellung befindet, welche vornehmlich den Zweck hat, für die ungarische Bevölkerung Belehrendes und nach vielen Richtungen Anregendes zu bieten. So sind die Gebiete der Arbeitsmaschinen, Werkzeuge und Erfindungen auf dieser Ausstellung international, ebenso die Ausstellung lebender Thiere und Samereien. In letztgenannter Ausstellung hat der König von Schweden, der kurz vor der Eröffnung Budapest passirte, auch eine sehr interessante Sammlung aus seinen Staaten vorgeführt.

Aber bleiben wir auf nationalem Boden. Der Wunsch nach einem ungarischen Baustyl hat sich auch bei der Errichtung der Ausstellung geltend gemacht, die Landeskommission beschränkte sich aber glücklicherweise darauf, nur die in der ungarischen Hausindustrie üblichen ornamentalen Motive zur Ausgestaltung der Ausstellungsbauten zu empfehlen. In dieser Beziehung ist aber gerade der kroatisch-slavonische Pavillon am originellsten ausgefallen. Seine farbigen Verzierungen finden sich in ihm wieder als prächtige Zierate männlicher und weiblicher Kleidung. Das erste Frauenkostüm hat eine Erzherzogin, das zweite eine Gräfin Hoyoos angekauft. Hier sind so viele originelle und nicht theure Erzeugnisse, wie Decken, Kleiderstoffe u., daß man sich leicht zu einem Ankaufe entschließt. Als Beispiel wollen wir erwähnen eine Garnitur zum Turnen für Kinder sammt Riste, deren Preis 4 fl. 50 kr. 3. W. beträgt. Allerdings ist das Sträflingsarbeit aus Lepoglava. Der ungarischen Hausindustrie ist ein außen einfacher, durch seinen reichen Inhalt anziehender Pavillon errichtet. Hier ist eine köstliche Fundgrube künstlerischer und ethnographischer Studien aufgespeichert. In fünfzehn Bauernzimmern ziehen die Trachten und das wahrhaftige Mobiliar der verschiedensten Gegenden Ungarns an uns vorüber. Bettzeug, Tischzeug, Weinwand bis zu den feinsten goldgestickten Teppichen und Schürzen, feingearbeitete Stickereien u. s. w. entzücken hier namentlich die Damenwelt. Wir finden in den Bauernzimmern die Magyaren aus dem Alfvöd, von der Hortobagy, aus dem Palocgenlande, Szekler und Gango, sowie die handelskundigen Nachkommen der Tataren im Thale von Kalo-taszeg, Deutsche aus der Zipz, Sachsen aus Siebenbürgen, Rumänen, Slovaken und Serben. Wesentlich verdient um diese Abtheilung haben sich Ministerialrath Ferich und Dr. Grubern gemacht. Haben wir hier in die Wohnzimmer der Bewohner geblickt, so zeigt uns das großartige Landesbäder-Panorama

herrliche Gegenden Ungarns, die sich als klimatische oder Kurorte auszeichnen. Das prächtigste davon ist das großartige Rundbild von Tatra-Fürst (Schmieds), welches uns in täuschender Naturwahrheit eine der herrlichsten Karpathenlandschaften vorführt, die sich schon jetzt eines großen Fremdenzuflusses, besonders aus Preussisch-Schlesien, erfreut.

Sollen wir noch einige der schönen Ausstellungsbauten erwähnen, deren Zahl über hundert beträgt und von nahezu neun-tausend Ausstellern besetzt sind? Wir glauben, daß mancher Leser es vorziehen wird, dieselben selbst in Augenschein zu nehmen. Während der langen Dauer dieser Ausstellung (bis Ende Oktober) dürfte, wie sich schon anfangs zeigt, weder ein Mangel an Wohnungen, noch eine besondere Steigerung der Lebensmittelpreise eintreten. Uebrigens konkurriren im Raion der Ausstellung selbst acht Restaurationen, von der feinsten Pariser Küche bis zur einfachsten ungarischen Bier- und Weinhalle. Ein türkisches und ein bösnisches Café leisten Treffliches, eine elegante Konditorei, zwei Champagner-Pavillons, in denen ungarischer Sekt glasweise im Preise von zwanzig bis dreißig Kreuzern serviert wird und veritable Sodawasserfabriken bieten genug der in Eis gekühlten Erfrischungen. Für nationale Spezialitäten, wie „Fischersuppe“, sorgen die Gardien, in denen die nationale Musik der Zigeuner zur Geltung kommt. Außer diesen spielt aber auch vortreffliche Militärmusik. Ferner sorgt die prächtige Konzerthalle der Ausstellung für musikalische Genüsse, die durch das Telephon vermittelt werden, das mit der Oper verbunden ist. Diese Mannigfaltigkeit des Gebotenen macht die Ausstellung auch zu einem Lieblingsaufenthalte des feineren Budapesters Publikums. Es gehört da zum guten Ton, eine Permanenzkarte für die ganze Dauer der Ausstellung in der Tasche zu haben. Dadurch bildet selbst nach Schluß der Hallen der großartige Platz vor dem Westportale der Industriehalle ein äußerst elegantes und belebtes Bild. Die geschmackvollen Bauten, die prächtigen Gartenanlagen, mit duftenden Ausstellungsobjekten geschmückt, in elektrischem Lichte erstrahlend, geben dazu einen herrlichen Rahmen. Hier bei trefflichem Bier, dort bei perlendem Champagner laufrt der Besucher dem Plätschern des Springbrunnens, das im nächsten Momente von den heiteren Klängen der Musik überhört wird, und erfreut sich eines in seiner Art einzigen und unergleichen Bildes. Am 10. Mai, als am ersten Dreißigkrenzertage, wurden 30,914 Eintrittskarten verkauft, und außerdem besuchten viele tausend Besitzer von Permanenzkarten die Ausstellung. Es war ein Ausstellungssonntag, wie er schöner nicht gedacht werden kann. Alle Bierhallen und Raffeehäuser dicht besetzt, in den Champagnerkiosken knallte es lustig und dazu spielten zwei Militärmusikbänder und fünf Zigeunerbänder. Der Erfolg der Ausstellung ist ein glänzender, es ist ein Werk, das seine Meister lobt.

Mariusz Hedy.

Der Kurort Tarasp-Schuls im Unterengadin.

(Siehe das Bild S. 772.)

Dährend das Oberengadin sich schon seit Jahren einer immer stärkeren Frequenz erfreut, seine imposanten Bergriesen, von einem weiten Gletscherfranze umschlossen, zu ihren Füßen die klaren Seen und schimmernden Dorfschaften, im Verein mit dem berühmten Sauerbrunnen von St. Moritz und einem herrlichen Alpenklima diesem Hochthale den weitreichendsten Ruf verschafft haben, blieb das Unterengadin bis vor Kurzem eigentlich ein unbekanntes, wenig vom Fremdenzug berührtes Gebiet. Und doch bietet dasselbe hohe landschaftliche Reize, welche, im Gegensatz zur strengeren, ersten Natur des Oberengadins, durch eine reichere Vegetation der malerisch terrassierten Thalhängen mit den darin eingestreuten statilichen Dörfern und Burgruinen gebildet werden, über denen sich, die Thalschlanken einäumend, beiderseits eine Kette statilicher Hornblende- und Dolomitspitzen mit einer mittleren Höhe von 10,000 Fuß hinzieht. Ist also der Charakter des Unterengadins schon ein milderer, da es 1800 bis 2000 Fuß tiefer liegt, und demnach seine mittlere Jahrestemperatur höher stehen muß, so ist es gleichwohl noch ein echtes Alpenthal, mit allen Reizen und Vorzügen eines solchen. Was nun zum Bekanntwerden desselben in neuerer Zeit beigetragen anfangs, ist der in seiner Art wohl einzig dastehende Schatz zahlreicher und verschiedenartiger Mineralquellen. Zwar wurden dieselben schon im Mittelalter besucht und gepriesen; in den dreißig Jahren war es ein Schönländchen, der sich sehr eingehend für dieselben interessierte. Aber äußerst mangelhafte Verkehrsmittel in Verbindung mit ebensoviele den jetzigen Anforderungen entsprechenden Hoteleinrichtungen ließen die trefflichen Quellen doch zu keiner eigentlichen Geltung gelangen. Dieses ist nun allmählich seit der Erbauung der Thalfahrt und Oefnung des Fädelapasses in den letzten zwanzig Jahren besser geworden. Noch mehr wird die voriges Jahr eröffnete Eisenbahn durch den Arlberg, welche der früheren Fädelaroute gegenüber die jetzt nur den Thalgrund berührende Postfahrt bedeutend abkürzt, den Besuch des Unterengadins zu steigern geeignet sein.

Der Kurort Tarasp-Schuls liegt gegen das untere Ende des Thales, drei Stunden von der Grenze gegen Tyrol, wo der das Thal durchlaufende Inn links abbiegend auf das fremde Gebiet übertritt. Wie sein Name andeutet, befindet er sich auf zwei zusammenstoßenden Gebieten. Ueber dem linken Ufer, auf breiter, nach Süden gewandter Terrasse liegt das statiliche, in einen obern und untern Theil zerfallende Dorf „Schuls“ (4050 Fuß) mit über 900 Einwohnern. Es befinden sich dort mehrere neue, zum Theil sehr elegante Hotels und eine Badehalle mit Stahlbädern und Douchen. Von Schuls thalwärts senkt sich die Straße (zwanzig Minuten Entfernung) nach dem ebenfalls auf Schuls Gebiet liegenden großartigen „Kurbaule“ (3950 Fuß), das zugleich Bäder enthält, mit seiner Villa als Dependenz an dreihundert Gäste beherbergen kann und von schönen, schattigen Gartenanlagen umgeben ist. Auch eine englische Kirche steht dort. Treten wir hier auf das rechte Ufer, so befinden wir uns auf dem Gebiete von Tarasp und gewahren gleich zu unserer Linken die statiliche Trinkhalle mit dem sich daran anschließenden Quellenpavillon, der sich unmittelbar über dem Ursprung der berühmten „Salzquellen“

erhebt. Der Name „Tarasp“ ist eigentlich ein Kollektivname für eine ganze Anzahl kleiner Weiler (mit zusammen etwa 400 Einwohnern), die bis Anfangs dieses Jahrhunderts eine unter österreichischer Herrschaft stehende Enklave bildeten. Den Namen erhielt dieselbe von dem nun unbewohnten Schloß Tarasp, einem sehr ansehnlichen Bau in einzig schöner und stolzer Lage, welche das ganze Thal beherrscht. Das Dorf Fontana, der Hauptort, liegt am Fuße des Burgfelsens über einem kleinen See. Von diesen Fraktionen hat sich schon ursprünglich die den Salzquellen zunächst gelegene (fünfzehn Minuten Entfernung) „Vulpera“ (4233 Fuß) zum Kurplatz entwickelt. Auf einem Wiesenplateau gelegen, theilt es mit Schuls den Vorzug des freien Ausblickes über die ganze pittoreske Landschaft. Es steht hier eine ziemlich Anzahl zum Theil auch billigerer Gasthäuser, wie man sich überhaupt am ganzen Kurplatze zu den verschiedensten Preisen einrichten kann. Groß ist die Zahl lohnender und sehr abwechslungsreicher Ausflüge; nimmt man hiezu die meist klare Witterung (das Unterengadin ist so regenarm wie das südlische Wallis), den unbefangenen, von allem Stikettzwang befreiten Ton, wie ihn die hier üblichen geselligen Ausflüge mit sich bringen, so darf der Aufenthalt in Tarasp, auch von allen Heilzwecken und Heilpotenzen abgesehen, als ein angenehmer und anregender bezeichnet werden. — Die Tarasper Mineralquellen noch insbesondere anbelangend, so stehen hier die abführenden Salz-Natronquellen und die Stahlsquellen in erster Linie, sämtlich nicht nur durch ihren großen Reichtum an festen Bestandtheilen, sondern auch durch ihren ungemeinen Gehalt an Kohlensäure ausgezeichnet. In die erste Gruppe gehören die Lucius- und Emeritaquelle, wie eine Vergleichung der Analysen ergibt, die gehaltreichsten Quellen Europas, in ihrer Zusammensetzung vielfach mit den berühmten Brunnen von Rissingen, Karlsbad, Marienbad und Vichy verwandt; es werden daher dieselben auch vorzüglich gegen Störungen im Bereich der Verdauungsorgane, der Leber, bei fettigkeithaften Zuständen u. s. w. angewandt. Die Stahlsquellen andererseits, Wyquelle, Bonifazius, Karola u. s. w., entsprechen ebenso in wirksamer Weise den Indikationen gegen Blähstich, Blatarmuth und Schwächezustände. Beide Quellengruppen finden ihre Anwendung theils zu innerlichem Gebrauch, theils zu Bädern. Außerdem finden sich im Gebiete noch Schwefelquellen, auf dem Gebiete des Dorfes Sent sehr bemerkenswerthe arsenhaltige Stahlsquellen und endlich bei Schuls reine Gasquellen, sogenannte Rosetten, in welchen kleinere Thiere sofort ersticken. Die Quellen sind sämtlich kalt und haben eine Temperatur von 4–8° Réaumur.

So vereinigt dieser Kurort wohl die hauptsächlichsten Faktoren, welche geeignet sind, ihm einen stets größeren Ruf zu verschaffen: einen seltenen Quellenreichtum inmitten einer herrlichen Alpennatur und ein entsprechendes ständiges Klima, ein besonderer Vorzug bei der gegenwärtig so zahlreichen Klasse der „Nervösen“, für welche als Kombination mit anderweitigen Kuren gerade der Aufenthalt im Gebirge besonders angezeigt erscheint.

Auf der Mensur.

(Siehe das Bild S. 773.)

Die Mensur gehört zu denjenigen Instituten, welche die denkbar verschiedenste Beurtheilung erfahren — während dem schon seit langen Jahren in's Philistrium übergetretenen ehemaligen Studio noch warm wird in Erinnerung an Schlagerklirren und Klingenpfaffen, steht der „Philister“, wie der Studio die gesamte außerakademische Menschheit zu nennen pflegt, wie vor einem wunderlichen Räthsel.

Da wir hier nun aber keineswegs beabsichtigen, uns mit der Lösung von Räthseln zu beschäftigen, so überlassen wir den Streit über das Für und Wider der Mensur den beiden genannten Parteien, dem Studio und dem Philister, welche die Sache zusammen „auspauken“ mögen — wir beschränken uns darauf, einige Erläuterungen zu unseren Bildern zu geben, die bis in's kleinste Detail der Wirklichkeit entsprechen.

Auf Auszug — ein für das Wohl und Wehe der Kampfgenossen höchst wichtiger Posten, sowohl da, wo die Mensuren überhaupt im Freien abgehalten werden, wie ganz besonders da, wo die nicht der Fall ist und außergewöhnliche Verhältnisse die höchste Wachsamkeit erfordern.

Es geschieht nämlich ab und zu, daß je nach der Auffassung, welche Rektor oder Polizei von der Nützlichkeit der Mensur haben, eine Zeit der Verfolgung über den armen Studio hereinbricht. — Die heilige Hermendad stößt den Kampfbesessenen selbst im verkapptesten Hinterstübchen auf und so bleibt ihm nichts übrig — gefochten muß natürlich werden — als den Schauplatz seiner Thaten in die heilige Stille des grünen Waldes zu verlegen. Dort ist aber selbstverständlich eine Postenkette nöthig, um sofort Signale zu geben, wenn die Luft in Folge Annäherung verdächtigter Gestalten ihre ursprüngliche Reinheit einbüßen sollte.

Das dritte Bild zeigt die Manipulation des Bandagirens, das heißt die Anlegung der Schutzbandagen, die mit größter Vorsicht bewerkstelligt wird. Bekanntlich sind sämtliche Arterien an Armen und Brust, der Unterleib durch Bandagen, die Augen durch eine eiserne Brille vor Verletzung geschützt. Während daneben ein Studio Klingen einzieht, prüft sie ein anderer im Hintergrund auf ihre Schärfe, die er am Pfeifen der Klinge beim Durchschneiden der Luft erkennt.

„Defin“ — ein wichtiges Wort, unter welchem Alles, was auf Berechnung in Angriff und Vertheidigung abzielt, begriffen ist. Gerade in der schnellen Geistesfähigkeit, zu welcher dieser Wechsel von Angriff und Vertheidigung herausfordert, liegt der Reiz des Fachtens besonders auch für den Studio, indem man unter dem Einfluß der durch die scharf geschliffene feindliche Klinge drohenden Gefahr und mit dem entschiedenen Willen zum Angriff doch wiederum derartig objektiv Herr seines Denkens und Handelns sein muß, daß man Auffassung, Gedanken und Entschluß blüßig in der That zu vereinigen vermag, wobei der wechselseitige Erfolg die mit der Fertigkeit verbundene Berechnung jederzeit auf der Stelle bestätigt.

Was nun speziell unser Bild Defin betrifft, so wird der Sekundant zu dem ihm aufmerksam sein Ohr leihenden „Paukanten“

etwa Folgendes sagen: „Du, paß auf, der drüben holt seine Tiefquarten aus dem Stiefelsack — sowie er das Lokal wieder freimacht, schlage vor!“ — Daneben biegt der „Zeuge“, welcher während der Pause den Arm hält, damit er nicht ermüdet, die trumm geschlagene Klinge.

Auf dem Bilde gegenüber erblicken wir den Paukanten nun in der fatalsten Situation, die ihm auf der Mensur passieren kann — er ist „abgeführt“ oder, wie der vulgäre terminus technicus auch lautet, „abgestochen“ — so sonderbar die letztere auch dem Laien in der Erinnerung an ein Thier klingen mag, welches zwar seinem innern Bau nach dem Menschen sehr ähnlich sein soll, im Uebrigen aber doch nicht gern zum Vergleich mit demselben herangezogen wird. Die Abführung oder Abfuhr tritt dann ein, wenn eine Verwundung derart stark ist, daß bei nicht rechtzeitigem Verband oder bei einem weiteren einfallenden Hieb Lebensgefahr eintreten würde. Unser Bild nun zeigt den Unparteiischen, wie er den Kopf des mit einer solchen Abfuhr Bedachten untersucht, um sich zu überzeugen, ob noch anderweite „Schmisse“ gefesselt haben, und darnach das gegenseitige Konto der beiden Paukanten festzustellen, denn jeder „Blutige“ wird der Nachwelt durch Eintragung in das Paukbuch übermittelt — der feindliche Sekundant aber ist eifrig darauf bedacht, dieses Konto möglichst zu Gunsten seines Paukanten zu gestalten, denn er macht den Unparteiischen eben darauf aufmerksam, daß sich dort neben dem Ohr ein Ritzchen zeige, welches offenbar die Neigung verräthe, noch einen Blutstropfen in die Welt zu setzen — das ist aber dann auch ein Blutiger.

Einen etwas größeren Umfang mag aber der Blutige des folgenden Bildes haben, welcher eben mit „zehn Nadeln“ gestickt wird; hier heißt es die Zähne auf einander beißen — es gibt bekanntlich eine ganze Reihe angenehmerer Situationen als diejenige ist, wo Einem auf dem Kopfe herumgenagt wird — da aber ringsum überdies noch schlechte Witze gemacht werden, so muß der Schmerz mit indianischem Gleichmuth getragen werden.

Der so Gestickte wird alsdann „in den Stat gelegt“, wie das andere Bild gegenüber zeigt, wo die vom Fahren herabstürzende Eisblase in Funktion tritt, während im Hintergrund drei Fische, die mit der Pflege des Patienten betraut sind, ihre nächtlichen Samariterdienste sich durch Statspiel erleichtern.

Das Mittelbild zeigt die Mensur selbst. — Da der eine der Paukanten beim Herausziehen eines „Durchgezogenen“ mit dem Arm heruntergeht, so kommt er in die unangenehme Lage, den blüßigsten folgenden Nachhieb seines Gegners mit dem Kopfe pariren zu müssen. Auch die Sekundanten, welche „den Speer auf dem Boden“ neben den Paukanten stehen, bereit zum Einspringen, werden mit ihren abenteuerlichen Gestalten nicht verfehlt, besondern Eindruck zu machen.

Die übrigen Bilder bedürfen keiner weiteren Erläuterung, mit Ausnahme vielleicht des „Renommirschmiffes“, indem hier eine spezielle Technik in Frage kommt. Ist nämlich der erste Blutige eingeheimst, so kommt es darauf an, ihm sein volles kriegerisches Aussehen zu wahren. Dieß wird einfach dadurch erzielt, daß man dem Heilungsprozesse die nöthige Menge Bier beimischt, wodurch der Renommirschmiff seine schöne röthliche Färbung erhält.

Gesellen sich aber zu dem ersten noch anderweite „Schmisse“, nimmt die „Quart- oder Wetterseite“ gar ein solches Aussehen an, wie es diejenige unseres Studio auf dem letzten Bilde zeigt, so vergißt man gern auf obige Technik, denn der „Schlußeffekt“ läßt jedenfalls eine recht verschiedene Auffassung zu — diejenige des Herrn Papa scheint nun gerade keine sonderliche Erbauung auszubilden, und wir thun wohl gut, uns zu empfehlen, damit wir den Herrn Studio in die Lage versetzen, die am Horizont auftauchende „Pauke“ ohne Zeugen entgegenzunehmen.

Ankunft am See Genesareth.

(Siehe das Bild S. 776.)

Wohl Palästina zu den ältesten bekannten Ländern der Erde gehört und in der Kulturgeschichte eine hervorragende Stellung einzunehmen berechtigt ist, muß der heutige Besucher des Landes dennoch die Wahrnehmung machen, daß in der letztvergangenen Zeit die für eine fortschreitende Kulturentwicklung außerordentlich wichtigen Verkehrsmittel die denkbar ursprünglichsten geblieben sind. Während die Ägypter und Indier sich die Errungenschaften der modernen Zivilisation schon lange nutzbar gemacht haben und mit Elektrizität und Dampf arbeiten, ist in dem gelobten Lande bis jetzt kaum das Wagenrad bekannt geworden. Genau wie zu Abraham's Zeiten, ziehen noch heute die Beduinensämme mit ihren Heerden, die Kaufleute mit ihren Waaren und ebenso alle anderen Reisenden mit ihren transportablen Zeltlagern durch das Land.

In der Bibel (1. Mose 50, V. 9) ist über die Verkehrsstraßen daselbst gesagt: „Daß Wagen und Reiske auf denselben zogen“, allein heute ist es bei einem Blick auf die vorhandenen sogenannten „Heerstraßen“ unmöglich, sich von dem einstigen Vorhandensein eines fahrbaren Weges ein Bild zu machen.

Gegenwärtig liegt das Projekt vor, die reichen Kornkammern jenseits des Jordans durch einen Schienenweg zu erschließen, indeffen werden die zur Förderung dieser Idee nothwendigen Geldmittel noch immer sehr zurückgehalten.

So lange es also dort keine Post und Eisenbahn gibt, ist auch der Pilger und Tourist, welcher die heiligen Stätten in Jerusalem, Nazareth und am See Genesareth besuchen will, gezwungen, mit seinem Zelt und Bett von Ort zu Ort zu ziehen und so ein ähnliches Leben wie die Beduinen zu führen. Gleichwie Kaufleute beim Vereisen unwirthlicher und durch Räuberhorden gefährdeter Gegenden sich zusammenscharen und eine Karawane bilden, thun dieß im heiligen Lande in der Neuzeit auch die Pilger und Touristen.

Da nun der reiseflustige Tourist nicht immer Freunde mit gleichen Zwecken und Zielen findet, so unternehmen es Reiseführer und Dragomane, denselben für eine derartige Tour nicht nur eine Gesellschaft, sondern auch den nöthigen Reisebedarf, als Reit-

pferde, Lastthiere, Zelte, Betten u. dergl., sowie Köche und Diener zu beschaffen.

In Deutschland ist es das bekannte Karl Stangen'sche Reisebureau in Berlin, das seit circa zwanzig Jahren Gesellschaftsreisen nach dem gelobten Lande arrangirt. Das Bild, welches diese Zeilen kommentiren, zeigt eine derartige auf dem Marische befindliche Stangen'sche Reisegesellschaft bei der Ankunft am See Genezareth. Die Wege sind auch dort nicht geebnet, vielmehr müssen die Pferde oft auf schmalen Saumpfaden und über große Steinfelder hinflettern. Der mühsame, sechs- bis siebenstündige Ritt, den die Gesellschaften täglich zurücklegen, wird jedoch häufig, wie zum Beispiel an diesem Punkte, außerordentlich reich belohnt. Nicht allein, daß Tiberias mit seiner Umgebung ein hervorragendes biblisch-historisches Interesse bietet, so ist seine Lage an dem blauen See, an dessen Ufern eine fast tropische Vegetation und im Frühjahr der reichste Blumenflor zu finden ist, auch malerisch und schön und wohl geeignet, den Reisenden einige Tage dort zu fesseln.

Der Traum.

Von

H. Bettex.

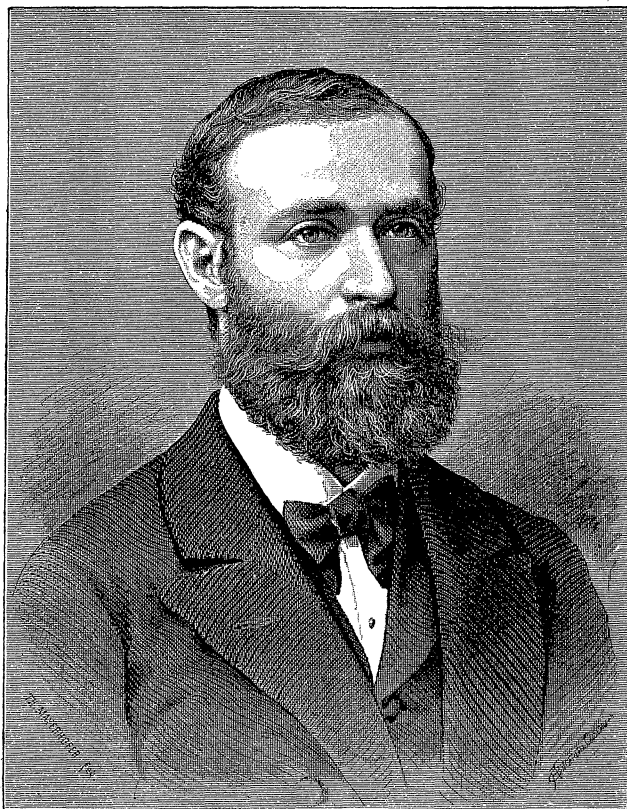
(Nachdruck verboten.)

III.



u den Hauptzügen der Traumsymbolik gehören im Weiteren diejenigen Thätigkeiten, die auch im wachen Leben eine Hauptrolle spielen; darunter vorzugsweise das Essen und Trinken, das Bauen, das Reisen.

So wird Essen und Trinken, als ein Insaufnehmen und zum eigenen Körper Verarbeiten des Stoffs, auch stets im Traum ein gründliches Sichaneignen von irgend etwas bedeuten, eine Assimilation. Ebenso faßt es die tägliche Sprache bei Ausdrücken wie: Worte, Bücher verschlingen; der Franzose sagt: Dévorer du regard. Auf der gleichen Symbolik beruht das Abendmahl. Es kommt nun bei den Träumen vom Essen und Trinken darauf an, was genossen wird und ob und wie sehr es dem Träumenden schmeckt; aber nirgends vielleicht — und das erinnert wieder an die Frucht, von der Eva aß: von außen schön anzusehen und doch verderbenbringend — pflegt, was man schon öfters die Ironie des Traums genannt hat, stärker hervorzutreten; denn gewöhnlich bedeutet darin eine uns süß schmeckende Frucht, bei Frauen meist schwarze Trauben oder Zwetschgen, Krankheit; bei manchen Menschen das Essen von Backwerk und



Ignaz Brüll.

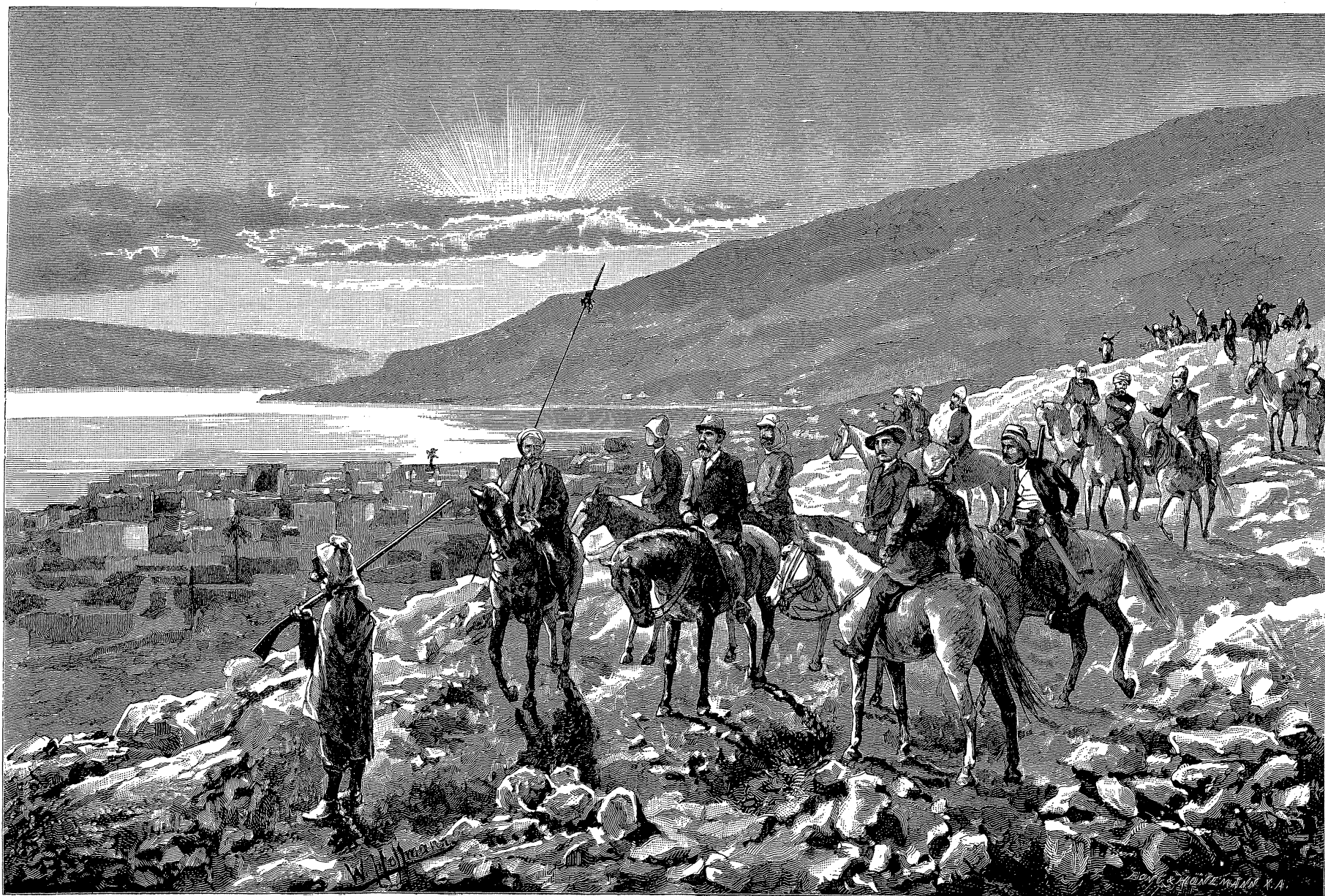
Leckerbissen Streit und Verdruss mit eben der oder den Personen, die im Traum ihnen das Gute zu essen gaben; je besser es schmeckt, desto größer der Streit! Anlätze daran finden sich auch im Märchen und im Volksglauben, wo die Hexen und Zauberer vorzugsweise Kinder dadurch in ihre Macht bekommen, daß sie denselben etwas zu essen geben.

Das Bauen, gewöhnlich eines Wohnhauses, wobei in Anlehnung an den Sprachgebrauch „Haus“ statt „Familie“ zu

sehen, dient meist sinnbildlich für Heirathen, und zwar so, daß die Eltern oder Großeltern des betreffenden Paars das Haus bauend im Traum erblickt werden; daß dabei die Lage, Gestalt, Größe, Farbe, Möblirung, auch Fensterzahl des gezeichneten Hauses, ebenso das Material, aus dem es gebaut wird, ob aus festen Granitquadern oder aus leichten Brettern, und die dabei gehaltenen Empfindungen des Schauenden von symbolischer Bedeutung sind, weiß Jeder, der die Trefflichkeit der Traumsymbolik aus eigener Erfahrung kennt. Das Zusammenfallen des Hauses oder einer Wand desselben wird dagegen selbstverständlich den Verfall der Familie oder den Tod eines Mitglieds derselben andeuten, ein Glaube, der bei den orientalischen Völkern überall sich wiederfindet; schon Artemidor erzählt, daß, als Einer träumte, das Dach seines Hauses stürze ein, ihm darauf der Vater starb, und bemerkt dazu, damit habe auch das Haus sein Haupt verloren.

Im Orient werden diese Beziehungen sehr ausgeführt und wird jedem Stück vom Haus seine bestimmte Bedeutung zugesprochen; so sollen die Balken des Hauses sich auf Männer, Thüren und Wände auf Frauen beziehen u. c.; eine Auffassung, die wohl mit dem oft kleinlichen, das Detail liebenden Geist dieser Völker, nicht aber mit der großartigen Freiheit stimmt, womit die Seele im Schlaf aus dem unerschöpflichen Vorrath von Bildern, die ihr das Leben bietet, das für den Träumer und für ihn allein absolut Richtige herausgreift. Die Bedeutung vom Feuer im Haus ist nach schon Gesagtem leicht verständlich; ein helles auf dem Herd verprüht Glück und frisches, geistiges Leben, ein Brand mit mehr oder weniger Rauch mehr oder weniger peinliche, den Frieden oder den Wohlstand der Familie untergrabende Streitigkeiten; trübes Wasser oder Ueberschwemmung im Haus Krankheit, Siechthum.

Das Leben ist eine Reise, hat man schon oft gesagt, und man wird es immer wieder sagen, weil es wahr ist. Demgemäß stellt uns oft der Traum den vergangenen, gegenwärtigen oder zukünftigen Verlauf unseres Lebens, oft Ergebnisse des vergangenen oder des nächsten Tages als eine mehr oder weniger glückliche Reise zu Wasser und zu Land dar; und es ist eine sehr häufige Erscheinung, daß Menschen, die von allerlei kleinen und großen Aufgaben beschwert, denen ihre Kräfte kaum gemachsen sind, ihr Leben im Traum als eine beschwerliche Reise dargestellt sehen, in der sie den Zug verfehlen, ihr Gepäck verlieren u. c. Dabei braucht der Traum in richtiger Symbolik für das gewöhnliche tägliche Leben das Bild einer Landreise, für länger dauernde Unternehmungen dagegen das eines Schiffes, bei dem Größe, Bemannung, wie auch die Beschaffenheit des Wassers, ob glatt oder bewegt, trüb oder hell, und des Windes, ob günstig oder widrig, kurz, alle Nebenzüge meist treffend symbolisch sind; für das Ueberwinden einer mehr oder weniger



Tiberias am See Genezareth. Originalzeichnung von W. Hoffmann.

schwierigen Lebensaufgabe, wie schon bemerkt, ein Vergabestiegen. Schreitet dabei der Wanderer im Schnee, so ist es ein je nach der Tiefe desselben mehr oder weniger beschwerliches Fortkommen; auf Eis ein unsicheres und gefährvolles; durch grünende Wiesen ein glückliches und hoffnungsvolles; auf schmalen Pfaden ein einsames; auf breiter Landstraße ein gemeinschaftliches. Ein meist ängstliches Begehen von schmalen Stegen über wogende Gewässer bedeutet eine größere Gefahr; wadet der Wanderer im Traum durch trübes Wasser, Sumpf und Morast, so geht die Lebensreise durch Leid, meist Krankheit. Durchschwimmt er kräftig ein tiefes, aber helles Wasser, so wird er gewandt und muthig Schwieriges vollbringen; muß er durch einen kürzern oder längern Tunnel hindurch, so steht ihm eine angstvolle, drückende Lebenserfahrung bevor u., wobei allerdings der Traum nicht immer in der Zukunft, sondern auch oft in der Gegenwart spielt und unter diesen symbolischen Bildern die jeweilige Stimmung und Lage des Träumenden darstellt.

Sind bisher mehr oder weniger feste Traumsymbole für gewisse Thätigkeiten und Zustände erkannt worden, so gibt es dagegen nichts, was die träumende Seele dem Menschen unter einer so ungeheuren Mannigfaltigkeit von Bildern darstellt wie das Sterben. Wie der Tod auch in Wahrheit für den Einen eine ersehnte Erlösung von seinen Leiden, für den Andern eine Befreiung aus dem geistigen Kerker, für den Dritten ein furchtbares Unglück, für noch einen Andern ein unheimliches Gespenst u. s. w. ist, so gibt es auch fast kein Bild, unter dem er nicht in der Traumbildwelt vorkäme; und zwar können, dem seelischen Zustand des Träumers entsprechend, diese Bilder scheinbar widersprechend sein. So wird er von Manchem als das Verdorren einer Pflanze, eines Baumes, ebenso aber als das Grünen eines Lorbeers oder sonstigen immergrünen Baumes, auch als traurige Eypresse oder als die überreichte Palme des Sieges vorgeschaut. Einmal ist er ein schwarzer Abgrund, in den der Träumende zu versinken glaubt, ein anderes Mal ein Berggipfel, den er zu erreichen wähnt und von dem aus sich ihm eine schöne Aussicht darbietet. Bald ist ein Ablegen seiner Alltagskleider, bald ein Ueberkleidetwerden mit glänzend hellem weißem Gewand, bald das Antreten einer langen, weiten Reise, öfters das Durchwaten oder Durchschwimmen eines breiten, trüben, rauschenden, tiefen Flusses das Bild des bevorstehenden Todes. Auch das Voraussehen des Todesdatums oder des eigenen Grabes ist nicht selten, wie bei jenem Jüngling, dem es träumte, er sehe einen Grabstein mit der kurzen, aber inhaltschweren Inschrift: «ipse» (er ist's); und bei Jenem, der sich im Traum vergeblich bemühte, die Zahl auf einem Grabstein, welche seinen bald darauf wirklich eingetretenen Tod richtig anzeigte, wegzutragen. Aber damit sind bei Weitem nicht die möglichen Symbole des Sterbens alle nur angedeutet. So erzählt Artemidor: Es träumte Jemand, Helios, der Sonnen- und Taggott, gebe ihm zwei Laibe Brod; ein nicht leicht zu deutender Traum! Als aber der Mann nach zwei Tagen starb, ward die prächtige Symbolik klar; der Mann bedurfte nur noch zweimal des täglichen Brodes und sollte nur noch zweimal das Sonnenlicht sehen. Derselbe erzählt ferner: Einer träumte, seine körperliche Hülle abzustreifen gleich wie eine Schlang, die sich häutet. Am folgenden Tag verschied er. Ferner: Einer Frau träumte, sie habe ihre Webe ausgenoben. Sie starb am nächsten Tag, denn sie hatte nichts mehr in diesem Leben zu thun. Auch sich von Lehm oder Erde sehen, sagt derselbe, bringt Jedem den Tod. („Denn du bist Erde und sollst zur Erde werden.“ 1. Mosis 3, 19.) Haben wir nur in großen Zügen die Symbolik des Traumes

skizziert, so ergibt sich doch schon daraus mit Leichtigkeit die Erklärung von zahlreichen Varianten. Ist zum Beispiel die Pflanze, der Baum das Sinnbild des Menschen, so wissen wir auch, was wir uns zu denken haben, wenn derselbe grün, verdorrt, mächtig, klein, gesund oder kränzlich, fruchttragend, entlaubt, blühend, entwurzelt, abgehauen erscheint. Fruchttragende und immergrüne Bäume werden stets von guter Bedeutung sein, und zwar wird der Lorbeer, die Myrte, die Olive, die Eiche u. s. w. mehr oder weniger das bedeuten, dessen sie bei allen Völkern wohlbekannte Symbole sind: Ruhm, Liebe, Friede, Stärke. Hier ein hübsches Beispiel aus dem Artemidor: Ein

übereinstimmenden Symbolik der Pflanze, des Feuers und des Hauses läßt Schiller in der „Braut von Messina“ den Fürsten träumen, „er sah“ aus seinem hochzeitlichen Bette

Zwei Lorbeerbäume wachen, ihr Gezweig
Dicht in einander flechtend; zwischen beiden
Wuchs eine Lilie empor, sie ward
Zur Flamme, die, der Bäume dicht Gezweig
Und das Gebälk ergreifend, praffend aufstieg
Und, um sich wüthend, schnell das ganze Haus
In ungeheurer Feuerflut verschlang.“

Ebenso wenn er auf der nächsten Seite die Fürstin auch ihre Söhne als Löwe und Adler schauen läßt.

Wenig günstig sind die Eypresse, der Buchs und der bekamtlich der Hela oder Frau Holle geweihte und deshalb früher auf Kirchhöfen gepflanzte Hollunder mit seinen großen weißen Blüten. — Auffallend ist dabei die Symbolik der Blumen, indem bei diesen die weiße Farbe, sonst, bei Kleidern zum Beispiel, das Sinnbild der Unschuld und des Glücks, allgemein im Traum Schwierigkeit und Mißlingen bedeutet, die rothe, sonst Farbe des Siegs, des Herrschens, der Leidenschaft, dergleichen, nur viel stärker und sogar öfters den Tod anzeigt. So sah ein von der Heimat entfernt lebender Schweizer im Traum zwei dunkel gekleidete Personen, die ihm je einen Strauß von rothen Alpenrosen überreichten. Beim Erwachen brachte man ihm zwei Briefe aus der Schweiz, wovon jeder eine gänzlich unerwartete Todesnachricht enthielt. Wie hübsch ist hier die Alpenrose als Symbol der Schweiz gewählt! Blaue Blumen bedeuten stets, im Einklang mit der sonstigen Symbolik der Farben, stilles Glück, ruhige Liebe, Frieden; grüne — Hoffnung; gelbe — Scheiden; braune — ebenso, mit Wehmuth; schwarze — Trauer, Betrübnis; ihr Wohlgeruch angenehme, liebende Erinnerung; unangenehmer Geruch das Gegentheil. (Vergleiche damit den Ausdruck: Ich kann diesen Menschen nicht riechen!) — Der Wald, der Garten werden somit den Umgang mit geistesverwandten, gleichsam von uns, nach dem üblichen Ausdruck, kultivierten Menschen verfinnbildlichen; auch sind Beispiele vorhanden, wo das wiederholte Schauen eines Gartens in verschiedenen Zuständen in trefflicher Symbolik dem Träumer den jeweiligen geistigen Zustand seiner Seele vorführte.

Ebenso wird uns nach dem vom Thier Gesagten klar, was von einem Adler, bei allen Völkern ein Zeichen des Siegs oder der Herrschaft, oder von einer sanften Taube, von einem stößigen Bock oder von einem schlaun Fuchs zu halten ist und was schon in der sprachlichen Bezeichnung liegt. Stets sind weiße Schafe ein Sinnbild von Glück und Frieden, schwarze auch, doch weniger; fast am schlimmsten ist das Schwein, es bedeutet niedrige Sinnengelüste und Ausschweifungen, auch Schmach und Schande, Krankheit und Siechthum. Der Storch war merkwürdigerweise schon im Alterthum als Traumsymbol gleichbedeutend mit Kinderlegen; warum, sieht man nicht recht ein! Ein drohender Löwe als gewaltige feindliche Macht prophezeit plötzliche, schwere Krankheit; so wurde ein Mann, dem ein Löwe im Traum den Kopf zu zermalmen drohte, am nächsten Tag von einem Hirnschlag befallen. Dagegen sind geduldige Ochsen, friedliche Kühe das Sinnbild von guten, arbeitamen und Nahrung erwirkenden Menschen, ein weißes Pferd von Sieg über Feinde oder Widerwärtigkeit; überhaupt ist das Sehen eines Pferdes günstig, bezieht sich oft auf die Gattin. Der im Märchen so oft auftretende, bei den verschiedensten Völkern „unglücksverkündende“ Rabe bewahrt auch im Traum diese Bedeutung; davon ein Beispiel aus Artemidor: Ein Weib träumte, daß sie von drei vor ihr stehenden Raben frech angestarrt werde, einer von ihnen



Amoretti. Nach einem Gemälde von Franz Häufler.

Mann träumte, aus ihm sei ein riesiger Zwillingsstamm geboren, und zwar wäre der eine Theil eine Weispappel, der andere eine Fichte, auf welcher Möven und alle möglichen anderen Seevögel sich niederließen. Es wurden ihm nun zwei Söhne geboren, von denen der erste sich der Athletik widmete (aus der dem Herkules gewidmeten Weispappel wurden die Siegestronen für Athleten gemacht); der zweite wurde Seemann (denn aus der Fichte baut man Schiffe) und bereiste viele Länder. Beiläufig bemerkt, sieht man hier, wie die Traumsymbole oft den jeweilig üblichen Anschauungen entsprechen, denn die Weispappel zum Beispiel hätte für uns diesen Sinn nicht mehr.

Sehr schön und nach einer mit der unsrigen vollkommen

der Löwe als gewaltige feindliche Macht prophezeit plötzliche, schwere Krankheit; so wurde ein Mann, dem ein Löwe im Traum den Kopf zu zermalmen drohte, am nächsten Tag von einem Hirnschlag befallen. Dagegen sind geduldige Ochsen, friedliche Kühe das Sinnbild von guten, arbeitamen und Nahrung erwirkenden Menschen, ein weißes Pferd von Sieg über Feinde oder Widerwärtigkeit; überhaupt ist das Sehen eines Pferdes günstig, bezieht sich oft auf die Gattin. Der im Märchen so oft auftretende, bei den verschiedensten Völkern „unglücksverkündende“ Rabe bewahrt auch im Traum diese Bedeutung; davon ein Beispiel aus Artemidor: Ein Weib träumte, daß sie von drei vor ihr stehenden Raben frech angestarrt werde, einer von ihnen

habe sogar zu sprechen angefangen und gesagt: „Dich werd' ich kalt machen!“ und nachdem sie die Raben dreimal umkreist hatten, wären sie davongeflogen. Sie starb nach neun, durch das dreimalige Umkreisen der drei Raben angedeuteten Tagen. Mäuse bedeuten unredliche Diener, die sich auf Kosten ihrer Herren gütlich thun.

Das Fische ist, im richtigen Einklang mit der oben angegebenen Bedeutung des Wassers als Element des Werdens, der Zukunft, stets gleichbedeutend mit großen oder kleinen Unternehmungen und damit verknüpftem Erwarten und Hoffen, deren Verlauf eben die gefangenen oder nicht gefangenen Fische, ihre Größe und Beschaffenheit bezeichnen. So träumte einer Frau, die um Neujahr herum auf das Einlaufen verschiedener ihrem Mann schuldigen Summen wartete, sie sehe mit ihrem Mann auf das Meer hinab, in dem verschiedene größere Fische herum schwammen; da springt plötzlich ein sehr großer, vorher nicht bemerkter von selbst zu ihnen herauf; sie fangen ihn mit Freuden auf, der Mann schneidet davon mehrere Stücke ab, die sie beiseite legt mit den Worten: „Das Uebrige reicht gerade für uns!“ Mehrere Tage nachher und indem verschiedene kleine fällige Rechnungen nicht bezahlt worden waren, wird plötzlich und ganz unerwartet ein großer, erst in sechs Monaten fälliger Betrag ausbezahlt; der Mann legt sofort verschiedene Summen davon beiseite, um sie seinen Kindern im Ausland zu schicken, und übergibt das Uebrige seiner Frau mit den Worten: „Das wird wohl für uns langen!“ Faule Fische dagegen, als eine Enttäuschung und etwas gänzlich Wertloses, bedeuten stets fehlgeschlagene Hoffnungen, worauf sich wohl der deutsche Ausdruck: „Das sind faule Fische!“ bezieht; nicht aber, wie man eher meinen könnte, entsteht das Traumbild aus der Redensart, da wohl das gleiche Traumbild in anderen Ländern, nicht aber der gleiche Ausdruck in anderen Sprachen sich wiederfindet. Davon hier auch ein Beispiel: Es hört ein Mann, dem ein anderer sein Anwesen anbot und der sich auf dem Punkt wähnte, einen Kauf abzuschließen, diesen ihm freudig zurufen: „Gut, daß Sie kommen; ich habe Ihnen drei prächtige Fische aufbewahrt, die wollen wir mit einander essen!“ Als er sie aber hervorlangt, sind sie alle drei todt und faulig. Die Kaufsverhandlungen zogen sich drei Jahre in die Länge und schließlich wurde nichts daraus.

Auch die oben angedeutete Symbolik des menschlichen Körpers haben die Orientalen sehr ausgebildet. Ihnen ist zum Beispiel der Mund allein ein vollständiges Bild des Hauses; die Zähne sind die Hausbewohner; dabei stellen die Schneidezähne die Verwandten, die Augenzähne den Hausherrn, die Backenzähne Frauen und Kinder dar, und zwar bedeuten die oberen Zähne Kinder oder Verwandte männlichen Geschlechts; die unteren Zähne aber diejenigen weiblichen Geschlechts; das Vorderrücken eines Zahns bedeutet die Erkrankung, das Ausfallen den Tod des Betreffenden (Pfaff, „Das Traumleben“, S. 171); eine wohl zu weit geführte und wenig zuverlässige Eintheilung, wenn auch das Zahnausfallen im Traum als gleichbedeutend mit Todesnachricht eine ziemlich verbreitete und bei Manchem auf wiederholter Wahrnehmung beruhende Annahme ist. Schon richtiger dürfte der Glaube der Araber sein, daß ein im Traum gesehenes Abmageren oder Groß- und Starksein eines Theils des Körpers auch ein Abnehmen oder Gedeihen, sei es körperlich, sei es dem Vermögen nach, desjenigen Mitglieds der Familie andeute, das, wie oben gesagt, durch den betreffenden Theil dargestellt werde. Nur eine Ausnahme, sagen sie boshaft, gebe es; die Abmagerung der Frauenzunge bedeute stets Gutes, nämlich Ruhe und Frieden im Haus.

Daß aber bei allem Studium der Traumsymbolik manche Träume vor der Erfüllung nicht auszulegen sind, haben auch schon die alten Traumdeuter erkannt. Ein Beispiel davon erzählt Artemidor: Ein Herführer träumte, auf seinem Schwerte seien die Buchstaben „z, d oder J, K, Th“ geschrieben. Nun entstand Krieg (durch das Schwert angedeutet) mit den Juden (J) in Kyrene (K) und das Th bedeutete ihm den Tod (Θάνατος, der Tod). Artemidor fügte hinzu: „Dieses Traumgeheimnis war nun vor dem Ausgang nicht auslegbar, während die Erklärung späterhin, nachdem die Erfüllungen eingetroffen waren, auf der Hand lag.“

Auch Widersprüche, wenigstens scheinbare, kommen im Traumgeheimnis vor, indem das gleiche Bild einmal dieß, ein anderes Mal geradezu das Gegentheil bedeutet; auch davon ein hübsches Beispiel aus dem alten Artemidor: „Jemand träumte, sein Stock wäre in Stücke gegangen. Er erkrankte und blieb gelähmt; der Halm des Körpers, das heißt die körperliche Kraft und das Wohlbefinden, wurde nämlich durch den Stock angedeutet. Derselbe, betrübt und verstimmt wegen der Lähmung, die anhaltend geworden war, träumte, es wäre wieder sein Stock in Stücke gegangen. Er wurde augenblicklich gesund; denn er sollte keines Haltes mehr bedürfen.“

Von Wichtigkeit ist das fast stets das symbolische Traumgeheimnis, nicht aber die anderen Traumarten begleitende, wohl jedem bekannte Gefühl, wobei, hauptsächlich während des Traums, noch mehr aber im Augenblick des Erwachens, die Seele sich der Bedeutung und der Logik ihres Traums sehr wohl bewußt ist. Diese Erscheinung ebenso wie die auch bekannte, wonach, je mehr der wache Mensch sich bemüht, seine Traumbilder festzuhalten, desto weniger ihm das gelingt, während doch sonst bloße Phantasiebilder sehr gut durch einen Akt des Willens festgehalten oder reproduziert werden können, beweisen, daß wir es in der That mit einer eigenen, im Wachen nicht mehr verstandenen oder gesprochenen Seelensprache zu thun haben, einer Sprache, die zu der des wachen Lebens sich wie die Gedrängtheit und Anschaulichkeit vereinigende Hieroglyphensprache der Ägypter zu unserer umschreibenden Kurzschrift verhält. Allerdings entlehnt sie diese Bilder, wie die Ägypter ihre Hieroglyphen, der sie umgebenden Natur und dem täglichen Leben, unterlegt ihnen aber einen vom alltäglichen Leben verschiedenen und tieferen Sinn, und die Behauptung, unsere Träume seien nur die Reproduktion und Fortsetzung des Gedankengewimmels bei Tag, ist entschieden unrichtig. Manche Frau, die tagtäglich ihrer Haushaltung vorsteht, mit ihrer Magd kocht, wäscht, bügelt, träumt nicht ein einziges Mal im Jahr von solcher Beschäftigung, noch von ihrer Magd. Viel eher läßt sich, wie Ärzte, die mit Psychiatrie sich beschäftigen, es bestätigen haben, behaupten, daß der gesunde, normale Mensch nie oder höchst selten von seinem täglichen Geschäft träumt und

daß im Gegentheil ein solches Fortsetzen der Tagesgeschäfte im Traum, ein Sichnichtlosmachenkönnen der den Geist erfassenden Ideen, stets das Zeichen einer geistigen oder leiblichen Ueberanstrengung und nervösen Ueberreizung ist und manchmal sogar ein Angegriffensein des Gehirns anzeigt.

Wenn Traumgeheimnisse eintreten, ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern dahin beantwortet worden, daß solche erst im Schlaf nach Mitternacht stattfinden, und zwar mit dem Unterschied, daß sie, je näher dem Morgen, desto baldere eintretende Ereignisse ankündigen, was mit ähnlichen Erfahrungen der mit dem „zweiten Gesicht“ begabten Hochschotten übereinstimmt. Ihren natürlichen Grund hat diese Erscheinung darin, daß zu dieser Zeit der Körper, nicht mehr von der schon vollbrachten Verdauung in Anspruch genommen, gewissermaßen latent daliegt; daraus ergibt sich die von den Orientalen an das Traumgeheimnis gestellte Bedingung, es dürfe nicht in einer auf Billerei folgenden Nacht geschaut worden sein, sowie die Erfahrung, daß Säuer zwar wie im Säuerwahnwahn wirre und tolle Phantasieen, nicht aber wahrhaftige Traumgeheimnisse haben.

Auch die Frage: wer hat vorzugsweise Traumgeheimnisse? hat der Volksmund längst mit dem Sprichwort beantwortet: „Die Träume von Jungfrauen, Gelehrten und Staatsmännern haben gemeinlich was zu bedeuten!“ oder in verallgemeinertem Ausdruck: die von reinen, denken oder für das Ganze, Große wirkenden Menschen. Auch in diesem Sinn sagt von den Letzteren Artemidor: „Es ist unmöglich, daß irgend ein unbedeutender Mensch über bedeutende Ereignisse ein Gesicht erhalte, weil die Traumgeheimnisse individueller Natur sind und nur für den Träumenden einen Ausgang nehmen, ausgenommen, wenn Derjenige, der sie hat, König oder Herrscher oder einer von den Großen des Reiches ist, denn diese kümmern sich um das Gemeinwesen.“ Es ist nach gesunder Psychologie nicht daran zu zweifeln, daß das Seelenleben im Schlaf im Ganzen von den gleichen Anschauungen und Prinzipien wie im Wachen geleitet sei, und insofern ist das Wort von Dr. Pfaff berechtigt: „Erzähle mir eine Zeitlang deine Träume, und ich will dir sagen, wie es um dein Inneres steht!“ Wenn aber Artemidor an seinen Sohn schreibt: „Merke! Dir ferner, daß Leute, die sich einer guten und moralischen Lebens- und Handlungsweise befleißigen, keine eiteln Träume, noch irgend welche andere sinnlose Phantasiegebilde, sondern lauter Traumgeheimnisse bekommen“, so geht er nach zwei Seiten zu weit. Weder bekommt der Gute ausschließlich nur Traumgeheimnisse, noch hat deren der Böse keine. Nicht bloß auf die moralische Güte der Seele ist hier zu sehen, sondern auch auf die Naturanlage. Tiefer angelegte, in sich konzentrierte, mit einem Wort magisch angelegte Naturen werden, gleichviel ob sie ihre Kraft zum Guten oder zum Bösen wenden, stets mehr als oberflächliche, in den Tag hinein lebende zu Traumgeheimnissen befähigt sein, so unbedingt, um an bekannte Typen anzuknüpfen, ein Hamlet mehr als ein gutmüthiger Falstaff, eine Wignon eher als die leichtlebige Wilmine. So war Wallenstein, den wohl Jeder als einen großen, die Weltigen aber als einen guten Mann gelten lassen werden, seiner ganzen Natur nach eminent zum Traumgeheimnis veranlagt. So Diejenige, die Noth, Schmerz, Kummer jahrelang getragen haben; denn es ist eine nicht zu leugnende, in der Weltgeschichte an genialen Menschen erwiesene psychologische Wahrheit, daß Trübsal die Grundkräfte der Seele entwickelt, jorgeloses Wohlleben dagegen sie abtumpft. So auch Menschen, die viel in der Einsamkeit und in einer großartigen Natur leben, wie die bekannte Gabe des „zweiten Gesichts“ bei den Hochschotten beweist.

Auf die Frage endlich, ob es gut und heilsam sei für den Menschen, sich mit seinen Träumen zu beschäftigen, kann man für's Erste antworten, daß, ob gut oder nicht, sehr viele Menschen es eben thun, wie schon die Thatsache beweist, daß jährlich über fünfzigtausend sogenannter Traumbüchlein in Deutschland allein verkauft werden. Unter solchen Umständen halten wir es für zweckmäßig, einige Anhaltspunkte zur richtigen Beurtheilung des Traumgeheimnisses zu geben, gegenüber den planlos zusammen geschriebenen und meist ganz subjektiven Erklärungen obiger Traumbüchlein. Für's Zweite halten wir dafür, daß jede Erscheinung, die einmal da ist, ein Anrecht auf Aufmerksamkeit und Studium von Seiten des Menschen besitzt, ja, daß sie dazu ihm gegeben ist und daß ein absichtliches oder ängstliches Ignoriren derselben, und dazu eines Phänomens, das, wie der Traum, einen so großen Raum in seinem Leben einnimmt, einer geistigen Schwäche gleichkommt.

Wenn das erste Gläschen Wein in den Kopf steigt, dem muß man allerdings rathe, sich des Weins zu enthalten, und wer beim Lesen eines Romans in sentimentale Thränen der Rührung zerfließt, dem sind Romane entschieden schädlich; deshalb sind weder Wein noch Roman an sich schlecht, wenn auch zugegeben werden muß, daß heutzutage schlechte Weine und schlechte Romane bedenklich überhandnehmen. Ebenso sollen unselbstständige Menschen, die, ohne in ihrem Seelenleben zu Hause zu sein, sich blindlings den begünstigten oder hoffnungslosen, meist aber falschen Eindrücken ihrer Träume hingeben, die, mit einem Wort, anstatt über ihren Träumen zu stehen und sie zu beherrschen, von ihnen beherrscht werden, sich in dieser Beschäftigung möglichst beschränken. Daß aber ein ruhiges und objektives Studium des Traumlebens und der Traumsprache keineswegs werthlos oder schädlich, zeigt am besten, abgesehen von der bedeutenden Stellung, die die Bibel dem Traum einräumt, die lange Liste der zum Theil in diesen Artikeln angeführten bedeutenden, tüchtigen und guten Männer, die sich damit beschäftigt haben.

Anderer mit dem Traum nahe verwandte Erscheinungen, wie Alptrüben, Schlafwandeln, das zweite Gesicht (eine Art von Traumgeheimnis im wachen Zustand), Somnambulismus und auch Spiritismus, lassen wir beiseite, da wir es lediglich mit der Symbolik des Traumgeheimnisses zu thun haben. Mit Beziehung auf dieselbe schließen wir mit den Worten, die der schon von uns angeführte Artemidor an seinen Sohn, für den er sein Traumbuch schrieb, richtet: „Der Traumdeuter muß von Haus aus dazu angelegt sein; er muß Mutterwitz besitzen und sich nicht bloß an die toten Buchstaben halten; denn glaubt Jemand, er werde auf dem Weg der Theorie ohne natürliche Begabung zum Ziel kommen, so wird er stets ein Stümper und Dilettant bleiben!“



Literatur.

— **Kleine Romane benennt Heinrich Zeweles sein Novellenbuch:** „Die Armen“ (Leipzig, Reischer). Der Autor führt uns hier Trauerspiele aus dem bürgerlichen Leben Wiens vor. Der Band enthält drei Erzählungen, die durch fast peinlichen Realismus auffallen. Im ersten Abschnitt: „Roman eines Hausmeisters“, werden wir bekannt gemacht mit dem Lebensschicksal eines Korporals bei der Polizei, den Genußsucht und Trägheit dazu führen, seinen Dienst zu verlassen und Hausmeister zu werden. Er wird Lotteriespieler, Heirathsspekulant und richtet schließlich seine erste und zweite Frau wie auch sich zu Grunde; das Ende ist Gefängnis. Die Erzählung „Fanny Ehlach“ könnte man den Roman einer Wiener Gouvernante nennen, das unglückliche Mädchen kommt durch einen Unglücksfall um einen Arm und geht dann unter im Strudel der Großstadt. Die letzte Skizze beschäftigt sich mit den Schicksalen einer Büffeldame und endet gleichfalls sehr traurig. Das Fiktum erinnern wir uns in Wiener Tagesblättern gelesen zu haben. An Wahrheit und Wahrscheinlichkeit fehlt es diesen Novellen nicht, sie fesseln geradezu durch Treue der Wirklichkeit und der Lokalfarbe, der tragische Zug ist stark ausgeprägt und reißt den Leser fort — das sind Vorzüge; was jedoch diesen realistischen Novellen fehlt, das ist Poesie, und diese Hauptpotenz jedes künstlerischen Schaffens kann auch die realistische Erzählungskunst nicht entbehren und deshalb berühren diese Geschichten mehr bedrückend und verstimmend als gemüthbewegend; es sind interessante Leistungen, mahnen jedoch zu sehr an ausgeführte Reporterberichte Wiener Tageszeitungen, um künstlerisch zu wirken.

— **Ein englischer Reisender, Joseph Thomson, der schon in seinem sechsundzwanzigsten Jahre drei Expeditionen in's Innere von Afrika geleitet, bietet uns in einem bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen stattlichen Band unter dem Titel: „Durch Massailand“, eine Forschungsreise in Ostafrika zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilimandjaro- und Viktoria-Nyanjasee, welche in den letzten beiden Jahren ausgeführt wurde und die eine große Lücke in den afrikanischen Forschungen ausfüllt. Hinter den Mondbergen beginnt das Gebiet der Massai mit ebenso zahlreichen als kriegerischen Volksstämmen, welche durch ihre Klaub- und Mordgier die Geißel des ganzen Landes rings um diese Berge geworden und bisher keiner von Europäern geleiteten Karawane den Eintritt oder gar den Durchzug gestattet hätten. Thomson ist es gelungen, das Massailand zweimal in seiner ganzen Länge zu durchkreuzen und ein topographisch, geologisch und kommerziell gleich interessantes Land in Innerafrika von den Vulkanen bis zu den großen Seen zu erschließen. Ein deutscher Forscher hatte erst kurz zuvor auf halbem Wege umkehren müssen, obgleich er mit reichlichen Mitteln von Hamburg ausgestattet war. Der Autor, der eine sehr geringe Meinung von seinem schriftstellerischen Talente hat, zeigt, daß es ihm neben seinem Muthe, seiner Wissenschaftlichkeit auch an der Darstellungsweise nicht fehlt: wir verweisen in dieser Hinsicht nur auf seine ergreifenden Naturschilderungen. Das Buch, das von dem Direktor der deutschen Seewarte, v. Freeden, überseht und mit Bildern und Karten reich ausgestattet ist, wird ein Standard-Work im Forschungsreisegebiet bilden.**

— **Hänfelmann's Verlag in Stuttgart, der sich schon durch manches hübsche Buch beim Publikum wohl eingeführt hat, bringt jetzt eine „Naturgeschichte des Thierreichs“ in Form eines großen Bilderatlas, die sicherlich Glück machen und bei Jung und Alt willkommen sein wird. Auf 80 Foliotafeln erhalten wir hier Darstellungen aus der Thierwelt; nicht modellartig allein sind die Thierindividuen hingestellt, sondern auf dem betreffenden landschaftlichen Hintergrund zu lebensvollen Gruppen vereinigt, so daß man das Thier in seiner charakteristischen Eigenart erblickt. Die Zeichnungen sind ausgezeichnet und die Färbung, welche sich von allen übertriebenen Effekten fern hält, durchaus naturwahr, vortrefflich in dieser Hinsicht sind besonders die Vögel. Ein klar geschriebener Text kann als Nachschlageliste dieses Volksbuchs im großen Stil gelten, so daß wir diesen Bilderatlas der Thierwelt für die heranwachsende Jugend, wie auch für Erwachsene als jedenfalls gern entgegengenommenes und interessantes Geschenk von dauerndem Werth empfehlen können.**

— **Die Kolonialfrage hat bereits eine ganze Literatur von Broschüren und Flugblättern erzeugt: nun wird sich auch das Buch derselben bemächtigen. So hat Spemann in Stuttgart eine Serie unter dem Titel: „Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste“ begonnen, welche uns sowohl ein Bild des Landes, der Sitten und des Lebens der Eingeborenen geben, als über die kulturelle Bedeutung, den Handel und die Faktoren des Aufstiegs bieten soll. Der erste Band enthält „Das Togoland und die Slaveküste“ von der Hand Hugo Böller's, welcher im Auftrag der „Kolonialen Zeitung“ das Land bereiste und nun seine Erfahrungen und Beobachtungen in der Form einer Reisebeschreibung mit belehrenden Exkursen gibt. Der Verfasser ist durch seine in obengenannter Zeitung erschienenen Reisebeschreibungen aus Brasilien, den Pampas und Anden bekannt sowohl für die Zuverlässigkeit seiner Berichte als für die lebhafteste, anziehende Form, in die er sie zu kleiden weiß. Und namentlich hat er der Frage der Kolonisierung der Deutschen in überseeischen Ländern ein besonderes Interesse zugewandt und vermag durch seine Erfahrungen in zwei Welttheilen die wichtigsten Vergleiche anzustellen. Der Verleger hat das Buch durch Karten instruktiv, durch Bilder anziehend gemacht.**

— **Jeder Gebildete wird das Bedürfnis haben, seine religiösen Ansichten klar und harmonisch zu gestalten, sich über den Entwicklungsgang der Religion, der er angehört, zu unterrichten, und dazu möchte man ein Werk einführen, das sich für die weitesten Kreise durch seine Gründlichkeit, seine objektive Haltung und seine glückliche Anordnung hervorzieht. Es ist das „Lehrbuch der christlichen Religion“ von E. Zehmman (Frankfurt, W. Kommel). Das Buch zerfällt in die Disziplinen der Bibeldkunde, Kirchengeschichte, Glaubens- und Sittenlehre, an die sich eine Geschichte des Kirchenrechts, die Darstellung des Kirchenjahres, der Missionen und der Geographie von Palästina anschließt; wie man sieht, ein ungemein reicher Inhalt, den uns das nur wissenschaftlich Geschriebene in sich aufnehmende und jeder Polemik sich enthaltende Werk bietet. Wir verweisen namentlich auf den letzten Theil, die Sittenlehre, welche von der Wissenschaftlichkeit, wie von der Ueberzeugungskraft des Autors ein rühmliches Zeugnis ablegt.**

— **Ein gelehrtes Leben, ein politisches Leben und ein religiöses Leben entrollt sich uns in der Biographie „Johann Georg Müller“ von Karl Stolar, welches der historisch antiquarische Verein von Schaffhausen (Basel, Spittler) herausgegeben und das uns einen Mann von hoher geistiger Bedeutung vorführt, welcher in bedeutendem Amt, als Lehrer der Universität, wie als Unterstatthalter und Mitglied des kleinen Rathes seiner Vaterstadt in der Geschichte seiner Heimat einflußreich und nach allen Richtungen segensreich wirkte. Seine Bedeutung erhöht sich dadurch, daß er ein Bruder des berühmten Historikers Johannes v. Müller und der intimste Freund Herder's war, deren Werke er herausgab; auch mit anderen hervorragenden Persönlichkeiten seiner Zeit stand er in nahem Verkehr, so mit Kaiser Alexander von Rußland, Labater, Frau v. Krüdener u. d. Der Verfasser des Lebensbildes hat es verstanden, für den Geschichtsbildenden das wärmste Interesse zu wecken und uns zugleich ein Zeitbild — aus den Jahren 1759–1819 — zu entrollen, das aus diesem**

Hintergrund das Porträt noch plastischer hervortreten läßt. Nicht ein bahnbrechender Geist ist es, nicht ein Mann von Eisen, der hier vor uns tritt, aber ein Mann, dessen Herz wie Gold war, der seine reichen Gaben als Staatsmann und Theolog, als Schriftsteller, als Lehrer und Führer in Kirche und Schule der Förderung des Wohls seiner Mitbürger gewidmet hat. Ein Porträt, gezeichnet von C. Stüdelberg, schmückt das Buch.

Bildende Künste.

Der Kölner Dombauverein hat in Auflehnung an ein vom Stadthausmeister Stübgen herrührendes Projekt die Freilegung der südlichen Längsseite des Domes in Aussicht genommen, zu welcher insbesondere durch den Einsturz des mittleren Theils des Dombauwerks Gelegenheit geboten ist. Die Kosten sind auf höchstens 1½ Millionen Mark veranschlagt. Dem Vernehmen nach haben die Vertreter der Regierung das Stübgen'sche Projekt gutgeheißen, so daß die Ausführung in dieser Richtung nicht auf Schwierigkeiten stößt.

Die Zuerkennung des Preises für den besten Entwurf eines Mikiewiczdenkmals an den Bildhauer Dytas hat in Polen eine heftige Opposition erregt, da in demselben die wahre „Zagellonische Idee“ nicht zum Ausdruck gebracht sei. Einem Beschlusse des Warschauer Komitees zufolge wird der preisgekrönte Entwurf nicht zur Ausführung kommen, sondern dem Denkmal ein in den letzten Tagen von dem Maler Jan Matejko gezeichnetes Projekt zur Grundlage dienen. Das vom Komitee acceptirte Projekt Matejko's stellt den polnischen Dichter auf einem sogenannten „Druidenthron“ von Stein sitzend und gleich einem Olympier drapiert dar. Als allegorische Embleme befinden sich neben Mikiewicz eine Gule, als Sinnbild der Weisheit, und ein Anker, die Hoffnung symbolisierend. Zu den Füßen des Dichters kniet ein geflügelter Genius und löst die Fesseln eines Adlers, der auf einer Stufe des Denkmals steht und die Flügel zum Flug erhebt. Im Hintergrunde des Denkmals befindet sich eine mythische Frauengestalt, welche die Zukunft darstellt und in einer Hand eine angezündete Lampe hält, während sie die andere bedeutungsvoll in die Höhe hebt.

An der Konkurrenz zum Lutherdenkmal in Berlin wird sich, der „Magd. Zig.“ zufolge, auch Professor Schaper, der aus diesem Grunde das ihm angebotene Amt als Juror abgelehnt hat, betheiligen. Man darf auf eine künstlerische Vertiefung Luther's und des Reformationsgedankens von einem so hervorragenden Meister ganz besonders gespannt sein.

Ueber das überlebensgroße Standbild Joseph II., das die Stadt Regensburg bei dem Bildhauer Oskar Kasan in Dresden bestellte und welches im Gipsmodell vollendet ist, wird von dort berichtet: Nicht in kaiserlicher Pracht, sondern im einfachen Hofkleid, in gesticktem Leibrock und Kniefalten, mit dem Band des Leopoldordens erscheint die hohe Gestalt des menschenfreundlichen Fürsten, dessen Stolz es war, ein Deutscher zu sein. Sein Auge ist fesslend in die Ferne gerichtet, seine Rechte segnend ausgestreckt, während die linke Hand das Toleranzedikt von 1781 an die Brust drückt. Von großer Schönheit ist der Mund und die ihn umgebenden Züge des Antlitzes, die ebensoviele Vornehmheit als Milde ankündigen, wie auch die ganze Gestalt Anmuth und Hoheit vereinigt. Die Gewandung ist realistisch behandelt, ohne den idealen Eindruck des Ganzen zu beeinträchtigen. Den Guß wird die Firma Bierling übernehmen, Professor Weisbach führt die architektonischen Arbeiten aus, die Enthüllung des Denkmals soll am 9. August stattfinden.

Trotz der schlechten Zeiten für die Kunst und der gehemmten Ausfuhr von Bildwerken nach Amerika sind die zwei Gemälde, welche Jules Breton im Pariser Salon ausstellt, die „Verche“ und der „Abend“, für 80,000 Franken nach New-York verkauft worden. Die „Verche“ stellt ein Feld bei Sonnenaufgang dar; eine junge Bäuerin hört den ersten Ruf der Verche im Aether und erhebt mit freudigem Ausdruck das Antlitz nach der unsichtbaren Sängerin. Der „Abend“ zeigt ein Dorf im Dämmerlicht und eine heimkehrende Bauernfamilie, die in Benütigungen um ein Kind wetzelt.

Bühne.

Eine neue dramaturgische Schrift von Oskar Blumenthal signalisiert der Verlag von A. Hofmann & Comp. in Berlin. In diesem Werke bringt der Verfasser die hervorragendsten Erscheinungen der modernen Bühnendichtung und Schauspielkunst zur Sprache. Als Motto dient dem Buche der Ausspruch Schopenhauer's: „Das Schlechte herabzusetzen, ist Pflicht gegen das Gute, denn wenn nichts für schlecht gilt, dem gilt auch nichts für gut.“

An der „Burg“ in Wien ging vor Kurzem „Viel Lärm um Nichts“, neu bearbeitet und überföhrt von Wilbrandt, als Premieren-Vorstellung in Szene. Diese Bearbeitung hält sich strenger als die früheren an das Original. In der Holtei'schen Bearbeitung, die früher an der Burg gegeben wurde, trat das erste Element des Stücks weniger bedeutsam hervor und das Komische, in der Szene mit den Gerichtsdienern in's Possenhafte gesteigert, trat mehr in den Vordergrund. Für den Geschmack unseres Publikums ist die ältere Behandlung die angemessenere. Es liebt nicht die zu ersten Wendungen im Lustspiel. Und in der That geht der Ernst in „Viel Lärm um Nichts“ etwas zu sehr über den Späß. Der Weisfall schwächt sich in der zweiten Hälfte des Stücks deßhalb auch immer sehr auffällig ab. Die komischen Figuren der beiden Gerichtsdiener sichern der zweiten Hälfte von „Viel Lärm um Nichts“ aber trotz des abnehmenden Interesses für die Handlung einen gewissen Erfolg. Die beiden Rollen wurden von Meizner und Schöne recht gut gespielt. Eine ausgezeichnete Leistung war der Benedikt von Hartmann. Frisch, sprudelnd und glänzend in der Erscheinung. Auch Frau Hartmann ist eine vorzügliche Beatrice, aber bei ihr ist die Erscheinung für diese Rolle etwas zu frauenhaft. Hallenstein, Schreiner und Arnsberg verdienen gleichfalls hervorgehoben zu werden. In den übrigen Rollen war die Besetzung nicht befriedigend. Besonders für die Hero und den Prinzen hätte man andere Darsteller wählen sollen. Am Theater an der Wien hat Frau Geisinger, wie sie es seit einer Reihe von Jahren gewohnt ist, bei ihrer Rückkehr von Amerika einen Gastrollenzyklus begonnen. Sie begann ihn in einer von Zell nach dem Französischen bearbeiteten Posse: „Die Kindsfrau“. Die Künstlerin erregt noch immer Bewunderung; es ist erstaunlich, wie sie sich die Früchte der Mittel erhalten hat.

Das Hoftheater zu Weimar führte kürzlich ein neues Trauerspiel in einem Akt von Paul Heyse: „Frau Lucretia“ auf, welches eine freundliche Aufnahme fand. Benedikt ist der Schauplatz der Handlung. Frau Lucretia erwartet ihren Verlobten am Vorabend der Vermählung, und da Jener ausbleibt, läßt sie den schönen Lionelli bei sich ein, der ihr ein Ständchen gebracht hat. Durch diesen einführt sie, daß ihr Bräutigam bei einer Andern weilt. Sie rächt sich dadurch, daß sie den Bräutigam Liebesworte hören läßt, die an Lionelli gerichtet waren. Jener ermordet den armen Sänger Lionelli.

Sigmund Schlegel's neue einaktige Lustspiele „Glüh-Lämpchen“ und „Ein Gastspiel“ sind im Wiener Burgtheater zur Ausführung angenommen worden.

In Graz wurde dieser Tage ein Schauspiel voll lebhafter Affekte: „Sara Rivers“, mit Frä. Vognar in der Titelrolle als Gast zum ersten Mal mit lebhaftem Erfolg zur Aufführung gebracht. Das Stück ist nach einem älteren, für Deutschland indeß neuen französischen Drama von Math. Beneta, ehemaliger Inhaberin des Berliner Stadttheaters, für die deutsche Bühne bearbeitet worden.

An Novitäten dürfte die nächste Saison der deutschen Oper keinen Mangel leiden. Karl Reinecke komponirt eine komische Oper nach einer Novelle von Niehl, welche den Titel „Duld am Hofe“ führen wird. Auch von Viktor Emil Neßler, dem Komponisten des „Trompeter von Säckingen“, ist für den kommenden Winter eine neue Oper (Dichtung von R. Bunge) zu erwarten. Dergleichen sind Karl Grammann und Max Erdmannsdörfer mit der Komposition dramatischer Werke beschäftigt.

Eine erfolgreiche Premiere erlebte F. v. Suppe's neueste Operette: „Des Matrosen Heimkehr“ kürzlich am Stadttheater in Ham-

burg. In dem Libretto handelt es sich um eine ganz einfache Liebesgeschichte, welche laut Angabe der Zeit (1816) auf geschichtliche Thatsächlichkeit Anspruch macht. Der Schauplatz ist die dalmatinische Insel Vefina. Zwischen das liebende Paar, den Bartenführer Nicolo Borbó und Jela, die junge Wirthin der Schenke „Ala Vela“, drängt sich deren Vormund, der Ortopheda und Richter Lucio Quirino de Gatti, mit zudringlichen, an Jela gerichteten Heirathsanträgen.

Anbram's leichtfertige Operette: „Mascolle“, die bei ihrer ersten Aufführung in Berlin 1881 ein Fiasko erlebte, hat kürzlich am dortigen Ballathheater mit Adolphine Ziemer in der Titelrolle einen glänzenden Erfolg errungen, ein Beweis, daß unser deutsches Publikum jetzt auch nicht mehr vor den frivolen Parfässmen zurückschreckt, wenn sie nur in brillanter Aufführung geboten werden und den besonders cynischen Stellen ein geschicktes Mäntelchen gegeben wird, wie dieß in der vorliegenden deutschen Bearbeitung, namentlich bei der Partie der mütterlichen Prinzessin, geschehen ist.

Daß selbst die abgerasteten und unbeholfensten Erzeugnisse der französischen Possenfabrikanten in deutschen Theatern ein freundliches Asyl finden, beweist die Aufführung eines dreiaktigen Schwanzes von Blavet und Carré: „Die Reise nach dem Kanajus“, zu welchem sich, wie unser K.-Korrespondent schreibt, das Berliner Residenztheater hergegeben hat. Ein Entschuldigungsgrund für diese Erniedrigung liegt allerdings darin, daß ein reisender, gern gelesener Schauspielvirtuose, Friedrich Mitterwurzer aus Wien, sich diese Burleske, auf den Geschmack beschränkter Pariser Spießbürger berechnete Harlekinade ausleihen hatte, um in der Rolle eines Studenten, welcher den Zerkereffen Schamyl zum Schrecken eines in seiner Gewalt befindlichen Pariser Krämers spielt, seine Gabe schneideriger Charakteristik glänzen zu lassen. Aber es gelang seiner Virtuosität und seiner schauspielerischen Gewandtheit ebensowenig, diese fabe Posse zu retten, als eine kleine Plauderei von Max Bernstein: „Mein neuer Hut“, welche das Genre der französischen Plaudereien „Am Klavier“ und „Dem Herrn ein Glas Wasser!“ in wenig glücklicher Weise zu imitiren sucht.

Eine dramatische Erstlingsfrucht von Alphonse Daudet, zu der die begleitende Musik von George Bizet herrührt, wurde seit 1872 zum ersten Mal im Pariser Odeontheater wieder aufgeführt. Die „Arlesienne“, eine in dramatischer Form abgefaßte Dorelegie, hat so gut wie gar keine Handlung, und zur Wiederaufnahme des nur sehr mäßigen Interesses erweckenden Stüdes mag die Theaterleitung wohl nur durch den berühmten Namen des Verfassers verleitet worden sein. Die Musik Bizet's gefiel dagegen außerordentlich, einige Nummern der Partitur mußten sogar wiederholt werden.

Ernesto Rossi verabschiedete sich bei seinem letzten Hamburger Gastspiel als Romeo, eine für sein Alter nicht mehr passende Rolle. Das Wunderbarste ist aber, daß er, Schatzsperre verheißend, in der Schlußszene noch einmal wieder erwacht und vor Julia in geistvoller Erscheinung erscheint. Es folgt noch ein langer Dialog und dann erst wirkt das Gift zum zweiten Mal, um Romeo aus dem Leben zu führen. Das Haus war über diese Verbalhornisirung geradezu verblüfft.

Industrie und Verkehr.

In Paris ist seit Kurzem eine sehr vollständige Mülleerei- und Bäckereiausstellung eröffnet. Die Ausstellung, welche besonders den Zweck hat, bei der dort kaum begonnenen Einführung des Walzenmahlverfahrens die Leistungen dieser für Frankreich ganz neuen Technik gegenüber den Erzeugnissen derjenigen Staaten zu veranschaulichen, die in dieser Industrie tonangebend waren, ist eine internationale.

Eines der kühnsten amerikanischen Projekte ist, wie aus New-York berichtet wird, die allen Ernstes von einem dortigen Ingenieur in Aussicht genommene Beleuchtung des atlantischen Ozeans mittels elektrischen Lichtes. Man will einen beleuchteten Weg quer über das Meer von der Newfoundlandbank bis zur irischen Küste herstellen. Zu diesem Zweck sollen Schiffe in Entfernungen von je 200 Seemeilen in gerader Linie auf offenem Meer dertartig verankert werden, daß sie sich allseitig um den Unter drehen können, ohne ihn zu lockern. Diese Leuchtschiffe sollen durch elektrische Kabel untereinander und mit dem Ufer verbunden und auch zur Vermittlung des Telegrammverkehrs benützt werden. Dieses Projekt mag auf den ersten Blick etwas phantastisch erscheinen, aber man ist in Fachkreisen sehr überzeugt, daß dasselbe früher oder später zur Ausführung gelangen werde.

Die Fortsetzung der Transaspischen, der mittelasiatischen Eisenbahn, welche mit Einschluß der schon bestehenden Linie 1000 Werst lang sein und über Kijil Arwat, Askabad, Kaschga, Merv bis nach Buxarist am Amu Daria führen wird, als ein wichtiges Operationsmittel Rußlands bei einem in diesem Gebiet zu führenden Feldzug, ist in ihrer ersten Verlängerung auf 765 Werst vollständig fertig. Der ganze Bau soll bis nächsten Sommer beendet sein, Merv wird nächsten Frühjahr, Kaschga diesen Herbst erreicht. Bis Askabad ist die Eisenbahn zur Zeit noch nicht fertig, in dessen sind die Vorarbeiten bis dorthin nach jeder Richtung beendet. Um den Bau zu beschleunigen, ist das 11. Reserve-Eisenbahnbataillon in das transaspische Eisenbahnbataillon umbenannt und die Bildung eines 2. transaspischen Eisenbahnbataillons befohlen worden. Ohne Schienen und rollendes Material kommt der Bau auf ca. 16,000 Rubel die Werst zu stehen.

Sport.

The Two Thousand Guineastakes für Dreijährige, Distanz 1 Meile 17 Yards (87 Unterstufen), gewann der Favorit „Paradox“ nach Kampf gegen den „Chopetti“-Ghengh, dem „Child of the Mist“ und vier Andere folgten.

The One Thousand Guineastakes für dreijährige Stuten, Distanz 1 Meile 17 Yards (64 Unterstufen), gewann „Farewell“ in einem Feld von Sechzehn.

Im großen Berliner Jagdrennen, Preis 10,000 Mark, siegte Prinz G. Radziwill a. Sch.-St. „Ware“ sicher gegen „Full Cry“, der weit zurück „Pioneer“, dann „Volcana“ folgten. Vier andere Pferde schieden bei der zweiten Reise vollständig aus dem Kampf.

Der Erfolg von „Amoroso“ in der Goldenen Peitsche bei den Rennen zu Hoppegarten gegen „Nifflor“, der im vorigen Jahre Dritter im Jubiläumspreis von Baden-Baden wurde, läßt hoffen, daß die dreijährige Derbyklasse Deutschlands wieder einmal eine bessere ist. Diese Ansicht muß auch die Ueberlegenheit von „Piccolos“ (dem Sieger) und „Rosa Alba“ (der Zweiten) im Staatspreis dritter Klasse über „Souvenir“ und „Antoinette“ durchaus bestätigen. Von den anderen Rennen gewann „Chalili“ das Weichenhandicap gegen vier, „Harras“ das Jungferrenrennen gegen sechs und „Dauphin“ die Effenberg-Steeplechase gegen vier Gegner.

In der großen Steeplechase zu Frankfurt schlug Dr. v. Lang's a. br. St. „Guillerette“, „Peterhoff“, den Doppelsieger von Mannheim und drei Andere.

Der vorjährige österreichische Derbyfieger „Vinea“ gewann in Budapest spielend den Staatspreis zweiter Klasse vor seinem alten Gegner „Metallist“ u. c. Damit fiel der dritte große Preis des Meetings an Baron Springer, der mit „Italy“ und „Equity“ die beiden ersten Plätze im Hazard-bij und mit „Charley“ den Nemzeti-bij bezauperte.

„Italy“, ein großartiger entwickelter Fieber, beabsichtigt Baron Springer am 7. Juni im wertvollsten Rennen der Welt, im Grand prix de Paris zu starten, wo weder österreichische noch deutsche Pferde bisher eine Rolle spielten.

Das österreichische Trabderby gewann ein Outfider, der niederösterreichische br. H. „Revolber“, vor dem Favorit „Kamfess“ und vier anderen Pferden. Der Totalisator zahlte für einen Einsatz von 5 nicht weniger denn 216.

Einen kolossalen Weitsprung lieferte das Charginpferd Nellä bei einem Preispringen des 13. österreichischen Dragonerregiments, indem

es 6 Meter 32 Centimeter (ungefähr 22 Fuß) sprang. Es ist die Leistung, die selbst bei einem Vollstufpferd außergewöhnlich wäre.

Der Chester Cup wurde am 13. Mai in England gelaufen und von „Merry Prince“ in einem Feld von Sieben gewonnen. Der deutsche „Broden“, der nach englischen Sportzeitungen Chance haben sollte, war leider wieder nowhere.

Mode.

In dem Kampf der rothen und der weißen Kravate, welchen der französische Elegant in der letzten Saison hervorgerufen hat, ist die Legitimität für den Salon bekanntlich bei der weißen Kravate geblieben. Die Ernsthaftigkeit, mit welcher diese modernen Yorks und Lancasters ihrer Farbe den Sieg sichern wollten, hat nächst einer Anzahl Mencontes auch manche Apologie für die Wichtigkeit der Kravate im Anzuge des Mannes im Gefolge gehabt. Darnach wäre ganz speziell sie das Kennzeichen eines wirklichen Elegants. Die Kunst, seine Kravate zu binden, sei etwas, das von einem gut erzogenen Manne nie vernachlässigt werden würde, sie bedeute für den Gommeur das, was für den Staatsmann ein funktgerechtes Diner sagen würde. Man erinnert an Balzac, der seine Feder einst einem vielgelesenen Wolllein geliehen hatte, welches unter dem Titel: „Ueber die wichtige und liebenswerthe Kunst, seine Kravate auf achtundzwanzig verschiedene Arten zu binden“ in der männlichen Pariser Modewelt Aufsehen erregt habe. Dieses Lehrbuch der „schwierigen Kunst“, das im Jahre 1827 zuerst erschien, enthielt außer sechzehn Lektionen auch eine vollständige Geschichte der Kravate und allerlei „nützliche Gebrauchsregeln“. „Man probire“, heißt es da, „einen Kravatentnoten niemals zweimal. Es ist damit wie mit den Saucen; wenn sie nicht gleich glücken wollen, lasse man von ihnen und probire gleich eine andere. Sie haben ihren bösen Tag und es wird doch nichts damit.“ Das Schlusswort dieser Broschüre lautet: „Angehörige der allgemeinen ärgerlichen Gleichgültigkeit, welche die Gesellschaft bedroht, der Vermischung aller Stände und des Aufstrebens der subalternen Anmaßungen gegen die großen, höheren Forderungen haben wir geglaubt, der obere Gesellschaftsklasse einen guten Dienst zu leisten und ihr sozusagen eine Rettungsplanke zuzuworfen, indem wir ihr unsere Kunst, die Kravate zu schlingen, darreichen.“ Vielleicht wäre eine neue Auflage dieser Schrift als solche Rettungsplanke auch heute willkommen. Der Heiterkeit ist jede Zeit b. dürftig.

Für die Eleganz des Damenreittleides stehen selbst in Paris die englischen Schneider im besten Ruf. Der Gilt einer im Sattel sitzenden Frau ist ein ganz besonders subtiler, und die Gräfin Hahn wollte ihn „nur den Nerven einer Gräfin“ zuerkennen. War damit auch mehr der Adel der Haltung, die Ruhe und Noblesse der Bewegungen gemeint, so erfordert doch auch die Toilette der Amazone eine gewisse Distinktion und der englische Schneider hat am besten verstanden, derselben jenes undefinirbare Etwas mitzutheilen, das die Pariserin Pichout nennt. Der neueste Modebericht sagt, daß es unerlässlich sei, der Dame auf dem Sattel Maß zu nehmen, und in jenen Aftiers, welche sich mit solchen Reittouren beschäftigen, sind zu diesem Zweck ausgeklüffelt, elegant montirte Pferde ausgekleidet, auf welchen die Mündung des Rodes und der Wurf seiner Falteln in funktgerechtester Weise erprobt wird. Die Eleganz der letzten Mode verlangt, daß der verhältnismäßig kurze Rod sich an die von der linken Schulter ab geflossene Corrage anschließend, seitwärts durch ganz dicht aufgesetzte, mikroskopisch kleine Knöpfe schließe, und die tadellose Linie, von der Schulter an über das im Sattel ruhende Knie bis zum Stiefel, ist die erste Bedingung einer korrekten Eleganz der Toilette. Die Unverrückbarkeit dieser Linie auch in der Bewegung des Reittes ist das Kennzeichen eines „künstlerischen“ Schneiders. Statt des hirschedernen Reittleides, dessen Geschmeidigkeit dasselbe besonders empfiehlt, wird unter dem Rod ebenso häufig auch das Tuchbeinkleid getragen. Die Friktionen mit dem Sattel müssen das Tuch gleichwohl rascher ab als das Leder. Die Corrage des Reitanzuges ist überaus einfach. Ihr Anschluß an die wechselnden Tagesklamuren einer andern Toilette würde ihr unbedingt den Charakter des guten Geschmacks nehmen. Das Eingiege, was man sich vielleicht erlauben darf, sind Aufschläge von Atlas. Der Kragen ist sehr hoch, genre militaire, mit einem weißen Handpasserpol; weder Schmutz noch Kravate gelten als Gilt. Auch Schleier zu tragen hat aufgehört modern zu sein, nur wo es sich um größere Touren in Wald und Feld handelt, besorgt man an dem hohen Hut ein Arrangement gefalteter Gaze, welches, entseilt, um Anlitz und Frisur geschlungen wird. Ein kleiner Strauß an der Brust und dreinährige „Derby's“ auf der Hand vervollständigen das Kostüm der Amazone.

An ein interessantes Toilettenreglement des Berliner Hofes hat neuerdings die Vermählung der Prinzessin Marie, vermittelten Prinzeßin Heinrich der Niederlande, mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg wieder erinnert. Zu der Toilette fürstlicher Bräute aus dem Hohenzollernhause gehört eigentlich weder Kranz noch Schleier, sie besieht aus einer silbergefärbten Robe und einer Krone mit sechs vorchriftsmäßig an derselben befestigten — falschen — Loden. Dieses aus dem Beginn des vorigen Jahrhunderts stammende Reglement, dem die preussischen Prinzeßinnen bisher ihren persönlichen Geschmack wie die Anforderungen der Grazie haben opfern müssen, wurde das erste Mal bei der Vermählung der Prinzessin Marie verlassen, indem die von den Bräuten bisher so gefürchteten sechs Loden durch einen Orangenkranz ersetzt wurden. An Stelle des Schleiers steht das neue Brautreglement ein großes Spitzentuch, das auf dem Hinterhaupt, im Anschluß an den Kranz, von einem zierlichen Krönchen befestigt wird und, herabfallend, die Gestalt, einem Schleier ganz ähnlich, völlig umfließt.

Gestorben.

August Hagman, ehem. Chefredakteur des in Helsingfors erscheinenden „Morgensblad“, Herausgeber der ersten Zeitung in finnischer Sprache: „Victoria Sanomat“, am 25. April, in Helsingfors.

Marques Claudius dal Pozzo, Zeichner von Originalität, 41 Jahre alt, am 25. April, in Mailand.

J. P. Jacobsen, dänischer Dichter von Ruf, 37 Jahre alt, am 30. April, in Kjöbenhavn.

Diomedea Pantaleoni, italienischer Senator, vortrefflicher Arzt und Schriftsteller, ein Vertrauensmann Cavour's, 76 Jahre alt, am 2. Mai, in Rom.

André Gill (Louis Alexandre Goffet de Guinnes), französischer Karikaturenzeichner, 45 Jahre alt, am 2. Mai, im Zrenbause zu Garenton.

Brinley Richards, Komponist der in England sehr populären Hymne: „God bless the Prince of Wales“, 65 Jahre alt, am 4. Mai, in London.

Sauro Rossi, italienischer Opernkomponist („Die Falschmünzer“, „Die Sabinerinnen“ u. i. w.), früher Direktor des Mailänder Konservatoriums, 74 Jahre alt, am 5. Mai, in Cremona.

Karl Klumpp, hervorr. Architekt aus der Schule Friedrich's von Gärtner, 71 Jahre alt, am 6. Mai, in München.

Dr. Karl August Andrae, Professor der Mineralogie und Paläontologie, Autorität auf dem Gebiete der Ichthyopaläontologie, 68 Jahre alt, am 8. Mai, in Bonn.

Paul Krizotowsky, namh. Kirchenmusiker und Komponist, Augustinermönch, erzbischöflicher Konfessorialrath, 64 Jahre alt, am 8. Mai, in Bräun.

Ferdinand v. Giller, Komponist und Dirigent, ehem. Musikdirektor der Stadt Köln und Leiter der berühmten Gärtnichkonzerte, 73 Jahre alt, am 10. Mai, in Köln.

Dr. v. Gohler, Präsident des 1. preussischen Oberlandesgerichts, Kanzler des Königreichs Preußen und Kronsyndikus, Vater des preussischen Kultusministers, am 11. Mai, in Königsberg i. P.



Juni 1885.

Auch der Juni wird keine bemerkenswerthe Erscheinung am Himmel bringen. Die Venus wird ganz kurz als Abendstern sichtbar sein, Jupiter noch kurze Zeit nach Sonnenuntergang gesehen werden.

In der neuesten Zeit sind über die Zahl der auf die Erde fallenden Sternschnuppen und die Dichtigkeit, mit der der Raum zwischen den Planeten ausgefüllt ist, wieder Untersuchungen angestellt worden. Kleiber in St. Petersburg findet, daß die Erde stündlich 450,000 Meteoriten, welche dem bloßen Auge sichtbar sind, begegne, im Gesamtgewicht von etwa 2250 Kilogramm. Es ist diese Zahl als Minimum zu betrachten, da nur die sichtbaren Meteorite dabei in Rechnung gezogen sind. Die Gesamttheit dieser Körper, denen die Erde auf ihrer Bahn begegnet, bildet ein eigenthümliches, staubwolkenartiges Mittel, in welchem sich die Planeten bewegen. Die Dichtigkeit dieses Mittels, wenn man sich die Massen gleichförmig vertheilt denkt, liegt wahrscheinlich nach dem, was wir bis jetzt wissen, zwischen zwei Werthen, gegen welche die Dichte des Wassers zehn- bis hunderttausend Trillionen mal so groß ist, oder um anschaulicher zu sprechen, die Dichte entspricht ungefähr der, welche man erhält, wenn man eine Masse von 60-600,000 Kilogramm auf den Raum vertheilen würde, den die Erde einnimmt. Der Verfasser behält sich vor, daraus weitere Folgerungen zu ziehen.

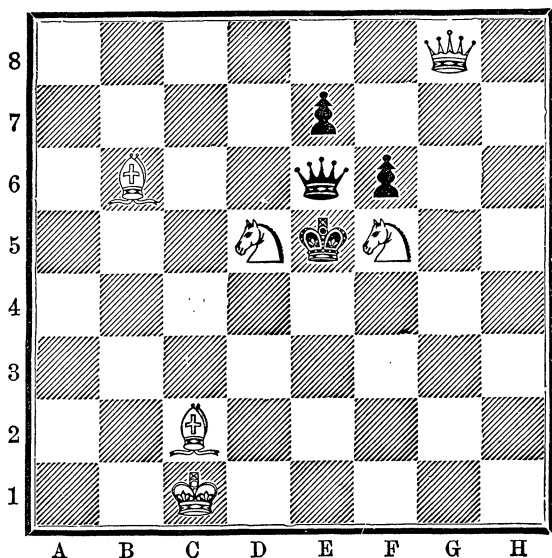


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 332.

Von Nicola Sardosch.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nr. 329:

Weiß.

- | | |
|----------------------------------|------------------------------|
| 1) D. H 8 — H 3 | 1) G 3 n. F 2. |
| 2) R. E 3 n. F 2 | 2) R. C 4 — D 3 oder anders. |
| 3) E. F 3 — D 2 oder — E 5 Matt. | |
- A)
- | | |
|---------------------------|---------------|
| 1) R. E 3 — F 4 | 1) G 3 — G 2. |
| 2) E. F 3 — D 2 Matt. | 2) Beliebig. |
- B)
- | | |
|----------------------------------|-----------------------------------|
| 1) R. E 6 n. D 5 + | 1) C 7 n. D 6. |
| 2) D. H 3 — C 8 oder — E 6 Matt. | 2) C 6 n. D 5 oder R. C 4 n. D 5. |
- (Auf 1) . . . 1) C 6 — C 5, 2) R. E 6 n. D 5 + ; auf 1) . . . 1) R. G 8 — H 7, 2) D. H 3 n. H 7 cc.)



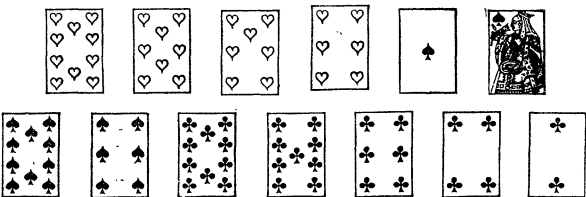
(Redigirt von Oscar Stein.)

Aufgabe Nr. 14.

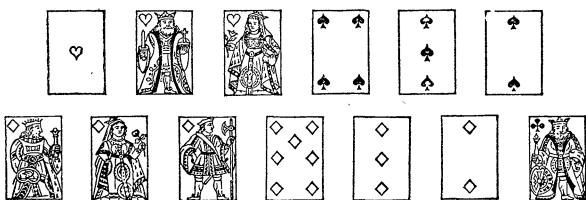
Was ist.

Coeur ist Alouf.

Vorhand (Strohmann) hat folgende Karten:



Der Spieler (dritte Hand):



Sie machen die Gegner Groß-Schemm. Wie waren deren Karten vertheilt?

Auflösung der Aufgabe Nr. 12:

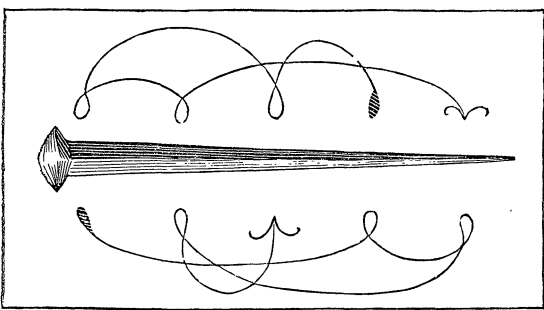
Pierskat.

Mittelhand kann auf dritten Wenzel, Treff-As, Dame, Sieben, Pique-As, König, Neun, Sieben, Coeur-Dame und Carreau-Neun einen Stich nicht machen. Im Stat liegen Pique-Dame und eine Coeur-Fausse.



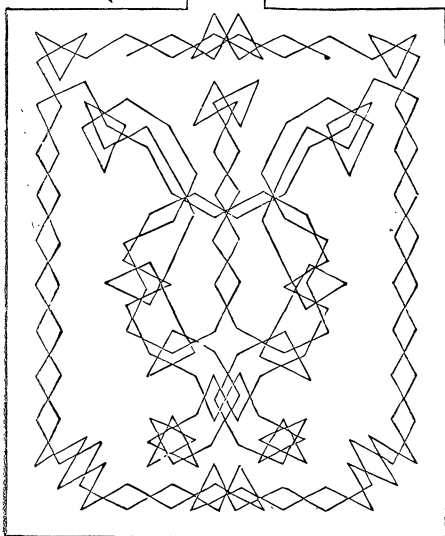
Kryptogramm für Literaturkundige.

Von Rudi von Warnkenhagen.



Der obere Schnörkel bezeichnet den wahren Namen eines Schriftstellers, der untere dessen Pseudonym.

Auflösung des Räthelsprungs zu Schiller's 80. Sterbefrage.



Ein Regenstrom aus Felsenriffen,
Er kommt mit Donners Ungeflüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaut, mit wolkenvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gefanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuestränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hüften,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gefang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwärmen.

Aus Friedrich v. Schiller's: „Die Nacht des Gefanges“ (erste und letzte Strophe).

Auflösung der dreißigbligen Charade in Nr. 33:

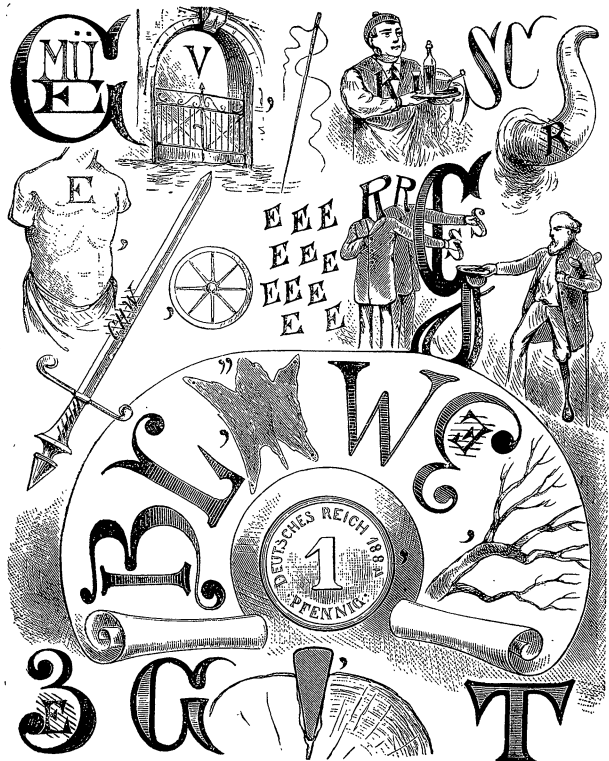
Waterland.

Silbenräthsel.

Von folgenden 57 Silben sollen 18 Worte gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen den Namen eines Schriftstellers — die Endbuchstaben von unten nach oben den eines von ihm verfaßten Stückes ergeben: a, a, ac, ac, as, bon, ce, co, di, dos, em, fel, fer, fi, gi, gli, har, ho, la, low, lac, lah, lit, lomb, mal, me, mo, na, ne, ne, ne, ne, ne, ni, ni, nim, no, o, o, ot, ra, ri, ri, ri, rich, rin, ro, rod, scha, sor, te, ter, tro, va, vail, zo.

1. Einwohner von Aegypten. 2. Ein Königsräuber. 3. Ort in Italien. 4. Titel eines modernen Romans. 5. Ein Religionskrieger. 6. Ein Mineral. 7. Ein Kirchenschriftsteller. 8. Ein Sprengstoff. 9. Bekanntes Gebäude in Paris. 10. Führer einer Freischaar im Jahre 1813. 11. Ein Instrument. 12. Eine Stadt in Rußland. 13. Ein männlicher Vorname. 14. Ein französischer Schriftsteller. 15. Eine Insel bei Kleinasien. 16. Ein Märtyrer der Freiheit. 17. Eine Blume. 18. Ein bekannter Jäger.

Bilderräthsel 33.



Auflösung des Bilderräthfels 31:

Thu 'mal a Null am Divisor ab, un dann die Vier, die am End is, un da(nn) dividir e mal, aber laut.



Hrn. Gust. v. B. in Wiesb. Wir verkaufen die in unsern Besitz gelangenden Briefmarken gewöhnlich nicht, sondern verschenken sie.

Hrn. G. W. in G. Seleskowitz, Wiener Kochbuch, und Wagner, Das Buch der Getränke — von W. Fried in Wien zu beziehen.

Irma in Mecklenburg. Wenden Sie sich an die Buchhandlung von Mey & Widmayer, die Verleger des „Dilettanten“.

Weiße Grifa. Wir haben Sie auch ohne das Vergnügen nicht vergessen. 21 Jahre nach der Schrift, 30 nach den mitgetheilten Reflexionen. Warum immer „Gräulein“? Wir warten auf den Handstich.

Hrn. E. L. in B. Sie hat uns doch immer mehr als andere und ist durch ihr Register zum Rathserholen praktisch.

Rose vom Rhein. Kaufen Sie sich das Büchlein: „Die Schweninger-Aur“.

— Ein bißchen rund hat nichts zu sagen, und da wir selbst für blondes Haar passionirt sind, werden wir Ihnen gewiß kein Mittel namhaft machen, Ihr Haar dunkler zu färben.

Langjähriger Abonnent in Tabor. Ein jedenfalls nicht viel taugendes Mittel.

E. L. in E. H. W. Köhlich, Leipzigerstr. 132 in Berlin, ist ein Rahmen-geschäft ersten Ranges; ebenso Braßart in Stuttgart.

Abonnent in Kolmar. Bild nebst Biographie Nachtigal's haben wir in Band 34, Nr. 45 schon gebracht.

Schmeicheltätschen. Das ist ja eine Schönschreibschrift und gibt kein Charakteristikum. Sina als Abkürzung von Karoline — die Starke, Mannhafte.

Hrn. G. L. in R. (Rußl.). Wenden Sie sich ebenfalls an Diesen direkt.

Viola tricolor. Hr. Siegle, welcher in seiner Villa, Reinsburgstraße Nr. 29 in Stuttgart, wohnt, wird Ihnen gewiß die gewünschte Auskunft geben.

Die Reinigung kann man nicht selbst besorgen.

Hrn. Wilh. E. in H. Das erwähnte Werk ist unseres Wissens beim Verleger vergriffen und nur noch antiquarisch zu haben. Von dem weiter angeführten herrlichen Schwind'schen Bildercyclus: „Das Märchen von den sieben Raben“ (sechs Blätter in Envelope) sind noch einige Exemplare vorrätig, und können Sie hievon bei umgehender Bestellung ein Exemplar zum Vorzugspreis von M. 7. 50 J. von unserer Verlagsbuchhandlung noch erhalten.

Hrn. Arthur Köhlich in M. Wir besitzen das kleine zweibändige Fälscher'sche Verikon der englischen Sprache und finden es ganz vorzüglich. Auch das Stenographische englisch-englische Verikon, das jüngst in England und Amerika zugleich herauskam, können wir Ihnen empfehlen.

Hrn. Grafen P. in St. Sie haben Recht: man führt die Orden, die man besitzt, nicht mehr auf den Visitenkarten an, wie das früher der Fall war.

Hrn. R. W. in Kopenhagen. Der f. Schloßverwalter Vollmer in Stuttgart dürfte Ihnen allein nähere Auskunft geben können über das angeführte Instrument.

Berühmter alter Musikus. Der Dichter ist noch sehr jung und das Gedicht so neu, daß wir kaum glauben, daß es schon komponirt ist. Wir werden dem Dichter Ihren Brief senden.

Hrn. Nikolaus E. in Moskau. Diese Rubrik ist eigentlich nur für unsere Abonnenten bestimmt, doch wollen wir Sie auf das Universitäts-Jahrbuch von J. J. Weber in Leipzig hingewiesen haben.

Hrn. H. in B. Sie haben ohne Zweifel nicht genügend nachgesehen. Die G. noch nicht druckfähig, Ihre Lösungen richtig.

Hrn. J. W. in B. Mitten im Winter kam man natürlich auf ein warmes Getränk und das genannte hält am längsten wach, animirt die Geister: eine besondere Bedeutung hat es nicht. — Der Halbmond war ursprünglich das Attribut der Artemis, auch das Wahrzeichen von Ephesus, ging von da nebst einem Stern auf das aus Byzanz entstandene Konstantinopel über und wurde von den Türken adoptirt.



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Fräulein Försterin.

Novelle von
Wilhelm Berger.

(Nachdruck verboten.)

I.

In dem schon dämmerigen Gemach ging der Förster in tiefem Sinnen auf und ab. Vor einer Viertelstunde hatte ihm ein Gehülfe von dem Postamt des nächsten Städtchens einen Brief mitgebracht. Das Blatt lag entfaltet auf dem schweren Eichenholztisch in der Mitte des Zimmers, und der Förster ließ jedesmal im Vorübergehen seine hellgrauen Augen bekümmert und rathlos über die feinen Schriftzüge schweifen. Außer den Schreiben seiner vorgesetzten Behörde war seit Jahr und Tag nichts Schriftliches zu ihm in seine Wildniß gekommen. Und nun solch' ein Brief!

War es denn möglich? Lisette todt!

Weit in der Zeit wanderten des Försters Gedanken zurück. Er sah sich, wie er, fast noch im Knabenalter, aus der Heimat davonzog, früh Morgens, ehe die Sonne aufgegangen war. Mit dem Gesichte noch feucht von der Mutter Thränen und den eigenen, schlich er an dem Zaun entlang, der sich hinter dem Garten des Amtmanns hinzog. Da trat sie zögernd aus dem Lattenpfortchen, sein zierliches Väschen, seine Jugendspielin. Ein kleines Andenken, eine Arbeit ihrer zarten Hände, wollte sie dem Wetter Rudolf überreichen, wozu sie am gestrigen Abend bei dem ceremoniellen Abschied keine Gelegenheit gefunden. Er wußte nicht, wie es geschehen war, im Nu hatte er sie in seinen Armen und redete auf sie ein in einem Tone, wie er nie mit ihr gesprochen, mit einem Anflug von männlichem Ernst, voll von plötzlichem Vertrauen in die eigene Kraft, bewegt von dunklen Hoffnungen auf eine über alle Maßen köstliche Zukunft. Sie antwortete kaum; doch ruhten die braunen Augen kindlich gläubig in den seinen, und als er sich endlich erinnerte, daß er hinweg müsse, damit er den Zug nicht versäume, bot sie ihm die Lippen zum Kusse.

Nach Jahren kam er zurück, um seine Mutter zu begraben. Nun wußte er, daß Lisette über ihm stand; mit Zurückhaltung trat er der hold Erblühten entgegen. Ueber ihr Herz aber hatte das Leben keine Gewalt gewonnen; unerschütterlich bewahrte des vermögenden Amtmanns einziges Kind dem armen Jugendgeliebten die alte Neigung. Und der Verwaiste, weich in seinem jungen Schmerz, konnte den mitleidvollen braunen Augen nicht widerstehen; eines Abends, unter blühenden Linden, schloß er sie wieder in seine Arme, und nun schien es ihm, als ob keine Gewalt der Erde vermögend sei,

diesen Bund zu lösen. Sie schrieben einander, nachdem er zu seinen Studien zurückgekehrt war. Harmlose Briefe waren es, die sie wechselten, meist von den kleinen Ereignissen des Lebens handelnd; nur hin und wieder stahl sich ein warmes, herzliches Wort ein. Nach einer Weile indessen nahm es mit der Korrespondenz ein Ende; Lisettens Vater hatte sie verboten. Wenig focht dieß Rudolf an, war er doch der Treue des geliebten Mädchens gewiß. Voll glühenden Eifers arbeitete er weiter, immer den Tag vor Augen, an welchem er, zu Stellung und ausreichendem Gehalt gekommen, vor den stolzen Oheim hintreten würde, um von ihm die Tochter zu fordern.

So vergingen Monate; da empfing er die gedruckte Anzeige von Lisettens Verlobung mit einem Fabrikanten. Er rang sich eine Antwort ab, einen lakonischen Glückwunsch auf seiner Visitenkarte; dann verfiel er in dumpfes Brüten. Er sagte sich täglich hundertmal, daß er vergessen müsse; aber er konnte es nicht. Seine Spannkraft war dahin; er wurde ein stiller, in sich gefehrter Mann, der langsamen Schrittes und in Einsamkeit auf dem einmal gewählten Wege weiter pilgerte.

Noch einmal hatte er sie wieder gesehen. Einst im Sommer war er in einem von Touristen vielbesuchten Revier mit Vermessungen beschäftigt. Wenig hatte er, in seine Arbeit vertieft, der Wanderer Acht, die in seiner Nähe lärmend vorüberzogen. Auf einmal aber trieb es ihn, nach einer Gesellschaft hinzublicken, die in geringer Entfernung plaudernd verweilte. Es waren Lisettens Augen, auf ihn gerichtet, welche die feinen gezogen hatten. Am Arm eines kleinen, korpuslenten Mannes mit plebejischem Gesicht stand sie und starrte zu ihm hinüber, als ob sie einen Geist sähe. Das Herz zog sich ihm zusammen; er wandte sich ab und machte sich an seinen Instrumenten zu schaffen. Lebhaftes Ausrufe veranlaßten ihn, nochmals umzuschauen. Lisette war ohnmächtig geworden; man trug sie zu einer moosbewachsenen Böschung und legte sie dort nieder. Die Frauen bemühten sich um sie; einige Herren kamen auf ihn zu und fragten nach der nächsten Quelle. Schweigend, mit raschen Schritten, ging er voran;



Ferdinand Hiller.

kaum vermochten Jene ihm zu folgen. Aus dem bald erreichten Rinnſal füllten ſie ihre Feldflaschen und eilten zurück. Er aber blieb ſtehen, hinter einer Erle verborgen, und beobachtete, wie ſie wieder zu ſich kam, wie ſie, haſtig ſich aufrichtend, ſuchend um ſich blickte, ſich dann müſſam erhob und inmitten der zudrängenden Geſellſchaft langſam zwiſchen den Bäumen verſchwand. Da warf er ſich auf den Boden und preßte die geballten Hände gegen die Augen, weil er nicht weinen wollte.

Das war lange, lange her. Und nun war ſie todt!

Dort in dem Briefe ſtand ſie aufgezeichnet, die traurige Geſchichte der Ehe, in welche ſie durch Lug und Trug, durch Ueberredung und Drohungen hineingekügelt worden war. In wenigen Jahren hatte ihr Mann ſein Vermögen ſowohl als dasjenige der inzwiſchen Verwaikten theils durch thörichte Unternehmungen und leichtſinniges Vorgehen verloren, theils verſpielt und verpraßt. Mit dem Verarmten zog ſie in eine weit von der Heimat entfernte Stadt, wo ein Jugendfreund ihm eine kleine Stelle angeboten hatte. In guten Tagen war er leichtlebig, war er gegen Andere ſo dulſam geweſen wie gegen ſich ſelbſt, und hatte, nach ſeiner oberflächlichen Art, wenig Arg daraus gehabt, daß Liſette verſchloſſen an ſeiner Seite lebte; jetzt, in ſeinem Unglück, wie er es nannte, wurde er mißtrauiſch und anſpruchsvoll und forderte von ſeiner Frau Mitleid und Hingebung. Das mußte ſie ihm verſagen; nun beobachtete er mit krankhafter Empfindlichkeit ihr Thun und Laſſen und quälte ſie mit kleinlichem Tadel und wechſelnden Klagen, bis ihre Abneigung gegen ihn ſich faſt zum Widerwillen ſteigerte.

Es war eine traurige Zeit für Liſette geweſen; Troſt gewährte ihr nur ein Töchterchen, das ſie im erſten Jahr ihrer Ehe geboren. Endlich befreite des Vaters Tod ſie von einer Fieſel, die faſt unerträglich geworden war. Der Haltloſe hatte ſich dem Trunk ergeben; mit ſchnellen Schritten war es zuletzt mit ihm zu einem ſchrecklichen Ende gekommen. Barmherzige Seelen, die längſt ſchon mit ſtillem Antheil die duldende Frau beobachtet hatten, richteten ihr ein kleines Geſchäft ein und ſorgten für ausreichende Rundschaft.

Dieſe Wendung in Liſettens Schickſal war vor etwa fünf Jahren eingetreten. Damals ſchon kannte ſie Rudolf's Aufenthaltort; aber ſie konnte ſich nicht überwinden, ihm zu ſchreiben. Im Geheimen hoffte ſie, er werde auch ſie nicht aus den Augen geſaſſen haben; von Jahr zu Jahr träumte ſie, daß er erſcheinen werde, um ſie in ſeinen ſtilen Wald zu holen. Doch während ihre Sehnsucht wuchs, ſchwand ihr die Hoffnung dahin. Sie fing an zu kränkeln und die Kräfte wichen allmählig von ihr. Nun wurde ſie von einer zehrenden Sorge um die Zukunft ihres Kindes erfaßt; Niemand in der weiten Welt kannte ſie, dem ſie es anvertrauen mochte, als den noch immer heißgeliebten Mann, der um ſie betrogen worden war. Mit dem fieberhaften Eigensinn einer Sterbenden klammerte ſie ſich an den Gedanken, daß der Einſame ihre Tochter mit Waterarmen aufnehmen werde; ſie ſchrieb an ihn, haſtig und wie von einer unſichtbaren Macht getrieben; ſie erzählte ihm, wie Alles gekommen war und daß dennoch die alte Neigung in ihr weitergelebt habe, ihr ſelber unbewußt, bis zu jenem Wiederſehen im Walde, von da an ſtill gehegt, wie ein köſtlicher Schatz, deſſen Beſitz Stärke verleiht. Ihm vermache ſie ihre Tochter als das werthvollſte Andenken, welches ſie zu vergeben habe.

Als der Brief fertig war, hatte ſie, plötzlich ängſtlich und unſicher werdend, gezügert, ihn abzuſenden. Darüber war ſie vom Tod überrascht worden; eine kurze Nachſchrift von der Tochter Hand enthielt die Nachricht von ihrem unerwarteten Ende.

„Ich weiß mir nicht anders zu helfen,“ ſchloß das Mädchen, „als daß ich mich Ihnen nach Abſicht meiner Mutter als deren Vermächtniß antrage, lieber Herr Birnau. Ungelüſt bin ich nicht; mancherlei Arbeit habe ich ſchon verrichten müſſen, und auch herzlich guten Willen beſitze ich, mich nützlich zu machen. Beſtimmen Sie, was mit mir werden ſoll; ich junge Kreatur weiß mir keinen Rath, gehe mit brennenden Augen wie im Traum umher und laſſe ſtumm geſchehen, was Nachbarn und Bekannte verſügen.“

Lange noch wanderte der Förſter hin und her, bis der gelbe Streifen am weſtlichen Himmel verſchwunden war und Liſettens Schriftzüge vor ſeinen Augen verſchwammen. Weicher und weicher wurde ſein erſtarrtes Herz, und eine untwiderſtliche Sehnsucht nach dem einſamen Kinde der todtten Geliebten bemächtigte ſich ſeiner.

Zu der Magd, welche die Lampe brachte, ſagte er mit halb abgewandtem Geſicht:

„Ich muß verreifen, Suſe; dieſe Nacht noch; nur auf einige Tage; packe mir das Nothwendigſte zuſammen.“

Es war ein leichtes Zittern in der Stimme des Förſters. Was geſchehen ſei? fragte die Alte beſorgt. Birnau achtete nicht auf die Frage.

„Es kann ſein,“ fuhr er fort, „daß ich ein junges Mädchen mit mir zurückbringe, eine plötzlich verwaikte Niſchte. Laß oben die Kammer in Stand ſetzen, während ich abweſend bin; kaufe, was Dir nöthig ſcheint.“

Suſe horchte hoch auf.

„Solch' ein armes Würmchen!“ rief ſie mit raſch erwachtem Mitleid. „Wie alt iſt es denn?“

Der Förſter rechnete.

„Sechzehn Jahre alt muß Erna ſein. Ein Stadtkind iſt ſie, im Gewimmel erzogen. Wenn es ihr nur gefällt bei uns! Wir ſind keine paſſende Geſellſchaft für ein junges, flüſſiges Ding, wir Beide, die wir das Leben faſt verlernt haben!“

„Freuen muß ſie ſich, einen Unterſchlupf zu finden,“ entgegnete Suſe eifrig; „das meine ich, Herr Förſter. Und eingewöhnt wird ſie ſich ſchon hier oben, nachdem ihr die Augen trocken geworden ſind, wenn ſie einen verſtändigen Sinn hat. Wenigſtens braucht ſie ſich bei uns nicht von dem nichtsnutzigen Geſchwätz plagen zu laſſen, mit dem das unruhige Stadtkind den Tag ausfüllt; das iſt ſchon etwas.“

„Anderes Alter, andere Bedürfniſſe!“ wandte Birnau bedachtſam ein. „Als wir jung waren, Suſe, würde uns auch die Ruhe ſchlecht behagt haben, die uns jetzt wohlthut. Aber ſie wird ſich finden müſſen, ſie wird ſich finden müſſen.“

Als der Förſter in der lauen Julinacht durch den Wald bergabwärts ſchritt, war er ſeltſam bewegt. Die Hoffnung entſtand und wuchs in ihm, daß die Tochter der Jugendgeliebten ihm undeutlich vorgeahnte neue Lebensfreuden bringen werde; der Zweifel quälte ihn, ob er ihr werde ſein können, was Liſette für ihr Kind von ihm erwartet hatte. Und ſo wechſelten zärtliches Verlangen und mißtrauiſche Sorge in ihm, während er, dem Ruf der Todten folgend, zu gutem Werke wacker ausſchritt.

II.

In das ſtille Förſterhaus auf einſamer Höhe am Rande des hochragenden Fichtenwaldes kam das verwaikte Mädchen, betäubt von der jähen Umgeſtaltung ihres Schickſals. Scheu ſah ſie aus ihren großen dunklen Augen um ſich und konnte ſich in die neue Umgebung nicht finden. Von der erſten Begegnung mit dem Tode war ein Grauen in Erna's junger Seele geblieben. Tags über vermied ſie, allein zu ſein; Abends, wenn ſie mit bleichſchweren Gliedern zu Bett gegangen war, konnte ſie nicht einſchlafen. Das Rauſchen des Windes in den Baumwipfeln verurſachte ihr Bangen; bei dem nahen Ruf der ſtreifenden Gule fuhr ſie zitternd auf dem Lager empor. In einer Nacht waren der unheimlichen Geräuſche ſo viele, daß ſie, nachdem ſie lange mit der Furcht gekämpft hatte, aufsprang und mit nackten Füßen in Suſe's Kammer floh. Am nächſten Morgen ließ die Alte das Bett des aufgeregten Kindes neben das ihrige ſtellen. Von nun an ſchloß Erna tief und regungslos. Oft in der Frühe betrachtete Suſe das hübsche Geſichtchen mit den dichten dunklen Brauen. Sie mußte der eigenen Jugend gedenken.

„Nur vor Untreue bewahre ſie, lieber Gott!“ ſeufzte ſie leiſe und wandte ſich von der Schlummernden.

Birnau ſuchte vergeblich bei Liſettens Tochter nach Spuren vom Bilde der Mutter. Und doch hatte ſie etwas an ſich, das ihn häufig an die Jugendgeliebte erinnerte. War es in ihrer Stimme? Lag es in gewiſſen kleinen, unwillkürlichen Bewegungen? Er konnte es nicht ausfinden. Viel lebte er zuerſt in der Vergangenheit, als Erna um ihn war; Abends, wenn ſie vor dem Hauſe bei einander ſaßen, erzählte er dem neugierig lauſchenden Mädchen aus jenen Zeiten, da er mit ihrer Mutter zuſammen aufwuchs und die Kinder ſich lieben lernten. Wie ein Märchen war es für Erna; ſie konnte ſich nicht denken, daß ihre Mutter, ihre bleiche, kranke Mutter, jemals jung geweſen war und mit flinken Füßen und heller Stimme an den wildeſten Spielen theilgenommen habe.

Allmählig begann Erna ſich heimlich zu fühlen in dem Hauſe am Walde. Hin und wieder zeigte ſie jetzt an ihr ein raſches, ſchelmliches Aufblitzen der meiſt ſo ernſten Augen, eine lebhaftere Beweglichkeit der jungen Glieder. Der Förſter war froh betroffen; dieſe Sonnenblicke jugendlichen Uebermuths erweckten in ihm den

eigenen Humor, den er auf immer vergangen glaubte. Vormund und Mündel wurden gut Freund mit einander und verkehrten in Ernſt und Scherz mit herzlichſter Vertraulichkeit.

Noch immer indeſſen, wenn Erna zu Bett ging und gute Nacht ſagte, pflegte ſie ihm Stirn oder Wange zum Kuſſe darzubieten, niemals die Lippen. Jetzt fiel ihm dieſes auf. Ob ſie ſich vor ſeinem Schnurrbart fürchte? ſcherzte er eines Abends, als ſie wieder das Geſicht zur Seite wandte. Und als ſie ihn fragend anblickte, erklärte er:

„Man küßt ſich auf den Mund, wenn man ſich gern hat.“

Erna ſtand unentſchloſſen.

„Ich weiß,“ ſagte ſie; „ſo küßte mich die Mutter; außer ihr Niemand.“

Verlegen ging ſie zur Thüre; nach einigen Schritten jedoch kehrte ſie um, näherte ſich Birnau und hielt ihm entſchloſſen die Lippen hin. Er nahm ihren Kopf in ſeine breiten Hände und küßte ſie herzlich auf den Mund. Eilig entzog ſie ſich ihm und verließ ſtumm das Zimmer; doch bemerkte er, daß ſie von Blut übergoſſen war. Ihm wurde ſeltſam zu Muth; an ſein Alter ſich erinnernd, ſchüttelte er den Kopf; fortan aber machte er keinen Verſuch wieder, die mädchenhafte Zurückhaltung Erna's zu überwinden.

Weit ſchneller als ſonſt ging dem Förſter der Winter vorüber. Erna hielt ſich meiſt im Hauſe und fertigte allerlei Pußstücke zur Verſchönerung der etwas kahlen Zimmer an. Als dann ſchließlich der Schnee endgültig verſchwunden war und die Pflänzchen in beſtändig wachſender Menge aus dem Boden zu treiben begannen, wurde ſie von einer mächtigen Luſt erfaßt, ſich im Freien zu tummeln. Beinahe täglich begleitete ſie den Onkel Rudolf auf ſeinen Gängen und ließ, wohlverwahrt im wasserdichten Mantel, Regen und Wind gleichmüthig über ſich ergehen.

Birnau ließ ſich gerne die Begleitung des Mädchens gefallen. Dem lehrhaften Zuge folgend, der in ihm war, beſaß er ſich, ihr die Vorgänge in der organiſchen Natur zu erklären, welche eben jetzt überall in reichſter Fülle ſichtbar wurden. Erna, aufmerkſam um ſich ſchauend, auf Alles achtſam, hörte ihm gerne zu; indeſſen war die nüchterne Art des Förſters dem Bedürfniß ihrer poetiſcheren Natur wenig entſprechend; ſie ſuchte und empfand das Lebendige in den Pflanzengeſchöpfen und vertiefte ſich in das reizvolle Geheimniß ihres vorausbeſtimmten Wachstums und Werdens. Zu gewiſſen Bäumen und Stauden gewann ſie gleichſam eine warme Zuneigung und pflegte ſie zu grüßen wie perſönliche Bekannte. Auch mit den Gehülfen Birnau's knüpfte ſie an und ließ ſich von ihnen über Grund und Zweck ihrer Thätigkeit unterrichten. Die Leute, ergötzt von der Wißbegierde und dem Antheil des hübschen Mädchens, nannten ſie bald unter ſich „Fräulein Förſterin“. Erna lächelte mit dem ihr eigenen finnenenden Ausdruck, als Birnau anſang, ſie mit dieſem Namen zu necken.

„Dieſe Benennung paßt nicht für mich,“ ſagte ſie. „Mein Verhältniß zum Wald iſt ein ganz anderes als das euerige. Ihr geht umher mit arbeitendem Kopf und ruhigem Herzen, ſtets wachſam und ſchlagfertig, mit Stift und Art, Geſchäftsleute vom Wirbel bis zur Zehe, und meßt mit den Augen jeden Stamm nach Klaftern, den Preis ſchätzend, den die nächſte Sägemühle dafür zahlen wird. Zufrieden ſeid ihr nur, wenn eure Bäume alle hübsch gerade wachſen, ein günſtiges Frühjahr recht lange Triebe bringt und Wind und Schnee gnädig ſind. Ich aber fühle all' das Leben mit, was dort unter den braunen Rinden ſich regt. Ja, lache nur, Onkel Rudolf! Es iſt doch ſo. Glaube mir, ich kann mich zuweilen in eine hundertjährige Fichte ſo lebhaft hineinverſetzen, daß mir gruselt.“

Als der Sommer da war, hatte Erna längſt ſchon ihr Nachtquartier wieder in ihrem eigenen Zimmerchen aufgeſchlagen. Jetzt verurſachten ihr die Geräuſche, die Nachts zu ihr hineindrangen, kein Herzklopfen mehr; durch das in ihr rege gewordene innige Naturgefühl war ſie gegen jede Furcht gefeit. Häufig an mond hellen Abenden ſchlüpfte ſie noch ſpät aus dem Hauſe, durch den Gemüſegarten über den Wiefenpfad zu einem alten Ahornbaum mit ſcheciger Rinde, der am Rande der Fichten, ein vorgeſchobener Poſten, ſeine mächtige Krone hoch in den Lüften wölkte, weit in das Land hinausſchauend. Dort, auf einer Bank, die der Förſter ſelbſt aus knorrigen Wurzeläſten zuſammengenagelt hatte, als er hieher gekommen war, konnte ſie lange ſitzen und die Blicke träumeriſch umherſchweifen laſſen von dem

hellen Blau des Himmels und den schwarzen Massen des umhergelagerten Forstes thalabwärts, wo in feuchten Bodeneinschnitten leichte Nebel ihr Spiel trieben. Zuweilen trug der Wind den Schlag der Thurmuhre aus dem fernen Städtchen herüber. Dann gedachte sie der Zeit, wo sie in der Welt gelebt hatte, inmitten der mancherlei Noth des Lebens. Das schien ihr jetzt lange, lange her; wie ganz anders war sie, war Alles um sie her geworden seit jenen traurigen Tagen! Mit Sonne und Sternen wiegte sie sich leise weiter durch ein stillglückliches Dasein; keine Sorge, kein Kummer rührte an das junge Herz auf der einsamen Höhe, wo es weiter schlagen durfte von Tag zu Tag, in eine Zukunft hinein, deren Dunkel sie nicht anfocht.

Birnau führte sie nicht in ihrem Treiben, doch ließ er sie Abends nicht aus den Augen, bis er sie sicher in ihrer Kammer wußte. Wenn sie gar zu lange draußen blieb, schlenkerte er mit brennender Pfeife zum Horn hinaus, leitete ein behagliches Gespräch ein und nahm sie nach einer Weile mit sich in's Haus zurück.

„Nachst Du Gedichte, Erna?“ fragte er einmal neckend, als er sie wieder aufgesucht hatte.

„Manchmal ist mir zu Muth, als ob ich's möchte,“ antwortete sie. „Aber ich kann nicht. So Vielerlei geht mir durch den Kopf; ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Und wenn ich's versuchte, so würde ich die Worte nicht finden können.“

Birnau nickte.

„Wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich!“ sagte er.

„Glaubst Du, Onkel Rudolf, daß ein Dichter noch etwas Neues sagen könnte?“

Diese Frage setzte den Förster etwas in Verlegenheit. Doch besann er sich, und mit der Pfeife auf Himmel, Wald und Flur deutend, erwiderte er:

„Gewiß haben Menschenaugen noch nicht Alles gelesen, was da ringsherum geschrieben steht, und was sie gelesen zu haben glauben, das haben sie vielleicht falsch gelesen. Es stellt sich freilich ein deutlicher Zusammenhang und befriedigender Sinn heraus; doch kommt es mir zuweilen so vor, als ob auch dahinter noch eine ganz andere Bedeutung steckte, als unsere kurze Weisheit gefunden hat, ein Geheimniß, durch dessen Entschleierung ein neues Licht in uns aufgehen müßte. Vielleicht findet sich noch einmal ein Poet mit besonderen Gaben, der des anscheinend Verborgenen inne wird und dann wieder singt, wie sie die Menschen noch gar nicht gehört haben.“

Im Heimgehen legte Erna den Arm um des Försters Schulter und lehnte den Kopf an ihn.

„Dein Schutz ist gut, Onkel Rudolf,“ sagte sie. „Oh ich zu Dir kam, hab' ich nicht gewußt, wie schön das Leben ist.“

Es war das erste Mal, daß sie ihrer Dankbarkeit offenen Ausdruck gab. Birnau wurde gerührt und sah zärtlich auf das liebe Kind nieder.

„Man ist leicht zufrieden, Erna,“ erwiderte er, „wenn man so zerzaust worden ist wie Du, armes Ding. Doch gewöhnt man sich rasch genug an schönes Wetter, nimmt's als etwas Natürliches hin und denkt nicht weiter daran.“

„Nein, nein,“ sagte Erna fast heftig. „So bin ich nicht; ich vergesse nichts. Du thust mir Unrecht, Onkel Rudolf! Täglich werde ich mich freuen, daß ich bei Dir bin.“

Sie schmiegte sich dichter an ihn. Bedächtig versetzte Birnau:

„Jedes Gewächs hat seinen Boden, auf dem es am besten gedeiht, sein Klima, das ihm am besten zusagt, auch die Menschenpflanze. Ein seltenes Glück wär' es für Dich und mich, wenn Du hier oben in meinem rauhen Forstrevier den richtigen Standort gefunden hättest.“

„Wie sonderbar Du bist, Onkel Rudolf! Wo ist es so friedlich wie bei Dir? Ich will nicht hinweg, niemals; hier will ich Wurzel schlagen in Deiner Hüt!“

An diesem Abend lag der Förster noch lange im Fenster seiner Schlafkammer und sah den Mond langsam hinabwandeln und hinter der schwarzen Fichtenwand im Osten versinken. Es war etwas in sein Blut gekommen, das ihn nicht zur Ruhe kommen ließ. Als das liebe, enthusiastische Kind ihn vorhin mit den weichen Armen umschloß und begehrte, sich auf immer in seinen Schutz zu geben, da war es plötzlich in ihn hineingeflogen — ein süßer, aufregender Gedanke. Und dieser Gedanke an die Möglichkeit einer engen Verbindung mit der lieblichen Hausgenossin berauschte den bedächtigen Mann. Freilich, in der nüchternen Frische des nächsten Morgens, als sie neben ihm dahinschritt,

elastischen Fußes, das junge Köpfchen leicht und frei tragend, da erschien ihm sein Wünschen und Planen vom gestrigen Abend als ein vermessenes Spiel seiner Phantasie. Doch aber tauchte fortan das Bild einer jungen Frau Försterin mit Erna's Zügen immer wieder von Zeit zu Zeit in ihm auf.

Schwer wäre es in der That für ihn gewesen, rüstig, wie er noch war, sich dem Zauber zu entziehen, der von der jugendlichen Frische seines Schütlings ausging. Obendrein war im Laufe des nächsten Herbstes und Winters Erna häufiger in seiner unmittelbaren Nähe als zuvor. Sie hatte sich, in der Absicht, sich ihrem Wohlthäter nützlich zu erweisen, erboten, jenen Theil seiner Schreibereien zu besorgen, der ihm am lästigsten war, und führte nun unter seiner Aufsicht die Forstbücher mit pedantischer Gewissenhaftigkeit. Birnau enthielt sich des Rauchens, wenn sie mit ihm arbeitete; er kleidete sich sorgfältiger; er nahm Haar und Bart, die er achtlos hatte verwildern lassen, in aufmerksame Pflege.

Suse, die alte, kluge Suse, bemerkte die Veränderung, die mit ihrem Herrn vorging.

„Ei, sieh' da,“ dachte sie, „er versucht sich zu verjüngen, damit das junge Ding, die Erna, sein Alter vergift!“

Und eines Tages, unter vier Augen mit ihm, wagte sie eine Anspielung auf ein freudiges — dieß Wort kam mit unverkennbarem Spott heraus — Ereigniß, welches sich im Hause langsam vorbereite.

Birnau lachte etwas gezwungen.

„Was ihr Weiber nicht Alles zu sehen glaubt!“ sagte er abweisend. „Man hat Perioden, in denen man sich alt vorkommt, nichts mehr auf sich gibt und Alles gehen läßt, wie es eben geht; dann wieder sieht man ein, daß man sich die Schlafkappe zu früh über die Ohren gezogen hat; man putzt die Federn, reckt sich in die Höhe und nimmt eine leichtere Gangart an. Nehmliches wird auch Dir schon passiert sein, Suse, ohne daß die Leute gleich gedacht haben, Du wolltest auf Eroberungen ausgehen!“

Suse aber ließ sich nicht irre machen; sie war fortan weicher gegen Erna als bisher und betrachtete sie häufig verstohlen mit dem deutlichen Ausdruck des Bedauerns in den alten, guten Zügen.

III.

Im Frühjahr erhielt Birnau einen Privatbrief von seinem Vorgesetzten, worin dieser ihn ersuchte, für den Sommer dem Sohn eines alten Freundes Aufnahme zu gewähren. Der junge Mann, dem ein nachsichtiger Vater zu viel Freiheit gelassen, habe auf der Universität, wohin er zur Vervollständigung seiner Bildung gegangen sei, sein Leben mehr als billig genossen; dabei habe denn seine ohnehin nicht feste Gesundheit gelitten und die Aerzte hätten gerathen, den Patienten eine Zeitlang in die Abgeschiedenheit eines Gebirgswaldes und in einfache Verhältnisse zu versetzen. Der Oberforstmeister schrieb, er kenne in sämmtlichen ihm unterstellten Revieren keine Försterei, die sich in diesem Falle zum Kurort so vorzüglich eigne, als diejenige Birnau's. Der Sommergast solle keinerlei Ansprüche zu machen haben; es werde sogar gewünscht, daß ihm nur solche Bequemlichkeiten geboten würden, wie sie etwa ein Forstgehülfe zu genießen pflege. Von dem Vater des jungen Mannes, dem Baron von Lohra, sei ihm eine reichliche Vergütung gewiß.

Eine Ablehnung dieses Gesuches war nicht wohl thunlich, so gerne sich auch Birnau den Kranken, und namentlich solchen Kranken, aus dem Hause gehalten hätte. Denn der Förster, selbst eine kerngesunde Natur, hatte eine Antipathie gegen Alles, was kränklich war und Anspruch auf Schonung erhob. Er mußte sich in dessen dem Wunsche des Vorgesetzten fügen und antwortete, der junge Baron werde ihm willkommen sein.

Etwas eine Woche später, nachdem er inzwischen weder von dem Oberforstmeister noch von einem der Lohras weitere Nachricht empfangen, fand Birnau umweit seiner Wohnung eines Nachmittags einen gewählt gekleideten jungen Mann an dem Wege gelagert, der zum nächsten Städtchen führte. So selten kamen Fremde in diese Gegend, daß der Förster sich nicht enthalten konnte, den Rastenden, der offenbar übermüdet war, zu fragen, ob er sich etwa verirrt habe.

Ohne seine Lage zu verändern, antwortete Jener in einem Tone, als ob er die Frage für zudringlich halte, daß er keinen Grund habe, dieß zu glauben. „Denn wohin,“ setzte er ärgerlich hinzu, „sollte dieser vertrackte Weg anders führen, als zur Försterei?“

„Dahin führt er allerdings,“ sagte Birnau, stehen bleibend.

„Nun also!“ gab der Andere schnippisch zurück und schloß die Augen, zeigend, daß er nicht weiter behelligt zu werden wünsche.

Der Förster fragte scharf:

„Und was möchte Ihr Geschäft dort sein?“

Nun ließ sich der Fremde doch herbei, seinen Examinator mit einiger Aufmerksamkeit zu betrachten. Dann stützte er den Kopf auf den Ellenbogen und sagte halb lachend:

„Am Ende sind Sie gar der Förster Birnau in eigener Person?“

„Der bin ich freilich. Und Sie, mein Herr?“

Jener setzte sich auf.

„Heißen Sie Ihren Gefangenen willkommen, Herr Kerkermeister!“ rief er, von des Försters härtebeißiger Miene belustigt. „Ja wohl, Herr Förster, Sie rathen richtig, ich seh' es Ihren Augen an — der matte Wanderer, den Sie vor sich sehen, ist Klemens von Lohra, einziger Sohn des Baron Herbert von Lohra auf Lohra, verurtheilt zu sechsmonatlicher Haft im Grünen! Sie haben mich noch lange nicht erwartet, gestrenger Herr vom Walde, ich weiß es; aber es war ungemüthlich zu Hause und das Asyl in Wolfennähe zog mich unwiderstehlich an, sobald ich wußte, daß es mir offen stand. Ich hätte Ihnen erst schreiben sollen, gewiß; es wäre manierlicher gewesen. Entschuldigen Sie, daß ich's nicht gethan habe; im Grunde war's überflüssig; ein Bett werden Sie für mich haben, und wenn nicht, so genügt eine Streu. Etwas Anderes als Schlafen werde ich für's Erste doch nicht thun.“

„Sie werden vorlieb nehmen müssen, Herr Baron,“ sagte Birnau in wenig verbindlichem Ton, unwirsch über die Ueberrumpelung und gereizt durch des Andern nonchalante Art.

Klemens nickte.

„Ich bin darauf gefaßt,“ versetzte er. „Es ist eine Waldkaserne von Sparta, wohin der verwöhnte Athener gefandt worden ist.“

Als der Förster schwieg, auf's Neue durch den nicht eben schmeichelhaften Vergleich verletzt, fuhr Klemens fort:

„Die Leute in dem Neste da unten versicherten mir, es sei ein angenehmer Spaziergang in dieß Revier der Gabichte. Und ich gutmüthiges Schaf glaubte den Genssen und kletterte getrost darauf los, bis meine Beine unter mir wegfielen! Da liege ich nun und fürchte mich, wieder aufzustehen! Ich würde es dankbar anerkennen, Herr Förster, wenn ich mich eine Strecke auf Sie stützen dürfte; es könnte sonst morgen früh werden, ehe ich Ihr Haus erreiche.“

Mit Anstrengung erhob er sich, eine zwar schwächliche, doch wohlgebildete Gestalt, und nahm Birnau's Arm mit einer Miene, als ob er den erbetenen Dienst zu verlangen die vollste Berechtigung hätte.

„Es ist nur noch zehn Minuten, Herr Baron,“ sagte Birnau, unfähig, sich zur Höflichkeit zu zwingen.

Sofort zog Klemens seinen Arm aus dem des Försters.

„Nur zehn Minuten!“ rief er. „Dann würde es anmaßend sein, wenn ich Sie inkommodiren wollte. Bitte, gehen Sie Ihren Geschäften nach, Herr Förster, ohne auf mich Rücksicht zu nehmen; es wäre nicht wohlgethan, wenn wir unsere Bekanntschaft damit begännen, einander zu geniren.“

Den Hut lästend, bewegte er sich langsam weiter, dem Forsthaus zu.

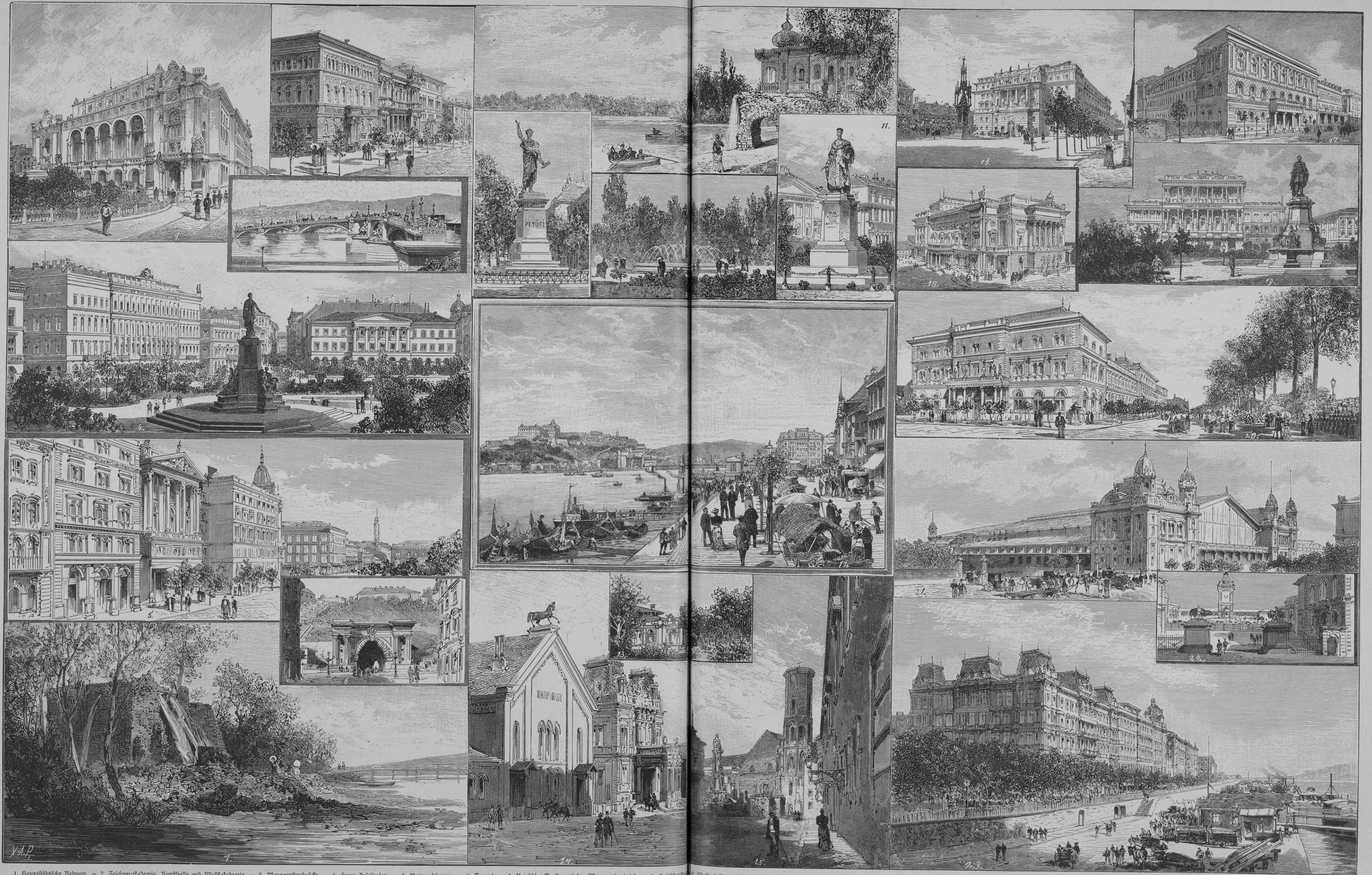
„So war es nicht gemeint!“ versuchte Birnau, der sich seines rauhen Betragens schämte, den Empfindlichen zu beschwichtigen. Und als Klemens seinen Weg schweigend fortsetzte, eilte er ihm nach, ergriff ihn kurzweg am Arm und führte ihn mit kleinen Schritten voran.

Klemens warf einen ironischen Seitenblick auf seinen stämmigen Führer.

„Nun haben mich die Riesen des Gebirges in ihrer Gewalt!“ rief er mit Laune aus. „Gebe der Himmel nur, daß ihr Herz weicher ist, als ihre Glieder!“

Erna sah die Beiden herankommen. Sie errieth, wer der blasser junge Herr war, dem zuliebe Onkel Rudolf die Füße so vorsichtig voreinander setzte. Vom Fenster zurücktretend, lachte sie lustig auf.

„Suse!“ rief sie in die Küche hinüber. „Gib Aht, Suse! Unser Pensionär ist schon da und wird gleich seinen Ginzug halten! Er wird Dir gefallen; er sieht ganz passabel aus, hat blaue Augen und ein blondes Schnurrbärtchen. Aber mager ist er gegen Onkel Rudolf — schrecklich! Spare die Federbetten nicht, wenn Du ihm das Laager aufbaust, und schau', ob Deine



1. Hauptstädtische Redoute. — 2. Zeichnerakademie, Kunsthalle und Musikakademie. — 3. Margarethenbrücke. — 4. Franz Josefsplatz. — 5. Nationaltheater. — 6. Tunnel. — 7. Artistische Quelle auf der Margaretheninsel. — 8. Petöfdenkmal. — 9. Wasserfall im Stadtwäldchen. — 10. Fontäne im Stadtwäldchen. — 11. Palatin Josefsdenkmal. — 12. Donau und königliche Burg. — 13. Portal der Eislaufröhre im Stadtwäldchen. — 14. Nationalreitschule und Palais Karolyi. — 15. Fassade der Matthiaskirche. — 16. Honvedministerium und Heldenmonument. — 17. Neues Polytechnikum. — 18. Volks-theater. — 19. Alameda. — 20. Zollamt und Markt der Cöper und Strohfleischlechter. — 21. Bahnhof der Staatsbahn. — 22. Schlachthaus. — 23. Franz Josefsstatue.

Ansichten aus Budapest. Nach photographischen Aufnahmen von A. Weinwurm.

Suppentöpfe heil sind; sie werden so bald nicht vom Feuer kommen!"

Sie nahm einen Besen, eilte nach vorn und stand wie zufällig hinter der Hausthüre, als dieselbe sich öffnete. Clemens sah sie erstaunt an und nahm artig den Hut ab. Er wollte stehen bleiben; doch Birnau zog ihn weiter, in das Wohnzimmer hinein.

„Ghe die Thüre sich hinter ihm schloß, hörte Erna ihn fragen:

„Haben Sie noch mehr solch' nette Kinder, Herr Niese?"

Sie mußte lachen über die drollige Frage; aber die Stimme gefiel ihr nicht; sie war so klanglos und so müde.

„Es wird ihm gruseln diese Nacht, glaub' ich," sagte sie in der Küche zu Euse, „wie mir, als ich hier kam."

„Schwerlich," meinte die verständige Euse. „Solch' ein junger, studirter Stadtherr fürchtet sich vor keinem Geist, und wenn es der Gottseibeins selbst wäre."

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

(Nachdruck verboten.)

Englische Literatur.

III.

In Optimist bemerkte eines Tages, das bei aller Rassen- und somit nationalen Verschiedenheit der Völker ihnen allen Gemeinsame, Gleichartige — sei die Blüte des echt Menschlichen, das heilige Band, das sie sämtlich vereinige zur großen Menschheitsfamilie. Ein Pessimist erwiderte darauf: das Allen Gemeinsame sei allerdings die Blüte des echt Menschlichen, nur sei es weder heilig noch vereinigend, denn es sei — der Egoismus. An diese Anekdote erinnert uns Frances Mary Beard's Roman „Near Neighbours". In älteren Romanen bildete irgend eine mächtige Leidenschaft das Hindernis, an dem das Glück des Liebespaares zu scheitern drohte, in jenen neueren Datums ist es immer dasselbe Motiv: die Selbstsucht. In der deutschen, englischen, französischen Belletristik, überall spielt der Egoist ziemlich bis gegen das Ende zu die maßgebende Rolle, und dank Mrs. Beard begegnen wir ihm nun hier auf holländischem Boden in gleich dominirender Weise. Krasse Selbstsucht der Einen nährt sich stets von überschwenglicher Hingebung der Anderen, ja sie wäre ohne letztere gar nicht möglich. In „Near Neighbours" fungirt Fräulein Johanna Steen als das souffre douleur einer ganzen Gruppe Egoisten. Um den Haushalt ihres eben verwitweten Halbbruders zu führen, der trotz einer erwachsenen Tochter und der Möglichkeit, eine tüchtige Haushälterin zu finden, darauf besteht, daß sie dies thut, setzt sie ihren von langer Seereise zurückgekehrten Verlobten auf so lange Wartezeit, daß selbst ein weit minder Anspruchsvoller als dieser tapfere Seemann die Gebuld verlieren könnte. Und gleich bei dem ersten Anzeichen seiner schmeichehaften Ungebuld spricht sie, ihn durch ihren Schmerz nicht zu bestärken und zu betrüben, so scheinbar kühl von der Nothwendigkeit, zu scheiden und sich auf Freundschaft zu beschränken, daß es wahrlich kein Wunder ist, wenn er, gereizt, sie sogleich beim Wort nimmt. Allerdings, wäre Arant Wrangel etwas weniger von seinem Ich erfüllt und ein liebevollerer Beobachter, so würde er vielleicht durch eine langathmige Auseinandersetzung, daß es ihre Pflicht sei, die Schwermüthe der Liebe für den künftigen Gatten zu opfern, Johanna's Uebergewissenhaftigkeit besorgen, allein seine Selbstsucht gestattet ihm nicht, ihre Zartfinnsfrügel zu würdigen. Er zieht es vor, seine gekränkte Liebe interimistisch auf Johanna's weitaus schönere und eifrigere Jahre jüngere Nichte zu übertragen. Diese, Hilvartine, treibt den Egoismus vollends en gros und opfert der Laune, welche der Augenblick ihr erregt, jegliche Rücksicht. Johanna's Edelmutheifer findet selbstverständlich schlimmen Lohn. Nachdem sie dem Bruder das ersehnte Herzensglück und ein eigenes Heim geopfert und sich über Jahr und Tag in seinem Hause abgequält hat, heirathet er eine Wittwe und sie wird, im gewöhnlichen Wortsinne, obdachlos. Selbst die störrige Hilvartine, der sie sich ebenso unfruchtbar geopfert wie dem Bruder, wird sich in das veränderte Haus fügen, Johanna aber vermag dies nicht, denn dem Uebermaße ihrer Hingebung steht doch ihre Eigenart Schranken. Am stärksten tritt dieselbe zu Tage, als sie den später wieder reumüthig werbenden Kapitän Wrangel von sich gewiesen. Die rohe Art, in der er seine Enttäuschung gekostet und zu überwinden gesucht, hat ihn ihre Liebe gekostet und ihr Opferlurus reicht nur so weit wie ihr Lieben. Ein feinfühligter Professor — als Pädagoge mit psychologischem Scharfsinn begabt — bewahrt sie jedoch glücklicherweise vor einer absoluten Schicksalsniete. Er hat Johanna verständnisvoll beobachtet und entschädigt sie durch warme Liebe für die Selbstsucht der Anderen, unter der sie so schwer gelitten. Wäre nicht doch noch „Ende gut, Alles gut", man könnte glauben, Mrs. Beard habe dem weiblichen Gang zur Selbstaufopferung ein abschreckendes Beispiel setzen wollen. Doch ist ihr Roman nicht nur psychologisch trefflich durchgeführt, er fesselt auch durch die Schilderung holländischer Sitten und Bräuche.

Sollten Freunde des Phantastischen Mrs. Beard's Roman, der sich ausschließlich im Familienkreise abspielt, allzu haus-

backen finden, so wird Helen Mathers durch ihr neuestes Opus „Found out" an Ungewöhnlichem und Unmöglichem gewiß Genüge leisten. Ein Waffensaal, dessen interessanteste Zier ein Blutstreck auf dem Estrich bildet, der noch Zeugenschaft ablegt von einem grauen Selbstmord, herbeigeführt durch die unerhörte Persidie eines Freundes, ist der Schauplatz der hervorragendsten Geschehnisse und spielt namentlich nachhellerweise eine wichtige Rolle. Die Einen klimmen durch starckäftigen Epheu zu ihm empor und schwingen sich durch's Fenster, die Anderen gleiten durch geheime Thüren in das durch sanftes Mondlicht nur unheimlich dämmerig erleuchtete Gemach. Eines belauert da hinter Rüstungen und Waffentrophäen verborgen das Andere, und die fünf Hauptpersonen spielen nach Herzenslust Verstecken. Warum nur die Beweise gar so unverantwortlich unvorsichtig sind! Mr. Dowson hat neunzehn Jahre lang Zeit gehabt, den Brief, den er gefälscht, dem Freunde Zweifel an der Treue seiner Gattin zu erregen, aus dem Wege zu schaffen, aber nein, er hat ihn zärtlich zwischen den Kinnbacken eines Bisirs in seinem Waffensaal aufbewahrt und gönnt sich gelegentlich das Vergnügen, ihn wieder durchzulesen. Dabei belauert, liefert er dem rachedürstenden Sohn des Betrogenen, diffamirt den Beweis seiner Schuld. Am Schlusse genießen wir das seltene Schauspiel, den Papa einer erwachsenen Tochter aus Liebe einen Selbstmord begehen zu sehen, denn nicht eigentlich die Entdeckung seines Verbrechens treibt Mr. Dowson in den Tod, er reißt sich den Degen in's Herz, weil es ihm endlich gelungen, auf die Lippen seiner heiß geliebten und ihn heiß hassenden Lita — nunmehr die Mutter eines erwachsenen Sohnes — einen glühenden Kuß zu drücken und ihm das Leben nach dieser Wunde nichts mehr zu bieten hat. Unter der ganzen Gesellschaft, der wir in diesem Buche begegnen, befindet sich auch nicht ein lebensmöglicher Mensch, also auch nicht eine Person, an der wir Antheil zu nehmen vermögen. Das Häßliche nach gewaltfamer Spannung, nach unnatürlichen Effekten läßt Helen Mathers' kleines Talent von Buch zu Buch — und sie ist fleißig! — sichtlich degeneriren.

Dagegen entwickelt sich jenes der Mrs. Forrester gar hübsch, da sie sich in weiser Selbsterkenntnis auf das Gebiet zu beschränken beginnt, auf dem es voll ausreicht. Der komplizirten Komposition, welche der Roman erfordert, nicht gewachsen, begnügt sie sich in ihrem letzten Bande damit, niedliche Geschichten zu erzählen, eine lose Reihe anmuthig pikanter Szenen zu skizziren, die nicht allein angenehme Unterhaltung bieten, sondern auch Land und Leute, unter Letzteren namentlich die oberen Behtausend, scharf charakterisiren. Wie hübsch ist da gleich die kleine Erzählung, welche dem Buche den Titel gibt: „Although he was a Lord". Der reiche, vornehme junge Mann, der, ungeduldig und angeekelt von den mütterlichen und tüchtlichen Zuorkommenheiten auf dem Londoner Heiraths-marke, weibliche Freundschaft vermisst, bemerkt es doch gar unangenehm, als ihm ein reizendes junges Mädchen, das von dieser besondern Abneigung gehört, ihn mit unwürdigem Trotz den Mangel dieser Liebeshwürdigkeit empfinden läßt. Schließlich ist er überglücklich, daß es ihn erhört, „obgleich er ein Lord ist". Reizend und originell ist das Geschichtchen: „At the Café chantant". Anmuthig und pikanter in der Schilderung der jugendnaiven Geschwister, die sich in Paris in ein Café chantant verirren, wirkt die Abfertigung, die Kitty schließlich dem verheirateten Don Juan andeuten läßt, der ihren ersten Herzensraum verschuldet, geradezu erquickend. Die Gestalten sind lebenswahr, die Situationen lebendig und hübsch, die Wendungen originell. Ein allerliebtes Geschichtchen! Voll prächtigem Humor, der mitunter an die Saïre streift, sind die kleinen Skizzen aus dem Highlife: „The eve of St. Grouse"; „Faithful unto death"; „For charity"; „The Purple's Ball"; „The Photograph". Der hübsche, elegant geistreiche Dialog der Verfasserin kommt in diesen etwas feuilletonistischen Skizzen zu vollster Geltung. Das Büchlein entspricht vollkommen der Anforderung des modernen Leserkreises, in erster Linie unterhalten zu werden.

Dagegen scheint sich Mrs. Henry Wood's einst so glänzendes Talent, zu spannen, arg in der Ebbe zu befinden. Sie mag dessen ein wenig inne geworden sein, denn sie zeichnet ihre letzten Bände gesammelter Erzählungen mit „Johnny Ludlow", dem Pseudonym, das gewissermaßen die Phase ihres Niederganges bezeichnet. Kaum kann man die Verfasserin von „Within the maze", „The Shadow of Ashlydyat" und so vieler anderen höchst spannenden Romane in diesen wasserigen Erzählungen wieder erkennen. Offenbar hat sich ihre Erfindungsgabe, ihr Vermögen plastischer Gestaltung erschöpft. Wie schattenhaft ist die Erzählung: „The mystery of Jessie Page", die als Titel an der Stirnseite des Bandes steht! Dennoch aber weilt sie Theilnahme für die arme junge Heldin, die ihre Schuld mit dem Leben büßt. In „Our visit" tritt Mrs. Wood's Vorliebe für Stoffe von kriminalistischem Kolorit wieder zu Tage, doch handelt es sich nur um bösen Schein, und da der Leser dies bald empfindet und sehr rasch selbst ohne besondern Aufwand an Scharfsinn versteht, daß die Unschuld erfreulich triumphiren werde, bleibt ihm jegliche Aufregung freundlich erspart. Vielleicht empfindet er eben darum das Peinliche der Situation um so mehr; die Erregung der Spannung hebt über das Quälen zum Theil hinweg, während es, in Ruhe beobachtet, noch unerquicklicher wirkt. In einer Erzählung, in der die Polizei eine Rolle spielt, bedarf es starker dramatischer Bewegtheit, das unangenehme Thema annehmbar zu machen.

Sind der Mrs. Wood Geschichten nicht aufregend, so kann man dagegen Mrs. Campbell Read's „Affinities" Mangel an Emotionirendem wahrlich nicht zum Vorwurf machen. Wie primitiv waren die älteren Romanschriftsteller, die das Uebernatürliche in die konventionelle Gestaltung von Gespenstern und Feistererscheinungen kleideten! Der Geist eines verbrecherischen Ahnherren, einer schuldigen Ahnfrau, der sich, sei es zu Heil oder Unheil, in die Gesellschaft der Lebenden mengt, hat etwas geradezu anheimelnd Unheimliches im Vergleich zu den Affinitäten der Mrs. Read. Sie führt uns in eine höchst interessante Gesellschaft ein. Da ist Miss Judith Fountain, eine schöne und durch plötzliche Erbschaft sehr reich gewordene junge Dame, die einen sechsten Sinn in sich latent fühlt und auf eine bestimmte Strömung wartet, ihn in Aktivität gesetzt zu sehen. Sie hat

zwar gleich, als sie Mr. Esme Colquhoun zum ersten Mal begegnet, geahnt, daß er diese erforderliche Strömung besitze, allein so wie in der Chemie häufig zwei Stoffe sich erst durch den Zutritt eines dritten mit einander zu verbinden vermögen, so tritt auch die psychische Affinität zweier Individuen mitunter erst durch das Hinzukommen eines Dritten zu Tage, wodurch das Sprichwort, daß ein Dritter immer zu viel ist, zunichte wird. Hier ist Major Graylett dieser nützliche Dritte. Der brave Mann hat sechsunddreißig Lebensjahre hinter sich, ohne auch einmal nur geahnt zu haben, daß übernatürliche Kräfte eine Rolle spielen könnten in der realen Welt; allein noch befindet er sich nach seiner Rückkehr aus Indien keine volle Stunde im Landhause eines guten Freundes, als ihm eine Vision die durch Esme's Thun in einem Boudoir Louis XVI. sterbende Judith — er hat diese beiden Menschen nie mit leiblichen Augen gesehen — vorgaukelt. Er erkennt in der Dame, die seine Tischnachbarin wird, die weibliche Traumererscheinung und nimmt sich vor, sie vor dem drohenden Unheil zu retten, ein Vorhaben, von dem er auch nicht abgeschreckt wird, als ihm Judith in Folge seiner wohlmeinenden Warnung obige chemisch-psychische Theorie mittheilt und ehrlich gesteht, daß ihr zu Muth ist, als sei eben er das bisher fehlende Bindeglied zwischen ihr und Colquhoun. Natürlich lernt er sie während seines Rettungsversuchs für alle Ewigkeit lieben, allein er „wirkt" nicht auf sie und Judith beantwortet seine Liebeserklärung mit der Bemerkung: „Geboren werden ist ein Gesetz und Sterben ist ein Gesetz, und Affinität und Antipathie sind gleichfalls Gesetze, doch liegt es nicht in unserer Macht, zu bestimmen, wann sie in Aktivität treten." Da er sie bei ihr nicht zu aktiviren vermag, erhält der gute Major einen Korb. Dagegen aktivirt er Esme's bisher latenten Einfluß auf sie und die Beiden werden ein Paar, da Colquhoun, den eine ideale Liebe mit einer hochgestimmten, leider unglücklich verheiratheten Künstlerin verbindet, sie um ihres Geldes willen heirathet. Er ist seines Zeichens Dichter und in erster Linie Aesthetiker; Schönheitslurus ist die Lebensbedingung seines Genies. Von Haus aus wenig bemittelt, hat er durch den Betrieb einer Sägemühle Reichtum zu erwerben gesucht, ist aber dabei materiell zu Grunde gegangen, er „magnetisirt" daher Judith „zur Liebe". Wie es Graylett seine Vision vorgespiegelt, geht Judith in ihrer Ehe an Esme zu Grunde, denn er „wirkt" zwar mächtig auf sie, sie jedoch „wirkt" gar nicht auf ihn. In Folge seines Einflusses führt sie ein vernichtendes Doppelleben: sobald sich auch nur seine Gedanken mit ihr beschäftigen, ist sie willenlos, eine mechanisch sich seiner „Strömung" entsprechend bewegende Sache. Zugleich geräth sie da in eigenthümlichen Zustand der Clairvoyance, in dem sie schöne Gedichte schreibt, deren „schlechter" Inhalt ihrer Seele fern liegt und die er veröffentlicht. Keines von ihnen vermöchte diese Gedichte allein zu machen, sie sind das Produkt des vereinigten Anebens in ihnen Beiden. Aber auch, auch das Gedankenlesen in mehr als Cumberland'schem Sinne hat Judith in ihnen unbewußt gelernt, und so liebt sie denn im Herzen ihres Gatten, daß er sie nur um ihres Reichtums willen geheirathet und daß er die hochgestimmte Künstlerin liebt, die inzwischen Wittve geworden ist. An dieser Erkenntnis scheidet die arme Frau hin, allein sie würde muthmaßlich doch ein Weichen noch weiter leben, wenn nicht ein „dynamischer Gedanke" sie wie durch einen Blitzstrahl vernichtete. In einem fernen Stadttheil kann sich Esme beim Anblick der sanft schlummernden Geliebten des Wunsches nicht erwehren: „Stirb, Judith, stirb!" und sie in ihrem fernab liegenden Boudoir Louis XVI. gehorcht auch dieser Willensregung ihres magnetischen Beherrschers. Wie harmlos sind doch die altfränkischen Gespenster im Vergleich zu dieser modernen Affinitätstheorie. Als Verflügung zu ergötzen, müßte der Roman auf die Hälfte komprimirt werden.

Auf dem Friedhof zu Cleverfulzbach.

(Siehe das Bild S. 792.)

Am die Mittagsstunde des 9. Mai, Schiller's Todestag, herrschte reges Leben auf dem anmuthigen Wege, der von Heilbronn aus über Weinsberg und Eberstadt nach dem lieblich gelegenen schwäbischen Dörfchen Cleverfulzbach führt. Ueber die Weinberge und durch die prächtigen maigrünen Buchenwaldungen pilgerten Wanderer zu Wagen und zu Fuß augenscheinlich demselben Ziele entgegen, das, so freundlich in Wiese und Wald gebettet, vor ihnen lag. Das junge Grün der Buchen und Eichen gewährte einen köstlichen Anblick, die Obstblüte duftete, in einer Richtung neben der Straße wurden Kinder geschäftig und zur Arbeit von Burschen und Mädchen fröhliche Lieder gesungen; es war ein echt deutsches, gemüthstiefes Frühlingsidyll, wie es Umland in seiner schwäbischen Heimat so oft gesehen und besungen. Als aber die sogenannte „Steige" zurückgelegt war und aus blühenden Obstbäumen das Dörfchen hervortauchte, empfing die Ankömmlinge eine merkwürdige Stille. An den Fenstern waren nicht wie sonst bei festlichen Gelegenheiten neugierige Gesichter, Alt und Jung hatte sich in sonntäglichem Anzuge auf dem Friedhof versammelt, vor dem eine mit Laubgewinden geschmückte Ehrenpforte aufgebaut war. Galt es doch nur einer stillen Friedhofsfeyer am Rande einer Grabstätte, wo unter einer blühenden Linde die Mütter zweier Dichter ruhen, die unsterblich im Herzen des deutschen Volkes leben — die Mütter Schiller's und Mörike's. Es war am 12. Februar 1802, als die „Frau Majorin" von ihrem Wittwenfeste auf Schloß Leonberg aus ihre Tochter Louise und ihren Schwiegersohn, Pfarrer Frank in Cleverfulzbach, wie sie dies öfters zu thun pflegte, besuchte. Aber kaum hatte dießmal das trauliche Pfarrhaus die Mutter Schiller's aufgenommen, als eine zehrende Krankheit sie auf's Lager warf, von dem sie sich nicht wieder erheben sollte. Vor ihrem Ende drückte sie noch ein Medaillonporträt ihres großen Sohnes an's Herz, dankte Gott dafür, daß er ihr denselben geschenkt, und verschied am 22. April in den Armen ihrer Kinder. Dreißig Jahre später zog in das historisch merkwürdige und vom Genius geweihte Pfarrhaus ein junger Dichter ein, dessen Name sich bereits

durch seine gemüthvollen Dichtungen in ganz Deutschland eines guten Klanges erfreute, Eduard Mörike. Verebten Mundes schildert der treffliche Poet in einem Brief an einen intimen Freund, wie er auf dem Friedhof das verwahrloste Grab von Schiller's Mutter durch einen Zufall entdeckt und mit knapper Noth vor gänzlichem Verfall bewahrt habe. Einige Jahre später bestattete er die eigene geliebte Mutter neben der seines großen Landmannes, und unter dem Schatten ein und derselben Linde ruhten nun beide Dichtermütter. Im Laufe der Jahre verwitterten die Gräber, welche nur zwei kleine Kreuze schmückten, immer mehr, so daß sich schließlich ein Komite von Gefinnungsgenossen aus Cleverfulzbach, Neuenstadt, Heilbronn und Stuttgart bildete, um für einen einfachen und würdigen Schmuck Sorge zu tragen. Die zu diesem Zweck veranstalteten Sammlungen hatten den gewünschten Erfolg und so konnte zur Herstellung eines Denkmals geschritten werden, dessen feierliche Einweihung in den Nachmittagsstunden des 9. Mai vollzogen wurde. Aus Schiller's Vaterstadt Marbach waren zu dieser Feier Deputationen erschienen, von Verwandten Schiller's und Mörike's waren eine Enkelin der Schwester Schiller's, Louise, der ehemaligen Pfarrerin von Cleverfulzbach, Frau Kaufmann Krieger von Möckmühl und ein Bruder Mörike's anwesend. Nach erhebenden Gesangsvorträgen hielt Rektor Dr. Pressel die Weiherede und sprach der Dichter Karl Weibrecht ein stimmungsvolles Gedicht — schlicht und herzlich, wie der ganze Charakter des Festes, das bei seiner Innerlichkeit nicht dazu angethan war, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zu lenken, aber als eine That echter Pietät und ehrenvoll für alle Theilnehmenden vom ganzen deutschen Volke gewürdigt zu werden verdient. Unser Bild zeigt das trauliche Pfarrhaus, über dessen interessante Geschichte, soweit sie auf Schiller und Mörike Bezug hat, Rektor Pressel ein besonderes Schriftchen zum Feste erscheinen ließ, und die beiden theuren Gräber, welche jetzt mit einem schützenden Gitter umgeben sind und die ein schönes, aus Granit gearbeitetes Denkmal zu einer gemeinsamen Ruhestätte vereinigt. Dasselbe trägt in goldenen Lettern die Inschrift: „Elisabeth Dorothea Schiller, geb. 12. Aug. 1732, gest. 29. April 1802“ und „Charlotte Dorothea Mörike, geb. 3. Juni 1771, gest. 26. April 1841“.

So ruhen die beiden edlen Frauen, sanft und schön gebettet, unter dem Schatten der breitästigen blühenden Linde, in deren Zweigen die Vögel singen und durch deren Blätter zuweilen ein wunderbares Rauschen geht, wie der Flügel Schlag eines Genius und die wohlbekannten Klänge deutscher Dichtung. Und so scheiden denn auch wir mit einem solchen Klang von der pietätvoller Erinnerung geweihten Grabstätte, mit den schönen Worten Karl Weibrecht's:

„Wir kamen schüchtern mit dem ersten Grün,
Wir hören nicht die erdbeborg'ne Ruh'
Heil'ger Gebeine. Wir verheeren nur
Hier, wo die Aische blüht, die ewige Kraft,
Die sich das Sterbliche zur Werkstätte wählt,
Darin zu bilden, was unssterblich lebt.“

v. B.

Galante Unterhaltung.

(Siehe das Bild S. 793.)

Diebesplaudereien am Schluß des siebenzehnten Jahrhunderts und im ersten Viertel des achtzehnten bewegten sich sozusagen im Kurialstil der Liebe — verführerisch und verschönert, überzuerlich und vollgepickt mit mythologischen Anspielungen, verherrlichten sie die Angebeteten, die mindestens eine Göttin war. Man lebte in einer enträumten Welt, sah Alles in der künstlichen Beleuchtung einer Zohle, einer Schäferei, die naiv antik sein sollte und süßlich, gefühlselig modern war. Zartes Schmachten trugen die Männer zur Schau, empfindsame Kofetterie die Frauen, und unter diesem blumigen Weien und überfeinen Gefühlsleben lauerten die Schlanglein der Frivolität, wie kaum je zu einer andern Zeit. Wunderbar entsprach auch der Kunstgeschmack dieser Kulturperiode — nichts war einfach, der Natur nachgebildet, sondern die Widerspiegelung des Lebens geschah mit der gleichen Ueberverfeinerung, schwärmerischen Zartheit und künstlichen Naivität, welche die vornehmen Damen mit rosenumwundenem Schäferstab und weidengeschmücktem Schäferhut, ein Kämmlein zur Seite porträtierte. Diese Zeitrachtung sprach sich auch in der damaligen Mode aus, das natürliche Haar mußte unter dem Puder seine Farbe verstecken, rotthlederne Stöckelchuhe verkleinerten kofett den Fuß der Frauen und mächtige Reifröcke deuteten auf das Gelpreize und Unwahre, indeß die Farben Blagrosa, Blagblau und eben solches Grün die überspannte Zartheit und gefünstelte Feinheit zum Ausdruck brachten. Dennoch ist diese Zeit eine sehr interessante, voll Pflanterie und eines eigenthümlichen Reizes, der die Künstler späterer Zeiten anregte, Motive aus jenem Abschnitt der Entwicklung der Menschheit zu behandeln und uns Bilder dieser geistreichen und von einem eigenartigen poetischen Duft umflossenen Zeit vorzuführen. Besonders die Maler der neuesten Zeit wählen mit Vorliebe dieß Rokoto zum Gegenstand ihrer Darstellung, vielleicht weil jene Zeit in so entschiedenem Gegensatz zum ungeschminkten Realismus unserer Tage steht, vielleicht aber auch, weil die heutige Mode in ihrem Suchen nach dem Ungewöhnlichen und mit ihren historischen Reminiscenzen Manches aus jener Periode der farbenarten Zohle der Schäferspiele sich angeeignet. So haben wir jetzt eine moderne Kunst, die im Empfinden des Rokoto sich bewegt. Einen echten künstlerischen Repräsentanten jener Zeit führt unsere heutige Nummer in dem Bilde Detroy's uns vor. Jean Baptiste Francois de Troy ward 1679 zu Paris geboren und starb 1752 in Rom. Leicht und gefällig in der Komposition, lebenswüthig und anziehend in Allem, was er malte, hatten seine Bilder großen Erfolg; er gibt vor Allem das Leben der höheren Stände seiner Tage fein und wahr wieder. Seine Werke athmen den Geist der ersten Degenien des vorigen Jahrhunderts, und dieß spricht zu uns mit all' den oben angedeuteten Zügen ganz frappant auch aus der von uns reproduzierten „Galanten Unterhaltung“, eines der besten Gemälde des oft flüchtig schaffenden Meisters.

Porträtskizzen und Erinnerungen.

Von
Elise Polko.

(Nachdruck verboten.)

Ein Heimgegangener.

(Siehe das Porträt S. 785.)



Am 12. Mai, an einem kalten, unwohligen Tage, haben sie in der alten Rheinstadt Köln den Meister Ferdinand Hiller begraben, der von dort aus fünfunddreißig Jahre lang das musikalische Leben der Rheinprovinz beherrschte und förderte. Der schwarze Schrein verschwand unter einer Blumenfülle ohnegleichen, unter Palmenzweigen und Lorbeer. Die Schülerinnen und Schüler des Konservatoriums, das er gegründet, folgten mit Kränzen, die Fahnen der Kölner Sängergesänge wehten dem Trauerzuge voran, Gesang ertönte im Sterbehaufe, Gesang am Grabe, Musik begleitete ihn, Musik empfing ihn am alten Gürzenich, als der todt Meifter an seinen Mauern vorübergetragen wurde. Nach der glanzvollen Aufführung des Händel'schen „Messias“ am Palmsonntag des Jahres 1884 hatte er freiwillig den Laststab niedergelegt, von Krankheit und Schmerzen bezwungen, und das Wort „fine“ in sein musikalisches Tagebuch eingetragen.

An den Namen Ferdinand Hiller — geboren am 24. Oktober 1811 zu Frankfurt a. M., Schüler des verdienstvollen Mops Schmitt und Bellweiler, später Hummel's in Weimar — knüpft sich ein Stück moderner Musikgeschichte; eine Reihe stolzer Namen und ein langer Zug leuchtender Gestalten, die längst von der Erde verschwanden, gehören zu ihm. Den Knaben küßte einst ein Goethe auf die Stirn, die kleinen Finger des angehenden Virtuosen durften dem Dichterheros etwas vorspielen; dem heranwachsenden Jüngling, dem Schüler Hummel's, reichte ein Beethoven die Hand. Der jugendliche deutsche Klavierpieler und Komponist, der in Paris seinen Wohnsitz genommen, nachdem er in seiner Vaterstadt ein Jahr lang, 1836 bis 1837, den Cäcilienverein dirigirt, bewegte sich auch dort in einem Kreise berühmter und hochbedeutender Persönlichkeiten. Es waren kleine Soiréen, die damals der Frankfurter Musiker Ferdinand Hiller in seiner eleganten Junggesellenwohnung, in deren Räumen seine Mutter die Honneurs machte, veranstaltete, und die Aristokratie der Künstlererschaft versammelte sich bei ihm an einem bestimmten Abend jeder Woche. Da sah man den kleinen, zierlichen, stets schwarz gekleideten Cherubini mit seinem schneeweißen Haar, seinem feinen, blassen Gesicht mit dem gütigen Lächeln um den Mund. Der berühmte Violinist Baillot fehlte nie. Mit welchem Entzücken lauschten die Hörer dem Zusammenspiel Baillot's und Hiller's in einer Beethoven-Sonate. Der Ton Baillot's soll von unvergleichlichem Zauber gewesen sein, die Technik blendend und der Ausdruck seines Spiels geradezu hinreißend. Haltern, mit flugenen Augen hinter der Brille hervorschauend, fand sich ein, der geniale Verlioz tauchte auf, der elegante Dnslow, der junge Jacques Rosenhain, Henry Banoffa, der brillante Geiger, Adolf Mourit, der vielbewunderte Tenor der Großen Oper, der sich später in Italien den Lob gab, weil ihm nicht mehr der gewohnte Beifall ward, der vornehme Thalberg, der unvergleichliche Liszt und die ganze Gestalt des wunderbaren Chopin, der damals ganz Paris bezauberte. Dazu kam der stets frische Blumen schmuck schöner und geistvoller Frauen — wer kennt noch jetzt ihre Namen?! Welch' eine Fülle von Anregungen empfing hier der junge deutsche Musiker, welch' ein Zusammenwirken wurde hier möglich, welch' gegenseitiges Ergänzen, welch' ununterbrochener Wettstreit dieser glänzenden Geister unter einander!

Im Hause Rossini's in Paris war es, wo Ferdinand Hiller eines Abends eine junge, schöne Sängerin, Schülerin des gefeierten Komponisten des „Barbiere di Sevilla“, eine neue Canzonetta des Maestro singen hörte mit dem Refrain:

«Io t'amo bel idol mio!»

Das Wort blieb in seinem Herzen: «Io t'amo!» Der erste Blick der großen, dunklen Augen hatte es ihm angethan — ein kleiner, leidenschaftlicher Liebesroman entpinn sich, aber das Ende war: eine fröhliche Hochzeit in jenem Lande, wo die Citronen blühen — Antolfa Hogée wurde Ferdinand Hiller's Frau und die Fitterwochen durfte das junge Paar in Rom verleben.

Fitterwochen in Rom! Das waren wohl auch „römische Schlendertage“, ein dolce far niente in der wunderbarsten Stadt der Welt. Noch in seinen letzten Lebensjahren erklärte sich das Antlitz des Meisters, wenn er von dieser Villeggiatura sprach. Wiederum sah er sich als Mittelpunkt eines Kreises hochbedeutender Menschen — Musiker, Maler und Bildhauer, und die strahlende Schönheit und Lebenswürdigkeit seiner jungen Lebensgefährtin erregte die lebhafteste Bewunderung. Da stehen in einem Erinnerungsbuche eine Menge von Namen in goldenen Lettern — ich nenne nur Thormalsen, Nietzsche und Kiedel.

Wenn je ein Menschenkind in seiner Jugendzeit den rechten Boden empfing für sein Gedeihen und den rechten Sonnenschein und erquickenden Thau für sein Schaffen, so geschah es hier bei Ferdinand Hiller. Der römische Aufenthalt zeitigte unter vielen anderen größeren und kleineren Kompositionen das hochinteressante Datorium „Die Zerstörung Jerusalems“. Er veranstaltete auch damals ein Konzert mit einem deutschen Sängerkor zum Festen des Dombaus in Köln, worin Frau Antolfa sang und Ferdinand Hiller als Klavierpieler auftrat. Seine Männerquartette mit Sopranolo führte er auf, die später so viel gesungenen, und die Verchenstimme seiner jungen Frau schwebte hell und frisch über ihnen. Nur sein Freund Felix Mendelssohn vermochte ihn wegzulocken von Rom — Hiller ging nach Leipzig, um dort eine sorgfältig einstudirte Aufführung der „Zerstörung Jerusalems“ zu erleben. Es ließ sich damals gut sein in der alten Lindenstadt, das Musikleben stand in vollster Blüte. Da knüpften sich denn auch jene intimen Freundschaftsbeziehungen mit Robert und Clara Schumann (1839 bis 1840), deren goldene Fäden sich dann in Dresden weiterspannen, wo sich Hiller für einige Zeit fesseln ließ. In

dem schönen Elb-Florenz brachte er auch seine beiden Opern auf die Bühne: „Der Traum in der Christnacht“ und „Der letzte Hohenstaufe“. Damals strahlte noch der Stern Wilhelmine Schröder-Devrient, glänzte Lichatschek — und unbekannt, in bescheidenster Wohnung komponirte Richard Wagner an der Seite seiner jungen, schönen Frau seinen „Rienzi“. Hiller stand damals mit dem künftigen Beherrcher der Opernbühne in freundschaftlichem Verkehr. Als Mendelssohn für einen Winter sich als „Generalmusikdirektor“ in Berlin niederließ, dirigirte Hiller die berühmten Gewandhauskonzerte in Leipzig, übernahm dann die Musikdirektorenstelle in der reizenden Rheinstadt Düsseldorf, wo er zu den Malerkreisen in freundschaftliche Beziehungen trat, und nahm endlich den Ruf nach Köln an. In der alten Rheinstadt verblieb er denn auch bis zu seinem Ende, eine kurze Unterbrechung ausgenommen, die ihn nach Paris führte als Dirigenten der italienischen Oper und für eine Saison nach London.

Diese Zeilen sollen sich weder mit der Bedeutung des Komponisten, der über zweihundert größere und kleinere Werke geschaffen, des Dirigenten und Künstlers als solchen beschäftigen, noch mit seiner schriftstellerischen Thätigkeit, sie möchten nur den Eindruck schildern, den Ferdinand Hiller auf diejenigen machte, die länger und näher mit ihm verkehrten.

Die persönliche Erscheinung Hiller's fällt für mich in jene fröhliche Leipziger Jugendzeit, die so reich an unvergesslichen Eindrücken für mich war. Da sah und hörte ich zum ersten Mal den kleinen, sehr untersehten Mann mit etwas gelichtetem Haar und ausdrucksvollem Künstlerkopfe Mozart spielen und der großen Wilhelmine Schröder-Devrient — ach, sie war damals schon so krank und müde und sang trotzdem noch so hinreißend — Schubert'sche Lieder begleiten. Wer aber Ferdinand Hiller Mozart, Haydn, Bach oder Beethoven spielen hörte, der vergaß es nie wieder. Er war eben, wenn man so sagen darf, kein Klaviervirtuose, sondern ein — Klavierkünstler. Und dabei hatte er doch eigentlich gar keine Klavierhände, kurze, dicke Finger, Anschlag, Technik, Auffassung wirkten aber in nicht zu beschreibender Weise und man fühlte, daß der Spieler mit einer wirklichen Andacht seine verehrten und geliebten Meister interpretirte, daß der geistvolle Komponist und feinste Formenkenner dem Schöpfer dieser Meisterwerke gerecht wurde. Ein Meister ersten Ranges war er in der Lieberbegleitung, dieser so schwierigen Kunst. Der Klavierpieler trat völlig zurück zu Gunsten des Sängers und dennoch hob und trug er die Schöpfung wie die Gefangesleistung. Wie viele der berühmtesten Sängerinnen und Sänger würden das voll Dank und Freude bezeugen, unter ihnen eine Jenny Lind und Amalie Joachim. Im Allgemeinen interessirte ihn jede Instrumentalleistung lebhafter als gerade der Gesang, das Orchester mit seinen wechselvollen und großartigen Klangwirkungen nahm all' sein künstlerisches Empfinden gefangen.

Was er als Dirigent geleistet, weiß die Welt; seine Aufführungen der „Matthäus-Passion“ von Bach, der Händel'schen und Haydn'schen Oratorien, der Beethoven'schen „Messe“ werden unvergesslich bleiben in ihrer hohen Würde und ihrem heiligen Ernst. Mit welcher Ruhe und Sicherheit bewältigte er in all' den zahllosen Konzerten und bei den großen Musikfesten während seiner langen Dirigentenlaufbahn die gewaltigen Chor- und Orchestermassen, die ihm zur Verfügung standen, wie mußte er sie zu beleben und zu durchgeistigen durch sein Wesen und die Macht seiner künstlerischen Persönlichkeit. Das sogenannte „Drillen“ des Chors war freilich nicht sein Fach, das überließ er lieber anderen Händen, wie denn überhaupt seiner ganzen genialen Künstlernatur nichts ferner lag als Bedanterie; zum Schulmeister war er eben nicht geboren. In den Orchesterproben waren es nicht einzelne Schlaglichter, besondere Effekte, die er hervorzuheben sich mühte, nicht die Ausarbeitung von Kleinigkeiten lag ihm im Sinn, er hatte das Ganze im Auge, er malte gleichsam al fresco und die Vorführung der Bach'schen Schöpfungen und Beethoven'schen Symphonieen hatten in vollsten Maße das, was man einen großen Zug nennt. Und wie lebenswüthig und rücksichtsvoll war er gegen seine Musiker, der „Vater Hiller“, wie sie ihn Alle nannten, gegen alle Mitwirkenden überhaupt, sowie den Schülern und Schülerinnen des Konservatoriums gegenüber! Wie Vielen hat er mit Rath und That den Weg gebahnt und — wie Wenige haben es ihm in der rechten Weise gedankt! Wie manche Sängerin, der sich nur durch seine eindringlichen Empfehlungen die Pforten der Konzertsäle öffneten, verleugnete ihn da draußen! Die Dankbarkeit ist nun einmal die vornehmste und deshalb auch die seltenste Tugend des Menschenherzens — „Vater Hiller“ hat denn auch in dieser Beziehung schmerzliche Erfahrungen gemacht.

Er war und blieb bis zu seinem Ende ein begeisterter Anhänger der sogenannten klassischen Schule und mit gewissen modernen Richtungen konnte er sich eben durchaus nicht befreunden und bekämpfte sie mit Wort und Schrift, offen und frei, bei jeder Gelegenheit. Seine schriftstellerische Feder hatte etwas von dem prickelnden Reiz und der Eleganz der Franzosen, wie ihm denn auch die französische Sprache ebenso vertraut war wie seine Muttersprache. Ging er doch, trotzdem er ein so patriotisch gesinnter Deutscher, gar sehr an Paris und dem schönen Frankreich überhaupt, wo er so glücklich gewesen.

„Ich habe in der Schriftstellerei durchaus keine Spur von Phantasie“, sagte er mir einmal, „ich könnte auch nicht die kleinste Gedichte ausdenken!“ Und doch, wie anmuthig, unterhaltend und geistvoll war Alles, was er schrieb! Sein Styl erschien glatt und sorgsam gefeilt. „Ich lese mir meine Sachen immer vor“, erzählte er mir, „Sag für Sag, und wenn sie gut klingen, sind sie gut!“ Und wie mußte er zu sprechen bei jeder Gelegenheit, sowohl ernster wie heiterer Art. Seine Stimme war leider keine Rednerstimme, aber was er sagte, stets zündend. Wie oft nach der That eines jener riefigen Musikfeste mit seinen Proben und körperlichen wie geistigen Anstrengungen erhob sich bei dem das Ganze abschließenden Festmahl Ferdinand Hiller ohne eine Spur von Ermüdung, um in geistprübender Weise zu reden und alle Hörer zu entzücken. Wie manche dieser Ansprachen verdiente, aufgezeichnet worden zu sein. Seine humoristischen Toaste waren in ihrer Art kleine Meisterstücke, das müssen Freund und Feind bezeugen. Ueberhaupt konnte man sich keinen fesseleren „Causseur“ denken als Hiller, und in dieser seltenen Begabung erschien er wiederum mehr französisch als deutsch. Wie köstlich, meist mit

einem gewissen satirischen Humor, wußte er zu erzählen aus seinem eigenen reichen Künstlerleben, wie brillant verstand er Menschen und Dinge zu schildern! Gleich wie Mendelssohn erging er sich viel lieber über alle möglichen Gegenstände im Gespräch, als über seinen Beruf und die Kunst der Musik. Fremde hätten lange mit ihm verkehren können, ohne zu ahnen, daß sie einem Musiker begegneten. Seine Bildung, obgleich ihr die sogenannte klassische Unterlage des regelrechten Gymnasialkurses fehlte, war eine selten vielseitige, und es gab wohl kaum eine Frage auf den Gebieten der Kunst, Wissenschaft, Industrie und Politik, die ihn nicht angezogen und beschäftigt hätte. Im persönlichen Verkehr war er eher zurückhaltend als entgegenkommend, aber stets formengewandt und höflich, auch hier den Weltmann verrathend. Für den Zauber liebenswürdiger, geistvoller Frauen zeigte er sich sehr empfänglich und sie verzogen ihn denn auch bis zuletzt nach Möglichkeit.

Und wie liebte er den echten Humor in jeder Gestalt, wie dankbar war er für jede Erleichterung in dieser Beziehung! Auch im Theater, wo ihn so selten eine ernste musikalische Vorstellung voll und ganz befriedigte, besuchte er jedes Lustspiel, jede geistvolle Posse mit Vergnügen, er konnte dann lachen, daß ihm die Thränen von den Wangen liefen.

Selbst in den letzten beiden Lebensjahren wich diese Heiterkeit, Frische und geistige Elastizität nur langsam von ihm und flackerte zuweilen noch inmitten all' der Schmerzen in der bezauberndsten Weise auf. Aber das Leben der Gegenwart trat doch mehr und mehr zurück, besonders seit er den Dirigentenstab niedergelegt, und seine Seele wandte sich mehr und mehr der Vergangenheit zu; er durchlebte die glänzenden Zeiten seiner Künstlerlaufbahn noch einmal und erinnerte sich einzelner Momente im Verkehr mit den Großen der Erde und mit künstlerischen Berühmtheiten längst vergangener Tage, Erinnerungen, die dann seine Augen aufleuchten ließen wie die eines Gefundenen. Und wenn wir neben seinem Sessel saßen, etwas zu ihm geneigt, denn die Stimme war sehr leise geworden, und irgend einen Namen der entschwundenen Gestalten nannten, sofort knüpfte er an und erzählte in alter Weise. Wie unerhöflich war aber auch der Schatz seiner Erinnerungen! Und wenn Bist zur Jugend zürst: „Schafft euch Erinnerungen!“ so gab ihm Hiller aus voller Seele Recht. Wohl erzählen die Hiller'schen schriftstellerischen Arbeiten von dem, was er erlebte, aber die gesprochene Schilderung gestaltete sich doch noch anziehender.

Mit dem heutigen Chopinpiel unserer Virtuosen war er nicht zufrieden, mit sehr wenigen Ausnahmen; — „er spielte doch Alles, Alles ganz anders,“ meinte er kopfschüttelnd, „es kann und wird aber auch Keiner jemals wieder so spielen wie er.“

Wie warm und voll Bewunderung sprach er fort und fort von seinen späteren Freunden, besonders von Auerbach, Moritz Hartmann, Professor Bendemann in Düsseldorf, den er wahrhaft verehrte, Rubinstein, Joachim, Brahms, Simfon u. A., wie eifrig pflegte er seine Korrespondenz.

Eine reizende Gabe war auch sein Talent, kleine Bilette zu schreiben. Sie waren zuweilen ein pikantes Gemisch von Deutsch, Französisch und Italienisch, immer aber fand sich ein geistvoller Gedanke, eine überraschende humoristische Wendung darin. Und wie rührend erschienen jene Briefblättchen, die er in seiner Krankheit an seinen kleinen Enkel Felix zu schreiben pflegte!

Ja, diese Krankheit! Es machte einen beklemmenden Eindruck, den Meister, auf einen Stock gestützt, mühsam die Räume

durchschleichen zu sehen, um an dem Theetisch seiner Frau die Freunde zu begrüßen, die sich zur rheinischen Blauderzeit, in der fünften Nachmittagsstunde, einzufinden pflegten. Wenn man sich dann der ausblühenden geistigen Frische zu freuen wagte, pflegte er tief zu seufzen und voll Wehmuth den Kopf zu schütteln. „Es hilft Alles nichts mehr, der Einband ist verbraucht, das Buch kann Niemand mehr mit Vergnügen in die Hand nehmen, man muß es verstecken!“ jagte er einmal.

Der tägliche Besuch seines treuen Arztes, Doktor König, war für Hiller eine Dasei in der Wüste seiner Schmerzen, denn

Er hörte auf zu lesen und zu schreiben, er ließ sich vorlesen und diktierte, bis ihn auch das ermüdete. Von Musik sprach er wenig mehr. Als ich ihn zuletzt sah — vor meiner eigenen schweren Krankheit — lagen auf seinem Tischchen neben seinem Leidensfessel sein Lieblingsjournal, das neueste Heft der „Revue des deux Mondes“, und eine neue italienische Dichtung, deren Namen ich vergaß, — die ersten Frühlingsblumen blühten dazwischen.

„Ich warte, bis ich's lesen kann,“ jagte er mit matter Stimme, „vielleicht draußen im Freien, — auf dem Lande!“

Wie sehne ich mich, etwas Anderes zu sehen, als Wasser und Himmel — Rheinstrom und Wolken!“

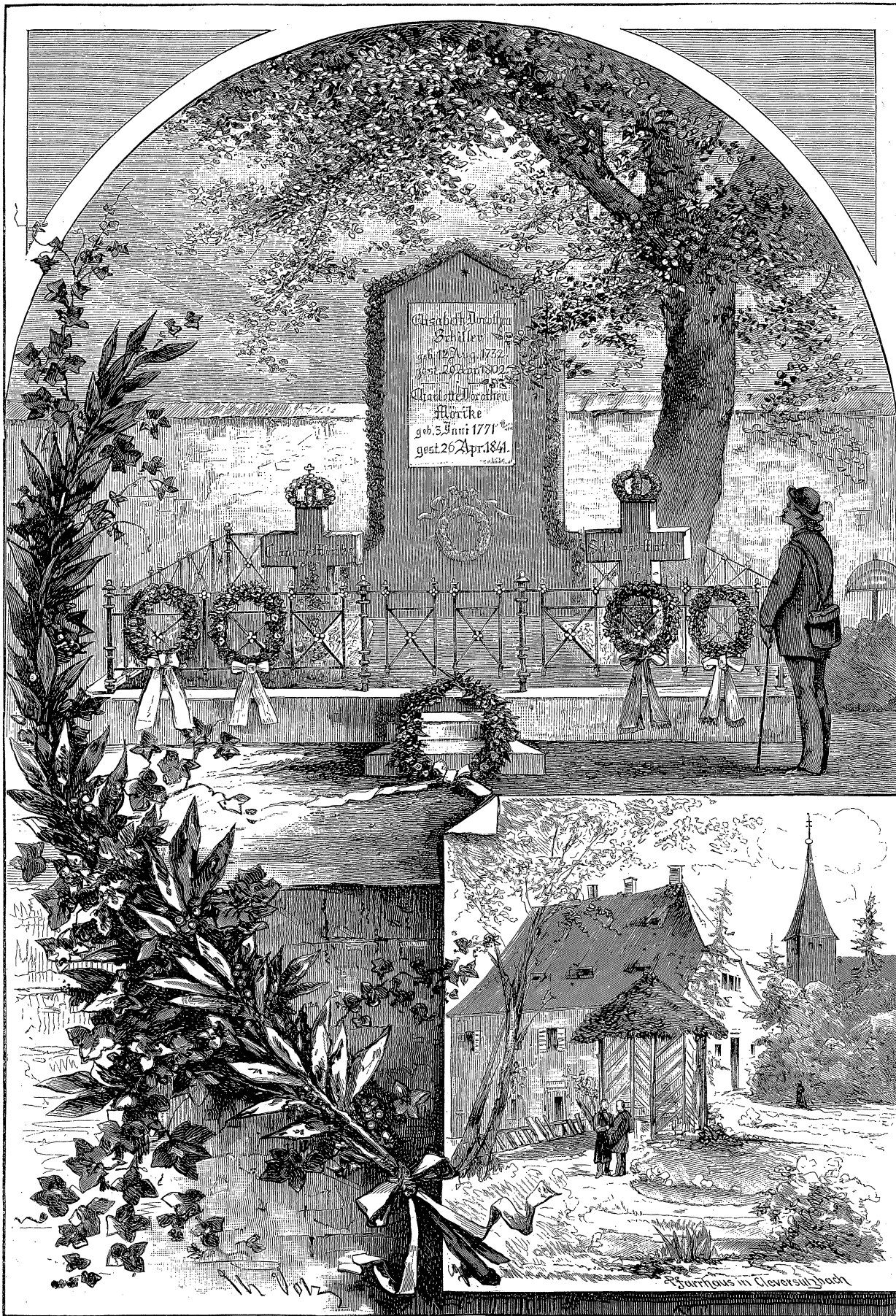
Dann plötzlich war er in Rom und sprach von der Zeit seiner Fliederwochen, — dann beschäftigte seinen Geist eine Porträtskizze Bendemann's, — die Erinnerungen entrückten ihn wieder einmal der schmerzvollen Gegenwart, — der Geist „irrlüthete“ hin und her.

Seine Gesichtszüge hatten sich allmählig in überraschender Weise verändert, der Blick war so müde geworden, der Mund verzogen. Immer tiefer wurden die Schatten, die dann und wann sein Bewußtsein trübten, er schlief viel am Tage. Wir Alle wünschten ihm die Erlösung, denn all' die sorgsame Pflege und Liebe, die ihm zu Theil wurde, vermochte ja seinen Zustand auch nicht einmal annähernd zu lindern. Es konnte Niemand ihm helfen — und er selber dachte gewiß zuweilen, wie es in jenem schönen geistlichen Abendliede heißt:

„Das Haupt, die Fuß' und Hände
Sind froh, wenn nun zum Ende
Die Arbeit kommen sei.“

Und doch glaubte Keiner, daß das Ende so nahe sei; bei Hiller's so überraschend gesundem Appetit konnte sich, selbst nach des Arztes Ausspruch, der widerstandsfähige, robuste Körper noch lange halten. Der Todesengel war barmherzig. Am Morgen des 10. Mai in der sechsten Stunde nahte er sich leise dem Dulder. Ohne Kampf, ohne Todesahnung sank er zusammen und hauchte an der Brust seines Sohnes den letzten Seufzer aus.

Die Pfingstglocken läuteten den Frühling ein. In vergangener Woche hielten die verschiedenen Musikgesellschaften Kölns, deren Gründer der Heimgegangene gewesen, ihre Todtenfeier ab zu seinem Gedächtniß, in würdiger Weise. Auch Mozart's Requiem, das er so hoch hielt, erklang im Gürzenichsaal. Vor zwei Jahren wurde das rheinische Musikfest in Köln gefeiert; Hiller, damals schon leidend, dirigierte in jenen drei Tagen. Der prächtige Konzertsaal war gefüllt von einer andächtig lauschenden Menge, die von nah und fern herbeigeeilt war, und helle Begeisterung herrschte. In den Zwischenpausen sah man den Vater Hiller in eifrigem Gespräch mit einer enthusiastischen Freundin der Musik, unserer Dichterkönigin Carmen Sylva, die, damals zum Besuch in ihrer Heimat Neuwied, herübergekommen war zum klingenden singenden Pfingstfest der alten Rheinstadt. Im vergangenen Jahr aber, wo in Düsseldorf der Musikklub in den Frühlingstagen laut wurde und Johannes Brahms in so warmen Worten jenes Einen gedachte, der auch in der Malerstadt so oft und siegend den Dirigentenstab geschwungen, — da sah Hiller im Krankenzimmer, seiner Arbeitsstube, „still und bewegt“ und hielt Umschau in seinen Erinnerungen. — Und heute — ist er selber für uns nur noch eine „Erinnerung“ — aber eine theure, unvergessliche.



Die Grabstätten der Mütter von Schiller und Moritz auf dem Friedhof zu Cleverfulzbach.

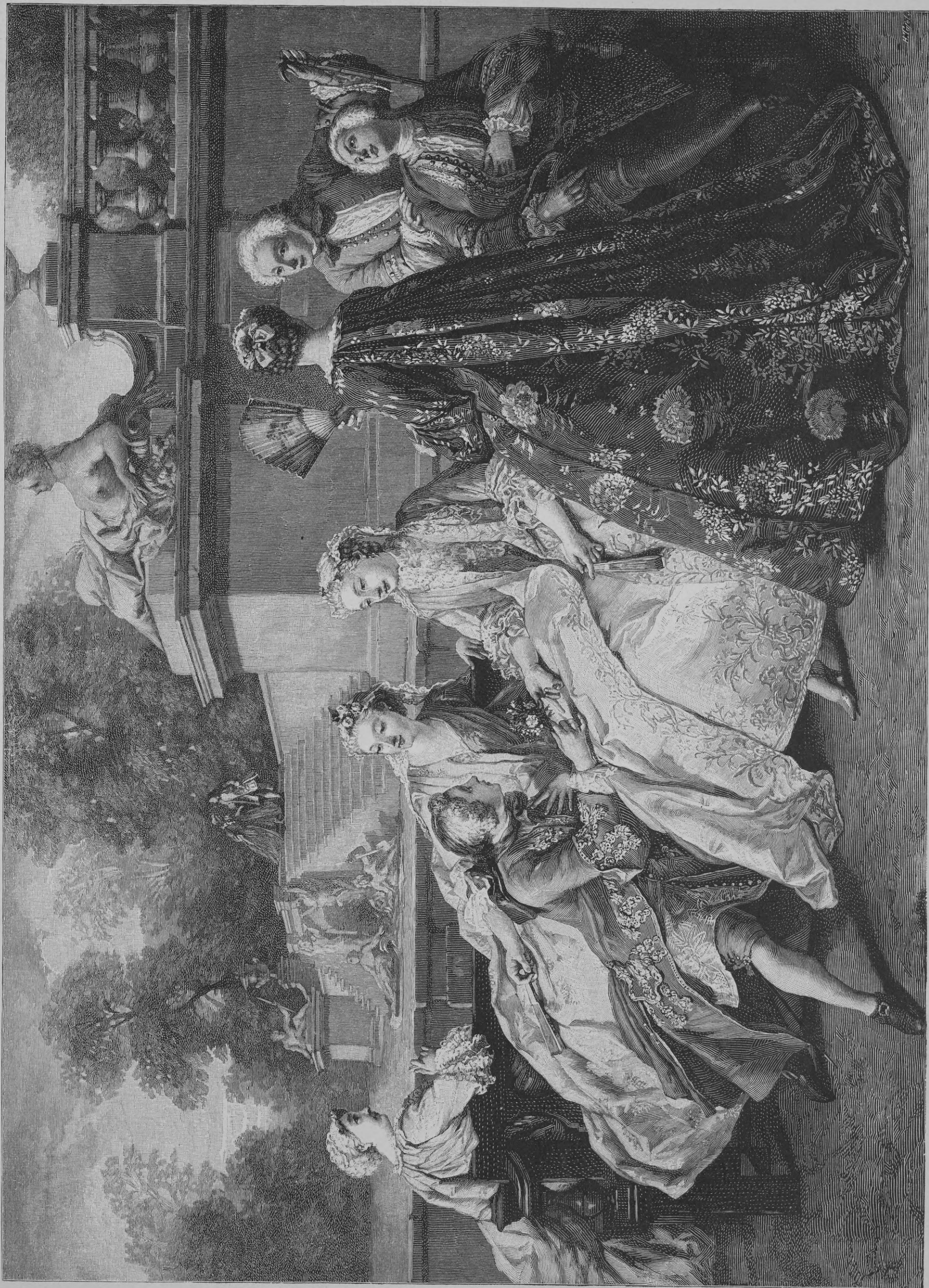
Originalzeichnung von Theodor Volz.

dann gab es eine angeregte und anregende Plauderei. Die Gefahr seines Zustandes ahnte er nicht, und die Seinen, sowie seine Freunde verloren gleich ihm nicht die Hoffnung auf eine günstige Wendung.

Aber unerbittlich schritt sie vorwärts, jene grausame Krankheit, die ihn zwang, der Wohlthat der ausgestreckten Lage des von Qualen aller Art gepeinigten Körpers zu entsagen und Tag und Nacht in einem Sessel zu verbringen. Wozu die Martern schildern? Es ging eben bergab — unaufhaltjam. Nur wenige Getreue durften ihn noch viertelstundenlang sehen — Momente der Verzagtheit, wo der Leidende in heiße Thränen ausbrach, wechselten mit sanguinischen Genesungshoffnungen.

der Musik, unserer Dichterkönigin Carmen Sylva, die, damals zum Besuch in ihrer Heimat Neuwied, herübergekommen war zum klingenden singenden Pfingstfest der alten Rheinstadt. Im vergangenen Jahr aber, wo in Düsseldorf der Musikklub in den Frühlingstagen laut wurde und Johannes Brahms in so warmen Worten jenes Einen gedachte, der auch in der Malerstadt so oft und siegend den Dirigentenstab geschwungen, — da sah Hiller im Krankenzimmer, seiner Arbeitsstube, „still und bewegt“ und hielt Umschau in seinen Erinnerungen. —

Und heute — ist er selber für uns nur noch eine „Erinnerung“ — aber eine theure, unvergessliche.



Galante Unterhaltung. Gemälde von J. B. Detroy.

Nach einer Photographie im Verlag von Adolf Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter Hugo Grotz in Leipzig).

Serpentina.

Novelle

von

C. C. Tittmann.

(Fortsetzung.)



Da ich zum Diner komme, hat schon Alles Platz genommen. Auf meinem Teller liegt ein wundervoller Rosenzweig. Der junge Scheik erwiedert lächelnd meinen Gruß. „Ich habe Sie heute noch nicht gesehen, aber ich habe an Sie gedacht!“ sagt er. „Auf dem See?“

„Sie haben mich im Rahn gesehen?“ lächelt er. „Nein, nicht auf dem See, aber im Garten, bei den Rosen — und doch auch auf dem See. Ich dachte daran, Sie zu fragen, ob Sie nicht einmal die Fahrt nach der kleinen ‚Isle de la paix‘ mit mir machen wollten, die ich heute machte.“

„Monsieur hat uns erzählt, welche angenehme Bekanntschaft er an Madame gemacht hat,“ unterbricht die Gelbe Dahlia sehr eifrig, sich gegen mich wendend. „Würde es Madame Vergnügen machen, ein Buch zu lesen, das ‚ma fille‘ eben beendet hat?“

„Ist das Buch interessant?“ fragt der junge Scheik. Ma fille wirft die Rosenlippen ein wenig auf. „Es ist ziemlich langweilig. Aber vielleicht interessiert es Madame,“ sagt sie nachlässig. Und die Gelbe Dahlia fängt an zu schwärmen, und die schöne Tochter wirft zuweilen ein verständnißvolles, kleines Wort hinein, und die langen dunklen Wimpern heben sich und die dunklen Augen senden Blicke auf den Scheik und es ist ganz klar, daß sie ihn ganz für sich zu unterhalten wünschen. Und der Scheik kommt nicht mehr dazu, mit mir ein Wort zu wechseln, denkt auch wohl nicht daran.

Mir gegenüber spricht die Dame mit dem Tituskopf zu dem Lieutenant an ihrer Seite im höchsten Sopran und sehr laut:

„Ah! Es ist so interessant, und ich möchte so gern hingehen! Aber, sehen Sie, eine junge Wittve, wie ich — in meiner Stellung — ich fürchte, es möchte unpassend sein!“ Und sie lächelt schmelzend und sie neigt den großen blondgelockten Kopf in grazioser Schwenkung gegen den Lieutenant.

„Wenn Sie sich meinem Schutze anvertrauen wollen,“ sagt der galante Lieutenant, „so soll Ihnen gewiß nichts zuleide geschehen. Uebrigens, denke ich, kann Jedermann hingehen, wenn ein Magnetiseur Vorstellungen gibt. Es ist ja keine eingeladene Gesellschaft, und wir Alle bezahlen!“

„Ach ja,“ flötet die schöne Wittve, „aber wissen Sie, die Mediums — die Mediums sind manchmal sehr unpassende Personen!“

„Es ist ein Magnetiseur hier, Signor Donato,“ erklärt mir der deutsche Professor auf meiner linken Seite, der mir eben einen Teller mit Trauben reicht. „Er wird heute Abend eine von seinen schwindelhaften Vorstellungen mit seinem Medium, der Signora Nina, geben, und natürlich geht Alles hin, um den Betrüger zu sehen!“

Der deutsche Professor macht diese Mittheilung gratis. Er denkt vielleicht etwas mehr Konversation aus mir zu ziehen als aus der dänischen Dame.

„Sie glauben also nicht an die Möglichkeit des animalischen Magnetismus?“

„Animalischer Magnetismus ist immer Schwindel, und die Magnetiseure sind immer Betrüger!“ sagt der deutsche Professor.

„Aber wäre es nicht möglich, daß der animalische Magnetismus eine noch nicht erkannte Naturkraft sei? Es sind doch eigenthümliche Erscheinungen. Wäre es nicht der Mühe werth, daß die Wissenschaft sie wirklich gründlich untersuchte?“

„Es ist ganz unter der Würde der Wissenschaft, sich damit abzugeben! Animalischer Magnetismus ist immer Schwindel, und Magnetiseure sind immer Betrüger!“ sagt der deutsche Professor.

„Wollen Sie heute Abend mit mir zu Signor Donato und Signora Nina gehen?“ fragt mich der junge Scheik, sich von der Gelben Dahlia zu mir wendend.

Die Gelbe Dahlia hält mitten in einer Rede inne und wird noch gelber. Die junge Dame neigt

ihr Köpfchen über ihren Teller. Ihre zierliche Ohrmuschel färbt sich rosigroth.

„Sie sind sehr freundlich,“ antworte ich, „aber es würde meinen Nerven nicht bekommen, eine solche Vorstellung zu sehen.“

Die Gelbe Dahlia hält ein fettes Lächeln um ihren Mund fest. Die schöne Tochter rückt ihren Stuhl ein wenig, steht auf. Wir Alle stehen auf. Beim Hinausgehen segelt die Dame mit dem Tituskopf, die „Königin von Saba“, wie sie mein rosiges Eisberg, Mr. Whimsley, nennt, dicht vor mir her. Auf dem Korridor wendet sie sich plötzlich zu mir mit verbindlichem Lächeln:

„Glauben Sie, daß es unpassend für mich sein würde, zu Signor Donato und Signora Nina zu gehen? Ach, man muß so vorsichtig sein, wenn man eine junge Wittve ist, und dann in meiner Stellung! Ach, ich möchte so gern die Signora Nina in ihrem sonnambülen Schlaf sehen! Natürlich, ich glaube nicht daran, Niemand, der Bildung hat, glaubt daran, aber es ist doch sehr interessant! Wollten Sie mich nicht unter Ihren Schutz nehmen, Madame? Ich würde mich so sicher unter Ihren Fittigen fühlen!“ Und sie lächelt höchst anmuthig und verbindlich.

„Sie sind sehr gütig,“ antworte ich, „aber ich werde selbst nicht hingehen. Ich bedarf der vollkommenen Ruhe.“

„Aber der nette junge Franzose hat Sie doch eingeladen, mit ihm hinzugehen? Unter seinem Schutz können Sie es doch wagen!“

„Ich habe es abgelehnt, da ich diese Dinge vermeiden muß.“

„Und wer ist denn der schöne junge Franzose? Oder ist er kein Franzose? Er spricht alle Sprachen so gut! Ist es ein alter Bekannter von Ihnen?“

„Wir sind hier Alle junge Bekannte,“ antworte ich, „und in der That habe ich nicht einmal das Vergnügen, Sie zu kennen.“

„Ach ja! Ich wollte Ihnen eben meine Karte geben, den Namen werden Sie gewiß kennen, die traurige Geschichte ist ja so bekannt! Ach, es ist ein großes Unglück, so etwas zu erleben, wenn man noch so jung ist!“

Sie reicht mir eine Karte und versucht sehr melancholisch auszuweichen. In diesem Augenblick geht der Scheik an mir vorüber.

„Treffen Sie sich nachher auf der Veranda?“ fragt er, indem er freundschaftlich grüßt, und ohne Notiz von der schönen Wittve zu nehmen, eilt er die Treppen hinan.

„Ach,“ sagt die blonde Wittve, „es muß so angenehm sein, solch interessante Bekanntschaften zu haben! Es trägt so viel zur Bildung bei.“

Auf der Veranda finde ich meinen jungen Freund. Er steht am Geländer und schaut hinüber, wo durch den weißen Duft des Nebels die dunklen Massen des Dent du Midi unheimlich auftauchen, wie ein lauernder Dämon.

„Wenn Sie keine Siesta halten wollen, könnten wir hier ein wenig plaudern,“ sagt er, sich umwendend, da er meinen Schritt bemerkt. Es fällt mir auf, daß der heitere Ton seiner Stimme etwas Gezwungenes hat. „Ich bin ruhelos und kann nicht nach Tisch schlafen. Lassen Sie uns einen ‚Palaver‘ halten, wie die Indianer sagen!“

„Es wäre Sünde, eine Stunde eines so schönen Tags zu verlieren,“ sage ich, „und ich liebe es nicht, nach dem Essen zu schlafen!“

„Die Nächte sind noch schöner, wie die Tage, und ich schlafe so wenig. Ich glaube, ich bin der schlechteste Schläfer auf der ganzen Erde!“

Ich sehe ihn an. Er sieht hohläugig aus, um seinen Mund sind schmerzliche Linien.

„Hat Ihnen das Bootfahren nicht gut gethan?“ frage ich theilnehmend, aber vielleicht mit einer Nuance von Neckerrei.

„Sie irren sich! Meine Stimmung hat nichts mit der Gegenwart zu thun, Alles mit der Vergangenheit.“

In diesem Moment erscheint eine biegsame, feine Gestalt an der Thüre des Salons, sie nähert sich uns mit ihren kleinen, halb gleitenden, halb tanzenden Schritten.

„Hier ist das Buch, von welchem Mama sprach; wollen Sie es lesen?“ sagt sie zu mir und reicht mir einen Roman.

„Danke sehr, Sie sind sehr gütig. Hat es Ihnen gefallen?“

„Ich finde es ziemlich langweilig, aber vielleicht gefällt es Ihnen,“ wiederholt sie.

Keine Miene, keine Bewegung des Scheik zeigt an, daß er das Bleiben der jungen Dame wünsche. Er scheint einfach dazustehen, in artiger Stellung auf ihr Gehen wartend, und sie geht, wie sie gekommen.

Ich kann nicht umhin, etwas neugierig mir den Titel des Buchs anzusehen, es ist: „Une page d'amour“ von Emile Zola.

„Lesen junge Damen bei Ihnen Romane von Emile Zola?“ frage ich, den Scheik überrascht ansehend.

„Nein! Junge Damen bei uns lesen nicht Romane von Emile Zola!“ sagt er, lächelnd über mein Erstaunen. „Aber diese junge Dame ist keine Französin, sie ist Polin und sie ist — eine geschiedene Frau.“

„Eine geschiedene Frau? Dieses junge Mädchen von siebenzehn Jahren?“

„Sie ist zwanzig Jahre alt, nicht siebenzehn, sagt sie mir. Wenn man mit fünfzehn Jahren an einen alten polnischen Edelmann verheirathet wird, kann man mit zwanzig Jahren wohl eine geschiedene Frau sein, das heißt, eine getrennte, denn als Katholikin kann sie sich nicht ganz scheiden lassen.“

„Armes Ding! Kennen Sie ihren Namen?“

„Natürlich hat sie ihn mir gesagt, er hat entsetzlich viel Konsonanten, ich habe ihn nicht behalten. Und ich wollte Ihnen eben einen Namen vorschlagen, für uns allein, zum Privatgebrauch: Serpentina.“

„Und warum Serpentina?“

„Ist sie nicht wie eine biegsame, glänzende kleine Schlange? Haben nicht ihre Augen etwas Räthselhaftes? Und die Schlange ist das Symbol des Geheimnisses.“

„Und wollen Sie dieß Räthsel lösen?“

„Ja, ich will es versuchen, aber nur so lange es mir der Mühe werth scheint.“

„Hüten Sie sich, damit Sie sich nicht in den Windungen der Schlange verwickeln!“

„O, fürchten Sie nicht für mich! Ich bin kein solches Kind, wie Sie glauben, in manchen Dingen bin ich alt, viel älter als Sie.“

„Ich halte Sie nicht für ein Kind, aber für einen sehr leicht erregbaren jungen Mann.“

„Ich bin alt,“ wiederholt er. Es lag ein trauriger Blick in seinen Augen, ein Zucken um seinen Mund. Aber er schüttelte es ab. — „Also zwischen uns ist sie Serpentina? Und ich werde Ihnen alle meine Erfahrungen mit der hübschen kleinen Schlange getreulich mittheilen. Aber jetzt, weiß ich, wollen Sie Zola lesen, um zu sehen, was denn Zola eigentlich ist? Ich sehe Herrn Ingenieur Meyer unten im Garten auf dem Croquetplatz mit einigen jungen Damen. Ich werde mich vorstellen lassen und Croquet spielen!“

Oben auf meinem Zimmer angekommen, schiebe ich mir den Fauteuil auf meinen kleinen Balkon, um in der herrlich weichen und warmen Luft mit Bequemlichkeit literarische Studien zu machen. Da ich meinen Blick über den Garten schweifen lasse, sehe ich meinen jungen Freund neben Frau van Knoop auf der Bank höchst gemüthlich plaudern, als kenne er die Dame seit Jahren. Eben kommt Cornelia und tritt ihm ihren Platz beim Croquet ab, und er spielt nun mit der lebhaften Malwina gegen Lydia und den Ingenieur. Ich höre das Lachen der jungen Damen hie und da, wo ich sitze. Es ist nicht so melodisch, wie das silberne Lachen Serpentina's, aber wirklich viel erfrischender und herzlicher.

Ich nehme Zola und öffne das Buch mit einigen kleinen Gewissensbissen, ich vertiefe mich in die Seiten und sehe, was Zola eigentlich ist.

Ich habe gelesen, daß auch die schönste menschliche Haut einen widrigen Anblick bietet, durch das Mikroskop betrachtet. So wird das Beste und Schönste im Leben häßlich unter Zola's Blick. Zola ist viel mehr ein Anatom als ein Autor. Unter seinem anatomischen Messer legt er Alles bloß, das Herz und die Natur zergliedert er mit unerbittlicher Schärfe. Aber es scheint mir, daß ein Roman Zola's nicht mehr das ethische Gefühl auf falsche Wege führen kann, nicht mehr, als ein halb verwesener Leichnam das Gefühl des Schönen verführt. Und dabei ist das Buch nicht nur häßlich, es ist auch traurig, unendlich traurig. Es regnet, regnet, regnet unaufhörlich und man sollte denken, daß Paris äußerlich wie innerlich wirklich Lutetia ist. Das Buch ist vielleicht nicht so schlimm in mancher Hinsicht, als ich dachte, aber es zeigt einen elend niedrigen Standpunkt des Pflichtgefühls, des ethischen und ästhetischen Gefühls. Es ist ein übles Zeichen, wenn der Baum der Literatur einer Nation solche Früchte trägt und wenn diese Früchte gesuchte Kost dieser Nation werden! Und das Schlimmste ist, daß dieses Buch Wahrheit zeigt, die Wahrheit der Verwesung.

Ist Serpentina so unschuldig oder so verderbt, daß sie das nicht fühlt? Daß sie das Buch nur langweilig findet?

Eine Stunde vergeht über dem Lesen, und ich lege das traurige Buch weg mit einem höchst unerquicklichen Gefühl. Es ist mir, als hätte ich ein betäubendes Konzert von Mischönen gehört. Ich lege das Buch für immer beiseite und blicke, um mich zu erfrischen, hinab auf die Croquetspieler.

Croquet ist im Grunde kein lebhaftes Spiel, aber die Croquetspieler sind lebhaft. Sie spielen Alle gut, der Scheik und Lydia graziös, Malwina und der Ingenieur fest, mit sicherer Hand, Alle mit einem Eifer, der einer wichtigeren Angelegenheit würdig wäre! Und Cornelia und Frau van Knoop sehen mit offenbar gespanntem Interesse zu.

Nach dem Souper finde ich die Damen Knoop im kleinen „Salon des dames“ um den Tisch gruppiert. Der weiße Nebel hat einem heftigen Südwind Platz gemacht, einer „Bourasque“ aus dem Rhonethal, die heute Abend die Veranda unräthlich macht.

Die Marchesa sitzt neben Frau van Knoop. Sie ist heute Abend „Victoire“ nicht „Vittoria“, denn der Marchese nimmt das Souper mit einigen Freunden im Hotel des Alpes. Und nach und nach fallen die Fesseln ab, welche die Würde ihres Gemahls um sie legte, der leichte Freimuth, der ihre Schwestern auszeichnet, kehrt zurück, sie ist die Tochter ihrer Mutter, nicht die Gemahlin des Marchese Romolini.

Vor der offenen Salonthüre, durch welche man das brausende Anschlagen der Bogen hört, kreuzt Mr. Whimsley auf und nieder. Dester schon hat er verlangend nach der Thüre und den jungen Damen geblickt, aber er tritt nicht ein. Es scheint, daß er mit meiner Benüßung noch im Stadium der Repulsion steht. Die jungen Damen sehen mich an und lächeln, sie denken es auch. Sie kennen vollkommen die kleinen Eigenthümlichkeiten Mr. Whimsley's, dennoch aber mögen sie ihn gut leiden. Wie soll man auch einen ältern Herrn nicht gut leiden mögen, der solch' ein klares Auge und solch' ein rosiges Erröthen hat, selbst wenn er ein kleiner Eisberg ist?

Der junge Ingenieur erscheint mit dem Scheik. Die Beiden sagen sich offenbar zu. Das Gespräch wird gemüthlich, wird belebt. Der Ingenieur widmet sich den jungen Damen, mein Scheik Frau van Knoop.

Niemals hätte ich es für möglich gehalten, daß mein Scheik ein so vernünftiges Wesen sei!

Er spricht mit Frau van Knoop über die praktischsten Dinge, er spricht über Aktien, beides, gewöhnliche Aktien und Prioritäten, er scheint sehr wohl zu wissen, was eine Dividende ist. Er steht mit Frau van Knoop, die eine genaue Kenntniß von diesen Dingen hat, ganz auf praktischem Boden, auf dem Boden der Wirklichkeit. Mein Scheik hat eine Villa bei Rom gekauft, er läßt eben einen Flügel anbauen, um seine Ateliers zu vergrößern, er gibt einen Hintergrund zu seiner Erscheinung.

Frau van Knoop hört mit großem Interesse zu und geht in Alles ein. Wenn in ihrer mütterlichen Seele die Idee an einen lebenswürdigen Schwiegersohn auftaucht, nehme ich ihr das nicht übel.

Und der Scheik ist ganz lebenswürdigkeit, ich fürchte fast, er stellt den guten Ingenieur Meyer in Schatten. Von den Ateliers kommt man auf die Kunst. Die Damen haben nicht nur Alles gesehen in Venedig, in Florenz, in Rom, in Paris, überall, sondern sie sind mit Allem vertraut, sie haben ästhetisches, selbstständiges Urtheil, sie wissen in Nuancen einzugehen, die Kunst bildet einen Theil ihrer Lebenserfahrungen seit den acht Jahren ihres Reiselebens. Ich höre ihnen mit Bewunderung zu und fühle mich sehr unerfahren.

Und wie mein junger Freund in künstlerischen Enthusiasmus geräth, verschwindet die Schwermuth aus seinen schönen Zügen und sein Auge wird glänzend, hat einen andern Ausdruck, er ist ein anderer Mensch.

Lydia's Augen haben ihn beobachtet, ruhen fest auf ihm, da er eben mit Begeisterung von einem Kunstwerke spricht, sie folgt jedem wechselnden Ausdrucke, jeder Bewegung. Da er inne hält, fragt sie mit gedämpfter Stimme:

„Sie malen Landschaften?“

„Ja, zuweilen. Warum fragen Sie mich?“

„Ich habe eines Ihrer Bilder gesehen.“

„Wirklich?“ fragt er lächelnd. „Was und wo?“

„Eine afrikanische Landschaft, und zwar in Florenz!“

„Es ist wahr, daß eine afrikanische Landschaft von mir in Florenz ist, aber mein Name steht nicht daran,

und Sie wissen ihn ja nicht,“ erwidert der junge Maler.

„O, was das betrifft, den haben wir aus dem Fremdenbuche gesehen!“ ruft Cornelia.

„Nun, lassen Sie den Namen, jedenfalls war er nicht auf dem Bilde und auch nicht im Katalog!“

„Nein,“ sagte Lydia, „der Name war nicht auf dem Bilde, aber Sie selbst waren da!“

„Lydia!“ ruft die Mutter; „Lydia!“ rufen die Schwestern erstaunt. Lydia erröthet.

„In der Galerie der Colonnas; erinnert ihr euch nicht?“ sagt sie und wendet das reizende Gesichtchen von dem jungen Ingenieur ab, der sie gespannt ansieht und dann den Scheik. „Es war eine afrikanische Landschaft bei Sonnenuntergang, in einer Bergschlucht eine kleine arabische Wohnung, fern die glänzend beleuchtete Sandwüste, im Vordergrund ein Araber, ein Scheik, glaube ich.“

„Kurz und gut, dieser junge Mann hier als Scheik,“ sagt Cornelia lachend, „und deshalb hast Du ihn auch wiedererkannt und den Scheik genannt.“

„Cornelia!“ ruft jetzt Frau van Knoop.

Aber Cornelia fährt fort: „Lydia, Du hast Recht und in Kunstfachen einen scharfen Blick! Das Bild war herrlich und jetzt sehe ich auch die Ähnlichkeit.“

„Ich erinnerte mich erst, was es war, da Sie sprachen,“ sagt Lydia schüchtern, „aber ich wußte gleich, daß ich Sie schon gesehen!“

Mein junger Freund sieht, wie in weite Ferne, vor sich hin, ohne Rücksicht auf die Reden zu nehmen. Sein großes schwarzes Auge öffnet sich weit und glänzt, es sieht etwas, das nicht ist.

„Es war noch eine andere Gestalt auf dem Bilde: ein junges Weib, das vor dem Scheik stand und zu ihm aufschaute,“ sagt Malwina lebhaft. „Der Ausdruck in dem zarten Gesicht ist wunderbar! Ist das auch ein Porträt?“

Der Scheik schweigt, er scheint nicht zu hören. Alle sehen auf ihn. Malwina wiederholt: „Ist es auch ein Porträt?“

Der Scheik zuckt zusammen. „Es ist ein Porträt.“

Ein allgemeines Schweigen folgt. Die jungen Damen fühlen sich einer Indiskretion schuldig. Der Ingenieur ist nicht angenehm berührt und verharret stumm, unser junger Scheik ist offenbar in fernen Landen. Da kein guter Geist Jemand ein Wort eingibt, den Zauber zu brechen, fällt mir plötzlich die Visitenkarte der Königin von Saba ein. Ich gebe sie Frau van Knoop.

„Kennen Sie diesen Namen? Die Dame sagte mir, ich könne wohl die traurige Geschichte aus den Zeitungen.“

Die jungen Damen drängen sich um die Karte.

„Ist es Die?“ ruft Cornelia; „und sie wagt es, mit dem Namen ihres Mannes zu paradien! Ich werde sie nie damit nennen; für mich ist und bleibt sie die Königin von Saba!“

Ich höre nun, daß die blonde Wittve mit dem Wachsputtengesicht eine ehemalige Kellnerin ist; daß ein berühmter Gelehrter mit sechzig Jahren die Thorheit hatte, sich in sie zu verlieben und sie zu heirathen, daß er sich in Folge davon nach kurzer „glücklicher“ Ehe erschoss. Die Sache war allerdings in den Zeitungen, und zwar mit Details, die wenig ehrenhaft für die Wittve waren. Andere Details, hieß es, seien aus Familienrücksichten unterdrückt. Da nun die blonde Wittve sich in Gesellschaft unmöglich sah, reiste sie, um sich zu bilden.

Das war die Geschichte der Königin von Saba.

Der Scheik hat nicht zugehört, er spricht nicht mehr, er sitzt wie ein Träumender. Wir brechen halb auf.

Ehe ich hinaufgehe, trete ich noch auf die Veranda, um das Brausen des Sees zu hören. Es ist stockfinster, kein Stern leuchtet, kein Mondstrahl dringt durch das schwarze Gewölk. Wie ich an's Geländer trete, finde ich mich wider Erwarten neben dem Scheik. Lange steht er stumm neben mir. Dann wendet er sich gegen mich:

„Sie war es.“

„War es Fatme?“ frage ich leise.

„Nein, es war nicht Fatme, es war meine süße wilde Rose!“

Am nächsten Morgen bleibt der Scheik unsichtbar. Bei dem Diner sieht er bleich aus, seine Augen sind hohl und überwacht, er macht einen zerstreuten Eindruck. Auf meinem Teller liegt ein Bouquet von Rosenknospen und Heliotropen. Da ich ihn ansehe, deutet er auf die Gelbe Dahlia mit einem schwachen Lächeln. Ich danke

der Gelben Dahlia, die mich an ihre schöne Tochter weist, welche indessen meinen verbindlichen Dank sehr kalt aufnimmt. Die Gelbe Dahlia thut Alles, um den Scheik in ein Gespräch zu verwickeln; die Serpentina wirft kleine, pikante Bemerkungen hin, ihre dunklen Wimpern heben sich oft und die schönen Augen senden kurze Blicke, die wie heiße Sonnenstrahlen durch's Gewölk brechen. Aber es ist unmöglich, meinen jungen Freund aus seiner träumerischen Stimmung zu ziehen, und dennoch war das Bouquet viel mehr ein Kompliment für ihn, als für mich. Ich reiche Zola der Gelben Dahlia, die ihn nachlässig einsteckt.

Ich habe keine Lust, meinen Freund zu stören, und meine Aufmerksamkeit ist von anderer Seite in Anspruch genommen. Es ist nicht die Königin von Saba, welche lebhaft mit ihrem Lieutenant die Vorstellung des Signor Donato bespricht, zu welcher die schüchterne Dame sich zuletzt doch unter seinem Schutz wagte, es ist nicht die Erzählung dieses tapfern Lieutenants, der ausführlich beschreibt, wie er die Signora Nina in seinen Armen gehalten, wie sie steif gewesen sei wie ein Stock, und wie er die Stopfnadeln herausgezogen, welche Signor Donato vorher in den schönen, fleischigen Arm gesteckt. Es ist eine neue Gruppe, die mir nun direkt vis-à-vis sitzt, denn die Königin von Saba ist mit dem Lieutenant etwas hinaufgerückt worden.

Mir gerade vis-à-vis sitzt eine Dame. Sie ist zwischen dreißig und vierzig Jahren. Sie ist von mittlerer Größe, etwas mager; sie hat gut geschnittene Züge, eine weiße Haut, aber ohne alle Frische, einen Ueberfluß von ziemlich kurzen röthlichen Haaren, sie ist schlecht frisiert und nicht eben geschmackvoll und nett, aber mit Präension gekleidet, sie hat kleine blaue, unruhige Augen und eine sehr schmale, feine Hand, mit welcher sie unaufhörlich gestikulirt. Nicht nur Augen und Hand, auch der Arm, der ganze Körper begleitet ihre höchst lebhafteste Konversation mit dem Herrn an ihrer Seite. Sie spricht Russisch, Französisch, und ich höre oft: „Mon cher Baron!“

„Mon cher Baron“ ist sehr lang, sehr dünn, sehr dunkel an Haut. Seine Haut hat etwas Ungewaschenes. Er hat lauernde schwarze Augen hinter dichten schwarzen, struppigen Brauen. Er hat einen großen schwarzen Schnurrbart, den er mit langen, knöchigen Fingern dreht, er hat viele, viele auffallende Ringe an diesen knöchigen Fingern. Er hat dichtes schwarzes Haar, das tief in eine niedere Stirn eingewachsen ist. Er hört der Dame mit chevaleresker Ergebenheit zu und nennt sie: Anastasia Borisowna.

Neben der Dame sitzt ein junges Mädchen. Sie ist schlank und weiß wie eine Lilie, goldenes Haar fällt frei in Locken auf einen wunderbar schönen Nacken und auf Schultern, die ein beinahe kindlich gemachtes Kleid etwas zeigt. In ihre Augen scheint sich ein Stück Himmel niedergefallen zu haben, die Züge sind die der Mutter, aber idealisirt. Sie trägt das feine Köpfchen leicht und hoch, denn sie ragt über die Mama weit hinaus. Es ist ein Zauber um diese junge, reine Mädchengestalt, der mich unbeschreiblich fesselt. Mit einem Mal sehe ich, daß Serpentina eine „geschiedene“ Frau sein kann; um den weißen Hals trägt die junge Dame, wie ein Kind, eine Kette von Korallen mit einem Kreuzchen daran; neben ihr sitzt eine Dame von etwa dreißig Jahren, offenbar ihre Erzieherin. Die Beiden sprechen nicht, bewegen sich sehr gehalten und ruhig, und verlassen den Speisesaal unmittelbar nach dem Dessert.

Die Mama bleibt sitzen und läßt eine Flasche Champagner kommen für sich und mon cher Baron.

Der deutsche Professor hat mit dégoût den Reden des Lieutenants zugehört.

„Finden Sie es nicht unglaublich, daß man sich in unserem Jahrhundert so betrügen lassen kann?“ fragt er jetzt während des Desserts.

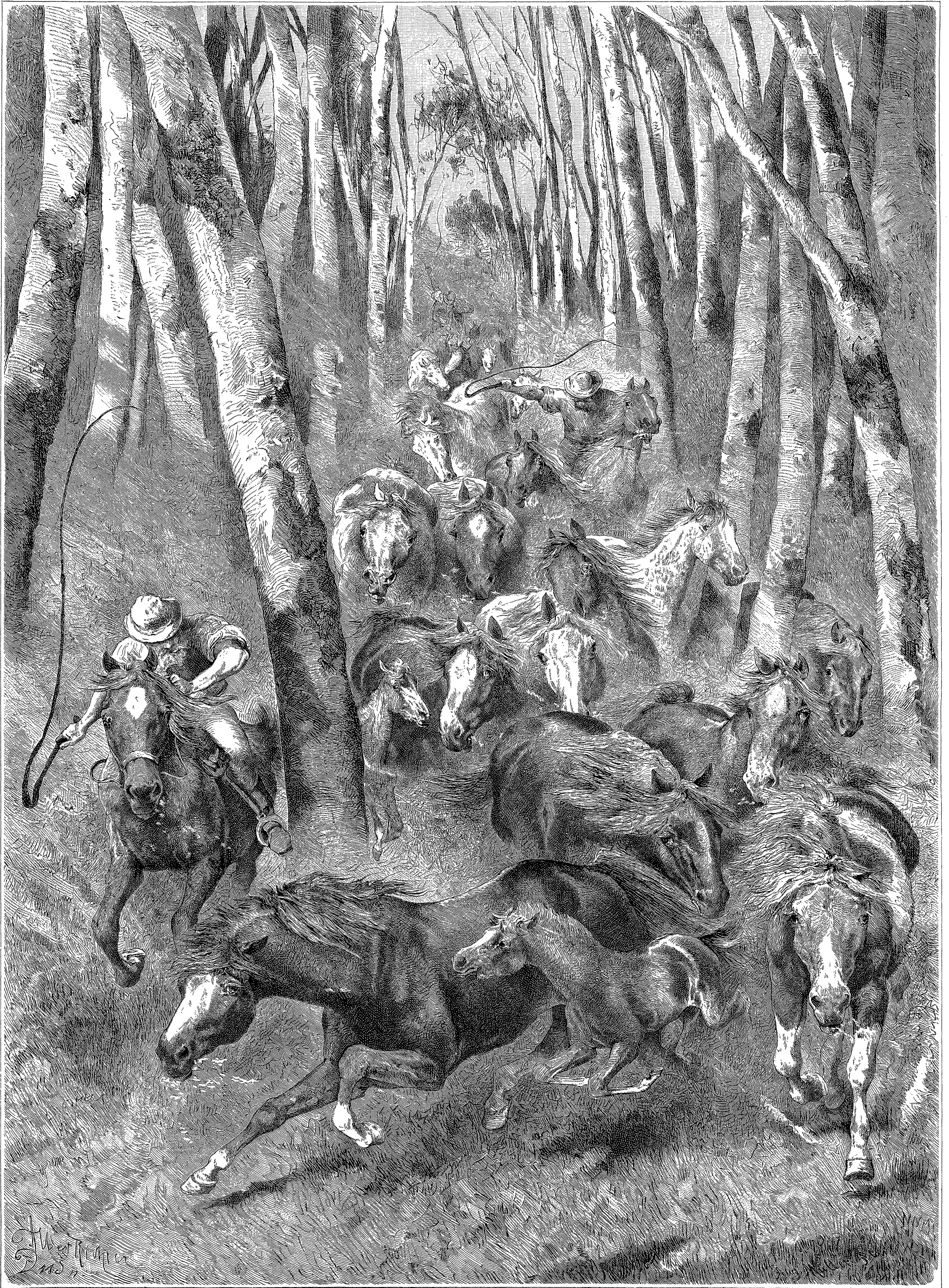
„Ist die Signora Nina nicht wirklich in magnetischem Schlaf gewesen?“ frage ich.

„Wie können Sie fragen? Natürlich war Alles Taschenspielererei.“

„Sind Sie da gewesen?“

„Nein, nie gehe ich zu einer solchen Vorstellung; es ist unter der Würde der Wissenschaft!“

„Mir scheint,“ sage ich, „daß ungewisselhaft der moralische Standpunkt von Leuten, die sich zu einer solchen öffentlichen Schaustellung hergeben, ein niedriger sein muß. Aber muß deshalb der Somnambulismus in allen Fällen ein nur fingirter sein? Ist es nicht im Gegentheil sehr möglich, daß diese krankhaften Nervenerscheinungen leichter bei einem unregelmäßigen, aufregenden



Zusammentreiben von Pferden im australischen Busch. Originalzeichnung von Albert Richter.

Leben eintreten, als bei einem einfach geordneten? Muß Tugend bei dem echten Somnambulismus sein? Oder ist er nicht vielmehr eher möglich bei problematischen Existenzen?"

Auf diese meine Logik verschmäh't es der deutsche Professor, zu antworten.

"Halten Sie mich nicht für übellaunig," sagt der Scheik zu mir, da wir aufstehen. "Ich kann heute

nicht sprechen, ich kann nicht! Empfehlen Sie mich den Damen van Knoop, und entschuldigen Sie mich, wenn ich sie heute nicht begrüße."

Ich finde die Damen im Garten und richte den

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Ein junger, verheiratheter Elegant schenkt einer gefeierten Schauspielerin ein kostbares Armband.
"Aber meine Frau darf es unter keinen Umständen erfahren."
"Sie fürchten wohl ihre Eifersucht?"
"Nein, das nicht, aber wohl, daß sie dann auch ein solches gekauft haben will."



Bettler: Ich bitt' gar schön um a Almosen, i hunger' schon so lang, i bin schon ganz schwach.

Herr: Sie sehen aber gar nicht so verhungert aus — Sie haben ja einen ganz dicken rothen Kopf.

Bettler: Ach, schau'n's — i hab' früher amal in sehr guten Verhältnissen gelebt — hab' gut gessen und g'trunken — und jetzt das Glend — und das steigt mir' jetzt manchmal Alles so in' Kopf.



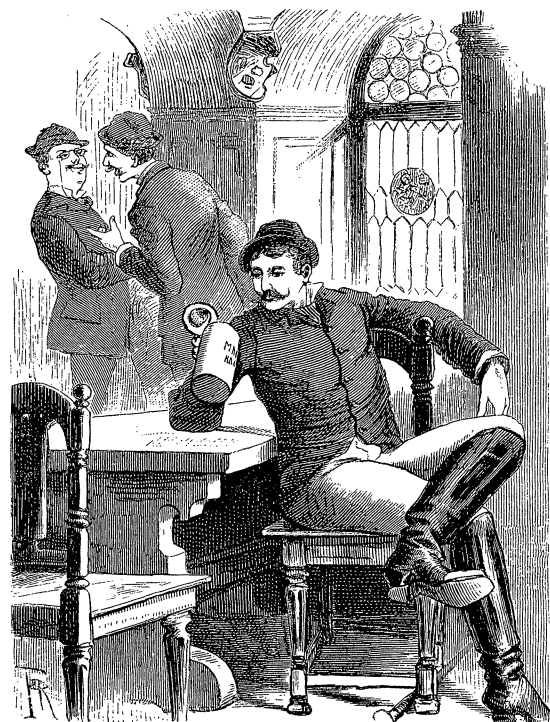
Schauspieler Goldstern: Nun, Herr Silberstein, wie hab' ich Ihnen gefallen als Nathan?

Bankier Silberstein: Sie waren e Nathan, wie er im Buche steht — und zwar —

Schauspieler Goldstern: Wie heißt und zwar?

Bankier Silberstein: In meinem Kontobuch.

Schauspieler Goldstern: Gut werd' ich spielen nächstens den Schylod.



Student X.: Du, warum laufft denn B. permanent in Rationen herum?

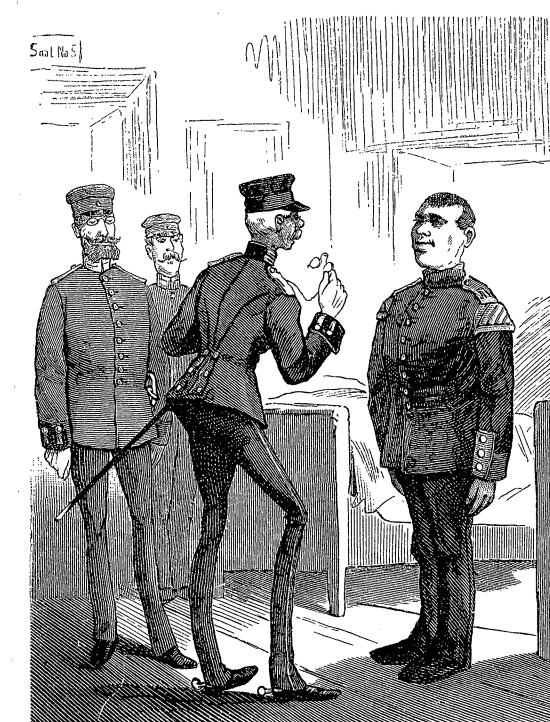
Student Y.: Ja, weißt Du, Der hat sich zum letzten Maskenball ein paar Rationshosen gepumpt und hat dafür seine langen da-gelassen und sich noch was drausgeben lassen.



"Mein Freund, der Marquis von Saint-Roué, hat seiner Geliebten sein Bildniß geschenkt mit der Versicherung seiner ewigen Treue, auf der Rückseite mit Blut geschrieben."

"Das hat er aber doch kaum mit seinem Blute geschrieben, da hat er wohl rothe Tinte dazu genommen?"

"O bitte, nein, so konnte er seine Würde doch nicht vergessen, blaue hat er genommen!"



Im Militär-lazareth befindet sich unter den Rekonvaleszenten ein Spielmann, der sich den Arm verrenkt hatte. Der Oberstabsarzt fragt ihn schon seit einigen Wochen: "Nun, wie ist's, können Sie trommeln?" — "Nein, Herr Oberstabsarzt." — "Dann bleiben Sie noch da." — So geht es lange Zeit. Endlich wird dem Oberstabsarzt der Fall doch interessant. "Ihr Arm ist ja wieder vollständig geheilt; Sie spüren auch schon lange keine Schmerzen mehr; das ist mir unbegreiflich; was ist denn nur mit Ihnen, daß Sie immer noch nicht trommeln können?" — "Ich bin Hornist, Herr Oberstabsarzt!"

Auftrag aus. Cornelia erklärt meinen Freund für kapriziös, und Malwina behauptet, er habe Kummer.

"Der Kummer macht viele Menschen kapriziös," sagt Frau van Knoop. "Erst wenn man älter wird, lernt man Kummer tragen und heiter sein."

Der Ingenieur, der bei den Damen ist, schlägt einen Gang nach dem Hotel Byron vor. Es wird allseitig acceptirt, wir begeben uns sofort auf den Weg. Da wir aus dem Garten treten, sehen wir Mr. Whimsley oben auf der Terrasse.

"Wollen Sie uns begleiten, Mr. Whimsley?" ruft Cornelia hinauf.

Mit einem hüpfenden Sprung, den die Engländer „a hop, a skip and a jump“ nennen, ist Mr. Whimsley die Terrasse herab und bei den jungen Damen, er

blüht und glüht wie eine Rose, wie ein siebenzehnjähriger Jüngling geht er mit jugendlicher Elastizität zwischen Malwina und Cornelia, die sich ein Vergnügen daraus machen, ihn zu necken.

Dicht am Ufer des Sees geht die hübsche Lydia. Der Ingenieur folgt hinter ihr. Sie wendet das Köpfchen nicht, aber sie fühlt es. Nun tritt er an ihre Seite und er verläßt diese Seite den ganzen Nachmittag keinen Moment. Frau van Knoop und ich folgen gemächlich nach.

Die Luft ist nach dem Sturm von heute Nacht etwas frisch, der See, noch bewegt, strahlt den Himmel wieder in wunderbaren Nuancen. Das Laub des wilden Weins, der Kastanien, der Bäume am steil andrängenden Bergeshang glüht im Feuer, in Gold, in Goldbraun, in allen Schattierungen, dazwischen steht immergrün der Lorbeer und drüben glänzen und schimmern die Schneefelder des Dent du Midi in noch strahlenderem Glanze, denn es ist in den Höhen Schnee gefallen.

Wir gehen um die letzte Biegung des Sees, tauchen aus den Gebüsch der Anlagen auf und stehen vor dem Hotel Byron.

Einem entflohenen jungen Paare, das sich vor den Augen der erzürnten Eltern bergen will, oder auch Einem, der, des Lebens müde, daraus in aller Stille zu scheiden wünscht, rathe ich zum Hotel Byron. In seinen großen Korridoren und Salons kann man sich unbeachtet bewegen, in der leeren Flucht der Zimmer wird Einen Niemand finden, und der See ist am Garten so tief, er wird Niemand wiedergeben, der sich ihm anvertraut.

(Fortsetzung folgt.)

Entstehungsgrund von deutschen Redensarten.

Von

Friedrich v. Bülow.

Ich schwöre es bei meinem Barke.

Wir wenden die Redensart jetzt mehr im Scherz als Be-theuerungsformel an, doch fußt sie auf realem Grunde.

Bei allen orientalischen Völkern genos und genießt noch der Bart ein heiliges Ansehen, weil sich in ihm die ganze männliche Lebensfülle kund thun soll. „Bart“ wird gleichbedeutend mit „Leben“ gebraucht, und der Orientale schwört bei seinem Barte wie bei seinem Leben oder seiner Seele, er bittet „um des Bartes willen“ und wünscht dem Barte Segen, wie z. B.: „Gott lege seinen Segen auf Euren Bart.“ Den Bart abzuschneiden oder zu stutzen, gilt als Zeichen der Schwachheit (2. Samuel 10, 4; Jesajas 7, 20). Dem entsprechend wurde er auch zum natürlichen Zeichen der Trauer und des Unglücks (Jesajas 15, 2; Jeremias 41, 5; 48, 37; Baruch 6, 30).

Auch altgermanischer Brauch war es, daß schwörende Männer Bart oder Kopfhaar berührten, und eine große Zahl deutscher Sprichwörter befaßt sich mit dem Barte. So z. B.: Der Bart macht den Mann, wackert, zielt ihn; Ein harter Bart und ein festes Herz stehen dem Manne wohl; Es soll Keiner dem Andern in den Bart greifen, er habe denn zuzusetzen; Er lügt es in seinen Bart u. s. w.

Kümmelblättchen spielen.

Dies bekannte Kartenspiel Dreikart steht in keiner Beziehung zum Kümmel. In der Vamersprache heißt es auch richtig Gimmelblättchen, hergenommen von dem dritten Buchstaben des hebräischen Alphabets Gimel, der auch die Dreizahl bedeutet.

Er hat viel auf seinem Kerbholz.

(Ergänzung zu der Erklärung Jahrgang 40, Nr. 45.)

Das Kerbholz wurde nicht allein von den Wirtshaus für nicht zahlende Gäste gebraucht, sondern vornehmlich von den Steuererhebem, bevor das Papier zur allgemeinen Anwendung gelangte. Unser heutiges Wort „Accise“ erinnert hieran. Dasselbe ist alt und tritt uns schon um das Jahr 1577 unter „Achseyß“ entgegen. Es entsprang aus dem mittellateinischen *accidere* (Nahwform *accisus*), woraus sich *accisia* bildete. Die Steuererheber führten Kerbholzer bei sich, auf denen der Steuerbetrag des Pflüchtigen eingegraben war. Diese Stücke wurden gespalten und dienten, indem die eine Hälfte in der Hand des Steuerpflichtigen, die andere in der des Erhebers blieb, auch zur Quittung und Kontrolle. Daher hieß dann auch die Abgabe, besonders die Grundabgabe, Kerb (incisia, tallia), die noch zur Grundabgabe hinzukommende Nebenabgabe von Früchten *accisia*, *Accise*. Entsprechend sind mittellateinisch *tallia*, italienisch *taglia* und französisch *la taille* = Kerbholz und Steuer, Zoll vom mittellateinischen *taliare*, italienischen *tagliare* und französischen *tailler* = schneiden, auf das Kerbholz einschneiden.

Triff mir nicht über die Schwelle.

Die Verjagung jeder ferneren Gemeinschaft mit Jemand.

Wie der Herd war auch die Thür des Hauses dem Altthum heilig.

Auf der Schwelle findet die gerichtliche Auflassung eines Gutes statt. Der rechte Fuß des Erwerbenden mußte darauf

ruhen, während die rechte Hand Pfosten, Thüring oder Thürangel umfaßte. Der Gläubiger legte zum Zeichen der Besitzergreifung seinen rechten Fuß auf die Schwelle, während der Schuldner, Schwellenhopper genannt, mit bitterem Hohne nach abziehen mußte.

Die Heiligkeit des Hausfriedens war, wie schon an anderer Stelle betont, altdeutscher Rechtsgrund, und in den Bestimmungen hierüber bildet das unbefugte Betreten der Schwelle das Bedeutungsvollste. — Den Neubau eines Hauses festigte man durch drei Hammerschläge auf die Schwelle. Sie galten Wuotan, Donar (Freund des Landmannes, des Ackerbaues, des Hausfriedens) und Fro (der Liebes- und Ehegott). Diesen drei symbolischen Hammerschlägen begegnen wir noch heute bei der Grundsteinlegung. — Für wie heilig die Schwelle geachtet wurde, lehrt der weit verbreitete Gebrauch, den Leichnam eines Missethätters nicht über sie zu schleifen, sondern ihn durch ein unter derselben gelegenes Loch zu ziehen.

Mauselodt sein.

Ganz todt. — Mäuse sind nach mythologischen Begriffen Seelen. Ist der Hausherr gestorben, verlassen zugleich alle Mäuse das Haus; d. h. ganz und mit Allem, mit Mann und Maus todt sein.

Die Maus war schon in Indien ein Symbol der Nacht und in Aegypten der Todestgöttin Muto heilig. Auch in Griechenland galt sie als Sinnbild des Todes. Unter dem Altar des Besitzers Apollon, welcher Tod und Verderben bringt, nisteten Mäuse, sie waren ihm heilig. Auf einigen Münzen wird er abgebildet, wie er mit der rechten Hand mit einer Maus droht, während die linke den vorgestreckten Pfeil hält.

Mit dem Christenthum trat an die Stelle der Seelenherrsinn Freya und Bertha die heilige Gertrud, ihr Attribut ist eine sie umgebende Mäuseschar.

Auch im Mittelalter wurde noch das Erscheinen großer Mäusescharen mit der Pest und dem schwarzen Tode identifiziert, und eine der stehenden Fragen der Hexenprozesse war, ob die verdächtige Person Mäuse gezaubert hätte. — Die Sage vom Mäuseloch gehört ebenfalls hieher. Die Mäuse, die den Bischof Hatto bestürmten, müssen als die Seelen der verhungerten Menschen gedacht werden.

Den Handschuh hinwerfen.

Figürlich im Sinne der Aussechtung einer Streitfrage gebraucht. Die Redensart lehnt sich an die Rechtssymbolik des Handschuhwurfs.

Mit dargereichtem oder hingeworfenem Handschuh wurden bei den Franken, Alemannen, Longobarden und Sachsen Güter übergeben, gleichsam ausgezogen und abgelegt. Der König oder der Richter warf den Handschuh hin zum Zeichen ausgesprochenen Bannes. Wie mit dem Handschuh Gut aufgelassen oder ein Verbrecher all seines Gutes für verlustig erklärt wurde, scheint auch der im Mittelalter gebräuchliche Wurf des Handschuhs als Aufforderung zum Kampfe eigentlich auszudrücken, daß der Werfende oder Darbietende seinem Gegner Frieden und Freundschaft aufzage.

Für Einen durch's Feuer gehen.

Sich ganz für ihn aufopfern, Alles für ihn wagen, weil man weiß, er verdient es.

Zu den Orbalien (Gottesurtheilen) gehörte die Feuerprobe. Sie wurde in verschiedener Weise ausgeführt. Bei einer derselben mußte der Verurtheilte zwischen zwei brennenden Holzstößen langsam hindurchschreiten. Es war nichts Ungewöhnliches, daß durch solchen Feuerangang die Frau das Andenken des Gatten, der Sohn — des Vaters, der Freund — des Freundes wieder zu Ehren brachte. Die Praxis der Stellvertretung bei der Probe wurde ebenfalls geübt und jedenfalls durch ein derartiges Durchdasfeuergehen der höchste Beweis der Liebe und Selbstopferung gegeben.

Ansichten aus Budapest.

(Siehe das Bild S. 788 u. 789.)



Berlin ausgenommen, kann keine Stadt des Kontinents sich rühmen, so wie Budapest in der kurzen Frist von kaum zwei Jahrzehnten einen so außerordentlichen Aufschwung genommen zu haben. Gegenwärtig zählt die ungarische Hauptstadt, Pest und Ofen zusammen, nahezu 400,000 Einwohner, während Pest, ihr größter Theil, im Jahre 1795 nur 29,870 Einwohner, 24 weißtöckige, 318 einstöckige und 2239 ebenerdige Häuser besaß.

Die Hauptansicht in der Mitte unseres Bildes gibt einen Begriff von der malerischen Lage der ungarischen Hauptstadt.

Das Königsschloß, an derselben Stelle stehend, wo einst Matthias Corvinus residierte, wurde von Maria Theresia errichtet. Es enthält 203 Gemächer. In der Schloßkirche wird die Rechte des heiligen Stephan verwahrt. Dasselbst befinden sich auch die ungarischen Reichsinignien. Die prächtige Kettenbrücke, in den vierziger Jahren vom Engländer Clark erbaut, diente zwei Jahrzehnte als einziger stabiler Verkehrsweg über die Donau. Die Spannung zwischen den Mittelpfeilern beträgt 600 Fuß.

Im Hintergrunde sehen wir die schöne Margarethenbrücke, welche in der Voraussehung erbaut wurde, daß sie eine Verbindung der beiden Ufer mit der reizenden Margaretheninsel herbeiführen werde. Es wurde aber die Rechnung ohne den Besizer gemacht, der den insularen Charakter seiner Donauperle beizubehalten wünscht. Auf dieser Insel, Eigenthum des Erzherzogs Josef, befindet sich eine schöne Badesanstalt, zu welcher eine artesische Quelle, die der Erzherzog bohren ließ, reichlich Thermalwasser liefert. Unser Bild zeigt sowohl diesen Reichtum, als auch die natürliche Steig-

kraft dieser Therme, welche die Mauer, die sie umschließt und an welcher sie herabströmt, mit Versteinerungen überzogen hat. Ueber diesem Bilde sehen wir den Tunnel, der ein sehr notwendiges Verkehrsmittel zwischen verschiedenen Stadttheilen bildet, und die Bergbahn, auf welcher man in einer Minute den Weg in die Festung zurücklegt, der sonst eine Viertelsunde in Anspruch nimmt. Sowohl Bergbahn als Tunnel sind Aktienunternehmungen, die ein sehr gutes Erträgnis abwerfen. Die imposante dorische Stirnfassade des Tunnels erhebt denselben zu einer Zierde der Stadt.

Das Nationaltheater ist ein Kunstinstitut ersten Ranges, dessen Direktor Eduard Paulay mit besonderer Vorliebe das französische Salonschauspiel kultiviert, für welches das Theater vorzügliche Kräfte besitzt. Die für dasselbe erworbenen ausländischen Theaterstücke werden den ungarischen Provinzbühnen kostenfrei zur Aufführung überlassen. Das Gebäude enthält zahlreiche Wohnungen, deren bedeutender Miethzins dem Theater zugute kommt. Dem schönen Volkstheater, welches der Hauptstadt gehört, gebührt wegen der vorzüglichen Sicherheitsvorkehrungen der Vortzug vor dem Nationaltheater. Dagegen wird es seiner Bestimmung, das Volkstheater zu kultivieren, immer mehr untreu.

Der Akademiepalast, eine der schönsten Bauten der ungarischen Hauptstadt, hat die Bestimmung, den ungarischen Gelehrten einen würdigen Versammlungsort zu bieten. Die Organisation der Akademie ist ähnlich, wie bei den Akademien in anderen Ländern. Sie betreibt den Verlag von wissenschaftlichen Werken, besitzt eine schöne Bibliothek und beherbergt die an hervorragenden Werken spanischer und niederländischer Meister reiche Landeshildergalerie. Die nach den Dichtern Petöfi und Kisfaludy benannten literarischen Gesellschaften halten auch in diesem Palaste ihre Sitzungen. Ein historischer Platz ist jener, auf welchem das Gedenkmonument steht. Der tapfere General Hengi fiel bei der Erstürmung Ofens im Jahre 1849 mit 418 österreichischen Soldaten, deren Namen auf dem 21 Meter hohen Denkmal verzeichnet stehen. Der wackere Schweizer verteidigte die Festung gegen die später niedergeworfenen Honveds und heute steht sein Denkmal vor dem Palais des Honveds (Landesverteidigungs-) Ministeriums. Das Monument eines andern Helden, der als Honved fiel, des unsterblichen Petöfi, ist heute zugleich ein kostbares Andenken an den im Anfang dieses Jahres verstorbenen genialen Bildhauer Huszar. Außer den beiden Opfern des Bürgerkriegs sehen wir das Standbild des Palatins Erzherzog Josef von Professor Halbig in München. Dieser edle Prinz hat stets getrachtet, den Wiener Hof für die Ungarn zu stimmen, was aber in der vormärzlichen Zeit nicht durchzuführen war. Dem Lande und der Dynastie wären schwere Prüfungen erspart geblieben, wenn die Rathschläge des erfahrenen Palatins Beachtung gefunden hätten. Er hat sehr viel für die Verbesserung Budapests gethan. Auch die Schaffung des Budapest Stadtwalds, welches der gegenwärtigen Landesaussstellung als reizende landschaftliche Folie dient, ist dem Palatin zu verdanken. Vom Stadtwald, das ein sehr beliebter Ausflugsort der Budapest ist, gibt unser Bild einige reizende Details. Der Wasserfall ist allerdings Zukunfts- und wurde für unser Bild bei einer „Probe“ belauscht. Um ihn zu speisen, wird der Rafosbach abgeleitet; dagegen treibt die Fontäne seit etwa zwei Jahren ihr Spiel mit den mächtigen Wasserstrahlen. Das Portal der Eislauffalle, welches sich der üppigen Vegetation ringsum trotzig verschließt, öffnet sich — ein zweiter Janustempel — erst, wenn der Winter den Pflanzen Krieg erklärt und die Fläche des Teiches mit einem Eispanzer bedeckt hat. Die Veranlassung zur Erbauung der schönen Eislauffalle gab ein junger russischer Fürst, der während des russisch-türkischen Krieges dem russischen Konsulat in Budapest zugetheilt war, bestimmt, durch fürstlichen Aufwand und persönliche Liebenswürdigkeit in den Kreisen der Aristokratie für Rußland Stimmung zu machen. Er und sein Liebessport, das Schlittschuhlaufen, gewannen zahlreiche Anhänger.

Dem Wintervergnügen ist auch die hauptstädtische Redoute geweiht, welche prachtvolle Tanzsäle enthält, die dem gesellschaftlichen Leben der ungarischen Hauptstadt ein würdiges Ansehen gewähren. Mit diesem massiven Bau wollte Architekt Teszl den ungarischen Baustyl begründen. Zwischen den tanzenden Gruppen an den Säulen wurden kürzlich eine Reihe einzelner Statuen aufgestellt, welche die Musik im Alterthum mit den betreffenden Instrumenten repräsentieren. Die Redoute ist innen und außen eine hervorragende Sehenswürdigkeit.

Von den zahlreichen, unter dem Regime des gegenwärtigen Unterrichtsministers v. Tresort errichteten, dem Lehrwesen gewidmeten Bauten zeigt unser Bild die Akademien für Zeichen und Musik. Die Fassaden dieser Bauten, wie auch die des zwischen beiden gelegenen Künstlerhauses gehören zu den bemerkenswerthen der an architektonischen Meisterwerken reichen Andrássystraße. Während der Landesaussstellung wird auch das Künstlerhaus sehenswerthe Expositionen vornehmlich ausländischer Gemälde enthalten. Gegenwärtig befindet sich noch in demselben ein reichhaltiges Kunstgewerbemuseum, welches sich auch in das Gebäude der Musikakademie erstreckt. In diesem ist von besonderem Interesse die Wohnung des „Direktors“ Franz Liszt. Damen der Aristokratie haben das zeitweilige Heim des Altmeisters in sinniger Weise ausgestattet. Jedes Möbelstück ist mit andersfarbigem Sammet überzogen und mit Handarbeit geschmückt. Jeder Stuhl, jeder Tisch, jedes Bild, jeder Teppich ist das Geschenk einer andern Dame. So wurde Liszt mit einer fertig eingerichteten Wohnung überhäuft, die an Originalität nichts zu wünschen übrig läßt. Im letzten Herbst empfing er hier den Besuch der Erzherzogin Marie Valerie und der Prinzessin Amalie in Bayern.

In einer andern Ecke unseres Bildes sehen wir das Polytechnikum, ebenfalls durch die Initiative des genannten Ministers entstanden, in venetianischem Style ausgeführt. Dasselbe wurde im Jahre 1884 seinem Zwecke übergeben. Ein hervorragender Prachtbau im Renaissancestyl ist das Zollamtsgebäude, vor welchem wir eben den Markt der Töpfer und Strohhesselflechter erblicken, der hier zeitweilig abgehalten wird.

Der Bahnhof der österreichisch-ungarischen Staatsbahn, in polydromem Mischbau und Eisenkonstruktion ausgeführt, kann in seiner Art als Muster dienen, ebenso das großartige Schlachthaus, dessen Portal mit den Thiergruppen von Begas geschmückt ist. Eine an Prachtbauten reiche Promenade bildet der Franz Josefsplatz mit der neuen Börse. In der Nähe desselben ist der prächtige Franz Josefsplatz mit dem Gedenkmönument. Die Nationalreitschule, deren Giebel eine kupferne Kopie eines der

prächtigen Kasse von dem Sanft Markusdome in Venedig krönt, dient verschiedenem edlen Sporte. Daneben sehen wir das Palais des Grafen Alois Karolyi, Vörschaffers in London, welches zu den schönsten derartigen Bauten der Hauptstadt gehört, aber seit Jahren nicht bewohnt wird. Eine andere Linie der Grafen Karolyi bewohnt in der Mitte der Stadt einen Palast, zu welchem ein Park im Umfange von neun Morgen gehört.

Schließlich wenden wir uns einem der ältesten Bauwerke, der Matthiaskirche zu, die nach Matthias Corvinus benannt ist, welcher König sie vielfach verschönern ließ. Erbaut wurde sie jedoch im dreizehnten Jahrhundert von Bela IV. Die Türken machten eine Moschee daraus und der ursprünglich gothisch-romanische Bau war kaum mehr zu erkennen. Derselbe wird aber nach den Plänen des Architekten Schulek stylgemäß restaurirt und soll bereits zur zweihundertjährigen Feier der Wiedereinnahme Ofens im Herbst 1886 eingeweiht werden. In dieser Kirche fand im Jahre 1867 die Krönung statt. Daß Budapest eine sehr sehenswerthe Stadt ist, die auch von der Natur durch eine reizende Lage, warme und kalte Mineralquellen und einen prächtigen Strom begünstigt ist, wird der Leser unserer Schilderung entnehmen haben. Die gegenwärtige, in mancher Beziehung internationale, mit Geschick und Geschmack arrangirte Ausstellung wird sicherlich zahlreiche Fremde zum Besuche der schönen Königsstadt am Donaufrande veranlassen.

Mariusz Hedyt.

Das Einfangen wilder Pferde in Australien.

Von

Richard Oberländer.

(Siehe das Bild S. 796.)



Der australische Squatter unterscheidet sich wesentlich von dem amerikanischen. Unter letzterem versteht man einen Landwirt im bescheidensten Sinne des Wortes, der mit Büchse und Axt in die unbewohnte Wildnis hineinzieht und sich, wo es ihm beliebt, auf noch nicht vermessenem Boden ansiedelt, mit nicht größerem Rechte als das Wild und ebensowenig Steuern und Zinsen bezahlend. In Australien sind Squatter große Viehzüchter und Heerdenbesitzer, welche von der Regierung unter sehr günstigen Bedingungen ausgedehnte Länderstrecken erhalten, auf denen ihre Schaf-, Rinder-, Pferdeheerden u. s. w. weiden. Auch gibt es wilde Squatter im Lande, welche mit ihren Heerden, ohne irgendwo eine feste Station zu haben, bald da, bald dort umherziehen und einen Platz gewöhnlich erst dann verlassen, wenn die Thiere kein Futter und kein Wasser mehr finden.

Das Geschäft eines Squatters ist ein überaus lohnendes; ist auf einer Schafstation das Augenmerk darauf zu richten, aus edlen Schafaffen das größtmögliche Quantum der vorzüglichsten Wolle zu erzielen, so rechnet man bei der Rindviehzucht auf die Häute, die Hörner und das Fett. Die Pferde werden nicht nur für den Gebrauch im eigenen Lande gezüchtet, sondern sind auch anderwärts sehr geschätzt.

In der Regel besteht für eine Viehzüchterei eine einzige Station, auf welcher mehrere Stockmen (Aufseher) beschäftigt sind, und es existirt eigentlich auch nur eine einzige Heerde oder vielmehr: Pferde und Fohlen, Stiere, Kühe und Rinder, Alles läuft, wie es ihm gefällt, manchmal monatelang draußen im Busch herum, vollständig unbewacht. Gegen die Dingos (wilde Hunde) können sich die Thiere selbst schützen, und wenn die Eingeborenen oder die Bushranger einmal ein Rind holen oder einer dieser Diebe sich auf einem Reithorse davonmacht, das er nicht gekauft hat, so ist das eben nicht zu ändern.

Große Ausklopfaktionen, in neuerer Zeit mit Dampf betriebenen, sind fast in allen Waidebezirken eingerichtet, um das Fett auf die einfachste und rascheste Weise zu gewinnen. Das Vieh wird geschossen oder im Paddock (Viehbuch) zusammengeschlagen, abgetreift, geviertheilt, in Stücke gehauen und darauf in große eiserne Kessel geworfen, die gerichtlich taxirt sind, 16 bis 24 Ochsen oder dreimal so viel Schafe auf einmal zu fassen. In diesen wird der Talg ausgekocht, abgeschöpft und in Fässer gefüllt, welche nach Europa verschickt werden. Auch Häute und Hörner gehen denselben Weg. Leider bleiben aber oft bedeutende Verluste nicht aus, namentlich wenn Mißjahre, das heißt Dürre oder Krankheiten unter dem Vieh dazwischenkommen; dann muß der junge Nachwuchs mit dem alten Vieh gleichzeitig und massenhaft geschlachtet und der Ausklopferei überantwortet werden.

Schlimmer noch ergeht es in einem solchen Falle den Pferdezüchtern. Wenn die Trockenheit eines Sommers zunimmt und der Graswuchs aufhört, so bleibt ihnen nichts übrig, als die Pferde herbenweise zur Versteigerung um jeden Preis nach dem Markt zu bringen; häufiger aber überläßt man die Pferde während eines solchen Nothstandes völlig ihrem Schicksal. Ist aber der Sommer gut, so daß die Thiere Futter und Wasser genug finden können, so gewährt es einen prachtvollen Anblick, einen Trupp Pferde, die zum Verkauf bestimmt sind oder zugeritten werden sollen, von der Waide in die Station eintreiben zu sehen. Zwei oder drei Stockmen reiten mit Tagesanbruch aus, um die Thiere weit draußen im Busch auf ihren Lieblingsplätzen aufzufuchen. Gegen Mittag hört man das furchtbare Knallen der kurzgefielten Peitschen, lautes Gallo und ein Stampfen, das die Erde erdröhnen macht. Eine halbe Stunde später kommen die Thiere mit Sturmeschreie und schreiend vor Hitze an und wenige Minuten darauf sind sie eingekesselt in dem großen, bis zu drei Meter hohen Paddock.

Mit der Erziehung der Pferde werden wenig Umstände gemacht. Die Thiere, welche zugeritten werden sollen, müssen zunächst mit Schlingen in der Viehbucht gefangen und aus derselben herausgezogen werden, wobei sie sich, wie sich denken läßt, äußerst wild geben, um sich schlagen, beißen und alles Unheil anrichten, das sie im Stande sind, zu verüben, bis es gelingt, ihnen die Fesseln anzulegen, starke Stricke, mit welchen die Vorderfüße derart gebunden werden, daß die Thiere nicht am Gehen, wohl aber am Laufen und Springen gehindert sind. Jedes Pferd einzeln ordentlich einzureiten, dazu fehlt in Australien die Zeit; man begnügt

sich damit, die Thiere „einzubrechen“, wie der technische Ausdruck heißt, und die Lehmeister gehen mit ihren Jünglingen barbarisch genug um. Dennoch gibt es viele gute Reithorse, und es ist eine sehr beträchtliche Spekulation mit solchen nach Indien gerichtet, wo die muthigen und zum Ertragen der härtesten Strapazen geeigneten Thiere für die Kavallerie besonders gesucht sind.

Nachdem ich Jahr und Tag als Stockman thätig gewesen, verband ich mich zur Zeit des Kriegs in Ostindien mit dem Sohne des Hofschauspielers B. und einem Amerikaner zu solchen Pferde-transporten. Vier Monate zogen wir von Station zu Station, zu je 2 bis 3 Pfund Sterling ein- bis zweijährige Thiere einkaufend, welche wir auf langsamen Märkten bis nach Melbourne brachten, um sie dort zu verschiffen. Das Passagegeld betrug 25 Pfund Sterling für jedes Stück, das sicher und gesund im indischen Hafen gelandet würde; dort aber galten sie 50 bis 80 Pfund Sterling. Das Geschäft war freilich sehr riskant, würde indessen ganz gut gewesen sein, wenn ich nicht mit P. auf der zweiten Reise, mit welcher wir unsere Unternehmungen zu beschließen gedachten, in Ceylon am Fieber erkrankt wäre. P. starb und mich ließ der Dritte im Bunde mit dem Tode ringend zurück, natürlich um das Wort wahr zu machen — Noß und Reiter sah man niemals wieder.

Der Stockman verachtet den Schäfer und dessen Beschäftigung, weil er meint, daß es nichts Männliches sei, den ganzen Tag hinter den Schafen herumzuschleichen. Der Stockman lebt zu Pferde und nimmt sich natürlich das Beste aus der Herde. Er hat ein solches auch in der That nötig, denn dieses muß nicht allein im Stande sein, über eine Umzäunung wegzuziehen, sondern nicht selten auch den Hörnern eines wilden Stieres Troß zu bieten. Umgestürzte Bäume und weite Klüfte müssen übersprungen werden, und der Reiter kümmert sich in der That durchaus nicht um die Gefahren unter seinen Füßen; diese zu vermeiden, ist Sache des Pferdes. Der Reiter hat nur für seinen Kopf zu sorgen und hat da vollauf zu thun, denn wenn er durch einen nicht sehr hochstämmigen Wald reitet, so läuft er jeden Augenblick Gefahr, mit hervorragenden Ästen in sehr unangenehme Verthierung zu kommen.

Die Viehjagden, welche der Musterung und des Brennens wegen jährlich mehrmals angestellt werden müssen, sind sehr beschwerlich und oft für Reiter und Vieh sogar gefährlich, wenn nämlich das Vieh auf einer Parforcejagd gehegt wird, plötzlich umwendet und gegen den Reiter kehrt. Dann ist schleunige Flucht ein einziges Rettungsmittel, wenn er nicht riskiren will, auf den Hörnern eines Bullochen getragen oder an einen Baum geschleudert zu werden.

Die Musterung des Viehs wird in der Regel unter Beistellung der Nachbarn des Squatters vorgenommen. Nachdem die nötigen Verabredungen getroffen, alle mitwirkenden Personen, Herren wie Arbeiter, ordentlich beritten gemacht und mit ihren Stockpeitschen versehen sind, beginnt die Jagd. Bald schallt es aller Orten und Enden im weiten Walde wieder von dem Knallen der gefürchteten Peitsche, mit welcher, wenn sie von geübter Hand geführt wird, ganze Streifen Fell von den Rippen des Viehs heruntergeschlagen werden können. Die aufgeschreckten Thiere, besonders die alten, die aus Erfahrung wissen, was nun vorgeht, eilen zu ihrem gewöhnlichen Lagerplatz — der Stockman hinter ihnen her treibt sie dem im Voraus bestimmten Versammlungsorte zu. So wird von allen Seiten her gejagt und getrieben, bis das Vieh der ganzen Station zusammengebracht ist und die Reise nach der Viehbucht beginnt. Ringsum knallen die Peitschen, die Reiter schreien und toben, die Hunde bellen und das brüllende Vieh wird vorwärts gedrängt über die Höhen, an steilen Abhängen hinunter, durch enge Schluchten oder über die weite Ebene. Der ganze wilde Zug wird auf beiden Seiten von den Treibern eingeschlossen und in der gewünschten Richtung erhalten, obgleich manchmal ganze Wölken von Staub die Thiere den Blicken ihrer Wächter verbergen. Hier oder da gerathen zwei wüthende Bullen aneinander, sie müssen mit gewaltigen Peitschenhieben wieder auseinander gebracht werden; ein andermal will eine Kuh ausbrechen, um ihr verirrtes Kalb, das sie weiter hinten brüllen hört, zu suchen; die Pferde der Reiter aber weichen vor toller Lust, denn auch sie sind, wie die Männer, mit einer wahren Leidenschaft auf diese Jagd verfallen. Die Viehbucht kommt in Sicht. Fast jedesmal versuchen hier die Thiere, welche sich der an diesem Orte erlittenen Qual sehr wohl erinnern, auszubringen, und nun zeigt sich die ganze Geschicklichkeit und Beweglichkeit der klugen Pferde, die selbst auf jede verdächtige Bewegung des abgehegten Viehs Acht geben, bis dasselbe sich endlich, von Staub bedeckt, in der Umzäunung befindet.

Das Brennen des Viehs ist in der That eine grausame Operation. Das Thier wird mit Schlingen gefangen, niedergeworfen und so fest geknebelt, daß es sich nicht bewegen kann. Darauf wird ein rothglühend gemachtes Eisen, mit dem Zeiden des Eigenthümers versehen, so lange auf die Haut des Thieres gehalten, bis der Brand durch dieselbe hindurchgegangen ist. Die Wunde vernarbt später, läßt aber bis in das höchste Alter des Thieres ein lehrreiches Brandmal zurück.

An jede Musterung reiht sich in der Regel ein anderes Geschäft, nämlich dasjenige, die zum Verkauf oder zum Abschachten und Einkochen bestimmten Thiere auszufuchen. Diese werden in eine besondere Umzäunung gebracht; die übrigen werden freigelassen. Mit Windeseile zerstreuen sich die Thiere nach allen Richtungen des Waldes, um ihre alten Plätze wieder aufzufuchen. Die zum Verkauf eingefangenen oder zum Einkochen verurtheilten werden alsbald unter der Obhut der erforderlichen Zahl von Viehtreibern zum Markt oder zur Einkocherei geführt. Auch bei diesem Viehtrieb, der manchmal auf sehr weite Entfernungen unternommen werden muß, fehlt es nicht an mannigfachen Aufregungen. Bald verirrt sich ein Theil der Thiere in dem schluchtenreichen Lande oder in der Wildnis des Busches, bald verliert sich die Heerde über Nacht auf der weiten Ebene, bald wieder entsteht eine grenzenlose Verwirrung beim Durchschwimmen eines Baches oder Flusses. Zu alle dem gesellt sich die Sorge, ob an den einzelnen Halteplätzen für die Nacht auch Wasser und Futter in hinreichender Menge vorhanden sein wird, ob nicht ein Steppenbrand ungeahntes Unheil verbreitet hat u. s. w. — Kurzum, die Beschäftigung eines Stockman bietet, wie ich aus längerer Erfahrung berichten kann, der Abwechslung im Ueberflusse.



Literatur.

— Philipp Reclam jun. in Leipzig, dessen Name heute durch seine „Universalbibliothek“ ein geflügeltes Wort ist, hat vor achtzehn Jahren mit Schiller sein Unternehmen begonnen, das durch die billigen Preise in erster Linie, dann aber auch durch die umsichtige Leitung, welche den Blick nach allen Seiten gerichtet hat, sich rasch und dauernd Bahn gebrochen. So steht denn die Universalbibliothek, die alle Nationen gleichmäßig berücksichtigt und bei ihren Uebereinkünften von gediegenen Kräften unterstützt wird, an der Schwelle des dritten Tausends ihrer willkommenen Bändchen, und schließt das zweite Tausend mit einer reizenden Ergänzung von Wilhelm Raabe: „Zum wilden Mann“. Kann sich ein Jeder mit wenig Geld die Kenntniß der besten Werke der deutschen wie der fremden Literaturen verschaffen, so sei namentlich auch des Mittels gedacht, das dadurch unseren Lesestreifen verschafft ist, welche bei dem billigen Preise sich Exemplare genug verschaffen können, um mit vertheilten Rollen zu lesen. Wir wünschen dem schönen Unternehmen auch für das dritte Tausend den glücklichsten Erfolg.

— Fanny Lewald, die seit längerer Zeit mit keinem größern Roman mehr hervorgetreten, hat jene fabelhafte Erzählung: „Im Abendroth“, welche in unseren Blättern erschien, nun auch als Buch (Dresden, Minde) herausgegeben. Es sind Briefe aus Ragak, der Lieblingsvilleggiatur der Dichterin, welche durch den Lokalkolorit dem Ganzen einen besonders aktuellen Reiz gegeben. Sie schreibt immer mitten aus dem Leben, ihre Figuren sind immer treu nach dem Leben gezeichnet, nicht Photographien, sondern Zeichnungen einer Künstlerin von Geist, die ebenso reizvoll erzählt, als in ihren Reflexionen das Leben der Gegenwart mit unbittlicher Strenge kritisiert. Wir erinnern hier nur an das, was sie im neunten Briefe über unser Musiktreiben sagt. In der Satire hat vielleicht außer der Düringsfeld keine Frau so Bedeutendes geleistet. Ein packendes Buch, wo wir's ausschlagen.

— Schiller und sein Ende, werden Manche parodirend sagen, wenn sie eine neue Biographie des Dichters sehen, und doch muß gegenüber der ganz unverhältnismäßig angewachsenen Goethebibliothek ein neues Buch, das uns den Mann, der unsere Ideale veredelt hat wie kein Anderer, näher bringt, immer willkommen sein. C. Hepp, der uns „Schiller's Leben und Dichten“ (Leipzig, Bibliographisches Institut) darstellt, hat sich zum Ziel gesetzt, nach der Erzählung seiner Lebensschicksale hauptsächlich die Entfaltung seiner Dichterkraft in ihren Hauptmomenten darzustellen, nicht in kritischer Darlegung seiner Hauptwerke, sondern eben im Werden derselben und in den äußeren Einflüssen, die auf dieses eingewirkt. Dadurch ist neben allen anderen Biographien ein eigenartiges Werk entstanden, das durch die Illustrationen — 50 an der Zahl — noch einen ganz besondern Reiz erhält. Der Verfasser hat nicht bloß das Material in den gedruckten Vorarbeiten gesucht, sondern selbst auf Reisen reichlich Stoff gesammelt und ist den Quellen an Ort und Stelle nachgegangen. Dadurch ist es ihm auch gelungen, eine seltene Sammlung von authentischen Porträts aller auf Schiller's Leben einwirkenden Personen aufzutreiben und für hübsche Bilder der zu Schiller in Beziehung stehenden Städte, Häuser und Landschaften (letztere von Büttner und Nestel) zu sorgen. So hat das Buch trotz aller ähnlichen Werke seinen eigenthümlichen Werth und Reiz.

— Das Frühjahr ist die schönste Reisezeit für Italien, auch wenn es warm ist, denn Italien im März und April, wo es meist windig ist und regnet, ebenso im Winter, ist nicht das rechte Land unserer Träume und Sehnsucht. Sehr zur Zeit kommt deshalb ein bewährtes Reisehandbuch des Bibliographischen Instituts in Leipzig, nämlich „Stell-Fels' Italien in sechzig Tagen“, in neuer Auflage und praktisch eingetheilt, in zwei handlichen Bänden, anstatt des früheren einen, ziemlich diefelbeigen. Diese dritte Auflage ist nicht ein Wiederabdruck des alten, sondern eine sorgfältige Fortsetzung und Erneuerung des brauchbaren und reichhaltigen Werkes, dem der Tourist sich mit Ruhe anvertrauen darf und dessen Führerschaft er stets mit Anerkennung gedenken wird. Bei aller Knappheit doch das Wesentliche und Charakteristische enthaltend, bezüglich der Gasthöfe unparteiisch und erfahrungsgemäß, kundig über Land und Leute, Reiseart, Künste und Verkehr des täglichen Lebens im Lande jenseits der Alpen, gehört dieser Reiseführer zu den besten, die wir besitzen, und ist namentlich für Reisende mit Rundreisebilletten das klassische Handbuch, welches wir jeden Augenblick um stets kundigen Rath fragen können, von den Alpen an bis nach Neapel.

— Von Heinrich v. Salisch ist unter dem Titel: „Forstästhetik“ (Berlin, Springer) eine kleine, fein empfundene Arbeit erschienen, welche die Forstliteratur um eine sehr liebenswürdige Aiance erweitert hat. Es ist eine Studie zu den Kunstregeln der Waldschönheit. Die Pflege dieser Schönheit ist in der Forstpraxis ja keineswegs immer, wenn schon oft genug, engherzig ausgeschloffen worden, aber merkwürdigerweise ist selbst da, wo die feineren Bedürfnisse eines Forstmanns den Wald unter ästhetische Gesichtspunkte brachten, bisher immer gelaugt worden, dabei des beratenden Beistandes der Theorie entbehren zu können. Der Verfasser der „Forstästhetik“ will den Wald, ganz speziell in seiner Aufzucht, unter bestimmte Gesetze über das Malerische und landschaftlich Schöne gestellt sehen und eine geläuterte Auffassung des Schönen in der Forstkunst verallgemeinern. Das Kapitel über die Farbenlehre der Landschaft ist sprachlich und künstlerisch von so feinen Dispositionen, daß jeder Leser, auch der Nichtforstmann, daraus poetischen Gewinn ziehen wird. Auch andere, so über den Duft und die Stimmen des Waldes, über Fernsichten und die Holzwahl bei der Aufzucht, werden in dem Rokorit ihrer Empfindung und ihrem dichterischen Gepräge allgemeiner interessieren. Baldmann nach Beruf und praktischer Ausbildung, hat der Verfasser seinem Büchlein aber auch für die praktische Forstbewirtschaftung werthvollen Inhalt gegeben, wenn schon der lebenswichtigste Charakter der Forstästhetik in ihren idealen Bestrebungen liegt. „Auch wenn wir keines Holzes mehr bedürften“, sagt Niehl, „werden wir doch noch den Wald brauchen. Das deutsche Volk bedarf des Waldes, wie der Mensch des Weines bedarf.“

— Der hannoversche Oberstabsarzt Aug. Dyes, dessen Aufsatz über Bleichsucht in unseren Blättern so viel Aufsehen erregt und so viele Geheile glücklich gemacht, hat nun auch eine kleine Schrift: „Verhütung der Augenbräune und Blindheit“ (Berlin, Heyser) herausgegeben, welche der Sache gründlich zu Leibe geht und durch die leicht verständliche Form der Darstellung dem großen Publikum zugänglich ist. Bei der weiten Verbreitung der Augenbräune ist die Schrift nicht genug zu empfehlen für Alt und Jung, in letzterer Beziehung auch den Eltern, damit zu rechter Zeit eingegriffen werden kann.

— Etwas trocken, aber mit der Kraft und der Wirkung ungeschminkter Wahrheit hat Geri Göbel eine Schilderung der Entwicklung und des jetzigen Standpunkts des Staates Missouri gegeben in seinem Buch: „Länger als ein Menschenleben“ (St. Louis, Miller). Der Verfasser ist kein Schriftsteller von Beruf, er illustriert und kolorirt nicht, er schildert einzig und allein, was er von Nachbarn erfahren und selbst mit durchgemacht hat; aber die Fülle des Stoffes und der scharfen, sachlichen Vortrag machen diesen Lebensbericht hoch interessant, man gewinnt Einblicke in das intimste Bürgerleben Amerikas, und die Kenntniß des Autors von Land und Leuten, Thier-, Pflanzenleben, Handel, Industrie

und Politik bringen höchst originelle Dinge für europäische Leser an das Tageslicht. Ein Geschichtswerk ist dies Buch nicht, aber ein wichtiger Beitrag für einen Geschichtsschreiber durch die Fülle von Material und für das große Publikum eine Lektüre, die, mit photographischer Treue möchte man sagen, das Geschehen, die Ausbreitung und das Erlöschen dieses Staates sehr interessant und lehrreich vor Augen führt.

Bildende Künste.

Für die in München zu erbauenden drei katholischen Kirchen sind aus ergangenen Konkurrenzentscheidungen nicht weniger als 96 Entwürfe aus Deutschland und Oesterreich-Ungarn eingelaufen. Die Preisjurys trönte 9 derselben, nämlich die von L. v. Abbema in Düsseldorf, L. Becker in Mainz, Weisbarth in Stuttgart, Flügel und Normann in Gießen, G. Hauberger in München, F. Komeis ebenda, Cl. Hübl in Mainz, G. Schmidt in München und Fr. Thierich daselbst. Auffälligerweise lehnt sich keiner der Entwürfe an die in Altmünchen kultivierte Spätgotik an. Unter den Königen Ludwig I. und Maximilian II. fand die monumentale Malerei in München eifrige Pflege. Das ist leider anders geworden und Verflachung der Malerei die notwendige Folge davon. Der Neubau dreier Kirchen gäbe nun günstige Gelegenheit, der großen idealen Malerei wieder aufzuhelfen.

Im Grazer Stadtpark wird demnächst ein neues Werk Hans Brandstetter's: „Die Waldliebe“, zur Aufstellung kommen. Die von Herrn in Bronze gegossene Gruppe verleiht Steyermark in Gestalt eines anmuthigen, frischen Mädchens in steirischer Gebirgsgegend, an dessen Schooß sich ein junges Reh vertraulich anlehnt. Der Ausdruck des leicht geneigten und von reichen blonden Zöpfen lose umflossenen Gesichtes wird als ganz besonders anmuthig und charakteristisch bezeichnet.

Eine werthvolle Erwerbung ist kürzlich von dem k. Museum in Berlin durch Ankauf des dreitheiligen Gemäldes von Buoninsegna gemacht worden, Christi Geburt im Mittelbilde und auf den Seitenbildern je einen Propheten darstellend. Das Kunstwerk gehört wahrscheinlich zu der bekannten Altartafel, welche der Maler im Anfang des 14. Jahrhunderts für den Dom seiner Vaterstadt Siena anfertigte.

Jak. Gaiger hat einen „Empfehlungsbrief“ vollendet und in die Lokalausstellung der Münchner Künstlergenossenschaft gegeben. Die Szene spielt zur Hofkapelle im Frühstückszimmer einer vornehmen Familie, der Diener hat eine schöne junge Dame in Trauerkleidern eingelassen, welche einen Brief in der Hand hält. Der Herr und die Dame sitzen am Tisch, jener wendet mit freundlicher Miene sich der jungen Dame zu, während seine Gemahlin sie durch das Lorgnon prüft. Hinter ihr steht der junge Sohn des Hauses und ist schon auf den ersten Blick von dem Liebreiz der Fremden hingerissen, die im Hause Aufnahme sucht. Das Bild ist in seinem Gedanken, wie in Komposition und Zeichnung gleich gelungen und von bestechendem Kolorit.

Es ist ein vielverbreiteter Irrthum, zu glauben, daß die kirchliche Kunst in unseren Tagen brach liege. Das Gegentheil wird durch die Thatlage bewiesen, daß es bedeutenden Historienmalern religiöser Richtung, wie deren die Münchner Schule in Baumgärtner, M. Fritsch, L. Glöckle, A. Müller u. A. beisteht, nicht an Aufträgen fehlt. So hat L. Glöckle im Laufe der letzten Jahre die Gottesackerkirche seiner Vaterstadt Immenstadt im Allgäu mit zahlreichen Gemälden, wie die Erweckung der Tochter des Jairus, die vier Evangelisten, die Himmelfahrt Christi geschildert und gegenwärtig vier weitere, das Opfer Abrahams, den Kreuzestod Christi, das Paradies und die Geburt des Herrn in Arbeit und wird sein Werk mit dem jüngsten Gericht abschließen, während Fritsch feinerer für die Pfarrkirche in Wangen eben ein großes Altarblatt vollendet hat.

Gabriel Raag, „Die Ekstase der Katharina Emmerich“ ist vom bayerischen Staat erworben und in der k. neuen Pinakothek zu München untergebracht worden.

Musik.

In Kassel findet am 29. und 30. Juni und 1. Juli ein großes Musikfest statt, welches von dem akademischen Gesangverein zu Marburg, dem Frühlingschen Gesangverein zu Nordhausen, dem Münchener Chorverein und dem durch andere Gesangsvereine noch wesentlich verstärkten Kasseler Oratorienverein, zusammen etwa 450 Sängerinnen und Sängern, ausgeführt werden wird. Am ersten Abend kommt Mendelssohn's Paulus, am zweiten ein großes Symphoniekonzert zur Aufführung, am dritten Tage wird eine große Matinee veranstaltet. Eine Reihe von Festlichkeiten wird den zu erwartenden zahlreichen Fremden die Schönheiten der Stadt und ihrer Umgebung vor Augen führen.

Der Sultan Abdul Hamid will in Konstantinopel ein Konservatorium für Musik errichten lassen. Zum Direktor desselben hat er den in Wien ausgebildeten Pianisten Devlet Efendi ausersehen.

In den Bestimmungen, unter welchen die Stadt Leipzig als Eigentümerin dem Konservatorium den Platz für das neue Gebäude überläßt, ist uns eine als besonders human aufgefallen. Das Direktorium des Vereins hat nämlich die Verpflichtung, dafür genau und gewissenhaft zu sorgen und darüber zu wachen, daß in den Räumen, in welchen musiziert wird, während des Musizirens sämtliche Fenster fest verschlossen werden und jede Kontravention hiegegen seitens der Lehrer oder Schüler unanfechtbar zu ahnden.

Eine neue Musikschule in Stuttgart, deren Gründung durch das Ableben der Klaviermeister Lebert und Stark mittelbar veranlaßt wurde, beginnt ihre Thätigkeit im Herbst dieses Jahres. An der Spitze stehen die Professoren Alwens und Morfitt, zu denen als dritter Lehrer des Klavierspiels Harold v. Niemann tritt. Für den Gesangsunterricht find Emmerich und Franz Pfeiffer, ein Sohn des berühmten Sängers, gewonnen.

Der internationale Musikongreß in Antwerpen wird mit den großen Festlichkeiten zusammenfallen, welche die Stadtbehörden vom 8. bis 11. August veranstalten.

In Angelegenheit der einheitlichen Konstitution hat das Kriegsministerium in Berlin nach eingehender Berathung sich für Einführung einer Normal-, beziehungsweise der Pariser Stimmung ausgesprochen.

Bühne.

„Ein Pensionat“ ist der Titel eines vieraktigen Schwankes von J. Keller und Brentano, der im Bellealliancetheater zu Berlin kürzlich die erste Aufführung erlebte. Das Pensionat, Ada von Steinbrunn, ist eine unaussprechliche, verzogene und verschobene junge Dame, die glücklicherweise nur eine Erfindung der Autoren ist, sonst würden alle Eltern sich beeilen, ihre Töchter aus den Pensionaten zurückzurufen. Der seit mehreren Jahren zu Beliebtheit gelangte Versuch, den preußischen Offizier — wozüglich in mehreren Exemplaren — auf die Bühne zu bringen, hat sich auch diesmal gelohnt, doch war der Erfolg des anspruchslosen Stückes nur ein mäßiger.

Das Stuttgarter Hoftheater brachte zwei reizende Novitäten: Gey's „Unter Brüdern“ und Bohl's „Schulmeisterin“. Während das Erstere durch die geschickte Färbung des Gedankens, den hübschen Dialog und die köstliche Zeichnung der Figuren wirt, fesselte das Letztere durch die Pikanterie der Situationen, die rasche Entwicklung und den prächtigen Geist der Konversation, das Ganze wurde gehoben durch das brillante Spiel von Fr. Brandtman, welcher Froh trefflich secundirte.

Das neue Ballet „Silvia“, welches kürzlich mit glänzendem Erfolg an der Berliner Hofbühne zur ersten Aufführung kam, behandelt einen griechischen Krieg zwischen Amor einerseits und Diana und ihren Nymphen andererseits, die sich schließlich der weltbezwingenden Macht des preisbewehrten Liebesgottes unterwerfen müssen. Mit diesem anmuthigen Waldmärchen, dessen Helden die Nymphe Silvia und der Schächer Amyn-

tor sind, ist die düstere Sage vom „schwarzen Jäger“ wirkungsvoll verbunden. Die graziöse Musik Delibes, die grandiose Leistung der dell' Era und die von Guillemin arrangierten Gruppen und Massenaufzüge werden von der Kritik einstimmig belobt. Das Ballet, dessen „langamer Walzer“ und „Pizzicato-Polka“ bereits als Rabinetsstücke populär sind, ist französischer Ursprungs und bereits im Jahre 1876 von Barbier und Barante für die Akademie Nationale gedichtet.

Im Fürstentheater in Wien fanden zwei neue Operetten: „Morio der Einsiedler“ von Franz Roth und „In der Rabattenhölle“ von Hans Krenn, eine sehr freundliche Aufnahme.

Im Stadttheater in Frankfurt a. M. wurde kürzlich ein einknagiges Lustspiel von Fr. L. Döring: „Die verhängnisvolle Korrespondenz“, energisch abgelehnt.

Als Rosine im „Barbier“ und Amine in der „Nachtwandlerin“ hat eine noch sehr jugendliche Koloratursängerin, Fr. Broch, im Wiener Hofoperntheater Aufsehen erregt. Hanslid vergleicht die junge Dame nach ihrem ersten Debüt mit der Patti und der Bianchi und bezeichnet sie als eine schon sehr bedeutende Koloratursängerin mit einer ungewöhnlich hohen, umfangreichen Sopranstimme, seltener Geschmeidigkeit der Kehle und unzweifelhaftem musikalischem Talent.

„Das Alter Scapin's“ ist der Titel der neuesten Komödie Richépain's, die, wie aus Paris berichtet wird, im Théâtre-Français eingereicht wurde. Scapin ist der klassische Zatsai der Molière'schen Komödie, der alt geworden und unter der Feder Richépain's wahrscheinlich sein letztes Hündchen guter Laune verloren hat.

„Ariel Acosta“ als Musikdrama, dessen Genuß hatte kürzlich das Moskauer Theaterpublikum durch ein Werk der Witme des russischen Komponisten Sjjerrow. Das Libretto ist nach dem gleichnamigen Drama Gukow's gearbeitet, jedoch mit der Abweichung, daß Acosta, welcher den Verfolgungen seiner Feinde entflohen ist, am Fuß eines Berges in der Nähe Amsterdams zusammenbricht und in den Armen der aus dem Vaterhause geflüchteten Rachel (im Drama Judith) sein Leben aushaucht. Während Rachel an der Leiche des Geliebten liegt, erscheint Pedro (Ben Zochai) und erschlägt sie. Ein Tableau, die Schüler Acosta's an der Leiche ihres Lehrers im Glanze der aufgehenden Sonne klagend, macht den Abschluß der Oper, welche Moskauer Berichte ein Musikdrama von großer Länge und Einförmigkeit nennen.

Deutsche Bühnenstücke machen jetzt in London beinahe eben so glänzende Karriere, wie bei uns die französischen. Der erstaunliche Erfolg, den die englische Bearbeitung von Moser's „Bibliothekar“ im Globe-theater erzielt, hat den englischen Verfasser Hawtrey bewogen, ein anderes Lustspiel Moser's für die englische Bühne zu bearbeiten. Außerdem wird Moser's „Leibrente“ von Sir Henry Wotton in's Englische übertragen. Im Boulevardtheater hat neulich eine englische Bearbeitung von Kneifel's „Rudolf“ unter dem Titel: „The Road to Fame“ (Der Weg zum Ruhm) einen hübschen Erfolg errungen.

Zur Begründung eines finnischen Nationaltheaters hat sich in Helsingfors kürzlich ein Komitee konstituiert. Der finnische Staat soll zu diesem Zwecke um einen Zuschuß von 300,000 Mark angegangen und die weiteren Kosten theils durch freiwillige Beiträge, theils durch Zeichnung von Aktien à 100 Mark aufgebracht werden.

Industrie, Handel und Verkehr.

Straburger Champagner wird bald auf dem deutschen Weinmarkt von sich reden machen. In der eläßlichen Hauptstadt soll nämlich, wie das „Eisener Journal“ erzählt, eine Fabrik für französischen Champagner errichtet werden. Die vom Reichstag beschlossene Zoll-erhöhung für Schaumweine wird den in Straburg fabrizierten Champagnerweinen erlauben, mit denjenigen von Rheims und Epernay vortheilhaft in Wettbewerb zu treten. Uebrigens wird die Konkurrenz in Eläß-Votbringen selbst auftreten, denn nach der „Mofel- und Niederrhein“ hat eine französische Gesellschaft die Glashütte von Uefingen in Lothringen gemiethet, um daselbst eine Champagnerfabrik zu gründen.

Große Münzen- und Medaillenversteigerungen kommen auch in Deutschland immer mehr auf und die vorzüglichen Verzeichnisse, welche Adolph Hey in Frankfurt anfertigt, haben für sich selbst Werth: so wieder der Katalog zu der reichen Sammlung von A. Mission, welche bei Hey vom 2. Juni an versteigert wird. Die erste Abtheilung allein umfaßt 1543 Münzen von Königen und Königen.

Wer das kaum für einen Fußweg Raum lassende linksseitige Ufer des Bierwaldfläster Sees kennt, wird staunen, daß dennoch zwei Ingenieure, Fränkel und Thurnom, einen Schienenstrang längs desselben projektirt und ein darauf bezügliches Konzessionsgesuch beim Schweizer Bundesrath eingereicht haben. Diese neue Luzern-Gottthardbahn würde in Luzern beim Ausgang der Bahnlinie aus dem Obergund südlich abzweigen, durch die Salimatte hinter dem Guggi und Steinhof, durch den Eichhof und Eichwald über die Almend nach Horn, Hergiswil, Stansstad (hier Anschluß an die projektirte Brünigbahn) und Stans nach Buochs und von hier stets dem See entlang führen und in Altdorf in die Gottthardbahnstation einmünden. Außer den genannten Stationen würde sie folche in Treib und Bauen, 12 Tunneln (der längste 375 Meter, der kürzeste 40 Meter) und 14 Brücken, wovon eine (beim sogenannten Althegg) mit 200 Meter Spannweite, erhalten. Die Kosten sind auf 14,000,000 Franken veranschlagt; die Strecke Luzern-Altdorf soll durch die projektirte Linie um 35 Kilometer abgekürzt und die auf Grund der internationalen Gottthardbahnverträge zu bauende Luzern-Immensee-Linie entbehrlich gemacht werden.

Sport.

Am dritten Reutage zu Berlin-Hoppegarten gewann des k. Hauptgestüts Gräfin das Händelrennen, Ehrenpreis und Staatspreis 5000 Mark mit „Andenach“ vor „Amoroso“, „Hafelnuß“ und „Hermann“ und das Oberhofrennen mit dem vierjährigen „Gernat“ in einem Feld von Fünf. Der Preis von Hoppegarten fiel an Spinkemann's dreijährigen „Marobrunner“, das Schwarzfünftlerhandicap an Graf Händel's vierjährigen „Chalki“, der „Nikol“, „Antoinette“ und drei Andere hinter sich ließen, und das Hürdenrennen an „Hartzburg“, dem vier andere Pferde folgten.

„Broden“ hat im Ghestermeeting sein erstes Rennen im Jahre gewonnen, und zwar wurde er im Wynnshayhandicap unter dem englischen Championjockey Fred Archer nach Kampf Erstes vor „Warspite“ u. s. w. In den Canberrere Handicapstafes, in denen er am nächsten Tage als Favorit startete, kam er jedoch als Dritter ein.

Das Budapest Frühjahrsmeeting wurde am 17. Mai abgeschlossen, wobei der Gräfin Lidia Richy dreijähriger „Alfred“ das Rasenhandicap vor „Zeise“ und „Anna“ und ein in deutschem Besitz befindliches Pferd „Newbrook“ des Lieutenant v. Nimptsch die Steeplechase über 5000 Meter gewann und damit seinen dritten Sieg in diesem Meeting feierte. Den Staatspreis erster Klasse, 10,000 Franken, gewann der vorjährige österreichische Derbyieger, Baron Gustav Springer's F.-H. „Vinea“ mit 5 Kilogramm extra, nach Kampf vor dem dreijährigen „Wetcal“ u. s. w.

Bei den Rennen zu Wien kam am ersten Sommerrenntage das Ambulante-Rennen zur Entschcheidung, das Graf Sitaray's tr. H. „Buzgo“ über die Derbydistanz spielend mit 20 Längen vor der „Cincsem“-Tochter „Budagbänge“ u. s. w. heimtrug. Das Biennarennen gewann unter 11 Zweijährigen Mik. v. Blaschovits „Regy-ur“ ganz sicher vor „Fenet“.

Der Kaiser von Oesterreich hat mit Abschluß der dreijährigen Auerhahnjagden in den steyerischen Bergen bei Neuberg-Mürztag den 700. Auerhahn erlegt.

Zu Ende Mai starb in England der Carl of Dudley, der durch seine sensationellen Wetten bei den Rennen bekannt war. Seine letzte große Wette waren 10,000 Pfd. Stirl. zu 1000, die er auf „Petra“ in den Ascot-Triennialstafes legte, die jedoch „Morning-Star“ gewann.

Mode.

Es ist der Anstrich einer sorglosen, einer leichtlebigeren Eleganz, den jener Comfort zu haben pflegt, mit welchem wir uns in der Sommervilleggiatur umgeben. Einen Salon in ihrem Landhause zu arrangiren, macht der Frau geringe Mühen. Eine kleine, schmückende Plauderei über das Talent der Damen, hier aus ein paar Vorhängen, ein paar Balen, einem Duzend Dreiflers und einem pöle-möle der aller verschiedensten, sonst unbrauchbaren Dinge einen Salon comme il faut zu schaffen, eine Huldigung, die wir irgendwo gelesen, stellte die Behauptung auf, daß es in der gegenwärtigen Mode, die möglichste Konfusion sei, die einer Zimmereinrichtung den letzten Chiff gäbe. Ein Durcheinander aller Stylarten, aller Farben, aller Formen. Jeherlei verschiedene Tabourets und Sessel, die heterogensten Farbenzusammenstellungen, die skrupellosten Kontraste. Das erste Erforderniß einer eleganten Einrichtung sei aber die Draperie. Der Reichtum und der Chiff der Draperie sei entscheidend über den Eindruck aller anderen Details. Es würde gewißlich geschmacklos erscheinen, in demselben Raume roh geschnittene Bauernstücke vor kleinen, weichen, sinnlichen, verbläuten Tabourets im Schmucke Louis XVI. zu finden, und moderne, pitante, boshafte Majoliken neben alten Kirchenfenstern, und gigantische Büsche von Palmen und Pfauwedeln zwischen Familienbildern; schwebten aber erst malerische, originelle, bizarre Stoffdraperien zwischen und über diesem Wirrwarr, dann wäre eine Verschönerung im Sinne des Schönen und Anmuthigen erreicht und das Unmöglichste würde möglich. Diese Auffassung scheint maßgebend gewesen für eine Neuheit der Mode, welche ganz speziell für diese leichtlebige Eleganz der Einrichtungen nur im Sommer bewohnter Villen und Landhäuser bestimmt ist. Das sind kleine, feste, muthwillige Malereien auf Leinwand in den aller verschiedensten Mustern, Formen und Stylarten, die auf leichte, bunte Vorhangstoffe appliziert werden und selbst ganz einfachen und billigen Gemälden den Anstrich einer originellen, sorglosen Eleganz geben. Diese Draperiemalereien sind nach dem Meter faßlich, werden von einander geschnitten und willkürlich und launisch auf dem Vorhang verstreut.

Bedingung wirklich tadelloser Eleganz der Toilette ist, wie man aus Paris berichtet, daß dieselbe bis auf den letzten Stich mit der Hand genäht sei. Dieser Anspruch wird häufiger noch wie von den Modedictatoren heute von jenen jungen, raffinierten Lebemännern erhoben, welche es zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, à tout prix einen neuen Einfall zu haben und sich schlimmstenfalls für solche Einfälle sogar zu ruiniren. Seine Kleider in einem Magazin zu kaufen, ist schlechter Ton, aber auch da sich zu equipiren, wo mit der Nähmaschine geschleudert wird, ist für den Pariser Boulevardvogel ein gewisser Mangel an Feingefühl. Diese Ansicht hat eine tiefe Kluft zwischen den Pariser Schneiderkünstlern aufgerichtet. Die vornehmen Maitres gehen so weit, nur solche Schneider zu engagiren, welche sich verpflichten, einen neuen Stich mit der Maschine zu nähen. Auch privatim, für ihre persönlichen Bedürfnisse nicht, weil sie sich dadurch an Schlanderarbeit gewöhnen und die für ihre höheren Aufgaben erforderliche „nervöse Hand“ verlieren könnten. Die Preise dieser vornehmen Schneider sind allerdings sehr hohe. Sie wohnen aber in den elegantesten Vierteln, empfangen in künstlich eingerichteten Salons und würden es als eine beispiellose Ehrenkränkung empfinden, wollte irgend ein Provinziale die Möglichkeit auffallen, von ihnen mit fertigen Coutures bedient werden zu können. Wenn man die eleganten Jünger der Tagesmode ihre Erfahrungen an dem Geist, dem Chiff und den Rechnungen ihrer Schneider austauschen hört, kann man mit Gleichmuth von einem Beinkleid sprechen hören, das 140 Franken kostet. Unter diesen vornehmen der Toilettenkünstler gibt es noch heute eine Anzahl deutscher, deren „souveräne pariserische Empfindung“ in der Sphäre des edlen Eleganz den bedauerlichen Zufall ihrer Nationalität wieder ausgleicht und deren coutures de la main in dem Maße der höchsten Kunstvollendung stehen. Es gibt gute, nützliche, menschenfreundliche Gesichtspunkte, von denen aus sich wohl wünschen ließe, daß diese neueste Laune, die Maschine wieder einmal von der Menschenhand verdrängt zu sehen, recht lange an der Tagesmode bleibt.

Die eleganteste Neuheit auf dem Gebiet der Pariser Parfümerie pflegt immer wieder bald durch einen noch neuern Geschmack verdrängt zu werden. Ephemeres Ding, die Laune schöner Frauen! Auf die Souveränität des Weichens von Nemo und die beispiellose Rage für den schüßlichen, süßen Duft des Heliotrop ist für die kommende Saison das Lilas blanc. Die letzte Neuheit Violet's von der Rue St. Denis, als erstes Modeparfüm proklamirt worden. Von wem? Von allen jungen und schönen Frauen, welche ihre Spitzen in Duft zu tauchen gewöhnt sind, welche ihre Handhübe parfümirt in weichen Alakissen aufheben, die ihre Fächer und Schirme parfümiren und ihre Bänder und Strümpfe. Last not least ihre kleine weiße, parfümierte Hand selbst und das Briefblatt, das dem fernem Geliebten Morgengruße und Gardinenpredigten, in Lilas blanc eingehüllt, zuträgt.

Denkmäler.

Ein Erstandbild des finnischen Dichters Johann Ludwig Runeberg wurde kürzlich in Helsingfors unter Feierlichkeiten entfalt. Das Standbild ist nach einem Modell vom Sohne des Dichters, Bildhauer Runeberg, gegossen worden.

Ueber das kürzlich in Stockholm enthüllte Sinnedenkmal werden folgende Details von dort berichtet: Das Standbild des großen Naturforschers, circa 15 Fuß hoch, erhebt sich auf einem Granitpiedestal, dessen Sockel von vier allegorischen Figuren, die Botanik, Medizin, Zoologie und Mineralogie darstellen, geschmückt ist. Der Forscher ist als Greis dargestellt, in einen großen, faltigen Mantel gekleidet, ein Buch unter dem Arm und eine Blume in der Linken tragend. Es steht im „Humlegarden“, einem friedlichen, prächtigen Hain, dessen erfrischendes Grün, duftende Blumenteppe und säulende Baumwipfel in so vertraulicher Beziehung zu dem Andenken des Mannes stehen, der hier in Ergelast verewigt worden.

Gestorben.

Königin Emma, Wittve Kamehameha IV., Königs der Sandwichinseln, am 25. April, auf Hawaii.

Prinzessin Marika, Tochter des Fürsten Nikolaus von Montenegro, am 7. Mai, in St. Petersburg.

J. C. Gottlieb Pfeiffer, Thiermaler, 81 Jahre alt, am 7. Mai, in Mainz.

v. Gottberg General der Infanterie, kommandirender General des ersten Armeekorps, hervorr. Militär, 61 Jahre alt, am 9. Mai, in Königsberg i. P.

Fürstin Marie von Waldburg-Zeil-Trauchburg, Gemahlin des Präsidenten der württembergischen Kammer der Ständeherrn, 44 Jahre alt, am 12. Mai, auf Schloß Zeil in Württemberg.

Dr. Jakob Henle, Professor der Anatomie und Direktor der anatomischen Anstalt in Göttingen, hervorr. Fachautorität, 74 Jahre alt, am 13. Mai, in Göttingen.

Dr. Bernhard Fünjer, Professor der Theologie in Jena, bef. durch seine „Geschichte der christlichen Religionsphilosophie“, 34 Jahre alt, am 14. Mai, in Jena.

Geh. Rechnungsrath W. H. Schwioger, Vorkseher und Rentant des deutschen Reichs- und preussischen Staatsanzeigers, Nestor der amtlichen Presse, in hohem Alter, Mitte Mai, in Berlin.

Hans Schläger, Chorcomponist, seinerzeit Direktor des Mozarteums in Salzburg, am 18. Mai, in Salzburg.

Alphons de Neuville, hervorr. französischer Schlachtenmaler, 48 Jahre alt, am 19. Mai, in Paris.

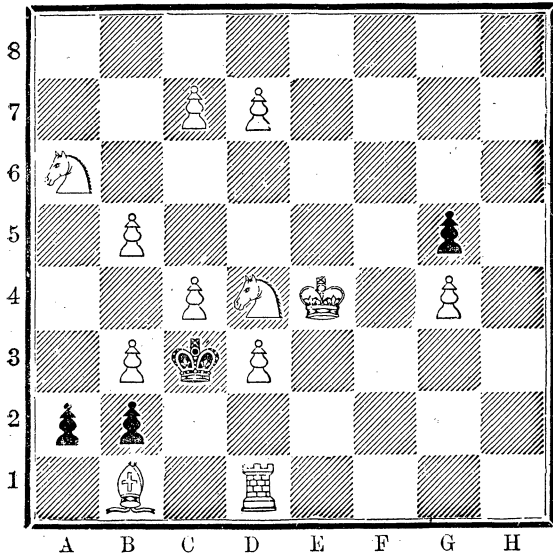


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 333.

Von H. F. L. Meyer.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nr. 330:

Weiß.

Schwarz.

- 1) 2. F 7 — D 5 1) 2. B 6 n. C 5.
 - 2) 3. A 4 — A 5 + 2) Beliebig.
 - 3) Ein Läufer setzt Matt.
- A)
- 1) 1. D 7 — D 6.
 - 2) 2. A 4 — A 5.
 - 3) 3. L 4 — D 8 Matt.

Aus der Schachwelt.

Der vierte Kongress des deutschen Schachbundes wird in diesem Jahre in Hamburg tagen. Die Teilnehmer halten ihre erste Zusammenkunft am 12. Juli im Sagebiel'schen Vereinshause. Für das Meisterturnier sind sieben Preise von je 1000, 750, 500, 300 und 200 Mark ausgesetzt. Der Kampf beginnt am 13. Juli. Die Anmeldung der Theilnehmer muß bis zum 5. Juli bei Herrn Dr. Antoine Feil in Hamburg, Hermannstraße 44, eingereicht werden. Der zu zahlende Einlag beträgt 25 Mark. Daran schließen sich ein Hauptturnier und andere Wettkämpfe mit kleineren Preisen. In dem, üblicherweise mit dem Kongress verbundenen, Problemturnier werden die Herren M. Kürschner in Nürnberg und K. Gräsemann in Bremen des Preisrichteramtes walten. In freitägigen Fällen gibt die Stimme des Herrn Bayer'sdorfer in München den Ausschlag. — Wir werden zur Zeit weiteren Bericht erstatten.

J. H. Zukertort, erst kürzlich von seiner großen amerikanischen Rundreise zurückgekehrt, hat am 2. und 3. Mai, einer Einladung der Berliner Schachgesellschaft entsprechend, in der Reichshauptstadt zwei Aufsehen erregende Schachvorstellungen veranstaltet. In der ersten spielte er gleichzeitig 42 Partien gegen ebensoviele Gegner, indem er einen vielfältigen Rundgang von einem Brett zum andern machte; in der zweiten kämpfte er ohne Anhalt des Brettes gegen 8 Gegner. Die außerordentliche Begabung des Meisters fand in beiden Fällen die glänzendste Bestätigung. Von den Blindspielen gewann er 7 und verlor nur eins in Folge eines Versehen. — Im Uebrigen sind Leistungen dieser Art in neuester Zeit keine so große Seltenheit mehr, indem Louis Paulsen, W. Steinitz, J. H. Blackburne und andere hervorragende Meister sich mehrfach in ähnlicher Art ausgezeichnet haben. — Ohne Anhalt des Brettes spielte Philidor zuerst gleichzeitig drei Partien gegen starke Spieler, wie z. B. den Grafen Brühl, dem er am Brett nur einen Bauer und zwei Züge vorgab. In einem berühmten Briefe warnte Diderot damals seinen Freund Philidor vor weiteren Uebungen ähnlicher Art, welche er wohl mit Recht als zwecklose Ueberanstrengung des Gehirns bezeichnet. Daß sein wohlgemeinter Warnungsruf am Platze war, beweist die Thatsache, daß Paul Morphy, der mit großer Vorliebe und sehr häufig gegen eine größere Anzahl starker Gegner ohne Anhalt des Brettes spielte, schließlich das Opfer einer Gehirn- und Geisteskrankheit wurde, von der ihn erst nach vielfährigem Leiden der Tod erlöst hat. Zukertort behauptet jedoch, daß das Blindspiel auf keinen Gesundheitszustand keinen nachtheiligen Einfluß habe. — Der Matz Steinitz — Zukertort, in dem es sich um den Schachthron handelt, schwebt noch in der Luft. Diplomatische Verhandlungen werden zwischen beiden Parteien mit so großer Umsicht gepflogen, als handle es sich um eine wichtige Staatsaktion. Man darf jedoch hoffen, daß es in diesem Jahre zum entscheidenden Schachweltkampf beider Meister kommen wird.



(Redigirt von Oskar Stein.)

Auflösung der Aufgabe Nr. 13:

S a t.

In der nicht abgelegten Farbe muß der Spieler 28 abgeben. Aß und Zehn dürfen nicht zusammen fallen, weil die Gegner sonst nicht drei Stiche bekämen. Der dritte Stich ist nur in Coeur denkbar, dürfte aber keine Points enthalten, und das ist bei richtigem Spiel unmöglich; die Coeur-Zehn muß zum Schneider abgegangen werden, also blank rufen, dann muß aber die Coeur-Dame einen Stich von drei Points machen, und die Gegner sind nicht geschnitten. Die für den Spieler günstigste Kartenvertheilung wäre: in einer Hand drei Aouts, drei kleine Pique, drei kleine Carreau und Coeur-Zehn blank.

Spielbriefwechsel.

F. Basse in Wanzleben. Wir danken für die Einsendung, haben dasselbe bereits etwa sechzigmal erhalten.
G. Magwitz und P. Nögler. Wenn Sie ein Spiel derartig verarbeiten, haben Sie ganz recht; es liegt wohl aber ein Irrthum vor, denn nicht ein

Grand mit vier Aß und drei Zehnen ist faul, sondern Ihre Lösung, nach welcher der Spieler bei richtigem Spiel weder Schwarz noch Schneider wird. H. W. in Deuk, W. G. in A. F. W. in Düsseldorf, D. in Koblenz. Wenn Hinterhand die andere Farbe bringt, was sie, ohne einen Fehler zu begehen, thun kann, ist die Aufgabe nicht gelöst.

Jakob Cohen. Wird Mittelhand nicht ihre Blätter in den beiden geschnittenen Farben abwerfen?
Paul Schurig. Mittelhand macht auf Coeur-Zehn und Pique-König je einen Stich.

S. Frank in Denver (Color.). Wir beantworten jede Anfrage, können aber unmöglich auch jede eingehende unrichtige Auflösung besprechen. — Hinterhand hat nur 21 Points Wimmelung, von denen sie korrekterweise noch eine Zehn verlieren muß, dann aber ist wegen „Entfrachtung“ das Spiel nicht zu gewinnen.

Emil Giff in G., Leo Gels in D. Im Reizen nach Farben steht Null uvert zwischen Grand mit Einem und Grand mit Zweien. Paßt Vorhand, wenn sie auf Grand gereizt wird, so kann Hinterhand sowohl Grand (auch den niedrigsten, d. h. mit oder ohne einen Wenzel), als jedes höhere Spiel, also auch Null uvert spielen, und Vorhand hat in gar nicht zu bezeichnender Weise gemauert, wenn sie, einen Grand mit Wieren in der Hand, auf die Frage: „Ist es Grand?“ paßt. Am allerwenigsten kann Vorhand noch als Belohnung dafür verlangen, daß der Null uvert nicht gelten solle.

Graf Hillebraat. Wenn für Grand die Grundziffer 12 ist, müssen Sie im Wertheizen Schwarz anfragen, um auf 108 zu kommen; ist die Grundziffer 16, dann genügt Schwarz gemacht. Näheres im „Illustrirten Statbuch“, Breslau bei Joh. Urb. Kern, das Ihnen jede Buchhandlung besorgt.

Wichtige Lösungen sandten ein: Anfängerin in Ottersberg. Margarethe G. in F. Jakob Cohen. P. P. P. in Abg. v. Biberstein in Bst. A. Wader in M. A. Wilford. G. W. in Magdeburg. R. F. in B. Statistisch bei W. in Br. (2). F. Basse in Wanzleben. G. Huber in S.



Monat-Königsmarsch.

II. Juni.

Von R. v. Warkenhagen.

| | | | | | | | |
|-------|------|-------|--------|--------|-------|-------|---------------|
| | | | erster | ster | | vogel | fin- |
| | nen | dem | fen- | hält | ein | in | gend |
| | vor | klei- | lin- | chen | stilt | wacht | der |
| | | daßt | den | von | häu- | kam- | |
| | | über- | | ten | ein | mer | äst |
| | | | | steht | gar- | ein | schl- |
| | mel | erde | | | dem | mäd- | |
| | him- | die | ruht | mond | ster- | in | chen träu- |
| naht | dem | der | wacht | und | ne | praht | blu- mend der |
| in | gute | auf | erb' | ten | hal- | der | men blu- von |
| wacht | ten | ein | ner | schum- | in | praht | men |
| engel | hal- | klei- | ten | gar- | mert | ihr | im |
| | die | und | der | him- | zen | het- | |
| | | | mel | ruht | | | |

Räthsel.

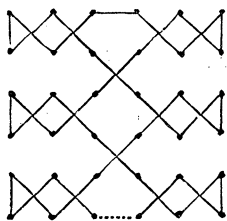
Ein Proteus, treu' ich vor dich hin
In stets veränderter Gestaltung,
Ich wirle dir auf Seel' und Sinn.
In komischer und trag'cher Haltung.

Du trägst mich oft in deinem Arm,
Ja, auf dem Kopfe, auf den Händen,
Nimmst mich gebaden, frisch und warm,
Entküllst aus mir der Nusen Spenden.

Oft, hergesandt, schein' ich dir hold,
Du grüßest mich mit freud'gen Blicken,
Doch bring' ich Silber oder Gold,
Empfängst du stets mich mit Entzücken.

Doch wie ersehnt ich sei in Gold,
Mehr neidet man mich im Papiere,
Hier spend' ich nicht bloß reichen Gold,
Ich öffne auch des Ruhmes Thüre.

Auflösung der Königsprobenade Nr. 12:



Nur einmal zögert's,
Stellt sich nicht ein,
Das helle Frühlucht,
Der Sonnenschein.

Das ist am Morgen
Zu jener Fris,
Da Nachts du vorher
Gestorben bist.

Franz Grillparzer.

Auflösung des Bilderräthsels 32:

Die Stunden gehen mit Lachen ein, mit Weinen wieder aus.

Bilderräthsel 34.



Vorleserin in D. Das wird der Geruch von Weichen- oder Heliotrop-pulver sein, die Sie in jeder Apotheke haben können und zwischen Ihre Wäsche streuen.

Zwei Wienerinnen in Amsterdam. Das Kummerfeld'sche Wafsch-wasser bereitet jede Apotheke, da die Zugedienzen bekannt sind: J. B. Wöge-len's Apotheke in Stuttgart. Es kommt nicht theurer, ob Sie es aus Stuttgart oder Wiesel beziehen.

Hrn. W. K. in Berlin. Doch wohl kaum druckfähig; danken indessen. Hr. v. C. in L. Allerdings haben außer der Tanne auch andere Frauen Fortschritte gemacht, z. B. Ida Pfeiffer.

Hr. D. in Amsterdam. Die berühmte Sängerin heißt Marietta Alboni. J. G. Kurland in B. Es ist allerdings Beides lohnend. Wegen der W. und F. müssen Sie sich an einen Arzt wenden: nur unter seiner Leitung kann das gelingen. Durch eine orthopädische Kur.

Schleisscher Abonnent. Wolf, Die rationelle Fütterung der land-wirthschaftlichen Haustiere, Preis 3 M., gibt Ihnen Auskunft.

Hrn. K. in G. Man muß sich persönlich stellen.

Schwarzäugige Knochse in St. Petersburg. Ein Herr. Es ist nicht klug, täglich mit Wasser zu waschen, weil es weiz macht. Die Wimpern kann man nicht verlängern. — Wenn man heitere Bücher liest und sich nicht für die wichtigste Person der Welt hält. Denken Sie an die Tausende, die es schlechter haben als Sie.

Hr. Antonie L. in G. Von dem durch seine zahlreichen Romane aus dem Volksleben und der Geschichte Tyrols und Bayerns bekannten Dichter Her-man v. Schmid ist in unserer Verlagsbuchhandlung eine erzählende Dichtung: „Win-land oder die Fahrt um's Glück“, erschienen. Das feingebundene Werk können Sie als Abonnentin zum Ausnahmepreis von nur 2 M. — durch Ihre Buch-handlung beziehen.

Hrn. Archt. P. D. in M. Warkend's „Heroldisches Musterbuch“ (Frankfurt, Kommel) wird Ihnen bei der Ausführung des Wappens an der Front des Schlosses dienen.

Comtesse Valeska. Wir sollen über Ihr Lebensglück entscheiden; ebenso-gut können Sie Zettelchen ziehen. Wir würden Ihnen raten, den Weiden eine Frist von einem Jahre aufzugeben und zuzuglehen, welcher am treuesten aushält. Hr. Mollly S. in Budapest. Das Knabeninstitut in Korntal bei Stutt-gart, wenn der Knabe protestantisch ist.

Hrn. C. Fr. in Sch. Verfügen Sie über Ihr Mstr., da wir keinen Gebrauch davon machen können.

Alter Abonnent in G. Es ist ja kein historischer Essay, sondern eine Erzählung.

Hrn. A. M. in M. Dazu würde eine Vertrautheit mit der geschichtlichen Literatur bis in die kleinsten Monographien hinein erforderlich sein: die Kritik können Sie ja gerade an einem oft behandelten Stoffe zeigen.

Abonnent am Elbstrand. Fünf Fragen auf einmal! 1. Nein. 2. Kennen keines. 3. Nein, ungeschichtlich. 4. Sehr häufig, doch nicht immer. 5. Die Frage kann so in's Allgemeine nicht gestellt werden. Wohl Witzelschach.

Hrn. K. M. in Heidelberg. Am Polytechnikum in Stuttgart existirt ein solcher Lehrstuhl und Sie können dabei auch Kollegen über die anderen Zweige hören. Urbanitzky in Wien kann Ihnen weitere Auskunft erteilen.

Hr. Dora S. Die Handlung von Logiavelli in Stuttgart wird Ihnen das Gewünschte besorgen können.

Hr. C. W. Unter Blütenbäumen. Sachs-Wilatte hat den Ausdruck chon-flour in den von Ihnen angeführten Fällen (Festlichkeiten und Vergnügungen in Paris) selbst in seinen Paraphrasen nicht, ebensowenig Vittre. Vielleicht kennt ihn einer unserer Pariser Leser. Wir werden sehen, eine Serie, wie Sie sie wün-schen, bringen zu können. Das kann aber nur ein vielgeleiteter Diplomat schreiben.

Markensammler. 1840. Kaufen Sie sich Moskau, Die Wasser-zeichen, Leipzig 1881, wo Sie die Geschichte der Briefmarken finden. Auch werden Sie wohl Witzelschach oder ein anderes Briefmarkenalbum besitzen, wo Sie sämtliche schwedische Marken finden.

Hr. Cora F. in M. Sie meinen, unsere Hände müssen voll von Ringen von Verehrerinnen seiden? Nicht einer ist vorhanden. Der Verkehr mit un-seren lebenswürdigen Verehrerinnen ist auf das Papier beschränkt, hat uns aber darum nicht weniger Freude bereitet. Unsere Schönheitengalerie dürfte wohl auch Sie schmücken, da Sie selbst sagen, daß Ihnen der Spiegel das Schönste zeige, was man sehen könne.

Hrn. P. P. in A. Ihre Frage richten Sie besser an ein in Nord-deutschland erscheinendes Blatt.

Hrn. G. F. und D. P. in Brüssel. Dreißiggradigen künftigen Blau-holztrakt muß es im angegebenen Falle heißen.

Hrn. G. L. in Wetzle. Wenn der Druck scharf und die Zeilen nicht so nahe beisammen, so hat das nichts zu sagen.

Dornröschen in Boznien's Bergen. Die Bilder sind längst er-schienen.

Ein fünfzigjähriger Greis. Ist das ein Witz, was Sie uns schreiben?

Hrn. A. Th. in A. Die Chemikerzeitung in Rötgen kann Ihnen darüber Auskunft geben.

Hrn. Ingenieur R. W. in Offen. Vielleicht verräth uns der Maler, wer das Original im „Frühlingsmorgen“ links ist, und macht den Werber für Sie.

Stuttgarterin im Norden. Entschieden besser in einer öffentlichen Anstalt; im Hause verweilt er. Sie können alle drei Stellen einnehmen. Es gibt auch sehr junge Großmütter.

Hrn. R. B. in A. Unsere Verlags-Handlung kann damit leider nicht mehr dienen, da das Buch vollständig vergriffen. Von dem Jahrgang 1881 unseres Journals ist dagegen noch ein geringer Vorrath da, und können Sie hievon ein Exemplar zum ermäßigten Preise von M. 4. — broschirt bei umgehender Bestellung durch Ihre Buchhandlung erhalten.

Richtige Lösungen sandten ein: Molly Spiro in Budapest. Eugenie in Warrnen-Rittershausen. W. Jethaber in Grünhaus bei Wien. Frau Malwine Kuntel in Vordamm-Dröben. Louis Guntz in Anders. Anna Nitzsche in Wien. O. Keerer in Diederhofen. Eine Streifflüge in Südtirol. Th. Zwetinger in Hüttensteinach. C. Weidenbach in Wipperfurth. Fr. Henriette Helbling-Zichy in Zürich (2). A. Cambridge in Bosjony. Vittoria Picet in Prag. Idylle in Florenz. Toni Blaz in Darmstadt. Elise Staub in Vödg. Fritz Reimann in Grefeld. Marie Golttermann in Hannover. Jakobine Thomm in Augsburg. Klara Reischewitz in Bergedorf bei Hamburg. Das unfehlbare Nächstbeste in Hamburg-Hohensfeld. D. D. in Wilhelmshafen. Lotgar Diogenes in Greiz. Peter Gieslin Reijner in Wenterichlag. Ed. Scholz in Grottau. Johanna Kanne in Berlin. Bertha Markus in Siegen. Baronin Wichmann in Dresden. Anna Wahlmann in Vienza. Mary und Anny Kujda. Heinrich Brinmann in Detmold. A. Quet in Sparsen. Paul Levy in Guben. H. Ruck in Düsseldorf. W. in Weiburg. F. Güstel in Koblenz. Helene Gidon Neuwied in Meppel. Lehrer Kistner in Alzeiler. Elisabeth Müller in Pölsbann (2). Theodor Richter in Helmstedt. Ein Jünger Floras in Frankfurt a. M. Ch. W. und G. in Dessau. Otto Sobbe in Halberstadt. J. Schuttwolf in Götting. Frau C. E. in Düsseldorf. Emma Benke in Hannover. Louis Stöcker in Werlach. Th. Triller in Pantow bei Berlin. Joh. Mahtke, Bahnmessler in Völkro. D. O. in Brodendorf. Johanna L. in Pöln. Wartenberg. Sigmund Stenich in Wittstock. Sig. Warshawner in Breslau. Fritz Guteneuer in Altena.

Gesundheitspflege.

Abonnentin im fernen Osten. Durch die Liebenswürdigkeit eines Lesers dieses Blattes, dem wir hiemit bestens danken, wurde uns die Adresse eines Wandagisten in Riga angegeben. Es ist dies R. Marggraf, Herrenstraße No. 10.

F. P. 228 in St. Gegen Narben hilft das Kummerfeld'sche Wasser nicht, überhaupt lassen sich solche nicht mehr beseitigen; die Narbe derselben verschwindet mit der Zeit von selbst. — Eine Milchkur bei schwächlichem Körper kann nur empfohlen werden.

B. R. W. Wenden Sie sich an einen Zahnarzt. B. R. in A. 1) Gegen chronische Zahnfleischentzündung eines Zahnes nützen oft vorsichtige Beipielungen des Zahnfleisches mit Jodtinktur, aber nur über der kranken Stelle und ungefähr jeden zweiten Tag gemacht. 2) Für empfindliche Knaben von 10 bis 12 Jahren ist das Tragen weicherer Hemden gewiss zweckmäßig. Führen Sie aber, dieselben dadurch zu verwöhnen, so genügen auch Füllhemden, welche wir speziell in solchen Fällen für besser halten. Die fassen Wäschungen setzen Sie nur fort; sie härten gegen Entzündungen und dergleichen ab.

C. Gr., cand. phil., Hauslehrer. Kreuzschmerzen stellen sich häufig bei habitueller Verstopfung ein, deuten also hier ebenfalls wie die anderen erwähnten Symptome auf beginnende Rückenmarksschwindsucht. Letztere zeigt ganz andere Anfangsercheinungen. Sorgen Sie für regelmäßige Absonderung, machen Sie sich fleißig Bewegung im Freien, nehmen Sie außerdem wöchentlich noch einige warme Bäder (circa 27° K.) und die Gründe Ihrer Besorgnis werden bald schwinden.

Libbi. Der Aufenthalt in grün angeführten Räumen ist nur dann gesundheitsförderlich, wenn die grüne Farbe arsenhaltig ist. Um die zu erfahren, tragen Sie eine geringe Menge von dem Anstrich ab und lassen dieselbe unterjucken. In jeder Apotheke können Sie diese Untersuchung vornehmen lassen. Josephine und Abonnentin an der Donau. Siegeben gibt es kein wirksames Mittel.

C. S. in S. Vor der Lektüre derartiger Broschüren ist auf das Entschiedenste zu warnen. Die zweite Frage ist zu bejahen. Junges Mädchen in P. Gegen das Schwinden der Hände wendet man mit Vortheil das schon so oft erwähnte Pulver an: Salicylsäure 3 Theile, Stärkemehl 10 Theile und Lack 87 Theile. Die Hände und Handgelenke werden damit beubert.

Vorjichtige Hässliche. Das Eau de Lys von Kofke enthält keine der Haut schädlichen Substanzen.

L. P. L. in Zürich. Wir glauben nicht, daß man sich ein Lungenemphysem durch anstrengende Bergtouren zuziehen kann. Im Uebrigen wenden Sie sich am besten an einen dortigen Arzt. Zur ausführlichen Beantwortung Ihrer beiden Fragen ist uns der Raum zu eng bemessen.

Serenza im fernen Polenlande. 1) Dieses Mittel ist uns unbekannt. 2) Trotz Ihrer Abneigung gegen Zahnärzte müssen wir Sie gleichwohl an einen solchen verweisen.

Redaktion: Dr. Edmund Boller in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Fräulein Fösterlin, Novelle von Wilhelm Berger. — Literarische Plaudereien, von Bruno Walden; englische Literatur. III. — Auf dem Friedhof zu Cleverfulbach, von v. B. — Galante Unterhaltung. — Porträtskizzen und Erinnerungen, von Elise Polso: Ein Heimgegangener. — Serpentina, Novelle von C. E. Tittmann, Fortsetzung. — Entstehungsgrund von deutschen Redensarten, von Friedrich v. Bülow. — Ansichten aus Budapest, von Marius Hecht. — Das Einfangen wilder Pferde in Australien, von Richard Oberländer. — Notizblätter. — Schach. — Kartenspiele. — Räthsel: Monat-Räthselmarisch: II. Juni, von R. v. Wartenberg; Räthsel; Auflösung der Königsprozessionade No. 12; Auflösung des Bilderräthels 32; Bilderräthel 34. — Briefmappe. Illustrationen: Ferdinand Hüller. — Ansichten aus Budapest, nach photographischen Aufnahmen von A. Weinmann. — Die Grabstätten der Mütter von Schiller und Mörike auf dem Friedhof zu Cleverfulbach, von Theodor

Bolz. — Galante Unterhaltung. Gemälde von J. B. Detron. — Zusammenstreifen von Pferden im australischen Busch, von Albert Richter. — Aus einer humoristischen Mappe, sechs Bilder.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

In unserem Verlage ist soeben in neuer Auflage erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Kadettengeschichten.

Erinnerungen aus meinen Kadettenjahren

von

Johannes van Dewall.

Mit 69 Illustrationen von Othello.

Zweite Auflage.

Inhalt: 1. Die ersten Eindrücke. — 2. Ein Tag im Berliner Kadettenkorps. — 3. Der erste Auszug. — 4. Allerlei Reminiscenzen. — 5. Der Urlaubswechsel. — 6. Die angeholzte Eule. — 7. Kadettenliebe. — 8. Kadettenraue. — 9. Eine Nacht und deren Folgen. — 10. Die große Parade. — 11. Der Schützenverein. — 12. Die Pagen. — 13. Das Examen. — 14. Der letzte Senfzer.

Preis elegant geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —.

Ein Büchlein voll köstlichen Humors in Wort und Bild. — Der diese interessanten Schwänke uns rezitirende alte Kadet hat sich den frühen Humor der Jugend bewahrt, ergötzt sich mit seltlicher Freude an den eigenen Erlebnissen und weckt das Interesse von Alt und Jung an dieser spezifisch preussisch-militärischen Jugenderziehung. Wir sind überzeugt, daß diese Reminiscenzen, in denen sich neben sprudelndem Uebermuth der fernige, gesunde, stramme Soldatenfinn und Geist kennzeichnet, dem Institut neue Freunde erwerben werden, wie sie die alten auf das Höchste ergötzen. Für junge und alte Kadetten bildet dieses Buch einen Schatz, einen treuherlichen Spiegel, in dem sie ihr eigen Konterfei erblicken.

In unterzeichnetem Verlage erscheint gegenwärtig die **dritte Auflage** und in Verbindung damit eine **neue Subscription** auf **Schiller's Werke.** Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Herausgegeben von

Professor Dr. J. G. Sischer.

Nebst Schiller's Porträt und Lebensabriß.

Illustrirte Pracht-Ausgabe.

In 65 elegant broschirten Lieferungen von je 3—4 reich illustrierten Bogen zum Preise von 50 Pfennig pro Lieferung.

Alle vierzehn Tage gelangen eine bis zwei Lieferungen zur Ausgabe. Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese neue Subscription entgegen und sendet auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht in's Haus.

Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).



Neu! Sensationell!
Doppelte
Heranzieh-
gläser

bringen den entferntesten Punkt dem Beschauer nahe, sind v. e. besond. Klarheit und Schärfe, deshalb auch im Zweifelsfall zu benutzen, sind die besten Gläser für Touristen, Officiere, Fortsbeamte. Sie sind f. jed. Auge pass. u. auch als Theatergläser sehr empfehlenswerth. Sie kosten das Stück 15 Mark incl. leberner Tragtasche, einfache Heranziehgläser das Stück 2 Mark und 8 Mark.

Nur zu beziehen von dem optischen Institut von C. F. G. Zittel's Nachfolger in Widdau, Sachsen. Geegründet im Jahre 1847. Gegen Einsendung des Betrags oder Nachnahme.

Patente

besorgt u. verworthen in allen Ländern.
Alfred Lorentz, Berlin, Lindenstr. 67.

Soeben erschienen: 9. Aufl.:
Die Schweninger-Kur
und die Entfettungs-Kuren.
Populäre Darstellung.
Preis Mk. 1.50.

Per Post franco gegen Eins. von Mk. 1.70.

Ferner: **Die Massage**,
ihre Technik, Anwendung u. Wirkung.
Populäre Darstellung mit Holzschnitten
von Dr. Carl Werner.
Preis Mk. 1.50. 3661

Verlag von Steinitz & Fischer, Berlin.
Per Post franco gegen Eins. v. Mk. 1.70.

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI
besorgen u. verworthen
PATENTE
in allen Ländern.
BERLIN, W.
78 Friedrichstr. 78.

Schwarze rein seidene Damaste Mk. 2.45 Pf. p. Meter

= fl. 1.45 fr. ö. W.

bis Mk. 12.25 Pf. verwendet in einzelnen mètres, Roben und ganzen Stücken tollfrei in's Haus das

Zürich.

Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. od. 10 fr. ö. W. Porto nach der Schweiz.

Seidenfabrik-Depôt von

G. Henneberg,

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Rein seidene Stoffe M. 1.35. pr. Meter

(direkt, ohne Zwischenhändler),

= 80 fr. ö. W.

sowie à M. 1.80. u. 2.20. bis 9.80. versende in einzelnen Roben und ganzen Stücken tollfrei in's Haus. Beide Posten bestehen aus: einfarbigen, gestreiften und carrirten Dessins u. eignen sich die Stoffe vorzüglich zu Gesellschafts-, Promenaden- u. Reiseliedern. Muster zu Diensten. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Zürich (Schweiz).

G. Henneberg's

Seidenstoff-Fabrik-Depôt.

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.



Pat. Schutzwände, besser wie fog. Span.
Wände, für Haus u. Part. Illust. Pr. 2. gratis.
Davids & Co., Hannover. 3229

PERRY & Co.,

Frankfurt a. M.,

empf.:
Lawn Tennis Spiele, Lawn Tennis Schläger,
Lawn Tennis Bälle, Lawn Tennis Netze.

Croquetsspiele.
Bogen, Pfeile u. Scheiben. Engl. Fussbälle (Footballs).
Illustrirter Preiscountant gratis u. franco.
Versandt nur gegen gef. Einsendung oder Nachnahme des Betrags. 3554

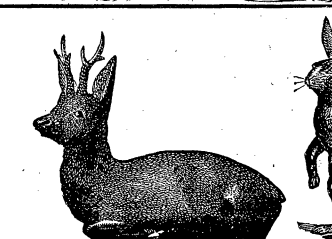
Illustr. Orientmarken-Journal.
Verbreiteste u. einzige Briefm.-Ztg.
d. Welt, d. farbige Illustrationen
u. Gratisbeigaben gibt u. monatl.
2 mal erscheint. Probe-No. gratis
von Gebrüder Sent. Leipzig.

Xylographen-Gesetz.
Nur solche, welche Vorzügliches leisten, sind
gebeten, ihre Proben einzusenden. 3667
Kellenbach, 6, rue du beau Site,
Bruxelles, Belgien.

Verlorene Steine
können sehr leicht ersetzt und
dadurch die Steinbaukosten
stets vollständig erhalten
werden. Die reich illustrierte Preis-
liste über lose Steine wird gegen
eine 10 Bg.-Marke franco versandt von
H. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt (Thür.).

Heirat reiche Damen
suchen pass. Heirat.
Näh.: „General-Anzeiger“ Berlin SW.

Gustav Hummel
Stuttgart.
Velocepede all.
Art. Zubehör
u. Rohtheile
Preisliste franco



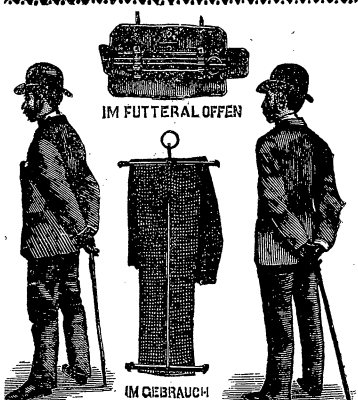
Thierfiguren in Lebensgröße
aus wetterfestem Material, in täuschender Naturtreue; ferner Gnome, Beeteinfassungen u. i. m.
empfehlen zum Schmuck für Garten und Park zu Fabrikpreisen 3671

Thonwaarenfabr. Seegerhall bei Reutewald
Illustrirte Preislisten gratis u. franco.

JOHN HAMILTON & Co.'s

PATENTIRTER TRAGBARER

Rosen-Strecker



VOR GEBRAUCH. NACH GEBRAUCH.
Die Tausende in Gebrauch in der ARMEE
und MARINE, für SPORTMÄNNER und andere
Herren in ENGLAND, zeugen für die Nütz-
lichkeit dieser Erfindung.

Zu haben bei allen Ausrüstern.
En Gros VERKAUF nur bei Zollvereins-
Niederlage, Wilhelmstrasse 38, Hamburg.

Obige Rosenstrecker versende in Bronze
Stück 8. — M. Nickel 11.75 M.
Alexander Brünell, Berlin, Passage 14.
Cöln, Fr.-Wilhelmstr. 12.

30 Bild. u. 30 Blätter d. ill. urfidele Buch
75 Pf. Mtn. Franzensimmer 50 Pf.
Pikante Bücher u. Bhot. Katalog gratis.
Artist. Institut 4 Aschaffenburg.

Musikalien-Verlag
der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.

Classiker-Pracht-Ausgaben: **Beethoven's** sämtliche Sonaten. 4 Bände, à Band M. 4.50. — **Clementi's** ausgewählte Sonaten. 2 Bde., à Bd. M. 5. — **Haydn's** ausgewählte Sonaten. 2 Bde., à Bd. M. 3.50. — **Mozart's** sämtliche Sonaten. 3 Bde., à Bd. M. 4.50. — **Weber's** Kompositionen für das Pianoforte. 2 Bände, à Bd. M. 4. — **Reiser**, Kinder-Klavierschule. I. Abthlg. M. 2.50. II.—IV. Abthlg. à M. 3. — **Eichler**, Kinderlieder. 4 Abtheilungen à 75 Pf. — **Eichler**, Die schönsten Choral-Melodien. 75 Pf. — **Eichler**, Neue Auswahl der schönsten Choral-Melodien. 75 Pf. — **Kuhe**, Le feu follet. M. 1.50.



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrierte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Fräulein Försterin.

Novelle von
Wilhelm Berger.

(Fortsetzung.)

IV.

Bald nach seiner Ankunft im Forst-
hause hatte der junge Baron
sich in Erna's bisheriges Stüb-
chen begeben, welches schnelligst
für ihn eingerichtet wurde. Dort blieb er
und rührte sich nicht. Es war eine un-
besiegbare Trägheit über ihn gekommen, ein
unüberwindlicher Widerwille gegen jede
Thätigkeit. Er schlief, so viel er konnte,
und wenn er wachte, saß er am offenen
Fenster, starrte gedankenlos hinaus und
gähnte. Als nach einigen Tagen diese Le-
thargie anfang von ihm zu weichen und
ihm nun doch hin und wieder Gedanken
kamen, da waren diese so unliebsamer Art,
daß er sie am liebsten im Werden erstickt
hätte. Die letzten vergeudeteten Jahre peinig-
ten ihn. Er hatte das Vertrauen Anderer,
er hatte auch das Vertrauen zu sich selbst
verloren. Er schämte sich seines selbstver-
schuldeten Zustandes und hätte gerne Nie-
mand gesehen, auch nicht den Förster, der
nicht unterließ, sich täglich einmal nach
seinem Befinden zu erkundigen.

Nachdem die einsiedlerische Zurückhal-
tung des Gastes länger als eine Woche
gedauert hatte, wurde der redliche Förster
ernstlich um denselben bekümmert, und da
er der Ansicht war, daß ihm der Kranke
gewissermaßen zur Last anvertraut sei, so
entschloß er sich endlich zu einem gewalt-
samen Eingriff. Eines Tages zeigte er
seinem Pflegebefohlenen kurz und bündig an,
er werde ihn am nächsten Morgen pünktlich
um sechs Uhr zu einem Spaziergang abholen.

Klemens machte große Augen.

„Sie sind ein seltsamer Patron, Herr
Niese!“ sagte er verdrießlich. „Weil ich
Beine habe wie Sie, so glauben Sie, ich
könnte auch gehen. Es ist mein Beruf
nicht; es schadet mir. Und kurz und gut,
ich will nicht.“

Der Förster indessen bestand auf seinem
Stück. Er behauptete, für das rationelle



Porträt eines Knaben. Nach einem Gemälde von Georg Vastagh.

Betragen seines Gastes verantwortlich zu
sein, und er gedenke, seine Pflicht zu thun.

„Also auf Gewalt ist es abgesehen!“
rief Klemens mit karikirter Verzweiflung.
„Nun wohl, ich füge mich, mächtiger Herr und
Gebietet, hübsch aber ist es nicht, daß ein
Mensch sich zum Quälgeist des andern macht!“

Als Birnau am nächsten Morgen mit
seinem noch schlaftrunkenen Gefangenen in's
Freie trat, gesellte sich Erna zu ihnen in
der wetterfesten Kleidung, die sie immer
trug, wenn sie in die thauburchtränkte Flur
auszog. Der Förster stuzte.

„Bleib' lieber zu Hause heut, Erna,“
sagte er unentschlossen.

Klemens musterte mit müden Augen
das junge Mädchen, das in hochgeschürztem,
derbem Kleide, in kräftigen Schuhen, einen
groben Strohhut auf den kunstlos geflochte-
nen Haaren, in der Rechten einen geschälten
Eichenschößling, vor ihm stand, tannen-
schlant, die Röthe der Gesundheit auf den
Wangen.

„Lassen Sie Ihr Töchterlein doch mit-
gehen, gestrenger Herr Förster vom Walde!“
bat er gähnend.

Erna sah ihm lachend in das verzerrte
Gesicht.

„Sind Sie aber furchtbar verschlafen!“
rief sie aus.

„Spotten Sie nicht, junges Waldfräu-
lein,“ erwiderte Klemens und rieb sich die
Thränen aus den Augen. „Es gibt auch
unter den Menschen Murrelthiere, deren
natürliches Recht es ist, zu schlafen.“

Erna war mit ihm weiter geschritten,
ohne daß Birnau Einsprache that. Ver-
stohlen blickte das Mädchen auf den lässig
Hinschlendernden und wußte nicht recht, was
sie aus ihm machen sollte.

„Sie ist meine Tochter nicht, Herr Ba-
ron,“ erklärte der Förster. „Fräulein Bendig
ist eine Verwandte, nach ihrer Eltern Tode
zu mir gekommen. Ich bin nie verheirathet
gewesen.“

„Ich danke schön für diese Aufklärung,“
entgegnete Klemens träge. „Es war auch
Zeit, daß mir einmal Jemand über meine
nächste Umgebung die Augen öffnete. Und
die Schaffnerin des Hauses, meine Pflegerin,
die verblühte Dame in der gelbbekleideten
Haube — mit welchem christlichen Namen
darf ich sie anreden?“

„Er ist unausweichlich,“ dachte Erna, und laut sagte sie spitz: „Wir nennen sie Euse und halten große Stücke auf sie, große Stücke, Herr Baron.“

„Ich höre, Fräulein Bendig. Ich auch, wenn Sie nichts dagegen haben.“

Erna eilte an die Seite des Försters. Mochte sich mit diesem moquanten Menschen unterhalten, wer da wollte, wenn sie es nur nicht brauchte! Sie begann ein Gespräch mit Birnau über forstliche Angelegenheiten; unbeachtet, ein Ueberflüssiger, folgte Klemens und hörte zu.

„In welcher Akademie haben Sie studirt, Fräulein Försterin?“ fragte er plötzlich.

Birnau lächelte, als er Erna's Spitznamen nun auch als freie Erfindung des Barons hörte. Als Erna nicht antwortete, sagte er:

„Wenn man nur lernen will, so braucht man darum keine Hochschulen zu besuchen. Wer sich für einen Gegenstand interessiert, findet überall etwas Neues darüber; nur muß er Augen und Ohren offen halten. Und dabei wächst die Summe des Wissens rascher, als man denken sollte.“

Der Förster hatte zu diesem Morgen Spaziergange nicht gerade die bequemsten Wege gewählt. Es ging häufig steil bergan und dann wieder scharf bergab, über Geröll und hochliegende Baumwurzeln. Dazu hatte die Kühle des Morgens sehr bald einer schwülen Wärme Platz gemacht. Immer mühsamer schleppte sich Klemens weiter und blieb langsam zurück.

„Halten Sie ein, unbarmherziger Waldgeist!“ rief er endlich erschöpft aus. „Ich kann nicht mehr!“

Der Förster stand still und ließ ein verwundertes „So?“ hören.

„Und Sie, Fräulein Bendig, bitte, berühren Sie einmal mit Ihrem Stab dort den Felsen, vielleicht springt ein Quell hervor; ich bin furchtbar durstig!“

„Wirklich, Herr Baron? Sie sind durstig?“ fragte Birnau mit gutmüthigem Spott. „Ueber dergleichen gewöhnliche Bedürfnisse sollten Sie doch erhaben sein! Aber machen Sie nur noch einige Schritte weiter und Sie sollen Wasser haben, so viel Sie wollen!“

Am nächsten Bache warf sich Klemens ohne Umstände auf die Kniee, beugte sich mit aufgestützten Händen nieder und schlürfte von dem kristallhellen Raß.

Behaglich lächelnd sah der Förster zu.

„Auch wir haben unsere Wasserleitung, Herr Baron,“ sagte er. „Rohre und Gestein filtriren gratis für uns; die Leitungsröhren liegen überall im Boden und bedürfen nie einer Reparatur, und die Erde hält das Getränk hübsch kühl!“

„Vortrefflich!“ rief Klemens, sich aufrichtend. „Wo aber, Herr Förster, befinden sich Ihre Brodschränke?“

„An Busch und Strauch. Nur sind sie augenblicklich leer.“

Erna griff in die Tasche, holte ein kleines Paket hervor und wickelte langsam eine Semmel heraus.

„Gedacht ist sie vorgefunden,“ sagte sie und hielt sie zögernd in der Hand.

Rasch griff Klemens zu und biß herzhaft in das trockene Brod.

„Gesunde Kost!“ rief er aus, indem er sich auf einen Felsblock niederlegte und die Beine von sich streckte.

„Ich hätte nicht gedacht, daß meine Zähne noch so gut sind!“ Auf einmal machte er ein betroffenes Gesicht. „Es war Ihre Semmel, Fräulein Bendig!“ sagte er.

„Ich Unmensch mäste mich auf Ihre Kosten!“

„Es ist schrecklich!“ spottete Erna. „Nun werde ich auf dem Rückwege vor Mattigkeit umfallen und liegen bleiben, wie gewisse Leute!“

„Aber, Erna!“ erinnerte der Förster.

„O, meine Wohlthäterin darf ihrer kleinen Zunge freien Lauf lassen! Aber warten Sie nur, Fräulein Bendig, die Zeit wird kommen, da ich mit Ihren stinken Füßchen Schritt halten werde!“

„Noch in diesem Jahr?“

„Noch in diesem Jahr,“ betheuerte Klemens. Er ergriff das Ende von Erna's Stoch und legte die Finger darauf. „Ich schwöre es, auf dieses Schwert!“

„Wie Hamlet! Und dem Dänenprinzen ist es auch nicht ernst gewesen!“

Nachdenklich sah Klemens einen Augenblick die Uebermüthige an.

„Sie irren, Fräulein Bendig,“ sagte er dann bitter; „es war ihm heiliger Ernst. Nur war das Schicksal gegen ihn, das Schicksal, welches ihn als Hamlet hatte geboren werden lassen. Ja, wenn wir nur frei wären! Aber wir können nicht, wie wir wollen. Die Vorsätze, die besten, sind da; der Geist ist willig; nur das Fleisch, das Fleisch, wenn das doch etwas weniger schwach wäre!“

Er sprang auf, schüttelte sich, wie um sich von diesen dunklen Gedanken zu befreien, und erklärte in seinem gewöhnlichen Ton, er sei bereit, sich weiterführen zu lassen.

Am Abend dieses Tages sah Erna wieder einmal bis zu später Stunde unter dem Thurn.

„Wie gefällt er Dir?“ fragte der herantretende Förster.

„Ich weiß nicht — er ist so sonderbar, Onkel Rudolf!“

„Weniger sonderbar als schwankend, Kind. Wer sich noch selbst entschuldigt, von dem ist wenig zu hoffen.“

Erna schwieg eine Weile und schien nach dem Ruf eines Thieres hinzuhorchen, der von fern aus dem Walde herüberklang.

„Es wäre schade um ihn,“ sagte sie endlich, wie zu sich selbst.

„Schade um ihn! Gewiß wär' es das. Es ist schade auch um jeden Stamm in meinen Forsten, der schief wächst. Aber was hilft's? Wenn die Natur ihn im Stich läßt und unser bißchen Kunst nicht anschlügt, so verfällt er vorzeitig der Art.“

„Wird er wieder mit uns gehen morgen früh?“

„Ich habe ihm freigestellt, sich mir anzuschließen, so oft er will.“

„Du hast ein Vorurtheil gegen ihn, Onkel Rudolf!“

„Nein, nein, ganz und gar nicht; sein Humor gefällt mir, seit ich mich daran gewöhnt habe. Aber verweicht ist er, leider, das einzige Söhnlein. Es fehlt seinem Blute Stahl, seinem Geiste Männlichkeit.“

Heute hing sich Erna nicht an Birnau's Arm, als sie den Wiesenpfad nach Hause gingen. Und so sehr war sie in Gedanken, daß sie, in eine Wasserrinne tretend, die den Weg kreuzte, fast gefallen wäre. Der Förster, dicht hinter ihr gehend, kam ihr zu Hülfe; er legte den Arm um sie und versuchte im Weitergehen durch neckische Fragen zu erforschen, was sie beschäftigte. Doch Erna antwortete kurz und ausweichend; unweit des Hauses machte sie sich los von ihm; ohne ihm die Stirn zum Kusse zu bieten, sagte sie halblaut: „Gute Nacht!“ und huschte in's Haus.

Der Förster blieb stehen und that einige lange Züge aus seiner Pfeife.

„Wie fraus es doch bisweilen in solch' jungem Köpfchen aussehen mag!“ meinte er, vor sich hin lächelnd.

„Ich werde später manchmal Geduld haben müssen.“

Später! Er schien keine Eile zu haben, diesen Zeitpunkt herbeizuführen. Noch immer zögerte er, das entscheidende Wort zu sprechen. „Morgen ist auch noch ein Tag! Sie läuft mir ja nicht davon!“ So beschönigte er seine Zaghaftigkeit vor sich selbst, wenn er Abends die Bilanz des Tages zog.

V.

Einige Wochen später sah Klemens eines Nachmittags, bequem zurückgelehnt, auf der breiten, grün angestrichenen Holzbank, die neben der Hausthür stand. Er sah gebräunt aus und es war Glanz in seinen Augen; auf seinem Schooße lag ein Buch, aus welchem er vorgelesen hatte.

„Glauben Sie nur nicht Alles, was gedruckt steht, Fräulein Bendig,“ sagte er. „In den Büchern werden die Menschen besser und geistreicher geschildert, als sie sind.“

Erna sah von ihrer Mäharbeit auf.

„Sie verfallen wieder in den alten, unzufriedenen Ton, Herr Baron,“ rügte sie. „Haben Sie etwa schlecht geschlafen nach Tisch?“

„Spotten Sie nur! Als ob Sie besser wüßten wie ich, wie es da draußen aussieht und zugeht, wo es mit den Bergen ein Ende hat, Sie mit Ihren lumpigen achtzehn Jahren! Können Sie mitsprechen?“

„Leider ja, Herr Baron.“

„Ich vergaß; entschuldigen Sie.“ Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn. „Aber jetzt sitzen Sie doch hier geborgen, gleichsam wie in Abraham's Schooß, und nichts Häßliches und Kränkendes und Verstimmendes kommt an Sie heran! Ich aber —“

„Nun, und Sie?“ unterbrach ihn Erna lachend.

„Sie werden demnächst auf Lohra sitzen und dort mit des Herrn Papas Erlaubniß das Regiment führen — nachdem Sie nämlich gesetzter geworden sind und auch noch etwas gelernt haben. Das halten Sie am Ende gar für ein Unglück?“

„Zuweilen thut' ich's noch. Doch aber jetzt viel seltener als früher. In der guten Luft hier oben bin ich verständiger geworden; finden Sie nicht auch, Fräulein Bendig?“

„Hm,“ machte Erna und wiegte das Köpfchen. „Etwas vielleicht. Möglicherweise ist's auch, daß Sie Ihre besten Fortschritte vor mir geheim halten. Wenigstens schwirren, wenn Sie mit mir plaudern, Ihre Gedanken noch immer umher wie Brunnfliegen — jetzt hier und im nächsten Augenblick da drüben über den Stachelbeerstauben.“

„Dieser Fehler, verehrte Gouvernante,“ versetzte Klemens demüthig, „ist die traurige Folge eines mehrjährigen Müßiggangs; er wird verschwinden, sobald meine Ferien hier zu Ende sind. O, ich war ein recht nichtsnutziger Gesell, Fräulein Bendig, eh' ich hieher kam; Sie würden ein Grauen vor mir bekommen haben, wenn Sie mich in meiner Studentenzeit kennen gelernt hätten.“ Er sprang auf. „Doch das sind fatale Erinnerungen!“ rief er aus. „Hinweg damit! Kommen Sie, Fräulein Erna — ich bin der Ruhe satt und der Aussicht auf die Gemüsebeete — wie wär's, wenn wir zu jener Klippe gingen, die ich neulich entdeckt habe? Unterwegs erzähle ich Ihnen von dem kleinen Klemens, der wirklich ein guter Knabe war und gern in den Himmel kommen wollte.“

Als das Paar sich im Walde verlor, trat Euse aus der Thüre.

„Jung gefellt sich zu Jung,“ sagte sie, ihnen nachsehend; „es ist der Lauf der Natur. Der Herr sollte sich eine Lehre daraus nehmen; es wird ein Unglück geben, wenn er auf seinem Sinn beharrt. Dieser Erste mag dem Kinde nicht gefährlich werden; aber es wird ein Zweiter, ein Dritter kommen, der ihr nach den Augen sieht und mit ihr schön thut, und inzwischen ist sie gereift und denkt und vergleicht. Gott lenk's!“

Etwas später, als der Förster in die Küche trat, um sich am Herdfeuer einen Spahn anzuzünden, warf sie hin:

„Er wird schon recht flügge, der junge Herr Baron! Eben ist er wieder davon mit dem Fräulein. Wenn er Sie allein zur Gesellschaft hätte, Herr Förster, so wär' er auch noch nicht so weit.“

Ein wenig zuckte Birnau doch zusammen bei dieser verfänglichen Rede seiner alten Wirthschafterin. Nach ein paar Zügen aus der frischen Pfeife hatte er indessen seinen Gleichmuth wieder.

„Ei, ei, Euse,“ schalt er gutmüthig, „willst Du mir den Frieden stören?“

„Nichts will ich,“ brummte die Alte. „Mich geht's nichts an, wie Sie es mit Ihrem Kostgänger halten; das aber weiß ich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich würde ihn nicht in meinem Privatgärtchen schwärmen lassen.“

Der Förster murmelte eine Vermünsung gegen alle alten Weiber in den Bart.

„Sei barmherzig, Euse!“ sagte er im Hinausgehen; „es möchte doch einmal einer von Deinen giftigen Pfeilen in mir stecken bleiben.“

Mittlerweile kletterte das junge Volk an der Klippe umher, schwakte und lachte über nichts, sammelte Blumen und weckte hin und wieder mit neckischem Zuruf das ferne Echo. Endlich ließen sie sich nieder; Klemens warf dem Mädchen seine Beute in den Schooß, stützte sich neben ihrem Knie mit dem Ellenbogen auf den Boden und bat um eine Unterrichtsstunde in der Botanik. Erna lachte ihn aus; als er indessen ernsthaft seine Bitte wiederholte, überschüttete sie ihn mit einer Menge von lateinischen Namen. Der Schüler hörte schwerlich einen einzigen; zu nahe war er der anmuthigen Lehrerin. Seine Blicke schweiften zwischen ihren Augen und Händen hin und her; für die Blüten aber, die sie vorwies, hatte er nicht einen einzigen. Sie bemerkte es; leicht erröthend, begann sie ihn auszuselten. Der Ertrappte that beschämt, versprach, fernerhin aufmerksam zu sein, und reichte ihr eine neue Pflanze hin. Einen Augenblick ruhte seine Hand in derjenigen Erna's; da sprang er plötzlich auf, preßte die Lippen aufeinander, verschränkte die Arme und blickte finster in die Weite.

Was er habe, fragte Erna erschrocken.

„O, nichts,“ erwiderte Klemens bitter. „Ich hatte nur vergessen, daß ich nicht darf, wie ich möchte. Ein Mensch wie ich! O Gott!“

„Sie sind wieder einmal sehr räthselhaft, Herr Baron!“

„Herr Baron!“ wiederholte Klemens geringschätzig. „Ja wohl, der Rang wäre da — nur verdient ist er noch nicht. Und bis dahin —“

Erna sah den Schweigenden kopfschüttelnd an.

„Werden Sie nur nicht muthlos, Herr Klemens,“ bat sie herzlich.

Mit aufleuchtenden Augen wandte er sich zu ihr.

„Es soll nicht wieder vorkommen, von jetzt an nicht; um Zehrwilken nicht, Erna!“

Er lagerte sich in einiger Entfernung. Es war eine heftigere Stille über die Beiden gekommen; sie vermieden, sich anzusehen. Stumm sahen sie eine Weile hinaus über die fache abfallenden Berge in die ferne Ebene, wo aus sonnigen Streifen einige Dörfer mit rothen Dächern undeutlich hervorschimmerten. Dann begann Erna leise von ihrer Kindheit zu erzählen, die dort weit hinüber verlaufen war, und Klemens horchte träumerisch dem Klange der süßen Stimme und vergaß Vergangenheit und Zukunft.

Am Abend, als Erna dem Förster gute Nacht sagte, warf sie sich ihm ungestüm um den Hals und legte den Kopf auf seine Schulter.

„Hast Du Kummer, Kind?“ fragte Birnau besorgt. „O nein, wie sollte ich? Es ist so schön auf der Erde, Onkel Rudolf!“

Zärtlich sah er ihr in das Gesicht, als sie es empfing.

„Und Du weißt auch, wer Dich darauf lieb hat, nicht wahr?“

Sie gab ihm einen verwunderten Blick; dann besann sie sich und antwortete vor sich hin:

„Ob ich's wohl weiß!“

Der Förster aber, mit seiner Pfeife allein gelassen, dachte, behaglich lächelnd, an Euse's vorherige Aeußerungen. „Dieß hätte die Argwohnische nur sehen und hören sollen,“ meinte er, „sie wäre wohl für immer von ihrer Gespensterseherei kurirt! Doch mag es nun bald an der Zeit sein, daß ich dem lieben Vögelchen seine feste Heimat gebe!“

Die Tage indessen gingen hin, einer nach dem andern, und der fleißige, in dieser Zeit mit Begegnungen vielbeschäftigte Mann fand keine Gelegenheit, dem lieben Vögelchen das demselben zuge dachte Glück kundzutun. Nein, er hatte keine Gile, noch immer nicht; war es doch bei ihm und zwischerte täglich vergnügter um ihn herum. Auffällig war ihm freilich, daß er jetzt seinen ersten Ausgang meist allein machen mußte. Der Baron, obgleich häufig in aller Frühe auf den Beinen, zog es vor, seine eigenen Wege zu gehen. Das wurde allerdings Birnau nicht eben schwer, zu tragen; aber Erna, die sonst so pünktlich bereitstehende Erna, war eine Langschläferin geworden. Auch unter dem Horn ließ sie sich Abends nur selten noch finden, und wenn er sich dort zu ihr gesellte, war sie seltsam zerstreut und einsilbig. Doch blühte sie auf in diesen warmen Frühsoimmertagen, wie eine edle Rose aus den Gärten von Schiras, und Birnau erfreute sich still am Anblick ihrer wachsenden Schönheit, als ob sie ihm bereits ein sicherer Besitz sei.

VI.

Johannestag war vorüber. Oben im Walde hatten die Bäume ausgeblüht und bildeten bedächtig in grüner Hülle die Samen aus; nur vereinzelte Linden, auf Waldböden als ungeladene Gäste erschienen und, als Schattenspender für junge Ausfaat geduldet, trugen noch den gelben Schmuck der duftigen Blüten.

Der alte Baron von Lohra, mit welchem Klemens in letzter Zeit in regem Briefwechsel gestanden, hatte dem Sohn angezeigt, er werde, zufällig in der Nähe des Gebirgs vorüberkommend, eine kurze Einkehr im Förstehaus halten. Am bezeichneten Tag empfing ihn Klemens unten im Städtchen. Der immer noch stattliche Vater nickte zufrieden, nachdem er ihn prüfend betrachtet hatte; er nahm seinen Arm und sagte:

„Du siehst wohl aus wie je. Nur keinen Rückfall in schädliche Extravaganzen, hörst Du? Was man in der Jugend an Kräften spart, hat man im Alter. Sieh' mich an! Ich habe vorsichtig gelebt; ich bin deshalb noch genugsam und ziemlich frei von Langeweile.“

Klemens freute sich des vertraulichen Tones, den der Vater gegen ihn anschlug. Lebhaft mit einander plaudernd, stiegen die Beiden in die Berge.

„So wären wir denn einverstanden,“ schloß der alte Baron das Gespräch angelehnt des Förstehauses. „Bis zum Herbst kannst Du hier verweilen. Nütze den Förster aus, er weiß ohne Zweifel Manches, was Du später wirst gebrauchen können. Dann wird Dich Bassenitz für ein Jahr auf sein Gut nehmen. Bleibst Du im richtigen Kurs. — woran ich nach Deinen brieflichen und mündlichen Aeußerungen nicht zweifle — so werde ich Dir nach Ablauf dieses Jahres Lohra übergeben und mich einmal wieder eine Weile in der Welt umhertreiben, bis ich bei Dir ein behagliches Hauswesen finde mit ein paar Enkeln, die mir eine erfreuliche Perspektive

in die Zukunft unseres Geschlechts eröffnen. Natürlich hat das Zeit.“

Der Baron wollte weiter schreiten; Klemens hielt ihn an.

„Hast Du auch Wünsche in Betreff Deiner künftigen Schwiegertochter, Papa?“

„Ich werde die Freiheit Deiner Wahl in keiner Weise beschränken. Eins nur rathe ich Dir, nimm eine gesunde Frau, wenn Du so weit bist.“

„Darf es auch eine Bürgerliche sein?“

„Warum nicht? Ich bin zu alt, um noch Vorurtheile in dieser Beziehung zu haben, und Du — wie ich Dich kenne, bist Du zu anspruchsvoll, um unpas send zu wählen. Aber weshalb fragst Du so eingehend? Wie alt bist Du denn eigentlich, daß Dich dieß Thema schon interessiert?“

„Fünfundzwanzig, Papa.“

„Weiß der Himmel, es ist richtig!“ rief Baron Herbert nach kurzem Nachdenken. Mit einem Seufzer fuhr er fort: „Ein schönes Alter, Klemens! Viel zu schön zum Heirathen. Ich habe mit Fünfunddreißig geheirathet, und damals meinte ich, es sei noch viel zu früh“ — er unterbrach sich — „ich sehe ein helles Kleid im Gärtchen dort — ist es die junge Anverwandte des Försters, von der Du schreibst?“

„Es ist Fräulein Erna Wendt, Papa, meine gute Kammeradin.“

Im Weitergehen nahm der alte Baron seine Vorg nette vor.

„Ein hübsches Kind!“ sagte er beifällig. „Der Förster ist beneidenswerth, daß er solch' ein frisches junges Blut um sich haben kann. Wie ist's mit der Jagd hier oben?“

„Birnau hält seine Büchsen nur zum Staat, glaub' ich.“

„Ach ja, ich erinnere mich, das Revier ist früher stark abgeschossen worden. Dich wird's nicht schmerzen, Du warst nie ein großer Jäger.“

Vater und Sohn traten in den Garten und Baron Herbert führte sich in seiner leichten, weltmännischen Art rasch bei Erna ein. Während Klemens stumm beiseite stand, erkundete er die Familienverhältnisse des Mädchens. Es fand sich, daß er ihren Großvater, den Amtmann, gekannt hatte.

„Sie stammen mütterlicherseits aus einer vortref flichen Familie, mein Fräulein,“ sagte er. „Ich freue mich, eine Spur des wackern Geschlechts wieder aufzufinden.“

Es war das erste Mal, daß Erna ihre Familie rühmen hörte; es that ihr wohl und sie schloß sich dem freundlichen alten Herrn, der noch mit ihrem Großvater verkehrt hatte, vertraulich an. Zu Mittag kam Birnau; der Baron war heiter, gesprächig und regte auch die Uebrigen zu unbefangenen Mittheilungen an, während er rings umher beobachtete.

Als er am Nachmittag mit dem Sohn bergabwärts zum Städtchen schritt, sagte er:

„Es könnte mir fast leid thun um die kleine Wendt!“

„Was, Papa?“ fragte Klemens verwundert.

„Ei, Herr Sohn,“ spottete Baron Herbert, „wo hast Du denn Deine Augen? Ist Dir wirklich ver borgen geblieben, daß dieser Biedermann, der Förster, dem hübschen Kinde gerne mehr sein möchte als nur Pflegevater?“

„Das glaubst Du?“ erwiderte Klemens äußerst betroffen. „Es ist unmöglich!“

„Warum unmöglich? Es sind noch ganz andere Dinge möglich auf dieser wunderlichen Welt.“

„Erna kann nicht wollen — darf nicht wollen —“

„Wie Du Dich aufregst!“ lachte der alte Baron.

„Du kannst nicht jedes Mädchen retten, das Du in eine unpassende Ehe rennen siehst! Das Kind ist dankbar, sieht sich versorgt, Familie hat sie nicht; sie wird den Förster nicht ausschlagen, wenn der besangene Mann erst spricht. Denk' bei Zeiten an das Hochzeitsgeschenk, Klemens!“

Der junge Mann hielt gewaltsam an sich; er errieth, daß sein Vater diesen Gegenstand in Absicht auf ihn zur Erörterung brachte.

„Wie die Sachen einmal liegen,“ fuhr Baron Her bert fort, „wäre es grausam, wenn Jemand sich's be kommen ließe, den Sinn des Mädchens zu verwirren. Der Förster ist freilich nicht mehr eben jung; aber er scheint ein braver Mann, leistet in seinem Fache Lich tiges und steht dort oben auf einem Posten, der ihm schwere Entfagungen auferlegt. Es ist ihm wohl zu gönnen, daß er sich für seine alten Tage eine Pflegerin gewinnt, die das kanonische Alter noch nicht erreicht

hat. Und was geht's uns schließlich an — Dich und mich?“

„Du hast ganz Recht, Papa,“ versetzte Klemens mit schlecht verhehlter Bitterkeit. „Der brave Mann soll die Vorhand haben!“

Spät kam Klemens nach Hause; er war noch weit im Walde umhergeschweift, nachdem er seinen Vater hatte abfahren sehen. Auf dem Flur traf er Erna; sie wollte ihn anreden, er aber stürmte an ihr vorbei, die Treppe hinauf und schloß sich in sein Zimmer ein. Erna fuhr mit der Hand nach dem Herzen, ein plötz liches Weh schnürte ihr die Brust zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Plaudereien am Kamin.

Von
Paul v. Weilen.

(Nachdruck verboten.)

Siebente Serie.

VI.

Die Gesellschaft hatte sich in dem Salon der Gräfin Sternfeldt versammelt, der Theetisch stand an seinem Platz, aber nicht mehr knisterte und züngelte die Flamme im Kamin, die freundliche Herdstätte der Gesellschaft war von einer Etagere von frischen Blumen bedeckt und die milde, laue Luft wehte durch ein geöffnetes Fenster herein.

„Der Sommer kommt,“ sagte Frau von Ramberg, „wir werden wohl zum letzten Mal uns heute hier zu unserem trau lichen Plauderstündchen versammeln, der vielgepriesene Sommer hat ja die wenig lebenswürdige Eigenthümlichkeit, daß er die Kreise der Geselligkeit zerstreut und die Menschen wie Atome in die weite Welt zerstäubt.“

„Ich finde das sehr wenig angenehm für Diejenigen, die durch ihren Beruf gezwungen sind, an ihrem Platz zu bleiben,“ sagte der Doktor Heilborn, „und überhaupt ist der Frühling eine von den Dichtern sehr ungerechterweise so vielbesungene Jahreszeit; man pflegt ihn abzubilden als einen wenig be kleideten Knaben mit einem Blütenkranz auf dem Kopf und einem Strauß in der Hand, und doch bedarf er mehr noch als die anderen Jahreszeiten der schützenden Wolle, — verstände ich es, den Zeichenstift oder den Pinsel zu führen, so würde ich diesen trübseligen Frühling als einen alten Herrn abkonterfeien, mit einem Schawl um den Hals, Watte in den Ohren, mit einer geschwollenen Nase, einer rothen Nase und mit einem Fluch über Zahnschmerzen und Gesichtsröthen im Munde — das Porträt würde naturgetreuer sein.“

„Nun eigentlich,“ sagte Frau von Ramberg lachend, „sollte Ihnen, lieber Doktor, ein solches Bild des Frühlings durchaus nicht unangenehm sein, es stellt ja die Ernte der Aerzte dar, die aus den Leiden der Menschheit ihre goldenen Aehren her vorwachsen sehen.“

„Nein, meine gnädige Frau,“ erwiderte Doktor Heilborn, „diese verführten Frühjahrskrankheiten sind so recht eigentlich die crux medicorum, wir können nichts mit ihnen anfangen, die einzigen Mittel, welche es dagegen gibt, nämlich ruhig im Bett liegen, Fliederthee trinken und Hahnenfleisch essen, wollen die Patienten nicht anwenden, wir müssen sie also meist der Natur überlassen, mit der sie sich dann recht lange herum quälen, oder sie laufen, da wir ihnen die geschwollenen Beine nicht fortzubern können, zu den Homöopathen, welche sich ja rühmen, jeden schmerzenden Zahn durch irgend eine geheimniß volle Beschönigungsformel, die sie über einen Wassertropfen sprechen, vertreiben zu können.“

„Schelten Sie die Homöopathie nicht, lieber Doktor,“ sagte der Graf Sternfeldt, „ich habe zwar noch keine praktischen Ver suche mit ihr gemacht, aber ich muß Ihnen gestehen, daß das homöopathische System in der neueren Zeit bei mir ganz un gemein gewonnen hat, so daß ich wohl dahin kommen könnte, mich zu demselben zu bekehren, — ich vermag natürlich,“ fuhr er fort, während der Doktor die Achseln zuckte, „über den Grundsatz der Homöopathie: «Similia similibus curantur!» kein Urtheil zu fällen; doch spricht ja Manches für die Richtigkeit dieses Grundsatzes, den wir zum Beispiel auch in der ver nünftigen Hydropathie wirksam finden, da ja ein Kaltwasser umschlag die Kälte vertreibt und einen außerordentlich hohen Wärmegrad hervorzubringen vermag.“

„Weil,“ rief Doktor Heilborn unwillig, „der Kaltwasser umschlag die Natur zwingt, eine um so höhere Anstrengung in der Wärmezeugung zu machen — das ist sehr einfach.“

„Nun,“ sagte Graf Sternfeldt, „derselbe Zwang zur heil samen Reaktion könnte denn doch auch durch ein inneres Mittel auf die einzelnen Organe der Lebens thätigkeit ausgeübt werden, — warum die Mittel, welche die Natur uns darbietet, gegen diese oder jene Krankheit helfen, das weiß ja ohnehin doch die Wissenschaft nicht.“

„Ich bitte Sie um Gottes willen, mein verehrter Freund,“ rief Doktor Heilborn abwehrend, „unser Plauderstündchen hier ist sehr interessant und unterhaltend — Sie sehen ja, daß ich niemals bei denselben fehle — aber thun Sie mir nur den einzigen Gefallen und lassen Sie die Wissenschaft aus den selben weg, vor Allem unsere arme, so vielfach mißhandelte Medizin.“

„Ich habe nur eben das Faktum konstatirt,“ sagte Graf Sternfeldt, „daß die Wissenschaft mit der Wahl und Wirksamkeit der medizinischen Mittel nichts zu thun hat, da die selben ja bekanntlich ausschließlich auf empirischer Erfahrung beruhen und meist durch den Zufall entdeckt sind. Die Wissen schaft weiß wohl, daß Chinin das Fieber vertreibt; warum



Im Seantfurter Palmengarten. Originalzeichnung von K. Högl.



Haremsfrauen. Gemälde von J. E. Bertier. Nach einer Photographie im Verlag von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris (Hugo Großer in Leipzig).

aber, darüber kann die vielgerühmte Wissenschaft keine Rechenschaft geben, und so ist es wohl mit allen, übrigens sehr wenig zahlreichen, spezifischen und wirklich wirksamen Mitteln. Ich bin also," fuhr er fort, "immer gern bereit gewesen, den Heilungsgrund der Homöopathie zuzugestehen oder wenigstens als möglich anzunehmen, nur habe ich mich stets gegen den Glauben gestäubt, daß ihre Medikamente in den atomistischen Theilungen ihrer unendlich kleinen Verdünnung noch überhaupt wirksam sein können, — nun aber," fuhr er fort, "haben mich die neueren, so ganz wunderbaren und überraschenden Entdeckungen der mikroskopischen Bakterien- und Bacillenwelt vollkommen zweifelhaft in meinen Bedenken gegen die Homöopathie gemacht. Wenn es möglich ist, daß ein unendlich kleiner, von keinem unserer Sinne wahrnehmbarer, nach unserem gesunden Menschenverstand absolut wirkungsloser Pilz in schneller und fast zauberhafter Fortwirkung gefährliche Krankheiten erzeugen und den menschlichen Organismus zerstören kann, warum soll dann nicht auch das kleinste Atom einer Heilsubstanz ähnliche Wirkungen auf die von den Sinnen nicht wahrnehmbaren Fasern der menschlichen Lebenstätigkeit hervorbringen? Könnten doch in einem einzigen Tropfen homöopathischer Verdünnung Millionen von Bakterien ihren Untergang finden, wenn das homöopathische Medikament ihrem Dasein verderblich wäre. Mikroskopische Medikamente können, wenn man sie richtig trifft, auch wohl mikroskopische Pilzbildungen beseitigen und mikroskopische Parasiten tödten; wenn dieß aber geschieht, so heilen sie auch die Krankheiten, denn es zeigt sich bei unseren neueren Untersuchungen ja immer mehr, daß fast alle Krankheiten von mikroskopischen Feinden unseres Daseins herrühren."

"In der That," sagte Frau von Ramberg, "das klingt mir sehr einleuchtend und es scheint mir auch, daß die Entdeckung der Bacillen und Bakterien der Homöopathie das Wort redet, — ich werde," fügte sie neckend hinzu, "bei meiner nächsten Krankheit einen homöopathischen Arzt konsultiren und dem Doktor Heilborn dann meine Erfahrungen mittheilen."

"Dann wünsche ich nur, meine gnädige Frau," sagte der Doktor, "daß Ihre nächste Krankheit nicht in irgend einer Weise bestehen möge, die Sie sich durch einen Stoß an Ihre schöne Stirn zuziehen möchten."

"Und warum?" fragte Frau von Ramberg; "ich glaube, daß ich eine Weile an dem äußeren Theile meines Kopfes immer noch einer Migräne im Innern desselben vorziehen würde."

"Weil," erwiderte der Doktor Heilborn, "die Homöopathie nach ihrem Grundsatze der Ähnlichkeitskur eine Weile mit einem Kolbenhieb kuriren müßte."

"Dann wäre," sagte der Lieutenant von Hochfeld unter allgemeiner Heiterkeit, "die Homöopathie ja ganz vorzüglich im Kriege; man hätte nur nöthig, einen Verwundeten noch einmal anzuführen und die Sache wäre in Ordnung."

"Nun," bemerkte der Oberst von Fernon, "jedes Ding hat seine scherzhaft Seite und die Homöopathie mag durch ihren scheinbar paradoxen Grundsatze ganz besonders Gelegenheit bieten, sich mit ihr scherzhaft abzufinden. Eigentlich ist das aber durchaus unecht, denn ich kann versichern, daß ich schon sehr schöne und wahrhaft überraschende Heilungen und zwar sehr schwieriger Fälle gesehen habe, und dann finde ich es ganz besonders unecht, daß man in gewissen wissenschaftlichen Kreisen eine so hochmüthig abweisende Stellung gegen die Homöopathie einnimmt. Ich bin ganz entschieden Feind eines jeden Charlatanismus, wo er sich auch immer geltend machen möge, am allermeisten aber würde ich denselben auf das Strengste verbieten, wenn er es unternimmt, mit dem menschlichen Leben und der menschlichen Gesundheit sein Spiel zu treiben — doch in solchem Falle befindet sich die Homöopathie nicht. Die homöopathischen Aerzte haben genau dieselben Studien gemacht wie alle übrigen; sie haben dieselben Examina abgelegt und sich dadurch das Recht erworben, die menschlichen Krankheiten zu behandeln, — wie ein geprüfter und approbierter Arzt seine Behandlung einrichtet, das ist ganz ausschließlich Sache seiner wissenschaftlichen Kenntniß und Erfahrung und seines Gewissens, — mit welchem Recht wollte man also vom wissenschaftlichen Standpunkt eine Scheidewand zwischen einem homöopathischen und einem allopathischen Arzt ziehen, da doch beide die vollkommen gleiche wissenschaftliche Berechtigung haben? — ich glaube, das wird selbst der Doktor Heilborn nicht leugnen können."

"Ich leugne das durchaus nicht," sagte Doktor Heilborn, "nur begreife ich es nicht, wie ein Arzt die homöopathischen Prinzipien mit den einfachsten Lehren der Anatomie und Physiologie vereinigen will."

"Dasselbe," sagte Graf Sternfeldt, "wird vielleicht der Homöopath von Ihnen sagen, — leider ist bei uns in Deutschland nicht zu leugnen, daß besonders in unseren Wissenschaften ein gewisser Kastengeist sich ausgebildet hat und daß sehr häufig die Theorie der stegreichen Praxis gerade deshalb hochmüthig gegenübertritt, weil sie deren Erfolg nicht anerkennen möchte. Wir haben ja davon jetzt wieder ein Beispiel erlebt, was mich, ich muß es gestehen, recht peinlich und unangenehm berührt hat: das ist die Stellung, welche gewisse wissenschaftliche Kreise gegen den Professor Schwerwinger mit besonderer Offentlichkeit eingenommen haben. Die Thatfache steht eben fest, daß Schwerwinger unsern großen Kanzler von einem schweren, seine Thatkraft erschöpfenden und sein Leben bedrohenden Leiden völlig wieder hergestellt hat; auch er hat die Qualifikation wie jeder andere Arzt der Fakultät, und er hat an einem weithin leuchtenden Beispiel bewiesen, daß er Meister ist in der segensreichen Anwendung seiner Wissenschaft. Die Heilung des Reichskanzlers ist ein großes nationales Verdienst, das auch vom Kaiser selbst in ehrenvollster Weise anerkannt wurde, — hätte in irgend einem andern Lande ein Arzt einen Mann von der nationalen Bedeutung des Fürsten Bismarck geheilt und der frischen Arbeitskraft wiedergegeben, so würde, dessen bin ich gewiß, vor einem solchen Verdienst jede Parteiung zurücktreten; doch wir müssen ja eben, so hochmüthig wir auch nach unseren Siegen geworden sind, immer noch Manches lernen, bevor wir auch in kleineren Dingen zu großen Anschauungen gelangen und es lernen werden, in Fragen, die das Nationalgefühl berühren, unsere kleinen häuslichen Zänkereien zum Schweigen zu bringen."

"Nun," sagte der Oberst von Fernon, "das allgemeine Volksgefühl kommt ja dem großen nationalen Aufschwung immer näher und versteht es wohl, die kleinlichen Zänkereien in den

Hintergrund zu stellen, — bei der großen Jubelfeier unseres Kanzlers ist das so recht deutlich hervorgetreten und die häßlichen Angriffe der immer mehr sich vermindernden Feinde, welche in dem Gegensatz zu dem großen Manne ihre Bedeutung suchen, kommen mir jetzt vor wie jene Spottlieder, welche hinter den römischen Triumphator her geschrien wurden und dazu beitrugen, den Glanz ihrer Verdienste nur noch heller und strahlender erscheinen zu lassen."

"Uebrigens," bemerkte Doktor Landen nach einer kurzen Pause, "hat die Homöopathie, welche uns auf die Via triumphalis der römischen Triumphatoren geführt, ganz neuerdings einen neuen Apostel in den Stuttgarter Doktor Gustav Jäger gefunden, der seine Haardustpillen auch auf homöopathischem Wege in der äußersten Potenz herstellt, — er hielt hier einen Vortrag und ich habe demselben beigewohnt. Ich muß gestehen, daß er sehr gut und überzeugend sprach und daß eine große Anzahl von Personen sehr für ihn eingenommen war, als sie seinen Vortrag verließ."

"Die Haardusttheorie," rief Frau von Ramberg, "ist etwas Schauderhaftes, es ist ein widerlicher Gedanke, fremde Haarsubstanz in sich aufnehmen zu sollen."

"Dann, meine gnädige Frau," sagte Doktor Landen, "wird die Sache ganz homöopathisch hergestellt und Doktor Jäger hat uns das erklärt: er verreibt ein Haar in einer Portion Milchzucker, dann wird dieser Milchzucker wieder weiter verrieben; das Haar selbst bleibt ganz und geht nicht in die Verreibung über, nur sein Od, wie man es früher nannte, wird von dieser absorbiert. Die Verdünnung, welche dadurch erzielt wird, gibt ungefähr das Verhältnis, als ob ein Wassertropfen in den dreifachen Inhalt des Bodensees gemischt würde, und dennoch soll die Wirkung eine ganz außerordentliche sein: Doktor Jäger wirft eines von seinen Haardustfüßgeln in ein Glas gewöhnlichen Weines, sogleich verwandelt sich dieser Wein in ein edles Getränk von ausgezeichnetem Bouquet; eine gewöhnliche Cigarre, mit Haardust imprägnirt, nimmt die Eigenschaften des edelsten Havannablattes an, und so kann man auf diese Weise durch ein Haardustfüßgeln sehr einfach und wohlfeil die alltaglichsten Dinge bis zu ihrer Veredlung treiben. Doktor Jäger gab bei seinem Vortrag Proben von Wein und Cigarren, welche er kosten und beurtheilen ließ."

"Und was war das Resultat?" fragte Frau von Ramberg. "Einige Personen," erwiderte der Doktor Landen, "sanden allerdings den Wein mit der Haarpille ganz erheblich besser und duftender, andere aber wollten keinen Unterschied bemerken; ebenso ging es auch mit den Cigarren."

"Und Sie, Herr Doktor?" fragte Graf Sternfeldt. "Ich habe den Versuch nicht gemacht," erwiderte Doktor Landen; "ich muß aufrichtig gestehen, daß mir auch in dieser homöopathischen Verdünnung der Haardust wenig verlockend war."

"Nun," sagte Frau von Ramberg, "etwas appetitlicher wird die Sache allerdings in der Form eines Wassertropfens im dreifachen Bodensee, aber ich glaube auch, daß ich den Haardustwein ungekostet lassen würde. Ich bin durchaus keine Gegnerin des Doktor Jäger und halte seine Wolltheorie für verständlich, wenn er dabei nicht eine so sonderbare Bekleidungsform vorschriebe, die etwas Beckenmäßiges hat und die Menschen in ihrer Freiheit beschränkt."

"Militärisch," sagte der Lieutenant von Hochfeld, "verdient die Sache aber doch eine nähere Untersuchung: wenn man zum Beispiel in jedem Jahre, wenn die Rekruten eingestellt werden, einem einzigen wohlgeachteten Unteroffizier bei jeder Kompagnie ein Haar auszüge und daraus in der Jäger'schen Verdünnung Dampfpillen bereite, so würden dieselben ausreichen, um die sämtlichen Rekruten ohne weitere Mühe vollständig dienstfähig zu machen, und dem vielgeplagten Sekondelieutenant würde dann nichts weiter mehr zur Last fallen, als die Verreibung gehörig zu überwachen, damit nicht etwa zu viel dienstlicher Haardust auf den Mann käme und derselbe zu klug gemacht würde."

"Herr von Hochfeld," lachte Frau von Ramberg, "weil in der That mit besonderem Selbstgefühl jeden Gegenstand immer wieder auf den Sekondelieutenant zurückzuführen."

"Ist das nicht natürlich, meine gnädige Frau?" sagte Herr von Hochfeld, "ein jeder Mensch sieht ja die Welt und alle ihre Verhältnisse rings in einem großen Kreise um sich her, für sich selbst bildet er ja den Mittelpunkt dieses Kreises und bei dem Sekondelieutenant ist dieß noch viel natürlicher als bei jedem Andern."

"Und warum das?" fragte Frau von Ramberg. "Weil er das Recht dazu hat," erwiderte Herr von Hochfeld, "indem er den Flaum auf seiner Oberlippe kräuselt."

"Glissos da desuss," lachte Frau von Ramberg, "wir sind von dem Frühling, seinen Blüten, seinen Zahnschmerzen und seinem Schnupfen auf weite Abwege gekommen, und doch wollte ich, da uns jetzt die Reife- und Wadefaison von unserer traulichen Kaminede fortführt, die Frage an die Herrschaften richten, ob sie schon ihre Reise dispositionen getroffen haben; mich hat der Doktor, dem ich in diesem Falle ganz unterwürdig gehorche, nach einem Nordseebade geschickt, noch schwanke ich zwischen Nordberny und der Insel Föhr, aber ich werde den Herrschaften, die sich ja wohl im Laufe des Vorjammers noch wieder hier zusammenfinden werden, meinen endlichen Entschluß mittheilen, und es wäre dann doch sehr hübsch, wenn wir uns Alle oder wenigstens zum großen Theil einmal am Seeufer zusammenfinden könnten, um dort unsere Plaudereien auf der Düne mit dem Ausblick auf das weite Meer fortsetzen zu können."

"Das wäre in der That reizend," rief der junge Graf Sternfeldt, "und ich werde ganz bestimmt der gnädigen Frau zur Verfügung stehen."

"Auch ich möchte das versprechen," sagte der alte Graf, "so weit man überhaupt auf dieser unsicheren irdischen Welt etwas versprechen kann."

"Nun," sagte Frau von Ramberg, "da hätten wir ja schon einen kleinen Stamm für unsere Babekolonie; ich hoffe, wir werden Anziehungskraft genug besitzen, um auch die übrigen Herrschaften auf kurze Zeit wenigstens nachzuziehen und unsere Plaudereien einmal von den Klippen des Ozeans, statt von den Heimchen auf dem Fedd inspiriren zu lassen, — den Doktor zu citiren, habe ich ja ein sicheres Mittel."

"Ich werde neugierig," sagte Doktor Heilborn. "Ganz einfach," erwiderte Frau von Ramberg, "ich simulire

eine Krankheit und schreibe dem Doktor, daß ich im Begriff wäre, mich zur Homöopathie zu bekehren; ich bin überzeugt, dann wird er auf den Jittigen des Sturmwindes daherkommen, um meine gefährdete Seele zu retten."

"Die Gräfin winkt," sagte Doktor Heilborn, "das Souper wenigstens wird uns von dem Gespenst der Homöopathie, das heute den ganzen Abend hindurch seine grauen Flügel über uns ausbreitet, befreien, denn ich glaube, auch der allereifrigste Schüler Hahnemann's würde vor einer homöopathischen Küche nur eine sehr geringe Achtung empfinden."

"Das käme immer noch auf die Probe an," sagte Doktor Kiefe, während die Gesellschaft sich erhob, "vielleicht könnte es der Wissenschaft dennoch gelingen, den Geschmack und die Nährkraft in Dampfpillen zu konzentriren."

Knabenbildniß.

Von Bastagh.

(Siehe das Bild S. 805.)

Bastagh's Begabung hat ihren Schwerpunkt in der Hervorhebung des Individuellen bei künstlerisch durchdachter und fein empfundener Ausführung, dazu kommt noch etwas spezifisch Nationales, was seinen Bildern einen besondern Reiz, eine besondere Eindringlichkeit gibt. Unsere Leser kennen den ungarischen Künstler durch seine herrlichen Zigeunermädchenbildnisse. Jetzt führen wir Bastagh als Porträtmaler und zwar eines Knaben vor. Es ist bekanntlich sehr schwer, bei den wenig ausgeprägten Zügen des jugendlichen Alters ein interessantes Porträt zu schaffen — Kinderbildnisse betonen daher mehr die sanfte, blühende Schönheit des Kindesalters, als das Physiognomische. Bastagh macht jedoch auch hierin eine Ausnahme — der Kopf dieses Knaben spricht eine ganz bestimmte Sprache — eine melancholische Energie ist der Grundzug dieses Gesichtes. Wir sind im Stande, aus diesen Zügen den Mann voraus zu schauen, einen Charakter, der sich schwer beugen wird, eine Persönlichkeit, die scharf und klar denkt und ihren Willen geltend zu machen befreit sein wird; sogar ein Zug von fast finsterner Lebensschafflichkeit blüht uns aus diesen Augen an, die aber von dem vollen, weichen, auf ein starkes Gemüthsleben deutenden Mund sehr gemildert wird. Jedenfalls ist dieß Knabenbild des ungarischen Meisters sehr interessant.

Der neue Centralbahnhof in Budapest.

(Siehe das Bild S. 812.)

Die ungarischen Staatsbahnen, welche im Jahre 1874 über 746 Kilometer Schienenstränge verfügten, befahren gegenwärtig 4000 Kilometer. In Folge dieser rapiden Zunahme mußten im Laufe der Jahre im Knotenpunkte Budapest mehrere Bahnhöfe gebaut werden, die aber den steigenden Anforderungen noch immer nicht genügten. Besonders machten die neuen Verbindungen mit Wien und den ferbischen Bahnen die Erbauung eines großen Personenbahnhofs notwendig. Mit der Ausarbeitung der Pläne und der Bauleitung wurde der Oberinspektor der ungarischen Staatsbahnen, Julius v. Hochlig, betraut, der früher schon bei den für den Pensionsfonds der ungarischen Staatsbahnen in Budapest aufgeführten Prachtbauten als technischer Konsulent mitwirkte.

Diese Prachtbauten werden aber von Hochlig's eigener Schöpfung, dem Centralbahnhof, an Grobbarkeit weit überflügelt. Vor Allem fällt die triumphalportentartige konstruirte Stirnfront in's Auge, deren grandioser Bogen — von 20 Meter Lichtweite — bereits aus einer Entfernung von einem Kilometer im Mittelpunkte der Stadt als imposanter Abschluß eines breiten Boulevards sichtbar wird. Die Umfassung des Bogens ist mit Kassettenungen gegliedert. Die Fläche selbst wird durch eine Eisenabslußwand in reicher Renaissance ausgefüllt, von der sich vier Statuen — Handel, Industrie, Gewerbe und Bergbau darstellend — abheben. In den Nischen der Pylonen stehen die 4 Meter hohen Statuen von Stephenson und Watt. Gefrönt wird der Triumphbogen von einer in klassischen Formen gehaltenen Gruppe — die Entstehung des Dampfes darstellend. Auf einem dreifüßigen Ungethüm sitzt Pluto, ihm gegenüber, auf einem Meerpferde, Neptun, zwischen Beiden erhebt sich auf einer Weltkugel, als die Welt beherrschend, der emsteigende Dampf als Genius dargestellt, eine Driflamme schwingend; diese prächtige Gruppe erreicht eine Höhe von 7 Meter.

Die Dimensionen dieses neuen Bahnhof's reichen an jene der größten Bahnhöfe des Kontinents heran.

Die Personenhalle hat eine Länge von über 182, eine Breite von 42 und eine Höhe von 30 Meter. Die Spannweite des Daches beträgt 42,80 Meter, dasselbe umspannt den Raum in freier Eisenkonstruktion, ohne Zwischenstützen.

Außer der Stirnfront ist auf unserer Seite auch die Ankunftsseite sichtbar, im Hintergrunde sehen wir Maschinenhaus und Schlot für die elektrische Beleuchtung. Gewissmaßen zum Hohn für das gegenüber gelegene Gaswerk ist der neue Bahnhof durchweg mit elektrischem Licht, und zwar 70 Bogen- und 685 Glühlampen (die Bogenlampen haben je 600 Normalkerzen Leuchtkraft, von den Glühlampen 250 je 20, und 410 je 12 Normalkerzen Leuchtkraft) versehen. Diese nach Patenten von Mechwart, Zipernowsky und Dery von der Gesellschaft Ganz & Co. in Ofen installirte Beleuchtung funktioniert so vortreflich, daß selbst von der Einleitung einer Reservegasleitung in den Bahnhof abgesehen werden konnte. Wenn in Erwägung gezogen wird, daß eine plötzliche Unterbrechung der Beleuchtung in Bahnhöfen — ähnlich wie in Theatern — verhängnißvoll werden kann, muß das Bestreben der Konstruktoren Anerkennung finden, wenn dieselben, wie es hier der Fall, alle dem Verlangen unterworfenen Theile ganz weggelassen. Daher sind auch Dampf- und Richtmaschinen direkt (ohne Riemen) verbunden. Von ersteren wirkt eine große mit 140 Pferdekraften und zwei kleine mit je 70 Pferdekraften.

Die interessante Konstruktion eines Theils der Bogenlampen besteht darin, daß selbe mit 2 parallel neben einander stehenden Kohlenpaaren versehen sind, von denen das zweite sofort nach Erlöschen des bereits ausgebrannten ersten Kohlenpaares automatisch in Funktion tritt.

Auch auf unserem Bilde sehen wir Bogenlampen auf hohen Maßstäben montirt, im Innern des Bahnhofes sind dieselben in eleganten Salongehängen angebracht.

Die auf unserem Bilde nicht sichtbare Abfahrtsseite enthält ein mit Freskomalereien, Marmorimitation u. reich bedachtes Kassenvestibül mit 7 Schaltern für Personenkassiere. Die Restaurationen und Wartesäle sind mit Luxus und Comfort ausgestattet. Die erst im Dezember eröffneten Hoffalons machten selbst auf den Monarchen einen angenehmen überraschenden Eindruck.

Die kolossale Anlage wurde nach zweimonatlichem, schwierigem Pilotiren in dem kurzen Zeitraum von nur 16 Monaten zum Betrieb fertig hergestellt, dem der Bahnhof bereits Ende August 1884 übergeben werden mußte. Obgleich stets circa 600 Arbeiter beim Bau beschäftigt waren, konnte dieser schwierigen Anforderung doch nur in der Weise entsprochen werden, daß den Betrieb nicht störende Arbeiten nachträglich ausgeführt wurden. Aber auch diese Leistungen wurden noch vor Ablauf des Jahres vollbracht.

Außer dem genannten genialen Oberinspektor hat auch der Präsident der Staatsbahnen, Ludwig v. Tolnay, ein besonderes Verdienst um die Entstehung dieses großartigen Bahnhofs. Marius Hestl.

Sancta Radegundis und St. Radegund.

Von

Freiherrn v. Nordkirch.

(Siehe das Bild Seite 813.)



Im Anfange des sechsten Jahrhunderts erstreckte sich das Thüringer Reich im Norden bis über den Harz hinaus und im Süden bis an die Donau. Ueber das Land herrschte der älteste dreier Brüder: Herrmannfried mit seiner Gemahlin Amalaberga, des großen Gothen Theodorich Nichte. Doch erst durch Mord und Blutvergießen hatten sie sich diese Alleinherrschaft errungen; denn als Odin den alten König Basinus nach dem lichten Asgard entboten, erbten und theilten seine Söhne das Land. Bethar, der Vater der vierjährigen Radegundis und eines noch in der Wiege liegenden Knaben, sank im dunklen Schatten der Thüringer Wälder in Todesnacht durch Meuchelmord, und der jüngste der Brüder wurde bezeugt und fiel in einer Schlacht, welche ihm Herrmannfried mit Hilfe der Frankenkönige lieferte. Diesen hatte er einen Landestheil als Lohn für die geleistete Hilfe versprochen. Radegundis und ihr kleiner Bruder wurden mit den Kindern des Mörders ihres Vaters von Amalaberga erzogen. Als Herrmannfried den versprochenen Lohn jahrelang den Frankenkönigen vorenthielt, überzogen diese das Land mit Krieg und schlugen die Thüringer in einer Schlacht an der Unstrut auf's Haupt. Diese war so blutig, daß die Leichen der Geschlagenen, sich gegen den Lauf des Flusses stemmend, eine Brücke bildeten, über welche hinweg die Franken an das andere Ufer stürmten. Amalaberga gelang es, mit ihrem Sohne zum Kaiser nach Konstantinopel zu entfliehen. Hiemit war das Thüringer Fürstengeschlecht, mit Ausnahme der beiden Kinder des Königs Bethar, vernichtet und vertrieben.

Es galt nun, die reiche Beute zu theilen, welche Kriegsknechte im Hofe des Thüringer Königsschlosses in große Haufen schichteten; neben diesen stand „klein Radegund“, an der Hand ihr sechs-jähriges Brüderchen, sie selbst ein liebliches Kind von etwa zehn Jahren. Ein Sonnenstrahl drängte sich hoch oben durch die Zaden der Mauer hinunter in den schattigen Burghof, in ihm schwebten spielend aufwärts, langsam dem Strahle folgend, in den lichtblauen Hefen hinein zwei bunte Falter. Der rückende Sonnenstrahl aber berührte erst leise, dann voll und warm, wie mit einem Heiligenschein verklärend, das blonde Vordenhaupt und die ganze zarte Figur der kleinen Heidin, welche vor Furcht in der Morgentüfte zitterte und bebte. Der Anblick der blühenden Unschuld wirkte so mächtig auf die beiden herantretenden Königskinder, daß ihre Wildheit sich in Nüchternheit wandelte und Clothar von Soissons, als ihm die Geschwister zugesprochen wurden, sofort Radegundis zu seiner künftigen Gemahlin bestimmte. Er ließ sie auf dem Schlosse Athis, in der Grafschaft Bermandois, sorgfältig von den besten Lehrern unterrichten und im christlichen Glauben erziehen. In diesem Glauben fand das Kindes, von übergroßem Unglück verwundetes Gemüth seinen großen Trost und seine volle Heilung. Mit gesegneten Händen erfasste sie den Mosesstab, an welchem die nach dem Glücke jagende Menge, es immer ersöhnend und doch nie findend, achlos vorüberstürmt, den Stab, welchen gemeinlich erst der gereifte Mann, dem Denken und Glauben das Haupt gebeugt, als Stütze ergreift — als Stütze, die niemals versagt. Mit ihm, um welchen die Inschrift sich rankt: „Entsage und liebe“, gilt es, das felsenharte Ich zu berühren, dann sinkt es zerplittert und geopfert zusammen, und die reine, alleinige Quelle, „der innere Friede“, bricht hervor, ohne den auch irdisch Glück niemals zu erreichen ist.

Sich selbst opfern, das Gotteshaus und seine Mätre schmücken, die Armen und Kranken pflegen, war fortan ihre Lebensaufgabe, und die Geschichte erzählt, daß sie davon auch nicht abließ, als sie, von Clothar gezwungen, an seiner Seite als Königin den Thron bestieg. Nicht Macht, nicht Glanz, nicht all' die Huldigungen, die ihrem Geiste und ihrer Schönheit zu Theil wurden, vermochten, sie ihren Werken in Gottes- und Nächstenliebe abwendig zu machen. — Nachdem auch das letzte Band, welches sie an ihre irdische Heimat knüpfte, durchschnitten war, nachdem ihr Bruder auf falschen Verdacht hin auf des Königs Befehl getödtet wurde, da gelang es endlich ihrem inbrünstigen Flehen, von diesem die Freiheit zu erhalten; und als so groß erwies sich der Eindruck ihrer gottgeleiteten Erscheinung, daß selbst der so strenge Gemahl sie reich mit Gütern belohnte. Im Alter von fünfundsiebenzig Jahren nahm Radegundis den Schleier und ihren Aufenthalt in Poitiers, woselbst sie Kirche und Kloster erbaute. Hier lebte sie,

Allem entsagend, Gott und dem Nächsten Liebe gebend, in seligem Frieden bis zu ihrem Todestage, den 13. August 587. — Die Legende erzählt von Wundern, welche die Heilige auch zu ihren Lebzeiten, namentlich an Kranken, verrichtete, und es wird ausdrücklich erwähnt, daß sie solche eigenhändig badete. Die ältesten ihr geweihten Kapellen, darunter eine von höchstem Alter im ehemaligen Thüringer Lande, die heutigen Tages noch in das Werra-thal herniedersteht, sind sämtlich dicht neben sprudelnden Quellen erbaut; so ist denn wohl auch anzunehmen, daß Sancta Radegundis, die Heilwirkung des Wassers kennend, solches bei ihren Kranken anwendete.

Im zwölften Jahrhundert kamen fromme Waldbrüder von weit dahergezogen und ließen sich in der heutigen Steyermark nieder. Mitten im Walde, an der Seite einer aus Glimmerschiefer hervorbrechenden Quelle, bauten sie aus Baumstämmen eine Kapelle und eine Klaus und weihen erstere der heiligen Radegundis. Die Kapelle erhob sich bald zu einem vielbesuchten Wallfahrtskirchlein — von dieser Zeit an datirt der Name des in der grünen Steyermark gelegenen Ortes St. Radegund.

Am südlichen Abhange des sagenreichen Schöckel, dieses zwei Meilen nördlich des stattlichen Graz befindlichen, hoch emporragenden Alpenstocks, liegt das klimatisch äußerst günstige, liebliche Gebirgsdorf. In seiner Mitte blüht die mit sorgsamster und glücklicher Hand geleitete Kaltwasserheilanstalt kräftig auf. Weit hinaussehend in's Land, erhebt sich auf einem Vorberge ein mächtiger Obelisk, „der Romystein“. Ein feinern Malzeichen, redet er von dem Dank Derer, die hier Genesung fanden. Krank und lebensmüde kehrten sie hier ein, hinter ihnen die Hoffnung mit gekelter, schwach glimmender Leuchte — und gesund, lebensfrisch, vorauf die Hoffnung mit hochgehobener, fröhlich leuchtender Fackel — so zogen sie wieder von hier hinaus in's Leben!

Wie oft hört man das Wort: „Ja, hätte ich das früher gewußt,“ vielleicht hast auch du, freundlicher Leser, schon Gelegenheiten gehabt, diese Worte bedauernd auszusprechen. Um Solche, die vielleicht wie du vergeblich Mixturen schluckten und Mineralquellen brauchten, aufmerksam zu machen, daß sie hier Heilung finden mögen, ist dieser Aufsatz geschrieben und als ein bescheidenes Sträußchen am Romystein niedergelegt. Im Dankgefühl wurde es gebunden und aus Menschenliebe, nicht um leibliche Reklame zu üben, entstand diese Skizze.

Radegund liegt 735 Meter über der Meeresfläche, in einer an Natur Schönheiten reichen, ja verschwenderisch reich ausgestatteten Umgebung. Umfaßt von wüchzigen Nadelholzwäldern, im Norden und Westen malerisch überragt und umschlossen von mächtigen Bergeshöhen — weitaus offen aber gegen Ost und Süd mit entzückenden Fernsichten in ein herrliches Kulturland — ist es ein wahres Bergidyll! Ringsum in den Wäldern rauschen 40 bis 50 Quellen chemisch reinen Wassers in einer Temperaturverchiedenheit von 4° bis 8° R. Die Kurgäste finden Aufnahme in 22 Villen und Kuchhäusern, welche sich um einen schönen, geräumigen Kursaal malerisch gruppieren. Wohlgehaltene Wege führen durch die Wälder zu den mit Ruheplätzen versehenen Quellen, über jeder eine Marmortafel, mit dem ihr gegebenen Namen. Schreiber dieses, der vergeblich in zwei Wasserheilanstalten Genesung gesucht hatte und schließlich in den Gassen Radegunds einfiel, welchen er wohl und frisch verließ, durchstreifte täglich die nächste Umgebung, und es war kaum ein Tag, wo er nicht einen neuen Spaziergang entdeckte, der immer noch schöner war als der schon gekendene. Welcher Reichtum an Spaziergängen! — Die Kur ist eine äußerst vorsichtige; mit peinlichster Gewissenhaftigkeit wird sie bezüglich der Art, sowie der Diät gehandhabt. Die Badediener und Baderfrauen stehen unter einer mit Unerbittlichkeit geführten Disziplin, und ein Badegast, der die ihm gegebenen Vorschriften nicht einhält, begibt sich damit des Anspruchs auf weitere Kur — und kann gefälligst abreißen. Nur so sind Erfolge gesichert. Selbst vermöhnte und eigenwillige Patienten, welche anfänglich sauer dreinschauen und den ungewohnten Vorschriften widerwillig folgen, preisen gar bald die ihnen anfänglich lästige Strenge, sobald sie sich gesünder und frisch angeregt fühlen. Jeder Kurgast hat in der Regel wöchentlich zwei Konsultationen bei dem leitenden Arzte. Auf einer kleinen Karte wird genau die Kurordnung eingetragen, ebenso jede etwaige sich mit der Zeit herausstellende Abänderung. So hat der Kurgast und auch der Badediener die ärztliche Vorschrift stets schwarz auf weiß vor sich.

Mariabronn war stets nach dem Morgenbade und vor dem Frühstück das Ziel meines ersten Ausgangs. Man steigt ganz allmählig ein halbes Stündchen zu ihm hinauf. Unweit eines Bauernhofes, in welchem man herrliche Milch und Honig erhält, befindet sich die Statue der Mutter Gottes mit dem Christkinde im Arme. Unter dem Sockel tritt die Quelle zu Tage. Nachdem man sich ein wenig geruht — welch' erquickender Trank! — und nun die Aussicht, hin über das grüne, bewaldete Hügel-land, meilenweit hinein in's Land.

Ich begegnete oft einem österreichischen General, dessen energische und männliche Gesichtszüge zugleich von Höherem durchdrungen waren und darum mir wohlthuend auffielen. Nachdem ich seine Bekanntschaft gemacht hatte, flogen wir nun öfters gemeinschaftlich nach Mariabronn hinaus. Dort oben ruhten wir und redeten von Soldatengeschichten, dann er von seinem Kaiser, ich von dem meinen — ich dachte bei seinen Kaiser Geschichten viel mehr an die meinen, die ich bei der ersten Pause beginnen wollte, und er dann vice versa — allmählig aber wirkte die herrliche Umgebung, die Reinheit der Luft, das harmonische Läuten, das aus dem Orte heraufklang, kurz, Gottes schöne Welt so auf uns, daß die Geistesflüge einen höheren Flug nahmen. Wir redeten von Glück und von Unglück der Menschen und streiften in unseren Gesprächen die Höhen und die Tiefen des armen und doch so reichen Menschenlebens. Damals herrschte die Cholera in Neapel, und an die schrecklichen Schilderungen der dortigen Zustände anknüpfend, sagte der General leidend: „Ueberall lauert's, in allen Ecken und Winkeln — und dort auch“ — und er zeigte mit seinem Stock hinauf nach dem blauen Himmel, in dem hoch oben ein Häßlich seine weiten Kreise zog — „es ist aber Gewohnheit, man denkt nicht an die Taube, die bald unter den Klauen jenes Vorchens verblutet wird, und unser Frühstück schmeckt uns vortrefflich, während wir von da drüben aus Neapel lesen, wie die Armen und Glenden in den dunklen, feuchten, verpesteten Höfen von der greulichen Krankheit gewürgt werden, und es ist gut, daß wir nicht allgegenwärtig sind, sonst schmeckte einem überhaupt kein Wissen!“ — „Und doch“, sagte ich, „soll und kann der Mensch glücklich sein, trotz

allem Leiden, auf das er mit jedem Schritte stößt!“ — Der General zuckte die Schultern und wir schwiegen eine kleine Weile, dann hub er wieder an: „Ich dent' halt, der Mensch weh im Ganzen wie das des Einzelnen ist das notwendige Wasser auf den Schleifstein — der Rost muß fort und die Klinge muß scharf werden und blühblank und tauglich!“ — „Mir aus der Seele gesprochen“, fiel ich ein, und da ich mich erhob, um meinen Becher noch einmal zu füllen, fuhr ich fort, indem ich auf die Statue Maria's zeigte: „Und wissen Sie, daß hier der allerbeste Wegweiser steht?“ Der General sah mich fragend an. „Entsagung“, sagte ich, „mit der Liebe im Herzen; freiwillig entsagen, das ist der Weg, auf dem man dem Ach und Weh unter dem Schleifstein entrinnt, er gleitet schmerzlos dann über uns hin, oder doch fast schmerzlos — und Liebe üben, wenn auch nicht in so großer Vollkommenheit, als Sancta Radegundis, doch Jeder in seiner Art und seiner Kraft.“ Der General zeichnete mit seinem Stock nachdenklich im Boden, dann warf er den Blick über die linke Schulter, richtete seine hohe, schlanke Gestalt kräftig auf, lästete leicht die Mühe nach dem Bilde hin und sagte: „Ja, ja, es ist so! Selbstvergeßend des Andern Leid gedenken und theilen und heilen, das ist der Weg zum Glück!“

Victor Hugo.

(Siehe das Porträt S. 812.)



Der Dichter des „Hernani“ hat am 22. Mai in der stillen Villa am Bois de Boulogne für immer die Augen geschlossen und bei seinem Hinscheiden setzte die französische Nation durch ihre funéraires nationales einen Kultus des Genies in Szene, der, mag man über den Todten urtheilen wie man will, in unserer materialistischen Zeit als ein erfreuliches Symptom des Respekts vor geistigem Sein und Können begrüßt werden darf und den das übrige Europa, Deutschland voran, sich als nachahmungswürdiges Beispiel vor Augen halten sollte.

Victor Hugo ist als Dichter wie als Mensch eine merkwürdige Erscheinung: Prophet und Romantiker, Poet und Streber, Schwärmer und Weltmann — diese Gegensätze sind bezeichnend für unsern Sänger; sein Wesen hatte etwas Zerklüftetes, Zersahrenes, etwas zwischen unermittelten Extremen Schwebendes. Ein Genie von der Sohle bis zum Scheitel, ließ er nichts so sehr vermessen, als Einheit des Charakters, als Sammlung des Empfindens, als Klarheit des Denkens und Ruhe und Ebenmäßigkeit in den Linien seines Werdens und Wachseins. Der Fanatismus war einer der Angelpunkte seines Wesens, der ästhetische wie der politische, und speziell wir Deutsche können ein Lied singen von diesem Hugo'schen Fanatismus, der unter Anderem in dem fremdlichen Revanchepoos: „L'année terrible“ auf unsere Kosten die sonderbarsten Blasen patriotischer Verblendung und nationalen Größenswahn treibt. Victor Hugo, der Politiker, war ein wahrer Virtuos im Wecheln der Farbe: vom Parteilanger der Bourbonen wurde er zum Anwalt der Bonapartisten, die Julirevolution fand ihn im Lager der Liberalen, aber unter Louis Philipp ließ er sich die Würde eines Pair von Frankreich gefallen; während der Februarrevolution stieß er leidenschaftlich in's Horn der neu aufsteigenden Freiheit, um sich zuletzt — seit 1870 — aller sozialistischen Schwärmereien in die Arme zu werfen. Und wie er sich als Politiker durchweg als einen leicht erregbaren und bestimmbaren Sanguiniker erwies, so auch als Poet: seine Dichtungen bilden, nach der Geschmacks- wie der Geistesrichtung hin, eine wahre Musterkarte der verschiedensten Anschauungen und Tendenz; sie spiegeln die Zerklüftung und Ziellosigkeit der neufranzösischen Romantik, als deren Stimmführer und Haupt man den Verfasser des „Hernani“ und der „Misérables“ ja betrachten darf, in typischer Weise wieder.

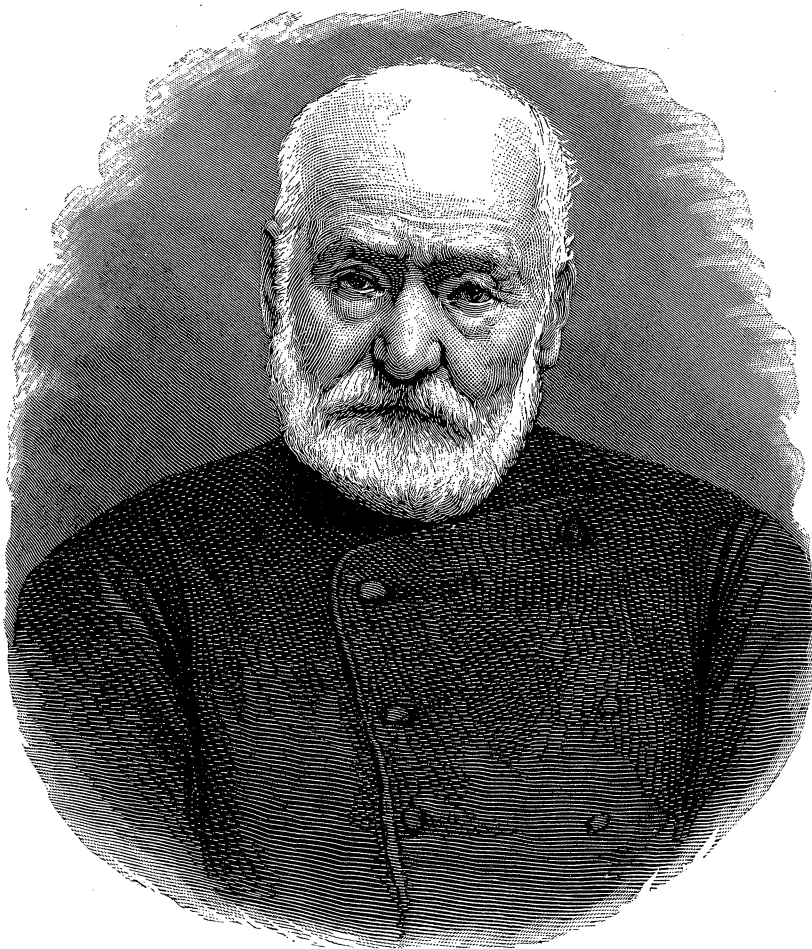
Victor Hugo war weder ein literarischer noch ein politischer Charakter, aber er war ein dichterisches Genie von seltenem Glanze der Begabung; er war der Heros der zeitgenössischen französischen Dichtkunst, der bedeutendste Repräsentant der Romantik jenseits des Rheins und der nationale Dichter unserer westlichen Nachbarn. Es würde hier zu weit führen, nachzuweisen zu wollen, inwiefern Licht und Schatten im Naturell Hugo's auch Licht und Schatten im französischen Nationalcharakter bedeutet, und es möge genügen, darauf hinzuweisen, daß die kniefällige Verehrung, welche Frankreich weit länger als ein halbes Jahrhundert hindurch seinem Sänger gepollt, nur aus einer Sympathie zu erklären ist, die aus gleichen Charaktereigenschaften einerseits des Dichters und andererseits seiner Nation erwuchs.

Victor Hugo, der am 26. Februar 1802 in Besançon als Sohn des bekannten Generals Hugo geboren wurde und seine Knaben- und Jünglingsjahre abwechselnd in Spanien, Italien und Frankreich verlebte (vergl. No. 5 von 1862), stellte in der Vorrede zu seinem Drama „Cromwell“ (1827) das eigentliche Programm der neuromantischen Schule in Frankreich auf; er proklamirte in demselben den durch die Werke Chateaubriand's und der Frau von Staël längst angebahnten Bruch mit dem Klassizismus und wurde dadurch der eigentliche Vater der Schule. „Die Revolution in allen Künsten“, so bezeichnet Hugo seinen ästhetischen Standpunkt, „ist nur eine allgemeine Rückkehr zu der Natur und Wahrheit; sie ist die Ausrottung des falschen Geschmacks, der seit beinahe drei Jahrhunderten dadurch, daß er an die Stelle aller Realitäten unaussprechlich konventionelle Willkür setzte, so viele gute Köpfe verdorben hat.“ Sehr wahr! Schade nur, daß diese „Revolution“ nicht in Allem das Rechte traf und daß sie an die Stelle des „falschen Geschmacks“ der Klassizität den nicht minder falschen der Romantik setzte! Die Besitzergreifung der „Realitäten“ datirt nicht von Hugo und seiner Schule, sondern von dem jungen und jüngsten Frankreich, das nun freilich leider bei dieser Gelegenheit vielfach über's Ziel hinausgeschossen hat.

Vorur unser Dichter den „Cromwell“ mit der epochenmachenden Vorrede veröffentlichte, hatte er sich längst in die literarische Palästra eingeführt. Dieß geschah — abgesehen von einer akademischen Preiserwerbung im Jahre 1817 — durch seine „Odes et Ballades“ (1822), Poesieen, die der Form nach noch vollständig auf dem Boden der Klassiker stehen, der Gesinnung nach aber sich zu royalistischen Tendenzen bekennen; sie trugen ihrem Verfasser eine

Pension von Louis XVIII. ein. Die Brücke von dem klassischen Standpunkte, der die Odes et Ballades repräsentiren, zu dem durch den «Cromwell» proklamirten Romantismus bilden in der dichterischen Entwicklung Hugo's die beiden Romaine «Han d'Islande» (1823) und «Bug Jargal» (1825), sowie der zweite Band der Odes et Ballades (1826), welcher letztere Publikation bereits unverkennbare Symptome einer liberaleren Richtung auch in politischer Beziehung dokumentirt. Im Jahre 1828 veröffentlichte Hugo eine neue Sammlung Oden unter dem Titel «Les Orientales», der die Dramen «Marion Delorme» (1829) und «Hernani» (1830) folgten. Die Partei der Klassiker setzte es durch unablässiges Intriguiren und Standalisiren durch, daß ersteres Stück von der Theaterzensur gestrichen wurde und daß die Akademie eine förmliche Petition beim König einbrachte, welche darum bat, die Zulassung des letzteren im Interesse des klassischen Geschmacks zu verhindern. Aber König Karl X. war verständig genug, darauf zu antworten: „Im Theater habe ich gleich jedem andern Pariser Bürger nur einen Platz im Parterre.“ Die Aufführung des Hernani hatte einen glänzenden Erfolg. Es gab eine große Prügelei im Theater, in der die Romantiker siegten. Von dieser Schlacht her, die im Februar 1830 auf der Bühne des Théâtre-Français geliefert wurde, datirt die Hegemonie der Romantik in Frankreich.

In weiteren Dramen schrieb Hugo in den nächsten Jahren: «Le roi s'amuse» (1832), «Lucrece Borgia» und «Marie Tudor» (1833), «Angelo» (1835), «Ruy Blas» (1838) und «Les Burgraves» (1843). Ebenso erschienen um diese Zeit der Roman «Notre Dame de Paris» (1831) und die Sammlungen lyrischer Gedichte: «Les feuilles d'automne» (1831), «Les chants du crépuscule» (1835), «Voix intérieures» (1837) und «Les rayons et les ombres» (1840). Es ist für die Muse Victor Hugo's die Zeit des höchsten Ruhmes und Glanzes, welche durch diese dramatischen und lyrischen Hervorbringungen bezeichnet werden, aber auch nach außen hin brachten sie dem Dichter Ehre und Auszeichnungen vornehmsten Ranges ein: 1841 wurde er in die „Französische Akademie“ aufgenommen und 1845 verlieh ihm Louis Philipp die Würde eines Pair von Frankreich. Bezeichnend für seine politische Wandlungsfähigkeit ist es, daß er, als er nach der Februarrevolution von 1848 in die „Konstituierende Versammlung“ gewählt wurde, der monarchischen Rechte angehörte, um sich nach seiner Wiederwahl in die „Gesetzgebende Versammlung“ der äußersten Linken



Victor Hugo.

zuzuwenden. Der Gefühlsmensch in ihm war stets mächtiger als der ruhig erwägende Politiker, und allemal waren es wohl momentane Stimmungen, welche in seiner Stellungnahme zu den Dingen des äußeren Lebens den Ausschlag gaben.

rijsche Frankreich die Bedeutung eines dauernden nationalen Besitzthums von hohem Werth, und das dürfte namentlich von seinen lyrischen Dichtungen gelten.

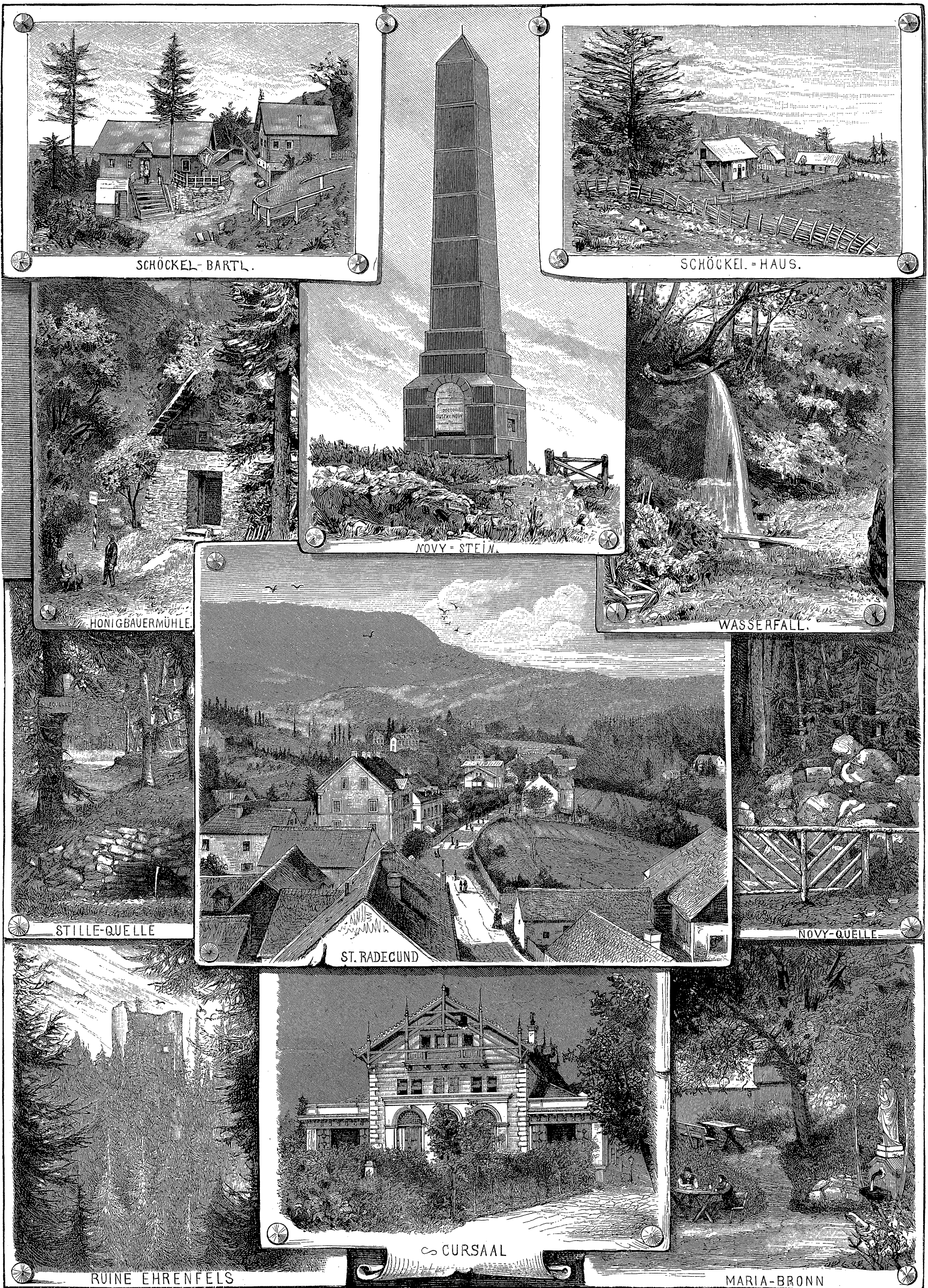
C. W.

Als Louis Napoleon sich durch den Staatsstreik vom 2. Dezember 1851 zum Herrn Frankreichs gemacht, floh Hugo, der auf der ersten Proskriptionsliste stand, nach Belgien und ließ sich später in Jersey, dann an der Küste von Guernsey nieder, von wo er erst in neuerer Zeit in sein geliebtes Frankreich, nach Paris, zurückgekehrt ist.

Unter den späteren Werken unseres Dichters sind hervorzuheben: das Pamphlet «Napoléon le petit» (1852), die Sammlung satirischer Gedichte: «Les châtimens» (1853), die Lebenserinnerungen «Les contemplations» (1856), die epischen Gedichte «La légende des siècles» (1859), die beiden sozialen Romane «Quatre-vingt-treize» und «Les misérables» (1862), das Dichterporträt «William Shakespeare» (1864), die lyrischen Gedichte «Les chansons des rues et des bois» (1865), der Roman «Les travailleurs de la mer» (1866) und aus den allerjüngsten Jahren «Année terrible» (1872), «Histoire d'un crime» (1877), «L'art d'être grand-père» (1877), «Le pape» (1878), «La pitié suprême» (1879), «L'Ane» (1880) und «Les quatre vents de l'Esprit» (1881), von denen Napoléon le petit und Histoire d'un crime (letzteres die Geschichte des Staatsstreiks vom 2. Dezember darstellend) viel schneidige Werve gegen den kleinen Neffen des großen Onkels loslassen, Année terrible aber die Geschichte der französischen Niederlage von 1870 und 1871 mit allem Aufgebot nationaler Wuth, Verdrehung und Verbitterung, wenn auch in oft glanzvoller Diktion erzählt, während die drei großen sozialen Romane Quatre-vingt-treize, Les misérables und Les travailleurs de la mer eine Fülle fein beobachteter Details und einen imposanten historischen Weitblick befunden, wie er nur dem wahrhaft großen dichterischen Genie eigen ist. — Die Bedeutung Victor Hugo's für die französische Nationalliteratur und mittelbar für die Weltliteratur ist eine durchaus epochenmachende und wird noch lange eine nachhaltige bleiben. Sein Name bezeichnet in den Annalen des französischen Schriftthums den Wendepunkt, wo die dichterische Produktion sich vom todten Regelzwange der Akademie entschlossen abwendet und sich mit modernem Inhalte energisch erfüllt. Abgesehen aber von dieser prinzipiellen Bedeutung des genialen Dichters des Hernani und der Misérables, haben auch manche seiner Werke an sich für das literarische Frankreich die Bedeutung eines dauernden nationalen Besitzthums von hohem Werth, und das dürfte namentlich von seinen lyrischen Dichtungen gelten.



Der neue Centralbahnhof in Budapest. Zeichnung von B. Pfaff.



St. Radegund in Steyermark. Originalzeichnung von Franz Viberhofer.

Serpentina.

Novelle

von

C. E. Tittmann.

(Fortsetzung.)



Hotel Byron hat eine höchst einsame und melancholische, obwohl wunderschöne Lage. Das mag die Ursache sein, warum es beinahe stets ohne Gäste ist. Ein einziger Kellner erheitert sich bei unserem Anblick sichtbar. Er eilt, uns den Kaffee in dem Garten zu serviren, er kann sich gar nicht von uns trennen. Zuletzt holt er noch eine große Musikkbox aus dem Hotel und läßt sie „Trauter Mond, du gehst so stille“, „Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann“ und die höchst elegische Melodie von: „Los Adieux de Bertrand“ vor uns spielen. Wir trinken unsern Kaffee aus Tassen, die statt der Blümchen das Antlitz Byron's tragen, und wir werden ungemein heiter bei der tragischen Musik. Mr. Whimsley fliegt förmlich wie ein Gummiball zwischen den Neckereien Cornelia's und Malwina's hin und her, er ist höchst jugendlich und ganz entzückt zwischen den beiden jungen Damen. Frau van Knoop hat einen Moment benützt, in welchem er mir nicht geradezu die Rückseite seines Röckchens zeigte, und hat ihn mir vorge stellt, wobei er eine Verbeugung machte, als sei sein Rücken von Gummi und schnelle auf und ab. Die hochgradige Kälte gegen mich ist zur Verlegenheit herabgeschmolzen. Jedermann ist glücklich, nur Viktor fühlt sich von dem Ingenieur vernachlässigt, der sich nur um Lydia bekümmert.

Wir kommen spät zurück, das Souper ist beinahe vorüber. Der Platz des Scheif steht leer, Serpentina hat den Stuhl neben ihm eingenommen, die Gelbe Dahlia fehlt.

Serpentina hat erwartet, daß der Scheif mit mir kommen würde, das ist klar. Da ich Platz nehme, sagt sie in ihrer ungeduligen Art:

„Ce Monsieur — Ihr Nachbar — ist er nicht mit Ihnen gewesen?“ Da ich verneine, sagt sie nur noch: „Mama hat Zahnweh und kann nicht zum Souper kommen.“

Sie sitzt unruhig und entfernt sich bald. Die Damen van Knoop bringen den Abend auf den Zimmern des Marchese zu, da das Paar in den nächsten Tagen abreisen wird. Ich begeben mich in den großen Salon und nehme meinen Platz in einem bequemen Fauteuil neben der Thüre des Salons, wo ich die kühlere Abendluft und den Ueberblick über die Gesellschaft habe, und betrachte mir die Gruppen.

Die Königin von Saba sitzt, hingegossen auf eine Canape, in der Mitte des Salons, neben ihr ihr treuer Lieutenant. Auf der andern Seite sitzt ein kleiner, gelber, sehr verlebter Jüngling, sehr elegant, eine schwere Uhrkette quer über seinen kranken Lungen. Vor der Königin von Saba sitzt Monsieur Dieudonné, ein alter Franzose mit kleinen Fuchsaugen und cynischem Lächeln um den weiten Mund.

Weiterhin sitzen um einen runden Tisch eine Anzahl deutscher Damen. Sie sprechen halblaut, sie sehen sehr gebiegen und ein wenig gelangweilt aus. Sie machen Alle Handarbeiten, das Gespräch scheint sich, nach den Bewegungen dabei zu schließen, auch darum zu drehen. Rechts von den deutschen Damen ist eine englische Gesellschaft. Sie scheint so abgeschlossen für sich, als stünde eine Eismauer zwischen ihr und den übrigen Sterblichen. Dort ist eine Gruppe Herren um eine Dame geschart, die mit ihrem mattbleichen Teint und den Sammetaugen eine Südländerin zu sein scheint, auch die Herren machen mir den Eindruck, als kämen sie dort hinten weit aus der Türkei — aber wer ist nicht Alles da? Vor Allem aber sitzt nicht weit von meinem Plätzchen Anastasia Borisowna und mon cher Baron.

Eine runde, kleine Dame mit kleinen, klugen Augen sitzt bei ihnen, ich habe sie schon zuweilen auf der Treppe gesehen; sie hat einen Knaben von drei Jahren bei sich in sehr glänzender Toilette. Anastasia Borisowna führt das Wort, die runde kleine Dame hört zu und lächelt.

Plötzlich aber erhebt sich Anastasia Borisowna; sie eilt zu meiner großen Ueberraschung auf mich zu, sie

verbeugt sich unendlich verbindlich, sie nimmt in ihrem Eifer meine beiden Hände; sie hat bei der Tafel gehört, „que Madame parle les langues“. Will Madame nicht so gut, so liebenswürdig, so „infiniment aimable“ sein und sich ihnen anschließen, damit sie mich ihren „chers amis“ vorstellen kann? Und ehe ich mich reiten kann, bin ich von ihr körperlich entführt, und mon cher Baron erhebt sich und streicht seinen schwarzen Schnurrbart und verbeugt sich tief, während mir Anastasia Borisowna einen Namen nennt, der viele Sylben und viele Konsonanten hat und mir einen allgemeinen polternden Eindruck macht. Dann stellt sie mir die runde Dame vor, die mich neugierig und lächelnd betrachtet.

„Madame la Générale Tetjana Paulowna Erine,“ sagt Anastasia Borisowna.

„Mein Mann ist General der fünften Division,“ fügt die runde Dame hinzu, wohl um der Sache realen Hintergrund zu geben.

Ich reiche den Damen meine Visitenkarte. Anastasia Borisowna nimmt das Wort und verbreitet sich über ihre Pläne.

Noch nicht ganze zwölf Stunden ist Anastasia Borisowna im Hotel Bonibard und sie glaubt es mit ihren kleinen weißen Händen regieren zu können.

Anastasia Borisowna wird Välle arrangiren, es sollen dramatische Aufführungen stattfinden, lebende Tableaux sollen gestellt werden, Alles in kürzester Zeit — natürlich mit der Hilfe dieser chers amis, vorzüglich aber durch die Güte, die Liebenswürdigkeit von ce cher Baron, den Anastasia das Glück hatte, auf dem Wege von Kasan nach Montreux zu finden. Mon cher Baron lächelt, wobei seine Zähne bis an die Ohren durch den Schnurrbart schimmern, und senkt diesen schwarzen Schnurrbart selbst auf Anastasia's weiße Hand in ritterlicher Galanterie.

Anastasia fährt fort, ihre Ideen auszubreiten, sie ist schon mit Allem fertig und im Reinen. Zu den Darstellungen soll ein Entrée gezahlt werden — natürlich von den Gästen des Hotels. Der Ertrag ist für eine Dorfschule auf Anastasia Borisowna's Gütern, hundert Werst hinter Kasan, bestimmt.

„Ich glaube, daß man hier wünschen würde, das Geld mehr in der Nähe zu verwenden, wenn es einmal da wäre,“ sagt Tetjana Erine lächelnd.

„J'arrangerai ça!“ ruft Anastasia Borisowna und scheint alle illusorischen Hindernisse mit einer lebhaften Schwankung ihres Armes wegzuweihen. „J'arrangerai tout cela! — Ce cher Baron wird sich unter den Herren und Damen der Gesellschaft umsehen und die Passenden zu mir auf meine Zimmer, in meinen kleinen Salon hier führen. Und Madame wird so liebenswürdig sein, so ganz aimable und wird morgen nach dem Diner zum Thee zu Anastasia Borisowna kommen?“

Da ich sehe, daß es das einzige Mittel ist, mich loszumachen, verspreche ich das und ziehe mich zurück, Anastasia begleitet mich bis an die Thüre des Salons und entläßt mich mit vielen Händedrüden.

Es ist ein schöner Abend und der Nachthimmel funkelt von Sternen, da ich noch einmal auf meinen kleinen Balkon trete. Ich kann nicht umhin, mich noch in die offene Thüre zu setzen, um nach der Salonatmosphäre die reine Nachtlust zu athmen.

„Ist dieß nicht eine wundervolle Nacht, meine Natalia?“ sagt eine reine junge Mädchenstimme ganz in meiner Nähe. „Bist Du nicht glücklich, daß wir in den Sälen gegangen sind?“

„Ich freue mich für Dich, meine Vera, meine Taube!“ antwortet eine tiefe weibliche Altstimme, „aber mein Herz ist schwer, so schwer!“

Ich zweifle keinen Augenblick, daß es die jungen Russinnen sind, die ich bei der Tafel sah. Der reine Klang von Vera's Stimme paßt ganz zu ihrer Gestalt. Die jungen Damen müssen heute Nachmittag in das Zimmer nebenan eingezogen sein, dessen Balkon von dem meinigen nur durch eine Art von Marquise getrennt ist.

„Sei nicht so traurig, Donschenka, sei heiter! Laß uns die schöne Stunde und das Glück unserer Freundschaft genießen!“ flüstert Vera zärtlich.

„O Vera, meine weiße Taube! Manchmal fühle ich beinahe Reue, daß ich Dich in unsere Geheimnisse eingeweiht, daß ich Dich, so schön, so jung, zu dem großen, gefährlichen Werk vorbereitet habe. Manchmal, und hier, wo das Leben so schön scheint, quält es mich, Dein Leben so früh getrübt zu haben mit den schwarzen Schatten der Verschwörungen und der Gefahr.“

„Bereue es nicht, meine Natalia!“ sagt die junge Vera mit fester Stimme; „und sollte ich berufen sein,

den Märtyrertod zu sterben, den Deine Freundin, die edle Sophia Perowska, starb, nie sollst Du es bereuen, daß Du an meine Kraft geglaubt und mich zum Kampf gegen die Tyrannen gerufen!“

„Sage das nicht. Still, mein Liebling, ich kann das Furchtbare nicht hören! Du weißt, daß ich den Tod nicht fürchte, aber ich hoffe, meine Vera, Dir sollen solche Schicksale erspart bleiben. Ich kann den Gedanken nicht tragen!“

„Gib mir das Bild, das Dir Sophia Perowska gab, da sie noch Deine Erzieherin war; laß mich es küssen, Natalia! Meine Schutzheilige soll sie sein, die mich mit ihrem Beispiel stärkt!“ ruft Vera enthusiastisch.

Ich ziehe mich zurück, leise, in's Herz getroffen. Ist es so? Während die Mutter unten sich in die Freiwilligkeit taucht, ist die junge Tochter oben in die Verschwörungen der Nihilisten eingeweiht — lange, lange flieht mich der Schlaf.

Den nächsten Tag ist die Familie van Knoop unsichtbar. Sie ist mit den Komolins nach Ber gefahren, wird sich überhaupt die nächsten Tage ganz den Komolins widmen. Der junge Ingenieur lustwandelt einsam im Garten; Mr. Whimsley ist malen gegangen. Mr. Whimsley malt Alles ab, zuweilen eine Hausseite mit einem Fenster, ohne irgend eine Art von Idee darin, zuweilen die Berge, und es gelingt ihm stets, jede Spur von Poesie daraus zu vertilgen. Ich schreibe Briefe in meinem Zimmer. Ich höre einmal Vera's wunderbare Stimme ein schwermüthiges Liedchen singen, sonst ist Alles still nebenan. Ich nehme mir indessen vor, bei einer Gelegenheit Natalia zu warnen.

Bei der Tafel sitzen Serpentina und ich wieder neben dem leeren Stuhl des jungen Scheif. Die Gelbe Dahlia hat offenbar chronisches Zahnweh; aber der Scheif erscheint nicht, so oft auch Serpentina das Köpfchen hebt und nach der Thüre sieht. Sie wird blaß und roth vor Aufregung, Messer und Gabel schlagen in ihren kleinen Händen zusammen und sie verläßt die Tafel vor dem Dessert. Die Königin von Saba hat es bemerkt, daß der Scheif fehlt, und eine Art von Triumph liegt auf dem Wachsputtengesicht. Ich sehe von ihr auf Vera — von einer prahlenden Páonie zu einer weißen, reinen Lilie. Und Vera Nihilistin!

Um drei Uhr, der Stunde, die mir Anastasia Borisowna genannt, verfüge ich mich wirklich nach ihren Zimmern, wie ich versprochen, mit ein wenig Neugierde, ich gestehe es.

Anastasia Borisowna liegt halb ausgestreckt auf einer Chaiselongue, sie hat neben sich ein Tischchen mit einer Tasse Thee und einem großen Kästchen Cigarretten, sie hält zwischen ihren schönen Lippen eine duftende Cigarrette. Neben der Chaiselongue, beinahe zu ihren Füßen, lehnt auf einem niedern Sessel mon cher Baron, ebenfalls rauchend. Tetjana Erine sitzt in einer Sopha, trinkt Thee, raucht Cigarretten und läßt ihre kleinen, lebhaften Augen von Einem zum Andern schweifen. Denn ich bin nicht der einzige Gast, der zur Theestunde gekommen ist. Ein semmelblonder, langer deutscher Jüngling sitzt da, in der Nähe des Tisches, auf dem der Samowar dampft, und — zu meinem Erstaunen — Mr. Whimsley. Sie sind die ersten Opfer von mon cher Baron.

Der blonde deutsche Jüngling sitzt für's Erste nur auf der Kante des Stuhls. Er ist sinnverwirrt und hat all' sein Französisch vergessen. Die Situation, mit Damen zu so ungewöhnlicher Stunde Thee zu trinken, Cigarretten zu rauchen, hat ihn so seiner geistigen Fähigkeiten beraubt, daß er Anastasia Borisowna's Beredsamkeit nicht zu würdigen vermag, da er kein Wort versteht und nicht weiß, von was die Rede ist.

Auf der andern Seite des Tisches sitzt Mr. Whimsley. Mr. Whimsley sitzt nicht auf der Kante, er sitzt auf dem ganzen Sitz; aber er sitzt da, unbeweglich, wie ein kleiner, rofiger Delgöke. Mir ist, als müßte er jeden Augenblick die Beine auf den Stuhl heraufziehen, und es wird mir schwer, das Lachen zu verbeißen. Wie Mr. Whimsley, der so scheu und vorsichtig ist, von Anastasia oder mon cher Baron gekapert werden konnte, zumal da er kein Wort Französisch versteht, bleibt mir räthselhaft, und der arme hat sich nicht einmal die Erleichterung einer Tasse Thee und einer Cigarrette gegönnt, welche doch dem blonden Jüngling noch eine Art von Halt bietet.

Die kleine Madame la Générale reicht mir eine Tasse Thee, nachdem mich Anastasia Borisowna mit einer verbindlichen Hingebung, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre, empfangen. Ich nehme neben Frau Tetjana Erine Platz auf dem Sopha und bekomme Cigarretten

präsentirt, die ich refüsire, und Anastasia Borisowna wendet sich an mich und bittet mich, doch den Herren zu erklären, um was es sich handle.

Ich erleuchte nun den blonden Jüngling in deutscher Sprache über Sinn und Zweck der Sache; und wirklich, er leuchtet auf, da er hört, daß es sich für's Erste um Tableaux handelt. Er hat zwar sicher noch nie Tableaux gestellt. Seine Erscheinung macht mir, da sich seine Glieder mit der Zeit lösen und er fester auf dem Stuhl sitzt, den Eindruck eines gewandten Adenjünglings. Aber die Liebeshübschheit der Dame, das Aroma des Karawanenthees mitfaumt dem zahlloser Cigarretten löst den Bann, der auf ihm liegt, sein Französisch, das er ja doch gelernt hat, steht ihm, wie es eben ist, zur Verfügung, er ist der Mann des Augenblicks und fühlt sich allgemein wichtig.

Mr. Whimsley weist jede Verständigung von meiner Seite, die ich ihm auf Englisch biete, zurück mit dem kurzen: „Never mind me! I don't care to understand.“ Und die Damen scheinen ihn auch als hoffnungslosen Rausch zu betrachten.

„Wenn Sie Tableaux stellen wollen, Anastasia Borisowna, so wäre Vera ganz am Platze. Vera ist erwachsen und paßt ganz dazu,“ sagt Tetjana Grine.

„Vera? Vera ist noch ein Kind; wo denken Sie hin, Tetjana Grine? Vera gehört an ihre Bücher und an ihr Piano, nicht in die Gesellschaft von Herren und Damen,“ erwidert Anastasia sehr pikirt.

„Wenn der Arzt es nicht für gut gehalten hätte, daß Sie einen Winter im Süden zubringen, so würde Alexander Alexandrowitsch Vera diesen Winter in Petersburg in die Gesellschaft gebracht und vorgestellt haben,“ sagt Tetjana lächelnd; „Vera ist siebenzehn Jahre alt.“ „Vera ist fünfzehn Jahre, Tetjana Grine!“ ruft Anastasia scharf. „Alexander Alexandrowitsch versteht das nicht — ich würde es nie geduldet haben, daß Vera schon in Gesellschaft geht — Vera ist ein Kind!“

Mon cher Baron dreht eifrig an den Spitzen seines Schnurrbarts, der blonde Jüngling weiß wenigstens, daß er die schöne Vera nicht in den Tableaux ihrer Mama sehen wird.

Da ich mich nach einiger Zeit erhebe, will mich Anastasia zurückhalten. „Madame ist gewiß so liebenswürdig, zu einem kleinen Spiel zu bleiben?“

Madame erklärt, nie Karten zu spielen; der blonde Jüngling aber, der sich ebenfalls empfehlen wollte, bleibt. Anastasia Borisowna verspricht, ihn zu unterrichten, und es ist so leicht, nur ein ganz unschuldiges Spiel und ganz leicht!

Der blonde Jüngling wird das Spiel von Anastasia und mon cher Baron lernen — und vielleicht noch manches Andere dazu.

Mr. Whimsley ist es gelungen, von seinem Stuhl aufzustehen und unter meiner Begleitung den Rückzug anzutreten. An der Thüre macht er drei Verbeugungen, indem er in einer Weise auf- und abschnellt, die mich überzeugt, daß er Summi im Rücken hat. Wir befinden uns glücklich vor der Thüre.

Ohne ein Wort steigen wir zusammen die Treppen hinauf zu dem gemeinsamen Korridor, an welchem unsere Zimmer liegen. Oben angekommen, sehen wir uns in's Gesicht. Mr. Whimsley bricht in ein unbändiges Gelächter aus, in welches ich einstimmen muß, ich mag wollen oder nicht. Immer wieder erneuert sich seine Nachlust und ich habe die größte Noth, daß unsere Geisterlichkeit nicht auf den anderen Korridoren gehört wird. Wir setzen uns, noch lachend, auf das Sopha des Korridors, und nun höre ich erst, daß Anastasia Borisowna, die wahrscheinlich gehört hatte, daß Mr. Whimsley ein Maler, also wünschenswerth für ihre Pläne sei, ihn, ehe er sich vom Diner zurückgezogen, par force de sa petite main — mit ihren weißen Händen angepackt und unter den liebenswürdigsten Reden, von welchen er keine Sylbe verstand, mit in ihren Salon genommen. Er war ihr halb aus Neugierde und halb aus Ungeschicklichkeit gefolgt, und sie hatte ja auch kein Wort von seinen Bestrebungen, loszukommen, verstanden. — Von diesem Besuch bei Anastasia Borisowna an sind Mr. Whimsley und ich die besten Freunde.

Die Damen van Knoop sind am nächsten Tag immer noch vollständig von Familienpflichten in Anspruch genommen, speisen sogar auf den Zimmern des Marchese und fahren des Nachmittags mit dem jungen Paare en famille aus. Ich schreibe Briefe und sehe sie von oben. — Meine Nachbarinnen sind sehr ruhig, sie verstehen sich wohl ohne Worte.

Da ich zur Tafel komme, fehlt abermals der Scheik, sein Stuhl steht leer zwischen Serpentina und mir, die

Gelbe Dahlia fehlt und hat ohne Zweifel Zahnweh. Serpentina ist in großer Erregung, ihre kleinen Hände zittern, sie ist kaum fähig, zu essen. Plötzlich wendet sie sich zu mir mit glühendem Roth auf der Wange: „Ce Monsieur, votre ami, est-ce qu'il est parti?“

„Er würde doch wohl Abschied genommen haben,“ antworte ich. Da aber mein junger Freund an Inkonsequenzen zu leiden scheint, frage ich den Kellner, der eben den Salat präsentirt.

„Nein, der Herr ist nicht abgereist; er speist auf seinem Zimmer.“

Serpentina entfernt sich bald und ich ebenfalls. Mr. Whimsley hat mich gefragt, ob er mir nicht nach Tisch im Salon ein neues Bild zeigen könne.

Ich finde Mr. Whimsley im kleinen Salon, er hat das Bild in's rechte Licht gestellt, wie er sagt. Ich sehe das Bild an und weiß nicht, was ich sagen soll. Das Bild sagt mir eben nichts, gar nichts! Ich rücke es in ein anderes Licht und hoffe auf irgend einen, den leisesten Effekt, aber das Bild bleibt todt und stumm. Doch halt! Da ist die Linie der Berge in der gestreiften Farbe, das Wasser bedeutet unsern schönen, blauen, herrlichen See, die Linie ist der Reflex! Ich halte mich an diesen Fund, an den Reflex, denn ich muß doch Mr. Whimsley etwas über das Bild sagen, obwohl das Bild mir nichts sagt. Und ich lobe den Reflex, ich fürchte, mit mehr Wärme als Wahrheitsliebe, und Mr. Whimsley ist glücklich und rosig — warum soll ich ihm eine bittere Wahrheit sagen, statt einer süßen, harmlosen Unwahrheit?

Gegen Abend mache ich einen behaglichen Spaziergang. Da ich so mit Muße an dem kleinen Kirchhof hinwandle, sehe ich zwei Reiter, einen Herrn und eine Dame, auf dem Wege gegen mich herreiten. Sie kommen näher — es ist mein junger Scheik und die anmuthige Serpentina. — Warum ich mich ärgere, weiß ich wahrhaftig nicht!

Es ist wirklich ein schöner Anblick, obwohl die Pferde schlecht sind, denn man reitet nicht viel am See. Die schönen, schlanken Gestalten, die edle und anmuthig sichere Haltung, das schöne Gesicht des Scheik — das zierliche Haupt der Dame mit dem eleganten Reithut, das eng anschließende, lang herabwallende Reithkleid, ihre vollendete Reittunft müssen Jedem auffallen. Aber ich fühle mich geärgert, so sehr geärgert, daß ich mein Herz schlagen fühle und roth werde vor Verdruß. Ich trete in einen kleinen, ummauerten, schattigen Platz ein und setze mich auf eine Bank.

Und verbirgt unser junger Scheik deshalb sein Haupt drei Tage lang, um auf diese Weise wieder aufzutauhen? Ist er ganz übergegangen zu der hübschen Serpentina, der kleinen Schlange, und zu der Gelben Dahlia dazu? — Ich hatte Besseres von ihm erwartet — aber im Grunde, was geht mich der Scheik und Serpentina an?

Er ist beim Souper neben mir, und ich fürchte, ich begegne ihm ziemlich kühl. Er sagt mir, daß er sich einige Tage nicht fähig gefühlt habe, in Gesellschaft zu sein — ich antworte kurz und kühl. Serpentina dagegen ist lebendig und beweglich wie ein Vögelchen; ihre schönen Augen senden ganze Ladungen von zärtlichen Flammen unter den dunklen Wimpern hervor. Entschieden hält sie den Spazierritt nicht für ein unbedeutendes Ding. Der junge Scheik ist passiv und nicht sehr lebhaft.

Zu meiner Verwunderung werde ich durch den Diener des Marchese auf den Abend zur Familie geladen. Ich bringe einen sehr formellen und eben nicht interessanten Abend zu. Die Würde auf der Stirn des Schwiegersohns schwebt stets wie dunkle Wolken über der Stimmung der Familie, da die Rücksicht auf die Marchesa den leisen Spott zurückhält, der auf Cornelia's Lippen schwebt, und Malwina's Heiterkeit dämpft. Lydia sieht sehr, sehr gelangweilt aus.

Ich finde den jungen Scheik bleich und angegriffen, da ich ihn den nächsten Tag beim Diner sehe. Das erweicht mein Herz gegen ihn, doch bin ich weit entfernt von früherer Intimität und es ist klar, daß er die Spannung fühlt. Serpentina läßt ihre anmuthigen Künste gegen ihn spielen ohne viel Erfolg; sie bietet ihm eine Doppelmandel, er nimmt sie an, als wisse er kaum, was er thue; sie verläßt die Tafel ein wenig abrupt und wirft schmolend den kleinen Mund auf.

Da ich nach dem Diner auf meiner Causeuse eine kleine Siesta halte, klopft es an meine Thür. Ohne Zweifel ist es Susanne, das Mädchen, das mich bedient. „Herein!“ rufe ich mit schläfriger Stimme.

Die Thür geht auf, herein tritt der Scheik. „Sie sagten mir, daß Sie nie nach Tische schlafen,“ sagt er, „und nun störe ich Sie! Ich wollte mit Ihnen sprechen.“

„Es scheint mir, daß wir Alle hier Lotosesser zu werden im Begriff sind,“ antworte ich und raffe mich völlig aus meinen Träumen auf, etwas erstaunt über den Besuch.

„Entschuldigen Sie mich, daß ich in Ihr Heiligthum komme! Ich möchte offenherzig mit Ihnen sprechen,“ sagt er und richtet seinen Blick fest auf mich. „Warum sind Sie mir so kalt begegnet gestern Abend und heute an der Tafel? Was ist's, das Sie gegen mich haben?“

„Lassen Sie uns lieber Englisch sprechen, es klingt nicht wie Französisch oder Deutsch. Die Zwischenwände sind ganz dünn,“ erwidere ich meinem Besuch und er läßt sich in einen Fauteuil nieder.

„Gut! Also bitte, sagen Sie, was ist es!“ sagt er mit leiserer Stimme und auf Englisch. „Ist es, weil ich mit der armen, kleinen, hübschen Schlange einen Spazierritt machte? Ich sah Sie am Wege! Was schadet das mir oder ihr? Müssen Freunde stets tyrannisch sein?“

„Ich denke, Freunde müssen wünschen, daß man nicht zu Schaden kommt!“ antworte ich lächelnd und kann nicht umhin, die Schwäche dieses Einwurfs zu fühlen, was die Logik betrifft.

„Und glauben Sie, daß ich bei der hübschen Serpentina zu Schaden kommen werde?“

„Ich weiß so viel, daß Sie, wenn Sie Serpentina zur Frau nehmen, keine sechs Monate leben! Die Ueberzeugung drängt sich mir mit unmittelbarer Energie auf.“

„Zur Frau nehmen? Glauben Sie von mir, daß ich ohne weitere Notiz mir eine Frau aus einem Hotel hole?“ Und er lacht ein leises Lachen.

„Wer kann das wissen? Sie nicht und Niemand! Sie sind in einer zerfahrenen und zugleich erregten Stimmung und könnten nach einem plötzlichen Impuls Dinge thun, die Sie nachher bereuen müßten.“

„Sie haben Recht, ich habe Dinge gethan, die ich bereue,“ erwidert er und eine Wolke geht über seine Stirne. „Doch werde ich Serpentina nicht heirathen, ohne Ihnen vorher Notiz davon zu geben. Sie ist außerdem Katholikin und eine geschiedene Frau, kann sich also nicht verheirathen.“

„Dann versucht sie auf andere Weise Sie zu fesseln! Sie und die Gelbe Dahlia sind Abenteuerinnen!“

„Woher wissen Sie das?“ fragt er mit leisem Lächeln. „Es ist eine Eingebung und deshalb ist es richtig!“ erwidere ich.

„Und was verstehen Sie unter einer Abenteuerin?“ „Eine ungeordnete, eine problematische Existenz, die nach allen Mitteln greift, um sich zu erhalten.“

„Nach allen Mitteln? Das ist viel gesagt! Nach den möglichen Mitteln greifen, um eine ungeordnete Existenz zu ordnen, das möchte ich einem allein stehenden jungen Wesen nicht übelnehmen. Serpentina's Existenz ist sicher eine ungeordnete, sie ist eine geschiedene Frau, sie hat keine Heimat —“

„Und ihre Mama ist die Gelbe Dahlia!“ unterbreche ich ihn, „verstehen Sie das?“

„Haben Sie noch nie eine graziose und schöne Tochter mit einer ganz ordinär aussehenden Mama gesehen? Und die Damen sind Polinnen, das erklärt Alles! Und Serpentina ist, was ich eine natürliche Kokette nennen möchte. Sie kann gar nicht anders, es ist ihre Natur; wie die Taube girrt, so muß sie ihre kleinen Künste üben!“

„Es ist Ueberlegung und sie ist eine Abenteuerin,“ wiederhole ich.

„Und wenn sie eine Abenteuerin wäre und mir ein Abenteuer bietet, was ist's, wenn ich es acceptire? Was schadet es mir?“

„Nicht Abenteuer sind Ihnen nöthig, sondern Festigkeit und Sammlung!“

„Ist es ein Abenteuer, wenn ich mit der hübschen, graziosen kleinen Serpentina ausreite? Aber ich will Ihnen sagen, wie ich dazu kam! Ich hatte einen Anfall von meiner Melancholie, die mich zuweilen wie mit Krallen faßt, die immer über mir schwebt wie ein Geier — nennen Sie es Krankheit der Seele, wie Sie wollen — es ist ein schweres Leiden, dem ich zuweilen unterliege. Dann kann ich nicht mit Menschen verkehren, muß mich zurückziehen, um allein mit dem Dämon vis-à-vis zu sein. Drei Tage hatte ich einsam zugebracht, da schickte mir Serpentina nach der Tafel ein zierliches Billet und bittet mich, sie auf einem Spazierritt zu begleiten. Meine gute Freundin, so lange ich mich amüsiere und zerstreue, fühle ich den Schmerz nicht so sehr. Warum soll ich es von mir weisen, wenn mich eine Tändelei mit der artigen kleinen Schlange zerstreuen kann?“

(Fortsetzung Seite 818.)

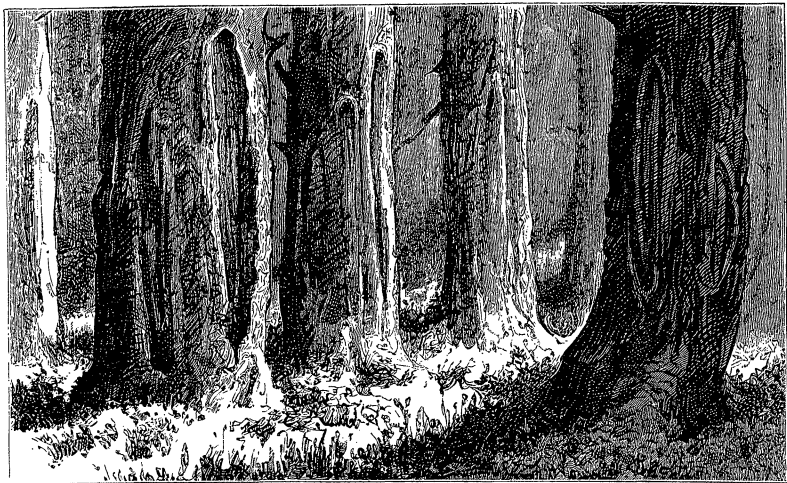
Im Thüringer Wald.

Von
Herrmann Vogt.

Illustrirt von Ferdinand Lindner.

Ueber das ganze mittlere Deutschland, von der Elbe bis an den Rhein und vom Harzgebirge bis zu den Ufern der blauen Donau erstreckte sich einst das Land der Hermunduren, und die Herrschaft der thüringischen Landgrafen im Mittelalter dehnte sich nicht nur auf das Land zwischen Harz und Thüringer Wald aus, sondern umschloß wenigstens zeitweilig auch das von der Saale zur Elster reichende Markgrafen-thum Osterland, das von Elster und Mulde umspülte Pleißen Land und das über die Mulde hinausreichende Markgrafen-thum

Staatenkomplex zurückgeblieben, daß bei den labyrinthisch durcheinander laufenden Grenzen selbst ein Fußwandler oft in der Lage ist, ohne besondere Anstrengung an einem Tag verschiedener Herren Länder zu durchwandern. — So hat Thüringen in den politischen Wandlungen der Jahrhunderte wohl an räumlichem Umfange, wie auch an äußerlicher Macht verloren, ohne



Angepflanzte Kiefern.

Meißen. Jetzt ist das anders geworden. Das heutige Thüringen ist kein selbstständiger Staat, auch nicht die Provinz eines solchen, überhaupt kein geographisch abgeschlossenes Gebiet. Selbst der Name ist von den Karten verschwunden und lebt nur noch im Herzen und im Munde des Volkes fort. Mit der Zeit hat sich auch der Begriff darüber verschoben, welche Länderstrecken man zu Thüringen rechnen muß. Gewöhnlich begreift man unter dieser allgemeinen Bezeichnung neuerdings auch den südwestlichen Abhang des Thüringer Waldes bis nach Koburg hin, einige heftige Distrikte an der Rhön und einen Theil des Osterlands an der Saale, während nach Norden zu die gesegneten Fluren der Goldenen Aue das Gebiet abgrenzen. Der umfangreichste Theil der thüringischen Lande gehört zur preussischen Provinz Sachsen, während im Uebrigen das Großherzogthum Sachsen-Weimar, die sächsischen Herzogthümer, die schwarzburgischen und die reußischen Fürstenthümer als die eigentlichen thüringischen Staaten bezeichnet werden können. Auf dem verhältnismäßig geringen Umfange von noch nicht einmal vierhundert Quadratmeilen ist als Rest früherer Kleinstaaterei hier mitten in Deutschland ein derartig bunt durcheinander gewürfeltes

gerade hier im Herzen Deutschlands wieder alle die geographischen, kulturellen und die Stammeseigenschaften überhaupt gleichsam vermittelnd zusammen.

Thüringen ist eine der anmutigsten, kultivirtesten und gesegnetsten Gegenden des neuen Reichs. Wie in keinem andern Gebiete treten hier mit Ausnahme des Hochgebirges alle die verschiedensten Bodenformationen in die Erscheinung: über der kompakten Masse des eigentlichen Gebirgskörpers die zusammengeschobenen Gruppen und langgestreckten Ketten der malerisch zur Ebene verlaufenden Vorberge und Hügel, unterbrochen von scharf eingeschnittenen, engen Schluchten oder breiten, muldenförmigen Becken, bis sich das Ganze verflacht zu der fruchtbaren Ebene. Geschichte und Sage reichen sich die Hand, um den Reiz der herrlichen Gegend durch den Rückblick auf reiche Erinnerung noch zu verschönern; die Ueberreste der zertrümmerten Burgen, die von den waldigen Bergen in's Thal hinablicken, gemahnen an Zeiten früherer Herrlichkeit, die zahlreichen Residenzstädte bilden mit ihren schmucken Bauten und den von kunstfertigen Fürsten überall aufgestapelten Schätzen einen Anziehungspunkt eigener Art; und nicht minder



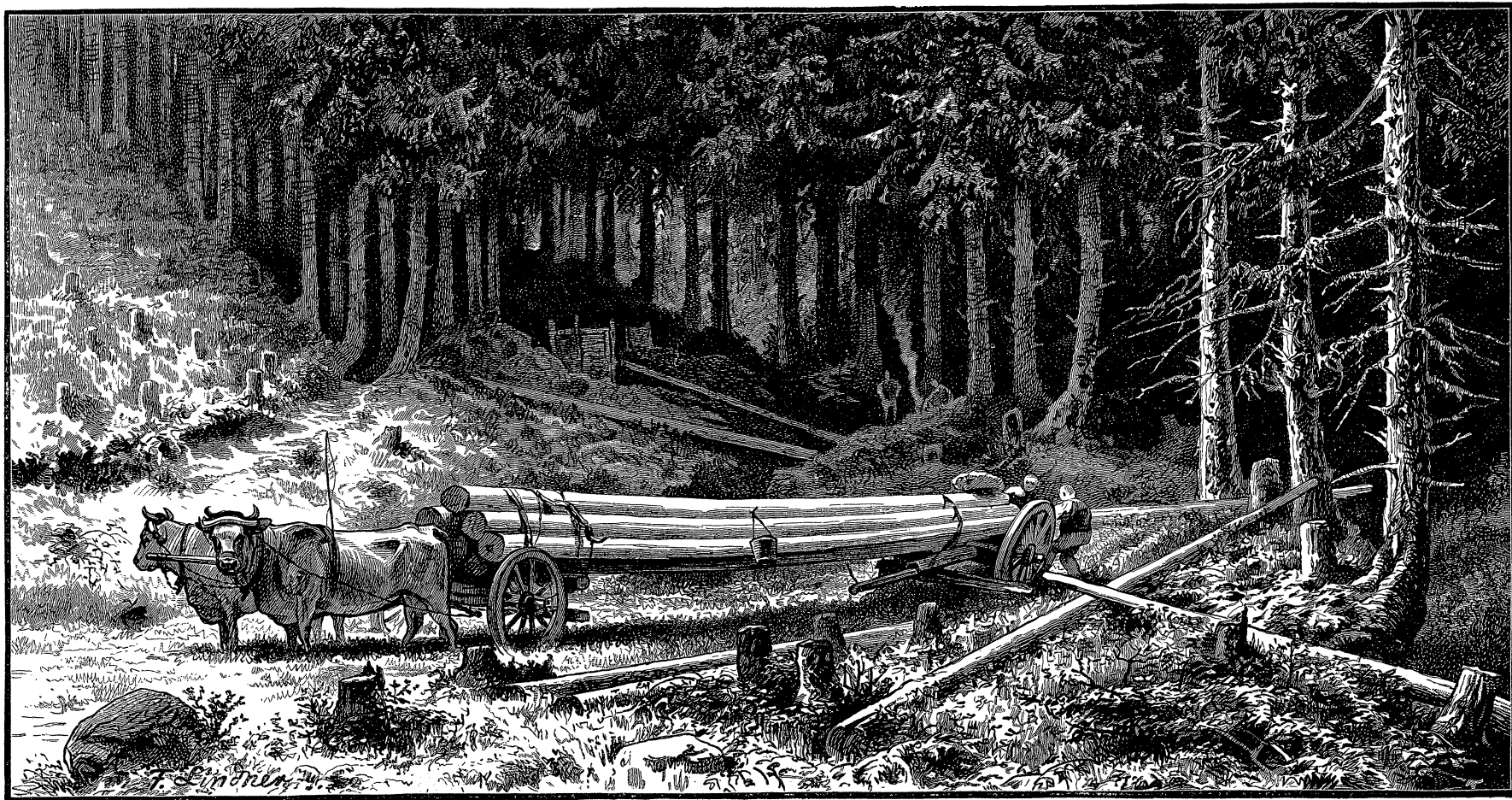
Ein Rußbuttenmann.

doch keine innere Bedeutung darüber einzubringen. Denn wenn man den Thüringer Wald einerseits als den quer durch unser Vaterland gezogenen Grenzstrich betrachten kann, als die natürliche Scheide zwischen den Volksstämmen von Nord und Süd, ihrer Mundart, ihrer verschiedenen Anschauung und Auffassung der Lebensverhältnisse in so manchen Punkten, selbst ihrer Religion, so laufen doch andererseits

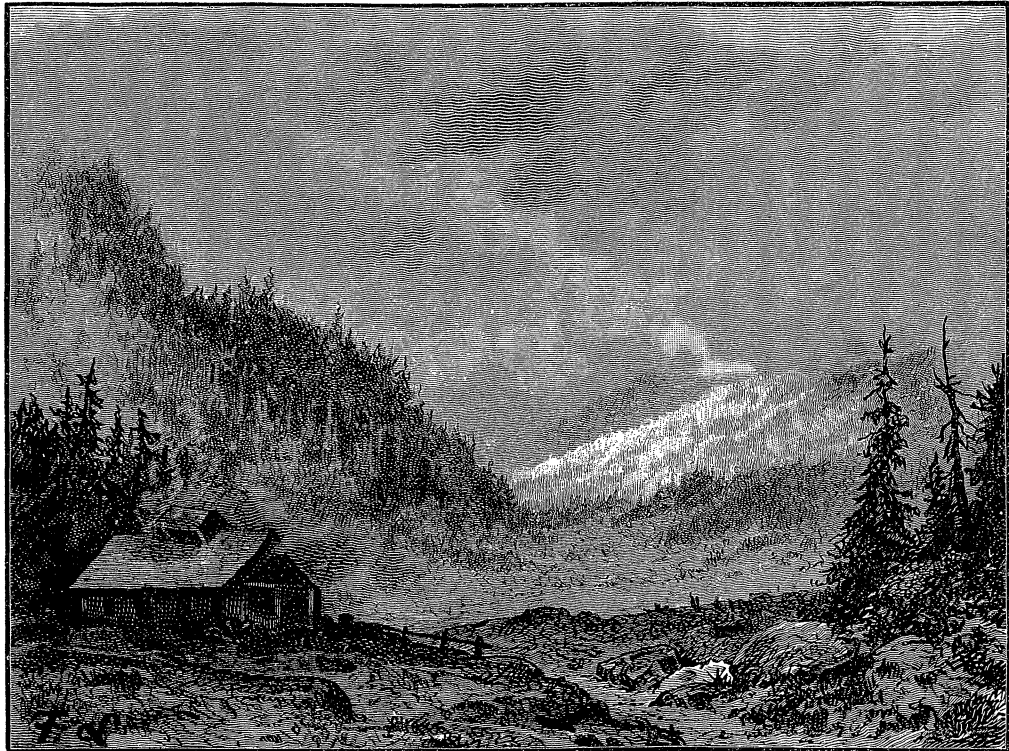
wird der Fremdling von dem gemüthvoll natürlichen Leben und Treiben in den Landstädten und Dörfern, von der Treue, Freundschaft und Gefälligkeit, namentlich der Waldbewohner, angeheimelt. „Wald und Land“, so unterscheidet der Volksmund und versteht unter der ersteren Bezeichnung das Thüringen durchziehende Hauptgebirge, unter „Land“ die Hügellandschaft zwischen Thüringer Wald und Harz.

„Morgen fahren wir auf den Wald“, sagt der Bewohner irgend einer thüringischen Stadt, wenn das Wetter schön ist und ein Festtag bevorsteht. Und in der That bietet der Wald, von welcher Seite man ihn auch betreten mag, so mannigfach anziehende Schönheiten, daß das Verlangen, ihn wieder und wieder zu durchstreifen, nur zu gerechtfertigt erscheint. Was Wunder also, daß mit den stetig sich mehrenden Verkehrsmitteln auch eine von Jahr zu Jahr steigende Flut von Touristen die schönbewaldeten Höhen und die lieblichen Thäler des „Waldes“ überschwemmt.

Mit Recht und völlig zutreffend nennt man in Thüringen ganz allgemein das Gebirge kurzweg den Wald, denn gerade in seinem Baumreichtum besteht der schönste Schmuck und der reichste Schatz. Fast überall sind die schön abgerundeten Berge mit Hochwald bedeckt. Dieser tritt jedoch an den Spitzen vielfach zurück und gestattet prachtvolle Fern- und Rundansichten. Wohl mag mit der zunehmenden Kultur mancher Waldstreifen unter der Art des Holzfällers verschwunden und das gewonnene Land dem Ackerbau und der Viehzucht dienstbar gemacht sein, der regelmäßige Forstbetrieb hat die Bestände fast überall gelichtet und im wirtschaftlichen Interesse vom Unterholz gekäubert; an die Stelle des herrlichen Buchenwaldes, der besonders noch auf dem nordwestlichen Theil des Gebirges vorherrscht, wird mit der Zeit mehr und



Holzschlag und Holzabfuhr.



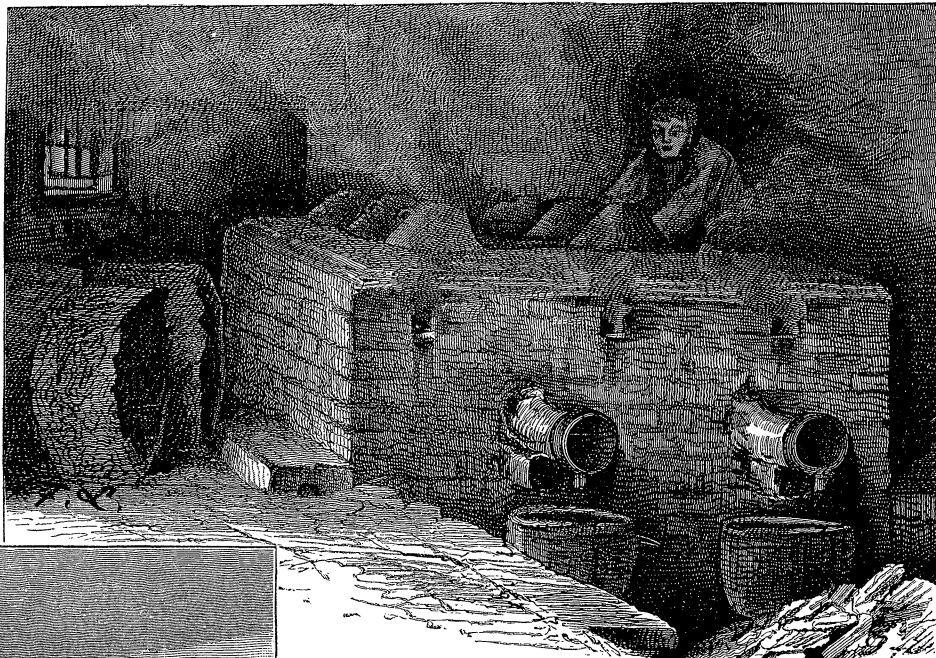
Eine Pechhütte.

mehr das angehäufte Nadelholz treten, welches wegen schnelleren Umjages einen reicheren Ertrag gewährt.

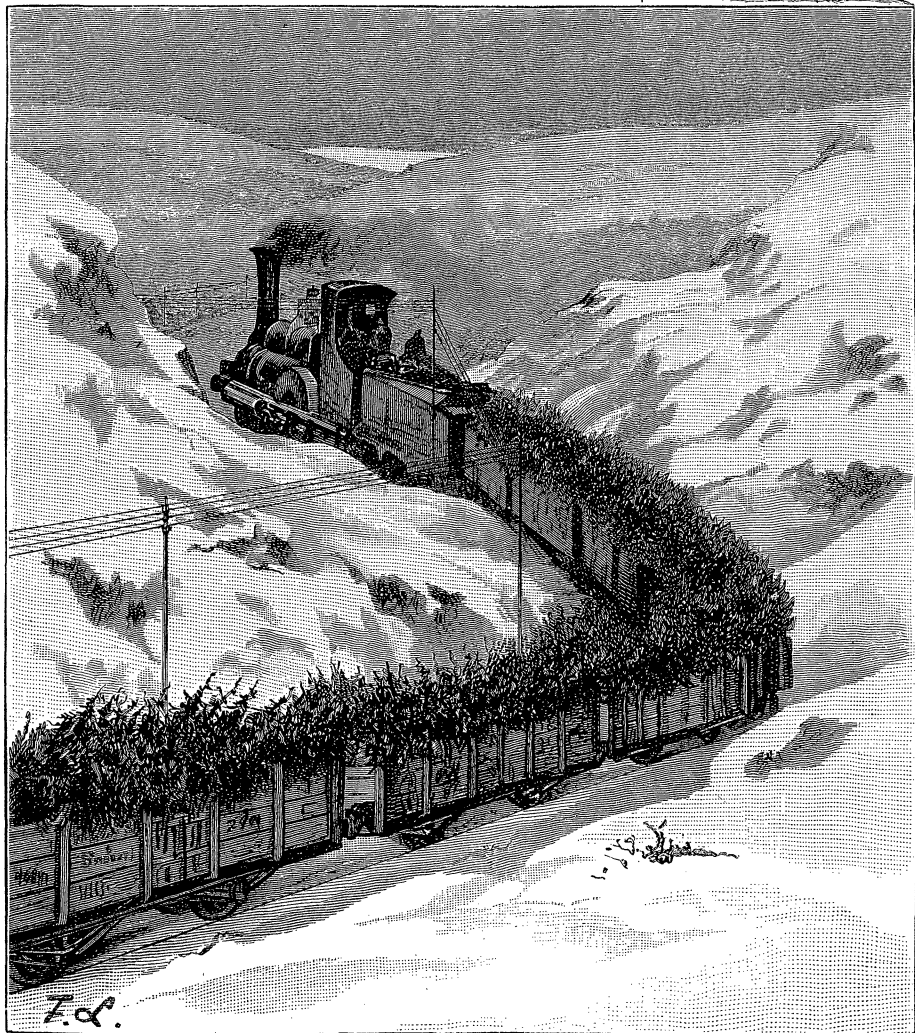
Mitten hinein in den Wald und dessen Ausnutzung führt uns der Künstler auf unseren Zeichnungen.

Wenn der Wanderer in dem herrlichen Waldesdome einerschreitet, so können wohl näher und näher die regelmäßig und wie im Takte geführten Arthiebe der Holzfäller an sein Ohr. Bald sieht er sich einer Blöde gegenüber, wo bereits eine stattliche Zahl der mächtig zum Himmel emporragenden Kiefern am Boden liegt, während das Zeichen des Forstbeamten noch weitere für das gleiche Schicksal bestimmt hat. Eine geordnete Forstwirtschaft verwirft eben im regelmäßigen Umtrieb das schlagbare Holz und ist nicht im Stande, einzelnen Baumriesen ein jahrhundertlanges Wachstum zu gestatten.

Der Thüringer Wald ist reich an Bächen und Flüssen, welche den Boden bewässern, in ihrem Absturz zu Thale die Schönheit der Landschaft erhöhen und den Zwecken der Menschen in vielfacher Hinsicht dienlich gemacht sind. Aber er entbehrt eines großen, schiffbaren Wasserlaufs. Das Schlagholz, mag es nun als Nutzholz oder als Brennholz Verwendung finden, muß deshalb mühsam auf der Achse zu Thale gefördert werden. Dieß wird allerdings erleichtert durch die zahlreichen, gut chaussirten und gut unter-



Das Pechsieden.



Eisenbahnzug mit Weihnachtsbäumen.

haltenen Wege, die den Wald nach allen Richtungen durchziehen. Vielfach bedient man sich dabei gutmüthiger schwerer Ochsen als Zugthiere, deren Hufe zum Schutze gegen die harten Steinwege dann nach Art der Pferdehufe beschlagen, das heißt mit Hufeisen versehen zu werden pflegen. — Wohin mag menschlicher Unternehmungsgeist die schlanken Stämme führen, welche dort auf dem lang auseinander gezogenen Wagen zur Verladung gelangen? Viele von ihnen wird man in wenig Wochen auf den Werften unserer Hafenplätze wiederfinden können, wo sie als Masten und Raaen die Ausrüstung eines stolzen Seglers vollenden helfen. Jahrelang durchfurcht das

herrlichen Bergen angehörte. — Weitab von dem „Schlage“, wo fleißige Arbeiter das Holz abtreiben und damit gleichsam die Jahresernte für den Besitzer halten, schleicht scheun Blicks ein verdächtig aussehendes Individuum durch den Wald. Es ist ein Holzsucher, welcher von der allgemeinen Erlaubniß Gebrauch macht, „angebrochene“ Stämme als Fundholz an sich zu nehmen. Will aber die Leze einmal nicht genügenden Ertrag geben, so zieht er unter dem Kettel die sorgsam verborgene Art hervor, um auf diese Weise dem Anbrechen der Bäume nachzuhelfen. Der Holzjämmler wird dann zum Holzdieb. Es ist eine auffallende Thatfache und eine Wiederholung der auch in anderen Ländern gewonnenen Erfahrung, daß unser Volk trotz der überall herrschenden sicheren Rechtsverhältnisse nicht das richtige Gefühl für das Eigenthums- und Besitzrecht am Walde gewinnen will und sich der Rechtsverletzung nicht bewußt ist, die in der Entwendung von Produkten des Waldes liegt. Wie in den meisten Waldgegenden blüht auch „auf dem Wald“ der Holzdiebstahl und nicht selten kommt es dabei zu grimmigen Kämpfen mit den Forstbeamten und zu Angriffen auf Leib und Leben der Letzteren.

Alle Bäume, besonders aber die Koniferen, sind einer Krankheit unterworfen, dem Harzfluß. Dieser beginnt mit dem Kienigwerden des Holzes. Es bilden sich sogenannte Harzbeulen oder Harzstellen, harzgefüllte Hohlräume im Innern des Stammes, aus denen sich dann später das Harz an die Oberfläche ergießt. Die Krankheit wird hervorgerufen durch Absterben einzelner Theile im Innern, aber auch durch äußere Verletzungen und Quetschungen des Stammes. Diesen letzteren Umstand benützt der Mensch, indem er zum Zwecke künstlicher Harzgewinnung die Baumrinde ganz systematisch beschädigt, „anschlitt“. So weit das Auge blicken mag, finden sich an einzelnen Stellen des Waldes diese angeschlittenen Bäume.

Die Verwendung des kienigen Holzes sowohl, wie des sorgsam eingesammelten Harzes ist Gegenstand einer ausgedehnten Industrie. In besonderen Schmelereien wird aus ersterem der Kienruß hergestellt, welcher bei der Zubereitung von Druckerfschwärze, von schwarzen Firnissen, von Glanzleder, Wachstuch, Wachs und zu

vielfachen anderen Zwecken benützt wird. Der Großstädter kann die kleinen Tönnchen mit ihrem dunklen Inhalt an manchem Ladenfenster ausgestellt sehen, im Thüringer Walde ist der „Kiebbutenmann“ oder „Kienrußmann“, welcher seine Waare, auf der Schiebkarre verladen, in den Dörfern und kleineren Städten vertreibt, eine wohlbekannte und typische Persönlichkeit. In irgend einer dunklen Schlucht, malerisch gelegen, entdeckt der Fremde, welcher den Wald durchstreift, plötzlich eine niedrige Hütte, aus deren Schornstein dichter Rauch sich zum Himmel emporträufelt. Dort wird ein für das Zeitalter des Biers besonders wichtiges Gewerbe betrieben. Das rohe Harz der Kiefern, Fichten und Tannen wird dort in offenen, gußeisernen Kesseln so lange gekocht, bis sich der scharfe Terpentinölgeruch gänzlich verloren hat, wobei das Kienöl vorn langsam auströpfelt.

Das in der Pechhütte so gewonnene Fohpech ist gelblichroth und zäh, wird schon bei mäßig hoher Temperatur flüssig, riecht angenehm weihrauchartig und muß einen reinen, feinen Pechgeschmack besitzen. Man bedient sich desselben zum Auspichen der Bierfässer. Es soll die Verdunstung des Biers durch das Holz hindurch, und andererseits den Zutritt der Luft zu dem edlen Gebrauh verhindern. Das Bier nimmt dabei einige Bestandtheile des Pechs in sich auf, welche seine Haltbarkeit erhöhen sollen, und empfängt einen pechartigen Geschmack. Damit dieser letztere nicht zu vorherrschend werde, muß bei der Pechgewinnung sehr sorgsam verfahren werden, und deshalb wollen wir den rauchgeschwärzten Arbeiter, welcher das Seinige thut, um uns einen kühlen, guten Trunk zu verschaffen, beileibe nicht in seiner Beschäftigung stören.

Aber nicht nur zu den praktischen Zwecken des Lebens liefert das Holz des Waldes das Material. Dasselbe dient auch vielfach in seiner weiteren Verarbeitung dem Schmuck des Hauses und dem Vergnügen von Alt und Jung. In letzterer Beziehung verdient namentlich die ausgedehnte Spielwaarenindustrie Erwähnung, welche,



Spielwaarenfabrikation.

stolze Schiff die Wellen fremder Meere, sein Holzwerk scheint allen Gefahren Trotz bieten zu wollen, da wird plötzlich Schiff und Mannschaft doch vom verderblichen Schicksal ereilt. Vor der Gewalt des tosenden Sturmes bricht der biegsame und doch so starke Mast wie eine schwache Gerste, das steuerlose Schiff wird gegen die von tosender Brandung umspülte Klippe geworfen und verschwindet mit Mann und Maus in den Wellen. Am andern Morgen treiben zahlreiche Holztrümmer der Küste zu. Sie verfallen dem Strandrecht. Der am kahlen Strande auf dem fernen Felsenland hausende Fischer untriedigt sein mit schwerer Mühe den Elementen abgewonnenes kärgliches Stück Gartenland mit den größeren Stücken oder kocht mit den Splintern das einfache Mahl, und Niemand ahnt, daß das verkohlende Holz einst einer prächtigen Kiefer auf Deutschlands

wie im sächsischen Erzgebirge, in Württemberg und in verschiedenen Städten unseres Vaterlandes, auch auf dem Thüringer Walde zu großer Bedeutung gelangt ist, und in volkswirtschaftlicher Beziehung namentlich deshalb jede Beachtung verdient, weil nach dem praktischen System der Arbeitsteilung auch Frauen und Kinder das Schnitzmesser erfolgreich handhaben und so das Ihrige zum Unterhalt der Familie beitragen können.



Waldfrevel.

Eine weitere Ausnutzung des Waldes endlich, welche in den letzten Jahren eine immer größere Ausdehnung angenommen hat, besteht in dem Lichten der sorgsam gepflegten, heranwachsenden Tannendickungen zur Winterszeit. Da sieht man ganze Eisenbahnzüge von Tannenbäumen und Bäumchen aus dem Herzen Thüringens den größeren Verkehrszentren, namentlich auch der Reichshauptstadt zudampfen. Sie sind bestimmt, als Christbäume am heiligen Weihnachtsabend die Herzen und Sinne der kleinen Großstädter zu erfreuen, welche in dem eingegengten Leben der Straßen und Paläste fast auf alle die in Gottes freier Natur in so reichem Maße gebotenen Genüsse verzichten müssen.

Serpentina.

(Fortsetzung von Seite 815.)

„Es wird Ihrem Charakter schaden,“ sage ich ernsthaft, „wenn Sie Ihre Energie vertandeln! Sie sind in Gefahr, in Ihrer zerfahrenen Stimmung zu gefährlichen Mitteln zu greifen, um sich zu zerstreuen. Stecken Sie sich ein Ziel für Ihre Energie, sammeln Sie sich, geben Sie Ihrem Leben einen Zweck, zersplittern, vertandeln Sie sich nicht!“

„Und welches Ziel, welchen Zweck soll ich für meine Energie suchen? Was ist der Mühe werth?“

„Kunst und Liebe sind zwei große Güter des Lebens. Sie sind es, die ihm idealen Gehalt geben! Nehmen Sie eine gute Frau, die Sie liebt, und widmen Sie Ihre Kraft und Thätigkeit ganz der Kunst!“

„Eine gute Frau? Glauben Sie, daß ich eine gute Frau, die mich liebt, glücklich machen würde? Meine Stimmungen sind veränderlich, unberechenbar!“

„Wenn Sie Befriedigung im häuslichen Leben, in Ihrer Kunstthätigkeit finden, würde das sich geben. Unglücklich würden Sie Ihre Frau nicht machen, denn Sie sind eine edle Natur!“

„Was ist edel? Was ist unedel? Wenn es unedel ist, ein unschuldiges Leben zu zerstören, ein liebendes Herz, das mir vertraute, zu brechen — solche Dinge habe ich gethan!“ und er blickt zur Erde.

„Nicht mit Absicht, dessen bin ich gewiß, vielleicht aus Schwäche der Entschließung, vielleicht, weil Sie Ihren Impulsen zu sehr nachgaben,“ sage ich leise, „aber wühlen Sie nicht alte Wunden auf, sammeln Sie Ihre Energie!“

„Gut!“ sagt er, sich aufraffend. „Das Eine will ich Ihnen indessen sagen: es liegt nicht in meiner Natur, mich in frivole Liaisons, die ja oft genug vorkommen, einzulassen. Ich mache mir gar kein Verdienst daraus, es liegt einfach nicht in meiner Disposition. Und auch bei einer bloßen Länderei gehe ich nicht weiter, als es mein Charakter erlaubt, ich steige nicht hinab! Auch muß ich hinzufügen, daß mir Serpentina nie Veranlassung gab, Schlimmes von ihr zu denken, wenn ich nämlich in Anschlag bringe, daß sie einer Nation

angehört, die überhaupt andere gesellschaftliche Ansichten hat als wir. Uebrigens lassen Sie uns wieder gute Freunde sein, ich werde an Ihre Mahnungen denken!“

Er reicht mir herzlich die Hand zum Abschied. Da er die Thür öffnet, stößt er sie hart an die Stirn einer Person, die am Schlüsselloch kniete. Es ist Mania, die Kammerfrau Anastasia Borisowna's. Ihr nachlässiger Anzug, ihre herabgetretenen Schuhe bezeichnen sie sogleich als russischen Diensthofen. Mania erhebt sich eilig und verschwindet auf der Treppe. Wir sehen uns lächelnd an und finden, daß es eine gute Sache ist, mehrere Sprachen zu sprechen. Mania wird ihrer Herrin nicht viel von unserem Gespräch berichten können!

Mein junger Freund liefert mir an demselben Abend den Beweis, daß er sich gegen Annäherungen, die er nicht wünscht, energisch ablehnend verhalten kann. Nach dem Souper, bei dem er sich ruhig und artig, aber nicht sehr zuvorkommend mit Serpentina unterhalten, nimmt er sich im großen Salon einen Fauteuil und blättert in einem Buche. Ich komme etwas später, und setze mich mit Absicht so, daß Mr. Whimsley veranlaßt ist, mit mir zu plaudern. Ich glaube, daß der Scheik nur in den Salon kam, um mir zu zeigen, daß er nicht bei Serpentina den Abend zubringt, und ich wünsche nicht, ihn zur Konversation zu veranlassen.

Anastasia Borisowna sitzt auf einem Sopha. In der andern Ecke des Sophas lehnt der blonde Jüngling. Nicht mehr sitzt er auf der Kante wie ehemals, er ruht in den Polstern, er fühlt, daß er einer der Ausgewählten Anastasia's ist; er spricht französisch, er streicht sein dünnles, keimendes Bärtchen, da er es nicht drehen kann, wie mon cher Baron seinen großen Schnurrbart. Jetzt flüstert Anastasia mon cher Baron zu; mon cher Baron erhebt sich, geht durch den Salon bis zu dem Scheik, vor dem er sich artig verbeugt.

Was mon cher Baron dem Scheik sagt, kann ich natürlich nicht verstehen, aber Mr. Whimsley sieht mich an, wir wissen es Beide. Ich höre nicht die Antwort des Scheik, aber ich sehe eine ablehnende Handbewegung, sie ist unnachahmlich, unwiderstehlich und doch nicht unartig. Mon cher Baron kehrt zu seiner Dame zurück, und nie wieder belästigt er oder Anastasia Borisowna meinen jungen Freund.

Von diesem Tage an kann ich bemerken, daß der Scheik in seinem Verkehr mit Serpentina vorsichtiger ist. Es ist eine andere Milance in seiner Art, er ist gehaltener, obwohl immer artig, und Serpentina bemerkt es auch. Sie hat wohl gesehen, daß zwischen mir und dem jungen Maler eine Erkältung eingetreten war, daß sie ausgeglichen ist, und sie schreibt mir sein kühleres Benehmen zu. Die Gelbe Dahlia bleibt permanent vom Tische und Serpentina hat den Platz neben dem Scheik. Ihre kleinen weißen Hände treiben oft ein Spiel neben dem Teller, der Scheik richtet seine Aufmerksamkeit nur selten auf solche kleine Manöver und sucht das Gespräch an der Tafel etwas lauter und nicht in dem intimeren Tone eines Zwiegesprächs zu halten.

Serpentina bemerkt Alles. Sie läßt ihre kleinen Capricen spielen, sie ist ungeduldig, gereizt, heiter, pikant; Alles verfehlt eine tiefere Wirkung, er bleibt in seiner ruhigen Haltung.

„Wollen Sie heute Mittag einen Spazierritt mit mir machen?“ fragt ihn Serpentina, da diese Zurückhaltung ein paar Tage gedauert hat. Die Stimme bebte ein wenig, sie schlägt die schönen Augen zu ihm auf, es liegt viel, viel in diesen dunklen Augen.

„Ich danke Ihnen wirklich,“ sagt der Scheik leicht, „ich bin nicht dazu disponirt.“

Serpentina wird purpurroth, dann blaß. Sie verläßt den Tisch sehr bald.

Eine halbe Stunde darauf sitze ich mit dem jungen Scheik auf der Veranda plaudernd. Es ist außer uns Niemand da, Niemand im Salon. Mit einem Mal erklingen sanfte, traurige Akkorde von dort, die Melodie eines polnischen Liedchens, das Serpentina schon einmal sang. Sie fängt an zu singen, aber ihre Stimme bebte, ist unterdrückt, plötzlich hält sie inne, wir hören ein heftiges Schluchzen, sie springt vom Piano auf, eilt nach der Veranda, wo sie Niemand erwartet, wie mein junger Freund denkt. Ihr thränenüberströmtes Antlitz zeigt sich an der Portiäre, sie wendet sich ab und tritt an's Geländer, um es zu verbergen, bricht in neues Schluchzen aus und flieht.

Der Scheik ist sehr bewegt, sehr gerührt. „Armes Geschöpf!“ sagt er, „sie ist sehr unglücklich!“

Ich glaube, mein junger Freund würde Serpentina nachgefolgt sein, um sie zu trösten, wäre ich nicht dage-

wesen. Warum sind Männer so schwach gegen Thränen, oft so unempfindlich gegen stummen, tiefen Schmerz? Thränen bedeuten nicht viel bei den meisten Menschen. Viele können sie hervorrufen wie ein Lächeln, immer sind sogar wahre Thränen eine Herzenserleichterung, oft eine Schwäche. Aber was der tiefste, händeringende Schmerz nicht vermag, das vermag bei Männern die Thräne.

Er folgt der schönen Weinenden nicht nach, daß er aber am Abend seine Cigarretten mit ihr und Mama raucht, ist gewiß. Es ist wieder der alte Ton bei der Tafel, der goldene Faden zwischen den Beiden. Ich habe meine Meinung gesagt und lasse ihn nun gehen. Und wir stehen sehr freundschaftlich zusammen, so gut wie früher, plaudern auf der Veranda, im Garten, machen kleine Spaziergänge, nur wird es nicht mehr zwischen uns erwähnt, ob er seine Abende bei Serpentina zubringt oder nicht, er reitet wieder mit ihr spazieren, — ich bin ganz dieselbe gegen ihn.

Schon am nächsten Tage habe ich Gelegenheit, zu sehen, wie stark die Sympathieen und Antipathieen meines Scheik sind. Er ist stets angezogen oder abgestoßen — selten neutral, ein höchst empfindlicher Magnet.

Ich bin im Salon und lese eine Zeitung. In der Sophaecke lehnt die Königin von Saba in einer Attitüde. Sonst ist Niemand gegenwärtig. Mein junger Freund tritt ein. Er ist in einer seiner träumerischen Stimmungen, und da er das Haupt sehr hoch trägt, stößt er mit der Stirne an einen Gasfacklenleuchter.

Die Königin von Saba springt auf, eilt zu ihm, sie scheint aufgelöst in theilnehmender Angst.

„Haben Sie sich verletzt? O Himmel! Haben Sie sich sehr, sehr verletzt?“ Und in ihrem liebevollen Eifer legt sie ihre fleischige Hand auf den Arm des Scheik.

Der Scheik fährt zurück, er schüttelt die Hand ab, als sei es eine Kröte.

„Lassen Sie mich, Madame! Nühren Sie mich nicht an! Ich habe mich nicht verletzt!“

Die Königin von Saba steht da wie paralysirt, dann kehrt sie wüthend an ihren Platz zurück und verläßt in einigen Minuten den Salon.

„Wie können Sie so schroff, so unhöflich sein?“ frage ich vorwurfsvoll.

„Warum rührt mich die Person an? Sie soll mich nicht anrühren! Sie ist mir widerlich!“ ruft er, noch ganz aufgeregt.

Die Komolins sind abgereist und die Damen van Knoop existiren wieder für Andere. Da sie von der Station zurückkehren, trifft mich Frau van Knoop. Ihr mütterliches Gesicht trägt noch die Spuren des Abschieds von der Tochter und sie beginnt ihr Herz auszuschütten.

„Viktorie ist nicht glücklich in ihrer Ehe,“ sagt sie, und trocknet eine Thräne. „Der Marchese hat nichts Sympathisches und ich fürchte, er wird es nie haben, er wird weniger lebenswürdig werden, je älter er wird. Es war ihre freie Wahl! Ich fühle mich dem Willen meiner Töchter gegenüber unmündig, sie haben alle einen stärkeren Willen als ich! Viktorie glaubte wohl, der Rang, die Stellung würde sie befriedigen, sie hatte nie geliebt und glaubte, nicht lieben zu können. Ich weiß auch nicht, ob sie lieben könnte. Meine Töchter haben so viel gesehen, sind so lebenserfahren, daß sie kritisch geworden sind. Sie haben keine Illusionen des Herzens — wie kann man lieben ohne Illusion?“

„Ist nicht Lydia anderer Natur?“

„Meine Lydia ist mehr nach mir geartet, aber ihren Willen hat sie auch, gegen welchen ich wenig ausrichten kann!“

„Ob Lydia lieben kann?“ frage ich.

„Ich weiß es nicht — und ich weiß nicht, was ich thun soll! Sie haben es bemerkt, daß Ingenieur Meyer sich um sie bemüht. Er ist nur ihrethalben noch da! Und jetzt, da der Marchese fort ist, der ihn im Schach hielt, muß die Sache sich entscheiden!“

„Was gedenken Sie zu thun, wenn Sie die Annäherung verhindern wollen? Was könnten Sie thun?“

„Abreisen!“ sagt Frau van Knoop. „Es ist das einzige Mittel! Wenn sich meinen Töchtern ein unpässender Freier nähert, so reise ich immer ab!“

„Ich weiß nicht, ob Lydia diekmal mitgehen wollte,“ erwiderte ich lächelnd. „Ich denke, Sie bleiben besser da und lassen die Sache ihren Weg gehen!“

„Der Marchese wird sich schrecklich über den plebejischen Namen ärgern!“ seufzt Frau van Knoop.

(Fortsetzung folgt.)

Epigramme und Epiloge.

Von

Georg v. Berken.

Ein beträchtlicher Theil unserer besten Lebenskraft geht verloren im Kampfe mit der Gemeinheit um uns und — in uns.

Perlen verschwinden ist thöricht, und doch kann die Perlmuschel auch dem Unwürdigsten nur Perlen geben.
Sei vorsichtig, schließ' dein Herz zu! Es könnte vielleicht eine Perlmuschel sein.

Je redlicher und reiner, desto einsamer!

Nothlüge ist die allezeit dienstbeflissene Kammerzofe der gedankenlosen Menschenfurcht.

Glücklich lieben heißt auf vierfachem Flügel durch den blauen Aether getragen werden.

Der unbeugsamste, der wildeste Despot aller Zeiten und aller Länder ist — das Vorurtheil.

Völliges Verzichtn auf irdisches Glück ist eine Art Selbstmord.

Im Frankfurter Palmengarten.

(Siehe das Bild S. 808.)

Es wird heutzutage viele Besucher Roms geben, die der heiligen Stadt Arien sagen, ohne den Papst gesehen zu haben, aber kein Fremder wird Frankfurt verlassen, ohne im Palmengarten gewesen zu sein. Wie viel die schöne Mainstadt dem Touristen auch bietet, mag er nun auf historische Merkwürdigkeiten oder auf Naturschauspiele pürschen, den bedeutendsten Eindruck werden wohl die Meisten von dem großen Palmenhause erhalten, nach dem der vor dem Bodenseheimer Thore gelegene Park benannt ist. Tritt man durch das Vestibül in die gewaltige Glashalle, so bleibt man unwillkürlich stehen, gebannt von dem großartigen Anblick. Das ist das tiefe, satten Grün der Tropenwelt, das sind ihre seltsamen Formen, die sich die funkelnde, feuchtwarme, duftgeschwängerte Luft. Hochstrebende Palmen, deren Wipfel das Glasdach zu durchbrechen scheinen, Schlingengewächse, die sich zwischen ihnen phantastisch emporranken, und darunter eine endlose Fülle gigantischer Blätter, die sich da und dort zu dunklen, geheimnißvollen Nischen wölben. Hier die leuchtenden, bizarr geformten Kelche tropischer Blumen, dort zwischen den Felsenmassen liegt ein kleiner dunkler Teich, Kletterpflanzen und Farne in buntem Gewirr umgeben ihn. Sorgsam gepflegte Wege durchziehen diesen Miniaturwald, Bänke laden an stillen Plätzchen zum Verweilen ein, und wer die Felsgruppe hinanklettert, der hat einen neuen, überraschenden Blick in die mit bewundernswerthem künstlerischem Geschick geordneten Schätze. Verläßt man aber den Raum zur Rechten, so folgen neue Wunder. Wir sind in der Blüthenhalle, die sich um das ganze Palmenhaus herumzieht und die eine neue Fülle berauschender Bilder bietet, namentlich zur Zeit der Kamellen- und Azaleenblüte, wo das Auge geblendet wird durch das Feuer und die Mannigfaltigkeit der Farben. Aber auch zur Rosenzeit ist es herrlich hier und zu dem Reize des märchenartigen Bildes kommt dann noch jener des zarten, süßen Duftes, der uns auf unserm Gange begleitet.

Es ist denn auch kein Wunder, daß der Palmengarten der Lieblingsaufenthalt der Frankfurter, der Mittelpunkt des öffentlichen geselligen Lebens geworden ist. Die Anziehungskraft des Palmenhauses wurde verstärkt durch die reizvollen Anlagen und das prächtige Restaurationsgebäude. Die ersten bieten köstliche landschaftliche Bilder, namentlich bei den Durchblicken über die beiden Teiche; kleine Hügel mit Ruheplätzen und Lusthäuschen, Spielplätze für Kinder und malerisch geordnete Pflanzengruppen für Freunde der Botanik sind in geschickter Weise eingeschaltet. Der Reiz des Publikums aber ist der große Teich, auf dessen Wasserfläche im Sommer zahllose Kähne auf und nieder gleiten, während er im Winter den Schlittschuhläufern seine Dienste leisten muß. Aber nur den kleineren Theil der Besucher des Gartens findet man in den Anlagen. Die große Masse sammelt sich in dem großen, schön decorirten Saale des Restaurationsgebäudes, aus dem man durch eine große Spiegelwand den vollen Blick in das Palmenhaus hat. Bei den Klängen einer Kapelle wird hier geplaudert und geschätzt, kokettirt und intrigirt, kritisiert und projectirt. In der schöneren Jahreszeit spielt die Kapelle im Freien, dann trinkt man draußen auf der Terrasse seinen Kaffee und erfreut sein Auge an dem schönen Bilde der bunten Teppichbeete und an den schönen Frankfurterinnen, die dazwischen die neuesten Toiletten spazieren führen.

Das Restaurationsgebäude selbst ist ein stattlicher Bau im Style der deutschen Renaissance und wurde im Jahre 1879 nach Plänen des Architekten H. Th. Schmidt ausgeführt. Es enthält neben dem großen Saal noch eine Anzahl kleinerer Säle, die sehr gern von Privatgesellschaften und größeren Vereinigungen für Festzwecke benützt werden. Ueber den Besuch der Restauration mag die Thatsache Aufschluß geben, daß daselbst jährlich für ca. 1½ Millionen Mark konsumirt wird. Die Einnahmen des Palmengartens selbst betragen oft 200,000 Mark im Jahre. Solche Einnahmen sind freilich auch nöthig, um den Fortbestand des Unternehmens mit seinen großen Erhaltungskosten zu sichern und die Schuldenlast zu tilgen, die der Gesellschaft durch die großartige Anlage erwuchs. Die Palmengarten-Altiengeellschaft wurde im Jahre 1868 von Freunden der Botanik in der Absicht gegründet, ein Etablissement im Genre des Kölner Floragartens zu schaffen. Man kaufte das aus ca. 30,000 Exemplaren bestehende

Pflanzeninventar der berühmten Wintergärten von Viebrich, welche aufgelöst wurden, als der Herzog von Nassau seine Residenz von Viebrich verlegte. Das Aktienkapital betrug 400,000 Gulden und die Stadt gab der Gesellschaft eine Grundfläche von 26 Morgen (wogu später noch 12 Morgen kamen) auf 90 Jahre. So wurde der Palmengarten geschaffen und 1870 bereits konnte er eröffnet werden. Schon im Jahre 1878 aber traf die Gesellschaft ein schweres Unglück. Im Juli dieses Jahres brach in den Lokalitäten Feuer aus, durch welches das Restaurationsgebäude gänzlich zerstört und das Palmenhaus schwer geschädigt wurde. Der Verlust an Pflanzen schätzte man auf 30,000 Mark. Bald aber waren diese Verluste ersetzt und ein neues Gebäude lud Frankfurts Bewohner zum Besuche ein. Die Leser sehen die anmuthige Fassade desselben im Bilde, das ihnen auch das rege gesellige Leben davor veranschaulicht. Man denke sich dazu noch die bunte Pracht des Blumenparterres, das Rauschen der Fontänen, den Sonnenschein, der die Laubmassen des Parks, den Rasenteppich, die Blütenkelche und die farbigen Toiletten der Damen hell erglänzen läßt; man denke sich ferner dazu die melodischen Klänge der Musikkapelle, das fröhliche Geplauder, die lachenden Mädchengesichter und die jauchzenden Kinder — dann wird man es auch begreiflich finden, daß hier das Lieblingsstättchen der Einheimischen wie der Fremden ist.

Emil Peshkau.

Frauen des Harem.

(Siehe das Bild S. 809.)



Fatma ist die Schönste der ganzen Sammlung von Schönheiten, welche Ruftem, der reichste Würdenträger von Belhura, sich gesammelt hat. Sie ist geboren in Georgien, welches so hochberühmt ist wegen der Schönheit seiner Frauen, und sie macht diesem Rufe Ehre. Sie ist schön, wunderbar schön, wie ein Haischischtraum. Und dabei hat sie noch Eines vor den Türkinnen ihrer Umgebung voraus: sie hat eine Seele!

Eine Seele, während all' die üppigen, lächelnden, zankenden Schönheiten um sie herum ganz gut wissen, daß sie selber keine Seele haben, daß dieses kurze, schwüle, nur aus Bonbons, Juwelen und Eifersucht bestehende Leben ihr ganzes Dasein ist.

Und diese Seele ist es, welche Ruftem an sie mehr festhält als an die Anderen, und welche sie zur Königin nicht seines Harems, sondern seiner Liebe erhebt.

Sie erzählt ihm die Märchen ihres Geburtslandes, wie einst Schéhérazade die des ihrigen erzählt; sie spricht mit ihm von fernem Landen, von Träumen, die sie geträumt, von den Heldenthaten ihrer Landsleute; Ruftem lebte nur in ihrem Geiste auf — der mächtige, reiche, von so vielen Schönheiten gelangweilte Mann.

Und der ganze Harem haßt Fatma. Denn Ruftem bringt seine ganze Mußezeit bei ihr zu; sie ist es, die er sucht, die ihn in die Gärten begleitet, welche er nicht vergißt, wenn er einen Rath braucht.

Einen Rath! Das empörte alle übrigen Frauen des Harems. Durfte sie denn eine Meinung haben? War sie — ein Mann?

Sie haßten Fatma. Aber was liegt ihr daran? Was schadet ihr dieser Haß? Sie besitzt die Liebe des Herrn; sie beherrscht ihn, sie spielt mit ihm. Es ist ihr nicht beizukommen. Die Frauen sind außer sich darüber. Sie schnattem den ganzen Tag wie Papageien von dieser unaussprechlichen Georgierin, die sich um so viel weißer dünnt als Alle.

Nur die schwarze Sarah lächelt. Auch sie ist eine der Frauen des Harems, aber sie ist die Dienerin der Anderen; sie ist ja schwarz und häßlich.

Sie theilt den Haß der Anderen gegen Fatma nicht; sie schließt sich ihr an und ist ihre Dienerin. Sie kniet vor ihr, sie hilft sie schmücken, sie bedient sie in Allem und Jedem.

„Ich begreife Dich nicht!“ fuhr in einer schwülen Nachmittagsstunde eine der Frauen das schwarze Geschöpf an und: „Wir begreifen Dich nicht!“ belferten all' die Anderen nach. „Wie magst Du Dich diesem Geschöpfe so beugen, das uns Alle übertreffen will, das der Herr uns Allen vorzieht?“

Sarah schaute die üppigen Schönheiten mit einem unbeschreiblich verächtlichen Blicke der Reize nach an.

„Ihr seid doch Gänse!“ sagte sie. „Ich liebe Fatma, denn die ist mir weniger gefährlich als alle Anderen.“

„Wie? Wie?“

„Wenn Eine von euch, ihr dummen Weiber, den Herrn einmal in die Hände bekommt, seid ihr ehrgeizig, schimpft und lästert über die Anderen, wollt allein über ihn herrschen... Bei Fatma ist das etwas Anderes, die hat eine Seele.“

„Eine Seele!“ machte der Chorus in allen Tonarten.

„Gewiß. Sie denkt; sie fühlt; sie ist von abendländischem Blut. Und sie liebt den Herrn nicht; sie ist empört darüber, Sklavin zu sein. Und da kommt immer eine Stunde, wo —“

„Wo?“

„Laßt mich nur machen. Ich sage euch, sie denkt!“ rief die kleine, boshafte Schwarze.

„Sie denkt!“ wiederholten die Anderen erschreckt oder beruhigt.

Und die Stunde kam, wo die kleine Schwarze lachte, mitten in einem Gebüsch von weißen, schwerduftenden Rosen lagte, über einen Kuß, den Fatma in Liebesdemuth auf die Brust des Zanittscharen Begl drückte, eines ersten, düstern, wildschönen Mannes, eines Sohnes ihres eigenen Vaterlandes, dem sie dabei zuflüstert: „O, könnt' ich betteln bei uns daheim — mit Dir!“

Am nächsten Tage betrat Ruftem seinen Harem nicht. Man wußte, daß er durch die schwarze Sarah Alles erfahren. Fatma war dem Tode verfallen und der verrätherische Zanittschare auch — das war gewiß.

Am andern Tage betrat Ruftem den Harem und in diesem

das Gemach Fatma's. Als er mit ihr heraustrat, war die stolze Schönheit tief verschleiert. Führt er sie zum Tode? Vor dem Palast hielt eine Sänfte. In die stieg Fatma und Ruftem trat an den Schlag, reichte ihr die Hand und sagte: „Sei glücklich!“ Und fort ward sie getragen. Der Zanittschare folgte ihr noch an demselben Tage auf schnellem Renner.

Ruftem aber schloß sich für viele Tage in sein Zimmer ein und dachte an die Märchen Fatma's, welche ihm eine neue Welt eröffnet hatten; eine Welt, die er ahnte, die er liebte und in der er nie leben sollte: die Welt der Freiheit!

E. M. Varano.

Blätter für die Frauen.

IX.

Mode.

Von

Ich. v. Sydow.

(Nachdruck verboten.)

(Siehe das Bild S. 820.)



Der Einfluß des englischen Geschmacks in der kontinentalen Mode wird unter verschiedenen Gesichtspunkten beurtheilt. Die Pariserin «pur sang», welche die Mission der Mode als ein von Gott verliehenes Privilegium betrachtet, das den Frauen von Paris, und nur ihnen, in die Wiege gelegt wurde, verlegt ihren Protest gegen jenen Geschmack auf das Gebiet der Aesthetik. Alle jene barocken Toiletten, welche die Töchter Albions auf den Tribünen von Auteuil und Chantilly und in den westlichen Bädern zu der Type eines auffälligen und degagierten Geschmacks machen, halten her, den Takt und die Grazie der englischen Frauen zu diskreditiren und ihre Talente für die Mode zur Quelle pflanzen und boshafter Kritik zu machen. Alle emanzipirten Mäntel, weißen Westen und knabenhaft verschliffenen Haare bequemer Touristinnen werden zum Beweise dafür aufgeführt, daß die Charakteristik der englischen Geschmacksrichtung in unweiblichen Formen bestehe.

Sonderbar genug hat gleichwohl gerade in Paris die englische Mode die meisten Anhängerinnen. Sie hat hier sozusagen Schule gemacht. Nachdem sie den zarten, nervösen, zerbrechlichen Vouidoirerscheinungen Geschmack an den Aufregungen eines Wettrennens und Begeisterung für eine Meute gelehrt, kamen die kurzen Röcke an die Reihe und die Derbyjacken, die Texturen im Shoddygenre und die Knickerbocker. Und während die Französin, ernsthaft und amüsiert zugleich, Protest gegen die Propaganda eines Geschmacks erhebt, welcher den Ruin aller weiblichen Anmuth bedeute, hat sich inmitten ihrer vornehmsten Kreise eine Koterie gebildet, welche der englischen Mode einen förmlichen Kultus widmet. Die fashionabelsten der Londoner Westend Schneider sind auch in Paris vertreten. Das genre tailleur ist aus der englischen Kolonie in das ganze elegante Paris übergegangen, und es macht einen spaßhaften Eindruck, zu lesen, wie das echte «parisianism» eines solchen Kostüms verlange, daß es von einem englischen Schneider hergestellt sei.

Man muß völlig unbekannt mit den englischen Verhältnissen sein, um aus den Uebertreibungen einzelner sensationsbedürftigen Frauen einen Schluß auf den Charakter des englischen Geschmacks im Allgemeinen zu ziehen. Dieser Geschmack ist reservierter, einfacher und natürlicher als jeder andere; er opfert diese Eigenschaften selbst in der Strömung der Pariser Welt nicht. Die Toilette gut erzogener Engländerinnen, der Styl ihres Anzuges läßt keine Eleganz vermischen, aber sie vermeidet die Künste raffinierter Excentricität, die sinnlichen Mittel der Koketterie, den beispiellosen Luxus, welche das Monopol der eleganten Pariser Toiletten sind. Mehr als irgendwo in der Welt ist in England eine gefuchte und auffällige Toilette eine Verübung gegen den guten Ton, und jene sensationellen Damen, welche bei den kontinentalen Rennen und in den Kurfalen der Bäder der Mode jenseits des Kanals ein anderes Renommée verschaffen, gehören unbestritten nicht jener Gesellschaft an, die wir die gute zu nennen gewöhnt sind. Sich conspicuous zu machen, ist in den Bewegungen des gesellschaftlichen Lebens die größte Besorgniß einer Dame von Erziehung, eine Besorgniß, auf welcher beispielsweise auch die Sitte beruht, daß in der Stadt sich Damen nie am Fenster oder auf einem Balkon aufhalten.

Die Schule der Aesthetiker mit ihren barocken Geschmacksverirrungen wird nirgends so verurtheilt als in England selbst, und weder in Frankreich noch in Deutschland ist eine Feder so vernichtend gegen den Kultus der Vizarrerie vorgegangen, als Mrs. Lynn, die bekannte Schriftstellerin, es in ihrem «The girl of the Period» that.

Es ist irrig, die sogenannten fast girls — vielleicht ist es bezeichnend, daß man nie auf den Einsall kam, fast ladies zu sagen — bei der Beurtheilung des englischen Geschmacks für die Regel anzunehmen; sie bilden die Ausnahme, die in der guten Gesellschaft immer verurtheilt war, lange bevor Mrs. Lynn es that.

Die eigenthümliche Distinktion der englischen Toilette liegt auf ganz anderem Gebiet und kann nicht ohne Zusammenhang mit den englischen Frauen beurtheilt werden. Die Engländerin ist selbstbewußt, praktisch, tüchtig, ohne subtilere Sinne. Sie hat gesundes Blut, gesundes Urtheil und eine ausgeprägte Individualität.

Auch ihre Toilette weiß nichts von hybaritischen Weichlichkeit, von dem Raffinement überreizter Sinne, von einer Bereitwilligkeit, ohne Weiteres einen Zwang auf sich ausüben zu lassen. Alles, was sie trägt, ist praktisch, gesund und zweckdienlich. Sie ist gewöhnt, über die Hälfte des Jahres auf dem Lande zu verleben, auf den grünen Spielplätzen der Parks, an



Reisetouiletten aus der englischen Mode. Originalzeichnung von Mari de Pelour.

Unsere Raucher. Von L. Bechstein.



Für seine Pfeife schwärmet so
Kein Anderer als der Studio.



Und schneidig, wenn der Lieutenant
Sich eine frische angebraunt.



Und hinterm Zaun der Gymnasiast
Raucht, bis er übelt und erblaßt.



Raucht 'ne Cigarre der Baron,
Hat auch ein Anderer 'was davon.



Der Rentier stets die Spitze braucht,
Bedächtig er und sparsam raucht.



Auch Bauer oder Jägermann
Die Pfeife nicht entbehren kann.



Doch passen thut von früh bis spät
Ein pensionirter Rechnungsrath.



Doch fade scheint's und affektirt,
Wie sich ein Geiz damit gerirt.



Pikant sieht's aus, wenn die Grifette
Nippt zierlich an der Cigarette.

der See, so viel als möglich im Freien. Stundenlange Bewegung im Freien, selbst im tollsten Regen- und Nebelwetter, ist etwas, was die Engländerin so wenig veräumen würde, wie zu essen und zu trinken. Der „Constitutional“ — Gesundheitsparade — ist ein bestimmter Theil des Tageswerks und darf nur in den dringlichsten Fällen ausgesetzt werden. Auf diese freien, gesunden, zwanglosen Lebensgewohnheiten leitet sich das Charakteristische des englischen Kostüms zurück. Hier ist die Erklärung für den kurzen, runden Rock und die Mode der Knickerbockers an Damenschuhen zu finden, für die Passion für Doppelpfeifen und das englische Monopol der Staub-, Regen- und Reifemäntel.

Für Land- und Reifetoiletten ist der englische Modist unübertroffen. In den für diese Zwecke geeigneten Geweben bietet keine andere Industrie so Praktisches als die englische. Von keinem andern Bestreben geleitet, als Bequemes und Zweckdienliches zu schaffen, darf dieses Genre der englischen Mode allerdings vom Standpunkt der Aesthetik nicht immer beurtheilt werden. Es hat nichts Geschmackloses gegeben als den bekannten Ufster und zugleich noch nie einen Mantel, der so allgemein in den Gebrauch übergegangen ist. Die beliebtesten Modelle für die Reisezeit gehen noch heute aus derselben Quelle hervor, und handelt es sich um die Ausstattung für's Land oder die Küste, dann wählt man seine Muster gewiß aus den originellen Cheviots britischer Stühle und seine Schnitte nach der bequemen und distinguirten Negligéance Roberson'scher Typen oder Benjamin'scher Modelle.

Unser Modestil hat zu diesem Thema eine Anzahl verschiedener Formen solcher Reifetoiletten zusammengestellt. Der größte Unterschied im Vergleich zur französischen Mode macht sich in den Hüften geltend. Während der französische Hut ganz außergewöhnlich hoch getragen wird, ein wahrer Thurm von Spitzen, Federn und Schleifen auf einer an und für sich schon hohen Kopfform, ist der englische Hut niedrig und von ausgesprochener Einfachheit. Selbst zur Besuchstoilette sieht man Hüte getragen, deren mit Spitze oder schlichtem Stoff überzogene Form als einzigen Auszug die malvenfarbige Schleife unter dem Kinn hat. Beim Lawn Tennis trägt man die flachen, breitrandigen Wimperformen der Schnitterinnen, und im Coupé, beim Fischen und Jagen und zum Bicyclehabit sieht man vorzugsweise jene leichten, bequemen Hüteformen, welche dem Anzug unwillkürlich jenen chevaleresken Ausdruck geben, der, den Befürchtungen der französischen Mondaine nach, die weiblichen Pariserinnen heute zu garçons umgewandelt hat. Von Konfektionen aus der Saisonmode ist die kleine, offene Derbyjacke mit drei übereinanderfallenden Schultertrapezen hervorzuheben, dann der bequeme, kastanartige Coupémantel „juif“ aus bunt gestreutem Foulard, und die langen, capuchonirten Schutzmäntel „continent“, deren Nützlichkeit gegenüber den Unbilden der Witterung auf Reisen, die alten Bedenken gegen ihre Schönheit wieder einmal verschönen muß. Die beliebtesten Farben für diese Konfektionen, wie einfarbige Reiseanzüge überhaupt, sind in diesem Sommer plomb und lava; im Allgemeinen werden aber auch gestreifte und gemusterte Gewebe viel getragen. Hinsichtlich der Modifarben wird die englische Mode durchaus von der französischen bestimmt. Auch sie macht in diesem Jahre die neue Epoche der „franken Tinten“ mit, die aschcolours, die turquoise malade, alle unreinen Nuancen von Grün und Mauve, welche die Pariser Modisten für die kommende Saison verarbeiten. Zwei besonders beliebte Töne für die Gesellschaftstoilette sind feuille de Rose und ciel des Indes.

Absolute Abhängigkeit des englischen von dem französischen Geschmack besteht aber auf dem Gebiet der elegantesten Gesellschafts- und Balltoilette. Von ausgesprochener Selbstständigkeit überall da, wo sich ihre praktische, dem Zwange abholde Individualität zum Ausdruck bringen läßt, geht der englischen Frau im Allgemeinen jene Stellung ab, welche eine gewisse Nervosität der Auffassung, eine gesteigerte Subtilität der Sinne der Französin in der Mode gegeben haben. Wir bewundern ihre Tadeln und kopieren ihre Mäntel, aber wenn es gilt, jene Toiletten zu kombinieren, mit welchen man im Boulevard bezaubert und im tête-à-tête entzückt, jene stimmungsvollen, schmachtenden, echt weiblichen Anzüge, zu welchen durchaus die Empfindung einer Französin gehört, ist ihr der eigene Mangel bewußt, und zu Morin und Blosier und in die Montagnes Russes wandert das Gold der englischen Gesellschaft noch reicher und üppiger, als die Französin dasselbe an den letzten Touristenstich der Londoner Westendmodisten verschwendet.

An Laune und Phantasie kommt die Engländerin der Französin nicht gleich. Frauen mit allem Reiz und Duft der Boesie, zarte, blumenhafte, ätherische Erscheinungen theilen diesen Mangel. Der geheimnißvolle Reiz der Chiffonnette, welchen die Pariserin zu ihrem Fetisch gemacht hat, bleibt ihnen unerreichbar. Diejenigen, welche einen Ehrgeiz dazwischen setzen, den Geist der französischen Toilette zu besitzen, verschleudern an Paris Unsummen. Man rechnet ihnen die Kühnheit dieses Ehrgeizes mit doppelter Kreide und versteht sie gern mit jenen Toiletten, welche den Geschmack der Pariserin selbst nicht gewinnen konnten.

Somit ist selbstständig und tonangebend die englische Mode nur auf einem ganz speziellen Gebiet. Das ist die für die praktischen Bewegungen des Lebens bestimmte Toilette. Aber nichtsdestoweniger wird der Einfluß englischer Art, in ihren verschiedenen Berührungen auf dem Kontinent, davon nicht begrenzt, und wenn sie, um den Ausdruck noch einmal zu gebrauchen, in Frankreich und Deutschland Schule gemacht hat, so hat sie noch andere Neuheiten eingeführt als die Sportwesten und die Cadoganfrisur, die Blais und die Schoddyjacks. Sie hat, wie ein Pariser Bericht sagt, „die Gesundheit“ der Frauen modern gemacht. Es gab eine Zeit, wo die Distinktionen der Vornehmheit in schlaflosen Nächten, zerbrechlichen Figuren und farblosen Gesichtern bestanden und es außerordentlich gewöhnlich war, Blut in den Adern zu haben und Nerven, die keiner Beobachtung bedurften.

Sie hat die freie, gesunde, ungezwungene Körperbewegung der Frauen modern gemacht, den Sport, der die Nerven stärkt und die Muskeln stärkt, und jene oben erwähnte englische Roterie, welche sich in der vornehmen Pariser Gesellschaft gebildet hat, hat der Mode jenseits des Kanals außer den

Toiletten für das rallery paper und die Freuden rustikaler Picknicks auch jene gesunden, tüchtigen Lebensgewohnheiten entnommen, welche den englischen Frauen so oft auf Gebieten des gesellschaftlichen Lebens ein Uebergewicht sichern, die mit dem praktischen Schnitt ihrer Toilette nichts zu thun haben.

Das ist der bedeutendste Einfluß der Schule der „bons garçons“, wie die antienglische Pariserin die moderne Propaganda des englischen Geschmacks nennt.



Literatur.

— Unter dem etwas sonderbaren Titel „Lieb' und Leiden“ veröffentlicht L. v. Dittlage einen Band Erzählungen (Düsseldorf, Bagel), die in Friesland, in Venedig und in Amerika spielen. Ernst Reber und Eduard Kampfer haben das Buch mit Vollbildern und Vignetten illustriert. Die Frieslandschichte „Surwold-Hues“ spielt im 15. Jahrhundert und hat der anziehende Stoff einen historischen Hintergrund. Friesche der Schilderung und markige, feste Charakteristika zeichnen diese Erzählung aus. Die Novelle „Der Jettatore“ ist eine Reise-Novelle, die sehr hübsch den südländischen Aberglauben des bösen Blicks mit der Liebesgeschichte eines nicht mehr jungen deutschen Mädchens verwebt. Das Gesellschaftsleben der hohen Kreise der Lagunenstadt ist hier überaus fundig und farbig geschildert. Die letzte Novelle des Bandes: „Der Kampf bei Chatanooqua“, hat das Wiederfinden eines alten Liebespaars zum Mittelpunkt, um welchen sich sehr hübsch und effektiv Episoden aus der oben genannten Schlacht und viele interessante Reiseerinnerungen ranken. Das Buch ist mit Geist, Frische und oft überraschender Darstellungskraft geschrieben und eignet sich in seiner hübschen Ausstattung und seines originellen, pikanten, abwechslungsreichen Inhalts wegen zu einer feinen Reiselektüre.

— Der Roman: „Am Waldstrom“ von F. Sonnenburg (Berlin, Jantke) hat den Vorzug eines gesunden und feindseligen ausgemalten Lokalcolorits, das dichter ist, wie die Tannenwälder des norddeutschen Gebirge. Man darf diesen breit ausgeführten Roman eine ethnographische Kriminalgeschichte nennen; der Wald, Köhler, Wildschützen sind seine Figuren, was sich begibt, ist lebenshaftliches Thun und die Folge davon, sich rächende Schuld mit finsterner Tragik. Natur und Volk sind sehr gut mit einander verknüpft, die landschaftlichen Schilderungen wahr und oft tief empfunden, sie überwiegen nur etwas. Der Autor versteht auch spannend zu erzählen und kann komponieren, welche Kunst jetzt ganz in Vergessenheit zu gerathen scheint. Wenn sein volkstümlicher Roman trotzdem nicht so stark wirkt, wie er der Erfindung und dem Inhalt nach sollte, so liegt die Schuld wohl an der zu wortreichen und weißschweifigen Art des Autors, zu erzählen. Für das unterhaltungsbedürftige Publikum wird dieser Roman trotz unserer Ausstellungen eine ganz annehmbare Gabe sein.

— Der „Allgemeine Verein für deutsche Literatur“ in Berlin, von dem wir gewohnt sind, nur geübene Gaben zu empfangen, hat uns wieder mit zwei solchen erfreut. In dem einen schildert Bastow „Die Geschichte des deutschen Einheitsstroms“. Der Verfasser ist ein unmittelbarer Schüler Kant's und hat ihm die Behandlung des historischen Stoffes glücklich abgelauscht. Wir sehen in dieser preisgekrönten Schrift den ganzen, langsamen Entwicklungsgang dieses immer und immer fortglühenden Punktes, von der Kaiserzeit bis zum Tage der vollendeten Reichseinheit. Aber es ist in der Darstellung nicht bloß von dem Einheitsstrom und seiner Bewirkung die Rede: es sind auch alle anderen Fragen einbezogen, die so mächtig, wenn auch mittelbar zu der Vollendung des Baus mitgewirkt haben, und es ist wichtig für die klare Anschauung unserer heutigen Verhältnisse, diese ganze Vergangenheit an sich vorbeiziehen zu lassen. — Auf literarischem Boden bewegt sich das neueste Werk dieser Sammlung: Rudolf v. Gottschall's „Literarische Todtenflänge und Lebensfragen“. Der berühmte Literaturhistoriker hat fünf Porträts zusammengestellt: Gutzkow, Laube, Dingeldey, Freiligrath, Geibel. Durch seine langjährige Thätigkeit als Redakteur der Blätter für literarische Unterhaltung ist ihm kein Detail entgangen, das für die Zeit und die Personen charakteristisch wäre und keine geistreiche Behandlung solcher Stoffe, die materiell wie formell anziehende Komposition im edlen Styl des Essay ist bekannt genug, um nicht besonders darauf hinweisen zu müssen. Noch bedeutender sind aber die drei Studien über den naturalistischen und photographischen Roman in Frankreich, die dramatischen Dichter Frankreichs und Deutschlands und endlich das neue deutsche Lustspiel — drei Aufsätze, die wohl verdienen, der Flut der Journalartikel entrissen und dauernd festgehalten zu werden.

— Die klassische Zeit unserer Literatur bietet doch einen unendlich reichen Stoff; immer treten wieder neue Gestalten in's volle Licht, immer werden neue Seiten beleuchtet. So hat Robert Keil, der in dem Geistesleben Weimars besonders intim bekannt ist, in seinem „Wieland und Reinhold“ uns ein überaus interessantes Bild der klassischen Epoche näher gerückt. Die biographische Einleitung schildert uns das Leben des aus Wien hervorgegangenen Philosophen, der in seiner Jugend Jesuitenzögling gewesen und nachdem er aus dem Kloster entflohen, in Karl August's Weimar und Jena eine Schutz- und Wirkungsstätte gefunden und später Kant's erster und größter Erklärer geworden, zugleich einer der edelsten Kämpfer für die höchsten Interessen der Humanität. Zu Wieland war er noch in besondere Beziehung getreten, indem er dessen Tochter heirathete, und dieses rührende schöne Verhältnis des Schwiegersohnes zum Schwiegervater tritt uns in den 111 Briefen Wieland's an Reinhold entgegen, denen noch zahlreiche andere von Schiller, Jacobi, von der Rede, Voß, Savater, Reimarus, Paulus beigelegt sind, um das Buch zu einem überaus feinsinnigen zu machen.

— In diesen Tagen tritt die Sommerfrage nach den Kur- und Badeorten wieder in den Vordergrund. Die Literatur hat reichlich für die Wahl gesorgt, und man sollte gerade in diesem Punkte nicht sparen, denn ein verlorener Sommer wirkt lange nach. Wir erinnern vor Allem an das treffliche Väterlexikon aus dem Weber'schen Verlag in Leipzig, und für die Seebäder, die eine immer größere Anziehungskraft gewinnen, haben wir heute auf ein paar Bücher hinzuweisen, von denen eines schon öfter an dieser Stelle erwähnt worden und das eben in vierter Auflage erschien: „Ueber die Bedeutung und die Gebrauchsweise der Seebäder in chronischen Krankheiten“ von B. Fromm (Nordde, Brauns). Der Verfasser, langjähriger Badearzt in Nordsee, kennt sein Thema aus reicher Erfahrung und gibt in jeder Richtung die gewiegtesten und erprobtesten Rathschläge, wie wir aus eigener Praxis wissen. Der Skizzirung der hauptsächlichsten Seebäder schließt sich eine ausführliche Schilderung Nordsee's an. Einen kurzen, praktischen Führer für die ganze deutsche Küste bietet Goldschmidt in seinem „Ostsee- und Nordsee-Bäder“ (Berlin, Goldschmidt), mehr ein Wegweiser als ein ärztlicher Rathgeber; in letzterer Beziehung dient ja das zuerst genannte Buch.

— Das Interesse für die Kolonisation und die große afrikanische Handelsfrage hat bereits eine ganze Literatur hervorgerufen: ein Buch,

das alle diese Fragen mit einer Schilderung von Land und Leuten zusammengefaßt und Jedermann zugänglich ist, dürfte sich als ein besonderes Bedürfnis herausstellen und diesem ist Richard Oberländer in seinem „Deutsch-Afrika“ (Leipzig, Friedrich) in ebenso belehrender als anziehender Weise entgegengekommen. Er hat die vorhandene Literatur gesichtet, die Details hübsch gruppiert und durch eine feinsinnige Darstellung für den Stoff zu gewinnen gewußt. So viel als in dem Buche steht, sollte heututage Jeder von den fraglichen Ländern, von Handel und Wandel, Land und Leuten unserer Kolonien wissen. Vergangene und Gegenwart sind geknüpft verbunden und für die Zeitungslektüre ist es geradezu nothwendig, so weit, als das Buch geht, sich zu orientiren.

— Karl Krabbe in Stuttgart fährt fort, die besten, in dauernder Gunst des Publikums stehenden Schriften Hadländer's in reicher Illustration herauszugeben und den Lesern eine liebe Erinnerung aufzufrischen, den Jüngeren eine angenehme Unterhaltung zu bieten. So eben mit „Krieg im Frieden“, einem satirischen Band, der einige seiner besten Arbeiten enthält: wir erinnern nur an „Der alte Lehnstuhl“, „Das Schloß in den Ardennen“, „Im Damencoupe“. In die Illustration haben sich F. Bergen und R. Haug getheilt.

— Der Dichter und Gelehrte Adolph Friedrich Graf Schack feiert am 2. August d. J. seinen siebenzigsten Geburtstag. Welcher geistigen Frische der greise Dichter sich erfreut, geht daraus hervor, daß er wieder zwei Werke vollendet hat, ein Trauerspiel: „Walpurga“, und ein Epos: „Mammon“.

— Die neue englische Bibel, welche seit fünfzehn Jahren überarbeitet und durchgesehen wurde, wird von jetzt ab in allen Buchhandlungen der Länder englischer Zunge feil sein, und zwar in England, Schottland, Irland, Kanada, den Vereinigten Staaten und Australien. Die neue Uebersetzung ist das gemeinsame Eigenthum der beiden Universitäten Oxford und Cambridge. Von den sechzehn Mitgliedern des Ausschusses, der vor fünfzehn Jahren durch die Konvention von Canterbury niedergesetzt wurde, sind zehn gestorben. Sie setzten sich schon 1871 mit dem amerikanischen Ausschusse, welcher dasselbe Ziel verfolgte, in Verbindung, hielten im Ganzen 85 Versammlungen ab, die zusammen 795 Tage dauerten, unterwarfen jede Aenderung einer dreimaligen Abstimmung, bei welcher zuerst die bloße Mehrheit genügt, dann eine Zweidrittelmehrheit nothwendig war, und brachten das Werk im vorigen Juni zum Abschluß.

Bildende Künste.

— Das Preisgericht für das eidgenössische Parlaments- und Verwaltungsbau hat, wie aus Bern geschrieben wird, den ersten Preis dem Professor Bluntzli am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich mit 3500 Franken, den zweiten mit 2500 Franken dem Architekten Auer in Wien zuerkannt.

— Auf Vorstellung des Direktoriums und Professorenkollegiums der k. Akademie der bildenden Künste in München, worin über die Unzulänglichkeit der Räume der (neuen!) Akademie im Verhältnis zu ihrer Frequenz geklagt und um abhelfende Schritte gebeten wurde, ist eine Entschädigung des Kultusministeriums ergangen, welche vorschreibt, daß in Zukunft neuanziehende ausländische Gelehrte sich einer befondern Prüfung zu unterziehen haben und ihre Zulassung zur Akademie nur von dem Resultate dieser Prüfung abhängig zu machen ist. Es fehlt nicht an Personen, welche der Ansicht sind, diese Maßregel wäre schon vor ein paar Jahrzehnten nicht — verfehlt gewesen.

— Die gegenwärtig in dem neu erbauten, prächtigen Rijksmuseum zu Amsterdam vereinigten Kunstsammlungen der Stadt Amsterdam erfahren durch die nach dort übergeführten Kunstschatze der k. Gemäldegalerie zu Haag eine für den Kunstsammler hochbedeutende Erweiterung. Wie man aus Amsterdam meldet, hat Hofrath G. Hanfstaengl, welcher von der k. niederländischen Regierung mit dem ehrenvollen Auftrage der Aufnahme der gesammelten öffentlichen Kunstsammlungen Hollands betraut wurde, eben mit der Reproduktion der Kunstschatze des Rijksmuseums begonnen. Man sieht in den betreffenden Kreisen mit hoher Spannung der Publikation dieser berühmten Sammlung entgegen.

— Eine Arthur Grotzger-Ausstellung findet eben in Krakau statt. Der berühmte polnische Künstler verdient voll und ganz die Ehre einer übersichtlichen Vorführung aller seiner Werke. Das in dem Besitze des Kaisers befindliche „Thal der Thränen“, die weltbekannte Suite erschütternder Zeichnungen aus Krieg und Frieden, ist gleichfalls in der Ausstellung.

— Ein neues photographisches Porträt des deutschen Kaisers wird demnächst von Franz Hanfstaengl's berühmtem Kunstverlag in München ausgegeben werden. Die Naturaufnahme, welche demselben zu Grunde liegt, wurde erst vor wenigen Wochen ausgeführt und zeigt den erhabenen Herrn stehend, in Gardeuniform, den Helm in der geliebten Linken. Die Wahl des Kniebüssers für die Aufnahme verdient um so mehr Lob, als sie die Gesamterscheinung viel übersichtlicher gibt als das Brustbild. Die ehrenwürdigen Züge des Kaisers sind nie vorher in so gelungener Weise wiedergegeben worden. Derselbe steht trotz seines weit über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Alters in militärischer Strammheit dem Betrachter gegenüber und wird seine vornehme Würde durch die ihm eigene, hergewinnende Lebenswürdigkeit gemildert. Gleich der Aufnahme ist die Reproduktion von acht künstlerischem Geiste durchdrungen und technisch vollendet und wird in fünf verschiedenen Formaten ausgegeben.

— In der k. Hofgala-Ankunft von F. A. Zettler in München sind demal gleichzeitig drei große Kirchenfeste für die neue Pfarrkirche in München-Giesing, die Pfarrkirche in Hof und für die Kathedrale in Burgos in Ausführung begriffen; daneben laufen noch kleinere Arbeiten für das rumänische Königsschloß in Buzarest, verschiedene Landkirchen u. s. w.

Musik.

— Die neueste Komposition Millöder's wird den Titel: „Der Vizeadmiral“ führen. Das Textbuch — nach einer Idee von Kiegen — rührt von Zell und Genée her.

— Anton Dvorak, dessen Musik sich in England der größten Beliebtheit erfreut, hat kürzlich in London eine neue, im Auftrage der „Philharmonic Society“ komponirte Symphonie zur ersten Aufführung gebracht und selbst dirigirt. Die uns vorliegenden englischen Musikzeitungen stellen diese (zweite) Symphonie Dvorak's in D-moll sehr hoch, sowohl ob der Originalität ihrer Themen, als wegen der Meisterhaft ihrer kontrapunktischen Durchführung.

Bühne.

— Die Direktion des in Folge langjähriger Mißwirtschaft sehr verrotteten deutschen Landestheaters in Prag wird vom 1. August d. J. ab nun definitiv Angelo Neumann übernehmen. Als Mitdirektor des Leipziger Stadttheaters neben Förster, Impresario der seinerzeit vorzüglich Wagner'schen und Leiter des Bremer Stadttheaters, hat Angelo Neumann so glänzende Proben eines spekulativen und energischen Direktors gegeben, daß mit seiner Leitung nun wohl auch für die Pflege der deutschen Kunst in der Hauptstadt Böhmens bessere Zeiten anbrechen werden.

— Kürzlich fand am Burgtheater in Wien die erste Aufführung von Ohnel's „Hüttenbesitzer“ nach der Uebersetzung von Maubacher statt. Das Stück hatte auch dort einen guten Erfolg, aber ein so durchschlagender wie an anderen Orten war er nicht. Die Besetzung der weiblichen Hauptrolle erregte diesmal ein besonderes Interesse. Durch die Krankheit Frä. Wessely's und die Ablehnung Frä. Hohenfels' war sie an Frau Schratz gelangt. Da der Charakter der Rolle den Ton der Leidenschaft in hohem Grade bedingt, brachte man der Darstellerin geringes Vertrauen entgegen, Frau Schratz hat das Vorurtheil aber in überraschender Weise widerlegt. Nach dieser Rolle steht Frau Schratz eine Erweiterung ihrer Beschäftigung in Aussicht. Sie schlug den Ton der Leidenschaft in so

entschiedener und sicherer Weise an, daß er die Hörer ergriff, er war echt. Die männliche Hauptrolle wurde von Sonnenthal vorzüglich gespielt. In der leidenschaftlichen Scene des zweiten Akts (der Brautnacht) ging er nur im Ton etwas zu weit, eine kleine Milderung würde der Beilichkeit der Situation etwas nehmen und dem Beifall des Schauspielers gewiß keinen Abbruch thun. Das Maßhalten bei den Helden und ersten Liebhabern ist jetzt etwas so Seltenes, daß es einem immer leid thut, wenn sich auch Sonnenthal, der in dieser Hinsicht als Meister hingestellt werden kann, über die künstlerische Grenze reizen läßt. Bei der ersten Aufführung kann das allerdings auch den besten leicht geschehen. Die Aufführung war im Allgemeinen eine recht gute. Von den Damen muß neben Frau Mitterwurzer, Frä. Hohenfels und Frau Schönfeld ganz besonders Frau Bauer hervorgehoben werden. Die junge Dame bewährt sich als eine sehr gute Acquisition für das Konversationsstück; von den Herren verdienen Baumeister, Tyrolt, Schöne und Hübner am meisten Lob. Im Opernhause übt jetzt „Ercelflor“ mächtige Anziehungskraft auf die Schaulust des Publikums. Den Italienern war diese Erfindung einer ganz neuen Art des Ballets vorbehalten. „Ercelflor“, das Ballet der Herren Manzotti und Marengo, hat nämlich eine Tendenz und noch obendrein eine Art politischer Tendenz, es stellt den Kampf der Aufklärung gegen die Finsterniß dar. Vor 1848 hätte es diesem Ballet passieren können, verboten zu werden, die alten Ballette ohne Tendenz hatten jedenfalls immer noch etwas mehr Geist als dieses neueste Faßon. Die 12 Bilder sind, wie sie in Wien vorgeführt werden, allerdings sehr würdig. Wenn nur die Musik etwas besser wäre.

— **Harmloses Vergnügen erweckte im Residenztheater in Berlin** eine Novität von Dora Dunder: „Nelly“, ein dreiaktiges Lustspiel aus der modernen Gesellschaft. Man rühmt an dem Stücke die recht artige Idee, daß eine junge Deutschamerikanerin über das Meer kommt, um die patriarchalische Gemüthlichkeit ihrer beiden unverheiratheten Onkel durch tolle Capricen gründlich zu stören, und daß sie dadurch sich selber und die beiden Hagestolze auf die lebenswürdigste Weise unter die Haube bringt. Die Aufnahme des Lustspiels seitens des Publikums war eine sehr beifällige.

— **Rudolph Kneifel's vieraktige Posse: „Papageno“** hat bei ihrer erstmaligen Aufführung im Gärtnertheater in München einen Heiterkeitserfolg erzielt.

— **G. v. Moser ist mit einem neuen Lustspiel beschäftigt**, das den Titel „Der Bureaukrat“ führt.

— **Ein neuer „Trompeter von Säckingen“**, früher komponirt als der Nefler'sche, von Emil Kaiser, ist im Kroll'schen Theater in Berlin zur ersten Aufführung gekommen. Der Vergleich mit der Nefler'schen Oper fällt nach H. Ehrlich's Kritik im „Berl. Tagebl.“ nur bezüglich des Textes zu Ungunsten Kaiser's aus. Die Musik zeigt von Talent und Geschick, die Arie der Gertrud im ersten Akt, das Lied Werner's: „Die Raben und die Vögel“, der Walzer, ein kanonisch geführtes Finale und ganz besonders die melodische Kanzone eines italienischen Knaben sprachen sogar lebhaft an. Mit der Komposition des „Becht' dich Gott“ hat aber doch Nefler wohl ein für allemal den Vogel abgeschossen. Komponist, Kapellmeister und Darsteller wurden mehrmals stürmisch gerufen.

— **Im Hoftheater zu Hannover gelangte zum ersten Mal Wagner's „Rheingold“** in glänzender szenischer Ausstattung und mit außerordentlichem Erfolg zur Aufführung.

— **Eine Neuheit der französischen Großen Oper, M. J. Massenet's „Herodias“**, kam kürzlich im Frankfurter Opernhaus in glanzvoller Weise zur ersten Aufführung. Der Schwerpunkt der Oper, die das Schicksal Johannes des Täufers behandelt, liegt weniger in einer interessanten musikalischen Charakteristik der Einzelfiguren, als in den großen Aufzügen, Märschen, Balletten u. s. w. und dementsprechend auch in der mise-en-scène, welche von Oberregisseur Schwemer mit ebenso großer Pracht als feinstem Verständnis hergestellt war. Ob die Oper sich auf dem Repertoire halten wird, scheint trotz der grandiosen Leistung der Regie und der Darsteller (Schweder-Hausfängl, Luger, Stritt, Grienauer) sehr zweifelhaft.

— **Ein für Metz und Straßburg in Aussicht genommenes Gastspiel** der Sarah Bernhardt ist von der Regierung verboten worden.

— **„Die kleinen Nachbarn“** betitelt sich ein tolles, dreiaktiges Vaudeville, das kürzlich am Pariser Palais Royaltheater einen stürmischen Heiterkeitserfolg errungen hat. Die Handlung — oder was man so nennen mag — des mehr als oblichen, von Hippolyte Raymond und Jules de Gastyne verfaßten Schwankes ist wiederum so echt pariserisch, daß sie kaum wiederzuerzählen ist. Nur so viel, daß die „kleinen Nachbarn“ jener Art in der neuen französischen Literatur ebenso ungenirt wie auf dem Pariser Boulevardasphalt auftretender Damen angehören, denen man im „Journal amusant“ und in „La Vie Parisienne“ zu begegnen pflegt.

Erfindungen.

— **Die Aufmerksamkeit der Elektriker ist gegenwärtig auf den neuen Multiplextelegraphen von Delany gerichtet.** Während man bisher höchstens 6 Telegramme auf ein und demselben Draht zugleich befördern konnte, hat Delany die Zahl vervielfacht und expedirt 72 Depeschen mit einem Male. Das System beruht allerdings auf der Anwendung des physischen Gesetzes des Dänen Lacour, doch hat es Delany erst praktisch brauchbar gemacht und sonst verbessert. Die Dauer eines jeden elektrischen Kontakts beträgt bei der gleichzeitigen Beförderung von 72 Telegrammen mit ausreichender Geschwindigkeit die unglaublich kurze Zeit von 0,0021 oder etwa zwei Tausendstheilen.

— **Eine Glühlichtlampe**, die sich von der berühmten Edison'schen sehr wesentlich unterscheidet, hat Max Müthel in Berlin konstruirt. Ein Hauptübelstand bei der Edison'schen Lampe ist die Nothwendigkeit, einen luftleeren Raum zu schaffen, in welchem die Kohlenfaser erglüht. Das Verpumpen der Glühbirnen ist eine schwierige Arbeit, und es ist auch schwer, die Röhren längere Zeit luftleer zu erhalten, weshalb die Lampen einer periodischen Erneuerung bedürfen. Bei der Müthel'schen Lampe glüht der Glühlichtleiter hingegen in freier Luft. Der lichterleuchtende Hohlkörper besteht aber auch nicht aus Kohle — ein solcher Kohlenhohlkörper brennt in freier Luft bekanntlich nur einige Sekunden — sondern aus einem Gemenge von Platinmoor und Iridiummoor mit den Oxyden des Calciums, Magnesiums, Zinks u. dgl. Dieses Gemenge wird mittelst hydraulischen Drucks in Fäden von beliebigem Querschnitt umgewandelt. Der glühende Faden wird, zum Schutz gegen Stöße u. dgl., mit einer Glocke aus weissem oder Milchglas umgeben.

— **Eine höchst interessante Feuerlöschprobe** fand kürzlich mit den Harden'schen Star-Handgranaten auf dem Gezeirplatz der freiwilligen Feuerwehr in Sachsenhausen statt. Die Handgranate besteht aus einer kugelförmigen Flasche (etwa von der Größe der bekannten Würzburger Bomben), in welcher sich die feuerlöschende Flüssigkeit befindet. Bei ausbrechendem Feuer hat man nun nichts weiter zu thun, als diese Flasche derart in's Feuer zu werfen, daß sie zerbricht oder aber man zerbricht sie vorher und schüttet den Inhalt auf die Brandstätte. Die Wirkung der Flüssigkeit ist aber, wie die Versuche bei der Probe bewiesen, eine in der That überraschende, denn sowie die Flüssigkeit mit der Flamme in Berührung kommt, entwickelt sie in rapider Weise eine derartige Menge der Verbrennung verhindernden Gase, daß drei bis vier Flaschen genügen, schon ein ganz respektables Feuer augenblicklich und vollständig zu löschen. Es wurden bei der Probe zwei mit Vattenfäden und Hohlspähnen gefüllte Holzstämme, die reichlich mit Petroleum getränkt und dann angezündet worden waren, gelöscht. Bei einem dritten Versuch hatte man einen gedeckten Raum, eine kleine Bude aus Holz gezimmert und diese ebenfalls mit leicht brennbaren Holzplatten angefüllt und stark mit Petroleum getränkt. Auch hier gelang der Versuch, nachdem das Feuer sich zu großer Heftigkeit entwickelt hatte, binnen weniger Minuten, d. h. es dauerte gerade so lange, als man Zeit braucht, um vier bis fünf Flaschen gegen die Wand zu schleudern. Bei Cardinen-

bränden und bei Feuern, wie sie tagtäglich durch das Umwerfen von Petroleumlampen entstehen, wird, da sie wohl kaum je an Heftigkeit einem derartigen, künstlich präparirten Brande gleichkommen dürften, dasselbe Resultat voraussichtlich mit ein oder zwei Flaschen sich erreichen lassen.

— **Die hergebrachte Form des tellerartigen Klavierstuhls** wird bald einer vergangenen Zeit angehören, denn Calix Toussaint in Zürich hat einen Universalstuhl konstruirt, der sich wohl allgemeinen Eingang verschaffen wird, weil er ebenso praktisch wie hübsch ist und an Bequemlichkeit die alte Form weit übertrifft. Durch einen einfachen Mechanismus kann der Stuhl höher und niedriger gestellt werden, und da die Lehne mitrückt, steht er stets gleich zierlich aus. Der am Instrument Sitzende kann, ohne den Platz zu verlassen, bei diesem Stuhl die passende Höhe sich reguliren lassen. Gewichtige Autoritäten am Züricher Konservatorium haben sich für diesen neuen Klavierstuhl ausgesprochen und steht dessen Einführung dort in Aussicht.

— **In Bezug auf den Ersatz körperlicher Defekte** dürfte wohl das Neueste das von einem New-Yorker erfundene künstliche Trommelfell sein. Dasselbe besteht der Hauptsache nach aus zwei durch einen centralen Magnetstab verbundenen Scheiben und kann ebenso schnell in das Ohr eingeschoben, wie wieder herausgenommen werden. Es soll die Schallwellen den zarten inneren Theilen des Ohrs direkt übermitteln, doch dürften vorerhand erst noch Berichte über die bisher thatsächlich mit dem Apparat erreichten praktischen Resultate abzuwarten sein.

Verkehr.

— **Die Gründung einer einzigen Berufsgegenschaft** sämtlicher deutschen Privatbahnen ist auf dem kürzlich in Eisenach zusammengetretenen Kongreß deutscher Privatbahndirektoren definitiv beschlossen worden.

— **Das Velociped soll demnächst verfuhrsmäßig im bayerischen Militärdienst** verwendet werden. Wie die „Südd. Pr.“ vernimmt, ist an die Infanterieregimenter in München eine Mittheilung ergangen, nach welcher beabsichtigt ist, das Velocipedfahrers kundige Soldaten verfuhrsmäßig im Ordnungsdienste zu verwenden.

— **Zur Errichtung einer schnellen Beförderung auf Wasserwegen** soll nach einem Bericht über den kürzlich stattgehabten internationalen Kongreß für Binnen-Schiffahrt in Brüssel ein internationales Preisausloosungserlaß erlassen werden. Es handelt sich dabei um die Errichtung der Mittel, die Schiffahrt mit der Schnelligkeit der Expresszüge auf den Eisenbahnen einzurichten. Angeregt wurde das Projekt von dem Erfinder der Wasserlokomotive Huet-Delft. Von Ausländern waren auf dem Kongreß die deutschen Fachmänner am zahlreichsten vertreten.

— **Berliner Firmen bewerben sich in Teheran um Eisenbahnkonzessionen.** Man will eine Linie von Enseli-Nest über Kaswin, Teheran, Kun, Isfahan nach Mohomara am persischen Meerbusen bauen. Man hofft zunächst auf einen großen Transport Eröhl von Baku aus nach Indien.

Gesundheitspflege.

— **Der Ausschuh der Sektion Meran des deutschen und österreichischen Alpenvereins** hat mit Professor Dr. Dertel aus München alle Verabredungen getroffen, um dessen Pläne mit Bezug auf die in seinem Handbuch der allgemeinen Therapie der Kreislaufstörungen klar und überzeugend ausgeprochenen Ansichten über die gesundheitliche Bedeutung des Bergsteigens ehestens zur Durchführung zu bringen. Vor Allem geht das Streben des für das Bergsteigen mit Recht begeisterten Gelehrten dahin, die klimatischen Kurorte Südtirols: Meran, Mals, Gries, Bozen und Arco für den Winter zu „Terrainturorten“ zu erweitern. Es werden in dortiger Gegend von bestimmten Ausgangspunkten (z. B. Spitalbrücke in Meran und Brunnenplatz in Obermais) für ebene, gut gehbare Wege, für ansteigende und für steil ansteigende Wege (so vom Passierei Thal, von der Kamehrbrücke in Obermais nach Labers, Freiberg und nach Schöbna, von Marling und Gratsch aus) in Zwischenräumen von einer Viertelsstunde Steigung große Markierungszeichen mit einzelnen Höhenangaben angebracht. Die besten Erfolge verspricht sich Professor Dertel durch planmäßig geübtes Bergsteigen bei Kranken mit Kreislaufstörungen, Schwäche des Herzmuskels, Fetthitz und Fettsucht, Bleichsucht u. dgl. Die für so viele Leidende gewiß segensreiche Anregung eines Naturheilverfahrens, zu dessen Durchführung der deutsche und österreichische Alpenverein mit Freuden die Hand bietet, wird nicht verfehlen, gerechte Würdigung zu finden.

Mode.

— **Der eigenthümliche Reiz, welcher in dem Dufte des Zuchtenlebers** liegt, hat sich immer an eine gewisse Gesundheit der Nerven adressirt; es gibt Frauen, welche die unheimliche Gesellschaft einer Zuchtenleber im Coups mit dreitägiger Migräne bezahlen müssen, und wieder andere, welche ihre Spigen mit Quir de Russie parfümiren, ihre Klöße im Zuchtenleber verwahren, sich mit hundert verschiedenen Zugstücken aus diesem Modeleder umgeben, die sich wie ein Pariser Modesbericht entnehmen, sogar durch das neueste Toilettenwasser Quir de Russie vollständig mit diesem Dufte imprägniren. An diese Frauen von beneidenswerthen Nerven wendet sich auch der neue Handschuh Quir de Russie. Der Ausdruck einer besondern Eleganz, wird er in gewissen Kreisen den beliebigen Derbyhandschuh bald out of fashion stellen und für das Promenade- und Sportkostüm der Mondaine der Handschuh par excellence werden. Im Uebrigen berechtigt ihn nur die Farbe und der penetrante Dufte dazu, in die Zuchtenmode einzutreten, da er aus seinem dänischen Chevreau besteht und, im Gegensatz zu dem Material der obligaten Portefeues, Necessärs und Taschen, in ganz epidermer Zartheit sich der Frauenhand anschmiegt. Unerlässlich ist er zu dem gewissen Kostüm im genre tailleur, jenem durch die Engländerin eingeführten Kostüm von ausgesprochen männlichem Anstrich, das nie eine weibliche Hand, ausschließlich nur der Herrenschneider, pfeift herstellen kann. Die müßige, raffinierte Pariserin, die das Parfüm personell zum Gegenstand eines gewissen Kultus machen kann, sagt, daß das Quir de Russie der Dufte der bons garçons unter den Frauen sei, jenen Frauen, die den Gatten mit kurzgeschlittenem Haar, rother Kravatte, weißer Weste und einem tadellosen Cheviotjaquet am Kaffeetisch empfangen und die feminine Grazie schmachten der Negligés und verführerischer Händchen zu den Inferioritäten eines schwachen Geschlechts zählen. Wer den subtilen Zauber einer Negligés- und einer Boudoirtoilette zu empfinden versteht, wird das Quir de Russie nie zu seinem Parfüm erwählen, der wird auch an dem neuen Handschuh vorbeigehen.

— **Jenes schwer definirbare Etwas, welches der einfachsten Toilette** den Stempel echter Eleganz geben und wiederum den äußersten Anstrengungen von Reichtum und Luxus diesen Stempel verjagen kann, liegt unbedingt in einem gewissen Feingefühl für die kleinen Details der Toilette. Es ist ein Irrthum, daß die Eleganz ein Privilegium reicher Frauen sei. Es hat zu allen Zeiten Frauen gegeben, welche ein Vermögen an ihre Eitelkeit, ihre Putzucht und den Ehrgeiz, eine Modetype zu sein, verschwendeten und ihre Männer für ihre Schneiderrechnungen ruinirten, aber die wirklich eleganten Frauen haben ihre Distinktionen doch meist aus anderen Quellen geleitet. Die Eleganz der Frau ist nicht das Geheimniß ihrer Börse und nicht das Produkt ihres Schneiders, es ist das Ergebnis jenes geheimnißvollen, rein persönlichen Talents für „Toilette“, das angeboren sein muß und dessen Mangel durch nichts Anderes ersetzt werden kann. Da spielen die kleinsten Dinge die größte Rolle. Die Nuance der Handschuhe, die fünf Franken kosten, kann eine Toilette ruiniren, die mit deren fünfhundert bezahlt worden ist. Ein Handschuh von falscher Nummer und nachlässigem Schnitt wird nicht ausgeglichen durch die tadellose Montur der Hüfte, und ein bequemer, deformirter Stiefel bleibt ein Mißgriff, den der Umstand nicht wieder gut macht, daß er unter der Distinktion kostbarer Spitzenvolants steht. Es ist charakteristisch für die elegante Frau, daß ihre Bemühungen um

diese Kleinigkeiten, mit welchen sie ihr Leben umgibt, um diese unwesentlichen erscheinenden Gebrauchsgegenstände viel besorgtere sind, als um die großen Bedürfnisse ihrer Wohnheiten. Solche Frauen sieht man mit einem gewissen Genuß zwanzig Mark für eine schlichte Reinttoilette bezahlen und mit dem größten Gleichmuth das Doppelte für die dazu gehörigen, passend nuancirten Seidenstrümpfe und die Handschuhe mit der vornehmen Distinktion ihrer persönlichen Schiffe ausgeben. Die Nuance ihres Mouchoirs, der subtile Luxus ihrer kleinen Bedürfnisse am Nähtisch, am Schreibtisch oder auf Reisen, die seine Reserve zu aller Sensation in der Mode, die fast gesuchte Einfachheit ihrer Bewegungen, ihre entschiedene Zurückhaltung von Allem, was laut, herausfordernd und prahlerisch ist, das ist ein sichereres Kennzeichen für die richtige Empfindung von Eleganz als der Name eines Hoflieferanten und ein Heer neugieriger Vorgetten, welche eine Frau durch die Bewegungen der Mode begleiten.

Denkmäler.

— **Dem Afrikareisenden Dr. Nachtigal** soll in Stendal, wo er seine Ausbildung auf dem Gymnasium erhalten hatte, ein Denkmal errichtet werden. Ein Aufruf der hervorragenden Bürger der Stadt fordert zur Zeichnung von Beiträgen auf, welche an den Bankier G. Hemptenmacher daselbst abgeliefert sind.

— **In der großen Halle des „Metropolitan Museum of Art“** im Centralpark zu New-York fand kürzlich die Enthüllung einer Gedenktafel für den verstorbenen Dichter Edgar Allan Poe im Beisein eines zahlreichen und eleganten Publikums statt.

Gestorben.

— **Johann Fasanotto**, gründlicher Kenner der deutschen Literatur, Uebersetzer von Schöffel, Hammerling u. s. w., ungefähr 60 Jahre alt, am 7. Mai, in Verona.

— **Corn. R. Garrison**, der bek. amerikanische Eisenbahnmagnat und vielfache Millionär, 76 Jahre alt, Mitte Mai, in New-York.

— **Mr. Frank Roberts**, Spezialberichterstatler des Bureau Reuter, Mitte Mai, in Suafim.

— **Daniel Schenkel**, Kirchenrath, Dekan und Universitätsprofessor, hervorr. Vertreter des kirchlichen Nationalismus und Mitbegründer des „Protestantenvereins“, 71 Jahre alt, am 19. Mai, in Heidelberg.

— **Graf Otto v. Reyschling** auf Rautenberg, Oberburggraf im Königreich Preußen, Mitglied des Herrenhauses, 82 Jahre alt, am 19. Mai, in Berlin.

— **Mr. Frelinghuysen**, Staatssekretär im Kabinett des Expräsidenten Arthur, am 21. Mai, in New-York.

— **Victor Marie Hugo**, französischer Dichter von Klassizität, das Haupt der romantischen Dichterschule Frankreichs, 83 Jahre alt, am 22. Mai, in Paris.

— **Karl Bärmann sen.**, pens. k. bayerischer Kammermusikus und Professor am Konservatorium, Komponist und Virtuose, 74 Jahre alt, am 23. Mai, in München.

— **Theodore Ballu**, hervorr. französischer Architekt, Wiedererbauer des während der Kommune zerstörten Stadthauses in Paris, am 23. Mai, in Paris.

— **Terenzio Mamiani della Rovere**, Graf von Sant' Angelo, italienischer Staatsmann, Philosoph und Dichter, am 27. Mai, in Rom.

— **Bernhard v. Lepel**, märkischer Dichter, gab seinerzeit mit Heyse, Rugler, Eggers und Fontane die Zeitschrift „Argo“ heraus, 67 Jahre alt, am 27. Mai, in Prenglau.

— **Charles Latour Rogier**, belgischer Staatsmann und Minister, Mitbegründer der Unabhängigkeit Belgiens, 84 Jahre alt, am 27. Mai, in Brüssel.

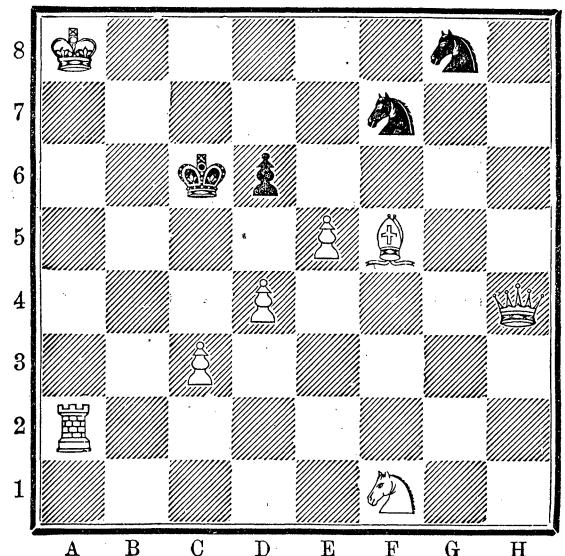


(Medirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 334.

Von R. Grifemann in Bremen.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nr. 331:

Weiß.

Schwarz.

- | | |
|---|-----------------------------|
| 1) D. E 8 — A 4 | 1) A 6 — A 5. |
| 2) E. B 4 — A 2 | 2) B 3 n. A 2. |
| 3) D. A 4 — D. 1 Matt. | |
| A) | |
| 2) E. A 2 — C 3 oder D. A 4 — E 4 Matt. | 2) R. B 1 — A 1 oder — C 2. |
| B) | |
| 1) D. A 4 — C 6 + | 1) R. B 1 — C 1. |
| 2) D. A 4 — C 6 + | |

Aus der Schachwelt.

Kürzlich ist in Berlin in der Person des Hofschatzmeisters Robert Franz einer der treuesten Verehrer und gediegensten Kenner des Schachspiels verstorben. Eine von dem Verewigten komponirte originelle Aufgabe ist in diesen Blättern, für die er sie bestimmt hatte, als No. 286 abgedruckt worden. Wir machen darauf aufmerksam, daß seine sehr bedeutende Schachbibliothek in den Besitz des antiquarischen Instituts von Albert Sohn in Berlin, Mohrenstraße 53, übergegangen ist. Die Werke werden auch einzeln verkauft.

Während des Jahres 1884 sind zwei Korrespondenzpartien zwischen der Hamburger und Berliner Schachgesellschaft gespielt worden. Durch den Gewinn einer Partie, auf deren Verlauf wir zurückkommen werden, trug Berlin den Sieg davon; die zweite blieb unentschieden. — Wie lebhaft das Interesse für das Schachspiel gegenwärtig ist, geht aus dem Verzeichniß der Schachzeitungen und Schachspalten Deutschlands und des Auslandes hervor, das Herr Theodor Kiet jun. in Minden i. W. neuerdings herausgegeben hat. Dasselbe ist vom Herausgeber für den Preis von 50 Pfennig zu beziehen.



(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe No. 15.

S k a t.

Mittelhand turniert, da Alles paßt, mit „drei Aß, drei Zehn, drei Achten und einer Sieben“ das vierte Aß zur blanken Zehn, findet die Neun in der Farbe ihrer Sieben und gewinnt das Spiel mit mehr als 100 Points. Tauschen jedoch Vorhand und Hinterhand je eine Neun und eine Sieben miteinander, so wird der Spieler wahrscheinlich schwarz, mindestens aber Schneider. Welche Karten hatte die Mittelhand, wo waren die Karten der Gegner vertheilt, und in welchen Farben tauschen Vorhand und Hinterhand die zwei Karten miteinander?

Spielbriefwechsel.

Paul Sommer. Bei Reizen nach Farben zählen Grand mit und ohne Vier in so weit gleich, daß Vorhand ihren Grand ohne Vier spielen kann, wenn auch eine Hinterhand mit vier Matadore in den Karten bis Grand mit Vier gereizt hat. Das Recht der Vorhand.

A. Glies in C. Stat unter Vieren: A gibt, nimmt D's Karten und spielt, gibt nochmals — Sie vergaßen mitzutheilen, ob er in diesem Spiele wieder mitgespielt hat; wenn aber bereits vor dem dritten Male Kartengeben der Irrthum bemerkt wurde, scheint sich D doch allmählich gelangweilt zu haben. Hat er nichts dagegen, daß die zwei Spiele angeschrieben werden — nun wir gewiß nicht; das erste ist unbedingt ungültig, das zweite gleichfalls, wenn A wieder mitgespielt.

Dr. E. in C. Verbindlichen Dank.

H. v. Rath jun. Stat ist ein Pointspiel, „der Stich“ hat jedoch auch eine gewisse Bedeutung. Der Spieler, welcher 22 gedrückt hat, aber alle Stiche abgibt, wird schwarz, denn der Stat zählt nicht für ihn; er wird jedoch nicht schwarz, sobald er einen Stich ohne Augen gemacht hat, gleichgültig, ob im Stat Points oder nur zwei leere Karten liegen; im ersten Fall sind die Gegner auf 98 gekommen und gewonnen schwarz, im zweiten haben sie 120 Points und doch nur Schneider gemacht. Wird aber der Spieler nicht schwarz, so können im gleichen Falle auch die Gegner, welche einen Stich ohne Points haben, nicht schwarz werden. Daß Null ein reines Stichspiel ist, bedarf keiner befondern Erklärung.

B. Meyer, G. in Schlochau, Rudolf Cohen und andere Einsender. Wir sehen sehr forreßes, fehlerloses Spiel voraus; eine Lösung, welche also selbst zugeht, „es ist nicht schön gespielt, es ist fehlerhaftes Spiel“ u. s. w., kann darnach nicht richtig sein.



Homonym.

Wist du's im Guten und im Glauben,
Wistst du's, wird's Ruh' und Zeit dir rauben,
Trägt's vielfach Leid als Lohn dir ein.

Auflösung des Kryptogramms in No. 35:

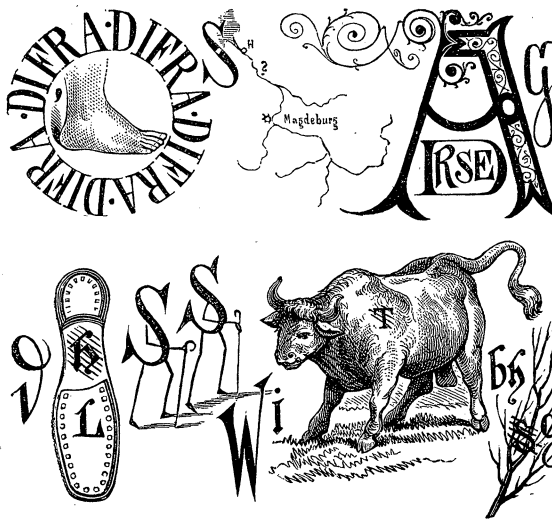
Die Figur in der Mitte ist ein Nagel. Läßt man die fünf Buchstaben des Wortes „Nagel“ auf einander folgen, wie — bei der Pfeilspitze beginnend — die Schlingen der beiden Schnörkel in ihrer Folge es andeuten, so erhält man für den obern Schnörkel: Lange, für den untern: Galen.

Auflösung des Sylbenräthfels in No. 35:

| | |
|---------------|----------|
| Fellah | Sorbonne |
| Navallac | Colomb |
| Amalfi | Harmonia |
| Nabine | Djagatow |
| Zoroaster | Gomerich |
| Varolitt | Noriat |
| Origines | Tenedos |
| Nitroglycerin | Hofier |
| | Anemone |
| | Nimrod |

Franz von Schönthan — Der Schwabenstreich.

Bilderräthsel 35.



Auflösung des Bilderräthfels 35:

Auf ein Gemüth von Adel
Wirft schon ein leiser Tadel;
Vergebens durchgebläut
Wird stumpfe Niedrigkeit.



Hrn. Maler Carl Müller — Coburg, vorigen Winter in Granada, bitten wir um Angabe seiner Adresse.

Hrn. E. P. in Breslau. Die G. und D. nicht verwendbar.
Hrn. E. D. in Linz. Wir haben uns allerdings getäußt, Ihre Schrift zeugt aber von einem männlichen Charakter.

Libelle 17. Wir haben schon lange und zu öfteren Malen erklärt, daß wir diese Branche nicht mehr kultiviren.

Hrn. E. L. in W. Wenden Sie sich an die Direktion des Verbands dramatischer Autoren und Komponisten in Leipzig.

Salaman der. Noch immer nicht mit Sicherheit erklärt. Was Sie mit der Deklamation meinen, haben wir nicht verstanden.

Emilie Charlotte. Die Deutsche Verlags-Anstalt glaubt, das gütige Anerbieten ablehnen zu müssen, da es nicht in ihren Rahm paßt.

Hrn. A. R. in S. Die Civilisten finden Sie im Gotha'schen Kalender, über das Privatvermögen dürfte überhaupt nichts Sicheres zu erfahren sein.

Hrn. A. von P. Sie haben Recht, im ersten Theil der Gedanken von Gont. v. Salm-Died. (No. 33) muß es Familie statt Seele heißen.

Haideblümchen (No. 31). Es wird uns für Sie die Adresse des Fräulein Niemann in Hannover angegeben.

Hrn. G. v. M. in R. Haben Sie die letzte Ankündigung, betreffend die bedeutende Preiserhöhung der Bücher-Mustau'schen Werke, in No. 35 (S. 783) nicht gelesen? Sie finden da das Gewünschte.

Hrn. K. L. in B. Nein.

Britannia. Der „recht nette“ Redakteur bedankt sich. Sie müssen sich an Prof. G. Ebers in Leipzig wenden. Wir glauben aber, daß das Buch bereits in's Englische überetzt ist.

Hrn. P. R. in Sundsvall in Schweden. Wir haben uns erkundigt; das geht unmöglich, selbst zu befragen. Sie müssen sich an eine Tapetenhandlung wenden, z. B. C. Menhardt in Stuttgart.

Hrn. J. da F. in Moskau. Er ist in Kopenhagen und sein Name genügt als Adresse; Sie können aber auch noch „Dr. der Gylendal'schen Buchhandlung“ beifügen. Antwort haben Sie sicher feinerzeit erhalten.

Hrn. G. R. in C. Wien hatte zur Zeit der Ausstellung 800,000 und hat jetzt 1,103,000 Einwohner.

Hrn. Dr. E. in D. Suchen Sie im Centralblatt für Bibliotheken (Leipz. Harrasowich); wenn es Ihre Zeit gestattet, wird es gewiß erlaubt sein. — Das Technische der betreffenden Künste können Sie in einem Monat Ihres Urlaubs erkernen.

Hrn. Marie R. Die Annoncenbureau können Ihnen die Zeitungen nachweisen, in welchen eine Annonce Ihrer Branche am wirksamsten wäre.

Hrn. E. R. auf Gut B. Auch Ihnen müssen wir die vorübergehende Weisung geben.

La Violette. Ihr reizendes Bouquet hat dem Redakteur dieser Blätter, der, wie Sie ganz richtig erriethen, seinen Geburtstag „im wunderschönen Monat Mai“ hat, große Freude und doppelte Freude in dem Augenblicke gemacht, wo er von diesen Blättern scheidet, denen er von der ersten Zeile bis heute angehört. Herzlichen Dank und die Bitte um Erhaltung Ihrer freundlichen Gesinnungen.

Hrn. M. E. in S. Für die vorhandenen gibt es kein Mittel, es sei denn eine Kur, die Sie recht und macht und Ihnen ein paar Pausbäckchen gibt; für künftige, als Vorbeugemittel, entschlagen Sie sich aller Sorgen oder nehmen Sie sie auf die leichte Mahel. — Besser Morgens als Abends, doch nicht schädlich. Der Franzbranntwein kann nicht schaden.

Hrn. K. in K. Zinnolien liefert auch in vorzüglicher Waare Konrad Sachs in Gypstein in Erfurt.

Hrn. Dr. R. in B. Stuttgart hat in dieser Beziehung jetzt ein Renommée ersten Rangs; wir haben deshalb Ihren Brief einem guten Hause anvertraut.

Hrn. R. Sm. in D. (England). Wenn Sie neben unserem Journal auch die „Deutsche Romanbibliothek“ von unserer Expedition direct beziehen, so erhalten Sie immer wöchentlich je eine Nummer beider Journale zusammen in einem Kreuzband ausgeheftet. Der Preis für ein Jahr erhöht sich dann (für beide Journale einschließlich Porto) auf M. 30. 40 S. = 1 Pfd. St. 9 Sch. 10 d.

Hrn. v. E. in C. bei P. Wenden Sie sich an die Buchhandlung von Bartholomäus in Erfurt.

Langj. Abonnent St. in Düsseldorf. Das erfahren Sie am besten in einer dortigen Musikalienhandlung.

Nunquam Retro. Wir können Ihnen leider mit unseren Verbindungen in dieser Richtung nicht dienen. Schreiben Sie auf der Adresse in englischer Sprache an die betreffenden Postämter. Auf die andere Weise ginge auch zu viel Zeit verloren.

Hrn. Jul. R. in Odessa. Ein vorzügliches Werk über Stimmzubereitung ist Th. Hauptner, Die Ausbildung der Stimme (Gulenburg's Verlag, Leipzig).

Hrn. P. B. in Italien. Lassen Sie sich die neue „Sammlung der Novellen“ (München, Oldenburg) von P. Heyse und Kaiser kommen. Dort finden Sie, was Sie wünschen.

Frau Karoline J. in Madrid. Wenn Ihr Sohn künftighin in Deutschland domiciliren soll, dann lassen Sie sich Urtnicht's „Pfadweiser“ (Berlin, Weigandt und Grieben) kommen.

Hrn. J. J. in K. Richtig. Das Gedicht „Fern im Süd das schöne Spanien“ ist von Emanuel Geibel.

Hrn. E. S. in C. König's Droguerie, Spezerei- und Farbwarensortiment, das Ihnen jede Buchhandlung befragt.

Langjährige Abonnentin in G. Licht und Luft und Kohlensäure sind die sichersten Mittel.

Hrn. Hermine v. T. Dem ist allerdings so und am andern Tage wird Reclam da sein.

Comtesse Alexandra R. auf Schloß R. Wir kennen das hübsche Bild wohl; Kunsthandler Schlegel in Stuttgart, Königsstraße, kann Ihnen das Gewünschte besorgen. Lesen Sie lieber bessere Dinge und suchen Sie sich mit der Thatsache abzufinden. In Heyse's Novellen werden Sie manche ähnliche Stimmung finden, wenn Sie glauben, daß das Sie tröstet. — Photographie oder nicht? Seien Sie nicht grausam! Beschämen Sie Ihren edlen Mitter, der schon so oft mit Verprechungen getäuscht worden und so gerne in das unglückliche Auge läßt.

Hrn. Friedrich Albert in G. Wir können zu diesem Zweck Freudenstadt im Schwarzwald empfehlen, wo Sie Wohnung und vorzügliches Tisch im „Schwarzwaldhotel“ finden. R. und E. kennen wir nicht. Das finden Sie in Reimer's „Lustort“ (Berlin, Reimer).

Hrn. E. C. Wir danken Ihnen für die Adresse des Pastor Urndt in Bollmarstein, welcher Briefmarken für ein Altersheim sammelt, und danken Ihnen für Ihre anerkennenden Worte.

Richtige Lösungen sandten ein: Ida Dieterich in Warendorf. Ella Jacob in Rabes (2). Semper idem in Lübeck (2). „Der jüngste Graupf“ in Rheindreuzen. Fiedler in Stalath-Podolien. C. B. Schäfer in Offen. Sie in K. Mathilde Benke in Hannover. Helene Wehnert in Kopenhagen. Ad. Zimmermann in Nieder-Weidbach (2). Heinrich Rolland in Kaiserswerth. Alfred Rest in Schwabhausen. Edmund Götter in Troppau. Ella Gehler in Meppel.

„Ansope“, B. Kranz in Burghave. H. Gieber in Biel. Mathilde Blumenthal in Gießen (2). A. Siegel in Meiningen. Bruno Goldammer in Geringswalde. M. und M. in Wien. Joseph Kognowitsch in Elisabethpol. August Schmeißer in Jagersdorf am Wienerberg (2). Bergen Verta in Banof (Ungarn). Philipp Engel in Sersawo (2). B. C. in Waldbauhen bei Lübeck. S. Müller in Steinhude. Matzger in Thannheim bei Donaueschingen. Fr. Guteneuer in Altena. Fr. Keimann in Grefeld. Meppi und Minel in Gernheim.

Madame W. in Brühl. Viktoria Pictet in Prag. Sigmund Stenich in Wittstock. Frau Emma Behrendt in Niesburg. Jean Raulen in Düsseldorf. R. Gebenstret in Paris. Paula Kahl in Manoir, Ungarn. Marie Sander in Zirk. Alfred Simon in London. Klara Neoschewitz in Bergedorf bei Hamburg. Selma Dallmann in Rübenwalde. S. Mühlfeld in Brühl in Prag. Kanabierin vom Stamme Uföpu. Frau Lydia Bier in Brühl. Frau Lehrer Rikauz in Hölbel bei Rottum. „Fauler Briefschreiber“ in Stragburg. Alfred Karl Schmid in Wrad. Fr. G. Sch. in Ravensburg. Lehrer Richter in Altwieser. Georg Leopold in Heideberg. Café Sidney in Berlin. Eugen Antal in Budapest. Richard Meisner in Mettmann. Karl Schöler in Fimmertrop. Helene Juchel in Reichenberg. Fr. Henriette Gelbling-Ischud in Stuttgart. D. M. Schimpff in Halle. Joh. Janitsky in Friedel. Karl Lang in Erfurt.

Redaktion: Dr. Edmund Zoller in Stuttgart.

Inhalts-Mehersticht.

Text: Fräulein Försterin, Novelle von Wilhelm Berger, Fortsetzung. — Maudererei am Ramin, von Paul v. Welle; siebente Serie. VI. — Anabenbildnis. — Der neue Centralbahnhof in Budapest, von Marius Hecht. — Sancia Radegundis und St. Radegund, von Freiherrn v. Nordfisch. — Victor Hugo, von C. W. — Serpentina, Novelle von C. E. Tittmann, Fortsetzung. — Im Thüringer Wald, von Hermann Vogt. — Epigramme und Epilog, von Georg v. Döring. — Im Frankfurter Palmengarten, von Emil Reichstau. — Frauen des Harem, von C. W. Bacano. — Blätter für die Frauen. IX. Mode, von Joh. v. Sydow. — Notizblätter. — Schach. — Kartenspiele. — Räthsel: Homonym; Auflösung des Kryptogramms in No. 35; Auflösung des Sylbenräthfels in No. 35; Bilderräthsel 35; Auflösung des Bilderräthfels 35. — Briefmappe.

Illustrationen: Porträt eines Knaben, nach einem Gemälde von Georg Baskagh. — Im Frankfurter Palmengarten, von R. Köpfer. — Haremsfrauen. Gemälde von F. E. Werter. — Victor Hugo. — Der neue Centralbahnhof in Budapest, Zeichnung von W. Hoff. — St. Radegund in Steyermark, von Franz Vierhöfer. — Im Thüringer Wald, acht Bilder von Ferdinand Lindner. — Reiseblätter aus der englischen Mode, von Mari de Pelouz. — Unsere Räucher, von L. Wehlein.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Humoristische Reise- und Bade-Lektüre.

Abenteuer und Reisen des Freiherrn von Münchhausen.

Neu bearbeitet von Edmund Zoller. Mit 150 Original-Illustrationen von Gustav Doré. 2. Auflage. Pracht-Ausgabe in Quart. Fein gebunden mit Goldschnitt.

Preis M. 9. —

Wilhelm Busch, Hans Huckebein, der Anglistenstabe. —

Das Pustertal. — Das Bad am Samstag Abend. 5. Auflage. Groß Quart. Elegant kartonnirt. Preis M. 3. —

Wilhelm Busch, Die kühne Müllerstochter. — Der Schreihaas. — Die Prife. 3. Auflage. Groß Quart. Elegant kartonnirt. Preis M. 2. —

Paul Pindau, Die kranke Köchin. — Die Liebe im Dativ. Zwei ernsthaftige Geschichten. Mit 15 Illustrationen von Julius Chrentz. 2. Aufl. Fein gebunden. Preis M. 4. —

Johannes van Dwall, Aus meinen Kadettenjahren. Mit 32 Illustrationen von Othello. 2. Auflage. Fein gebunden. Preis M. 3. —

Johannes van Dwall, Kadettengeschichten. Erinnerungen aus meinen Kadettenjahren. Mit 69 Illustrationen von Othello. 2. Auflage. Fein gebunden. Preis M. 4. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In unterzeichnetem Verlage erscheint gegenwärtig die fünfte Auflage und in Verbindung damit eine neue Subscription auf

Shakespeare's sämtliche Werke.

Illustrirte Pracht-Ausgabe.

In 60 elegant broschirten Lieferungen von je 4—5 reich illustrierten Bogen zum Preise von 50 Pfennig pro Lieferung.

Alle vierzehn Tage gelangen eine bis zwei Lieferungen zur Ausgabe. Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese neue Subscription entgegen und sendet auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht in's Haus.

Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Fräulein Försterin.

Novelle von
Wilhelm Berger.

VII.

Der alte Baron hatte dem Förster unter vier Augen viel Schmeicheles gesagt, als er ihm eine namhafte Summe als Kostgeld für seinen Sohn überreichte. Da der Baron großen Einfluß an maßgebender Stelle befaß, war Birnau, dessen Ehrgeiz durch sein Heirathsprojekt neue Belebung empfangen, dreist genug gewesen, ihm den Wunsch nach Beförderung vorzutragen, und hatte auch die Zusicherung empfangen, daß Lohra für ihn thätig sein werde. Nun war ihm, wie er meinte, eine Oberförsterstelle so gut wie gewiß, und es dächte ihn, die Zeit sei gekommen, da er mit der Werbung um Erna Ernst machen müsse.

Raum ließ ihn der Gedanke schlafen, und schon am nächsten Morgen klopfte er an Eufens Kammerthür.

„Wach' auf, Erna!“ rief er munter. „Heut muß ich Dich bei mir haben; ich gehe zur Buchenshonung hinüber, zu Deinen Pflänzlingen. Spute Dich! Es wird heiß werden heute, noch aber ist der Himmel bedeckt; ehe die Sonne durchkommt, können wir wieder zu Hause sein!“

Gehorsam gefellte sich Erna nach einer Weile zu ihm.

„Was ist das?“ empfing der Förster sie betroffen. „Ich sehe geröthete Augen — Du hast geweint, Erna? In der Nacht?“

Sie versuchte zu lächeln.

„Hab' ich?“ entgegnete sie müde. „Ich muß wohl von etwas Traurigem geträumt haben.“

Birnau erfaßte ihre beiden Hände und betrachtete sie mit Theilnahme.

„Du von etwas Traurigem? Woher kann Dir Trauriges kommen, auch in Träumen?“

„Ich weiß es selbst nicht, Onkel Rudolf.“

„Seltsam! Ich habe Dir doch nicht wehe gethan?“

„Du? O nein, Onkel Rudolf, wie wäre das möglich? Du bist einen Tag wie den andern, immer gleich gut —“

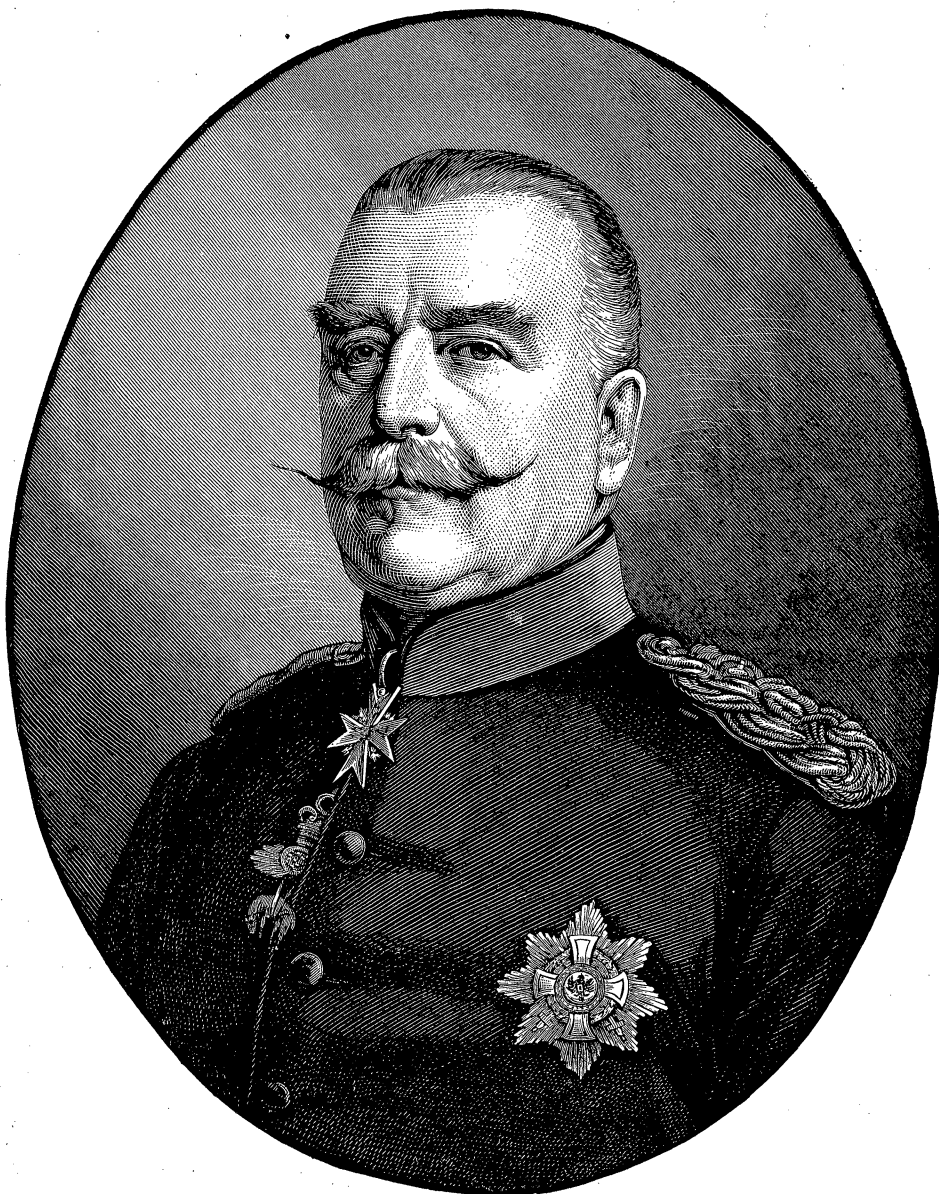
„Woher denn Thränen?“ Er nahm ihren Arm und führte sie sachte dem Walde zu. „Erzähle mir, welcher böse Traum Dich geängstigt hat; wir wollen zusammen über ihn lachen!“

„Laß mich, Onkel Rudolf,“ bat das Mädchen gepreßt, „ich kann es nicht.“

Der Förster schwieg verstimmt; eine lange Strecke schritten die Beiden neben einander hin. Allmählig fand Erna die Fassung wieder. War doch ringsumher nichts verändert, hell und freudig glänzte das Laub der Bäume, von der Waldbllöße leuchteten die purpurnen Glocken des Fingerhuts, ungeknickt hob sich aus dem Gestein die Königsferze. Noch rann oben aus der Felsenpalte der Wasserfaden hinab in Moos und Flechten, zu welchem Klemens vorgestern emporgeklettert war, um für sie und sich den Becher zu füllen. Was war denn anders geworden, seit der freundliche alte Baron dagewesen war? War es nicht thöricht von ihr, daß sie sich so zu Herzen nahm, was nur eine Laune des oft wunderlichen jungen Mannes gewesen sein konnte, ein Nichts, längst von ihm vergessen?

Und sie gewann es über sich, dem Förster zu erzählen, wie Lohra sich über ihren Großvater geäußert hatte. Sie berichtete dieß mit Stolz; Birnau aber war es unangenehm, das Lob des Amtmanns hören zu müssen, der ihm so hart begegnet war. Schon hatte er ein bitteres Wort auf der Zunge, da bedachte er, daß es die Enkelin des Gehafteten sei, die ihm zur Seite ging. Nun kam es ihm vor, als ob sich plötzlich etwas Fremdes zwischen ihn und Erna gedrängt habe; mit Mühe zwang er sich zu einer gleichgültigen Antwort. Wieder stockte das Gespräch. Dem Mädchen wurde des Försters Schweigsamkeit unheimlich; das kaum überwundene Gefühl der Beklemmung kehrte ihr zurück, sie wünschte sich nach Hause, sie wünschte sich weit, weit hinweg, wohin wußte sie selbst nicht, nur um nicht erleben zu müssen, was sie ahnend von den nächsten Stunden fürchtete.

Der Forst zog keinen Nutzen von diesem Spaziergang; der alte Forstmann hatte heute kein Auge für seine Bäume. Er sann und sann, wie er sein Anliegen vorbringen könnte; schon aber waren sie weit auf dem Heimwege,



Sürst Karl Anton von Hohenzollern.

als er sich endlich ein Herz faßte. Vor einer Fichte stehen bleibend, sagte er:

„Sieh' Dir einmal diesen Baum an, Erna! Als er in den besten Jahren war und mächtig emporzuschießen begann, da ist ihm oben an der Spitze in einem bösen Sturme der Herztrieb abgeknickt worden. Nun hätte er zeitlebens ein Krüppel unter seinen Kameraden bleiben müssen, wenn nicht die Heilkünstlerin Natur, unser Aller gütige Mutter, ihm zu Hülfe gekommen wäre. Schau' nur! Einer von den höchsten quirlständigen Seitentrieben hat sich in die Höhe gerichtet und ist für den vernichteten Herztrieb eingetreten. Nun geht es wieder lustig nach oben und die kleine Krümmung wird bald verwachsen sein.“

Es war Erna nichts Neues, was der Förster in seiner lehrhaften Weise vorgetragen hatte. Sie nickte nur, indeß blieb ihr Blick gespannt auf ihm haften, da sie noch eine Nutzenanwendung erwartete, die in irgend einer Beziehung zu ihr stände. Auch täuschte sie sich nicht, denn mit etwas unsicherer Stimme fuhr Birnau fort:

„Ein ähnliches Schicksal wie diese Fichte habe auch ich gehabt. Auch mein Herztrieb ist im Sturm gefallen und ich habe lange Zeit als ein verstümmeltes Geschöpf still und traurig ausharren müssen. Nun ist endlich noch in späten Jahren ein Wunder an mir geschehen — seit Du bei mir bist, Erna.“

Vor Bewegung mußte der starke Mann innehalten. Erna faßte nach seiner Hand, sie fürchtete sich vor dem Kommenden und wußte nicht, weshalb.

„Du bist mir unentbehrlich geworden, Erna,“ nahm Birnau wieder das Wort. „Für immer möchte ich Dich an mich ketten durch ein Band, das unauflöslich ist —“

Erschrocken ließ sie ihn los und sah ihn mit starren Augen an.

Jetzt, da das Geständniß heraus war, gewann Birnau seine gewöhnliche Haltung wieder.

„Ich habe Dich überrascht,“ sagte er. „Daß ich Dir gut sei, von Herzen gut, wußtest Du ja; aber Du hast wohl nicht geahnt, daß meine Neigung zu Dir sich in jene heiße, lebenslange Liebe verwandelt hat, die der Mann dem Weibe seiner Wahl schenkt —“

„Ich kann es nicht fassen! Ich kann es nicht fassen!“ rief Erna abgewandt.

Der Förster streckte ihr die Hand hin.

„Schlag' ein!“ bat er herzlich. „Was Du an mir hast, weißt Du. Deine Mutter war meine erste Liebe, Du bist meine zweite und letzte. Einen alten Mann bekommst Du, das ist nun einmal nicht anders. Dafür aber bin ich auch widerstehend und schicksalsfest und Du wirst an meiner Hand sicher einherschreiten. Waren wir nicht glücklich miteinander in unserem Walde? Siehst Du, Alles bleibt, wie es ist, nur wird es noch schöner, weil wir wissen, daß es von Dauer ist. Erna, willst Du meine Frau Försterin werden?“

Das Mädchen athmete schwer, große Thränen flossen ihr aus den Augen.

„Nimm mich hin, Onkel Rudolf,“ sagte sie endlich und legte ihre bebende Hand in die seinige. Er zog sie sanft an sich.

„Nicht mehr Onkel Rudolf,“ erinnerte er, gutmüthig lächelnd.

„Ich werde es lernen mit der Zeit,“ erwiderte sie trübe. Dann aber, als er sie im Arm hielt, kam es über sie, ein Gefühl, als ob die Sonne erloschen sei und eine ewige Nacht beginne. Heftig begann sie an seiner Brust zu schluchzen. Geduldig wartete Birnau, bis sie sich etwas gefaßt hatte, dann führte er sie langsam weiter, dem Hause zu.

„Nicht immer werden wir so einsam wohnen wie jetzt,“ plauderte im Gehen der glückliche Bräutigam. „Längst schon hätte ich auf eine bessere Stelle Anspruch machen können, aber ich ließ Andere avanciren, die Weib und Kind hatten. So hat man sich allmählig höhern Orts daran gewöhnt, mich als zu diesem Revier gehörig zu betrachten. Jetzt werde ich mich in Erinnerung bringen; auch hat mir gestern der Baron seine Verwendung zugesagt. Du sollst sehen, über Jahr und Tag sitzen wir in einem stattlicheren Hause, näher am Verkehr, und nehmen Antheil an dem, was in der Welt vorgeht. Ich freue mich darauf, mir ist Alles so neu wie Dir; wir werden das Schöne miteinander genießen und der Stoff zum Schwätzen wird uns nie ausgehen.“

Als das Forsthaus in Sicht kam, entzog sich Erna dem Arme Birnau's. Sie hätte es nicht nöthig gehabt, Derjenige, dessen Blick sie fürchtete, lag auf der Kippe und mühte sich ab, nicht an sie zu denken. Unglücklicherweise fand er ein blaues Bändchen, das sich aus

der Garnitur ihres Kleides gelöst hatte; da war's ihm, als säße sie in seiner Nähe und er sähe ihr krauses Stirnhaar, vom Winde bewegt, hin und her wehen, und aus den dunklen Augen blickte sie ihn tieftraurig an. Es war mehr, als er ertragen konnte; er stöhnte auf und rannte davon, in den Forst hinein, ohne auf Weg und Steg zu achten. Als dann endlich seine Laune umschlug und er still stand, bitter auflachend darüber, daß ihn ein ganz gewöhnliches Erdenleid, wie es Tausenden außer ihm widerfuhr, so außer Fassung hatte bringen können, fand er, daß er sich verirrt hatte. So kam es, daß er zu spät zu Tisch kam.

Man hatte auf ihn gewartet. Er traf den Förster an, wie er mit einer gewissen Feierlichkeit zwei Flaschen Rheinwein auf die gedeckte Tafel stellte.

„Gratuliren Sie mir,“ rief Birnau ihm entgegen, „Erna hat eingewilligt, meine Frau zu werden. Wir wollen Verlobung feiern, so gut wir's können; glücklicherweise hab' ich noch einen Rest von jenem Duzend Rüdesheimer, das mir der Oberforstmeister vor einigen Jahren schickte, als er sich zum Frühstück angemeldet hatte.“

Klemens überwand sich, dem von seinem Glück Aufgeregten einige formelle Worte zu sagen; der Förster schüttelte herzlich die kalte und schlaffe Hand, die Jener ihm entgegenstreckte. Nun fiel ihm doch des Gastes verstörtes Aussehen auf; ob er nicht wohl sei, fragte er.

„Nicht sonderlich,“ antwortete Klemens. Er sei den ganzen Morgen auf den Beinen gewesen und möge sich wohl übernommen haben. Außerdem sei etwas in der Luft, das seine Nerven irritire und ihm die Brust beenge, eine unnatürliche Schwüle, die ein Unwetter verheißte.

In der That hatte sich während des Vormittags, von Birnau unbemerkt, ein Umschlag in der Witterung vorbereitet. Das Barometer war stark gefallen, der Ostwind, der seit Wochen beständig geweht hatte, war einer Stille gewichen; in der Höhe schoben sich von Westen her graue Wolken langsam über den Himmel. Der Förster war zum Fenster getreten.

„Das schöne Wetter ist hin,“ sagte er. „Sie werden eine Weile den Kopf im Nest halten müssen, Herr Baron. Das Gewitter soll uns indeß die Mahlzeit nicht verderben; nehmen Sie Platz, Herr Baron, hier ist Suse mit der Suppe. Aber wo bleibt Erna, Suse?“

Vorsichtig setzte die Alte die Terrine nieder.

„Fräulein Bendig?“ fragte sie und that, als ob sie die Abwesenheit derselben erst jetzt gewahr werde. „Ei, wo wird sie bleiben, Herr Förster! Sie steckt sich wohl ein Nöschchen in's Haar, damit sie heut Mittag gebührend gepuht erscheine.“

„Daß die Pöffen!“ entgegnete Birnau geärgert. Er ging zur Thür und rief mit starker Stimme Erna's Namen in's Haus. Keine Antwort kam. „So such' sie, Suse!“ sagte der Förster barsch. „Was kann sie nur haben, daß sie sich so verspätet?“

„Vielleicht dankt sie in ihrer Kammer dem lieben Gott, daß er heute für ihr Alter so vortrefflich gesorgt hat!“

Nach diesem Ausfall verließ Suse eiligst das Zimmer. Birnau zwang sich zum Lachen.

„Sie ist böse darüber, die verwöhnte Person,“ erklärte er, „daß es nun bald mit ihrer Herrschaft hier zu Ende ist, denn natürlich werde ich mit der Hochzeit nicht lange warten. Ich bin der Jüngste nicht mehr und muß mich sputen, wenn ich noch etwas vom Leben haben will.“

Klemens nickte schweigend. Der Förster, immer die Augen halb zur Thüre gewandt, schöpfte Suppe aus.

„Wir wollen nur anfangen,“ sagte er. „Ich will Ihnen nicht zumuthen, daß Sie mit Ihrem Hunger vor der dampfenden Schüssel sitzen.“

„Es wäre wenig rücksichtsvoll gegen Fräulein Bendig,“ versetzte Klemens, den Teller zurückweisend, „wenn ich allein das Festmahl beginnen wollte.“

„Aber ein Glas Wein können wir miteinander trinken,“ meinte Birnau und schenkte ein.

„Nur nicht anstoßen!“ wehrte Klemens. „Das kommt hernach, wenn Ihre Fräulein Braut sich entschlossen hat, sichtbar zu werden. Es muß Alles Chif haben.“ Er nippte an seinem Glase.

„Da haben Sie Recht,“ stimmte der Förster bei. „Ein schöner Tropfen; der Oberforstmeister weiß, was schmeckt. Und hübsch kühl, wie Rheinwein sein muß.“ Indem hatte er wiederholt gekostet, leerte dann mit einem raschen Zuge sein Glas und sprang auf, um ungeduldig zur Thür zu gehen. Als er sie öffnete, fand er Erna draußen auf dem Flur stehend, mit der

Schulter an die Wand gelehnt, das Köpfchen gesenkt. „Ei, Erna,“ rief Birnau aufgeräumt aus, „Du brauchst Dich nicht zu schämen! Hier drinnen ist Niemand als der Herr Baron, mit dem Du ja längst gut Freund bist. Er wartet mit Schmerzen darauf, Dir seinen Glückwunsch darbringen zu können. Komm', die Suppe wird kalt, und ich höre Suse schon mit den nächsten Schüsseln klappern!“

Damit nahm er Erna's Arm, legte ihn in den seinigen und führte sie in die Stube. Klemens war aufgestanden, er hielt sich an der Stuhllehne, als er das blasse Mädchen am Arme des Försters mit schleppenden Schritten auf sich zukommen sah.

„Gottes Segen sei mit Ihnen,“ sagte er mit unsicherer Stimme und nahm einen Augenblick ihre Hand, die sich ihm zögernd entgegenstreckte.

„Und nun setzt euch,“ sprach der Förster dazwischen. „Gemüthsbewegungen machen hungrig, sagt man, und es scheint mir wirklich so. Du wirst wieder Farbe bekommen, Erna, wenn Du einige Bissen gegessen hast, und der Rüdesheimer wird das Uebrige thun. Wir wollen recht vergnügt sein heute Mittag; haben wir doch alle drei Ursache dazu, auch Sie, Herr Baron. Wenn ich noch daran denke, wie Sie hieher kamen — eine Jammergestalt, voll von schwarzen Gedanken, Gott und Menschen gram — und jetzt! Nun, Ihr Herr Vater hat sich gestern herzlich über den rüstigen, lebenslustigen Sohn freuen können; er hat mir's wiederholt ausgesprochen, daß er jetzt in Betreff Ihrer Zukunft, Herr Baron, die angenehmsten Erwartungen hege.“

Der heiter gesprächige Mann hatte einhülbige Tischgenossen. Es würde ihm doch wohl aufgefallen sein, daß seine gute Laune kein Echo fand, wenn nicht das rasch sich nahende Unwetter sich durch ein gewaltiges Rauschen und Brausen angekündigt hätte. Abgerissene Blätter wirbelten an den Fenstern vorüber, es heulte in den Schornsteinen, die Hausthüre wurde aufgerissen und schlug mit Krachen gegen die Wand. Fast hätte Suse die Schüsseln fallen lassen, die sie gerade zutrug.

„Ein sauberes Wetter für einen Verlobungstag!“ sagte sie mürrisch, mit einem vorwurfsvollen Blick auf den Förster.

„Desto schöner wird's später, Alte!“ versetzte Birnau gutmüthig. „Aber sichern wollen wir uns doch vor weiteren Störungen.“ Er eilte hinaus, um Thüren und Fenster zu revidiren. Suse folgte ihm langsam; von der Schwelle aus warf sie noch einen Blick zurück auf das so seltsam schweigsame Paar am Tisch und schüttelte bedenklich den grauen Kopf.

Gar nichts wußte Klemens zu sagen, als er sich plötzlich mit Erna allein gelassen sah, und das Mädchen wurde glühend roth, weil sie sich fürchtete, angerebet zu werden. Es blitzte in der Ferne, der erste Donner rollte dumpf über die Berge dahin, Erna fuhr zusammen.

„Fürchten Sie sich, Fräulein Bendig?“ fragte Klemens. Die Worte waren ihm nur so herausgefahren, er erschrak, als er seine Stimme hörte.

„O nein, Herr Baron,“ hörte er Erna antworten, „ich fürchte nichts mehr.“

Nun schwiegen Beide wieder. Einzelne schwere Regentropfen schlugen an die Scheiben; oben im Hause ging der Förster mit eiligen, schweren Schritten umher, daß die Decke bebte.

„Ich habe noch etwas von Ihnen, Fräulein Bendig,“ begann Klemens, und holte das blaue Bändchen hervor. „Auf der Kippe hab' ich's heute Morgen gefunden. Es brennt mich — nehmen Sie es wieder an sich.“

„O, Herr Baron, er ist so gut!“ lautete die ganzlich unmotivirte Antwort des Mädchens. Sie sah ihn an, es waren dieselben tieftraurigen Augen, die er im Geiste schon vorhin erblickt hatte. Doch wallte es in ihm auf, bitter erwiderte er:

„Gewiß, er muß ja gut sein, wie könnte er sonst geliebt werden?“

Erna sah nieder, ihre Unterlippe zuckte. Verblendet fuhr Klemens fort:

„Und doch hätte sich's kein Mensch denken können, am allerwenigsten ich. Wie ein Knabe komme ich mir vor, der sich arglos hat düpiiren lassen. Nun muß ich der Gutmüthige sein, der nach allen Seiten gratulirt! Es geschieht mir schon Recht, warum bin ich nicht geliebt wie ich war, mißtrauisch gegen schöne Worte und freundliche Mienen, nichts erwartend als Täuschung und Treulosigkeit!“

Solch' harte Worte ertrug das gequälte Mädchen nicht. Das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, erhob sie sich und ging langsam zur Thür.

„Was haben Sie, Erna?“ rief Klemens bestürzt.

Sie ließ die Hände sinken und blickte ihn vorwurfsvoll an.

„Ich kann und will Sie nicht so reden hören,“ sagte sie. „Wenn Sie barmherzig sein wollen, so reisen Sie ab — heute noch, wenn es sein kann. Sie taugen nicht mehr in dieß Haus, Herr Baron.“

„Unbegreifliche! Wie soll ich Sie verstehen? Erna, erklären Sie mir —“

Er war aufgesprungen und stand vor ihr, sie wich vor ihm zurück.

„Fragen Sie nicht, grübeln Sie nicht, heute nicht und morgen nicht — niemals. Lassen Sie mich gehen!“

„Nicht eher, Erna, als bis Sie mir sagen —“

Der Förster trat ein, sie versuchte hinauszuklüpfen, an ihm vorbei, er hielt sie fest.

„Wohin? Du wirst uns doch nicht verlassen wollen?“

Ein starker Blitz erhellte plötzlich das dümmertig gewordene Gemach, jäh folgte knatternder Donner. Erna riß sich los, faßte sich an beide Schläfen und floh.

„Was ist ihr nur?“ fragte Birnau kopfschüttelnd, als der Donner verhallt war.

„Das Gewitter wird Fräulein Bendix auf die Nerven gefallen sein, Herr Förster,“ antwortete Klemens.

„Sie klagte über Kopfschmerzen; ich habe schon versucht, sie zu halten, aber es mag besser sein, sie steckt den Kopf in die Kissen, bis der Lärm vorüber ist.“

„Störung über Störung!“ rief Birnau verdrießlich.

„Aber wir Beide wollen uns nicht beirren lassen! Kommen Sie! Das Haus ist wohl verwahrt und das Unwetter im Abziehen. Der Wein muß getrunken werden jetzt oder gar nicht. Was meinen Sie, Herr Baron? Man soll im Guten ausharren, ist mir gelehrt worden.“

Klemens nickte beifällig, das abgerissene Gespräch mit Erna hatte seine Lebensgeister merkwürdig gehoben.

Aber sehr mäßig blieb er doch, während der Förster in seiner freudigen Erregung viel und hastig trank.

Euse ließ sich nicht wieder sehen, unaufgeräumt standen Teller und Schüsseln mit den Ueberresten des Mahles umher.

Das Gewitter entfernte sich, seltener und schwächer rollte der Donner, doch zogen noch schwere Wolken dicht über den Höhen hinweg und das Zimmer lag im Halbdunkel.

Birnau hatte seine Pfeife entzündet und der Rauch vermehrte die Finsterniß, nur undeutlich sah Klemens die steigende Rölche auf des Försters Wangen.

Immer redseliger wurde der Wädhre, dem das ungewohnte Getränk rasch zu Kopf stieg. Er schlug einen väterlichen Ton gegen den jungen Gefährten an; er begann von seinen Kämpfen mit den bösen Schicksalen des Lebens zu erzählen, und ehe er sich's versah, gerieth er in die Geschichte seiner Jugendliebe.

Hoch horchte Klemens auf, als der reife, feste Mann in immer weicherem Tone von Amtmanns Lisette berichtete und wie der Bund der jungen Herzen grausam zerrissen worden sei.

Er stützte den Kopf in die Hand und blickte antheilvoll hinüber auf die wettergebräunten Züge des Erzählers, und leise stahl sich das Mitleid mit dem alternden Mann in sein Herz.

Birnau's Pfeife war ausgegangen, er hatte sie stiller beiseite gelegt und saß, die Hände auf den Knien, das Gesicht halb emporgerichtet, die Augen fast geschlossen.

Von seinen Erinnerungen hingerissen, spann er an dem Faden seiner Lebensgeschichte weiter. Klemens erfuhr, wie lange, freudlose Jahre der arme Betrogene verlebt hatte, er erfuhr, wer Erna war und wie sie in das Forsthaus gekommen.

Nun verstand er Alles und wünschte sich meilenweit hinweg. Ein unfeliges Geschick hatte ihn hiehergeführt, eine Entwicklung zu stören, die altes Unrecht sühnte, die einem Schwerkriegsgefangenen ein wohlverdientes Glück gab.

Plötzlich fühlte der Förster seine rechte Hand ergriffen, der junge Mann hielt sie in seinen beiden Händen und sagte bewegt:

„Sie verdienen das beste Herz der Welt, ein Schuft, wer es Ihnen mißgönnt kann! Seien Sie mein Freund, lieber Herr Förster!“

Birnau fuhr sich über die Augen, er hatte vergessen, wo er war und zu wem er sprach. Mechanisch schüttelte er die Hand, die in der seinen lag.

„Ah, Sie sind es, Herr von Bohra,“ sagte er. „Das freut mich. Sehen Sie, ich habe anfangs nicht viel von Ihnen gehalten — auch Erna nicht — na, wir haben uns geirrt — nehmen Sie's nicht übel — ein Windbeutel sind Sie doch nicht —“

Er lachte gutmüthig und erhob sich vom Stuhle. „Ich habe doch wohl zu viel getrunken,“ sprach er vor sich hin, als er sich an Klemens halten mußte. „So wunderbar ist mir lange nicht gewesen. Mit dem Wein hab' ich noch nicht umgehen gelernt, so alt ich auch schon geworden bin.“

„Sie müssen ein Stündchen schlafen!“ rief Klemens.

„Ich glaube selbst.“ Er versuchte, einige Schritte nach der Thür zu machen. „Es geht schlecht, Herr Baron,“ klagte er. „Ich muß mich schämen, daß ich mich habe so unterliegen lassen.“

„Nicht doch,“ versetzte Klemens, rasch zu ihm tretend. „Nehmen Sie meinen Arm und stützen Sie sich auf mich. Ich helfe Ihnen in Ihre Kammer.“

Auf dem Flur blieb Birnau stehen und lachte. „Wissen Sie noch, Herr Baron,“ sagte er, „wie Sie hier bei uns einrückten? Damals führte ich Sie, wie Sie jetzt mich. Nun wären wir quitt.“

Erst nachdem Klemens in des Försters Schlafzimmer dem Unbehülflichen Rock und Stiefel ausgezogen und ihm auf seinem Bette zu bequemer Lage verholten hatte, verließ er ihn, erfüllt von den widersprechendsten Empfindungen.

(Schluß folgt.)

Internationale Skizzen aus dem Highlife.

Von

Hugo v. Radowski.

(Nachdruck verboten.)

II.



Wir haben uns in unserer ersten Skizze des Lebens der vornehmen Gesellschaft in den Hauptplätzen Europas zunächst mit der alten Stadt der sieben Hügel beschäftigt, welche so lange Jahrhunderte hindurch unbesritten den Rang der Hauptstadt der Welt einnahm und welche auch heutigen Tages, nachdem ihr dieser Rang genommen, immer noch von dem Nimbus ihrer so lange behaupteten weltgeschichtlichen Stellung umflossen ist.

Wie überhaupt im Leben der Gesellschaft im Wechsel der höchsten Reiz liegt, so wollen wir uns heute aus dem Lande der Drangen und Myrten, in welchem alles Leben, das materielle wie das geistige und das gesellige, aus dem Boden des klassischen Alterthums hervormächst, nach der Hauptstadt des großen nordischen Reiches hinwenden, welche über die Hälfte des Jahres hinaus in Schnee und Eis begraben liegt und in welcher im Vergleich mit Rom Alles neu und gewissermaßen von außen her importirt erscheint; denn gerade das vornehme Leben in St. Petersburg ist in seinen äußeren Formen wesentlich verschieden von dem nationalen Wesen des russischen Volkes. Wäre das alte Moskau die Residenz des russischen Reiches geblieben, so hätte sich vielleicht dort ähnlich wie in Rom das Leben aus dem geschichtlichen und nationalen Boden heraus entwickelt, die St. Petersburger Gesellschaft und der St. Petersburger Hof sind aber aus der westeuropäischen Civilisationsform Peter des Großen und der Kaiserin Katharina II. hervorgewachsen und haben von der nationalen Eigenthümlichkeit des russischen Reiches nur die großartigen Dimensionen angenommen, gegen welche die Verhältnisse des übrigen Europa, namentlich in gesellschaftlicher Beziehung, fast kleinlich erscheinen.

Die beiden Mittelpunkte der St. Petersburger Gesellschaft, — vom Hofe natürlich abgesehen, dessen spezielle Schilderung der Gegenstand eines besondern Essays sein müßte — bilden der englische Klub und der kaiserliche Nachtklub. Der letztere ist ohne Zweifel der erste und vornehmste, wenn man seine Mitglieder in Betracht zieht, obgleich im Allgemeinen zwischen den beiden Klubs eine gewisse gesellschaftliche Parität aufrecht erhalten wird, wie denn auch eine große Zahl der Lebensmänner der nordischen Residenz beiden Klubs als Mitglieder angehört.

Es würde überflüssig sein, die Aeußerlichkeiten des Lokals des kaiserlichen Nachtklubs hier besonders zu beschreiben. Es versteht sich von selbst, daß dort sich Alles vereinigt, was der höchste Luxus für die Bedürfnisse eines vornehmen Lebens nur verlangen kann, und zwar in der allen russischen Verhältnissen eigenthümlichen großartigen Weise, von der man sich im übrigen Europa kaum einen Begriff machen kann, wenn man sie nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt hat. Jedem, der sich in der vornehmen Gesellschaft von Paris bewegt hat, ist die glänzende Einrichtung des Jockeyklubs mit seinen großen Speisefälen, seinen Billard- und Spielzimmern, seinen lauschigen Rabinetten und stillen Lezajimmern bekannt. Alles dieß befindet sich auch in dem kaiserlichen Nachtklub, nur reicher, großartiger und weit ausgedehnter, wenn auch freilich nicht immer geschmackvoller. Wollte man einen Vergleich machen, so könnte man sagen, der Jockeyklub in Paris verhalte sich zu dem kaiserlichen Nachtklub wie die zierliche Privatnacht eines englischen Lords zu dem riesigen, mit allem Glanz und Comfort internationaler Lebensbedürfnisse überaus reich ausgestatteten Transportkolosse, welcher die Bevölkerung einer ganzen Stadt über den Ozean trägt.

Es ist vielleicht nur in Rußland möglich, in einer Gesellschaft die strengste Exklusivität mit einer außerordentlich großen Mitgliederzahl zu vereinigen, und wieder können nur in Rußland diese Mitglieder in ihren Klubs eine solche Masse von Reichtum vereinigen, von der man sich in anderen Ländern kaum einen Begriff machen kann.

In den Mitgliederlisten des kaiserlichen Nachtklubs befinden sich nicht nur die Namen der höchsten russischen Aristokratie, sondern auch die Spitzen der höchsten fürstlichen Aristokratie Europas, welche seit lange am russischen Hof und in der russischen Armee vertreten gewesen ist.

Man findet unter den Mitgliedern des Nachtklubs den Großfürsten Michael, den Onkel des Kaisers; zwei jüngere Brüder des Kaisers, die Großfürsten Alexis und Wladimir; des Kaisers Vettern, die Großfürsten Nikolaus Konstantinowitsch und Nikolaus Nikolajewitsch, sowie den Herzog Eugen von Leuchtenberg. Endlich darf man auch zur kaiserlich russischen Familie einiger-

maßen noch den Herzog von Edinburgh mitzählen, den Gemahl der einzigen Tochter des Kaisers Alexander II. und Schwager des jetzt regierenden Kaisers, obwohl derselbe seiner Geburt nach englischer Prinz ist. Der Herzog von Edinburgh ist einigermaßen von seiner Geburtsstellung schon dadurch gelöst, daß er von Seiten seines Vaters, des Prinzen Albert, zur Erblichkeit des Thrones im Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha berufen ist und als künftiger Regent eines deutschen Herzogthums gravitirt seine Neigung stark nach Rußland hin, das ja mit Deutschland durch langjährige Freundschaftsbeziehungen verbunden ist und das ihm durch seine kluge und schöne Gemahlin ganz besonders lieb geworden ist. Auch der Prinz von Wales und der Herzog von Connaught sind eingeschriebene Mitglieder des Nachtklubs: ebenso der König von Schweden; die Erbprinzen von Mecklenburg und Baden; der Graf von Aquila, der Bruder des letzten Königs von Neapel; der Prinz von Sachsen-Altenburg, der sich jüngst mit der Wittve des Prinzen Heinrich der Niederlande, der Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, vermählt hat; die Prinzen von Oldenburg und zahlreiche Mitglieder des deutschen hohen Adels, welche im russischen Militärdienst stehen. Rechnet man dazu Alles, was die St. Petersburger Gesellschaft an hohen Würdenträgern der Krone und glänzenden Namen der alten Aristokratie in sich schließt, so wird man sich ungefähr eine Vorstellung machen können von der glänzenden Versammlung, die sich täglich in den prachtvollen und weiten Räumen des Nachtklubs bewegt, und von dem Einfluß, den dieser auf das ganze Gesellschaftsleben von St. Petersburg ausübt, denn die Großfürsten und alle die Träger der hochfürstlichen Namen, welche in den Listen verzeichnet stehen, sind nicht bloß der äußeren Form nach Mitglieder des Klubs, sondern bejahren denselben regelmäßig und betrachten ihn fast als eine Heimat, in welcher sich alle ihre gesellschaftlichen Interessen und Beziehungen vereinigen; hier werden die großen Feste der hohen Gesellschaft verabredet und festgesetzt, damit nicht Einer dem Andern in den Weg kommt; hier laufen alle Fäden persönlicher Beziehungen zusammen, und es ist eine unzweifelhafte Wahrheit, daß die Stellung, welche Jemand in dem Nachtklub einnimmt, zugleich auch seine Stellung in der ganzen Gesellschaft bedingt.

Der englische Klub war anfänglich in der That von Engländern, namentlich von den großen Kaufleuten und Bankiers, welche zur Zeit der Kaiserinnen Elisabeth und Katharina in St. Petersburg privilegiert wurden, gebildet, später schlossen sich demselben die übrigen Fremden und endlich ein großer Theil der auswärtigen Diplomatie an. Die Gesellschaft wurde immer erflüssiger und selbst viele vornehme Russen wurden Mitglieder des Klubs, so daß heute der englische Klub, wie schon bemerkt, eine gewisse Parität mit dem Nachtklub behauptet, wenn auch der letztere das Vorrecht der hochfürstlichen Mitglieder für sich in Anspruch nehmen kann. Für Fremde, die nicht gerade zur allerersten europäischen Aristokratie gehören, ist es leichter, in den englischen Klub als in den Nachtklub eingeführt zu werden.

In der neuern Zeit ist auch eine gewisse äußere Verschiedenheit zwischen den beiden St. Petersburger Klubs bemerkbar geworden. Wenn auch der Kaiser Alexander III. die Erwartungen oder die Befürchtungen, mit denen man seiner Regierung in Betreff seiner vorausgesetzten Neigung für die panslawistische Partei entgegen sah, nicht zur Wahrheit gemacht und das frühere gute Verhältniß zum Ausland und namentlich zu Deutschland von Neuem befestigt hat, so zeigt er doch mehr, als dieß sein Vater und sein Großvater thaten, Zuneigung und Vorliebe für den Ausdruck der russischen National-eigenthümlichkeit im persönlichen und gesellschaftlichen Leben. Während unter Nikolaus I. und Alexander II. der ganze Hof und in Folge dessen auch die Gesellschaft nach französischem und in vielen, namentlich in militärischen Beziehungen nach deutschem Muster zugeschnitten waren, bringt der Kaiser Alexander III. die altrussische Tradition zur Geltung. Er hat sogar einen National-uniformschnitt eingeführt und liebt in seinem persönlichen Leben russische Art und Sitte, was sich ja bekanntlich in seiner besondern Neigung für altrussische Nationalgerichte kundgibt, die er mit dem einfachsten Bauern seines Reiches theilt. Dieser slavische Nationaltypus, den der Kaiser seinem häuslichen und Hofleben aufgedrückt hat, zeigt sich nun sehr sichtbar in dem Nachtklub schon durch die slavischen Uniformen, welche dort die Säle füllen, denn im Nachtklub herrscht die Uniform, während im englischen Klub vorzugsweise der Civilanzug vertreten ist.

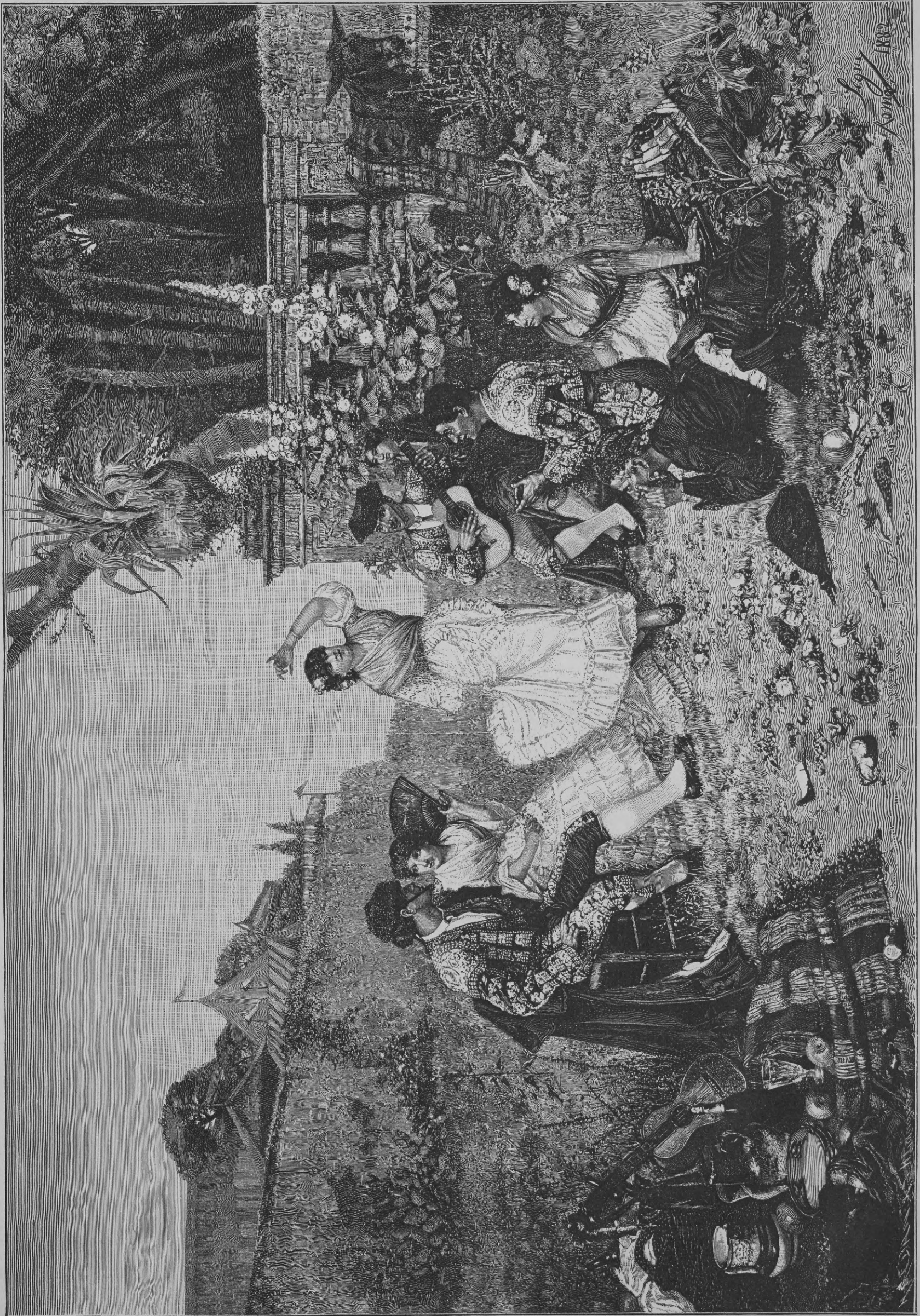
Wenn man die Säle des Nachtklubs gefüllt sieht mit den Offizieren in Kniestiefeln, weiten, überfallenden Beinleidern und kastanartigen Röcken, so könnte man sich in die Zeiten der alten Zaren zurückversetzt glauben oder wenigstens voraussetzen, daß die russische Civilisation sich ohne fremden Einfluß in nationaler Abgeschlossenheit aus den früheren Jahrhunderten entwickelt habe. Ebenso ist es mit der Küche. Während früher ausschließlich die französische Küche am St. Petersburger Hof und in der St. Petersburger Gesellschaft Geltung hatte, ist heute nach dem Beispiel des Kaisers der Kultus der Nationalgerichte an der Tagesordnung. Bei den Dinern und Soupers des Nachtklubs nehmen die russischen Schis und Uhas, diese kompakten kräftigen Suppen, welche alle möglichen Gemüße, Fleisch- und Fischarten enthalten, ebenso die Salate aus Mousserons und grünen Spizen der jungen Kornjaat einen bevorzugten Platz ein; auch sieht man schon zuweilen in silbernen Bechern neben den Weinen von Keres, Bordeaux und der Champagne den Kwass und den Wachholderbrandwein erscheinen als altrussisches Nationalgetränk. Mit einem Wort, die nationalrussische Küche gehört zum guten Ton und zur Mode, so wenig sie auch dem Geschmack mancher Mitglieder der vornehmen Gesellschaft entsprechen mag, und die französischen Köche wären in große Verlegenheit gesetzt worden, wenn sie es nicht schnell verstanden hätten, ihre Kunst der neuen Geschmacksrichtung anzupassen und die derben slavischen Gerichte so zu verfeinern, daß sie auch für den zartesten und verwöhntesten Gaumen mündgerecht wurden.

Ähnlich ist es mit der Sprache. Früher war im Großen und Ganzen die Hof- und Gesellschaftssprache in St. Petersburg die französische. Unter Kaiser Nikolaus wurde auch die deutsche Sprache mit Rücksicht auf die Kaiserin Alexandra Feodorowna, Prinzessin Charlotte von Preußen, besonders kultiviert. Noch zur Zeit des Kaisers Nikolaus war die russische Sprache einem großen Theil der vor-



1. Im Hafen von Antwerpen. — 2. An der Schelde. — 3. Beim alten Fischmarkt. — 4. Die Kathedrale. — 5. Rubens' Grab. — 6. Saal im Stadthaus. — 7. Das Stadthaus. — 8. In der Kathedrale.

Bilder aus Antwerpen. Originalzeichnung von Professor R. Stieler.



Ein Picnick. Gemälde von M. Segui.

Nach einer Photographie im Verlag der Photographischen Union in München.

nehmen Welt von St. Petersburg unbekannt. Cines Tages redete der Kaiser Nikolaus einen jungen Russen aus einer der vornehmsten Familien des Reiches russisch an — dieser konnte nicht antworten und der Kaiser erklärte ihm zornig, daß er nicht früher wieder am Hofe erscheinen solle, bis er seine Muttersprache gelernt. Zu jener Zeit konnten in der ersten Gesellschaft des russischen Reiches nicht genug Sprachlehrer gefunden werden und eine Stunde russischen Unterrichts wurde mit fabelhaften Summen bezahlt. Seitdem war die Sache freilich einigermaßen anders geworden — Jedermann konnte russisch sprechen, aber für den ganzen Hof und für die kaiserliche Familie selbst blieb doch immer das Französische die eigentliche Verkehrs- und Umgangssprache.

Die nationale Stimmung unter der Regierung Alexander III. hat die vollständig geändert — man hört in dem kaiserlichen Nachklub, wenn keine fremden Fürstlichkeiten anwesend sind, fast ausschließlich russisch sprechen; namentlich in Gegenwart der Großfürsten versucht ein Jeder seine Vorliebe für das nationale Idiom und seine sichere Beherrschung desselben zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen, was dann freilich nicht ausschließt, daß man den vertraulichen Verkehr in den kleinen Kabinetten flüsternd und mit einem gewissen vertraulichen Behagen in französischer Sprache führt.

Im englischen Klub ist das anders — hier ist die internationale Form des Verkehrs festgehalten, die Küche ist, je nach dem Wunsch der Mitglieder, französisch oder englisch und die französische Sprache beherrscht den geselligen Verkehr.

Seider kann man es nicht leugnen, daß in beiden Klubs, in dem Nachklub sowohl als in dem englischen Klub, viel und hoch gespielt wird, freilich meist kein eigentliches Hazard, sondern an sich ganz unschuldige Gesellschaftsspiele, in denen aber doch durch die oft bis zu bedeutender Höhe gesteigerten Einsätze Summen verloren werden, welche, nach den Verhältnissen der Gesellschaften anderer Länder beurtheilt, bedenklich erscheinen würden. Beide Klubs zeichnen sich durch einen ganz besondern Spiel-sport aus, den man unseres Wissens niemals oder doch nur ganz ausnahmsweise in ähnlichen Gesellschaften anderer Länder findet. Es ist dieß das Regelspiel, das sowohl im Nachklub wie im englischen Klub mit außerordentlichem Eifer betrieben wird. Man hat große Regelsbahnen in prachtvollen Galerien von fünfzig Meter Länge, reich decorirt und tageshell erleuchtet, und es gehört in St. Petersburg ebenso zu den Erfordernissen vornehmer Eleganz, ein gewandter und sicherer Regelspieler zu sein, wie ein kühner Reiter und geschickter Tänzer. Die Einsätze bei den Regelpartien sind außerordentlich hoch; daneben werden noch höhere Wetten auf die einzelnen Spieler gemacht, so daß bei diesem anscheinend nur der körperlichen Erholung gewidmeten Spiel der Kraft und Geschicklichkeit ein Umsatz fabelhafter Summen gemacht wird. In beiden Klubs herrscht übrigens als unumstößliches Gesetz der Grundsatz, welcher eigentlich überall die Lebensregel der guten Gesellschaft bilden sollte, daß nämlich alle Politik auf das Strengste, selbst in der leisesten Andeutung, ausgeschlossen ist und daß die Gesellschaft in den Salons der Klubs sich einzig und allein über ihre eigenen Tagesereignisse oder über wissenschaftliche und literarische Dinge, über Theater, Kunst u. s. w. unterhalten darf. Es mag freilich zu dieser strengen Befolgung der ersten Bedingung des guten Tons die Besorgnis vor den unangenehmen Folgen beitragen, welche jedes unvorsichtige politische Wort in Rußland nach sich ziehen kann, immerhin aber macht der strenge Ausschluß der Politik aus dem gesellschaftlichen Verkehr einen äußerst wohlthuenden Eindruck. In anderen Ländern, welche von der Höhe ihrer Civilisation stolz auf Rußland herabsehen, findet man diesen wirklich guten Ton nicht, und namentlich zerstören und trüben bei uns in Deutschland die leidenschaftlichen politischen Gespräche, welche in der Gesellschaft doch niemals einen Sinn und Zweck haben können, den wirklich angenehmen und erfrischenden Verkehr.

Außer diesen beiden Klubs bilden in St. Petersburg noch die Offizierskasinos der Garderegimenter, insbesondere der Chevaliergarde und der Gardehusaren, maßgebende Mittelpunkte für das gesellschaftliche Leben, wenn auch deren Einfluß sich meist nur auf die jüngere Herrenwelt erstreckt, die dann aber wieder ihrerseits weiteren Einfluß auf die Salons durch die Damen ausübt, so daß man eigentlich wohl sagen kann, was im Nachklub oder in den Casinos der Husaren und Kurassiere abgemacht ist, gilt für die St. Petersburger Gesellschaft, und es würde, um ein Verdict dieser Instanzen abzuändern, geradezu ein kaiserlicher Nachspruch gehören.

Die fremde Diplomatie hat in St. Petersburg eine etwas schwierige Stellung, weniger wegen politischer Verhältnisse, welche eigentlich nur in besonders erregten Zeiten, wie während des orientalischen Krieges zum Beispiel, in Frage kommen, als wegen der großen Schwierigkeit für die fremden Diplomaten, sich finanziell mit der russischen Gesellschaft, welche über unerhörliche Reichthümer gebietet und einen oft marchenhaften Aufwand treibt, auf gleichem Niveau zu halten. Außer vielleicht dem englischen Botschafter, wenn dieß etwa einer der großen Vörsen von England ist, sind alle fremden Diplomaten eigentlich arm im Vergleich zu den St. Petersburger Verhältnissen und müssen sich deshalb ziemlich Reserve auferlegen, wie zum Beispiel schon der Fürst Bismarck seinerzeit, als er Gesandter in St. Petersburg war, erzählt, daß er auf alle Repräsentation verzichtet und nur in seinen Salons zu einfachem Thee empfangen habe. Meist also steht die fremde Diplomatie eigentlich nur in Josajagen offiziellen Verkehrs mit der St. Petersburger Gesellschaft. Eine Ausnahme davon bildet vorzugsweise der deutsche Botschafter und der deutsche Militärbevollmächtigte. Selbst in der Zeit, als eine nationale Gegnerschaft gegen Deutschland in Rußland zur Schau getragen wurde, war gerade am Hofe und in den vornehmen Kreisen doch immer noch die alte Tradition der Verwandtschaft der regierenden Häuser und der Waffenbrüderschaft der Armeen mächtig. Der preussische Militärbevollmächtigte hat übrigens eine ganz besondere Stellung in St. Petersburg, welche ihn in bevorzugte Beziehungen zum Hof und zur Gesellschaft bringt. Nach altem, seit drei Regierungen bestehendem Brauch jenden nämlich der König von Preußen — jetzt der deutsche Kaiser — und der Kaiser von Rußland sich gegenseitig einen General, der an ihre allerhöchsten Personen attachirt ist und gewissermaßen den persönlichen Ver-

kehr der beiden verwandten und in kriegsherrlicher Waffenbrüderschaft mit einander verbundenen Herrscher vermittelt. Der General v. Werder in St. Petersburg und der Fürst Dolgorudi in Berlin gehören gewissermaßen zum persönlichen militärischen Hofstaat der beiden Monarchen und erscheinen überall mit deren eigenen Generaladjutanten. Dieß schon gibt speziell dem deutschen Militärbevollmächtigten in St. Petersburg eine Stellung, welche ihn an dem Hof und in der Gesellschaft eigentlich nicht als Fremden erscheinen läßt, und wenn auch der deutsche Botschafter sich nicht in dieser persönlichen Stellung zum Kaiser befindet, so ist er doch als preussischer General ebenfalls ein Repräsentant der ganz besondern, immer gepflegten und hochgehaltenen Waffenbrüderschaft, so daß also die deutsche Vertretung sich einer hervorragenden Aufmerksamkeit erfreut und der Verkehr mit derselben für die erste russische Gesellschaft als eine Ehre und Auszeichnung gilt.

Cines ganz besondern Entgegenkommens erfreut sich in St. Petersburg auch der Gesandte der Vereinigten Staaten von Nordamerika — vielleicht gerade deshalb, weil er am wenigsten Rücksicht auf die europäischen Rang- und Standesunterschiede nimmt und deshalb auch dem höchsten und stolzeiten russischen Adel am meisten ebenbürtig erscheinen mag. Gerade die beiden Staats- und Gesellschaftsformen, welche sich in ihren Prinzipien am schroffsten gegenüberstehen, erzeigen sich in ihren Vertretern einander die größte Achtung und Rücksicht. Schon der Kaiser Nikolaus pflegte zu sagen, er kenne nur zwei vernünftige Staatsformen, die absolute Monarchie und die Republik. Er respektirte daher Amerika vorzüglich, weil dort die Republik die historisch legitime Staatsform ist, und zeichnete auch damals schon sehr merkbar den nordamerikanischen Gesandten aus, der im einfachen Ueberrock und schwarzen Cylinderhut bei allen großen Paraden der russischen Garde neben dem gewaltigen Selbstherrscher erschien. Dieß hat sich bis heute erhalten, und gerade der nordamerikanische Gesandte ist es, der, abgesehen natürlich von der deutschen Botschaft, stets am freundlichsten in die Intimität der russischen Aristokratie aufgenommen wird, — vielleicht mag dazu auch viel beitragen, daß eines Tages noch gegen England, den alten Gegner der russischen Politik in Europa und Asien, die nordamerikanische Union ein hilfreicher Freund, ja vielleicht sogar ein werththätiger Allirter sein könnte.

Ein Wunderbaum.

Von

Friedrich v. Hellwald.

(Nachdruck verboten.)

Unter den merkwürdigen Pflanzen des australischen Welttheils wird unsere Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch genommen von der Gruppe der Eucalypten, unter welchen einzelne Arten ihrer außergewöhnlichen Eigenschaften halber in den Vordergrund treten. Die Eucalyptusarten, zuerst von dem französischen Naturforscher La Billardiere 1792 näher beschrieben, zählen zu der Klasse der Samenpflanzen mit echten Früchten, Ordnung der Myrtenblütigen oder Myrtaceen. Die Staubgefäße sind zahlreich und frei, der freisporige Blütenboden den Fruchtknoten einschließend, der Fruchtknoten drei- bis vierfächerig, die Fächer vieleig. Die an der Spitze mit drei bis vier fächerförmigen Klappen versehene Kapselfrucht ist von dem verdickten Blütenboden eingeschlossen. Die rundlich verwachsenen Kelchblätter trennen sich durch einen horizontalen Riß derart, daß der obere Theil in Form eines spitzen Müchzuges abfällt, daher der Name Eucalyptus, das heißt „Schönmütze“. Alle Eucalypten, deren man gegenwärtig schon etwa hundertundsechzig Spezies kennt, stammen mit Ausnahme von nur sehr wenigen Arten zweifelhafter Herkunft aus Australien. In ihrem Vaterland werden sie alle gemeinlich mit dem Namen „Gummibäume“, Gum Trees, wegen des von ihnen erzeugten Gummiharzes, oder Stringy Bark Trees wegen ihrer rauhen, faserigen Rinde bezeichnet; übrigens geben die Kolonisten den einzelnen Arten auch noch andere Lokalnamen oder unterscheiden sie nicht selten bloß nach ihrer Rinde. Nach der Färbung der Blätter führt Eucalyptus globulus allgemein den Namen Blau Gum, während der E. rostrata Red Gum genannt wird. E. amygdalina heißt „Pfefferminzbaum“ wegen seines ätherischen Oeles, der E. doratoxylon in Südwestaustralien „Speerholz“, weil die Eingeborenen daraus die Schäfte ihrer Waffen verfertigen u. s. w. Alle Arten haben immergrünes Laub, welches gewöhnlich, jedoch keineswegs bei allen, in einer schiefen oder selbst vertikalen Richtung von den Zweigen absteht. Die Zellen der Blätter enthalten bei sämtlichen Eucalypten im Innern ein flüchtiges, stark riechendes Del, welches genau bemerkbar ist, wenn man ein Blatt gegen das Licht hält. Die Blüten, meist rosafarbig oder weiß, sind oft wahrhaft prächtig und machen im Verein mit dem angenehmen Geruch, den sie verbreiten, die Bäume zu einem Lieblingsgegenstand für Anpflanzungen in der Nähe von Wohnungen. Die Frucht, ein erhärteter, rundlicher, eiförmiger oder röhrenartiger Kelch, birgt eine Anzahl Samenkörner, welche im Vergleich zu der enormen Höhe und Dicke, die diese Bäume mitunter erreichen — über 150 Meter Höhe und 40 Meter Umfang — außerordentlich winzig sind. Die stattlichsten Eucalyptusarten sind E. amygdalina, E. diversicolor und E. globulus, welche nächst der kalifornischen Sequoia Wellingtoniana (Wellingtonia gigantea, Lindl.) die höchsten Bäume der Welt sind. Sie schießen pfeilgerade empor bis zu einer Stammhöhe von 150 Meter und darüber, so daß sie das höchste Menschenwerk der Erde, die Pyramide des Cheops, zu beihatten vermöchten; allerdings sind sie, der eigenthümlichen Belaubung halber, keine rechten Schattenbäume; bei den älteren beginnt die Verzäunung erst in beträchtlicher Höhe und die Blattstellung, meist senkrecht die Sonne schneidend, trägt dazu bei, den Strahlen der letzteren Durchgang zu lassen. Die Gummibäume bilden neunundneunzig Prozent von dem Bestand der australischen Wälder.

Der Eucalyptus globulus, der eigentliche Blaugummibaum, ist in Neuholland und Tasmanien einheimisch, wo er

sich hauptsächlich auf nicht ganz trockenen, gegen Süden gerichteten Thalabhängen in weitgedehnten Wäldungen findet. Die Blätter der jungen Pflanze sind groß, unbestimmt, lanzettförmig, in einer horizontalen Lage vom Stamm oder den Zweigen abstehend und von bläulicher oder grünlichblauer Farbe, während die Blätter von drei bis fünf Jahre alten Pflanzen schmaler werden, eine bläulichgrüne Farbe mit säbelartiger Gestalt annehmen und, statt horizontal, vertikal oder schief an den Ästen stehen. Die Blüten, groß, hohl und beinahe stengellos, wachsen einzeln oder in Büscheln von zwei zu drei, und die durch den Deckel des Kelches bedeckte Blütenknospe hat, ehe sie sich entfaltet, eine rundliche Form, daher ihr spezifischer Name: globulus. Da der Stamm bis zu einem Drittel der Höhe fast immer völlig astrein ist, so kann man sich von seinem Werth als Werthholz einen Begriff machen, zumal sein Holz eine merkwürdige Härte und Dauerhaftigkeit besitzt. Man gewinnt daraus Bretter von 55 Meter Länge, 0,54 Meter Breite und 0,16 Meter Dicke, und für die Pariser Ausstellung ward 1855 ein solches Brett hergerichtet, welches aber kein Schiff aufzunehmen und nach Europa zu schaffen vermochte. Schiffsfiele bis zu 45 Meter aus Eucalyptus globulus sind nichts Seltenes; sonst dient das Holz der Schiffsbaukunst zu Planen und anderen Bestandtheilen und wird hiezu dem renommierten amerikanischen Steinruderholz vorgezogen. Bei Festigkeitsproben zwischen Blaugummibaum, englischem Eichen- und indischem Teakholz trug das erstere 7 Kilogramm mehr als das zweite und 8,60 Kilogramm mehr als das dritte auf dem Quadratfuß. Seine harzigen Bestandtheile sichern das Holz gegen die Angriffe sowohl des Seewassers als auch der Erde. Für Eisenbahnschwellen gibt man ihm eine Dauer von neun bis zehn Jahren in der Erde; vortrefflich eignet es sich zu Einfriedungen, Transportgeräthen u. s. w. Merkwürdig ist das überraschend rapide Wachstum des Baumes, welches sonst bei so dichter Textur des Holzes eine Seltenheit ist. In geeignetem Klima und Boden konnte sich Jedermann, dem daran gelegen wäre, in zwanzig Jahren mit einem von ihm selbst gepflanzten Eucalyptuswald umgeben finden. Vorzüglich in den ersten Jahren ist das Wachstum unglaublich rasch, dauert aber der Höhenentfaltung nach bis achtzig Jahre an; später nehmen die sehr geraden Stämme nur noch im Diameter zu. Unter gewöhnlichen Verhältnissen erreicht der Stamm binnen der ersten sechs Lebensjahre eine Höhe von 16—18 Meter und ein zehnjähriger Eucalyptus zeigt gewöhnlich den Entwicklungszustand einer gut gewachsenen Eiche. Das Merkwürdigste an diesem Baum ist aber die Eigenschaft, daß er das Sechsfache seines Gewichts an Wasser aus dem Boden aufnimmt und daß sein Laub durchdringende Dampfgerüche ausströmt. Diese starke Saugkraft seiner Wurzeln macht, daß er, in jumpfige Gegenden gepflanzt, diese bald trocken legt. Damit schwinden aber auch die den Sümpfen entweichenden gefährlichen Miasmen, und so gewinnt der Eucalyptus ganz unschätzbare Bedeutung durch seine desinfizirenden und antiseptischen Eigenschaften.

„Fieberbaum“ nennen die Spanier zu Valencia allgemein den dort seit 1860 eingeführten Eucalyptus globulus wegen seiner fieberzerstörenden Eigenschaften. Thatsache ist es, daß die Länder, in denen dieser schöne Baum einheimisch ist und größere Waldbestände bildet, sich eines sehr gesunden Klimas erfreuen. Man hat aber auch wirkliche Beweise dafür, daß die Anpflanzung des Eucalyptus in morastigen Gebieten sich wirksam gegen die Sumpffieber erweist; diese Erfahrung machte man am Kap, in den Provinzen von Cadix, Sevilla, Cordoba, Valencia, Barcelona, auf Korrika und in Algerien. In Vardot, wenige Stunden von der Stadt Algier, lag an den Ufern des Hampla eine wegen ihrer Ungeundheit berüchtigte Farm, wo die Menschen wie Fliegen in der pestilenzialischen Luft dahinstarben. Im Frühjahr 1867 pflanzte man dort 1300 Eucalyptusstämme und bereits im Juli desselben Jahres, in dem Monat, in welchem sonst das Fieber seine meisten Opfer forderte, kam nicht ein einziger Krankheitsfall vor, obwohl die Bäume noch erst 3 Meter hoch waren. Seitdem ist der Platz auch fieberfrei geblieben. In der Umgebung von Constantine war die Farm Ben Nachyolin ebenso übel berüchtigt; ringsum dehnten sich Sümpfe aus, die selbst in den heißesten Sommern nicht austrockneten. In fünf Jahren jedoch wurde die sehr ausgebreitete Fläche durch 14.000 Eucalyptusbäume völlig ausgetrocknet und der Gesundheitszustand der Bewohner ist ein vortrefflicher geworden. Ebenso ist Gue bei Constantine, ein gleichfalls wegen seines Fiebers verurtheter Ort, der jetzt von einem Eucalyptuswald parfürtig umgeben ist, nun gesund und fieberfrei. Zu Maison Carrée in der Nähe von Oran haben die Eucalyptuspflanzungen den Gebrauch des Chimens überflüssig gemacht. Ein Gleiches wird aus Mexiko und von der Insel Ruba gemeldet. Im Departement des Var in Südfrankreich liegt eine Eisenbahnstation inmitten einer höchst ungesunden Gegend; seit aber bei diesem Ort 40 Eucalyptusbäume gepflanzt wurden, ist er völlig gesund. Auf dem Eucalyptus beruht daher auch die Hoffnung, die durch ihre bössartige „Malaria“ berüchtigte Campagna bei Rom und diese Stadt selbst von dem Fluche des Fiebers zu befreien.

Die durch die Entwaldung des Apennin verursachten Ueberschwemmungen des Tiber in der Campagna, also die mangelhafte Wasserregulirung und das Verdunsten des sich ansammelnden Wassers in dem schluchtenreichen, vulkanischen Thall des Campagnabodens, sind wohl die Hauptursachen der Malaria, welche selbst im Weichbild der Stadt die unbewohnten Theile heim sucht, während gerade die dichtbevölkerten Viertel davon verschont bleiben. Die angeordneten Verhältnisse malten in der Campagna schon im Alterthum, im Laufe der Geschichte traten aber noch Momente hinzu, welche die Intensität der Wirkungen steigerten. In erster Linie gehört hieher ganz sicher die Ausbildung des Latifundienwesens, welche die Entvölkerung der Campagna nach sich zog. Heute ist bekanntlich die römische Campagna nichts als ein unermeßlicher Waidegrund; von Ackerbau nirgends eine Spur. Es ist nun im Prinzip völlig richtig, daß die Gesundheitszustände der Campagna sich nicht bessern können, so lange nicht an die Stelle der jetzigen Groß- und Waidewirtschaft die Bebauung durch einzelne Kolonisten tritt; praktisch ist der Satz jedoch sinnlos, weil eben die vorhandene Malaria die Kolonisten zurückreckt, kurz, die notwendige Verdringung der Bevölkerung verhindert. Man dreht sich also in einem falschen Kreise, wenn man die Malaria durch die

Befiedlung der Campagna bekämpfen will. Vielmehr muß, um letztere zu ermöglichen, die Malaria schon besiegt sein. Die Lösung dieses schwierigen Problems gab schon zu vielen Theorien Veranlassung. Richtig ist gewiß die längst vorgeschlagene Verwilderung der baumlosen Campagna, wie sie schon die Franzosen versuchten. Ihre Anpflanzungen gingen aber zu Grunde, weil sie den richtigen Baum nicht kannten, damals auch noch gar nicht kennen konnten. Da wurden 1870 französische Trappisten nach dem fast völlig verlassenen Kloster Delle tre Fontane bei Rom berufen, dessen nächtliche Umgebung arg verunpflumt ist und zu den von der Malaria am meisten heimgesuchten Orten in der Campagna zählt. Den Bestimmungen seines Stifters gemäß hat der Trappistenorden die Aufgabe, unbewohnte und ungesunde Gegenden der Kultur zugänglich zu machen, eine Aufgabe, für deren Lösung Eigennutz nicht ausreicht, eine Aufgabe, die vorerst mit Verzicht auf irdischen Gewinn den Einfluß der Gesundheit, oft des Lebens, stets aber außerordentliche Opferwilligkeit erfordert. Auch in den Tre Fontane hatten die neuen Anbäumlinge viel zu leiden; die Fieber wütheten so stark, daß die Mönche allabendlich im Sommer sich nach Rom begeben mußten, um dort zu übernachten, und erst am Morgen zurückkehrten. In aller Stille griffen sie jedoch zu dem einzig richtigen Mittel, zur verheißenen Anpflanzung des Blaugummibaums. Es sind jetzt elf Jahre her, daß ich in Tre Fontane zuerst die jungen Anpflanzungen des Eucalyptus sah, wovon das höchste Exemplar etwa 4 Meter Höhe erreicht haben mochte. Für mich unterlag es, den gemachten Studien zufolge, keinem Zweifel, daß wenn eine wirksame, binnen kurzer Zeit erfolgreiche Bekämpfung der Malaria in der Campagna stattfinden sollte, dieß nur mittelst Eucalyptusanpflanzungen geschehen könnte. Die Frage war nur die, ob der nützliche Baum auch im Klima von Rom fortkomme, und groß war meine Ueberraschung, zu vernehmen, — als ich kompetente Persönlichkeiten, wie den damaligen Sekretär der italienischen geographischen Gesellschaft, Marchese Drazio Antinori, auf den Eucalyptus verwies, — daß diese Frage als völlig beseitigt zu betrachten sei, denn der Eucalyptus blühe dort im Winter und alle mit ihm angestellten Versuche hätten das gleiche Resultat ergeben. Die Wahrheit dieser Angaben zu prüfen, begab ich mich im März 1875 wieder nach den Tre Fontane. Das Ergebnis meiner dortigen Nachforschungen lautete, daß der Eucalyptus globulus allerdings im Winter blühe, daß ihn dieß aber nicht hindere, trefflich zu gedeihen. Das oben erwähnte höchste Exemplar fand ich statt 4 schon 10,5 Meter hoch und daneben eine ganze Reihe schön gedeihender Bäume. Seither haben die Doktoren Gregorio Sebati und Langi ermittelt, daß in Rom bei einer Temperatur von -6°C . nur die ganz jungen, nicht gehörig verholzten Eucalyptustriebe leiden, ohne jedoch alle zu Grunde zu gehen, während die Mönche in Tre Fontane behaupten, daß nach wiederholten Beobachtungen die jungen Stämme selbst einer Kälte von -8°C . widerständen. Mit unermüdlichem Fleiß sind die Mönche seither bemüht gewesen, den schönen Baum großzuziehen, zu vervielfältigen und zu pflanzen. Der Samen wird in Beete gelegt und die daraus hervorwuchernden Pflänzchen werden, wenn zu einiger Stärke gelangt, in den Boden verpflanzet. Die ältesten Bäume datiren vom September 1870, und als ich darnach fragte, ob schon von den antifebrilen Wirkungen des Eucalyptus etwas zu spüren sei, versicherten mir die Mönche, daß es ihnen im Sommer 1874 schon festgestellt werden konnte, ob sie die Nacht in Rom zubringen oder im Kloster bleiben wollten. Von den zweiundzwanzig Mönchen hätten anfänglich drei bis vier von der Befugniß, nach Rom zu gehen, Gebrauch gemacht, dann aber, als sie ihre zurückgebliebenen Genossen fieberfrei fanden, die beschwerliche Fahrt aufgegeben. Ich glaubte mich daher schon damals, 1875, nachdem ich mich mit eigenen Augen von dem Gedeihen des Baumes überzeugt, zu dem Ausspruch berechtigt, daß wenn es ein Mittel gibt, der Malaria beizukommen, dieß nur auf dem Wege von ausgedehnten Eucalyptusanpflanzungen möglich ist. Diese Ansicht brach sich glücklicherweise endlich auch in Italien und in den Regierungskreisen Bahn. Die Mutterpflanzung in Tre Fontane lieferte bald einen Theil des immer steigenden Bedarfs an Eucalyptusanpflanzen, denn die italienische Regierung hat längst die Aufzucht des Eucalyptus globulus im Großen angeordnet und war schon seit 1876 in der Lage, junge Stämmchen davon aus ihren Baumschulen unentgeltlich zur Auspflanzung im Agro Romano oder in der römischen Campagna abzugeben. Wer heute über Civitavecchia auf Rom zukommt, wird an der Station Palo, dort, wo er das blaue Meer zum letzten Male grüßt, an beiden Seiten des Stationsgebäudes neue Gartenanlagen finden; frisch angelegte Gassen umgeben eine erst kürzlich aufgeführte, sorgfältig gebaute Anlage mit 3—4 Meter hohen, mitunter auch noch jüngeren Bäumen, die sich etwa wie schlankste Lorbeerbüsche ansehn. Und dieses Schauspiel wiederholt sich allenthalben in der Campagna; nicht bloß bei den Eisenbahnstationen, sondern auch abseits von denselben erblickt man, wie ich schon bei meinen Fahrten im Mai und Juli 1884 beobachten konnte, die frohlich heranzuwachsenden Eucalyptusbäume, eine neue und fremdartige, aber wohlthätige Erscheinung im Landschaftsbilde.

Lange blieb der Eucalyptus globulus ein Gegenstand einfacher Neugierde und manche botanischen Gärten besaßen ihn, ohne es selbst zu wissen; in Tasmanien jedoch wußten die Kolonisten ihren prächtigen Blaugummibaum wohl zu schätzen und zu den verschiedensten Zwecken zu verwerthen. Eine weitere Verbreitung fand der nützliche Baum erst seit der Gründung der australischen Kolonie Victoria, einem Ereigniß, das noch nicht fünfzig Jahre alt ist. Aus dem botanischen Garten zu Melbourne ging der Eucalyptus über das Meer nach Europa, Amerika und Afrika. Gegenwärtig wird er mehr oder weniger in verschiedenen Theilen Südeuropas, wie in Oesterreich, Frankreich, Spanien, Portugal, Griechenland und Italien, ferner in Palästina, in den Hochlanden Indiens, in vielen Staaten von Nord- und Südamerika, auf Kuba, St. Helena, in Aegypten, Norrika und Algerien gezogen. Auf der Insel St. Mauritius sind aber die im Jahr 1865 im zoologischen Garten zu Pampelmouffes gepflanzten Bäume schon 1868 wieder zu Grunde gegangen; sie vermochten den heftigen Stürmen nicht zu widerstehen, welchen diese Insel ausgesetzt ist. Der Eucalyptus wurde in Neuseeland eingeführt und soll an geschützten Plätzen

der Kanalinsel Jersey erträglich fortkommen; ebenso auch in der britischen Grafschaft Süd-Devon und sonst hie und da im Süden und Westen von England. In Algerien fand er seit 1854 Eingang, in bewußter Weise erst seit 1861, als Herr Ramel Samen aus Melbourne dahin brachte. Bald brach ein wahres Eucalyptusfieber aus, Jedermann wollte den schönen Baum haben und in Tausenden von Exemplaren nahm er vom algerischen Boden Besitz. Heute ist er dort zu Hause und säumt majestätisch die Straßen ein, die er in ihrem Werden gesehen. Wie die Agave und die Opuntie scheint er für Algerien wie geschaffen; weniger behagt es ihm an den nördlichen Gestaden des Mittelmeers. Im südlichen Frankreich, im Languedoc und in der Provence verpflanzte man sich nicht viel von ihm. In der östlichen Provence ist der Eucalyptus seit 1858 eingeführt und zwischen Cannes und Monaco gedeiht er inmitten des fahlen Graugrün der Olivenbäume und der schirmartigen Kronen der italienischen Pinen. Hier ist der Eucalyptus ebenso naturalisirt wie in Algerien. Die ältesten Eucalyptusbäume in Europa, zugleich die stärksten und höchsten, finden sich wahrscheinlich auf den Vorromischen Inseln im Lago Maggiore. Nach den bisher in Oesterreich gemachten Erfahrungen scheint die Lage der Stadt Görz (nähzu 46° nördlicher Breite) die äußerste nördliche Grenze zu bilden, wo der Eucalyptus globulus vorläufig noch im Freien zur Noth fortkommen kann. Mit Gewißheit darf man sagen, daß er im Freien nördlich der Alpen nirgends überwintern wird, die Kanalinseln vielleicht ausgenommen. Da aber die meisten Eucalyptusarten die vorzüglichsten Eigenschaften des Blaugummibaumes theilen, so dürfte es möglich sein, ihn durch minder empfindliche Verwandte zu ersetzen. Als solche gelten namentlich Eucalyptus coriacea und E. Gunnii, von welchen versichert wird, daß sie die mitteleuropäischen Winter ganz gut überleben würden.

Verschiedene Umstände, darunter die natürliche Trockenheit des Samens und seine Kleinheit, erleichtern den Transport; die Setzlinge können bequem und schnell herangezogen werden, da sie keiner außergewöhnlichen Sorgfalt bedürfen und schon innerhalb eines Jahres oder in noch kürzerer Zeit umgepflanzt werden können. Nach englischen Vorschriften wäre die günstigste Zeit, um die Schößlinge in die Erde zu pflanzen, wenn sie eine Höhe von beiläufig 1 Meter erlangt haben. In England wird der Eucalyptusstamm gewöhnlich in eine Mischung von Lehm, Moor- und gewöhnlicher Erde, mit etwas Sand an der Oberfläche gegeben; er wird gegenwärtig in Konversationshäusern leicht herangezogen und geheiht am besten in feuchtem, fruchtbarem Erdreich, sonst aber in jedem, dem es nicht gänzlich an Feuchtigkeit mangelt.

Ein Picknick.

(Siehe das Bild S. 832.)



Elegentlich der Münchner internationalen Ausstellung von 1883 feierte die moderne spanische Schule wohlverdiente Triumphe. In welchem Werthverhältniß die Werke dieser jungen Malergeneration zu denen ihrer großen Ahnen stehen, darüber wird die Zukunft entscheiden. Beider Kunstideale gehen vielfach auseinander. Jene Wahrheit, nach der die alten Meister strebten, unterscheidet sich wesentlich von der Wirklichkeit, die den Zielpunkt der modernen bildet. Den alten Meistern genügte mitunter auch ein unsichtbarer Lohn; so wurde ein Schüler des Koslas für eine Vision des h. Franziskus nur mit der Verheißung bezahlt, daß der Heilige, den er verherrlicht, ihm dafür im Fegefeuer beistehen werde. Von den modernen Meistern würde sich kaum einer herbeilassen, auch nur die kleinste Skizze für das Versprechen von Hülfeleistungen im Fegefeuer zu verkaufen. Mag man indeß auch jetzt über den kindlichen Sinn der Maler lächeln, die sich mit solchem Lohn genügen lassen — man muß anerkennen, daß die Ueberzeugung, aus der die Genügsamkeit hervorging, ihren Bildern eine Weihe ausprägte, welche selbst in unserer glaubensarmen Zeit ihre Wirkung noch nicht verloren hat.

Zu den Malern, welche uns in der Münchener Ausstellung anmuthige Szenen aus dem spanischen Leben vorführten, gehört auch Mamerto Segui. Sein Vortrag ist gewandt und sicher; er ist ein ausföhrlicher Erzähler, wird aber nie zum begeisterten Poeten. In der Dichtung „fortunajist“ er zuweilen, d. h. er steht noch unter dem Einfluß gewisser Eigenthümlichkeiten, die durch seinen großen Landsmann Mariano Fortuny stark in die Mode gekommen sind. Das „Picknick“ führt uns, den Kostümen nach, in die südlichen Provinzen Spaniens, die Heimat der Majas und Toreros. Toreros sind Stierkämpfer. Eine „Maja“ zu definiren ist schwerer. Ich würde eine Gitarrenarbeiterin von Sevilla eine Maja nennen, wenn sie sich herausgeputzt hat, um vor seßhaften Stuhlern oder auch vor durchreisenden Fremden — wie das häufig vorkommt — in einem Restaurant ihre Nationaltänze auszuführen.

Nehmen wir an, es sei die Zeit der „Feria“, des großen Frühlingsfestes in Sevilla, das eine volle Woche dauert und drei Stierkämpfe in sich schließt. Links vom Beschauer ist die Arena, wo einen Abend um den andern 25—30 Pferde und 6 junge Stiere vor einer blutleuchtenden Volksmasse auf möglichst grausame Art abgeschlachtet werden. Man hat Peppe Jlo von Valencia und Romero von Murcia dazu verschrieben. Sie sind unter den gegenwärtigen Stierkämpfern, was Vogel und Niemann etwa unter den Opernsängern sind. Gestern Abend hat Peppe Jlo — links vom Beschauer — die Zehntausend, welche die Arena von Sevilla füllt, zu einem Beifall hingerissen, wie er lauter weder Niemann noch Vogel je zu Theil wurde. Festen Schrittes ist er dem wüthenden Stier, der mit gesenktem Kopf auf ihn zustürzte, entgegengetreten und mit einem Stoß seiner toledaner Klinge — gerade zwischen Nacken und Schulterblatt — hat er ihn getödtet. Güte flogen ihm zu, Fächer und Rosen; was ihm sonst noch zu Füßen lag, das ließ manches schöne Augenpaar errathen. Unter hundert Herzen zu wählen hat, der kann sich einem nicht ausschließlich widmen. Jnes hätte sich mit der Stunde begnügen sollen, da er sie sein eigen nannte. Schon schaut er über ihre traurigen Augen hinweg nach der tanzenden Gloria, und die papierene Wand des Fächers, die Jnes so gern zwischen ihm und

der Tänzerin aufrichtete, wird dem armen Dinge wenig nützen. Gloria versteht's, den Fandango aufzuführen, der aus einer Reihe stolzer und doch feuriger Bewegungen zusammengekehrt ist, die von Leidenschaft durchglüht sind, ohne je lüßtern zu erscheinen. Wie eine Flamme, die, eingekengt, sich zu befreien strebt, lodert ihre Leidenschaft aus jeder Bewegung — aus den Augen, dem halbgeöffneten Mund. Arme Jnes!

Romero, der eine ebenso gute Klinge wie Peppe in der Arena führt, was sich morgen Abend bewähren wird, klinkert neben Gloria die Gitarre und singt ... Befanntlich verfügt Romero auch über einen hübschen Tenor und ist auf diesen Tenor gerade so eingeübt — wie jeder Andere auch an seiner Stelle es wäre. Ja, er ist überzeugt, daß es nur von seinem guten Willen abhängt, um von der Arena sofort einen Sprung nach der Bühne zu machen und in Bizet's „Carmen“ die Partie des Stierkämpfers zu singen, wie er sie morgen dem Stier gegenüber durchführen wird.

Die dritte „Maja“ — rechts vom Beschauer — ist die Jüngste und Hübscheste. Sie hat Peppe gestern in der Arena ebenfalls gesehen und sieht auch heute nur — ihn. Arme Jnes! Die beiden Toreros neben ihr, von denen einer die Gitarre tragt und dem Beschauer sein einfältiges Profil zuwendet, der andere mit eiferfüchtigem Ausdruck nach Peppe schielt, sind keine „Matadores“, auch in der Arena nicht; sie gehören zu den Picadores.

Es bleiben nun für unsere Beachtung noch zwei Figuren — eine Ballmutter (denn in diese Kategorie muß man die vierte Sennora zählen) und ein Maulthier. Sie sind vom Maler nicht nur perspektivisch auf ein und dieselbe Linie gerückt worden — ihre Bedeutung für das Ganze ist auch eine ziemlich gleiche — sie gehören beide zum Hintergrund. Die Ballmutter ist der Richtung ihrer Augen nach ebenso ausschließlich mit Jnes beschäftigt, wie das Maulthier mit den Delfinen. Beiden ist ein Zug des Mißvergügens unverkennbar aufgedrückt. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich vermute, daß die Ballmutter bedauert, nicht ihrer bereits etwas verblühten Jnes alle vier Liebhäber zu Füßen legen zu können. Das Maulthier scheint dagegen zu beklagen, daß es, durch einen Strich verhindert, nicht alle Delfine, die auf der Bildfläche blühen, in seinen Magen aufnehmen kann!

Lange habe ich mir den Kopf zerbrochen, was das Stillleben links im Vordergrund auf dem Bilde eigentlich zu bedeuten habe, da es zur Ergänzung der Handlung ziemlich überflüssig erscheint. Schließlich bin ich darauf gekommen, es als eine Aufmerksamkeitsfalle für Hermine von Preußen zu betrachten, deren Anwesenheit in Rom mit der Entstehung des Picknicks zusammenfällt. Voraussetzlich ist Segui ein ebenso großer Verehrer von deren Talent, als ich es bin.

C. Biller.

Alfred Meißner.

(Siehe das Porträt S. 836.)



Je kleiner, immer kleiner wird die Zahl der Repräsentanten des Idealismus auf dem deutschen Banaß. Wieder ist einer der Edelsten und Besten unter diesen Idealisten dahingegangen: Alfred Meißner ist am 29. Mai zu Bregenz gestorben. Neben Moriz Hartmann war Meißner der hervorragendste Repräsentant der modernen böhmischen Dichtung; was seine Poesie vor Allem charakterisirt, das ist die innige Verschmelzung zielbewußten künstlerischen Strebens mit kriegsbereiter Vollkraft der Gefinnung; der Künstler hält in ihm dem Mamm von Charakter die Wage; als Künstler strebt er im Aufbau seiner Dichtungen nach allem Maß und vollendeter Rundung; als ethischer Mensch fühlt er sich in Fragen der Religion und der Politik, des Staates und der Gesellschaft auf strikte humanitäre Propaganda gerichtet, und dieser Bund der Schönheit mit der Humanität kommt in allen Rundgebungen des Meißner'schen Geistes in mehr oder weniger typischer Gestalt zum Ausdruck. Das pathetisch gehobene politische Lied findet in ihm einen seiner hervorragendsten Vertreter; in den Tagen der Reaktion hat er als Anwalt des Rechts und der politischen und bürgerlichen Selbstbestimmung seine Kunst in den Dienst des Vaterlandes gestellt und seitdem nicht abgelassen, sein Lied zum Echo des nationalen Gedankens wie der idealen Forderungen der Zeit zu machen: keine geistige Strömung des Tages, die in Meißner's Poesie nicht ihre Wellen wüßte, keine deutsche, keine menschliche Angelegenheit unserer Zeit, zu der Meißner nicht dichterische Stellung genommen! Wie sehr aber das Leben unseres Poeten durch diese innige Antheilnahme an den Schicksalen der Nation und der Zeit bewegt und beunruhigt wurde, das wird uns durch nichts so augenfällig vor die Seele gerückt, wie durch das vor Jahresfrist erschienene Memoirenwerk Meißner's, „Geschichte eines Lebens“, das als letzte literarische Rundgebung des genialen Poeten ziemlich gleichzeitig mit den gesammelten „Dichtungen“ die Presse verließ.

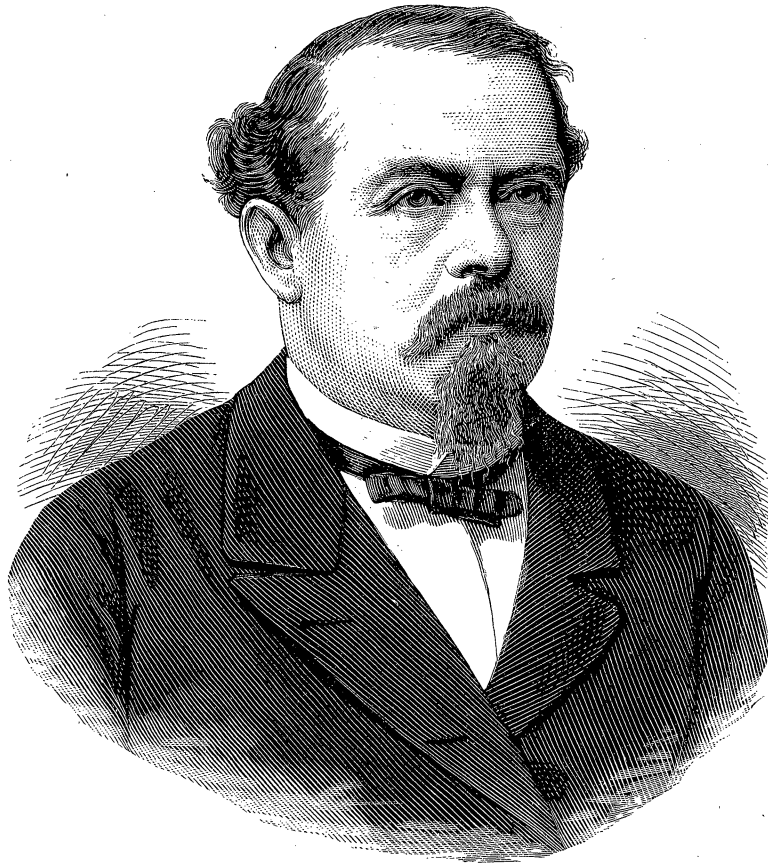
Alfred Meißner wurde am 15. Oktober 1822 zu Tepliz geboren und widmete sich zu Prag dem Studium der Medizin; er praktisirte daselbst kurze Zeit und begab sich alsdann, vor Jenfur und Polizei flüchtend, 1846 nach Leipzig, später nach Dresden, wo er rein literarisch thätig war. Aber seine große epische Dichtung „Ziska“, die er in Deutschland vollendete und herausgab, zwang ihn, das Land der Dichter und Denker zu verlassen und in Paris persönliche Sicherheit zu suchen. Dort führte er im Kreise der Heine, Dumas, Balzac eine Zeitlang ein angeregtes Leben. Beim Auflobern der Revolutionsfackel von 1848 nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er in den böhmischen Nationalauschuß gewählt, kehrte aber in Folge der Spaltungen zwischen Deutschen und Czechen nach kurzem Verweilen ahermals der Heimat den Rücken und wandte sich nunmehr zuerst nach Frankfurt a. M., im Winter 1849 aber wiederum nach Paris. Nach langjährigem Aufenthalt daselbst — vorübergehend auch in London — weilte er kurze Zeit in Prag und siedelte sich endlich 1869 in Bregenz am Bodensee dauernd an, wo er, ein „vielleicht gewandter“ Odyseus, nunmehr die letzte Ruße gefunden hat.

Der Schwere- und Glanzpunkt der Meißner'schen Poesie ist ohne Frage in seinen lyrischen und episch-lyrischen Gedichten zu suchen. Sein „Ziska“ ist eine glänzende Verherrlichung des Kerkthums, eine Apotheose voll düsteren Feuers der Darstellung, voll gährender Leidenschaft der Empfindung und überraschender Tiefe des Gedankens, ein in brennenden Farben leuchtendes Fresko-

gemälde der hussitischen Insurrektion. Eigentlich episch nun ist diese aus Schlachtengemälden und Balladen, aus Hymnen und Dithyramben zusammengefügte geschichts-philosophische Dichtung freilich nicht zu nennen; die Plastik wird in ihr von der Farbe, die Gestalt von der Empfindung, kurz: das Epische vom Lyrischen in den Schatten gestellt, wie denn diese vorwiegend auf die Reflexion gerichtete Lyrik für das dichterische Naturell Meißner's überhaupt sehr bezeichnend ist. Nicht nur in seiner Epik, — „Werinher“ und „König Sadal“ mögen hier neben „Ziska“ hervorgehoben werden — auch in der absoluten Lyrik unseres Dichters klingt der Rhythmus des Gedankens überall durch. Meißner's Lyrik wird durch einen Pessimismus der Weltanschauung gekennzeichnet, der etwas Großartiges, Monumentales, Dämonisches hat, etwas von der verhaltenen Leidenschaft des Feuergeistes, die nur dann und wann hell aufblüht und flammend hervorbricht. Besonders interessant aber ist für uns Bürger des neuen deutschen Reichs die Stellungnahme Meißner's, des Republikaners von 1848, zu dem heutigen Stande der Dinge in Deutschland: voll und ganz schließt er sich dem Enthusiasmus für Kaiser und Reich an und verherrlicht das neue Deutschland in stolz einherreitenden Apostrophen — hierin seinen Gesinnungs- und Sangesgenossen Georg Herwegh und Moritz Hartmann, sowie anderen Vertretern der revolutionären Lyrik sehr ungleich, jenen lyrischen Heißpornen, die es der Weltgeschichte nicht verzeihen konnten, daß sie Deutschland auf andere Weise politisch groß und einig werden ließ, als man es sich Anno Achtundvierzig geträumt hatte.

Es liegt in der Natur des soeben gekennzeichneten Meißner'schen Talents, daß unser Dichter seines Geistes beste und edelste Früchte auf dem Gebiete des Epischen und des Episch-Lyrischen zeitigte. Seine Tragödien „Das Weib des Urias“, „Reginald Armstrong“ und „Der Präsident von York“ bekunden zwar eine seltene Höhe der dichterischen Anschauung, Schwung der Sprache und Glanz des Kolorits, aber ihr dramatischer Werth steht hinter ihrem allgemein poetischen zurück, und so haben sie sich in dieser Stoff und Handlung über Alles schätzenden Zeit auf dem Repertoire nicht befestigen können.

Erfolgreicher dagegen gestaltete sich Meißner's Schaffen als Romanschriftsteller. Die soziale und politische Tendenz im edelsten Sinne des Wortes herrscht in seinen hervorragendsten Schöpfungen dieses Genres vor, und namentlich sind es die Zustände seines österreichischen Vaterlandes, die er uns hier mit der Sicherheit des gründlichen Sachkenners schildert. Musterhafte



Alfred Meißner.

Technik in der Komposition, eindrucksvolle Charakterzeichnung und Höhe des geistigen Standpunkts zeichnen diese glänzenden Zeitromane aus, zu denen in erster Reihe „Sansara“, „Zur Ehre Gottes“, „Neuer Adel“, „Schwarz-Gelb“, „Lemberger und Sohn“, „Babel“ und „Die Kinder Roms“ zählen. Ein druckfertiger drei-

bändiger Zeitroman — um das hier nebenbei zu bemerken — wird sich sicherem Vernehmen nach im Nachlasse des Dichters vorfinden.

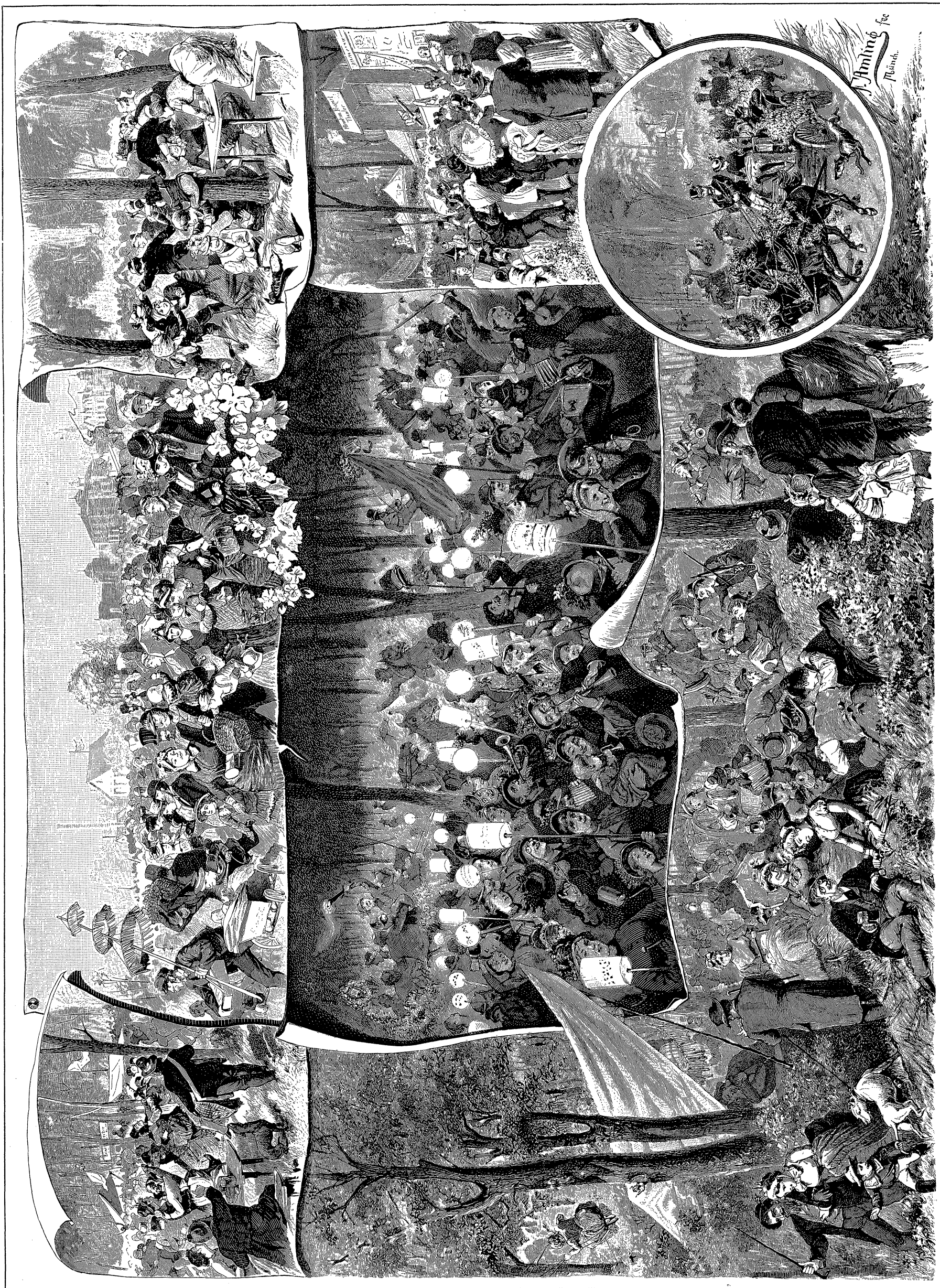
In seiner Begeisterung für Schönheit und Freiheit stehen unserem Poeten unter den Vertretern der modernen österreichischen Dichtung wohl Karl Bedl und Moritz Hartmann am nächsten. Bedl und Meißner begegnen sich vorwiegend in ihren sozialen, Hartmann und Meißner in ihren politisch-humanitären Tendenzen.

Die tiefstliegende geistige Verwandtschaft unseres Sängers mit dem Verfasser der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“ ist für beide Dichter wie für das Böhmerland, das sie geboren, sehr bezeichnend, und so mag denn diese Skizze mit einer Parallele zwischen den „Dioskuren der modernen böhmischen Dichtung“ abschließen, wie sie Ernst Ziel in seinen soeben unter dem Titel „Literarische Reliefs“ erschienenen Dichterporträts hinstellt. „Meißner und Hartmann“, heißt es dort, „stehen nicht nur auf dem gleichen nationalen und geistigen Mutterboden, sie sind auch von Hause aus verwandte Naturen. Beiden ist ein mächtig in die Saiten greifendes Pathos, Beiden eine warmblütige Begeisterung für Menschheit und Vaterland, eine rastlos schaffende, sich in immer neuen Gestalten ausgebende Phantasie eigen. Aber Alfred Meißner ist trotz allen Feuers der Empfindung mehr ein Dichter der Reflexion, Moritz Hartmann trotz aller Tiefe des Denkens mehr ein Sänger des Gefühls. Meißner verfügt über einen hochfliegenden rhythmischen Schwung; Hartmann liebt in Wort und Bild den einfacheren Gedankenausdruck. Jener ist mehr in der getragenen Ode, in der stürmischen Dithyrambe, Dieser in der lebhaft schildernden, stimmungsvoll malenden Lyrik heimisch, und wie Jener geistreicher, gedankenvoller, männlicher und imposanter, Dieser aber empfindungsvoller, unmittelbarer, weicher und bestimmbarer genannt werden muß, so sind sie Beide Repräsentanten der ewig in der Literatur wiederkehrenden Pole des Sentimentalen und Naiven. Demgemäß gemahnt Meißner an die großartig melancholische Lyrik eines Leopardi, während sich Hartmann, wo er bejauhlich wird, an die wehmüthige Resignation Lenau's und der übrigen österreichischen Lyriker anlehnt. Im Ganzen ist die Poesie

Meißner's origineller, sie trägt mehr den Stempel des Genies als diejenige Hartmann's; jene ist eine Poesie starkgeistiger Männlichkeit; diese hat bei aller Kraft oft einen fast weiblichen Augenaufschlag und ist reicher an Innigkeit und Gefühlstiefe als jene.“



Schloß Panitzsch in Pommern. Nach einem Gemälde von L. Halbach.



Der Frankfurter Wäldchestag. Originalzeichnung von Fr. Amling.

Serpentina.

Novelle

von

C. E. Tittmann.

(Fortsetzung.)



Obwohl bekanntlich der Weg, den treue Liebe geht, selten sanft ist, ist er es doch in diesem Falle. Lydia scheint noch nicht bläsiert gegen die Illusionen des Herzens, und es gewährt Lebenserfahrenen ein eigenthümliches, ein beinahe wehmüthiges Vergnügen, wenn zwei junge Herzen sich tief und tiefer verstricken und dabei im Bahn leben, es sei der Umgebung verborgen.

Auch der Scheik, der oft in unserem Kreise ist, sieht es und empfindet eine stille Behemuth. Uebrigens ist er liebenswürdig gegen Alle, besonders gegen Frau van Knoop, nie verfällt er in Geistesabwesenheit — er ist ganz verständig und Frau van Knoop sehr für ihn eingenommen. — Daß ihr der Gedanke an Malwina durch den Kopf geht, sehe ich wohl.

Arme Mütter! Wie oft wird es euch verübelt, wenn ihr, für die Zukunft eurer Töchter bangend, Wünsche hegt, Charaktere zusammenstellt in Gedanken, ob sie einen guten Klang geben würden. Aber ich fürchte, dießmal gäbe es keinen guten Klang.

So denkt auch der Scheik, ohne eine Ahnung von Frau van Knoop's Gedanken zu haben:

„Diese jungen Damen sind sehr angenehm, sehr wohl-erzogen, sie haben viel gesehen und hie und da etwas dabei gedacht. Es sind verständige Mädchen, von gutem Charakter — aber es fehlt ihnen etwas, das für mich den Reiz ausmacht: die poetische Illusion, das eigentlich Jugendliebe. Sie haben Alle so kluge Augen. In ein so kluges Auge könnte ich nie mit Zärtlichkeit blicken — es fehlt das Mysterium!“

Ich suche ihn zu überzeugen, daß zwar das Mysterium und schwärmerische Augen zur Liebe gut sind — zur Ehe aber kluge Augen und Klarheit.

„Deßhalb werde ich mich nie zur Ehe entschließen!“ antwortet mein Freund.

Frau van Knoop weiß freilich nicht, wie viele Abende er bei Serpentina zubringt, und ich fühle mich nicht befugt, es zu sagen. Serpentina erscheint nicht im Salon, nur an der Tafel, wo sie sich ausschließlich mit ihrem Nachbar unterhält und im Uebrigen mit niedergeschlagenen Augen dasitzt. Die Familie van Knoop sitzt am andern Ende des Tisches und kann Serpentina nicht sehen.

Etwa vierzehn Tage sind seit dem Besuch bei Anastasia Borisowna verfloßen. Es ist nicht mehr die Rede von Tableau, wenn die Dame im Salon zuweilen erscheint. Sie hat dann einen kleinen Hofstaat junger Herren um sich, außer mon cher Baron. Sie verschwinden bald in einem kleinen Zimmerchen neben dem Rauchzimmer. Man flüstert, Anastasia Borisowna hätte dort ein kleines Roulette. Auch oben im Salon der Dame wird nach dem Thee mit den Ausgewählten gespielt, es sind immer zwei Spieltische: an dem einen präsidiert Anastasia, an dem andern mon cher Baron. Man spielt nicht hoch, natürlich nicht! Aber man flüstert, der blonde Jüngling sei in Verzweiflung, weil er dreihundert Franken an seine Gönnerin verloren und nicht wage, es seinen Eltern zu schreiben, daß er schon wieder Geld brauche.

Der Scheik erzählt es mir mit gutmüthigem Bedauern. „Ich kenne den jungen Mann, sein Vater hat ein Cigarrenlädchen in Nürnberg. Als ich Dürer dort studirte, habe ich oft Cigarren von ihm gekauft, aber er erinnert sich meiner nicht. Die Leute sind nicht reich, es war gewiß ein großes Opfer, das sie brachten, ihren brustleidenden Sohn diesen Aufenthalt nehmen zu lassen! Anastasia Borisowna hält ihn für einen Cavalier und schämt sich nicht, ihm sein Geld abzugewinnen, da er noch nicht gewandt und sie jedenfalls raffiniert im Spiel ist. Der arme Mensch dauert mich! Wenn er mich darum bäte, würde ich ihm das Geld gern geben!“

„Bieten Sie es ihm an und warnen Sie ihn!“

„Wenn ich die passende Gelegenheit finde, will ich es thun.“

Ich bin nicht mehr in Anastasia's Zimmer gewesen und habe mich gegen jede Annäherung kühl verhalten! Da es ihr offenbar um Herren, nicht um Damen, zu

thun ist, läßt sie mich unangefochten. Der kleinen Generalin begegne ich zuweilen auf dem Korridor und sie hat mich oft eingeladen, sie zu besuchen. Heute treffe ich sie wieder und sie redet mich an:

„Warum kommen Sie nie auf mein Zimmer, Madame? Ich möchte Ihnen so gern das Bild meines Mannes — er ist General der fünften Division — und meine Kinderchen zeigen!“

Die Kinderchen ziehen mich mehr an als der General der fünften Division, und ich folge Tetjana Erine in ihre Zimmer, die direkt an Anastasia's Zimmer stoßen.

Wir treten ein, das Erste, das mir in die Augen fällt, ist ein dunkles Heiligenbild in einer Art von Nische, eine dunkle Madonna, ohne Zweifel von Tetjana mitgebracht. Davor eine ewig brennende Lampe. Unter dem Heiligenbild, auf einem Schemel, sitzt Mascha, die Amme, sie hat ein rundes Baby an der Brust. Sie hat das gutmüthigste Gesicht, die breitesten Backenknochen, die ich je sah. Auf ihrem Kopfe sitzt das Mützchen mit Silberblechen geziert, sie trägt das fremdländische Kostüm, sie ist das Wesen, das ich an jenem Abend, da der Scheik zum ersten Male seine Cigarrette bei der hübschen Serpentina rauchte, mit der Gelben Dahlia auf dem Korridorsofa sah. Sie grinst mich freundlich an und zeigt ihre schimmernden Zähne. Tetjana zeigt mir das Baby, denn Frauen werden das immer zuerst betrachten. Es ist ein rundes, hübsches Geschöpf, aber es hat ein tatarisches Gesicht.

Am Fenster sitzt die deutsche Bonne und zeigt dem dreijährigen Knaben ein Bilderbuch.

„Lascha,“ sagt Tetjana schmeichelnd, „komm' zu der Dame, gib ihr eine Hand!“

Lascha dreht seinen Kopf um — er hat auch eine tatarische Physiognomie — ich scheine ihm nicht zu gefallen, und er dreht sich wieder um.

„Lascha! Viens ici! Sois gentil, mon coeur!“ sagt Tetjana.

Aber Lascha will nicht kommen, er brummt und murrst, und da Tetjana ihn streicheln will, stößt er ihre Hand zurück und ruft: „Du bist dumm, dumm, dumm!“

Lascha hört drei Sprachen, Russisch von Mascha, die ihn vergöttert, Französisch von Tetjana, die ihn verzieht, und Deutsch von der Bonne, die ihn in ihrer Weise erzieht. Ohne Zweifel sagt sie oft zu Lascha: „Du bist dumm!“ Und Lascha hat es in seinen polyglotten Sprachschatz aufgenommen.

Von Lascha wendet sich Tetjana zu dem General der fünften Division, der an der Wand hängt. Es ist das urtatarische Gesicht, die Kleinen haben es von ihm, — er hat eine kleine Stirn, einen großen Schnurrbart, und einen Stern auf der Brust.

Nach dieser Vorstellung ihres Gemahls läßt mich Tetjana zum Eigen ein, präsentiert mir eine Tasse Thee — der Samowar siedet auf dem runden Tisch — und fängt an zu plaudern, mich fortwährend mit ihren lebhafte Kleinen Augen musternd:

„Warum haben Sie mich nicht besucht, da ich Sie so oft einlub, Madame?“

„Ich dachte, daß Sie den größten Theil Ihrer Zeit bei Ihrer Freundin zubringen!“

„Bei Anastasia Borisowna? O nein! Ich liebe die Karten nicht so sehr, wie sie es thut! Sie kennt nichts mehr als ihre Karten!“

„Ihre Freundin hat die Pläne zur Unterhaltung, wie es scheint, aufgegeben?“

Tetjana zuckt die Achseln. „Das ist immer so mit Anastasia Borisowna. Sie hat solche Einfälle, das ist aber immer schnell vorbei. Im Grunde hat sie an nichts Interesse als am Spiel!“

„Sie sind Jugendbekannte?“

„O nein! Ich habe meine Erziehung in Petersburg erhalten, Anastasia Borisowna ist in Kasan erzogen. Sie müssen nicht glauben, daß die Damen in Petersburg so sind! Alexander Alexandrowitsch war mit meinem Mann in Petersburg auf der hohen Schule und sie dienten dann zusammen in der kaiserlichen Garde; so lernten sie sich kennen. Alexander Bourinine's Güter liegen hundert Werst hinter Kasan und so heirathete er Anastasia, welche die reichste Erbin in Kasan war. Er bringt immer einen Theil des Jahrs in Petersburg zu, und seine Frau wollte diesen Winter dort die Saison mitmachen. Alexander Bourinine wollte Vera vorstellen und in Gesellschaft bringen, aber Anastasia wollte es nicht, sie ist eine Närrin, sie will keine erwachsene Tochter haben und sperrt Vera mit ihrer Gouvernante ein! Alexander hat seine Frau gewiß nur deßhalb in das Hotel geschickt, weil er weiß, daß ich da bin. Mein Mann, der General von der fünften Division, steht im

Kaufhaus und dahin wollte ich die Kinder nicht nehmen, so ging ich mit ihnen in den Süden. Aber wenn Alexander Bourinine meint, daß ich Anastasia von ihren Narrheiten abhalten kann, so irrt er sich. Sie ist alt genug und kann thun, was sie will!“

Unwillkürlich sehe ich mich im Zimmer um.

„Mascha versteht nur russisch, und Marianne da erzählt nichts, wenn sie es auch verstünde!“ sagt Tetjana.

„Der Baron ist wohl ein alter Bekannter Herrn Bourinine's, da er sich so viel Mühe gibt, der Dame sich gefällig zu erweisen?“

„Der Baron? Alexander Bourinine kennt die Familie. Es ist eine gute, alte Familie, obwohl eine polnische. Anastasia traf den Baron in Warschau im Hotel und er schloß sich ihr als Reisebegleiter an. Ich möchte wissen, was Bourinine sagen würde, wenn er sähe, wie Anastasia mit diesem schmutzigen Baron und den jungen Leuten Karten spielt. Mögen Sie den Baron leiden? Ich möchte ihn nicht mit dem kleinen Finger anrühren, und den ganzen Tag ist er bei Anastasia Borisowna. Sie läßt ihn alle ihre kleinen Geschäfte besorgen, sie läßt sich von ihm den Hof machen — Anastasia Borisowna,“ sage ich zu ihr, „geben Sie Acht, Sie machen sich lächerlich!“ Aber sie ist eine Närrin und will nicht hören!“

„Liebt Herr Bourinine das Spiel nicht?“ frage ich nach dieser aufrichtigen Mittheilung.

„Ja, er liebt auch das Spiel, aber er würde sich schämen, von jungen Leuten Geld zu gewinnen, die nicht zu spielen verstehen!“

„Ich glaube“ — sage ich der offenerzigen Tetjana — „daß man etwas vorsichtig sein und nicht zu laut sprechen muß,“ und ich erzähle ihr von meiner Erfahrung mit Mania.

„So macht es Anastasia!“ sagt Tetjana verächtlich. „Sie läßt immer ihre Kammerfrau an den Thüren hocken! Wenn Die dann übler Laune ist, so erzählt sie ihr alles Mögliche — lauter Lügen! Ich halte das für dumm! Wenn ich wissen will, was man in einem Zimmer spricht, so horche ich selbst, denn man hört doch nur Lügen von den Diensthofen!“

Ich verlasse das Zimmer der kleinen Generalin von der fünften Division, aufgeklärt über die Vorzüge einer Petersburger Erziehung.

Ich habe von meinen jungen Zimmernachbarinnen wenig gesehen. Sie leben ein Leben für sich. Daß es kein leeres Leben, ein Leben reich an Ideen, reich an inneren Aufregungen ist, sagen mir hie und da Worte, Sätze, die verständlich zu mir dringen. Ich nehme mir oft vor, Natalia zu warnen, finde aber keine Gelegenheit. Ich weiß, daß auf der andern Seite Niemand logirt und kein anderes Ohr sie hört als das meine.

Wunderbarerweise ist es Anastasia Borisowna einmal in den Sinn gekommen, Vera zu einer Fahrt nach Olion mitzunehmen, und da ich am Nachmittag spazieren gehe, treffe ich Natalia, die auf einer Bank ruht.

Es ist ein unvergleichliches Plätzchen auf dem Wege von Montreux nach Clarens, wenn man oben über den Berg geht; ein kleines Halbrund, umgeben von dichten Lorbeerbüschen, von welchem man ein Panorama überschaut, das wohl eines der großartigsten und reizendsten der Erde ist. Zu unseren Füßen ist das liebliche Clarens an die sanft anschwellenden Höhen voll Neben geschmiegt, rechts und links die grünen Hügel, die schönen Buchten des glänzenden blauen Sees, der wie ein schimmernder Edelstein in hundert Farben wechselt, drüben die schroffen, zerklüfteten Berge Savoyens, der majestätische Dent du Midi, so weit das Auge reicht, ein Kranz von zierlichen Villen mit Gärten. So hat man das volle, schöne Leben vor sich liegen. Tritt man aber hervor aus dem grünen Halbrund, so steht man unmittelbar an der stillen Stätte des Todes, der schönsten, die es wohl auf Erden geben mag, dem großen Friedhof von Clarens, auf welchem Fremde aus allen Zonen und die Bewohner des Landes still zusammen unter Rosen ruhen.

Natalia sitzt auf einer der Bänke. Ihre streng geschnittenen Züge sind wie aus Stein gemeißelt, ihre dunklen Augen sind weit und groß geöffnet. Sie schaut in die Ferne. Sieht sie, was vor ihr ausgebreitet liegt, oder schaut sie in eine ferne, große oder furchtbare Zukunft?

Ich fühle Gewissensbisse, ihre Gedanken zu unterbrechen, doch setze ich mich mit stummem Gruß zu ihr, denn ich wünsche mit ihr zu sprechen.

Natalia grüßt artig, ohne Ueberraschung kehrt sie aus den fernen Regionen ihrer Gedanken zurück.

Nachdem wir einige Worte über die Gegend gewechselt haben, sagt Natalia:

„Sie waren in Amerika, sind Bürgerin eines freien Landes! Wie Sie glücklich sind, in einem Lande der Freiheit zu leben! Aber wenn unser armes Rußland auch Ihre freie Konstitution hätte, es würde jetzt nicht dadurch glücklich sein!“

„Warum?“ frage ich, um Weiteres zu hören. Natalia's Worte waren mehr eine Fortsetzung ihrer Gedanken, als unseres Gesprächs.

„Weil Korruption aller Art das Herz der Nation angefressen hat. In den hohen Klassen herrscht Genußsucht, Egoismus, moralisches Verderben. Das Volk aber ist von den Priestern in der größten Unwissenheit erhalten, von den Beamten ausgefogen und von den Edelleuten zertreten. Es ist durchschnittlich jetzt in schlimmerer Lage, als da es leibeigen war, denn Niemand sorgt für das Bedürfnis des Lebens; das Volk kennt seine Rechte nicht, und die herrschenden Klassen wollen, daß es diese Rechte nie kennen lerne.“

„Und auf welche Weise glauben Sie, daß dieser Zustand zu ändern ist?“

„Man muß das Volk seine Rechte kennen lehren und man muß die herrschenden Klassen zwingen, dem Volk diese Rechte zu geben!“ antwortete Natalia kurz und bestimmt.

„Das ist langsame, harte und gefährliche Arbeit — zumal für Frauen! Liebes Fräulein, ich gestehe Ihnen, daß ich unfreiwillig oft eine Zeugin Ihrer Unterredungen mit Ihrem schönen Bögling war — und ich möchte Sie warnen.“

Natalia ist blaß geworden, aber sie sieht mich fest und ruhig an: „Sie sind unfähig, mich zu verrathen.“

„Ich bin unfähig, Sie zu verrathen. Aber ich möchte Sie fragen, ob Sie es für recht halten, ein so junges Mädchen, wie es Vera ist, aus dem ihr von der Natur angewiesenen Kreise zu reißen und zu einem so gefährvollen Leben zu erziehen?“

„Soll ich Vera zu einem Leben erziehen, wie es Anastasia Borisowna führt?“ Da ich schweige, fährt Natalia fort: „Ich erziehe Vera dazu, unter das Volk zu gehen und zu lehren. Unser Volk ist außerordentlich empfänglich für die Poesie der Schönheit, für das Ideale, das in einer Erscheinung liegt wie in der Vera's. Vera kann die Prophetin einer bessern Zukunft im Volke werden!“

„Eine Prophetin oder — eine Märtyrerin!“ sagte ich leise.

„Eine Märtyrerin?“ wiederholt Natalia. „Ja, sie kann Märtyrerin werden — aber ist es nicht besser, daß sie für eine große Idee stirbt, als daß sie für Trivialität und Egoismus lebt?“

„Wie denken Sie sich die Zukunft Ihrer Nation?“ frage ich nach einer kleinen Pause.

Natalia schweigt. Ein dunkler Schatten scheint über ihre Stirne zu ziehen, ihr Mund zuckt, die großen Augen blicken düster vor sich hin.

„Unser Volk wird eine freie Nation werden — aber zwischen der heutigen Sklaverei und der Freiheit der Zukunft fließt ein breiter Strom von Blut — Blut — das Blut der jetzigen Generation. Das Bestehende wird in Flammen aufgehen, aber aus den Flammen wird unser Volk, ein Phönix, erstehen!“

„Sie wagen es, eine Frau, diesen Brand mit heraufzubeschwören?“

„Wir sind nicht mehr Frauen, nicht Individuen — wir sind Instrumente des Schicksals, wenn die Zeit reif ist. Das Individuum bedeutet nichts vor der Idee. Wir sind nur Mittel zum Zweck, bestimmt, ihn zu realisiren.“

„Sind Sie der Ansicht der Jesuiten, daß der Zweck alle Mittel heiligt, liebes Fräulein? Die Maxime ist gefährlich!“

„Nein!“ sagte Natalia ruhig. „Wir wollen nicht Gutes zerstören um des Bessern willen. Aus dem Guten kann sich das Bessere naturgemäß entwickeln. Aber wir wollen das absolut hoffnungslos Schlimme zerstören, das fort und fort verderbliche Frucht tragen muß, keinen Reim, keinen Uebergang zum Guten mehr in sich trägt. Der Boden des Vaterlands muß von der Tyrannei, von der Korruption gereinigt werden, und wenn auch das Blut der Edelsten, wie das Blut der Bedrückten, den Boden tränkt, der die junge Saat der Freiheit tragen muß. Wie Rußland jetzt ist, gilt das Motto dafür, das über Dante's Hölle steht: „Hier endet die Hoffnung!““

Schweigend fahren Natalia und ich zusammen auf dem wunder schönen Weg über den Berg von Clarens nach Montreux zurück, zum Hotel Bonivard.

Am nächsten Morgen, da ich zum Frühstück komme, finde ich den Scheik in intemem Gespräch mit dem

blonden deutschen Jüngling, der, einen offenen Brief in der Hand, sehr niedergeschlagen aussieht, ja Thränen in den Augen hat. Diskret setze ich mich auf die Glasveranda, obwohl es dort etwas kühl ist.

Etwa nach einer Stunde trifft mich der Scheik im Garten. „Ich habe nach Ihrem Rath dem armen Jungen das Geld angeboten, das er an diesen schmutzigen Baron, nicht an Anastasia Borisowna, verloren hat. Ich traf ihn in der tiefsten Niedergeschlagenheit, ja Verzweiflung, denn der Papa will nicht mehr als das Ausgesetzte geben. Ist es nicht sonderbar, daß eine Spielschuld mehr Ehrensache sein soll als eine andere? Der arme Mensch fühlte sich vernichtet in seiner Ehre und weinte vor Mithrung, da ich ihn rettete.“

„Hoffentlich ließen Sie sich versprechen, daß er nicht mehr Anastasia's Salon besucht?“ frage ich, sehr erfreut, daß mein Scheik sich so von der guten Seite zeigt.

„Gewiß! Und er gab mir freiwillig sein Ehrenwort, daß er nicht nur nicht mehr bei Anastasia, sondern daß er nie, nie mehr spielen wird. Ich denke, er wird es nach dieser ersten bitteren Erfahrung halten!“ lachelt mein junger Freund. Ueberhaupt zeigt sich unser Scheik so liebenswürdig, er gibt so viele Beweise von Gütmüthigkeit, von feinem Gefühl, geht mit so viel Takt auf die Bedürfnisse und Interessen unserer kleinen Gesellschaft ein, daß er in allen Herzen Raum gewonnen hat, vorzüglich in dem der Frau van Knoop, die nicht umhin kann, es mir hier und da zu sagen, wie sehr sie für Malwina das Glück wünsche, dessen die hübsche Hydria eben theilhaftig ist, da sie auf Rosen der Liebe wandelt, die ihr der junge Ingenieur in den Weg streut. Der Scheik ist offenbar der Vertraute des Ingenieurs; die Beiden stehen im besten Einverständniß, der Ingenieur spricht mit Enthusiasmus von seinem Freund. Sogar Mr. Whimsley scheint ihm bis zu einem gewissen Grade verziehen zu haben, daß er jünger, schöner, reicher und vielleicht ein besserer Maler ist als er selbst. — Unsere kleine Gesellschaft lebt exklusiv, die Anderen existiren kaum oder doch nur als Gegenstände der Beobachtung. Ein solcher Gegenstand ist die schöne Serpentina, gegen welche Frau van Knoop nicht eben mild gestimmt ist, obwohl sie sich nie im Salon, noch im Garten zeigt. Bei Tisch unterhält sich Serpentina nur mit dem Scheik; sie kommt und geht, eingehüllt in eine gewisse stille Anmuth, sie ist nach wie vor die Moosrose, die sich halb in süßer Bescheidenheit verbirgt. Ich selbst sehe zwar, daß diese gesenkten Wimpern sich heben, daß sie feurige, schmachtende, zärtliche Blicke schießen können — ganze Ladungen solcher Blicke. Aber Frau van Knoop weiß das nicht und doch, fürchte ich, haßt sie Serpentina — ohne Grund.

Wenn wir im Garten gehen, sehen wir bisweilen Serpentina auf ihrem Balkon, träumerisch auf einer Causeuse, mit dem Buche in der Hand. Ist es Zola? Nie habe ich indeffen über Serpentina oder Zola mit Frau van Knoop gesprochen! Serpentina ist nur ein Gegenstand für mich und meinen Scheik. — Die Gelbe Dahlie zeigt sich zuweilen auf dem Balkon in einem Anzug, der sich sogar von ferne als unbeschreiblich salopp erkennen läßt. — Alle lieben meinen Scheik, nur die Königin von Saba haßt ihn. Sie zeigt diesen Haß durch Ungezogenheiten gegen mich, die mich unbeschreiblich kühl lassen. Ihre Verehrer, der Lieutenant und der schmalbrüstige, semitische junge Herr, helfen ihr dabei. Doch hüten sie sich, es in Gegenwart meines jungen Freundes auffällig zu thun, und wenn die Dame selbst ihm verächtlich den schönen Rücken kehrt, so trägt er es mit sokratischem Gleichmuth.

Eines Abends ist die Königin von Saba im Salon in eifriger Konversation mit einer ältern norddeutschen Dame, die erst vor ein paar Tagen kam und sich noch nicht eingelebt zu haben scheint. Da sie sehr comme il faut, obwohl unbehaglich, aussieht, sucht sich die Königin von Saba ihr anzuschließen und spricht ihr huldvoll Trost zu.

„O Madame,“ höre ich sie in ihrem lauten, hohen Sopran, „wenn Sie einmal so viel gereizt sein werden wie ich, werden Sie sich in einem solchen Salon ganz behaglich fühlen. Nichts bildet so sehr wie das Reisen! Ich reise nur, um mich zu bilden, und ich fühle mich in der größten Gesellschaft behaglich. Man muß nur an Gesellschaft gewöhnt sein!“ und sie blickt triumphirend umher.

„Ich bin durchaus an Gesellschaft gewöhnt,“ sagt die norddeutsche Dame lächelnd, „aber an die Gesellschaft meines eigenen Kreises, nicht an eine aus allen Nationen, wie es scheint, gemischte. Ich werde mich

wohl hineingewöhnen, wenn ich die Gesellschaft kennen lerne.“

Eben steht mein Scheik auf, der bei mir und Frau van Knoop saß, geht am Tisch der Damen vorüber und aus dem Salon.

„Ist dieser junge Mann Italiener oder Franzose?“ fragt die norddeutsche Dame.

Zufällig nähere ich mich in diesem Augenblick dem Platz, den die Beiden inne haben.

„Madame!“ ruft die Königin von Saba.

Ich wende mich ihr zu — kühl bis an's Herz hinan.

„Diese Dame hier wünscht zu wissen, wer der junge Mann, der sich für einen französischen Maler ausgibt, eigentlich ist!“ sagt die Königin von Saba in impertinentem Tone.

„Der junge Mann, der soeben hinausging,“ sage ich, gegen die fremde Dame mich wendend, „ist Maler, Franzose und lebt in Rom.“

„Woher wissen Sie, daß das wahr ist? Es kann Niemand wissen, wer er eigentlich ist, er spricht alle Sprachen! Hier kann ein Jeder sich ausgeben, für was er will!“ erwidert die Königin von Saba in ihren lautesten Tönen, so daß die nächsten Gruppen sich umschauen und aufmerksam werden.

„Es thut mir sehr leid, gefragt zu haben,“ sagt die norddeutsche Dame ganz betroffen, „der junge Mann fiel mir durch sein distinguirtes Wesen auf, und da er so sehr brünnett ist, dachte ich, er sei Italiener.“

„Er mag sein, was er will, er ist“ — und die Königin von Saba zuckt die Achseln und sieht verächtlich drein.

„Der junge Maler ist mein Freund,“ sage ich sehr ruhig zu der norddeutschen Dame. „Er ist Franzose und lebt in Rom, wo er seine Villa und sein Atelier hat. Die Persönlichkeit muß überhaupt für solche Angaben bürgen. Wir sind nicht Alle im Fall wie diese Dame hier, daß die Zeitungen über uns und unsere Charaktere sprechen und die Erscheinung so völlig zu diesem Charakter paßt.“

Die Königin von Saba hört und würde blaß werden, wenn die Rosen auf dem schönen Wachsputtenkopf nicht so dauerhafter Natur wären. Aber sie wirft mir einen wüthenden Blick zu, dreht mir den Rücken und entfernt sich mit Ostentation.

„Wer ist diese — Dame?“ fragt die Fremde ganz erschrocken.

„Niemand, dessen Impertinenzen mich hätten erregen dürfen,“ sage ich lächelnd. „Doch für jetzt, da Sie völlig fremd hier scheinen, erlauben Sie, daß ich Sie einer liebenswürdigen Familie vorstelle, die ich hier kennen lernte.“ Und ich bringe die norddeutsche Dame zu Frau van Knoop und ihren Töchtern, die natürlich Alles gehört haben und in einiger Aufregung sind.

Die Königin von Saba sucht ihre Niederlage durch eine glänzende Bravour zu decken. Sie putzt sich mit verdoppelter Eleganz, sie schwebt und segelt wie ein Schwan durch den Salon, sie lacht und spricht noch einmal so laut wie bisher. Ihr Lieutenant kehrt mir den Rücken.

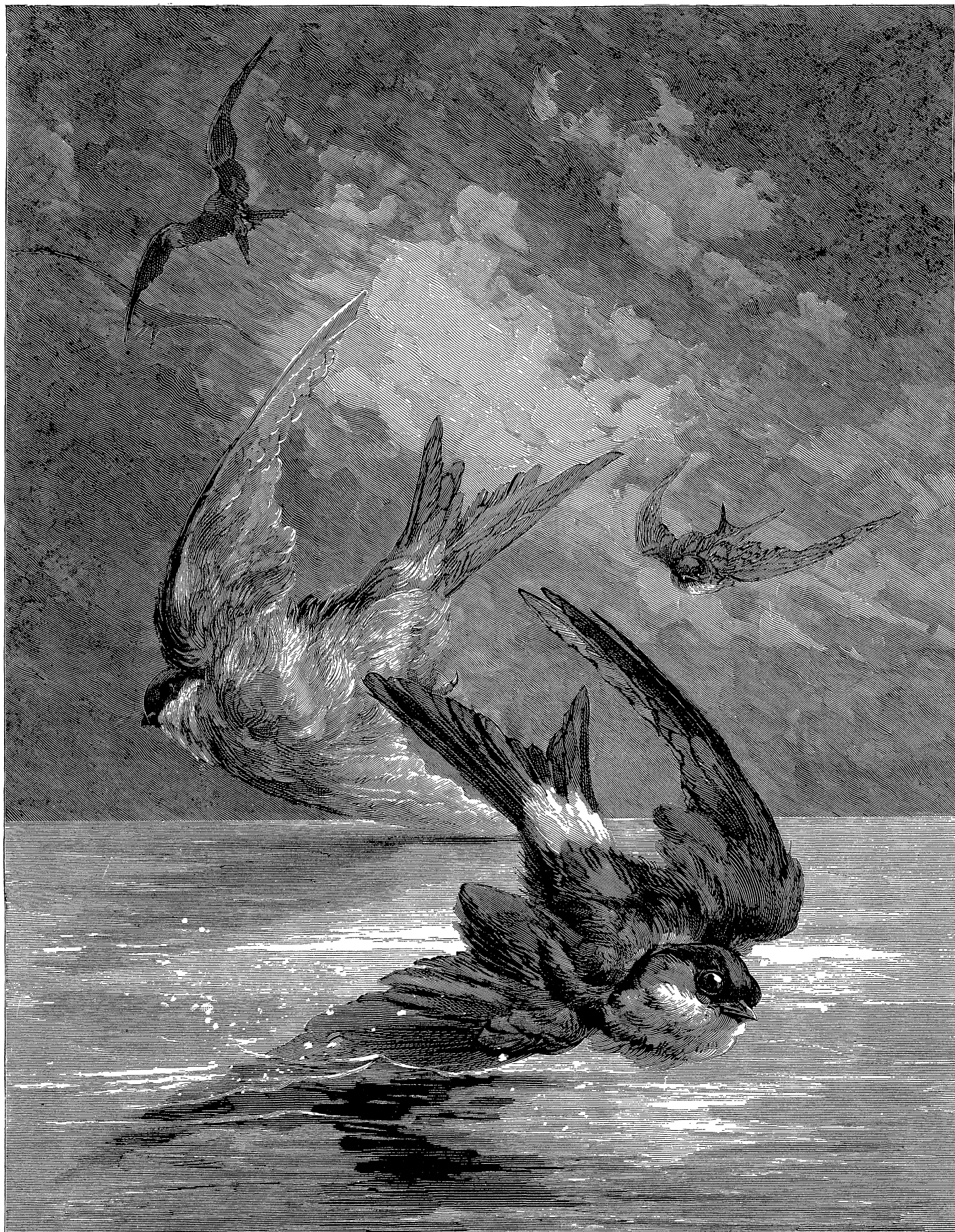
Einige Abende später sitze ich mit Mr. Whimsley, der hier und da ein Plauderstündchen mit mir sucht, auf dem Korridor vor dem Salon. Ich fühle den Anfang von Migräne und schene die Hitze und das Gas. Durch die offenen Thüren können wir hineinschauen.

Die Königin von Saba ist heute ohne ihre Inséparables, die eine Fahrt nach Saxon les bains machen und nicht zurückgekehrt sind. Sie sucht eine Whistpartie zu arrangiren, sie schwebt hin und her mit überredender Bitte. Niemand will sich dazu verstehen, der vierte Mann zu sein. Plötzlich schwebt sie aus dem Salon und steht vor Mr. Whimsley.

„Oh, Mr. Whimsley, will you be so good, so very good, to with me come?“

Auf diese klassische Bitte, in welche die Dame all' ihr Englisch konzentriert, wird Mr. Whimsley blutroth. Er zögert, er zuckt mit den Füßen. Sie neigt sich huldvoll zu ihm und sieht ihn mit den schönen Glas- augen an. Mr. Whimsley steht auf, macht eine entschuldigende, ungeschickte Verbeugung, und die Königin von Saba führt ihn fort — eine willenlose Eroberung.

Durch die offene Thür sehe ich die von der Dame arrangirte Partie. Sie ist zusammengesetzt aus dem- cynisch aussehenden alten Franzosen mit den Fuchs- augen, Monsieur Dieudonné, einer Dame von der Insel Guernsey, welche Malwina den „Korsar“ getauft hat. Die Dame von der Insel Guernsey trägt einen Kopfpuz, der genau aussieht wie ein Bordermast mit Maa und



Das Bad der Schwalbe.

Von
Fr. Kar. Seidl.

Der Tag erglüht im Sonnenbrand,
Matt hängt das Laub an allen Zweigen,

Indeß ringsum das ganze Land
Ermüdet ruht in düst'rem Schweigen.

Auf matten Schwingen allgemach
Kommt eine Schwalbe hergeflogen
Und suchet hier beim klaren Bach
Ein kühles Bad in seinen Wogen.

Ermüdet von des Tages Glut
Netzt sie das schimmernde Gefieder,
Hier spiegeln in der hellen Flut
Sich blaue Himmelswolken wieder.

So lebt sie still und unverzagt,
Indeß ein Tag flieht um den andern,
Bis ihr die welke Rose sagt:
Der Lenz ist fort, nun auf zum Wandern!

Zeichnung von H. Giacomelli.

Das schwache Geschlecht oder Jetzt wird's gefährlich.

Originalzeichnungen von Carl Stauber.



Student: Du, schau' einmal Die an mit ihren Ritterhandschuhen, das sind ja wahre Pantärmel!



Studentin: Haben Sie vielleicht den Muth, meinen Handschuh aufzuheben? Er gilt für euch Beide!

Student: Mit Vergnügen, mein Fräulein; aber es sollte uns leid thun, eine Schmarre auf Ihre Wange zu zeichnen, Ihre Schönheit würde darunter leiden.



Studentin: Glauben Sie, wir befaßen uns mit Ihrer kindischen Klopffechtere! Der Stoßdegen ist meine Waffe!

Student: Wir bedauern, darauf sind wir nicht eingepaßt.
Studentin: Erbärmliche Feiglinge, beleidigen könnt ihr unser Geschlecht, zur Genugthuung seid ihr zu feige!



Student: Du, da können wir nicht mehr aus, wir müssen's schon ausfechten. — Fräulein! Morgen schicken wir Ihnen unsern Sekundanten!



Sekundant: Mein Fräulein, ich komme im Auftrage meiner Freunde Lustig und Bollbier, um Ihnen volle Genugthuung anzubieten, nur eruchen wir Sie um einen Aufschub von vierzehn Tagen zur Einübung auf Stoßdegen.

Studentin: Gut, ich gebe ihnen drei Wochen Zeit.



Bollbier erhält einen Stich in die Brust, Lustig in den Arm.
Studentin: Meine Herren! Ich wollte meine Gegner nur leicht verwunden; wäre ich rachsüchtig, so wären Beide todt. Nun werden Sie uns zugestehen, daß wir Ihnen nicht nur geistig, sondern auch in Führung der Waffen ebenbürtig sind.



Die Damen werden als satisfaktionsfähig erklärt. Ein Calamander wird ihnen gerieben. Allgemeiner Jubel, ungeheure Geisterzeit.



Alle Korps üben sich im Floretfechten.



Senior: Silentium! Kommilitonen! Daß sich das weibliche Geschlecht emporhebt und zu immer höherer Ausbildung gelangt, sogar in den Waffen eine Virtuosität entwickelt, die staunenswerth ist, das läßt sich nicht mehr leugnen, aber ein Trost bleibt uns noch, in einem Punkte werden sie immer unter uns stehen: im Trinken können sie mit uns nicht konkurriren.

Segel. In ihrem Haar und Gewand scheint der Nordwind gewühlt zu haben. Sie hat die energischen Bewegungen eines Seemanns. Die huldvoll lächelnde Königin von Saba und der sehr rosigte Mr. Whimsley sind die beiden Anderen. Eine Stunde später, im Begriffe, die Treppe hinaufzugehen, begegne ich Mr. Whimsley.

„Wie hat Ihnen ihr Spiel gefallen?“ frage ich ihn.

„Nun,“ entgegnet er, „ich will Ihnen die Wahrheit sagen, wenn Sie erlauben, daß ich eben sehr Unartiges sage: die Königin von Saba ist eine ungeheure Gans, aber sie ist wirklich ein sehr schönes Exemplar!“

(Schluß folgt.)

Fürst Karl Anton von Hohenzollern.

(Hiezu das Bild S. 829.)

Neben den stolzen, Lorbeergekrönten Heldenthaten gibt es in der Geschichte jedes Volkes Opfer, die ihrer Natur nach nicht geeignet sind, jubelnde Begeisterung zu erwecken, aber darum nicht minder segensreich in ihren Wirkungen waren und Zeugnis ablegen für die stille Größe Derer, die sie zu bringen vermochten. Als ein solches Opfer, eine patriotische That ersten Ranges verzeichnet die Geschichte Deutschlands den Akt, durch welchen Fürst Karl Anton von Hohenzollern am 6. April 1850 auf die Krone Hohenzollerns zu Gunsten Preußens verzichtete. Fröhlich hatte dieser einsichtige Fürst erkannt, daß es seinem kleinen Duodezstaate an Lebensfähigkeit gebräche, und nun ging sein Streben dahin, die Souveränität an das nächstberechtigte Preußen abzutreten, wie dieß in den Erbvertragsverträgen von 1695 und 1707 für den Fall des Aussterbens der regierenden Fürstenthäuser vorgesehen war und in der Verzichtsurkunde vom 6. April thatsächlich erfolgte. Daß dieser in politischer wie rein menschlicher Beziehung merkwürdige Schritt der erste zur Einigung Deutschlands war, hatte der Fürst klar erkannt und der deutsche Kaiser hat ihm dieß im Spiegelsaal von Versailles öffentlich bezeugt. Dieser hochherzigen und für die Entwicklung Deutschlands so bedeutungsvollen That aber sei heute mit besonderer Dankbarkeit gedacht, da es gilt, eine Ruhmespalme auf das Grab des letzten Regenten von Hohenzollern zu legen, der am 2. Juni in Sigmaringen im Alter von nahezu vierundsechzig Jahren die Augen für immer schloß.

Fürst Karl Anton von Hohenzollern ist geboren am 7. September 1811 als einziger Sohn des Fürsten Karl, welcher demselben eine vortreffliche Erziehung zu Theil werden ließ; der Prinz besuchte die Akademie Genf, die Universitäten Tübingen, Göttingen und Berlin. Die Fürsorge des Vaters für die Ausbildung seines Sohnes ging so weit, daß er selbst eine Schrift verfaßte, in welcher die wichtigsten Lebensregeln für den künftigen Mann und Fürsten zusammengestellt sind. Der Vater war ein echter Hohenzoller und hat auch den Sohn dazu erogen, in strenger, gewissenhafter Pflichterfüllung seinem fürstlichen Beruf zu leben. Nach der am 21. Oktober 1834 in Karlsruhe erfolgten Vermählung mit der Fürstin Josefine, Prinzessin von Baden, lebte das Erbprinzenpaar fast in täglichem Verkehr mit den fürstlichen Eltern, und bald erblickte dem Paar ein schöner Kinderkreis, der diesem friedlichen Familienleben den edelsten Reiz verlieh.

Im Sturmjahre 1848 unter den schwierigsten Verhältnissen zur Regierung berufen, führte Fürst Karl Anton dieselbe bis zum Jahre 1850, um späterhin als erster Unterthan seines Kaisers begeistert und pflichtgetreu mit Rath und That am Werke der deutschen Einigung weiterzuhelfen. Wegen seiner hervorragenden Verdienste um das deutsche Militärwesen rief zu den höchsten militärischen Chargen befördert, trat er 1858 als Ministerpräsident unter schwierigen Verhältnissen an die Spitze der königlichen Staatsregierung und wirkte in dieser hohen Stellung energisch für sein Programm der Einigung Deutschlands. Am 18. Oktober 1861 wurde dem Fürsten das Prädikat königliche Hoheit verliehen; im Jahre 1862 erhielt er die Stellung eines kommandirenden Generals für Rheinland und Westphalen, 1864 nahm er Theil am Schleswig-holsteinischen Krieg und im Jahre 1866 führte er das Kommando über ein Beobachtungskorps an der Westgrenze. An dem großen Kriege von 1870/71 theilzunehmen, war dem Fürsten zu seinem Bedauern nicht mehr vergönnt; seine körperliche Kraft verjahte. Am 21. Oktober vorigen Jahres verschied der Fürst auf dem Schloß seiner Ahnen in Sigmaringen mit seiner hohen Gemahlin im Beisein des Kaisers und vieler Fürstlichkeiten das Fest der goldenen Hochzeit, dessen Verlauf wir mit Bild und Wort in diesen Blättern geschildert haben. Von den sechs Kindern des Fürsten sind zwei in der Blüte ihrer Jahre gestorben: die am 15. Juli 1837 geborene älteste Tochter Stefanie als Königin von Portugal am 11. November 1861, nachdem sie nur vierthalb Jahre vermählt gewesen, und der am 7. Oktober 1841 geborene Prinz Anton, welcher den im böhmischen Feldzuge bei Koblenz erlittenen Wunden am 5. August 1866 erlegen ist. Die lebenden Kinder sind Seine Hoheit der Erbprinz Leopold, welcher im Jahre 1870 den spanischen Königsthron ausschlug, geboren am 22. September 1835, vermählt am 12. September 1861 mit Ihrer königlichen Hoheit der Infantin Antonie von Portugal; der König Karl von Rumänien, geboren am 20. April 1839, seit 10. Mai 1866 Fürst, seit 21. Mai 1881 König von Rumänien, vermählt mit Elisabeth, geborener Prinzessin von Wied, am 15. November 1869; Prinz Friedrich, königlich preussischer Generalmajor, vermählt mit Louise, Prinzessin von Thurn und Taxis, und die jüngste Tochter Prinzessin Marie, vermählt mit Seiner königlichen Hoheit dem Grafen von Flandern.

Mit dem Tode des bisherigen Oberhauptes der schwäbischen Linie des Hauses Hohenzollern ist wiederum einer der treuesten Paladine unseres ehrwürdigen Kaisers, einer der hervorragendsten Fürsten des Vaterlandes, zugleich ein eifriger Förderer künstlerischer und wissenschaftlicher Bestrebungen, dahingeshieden, dem das deutsche Volk sein selbstloses und edles Wirken im Dienste der nationalen Sache nimmermehr vergessen wird.

Antwerpen.

(Hiezu das Bild S. 832.)



Die zu Anfang Mai in Antwerpen eröffnete Weltausstellung lenkt unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf die sonst nicht übermäßig besuchte alte Blumenstadt an der Schelde, Belgiens Hauptkriegsplatz und Handels-hafen, der, obgleich lange nicht mehr das, was er in früheren glanzvollen Tagen gewesen, doch unter allen Umständen einer der interessantesten Orte unseres Erdtheiles bleibt und zu neuer Bedeutung sich emporzuschwingen beflissen ist. Die Landschaft um Antwerpen freilich bietet keine Anziehungspunkte; sie ist flach wie eine Tafel und einformig über die Maßen — auf weiten Strecken sieht man nichts als See und Haide, stellenweise Sumpf und Sand. Mitten inne und zugleich gewissermaßen in Belgiens Herzensmitte, liegt nun Antwerpen, achtzehn Stunden vom Meere entfernt und doch am Meere, gegen dessen Gefahren es aufs Beste gesichert ist. Die Schelde, der gewaltige Strom, dessen Ufer halbkreisförmig die Stadt umsäumen, eröffnet ihm den trefflichsten Hafen, der vom Meere leicht zugänglich ist und gleichwohl sich leicht versperren läßt. Ueber 600 Meter breit und 10 Meter tief, sind die Scheldewässer durch die vorliegenden seeländischen Inseln vor Sturm und Hochflut immerdar geschützt, während ganze Handelsflotten bis vor die Häuser und in die schönen, von Quadersteinen gemauerten Docks gelangen, wo sie mit größter Bequemlichkeit ihre Waaren einladen oder löschen können. Zweitausend Schiffe fänden im Antwerpener Hafen Platz, doch sind ihrer nicht so viel vorhanden. Immerhin reißt sich in stundenlanger Ausdehnung Schiff an Schiff in allen Größen und Arten, und ein schönes Schauspiel ist es, wenn auf der weiten Wasserfläche Segel auf Segel emportaucht, riesige Dampfer kommen und gehen und die steigende Flut ein stolzes Kriegsschiff einherträgt, das mitten im Strom seinen Ankerplatz wählt, fern von dem gewöhnlichen Volke der Handels- und Rauffahrtsschiffe. Noch heute wie vor Jahren bilden die Kais an der Schelde für den weitaus größten Theil der Bewohner Antwerpens das Lieblingsziel aller Spaziergänge. Nicht allein, daß hier auf den breiten Werften sich ein Leben und Treiben entwickelt, wie es nur ein Handelsemporium ersten Rangs zu schaffen vermag, auch die Stadt, die — von der Landseite gesehen — so viel von ihrem ursprünglichen Charakter eingebüßt hat, bietet von der Flußseite noch den alten malerischen Anblick dar. In schönem Halbkreis zieht sie sich um den Strom, überragt von den zahlreichen Thürmen ihrer Kirchen. Am südlichen Ende des Kais haben Straßen-durchbrüche und neuere Straßenanlagen freilich Manches verändert; am mittleren und nördlichen Theil dagegen stören selbst die in den dreißiger Jahren erbauten nüchternen, ärmlichen Häuser, die den Kai hier begrenzen, die Harmonie des alterthümlichen Bildes nur wenig.

Neue, wohlthuende Eindrücke bringt ein Schöndergang durch die Straßen der belgischen Handelsmetropole. Mächtig wirkt der imposante Bau der Kathedrale mit seinen fahnen, schlanken Säulen und Thürmen; diese Notredamekirche von Antwerpen nimmt nicht nur unter den zahlreichen Gotteshäusern der Stadt den ersten Rang ein, sie übertrifft an Größe und Schönheit auch alle übrigen gotthischen Kirchen der Niederlande. Eine Menge kleiner, meist unausgeglichener Häuser, die im Laufe der Zeit rings um die Kirche entstanden sind und mit deren Abbruch endlich vorgegangen werden soll, beeinträchtigen den großartigen Eindruck des prachtvollen Baues, dessen Hauptportal — mit dem reichverzierten achttheiligen Fenster darüber — zu dem Schönsten gehört, was auf dem Gebiete der Gotik geschaffen worden ist. Am „Grünen Platz“ (place verte) entfaltet der Dom seine gewaltige Länge mit dem Riesenportal des südlichen Querschiffes und gibt zugleich einen Hintergrund für das Rubensdenkmal, welches den Malerfürsten an der reichsten Stätte seines künstlerischen Schaffens in fürstlicher Weise ehrt. Das Denkmal ist mit Gießgitter umgeben, zum Schutze gegen allerhand Verunglimpfungen, wo sie ein Denker auf seinen Bildern ungeschont verweigert hat. Auf der Grande Place erhebt sich die massige Gestalt des prachtvollen Rathhauses mit seiner reichen Renaissancefassade, ein Gebäude, würdig der großen Handelsstadt, und in der St. Jakobskirche bewundern wir die reichgeschmückte Kapelle der Familie Rubens. Hier befindet sich das Grab des großen Malers neben dem Altar, den ein herrliches Bild von seiner Hand zielt. Am 30. Mai 1640 starb Rubens in dem prachtvollen Haus an der Place de Meir, das er sich nach eigenem Plane hatte erbauen lassen.

Der Gesamtcharakter Antwerpens ist ein durchaus eigenartiger. Die vielen Kanäle und zahlreichen Brücken darüber versehen uns nach Venedig, während breite Plätze und Straßen zwischen mittelalterlichem Häusergerümpel, übermächtige Portale, burgartige Spassgassen, Bogenburggänge und Christusbilder entchieden an spanische Städte erinnern. Die alten Stadttheile Antwerpens sind reich an kleinen Bildwerken aller Art, die auf offener Straße oder in den Höfen der Häuser befindlich sind. Das Volk der Stadt betrachtet diese Bildwerke mit besonderer Vorliebe und zählt sie zu den seinen. Die engen Straßen und Gäßchen heimein uns aber auch an durch ihre Reihlichkeit mit manchen deutschen Reichstädten, wie Ulm, Nürnberg, Augsburg, und wenn auch nur französische und hauptsächlich vlämische Laute das Ohr umschwirren, das Gepräge stammverwandten Geistes tritt überall hervor. In keiner anderen Stadt Belgiens gelangt das vlämische, das heißt das spezifisch germanische Element so sehr in den Vordergrund wie gerade in Antwerpen. Sonst ist Leben und Lebensaffen der Wahlspruch der Antwerpener. Heiterer Genuß, Abneigung gegen politische wie geistige Kämpfe, etwas derbe Sinnlichkeit sind hier zu Hause. Im katholischen Kirchenwesen findet das Volk sein herzlichstes Genügen und an religiösen Aufzügen und Festlichkeiten seine kindliche Freude. Gegenwärtig ringt Antwerpen mit Hamburg um die Palme, der erste Hafenplatz auf dem Festlande zu sein, und in der That scheinen die alten Zeiten wiederzukehren, da die „Magd Antoir“ die Fürstin der Niederlande war, da auch die Kunst ihre höchsten Triumphe feierte inmitten einer freien, selbstbewußten, kunstsinnigen Bevölkerung.

F. v. H.

Schloß Panfin.

(Hiezu das Bild S. 836.)



Der Pommern kennt, wer dieses von wirklichen Touristen freilich mehr gemiedene als gesuchte Land zu beiden Seiten der Oder einmal von der Leba bis zur Rednik, von Stralsund bis Lauenburg kreuz und quer durchwandert hat, um mit eigenen Augen all' das Gute und Schöne zu sehen, wodurch dieses Land uns erfreut, dem wird sicherlich auch Schloß Panfin nicht unbekannt sein. Darum benötigen wir gern die Gelegenheit und legen dieses Bild heute einmal unseren Freunden in Nord und Süd, in West und Ost vor; wir hoffen, vor Allem dadurch bei dem jungen Nachwuchs in unserem Leserkreise für dieses alte und berühmte Schloß, das Stammschloß der in unseren Tagen besonders oft genannten und viel gerühmten Familie v. Puttkamer, ehemals eine mächtige, gewaltige Feste, seit 1382 die Schirmburg der Johanniter, in noch früherer Zeit der Sitz der Tempelherren und vor diesen der pommerschen Herzoge selbst, ein lebendigeres Interesse zu erwecken.

Das Schloß setzt sich zusammen aus drei Theilen, deren mittlerer im gotthischen Styl erst in neuerer Zeit aufgeführt ist und in einen achteckigen Thurm ausläuft. Der schöne Park, welcher es umgibt, wird durchströmt von einem Mühlbach und dem Fluß Krampehl. Es birgt in seinem Innern nicht nur überaus werthvolle Sammlungen, sondern hat auch sonst Sehenswerthes und Merkwürdiges in Hülle und Fülle aufzuweisen. So vor Allem eine prächtige Brautruhe mit zwei herrlichen Wappen und Wibelstellen, dann eine 1496 von Henning v. Borcke aus dem gelobten Lande mitgebrachte Kiste von Jericho, ferner seltene alte Solantien, Naturmerkwürdigkeiten, alterthümlichen Schmuck, kostbare alte Schränke; an einem Gestell die berühmte Lubinische Karte von Pommern, die Herzog Philipp Julius im Jahre 1618 hat in Kupfer stechen lassen und die außer dem Stammbaum der pommerschen Herzoge auch Ansichten von den pommerschen Städten und den herzoglichen Schlössern enthält. Der Rittersaal ist reich decorirt mit Fahnen und Schildern von historischer Bedeutung.

Die Krone des Ganzen aber ist die durch zwei Stockwerke gehende große Halle, die sich in dem als dritter Flügel bezeichneten Theile des Schlosses befindet. Außer den im romanischen Styl geschnittenen Möbeln, den mit griechischen Gottheiten und den Sinnbildern der Landwirtschaft geschmückten Büffets, außer den Krügen, großen Trinkgläsern, Kannen und fernigen Sinnprüden fallen dort besonders noch die zahlreichen, durchweg höchst stattlichen Hirschgeweihe und andere weidmännische Beutestücke auf; ferner prächtige Waffen aus neuer und alter Zeit: Helme, Säbel und Jagdmessner aus den Freiheitskriegen und aus den Jahren 1847 und 1848, Streitkolben und eine Streitart, eine Hussitenfeste mit Morgenstern, höchst werthvolle Degen. Vor Allem aber fesselt die in großer Zahl vorhandenen Ahnen- und Familienbilder, darunter auch das der viel besprochenen und einst gar übel berüchtigten Sidonie v. Borcke, jenes eben so reichen, als schönen, stolzen und hochmüthigen Edelräuleins, dem es im herzoglichen Schlosse zu Wolgaft gelang, die Zuneigung des jungen Herzogs Ernst Ludwig zu gewinnen, das dann aber, als es sich in seinen Hoffnungen getäuscht sah, voller Verwerfung in der Welt umherzog und später in's Kloster Marienfließ eintrat, um hier schließlich, der Hegererei beschuldigt, 1620 enthauptet und dann verbrannt zu werden.

Das Schloß Panfin hat mancherlei Schicksale erfahren. Herzog Kasimir II. gab 1214 bei seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande für die in seiner Abwesenheit muthmaßlich geführte Regierung des Landes das Schloß den Tempelherren als Lehen, und als der Tempelherrenorden aufgehoben wurde, übertrugen die Herzoge von Pommern dessen Güter an die Johanniter, aber es vergingen volle siebenzig Jahre, ehe diese in den Besitz von Panfin kamen. Erst 1382 gelang es den Johannitern, die Tempelherren aus der festen, wohl verwahrten und standhaft verteidigten Burg zu vertreiben. Während des dreißigjährigen Krieges hat das Schloß furchtbar gelitten; zu wiederholten Malen wurde es von den Polen und Schweden beschossen und geplündert; die damaligen Besitzer verarmten immer mehr, und 1682 ging Schloß Panfin in den Besitz der Familie v. Puttkamer über. Auch während des siebenjährigen Krieges und in den Jahren 1806 und 1807 wurde Panfin arg heimgesucht und mitgenommen; von den Kosaken und von den Franzosen wurde es ausgeplündert, nichtsdestoweniger wurden ihm gar schwere Lieferungen an Getreide, Vieh und Getreide auferlegt. Wie viel schöner waren doch die Jahre 1856 und 1869, vor Allem die Tage, in denen preussische Könige und Prinzen des königlichen Hauses, die Söhne und Enkel Friedrich Wilhelm III., mit einem überaus glänzenden Gefolge dort ihr Hoflager aufschlugen und durch die Vertreter der Provinz die erneute Glorification des ganzen Pommernlandes empfingen.

Nun aber scheiden wir von Schloß Panfin, indem wir den Wunsch, der auf dem Schilde Derer v. Puttkamer steht, in das Gewand der Prophezeiung kleiden und sagen:

„Gott wird dich ferner schützen,
Wenn Unglückswolken blitzen.“

Der Frankfurter Wäldchestag.

(Hiezu das Bild S. 837.)



„Vorje im Wäldche!“ — das ist am Pfingstmontag das Lösungswort aller Bewohner der alten Reichstadt am Main. Während an anderen Orten unseres Vaterlandes die Festfreude im Wesentlichen sich auf die zwei Feiertage — Sonn- und Montag — beschränkt, erreicht sie in Frankfurt erst am Dienstag ihren Höhepunkt. Kommt ein Fremder an diesem Tage nach der Mittagszeit in die Stadt, so sieht er zu seinem Erschrecken alle Läden geschlossen, allen Verkehr erloschen. In den sonst so lärmvollen Straßen der inneren Stadt, wo für gewöhnlich Einer am Andern geschäftig vorüberdrängt, eine Droschke der andern folgt und dazwischen zahllose Lastwagen leiserer und schwererer Gattung über das Pflaster raseln, herrscht Grabesstille. Nur hie und da eilt noch eine festtägig gepuzte Dienstmagd, ein

Zunge mit einer Botaniktrummel oder eine mit Paketen beladene Familie an dir vorüber. Daß in der Botaniktrummel Leberwurst und Beeten verborgen, daß die Pakete ein schön gebratenes Gänsechen und ähnliche Herrlichkeiten enthalten, daß die Dienstmagd in dem großen Sack, den ihre stattliche Halbkrinoline birgt, ein kleines Küchendeckament angelegt hat, ahnst du wohl nicht. Folgst du den Reuten aber, so merkst du bald, daß sie alle einem und demselben Ziele zustreben. Je weiter du kommst, desto stattlicher wird die Schaar der Wallfahrer, und hast du die Mainbrücke überschritten, so bist du nun auf der breiten Sachsenhauser Straße inmitten einer riesigen Prozession. Das Ziel, dem sie sich nähert, ist der Stadtwald, der Festtag, der dort gefeiert wird, der Wäldchensfest.

Unter den hohen Buchen, Eichen und Föhren des Waldes, in der Nähe des Oberforsthauses, ist der Schauplatz des Volksfestes. Auf der breiten Straße, welche den Wald durchzieht, fährt eine endlose Zahl von Wagen dahin: Equipagen, Droschken, Omnibusse, Leiterwagen, die durch Stühle und Bänke in Menschenbeförderungsmittel umgewandelt wurden, Fuhrwerke, die Bier, Apfelwein und Gewürze herbeischleppen, und Anderes mehr. Zu beiden Seiten der Wagenzeile aber und stellenweise zwischen den Fuhrwerken selbst, in gefährlicher Nähe der sich aufbäumenden Pferde, drängen sich die Menschen dahin. Der Wäldchenstrom scheint kein Ende nehmen zu wollen und doch ergießt er sich endlich, wie das einmal unter Strömen so Sitte ist, in's Meer — in ein Meer von Menschen, die liegen, sitzen, gehen, laufen, tanzen, springen und die alle ein Gemeinames haben: daß sie in der denkbar köstlichsten Laune sind. Heute sind die Standesunterschiede aufgehoben, aller Groll ist vergessen, der empfindlichste Mensch ist heute gemüthlich und lächelt wohl gar, wenn einmal eine übermüthige Hand seinen Hut berührt; und die Liebe feiert ihren schönsten Festtag, denn heute sind selbst harte Väter weich gestimmt, schmollende Ehepaare werden wieder zärtlich und im ganzen Jahre gibt es keinen Tag, wo — man kann das ohne statistische Daten behaupten — gleichzeitig so viele Puhmamsellen am Arm von Labenjünglingen dahinwandeln. Im Walde selbst aber fehlt es nicht an Vorbereitungen, um die gute Laune, in der die Frankfurter kommen, auch zu erhalten und zu fördern. Hunderte und Hunderte von Wirthschaften haben sich aufgethan, und wenn sie auch alle sehr primitiv sind, man fragt heute nur nach dem „Stoffe“, „Appelwein“ und Bier — das genügt. Von jedem ein paar Fässer voll auf einen Wagen geladen und draußen im Walde dann ein langes Brett auf zwei Fässer gelegt, so daß die Herrschaften auch einen guten Sitz haben — die Wirthschaft ist fertig. Damit aber auch Diejenigen, die für feste Nahrung nicht — wie die meisten Wäldchensfahrer — gesorgt haben, ihren Hunger stillen können, ziehen Brod-, Wurst- und Käseverkäufer umher, und sie und da sorgt wohl auch eine mildherzige Frau für warmen Kaffee. Aber vom Essen und Trinken allein lebt der Mensch bekanntlich nicht, namentlich bei einem Volksfeste; da bedarf es der Unterhaltung, der Gelegenheiten zu allerlei Zug. Solche sind uns übrigens schon auf unserer Wanderung nach dem Festplatze begegnet. Da sind uns Männer in den Weg getreten, welche ganz mysteriöse farbige Karten verkauft. Nun erkennen wir deren Bestimmung, denn jeder der hier Lagernden oder Lustwandelnden hat eine solche Karte auf seinem Hute befestigt. Und da lesen wir denn Inschriften wie die folgenden: „Verliebt“ — „Noch zu haben“ — „Millionär“ — „Wo tappste dann herum“ — „Ganz voll“ und Anderes mehr. Eine Reihe Wuden am Wege gibt Alten und Jungen Gelegenheit, sich mit „musikalischen“ Instrumenten zu versehen. Der Eine hat eine Trompete, der Andere eine Posaune, der Dritte ein Ding, das, in der Luft geschwungen, ein dem Froschgequak ähnliches Geräusch von sich gibt. Zu dieser Dilettantenmusik kommen dann die Leistungen der wirklichen Künstler. Hier sitzt ein Alter mit der Inschrift: „Ein blinder Mann“, und bläst die Flöte, dort spielt „eine blinde Frau“ Harmonika und hier scharrt man sich um einen musikerzeugenden Italiener zum Tanze. Der Mann ist aber auch ein Universalgenie und vertritt ein ganzes Orchester. Mit den Händen arbeitet er eine Harmonika, auf dem Rücken trägt er eine große Trommel, deren Schläger er mittelst einer an seinem rechten Fuß angebrachten Schnur in Bewegung setzt, und sein Hut ist mit einem System von Schellen besetzt, denen er durch Schütteln des Kopfes Klänge entlockt. Aber auch Violinspieler, Leierkastenmänner und Maultrommelbläser gibt es, und wenn wir, dem lebendigen Lärm zu entfliehen, tiefer in den Wald dringen wollen, dann schallt uns, wo wir auch den Versuch unternehmen, plötzlich die Frage entgegen: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ Wir sind in den Bereich der Gesangsvereine gekommen, die durch Miniaturkonzerte das Ohr zur Festlust beitragen. Kehren wir in das Gewühl wieder zurück, so sehen wir hier ein Caroussel, das von Alt und Jung dicht besetzt ist, dort eine Schaukel, in der sich ein zärtlich aneinander geschmiegenes Pärchen dem Himmel näher bringt, und da ein Puppentheater, das von zahlreichen Zuschauern umstanden wird. Hier aber, unter einer schönen Baumgruppe, hat sich, durch einen gespannten Strid gegen Zubringende geschützt, eine Familie aus der Geldaristokratie niedergelassen. Seitwärts steht der schmutze Wagen, bespannt mit zwei feurigen Köhlein, und in der Mitte des Raumes lagert die Gesellschaft auf Decken und Plais, eifrig mit dem Prüfen der Maibowle beschäftigt, welche die kundige Hausfrau joeben bereitet hat.

Und so entfaltet sich das Treiben immer bunter und mannigfaltiger, immer lauter und humorvoller, bis der Abend hereinbricht und zum Aufbruch mahnt. Das Mahnen ist freilich in vielen Fällen ein vergebliches, selbst dort, wo es durch das energische Wort der Familienmutter unterstützt wird. Wie die Russen in ihren Schlachten stets nur einen toten Kosaken zu verzeichnen haben, so hat der Frankfurter „Berjer“ immer erst einen Schoppen getrunken, und auf zwei muß er es nothwendig bringen. Trotz dieser Verzögerungen schwillt der Strom der Heimwallenden immer mehr an. Mit Lampions versehen, die den Wald magisch erhellen, zieht Alles die breite Straße wieder zurück, singend und jubelnd, scherzend und lachend, wie eine Schaar von Kindern, die nichts wissen von Leid und Sorge, die selig sind bei ihren kindlichen Spielen. Von dem Strome aber zweigen sich bald verschiedene Menschengruppen ab; die einen ziehen nach Niederrad zu einem Trunk und wohl auch einem Tänzchen, die anderen wandeln die nach der Stadt führenden Feldwege dahin, wieder andere mietzen eines der am Mainufer bereit liegenden Boote

und langsam geht es flussaufwärts, während der Mond sein bleiches Licht auf die tänzelnden Wellen wirft.

Das Wäldchensfest wird heute fast ebenso gefeiert wie in früheren Zeiten. Es hat an seiner Beliebtheit nichts eingebüßt — Beweis dafür, daß es in den letzten Jahren von 40 bis 60,000 Menschen besucht war — und auch sein Charakter ist ihm gewahrt geblieben: der eines echten Frühlingsfestes, wo man nur in Sonnenschein und Blüthenduft lebt und nicht an Wolken und Winterstürme denkt, eines Festes, bei dem der Schalk regiert — aber ein gemüthlicher Schalk.

Caspar.



Literatur.

Es ist eigentlich seltsam, daß Prag bei dem großen Auf, den es als Theaterstadt besitzt, noch keine Geschichte seines Theaterlebens aufweisen kann. Dilettantenmusik kommt dann die Leistungen der wirklichen Künstler. Hier sitzt ein Alter mit der Inschrift: „Ein blinder Mann“, und bläst die Flöte, dort spielt „eine blinde Frau“ Harmonika und hier scharrt man sich um einen musikerzeugenden Italiener zum Tanze. Der Mann ist aber auch ein Universalgenie und vertritt ein ganzes Orchester. Mit den Händen arbeitet er eine Harmonika, auf dem Rücken trägt er eine große Trommel, deren Schläger er mittelst einer an seinem rechten Fuß angebrachten Schnur in Bewegung setzt, und sein Hut ist mit einem System von Schellen besetzt, denen er durch Schütteln des Kopfes Klänge entlockt. Aber auch Violinspieler, Leierkastenmänner und Maultrommelbläser gibt es, und wenn wir, dem lebendigen Lärm zu entfliehen, tiefer in den Wald dringen wollen, dann schallt uns, wo wir auch den Versuch unternehmen, plötzlich die Frage entgegen: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ Wir sind in den Bereich der Gesangsvereine gekommen, die durch Miniaturkonzerte das Ohr zur Festlust beitragen. Kehren wir in das Gewühl wieder zurück, so sehen wir hier ein Caroussel, das von Alt und Jung dicht besetzt ist, dort eine Schaukel, in der sich ein zärtlich aneinander geschmiegenes Pärchen dem Himmel näher bringt, und da ein Puppentheater, das von zahlreichen Zuschauern umstanden wird. Hier aber, unter einer schönen Baumgruppe, hat sich, durch einen gespannten Strid gegen Zubringende geschützt, eine Familie aus der Geldaristokratie niedergelassen. Seitwärts steht der schmutze Wagen, bespannt mit zwei feurigen Köhlein, und in der Mitte des Raumes lagert die Gesellschaft auf Decken und Plais, eifrig mit dem Prüfen der Maibowle beschäftigt, welche die kundige Hausfrau joeben bereitet hat.

Die Arme spielt im amerikanischen Leben keine große Rolle, sie wird dort als ein notwendiges Uebel betrachtet, und deshalb findet man sie auch in der Erzählungskunst jenseits des Ozeans kaum berücksichtigt. Um so interessanter ist der Roman von der kalifornischen Grange: „Wer wird sie heimführen?“ von Charles King (Braunschwieg, Wollermann), der in den Militärkreisen der Station Arizona sich bewegt und einen Offizier, welcher in jenem fernen Westen in undankbaren Kriegen mit den Rothhäuten seinen Dienst thut, zum Helden hat. Dieser Adjutant ist ein Muster von Gentleman, ein Ideal als Mensch und Soldat; er steht im Mittelpunkt des militärischen wie bürgerlichen Lebens Arizona's, das sehr gut und feinsinnig geschildert wird. Manches Originelle in den Persönlichkeiten zeichnet King an seinen amerikanischen Offizieren, dagegen hat ihre Stellung als Offiziere, die Schilderung des spezifisch Militärischen, viel Ähnlichkeit mit unseren deutschen Armeeverhältnissen.

Eine Reihe von Charakterköpfen Derer von Schwerin zeichnet D. Schwebel in seinem Werke: „Die Herren und Grafen von Schwerin“ (Berlin, Abenheim). Der Hintergrund dieser Schilderungen ist ein gewaltig Stück brandenburgisch-preussischer Geschichte vom vierzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage. Wir haben hier keine Geschichte des berühmten Adelsgeschlechts in fortlaufender Darstellung vor uns, sondern einzelne Charakterköpfe besonders eigenartiger, thatkräftiger und berühmter Sprossen der Schwerine, die in der Geschichte Preußens eine Rolle gespielt haben und von Einfluß auf die Geschichte des Staates gewesen sind oder sonst sich durch ihre Wirken hervorgethan haben. So zeichnet das sorgfältig und mit Liebe geschriebene Werk vor Allem eingehend Otto von Schwerin, den Hofmeister der Kurfürstin Louise Henriette und späteren Erzieher ihrer Söhne im sechzehnten Jahrhundert, zugleich ein hochinteressantes Kultur- und Sittenbild, und den bekannten Helden zur Zeit Friedrich's des Großen, der 1757 in der Schlacht bei Prag fiel. Diesen merkwürdigen, so viele Gegenstände des Charakters in sich vereinigen den Mann hat Schwebel mit großer Kunst und feinsten Charakterisierung porträtiert auf dem Hintergrunde der sturmbelegten Zeit, auf welcher Preußen als Großmacht hervorging. Es ist die ein Kabinetsstück ersten Ranges, so lebenswahr und feinsinnig, daß die Lektüre wie die spannendste Novelle den Leser anzieht und bis zum letzten Wort festhält.

Ferdinand Lotheisen hat sich auf verschafft durch seine kulturgeschichtlichen Studien über Frankreich und er darf als einer der feinsten und gründlichsten Kenner der französischen Literatur bezeichnet werden. Jetzt sind von diesem Autor eine Reihe von Essays erschienen, die so recht speziell in seiner Sphäre liegen, denn sie bewegen sich vom sechzehnten zum siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert, jener Uebergangsperiode von der Renaissance zum Rokoko und den Stürmen der großen Revolution. Die zwölf Stücke dieses Bandes sind eine bunte Reihe und höchst abwechslungsreichen Inhalts und beleuchten mannigfache Kreise des Kulturlebens, so das Virtuosen- und Komödiantenwesen von ehemals, dann Frau von Sevigné auf ihrem Schloß in der Bretagne, ferner bringt der Band den Lebenslauf eines echten adeligen Verschwenders jener Tage, er enthält einen sehr interessanten Essay über die Handelsfreunden früherer Tage, unterrichtet uns über die Dilettantenkomödie während des achtzehnten Jahrhunderts, schildert uns einen Reporter jener Zeit und schließt mit dem Lebensbild der Mutter zweier Dichter, André und Joseph Chénier's, einer Griechin von Geburt, echt hellenischen Geistes, die einen Franzosen vom ausgeprochensten Nationaltypus zum Mann genommen. Die reichhaltige und interessante Sammlung sei hiemit warm empfohlen.

Mit großer Spannung darf man einer Denkschrift Brugsch-Paschas entgegensehen, die derselbe, einer Notiz der „Magdeb. Ztg.“ zufolge, über seine außerordentliche Geandtschaft nach Aethien veröffentlicht wird.

Bildende Künste.

A. Hlavacek's Gemälde: „Die Kaiserstadt an der Donau“, das gegenwärtig im großen Festsaale des Berliner Rathhauses zur Seite des Werner'schen Kongreßbildes ausgestellt ist, macht daselbst großes Aufsehen. Es handelt sich dabei um nichts Geringeres, so schreibt die „Tägl. Rundschau“, als um einen Blick auf die Kaiserstadt an der Donau von dem beliebtesten Aussichtspunkte des Fußbergers nächst dem Kahlenberg aus. Mit vortheilhaft abgegriffener Palette hat der Künstler die weite Perspektive der Gestalt bewältigt, daß die Landschaft sich mit vollendeter Täuschung Schritt für Schritt von dem überaus lebendig und körperhaft wirkenden Vordergrund aus in den Horizont hinauszieht. Ueber frühherbstlicher Stimmung ruht die glühende Mittagssonne, stellenweise bedeckt durch vorüberziehendes Gewölk, das seine langgezogenen Schatten über einzelne Theile der Landschaft wirft, während an anderen Stellen die Dächer im Sonnenschein glänzen und funkeln, daß das Auge sich fast geblendet fühlt. Bei

äußerster Genauigkeit in Entfaltung der unzähligen Einzelheiten ist gleichwohl nirgends der Eindruck des Feinlichen wahrzunehmen. Wenn man aus entsprechender Entfernung, durch Gläser, deren Gehäuse den Goldrahmen verdeckt, die einzelnen Partien des Bildes betrachtet, gewinnt man den Eindruck, der Natur selbst gegenüberzustehen.

Eudlich wird Professor W. Lindenschmit in die Lage gesetzt, seinem schon vor Jahren ausgesprochenen Vorhaben gemäß das von seinem Vater Ende der zwanziger Jahre in den Münchener Hofgartenanlagen hergestellte Wandgemälde, das gleich den übrigen dortselbst vollständig ruind geworden, auf seine eigenen Kosten in der Keim'schen Mineralmalereitechnik auszuführen und wird sich dieser loyalen und pietätvollen Aufgabe voraussichtlich noch in diesem Sommer unterziehen. Dagegen besteht keine Hoffnung, daß auch die anderen Wandgemälde neu hergestellt werden. Von einer Restauration kann nach den damit vor etlichen Jahren gemachten traurigen Erfahrungen selbstverständlich keine Rede mehr sein.

Die Ehrenmedaille des hiesjährigen Salons für die Malerei wurde, wie aus Paris geschrieben wird, Vouguereau zuerkannt. Er erhielt von 407 Stimmen nur 72. Da bei der Malerei die absolute Mehrheit nicht nothwendig ist, so genügt die geringe Anzahl von Stimmen. Man ist natürlich wieder sehr unzufrieden mit dem Beschuß der Preisrichter.

Musik.

Die Musikaufführungen, welche der deutsche Tonkünstlerverein auf seiner kürzlich stattgehabten Jahresversammlung in Karlsruhe veranstaltet, gehören nach den Berichten der Fachblätter zu den glänzendsten Leistungen desselben. Von durchschlagendem Erfolg waren Almeister's „Prometheusschöre“ mit dem verbindenden Herder'schen Text, Wagner's Kaisermarsch und die imposante, in Deutschland noch ziemlich unbekannte „Todtenmesse“ von H. Berlioz. Die Zahl der Mitwirkenden unter der genialen Leitung Motil's betrug gegen tausend. Nicht, der das Fest durch seine Gegenwart verhehlte, erhielt vom Großherzog das Großkreuz vom Bähringer Löwen, die höchste Auszeichnung, die jemals in Deutschland einem Tonkünstler zu Theil geworden.

Eine Beethovenausstellung wurde dieser Tage im Sitzungssaale des Gemeindehauses zu Heiligenstadt bei Wien eröffnet. Es kam gelegentlich der Enthüllung des Gedenksteins am Beethovenhause (Parrplatz 2) eine Anzahl so interessanter, auf den Meister bezüglicher Bücher, Bilder, plastischer Gegenstände u. s. w. zusammen, daß man beschloß, eine kurze Ausstellung zu arrangiren, durch die man zugleich einen kleinen Beethovenfonds schaffen will.

Bühne.

Im Neustädter Hoftheater in Dresden ging kürzlich eine kleine Operette von Alphons Maurice: „Die Wette“, mit Beifall in Szene. Der junge, durch sinnige Lieder günstig eingeführte Komponist ist ein Neffe des Direktors Chéri Maurice in Hamburg. Er hat ein Singspiel oder Liederpiel geschrieben für vier Stimmen. Der Text behandelt eine italienische Dorfselbstschändung.

Während der in einigen Wochen zu Ende gehenden Saison des Stuttgarter Hoftheaters hat sich bekanntlich der jüngste Wechsel in der Intendanz vollzogen. Die modernere Richtung, welche dieselbe einschlug, ist auf den Besuch der Hofbühne Stuttgart's von erfreulichem Einfluß gewesen; es wurde an Abonnementsgebern ein Plus von 18,000 Mark, an Tageseinnahme ein solches von über 30,000 Mark erzielt.

Im Königsstädtischen Theater in Berlin ging kürzlich das Erstlingswerk eines jungen Schriftstellers, des Frh. Hermann v. Maltzahn, das Schauspiel: „Der Verein“ mit Erfolg in Szene. Der Autor behandelt ein Stück Sozialpolitik, ohne indeß eine befriedigende Lösung zu erzielen.

Bom landwirthschaftlichen Ball“, ein drolliger einaktiger Schwank von Emil Pohl, dem Verfasser der „Schulreiterin“, erlebte kürzlich in Riga eine sehr erfolgreiche Premiere.

Ein kürzlicher Dichter ist in Neapel mit einem Werke auf den Plan getreten. Wie von dort geschrieben wird, gelangte im Teatro Rossini kürzlich das vom Herzog Proto di Maddaloni verfaßte Lustspiel: „Le amiche“ (Die Freundinnen) unter großem Beifall zur ersten Aufführung.

Wem ist bei der Lektüre der Goldschmidt'schen Pfarrhausidylle: „The Vicar of Wakefield“ schon der Gedanke gekommen, daß man den guten Doktor Primrose und die gesüßselige Olivia aus ihrem beiseidebenen ländlichen Dunkel in das grelle Licht der Lampen zerren werde? Und doch kam kürzlich eine Dramatisirung des Romans, wie aus London berichtet wird, am Lyceumtheater zur ersten Ausführung und zwar mit geradezu sensationellem Erfolg. Thränenröthe wurden vergossen, und die treffliche Darstellung eines Henry Irving und einer Ellen Terry im Verein mit dem populären Stoff ließen über den Mangel an wirklich dramatischem Leben hinweggehen, der dem dramatisirten Goldsmith den Kritikern zufolge anhaften soll.

Lord Tennyson schreibt ein neues historisches Drama, welches ein Seitenstück zu „Becket“ bilden wird.

Kultur und Wissenschaft.

Die Ministerialkommission zur Erforschung deutscher Meere wird, wie wir einem Kieler Bericht entnehmen, im Juli d. J. mit einem in Kiel zu charternden Dampfer eine Expedition in die Nordsee bis zu den Shetlandinseln unternehmen. Die Hauptaufgabe derselben wird sein, die von dem Kieler Physiologen Professor Henfen in der Oefse gemachten Beobachtungen über die Menge der im Meere treibenden kleinen Organismen auf die Nordsee auszudehnen und ein deutliches Bild von der Menge des im Meere produzierten Nährstoffes zu gewinnen.

Das Künstlerhaus in Salzburg wird am 1. August feierlich eröffnet und es soll mit dieser Eröffnungsfeier eine große Gemäldeausstellung verbunden werden. Mit dieser Kunstausstellung wird aber auch eine Ausstellung kunstgewerblicher Erzeugnisse aus Stadt und Land Salzburg stattfinden.

Erfindungen.

Ein elektrischer Heizofen ist von dem durch seine Akkumulatoren bekannt gewordenen Sellen erfunden worden. Ursprünglich war dieser Ofen zwar nur für künstliche Ausbrütevorrathungen bestimmt, doch erweist derselbe sich jetzt auch als recht praktisch zum Erwärmen kleinerer Räumlichkeiten. Innerhalb eines kastenförmigen Behälters befinden sich über einander mehrere Platten aus Thon oder Graphit, die mit zahlreichen Löchern versehen sind. In letztere sind ganz feine Drahtspiralen eingefügt, an die sich die Leitungsdrahte anschließen. Die kalte Luft wird mittelst eines Rohres unter die Platten geleitet und steigt durch die Löcher derselben nach oben, wobei sie sich an den durch den Strom bis zur Rothglut erhitzten feinen Drahtspiralen erwärmt. Die warme Luft läßt man durch ein am oberen Ende des Ofens befindliches, mit Regulirschieber versehenes Rohr in das Zimmer entweichen.

Es dürfte interessiren, Näheres über die in jüngster Zeit berühmt gewordenen Troubadours kleinen elektrischen Beleuchtungskörper zu hören, welche in den Pariser Theatern so großes Aufsehen erregen. Es sind diese die sogenannten elektrischen Haarnadeln. In einer mit künstlichen Brillanten durchsetzten metallischen Hülse ist eine Glühlampe eingefügt, deren intensives Licht in tausendfacher Wiederstrahlung im Halbdunkel der Bühne erglänzt. Die Lampe braucht etwa 1 Ampère Strom und hat 2—3 Volt's Spannung. Der Strom wird durch die kleine Chromsäurebatterie erzeugt, welche die Tänzerinnen, in geschickter Weise besetzt und drapirt, auf dem Rücken tragen, während vorn am Gürtel ein Stromschlußkontakt das Aufblitzen und Erlöschen der Lampe bewerkstelligt. Bei andauerndem Stromschlusse leuchtet eine solche Lampe ungefähr 25 Minuten lang.

Verkehr.

— Sehr wichtig für die Entwicklung des kontinentalen Verkehrs von England ist der Bau eines neuen Landungsplatzes in Queensborough, den die London, Chatham und Dover Eisenbahngesellschaft bauen herstellen läßt. Der neue Pier, welcher aus Holz und Eisen gebaut wird, soll 630 Fuß länger als der gegenwärtige werden und wird es ermöglichen, daß zwei große Dampfer nebeneinander Anker werfen und gleichzeitig Ladungen löschen oder einnehmen können. Sobald der Pier fertig ist, soll der gegenwärtige Nachtbootdienst, durch welchen die holländische und deutsche Post befördert wird, durch einen Tagesdienst ergänzt werden, und in Erwartung des vergrößerten Verkehrs werden für Rechnung der Royal Zealand Steamship Company drei mächtige Dampfboote gebaut.

— In Sachen des Weltpostvereins wird aus Bern gemeldet, daß das Königreich Siam seinen Eintritt in denselben vom 1. Juli d. J. ab angezeigt hat.

Gesundheitspflege.

— Nach dem dreißigsten Lebensjahr soll Jeder selbst sein bester Arzt sein. Dieser Anspruch bedarf sehr der Einschränkung, man muß als Ergänzung hinzufügen: indem er durch vernünftige Lebensweise das Krankwerden verhindert. Zu diesem Zweck leisten populärmedizinische Werke gute Dienste, und nach diesem Ziel strebt auch ein von Dr. L. Schmitz bei Herber in Freiburg herausgegebenes Buch unter dem Titel: „Der Mensch und dessen Gesundheit“. Der Autor, ein praktischer Arzt, hat seine Arbeit speziell als Unterrichtsbuch zum Gebrauch in mittleren und höheren Lehranstalten, sowie in Lehrerseminarien; er unterrichtet und orientiert in Wort und Bild über den Bau des menschlichen Körpers, knüpft daran die Gesundheitslehre mit ausführlicher Behandlung der Ernährung und der Nahrungsmittel, des Wohnens, der Bekleidung, der Pflege, Stärkung und Gymnastik des Körpers und schließt mit einer eingehenden Betrachtung über den kranken Menschen und das Verhalten bei Epidemien etc. Das Buch ist reichhaltig, instruktiv und vermeidet glücklich ein Zwiebel, wodurch manche derartige Bücher an praktischem Werthe verlieren.

— Zur bleibenden Erinnerung an Laube's vieljährigen Badesuch in Karlsbad beabsichtigt Professor Hänel in Kiel, ein Stiefsohn des Dichters, eine Stiftung für arme Schauspieler zu begründen, welche einer Karlsbader Kur bedürftig sind. Zu diesem Ende bestimmt Professor Hänel eine Summe von 30,000 Mark, deren Zinsen zur Unterstüßung der kranken Schauspieler verwendet werden.

— Einer der geplanten Sanatorien des Professor Schwemmer ist kürzlich in dem Badeort Homburg v. d. H. in's Leben getreten. Es hat im Privathotel Richelmann's seinen Platz gefunden. Professor Schwemmer will besonders seine an chronischen Ernährungsstörungen leidenden Patienten in demselben unterbringen.

Militär und Marine.

— Versuche, das Gepäck der Truppen zu erleichtern, sind seit einiger Zeit vom preussischen Kriegsministerium wiederholt angeregt worden. Diese Versuche haben sich in neuerer Zeit auch auf das Bajonnet ausgedehnt, indem man demselben eine etwas kürzere Form gegeben hat und ihm so mehr geben konnte, als der Nah-, bez. Bajonnetkamm in den Kriegen der Neuzeit nicht mehr die Rolle spielen kann, die ihm im Anfang dieses Jahrhunderts zu Theil ward. In der letzten großen Parade standen, wie aus Berlin gemeldet wird, bereits solche verkürzte Seitengewehre in der Front, und zwar im Regiment Königin Elisabeth. Ob dieselben sich bewähren oder gar in der Armee allgemein eingeführt werden, ist noch eine ganz offene Frage, deren Beantwortung von den Versuchen und weiteren Entschlüssen abhängen wird.

— Da die Geschäftskommission der Vereinigten Staaten die Herstellung eines Kieselkugelluftballons für militärische Zwecke empfohlen hat, ist General Russell Thayer in Philadelphia angewiesen worden, mit der Herstellung eines solchen Ballons zu beginnen. Der Ballon, welcher der größte jemals angefertigte zu werden verspricht, soll 185 Fuß lang bei einem Durchmesser von 60 Fuß werden. Die Kosten desselben sind auf 10,000 Dollars veranschlagt worden.

— Daß die deutsche Marine, auch was die Zahl der Schiffe anbelangt, zu einer immer respektvolleren Macht erhoben werden soll, um unserer überseeischen Politik Nachdruck zu verschaffen, beweist die Meldung, daß gegenwärtig 19 Schiffe für die Marine in den königlichen Werften und in Privatwerften im Bau begriffen sind. Derselben repräsentieren ein Displacement von 155,675 Tonnen und 70,350 Pferdekraft.

— Erfolgreiche Versuche mit einem Material, das im Wettkampf zwischen Panzer und Geschütz zu einer bedeutenden Rolle berufen zu sein scheint, sind nach der „Köln. Ztg.“ in Toulon gemacht worden. Es handelt sich um ein aus Kieselkugelluft gewonnene Präparat, das die Eigenschaften haben soll, nachdem es von einer Kugel- oder Sprengkugel durchdrungen worden, ja selbst nach einer Torpedoverwundung sich so rasch wieder zusammenzuschließen, daß dem Wasser das Eindringen in den Schiffsraum unmöglich gemacht wird. Dieses den Namen Cofferdam führende Präparat hat als Haupteigenschaften eine außerordentliche, für den Schiffsbau so sehr in Betracht kommende Leichtigkeit und eine große Elastizität, die in der Ausdehnungsfähigkeit und dem Zusammenhang der einzelnen Theile und Theilchen begründet ist.

— Der neue Torpedo von Bremen, der nach erfolgreichen Experimenten bei der englischen Flotte eingeführt worden ist, wird durch eine Dampfmaschine vorwärts getrieben, die in einem Fort der Küste stationiert ist und ihre Wirkung in der Weise äußert, daß sie zwei in dem Torpedo aufgerollte Drähte rasch abwickelt; da die Drähte unabhängig von einander sind und auf verschiedene Propeller wirken, so kann der Torpedo von der Maschine aus mit großer Genauigkeit gesteuert werden. Es ist selbst möglich, den Torpedo in vollem Lauf aufzuhalten und dann wiederum in Gang zu setzen, aber dies würde die Haltbarkeit der Drähte auf eine ernste Probe stellen. Da dieselben nicht stärker sind als die eines Vogelbauers. Durch irgend ein chemisches Präparat werden kleine Flammen erzeugt, die einfach dazu dienen, die Stellung des Torpedos bei Nacht anzudeuten; da dieselben aber vorne geschirmt sind, so sind sie bloß den Beobachtern im Rücken sichtbar. Da die Maschine nur einen sehr kleinen Theil oberhalb der Wasseroberfläche zeigt, so dürfte sie von einem Feinde kaum eher bemerkt werden, als bis es zu einem Widerstand oder zu einem Entrinnen zu spät ist; und da die Schnelligkeit der Fortbewegung wächst, je härter die Drähte angezogen werden, so kann der letzte Theil der Fahrt immer zum schnellsten gemacht werden.

Feste, Vereine und Versammlungen.

— Papst Leo XIII. feiert im Jahre 1887 sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum, ein Fest, welches nach kirchlichem Sprachgebrauch den schönen Namen „goldene Hochzeit“ trägt. Die goldene Hochzeit des Papstes wird von der gesamten katholischen Welt in feierlicher Weise begangen werden.

— Die Schlüsselübergabe und Eröffnung der festen Rheinbrücke zwischen Mainz und Kassel ist vor Kurzem durch den Großherzog von Hessen-Darmstadt feierlich vollzogen worden.

— In Amerika hat sich ein recht merkwürdiger Verein konstituiert, die „Schatzgräbergesellschaft“, welche den Schätzen verunkelter Schiffe nachspürt. Besonders reizt sie die britische Fregatte „Hussar“, welche 1780 mit 1,000,000 Pf. Strl. an Bord bei New-York in eine Tiefe von 50 Meter versank und angeblich mit ungefähr 20 Meter Schlamm und Steinen bedeckt ist. Sobald die Schatzgräber diese Schmutzlage durchbohrt haben, soll das Gold durch Saugröhren, welche Steine von 10 Centimeter Dide anziehen, heraufgehoben werden.

— Die Gesellschaft für Reform und Kodifikation des Völkerrechts wird, einer Einladung des Senates der Stadt Hamburg folgend, daselbst ihre diesjährigen Verhandlungen abwickeln. Die Verhandlungen, welche

am 18. August beginnen werden, wird der Präsident des hanseatischen Oberlandesgerichts als Vorsitzender leiten.

Sport.

— Das österreichische Derby kam am Pfingstmontag zur Entscheidung. Von 112 genannten Pferden starteten nur 8 und von diesen gewann Graf Sztaray's br. H. „Buzgo“ v. Eisber d. d. Baber sein Rennen im großen Styl mit 10 Längen vor Baron Springer's br. St. „Italy“, der weitere 10 Längen zurück, „Budagonghe“, die älteste Tochter der „Einem“, dann „Anna“, „Metcal“, „Alfred“, „Cont“ und „Harcosz“ folgten. Das Rennen der Zweijährigen an demselben Tage gewann „Virtuos“ in einem Feld von Fünf und die Lufthaus-Steeplechase über 5000 Meter „Altheit“ ganz nach Gefallen gegen fünf Andere, während Tags zuvor der vorjährige Derbyhänger „Vena“ das Cambruscarrennen vor „Matabor“ heimtrug, dem er außer dem Jahr noch 13 Pfund gegeben hatte. Im Cadetrennen hatte „Remember“ den „Virtuos“ und sechs Andere sicher geschlagen.

— Am vierten Renntage zu Berlin-Hoppegarten blieb Oehl'schlager's „Amoroso“ im Staatspreis vierter Klasse Sieger vor „Markobrunnen“ und „Bud“, während Capt. Jos's dreijährige F.-St. „Kola Alba“ das Adonisrennen vor „Harras“ und dem vierjährigen „Gernot“ des f. Hauptgestüts gewann. Das Gastgeberrennen fiel an „Klippe“ und das Waghalshandicap an den sechsjährigen „Hartzburg“, der bereits über Hürden Erfolge verzeichnet.

— Drei Sieger brachte Rittmeister Graf Bismarck am Pfingstmontag in fünf Rennen auf der Charlottenburger Rennbahn heraus.

— In Nürnberg wird vom 15.—17. August der Kongreß des deutschen Radfahrerbundes tagen. Das Programm umfaßt außer den Beratungen gemeinsame Radfahrten, Preisrennen, Gartenfeste mit Konzert und Illumination, Befichtigung der Ausstellungen und sonstigen Sehenswürdigkeiten Nürnbergs und am Schlußabend Kunstfahrten im Saal um die Meisterschaft Deutschlands, Konkurrenz im Quadrillen-, Ensemble- und Phantasiafahren, Preisvertheilung und großer Ball.

Mode.

— Die reizende Mode, welche die Prinzessin von Wales im vorigen Sommer eingeführt hat, bei den sogenannten Gartengesellschaften ihre Kinder mitzubringen und die Kinder ihrer Gäste zu empfangen, wird nach einem Londoner Bericht in diesem Jahre wiederholt werden, da sie allgemeinen Beifall fand und sich sogar bereits in Indien durch die Gemahlin des Vizekönigs Lord Dufferin eingebürgert hat. Es ist dabei guter Ton, die Kinder nur in Weiß zu kleiden und kostbare Stoffe auszuschließen. Eine andere Mode, die weniger Lob verdient, ist der Sport, der von der Männerwelt mit der Knopflochblume getrieben wird. Diese darf, um nicht gegen das Gesetz der Fashion zu verstoßen, nur eine Gardenie sein. Unter fünf Pfund (= 100 M.) bekommt man aber zur Zeit kein Exemplar, und diese Blumenmanie kostet manchen Stutzer ein kleines Vermögen. Der Earl of Suffolk zahlte jüngst für ein seltenes Exemplar 20 Pfund. Das erinnert an die Tulpenmanie des vorigen Jahrhunderts. Der Prinz von Wales trägt offenbar keine Blumen mehr im Frack und man hofft, daß sein Beispiel den Knopflochblumen wirksam wird.

— Auch für das Interesse an der aktuellen Tagesmode hat der alljährlich im Mai eröffnete Pariser Salon die Bedeutung einer bunten und glänzenden Revue. Die Eleganz der Toiletten, welche von dem interessanten Tage des Vernissage an jetzt für eine Reihe von Wochen nicht weniger von sich reden machen, wie die Pelserie der Kauffrau's und die Landschaften von Jules Breton, Victor Vinet und Zuber, haben seit Monaten die tonangebenden Couturières beschäftigt. Morin und Bloffier, Madame Ganjen, Madame Helene und andere Kräfte von der Mode haben vom Salon aus ebenjotut ihren Ruf gemacht wie Cabanel, und aller Ehrgeiz genialer und noch unbekannter Modisten geht dahin, den Salon durch eine Sensation zu beschleichen, die sie vom Freitag bis zum Sonnabend berühmt machen kann. Freitag ist der eleganteste Tag für den Besuch des Salon, seine Eitelkeit wird mit einem Bilet von fünf Franken erkaufte, und er vereinigt eine überaus erlesene und distinguirte Gesellschaft. Beobachter der Mode, welche einzelne Erscheinungen aus diesem interessanten Bilde mit ihrem Stifte festhalten und auch aus dem Geplauder von den verschiedenen Fauteuils her einen Gewinn ziehen dürfen, haben mit Uebereinstimmung zugegeben, daß Morin und Bloffier auch in diesem Salon durch die schönsten und vornehmsten aller Frühjahrsneuheiten vertreten sind. Wären die Befugnisse der Jury auch auf dieses Gebiet auszudehnen, er ginge nicht ohne Preis aus diesem Wettkampfe genialer Tacten und toletter Mode, coloristischer Einfälle und idealer Chiffonnage hervor. Dießmal machen seine ganz originellen und überraschenden Farbenzusammenstellungen besonderes Aufsehen. Da sieht man Strobgelb und Mouffe, Sabat und Lachsroth, Gel und Weichen, Painbrun und Olive, Trüffe und The als bevorzugte Kompositionen seiner Mode. Zwei neue Römchen in Grün sind Orseille, Sauerampfer und Bon Henri, Feldspat. Diese Zusammenstellungen werden voraussichtlich den Ausdruck der letzten Mode schnell verallgemeinern. Die Festlichkeiten von Chantilly, von Auteuil und Longchamp, immer durstig nach ungenüßlichen Effekten, stehen aber vor der Thür und werden ohne Zweifel das noch überbieten, was der Salon an Schönheit und Eleganz, aber auch an Excentricchem und Sensationellem der Toilette hier ausgestellt hat.

— Eine hübsche Vereinerung der sommerlichen Landtoiletten ist „the Milkmaid Dress“. Dieses Kostüm ist gedacht für die Freiheit und die Poesie englischer Rasenplätze, für die struppellose Stimmung der Lawn Tennisfreunden, für lachende, rosige Gesichter, jugendliche Formen, kleine, gut chauffierte Füße — für den ganzen süßen Reiz hübscher junger Mädchen an Sommertagen. Dieses Milchmädchenkostüm ist ganz im rustikalen Geschmack. Ein über hoher Hüfttournüre in dicke Falten gefachter bäuerlicher Rock, ein vorn verschürtes Mieder, ein dreieckiges, ohne Kinn geknüpftes Halsstuch von bunt gemustertem Foulard, schließen sich ganz dem Muster jener toletten, zierlichen luntten Verkale an, welche man von den Milchmädchen, wenn schon öfter auf der Schauspielsbühne als im wirklichen Leben, getragen sieht. Für diese Art Genrettoiletten hat die englische Mode eine besonders bewegliche Phantasie. Das hängt damit zusammen, daß das englische Gesellschaftsleben während der Sommermonate seinen höchsten Reiz in der anmuthigen Zwanglosigkeit des „Landes“ findet. Es ist besonders beliebt, bei den garden parties die bäuerliche Tracht zur Bedingung zu machen. Es gibt junge Leute aus den vornehmsten Häusern, welche den Sommer über die Freuden des Landlebens in den schweren Nagelschuhen und den groben Blousen der kleinen Bäcker genießen und dieselben Güte tragen wie der Arbeiter auf dem Felde. Die Besitzer der luxuriösesten Yachten stecken während des Sommers, den sie mit ihrem ganzen Hause „schwimmend“ verleiben, in den blauen Hemden und rauhen Jacken des gemeinen Matrosen. Nur der theure Londoner Westend Schneider, der diesen Ruralisport mit den erforderlichen Toiletten zu versehen hat, kennt die Distinktionen, welche das ländliche Kostüm der großen Welt von demjenigen des „echten“ Bauern trennt.

Denkmäler.

— Karl Stieler soll in Tegernsee ein Denkmal erhalten. Dem zu diesem Zwecke gebildeten Komite gehören an: Defregger, Karl Heigel, Friedrich Nagel, Wilhelm Herz, Hermann Kling, Julius Grosse, Siegmund Kießer, Ferdinand v. Miller, Frh. v. Pfiffer, Graf Philipp zu Eulenburg. Das Komite wendet sich mit der Bitte um Beiträge, die Dr. Moritz Ströhl, Ludwigstraße 1, München, unter der Adresse „Komite des Stieledenkmal“ entgegennimmt, an alle Freunde der sinnigen Stieler'schen Muse.

— Am 21. April 1888 ist der 400. Geburtstag Ulrich's von Gutten. In Regensburg hat sich ein Komitee gebildet, welches diesem und

Franz v. Sickingen ein gemeinschaftliches Standbild beschaffen will. Dasselbe soll auf der Ebernburg aufgestellt werden.

— Wie aus Nürnberg berichtet wird, ist es gelungen, das Geburtshaus des berühmten Seefahrers Martin Behaim zu erforschen. Laut Magistratsbeschluss soll dasselbe eine Gedenktafel erhalten.

Gestorben.

— August Müller, Genremaler, bef. durch seine Darstellungen schwäbischen Volkslebens, 48 Jahre alt, vom 19. zum 20. Mai, in München.

— Dr. v. Welte, Domkapitular, Mitherausgeber und hervorr. Mitarbeiter des katholischen Kirchenzeitungs, 79 Jahre alt, am 27. Mai, in Kottenburg a. R.

— Karl Richter, Tonkünstler, Musikschriftsteller und Klavierlehrer von Ruf, 64 Jahre alt, am 28. Mai, in Braunschweig.

— Alfred Meißner, Dichter und Schriftsteller (siehe Nekrolog in dieser Nummer), 62 Jahre alt, am 29. Mai, in Bregenz.

— Prinz Johann von Orleans, jüngster Sohn des Herzogs von Chartres, 10 Jahre alt, am 30. Mai, in Saint Germain bei Chantilly.

— Jakob Fürchtegott Diemann, Genremaler, Mitglied der bayerischen Malercolonie zu Kornberg im Taunus, 75 Jahre alt, am 30. Mai, in Frankfurt a. M.

— Maximilian Maria Fürst zu Thurn und Taxis, erblicher Reichsrath in Oesterreich und Bayern, erbliches Mitglied des preussischen Herrenhauses und der ersten Kammer in Württemberg, 23 Jahre alt, am 2. Juni, in München.

— Fürst Karl Anton von Hohenzollern, f. preussischer General der Infanterie (siehe Nekrolog in dieser Nummer), 73 Jahre alt, am 2. Juni, in Sigmaringen.

Lotterieziehungen im Monat Juli.

Am 1. Braunschweigische 20-Thaler-Loose vom Jahre 1868, Prämienziehung am 31. August 1885. — Stadt Bordeaux 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1863, höchster Preis 25,000, niedriger 100 Fr., zahlbar am 1. November 1885 (44. Ziehung). — Donau-Dampfschiffahrt 100-Gulden-Loose à 4 % vom Jahre 1857, höchster Preis 50,000, niedriger 100 fl., zahlbar am 2. Januar 1886 (31. Ziehung). — Hamburger 100-Mark-Banco-Loose vom Jahre 1846, Prämienziehung am 1. September 1885. — Kurhessische 40-Thaler-Loose vom Jahre 1845, höchster Preis 32,000, niedriger 80 Thaler, zahlbar am 2. Januar 1886 (50. Ziehung). — Stadt Madrid 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1869, höchster Preis 20,000, niedriger 100 Fr., zahlbar am 2. Januar 1886 (44. Ziehung). — Stadt Mailand 45-Franken-Loose vom Jahre 1861, höchster Preis 1000, niedriger 47 Fr., zahlbar am 2. Januar 1886 (78. Ziehung). — Oesterreichische 250-Gulden-Loose à 4 % vom Jahre 1854, Prämienziehung am 1. Oktober 1885. — Raab-Grazer Eisen-100-Thaler-Loose à 4 % vom Jahre 1871, Prämienziehung am 1. Oktober 1885. — Sachsen-Meinungen 7-Gulden-Loose vom Jahre 1870, Prämienziehung am 1. August 1885. — Schaumburg-Lippe 25-Thaler-Loose vom Jahre 1846, höchster Preis 18,000, niedriger 56 Thlr., zahlbar am 1. Oktober 1885 (39. Ziehung). — Am 10. Stadt Bari 100-Lire-Loose vom Jahre 1869, höchster Preis 100,000, niedriger 50 Lire, zahlbar am 10. Januar 1886 (65. Ziehung). — Stadt Bari 100-Lire-Loose vom Jahre 1869, 25 Stück, jedes Loos à 150 Lire, zahlbar am 10. Januar 1886 (65. Ziehung). — Am 13. Russische 100-Rubel-Loose à 5 % vom Jahre 1864, 4000 Stück, jedes Loos à 125 Rubel, zahlbar am 13. Oktober 1885 (41. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Loose à 5 % vom Jahre 1864, höchster Preis 200,000, niedriger 500 Rb., zahlbar am 13. Okt. 1885 (41. Ziehung). — Am 15. Stadt Gent 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1868, höchster Preis 10,000, niedriger 110 Fr., zahlbar am 15. August 1885 (67. Ziehung). — Niederl. Kommunalcredit-100-Gulden-Loose à 3 % vom Jahre 1871, höchster Preis 6000, niedriger 100 fl., zahlbar am 15. Februar 1886 (45. Ziehung). — Fürst Salm-Reifferscheid 40-Gulden-Loose vom Jahre 1855, höchster Preis 20,000, niedriger 60 fl., zahlbar am 15. Januar 1886 (66. Ziehung). — Graf Waldstein-Wartemberg 20-Gulden-Loose vom Jahre 1847, höchster Preis 20,000, niedriger 30 fl., zahlbar am 15. Januar 1886 (71. Ziehung). — Am 30. Fürst Clary 40-Gulden-Loose vom Jahre 1856, höchster Preis 25,000, niedriger 60 fl., zahlbar am 30. Januar 1886 (59. Ziehung).



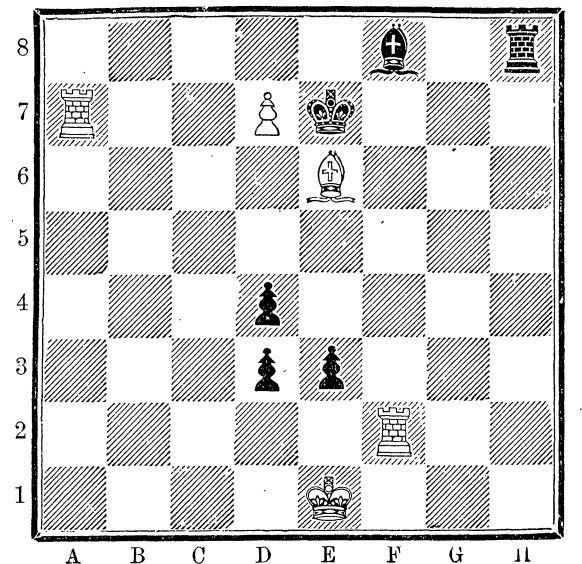
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Die folgende lehrreiche Studie ist die geschickte Bearbeitung eines berühmten de la Bourdonnais'schen Endspiels.

Aufgabe No. 335.

Von B. Horwitz.

Schwarz.



Weiß.
Weiß zieht und gewinnt.

Wohlfahrt zu bekommen, das Rauchen vollständig eingestellt, und schon nach acht Tagen dieser gänzlichen Enthaltung nahmen eine ganze Reihe der oben erwähnten und gerade allerhöchsten Symptome ab und verschwanden nach fortgesetzter Unterbrechung des Rauchens ganz. Mit dem Rauchen der ersten Cigarre nach sechs Wochen stellten sich sämtliche obige Erscheinungen, und zwar in bedeutend verstärkter Weise wieder ein und fand bei mehrmaliger Wiederholung dieses Versuchs stets dasselbe Resultat statt. Nach längerer Zeit wurde auf eine Empfehlung hin der Versuch mit nikotinfreien Cigarren, und zwar gleich mit vier an einem Tage gemacht und in der That nicht die geringsten nachtheiligen Folgen bemerkt, was aber nach dem Rauchen nur einer einzigen, nicht nikotinfreien Cigarre sofort wieder der Fall war. Seitdem werden nur noch nikotinfreie Cigarren geraucht und die Folge davon ist, daß sich das Magenübel von Tag zu Tag bessert und in nicht allzu langer Zeit eine völlige Heilung zu erwarten sein dürfte.

Gräfin C. v. S. auf Schloß R. Gegen rothe Hände, wenn sie nicht auf Erfrischen beruhen, gibt es kein Mittel.

Dr. 10007. Die Fragen 1, 2, 3 und 6 sind zu bejahen, 4 und 5 zu verneinen.

H. J. Helldamm in Pommern. Gegen einfachen Augentarrach (Windhautentzündung), der mit dem Gefühl von Brennen und als wäre Sand unter den Lidern einhergeht, erweisen sich kühlende Bleiwasserumschläge, mehrmals täglich oder doch wenigstens Abends vor dem Schlafengehen längere Zeit gemacht, sehr nützlich. Sollte der Tarrach dabei nicht vollständig schwinden, so sind Einträufelungen einer sehr schwachen, natürlich ärztlich verordneten, schwefel-sauren Zinklösung am Platz. Kühlende und feuchte Luft muß so viel als möglich vermieden werden.

Joseph W. in Berlin, Unter den Linden. 1) und 2) eignen sich nicht für Behandlung an dieser Stelle. 3) Für gewöhnlich nicht.

W. S. in Frankfurt a. M. Wandwurm wird am besten beseitigt durch ein hartes Granatwurzelrindeodecort (etwa 60 Gr. frische Rinde auf 300 Gr. Wasser und bis auf ca. 250 Gr. eingekocht), dem man noch 4 Gr. ätherischen

Extrakt von Filix mar. zusetzen kann oder durch letzteres allein in der Dosis von 6 Gr. morgens nüchtern in zwei Hälften genommen. Einen Tag vorher gebraucht man als Vorkehrung Heringssalat, stark gekochte Suppen, Schinken u. dergl., damit der Wurm krank wird. Am betreffenden Tage selbst wird dann nüchtern eine Tasse schwarzen, stark veräußerten Kaffees und hierauf das Wurmmittel in zwei Portionen im Zwischenraum von 1/2 bis 1 Stunde genommen.

Redaktion: Dr. Edmund Keller in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Text: Fräulein Försterin, Novelle von Wilhelm Berger. Fortsetzung. — Internationale Skizzen aus dem Hahne, von Hugo v. Radowik. II. — Ein Wunderbaum, von Friedrich v. Hellwald. — Ein Bildnis, von C. Weller. — Alfred Meißner. — Serpentina, Novelle von C. E. Tittmann. Fortsetzung. — Das Bad der Schwabe, Gedicht von Fr. K. Seidl. — Fürst Karl Anton von Hohenzollern. — Antwerpen, von F. v. S. — Schloß Panjin. — Der Frankfurter Wäldchens-tag, von Cajetan. — Notizblätter. — Rotterdamer Nachrichten im Monat Juli. — Schach. — Kartenspiele. — Räthsel: Räthselung Nr. 8: Auflösung des Monat-Räthselmarisches Juni; Räthsel: Auflösung des Räthsel im Nr. 36; Bilderräthsel 36; Auflösung des Bilderräthsel 34. — Briefmappe. Illustrationen: Fürst Karl Anton von Hohenzollern. — Bilder aus Antwerpen, von Professor R. Stieler. — Ein Bildnis, Gemälde von M. Segni. — Alfred Meißner. — Schloß Panjin in Pommern, nach einem Gemälde von A. Halbach. — Der Frankfurter Wäldchens-tag, von Fr. Amling. — Das Bad der Schwabe, Zeichnung von S. Giacomelli. — Das schwache Geschlecht oder Zehn wird's gefährlich, neun Bilder von Carl Stauber.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

In unserem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutscher Dichterwald.

Lyrische Anthologie

von Georg Scherer.

Mit vielen Porträts und Illustrationen.

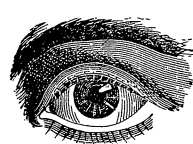
Sechste Auflage.

In feinstem Leinwandband mit Goldschnitt und reicher Verzierung.

Preis 7 Mark.

Dieses treffliche Buch, von welchem in verhältnißmäßig kurzer Zeit neun starke Auflagen abgesetzt wurden, bedarf kaum noch einer Empfehlung; ist es doch von der gesammten Presse „geradezu das Beste“ genannt worden, „was wir in dieser Gattung und auf diesem Gebiete besitzen“.

Ankündigungen pro 5mal gebaltene Nonpareilleseite M. 1.80.



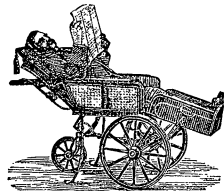
Neu! Sensationell! Doppelte Heranziehgläser

bringen den entferntesten Punkt dem Betrachter nahe, sind v. e. besond. Klarheit und Schärfe, deßhalb auch im Zwiellicht zu benutzen, sind die besten Gläser für Touristen, Officiere, Fortbeamtete. Sie sind f. jed. Auge pass. u. auch als Theatergläser sehr empfehlenswerth. Sie kosten das Stück 15 Mark incl. lederner Tragetasche, einfache Heranziehgläser das Stück 2 Mark und 8 Mark.

Nur zu beziehen von dem optischen Institut von C. F. G. Fittler's Nachfolger in Gmündau, Sachsen. Gegründet im Jahre 1847. Gegen Einsendung des Betrags oder Nachnahme.

Patente besorgt u. verwertet in allen Ländern. Alfred Lorentz, Berlin, Lindenstr. 57.

Illustr. Briefmarken-Journal. Verbreiteste u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. farbige Illustrationen u. Gratisbeigabe gibt u. monatlich 2 mal erscheint. Probe-Nr. gratis von Gebrüder Senf, Leipzig.



Krankensfahrstühle aus Korkeleiste, Holz und Eisen, gepolstert und ungepolstert, mit und ohne Gummibekleidung, für Salon und Straße; Fußstühle und Räder für jede Lage verstellbar. Höchst solides Fabrikat in einfacher wie elegantester Ausstattung unter Garantie. Preise von M. 36-175 M. Reich ausgestattete, illustrierte Preiscurate auf Verlangen gratis und franco. Dresdener Krankensfahrstuhl-Fabrik G. E. Höfgen, Dresden-N. 2559

Goldene Medaille Hygien. Weltausstellung London 1884.

Grössten Schutz gegen Kälte u. Hitze bieten: Prof. Dr. med. G. Jaeger's -Original- Normalunterkleider alleinig concessionirt W. Benger Söhne Stuttgart anerkannt u. verordnet von ärztlichen Autoritäten als hygienische Erzeugnisse Diese echte Normal-Wäsche trägt nebige Schutzmarke Concess. Depôts in allen grös. Städten. Illustr. Kataloge gratis.

Farbige seidene Surah, Satin merveillous, Atlasse, Damaste, Seidenrippe u. Taffete M. 2.20. p. Met.

od. fl. 1.30 fr. ö. W.

bis M. 12. 25. versendet in einzelnen Roden und ganzen Stücken kostenfrei in's Haus Zürich.

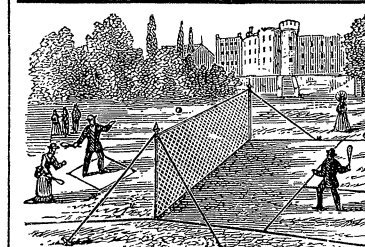
Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. od. 10 fr. 5. W. Porto nach der Schweiz.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Depôt, Königl. und Kaiserl. Hoflieferant. 3766

Selbstunterricht im Schnell-Schönschreiben I. I. K. K. Hoheiten den Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preussen Methode von Professor Maas, Ritter etc. Prospect kostenfrei durch die Exped. d. Prof. Maas'schen Unterrichtsmittel, Nagel & Co., Berlin S., Prinzenstrasse 73.

150 Briefmarken für 1 M. Alle garantirt echt, alle verschieden, z. B. Canada, Cap, Indien, Chili, Java, Brschw., Australien, Sardin., Rumän., Span., Viet. etc. R. Wiering in Hamburg.

Serzliche Bitte. In Folge eines Auftrages: Die Gründung von Volksheilanstalten für Schwindsichtige in den deutschen Gebieten sind mir von Rath und Fern bereitwillig bald größere, bald kleinere Summen zur Unterstützung armer Lungentrunder gegangen. Der Andrang der Heilbedürftigen ist aber so groß, daß ich nur wenige Bittsteller aus dem vorhandenen Fonds befriedigen konnte. Eine Reihe armer Lungentrunder wartet sehnsüchtig auf Hilfe und Rettung, weshalb ich an alle Diejenigen, die ein offenes Herz und offene Hand für das Leiden ihrer Mitmenschen haben, die inständige Bitte richte, durch kleinere oder größere Gaben die Nothleidenden zu unterstützen. Ueber die eingehenden Beiträge, deren Verwendungs amtlich kontrollirt wird, werde ich seiner Zeit in diesem Blatte Mitteilung abgeben. St. Andreasberg i. Harz. Dr. med. August Ladendorf. 3706



Linoleum (Korktreppchen) anert. Verzt. empfohlen. Weisende Barter- und Teppich-Deij. Muster franco. Wochens-tuchfabr. Klinger & Heun, Sigmaringen i. S.

PERRY & Co., Frankfurt a. M., empf.: 3553 Lawn Tennis Spiele, Lawn Tennis Schläger, Lawn Tennis Bälle, Lawn Tennis Netze. Croquetspiele, Bogen, Pfeile und Scheiben. Engl. Fussbälle (Football). Illustrirter Preiscur. grat. u. franco. Versandt nur gegen gef. Einsendung oder Nachnahme des Betrages.

Man verlange stets ausdrücklich FRANZ JOSEF BITTERQUELLE Liebertrift nach der Analyse v. Prof. v. Fehling in Stuttgart alle übrigen Bitter-wässer als wirksam. Bestandtheile Depots überall: Die Direction in Budapest Führt sicher, mild u. unschädlich ab (s. die experimentellen Untersuchungen v. Dr. C. F. Kunze in Halle in dessen Brochure).



Graf- und Gartenfiguren, Vasen in weicher, marmorähnlicher Masse oder jeder Steinart. Figuren von 20 Mark, Vasen von 7 Mark ab. Abbildungen franco gegen franko zur Ansicht. Fabriklager in Ehrenfeld bei Köln u. Berlin C., Kurtr. 43-44. 2573

30 Bild. d. Totladern d. in. urtheile Buch 75 Pf. Min. Franziskaner 50 Pf. Pikante Artist. Institut 4 Aschaffenburg.

Steinbaukasten. Das gebiegeuste und bei Kindern beliebteste Geburtstag- oder Namenstag-Geschenk ist ein Original- od. Ergänzung-Steinbaukasten. — Preislisten senden gratis und franco. 2683 H. Ab. Richter & Co., Rudolstadt (Thür.).

Schönheits- u. Gesundheits-Seife. Beste Desinfections-Toiletten-Seife. Aerztl., sowie von den ersten wissenschaftl. Instituten des In- und Auslandes empfohlen. Einzig sicheres Mittel zur Befreiung der Haut vom Mitessern, Sommersprossen, Flechten etc. Die zarteste Haut kann täglich damit gewaschen werden. Gegen Einsend. v. 1 Mark in Briefmark. oder Baar franco zu beziehen von 3742 Ferdinand Springer in Detmold.

Cäsar und Minka notorisch bekannte größte europäische Hundezüchterei, prämiirt mit goldenen u. silbernen, Staats- und Vereinsmedaillen. Zahna, Provinz Sachsen, Preiscur. in deutsch. u. franz. Sprache franco. gratis. Die Broschüre m. 50 versch. Original-Illustr. sämtl. mit 1. Preis prämiirt. Hundevacen, Handbuch f. j. Züchter u. Lieb. z. Preise von 10 M., 3 Rubel, 6 Gulden od. Preis 12.50.

WILHELM BERTRAM, LAUBAN I/SCHL. Fabrik rein leinener Taschentücher Neuheit! Fabrik erfrischender Getränke Neuheit! versendet an Jedermann ihre vorzüglichsten, zum großen Theile neuen Spezialitäten, welche dem in weiten Kreisen gefühlten Bedürfnis nach einem wahrhaft erfrischenden und gesunden Sommergetränk in jeder Beziehung Genüge leisten. Ich stelle diese Artikel zunächst für einen kleinen Kreis von Freunden und Bekannten her, sah mich aber bald in Folge ausgedehnten Zuspruches genöthigt, den Betrieb zu erweitern, und freue mich, meine Spezialitäten nun auch weiteren Kreisen anbieten zu können. — Diese Erfrischungen sind aus natürlichen und gesunden Bestandtheilen mit peinlicher Sorgfalt zusammenge stellt und gegen Nachahmung gesetzlich geschützt. Preisliste auf Wunsch postfrei und umsonst an Jedermann. — Musterflaschen mit 4 Flaschen verschiedener kühler, nicht berauschender Getränke portofrei gegen Einsendung von M. 2.50 an Jedermann in Deutschland und Oesterreich. — Musterflaschen mit 2 Flaschen verschiedener erfrischender, leicht anregender Getränke portofrei gegen Einsendung von M. 3. — an Jedermann in Deutschland und Oesterreich. — Beide Sorten können nicht in ein und demselben Flaschen bemittelt werden, weil die Flaschenform nicht zu einander paßt. — Vor Fälschungen und billigen Nachahmungen ichtht man sich nur durch direkten Bezug von meiner Firma, welche weder Fälschung, noch Agenten, noch Niederlagen unterhält. Wenn derartige Getränke in Hotels oder Restaurants verabreicht werden, so müssen sie den Namen Wilhelm Bertram und meine Schutzmarke auf der Flasche tragen, sonst sind sie nicht von mir. Die Firma Wilhelm Bertram in Lauban i/Schl., durch ihre soliden Erzeugnisse seit Jahren überall rühmlich bekannt, versendet ihre Artikel nur gegen Nachnahme oder vorherige Kasse, weil die einzig mögliche Art ist, die sehr ausgedehnte, geschätzte Kundenschaft gut, billig und schnell zu bedienen. — Gegenstände, die den höchsten Erwartungen nicht entsprechen, werden nach frankirter Rücksendung umgetauscht oder zu den berechneten Preisen zurückgenommen. — Man adressirt an WILHELM BERTRAM, LAUBAN I/SCHL. Schutzmarke.



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Fräulein Försterin.

Novelle

von

Wilhelm Berger.

(Schluß.)

VIII.

Als Klemens auf den Flur hinaustrat, erwägend, ob es nicht am gerathensten für ihn sei, auf Nimmerwiederkehr sich zu entfernen, ehe der Förster wieder erwachte, gewahrte er in der offenen Küchentür Suse, die ihn geheimnißvoll zu sich winkte; von derselben durch Geberden bedeutet, er möge in die Küche hineinschauen, erblickte er dort Erna, vor der Anrichte auf einen Stuhl niedergefunken, den Kopf auf ihren ausgestreckten Armen ruhend, mit dem Gesichte abgekehrt — ein Bild des Jammers und Glends. Suse wischte sich die Augen und schlich davon; Klemens aber, vor wenigen Minuten noch ganz Edelmut und Entfagung, ein Scheidender, gesonnen, Erna nie wiederzusehen, stahl sich sachte zu der kummervollen Försterbraut hin. Ueber sie gebeugt, stand er ein Weilchen; als sie sich nicht regte, wagte er's, ihr leicht die Hand auf das wirre Haar zu legen, da seufzte sie und bewegte abwehrend den Kopf.

„O, Suse,“ seufzte sie, „mir kannst Du nicht helfen und Niemand.“

„Arme Erna!“ sagte Klemens leise.

Mit einem leichten Schrei hob sie den Kopf empor. Als sie in Klemens' tief betrübt Gesicht sah, vergaß sie

alle Selbstbeherrschung, heftig warf sie die Arme um seine Schultern und barg sich an seiner Brust.

„Wie sind wir unglücklich!“ rief sie in bitterem Weh aus.

Eben war Suse eingetreten, mit einem Theile des Eßgeschirrs beladen. Mit einem mitleidsvollen Blick auf das junge Paar sagte sie stillestehend zu sich selbst:

„Das sei Gott geklagt! Wenn alte Leute von dem heimgesucht werden, was sie Liebe nennen, so gibt's meist Verwirrung und Unglück, es sei denn, daß sie sich an Thesgleichen halten. Ich hab's dem Herrn gesagt, wie es kommen würde — aber er sieht und hört nicht, er denkt nur an sich und die Herrlichkeit der künftigen Rosewirtschaft. Er wird's schon merken, was es heißt, ein junges Herz brechen, nur um sich ein paar Bequemlichkeiten mehr zu verschaffen. Wenn ich's nur nicht zu sehen brauche!“

Alirrend setzte sie ihre Bürde auf die Anrichte und ging wieder hinaus.

Klemens streichelte Erna's feuchte Wangen.

„Vorhin, nach Tisch,“ berichtete er, „wurde der Onkel Rudolf redselig, er hat mir seine Geschichte erzählt. Ach, Erna, welch' hartes Schicksal hat er gehabt, man muß ihn von Herzen bedauern.“

„Es ist wahr!“ seufzte Erna.

„Er hat's verdient, daß Du ihn heirathest, Erna.“

„Das ist es ja gerade,“ erwiderte das Mädchen beklommen. „Ich müßte mich zeitlebens vor mir selbst schämen, wenn ich Nein sagte.“

Klemens nickte beistimmend.

„Und ich muß weg von hier,“ sagte er, „und zwar so bald als möglich, am besten noch in dieser Stunde. Wenn ich nur wüßte, wohin! Es ist mir Alles verleidet. Hätte mich vorhin nur ein Blitz von der Erde hinweggebrannt!“

Erna hatte Klemens losgelassen und war an eins der kleineren Fenster getreten, die auf den Hühnerhof hinausgingen.

„Du kannst heute nicht fort, Klemens,“ warf sie ein. „Sieh' nur, wie es regnet! Selbst die Thiere haben sich verkrochen. Und würdest Du es über das Herz bringen können, mich jetzt zu verlassen? Halbtoth grämte ich mich, wenn Du fort gingst. Es ist doch nichts Unrechtes, daß wir uns gern haben.“

Klemens trat zu ihr und nahm sie bei der Hand.

„Nein,“ erwiderte er schmerzlich, „vielmehr ist es das Natürlichste von der Welt. Nur wird der Onkel Rudolf, Dein jetziger Bräutigam, nicht damit einverstanden sein; er hat das Recht, zu verlangen, daß Du von jetzt an ihn ganz allein



Ein ungebetener Gast. Nach einem Gemälde von F. Schlesinger.

liebst, und deshalb, siehst Du, muß ich aus dem Wege gehen, und auch, damit Du Dich darein findest. Du mußt mich vergessen, Erna, damit Du glücklich werden kannst."

"Ich glücklich!" rief sie vorwurfsvoll aus, und auf's Neue begannen ihre Thränen zu fließen.

Raum enthielt er sich, ihre Augen zu küssen, aber er bezwang sich, verschränkte die Arme und sagte in ruhigem Tone:

"Wenn ich's genau bedenke, so wär' ich Deiner doch nicht werth gewesen, Erna, denn seit ich aus der Schule bin, habe ich eigentlich nichts gethan, als leichtsinnige Streiche gemacht, und ich bin gar nicht sicher, ob ich nicht demnächst wieder so toll wie je über die Stränge schlagen werde. Da würdest Du dann neben mir ein recht unglückliches Leben führen und Dich nach dem schönen Frieden Deines Waldes sehnen und nach dem braven Onkel Rudolf, der ein ganz anderer Kerl ist wie ich."

"Du willst mich trösten, indem Du Dich klein und schlecht machst," antwortete sie ihm. "Du täuschst mich nicht. Du meinst es gut, aber glauben kann ich Dir nicht — das nie!" stieß sie in überströmendem Gefühl hervor.

Nun nahm er sie doch in die Arme.

"Ich liebe Dich noch mehr dafür," flüsterte er; "aber besser wär's, Du hieltest mich jetzt für einen Ausbund von Thorheit und Wildheit —"

"Wann werden wir uns wiedersehen?" fuhr Erna plötzlich auf.

"Später einmal, nach langer, langer Zeit, wenn wir Beide alt und runzelig geworden sind — vielleicht, wenn Du Deine silberne Hochzeit feierst —"

Hier hörte Suse auf, an der Schüssel zu reiben, die sie gerade in den Händen hatte.

"Es ist nicht zum Anhören!" fuhr sie auf. "Machen Sie ein Ende, Herr Baron, wenn einmal geschieden sein muß. Wissen möchte ich nur, was Sie dem Herrn Förster sagen werden! Vielleicht, daß Ihnen nach Tisch geträumt hat, der Herr Baron Vater sei plötzlich krank geworden? Aber," unterbrach sie sich, "wo ist der Förster? Wo ist der gute Onkel Rudolf? Ich habe ihn nicht wieder gesehen, seit er während des Gewitters im Haus umhertappte, als ob er die alten Dielen durchstoßen wollte."

"Er schläft, Jungfer Suse," erwiderte Klemens, "in seiner Kammer; der Wein heut Mittag hat's ihm angethan. Wenn er aufwacht und findet mich nicht mehr, so mag er darüber denken, was er will, Sie brauchen nichts zu wissen; aber meine Sachen könnten Sie packen, Suse — morgen, übermorgen, wenn Sie Zeit haben — und sie nach Lohra schicken —"

"Klemens!" schrie Erna auf. "Du gehst wirklich?" "Was hilft das Zögern?" entgegnete Klemens finster und knöpfte seinen Rock zu. "Mit uns Beiden ist's doch aus und langer Abschied ist lange Qual. Leben Sie wohl, Jungfer Suse, und helfen Sie wacker in der neuen Wirthschaft — die Frau Försterin muß eine treue Seele zur Seite haben —"

Weiter konnte er nicht sprechen, er wandte sich ab und ging hinaus, Erna ihm nach. Schluchzend nahm sie auf dem Flur seinen Ueberrock vom Haken, half ihm hinein und drückte ihm den Hut auf den Kopf. Die Thüre flog ihm entgegen, als er sie öffnete.

"Nicht weiter, Erna!" bat er, küßte sie und drängte sie von sich hinweg, in's Haus zurück. "Geh' zu Suse, laß Dich von ihr trösten und wasch' Dir die Augenlein klar, der Onkel Rudolf braucht Dir nichts anzumerken!"

Gehorsam ging sie. Klemens sah ihr nach, bis sie verschwunden war, dann war es mit seiner Fassung zu Ende. Außen auf der ersten Treppenstufe stand er und hielt unschlüssig die Klinke in der Hand.

"Wohin will ich eigentlich?" brütete er vor sich hin. "Was soll ich noch in der Welt? Wieder zurück in das alte Leben? Mich schaudert's davor! Ein neues beginnen? Wozu — die Menschen sind mir ekel und zuwider."

Er sah starr vor sich nieder. Dann trat er plötzlich in das Haus zurück und öffnete die Thüre zu des Försters Arbeitszimmer. Vom Haken in der Ecke nahm er ein Gewehr und sah nach dem Zündhütchen; dann, als er Alles in Ordnung fand, entfernte er sich rasch wieder, stürzte in's Freie und, den Kopf vor Wind und Regen senkend, die ihn greulich anfahren, eilte er mit starken Schritten rechtsab zum Walde.

Durch die offen gebliebene Hausthüre blies es mächtig in das Haus, so daß hinten auf dem Gange das lockere Holzwerk bebte und ein Schrank mit Geräusch aufsprang. Suse kam aus der Küche, um zu sehen, was es gebe.

"Hat er zu guter Letzt doch noch den Kopf verloren, der Herr Baron?" dachte sie, nach vorne gehend, um die Hausthüre zu schließen. Einen Augenblick schaute sie noch hinaus. "Welch' ein Unwetter!" schüttelte sie sich. Auf einmal fuhr sie mit der Hand über die Augen; in der Ferne, zwischen den Bäumen, hatte sie Klemens erblickt mit einem Gewehr unter dem Arm. Das war nicht der Weg nach dem Städtchen, den er ging. Ein jäher Schreck ergriff die alte Person, zitternd hielt sie sich am Thürpfosten. Aber sie hatte ein tapferes Herz, rasch faßte sie sich und machte sich klar, was ihr zu thun oblag. Freilich zitterten ihr die Kniee etwas, als sie zur Küche zurückkehrte, doch sagte sie in ihrem gewöhnlichen Ton zu Erna: "Du bist arg verstört, armes Kind, es wäre nicht gut, wenn der Herr Dich so sähe; geh' ein Weilschen hinauf, leg' Dich auf's Bett und schlafe Dich frisch, es sind für heute der Plagen genug gewesen," sprach sie rasch.

"Ich will's versuchen," erwiderte Erna trübe. "Auch könnte ich heute dem Onkel Rudolf nicht mehr begegnen, mit dem besten Willen nicht. Aber schlafen — ach, Suse, schlafen werde ich nicht können — nie wieder! So wie jetzt wird mir's immer im Kopf hämmern —" Sie preßte die Schläfen zwischen die Hände. "Ach, Suse," rief sie aus, "Du weißt nicht, wie furchtbar unglücklich ich bin!" Damit warf sie sich der Alten an die Brust.

Sanft führte Suse das aufgeregte Kind hinaus.

"Geh' nur, geh'!" redete sie ihr zu und schob sie zur Treppe. "Geh', ich glaube, ich höre den Herrn!" drängte die Alte. "Ich komme hernach hinauf und sehe nach Dir."

Endlich gab Erna nach und verschwand im Oberstock. Suse stand und horchte; die Thüre oben wurde geöffnet und schloß sich wieder.

"Und jetzt zu dem saubern Herrn Förster, der dieß ganze Unheil angerichtet hat!" murmelte die Alte und preßte die Lippen zusammen.

Sie richtete ihre hagere Gestalt straff in die Höhe und ging mit entschlossenen Schritten in Birnau's Schlafkammer.

IX.

Der Förster schlief noch tief.

"Herr Förster!" rief Suse empört. "Wie kann ein solcher Uebelthäter nur so ruhig schlafen!" setzte sie innerlich hinzu.

Aber Birnau regte sich nicht. Erst als er heftig an der Schulter geschüttelt wurde, fuhr er jäh aus dem Schlaf und erschrak nicht wenig, als er seine alte Wirthschafterin mit einem Unfengeseht vor seinem Bett stehen sah. Im Nu saß er aufrecht und begehrte zu wissen, was in des Teufels Namen sich ereignet habe, daß man ihn so unsanft in seiner Ruhe störe!

"Nur nicht so grimmig, Herr Förster," entgegnete Suse mit einem bösen Blick. "Während Sie hier schlafen wie ein unschuldsvoller Engel, geht hier im Hause das schrecklichste Trauerspiel vor. Ja wohl, ein Trauerspiel," wiederholte sie, als Birnau sie so anstarrte, als ob er an ihrem Verstande zweifle. "Und das böse Prinzip darin sind Sie — Sie, Herr Förster! Natürlich haben Sie nicht bemerkt, daß die jungen Leute sich lieben, o nein! Stodblind sind Sie gewesen in Ihrer Selbstsucht. Und heute müssen Sie hingehen und dem armen, gutherzigen Ding, der Erna, den Antrag machen, ihr, die nicht Nein sagen kann, weil sie ein dankbares Gemüth hat und auch wohl der Mutter gedenkt, die Ihnen einst hat weh thun müssen! Nun liegt das junge Geschöpf in ihrer Kammer und weiß nicht aus und ein, und es könnte Einen jammern, der ein Herz von Stein hat, wenn er sie so sähe. Und er, der Baron, ist in den Wald mit einem von Ihren Gewehren und will sich erschießen!"

Dem Förster war während dieser hastigen Rede der Alten das Blut heiß zu Kopf gestiegen.

"Erzähl', was Du weißt," sagte er jetzt barsch und griff nach seinen Stiefeln. Suse berichtete, was Nachmittags in der Küche vorgefallen war; als sie die Unterredung zwischen den Liebenden haarklein wiedergab, wurde sie von Mürung überwältigt.

"Greine nicht, Du altes, empfindsames Geschöpf!" fuhr Birnau sie an und stellte sich vor sie hin in Rock und Stiefeln. "Nach welcher Richtung ist der Baron gegangen?" erkundigte sich der Förster jetzt mit besorgten schauenden Blicken.

"Nachts hinüber, nach der Klippe zu, wo die jungen Leute so oft zu sitzen pflegten. Ach Gott, er thut sich ein Leid an!" rief die Alte.

"Unfönn!" beruhigte sie der Förster, schon in der Thüre. "Geh' in die Küche und schneide Deine Töpfe."

Er verließ mit schnellen Schritten das Haus. — Kopfschüttelnd sah die Alte dem Davoneilenden nach.

"Den verstehe eine Andere als ich!" murmelte sie. "Thut er doch so, als ob er der einzige Vernünftige unter Verrückten wäre, anstatt in sich zu gehen und seine heillosen Zukunftspläne zu verwünschen!"

Es würde ihr in der Seele wohlgethan haben, wenn sie Birnau hätte sehen können, wie er sich draußen mehrmals mit der geballten Faust vor die Stirne schlug, während er eiligst den Weg zur Klippe verfolgte. Noch immer regnete es stark, der lehmige Boden war weich und schlüpfrig geworden. Als der Förster etwa zur Hälfte war, ging ihm der Athem aus, er blieb stehen und schüttelte sich.

Nach etwa einer Minute lachte er grimmig vor sich hin. "Ich alter Narr!" rief er ärgerlich aus und setzte sich wieder in Bewegung.

Klemens befand sich richtig auf der Klippe, am Stamm einer Buche saß er auf dem Boden und hielt das Gewehr quer über den Knien. Wenige Schritte vor ihm fiel das Gestein schroff ab, die schweren Tropfen klatzten darauf und zerstäubten, aus der Tiefe wallte bläulicher Wasserdunst und hing wie ein Schleier in der freien Luft, jede Aussicht verhüllend. Nimmlich nahe hatte sich der Förster herangeschlichen, ohne daß der finster Brütende ihn bemerkte. Endlich hörte Klemens das scharfe Knacken eines Astes hinter sich, er schrak zusammen und blickte scheu um sich, wie ein ertappter Dieb.

"Bleiben Sie zurück!" schrie er den Förster an. "Was verfolgen Sie mich?" Er kehrte das Gewehr um und hielt die Mündung auf seine Brust. "Gehen Sie oder ich tödte mich vor Ihren Augen!"

"Sie sollten es damit nicht so eilig haben, junger Herr Baron," sagte Birnau sanft. "Das Leben ist ein schönes Gut, wenn man es richtig zu verwenden versteht. Das ist freilich nicht leicht, aber es läßt sich doch lernen, nur muß man nicht ungeduldig werden, wenn das Vergnügen nicht gerade da steht, wo man's erwartet."

"Was soll mir diese Philosophie?" entgegnete Klemens. "Lassen Sie mich ungeschoren damit, wenn ich bitten darf! Ueberhaupt, was wollen Sie noch von mir? Ich habe Ihnen das Feld geräumt — nun ja, ich konnte nicht anders — aber was nun weiter aus mir wird, braucht Sie nicht zu kümmern. Ihr Gewehr können Sie später hier abholen, ich nehm's nicht mit, wohin ich gehe — Sie werden es auch morgen früh noch finden. Hören Sie nicht? Worauf warten Sie noch?"

"Herr Baron, es gibt noch so viele Mädchen auf der Welt," sagte Birnau weich. "Sehen Sie sich nur einmal ordentlich um! Meine Kleine hat etwas Apartes an sich, das ist wahr; aber damit paßt sie besser in ein Försterhaus als auf ein herrschaftliches Schloß. Und gelernt hat sie auch nicht viel. Freilich versteht sie sich auf den Waldboden, sie kann einen Fichtenzapfen von einem Tannenzapfen unterscheiden, zur Noth mag sie mit einer einfachen Suppe fertig werden. Das Alles sind Künste, die hier oben geschätzt werden, wo wir zwischen Geschäft und Nothdurft unsere Zeit theilen und uns höchstens einmal das Herz ansehen, ob's auch auf dem rechten Fleck sitzt. Welche Figur aber würde solch' ein unbedeutendes Fräulein Försterin da unten in der großen Welt machen! Von der Konversation versteht sie nichts, und ein seidenes Schleppkleid würde sie tragen wie das Reh einen Reifrock. Es ist immer besser, die Stände bleiben für sich. Talent und guter Wille kommen gegen die Vortheile der Erziehung, der unmerklichen Gewöhnung nicht auf und die leichte Art lernt sich nicht mehr, wenn die Augen schon tief sehen."

Während der Förster alles dieses mit großer Ernsthaftigkeit vorbrachte, hatte er sich, wie unabsichtlich, Klemens genähert. Dieser beobachtete ihn mißtrauisch und brachte den Fuß in die Nähe des Drückers.

"Lassen Sie sich gesagt sein, Herr Förster, falls Sie es wirklich noch nicht wissen sollten," erwiderte er mit Schärfe, "daß von vernünftigen Leuten Herzensbildung höher geschätzt wird als die feinste gesellschaftliche Routine und das geläufigste Wissen, und ferner: man sucht nicht, man überlegt nicht, ehe man liebt. Wenn's nicht von innen kommt, ohne eigenes Daquithun, wenn sich's nicht gegen Trotz sowohl wie Kleinmuth siegreich behauptet, bis es schließlich jeden widerstrebenden Gedanken unterjocht hat und mit allen Lebensnerven verwachsen ist, dann ist es das richtige Gefühl nicht. O, Herr Förster Birnau, haben Sie schon vergessen, wie Ihnen damals war, als Ihre Lisette unter der

blühenden Linde in Ihren Armen lag? Und hernach, wenn da ihr Mann Ihnen wohlwollend auf die Schulter geklopft und gesagt hätte: „Lieber Birnau, es gibt noch so viele Mädchen auf der Welt, sehen Sie sich doch nur einmal um!“ Wie würden Sie aufgebraust sein! O Himmel,“ rief er, sich vergessend, „wie quälen doch deine Geschöpfe einander in Noth und Tod!“

Klemens erhob die Hände und blickte schmerzlich nach oben. Diesen Augenblick benützte der Förster, er sprang vor und schleuderte mit einem Stoße des Fußes das Gewehr hinweg. Auf der Kante der Klippe aufschlagend, entlud es sich; gedämpft durch die feuchte Luft, rollte der Knall zu den jenseitigen Bergen und kam in siebenfachem Echo unheimlich zurück.

„Als wenn ich Ihr Unglück wollte, thörichter junger Mensch!“ sagte Birnau mit starker Stimme. Klemens aber hörte ihn nicht, wie wahnsinnig schnellste er vom Boden empor und stürzte zum Rande der Klippe, um sich hinabzuwerfen. Rasch zugreifend, faßte ihn der Förster am Arm, doch wurde er mitgerissen; erst dicht am Abgrunde gelang es ihm, den Rasenden zu umklammern und mit einem plötzlichen Ruck niederzuschleudern. Wüthend schrie Klemens auf, alle seine Kräfte spannte er an, um sich zu befreien. Hin und her rollten die Kämpfenden, wenige Schritte von dem Absturz. Beiden troff der Schweiß von der Stirne, endlich behielt der stärkere Mann die Oberhand, Birnau zertrte den ermattenden Gegner von der gefährlichen Stelle hinweg. Hinter der Buche ließ er ihm Ruhe, aber über ihm knieend, hielt er ihm beide Arme nieder. Eine Weile konnte Keiner reden, die Anstrengung des Ringens hatte sie außer Athem versetzt. Zuerst fand der Förster seine Sprache wieder. Immer noch Klemens zu Boden haltend, sagte er fast zornig:

„Das hat man von seiner Gutherzigkeit! Da wäre ich um's Haar unten auf die Fackeln gestiegt worden, nur weil der kitzige Herr nicht abwarten konnte, was ich zur Sache zu sagen hatte!“

Klemens lag ganz still.

„Hören Sie mich an, Sie leidenschaftlicher junger Mensch,“ fuhr Birnau fort und schüttelte ihn; „ich bin kein Wolf, der anderer Leute Schafe raubt. Warum redeten Sie nicht, damit mir rechtzeitig die Augen geöffnet wurden? Warum ließen Sie mich weiter tappen, bis ich beinahe das Lebensglück eines lieben Mädchens zerstört hätte, das mir denn doch wahrhaftig zu theuer ist, um es bei seinem guten Herzen an meine Kette zu legen? He, antworten Sie!“

„Bester Herr Förster, lassen Sie mich los!“ ächzte Klemens.

„Eine schöne Geschichte!“ brummte Birnau aufstehend. „Wir Beide sehen so aus, daß wir uns vor keinem Menschen sehen lassen können. Reichen Sie mir die Hand, Herr Baron, ich helfe Ihnen auf. Hoffentlich sind Sie heil geblieben, ich habe etwas derb zufassen müssen.“

„Das sei Gott geklagt!“ seufzte Klemens, als er sich mit Anstrengung erhob. Er behielt des Försters Hand in der seinen. „Onkel Rudolf!“ sagte er beschämt.

„Meinetwegen!“ Etwas melancholisch setzte Birnau hinzu: „Onkel Rudolf! Dabei wird es nun wohl bleiben mein Lebenlang! Das aber will ich Ihnen sagen, Neffe Klemens, wenn Sie mich vorhin weniger entschieden abgefertigt hätten, ich wäre im Stande gewesen, Sie mit der Flinte ruhig hier unter der Buche sitzen zu lassen! Na, Lifette würde jetzt mit mir zufrieden sein, glaube ich.“

Er schwieg und verlor sich in Gedanken.

Nach einer Weile sagte Klemens zaghaft:

„Wollen wir nicht nach Hause gehen, Onkel Rudolf? Ich bin durch und durch naß, Sie wahrscheinlich auch, und trockener werden wir unterwegs auch nicht.“

„Es ist wohl das Klügste, was wir thun können,“ nickte der Förster bedachtam. „Andere Kleider ist das Nächste, woran wir denken müssen. Hernach — na, Suse wird sich wundern! Sie ist mir schön an den Kopf gefahren vorhin, nachdem sie gesehen hatte, wie ein rabbiater junger Mensch, anstatt nach Bohra abzuspazieren, mit der Flinte in den Wald lief! Aber davon weiß Erna nichts, sie sitzt auf ihrer Kammer und begleitet mit ihren Gedanken wahrscheinlich jenen jungen Mann nach dem Städtchen, wo er jetzt angekommen sein mußte.“

Klemens schlug einen raschen Schritt an, stille lächelnd affkommodirte Birnau sich ihm. In Sicht des Hauses sagte er: „Mit dem Rüdesheimer sind wir zu voreilig gewesen, Neffe Klemens.“

„Nein, nein,“ widersprach Klemens mit einem fast zärtlichen Blick auf den Förster. „Ohne den Rüdes-

heimer hätt' ich Sie nimmermehr verstanden, Onkel Rudolf, und würde Sie jetzt nicht so lieb haben.“

„Also ziehe ich doch noch Gewinn aus diesem Tage!“ rief Birnau mit Laune. „Nur daß aus dem Täubchen, das ich ergriffen zu haben glaubte, plötzlich ein Täuberich geworden ist!“

X.

Erna war, als sie sich auf ihre Stube zurückgezogen hatte, nicht im Stande gewesen, Ruhe zu finden. Zwar warf sie sich auf das Bett, schloß die Augen und nahm sich vor, an nichts zu denken, was mit ihren gegenwärtigen Sorgen zusammenhing, doch war eine innere Unruhe in ihr, die sie bald wieder auftrieb. Sie öffnete das Fenster, zog einen Stuhl heran und, auf das melancholische Rauschen des Regens lauschend, blickte sie mit trüben Augen hinaus. Drunten im Gärtchen hingen schwer die aufgeblühten Rosen vom Stamm, der Sturm hatte die jungen Georginenbüsche von den Stöcken gerissen und niedergelegt. Was ging sie's an! Dort, links, weit hinüber, zeichnete sich die Krone des Ahorns undeutlich auf dem grauen Himmel ab. Der gute alte Baum! Wie oft hatte er ihr träumen helfen mit dem Geflüster seiner Blätter! Das war nun Alles vorbei. Alle Sehnsucht mußte schweigen und das Herz für immer zur Ruhe gehen, und sie war doch noch so jung, so jung!

Wie weit er wohl schon sein mochte? Ob er die Dichtung erreicht hatte, wo die Weidenröschen standen? War er über den wilden Bach hinüber, dessen brausende Strudel sie so oft miteinander betrachtet hatten? Ach, mit jeder Sekunde entfernte er sich weiter von ihr! Schon schraubte in weiter Ferne auf Eisenstienen der Zug heran, der ihn aufnehmen würde und hinwegführen aus dem Gebirge in die unendlich sich deh nende Fläche und ihn auswerfen nach langer Fahrt bei dem heimischen Erbe, zu neuem Leben, zu neuem Lieben — verloren, auf immer verloren!

Plötzlich hörte sie den dumpfen Knall eines Schusses, mehrmals noch warf ihn das Echo in ihr lauschendes Ohr. Was war das? Wer lag in solchem Wetter der Jagd ob, wo fast nichts zu jagen war? Der Förster war zu Hause — Wildbiede? Von solchen war im ganzen Revier seit Jahren nichts gehört worden. Erna's Herz begann zu pochen, es litt sie nicht länger im einsamen Stübchen, sie eilte hinab, immer ängstlicher werdend; sie mußte Jemand sehen, Jemand reden hören, wer es auch sein mochte — Suse — Onkel Rudolf — Unten traf sie Suse, die hin und her lief.

„Nun ist er doch zu spät gekommen!“ jammerte Diefie mit gerungenen Händen.

Erna erblaßte, wie ein Starrkrampf kam es über sie. Still trat sie vor die Alte hin.

„Wer ist zu spät gekommen? Und wozu?“ fragte sie mit heiserem Ton.

„Ach, Du armes Liebchen!“ brach Suse los. „Solch' ein Unglück! Wer hätte das vermuthet! Stellt sich an, als wolle er zur Station hinabgehen, und statt dessen nimmt er eins von des Herrn Gewehren und — es ist zu schrecklich! Ich habe meine Schuldigkeit gethan, ich habe mir nichts vorzuwerfen. Als ich ihn zum Wald eilen sah, mit dem Mordinstrument in der Hand, bin ich hinauf zum Herrn. Alles habe ich ihm gesagt, Alles, und dann ist er gleich hinaus, hinter dem jungen Baron her. Gewiß ist er gelaufen, was er konnte, ein Leben hat er doch wohl nicht gern auf dem Gewissen haben wollen.“

„Schweig' stille, Suse!“ unterbrach Erna hart die geschwäßige Alte. „Geschehenes ist nicht zu ändern.“

Sie nahm hastig ihr Tuch von der Wand.

„Was willst Du thun, Liebchen?“ fragte die Alte.

„Zu ihm gehen, was sonst?“

„Thu's nicht, es wäre zu viel für Dich. So etwas erträgt ein junges Blut nicht!“

„Ich bin nicht mehr jung, Suse, ich bin uralt. Nichts Schreckliches gibt es jetzt mehr, was ich nicht sehen könnte, ohne mit den Wimpern zu zucken.“

„Du darfst nicht, ich leid' es nicht. Wo wolltest Du ihn auch finden? Warte, bis der Herr zurückkommt, thu's mir zu Gefallen — vielleicht findet er Hülfe und bringt die Leiche gleich hieher.“

Erna schauderte. „Aber ich muß hinaus!“ rief sie. „Die Balken liegen mir hier auf dem Kopf und in der dumpfen Luft erstick' ich!“

„Sieh' nur den Regen!“ sagte Suse und faßte sie bei der Hand.

„Er fällt auch auf ihn,“ erwiderte Erna. „Und er fühlt ihn nicht!“ setzte sie tonlos hinzu.

„Erna — Liebchen —“ schmeichelte die Alte.

Erna aber riß sich los von ihr. „Hol' mich vom Ahorn,“ rief sie von draußen zurück, „sobald Du etwas erfahren hast — Du, hörst Du, nicht er, nicht Onkel Rudolf!“

Sie eilte davon, das Tuch um den Kopf geschlagen. Eine kurze Zeit sah ihr Suse nach.

„Quer durch die nasse Wiese läuft das unvorsichtige Kind!“ murmelte sie. „Da ist kein Rathen und kein Halten, wenn solch' ein junges Ding in Aufruhr ist!“ Den grauen Kopf schüttelnd, ging sie zur Küche zurück. „Da steht nun der Kaffee fix und fertig,“ sagte sie bedauernd, „und kein Mensch wird daran denken, ihn zu trinken!“ Nachdenklich schenkte sie sich eine Tasse ein. „Ich hab's wahrlich nöthig,“ entschuldigte sie sich, „mir ist ganz zitterig von all' der Aufregung, und dabei ist der Unglückstag noch nicht zu Ende! Und morgen und übermorgen — was wird nicht Alles zu besorgen sein! Den alten Herrn Baron werden wir auch logiren müssen — und dann die Beerdigung! Oder ob er die Leiche mit nach Bohra nehmen wird?“

Während Suse im Geiste alle Vorbereitungen traf, um Klemens standesgemäß zu bestatten, erschien dieser mit dem Förster vor dem Hause.

„Nun rasch hinauf und die Kleider gewechselt!“ sagte Birnau munter. „Und dann zunächst eine Tasse heißen Kaffees, etwas Rum hinein könnte auch nicht schaden. He, Suse!“

Zitternd kam die Alte hervor und schrie auf, als sie Klemens lebendig und allem Anschein nach unverwundet vor sich stehen sah.

Der Förster errieth das Vorgefallene.

„Du hast den Schuß gehört, nicht wahr?“ brummte er sie an, „und Erna auch? Und dann habt ihr die Köpfe zusammengesteckt und euch gruselig gemacht! Wo ist Erna — wo ist das Mädchen?“

„Zum Ahorn ist sie hinausgelaufen,“ erwiderte Suse kleinlaut.

„So mag sie dort bleiben,“ entschied Birnau, „bis wir Beide sie holen, der Baron und ich.“

Suse blickte fragend von Einem zum Andern.

„Aber —“ begann sie stockend.

Der Förster lachte.

„Sehen Sie nur, Klemens, wie neugierig sie ist!“ sagte er. „Aber nichts erfährst Du, Suse, gar nichts, bis Alles in Ordnung ist! Sorge für Kaffee, wir sind gleich wieder bei der Hand!“

Die neue Aufregung war schlimmer für Suse als die alte, sie mußte sich niedersetzen und den schwindeligen Kopf in beide Hände nehmen.

„Klemens hat er ihn genannt,“ murmelte sie ein über das andere Mal vor sich hin. Zu verwirrt war sie, um den richtigen Schluß daraus zu ziehen, sie starrte das Kaffeegeschirr an, bis ihr plötzlich einfiel, daß der Förster den Trank heiß befohlen habe, da ging sie zum Herd und blies mit schlotternden Backen das Feuer wieder an.

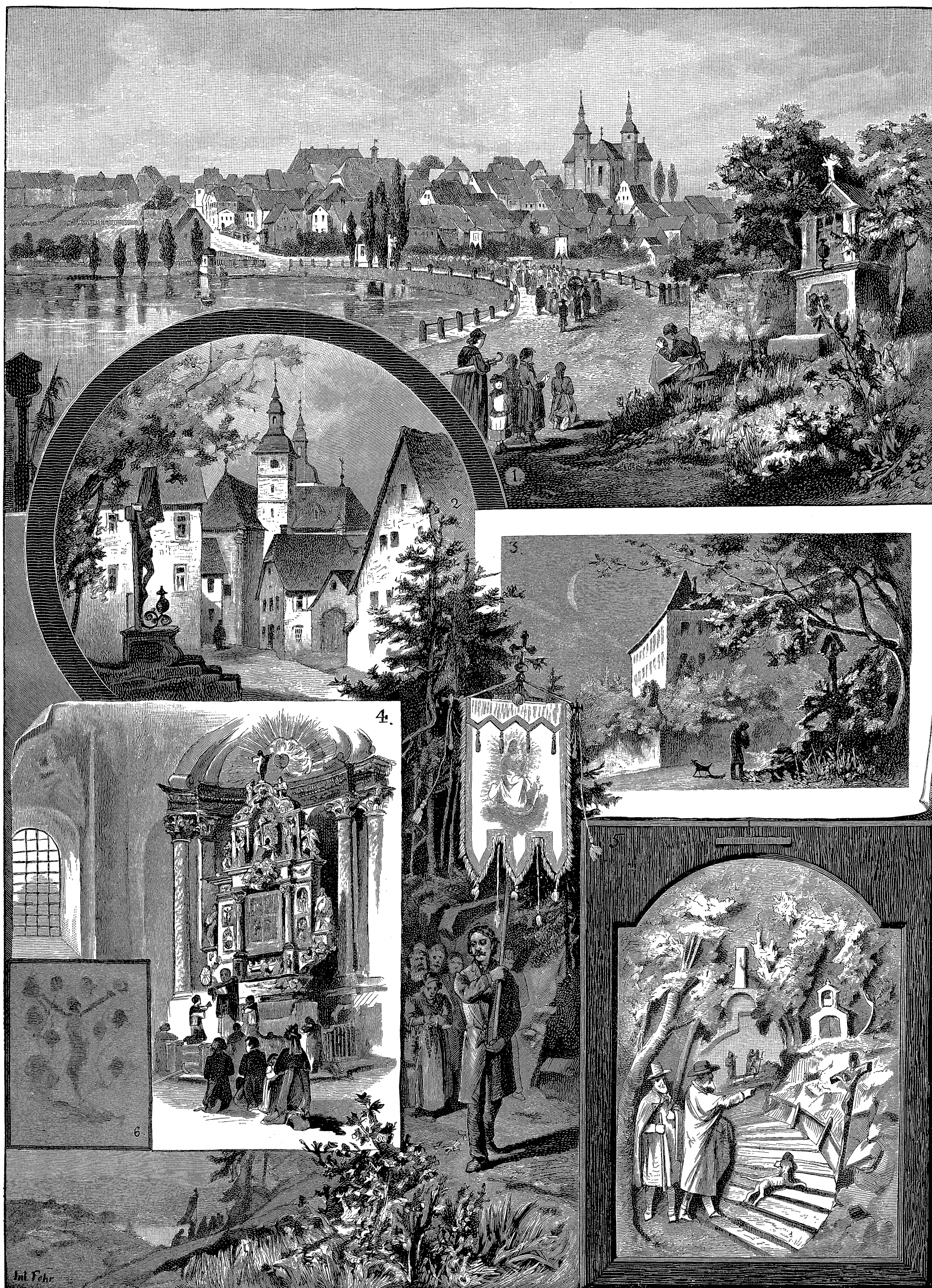
Draußen auf der Bank unter dem Ahorn kauerte Erna, die Füße hinaufgezogen. Der Regen hatte fast aufgehört, aus dem Baum indessen lösten sich noch immer schwere Tropfen und fielen hinunter auf das Tuch, mit dem sie Kopf und Oberkörper bedeckt hielt. Sie fror, zuweilen klapperten ihre Zähne zusammen. Denken konnte sie nicht, sie wartete, wartete in dumpfer Betäubung, daß sie von Suse gerufen würde, um zu sehen, was sie noch sehen mußte, ehe sie mit der Welt auf immer abschließen durfte. Daß der Förster sich ihr näherte, bemerkte sie nicht; als er sie, fast neben ihr stehend, leise bei ihrem Namen anrief, fuhr sie zusammen und zog das Tuch dichter um sich. Er beugte sich nieder und sagte hart an ihrem Ohr: „Er lebt!“ Da schoß im Nu ihr Kopf aus der Umhüllung, mit großen, glanzlosen Augen sah sie dem Förster in's Gesicht, aber sie sprach kein Wort.

Birnau seufzte, der Anblick that ihm weh.

„Dein Onkel Rudolf,“ begann er im Armenfünderton, „hätte auf seine alten Tage beinahe noch einen dummen Streich gemacht. Es war von ihm vergessen worden, daß die Liebe ihre Zeit im Mai hat, gegangen war es ihm, wie es zuweilen unseren Obstbäumen geht, die sich durch milde Herbsttage verleiten lassen, nochmals zu blühen, wo ihnen dann gar rasch der Schnee auf die leichtsinnige Krone hinabfährt.“

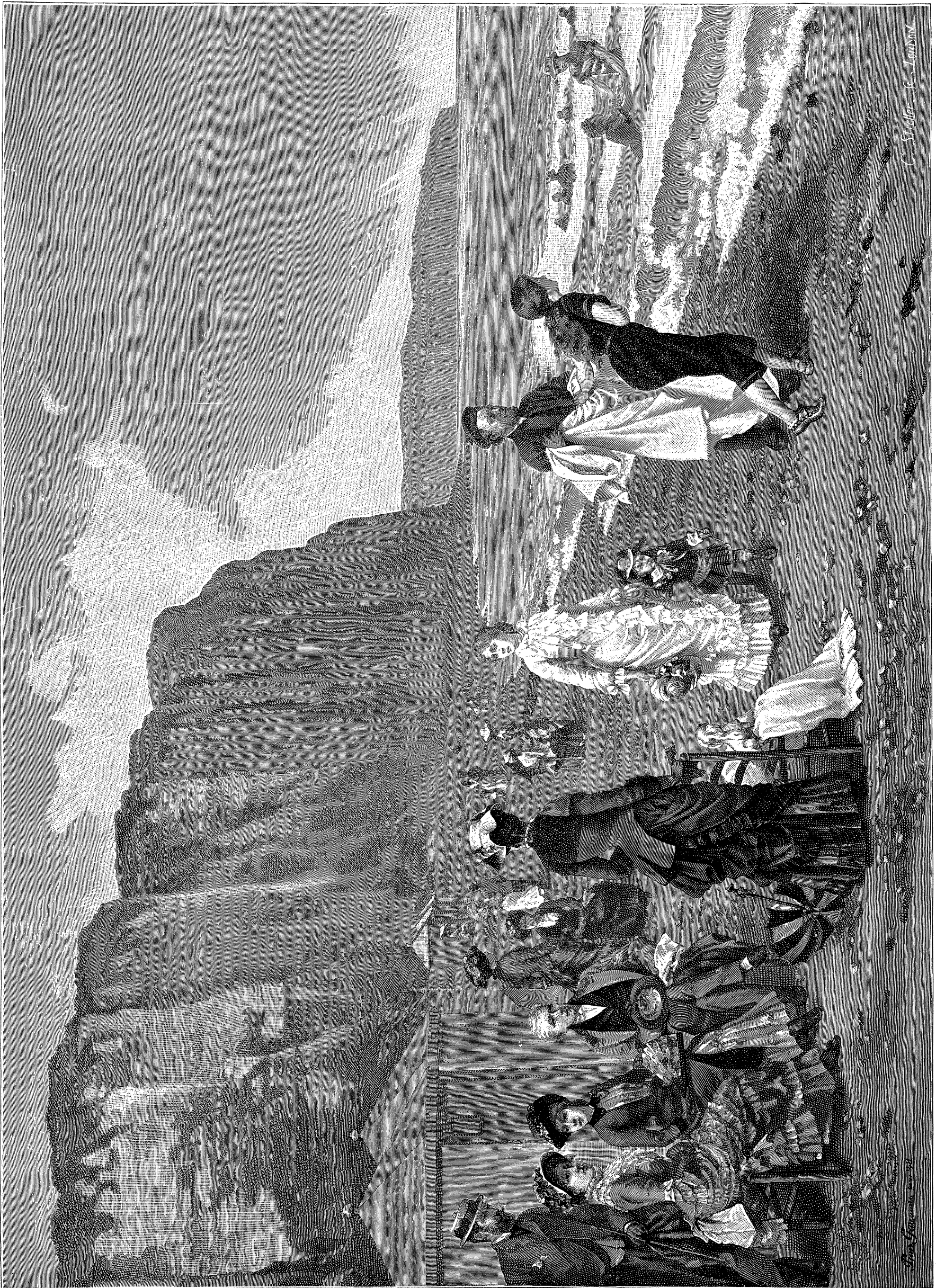
Erna hatte während dieses Bekenntnisses die Füße auf den Boden gebracht und sich straff aufgerichtet. Ein Schimmer von Hoffnung glänzte in ihren Augen auf, warm strömte das Blut von ihrem Herzen, noch aber sprach sie nicht, erwartungsvoll ruhte ihr Blick auf Birnau's Lippen.

„Als damals,“ fuhr er fort, „Deine Mutter gehorjam war und ihres Vaters Willen that, da habe



1. Walldürn. — 2. Kirche und Pfarrhaus. — 3. Partie vom alten Schloß. — 4. Der sogenannte Blutaltar. — 5. Relief am Blutaltar. — 6. Das Gnadenbild (heilig Blut).

Der Wallfahrtsort Walldürn im Odenwald. Originalzeichnung von Julius Fehr.



Im Seebad. Gemälde von Pierre Savanni.

Nach einer Photographie im Verlag von Adolf Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter Hugo Großer in Leipzig).

ich mir die Sache wohl tiefer zu Herzen genommen, als ich hätte sollen. Und wie es denn zu gehen pflegt: hat sich Einer erst einmal überredet, es sei ihm übel mitgespielt worden, so hört er so leicht nicht auf, sich selbst zu bedauern und bildet sich gar ein, für die erlittene Unbill müsse er noch einmal im spätern Leben entschädigt werden. Kommt dann eine Wendung, die ihm günstig scheint, zeigt sich unvermuthet noch ein hübsches Blümlein auf seinem Wege, dann meint er, jetzt gälte es nur, zuzugreifen, und darüber vergift er, daß die Erde sich inzwischen viele tausendmal mit ihm gedreht hat und ihm ganz andere Ansprüche zugewachsen und naturgemäß sind."

Als der Förster so weit gesprochen, kam ihm doch zum Bewußtsein, daß im gegenwärtigen Augenblick eine minder gründliche Auseinandersetzung zweckdienlicher sei; er strich sich den Bart und sagte:

"Du bist und bleibst mein liebes Kind, Erna, aber Dich heirathen — Du mußt mich wirklich entschuldigen — Dich heirathen kann ich nicht, es ist mir wieder leid geworden."

Schon hing Erna an seinem Halse.

"Du guter Onkel Rudolf!" rief sie aufjubelnd.

Järlisch küßte der Förster sie auf die Stirn.

"Das wäre also in Ordnung, und Du bleibst Fräulein Försterin. Es ist mir ordentlich leicht, daß wir Beide in alter Weise miteinander weiter leben. Dir nicht? Du siehst mich so wunderbar an — solltest Du vielleicht eine Veränderung vorzuschlagen haben? Solltest Du am Ende gar avanciren wollen?"

Länger hielt sich Erna nicht.

"Wo ist er? Wo hast Du ihn, Onkel Rudolf?" rief sie zwischen Lachen und Weinen.

Birnau winkte. Aus den Fichten, wo er sich versteckt gehalten, stürzte Klemens hervor. Einen raschen Blick noch warf Erna auf den Förster, der sich abgewandt hatte.

"Ich behalte Dich doch lieb, Onkel Rudolf," sagte sie überströmenden Herzens, dann eilte sie dem Geliebten entgegen.

Am Abend, als die Bewohner des Försterhauses, Suße eingeschlossen, versammelt waren und man die Ereignisse des Tages in nachzitternder Erregung durchgesprochen hatte, nahm Birnau das Wort.

"Ich denke an Deinen Herrn Papa, Klemens," sagte er. "Se eher er erfährt, was hier vorgegangen ist, desto besser. Wir können seine Einwilligung nicht entbehren. Reise morgen nach Lohra und gewinne ihn für eure Verbindung. Wann dieselbe stattfinden soll, braucht nicht erörtert zu werden, ihr seid Beide jung und Du wirft überdem wünschen, eine selbstständige Stellung zu haben, ehe Du Erna heimführst."

"Du bist ein überaus verständiger Mann, Onkel Rudolf," seufzte Klemens. "Fast möchte ich wünschen, Dein Rath sei weniger gut; aber es sei! Also morgen schon — und ich bin so wenig reisefähig!"

Erna schmiegte sich an ihn.

"Beinahe wären wir auf immer von einander gegangen," erinnerte sie. "Was wollen dagegen die Trennungen sagen, die uns noch bevorstehen?"

Aber es kam nicht zur Abreise, am nächsten Morgen erwachte Klemens nach unruhigem Schlaf im Fieber. Es vergingen einige Wochen, ehe der Kranke das Bett verlassen konnte, es vergingen weitere acht Tage, bis Klemens am Arm Erna's, seiner treuen Pflegerin, den ersten Gang in's Freie machte. Da kam der alte Baron, jetzt erst von seines Sohnes überstandener Krankheit unterrichtet.

Eine lange Unterredung hatte er gleich am ersten Tage mit Klemens.

"Der Junge ist sehr männlich und entschieden geworden," sagte er hernach unter vier Augen zum Förster, "er wird mir noch über den Kopf wachsen, wenn er gesund bleibt. Mir ist's recht, ich will gerne nach ein paar Jahren zu seinen Gunsten abdanken, nachdem er inzwischen an Andern seine Kraft erprobt hat. Nun aber rufen Sie Ihr Mündel, das Fräulein Försterin! Ich muß mich rasch mit dem lieben Kinde befreunden, das mir meinen Wüßling veredelt hat. Halt, noch Eins, lieber Birnau! Ich will mir nicht die Tochter gewinnen, die Sie verlieren, später richten wir uns Alle miteinander verträglich ein, und wir Beide konzentriren unser Interesse auf die Generation, die nach uns sein wird, sind wir doch zu alt, um jetzt noch eine neue Familie aus den Anfängen heraus zu erziehen. Lust hätte man wohl, wenn man die frische Jugend um sich sieht, aber es hat Alles seine Zeit, Alles seine Zeit, lieber Birnau, und die unserer ist gewesen!"

Der Fächer.

Ein Toilettenessay

von

Detlev v. Seyern.

(Nachdruck verboten.)



Wir haben uns mit dem Handschuh, dem Hut, dem Schuh und dem Stiefel, sowie mit dem Haar beschäftigt und uns manchen Ausdrucks des Interesses und der freundlichen Zustimmung zu erfreuen gehabt, freilich auch, was das Haar betrifft, manchen Zornesausbruch aus den Kreisen der Künstler, welche sich euphemistisch amis de la tête nennen, über uns ergehen lassen müssen, was uns jedoch nicht hindert, vor allen kosmetischen Pomaden zu warnen und für den schönsten Haupt Schmuck der Damen immer wieder die orientalische Behandlung mit Soda und Rosenwasser ohne alles Fett zu empfehlen.

Heute möchten wir unsere Leserinnen von einem vielleicht minder nothwendigen, aber jedenfalls nicht minder anmuthigen Toilettenobjekt unterhalten, nämlich dem Fächer, dieser Waffe der weiblichen Schönheit, welche für die Siege der Damen ebenso wichtig ist, wie der Degen in den männlichen Kämpfen, und welche wie dieser erst Bedeutung, Leben, ja man möchte sagen Geist gewinnt durch die Hand, welche sie führt und die gewissermaßen einen Theil der Persönlichkeit ausmacht.

Der Fächer stammt schon aus dem frühesten Alterthum, wie er sich auch bei den Völkern auf den niedrigsten Kulturstufen in den verschiedensten Formen von den primitivsten Anfängen an findet. Sein eigentlicher Zweck war, Kühlung zu bringen oder lästige Insekten zu vertreiben und diesem Zweck entsprach denn auch seine erste, ursprüngliche Form, ein Stiel mit einem Federbüschel oder einem breiten trockenen oder frischen Palmblatt.

In der alten römischen, griechischen und asiatischen Welt war die Federform der Fächer die verbreitetste. In China und Japan bediente man sich und zwar bis zu einer Vorzeit zurück, welche den ältesten Phasen unserer Zeitrechnung entspricht, des Palmblattes, dessen Form man dann später nachahmte, indem man Papier oder Zeugstoff in einen runden Reifen einspannte; aber auch die getheilten Palmblätter ahmte man schon in unendlich frühen Zeiten in Ostasien nach. Man heftete einzelne, den Blättertheilen der Palme ähnliche Streifen von Holz, Horn, Eisenbein und Schildpatt aneinander, machte sie der Bequemlichkeit wegen beweglich, so daß sie theils alle über einander gelegt, theils weit aus einander gefaltet werden konnten, je nachdem man sich ihrer bedienen oder sie unter möglichst geringem Raumaufwand bei sich tragen wollte. In Europa aber waren die im Alterthum gebräuchlichen Federfächer üblich, und zwar wurden dieselben nicht von den Damen selbst getragen, sondern von Sklavinnen oder Sklaven in Bewegung gesetzt, um der ruhenden Herrin unablässig Kühlung und Schatten zu geben und jede Fliege von ihr zu entfernen. Diese Fächer waren lange goldene Stäbe, an deren Spitze sich mächtige Büschel von den kostbarsten Federn befanden. Schmangfedern des Straußes und die Augenseidern aus dem Rad des Pfau's wählte man vorzüglich zu den Fächern des Alterthums, und zwar die Straußenseidern zur Verhöhnung von Insekten, weil mit deren zarten Spizen sogar die Stirn der Herrin berührt werden konnte, die Pfauenseidern wegen der breiten Fläche, die sie darboten, zur Abhaltung der Sonnenstrahlen.

Wenn nun auch die römischen und griechischen Damen diese Fächer nicht selbst führten, so dienten dieselben doch schon damals neben ihrem eigentlichen Zweck der Erhöhung der weiblichen Anmuth und Schönheit. Die Sklavinnen und schönen Knaben, welche mit dem Dienst der Fächerführung betraut waren und denselben ganz besonders lernen mußten, bildeten aus ihren Federwedeln von verschiedenen Formen und Farben gewissermaßen einen Baldachin über dem Haupt ihrer Herrin — eine Staffage, welche die Glieder der Schönen plastischer hervortreten ließ und eine leichte Dämmerung erzeugte, welche um jedes Haupt einen gewissen geheimnißvollen Nimbus hob. Endlich entstand durch die fortwährende Bewegung ein Wechsel von Schatten- und Lichtreflexen, welche dem Glanz der Augen und dem Schmelz der Farbe einen höheren Zauber und dem Mienenpiel einen bewegteren und lockenderen Ausdruck gaben.

Es war eine besondere Kunst, die Fächer richtig über dem Haupte der Damen des Alterthums zu bewegen, und Sklavinnen wie Knaben, welche diese Kunst mit besonderem Geschick und besonderer Anmuth ausübten, wurden außerordentlich hoch geschätzt. Welche Bedeutung als Toilettenstaffage diese Fächer des Alterthums hatten, wird auf dem berühmten Mafart'schen Bilde der Kleopatra so recht ersichtlich; die eigenartige, herausgehende Schönheit der ägyptischen Königin wird durch die zu ihrer Kühlung erhobenen großen Fächer mit einem ganz außerordentlichen Reiz der Anmuth und Farbenpracht umgeben, und jedenfalls paßt für das antike Kostüm die Form der wehenden Federfächer sehr viel mehr als diejenige der japanesischen und chinesischen breiten und palmenförmigen Blätterfächer, welche keinen dekorativen Schmuck bilden und sich den steifen und eckigen Formen der chinesischen und japanesischen Kleidung anpassen. Die Indier, welche nähere Verwandtschaft mit den griechischen und ägyptischen Lebensformen und Gewohnheiten haben, kannten auch hauptsächlich die großen Federfächer, welche über den Hauptern der Vornehmen beiderlei Geschlechts zur Kühlung, aber auch zugleich zum Zeichen ihres Ranges und Reichthums erhoben und bewegt wurden.

Keiner der alten Schriftsteller gibt darüber Kunde, ob jene Federfächer der antiken Vorzeit von den Sklavinnen nach den Regeln einer bestimmten Kunstfertigkeit zur Erhöhung der Anmuth und Schönheit ihrer Gebieterinnen gehalten und bewegt wurden. Es ist gewiß, daß eine solche Kunst möglich ist, indem man durch geschickt hervorgebrachte Effekte von wechselndem Licht und Schatten dem menschlichen Antlitz und den menschlichen Körperformen einen neuen, eigenartigen Ausdruck und Reiz geben kann, und wir möchten wohl glauben, daß die Sklavinnen der vornehmen Damen in Aegypten, Griechenland

und Rom eine solche Kunst der Fächerführung besaßen und geübt haben, da ja das Alterthum in der höchsten Verfeinerung der Toilettenkünste zur Erhöhung und Idealisierung der natürlichen Schönheit uns so unendlich weit voraus war. Wie man für jeden, auch den kleinsten Toilettenbedürfnis einer vornehmen Dame des Alterthums eine besondere Dienerin oder gar deren mehrere hatte, so waren sicher auch gewisse Sklavinnen vorhanden, welche nur für die Fächerführung bestimmt waren und es nach allen Regeln der Schönheitskunde erlernen mußten, die Reize ihrer Gebieterin auf das Wirkungsvollste hervorzubringen.

Die Federfächer gingen zunächst auf das Mittelalter über. Vorzugsweise nach den Kreuzzügen wurden die Fächer aus Pfauenseidern beliebt, welche im Orient zugleich ein Zeichen hohen Ranges waren und welche einzelne Ritter dann auch als Trophäen auf ihre Helme steckten, so daß noch heute der gefächerte Helm bei einem Wappen als Zeichen eines bis in die Kreuzzüge hinein reichenden Adels gilt. Die europäischen Damen aber, welche nicht wie ihre Vorgängerinnen im Alterthum eine unbeschränkte Zahl von schönen, geschickten und gebildeten Sklavinnen zu ihrer Verfügung hatten, konnten nicht die großen dekorativen Fächer über ihren Hauptern tragen lassen; sie mußten sich dazu bequemen, kleinere Fächer selbst in die Hand zu nehmen, um mit denselben sich Kühlung zuzufächeln und zugleich, so gut sie es vermochten, in beschränkterem Maße jene Schönheitseffekte hervorzubringen, welche die Königin Kleopatra und ihre Zeitgenossen der Kunst ihrer Sklavinnen überließen. Der Federfächer wurde kleiner, er hatte in der Hand der Damen des frühen Mittelalters die Gestalt eines runden Büschels von Straußenseidern oder eines Halbbrads von Pfauenseidern an einem kurzen Stiel von Gold, Silber oder seltenem Holz, ähnlich etwa wie unsere heutigen Blumeaus, welche man zum Abstäuben kleiner Kippgegenstände gebrauchte.

War auch der Zweck der Kühlung und der Verhöhnung von kleinen Fliegen die erste Veranlassung zum Gebrauch des Fächers, so lernten die Damen doch auch bald — mit der dem weiblichen Geschlecht zu allen Zeiten und bei allen Völkern eigenthümlichen Geschicklichkeit, Alles dem Dienst ihrer Anmuth und Schönheit unterzuordnen, — die Kunst, sich des Fächers als eines Werkzeugs der Kofetterie zu bedienen. Unsere schönen Leserinnen mögen diesen Ausdruck verzeihen, den wir durchaus nur im guten Sinn gebrauchen, denn wir halten eine feine, elegante, ästhetische, geschmackvolle Kofetterie für die Pflicht einer jeden Dame, welche zum Kultus des göttlichen Geschehens der Schönheit berufen ist.

Zunächst verbreitete sich der Gebrauch des Fächers in den heißen Ländern Spanien und Italien. Die Fächer wurden an Ketten und Schnüren am Gürtel getragen und von den Damen nicht nur zu anmuthiger, beweglicher Dekoration ihres Gesichts, sondern auch zu allerhand Zeichen in der geheimnißvollen Sprache der Galanterie gebraucht, durch welche sie Denjenigen, die es verstehen sollten und konnten, ihre Hoffnungen, Befürchtungen und Verheißungen mittheilten, ähnlich wie dieß die Orientalinnen durch die Blumenprache thun. Die Farbe und Beschaffenheit der Federn, die Bewegung des Fächers nach oben oder unten, nach rechts oder links, das Alles hatte bei dieser Sprache der romantischen Galanterie eine Bedeutung, die entweder vorher verabredet war oder dem jedesmaligen Scharfsinn und Feingefühl Desjenigen überlassen wurde, für den sie bestimmt war. Leider haben wir keine Kompendien jener alten Fächerprache, doch hat derselben ohne Zweifel zunächst die Symbolik der Farbe zu Grunde gelegen, welche ja überhaupt in jenem frühen Mittelalter eine sehr große Rolle spielte. Später erst kam der Fächer nach Frankreich und ganz zuletzt nach Deutschland. Die Französinen bemächtigten sich der Kunst der Fächerführung schnell, so daß sie bald die Spanierinnen und Italienerinnen darin übertrafen. Die Franzosen waren es auch, welche zuerst die chinesische Fächerform der gespaltenen Palmblätter in Aufnahme brachten und sie ebenfalls in den Dienst der Schönheit und Anmuth stellten. Bei den Chinesen war jene Fächerform nur der Zweckmäßigkeit wegen gewählt, um den Fächer verkleinern zu können, was bei der großen, breiten Blattform nicht möglich war; die schmalen Blätter nahmen, wenn sie über einander gefügt waren, wenig Raum ein und konnten dann doch wieder in ihrer breiten Ausdehnung genügend Luftbewegung und Kühlung schaffen. Die französischen Damen benützten aber dieses Auf- und Zuklappen zugleich zu einem reizenden und anmuthigen Spiel der Kofetterie und machten dadurch den Fächer und seine Dekoration selbst zu einem Gegenstand der wechselnden und sich immer mehr verfeinernden Mode. Zuerst gebrauchte man den einfachen, wirklich chinesischen Fächer von Schildpatt, Eisenbein oder kostbarem und wohlriechendem Holz, mit jenen originellen, ungelenten Malereien geschmückt, welche die konventionelle chinesische Kunst herzustellen vermochte. Diese Originalfächer aber hatten zu jener Zeit einen ungeheuren, für die Mehrzahl der Damen unerreichbaren Werth. Außerdem widersprach auch die primitive Form und die primitive Bemalung dem verfeinerten Geschmack der Rokokozeit. Man begann daher die chinesischen Fächer in Frankreich, dem französischen Beispiel folgend, in ganz Europa nachzuahmen. Man behielt die ursprüngliche Form des beweglichen Palmblattes bei, machte die einzelnen Glieder aber größer und anmuthiger geschweift und schmückte sie, statt mit grotesken chinesischen Figuren, mit anmuthigen und geschmackvollen Schildereien, zu denen zuweilen bedeutende Künstler ihren Pinsel hergaben. Zugleich verband man den beweglichen Palmfächer mit dem früheren Federwedel, indem man zarte Federn an den Spitzen der Fächerglieder befestigte, so daß die Damen nicht nur das Fächerpiel im Deffnen und Schließen der Glieder, sondern auch das anmuthige Wehen des Federbesatzes zur Erhöhung ihrer Schönheit und zur symbolischen Zeichenprache verwenden konnten. Viele Fächer, die aus jener Zeit auf uns gekommen sind, zeigen wahre Meisterwerke der Miniaturmalerei; man findet auf denselben reizende Landschaften, Blumen, Schiffern, ja la Watteau und mythologische Allegorien, welche alle Gestalten der griechischen Götter und Halbgötter vereinigen und den ganzen Olymp, das Meer mit seinen Nymphen und Tritonen, ja sogar die Unterwelt mit ihren Dämonen und Schattengestalten zu leichtem Spiel in eine zarte Damenhand gaben.

Zu ganz außerordentlicher Kunst steigerte sich der Kultus des Fächers und des Fächerspiels unter Ludwig XIV., und die

Damen seines glänzenden Hofes, die schöne Henriette von England, die Cavaliere, die Herzogin von Montepan und die schmachtende Fontange, kann man sich ohne den anmuthig bewegten Fächer in der Hand kaum denken. Der Hof Ludwig XV. befehlt den Fächer bei, doch wurde derselbe steifer und geschmackloser in seiner Form, wie das ganze Zeitalter — der Luxus und die Koketterie blieben, die Anmuth verschwand und machte der gepreßten Ziererei Platz. Wenn man die Porträts aus den Zeiten Ludwig XIV. und Ludwig XV. betrachtet, so tritt der Unterschied nebst vielen Anderen ganz besonders auch in den Fächern hervor. Bei einem Porträt der schönen Fontange glaubt man zu sehen, wie der halb geschlossene Fächer mit den wehenden Federn sich in ihrer leicht und natürlich gehobenen Hand wie grüßend bewegt, während die Marquise von Pompadour zum Beispiel ihren weit gespreizten Fächer steif vor sich hält, wie ein Mittel zum Schutz einer heuchlerischen Jugend, die doch zugleich die Schlupfweg und Nebenthüren den Angreifern zeigt. Dem Fächer der Romantik folgte, man kann wohl sagen, der Fächer der Debauche, der sich in seiner gespreizten, steifen Form und Handhabung vollständig dem Keisrock, den Poschen und der unnatürlichen, thurm hohen Coiffüre angeschlossen.

Auch unter Ludwig XVI. befehlt der Fächer seine Stellung und Bedeutung in der Damentoilette und veränderte sich dabei wieder mit dem Geist der Zeit, der ja trotz aller barocken Auswüchse doch immer mehr oder weniger in der Damenmode zum Ausdruck kommt. Die Fächer aus jener Zeit zeigen namentlich in ihren Schildereien die, wir möchten sagen, kleinbürgerliche Sentimentalität und pebantische Augenphilosophie, welche sich literarisch in Rousseau's Schriften verkörpern und aus welchen endlich die Proklamations der Menschenrechte und die sentimental philosophische Blutherrschaft Robespierre's hervorgewachsen. Man sieht auf dem Fächer aus der Zeit der Königin Marie Antoinette ähnliche Szenen nicht mehr nach dem Muster der Watteau'schen Schäfer und Schäferinnen mit Puderhaaren und rothen Absätzen, sondern Meiereien mit Kühen und Hühnern, mit wirklichen Milchmädchen, Bäuerinnen und Hirten. Man findet auf diesen Fächern Devisen mit den Maximen der Rousseau'schen Philosophie, welche gerade der Hof und die höchste Aristokratie mit Vorliebe citirten, ohne daran zu denken, daß man dadurch die eigene Existenz untergrub, indem man den dritten Stand idealisirte, dem man doch zugleich auf der andern Seite in hartnäckiger Verblendung seine natürlichen Rechte verweigerte.

Mit der großen Revolution verschwand der Fächer in Frankreich als eine aristokratische Mode, welche im Reiche der Freiheit und Gleichheit keinen Platz finden sollte, und erst mit dem Kaiserreich erschien er allmählig wieder in der Hand der Damen, denn die schönen Modebühnen des Direktoriums waren ja zur altgriechischen Tracht zurückgekehrt, hatten aber nicht jene zahlreichen und geschickten Sklavinnen, welche die großen Federbetten über ihren Häuptern zu bewegen verstanden. In den übrigen europäischen Ländern waren natürlich die Fächer auch während der französischen Revolution nothwendige Toilettenstücke geblieben, sie behielten die Form aus der Zeit Ludwig XVI. bei, bis sie dann natürlich auch wieder der Mode des Kaiserreichs folgten.

Die Fächer der napoleonischen Zeit waren klein und zierlich, leicht beweglich, kostbar mit Gold inkrustirt und vielfach mit Edelsteinen geschmückt; ihre Schildereien zeigten hauptsächlich mythologische Darstellungen zur Verherrlichung des Ruhmes Napoleons — man sah den kaiserlichen Adler und Porträts des Kaisers und seiner Heerführer.

Unter der Restauration kamen dann wieder die umgekehrten Probleme zur Geltung: Fächer von Elfenbein, von weißem Lack oder Seide mit goldenen Lilien waren unter den Damen des Faubourg Saint-Germain sehr beliebt, auch gab es viele mit den Porträts der allmächtigen Fürsten, namentlich des Kaisers Alexander I. von Rußland, den man später vorzugsweise als den Befreier und den Vorkämpfer der Legitimität ansah, ohne daran zu denken, daß er doch einst den forstlichen Eroberer vor dem Erfurter Parterre von Königen zärtlich umarmt hatte, wobei er die Worte sprach: „Die Freundschaft eines großen Mannes ist ein Geschenk der Götter.“

Seit jener Zeit hat der Fächer seine Stellung in der europäischen und außereuropäischen eleganten Damenwelt behauptet. Heute vorzugsweise ist seine Herrschaft im Reich der Mode unumchränkt und weit ausgebreiteter als jemals vorher — in den Salons von Paris und St. Petersburg, von Wien und Berlin, von Boston und New-York ist er ein nothwendiges Toilettenrequisit.

Von allen Gegenständen der Damentoilette ist in unseren Tagen der Fächer am meisten von den Ionen so unerbittlich strengen Gesetzen der Mode emanzipirt, und man kann wohl sagen, daß die Wahl in der Fächerform heute dem Geschmack einer jeden Dame frei überlassen ist. Man findet den echten chinesischen Fächer mit seiner feinen Arbeit und seinen grotesken Bildern; man findet ebenso den großen Fächer à la Louis XIV. mit wehendem Federbesatz; das steife Zengengitter der Pompadour, und so alle Formen bis zu dem kleinen, zierlichen Fächer der Kaiserin Josephine; ja sogar der reine Federfächer taucht hier und da wieder auf, freilich kleiner von Gestalt und am wenigsten zu den heutigen Kostümen passend. Auch in den Dekorationen und Schildereien ahmt man die verschiedenen Zeiten nach, aber freilich ist dieß meistens eine Imitation, die sich zu den Originalen verhält wie Alfenid zum Silber. Stümperhafte und verzerrte Malereien auf Papierfächern mit oft recht geschmacklosen Farben finden sich leider gar zu oft in den Händen der Damen; selten nur sieht man wirkliche Kunstwerke, und ein namhafter Künstler unserer Tage würde es für unter seiner Würde halten, einen Fächer zu malen, es sei denn, daß derselbe für eine der ersten fürstlichen Damen bestimmt wäre. Der Kreis dessen, was man Welt und Gesellschaft nennt, ist heute eben unendlich viel größer geworden. Im Verhältnis zu dieser Ausdehnung haben sich die Mittel verringert und einen fallenden Luxus hervorgerufen, welcher die wahre und gebiegene Eleganz vergangener Jahrhunderte immer mehr verdrängt.

Am würdigsten schließen sich unter den heutigen Fächern ihren historischen Vorgängern noch diejenigen an, welche aus Elfenbein geschnitten sind, weil sie wirklich das sind, was sie vorstellen sollen und am meisten künstlerische Formen zeigen.

Ebenso wie die Fächer selbst in ihrem Werth herabgesunken sind, hat auch ihre Handhabung ihre frühere Bedeutung verloren, eben weil sie in zu weite Kreise hinein Verbreitung gefunden haben und weil es leider in unseren Tagen fast zur Regel geworden ist, daß nicht mehr die zweite und dritte Gesellschaft der ersten nachzuahmen sucht, sondern daß umgekehrt nur zu oft jenes bekannte Bonmot aus der Zeit des zweiten Kaiserreichs wahr wird: Ein Fremder fragt einen Pariser: „Woran erkennt man denn die vornehme Dame?“ und erhält die Antwort: „A la peine qu'elle se donne de ne pas le paraître.“ (An der Mühe, die sie sich gibt, es nicht zu scheinen.)

Man sieht in unseren Salons und den Ballsälen meistens die Damen zwar recht nonchalant, aber um so weniger anmuthig in ihre Fautouils zurückgelehnt, den mächtigen Fächern mit geschmacklosen Deckengemälden in der Hand, mit dem sie nichts Anderes anzufangen wissen, als ihn rasselnd auf und zu schlagen und, großen Windmotoren gleich, vor dem Gesicht hin und her zu bewegen oder ihn auch zuweilen klappernd an die Erde fallen zu lassen, damit ein paar Anbeter Gelegenheit finden, sich eilig darnach zu bücken und dabei die Stirnen gegen einander zu stoßen. Und doch ist ein schöner, leicht und anmuthig bewegter Fächer ein so unendlich wichtiges und wirksames Werkzeug für die Herrschaft der weiblichen Schönheit. Freilich gehört zur Führung dieser Waffe eine Hand, welche nicht wie diejenige Gretchen's alles Mögliche hat schaffen müssen und dadurch den feinfühligsten Instinkt für das graziose Fächerpiel verlor. Damen, die zu Hause waschen, plätten und namentlich striden und dann ihre Hände in enge, kurzfingerige Glacehandschuhe einzwängen, sollten niemals zum Fächer greifen. Man könnte wohl das bekannte Wort von Faust dahin variiren:

„Die Hand, die Samstags ihren Besen führt,
Wird nie anmuthig einen Fächer führen.“

Es ist schade, daß in der Kunst des Fächerspiels und der Fächerprache immer mehr so vieles Anmuthige und Schöne verloren zu gehen droht, denn was läßt sich nicht Alles durch einen Fächer sagen! Wie scharf ist die Zurückweisung, wenn der ausgebreitete Fächer kalt und stolz das Gesicht bedeckt; wie reizend und süß ist die Lockung, wenn das Auge über die leicht bewegten Federn hin Denjenigen sucht, dem das Herz sich zuwendet, und wie leicht läßt sich durch die Farbe des Fächers Liebe und Treue, Hoffnung und Furcht ausdrücken; wie leicht endlich läßt sich eine zu bezeichnende Stunde durch die Zahl der geöffneten Fächerpalten Denjenigen, der solche Zeichensprache versteht, mittheilen. Die französische Sprache nennt daher treffend und bedeutungsvoll die einzelnen Stäbe oder Theile des Fächers: „Les fleches de l'éventail“ (Die „Fleile“ des Fächers), um schon durch das Wort anzudeuten, daß diese einzelnen Stäbe in der Hand der Schönen den Werth und die Bedeutung der siegreichen Waffen des Liebesgottes gewinnen.

Zum Schluß unserer kleinen Studie möchten wir noch zwei Fächer erwähnen, welche in der neuesten Zeit besonders bekannt geworden sind. Der erste ist derjenige Fächer, welchen der bekannte Korrespondent der „Times“, Herr Oppert aus Blomitz, seiner Frau zur Erinnerung an den Berliner Kongreß schickte. Er hat auf jedes Blatt dieses hölzernen Fächers die Unterschrift eines der Kongreßmitglieder erbeten und auch erhalten. Schon äußerlich muß ein solcher Fächer häßlich sein, noch weniger aber entspricht er der anmuthigen Bedeutung dieses reizenden Toilettegegenstandes, denn uns würde es scheinen, als ob zwischen den Fächerpalten die ganzen langathmigen Kongreßverhandlungen eingeschlossen wären. Einen solchen Fächer würden wir einer der drei Parzen, dem liebsten der Atropos, in die Hand geben, wenn sie einmal das Bedürfnis fühlte, ihrem welken Gesicht Kühlung zuzufächeln, aber nicht einer Schönen und anmuthigen Dame unseres Jahrhunderts.

Der zweite der beiden Fächer, von denen wir sprachen, ist eine Fiktion, welche aber gewiß Jeden von uns heiter angemuthet hat. Es ist der Fächer der schönen Volin, welcher den General Dlenndorf in Millöder's „Bettelstudent“ in's Gesicht getroffen hat, was den tapfern sächsischen Kriegerhelden zu der reizenden musikalischen Klage veranlaßt: „Ach, ich hab' sie ja nur auf die Schulter gefaßt.“ Freilich verhielt sich nach alter Regel der Galanterie die Sache umgekehrt — man rächte einen Schlag von einer Dame durch einen Kuß; doch aber sind wir dem Dichter und dem Komponisten dankbar, daß sie um den Fächer der schönen Volin einen so lieblichen, frohlichen Kranz von Poesie und Musik gemunden haben.

Wir hoffen und wünschen, daß auch unsere Damen allgemeiner, als es bis jetzt der Fall ist, den Fächer im Dienst der Anmuth und Schönheit zu verwenden lernen mögen.

Im Seebad.

(Siehe das Bild S. 853.)



Manchmal befaßt ein ängstliches Gefühl, der auf einem schiffe über das Meer hinausfährt und über seiner endlosen Fläche die Gestirne auf und nieder steigen sieht. Die Natur redet hier eine gar zu erhabene Sprache, die nicht Jeder zu ertragen vermag.

Anders am belebten Strande! Da findet sich Jeder zurecht und freudig angeregt. Der Eine erbaut sich an der Größe dieser Natur, vor der sich das eitle Getriebe der Menschen gar so kleinlich abspielt; dem Andern aber dünkt gerade dieß die Hauptsache und das große, weite Meer nur der angenehme Hintergrund und die notwendige Staffage für allerlei Kurzweil und lustiges Leben. Die Hauptsache ist, daß Jeder sich wohl dabei fühlt und nach seiner Art das Strandleben preist.

Die Wohnungen jenseits der Dünen oder auf den hohen Uferfelsen mit ihren kleinen Räumen dünken Jedem viel zu eng; ob Sonnenschein, ob Wind und Regen, man geht hinaus, badet, scherzt oder träumt in den Tag hinein und hält jede Stunde für verloren, die nicht am Strande zugebracht worden ist. Und daran

thut man Recht, denn beständig wechseln dort die Bilder und immer gibt's etwas Neues zu sehen. Bald ziehen muntere Vogelschaaren vorüber und schwärmen freischend um die hohen Kreidefelsen des Ufers, ferne Schiffe tauchen am Horizont auf und verschwinden wieder, Wolken und Sonnenschein überziehen die weite Meeresfläche mit wechselnder Beleuchtung, und das Kommen und Gehen von Flut und Ebbe weckt immer neues Interesse.

Aber das Hübscheste ist doch das Treiben der Menschen am Strande, denen die freie Natur hier liebevoll wieder die ganze Natürlichkeit eines Kindes zurückgibt. Und nun erst dieser Genuß des Badens, dieß köstliche, erfrischende Spiel in rauschenden Meereswellen!

Schnell entkleidet man sich im Badekasten, wirft den langen, faltenreichen Mantel über und eilt durch die lächelnden und plaudernden Gruppen der Badegäste dem Meere zu. Nun ergreift der harrende Diener den Mantel, und im leichten farbigen Schwimmanzug springt man über den glatten, feuchten Sand den Wogen entgegen, die in schäumenden Güssen über den brodelnden Strand uns entgegenrollen. Man muß weit auf dem flachen Boden hinauslaufen, um tiefer in's Wasser hinein zu kommen, aber dann beginnt ein neckischer Kampf mit den Wellen, die in kurzen Pausen vorüberziehen und in weißem Schaum sich rauschend überstürzen. Mit schnell gefundenen Bekannten reicht man sich da die Hand und läßt sich im wogenden Tanze auf und nieder schaukeln; wen aber die Wellen unvorbereitet treffen, den werfen sie auch wohl zu Boden, daß er sich überschlägt, was auf dem weichen Sande nur Spaß macht und nichts schadet, oder sie spritzen den unerfahrenen Neuling, der sie nicht mit dem Rücken auffing, Gesicht und Augen voll, so daß er zur Belustigung der Anderen eine Weile ganz verdrückt und pustend dasieht. Am Ufer aber schauen wieder Andere, die bereits gebadet haben, zu, lachen mit und vergeffen darüber, daß die Flut steigt, bis plötzlich eine besonders starke Welle sie selbst begiebt und von ihren Plätzen treibt, zur lauten Geisterflut der ganzen Gesellschaft.

In solcher Weise entfalten sich die Freuden des Seebades, die der Wäler unseres Bildes in einem günstigen, belebten Momente uns vor Augen führt; unwiderstehlich ziehen sie den neuen Ankömmling in ihre Kreise und die Erinnerung an sie begleitet den Geschiedenen hinaus in das alltägliche Leben, dessen Eintönigkeit sie durch freundliche Rückblicke verschönt.

Karl Rollbach.

Robert Franz.

Zum siebenzigsten Geburtstag.

(Siehe das Porträt S. 856.)



„Hrt eure deutschen Meister“ — dieses bedeutungsvolle Wort Hans Sachsens in Wagner's „Meisterfingern“ wird den Zeitgenossen zur besonders eindringlichen Mahnung, wenn es einem schöpferischen Geiste gilt, der fern vom Wettkampf um die Gunst des Tages, nur dem Zuge seines Genies folgend, den einsamen Weg zu den Höhen der Kunst gewandelt ist. Eine solche verehrungswürdige Erscheinung tritt uns in Robert Franz, dem bedeutendsten musikalischen Lyriker der Gegenwart, entgegen. Langsam, fast schrittweise, hat er sich wie das Heimatecht in seiner Kunst so auch die Anerkennung seines Meisterthums erringen müssen; aus dem frühzeitig ihm aufgedrungenen Kampfe mit dem Schicksal ist er, in unverbrüchlich treuem Festhalten an seinen Idealen, zu fruchtbringendem Schaffen gestärkt hervorgegangen und für das deutsche Lied ein Meister von klassischer Bedeutung geworden.

Das Vaterhaus zu Halle, in welchem Robert Franz als der Sprößling einer Salzfelder (Haller'schen) Familie am 28. Juni 1815 das Licht begrüßte, erwies sich seinen ersten musikalischen Regungen keineswegs förderlich. Durch den Widerstand des Vaters gegen jeden Musikunterricht auf den autodidaktischen Weg verwiesen, suchte der Knabe während der Gymnasialzeit zunächst die Elemente des Klavierspiels sich anzueignen, während ihn Sonntags eine unbezwingliche Sehnsucht zur Orgelbank trieb. „Mozart'sche und Haydn'sche Sonaten, Händel'sche Oratorien und Psalmen“ — so erzählt Franz selbst über jene früheste Entwicklungsperiode — „konzentrirten meine auseinanderfahrenden Interessen und bildeten einen haltbaren Kern für mein künftiges Wachsathum.“ Endlich waren die der Hingabe an den künftigen Lebensberuf entgegenstehenden Hindernisse so weit beseigt, daß man den Jüngling 1835 zu dem damals hochangesehenen Friedrich Schneider nach Dessau ziehen ließ, damit er durch planmäßiges Studium tiefer in das Wesen der erwählten Kunst eindringen lerne. Zwei Jahre hielt es Franz in dieser geistig beengenden Atmosphäre aus, dann schüttelte er den Schulstaub ab und kehrte in die Vaterstadt zurück. Aber seine Hoffnung, hier einen entsprechenden Wirkungskreis zu finden, sollte sich erst nach langen Jahren erfüllen, und so begann für den gänzlich auf sich selbst Angewiesenen zunächst eine Zeit schwerer Prüfung, eine Zeit voll Leid und Enttägung. Unter dem Einflusse des tiefen Studiums eines Seb. Bach, der für das spätere Schaffen unseres Künstlers der Leitstern blieb, und der begeisterten Bekanntschaft mit Franz Schubert's Werken reifte er in strenger, bis zum qualenden Zweifel an der eigenen Produktionsfähigkeit gesteigerter Selbstkritik zur künstlerischen Individualität heran. Sein von Neuem sich regender Drang nach schöpferischer Beschäftigung ward bestärkt durch die geistige Bewegung, die Arnold Ruge und dessen Halle'sche Jahrbücher eben damals hervorgerufen; sie zog den Wissensdurstigen in ihre Kreise und vollendete seine in seltenem Grade universelle Bildung. Die Verbindung mit den Universitätskreisen führte ihn auch in das Haus des Prof. Hinrichs, wo er in Maria Hinrichs (die bei Breitkopf und Härtel reizende Lieder veröffentlicht hat) eine still beglückende Lebensgefährtin fand. In die Bräutigamszeit (1843) fällt die Veröffentlichung des ersten Liederheftes, das den berufenen Lyriker überzeugend genug verkündete. „Man findet kein Ende, immer neue feine Züge an ihnen zu entdecken,“ schrieb Rob. Schumann, dem die alsbald folgenden Schiffslieder, Opus 2, Gesänge voll tief ergreifender Schönheit des poetischen Stimmungsausdrucks, gewidmet sind. Und ein mit seinem Urtheil so zurückhaltender Charakter wie Mendelssohn äußerte sich über die ihm zugeeigneten

sechs Gesänge, Opus 3, in einem Brief vom Mai 1844: „Mögen Sie sehr, sehr viele Werke, ebenso schön gefühlt, ebenso fein ausgeführt, ebenso eigenthümlich und reich an Wohlklang, diesen folgen lassen.“ Würdig dieser genialen Erstlinge erwiesen sich die folgenden Gaben, vor allen die Hefte 5, 8 und 9. Sie begründeten den Ruf des Komponisten und befestigten ihn selbst zugleich in der Erkenntniß, daß sein eigentlicher künstlerischer Gehalt in der Liedform den entsprechendsten Ausdruck finde. Allmählig schien denn auch Halle sich seines Sohnes zu erinnern; man berief ihn zum städtischen Organisten. Die folgenden Ernennungen zum Dirigenten der Singakademie und zum königlichen Musikdirektor, sowie der Doktorhut der Universität (1861) konnten als Zeugen wachsender äußerer Anerkennung gelten. Mit der Leitung der unter ihm zu höchster Blüte gelangenden Singakademie eröffnete sich Franz ein Feld reicher Thätigkeit. Die schönsten Frucht derselben bildeten meisterhafte Bearbeitungen, oder wie sie Ambros treffend bezeichnet, stylgerechte und nothwendige Ergänzungen zahlreicher Bach'scher und Händel'scher Vokalwerke. Das hohe Verdienst, welches sich Franz damit erworben, wird heute nur noch von den musikalischen Zionswächtern verkannt, denen der Buchstabe mehr als der Geist gilt.

Ein tödtliches Schicksal nahte schon in den vierziger Jahren dem durch fruchtbringendes Wirken und einen schönen Familienkreis innerlich befriedigten Meister in der Gestalt eines Gehörleidens und erschwerte, allmählig in völlige Taubheit übergehend, derart seinen Verkehr mit der Außenwelt, daß er Anfangs der siebenziger Jahre jeder praktischen Bethätigung in der geliebten Kunst entsagen mußte. An der Schwelle des Vereinsamten lauerte bereits die bleiche Sorge, als es einer kleinen, aber erlesenen Schaar von Verehrern seiner Muse — Franz sitzt an der Spitze — gelang, den Lebensabend des Meisters wenigstens materiell sicherzustellen. Dürfte ihm die hierin sich fundgebende Liebe und Verehrung nach mancher Bitterniß des Lebens zum Trost reichen, so lag ein solcher vielleicht nicht minder in der wachsenden Anerkennung seines Schaffens, besonders seitdem die Verlagshandlung Peters in Leipzig eine Sammlung von anderthalb Hundert der schönsten seiner Lieder in vier stattlichen Hefen begonnen und damit diesen wundervollen Gesängen den Weg zur Popularität geebnet. Die große Zunft der beifallsbegehrlichen Sänger und Sängerinnen hat herzlich wenig für die Einbürgerung der Franz'schen Lieder gethan, die freilich keine im landläufigen



Robert Franz.

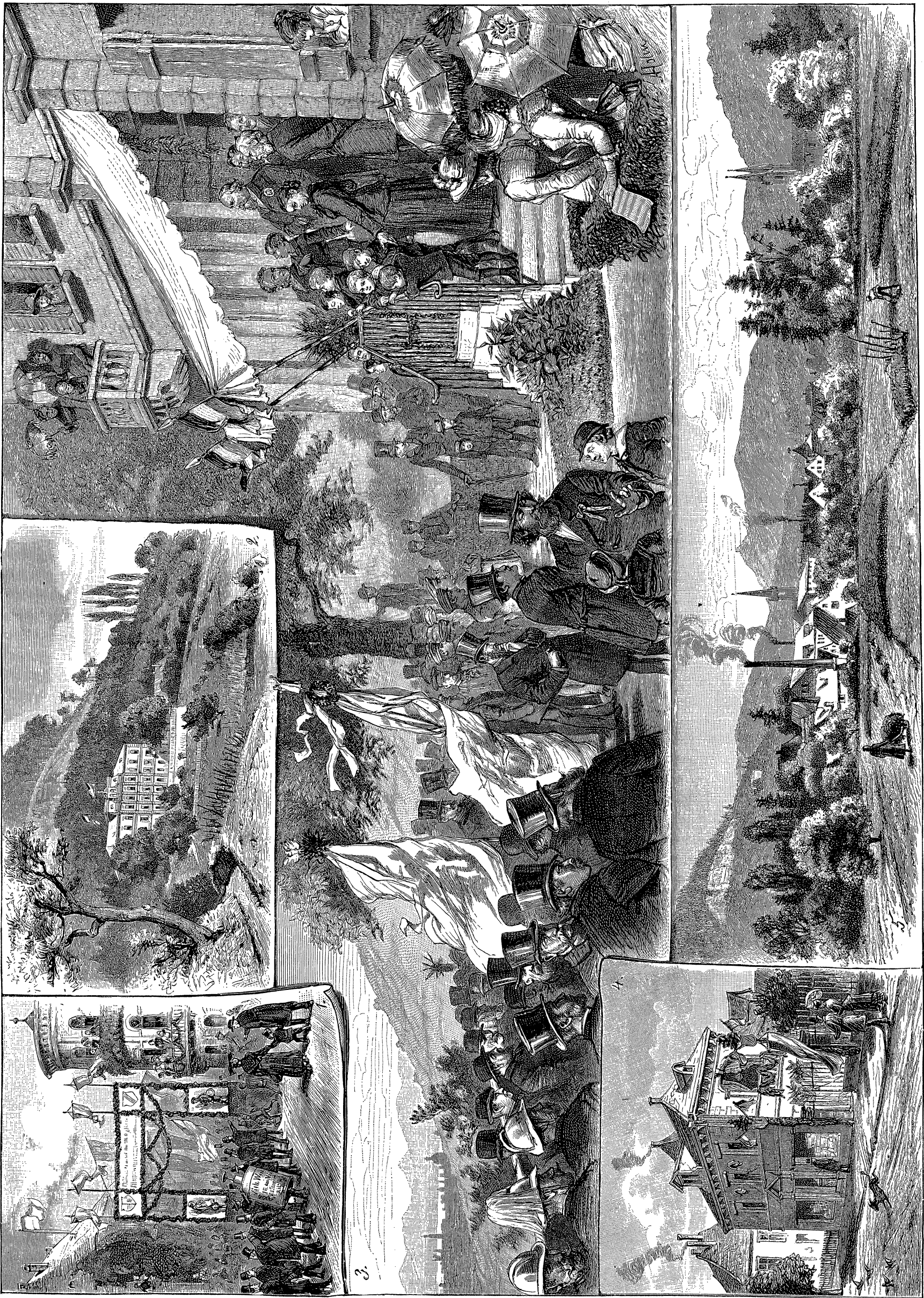
Sinne „dankbare“ Aufgabe bieten, vielmehr in ihrer von banaler Gefühlsschwelgerei wie von geistreichender Zuspitzung zum „Charakteristischen“ gleichmäßig entfernten geistigen Vornehmheit, ihrem

feinsten Maß des Ausdrucks auf einen geklärten Kunstgeschmack zählen. Das Wesen der Franz'schen Lyrik ruht auf dem Untergrunde Bach'scher Polyphonie, welche jeder Stimme ihre (melodisch) selbstständige Bedeutung zuweist und damit die Klavierbegleitung zu einem gleichberechtigten, die Gesamtwirkung vertiefenden Faktor macht. Und in diesen die dichterische Grundstimmung mit bewundernswürdigem Feingefühl wiederpiegelnden Gebilden entfaltet sich ein von wahrer Religiosität verklärtes Seelenleben, das in seiner völlig unreflektierten Aussprache, wie nicht minder durch das Vorwalten strophenmäßiger Behandlung auf das altdeutsche Volks- und Kirchenlied als Quelle zurückverweist. Nur schwer widersteht man der Versuchung, aus dem reichen Kranze der nach Hunderten zählenden, an Duft und Farbe so verschieden erscheinenden Lieblüthen Einzelnes herauszulösen und näher zu betrachten. — Versuchen wir es zum Schluß noch, des Meisters persönliche Erscheinung in flüchtigen Umrissen zu zeichnen. Auf den ersten Blick würde man in dem schlichten Mann einen Landgeistlichen oder gar einen Schulmeister vermuthen; tritt man aber der statlichen, vom Alter kaum gebeugten Gestalt näher und blickt in die gemüthausstrahlenden, schönen blauen Augen, so wird man des Ritters vom Geiste inne, noch bevor er den allezeit bereiten Mund geöffnet, um sich in unerhöplich anregender, geistvoller Weise über die bedeutsamsten künstlerischen und wissenschaftlichen Fragen zu äußern. Durch jede seiner musikalischen Auslassungen aber leuchtet die Begeisterung für seine beiden Heiligen Bach und Händel. Das zurückgezogene, nach keiner Seite hin extravagirende Wesen unseres Meisters entspricht so wenig der Alltagsvorstellung vom Geniethum, daß das Halle'sche Philisterweien früherer Jahrzehnte die ergötzliche, aber selbst von sogenannten Gebildeten ernsthaft genommene Mär ersinnen konnte, die Lieder seien nicht der Phantasie des Meisters, sondern seiner Verbindung mit einer ihm „vorsingenden“ Somnambule entsprossen. Solche Hirngepinnste hat die Zeit längst verflüchtigt; die Stadt Halle ist sich heute der Bedeutung ihres nunmehrigen Ehrenbürgers voll bewußt und wird ihn am 28. Juni, angesichts der Huldigungen von nah und fern, von Neuem mit Stolz als den Ihrigen begrüßen. Wir aber wünschen, daß der verehrte Meister die vom Psalmisten bezeichnete Lebensgrenze nicht überschreiten und noch lange in voller Geistesfrische unter uns weilen möge.

Fritz Wallerstein.



Der Eifersüchtige. Nach einem Gemälde von Professor Tito Conti.



1. Festzug in der Stadt. — 2. Waisenhaus. — 3. Einweihung des Waisenhauses. — 4. Des „Hinfenden“ Heim. — 5. Fahr (Schutterthal, Ruine Geroldseef).

Die Einweihung des Reichswaisenhauses in Lahti. Originalzeichnung von A. Holm.

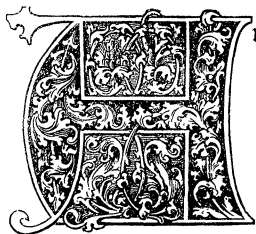
Serpentina.

Novelle

von

C. E. Tittmann.

(Schluß.)



Im nächsten Tage kommt mein Nervenkopfweg zum Ausbruch und ich muß einige Tage das Zimmer hüten und alle Gesellschaft meiden. Mein Zimmermädchen Susanne pflegt mich. Ich mag die kleine, niedliche Susanne gern leiden; sie ist ein verständiges, gutes Mädchen. Man sieht ihr an, daß sie Charakter hat. Sie pflegt mich mit tüchtlicher Aufmerksamkeit, mit weiblichem Takt. Am dritten Tage meines Unwohlseins bringt mir Susanne ein wunder schönes Bouquet von meinem jungen Freund.

Das Bouquet gefällt mir. Es ist vom Scheiß selbst ausgefucht, selbst arrangirt, es ist nicht das stereotype Gärtnerbouquet. Es sind die Blumen, von welchen er weiß, daß ich sie liebe, daß ihr Duft wohlthätig auf mich einwirkt. Auch Susanne bewundert das Bouquet, bringt eine Vase und hilft es darin ordnen.

„Es thut uns Allen so leid um den guten jungen Herrn!“ sagt Susanne mit einem Male. Sie ist offenbar geblieben, um zu sprechen.

„Es thut Allen leid um ihn? Wer ist er? Und weshalb thut er Allen leid? Ich kann nicht verstehen, was Sie meinen, Susanne!“ sage ich erstaunt.

„Es thut uns Allen leid um den guten französischen Maler, Madame, der Ihnen das Bouquet schickt! — Ich meine, uns Allen im Hause, den Zimmermädchen, den Kellnern, dem Portier!“

„Und warum, Susanne? Sagen Sie es frei!“

„Denken Sie nicht, Madame, daß ich eine Schwägerin bin, oder mich gern in Dinge mische, die mich nichts angehen! Aber wir Alle wissen es, denn sehen Sie, wir Diensthboten im Hotel sind Tag und Nacht auf den Korridoren und bemerken ja Alles, was vorgeht, besonders Henry, der Portier. Und da wir es Alle wissen, dachte ich, Madame, ich wollte es Ihnen sagen, damit Sie den guten jungen Herrn warnen!“

„Gut! Sagen Sie mir nur Alles, was Sie wissen, Susanne!“

„Es ist nur das, Madame — Sie wissen, der junge Herr bringt viele Zeit bei den polnischen Damen zu. Und da die junge Dame so schön ist, fürchten wir, daß er in sie verliebt ist und sie heirathen oder sonst zu Schaden durch sie kommen wird!“

„Warum glauben Sie, daß der junge Herr zu Schaden kommen würde, wenn er die schöne junge Dame heirathete, Susanne? Haben Sie eine so schlechte Meinung von den Damen?“

„Es ist ein so guter, lieber Herr, Madame, wir Alle im Hotel mögen ihn so gern. Und die Damen — die Damen sind gewiß nicht so, wie sie sein sollten! Wir im Hotel, die Zimmermädchen und der Portier Henry, wissen Sie, wir merken immer, wie die Leute wirklich sind. Und die alte Dame ist eine ganz ordinäre Person, wo nicht Schlimmeres. Die junge schöne Dame hat mir manchmal Leid gethan, sie hat oft verweinte Augen. Aber was kann sie fein mit einer solchen Mutter? Und seit vierzehn Tagen bin ich meiner Sache sicher, daß sie nichts Rechtes sein kann!“

„Nun?“ frage ich gespannt.

„Sie kennen den Baron, Madame, der mit Madame Bourinine immer Karten spielt und den ganzen Tag bei ihr ist. Der Baron ist seit vierzehn Tagen jeden Abend bei den polnischen Damen.“

„Das ist unmöglich, Susanne, denn der Baron ist jeden Abend bei Madame Bourinine.“

„Ja! Aber wenn er von Madame Bourinine mit den anderen Herren weggeht, dann, wenn es noch so spät ist, geht er noch eine Stunde in die Zimmer der polnischen Damen!“ antwortet Susanne leiser, aber bestimmt.

„Sind Sie dessen gewiß?“

„Vollkommen gewiß! Henry hat's gemerkt und hat ihm aufgepaßt, wenn er kommt und wenn er geht. Denn wir Alle im Hotel nehmen Antheil an dem guten jungen Herrn und können den Baron nicht leiden!“

„Warum haben Sie Alle einen so großen Widerwillen gegen den Baron, Susanne?“

„Ach, Madame, der schmutzige, schäbige Baron! Wenn er eines von uns Mädchen auf dem Korridor trifft, sagt er uns immer Sachen, über die man sich schämen muß, und sucht Einen anzufassen! Nicht mit dem kleinen Finger soll er mir nahe kommen, der schlechte Mensch!“

„Ich glaube nicht, Susanne, daß der junge Herr in irgend welcher Gefahr ist. Aber ich will ihm die Sache mittheilen, Schaden kann es ja nicht, und er wird wohl die Damen nicht gern besuchen wollen, wenn dieser Baron so intim mit ihnen steht. Wollen Sie ihm eine Karte von mir bringen?“

„Geben Sie mir die Karte, ich gebe sie Henry, ich möchte nicht, daß mein Name genannt würde, Madame!“

„Ich bin wohl genug, um Ihnen persönlich für Ihr Bouquet zu danken. Wenn Sie mich heut nach dem Diner in meinem Zimmer aufsuchen wollen, wird es mir sehr angenehm sein, mit Ihnen zu plaudern,“ schreibe ich auf eine Visitenkarte, und die kleine Susanne verschwindet.

Mein junger Freund kommt ahnungslos. „Sie sind sehr blaß,“ sagt er, mir die Hand reichend, „und Ihre Hand zittert.“

„Vielleicht bin ich ein wenig erregt, weil ich Ihnen etwas zu sagen habe, das Sie möglicherweise unangenehm berührt.“

„Heraus damit, bitte! Ich halte gar nichts von Vorbereitungen! Was ist es?“

„Zuerst lassen Sie mich eine Frage stellen. Was halten Sie vom Anastasia Borisowna'schen Baron?“

„Ich halte von ihm, daß er einer der schmutzigsten Menschen ist, die mir jemals vorgekommen sind. Aber wie kann das, was der Anastasia Borisowna'sche Baron thut, mich irgend berühren?“

„Ich hoffe, daß es Sie nicht berührt, wenn der Baron seit vierzehn Tagen jeden Abend Serpentina besucht!“ sage ich gedämpft.

Der Scheiß zuckt zusammen, wird blaß, dann steigt ihm langsam die Röthe in's Gesicht. Nach einer Pause sagt er ruhig: „Es ist nicht möglich, denn ich habe in den letzten vierzehn Tagen jeden Abend, den ich nicht im Salon war, bei Serpentina zugebracht.“

„Der Baron kam dann, nachdem Sie von den Damen weggegangen waren. Sie sagten mir, daß Sie nie länger als bis zehn Uhr bleiben. Erst wenn die Spielpartie bei Anastasia Borisowna zu Ende ist, besucht der Baron Serpentina und die Gelbe Dahlie.“

„Und woher wissen Sie das?“

„Eine kleine Maus hat es mir in's Ohr gesagt,“ antworte ich. Da der junge Mann aber eine abwehrende Bewegung macht, erzähle ich ihm ernsthaft mein Gespräch mit Susanne.

„Also sehen Sie, daß man in einem Hotel von Schutzengeln umringt ist,“ schreie ich meine Erzählung.

„Ja, in Gestalt von der hübschen Susanne und Henry, dem Portier!“ sagt er mit schwachem Lächeln.

„Die Schlange! Die kleine, niedliche Schlange!“ sagt er nach einer kurzen Pause. „Wie wußte sie sich lieblich zu machen, wie wußte sie meine Schwächen zu reizen und mich glauben zu machen, sie liebe mich!“

Da ich schweige, fügt er hinzu: „Denken Sie nicht, daß ich mich habe verstricken lassen. Ich hatte unregelmäßige Liaisons, und es stand mir stets vor Augen, daß sie nicht frei ist. Aber ohne diese Entdeckung hätte ich mich vielleicht gefesselt.“

„Aber, mein Freund, konnten Sie um des Himmels willen jemals denken, daß Serpentina Fatme ist oder werden kann?“

„Nein! Ich dachte nie, daß Serpentina Fatme sein kann. Aber Fatme — meine wilde, duftende Rose, finde ich nie mehr, und Sie wissen, ich habe ein einfaches Herz!“

„Und die Gelbe Dahlie? Würden Sie die Gelbe Dahlie ertragen können — als Schwiegermama? Fast muß ich bei der Idee lachen.“

„Sie ist nicht Serpentina's Mutter, nur eine entfernte Verwandte, die sie unter diesem Namen begleitet, seit sie Polen verließ.“

„Und mit diesen problematischen Zuständen würden Sie sich abgefunden haben?“ frage ich verwundert.

„Ich dachte in der letzten Zeit zuweilen daran, es zu thun, wenn Serpentina mich wirklich liebte.“

„Sie liebt Sie vielleicht und empfängt den Baron nur gezwungen.“

„Soll ich mit diesem schmutzigen Baron rivalisiren? Nein! Es ist zu Ende!“

„Was werden Sie nun thun?“ frage ich bang, denn ich fühle seine Erregung, trotz seiner Ruhe.

„Nichts!“ sagt er. „Absolut nichts! Das genügt vollkommen. — Können Sie morgen zum Diner kommen?“

„Ich habe die Absicht, es zu thun.“

„So speise ich heute Abend im Hotel des Alpes! Auf Wiedersehen also morgen an der Tafel!“

Ich bin ziemlich zeitig an der Tafel am nächsten Tag, und Serpentina tritt erst ein, da ich an meinem Platz sitze. In ihrer leichten, anmuthigen Weise gleitet sie um die Tafel, so verschieden von der Königin von Saba, die hinter ihr dahinsiegt wie ein Schiff mit vollen Segeln. Serpentina gleitet an mon cher Baron vorüber, der eben im Wege steht, sie hebt die Wimper nicht, mon cher Baron grüßt nicht, kein leiseles Zeichen verräth, daß sie sich kennen. Serpentina grüßt mich leicht, setzt sich und wartet auf Den, der da kommen soll, ohne von ihrem Teller aufzusehen.

Ich sehe sie von der Seite an und sah nie vorher, wie schön, wie reizend sie ist. Ich kann den Scheiß begreifen. Ihr tadelloses Profil, edel und zart zugleich, das schöne Oval der Wangen, die langen feidenen Wimpern, die Wellen des reichen Haars, das sich natürlich lockt, man sieht es, denn jedes Haar ist eine Kräuselwelle, und dabei das still in sich Zurückgezogene — die Moosrose! Fürwahr, mein Scheiß ist zu entschuldigen!

Eben kommt er, und Serpentina zuckt ein wenig, sieht ein wenig auf. Seine Haltung ist fest und nicht ganz so nachlässig wie sonst, seine Stirn merkwürdig klar, frei von allem Gemölk. Er nähert sich unserem Platz, Serpentina hebt das Auge zu ihm — er sieht sie nicht — er sieht nicht mehr von ihr, als ob Niemand auf dem Stuhl säße — er sieht Luft, eitel Luft, wo Serpentina ist. Und er setzt sich und gibt seinem Stuhl unmerklich eine kleine Schwenkung gegen mich zu, erkundigt sich nach meinem Ergehen und knüpft eine fortgesetzte Konversation an, ohne einmal das Wort oder den Blick an Serpentina zu wenden, nicht aufgeregt, nicht laut, aber mit vollem, hingebendem Interesse an unser Gespräch. Serpentina murmelt einige Worte, der Scheiß hört sie nicht. Ehe die Tafel zu Ende ist, erhebt sich Serpentina und verläßt den Salon.

Nach der Tafel sitze ich auf der Veranda in der warmen Herbstsonne. Mein junger Freund tritt zu mir, seine Miene ist nicht so heiter wie bei Tisch, aber sehr entschlossen. Wie er so vor mir steht, tritt Serpentina auf die Veranda, blaß, verstört, die Augen voll Thränen. Sie tritt zu ihm, sie hebt die kleinen Hände auf gegen ihn: „Was ist es? O, was ist es?“

Sie steht dicht vor ihm, er sieht sie an — aber er sieht ein Nichts, so völlig gleichgültig ist seine Miene. Und er wendet sich gegen mich und macht eine Bemerkung über das schöne Wetter.

Serpentina steht wie erstarrt, dann läßt sie die Hände sinken und verläßt die Veranda.

„Das war grausam! Ich zweifle, ob ich Recht that, Ihnen das Vernommene zu sagen!“

„Sie mußten es mir sagen — und es ist Alles wahr — ich habe Henry gesprochen. Soll ich mit diesem schmutzigen Baron rivalisiren?“ sagt er hart. Dann nach einer Pause fügt er weicher hinzu: „Serpentina dauert mich. Glauben Sie mir, sie ist das Opfer der Verhältnisse. Aber ich kann sie nicht daraus retten!“

„Wenn Sie Serpentina liebten, könnten Sie sie nicht retten?“ frage ich bewegt.

„Meine liebe Freundin, ich liebe sie nicht genug, um meine Ehre daran zu geben, und die Ehre erlaubt den Männern zwar, ein Mädchen in ihren Ruin zu stürzen, aber sie erlaubt nicht, sie aus dem Ruin zu retten!“ Die letzten Worte klingen bitter.

Mein junger Freund gewinnt es über sich, in seinem Benehmen in keiner Weise zu zeigen, daß er eine Erschütterung erlebt hat. Er ist liebenswürdig und aufmerksam gegen die Damen van Knoop, herzlich gegen den jungen Ingenieur, der seinerseits viel zu befangen von seinen eigenen Herzensangelegenheiten ist, um die anderer Leute zu erkennen. Niemand außer mir bemerkt, daß der Scheiß eine Schattierung bleicher, ein wenig ruhiger ist als sonst. Nur die Königin von Saba wird aufmerksam, da die schöne Serpentina nicht mehr erscheint, und reißt ihren Schwanenhals häufig herüber nach unserem Plaze.

Serpentina fehlt drei Tage an der Tafel, sie ist nicht auf dem Balkon zu sehen. Am dritten Tage sitzt der Scheiß neben mir auf dem Korridorsopha vor der offenen Salonthüre, wo stets Arrangements von Stühlen und Tischchen sind für Die, welchen der Salon zu heiß ist. Es ist Niemand außer uns auf dem Korridor.

Da erscheint auf der Treppe Serpentina's leichte Gestalt. Mit elastischem, unhörbar leisem Tritt gleitet

sie herab. In ihrer Hand trägt sie einige Rosen — nicht Rosen zum Bouquet gebunden, sondern lose Rosenzweiglein in ihrer natürlichen Anmuth.

Serpentina zögert am Fuß der Treppe. Der Scheiß sieht sie, aber sieht sie nicht. Serpentina gleitet mit ihren leichten kleinen Schritten zu ihm, sie hebt die dunklen Wimpern, sieht mit großen dunklen Augen zu ihm auf und reicht ihm ihre Rosen.

Der Scheiß sieht Serpentina — aber er sieht sie nicht und nicht ihre Rosen. Er sieht — nichts — er sieht Luft, wo Serpentina steht. Serpentina steht da, die Rosen fallen zur Erde, sie liegen zu den Füßen des Scheiß. Unwillkürlich blide ich auf die armen Dinger, die da hingeworfen liegen. Wie ich wieder aufsehe, ist Serpentina verschwunden.

Sie ist verschwunden und erscheint nicht mehr bei der Tafel. Sie nimmt ihre Mahlzeiten mit der Gelben Dahlia auf ihrem Zimmer. Ich fühle, daß es besser ist, nicht mit meinem jungen Freund über sie zu sprechen. Ich glaube wohl, daß er jetzt gern gegangen wäre, allein er fürchtet vielleicht, daß sein Weggehen nun mit Serpentina's Wegbleiben in Verbindung gebracht würde. Aber ich fühle mit ihm den Widerwillen gegen mon cher Baron, der intimer als jemals mit Anastasia Borisowna scheint.

Etwas mehr als eine Woche ist verfloßen nach dem Bruch mit der schönen Serpentina, da ich eines Nachts davon erwache, daß Jemand leise meine Thür öffnet und hereintritt. Ich fahre auf mit dem Schreck, den man in solchen Fällen empfindet, und sehe vor mir Tetjana Grine in einem sehr nachlässigen Negligé. Sie trägt eine Kerze in der Hand und bleibt in der Mitte des Zimmers stehen.

„Entschuldigen Sie,“ sagt Tetjana Grine, „aber ich wollte nicht klopfen, weil ich nicht will, daß Vera und Natalie mich hören! Bitte, kommen Sie doch sogleich mit mir zu Anastasia Borisowna!“

„Was ist mit Ihrer Freundin?“ frage ich, völlig zur Wirklichkeit zurückkehrend.

„O, ich weiß nicht, entweder wird Anastasia Borisowna sehr krank oder ganz verrückt!“ sagt Tetjana Grine.

„Aber was ist mit ihr? Ist ihr etwas zugefallen?“

Tetjana stellt das Licht auf den Tisch und läßt sich auf einen Stuhl sinken.

„Ich bin schon die ganze Nacht bei ihr und weiß nicht mehr, was ich mit ihr anfangen soll. Ich will Ihnen erzählen, aber ich muß eilen, denn es ist Niemand bei ihr als ihre dumme Mania, und sie könnte sich Schaden thun! Sie wissen doch, wie sie sich mit dem Baron abgab, dem unausstehlichen Menschen? Er war ihr Taktotum, ihr Alles, er war den ganzen Tag in ihrem Zimmer! Anastasia Borisowna, sag' ich ihr oft, Sie machen sich lächerlich mit diesem Baron. Wenn das Alexander Alexandrowitsch wüßte! Aber dann wurde sie wüthend und wollte nicht hören!“

„Nun?“

„Nun,“ sagt Tetjana, Athem schöpfend, „nun hat sie, weil sie zu trüg ist, um auszugehen, und den Diensthöten mißtraut, immer den Baron alle ihre kleinen Einkäufe besorgen lassen. Vorgefien schickte Alexander Alexandrowitsch einen Wechsel von zweitausend Rubel von Petersburg. Anastasia braucht viel Geld und hat auch viel an den Baron verloren. Sie hat dem Baron den vergangenen Morgen den Wechsel gegeben, damit er für sie auf der Bank zu Montreux einen Theil des Geldes hole und das Uebrige dort placire, bis sie es braucht. Um zehn Uhr des Morgens ist der Baron mit dem Wechsel fortgegangen und er ist noch nicht zurückgekommen!“

„Das sieht sehr verdächtig aus! Gehen Sie hinab zu ihr, ich werde gleich nachkommen!“

Ich kleide mich in Eile an und komme in Anastasia's Schlafzimmer, wo ich die arme Dame in hysterischen Krämpfen sich auf ihrem Bette wälzend, Tetjana rathlos und Mania in einer Ecke heulend finde. Wir thun Alles, was man thun kann, mit Reiben, Umschlägen und starken Effenzen. Endlich, nach einigen Stunden, fällt Anastasia Borisowna in ruhigen Schlaf. Tetjana bleibt an ihrem Bette sitzen und ich ziehe mich in einen Fauteuil zurück, um ihr Erwachen abzuwarten. Als Anastasia Borisowna nach einem ruhigen Schlaf erwacht und ihre Freundin noch an ihrer Seite findet, hebt sie den Kopf empor und sagt zu ihr: „Tetjana Grine, ich habe Sie nie leiden mögen, und Sie sind mir immer wie eine sehr unangenehme Person vorgekommen. Jetzt aber sehe ich, daß Sie doch ein gutes Herz haben!“

Ich ziehe mich zurück, ohne meinen Dank für geleistete Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Da ich am Morgen nach dieser unruhigen Nacht zum Frühstück komme, sehe ich in Aller Mienen ein gespanntes Etwas, das mir zu sagen scheint, die Geschichte Anastasia Borisowna's sei bereits bekannt. — Nach dem Frühstück nehme ich die Zeitung und setze mich in den kleinen Salon, der ganz leer ist.

Der Scheiß tritt zu mir, seine Wange ist blaß: „Sie wissen es schon? Sie ist fort!“

„Wer ist fort?“ frage ich verwundert.

„Serpentina und die Gelbe Dahlia! Sie sind heute Nacht verschwunden!“

„Serpentina? Nein! Der Baron ist verschwunden, nicht Serpentina!“

„So sind sie alle Beide verschwunden,“ spricht der Scheiß.

„Und zusammen!“ rufe ich, denn ein Licht geht mir auf. Und ich theile meinem jungen Freunde die Grlebnisse dieser Nacht mit.

In ein paar Stunden weiß Jedermann im Hotel, daß sowohl das Zimmer des Barons als die Zimmer der Damen leer angetroffen wurden. Die Koffer sind da, aber leer. Anastasia Borisowna's Wechsel ist auf der Bank von Montreux präsentirt und an mon cher Baron voll ausbezahlt worden. Mon cher Baron hat mit dem Geld das Weite gesucht, und ohne Zweifel haben sich die polnischen Damen dann irgendwo mit ihm vereinigt. Die nächtlichen heimlichen Besuche von mon cher Baron bei der schönen Serpentina und der Gelben Dahlia kommen nun durch Henry, den Portier, zur allgemeinen Kenntniß, man hört, daß die polnischen Damen im Hotel ihre Rechnungen nicht bezahlen konnten, daß der Hotelier der Gelben Dahlia gedroht hat, sie hinauszumessen. Alles, Alles kommt jetzt an den Tag, ist Gesprächsthema; man staunt, wie es möglich war, daß die Damen heimlich fortgehen konnten mit Schmuckstücken und Kleidern, — das einzige Wunder, denn das Hotel ist des Nachts verschlossen und Susanne sah sie noch um zehn Uhr auf ihren Zimmern.

Es stellt sich heraus, daß an einer kleinen Gartenthür der Schlüssel fehlt. Vielleicht hat ihn sich die Gelbe Dahlia zugeeignet. Vom Zimmer der Damen führt eine schmale Treppe auf die Terrasse des Gartens. Mit einem kleinen Sprung ist sie durch das bis zur Erde laufende Fenster leicht zu erreichen. Die großen Reisetaschen mußten den Hauptinhalt der Koffer aufnehmen, die Damen haben sie ohne Zweifel selbst getragen und sind mit dem Train halb zwölf Uhr, der nach Süden geht, in die weite Welt gegangen.

Frau van Knop fühlt ein klein wenig den Triumph der Tugendhaften über die Lasterhaften, denn die besten Frauen neigen zur Grausamkeit gegen junge Damen, welche schöner sind als ihre Töchter. Doch ist sie zu zartfühlend, um es in Gegenwart des Scheiß zu zeigen. Cornelia und Malwina zeigen der Sache gegenüber eine Unbefangenheit und Welterfahrung, die allerdings bei weniger gereizten jungen Damen auffallen würde. Lydia wird wenig davon berührt, sie äußert ein leises Bedauern der schönen Serpentina, lebt aber im Uebrigen ganz ihrer eigenen Herzensangelegenheit, die denn auf dem interessanten Punkt ist, wo die Schwestern jeden Tag erwarten, daß sie sich endlich heute verloben, während die beiden Betreffenden, wie der Strauß, der seinen Kopf in den Wüstenand steckt, überzeugt sind, daß Niemand ihren kritischen Zustand bemerkt.

An Mr. Whimsley geht Alles spurlos vorüber. Mr. Whimsley hat den Schild der völligen Unbekanntschaft mit allen Sprachen außer der englischen, und dieser Schild, zusammen mit seinem erflusiven Wesen, schlägt ihn vor allen Mittheilungen, die zufällig sind. Mr. Whimsley rotirt nur um sich selbst, interessiert sich nur für sich selbst, sogar die jungen Damen, die ihn hie und da ein wenig neugierig zu machen scheinen, sind ihm nur Gegenstände, die sich auf sein Selbst beziehen. Er lebt mitten unter den Menschen wie ein Einsiedlerkrebs in seiner Panzerschale.

Die Königin von Saba fühlt sich und erscheint in voller Glorie. Sie erscheint am Abend im Salon in einem tugendhaften, sehr en coeur ausgeschnittenen schwarzen Kleide, das ihren schönen Wachsputteint noch mehr hervorhebt.

„Es ist doch sehr, sehr unangenehm,“ sagt sie so laut als möglich, denn sie hat sich in der Nähe des Scheiß auf einem Sopha niedergelassen, „es ist wirklich sehr unangenehm, mit so unpässenden Personen zusammen sein zu müssen, wie es in einem Hotel der Fall ist! Aber ich kenne so Etwas, ich weiß gleich, ob Jemand eine Stellung in der Gesellschaft hat, und ich lasse mich nicht anführen wie Andere! Und die Person war nicht

einmal hübsch, dünn und mager, und dann der dunkle Teint!“ — Ihr Lieutenant ist jedenfalls derselben Meinung und macht einen kleinen zweideutigen Scherz.

Daß mein junger Freund von all' diesen Nebenleiden, so ruhig er sie erträgt, ist natürlich. Doch muß er nur noch bleiben, um nicht den Anschein zu haben, als berühre ihn die Sache. Wir Alle wollen in der nächsten Zeit aufbrechen, und nun will er da bleiben, bis wir gehen.

„Arme Serpentina!“ sagt er mir eines Abends, da ich ihn allein treffe. „Arme kleine Schlange! Sie hat ein leidenschaftliches, liebevolles Herz gehabt, aber das Schicksal zieht sie in den Schmutz der Erde! Sie war eine Blume voll Duft, aber all' ihre Süßigkeit wird vergiftet durch den Sumpf, in welchem ihre Wurzeln ruhen! Arme, hübsche Serpentina! Du wirst im Sumpf versinken und untergehen!“

„Aber wie mag es so weit gekommen sein?“ frage ich, von dem aufrichtigen Schmerz meines jungen Freundes bewegt.

„Serpentina ist das Kind einer unglücklichen Nation, die mit den angestammten Gewohnheiten des Luxus in Armuth verkommen ist. Serpentina's Eltern waren von gutem polnischem Adel, verarmt, hochmüthig, an die Laster des Luxuslebens gewöhnt. Sie erzählte mir einmal, daß ihre Eltern sie an den alten Edelmann verheiratheten in dem irrigen Glauben, daß er reich sei, und ohne Zweifel hofften sie ihre eigenen Verhältnisse mit seinem Vermögen einst zu restituiren. Sie starben Beide und Serpentina suchte eine Scheidung oder entfloß von ihrem alten Mann — ich weiß es nicht! Die Gelbe Dahlia ging mit ihr als Mama, besser wäre Serpentina allein gegangen! Daß es so weit kam mit dem Baron, daran ist die Gelbe Dahlia schuld.“

„Halten Sie es für möglich, daß Serpentina ein Verhältniß mit diesem Baron hat, daß sie ihn Ihnen vorzieht? Es ist unglaublich!“

„Nein,“ sagt der Scheiß bestimmt, „sie steht nicht in einem zärtlichen Verhältniß zu ihm! Die Noth und die Gelbe Dahlia haben sie zu diesem Schritt getrieben! Ob sie aber nicht sich schließlich auch dazu erniedrigen wird, steht dahin! Hätte sie mir ihre Lage offen vertraut, ich würde ihre Rechnungen bezahlt haben — ich würde versucht haben, sie zu retten! Aber so ist es, wenn die Menschen nur auf die schlechten Neigungen der Anderen rechnen und nicht an die besseren glauben! Die Gelbe Dahlia glaubte in mir einen passenden reichen Liebhaber, der sie aus aller Noth zöge, entdeckt zu haben. Daß ich es als Freund thun würde, kam ihr nicht in den Sinn. Da sie nun sah, daß ich auf keine Liaison einging, knüpfte sie heimlich mit dem Baron an, dessen Charakter als Abenteurer sie gewiß gleich erkannte, denn schöne Seelen dieser Art kennen sich wie die Freimaurer an geheimen Zeichen.“

„Glauben Sie, daß Serpentina von dem Wechsel wußte?“ frage ich leise.

„Sicher nicht! Aber vielleicht die Gelbe Dahlia, vielleicht auch nicht! Auch Betrüger betrügen sich gegenseitig. Die Damen konnten sich im Hotel länger nicht halten, hatten kein Geld, fortzugehen — meine liebe Freundin, es gibt nichts Unerbittlicheres, als vis-à-vis de rien zu sein! Hätte mir Serpentina vertraut, ich würde versucht haben, sie zu retten!“

Den Tag nach der Nacht bei Anastasia Borisowna begegne ich Tetjana Grine bei Tisch. Natürlich erscheint sonst Niemand von den russischen Damen.

„Wie geht es Anastasia Borisowna heute?“ frage ich die kleine Generalin.

„Sie liegt auf dem Sopha und klagt über Nervenkopfweg. Und sie hat die arme Vera bei sich, um welche sie sich sonst nicht kümmert, und quält und plagt sie mit ihren Launen, daß das arme Mädchen nicht weiß, wo ihr der Kopf steht! Ich bin nur neugierig, was Alexander Alexandrowitsch sagen wird! Ich habe nach Petersburg an ihn telegraphirt.“

„Alexander Alexandrowitsch hat zurücktelegraphirt,“ sagt mir Tetjana den folgenden Tag. „Er schickt Geld per Telegraph und will, daß Anastasia Borisowna sogleich zu ihm nach Petersburg kommt.“

„Ist sie denn mit dieser schnellen Abreise einverstanden?“

„O, sie hat Mania und Vera schon an das Packen gestellt und will je eher je lieber fort. Sie hat einen horreur vor dem Hotel und Allen, die darin sind, bekommen!“

„So ist es wohl auch nicht nöthig, daß ich ihr einen Abschiedsbesuch mache?“ frage ich lächelnd.

„Es wäre sehr artig von Ihnen, aber ich kann Ihnen nicht sagen, wie Anastasia Borisowna sich gegen-

Sie betragen würde. Sie ist in der übelsten Laune und hat Mania heute schon so geohrseigt, daß ihr Gesicht ganz dick aufgeschwollen ist!"

"Wird Vera und ihre Erzieherin mitgehen?"

"Der Arzt soll deshalb konsultirt werden," sagt Tetjana. "Ich bin gewiß, Anastasia Borisowna thut Alles, was sie kann, um noch keine erwachsene Tochter nach Petersburg zu bringen."

"Wird das Vera's Vater angenehm sein? Hat er ein so unbedingtes Vertrauen auf Vera's Erzieherin?"

"Natalia Feodorowna ist ein vorzügliches Mädchen

und aus sehr guter Familie. Alexander Alexandrowitsch setzt in der That ein unbedingtes Vertrauen in sie!"

Nur einmal noch sehe ich Anastasia. Es ist in dem Moment, da sie in den Wagen steigt, um mit Vera und Natalia zur Bahn zu fahren. Sie würdigt mich keines Blicks, zankt mit Mania über die Handtaschen und läßt alle dienenden Geister empört über die schlechten Trinkgelber zurück. Natalia sagt mir nur noch vor dem Einsteigen:

"Vera bleibt mit mir im Hotel des Crêtes in Clarens. Der Arzt will nicht, daß sie in der kalten Jahreszeit

nach Petersburg zurückkehrt, und Alexander Alexandrowitsch hat eingewilligt, sie hier zu lassen."

"Vielleicht treffe ich Sie dann noch einmal an dem Plätzchen am Kirchhof von Clarens!" sage ich und wir reichen uns die Hände. Vor meinem innern Sinn geht mit einem Male vorüber, wie leicht es jetzt für die junge Dame ist, mit der kleinen Kolonie von Nihilisten, die sich fortwährend still, aber bekannt in Clarens und in Baugh sur Clarens aufhalten, zu verkehren. Ja, wie leicht es für Natalia ist, Vera mit den Nihilisten in Genf in Verbindung zu bringen.



Das Rathhaus in Breslau. Nach einer Photographie von Ed. van Delden in Breslau.

Während ich so denke, neigt die junge Vera ihr goldenes Haupt gegen mich mit anmuthsvollem Gruß. Und diese reine, unschuldsvolle Stirne ist voll von so schweren, großen Gedanken?

Auch unsere Zeit im Hotel Bonivard geht allmählig zu Ende. Frau van Knoop bestimmt den Tag, an welchem sie und die Ihrigen nach Nizza gehen werden; Cornelia und Malwina sehnen sich bereits lebhaft nach dem Süden, denn es fängt an kühler zu werden am Genfer See. An dem gleichen Tage will ich nach Genf abreisen, um mich Freunden anzuschließen zur Rückreise nach Boston. Unser Scheiß wird dann nach Rom gehen, wohin ihn sein Architekt, der ihm die Villa

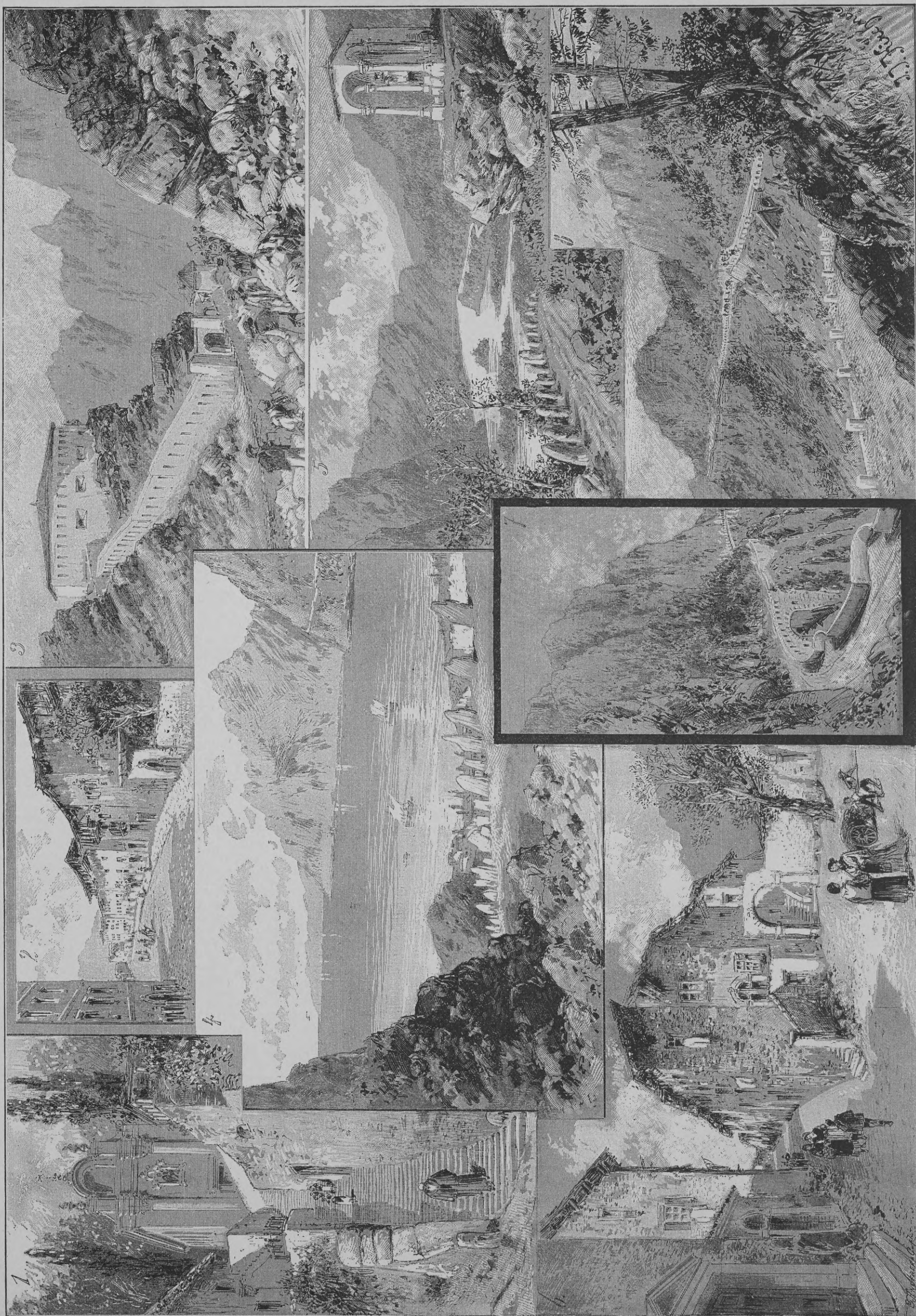
baut, ruft. Der junge Ingenieur sitzt schweigend, wenn von der allgemeinen Abreise die Rede ist.

Inzwischen machen wir noch einige kleinere und größere Spaziergänge, gleichsam zum Abschied von dem schönen See. Auf einem dieser Spaziergänge kommt es denn endlich zwischen dem jungen Ingenieur und der hübschen Lydia zur Entscheidung, und wir feiern des Abends Verlobung im kleinen Salon.

Mein Scheiß ist so liebenswürdig und herzlich gegen das junge Paar, daß ich ihn auf's Neue in's Herz schließe und ihn vom Vorwurf des Egoismus frei spreche, den ich öfter geneigt war, ihm zu machen. Mr. Whimsley ist verstimmt, sehr verstimmt, kaum können Malwina's

Neckereien ihn aufheitern. Mr. Whimsley fühlt sich entschieden als Pechvogel bei dieser Gelegenheit und sein rosiges Aussehen ist getrübt. Frau van Knoop scheint mit Lydia entzückt und sieht ganz verjüngt aus. Nun geht der junge Ingenieur natürlich mit nach Nizza. Der Tunnel durch den Gotthard kann auch ohne ihn vollends durchbrochen werden! Ohnehin fehlt nicht mehr viel daran. In Nizza soll über die Zukunft des jungen Paares weiter bestimmt werden. Wenn man viel, sehr viel Geld hat, kann man Alles leichter nehmen. Und endlich will dann Frau van Knoop sich irgendwo „die lang gewünschte Heimat gründen“.

Natalia treffe ich wirklich noch einmal auf jener



1. Aufgang zur Kirche in Corbole. — 2. Straße in Mori. — 3. Neue Straße von Nago nach Icco. — 4. Ausblick auf den Garbafsee. — 5. Koppiotse, von der Passhöhe aus. — 6. Kirchenplatz in Nago. — 7. und 8. Parteien der Gebirgsstraße.

Au der Straße von Mori nach Xiva in Südtirol. Nach Skizzen von A. Härtling.

Bank an den Lorbeerbüschen. Wir haben nur wenige Augenblicke, denn die junge Vera ist auf dem Friedhof, um einen Kranz auf das Grab eines Gefinnungs-genossen, der in Clavens starb, niederzulegen. Natalia sagt es mir, indem sie mir die Hand reicht.

„Ich habe nur eine Frage noch an Sie,“ sage ich ihr. „Ich weiß, Sie haben sich ganz, mit allen Kräften Ihrer Seele einer Idee geweiht; Sie sind bereit, für dieselbe zu sterben, Alles zu leiden! Sie können und dürfen sich selbst opfern, sobald Sie die Heiligkeit der Idee erkannt haben, was auch Andere davon denken. Aber ist auch der Verrath gerechtfertigt, den Sie an Alexander Alexandrowitsch, für welchen Sie selbst Achtung zu fühlen scheinen, ausüben? Er vertraut Ihnen unbedingt — und Sie mißbrauchen sein Vertrauen!“

Natalia blickt mit ihren großen Augen über die schöne Welt, die sich vor ihr ausbreitet. Ihr Antlitz nimmt einen Ausdruck der Verklärung an.

„Wir, die wir uns der heiligen Sache der Befreiung des Vaterlands geweiht haben, wir haben geschworen, daß keine Rücksicht der Liebe, des Hasses, des eigenen Gewissens, des persönlichen Gefühls irgend einer Art uns abhalten oder beeinflussen soll, das zu thun, was unserem großen Zwecke günstig ist. Ich liebe Vera mehr als mich selbst, aber ich zögere nicht, die junge Leben auf meine Bahn zu reißen, obwohl sie für uns zum Abgrund führt, denn ich fühle, wir Alle, die wir jetzt kämpfen, sind nur Vorkämpfer und werden untergehen, ehe wir ein Ziel erreichen. Wenn ich so Vera opfere, was kann mir Alexander Alexandrowitsch sein, der, obwohl nicht unedel, mitten in allen Vorurtheilen steht? Das Leben ist schön — und wer es hinwirft für seine Idee, darf auch gewagtere Dinge verantworten als die Täuschung eines hochmüthigen Mannes, der die Rechte seines Volkes nicht kennt!“

„Und was wird Vera's Loos sein, wenn sie auf diesem Pfad weitergeht?“

„Sie wird das thun, wozu sie berufen wird. Vielleicht geht sie unter das Volk und sucht es zu begeistern, wenn es an der Zeit ist. Vielleicht auch wird sie berufen, in ihrem aristokratischen Kreise zu bleiben und dort im Stillen für die Sache zu wirken. Sie wird zu Allem bereit sein!“

In diesem Augenblick erscheint die feine, hohe Gestalt der jungen Vera am Eingang der kleinen Lorbeerlaube. Sie trägt den Hut in der Hand, ihre goldenen Haare glänzen wie eine Glorie um ihr schönes Haupt. Ich verabschiede mich mit wehmüthigen Gefühlen von den jungen Damen.

Es ist der Tag vor unserer gemeinschaftlichen Abreise. Das Wetter ist still und mild, es scheint so recht zur Wehmuth eines stillen Abschiedstages gemacht. Da fordert mich mein junger Freund auf, die oft besprochene Fahrt zur „Isle de la Pair“ mit ihm zu machen. Er rudert selbst und der Rahn gleitet langsam über den stillen See, der — wie ein Kind unter einem weißen Wiegenscheiter — im lichten Hauch des Herbstes schlummert.

Auf der kleinen Insel, die nur wie das Blatt einer Wasserrose auf den Wogen zu schwimmen scheint, liegt das Herbstlaub der Azazienbäume hingestreut; sie scheinen klagend, ihres Schmucks beraubt, dazustehen, und noch immer flattern einzelne Blätterrispen auf uns nieder. Wir setzen uns still auf das kleine Mauerchen. Rings um uns murmeln leise die anschlagenden Wogen.

„Ich bin Ihnen meine Beichte noch schuldig, meine gute Freundin!“ sagt der Scheik mit gedämpfter Stimme, als wolle er die Einsamkeit und Stille nicht stören. „Ich habe Sie deshalb hieher geführt, um Sie zu fragen: Wollen Sie meine Beichte hören?“

„Es ist der schönste Beichtstuhl der Erde!“ erwidere ich ihm. „Aber dennoch, mein junger Freund, lassen Sie mich Nein sagen! Was auch aus der Vergangenheit Ihr Herz beschweren mag, ich absolvire Sie ohne Beichte, denn was sogar der wirkliche Beichtvater fordert, das thun Sie: Sie bereuen, und Sie wollen nicht mehr sündigen! Aber ich thue noch mehr: Ich warne Sie vor der Neue! „Du sollst Dein Herz nicht verzehren!“ geboten die alten Priester Aegyptens. Nutzlose, müßige Neue aber verzehrt das Herz. Sie haben eine Krankheit der Seele, die Ihr Leben beherrscht, und sicher ist Alles, was Sie zu bereuen haben, aus diesem Quell geflossen. Sie geben Ihren Gefühlen zu sehr nach, Sie lieben es, Ihr Inneres zu betrachten, zu ergründen, und Sie haben nicht die Energie der Initiative. Es ist ein Gang der Selbstverhätselung in Ihnen, eine Schwäche der Willenskraft, die Sie dazu bringt, sich den von außen herantretenden Situationen

hinzugeben, aber den rechten Moment vorbegehen läßt, sie glücklich zu lösen. Was ist eine solche Beichte, als das Wiedereintauchen in eine Vergangenheit, an der keine Willenskraft mehr etwas zu ändern vermag, — als ein Sichwiederhingeben an die alte, krankhafte Empfindung! Ich absolvire Sie, aber Sie sollen nicht fortan bereuen. Sie sollen handeln, Gutes thun, Schönes schaffen!“

„Sie haben Recht!“ antwortet er mir und reicht mir die Hand. „Wenn Sie gewünscht hätten, daß ich meine Geschichte erzähle, so hätte ich sie Ihnen anvertraut. Aber es ist besser so, und ich will mit mir abschließen. Auch habe ich mir in den letzten Tagen einen Lebensplan gemacht, den ich nun ohne Wanken verfolgen werde.“

„Sie wollen es dem Ingenieur nachmachen? Ach gewiß! Eine verständige Frau ist die beste Arznei für Sie!“

„Eine verständige Frau?“ lächelt mein Scheik und ist noch einmal ganz der Alte. „Eine verständige Frau? Nein, das wäre mir fürchterlich! Ich bin ein Künstler, ich kann nur Natur und Poesie, die idealisirte Natur lieben! Ich kann für mich allein verständig leben, ohne Liebe aber nicht eine Frau nehmen!“

„Das ist vielleicht recht verständig, aber, mein Freund, was wollen Sie thun, um Ihrem Leben mehr Halt zu geben?“

„In Italien, zumal in Rom,“ sagt er, „leben viele arme Künstler, deren Genius nicht frei die Flügel heben kann, weil die Noth des Lebens sie drückt. Ich will aus meiner Villa eine echte Künstlerheimat schaffen, ich will armen Künstlern eine Heimat bieten, wo sie, frei von Sorgen, unter meinem Schutze schaffen können. Ich selbst glaube nicht, daß ich ein großer Künstler sein kann. Ich habe eine große Gabe, in mich aufzunehmen, eine feine Kritik, ein richtiges Verständniß für das Große und Schöne. Aber die Kraft meines Genius reicht nicht aus, um das eigentlich Große selbst zu schaffen. Dessen bin ich mir bewußt, das schlägt mich nieder und schmälert meine Thakraft, denn mein Sinn strebt nach dem wahrhaft Großen. Das Beste, das ich malte, war jene Landschaft aus Afrika, in welcher ich eine Reminiscenz mit meiner Geschichte verschmolzen habe. Aber ich kann Anderen ein guter Führer sein, ich kann mich an dem Genialen stärken, das sich unter meinem Schutze entwickelt!“

„Und wenn Sie in sich selbst fest geworden sind, wird Ihr Genius sich erheben und frei die Flügel ausbreiten!“

„Möge es so kommen!“ erwidert er, wehmüthig lächelnd. „Daran aber will ich jetzt nicht denken. Ich reise nach Rom, um meinem Baumeister die nöthigen Anordnungen zu geben.“

„Sie werden glückliche und frohe Menschen machen und selbst froh und glücklich sein!“

Von dem stillen und einsamen Beichtstuhl inmitten der Wogen rudert mich mein Scheik zurück durch die stille Abendwelt. Die leichten weißen Nebel theilen sich noch einmal, die scheidende Sonne wirft ihre Strahlen auf Berge und See und die Schneefelder des himmelanstrebenden Dent du Midi. Zum letzten Mal sehen wir zusammen die Sonnenkugel hinter der blauen Bergkette des Jura eintauchen.

Wir verleben den Abend mit den van Knoops, die sehr belebt durch die Idee der Abreise sind, und mit Mr. Whimsley, der sehr melancholisch ist. Ich fürchte sehr, daß Frau van Knoop niemals zu einer Heimat kommen wird, denn das Abreisen scheint das wahre Element ihrer Töchter. Ich frage Mr. Whimsley, der ganz gedrücktsieht, ob er sich nicht freue, nach England zurückzukehren.

„No,“ antwortet er mir, „for my friends in England are very disagreeable to me!“

Am nächsten Morgen, da ich beim Frühstück sitze, tritt mein junger Freund zu mir, völlig reisefertig.

„Ich komme, Ihnen Lebewohl zu sagen. Ich hasse das Ceremoniell des Abschiednehmens und bitte Sie, den Damen van Knoop meine Grüße zu sagen. Nur Sie wollte ich noch einmal sehen. In zehn Minuten bin ich auf dem Wege nach Rom.“ Wir schütteln uns noch einmal die Hand und mein junger Freund ist fort — for ever and aye!

Und am Abend sind wir Alle fort, auf verschiedenen Wegen, fortgerissen durch das schnaubende Dampfroß, zerstreut wie die Blätter im Winde. Jedes geht unbewußt seinem Schicksal entgegen, die arme Serpentina auf den schlüpfrigen Pfaden einer problematischen Existenz, Frau van Knoop und ihre Töchter auf den vom Reich-

thum gebahnten Wegen eines luxuriösen Lebens, mein Freund auf seiner Künstlerbahn und ich selbst auf der großen Heerstraße bürgerlicher Respektabilität. Und Alle werden wir zu unserem Ziele kommen. Unsere Plätze an der großen Tafel im Hotel Bonivard sind durch andere und wieder andere Gesichter ausgefüllt und Niemand wird sich mehr der schönen Serpentina und meines Scheik erinnern. Aber das Spiel des Lebens, der Liebe, der Intrigue wird fortgespielt werden im Hotel Bonivard wie in der ganzen Welt.

Ein ungebeter Gast.

(Siehe das Bild S. 849.)

Unzertrennlich sind sie, der „Bubi“ und das „Spigertl“ oder das „Spigertl“ und der „Bubi“, denn unter so guten Kameraden kommt es auf die Rangordnung nicht weiter an. Braucht der Bubi ein Hottopfer oder ein weiches Schlafpolster oder einen Spieltrompeten, der auf jede Fopperei mit gutmüthigem Knurren eingeht, oder einen Aufpasser oder überhaupt irgend Wen oder irgend Etwas, immer ist das Spigertl bei der Hand, und umgekehrt, wenn Spigertl irgend einen Halunkenstreich in petto hat — Nachbars Hühner und Enten können davon erzählen — dann ist Bubi sein Spießgeselle. Sogar in den materiellen Fragen des Lebens, wo gewöhnlich alle Gemüthlichkeit ausföhrt und selbst so ideale Gefühle wie Liebe und Freundschaft oder was man so zu nennen pflegt, zuweilen ein Loch bekommen, bewährt sich der Bund unseres Pärchens. Das beweist unser hübsches Bildchen, auf dem wir Bubi und Spigertl beim gemeinsamen Mahle erblicken, das allerdings als unterbrochenes Opferfest bezeichnet werden muß.

„Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit Gigantenschritt
Geheimnißvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt.“

So erscheint plötzlich, angelockt vom süßduftenden Milchbrot, der Nachbarin grauer Kater und möchte der Dritte im Bunde sein. Da kommt er nun freilich schon an. Spigertl müßte kein Hund und Bubi nicht Spigertls Freund sein, um diese Kombination zu ermöglichen. Schon wendet Spigertl knurrend und zähnefletschend sein wachames Haupt, unterstützt von Bubi mit dem Breitlöfel; bald ertönt lustiges Kriegsgeschrei, ein Klaffen und Fauchen, Kragen und Schnurren, und der Störenfried ist glücklich in die Flucht geschlagen, Bubis und Spigertls Schutz- und Truhbündniß hat sich auch in dieser kritischen Situation auf das Glänzendste bewährt.

Der Wallfahrtsort Walldürn.

(Siehe das Bild S. 852.)

In nördlichen Theile von Baden, auf einer an Landschaftlichen Schönheiten armen Hochebene gelegen, ist Walldürn alljährlich, besonders im Monat Juni vom ersten bis vierten Sonntag nach Trinitatis ein Anziehungspunkt frommer Waller der katholischen Christenheit aus nah und fern. Ueber die Entstehung dieser Wallfahrten berichtet eine aus dem Jahre 1445 stammende Urkunde wie folgt:

„Im Jahr der Geburt Christi 1408 hat sich in der Stadt Walldürn ein großes Wunderwerk begeben und zugetragen. Als der Priester (mit Namen Heinrich Otto) in der Pfarrkirche am Oberaltar Meß hielt, hat er unverhehens den Kelch umgestoßen und das Blut Christi, so er konsekriert gehabt, auf das Corporale geschüttet. Da also das ausgeschüttete Blut die Blutsfarbe und Rösche an sich genommen, hat es sich in die Gestalt Christi, gleichwie er mit ausgebreiteten Armen am Kreuz gehangen, dargestellt und allenthalben darum viel Angeficht Christi nach dem Schweigtuche der Veronika; und wiewohl deren Viele waren, so hinter dem Priester gestanden und das Umschütten des Kelches gesehen, so hat der Priester doch solches zu verhehlen sich beflissen und einen Stein an dem Altar, darauf er Meß gehalten, aufgehoben und das Corporale darunter verborgen. Und nachdem dieß geschehen, hat derselbige Priester noch viele Jahre gelebt.“

Als er endlich in seinem Todesbette gelegen, hat er es gebeichtet und das Corporale gezeigt; hierauf nach seinem Absterben haben etliche ehrliche Personen, um der Ehre willen des hochwürdigsten Sakraments und Bluts Christi, auf Verathschlagung und gehaltenen Rath gemeldetes Corporale nach Rom getragen und es dem obersten Verwalter der Geistlichkeit, Papst Eugenio, gezeigt, dessen Heiligkeit das wunderwerkliche Blut besichtigt, für gerecht erkannt, betrafftigt, auch diese Bulle in Blei, dessen Inhalt von Wort zu Wort jetzt folgt, kirchlich und barmherziglich ausgegeben haben.“

Nachdem nun in dieser Bulle von Papst Eugenio die Wallfahrt nach Walldürn empfohlen und Ablass gewährt, auch um Opfer und Spenden zur Erneuerung der Bauwerke u. s. w. gebeten worden, fährt die Urkunde also fort:

„Als sie dann die Bulle mit dem wunderwerklichen Blute empfangen, haben sie dann mit Freuden nach Deutschland sich geföhrt und es in die Stadt Walldürn getragen; also ist die christgläubige, verehrungswürdige Andacht vermehrt worden, ein großer Zulauf des Volkes zu der Kirche St. Georg zu Walldürn geschehen, auch viele Schenkungen, Gaben und Gutthaten dahin gebracht worden; denn dieses wunderwerkliche Blut ist mit vielen und firtrefflichen Wunderwerken versehen und von Tag zu Tag wird größer auch das Zulaufen und größer die Zahl der Frommen und Gottesfürchtigen.“

Auf Gutachten des apostolischen Stuhles ist besagtes Corporale zu fernerer Erkundigung mehrere Jahre in Rom verblieben, bis Papst Eugenio IV. im Jahre 1445 die bekannte Bulle hier-

über erließ.“ Also erklärend berichtet eine andere Urkunde aus dem Jahre 1621 und fügt dann ein „Verzeichniß etlicher Wunderwerth, welche geschehen nachdem das Heiligtum von Rom kommen bis uff unsere letzte Zeiten“ bei. Auch Papst Pius IX. hat in einer Bulle vom Jahr 1864 die „Wallfahrt zum heiligen Blut“ in Bälldürn mit „Ablassen“ bereichert.

Unsere Bilder stellen in No. 6 oben erwähntes Corporale dar; dieses wird nur zur Zeit der Wallfahrt gezeigt und ist unter Verschluss in einem metallenen Gehäuse in dem sogenannten Blutaltar aufbewahrt. Wie viel der Zahn der Zeit zu der fast völligen Verbläulung des Corporale, resp. „Gnadenbildes“ beigetragen, bleibe dahingestellt; ursprünglich soll es so ausgesehen haben, wie die Zeichnung zeigt. Der Blutaltar No. 4 ist ein Stück feiner Malachitsteinerei (in Spätrenaissance) mit sehr schön erfundenen und ausgeführten Gruppen, die theils der biblischen Geschichte entnommen sind, theils Bezug haben auf die „Wallfahrt zum heiligen Blut“. Eine dieser Darstellungen ist dem Tableau beigefügt, No. 5. Der Innenraum der Kirche St. Georg wird gegenwärtig renovirt und es tritt jetzt schon zu Tage, wie der an Formen und Zieraten reiche Popsstil Gelegenheit bietet zu äppigster Entfaltung der Farbe und der Vergoldung; noch sind aber bis über die Hälfte die Gerüste nicht abgebrochen, denn nicht allein handelt es sich um Aufriehung des architektonischen Schmuckes, sondern es ist auch die Hand des Künstlers thätig zur Erneuerung der Deckengemälde. Der Kostenaufwand von 80,000 Mark soll fast über die Hälfte aus milden Spenden gedeckt werden.

Das Rathhaus zu Breslau.

(Siehe das Bild S. 860.)



Nachdem der Magistrat von Breslau, wohl mehr der „Noth als dem eigenen Erbe“ gehorchend, beschlossen hat, die schönste Zierde der schließlichen Residenz, das Rathhaus, einer wenn auch nur äußerlichen Renovation zu unterwerfen, wenden sich die Blicke aller Kenner und Nichtkenner mit verdoppeltem Interesse diesem schönen, alterthümlichen Bause zu. Die Wiederherstellung des im Laufe der Jahrhunderte verwitterten und hier und da zerstörten Stein- und Mauerwerks wurde, so sehr man sich auch aus Pietätsrückichten sträubte, daran zu bessern, doch endlich zur Nothwendigkeit, und so ist denn einer unserer ersten Architekten mit dieser diffizilen Aufgabe betraut worden. Die Ziele der nun in Angriff genommenen Wiederherstellungsarbeiten bestehen in Ergänzungen, die durchaus im Sinne und nach dem Muster des Alten vorzunehmen sind, in Ausbesserungen und Einschaltungen, die dem drohenden weiteren Verfall Einhalt thun sollen. Dabei muß natürlich äußerst behutsam vorgegangen werden, damit die Spuren der besten Hand möglichst wenig im Gesamteindruck wahrzunehmen sind.

Das Breslauer Rathhaus, eines der eigenartigsten Werke alter Baukunst, steht inmitten eines großen Platzes, dem sogenannten „Ring“, und ist wahrscheinlich zu Anfang der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaut worden, als die Stadt durch die großen Brände von 1342 und 1344 heimge sucht worden war und neben vielem Anderen auch sein altes Rathhaus den Flammen zum Opfer gefallen sah.

Das Gebäude ist ganz im spätgothischen Styl ausgeführt und mit unzähligen Ornamenten, mit Thüren, Erfern, Thürmchen, Wappen und Steinfiguren bedeckt. Hin und wieder erblickt man auch noch Reste von Freskomalereien, meist im grotesken Geschmack jener Zeit gehalten, wie zum Beispiel auf der Mitternachtsseite eine Abbildung des Teufels, welcher seine Großmutter auf einem Schubkarren fährt. In einer Nische über dem Spitzdach eines Erkerfensters vom „Fürstensaal“ zeigt sich das Bild der heiligen Elisabeth, wenn auch ganz dunkelbraun geworden, immerhin noch in annehmbarer Erhaltung. Man erkennt ein sehr zartes Gesicht mit blondem, niederwallendem Haar und die Andeutung des Heiligenscheins. Grünes Kleid und rother Mantel sind noch deutlich sichtbar, ebenso das Körbchen mit Broden.

Oben steht das schöne alte Rathhaus fast von keiner Seite ganz frei da, sondern ist auf eigenthümliche Weise umbaut. Namentlich verunziert es die vielen Buden, in denen die sogenannten Parfämer Galanterie- und Baumwollenwaaren feilbieten. Diese Buden besitzen gewisse unantastbare Privilegien, an denen jeder Versuch, sie fortzubringen, scheitern mußte.

Zwei Treppen führen an der Morgens- und Abendsseite zum Eingang des Rathhauses durch eine schöne, große Spitzbogenthür in eine gewölbte Halle. Von dort gelangt man über eine andere Treppe aus fast schwarzgewordenem Eichenholz in den ersten Stock, in welchem sich die Magistratskassenscheube, die große Kanzlei, die Stadtvogtei und das Archiv befinden. Im zweiten Stock hielt das Stadtgericht seine Sitzungen. Das betreffende Zimmer ist 1746 aufs Neue verziert worden. Es befinden sich hier die Bildnisse der Könige Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Außerdem noch drei Gemälde: das Urtheil Salomo's; der Richter, dem Ramphes die Haut abziehen ließ (beide von Willmann), und eine allegorische Verherrlichung Kaiser Leopold I.

In der Rentkammer steht man ein altes Gemälde, welches den Magistrat in seiner vor Jahrhunderten gebräuchlichen Kleidung darstellt. Außerdem verwahrt man hier den Krug der heiligen Hedwig, sowie ihr Glas; ferner Schwert und Gürtel ihres unglücklichsten Sohnes, des Herzogs Heinrich II., der am 18. April 1241 unweit Biegnitz (Wahlstatt) im Kampfe gegen die Tataren fiel und von diesen auf das Grausamste verstümmelt wurde. — Besonders bemerkenswerth ist der berühmte Fürstensaal, welcher mit den Wappen schlesischer Herzoge verziert ist. Hier verhandelten in früherer Zeit Fürsten und Stände die wichtigsten Angelegenheiten; hier empfing Friedrich der Große nach der Einnahme von Breslau, am 21. November 1741, die Landeshuldigung.

Das Rathhaus hat einen ungemein prächtigen, zweimal durchsichtigen Thurm, grün angestrichen und mit einem feineren Umgang versehen, von welchem an Wochentagen Morgens 10 Uhr geistliche Lieder abgelesen wurden. Die Thurmuhre ist 1501 von einem Breslauer Uhrmacher verfertigt worden.

Ueber dem Haupteingang des Rathhauses, gegen Morgen, befindet sich eine große Tafel mit arabischen Zahlen von 1 bis 12, und eine daran befindliche Kugel gibt das Ab- und Zunehmen des Mondes an. Unter dieser Tafel spielte einst eine ähnliche Tragödie wie im Dogenpalast zu Venedig. Auch diese Steine haben Blut getrunken, obgleich vielleicht weniger unschuldiges, als es Marino Falieri vergoß. Unter König Matthias (1474—1490) ward Breslau sehr despotisch regiert. Des Königs Minister, Stein, beantwortete die gerechten Beschwerden des Volks gar nicht oder nur durch die herbsten Spottreden. Breslau, welches das milde Szepter Georg Podiebrads verworfen hatte, mußte sich unter die Geißel Georg Stein's beugen. Nach siebenzehnjährigem schwerem Druck ward die Stadt durch den Tod des Matthias, 4. April 1490, befreit. Der Minister von Stein, der sich nach der Mark geflüchtet, entging der Rache des Volks; minder glücklich aber war das Werkzeug seiner Unterdrückung, der Landeshauptmann des Fürstenthums Breslau, Heinrich Dompnig (Dominit). Er ward beim Rath angeklagt, städtische Gelder unterschlagen, neue Auflagen befördert, die Mülzen verringert, Privilegien verrathen und dem Könige wie dessen Minister die Verhandlungen des Rathes, denen er beigewohnt, mitgetheilt zu haben. Ein auf die Foller geklügtes Urtheil erkannte ihm die Todesstrafe durch das Schwert zu, welches bei geschlossenen Stadthüren vor dem Rathhaus auf einer schwarzlammetten Decke vollzogen ward.

Bereits früher, 1418, hatte das Rathhaus die Blutaufer empfangen. Unter König Wenzel hatte sich eine Verschwörung der Bürger gegen den Rath entworfen. Eine Anzahl der Mißvergnügten nahm in der Klemenskapelle das Abendmahl und ließ sich Absolution ertheilen, drang dann in der Frühe des nächsten Morgens in das Rathhaus und ermordete die Rathsherren, einige auf der Stelle, die anderen durch die Hand des dazu gedungenen und gezwungenen Scharfrichters vor dem Rathhaus. Zugleich bemächtigten sich die Verschworenen der vorhandenen königlichen und städtischen Gelder, vernichteten und zerstreuten viele Dokumente und wählten einen andern Rath. Als aber ein Jahr später Wenzels Nachfolger, Kaiser Sigismund, nach Breslau kam, ließ er über die Urheber des Aufstands Gericht halten. Zusage des gefällten Urtheils wurden dreißigzwanzig Bürger enthauptet. Auf dem Wege zur Elisabethkirche hat man ihre Körper unter drei- und zwanzig großen Steinen verbarrt, damit die Bürger von Breslau auf ihrem Gang zur Kirche stets dieser That und ihrer Folgen eingedenk seien.

Unter dem Rathhaus befindet sich der Schweidnitzer Keller, im Volksmund der Schwein'sche Keller genannt, in dessen großen, kühlen Räumen Bier ausgedient wird. Seinen Namen führt er von dem Bier aus Schweidnitz, dem besten im Lande, welches vormalig hier verpagt wurde. Die Frequenz dieses Kellers, namentlich an Markttagen, ist eine ungeheure und läßt sich am deutlichsten dadurch nachweisen, daß die gegenwärtige Nacht einige vierzigtausend Mark beträgt. Früher, vielleicht auch noch jetzt, war der Schweidnitzer Keller der Sitz der städtischen Politiker, so daß man oft bei politischen Nachrichten von zweifelhafter Wahrheit zu jagen pflegte, „sie stammen aus dem Schweidnitzer Keller“.

Vor dem Rathhaus steht die steinerne Staujpäule, ein furchtbares Denkmal der grausamen Kriminaljustiz der Vorzeit. An ihr wurden alle körperlichen Strafen, die nicht mit dem Tode endigten, vollzogen; jetzt hat sie nur die friedliche Bestimmung, auf ihren Stufen den Verkäufern ländlicher Erzeugnisse einen Ruheplatz zu bieten. Hübsche Bäuerinnen in ihren kleinen, kleidsamen Mäulchen mit den breiten weißen Bändern trocknen sich jetzt dort nach weitem Weg die feuchte Stirn, nicht ahnend, welcher Angstschweiß einst an derselben Stelle geflossen, welche Qualen, bitterer oft als der Tod, diese Stätte gehehen, wie einst eine ähnliche, jetzt rasch vorbeieilende Menge hier tagelang Kopf an Kopf gestanden, um mit grauamer Neugier die Schande und den Schmerz von Mitmenschen anzustarren. Das war die „gute alte Zeit“!

Heinrich Grans.

Von Mori nach Riva.

(Siehe das Bild S. 861.)



Wie sehr man auch von den Reizen südtirolischer Gegenden im Allgemeinen bezaubert sein mag, am höchsten wird man sich doch immer auf dem Wege von Mori nach Riva entzückt fühlen. Erstgenannter kleiner Ort liegt eine kurze Strecke von Roveredo; man erreicht ihn mittelst Eisenbahn von der Stadt aus in zehn Minuten. Hat man die schön am Berge gelagerte Stadt verlassen, welche bereits halb italienisches Leben in sich birgt und sich in neuerer Zeit mit großstädtischen Häusern der Eisenbahn entgegenzieht, so wird man in Mori noch mehr an italienische Art und Weise erinnert. Zumeist verläßt der deutsche und österreichische Reisende, über den Brenner kommend, Roveredo oder die beiläufig eine Stunde Eisenbahnfahrt weiter zurückliegende Stadt Trient des Morgens, denn die Postwagen verlassen Vormittags Mori, um nach einigen Stunden Fahrt über Bergwege an den Ufern des Gardasees in Riva anzukommen. Kein Schienenweg kann die Berge überspannen, oder soll sie nicht überspannen an dieser Grenze gegen Italien, wo die beiden die beständigsten Forts stehen. In jedem Falle ständen einem Eisenbahnbau große Schwierigkeiten entgegen, und so ist man dem Postillon oder, wenn man den selbstständigen Fährmann nach italienischer Weise benennen will, „Vetturin“ überlassen. Allerdings leitet österreichische Ordnung die ganze Angelegenheit; aber wie „zwischen Lipp“ und Relschesrand“ das Schicksal noch Raum zu allerhand Wendungen hat, so bemerkt man bereits italienisches Geheben ringsum und hat sich damit lächelnd oder ernst abzufinden. In jedem Falle haben Menschen, Wohnhäuser, die kleinen Plätze und Märkte der verschiedenen Ortshäfen, welche man allmählig durchzieht, wie bereits angedeutet, ein entschieden südliches Gepräge, und man kann sich bei dem ungewohnten Anblick der mörkellosen, nicht sehr einladenden Trümmer einstiger schönerer Vergangenheit in irgend einen Theil des romantischen Landes der Citronen und Orangen verjagt fühlen. Mori ist, nebenbei gesagt, wegen seines Spargels berühmt.

Rum geht's einen Weg Straßen auf, Straßen ab, bald in's

Freie, bald in's Enge. Die Abwechslung von freier, großartiger Bergnatur mit schmalen Straßen und Gäßchen macht einen hoch in'reffanten Eindruck. Goethe ist den Weg gezogen, als er sich nach Süden wendete, und in seiner italienischen Reise finden wir von der nächsten Poststation folgendes aufgezeichnet: „Torbole, 12. Sept. Wie sehr wünschte ich meine Freunde einen Augenblick neben mich, daß sie sich der Aussicht freuen könnten, die vor mir liegt! Heute Abend hätte ich können in Verona sein, aber es lag mir noch eine herrliche Naturwirkung an der Seite, ein köstliches Schauspiel, der Gardasee. den wollte ich nicht versäumen und bin herrlich für meinen Umweg belohnt. Nach Fünfen fuhr ich von Roveredo fort, ein Seitenthal hinauf, das seine Wasser noch in die Gfch gießt. Wenn man hinaufkommt, liegt ein ungeheurer Felsriegel hinten vor, über den man nach dem See hinunter muß. Hier zeigten sich die schönsten Kalkfelsen zu malerischen Studien. Wenn man hinabkommt, liegt ein Dertchen am nördlichen Ende des Sees und ist ein kleiner Hafen oder Anfahrtsplatz, es heißt Torbole. Die Feigenbäume hatten mich schon den Weg herauf begleitet und indem ich in das Felsamphitheater hinabstieg, fand ich die ersten Oelbäume voller Oliven. Hier traf ich auch zum ersten Male die weißen kleinen Feigen als gemeine Frucht. Aus dem Zimmer, in dem ich saß, geht eine Thüre nach dem Hof hinunter, ich habe meinen Tisch davor gerückt und die Aussicht mit einigen Linien gezeichnet. Man übersteigt den See in seiner ganzen Länge, nur am Ende links entwendet er sich unseren Augen. Das Ufer, auf beiden Seiten von Hügeln und Bergen eingefast, glänzt von unzähligen kleinen Ortschaften.“ Soweit der Meister, der gewiß als klassischer Zeuge für die Schönheit der Fahrt und Gegend gelten kann. Der Bergweg über den kleinen Monte Brione und den großen Monte Baldo ist um so anziehender, als der österreichische Staat sichere und bequeme Straßen in die Felsen hauen ließ und diese Wege in neuerer Zeit noch verbesserte, indem steile Höhen durch ausgebeutete Schlangenwindungen gewonnen werden. Man passiert Nago mit seiner Ruine und seinem berühmten starken Bergfort; man sieht den kleinen, aber reizenden Loppiosee. Die Wirkung der spiegelglatten Fläche wird verstärkt durch den Gegenatz der Felsenschroffen und der gewaltigen fahlen Steintrümmer, welche ringsumher liegen. Hat man den Ausweg aus der Pforte des letzten Forts auf der Höhe gewonnen, so breitet sich plötzlich vor den Augen ein magisch wirkendes Bild aus. Der Niederblick in's grüne Thal, worin Arco mit seinen weißen Bauten liegt, und im Vordergrund der riesige, tiefschlaue, buchstäblich azurine Spiegel des Gardasees. Es wirkt überwältigend. Arco hat bekanntlich in letzter Zeit als Herbst- und Winterkurort Ruf erlangt und ist von drei Seiten bergumfassen. Gegen Riva hin fließen zahlreiche Berggewässer ab; das Grün der Weingärten und der Krystallglanz des Wassers erfreuen das Auge in reichem Wechselspiel. Von Riva ab nimmt den Reisenden nach Italien das Dampfboot auf, und vom prachtvollen See sieht er zur Gebirgshöhe, in deren steilen Wänden sich die berühmte, von Oesterreich gekaufene Ponaststraße hinzieht. All die kleinen Orte, welche wir durchzogen, besitzen gleich Riva selbst mancherlei Kunstschätze an Altarbildern und Mehlidern. Ohne Zweifel ist der geschilderte Weg unter allen Straßen, die nach Italien führen, einer der anregendsten.

Der Eifersüchtige.

(Siehe das Bild S. 856.)



ie waren Nachbarkinder. In einem abgelegenen Thale des Eterelgebirges stand trozig auf schroffem Felsen die halbverfallene Burg des alten Grafen, dem die liebliche Laurence als letzter Sproß eines edlen, aber verarmten Geschlechtes emporblühte, und unten, wo die Durance sich durch üppige Fluren wand, lag das stattliche Herrenhaus des Chevaliers, den Raoul Vater nannte.

Einsam über den Untergang seines Namens brütend, saß der Graf in den verödeten Gemächern und überließ sein mutterloses Kind der Aussicht der alten, treuen Beschließerin, die in ehrebetiger Zärtlichkeit Laurence in Allem gewähren ließ; so wuchs das Mädchen frei und schön empor, wie die Blumen des Waldes, der hinter dem verwilderten Schloßgarten lag und der liebste Aufenthalt des Kindes war. Einst hatte er zu der Burg ihrer Mnen gehört, war aber längst in den Besitz des Chevaliers übergegangen.

Dort hatten sich die Kinder zum ersten Male gesehen, als Raoul, einst beim Vogelstellen bis zu der Dichtung gelangte, wo Laurence mit dem zottigen Wolfshund sich tummelte, der ihr treuer Begleiter und Wächter war; sie hatten herzliches Gefallen an einander gefunden und sich bald täglich zu gemeinsamem Spiel getroffen.

Der Graf ahnte nichts von dem Spielgefährten seiner kleinen Tochter und der Chevalier ließ es sich gern gefallen, daß sein Sohn mit der letzten Tochter des altadeligen Geschlechtes verkehrte, die seinem Hause vielleicht einst das zubringen konnte, was ihm noch fehlte: den Ruhm von sechzehn Mnen.

So wuchsen die Kinder in zwanglosem Verkehr zu Jüngling und Jungfrau heran, mit unbefangener Zärtlichkeit an einander hängend, ohne dem innigen Gefühle, das ihre Herzen erfüllte, einen Namen zu geben.

Freilich trafen sie sich jetzt nicht mehr zu kindischem Spiel, wohl aber zu ernsterer Gemeinschaft. Mit sinnigem Laufchen hörte Laurence zu, wenn Raoul ihr die alten Kunden von ritterlichen Königen und Helden erzählte, deren Geschichte er mit dem Kaplan gelesen, und ihr ausmalte, wie auch er ein tapferer Krieger werden und sich Ruhm und Ehre gewinnen wolle. Gar sehnüchlich leuchteten ihre dunklen Augen, wenn er von der Pracht und dem Glanz des königlichen Hofes sprach, von dem sein Vater ihm oft erzählt hatte.

Wie ein holdes Märchen war es zu schauen, wenn das schöne Mädchen im Waldeshatten saß, eine Fülle wilder Blumen im Schooße, aus denen ihre schlanken Finger Kränze für sich und den Freund wanden, der, ihr zu Füßen gelagert, die süßesten Kanzenen und Pastorelen der heimlichen Troubadours sang, über ihnen der tiefschlaue Himmel der Provence durch die dunklen

Laubkronen schimmernd, um sie her die geheimnißvoll flüsternden Stimmen des Waldes. Und ein Märchen war's, das seinen Zauber um sie wob, das alte traute Märchen von Liebe und Glück, das in jedem jungen Herzen auf's Neue gedichtet wird; ein süßer, sonniger Tagestraum, aus dem sie Beide nur zu bald erwachen sollten.

Als sich Laurence eines Tages anschickte, ihren täglichen Gang nach dem Walde anzutreten, traf ihr Ohr der selten ershallende Ton des Hornes vom Thurm, das Besuch verkündete, und neugierig das Fenster öffnend, sah sie einen stattlichen Kavalierritter mit Gefolge über die Zugbrücke reiten. Bei dem Klirren des Fensters schaute der Fremde empor und verneigte sich tief vor dem erröthenden Mädchen. Es war der Herzog von G., ein Waffenbruder des alten Grafen von La Rochelle, der, auf einer Reise nach Toulouse begriffen, den in seiner Einsamkeit fast verschollenen Freund aufsuchte.

Heute wartete Raoul vergebens auf seine Freundin, und ach! nicht nur heute; denn der Besuch des Herzogs, der in der alten Burg Alles in ungewöhnliche Aufregung versetzte, bezeichnete einen Wendepunkt in dem Leben des jungen Burgfräuleins.

Der trotz seiner fünfzig Jahre noch immer stattliche Herr ward von dem Liebreiz des sechzehnjährigen Mädchens so umstrickt, daß er, kurz entschlossen, dasselbe zum Weibe begehrte.

Laurence traute ihren Sinnen nicht, als ihr der Vater am nächsten Morgen den Antrag des Herzogs mittheilte und sie alsbald feierlich mit ihm verlobte. Wie im Traume nahm sie den kostbaren Reif, den der Herzog ihr bot, fühlte sie den Verlobungsfuß auf ihrer Stirn; wie im Traume tauschte sie Frage und Antwort mit ihm und hörte sein Versprechen, in kurzer Frist zurückkehren und sie mit allen ihr gebührenden Ehren als seine Gemahlin an den königlichen Hof führen zu wollen.

Erst als der Herzog geschieden war und ihr Vater durch das unerwartete Ereigniß verjüngt und wie umgewandelt ihr mit beredten Worten das Glück schilderte, dem sie als Gattin des reichen und angesehenen Herrn entgegengehe, kam es ihr zum klaren Bewußtsein, daß sie, um dieses Glückes theilhaftig zu werden, Alles, was ihr bis jetzt lieb gewesen, verlassen, von der Heimat, von Raoul, dem theuren Freunde, scheiden müsse, und mächtig kämpfte in ihr dieser Gedanke gegen die lockenden Bilder von Glanz und Pracht, die ihr Herz umschmeickelten und berauschten. Aber dieß Herz war noch zu unerfahren, um das wahre Glück erkennen und erfassen zu können, und die erregte Eitelkeit blieb Siegerin.

Doch sagte Laurence, dem Freunde Aug' in Auge zu sagen, daß sie von ihm scheiden müsse; ein Briefchen, das sie mit zitternder Hand auf der Moosbank verbarg, wo er allein es finden konnte, machte sein argloses Herz sterbenswund. — Als nach wenig Wochen der Herzog sein junges Weib mit großem Prunk heimführte, stand am Wege, hinter einer blühenden Myrthenhecke halb verborgen, ein schlanker, bleicher Jüngling und schaute trübem Auges auf die reich verzierte Sänfte, in der die junge Herzogin saß. Beider Augen begegneten sich — Laurence schlug die ihren nieder; Raoul hob wie zum Schwur die Hand empor und murmelte: „Ich lasse Dich nicht, wir sehen uns wieder!“

Ein Jahr war der jungen Herzogin in Festen und Lustbarkeiten aller Art verhraucht, aber das Leben in Glanz und Pracht, das einst das höchste Ziel ihrer Wünsche gewesen, fing an, ihr schal zu werden. Der Herzog überhäufte sie mit kostbaren Geschenken; er war stolz auf seine Gemahlin, deren Schönheit alle Damen des Hofes in Schatten stellte, stolz nicht minder auf die feuchte Zurückhaltung, womit die Vielbewunderte alle Huldigungen aufnahm. Er ahnte nicht, welcher Talisman die junge Frau in dem üppigen Hofleben beschloß. In jenem Augenblicke, als sie

Raoul gewahrt hatte, der, ihrer harrend, am Wege stand, war ihr Herz sehend geworden; sie wußte es nun, welch' große, reine Liebe sie mit ihm verloren hatte, und die Erinnerung an diese Liebe machte sie unempfindlich gegen alle Schmeicheleien der Höflinge, die sie umschwärzten. Aber mit dem Bewußtsein ihres Verlustes und ihrer Verblendung zog nach und nach ein tiefes Sehnen in ihre Brust; das silberhelle Lachen der jungen Frau verstummte, ihre zarten Wangen erblichen und ein träumerisches Weh blickte aus ihren Augen.

Der Herzog wurde besorgt und sann nach dem Grunde dieser Wandlung. „Der Norden ist zu rauh für Euch, liebe Blüte des Südens“, sagte er endlich; „Ihr habt Heimweh nach dem blauen Himmel der Provence.“

Gleichwohl, so gern er es seinem jungen Weibe zuliebe gethan haben würde, konnte er jetzt die Hauptstadt nicht verlassen,

blick erschaute Laurence in Wirklichkeit das, was bei den Worten des Herzogs als Ahnung ihr Herz durchzuckt hatte. Vor ihr stand Raoul, ihr Raoul, der seine glänzenden Träume von Ruhm und Ehre geopfert hatte, um sich ihrem Dienste zu weihen, und jetzt, sich tief vor ihr neigend, mit einem Blick, berebter als alle Worte, um Schweigen flehte.

Und Laurence schwieg; warum hätte sie auch reden sollen? War ihre und Raoul's Vergangenheit nicht rein und makellos? Warum, so fragte sie sich selbst, sollte sie das Glück von sich stoßen, wieder in seiner Nähe athmen, an seinem Blick sich sonnen zu dürfen?

Eine seltsame Zeit begann für die so seltsam Wiedervereinten. Das Waldmädchen des Esterelgebirges wob auf's Neue seinen Zauber um sie, und wenn auch das Gefühl, das immer heißer niemals auf ihre Lippen trat, so sprach es doch verständlich aus jedem Blick, aus jedem Athemzuge, verkündete sich in der verklärten Schönheit, der glückstrahlenden Erscheinung der jungen Herzogin.

Ihr Gemahl, mehr und mehr in den Strudel der Parteilichkeit gerissen, freute sich des erneuten Frohsinns der Gattin, ohne den tiefer liegenden Grund desselben zu ahnen. Aber nicht Alle waren blind wie er; Reid und Eifersucht sehen scharf, und bald hörte der Herzog versteckte Anspielungen, die ihn an seiner empfindlichsten Seite verletzten. Noch betrachtete er dieselben als Verleumdung, denn wie scharf er auch seine Gemahlin im Umgang mit den Kavaliern des Hofes beobachtete, vermochte er doch nicht das Geringste zu entdecken, das ihm Grund zu Argwohn gegeben hätte; an Raoul aber dachte er nicht, denn sein Stolz hielt es für unmöglich, daß ein einfacher Landadelmann das Auge vermessen zu seiner Gemahlin erheben könne. Aber es fiel ihm wie ein Schleier von den Augen, als er eines Tages die Herzogin von einem Spazierritt in ihre Gemächer zurückgeleitete. In heiterem Gespräch mit ihr, sah er plötzlich ein dunkles Roth ihre Wangen färben und fühlte ein leises Zittern der zarten Hand, die auf seinem Arme lag. Befremdet schaute er auf; da traf sein Auge auf Raoul, der, seines Dienstes wartend, an der Thüre stand und selbstvergessen Laurence mit glühendem Blick anstarrte. Schnell senkte der Jüngling das verrätherische Auge zu Boden, — es war zu spät! Der eine Augenblick hatte genügt, um in der Seele des Herzogs einen Verdacht zu erwecken, der um so rascher Wurzel schlug, je ferner er dieser Seele bis dahin gelegen hatte.

Raoul sah unter den geknickten Wimpern hervor den finster prüfenden Blick, der Laurence streifte; er zitterte für die Geliebte und beschloß, sich freiwillig von ihr zu trennen, um ihre Ruhe, ihre Ehre, die er in blinder Leidenschaft auf's Spiel gesetzt, nicht länger zu gefährden. Er hatte es ja auf's Neue und mehr als je empfunden, daß ihr Herz ihm gehöre; mehr durfte, mehr wollte er nicht verlangen; er mußte gehen, so lange es noch Zeit war, und der erste günstige Augenblick sollte Laurence vorbereiten, ehe er den Herzog um seine Entlassung bat. Der nächste Tag schon sollte die Entscheidung bringen. Raoul hatte der Herzogin zu melden, daß die Sänfte bereit stehe, die sie zu Hofe führen sollte; und den Augenblick flüchtigen Alleinseins benützend, flüsterte er ihr seinen Entschluß zu.

Todtenbleich starrte ihn Laurence an. „Du willst mich verlassen, Raoul?!“ rief sie fassungslos, in das alte, vertrauliche Du verfallend.

„Theuerste Laurence! Mir bleibt keine Wahl, Liebe und Ehre gebieten es mir! Vergib, daß ich Deinen Frieden störte — und gedanke mein!“

Laurence vermochte nicht zu antworten; sie ließ es willenlos geschehen, daß Raoul ihre Hände erfaßte und sie mit glühenden Küssen bedeckte...



Beatrice.

denn die Fronde begann schon ihr Haupt gegen die Regierung zu erheben und Jeder, der es treu mit dieser meinte, mußte zu ihrem Schutze bereit stehen.

Eines Tages trat er, ganz gegen seine Gewohnheit, unangemeldet in die Gemächer seiner Gemahlin. „Seid guten Muths, Herzogin“, rief er der Gattin zu, „ich bringe frohe Botschaft! Da ich Euch nicht in die ersehnte Heimat führen kann, bringe ich die Heimat zu Euch. Ja, ja,“ setzte er lachend hinzu, als Laurence erstaunt zu ihm aufschaute. „Doch ich will Euch das Räthsel lösen. Ein junger Edelmann, aus der Provence gebürtig, ist dringender meiner Gunst empfohlen worden. Ein prächtiger Vursch, gewandt in allen ritterlichen Uebungen und nicht minder bewandert, wie ich höre, in Lautenschlag und Gesang. Den habe ich zu Eurem besondern Dienste bestellt, auf daß er Euch von der geliebten Heimat spreche und seine schönsten Sirventes und Kanzenen singe; macht Euch bereit, Euren Pagen zu empfangen.“

Er wandte sich nach dem Vorzimmer und im nächsten Augen-

Geflügelte Worte. Originalzeichnungen von W. Grögler.



Der Mohr kann gehen!
Schiller. „Fiesco“, Akt 3, Sz. 4.



Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Milde paarten...
Schiller. „Lied von der Glocke“.



Der Knabe Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden.
Schiller. „Don Carlos“, Akt 1, Sz. 6.



Schnell fertig ist die Jugend... Schiller. „Wallenstein's Tod“, Akt 2, Sz. 2.



Gefeilt in drangvoll fürchterliche Enge.
Schiller. „Wallenstein's Tod“, Akt 4, Sz. 10.



Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht.
Schiller. „Lied von der Glocke“.



Ich kann nicht Fürstendiener sein.
Schiller. „Don Carlos“, Akt 3, Sz. 10.



Fern von Madrid.
Schiller. „Don Carlos“, Akt 1, Sz. 6.

Da kirschten Sporen vor der Thür, die zu den Gemächern des Herzogs führte, und im nächsten Augenblick stand dieser selbst auf der Schwelle.

Wohl hatte sich Raoul schnell in ehrerbietiger Entfernung zurückgezogen, aber die flammende Erregung seines Antlitzes und die verstörten Züge der jungen Frau waren mehr als genug, um den Verdacht des Herzogs zur Gewissheit zu stampeln; unwillkürlich zuckte seine Hand nach dem Degen, aber im nächsten Augenblick hatte er seine Fassung wieder gewonnen. Ein Blick tiefer Verachtung streifte den vernichteten Bogen, dann reichte der Herzog mit stummer Verbeugung seiner Gemahlin den Arm und verließ mit ihr das Gemach.

Kein Wort der Anklage, das eine Vertheidigung gestattet hätte, kam über die Lippen des stolzen Mannes, aber der aufmerksame, ritterlich galante Gatte war mit einem Schlage zum unnahbaren, strengen Wächter geworden. Am nächsten Tage führte er die Gemahlin unter dem Vorwand, sie den immer wachsenden Unruhen der Hauptstadt zu entziehen, auf sein Stammschloß in den Seemenn, ohne daß sie Raoul wieder erblickt hätte; und in dem einsamen Schloße, von allem Verkehr mit der Welt abgeschnitten, verlebte die junge Frau fortan ihre Tage.

In still ergebener Trauer trug sie ihr hartes Loos als Buße nicht sowohl für das Unrecht, das der Herzog an ihr zu rächen glaubte, als vielmehr für die Sünde, die sie, von Eitelkeit und Genußsucht verblendet, einst an Raoul und ihrem eigenen Herzen begangen hatte.

So verging Jahr um Jahr für die Einsame. Raoul war für sie verschollen; nur einmal drang das Gerücht zu ihr, daß er unter dem Prinzen Condé Dienste genommen habe. Auch den Herzog, der sich immer finstlicher von ihr abgewendet, sah sie nur selten und in immer längeren Zwischenräumen. Da kehrte er einst für immer zurück in das Schloß seiner Ahnen; aber er kam nicht wie sonst hoch zu Roß im Waffengepränge, er kam auf schwarzer Bahre, gezogen von trauerbesessenen Rossen, gefallen im Kampfe gegen die übermüthigen Häupter der Fronde.

Laurence betrauerte ihn wie es der Wittwe geziemt; als aber das Trauerjahr verfloßen war, da stand in der schmucklosen Kapelle der alten Burg im Eifelgebirge ein hoher, schlanker Mann, die Brust mit Ehrenzeichen geschmückt, und neben ihm ein noch junges, schönes Weib vor dem Altar. Sie waren gekommen, sich die Hände zum Bunde für's Leben zu reichen. Und als der Segen über denselben gesprochen war, führte Raoul glückselig sein geliebtes Weib durch den Wald, wo die ersten Fäden des unzerbrechlichen Bandes sich angesponnen, in sein Haus an den Ufern der Durance, wo Laurence das Glück finden sollte, das sie einst in den Prunkgemächern des herzoglichen Palastes vergeblich gesucht hatte.

D. P.

Die Einweihung des ersten deutschen Reichswaisenhauses in Lahr.

(Siehe das Bild S. 857.)



Knüpfend an den alten Erfahrungssatz: „Viele Wenig machen ein Viel!“ gab vor neun Jahren der „Einkende Vot“ die erste Anregung zu Pfennigsammlungen behufs Gründung eines deutschen Reichswaisenhauses in Lahr. „Für arme Waisen,“ so schrieb der „Einkende“, „aus allen Konfessionen, aus allen Parteien und Farben soll dieses Haus eine Zufluchtsstätte werden; verlassene, unglückliche Kinder sollen in demselben Aufnahme und Pflege finden und ein Denkmal soll es werden deutscher Zusammengehörigkeit, deutscher Einheit.“ Allenfalls fanden diese goldenen Worte ein Echo, an vielen Orten Deutschlands organisierten sich sogenannte „Reichsfachschulen“, die im Sinne der ausgegebenen Parole die Sammlungen systematisch betrieben, und neben den Fächern waren es besonders die Fächterinnen, die, allezeit voran, wo es sich um Werke der Liebe handelt, im Dienste der guten Sache wirkten. Schon nach drei Jahren bestanden in Deutschland ca. 13,000 solcher Verbände mit mehr als 300,000 Fachbrütern und das Vermögen der Vereinskasse stieg auf ca. 200,000 Mark. So konnten bald Schritte zur Begründung des ersten deutschen Reichswaisenhauses gethan werden; das siebenzig Meter über der Stadt Lahr prächtig und gesund gelegene Altvater'sche Gut wurde für 40,000 Mark käuflich erworben, und bereits am zweiten Pfingstfeiertage dieses Jahres konnte die feierliche Einweihung desselben stattfinden. Der stolze Bau erhebt sich an einem Abhange des Altvaterberges, umgeben von herrlichen Parkanlagen, schönen Gartenkulturen und in unmittelbarer Nähe des Schwarzwaldes. Die bevorzugte gesunde Lage des einsigen Landstüdes, die praktischen inneren Einrichtungen, welche allen sanitären Anforderungen der Neuzeit entsprechen, beweisen, daß der Verwaltungsrath eine glückliche Wahl getroffen und die Pflanzlinge hier trefflich aufgehoben sein werden.

Am Tage der Einweihung hatten sich in dem reizend gelegenen, gewerbestreichen Lahr eine stattliche Anzahl von Fächern aus allen Gauen Deutschlands eingefunden, um dem feierlichen Akte beizuwohnen, den unsere Illustration veranschaulicht. Im Garten des Waisenhauses fand die feierliche Uebergabe desselben an den Waisenspflieger durch den Vorsitzenden des Verwaltungsrathes, Herrn Buchhändler Schauenburg, statt, der sich um das Zustandekommen des humanen Werkes hervorragende Verdienste erworben hat. Die Weiherede hielt Kreisrath Bauer, der hervorhob, wie das Werk aus kleinen Anfängen entstanden und nun ein Gemeingut der deutschen Nation geworden sei, fern von jedem konfessionellen Charakter und jeder Parteischattierung. Den rührendsten Moment der Feier bildete aber wohl der Vortrag eines feinnigen Gedichtes durch einen der elf Waisenkinder, die in dem segensreichen Institut schon Aufnahme gefunden. Ein Choral schloß die schöne Feier, die bereits nicht mehr einzig in ihrer Art dasieht. Der gleiche Ziele verfolgende Centralverband in Magdeburg hat kürzlich ebenfalls ein solches Institut eröffnet, und in Mecklenburg, Anhalt-Deßau, Schwabach sollen gleichfalls Reichswaisenhäuser errichtet werden. Die Idee der „Reichsfachschulen“ hat somit dem Gebiet der Massenwohlthätigkeit ein neues, fruchtbares Feld erschlossen und verdient als eine der erfreulichsten Er-

scheinungen unseres Jahrhunderts, als ein Werk des Friedens in dem nimmer ruhenden Kampf um's Dasein unsere vollste Bewunderung. Möge das erste aus dieser Bewegung hervorgegangene Reichswaisenhaus in Lahr segensreich wirken, vor Allem stets eine Pflanzstätte nationalen Sinnes, wahrhafter Religiosität und edler Toleranz sein und manch' tüchtiger deutscher Mann aus ihm hervorgehen. Das wird der schönste Lohn für die Vielen sein, die durch praktische Agitation und wohlthätigen Sinn das humane Werk fördern halfen, treu dem Goethe'schen Spruch:

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“

Beatrice.

(Siehe das Bild S. 864.)

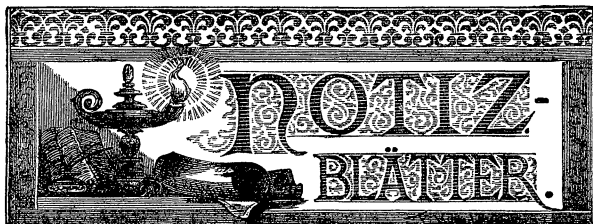


Still wird's am See. Des Südens Sterne funkeln,
Es rauscht die Flut, von Mondenlicht umwoben.
Jetzt find' ich dich, wo die Cyressen dunkeln,
Im weißen Kleid, den keuschen Blick erhoben.

Ach, welch' ein Blick! Dem Sternenglanz dort oben
Scheint er vermählt, von keinem Wunsch befangen,
Und doch, ich weiß — ich habe süße Proben —
In seinen Tiefen schläft ein heiß Verlangen.

Ein Wort von mir, und diese Augen hangen
Nicht mehr verzückt am unerreichbar Fernen.
Sie lassen gern ihr kaltes Licht den Sternen,
Glüht erst mein Kuß auf Liebchens Mund und Wangen.

Herman von Bequignolles.



Literatur.

— „Literarische Reliefs“ nennt Ernst Ziel eine Reihe in verschiedenen Literaturblättern publizierter Dichterporträts, die jetzt gesammelt bei E. Wartig in Leipzig erschienen sind und Freunden einer wahrhaft vornehmen und künstlerischen Kritik auf's Wärmste empfohlen seien. Pädler-Mustau, Alexis, Böttger, Hartmann, Reuter, Ringg, Rinkel, Hamerling, Keller, Geibel, Knebelberg — diese poetischen Charakterköpfe der jüngsten und jüngstvergangenen Epoche zeichnet Ziel mit ebenso umfassendem literarhistorischem Weitblick als feinstem Verständnis für die Individualität des Dichters, in einer Form, welche die Mitte hält zwischen belletristischer Skizze und streng wissenschaftlicher Monographie ungefähr wie das Relief zwischen Bild und Statue, dessen maßvolle Schönheitslinie der literarischen Persönlichkeit des Autors auch ganz vortrefflich entspricht. Liebesvollstes Erfassen und Durchdringen der dichterischen Individualität, das sich mit besonderer Hingabe den Lichtseiten des künstlerischen Schaffens zuwendet, nimmt uns auch da gefangen, wo das Dichterbild, wie bei Geibel, im bengalischen Licht der Apothekse erscheint und wir den ästhetischen Standpunkt des Verfassers nicht mehr ganz theilen, was selten genug geschieht. Hiezu kommt eine Fülle bemerkenswerther Anekdota, das Verhältniß der geistlichen Pöten zur Produktion der Gegenwart betreffend, und last not least die sorgfältige, fein abgetönte künstlerische Form, Alles Vorzüge, die diesen Essays dauernden Werth und eigenartigen Reiz verleihen. Schließlich empfand man überall, wo es sich um die Analyse poetischen Schaffens handelt, daß hier über Berufene ein Berufener redet, denn nur wer selbst sein ästhetisches Vermögen bis zur schöpferischen Kraft gesteigert hat, vermag so wie Ziel dem Genius gleichsam bis in's Allerheiligste zu folgen und dem Leser dessen geheimnisvolles Wesen zu erschließen. Möge die in der Vorrede in Aussicht gestellte zweite Serie dieser feinsinnigen Charakteristiken nicht allzu lange auf sich warten lassen.

— Friedrich Friedrich hat ein großes Publikum für seine zahlreichen Romane und mit Recht, denn er langweilt nie, erzählt angenehm und spannend, und wenn er auch nicht tief schöpft, nicht originell erfindet und keine großen Anforderungen an die Denkfähigkeit der Leser stellt, so ist man andererseits auch nicht immer gestimmt, tiefe und bedeutende Romane zu lesen, man sucht öfter eine weniger gewichtige, weniger erregende Lektüre; als eine solche darf der neueste Roman dieses Autors: „Mit den Waffen“ (Leipzig, W. Friedrich) empfohlen werden. Wir erhalten hier ein breit und bequäglich ausgeführtes Bild des Lebens und Treibens unserer Tage, die Adelstreife mit ihren Sportliebhabereien, das Offizierthum, Rommerzienräthe, Gutsbesitzer, Journalisten, Verleger, dann auch die weniger hochgestellten Stände führt Friedrich Friedrich einfach und leicht flüßig an uns vorüber und entlastet eine Erzählung vor unseren Augen, die nicht ohne scharfe Beobachtung manche Schäden in unserer Gesellschaft aufdeckt und in die Handlung wirksam verflocht. Nicht ohne bedeutenden Reiz sind die Figuren des Malers Kalina und die der Heldinnen Toni und Ulrike, der Schluß ist befriedigend und jedenfalls ganz nach dem Sinne der Mehrzahl der Leser; auch in der schwierigen Kunst der guten Schlüsse zeigt Friedrich Friedrich sich als ein verständiger Autor; so wird dieser neueste große Roman dieses Erzählers auch wieder ein großes Publikum finden und seine Leser werden ihm für angenehme Stunden der Unterhaltung dankbar sein.

— Daß eine Dame sich mit Logik als Wissenschaft beschäftigt, ist auffallend, daß dieselbe in diesem Fach jedoch wahrhaft glänzend sich hervorthut, verdient bewundernd anerkannt zu werden. Frau Doktor Eufannia Kubinska ist ein derartiges Phänomen. Die Dame hat Aufsehen erregt durch ein Buch: „Psychologisch-ästhetische Essays“, dem jetzt ein zweiter, umfangreicher Band unter gleichem Titel (Heidelberg, Winter) folgt, der noch vortrefflichere Leistungen auf dem Gebiete des eindringenden Scharfsinns und einer genialen Denkfähigkeit bietet. Die Verfasserin untersucht hier in streng wissenschaftlicher Forschungsmethode sehr schwierige Probleme der Seelenthätigkeit und erregt Staunen durch den Umfang und die Tiefe ihres Wissens und die einschneidende Logik ihres Denkens, vermittelt welcher sie dunkle Fragen des menschlichen Seelenlebens geistvoll beleuchtet und der Lösung nahe bringt. Bewundernswürdig sind die Essays: Schicksale der Vorstellungen, Zur Psychologie der Geisteskräfte und Leidenschaften und Affekte, überaus interessant die Charakteristiken der griechischen und indischen Phantasie. Die Sprache in diesem ebenso

geistreichen wie gelehrten und gebiegenen Werk ist klar, wahr und überzeugend, die Wahl der Stoffe zeugt von Originalität und feinem Geschmack. Es sind diese „Psychologisch-ästhetischen Essays“ eine Leistung einer Dame, um welche andere Nationen uns beneiden dürfen.

— Eine interessante Publikation sowohl für Bücherfreunde wie auch für Verehrer der klassischen Literatur ist die Reproduktion einer 1783 in Dessau erschienenen Uebersetzung von Apulejus' „Goldener Esel“ von August Noda. Das Buch ist typographisch genau so ausgestattet, wie es einst erschien, mit einem Kupfer verziert und sogar die damalige Druckfarbe, wie es scheint, wiedergegeben. Die Uebersetzung ist anerkannt gut und die Phantasiespiele und Spöttereien des römischen Schalkes nehmen sich in dem deutschen Gewande sehr gut aus. Der Uebersetzer hat das Schwulstige in der Sprache des afrikanischen Römers vermieden und läßt ihn attisch fein erzählen. Das Werk bleibt stets sehr unterhaltend und interessant als antiker Roman, der eine Fülle geistreicher Anekdoten und poesievoll geschilderter Märchen bietet, wie die großangelegte Psychobildung, und wirkt besonders noch anziehend durch die ausführliche Darstellung der Geheimnisse der Isis, wofür der Goldene Esel ja die wichtigste Quelle ist. Diese interessante Publikation sei allen Freunden der antiken Dichtung hiemit warm empfohlen.

— Jetzt, in der Zeit der Sommerlust und der Gartenfeste, wird es vielen unserer Leser willkommen sein, wenn wir die Aufmerksamkeit auf zwei Werke lenken, welche dazu dienen, den Arrangements Mittel an die Hand zu geben, diese Lustbarkeiten prächtiger zu gestalten. Wir haben zwei Bücher über die Feuerwerkerei im Auge, das eine, sehr ausführliche: „Die Feuerwerkerei“ von August Eschenbach (Pest, Hartleben), ist eine Darstellung der gesammelten Pyrotechnik mit Illustrationen, wo solche erforderlich, auch für Fachmänner brauchbar und als Nachschlagewerk nützlich; das zweite: „Die Luftfeuerwerkerei“ von Nida (Leipzig, Weber), einer der illustrierten Katechismen des bekannten Verlegers, gibt sich mehr als kurzgefaßtes Lehrbuch und wird dem Laien willkommen und werthvoll sein. Es enthält die hauptsächlichsten Recepte und Anweisungen für die gebräuchlichsten und effectvollsten Feuerwerkskörper, deren Herstellung auch noch durch 124 Illustrationen verdeutlicht wird.

— Das „Illustrirte Lehrbuch des Statistikers für Anfänger und Geübtere“ von Karl Buhle (Leipzig), mit deutschen Kartenbildern illustriert, behandelt unter Nationalstatistik in bisher nicht vorhandener Ausführlichkeit und Gründlichkeit, so daß es als ein Lehrbuch des Stat in wahren Sinne des Wortes sehr zu empfehlen ist; andererseits aber macht gerade die für den Anfänger sehr praktische Eintheilung, nach welcher die Regeln sich aus dem Spiel selbst ergeben, das Buch der mangelnden Uebersichtlichkeit wegen als Nachschlagebuch für Geübtere fast unbrauchbar. Der Verfasser ist bemüht, die längst abgethane „Frage“ wieder zu beleben und eifert gegen den längst eingebürgerten „Ramsch“, ja er macht sogar die Frage zur Grundlage seiner ganzen Lehrmethode und erfindet, obgleich er den Ramsch als Neuerung verhorresziert, selbst eine neue Spielweise, den Frage- oder Parteiramsch. Daß er gerade dafür viel Zustimmung in den Kreisen der deutschen Statistiker finden werde, dürfen wir nach unseren Erfahrungen billig bezweifeln.

Bildende Künste.

— Der Steinbau des neuen Burgtheaters in Wien, bei dem bekanntlich alles Holz vermieden wurde, ist einem Bericht der „N. Fr. Pr.“ zufolge bereits ganz vollendet, ebenso die Eisenkonstruktionen im Zuschauerraum bis zum dritten Stockwerk. Da der Ruß des Burgtheaters vornehmlich auf intimer Darstellung beruht, so wollte man, daß auch das neue Haus ein verhältnißmäßig kleines werde; gleichwohl mußte man darauf bedacht sein, einmal, daß die Einzelnen sich auf ihren Sitzen bequem und behaglich fühlen, und dann, daß mehr Sitze geschaffen werden als in dem alten Hause. Dieß ist nun in folgender Weise erreicht worden: Die Breite des Zuschauerraums beträgt 8 Klafter, die Länge 11 Klafter. Die Eintheilung der Plätze ist folgende: Parter, ein kleines Parterre, drei Ränge Logen und eine vierte Galerie; auch ein Theil der dritten Galerie wird zu Sitzen verwendet. Die Anzahl der Sitze im Parter wird nicht viel zahlreicher sein als im alten Hause; jene im dritten Stockwerke für einen Theil des „angestammten“ Publikums sind beträchtlich vermehrt worden und aus der vierten Galerie hat man unter der freiliegenden Dede ein Amphitheater geschaffen, das mehr Sitzplätze hat als das alte Burgtheater überhaupt, und da es ohne die den Verkehr und den Ausblick hemmenden Stützen errichtet ist, ein ebenso angenehmer als gesuchter Platz sein wird. Während das alte Burgtheater im Ganzen nur 394 Sperrsitze zählte, wird das neue deren nicht weniger als 831 haben. Für die Logen wurde die in Wien übliche Art, die italienische, gewählt; jede derselben ist sehr geräumig und mit einer Camerina versehen. Die große Hofloge befindet sich in der Mitte des Hauses, der Bühne gegenüber; zwei kleinere sind vorne, rechts und links vom Proscenium, angebracht. Alle Entwürfe für die künstlerische Ausstattung des Zuschauerraums sind fertig und es dürfte mit der malerischen und plastischen Ausschmückung des Innern des Hauses noch im Laufe dieses Jahres begonnen werden. Die Decoration der Dede des Zuschauerraums wird der Verherrlichung der dramatischen Poesie aller Kulturenationen gewidmet sein. Die Frage, welche Künstler zur Ausführung derselben herangezogen werden sollen, ist noch nicht endgültig entschieden. Das Haus wird, wie nun festgestellt ist, mit Ende des Jahres 1886 bezogen werden können und elektrische Beleuchtung haben. Mit dem Bau desselben wurde im Herbst des Jahres 1875 begonnen.

— Die von Giffel erbaute Nischenkuppel der neuen Sternwarte zu Nizza ist ein architektonisches Unikum. Bekanntlich ist es erforderlich, daß sich eine solche Kuppel drehen läßt, damit man das aus einem schmalen Spalt derselben herausguckende Fernrohr nach allen Himmelsgegenständen richten kann; auch kommt es vielfach vor, daß die Kuppel wie ein Uhrzeiger mittels eines riesigen Uhrwerks binnen 24 Stunden eine volle Drehung macht. Das Drehen einer solchen Masse, die nach dem bisher üblichen System auf Rädern und Schienen ruhte, erfordert aber einen bedeutenden Kraftaufwand. Die Giffel'sche Neuerung besteht nun darin, daß die Kuppel auf luftdichten Rädern und diese wiederum, wie ein Schiff, auf Wasser ruhen. Der Reibungswiderstand ist also ein sehr geringer, und es genügt ein Arbeiter, bezw. ein schwaches Uhrwerk, um die Kuppel in Drehung zu versetzen.

— Ueber ein neues Genrebild von Ludwig Knaus, das kürzlich in Lepke's Kunstsalon in Berlin ausgestellt war, wird von dort berichtet: „Drei Zigeunerbuben“, von der größten, halbwüchsigen Schwester an der Leine gehalten, stürmen als treuzügeltes Dreigespann einen Sandhügel hinab — das schlanke Dürchen schwingt lustig die Gerte in der blauen Luft und der treue Wollschund begleitet das fröhliche Führgeschehen. Der kleinste Bursch in der Mitte, splittermatt in seiner dunkelbraunen, drallen Leiblichkeit, trampelt vor Wonne mit beiden Beinen in der Luft und der ältere Bruder links hat Mühe, den Springinsfeld im Gleichgewicht zu erhalten, während der zweite Bruder rechts den Jüngsten zwar auch am Ellenbogen festpackt, aber seine eigene ungemüßte Lebensfreude unverzagt in die blaue Luft hinaus grinst. Oben auf der Höhe aber steigen leise Rauchwolken auf und im lichten Sonnenchein schimmern die weißen Zelte, trübend, daß auch diesen traulichen Jaidelkindern ein Mahl bereitet und ein Bett gerichtet wird; sie dürfen sich des Lebens freuen, das ihnen der Maler in so köstlicher Laune auf diesem frischbewegten Bilde geschenkt hat.

— Die Ausschmückung des Pantheons soll, wie aus Paris gemeldet wird, dem Maler Genard übertragen werden, der bereits einen diebezüglichen Auftrag begonnen hatte, als ihm der Staatsreich denselben unter Verwandlung des Pantheon in eine Stätte des Kultus entzog.

— Das Grab des berühmten Meisters Friedrich Preller, des unvergesslichen Schöpfers der Odyssendilder, auf dem Friedhof in Weimar ist durch ein in diesen Tagen vollendetes, wahrhaft künstlerisches Denkmal seitens der Familie geschmückt worden. Dasselbe, von Architect Grundling in Leipzig entworfen und ausgeführt, zeigt eine Stele, in

deren Fries der Name des Verewigten steht. Unter demselben im platten Haupttheil des Monuments befindet sich ein von Donndorf trefflich in Erzguß ausgeführtes Medaillonporträt Prellers, umgeben von einem Lorbeerzweig, darunter in eingemeißelten Lettern ein Goethe'scher Vers.

Die Juroren der internationalen Ausstellung von dekorativer Fayence und Glasmalerei in Delft haben, wie uns aus München geschrieben wird, der k. bayerischen Hofglasmalereianstalt von Franz Xaver Zettler daselbst den ersten und höchsten Preis zuerkannt. Diese Auszeichnung fällt um so schwerer in's Gewicht, als die Delfter Ausstellung eine internationale Fachausstellung ist, die belgische und niederländische Glasmalerei selbst auf hoher Entwicklungstufe steht und die englische, von welcher dasselbe gilt, in Delft sehr stark vertreten ist.

Musik.

Die „deutschen Tonkünstler“ haben, wie aus Karlsruhe berichtet wird, dort glänzende Geschäfte gemacht, man spricht von einem Reingewinn von 8000 Mark. Die Zuschüsse des Großherzogs von Baden und der Stadt Karlsruhe betrugen gegen 11,000 Mark, die Konzerteinnahme 12,600 Mark.

Johann Strauß ist beschäftigt, aus Anlaß der Reise des Wiener Männergesangsvereins nach Berlin einen Walzer zu komponiren, der in einem demnächst stattfindenden Konzert des Vereins zum Vortrag gebracht werden soll.

Bühne.

„Lug und Trug“, Charakterbild in drei Akten von G. von Moser, hat jüngst die Presse verlassen und ist durch die Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten in Leipzig an die Bühnen versandt worden. Hoffen wir, daß der unheimlich ernste Titel nur eine Maske ist, hinter welcher der Moser'sche Schall nur um so lustiger hervorblitzt.

Als „Löwe von Daleskarlien“, welcher kürzlich am Sommertheater im Park zu Stockholm zum ersten Mal in Szene ging, macht dort G. v. Moser's „Salontyroler“ volle Häuser. Die lokalisierte Bearbeitung ist von M. Böhm und S. Rinnman. Später sollen R. Kneißler's Lustspiel „Papageno“, übersezt von D. Wijnander, G. Jacobson's „Jüngster Lieutenant“ und Müllers Operette „Gasparone“ folgen. Man sieht, daß die deutsche Theaterliteratur in Schweden den bisher von den Franzosen beanspruchten Platz einnimmt, es fragt sich nur, ob wir uns dieser kosmopolitischen Verfalltheit unserer modernen Theaterdichter als eines Fortschrittes erfreuen dürfen.

Direktor Maurice ist, wie aus Hamburg berichtet wird, von der Leitung des von ihm gegründeten Italiatheaters zurückgetreten. Auf dem Theaterjettel waren am Abchiedsabend, genau wie bei der Eröffnungsvorstellung vor 42 Jahren, angekündigt das dreiteilige Lustspiel: „Ein Fremdenverkehrsdiener“ und die Bluette „Röd und Jule“; hierauf folgte die eigentliche Abchiedsfeier. Fr. v. Viktor sprach einen Epilog, nach welchem das ganze Personal der Italiabühne erschien, in seiner Mitte Direktor Maurice. Regisseur Wittong hielt eine Ansprache. Fr. Rossi überreichte ein prächtiges Geschenk des Personals und Regisseur Wucholz brachte die Glückwünsche des Hamburger Stadttheaters.

Eine eigenartige und für manche Theaterdirektion wohl auch nachahmenswerthe Vereinbarung hat der neue Direktor des Prager Landestheaters, Angelo Neumann, mit dem Theater an der Wien in Wien getroffen. Es ist nämlich festgesetzt worden, daß die beiden Theater die Ausstattungs-kosten jeder großen Novität gemeinsam bestreiten, wogegen das ganze Material der betreffenden Stücke nach einem gewissen Zeitraume nach Prag wandert.

Der Impresario Mapleson hat, wie aus London berichtet wird, das Coventgardentheater für eine Reihe von Jahren gepachtet und wird dasselbe mit einem Guss von Pantomimen eröffnen. Madame Patti wird in jeder Vorstellung in einer andern Rolle auftreten. Unter den neuen Rollen, die sie unternehmen wird, befinden sich die der „Mireille“ (in Gounod's gleichnamiger Oper) und der „Carmen“. Für die ersten Tenorpartien ist M. Talazar, von der Opéra Comique, engagirt worden.

Im böhmischen Landestheater in Prag fand eine neue Oper: „Popella“ (Das Mädchenbrödel) von Hofstinsky und J. R. Kostohny, freundliche Aufnahme.

Kultur und Wissenschaft.

Betreffs der Länge, Höhe und Schnelle der Meereswogen veröffentlicht das hydrographische Bureau in Washington das folgende, auf ganz neuen Erhebungen beruhende Resultat: die längste bisher beobachtete Woge hatte eine Länge von einer halben Meile und eine Dauer von 23 Sekunden. Im nordatlantischen Ocean erreichen die Wogen während eines Sturmes eine Länge von 5–600 Fuß und dauern 10 bis 11 Sekunden. In Bezug auf die Höhe der Wogen haben die zuverläßlichsten Messungen ergeben, daß Wogen, welche 44–48 Fuß hoch sind, schon zu den Ausnahmen gehören. Die Durchschnittshöhe beträgt 30 Fuß.

Bei der hohen Wichtigkeit der Bibliotheken für den Kulturstandpunkt eines Landes dürften die folgenden statistischen Notizen aus dem Bibliothekswesen von ganz besonderem Interesse sein: England hat im Jahre 1884 für die Bibliothek des Britischen Museums 104,088 Pfd. St. verwendet. In Frankreich stellt sich der Gesamtaufwand der Bibliothéque Nationale in Paris auf 574,873 Franken. Auch in Deutschland zeigt sich in dieser Hinsicht ein erfreuliches Streben. Im Etat des preussischen Unterrichtsministeriums für 1885/86 sind für die Katalogisirung und Ausfüllung von Lücken bei sämtlichen Bibliotheken der Universitäten 125,000 Mark, zur Befreiung der Kosten für die Vorarbeiten behufs der Reorganisirung der k. Bibliothek in Berlin 25,000 Mark und zur Ergänzung der Bücherbestände und zu Katalogisirungsarbeiten an der k. Bibliothek in Berlin 75,000 Mark eingestellt worden. In Italien wurden heuer vom Unterrichtsministerium vier Preise im Gesamtbetrage von 10,000 Lire für die besten bibliographischen und bibliobeständlichen Arbeiten ausgesetzt. Die Wiener Universitätsbibliothek wird gegenwärtig vollständig neu inventarisiert und werden auch sämtliche Kataloge neu angelegt.

Verkehr.

Die Angelegenheit des projektirten Nord-Ostsekanals ist in neuerer Zeit ihrer Entscheidung wesentlich näher gerückt. Von den auf 156,000,000 Mark berechneten Kosten des Unternehmens sollen nach einem Bericht der „Polit. Nachr.“ etwa 50,000,000 Mark als erster Beitrag Preußens vorweg geleistet, die übrigen noch aufzubringenden Kosten, etwa 106,000,000 Mark, vom Reich getragen werden. Die in Aussicht genommene Dampfschiff-Linie Brunsbüttel-Kiel geht von einem 1 1/2 Kilometer oberhalb des Hafens von Brunsbüttel belegenen Punkt aus, folgt den Flußthälern der Holtstau und Gieselau, mündet alsdann in die Eider, benützt diese bis über Rendsburg hinaus, folgt darauf dem alten Eiderkanal und mündet mit diesem bei Holtstau in die Westseite des Kieler Hafens zwischen Kiel und der am Eingang des Hafens auf dessen Westseite liegenden Festung Friedrichsort. Die Bedeutung des Kanals zur Abkürzung der Schiffsfahrtsstraße, zur Vermeidung der Gefahren, welche der Schifffahrt an der Westküste der cimbrischen Halbinsel drohen, und zur Erhöhung der Wehrkraft Deutschlands wird allgemein anerkannt.

Einen Nachzug auf den Rigi hat die Arth-Rigibahn als Novität dieser Saison eingeführt. Derselbe geht ab im Anstich auf den Nachschneidung, der, von Luzern nach dem Gotthard fahrend, um 11 1/4 Uhr Nachts in Arth-Goldau eintrifft, so daß die Passagiere noch rechtzeitig zum Sonnenaufgang in Rigi-Kulm anlangen. Für Solche, welche oben nicht übernachten wollen, gewiß eine sehr praktische Neuerung.

Militär und Marine.

Eine militär-geographische Beschreibung Deutschlands soll seitens des Generalstabs hergestellt werden und das zu derselben erforderliche Material sowohl durch besondere, von Offizieren auszuführende Refognoszirungen, als auch durch Benützung der bei den Civilbehörden vorhandenen Daten (Monographien, statistischen Beschreibungen etc.) beschafft werden. Die Civilbehörden sind demgemäß um Unterstützung der betreffenden Offiziere angegangen worden. In anderen Ländern, z. B. der Schweiz, bestehen bereits derartige „Militärgeographien“, jedoch sind dieselben nicht von Seiten der Militärbehörden, sondern von Privaten verfaßt. Daß man in Deutschland die Bearbeitung eines derartigen Werkes einer Behörde von so hoher Kompetenz überweist, zeigt, welche Bedeutung man der Militärgeographie beimißt. Ein bestimmtes Programm wird streng innegehalten werden müssen, sonst dürfte die Militärgeographie Deutschlands ein Werk von gar zu großem Umfang werden.

Zu der kürzlich in Königsberg abgehaltenen Jubiläumsfeier des Grenadierregiments Kronprinz (1. Ostpreuß. Nr. 1) hat der Kronprinz, wie von dort geschrieben wird, durch den Historienmaler Emil Doepler d. J. ein Erinnerungsblatt ausführen lassen, welches er mit eigenhändiger Widmung in reichem Rahmen dem Regiment geschenkt hat. Für das Offizierkorps des Regiments ließ der Kronprinz zur Erinnerung dieses Blatts in Farbendruck vervielfältigen. Auf demselben befindet sich das Porträt des Kronprinzen nach einer Photographie von Reichard & Lindner.

Feste und Versammlungen.

Je mehr die Saison der Pariser Gesellschaft sich ihrem Ende nähert, desto ecentrischer werden die Formen, in welchen sie sich bewegt. Das größte événement mondain wird ohne Zweifel aber der zoologische Ball bleiben, welchen die Prinzessin von Sagan jüngst der Gesellschaft gegeben hat. Die Gäste dieses mit feenhafter Pracht inzenirten Gartenfestes durften sich nur in Thiermasken einfinden. Die Prinzessin selbst machte die Honneurs als schöner, prächtiger, vielbewundener Frau. Die Herzogin von Rochefoucauld-Bisaccia erschien in einer Pantherhaut, die auf der Schulter und an der Seite ihrer weißen Taille von einem Pantherkopf befestigt wurde, dessen Rabinagen von den prächtigsten Brillanten eingeraht waren. Besonders Enthusiasmus erregte ein rosa Isis, hinter welchem sich die schöne Marquise d'Hervey Saint-Denis verbarg, und die unheimliche Schönheit des Schlagentostüms der interessanten Madame Henry Schneider. Sehr gelungen soll eine Quadrille von Bienen und Wespen, welche durch drei Wochen täglich einstudirt worden ist, und ein Figurentanz von Krebsen und Crevetten ausgefallen sein. Auch der selbige Buffon, als Schutzpatron dieses originellen Festes, war in seiner Perrücke und seinen weltberühmten Maniketten mitten unter dieser phantastischen Wiedergabe der Arche Noah anwesend; und hätten nicht die 25 Lakaien in Roth, als der Farbe der Talleyrand's-Sagans, und der majestätische Schweizer am Eingang des Partes Menschenköpfe aufgehakt, es hätte dieser Gesellschaft von Pseudo-Jaguaren, Wölfen, Windhunden, Kanarienvögeln, Schwänen, Pfauen und Tigern überaus unheimlich werden müssen.

Der internationale Telegraphistenkongreß wird im August d. J. zum ersten Mal in Berlin zusammentreten, nachdem er bisher in London und Petersburg, in Paris und Rom getagt hat.

Sport.

Der Manchestercup von 2000 Sovs. fiel an Mr. Jardine's vierjährigen F.-H. „Borneo“ in einem Feld von 15 Pferden.

Marquis de Bouthillier's F.-H. „Reliant“ v. Bagdad a. d. Kleptomania gewann das französische Derby, Preis 50,000 Franken, leicht vor „The Condor“ und 10 anderen Pferden.

Des k. Hauptgestüts Grabig fünfjähriger „Botzhafter“ wurde im Great Hertfordshirehandicap von „Vicugna“ nur um einen Kopf geschlagen, hinter ihm folgten die Anderen.

Bei dem Meeting zu Leipzig gewann D. Oehlschläger nicht weniger denn 5 von den 6 Rennen, in denen seine Pferde starteten, und zwar mit „Silberfingerring“ das Internationale Herrenhandicap, mit „Amoroso“ im großen Stvl vor „Marobrunner“ und „Hajelnuß“ den Stif-tungspreis, mit „Jesica“ die Handicap-Steepchase und am zweiten Tage mit „Silberfingerring“ das Erinnerungsrennen und mit „Toledo“ das Hürdenrennen. Das Leipziger Handicap fiel an „Mazharin“ in einem Feld von sechs, das Vereinsrennen an den Grabiger „Piccolos“ vor „Gurre“ und das kurze Handicap an „Marobrunner“.

Im weitem Verlauf des Wiener Sommermeetings trug Baron Springer's vierjährige „Vinea“ das Buccanerrennen, Preis 5000 Gulden, vor „Anna“, welcher der vorjährige Derbyfieger 20 Kilogramm gab, und 3 Anderen heim, während Graf Staray's dreijähriger „Buzgo“, der diejährige Derbyfieger, im Staatspreis seinen Gegnern trotz 6 Kilogramm extra nach Gefallen um 30 Längen davonließ. Die Trialstafel gewann der Derbycrad „Metcalfe“ im Match mit „Cont“ und das Taurushandicap die vierjährige „Zewek“ gegen 6 Andere. Die Armeesteepchase gewann Rittmeister v. Fleischer auf der alten „Toni“ von „Gomba“ in einem Feld von 10 Pferden.

Das große Charlottenburger Jagdrennen fiel an Rittmeister Graf Bismarck's „The Ranger“, den Rittmeister v. Kramsta steuerte. 15,050 Gulden für einen Jährling, den rechten Bruder der Derbyfieger „Vinea“ und „Bederemo“, zahlte Baron Gustav Springer bei der Auktion zu Gisebr.

Endlich verzeichnet die deutsche Landesperdebezoht einmal wieder einen größern Erfolg im Ausland. Des k. Hauptgestüts fünf-jähriger F.-H. „Botzhafter I.“ v. Chamant oder Drednought a. d. Mts Boswell hat die Epfomstafel von 500 Sovs., Distanz 2000 Meter, leicht mit 5 Längen in einem Feld von 9 Pferden gewonnen. Werth circa 15,000 M. dem Sieger.

Die große Steepchase von Paris, Preis 50,000 Franken und ein Ehrenpreis im Werth von 10,000 Franken, gewann ein englisches Pferd, Mr. Zigomala's a. „Redpath“ vor „Mon Premier“, „Chancery“ etc.

Bei den Rennen zu Breslau gewann Graf Hugo Hentel mit „Angelo“ das Zuchtrennen, mit „Cambus“ das Händelhandicap, in welchem „Telephon“, der Sieger des St. Legerhandicaps von Baden-Baden, Dritter wurde, und mit „Chalili“ den Fürstenpreis, 5000 M., und Ehrenpreis silesischer Fürsten vor „Niklot“, den Dritten im Baden-Badener Jubiläumspreis 1884. Den Staatspreis dritter Klasse holte sich „Rosa Alba“ vor „Harraz“, das Verloosungshandicap „Mufelmann“, den Staatspreis vierter Klasse „Amanda“ und das Silberne Pferd „Hofmarschall“.

Am siebenten Reentage zu Charlottenburg startete Herr von Tepper-Laski's fünfjährige F.-St. „Regina“ in zwei aufeinander folgenden Rennen, einem Hürdenrennen über 2500 und einer Steepchase über 4500 Meter und gewann beide, und zwar jedes nach Kampf eine Halslänge.

Die Wiener Sommerrennen haben ihren Abichluß erreicht. Das Pariffalhandicap gewann der fünfjährige br. H. „Decidem“ in einem Feld von 8 Pferden und das große Verkaufrennen der dreijährige „Kates“ gegen 6 Andere. Die große Wiener Steepchase, Preis 5000 Gulden, Distanz 6400 Meter, brachte 5 Pferde zum Pfosten, von denen der sechsjährige F.-H. „Daniel“ nach schönem Kampf vor „Wibelot“ und „Soup-garou“ einfam. „Barometre“ wurde abgeköpft und „Handwerks-bursch“ fiel und mußte getödtet werden.

Die Nennungsschlisse für die großen Rennen zu Baden-Baden haben wiederum ein sehr gutes Resultat ergeben, da fast für alle Rennen deutsche, österreichisch-ungarische, englische, französische und dänische Pferde engagirt wurden, so daß auch in diesem Jahre die reizende gelegene Rennbahn von Ifzeheim der Platz für die großen internationalen Prüfungen der Vollblutjucht Europas bleibt.

Mr. Walton hieß ein englisch-amerikanischer Sportsman, dessen Name in Folge seiner extravaganten und glücklichen Wetten auf dem Turf unausgespelt seit einigen Jahren durch die Sportzeitungen lief. Anfangs Juni wurde dieser „Mr. Walton“, als er eben sein hochgelegenes Gefährt besteigen wollte, plötzlich verhaftet und nach wenigen Minuten als einer der berüchtigsten Diebe und Einbrecher entlarvt.

Mode.

Ein besonderes Stüchchen Poesie in der Toilette junger Frauen und Mädchen stellt der Hut „für's Land“ dar. Man probirt ihn vielleicht nicht so oft auf, man bezahlt ihn mit weit bescheidenerer Summe, man macht vielleicht sehr viel weniger Eroberungen darin als in dem kostbaren Hut, der zur Promenaden- und Visiten-toilette gehört, aber — hundert niedliche rosige Gesichtchen werden's uns bestätigen: man ist ihm so besonders gut. Die zwanglosesten Stunden des ganzen Jahres bleiben mit ihm verbunden; er mahnt an die freiesten und tiefsten Athemzüge, an die heimliche Süßigkeit köstlicher Stunden auf der Rasen-bank, wo er bewundert, abgenommen und, ach, so oft vergessen wird; er ist der Hut, der das Email unserer Wangen schütz und vertheibigt; er ist der Gefährte unserer Landpartien, unserer Morgenstunden zu Zweien, mancher Schelmerei, die ein kleiner Kopf unter seinem Schutz ausgebrütet hat. Das ist's, was diesen oft nur so schlichten Bast- und Vinzenhüten „für's Land“ jenen Reiz verleiht, den sie meistens haben. Das ist's auch, was das Streben der Mode entschuldigt, selbst diesen Hut mit möglicher Kofetterie auszustatten und ihn zur Spezialität einer ganz besonders originellen Eleganz zu machen. Zu den interessantesten Neuheiten der heurigen Land- und Strandmodelle gehören die Hüte Tonting, Matinee und Vie de chateau. Sie sind zweifellos originell und werden den Wiener Modellen von Madame Galimberti, der genialen Modistin des an schönen Frauen so reichen Wiener Hofes, in den Bewegungen des sommerlichen Reiselebens ihren alten Ruf bewahren. Auch Haaler in Wien und Gersfel, der Spezialist für „sensationelle“ Hüte in Berlin, haben überaus gefaltete und graziose Modelle für's Land komponirt. Alle Nuancen, welche zwischen dem Geschmack süßer, poetischer Einfachheit und den Launen ecentrischer Bizarrie liegen, sind da vertreten, um mit den hunderterlei verschiedenen Köpfen zu sympathisiren, die sich um diese Zeit für's Land rüsten.

Das Rauchen der Damen in England, noch vor wenigen Jahren ein ganz vereinzelt anzutreffender „amerikanischer“ Einfall, scheint Fortschritte zu machen. Gelegentlich der Beschreibung verschiedener Pracht-dampfer, welche für die Bedürfnisse reicher Privaten des Londoner Westend gebaut worden sind, erwähnen dortige Blätter in jedem einzelnen Falle auch der fashionablen Einrichtung von Ladies' smoking room. Der Lurus der Montur dieses Raumes entspricht dem glänzenden Comfort aller übrigen baulichen Arrangements dieser schwimmenden Prachtwerke. Französische Gobelins bedecken die Wände, die Decke ist von zartgoldenen, japanischen Lebertapeten bekleidet, die Ottomanen, Fauteuils und Tabourets sind in bernsteinfarbigem Sammet gepolstert und das ganze smoking room also überaus cosy, wie die Engländerin nur einen ihr besonders beaglichen Raum zu bezeichnen pflegt.

Denkmäler.

Das Andenken Nachtigal's soll durch zwei Denkmäler verherlicht werden. Zur Errichtung eines solchen in seiner Vaterstadt Stendal hat sich unter dem Vorßiß des dortigen Bürgermeisters ein Komite konstituit, das zur Einwendung von Beiträgen auffordert. Gaben, die dem Unternehmen von dem dankbaren deutschen Volke hoffentlich recht reichlich zufließen werden, sind an Bankier G. Kemptenmacher in Stendal zu verabsolgen. Für das zweite Denkmal auf dem Grabe des großen Reisenden auf Kap Palmas hat der Vorstand der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin die Sorge übernommen und wendet sich an alle deutschen geographischen und verwandten Gesellschaften um Beiträge. Einzahlungen nimmt das Bureau der „Gesellschaft für Erdkunde“, Berlin W., Friedrichstraße 191, entgegen.

Westphalens größte Dichterin, Annette v. Droste-Hülshoff, soll aus dem Fonds früher von Münster aus veranstalteter Sammlungen eine große Marmorbüste erhalten. Als Pendant zu derselben ist, wie aus Münster geschrieben wird, eine Marmorbüste Levin Schüding's in Aussicht genommen, zu deren Beschaffung sich ein Komite gebildet hat. Einwendungen zu diesem Zweck sind an den Chefredakteur der „Rheinisch-westfälischen Zeitung“, Diederich Biedeler in Essen a. d. R., zu richten.

In Heiligenstadt (Wiener Vorstadt) hat kürzlich die feierliche Enthüllung der am Hause Pfarrplatz Nr. 2 angebrachten Gedenktafel für Ludwig van Beethoven stattgefunden.

Gestorben.

Heinrich Oberhofer, Autorität auf dem Gebiet der Kirchenmusik und des Choralgesangs, am 29. Mai, in Luxemburg.

Ludovico Graziani, seinerzeit gefeierter italienischer Tenorist, Anfangs Juni, in Padua.

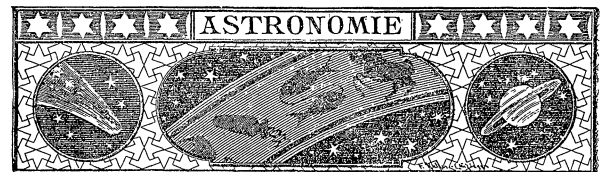
Florian Margraf, Porträtmaler, 54 Jahre alt, am 3. Juni, in Frankfurt a. M.

Johann Serbi, Historien- und Porträtmaler, Professor an der Akademie der schönen Künste in Mailand, 86 Jahre alt, am 3. Juni, in Mailand.

Albert Emil Rirchner, Landschafts- und Architekturmalers, Ehrenmitglied der bayerischen Akademie der bildenden Künste, 72 Jahre alt, am 4. Juni, in München.

Sir Julius Benedict, hervorr. Orchesterdirigent und Komponist, Deutscher von Geburt, hochverdiert um die Entwicklung des Londoner Musiklebens, 80 Jahre alt, am 5. Juni, in London.

Robert v. Schlagintweit, Professor, hervorr. Geograph und Forschungsreisender, der jüngste der drei Brüder, Verfasser mehrerer geographischen und ethnographischen Werke, 51 Jahre alt, am 6. Juni, in Gießen.



Juli 1885.

Der Planet Jupiter, der im Juni Abends gegen Westen im Sternbild des Löwen stand, verschwindet gegen Mitte Juli, da er beinahe gleichzeitig mit der Sonne untergeht. Dagegen wird die Venus als Abendstern sichtbar, sie ist in West-Nord-West am Abendhimmel aufzufinden und wird schon Ende Juli noch gegen eine halbe Stunde sichtbar sein. Am Morgenhimmel gegen Nordost, eine Stunde vor Sonnenaufgang etwa, erscheint Mars, rechts von ihm Aldebaran, links aber ihm Capella, und nach einer starken halben Stunde geht an derselben Stelle, wo Mars sich über den Horizont erhoben hat, Saturn auf.



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Sub rosa.

Novelle von
Karl Theodor Schulz.

(Nachdruck verboten.)

I.

Es ging ihm unter den Kameraden ein Gerede nach.

Zwar kannte man durchaus nichts Ehrenrühriges von ihm, doch wurde er, wenn man unter sich war, „Sub rosa“ genannt und dabei auch wohl mit einer gewissen Anzüglichkeit gelächelt. Er trug eben gern irgend eine Blüte, besonders eine Rose, im Knopfloch und beschenkte die Damen seiner Freunde und Bekannten zu jeder schicklichen Gelegenheit mit den kostbarsten Sträußen. Da er wohlhabend war, konnte er diesem Gange nach Gefallen nachgeben. Ob übrigens bei Dem und Jenem nicht ein verschwiegener Zug des Neids die spitzigen Bemerkungen darüber mit hervorrief, soll unerörtert bleiben.

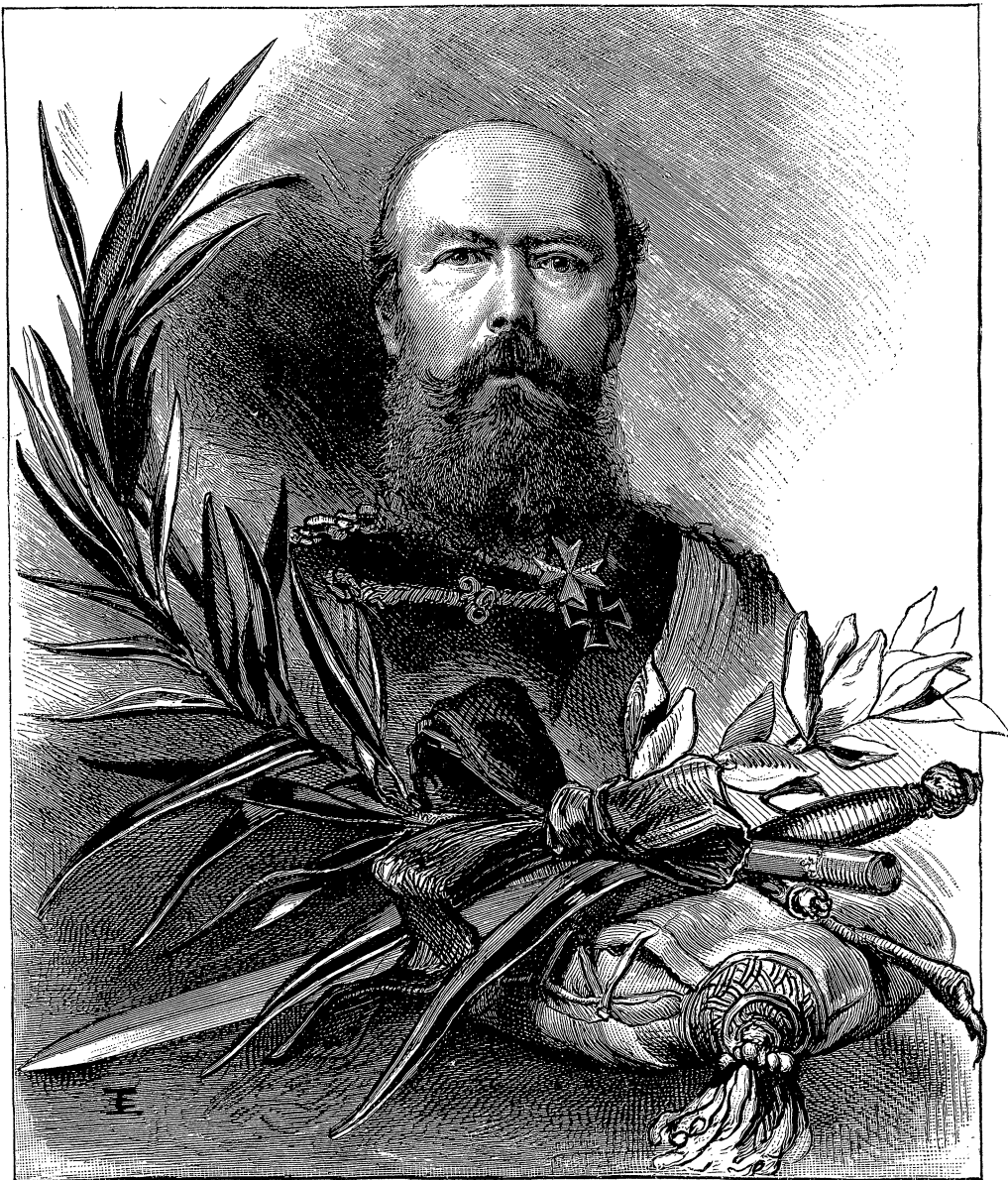
Lieutenant Bernoth selbst wußte natürlich, daß er in der Meinung seiner Kameraden nicht ganz auf derselben Höhe stand, wie einige Auserwählte; das schmerzte ihn auch wohl einmal, da er nicht ohne Ehrgeiz war, doch empfand er im Ganzen wieder zu harmlos und war von Gemüth zu wohlwollend, als daß ihn diese Erkenntniß bitter gemacht hätte. Er war und blieb sogar stets bereit, seinen persönlichen Widersachern mit all' seinen reichen Mitteln zur Verfügung zu stehen. Seine Schwächen — zu denen man neuerdings noch eine starke Vorliebe für den Philosophen von Frankfurt am Main rechnete — wurden schließlich auch als etwas Ursprüngliches, nicht Abzulegendes hingenommen; unter den älteren Kameraden, die seine Frische und gelegentliche Ernüchterung angoß, fand er lebhaftere Vertheidiger, kurz, selbst die häufigen Neckereien mit ihm, welche unter so zahlreichen Genossen nicht ausbleiben konnten,

überschritten niemals eine gewisse Grenze. — Wie es gleichfalls selbstverständlich ist, wußte man in dem kleinen Brünberg auch unter der Damenwelt, daß der reiche Lieutenant Bernoth allerdings ein liebenswerther Mensch sei, doch neben seiner fast zu großen Gutmüthigkeit auch aus allerlei nicht recht zum Kriegsmann passenden Eigenschaften zusammengesetzt wäre. Zwar hätte ihn trotzdem wohl jedes junge Mädchen, namentlich des Militärkreises,

sofort zu seinem Gesherrn erwählt, wenn er ernstlich gefragt hätte; da er jedoch sehr wählerisch schien, sich nur zu besonderem Liebreiz oder Vornehmheit hielt — was auch zu seinen Schwächen gehörte — so blieb den übrigen Mädchen reichlich Gelegenheit, über sein Treiben die Achseln zu zucken und auch wohl einmal gegen ihn oder wenigstens seine Vorschläge als Vergnügungskommissarius Front zu machen. Zu's Vergnügungskomitee der Garnison wurde Sub rosa nämlich ein für allemal gewählt; wer hätte auch mit ähnlicher Lust und Liebe wie er darin gewirkt und nebenbei die durch eine ungewöhnliche Ausgabe etwa nothwendig gewordenen kleinen Ueberschreitungen des Budgets beglichen können, ohne nur ein Wort darüber zu verlieren.

Erst für heute, den letzten Sonntag des November, war von der hohen Kasinodirektion das erste der dießjährigen Tanzvergnügen ausgeschrieben worden. Der Herbst hatte eben lange mit Sonnenschein wie duftigstem Blauhimmel erfreut und dadurch den Beginn der Winterfaison hinausgeschoben. Nun war aber seit einigen Tagen eine empfindliche Kälte eingetreten, allerlei Pelzfachen hatten bereits Dienste gethan, und man empfand sich gleichsam in den vollen Winter verlegt. Hiefür paßte der bevorstehende Tanzabend vortrefflich und alle Welt, besonders die junge, rüstete sich dazu mit einer Freude, die jetzt noch etwas von dem Glück an sich hatte, lange Entbehrtes wieder genießen zu sollen.

Gerade die Tanzvergnügen wurden ihrer weniger ceremoniellen Form wegen überhaupt vielseitig den Bällen vorgezogen — der Besuch derselben war jedenfalls verhältnißmäßig größer — und gar heute mußte sich Alles, was zum Offizierkasino Zutritt hatte, hier ein Stellbischen gegeben haben. Der ganze mächtige Saal war überfüllt, selbst die polnischen Familien der Nachbarschaft schienen insgesammt gekommen zu sein, und es war darum wie ein wohlberech-



Prinz Friedrich Karl von Preußen.

tigter Stolz, mit dem König Friedrich Wilhelm IV. aus seinem blühenden Goldrahmen auf die Seinigen und deren Gäste niederblickte. Die vollzählig beorderte Regimentsmusik ließ von der Empore ihre kräftigen Weisen erschallen, der haut-pas rings um den Saal war von den plaudernden Müttern und jüngeren Frauen eingenommen — tief in die Nebenzimmer hinein standen Offiziere und sonstige Herren, die sich zwar nicht mehr am Tanze betheiligten, ihrer Anerkennung oder ihren Pikanterien über die Tänzerinnen jedoch freien Lauf ließen, bis sie ein stärkerer Magnet, der Spieltisch oder das gewohnte schoppenbewehrte Plätzchen im Rauchzimmer, unwiderstehlich anzog.

Oben war eine Pause eingetreten, und Lieutenant Bernoth, sehr erhitzt von dem Walzer, den er mit der gestrengen Kommandeuse „erfutirt“, drängte sich eilig durch die Herren, welche in der Hauptthür standen; er hatte während der Tour einen lieben Bekannten gesehen, einen Premier von dem Manenregiment, das in der nächsten Garnison lag, und wollte ihm nur die Hand drücken, bevor der Tanz von Neuem begann. Der Premier war aber verschwunden und Bernoth fand ihn erst nach längerem Suchen im Lesezimmer.

Ein Wort gab das andere — Lieutenant von Rydstedt war vor Kurzem aus Dänemark zurückgekehrt und hatte noch allerlei Reiseerlebnisse zu berichten — als sich die Thür hastig öffnete und ein Offizier hereinblickte. Bernoth mußte sofort, um was es sich handle, da er mit der Schwester desselben zum nächsten Tanze engagirt war, verabschiedete sich also rasch von Rydstedt und folgte dem voranschreitenden Mahner.

„Ist denn das Signal schon gegeben worden?“ fragte er, als er an dem Offizier rasch vorüberschritt.

Dieser erwiderte in gereizter Weise: „Natürlich! Alles ist bereits angetreten, bloß Liddy wartet.“

„O!“

Bernoth knüpfte hastig die Handschuhe zu und stand gleich darauf vor Liddy von Hattenheim, einer mehr fraulich üppigen als mädchenhaften Erscheinung, deren unregelmäßiges Gesicht große dunkle Augen voll beherrschten. Sonst pflegten diese Augen fast nur umschleierte Blicke zu haben, die gleichsam immerwährend Räthsel aufgaben; jetzt waren alle Schleier wie fortgestreift — ein unruhiges, kaum beherrschtes Feuer brannte darin. Auch Bernoth's Entschuldigungen wurden kaum angehört, Fräulein von Hattenheim erhob sich auf's Lässigste und ließ sich von ihm mit dem Märsch einer verlegten Prinzessin auf ihren Platz in der Lancier-Quadrille führen. Zum Glück standen die beiden Gräfinnen Hysenthal, ihre vertrautesten Freundinnen, in derselben Quadrille, auch an ihrem vis-à-vis hatte sie nichts auszusagen, so nahmen ihre Züge allmählig den gewohnten Ausdruck an, nur Bernoth fühlte ihre Ungnade noch jeden Augenblick scharf durch, da sie heute auf all' seine Unterhaltungsversuche entweder gar nicht einging oder dieselben durch ein paar kühle Ja oder Nein bald ihrem Ende zuführte.

Bernoth, bei seinem wirklichen Schuldbewußtsein, was auf ihn stets wie lähmend wirkte und ihn doch zugleich immer von Neuem anspornte, das Verbrochene gut zu machen, verstummte schließlich ganz. Bevor die letzte Tour begann, knüpfte er jedoch wieder an seine ersten Entschuldigungen an und sagte bittend: „Aber, gnädiges Fräulein, habe ich denn etwas so Furchtbares begangen?“ Bei ihrem Schweigen fuhr er mit seinem treuherzigen Lächeln fort: „Ist nicht eher der Rydstedt an Allem schuld? Warum muß er sich bis in's Lesezimmer verirren! Dorthin bringt einmal kein Ton mehr! Und sprechen mußte ich ihn doch, er war seine vollen fünfundsiebzehn Tage fort und kommt so wie so immer selten herüber!“

„Lassen wir das endlich, Herr Lieutenant!“ erwiderte Liddy Hattenheim scheinbar müde — oder gelangweilt. „Wenn Sie Ihr Unrecht nicht fühlen —“

„Aber ich fühle es ja bis in jeden Herzenswinkel hinein!“

„So ist es recht schade, daß Sie es nicht vorher gefühlt haben!“ versetzte sie, auf ihren Fächer blickend. „Bisher war ich es eben nicht gewöhnt, die Letzte im Saal zu sein, an welche gedacht wurde. Uebrigens haben Sie mich eigentlich verbunden. Ich vermag nun doch zu beurtheilen, wie es solchen Vergessenen zu Muth ist.“

„Sie wollen heute grausam sein!“ verantwortete sich Bernoth eifrig. „Wie gäbe es da eine Spur von Ähnlichkeit, gerade im Vergleich mit Ihnen?“

„Warten bleibt immer Warten!“ fuhr sie hartnäckig fort. „Ob man noch gar nicht aufgefordert worden

oder, hübsch und rund auf Deutsch gesagt, sitzen gelassen wird,“ — sie betrachtete auch dabei noch fortbauend die Bildchen ihres Fächers — „das ist für uns selbst wie für die übrige Gesellschaft vollständig gleichbedeutend, nur vielleicht noch bitterer, da bei den Mauerblümchen wohl die Gewohnheit längst jeden Stachel genommen hat. Doch nun Attention, die Tour beginnt!“

Sie tanzte den Mazurkapas mit einer gleichsam ganz daran verlorenen Hingabe und machte dann ebenso ihre tiefen Hofdiener mit dem Aplomb der vollendeten Weltbame.

Als die Quadrille beendet war, dankte ihrem Tänzer ein ebensolcher Diener und sie nahm rasch den Arm der älteren Gräfin Hysenthal zu einem Rundgang durch den Saal.

Bernoth fühlte, daß augenblicklich auf keine Ausöhnung zu rechnen sei, so gedachte er, halb beunruhigt, halb verstimmt, wieder nach der Bibliothek zu gehen. Rydstedt hatte aber, wie er beim Durchschreiten des Spielzimmers sah, eine Whistpartie angenommen; er kehrte also an den Eingang des Saales zurück und schaute unwillkürlich von Neuem nach Liddy Hattenheim aus.

Sie promenierte noch mit der Gräfin und schien wie sonst zu lachen und allerlei Muthwillen zu treiben. Als sie in seiner Nähe vorüberkam, war es ihm aber, als würde sie plötzlich ernst und ein beinahe trauriger Blick trafe ihn wie vorwurfsvoll. Er sah ihr betroffen nach, was sich bald zu der alten Anwandlung von Eifersucht steigerte, als er den eleganten, ihm noch nie so vorthellhaft erschienenen Baron Lorch an die Damen herantreten und in seiner ungezwungenen Weise mit ihnen scherzen sah. Sonst war meistens er ihr Partner gewesen! Dieses kleine Veräumnis so aufzubauschen! Oder? — Es setzte eigentlich etwas voraus, etwas, das er bisher trotz seiner heißen Wünsche noch kaum empfunden! Lag nun etwa Tieferes darin? Fühlte sie sich bloß so verlegt, weil er es sich zu Schulden kommen ließ? Nein, nicht so! Und doch eben wieder trotz der Nähe Lorch's — dieser lange Blick?

Bernoth gerieth nach und nach in eine immer wachsende Aufregung und es war gut, daß ihn die schmetternden Klänge, welche zur Galoppade riefen, jedes weiteren Sinns enthoben. Die Polka vor dem Souper tanzte er mit Liddy, da mußte sich Alles klären.

Die Pause vor diesem Tanz blieb Bernoth im Saal. Er suchte zwar Liddy selbst nicht auf, unterhielt sich aber auch nicht mit anderen Damen, sondern stand träumerisch in einer Fensternische, indem er nur den hie und da herantretenden Kameraden Rede und Antwort stand. Sobald die Engagements begannen, schritt er auf Liddy zu und sagte mit eigenthümlich bedeckter Stimme: „Wahrscheinlich ist es von Ihnen gar nicht bemerkt worden, dennoch habe ich dießmal keinen Augenblick den Saal verlassen, um schon vor der Zeit zur Stelle sein zu können!“

„Aber, Herr Lieutenant,“ erwiderte sie scheinbar sehr verwundert, „diese Polka —“

„Wurde mir längst zugesagt!“ fiel Baron Lorch ein, der rasch herantreten war und Liddy den Arm reichte, auf welchen diese, ohne zu zögern, ihre Hand legte.

„Das ist unmöglich!“ rief Bernoth, indem er nach seiner Tanzkarte suchte.

Baron Lorch lächelte moquant und entgegnete: „Unmöglich wäre nur, daß ich mein Recht auf diesen Tanz aufgäbe! Fräulein von Hattenheim dürfte sich dessen ebenso genau wie ich erinnern, daß sie mir gerade diese Souperpolka bereits auf unserer letzten Probe versprach!“

Liddy hatte sich von ihrem jüngeren Bruder, der unweit stand, ihre Tanzkarte geben lassen und reichte dieselbe nun gleichfalls Bernoth. Er sah zerstreut auf die Stelle, wo der Tanz bezeichnet war, fand dort auch mit sogar auffallend starker Schrift den Namen seines Gegners eingetragen — da mußte also seinerseits ein Irrthum obwalten. Mit einer Verbeugung gab er Raum und das Paar eröffnete den Tanz.

Fast unbewußt folgte er ihm mit den Blicken und es fiel ihm an Beiden eine Art leichten Hohnes in den Zügen auf; hatte er sich etwa nicht geirrt und war da falsches Spiel getrieben worden? — Er fand endlich auch seine Tanzkarte: an der Polka war nur der Strich, den er bei solchen Tänzerinnen machte, die er nicht zu vergessen fürchtete. Heiß flog das Blut bis in die Stirn, wie drückend auf einmal die Luft im Saal war! So verließ er denselben, wie bald darauf auch das Kasino, da nach dem Abendbrod nur noch ein Damenwalzer und der Cotillon auf dem Programm standen,

welchen Liddy Hattenheim, wie er eben gesehen, gleichfalls mit Lorch tanzte. In der kleinen Weinstube bei Pfister mußte er nun ja Rydstedt und er eilte förmlich, dorthin zu kommen, um auf diese Weise seiner Verstimmung zu entrinnen.

Vor dem Gassen kam Erich, der jüngere Bruder Liddy's, welcher Bernoth vorher zum Tanz geholt hatte, zu dieser heran und raunte ihr erregt zu: „Was sollte das wieder sein? Du bist ganz unbegreiflich! Bernoth ist fortgegangen!“

Liddy lächelte befriedigt und sagte, ihm mit dem Fächer auf die Schulter klopfend: „Vertraue mir doch, ich weiß genau, wie weit ich gehen darf!“

*

Außerhalb Brünnerg's, aber noch dicht an der Promenade, welche auf dieser Seite die Stadt umgibt, theilt sich der Brunn in zwei Arme, die eine langgestreckte, bloß von Schilf und Weidengebüsch bestandene Insel umfließen, welche die Brunnau heißt. Hier gab es bei einiger Kälte fast die ganzen Wintermonate hindurch eine vorzügliche Schlittschuhbahn. Dieses Geschenk der gütigen Natur wurde seit jeher von ganz Brunnberg auf's Bereitwilligste anerkannt, und so blühte hier gerade der Eisport mit all' seinen Abarten. Groß und Klein, Alt und Jung lief Schlittschuhe oder schlibderte wenigstens und ließ sich Stuhlschlitten fahren; auch gehörte es zu den stehenden Vergnügungen des Winters, daß ganze Schlittenfahrten auf dem Fluß stattfanden, deren Ziel immer das eine Stunde südwärts gelegene, mit einem respektablen Saal ausgestattete Gasthaus war. Doch benützte man — für solche Fahrten besonders — mehr die rechte Seite des Flusses, die linke nur bei ungewöhnlich strengem Frost; der Brunn hatte Gefälle und sein tiefer Hauptstrom floß auf dieser letzteren Seite, welche in Folge dessen selten ganz zufror. Namentlich an der Brunnau war die Bahn darum verpönt und man sah da nur Wagehälse oder Fremde auf dem Eise, so blank und glau und spiegelglatt es sich gerade dort auch hinzubreiten pflegte.

Einige Tage nach jenem ersten Tanzvergnügen im Kasino — die Kälte hatte ein wenig nachgelassen und die Sonne rüstete sich eben zu einem ihrer gloriosen Untergänge des Frühwinters — gingen oder schlenderten vielmehr längs des Ufers Liddy Hattenheim, ihr älterer Bruder Wolf und Bernoth auf das Gehöft des Schlossfischers zu, der auch am linken Arm des Flusses und fast der Brunnau gegenüber wohnte.

Liddy, scheinbar von ihrem langen Schlittschuhlauf ermüdet, war bisher sehr einßüßig gewesen, als ihr Bruder jedoch bei einem Kameraden, der sie auf dem Eise begleitet hatte und der nun nicht weiter vorwärts laufen wollte, zurückblieb, wandte sie sich plötzlich mit der Frage an Bernoth: „Warum sind Sie heute denn so spät gekommen? Hatten Sie Dienst?“

„Nein!“

„Dann ist es ganz unverantwortlich, eine selten so gute Bahn nicht auszunützen! Ich will es dabei nicht einmal rügen, daß man seine Freundinnen mit all' ihren kleinen Eiznöthen im Stich läßt.“

„War nicht Wolf bei Ihnen?“

„Wie es um brüderliche Hilfe bestellt ist,“ erwiderte sie achselzuckend, „mußten Sie doch eigentlich schon wissen. Am liebsten würden sie uns noch ihre Schlittschuhe aufhängen und sich unter dem Vorwand des Scherzes von uns fahren lassen. Das geht den Hysenthals ebenso wie mir!“

„Benigstens bei Ihnen,“ antwortete Bernoth ungläubig, „habe ich dergleichen noch nie bemerkt!“

„Weil man sich zu wehren pflegt!“

„Das wissen die Götter!“ rief er mit einer Ueberzeugtheit, daß Liddy auflachte und neckend fragte: „Dabei denken Sie wohl an die neuliche Polka? Uebrigens hat der sehr empfindliche Herr das vollständig wett gemacht, indem er mich sowohl beim Damenwalzer als im Cotillon umsonst die Nebenzimmer durchirren ließ, und ich hatte zur Veröhnung einen Ordensstern ersten Rangs ausgesucht!“

„Nun, jedenfalls haben Sie doch einen Würdigeren für ihn gefunden!“ erwiderte Bernoth mit einer gewissen Hast.

„Wenn Sie Baron Lorch dafür halten!“ warf Liddy in gleichgültigstem Tone hin. — „O, sehen Sie da drüben! Immer die alte Erfahrung — sobald man an Jemand denkt —“

„Schlägt er vor uns eine wahrhaft bewundernswürdige Wolke!“ vollendete Bernoth nicht ohne Schärfe.

Beide erwiederten dann den Gruß des Offiziers, der einen Augenblick in seinem Lauf inne gehalten und sich tief verneigt hatte. Als derselbe noch weiter vorwärts lief, sagte Bernoth mißbilligend: „Das ist wieder einmal der ganze Lorch! Wenn er sich auch dicht am Ufer hält, da sind gewiß noch offene Stellen!“

Liddy folgte dem Offizier mit Blicken verschwiegener Freude — oder war es Stolz — und entgegnete: „Aber gerade auf dem dunklen Eise dort, wie prächtig muß es sich dahinfahren!“

„Und wie prächtig macht sich der Läufer, nicht wahr?“ fügte Bernoth nach einer Pause hinzu. „So von der Abendsonne bestrahlt, Gold zu Füßen — Gold zu Häupten! Neidenswerth!“

„Wenn Sie das auch in gar nicht hübscher Weise sagen,“ versetzte Liddy, „jedenfalls ist es der Fall!“

„Gewiß! Und ahnte Lorch, mit welcher Bewunderung Sie ihm nachsehen, thäte er sicher noch ein Uebriges und versuchte sein gut Glück sogar auf unserer Seite.“

„O, es ist etwas um den Muth!“ Herbe, fast in einer Art von Herausforderung klangen die Worte.

Bernoth sah auf seine Begleiterin und sie wandte ihm rasch das Gesicht zu; wieder war das Verhüllen des Blicks einem blizhaften Aufleuchten gewichen, das ihn seltsam unheimlich berührte. Sie mochte das fühlen und meinte darum lächelnd: „Ich bin eben eine Soldatentochter de pur sang, und all' die Meinigen wurden von jeher daran gewöhnt, sich ein wenig tollkühn zu betragen.“

In diesem Augenblick grollte gleichsam ein eigenthümlicher, langgedehnter Haß herüber — dann mußte es irgendwo im Eise brechen. Erschrocken sahen Beide nach der Brünna — der kühne Läufer, welcher dort noch eben seine Kreise gezogen hatte, war verschwunden.

Mit einem Blick, einer Bewegung nach Liddy hin, die stumm zu sagen schienen: „Das ist dieser gepriesene Muth!“ stürzte Bernoth, indem er sich seines Degens und Paletots entledigte, an das Ufer des Brünna. Eben tauchte Lorch in der Mitte des Stroms wieder auf, brach aber, wo er sich auch auf die Eisdecke zu stützen versuchte, stets von Neuem durch, und wurde dabei augenscheinlich rasch matt und matter, da ihn die schwere Kleidung an jeder Bewegung hinderte. Mit einem Ausdruck des Entsetzens, wie keines rechten Gedankens mehr fähig, starrte Liddy regungslos auf den immer wieder Versinkenden.

Bernoth hatte erst durch das Weidengebüsch hindurch aufrecht vorzudringen versucht, doch sofort gefühlt, daß ihn das Eis nicht tragen würde, so kehrte er um und wollte eine Strecke weiter nach oben zu den Versuch wagen. Dabei fiel ihm ein altes, nur an der Spitze abgebrochenes Ruder in die Augen, das im Gebüsch lag; von einem Gedanken erfaßt, nahm er das Ruder mit und schob sich dann vermittelst desselben, indem er sich auf die Seite legte, über das Eis hin, der Mitte des Stromes zu. Es glückte, zwar ächzte und dröhnte es im Eise immerfort, doch trug es ihn.

Auch Lorch hatte schließlich eine festere Stelle gefunden; allerdings wagte er nicht, sich an denselben emporzuschwingen, er sammelte aber neue Kraft. Noch eine kurze Strecke trennte die Offiziere; schon glaubte sich Lorch gerettet — da brach das Eis unter Bernoth in weitem Bogen in die Tiefe. Immer darauf vorbereitet und dabei ein tüchtiger Schwimmer, hielt dieser trotzdem das Ruder krampfhaft fest und näherte sich Lorch auch bald von Neuem, halb Wasser tretend, halb schwimmend. Noch ein paar angstvolle Minuten vergingen, dann war er wieder nahe genug gekommen: Lorch, der kein Schwimmer war, klammerte sich an das Ruder und Bernoth, das gebrochene Eis unter sich stampfend oder zur Seite schiebend, vermochte es, ihn trotz der Stromschnellen bis an das festere Eis zu ziehen. Auf dieses selbst brachte er ihn nur noch mit höchster Anstrengung, da Lorch nun fast unbeweglich geworden.

Doch indessen waren viel Leute zusammengeströmt, man hatte vom Schloßfischer Stricke geholt, warf diese Bernoth zu — und so zog er sich und Lorch allmählig an's Ufer. Sobald er dieß betrat, lüftete einer der herumstehenden Herren den Hut und rief laut: „Ein Hurrah dem Retter!“

Als hätte man darauf nur gewartet, so brauste ein begeistertes, dreimaliges Hoch in die Lüfte.

Bernoth verneigte sich voller Verwirrung, nahm seinen Degen aus Wolf's Hand und eilte dann fast wie beschämt dem Fischerhause zu, in das man sich eben anschickte, auch Lorch hinüber zu tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Der preussische Offizier in der Literatur.

Von
Fritz Ritten.

(Nachdruck verboten.)

Eine eigenthümliche und zu interessanten Betrachtungen anregende Stellung nimmt in unserer Literatur das preussische Offizierssthum ein. Die straffe Disziplin, die dasselbe von jeher ausgezeichnet, die strenge Abgeschlossenheit, in welcher es sich besonders früher von der übrigen Gesellschaft hielt, die Uniformität, welche es nicht nur im Aeußern, sondern auch im Denken und Fühlen von ihren Mitgliedern verlangt, und mit Recht verlangt — dieß Alles mußte nothwendigerweise von ganz besonderem Einfluß auf diejenigen Offiziere sein, denen ihr Geist und ihre Veranlagung noch andere Wege wie die rein militärischen wies.

Wir sehen, wie sich dieser Einfluß verschiedenartig gestaltet und in engem Zusammenhang steht mit der Persönlichkeit und der Charakterentwicklung des betreffenden Dichters und ganz besonders mit den gerade herrschenden Zeitverhältnissen. Der Eine wird durch die günstigen Konjunkturen der Zeit zu einem begeisterten, seine Zeitgenossen mit sich fortziehenden Tyrann, den Andern hingegen sehen wir, durch die zeitliche Impotenz, durch die Verworrenheit der politischen Begriffe unsicher gemacht, in seinem geistigen Aufschwunge gehemmt oder irregeleitet.

So gibt uns die Betrachtung dieser mit dem dichterischen Lorbeer geschmückten Offiziersgestalten gleichzeitig ein interessantes Bild der Schicksale und der Entwicklung der preussischen Monarchie.

Die Reihe wird eröffnet durch den ritterlichen Ewald Christian v. Kleist, dessen Schicksale und zu früher Heldentod wohl den Meisten bekannt sind, dessen Dichtungen aber von dem deutschen Publikum noch immer nicht genügend gewürdigt werden, obgleich er in denselben, sowohl was die Form als was den Inhalt anbelangt, seine Zeitgenossen um ein Bedeutendes übertrug.

Ewald v. Kleist gehört zu denen, die durch den Geist ihrer Zeit gehoben werden. Bei ihm tritt ein Konflikt zwischen den Anforderungen seines Standes und seinen dichterischen Bestrebungen nicht hervor, denn ein gütiges Geschick ließ ihn eigentlich nur die erhabenen Seiten seines kriegerischen Berufes kennen lernen. Er war nicht zu einem öden Garnisonsleben verdammt, er konnte vielmehr als Mitglied eines Heeres, dessen wunderbare Thaten die Augen von Europa auf sich zogen, seinen Mannesmuth, seine Mannestreue beweisen, er hatte an seinem jugendlichen König, gleich bewundernswürth als Feldherr wie als Beschützer der Künste, sein leuchtendes Ideal.

Gerade dem Umstand, daß Kleist als Mitglied einer begeisterten Genossenschaft, wie es das preussische Heer damals war, mitwirkend in den großen Ereignissen der Zeit stand, schreiben wir es zu, daß es ihm als einem der Ersten gelang, die auf der deutschen Dichtkunst lastenden Fesseln siegreich zu brechen. Darum wirkt er aber auch dann am ergreifendsten auf uns, wenn er zum Lobe seines Berufes, zum Preise seines königlichen Kriegsherrn und des Heeres, dem er angehört, in die Saiten greift, wenn sich bei ihm gleichsam der Offizier mit dem Dichter verschmilzt. Wer würde nicht von der Begeisterung mit fortgerissen, wenn Ewald v. Kleist singt:

„Unüberwundenes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Regionen Feinde dringt;
Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!“

Sieh', Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Zieh'n gegen dich, und drohn mit Dual und ew'ger Nacht,
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken!“

Und weiter:

„Verdopple deinen Muth, o Heer, der Feinde Fluten
Hemmt Friedrich und dein starker Arm!
Und die Gerechtigkeit verjagt den toll'n Schwarm:
Sie blizt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten.“

Und zum Schluß:

„Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel,
Einher vor wenig Helden ziehn!
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen ziehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel!“

Wie ganz anders muthen uns solche Verse an im Vergleich zu den wässerigen Poesieen eines Gleim und eines Gellert.

So sehr nun aber auch zu bedauern bleibt, daß dieser vielversprechenden Kraft ein jähes Ziel gesetzt wurde, so will es uns doch scheinen, als ob für diese Allen so sympathische dichterische Gestalt kein schöner und würdiger Abschluß zu finden war, als der heldenmüthige Tod auf dem Schlachtfelde. Sein innerstes Fühlen und Denken, wie es uns in seiner bedeutendsten Dichtung, dem „Frühling“, entgegentritt, läßt sogar vermuthen, daß Kleist bei einem längeren Leben unter friedlichen Verhältnissen mit seiner Stellung als Soldat und Offizier in Widerspruch gerathen sein würde. Ihm fehlt das frische, feste Erfassen des Daseins, welches das „Heute“ genießt und an das „Morgen“ nicht denkt, finstiger Ernst, ja eine gewisse Schmerzmuth waltet in seinen Poesieen vor. Hinweg von dem Gewühl der Schlacht zieht es ihn nach der beschaulichen Ruhe des Landlebens. Hier lauscht er dem Sange der Vögel, dem Rauschen der Blätter, hier beobachtet er den Landmann in seinem stillen Heim, in seinem emsigen Schaffen und vergißt darüber die Sorgen und Mühen der Welt.

Geradezu überraschend wirkt es aber auf den Leser, wenn er im weiteren Verlaufe des genannten Gedichts zu der Uebersetzung gelangt, daß Kleist im Grunde seines Herzens den Krieg verabscheut. Derselbe Kleist, welcher sein ganzes Dasein dem Kampf geweiht hat, welcher den kriegerischen Helden, der um Schlefien ringt, begeistert verehrt, derselbe vermag den Krieg

nur in seiner verheerenden, graufigen Gestalt zu schildern und richtet an die Großen der Erde die vorwurfsvolle Frage:

„Ihr, denen zwanglose Völker das Steuer der Herrschaft vertrauen,
Führt ihr durch Flammen und Blut sie zur Glückseligkeit Hufen? —
Was wünscht ihr, Vater der Menschen, noch mehrere Kinder?“ —

Dieser innere Widerspruch hat aber keinen Einfluß auf sein Handeln. Er versteht es, den Offizier von dem Dichter zu trennen, wenn es gilt, der Krone und dem Vaterlande die Dienste zu leisten, zu denen er sich als preussischer Edelmann verpflichtet fühlt. Das hohe Gefühl für Pflicht, welches den preussischen Adel beseelte und welches die Hohenzollern verstanden haben, aus demselben in das Offizierskorps und in die Armee zu verpflanzen und gottlob bis auf den heutigen Tag zu erhalten, bewahrte Kleist davor, ein hin und her schwankender Charakter zu werden, den man ja wohl versteht und entschuldigt, auf den aber trotzdem jeder richtige Mann nur mit Bedauern blickt.

Kleist ist und bleibt für die Nachwelt der Typus eines echten preussischen Offiziers, pflichtgetreu, gebildet, ritterlich und nach dem Höchsten strebend.

Der zweite Dichter aus der Reihe der preussischen Offiziere, Heinrich v. Kleist, hat zwar mit seinem Vorgänger den Namen gemeinsam, sonst aber bietet ein Vergleich der beiden Lebensläufe die überraschendsten Gegenätze. Auch an Heinrich bewundern wir die ritterliche, martige Gesinnung, die ihn als Sproß eines edlen Geschlechts erkennen läßt, auch ihm waren von der Natur die herrlichsten Gaben zu Theil geworden, ja er übertrifft in dieser Beziehung seinen Namensvetter bei Weitem, aber seine Zeit war ihm nicht hold, und er fand in seinem untätigen, excentrischen Charakter seinen unerbittlichsten Feind. Hatte ihm ein gütiges Geschick beschieden, der Zeitgenosse von Helden zu sein, wäre sein Vaterland von einer siegreichen, Alle begeisternden Idee durchdrungen gewesen, welcher er seinen Arm und seine Feder hätte weihen können, dann würde sich sein in's Maßlose schweifender Geist vielleicht zu der Klarheit und Bewußtheit durchgerungen haben, deren Mangel sein Leben beeinträchtigt und die Größe seines dichterischen Ruhmes schmälert.

Zwar folgte auch er dem Rufe seines königlichen Kriegsherrn und kämpfte am Rhein gegen die Franzosen. Aber der Genius Friedrich's des Großen war von Preußen gewichen, und der schmähliche Verlauf der mit so großem Pomp begonnenen kriegerischen Unternehmungen, welcher die politische Schwäche Preußens offenbarte, war nicht geeignet, Kleist zu befriedigen und seinen Feuergeist in geordneten Bahnen zu halten. Tief verstimmt zog er sich nach der Rückkehr in die Heimat auf sich selbst zurück. Die militärischen Einrichtungen, die Anforderungen seines Standes wurden ihm zur drückenden Fessel, und er streifte sie ab trotz aller Vorstellungen und Bemühungen seiner Verwandten.

Man sollte nun glauben, daß wie so Mancher, der eine Karriere aufgegeben hat, in welche er gegen seine Neigung hineingedrängt wurde, so auch Kleist sich in dem selbstgewählten Beruf als Schriftsteller hätte wohlfühlen müssen und sein Talent zur höchsten Blüte entwickelt worden wäre. Dem war aber durchaus nicht so. Ruhelos wird er von da ab umhergetrieben, nirgends vermag er festen Fuß zu fassen, keine Schattirung des menschlichen Glends bleibt ihm erspart, und nur kurze, durch die Liebe und das Ausleuchten seiner dichterischen Gabe verschönte Augenblicke bilden die Ruhepunkte in der wilden Jagd seines Lebens.

Der Grund für diese Erscheinung ist nicht so schwer zu finden, wenn man bedenkt, daß Kleist, als er seinem Stande den Rücken kehrte, weder durch seine innere Ueberzeugung, noch durch das Mahnen seines Talents gedrängt wurde, sondern vielmehr blindlings seiner nervösen, untätigen Natur folgte, und trotzdem blieb, was er gewesen war — Offizier. Ohne sich vielleicht jemals darüber klar geworden zu sein, wurzelte er mit seinen Anschauungen und Neigungen in den verlassenen Verhältnissen. Nur ein Offizier, der noch mit allen Fasern seines Herzens an seinem alten Stande hing, vermochte einen „Prinzen von Homburg“ zu schreiben, diese Anerkennung des hohen Zweckes militärischer Unterordnung, diese Verherrlichung eben der Fesseln, die dem Dichter so unerträglich wurden. Klingt es nicht wie ein neuverlorenes Selbstbekenntniß, wenn er den Prinzen sagen läßt:

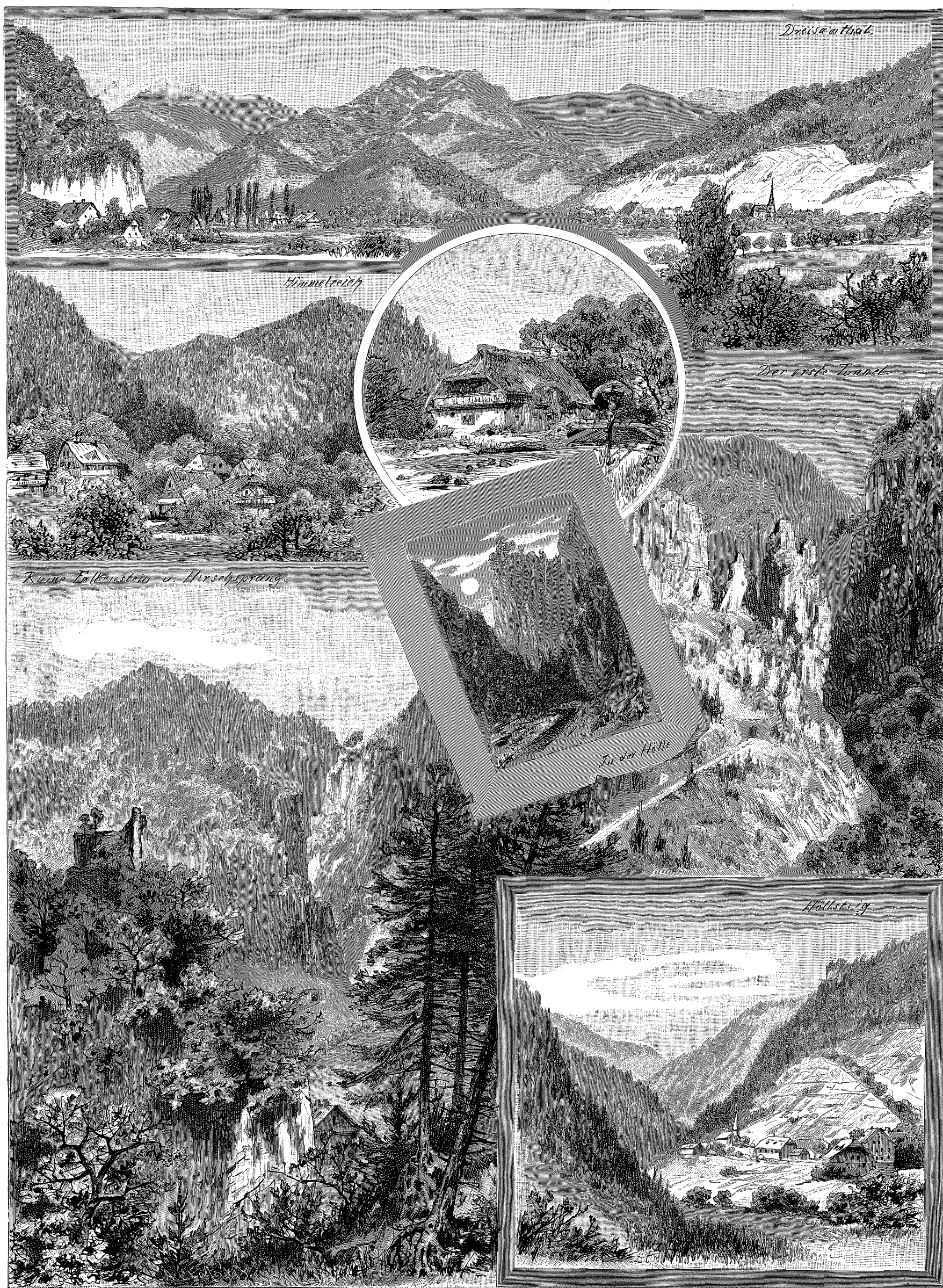
„Ich will das heilige Gesetz des Kriegs,
Das ich verletzt im Angesicht des Heers,
Durch einen freien Tod verherren!
Was kann der Sieg euch, meine Brüder, gelten,
Der eine dürftige, den ich vielleicht
Dem Wangel noch entziehe, dem Triumph
Verglichen über den verderblichsten
Der Feind' in uns, den Troß, den Uebermuth
Errungen glorreich morgen?“ —

Wahrlich, aus jeder dieser Zeilen spricht der preussische Offizier, welcher die Anschauungen, wie sie in dem Heere lebten und noch leben, zur dichterischen Gestaltung bringt.

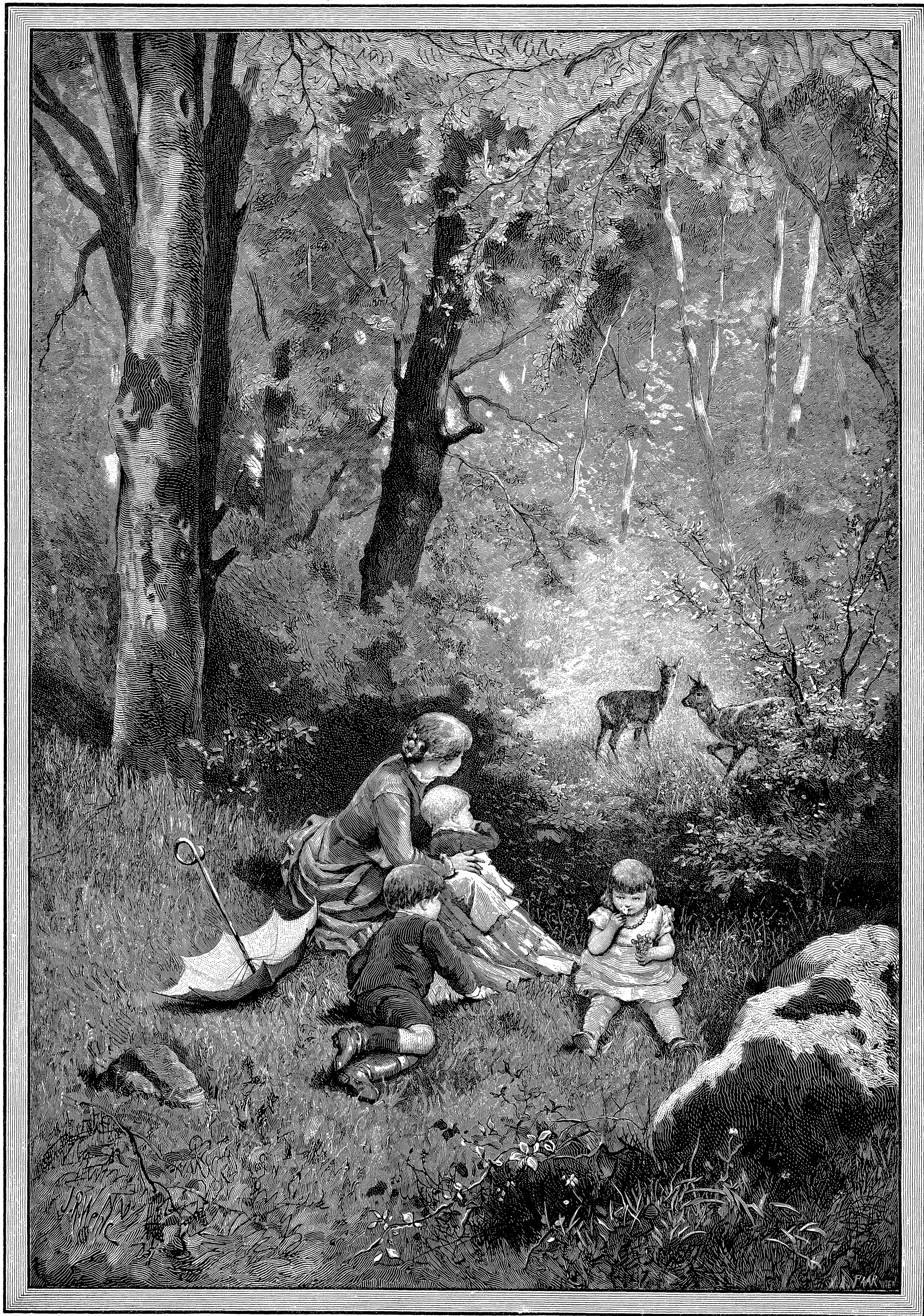
Aber auch auf andere Weise kommt in allen seinen Dichtungen sein militärischer Sinn zur Geltung. Die kurze, häufig beinahe barsche Ausdrucksweise der handelnden Personen, das Talent, den Gedanken in eine knappe und trotzdem den Sinn nicht beeinträchtigende Form zu kleiden, die geschickte Anordnung und straffe Gliederung in seinen Dramen läßt uns erkennen, daß wir es mit einem Soldaten zu thun haben.

Zwar vermochte ihn ein einförmiges Garnisonsleben nicht zu reizen; sein Interesse hätte sich aber von dem Augenblick an von Neuem belebt, wo der Soldat aus dem Zustand der Vorbereitung heraustritt in die wahre Bestimmung seines Berufs. Durch einen frischen, fröhlichen Krieg, durch einen Krieg, welcher, Alle mit sich fortziehend, von der Größe des Vaterlandes Zeugniß abgelegt hätte, wäre Kleist zu furiren gewesen. Das an Wechselungen reiche Leben im Felde, die hohen Anforderungen, die es an den Charakter des Einzelnen stellt, das feste Wagen, das sich dem Glück des Augenblicks überläßt, die Verachtung, die man dem Leben zollt — dieß Alles verklärt und veredelt durch die Poesie, die einen nationalen Krieg noch immer umschwebt hat, hätte Kleist's Kräfte gehoben, seinen hin und her schwankenden Charakter gefestigt und geläutert.

Das Geschick, minder gütig gegen ihn wie gegen Ewald, hatte es ihm anders beschieden.



Aus dem Höllenthal. Nach einer Skizze von M. Roiling.



Waldidylle. Originalzeichnung von J. R. Wehle.

„Wehe, mein Vaterland, dir, die Leier zum Ruhm dir zu schlagen.
Ist, getreu dir im Schooß, mir deinem Dichter verwehrt“ —
singt Kleist. Er durfte nur die Schmach seines Vaterlandes
betrauern und auf bessere Zeiten hoffen; sie zu erleben war
ihm nicht vergönnt. Aber er hat die Erhebung seines Volkes
vorbereitet durch Wort und Schrift, wie es einem Mann und
Patrioten geziemt. In die dumpfe Dämonenbrut und nutzlose
Gefühlsduselei jener Tage hinein ließ die Muse Kleist's ihre
dröhnende, kraftvolle Stimme erschallen. In seiner Hermanns-
schlacht hat er seinem glühenden Haß gegen die Unterdrücker,
seinem Wünschen und Hoffen ein bleibendes Denkmal gesetzt.

„Die ganze Brut, die in den Leib Germaniens
Sich eingefügt wie ein Insektenichwarm,
Muß durch das Schwert der Rache jeko sterben.
Die Guten mit den Schlechten! — Was, die Guten
Das sind die Schlechtesten! Der Rache Keil
Soll sie zuerst vor allen Andern treffen!“

Ich will die höhnische Dämonenbrut nicht lieben!
So lang sie in Germanien troht,
Ist Haß mein Amt und meine Tugend Rache!“

Das war eine Sprache, wie man sie in Deutschland lange nicht
vernommen hatte.

Auch im Tode bleibt Kleist seiner Natur getreu. Säh und
mild wie sein Leben war auch sein Ende. Nicht im Gemüth der
Schlacht, wie wir ihm gewünscht hatten, sondern an den stillen
Ufern des Wansees wurde diesem so reich ausgestatteten und
doch verfehlten Dasein Halt geboten.

Viel hat er gekämpft, noch mehr gelitten, und uns ist da-
durch auch vom moralischen Standpunkt aus ein Recht gebühen,
ihn zu betrauern. In der allgemeinen Noth des Vaterlandes
hat er sich bewährt und hat seinen Posten gehalten wie ein
braver Soldat und treuer preussischer Offizier.

Wenn wir bei den beiden Kleist, als den bedeutendsten
Repräsentanten des preussischen Offizierthums in der Literatur
langer verweilen mußten, so können wir uns so schneller über
den Zeitgenossen Heinrich's, Adalbert v. Chamisso, hinweggehen.

Auch er vertauschte den Degen des Offiziers mit der Feder
des Schriftstellers und Gelehrten, folgte aber hiebei, im Gegen-
satz zu Heinrich v. Kleist, einfach seiner inneren, klaren Ueber-
zeugung. Dem entsprechend vollzieht sich die Wandlung, ohne
große Kämpfe und ohne besondere Merkmale zu hinterlassen.

So sehr sich auch Chamisso bemühte, deutsch zu denken und
deutsch zu schreiben, mit einem großen Theil seiner Sympathieen
hing er doch an seinem alten Vaterlande, an dessen Sprache
und an dessen Literatur. Was war ihm die preussische Armee
je anders gewesen, als eine momentane Versorgungsanstalt.
Wie konnte ihn der Untergang derselben und das grenzenlose
Unglück seiner neuermworbenen Heimat so in seinen innersten
Tiefen erschüttern, wie z. B. einen Heinrich v. Kleist. Deß-
wegen suchen wir auch vergebens nach irgend einer Stelle in
seinen Werken, die auf sein früheres militärisches Verhältniß
hindeuten. Der Armee hat auch er angehört, nie aber war er
ein Offizier im Sinne seiner Vorgänger.

Aus der Literatur zur Zeit der Befreiungskriege tritt uns
kein eigentlicher Repräsentant des preussischen Offizierthums en-
gegen. Wohl treffen wir hier auf eine stattliche Reihe von
Männern, die für das Vaterland die Feder mit dem Schwert
vertauschten und eine Zeitlang den preussischen Offiziersrock
trugen, da sie aber nicht Berufsoffiziere waren, können die Ein-
gangs erwähnten Voraussetzungen auf sie keine rechte Anwendung
finden. Ihnen fehlt hiezu die Hauptbedingung, das innige
Verwachsenheit mit der Entwicklung und den Traditionen der
preussischen Armee seit dem großen Kurfürsten und Friedrich
Wilhelm I.

Trotzdem sollen sie hier erwähnt sein, da sie uns ver-
gegenwärtigen, wie sich die preussische Armee den Verhältnissen
der Zeit entsprechend erweiterte und ihre Reihen Allen öffnete,
die den Drang und die Kraft in sich fühlten, dem Vaterlande
mit dem Schwert zu dienen. Die hervorragendsten Vertreter
dieser Gattung, Eichendorff und Körner, haben mehr oder minder
aus ihrer Doppelstellung als Offizier und Dichter den größt-
möglichen Vortheil gezogen; vor Allen Körner, dessen aller-
dings sehr produktives, aber gerade deshalb mehr in die Breite
wie in die Tiefe gehendes Talent ihn wohl nie die Stellung
in der Literatur und in der Meinung des Publikums hätte er-
ringen lassen, die ihm so als einem Opfer vaterländischer Be-
geisterung für alle Zeiten gesichert bleibt.

Werfen wir nun einen Blick auf die Zeit nach den Be-
freiungskriegen.

Hier sind es besonders drei Gestalten, die unsere Auf-
merksamkeit auf sich lenken, Fouqué, Gaudy und Sallet. Es
muß auffallen, daß diese drei Offiziere sammtlich Namen führen,
die an ihre französische Abstammung erinnern, und es läßt sich
auch bei den beiden ersten unzweifelhaft nachweisen, daß sie
diese Erinnerungen als theure pflanzten und daß dieselben nicht
ohne Einfluß auf ihre geistigen Erzeugnisse blieben.

Der geschichtliche Hintergrund, von dem sich dieses Drei-
gestirn abhebt, ist mit düsteren Wolken umhangen.

Die Freiheitskriege hatten in ihren Folgen das nicht ge-
halten, was sie einst versprochen, sowohl für Deutschland als
auch für das engere Vaterland Preußen. Auf den allgemeinen
Aufschwung der Gemüther, auf die Begeisterung und fieberhafte
Thätigkeit aller nationalen Kräfte war eine ebenso große Er-
nüchterung gefolgt. Deutschland fiel in seine alte Zerrissen-
heit zurück und bestand nach wie vor aus so und so vielen kleinen
Staaten, welche nach dem Beispiel der tonangebenden Mächte
sich von einander abschlossen und sich gegenseitig verdächtigten,
ohne an das große Ganze auch nur zu denken.

In Preußen hinderte innerer Zwiespalt eine gedeihliche
Entwicklung, theilte das Volk in zwei große Lager und ver-
bitterte die Gemüther. Auf der einen Seite war man von
dem leidenschaftlichen Streben befeuert, die Macht der Krone zu
schwächen und die Rechte des Volkes zu erweitern, auf der
anderen Seite setzte man dieser Strömung einen ebenso zähen
Widerstand entgegen.

Die preussische Armee, welche nie etwas Anderes war und
zum Heil des Vaterlandes auch nie etwas Anderes sein wird,
als ein schneidiges Schwert in der Hand seiner Herrscher, mußte
diesen inneren Wirren gegenüber sich wieder enger zusammen-

schließen. Die Offizierkorps waren darauf bedacht, die durchaus
nothwendige Einheit der Gesinnungen in ihren Reihen zu er-
halten. Sie waren gezwungen, die geistigen Bestrebungen ihrer
Mitglieder zu überwinden und die Elemente auszumergen, welche
die obengenannte Einheit hätten gefährden können. Daß das
geistige Leben innerhalb der Offizierkorps dadurch niedergedrückt
werden mußte, ist nicht zu leugnen; es war aber eine un-
abänderliche Folge der durch die unerquicklichen politischen Um-
stände geschaffenen Lage, und die Armee hatte von ihrem Stand-
punkt aus vollkommen Recht.

Auf der anderen Seite muß man aber zugestehen, daß solche
Verhältnisse wenig geeignet sind, einen sich über das Niveau
des Alltäglichen erhebenden und noch in der Entwicklung be-
griffenen Geist zu befriedigen und ihn in dem Streben zu
unterstützen, seine Anschauungen mit seiner äußeren Lebens-
stellung in die Uebereinstimmung zu bringen, welche als ein
Hauptbedingniß für klares Handeln und frisches Schaffen er-
scheint.

Am besten versteht es noch Fouqué, sich mit sich selbst ab-
zufinden. Er hatte die Armee fränklichkeithalber längst ver-
lassen und befand sich zu dem oben angegebenen Zeitpunkt schon
in einem gereiften Lebensalter. Seiner schwärmerischen, etwas
verschwommenen Natur folgend, versenkte er sich vor der elenden
Gegenwart, in welche handelnd eingzugreifen er sich nicht be-
rufen fühlte, in die Vergangenheit. Er geht den Spuren seiner
Ahnen nach, welche ihn in die Gefilde der Normandie führen,
und findet Trost in ihren markigen Gestalten, in ihren ritter-
lichen Kämpfen und Abenteuern.

Anders verhält es sich mit Sallet und Gaudy. In der
Vollkraft ihrer Jahre stehen sie in den Stürmen dieser Zeit
und werden, wie es bei der Größe ihrer geistigen Beanlagung
nicht anders zu erwarten ist, hineingezogen in den erbitterten
Kampf der Meinungen. Doch wie verschieden sind sie in der
Auffassung der Dinge und in ihren Waffen.

Friedrich v. Sallet ist ein tiefer, ernster und fittlicher
Charakter. Er trägt in seiner Brust ein hohes Gefühl für
Schönheit und eine wahre, kräftige Frömmigkeit. Sein ganzes
Denken und Fühlen ist durchdrungen von einer idealen Auf-
fassung der Bestimmung und der Würde des Menschen. Dieses
Ideal, welches in seinem Innern thront, bildet den Maßstab,
den er unerbittlich an die ihn umgebenden Personen und Ver-
hältnisse legt. Mit diesem Ideal werden sie gewogen und meist
von ihm zu leicht befunden.

In seinem heißen Streben, das Gebiet der Schönheit bis
in seine innersten Tiefen zu durchdringen, zu dem Urquell des
ewig Wahren durchzudringen, sieht sich Sallet durch die
Schranken seines Standes und durch die Fesseln einer nur
untergeordneten Bildung gehemmt. Mit der düsteren Energie,
welche ihm innewohnt, lehnt er sich auf gegen Alles, was ihn
einzukengen droht, gegen seinen Beruf, gegen die staatlichen
Einrichtungen, ja gegen sich selbst. Durch hartes Ringen und
rastlosen Fleiß sucht er die Lücken in seinen Kenntnissen aus-
zufüllen; aber oftmals vergebens. Aus diesem schweren inneren
Kampf entsteht dann der titanenhafte Troß, die Weltverachtung,
die Verbitterung seines Gemüths, wie wir sie in seinen „Zer-
rissenheit“ betitelten Gedichten vorfinden und die ihn zu Versen
wie die folgenden hinreißt:

„Denn gar elend sind die Zeiten,
Und die Thatkraft ist vertragen.
Darin scheint verrückt den Deuten,
Was die Zeiten überraget.“

„Bei Jubelsang berausche dich in Bowlen,
Sei fern auf Faust und Byron dich Erdricker.
Und schlafe nie (denn nichts löst schauerlicher)
Zusammen mit geladenen Pistolen!“

Daß zum Bewußtsein kommen nicht den Leuten,
Der in dir ruht, leis grollend halb im Schlummer,
Kirr' ihn durch jedes eitle Thuns Verrücktheit;
Denn springt er mahneschüttelnd auf mit Dräuen —
Ist's deinen Lieben hier zu langem Kummer,
Und dir — vielleicht zu ewiger Vernichtung.“

Auch seinen übrigen Gedichten und sonstigen poetischen Er-
zeugnissen merkt man es an, daß sich Sallet eigentlich Zeit
seines Lebens im geistigen Sturm und Drang befand, daß es
ihm nicht gelang, die wahre dichterische Größe zu erringen,
nämlich über seiner Zeit zu stehen. Trotzdem bewundern wir
die wuchtige Kraft seiner Gedanken, wir fühlen uns unwillkür-
lich fortgerissen durch seinen schwungvollen Idealismus, wir
glauben an die Echtheit seiner Begeisterung, wenn Sallet singt:

„Du hast mich, o gewalt'ger Gott!
Zu deinem Rüstzeug auserwählt,
Hast mit Begeisterung, Zorn und Spott
Mich durch und durch für dich gestählt.“

Ich bin ein irrer Funke bloß
Aus deinem ew'gen Feuermeer;
Doch vor der Menschheit schreie ich groß
Noch durch Jahrhunderte daher.

Soll denn mein ganzer Lebenslauf
Ein ein'ger Wonneschauer sein?
Ein heißes Dankgebet hinauf,
Ein weicher Freudenräuschen sein?

Nein, Herr! Ich raffe mich empor,
Mich rüttelnd, daß mein Harnisch dröhnt.
Erst vor des Todes dunklem Thor
Sei Schlachtgesang zum Psalm verkönt.“

Mit Schmerz kommen wir zu der Einsicht, daß bei längerem
Leben aus diesem gährenden Most ein edler, reiner Wein hätte
werden müssen, der die Sinne des Kenners erfreut. In seinem
Schwanengesang, dem „Vaienevangelium“, hat er einen Theil dieser
Hoffnungen sogar schon verwirklicht.

Einen schweren Vorwurf können wir jedoch Sallet nicht er-
sparen.

Ein Mann wie er, der sich anmaßte, die Halbheit und
Erdarmlichkeit seiner Zeit bei jeder Gelegenheit auf das Schärfste
zu geißeln, der die Worte tief in die Welt schleuderte:

„Ist's in dir noch nicht klar und rein,
Gib uns Disharmonie,
Doch mußt darauf bedacht du sein
Als Mann zu lösen sie!“ —

ein solcher Mann mußte die Kraft in sich finden, zunächst in
sein eigenes Denken, besonders aber in sein Handeln Klarheit
zu bringen. Ein Mann wie er, den seine Ansichten zu einer
Partei zogen, welche dem Königthron als Todfeind gegenüber-
stand, mußte bei Zeiten eine Gemeinschaft verlassen, von der
ihm wohl bekannt war, daß ihr gerade die entgegengesetzten
Ansichten Pflicht sind, die sie beschworen mit heiligem Eid. Ein
Mann wie er, der in seinen „ernsthaften Gedichten“ offenen
Aufruhr predigt und sich wie ein Jakobiner geberdet, der
mußte weichen, sollte nicht Alles, was er schrieb, den üblen
Beigeschmack der lächerlichen Tirade erhalten.

Derselbe Vorwurf, wenn auch in geringerem Maße, gilt für
Franz v. Gaudy. Auch bei ihm kann man nicht im Zweifel sein,
auf welcher Seite er mit seinen Sympathieen steht; auch er emp-
findet schwer den Druck einer thaten- und schwunglosen Gegen-
wart. Sonst aber unterscheidet er sich bedeutend von Sallet, als
Mensch sowohl wie als Offizier. Gaudy macht sich das Leben
nicht allzu schwer; er vermag gegen die Unzulänglichkeiten des-
selben nicht mit der fanatischen Wuth eines Sallet anzukämpfen,
welcher, indem er Andere niederschlagen will, sich selbst
schmerzende Wunden aufsticht, sondern er tändelt darüber hinweg.
Er spöttelt und mißelt wohl, wird auch zuweilen einmal scharf,
läßt es aber nie zum eigentlichen Konflikt kommen.

Für einen Charakter im strengen Sinne des Wortes will
er gar nicht gelten; seine Muse geberdet sich häufig sogar recht
ausgelassen und leichtfertig. Man merkt, daß der Dichter die
irdischen Genuße des Daseins wohl zu schätzen weiß, daß er
beim Weine gern fröhlich ist, und es oft angenehmer findet,
einem hübschen Mädchen in die Augen zu schauen, als sich in
die innergründlichen Tiefen der Weisheit zu versenken.

Welch' ein Kontrast zu der ernst-religiösen Begeisterung
Sallet's liegt zum Beispiel in den folgenden Versen:

„Zwanzig Thaler in der Tasche —
Mein nenn' ich das Erdenrund!
Junge, rasch noch eine Zusage!
Zwanzig Thaler sind kein Hund.
Ein erhabener Gedanke,
Herr von so viel Geld zu sein!
Zwanzig Thaler, harte, blanke,
Kann man die vertilgen? Nein.“

Treue ist ein morsches Fräulein,
Nimm man's nicht gleich zwanzigmal!
Sind deshalb auch zwanzig Mädchen
In des Herzens Bilderlaal.
Zwanzig Schöne lieb' ich innig,
Zwanzig Thaler hab' ich baar!
Ein gemachtes Männchen bin ich,
Und taumel' ich zwanzig Jahr.“

Dieser liebenswürdigen Oberflächlichkeit, oft noch in gra-
ziöser Form, begegnen wir in fast allen Gedichten und Liedern
von Gaudy. Dieselbe französische Leichtfertigkeit finden wir leider
aber auch, wenn wir Gaudy in seiner Eigenschaft als Offizier
betrachten. Während bei Sallet der Offizier gegen den Dichter,
den tiefen Denker, den Enthusiasten für Freiheit und Recht in
den Hintergrund tritt, ist Gaudy eigentlich Zeit seines Lebens
dem aus Neigung ergriffenen Beruf als Soldat ergeben ge-
wesen. Aber ebensowenig wie Heinrich v. Kleist konnte er
einer einformigen Friedensstättigkeit Geschmack abgewinnen. Die
Rücksichten, die ihm sein Stand im Frieden aufnöthigt, hindern
ihn am kräftigen Fluge seines Geistes und er sieht in demselben
die Ideale seiner Jugend nicht verwirklicht, worüber uns die
folgenden Verse belehren:

— — — Ha! der Gewinn!
„Ein Degen war's, ein spiegelblanker Degen,
Glück, habe Dank, du taustest meinen Sinn,
Der Ruhe Feind, ehrgeizig, rasch, verwegen.
Hinaus! Gleichviel wohin. Nach West, nach Ost.
Doch Frieden blieb's und nirgends kam's zum Streite,
Das Schwert an meiner Seite fraß der Rost
Und früh enttäuscht schon ich es beiseite.“

Schon in diesen Zeilen stoßen wir auf die ersten Anzeichen von
Gaudy's Landsknechtsnatur, die sich gar nicht weglegen läßt.
Während Sallet nur aus schwärmerischer Liebe zu Deutschland
zum politischen Kampfen wird, gilt Gaudy seine Heimat nichts.
Er fühlt sich nur durch die poetische Kraft angezogen, die in
dem Kampfe selbst liegt; für wen, für welchen Zweck derselbe
stattfindet, ist ihm gleich. Nicht in dem Fürsten, der nur zum
Schutze seiner Länder in den Kampf zieht, vermag er sein Ideal
zu finden, nein, nur in dem Manne, welcher den Gegner im
Gemüth der Schlacht zu Boden tritt, um ihn zu beherrschen,
welcher den Krieg als den Zweck seines Daseins anerkennt, da
er ihm das größte Feld für seine Thatkraft und für seinen Ehr-
geiz zu bieten scheint. Einen solchen Mann findet er nicht in
der heimathlichen Geschichte, kühl wendet er sich ab und legt seine
Huldigungen dem fremden Imperator zu Füßen. Ein preussischer
Offizier, Hymnen dichtend zum Preise des Mammes, der Deutsch-
land die tiefsten Wunden schlug — fürwahr, ein wunderbares
Bild! Wenn wir aber gegen unsern Willen von den packenden
Schönheiten in Gaudy's „Kaiserliedern“ fortgerissen werden,
wenn wir uns mit Groll im Herzen gestehen müssen, daß
in anbetender Bewunderung dieses geschichtlichen Kolosses der
spielende Geist Gaudy's zu einer edlen und reinen Begeisterung
durchdringt, daß sich sein Talent in der Schilderung der Thaten
und Schicksale des Soldatenkaisers zur wahren dichterischen Größe
aufschwingt, dann ergreift unser Herz ein herber Kummer, daß
Gaudy nicht der Unsere blieb, daß unsere schöne Muttersprache,
so meisterhaft von ihm gehandhabt, dazu dienen mußte, Deutsch-
lands größten Feind zu verherrlichen.

In der Literatur und Tagesdichtung der Gegenwart
haben viele Namen, von denen wir wissen, daß ihre Träger
Offiziere sind oder waren, einen guten Klang und legen Zeugniß
dafür ab, daß unser Offizierkorps voll und ganz Theil nimmt
nicht nur an den Leiden und Freuden des Volkes, sondern auch
an seiner geistigen Entwicklung.

Prinz Friedrich Karl von Preußen.

(Siehe das Porträt S. 873.)

Auf dem Jagdschloß Klein-Olenitz ist am 15. Juni Prinz Friedrich Karl, der Neffe des deutschen Kaisers, den Folgen eines Schlaganfalls erlegen. Im acht- und fünfzigsten Lebensjahre, und bei einem Hohenzoller heißt das: in voller Manneskraft, ward er dem deutschen Volk entzogen, der schneidige Reitergeneral, der Reorganisator unserer Kavallerie, der Sieger in so vielen Kämpfen, denen wir die Einigung und die Größe unseres Vaterlandes zu danken haben. Prinz Friedrich Karl, geboren am 20. März 1828 als Sohn des Prinzen Karl, verstorbenen Bruders unseres Kaisers, war Soldat mit Leib und Seele; jeder andere Beruf lag ihm fern — dem Waffenhandwerk widmete er sich mit der ganzen Einseitigkeit des echten militärischen Genies. Eine glänzende Probe desselben gab er bereits 1860 durch seine geistvolle Denkschrift: „Die Kunst, die Franzosen zu schlagen,“ auf deren Basis sich später die Reorganisation unserer Reiterei vollzog und die den Namen des jungen Kavallerieoffiziers in die weitesten Kreise trug. Seine Sporen hatte er bereits 1848 im schleswig'schen Kriege und 1849 in Baden verdient, wo er bei Wiefenthal am 20. Juni schwer verwundet wurde.

Im Kriege gegen die Dänen 1864 sind die Thaten von Düppel und Alsen, mit denen der Stern der deutschen Kriegserfolge glänzend emporstieg und in die Zukunft einen hellen Schein warf, mit seinem Namen verknüpft. Des Prinzen großartiges Feldherrntalent sollte sich aber erst im Kriege 1866 offenbaren. Zum Oberbefehlshaber der ersten Armee ernannt, erreichte er nach mehreren glücklichen Gefechten durch die Schlacht bei Münchengrätz die Vereinigung mit der Elbarmee, siegte bei Gitschin und behauptete am 3. Juli in der Schlacht bei Königgrätz so lange das Feld, bis durch Eintreffen des Kronprinzen die Entscheidung herbeigeführt wurde.

Und nun gar der Krieg von 1870/71! Welch' eine Fülle militärischer Großthaten und sieghafter Aktionen! Spicheren, Pange, Bionville, Gravelotte, Noisseville bezeichnen die Etappen seiner Siegeslaufbahn, die zunächst durch die Uebergabe von Metz und die Gefangennahme Bazaine's und seiner Armee einen herrlichen Abschluß gefunden. Daran reihten sich später die erfolgreichen Tage von Orléans und Le Mans, um eine Feldherrnlaufbahn zu krönen, die in dieser aufsteigenden Linie unter den Zeitgenossen kaum ihresgleichen besitzt.

Dies in kurzen Zügen das waffenstarrende Lebensbild des Prinzen, soweit es der Weltgeschichte angehört. Im privaten Leben ward er von seiner Umgebung als leutseliger, liebenswürdiger, wenn auch leicht aufbrausender Herr geschätzt, der im geselligen Verkehr ebenso freundlich und unterhaltend sein konnte, als er im Dienste streng und rücksichtslos von sich wie von den Anderen das höchste Maß von Pfllichterfüllung forderte. Außer seinem militärischen Berufe liebte er über Alles die Jagd, das lustige Wiederpiel des Kriegs, und ein behagliches Zusammensein mit persönlichen Bekannten, bei welchem ein frohinniger kameradschaftlicher Ton zu herrschen pflegte. Vermählt war Prinz Friedrich Karl mit der ihm überlebenden Prinzessin Marie Anna von Anhalt. Dieser Ehe entsprossen drei Töchter: Marie, in erster Ehe mit Prinz Heinrich der Niederlande, nach dessen Tod vor Kurzem mit dem Erbprinzen von Anhalt vermählt, Elisabeth, Erbprinzessin von Oldenburg, Louise, Herzogin Connaught, und ein Sohn, Friedrich Leopold, geboren 1865. Leider wurde das Verhältnis der beiden Ehegatten zuweilen getrübt, in erster Linie wohl durch den aufbrausenden, schwer bestimmbaren Charakter des Prinzen, der den freiesten Spielraum verlangte. Gleichsam geharnischt zur Welt gekommen, auf elastischen Sohlen und mit geschwungenem Schwert durch's Leben wandelnd, erinnerte er in manchen Zügen an Shakespeare's Feuerkopf Percy Heißpohn, und von ihm gilt, was König Heinrich nach der Schlacht von Holmedon Percy nachrühmt: er war ein Mann,

„Den Ehre stets im Munde führt,
Der Stämme graderster im ganzen Wald,
Des holden Glüdes Liebster und sein Stolz.“

Und dabei welch' volkstümlich ritterliche Erscheinung. Wenn steht er nicht vor Augen, der ritterliche Herr, in der schmuken Uniform seines brandenburgischen Husarenregiments, den „Ziethenhusaren“ rühmlichen Angedenkens, die er mit Vorliebe zu tragen pflegte. Dort reitet er auf dem feurigen Verberhengst, die gedrungene, kraftstrotzende Gestalt, in den scharlachrothen Attila gehüllt, mit dem männlich-schönen, wettergebräunten Gesicht, dem der hellblonde Schnurr- und Vadenbart etwas so Martialisches verleiht, mit dem freundlich und zugleich streng blickenden Feldherrnauge — so reitet er, die Hand am Ballasch, über die Schlachtfelder voran seinen Husaren, ein Schrecken den Feinden, ein Stolz und eine Freude seines Kaisers, seiner Soldaten, seines Vaterlandes. Doch das ist jetzt nur noch ein Bild der Phantastie. Statt frühlichem Trompetengegenschmetter der Schwadronen erklingen die dumpfen Trommelwirbel des Trauermarsches, die siegreichen Standarten sind umflort, den Unbesiegten hat der Tod niedergekreut — mit einem einzigen wuchtigen Schwertschlag, fast wie auf der Waghstalt, dieses ungeheime, siegreiche Soldatenleben zum Ende gebracht. Das deutsche Volk aber wird sein Andenken fest und treu bewahren, so, wie wir ihn geschildert, wird es seinen „Friedrich Karl“, den schneidigen Husarengeneral, jenen unsterblichen populären Feldherrngegestalten anreihen, an denen die Geschichte Deutschlands und Preußens so beneidenswert reich ist. Wir aber rufen ihm das schöne Wort nach, das Prinz Heinrich an der Leiche des wackern Percy spricht:

— „Großes Herz, leb' wohl! ...
Kein besserer Krieger lebt
In diesem Lande, wo du leblos liegst!“

v. B.

In der Unterwelt.

(Siehe das Bild S. 881.)

Don allen unterirdischen Hohlräumen sind namentlich dreierlei berühmt geworden: solche, welche der Vogenschlag des Meeres ausgehöhlt hat, wie die Blaue Grotte von Capri oder die Aushöhlungen von Stretat in der Nähe der Seinemündung; sodann solche Aushöhlungen, welche sich vor Allem durch die Pracht ihrer Tropfsteine auszeichnen, wie die Grotten in der Nähe von Nabresina bei Triest und viele andere; drittens diejenigen Grotten, durch deren Nacht Flüsse ziehen. Beispiele letzterer Art sind unter Anderem die wundervollen Hohlräume, welche die Retsa durchströmt und die man mit dem Gesamtamen der Grotten von S. Canzian bei Divaca im österreichischen Küstenland bezeichnet.

Die zweite und die dritte Art finden sich mitunter vereinigt, namentlich in einem der gewaltigsten Schaustücke, welches die Unterwelt bietet, nämlich in jener endlosen Reihe von Gewölben, welche man mit dem gegenüber der Wirklichkeit viel zu schlecht klingenden Namen der Adelsberger „Grotte“ bezeichnet.

Es sei mir gestattet, einige Worte aus der alten Chronik des Landes Krain von Balvasor anzuführen, deren Naivität dem Leser wohl heutzutage ein Lächeln ablockt. Sie mögen aber nicht ganz überflüssig gewesen sein für eine Zeit, welche vom Dämonen- und Teufelsglauben beherrscht war. Noch im siebenzehnten Jahrhundert gab es Leute genug, welche glaubten, die aus Tropfstein gebildeten Menschengestalten, Altäre, Marienbilder, Kanzeln, Orgeln, Säulengänge und Kirchenhallen, welche hier in tiefer Nacht liegen, seien das teuflische Wiederpiel der natürlichen Gegenstände unter dem Gotteshimmel. Man verglich dieß mit dem Antichrist, welcher ein Zerrbild der Kirche Gottes auf Erden aufstellt. So glauben noch heute unsere Völkler an eine schwarze Messe, deren Ceremonien von bösen Geistern verrichtet werden und welche nichts sei als eine Verhöhnung der kirchlichen Feier. Darum erscheinen auch in der Abbildung, welche Balvasor von der Adelsberger Grotte gibt, die Tropfsteingestaltungen alle in Form von Unholden und höllischen Ungethümen.

Der Beschreiber des Landes Krain sagt darüber:

„Man erblickt etlicher Orten greuliche Höhlen, und an etlichen Alles wie mit Säulen besetzt und so seltsam gebildet, als ob man allerley Ungeheuer vor sich schauete, als Schlangen und andere Thiere, allerley Geistesgestalten und mancherley Fragen-Gefichter oder Abentheueren und dergleichen; wovon alle Ecken, Winkel, Böden und Seulen so voll, das Mandem dafür grauset. Welcher Scheusal und Graus um so viel vermehrt wird, weil sich auf allen Seiten, hie und da, viel Gänge, Gruffen, tiefe Schluchten, wie auch in die Höhe unterschiedliche Grotten und Gänge gehen, Summa die schauerlich-büßliche Beschaffenheit und Anblick läßt sich unmöglich durch eine Feder recht vorstellen. Und je tiefer man hinein kommt, je grausamer wird der Anblick.“

Es kommen in der Adelsberger Grotte auch einige Stellen vor, deren merkwürdige Ähnlichkeit mit der Ausstattung eines Theatersaumes auffällt. Der Chronist, welcher für seine Zeit auf der Höhe der damaligen Naturbeschreibung stand, findet auch darin für den frommen Christen eine Mahnung, sich von Theatern und Komödienbühnen fernzuhalten. Er beleuchtet dieses Verhältniß in folgenden Worten:

„Man trifft einiger Orten gleichsam die allerschönste und wundervollste Theatra darinn an, darauf man Comedien spielen könnte. Könnten also diejenige, welche für die Erlaubnis der Comedien oder anderer Schaupiele streiten, das wunderliche Spiel, so die Natur in dieser Hölen treibt, zur Beglängung ihres Vorgehens mit anführen und sagen, wenn die Schaubühnen verbieten abgebrochen, zerhauen und verbrannt zu werden, würde sie die Natur selbst nicht aufbauen, und so perfecte Muster davon vorstellen. Wiewol ein Anderer, der anders gewonnen und den Comedien nicht hold ist, aus eben dieser Hölen für sich ein Schußwort herfür holen könnte und antworten: So die Comedien des Lichts und christlicher Augen würdig wären, würde die Natur selbst die Comediantische Spiel-Bühnen nicht in finstre Hölen verstecken, gleich als wollte sie damit die Erläuterung von sich geben, daß man billig alle Comedien und Spiel-Gerüste, zumal die üppige, vor menschlichen Augen verbergen und lieber unter die Erde, wie in einen tiefen Kerker verweisen, als über der Erden begaffen sollte.“

An anderen Stellen bricht bei dem guten Chronisten gleichwohl wieder eine freundlichere Auffassung durch. So erwähnt er der Reiseberichte verschiedener Schriftsteller, welche hier und dort in Höhlen menschenähnliche Gestalten gesehen und dieselben für verfeinerte Männer oder Frauen gehalten haben, welchen dieses Loos wegen ihrer Sündhaftigkeit widerfahren sei.

Dieser Meinung kann er sich nicht anschließen. Er sagt darüber:

„Für solche Stein-Bilder, so zum Abscheu der begangenen Laster aus einem göttlichen Nach-Ehfer entstanden, lassen sich unfre Crainerische Stein-Bilder nicht ansehen, noch vermuten, sondern für bloße Meister-Stücke der Natur. Denn hette Gott diese durch ein Straß-Wunder also formirt, würden sie nicht unter der Erden in tiefen Hölen, da selten Jemand hinabsteigt, sondern über oder auf der Erden stehen, damit sie Männlichen zum warnenden Denckmal, Schrecken und Wunder da stehen mögen.“

„Zudem trifft man in allen Theilen der Welt etliche Grotten an, die von Natur mit allerhand Figuren ausgeziert sind.“

„Solche Spelunden, Grotten oder Hölen, darinn die Natur eine solche Bild-Meisterin abgiebt, könnten wir noch viel andre mehr anziehen, zu beglauben, daß solche Stein-Bilder ein natürliches Werk. Denn wann sie so vieler Orten von der Natur so gestaltet werden, giebt uns solches den Schluß, daß sie auch in den Crainerischen Grotten natürlich seyn können.“

„Diesem nach bleibt es dabei, daß es ein lieblicher Betrug und Gedicht der scherzenden Natur sey.“

Diejenige Reihe von Hohlräumen, welche man nun einmal mit dem Namen Adelsberger Grotte bezeichnet, endigt durchaus nicht dort, wo für die Fremden der Abschluß ihrer Wanderung ist. Viele ihrer Abzweigungen, welchen man keine Gänge zuführt und die man unwegsam gelassen hat, sind zum Theil bekannt, noch

mehrere aber harren erst des Entdeckers. Man ist in der weiten Erforschung lässig gewesen, weil ein Nutzen für den Verkehr davon nicht erwartet werden kann. Denn schon jetzt beklagen sich Viele über die Länge des Weges, welchen man sie zurücklegen läßt. Zudem ist der Weg, der trefflich und bequem angelegt ist, nicht immer eben. Man findet bedeutende Steigungen, z. B. auf dem „Semmering“ und auf dem „Calvarienberg“, welche, wie die Höhen der Oberwelt, durch Serpentinien des Straßenzuges überwunden werden.

Die Adelsberger Grotte und die von Gams in Steyermark sind die einzigen, welche mit elektrischem Licht beleuchtet werden. Wie sich dieser Glanz in der hellen, blütenweißen Unterwelt mit ihren Halbhatten und geheimnißvollen Dämmerungen ausnimmt, davon kann man sich keine Vorstellung machen. Es läßt sich nur sagen, daß sich beim Anblick dieser Beleuchtungswunder die Meinung aufdrängen kann, das elektrische Licht sei ausschließlich für diese Unterwelt erfunden worden.

Die Adelsberger Grotte gehört, wie oben bemerkt, gleich der von Podopce bei Laibach und vielen anderen, zu jenen Höhlen, welche von Wasser durchströmt werden. Dieses Wasser ist die Poit. Diejenigen Räume, welche man jetzt besucht, waren einmal abwechselungsweise nach und nach ihre Betten. Jetzt verliert sie der Besucher aus dem Auge, sowie er den sogenannten Dom durchschritten hat. Von dort ab verliert sie sich in Räume, in welche man bis jetzt noch nicht vorgedrungen ist. Nur so viel weiß man, daß in der vermuthlichen Richtung ihres Laufes, gegen Nordwesten hin, unten in den Gewölben der Magdalengrotte, fließendes Wasser zu sehen ist, ebenso noch weiter, in der sogenannten Piuza Jama oder Poitshöhle. Weiterhin fließt aus dem Portale von Planina, welches man wohl ein Eingangsthor zum Palaste des Herrschers der Unterwelt nennen kann, ein Fluß hervor, der mächtiger ist als die Poit. Man hat diesen, welcher dort Unz heißt, stets mit jener für ein und dasselbe Gewässer erklärt.

Tümpel, kleinere oder größere Seen finden sich in einer Menge von Grotten, oft in bedeutender Entfernung vom Eingange. Rahnfahrten auf solchen Gewässern gehören zu den eigenthümlichsten Erfahrungen, zu welchen ein Reisender gelangen kann. Das Wasser ist so klar, daß er mit dem Rahne in der Luft zu schwimmen scheint; das Fadellicht hellt bedeutende Tiefen so auf, daß die kleinsten Gegenstände auf dem Grunde sichtbar werden. Dazu kommt der Widerschein der Lichter auf den hohen Gewölben und der seltsame Klang der Stimmen in den weiten, weltentrückten Hallen.

Ich muß nunmehr vorgreifend auf jene Unterwelt übergehen, welche unter all' den Höhlen und Grotten, von welchen man bis jetzt wußte, in Bezug auf Anordnung und Aufbau ihresgleichen durchaus nicht hat. Es ist dieß die Reihe von Dolinen und Höhlen, welche man jetzt unter dem Namen der Unterwelt von S. Canzian zusammengefaßt hat.

Dieselbe besteht aus Kammern, Stalaktitengrotten, Wasserfällen, Seen, Gewölben, Stromschnellen. Man kann sagen, es sei dieß eine Art von Zusammenlegung der Riechtenstein-Kammern mit der Adelsberger Grotte.

Sehr merkwürdig ist schon die Annäherung an diese Unterwelt. Man befindet sich in dem kleinen Dorfe S. Canzian, in welchem nichts an die unmittelbare Nähe eines solchen Schaupiels erinnert. In eine Mauer, welche den Weg begrenzt, ist ein Loch eingebrochen. Man steckt den Kopf hindurch und schaut in einen bodenlosen Abgrund, welcher um so mehr überrascht, als man bis jetzt stets auf ganz ebenem, sozusagen unschuldigem Boden dahingegangen ist. Wirft man einen Stein hinab, so vernimmt man dessen Aufschlagen in unerklärlicher Tiefe.

Karsttauben flattern in die Höhe, man hört von unten herauf ein dumpfes Rauschen von Wasser und zum ersten Mal drängt sich dem Beschauer, welcher noch ein Neuling auf dem Karste ist, eine Ahnung auf von dessen Schauern.

Ganz anders gestaltet sich der Ausblick, wenn man auf einem Fußweg, welcher zur Linken abgeht, sich dem Boden eben dieses Abgrundes nähert. Man gelangt da zunächst in die Mahorcicgrotte. In dieser befindet sich, etwa zwanzig Meter über dem Wasserspiegel erhoben, eine Art Kanzel. Zu derselben reicht an einer Stelle etwas Zwielicht aus dem ungeheuren Schachte herab, in welchen wir vorher durch das Loch in der Mauer hineingeblickt haben. An anderer Stelle schaut auch noch ein Stück blauer Himmel herab.

Ich glaube nicht, daß jemals ein Landschaftsmaler ein Farbensgemenge wie dieses gesehen hat. Es ist nicht nur das so verschiedenartig hereinfallende, durch alle erdenklichen Mittel abgetönte, veränderte, zurückgeworfene Tageslicht in seinem Kampfe mit der von allen Seiten herandrängenden Finsterniß, sondern auch die Buntheit der ungeheuren Felswände, was hier den Blick verwirrt. Die allgemeine Farbe der halbdunklen Luft, welche den ungeheuren Raum über dem Wasser ausfüllt, ist Ultramarinblau. Gleichwohl erkennt man in ihr, daß die Sträucher hoch oben grün, viele der Felsen schneeweiß, blau oder schwarz sind. Alle diese Farben aber sind in einer Weise abgedämpft, sozusagen vergeistigt worden, daß sie an die gleichen Färbungen unter der Sonne nur etwa so erinnern, wie die Kata Morgana an eine Landschaft, welche die nämlichen Gegenstände enthält. Nicht minder wunderbar ist von dieser Kanzel aus der ruhige See anzuschauen, zu welchem sich hier der Fluß ausflacht, bevor er sich weiter in die Nacht hineinzieht.

Ich schließe dieses Kapitel mit den Worten, welche ein sehr nüchtern französischer Beobachter einer andern Stalaktitengrotte, der von Han in Belgien, gewidmet hat:

„Die erste Empfindung ist die mächtigste. Schon nach kurzer Zeit gewöhnt man sich an die unglaublichen Schaupiele, welche man vor Augen hat. Obwohl die Aufeinanderfolge des Einzelnen unheimlich wechselvoll und mannigfaltig ist, so erscheint einem doch das am schönsten, was man zuerst gesehen hat. Uebrigens gewinnt man noch ein anderes unübergeßliches Bild. Die Bewegung, die sich des Wanderers bemächtigt, wenn er nach langer unterirdischer Reise auf der Rückkehr wieder zum ersten Mal den Sonnenchein auf den zerrissenen Wänden der Höhe wahrnimmt, ist unbeschreiblich. Alle Reisenden stimmen darin überein, daß es keine Mühe und Gefahr giebt, die man nicht leicht vergessen möchte, einzig und allein, um diesen letzten Eindruck zu genießen.“

Heinrich Moë.



U. Fromada.
Anna Elger-Brode.
Professor Pruckner.

Johanna Klinkerfuß.

J. Schütz.

Rosa Baumgartner-Papier.
Professor Dr. Faust.

Anna Falk-Mehlig.

Max Seifriz.

Heinrich Gudehus.
Elisabeth Leisinger.
Professor Singer.

Die Hauptmitwirkenden des Stuttgarter Musikfestes.



Die Adelsberger Grotte. Nach einer Skizze von Mich. Sachs.

Auf Rügen.

Novelle

von

Boë von Reuß.

(Nachdruck verboten.)

I.



So zu Fuß befehlen die Damen weiter? Laut Bäderer sind es ein und dreiviertel Stunden bis Sahnitz. Hier steht's — willst Du es nachlesen, Frauchen?" fragte ein kräftig gebauter hochblonder Mann in praktischer, farbloser Reisekleidung die Gattin, indem er ihr das roth eingebundene, westerobernde Buch zur Einsicht überließ und die niedergelegten Plaisirs der Damen vom Rasen in die Höhe nahm, um sie geschickter in den Riemen einzuschnallen, als man ihm eigentlich zugetraut hätte; denn die bleiche Gesichtsfarbe, die bebrillten Augen und kahle Stirn deuteten unzweifelhaft auf den Gelehrten. "Wenn nur wenigstens das Wetter sicher wäre! — Wo ist Edith?"

Die laute Frage galt einer zweiten Dame, die zu dem Paare gehörte, wenigstens äußerlich. Sie stand etwas abseits und blickte von der äußersten Kreidewand staunend und weltverloren in die Weite. Der Doktor mußte seine Frage wiederholen.

"Ich bin bereit!" antwortete sie endlich und wandte sich zurück. Aber es schien ihr schwer zu werden, sich loszureißen von einem Punkte, wo Fels und Meer sich vermählen.

"Wenn die Damen gute Fußgängerinnen sind, so können wir den Weg nach Stubbenkammer noch manchmal machen," tröstete der gutmüthige Doktor, "jetzt aber müssen wir aufbrechen!" Dabei gab er seiner Frau den Arm, um den Weg anzutreten. Edith folgte langsam und zumeilen die Zweige des herrlichen Buchengehölzes zurückbiegend, um das Panorama von Neuem zu genießen, denn sie hatte einen lebendigen Sinn für wilde, charaktervolle Natur Schönheit und kannte die Ostsee nur wenig.

Wer das voranschreitende Paar beobachtet hätte, würde dasselbe vielleicht für Hochzeitsreisende gehalten haben, und doch waren sie schon über Jahr und Tag verheirathet. Aber das Glück, das sie durchglühlte, ließ sich noch immer nicht ganz verdecken und leuchtete allenthalben hindurch. Die junge Frau lehnte sich so fest und selbstbewußt auf den stützenden Arm, als wisse sie genau, wie süß ihre Last sei. Jetzt ergriff sie eine am Waldrain blühende purpurrothe Nelke und steckte sie mit dem Stiel in das Knopfloch der grauen Reisejoppe, indem sie sagte: "Sieh', ein Ordensstern! — der erste!"

"Und vermuthlich der einzige, den ich jemals davontragen werde!" lachte Doktor Pfeiffer und steckte sich die Cigarre an. "Orden sind nicht für unsereinen; von Allen, denen sie drohen, entgehen ihnen die Schulmeister am leichtesten. Apropos, Frauchen, wie heißt doch unser zukünftiger Wirth in Sahnitz?"

"Fischer Halbeck, Männchen!"

"Es ist doch gut, daß ich vorher um Quartier an die Badedirection geschrieben habe, es wäre ungemüthlich, noch spät Abends eine Wohnung zu suchen. — Edith, Sie sind doch bei uns?"

Die junge Dame fuhr aus ihrem Sinnen auf und antwortete zustimmend. Beruhigt plauderte das Ehepaar weiter und Edith träumte weiter. Der Weg begann sich jetzt mehr und mehr zu dehnen und führte unausgesetzt bergauf und bergab. Schon war man eine Stunde durch die prächtige Stubnitz gewandert, aber das Ziel schien noch fern. Zwar senkte sich der Weg immer mehr der niedrigen Felssterrasse zu, auf der der kleine Badeort liegt, angeschmiegt an die beträchtliche Höhe, wie ein Schwalbennest an den Dachfirst, aber von dem gastlichen Orte war noch nichts zu sehen. Der Weg mußte bedeutend weiter sein; diesmal hatte sich Bäderer ganz bestimmt geirrt. Und was das Schlimmste: die Unsicherheit des Wetters trat immer entschiedener hervor. Zwar hatte der Wirth auf Stubbenkammer den Kopf geschüttelt und gemeint, so leicht gäbe es hier kein Donnerwetter, sie kämen für gewöhnlich nicht nach Rügen herüber, das Festland lasse sie nicht los; wenn sie freilich dennoch kämen, so wären sie stark und schwer . . . Nun, Doktor Pfeiffer war überzeugt,

daß sie diesmal sicher kommen würden, und empfand zum ersten Mal, was es heißt, eine Foktour mit Damen zu machen, noch dazu bei Donner und Blitz.

"Ich fürchte, wir haben auch noch den Weg verfehlt!" rief er erschrocken und blieb stehen, um sich umzusehen. Auch Frau Louise war ängstlich geworden und klammerte sich fester, während Edith gleichmüthig sagte: "Meinen Sie? Nun, wohl möglich!"

"Viel können wir nicht umgegangen sein," sagte er beruhigend, "die Entfernungen sind hier doch nur klein." "Aber doch groß genug, um tüchtig naß zu werden!" klagte die Doktorin.

Edith hatte ihren Regenmantel vom Arm genommen und hing ihn ohne Hülfe um. Sie war nun bereit, auch ein Abenteuer zu bestehen.

"Halt, ich höre Schritte — das ist ein Mann!" sagte der Doktor und lauschte wie ein Indianer.

"Still, Edith, mache kein Geräusch!" bat die Doktorin und spitzte die Ohren.

Edith hemmte den Schritt, aber nur aus Rücksicht für die ängstliche Freundin. Es war zweifelhaft, ob es Muth oder Gleichgültigkeit war, was die blasser, eigentlich unschöne Dame so kaltblütig machte.

"Wer ist hier?" rief der Doktor laut in den Wald hinein.

Die Antwort ward früher sichtbar als hörbar. Ein junger Mann in Matrosentracht trat den Wanderern entgegen und grüßte militärisch.

"Können Sie uns nicht sagen, wie weit wir bis Sahnitz haben, guter Freund?" fragte Doktor Pfeiffer.

"Raum fünfzehn Minuten, mein Herr!"

"Sind wir auf rechtem Wege?"

"Nicht ganz — Sie hätten sich mehr links halten müssen! Doch können Sie bald in Sicherheit sein. Dort, jener Weg führt direkt —"

"Kennen Sie vielleicht das Haus des Fischers Halbeck? Dort ist unsere Wohnung. Wird es schwer zu finden sein?"

"Bei Halbeck werden Sie wohnen?" fragte der Matrose lebhafter interessiert, dazu glitt über sein Gesicht etwas wie ein Lichtstrahl.

"Werden wir gut dort aufgenommen sein?" fragte Frau Louise.

"O, sehr gut!"

"Es ist doch Alles proper?" forschte die Hausfrau weiter.

"Wie auf einer Fregatte!" replizierte stolz der junge Seemann.

"Ist das Haus malerisch gelegen?" forschte Edith.

"Es liegt hoch über dem Meere!"

"Der Ort ist doch noch nicht überfüllt?" meinte Frau Louise wieder.

"Wie mir scheint, doch! Wenigstens haben die Herrschaften wohl gethan, rechtzeitig für gutes Quartier zu sorgen."

"Können Sie uns nicht eine Strecke begleiten?" fragte Doktor Pfeiffer, indem er dem jungen Mann eine seiner besten Cigarren reichte.

Der Matrose verbeugte sich leicht und sagte verbindlich, wie ein Kavaliere: "Leider stehe ich nicht zu Befehl! Königliche Hoheit Prinz Friedrich Karl, der seit zwei Wochen hier oben in seinem neuerbauten Blockhause wohnt, hat unsere Offiziere zum Diner bei sich. Ich muß sie erwarten."

"So sind Sie wohl von einem der beiden Kriegsschiffe, welche dort drüben vor Anker liegen?" fragte Edith weiter und deutete mit der fein gantirten Hand nach der Richtung des Meeres.

"Ich gehöre zu Seiner Majestät Kriegsschiff 'Undine' . . . Uebrigens ist der Weg nicht mehr zu fehlen. Nur immer links, wenn ich bitten darf. So ist's recht!"

Die letzten Worte galten wieder Edith, die sich schnell zurecht gefunden und jetzt die Führerin machte. Wirklich erschienen auch bald die ersten sauberen Häuser des emporblühenden Badeorts. Wie nachlässig aufgestelltes Kinderspielzeug lagen sie zwischen grün umfriedigten Höfen und Gartenfeldstücken zerstreut. Alles war kunstlos, nachlässig, aber doch harmonisch. Es würde sich hoffentlich hier schon ein Weilchen friedvoll leben lassen.

II.

Es war allerdings gut gewesen, sich vorher Wohnung zu bestellen. Seit ihre Majestät Mode den allerliebsten Badeort zu ihrem Lieblinge erklärt, begann der Reifstrom ihn zur Hochsaison fast zu überschwemmen. Die durchaus primitiven Einrichtungen erwiesen sich als

unzureichend. Wer Abends mit der "Alma" von Stralsund herüberkam und bei stockfinsterner Nacht von verschlafenen Fischern ausgebootet wurde, hatte von Glück zu sagen, wenn er überhaupt den Fuß wieder auf das Festland setzte. Da die Hotels bereits überfüllt waren, so sandten die Wirthhe nicht mehr nach den Landungsplätzen, und die unglücklichen, bei nachtschlafender Zeit auf den Kisten und Kasten ihres Reisegepäcks sitzenden "Vergnügungsreisenden" erschienen sich oft wie gestrandet.

Auch das schöngelegene "Etablissement" des Fischers Halbeck war schon gefüllt. Das heißt, die letzten beiden weißgetünchten Fremdenzimmer im oberen Stock waren am Tag nach der Ankunft des Doktor Pfeiffer nebst Gattin und Fräulein Edith Olberop, sämmtlich aus Lübeck, für die laufende Saison in Beschlag genommen; der hölzerne Miethzettel an der Thüre konnte eingezogen werden.

Fräulein Edith bewohnte für sich allein den "Salon" des Fischerhauses. Die nackte Einfachheit, mit der er eingerichtet war, begegnete wenigstens glücklich der Geschmacklosigkeit. Auch besaß er als besondern, theuer bezahlten Reiz einen Balkon, der weite Umschau bot. Das bescheidene junge Ehepaar begnügte sich mit einem kleineren Hinterzimmer. Die anderen Gäste, ein Berliner Justizrath mit Frau und die Familie eines pensionirten Oberst aus einer deutschen Mittelstadt, bewohnten das Erdgeschloß.

Edith war bald eingerichtet. Ihre Bücher, Albums und Necessärs, die den größten Theil ihres Gepäcks bildeten, waren auf den beiden Tischen niedergelegt, und die zwei praktischen Toiletten, gerade genug, um den nothwendigsten Wechsel zu vollziehen, waren in dem gelbgebeizten Kleiderschrank aufgehängt. Edith wußte, daß sie nicht schön sei; wozu dem unscheinbaren grauen, rauhen Kiesel die prachtvolle Fassung? Es war ihr zuweilen ein ordentlicher Triumph, ihre Verachtung der Neußerlichkeiten zeigen zu können. Das war der peniblen Frau Louise freilich wenig nach Geschmack, indessen gab es der jungen Frau dafür Gelegenheit, die romantische "unpraktische" Freundin etwas zu bevormunden, was sie ebenso gerne that, als es Edith geschehen ließ.

Eine junge Insulanerin, eine Verwandte der Wirthin, die Edith bediente, hatte Edith's Erschöpfung und Ungeschicklichkeit beim Auspacken bald wahrgenommen und gebeten, dem gnädigen Fräulein etwas helfen zu dürfen. Edith überließ ihr die Arbeit, um auf den Balkon hinauszutreten; das sanfte, bescheidene Wesen Anna's war ihr auf den ersten Blick sympathisch gewesen, und die verwöhnte junge Dame freute sich, hinsichtlich der Bedienung während ihres Aufenthalts gut versorgt zu sein.

Schon nach einigen Tagen begann sich unter der Hausgenossenschaft einige Gemüthlichkeit zu entwickeln. Man trat sich gegenseitig näher und fühlte sich fast wie eine große Familie. Außer den kleineren Lauben, in denen man einzeln, die Damen noch in umschleierter, nervöser Morgenstimmung, den Kaffee einzunehmen pflegte, bot eine unmittelbar am Felsgrat gelegene, durch hohe Flaggenstangen weithin gekennzeichnete Veranda einen herrlichen Aufenthaltsort und ward bald zum Vereinigungspunkt. Hier saß man Abends bei einander, um die letzten Dampfschiffe ankommen zu sehen; dazu wehte die Brise nirgends so kühl und erfrischend um die Wangen.

"Ich glaube, Du bekommst hier noch dicke rothe Backen, Edith!" sagte Frau Louise, indem sie vom Strickstrumpf aufsaß, beinahe betroffen. "Ich hoffe, Dein Papa in Lübeck wird uns noch dankbar sein, daß wir Dich ihm entführt haben! Aber — Du hast Nachrichten aus der Heimat erhalten, ich hörte den Postboten nach Dir fragen?"

"Der Brief — kam nicht von dort!" sagte Edith, plötzlich erbleichend. Es war der Fragerin nicht entgangen.

"Schade, ich hoffte schon Neuigkeiten zu hören!" fuhr sie, schelmisch blinzeln, fort.

"Sehnen Sie sich darnach, gnädige Frau?" fragte der Justizrath, indem er das Perlmutteretui öffnete, um die mitgenommenen feinen Havannas wie gewöhnlich zur Verfügung zu stellen. "Ich gab zu Hause gemessenen Befehl, mich mit Nachrichten zu verschonen. Mein Bureauvorsteher hat einstweilen Alles in der Hand und mag sehen, wie er fertig wird. Ich will nichts hören!"

"Aber sehen, Männchen, sehen! Ich hoffe, morgen spätestens werden die neuen Toiletten kommen. Der Sommer ist schon halb vorüber; nächstes Jahr sind sie

unmodern!" klagte die Justizräthin, indem sie die reichbefranzte Sammetmantille zum Schutz gegen die Abendluft um die Schultern zog.

"Ich finde, man kann hier so ziemlich gehen, wie man will!" sagte Frau von Görmar, die Gattin des Obersten, "und das ist nicht das Schlimmste vom Seebade."

"Eleganz ist immer angenehm und genirt nicht — wenn man daran gewöhnt ist," ließ sich die Justizräthin etwas spitz vernehmen.

"Wissen die Damen schon, daß wir diese Woche eine Korfahrt haben werden, einen richtigen Wasserforso mit allen Chikanen: bengalische Flammen, Feuerwerk und so weiter?" vermittelte Doktor Pfeiffer, wie ein geborener Diplomat, indem er den Damen ein Vergnügen in Aussicht stellte. "Ich hörte es heute von der Badedirektion. Jeder Wirth ladet seine Gäste zu einer Bootfahrt nach der Waldhalle ein, die Badedirektion sorgt für Musik und Beleuchtung und die Hotelbesitzer vergessen für einen Tag allen Meid und Groll und besorgen gemeinschaftlich das Menü."

"Es kann vielleicht etwas daraus werden!" erwog der Justizrath als feiner Kopf die letzte Chance.

"Endlich doch auch einmal ein Vergnügen!" athmete die Justizräthin auf.

"Ich finde, jeder Tag ist hier ein Genuß!" ließ sich die tapfere Oberstin wieder vernehmen.

"Die jungen Damen werden doch die Ausschmückung der Boote besorgen, nicht wahr, Fräulein Elly?" meinte der Doktor wieder.

Die Frage galt der neunzehnjährigen Tochter des Obersten, welche auch sogleich ihre Unterstützung zusagte.

"Ich hoffe, Du nimmst Dich der Sache gleichfalls an, liebe Louise; Guirlanden, Kränze, Wimpel gehören in den Meffort der Damen. Dürfen wir auch auf Sie rechnen, Fräulein Helene?"

Das einzige Töchterchen des Justizraths hatte sich bis jetzt etwas prinzeßinnenhaft gezeigt; doch war deutlich zu erkennen, daß das prätentiose Wesen von Mutter und Tochter gegenüber dem freien, hauptsächlich durch Doktor Pfeiffer sich einbürgernden Tone sich auf die Dauer nicht behaupten werde. Fräulein Helene fing bereits an, den letztern recht „gemüthlich“ zu finden, zumal er den Verkehr mit dem Bichtenfelber Kadetten, dem einzigen Sohn des Obersten, erleichterte. Sie versprach darum bereitwillig, Kornblumen zu suchen, und der junge Herr von Görmar nahm sich vor, ihr dabei „ganz zufällig“ zu begegnen.

III.

Nach einer Stunde schon herrschte im Hause vollständige Ruhe. Jedermann hatte sich auf sein Zimmer zurückgezogen, und nur in Edith's Salon brannte noch die Lampe. Die junge Dame hatte Fenster und Balkonthüre weit geöffnet; dabei war einer jener beweglichen Rückenwärmer in's Zimmer gekommen, unter denen in manchen Jahren die Badegäste der Ostseebäder kaum weniger leiden als die Bewohner der Tropen. Sie umtanzten die Lampe, aber erst nach einer Weile nahm Edith ihr Taschentuch, um sie zu vertreiben.

"Sie fliegen alle zum Lichte und die Flamme versengt sie alle," sagte sie in Gedanken, aber doch jedenfalls mit Beziehung. Dabei zog sie den Brief hervor, den sie am Abend erhalten und dessen die Doktorin erwähnt hatte.

Unerbrochen trug ihn Edith schon zwei Stunden bei sich, das war so zuweilen ihre Art. Jetzt betrachtete sie die schönen, vornehmen Schriftzüge, über den Poststempel „Rom“ flog das Auge gleichgültig hinweg. Dafür wog sie den Brief einen Moment in der Hand, wie um sein Gewicht zu prüfen, denn das leichte Blatt schien wie eine Last auf ihr Herz gefallen zu sein; dann öffnete sie ihn schnell und las:

„Theure Edith!

„Ich kann Sie nun einmal laut nicht anders nennen, als ich Sie täglich zu mir selbst nenne, und weiß auch, daß ich dazu, trotz der veränderten Verhältnisse, keiner Entschuldigung bedarf. Wir sind immer wahr gegen einander gewesen und werden es bleiben, was sich auch zwischen uns gedrängt hat. Was es ist? — weiß ich's doch selbst kaum! Wären Sie nicht Edith Olderop, ich würde meinen, es sei eine Weiberlaune. Da Sie nun aber einmal Edith sind, so weiß ich, es ist Ueberzeugung, und ich achte die Ueberzeugung des Weibes, welches ich liebe! Seit sechs Monaten nun bin ich in Rom, Ihrem Wunsche gemäß schrieb ich Ihnen nicht. Wünschen Sie noch immer, daß ich Sie vergesse? Nun,

Edith, ich habe es versucht, ehrlich und aufrichtig, in Arbeit und Genuß. Vielleicht wird es mir auch noch gelingen. Sie machen mir den Sieg leicht und schwer zugleich.

„Ich darf Ihnen von mir erzählen, ich weiß es. Nach einem arbeitsvollen Winter kam die Osterzeit und mit ihr ein ungeheurer Fremdenzufluß. Die Osterfeier selbst war erhehend, auch für den Protestanten. Und dann kam plötzlich über Nacht der Lenz als junger, leichtsinniger Verschwender, der seine Schätze ungezählt um sich warf, als gelte es nur, sie los zu sein, damit ihre Last ihn nicht erdrücke. Er läßt sich hier nicht lange bitten; still zieht er ein, ohne Vorläufer von Windestoben und Sturmesbrausen, und die Menschen halten es kaum der Mühe werth, ihn zu begrüßen, weil kein Winter sie die Entbehrung lehrt. Ja, Edith, es ist wunderbar schön hier! — Nun aber wollen Sie auch von meinem Leben hören? Sie wollen mir ja wieder Schwester, Freundin sein, wie ehemals —“

Bis hieher hatte Edith mit fliegendem Athem, aber klaren Auges gelesen; das Folgende verschwamm vor ihren Blicken und sie schluchzte plötzlich laut wie ein Kind.

Da öffnete sich die Thüre, Frau Louise trat ein.

„Ich sah noch Licht in Deinem Zimmer — dazu der Brief, den Du halb und halb verleugnest; verzeih, aber ich muß wissen, was es ist. Du bist heute Abend wieder blaß und schweigsam gewesen und warst in der letzten Zeit doch auf gutem Wege. Hat Dich der Brief aus dem Gleichgewicht gebracht? Ist er vielleicht aus — Rom? Ich könnte nicht einschlafen, bevor ich es weiß. Befriedige meine Neugierde!“

„Ja — er ist aus Rom!“

„Und Du hast ihn angenommen? Bravo!“ lachte Frau Louise.

„Er — lag in meiner Hand, mit zwei anderen, gleichgültigen —“

„Und da trieb Dich natürlich die Neugierde, oder das Interesse, oder — nun, nenne es, wie Du willst, — ihn zu öffnen. Wie geht es William? Ist er gesund?“

„Ich hoffe — jedenfalls!“

„Schön — das bleibt immer die Hauptsache! Schreibst er schon, wann er zurückkehren wird?“

„Er darf nicht kommen!“

„Wenigstens nur, um Dich zu holen; damit bin ich vollständig einverstanden. Das gäbe einen Spaß, wenn wir hier Hochzeit hielten —“

„Scherze nicht, Louise!“

„Nein — so eilig ist's auch nicht. Deine Kur sollst Du beenden!“

„Mein Entschluß steht felsenfest!“

„Ich bin auch weit entfernt, ihn zu beeinflussen —“

„Mein Wille sprach die Trennung aus!“

„Des Menschen Wille ist kein Himmelreich — sicher, Edith, aber nicht seine Grillen sind es. Und daß es eine selbstquälerei'sche Grille ist, die Dich das Band lösen hieß, lasse ich mir nicht ausreden. Du hältst Dich für unschön oder meinetwegen auch mit Deiner gewöhnlichen Uebertreibung für häßlich. Liebes Kind, ich versichere Dir, nach fünf Jahren weiß kein Mann mehr, wie seine Frau aussieht. Ich fürchte, der meine weiß schon jetzt nicht mehr genau, wie die Farbe meiner früher von ihm vielbewunderten Augen ist, obgleich wir noch nicht zwei Jahre verheirathet sind. Die Herren wissen späterhin ganz genau, wie gut ihre Hemden gestärkt und geplättet sind und ob dieß oder jenes Gericht wie gewöhnlich gekocht ist. Auch ob wir die Honneurs im Hause zu machen verstehen — sofern sie darauf überhaupt als reiche und gebildete Leute Anspruch machen — welches Gesicht wir aber haben, das, liebes Kind, hat sie die Gewohnheit längst vergessen gelehrt!“

„Du redest, wie Du es verstehst —“

„Natürlich!“

„William ist Maler!“

„Zum Malen hat er seine Modelle; die mußt Du ihm natürlich überlassen, gleichviel ob sie schön oder häßlich, jung oder alt sind; das versteht sich von selbst. Aber ich will nicht länger stören. Nun, da ich weiß, daß er verständigerweise wieder geschrieben, bin ich einigermaßen über euch beruhigt. Ich fürchtete, er ließe sich auf immer abschrecken. Die Männer sind nämlich zuweilen außerordentlich empfindlich, und Du hast's stark getrieben mit Deinen — Grillen, Edith! Gute Nacht!“

IV.

Edith Olderop und William Andressen waren als Freundeskinder mit einander aufgewachsen. Die beiden Elternhäuser waren schon von altersher in Liebe und Achtung verbunden gewesen; auch die Landhäuser, welche

die Familien während der Sommermonate bewohnten, grenzten aneinander.

Der junge Mann fühlte Künstlerberuf in sich und wollte Maler werden. Daß solcher Entschluß in dem durch mancherlei Vorurtheile beeinflussten Elternhause auf Widerstand stoßen werde, verstand sich von selbst. Was konnte der Sohn eines Handelsheeren und Senators Anderes werden, als wieder Handelsheer und dormal-einst vielleicht wieder Senator? Aber durch unsere Zeit geht trotz aller Gegenrede ein starker Zug echter Geistesfreiheit, und so erkannte man auch das Recht freier Selbstbestimmung an und ließ den jungen Mann gewähren.

Die schwärmerische, hochgesinnte Edith verstand den jungen Mann zuerst. In den Kämpfen, die dem Siege vorausgingen, stand ihm die Jugendgepielin wie eine Schwester zur Seite, und aus Freundschaft und langjähriger Zuneigung sproßte allmählig die Liebe hervor. William, der gleich Edith ein selbstständiges Vermögen besaß, drang auf baldige Vereinigung. Edith schob aber die Heirath immer wieder hinaus, anscheinend aus äußeren Gründen; die eigentliche Ursache aber war ein unüberwindliches Mißtrauen gegen William's gesteigerte Gefühle. Sie war einige Monate älter und unschön, dazu klug und muthig genug, sich dieß einzugestehen. Ihr zu Selbstquälereien geneigter Geist fürchtete eine Täuschung. Konnte sich wirklich aus so unscheinbaren Anfängen eine Neigung entwickelt haben, die das Leben eines Mannes, eines Künstlers ausfüllen werde? Oder befand sich der Freund in verzeihlicher Selbsttäuschung? Ihr reflektirender Geist kam lange nicht zur Ruhe — endlich siegte das Herz. Man kam überein, im Herbst die Verlobung bekannt zu machen und bald darauf die Trauung vollziehen zu lassen. Dann wollte man auf ein Jahr nach Italien gehen.

Wie alljährlich zog man auch dießmal „auf den Garten“ hinaus. Edith, die mütterlos war, hatte sich für die ländliche Einsamkeit zwei Pensionsfreundinnen eingeladen. William war neben dem Handelsheeren der tägliche Gast.

So verlebte man die Sommermonate heiter mit einander, denn auch das Schwesternpaar, welches Edith's Gesellschaft bildete, war von außergewöhnlicher Liebesswürdigkeit.

Plötzlich begann Edith unruhig zu werden. Sie glaubte zu bemerken, daß die auffallende Anmuth der jüngeren Freundin nicht ohne Eindruck auf William bleibe. Zwar war sein Benehmen gegen sie selbst äußerlich das gleiche, er machte aber auch aus seiner Bewunderung für Fräulein Eva von Eschen kein Geheul. Dabei war er zerstreut und unaufmerksam und von etwas Anderem eingenommen, als den ihn mit Edith verknüpfenden Zukunftsplänen. Zuweilen war er geheimnißvoll, sprach auch wohl von einer Arbeit, die ihm besonders am Herzen liege und ihm den Weg ebnen solle . . . Und als ihn Edith nach dem Vorwurf seiner Arbeit fragte, fand sie sich kurz abgewiesen. Verlekt zog sie sich zurück — sie hatte immer den lebendigsten Antheil an seinen Schöpfungen genommen und sie betrachtete es fast als ihr Recht, in seine Pläne eingeweiht zu sein . . . Da führte ein Zufall sie in sein Atelier und ließ sie sein Werk finden. Es enthielt Alles! . . . Zwischen hochstämmigen Edelrosen, wie sie im Garten blühten, schritt ein junger Mann in Sommerkleidung — William —, ihm gegenüber drei Damen, Edith und die beiden Fräulein von Eschen. Der junge Gärtner hatte soeben eine Centifolie vom Strauch geschnitten — noch bogen sich die Zweige — und bot sie, ein neuer Paris, der holden Jüngsten.

Edith sah und erblickte. Das also war die Lösung? Sie hatte also Recht gehabt, den aus sanfter geschwisterlicher Zuneigung sich entwickelnden Gefühlen zu mißtrauen. Heimlich und stark war eine heißere Liebe über ihn gekommen und er feierte sie in seiner Kunst. Vielleicht war er sich seines Gefühls noch nicht klar, aber Liebe und Eifersucht sehen scharf! Eigentlich war Edith nicht einmal überrascht; es war ja nur die Entwicklung, die sie gefürchtet hatte. Auch war sie sofort entschlossen. Mit der Energie, die ihr in zweifelhaften Fällen eigen, löste sie das Band; dann kehrte sie zu ihrem Vater in die Stadtwohnung zurück, nachdem die beiden Fräulein von Eschen abgereist waren.

Als William die Motive ihrer Handlungsweise zu kennen verlangte, erklärte sie sich in einem Irrthum befunden zu haben und bat, nicht weiter in sie zu dringen. Leider befand sich Frau Louise damals auf der Hochzeitsreise; ihrem klaren, nüchternen Verstand und ihrer Zuneigung zu Edith wäre es vielleicht gelungen, das

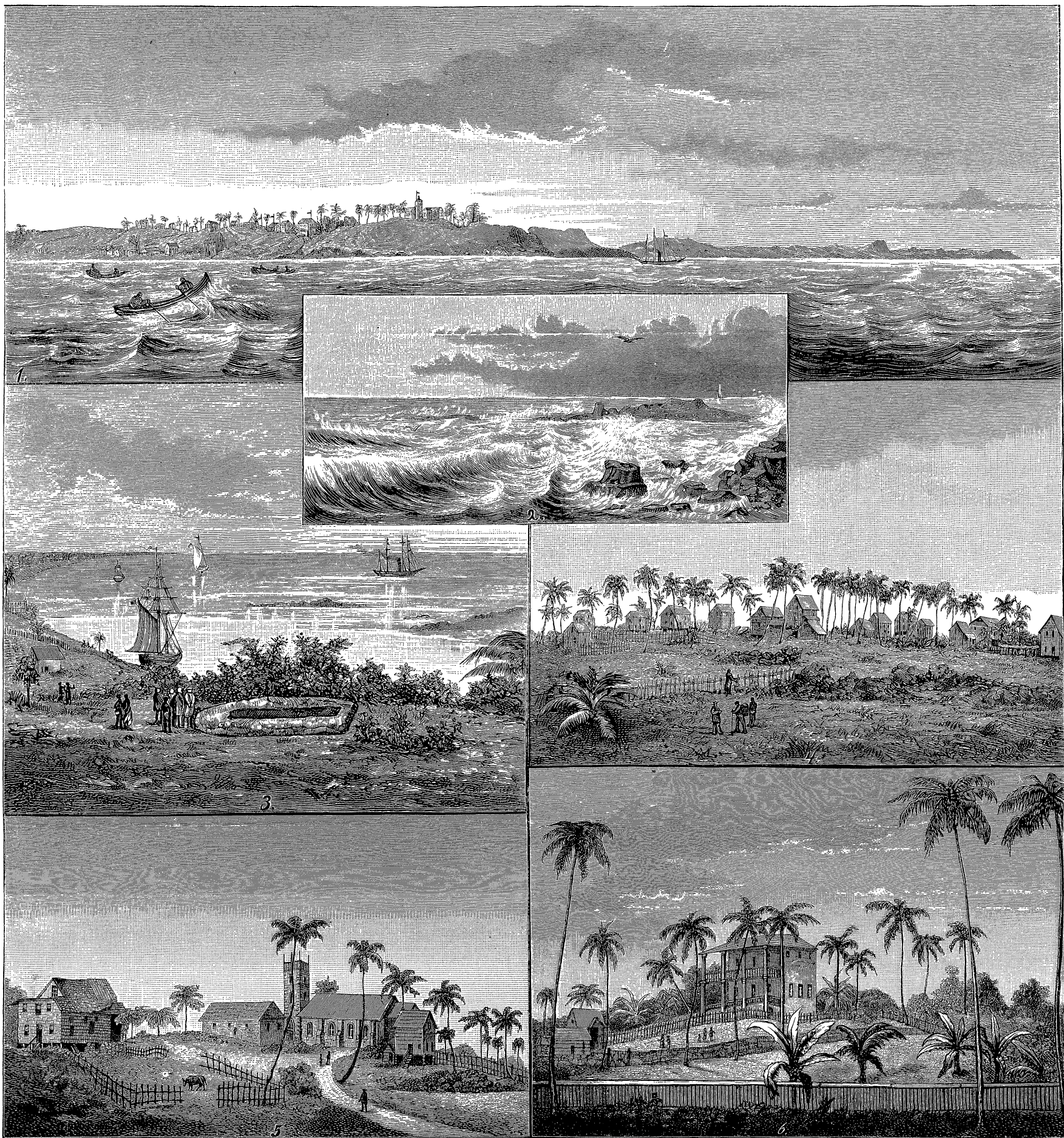
Unglück zu verhindern. Als ein solches mußte für beide Theile der gewaltsame Bruch betrachtet werden. Denn daß das noch nicht endgültig geknüpft gewesene Band gleichwohl aus unzerstörbaren Fäden gewoben war, das zu erkennen hatte die arme Edith freilich Zeit und Gelegenheit genug gehabt, als der trotz Allem Geliebte die Reise nach Italien im Herbst vorigen Jahres allein angetreten hatte.

Dennoch segnete sie ihren Entschluß. Ihrem Wunsche gemäß schrieb man sich vorläufig nicht einmal. Wozu auch? Die Täuschung mußte nun einmal überwunden werden, je früher, je besser! Und nun hielt sie doch einen Brief, den ersten, zwischen ihren zitternden Fingern, und jedes Wort darin athmete Liebe! Es schien beinahe, als ob die Trennung, die doch das Mittel werden sollte, sie zu

ersticken oder wenigstens in den früheren leidenschaftslosen Zustand umzuwandeln, sie erst zur vollen Reife bringe! ... Zum ersten Male rathlos in sich selbst und niederbeugt durch die Macht einer unbegriffenen Thatsache, weinte sich die starke Edith in den Schlaf wie ein Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder von Kap Palmas. Nach Skizzen von C. Lohmann.



1. Kap Palmas. — 2. Brandung bei Kap Palmas. — 3. Grabstätte des Generalkonsuls Dr. Nachtigal. — 4. Hauptansicht von Kap Palmas. — 5. St. Markuskirche. — 6. Haus des Ministers Robert Fagstone.

Kap Palmas.

Vom Aequator bloß $4\frac{1}{2}$ Breitengrade entfernt, ragt die Spitze des hohen, felsigen Palmenkaps hinaus in das brandende Meer, dem Seefahrer eine wichtige Markscheide. Denn bis hieher begleitet eine vom Vorgebirge der Guten Hoffnung heraufkommende Strömung die afrikanische Küste, die von hier an bis zu Kap Verde eine direkt nordwestliche Richtung einschlägt, während

die Strömung sich als atlantische Aequatorialströmung nach Amerika wendet. Politisch ist Kap Palmas die Ostgrenze der Negerepublik Liberia und an dem Palmenflusse, der sich hier in's Meer ergießt, liegt die Stadt Harperstown in der liberianischen Provinz Maryland. Wer dahin gelangen will, sieht gerade vor sich das Meer am Ufer mächtige Schaumberge in die Höhe werfen: es ist die Barre, über der die ausströmende Ebbe des Palmenflusses mit den Wellen des Ozeans kämpfend verschmilzt. Da muß man hindurch. Rechts rudert man an der Spitze des Kaps

vorbei, welches — *lucus a non lucendo* — feine oder kaum zu sehende Palmen trägt. Wohl aber steht dort ein feines Zwerchschlecht erfüllendes Leuchthaus und ein Hospital inmitten von Fruchtäulen und Bananengebüschen. Das Ganze, auf der Höhe liegend, macht dem Vorbeifahrenden einen romantischen Eindruck. Unsere Skizze zeigt uns zur Linken die dicht vor dem Kap liegende Rußwurminsel mit ihren hohen, schwarzbraunen Felsen, an denen die See brandet, während die niederen Hügel mit Gras bewachsen sind. Weiterhin bemerken wir eine vorspringende Zunge des Festlandes,



Augenblicksbilder. Originalzeichnung von H. Nestel.

zum Theil aus steil abfallenden Felsen gebildet, und endlich zur Rechten des Leuchthurms, neben welchem die belgische und die deutsche Flagge wehen, zwischen hochstämmigen Kokospalmen verschiedene Holzhäuschen mit weißen Dächern, welche wohl gerne für eine Stadt gelten möchten. Bemerkenswerth ist darunter bloß die aus Backsteinen aufgeführte St. Mariuskirche mit ihrem Dache aus gewelltem Blech und das aus großen Steinen gebaute, etwas schadhafte, mit Dachpappe eingedeckte und weiß angestrichene Haus des Missionars Robert Sagstone.

Wir nähern uns nun allmählig der Barre des Palmasstromes, dessen Mündung westlich vom Kap und weiter nach Norden liegt. An seinem Ufer zieht sich Harperstown hin. Unmittelbar am Flusse selbst macht die Ansiedlung weniger den Eindruck einer Stadt, denn in dem wilden Buschdickicht, das stellenweise bis in die Flut hineinhängt, liegen, ganz unregelmäßig eingestreut, die kleineren oder größeren Häuser, meist zweistöckige, oft festungsartige Bauten aus Bruchsteinen der Gneissfelsen, aus denen hauptsächlich das Kap und die Rußwurminsel bestehen. Eine Straße, wenn man es so nennen darf, läuft am Strande hin, welcher sie jedoch, theilweise mit Buschvegetation bedeckt, hier und da bloß auf einen von Haus zu Haus führenden Fußpfad zusammendrängt. Vom Flusse aus nach Osten gehend, sieht man auf der Höhe im Rücken des Kaps die weitere Ausdehnung der Stadt mit zahlreichen Häusern, die schon von regelmäßigeren Straßen umrahmt werden. Mitten in den herrlichen Gärten, in denen des Menschen Hand nur die Ueberfülle der Kraft zu bändigen hat, liegen die Häuser der schwarzen und farbigen Einwohner der Marylandkolonie. Während die Wohnungen der Weißen am Flusse, zum Schutz und zu größerer Sicherheit bei etwaigen Zwischenfällen mit den Eingeborenen, aus Stein gebaut sind, ruhen hier — wie in Patroetown, einer Ansiedlung, die sich östlich vom Palmaskap an den Ufern einer nur durch einen schmalen Sandstreifen vom Meere getrennten und zum Cavalliriver gehörigen Lagune hinzieht — nur leichte zweistöckige Holzbauten auf einem durchbrochenen, säulenartigen Fundament von Steinen, aus dessen Lücken höchst martialisch Kanonläufe hervorschauen.

Dies die nähere Umgebung des Palmasaps, welches für uns in jüngster Zeit ein trauriges Interesse gewonnen hat, weil dort im Süden des Leuchthurmes und auf dem nördlichen hohen Landvorsprung dem am 20. April d. J. in hoher See den Anstrengungen seiner erprießlichen Thätigkeit erlegenen Generalkonjunkt Dr. Gustav Nachtigal die letzte Ruhestätte gegraben ward. Der berühmte Mann, unter den Afrikaforschern aller Zeiten der größten einer, schläft hier den ewigen Schlaf im Angesichte des tosenden Ozeans! Und es liegt vielleicht sogar eine Art von Trost in dem Gedanken, daß die Ueberreste des unvergeßlichen Gelehrten in jene afrikanische Erde gebettet sind, welcher er die Kraft seines Lebens, seines ganzen Fortschritts geweiht. Wahrlich, dort, nach Afrika, gehört Nachtigal's sterbliche Hülle hin! Wie wir vernahmen, gedankt man sie auch dort zu belassen, aber nicht, ohne auf Kap Palmas ein obeliskartiges Grabdenkmal ihm zu errichten, welches, dem Seefahrer ein weithin sichtbares Zeichen, das Andenken an den großen Deutschen bei allen Völkern vereinigen soll. Friedrich v. Hellwald.

Im Höllethal.

(Siehe das Bild S. 876.)



Es war in der Frühe eines der letzten Tage des vorjährigen August, als vier frohe Gesellen aus dem Schwabenthor der Breisgaustadt Freiburg hinausjagten, Leute, deren Aeußeres die Schrecken der bayerischen Alpen ordentlich mitgenommen hatten, deren Kimbart das Scheermesser wochenlang nicht berührt hatte und welche mittheilend lächelten, als der Postwagen die vorsichtigeren und weniger marschgeübten Touristen in mäßigem Trabe an ihnen vorbeirollte. Doch auch die droben auf dem lustigen Hochsitz des Wagens lachten und schwenkten den grauen Sonnenschirm, und wahrlich, auch sie hatten so Unrecht nicht. Wird sie doch bald nur noch eine schöne Erinnerung sein, jene frohe, frische Fahrt neben dem „Postli“ auf dem Boche des Wagens, wenn der Morgenwind die Wangen röthet und die Haare jauchst, wenn blau aus dem heitern Dufte die Berggipfel sich lösen und immer näher und deutlicher mit ihren waldbewachsenen Hängen den jauchzenden Fahrgast begrüßen. Noch ein Jahr oder zwei und man stellt das Modell des Wagens im Museum zu den anderen altfränkischen Besitzeln, und die Schaffner sondern sorglich das reisefreudige Publikum in die drei Wagenklassen zur Fahrt mit der neu entstandenen Höllethalbahn.

Die Vier aber zogen tüchtig aus, um den Eingang des Gebirgsthals zu erreichen, ehe die Augustsonne allzu grell von der Landstraße wiederstrahlte. Links der alte Klosterbau der Karthaus und die Seitenthäler des Rostkopfs, rechts Bittenweiler und Kircharten blieben im ersten Lichte des Morgens zurück. Die Rußbäume zartens rauschten im kühlen Thalwind, als die Wanderer an den zur Hafermähd ausziehenden Bauern vorbei, geblendet von der eben hervorbrechenden Sonne, im Taktschritt das Thal durchzogen. Links hinten am Fuße des Klaufer liegt Stegen, dort beim alten Tardunum die Burg Wiesneck und drüber die steilen Abhänge, welche die wellige Hochfläche von St. Peter, St. Margen und Breinau flügen. Laut pochten die Hammerwerke im Himmelsreich, wo mächtige Kirsch- und Rußbäume vom saftigen Wiesengrund bis zum schwarzen Tannenwald hinauf die Häuser verstecken. Noch einige Minuten weiter, eine Biegung der Straße und sie betraten ein enges, wildbachdurchraushtes Gebirgsthäl. Noch zichen Wiesenhänge links und rechts des Wegs zwischen dem dunklen Wald hinauf bis nach Falkenstein. Bald öffnet sich links ein kleines Seitenthäl, der Zugang zu der Burg Altsalkenstein, welche wohl noch in diesem Jahre der neuen Bahn zum Opfer fallen wird. Dann aber rücken die Bergwände näher zusammen und zwischen den Felsen des Hirschsprungs windet sich die Straße hart am Steinbett des Bergbachs hin, während sich weiter oben die Thälsohle wieder erweitert und zwischen steilen, fichtenbewachsenen Bergabhängen ansteigt, bis der Querriegel des Stuckbühls, zur moorigen Hochfläche von Hintergarten sich er-

hebend, nur für Bach und Fußpfad Raum läßt und die Straße zu den Windungen des finstern Rangs nöthigt.

Hier, beim altberühmten Gasthof zum Eternen, trennte sich das Kleeblatt; Drei davon sah man auf dem Wege zum Feldberg zu den von der Höhe grünen Holzhäusern Albersbachs empor klimmen, der Vierte sah schon lange mit Skizzenbuch und Stift an einer Biegung der Steig, als ihn, von fernher klingend, der letzte Zuruf der scheidenden Freunde erreichte.

Selbstverständlich ist das Thal in Folge des Bahnbaus nicht ohne große Aenderungen geblieben. Weite Strecken sind entwaldet, Steindämme stützen die Bahnlinie, wo Geröllfelder sich herabziehen; dort hat die Poststraße, dort der brauende Höllethal dem Bahnkörper Platz machen müssen; und es belebt das braune, streiflichtige Völkchen der italienischen Bahnarbeiter das sonst so stille Thal. Anerkennung verdient, daß bei Anlage der in dem zerklüfteten Gestein doppelt schwer herzustellenden Tunnels die Felspartien in ihrer ganzen imposanten Schönheit bewahrt blieben. So umgeht die Bahn in weitem Bogen unter der Erde die Felsenge des Hirschsprungs. Aber aber gewiß ist, an der Hand früherer Erinnerungen liebgewonnene Plätzchen im Waldthal aufzufuchen, wird gar oft enttäuscht sein. Er findet zwar noch jene tiefbraunen Holzbauten mit dem weit vorspringenden Schindelbach, die Rauchhütten, wie sie der Wäldler nennt, weil der Schornstein für sie ein unnützer Luxusbau ist, aber sie stehen zwischen den Holzbaracken der Erdarbeiter und den halbstädtischen Backsteinhäusern der Neuzeit und ihre Zahl ist sehr gelichtet. Er kann sich noch freuen an dem rauschenden Wildwasser, an den ragenden Felsen, allein er vermißt den schattenspendenden Buchenwald, welcher sich früher bis zur Straße herabzog. Aber schon ist das Thal doch geblieben und wird noch Vielen lieb werden, denen es durch die neue Bahn erschlossen wird. Max Roiling.

Das Stuttgarter Musikfest und seine Matadore.

(Siehe die Porträts S. 880.)



Schon in den frühen Jahrzehnten unseres Jahrhunderts hatte sich in der freundlichen Residenz im Neckarthale ein ziemlich reges Musikleben entfaltet. Liegt doch die Neigung zum lyrischen Erguß in Wort und Ton tief im Charakter des schwäbischen Volksstammes begründet, dessen Dialekt bekanntlich bis an's Reformationszeitalter heran die deutsche Poesie beherrschte, dessen Volkslieder noch heute in herzerfreuender Frische durch die deutschen Lande klingen. Was nun um die besagte Zeit in der schwäbischen Hauptstadt eine besonders weitgreifende Anregung gab, das waren die lebhaften Beziehungen zwischen dem Publikum und der königlichen Hofoper, deren treffliche musikalische Kräfte die Tonaageber in einer Reihe musikalischer Gesellschaften waren und so die dilettantischen Bestrebungen dieser letzteren künstlerisch veredeln halfen. Freilich bewegte man sich damals hier wie anderwärts vorwiegend in den etwas ab- und ausgeleiteten Geleisen des unter italienischem Einfluß herangewachsenen, leicht in die Ohren fallenden, aber auch flüchtig verhallenden Singsangs. Bald aber entwickelte sich auch die Pflege eines höheren Stils, namentlich durch den Verein für klassische Kirchenmusik unter Dr. Immanuel Faist's Leitung, neben welchem auch der für den musikalischen Theil des katholischen Kirchendienstes eintretende Cäcilienverein seinen dem Umfang und der ausgiebigen Bedeutung nach zwar bescheideneren, aber immerhin nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Förderung eines höheren und freigeren Kunstgeschmacks lieferte.

Der erstgenannte Verein und namentlich sein bereits angeführter Dirigent, der für das Musikleben Stuttgarts mehr und mehr zu einer leitenden Größe wurde, bildeten denn auch einen schätzbaren Grundstock für das erste große Musikfest, das durch den noch jugendlichen, aber bereits vielfach verdienstvollen Verein zur Förderung der Kunst in's Leben gerufen wurde. Die schönen Ziele, die dieser unter dem Ehrenpräsidium des Prinzen Hermann zu Sachsen-Weimar stehende Verein von Anfang an ins Auge gefaßt hat und bei denen in erster Linie der bildenden Kunst gedacht wurde, haben durch diese jüngste Vereinsthat, um deren gelungene Anordnung sich neben dem Präsidenten ein Komitee auserlesener Männer verdient gemacht hat, eine sehr schätzbare Bereicherung erfahren. Wie hoch gingen die Pluten der vornehmen Tonschmelgerei und der edlen Begeisterung in den Tagen vom 17. bis 19. Juni, jenen drei Tagen, an denen allabendlich von sechs Uhr bis in die zehnte Stunde der große Festsaal der Stuttgarter Niederhalle Kompositionen der größten deutschen Meister, ausgeführt von namhaften Vokal- und Instrumentalisten und einer überaus köpferreichen, trefflich geschulten Schaar von Sängern und Orchestermitgliedern, widerkündete! Gündel's unsterbliches Oratorium „Samson“ eröffnete das Fest in würdevoller Weise. Professor Dr. Faist, dessen energisch geschwungener Taktstock ganz dazu angethan ist, gewaltige Massen zu führen, sah am Dirigentenpult. Unter seiner Leitung vollzog sich denn auch die musikalische That in einer im Großen und Ganzen mustergetreuen Weise. Heinrich Gudehus, der gefeierte Heldentenor der Dresdener Hofbühne, ließ seine namentlich in der Höhe volltönende Stimme dem Titelhelden, dessen düster opfermüthigen Gang in den selbstgewählten Tod er Schritt vor Schritt in ergreifender Weise zur künstlerisch veranschaulichten Geltung brachte. Außerordentlich sympathisch ihm zur Seite stehend, flatterte Frau Rosa Baumgartner-Papier, die anmutige Altistin der Wiener Hofoper, die umfangreiche Partie des Micha mit einer Weichheit und einem Schmelz der Stimme und des Vortrags aus, die auf die Hörerschaft herabzwingend wirken mußten. Unerkennbarlich wie ein Fels behauptet Schüttly mit seinem markigen Bassbariton und seiner dem Kirchenstyl besonders günstigen, streng gehaltenen Vortragsweise einen ersten Platz in den Reihen der Oratoriensänger. Seine stimmliche Wucht, sein pathetischer Gesang ließen den Riesen Harappa lebhaft vor unseren geistigen Augen emporwachen. Durch die Delila der Frau Brode-Elzer und den Manoaß des Herrn Bromada, welche Beide gleich Schüttly der Stuttgarter Hofoper angehören, fand die Besetzung der Soli des herrlichen Oratoriums ihren entsprechenden Abschluß. Sie wurden getragen von Chorgesängen,

in denen die Hunderte von Stimmen so klar und harmonisch ineinander klangen, als jege ein einziger künstlerischer Wille sie alle in tönende Bewegung. Von dem flüsternden Pianissimo bis zur gewaltig einherauschenden Entfaltung der vollen überwältigenden Kraft gelangten alle Klängen des reich schattierten Ausdrucks zu trefflicher Entfaltung. Daß Ähnliches von dem Orchester gilt, dessen Grundstock sich aus den Mitgliedern des bewährten königlichen Hoftheaterorchesters zusammensetzte, ist selbstverständlich. So gestaltete sich denn dieser erste Abend zu einem musikalischen Fest der erhabensten Art. Der Lorbeerkrantz, der am Schluß dem hochverdienten Dirigenten unter lebhaften Affirmationen überreicht wurde, war nur ein verkörperter Ausdruck der Gefühle des Dankes für den gediegenen Leiter, welche die aktiven wie die passiven Festtheilnehmer gleichmäßig befehten, — des Dankes, nicht allein für das gegenwärtig Gebotene, sondern zugleich für all' die vorangegangenen Verdienste, die Immanuel Faist sich um die Entfaltung des musikalischen Lebens in Stuttgart erworben hat und durch welche er für diese großartige jüngste Entfaltung die unentbehrlichen Grundlagen schuf. Es ist hier wohl der Ort, auf die Entwicklung und die weitverzweigte Wirksamkeit des trefflichen Mannes einen Blick zurückzuwerfen, wenn gleich wir uns in diesem Falle damit begnügen müssen, die Hauptmomente kurz zusammenzufassen.

Immanuel Gottlob Friedrich Faist gehört schon von Geburt dem schwäbischen Volksstamme an, innerhalb dessen er seine gesammte Thätigkeit von ihren ersten aktiv in den Gang der musikalischen Entfaltung eingreifenden Aeußerungen an bis zum heutigen Tage entfaltet hat. Seine Wiege stand in Göttingen, der vormaligen freien Reichsstadt am Neckar, die so manchen verdienstvollen Namen in den Reihen ihrer Söhne aufzuzählen hat. In ihr erblickte er am 13. Oktober 1823 das Licht der Welt. Seine Eltern hatten ihn von Klein auf für das Studium der Theologie bestimmt; er selbst aber entwickelte schon sehr frühe eine ausgesprochene Vorliebe und Begabung für die Musik. Namentlich das Orgelspiel betrieb der Knabe mit solchem Eifer, daß er mit neun Jahren bereits im Stande war, als Ersatz für den an Ausübung seines Dienstes zeitweilig verhinderten Organisten selbstständig einzutreten. Gleichzeitig hatte er es auch in seinen Studien der musikalischen Theorie, der Harmonie- und Kompositionslehre bereits so weit gebracht, daß er sich an eigene Kompositionen mit annehmbarem Erfolg heranwagen konnte. Den Bestimmungen der Eltern gemäß bezog er jedoch in seinem dreizehnten Jahr das protestantische Predigerseminar zu Schöntal und in seinem siebenzehnten das „Stift“ in Tübingen. Hier, wo Silcher als Universitätsmusikdirektor wirkte, genoss auch Faist dessen musikalischen Unterricht und gelangte dadurch immer entschiedener auf diejenigen Bahnen, die für ihn die endgültigen werden sollten. Ein Glük für ihn und seine harmonische Entfaltung war es, daß die Oberkirchenbehörde sich der Einsicht, welchen besonderen Schatz der Begabung es hier zu heben galt, nicht verschloß, sondern vielmehr selbst für seine richtige Entwicklung in's Mittel trat. Bedarf doch die Kirche nicht bloß der Prediger, sondern nährt denselben auch tüchtiger Leiter für den musikalischen Theil des Gottesdienstes. Mit Rücksicht darauf wußte es die genannte Behörde zu veranlassen, daß der talentvolle Jüngling auf Staatskosten entsendet wurde, um seine ganze Kraft dem Studium der Kirchenmusik zu widmen. So finden wir denn Faist mit einundzwanzig Jahren in Berlin, wo er an Mendelssohn einen freundlichen, seine Begabung schätzenden Berater fand. Faist's Absicht, in Mendelssohn's Schule einzutreten, scheiterte jedoch an dem Umstand, daß dieser Meister gerade damals bereits damit umging, Berlin für immer zu verlassen. Faist verkehrte nunmehr mit Männern wie Dahn, Haupt und Thiele, ohne jedoch ihnen unmittelbaren Unterricht zu genießen. Vielmehr entfaltete er sich recht eigentlich als Autodidakt, nur für die Befruchtung seines Talents aus den Anregungen schöpfend, die ihm durch den Umgang mit musikalisch bewanderten und bedeutenden Männern erwuchsen. Hatte doch Mendelssohn selbst, der namentlich Faist's Kompositionen eingehend geprüft hatte, den Kunstjünger befähigt genug befunden, daß er es ruhig wagen könne, sich auf dem Wege des Selbststudiums weiter zu bilden, auf welchem er bereits ganz ansehnliche innere Erfolge errungen hatte. Auch äußere Anerkennung erwarb er sich nun bald, indem er in einer Reihe deutscher Städte als technisch vollendeter Orgelvirtuose konzertirte, worauf er im Jahr 1846 seinen Wohnsitz in Stuttgart nahm, um dieser Hauptstadt seines württembergischen Heimatlandes fortan treu zu bleiben. Schon in das folgende Jahr fällt die oben bereits erwähnte, durch ihn bewerkstelligte Gründung des Vereins für klassische Kirchenmusik, und wieder zwei Jahre später konstituirte sich unter Faist's wirksamer Beihilfe der Schwäbische Sängerbund, dessen Oberleitung unser Meister als Dirigent des Stuttgarter Niedertranges, der er schon vorher geworden war, übernahm. Im Jahr 1857 gründete Faist im Verein mit Lebert und anderen tüchtigen Männern die Stuttgarter Musikschule, die einige Jahre später den Namen und Rang eines Konservatoriums erhielt. Hier wirkte Faist zunächst nur als Lehrer für Orgelspiel und Komposition; aber schon 1859 übernahm er zugleich als Direktor die Oberleitung dieser Anstalt, die sich unter seiner Aegide nunmehr längst zu einer der bedeutendsten ihrer Art entfaltet hat. In Anerkennung seines erfolgreichen Wirkens hat ihm der König von Württemberg den Titel eines Professors verliehen, während die philosophische Fakultät der Universität Tübingen ihn für seine „Beiträge zur Geschichte der Klavierorgane“ mit dem Doktorhut bedachte. Auch als Komponist hatte sich Faist mehrfach besonderer Auszeichnungen zu erfreuen. So, seinen Verdiensten entsprechend geachtet und angesehen, wird Faist mit dem Musikleben Stuttgarts hoffentlich noch lange in lebendiger Wechselwirkung, in ideeller Beziehung aber für alle Zeit auf das Innigste verknüpft sein.

In Leitung des Stuttgarter Musikfestes stand ihm würdig zur Seite der königliche Musikdirektor Max Seifriz, ein Mann, dessen Begabung und Antecedenten ihn gleichfalls in hohem Grade zu solcher Leitung vorausbestimmt erscheinen lassen. Am 9. Okt. 1827 in Rottweil geboren, ist Seifriz als Musiker im Allgemeinen, wie als Violinist im Besonderen ein Schüler von Thomas Zäglischbeck, der bekanntlich während zweier Jahrzehnte, die mit dem Jahre 1848 ihren Abschluß fanden, Kapellmeister des künftigen Fürsten von Hohenzollern-Hechingen war. In der Kapelle desselben verdiente sich auch Seifriz die Sporen, indem er hier seit 1841 als Violinist thätig war. Die Stürme der achtundvierziger Zeit brachten die Auflösung der Kapelle mit sich, die jedoch nach einem

reichlichen halben Jahrzehnt unter keiner andern Leitung als derjenigen von Max Seifriz selbst auf's Neue emporblühte, wenn auch nicht in Hedingen, so doch in Löwenberg, wohin der Fürst inzwischen seine Residenz verlegt hatte. Hier in dem anmuthigen schloßartigen Kreistädtgen inmitten der Vorhügel des Riesens- und Hegerberges erblickte ein wahres Eldorado für die deutschen Komponisten und auch für so manchen ihrer fremdländischen Kollegen. Der aus tüchtigen Kräften zusammengelegte Kapelle erwuchs keine andere Verpflichtung, als allwöchentlich ein Konzert zu geben, zu welchem, wie beiläufig bemerkt sei, für gewöhnlich neben dem fürstlichen Hofstaat jeder vorschrittsmäßig gekleidete Bürger der Stadt freien Zutritt hatte. Da fehlte es denn nie an Zeit, neue Orchesterstücke gründlich und gut einzustudiren. Das war in der Kompositionswelt bald hinlänglich bekannt geworden, und sie säumte nicht, daraus den gebotenen Nutzen zu ziehen. Meister wie Richard Wagner, Liszt, Bülow, Raff, Berlioz u. s. w. verweilten ein Mal über das andere wochenlang in Löwenberg, um durch die fürstliche Kapelle ihre neuen Kompositionen sich selbst und einem in seiner hervorragenden Abtheilung erlebten Kreise vorgeführt zu hören. Daraus erwuchs denn einerseits für den rührigen Dirigenten selbstverständlich eine Fülle des Genußes, der Anregung und der stetigen Förderung, wie andererseits ebensoviele auf die betreffenden Komponisten und die gebildeten oder musikalisch bildungsfähigen Hörer ausstrahlte. Insbesondere aber wurde Löwenberg auch eine hervorragende Bildungsstätte für jüngere Komponisten, deren Werke, sofern sie von Begabung zeugten, dort mit derselben Sorgfalt einstudirt und zu Gehör gebracht wurden wie diejenigen der bewährten Meister. Durch den am 3. September 1869 erfolgten Tod des Fürsten Friedrich Wilhelm, mit welchem die Linie Hohenzollern-Nehringen ausstarb, erreichten diese schönen, kunstfreundlichen Verhältnisse ihr Ende. Seifriz, der auch als Begleiter des Fürsten auf seinen alljährlichen weitverbreiteten Reisen eine Fülle künstlerischer Anregung in sich aufgenommen hatte, wandte sich, auf diese Weise mit reichen künstlerischen Mitteln ausgestattet, nummehr nach Stuttgart, wo er inzwischen als königlicher Musikdirektor sich um die Hofoper und das gesammte musikalische Leben vielfältige Verdienste erworben hat.

Unter seiner Leitung gestaltete sich der zweite Musikfestabend zu einem würdigen Nachfolger des ersten. Als zwei der hervorragendsten Instrumentalkünstler Stuttgarts traten Dionys Brudner, der Meister des Klavierspiels, und Edmund Singer, der vorzügliche Geiger, in ihre Rechte. Ersterer spielte mit dem ihm eigenen prächtigen Vortrag Mozarts C-moll-Konzert, während Letzterer das Violinolo in Sebastian Bach's D-dur-Suite und sodann Mendelssohn's Violinkonzert mit ebensoviel Schwung und Feuer als seinem Eingehen auf den verschiedenartigen Charakter der genannten Tonstücke vortrug. Ungar von Geburt, hat Singer das nationale Erbtheil seines Volksstammes, die leidenschaftlich musikalische Begabung, voll und ganz in sich aufgenommen. Schon mit elf Jahren errang er auf Konzertreisen seine ersten Erfolge, die sich später Schritt vor Schritt steigerten. Singer verfügt über einen Ton, dessen Kraft und Fülle nicht leicht ihresgleichen findet, und dabei über einen Vortrag von virtuoser Meisterschaft der Technik und intensiver Wärme des Ausdrucks. Die beiden letztgenannten Meister entfallen als Professoren am Stuttgarter Konservatorium eine gesuchte und ergiebige Lehrthätigkeit.

Neben ihnen erneuerten auf dem Gebiete des Gesanges Gudehus und Frau Rosa Papier am zweiten Festabend ihre Erfolge des ersten. Gudehus vermochte in der Arie des Hylon aus „Oberon“, sowie dem Recitativ und Rondo des Adori aus „Jesonda“ seine dramatisch veranlagte Stimme noch ausgiebiger zur Geltung zu bringen, als es im Oratorium statthaft gewesen war, und Frau Papier, die bei ihrem jedesmaligen Auftreten schon vermöge ihrer anmuthvollen Erscheinung, gehoben durch die geschmackvollsten und kleidamften Toiletten, das Auge erfreute, enthusiastisch durch den Vortrag der Szene und Arie der Alceste aus dem dritten Akt von Gluck's gleichnamiger Oper, sowie einiger Lieder von Robert Franz und Johannes Brahms das Publikum derartig, daß der Beifall kein Ende nehmen wollte. Die Leistungen des Orchesters aber, das seinen bedeutamen Antheil an der Mehrzahl der bereits erwähnten Nummern hatte, gipfelten in dem vollendeten Vortrag von Beethoven's herrlicher C-moll-Symphonie.

Nicht minder brillant als diese letzte Nummer des Tagesprogramms war bereits zu Ende der ersten Abtheilung Weber's Jubelouvertüre zu Gehör gebracht worden, deren Schluß sich zu einer begeisterten Huldigung für den König gestaltete, der das Fest als Allerhöchster Protektor desselben im Verein mit seiner erlauchtem Gemahlin an diesem Abend, begleitet von dem Prinzen Wilhelm, der Herzogin Alerxa, dem Herzog Albrecht, dem Prinzen und der Prinzessin Hermann zu Sachsen-Weimar, dem Herzog von Urach und zahlreichem Gefolge, durch seine Gegenwart verherrlichte. Als am Schluß der Ouvertüre der gesammte Chor die von den mehr als sechshundert Stimmen gewaltig dahindraufende württembergische Nationalhymne anstimmte, erhoben sich alle Versammelten von ihren Sitzen und wendeten ihre Hände ehrfurchtsvoll dem geliebten Herrscherpaare zu, um denselben nach dem Verklängen des Gesangs in einem dreifachen tausendstimmigen Hoch ihre Verehrung auszudrücken.

Während der halbstündigen Pause, die an diesem wie den anderen Abenden seitens des Publikums zu willkommenen Erholungsgängen in dem vorthellhaft angelegten Garten der Niederhalle benützt wurde, erfreuten die Majestäten das Komite durch die schmeichelhaftesten Worte der Anerkennung für die umsichtige und schöne Festanordnung und ließen zugleich die beiden mehrerwähnten Festdirigenten, sowie die Künstler und Künstlerinnen Heinrich Gudehus, Rosa Papier, Elisabeth Leisinger, Johanna Klinkerfuß und Anna Falk-Mehlig zu sich rufen, um auch ihnen bezüglich des theils bereits geleisteten, theils noch in Aussicht stehenden thatkräftigen Antheils an dem Feste in huldvollster Weise ihre Allerhöchste Befriedigung auszudrücken.

Am dritten Abend, der wieder unter Leitung von M. Seifriz vor sich ging, feierte das Orchester abermals Triumphe durch den reich modulirten Vortrag von Kompositionen wie Schubert's C-dur-Symphonie, Raff's Konzertouvertüre in F-dur (opus 120), Liszt's symphonische Dichtung Tasso, sowie Vorspiel (Liebestod) und Schlußsatz (Verklärung) aus Wagner's Tristan und Isolde. Ernst und getragen erschollen in gedämpfem Chor die Klänge des Brahms'schen Schicksalsliedes nach den großartig empfundenen Versen Höpferlin's, während mit süß einschmeichelndem Liebreiz Recitativ und Arie der Susanne aus Sigaro's Hochzeit, sowie

die Cavatine aus Rossini's „Barbier von Sevilla“ durch Fräulein Elisabeth Leisinger zum Vortrag gelangten. Diese jugendliche Künstlerin, die ihre Bühnenlaufbahn in Berlin mit glänzendem Erfolg begonnen hat und daselbst rasch zu einem besondern Liebling namentlich des in musikalischer und ethischer Beziehung feinfühligeren Theiles der Zuhörerkreise geworden ist, wurde in ihrer schwäbischen Heimat naturgemäß auf das Freundschaftliche willkommen geheißen. Ihre zwar nicht durch besondere Größe hervorragende, dafür aber jugendfrische, klare und in allen Lagen leicht ansprechende Stimme, verbunden mit der vollendeten italienischen Schule der Viardot-Garcia und dem echt jungfräulichen Liebreiz, den Fräulein Leisinger mit natürlicher Empfindung ihren perlenden Tonsolgen einzuhauchen weiß, mußten ihr auch hier mit einem Schlage alle Herzen gewinnen — ja, hier erst recht, wo die Mäxter unter den Hörern sich der dramatischen Gesangsleistungen der Mutter gern erinnern und somit der Tochter schon eine persönlich gewogene Stimmung entgegenbrachten. Wiederholt hervorgerufen, gab die junge Künstlerin zum Schluß noch, sich selbst am Klavier begleitend, ein Liedchen zu und erntete auch damit dankbaren Beifall.

Ist es bei Fräulein Leisinger die Mutter, welche, wie erwähnt, bei den Stuttgartern in gutem Andenken steht, so erfreut Frau Falk-Mehlig, die durch den Vortrag von R. Schumann's A-moll-Konzert glänzte, sich eines solchen Andenkens bezüglich ihrer eigenen Person. War doch Anna Mehlig der erste leuchtende Stern, der aus der Stuttgarter Musikschule hervorging und als solcher während ihres Aufenthalts in der Heimat einer der ersten Liebhaber der musikalischen Kreise. Die Gelegenheit zur Erneuerung der alten Huldigungen wurde denn auch mit Freuden wahrgenommen.

Den würdigen Schluß des Abends und somit des eigentlichen offiziellen Festprogramms bildete Beethoven's Fantasia für Klavier, Orchester, Soli und Chor (opus 80), bei welcher die hervorragende Klavierpartie in den kunstgewandten Händen der Frau Johanna Klinkerfuß ruhte. Die Kraft ihres Vortrags, ihre von jeelischer Wärme durchdrungene Auffassung und die Schönheit des Tones, den sie dem Instrument zu entlocken weiß, sicherten dieser Schlußnummer den gewichtigsten Theil des Erfolges, der durch die Leistungen der übrigen Mitwirkenden in sachgemäßer Weise vervollständigt wurde.

Freilich war mit diesem Hauptprogrammschluß die Festfreude, die während der drei Konzertabende in einem nahezu unerschöpflich scheinenden Reichthum von Lorbeer- und Blumenpenden für die dirigirenden und die in erster Reihe mitwirkenden Künstler einen in allen erdenklichen Fassungen und Schmuckformen auftretenden sichtbaren Ausdruck fand, noch lange nicht verblaßt. Vielmehr klang sie fort in Sonderfestkonzerten, die der Tonkünstlerverein und der Stuttgarter Liederfranz am Samstag und Sonntag nach den Haupttagen veranstalteten, sowie in einem Feste, das der Gemeinderath den mitwirkenden Künstlern am Samstag Abend im festlich erleuchteten Stadtpark gab. Der Einladung des Liederfranzes zur Mitwirkung in seinem Konzert war eine größere Anzahl von Gesangsvereinen aus Stuttgart und anderen schwäbischen Städten gefolgt. Ein Festprolog, von Professor Dr. J. G. Fischer gedichtet und gesprochen, leitete diese dem kräftigen Männerchorgefang genidmete Nachfeier schwungvoll ein. Dieselbe wurde durch die Anwesenheit der Königin beehrt, die sich, von hohen Mitgliefern des königlichen Hauses und einem reichen Hofstaat begleitet, in der Mittelallee niedergelassen hatte. Ein begeistertes Hoch, von Oberpostmeister a. D. Steidle als dem Vorstand des Liederfranzes ausgebracht, begrüßte die Monarchin.

Prinz Hermann zu Sachsen-Weimar hatte schon in den späteren Abendstunden nach dem zweiten und dritten Festkonzert den Banqueten präsidirt, die in den oberen Sälen der Niederhalle die Mitwirkenden und einen größeren Theil des musiklebenden Publikums vereinigten, und bei dieser Gelegenheit Alle, die sich um das Fest verdient gemacht, durch Worte herzlicher Anerkennung erfreut. Nummehr veranstaltete der Prinz am 20. Juni in den Räumen seines Palais eine Matinée, zu welcher ein erlebter Kreis Derjenigen geladen war, deren dankenswerthe Bemühungen das Fest in's Leben gerufen, durch ihren thatkräftigen Antheil gefördert und verherrlicht haben. Unter den Mitwirkenden des schönen musikalischen Programms befanden sich die Fürstin Brede und die Baronin Lydia von König, Beide durch Gesangsvorträge glänzend, sowie Baron von Frederics, der die Fürstin auf dem Cello begleitete. Dem Konzert folgte eine zwanglose Unterhaltung im Garten des Palais, und hier erfreuten die Geladenen sich abermals der ausnehmenden Huld des hohen Gönners so vieler schönen Bestrebungen und besondern Protektors des Vereins zur Förderung der Kunst, dem Stuttgart sein erstes großes Musikfest zu danken hat. Wie angesichts eines Columbuskeies fragt man sich bei diesem Feste, wie es nur möglich war, daß dasselbe in einer so musiklebenden Stadt wie Stuttgart nicht schon längst einen ebenbürtigen Vorgänger gehabt. Nummehr aber ist das verhältnismäßig spät Eingetretene gleich auf den ersten Wurf um so glücklicher gelungen. Wie die gebotenen Genüsse im Großen und Ganzen dazu angethan waren, auch das verwehnteste Ohr in hohem Grade zu befriedigen, so ließen auch der Umfang und die Wärme der äußern und innern Theilnahme des Publikums nichts zu wünschen übrig. Alles wies somit darauf hin, daß dem gelungenen Anfang eine freudige Nachfolge erblicken werde und müsse, und in der That wurde denn eine solche für 1887 in bestimmter Aussicht genommen. Vielleicht war es für diesmal eine anerkennenswerthe Zurückhaltung, daß man bei Anordnung des Programms auf Geltendmachung der Werke in Stuttgart lebender Komponisten verzichtete und die allgemein gültigen klassischen Meister möglichst ausschließlich das Wort führen ließ. Bei einem zweiten Unternehmen derselben Art aber wird immerhin die Frage in's Auge zu fassen sein, ob nicht das bezüglich der Mitwirkenden angestrebte und bis zu einem gewissen Grade durchgeführte Lokalolorit recht sachgemäß und vorthellhaft auch auf einen Theil der Kompositionswahl auszudehnen sei. Auf diese Weise würde Nummer Zwei in noch höherem Grade das werden, was in gewissem Sinne schon Nummer Eins gewesen ist: ein Musikfest, das den echt schwäbischen Charakter von seinen besten Seiten zur Geltung bringt.

Otto Baish.



Literatur.

— Ein etwas gewagtes Motiv behandelt Gräfin Baudissin in ihrem Roman: „In der Provinz“ (Gotha, Perthes). Die Autorin läßt in dieser Erzählung ein Mädchen aus übergroßer Liebe zu ihrem Bruder eine Ehe schließen mit einem ungeliebten, wenn auch sehr braven und hochachtbaren Mann, dieser erfährt bald die Beweggründe, welche seine Frau zu der Heirath veranlaßten, er sieht sich am sein Lebensglück betrogen und nun entsteht eine völlige Entfremdung der beiden Gatten, die Buße der Frau ist eine schwere und langdauernde, schließlich lernt die Heldin ihren Gatten jedoch wahrhaft lieben und die beiden Menschen finden sich von Neuem zusammen zu ungetrübtem Glück. Das ist von der Autorin vortrefflich und mit tiefem psychologischen Blick geschildert. Der Grundton des Romans ist sehr ernst, er ist pädagogisch in höherem Sinne. Das Buch will nicht nur unterhalten, sondern ethisch auf den Leser einwirken, ihn zur Erkenntniß der wahren Güter des Lebens führen, es wird deshalb dem der Betrachtung zugewandten Leser mehr gefallen als jenem, der buntfarbige, effektiv sich aufrollende Lebensbilder liebt, da jedoch die Charakteristik der Figuren gut und plastisch ist, die Sprache fein, gewählt, vielfach geistvoll, so dürfte dieser Roman auch Weltkindern durch seine künstlerischen Qualitäten als eine anziehende Lektüre erscheinen, vorausgesetzt, daß man über das nicht ganz dem wirklichen Leben entsprechende Grundmotiv der Handlung hinwegkommt.

— Nicht gerade hervorragend durch Erfindung, aber voll Leben und Wärme ist der Roman: „Ein Familienwirth“ von V. Westrich (Freiburg, Kiepert & Volshwing). Es handelt sich hier um ein großes Bestreben und die Existenz eines kleinen Mädchens, das ein Erbkinderniß ist. Das Kind ist schwindsüchtig und sein Onkel kommt in den Verdacht, tödtliche Anschläge auf das Leben der kleinen Erbin gemacht zu haben. Er wird aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Der heftige Familienwirth findet seine Lösung, indem der sterbende Bruder sein Kind der Obhut des Verdächtigten empfiehlt; dieser heilt die angeblich schwindsüchtige, gewinnt deren Liebe, und schließlich heißt's: Ende gut, Alles gut. Die Handlung ist vortrefflich geführt, der Ton eines guten Erzählers hält den Faden und die Schilderung der Menschen ist scharf und wahr, wahr bis zur Rücksichtslosigkeit; wir rechnen das dem Autor zum Verdienst an gegenüber jener Ueberbanntheit und dem Hymenon, der jetzt so viele Lebensbilder als eine gute Unterhaltungslektüre warm empföhlen.

— Christian Friedrich Daniel Schubart, jener bekannte Vorläufer Schiller's, wird immer noch viel verkannt. Die Seltsamkeiten des bedeutenden Mannes stehen im Vordergrund bei der Beurtheilung seines Charakters und daher lebt er in der Erinnerung der Nachwelt in einem ganz falschen Licht. Jetzt hat nun Gustav Hauff, der Herausgeber der historisch-kritischen Ausgabe von Schubart's Gedichten, es unternommen, eine „Kritische Biographie des schwäbischen Poeten und Patrioten“ zu schreiben (Stuttgart, Kohlhammer) und damit dem Publikum wie der Literaturgeschichte ein verdienstliches Werk spendet. Die Väden der Strauß'schen Biographie werden hier ausgefüllt und manches Unrichtige, das bisher für klassisch geltenden Biographie anhängt, von Hauff klargestellt. Der Autor hat die Lebensbeschreibung von Schubart selbst und die Fortsetzung derselben durch den Sohn Ludwig Schubart, ferner die Briefe, dann eines der Hauptwerke Schubart's, die „Gronik“, zur Grundlage seiner ästhetisch-kritischen und literaturhistorischen Lebensskizze gemacht und dadurch ein Charakterbild seines Helden gewonnen, das sehr bedeutend von dem laubläufigen abweicht. Schubart kommt hier auch als vortrefflicher Prosaisch zu seinem Recht, als Bewahrer und Mehrer des deutschen Sprachschatzes, er wird uns geschildert als Dichter, Kritiker, Patriot, Publizist und Musiker und steht vor unseren Augen als ein tapferer, tüchtiger, hochbegabter Mann, dem ein tragisches Verhängniß, an dem er nicht ohne Verschuldung ist, das Leben verdüstert und die völlige Entfaltung seiner großen Gaben verkümmert.

— An Stelle der Musenalmanache sind seit etwa zwei Jahrzehnten in Deutschland die Dichterbücher einzelner Gauen und Provinzen getreten und haben viel Glück gehabt. Jetzt liegt uns das „Sächsisch-thüringische Dichterbuch“ von Emil Barthel (Halle, Hendel) vor, das sehr reichhaltig ist, eine Fülle kräftiger, lebensvoller Poesien fast jeder Gattung der Lyrik bringt und als bester Beweis dafür gelten kann, daß im deutschen Dichterbain die Sänger durchaus nicht verkümmert sind und die Zahl Derer, welchen echter und wahrer Gesang gegeben, bemerkenswerth groß ist. Der stattliche, schön gedruckte Band beschränkt sich jedoch nicht auf bisher ungedruckte Beiträge sächsisch-thüringischer Dichter, wodurch die Sammlung sehr vom Zufall des Gebotenen abgegangen hätte. Die Herausgeber — neben Barthel noch A. Brieger und R. v. Rohrscheidt — nahmen auch gedruckte Poesien auf, die in Zeitschriften verstreut waren und wenig bekannt geworden sind und retteten auf diese Weise manche Perle vor dem Untergang in den Orkus der Manuskr. Wir finden in dem Dichterbuch manche gewichtige Namen, vertreten durch wirklich schöne Leistungen, so Avenarius, Möler, Waldmüller, Stern (Dresden), Bunge (Röthen), Gellert, Gottschall (Leipzig), Grosse (Weimar), Leander (Halle), daneben weniger bekannte Namen, aber von guten Poesien begleitet, im Ganzen 186 Dichtungen von 38 Dichtern, wahrlich eine stattliche Zahl für einen deutschen Gau, allerdings mit dem Mittelpunkt des Buchhandels, der wie ein Magnet auf viele Kreise gewirkt hat. Vielleicht verdankt das Dichterbuch diesem Umstand einen Theil seines Wertes, denn wir müssen es zu den besten seines Genres zählen, aber das Thüringerland und die Elbstädte waren stets bevorzugte Heimstätten der Sänger und wollen sichtlich auch in unsere gänzlich unlyrischen Tage hinein den alten Ruf bewahren.

— Unter dem Titel: „Die Perle im deutschen Städtefranz“, veröffentlicht Ludwig Brunier eine Schilderung der Stadt Hamburg (Horden, Fischer), die durch Liebe zum Stoffe, warme Färbung und Feinheit der Darstellung Glück machen wird. In leichtflüssiger Darstellung unterhält uns Brunier über Hamburgs landschaftliche Eigenart und Schönheit, er schildert die interessantesten Momente der Geschichte und Entwicklung der mächtigen Hansestadt, widmet ein besonderes Kapitel der Hamburger Börse als Herz der Handelsmetropole des überseeischen Verkehrs Deutschlands, führt uns umher in den Straßen, in das Stadtheater, stellt uns den Hamburger Levert vor, macht uns bekannt mit der Hamburger „Großheit“, mit einem Wort, zieht sich als vortrefflicher Führer, der eine gründliche Kenntniß der prächtigen und reichen Stadt nach allen Richtungen hin besitzt und die Gabe hat, in angenehmer Unterhaltungsmanner auch trockene und weniger allgemein interessirende Momente des Hamburger Stadtcharakters fesseln zu gestalten. Bei dem überaus reichen und sorgfältig gewählten Inhalt des Buches vermessen wir nur eine ausführlichere Behandlung des Hafens, der uns im Verhältniß zum Uebrigen und in Anbetracht der stets wachsenden Bedeutung etwas stiefmütterlich bedacht erscheint.

— In Paris spricht jetzt Jedermann ein bißchen „Argot“, die konventionelle Sprache gewisser Gesellschaftsklassen wie, z. B. der Studenten, Künstler u. A., bis zu den Verbrechern und Gaunern herab, in deren Interesse es liegt, nur von Zunftgenossen verstanden zu werden. „Argot“ ist sogar in die höchsten Gesellschaftskreise gedrungen, nicht zum wenigsten

durch die Romane Zola's und einen großen Theil der Pariser Tagespresse. Professor Villatte hat es nun unternommen, unter dem Titel: „Parissismen“ ein alphabetisches Verzeichniß der Ausdrücke des sogenannten Argot zusammenzustellen, welche in den besten französischen Wörterbüchern nicht zu finden sind. Dieses eigenartige Verzeichnis, das in der Langenscheidt'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin erschienen ist, dürfte den Freunden der modernen französischen Romanliteratur eine werthvolle Hilfsquelle sein.

Die Zeit der Touristenaufzüge und die Badeaison ist da und mit ihr erscheinen, wie die Schwalben, jeden Sommer die Reiseführer und Kurortmonographien. Der Verlag von Braumüller in Wien ist in diesem Jahre besonders geschäftig, uns mit derartiger Reiseliteratur zu versehen; von seiner Vadebibliothek sind zehn Bändchen neu herausgekommen, die sich speziell mit österreichischen Kurorten befassen. Die Bändchen sind hübsch ausgestattet, sauber gedruckt, illustriert und fast alle von den betreffenden Badeärzten verfaßt, also jedenfalls durch Sach- und Fachkunde sich empfehlend, nicht nur für Kurgäste, sondern auch wohl nicht zum Wenigsten für Ärzte. Es liegen uns folgende Führer vor: „Franzensbad“, „Friede am Plattensee“, „Das Warmbad Gallnegg“, in Krain, „Bad Gastein“, „Das Herculesbad“ bei Megadina in Siebenbürgen, „Teplich-Schnau“, „Der Kurort Römerbad“ in der Steiermark, „Pistyan“ in Ungarn, „Der Sauerbrunnener Klostergarten“, das „Mineralbad Roncigno“, eine arten- und eisenhaltige Quelle in Südtirol. Die Ausstattung dieser Bücher ist handlich und bequem, so daß sie leicht auf der Reise und bei Wanderungen mitgeführt werden können.

Bildende Künste.

In Hamburg hat sich, wie uns von dort berichtet wird, ein Verschönerungsverein gebildet, welcher vorerst besonders die künstlerische Ausschmückung der öffentlichen Plätze mit Brunnen und Monumenten bemerken will und der auch auswärts lebende Hamburger auffordert, seine gemeinnützigen Zwecke durch Geldzuwendungen unterstützen zu wollen.

Trüffmüßigen von ansgewöhnlich prägnanter Auffassung bilden den Gegenstand von Wandgemälden, welche kürzlich bei Aufdeckung eines Hauses an der Via Nolana in Pompeji aufgefunden worden sind. In der ersten Darstellung sitzt auf dem linken Bein ein junger Mann, welcher sich von seinem Sklaven die Schuhe anziehen läßt, auf dem rechten liegen zwei Becher, deren einer seinen Becher erhebt. Rechts zur Seite sieht die Gruppe einen von seinen Sklaven gestützten Zechgenossen, welcher sich des übermäßig genossenen Weines entledigt, wie weit das Gelage vorgeschritten ist. Das zweite Bild stellt eine ruhigere Szene aus dem Trüffmüßigen dar; lebhafter bewegen sich wieder die Figuren des dritten Bildes; hier tanzt im Vordergrund ein Mädchen nach dem Spiel zweier Flötenbläser; zur Seite steht eine Bronzefigur, einen nackten Sklaven darstellend, welcher auf einer Platte Erfrischungen trägt. Lateinische Inschriften, welche die Gespräche der am Mahle theilnehmenden Personen wiedergeben, erhöhen noch den Werth der Bilder.

Musik.

Die musikalische Preisbewerbung, welche für das Jahr 1885 von der französischen Association départementale ausgeschrieben worden, hat, wie aus Paris berichtet wird, ein sehr merkwürdiges Ergebnis geliefert. Es waren vier Preise ausgesetzt. Der erste, für eine Fantaisie für Militärmusik, konnte nicht vergeben werden, es fand vielmehr nur eine ehrenvolle Erwähnung statt; der zweite Preis, für ein Duett für eine Frauen- und eine Männerstimme, wurde einem Fräulein Hedwig Christen zuerkannt; der dritte Preis für ein Klavierstück derselben Dame, und bezüglich des vierten Preises für ein religiöses Stück für Violone, Violoncell und Orgel, der gleichfalls nicht vergeben werden konnte, erhielt zum dritten Male dasselbe Fräulein einstimmig die ehrenvolle Erwähnung.

Bühne.

Nun ist auch die „Mnfrau“ wieder in das Repertoire des Burgtheaters in Wien aufgenommen. Die vorzügliche Besetzung und die Aufnahme, welche am 16. Juni die erste Aufführung der berühmten Grillparzer'schen Schicksalstragödie fand, verspricht jetzt die dauernde Erhaltung des Werkes auf der Bühne. Nachdem so Vieles gegen das Stück von der Kritik gesagt worden ist, bewährt es sich nun doch dem unbestechlichen Publikum gegenüber als von unerschütterlicher Lebenskraft. In der Handlung der „Mnfrau“ ist trotz der unaufhörlich sich aneinander reihenden Erzählungen eine fast so stürmisch drängende Hast wie in den „Räubern“. Dieses feurige Tempo der Handlung reizt das Publikum über alle Grenzen hin. Das Publikum wird selbst von einem Wirbel ergriffen. Niemand vermag ruhig zu bleiben. Und solche Aufregungen verlangt man ja heute wieder im Theater. Die jugendlichen Schwächen der „Mnfrau“ und ihre dem damaligen Geschmack angehörenden Uebertreibungen nicht für uns zu föhrend werden zu lassen, ist Aufgabe der Darstellung. Auch bei Schiller rücken jetzt die Darstellungen Manches mit Bewußtsein in den Schatten, was vormals am greifsten beleuchtet wurde. Die Aufführung an der Burg traf in dieser Beziehung das Richtige. Die Besetzung war vorzüglich, man hätte die Darsteller nicht besser wählen können. Krastel besitzt alle Eigenschaften, die inneren und äußeren, für den Jaromir, Lewinsky ist gleichfalls ein Darsteller, wie er für den Vater nicht besser zu finden; für sämtliche zweite Rollen hatte man Schauspieler genommen, die gut reden und namentlich gut erzählen können: für den Hauptmann Schreiner, für den Soldaten Gabilon, für den Diener Armat und für den alten Räuber Krader. Die Bertha von Frä. Barjescu erschien uns künstlerisch als die reifste, die ausgeglichene Leistung, die uns von der jungen Schauspielerin bisher vorgeführt wurde. Frä. Barjescu besitzt — mit jeder neuen Rolle zeigt sich das mehr — jenes, künstlerische Tactgefühl. Das ist sehr selten vorhanden und zu großer Künstlerschaft ist es doch unentbehrlich. Wie natürlich und doch wie so wohlwollend behandelte Frä. Barjescu den schwierigen Vers! In der Stärke ihres Tones hielt die Schauspielerin stets das richtige Maß; das ist für sie jetzt zum Gelingen mit das Wichtigste. In der Aussprache befremdet noch am meisten das „a“, mitunter auch das weiche „s“.

Einen glänzenden Abschluß fand die Saison des Hoftheaters in Stuttgart durch das Auftreten zweier Gesangsgrößen ersten Ranges, des Kammerjägers Mierzwinshy und der Wiener Hofopernsängerin Frau Rosa Baumgartner-Papier. Als Manrico im „Trubadour“ und Raoul in den „Hugenotten“ fand der großartige Tenorist auch in der schwedischen Hauptstadt die Anerkennung, die seine vornehme Gesangkunst und sein distinguirtes Spiel überall erwecken müssen. Nicht minder glänzend war der Erfolg der Frau Rosa Papier als Orpheus in der herrlichen Gluck'schen Oper, die ohne Frage in Gesang, Spiel und Erscheinung geradezu Vollendetes bot und welcher der König von Württemberg seine allerhöchste Anerkennung persönlich aussprach. In der That: edler, klassischer, ergreifender kann der Orpheus wohl kaum gesungen und dargestellt werden, und es gereicht den einheimischen Kräften (Guridite: Frä. Scherwenka, Amor: Frä. Mördes) zum Lobe, daß sie sich in Ehren der Musterleistung des Gastes gegenüber behaupteten. Dank der umsichtigen und energischen Intendanz, die diese seltenen Genüsse dem Publikum noch vor Jahresfrist vermittelte!

Endlich wird Wiesbaden ein neues Theater erhalten. Wie von dort berichtet wird, ließ das k. preussische Hausministerium der Stadtgemeinde erklären, daß eine einseitige Förderung der Interessen der Kurverwaltung durch den Bau eines neuen Kurhauses der k. Verwaltung die Frage nahelegen müsse, ob die Fortsetzung der bisherigen Aufwendungen für das k. Theater in Wiesbaden, namentlich wenn noch eine fernere Steigerung derselben in Aussicht genommen werden sollte, zulässig sein würde. Auf diese kategorische Erklärung hin wurde von der in dieser Angelegenheit bereits seit Jahren fungirenden Kommission endlich mit erwünschter Einmütigkeit der Bau eines neuen Theaters beschlossen.

Gewiß eine erfreuliche Nachricht für die vielen Winter- und Sommergäste der Weltkurstadt, die bisher, um die wirklich recht guten Vorstellungen der k. Bühne daselbst zu genießen, mit dem in jeder Hinsicht unzulänglichen alten Hause vorlieb nehmen mußten.

In Pest wurde kürzlich Flotow's nachgelassene Oper „Wittwe Grapin“ zum ersten Mal aufgeführt. Ein graziöser Geist — so wird darüber geschrieben — beherrschte diese einaktige Oper vom ersten bis zum letzten Takt, Melodie und Charakteristik vermählten sich in der glücklichsten Weise. Das Spiel ist einfach und anziehend.

Eine im Style Wagner's gehaltene Oper: „Sigurd“ von Meyer, die ihre erste Aufführung in Brüssel erlebte, ist kürzlich von der Großen Oper in Paris zum ersten Mal gegeben worden. Trotz der großartigen Ausstattung, zu der die Oper viel Gelegenheit bietet, war die Musik nicht im Stande, das Publikum zu erwärmen. Sehr interessant für etwas höher gebildete Musikkenner, wird der „Sigurd“ doch niemals populär werden, aber gewiß längere Zeit auf dem Repertoire sich erhalten und das große Kapital, das die im Style der Wagner'schen „Nibelungen“ gehaltene mise-en-scène kostete, den Direktoren wieder hereinbringen.

Kultur und Wissenschaft.

In Weimar hat sich kürzlich eine „Goethegesellschaft“ konstituiert. Diefelbe begreift, die mit dem Namen Goethe verknüpfte Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts zu pflegen. Von den in Berlin, Jena und Weimar domicilirenden Theilmachern an dem verdienstvollen Unternehmen nennen wir: H. Böhlau, Verlagsbuchhändler; v. Bojanowski, Hofrath und Redakteur der „Weimarer Zeitung“; Dr. Burghard, Archivrath; Dr. Delbück, Universitätsprofessor in Jena; Dr. Francke, Gymnasiallehrer; Dr. Geiger, Universitätsprofessor in Berlin; Genast, Geh. Regierungsrath; Dr. Frh. v. Groß, Geh. Rath; Dr. Hädel, Universitätsprofessor in Jena; Professor Dr. Hafe, Wirkl. Geh. Rath in Jena; Dr. Reil, Rechtsanwalt; Dr. Köhler, Oberbibliothekar; Dr. jur. Ruhn, Regierungsrath; Dr. Laffen, Hofapellmeister; Dr. Liebmann, Hofrath und Universitätsprofessor in Jena; Dr. Franz List; Dr. Vilmann, Privatdozent in Jena; v. Voß, Generalintendant; Dr. v. Voepel, Geh. Oberregierungsrath in Berlin; Kuland, Hofrath und Museumsdirektor; Dr. Scherer, Universitätsprofessor in Berlin; Dr. G. Th. Stiehling, Staatsminister. Etwaige weitere Anfragen wolle man an das „Totalkomitee für Bildung einer Goethegesellschaft“ zu Händen des Regierungsraths Dr. jur. Ruhn, Weimar, Seminarstraße 8, richten.

In dem Nachlasse des jüngst verstorbenen Grafen von Goethe hat man, wie aus Weimar berichtet wird, ein vollständiges Tagebuch aufgefunden, dessen Aufzeichnungen von der eigenen Hand Goethe's von 1777–1832 (das Todesjahr des Dichters) reichen. Die neugegründete Goethegesellschaft kann ihre Arbeit nicht besser beginnen, als indem sie dieses kostbare Vermächtniß durch alsbaldige Veröffentlichung der gesammelten Notizen zugänglich macht.

Ein großartiges Kartenwerk, das aus der mehrjährigen gemeinsamen Arbeit aller geologischen Anstalten Europas hervorgegangen ist, wird auf dem demnächst in Berlin tagenden internationalen Geologenkongress seinen Abschluß finden. Es ist dies eine geologische Karte von ganz Europa, an der es bisher fast so gut wie ganz gebrach. Die Beschaffung des Materials wurde einer internationalen Kommission übertragen; mit der Bearbeitung der Karte selbst wurde die preussische geologische Anstalt in Berlin betraut. Unter der Leitung ihrer Direktoren, des Professor Beyrich und Vergraths Haudecorn, wurde die geologische Karte von Europa fertig gestellt. Sie ist im Maßstabe 1:150,000 entworfen und umfaßt einen Atlas von 49 Karten. Die Kosten der Bearbeitung und Drucklegung werden von den beteiligten Staaten gemeinsam bestritten.

Der Obelisk, das Mausoleum und Museum des 19. Jahrhunderts ist der fulminante Titel eines Blattes, als dessen Erscheinungsorte Wiesbaden, London, Paris, New-York, Berlin, Basel, Bern, Zürich angegeben sind und das demnächst in 12 Sprachen publiziert werden soll. Wie wir aus der uns vorliegenden Probenummer ersehen, ist der Zweck des Blattes, Propaganda zu machen für das etwas großspurige Projekt, im Centrum von Europa einen Obelisk, ein Centralmausoleum und ein Museum zu erbauen, welche dem Andenken der berühmtesten, geistreichen und verdienstvollsten Männer und Frauen dieses Jahrhunderts, ohne Unterschied der Nationalität, deren Werken und deren Wirken gewidmet werden sollen. Im Obelisk sollen die Namen der zu Vereinernden, in dem Mausoleum dagegen die Büsten derselben und die Modelle von den ihnen schon anderswo gesetzten Denkmälern, in dem Museum aber deren Werke in Originalen, in guten Imitationen und Abbildungen, in Modellen, in Manuscripten, Biographien, Autographen u. s. w. aufgestellt und hinterlegt werden. Dieser Monumentalbau soll auf der Almannshöhe bei Konstanz, unfern der Insel Mainau, errichtet werden.

Industrie und Verkehr.

Die Eröffnung der internationalen Ausstellung für Metallarbeiten in Nürnberg hat kürzlich in feierlicher Weise stattgefunden. Es ist dies die erste internationale Spezialausstellung, verbunden mit einer historischen Abtheilung in Deutschland.

Der deutsche Kolonialverein hat beschlossen, die Errichtung eines Netzes von Stationen im Gebiete des oberen Venus, des Adamou-reiches und der südlich von diesem Reiche gelegenen Länder unverweilt in Angriff zu nehmen. Mit der Ausführung dieses Unternehmens ist der Afrikanische Flegel betraut, der nach kurzer Anwesenheit in Deutschland sich bereits wieder in Afrika und auf der Reise nach seinem Arbeitsfelde befindet. Mit der Errichtung dieses Netzes von Stationen bezweckt der deutsche Kolonialverein nicht, seinerseits selbstständige, auf wirtschaftlichen Gewinn abzielende Unternehmen in's Leben zu rufen, sondern es sollen diese Stationen als Basis und Sicherung für eine schnell nachfolgende wirtschaftliche Besitzergreifung dienen und jedem späteren kolonialistischen Unternehmen Deutscher zugute kommen. Flegel hat die zur Durchführung erforderliche Summe auf 150,000 Mark veranschlagt; ein bedeutender Theil dieser Summe soll bereits durch kleine und große Zeichnungen zu Berlin gedeckt sein.

Gesundheitspflege.

Praktische Winke zur rationellen Pflege des Teints, der Zähne, Haare und Nägel gibt Georg Kühne's „Rathgeber für Kosmetik“, mit Vorrede und Anmerkungen von Hofrath Dr. Krug in Genuß. Was dem mit großer Sachkenntniß geschriebenen Büchlein einen ganz besonderen Werth verleiht und ihm den Vorzug vor vielen anderen Schriften gleichen Genres sichert, ist, daß der Verfasser es verstanden hat, klar und übersichtlich anzugeben nicht nur das, was man zu thun, sondern auch das, was man bei rationeller Pflege der genannten Körpertheile zu lassen hat. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes und dem Umheil, das die vielen gesundheitsgefährlichen Geheimnisse auf dem Gebiet der Kosmetik anrichten, sollte dieser gewissenhafte Rathgeber in keinem Woudoir, auf keiner Toilette fehlen.

Militär und Marine.

Das militärische Briestaubeninstitut erfordert ziemlich erhebliche Ausgaben; es befinden sich Briestaubenstationen in Köln, Würzburg, Meß, Straßburg, Mainz, Königsberg, Posen, Thorn, in welchen durchschnittlich je 500 Tauben, die auf besondere Strecken trainirt sind und bereits mehrfache Probeflüge auf denselben zurückgelegt haben, gehalten werden. Diese Briestauben haben die Eigenthümlichkeit, sich nicht vorher auf den Schlag zu setzen, sondern bei ihrer Ankunft mit dem Schnal gegen das geperrte Gitter des Taubenschlags zu stoßen. Sobald dieser Stoß erfolgt, wird eine Kugel ausgelöst, das Gitter fällt herunter und setzt eine Mechanik in Thätigkeit, die mit einer Klingel

im Zimmer des Wärters in Verbindung steht, welche die Ankunft der Taube anzeigt. Hieran werden von dem diensthabenden Offizier die unter den Schwanzfedern befindlichen Depeschen abgelöst. Die Depeschen befinden sich in der Hülse einer Taubenfeder. Die ausfallenden Taubenfedern werden stets gesammelt, um zu Depeschenfedern verwendet zu werden. Diefelben werden zwischen die Schwanzfedern gebunden. Eine Depeschenfeder beherbergt in mikroskopisch-photographischer Verkleinerung acht Oktavseiten Depeschen, die durch das Hydrooxygengasmikroskop in natürlicher Größe wiedergegeben werden. Das Kriegsministerium hat für Ausbildung von Briestauben seitens der Privatpersonen goldene, silberne und bronzene Auszeichnungsmedaillen gestiftet.

Die Beleuchtung eines Eisenbahnhofs mit elektrischem Licht wurde kürzlich, wie aus Berlin berichtet wird, von einer Abtheilung des Eisenbahnregiments unter Anwesenheit zahlreicher Offiziere auf der Strecke der Militärbahn nach Marienfelde zu ausgeführt. Die dynamoelektrische Maschine befindet sich auf der linken Seite der Lokomotive und wird von dieser in Bewegung gesetzt. Die elektrische Reflexionslampe befindet sich vorn oben am Schornstein und wird aus der dynamoelektrischen Maschine gespeist. Der Bahnkörper wurde auf eine Entfernung von 300 Meter vollständig erleuchtet. Die elektrische Lampe ist verstellbar, so daß der Schein nach allen Richtungen hin spielen kann. Die Versuche werden sich demnächst auch auf elektrische Signale erstrecken, durch welche die für den Nachtsignaldienst bisher üblichen Petroleumlampen verdrängt werden sollen.

Das Militär-Ballonbataillon besteht aus kommandirten Mannschaften der verschiedenen Truppengattungen, die sämmtlich noch die Uniform derjenigen Truppentheile tragen, von denen sie kommandirt sind. Nummern werden diese Mannschaften jedoch eigene Uniform erhalten, welche derjenigen des Eisenbahnregiments, dem das Bataillon unterstellt ist, gleich, mit dem Unterschiede, daß das Bataillon anstatt des E in der Achselklappe ein B tragen wird.

Sport.

Der Kampf um das bedeutendste Berliner Rennen, die Union, hat ein trostloses Resultat für Deutschlands Pferdezuucht ergeben; denn nicht ein einziges inländisches Pferd erschien bei dem Rennen, das die österreichisch-ungarischen Pferde ganz allein unter sich ausfochten. Baron Gustav Springer's br. St. „Italy“ v. Petrasch a. d. Cythra Prinzge erfocht einen leichten Sieg vor der Cinquem-Zochter „Buda-günighe“, während „Druid“ als Dritter folgte. Werth circa 17,000 Mark der Siegerin. Den Preis der Diana, 5000 Mark, gewann Gradig mit „Hilburg“ vor „De“ und „Jeb“, ebenso das Verdrüßrennen der Hengle mit dem zweijährigen „Bohemund“ in einem Feld von 15 und das Verdrüßrennen der Stuten mit „Hafelnuß“. Das Tribünenrennen gewann Spieckermann mit „Martobrunner“ und Graf Schmettow den Staatspreis zweiter Klasse mit „Niloi“ vor „Antoinette“. Der Staatspreis vierter Klasse fiel an Delschläger's „Amorojo“ und das Silberne Pferd an Kapitän Joe's „Tortoise Shell“.

Der Grand prix de Paris, 100,000 Franken, wurde am 14. Juni in Gegenwart von circa 500,000 Zuschauern von dem Favorit, dem englischen Pferde „Paradox“, gewonnen. Der Sieger im französischen Derby, „Reluifant“, folgte als Zweiter, dann wieder ein englisches Pferd, „Present-Times“ und hinter diesem wieder ein französisches, „Capin“.

Botthaster I., der fünfjährige Wif Boswell-Sohn des f. preussischen Hauptgeistes Gradig, feht seine Siegeslaufbahn in England fort. Zwei Tage nachdem er „King Monmouth“, „Zooftmaster“ etc. im Doncaster Springhandicap geschlagen, besiegte er auch seinen Landsmann „Broden“, dem er ein Jahr und 13 Pfund gab, im Chesterfield Handicap; „Tita“ und „Penguin“ vervollständigten das Feld.

Prinz Leopold von Bayern erlegte während der diejährigen Balzeit in der Steiermark 31 Auerhähnen.

Der Wettkampf im Stiff um die Meisterschaft in Oesterreich brachte ein sehr zweifelhaftes Resultat. Leuz von der Franzfurter „Germania“ wurde vor Frey Erster, während Intermann, der die beiden Gegner aus der Bahn gedrängt hatte, sein Boot an einer Boje zerbrach. Das Rennen wurde für ungültig erklärt und sollte noch einmal gerudert werden. Frey erklärte, nicht mehr fahren zu wollen, und da Leuz die Hälfte weit aus dem geraden Kurs ging, kam Intermann, der Tags zuvor von Frey regelrecht niedergedrückt war, als Erster ein und wurde als Sieger proklamiert.

Mode.

Eine Koterie junger englischer Damen, begeisterter Freundinnen der Quida'schen Romane, haben eine Quidamode kreirt. Diese Mode findet nicht etwa darin ihre Grenzen, daß man nur die Quida noch liebt oder Anhängerinnen für die Reize dieser Feder kapitibirt, vielmehr lebt man fortan ganz nach dem Muster ihrer Heroinnen, man acceptirt ihre Namen, man komponirt ihre Leiden, man malt ihre Szenen, und da, wo sich irgend eine Toilettenbeschreibung verwerthen läßt, zieht man sich natürlich so subtil wie möglich nach Quida'schen Frauen an; selbstständige Emancipirte sollen aber einen besondern Reiz darin finden, mit möglicher Treue den Quida'schen Heldinnen nachzueifeln. Wenn man Engländerinnen begegnet, die in einer Saison von Paris nach Cannes gehen und von Rom nach Wien, von Lyon nach Jüßl und von Biarritz nach dem Engadin, wird man nicht fehl gehen, sie für quidaverdächtig zu halten. „Bund“ begleitet diese Damen mit einem etwas boshaften Strich. Auch die „echten“ Westbeterinnen verwarben sich dagegen, mit den Quidadamen verwandt zu sein. Es ist der Versuch, die Gemeinschaft eines artistischen Impulses dafür anzuführen, sehr streng von jenen Damen zurückgewiesen worden, welche mit ihrer historischen Richtung, mit ihren Sonnenblumen und Pfauenschnitten, mit ihren vorrassischen Stirnbändern, ihren Attitüden à la Perugin und ihren verschwommenen Farben à la Giotto „einer höhern Aufgabe“ dienen.

Nach englischen Mustern werden auch in Paris die verschiedensten Formen der modernen Gesellschaft wohlthätigen Zwecken nutzbar gemacht. Nicht bloß an öffentlichen Orten, sondern auch in den Privathotels der großen Gesellschaft wird zum Besten der Armen oder irgend eines gut rekommandirten barmherzigen Instituts getanzt, werden Privatrennen in geladenem Cercle veranstaltet, die interessantesten Gartenfeste gegeben, Auktionen arrangirt, Bazare über Bazare eröffnet. Besonders im Juni blühen diese fettes de charité, und während sie auf der einen Seite den Pariserinnen Mühe machen, immer wieder auf „noch nicht Dagewesenes“ zu verfallen, um die hie und da schon nach dem Vandelben lebende Gesellschaft noch zusammenzuhalten und für eine neue Idee zu interessieren, wird auf der andern ein sehr respectables Kapital für laute, gute und wohlthätige Zwecke summiert, das gewißlich unerhoben bliebe, wenn man es in anderen Formen reklamiren wollte als in Cortilomniff, originellen Sportvergünstungen, Ausstellungen, geselligen Anlässen u. dgl. Eine besonders originelle Idee hatte jüngst die Herzogin Montagu, geborene Prinzessin Anna Murat. Bei einem derartigen Wohlthätigkeitsfest, das in der Salle Georges Petit stattfand, also nicht einmal in ihrem Hotel, sondern öffentlich, verkaufte sie von ihr selbst genähte Herrenterabanten und erzielte an einem einzigen Tage die Summe von 20,000 Franken. Unter den artigen Bewunderern der Geschicklichkeit dieser fürstlichen Kravattenmacherin gab es einige, die ihre Kravatte mit einem Fünfhundertfrankenbillet begabten. Bei dem Wohlthätigkeitsfest im Hotel der Herzogin d'Uzes wurden zu hohen Barmherzigkeitseinsätzen Wettstürze geritten, und während die Herzogin selbst dem Büffet präsidirte fungirten die jungen Fürsten d'Uzes und Briffat als Starter. Aus London erläßt eine Koterie vornehmer Wohlthätigerinnen jetzt an Gleichgesinnte eine Anregung, auch während der sommerlichen Villégiatur Gedanken der Barmherzigkeit und Poesie für die Armen zu haben. Es wird darum gebeten, Blumen künstlich zu behandeln und zu konferviren, damit Kränze und Girlanden für arme Dorfkirchen, die jedes andern Schmucke entbehren, daraus gefertigt werden könnten.

Denkmäler.

— Das von dem Darwin-Anschuß errichtete Denkmal des verstorbenen Naturforschers Charles Darwin wurde, wie aus London berichtet wird, kürzlich im naturgeschichtlichen Museum in Süd-Kensington in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung durch Professor Huxley enthüllt und vom Prinzen von Wales Namens der Nation übernommen. Die Bildsäule ist von dem Bildhauer Boehm aus Marmor gefertigt und stellt den berühmten Gelehrten in einem Armstuhl sitzend dar. Für den Darwinfonds wurden aus allen Theilen der Welt 4500 Pf. St. aufgebracht. Das Denkmal kostet 2000 und der Rest wird zu Stiftungen für biologische Forscher verwandt werden. Der Ausschuß beabsichtigt, auch ein Brustbild Darwin's in der Westminsterabtei zu errichten.

— Die Errichtung eines Schillerdenkmals in Chicago wird — so schreibt man der „Am. Corr.“ aus der „Gartenstadt“ am Michigansee — bald zur vollendeten Thatfache geworden sein. Der rührige „Schwabenverein“ hat seit dem Jahre 1880 die Sammlungen mit solcher Emsigkeit betrieben, daß derselbe im vorigen Herbst bereits den Erzgießer W. Pelargus in Stuttgart mit dem Guß des Denkmals nach dem Muster der Marbacher Statue beauftragen konnte. Die Verwaltung des großartigen Lincolnparks hat genehmigt, daß das Denkmal am südlichen Ende des großen Blumenparterres bei den Gemächshäusern seine Aufstellung finde, und es fehlt nur noch die relativ kleine, zur Errichtung des Sockels u. s. w. nöthige Summe von 6000 Dollars, die wohl in kurzer Zeit aufgebracht sein wird, so daß möglicherweise das Denkmal bereits am Geburtstag des Dichterkönigs feierlichst enthüllt werden kann.

— Die von der Stadt Rastatt dem Andenken der Brüder Grimm gewidmete Gedenktafel ist kürzlich, wie von dort gemeldet wird, an dem Haus in der Marktgasse, wo sie ihre Märchen verfaßten, angebracht worden. Das Material der Tafel ist dunkler schwedischer Granit, auf dem in Goldbuchstaben die Worte stehen: „In diesem Hause wohnten von 1805—1814 die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm und schrieben ihre Kinder- und Hausmärchen.“ Oberhalb der Tafel befindet sich, mit einer Inschrift umgeben, das in weißem Marmor von Professor Haffensprung ausgeführte Reliefmedaillon der Märchenfrau von Niederwehren, jener alten heissigen Bäuerin, der die Brüder nach ihrem eigenen Geständniß so viele schöne Märchen verdanken. Das Relief ist nach der vortrefflichen Radirung Ludwig Grimms gearbeitet, die 1814, ein Jahr vor dem Tode der Frau Viehmann — so hieß die Märchenfrau — vollendet wurde. Das Grimm-Haus liegt an einer vorpringenden Ecke der alten Marktgasse, die viele malerische Gebäude befißt.

Gestorben.

— Andreas Toth, ungarischer Dichter von Ruf, 60 Jahre alt, am 4. Juni, in Batta (Vorjoder Komitat).

— Leon Renier, Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Künste in Paris, Professor der lateinischen Epigraphie am Collège de France, Verwalter der Universitätsbibliothek u. s. w., Herausgeber und Leiter großer encyclopädischer Werke, 76 Jahre alt, Anfangs Juni, in Paris.

— Ludwig Frh. v. Hohenbühel, gen. Heuser v. Rosen, Sektionschef des k. k. österreichischen Unterrichtsministeriums a. D., hervorr. österreichischer Botaniker und vielseitiger Schriftsteller, am 8. Juni, in Hall (Nordtirol).

— Admiral Courbet, Oberbefehlshaber des französischen „Geschwaders im äußersten Osten“, bet. durch die Tonkinexpedition, 57 Jahre alt, am 11. Juni, an Bord des Panzerschiffs „Bayard“, in Matlung (Tischereijense).

— Ludwig Viszt, jüngerer Bruder von Franz Viszt, 72 Jahre alt, am 11. Juni, in Temesvár.

— General de Chabaud-Latour, französischer Minister des Innern nach dem Sturze des Cabinets Broglie, Senator auf Lebenszeit, 80 Jahre alt, am 11. Juni, in Paris.

— Prinz Friedrich Karl von Preußen, k. preussischer Generalfeldmarschall, Ehrenkommandeur des Johanniterordens (siehe Nekrolog), 57 Jahre alt, am 15. Juni, auf Schloß Klein-Glienitz bei Potsdam.

— Karl Frh. v. Manteuffel, k. preussischer Generalfeldmarschall, kais. deutscher Statthalter in Elsaß-Lothringen, 75 Jahre alt, am 17. Juni, in Karlsruhe.

— Wilhelm Camphausen, hervorr. Kriegs- und Porträtmaler (Zusammentreffen Bismarck's mit Napoleon, Seydlitz bei Rossbach, Friedrich der Große, Kaiser Wilhelm u. s. w.), 66 Jahre alt, am 18. Juni, in Düsseldorf.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Zu welcher Ausbildung die Kunstfertigkeit des Gedächtnisspiels gebracht werden kann, zeigt die folgende Partie, welche in St. Petersburg kürzlich von beiden Gegnern ohne Anstich des Schachbrettes gespielt worden ist.

Partie No. 37.

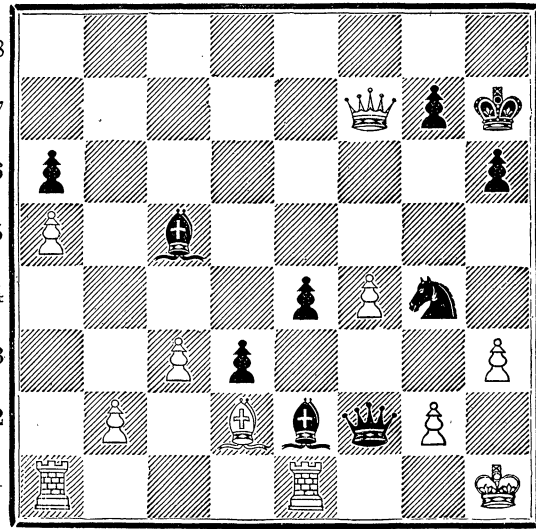
Zweisprieger-Spiel.

- | Weiß — Arnold. | Schwarz — Tschigorin. |
|--|--|
| 1) E 2 — E 4 | 1) E 7 — E 5 . |
| 2) E. G 1 — F 3 | 2) E. B 8 — C 6 . |
| 3) E. F 1 — C 4 | 3) E. G 8 — F 6 . |
| 4) E. F 3 — G 5 | 4) D 7 — D 5 . |
| 5) E. 4 n. D 5 | 5) E. C 6 — A 5, am besten. |
| 6) E. C 4 — B 5 † | 6) C 7 — C 6 . |
| 7) D 5 n. C 6 | 7) B 7 n. C 6 . |
| 8) E. B 5 — E 2 | 8) H 7 — H 6 . |
| 9) E. G 5 — F 3 | 9) E 5 — E 4 . |
| 10) E. F 3 — E 5 | 10) D. D 8 — C 7. Eine der stärksten Fortsetzungen. |
| 11) F 2 — F 4 | 11) E. F 8 — D 6 . |
| 12) D 2 — D 4 | 12) 0—0 . |
| 13) 0—0 | 13) C 6 — C 5 . |
| 14) C 2 — C 3 | 14) E. A 8 — B 8, um die Entwicklung des feindlichen Damenläufers zu hindern und den Thurm ins Spiel zu bringen. |
| 15) E. B 1 — A 3. Der Springerzug ist unvortheilhaft, wie sich bald erweist. | 15) C 5 n. D 4 . |
| 16) E. A 3 — B 5 | 16) E. B 8 n. B 5. Dieses durchaus korrekte Qualitätsopfer hatte Weiß offenbar nicht erwartet. |
| 17) E. 2 n. B 5 | 17) D. C 7 — B 6. Die Dame greift den Käufer an und gleichzeitig droht Abzugschach. |
| 18) A 2 — A 4 | 18) D 4 — D 3 † . |
| 19) E. G 1 — H 1 | 19) A 7 — A 6 . |
| 20) E. E 5 — C 4 | 20) E. A 5 n. C 4 . |
| 21) E. B 5 n. C 4 | 21) E. C 8 — G 4. Ein wichtiger Zug, der die Stellung der Mittelbauern erheblich verstärkt. |
| 22) A 4 — A 5 | 22) D. B 6 — A 7 . |
| 23) D. D 1 — A 4. Hierdurch wird die Dame zu weit vom dem gefährdeten Königsflügel entfernt. Besser wäre D. D 1 — E 1, in der Absicht, im geeigneten Augenblicke die Qualität wieder preiszugeben. | 23) E. F 6 — G 4. Jetzt droht das erste Matt. |
| 24) E. F 1 — E 1 | 24) E. F 6 — G 4. Jetzt droht das erste Matt. |
| 25) H 2 — H 3 | 25) D. A 7 — F 2 . |

IIIV.

- 26) E. C 1 — D 2 26) E. D 6 — C 5. Schwarz konnte hier einfach durch D. F 2 — G 3 den Sieg erzwingen; in seiner Absicht liegt jedoch, auf elegantere Art zum Ziel zu gelangen.
- 27) E. C 4 n. F 7 †. Ein letzter vergeblicher Versuch, die Partie zu retten. 27) E. F 8 n. F 7. Auf E. G 8 — H 8 würde E. F 7 — E 6 folgen.
- 28) D. A 4 — E 8 † 28) E. G 8 — H 7. Schwarz läßt absichtlich den Thurm einziehen.
- 29) D. E 8 n. F 7

Schwarz.



Weiß.

Schwarz steht jetzt in drei Zügen Matt, gewiß eine bewundernswürthe Schlußkombination der aus dem Gedächtniß gespielten Partie. Unseren Schachfreunden wird es nicht schwer fallen, die drei Züge zu finden.

Auflösung der Aufgabe No. 333:

- | Weiß. | Schwarz. |
|----------------------------|----------------------------|
| 1) D 7 — D 8, wird Läufer. | 1) A 2 — A 1, wird Läufer. |
| 2) E. E 4 — F 3 | 2) E. C 3 n. D 4 . |
| 3) E. D 8 — F 6 Matt. | |
- A)
- | | |
|----------------------------|-------------------------------------|
| 1) | 1) A 2 — A 1, wird Dame oder Thurm. |
| 2) E. D 8 n. G 5 | 2) Beliebig. |
| 3) E. G 5 — D 2 Matt. | |
- B)
- | | |
|---|------------------------------|
| 1) | 1) A 2 — A 1, wird Springer. |
| 2) E. D 8 n. G 5 | 2) E. A 1 n. B 3 od. anders. |
| 3) E. D 4 — E 2 oder E. G 5 — D 2 Matt. | |
- C)
- | | |
|--|--------------------------------------|
| 1) | 1) A 2 n. B 1, wird Dame oder Thurm. |
| 2) E. D 8 — E 7 | 2) D. B 1 n. D 3 † od. anders. |
| 3) E. D 1 n. D 3 oder E. E 7 — B 4 Matt. | |



Logogriffh.

Mit a kann's Gab' und Gut vermehren,
Mit ä kann's Gab' und Gut verzehren.
Dr. Karl Krüger.

Räthsel.

Getrennt mein Sylbenpaar erscheint
Weit öfter, als wenn es vereint.
Getrennt mag's Mancherlei bedeuten:
Stets wird's bestehn' aus vielen Leuten,
Ist oft geschmückt mit reicher Bier;
Doch bietet's auch Erquickung dir;
Gefällt dir bald und bald auch nicht
In eines Mädchens Angesicht;
Erscheint bald finster und bald mild,
Der Seele treues Spiegelbild;
Bald wird's als schön gepriesen sehr,
Und bald als schlecht getadelt schwer.
Nimm dich gar sehr davor in Acht,
Weil's Manchem Schmerzen schon gebracht.
Vereint hielt's einst mit großer Pracht
Der römische Feldherr nach der Schlacht;
Doch Jedes muß, soll es gesch'n,
Nothwendig vorher drauß'n steh'n.

Auflösung des Räthselungs No. 8:

Grabchrift auf einen Pavian Minulus.

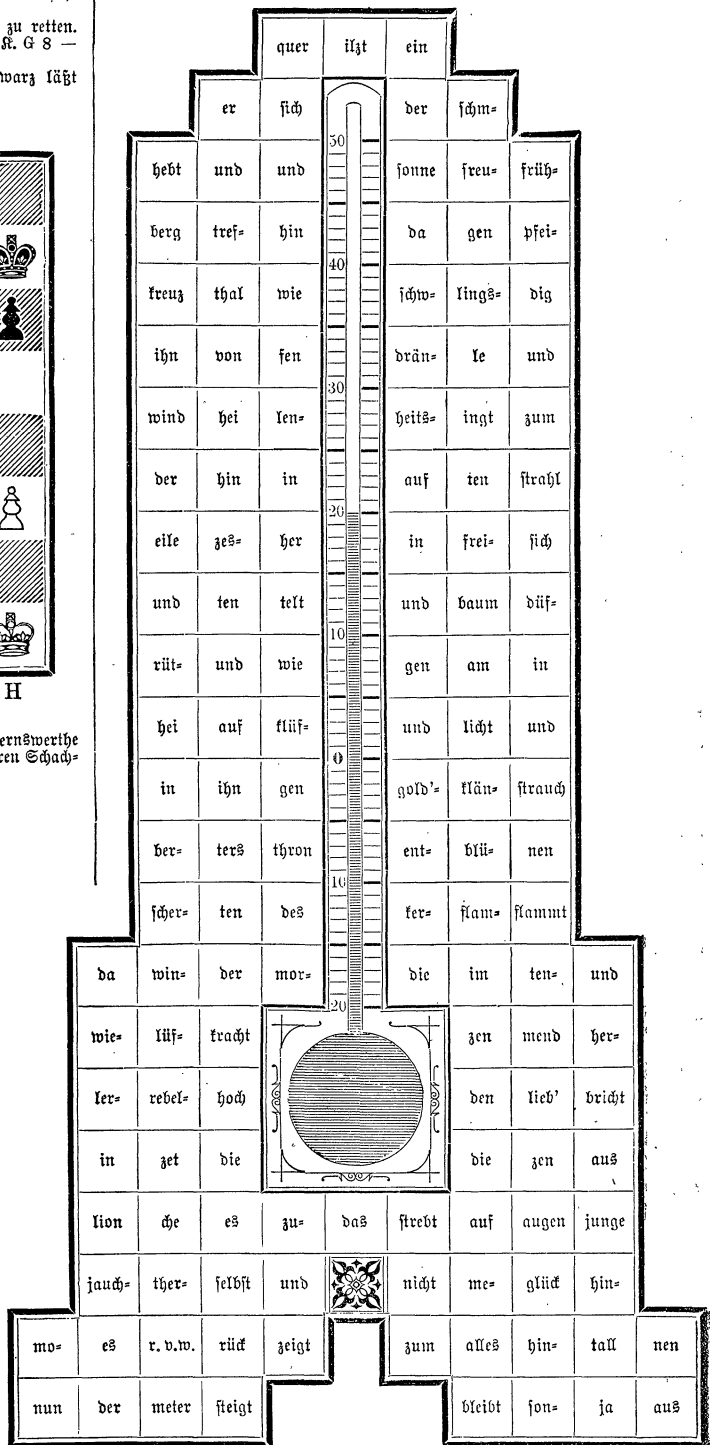
Hier faulet Minulus, ein Affe.
Und leider, leider, welch' ein Affe!
So zahm, als in der Welt kein Affe;
So rein, als in der Welt kein Affe;
So keusch, als in der Welt kein Affe;
So ernst, als in der Welt kein Affe;
So ohne Falsch. O, welch' ein Affe!
Damit ich's kurz zusammenraffe:
Ein ganz originaler Affe.

(Löffing.)

Auflösung des Räthfels in No. 38:

Atlas.

Thermometer-Räthelsprung.



Bilderräthsel 38.



Auflösung des Bilderräthfels 36:

Sei des Hauses schmucke Wirthin,
Nichte wirthlich Alles ein,
Deinem Gatten wird sein Haus dann
Auch das liebste Wirthshaus sein.



A. v. L. in G. Gebürder Senf, Briefmarkenhandlung in Leipzig, werden Ihnen das Gewünschte ohne Zweifel besorgen können.
Nulla perennis. Wenn Sie uns Ihre Adresse angeben wollen, können wir vielleicht Ihren Wunsch entgegenkommen.
F. C. in Serajevo. Ihre Aufstellungen stimmten eben nicht ganz.
A. Th. V. in Emmendingen. Das kommt ganz auf Ihre Geschicklichkeit an. Die nächstgelegenen Adressen können Sie sicher dort mit Leichtigkeit besser erfahren, als es aus der Ferne möglich ist.
Imici pensio. Wir bedauern, auf den Abdruck verzichten zu müssen, da wir den Ergebnissen, zu denen Sie in Ihren gewagten Folgerungen gelangen, nicht das Wort zu reden vermögen.
Abonnet in Bielefeld. Diese Bitte besteht wohl auch an anderen Orten und hat mit morgantischer Ehescheidung auch äußerlich nichts gemein, da Brautgum und Braut einander die rechte Hand reichen und an diese auch die Ringe gesteckt werden.

Langjährige Abonnentin in Livland. Musste wegen Ueberschuss an Nihilismus beiseite gelegt werden.

Kleine Witzbegierde. Die Unterrichtsbriefe von Toussaint-Langenscheidt. — In manchen Fällen und bis zu einem gewissen Grade: ja.

Der arme „I love you“. Wir freuen uns, daß Sie einigen Trost darin finden, sich einmal ausgesprochen — und so bereit ausgesprochen zu haben. In der That, wir begreifen, daß dieses Bild Ihr Köpfchen und Ihr Herz erfüllt, fürchten aber nach Allem, was Sie in und zwischen Ihren erregten Zeilen lesen lassen, daß die lebhaften fastenbraunen Augen nicht nur äußerlich in beständiger Bewegung, sondern auch der Ausdruck einer nicht minder beweglichen Seele sind. Gleichwohl erscheinen Ihre Empfindungen zu echt und warm, als daß wir nicht hoffen sollten, es werde Ihrer Lebenswürdigkeit gelingen, den Verbänden zu festeln. Ob derselbe mit der von Ihnen angeführten Weise in Verbindung steht, vermögen wir nicht zu entscheiden, da wir den Betreffenden eben nur unter diesem Motto kennen. Andeutungen wie die von Ihnen vermuteten finden sich in seinen Zeilen nicht.

G. Z. in A. S. 149. Smelin-Kraut, Handbuch der Chemie, Heidelberg 1871—76.

S. L. G. in Götter. Jede Buchhandlung, an die Sie sich mündlich oder schriftlich wenden, kann Ihnen solche zur Auswahl vorlegen.
A. P. stud. jur. et cam. in Berlin. Diefelben können in den Buchhandlungen käuflich erworben werden.

G. C. in Dessau. Gretel, Bertha und dritter Charakter.
D. L. Wir haben schon mehrfach hervorgehoben, daß wir uns darauf zu unserem Bedauern nicht mehr einlassen können.

Haideblümchen. Vollmarstein im preussischen Regierungsbezirk Arnberg, Kreis Hagen. — Dank und Gegengruß! G's „guter Ton“ hat dawider gewiß nichts einzuwenden.

G. v. M. in G. — hausen. Das Buch ist entschieden empfehlenswert, die jüngste Ausgabe bedeutend bereichert. Ihrem an uns gerichteten Wunsch können wir aus entscheidenden Gründen augenblicklich leider nicht Rechnung tragen.

G. F. in Burscheid. Eine Monographie über diesen Gegenstand ist unseres Wissens noch nicht geschrieben.

Dr. G. F. in Greifswald. Wir bitten um gef. Wiederholung Ihrer Anfrage.

L. W. in Mannheim. Um Ihnen die für Ihren Fall richtige Uebersetzung dieser vieldeutigen Worte geben zu können, müßten wir den Zusammenhang kennen, dem Sie dieselben entnommen haben.

S. S. Sie fingen in Ihrem „Nachtgemälde“:

Und im Ramin sang der Wind
 Geheimnisvolle Lieder.
 Das Holz umweht von blauer Glut,
 Nachts wie in tiefem Weh.

Ganz begreiflich, Ihre Verse könnten Steine erweichen, warum sollten Sie nicht auch dem Holze Schmerz ausbreiten?

Hrn. M. S. Sp. in Bialystok. Selbst bei noch so „herablassender Güte“, wie Sie schreiben, können wir Ihre Verse nicht hübsch finden.

Hrn. Rudolph H. in Kockweim. Wir bedauern „Kleiner Kobold“. Wir richten in Ihrem Interesse an unsere Leser die Frage, ob einer derselben den Komponisten des Liedes „La fauvette“ namhaft zu machen weiß?

Mathilde Gräfin P. Wir bedauern, nicht dienen zu können, da der Name, dessen Adresse Sie wünschen, im „Gothaischen Taschenbuch der gräflichen Häuser“ gar nicht zu finden ist.

Schottland. Les „on dit“. Wir freuen uns Ihrer Anhänglichkeit an die Mutter Sprache und an unser Blatt, das Sie mit derselben in Ihrer fremden Ferne in fortgesetzter Verührung erhält. Der Gegenstand, dessen Bearbeitung Sie uns antragen, bietet leider zu wenig allgemeines Interesse, als daß wir uns desselben bemächtigen dürften. Dagegen hoffen wir, Ihrem zweiten Wunsche, wenn Sie sich noch ein wenig gedulden wollen, in Bälde entgegenkommen zu können. Im Uebrigen danken wir Ihnen für das freundlich beigelegte Gedächtnis und wünschen Ihnen fernesthin gleich angenehme Träume wie die erwähnten und eine glückliche Erfüllung derselben.

Wichtige Lösungen fanden ein: Mathilde Blumenthal in Gesehacht (3). Hr. Hent. Helbling-Edmundo in Zürich (3). Josef Trojan in Leipzig. Clara Kocowich in Wegeborn (2). G. Meier in Merseburg. Fritz und Paul L. in Breslau. G. Scholz in Grottkau. Marie Sander in Zirk (2). Ernst Henzen in Dürren (7). C. Siegel in Weimingen. Hr. Martin Bient in Dresden. Theresienklub in Bielefeld-Biala. Langjährige Abonnentin in Livland (2). Sigmund Stenich in Wisthof. „Semper idem“ in Lübeck. G. Küster in Steinhude (2). Marie Goltzmann in Hannover. Fritz Guteneuer in Altena. „Ein lustig Lied“ in Baden-Baden (2). Schneller in Schumla. Karl Lange in Erfurt. Jakobine Thomm in Augsburg. Max Meyer in Weiburg. Gertrud Mithschin in Zwidau. G. Mählein und F. Brill in Prag. Martha W. in Grünenthal.

Gesundheitspflege.

A. D. Chinin wirkt auf den Magen im Allgemeinen nicht schädlich, im Gegenteil in kleinen Dosen sogar tonisierend und appetitregend. Nur in großen Dosen ruft es öfters Erbrechen hervor, jedoch ohne schädliche Nachwirkungen. Wir erhielten übrigens außer der Anfrage vom 26. Mai keine freilich; überhaupt liegt es in der Natur der Sache, daß Antworten nicht sofort in der nächsten Nummer, sondern erst in einer späteren erfolgen können. Dringliche Fälle passen eben nicht zur Beantwortung an dieser Stelle. Gätten Sie doch lieber gleich den Arzt befragen, der das Chinin verordnet.

H. R. Gegen Fußschweiß wendet man mit Erfolg das bekannte Schweißpulver an, bestehend aus 3 Theilen Salicylsäure, 10 Theilen Amylum und 87 Theilen Talg.

F. F. in A. Vermeiden Sie die Schädlichkeiten, also in erster Linie zu vieles Trinken an der Nase, und dieselbe wird wieder, so weit es möglich ist, zur Norm zurückgeführt. Gegen Mieser ist das Kummerfeld'sche Wasser ein Hauptmittel.

Eine alte, aber junge Abonnentin. Das sogenannte Kurella'sche Pulver bewährt sich in solchen Fällen sehr gut: Abends, bez. Morgens und Abends 1 Kaffeelöffel.

Freue, blasse Abonnentin in Rußland. 1) Bittersalz oder Karlsbader Salz können Sie als sogenanntes Blutreinigungsmittel anwenden. 2) Es läßt sich nie im Voraus bestimmen, in welcher Form das Eisen am besten vertragen wird; dieß ist rein individuell. Machen Sie zunächst einen Versuch mit Pillen.

Eine junge Abonnentin in P. Zur Verhütung können wir Ihnen sagen, daß es sich nach den letzten Schilderungen nicht um eine eitrige Nase handelt. Die Empfindungen mit Kollodium können daher wegblassen.

G. S. 1) Ein chronischer Nervenkatarrh ist nicht gerade ein gefährliches, aber doch zu beachtendes Leiden, dessen Beseitigung entschieden angekrebt werden soll. Durch eine mögliche Fortpflanzung desselben, z. B. auf die Ohrtrumpete, entsteht namentlich bei Kindern sehr oft Schwerhörigkeit. Für andere, namentlich Allgemeinfrantheiten bedingt er aber keine größere Empfänglichkeit, doch steht er häufig, aber nicht notwendig mit Strophulose in Zusammenhang. 2) und 3) Derselbe ist heilbar und nicht vererblich.
Louis B. Uns ist diese Heilmethode unbekannt.

Dr. Schm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
 Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Übersicht.

Text: Sub rosa, Novelle von Karl Theodor Schult. — Der preussische Offizier in der Literatur, von Fritz Allen. — Prinz Friedrich Karl von Preußen, von v. B. — In der Unterwelt, von Heinrich Noé. — Auf Küken, Novelle von Jos von Reuß. — Kap Palmas, von Friedrich v. Hellwald. — Im Höllenthal, von Max Kolling. — Das Stuttgarter Musikfest und seine Matadore, von Otto Baisch. — Notizblätter. — Schach. — Räthsel: Logograph; Räthsel; Auflösung des Räthfels Nr. 8; Auflösung des Räthfels in Nr. 38; Thermometer-Räthsel; Bilderräthsel 38; Auflösung des Bilderräthfels 38. — Briefmappe.

Illustrationen: Prinz Friedrich Karl von Preußen. — Aus dem Höllenthal, nach einer Skizze von M. Kolling. — Waldidylle, von J. R. Wehle. — Die Hauptmitwirkenden des Stuttgarter Musikfestes. — Die Adelsberger Grotte, nach einer Skizze von Mich. Sachs. — Bilder von Kap Palmas, nach Skizzen von C. Lohmann. — Augenblicksbilder, von H. Kiesel.

An unsere Leser!

Die Unterzeichneten übernehmen hiemit die Redaktion der vier Beitschriften: „Ueber Land und Meer“, „Deutsche Romanbibliothek“, „Illustrirte Welt“ und „Illustrirte Romane aller Nationen“ und bitten die geehrten Mitarbeiter wie den großen Leserkreis, auf welchen die Journale mit Recht stolz sein dürfen, das bisher in so reichem Maße bewiesene Wohlwollen auch auf die neue Zeitung dieser Beitschriften übertragen zu wollen. Wir werden auf's Eifrigste bestrebt sein, das Vertrauen, dessen wir uns zu erfreuen hoffen, nach allen Richtungen hin zu rechtfertigen und die Journale auf der hervorragenden Stufe, welche sie seit langen Jahren in der Gunst des Publikums einnehmen, zu erhalten.

Otto Baisch. Hugo Rosenthal-Bonin.

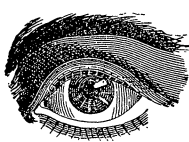
In unterzeichnetem Verlage erscheint gegenwärtig die zweite Auflage und in Verbindung damit eine neue Subscription auf
Goethe's Werke.
 Mit 1058 Illustrationen erster deutscher Künstler.
 Herausgegeben von
 Professor Dr. Heinrich Dünker.
 Mit Goethe's Porträt und Lebensabris

Illustrirte Pracht-Ausgabe.

In 90 elegant broschirten Lieferungen von je 3—4 reich illustrierten Bogen zum Preise von 50 Pfennig pro Lieferung. Alle drei Wochen gelangen eine bis zwei Lieferungen zur Ausgabe. Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese neue Subscription entgegen und sendet auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht in's Haus.

Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).



Men! Sensationell!
 Doppelte
 Heranzieh-
 gläser

bringen den entferntesten Punkt dem Beschauer nahe, sind v. e. besond. Klarheit und Schärfe, deshalb auch im Zweifelsfall zu benutzen, sind die besten Gläser für Douffien, Officiere, Forstbeamte. Sie sind f. jed. Auge pass. u. auch als Theatergläser sehr empfehlenswerth. Sie kosten das Stück 15 Mark incl. lederner Tragtasche, einfache Heranziehgläser das Stück 2 Mark und 8 Mark.

Nur zu beziehen von dem optischen Institut von G. F. G. Zittel's Nachfolger in Zwidau, Sachsen. Gegründet im Jahre 1847. Gegen Einsendung des Betrags oder Nachnahme.

Patente

besorgtu.verwerthet in allen Ländern.
 Prospecte gratis.
 Alfred Lorentz, Berlin, Lindenstr. 57

„EINE PERFECTE FRISUR IN ZEHN MINUTEN.“

HINDE'S LOCKEN-NADELN



Erzeugen Charmante Ringellocken u. s. w.
 Sie werden in KALTEM Zustande benutzt und sind viel zuverlässiger als Papierwickel. Bequem, Unsichtbar und die Einfachheit selbst.

Dieser Artikel ist in England durch Patente geschützt. Jede Nadel und Etiquette ist „HINDE'S CARELESS“ Patent, gestempelt.

Man nehme sich in Acht vor schwindelhaften Nachahmungen, die schlecht und von geringem Werth sind und deren Vertrieb mit der vollen Strenge des Gesetzes entgegengetreten wird.

Probeschachteln sind portofrei gegen Einsendung von 70 Pf. zu beziehen von A. GRANDJEAN, Hamburg, Parfümerie- und Luxus-Artikel.

Fabrikant: HINDE, BIRMINGHAM und LONDON, England.

Schwarz- u. weißseidener Atlas M. 1. 25. p. Meter

= 75 fr. ö. W.

bis M. 16. 80. (in je 18 versch. Qualitäten) versende in einzelnen Rollen und ganzen Stücken kostenfrei in's Haus. Muster überallhin franko. Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pfg. = 10 fr. ö. W. Porto.

Zürich (Schweiz).

4380

G. Henneberg's

Seidenstoff-Fabrik-Depôt,
 Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Orthographie.

Vollständigste aller orth. Lehrbücher; leicht-handlich; auch f. Selbstunterricht. 448 Seit. gr. Okt. Alle Systeme, alte u. neue Orth. nebeneinander. Zum Nachschl. f. jeden Fall. Gleg. geb. M. 5,50 franko. Postbezugsabg. Schuldirector Klemm, Dresden-V.

Selbstunterricht im Schnell-Schönschreiben
 I. I. K. K. Hoheiten den Prinzen
Wilhelm und Heinrich
 von Preussen
 Methode von Professor Maas, Ritter etc. Prospect kostenfrei durch die Expedit. d. Prof. Maas'schen Unterrichtsmittel,
 Nagel & Co., Berlin S., Prinzenstrasse 73.

Reise-Bazar
 C. C. Hallmayer,
 R. Hof-Weisartitel-Fabrikant,
 Stuttgart, Kirchstraße 12.
 30 Bild. 3. Totlagen d. ill. urfidele Buch
 75 Pf. Mtn. Frauenzimmer 50 Pf.
 Pikante Bücher u. Phot. Katalog gratis.
 Artist. Institut 4 Aschaffenburg.

150 Briefmarken für 1 M.
 Alle garantirt echt,
 alle verschiedenen, z. B. Canada, Cap, Indien,
 Chili, Java, Borschw., Australien, Sardin.,
 Rumän., Span., Viet. etc. R. Wiering in Hamburg.
 Galt Kopenh. Metallpostfrmpulver, Riste M. 3 1/2
 fco. 3 Probe-Pakete fco. f. 50 Pf. in Briefm.
 H. Wiering, Hamburg, Alt. Steinweg 19.

Nur einmal bietet sich die Gelegen-
 heit, dass J e d e r,
 der seine Adresse
 an die „Deutsche
 Vereins-Zeitung“ in
 München sendet, die
 grösste und beste
 illustr. humoristische
 Wochenschrift: „Der
 Teufel“
 bis 1. Oct. ganz umsonst
 erhält und sind für Porto
 nur 45 Pf. (Ausl. 90 Pf.)
 in Marken beizufügen.
 (Bei der Post 2 M.) Wirk-
 lich hum. Artik. u. Zeich-
 nungen gescht. Grösste
 Aufl. aller Witzbl. Zu
 jeder Anzeige ein Scherz
 gratis, per Zeile 75 Pf.

Grater Freund
 bittet dringend um Adresse.
 Untenstehende Strecker sind franco Zoll
 und Porto zu äussersten Preisen zu beziehen
 durch Heint. Kolbe, Hamburg, gr. Bleichen 56/58.
JOHN HAMILTON & Co.'s
 PATENTIRTER TRAGBARER
Hosen-Strecker



ZU HABEN BEI ALLEN AUSRÜSTERN.
 Ein Gros Verkauf nur bei Zollvereins-Niederlage,
 Wilhelmstrasse 38, Hamburg.

Obige Hosenstrecker versende in Bronze
 Stück 8.— M. Nickel 11,75 M.
 Alexander Brünell, Berlin, Passage 14.
 Cöln, Fr.-Wilhelmstr. 12.

Origineller Scherz für Herrn:
 auf optischer Zeichnung beruhend, versendet
 franco für 50 Pf. in Briefm.
 Greiner, München, Corneliustr. 32.

3 **Romane von Georg Ebers.**
 Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger)
 in Stuttgart und Leipzig.

Eine ägyptische Königstochter. Zwölfte Auflage. 3 Bände. M. 15. — **Uarda.** Zehnte Auflage. 3 Bde. M. 15. — **Die Schwedern.** Vierzehnte Auflage. M. 7. — **Der Kaiser.** Zehnte Auflage. 2 Bde. M. 12. — **Homo sum.** Zwölfte Auflage. M. 7. — **Die Frau Bürgermeisterin.** Dreizehnte Aufl. M. 7. — **Ein Wort.** Elfte Auflage. M. 7. — **Serapis.** Neunte Aufl. M. 7. — **Eine Frage.** Idyll. Dritte Aufl. M. 5. *Sämmtlich in feinem Original-Einband. Lieblingsbücher der deutschen Familie.*



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Sub rosa.

Novelle von
Karl Theodor Schulz.

(Fortsetzung.)

Eine wahrhafte Fülle des Erfreulichen, ja Herzbewegenden strömte in der nächsten Zeit über Bernoth hin; er kam aus einer gelinden Aufregung kaum mehr heraus. Daheim verhätschelte ihn die Mutter, welche in Folge des jüngsten Ereignisses vom Gut hereingekommen war, und selbst der Vater sah dann und wann mit Blicken einer Zufriedenheit auf ihn, an welche er durchaus nicht gewöhnt war; draußen zeichnete ihn der größere Theil der Kameraden sogar aus. Von so Manchem kam es ihm vor, als solle dessen gleichfalls ungewohnte Aufmerksamkeit und Wärme ihm für irgend etwas Abbitte leisten. Der Oberst, so wurde ihm mitgetheilt, habe gleich mehrere der Zuschauer zu Protokoll vernehmen lassen, und so stehe ihm wohl die Rettungsmedaille, dieser neben dem Orden pour le mérite edelste aller Orden, in sicherer Aussicht. Kurz, es war in der kleinen Stadt, wo sich im Ganzen selten etwas Ungewöhnliches zutrug, als habe der Lieutenant Bernoth mindestens eine Schlacht gewonnen und es gelte nun, ihn dafür mit allen Ehren zu überschütten, welche eine werththätige Dankbarkeit nur zulasse.

Gerade für Bernoth war ein solcher Zustand mit all' seinem Gedulden an Lob ein gänzlich unbekannter; am ersten Tage nahm er ihn denn auch wie etwas gar Freundliches hin, doch schon am zweiten litt seine Bescheidenheit darunter und er entfloß Jedem, der nochmals davon anfangen wollte. — So hatte auch ein mit Lorch — im Beisein Anderer — stumm getauschter Händedruck äußerlich Alles erledigt, was dem Retter und dem Geretteten auf dem Herzen liegen mußte. Lorch hütete übrigens momentan das Bett,

schien sonst aber ohne bleibenden Schaden für seine Bravade davonzukommen. —

Da auch in den nächsten Tagen weiches Wetter angehalten, stand an der Brünnau schon über manchen Strecken des Eises wieder Wasser — es hatte nur einzelne Besucher noch herausgelockt, und selbst diese tummelten sich nicht auf der Eisbahn, sondern gingen plaudernd die Ufer entlang.

Zu diesen gehörte die ganze Familie Hattenheim: Biddy, deren Vater, welchem sie die Stelle der Rettung

zeigen wollte, und ihre Brüder Wolf und Erich. — Auch Bernoth hatte versprochen müssen; mit seinen Eltern dorthin zu kommen, war aber noch nicht eingetroffen.

Während Biddy jedoch die verschiedenen Stadien des Rettungswerkes auf's Eifrigste beschrieb, näherte er sich, seine Mutter führend, vom Fischerhause her, wo er nochmals seinen Dank für die mancherlei Hülfen ausgesprochen hatte, und wurde nun, sobald man seiner ansichtig wurde, mit einem gewissen Hallo empfangen. Selbst Biddy küßte seiner Mutter in einer wärmeren

Weise als sonst die Hand und legte die ihre dann beinahe mit einer Art von Feierlichkeit in die seinige.

Bernoth, der Alles mit verlegenem Aufschauen hingenommen, drängte bald zum Vorwärtsgen, und da auch der Vater Bernoth's, dem der Schlossfischer eine Strecke weit das Geleite gegeben hatte, herankam, brach die ganze Gesellschaft auf. Man gedachte, den gewohnten Spaziergang am Strom entlang zu machen und später über die Eisenbahnbrücke nach der Stadt zurückzukehren. Der alte Major von Hattenheim ging mit der Mutter Bernoth's voran, während die Uebrigen vereint folgten. Da kehrte sich Biddy, ehe man die Biegung des Brunn erreichte, scheinbar unwillkürlich noch einmal um und blieb dadurch hinter den Anderen zurück. Bernoth hatte es im ersten Augenblick nicht bemerkt, bald hielt er aber gleichfalls den Schritt zurück und wartete auf ihr Herankommen.

Sie hatte heute mehr Farbe als gewöhnlich, so hob sich ihr Gesicht in wahrhaft reizender Frische von dem braunen Plüschbaret mit seinem silbergrauen Pelzbesatz ab, und ähnlich trat die Figur in dem sich eng ansmiegenden, ebenfalls braunen Plüschkostüm in jeder Linie wie gemeißelt hervor. Dabei gaben all' die seidenhaarigen Pelzbesätze der ganzen Erscheinung etwas phantastisch Beschwingtes, das an die Wirkung polnischer Nationaltrachten erinnerte.

Bernoth's Blicke mußten auf's Deutlichste von seinem Bezaubertsein sprechen — Biddy lächelte auch in leiser Genugthuung, sagte aber natürlich, als sie ihn erreicht hatte:



Edwin Freiherr von Manteuffel,
General-Feldmarschall, Statthalter von Elsaß-Lothringen.

„Es paßt wieder gar nicht zu Ihrer Bravheit vom Sonnabend, daß Sie Einen gleichsam Revue passiren lassen! Ich mußte eben daran denken, wie einem armen Rekruten zu Muth sein muß, der sich so gemustert sieht und nicht ganz genau weiß, ob jeder Knopf auch geschlossen sei!“

Kurt Bernoth lachte. „Vergeben Sie! Uebrigens wenn auch Ihr Vorwurf am Platz gewesen — welcher Vergleich aber! Ein Rekrut und Sie, die gefeierte, stolze —“

„Ah, bitte!“

„Lassen Sie mich nur meine Beweisführung zu Ende bringen!“ fuhr er lebhaft fort. „Ich versuche ja ganz objektiv zu sein, sonst möchten die Eigenschaftswörter viel voller —“

„Zum Beispiel?“ rief Liddy. „Es interessiert mich, solche Steigerungen kennen zu lernen — vielleicht zu späterem Gebrauch.“

„Wem gegenüber?“

„Wie soll ich das jetzt wissen?“

„Nun, ich will großmüthig sein und Ihnen nichts von dem vorenthalten, was mich in solchem Falle das Herz lehren würde.“

„Das Herz?“ fragte Liddy leise.

„Gewiß!“ versetzte er, seine Stimme gleichfalls dämpfend. „Bei der Wahl von Eigenschaftswörtern ist dieß immer am nächsten theilhaftig; erkennt man doch auch den Dichter, den Herzenskinder daran, welches unter den unzähligen er gerade wählt!“

„So genügte ihm ein einziges?“

„In den meisten Fällen — ja!“

„O, dann bitte,“ rief Liddy, indem ihre Augen ihren unbestimmtesten Ausdruck annahmen, „seien Sie auch einmal Dichter — daß Dichterblut in Ihnen stecke, habe ich, wie Sie wissen, immer behauptet — und bilden oder wählen Sie sich ein einziges Wort für mich!“

„Das ist schwer!“

„Ertappt!“ lachte sie auf. „Eben versicherten Sie ja, und zwar mit einer gewissen Großartigkeit, die etwas Bestehendes hatte, wie dabei immer das Herz theilhaftig wäre, und doch schweigt Ihr Herz jetzt, denn sonst müßte Ihnen das betreffende Wort gleich, wie vom Instinkt geschenkt, einfallen!“

„Dagegen könnte ich viel einwenden!“ verantwortete sich Bernoth.

„Nun?“

„Vor Allem bin ich kein Dichter — und Sie sind gerade eine Erscheinung, die etwas, ich möchte sagen, ganz ungewöhnlich Komplizirtes an sich hat.“

„Ich? O! — Verkennen Sie mich auch nicht?“

„Ich glaube kaum!“ erwiderte er, sie voll anblickend. „Zwar sind wir erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit bekannt —“

„Doch nun schon seit Jahr und Tag!“ warf Liddy verwundert ein.

Bernoth verneinte. „So lange ist es unbedingt nicht her!“

„Papa kam bereits im vorigen Dezember!“

„Sie aber erst zum Gastnachtsball, wenigstens sah ich Sie an dem Abend zum ersten Mal.“

„Was Sie Alles behalten!“

„Wie sollte ich nicht!“ versetzte Bernoth treuherzig. „Ich traf Sie ja mit Ihrem Herrn Vater im Wohnzimmer, bat gleich um den ersten Walzer und durfte Sie zu demselben in den Saal führen! Wissen Sie nicht mehr, wie alle Welt auf uns sah, und wir dann ganz allein tanzten? Schienen die Kameraden doch von dem ersten Anblick der neuen Fey —“

„Ah, sehr gut!“ unterbrach Liddy, indem sie ihren kleinen grauen Muff mit einer graziösen Bewegung an die Lippen drückte, als solle das auch etwas Verbindliches bedeuten. — In demselben Augenblick fuhr sie zusammen und blickte erblaffend nach dem Flusse hinüber; der gleiche, starke, grollende Haß wie neulich kam hinter ihnen her und dröhnte und sprang gleichsam im Eise vorwärts. Dann war wieder die frühere müde Stille in der Landschaft, als sei diese durch nichts unterbrochen worden.

„Meine Nerven haben sich wohl noch nicht völlig beruhigt!“ begann Liddy das Gespräch von Neuem. „Es war ihnen auch ein wenig viel zugemuthet! Dennoch bin ich glücklich, das Alles miterlebt zu haben. Ein gutes Ende tilgt ja immer die ausgestandene Angst und Dual, um uns nichts als das Große, das unvergeßlich Große zurückzulassen!“ Ihre Augen strahlten.

„Wollen Sie mich nun auch noch erröthen machen?“ rief Bernoth, der trotzdem ihre Blicke durch die feinen

zu bannen suchte. „Ich war Ihnen vorher so dankbar, daß Sie gar nichts sagten, mich nur so freundlich wie jetzt ansahen und damit Holla! Ja, ja, mir fehlte es in den letzten Tagen beinahe an Athem, bedrückt war ich — ah, ich hätte nicht geglaubt, daß etwas an sich ja Reizendes und gut Abgelaufenes eine arme Seele nachträglich so peinigen könnte!“

„Diese arme Seele hat sich aber noch Blicke bewahrt, deren — deren —“ Liddy stockte, fuhr dann aber rasch fort: „Mir fällt eben wieder der Anfang unseres Gespräches ein! Sie sind mir noch das allumfassende Wort für mich schuldig!“

„Und das fiel Ihnen ein,“ fragte Bernoth gepreßt, „weil sich nicht das rechte Wort für den Ausdruck meiner Blicke einstellen wollte? Wenn Sie das Wort finden, verspreche ich Ihnen jenes! Wahrscheinlich hatten Sie es auch gefunden, Sie mochten es nur nicht gebrauchen.“

„Heucheln ist meine Sache nicht!“ entgegnete Liddy, indem sie mit der Hand über ein paar Schilfhalme, die am Ufer standen, hinstrich. „Ich bin auf Ihren Ausdruck zu neugierig, um nicht den meinigen dafür preiszugeben! Ihre Blicke hatten etwas Warmes — Glühendes sogar — ganz unmotivirt, ich gebe dieß gern zu!“

„Glauben Sie?“ Eine Erregtheit sprach aus der Betonung der Worte, daß sich Liddy unwillkürlich abwandte. Vielleicht fühlte sie auch, ohne daß sie die Augen vom Boden hob, mit welchem neu auflodernden Feuer Bernoth's Blicke wieder an ihr hingen, und nicht bloß an dem feinen Oval des Gesichtchens — sie umfaßten die ganze Gestalt.

Liddy beugte sich herab, um eine trockene Schilfblüte zu brechen; die Blüte wehrte sich gleichsam, da kam Bernoth zu Hülfe, brach den Stengel durch und überreichte sie ihr; dabei berührten sich ihre Hände. Wollte Liddy sie ihm dankbar drücken, wollte er es thun? Augenblicke vergingen — sie standen noch Hand in Hand. Und nichts weckte sie; die Vorangegangenen waren schon beinahe an der Brücke, der Nebel seitwärts auf den Wiesen wälzte und brodelte lautlos, selbst das Seufzen des Abendwindes in Rohr und Weide war verstummt.

Liddy erwachte zuerst und versuchte hastig ihre Hand aus der seinigen zu ziehen, doch hielt er dieselbe nur fester und flüsterte leidenschaftlich: „Sie gaben sie mir nicht, ich habe sie nicht genommen — es war auf einmal da! Ich hielt sie — Sie wehrten nicht, darf es nicht so bleiben, Liddy? Ach, ich habe ja gezögert, lange gezagt! Ich dachte wohl an mein Glück und wagte es wieder nicht zu hoffen. Der war dazwischen, den wir kämpfen gesehen mit Woge und Eis. Ist Der dort für Sie versunken? Habe ich wirklich einen Andern gerettet, und Sie wären nun mein? — O, ein Wort, Liddy! — Sie fühlen, daß es noch in mir fruckt, ich meine noch immer, nicht glauben zu dürfen — alle Hoffnung wie Trug! Seien Sie ganz Sie selbst — grausam, wenn Sie es sein müssen — ich will es zu tragen versuchen — nur nehmen Sie das Taumeln von der Seele!“

Liddy, die sehr blaß geworden war, suchte sich zu fassen; noch hatte sie die Augen, welche bei Bernoth's Worten wie hilflos auf den Fluß gerichtet geblieben, zwar fest geschlossen, um die Lider, um den Mund rann es aber bald wie ein Lächeln, nach ihrer Art weniger warm, mehr des Triumphes. Dann schlug sie auf einmal die Augen groß und voll zu Bernoth auf, nichts als Vertrauen und Hingabe in sie legend. Er — seine glühende Liebe verstand das ohne Worte, und er zog sie mit einem Jubelruf an die Brust.

In großer, sogar ein wenig geräuschvoller Freude wurde das eben Geschehene von den beiderseitigen Familien hingenommen. Nur der Mutter Bernoth's fiel es plötzlich auf's Herz: gerade an ihrem Verlobungstag!

II.

Den nächsten Sonnabend sollte, wie alljährlich, im Offizierskasino die Theatervorstellung zum Besten des Brünnerberger Unterstützungsvereins stattfinden. Häufige Proben hatten endlich selbst die zum ersten Mal Spielenden sicher gemacht, und Jeder freute sich auf die heutige Generalprobe, für welche die Lösung ergangen war, bereits im Kostüm zu erscheinen. Für die mitwirkenden Damen — da Stückchen in moderner Tracht gespielt wurden, „Badekuren“ und „Das Herz vergeffen“ — hatte es deshalb kein besonderes Kopfzerbrechen gegeben; für die Offiziere, bei welchen in einer kleinen Garnison schon

jedes Civil als eine Art der Maskerade erscheint, waren erst nach mancherlei Mühen die betreffenden Anzüge in leidlicher Vollständigkeit zusammengeborgt worden. Namentlich hatte es manchen Gang gekostet, bevor der Sammetrock und das Cerevis nebst zugehörigem Bande des Studenten in den „Badekuren“, welchen Baron Lorch neben Liddy Hattenheim als Louise spielte, aufgetrieben worden; doch durfte Lorch nun beim letzten Blick in den Spiegel demselben auch auf's Bild glauben, daß es nicht leicht einen schmuckern und dabei vornehmern Heidelberger Korpsburschen geben konnte. Seine bleiche Stirn röthete sich sogar anscheinend bei diesem Gedanken und um seine Lippen vertiefte sich ein seltsamer Zug von Troß und zugleich wie verschwiegene Leibes.

An diesem Letzteren lag es wohl, daß er den „Mantel“ heute nicht in seiner gewöhnlichen, herrlich hochmüthigen Weise befaß, als er den Burschen mit dem „Paletot“ auf dem Arm warten sah, und selbst nicht ungeduldig wurde, daß dieser Wechsel der Kleidungsstücke ein wenig Zeit erforderte.

Wie er dann in seinen Mantel gewickelt das Haus verlassen wollte, hörte er Stimmen und Tritte, die sich rasch näherten; er erkannte zwei der Stimmen, die von Erich Hattenheim und Bernoth, und trat, wie davon nicht angenehm berührt, in den Flur zurück. Als die Gesellschaft am Hause vorüberging, sah er auch eine Dame am Arm eines der Herren, deren weißes Kleid weit unter dem Ueberwurf hervorquoll. Diesem weißen Kleide folgte er dann; im Schein jeder Gaslaterne sah er den breiten, lichten Streifen wieder. Er dachte kaum an Bestimmtes; dann und wann war es nur, als spräche er wohl irgend eine Stelle seiner Rolle vor sich hin.

Auf der Treppe, die zum Saale führte, traf er Bernoth, der eilig herabkam. Im Vorbeigehen sagte dieser auf die stumme Frage nach dem Wohin in Lorch's Blicken: „Da Münch mitspielt, muß ich heute den Unterricht revidiren!“

Es war kein liebenswürdiges Lächeln, mit welchem Lorch die Treppe vollends emporstieg; dann schwand es plötzlich, wie es gekommen war, oder ging vielmehr in ein zerstreutes Brüten über. Er begrüßte die mitspielenden Kameraden kaum, schien bloß Interesse für die Dertlichkeit, besonders die Winkel und Plätze hinter den Coulißen zu haben, oder sah durch das Loch im Vorhang auf das Publikum, welches heute nur aus einigen älteren Damen, mit der Oberstin an der Spitze, bestand.

Die Probe begann. Erst unmittelbar vor derselben hatte er Liddy Hattenheim, die Arm in Arm mit der Dame stand, welche „Frau von Wangen“ spielte, ganz formell begrüßt und dabei einen Glückwunsch zu ihrer Verlobung mit Bernoth wie auswendig Gelerntes hergesagt; so beschrieb es wenigstens Frau von Wangen mit allerdings böswilliger Uebertreibung später ihren Freundinnen.

Lorch hatte seinen „Reinhold“ von Anfang an völlig inne gehabt, da er diese Rolle, welche ein Hendrichs gespielt, gleich mit höchstem Eifer vorgenommen und durchgebildet hatte; daher fiel sein feuriges Spiel Niemand weiter auf und höchstens Liddy empfand in der Liebeszene bei dem hinreißenden Ausdruck, den er für die alten Worte fand: „Ich habe Sie immer angebetet, ich liebe Sie!“ daß erst in der heutigen Probe Alles herausgekommen war, was in dieser Rolle lag.

Als die Spieler unter dem Händeklatschen ihres kleinen Publikums abtraten, war Lorch an einer der hinteren Coulißen wie durch Zufall neben Liddy zu stehen gekommen. Beide schwiegen während der ersten Augenblicke, dann sagte Liddy, indem sie noch weiter zurücktrat, scheinbar um ihr Kleid nicht an die Coulißen zu drücken: „Ich denke, es geht nun gut? Wenigstens Ihr Spiel und das Frau von Wangen's schien mir wirklich der Vollendung nahe zu kommen!“

„Daß es bloßes Spiel bleiben muß!“ brach es schwer und unvermittelt aus Lorch hervor.

„Baron!“ Eine dunkle Blutwelle ergoß sich über Nacken und Hals Liddy's, und doch schien sie zu frösteln; sie warf ein Tuch um, welches sie über dem Arm gehabt, ohne dabei jedoch ihren Platz zu verlassen.

Lorch sah mit heißen, flehenden Augen zu ihr nieder; ob sie die bestimmten, zu bleiben? Oder wollte nun auch sie gleichsam zerreißen, was ihr an letzten flatternden Fäden noch anhing? Nur seine Blicke vermochte sie wohl nicht zu ertragen; irrend durchflogen die ihrigen die jenseitigen Coulißen. Dort war Niemand mehr, da die Probe des zweiten Stückes angefangen.

Durch Lorch's Seele ging ein folternd Weh; daß Liddy für ihn verloren sei, hatte er noch immer nicht fassen können — und am wenigsten vermochte er es jetzt in ihrer Nähe. — Raum vernehmbar, ohne ein Wort hervorzuhoben, sprach er das aus und schloß dumpf: „Wer an solchem Leide sterben könnte. Ich aber soll leben!“

Liddy fühlte sich in seiner Macht, und es war ihr, als dürfe sie diese wehen, gebrochenen Laute nicht schweigen heißen, so klar sie nun auch das ihrer nicht Würdige der ganzen Situation empfand. Oder spielte er nur den Unseligen? Erschrocken sah sie zu ihm auf — doch nein! Diese tief gezogenen Spuren des Leidens, dieß Erzittern bei jeder Bewegung — nur Wahrheit konnte sich so geben, und Wahrheit verdiente Erbarmen, ungeachtet eigener Gefahr, die irgend ein Belauschen heraufbeschwören könnte. Ein letztes Mal durfte und mußte sie ihn anhören, und wäre es nur, um ihm Frieden zu geben. So erwiderte sie, indem sie ihn innig ansah: „Seien Sie gütig zu mir, machen Sie nichts schwerer, als es sein muß! War es uns denn beschieden, nach dem Unnennbaren die Hand ausstrecken zu dürfen?“ Sie blickte starr vor sich hin und schien Alles ringsumher zu vergessen.

In Lorch kämpften Edelmuth, Haß und Eifersucht ihren wilden Kampf, dann schien jedes bessere Gefühl wenigstens für jetzt unterlegen zu sein — er entgegnete hart: „Sie vermögen so zu denken, weil ich Ihnen doch nicht war, was Sie mir gewesen sind: der Athem meiner Tage, all' mein Licht und Glanz — meine Seligkeit! Hätte ich diesen Ausgang seines Rettens fürchten können — o, mit einem Schrei letzten Glückes wäre ich vor Ihren Augen versunken! Ich hasse seit dem Tage, wo ich es hören mußte — verlobt! Sie, Liddy, verlobt! — da haßte ich mich und den gleichnerischen Netter, dem ich nicht ein Wort des Dankes zu sagen vermochte, so frei fühlt sich mein Herz ihm gegenüber, ah — ich haßte aber auch Sie!“ Bei Liddy's Zurückweichen, ihrem entsetzten Blick stöhnte er wieder in der früheren, gebrochenen Weise auf: „Es ist nur Wahnsinn, glauben Sie nichts — dieser Haß ist immer Liebe, arme, zertretene Liebe, die ihr Blut für Sie gäbe, heute und immer. Seien Sie also barmherzig, Vergebung für dieses Letzte! Ich wäre daran erstickt, hätten Sie es nie erfahren, wen Sie von sich gestoßen! — Ich gehe — gehe!“ fügte er auf Liddy's angstvolles Umherblicken, da er nach und nach die Stimme mehr gehoben hatte, mit Anstrengung hinzu. „Nur nach dem Worte verlan- ge ich noch, ob es mich auch von Neuem beehren muß: Sie vergeben mir! Voll Milde werden Sie an mich denken, Liddy; sind Sie doch unfähig, in Blut — in Flammen, die verzehren, — geliebt worden!“

Ueber Liddy's Züge glitt, wohl ihr unbewußt, der Ausdruck eines solchen Verlangens nach dem, was sie hörte, als erschene sie immer neue Gewissheiten seiner Liebe.

Lorch verlor auf einen Augenblick seine Besonnenheit und drückte ihr, die ihm halb zugewandt stand, einen brennenden Kuß auf's Haar. Sie schauerte zusammen, ebenso erregt durch den Kuß, wie durch einen Laut, der von irgendwoher gekommen und wie ein Aufschrei gewesen war. Nichts rührte sich aber in der Nähe; nur von vorn herüber tönten die gleichsam höhennenden Worte: „Das steht fest, sie müssen sich heirathen!“

Liddy schien dann ganz in die Probe von „Herz vergessen“ vertieft; als sie sich nach einer Weile an Lorch wenden wollte, sah sie, daß sie allein war.

(Fortsetzung folgt.)

Am Seegeflade.

(Siehe das Bild S. 900.)

Schimmerndes Abendprangen! Duftige Einsamkeit! Läßt du die Angel hangen, stattliche braune Maid? Wie sie sich unbeachtet still in die Flut verlor! Nur nach der Ferne schmachtet Auge und Ohr —

Ob's nicht im Wasser rauschte, ob nicht der Ruder Schlag, Dem sich so selig lauschte, wieder ertönen mag; Ob nicht die süße Weise künde des Trauten Nah'n, Die dir so oft schon leise Klang aus dem Kahn.

Gleichwie die Sonne sprühend sank in den stillen See, So in die Seele glühend tauchte der Sehnsucht Weh; Zitternd herbei vom Lande flieht sich der Glocken Klang, — Liebster am fernen Strande, säumst du noch lang?

Otto Baisch.

Die Elektrizität.

Von

Dr. A. Ritter v. Urbanitzky.

I.

(Nachdruck verboten.)



Was unsichtbar die lebendige Waffe der elektrischen Kräfte ist, was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt, was die weite Himmelsdecke donnernd entlammt, was Eisen an Eisen bindet und den stillen, wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt, Alles, wie die Farbe des getheilten Lichtstrahles, fließt aus einer Quelle: Alles schmilzt in eine ewige allverbreitete Kraft zusammen.“ (Humboldt's Kosmos.)

Das eiserne Jahrhundert, das Zeitalter des Dampfes wird das neunzehnte Jahrhundert genannt. Im Jahre 1814 baute Robert Stephenson seine erste Lokomotive — und jetzt bedeckt ein engmaschiges gewaltiges Schienennetz alle Länder, in welche menschliche Kultur gedrungen ist. Kein Gebirge, und mag es noch so mächtig sein, hemmt den Lauf der Lokomotive, kein Strom setzt ihr ein Ziel, mögen seine Wogen noch so ungestüm rauschen und brausen. Und wo einst der große Ozean seine ländertrennende Herrschaft ausübte, fahren jetzt auf den großen Heerstraßen des Welthandels prächtige Schiffe gleich schwimmenden Palästen, belebt und bewegt durch die gewaltige Kraft des Dampfes. Und wahrlich, so weit die Kulturgeschichte der Menschheit zurückreicht, keine Periode kann sich mit der messen, in welcher wir leben, in welcher die moderne Technik die Unterschiede von Raum und von Zeit fast verschwinden gemacht hat.

Prometheus brachte den Menschen das Feuer und ward dafür als Halbgott verehrt; Franklin lehrte, Jupiters Blitze unschädlich zu machen. Der große Donnerer wüthte mit seinen Blitzstrahlen nichts Anderes zu beginnen, als Tod und Verderben denjenigen zu bereiten, die sich seinem Willen nicht beugen wollten. Und jetzt! Der mächtige Blitzstrahl, das Attribut der obersten Gottheit, er ist zum Sklaven des Menschen geworden. An jedem Orte und zu jeder Zeit zwingt ihn des Menschen Wille, Arbeit zu leisten. Helios mag ruhig in die Fluten des Ozeans tauchen, wir vermiffen sein feuriges Geßpann nicht mehr: unser moderner Sklave, der Blitzstrahl, macht uns die Nacht zum sonnenhellsten Tage. Wie langsam und schwerfällig bewegte sich doch der geflügelte Götterbote! Nur mit Windeseile bestellte Hermes seine Votivgaben. Unser dienstfertiger Sklave eilt mit Blitzesschnelle von Hemisphäre zu Hemisphäre. Und wie getreu überbringt er uns die Votivgabe! Kein Wort, kein Ton geht verloren, die süße Freundschaftselbst klingt an unser Ohr. Gewaltig erdröhnte es in der göttlichen Schmiede, wenn Hephaistos Arbeit bekam; gewaltig brauste und zischte der alte Aetna, wenn des Gottes Ofen geheizt wurde und des Donnerers Hohlfeuerart kunstvolle Waffen und Gefäße schmiedete. Auch diese Arbeit vollführt jetzt unser dienstfertiger Sklave. Still und geräuschlos sondert er edle und unedle Metalle von einander, fügt Atom an Atom und schafft die herrlichsten Kunstwerke. Auch der mürrische Poseidon ist bezwungen; je gewaltiger er tobt, desto besser: unser Sklave raubt ihm seine Kraft und führt sie über Berg und Thal; dem Willen des Menschen unterworfen, muß sie jede Arbeit vollführen, die ihr dieser gebet.

Wird das Zeitalter des Dampfes schon durch ein neues Zeitalter, durch jenes der Elektrizität überholt?

Zwar ist bereits ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem Gauß und Weber die erste Telegraphenleitung bauten, und auch die Galvanoplastik bildet keine Erfindung der letzten Jahrzehnte. Doch die vielseitige Verwendbarkeit der Elektrizität offenbarte sich erst in jüngster Zeit, erst als es möglich wurde, mit gut konstruirten Maschinen Elektrizität in beliebiger Menge und zu billigem Preise zu erzeugen. Daß aber gerade die Elektrizität sich zu einer so vielseitigen Anwendung eignet, findet darin seine Erklärung, daß keine Naturkraft so wie diese befähigt ist, sich den jeweiligen Verhältnissen anzupassen, sich so leicht in die verschiedenen Formen von Kraft umwandeln zu lassen. Mit unwiderstehlicher Gewalt drehen die herabstürzenden Wassermassen mächtige Räder oder Turbinen; diese setzen unsere elektrischen Maschinen in Bewegung, durch welche die Kraft des Wasserfalles in Elektrizität umgewandelt wird. Um diese weiter zu leiten, bedarf man keiner großen Kanäle, keiner theuren Röhrenleitungen — ein einfacher Draht genügt. Und so fließt unmerkbar und doch blitzschnell die rohe Wasserkraft, gebändigt durch die Elektrizität, dahin über Berg und Thal, bis sie an jenem Orte angelangt ist, wo man ihrer bedarf. Hier gibt ihre Bändigerin sie wieder frei und nun treibt sie die Maschinen einer ganzen Fabrik.

Und ist sie dort etwa nur im Stande, ein Rad, eine Welle oder eine Maschine zu drehen wie der Wasserfall, dem sie ihr Entstehen verdankt?

Reineswegs; wir brauchen nur das entsprechende Werkzeug hinzulegen und die Kraft des herabstürzenden Wassers leuchtet sonnenhell auf im Voltabogen, oder verrichtet in der Zersetzungszelle geräuschlos die Arbeit des Chemikers oder Hüttenmannes.

In dieser wunderbaren Gefügigkeit, immer jene Kraftform annehmen zu können, die gerade die zweckmäßigste ist, liegt die große praktische Bedeutung der Elektrizität, eine Bedeutung, welche, wie mit voller Sicherheit vorausgesagt werden kann, sich fortwährend steigern wird.

Wie unscheinbar und bescheiden waren die ersten Versuche, bei welchen Elektrizität zur Wirksamkeit gebracht wurde; welcher Zeit bedurfte es, bis die Elektrizität als solche erkannt wurde, bis die erste Maschine zur Erregung derselben gebaut war! Thales von Milet (geb. 640, gest. 568 v. Chr.) wußte wohl bereits, daß Bernstein durch Reiben die Eigenschaft erhält, leichte Körperchen anzuziehen, aber daß die hierbei erregte Elektrizität dieses Verhalten bewirke, blieb ihm unbekannt. Der Bernstein hieß „Elektron“, zu deutsch Zugstein, und von dieser griechischen Bezeichnung ist auch das Wort Elektrizität abgeleitet,

indef der Name Bernstein die Eigenschaft dieses Körpers zu brennen oder, wie es niederdeutsch geschrieben wurde, zu „bernen“ bezeichnet. Der Bernstein blieb an 2000 Jahre das einzige Mittel, durch welches man Elektrizität, und dazu noch unbewusster Weise, erregte. Nicht besser ging es den Alten mit der Erkenntniß der gewaltigen elektrischen Erscheinungen eines Gewitters. War es doch damals allgemein verbreiteter Glaube: Zeus schone den Lorbeerbaum, Lorbeerbäume seien daher ein Schutz gegen Gewitter. Das Glimmfeuer, d. h. jene kleinen Flämmchen, welche zeitweilig an Thurmspitzen, Bäumen, Schiffsmasten und dergleichen beobachtet werden und die von elektrischen Ausströmungen herrühren, zählte Plinius sogar zu Sternen. Es wurde zwar behauptet, daß die vielen hohen Spitzen auf dem Salomonischen Tempel Blitzschutzvorrichtungen gewesen seien, daß die Bundeslade einen elektrischen Apparat dargestellt habe, welchen die Priester durch Benützung der atmosphärischen Elektrizität geladen hätten, um Ueingeheilte durch elektrische Entladungen am Betreten des Heiligtums zu verhindern; doch beruhen diese Annahmen alle auf sehr zweifelhaften Nachrichten, so daß man hieraus keinen Schluß auf Bekanntschaft der Alten mit elektrischen Erscheinungen ziehen darf.

Wir haben vielmehr William Gilbert, der im Jahre 1540 zu Colchester geboren wurde und 1603 als Arzt in London starb, als den Begründer der Elektrizitätslehre zu betrachten. Getragen von der Gunst der Königin Elisabeth, vielleicht auch beeinflusst durch Lord Bacon, betrat er den einzig richtigen Weg der Naturforschung, der darin besteht, durch das Experiment direkt Fragen an die Natur zu richten, um so ihrem Walten und Wesen auf die Spur zu kommen. Lord Bacon glaubte man, der Natur ihre Geheimnisse durch den bloßen Denkprozeß ablauschen zu können, und stellte Hypothesen über Hypothesen auf, ohne irgend eine reelle Basis für sie zu besitzen. Die Folge davon war, daß auch die einfachsten und alltäglichen Naturerscheinungen unerklärt blieben. So ging es in Bezug auf die Naturwissenschaften im Allgemeinen, wie auch die Elektrizität betreffend im Besondern. Gilbert betrat endlich den Weg des Experimentes, und der Erfolg blieb nicht aus. Wußte man früher nur den Bernstein durch Reiben zum Anziehen leichter Körperchen geeignet zu machen, so gelang es Gilbert, diese Eigenschaft auch an verschiedenen Edelsteinen, an Glas, Schwefel, Kolophon u. s. w. nachzuweisen. Er kannte auch bereits Unterschiede zwischen Elektrizität und Magnetismus: „Elektrische“ Körper — dieser Ausdruck wurde von Gilbert zuerst gebraucht, ziehen vielerlei Stoffe an, der Magnet jedoch nur Stahl und Eisen. Allerdings waren seine Lehren auch von verschiedenen Irrthümern nicht frei, was aber bei dem damaligen Stand der Wissenschaft nicht befremden kann. So lehrte Gilbert: Metalle werden durch Reiben nicht elektrisch. Gegenwärtig wissen wir allerdings, daß diese Ansicht unrichtig ist, erkennen aber auch, daß die genannten Körper als sehr gute Leiter der Elektrizität nur dann elektrisch bleiben, wenn man sie isolirt, das heißt mit Stoffen umgibt, welche die Elektrizität nicht leiten. Ein mit der Hand gehaltenes Stück Metall kann keine elektrischen Eigenschaften zeigen, weil die Elektrizität in demselben Momente, in welchem sie an einer Stelle des Metalls erregt wird, sich auch schon über das ganze Metallstück verbreitet und durch die Hand und den menschlichen Körper zur Erde abfließt. Reibt man hingegen Bernstein, Glas u. dgl. an einer Stelle, so wird diese elektrisch und die Elektrizität bleibt an dieser Stelle oder entfernt sich nur äußerst langsam von ihr. Wir erkennen hieraus ein zweifaches Verhalten der Körper: die eine Gruppe derselben gestattet der Elektrizität, sich rasch über den Körper zu verbreiten, die andere setzt der Bewegung ein bedeutendes Hinderniß entgegen; wir nennen daher die Körper der ersten Gruppe Leiter der Elektrizität, jene der zweiten Gruppe Nichtleiter. Beispiele für die ersteren sind sämtliche Metalle, für die letzteren Harze, Glas, Schwefel u. s. w. Der Unterschied läßt sich mit den einfachsten Mitteln zeigen. Eine Siegelackstange, mit einem Tuchlappen gerieben, zieht leichte Fäden, Papierstückchen u. dgl. an, weil die Elektrizität an der geriebenen Stelle bleibt. Ein Stück Metall, z. B. ein Löffel, zeigt diese Eigenschaft nicht, weil die Elektrizität sofort zur Erde abfließt.

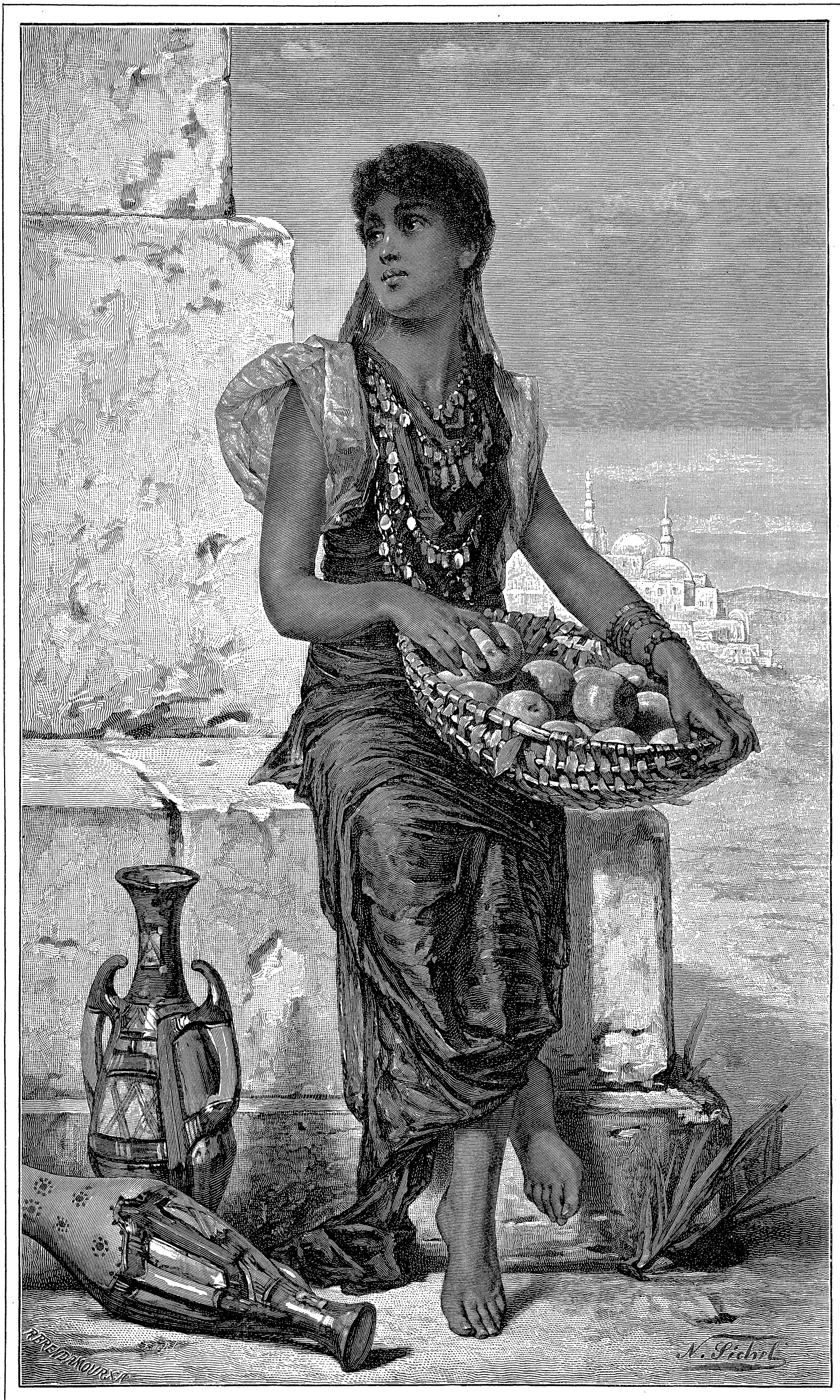
Nach Gilbert war es der Magdeburger Bürgermeister Otto von Guericke, der unsere Wissenschaft förderte. Geboren im Jahre 1602 zu Magdeburg, gestorben 1686 in Hamburg, widmete er sich, nachdem er die Rechte studirt hatte, dem Studium der Mathematik, Geometrie und Mechanik und beschäftigte sich viel und glücklich mit physikalischen Experimenten. Merkwürdig ist, daß Guericke, der doch sonst gut beobachtete, bei seinen elektrischen Experimenten die Ursache der von ihm beobachteten und beschriebenen Erscheinungen, nämlich das Elektrische, werden der Körper, ganz überließ. Guericke verfertigte sich nämlich eine Kugel aus Schwefel, verfaß diese mit einer Ase und einer Kurbel und versetzte sie dann in Drehung, während er sie mit der Hand rieb. Die Kugel wurde hierbei elektrisch und zeigte folgende Erscheinungen: leichte Körperchen, z. B. Federn, wurden angezogen, nach einiger Zeit aber wieder abgestoßen; flogen sie dann gegen die Hand, so zog sie die Kugel hierauf neuerdings an, um sie bald darauf abermals abzustößen u. s. w. Guericke hing einen Leinenfaden, eine Elle lang, auf, näherte dem oberen Ende die geriebene Schwefelkugel und beobachtete, daß die Feder von dem unteren Ende des Fadens angezogen werde. Wurde das Reiben der Kugel im dunklen Raume ausgeführt, so zeigte sich ein schwacher Lichtschimmer. In diesen Beobachtungen lagen drei bisher unbekannte, sehr wichtige Erscheinungen, nämlich: die elektrische Abstoßung, Leitung durch den Leinenfaden und das elektrische Leuchten. Ueberdies konnte man in der Schwefelkugel die erste, allerdings höchst primitive Elektrifizierungsmaschine erblicken. Doch Otto von Guericke dachte bei allen diesen Versuchen gar nicht an Elektrizität, er betrachtete vielmehr die Schwefelkugel als eine Vorrichtung, mit welcher man die Wirkungen verschiedener „Virtutes“ (Kräfte) zeigen könne, die ihm zur Erklärung der Wirkungen in der Ferne, z. B. der Schwere, der Bewegung des Mondes um die Erde u. dgl. dienten. In einem an Leibniz gerichteten Briefe*) schreibt Guericke: „Item gedendet Galilaeus in seinem tractat: daß man nicht begreifen könne, woher es komme, daß der Mond

*) Von Dr. E. Gerland mitgetheilt in der „Elektrotechn. Zeitschrift“ des Berliner Vereins, Jahrg. IV, 1883.



1. Saline. — 2. Obere Saline, Wohnung des kaiserlichen Bismarck. — 3. Gesamtansicht. — 4. Blick von der großen Straße nach der Saline. — 5. Kurgarten. — 6. Konversationsgebäude. — 7. Bismarck's Wohnzimmer. — 8. Bismarck's Statue. — 9. Kurgarten.

Kissingen. Nach photographischen Aufnahmen von W. Cronenberg in Grödenbach.



Arabierin. Nach einem Gemälde von N. Sichel.

immer der Erden folge, undt auch immer eandem faciem (dasselbe Gesicht) gegen dieselbe behalte. So demonstirte ich mit derselben Kugel, daß solches durch sonderliche Virtutes Mundanae (Weltkräfte) geschehe, Ex. gratia: Wan die Kugel zuvor etwaß mit der handt überstrichen, undt sodan eine gar leichte Plumula (Feder) daran gehalten wirdt, so zeugt die Kugel die Plumula anfangs an sich, stoßet sie aber baldt wieder umb so weit ab, als es Ihr orbis Virtutis (Kraftbereich) vermag, undt woh also dan die Kugel hingehet, auch die Plumula in der Luft schwebende hin, so daß man sie uff jedes begehrtes punct, uff jemandes Nase bringen kan; Sie behelt auch immer eandem faciem globum versus (dasselbe Gesicht gegen die Kugel), so daß man sie vermittelst dieser Kugel in der Luft umbdrehen kan, wie man sie haben will." So wurde D. v. Guericke durch seine unglückliche, vorgefaßte Meinung von den Virtutes Mundanae daran gehindert, die elektrische Leitung und Abstoßung zu erkennen und daraus auf die beiden Elektricitätsarten (positiv und negativ) zu schließen. Da selbst der elektrische Funke entging nicht nur seiner Beobachtung, sondern als Leibnitz ihn sah und darüber Guericke schrieb, zweifelte Letzterer an der Richtigkeit der Beobachtung; er schrieb darüber an Leibnitz: „Nuhn weiß nicht, ob etwa ein mißverständnis hierbey, weil mir von Wärme bey der Kugel nichts bemußt, die Funken aber müßten etwa von dem leuchten zu verstehen sein, wan man sie mitt trucken handen bey der nacht oder im finstern gemach bestreichet, so gibbt Sie, wie der Zucker, leuchtung von sich.“

Dr. Wall, der seine Versuche im Jahre 1698 veröffentlichte, beobachtete den elektrischen Funken beim Reiben eines großen Stückes Bernstein und knüpfte daran die beachtenswerthe Bemerkung: Funke und Geräusch haben eine gewisse Ähnlichkeit mit Blitz und Donner. Obwohl dieser Ansicht auch von anderen Physikern beigegeben wurde, gelangte sie doch erst durch Benjamin Franklin (geb. 1706, gest. 1790) zu voller Geltung. Franklin sprach nicht nur die Ansicht, daß der Blitz nichts Anderes als ein kräftiger elektrischer Funke sei, bestimmt aus, sondern schlug auch Versuche vor, um diese Ansicht experimentell zu beweisen. Den beiden Franzosen Dalibard und Delor gebührt der Ruhm, das Experiment zuerst, nämlich im Mai 1752, ausgeführt zu haben. Ohne diese Versuche zu kennen und überdies auch noch eine andere Form des Versuches wählend, ging Franklin im Juni desselben Jahres daran, die Richtigkeit seiner Ansicht zu prüfen. Er und sein Sohn begaben sich mit dem bekannten Rinderpielzeuge, einem fliegenden Drachen, auf das freie Feld und ließen, während eben ein Gewitter am Himmel stand, den Drachen steigen; hiebei gelang es, dem am Ende der Schnur befestigten Schlüssel Funken zu entziehen. Franklin führte dann durch eine auf seinem Hause aufgestellte Eisenstange Funken herab und zeigte mit ihnen dieselben Experimente, die man früher mit der durch Reibung erhaltenen Elektricität durchgeführt hatte. Niemand war also der unumstößliche Beweis für die Identität des elektrischen Funkens mit dem Blitze geliefert. Es ist allgemein bekannt, daß Franklin, gestützt auf seine Experimente, auch das Mittel fand, den Blitz unschädlich zu machen, d. h. daß er die Welt mit dem Blizableiter besenkte. Franklin's Versuche wurden mehrfach wiederholt, jedoch leider nicht immer mit glücklichem Erfolge. Professor Richmann in Petersburg bezogte derartige Experimente im Jahre 1753 mit seinem Leben.

Inzwischen wurde auch jenen Experimenten volle Aufmerksamkeit geschenkt, welche mit künstlich erzeugter Elektricität angestellt werden konnten. Stephan Gray (Geburtsjahr unbekannt, gestorben 1736) entdeckte die Elektricitätsleitung, d. h. er fand, daß es sowohl Körper gibt, welche jenen Zustand, den wir den elektrischen nennen, fortzuleiten im Stande sind, als auch solche, welche diese Fähigkeit nicht besitzen. Wir wissen, daß zu ersteren namentlich die Metalle, zu den letzteren Seide, Glas, die verschiedenen Harze u. s. w. zu rechnen sind. Charles François de Cisternay du Fay, bekannt unter dem Namen Dufay (geb. 1698, gest. 1739), erregte Aufsehen durch Elektrifizierung menschlicher Körper und gab auch die früher erwähnte richtige Erklärung für das verschiedene Verhalten von Leitern und Nichtleitern beim Reiben derselben. Er faßte die damals bekannten Thatsachen zusammen in den Sätzen: „Elektrische Körper ziehen alle unelektrischen Körper an, theilen ihnen Elektricität mit und stoßen sie dann ab; es gibt zwei Arten der Elektricität, nämlich Glaselektricität und Harzelektricität, und diese beiden sind einander entgegengesetzt. Es wird aber ein Körper, welcher Glaselektricität besitzt, von einem zweiten angezogen, wenn diesem Harzelektricität mitgetheilt wurde, jedoch abgestoßen, wenn er mit Glaselektricität geladen wurde.“ Wir unterscheiden heute die beiden Elektricitäten als positive und negative Elektricität und nennen jene positiv, welche durch Reiben von Glas mit einem amalgamirten (d. h. mit einem Gemenge von Quecksilber, Zinn und Zink versehenen) Lederfleck hervorgerufen wird, negative Elektricität die durch Reiben von Harz mit einem Wollzeuge erregte.

Auch die Apparate zur Erregung der Elektricität wurden verbessert. Lichtenberg benutzte hierzu eine Glasfugel statt Guericke's Schwefelfugel und setzte diese durch ein Rad in Bewegung, wofür diese Vorrichtung mit einem Konduktor, d. h. mit einem isolirt aufgestellten Leiter, auf welchem die durch Reiben der Kugel erregte Elektricität geleitet und angesammelt werden konnte. Gordon bediente sich dann an Stelle der Kugel eines Glaszylinders und Gießing fügte endlich das Reibzeug bei, bestehend aus einem mollenen Rißen, welches durch Fibern gegen den Zylinder gedrückt wurde. So hatte endlich der Apparat alle Bestandtheile, welche eine Elektrifizierungsmaschine charakterisiren. Die Abänderungen, welche sie späterhin noch erfuhr (wie z. B. der Ersatz des Glaszylinders durch eine Glascheibe) und wodurch sie nach und nach die gegenwärtig gebräuchliche Gestalt erhielt, waren Alles nur Verbesserungen, keine prinzipiellen Aenderungen mehr. Die erste elektrische Maschine war also geschaffen — allerdings erst, nachdem 2½ Jahrhunderte verfloßen waren, seitdem man zum ersten Male die Wirkungen künstlich erzeugter Elektricität am geriebenen Bernsteine beobachtet hatte.

Edwin von Manteuffel.

(Hiezu das Porträt S. 893.)



Es vor einigen Jahren Gambetta, Louis Blanc, Chanzy rauch hinter einander starben, zeichneten die Franzosen den Tod, wie er Alles niedermäht, und schrieben darunter: „Ce qui s'appelle travailler pour le roi de Prusse.“ So frivol diese Auffassung an sich ist, so hatte sie doch damals den Schein einer Berechtigung, denn während in Frankreich Männer in der Vollkraft und Blüte ihres Lebens, an der Schwelle ihres Ruhmes dahinstarben, schien den Paladinen des deutschen Reiches, den großen Männern unseres Vaterlandes eine unverwundliche Lebenskraft beschied, die es ihnen vergönnte, in einem Alter, wo gewöhnliche Menschen an's Ausruhen denken, Thaten zu vollbringen, die ausreichen würden, ein volles Menschenleben mit Ruhm und Glanz zu erfüllen. Aber auch ihnen ward eine Grenze gesetzt. Der unerbittliche Schnitter ist gekommen und hat reiche Ernte gehalten; von den Paladinen, die die greise Helbengestalt unseres Kaisers umgeben, geht einer nach dem andern dahin und an ihren Gräbern steht trauernd ein ganzes Volk. Auf der Verlustliste dieses Jahres finden sich bereits Namen wie Prinz August von Württemberg, Fürst Karl Anton von Hohenzollern, Prinz Friedrich Karl, und schon wieder haben wir einen hinzuzufügen. Am 17. Juni verstarb in Karlsbad nach kurzer Krankheit Freiherr Edwin v. Manteuffel, königlich preussischer Feldmarschall und Statthalter der Reichslande, wieder einer jener, welchen wir die große Zeit unseres Volkes mit verdanken. Das Eigenthümliche dieses merkwürdigen Mannes ist wohl darin zu suchen, daß er mit gleichem Erfolg nach zwei Richtungen hin thätig war, die sich sonst selten vereinigt finden: als Soldat und als Diplomat. Selten hat der Typus des strengen preussischen Militärs geistreichere Züge getragen, war mit strenger Unterordnung unter den soldatischen Pflichtbegriff eine reichere, selbständigere und vielseitiger entwickelte Persönlichkeit verbunden als bei Manteuffel; nur aus dieser Perspektive betrachtet, läßt sich der merkwürdige Charakter verstehen, auf den die schablonenhafte Beurtheilung von irgend einem Parteistandpunkt aus keine Anwendung finden darf. Es gab eine Zeit, wo man diesen preussischen General als den Vorkämpfer aller pietistischen und rückschrittlichen Bewegungen verunglimpfte, und wieder eine Zeit, wo man ihm eine zu weit gehende Toleranz vorwarf, eine Zeit, wo er die grausame Härte militärischer Gewalt verkörperte, und eine andere, wo man ihm seine Milde, sein schonendes Entgegenkommen als Fehler anrechnete. So schwankt sein Charakterbild noch heute, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, aber die Eine steht schon jetzt fest, das müssen selbst seine politischen Gegner zugeben: er war ein Mann, dessen Handeln stets von den reinsten, höchsten Prinzipien geleitet war, der mit dem strengsten sittlichen Ernst und der ungeheuren Kraft einer knorrigen, eigenartigen Persönlichkeit, vielfach irrend, in der Wahl der Mittel rücksichtslos den eigenen Impulsen folgend, mit faustlichem Ungestüm dem Ziele entgegenzudrängend, sein ganzes Leben für die politischen Ideale des Vaterlandes eingelegt hat. Schon 1848 wurde Manteuffel Flügeladjutant Friedrich Wilhelm IV., dessen hohes Vertrauen er in dem Maße genoß, daß ihn der König bereits als Oberstlieutenant in diplomatischer Sendung während des Krimkriegs an den St. Petersburg und Wiener Hof schickte. Nachdem er 1856 Kommandeur einer Kavalleriebrigade in Stettin gewesen, berief ihn der Monarch 1857 als Chef des Militärkabinetts wieder zu sich nach Berlin. Aber die eigentlich einschneidende Wirksamkeit Manteuffel's begann erst unter der Regentenschaft König Wilhelm's, als die äußerliche und innere Heeresreform im großen Maßstab und mit festen Zielen ihren Anfang nahm. Manteuffel war neben Roon die Seele dieser Reorganisation und zugleich während der „Neuen Aera“ wohl der „bestgehabte“ Mann in Preußen. Er galt für den verdeckt im Hintergrunde arbeitenden Hauptgegner des liberalen Kabinetts und hiezu kam noch die Feindschaft eines großen Theiles des Offiziercorps gegen den Ausmerzer veralteter Kräfte. Als der dänische Krieg zu Ende und die erste Waffentprobe glänzend bestanden war, wurde Manteuffel 1865 zum Gouverneur von Schleswig ernannt. Damals glaubte man vielfach, und es ist das nie völlig widerlegt worden, daß zwischen Bismarck und dem Politiker von der alten österreichfreundlichen Schule, der in bevorzugter Stellung immer um den König war, ein scharfer Antagonismus bestesse. Dem sei, wie ihm wolle, als der Krieg einmal entbrannt war, leistete Manteuffel der Bismarck'schen Politik allen Vorschub und ward der Nachfolger Vogel v. Falckenstein's im Kommando der Mainarmee. Fortan war Manteuffel Führer des neunten, dann des ersten Armeekorps. Auch in der Zeit von 1866—70 blieb Manteuffel immer ein Vertrauter des Kaisers und wurde vielfach zu Sendungen nach Petersburg benützt, wo er sich der großen Huld Alexander's II. erfreute. Der Krieg von 1870—71 fand ihn als hervorragenden Feldherrn, namentlich gegen Ende des Feldzugs wider Bourbaki. Nach dem Kriege bis 1873 die französischen Grenzlande besetzt haltend, erwarb er sich auch in dieser Stellung das uneingeschränkte Lob des Kaisers. Seine Laufbahn hat er, abermals in politisch-militärischer Stellung, als Statthalter des wiedergewonnenen Elsaß-Lothringens beschloßen. Und auch hier muß gesagt werden: so verschiedenartig über seine Bestrebungen auf diesem schwierigen Posten geurtheilt worden ist, ebenso gewiß wird es Niemand geben, dem sie nicht Hochachtung und Theilnahme abgünstig hätten. Seine Regierungsweise zeugte von einer Gerechtigkeitsliebe, die selbst da den Ausschlag gab, wo sie mit des Statthalters persönlichen Sympathien und Antipathien in Konflikt kam, ein Zug, der um so größere Bewunderung verdient, je seltener er in unseren Tagen geworden ist, wo so oft das Sachliche mit dem Persönlichen verwechselt wird, und seine vielfachen Neben lassen erkennen, daß er nicht der einseitig konservativen Politiker war, als welchen ihn zur Konfliktzeit die Freunde rühmten und die Gegner lästerten, sondern von jenem echten Liberalismus erfüllt, der ebenjowenig ausschließlich in irgend einer bestimmten Partei zu suchen ist, als er sich zu allen Zeiten und überall in bevorzugten, selbstdenkenden Köpfen findet. Hiezu kam noch die persönliche Lebenswürdigkeit Manteuffel's, um ihn für das schwierige Amt des Statthalters der Reichslande besonders prädestinirt erscheinen zu lassen.

Schreibt doch selbst ein Straßburger Blatt, das wegen seiner herben und rücksichtslosen Kritik bekannt ist: „In einem Alter, in dem selbst von der Natur bevorzugte Männer das verdiente otium cum dignitate erheben, trat Edwin v. Manteuffel nach einem Leben voll glänzender militärischer und diplomatischer Leistungen auf einen ihm völlig neuen und unbekannten Schauplatz, an die Spitze eines gewaltigen, weitumfassenden Gemeinwesens, dessen Lebensäußerungen ihm bis dahin gänzlich fremd geblieben waren. Mit jugendlicher Begeisterung, mit einer nimmer rastenden Thätigkeit, die so manchen jüngeren Kraft beschämt, widmete er sich der Aufgabe, an deren Lösung ihn der unerbittliche Tod verhindert hat.“

Wie tief und schwer unser Kaiser den Tod dieses gewaltigen unerfesslichen Mannes empfunden hat, dessen Lebensbild wir in kurzen Zügen entrollten, wird jeder deutsche Mann nachfühlen. Aber selbst die schweren Schläge der letzten Wochen, die den Kaiser in seinen persönlichsten Empfindungen berührten, vermochten nicht diese Helbennatur zu besiegen. Mit jener erhabenen Ergebung, die allein aus dem festen Glauben an eine göttliche Vorsehung entspringt, in dem alle sittliche Größe wurzelt, nahm der greise Monarch Todeshoffnung auf Todeshoffnung entgegen, ein Bild würdevollen Schmerzes und edelster Majestät, zu dem das ganze deutsche Volk in ehrfurchtsvoller Bewunderung emporblickt. Aber auch die Nation steht nicht tröstlos an den Gräbern ihrer Helden. Wir sehen mit diesen großen Männern nicht wie andere Völker unerfüllte Hoffnungen und ungepflückte Lorbeeren begraben, ihnen war es ja vergönnt, sich im Dienste einer großen Sache voll auszuleben und die Vollendung des Werkes zu schauen, durch dessen Größe und Glanz ihre Namen unsterblich geworden sind: des geeinigten deutschen Vaterlandes.

v. B.

Kissingen.

(Hiezu das Bild S. 896.)



Nach in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts war Kissingen, obwohl schon längst als ein von der Natur reich gesegnetes Heilbad anerkannt, doch noch lange kein Weltbad. Jetzt nimmt es auch als solches eine Stellung ersten Ranges ein. Nach Tausenden der „Parteien“ und der Passanten zählen seine Kurkisten, über den Ozean herüber gibt es so gut, kann man sagen, eine Kissingen Route, wie auf den Kontinentaleisenbahnen; Könige und Fürsten haben sich am Kagogy, wie andere leidende Menschenfinder mittleren oder geringeren Schlasses, und ob der Kanzler des deutschen Reichs sein Sommer- und Badequartier auf der „Oberen Saline“ bezieht, ist jedes Jahr eine brennende, weite Kreise aufregende Frage. Früher hörte man wohl auch die da klagen, daß andere, namentlich die Rhein- und Taunusstädter, einen Vorzug vor der bayerischen Schwester hätten, indem sie größeren Comfort böten und höhere Ansprüche des „high-life“ befriedigten; allein auch darin steht jetzt Kissingen nicht mehr zurück. Der verwöhnteste Kurgast kann sich in den allen Wünschen entsprechenden großen Hotels zufrieden fühlen, aber auch der weniger glänzend situierte an den Annehmlichkeiten eines reich ausgestatteten Bades Lebens und vor Allem an den Heilmitteln des Ortes, Trinkkur und Bädern, theilnehmen, ohne sein mäßiger zugeschnittenes Budget zu sehr zu belasten. Kissingen kann, namentlich den böhmischen Bädern gegenüber, in Beziehung auf Wohnungspreise vor allen, als ein billiger Aufenthaltsort gelten.

Bis jetzt hat es nur einen Eisenbahnzugang, von Schweinfurt Oberndorf her. Seine Umgebungen sind freundlich und fruchtbar. Ein fetter, blumiger Wiesengrund, von der fränkischen Saale — einem zwischen der Stadt und der „Saline“ sogar eine Dampfbootverbindung gestattenden Flusse — malarisch durchschlängelt und bewässert, reiche Saatefelder, darüber hinaus sanfte Anhöhen, wechselnd mit steileren Hügeln und Bergen, denen hübsche, schattige Hochwaldung entsproßt, indeß die sonnigen Lagen mit Wein bepflanzt sind, umlagern, in wohlgefügigen Wellenlinien verlaufend, den Ort und öffnen angenehme Prospekt. Zwischen dem bunten Sandstein der rechten Thalsohle und den aufgehobenen Muschelkalkhängen der linken, die sich in der Thalsohle begegnen, steigen aus enger Spalte die zahlreichen und höchst merkwürdig konstituirten Quellen auf, die Kissingens Blüthe begründen. Die berühmteste und am meisten benützte, deren Wasser in kolossalen Quantitäten auch verfaßt wird, ist der Kagogy, der in + 9° R. konstanter Temperatur unter Entwicklung großer Gasblasen mit starkem Geräusch aus einem Sandstein- und Basaltgewölbe entspringt und, wegen jenes starken Gasgehaltes nicht sehr durchsichtig, von säuerlich-salzigem, etwas adstringirendem Geschmack und prickelndem Geruch ist. An Geschmack ähnlich, aber etwas salziger und geringer an festen Bestandtheilen ist sein Nachbarbrunnen, der Pandur, der mehr den Badeswecken dient und dessen Ergiebigkeit ausreicht, täglich bis zu 1600 Bäder versorgen zu können. Beide Quellen sind mit einem zierlichen Eisenpavillon umgeben und gedeckt, an den sich die Wandelsohlennaden des großen und schönen Kurjaales oder Konversationsgebäudes anschließen. Vor diesen ziehen sich wieder die langen, mehrreihigen und den dichtesten Schatten spendenden Alleen des Kurgartens hin, welche beide der Trink- und Promenadencorps des Badepublikums sind. Dem Kurjaal gegenüber, auf der andern Seite der „Kurstraße“, der elegantesten der Stadt, liegt das erste und vornehmste Hotel, das Kurhaus, welches wie das ganze Bad Eigentum des bayerischen Staates, in seinem vorzüglich geleiteten Betrieb aber verpachtet ist; zwischen beiden springt der Maximiliansbrunnen, dessen Wasser, kristallhell und stark perlend, dem Selterer ähnelt.

Den Kurmitteln zählen sich ferner das neue, prächtige, luxuriös ausgestattete Aktienbad, sowie der Soolsprudel der zwanzig Minuten entfernten Saline zu. Dieser quillt aus einem 307 Fuß tief getriebenen artesischen Brunnen und zeichnet sich durch ein höchst merkwürdiges periodisches Steigen und Fallen, durch größeren Reichtum an festen Bestandtheilen und kohlensaurem Gas vor den anderen aus. Ueber seiner Quelle ist ein Baderhaus mit Glaspuppeldach erbaut, in welchem die Kabinette für kalte Sool-, sowie für Gas- und Salzäder sich befinden, Alles umgeben von freundlichen Gartenanlagen. Nicht minder interessant und bedeutend ist bei dem weiter flussaufwärts liegenden Hausen die Schönborn-

quelle, die in einem fünf Zoll dicken Strahl 60 Fuß hoch im Innern eines Thurmes fontänenartig emporgeschleudert wird und eine Masse kohlensaurer Gase entbindet. Auch dieses Emporstrahlen ist intermittierend und kann von einer Galerie aus gut beobachtet werden. Eine großartige Leitung führt die Soole von hier nach dem vorgenannten Altknabenbade.

Bei den Salinen, und zwar in der „oberen“ oder alten, nimmt Fürst Bismarck, wenn er Riffingen besucht, seit Jahren seine ständige, äußerlich einfache, innen, wie unser Bild auch zeigt, der Stellung des Gastes angemessene Wohnung. Auf dem Wege zu ihr erhebt sich sein zur Erinnerung an seine Rettung aus dem Kullmann'schen Attentat errichtetes Standbild.

Ginftlich seiner durch die unmittelbare Nähe des Waldes besonders anziehenden Spaziergänge und Aussichtspunkte kann sich Riffingen unbestritten mit jedem deutschen Bade messen. Von den letzteren steht die „Magrube“ oben, von der aus der Blick die ganze freundliche Stadt, den vielfach gewundenen Lauf des Flusses, alle die Berggrenzen des ganzen weiten Bildes und als imponirenden Hintergrund die mächtigste von diesen, den höchsten Gipfel des Rhöngebirges, den Kreuzberg, umfaßt. Wer jenen unglückseligen 10. Juli 1866, an welchem Riffingens Name in die Annalen der Kriegsgeschichte eingeschrieben wurde, sich in die Erinnerung zurückrufen will, kann von hier aus am besten das ganze Gefechtsterrain jenes Tages übersehen. Auf dem damals so heiß umkämpften Kirchhofe findet man viele Denkmale der Gefallenen, das schönste aber neben ihm auf einem großen Massengrabe im Felde, auf dem die Namen aller am Schlachttag Gebliebenen in Goldschrift geschrieben stehen und dessen Spitze die „trauernde Germania“, ein hohes, schönes Marmorbild, trönt. An ihm vorbei führt der Weg zur Botenlaube, um deren Ruinen in der Erinnerung an den einstigen Burgherrn Otto von Henneberg oder, wie er sich lieber nannte, von Botenlauben der Zauber des deutschen Minneliedes sich webt, und von welcher aus wir von dem uns zu Füßen liegenden, harmonisch zusammengefügt Stadt- und Badepanorama Abschied nehmen können.

Friedrich Lampert.

Eine Nubierin.

(Siehe das Bild S. 897.)

Der den Nil hinauffährt oder als frohlockender Tourist mit der Finte auf dem Rande der Dahabieh, des Nilboots, im Anschlag liegt, hat Gelegenheit, auf beiden Ufern des Flusses zu Füßen der hochgelegenen Dörfer Abends vor Sonnenuntergang ganze Gruppen von jungen Weibern zu beobachten, die, in ihre blauen Hemden gehüllt, bis über die Knie im Nil stehen und in lustiger Stimmung ihre Holzschüssel spülen, ihre Kämme baden, ihre Krüge füllen oder in den Baumwollensfeldern die weißen Schneeballen pflücken. Es sind meist hohe, schlankte Gestalten von musterhaftem Wuchs. Je weiter die Barke den Reisenden den Strom hinaufträgt, um so dunkler erscheinen die Strandbewohner, deren Hautfarbe vom gelben Fellaquenton allmählich zum tiefsten Schwarz übergeht. Auch in Unterägypten schon sieht man die Töchter und Söhne Nubiens auf den Märkten, Früchte feilhaltend, als „Kassir“, als Wächter, Gelftreiber, Sklaven oder Diener wirkend, und überall zeigt sich uns an ihnen derselbe hohe, schöne Wuchs, sofern er nicht durch Vermischung mit den wirklichen Negersstämmen beeinträchtigt worden ist.

Der Künstler liefert uns hier das Prachtexemplar einer schönen Nubierin, die ein Kind des Volkes, Früchte und Gemüse feilbietend, am Fuß der Pyramide sitzt. Eine Heimat hat sie nicht, Angehörige vermissen sie nicht; sie ist mit einem der Nilboote den Fluß herabgeschwommen, vielleicht im Dienst oder im Eigenthum irgend eines mohammedanischen Händlers, der sie als Kind schon mit sich geschleppt. Trotz dem Verbot der Sklaverei findet man die dunkle Rasse vielfach in den Städten des Delta, wohin die schwarze Waare noch immer importirt wird.

W.

Die Trauerfeierlichkeiten für Prinz Friedrich Karl von Preußen zu Potsdam.

(Siehe das Bild S. 901.)

Nach den allerhöchsten Bestimmungen war der 18. Juni ausserordentlich, um dem so unerwartet verbliebenen Generalfeldmarschall Prinzen Friedrich Karl die letzten militärischen Ehren in einer dem hohen Rang und den einzig dastehenden Verdiensten des großen, kühnen Reiterführers würdigen, großartigen Form zu erweisen. Hatte der Prinz es gewünscht, an der Seite seiner vorausgegangenen Eltern in der Gruft des Kirchleins zu Nikolskoe bebetet zu werden, mitten im Rauschen und Blühen seiner geliebten märkischen Wälder und Haiden, mit dem Blick über die weiten, stillen Wasserflächen der Havelseen, über all' die entzückend gelegenen Schlösser und Anlagen, die der Hohenzollernstamm hier mitten im märkischen Sande geschaffen, so hatte des Kaisers hoher Sinn beschlossen, daß in der Potsdamer Garnisonkirche, vor der Ruhestätte des großen Friedrich, angelehnt an den ruhmreich erkämpften Banner und Trophäen vieler Feldzüge, dem verwitweten Feldherrn der Dank und die Huldbildung der von ihm so oft zum Siege geführten Armee in feierlichster Weise dargebracht werde, ehe sich das Grab über der sterblichen Hülle schloß. Von der ganzen Armee sollte Prinz „Alzeit voran“ zur Ruhe geleitet werden.

Nachdem Tags zuvor die Leiche des Verbliebenen im friedlichen Dorf Kirchleins zu Glienicke kurze Zeit zur öffentlichen Trauer ausgestellt gewesen, wurde der Sarg in der Nacht unter Fackelganz und militärischer Eskorte, begleitet von den anwesenden Prinzen und dem Hofstaat, in die Garnisonkirche zu Potsdam übergeführt, deren Emporen mit schwarzen Behängen und reichem Blumen Schmuck bekleidet waren und in deren Mitte auf einer Estrade unter der Kanzel, vor dem goldenen Gitterthor der königlichen Gruft, der einfache eichene Sarg, geschmückt mit der goldenen Krone, dem Degen, der Schärpe und den Handschuhen des Prinzen,

aufgebahrt wurde. Ein Ueberfluß von Kränzen, Palmen, Blumensträußen, -Rissen und -Kreuzen mit den schönsten Widmungschleifen bedeckte schon jetzt den Katafalk und sollte bis zum Moment der Beisetzung noch immer weiter anwachsen. Auf zwölf Tabourets lagen der Ritterhelm, die Handschuhe, der Marschallstab, die Sporen, die hohen Orden des Entschlafenen, und silberne, stummhüllte Kandelaber gaben ihr flackerndes Licht zur Erleuchtung der ergreifenden Szene.

Um neun Uhr Vormittags füllten sich die grünen Plätze und Straßen um die Kirche mit den von allen Seiten zur Leichenparade heranrückenden Kavallerieschwadronen in prächtigster Gala. Da sah man die Garde du Corps, Gardehusaren, Dragoner, Ulanen und auch eine Schwadron der Zietenhusaren in ihrer überaus schneidigen Uniform und Haltung. Bekanntlich war dieß das vom Prinzen am meisten bevorzugte Regiment, dessen Uniform er trug und dessen Uniformfarbe den märkischen Dichter zu der Strophe begeistert hatte, in der er den Prinzen schildert als: „Dem rothen Lär gleich im Schilde von Brandenburg“. Umflorte Standarten, Pauken, Trompeten und Waffen deuteten die tiefe Armeeträuer an. Die Extrazüge von Berlin brachten Tausende von Offizieren aller Grade aus allen Armeekorps in vollem Paradeanzuge, Deputationen der dem Prinzen nächststehenden Regimenter mit kolossalen Palmzweigen, Schaaren von Diplomaten, Ministern, Beamten, die Alle unter den hellen Klängen sämtlicher Kirchenglocken der Stadt dem Gottesgange zustrebten. Das 1. Garderegiment zu Fuß stand vollständig vor der Kirche in Parade aufmarschirt. Ueber all' den Glanz und Puh weg strahlte die freundliche Junifomne, die siegreich am wolfigen Himmel durchgebrungen war — ein überaus großartiges Bild, dem fast der Eindruck der Trauer fehlte, wären nicht Schaaren von schwarzgekleideten Damen der Hof- und Militärfreie in die Kirche gezogen, dem ritterlichen Prinzen und seiner so allgemein beliebten Wittwe, sowie deren Kindern ihre Theilnahme an dem Verlust zu zeigen.

Als die trauernden Hinterbliebenen und die königliche Familie mit allen Leidtragenden sich versammelt hatten — der Kaiser war aus Gesundheitsrücksichten nicht erschienen — begann die Orgel ein Präludium und die Fürstlichkeiten traten vor den Sarg, die nächsten Angehörigen zuletzt, indem der Kronprinz die Frau Prinzessin-Wittve, der König von Sachsen die Frau Kronprinzess führte, die drei Schwiegeröhne aber ihren Gemahlinnen den Arm boten. Die hohen Damen waren sämtlich in lange, über das Gesicht fallende Schleier und tiefste Trauervollette gehüllt. Der Domchor intonirte eine Motette, daran schloß sich ein Lied der Gemeinde und die Liturgie, vom Hofprediger Dr. Rogge gehalten. Dem Choral „Jesus meine Zuversicht“ folgte die überaus weichevolle und schöne Rede des Hofpredigers Dr. Kögel, und als dieser schließlich über den dahingegangenen Feldherrn den Segen sprach, donnerten draußen die dreimaligen Salven von zwölf Geschützen und ebenso die dreimaligen Salven des 1. Garderegiments durch die stillen Straßen der Residenz, mit vollem, dröhnendem Echo an die bewaldeten Hügel der Havelufer, wo der Prinz immer so gern gewandelt, pochtend, um weit in die märkischen Lande die Kunde zu tragen, wie er dahingefahren, ein preußischer General, ein märkisches Herz!

Da ergriß der Kronprinz die Hand der Wittve und Beide knieten sichtlich bewegt am Sarge nieder, mit ihnen die Schwester des Prinzen, Landgräfin Anna von Hessen, sowie der tief erschütterte Sohn und die in Thränen aufgelösten Töchter, Alle im stillen Gebet.

Sechzehn Stabsoffiziere trugen jetzt den Sarg aus der Kirche auf den draußen harrenden königlichen Leichenwagen, der mit einer goldbordirten Decke von Silberstoff bedeckt war. Die acht Koffe, die ihn zogen, trugen lange schwarze Sammetdecken, auf denen die preußischen Adler gestickt waren, und auf den Köpfen schwarze Federbüsche.

Der Zug, an der Spitze eine halbe Schwadron der Garde du Corps mit der Musik, dann die Gardehusaren, 1. Gardedragonier, 1. Gardelanen, setzte sich in Bewegung, um den Sarg durch die mit großen Menschenmengen besetzten Straßen, durch das Berliner Thor nach Glienicke und Nikolskoe zu geleiten. Soldaten der Potsdamer Garnison, Kadetten, Militärwaisen bildeten Spalier bis nach Nikolskoe herauf. Die Schwadron der Zietenhusaren mit ihrer schönen Montur, den muthigen Pferden und der kriegerischen, überaus echten Husarenhaltung wurde allgemein enthusiastisch begrüßt. Hierauf folgte das 1. Garderegiment zu Fuß, sowie das aus allen Truppenteilen der ganzen deutschen Armee zusammengelesete, bunt aussehende Lehr-Infanteriebataillon.

Der eigentliche Trauerzug begann mit der Dienerschaft und den Beamten der prinzipaligen Familie, denen sich die sechs Leibpagen in rothen Röcken und weißen Strümpfen, sowie dreieckigen Hüten angeschlossen; nun kamen die Regimentsdeputationen, darunter sechs österreichische Dragoneroffiziere, zwölf Offiziere aus der Umgebung des Feldmarschalls mit den Ordenskreuzen u. s. w. Vor dem Leichenwagen schritt der Hofmarschall Graf Kanitz und neben den Pferden wandelten sechzehn Rittmeister; die Quasten des Leichentuchs aber trugen vier Obersten der Garde und neben dem Wagen gingen sechzehn Stabsoffiziere. Nach alter Ritterfittte folgte zuerst dem Sarge das Leibtrupp des Verewigten und dann die Gruppe der männlichen Leidtragenden: der Kronprinz und der König von Sachsen führten den Prinzen Friedrich Leopold, die Großherzoge von Weimar und Oldenburg die drei Schwiegeröhne, den Prinzen Albert von Altenburg, den Erbprinzen von Oldenburg und den Herzog von Connaught. Hierauf folgten die übrigen zum Beileid erschienenen Fürstlichkeiten, die Abgesandten der Souveräne, das Gefolge der hohen Herrschaften, die Diplomatie, die hohe Beamtenwelt, Johanniterkitter und Landstände, sowie die zahllosen Offiziere aller Truppengattungen des In- und Auslandes, sämtlich zu Fuß marschirend, eine so bunte Fülle von Uniformen und Erscheinungen, daß es ein fast sinnverwirrendes Bild gab.

Der größte Theil der Eskorte verließ den Zug an der Gardehusarenkaserne; die Leidtragenden bestiegen hier bereitstehende Equipagen und begleiteten den Sarg bis nach dem Kirchlein von Nikolskoe, wo die Prinzessin mit den anderen hohen Damen bereits erschienen war. Unter Gesang und Glockenklang wurde die irdische Hülle des Prinzen Friedrich Karl an der Seite seiner Eltern zur ewigen Ruhe bestattet. Sein Gedächtniß wird fortleben in jedem deutschen Soldaten wie in jedem guten Preußenherzen!

Ludwig Sternau.

Erinnerungen an Wilhelm Camphausen.

(Siehe das Porträt S. 900.)



Einer der interessantesten und vielseitigsten Geister ist in „Rhein-Athen“ am 18. Juni dahingefahren. Wilhelm Camphausen, der berühmte Schlachten- und Historienmaler, war nicht allein dieß, sondern zugleich ein geschähter Lithograph, Radirer, Gelegenheitsdichter, Humorist und dramatischer Vorleser. Selbstverständlich beruht indeß seine Bedeutung in erster Linie auf seinen eigenartigen patriotischen Bildern, und wenn man von den glorreichen Thaten der deutschen Armee und ihrer Heerführer im dänischen, deutsch-österreichischen und deutsch-französischen Kriege redet, wird auch der Held ihr Ruhmes, der mit der Palette ihre Unsterblichkeit verewigt, genannt; aber er gehörte zu jenen Geistern, die eine Universalität der Begabung besaßen, wie sie in unserer auf Spezialitäten hinführenden Zeit immer seltener zu Tage tritt. Ja, es gilt von Wilhelm Camphausen Aehnliches, wie man es von Nicolo Paganini behauptet hat. Dieser geniale Geiger soll nicht so sehr auf seine virtuosen Leistungen auf seinem Instrument, als vielmehr auf seine mit vollendetem Chit ausgeführten Verbeugungen stolz gewesen sein. Ebenso ließ unsern Altmeister die Anerkennung seiner malerischen Schöpfungen ziemlich gleichgültig; wer aber seine ausgezeichneten Rejitationen und Vorlesungen, sein rhetorisches und schauspielerisches Talent rühmte, wer seine ersten und humoristischen Prologe, Festgedichte und begleitenden Texte mit Anerkennung erwähnte, der konnte leicht seine Sympathien gewinnen; dann glänzten die großen blauen Augen Wilhelm Camphausens in ganz eigenartiger Weise und er zeigte dann dem begeisterten Kritiker jene allerliebsten, reizenden Humoresken, welche er in seiner Mappe hatte, und die nicht minder köstlichen Illustrationen, welche er zu denselben verfertigt und von denen dann der größte Theil in seiner originellen, in ihrer Eigenart einzig dastehenden „Malkastenchronik“ — benamset: „Chronica de rebus malcastaniensibus“, als „Manuskript gedruckt in diesem Jahre“ — Aufnahme gefunden hat.

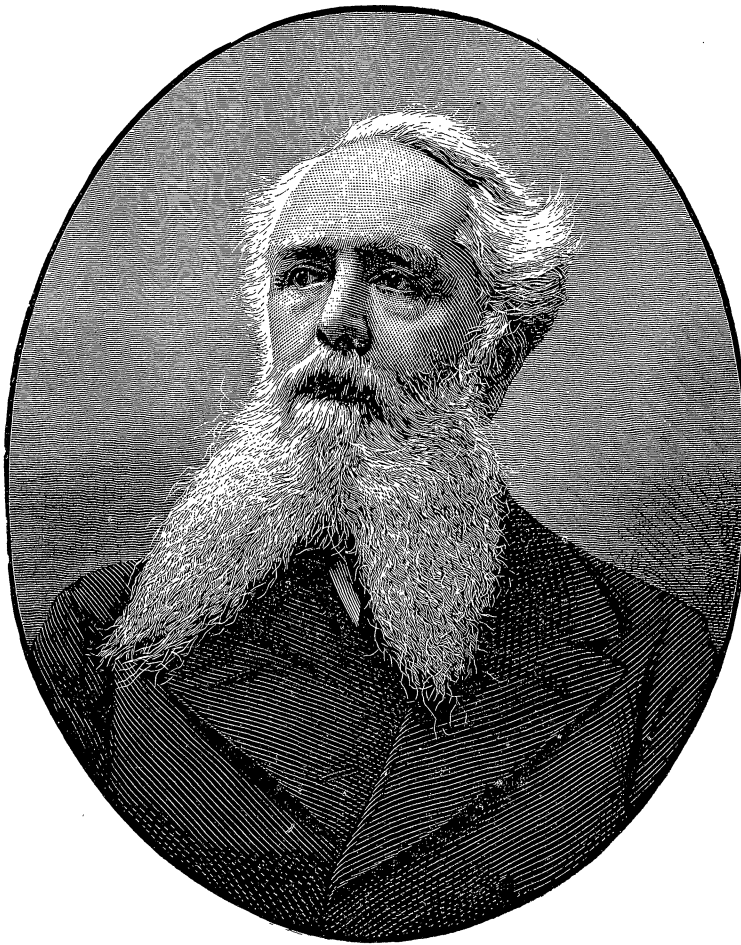
Wie seine künstlerische und geistige Individualität eine exceptionelle, kaum mit einer andern vergleichbare war, so ließ er auch in seiner äußern Erscheinung einen außerordentlichen Menschen erkennen. Eine zugleich schlankte und kräftige Figur, die so stramm einherschritt, als gehöre sie einem schneidigen Husarenoberst, ein lang herabwallender, sich weiß und weißer färbender Bart, regelmäße, edle Gesichtszüge, große blaue und bligende Augen, die durchbohrenden Blicke fähig waren, ein glodenreines und metallreiches Organ, welches die stürmischste Versammlung zu überönen vermochte — so erschien mir schon 1873 Wilhelm Camphausen, als ich ihn zum ersten Male kennen lernte und er fünfundfünfzig Jahre alt war, und so sah ich ihn noch vor mehreren Monaten am Rhein, als ich dem alten Freund, mit dem ich seitdem in ziemlich regem schriftlichem Verkehr stand, begegnete. Gesundheit, Frische und Mäßigkeit athmen nicht allein seine Schlachtenbilder, seine ganze Persönlichkeit war eine durchaus kräftige, von Sentimentalität nicht angehauchte und gewissermaßen germanisch-innorige.

In der Jägerhofallee in Düsseldorf, in der Nähe des Malkastens, besaß Wilhelm Camphausen ein hübsches Haus, und dieses Haus war der Sammelpunkt aller namhaften Persönlichkeiten der Kunststadt am Rhein, selbstverständlich auch aller Ritter vom Geiste, die Düsseldorf besuchten. Ganz besonders eifrig verkehrten in dem geselligen und gemüthlichen Heim des Meisters die Künstler der Bühne. Der nunmehr Verstorbene hatte eine außerordentliche Vorliebe für die dramatische Kunst; er war Jahrzehntelang die Seele des Düsseldorfer Theaterkomites und wahrte in dieser seiner Eigenschaft die edlen und ruhmreichen Traditionen des berühmtesten Theaterintendanten Rhein-Athens, Karl Immermann. Der Aufschwung, den das Düsseldorfer Theater genommen, ist zu einem guten Theil seinen rastlosen Bemühungen zu verdanken. Die Theaterdirektoren erkannten in ihm einen trefflichen Oberregisseur, und eben so holten sich Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen bei ihm Rath in ästhetischen und Kostümfragen. Er war einer der größten Kenner der Kostüme aller Jahrhunderte und er wurde nicht müde, immer neue Zeichnungen für die Bühne zu entwerfen. Die von ihm oder unter seiner Leitung angefertigten Dekorationen der Bühnen des Stadttheaters und des Malkastens konnten sich mit den stylvollsten Dekorationen der Meininger messen. Die geselligen Abende bei Camphausen boten einen außerordentlichen Genuß dar. Hier war Alles, was zur guten Gesellschaft und zur Geisteselite gehörte: Andreas und Oswald Algenbach, Christian Böttcher, Benjamin Bantier, Emil Hünten, sein Schüler, J. P. Hasenclever, Ludwig Knaus und die „Kolleginnen“ Elisabeth Zerschau-Baumann, Gräfin J. v. Egloffstein, Marie Wiegmann-Hante, Frau v. Wille . . . Alle fanden sich zu ihren Zeiten bei ihm ein, die berühmten Planeten wie die kleinen aufgehenden Sterne am Himmel der Kunst. An solchen Abenden aber fehlten auch nicht die jeweilige Primadonna und der primo uomo, der jugendliche Liebhaber und der Charakterdarsteller der Bühne, und ich brauche es wohl nicht erst zu sagen, wie lebhaft und wie geistreich dort die Unterhaltungen zu sein pflegten, zumal da die größte Zwanglosigkeit herrschte und der perlende Rheinwein die Zungen löste. Einen besondern Reiz hatten diese Reunionen und Soirées, wenn Emil Rittershaus, Wolfgang Müller v. Königswinter, Franz Rißt, Ferdinand Hiller, Friedrich Haase, Ludwig Barnay, Pauline Lucra und ähnliche Berühmtheiten, die in der Jägerallee gar oft verkehrten, erschienen waren. Während die Primadonna ihre Arien mit der Rehlfertigkeit der Nachtigall dahinschnatterte, schnitt ein Jünger des Apelles allerliebste Silhouetten oder ein Schnellmaler entwarf die Porträts sämtlicher Gäste mit einer Naturtreue, daß eine homerische Heiterkeit Platz griff. Die Honneurs des Hauses machte mit unverwundlicher Liebenswürdigkeit Frau Professor Camphausen und ihre Tochter, welche mit dem talentvollen Maler Hoppe vermählt ist.

Bei solchen Anlässen entfaltete Wilhelm Camphausen in Wort und Stiff einen Humor, der alle Welt entzückte. Von seiner großen humoristischen Begabung legen die „Düsseldorfer Monatshefte“, namentlich aber die von ihm redigirte „Malkastenchronik“ ein bereites Zeugniß ab. Mit Professor A. Schröbter führte Camphausen den ingenösen Einfall aus, die Chronik des Düsseldorfer Künstlervereins „Malkasten“ in der Art und Weise der alten Chroniken aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert zu schreiben. Seit

dem Jahre 1859 bis zu seinem Tode hat er getreulich seines Amtes als Redakteur und Verfasser der Chronik gewaltet. Das Werk ist natürlich nicht abgeschlossen, denn der Malkasten lebt und gedeiht und wird ja auch für die Zukunft noch manchen Stoff für diese merkwürdige Chronik bieten; aber fraglich ist, ob sich ein Nachfolger findet, der diesen reizenden Humor in Sprache und Zeichnung so meisterhaft wiederzugeben weiß, wie der berühmte Schlachtenmaler, dem der Schelm im Nacken saß. Sein heiteres Naturell wirkte im Gespräch um so drastischer, je weniger er bei den tollsten Schnurren und den ausgelassensten Possen, die er vortrug, eine Miene verzog. Jene Chronik aber hat der Meister mit „Bildnissen und Kontraktaturen sonderlich meritirter Gejellen und allerhand Kupferstücken“ geschmückt, und wenn er nun der glänzenden Tafelrunde ein Kapitel des Manuskripts als Dessert vortrug, dann brach ein herzhafter Jubel aus, in welchen auch die ernstesten Professoren der Akademie, die selten lachen, unwillkürlich einstimmen mußten. Um einen Begriff von der Tonart zu geben, die in dieser Chronik herrscht, mag hier nur ein kurzer Passus wiedergegeben werden. Der Bericht über die Schlacht von Düppel, beziehungsweise die Erstürmung der Düppeler Schanzen, welche Camphausen als Augenzeuge mitgemacht und die er in den bekannten Schlachtenbildern: „Düppel nach dem Sturm“, „Kampf im Innern der Düppelschanze II.“ und „Uebergang nach Alsen“ geschildert hat, lautet unter Anderem also: „... In selbigem Monat auch hat der ehrsam Schlachten-Bummel Camphausen an ihrer zweien Abend ein Bericht geben von denen Irrfahrten und Aventuren, so er im Land Schleswig unter denen Kriegsvölkern vor Düppel bestanden. Da dann auch Sein königliche Hoheit der durchlauchtigste Herr und Fürst von Hohenzollern so gleichfalls in praesentia gewesen, scharf oberviret hat, daß der Berichtgeber denen ehrbaren Gejellen nit epttel Aufschneydereien fürgaudeln möcht. Und haben die zuhörend Gejellen zu einer mehreren illusioni dazu den obligaten Pulverrauch gar kunstvoll herstelllet durch ihrer mehr denn zweehundert St... sienglin, los casernos benamset, also, daß ihrer Eglisch am End, man weiß nit, ob zumehrest von wegen bemeldten Pulverdampfs oder ob des oratoris grauslich und haarsträubend berichtten Historien schier unnmächtig aus den Hallen gestörget oder geschleppt seyend.“

Es ist nicht meine Absicht, die allbekannte Bedeutung Camphausen's als Schlachten- und Historienmaler nochmals zu schildern. Weniger bekannt ist, daß er auch als Schriftsteller sehr Beachtenswerthes geleistet. Abgesehen von der ebenerwähnten „Chronika“ und zahlreichen schwungvollen Gelegenheitschriften zur Feier dieses oder



Wilhelm Camphausen.

jenes hervorragenden, hauptsächlich den Malkasten berührenden Ereignisses, hat er 1865 eine sehr interessante Schrift: „Der Maler auf dem Kriegsfelde“ herausgegeben. In diesem illustrierten Tagebuch schildert Camphausen in seiner frischen und anschaulichen

Weise die glänzenden deutschen Waffenthaten anlässlich des dänischen Kriegs, den er im Auftrage des deutschen Kronprinzen mitgemacht hatte. Die fesselnden Erzählungen nicht nur der eigenen Erlebnisse, sondern auch des Feldzugslebens im Allgemeinen mit seinen Abenteuern und bunten Wechseljällen, seinen Freuden und Leiden, die gelungene Charakteristik der verschiedenen Truppenkörper, die vielfach eingeflochtenen Anekdoten und die Porträtirung hervorragender Persönlichkeiten — all' diese Vorzüge verleihen dem Buche einen hohen Reiz. Ich hatte aber auch Gelegenheit, die Mappe des Künstlers durchzuforschen und kann versichern, daß sich in derselben höchst interessante Manuskripte befinden, welche hoffentlich durch die Hinterbliebenen des Künstlers Veröffentlichung finden werden. Der bescheidene Meister war bei Lebzeiten nicht dazu zu bewegen, die Schriften zu veröffentlichen, nur gestattete er mir im Jahre 1876, daraus in meinem Buche: „Aus meiner rheinischen Studienmappe“ (Düsseldorf, Breidenbach und Baumann) einige Auszüge zu geben. Ich erwähne nur kurz seine trefflichen Gelegenheitsreden zur Schillerfeier am 11. November 1859, zur Gedächtnisfeier Ludwig Uhland's 1863, zur Todtenfeier für Karl Sohn am 15. Dezember 1867, zum fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfeste des Malkastens am 9. Juli 1873, und weise ebenso auf eine große Fülle der trefflichsten lyrischen Gedichte, die allerdings Gelegenheitsgedichte, aber im Goethe'schen Sinne sind, hin. Balladen, Stimmungsbilder und politisch-patriotische Gedichte voll Gedankenreichtum und Formvollendung, erheben sie sich weit über das Niveau der Durchschnittslyrik und eine Sammlung derselben müßte den Beweis liefern, daß Camphausen ein phantastischer und schwungvoller Poet gewesen, dessen Name bald auch unter den deutschen Lyrikern einen guten Klang haben dürfte.

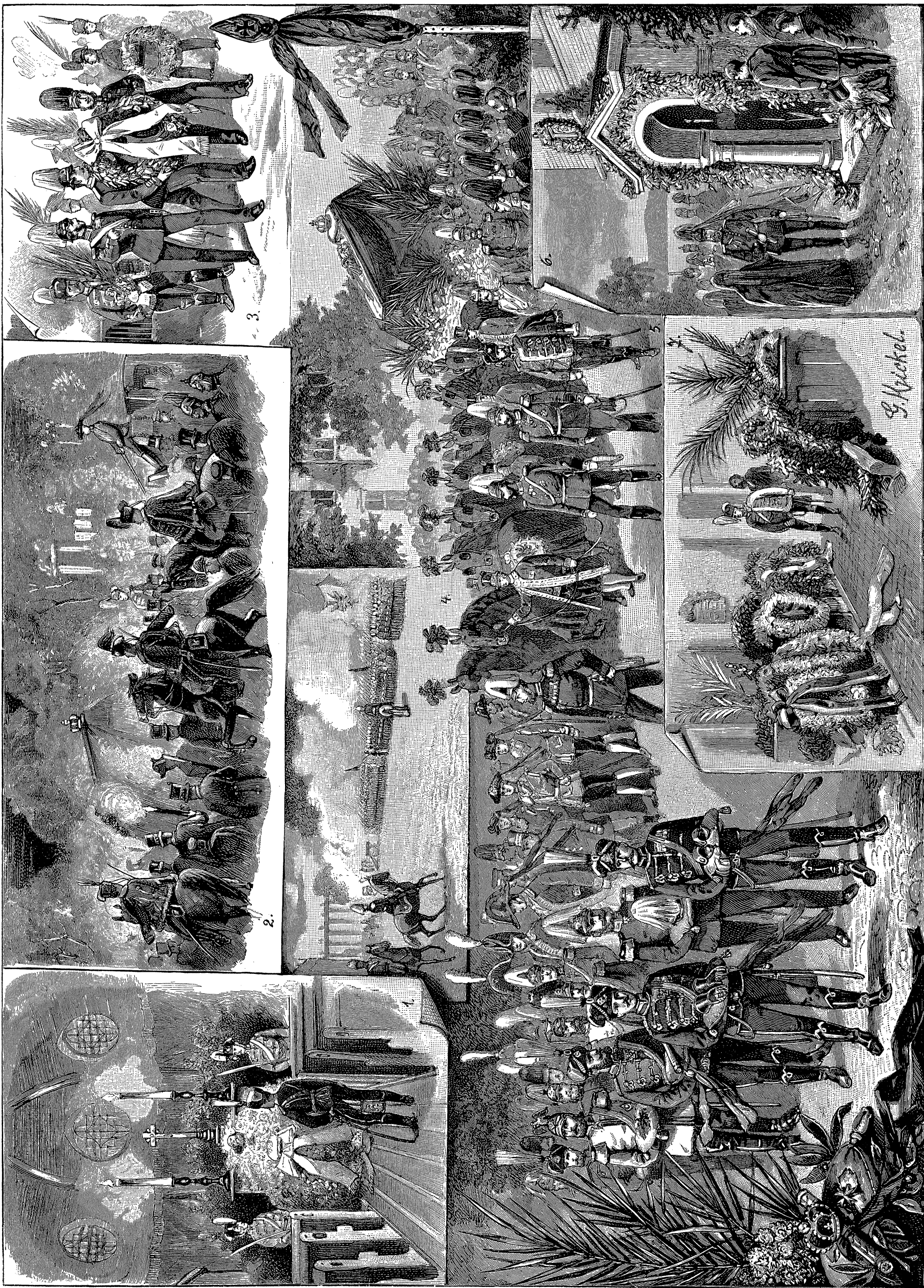
Ein namhafter Künstler, ein für alles Gute und Schöne erglühender und wirkender Geist, ein hochherziger Mensch war es, der in Düsseldorf am 18. Juni seine große Seele aushauchte. Er bewahrheitete an sich den schönen Ausspruch, den Peter von Cornelius am 2. August 1862 in einer Rede im Malkasten that: „Das Beste, das kommt aus der Tiefe der Seele, des Herzens, des Geistes, aber wir haben es uns nicht beigelegt. Es ist der göttliche Funke, den der Schöpfer schon im Paradiese uns geschenkt, den nach der griechischen Mythe Prometheus vom Himmel herabgeholt hat. An uns ist es, dieses Göttliche zu hegen und zu pflegen, wie die klugen Jungfrauen ihre Lampen, auf daß es immer herrlicher sich entfalte, zu immer Größerem führe.“

Dr. Adolph Rohut.



Am Seegeflade. Gemälde von J. Lemathe.

Nach einer Photographie im Verlag von Adolph Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter Hugo Großer in Leipzig).



1. Leichenwache in der Glienicker Kapelle. — 2. Ueberführung der Leiche in die Garnisonkirche zu Potsdam. — 3. Die Ehrenpalben. — 4. Die Trauerzug. — 5. Der Trauerzug. — 6. Eingang zur Kirche zu Potsdam. — 7. In der Kirche zu Potsdam nach der Beerdigung.

Die Trauerfeierlichkeiten für Prinz Friedrich Karl von Preußen zu Potsdam. Originalzeichnung von G. Krickel.

Auf Rügen.

Novelle

von

Boë von Reuß.

(Fortsetzung.)

V.



ie Vorbereitungen zu dem projektirten Wasserfesto nahmen neben den Wirthen auch beinahe die gesammte Badegesellschaft in Anspruch. Es sollte ein reizendes Sommerfest werden.

Die kleine Doktorin saß auf der Veranda inmitten großer Körbe voll Eichenlaub und Blumen und leitete das Kranzbinden, während Edith als Generalfeldmarschall das Ganze anordnete. Zuerst hatte sie bei dem einzigen Krämer des hübschen kleinen Orts verschiedenfarbigen Stoff zu einer riesigen Flagge eingekauft, mit welcher das mit frischer, glänzender Delfarbe angestrichene Boot des Fischers Halbeck geschmückt werden sollte. Dann wurde das Letztere mit bunten Decken und Teppichen ausgelegt und endlich von dem jungen Volke fast überreich mit Blumen geschmückt.

Es galt bei solchen Gelegenheiten als feststehender Grundsatz, daß auch der Wirth mit seiner Familie an der Bootfahrt theilnahm. Dieselbe sollte gewissermaßen einen Ausdruck patriarchalischer Gastfreundschaft darstellen, der sich mit dem von Jahr zu Jahr fortschreitenden Haschen nach Gelderwerb, ja mit einer oft haarsträubenden Ausbeutung nothgedrungen vertragen mußte. Daß auf solche Weise auch die hübsche und bescheidene Anna Kolding, die Schwestertochter des alten Fischers, an dem Feste theilnahm, erregte die allgemeine Freude der Sommergäste des Fischerhauses. Besonders hatte die junge Insulanerin Fräulein Edith's einflußreiche Gunst gewonnen. Es war aber auch schwer, Anna Kolding nicht gut sein: jung, blühend und voll anmuthender Natürlichkeit, gewann sie leicht die Herzen. Und so kühl und reservirt Edith der Welt gegenüber sein konnte, ebenso natürlich unbefangen war sie meist im näheren Umgange. So kam es, daß sich nach einigen Tagen beinahe ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den Beiden entwickelte. Die fünf bis sechs Jahre ältere Edith kam sich neben dem jungen Mädchen fast ein wenig mütterlich vor, und Anna, die den Begriff der Dienstbarkeit, wie er anderwärts angesehen wurde, absolut nicht kannte und sich als Schwestertochter eines der wohlhabendsten Fischer und Hausbesitzer fühlte, hing bald mit der Liebe einer jüngeren Schwester an Edith.

Bald nach Mittag bot der Strand das bunteste und belebteste Bild. Zwei kleine Dampfschiffe waren bestimmt, diejenigen Gäste aufzunehmen, die in den buntbewimpelten Booten nicht mehr Platz fanden. Zwei Musikchöre eröffneten mit lustigen Märschen den Zug, dann folgten die Dampfschiffe, denen sich die Ruderboote mit den Badegästen anschlossen.

Das Boot des Fischers Halbeck wurde von zwei jungen, kräftigen Insulanern geführt und war eines der ersten, welche an dem Ausflugsstunde anlangten. Nachdem die Insassen dasselbe verlassen hatten, begann man in Gemeinschaft mit der übrigen Badegesellschaft paarweise den ziemlich hohen Kreidesseln hinaufzusteigen, auf dessen Gipfel der Ort der Lustbarkeit, die Waldhalle, gelegen war. Unter den Klängen der Musik langte man nach einer Viertelstunde auf dem Felsplateau an.

Droben war an einem herrlichen Aussichtspunkte ein runder Platz eingefriedigt und geebnet, rund um eine in dessen Mitte befindliche Buche. Unmittelbar unter der prächtigen grünen Laubkrone des Baumes war ein kunstloses Orchester errichtet, und gleich schmetterndem Vogelgesang klangen die lustigsten Tanzweisen bald von droben hernieder. Unten lachte, scherzte, schrie einstweilen Alles bunt durcheinander, und es dauerte verhältnißmäßig lange, bis sich die verschiedenen Parteen gesondert und die unter sich bekannten und befreundeten Badegäste gegenseitig gefunden hatten, denn die von der Badedirektion getroffenen vielgerühmten Einrichtungen erwiesen sich doch als durchaus primitiv. Herrliches Wetter, Waldbluft und mitgebrachte gute Saune ließen aber den fehlenden Comfort verschmerzen und ein vorzüglicher Kaffee, den die Hotelwirthe ihren Gästen

gemeinschaftlich als erste Erquickung servierten, that das Uebrige.

Von den Gästen des Fischers Halbeck hatte die Familie des Obersten zuerst Platz gefunden. Sie war ziemlich anspruchslos und saß bald etwas steif, aber voll guter Laune und mit der in den Gesichtern bestimmend sich aussprechenden Amüsementsabsicht, in Reih' und Glied auf der längsten Bretterbank. Für die Justizräthin war durch die Vermittlung des Doktor Pfeiffer ein Lehnstuhl herbeigeschafft worden, in welchem sie, stark erhitzt vom Bergsteigen, gemächlich Platz nahm. Die Modistin in der heimathlichen Hauptstadt hatte noch zu rechter Zeit Einsehen gehabt und die Toiletten gesandt. In den glänzenden Hackenschuhen, dem koketten Gürtchen und der buntbedruckten, schillernden Pompadourrobe erinnerte die Dame an eine altgewordene Watteau'sche Schürerin. Das in zierlichste helle Sommerstoffe gekleidete halbwüchsige Töchterchen mußte auf höheren Befehl einstweilen bei der Mutter verbleiben, so gern es sich der Familie des Obersten zugesellt hätte. Die Justizräthin hatte nun einmal immer eine kleine Malice auf Frau von Görmar; die Art und Weise, wie die aus armer, aber sehr vornehmer Familie stammende Oberstin das Vollblut herauskehrte, war zuweilen geradezu nervenaufregend.

Edith hatte, gänzlich unbekümmert um die graue Seidenrobe, sich etwas abseits auf den goldlichterfunkelnden Moosboden niedergestreckt und betrachtete von einer Anhöhe herab das Bild vorläufig aus der Vogelperspektive. Sie hatte einen Widerwillen gegen große Menschenmassen, und voraussichtlich hätte ihre vornehme Natur sie während des ganzen Nachmittags in der Entfernung festgehalten, wenn ihr lebhaftes Interesse an Anna Kolding nicht gewesen wäre. Das Mädchen sah so hübsch aus in dem Puz, mit dem Edith sie selbst schmückte, und genoß das seltene Vergnügen mit solch' unverhehltem Entzücken, daß sich Edith entschloß, sie wieder aufzusuchen und sich an ihrem Anblick zu erfreuen.

Der Tanz hatte begonnen und auch Anna befand sich schon unter den Tanzenden. Ihr Tänzer war ein junger Mann in sauberster, kleidsamer Matrosentracht. Merkwürdigerweise kam er Edith gleich bekannt vor, sie mußte ihn schon gesehen haben. Sie begann sich einen Moment . . . richtig, das war ja ihr Wegweiser, als sie vor zwei Wochen mit den Pfeiffer'schen Eheleuten von Stubbenkammer durch die Stubbitz nach Sahnitz hinüberwanderte. Auch der Doktor würde sich sicherlich freuen, den hübschen Burtschen wiederzusehen; noch kürzlich hatte er der sympathischen Erscheinung flüchtig erwähnt. Edith machte einen Versuch, ihrem Schützling zuzuwinken — Anna sah es nicht. Die Beiden schienen nur Aug' und Ohr für einander zu haben; ein schöneres, passenderes Paar wäre schwerlich auf Rügen zu finden gewesen! . . . Wie sie sich jetzt im kraftvollen und doch so ansprechenden Schifftanz entgegenstrebten, dachten und wandten und endlich glücklich umfaßten, das war ganz besonders hübsch anzusehen, und wenn sie dann wieder ruhig bei einander standen, eines dem Andern in die Augen blickend, sahen sie aus wie das erste gottgeschaffene Menschenpaar!

Edith war sogleich überzeugt, daß sich die Beiden früher schon gesehen; sie erinnerte sich jetzt auch der flüchtigen Verlegenheit des jungen Mannes bei Erwähnung der Badewohnung bei Fischer Halbeck. Auch Frau Louise, die sich Edith zugesellte, wollte sie bemerkt haben . . . Man verzichtete aber auf eine Wiederanknüpfung der Bekanntschaft, um das Pärchen nicht zu stören.

Der Doktor kam und bot der Gattin den Arm, um ihr die Ueberreste eines in der Nähe befindlichen Hünengrabes zu zeigen, und Edith, der ein Spaziergang willkommen war, schloß sich dem Freundespaare an.

Die Schönheit und Erhabenheit des Waldes, welcher ohne Zweifel einen Hauptreiz der Insel ausmacht, kam im Promenieren den Dreien immer mehr zur Anschauung. An einer zierlichen Tannenschonung vorüber verlor sich der Weg im hallenartigen Buchenwalde. Die Buche besonders liebt sanft gehobene Flächen, wie sie die Insel darbietet. Gesellig, wie sie ist, flieht sie die Einsamkeit und sucht immer mit ihren Schwesterbäumen zu kreuzen.

„Gertha's Hallen!“ sagte die Doktorin, sich bewundernd umschauend.

„Und dort vielleicht ihr Opferstein!“ scherzte der Gatte, indem er mit den beiden Damen an einen umgestürzten Felsblock herantrat, der in der Mitte eine rinnenartige Vertiefung zeigte, vom Opferblut oder — Regenwasser? „Und hier ist auch das Hünengrab!“

Dasselbe stellte sich dar als eine vier bis sechs Meter lange, ziemlich quadratförmige Vertiefung, die mit einem ungefähr anderthalb Meter hohen Erdwall umgeben war. Der Grund war mit Moos und übergrüntem Steingeröll ausgefüllt. Weiter war wenig zu sehen — die Ueberreste aus der Heidenzeit, die es enthalten haben mochte, waren vermuthlich schon vor Jahren in die verschiedenen Museen des Landes gewandert. So wandte man sich nach einigem Hinundherreden über Alter und Ursprung dieser ehemaligen Begräbnißstätten bald wieder zum Gehen.

Auf dem Festplatz war das Bild jetzt total verändert. Die große, zum Schmausen bestimmte Tanzpause war eingetreten und der Reihen hatte sich aufgelöst. Die Badegesellschaft und ihre Wirthin hatten sich in Gruppen zusammengefunden und saßen unter den Bäumen zerstreut. Ein großer Theil Ersterer hatte jedoch auch unter aufgeschlagenen, laubumwundenen Zelten und an langen, sauber gedeckten Tafeln Platz genommen. Hier hatten die Hotelwirthe des kleinen gastlichen Badesortes „mit vereinter Kraft“ den Tisch besetzt — zum Entzücken verschiedener Liebhaber und Gourmands, deren ohnehin respektable Leistungsfähigkeit durch die guten Wirkungen des Seebades noch erhöht wurde! Daß der Justizrath nebst Frau und Tochter sich unter dieser Schaar befand, versteht sich von selbst. Aber auch die bescheidenere Offiziersfamilie hatte sich ihnen zugesellt.

Noch stand Edith zaudernd, sie wußte nicht recht, wohin sie sich wenden sollte, da von dem Freundespaar war sie plötzlich abgedrängt worden. Da hörte sie sich von hinten mit rauher, aber wohlmeinender Stimme angesprochen. Sie wandte sich und erkannte ihren Wirth, den alten Fischer, neben ihm stand Anna.

„Wenn das gnädige Fräulein uns die Ehre schenken wollten,“ sagte Matthias Halbeck, ein wenig stotternd und den dunklen Wachstuchhut tief herabziehend, — „frische Flundern — erst heute morgen gefangen und geräuchert — ich selbst —“ Die Redekunst des Mannes war erschöpft.

„Muhme Halbeck läßt bitten, aus ihrer Küche zu speisen,“ ergänzte Anna gewandt, aber dennoch leicht erröthend; „dort auf dem Rasen — auch Herr Doktor und die liebe Frau Doktorin sind schon dort. Nicht wahr, Fräulein Edith, Sie kommen?“

„Gern, nehmen Sie mich nur gleich mit sich!“

Der durch den zunehmenden Fremdenverkehr allmählich auch von der Kultur belebte Fischer versuchte einen Krackfuß, Anna knigte regelrecht, dann führte man Edith im Triumph nach einer wellenförmigen Erhöhung hinüber, auf welcher die alte Fischersfrau ein großes, aber eingewaschenes Segeltuch gebreitet und mit den Landeserzeugnissen besetzt hatte. Die von dem Gatten an demselben Morgen gefangenen und von ihr selbst geräucherten Fische — Aale und Flundern — machten natürlich die Hauptbestandtheile des Mahles aus.

Rings um die höchst primitive Gasttafel hatte sich die Tischgesellschaft gelagert. Moos und Rasen dienten als Teppich und die Tücher und Plaisirs der Damen als Kissen und Lagerstätten. Der Gäste waren ungefähr ein halbes Duzend, darunter der Doktor und die Doktorin. Und neben dem Doktor saß, zu Edith's Ueberraschung, Anna's Tänzer, der junge Matrose, und erneuerte plaudernd die Bekanntschaft mit dem lebenswürdigen Ehepaar. Auf welche Weise dieser in den Kreis Eingang gefunden hatte, blieb Edith zweifelhaft, sie nahm aber an, daß ihn der alte Fischer, vielleicht auf Anna's indirekte Anregung, gleichfalls eingeladen hatte.

Man that Frau Halbeck's Kochkunst schnell die schuldige Ehre an, selbst Anna aß mit gutem Appetit, trotz der Erregung, in der sie sich sichtlich befand. Dann ging's wieder zum Tanz.

Und wieder wich Gustav Petersen nicht von Anna's Seite. Daß die Beiden an einem Wendepunkt ihres Lebens angekommen seien, war der scharfblickenden Edith kein Geheimniß mehr. Auch durfte sie sich des Glücks ihres Liebling's ja von Herzen freuen, die kurze Unterhaltung, die sie über Tisch mit dem jungen Manne geführt, hatte sie auf's Neue für ihn eingenommen. Wie in allen höher und edel beanlagten Frauen, waltete auch in Edith Oiderop ein mütterlicher Zug, der sie trieb, die Liebe des jungen, reinen Kindes dort unter ihren Schutz zu nehmen. Nebenbei hatte sie längst zu bemerken geglaubt, daß Anna trotz der unschuldigen Heiterkeit, die ihr eigen, doch irgend einen heimlichen Kummer mit sich umhertrug. Worin er bestand, ahnte sie freilich vorläufig nicht, denn auf der Oberfläche lag er keineswegs; dort schien Alles natürlich, rein und klar

— und doch entfuhr zuweilen ein schmerzlicher Seufzer Anna's Brust, und die wunderbar schöne Farbe ihres Antlitzes wechselte schnell. Das sah beinahe aus wie Angst oder — Gewissensschuld? Edith nahm sich vor, das Mädchen scharfer zu beobachten.

Plötzlich fühlte sich Edith unsanft zur Seite geschoben. Durch die den Tanzplatz umgebende Menge der Badegäste und Insulaner, dicht neben ihr vorüber, drängte sich ein Mann in Mönchguter Tracht, nur daß er anstatt der gewöhnlich zu diesem Kostüm gebräuchlichen Sturmhaube heute einen leichten schwarzen Strohhut auf dem Kopfe trug. Es war ein Bursche von höchstens fünf und zwanzig Jahren, und hätte er für schön gelten können, wenn der Blick des Auges nicht so wild gewesen wäre; dazu lief trotz der Jugend eine tiefe Falte von der scharf entwickelten Nase an die Stirn hinauf und gab dem Gesicht im Verein mit den dicht zusammen gewachsenen Augenbrauen etwas Finsternes und Verstecktes. Als er Anna mit dem Matrosen tanzen sah, brach es wie ein Blitz aus seinen Augen und die böse, senkrechte Falte fing an, sich zu verstärken. Dazu nahm er mehr im Hintergrund und hinter einem der primitiven, nur für den heutigen Tag getroffenen Beleuchtungsapparate Platz, jedenfalls um nicht bemerkt zu werden. Später begegnete er Edith noch einmal, als sie zwischen Anna und dem Matrosen nach Schluß des Festes den Berg wieder hinabstieg, um zu dem harrenden Boote zu gelangen. Glücklicherweise bemerkten die jungen Leute aber den unheimlichen Beobachter nicht, da soeben eine von dem größten Dampfschiffe aufsteigende Rakete das Signal zum Beginn des Feuerwerks gab. Dazu intonirte die Musik: „Das Schiff streicht durch die Wellen“, und unter ihren Klängen vollzog sich scherzend und lachend die Einbootung. Bald zischten vom Meer hinauf die verschiedenen Feuerwerkskörper und kreuzten sich in der Luft. Endlich machte das Anzünden eines auf hoher Felsen Spitze befindlichen Holzstoßes den Beschluß der Feier. Prasselnd loderten die langgestreckten Feuerzungen zum Himmel hinan, ihre Lichtwirkung überstrahlte das Sternenlicht und goß fast Tageshelle über das schweigende Meer. Und als nach einer Weile die lodern den Holzstöße in sich zusammen sanken, stieß man sie vom Felsen herab. Wie ein glühender Strom floß es von Terrasse zu Terrasse, um endlich unten im hochaufliegenden Meer prasselnd und zischend zu verlöschen.

VI.

Edith liebte es, etwas in die Nacht hinein zu wachen. Sie durchslog flüchtig eine Zeitschrift, die am Nachmittag angekommen, dann trat sie noch einmal auf den Balkon hinaus, um die Abendluft zu genießen.

Schweigend und mondbegläntzt lag das Meer zu ihren Füßen. Es ist eine fast feierliche Ruhe, in die die Landschaft gehüllt ist. Doch da klingen Menschenstimmen an ihr Ohr, deutlich vernimmt sie Rede und Gegenrede. Vom Garten schallt es herauf:

„Sprich nicht, Dirn', Du betrügst mich doch!“

Die Stimme des Mannes klingt heiser, es ist, als ob verhaltene Leidenschaft das Organ bräche.

„Glaub' mir, Gert, er war mein Tänzer — weiter nichts!“

„Er ist Dein Liebhaber, ich weiß es! O Anke, ich könnte Dich zermalmen!“ rief der Mann in höchster Leidenschaft. „Und ich werde ihn treffen!“ setzte er wild hinzu.

„Sei nicht so böse, Gert, ich fürchte mich!“ flehte Anna.

„Bernhard Witten, der Haringssischer, der gestern Abend zum Ausbooten der Fremden von Mönchgut nach Jasmund herübergekommen war, hat Dich mit ihm am Strande gesehen —“

„Wir begegneten einander — weiter nichts!“

„Was hattest Du am Strande zu suchen?“

„Das liebe Fräulein, das hier oben bei uns wohnt, hatte ihr Tuch am Morgen in der Strandhalle liegen lassen und bat mich, es zu holen.“

„Ginerlei!“

„Was willst Du eigentlich hier — zu dieser Stunde? Weßhalb lässest Du mich rufen? Warst Du auch an der Waldhalle? Und weßhalb kamst Du nicht zu uns, um mit uns fröhlich zu sein, Gert? Oheim Halbeck würde Dich gut aufgenommen haben und die Muhme ebenso. Wir hatten der Gäste viele!“

„Weßhalb ich nicht kam? Nun, ich wollte Dich belauschen, wollte mich überzeugen, ob es so sei, wie mir der Haringssischer gesteckt hatte. O Anke, es ist noch schlimmer!“ Die Stimme des Burschen wurde

jetzt unendlich schmerzlich und stahl sich fast in Edith's Herz, ihr Gefühl sagte ihr, daß es starke Mächte seien, die in der Brust des Burschen kämpften und, wie sie mit Sicherheit glaubte, hoffnungslos kämpften! Eine mehrstündige Beobachtung hatte sie überzeugt, daß zwischen dem Matrosen und Anna ein Gefühl sich entwickelte, welches sich bald Luft schaffen werde. Sollte der Mönchguter durch irgend einen Umstand ein früheres Recht auf Anna besitzen, so müßte aller Wahrscheinlichkeit nach ein schweres Verhängniß heraufbeschworen werden! Von Neuem gelobte sich Edith, morgen mit Anna zu reden, denn die weiteren Gefühlsäusserungen des Burschen bestätigten noch ihre geheime Furcht.

„Sieh', Anke, Du bist mein Alles!“ fuhr der Mönchguter weiter fort. „Ich liebte Dich schon, als Du noch vor dem Hause Deines Vaters im Sande spieltest. Und als Du herangewachsen warst und Dein Vater auf der See das Leben verlor, da, da . . .“

„Da tratst Du für ihn ein, Gert; o, ich weiß, ich weiß!“ rief Anna beinahe voll Rührung. Sie war augenscheinlich von der traurigen Erinnerung und von einem unabwiesbaren Dankgefühl auf das Lebhafteste bewegt.

„Ich will keinen Dank — schweige! Aber ich will, daß Du mir das Wort hältst, das Du mir gabst, freiwillig gabst!“ rief jetzt der Bursche mit neuer Wildheit. „Willst Du?“

„Ich — will!“ sagte Anna kaum hörbar. Edith gewahrte deutlich, daß ein Zittern die Stimme brach.

„Wann, o, wann willst Du mein Weib werden?“

„O, Gert — schon jetzt?“ klang es wie schauernd.

Der Bursche in seiner Leidenschaft gewahrte es nicht. Lebhaft fuhr er fort:

„Ich sprach erst in voriger Woche mit Deiner Mutter, sie ist bereit, mit uns zu wohnen. Sie mag den Garten bepflanzen, während Du das Haus besiehst. O Anke, Anke, Gott segne Dich!“

Die Angeredete antwortete nicht, aber gerade ihr Verstummen war für Edith die erwartete Antwort. Was mußte wohl in der Brust des jungen Wesens vorgehen, das sein Herz verschenkt hatte, früher als es zum Bewußtsein desselben gekommen war?

„Du weißt, Anke, ich kann arbeiten!“ sprach der Mann voll Energie und Selbstbewußtsein weiter. „Am frühen Morgen schon fahre ich hinaus — auch Deiner Mutter bringe ich ihr tägliches Fischgericht. Tags über rudere ich die Waaren aus der Kreideschlemmerei nach den dänischen und norwegischen Handelschiffen hinüber. Es ist schwer und sauer, Anke, aber man verlernt nicht das Arbeiten dabei wie die Fischer hier in Sagnitz, die am Strande liegen und sich den ganzen Tag die Sonne auf den Kopf scheinen lassen, um Abends die Fremden ausbooten zu können. Dann freilich fischen sie die Markstücke mit Leichtigkeit —“

„Ich weiß, Du bist brav und fleißig, Gert!“

„Mein väterlich Erbtheil ist auch noch unverehrt — es hat also mit uns keine Noth! Sprich, Anke, wann willst Du mein Weib werden?“

„Ach, Gert, habe Geduld mit mir — nur noch ein Weilchen,“ bat Anna flehentlich. „Sieh', der Oheim und die Muhme könnten mich während der Badezeit unmöglich entbehren. Sie haben das Haus voll Gäste — ich muß sie bedienen.“

„Die Gäste bedienen? Das ist nimmer für Dich — warum nimmst Du die Muhme keine Magd? Ich meine, Du solltest ihr im Haushalt helfen?“

„Ich gehe ihr auch zur Hand in Küche und Keller. Aber sie sind Alle im Hause so lieb zu mir, daß ich Alles gern thue! Die gnädige Frau Oberst, die guten Doktorsleute, das liebe Fräulein Edith, Alle, Alle —“

„O, wie ich sie hasse, diese Fremden! Sie kommen hieher, um ihr überflüssiges Geld zu verzehren, und streuen es unter die Faulen und Arbeitsamen gleichermaßen; Dich aber dürfen sie nicht verwirren, Anke! Ich werde noch morgen mit Deiner Mutter reden, sie soll Dich nach Mönchgut zurückrufen!“

„O, Gert — warum?“ rief Anna hoch erschrocken.

„Du magst bei ihr bleiben und Dich zur Heirath rufen!“ fuhr der Mann fort, ohne der Einwendung Gehör zu schenken. „Im Herbst halten wir Hochzeit. Ach, Anke, es muß schön sein, auf stürmischer See zu wissen, daß Du mich daheim erwartest, daß Du das Feuer schürst und die Läden schließt, um mich bei der Rückkehr als mein Weib zu umfassen!“

„O, Gert, niemals, niemals!“ schrie das Mädchen entsetzt.

„Nie — mals? Was soll das heißen? So ist er doch Dein Liebster? Weib, ich erwürge Dich!“

„Rühr' mich an!“ wich Anna zurück. „Ein Wort, und man kommt mir zu Hülfe! Du bist wahnwitzig!“

Die Exaltation des Burschen hatte schnell nachgelassen. Beinahe ohne Uebergang ward er wieder zum zärtlichen, demüthigen Liebhaber.

„Verzeih', Anke,“ sagte er bittend, „verzeihe!“

Das Mädchen aber strebte jetzt mit aller Energie, der Szene ein Ende zu machen.

„Geh' sofort!“ herrschte sie den Burschen an. „Ich muß in's Haus, auch haben wir nichts mehr miteinander zu reden!“

„Du darfst mich nicht verlassen, Anke!“ jammerte der Verschmähte. „Ich ertrug's nicht — das Meer wäre nicht tief genug, um mein Leid zu begraben!“

„Gute Nacht!“

Der Mann machte augenscheinlich noch einen letzten Versuch, Anna zu versöhnen oder wenigstens zurückzuhalten, er mißlang aber, denn zwei Sekunden später hörte Edith die Hausthür verschließen. Der Bursche war allein. Schnell, heftig, wie in Verzweiflung, sprang er die Terrasse herab zum Strand. Unten lag das Boot, das ihn von Mönchgut herübergebracht hatte.

VII.

„Sie haben geweint, liebe Anna; was fehlt Ihnen?“ fragte Edith am andern Morgen, als ihre junge Dienerin mit angebotener Zierlichkeit den Frühstückstisch beschiedte.

Anna schluchzte laut auf. Das Herz des armen Kindes war wie ein stark gefülltes Gefäß, das auch die leiseste Berührung zum Ueberfließen bringt.

„Lassen Sie nur die Thränen fließen, ich weiß, es thut gut,“ sagte Edith mit freundlichem Trost. . . . Ihr selbst freilich ward diese Erleichterung nicht oft zu Theil. Sie gehörte zu jener Minderzahl von Frauen, bei denen die Thränen — ähnlich wie bei den Männern — in's Herz zurückfallen. Nur bei ganz besonderen Seelenzuständen war es ihr vergönnt, zu weinen. „Sprechen Sie, Anna!“ fuhr sie weiter fort. „Und damit Sie wissen, woran Sie sind, theile ich Ihnen mit, daß ich gestern Abend einen großen Theil des Gesprächs, das Sie mit einem Unbekannten führten, mit angehört habe. Wer war der Mann?“

„Sie hörten? O, mein Gott!“

„Beunruhigen Sie sich nicht weiter, ich hörte allein. Aber wer war es?“

„Gert Woldagsen, ein Fischer aus Mönchgut; wir sind Nachbarkinder,“ flötete Anna gepreßt.

„Der Mann ist Ihr Verlobter?“

Anna nickte stumm, aber es schien Edith, als ob das Mädchen dabei innerlich schaudere.

„Damit Sie die volle Wahrheit wissen, will ich Ihnen sagen, daß ich Ihren Verlobten während des gestrigen Festes beobachtet habe. Gätte ich besser gethan, Ihnen Mittheilung von seiner Anwesenheit zu machen?“

Anna befaß sich einen Augenblick, schüttelte dann energisch den Kopf und sagte:

„Ich meine, es würde gleich sein, so oder so — auch bin ich wenigstens einmal glücklich gewesen!“

„Sie lieben den Matrosen?“

Als einzige Antwort ward das Mädchen wie mit Purpur übergossen. Auch flossen die Thränen von Neuem.

„Wie mir scheint, ist der Mönchguter keineswegs geneigt, seine Rechte auf Sie aufzugeben.“

Anna antwortete nur durch konvulsivisches Schluchzen.

„Wie lange ist's, daß Sie ihm die Zusage gaben?“

Das junge Mädchen berichtete jetzt — nicht ohne Anstrengung, daß Gert Woldagsen sie, wie sie glauben müsse, schon als Kind geliebt habe. Als der Vater vor sechs Jahren auf dem Haringssfang verunglückt sei, habe er sich der Wittve und der Waise mit Aufopferung angenommen. Vor Jahresfrist ungefähr habe er bei der Mutter um die Tochter angehalten und das Jawort erhalten, denn auch Anna habe nichts gegen die Werbung einzuwenden gehabt, Gert sei ihr ebenso lieb gewesen als die Anderen auch. Die Dirnen drüben in Mönchgut hätten sich freilich vor ihm gefürchtet, aber in Anna's Händen sei er allezeit weiches Wachs gewesen. Nur um etwas Aufschub der Heirath habe sie gebeten, und so sei man übereingekommen, die Hochzeit erst nach einem Jahre zu feiern. Bis zu derselben solle sie der Muhme hier in der Wirthschaft helfen. . . . Letzterer Bedingung habe sich Gert freilich nur ungern gefügt, denn er hasse die Fremden, für welche Oheim und Muhme das Haus geöffnet, aber er habe endlich doch nachgegeben, da die Mutter arm sei und ihn bedeutet habe, daß die Anverwandten in Jasmund die Anna dereinst für ihr Kind ansehen würden; auch erscheine



Promenadetoiletten aus der Lichtenthaler Allee in Baden-Baden. Originalzeichnung von Mari de Pelour.

es wünschenswerth, daß das Mädchen das Wirthschaften gleich der Muhme verstehe. So sei sie hieher gekommen und geblieben. Und nun — der Bericht wurde durch einen neuen Schmerzenseerguß unterbrochen.

„Und nun verlangt der Verlobte sein Recht — na-

türlich! Das ist freilich eine schwer zu lösende Frage!“ sagte Edith überlegend, mehr zu sich selbst als zu ihrem Gegenüber. „Wollen Sie meinen Rath hören? Er reicht freilich nicht aus, die Frage endgültig zu entscheiden, aber vielleicht gibt er doch Beruhigung . . .“

„O, gnädiges Fräulein, ich will Alles thun, was Sie wollen!“ sagte Anna treuherzig und voll Vertrauen, indem sie Edith's Hand an die Lippen zog.

„Nun, so folgen Sie der Pflicht und sehen Sie sich als Gert Woldagfen's zukünftige Gattin an. Wieder-

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



„Geda, guter Freund, komme ich da nach Petersdorf?“



Das kleine Vießchen: Fürchten Sie nicht, daß mein Karo Sie aufessen wird? — Fremder: Er würde einen mageren Bissen an mir haben, mein Kind. — Das kleine Vießchen: Ja, aber Karo liebt Knochen.



Lehrer: Nenne mir einmal einen Satz, in welchem das Wort Fee vorkommt.
Schüler: Kaffeesatz.

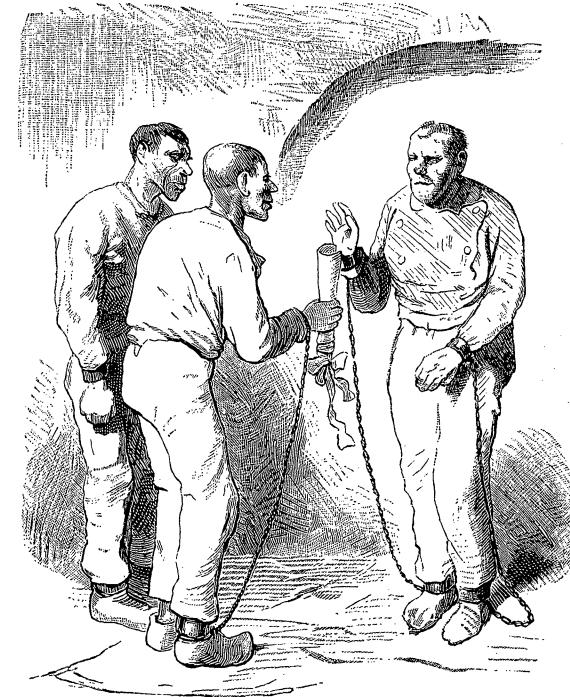


Doktor (leise zu seinem Kollegen): Es kommt darauf an, das Fieber zu beseitigen und den Durst zu verringern. — Patient (welcher gehorcht hat): Beseitigen Sie nur vor allen Dingen das Fieber, meine Herren, mit dem Durst will ich schon selber fertig werden.



Theaterbesucher (einen schäßigen schwarzen Baumwollenschirm sich vom Leibe haltend): Erlauben Sie, Herr, von diesen beiden allein nur noch übrig gebliebenen Regenschirmen scheint mir im Gegentheil der da . . .

Ertaappter Schirmwarter: Alle Wetter, — wahrhaftig — haben Recht, — bedauere die Verwechslung (überreicht einen grün-geidenen). Bitte tausendmal um Verzeihung! — Mein unglückseliges Auge! — Wissen Sie, — bin nämlich farbenblind, — leider — stockfarbenblind!



„Hochgeehrter Herr Kollege! Wir erlauben uns, Ihnen in unserem und der Kameraden Namen den herzlichsten Glückwunsch zur Feier Ihres fünfundsingzigjährigen Jubiläums auszusprechen!“

zusehen brauchen Sie ihn deßhalb vorläufig nicht, dieß mag Ihnen erspart bleiben!“ — Anna nickte nur stumm. — „Selbstredend dürfen Sie aber auch den Matrosen nicht sprechen!“

Jetzt gab ein gepreßtes, durch Schluchzen ersticktes „Ja“ Anna's Zustimmung zu erkennen.

„Was weiter geschehen soll, mag einstweilen der

Zukunft überlassen bleiben,“ fuhr Edith fort. „Noch gebe ich es keineswegs auf, Gert Woldagfen zu einem Verzicht zu bewegen. Vielleicht nehmen Ihre Verwandten hier die Sache in die Hand? Trotz ihrer schlichten Art sieht man, wie Sie von ihnen geliebt werden, auch scheinen sie mir dem jungen Matrosen geneigt zu sein . . .“

Anna schüttelte plötzlich energisch den Kopf und sagte: „Auch Oheim und Muhme Halbeck sind Mönch-guter, sie erwarben das Haus hier vor nicht langer Zeit um ein Billiges, und weil die Muhme eine unverdrossene Wirthschafterin ist, richteten sie es, gleich den anderen Strandhäusern, auf Fremdenbesuch ein. Aber auch sie hängen am Alten; erst in diesem Sommer

hat die Mühme die Mönchsguter Tracht abgelegt. Ein gegebenes Wort aber galt immer für heilig auf Nügen. O, mein Gott!"

"Und daran werden hoffentlich auch die Fremden nichts ändern!" sagte Edith ernst. "Sie werden Gustav Petersen nicht wiedersehen, liebe Anna, habe ich doch auch Ihr Wort! Ich verspreche Ihnen dagegen, mit allen Kräften für Sie zu wirken. Noch weiß ich nicht, wie ich es wenden und anfangen soll, aber ich hoffe, es werden sich doch noch Mittel und Wege finden lassen, das Verlöbniß aufzuheben. Noch sind Sie nicht sein Weib, also ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen. Auch Ihr Herz hat seine Rechte! Gehen Sie Ihrer gewöhnlichen Beschäftigung nach und suchen Sie sich durch Arbeit zu zerstreuen. Wir wollen vorläufig gar nicht wieder von der Sache reden!"

Wenn Anna auch im Herzen ungetröstet blieb, so hatte Edith's Zuspruch doch erreicht, daß sich das junge Mädchen äußerlich zusammennehmen und fassen konnte. Ja, sie schien mit Absicht noch dienstwilliger und aufmerksamer und beinahe noch freundlicher als sonst. Daß eine Wolke über der jungen Stirne lag, war freilich nicht zu verkennen und wurde verschiedentlich gedeutet.

Die kluge Edith aber, die so weissen Trost spendet, wurde selbst von Tag zu Tag innerlich unruhiger und trostloser. Sie kämpfte schwer mit sich, ob sie den aus Rom empfangenen Brief beantworten solle. Zuweilen nannte sie sich selbst grausam — und grausam gewesen zu sein gegen ein Herz, das uns liebt, bleibt immer eine Erinnerung, die auf unser Gewissen brennt. Dann aber kam wieder das alte Mißtrauen. . . Sie trat vor den kleinen, blinden Spiegel ihres "Salons" und sah prüfend hinein. Das Bild, das herausschaute, war nicht schöner als dasjenige, das ihr aus dem goldenen Pfeilerspiegel des Lübecker Patrizierhauses entgegengeblitzt hatte, obgleich die Wald- und Seeluft wirklich ihren Wangen einige Farbe gegeben hatte. Namentlich hatte es nichts von jener anmuthreichen Schönheit, die die Männer vor Allem am Weibe lieben. Die Züge waren nicht unregelmäßig und würden einem Männergesicht vermuthlich wohl angestanden haben — die empfindlichere Schönheit des Weibes wurde durch ihre Größe und Härte vernichtet. . . Ja, sie hatte Recht gethan, die Fäden zu zerreißen, ehe sie zum Reiz wurden! Wohl war sie sich ihres Werthes bewußt und vollkommen überzeugt, daß sie die achtungsvolle Zuneigung eines Mannes verdiene und erwerben könne. Die Huldigungen, die ihr im Laufe der Jahre gebracht worden, galten unmöglich alle dem zukünftigen Reichtum. Unter den Huldigenden hatten sich vielmehr Männer befunden, von denen Solches zu glauben Beleidigung gewesen wäre. Die Erwählte eines Künstlers aber mußte anders ausschauen; sie mußte, um ihren Beruf zu erfüllen, Feuer und Begeisterung geben! Und dazu gehörte Schönheit! Dennoch entschloß sich Edith nach langem Ueberlegen zur Beantwortung des Briefes; sie wollte so ruhig gemessen, so kühl freundschaftlich schreiben, daß der Empfänger daraus erkennen müsse, wie es in ihrem Herzen aussähe. (Fortsetzung folgt.)

Der Nase nach.

Ein humoristischer Streifzug

von

Alfred Stelzner.

(Nachdruck verboten.)



Man braucht weder den an sich unmöglichen Vorwurf, daß man seine Nase überall habe, zu fürchten, noch der an sich grausamen Zumuthung, daß man seine Nase in Alles stecke, entprochen zu haben, wenn man schlechthin behauptet, daß von jeher und überall keine dem Leibe zugefügte Kränkung empfindlicher berührt, als diejenige, welche der eigenen Nase widerfährt, gleichviel, ob sie griechisch oder römisch, spitz, stumpf oder platt, mager oder fleischig, eingedrückt, aufgestülpt oder aufgeblasen, gefärbt, gepunzt oder gespalten, gleichviel, ob sie einem "Löthkolben" zum Verwechseln ähnlich oder ob die Kränkung sogar nur noch dem Luftraum gilt, den sie vor der Menstruation oder einer sonstigen Krankheit auszufüllen berufen war. Diese Thatsache steht unerschütterlich fest.

Ja selbst die unscheinbarsten und schmerzlosesten Eingriffe in die Grenzen ihres Gesamtumfangs legt die Nase als unverkündete Kränkungen aus und betrachtet sie als eine schwere Verletzung ihrer stark betonten Majestät. Sie hat, wenn auch oft unbewußt, durchaus etwas von heilig gehaltener Unantastbarkeit an sich, man mag sagen, was man will, als ob sie irgend einmal nach Vestalinnenart ein Keuschheitsgelübde abgelegt hätte, während freilich nur die wenigsten Nasen ein "ewiges Feuer" unterhalten.

In keinem Falle empört es mehr, das "Erhabene" in's Lächerliche degradirt zu sehen, als wenn es sich um unsere eigene Nase handelt.

Jeder selbst der magerste Nasenstüber geht immer, in's Blut, ebenso unfehlbar wie meinetwegen das magerste Nahrungsmittel, nur daß dieses einen zweifelhaften Stoffwechsel, jener aber einen fast unausbleiblichen Kugelwechsel zur Folge hat.

Keine Freundschaft, keine Liebe sogar verzeiht schlechthin handgreifliche Nasenkränkungen. Versuche es nur einmal ein Ehegatte, der sich ja sonst doch Allerlei an seiner besseren Hälfte herausnehmen, sie sogar gelegentlich am Ohre zupfen darf, ohne daß sie "aufmuckte", ihr Naschen samt in die Länge zu ziehen oder gar — selbst mit schmeichelnder Miene — ihre Nase mit dem Zeigefinger ganz harmlos in die Höhe zu stülpen; wenn das nicht einen Klaps und obendrein eine heftige Szene und noch dazu ein anhaltendes Schmollen setzt, so wäre dieses "Lamm" eine besorgniserregende Ausnahme des menschlichen Geschlechts und jedenfalls der heutigen Entwicklungsstufe der Seelen um etliche Nasenlängen voraus.

Je unantastbarer und ehrwürdiger nun gerade dem Menschen seine Nase ist, um so fröhlicher tritt der Widerspruch hervor, der darin so offen zu Tage liegt, daß es doch gerade diese "verbotene Frucht" — wenn auch gar nicht einmal als vollgültige "Gurke" oder "Pomeranze" — ist, welche immer gepflückt wird, wenn es sich um kritisches und drahtiges Material zu den stacheligsten, oft ungeheuerlichsten und insbesondere nase-weißesten Nebelblumen handelt, die Demjenigen "gesteckt" werden, dessen dominirender Gesichtshügel — sei es in der That ein eminenter oder nur der Schatten einer Nase — zu einer Verurteilung oder Vergleichung Anlaß gibt oder in Handlungen verwickelt wird, in die er sich entweder selbst gemischt oder sich mit Gewalt hineingezogen sieht, so daß ein flüchtiger und keineswegs erschöpfender Ausflug in das seltsame kleine Sprachlabyrinth, wo diese Blumen in so lustiger Fülle gedeihen, ein kurzweiliger Streifzug zu werden verspricht, bei dem man noch dazu — trotz aller ablenkenden Ausflüchte auf naheliegende Umgebungen und trotz einiger unvermeidlich einzuschlagender Seitenwege — begreiflicherweise doch immer nur wie an einem Ariadnesfaden der Nase nach zu gehen braucht.

Gleich Eingangs stoßen wir auf einem dieser Seitenwege auf Aristoteles, den ältesten "zusammenhängenden" Physiognomiker, dem man es fast an der Nase anfieht, daß sein unterirdischer Schatten schon deswegen keine Ruhe in der Unterwelt gefunden hat, weil er als die richtigste physiognomische Methode allen Ernstes die Vergleichung der Menschen mit Thieren proklamirt hat, so daß man aus der Ähnlichkeit körperlicher Eigenschaften bei Weiden auf entsprechende geistige schließen dürfe, nach welcher göttlich überwindenen Methode dicke Nasen wie beim Ochsen auf Trägheit deuten, dicke Nasenspitzen wie beim Schwein auf Stumpfheit, spitze Nasen wie beim Hund auf Zähzorn, gebogene wie beim Raben auf Unverträglichkeit, Habichtsnasen wie beim Adler und stumpfe wie beim Löwen auf Großmuth u. s. f., welcher Theorie gemäß noch nach fast zwei Jahrtausenden Johann Baptista Porta eine bedenkliche Ähnlichkeit zwischen dem "göttlichen" Plato und einem Jagdhunde "wissenschaftlich" begründete.

Als weitere physiognomische Kuriosität begegnet uns auf einem andern Abwege Lavater, dessen Werke zu denjenigen gehören, die man dreist rühmen kann, ohne sie je gelesen und gelesen zu haben, der jedoch trotz seines außerordentlich populären Ansehens nichts als orafelhaften Wortschwall in die Welt gesetzt hat, ohne einen Schein von Gründen und Beweisen, wie heute die Gelehrten unter sich denn längst einig sind, daß gerade dieser Sentimentalitätsapostel, der nicht zum mindesten selbst seine Gefühlschwärmereien für wissenschaftliche Wahrheiten hielt und dessen Fundamentalsatz in dem naiv-paradoxe Unstimm gipfelt, daß nur eine moralisch schöne Seele sich auch eine schöne Hülle forme, die Physiognomik in Verruf gebracht hat. Daß er die Nase ohne Grund als das Symbol des Geschmades, der Empfindsamkeit und des Gefühls aufstellt, mag als ichöne Redensart noch hingehen, daß er aber allen Ernstes die Fürsten, die gut beraten sein wollen, ermahnt, ihre Minister nach der Nase zu wählen, und sie "zur Ehre der Menschheit" mit den Worten beichwört: "Starke Nasenwurzeln sucht und stellt um euren Thron her" — diese Zumuthung kann man ernsthaft doch nur mit dem frommen Wunsche Bräsig's abfertigen: "Daß du die Nase in's Gesicht behältst!" — wie denn schon Nüssens im Sinne Lavater's satirisch ein "Wehe" über Diejenigen ausruft, deren Nase bei dem Bestirger oder Beschauer irgend welche Bedenken über seine Moralität aufkommen läßt, und schon Richterberg "nie ohne Lächeln bemerkt hat, daß Lavater mehr auf den Nasen unserer Schriftsteller findet, als die vernünftige Welt in ihren Schriften."

An Lavater's Rockschöben hängt der heute unbekannte Söhler, der seinen Meister an unerhöplichem Reichtum von Schwulst und Wortbalast noch übertrifft. Dieser Prophet meint unter Anderem, daß "die Widdernasen (vulgo Rammsnasen) ein Zeichen geistiger Niedrigkeit" seien, welche fatale Gesichtszüge "bei passionirten Schatzjuchtern" sich durch "das verlebte Anschauen der Merinos" herausbilden könnte; daß ferner die Epiknasen nur den "Geizhalsen, Visitatoren, Häschern, Polizei- und Mauthbeamten", die "Zuhmanns" und Pfundnasen nur den "Rastträgern, Pack- und Bootsknechten, sowie den Artilleristen u. A." gehörten.

Diese und ähnliche Weise haben die physiognomische Welt lange genug an der Nase herumgeführt, bis endlich die Enttäuschung um so einschneidender und heilsamer Platz griff und nichts übrig blieb, als von ihren Schriften mit langer Nase abzuweichen und sich neueren Forschungen zuzuwenden.

Schlechthin eine Nase zu haben, ist im Grunde des Aufhebens nicht werth, denn jedes Thier, etliche Maschinenteile, die meisten Gesimse, sogar jeder Dachziegel ist im Besitz einer "Nase"; doch aber ist die Menschennase ein Unikum, auf das stolz zu sein deshalb verzeihlich ist. Die physiognomische Nase weißt rümpft freilich die Nase, wenn man es Jemandem nicht zum mindesten ungefähr an der Nase ansehen kann, weß Geistes Kind er sei, was dem Träger derselben an Leidenschaften, Gefühlen, Temperament, Charakter, Begabung, Lebensführung, Berufsart und anderen Kleinigkeiten eigen ist, so daß man etwa den Stumpfnasen der "Kunstköpfe", den aufgeworfenen

und aufgestülpten, überhaupt den kleinen "Kindernasen" oder "Negernasen", die bei Frauen so naiv anmuthig und reizend dareinschauen, eine gewisse Gutmüthigkeit und eine unvollkommene geistige Entwicklung ansehen will, insbesondere den dicken und stumpfen den vorwiegend sinnlichen Charakter und den aufgestülpten, mit weiten Nasenlöchern versehenen "Doppelfaugrohren" eine leere, "aufgeblasene" Gemüthung, während doch große Nasenlöcher an sich Zeichen von Stolz, Muth und Kraft, kleine von Schwäche und Furchtsamkeit sein sollen, — daß ferner die durchgebildete und ausgewachsene Nase der "Langköpfe" beim Weibe auf ein hartes und unschönes, mannweibliches Gemüth, beim Manne dagegen auf sanguinisches oder cholisches Temperament schließen lassen soll, und zwar als langgestreckte außerdem auf Intelligenz und geistige Feinheit, als stark gebogene Adler- oder Habichtsnase weniger auf Erkenntnisvermögen als auf willenskräftige Energie, als gespaltene auf Rohheit, bei bedeutendem Schädelbau jedoch auf Urtheilskraft und praktischen Weltverstand, als dicke, fleischige und dann öfters roth gefärbte "Falschnase" auf lebensfrohen Humor und Anhäufung von "Zellstoff" in den Blutgefäßen derselben, auf fargen Geist und reichlichen Weingenuß, als magere, zugespitzte dagegen auf Verknöcherung alles frischen Lebens, auf Gemüths-fälle und Schnupftabak, auf Melancholie und Ziehen an der Nasenspitze, — welche Hauptformen bei Frauen übrigens meistens zur Karikatur werden sollen.

Bei alledem wird mit Recht behauptet, daß es gerade doch die halb knöcherne, halb knorpelige Verlängerung der Schädelwirbelsäule ist, durch welche der Charakter des menschlichen Antlitzes am entschiedensten ausgeprägt wird und nichts dasselbe mehr entstellt als Verlust oder Verunstaltung der ersteren. Man hat sogar nachgewiesen, daß Schiefheit und Verbiegung der Nase häufig dieselben Abnormitäten im Rückgrat und im Schädel anzeigen, so daß es für die Schiefnasigen noch viel weniger als für die Geradenasigen rathsam ist, harmlos der Nase nach zu gehen, womit natürlich nicht empfohlen sein soll, sich deshalb in übertriebener Vorsicht lieber gleich bei der Nase herumzuführen zu lassen. Wäre doch dann kaum zu verhindern, daß Einem öfters eine Nase gedreht oder aufgesteckt und Einem die fettesten Bissen am Ende vor der Nase weggenommen oder gar weggeschnappt würden.

Wie Manche, der mit seiner Nase unzufrieden ist, dünkt wohl unter diesen Umständen die seit Kurzem fast eingeschlagene Nasenkorrektur ein willkommenes nasologisches Hülfsmittel, eine aus dem Loth gerathene "Gesichtsaffade" gehörig zu richten und zu verbenden. Den Uneingeweihten sticht diese normals gepriesene Korrektur jedenfalls in die Nase. Er sieht eben nicht weiter, als seine Nase reicht, und da es leicht ist, ihm etwas auf die Nase zu binden, meint er wohl gar, aus einem "Stummel" mit Hilfe dieser Korrektur einen altrimphischen "Naso" oder Großnasigen machen zu können und ist nur zu sehr geneigt, das verschönerte Bein, das ihm gewisse Kosmetiker mit emfigem Bemühen etwa zu stellen suchen, mit einem verschönerten Nasenbein zu verwechseln und jedem "Nasentneiser" oder "Nasenquetscher" von vornherein eine "verblendende" Wirkung zuschreiben. Zu seiner Verblüffung könnte bei dieser Gelegenheit auch von jedem Optiker ermittelt werden, ob seine Nase je nach Art des Nasenfattels seiner etwa verschmähten Brille — vielleicht auch nach Analogie der Beine, die man ihm gestellt — entweder in die optische Kategorie der K-Nasen, C-Nasen oder X-Nasen gehören würde.

Wohinein überall sich die Nase mischt oder wohl oder übel gezogen wird, ist kaum abzusehen.

Es gibt bekanntlich nicht wenige, die, wie zum Beispiel Bartholp's Nase, zur Entladung alles Falschaff'schen Witzes geradezu herausfordern. Doch ist im Allgemeinen selbst der alltägliche Gesichtsgiebel vor Angriffen und Mißgeschick aller Art keinen Augenblick sicher.

Diese nicht selten von unangenehmen Folgen begleitete Gefahr liegt auf den Brettern, die nur die Welt bedeuten, natürlich insofern am nächsten, als es sich in zahlreichen Fällen um künstliche, aus Wachs, Karton oder Kautschuk gefertigte Nasen handelt, deren viele Künstler Duzende zur Verfügung haben, namentlich solche Charakterspieler, die von der Natur der Nase nach besonders stiefmütterlich ausgestattet sind. So passirte es einst dem berühmten Schauspieler Saint-Ernest, als er den ersten, auf Helena verbannten Napoleon und zwar mit historisch verbürgter Nase zu spielen hatte, daß diese ihm abschmolz und herunterglitt, so daß nur noch die prächtige Stirnlocke als das einzig Charakteristische in dem entstellten Napoleonsantlitz übrig blieb. Trotzdem hatte der Künstler sich eher gefaßt als die nichts weniger als erheiterte, vielmehr auf's Tiefste empörte Galerie, die in patriotischem Ueberreifer den Zutrittskarten des Stückes, Hudson Lowe, für diese Verstümmelung verantwortlich machte. "Dieser Lump von einem Engländer," schrieen die Olympier, "er hat dem Kaiser die Nase abgebissen!" Mit Mühe und Noth entging der arme Zutritant durch ein Seitenpfortchen einer Anzahl handfester Würchen, die ihm aufgelauert, um "blutige" Vergeltung zu üben. Und Ähnliches passirte dem Schauspieler Martel vom Théâtre-Français, der als der größte Nasenkrösus gilt und öfters in einem Stück mehrmals dieses mimische Gesichtsquerschnitt wechselt. Als er in der Rolle des alten, würdigen Generals in der "Welt, in der man sich langweilt", sich niederbückte, um die Hand der Herzogin zu küssen, blieb seine Nase zwischen den Fingern der zur Salzsäule Erstarrten haften, dießmal freilich zum Gaudium des Publikums, das in schallendes Gelächter ausbrach. Beide Schauspieler hatten Bräsig's vorhin citirte Lieblingsworte nicht genügend beherzigt.

Dennoch steht die wirkliche Welt der Welt des Scheins hinsichtlich der Nasenwirkungen um keine Nasenlänge nach; öfter sogar als bei Schaufstellungen und Maskeraden wird in allen realen Lebenslagen tagtäglich der Nase nur zu gern "etwas angeflückt", und zwar nicht nur nach fatal verlaufenen Menfuren, und es ist merkwürdig, wie sogar in den scheinbar freundschaftlichen Wendungen ein fichernder Robold als Hintergedanke lauert, so daß selbst das einzige unserem Riechorgan widerstrebende und doch zweischneidige Lob von der guten oder feinen Nase nur zu oft die verrufene Thätigkeit des schnüffelfinden Spionirens voraussetzt.

Obgleich es immer heißt, daß man sich an seiner eigenen

Nase fassen oder zupfen möge, wirft man dem Einen vor, daß er die Nase hoch trage, dem sie vielleicht gerade „bis in den Mund hängt“ oder dessen Nasenflügel so lahm sind, daß sie allen Aufschwüngen unfähig wären; dem Andern in verblüffender Zueignung, daß er durch die Nase spreche, gerade wenn ein wirklich barbarischer Stochschnupfen mit seinen barbarisch wirkenden Nasenlauten selbst den flüchtigsten Athemwellen den Durchgang verammelt hat. Hier wird einem Schulbuben, der etwa seinen Atlas vermisst, von einem andern höflichst unter die Nase gerieben, daß er ihm ja vor der Nase liegt, auch wenn er in Wahrheit zehn Schritte entfernt ist, ohne daß dieser Verurtheilte selbst behaupten hätte, wo etwa Kamerun oder Kleinsopo zu suchen wäre, obgleich der Lehrer es ihm am Globus summarisch erörtert, indem er ihn wiederholt mit der Nase darauf gestößt, wofür der Gemahregelte ihm in einem verhehlten Augenblick eine lange Nase macht oder eine Nase dreht und dafür eine tüchtige Nase bekommt. Dort wird Jemandem rücksichtslos auf der Nase gespielt, als ob dieses röchelnde Instrument das verlockendste und musikalischste aller Tonwerkzeuge wäre; einem Dritten sieht man gar von allen Seiten auf der Nase herumtanzten, als ob alle Geleise des menschlichen Gleichgewichts und insbesondere der circensischen Balance aufgehoben wären und sich das derart „besohlte“ Organ an Raumumfang schlechthin mit einem Tanzboden messen könnte, obwohl es in Wirklichkeit vielleicht kaum hinreichte, um gelegentlich nach dem Winde getragener oder aus dem Fenster gesteckt zu werden, was der Nase ja bekanntlich alle Tage zugemuthet wird.

Der Franzose ist sogar in der nicht gerade beneidenswerthen Lage, sich „in die Nase lachen“ zu lassen (rire au nez), während wir bei ähnlicher Gelegenheit gleich das ganze „Gesicht“ in Anspruch nehmen. Dagegen kann er weder „eine Nase bekommen“, noch eine „ausheilen“, sondern immer nur „Seife“, in diesen Fällen natürlich nur solche zum „Kopfwaschen“ (recevoir oder donner un savon). Will er gar aber „eine Grobheit fassen“, so wird er sie dem Betreffenden am liebsten „auf die Nase pflanzen“ (planter au nez), wozu es erforderlich ist, daß er sich diesem „nahe gegenüber“ befindet oder vielmehr in seinem Vaterlande „Nase an Nase“ (nez à nez); will er den Betreffenden oben drein „verhöhnen“, so wird er der Nase desselben „einen Fußtritt verpassen“ (faire un pied de nez); hat er damit „kein Glück“, so ist das entweder ebensoviele, als ob seiner eigenen Nase eine solche equilibristische Liebesförmung widerfahren wäre (avoir un pied de nez) oder als ob er „auf die Nase gefallen“ wäre (donner du nez en terre). Dann wird er zweifellos „ein faures Gesicht machen“ oder vielmehr auf Französisch „die Nase verlängern“ (allonger le nez). Würde er überhaupt „kein Glück haben“ oder auch schon nur „Jemanden nicht zu Hause treffen“, so hätte er sich „die Nase zerbrochen“ (se casser le nez), wobei es ihm leicht passiren könnte, daß sein in Folge dessen unvermeidliches „Nasenbluten“ ihm als Feigheit ausgelegt würde, denn „Nasenbluten“ und „Nasenpanier ergreifen“ bedeutet dem Franzosen ein und dasselbe (saigner du nez). Während der Deutsche „Jemanden zwingt“, ihm Rede zu stehen, damit er ihm „ein Geheimniß geistlich entlocke“, würde der Franzose in ganz gleichem Sinne diesen Jemanden zuerst an der Nase „zwicken“ oder „kneipen“ (pincer le nez) und ihm sodann „die Würmer aus der Nase ziehen“ (tirer les vers du nez). Während andere Nationen mit Vergnügen „beobachten“, wer die schönste Nase hat“, gilt diese Unternehmung dem Franzosen nicht mehr als „Maulaffen feilhalten“ (regarder qui a le plus beau nez), so daß er in diesem Falle fast den Italienern an Unhöflichkeit gleichkommt, die das zierlichste „Näschen“ (nasello) nicht einmal von einem — „Schellfisch“ (nasello), oder auch den Engländern, die eine „Nasenpitze“ kaum von einem „Holzbohrer“ (nosebit) zu unterscheiden vermögen.

Hält der Brit „Kopfschlagung bei Zahlung der Zeche“, so „zählt er die Nasen“ (to tell noses), während er vorher vielleicht „Jemanden im Trinken übergehen“ wollte, und zwar indem er aus dessen „Nase eine Brücke baute“ (to make a bridge of one's nose); hat er dagegen einem Andern zu oft zugetrunken, so daß dieser „sich bezechte“, so hat er sich des Vergehens schuldig gemacht, dessen „Nase zu berauschen“ (to fuddle one's nose). Würden die Zeche insgesammt gar bei ihrem Gelage vom Schlaf überwältigt, so würde ohne Zweifel bald ein „Nasenkonzert“ (nosechorus) laut werden, was wir profaischer mit „Schmarnen“ abfertigen. Muß der Engländer „gegen Jemanden zeugen“, so entledigt er sich dessen, indem „er ihn beschnüffelt“ (to nose upon one), und will er ihn „um die Günst eines Andern bringen“, so „renkt er ihm die Nase aus“ oder „bringt sie aus den Jügen“ (to put one's nose out of joint). Bei einem Volk, bei dem die Baarmittel eine so besondere Rolle spielen, ist es gar nicht zu verwundern, daß es sogar in seinem Bereich liegt, Andere zu veranlassen, „durch die Nase zu bezahlen“, wenn ihnen etwas „theurer zu stehen kommen“ soll (to make any one pay through the nose), wenn es auch Manche unbegreiflich dünken mag, wie ein Volk, aus dessen Mitte ein Shakespeare hervorging, den poesievollen „Blumenstrauß“ schlechthin zur „Nasenluft“ (nosegay) profanisiren konnte.

So ist allerorten das Konto der Nase schwer belastet und es verlohnte sich wohl, etwa nach Vorbild der Kritik der Vernunft oder des Hergens, einmal eine Kritik der Nase zu schreiben, bei welcher Gelegenheit man streng unparteiisch die wächserne Nase der Gerechtigkeit umgedreht zu lassen und vielleicht noch eine besondere Rücksicht auf die Amerikaner zu nehmen hätte, die ihrerzeit bekanntlich immer um etliche Nasenlängen voraus sind.

Eigentlich sollte man die Nase allerwegen hoch tragen, denn sie bildet — wie aus Vorstehendem zur Genüge ersichtlich — ein „wohlangelegtes Kapital“, das in allen Lebenslagen unweigerlich sichere „Zinsen“ trägt, deren „Auszahlung“ sich Niemand aus der Nase gehen läßt, und wenn man dieses Verhältniß unvorsichtig für ein durchaus grundloses Uebel erklären wollte, dem man jede Thür vor der Nase zuschlagen geneigt wäre, so hätte man zum mindesten außer Acht gelassen, daß die Wurzel alles Uebels in diesem Falle die eigene Nasenwurzel ist.

Aphorismen.

Es ist ein trauriges Zeichen, wenn Jemand zu der Ansicht kommt, daß die Kinderzeit die schönste Zeit im Leben sei.

Man muß sich hüten, zu denken, daß andere Menschen, wenn sie nicht gerade in der Art nach Frömmigkeit streben wie wir, gar keine oder wenig Frömmigkeit haben.

Es gibt eine Entfugung, die nichts ist als eine Gewährung unserer Eitelkeit.

Es ist ein ziemlich großer Schritt zur Vollkommenheit, wenn wir so weit sind, daß unsere erste Lieblingsbeschäftigung genau übereinstimmt mit unserer ersten Pflicht.

Einzig und allein das Bewußtsein der Sünde sollte uns davon abhalten, Jemandem etwas zu Leide zu thun und nicht, wie so oft, der Gedanke: wie würde das dir gefallen!

Einsamkeit kann nur befriedigen, wenn man weiß, daß man sie jeden Augenblick verlassen kann.

Den Werth mancher Menschen erkennt man erst, wenn man selbst besser geworden ist.

Mitleid muß man eigentlich mit jedem Menschen haben, denn er ist sterblich; aber die Größe dieses Mitleids richtet sich genau nach dem Werth des Gegenstandes, dem der betreffende Mensch seine größte Liebe auf Erden schenkt.

Blätter für die Frauen.

X. Mode.

Von
Joh. v. Sydow.

(Nachdruck verboten.)

(Siehe das Bild S. 904.)



Das ist er also, der Moment, wo sie der Stadt den Rücken gekehrt hat, und frei wie der Vogel in den Sommer hinausfliegt. Die Mode ist auf Reisen — wir wissen, was das heißt. In diesen Worten liegt das ganze mythische Dunkel der verhüllten Fenster und verhangenen Möbel unserer Salons, das Bild der geschlossenen Theater und verödeten Gärten, der schwüle Druck, den heiße Julitage auf das müde städtische Leben legen. Wer die Stadt überhaupt verlassen will, hat es bereits gethan oder packt seine Koffer wenigstens, um ihr morgen den Rücken zu wenden. Und während es hier öde und öder wird, blüht anderwärts ein buntes, glänzendes Modeleben auf, ein Gesellschaftstreiben, das durch Eleganz und Grazie, Schönheit und Jugend nicht minder brillant fassettirt ist, als es die Winterfärbung in ihren strahlendsten Lichtern war. Das Leben in den Bädern, das um diese Zeit der Mittelpunkt des gesamten Modelebens ist, hat ganz besonders für die Jugend einen wunderbaren Zauber. Zwischen einer Flut von Bekanntschaften, süßen Erinnerungen und geheimnißvollen Bouquets, neben zahllosen Cotillons, Picnicks und Lawn Tennis — welche interessanten Beobachtungen an der Mode, welcher Wettkampf eleganter Toiletten, welche Anregungen für unsern Geschmack, wie viel neue komplizierte Aufträge an den Schneider daheim!

In der That gibt es für Denjenigen, dessen Interesse die Mode begleitet, keine ähnlich günstige Gelegenheit, sich auf diesem Gebiete eine rasche und summarische Belehrung anzueignen, als das Leben mitten in der Eleganz eines großen Kurortes. Selbst die ersten Couturiers der Pariser Welt kommen ja an diese Quelle, ihre Studien zu machen und neue Anregungen zu empfangen, und hier, wo sich alle Anmuth und alle Bizarrie, alle Schönheit und Grazie, aber auch jede barocke Laune und jeder excentrische Einfall aus aller Herren Länder zusammenfindet, sammeln die Stifte der Modenzeichner jenen Stoff, den eine kommende Saison in unseren Modejournalen praktisch verwerthen oder in pikanten Croquis geisteln wird.

Während in der winterlichen Gesellschaftszeit die Frauen die Anregung zu einer neuen Nuance des Geschmacks von ihrem Schneider und ihren Journalistern und Zeichnern erwarten, gehen diese hinwiederum im Sommer in die Weltbäder, um die Toiletentaleute, die Poetinnen, die Launen und die Einfälle der Frauen zu beobachten. Die Belehrung, welche das Leben an diesen Orten gewährt, wird unter den angenehmsten Formen empfangen. Wenn unter den tofetten Klängen des Brunnenorchester die Gesellschaft ihre Morgenpromenade macht, lernen wir die letzten Neuheiten der Matinée kennen, die originellsten Farbenkonstellationen, die niedrigsten, feinst chauffirten Füße, die auffälligsten Hüte, die buntesten Schirme. Wir wissen nun genau, wie eine zwanzigjährige Frau sich anziehen muß, um nicht nur den jungen Gatten, sondern alle Welt zu entzücken. Wir wissen nun genau, daß wenn man blonde Locken hat und ein Paar Augen voll blauem Ueber-

muth und einen guten Schneider und einen vornehmen Namen, man Epoche in einer Toilette machen kann, die jeden Andern in Gefahr brächte, und daß es keine Zusammenstellung und keine Konfusion der Farbe gibt, die nicht zu anmuthiger Erscheinung gebracht werden könnte. Wir sehen tausend Neuheiten, die kopirt, verändert, im Sinne des Schönen verbessert werden können. Tausend kleine individuelle Nuancen werden uns an passender Stelle wieder einfallen. Wer dachte daran, in dieser Zeit seine Vorbilder in Modejournalen zu suchen, wo der Morgen auf der Promenade, eine Stunde im Lesezimmer, die Gesellschaft beim Diner, der Nachmittag während der Musik, der Abend auf dem Parquet des Kasinoaals uns über Alles orientiren, was ein Interesse für uns hat! Und hätte man wirklich kein Auge für dieses Gewirr glänzender und eleganter Toiletten, für diese komplizirten Geheimnisse von Spitzen und Bändern, für diese koketten Kombinationen der Nadel, für alles das, was hier von der Mode zu sehen ist, dann hat man gewiß doch ein Ohr, wenn schöne, fächererschauende Frauen beim Dessert davon plaudern.

Die Vogue dieses Sommers ist also wirklich das Tüllkleid. Dieses Tüllgewebe ist aber von einer eigenthümlich derben und kräftigen Textur, die seinem Eindruck viel von jenem Duft und der Feinheit nimmt, welche den Seidentüll der winterlichen Balltoiletten auszeichnet. Eine Art luftigen Wolletaminets, ein origineller sechseckiger Kanervas, von den leichtesten Maschen gebildet, bezieht er gleichwohl Transparenz genug, um ihn auf der Folie bunteidener Unterkleider zu einem der elegantesten und effektivsten Gewebe zu machen. Man hat ihn in allen Farben und kann ihn in allen koloristischen Verbindungen sehen. Junge Mädchen und die jüngsten Frauen sieht man viel in Weiß und nur selten wird die ätherische Anmuth und Poessie eines solchen weißen Tüllkostüms durch irgend eine laute oder bunte Nuance gestört werden. Gibt es nicht weiße Spitzen, weiße Perlen, weiße Federn, die ein solches Kostüm garniren sollen? Andere sind bunt und bezwecken andere Sensationen. Tüllkleider in feu werden über schwarzen Unterkleidern getragen, zu schwarzen Schirmen und Handschuhen und feu-farbenen Hüten; tabakbraune Tülls über Mouffefarben, schwarze über Stroh, myrtegrüne über Koralle, lapisblaue über Crème, rosa über dem neuen Grün jeune pousse. Diesen Nuancen wird dann stets der Hut und der Handschuh angepaßt; eine subtile Eleganz wird auch den Seidenstrumpf dazu in Beziehung setzen.

Einzeln dieser tüllartigen Kanervasgewebe erhöhen ihre Wirkung durch grob originelle bunte Stickereien oder den Glanz von Silber- und Goldbesticken. Die glatten Taminets werden gern durch Franzen genau nuancierter Wachsperlen garnirt oder durch Bordüren, welche auf kontrastirenden Taminetstreifen bunte Handstickereien aus offener Seide zeigen. Diese Stickereien sind hier und da sogar auf das ganze Kostüm übertragen worden und haben hier viel Präension gemacht. Ein Modell dieser Art präsentirte so einen ganzen phantastischen Künstlerentwurf, ein farbenüppiges, berauschendes Durcheinander von Manthüs, Fächermotiven und stylisirten Federformen, ein Glanzstück luxuriöser und auffälliger Dekoration.

Neben diesen Kanervas- und Taminestoffen ist die Faillie besonders in der Mode. Sie ist glatt ebenso beliebt wie broschirt; und wie immer wird das Eine gern mit dem Andern verbunden. Auch sie interpretirt mit großem Effekt alle Nuancen der Mode und alle Zusammenstellungen des gegenwärtigen Geschmacks. Sehr gern sieht man auch hier Corallin getragen, wie Myrte, Lapis, Mouffe und die neue Farbe „Violine“, und indem man diese Faillen zur Hälfte mit harmonisirenden oder kontrastirenden Spitzen verarbeitet, nähert sich die Physiognomie dieser Toiletten in großer Ähnlichkeit den farbigen Tüllkostümen. Auch die Fäilestoffe, deren Wirkung ein elegantes und farbenbuntes Unterkleid voraussetzt, ermangeln eines andern Ausdrucks. Und doch, wie originell sind diese Faillen selbst. Heute noch nur vereinzelt anzutreffen, werden sie in wenigen Wochen eine der beliebtesten Typen am Strande der Seebäder sein. Ueber rothen Flanell und blauen Jerseys getragen, dort in blauer, hier in rother Reggestalt mit ihren eingeknüpften bunten, bei jedem Luftzug und jeder Bewegung unruhigen Pompons, sind sie erbach für das skrupel- und zwanglose Leben, das sich im Sommer an der Küste des Meeres abspielt und so gern eine kleine Sensation und eine Besonderheit der Mode für sich hat. Eine solche Besonderheit des Ausdrucks ist vielleicht noch dem tissu emballage eigen, jenem eigenthümlich groben Gewebe, dessen Ehrgeiz es ist, die Textur der Backsteinwand nachzuahmen und die Dispositionen des Sackes in die elegante Toilette der Frau einzuführen. Auch dieses Gewebe gehört zu den bevorzugtesten Neuheiten der Mode.

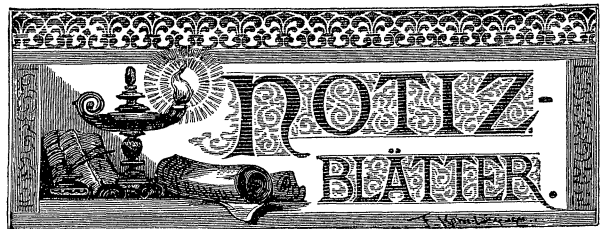
In Umhängen bietet die Saison die allerverchiedensten Formen. Für ältere und überhaupt alle verheiratheten Damen ist das Mantelet von Gaze sehr beliebt. Die dazu verarbeiteten Gazen sind bedeckt mit kostbaren Schmelz- und Sammetblumen und auch der Schnitt des Mantelets wird von schweren Schmelzfransen, Spitzen und Perlen begleitet. Junge Damen tragen wieder die Pelierine. Die runden Schultertragen mit den hohen Achseln haben sich vollständig überlebt. An ihre Stelle ist aus der englischen Mode auch in unsern Geschmack vielfach ein Art einfacher Taillenragen übergegangen aus gefütterter, reich umhänderter Spitze oder aus Federn, die mehr und mehr zu gefallen scheinen. Am liebsten trägt die Jugend aber leichte Gaze-fächel, die mit Sammet- oder Perlblumen bestreut und in Spigenaskaden garnirt werden. Ihre Schnitte sind sehr verschieden, mehr oder weniger aber alle jugendlich und anmuthig. Die meisten von ihnen sind hinten und vorn spitz zulaufend und reihen sich gern an einen fest um den Hals schließenden hohen Schmelzragen an.

Zur Promenadetoilette im englischen Geschmack gehört die feine, seidengefüttete Nade im Zuavengren, die über gestreifter Weste ganz geöffnet ist. Die Herstellung dieser ganz ungarnirten, knapp anliegenden Nade gelingt eigentlich nur dem besten Schneider, da ihr Schif ausschließlich in jener Affektation des Schnittes und Sitzes besteht, der keineswegs das Talent jedes Schneiders und selten dasjenige einer Schneiderin ist.

Auf keinem andern Gebiet aber ist die sommerliche Mode so verschwenderisch variirt wie auf demjenigen der Hüte. Man muß im Juli in Baden-Baden sein, um das Reizendste, Geistvollste, Eleganteste und Anmuthigste zu sehen, was in Hüten geleistet werden kann, aber auch alle die Tollheiten, die barocken

Einfälle, die bizarren Sensationen, welche Paris um diese Zeit nach den großen Vädern fendet. Diese und jene pflegen durch passende Schirme kommentiert zu werden. Da sieht man zu jenem närrischen Genre von Hüten Schirme, die man uns daheim nicht glauben würde. Riesengroße Foulardschirme mit den geographischen Croquis von Afrika, andere mit naturgroßen Storch- und Pfaufiguren, andere mit Möbrentöpfen auf blutrothem Grunde sind da schon aufgetaucht. Aber auch ein anderer Geschmack wird immer wieder angeregt. Sehr grazios und reizend ist eine neue Art reich gekräuselter, gemusterter Tüllschirme, welche ungefüllt auf vergoldeten oder versilberten Gestellen arrangiert werden. Sie sind von ganz entzückender ätherischer Transparenz, aber das macht sie bezüglich ihrer praktischen Aufgabe natürlich nicht besonders werthvoll. Sie geben keinen ordentlichen Schatten und sind mehr für die Bedürfnisse der Kofetterie als diejenigen einer sonnigen Promenade erdacht. Praktischer sind jedenfalls die neuen Mascotte-promeneure, Schirme, deren Stäbe so lang sind, daß sie völlig einen Spazierstock ersetzen und wirklich eine Stütze sein können. Auch die Bezüge dieser entoucasgroßen Schirme sind praktischen Anforderungen der Reizezeit angepaßt und bestehen meist aus dunkleren, einfarbigen Seidenstoffen. Für Promenaden zu Wagen sind die alten bekannten Knicker wieder in Aufnahme gekommen, deren Umlegstäbe vielfach aus gemaltem Meißener Porzellan bestehen.

Das ist's, wovon man die Frauen heut beim Dessert plaudern hören kann oder bei der Musik, während sie den Takt der Melodie mit dem Fächer begleiten und kleine vergoldete Raubzungen dazu nuscheln. Toiletten, Hüte, Spitzen, Schirme und Handschuhe, ihr spielt nie eine größere Rolle als in dem glänzenden, ehrgeizigen Leben auf den Promenaden und in den Kaffees der Kurbäder. Die Mode ist auf Reisen — wir wissen, was das heißt.



Literatur.

Wenn auch die Dorfgeschichte nicht mehr die dominierende Stellung in der Erzählungskunst einnimmt, wie in den letzten zwei Jahrzehnten, so gibt es doch immer noch Novellisten, die an der Weiterentwicklung dieses Literaturzweiges arbeiten und durch Kraft und Originalität das Interesse des Publikums wach zu halten wissen. Zu diesen hervorragenden Autoren gehört Maximilian Schmidt, dessen gesammelte Werke jetzt bei Callwey in München erscheinen. Mit den Hochlandsbildern begann diese Ausgabe und jetzt liegt uns der zweite Band, enthaltend: „Die Blinde von Kunterweg“ und zwei kleine Erzählungen, vor. Die eigenartige und gemüthliche Erzählung mit der reizvollen Gestalt der blinden Franzei und ihrem Schatz, dem Flori, ist so echt bayerisch, lebenswahr und gesund, daß ihm wenig aus der neuen Dorfgeschichtsliteratur an die Seite gestellt werden kann; derselben Ansicht werden auch unsere Leser sein, welche diese Novelle in den Spalten dieses Journals, wo sie zuerst veröffentlicht wurden, kennen gelernt haben. Wenn man etwas an Maximilian Schmidt's Eigenart auszuheben wollte, so dürfte das die und da ein Ueberwiegen des beschreibenden Elementes sein, des Ethnographischen, das oft nicht ganz organisch mit der Erzählung verschmolzen scheint und etwas stärker in die Augen springt, als bei einem vollkommenen Kunstwerk die sein darf, dagegen sind diese Details wiederum so interessant, daß der Leser dadurch für den Kunstfehler reichlich entschädigt wird. Wir wünschen der Sammlung, daß die Sympathie des Publikums ihr in vollem Maß zu Theil werden möge.

Als ein allerliebster zeitgemäßer Geschenkbuch möchten wir Feh. v. Schweiger-Schenkfeld's „Im Kreislauf der Jahreszeiten“ (Wien, Hartleben) empfehlen. Der bekannte Autor gibt hier Beiträge zur Aesthetik der Jahreszeiten, aber wie er diese gibt, das macht die Originalität und den Werth des Büchleins aus. Anknüpfend an kulturgeschichtliche, historische und poetische Reminiscenzen schildert Schweiger-Schenkfeld die Jahreszeiten durch novellistisch angehauchte Genrebilder, moderne Märchen aus der Gesellschaft unserer Tage, idyllische Träumereien auf realem Untergrund und wahrhaft reizende Lebensbilder in feinsten, graziöseren Fassung. Das Buch muthet an wie lyrische Gedichte in Prosa, Novellen, deren Fabeln von der Stimmung der Jahreszeiten getragen werden, welche bald als Frühlingssonnenhauch die Erzählung durchweht, bald winterlich mit Eiszustallnadeln, Diamanten gleich, inkrustiert. Ganz besonders anmuthig von diesen novellistischen, märchenartigen Essays erscheinen uns „Die Frühlingssnacht“, „Geist über den Wassern“, „Ein Delzweig“ und „Ein Novemberebel“. Das Buch ist sehr elegant ausgestattet und mit hübschen Textbildchen verziert. Es wird sicher Glück machen.

Koch v. Berned hat das größere bekannte Reisehandbuch der Schweiz von Verlepsh nach des berühmten Verfassers Tod neu ausgearbeitet und in dieser Gestalt liegt es uns als Schmidt's Reisebücher „Schweiz“, jetzt in fünfter Ausgabe, 1885 (Zürich, Cäsar Schmidt), vor. Berned hat bei diesem Reiseführer die Einteilung nach nördlichen und westlichen Distrikten, nach Kantonen und Eisenbahngruppen verlassen und dagegen vier große Reiserouten durch die Schweiz mit Hinzuziehung von Chamouni, dem Weltlin, den oberitalischen Seen und Mailand als Grundlage des Führers ausgearbeitet, dadurch wird es auch dem Lokalliebhaber leicht, einer der großen Routen folgend, das Land nach allen Richtungen hin kennen zu lernen. Im Uebrigen hat das Buch alle die Vorzüge der Verlepsh'schen Führer beibehalten, Reichhaltigkeit, Gewissenhaftigkeit und vor Allem eine gründliche, auf Erfahrung beruhende Kenntniss der Schweiz und des für den Reisenden Wissenswerthen, Notwendigen und Interessanten. Ausgestattet ist der Führer reich mit Plänen, Karten und Panoramas.

2. Notzhild's „Taschenbuch für Kaufleute“ ist jetzt in neuer Auflage erschienen (Leipzig, Glöckner). Das überaus praktische Werk will eine gedrängte Darstellung des Ganzen der Handelswissenschaft geben und erreicht vollkommen seinen Zweck, was die große Verbreitung dieses umfangreichen Werkes, das eher einem Lexikon als einem Taschenbuch gleicht, hinlänglich beweist. In erster Linie wendet sich das Taschenbuch als Lehr- und Nachschlagewerk an Jünglinge des Handelsstandes. Die Zahl und Bedeutung seiner Mitarbeiter läßt jedoch die Taschenbuch an und für sich schon als ein literarisch interessantes Werk erscheinen und dürften auch fertige Kaufleute Nutzen davon haben und Belehrung daraus schöpfen. Besonders hervorheben müssen wir bei dieser Publikation das sorgfältige Register und die geschmackvolle Ausstattung.

— Hieronymus Form's Gedichte, in denen die eigenthümliche Weltanschauung des Autors in so hochpoetischer Weise zu tiefinnerlichem Ausdruck kommt, erscheinen im nächsten Herbst in wieder vermehrter Auflage. Wir wollen nicht verkümmern, die vielen Freunde Form'scher Lyrik auf diese neue Publikation aufmerksam zu machen.

Bildende Künste.

— Aus der Konkurrenz um Erbauung des Kistnermuseums in Hannover ging, wie von dort berichtet wird, das Projekt Professor Etter's an der dortigen polytechnischen Hochschule siegreich mit dem ersten Preis von 2000 Mark hervor. Mit dem Bau soll demnächst begonnen werden.

— Schwere Sorgen bereitet, wie aus Worms berichtet wird, dem dortigen Dombaukomitee der bedenkliche Zustand des Domes, indem sich kürzlich im westlichen Chor, gerade unterhalb der großen Rose, der von einem aus dem Jahr 1740 stammenden Grabstein der Anna Gertrudis Ziger ausgehende und im Sommer 1884 schon von einer Vantommission bemerkte Sprung zu einem klaffenden Riß erweitert hat, welcher, bis hoch oben in die Kuppel verlaufend, das Schlimmste befürchten läßt, wenn nicht schleunigst mit allen zu Gebote stehenden Mitteln dem Verfall entgegengegearbeitet wird. Es ist denn auch sofort der ganze westliche Dombau von außen und innen mit Gerüsten versehen worden, mittelst deren herbeigerufene Sachverständige die Schäden genauer untersuchen sollen, um auf Grund der genauen Einsichtnahme weitere Anordnungen zu treffen. Jedenfalls aber steht ohne namhafte Beiträge zu den Herstellungskosten aus öffentlichen Fonds des Landes und des Reiches das Dombaukomitee dem drohenden Verhängnis ziemlich machtlos gegenüber.

— Eine deutsche Aquarellisten-Gesellschaft wird sich auf Anregung des Kunsthändlers Fritz Gurlitt in Berlin, welcher vorläufige Besprechungen in den letzten Kreisen abgehalten, im Herbst d. J. konstituieren. Derselbe soll sich zur Aufgabe machen, das Aquarell zu pflegen und ihm in Deutschland einen selbstständigen Markt zu schaffen. Im Frühjahr 1886 dürfte die erste Aquarellausstellung dieser Art in Berlin abgehalten werden.

Musik.

— Eine neue Symphonie von R. Fuchs wurde, wie aus London berichtet wird, in dem kürzlich stattgehabten achten Richterkonzert zur ersten Aufführung gebracht. Das Werk erzielte einen Achtungserfolg.

— Auch in diesem Jahre konnte der Preis von 4500 Mark der Giacomo-Meyerbergs-Stiftung für junge, talentvolle Komponisten, wie uns aus Berlin berichtet wird, nicht zur Vertheilung gelangen, da die von den drei Konkurrenten eingeleiteten Prüfungsarbeiten nach dem Urtheil der Preisrichter nicht den statutenmäßigen Anforderungen genügten.

— In London beklagt man sich bitter über die ziemlich armutheliche musikalische Saison dieses Jahres. Die Verhandlungen bezüglich einer deutschen Oper zerbrachen sich, London muß sich mit Wille. van Zandt und einer französischen fragwürdigen Gesellschaft begnügen, und eine italienische Stagione ist auch noch nicht zu Stande gekommen. Dagegen florieren die Richterkonzerte mehr als jemals zuvor; von Pianistinnen verdient nur Frä. Kleebreg, die eine Künstlerin von hoher Begabung ist, hervorgehoben zu werden; Frä. Giesler und Sarafate theilen unter sich die Lorbeeren der Violine.

Bühne.

— Ueber die zur Zeit in Vorderthiersee (Throl) stattfindenden Passionsspiele wird geschrieben: Die Hauptrollen, Christus, Maria, Magdalena, Judas, Kaiphas, befinden sich in guten Händen. Ehre und Zwischenaktmusik sind von Meister Obersteiner in wirksamer Weise komponirt. Man nimmt von dem gesammten Spiel den Eindruck mit, daß alle Mitwirkenden mit heiligem Ernst, wahrer Begeisterung und opferfreudiger Hingabe sich diesem schönen Werke weihen. Wenn die kleine Fraktion Vorderthiersee mit ihren etwas über 600 Seelen ein Personal von mehr als 120 Spielern und Musikern in solcher Qualität aufzustellen vermag, so ist das ein ruhmvolles Zeugniß für die ganze Bevölkerung.

— Ferd. Neßmüller hat, wie uns berichtet wird, einen Schwan in vier Akten, „Trochäen“ betitelt, vollendet und verwendet ihn an die Bühnen (durch die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten).

— Ernesto Rossi, der gefeierte italienische Tragöde, studirt, wie Berliner Blätter berichten, seit längerer Zeit Deutsch und hofft, im nächsten Jahr schon einige der bedeutendsten seiner Rollen in deutscher Sprache spielen zu können.

— „Moses“ ist der Titel der geistlichen Oper, deren Komposition Rubinstein begonnen hat. Man darf auf die musikalische Gestaltung dieses gewaltigen altbiblischen Charakters gespannt sein.

— Endlich wird der Graßritter auch in Paris seinen Einzug halten. Wie uns aus Paris geschrieben wird, hat der Direktor der Komischen Oper einen Vertrag geschlossen, der ihm gestattet, „Cobogrin“ im nächsten Winter zu geben. Die nächste Wintercampagne scheint überhaupt eine recht interessante zu werden. Die erste Novität der Oper wird Massenet's „Gid“ sein. Im Théâtre-Français wird die nächste Saison neben einer lang verschleppten Novität von Deslandes ein Schauspiel von Octave Feuillet, das den vorläufigen Titel „Garnemilac“ führt, und ein Lustspiel von Pailleron bringen. Für das Vaudeville arbeitet Sardou, für das Gymnase Georges Ohnet, der seinen Roman „Gräfin Sarah“ und Albert Delpit, der seinen Roman „Solange de Croix-Saint-Luc“ dramatisirt. Das gibt schon eine hübsche Reihe von sensationellen Abenden.

— „Ein Zwist“ (une rupture), Schwan von Abraham Dreifuß, ist kürzlich am Théâtre-Français zum ersten Mal in Szene gegangen. Zwei Liebende, Herr Raymond und die verwitwete Gräfin Mauffant, haben sich wieder einmal getrennt. Raymond ist entschlossen, das Verhältniß zu lösen. Er schickt sich an, der Gräfin ihre Briefe mit dem einzigen Wort „Adieu“ zuzufügen und hat seinen alten Freund Bremonin erlucht, ihn auf eine Reise nach Norwegen zu begleiten, um zu vergessen. Der Freund geht aus, um ein Reisebuch für Scandinavien zu kaufen. Während er in den Buchhandlungen herumkriecht, sucht die Comtesse ihren Geliebten auf, und einige Worte gerufen, um die Versöhnung, welche dießmal auf dem Standesamt gefeiert werden soll, herbeizuführen. Bremonin kommt mit dem glücklich entledigten norwegischen Bader zurück und zwar gerade noch zeitig genug, um von seinem Freunde mit lustigen Vorwürfen überschüttet zu werden. Das kleine Stück wurde sehr fein gespielt und erzielte einen lauten Heiterkeitserfolg.

— Das Drury-Lane-Theater in London eröffnete kürzlich seine dramatische Saison mit einem neuen Melodrama, betitelt: „A True Story“ (eine wahre Geschichte), von Elliot Geler, das an Sensationseffekten seinesgleichen sucht. In einem Akte wird die Belagerung von Paris durch die deutschen Truppen vorgeführt. Das Bombardement vom Mont Valerien, vom Innern der Festung aus gesehen, und ein Schlachtfeld mit Verwundeten, die von Ärzten und barmherzigen Schwestern verbunden werden, während deutsche Kavallerie und Infanterie im Hintergrunde während eines dichten Schneefalles vorüberziehen, sowie der Einzug der Deutschen im Fort Valerien gehören zu den wirkungsvollsten Szenen des Spektakeldramas.

Kultur und Wissenschaft.

— Das Bestreben unseres auswärtigen Amtes, dem vaterländischen Gesamtweien Mittel an die Hand zu geben, den erdüblichen Umfang der vom deutschen Reich erworbenen überseeischen Besitzungen nach den neuesten Aufnahmen und Benennungen kennen zu lernen, muß

ungeheuren Beifall finden. So wurde denn auch in seinem Auftrag, gleichwie es mit den afrikanischen Küstenstrichen geschah, eine Karte des „Westlichen Theiles der Süde“ zur Veranschaulichung des unter Verwaltung der Neu-Guineacompanie gestellten deutschen Schutzgebietes, nebst Spezialkarten der wichtigsten Häfen des „Kaiser Wilhelmslandes“ und des Bismardarchipels“, von L. Friederichsen bearbeitet und gezeichnet, welche vor Kurzem im Verlage des Geographischen und nautischen Instituts von L. Friederichsen & Comp. in Hamburg erschienen ist und gewiß Vielen willkommen sein wird.

— In ihrer unter dem Vorsitz v. Loen's stattgehabten konstituierenden Versammlung beschloß die Goethegesellschaft, wie aus Weimar berichtet wird, das Goethearchiv zu vermehren, eine Leihbibliothek zu begründen, das Goethejahr fortzuführen, gleichförmige Bühnenbearbeitung den Theatern vorzulegen, eine kritische Gesamtausgabe zu veranstalten und eine umfassende Biographie vorzubereiten. Sitz der Gesellschaft ist Weimar; dasselbst findet im Frühling im Anschluß an die Schatzeperregesellschaft die Generalversammlung statt. Der Vorstand besteht aus den Herren: Reichsgerichtspräsident Simon, v. Voepel, Cuno Fischer, Paul Heyse, v. Beaulieu, Eggerling, Kuland, Kümlein, Professor Erich Schmidt und Professor Scherer. Der Großherzog von Weimar wurde zum Protektor der Gesellschaft erwählt.

— Ein Lesesaal für Dozenten und Professoren wird an der Berliner Universität eingerichtet. In demselben sollen alle Erörterungen ausgelegt werden, welche für die akademischen Kreise von Interesse sind.

— Bei dem großen Interesse, das jetzt Spanien entgegengebracht wird, sind unsere Leser uns gewiß dankbar, wenn wir auf eine neu erschienene, gute Grammatik zur Erlernung der spanischen Sprache hinweisen. Das Werk führt den Titel: „Spanische Grammatik mit Berücksichtigung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs“, ist von J. Schilling, einem sehr erfolgreichen Lehrer in Zürich, herausgegeben und in Leipzig bei Glöckner erschienen. Derselbe Verlag bringt in gleich eleganter und gediegener Ausstattung auch eine kurzgefaßte „Portugiesische Grammatik“, nach den gleichen Prinzipien wie die obengenannte bearbeitet von L. J. Schmitz in Aachenburg.

— Ein patriotisches Museum ist kürzlich in Mailand eröffnet worden. Der Ausstellungssaal ist mit Statuen und Porträts berühmter Männer geschmückt, es besteht eine eigene Medaillen- und Autographensammlung, die Gegenstände sind im Uebrigen nach Perioden sinnreich geordnet. Die Periode von Gründung der cisalpinischen Republik bis zum Sturze Napoleon I. (1797—1815) macht den Anfang, dann kommt die Periode der Carbonaria und Giovane Italia (1820—1845), die Reformära Pius IX. (1845—1848), die blutigen Reformkriege aus 1848 und 1849, die aus der Reaktionszeit 1849—1858, das Jahr der Befreiung 1859 und Alles, was an die Garibaldi'sche Epoche erinnert.

— Die japanische Ausstellung im Ausstellungspark zu Berlin ist kürzlich eröffnet worden. Dieselbe bietet ein eminent farbenprächtiges Gesamtbild japanischen Lebens und Treibens. Den Haupttheil bilden die Werksätten von japanischen Künstlern und Gewerbetreibenden, die hier den Besuchern die Anfertigung der mannigfaltigen Gegenstände ihres heimathlichen Kunstfleißes vorführen. Als besonders interessant muß das japanische Theater hervorgehoben werden, auf welchem Turner, Seiltänzer, Fechter und andere Künstler in wahrhaft berückend schöner Farbenpracht der Kleidung auftreten. Gerade das Treiben, das sich hier in diesen Spielen und Kämpfen darstellt, läßt fast in jedem einzelnen Zuge die lebendigen Vorbilder der japanischen Malerei erkennen und erschließt das Verständnis für die der japanischen Kunst eigenthümliche, fesselnde Zeichnung der menschlichen Züge, des Gesichts wie des Körpers, die wir auf unseren Theatrbühnen, Fächern, Schirmen u. s. w. bewundern.

Erfindungen.

— Ein Apparat zur Veranschaulichung der Vertheilung des Luftdrucks ist die sogenannte „vertheilbare Luftdruckreliefearte“ von Karl Bed in Stuttgart, welche von Autoritäten warm empfohlen wird. Ein Reih von 60 ganz Europa umspannenden meteorologischen Stationen vertheilt sich zweckmäßig auf einer 1849 Quadracentimeter großen, sehr empfindlichen, aber starken Kupferröhre, welche durch ein Rahmensystem mit einer ähnlichen Metallplatte in einer der halben barometrischen Amplitude entsprechenden Entfernung fest verbunden ist. Die gleichnamigen Stationen sind durch 100 Millimeter lange Metallschrauben, welche durch die Metallplatte geführt werden, derart verbunden, daß bei 166 Umdrehungen eine barometrische Amplitude von 83 Millimeter durch Rechts- und Linksdrehen vertheilt werden kann, so daß also je ein Millimeter Barometerstand durch zwei Umdrehungen an der mit Scala versehenen Schraube dargestellt wird. Das Resultat ist ein mathematisch genaues Bild der Vertheilung des Luftdrucks, wie es keine noch so sorgfältig ausgearbeitete Hohenkarte gibt, indem das Membran ein Relief des auf gleiche Dichte reduzierten Luftzustands von dem Moment der Beobachtung der benannten Barometerstandszahlen abgibt. Die Bedienung kann durch jeden Laien gesehen.

— Interessant ist eine patentirte Erfindung E. A. D. Guichard's in Paris, welche die Entfernung der Druckerwärme aus bedrucktem Papier in vollkommener und wohlfeiler Weise ermöglichen soll, eine für den Buchhandel allerdings geradezu epochenmachende Neuheit, vorausgesetzt, daß sie sich als brauchbar erweist.

— Uhren, welche niemals aufgezogen oder gerichtet zu werden brauchen, da sie einer Centralregulierung unterliegen, haben in Wien das neue Justizpalais seit vier, das Parlamentshaus seit zwei Jahren, die neue Universität und das Amtshaus der Länderbank seit einem Jahr in ungehörtem Betrieb; ja, diese Erfindung scheint sich schnell über die ganze civilisirte Welt zu verbreiten; so bildete sich in New-York unter der Firma „The Standard Time Company“ eine Aktiengesellschaft mit einem Kapitalstock von 2,000,000 Dollars zum Zweck gleichzeitiger Einführung der Uhren in allen Städten der Vereinigten Staaten Nordamerikas; auch in anderen Großstädten Europas sind Localgesellschaften zur Einrichtung dieser neuen Erfindung in Bildung begriffen, und es haben sich schon bei Beginn mehrere Verwaltungen größerer Städte mit der Generalunternehmung in Korrespondenz gesetzt. Wie wir hören, gibt die Unternehmung an Geschäfts- und Wohnungsinhaber, sowie an Gebäude-administrationen die Uhren auch leihweise gegen Bezahlung einer postnumerando zu entrichtenden mäßigen Rente. Wie günstig diese Sache von maßgebendster Seite aufgefahrt wird, beweist die Thatfache, daß neben allen Klemtern und größeren Instituten überall die ersten Abonnenten die — Uhren selber sind, welche dadurch in ihre Verkaufsräume die für sie so nothwendige offiziell richtige Ortszeit geleitet erhalten. Auch in Berlin soll ein derartiges Institut errichtet werden.

— Eine elektrische Nähmaschine ist die neueste Erfindung; sie ist das Werk der Fabrikanten Schaffer und Volk in Philadelphia. Die Elektricität regulirt das Spiel der einzelnen Maschinenteile. So bildet die Nadelstange einen Magneten, der innerhalb zweier Induktionsspulen durch Erregung und Unterbrechung von Strömen in schnellem Wechsel auf und nieder bewegt wird. Ebenso hat das Schiffschen seinen besondern Antrieb, der wiederum auf das Spiel eines Elektromagneten zurückzuführen ist, selbstredend aber mit demjenigen der Nadel vollkommen harmonirt. Da es nun gerade die Elektricität ist, welche die verschiedensten Mittel zu genau geregelten und übereinstimmenden Bewegungen darbietet, so kann dieser in Wahrheit elektrischen Nähmaschine eine hervorragende Bedeutung nicht abgesprochen werden.

— Ein Papierpiano ist, wie wir der „Zeitschrift für Instrumentenbau“ entnehmen, die neueste in Paris gemachte Erfindung auf dem Gebiet der Klavierbautechnik. Das ganze Gehäuse besteht aus komprimierter Papiermasse, der man eine harte Oberfläche und glänzende Politur gegeben hat. Die Farbe ist cremeweiß. Der Ton des Instruments soll nach denen, die es gehört haben, von ausgezeichneter Qualität, aber nicht sehr laut sein. Der gebrochene, kurze Charakter des Pianofortes soll völlig verschwunden sein und einem weichen, vollen, lang

anhaltenden Ton Platz gemacht haben, der dann der Pfeifenorgel sehr ähnlich ist. Die gleichmäßige Beschaffenheit der Papiermasse scheint ganz geeignet zur Hervorbringung der beschriebenen Wirkung. Solche Papierpianos sollen bisher nur zwei gebaut worden sein; das eine befindet sich noch in Paris, das andere ist an den Herzog von Devonshire verkauft worden.

Ein ganz origineller Luftballon hat ein junger Ingenieur Namens Capazza projektirt. Die luftförmige Gestalt, welche von dem Querschnitt eines mit ausgebreiteten Flügeln schwebenden Vogels hergeleitet ist, soll besser als die bisher beliebte cigarrenförmige das Durchschneiden der Luft in beliebiger Richtung ermöglichen. Die beiden aus Blech gefertigten und an dem Zusammenstoß durch einen blasbalgartigen Zug vereinigten Linsenhälften können durch einen besondern Mechanismus mehr oder weniger von einander entfernt werden, so daß das Volumen des einmal mit Gas gefüllten Ballons verändert und damit ein Steigen oder Sinken herbeigeführt wird. Diese Anordnung, ohne Gasverlust niederzusteigen, ist vielleicht die zweckmäßigste des ganzen Ballons. Da bei Bewegungen in senkrechter Richtung die fallschirmartige Gestalt des Ballons hinderlich sein würde, wird der Ballon vor einer derartigen Bewegung erst durch einseitiges Verschieben der im untern Theil befindlichen Gewichte entsprechend geneigt, so daß die kreisförmige Schneide der Linse den Weg bahnt. Der Anblick eines solchen hoch in der Luft schwebenden Ballons wird dem eines großen Vogels nicht unähnlich sein.

Die Werkzeuge zum Rämmen des Langhaars der Pferde waren bisher so unvollkommener Natur, daß man in vielen Fällen von dieser Prozedur lieber ganz abließ und es demzufolge nicht vermeiden konnte, daß Verletzungen und andere Unzutuglichkeiten eintreten. Die billigen Metallkämme sind nur zu sehr geeignet, die Haut des Thieres zu verwunden und bei den gewöhnlichen Hornkämmen ist sowohl die stets mangelhafte Abnutzung der Zähne hinderlich, wie auch besonders das den ganzen Kamm unbrauchbar machende Zerplündern einzelner Zähne einen großen Uebelstand bildet. In neuerer Zeit liefert nun Franz Thormann in Wiesbaden einen Pferdekeamm, dessen aus Horn gefertigte Zähne einzeln einsehbar und herausnehmbar sind und aus diesem Grund tadellos abgerundet werden können. Der größte Vorzug dieser Neuierung besteht aber darin, daß ein zerplünderter Zahn, der das Haar zerreißen würde, in wenigen Augenblicken durch einen neuen ersetzt werden kann und damit die frühere gute Beschaffenheit des Kammes wieder vollständig hergestellt wird. Der neue Kamm ist außerdem mit einem handlichen Griff versehen, der unter Zuhilfenahme eines Gurtes ein sicheres Erfassen gestattet und die Ermüdung der Hand während des Rämmens möglichst verhindert.

Marine.

Der für Kamerun bestimmte deutsche Dampfer ist kürzlich auf der Werft Germania in Kiel glücklich vom Stapel gelassen worden. Vizeadmiral v. Wiede taufte das Schiff auf Befehl des Kaisers „Nachtigal“, damit der Name desjenigen Pioniers der Zivilisation, der so Hervorragendes bei der Erwerbung unserer Kolonien geleistet, der sein Leben dabei gelassen, auch in der Ferne auf dem Schauplatz seiner Thätigkeit nie vergessen werde. Der Dampfer ist ein kleines, äußerlich einer Yacht ähnelndes Fahrzeug, das im Wesentlichen aus Stahl gebaut wurde, mit einer äußern Teakholzbeplankung und Kupferbeschlag. Die Kajüten-einrichtung für den Gouverneur findet sich im Vordertheil des Schiffes vor dem Kesselraum und besteht aus einem eleganten Salon, einer geräumigen Kammer mit Doucheparaol, Speisekammer und einer Passagierkammer. Auf dem Deck ist ein elegantes, aus Teakholz gebautes Deckhaus errichtet, in dem sich die Treppe zum Niedergang in diese Kajüte befindet und welches einen fahlen, geschützten Vorraum bildet. Der Schiffsführer hat ganz vorn, die Mannschaft, Unteroffiziere und Maschinen hinten unter einem erhöhten Quatterdeck Platz gefunden. Die Ränge des Maschinenraums überstreicht ein Brückendeck und neben dem Maschinenkasten finden sich die getrennten Kabinen für Weiße und Schwarze. Das Deck des Brückenhauses steht mit dem Deck des Deckhauses in Verbindung und bildet eine angenehme, geräumige Promenade. Ueber diesem Deck, sowie über dem Hauptdeck, an den Seiten, vor dem Deckhaus und über dem Quatterdeck ist ein doppeltes Sonnendeck aus Holz und Leinwand mit dazwischen befindlicher ventilirender Luftschicht aufgebaut, um gegen die Sonnenglut in dem heißen Klima Schutz zu gewähren.

Sport.

Am dritten Renntag zu Berlin gewann O. Oehlschläger's dreijähriger F.-H. „Amoroso“ vor „Chalki“ und „Gernot“ den silbernen Schild des Kaisers und die 10,000 Mark Staatspreis, während das Stierhorst-Memorial, 5000 Mark, unter 8 Zweijährigen W. v. Tressow's F.-H. „Mohr“ heimtrug. Das Tempierhandicap fiel an Mr. G. Johnson's „Antoinette“ in einem Feld von 6 Pferden und im Staatspreis dritter Klasse liefen die beiden Gradiger „Nido“ und „Piccollo“ allein, ersterer der Erklärung gemäß siegend. Das Armeesag. Rennen wurde der Hofstauer wegen bis zum 3. Oktober verschoben.

„St. Gatten“, der vorjährige Sieger im englischen Derby, Cesarewitsch re. gewann den Ascot Gold Cup ganz leicht gegen drei andere Pferde.

Der zweijährige „The Bard“ gewann im Ascotmeeting mit seinem 12. Lauf auch sein 12. Rennen und erhöhte damit seine Gewinnsumme auf circa 140,000 Mark.

„Italy“, welche die Rolle eines ersten Favorits für das Norddeutsche Derby spielte, brach 10 Tage vor dem Rennen nieder.

Für den großen Jubiläumspreis von Baden-Baden ist der vorjährige österreichische Derby-Sieger „Binea“ Favorit, während ihm der Gradiger „Botschafter 1.“ zunächst steht und ein französisches Pferd, „Blasfante“, als drittes folgt.

Trabrennen wurden im Monat Juni wieder auf der lang verwaisten Bahn von Weiskessee (Berlin) abgehalten, doch waren dieselben ohne jede Bedeutung.

Die diesjährige Berliner Ruderregatta, welche sich über zwei Tage erstreckte, war trotz eines strömenden Regens gut besucht. Außer dem Wanderpreis des Kaisers gewann der Berliner Ruderklub noch sieben Rennen, während im Stiff für Juniors wie Seniors die Stettiner „Germania“ und im Dollenrennbier für Juniors „Ruderklub 1882“ von Frankfurt a. D. Sieger blieb.

Denkmäler.

Auf der Prinz Hendrik-Kade in Amsterdam wurde kürzlich, wie von dort berichtet wird, die Büste des im Jahre 1879 verstorbenen Prinzen Heinrich der Niederlande enthüllt. Das Zustandekommen der direkten Dampferlinien zwischen Amsterdam und Indien wie auch der Linie Biesingen-Queensborough verdankt man hauptsächlich ihm, und daß die Kade, auf der jetzt sein Denkmal steht und der entlang die in den Hafen von Amsterdam eingelaufenen Schiffe liegen, seinen Namen trägt, ist nur der schuldige Zoll der Dankbarkeit, mit der seines Namens gedacht werden wird.

Robert Schumann soll nun auch in seiner Vaterstadt ein Denkmal erhalten. Der Musikverein zu Zwickau hat die Initiative zur Beschaffung der Mittel ergriffen.

Die Enthüllung des Rückenbenkmal's im Vorgarten des Rücken'schen Hauses in Schwerin hat daselbst kürzlich stattgefunden. Die Büste Rücken's, welche sprechend ähnlich getroffen ist, ist aus weißem Marmor hergestellt und ruht auf einem Postament, welches aus polirtem weißem Marmor besteht. Sie zeigt den Komponisten mit einem über die Schultern fallenden Mantel, auf dem ein Vorbergsweig liegt.

In Smolensk ist dieser Tage ein Standbild des russischen Komponisten Michail Glinka, welcher auf einem Dorf in der Nähe dieser Stadt am 1. Juni 1804 geboren worden, feierlich enthüllt worden.

Ein Mezzofantimonument wurde kürzlich in Rom in der kleinen Kirche von Sant Onofrio feierlich enthüllt. Das Denkmal des

berühmten Sprachkenners und Kardinals befindet sich in der Kapelle des heiligen Petrus von Pisa, gegenüber dem Denkmal des Dichters Gudi und hinter jenem Torquato Tasso's. Dasselbe besteht aus einer großen Marmorplatte mit einem Marmorbogen darüber und ist verziert mit einem großen Medaillon, das die Züge des großen Polyglotten wiedergibt, und mit einem Basrelief, das den Kardinal darstellt, wie er die Fudigung der fünf Welttheile empfängt.

Der formelle Empfang von Bartholdi's Statue der Freiheit fand kürzlich, wie aus New-York berichtet wird, daselbst bei herrlichem Wetter statt. Ein Aufzug von amerikanischen Kriegs- und Handelsschiffen, an welchem sich auch die französische Fregatte „Flore“ betheiligte, eskortirte die „Fiere“, welche das Denkmal trug, von der untern Bucht nach der Belbeinfek. Während des Zuges spielten Musikkapellen und von den Batterien der Forts wurden Salutschüsse abgefeuert. Die auf der Rhebe befindlichen Dampfer ließen ihre Pfeifen ertönen und die Volksmenge, welche sich an den Ufern und im untern Theil der Stadt eingefunden hatte, jubelte begeistert. Die Stadt sowie die Schiffe prangten im Flaggen Schmucke.

Gestorben.

Franz Rarger, Gymnasialprofessor und Schriftsteller, am 15. Juni, in Weidenau (österreichisch-Schlesien).

Dr. Dumont, Oberbürgermeister von Mainz, bef. durch seine politische Thätigkeit im Jahr 1848, Mitte Juni, in Mainz.

Karl Wilhelm v. Martini, Schriftsteller und Journalist, Verfasser vielgelesener Romane („Vor hundert Jahren“, „Planzer und Soldat“, „Stilleben eines Grenzgängers“ u. f. w.), 63 Jahre alt, Mitte Juni, in Baden bei Wien.

Johann Rittich, deutsch-amerikanischer Schriftsteller, Redakteur des Sonntagsblattes der „New-Yorker Staatszeitung“, am 17. Juni, auf dem norddeutschen Lloyd-Dampfer „Nedar“ während der Fahrt von New-York nach Bremerhaven.

Jean Jacques Louis Segond, Professor der Theologie an der Universität Genf, Verfasser der bel. französischen Bibelübersetzung, 75 Jahre alt, am 18. Juni, in Genf.

Dr. D. Wildermuth, Gymnasialprofessor, Gatte der bel. Schriftstellerin Ottilie Wildermuth, 78 Jahre alt, am 19. Juni, in Tübingen.

Gch. Hofrath Roland, Vorstand des Central- und Depechenbureau des auswärtigen Amtes, in hohem Alter, am 20. Juni, in Berlin.

Prinzessin Karolina von Hohenzollern, Schwester des kürzlich verstorbenen Fürsten Karl Anton, 74 Jahre alt, am 21. Juni, in Sigmaringen.

Dr. Emil Riebeck, Forschungsreisender, bef. durch seine afrikanischen und asiatischen Expeditionen, Sammlungen und Studien auf ethnologischem und anthropologischem Gebiet, ca. 30 Jahre alt, am 22. Juni, in Waldhaus Fling (Kanton Graubünden in der Schweiz).



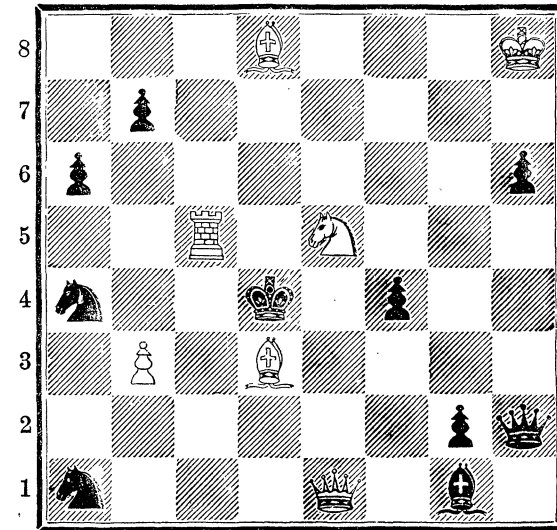
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Im letzten Problemturnier von „Baltimore Sunday News“, unter dessen Preisrichtern S. Loyd und Shintman sich befanden, wurde der erste Preis Herrn C. Pland in London, der zweite Herrn Victor Wieses in Leipzig zuerkannt. Wir wählen von den siegreichen Problemen das folgende aus.

Aufgabe Nr. 337.

Von C. Pland.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.



(Redigirt von Oskar Stein.)

Spielbriefwechsel.

H. Roths in H. Wir haben Ihre Frage schon recht oft an dieser Stelle beantwortet. Wer Schwarz ansetzt und gewinnt, zählt Spiel, Matadore, Schneider, angelegt, Schwarz und Schwarz angelegt, denn im angelegten Schwarz liegt unbedingt auch der angelegte Schneider; der Spieler erklärt der Kürze wegen und weil es selbstverständlich nur Schwarz, anstatt zu melden: ich sage Schneider an und sage Schwarz an.

Abonn. KL und Otto S. in Mülhausen i. El. Wer ein Spiel behält, d. h. wer auf die Frage: „Ist es Grand?“ mit „Ja“ antwortet, kann, sobald der Fragende erklärt, daß er passe, sowohl den niedrigsten Grand, d. h. mit oder ohne Ginen, als auch jedes höhere Spiel, also auch Grand mit Vier oder Null ouvert spielen. Es war Sache der Mittelhand, weiter zu reizen:

Mit Einem? Null ouvert? Mit Zweien? Nachdem sie aber das Wort: „Ich passe“ oder ein gleichbedeutendes ausgesprochen, hat sie kein Recht, zu verlangen, daß sie spielen dürfe.

Jacob Cohen. Ist uns auch nicht mehr erinnerlich. Würden Sie sich nicht einmal selbst an Whist- und Stautaufgaben versuchen?

Ernst Henzen in D. Nr. 16 nicht gelöst, wenn Hinterhand zweimal Coeur bringt.

Wichtige Bösungen sandten ein: Stettisch bei W. in Dr. Jakob Cohen. Margarethe H. in F. R. S. in D. C. Galm in R. Karl Roth. A. Mäder in M. P. P. in Nordg. M. Blach. J. N. in E.



Monat-Königsmarsch.

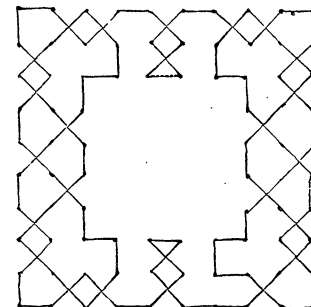
III. Juli.

Von R. v. Warkenhausen.

| | | | | | | |
|-----|---------|--------|--------|--------|--------|----------|
| | ich | soll | sagt | es | den | bre- |
| zum | grub's | mit | sein | da | leuch- | tend es |
| | welten | ich | allen | ne | wie | wollt' |
| ge- | bro- | sein | den | ster- | aug- | schn ich |
| | den | würz- | den | aus | wie | lein |
| | | blüm- | lein | stehn | zum | |
| | | ich | ein | garten | trug | |
| | | sah | ten- | am | ich's | |
| | | schat- | haus | sinn | hüb- | |
| nun | und | im | schen | mein | und | |
| es | zweigt | ort | plangt | war | nichts | hin wach |
| im- | stillen | es | das | zu | für | |
| mer | am | wieder | so | ging | den | fu- so |
| | und | blüht | ich | fort | im | walde |

Auflösung der Königspromenade Nr. 13.

Am See.

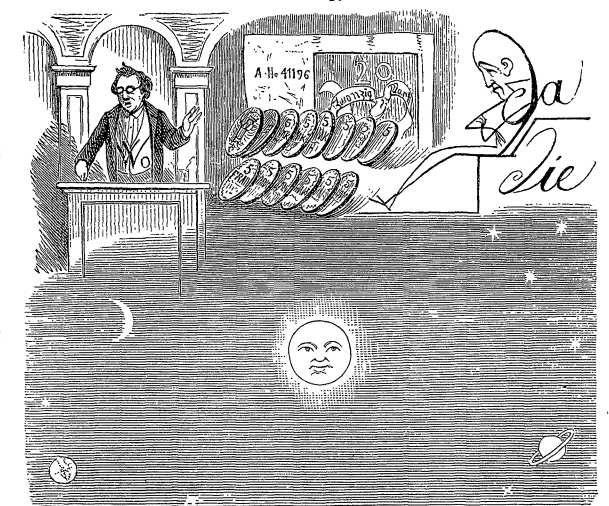


Es karrt die alte Weide
So trübe in den See,
Die dunkle Flut erzählt ihr
Ein Märchen voll dunklem Weh:

Es hatten Zwei geschlossen
In Liebe einen Bund,
Nun liegen sie umschlungen
Tief in dem kühlen Grund.

Er mußte hinaus, als der Himmel
In schweren Wolken hing, —
Da er nicht wiederkehrte,
Die Maid ihn suchen ging.
D. Welten.

Bilderräthsel 39.



Auflösung des Bilderräthfels 37:

Im großen Rechnungsbuch der Welt ist eingeschrieben,
Was wir genießen, was wir haben, was wir lieben.
Wie lang es zum Genuß auf dieser Welt uns bleibt,
Er weiß es, der das Buch in seinem Sinne schreibt.

In der gleichzeitig mit dieser Nummer zur Ausgabe gelangten Nummer 41 unserer

„Deutschen Romanbibliothek“

zu „Ueber Land und Meer“

beginnt neu:

Trente-et-Quarante.

Eine Spielbudenlektüre

von

B. G u l o f.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ — Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14tägigen Hefen 35 Pf. pro Heft — kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dieß am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man „Ueber Land und Meer“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt

vormalis Eduard Hallberger.



A. S. in Znaim. Der Anfang ist zu wenig charakteristisch. „M. M., Halle 45“. Kopf in die Höhe! Mit siebenzehn Jahren wirft man die Bücher noch nicht ins Korn. Ihre poetischen Versuche setzen Sie gestrichelt fort, Sie haben uns sympathisch berührt, so wenig Sie vorläufig literarischen Anforderungen entsprechen. Ueber Sie sich aber auch in den strengsten Formen logischen Denkens, das wird Sie von krankhafter Gefühlsschwelgerei abziehen, die bei Ihrem Gemüthsstand nur vom Uebel ist.

H. G. in Göttingen. Ihr Gedicht ist stofflich unbedeutend und entspricht auch nicht der künstlerischen Form einer Ballade. Vergleichen Sie die dramatische Schnappheit und Prägnanz solcher Dichtungen bei den Klassikern.

W. B. in Göttingen. „Dormi, che vuoi di più?“ ist der Refrain eines italienischen Notturnos, das Goethe in seinem „Nachgelang“ so würdevoll nachgedichtet hat. — Da befinden Sie sich freilich in guter Gesellschaft. „Füßlingen“. Ihr hübsches Frühlingslied kommt leider zu spät, wir werden es aber im nächsten Jahre zur entsprechenden Saison in „Romanbibliothek“ bringen.

„S. in Frankfurt“. „Heimkehr“ ganz stimmungsvoll, doch ist der Schluß mißglückt. Das Herz liegt in Mitterleins Arm?

H. in Port Said. Sie haben Recht, der geehrten „Reaktion“ kommen Ihre Worte recht „neblig“ vor.

„Humorist“. Ja. Je nach Qualität.

Polynomina. Wir bedauern, daß wir weder den einen noch den andern zu prüfen Gelegenheit hatten.

Erholungsbedürftige in A. Wir empfehlen Ihnen, sich an Frau Professor Burger Witwe in Berlin W., Friedrich-Wilhelmstraße 3, zu wenden, da diese Dame, wie wir in Erfahrung gebracht haben, neben daran ist, in dem vortrefflich gelegenen Seebade Wyl auf der Insel Föhr eine Pension für Damen zu eröffnen und sich dort namentlich auch der vollen Fürsorge für junge Mädchen mit allem Eifer zu widmen.

Psych. Nach Wien, was Sie uns mittheilen, erscheint es unzweifelhaft, daß die „wunderbar blauen Augen“, die Ihr achtzehnjähriges Herrchen in Verzückung versetzt haben, auch ihrerseits Sie mit einem außergewöhnlichen Interesse betrachten, das in einem ebenfalls jugendlichen Herzen kaum ohne die Empfindung freudig erregter Liebe eingegeben wird. Die von Ihnen beobachteten Merkwürdigkeiten dieser Vermuthung. Wie tief und wie zuverlässig diese Liebe sei, darüber werden Sie freilich die „wunderbar blauen Augen“ selbst zu Rathe ziehen müssen.

Alter Abonnent. Eine Persönlichkeit, die darauf Einfluß ausüben kann, welche Bezugsquellen der dortige Hof in Betreff von Leistungen Ihrer Branche wählt.

Alter Abonnent in Wiesbaden. Rängst im Handel. Zu beziehen durch Schulze und Barck, optische Industrieanstalt, Rathenow, Provinz Brandenburg.

B. in Arnberg. Das gehört ins Reich der Liebhabereiwerte, für welche kein ziffermäßiger Maßstab existiert.

Gelehrte Verehrerin der Münchener vom Gärtnerplatztheater. Weitläufig die meisten dieser Darsteller sind in der That Altbayern; einige wenige stammen aus Nachbargebieten, deren Dialekt dem altbayerischen verwandt genug ist, um für die Erlernung des letztern eine gute Grundlage abzugeben.

Unwissender in S. Der Herr steigt zuerst aus, um der Dame beim Verlassen des Wagens die Hand bieten zu können.

M. H. in Leipzig. Besten Dank. Zu eventueller Verwendung vorbehalten.

Obmann-Stellvertreter. Sie wenden sich am besten an den Herrn A. Rechnungsrevisor bei der Generaldirektion der A. Verkehrsanstalten (Postabteilung) in München.

Wichtige Absagen sandten ein: Helene Rosenbaum in Baranyabar. G. Mühlstein und F. Brill. Kanadierin. R. und E. Wolfram in Jastrów. L. Siegel in Meiningen. Bruno Goldammer in Geringsswalde (2). Emil Baer in Straßburg. Theodor Boettke in Cadapeira, Brasilien. Viola in Zwidau. Marie Goldammer in Hannover. B. C. in Waldhausen. Mauerblümchen in Coblenz. Edelweiss in Göttingen. Anna Mahlmann in Padua. August Schneider in Jagersdorf (2). Baby Simon in London (2). Grete A. in Berlin (3). Richard Wolters in Düsseldorf. Webu in Wülfburg. Hans Benjes in Hannover. L. in A. (2). Louis Stöckner in Merlach. Bruno Kiesel in Drenzen. „Heiße Sehnsucht“. G. Jaster in Göttingen. Louise Gadeb in Rabenberg. Albert Hanau in Saarlouis. Trio in Grefeld. Viktoria Pieck in Prag (2). Selma Grant in Köln. A. Zimmermann in Nieder-Weidbach. Gust in Maria Theresienhof. Albert Schreiber in Magdeburg. Fr. H. Gelbtinger in Zürich (4). Emma Schmidt in Mittelfeld. „Semper idem“ in Lüneburg. A. W. in Meierich (2). Gustav Voigt in Döfja. Donau und Thana in Znaim. Fritz Guteneuer in Alena (3). Rofte und Luise Jesse in Meierich. Georg Leopold in Heidelberg (2). Th. Zwettlinger in Güttenkirch. Julie Hienz in Gernmannsdorf. Mathilde Blumenthal (3). „Sieh Sie“ in Baden-Baden (2). Selma Dallmann in Rügenwalde (2). Alvin Schöber in Chemnitz. Paul Schmidt in Breslau. A. Rebaier in Jochama (3). Margarethe Bettsch und Marie Lindner (2). Gustchen Köwing in Göttingen. C. Gössel in Braunschweig. Lehrer Quast in Sparrie. Frau Phönix aus Saratow. W. Stern in Moskau. R. und D. in Harburg. Gustav Brasse in Elizabethport. R. Grimm in Rio de Janeiro (7). E. W. in Paris.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Ponin in Stuttgart.

Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Verzeichnis.

Text: Sub rosa, Novelle von Karl Theodor Schulz, Fortsetzung. — Am Seegestade, Gedicht von Otto Baisch. — Die Gletschthier, von Dr. A. Ritter v. Urbanitzky. I. — Edwin von Manteuffel, von v. B. — Kiffingen, von Friedrich Lampert. — Eine Nubierin, von B. — Die Trauerfeierlichkeiten für Prinz Friedrich Karl von Preußen zu Potsdam, von Ludwig Sternau. — Erinnerungen an Wilhelm Camphausen, von Dr. Adolph Rohst. — Auf Rügen, Novelle von Jos von Reuß, Fortsetzung. — Der Nase nach, ein humoristischer Streifzug von Alfred Stelzner. — Aphorismen. — Blätter für die Frauen. X. Mode, von Joh. v. Sydow. — Notizblätter. — Schach. — Kartenspiele. — Räthsel: Monat-Räthsel, III. Juli, von R. v. Wartenburg; Auflösung der Königspromenade No. 13; Wilderräthsel 39; Auflösung des Wilderräthels 37. — Briefmappe.

Illustrationen: Edwin Freiherr von Manteuffel, General-Feldmarschall, Statthalter von Elbisch-Preußen. — Kiffingen, nach photographischen Aufnahmen von W. Cronenberg in Grödenbach. — Nubierin, nach einem Gemälde von M. Sichel. — Wilhelm Camphausen. — Am Seegestade, Gemälde von F. Rematke. — Die Trauerfeierlichkeiten für Prinz Friedrich Karl von Preußen zu Potsdam, von G. Reidel. — Frauenabekleideten aus der Dichterkammer Allee in Baden-Baden, von Mari de Peloux. — Aus unserer humoristischen Mappe, sechs Bilder.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Humoristische Reise- und Bade-Lektüre.

Abenteuer und Reisen des Freiherrn von Münchhausen. Neu bearbeitet von Edmund Joller. Mit 150 Original-Illustrationen von Gustav Doré. 2. Auflage. Pracht-Ausgabe in Quart. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 9. —

Wilhelm Busch, Hans Hucklein, der Anglücksrabe. — Das Pustrohr. — Das Bad am Samstag Abend. 5. Auflage. Groß Quart. Elegant kartonnirt. Preis M. 3. —

Wilhelm Busch, Die kühne Müllerstodter. — Der Schreihals. — Die Prife. 3. Auflage. Groß Quart. Elegant kartonnirt. Preis M. 2. —

Paul Lindau, Die kranke Köchin. — Die Liebe im Dativ. Zwei ernsthaftes Geschichten. Mit 15 Illustrationen von Julius Chrentaut. 2. Aufl. Fein gebunden. Preis M. 4. —

Johannes van Dewall, Aus meinen Kadettenjahren. Mit 32 Illustrationen von Othello. 2. Auflage. Fein gebunden. Preis M. 3. —

Johannes van Dewall, Kadettengeschichten. Erinnerungen aus meinen Kadettenjahren. Mit 69 Illustrationen von Othello. 2. Auflage. Fein gebunden. Preis M. 4. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Ankündigungen
pro 5mal gepaltene Nonpareillezeile Nr. 1. 80.



Heranziehgläser
bringen den entferntesten Punkt dem Beschauer nahe, sind v. e. befohl. Klarheit und Schärfe, deshalb auch im Zweifel zu benutzen, sind die besten Gläser für Touristen, Officiere, Forstbeamte. Sie sind f. jed. Auge pass. u. auch als Theatergläser sehr empfehlenswerth. Sie kosten das Stück 15 Mark incl. lederner Tragtasche, einfache Heranziehgläser das Stück 2 Mark und 8 Mark.

Nur zu beziehen von dem optischen Institut von C. F. G. Zittel's Nachfolger in Zwidau, Sachsen. Gegründet im Jahre 1847. Gegen Einsendung des Betrags oder Nachnahme. 3950

Patente

besorgt u. verwertet in allen Ländern.
Alfred Lorentz, Berlin, Lindenstr. 87.



Papierlaternen u. c.
Cottillon- u. Carneval-Gegenstände.
Gelbke & Benedictus, Dresden.

Preisliste gratis u. franco.

In allen Buchhandlungen vorrätig, wie auch direct von der Verlags-handlung

Trowitzsch & Sohn, Kgl. Hofbuchdruckerei, Frankfurt a. d. Oder, zu beziehen

Prinz Friedrich Karl im Morgenlande.

Nach ihren Tagebüchern und Handzeichnungen

seinen Reisebegleitern

Prof. Dr. H. Brugsch und Major von Garnier.

In elegantem Prachtband. — Preis M. 40. —

Es dürfte keine bessere Gelegenheit geben, einen Blick in die für die Aussenwelt vielfach verschlossene Seele des nunmehr verewigten Prinzen Friedrich Karl zu werfen, als die Lektüre dieses vor wenigen Monaten erschienenen, von ihm selbst mit grosser Freude und lebhaftem Dank gegen die Herren Verfasser begrüßten Buches.

27 Medaillen.

Gebr. Stollwerck, Köln.

26 Hofdiplome.

Chocoladen & Cacaopräparate, Zuckerwaaren- & Biscuit-Fabrik, Traganthwaaren u. conservirte Früchte. Chines. Thee's u. japan. Waaren. Dampf- und Maschinen-Betrieb von 350 Pferdekraft. Ausgedehntestes Etablissement der Branche im Deutschen Reiche.

Verfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Mästerchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verliert bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden“ weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt.

Zerbrüht man die Asche der echten Seide, so zerfällt sie, die der verfälschten nicht.

Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen Jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Rollen und ganze Stücke tollfrei in's Haus, ohne Zollerrechnung.

Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.

Zürich.

G. Henneberg's

Seidenstoff-Fabrik, Depot,

Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.

4421

Enthaarung.

Aerztl. empfohl. unschäd. Mittel zur sofort. spurlos. Entfernen v. Arm- u. Gesichtshaaren. Fl. 3 Mk. Apoth. Mundelius, Berlin, Liesenstr. 19.

Verlorene Steine

können sehr leicht ersetzt und dadurch die Steinbaukosten stets vollständig erhalten werden. Die reich illustrierte Preisliste über lose Steine wird gegen eine 10 Bq.-Marke franco versandt von F. Ad. Richter & Co., Rudolfplatz (Zürich).

150 Briefmarken für 1 M.

Alle garantirt echt, alle verschiedenen, z. B. Canada, Cap, Indien, Chili, Java, Brschw., Australien, Sardin., Rumän., Span., Viet. etc. R. Wiering in Hamburg.

Zithern



vollendeter Arbeit, grossem Ton u. Güte, komplet von 16—22—28—38—50—60—70—80—90—100—110—120—130—140—150—160—170—180—190—200—210—220—230—240—250—260—270—280—290—300—310—320—330—340—350—360—370—380—390—400—410—420—430—440—450—460—470—480—490—500—510—520—530—540—550—560—570—580—590—600—610—620—630—640—650—660—670—680—690—700—710—720—730—740—750—760—770—780—790—800—810—820—830—840—850—860—870—880—890—900—910—920—930—940—950—960—970—980—990—1000—1010—1020—1030—1040—1050—1060—1070—1080—1090—1100—1110—1120—1130—1140—1150—1160—1170—1180—1190—1200—1210—1220—1230—1240—1250—1260—1270—1280—1290—1300—1310—1320—1330—1340—1350—1360—1370—1380—1390—1400—1410—1420—1430—1440—1450—1460—1470—1480—1490—1500—1510—1520—1530—1540—1550—1560—1570—1580—1590—1600—1610—1620—1630—1640—1650—1660—1670—1680—1690—1700—1710—1720—1730—1740—1750—1760—1770—1780—1790—1800—1810—1820—1830—1840—1850—1860—1870—1880—1890—1900—1910—1920—1930—1940—1950—1960—1970—1980—1990—2000—2010—2020—2030—2040—2050—2060—2070—2080—2090—2100—2110—2120—2130—2140—2150—2160—2170—2180—2190—2200—2210—2220—2230—2240—2250—2260—2270—2280—2290—2300—2310—2320—2330—2340—2350—2360—2370—2380—2390—2400—2410—2420—2430—2440—2450—2460—2470—2480—2490—2500—2510—2520—2530—2540—2550—2560—2570—2580—2590—2600—2610—2620—2630—2640—2650—2660—2670—2680—2690—2700—2710—2720—2730—2740—2750—2760—2770—2780—2790—2800—2810—2820—2830—2840—2850—2860—2870—2880—2890—2900—2910—2920—2930—2940—2950—2960—2970—2980—2990—3000—3010—3020—3030—3040—3050—3060—3070—3080—3090—3100—3110—3120—3130—3140—3150—3160—3170—3180—3190—3200—3210—3220—3230—3240—3250—3260—3270—3280—3290—3300—3310—3320—3330—3340—3350—3360—3370—3380—3390—3400—3410—3420—3430—3440—3450—3460—3470—3480—3490—3500—3510—3520—3530—3540—3550—3560—3570—3580—3590—3600—3610—3620—3630—3640—3650—3660—3670—3680—3690—3700—3710—3720—3730—3740—3750—3760—3770—3780—3790—3800—3810—3820—3830—3840—3850—3860—3870—3880—3890—3900—3910—3920—3930—3940—3950—3960—3970—3980—3990—4000—4010—4020—4030—4040—4050—4060—4070—4080—4090—4100—4110—4120—4130—4140—4150—4160—4170—4180—4190—4200—4210—4220—4230—4240—4250—4260—4270—4280—4290—4300—4310—4320—4330—4340—4350—4360—4370—4380—4390—4400—4410—4420—4430—4440—4450—4460—4470—4480—4490—4500—4510—4520—4530—4540—4550—4560—4570—4580—4590—4600—4610—4620—4630—4640—4650—4660—4670—4680—4690—4700—4710—4720—4730—4740—4750—4760—4770—4780—4790—4800—4810—4820—4830—4840—4850—4860—4870—4880—4890—4900—4910—4920—4930—4940—4950—4960—4970—4980—4990—5000—5010—5020—5030—5040—5050—5060—5070—5080—5090—5100—5110—5120—5130—5140—5150—5160—5170—5180—5190—5200—5210—5220—5230—5240—5250—5260—5270—5280—5290—5300—5310—5320—5330—5340—5350—5360—5370—5380—5390—5400—5410—5420—5430—5440—5450—5460—5470—5480—5490—5500—5510—5520—5530—5540—5550—5560—5570—5580—5590—5600—5610—5620—5630—5640—5650—5660—5670—5680—5690—5700—5710—5720—5730—5740—5750—5760—5770—5780—5790—5800—5810—5820—5830—5840—5850—5860—5870—5880—5890—5900—5910—5920—5930—5940—5950—5960—5970—5980—5990—6000—6010—6020—6030—6040—6050—6060—6070—6080—6090—6100—6110—6120—6130—6140—6150—6160—6170—6180—6190—6200—6210—6220—6230—6240—6250—6260—6270—6280—6290—6300—6310—6320—6330—6340—6350—6360—6370—6380—6390—6400—6410—6420—6430—6440—6450—6460—6470—6480—6490—6500—6510—6520—6530—6540—6550—6560—6570—6580—6590—6600—6610—6620—6630—6640—6650—6660—6670—6680—6690—6700—6710—6720—6730—6740—6750—6760—6770—6780—6790—6800—6810—6820—6830—6840—6850—6860—6870—6880—6890—6900—6910—6920—6930—6940—6950—6960—6970—6980—6990—7000—7010—7020—7030—7040—7050—7060—7070—7080—7090—7100—7110—7120—7130—7140—7150—7160—7170—7180—7190—7200—7210—7220—7230—7240—7250—7260—7270—7280—7290—7300—7310—7320—7330—7340—7350—7360—7370—7380—7390—7400—7410—7420—7430—7440—7450—7460—7470—7480—7490—7500—7510—7520—7530—7540—7550—7560—7570—7580—7590—7600—7610—7620—7630—7640—7650—7660—7670—7680—7690—7700—7710—7720—7730—7740—7750—7760—7770—7780—7790—7800—7810—7820—7830—7840—7850—7860—7870—7880—7890—7900—7910—7920—7930—7940—7950—7960—7970—7980—7990—8000—8010—8020—8030—8040—8050—8060—8070—8080—8090—8100—8110—8120—8130—8140—8150—8160—8170—8180—8190—8200—8210—8220—8230—8240—8250—8260—8270—8280—8290—8300—8310—8320—8330—8340—8350—8360—8370—8380—8390—8400—8410—8420—8430—8440—8450—8460—8470—8480—8490—8500—8510—8520—8530—8540—8550—8560—8570—8580—8590—8600—8610—8620—8630—8640—8650—8660—8670—8680—8690—8700—8710—8720—8730—8740—8750—8760—8770—8780—8790—8800—8810—8820—8830—8840—8850—8860—8870—8880—8890—8900—8910—8920—8930—8940—8950—8960—8970—8980—8990—9000—9010—9020—9030—9040—9050—9060—9070—9080—9090—9100—9110—9120—9130—9140—9150—9160—9170—9180—9190—9200—9210—9220—9230—9240—9250—9260—9270—9280—9290—9300—9310—9320—9330—9340—9350—9360—9370—9380—9390—9400—9410—9420—9430—9440—9450—9460—9470—9480—9490—9500—9510—9520—9530—9540—9550—9560—9570—9580—9590—9600—9610—9620—9630—9640—9650—9660—9670—9680—9690—9700—9710—9720—9730—9740—9750—9760—9770—9780—9790—9800—9810—9820—9830—9840—9850—9860—9870—9880—9890—9900—9910—9920—9930—9940—9950—9960—9970—9980—9990—10000—10010—10020—10030—10040—10050—10060—10070—10080—10090—10100—10110—10120—10130—10140—10150—10160—10170—10180—10190—10200—10210—10220—10230—10240—10250—10260—10270—10280—10290—10300—10310—10320—10330—10340—10350—10360—10370—10380—10390—10400—10410—10420—10430—10440—10450—10460—10470—10480—10490—10500—10510—10520—10530—10540—10550—10560—10570—10580—10590—10600—10610—10620—10630—10640—10650—10660—10670—10680—10690—10700—10710—10720—10730—10740—10750—10760—10770—10780—10790—10800—10810—10820—10830—10840—10850—10860—10870—10880—10890—10900—10910—10920—10930—10940—10950—10960—10970—10980—10990—11000—11010—11020—11030—11040—11050—11060—11070—11080—11090—11100—11110—11120—11130—11140—11150—11160—11170—11180—11190—11200—11210—11220—11230—11240—11250—11260—11270—11280—11290—11300—11310—11320—11330—11340—11350—11360—11370—11380—11390—11400—11410—11420—11430—11440—11450—11460—11470—11480—11490—11500—11510—11520—11530—11540—11550—11560—11570—11580—11590—11600—11610—11620—11630—11



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Sub rosa.

Novelle von
Karl Theodor Schultze.

(Fortsetzung.)

Der Major von Hattenheim hatte am Morgen einen Brief bekommen. Obwohl derselbe kurz war, überlas er ihn noch einmal, als vermöge er seinen Inhalt nicht zu fassen. Mit einem halben Fluch und nachdem er ein paar mächtige Rauchwolken herausgestoßen, erhob er sich schwerfällig, stellte die Pfeife in eine Ecke und stapfte, so eilig er es noch vermochte, in das Zimmer der Tochter hinüber.

Diese, an dergleichen Morgenbesuche nicht gewöhnt, legte ihre Arbeit mit einem gewissen Erschrecken fort, das sich, sobald sie den Vater schärfer in's Auge faßte, nur verstärkte. Unsicher aufspringend, fragte sie voll Bestürzung: „Du hast eine unangenehme Nachricht erhalten?“

„Nein,“ war die kurze Antwort, „und zwar laut!“ Dabei warf er sich in die Ecke des kleinen Sophas, daß dieser ächzte und sich hin und her bewegte.

„Von Bernoth!“ rief Liddy erblassend. Dann las sie, indem ihre Blicke in den Zeilen immer voraus liefen:

„Hochverehrter Herr Major!
„Es ist mir — ich darf es Ihnen wohl nicht erst aussprechen, wie ich darunter leide — dennoch zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß Ihre Fräulein Tochter und ich einander nicht gehören dürfen. Fragen Sie mich nicht nach irgend welchen Gründen, Fräulein Liddy wird dasselbe fühlen



Mönchguter Fischersfrau. Originalzeichnung von F. W. Heine.

und mir sicherlich — vielleicht sogar mit freudiger Erleichterung — bestimmen. Unser rasches Verlöbniß war ein Irrthum, warum sollten wir ihn durch ein langes, verfehltes Leben büßen? — Natürlich übernehme ich jedes Demüthigende, was auf solcher Lösung liegen könnte; Fräulein Liddy, der ich alles Höchste an Glück gönne und immer gönnen werde, hat es so gefordert — ich bin der Verstoßene vor der Welt, wie ich es in Wahrheit bin.

„Gestatten Sie mir nochmals die Versicherung, daß nur der Nothwendigkeit gewichen ist Ihr tief — tief gehorhamer

Kurt Bernoth.“

„Was bedeutet das? Etwas ist zwischen euch vorgefallen! Und warum hörte ich alsdann nicht früher davon?“ fragte der Major in seiner strengen Weise, als Liddy geendigt hatte und den Brief nun mechanisch zusammenfaltete.

„Nichts, gar nichts ist vorgefallen!“

„Ich bitte mir es aus, jetzt keine Phrasen!“ fuhr er heftig auf. „Bevor ein Cavalier — und das ist Bernoth! — einen solchen Schritt thut, muß er auf's Verlegendste behandelt worden sein!“

Bei Liddy war es längst zum Gesetz geworden, den polternden Ausbrüchen des Vaters gegenüber ihre Ruhe zu bewahren; diese Gewöhnung kam ihr auch jetzt zu Statten. Sie stützte sich zwar auf den Tisch, erwiderte aber schlicht, nur mit einem natürlichen Anfluge von Befangenheit: „Vieher Vater, ich habe Dir wohl nie eine Veranlassung gegeben, meinen Worten zu mißtrauen, sobald es sich um Ernstes handelt. Ich kann nur nochmals versichern, daß zwischen uns nicht das

Geringste vorgegangen ist. Wie Du ja selbst gesehen hast, holte uns Bernoth noch gestern Abend zur Probe ab. Er war auf dem Gange heiter wie immer, nur ungehalten, daß er, statt im Kasino bleiben zu können, nach der Kaserne gehen müsse; natürlich versprach er, uns abzuholen — das hat er allerdings nicht gethan, aber auch Erich meinte, ihn werde eben bei der Anwesenheit seiner Eltern irgend etwas Unvorhergesehenes daran gehindert haben!

„Es sollte also wirklich an einer bloßen Klatscherei liegen,“ versetzte der Major bei Weitem gelassener, „an irgend welchem Zutrauen? — Auch das erscheint mir aber undenkbar! Es wäre geradezu ein Affront für uns Alle, wenn er sich nur auf ein Gerede hin — ohne Dich oder uns gehört zu haben, zu solchem Schritt hätte hinreißen lassen! Nun, da wollen wir bald auf den Grund sehen; klinge!“ Er erhob sich und ging, die Stirn in schwere Falten gelegt, dem Fenster zu.

Liddy hatte unbewußt die Hände gefaltet und sie gegen die Brust gedrückt; den Befehl des Vaters schien sie zu überhören, folgte ihm und legte nun eine Hand leicht auf seine Schulter: „Daß uns Beide erst allein überlegen! Erich wird gleich heftig und Wolf ging bereits — er hat Berthor. Dir will ich auch sagen, was meiner Ansicht, meinem Gefühl nach die Veranlassung sein könnte! Bernoth ist eifersüchtig, sehr eifersüchtig, glaube ich wenigstens; nun spielte Lorch gestern den Reinhold mit einem Aufgehen in seiner Rolle, einer wie verhaltenen Glut — wenn Bernoth zufällig früher aus dem Dienst gekommen wäre —“

„Oder ihn der Probe halber verkürzt hätte!“ warf der Major ein. „Das ist allerdings ein Licht! Dieses einfältige Spielen! Mir war es von Anfang an nicht recht, daß Du Dich von der Oberstin dazu einfangen ließe. Hätte noch Bernoth statt dieses Laffen von Lorch —“

„Vater!“

„Was ich gesagt habe, habe ich gesagt!“ rief dieser, sich wieder in Zorn redend. „Er müßte endlich wissen, daß bei uns für seinesgleichen nichts zu holen, weshalb umkreist er Dich also noch immer? Daß er den Reinhold spielt, hat er sich gewiß bei der Oberstin auch nur erschmeichelt, außerdem mag es alten Weibern freilich Spaß machen, solch' ein girrend Paar vor sich agieren zu sehen! — So ist es! Verliere nicht erst ein Wort des Entschuldigungs darüber, den Eindruck, wenn man es beim wahren Schopfe fassen will, macht ihr Beide, sobald ihr zusammen seid, leider Gottes oft. Darum bliebe dieser Affront allerdings noch immer ungerechtfertigt, denn Bernoth wird und muß nöthigenfalls glauben, daß sich eine Hattenheim niemals über solches äußere Gethue hinaus verlieren könnte. Immerhin ist es aber denkbar, daß er in seinen spießbürgerlichen Anschauungen stark verletzt worden, und darüber müßte man jedenfalls erst klar werden!“

„Am liebsten spräche ich mit ihm!“ versetzte Liddy in bittendem Ton. „Mich würde er hören!“

„Das geht jetzt nicht mehr! Er hat sich nicht an Dich gewandt, sondern gleich an die Familie.“

„Oder wenn ich an ihn schreibe?“

„Liebe ja dasselbe! — Nein! All' dergleichen Schritte empfinde ich nur wie ein sich Demüthigen unjenerseits; er hat die Affäre in Männerhände gelegt — nun trage er auch die Verantwortung! Denn traue mir, Deinen Brüdern — ohne einen zwingenden Grund soll er uns nicht beschimpft haben! Und gibt es, wie ich es nun ja von Dir weiß, — er strich ihr beinahe sanft über den Scheitel — „keinen solchen Grund, so dürfte er seinen Irrthum, die große Uebereilung bald einsehen und Dir jede Satisfaction gewähren, welche Du forderst. Daß Du alsdann ganz Edelbame bleibst und ihm, wie man sagt, eine goldene Brücke baust, daran brauche ich Dich nicht erst zu erinnern.“

Liddy wollte etwas erwidern, der Vater jedoch, welcher noch irgend welche Einwände erwarten mochte, winkte abwehrend mit der Hand und verließ das Zimmer, um zu seinem Sohne zu gehen.

Er traf Erich im Begriff auszureiten.

„Erwartet Dich etwa Dein Major?“ fragte er in der geöffneten Thür.

„Nein! Ich bin gestern nicht ausgeritten —“

„Nun, das kann auch Nachmittags noch geschehen! Lies das!“ Damit reichte er ihm Bernoth's Brief. „Ich werde Franz befehlen lassen, daß er absattelt!“

„Was sagst Du dazu?“ fragte er, eine Weile darauf wieder eintretend.

Erich blickte noch immer in den Brief und antwortete wie aus Gedanken heraus: „Aber das ist ja unmöglich!“

„So scheint es mir auch!“ bestätigte der Major, vor ihm stehen bleibend. „Liddy, die tief erschüttert ist, hat mich versichert, völlig schuldlos zu sein — es kann sich also nur um irgend einen Klatsch handeln, und da halte ich es für am besten, daß Du ihn sofort aufsuchst und Erklärungen forderst. Wenn es angeht, mit Wolf, der freilich bei seiner Freundschaft für Bernoth wenig dazu paßt. Doch er ist der Älteste.“ Erich nickte. „Nun, ihr jungen Leute werdet wohl mit einander fertig werden, und gäbe es unerwartete Hindernisse, so stehe ich für alle Fälle noch in der Reserve!“

„Gewiß, lieber Vater!“ stimmte Erich bei, der während des Zuhörens seine Reitutenstiele fortgelegt und den Degen angestekt hatte.

„Auch beileibe nicht viel Faren gemacht!“ fuhr der Major kurz fort. „Darum habe ich mir alle Weibsfinessen oder Sentiments hiebei verboten! Ihr fragt einfach, und verstrickt er sich, wie wahrscheinlich, in allerlei Widersprüche oder dunkles Gefühlszeug, so rückt ihr ihm direkt auf's Kollet, muß es sein — mit der Pistole! Nur schneidig und Schlag auf Schlag! — Zum Teufel! Vor Kurzem hätte ich bei Subrosa eine solche Andeutung bereits für ausreichend gehalten, ihn zur Vernunft zu bringen, doch seit der brillanten Rettungsgeschichte dürfen wir immerhin nicht zu massiv vorgehen, es steckt mehr in ihm, als nach außen herauskommt. Um so besser für Liddy, denn los läßt Du ihn mir nicht.“

„Ah! Deffen sei versichert! Wer sollte meine Schulden bezahlen — das heißt natürlich bloß, das Geld zum Bezahlen wieder leihen?“ Mit einem häßlichen Lachen hatte Erich die Worte herausgestoßen; trotz der Unschönheit aber mußte es ansteckend wirken, der Vater lachte in ebenso fataler Weise.

Unter leichtem Händedruck und nach einem raschen, verständnißvollen Blick schieden die beiden Männer und Erich ging nach dem Gerichtslokal, um zu hören, ob Wolf's Dienst nicht beendet sei. Er traf Wolf bereits auf dem Heimweg. Im Fluge war das Nöthige mitgetheilt; so kehrten die Brüder gemeinsam um und schritten über den Marktplatz, auf Bernoth's Wohnung zu.

Dieser, welcher heute zwar keinen Dienst hatte, den aber eine immerwährende Unruhe aus einem Zimmer in das andere trieb, sah die Brüder kommen. Erich's gespannte Züge erschienen völlig unbeweglich, Wolf blickte mit seiner gewohnten Freundlichkeit herauf.

„Was machst Du für Sachen?“ fragte er denn auch zu Bernoth, sobald er nach der Begrüßung seinen Paletot abgeworfen hatte. „Das ganze Haus soll im Aufstand sein, Liddy in Thränen, des Vaters sämtliche Zustände wirfst Du Dir vorstellen können — und um Gottes willen, warum, Mensch?“ Er hatte Bernoth's Hände ergriffen und sah ihm in die Augen. „Wie siehst Du selbst aus? Als wärst Du nicht aus den Kleidern gekommen! Segen wir uns nur, sonst fällst Du noch um! Und jetzt losgeschossen!“

Erich, der in jeder Bewegung steif und förmlich geblieben war, schien die Art und Weise des Bruders durchaus nicht genehm; er machte aber keine Bemerkung darüber und hörte vorläufig stumm zu.

Ueber Bernoth's Gesicht war bei Wolf's Vorwürfen und Fragen eine rasche Röthe geglitten, doch begann er ohne Verlegenheit, als wäre das so zurecht gelegt: „Von vornherein möchte ich betonen, wie es auch wohl mein Brief gethan — daß ich bloß aus innerster Ueberzeugung gehandelt habe und selbst jetzt, nachdem ich wieder gefaßt bin, nicht anders hätte handeln können.“

„So wäre also kein Klatsch im Spiel?“ rief Wolf, indem er Erich fragend ansah.

„Der Vater behauptete es!“ entgegnete dieser mit Achselzucken.

„Da dürfte mein Wort doch wohl den Ausschlag geben!“ sagte Bernoth mit derselben Ruhe und fuhr dann nach einem Augenblick des Zögerns fort: „Es ist nur ein eigenes Gefühl, über sein Inneres und gar bis in die intimsten Verzweigungen hinein Rechenschaft geben zu sollen — doch habt ihr nun wohl ein Recht, sie zu fordern, somit muß es geschehen!“

„Wenn es Dir schwer wird...“ fiel Wolf gutmüthig ein.

„Laß ihn jetzt sprechen!“ unterbrach Erich den Bruder. „Ob das schwer ist oder nicht — wir sind von ihm ebenso wenig geschont worden.“

Bernoth sah flüchtig auf, dann sagte er in Absätzen und beinahe ganz an Wolf gewandt: „Wie lange ich Liddy liebe, weißt Du am besten; ebenso genau weißt Du aber auch, daß ich einmal nicht anders kann, als

von der Geliebten dieselbe ausschließliche Hingabe zu verlangen, die ich ihr widmen muß! — Liddy's Güte und so erhöhte Theilnahme nach dem Rettungstag rissen mich thörichterweise —“

„Du sprichst so langsam,“ warf Erich gereizt ein, „daß Du Deine Worte wohl überlegen könntest!“

„Das habe ich durchaus gethan!“ erwiderte ihm Bernoth kurz. „Auf dieses thörichterweise wäre sogar aller Ton zu legen! Liddy ist sich meiner Empfindung nach ihres Gefühls nicht bewußt gewesen, wurde von meinem heißen Werben überrascht und bedauert jetzt, wie ich annehme, bereits selbst ihre Zusage! Was war da natürlicher, als daß ich sie frei gab?“

„Worauf beziehen sich denn eigentlich Deine Zweifel?“ fragte Wolf unsicher. „Meinst Du, sie liebe Dich überhaupt nicht oder nicht stark genug — oder läßt Dich am Ende doch das alte Gerede Lorch's wegen die Aufrichtigkeit ihrer Liebe noch immer in Frage stellen?“

Mit Ueberwindung antwortete Bernoth: „Ja, ich glaube, daß sie Lorch liebt!“

„Unsiem!“ rief Wolf, „den Blaubeer! Er ist ihr bis jetzt nachgelaufen, was sollte sie da thun? Daß sie freundlich zu ihm war wie zu allen Anderen, forderte doch die einfache Pflicht des Anstands! Magst Du das künftig nicht, so ist das Deine Sache, und natürlich wird sie nun den Wünschen des Bräutigams darin entgegenkommen!“

„Dein Argwohn ist auch ein bloßes Gefühl des Herzens?“ fragte Erich kalt. „Jeden Beweis, daß er gerechtfertigt sei, müßtest Du uns schuldig bleiben?“

Bernoth sah an Wolf vorbei wie in die Weite, dann antwortete er fest: „Ja! — Aber ich war überzeugt, daß sie meinem Entschluß freudig zustimmen werde!“

„Wenn wir Dir jedoch versichern,“ fuhr Erich, jedes Wort betonend, fort, — „und ich meine das auf Parole nehmen zu dürfen — daß Deine Ansicht eine völlig irrige ist? Wenn Liddy in all' der Reue, mit welcher sie Dir längst zugethan war, an Dir festhielte, sich momentan nur auf's Tiefste erschüttert und verletzt fühlte — in welcher Art würde das Deine Ansicht modifiziren?“

„Dein Wort in Ehren!“ versetzte Bernoth, rasch, „hast Du sie selbst gesprochen?“

„Nein!“

„Was bedeutet dann Alles?“

„Wir kommen im Auftrage des Vaters,“ entgegnete Erich herausfordernd, „dem sie sich natürlich anvertraut hat! Nebenbei, so scheint uns Allen, könnten hier so wie so Gefühlsachen nicht mehr den Ausschlag geben, die Verlobung hat stattgefunden; selbst Du dürftest, sobald man Dir das nur in's Gedächtniß ruft, wohl einsehen, daß sich die nicht so für nichts und wieder nichts lösen läßt! Unser Aller Ehre ist da nun mit im Spiel, und ich habe wahrlich nicht Lust, um eines bloßen Anscheins willen den geringsten Makel auf uns sitzen zu lassen! Und wie ich, denken der Vater und Wolf!“

„Das klingt seltsam!“ rief Bernoth, die Brauen zusammenziehend. „Als verstiegt ihr euch zu nackter Drohung.“

„Paß!“ fiel Wolf ein, „es sind Blasen, die Erich's stete Exaltirtheit —“

„Ich bitte Dich,“ unterbrach dieser ungestüm, „versuche da nichts abzuschwächen, selbst wenn Du, wo es die Ehre der Schwester gilt, in Deiner ebenso steten Bonhommie verharren könntest; ich nicht und der Vater auch nicht!“ Er sprang auf, blieb aber, Zorn im Blick wie in den fest geschlossenen Lippen, vor den Beiden stehen, die sich nun gleichfalls erhoben.

„Wir Aelteren fassen Alles maßvoller an, Curt!“ sagte Wolf, indem er wie begütigend die Hand auf Bernoth's Schulter legte, „und erreichen dabei dasselbe! — Du liebst doch Liddy noch?“ Mit einer Art von Angst suchte er in des Freundes Augen zu lesen.

Bernoth sah ihn mit einem schweren Blick an und preßte seine Hand.

„O, dann muß ja Alles wieder klar werden!“ fuhr Wolf freudig auf. „Traue Dir selbst nur mehr! Ich zum Beispiel, wenn ich ein Mädel wäre, wüßte partout nicht, wie ich es anfangen sollte, diesen finstern, wie stets über einem Unheil brütenden und trotzdem doch so arroganten Lorch zu lieben; während ich es Dir gegenüber auf der Stelle wissen würde, sobald ich Deinen ehrlichen Augen nur erst einmal auf den Grund geschaut hätte!“

„Die Frauen empfinden wohl anders, Wolf!“ erwiderte Bernoth leise. „Gerade das Interessante, nicht offen Darliegende ist es, was sie wie in elementarer Weise anzieht und fesselt.“

„Larifar!“ lachte Wolf. „Liddy hat neben ihrer Herzensseite viel zu viel Verstand — warum nicht zwischen uns deutlich sein, wo es für sich doch Jeder von uns ist? — als daß sie, wenn ihr Herz nicht Nein sagt, und dafür stehe auch ich, Kurt, daß sie da nicht Den vorzöge, der ihr eine freundliche Zukunft verbürgt! Der Andere —!? Wir wollen aber großmüthigst schweigen, sonst wird uns Erich am Ende nochmals wild. — Und nun,“ er wandte sich an diesen, „ich sehe und weiß, wie Kurt bei solcher unbarmherzigen Offenheit leidet, überlassen wir ihn wieder sich selbst!“

„Sobald er seine Entscheidung getroffen hat!“ erklärte Erich unerbittlich. „Denn noch weiß ich durchaus nicht, welche Antwort ich dem Vater zu überbringen habe!“

Bernoth hob jäh den Kopf, als müsse er etwas von sich abschütteln und damit ein Ende seines Zauderns machen; doch Wolf, der mit Besorgniß auf ihn gesehen hatte, kam seinem Sprechen zuvor: „Es handelt sich denn doch um zu viel für uns Alle, als daß wir da eine Entscheidung des Augenblicks herausfordern dürften! Noch weiß sonst Niemand darum — selbst der Vater wird uns beistimmen, Dir noch eine Bedenkzeit bis zum Abend, ja bis morgen —“

„Bis zum Abend,“ fiel Erich mißmüthig ein, „wäre doch wohl das Aeußerste; was bis dahin nicht zurecht gelegt ist, wird es überhaupt nicht! Zudem scheint mir bei einem Manne Bedenkzeit —“

„Kurt ist in Herzensdingen aber fast wie die Mädels!“ unterbrach Wolf mit warmem Eifer, „und darauf haben wir Rücksicht zu nehmen! Doch meine ich auch,“ fuhr er, an Bernoth gewandt, fort, „könntest Du bis dahin mit Dir im Reinen sein. Ueber die Nacht hinaus verlängert, würde die Ungewißheit dem Alten, wie Liddy und mir nicht zum wenigsten, die Nachtruhe kosten! Das wirst Du doch nicht auf Dich laden mögen?“ Er lächelte überredend. „Was ist im Grunde auch zu bedenken,“ fuhr er wieder ernst fort, „nachdem Dir hoch und heilig versichert worden, daß Liddy Dich — und nur Dich lieb hat?“

Bernoth athmete kurz auf. „Ihr seid gütig,“ versetzte er dann in einer gewissen mühsamen, die Worte zusammenfuchsenden Weise, „daß ihr mir noch eine Frist gegeben habt. Wenn man mit etwas abgeschlossen hatte, wird es schwer, sich wieder in Neues, ob dieses hier auch nur das Alte wäre, hineinzufinden! Bis zum Abend soll euch aber meine nach bestem Wissen und Willen getroffene Entscheidung zugehen. Wie die auch ausfällt, Wolf —“ Er sah diesen schmerzlich an.

„Wie soll sie denn ausfallen, Mensch, doch gut?“ Und mit einer plötzlichen Bewegung den Freund noch an die Brust drückend, verließ er, von Erich gefolgt, das Zimmer.

*

Bernoth blieb in Gedanken versunken auf demselben Platz stehen, mechanisch strich er über die Seite der Tischdecke. Was ihm auch wohl schon durch den Kopf gegangen war — daß jene Szene auf der Probe, von deren Schluß er Zeuge geworden, ein Abschied zwischen den Weiden gewesen und Liddy sich nur duldsam verhalten hätte — diese Ansicht schien nunmehr Boden gewinnen zu dürfen. Wolf war ihm treu ergeben, und selbst der bürgte für Liddy!

So begann sein Verstand für die Hattenheims geradezu Partei zu nehmen; das Herz freilich meinte es ungeachtet all' der Versicherungen anders zu wissen. Instinktiv fühlte es, daß, trotz des äußern Scheins von Wärme, Liddy innerlich ihm gegenüber kühl sei; ob das allerdings eine Eigenschaft von ihr wäre oder eine andere Liebe die Ursache davon — wer möchte das entscheiden?

Rathlos ging er von Neuem auf und ab; ein bestimmter Grund für die Lösung des Verhältnisses mußte nun gefunden werden, und dennoch fand sich keiner! Denn den eigentlichen auszusprechen, dazu dachte er zu vornehm, nicht einmal eine Andeutung des Mitangesehenen sollte oder dürfte seinem Gefühl nach fallen. Wenn er nun doch noch zur Mutter hinausführe? Wie hatte er sich schon in der Nacht nach ihr gesehnt! Hätte er nicht das Aufsehen, ihr Erschrecken gefürchtet, ihn hätte nichts davon zurückgehalten. — Erfahren würde sie jetzt dennoch Alles, müßte sich wohl gar gekränkt fühlen, nicht um ihren Rath gefragt worden zu sein! — Mit raschem Entschluß klingelte er, ließ den Wagen, der ihn allwöchentlich zu den Eltern hinausbrachte, bestellen und eilte zu seinem Hauptmann, um für den Nachmittag Urlaub zu erhalten. Derselbe wurde ihm bereitwillig gewährt, und kaum eine Stunde später hatte er die Stadt bereits verlassen.

Mit einem Zuge der Erwartung, irgend etwas Ungewöhnliches zu erfahren, kam ihm die Mutter, welche sein Fuhrwerk schon von ferne erkannt hatte, bis in den Hausflur entgegen, doch galt ihre erste Frage nach der herzlichen Begrüßung nicht ihm, sondern dem Vater, der seit dem Morgen in der Stadt sei.

„Er war noch nicht bei mir!“ erwiderte Bernoth, eigentlich nur angenehm von der Abwesenheit desselben berührt.

„So hast Du morgen wohl Dienst und kommst darum heute?“ Die Mutter hatte seinen Arm genommen und ließ sich von ihm mit einem Lächeln über dem schmalen Gesichtchen, halb vor Stolz auf ihren stattlichen Sohn, halb vor Freude über seine Ankunft, durch ein paar Zimmer nach dem ihrigen führen.

Kurt setzte sich zu ihr auf's Sopha und sagte, ihre Hand in der seinigen behaltend: „Nein, ich komme nur, mir Deinen Rath zu erbitten!“

Das Ohr der Mutter vernahm sofort im Klange der Stimme, daß irgend etwas unterdrückt würde, so achtete sie genauer auf ihn und bemerkte nun auch, obwohl er im Schatten saß und sich von der Fahrt anscheinend seine gewohnte Röthe mitgebracht hatte, wie in den Augen, im Wesen trotz einer gewissen Hast etwas Müdes, Abgespanntes lag. Voll aufsteigender Sorge fragte sie: „Du bedarfst meines Rathes?“

Er bejahte und erzählte ihr dann rasch, als müsse es nur erst vom Herzen, Alles, was vorgegangen war. Bloß den Hauptgrund für sein Handeln verschwieg er auch jetzt, sei es nun, daß er ihn an sich nicht für besonders erheblicher hielt als sein Empfinden überhaupt, sei es aus Schonung für Liddy, die er noch zu sehr liebte, um sie eines Vergehens zeihen zu können, gerade der Mutter gegenüber, welcher sie von jeher wenig sympathisch gewesen war.

Frau Bernoth legte die Hand über die Augen. Nach einer Pause fragte sie: „Und Du glaubst Dich nicht getäuscht zu haben, hattest Dich keiner Ueberreizung hingegeben?“

„Gewiß nicht, liebste Mutter! — So meinte ich wenigstens.“

„Wer täuschte sich auch je darin?“ sagte diese wie zu sich selbst. „Mögen sie noch so geschickt heucheln und uns hundertmal mit ihrer Art der Liebe den freien Blick trüben, immerfort können sie doch nicht auf der Hut sein, und da warnt uns dann bei einer an sich oft geringfügigen Gelegenheit ein plötzliches Erschrecken bis in's Herz hinein, ihnen zu vertrauen. Ist man jung und liebt, achtet man solches Erschreckens nur kaum! Du aber,“ fuhr sie bewegt und dringend fort, „Du hast es beachtet! Nun sei und bleibe auch stark, laß Dich durch nichts von Deinem Wissen abbringen — das Herz hat immer Recht!“

„Immer?“ wiederholte Kurt befangen. Die Festigkeit und Energie, mit welcher sie zuletzt gesprochen hatte, waren ihm an ihr völlig fremd.

Frau Bernoth suchte sich zu beherrschen, doch blieb ihre Stimme herb und klanglos, als sie fortfuhr: „Höre auf mich, ich beschwöre Dich, Kurt, nichts Deberes in und um uns, als eine Ehe ohne gegenseitige Liebe; und was bedeutet es dabei, ob man selbst auch liebt? Mit der Zeit, in dieser Folter und Pein von Tag zu Tag, stirbt die Liebe, muß sterben — und nichts bleibt, o, bis an's Ende, als dumpfe, krankte Entfagung!“

Der Sohn starrte sie an; woher dieses Wissen? War das eine Lösung für so manche Frage, welche sich ihm in den letzten Jahren, seit er aus dem Kadettenkorps gekommen und den Eltern näher getreten war, oft unwillkürlich aufgedrängt hatte, die er aber niemals gethan, theils aus kindlicher Scheu, theils durch die Art der Mutter zurückgehalten, mit der sie selbst jede Andeutung vermieden? Heute aber hatte sie ihm das Recht zu fragen gegeben, und so neigte er sich wie demüthig zu ihr nieder und sagte: „Das sprichst Du nicht Anderen nach, liebste Mutter, Du bist es, die so traurig lebst und immer gelebt hast!“

Sie zürnte heute nicht, wie sie es wohl sonst zu thun versucht hätte; über Allem stand ihr der Sohn, das einzige Glück ihres Lebens. Und als er ihr eben sein Leid, seine Qualen gestanden hatte, da war es auch in ihr entschieden, daß sie ihm helfen müsse, selbst mit Preisgeben ihres durch ein Leben gehüteten Geheimnisses. Er durfte nicht dasselbe tragen, was sie getragen, denn wie eine Nemesis erschien es ihr, daß die letzte Folge ihrer Schwäche von damals, wo sie trotz der Scheu in ihrem Innern dem Mann gewählt hatte, den nur ihr Reichthum zu ihr gezogen, daß die letzte Folge nun derselbe Kampf bei ihrem Kinde wäre. Ohne jeden

Zweifel mehr, grell und klar glaubte sie zu fühlen, daß auch die Hattenheims nichts Anderes an Kurt bände als dessen Hab und Gut; und darum betrachtete sie es wie eine Gnade von oben, daß noch bei Zeiten die Binde über seinen Augen gerissen und er gekommen und sie nun zu ihm stehen könne! Zu ihr hatte damals Niemand gestanden. Ohne Antwort über seine Frage weggehend, bat sie darum mit zärtlicher Hast: „Versprich mir, daß Du stark bleiben willst! Es wäre, es kann nicht zum Guten sein, wenn nach dem, was schon geschehen ist, wieder verwischt und gekittet würde! Liddy ist ein viel zu eigentwilliges, verwöhntes Geschöpf, als daß sie Dir diese Demüthigung von Herzen vergeben könnte! Du traust so gern, weil Jeder Dir vertrauen darf, hier thue es nicht! Den ganzen Sommer hindurch war schon diese Ungewißheit in Dir, heute glaubtest Du Dich bevorzugt, wolltest Alles wagen, morgen sahst Du sie dem Andern gegenüber und zogst Dich verwundet zurück! Was hätte ich darum gegeben, Dich sehend zu machen, Dich zu überzeugen, daß ein so hoffärtiges, nur seinem Vergnügen lebendes Mädchen kein Weib für Dich wäre. Jetzt, nach Deiner Verlobung, war es still in mir geworden, ich fügte mich, weil es doch ein höherer Wille schien, der Alles so geführt hatte; wenn es aber selbst jetzt noch, nun sie Dir zugehörte, nicht ruhiger in Dir wurde und Du immer noch argwöhnen mußt, ah, da laß es ein Ende sein und bleiben, ich flehe Dich an!“

(Fortsetzung folgt.)

Braunschweigische Prinzessinnen.

Eine historische Studie

von

Eufemia Gräfin Ballestrem.

(Nachdruck verboten.)



Bei dem Interesse, welches die braunschweigische Erbfolgefrage gegenwärtig erregt, dürfte es vielleicht nicht unangebracht sein, ein wenig in der Chronik des uralten Welfenstammes, der in seiner braunschweigischen Linie nunmehr erloschen ist, nachzublättern und den Spuren der Geschichte seiner Töchter nachzugehen. Wir entfernen von alten, oft gar lieblichen Frauenbildnissen den Staub und Moder der Jahrhunderte, und was wir aufgezeichnet finden im Buch der Geschichte, das heißt, auf seinen ganz und halb vergessenen, vergilbten Blättern, muthet uns recht eigen an, wie ein Lied aus alter, verklungener Zeit. Die Weise dazu ist traurig genug, denn im Allgemeinen hatten die Fürstentöchter des Hauses Braunschweig nicht allzu viel zu singen und zu sagen von irdischem Glück, wenn sie auch auf hohen Thronen saßen — drei Königinnen von Preußen sind dem Welfenstamm entsprossen, einer vierten ging dieselbe Krone verloren und viele andere schmückten die europäischen Königsthronen.

Der Ursprung der Welfen verliert sich bis in's neunte Jahrhundert, es würde uns also zu weit führen, ihren ganzen Stammbaum — den stattlichsten aller Regentenhäuser, denn er umfaßt auch die erloschene Linie der Este zu Ferrara und Modena und die regierende von Großbritannien — zu durchlaufen; der Zeitraum der letzten zwei Jahrhunderte genügt, eine Reihe von Welfentöchtern vor unser geistiges Auge zu zaubern, mit deren Geschick wir Mitleid fühlen können, wenn auch die einst jungen, heißen Herzen längst in ihren Paradejahren schlummern und ruhen von dem schweren Geschick — im Purpur geboren zu sein.

Die Linie des jüngst verstorbenen letzten Herzogs von Braunschweig nach aufwärts verfolgend, also mit vorläufigem Beiseitelassen der Lüneburger oder großbritannischen nur die Wolfenbütteler berührend, bleiben wir bei den drei Töchtern des letzten Wolfenbütteler Herzogs aus dem Danneberger Hause stehen. Herzog Ludwig Ulrich, erst zu Blankenburg residierend, erbte Wolfenbüttel von seinem kinderlosen, dreimal vermählten Bruder August Wilhelm im Jahr 1731, also nur vier Jahre vor seinem Tode, und er selbst, vermählt mit der Gräfin Christine Louise von Dettingen, hinterließ keine männlichen Erben, so daß das Herzogthum an den nächsten Agnaten von Bayern, seinen Schwiegerohn, fiel.

Schwerlich ließ sich's der kleine Blankenburger Herr träumen, daß seine mit wenig Freude bei ihrem Eintritt in's Leben begrüßten Töchter alle zu Kronenträgerinnen berufen waren.

Die älteste, Elisabeth Christine, geboren am 28. August 1691, war dazu ausersehen, den ersten Thron von Europa zu bestiegen, Kaiserin des heiligen römischen Reiches zu werden. Wie man in Wien darauf kam, für den Erzherzog Karl um die sechzehnjährige Prinzessin, das Töchterlein eines pauperen Duodezfürsten zu werben — wer kennt die verschlungenen Pfade der Politik? Kurz, es geschah und man stimmte freudigst zu — trat doch schon ein Jahr vor ihrer Vermählung die Prinzessin am 1. Mai 1707 zu Bamberg zum katholischen Glauben über. Am 1. August 1708 wurde Elisabeth Christine zu Barcelona mit dem Erzherzog, der kurz vorher zum König von Spanien gekrönt worden war, vermählt. Wer nun aber meint, die junge Welfenfürstin hätte zu jenen nichtstuhenden, charakter schwachen Frauen gehört, wie sie so oft auf Thronen gesessen, der irrt. Die Mutter einer Maria Theresia war es, die der großen Tochter den großen Zug in ihrem Charakter vererbte. Elisabeth Christine war nicht nur eine wahrhaft schöne und imposante



1. Im Graben der alten Veste. — 2. Gasthaus zur alten Veste und Aussichtsturm. — 3. Mauerreste der alten Veste. — 4. Dugendteich. — 5. Im Stadtpark. — 6. Aussicht auf die Stadt von der alten Veste. — 7. u. 8. Gasthaus und Ruine auf dem Schmausenbuck. — 9. Schloß Schoppershof. — 10. Schloß Lichtenhof. — 11. Schloß Glashammer. — 12. Aussicht vom Schmausenbuck auf Nürnberg. — 13. Das Haller'schloß.

Partieen aus der Umgebung von Nürnberg. Originalzeichnung von A. Holm.



Cesare Borgia verläßt den Vatikan. Originalzeichnung von G. S. Gatteri.

Ercheinung, sie war auch unwiderstehlich liebenswürdig und liebevoll, sie besaß Entschlossenheit, Seelenadel und Geist. Das Alles fand sie reiche Gelegenheit zu entwickeln, als ihr Gemahl sie, die Neunzehnjährige, als Regentin in Spanien zurückließ, da Kaiser Leopold I. Tod ihn auf den erledigten deutschen Kaiserthron rief, indeß in Spanien der Erbfolgekrieg weiter wüthete. Im Verein mit dem Fürsten Anton Liechtenstein und Graf Guido von Starhemberg mußte die junge, willensstarke Kaiserin Catalonien gegen die Franzosen zu halten, denn allein ihr Erscheinen reichte hin, den Widerstand der Truppen zu stärken — so berichten englische Urkunden. Doch die Kaiserin mußte ihrem Gemahl in dessen Erblande folgen, und als sie Barcelona verließ, fielen damit auch die habsburgischen Ansprüche in ein Nichts zusammen — das Haus Bourbon regierte fortan in Spanien.

Am 13. Mai 1717 wurde Elisabeth Christine die Mutter der großen Maria Theresia, und viel hat die Letztere in ihrer Erziehung der geistvollen Braunschweigerin zu verdanken, die noch genug zu sehen bekam von den schweren Kriegen, welche Maria Theresia mit Friedrich dem Großen, dessen Gemahlin ihre Nichte war, zu führen hatte. Erst neunundfünfzig Jahre alt, starb die Kaiserin am 21. Dezember 1750 — sie hat nie aufgehört, an ihrem Wissen zu arbeiten, ihren Geist zu bilden und zu schulen.

Ein lebensgroßes Bild im königlichen Schloß in Berlin zeigt sie im grandiosen Toilettenkutsch ihrer Kaiserinwürde, aber ihr schönes, geistvolles Antlitz mit den klugen, gütigen Augen ist mehr im Stande, Zutrauen und Zuneigung zu erwecken, als ihr Jumeleinschmuck zu imponiren vermag.

Die zweite Tochter des Herzogs Ludwig Ulrich ist berühmt geworden durch die seltsame Mär, die sich um sie webte, und manch' ein Dichter hat versucht, die Tragödie ihres Lebens poetisch zu verwerthen. Unter dem Namen „die Prinzessin von Wolfenbüttel“ wurde diese unglückliche Fürstin populär; noch aber ist das große Geheimniß ihres Lebens oder besser ihres Todes unerforscht geblieben — ein ungelöstes Räthsel für den Geschichtschreiber.

Geboren am 29. August 1694 — eine zwischen ihr und der Kaiserin Elisabeth geborene Schwester Weber starb 1692 bald nach der Geburt — wuchs die Prinzessin Charlotte zu nicht geringerer Liebfähigkeit, Liebeshörigkeit und Verfeinerung des Geistes auf als ihre glänzende kaiserliche Schwester, nur daß sie von dem energischen, festen Charakter jener sich durch größere Sanftmuth, erhöhte Grazie und jene Zurückhaltung auszeichnete, welche nicht dem Hochmuth, sondern dem mimosenhaften noli me tangere einer zart besaiteten Natur entspringt. Es war wohl ihre glänzende kaiserliche Schwester, welche die Augen des russischen Zaren Peter des Großen auf den kleinen Hof zu Blankenburg lenkte, als es darauf ankam, für seinen Sohn Alexei, den Thronerben, eine Braut zu suchen. Er verhandelte in dieser Angelegenheit nicht umsonst, denn die gebotene Verbindung war eine zu verlockende, und die beiden Nachbetheiligten wurden um ihren Willen nicht gefragt; man theilte ihnen nur kurz mit, daß sie einander zu heirathen hätten, als der Ehevertrag 1711 bereits perfekt war. Dennoch war der Großfürst Alexei entzückt von seiner jungen, liebreizenden Gemahlin, die ihrerseits nicht nur Sympathie, sondern sogar Liebe für den durch seine Erziehung zerfahrenen Sohn des großen Peter hegte und in den ersten Jahren ihrer durchaus glücklichen Ehe den besten, bildendsten Einfluß auf den Großfürsten ausübte. Dennoch konnte dieser Einfluß nicht mehr die wilden und rohen Triebe veredeln, welche ihm theils angeboren, theils direkt anezogen waren, denn wenn auch der große Zar Peter es verstand, sein Reich stark zu machen und sich zu belehren, so verstand er doch nicht, seinen Sohn zu erziehen, dessen Mutter er haßte, denn der gewaltige Despot wollte eben jeden Charakter in dieselbe Form pressen. Alexei ergab sich theils aus Neigung für geistige Getränke und schlechte Gesellschaft, theils um sich Muth zur Auflehnung gegen die Tyrannei des Vaters zu holen, dem Trunk und begann im Kaufe seine edle Gemahlin zu mißhandeln. Schauernd wandte sich nun auch die junge Thronfolgerin Charlotte von dem Gemahl ab, tiefer und tiefer ward die Kluft zwischen Beiden und oft sah sich die Prinzessin genöthigt, des Zaren Schutz gegen dessen eigenen Sohn anzurufen. Ihren einzigen Trost, ihr Lächeln Natalie, geboren 1714 (gestorben 1728), hatte man ihr genommen, um das Kind anderswo erziehen zu lassen, und am 23. Oktober 1715 gab sie dem späteren Zaren Peter II. das Leben. Aber das Maß ihres Glüdes war voll — sie starb am 1. November neuen Stils und wurde feierlich mit großem Pomp beigelegt. So die offiziellen Nachrichten — bei Hofe aber flüsterte man sich in's Ohr, die Großfürstin sei nicht gestorben, sondern entflohen, man habe eine Puppe in den Sarg gelegt. Indessen sei mit Hilfe einiger Getreuen die Unglückliche ihrem goldenen Käfig entronnen und lebe — tod für alle Welt, aber frei — unter bürgerlichem Namen in Amerika. Dort wollen Einige sie gesehen und erkannt haben, und mit der größten Bestimmtheit traten nun Leute von Glaubwürdigkeit für die Scheinbeisetzung zu Moskau ein, ja man bezeichnete das Vorhandensein der Puppe und beschwerender Steine im Sarge der Großfürstin als erwiesen. Aber diese Gerüchte fanden an Peter I. Hof keine Nahrung — man schwieg sie todt. Nun erhoben sich Zweifel, die Geschichtsforschung drang nicht ein in das tiefe Dunkel dieses Geheimnisses und ist ihm bis heut noch nicht auf den Grund gekommen. Sei dem, wie ihm wolle, — die unglückliche, reizende Charlotte von Braunschweig war jedenfalls dem Glend entronnen, Rußlands Thronfolgerin zu sein, gleichviel, ob der Tod ihre Fesseln gesprengt oder sie sich durch Flucht ihrem schimmernden Unglück entzogen, ehe 1718 der Tod Alexei's durch seines eigenen Vaters Hand die blutigste Drama in Peter's Leben endete.

Der dritten Tochter des Herzogs Ludwig Ulrich war zwar kein königlicher Glanz beschieden, aber auch ihr Leben brachte manch' trübe Stunde. Es verlief im Sande trockener Alltäglichkeit. Der zu Weimar residirende Herzog Ferdinand Albert II. von Braunschweig warb um seine Cousine, die hübsche, aber unbedeutende Prinzessin Antoinette Amalie (geboren 23. April 1696), und führte sie im Oktober 1712 heim. Fünfzehn Kinder wurden dem herzoglichen Paare geboren und schwer genug ward es, die zwölf am Leben bleibenden zu erziehen, standesgemäß zu erziehen. Da gab es Sorgen über Sorgen, und nur mit Mühe

konnten die fürstlichen Dehors beobachtet werden. Als der treffliche Herzog Ferdinand Albert II. Wolfenbüttel erbt, starb er und konnte so die Verbesserung seiner Lage nicht mehr genießen, wenn auch die 1733 stattgehabte Doppelvermählung seines ältesten Sohnes und Erben mit der Prinzessin Philippine Charlotte von Preußen und die seiner ältesten Tochter mit dem Kronprinzen Friedrich von Preußen ein Lichtbild für ihn war, der ihn der Sorgen um die Zukunft zweier seiner Kinder enthob. Die Herzogin Antoinette Amalie hatte das Unbedeutende ihres Geistes nicht über die Mißern ihres Hausstandes erhoben, aber Friedrich's des Großen notorische Abneigung gegen seine Schwiegermutter war in Anbetracht dieses einzigen Grundes sicher ungerecht, und ihre Tochter konnte es nicht für sie bei ihrem Gemahl erlangen, daß Rheinsberg zur zeitweiligen Residenz für sie wurde, obgleich die Kronprinzessin schriftlich versicherte: „Ihre Liebden würde sich nicht in Intriguen einlassen oder Klatschereien machen.“ Die Herzogin Antoinette Amalie starb, viel betrauert, am 6. März 1762.

Die älteste Tochter des Braunschweig-Bevern'schen Herzogpaares, Elisabeth Christine, nach ihrer Tante, der Kaiserin von Deutschland, genannt, ward am 8. November 1715 geboren und, wie oben gesagt, am 12. Juni 1733 mit dem Kronprinzen Friedrich von Preußen vermählt. Nie ist einer Braut weniger Liebe und Duldung entgegengebracht worden als dieser jungen Prinzessin. Sowohl ihr Bräutigam, wie dessen Mutter und Schwestern ließen in scharfer Weise das Scheitern der geplanten Vermählung Friedrich's mit der Prinzessin Amalie von Großbritannien das unschuldige Opferlamm der Politik entgelten. Der Kronprinz gab zwar schriftlich zu, Elisabeth Christine sei reizend mit ihrem Leint wie Lilien und Rosen, aber sie habe „gar keine Erziehung“. Freilich, die Verfeinerung französischen Schliffes besaß die arme, schlichte und verschüchterte Prinzessin nicht, dafür aber ein so sanftes, gutes Herz als wie von lauterem Golde. Das hat Friedrich der Große wohl erkannt und seiner Gemahlin stets die größte Hochachtung gezollt — Liebe aber hat er ihr, der Kinderlosen, nie gegeben. Ach, und ihr Herz hungerte förmlich nach Liebe, mit der sie im Elternhause so reich bedacht worden war und von der sie in ihrer neuen Heimat keine Spur, keinen Schimmer fand. Und ehe sie sich an diese Entbehrung gewöhnt hatte, ehe sie resignirt hatte auf das, was dem Leben den Werth gibt, da mußte ihre Seele erst die Sturm- und Drangperiode durchkämpfen und bittere, scharfe Worte flossen oft über ihre Lippen, ihre Umgebung verlegend. Gräfin Woll spricht in ihren Memoiren oft von der „furchtbaren Laune der Königin“, aber diese wurde gleichmäßig gütig und liebevoll, als sie erst überwunden hatte. Ihre Wohlthaten, ihre Korrespondenzen und das Aneben religiöser Schriften, auch der Gellert'schen Fabeln und Oden in's Französische füllten ihre Tage aus. 1786 Wittwe geworden, zog sie sich ganz zurück aus dem Hofleben und starb hochbetagt am 13. Januar 1797, manch' eine stille Thäne aber fiel als schönster Thau auf die letzte Ruhestätte der Königin Elisabeth Christine, der Gemahlin Friedrich's des Großen.

Von ihren Schwestern verdienen zwei besonders erwähnt zu werden nach dem kurzen Hinweis darauf, daß Prinz Wilhelm von Preußen, Friedrich's des Großen Bruder, mit Prinzessin Louise Amalie von Braunschweig, der ältesten Schwester der Königin Elisabeth Christine, seit 1742 vermählt war. Es ist die Prinzessin Theresie, geboren 4. Juni 1728, welche 1767 Abtissin des Stiftes zu Gandersheim wurde und am 26. Juni 1778 unvermählt starb. Sie war eine Dame von hoher Geistesbildung, deren Werth Friedrich der Große wohl erkannte und auch anerkannte. Es war in ihr etwas von der Thatkraft und Energie ihrer Tante, der Kaiserin, und auf ein großes Feld der Thätigkeit gestellt, hätte sich diese Eigenschaft zu wahrhafter Größe entwickeln können. Doch auch in den engeren Grenzen ihrer Stellung als regierende Abtissin des alten souveränen Stiftes ließ sie jene hohen Gaben genugsam erkennen, um sie von der Mitwelt gewürdigt zu sehen.

Die dritte Schwester der Königin Elisabeth Christine, deren wir hier erwähnen müssen, ist Juliane Marie, geboren am 4. September 1729, vermählt 1752 mit dem König Friedrich V. von Dänemark als dessen zweite Gemahlin. Die traurige Rolle der Intrigant, welche sie in der Tragödie Struensee spielte, ist bekannt, und das gefallene Haupt des Letzteren, wie das gebrochene Herz und vernichtete Lebensglück ihrer Stiefschwiegertochter, der Königin Karoline Mathilde, fallen schwer anlagend gegen sie in die Waagschale. Sie war ein unruhiger Geist, geneigt zur Intrigue, klug, verstand und ohne Verlaß. Vielleicht schöner nach den Regeln als ihre königliche Schwester von Preußen, ist ihr Porträt doch kein anziehendes, denn sein Lächeln stimmt nicht mit dem Ausdruck der Augen überein, wenn wir dem sehr tüchtigen Maler in der Manier Pesne's glauben dürfen, von dessen Hand das Porträt von ihr in den altdeutschen Kammern des Berliner Schlosses stammt.

Wir gehen nun eine Generation weiter zu den Kindern des Herzogs Karl I. von Braunschweig-Wolfenbüttel, des Bruders der eben erwähnten vier Schwestern, und seiner Gemahlin Philippine Charlotte von Preußen, des großen Friedrich's Schwester. Die älteste seiner Töchter vermählte sich mit dem Markgrafen Friedrich von Bayreuth, ihrem Onkel, dem Wittner Wilhelminens, Friedrich's des Großen Lieblingschwester, doch war die Markgräfin Karoline (geboren 1737, gestorben 1817) in geistiger Beziehung ihrer berühmten Tante keine ebenbürtige Nachfolgerin.

Herzog Karl I. zweite Tochter hingegen hat sich einen dauernden Ruhmeskranz geflochten als hochherzige Fördererin der geistigen Entwicklung ihres Jahrhunderts. Geboren am 24. Oktober 1739, wurde die Prinzessin Anna Amalie 1756 an den Herzog Ernst August II. von Sachsen-Weimar vermählt, an dessen Seite sie sich einen Namenhof schuf, dessen Andenken unsterblich ist in den Annalen der Geschichte und der Literatur. Schiller, Goethe, Herder, Wieland, Jean Paul, Knebel, und wie ihre Namen alle sind, die wir die Klassiker unserer deutschen Literatur nennen; die Herzogin Anna Amalie sammelte sie um sich, regte sie an zum Schaffen und arbeitete mit ihnen. Doch auch die bildenden Künste fanden in ihr eine eifrige Schützerin, sie lernte, ohne aufzuhören, und gab Anderen, was ihr reicher, schöner, ebenmäßiger und vorurtheilsfreier Geist zu geben hatte. Der Sohn, dem sie das Leben gab, war

würdig seiner Mutter; es war der weise und edle Großherzog Karl August zu Sachsen, der Großvater unserer Kaiserin Augusta, deren Jugend noch in den Glanz des Weimarer Hofes fiel. Und so lebt der Name der Herzogin Anna Amalie — er wird nicht sterben. Es gibt wohl kaum einen meiner Leser, der nicht das entzückende Bild der „Bestallin“ von Angelika Kauffmann kennt, es trägt die feinen, geistvollen Züge der Herzogin, doch steht als Porträt uns jenes Bildniß noch näher, auf welchem die große Künstlerin ihre große Protektorin hinreichend wiedergab, wie sie im weißen Gewande daßst, halb antik, halb der Mode ihrer Zeit entsprechend gekleidet, im Hintergrunde das Kolosseum von Rom. Und wäre es nicht das wunderhübsche, durchgeistigte, uns menschlich so liebe Antlitz, das uns daraus so sinnig anblickt, — den Kenner müßte allein schon die meisterhaft gemalte rechte Hand entzücken. Die Herzogin starb am 10. April 1807, nachdem sie bereits nach zweijähriger Ehe Wittwe geworden.

So goldig verklärt von der Sonne Homer's, der Poesie, das reiche Leben der Herzogin Anna Amalie verfloß, um so düsterer gestaltete sich das ihrer Schwester Elisabeth Christine, geboren am 8. November 1746. Die Tochter einer preussischen Mutter sollte dazu berufen werden, die Königsfrone von Preußen zu tragen, und wurde im Juli 1765 mit dem präsumtiven Erben Friedrich's des Großen, dem späteren König Friedrich Wilhelm II. vermählt, dessen Mutter eine braunschweigische Prinzessin und die Schwester der regierenden Königin Elisabeth Christine war. Aber diese dritte braunschweigische Verbindung wurde zu böser Stunde geschlossen, denn Friedrich der Große ließ die Prinzessin in Folge wilder Stürme von seinem Neffen und Erben scheiden (1769), hielt sie erst monatelang in Küstrin gefangen, worauf er ihr Stettin als Residenz oder, besser gesagt, als Verbannung anwies, woselbst sie bis zum 18. Februar 1840, also bis in ihr vierundneunzigstes Lebensjahr, lebte — nein, vegetierte. Alte Leute von heut erinnern sich noch der lebhaftesten hohen Dame mit den klugen Augen und der Schnupftabakdose in den verkrüppelten Händen — hatte sie doch dreißigjährig Jahre in Stettin zugebracht, ohne es zu verlassen! Und doch war sie in ihrer Verbannung vielleicht glücklicher als ihre Nachfolgerin, die Königin Friederike, deren Leben auch nur ein Martyrerpfad war. Elisabeth Christine hing bis an ihr Ende mit rührender Liebe an ihrem Vaterland, und jeder durchwandernde Handwerksbursche mußte vor ihr erscheinen, um ihr zu erzählen, wie es daheim sei in Braunschweig. Wir haben vergeblich nach einem Bilde von ihr in preussischen Schlössern gesucht — nur ein Kupferstich konnte uns sagen, wie sie ausjah. Ihre einzige Tochter, Prinzessin Friederike von Preußen, sah ihre Mutter nie. Erzogen von der Königin Elisabeth Christine, wurde sie mit dem Prinzen Friedrich von Großbritannien, Herzog von York, vermählt.

Von den drei anderen Töchtern Herzog Karl I. von Braunschweig starben zwei in der Jugend, die jüngste, Auguste Dorothea, folgte ihrer Tante Theresie 1778 als Abtissin zu Gandersheim und ward zudem noch Präbistin zu Luedlinburg. Sie starb 1810.

Der Sohn und Nachfolger Karl I., Herzog Karl II., vermählt mit der Prinzessin Auguste von Großbritannien, Schwester König Georg III., ward der Großvater des jüngst verstorbenen letzten Herzogs Wilhelm von Braunschweig. Leider haben seine beiden Töchter „weder Glück noch Stern“ gehabt; Beide sind sie „verdorben — gestorben“, gebrochenen Herzens, verfehlten Lebens.

Die älteste, Prinzessin Auguste, geboren am 3. Dezember 1764, wurde 1780 mit dem damals in russischen Diensten stehenden Prinzen Friedrich, spätem König Friedrich I. von Württemberg, vermählt. Rasch, heftig, unüberlegt, wandte sie sich ein, ihren Gemahl anlagend, an die Kaiserin Katharina II., ihre Protektorin, und diese half der jungen Mägenin insofern, aber nicht zum Besten, indem sie die Gatten trennte und die Prinzessin in Rußland zurückhielt, als der Prinz in sein Heimatland zurückkehrte. Was nun das Ende herbeiführte, geht als dumpfes Gerücht durch die Annalen russischer Geschichte — Prinzessin Auguste soll eine heftige Neigung zu einem Herrn des Hofes gefaßt haben, eine Neigung, welche erwiedert wurde, — das Herz des Helden dieser Tragödie aber meinte die Kaiserin selbst zu besitzen und sah sich darin betrogen und verrathen, die alternde Beherrscherin aller Reußen besiegte von der jugendfrischen kleinen Prinzessin, ihrem Schilling. Kurz, Prinzessin Auguste starb plötzlich und räthselhaft am 27. September 1788 und nahm alle Schuld mit sich in ihr frühes Grab.

Ihrer Schwester, Prinzessin Karoline, geboren am 17. Mai 1768, hat das Leben noch härteres gebracht, weil es sie schuldlos traf. Sie vermählte sich 1795 mit dem damaligen Prinzen von Wales, spätem König Georg IV. von Großbritannien, nicht aus Neigung, denn darnach ward ja nicht gefragt. Der wilde, wüthe Erbe der englischen Krone mißhandelte die ungeliebte, verhaßte Braut vom ersten Tage an und beschimpfte sogar das Kind, das sie ihm gebar, die so früh verblüdete Prinzessin Charlotte, Gemahlin König Leopold I. der Belgier. Ein Schrei der Entrüstung antwortete ihm. Damit nicht genug, verließ er seine Gemahlin, klagte sie der Untreue an und machte ihr öffentlich einen Schandprozeß, in welchem die Zeugen sich selbst widersprachen und die Unschuld der armen Mißhandelten besser bewiesen als die ihr gewordene Freisprechung. Da wurde aus ihr, was die Leute sie nannten, die „tolle Karoline“. Sie verließ England und durchstreifte Europa, rastlos von Ort zu Ort reisend, den Schein verachtend, der ihrem Feinde, der ihr Gatte war, zur Handhabe diente gegen sie — was hatte sie noch zu verlieren, da er ihre Ehre besudelte, wo er konnte! Als er 1820 als König den Thron bestieg, ging die Königin Karoline nach England zurück, enthußt beglückt von ihrem Volk. Vox populi, vox dei! Und als sie zur Krönung vorfuhr vor den Pforten zu Westminster, ließ Georg IV. vor ihr die Thüren schließen, daß sie umkehren mußte; begleitet von dem Volk, das ihr zujauchzte und den König drohend umringte, als er gekrönt die Kathedrale verließ. Und so lebte die ungefrönte, aber anerkannte Königin neben dem Gatten weiter, die arme, einjame, verfolgte „tolle Karoline“ mit dem gebrochenen Herzen, und einstens, am 7. August 1821, als sie, freudig begrüßt, im Theater erschien und im Lauf der Vorstellung zu trinken begehrte, reichte man ihr ein Glas Limonade,

nach dessen Genuß sie zusammenbrach und starb, die Anlage: „Ich bin vergiftet!“ in die Welt hinausstreifend. Das war das Ende! —

Wenden wir uns nun zu der Lüneburger Linie des Hauses Braunschweig, die seit Herzog Wilhelm von 1569 an in direkter Descendenz auf Hannover und von da auf den Thron von Großbritannien gelangte, so finden wir bis zu dieser Epoche vier Welfenprinzessinnen, an denen wir nicht vorübergehen können, schon weil zwei derselben Königinnen von Preußen waren.

Da ist zuerst die reizende „Prinzessin von Ahlden“, deren Lebenstragödie unseren Dichtern, darunter Paul Heyse, zu Dramen und Romanen Stoff gegeben — die Großmutter Friedrich des Großen. Sie war die Tochter des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg zu Celle und dessen Gemahlin, der Marquise Leonore d'Estimé d'Olbreuse, deren Anerkennung als Reichsfürstin 1676, zwölf Jahre nach Schließung der Ehe, erfolgte. Das einzige am Leben gebliebene Kind dieses Paares war nun die zauberhaft schöne Sophie Dorothea, geboren am 15. September 1666. Sie wurde 1682 mit ihrem Cousin, dem mürdischen Kurprinzen von Hannover, vermählt, welcher 1714 als Georg I. den englischen Königsthron bestieg, aber schon 1698 seinem Vater Ernst August als Kurfürst von Hannover succedirte. Die Ehe Weider gestaltete sich von Anfang an unglücklich und auch die Geburt zweier Kinder machte das Verhältnis nicht besser, besonders da der Kurprinz in den Händen der ihn völlig beherrschenden Gräfin Platen lag und für seine junge, geistreiche Gemahlin nichts übrig hatte. Dieser trat nun der ihr geistig und körperlich ebenbürtige Graf Philipp Christoph von Königsmarck, ein Bruder der schönen Aurora, entgegen und gewann bald die Gunst der Kurprinzessin durch seinen Geist und seine ritterlichen Mienen. Ob ein Schatten von Schuld die Freundschaftsverhältnisse zweier edlen Geister trübt, ist nie erwiesen worden, aber Arge denken gern Arges von Anderen und die Gräfin Platen schloß den Kurprinzen derart gegen seine Gemahlin und den Grafen auf, daß Ersterer seine Einwilligung zu einer düstern That gab — Graf Königsmarck ward eines Abends an der Schwelle des Gemaches der schönen Sophie Dorothea ermordet und diese selbst gefangen genommen und auf das Schloß Ahlden gebracht. Das geschah 1694 — und erst am 13. November 1726 erlöste der Tod die in ihrer Jugendblüte Vernichtete aus dieser Gefangenschaft. Georg I. hat sich, obwohl eine Urkunde vom 28. Dezember 1694 die Scheidung dieser Ehe aussprach, nie wieder vermählt. Verdrüssert, grämlich, ungeliebt von seinem Volke, dessen Sprache er sogar zu lernen verachtete, ging er 1727 zu Grabe. Es mag ihm wohl manchmal das reizende, melancholische Bild der „Prinzessin von Ahlden“ vor-gekommen haben und die bittere, zu späte Erkenntnis dessen, was er verloren!

Ehe wir zu Georg I. berühmter Schwester übergehen, müssen wir hier noch seiner und seiner Cousine, der Prinzessin Amalie erwähnen, da diese Welfenfürstin vor ihrer Blutsverwandten, der schönen Elisabeth Christine von Wolfenbüttel, die deutsche Kaiserkrone trug. Geboren am 21. April 1673 als die Tochter des Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg zu Hannover und der Pfalzgräfin Benedikta Henriette von Simmern, wurde Prinzessin Amalie 1699 mit Kaiser Joseph I. vermählt, den sie um einunddreißig Jahre überlebte, da sie erst am 10. April 1742 starb und noch die Thronbesteigung ihrer Nichte Maria Theresia erlebte. Von zwei ihrer Schwestern starb die jüngere in halbem Jungfrauenalter, die ältere, Charlotte Felicitas, wurde 1695 die Gemahlin Herzog Rinaldo III. von Modena.

Georg I. berühmte Schwester ist nun die ebenso schöne, wie weiße Sophie Charlotte, geboren am 20. Oktober 1668, welche, 1684 mit dem damaligen Kurprinzen von Brandenburg vermählt, mit diesem 1701 den neuen Königsthron von Preußen bestieg. Ihr Geist, sowie ihre Schönheit waren ein Erbe ihrer Mutter, der Kurfürstin Sophie von Hannover, Tochter Friedrich V. von der Pfalz und der Elisabeth Stuart, durch welche sie 1701 zur Erbin des großbritannischen Reiches erklärt wurde, aber zwei Monate vor Eintritt ihres Erbes 1714 starb. Durch sie wurde Sophie Charlotte in das Reich des Geistes eingeführt, und der Freund ihrer Mutter, der berühmte Philosoph Leibniz, ward auch ihr Lehrer und Freund. Sie war nicht nur selbst eine Gelehrte, sie verstand es auch, eine Königin zu sein, eine Stütze und gute Beraterin ihres Gemahls. Diese erste Königin von Preußen, deren Geist auf ihren großen Enkel Friedrich II. sich vererbte, lebt unsterblich in der Geschichte, und wenn sie auch während der Dauer ihres Lebens viel gezwiebelt, viel gequält, viel gerungen hat, so konnte sie doch in ihrer Todesstunde heiter und im Glauben an ihren Erlöser sagen: „Mir bleibt kein Zweifel mehr!“ Sie starb, unsäglich betrauert, am 1. Februar 1705.

Die Tochter Georg I. von England und der unglücklichen „Prinzessin von Ahlden“, gleich dieser Sophie Dorothea genannt, die letzte Welfenprinzessin der Lüneburger Linie, welche sich unter dem Namen einer Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg und Hannover vermählte, war dazu berufen, die dritte Königin von Preußen zu werden. (Die zweite Königin dieses Namens war Sophie Louise von Mecklenburg-Grabow, König Friedrich I. dritte Gemahlin.) Geboren am 16. März 1687, vermählte sich diese Erbin der Schönheit ihrer Mutter im November 1708 mit dem ihr geistig so unähnlichen Sohn der Königin Sophie Charlotte, dem damaligen Kronprinzen, spätem König Friedrich Wilhelm I. Obgleich nicht beschränkt, war Königin Sophie Dorothea doch keine geistig hervorragende Frau, die ihrem in häuslichen Angelegenheiten sehr genauen und nicht sehr liebenswürdigen Gemahl eine in Angst und Liebe ergebene Gemahlin war. Tadellos im Wandel und vortheilhaftem Herzens verdient sie nur den einen Vorwurf, daß sie mit ihrem Sohne, dem Kronprinzen, und dessen Lieblingschwester Wilhelmine gegen den König Partei nahm, was diesen natürlich noch heftiger erbitterte, als es durch sein Jernwille mit dem später so großen Sohne bereits geschah. Wir zweifeln, daß es in diesem häuslichen Drama des preussischen Königshauses bis zu diesem Punkte des Zwistes gekommen wäre, wenn die Königin, statt ihrer blinden Mutterliebe zu folgen, lieber das Vertrauen des Gatten gesucht hätte, sie, die es sonst so meisterhaft verstand, den unlenkamen König und Haus-

tyrannen recht zu nehmen, richtig mit seinem Charakter zu rechnen. Sophie Dorothea war aber als Gattin eine der glücklichsten Fürstinnen, denn bis auf jene eine Krisis haben wohl nur vorübergehende Wölfe am Horizont ihrer Ehe ihr Glück und ihre Ruhe getrübt. Sie hat, als sie 1740 Wittwe wurde, ihren rauen, aber im Ganzen doch vortrefflichen Gemahl tief betrauert, viel, viel tiefer als ihre herzlose und verbitterte Tochter Wilhelmine von Bayreuth, welche in ihren giftgetränkten Memoiren so schonungslos gegen den eigenen Vater vorgeht, nur weil er sie nicht zur Königin von England machen wollte, während Friedrich der Große seines Vaters Strenge gegen ihn später rückhaltlos segnete. Königin Sophie Dorothea starb am 28. Juni 1757, nachdem sie die Ruhmesjonne ihres großen Sohnes noch leuchten gesehen.

Dies eine kleine Galerie interessanter Frauenköpfe des Hauses Braunschweig. Diese Sprossen des Welfenstammes sind alle längst Staub und Asche geworden in ihren pompösen Gräbern, Spinnweben umziehen ihre ehernen Paradejerge, und was sie erlebt, gelitten und gerungen, es ist nichts als ein verklungenes Lied, das dahinstarb mit dem letzten Schlage ihrer heißen, pochenden, hoffenden, irrenden und liebenden Frauenherzen.

Aphorismen.

Der Optimismus baut Brücken über so manchen Abgrund, vor dem der Pessimismus rathlos dasteht.

Joseph v. Morawski.

Die Eitelkeit lebt von den Brosamen, die von dem Tische des Ruhmes fallen.

Guidon.

Wie glücklich sind die Aerzte; ihre Erfolge bescheint die Sonne, ihre Fehler deckt die Erde zu.

L. Andrieux.

Frauen spielen mit ihrer Schönheit wie die Kinder mit einem Messer; sie verwunden sich schließlich selbst damit.

Victor Hugo.

Zufall ist nichts als ein Pseudonym der Vorsehung.

Th. Gautier.

Je nach dem Alter, dem Jahr, der Saison, ja selbst der Tageszeit ziehen wir ein Buch dem andern vor.

A. Barbou.

Der Kirchgang der Mönchguterin.

(Siehe das Bild S. 913.)

Ein Sonntagmorgen am Strande hat seine besondere Feier. Das Geläute der Glocken, die festlich geputzten Leute, die ruhig auf dem Sande liegenden blanken Schiffe, Alles weckt eine weihvolle Stimmung, die man unbewußt auf das Meer überträgt; denn meist nur das, was wir selbst mit unserem Gemüth hineinlegen, empfangen wir von der Natur zurück.

Besonders schön ist es zu solcher Zeit an den hohen Steilküsten der Insel Rügen, zu denen unser annuthiges Bild uns versetzt. Von der See her weht da ein frischer Wind, die weißen Kreidewände liegen noch im Schatten. Aber die Sonne steigt und wirft bald helle Lichter über die vorspringenden Felsen, so daß sie in blendendem Glanze stehen. Nur in den schon bewaldeten Schluchten weilt noch lange der bläuliche Morgendunst. Drunter liegen friedlich die kleinen Fischerhütten auf den spärlich mit Gras und Kräutern bewachsenen Uferseilen und neben ihnen buntgefarbene Boote mit hohen, segellosen Masten, als hätten sie nie die Schrecken des Meeres und Sturmes gesehen. Ein dümer bläulicher Rauchstreifen zieht sich aus den Echnsteinen dieser Hütten in die klare Morgenluft und drinnen sitzt die Familie gemüthlich und plaudernd am Tische und freut sich des Zusammenseins, während die erquickende Seebrixe durch's offene Fenster hereinweht.

Wenn dann die Zeit des Gottesdienstes naht, gehen sie zur Kirche, die Frauen in der seltsamen festtäglichen Tracht, wie unser Bild sie zeigt. Das Meer liegt still und glänzend vor dem Blick, die weißen Segel der Fischerflotte beleben heute nicht seinen Spiegel, nur am fernen Horizont sendet ein Dampfer seinen dunklen Rauchfaden über das Meer. Heute erfreut alles, die auch die Bewohner, freudig schauen sie hinaus und die Frauen und Mädchen mit ihrem großen Gebetbuch in den Händen gehen nicht achlos wie sonst an den blühenden Strandaftern, den duftenden Nelken und den übrigen zierlichen Kräutern vorüber, die zur Seite des Weges stehen. Aus all' dem redet zu ihnen heute ja doppelt laut Gottes Allmacht und Güte.

Das sind friedliche, glückliche Stunden für die armen Fischerleute und eine notwendige, wohlverdiente Erholung in einem Leben voll Entbehrung, Mühseligkeit und Gefahr.

Karl Kollbach.

Nürnberg's Umgebungen.

(Siehe das Bild S. 916.)

Sehr häufig wird die Umgegend von Nürnberg als langweilig bezeichnet und vielleicht nicht ganz mit Unrecht. Dennoch zeigt sich Demjenigen, der ein Auge für die malerischen Schönheiten in der Stadt hat, auch außerhalb derselben viel des Interessanten. Freilich ist es nicht sowohl der Reiz des Landschaftlichen, was uns hier anziehen kann, als vielmehr vor Allem das Historische, das sich mit alten Mauern und Thürmen verwebt hat und der Phantasie des Beschauers reichen Spielraum läßt für Träumereien, die weit in die Ver-

gangenheit zurückweisen. Während man innerhalb der Stadtmauern unwillkürlich auf den Gedanken kommt, vergangene Bürgergepflechter durch die Gassen wandeln zu sehen, während das Glockengeläute der Kirchen an die Zeit erinnert, da der Katholizismus noch allgemein war, möchte ein sinnender Geist jene alten Schlösser und Burgriffe wieder mit Mittern und Landsknechten bewohnern, die ein unsäglich Leben führen und dem durch's Land reisenden Städter ein fortwährender Schrecken sind. Und in Nürnberg's Umgegend hat sich räuberisches Unwesen bis in unser Jahrhundert erhalten, so daß manch' alter Mann sich noch der Zeit erinnert, wo man nicht ungefährdet seine Straße ziehen konnte.

Das allgemeinste Interesse möchte wohl die alte Beste haben, die nahe der Stadt Mirth auf einem Hügel liegt. Sie ist nicht geblieben, wohl aber ist sie sehr verwittert und theils zerstört. In ihr hat einst Wallenstein gehaust, und König Gustav Adolph hat ihn vergeblich darin belagert. Noch weisen manche Ueberbleibsel Dentzeichen jener Zeit auf und ragen wie Grabmäler aus der finstern Vergangenheit in die Gegenwart; da nicht mehr die Faust des Einzelnen nach Willkür entscheidet, sondern das deutsche Reich von seinem Volk in Reich' und Glied vertheidigt wird. No. 1, 2 und 3 auf dem Bilde zeigen Partien der Beste. Der Thurm auf No. 2 ist neu, an seinem Fuße sieht man noch, daß die Form ehemals rund war. Jetzt befindet sich bei der Beste ein gutes Gasthaus und beim Nürnberger Bräu kann man vom dreißigjährigen Krieg träumen, ohne von den Lagen der Landsknechte erschreckt zu werden. Das Bild No. 6 zeigt Nürnberg vom Thurm aus gesehen; in der Ferne heben sich die Berglinien, die Ausläufer des fränkischen Hügellandes, der sogenannten fränkischen Schweiz, vom Himmel ab; das ist ein malerischer Anblick. Von historischem Interesse sind ferner die vier Schlösser No. 9, 10, 11 und 13, besonders das Schloßchen Lichtenhof, in welchem Gustav Adolph einst wohnte.

No. 4 zeigt den Dudenried, einen beliebten Ausflugsort der Städter. Der Name entspricht der Lage, da sich ein Dudenried in kurzen Entfernungen aneinander reihen. Interessant ist im Herbst das Ausflügen des größten dieser Teiche. Das Wasser läßt man gänzlich ablaufen und die Fischer waten zum großen Ergözen zahlloser Zuschauer mit Wasserfischen in dem nachbleibenden Sumpfe, die Fische zu fangen.

No. 5 zeigt eine Partie aus dem Stadtpark, der seit der dasebst stattgefundenen Ausstellung im Jahr 1882 zu einem idyllischen Garten umgewandelt wurde. Ein weiterer Lieblingsaufenthalt der Nürnberger ist der Schmausenbusch. Ein mächtig hoher Tannenberg streckt sich in der Ebene dahin und verjüngt langsam mit dem Lorenzermal, der sich in weitem Umkreise ausdehnt. No. 7 zeigt das Gasthaus und Hotel Schmausenbusch. No. 8 eine künstliche Ruine auf rothen Sandsteinfelsen. No. 12 gibt den Ausblick auf Nürnberg wieder von der Höhe aus gesehen. Die Masse des Berges besteht zum größten Theil aus rothem Sandstein. Hier wurden schon zu alten Zeiten die Felsen gehauen, um Festungsmauern und Häuser zu bauen; auch pflegte das Volk dazumal häufig Feste in den Steinbrüchen und der romantischen Tannenwaldung abzuhalten.

Dies sind die Hauptpunkte in der nächsten Umgebung der alten Stadt. Wer aber einen weiteren Ausflug in die fränkische Schweiz nicht scheut, wird auch dort, falls er Sinn für liebliche Schönheit hat, volle Befriedigung finden.

Alfred Köfler.

Cesare Borgia.

(Siehe das Bild S. 917.)

In den giftigsten Sümpfen nicht selten die entzückendsten Blumen entkeimen, so hat sich auch die herrliche Blüte der Renaissance aus einer Zeit der Fäulnis, der tiefsten moralischen Verwesung entwickelt. Während, aus der Asche vergangener Jahrhunderte aufgewühlt, der großartige Baustyl des klassischen Alterthums sich zu einem neuen, reicher gegliederten, beweglicheren Leben entfaltete, in der Schule des Meisters Pietro zu Perugino das jugendliche Talent eines Raphael still und sinnig zu künftiger Größe heranreife, saß in demselben Rom, das zur eigentlichen Keimstätte des neuen Aufschwungs der Künste und Wissenschaften ersehen war, auf dem päpstlichen Stuhl jener Alexander VI., den auch die skrupulösesten und nachsichtigsten Geschichtsschreiber als den bedenklichsten Charakter bezeichnen, der je die päpstliche Krone auf dem Haupte getragen. Rodrigo Lenzuoli Borgia, wie Papst Alexander VI. ursprünglich hieß, war, bevor er zur höchsten geistlichen Würde emporstieg, Vater mehrerer Kinder geworden, unter denen Lucrezia und Cesare am meisten von sich reden machen sollten. Wenn die blendend schöne Lucrezia durch die jüngsten Forschungen zu einem guten Theil von jenen furchtbaren Anklagen freigesprochen worden ist, die durch Verleumdung und ungeheuerliche Uebertreibung lange Zeit gegen sie erhoben worden waren, so liegen bei Cesare die Endergebnisse merkwürdig ungünstiger. Gleichwohl erscheint sein äußeres Bild, wie es uns die historische Ueberlieferung aufbewahrt hat, in seiner Art nicht weniger blendend als das seiner vielumwobenen Schwester. Eine Erscheinung in der Fülle männlicher Schönheit und Kraft, ausgestattet mit reichen Geistesgaben, mit allen Vorzügen einer ritterlichen Erziehung, eines vollendeten höfischen Anstandes, dabei von einer berückenden Lebenswürdigkeit, die selbst den durch die eindringlichsten Warnungen nach gerufenen Argwohn in ihre Zauberkreise zu bannen und in süße Vertrauensseligkeit einzulullen vermochte — so zeichnen sogar die feindseligsten Federn die nach außen hin sich bemerklich machenden Eigenschaften dieses gorgonischen Charakters, der seine ausserordentlichen Opfer unwiderstehlich anzog, um sie dann seiner unerjättlichen Selbstsucht zuliebe grauam hinzuschlachten. Der eigene Bruder wurde nicht verschont, sobald er den ehrgeizigen Plänen Cesare's im Wege stand. Mitte Juni 1497 war Candia Borgia meuchlings ermordet und in den Tiber gestürzt worden. Unmittelbar darauf zückte man sich in die Ohren, daß kein Anderer als sein Bruder Cesare der Mörder sei, und die Jahrhunderte haben von diesem häßlichsten Fleck, der den von frevelhaft verspritztem Blut überströmten Spuren des gefährlichen

Mannes anhaftet, nichts zu tilgen vermocht. Der kaum vierundzwanzigjährige Gaudia war wenige Tage vor seiner Ermordung von seinem Vater, der ihn besonders zärtlich liebte, zum Herzog von Benevent nebst Terracina und Pontecorvo ernannt worden, während Cesare mit Widerstreben geistliche Gewänder trug, Grund genug für ihn, um den Bruder zu beseitigen, auf dessen Herzogthum Cesare alsdann ziemlich wohlgegründete Aussicht hatte. In der That legte er kurz nach Gaudia's Ermordung den Kardinalspurpur, den sein Vater ihm vier Jahre vorher um die Schultern gehängt hatte, ab und wurde zum Herzog, wenn auch nicht gerade von Benevent, so doch von Valentinois ernannt. Des Papstes allmächtiger Einfluß hatte diese Ernennung dem König Ludwig XII. abgerungen, dem Cesare seinerseits den erbtenen und vom Papst gewährten Dispens zur Scheidung und zur Wiederverheirathung mit der Erbin von Bretagne überbrachte. Mit fürstlicher Pracht wurde Cesare's Zug nach Frankreich ausgestattet. Die Kasse für ihn und sein zahlreiches, aus vornehmen Römern gebildetes Gefolge trugen das prächtigste Baumzeug und silberne Hufeisen. Auf Hunderte von Maulthieren wurden außer

200,000 Dukaten in barem Geld eine Fülle der kostbarsten Ausrüstungsstücke verladen.

Bald wußte Cesare auch in Italien selbst sich einen ausgedehnten Länderbesitz zu schaffen. Durch wohl ausgeführte Gewaltstreiche gewann er rasch das Herzogthum Romagna und Schritt vor Schritt die angrenzenden Länderstriche. Wo das Schwert nicht an's Ziel gelangte, wurden Dolch und Gift, — Verrath in jeder Gestalt zu Hilfe gerufen. So drang er von Besitzthum zu Besitzthum vor. Als Sieger gefeiert, hielt er am 26. Februar des Jubeljahrs 1500 einen glänzenden Einzug in Rom. In seinem überaus vornehmen und kleidsam geschnittenen Kostüm aus schwarzem Sammet, eine schwere goldene Kette um den Hals, bildete er hoch zu Ross eine wahrhaft königliche Erscheinung. Gefolgt von einer Elite seiner glänzend ausgerüsteten Truppen, wurde er von allen Kardinälen und Großen des päpstlichen Hofes, nicht minder von den Gesandten der fremden Mächte, feierlich eingeholt. Im Vatikan aber empfing der Papst selbst mit Entzücken seinen sieggekrönten Sohn.

Dieser dehnte fortan seine Eroberungen auf offenen, wie auf

meuchlerischen Schleichwegen weiter und weiter aus. Bereits schien er an der Verwirklichung seines Planes, sich zum erblichen Herrn von ganz Mittelitalien zu machen, nahe angelangt. Da erkrankte im August 1503 nicht nur Cesare selbst, sondern auch der Papst an heftigem Wechselfieber, das den Letzteren bereits am 17. August dahinraffte. Die neuere Forschung hat diesen natürlichen Verlauf der Dinge als authentisch festgestellt und die Geschichte von der Vergiftung des Papstes durch Verwechslung der Becher, deren einer für einen aus dem Wege zu schaffenden Gast bestimmt gewesen sein sollte, in das Bereich der Fabel verwiesen.

Nach dem Tode des Papstes fühlte sich Cesare im Vatikan nicht mehr sicher genug. Das Beste und Kostbarste von seinen Schätzen mit sich nehmend, läßt er sich, krank, wie er ist, in seinen Betten und Kissen nach der festen Engelsburg schaffen. Ueber die hohen Treppen herab bewegt sich der eigenartige Zug dem unterirdischen Gange zu, der den päpstlichen Palast mit der Engelsburg verbindet. In den gewaltigen Säulenhallen stehen die hohen Würdenträger der Kirche und ihre weltlichen Stützen, die gewappneten Kavalier und Gardien. Theils mit der gewohn-



Ein trautes Plätzchen. Gemälde von J. V. Carstens. Nach einer Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

ten und klugemassen gewahrten Devotion, theils mit schlecht verhehltem Ingrimm grüßen die Einen und die Anderen den kranken Machthaber, vor dem sie Alle zittern, an dessen Willkür Leben und Tod seiner Umgebung hängt, der mit Menschenleben wie mit Zahlpfennigen zu spielen gewöhnt ist und der gleichwohl jetzt für das eigene Leben bangt. Nicht das Fieber allein ist es, was mit so schwerer, finsterner Bewölkung über seinen scharfen Adleraugen lagert!

In der That war mit dem Tode des Vaters auch die aufsteigende Bahn des Sohnes an ihrem Zielpunkte angelangt. Nach verschiedenen Wechselfällen gefangen nach Spanien gebracht, wußte Cesare nach zwei Jahren aus den feuchten Kerkermauern bei Nacht und Nebel zu entkommen. Er gesellte sich seinem Schwager, dem Könige von Navarra, zu und fand, mit diesem in's Feld ziehend, am 12. März 1507 in einem Treffen vor dem Schloße von Biana den Tod. Trotz seiner bedeutenden Geistesgaben, trotz seiner einnehmenden Grazie, trotz der bestechenden Liebenswürdigkeit, die er im oberflächlichen Umgang zu entfalten wußte, hat ihm wohl kaum ein Auge eine aufrichtige Thräne nachgeweiht.

O. B.

Ein trautes Plätzchen.

Es ist nicht ein traulich Plätzchen
Beim alten Wappenstein,
Mit Rosenstrauch und Flieder,
Mit Blum' und Busch allein?

Die Käfer nur und Bienen,
Die kommen mit Gesum'm'
Als einzige Besucher
In's grüne Tuschulum.

Leis wiegt sich Blum' und Falter,
Still webt's um Busch und Klee,
Und aus den Zweigen nickt sie
Dem Kind, die Märchenfee.

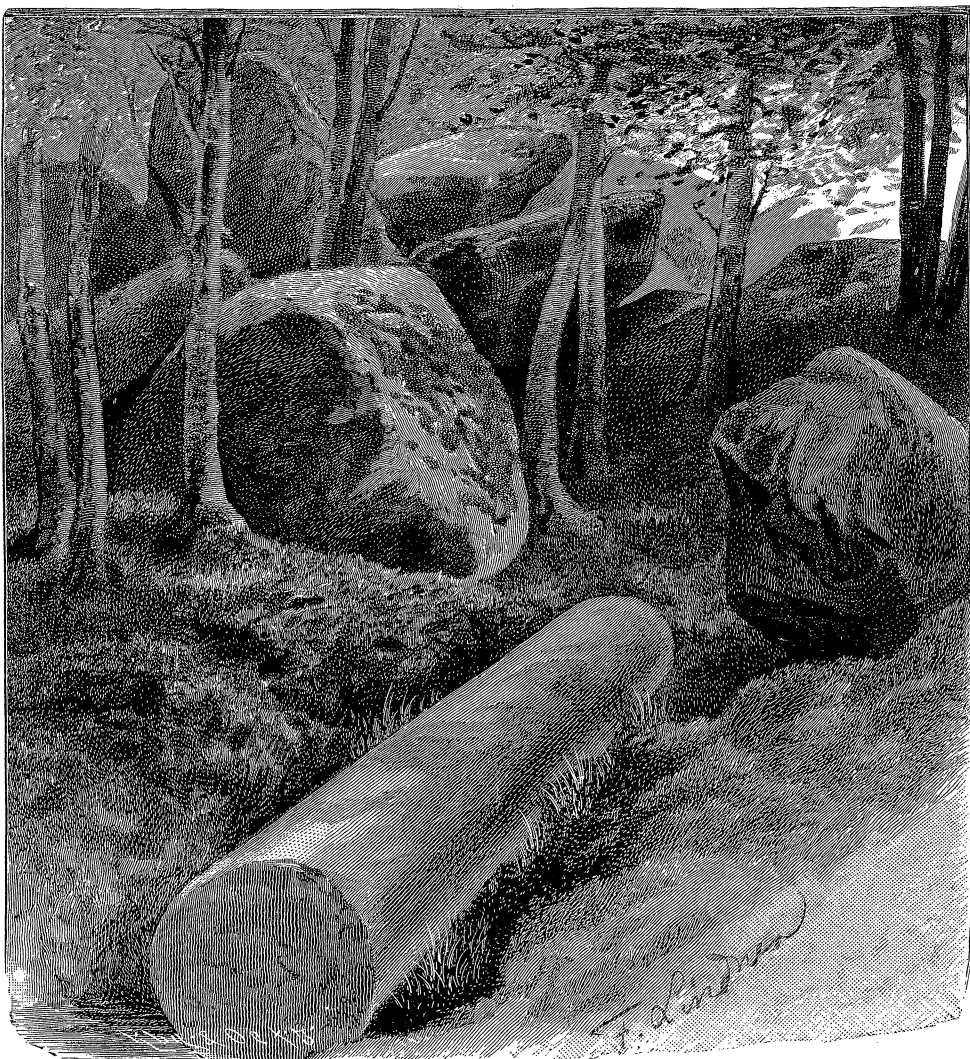
Das Felsenmeer an der Bergstraße.

(Siehe das Bild S. 921.)



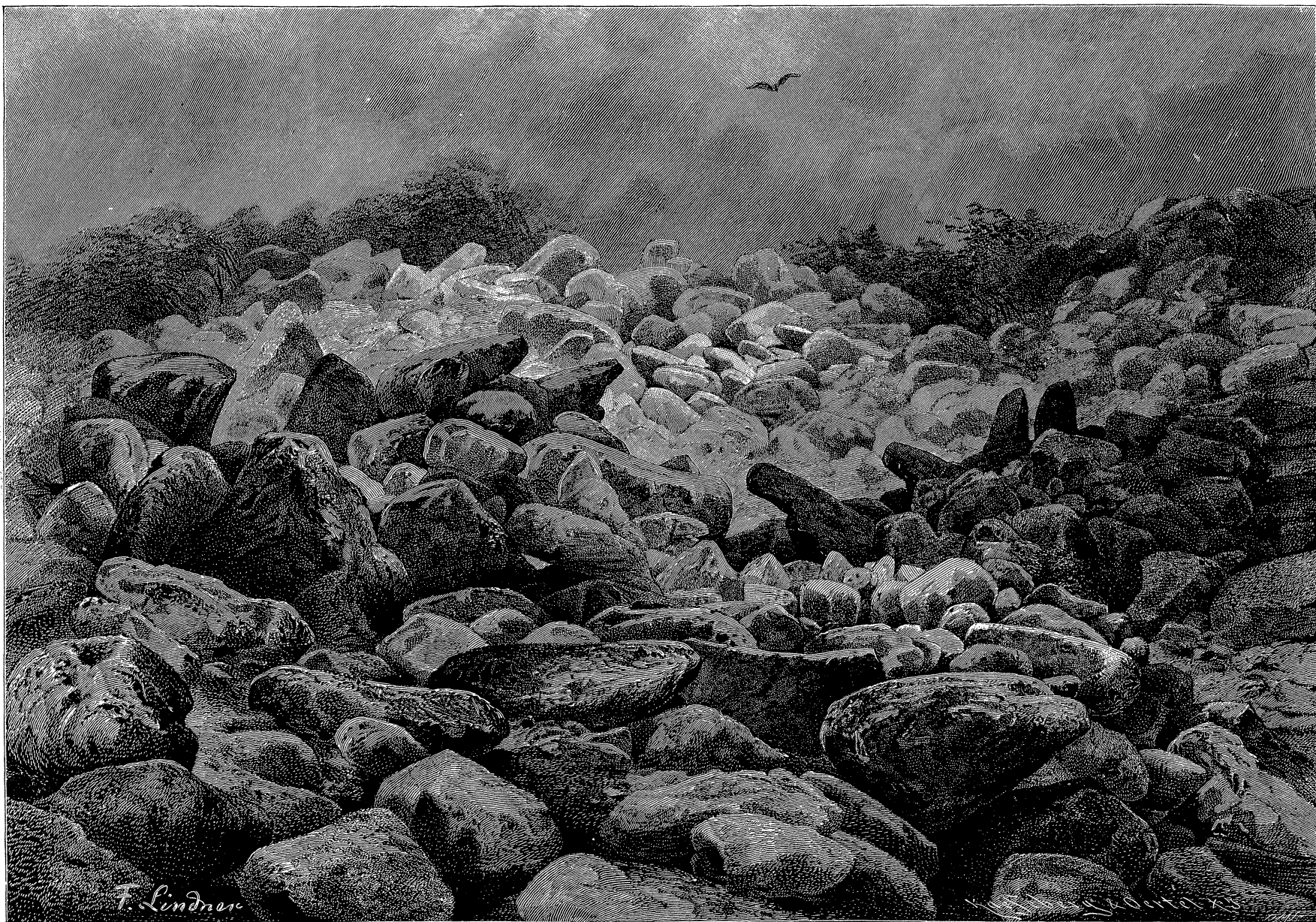
Befährt man zur schönen Jahreszeit die Bahnstrecke zwischen Darmstadt und Heidelberg, so schweigt das Auge im Anblick eines lieblichen und fruchtbaren Gartenlandes, das sich längs der westlichen Abhänge des Odenwaldes hinzieht und nach der wahrscheinlich schon von den Römern angelegten «Platea montana» den Namen «Bergstraße» führt. Man hat diesen geeigneten Landstrich «das Paradies Deutschlands» genannt, und in der That, er verdient diesen Namen in vollstem Maße. Diese herrlichen Fluren mit ihren waldbreichen, in anmuthigen Formen sich hinziehenden Bergen, mit ihren Rebem, ihrem Kernobst, ihren Rußbäumen und wogenden Fruchtfeldern sind ein einziger großer Garten Gottes, der an Lieblichkeit und malerischem Reiz kaum von einer andern Gegend Deutschlands übertroffen wird. Wie sich Hügel an Hügel reiht, so reiht sich ein idyllisches Landschafts-

bild an das andere. Von den waldigen Höhen winken romantische Burgtrümmer oder zierliche Aussichtstempel und zu Füßen derselben, traulich angeschmiegt, lugen aus wohltem Grün die sonnigen Dörfer und Städtchen der Bergstraße so freundlich hervor, als wollten sie dem im Waggon vorüberbrausenden Touristen zurufen: „Nur nicht so rasch vorbei, denn hier ist gut sein!“ Viele sind denn auch dieser freundlichen Einladung schon gefolgt, und Niemand hat es zu bereuen gehabt. Der Ruf der Bergstraße und ihrer landschaftlichen Reize hat sich weit über Deutschland hinaus verbreitet, und Orte wie Bensheim und Jugenheim bilden seit geraumer Zeit einen Anziehungspunkt für Fremde aus aller Herren Länder. Lassen sich doch von diesen Orten die wundervollsten Ausflüge in die Seitenthäler des Odenwaldes unternehmen, welche an landschaftlichem Reiz mit den schönsten Gebirgsthälern Deutschlands wetteifern. Eine der genussreichsten dieser Touren ist unbedingt die nach dem Felsberge und dem Felsenmeere. Bei Bensheim öffnet sich nach Osten zu das Schönberger Thal. Still und romantisch liegt das friedliche Dorf Schönberg am Fuße der Anhöhe, von welcher das Schloß der Grafen von Erbach-Schönberg herabschaut. Von hier aus gelangt man zwischen reizenden Wiesengründen und Waldeinsamkeiten nach Reichenbach und von dort auf steilem Felspfad nach dem Felsberge und dem berühmten Felsenmeer, das wir unseren Lesern im Bilde darbieten. Kolossale Granitblöcke liegen wirr übereinander geschüttelt an der Bergwand herunter. Je weiter der Fuß sich vorwagt, desto imponirender wirkt dieses ebenso großartige als seltene Naturchaos, dieses Chaos von Felsstücken, die sich übereinander thürmen, als ob Giganten sie mit unfassbarer Kraft die Höhe hinabgeschleudert hätten. Die mächtige Bewegung in den Gruppen regt auf, die starre Ruhe des einzelnen Gebildes beängstigt, sie mahnt in hochernster, fast dräuender Weise das frisch pulsirende



Die Riesensäule.

Leben an den ewigen Todeschlaf. Bald ist es, als ob uns ein ungeheuerliches, rückwärts geworfenes Antlitz, ohne menschliche Formen und doch ein Gesicht, entgegenglebe, mit großen, weit offenen Augen, starren, eisigen Blicken, die uns mit einer dämonischen Macht immer näher heranzwingen wollen, bald erkennen wir die Formen bekannter Gegenstände, aber immer in's Abenteurliche und Ungeheure verzerrt. Betritt man bei düsterem Himmel dieses gewaltige Trümmerfeld, so ist der Eindruck ein geradezu diabolisch schauerlicher, der zu dem sonst so anmutigen Charakter des Thales in schroffem Widerspruch steht. Wenn über die riesigen Blöcke der Gewittersturm rast und die Blitze huschen, wenn es in den Wäldern ächzt und stöhnt und in der Tiefe die Bergwasser rauschen, dann glaubt man in den Nebeln, welche aus den Trümmern entporsteigen, gespenstische Gestalten zu erblicken, und es ist dann der rechte Schauplatz für die wilde Jagd aus dem Freischütz und die tanzenden Hugen Macbeth's. Wenige Schritte davon unter den Bäumen des nahen Waldes liegen einzelne Steine von besonders grotesker Form, die bestimmte Namen tragen, wie „Riesensaltar“, „Kanape“ u. s. w., welche ebenso wie die 32 Fuß lange, oben 4½ Fuß und unten etwa 4 Fuß dicke „Riesensäule“ von römischer Hand bearbeitet, aber nicht vollendet zu sein scheinen. Noch einige Schritte weiter und man befindet sich auf dem Gipfel des Felsberges, der ungefähr die Höhe des Melibokus hat und von dem aus man eine herrliche Aussicht nach dem Odenwald und dem Speßart hin genießt. Vielleicht dankt es uns mancher unserer Leser, daß wir ihn auf diese ziemlich mühelose und genussreiche Tour aufmerksam gemacht haben. Möge er, falls auf seinem Reiseprogramm für diesen Sommer die Bergstraße verzeichnet ist, nicht veräumen, dem Felsenmeere, einer der großartigsten Parteen des westlichen Odenwaldes und der Bergstraße, seinen Besuch abzustatten.



Hauptansicht.

Das Felsenmeer an der Bergstraße. Originalzeichnungen von F. Lindner.

Auf Rügen.

Novelle

von

Boë von Reuß.

(Fortsetzung.)

VIII.



Am Nachmittag des folgenden Tages hatte Edith wie gewöhnlich im Walde zugebracht. Es war heiß draußen, die Buchen aber gaben gar köstlichen Schatten. Mit Sonnenuntergang wandte sie sich, wie immer, dem Strande zu; das Bild dort war um diese Zeit stets köstlich belebt und erfrischte doppelt nach den in Einsamkeit und Träumerei verbrachten Nachmittagsstunden. Unten am Meere begegnete sie Doktor Pfeiffer, der sich ihr zugesellte. Er war die Strandpromenade bereits einige Male einsam auf und ab gewandelt, sein Frauchen war nicht bei ihm, und es schien ihm nicht recht behaglich, denn für gewöhnlich pflegte sie stets an seiner Seite zu sein, allerdings oft mehr aus liebender Gewohnheit, als aus Lust an Bewegung. Von Haus aus war sie eine ruhig beschauliche Natur, die sich die Dinge gern aus der Vogelperspektive ansah. Freilich ruhten die weißen, wohlgerundeten Hände keineswegs, wenn sie still und ungestört in der Strandhütte saß, sie war im Gegentheil in allen Damentreisen als praktische und geschickte Handarbeiterin geschätzt; was ihre Augen von dergleichen hübschen Dingen erfakten, wußten die Hände gewöhnlich emsig und geschickt nachzuahmen. Heute hatte sie aber überdies an Migräne gelitten und war still zu Hause geblieben.

Der Doktor und Edith schlugen den Weg nach Klein-Gelgoland ein. Es ist dieß ein mit Tischen und Stühlen besetzter Felsblock, der sich als schmale Landzunge vom Wald aus direkt in die See erstreckt und, rings von Wasser umgeben, einen reizenden Aufenthaltsort bildet — vorzüglich Abends und bei ruhiger See ist es hier geradezu entzückend! Bei klarem Wetter gewahrt das Auge im Norden dann wohl die Umrisse des Vorgebirges Arkona mit dem von Schinkel erbauten Leuchthurm; im Süden, jenseits des Procerwitz, grüßt das Jagdschloß des Fürsten Putbus herüber. Dazu ist das Meer um diese Zeit von großen und kleinen Segelbooten belebt, deren Insassen grüßend an Klein-Gelgoland vorbeigleiten.

Auch Edith empfand Lust zu einer Wasserfahrt, nachdem sie eine Weile den Aussichtspunkt genossen. An Schiffen war auch kein Mangel, sie lagen haufenweise drüben im Sande und schienen nur zu warten, daß man ihre Dienste begehre. Doktor Pfeiffer und Edith traten auch herzu, um zu unterhandeln. . . Aber einer nach dem Andern schüttelte phlegmatisch mit dem Kopf oder sie stellten so exorbitante Forderungen, daß die beiden Freunde aus Verdruß über die Unbescheidenheit zurückwichen. Da — plötzlich — hörte sich Edith von seitwärts angesprochen. Sie wandte den Kopf und erkannte den Mönchguter.

„Wenn die Herrschaft vielleicht eine Bootfahrt machen will, dort liegt der Reiter.“ Das Fräulein mag nur einsteigen,“ sprach Gert Woldaggen. Die Stimme klang schüchtern, fast bittend wie die eines Kindes, und bildete einen auffallenden Kontrast mit den leidenschaftlichen Tönen, die Edith in vorgestriger Nacht aus seinem Munde gehört hatte.

Edith war trotz der bescheidenen Ansprache fast erschrocken, sie hatte sich seit zwei Tagen viel mit dem Mönchguter beschäftigt, er war ihrem Geiste beinahe wie ein alter Bekannter. Aber diesem Gefühl war unwillkürlich Furcht, ja, Haß beigemischt. . . Jedenfalls blieb er indessen eine hochinteressante Erscheinung und eine solche war der phantasievollen Edith jederzeit willkommen und nicht am wenigsten in der Langweiligkeit und Nüchternheit des Badelebens. Es wandelte sie eine Lust an, zu prüfen, ob sie den Burschen richtig beurtheile. Sein Wesen bot im Gegensatz zu dem faulen und beutegierigen Schiffervolke dort im Sande fast einen wohlthuenden Kontrast. Vermuthlich war er in der Nähe gewesen, als sie mit den Schiffen unterhandeln wollte, auch kannte er sie jedenfalls als Bewohnerin des Halbeck'schen Hauses und trug sich wohl im Stillen

mit der Absicht, die Personen zu kennen, in deren Umgebung Anna lebe und verkehre. . . Aber noch bevor sie selbst ihre Zustimmung gab, hatte Doktor Pfeiffer eingewilligt und stand bereits am Strand, und einen Augenblick später streckte er ihr schon die Hand aus dem „Reiter“ entgegen, um ihr beim Einsteigen zu helfen.

Gert Woldaggen hatte die Ruder ergriffen und lenkte hinaus. Der Abend versprach köstlich zu werden. Schon war die Sonne ziemlich tief gesunken und warf nur seitwärts ihre Strahlen — sanft dahingleitend, fing Welle auf Welle den Lichtstrom auf und gab ihn in tausend feurigen Reflexen zurück, dazu war's so herrlich frisch und kühl draußen, daß Edith den leichten Sommerhut vom Kopfe nahm, um sich die Brise um die Wangen ziehen zu lassen.

Doktor Pfeiffer hatte Gert das eine Ruder aus der Hand genommen und setzte volle Kraft ein — so war man bald in Strömung. Das Boot glitt leise wie ein Schwan über die leicht bewegte Fläche, und der Doktor begann mit Gert zu plaudern. Das war Edith hochwillkommen, denn es gab ihr Gelegenheit, den Mönchguter still zu beobachten. Was sie gewahrte, mußte sie fast für den Burschen einnehmen, sein Wesen schien nicht ohne Würde und Takt, und er verstand es vortrefflich, zu rechter Zeit zu reden und zu schweigen. Er entwarf ein ziemlich anschauliches Bild des zur Winterszeit unendlich einsamen Insellebens und gab dann, aufgefordert durch den scharfbesrillten, allezeit wißbegierigen Doktor Pfeiffer, eine umständliche Schilderung des Häringfanges, wie er in Neuborpommern stattfindet. Er erzählte, wie man zweimal im Jahre, vom Januar bis April und vom Juli bis Dezember, gemeinsam auf die See hinausziehe, um den alsdann an die Küsten drängenden Schaaen zu begegnen. Da das Erscheinen der unermeßlich großen Schwärme aber schwer zu bestimmen sei, so werde es von Norden her meist durch den Telegraphen vorher signalisirt. Draußen auf der See verankere man die Netze und warte geduldig, bis die Züge eintreffen. Endlich kommt die unabsehbare Schaar und drängt mit Gewalt gegen die aufrechtstehenden Netze. Der Fisch streckt den Kopf durch die Maschen, bleibt an den Kiemen hängen und ist gefangen. Nun geht es erfreut an das Bergen des Fanges. Freilich lasse mancher Kamerad sein Leben dabei, wenn er weit hinaus verschlagen werde und das einsame Boot Wind und Wellen preisgegeben sei. Ueberhaupt müsse man solch' saures Schaffen gewohnt sein, dann freilich vermöge man Lebenslang nicht mehr davon zu lassen! So leicht wie die Schiffer auf Jasmund, die eben nur von den Fremden lebten, hätte es ein ordentlicher Fischer dort nicht, doch hänge man drüben sehr am Alten, das zeige schon die Tracht. . .

Edith ward mehr und mehr interessiert und fing an, die Begegnung Anna's mit dem Matrosen fast als ein Unglück für das Mädchen anzusehen. Der tapfere Bursche dort, der sicher schon oft Wind und Wellen Trotz geboten hatte, würde auch ein treuer Hort seines Weibes geworden sein, und sie selbst würde ihr Schicksal auf sich genommen haben wie tausend Andere ihresgleichen. . . Wie sollte sich der Knoten nun lösen? In der Dürftigkeit der Verhältnisse, in dem einfachen Leben dieser Naturmenschen behauptete allem Anschein nach das Herz seine Rechte mit elementarer Leidenschaft. . . Aber ist es denn wirklich anders dort, wo wir die „Welt“ suchen? Ja, die Liebe! In den Einen sinkt sie wie ein Sonnenstäubchen hinab, heimlich, unbemerkt, und still beginnt sie zu keimen und grünt weiter und rankt sich auf und erblüht — bis der Mensch auf einmal des neuen, gefährlichen Insassen gewahr wird und nun wohl den Kampf mit ihm beginnt, in den Anderen aber fällt sie nieder wie ein Blitz, er zündet, die Glut schlägt auf und Alles umher ist Flamme.

„Sie scheinen mir heute ganz besonders pensiv, liebe Edith,“ fragte der Doktor, der sie still beobachtet haben mußte; „woran dachten Sie?“

Edith erschrak und erröthete wie eine Sechzehnjährige. Vom haltischen Meer hinweg waren ihre Gedanken mit einer immer noch ungestillten, heimlichen Sehnsucht bis tief nach dem Süden geeilt. Sie begleiteten den Brief an den Freund, den die „Alma“ heute morgen mit auf das Festland hinübergenommen. Sie hatte wirklich sehr ruhig und kühl geschrieben, fast zu kühl, wie sie jetzt plötzlich meinte. Aber der Jugendfreund sollte ja erkennen, wie es in ihrem Herzen aussähe. . . Und dennoch bangte ihr unwillkürlich vor der Entwicklung der nächsten Zukunft, und die Begegnung mit Anna, und die Theilnahme, die sie ganz unwillkürlich an deren

Schicksal nahm, war fast eine Wohlthat zu nennen, denn es zog den reflektirenden Sinn von dem erlebten Leid ab.

Ein Boot stieß soeben von der „Undine“ ab. „Es kommt uns entgegen — bemerken Sie es, Edith?“ fragte der Doktor wieder und richtete die klugen, scharfbesrillten Augen auf ein größeres, schmuckes Fahrzeug, das dem Lande zusteuerte. „Es sind Offiziere darin, vermuthlich zum Besuch des Prinzen dort oben. . . Wichtig, sie scheinen erwartet zu werden, oben auf der Felsplatte stehen einige Herren mit Fernröhren, die nach ihnen auslugen. Sehen Sie es?“

Edith sah hinauf zur Höhe und erblickte wirklich vor dem Wald und dicht vor dem Blockhause des Prinzen zwei Herren, die hinabschauten. Auch kam das Boot immer näher, noch wenige Augenblicke und man war am Lande. . . Wie das saubere Fahrzeug über den Meeresspiegel dahinglitt, pfeilschnell, aber sanft und still wie ein Schwan, bot es einen reizenden Anblick, denn auf einer teppichbelegten Erhöhung saßen zwei Offiziere in voller Uniform, während es vier junge, kräftige Matrosen mit taktmäßigen Ruderschlägen sicher und elegant fortbewegten. . . Einen Moment später hatte Edith Gustav Petersen unter ihnen erkannt.

Aber auch dem Mönchguter war der verhasste Nebenbuhler nicht entgangen, und sein ganzes Wesen zeigte sich wie mit einem Schlage verändert.

Das war dasselbe Antlitz, wie es Edith an der Waldhalle beobachtet hatte, derselbe wilde und düstere Ausdruck der großen Augen unter tief zusammengezogenen Brauen und dieselbe böse, senkrechte Falte auf der Stirne. . . Mit Hast, aber dennoch mit Geschicklichkeit, hatte er urplötzlich eine Wendung des Fahrzeugs versucht, noch ehe sich der scharfsichtige Doktor dessen versah.

Edith begriff aber sofort: von innerer Unruhe getrieben, steuerte der Bursche dem Lande zu. Sie schwieg bekümmert, der Doktor hingegen that Einspruch und sagte:

„Zum Kukuk, was soll das, Mann? Wir wollen noch nicht heimkehren!“

Der Mönchguter antwortete nicht und der Doktor wiederholte die Frage in dem Glauben, daß er nicht verstanden worden.

Aber auch jetzt nur ein Kopfschütteln; es war Edith, als ob der Bursche die Worte nicht finden könne vor innerer Leidenschaft.

Doktor Pfeiffer aber schien nicht die Absicht zu haben, mit sich spielen und spaßen zu lassen und schrie energisch: „Weiter! Hinaus!“

Indessen legte sich Edith in's Mittel. Zwar hatte sie Anna's Wort, den Geliebten vorläufig nicht wiederzusehen, aber es blieb immerhin besser, ihren Schützling zu beobachten. Vielleicht verstand es der Matrose doch, sich dem Mädchen auf irgend eine Weise zu nähern; auch machte die wilde, eifersüchtige Leidenschaft des jungen Schiffers, welche sich deutlich in seinen Bewegungen ausdrückte, sie plötzlich um die Sicherheit der Führung besorgt. Der Bursche schien sich selbst nicht mehr zu kennen, und da er einmal zurückkehren wollte, so hätte auch der Doktor nichts gegen ihn ausrichten können. Es war besser, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, deshalb sagte sie kurz:

„Es ist kalt auf dem Wasser, lassen Sie uns immerhin heimkehren, lieber Doktor!“

Als das Boot aber nach wenigen Augenblicken wirklich das Land gewonnen hatte, bereute sie ihre Nachgiebigkeit wieder. Gustav Petersen war als Bootwache zurückgeblieben und stand am Land auf Posten, nachdem die beiden Kapitänlieutenants zu dem Prinzen hinaufgestiegen waren und die Kameraden, ihrem Amusement nachgehend, sich am Lande zerstreut hatten. Freilich schaute der Posten sehnsüchtig nach dem Halbeck'schen Hause hinüber, als Edith grüßend vorbeiging.

IX.

Am andern Tage brannte die Sonne noch heißer herab und lähmte jede Bewegung. Nur der Doktor, der gewissenhaft seine tägliche Fußwanderung machte, war nach Stubbenkammer hinüber; selbst Edith war es heute zur Begleitung zu heiß gewesen, sie saß mit den anderen Gästen der „Villa Halbeck“ auf der großen Veranda, wo es zum mindesten lustig, wenn auch gleichfalls sehr heiß war.

„Gott sei Dank, daß man wenigstens nicht in Berlin ist!“ stöhnte die Justizräthin aus ihrem Rohrfauteuil hervor und erhob den Fächer, um die Brise

zu verstärken. Ihrem mit der Praxis des Gatten gleichmäßig zunehmenden Embompoint war die Schwüle doppelt lästig, Jedermann war ihr heute im Wege, selbst die Gegenwart der überschlanken Edith an ihrer Seite schien ihr Luft und Athem zu nehmen. „Ganz Berlin ist ein dampfender Stein jetzt, wie man mir schreibt. Wie vermögen Sie bei fünfundzwanzig Grad im Schatten nur noch zu arbeiten, liebe Doktorin?“

„Ich glaube, Geduld führt am besten über die Unbequemlichkeit der Hitze hinweg — und über jede andere auch!“ erwiderte die kleine Doktorin, ohne anders als nur ganz flüchtig von ihrer Guipürearbeit aufzusehen.

„Was meint die gnädige Frau zu einer Whistpartie?“ fragte Oberst von Görmar wie zum Trost die Justizräthin; „sie schauert wenigstens nicht, auch wird es jetzt kühler.“

Die Dame war sofort bereit. So wenig sympathisch ihr Frau von Görmar war, gegen den Oberst hatte sie durchaus nichts einzuwenden. Hoffentlich führte der Zufall ihn ihr als „Alte“ zu, die Oberstin mochte dann in Gottes Namen mit dem Justizrath spielen! Der frische Luftzug, der sie plötzlich von ihrem ritterlichen Gegenüber antehrte, machte sie mit einem Male ganz liebenswürdig.

Inzwischen hatte der jüngere Herr von Görmar bereits die Whistkarten herbeigeholt; die Kammerjungfer der Justizräthin hatte sie ihm auf seinen Wunsch eingehändigst. Ihre Dame pflegte sie während der Bade-reise stets bei sich zu führen, und hier in Sahnitz, wo es weder Bälle noch Konzerte gab, waren sie als Aus-hilfsmittel der täglichen Unterhaltung doppelt angenehm. Allerdings hatte diese Dienstbeflissenheit des jungen Herrn auch ihren egoistischen Grund. Helene von Amberg sah in ihrer zierlichen, durchsichtigen, reichpflüsternten Sommerrobe entzückend aus, und der Sade wollte nicht von ihr scheiden, ohne einen „Eindruck“ zu hinterlassen. Sie war wie geschaffen zur „Flamme“, und hoffentlich waren ihm einige Einladungen nach Berlin zu kleinen Sonntagsdinern gewiß während der Winterzeit, falls sie ihn nur eben im Gedächtniß behielt, denn daß Papa und Mama sich in Berlin mindestens ebenso gut erzogen zeigten als hier im Seebade, war dem hoffnungsvollen jungen Krieger nicht zweifelhaft. Auch wurde zu bestimmten Einladungen aus guten Berliner Häusern den jungen Herren in Lichterfelde der Urlaub fast niemals ver sagt . . . Wenn aber die Alten nur erst einmal beim Whist saßen, konnten die Jungen ruhig spazieren gehen, und auf dem Spaziergange konnte der „Eindruck“ durch eine ritterliche That, vielleicht eine Rettung aus Gefahr oder — im Nothfalle — wenigstens durch ein zartes Andenken, meinetwegen ein darge-reichtes Vergißmichnicht, entsprechend verstärkt werden.

Auch war die Whistpartie der beiden Ehepaare schnell im Gange. Nur fügte es leider ein neckischer Zufall, daß die Justizräthin, anstatt die Partnerin des allezeit chevaleresken Obersten von Görmar zu werden, den eigenen Gatten als „Alte“ erhielt und für jede übersehene „Invite“ ein verstecktes, aber sehr verständliches Brummen und für jeden ausgesprochenen Fehler eine laute Rüge des gestrengen Eheherrn davontrug. Das Vergnügen der Dame war darum sehr beeinträchtigt, sie spielte zerstreut, anstatt den Gatten durch erhöhte Aufmerksamkeit zufriedenzustellen.

Edith und die Doktorin hatten Anna ein Weilchen zum Plaudern bei sich behalten, als sie gekommen war, das Kaffeegeschirr hinwegzuräumen. Sie verabredeten, mit ihr zusammen morgen nach dem Walbgottesdienst zu gehen, der an jedem Sonntag Nachmittag für die Inselbewohner und Sommerfremden der verschiedenen umliegenden kleinen Badeorte im Freien abgehalten wurde. Die Geistlichen aus den Städten hielten bis zur Fertigstellung des im Bau begriffenen Gotteshauses den Gottesdienst wechselweise im hallenartigen Buchenwalde, und Anna erbot sich, die Führerin dorthin zu machen.

Allmählig war es auch kühler geworden und Alles athmete auf wie erlöst. Unten am Strande rüsteten die Schiffer nach verträumtem Tage bereits ihre Boote zu den gewöhnlichen Abendfahrten auf dem Meer, und wer nicht hinausfuhr, promenirte wenigstens am steinigen Strande.

Um diese Zeit wurden in den Häusern und Villen der Badegäste auch gewöhnlich allerlei leckere Dinge zur Abendmahlzeit angeboten. Die fetten Flundern und Aale, die erst am frühen Morgen gefangen und sofort den Räucheranstalten übergeben worden waren, bildeten den prächtigsten Abendimbis, und der Delikatessharing in seiner raffinierten Zubereitung wurde von keinem Gourmand verschmäht. Ueberhaupt war's in der Hochsaison hier wie immerwährender Jahrmart,

nicht nur allerlei Kurzwaaren und kleinere Dinge für den täglichen Gebrauch, auch Karlsbader Spitzen und böhmische Granaten und Glaswaaren, ja selbst französische Seidenstoffe wurden häusfrend feilgeboten. Und daß die Produkte der nordischen Insel selbst nicht fehlten und für die Fremden immer in's beste Licht gestellt wurden, versteht sich von selbst. Ohne irgend ein Erinnerungszichen an die verlebte Zeit schied so leicht Niemand, und gerade Rügen mit seiner sagenhaften Vergangenheit bietet des Interessanten und Merkwürdigen auch heute noch viel.

Die kleine Doktorin hatte eine Händlerin mit Rügener Feuersteinen bereits energisch abgewiesen und pries im Herzen das Schicksal, welches den Doktor noch immer auf seinem Ausfluge festhielt. Er hatte eine entsetzliche Leidenschaft für alle möglichen Sammlungen, und sie war sich bewußt, beinahe schon das Unmögliche gethan zu haben, um in der beschränkten Miethwohnung Platz zu schaffen für seine Liebhabereien . . . Aber da stand schon wieder eine Händlerin, just als der Gatte schweißtriefend von Stubbenkammer zurückkehrte. Dießmal war es eine gute Bekannte der gesammten Badegesellschaft und eine entfernte Anverwandte Anna's, die oft im Hause ein und aus ging und darum nicht leicht abzuweisen war. Trine Langholz war die hinterlassene Wittwe eines verunglückten Fischers — alle Herbst- und Frühlingsstürme vermehren deren Zahl — aber angeborene Willenskraft und Schlaueit hatten sie bald den Weg zu eigenem Erwerb finden lassen. Im Winter spann sie den Hanf zu den Netzen und im Sommer ging sie in den Badeorten der romantischen Ostküste hausfren und war den Badegästen wohlbekannt. Manche Botchaft ging durch ihren Mund und manch' unorthographisches Briefchen der Fischerbirnen an den entfernten Schatz durch ihre Hände. Nebenbei hatte sie sich eine gewisse Kenntniß der Gegenstände angeeignet, die den Fremden als Kuriositäten besonders angenehm waren. Trug der rechte Arm den Handkorb mit den fettesten Flundern und stärksten Aalen zum Frühstück und Abendimbis herbei, so enthielt der andere eine nicht minder schwere Last von allerlei hübschen Kleinigkeiten, als da sind: Muschelfätschen und Necessärs, Photographieen und dergleichen, dazu Bernstein, Petrefakten und verschiedene Absonderlichkeiten aus Rügens Vorzeit, bei deren Werth der Glaube allerdings das Beste thun mußte.

„Nichts gefällig von Aalen, fetten Flundern?“ fragte sie den Justizrath am Whisttisch und postirte den Korb dicht an seine Seite, so daß der appetitliche Fettgeruch der frischgeräucherten Fischwaaren nothwendigerweise die Nase des Gourmands erreichen mußte; Nase und Mund aber sind getreue Nachbarn . . . „Allerlei Neues von Versteinerungen, Herr Doktor — wollen Sie's nicht ansehen? 's ist was werth für gelehrte Herren, das da unten in meinem Korbe; betrachten Sie's nur 'mal genau!“ Damit schob sie Doktor Pfeiffer ihren andern Korb gleichfalls als Köder gerade unter die Nase; nachdem sie den Einsatbedel mit seinen Muschelfätschen, Necessärs und unvermeidlichen Photographieen vorsichtigerweise vorher abgenommen; dann nahm sie selbst ohne Aufforderung neben Anna Platz, sie war ja im Hause ihrer Anverwandten; auch schaffte ihr die großgefinnte Edith sofort am Tische Raum, das arme Weib schien hoch erschöpft von der heißen Tageswanderung. Ueberdies kannte Niemand besser als Trine Langholz die herrlichen Rügener Sagen, Edith hatte schon verschiedene aus ihrem Munde gehört, sie wußte sie nicht aus Büchern, sondern aus Ueberlieferung und verstand sie wie Selbsterlebtes zu erzählen.

Zum Entsetzen seiner Frau hatte Doktor Pfeiffer längst die Brille in den richtigen Schwinkel geschoben und frante beutelustig im Grund von Trine's Korbe. Diese ließ ihn natürlich ruhig gewähren und blinzelte aus ihren kleinen grauen Augen nur triumphirend nach ihren begehrten Schätzen hinüber. Die Vögel gingen also wirklich auf den Leim, dort der Justizrath und hier der kluge Doktor!

„Sehen Sie, meine Damen, ein Petrefakt eines Fisches — hier noch deutlich die Flossen, bemerken Sie, beste Edith? Sieh' 'mal, Frauen! Die vorweltlichen Organismen der Wasserbewohner sind häufiger erhalten als die der Landbewohner!“ rief der Doktor voll Freude, indem er den Damen eine fingerlange Versteinerung hinschob, die er soeben als Waizenkorn unter der Spreu gefunden hatte.

Die Doktorin legte sogleich die Guipürearbeit aus der Hand und bewunderte gefällig, aber doch etwas gezwungen das Petrefakt. Auch Edith prüfte es genau und wog es einen Augenblick in der weißen Hand.

„Und diese Feuersteine!“ fuhr der Doktor zum Entsetzen von Frau Louise mit steigendem Entzücken fort. „Willst Du wirklich auch noch davon mitnehmen, Männchen? Wir haben ohnehin Ueberfracht genug! Auch wird sich der Wirth in Lübeck schwerlich zu einem Anbau verstehen,“ klagte die Gattin.

„Von dieser Größe und dieser Reinheit der Farbe sind sie eben nur in verschiedenen Kalkformationen, besonders in der weißen Kreide und im Tertiärkalk, zu finden,“ fuhr Doktor Pfeiffer unbeirrt und etwas dozirend fort. „Betrachte ihn einmal, Frauen!“

„Er ist gelblichbraun wie die anderen auch — aber doch gewiß sehr schön!“ sagte Frau Louise jetzt voll herzlicher Theilnahme.

„Wissen Sie, meine Damen, daß unser Rügen das Solingen der Steinzeit war? Auf ihm sind stets die besten Feuersteine gefunden worden, und dieser Stein lieferte in der prähistorischen Zeit die besten Waffen und Geräthe,“ berichtete der Doktor weiter, ohne seine Entdeckungsfreisen in Trine Langholz' Korb aufzugeben.

Diese hatte inzwischen mit Anna gesprochen und ihr einen Gruß von der Mutter drüben auf Mönchgut gebracht, aber dabei als erfahrene Geschäftsfrau den Doktor sowohl als den Justizrath im Auge behalten. Sie wußte, daß ihr der Sieg gewiß sei. Und wie um den armen Doktor noch mehr zu ködern, stand sie jetzt auf, um aus der Tiefe des Korbes noch einige unbemerkte Herrlichkeiten hervorzuholen.

In diesem Augenblick kehrte Herr von Görmar mit Helene von Amberg von dem Spaziergange zurück. Derselbe war kürzer abgebrochen, als es in der Absicht des jungen Herrn gelegen hatte. Aber Frau von Görmar hatte mit mütterlichem Instinkt, bevor sie sich zum Whist gesetzt, ihrer Tochter Ellh einen geheimen Wink gegeben, den Weiden als Tugendleuchte zu folgen. Es gibt aber für einen jungen Bruder, der zum ersten Mal den Seladon spielen möchte, kaum etwas Unbequemes als eine beobachtende ältere Schwester, besonders wenn sie sich von Haus aus etwas gouvornantenhast geberdet, wie Fräulein Ellh zuweilen that. Dennoch war der beabsichtigte „Eindruck“ durch mehrere bedeutungsvolle Blicke und reizende kleine Aufmerksamkeiten augenscheinlich erfolgt und würde hoffentlich in den nächsten Tagen nach Kräften verstärkt werden. Helene legte ihr prinzipienhaftes Wesen immer mehr ab und nahm auch jetzt den Stuhl, den ihr der junge Mann dienstbeflissen und in überstürzender Eile herbeiholte und fast rücksichtslos und etwas polternd für sie in die Reihe schob, mit gnädigem Kopfnicken.

„Sehen Sie sich 'mal diese Steine an, Herr Doktor,“ sagte jetzt Trine Langholz, indem sie drei kleine Stücke abgebrockelten Gesteins aus ihrem Korb an's Licht zog. „Meint man nicht, daß es gewöhnliche Backsteine seien? Und doch sind sie das Schönste, was ich habe,“ sekte sie stolz, aber auch marktschreierisch hinzu.

Der Doktor griff eifrig darnach. Aber er mußte Interessanteres erwartet haben. Er betrachtete sie einige Augenblicke, wog sie prüfend in der Hand und sagte dann mißachtend:

„Kalkmergel! Was ist damit?“

„'s ist mein Bestes und Goldes werth — wahrhaftig!“ versicherte Trine.

„Wieso?“ fragte Edith, schnell interessirt.

„Diese drei Steinbrocken sind von dem Opferstein der Heidengöttin Hertha, die drüben in der Stube auf ihrer Burg, dicht neben dem See, wohnte,“ berichtete Trine wie ein Schulmeister. „Vor langen Jahren, damals, als noch wenig Badegäste zu uns nach Rügen herüberkamen, wurde der Opferstein vom Blitz getroffen und in tausend Stücke zerplittert. 's war just, als ob kein Titelchen mehr übrig bleiben sollte aus der Heidenzeit.“

„Und diese Steinchen wären wirklich Ueberreste von Hertha's Opferstein?“ meinte Edith mit steigender Theilnahme.

„Ganz gewiß, Fräulein,“ versicherte Trine mit Ueberzeugung. „Sehen Sie doch nur das Blut — noch immer klebt's daran. Und 's ist richtiges Menschenblut! Auch kann's kein Regen abwaschen.“

Doktor Pfeiffer prüfte lachend einen röthlichen Schimmer der Steinchen an dem scheidenden Lichte der Abendsonne und sagte höhrend zu Edith:

„Ja, Fräulein Romantik, es ist wirklich echte rothe Farbe, mit dem ein Pinsel, das heißt ein zweibeiniger, die Dingerchen angestrichen hat. Wahrscheinlich gelten die Säckelchen hier bei euch als Zahnschmerzmittel — natürlich! Nun, sie helfen sicher auch ebenso gut als tausend andere!“

Trine Langholz wurde böse und hatte nicht übel Lust, dem Doktor ihre Schätze wegzunehmen.

„Wenn Sie's denn nicht glauben wollen — meinetwegen!“ sprach sie im Zorn. In diesem Augenblick trat Frau Halbeck aus dem Hause, denn sie hatte die Stimme ihrer Anverwandten erkannt. Als sie von dem Streit gehört, meinte sie in ihrer gleichmüthigen Weise:

„Die Trine hat Recht, wir Alle wissen's!“ Auch Anna fing an, es vom Hörensagen zu bestätigen. Selbst Edith ergriff Partei und sagte:

„Woher wißt ihr aber, daß es der echte Opferstein war? Ich selbst sah davon mindestens hier schon ein halbes Duzend.“

„Er trug ein Zeichen — dieser einzige, alle anderen sind nur zum Spaß so genannt oder um die Fremden zu betrügen!“

„Nun?“ forschte Edith weiter.

„Ein feiner Mädchenfuß hatte sich in das Gestein eingedrückt wie der Holzschuh in den Schnee. Ich selbst sah ihn so noch in der Stubnitz liegen... Und wir Alle konnten das Märchen davon herbeten.“

„Erzählen, erzählen!“ rief die Jugend aus einem Mund, und auch Edith bat um Mittheilung. Auch ließ sich Trine nicht lange nöthigen. Es galt, den Werth ihrer Säckelchen zu erhöhen, überdies pflegte sich das blasse Fräulein für ihre Geschichten sehr freigebig zu zeigen. Sie begann also mit etwas heiserer Stimme:

„Vor langen Jahren, als Frau Gertha noch auf Rügen wohnte, ließ sie im Frühjahr stets ihren Wagen mit weißen Röhren bespannen und fuhr darauf durch's Land; dann war das Feld gesegnet und die Menschen litten nicht Mangel! Dafür aber verlangte sie strengste Unterwerfung. Die Sklaven, die den Wagen geführt, wurden, nachdem sie ihn gewaschen, in ihrem See ertränkt und zwölf edle Jungfrauen auf's Neue ihrem Dienst geweiht. Diese Jungfrauen wohnten mit ihr in ihrem Hain und wurden köstlich gepflegt, durften aber keine irdische Liebe hegen, sonst traf sie Frau Gertha's Zorn... Nun war aber Eine unter der Schaar, die liebte einen schönen Fischertknaben und traf sich mit ihm in größter Heimlichkeit; dennoch schöpfte Frau Gertha Verdacht und beschloß, die Reinheit ihrer Jungfrauen zu erproben, indem sie ihnen befahl, über ihren blutgetränkten Opferstein hinwegzuschreiten. Und so schritt eine Jungfrau nach der andern über den Stein, bis die schöne Berchta an die Reihe kam. Diese zitterte wie Espenlaub und versuchte, vorsichtig darüber hinwegzugleiten. Aber, o Schrecken! Das Füßchen hatte sich sofort tief in das Gestein eingedrückt — ein Zeichen

ihrer Schuld! Frau Gertha's Zorn kannte keine Grenzen. Sie befahl ihren Sklaven, die Berchta vom Felsen herabzustürzen, und weder Bitten noch Klagen vermochten sie zu erweichen.

„Man trug die Schuldige zum Grat des Felsens und warf sie in's Meer. Sie sank — unten aber stand der liebende Knabe in seinem Boot und fing sie in seinen Armen auf. Er nahm sie mit sich, und sie ward eine Christin und sein Weib. Frau Gertha mußte bald darauf Rügen verlassen, der Opferstein aber mit Berchta's

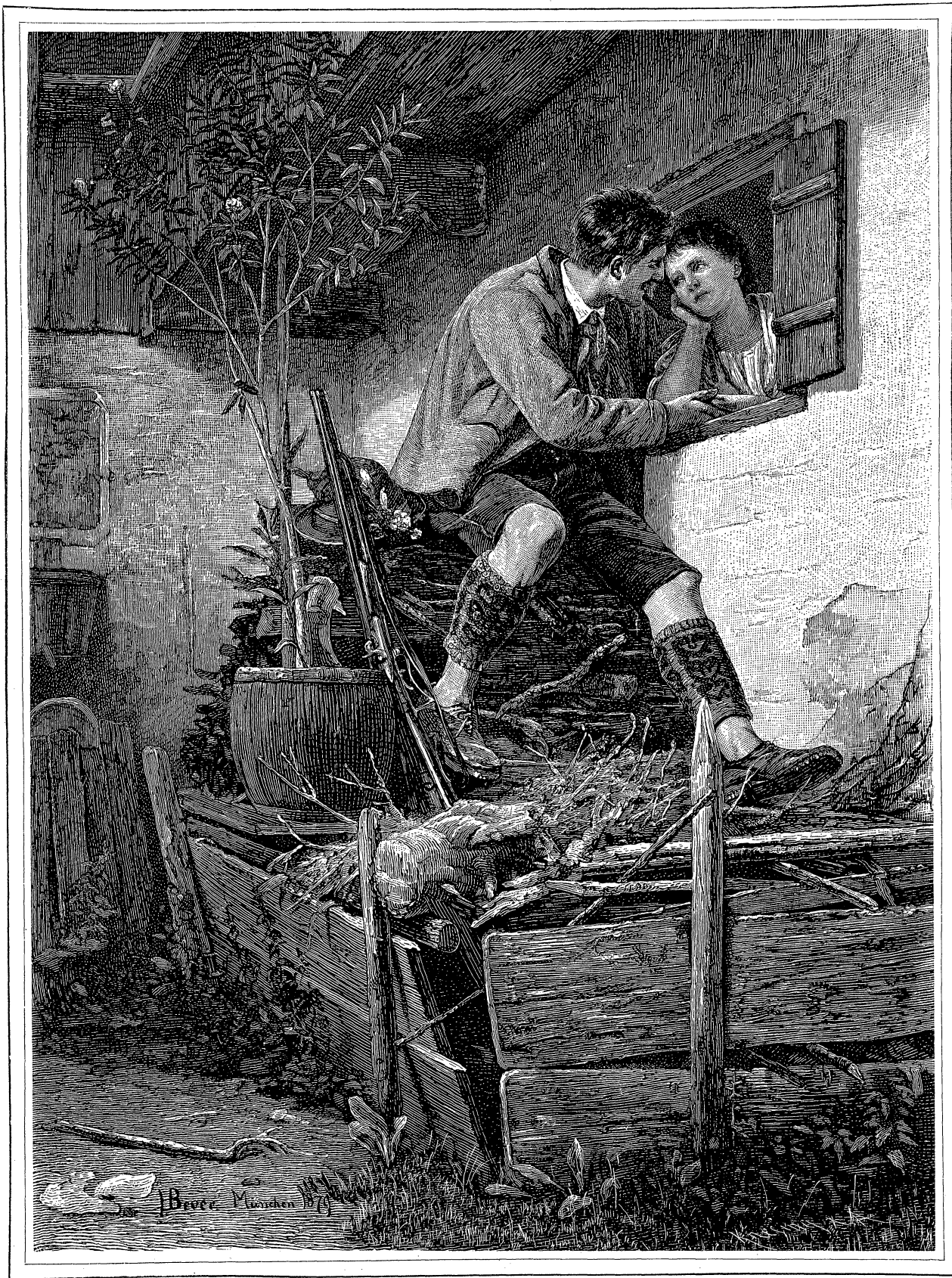
berg wollte jetzt ihr Theil und krante in den Bernstein-gegenständen. Obgleich die Mama sie bedeutete, daß Bernstein nur für Brünetten passe, hatte sie ohne lange Qual eines der hübschesten Colliers hervorgefunden und ließ es sich entzückt von Gilly von Görmar um den weißen Hals legen. Als Trine gegangen war und die unterbrochene Whistpartie wieder aufgenommen, sagte Anna zu Edith:

„Finden Sie nicht, Fräulein, daß es die Liebesleute in den Geschichten immer leicht und glücklich haben?

Da macht sich Alles wie von selbst...“

Edith hörte auf, aber ehe sie mit einer für Anna's Seelenzustand geeigneten Antwort zur Hand war, rief Muhme Halbeck ihre junge Anverwandte ab. Sie mußte drinnen zum Besten der Gäste rüstig mit Hand anlegen.

(Schluß folgt.)



Sensterln. Nach einem Gemälde von H. Bever.

Sensterln.

Der lustigste unter seinen Kameraden ist der Jagdbühler Sandbühler. Als Schütz kommt ihm nicht leicht einer an und bei den „Schüssen“, die im Sommer da und dort in der Umgegend gegeben werden, sieht man ihn nicht besonders gern, denn er trägt die „Besten“ davon. Erst beim letzten Schießen, das dem Namenstage des Forstmeisters galt, hat er sich das schönste Best, einen prachtvollen „Zwilling“ herausgeschossen. So lange er im Revier ist, hat sich kein Wildschütze mehr sehen lassen. Im Hochgebirg ist den Mädchen der Jäger, was in der Stadt der Soldat. Die Bauernburschen sind „Civil“, sie können neben den Jägern nicht bestehen. Die lederne Kurzhohe, der grüne Wadenstrumpf und das goldene Eichblatt am Kragen der Zoppe stellen die Galauniform dar.

Die Burschen haßen den Jäger. Wenn es auf dem Tanzboden eine Kauferei gibt, so kommt man gewiß irgendwie auf einen Jäger, der mit dieser Angelegenheit zusammenhängt. So war es erst im letzten Spätherbst am St. Katharinentag gewesen. Gegen Morgen, als er heimgen wollte, wurde der Sandbühler unritterlich von mehr als zwanzig Burschen angegriffen. Es war ein Glück für ihn, daß er das schöne Jagdmesser, das er im vergangenen Herbst sich „erschossen“ hatte, bei sich trug. Die prächtige Klinge hielt die Uebermüthigen zurück. Doch war es für ihn ohne einige Striemen nicht abgegangen. Die Helena dieses Kampfes war die schöne Genci gewesen, die vielbegehrte Tochter eines der ersten Bauern — eine anmuthige Gestalt, eine vorzügliche Sängerin. Die Mär davon war in's Volk gedrungen und es hatte eine Zeitlang rothe Augen gegeben im Fichtenbauer-Wehen, denn so hieß Genci's Heimat.

Der Sandbühler war ein ganz tüchtiger Jäger, aber an Schwächen fehlte es ihm nicht, wie anderen weniger guten Schützen. Vor Allem warf ihm der Oberförster vor, daß er zu viel Bier trinke. Als im letzten Frühjahr ein Faß mit festig Riter Salzdorbeer von der Hauptstadt gekommen war, welches die Jäger zu Fünfen austrinken wollten, war er Derjenige gewesen, der davor gewarnt hatte, es schon um ein Uhr Nachmittags anzuschlagen, weil man in diesem Falle so rasch damit fertig würde, daß man dann Abends am Ende gar noch gewöhnliches Schenkbier trinken „müsse“. Wirklich hatte er, wenigstens für sich, mit seiner Prophezeiung Recht behalten. Er mußte in der That in den sauren

Fuß blieb noch lang im Walde liegen, bis ihn der Blitz traf.“

Die phantasievolle Edith war entzückt und meinte: „Das ist die schönste Gerthasage, die ich je gehört!“ Auch die Anderen stimmten lebhaft zu, nur der ungläubige Doktor schüttelte den Kopf und sagte:

„Die neuere Geschichtsforschung ist längst im Zweifel, ob Rügen wirklich der Sitz des Gerthakultus gewesen... Apropos, die Feuersteine darf ich doch behalten, Frauchen?“

Die Doktorin nickte und lachte, in das unvermeidliche Unglück längst ergeben. Aber auch Helenchen Am-

Geflügelte Worte.

Originalzeichnungen von W. Grögler.



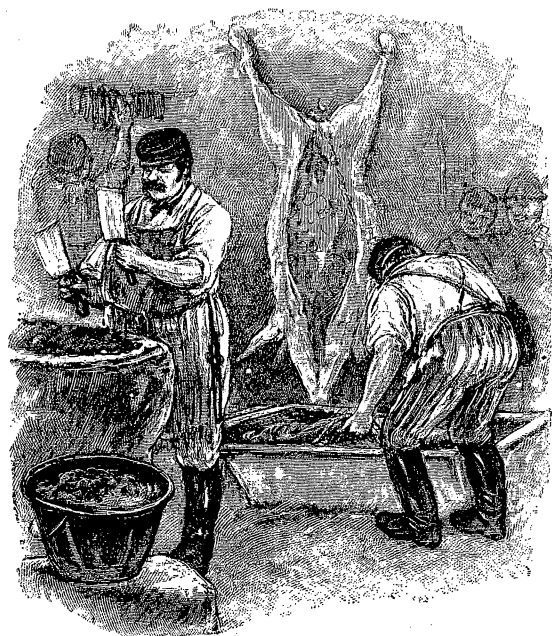
Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern.
Goethe. „Faust“, Prolog im Himmel.



Ein dunkler Ehrenmann.
Goethe. „Faust“, I. Theil.



Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen.
Claudius. Lied.



Ein Schlachten war's — nicht eine Schlacht zu nennen.
Schiller. „Wallenstein's Tod“, Akt I, Sz. 9.



Ein jeder Wechsel schreckt den Glücklichen.
Schiller. „Die Braut von Messina“.



Greift nur hinein in's volle Menschenleben.
Goethe. „Faust“, Vorspiel auf dem Theater.



Niemand wandelt ungestraft unter Palmen.
Goethe. „Wahlverwandtschaften“, Bd. II, Kap. 7.



Wird man wo gut aufgenommen,
Muß man nicht gleich wieder kommen.
B. A. Wolff. „Pregiosa“, Akt 2, Sz. 1.



Wir Wilden sind doch bessere Menschen.
Seume. „Der Wilde“.

Apfel beißen und den Abend von sieben Uhr an nach dem guten Saluator bei sieben Liter gemeinem Winterbier zubringen.

Wenn er Abends auf die „Post“ ging, kam er vor Morgens nicht heim. Sein Hauptvergnügen war, die Gesellschaft der Honoratioren durch Nachahmung aller möglichen Thierstimmen zu belustigen. Schließlich aber gab es immer Streit.

Doch diese Geschichten hätten dem Oberförster sammt und sonders nicht so viel Verdruß gemacht als die Liebesgeschichten, die kein Ende nehmen wollten. Die Lisi, die Walbi, das Buzgl, jetzt die Cenci — und überall hörte man vom „Abpassen“ der Burschen. Das war dem Ansehen eines königlichen Bedienteten entsetzlich abträglich. Die Moral ist's nicht, auf die es da vornehmlich ankommt — denn welcher „reiche“ Bub geht nicht kammerjunkerhaft?

Die Sache ist vielmehr die, daß gegen „fremde“ Burschen und insbesondere auch gegen „Jager“, die doch auch, weil sie heute da, morgen dort sind, sozusagen als Fremde gelten, eine Verachtung besteht. Wie der Auerhahn in seinem Revier keinen fremden Hahn zuläßt und der Hirsch keinen Hirschen, so beißt die männliche Jugend des Dorfes, sich als Körper betrachtend, Alles hinaus, was nicht hinein gehört. Wird so ein Mißliebiger beim „Fensterln“ erwischt, so wartet die treffliche Jugend das Dunkel ab und bereitet dann die Ovationen des „Scheiterns“ und „Wasnens“ vor. Das erste besteht darin, daß man dem Verhassten Duzende von schweren Holzprügeln und Scheitern an den Kopf wirft, während das Material im zweiten Falle aus Erdklumpen, steinhaltigen Rasenstücken (Wäsen) besteht. Was will Einer gegen die Uebermacht?

Eine schlimme Geschichte für den königlichen Diener. „So laßt in drei Teufels Namen doch einmal die Weibsbilder!“ tönt's aus amtlichem Munde wochenein wochenaus.

Es hilft nichts, bei ihm nicht, schon um seines Trostes willen — und bei der Cenci nicht, weil er ein „Jager“ ist und die Dörner eben so gern in's „Grüne“ schauen. So wird denn allmählich gekostet bei Blumenduft — denn der Tochter vom Fichtenbauer Leben leidet's schon eine Oleanderstaude vor dem Kammerfenster.

Endlich — endlich hat aber doch einmal etwas geholfen. Der Fichtenbauer, selber ein Schütz, hat einmal zugehört, wie der Sandbühler in der Hauptstadt auf der Festwoche die ersten Preise davon getragen hat. Und im Schlingzug hat ihn Alles angelehrt — „es ist doch ein satirischer Kerl“, hat's überall geheißt. Da hat sich etwas gerührt beim Alten und er hat nimmer Nein sagen können. Aus dem Sandbühler und der Cenci ist ein schönes Paar geworden und taufendfältig haben Böller und Echo gekracht, wie sie aus der Kirche gingen. Jetzt ist's aus mit dem Fensterln. Und nach und nach haben auch die Buben ihren Zorn gegen den Hergelaufenen vergessen — genügt hätte ihnen das Wüthen ohnehin nichts mehr.

Chinesisches Leben und chinesische Küche.

Von
Leo Warren.

(Nachdruck verboten.)

Wir haben vor einiger Zeit von den politischen, moralischen und sozialen Zuständen in China gesprochen, wie sie in dem interessanten Buch des Obersten Jheng-Ki-Tong eingehend geschildert werden.

Bei dem steigenden Interesse, welches die stets lebhafter sich entwickelnden Beziehungen Chinas zu Europa und ganz besonders auch der jüngste chinesisch-französische Krieg dem Reich der Mitte zugenommen, wird es für unsere Leser und Leserinnen gewiß erwünscht sein, wenn wir es an dieser Stelle auch versuchen, eine kurze Schilderung des chinesischen geselligen Lebens zu geben, wie dasselbe jetzt eingehender als früher durch die verschiedenen Korrespondenten dargestellt wird, welche die französische Armee begleiten und also am besten in der Lage sind, im unmittelbaren Verkehr mit den Anamiten deren Gebräuche und Lebensgewohnheiten kennen zu lernen.

Einer dieser Korrespondenten schildert das Leben Tonkims sehr ausführlich und anschaulich. Freilich dringt ein Fremder fast niemals in das eigentliche Familienleben der Chinesen und Anamiten, weil die Frauen, wenn auch nicht so unmittelbar wie die Mohammedanerinnen, sich doch fast ausschließlich auf den Verkehr mit ihrem Geschlecht beschränken; dagegen finden die Frauen Zutritt zu den kleinen Bées, welche die vornehmen und reichen Anamiten in den Restaurants veranstalten und welche für die dortigen Lebemänner etwa das sind, was man in Paris eine Partie fine bei Vefour, Vreban oder den Frères Provenceaux nennen würde. In Hanoi zum Beispiel gibt es eine Straße, welche die Straße der Feste heißt und in welcher sich Haus bei Haus die Lokalitäten für die feinen Diners der anamitischen Herrenwelt befinden. Das Erste, was der Gastgeber bei einem solchen Feste zu thun hat, ist, daß er genau dieselbe Anzahl von den öffentlichen Tänzerinnen mietet, als er Gäste einladet. Diese im ersten Augenblick befremdende Sitte hat durchaus nichts Anstößiges und Zweideutiges, denn diese öffentlichen Tänzerinnen müssen sich stets eines außerordentlich guten Rufes erfreuen — der geringste Makel, der an ihnen haftet, der geringste Verdacht an ihrer Ehrbarkeit würde sie broblos machen, denn Niemand dürfte sie dann wieder zu einem Feste mieten. Sie müssen musikalisch sein, um nöthigenfalls auch Musik machen zu können; sie müssen ihre pantomimischen Tänze vortrefflich verstehen und eine leichte, heitere Unterhaltung führen können. Im Uebrigen sind sie in ihrem Benehmen äußerst reservirt und haben durchaus keine Ähnlichkeit mit den Tänzerinnen der Pariser Großen Oper, wie der französische Korrespondent sagt; jede Annäherung über die strenge Grenze des einfachen geselligen Verkehrs weisen sie, wenn sie von Fremden versucht wird, auf das Strengste zurück und verlangen ebenjoviel Respekt als die vornehmen Damen der Pariser Gesellschaft — ja oft noch mehr als diese.

Die Lokale, in denen die reichen Anamiten ihre geselligen Zusammenkünfte halten, sind sehr einfach und wenig luxuriös; sie liegen an der Seite eines Korridors, welcher das ganze

Haus durchschneidet und endlich in einen kleinen Hof führt, in welchem sich fast immer einer jener merkwürdigen Miniaturgärten befindet, in denen die Chinesen ihre Kunst zeigen, alle Pflanzen, selbst die Eichen, so zu verkleinern, daß sie nur wie ein Spielzeug erscheinen und man kaum an die Wirklichkeit ihres Lebens glauben kann.

Die einzelnen Gesellschaftsräume sind lang ausgebehnt und, wie der Korrespondent erzählt, schlecht beleuchtet, meist mit drei aufgehängten Dellampen, in denen Döchte von Bambusfasern brennen, welche wenig Licht, aber dafür verhältnismäßig um so mehr Rauch verbreiten. Der Fußboden ist mit Matten bedeckt und an der langen Wand steht eine Art von Kanape, auf welchem die Gäste neben einander Platz nehmen, jeder eine der Tänzerinnen an seiner Seite. Ein Korrespondent des „Temps“, welcher eine bedeutende Feder führt, erzählt, daß die Tänzerinnen vor den Europäern einen instinktiven Widerwillen oder eine abergläubische Furcht gezeigt, sie hätten zwar ihre Plätze eingenommen, aber stets die Augen niedergeschlagen gehalten, als ob sie von dem Anblick der fremden Gesichter eine unheilvolle Wirkung befürchteten, und sie wären bei jedem Worte, das an sie gerichtet worden, sichtlich zusammengefahren, so daß die Franzosen vorgezogen hätten, sie gar nicht mehr zu beachten und von ihrer von den Eingeborenen so gerühmten Liebenswürdigkeit sehr wenig erbaut gewesen wären.

Es sind in neuerer Zeit schon zuweilen chinesische Menüs veröffentlicht worden, doch ist es immer interessant, die Beschreibung zu verfolgen, welche ein französischer Korrespondent des „Temps“ von den Dinern in den chinesischen Restaurants der vornehmen Welt gibt.

Der Tisch, welcher einer Estrade gleich vor dem mit Matten bedeckten Kanape sich ausbreitete, auf dem die Chinesen selbst mit zusammengebeugten Knien hockten, war mit Speisen aller Art überladen und die verschiedensten Gerichte standen auf Platten und in Kästen neben einander. Einer der Chinesen überlegte, so gut er konnte, das Menü in die französische Sprache, so daß die französischen Gäste doch einigermaßen wußten, was vor ihnen stand, denn aus der äußern Erscheinung war dieß bei den wenigsten Dingen zu erkennen. Es gab dort getrocknete und klein geschnittene Fischblafen, dazu eine Weigabe, welche eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Sauerkraut hatte; Fischbäume zu einer Art von Gelée eingefocht und kunstvoll wie Spitzenwerke ausge schnitten; sogenannte Fischnerven, Knorpel aus den Kiemen großer Fische in einer scharfen Sauce; Filets von geräucherter Meeraal, auch Schnitten von ganz rohen Fischen, mit scharfen Gewürzen garnirt und einen starken Hautgout verbreitend; außerdem Fische in allen möglichen Formen, die man für Gott weiß was Alles, nur nicht für Theile der Bewohner der Flüsse und Meere halten konnte. Neben den zu einer dickflüssigen Gallerte eingefochten Vogelnestern der Salanganen sah man die auch früher häufig als chinesisches Gericht genannten Haifischflossen, aber der Korrespondent beschreibt sie als eine dicke und zähe Masse, welche man für Stücke von Gummi elasticum halten könnte. Schweinefleisch gab es in verschiedenen Zubereitungen, ebenso lieferte auch die Ente den Stoff zu zahlreichen Gerichten.

Die Chinesen und Anamiten haben das gastronomische Prinzip, die einzelnen Theile von einem jeden Thier ganz besonders zuzubereiten und zu einem besondern Geschmack zu entwickeln — so zum Beispiel bestand sich auf der beschriebenen Tafel ein Salmi aus der Haut der Entensfüße, welches die Chinesen in einer schwarzen Sauce mit vielen kleinen Zwiebeln, Senf und grünen Bohnen mit großer Leidenschaft aßen, zu dem sich aber die Franzosen nicht verstehen konnten. Man trank dabei einen Reisbranntwein, dem die Chinesen sehr fleißig zusprachen, den aber der Korrespondent als abscheulich beschreibt. Ebenjoviel betriebig erschien den Franzosen das Dessert, bei welchem in Salz gebratene Mandeln, in Kalb eingemachte und ganz schwarz gewordene Eier, kleine Spitzen Zuckerrohr und eine große Anzahl völlig unreifer Früchte, deren Säure den Gaumen zusammenzog, die Hauptrolle spielten. Man aß die Saucen mit kleinen Löffeln von Porzellan, die festen Dinge aber mit den bekannten Stäbchen, welche die Chinesen statt der Gabeln gebrauchen. Die Franzosen waren auf den Gebrauch dieser Stäbe besonders neugierig und glaubten, daß die Chinesen dieselben mit einer ganz ausgefuchten gräßlichen Geschicklichkeit zu führen wüßten würden, aber sie sahen sich getäuscht. Der Gebrauch dieser Stäbe war vielmehr sehr wenig einladend und unanmuthend. Alle Speisen waren schon völlig in kleine Stücke zer schnitten angerichtet. Die Chinesen nahmen ihre Portionen in einen kleinen Napf, trankten sie mit Sauce, mischten die Gemüse und Gewürze dazu und schoben dann mit dem Stäbchen jeden Bissen, den sie zu sich nehmen wollten, an den Rand des Napfes, diesen hoben sie darauf zum Munde und schlürften den bereiteten Bissen, indem sie mit dem Stäbchen nachschoben, in geräuschvoller und nicht sehr appetitlicher Weise über die Lippen. Man aß übrigens alle Speisen ohne die Beobachtung einer Reihenfolge nach einander und nur das Dessert war von dem Uebrigen getrennt.

Nachdem das Diner beendet war, wurden die Speisen abgetragen und die Tänzerinnen bestiegen dieselbe Estrade, welche bisher als Eßstisch gedient hatte. Sie begannen mit einem monotonen, langamen und klagenden Gesang, dessen Worte die Franzosen nicht verstanden, der aber auf sie einen durchaus nicht angenehmen Eindruck machte. Auch der Tanz, dessen Allegorie und Mimik den Franzosen gleichfalls räthselhaft blieb, wird als sehr wenig anziehend beschrieben, um so mehr, als die schwarz lackirten Zähne der Tänzerinnen bei der Produktion ihrer Kunst noch mehr und unangenehmer auffielen als vorher, da sie zwischen den Gästen ihren Platz eingenommen hatten. Die Chinesen aber unterhielten sich bei dem Tanz vortrefflich, sie saßen auf ihren Kanapes, rauchten aus ihren kleinen Pfeifen den mit Opium parfümirten Tabak und folgten mit halb geschlossenen Augen dem Gesange und den Bewegungen der Tänzerinnen. Eine alte Frau machte aus einer Guitarre die Musik dazu und saß so starr und unbeweglich in einer Ecke, daß man sie fast für einen Automaten hätte halten können. Der französische Korrespondent fügt noch hinzu, daß ihm die Verbauung der chinesischen Gerichte große Schwierigkeiten bereitet habe; dagegen ist er voll Lobes über die außerordentliche Höflichkeit und Artigkeit, welche die Chinesen dem Gast-

freund gegenüber beobachten und welche manchen europäischen Kreisen zum Muster hätten dienen können.

Neben dieser Darstellung des Lebens der vornehmen Gesellschaft, soweit es dem Fremden überhaupt zugänglich wird, enthalten die Berichte aus Tonkin aber auch ganz merkwürdige und interessante Schilderungen des eigentlichen Volkslebens. Das Haus des Anamiten der mittleren und unteren Volksklassen steht den ganzen Tag über offen, so daß man fast alle Räume und das ganze innere Leben in denselben beobachten kann. Nur ganz im Hintergrunde des Hauses, gewöhnlich neben einem kleinen Hof mit einem oder einigen Bäumen, befindet sich ein Raum, der von der Straße nicht zugänglich ist und in welchen man sich zurückzieht, um Freunde zu empfangen, sich auszuruhen und zu plaudern, während man den Opiumtabak raucht oder den Betel kaut oder am Abend auch mit Würfeln oder Karten spielt. Die Kaufleute haben ebenjo offene Läden; sie besitzen keine Magazine mit Vorräthen, Alles, was sie haben, ist auf den Tischen zum Verkauf ausgestellt oder an der Bedachung aufgehängt, und wenn man an den Marktbuden der Krämer, der Schlächter und der Bäcker vorübergeht, so hat man sogleich einen genauen Ueberblick über Alles, was der chinesischen Volksküche zum Material dient. Auf dem Tisch des Krämers steht man in kleinen Körben neben einander stehen Salz und Pfeffer, dann Del in Flaschen oder in hölzernen Näpfen, Knoblauch, Zwiebeln, getrocknete Gemüse, Champignons und allerlei Gewürz; auf einer andern Seite befinden sich in außerordentlicher Vielfältigkeit und Verschiedenheit die getrockneten Fische von dem ganz kleinen Meerstint bis zu mächtigen Exemplaren von einem Meter Länge; Mollusken mit gewaltigen Armen, welche riesigen Kellerrwürmern gleichen; große Krevetten und Krabben. Ferner ist sehr beliebt eine Art von schwarzen und gelben Bohnen, aus denen man einen Saft zieht, der ungefähr wie geronnene Milch aussieht; Bambusspitzen in Konjerven, die dem Spargel ähnlich sind; weißer und rother Ingwer; Reismehl in Stücke zusammengepreßt, welche aussehen wie Kreide; Syrup von Zuckerrohr, welchen der Krämer von Zeit zu Zeit mit einem Holzlöffel umrührt; große Krüge mit der eigenthümlichen dunklen Sauce, welche die Chinesen Nuoc-Man nennen und welche ohne Unterschied von dem Volk zu allen Gerichten gegeben wird. Diese Sauce wird hergestellt, indem man Fische im Wasser verfaulen und allmähig zu Brei werden läßt. Dieser Nuoc-Man erinnert in seiner höchsten Potenz der Entwicklung an Limburgerkäse, verschärft durch einen durchdringenden Thranabstrich.

Wendet man sich zu der Marktbude des Schlächters, so zieht dort an den Fleischhaken die Aufmerksamkeit des Fremden ein Thier auf sich, über das man sich beim ersten Anblick nicht recht klar wird — der aufgeschnittene Körper zeigt ein rosiges Fleisch und weißen Speck; die Haut ist über einem Strohfleuer angebrannt und sieht sehr appetitlich aus, der Kopf liegt neben dem aufgehängten Thier auf einem Brett und ist sehr sorgfältig präparirt wie die Kalbs- oder die Wildschweinsköpfe. In den Nasenlöchern stecken Peterfilienbouquets; bei näherer Betrachtung aber erkennt man, daß dieses so lockend zum Verkauf ausgetestete Thier nicht ein Schwein, sondern ein ganz einfacher, für den Tafelgebrauch präparirter Hund ist. Zahlreiche Käufer treten heran und der Schlächter schneidet ihnen, je nach ihrer Wahl und dem Preis, den sie anlegen wollen, verschiedene Stücke ab. Diese Hunde, welche überhaupt nur für die Schlächtereien bestimmt sind, sind eine Art von mittelgroßen Doggen, schwerfällig und ungelent, immer mürrisch, als ob sie das ihnen bevorstehende Schicksal kannten. Sie werden herdenweise vom Land in die Städte gebracht, theils bereits gemästet und zum Schlachten fertig, theils in jungen Exemplaren, welche die Schlächter und die Haushalte ankaufen, um sie, wie bei uns die Schweine, fett zu machen. Neben dem Hund findet man nur noch das Schwein in den Schlächterläden. Das chinesische Schwein ist von einer andern Art als das unsrige, die Füße sind kurz, der Rücken eingedrückt, der Bauch schleppt an der Erde. Dasselbe hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Nilpferd; sein Preis ist gering, da es sich fast von selbst von allem Ausguf der Häuser nährt — in jedem Himmstein und in jeder Pfütze sieht man eine Sau mit ihren Ferkeln im Schlamm wühlen und sich nur mühevoll und langsam fort schleppen. Die Kinder sind selten und für die mittleren und niederen Klassen zu theuer. Die Hammel sind völlig unbekannt.

Die Bäcker sind unausgezehrt beschäftigt, in ihren Buden Kuchen aus Reismehl und geriebenen Mandeln zu backen in allen möglichen Arten und Formen, hundertfach verschieden durch die beigemischten Gewürze. Eine Hauptbeschäftigung in diesen Bäckerbuden besteht in der Herstellung des Gerstenzuckers. Der Bäcker hat an einem Pfosten einen Klumpen von dick gefochtem Caramel hängen, den er unausgezehrt mit großer Mühe und Kraft zu einem Strich herabzieht und so lange gewissermaßen spinnt, bis derselbe die richtige Dicke erhalten hat. Hiervon wird dann den Käufern ganz frisch das von ihnen verlangte Maß des Gerstenzuckers abge schnitten.

Abgesehen von diesen drei Buden, aus denen sich die kleinen chinesischen Hauswirthschaften versorgen, findet noch an jedem Morgen ein besonderer Markt statt, zu welchem die frischen Fische und Gemüse von außerhalb gebracht werden. Zu den Fischen zählt man hier alle möglichen Wassergeschöpfe, und die Händler, welche dieselben feilboten, haben als ganzes Magazin nur zwei Körbe, welche sie an den beiden Enden eines starken Bambusstabes über der Schulter tragen. Alle Sümpfe, Gräben und Moräste, welche sich in großer Zahl im Lande vorfinden, stecken voll lebender Geschöpfe aller Art. Die Händler schöpfen an jedem Morgen mit ihren Netzen diese lauwarmen, breiigen Massen aus — was sie da an Kreaturen erwischen, bringen sie auf den Markt und finden dafür einen reißenden Absatz. Diese Fischhändler haben in ihren Körben kleine, vielfältige trabenartige Geschöpfe, welche in gespaltenen Bambus gesteckt werden; fette und fleischige Frochschengel auf Stäbchen gesteckt, zum Braten fertig, wie man sie allerdings auch in Paris liebt; eine Art von Krevetten mit zwei außerordentlich langen Scheren; Wasser- schlangen; ein ganz besonderes Leibgericht der Chinesen, und fast unzählige Arten von Wasserschnecken, welche gestoten und dann mit Nadeln aus ihren Schalen gezogen werden. Einen besondern Leckerbissen, welchen die Händler sammeln und auf dem Markt verkaufen, bilden auch die leicht gerösteten Puppen

von Raupen — vorzugsweise gesucht sind die Puppen der Seidenwürmer; aber auch sonst ist man Alles, was sich an Würmern und Insekten in den Moräften oder an deren Rand befindet.

Man sieht, es ist für eine anamitische Wirtschaft nicht schwer, sich täglich zu verproviantiren und nach dortigem Geschmack gut zu leben; aber kaum möchten unsere Hausfrauen mit den chinesischen Verkaufsbuden und dem chinesischen Markt einverstanden sein.

Schiller'sche Frauengestalten.

(Zu den Lendruckbeilagen.)

Unter allen weiblichen Charakteren, die unser großer deutscher Dramatiker geschaffen hat, ist keiner von so köhn auf-
 lodernder Leidenschaft durchglüht wie derjenige der Prinzessin Eboli, des üppigen jungen Weibes, dessen Empfindungen in Liebe, Haß und Reue gleich mächtig über alle Schranken der Mäßigkeit hinausfluten. Während Schiller sonst so gern seine Frauengestalten in ätherische Regionen emporhebt, haben wir hier ein echtes Wesen von Fleisch und Blut vor uns, eine Feuerseele, die all ihr Sein in irdischen Wünschen erschöpft und durch die Leidenschaftlichkeit dieser Wünsche sich und Andere in's Verderben stürzt. Eben um dieser verzehrenden, aber auch befruchtenden Eigenschaften willen ist sie zu einem besondern Liebling der Verehrer der Schiller'schen Muse geworden. Unser Künstler stellt sie in dem bezeichnenden Augenblick dar, wie sie verlangenden Sinnes Don Carlos erwartet, in dessen Herz sie sich mit allen ihr zu Gebote stehenden Reizen der Erscheinung und der in Töne hingehauchten Seele einzuschmeicheln bemüht ist.

Völlig andere Saiten berührt die zweite unserer Darstellungen. Durch diese Szene aus Schiller's Bearbeitung des Picard'schen Lustspiels: „Der Neffe als Onkel“ finden wir uns ganz in das feine Parfüm der graziösen Tage des vorgeschrittenen vorigen Jahrhunderts verführt. Die mit Zartheit und Anmuth gehandhabte Etikette dämpft jede stürmischere Empfindung zur sanftbewegten höflichen Pastoralen herab. Die mütterliche Güte, die naiven, noch halb unbewußten Gefühle der kaum erblühten zarten Jungfrau, in deren kindlichem Herzen die Liebe ihre ersten Knospen treibt, die bewundernde Freude des lauschenden jugendlichen Liebhabers, die harmlose Schalkhaftigkeit der jungen Frau, die jeden verrätherischen Ausdruck ihrer Züge hinter dem Fächer zu verbergen bereit ist, und der breitere Humor des verschmitzten Dieners — Alles erscheint wie in eine zarte, durchsichtig verstäubte Buderwolke gehüllt, die durch nachgeahmten Weichenduft dem raffinierten höflichen Treiben einen lauschenden Hauch von ländlicher Unschuld zu verleihen beflissen ist.

So erheben sich diese beiden Bilder in ihrer typischen Geltung für die Charakteristik verschiedener Zeiten und Sitten zu einer künstlerischen Unabhängigkeit, vermöge deren sie auch dem Beschauer ein selbstständiges Interesse abzugewinnen geeignet sein werden.

W. B.



Literatur.

— Karl Stieler ist meist nur als Dichter bayerischer Lieder bekannt und sein Tod im kräftigsten Mannesalter darf als ein großer Verlust für die Literatur der Dialektbildung angesehen werden. In dem Protowerk „Kulturbilder aus Bayern“ des Jungferstorbenen (Stuttgart, Bong) erhalten wir sozusagen ein interessantes Dokument, das uns in die Werkstatt des Meisters führt. Stieler hat in diesem Buch aufgezeichnet, was er vom bayerischen Volk aus seinem intimen Verkehr mit Landleuten, Holzhedten, Fuhrleuten in Feld, Wald und Wirthshaus erlaßt und erfahren; viele dieser Erinnerungen gestalten sich auch in diesen Prosablättern schon zu Liedlein, meist jedoch ist der Titel „Kulturbilder“ gerechtfertigt. Karl Stieler war ein feiner Beobachter und ein gründlicher Kenner des bayerischen Volkslebens, seine Darstellung als Prosaist ist einfach, schlicht, klar und kräftig und somit bietet auch dieses Buch eine wahrfrische, erquickende und vielfach sehr interessante Lektüre. Der Band enthält sechs Essays, wenn man diese einfache Form so nennen darf, von denen als interessanteste uns erscheinen: „Ueber den Volkscharakter im bayerischen Hochland“, „Sitte und Brauch im bayerischen Hochland“ und „Alter und neuer Verkehr“ in demselben Gebiete. Der Schlusssatz: „Franz Desprezger und seine Bilder“, ist sehr charakteristisch für Stieler's Denkart und Auffassung der künstlerischen Verwerthung dorfgeschichtlicher Stoffe überhaupt. Das frisch und warmherzig geschriebene Buch wird viele Freunde finden.

— Eine für alle Geschichtsfreunde interessante Novität wird in den nächsten Wochen im Buchhandel erscheinen. Es sind dies die im k. preussischen Geh. Staatsarchiv befindlichen, bisher noch nicht veröffentlichten „Tagebücher des Marquis von Lucchini über die Tischgespräche der Tafelrunde zu Sanssouci (1780—83)“. Dieselben sind eine Ergänzung der bereits früher erschienenen Gespräche Friedrich des Großen mit H. de Satt. Die Lucchini'schen Tagebücher sind in italienischer Sprache abgefaßt und werden von Dr. Fritz Bichhoff übersetzt und herausgegeben.

— Die Zeit der Seebäder ist da und mit ihr die Badeschriften, welche sich mit Nord- und Ostsee beschäftigen und notwendige Handbüchlein der Besucher dieser Gegend geworden sind. Norderney und Borkum sind besonders in dieser Beziehung bedacht. So liegt uns jetzt vor „Die Flutabelle für die Saison 1885 in Norderney“ (15. Juni bis 30. September). Das ziemlich dickleibige kleine Buch enthält gleichzeitig eine Ortsbeschreibung, die offiziellen Tagen und Nachweise für Bäder, Wohnung, Verpflegung, Beförderung und Fahrpläne, Reisekosten, Posten und Anleitung zu Ausflügen (Norden, Braams). Ein ganz ähnliches Werkchen ist über Borkum erschienen; es trägt den Titel: „Borkum, kleines Taschenbuch für Badgäste, Saison 1885“. Ein größeres, mehr zur Lektüre geeignetes, führt die Flagge: „Die Nordseeinsel Borkum“ (beide Haynel, Emden). Dieses Buch behandelt besonders das Balneologische recht ausführlich vom ärztlichen Standpunkt aus und ist mit 58 Illustrationen, Plänen und Situationskarten bereichert. Die drei Werke sind für Reisende nach diesen Bädern überaus nützlich.

— Von der „Geschichte des Prager Theaters“ von Oskar Teuber, deren wir bereits mit voller Anerkennung gedachten, befindet sich der dritte (Schluß-) Band, welcher noch die jüngsten Kriegen der Prager Bühnen schildern wird, unter der Presse (Verlag von A. Haase, Prag).

Bildende Künste.

— Benjamin Raunter's neuestes Werk betitelt sich: „Die Rückkehr des verlorenen Sohnes“. Es handelt sich um einen Vorgang des bäuerlichen Familienlebens. Die Familie des behäbigen Großbauern ist in der Stube verjammelt, als bleich, zerlumpt der auf Abwege gewandene Sohn im Hintergrunde der Stube an der Thür auftaucht. Ehen, gesunkenes Hauptes duckt er sich an den Thürschwelen. Die alte Magd blickt in eine lebhafteste Bewegung des Erkanntens aus, der Haushund erkennt ihn, springt an ihm empor, und der arme Teufel legt zaghaft die Hand auf dessen Kopf, dankbar, daß ihm wenigstens das Thier freundlich begegnet. Jörnig ist der Vater vom Stuhl gesprungen, die Mutter sucht ihn zu bejähigen, die übrigen Familienmitglieder beobachten den Ausgang der Szene mit verschiedenen Gefühlen. Der „gute“ Sohn insbesondere sieht auf den unerwarteten Bruder mit prothier Verachtung. „Ein schöner Lump! Wie sieht der Kerl aus!“ scheinen seine Lippen zu murmeln. Ein reizend schönes Mädchen, die älteste Schwester, legt die Hände über das angstvoll mitleidig schlagende Herz.

— Ein neuer „Matthias Schmid“ steht in Sicht. Wie uns aus München geschrieben wird, legt der berühmte Tyroler Maler Joeben die letzte Hand an ein großes Bild: „Aus dem Tyroler Befreiungskriege“. Das Gemälde führt den Beschauer hinaus in die Schneeregionen und stellt einen Bewohner des Duzer Thales dar, welcher auf seinem Rücken eine an der Tragabagge befestigte verwundete Heldin des Befreiungskampfes thalabwärts trägt.

— Die Verschärfung der Vorschriften über Aufnahme von Fremden an der Münchener Kunstakademie hat, wie uns aus München berichtet wird, bereits gute Früchte getragen. Es sind an dieser dormal 428 Schüler eingeschrieben, um 123 weniger als im letzten Wintersemester. Ihrer Nationalität nach sind es 152 Bayern, 112 Angehörige anderer deutscher Bundesstaaten und 164 Ausländer, darunter 73 Oesterreicher, 17 Ungarn, 27 Amerikaner, je 14 Schweizer und Russen, je 4 Griechen und Engländer, je zwei Norweger und Serben und je 1 Italiener, Holländer, Spanier, Bulgare, Rumäne, Türke und Japaner.

Musik.

— Das große Händelfest in London, welches kürzlich unter der Leitung des Musikdirektors August Mann im Krystallpalast abgehalten wurde, gestaltete sich zu einer großartigen Ovation für den unsferlichen deutschen Meister, welcher beweist, wie tief die musikalische Schatzkammer in den Herzen der englischen Nation wurzelt. Der erste Tag war dem „Meßias“ gewidmet, das zweite Monstroskonzert, zu welchem sich eine Zuhörerschaft von über 22,000 Personen eingefunden, brachte eine Auswahl aus Händel's Oratorien. Das Orchester zählte 469 Mitglieder, der Chor 2782 Stimmen. Zur Aufführung kamen Theile von Saul, Josua, Judas Makkabäus u. A. Als Händelnovität excellirte das kürzlich in der k. Bibliothek in Badinghampalauf endete Concerto für die Orgel mit Orchesterbegleitung. Ferner gelangte eine herrliche, noch wenig bekannte Sonate zur Aufführung, die ursprünglich von Händel für eine Violine komponirt, bei dieser Gelegenheit von sämtlichen Violinen des Orchesters, etwa 170 an der Zahl, gespielt wurde. Seinen Abschluß fand das Fest mit einer Aufführung des Niesenoratoriums „Israel in Aegypten“. Die Solopartien wurden von den Damen Albani, Ballerina, Trebelli und Suter, sowie von den Herren Santley, Edward Lloyd, Barrington Foote, Ffoli und Maas trefflich ausgeführt.

— Die neue Bruch'sche Komposition „Achilleus“ fand auf dem kürzlich stattgehabten Musikfest in Bonn eine glänzende Aufnahme. Das Werk zerfällt in drei Theile, wird von einem durch den Chor gesungenen Prolog eröffnet und mit einem Epilog geschlossen. Ganz hervorragend waren die Leistungen der Solisten Emil Goetze, Achilleus; Amalie Joachim, Andromache; Frau Schröder-Hansflägel, Thetis, und Henschel, Odiseus. Der Komponist, welcher das den schönen Vorkämpferlichen Text in grandiofer Weise interpretirende Werk selbst dirigirte, wurde durch Beifall und Kränze von dem begeisterten Publikum mehrfach ausgezeichnet. Die Kritik rühmt die unverkennbare Einheit des Ganzen, den energischen Zug der Handlung und die wirkungsvolle Charakteristik des Don-gemäldes, das sich den früheren Bruch'schen Chorwerken in würdiger Weise anschließt.

— Ein überaus wichtiges und interessantes Schubertmanuskript ist, wie aus Wien geschrieben wird, durch Friedländer, den bekannten Schubertforscher, aufgefunden worden: „Goethe's Claudine von Villa Bella“ als Oper. Leider ist nur der erste Akt vorhanden, der zweite ist bei einem Brande verloren gegangen, doch soll der erste eine Fülle echt Schubert'scher Schönheiten enthalten.

— In Vissabon ist eine symphonische Dichtung des Maestro Boniccioli mit großem Erfolg zur ersten Aufführung gekommen. Das Werk heißt: „Der Tod“ und ist dem Andanten Victor Hugo's gewidmet.

Bühne.

— Paul Heyse's Drama: „Don Juan's Ende“, das bekanntlich seine Premiere am Frankfurter Stadttheater erlebte, wurde kürzlich auch im Leipziger Stadttheater zum ersten Mal mit großem Beifall aufgeführt. Das genial erdachte, gedankenreiche Drama hat trotz seiner etwas langgezogenen Exposition sich als bühnenwirksam bewährt. Der von dramatischem Leben erfüllte dritte Akt und der auch jenem wirksame letzte (Ausbruch des Beswurs) rissen das Publikum zu stürmischem Beifall hin.

— Mit dem 2. Juli ist für Wien das theatralische Interregnum eingetreten. Kürzlich haben auch die Vorstellungen der Burgtheaterpieler auf der Opernbühne ihr Ende erreicht. Die theatralischen Bedürfnisse der Kaiserstadt hat nunmehr zudörst das Fürsttheater im Prater zu befriedigen. Von Seiten der Einheimischen sind dieselben während der heißen Sommermonate allerdings sehr gering. Das Repertoire des Burgtheaters der letzten zwei Wochen war wiederum eine Auslese der durch die Darstellung besonders hervorragenden Stücke: „Der Erbsörfer“, „Der Richter von Zalamea“, „Der Hüttenbesitzer“, „Arria und Messalina“, „Uriel Acosta“, „Maria Stuart“, „Die Räuber“, „Der Sohn der Wildnis“, zwei Vorstellungen von „Antonius und Kleopatra“, bezüglichen von der „Ahnfrau“ und dem „Verwunder“. Jedem Schauspieler wurde Gelegenheit geboten, sich dem Publikum am Schluß der Saison noch einmal in seiner ganzen Stärke zu zeigen. „Der Verwunder“ erschien zum ersten Mal im Repertoire des Burgtheaters. Man hatte aber all-gemein das Gefühl, daß dieses Werk sich da doch nicht eigentlich an seiner richtigen Stelle befinde. Der Valentin ist eine vorzügliche Rolle Thyrol's, der letzte Akt der Hofel gelang auch Frau Schrat recht gut und die Christiane des Fr. Barfescu verdient hervorgehoben zu werden. Im Uebrigen bot die Darstellung und Inszenirung dieses Lieblingsschicks der Wiener nichts besonders Bemerkenswerthes. Fr. Wessely, Hartmann und Thimig waren der Bühne bis zum Schluß der Saison durch Krankheit entzogen.

— Die ersten Herbstnovitäten des Wiener Hofburgtheaters werden, wie die „R. Fr. Pr.“ meldet, „König Koloman“ von Maurus Jofai und „Lezte Liebe“ von Ludwig Dozi sein. Das letztgenannte Stück, ein Schauspiel in Versen, spielt theils in Italien, theils in Ungarn, dem Vaterlande des Autors.

— Die Begründung der Goethegesellschaft wurde vom Hoftheater in Weimar, wie von dort geschrieben wird, durch eine vortreffliche Auf-führung der „Stella“ gefeiert. Die Aufführung des merkwürdigen Doppelgedramas, das mit dem von Goethe später zugefügten tragischen Schluß gegeben wurde, gereicht der Weimaraner Bühne, die unter der

feinsinnigen Leitung von Loßs die Uebersetzungen der klassischen Epoche Weimars treu zu wahren weiß, zur Ehre.

— Mit der Aufführung eines Pariser Sittenbildes: „Fromont jun. und Rislér sen.“ von Daudet und Belot hat kürzlich das Gärtnert-theater, wie aus München geschrieben wird, ein ganz interessantes Ex-periment auf fremdem Gebiete gewagt, das zum Theil geglückt ist. Als Rislér gastirte der Charakterspieler Maurice Morisson und errang durch sein warmes, naturwahres Spiel und gewisse geniale Züge in der Auf-fassung lebhafteste Anerkennung. Morisson, der früher in den Bahnen eines ziemlich schrankenlosen Virtuositenthums wandelte, hat demnach sein un-leugbares Talent jetzt in erfreulicher Weise künstlerischen Zwecken unter-geordnet und darf bei erstem Weiterstreben einer ehrenvollen Zukunft entgegensehen.

— Eine Shakespearevorstellung auf dem Naturtheater hat kürz-lich, wie aus London berichtet wird, auf dem Landstg der Lady Arch-bald Campbell vor dem Prinzen von Wales und einer Reihe von Mit-gliedern der Hofgesellschaft stattgefunden. Man gab „Was ihr wollt“. Theater und Zuschauer waren unter freiem Himmel, und als der Vorhang sich hob oder vielmehr niedergelassen wurde, blickten die Gäste in einen wirklichen, lebendigen Wald, dessen Rauschen von seinem Theater-maschinen dirigirt wurde. Die Vögel sangen und zwitscherten in die Gespräche der Künstler hinein, die der vornehmen Gesellschaft Londons angehörten. Die idyllische Theatervorstellung hat ganz außerordentlichen Beifall errungen.

— Der gegenwärtig berühmteste Schauspieler Englands, Ir-ving, will demnächst den Goethe'schen „Faust“ in der englischen Ueber-setzung von G. Wills auf seiner Bühne in London zur Aufführung bringen. Ellen Terry wird das Gretchen, Irving selbst den Mephisto spielen. Die Inszenirung wird auf das Sorgfältigste vorbereitet und soll möglichst nach den besten deutschen Mustern betrieben werden.

Kultur und Wissenschaft.

— Das Goethearchiv ist, wie aus Weimar geschrieben wird, kürzlich seinem Direktor, Professor Erich Schmidt, von der Großherzogin übergeben worden, obwohl dessen Uebersiedlung von Wien nach Weimar erst im Herbst erfolgen wird. Die im Auftrage der neugebildeten Goethe-gesellschaft herzustellende erschöpfende Biographie des Meisters soll nicht von einem einzelnen Goetheforscher verfaßt werden, sondern nach einem von der Großherzogin von Weimar gemachten Entwurf aus einer längeren Reihe monographischer Darstellungen bestehen, welche nacheinander Goethe's Leben, Goethe als Dichter, als Staatsmann, als Naturforscher u. s. w. behandeln sollen, und zwar, wie es sich von selbst versteht, jedesmal durch eine anerkannte Fachautorität. Im besondern Wunsch der Großherzogin liegt es, auch den greiser Leopold Ranke zu einem einleitenden und all-gemein über die Zeit orientirenden „Tableau historique“ heranzuziehen. Eröffnet aber werden diese Publikationen demnächst durch „Briefe der Frau Rath Goethe an die Herzogin Anna Amalie von Weimar“.

— Die Londoner geographische Gesellschaft entsendet im August eine neue Expedition unter Führung von Kapitän dem Innern Afrika zur nähern Erforschung der von Konful D'Neill Ende 1883 entdeckten Region des Namulligebirges. Von dort wird die Expedition das Thal des Nilflusses betreten und schließlich Mozambique als Endpunkt der Expedition erreichen.

Erfindungen.

— Der bereits längern Liste von Hilfsmitteln, durch Benützung chemischer Elemente ein Feuer auszulösen, muß jetzt ein neues hinzu-gefügt werden, welches einem Deutschen Namens L. Buchbinder sein Da-sein dankt. Die Erfindung, deren erste Anwendung in England kürzlich, Londoner Blättern zufolge, auf einem Feld in Hertsch versucht wurde, wird „Pyroretor“ genannt und besteht aus einem Pulver, welches, wenn es in dem Verhältnis von 1 Pfund zu 1 Gallone in Wasser aufgelöst wird, eine Mischung bildet, die eine außerordentliche Auslöschungskraft besitzt. Der Erfinder behauptet, daß das Pulver unschädlich ist und in trockenem oder nassem Zustand ohne Verlust an seiner Wirkung lange Zeit gelassen werden kann; außerdem macht es irgend einen Teil der Mischung behandelten Gegenstand unentzündbar. Der kürzliche Versuch, dem u. A. auch der Chef der hauptstädtischen Feuerwehr, Kapitän Shaw, anwohnte, bestand in der Anzündung eines Holzkloßes, der mit Korbelpänen und anderen leicht entzündbaren Materialien gefüllt und mit Paraffin gut ge-tränkt war, sowie in der Auslöschung der Flamme durch Anwendung des Pyroretor, was ungefähr in zwei Minuten bewerkstelligt wurde.

— Unter der Bezeichnung „Gartenmaschine“ wird von London aus ein Gerath in den Verkehr gebracht, das, in der Hauptsache eine fahrbare Gartenpriphe, doch durch anderweitige Ausrüstung und Neben-einrichtungen die Wahl jener Bezeichnung eingetragenen redtfertigt. An Stelle der Räder befindet sich eine dritte Walze, so daß nicht nur die Kieswege nicht mehr aufgefahren werden, sondern, wenn das Spritzen-reservoir mit Wasser gefüllt ist, der so beschwerte Apparat sogar zum Glattnagen der Wege benützt werden kann. Weiterhin ist ein Heber angebracht, der, wenn er einmal durch die Spritze in Betrieb gesetzt ist, die Bewässerung selbstthätig und in genau zu regulirendem Grade fortsetzt.

Verkehr.

— Die Erschließung der Karstgrotten, über die wir kürzlich unseren Lesern in Bild und Wort berichtet haben, nimmt, wie aus Wien geschrieben wird, dank den Bemühungen des österreichischen Touristenklubs einen erfreulichen Fortgang. Von der bereits durch eine sichere Steig-anlage zugänglich gemachten Piuta-Zama soll das Vordringen gegen das Adelsberger Thal vorgenommen, resp. die Verbindung zwischen der Adels-berger Grotte und der Piuta-Zama hergestellt werden, ferner soll ein geeigneter Angriffspunkt zwischen dem Planinathal und der Laibacher Ebene aufgesucht und sollen die Verbindungsarbeiten womöglich noch dieses Jahr in Angriff genommen werden. Für spätere Zeit vorbehalten bleiben die Arbeiten zur Verbindung der Piuta-Zama mit dem Planina-thal, zwischen letzterem und dem Zirknitzer Thal, sowie zwischen diesem und dem Loaser Thal. Es sind diese Arbeiten, welche nach ihrer Voll-endung nicht nur dem touristischen Publikum eine in Europa einzige Naturmerkwürdigkeit, einen zusammenhängenden Grottenkomplex von mehr als acht Meilen Ausdehnung, erschließen werden, sondern welche auch für das Kronland Krain durch Aufhebung der alljährlich sich wiederholenden Ueberschwemmungen der dortigen Kesseltäler eine heute noch kaum in ihrem vollen Umfange zu ermessende Wichtigkeit besitzen.

Marine.

— Die elektrische Beleuchtung hat zu den Zwecken der deutschen Marine schon eine vielfache Anwendung gefunden. Sowohl in Wilhelmshaven wie in Kiel findet sich eine derartige Beleuchtung der Werften fertiggestellt, deren volle Benützung jedoch um bedauern, weil für die gegenwärtige Gasbeleuchtung mit den betreffenden Gasgesellschaften noch für eine lange Reihe von Jahren Kontrakt geschlossen ist, erst mit dem hiezu in Ausnahme gestellten Fall des Eintretens einer Mobilmachung in Ausführung treten wird. Von den Schiffen der deutschen Kriegsflotte besitzt zwar nur bisher das Artillerieschiff „Mars“ eine elektrische Be-leuchtung, die in sämtlichen Kojen 240 Glühlampen und auf dem Deck aus zwei Vogenlampen des Siemens & Halske'schen Systems besteht. Für den neuen Panzer „Odenburg“ ist die gleiche Einrichtung jedoch bereits bestellt und der Kostenaufwand für dieselbe in den Kostenanschlag des Erprobbaues für die „Coreley“ ebenfalls schon mit aufgenommen. Wie nach der „Magd. Zig.“ verlautet, sollen mit der Zeit sämtliche Schiffe und Fahrzeuge der deutschen Marine mit einer derartigen Be-leuchtung versehen werden. Nach neueren Mittheilungen wird beabsichtigt,

auch für den neuen großen Nordostkanal nach seiner Fertigstellung eine allmähliche elektrische Beleuchtung eintreten zu lassen, wofür die Aufwendung für das Jahr 90,000 Mark betragen soll.

Feste, Vereine und Versammlungen.

— Die Feier des vierhundertjährigen Geburtstags des Reformators Johannes Bugenhagen ist in Wittenberg feierlich begangen worden. Das Bugenhagenhaus, sowie die Standbilder Luther's und Melancthon's auf dem Marktplatz wurden reich bekränzt. Wittenberger Blätter fordern zu Beiträgen für ein daselbst auf dem Kirchplatz zu errichtendes Bugenhagenendmal auf.

— Ein deutscher Journalistenverein ist vor Kurzem in Philadelphia in's Leben getreten. Der Verein, dem man wohl das beste Gedächtnis wünschen darf, bezweckt, die geistigen Bestrebungen und materiellen Interessen der Mitglieder wahrzunehmen und zu fördern, sowie einen kollegialen Verkehr unter denselben herzustellen; ferner: „sich mit auswärtigen Kollegen in Verbindung zu setzen, um die Gründung von ähnlichen Vereinen in anderen Städten der Union zu betreiben und einen allgemeinen deutsch-amerikanischen Journalisten- und Schriftstellerverband mit denselben Tendenzen zu gründen.“

— Die diesjährige Hauptversammlung des siebenbürgischen Karpathenvereins findet, wie uns aus Hermannstadt geschrieben wird, am 2. August in Mühlbach statt. Im Anschluß an dieselbe sind Ausflüge in die herrlichen Hochgebirge Siebenbürgens projectirt, über die Näheres vom Secretär des siebenbürgischen Karpathenvereins, Emil Siegrus in Hermannstadt, zu erfahren ist.

Sport.

— Das norddeutsche Derby ist vorüber und abermals stehen zwei österreichisch-ungarische Namen an der Spitze der gelaufenen Pferde, zwei dänische schließen sich an und ein deutscher bildet den Beisatz. C. v. Vlastovitz dr. St. „Vidagdänge“ v. Buccaneer a. d. Cincem schlug Rittmeister Rudolf Söllinger's F.-St. „Anna“ mit sechs Längen, dann „Gallus“ Dritter, „Gambetta“ Viertes und D. Dehlschlager's „Amorofo“ Fünfter. Werth der Siegerin 29,600 Mark. Bei den anderen Rennen gewann das f. Hauptgestüt Gradiß mit „Asgard“ das Eröffnungsrennen vor „Fidelio“ und das Hamburger Kriterium, Preis 5000 Mark, für Zweijährige, mit dem F.-H. „Poirimpos“ vor „Mohr“, „Marcolini“ und sechs Anderen, während D. Spielmann mit „Marobrunner“ das Hanfarennen vor „Chalili“ zc. und das Gyldehemmenrennen in einem Feld von Sieben heimtrug. Graf Hendel's „Chalili“ blieb im Handicap vor „Tortoise shell“ und fünf anderen Pferden Sieger, während Captain Joe mit „Tortoise shell“ das Große Handicap, Preis 6000 Mark, vor „Gyngydyran“ zc. und das Hammoniarennen mit „Pompey“ vor „Ely“ und „Necubit“ gewann. Baron Oppenheim hatte als einziges Pferd die zweijährige „Marfenderin“ aus England zur Stelle und gewann mit der F.-St. das Vergleichshandicap gegen sechs Konkurrenten, dagegen trug aus dem Stall D. Dehlschlager's „Silberstern“ die silberne Peitsche vor „Kuratel“ u. f. w. und „Pfeil“ das Jagdrennen vor Lieutenant v. Heyden-Visden's „Palmaster“, der das Jagdrennen des ersten Tages gewonnen, heim.

— Das Große Hamburger Jagdrennen gewann v. Tepper Laszki's „Anderson“ vor „Jessica“, „Crown Derby“, „Full Cry“ und „Man zu“. Im Trufthandicap blieb Jul. Jäger's „Bud“, in einem Verkaufrennen Arnulf's „Little Bella“ und in den beiden anderen Baron Zuel-Brodorf's „Ester“ Sieger, während Graf Bernstorff-Gylde-stein mit „Driftig“ sich den Pokal in einem Feld von neun Pferden holte.

— Bedeutende Summen hat der Besitzer der diesjährigen Derbyfleggerin, der ältesten Tochter der unbeflegten Cincem, in Folge ihres Sieges gewonnen, da er sein Pferd wenige Tage nach der Geburt wettete und ihm hundertfaches Geld gelegt wurde.

— Madame Stroobant, einer energischen Sportinglady, blieb es vorbehalten, die Emancipation auf das Feld der Wettrennen zu übertragen, indem sie an den Rittlicher Rennklub das Ansuchen stellte, sie bei einem Herrenreiten ihr Pferd selbst reiten zu lassen. Die Entscheidung der Herren steht noch aus.

— Achilles Wild, der beste der deutschen Ruderer, hat in diesem Jahr auch die Meisterschaft auf dem Neckar gewonnen.

Mode.

— Die Erklärung dafür liegt wohl nahe, weshalb gerade die sommerliche Saison auf dem Gebiete der weiblichen Handarbeiten so gerne Neues bringt; die Jahreszeit der Badereisen und der Villégiaturen ist gemacht dazu, die Frauenhand mit irgend einer neuen Tapisserie zu beschäftigen. Die viel müßige Stunden gibt es, die angenehm vertrieben, wie viel Heimwehgedanken, die rasch verfliehet, wie selten fehlen nur ein Paar geliebte Augen, von welchen die kleinen weißen, magnetischen Hände in der Anmuth nützlicher Bewegung bewundert werden wollen. So bringt jeder Sommer auch neue Nadelarbeiten für die Frauenhand, und just die niedrigsten, reizendsten und feinsten sind es, welche noch rechtzeitig erscheinen, bevor der letzte Koffer zugepackt ist. Sehr in der Mode ist in diesem Sommer die maurische Stiderei auf der Folie grober Spitzenstruktur. In einem ebenso einfachen als originellen und phantastischen Stich in bunter Seide, Genille und Goldfäden ausgeführt, sind diese maurischen gestickten Spitzenstücke eine überaus elegante Neuheit für das moderne Kissen oder Lembrequin. Für kleine, feine Sachen, für Handschuhe und Spitzenkissen, wird sehr gern bunter Satin im Geschmack Ludwig XVI. beifolgt. Welche entzückenden Nuancen, welche bezaubernden Blütenpielereien, aufgeführt einst unter den rosigen Händen der königlichen Schärerin von Trianon, werden hier wieder lebendig. Ganz neu sind die Muster einer Stiderei, welche die Pariserin „ombre de Louis XIV.“ nennt. Getreue Nachbildungen von Tapisserien jener Zeit, werden dieselben im Point de Hongrie ausgeführt und bilden namentlich durch die künstlichen Effekte ihrer zarten und verbläuten Nuancen eine köstliche Bekleidung für zierliche Kissen und kleine Polsterdetails im Genre Louis XIV. Unter den Anregungen zur Verwendung passender Stidereien figurirt in diesem Sommer ein elegantes couvrelivre, ein Bucheinband. Die Damen werden darauf aufmerksam gemacht, wie wenig elegant es doch sei, seinen Band Tauchnitz-Edition mit geschädigter Farbe und zerdrückten Ecken auf die Bünen oder in's Kasino mitzunehmen, wo jeder den Titel des Buches lesen könne. So sieht man sich denn einen feinsten und reizenden Bucheinband, dessen Einrichtung das beliebige Hineinschieben unserer außerhalb unseres Zimmers benötigten Bücher gestattet.

— Die Mode der Brüsselerinnen hat immer einen guten Klang gehabt, nicht denjenigen einer unabhängigen Individualität — die Inspirationen von Brüssel sind durchweg französisch — aber man hat es seinen Frauen stets nachzuerhnen gewußt, daß sie die Pariser Mode mit einem überaus feinen Toilettenverständnis aufnehmen und zu interpretieren verstehen. Dieses Urtheil wird durch die Antwerpener Ausstellung von Neuem bestätigt. Die großen Brüsseler Magazine des Bon Marché, die Ausstellungen von Girard und von Maray-Brook sind mit Modellen montirt, die nichts von jenem undefinirbaren Glitz vermischen lassen, welcher das Monopol der besten Pariser Häuser ausmacht. Die gegenwärtige Lage der modernen Toilette für die Spitze hat den Brüsseler Modisten zugleich Gelegenheit zu einer glänzenden und verschwenderischen Anwendung der belgischen Spitzen gegeben.

— Ueber die Stellung des englischen Hofes zur Mode bringt Graf Baskin, der seiner vielbesprochenen „Société de Berlin“ nunmehr auch eine „Société de Londres“ hat folgen lassen, manche interessanten Notizen. Darnach ist die Königin eine ausgesprochene Freundin aller neuen Moden. Als die Prinzessin von Wales die Mode der über der Stirn kurz verschnittenen Haare eingeführt hatte, ließ die Königin der Lady S., die

in dieser von allen Engländerinnen acceptirten Coiffüre sich ihr vorstellte, durch die Dame vom Dienst mittheilen, daß sie nicht eher wieder am Hof erscheinen möchte, als bis ihr Haar wieder gewachsen wäre. Bei den Drawingrooms müssen die Damen die drei weißen Federn des Wappens der Prinzen von Wales steif aufrecht, wie ein indianischer Häuptling, vorn auf dem Kopf tragen. Hat eine Dame diesen Federbusch nicht richtig aufgesetzt, so wird sie vor ihren Spiegel zurückgeschickt. Als eine der feinsten und schönsten jungen Frauen am Hofe von St. James sich einmal die Freiheit genommen hatte, sich aus diesen traditionellen drei Federn eine reizende Phantasiecoiffüre herzustellen zu lassen, erhielt die schöne Revolutionärin die Befehle, die Straußenfedern schleunigst der Etiquette gemäß arrangiren zu lassen oder sich zurückzuziehen. Dem entgegen ist der Prinz von Wales ganz und gar modern, seine Eleganz ist vollkommen und er ist vielleicht der eleganteste Cavalier Europas. Er hat ein außerordentlich feines Talent und Verstandniß für Toilette und zieht sich bei fast gesuchter Einfachheit stets exquisit an. Es gibt keine Mode, die nicht für ihn speziell erfunden wäre, und wenn er in seinem Land unbefristet als der erste Dandy Englands gilt, so thun die Franzosen seinen Talenten auf diesem Gebiet die Ehre an, von ihm zu sagen, daß er eigentlich ein Pariser ist, der sich durch die Verhältnisse veranlaßt, vorübergehend in London aufhält.

— Die Saison der deutschen Landpartien entlehnt die meisten ihrer Neuheiten an materiellen Comforts und gesellschaftlichen Unterhaltungen von jeder der englischen Mode. Wenn man die Bequemlichkeiten kennen lernen will, mit welchen der Engländer seine garden-parties genießt, und die immer neuen Einfälle, welche er hat, das fröhliche, struppellose Treiben dieser Gesellschaft zu imitiren, muß man einige jener Broschüren lesen, welche er im Sinne von Brochüren für Landpartien zur Sommerzeit herausgibt. Da ist nichts vergessen, nicht das schattige Zelt, welches er binnen wenigen Minuten über der fröhlichen Pindid-gesellschaft aufspannt und wieder abbirgt, kein Wint über die besten Saucen der Proviantkitchen, kein neues Spiel, womit er überraschen und belustigen kann. Zweifellos nach diesen praktischen Vorbildern hat M. L. Christensen in Esbjerg eine allen Freunden von Landpartien nützliche Broschüre herausgegeben, welche die Unterhaltungen im Freien behandelt, und besonders den unternehmenden Cavalieren solcher Partien sehr angenehme Anregungen geben wird. Nächste der Anleitung zu allen möglichen humoristischen Scherzen und für die Wirkung im Freien berechneten Ueberrassungen finden sich hier in Bild und Anleitung die neuesten Gesellschaftsspiele englischen und deutschen Ursprungs. Zu diesen Neuheiten zählen die bizarre geformten Musikinstrumente aus Kartonpapier zur Formirung einer Bigotphonkapelle, um ihrer lustigen Klängeffekte willen der munteren Jugend zu empfehlen; sie hat ja in den meisten Fällen noch gute Nerven.

Gestorben.

— Karl Gonzenbach, bed. Kupferstecher, 78 Jahre alt, am 13. Juni, in St. Gallen.

— Professor Dr. Hermann Palm, ehem. Prorektor des Magdalenen-gymnasiums in Breslau, Verfasser von Schriften über schlesische Spezial-geschichte und Literatur, 69 Jahre alt, am 25. Juni, in Breslau.

— Henri Tresca, Professor der industriellen Mechanik, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris, Verfasser hervorr. Fachwerke, 70 Jahre alt, am 25. Juni, in Paris.

— Karl Adolph Gugel, Genre- und Porträtmaler, namentlich bef. durch die Darstellung idealer Frauengestalten (Die Lautenspielerin, Ungarin, Die Zigeunerin u. f. w.), 60 Jahre alt, am 27. Juni, in München.

— Sir Seymour Fitzgerald, englischer Unterstaatssekretär für auswärtige Angelegenheiten unter Lord Derby, von 1866—1872 Gouverneur von Bombay, 68 Jahre alt, am 28. Juni, in London.

— Heinrich v. Dehn-Rothfeller, Geh. Regierungsrath und Konservator der Kunstdenkmäler, 59 Jahre alt, am 29. Juni, in Berlin.

— Celestino Bianchi, politischer Journalist, seinerzeit Führer der toskanischen Nationalpartei, 68 Jahre alt, am 29. Juni, in Florenz.

— Hermann v. Fehling, seinerzeit Professor der Chemie und Vorstand des Laboratoriums am Polytechnikum in Stuttgart, hervorr. Gelehrter und Fachschriftsteller, 72 Jahre alt, am 1. Juli, in Stuttgart.

— Karl Arndt, Formmeister a. D., der einzige bisher noch lebende Sohn von Ernst Moritz Arndt, 84 Jahre alt, in Bieberich a. d. Mosel.

Entstehungsgrund von deutschen Redensarten.

Von

Friedrich v. Bülow.

Er hat Interesse an einer Sache.

Das Interesse ist der aus inter (zwischen) und esse (sein) zusammengelegte lateinische Infinitiv interesse, eigentlich — dazwischen sein, ein Unterchied sein zwischen; dann auch, wie der Begriff daraus natürlich hervorgeht: daran gelegen sein, woran Antheil nehmen, nützen. Demgemäß französisch intéresser, uns interessieren, auf seine Seite ziehen, Antheil nehmen, bewegen, anlegen sein.

Auf die „Interessen“ = die Finken mag im Deutschen das gleichbedeutende französische intérêt Einfluß gehabt haben, welches nicht von dem Infinitiv, wie Interesse, sondern, wie das englische interest, von der dritten Person der Einzahl in der Gegenwart „interest“ — es ist daran gelegen, gebildet ist.

Sich maufig machen.

Sich hervorthun, ungebührlich, trotzig betragen und zur Wehre setzen.

Von maufen, maufieren, mittelhochdeutsch muzen und demnächst aus dem lateinischen mutare — verändern, herzuleiten. Bildlich angewandt vom Federwechsel der Vögel und ihrem Herausputzen dabei, oder daß der Vogel in der Maufe ein rauhes, unfreundliches Aussehen hat. Man jagt auch jetzt noch in einigen Gegenden Deutschlands: sich maufig machen.

Die Zeit ist vorbei, da Bertha spinn.

Die gute alte Zeit ist längst vorüber, wo Mädchen und Frauen der höheren Stände sich mit etwas Nützlichem beschäftigten. Je nach den verschiedenen Ländern wird obige Bertha geschichtlich zu personifiziren gesucht.

Eine junge Bäuerin, Bertha mit Namen, die ganz besonders geschickt zu spinnen verstand, soll der Gemahlin Heinrich des Vierten einst eine Gelpinnprobe überreicht haben. Die Kaiserin, über die Feinheit des Gespinnstes voll des Lobes und um andere Spinnerinnen zur Nachahmung anzufeuern, schenkte dem Mädchen so viel Land, als diese mit dem Faden des Gespinnstes umziehen konnte. Jetzt wollten alle Mädchen sein spinnen und drängten sich, der hohen Frau Garn zu verehren.

Doch es erfolgte keine Gegengabe mehr, die Kaiserin hatte den Zweck erreicht und die Zeit war vorüber, wo Bertha spinn.

In anderer Weise deutet man das Wort auf Bertha, Gemahlin Rudolph's des Zweiten, Königs von Kleinburgund (+ 970). Ihr Grab wurde im Jahr 1818 in der alten Abteikirche zu Beyerne (zwischen Freiburg und Norderon im Kanton Waadt) wieder aufgefunden. Der Staatsrath des Kantons ließ den wohl erhaltenen Sarkophag in der Parochialkirche beisehen und mit einer Inschrift versehen, die in der Uebersetzung lautet: Dem frommen Gedächtniß

Bertha's, Rudolph's, Königs v. Kl. Burgund, treffl. Gemahlin, deren Name geeignet, deren Spinrocken ein Beispiel.

Sie gründete Kirchen, festigte Burgen, bahnte Straßen, baute

Felber, nähte Arme.

Ihres transjuran. Vaterlandes

Mutter und Wonne!

Nach neun Jahrhunderten

ward, wie uns berichtet, ihr Grab entdeckt,

im Jahre 1818.

Ihrer Wohlthaten gegen die Völker eingedenk,

haben es fromm erneuert die Söhne:

Rath und Volk des Waadtlandes.

Selbst bei Reisen, die Bertha im Lande unternahm, soll der Spinrocken nicht gerührt haben, und heute wird noch im Gasthaus zu Beyerne ein ungefüger alter Frauensattel gezeigt, in welchem man die Deffnung zur Unterbringung des Rockens wahrnimmt.

Auch die Zeit ist vorbei, wo Bertha, Königin von Burgund, spinn.

Ein französischer Forscher glaubt in der Bertha des Sprichworts die schöne und fromme Mutter Karl's des Großen, die Beschützerin der Spinnerinnen, zu erkennen.

Sehr viel Wahrscheinlichkeit, man kann fast sagen: Gewißheit, hat es für sich, daß einige berühmte Frauen dieses Namens aus der Göttergasse, wie wir es öfter finden, in die Heldensage aufgenommen worden sind. Auch in Frankreich und in Italien pflegt man eine weit zurückliegende Vergangenheit ganz so wie im deutschen Sprichwort zu bezeichnen. Man sagt: Nel tempo ove Berta filava (Non è più il tempo che Berta filava) oder: du temps que la reine Berthe filait. Die Idee der spinnenden Hausmutter bleibt sich stets die gleiche und leitet uns damit auf die Göttergasse der Frau Bertha, Bredta, Bertha, Bertha. Die leuchtende, glänzende Bertha führt wie Frau Holbe Aufsicht über die Spinnerinnen. Was sie am letzten Tag des Jahres ungesponnen findet, verderbt sie.

Die treue Hand.

So hieß ehemals die Sicherung eines Vertrages durch Handschlag. Dieser Handschlag war dem Eide gleich.



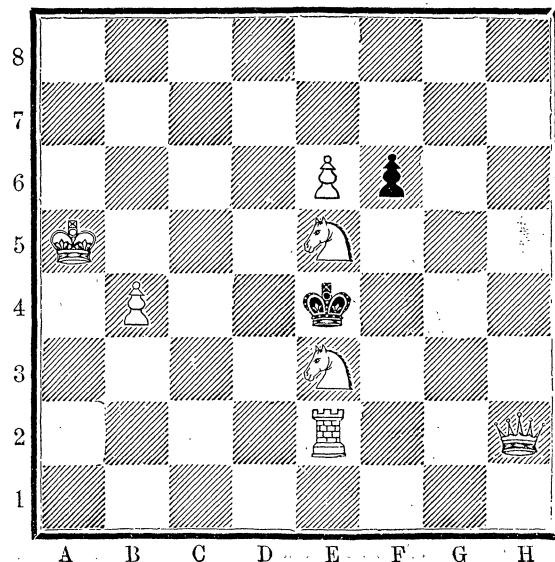
(Rebigit von Jean Dufresne.)

Der folgenden feinen Aufgabe wurde im letzten Problemturnier von „Baltimore Sunday News“ der zweite Preis zuerkannt.

Aufgabe Nr. 338.

Von Victor Mises in Leipzig.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nr. 334:

Weiß.

Schwarz.

- 1) D. H 4 — D 8 1) S. F 7 n. D 8.
- 2) E. A 2 — A 6 + 2) R. C 6 — C 7 ob. — D 5, ob. — B 5.
- 3) E 5 n. D 6 oder S. F 1 — E 3, oder 2. F 5 — D 3 Matt.
- 1) S. C 6 — B 5.
- 2) D. D 8 — A 5 + 2) R. B 5 — C 6 oder — C 4.
- 3) D 4 — D 5 oder S. B 1 — D 2 Matt.
- 1) R. C 6 — D 5.
- 2) S. F 1 — E 3 + 2) R. D 5 — C 6.
- 3) R. F 5 — D 7 Matt.
- (Auf 1) . . . 1) S. F 7 n. E 5; 2) D. D 8 — C 8 + zc.



Szene aus Schiller's „DER NEFFE ALS ONKEL“.

Nach einem Carton von J. Watter.



PRINZESSIN EBOLI.

Nach einer Grisaille von Ferdinand Keller.

Schachbriefwechsel.

Hrn. Th. B. in Zürich. In No. 331 schiedert 1) D. E 8 — A 4, R. B 1 — C 1; 2) D. A 4 — D 7 an B 2 — B 1 (wird Springer); jedoch 2) D. A 4 — C 6 führt zum Ziel. No. 328 und 332 R. — Hr. Dr. in Koblenz. In No. 325 ist 1) D. D 1 — E 1 + erfolglos wegen R. E 5 — D 6, ebenso wird in No. 326 der Zug 1) E. B 2 — B 5 + durch R. D 4 — E 3 widerlegt. In No. 327 nach E. E 5 — E 6 +, R. D 6 n. D 5; 2) E. C 7 — D 7 +, R. D 5 — C 5; 3) E. E 6 — C 6 + folgt R. C 5 — B 4. — Hr. D. in Mitteleuropa. In No. 324 (Nische) würde nach 1) E. H 1 — H 5, S. F 3 — H 4 Schach drohend geschehen, wodurch die dreijährige Lösung verhindert wird, denn auf 2) E. H 5 n. H 4 würde H 6 — H 5 folgen. — Felsig in Breslau. No. 326 läßt keine andere Lösung als 1) E. H 1 — H 4 zu.

Hrn. G. M. in Zug. Wir empfehlen Ihnen die „Oesterreichische Leichenhalle“, welche vorzügliche Aufgaben und zahlreiche, u. A. sämtliche im letzten Wiener Meisterturnier gelöste Partien mit lehrreichen Erläuterungen veröffentlicht. Diese Zeitschrift ist zu beziehen vom Herausgeber Hermann Lehner in Wien, III. Bezirk, Siegelgasse No. 1. Preis jährl. 10 Mk. Zur Aufgabe No. 330. Hr. v. L. in Neumühl, D. v. G. in Schwerin und Kasinogelände in Puttlingen. Der Zug 1) E. A 4 — A 5 wird durch D 7 — D 5 unwirksam gemacht. Geschieht dann 2) E. F 7 n. D 5, so ist Schwarz patgezeichnet und andere zweite Züge haben auch keinen Erfolg.

Hrn. W. D. in Hamburg. No. 328 und 331 R. In No. 329 nach 1) D. H 8 n. G 8 folgt G 3 n. F 2, und auf 2) D. G 8 n. A 8 bietet F 2 — F 1 (wird Springer) +. Ueber No. 330 siehe vorher. — D...t in Klauenburg und Schachfreund in Neuthen. In No. 333 wird der sehr nahe liegende Zug 1) D 7 — D 8 (wird Dame) durch A 2 — A 1 (wird Bauer) widerlegt; denn Weiß muß nun verhindern, daß Schwarz nicht patgezeichnet wird, und verliert hiedurch das Tempo zur Herbeiführung des dreijährigen Mattes. Gerade auf diesem Umstande beruht die Feinheit der Aufgabe. No. 332 R. — Hauptm. v. L. in Neumühl. In No. 329 nach 1) D. H 8 — H 7 geschieht G 3 n. F 2, drohend F 2 — F 1 (wird Springer) +, woran diese Lösung scheitert. — Mr. Em. Fr. à Lyon. Vos solutions de No. 323—329 sont justes. — R. N...g in Stettin. No. 325—328 R. — M. in Groß-Bauditz. No. 326 R.

H. H. in Frankfurt a. M. Ueber No. 330 siehe vorher. Die übrigen Aufgaben von No. 324—331 R. — Ludwigslust Lustnader. No. 327 bis 331 R. Ueber No. 329 siehe jedoch vorher. — Hr. Georg v. R. in Warschau. Eine Auswahl von hundert in den letzten Meisterturnieren gelösten Partien enthält Jean Dufresne's „Schachturnierbuch“, Verlag von Voigt in Weimar, Preis 3 Mark. Die von Ihnen erwähnte Partiestellung wird darin ausführlich erörtert. — F. H. in Tübingen. No. 328 bis 331 R. — R. R. in Karlsruhe. No. 327, 330 und 331 R. — M. M. in Pörau und Dr. M. in Würzburg. No. 330 R. — Landr. B. in Schneidemühl. No. 329—331 R. — Sch. in Kassel. No. 326 und 328 R. — O. H. in Haiger. No. 325—328 R. — W. D. in Gempin. No. 328 R. — Dr. W. in Wolfenbüttel. No. 332 R. — Hauptm. v. B. in Guderberg. No. 324, 326 und 328 R.



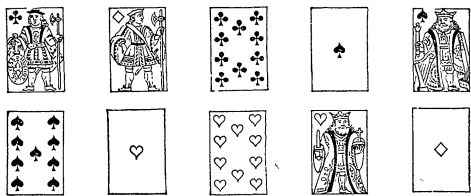
Kartenspiele.

(Redigiert von Oskar Stein.)

Aufgabe No. 17.

Skat.

Vorhand turnirt Treff-Aß, findet Carreau-Aß und gewinnt mit Schneider.



Wie waren die Karten der Gegner vertheilt?

Auflösung der Aufgabe No. 16.

Skat.

Vorhand hat einen Null ouvert, Hinterhand Grand ohne Einen, Schneider angefragt und zwar: ersten, dritten und vierten Wenzel; Treff-Aß und sechs Carreau ohne Aß; im Stat liegen Coeur-König, Neun.

Spielbriefwechsel.

L. Gundel. Da nur der Grand mit Zweien, d. h. mit beiden Alten in der Hand, den Null ouvert schlägt, hat Derjenige, der in der Hoffnung, einen oder beide Alten im Stat zu finden, einen Null ouvert überbietet, mindestens Unvollständig gehandelt und muß zur Strafe, selbst wenn beide Alten im Stat liegen sollten, ja sogar wenn er bereits Schwarz gewonnen hätte, sich einen Grand mit Zweien als verloren anschreiben. Es gilt dann die Regel, daß wer ein Spiel anfragt, welches er nicht zu spielen im Stande ist, dasselbe als verloren bezahlen muß.

G. W. B. in Dr. Ausführliche Antwort brieflich. E. M. in Bremen. Vorhand darf, ungefragt, nicht passen, wie wir an dieser Stelle schon wiederholt ausführlich begründet haben.



Räthsel.

Arithmogryph.

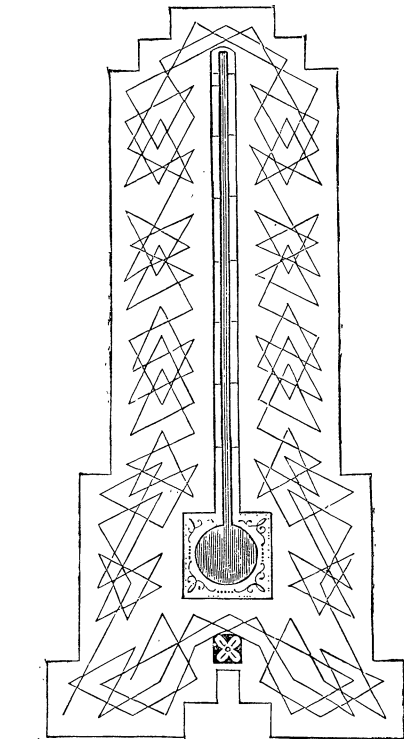
Die Anfangsbuchstaben dieser 11 Worte, von oben nach unten gelesen, nennen ein Meisterwerk deutscher Dichtung und die Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, den Namen des genialen Künstlers, der herrliche Illustrationen dazu geliefert.

- 1, 17, 12, 11, 11, 19, 8, 17, 13, 5, 17. Dramatischer Dichter.
- 2, 17, 5. Nordische Münze.
- 3, 12, 11, 11, 16. Feldherr des dreißigjährigen Krieges.
- 4, 12, 15, 8, 11, 8, 16, 8. Gebirg in Aften.
- 5, 17, 13, 5, 17, 9, 15. Stadt in Armenien.
- 6, 8, 3, 9, 17, 14. Ein Planet.
- 7, 2, 4, 17, 5. Ein Nadelbaum.
- 8, 17, 8, 14, 18, 9, 5, 13. Oftgenannte Stadt in Spanien.
- 9, 17, 14, 5. Alterthümliches Gefäß.
- 6, 5, 14, 12. Bekannter Astrologe.
- 3, 12, 8, 9, 17, 5, 11. Ein Held der Grallsage.

Königspromenade No. 14.

| | | | | | |
|-------|------|--------|-------|-------|------|
| lie= | jüf= | jorn | arndt | der= | mo= |
| be | je | und | ist | lieh= | riß |
| wer | nie | bli= | lich | lieb' | und |
| die | te | im | die | stehn | wun= |
| bit= | be | nicht | jorn | be | so |
| lie= | term | jorn | lie= | er= | sen |
| die | auch | ent= | glüh= | auch | ro= |
| kennt | te | bricht | wie | nen= | jor= |

Auflösung des Thermometer-Räthelsprungs in No. 40:



Nun jauchzet wieder Rebellion
Die Lerche hoch in Lüften,
Da kracht des Winters morscher
Thron
Auf Bergen und in Klüften.

Hei, wie ihn rüttelt hin und her
Der Lenzwind in Eile!
Hei, wie ihn treffen kreuz und
quer
Der Frühlingssonne Pfeile!

Da schmilzt er hin; von Berg und
Thal
Hebt sich ein freudig Drängen
Und schwingt sich auf zum Frei-
heitsstrahl
In Lüften und in Klängen.

Und Baum und Strauch am gold-
nen Licht
Entflammt die Blütenkerzen,
Und flammend aus den Augen bricht
Die junge Lieb' im Herzen.

Hinaus, hinaus zum Sonnenglück
Ja Alles strebt und steigt es;
Selbst das Metall bleibt nicht zurück —
Der Thermometer zeigt es.

Charade.

Werden die ersten Sylben geschlagen,
O, so schlagen sie erst recht!
Wenn die Letzte wird getragen,
Ist sie ein getreuer Knecht,
Freibt und quält die andern Knechte,
Glaubt sich ganz in ihrem Rechte.
Aus so krieg'rischen Gestalten
Sieh' mein Ganzes sich entfalten:
Lieblich blau und roth und weiß
Blüht's, zu seines Schöpfers Preis.

Auflösung des Logogryphs in No. 40:

Gandel, Handel.

Auflösung des Räthels in No. 40:

Einzug.

(Ein Zug. 1. Hause. 2. Festzug. 3. Trunk. 4. Miene.
5. Charakterzug. 6. Aufzug.)

Auflösung des Bilderräthels 38:

Hast an gute Sitz in der Post g'habt? — O g'wiß; vorn im Cabriolet
bin i mit an Duzer g'essen, 's war ganz bequem.

Bilderräthsel 40.



L. F. in L. Genaues darüber ist nicht bekannt; man vermuthet, daß ein R. unter den Ersten war, die dort Heilung fanden.

M. L. G. Jemandem etwas einbringlich vorstellen.
O. R. in B. Wenn Sie Nummern und Jahreszahlen der verbrannten Coupons anmelden, werden Ihnen die Rinsen wahrscheinlich — nach Abzug der Bekanntmachungskosten — vergütet werden.

R. H. L. Gewiß, Ihre Frau Mutter hatte Recht: eine Liebe ist der andern werth. Deshalb schulden auch wir Ihnen für Ihre freundliche Zusendung des Aquivalent voller Aufrichtigkeit. Da müssen wir Ihnen denn vor Allem empfehlen, bei Ihrem Project von der Briefform, die für solche Zwecke eine sehr veraltete ist, abzugehen. Die kleine Notiz enthält nichts Neues. Daß wir nicht in der Lage sind, demnachst den Zwangergang durch Ihre schöne Kasernenallee ausführen zu können, thut uns aufrichtig leid.

Braunes Lockenköpfchen. Von mehreren Seiten kommt uns auf die in Ihrem Interesse gestellte Frage die freundliche Antwort, für die wir den betreffenden Einsendern zugleich in Ihrem Namen bestens danken. Sie lautet dahin, daß das Lied: „Aus der Erde quellen Blumen“ u. i. w. von Claus Groth stammt.

Hrn. F. B. in Blagowestschensk. Das ist nicht unser Genre. Wir bedauern.

Hrn. J. R. in ? Sie singen:
„Dann leg' ich mich auch zur Ruhe
Und träume gar wunderbar
Von nebligen Seegespinnsten
Und daß ich ein Dichter sei gar.“

Dieser Traum kam gewiß aus dem Magen, Verehrtester, und hat keine tiefere Bedeutung.

Selbe Rosen. Bravo! „Verbunden“, „Schicksal“, „Im Gewitter“ mit bestem Dank für „Romanbibliothek“ acceptirt. Der Redakteur dankt für die schmeichelhafte Vermuthung und ist weit davon entfernt, so lebenswürdige Illustrationen zu zerstreuen. Die Belegnummern sollen Ihnen pünktlich zugehen.

J. B. in Paris. Durch Auswaschen, wo dies anwendbar ist, und nachher möglichst lange fortgesetztes Lüften. Wo Ersteres nicht thöulich, durch Letzteres allein. Gegen den letzten Rest des Geruchs, der sehr lange anzuhalten pflegt, läßt sich wohl nur durch wiederholtes Besprengen mit kühnem Wasser oder einer ähnlichen Essenz operiren.

Marie in Margarethen. Wir müssen leider verzichten, da für uns nicht bedeutend genug.

Fragezeichen. Ihr „kleiner Herzenserguß“ eignet sich nicht für die Öffentlichkeit und ihre Ansprüche; Ihr lebenswürdiges Briefchen hat uns dagegen viel Freude gemacht. Besten Dank.

Hrn. Fabius B. in B. Ihre Ballade: „Das Grab um Mitternacht“ ist in der That ein Meisterwerk der „Schauer- und Trauerpoesie“. Besonders der Vers:

„Ueber einem Grabeshügel
Kniet dort ein bleiches Weib.
Unter Todesschauerregel
Ruhet, ach, des Gatten Leib“ —

ist wahrhaft haarsträubend. Nur um die Nerven unserer Leser zu schonen, verzichten wir auf den Abdruck des Ganzen.

Früh Deiderius in St. B. Wir wollen der „Sammlung“ nicht vor-
greifen.

O. B. in St. B. Der Adjutant der Kaiserin, Roman von Samarow, kostet je in 2 Bänden gebunden M. 17. — Die Gebalbs, Roman von Jordan, 2 Bände fein gebunden M. 12. —; diese Romane können Sie jederzeit noch beziehen, auch durch Ihre dortige Buchhandlung.

Dr. v. B. in Triest. 1) Durch Erwerbung des Bürgerrechts in irgend welchem württembergischen Ort. Die besonderen Bedingungen sind durch Anfrage bei der betreffenden Ortsvorstandschaft zu ermitteln. 2) Unseres Wissens nur vermöge besonderer landesherrlicher Verfügung, die auf geeigneten Wegen nachzusehen wäre.

Café Reizl in Wien. Ältere Bekannte haben dafür eine recht drastische Erklärung, die Ihr Scharfsinn bei wiederholter Prüfung des Wortlautes unschwer herausfinden wird.

Hrn. A. F. in Leipzig u. A. Sie haben Recht. Die älteste Tochter des Prinzen Friedrich Karl ist nicht mit dem Erbprinzen von Anhalt vermählt, sondern mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg. Besten Dank für die Berichtigung.

La gioventù. Poetisch empfunden, aber zu mangelhaft in der Form. Vielleicht ein anderes Mal.

H. J. R. in Gießen. Die Konvenienz stellt allerdings diese etwas grausame Anforderung; doch gestattet sie in diesem Fall eine bedeutend verlängerte Frist.

J. S. in Klagenfurt. Für das Eine wie für das Andere lassen sich Gründe in's Feld führen, die sehr schwierig gegen einander abzuwägen sind. Wir können nur empfehlen, den Engländern die englische, den Franzosen die französische Aussprache zu lassen, die beiden fremdländischen Namen selbst aber in's Ausland zu verweisen, wohin sie gehören, und an ihre Stelle deutsche Namen zu setzen, deren Schaffung und allgemeine Einführung uns Deutschen nahe genug gelegt ist.

H. R. in Aachen. Den fraglichen Rathgeber für Kosmetik können Sie unmittelbar vom Verfasser, Apotheker Georg Kühne in Dresden-Neustadt, gegen Einsendung von M. 1. — portofrei beziehen.

G. in Aue bei Hamburg. 1) Diese wenig bekannte Redensart ist wohl nur provinziell und kann schwerlich auf etwas Anderes als eine ganz unverbesserte Uebersetzung (vgl. Uhlant's Gedicht: Goldschmieds Tochterlein) deuten. 2) In gewöhnlichen Fällen schwerlich.

„Schneeglöckchen“ in R. In der Regel mit rektifizirtem Terpentinöl.

Hrn. C. H. in Waren. Dießmal vernünftigen Sie uns zu viel. Auch sind die Stoffe für uns zu gleichartig.
M. W. in Leipzig. Ein höflicher Gruß im Vorübergehen ist in diesem Falle nahegelegt; die Art und Weise, wie er entgegengenommen wird, kann über Manches weitere Aufklärung geben.
„Junge Dichterzeit“. Ihre freundliche Zuschrift gelangte vermöge der veränderten Verhältnisse in andere Hände als diejenigen, für die sie ursprünglich bestimmt war. Um so rückhaltloser kann Ihnen nun von dritter Seite bestätigt werden, daß Ihre liebenswürdigen Voraussetzungen fast durchgängig zutreffen und nur kleine unweibliche Neugierigkeiten nicht ganz stimmen.

S. und G. in Altona. Solche Eigennamen kommen in den irischen wie in den schottischen Volksliedern vielfach vor; eine historische Beziehung aber haben sie nur in selteneren Fällen. In dem vorliegenden ist eine solche nicht bekannt.

Junge blonde Frau. Pardon, aber es wäre geschmacklos, solche intime Poesien einer öffentlichen und sachmännlichen Kritik zu unterziehen. Wir haben uns an dem feinen individuellen Dufte erfreut, den der kleine Roman Ihres Herzens — eines sehr liebenswürdigen und glühenden, wie es scheint — athmet, und die „füßen Kinder“ dann Ihrem Wunsche gemäß dem Flammentode überantwortet.

Viola. Die Mutter des Fürsten war eine Prinzessin Murat. — Sie irren sich; wir sind leider augenblicklich nicht in der Lage, Ihrem Wunsche Genüge leisten zu können; vielleicht später.

„Trauerherz D.“ Bei Ihrer Begabung und Ihrem Streben wird es Ihnen an Unterstützung gewiß nicht fehlen. Allerdings wird es Ihnen nur auf Grund einer umfassenderen und tieferen Geistesbildung möglich sein, die phantastische Welt ihres Gefühlslebens, die sich in Ihren Gedichten und mehr noch in Ihrem Briefe dokumentirt, in künstlerische Form zu bringen. Per aspera ad astra!

Franz G. in Troppau. Perfektes Insektenpulver bei geschlossenen Fenstern mit Hilfe des Blasebalgs im Zimmer verstäubt, ist gegen Fliegen von geeigneter Wirkung.

M. W. in Brüssel. Leider sind Ihre freundlichen gesandten Aufgaben unvollständig. Die zusammenzufüllenden Worte müßten ihrer Bedeutung nach in Räthselweise angedeutet sein.

M. R. 1885. Gappell. Das Freispielen. Mit Abbildungen. M. 2. 60 S. J. J. Weber's Verlag, Leipzig.

M. St. Das gehört nicht vor unser Forum. Wir rathen Ihnen, sich an einen Verlag für Kinderliteratur zu wenden, z. B. Thienemann's Verlag in Stuttgart.

L. G. in Porto, M. L. in Zeitz und Hr. Ludwig G. in Berlin. Wir bedauern.

Hr. in Sachsenburg. Durch Auflösen von 1 Theil sein gemahlener Bleiglatte in einer Lösung von 3 Theilen Weizener.

Hr. R. G. in H. Die Recepte zu Schwarzjohannisbeer-Wein und „Matatia“ finden sich in „Kug. Hauswirthschaftslexikon“ (Trenndt, Breslau, 3 Markt), durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Richtige Lösungen sandten ein: „Die Kluge Gise“ in St. (3). Albert Hanau in Saarbrücken, Josef und Flora Gostovski in Pardubitz, Madame Wben in Brüssel, Richard Wolgmann in Hamburg, Richard Meißner in Weimann, Eugenie in Warmen, L. Siegel in Weimann, Toni Plag in Darmstadt (5), Karl Reuch in Weimann, W. Franke in Jhehoo, Sig. Warshawer in Breslau, Meißner Stürmich in G. Lotte Gies in Warmen, Sal. Woch in Bremen, Joan und Votky Brown (3), Viktoria Bickel in Prag, Ed. Scholz in Grottau (2), M. M. Dorn in Zeitz (3). Ein Jünger Floras in Frankfurt, Hans Schwant in M.-Schönberg.

Gesundheitspflege.

M. S. in A. Als Wasserheilanstalt in Bayern ist unter anderen auch Thallfing in der Nähe von München zu nennen. Besitzer ist Dr. S. Stammer.

Ein mehrjähriger Abonnent. Die betreffende Kur ist uns unbekannt. Uebriens ist jeder Arzt im Stande, diese Krankheit zu heilen.

H. S. Lehrer. Vermuthlich haben Sie die Ohrmuschel früher erfroren. Reiben Sie die wunden Stellen mit Glycerin-Salbe ein.

D. G. in Nizza. Die Zusammenziehung des Kummerfeld'schen Wassers finden Sie in einigen vorhergehenden Nummern.

Eine dankbare Leserin. Für das einfachste und beste Haardl hatten wir keines, etwas parfümirtes Olivenöl.

Frau M. G. in Berlin. Ohne die Flechte gesehen zu haben, ist es nicht möglich, ein Mittel dagegen anzugeben.

Hörschen in H. Wenn Sie schon die besten Aerzte New-York ohne Erfolg konsultirt haben, wie sollten wir im Stande sein, Sie ohne persönliche Untersuchung über Ihre Leiden zu beraten? Auch über die letzte Frage können wir keine Auskunft geben.

H. S. H. Marzen werden durch sehr vorsichtiges Betupfen mit rauchender Salpetersäure entfernt.

M. R. in Berlin. Ein sehr einfaches, sogenanntes Hämorrhoidpulver besteht aus gleichen Theilen Schwefelblüthen und Weizenstaub, Morgens und Abends 1 Theelöffel voll in Wasser genommen.

Frau M. G. in Berlin. Gegen die Rötthe der nach Brandwunden zurückgebliebenen Narben gibt es leider kein anderes Mittel als die Zeit; ebenso 2) gegen die nach überstandener Wochenbett zurückgebliebenen braunen Flecken.

Frau M. G. in Berlin. 1) Befolgen Sie wegen des Chrenlebens auch fernhin den Rath des betreffenden Arztes, 2) Vermeiden Sie möglichst die Ursachen, welche das Schwitzen hervorgerufen, und nehmen Sie wöchentlich mehrere Fußbäder, jedoch nicht unter 17° R. 3) Morgens bis neun Uhr im Bett liegen, wirkt auf jeden Fall nicht nervenschädigend. Gehen Sie früh zu Bett und stehen Sie möglichst früh auf. Gegen ein Stündchen Nachmittagsruhe während der Sommerferien ist dagegen nichts einzuwenden, besonders bei Ihrem Verufe.

H. S. in Striegau. Dagegen gibt es kein besonderes Mittel. Versuchen Sie es einmal mit einer Tasse Thee, welche Sie zur kritischen Zeit zu sich nehmen.

Gilla in Madrid. Das Ausschneiden der Mandeln ist durchaus gefahrlos, namentlich hat es keine schädlichen Folgen für Luftröhre oder Lunge.

G. R. in S. 1) Ein derartig schnell wirkendes Mittel gegen Strophulose gibt es nicht. 2) Uns zwar unbekannt; doch glauben wir, daß Sie mit jeder Heilmethode, die irgend ein Arzt angibt, ebensoweit kommen.

Gumy. Bedauern, nicht dienen zu können.

Neunzehnjährige Blondine. Benützen Sie gegen unreinen Teint das Kummerfeld'sche Wasser. Die Wundwunden zum Kopf berühren vielleicht, da sie regelmäßig Nachmittags aufzutreten pflegen, auf Störungen in der Verdauung oder zu starkem Gefühlsleben. Wenden Sie einmal Ihr Augenmerk diesen beiden Faktoren zu.

Abonnent G. in Z. Eine Nervenschwindsucht gibt es nicht. Im Uebrigen ist ohne persönliche Untersuchung kein Rath möglich.

M. S. in Mainz. Derartige Mittel zum Dickwerden kennen wir nicht. Wie viele dide Menschen würden Sie um Ihre Körperbeschaffenheit beneiden! Einige Abonnenten in Moskau. Gegen Mückenstiche bewährt sich Salmagest, sofort nach dem Stich eingegeben, sehr gut.

L. R. Ueber die Natur des Leidens können wir ohne persönliche Untersuchung keine Auskunft geben. Sollte dasselbe jedoch nach Ansicht Ihrer Aerzte rheumatischer Art sein, so ist Wiesbaden den anderen genannten Bädern entschieden vorzuziehen.

G. S. in Chicago. Es wird gut sein, eine Zeitlang jegliche Behandlung auszusetzen und nur bei etwaiger Verschlimmerung wieder einen tüchtigen Arzt zu konsultiren. Gelegenheitskurachen, in diesem Fall also namentlich Ertätzung, müssen natürlich streng gemieden werden.

Eine Unwissende aus Z. Eines paßt nicht für Alle! So ist es auch mit dem Kollodium bei erfrorenen Nasen, indem es bei empfindlicher Haut nicht zu empfehlen ist. Versuchen Sie stattdessen abendliche Einpinselungen mit gleichen Theilen Seifen- und Kampherpirritus.

Eine langjährige Abonnentin. Wir sehr konnten wir kein wirksames Mittel gegen Sommerprossen; nun wurde uns kürzlich von einer andern Abonnentin ein angeblich unfehlbar wirkendes freundlich mitgetheilt. Obwohl wir persönlich nicht geneigt sind, eine Garantie für die Wirksamkeit zu übernehmen, so wollen wir dasselbe doch anführen, Sie können ja einen Versuch damit machen. Es ist sehr einfach: Morgens wird von einem Nasen, auf den noch keine Sonne schien, mit einem Schwamm der Thau aufgenommen, das Gesicht mehrmals damit gewaschen und hernach von der Luft trocknen gelassen. Wird damit einige Wochen fortgefahren, so sollen selbst die schlimmsten Sommerprossen auf viele Jahre entfernt werden.

M. W. in Königsberg. Durch harte Haut an den Handballen in Folge von Ruben wird zwar im Allgemeinen die Geleitetät der Finger nicht gemindert, doch kann die Fähigkeit zu feineren Muskelbewegungen, z. B. Violinspielen, dadurch gewiß beeinträchtigt werden.

Abonnent in Göttingen. Trotz eingezogener Erkundigung war es uns nicht möglich, eine Bezugsquelle für dieses Mittel zu erfahren.

Einjiedler in Zabun. Wie alle derartigen Apparate, so hatten wir auch diesen Sichtleitungsapparat für wirkungslos.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Verzeichniss.

Text: Sub rosa, Novelle von Karl Theodor Schulz, Fortsetzung. — Braunschweigische Prinzessinnen, eine historische Studie von Eufemia Gräfin Wallerstrem. — Aphorismen. — Der Kirchgang der Mönchguterin, von Karl Kollbach. — Nürnberg's Umgebung, von Alfred Böckler. — Cesare Borgia, von D. W.

— Ein trautes Plätschen. — Das Felsenmeer an der Bergstraße. — Auf Klügen, Novelle von Jos. von Reuß, Fortsetzung. — Fensterlin, von R. — Chinesisches Leben und chinesische Küche, von Leo Warren. — Schiller'sche Frauen- gestalten, von D. W. — Notizblätter. — Entfesslungsgrund von deutschen Lebensarten, von Friedrich v. Bülow. — Schach. — Kartenspiel. — Räthsel: Arithmogryph; Königsprobenade No. 14; Auflösung des Thermometer-Räthelsprungs in No. 40; Charade: Auflösung des Vogogryphs in No. 40; Auflösung des Räthels in No. 40; Auflösung des Bilderräthels 38; Bilderräthel 40. — Briefmappe.

Illustrationen: Mönchguter Fischer's Frau, von F. W. Heine. — Partien aus der Umgebung von Nürnberg, von M. Holm. — Cesare Borgia verläßt den Vatikan, von G. L. Gatterie. — Ein trautes Plätschen, Gemälde von J. B. Garsens. — Das Felsenmeer an der Bergstraße, von F. Lindner. — Fensterlin, nach einem Gemälde von H. Weber. — Geflügelte Worte, neun Bilder von W. Gröbler. — Kunstbeilagen in Sonderdruck: Scene aus Schiller's „Der Kessel als Ose“, nach einem Carton von J. Watter, und „Prinzessin Eboli“, nach einer Grisaille von Ferdinand Keller.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

In unserem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutscher Dichterwald.

Sprache Anthologie

von
Georg Scherer.

Mit vielen Porträts und Illustrationen.

Zehnte Auflage.

In feinstem Leinwandband mit Goldschnitt und reicher Verzierung.
Preis 7 Mark.

Der „Bazar“ sagt über diese Gedichtsammlung: Richten sich die Wünsche auf den Besitz einer Anthologie, so wollen wir auf den „Deutschen Dichterwald“ von Georg Scherer als auf eine der besten ihrer Gattung hinweisen. Der Autor der Anthologie ist selbst ein gemüthvoller, formgewandter Dichter, daneben tüchtiger Kenner des deutschen Volksliedes und seiner ästhetischer Kopf, daher seine Sammlung, wohl bewahrt seit langen Jahren, sich heute schon in zehnter Auflage und sehr schönem Festgewande präsentiert und sicher noch manche weitere erleben wird.

In unterzeichnetem Verlage erscheint gegenwärtig die **dritte Auflage** und in Verbindung damit eine **neue Subscription** auf
Schiller's Werke. Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Herausgegeben von

Professor Dr. J. G. Sischer.

Nach Schiller's Porträt und Lebensabriß.

Illustrirte Pracht-Ausgabe.

In 65 elegant broschirten Lieferungen von je 3—4 reich illustrierten Bogen zum Preise von 50 Pfennig pro Lieferung.
Alle vierzehn Tage gelangen eine bis zwei Lieferungen zur Ausgabe. Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese neue Subscription entgegen und sendet auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht in's Haus.

Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Enorme Preisherabsetzung!
Rußland
Land und Leute. Herausgegeben v. H. Rosenthal in 4 großen hochleg. Prachtbänden mit ca. 600 Illustrat. (Leipzig 1884) statt 170 Mk. für nur **75 Mark.**
Daraus einzeln in sich abgeschloffen:
Bd. I/II: Das europ. Rußland statt 85 Mk. nur 40 Mark; Bd. III/IV: Das asiatische Rußland statt 85 Mark nur 40 Mark.
Lieferung in 4 Theilen. Deutschland u. Oesterreich franco gegen Nachnahme unter Garantie für neu und fehlerfrei.
Selmar Hahne's Buchhandlung,
Berlin S., Prinzenstraße 51.
Obiges Werk gibt hochinteressante Schilderungen dieses größten u. mächtigsten europäischen Reiches u. seiner Bewohner, u. sollte es, namentlich bei der heutigen krit. politischen Lage, Niemand verabsäumen, den werthvollen Inhalt desselben kennen zu lernen.
Bücher-Verzeichnisse gratis und franco.

Pikante Lektüre!
Verzeichniß pikanter Lektüre versendet gr. u. fr. 4435
A. Wange, Halberstadt.

Rohseidene Bastkleider Rmk. 15. 80 Pfge.
per komplette Robe, = fl. 9. 30 fr. 5. W.
sowie bessere Qualitäten, versende bei Abnahme von mindestens zwei Roben porto- u. zollfrei in's Haus nach Deutschland u. Oesterreich-Ungarn.
— Es gibt kaum etwas Praktischeres in der Damentoilette, als diese rohesidenen Stoffe, die für Promenade, im Hause, auf der Reise und in Gesellschaft getragen werden können. Muster umgehend. Briefporto nach der Schweiz: 20 Pf. = 10 fr. 5. W.
Büsch.
G. Henneberg's
Seidenstoff-Fabrik-Depôt, 4476
Königl. u. Kaiserl. Hoflieferant.
Waschen der Roben. Man wäscht die fertigen Roben, wenn unrein geworden, in lauwarmem Seifenwasser, windet sie aus, zieht sie durch Zudernwasser, windet sie wieder aus und bügelt sie feucht; die Kleider sind im Gebrauch unverwundlich.

Patente
besorgt u. verworthen in allen Ländern.
Prospecte gratis.
Alfred Lorentz, Berlin, Lindenstraße 7.
Origineller Scherz für Herren:
auf optischer Täuschung beruhend, versendet franco für 50 S. in Briefen. 4226
Greiner, München, Corneliusstr. 32.

Orthographie.
Vollständigste aller orth. Lehrbücher; leicht handlich; auch Selbstunterricht. 448 Seit. gr. Okt. Alle Systeme, alte u. neue Orth. nebeneinander. Zum Nachschl. f. jeden Fall. Gleg. geb. M. 5,50 franco.
Posteingabl. Schuldirector Klemm, Dresden-M.
J. BRANDT & G. W. NAWROCK
besorgen & verworthen
PATENTE
in allen Ländern.
BERLIN W.
78 Friedrichstr. 78.

150 Briefmarken für 1 M.
Alle garantirt echt, alle verschieden, z. B. Canada, Cap, Indien, Chili, Java, Brschw., Australien, Sardin., Rumän., Span., Viet. etc. R. Wiering in Hamburg.
Bastfasser, neuester u. bester Systeme zur Verbesserung des Trinkwassers. Rolo Wagner, Seydel-Strasse 8, Berlin G. 4014

Don Sr. Majestät dem Kaiser u. König Franz Josef I. Allerhöchst ausgezeichnet
Man verlange stets ausdrücklich
FRANZ JOSEF BITTERQUELLE
Uebersicht nach der Analyse v. Prof. v. Fehling in Stuttgart alle übrigen Bitterwasser an wirksam. Bestandtheile
Depôts überall! Die Direction in Budapest
Führt sicher, mild u. unschädlich ab (s. die experimentellen Untersuchungen v. Dr. C. F. Kunge in Halle in dessen Brochüre).
Gustav Hummel
Stuttgart.
Velocipede all. Art. Zubehörl. u. Rohtheile.
Militäridienverfäherungen
f. Eltern, w. Söhne unter 12 J. haben, zu empf. Die Bremer Lebens-Verfäher-Bank, Bremen, errichtet 1867, u. deren Vertreter vert. Druck. gratis.

Grössten Schutz gegen Kälte u. Hitze bieten:
Prof. Dr. med. G. Jaeger's
— Original —
Normalunterkleider
alleinig concessionirt
W. Benger Söhne STUTTGART
anerkannt u. verordnet von ärztlichen Autoritäten als hygienische Erzeugnisse.
Diese echte Normal-Wäsche trägt nebige Schutzmarke.
Concess. Depôts in allen grös. Städten. Illustr. Kataloge gratis.
Goldene Medaille Hygien. Weltausstellung London 1884.

Zur „Weinbereitung“ aus
Weintrauben, Rosinen, Obst, Beeren u. versch. Früchten, sowie Bereitung geringer Weine — nach 20jähr. Selbstparat., erprob. Anleitung, Spezialrecepte, Maßangaben etc.; — dgl. für sämmtl. „Getränke“, äther. Oele, Essenzen; — Essigsprit, Natur- u. Kunstpreßhefe, Nahrungs- u. Genußmittel mit Rücksicht auf die Gesundheit.
Erwerbs-Katalog f. Jedermann gratis u. frko.
Wilh. Schiller & Co., Berlin O.
Populäres Polytechnikum. 4311

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.
MEYER'S KONVERSATIONS-LEXIKON
VIERTE AUFLAGE
Alle ältern Konversations-Lexika nimmt jede Buchhandlung für 42 Mark in Umtausch an.
Band I soeben gebunden erschienen.
256 Hefte à 50 Pfennig. — 16 Halbfanzbände à 10 Mark.
3000 Abbildungen im Text.
Achtzig Aquarellstafeln.



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrierte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Sub rosa.

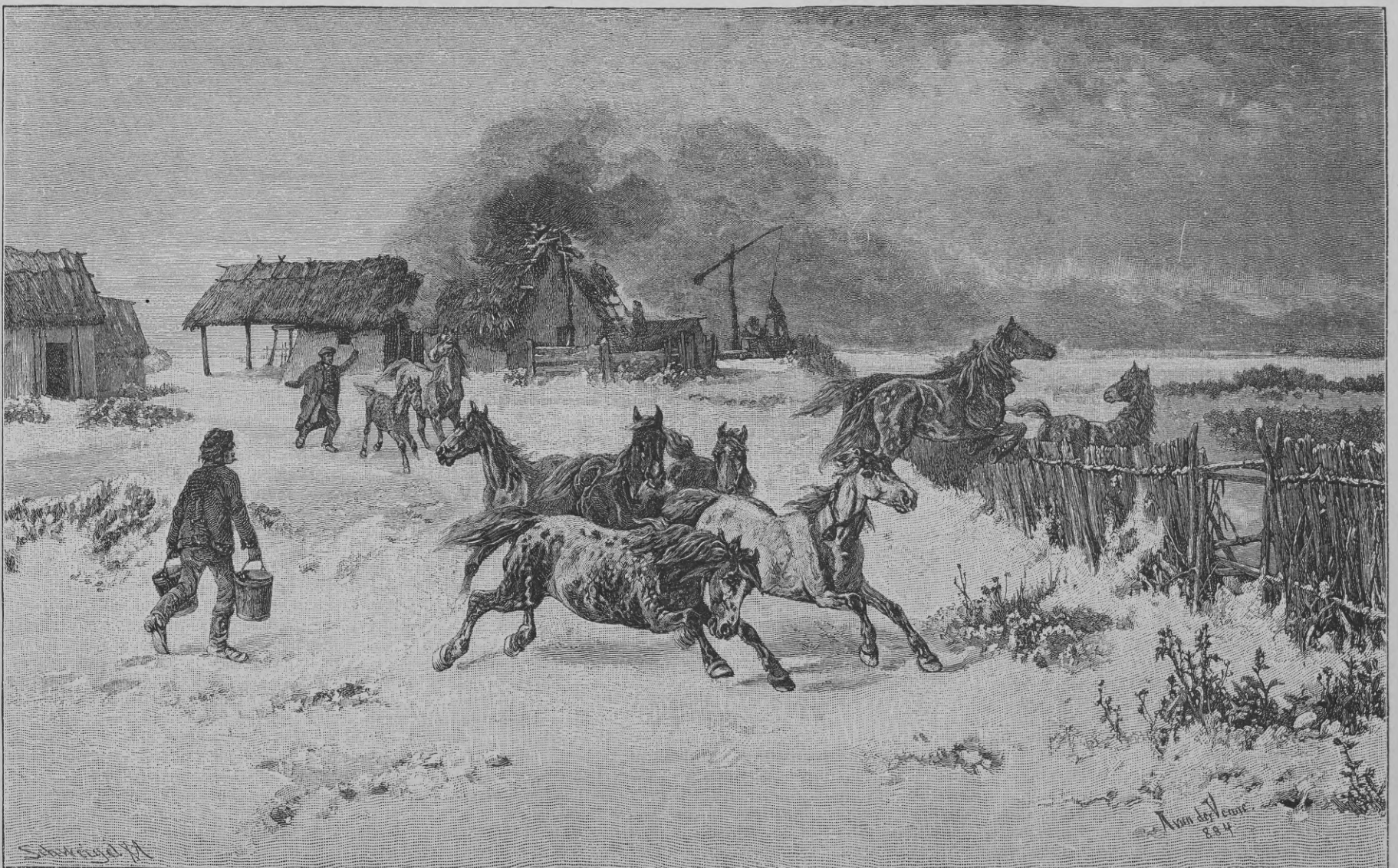
Novelle von
Karl Theodor Schulz.
(Fortsetzung.)

Kurt hatte Alles genau verstanden, obwohl er scheinbar in Gedanken dagefessen; er hatte sich Ähnliches noch

jetzt auf dem Herwege selbst gesagt, dennoch von der Mutter fast erwartet, oder wohl gar im Geheimen erhofft, Milderer, Versöhnenderer zu hören. Ihre Art heute, ihr strenges, an ihr ganz ungewohntes Fordern erschreckten ihn. Er antwortete zögernd: „Ich würde Dir unbedingt folgen, wenn ich sicher wäre, daß mich Libby nicht liebt, und wenn neben ihr nur der Vater und Erich ständen; aber unser guter, ehrlicher Wolf!“

„Er täuscht sich in Libby oder wird getäuscht wie Du!“

erwiederte die Mutter noch in derselben Erregung. „Eure Charaktere haben etwas Gleichartiges, auf ihn gerade darfst Du nicht bauen. — Kurt, ich bin nur ein Weib,“ fuhr sie in heimlicher Angst fort, „und ich mag euch Männern da nicht nachkommen, mich jedoch würde schon dieses ungeschminkte Drohen, das Erich anzuwenden versuchte, tödtlich getroffen haben! Da muß etwas dunkel sein, sich irgend ein Geheimniß dahinter verbergen, wenn man in solch' einer zarten Sache so brutal vorgehen kann.“



Dampfabrand. Nach einem Gemälde von A. van der Venn.

„Es kam ja zu keiner eigentlichen Drohung!“

„Weil Wolf dazwischen trat!“

„Beste Mutter, wir müssen uns auch in die Lage der Hattenheims versetzen! Daß nicht sie die Verlobung gelöst, wäre nun am Ende durch die Schritte der Brüder oder mindestens deren Folgen bekannt geworden, und gerade, wo nichts Gewisses in die Oeffentlichkeit treten konnte, da hätte leicht ein Makel auf Liddy fallen können. Nur Liebe zur Schwester riß Erich bis zum Aeußersten hin!“

„Bis zum Aeußersten?“ Es war einen Augenblick, als fänne Frau Bernoth darüber nach, was das sein könne, mit eigenthümlicher Ruhe fragte sie dann: „Dieses Aeußerste, worauf ginge das hinaus; sollte er versuchen wollen, die Heirath mit der Pistole in der Hand durchzusetzen?“

„Ich weiß es nicht!“

„Du weißt es, Kurt!“

„Und wenn es so wäre?“

„So würdest Du es doch darauf antworten lassen!“ rief die Mutter mit einem Ausdruck, einer Ueberzeugung, welche ihr einen nie gekannten Zug von Hoheit gaben. „Viel lieber Gott die Entscheidung anheimgestellt, als mit sehenden Augen ein solches Leben beginnen!“

„Mutter!“ — sein Athem ging rasch und schwer. Der Gedanke war noch nicht recht an ihn herangefommen — nun ihn die Mutter ausgesprochen hatte, und zwar schlicht, wie etwas Natürliches, da wollte er auch ihm einleuchten. Ja, an diesem Aeußersten brach sich Alles; war Liddy wirklich seiner unwerth, keine Macht der Erde konnte sie ihm dann aufzwingen. War sie denn aber schuldig, das Ganze nicht bloßer Schein? Er hatte sie nicht persönlich gesprochen, ihre Vertheidigung nicht gehört. Selbst ihr Schwanken früher! — Hatte sie sich nicht etwa bloß in dieser Weise gegeben aus mädchenhaftem Trost, aus einer jungfräulichen Herbheit, welche einmal in ihr lag? — Und Wolf, seinen treuen Wolf — Alles verlor er! — Aber es war die Mutter, die sein Versprechen forderte! War er nicht im Grunde gekommen, damit seine Entscheidung von ihr gebilligt werde? Wie kraftlos war auch ein solches Schwanken; geradezu unmännlich; und dabei mußte er noch Belastenderes, als er der Mutter überhaupt gestanden hatte — im Recht war sie, tausendmal im Recht!

So erhob er sich mechanisch, als hätte er auch hier zu thun, was er immer im Amte thun mußte; doch ehe ihm das Gelöbniß, der Mutter Bitten zu folgen, über die Lippen kommen wollte, hörten Beide Tritte im Vorzimmer.

Frau Bernoth erblickte und ihre Augen erweiterten sich, während sie nach der Thür blickte. „Halte daran fest, was Du mir versprechen wolltest!“ mahnte sie noch den Sohn, dann lehnte sie sich wie ermattet zurück und die alte Theilnahmslosigkeit sank gleich einer Hülle über ihr Wesen.

Die Thür ging auf und Herr Bernoth, Kurt's Vater, blickte suchend herein. „Bis in den äußersten Winkel haben sie sich versteckt!“ rief er halb ärgerlich, halb jovial.

Der Sohn war ihm entgegen gegangen, die Mutter hatte sich erhoben. Er begrüßte Beide flüchtig und warf sich dann in die Ecke des Sophas, wo Kurt eben gesessen hatte.

„Jedenfalls gab es hier große Berathung!“ begann er mit einem leichten Zusatz von Spott im Ton. „Ich bin beinahe neugierig,“ wandte er sich seiner Frau zu, „ob es der Alten bereits gelungen ist, dem Mutter-söhnchen mores beizubringen? Zeit war dazu! Wie toll muß er die Pferde haben jagen lassen! Ich kam bald, nachdem er abgefahren war, auf's leere Nest und ließ dann auch ausgreifen, doch weit und breit nichts mehr zu sehen und zu hören.“

„Ich glaube, Bernhard ist heute gut gefahren!“ entgegnete Kurt.

„Ich glaube!“ lachte der Vater auf. „Wo haben da wieder die Gedanken gesteckt, daß Du's nicht einmal gewiß weißt? Nun, heute läßt es sich allenfalls entschuldigen,“ fuhr er, die Worte durch die Zähne ziehend, fort, „wenn man so horribles Zeug losgelassen —“

„Vater!“

„Horribles Zeug, sage ich!“ rief dieser aufbrausend. „Ich war wie auf den Kopf geschlagen, als ich bei Hattenheims vorspreche, Liddy's verstörtes Gesichtchen sehe, des Alten verzwicktes Wesen, und nun auf meine Frage hören muß, was Du Dir zu Schulden kommen lässest!“

„Er hat aber die klare Empfindung,“ fiel die Mutter sanft ein, „daß ihn Liddy nicht so aus ganzer Seele liebt, wie —“

„Ein Turtelchen das andere!“ unterbrach der Gatte.

„Weißt Du, daß ich mir das recht wohl denken kann? Denn Gott sei's gedankt, sind wir nicht Alle auf die Täublein zugeschnitten, und da er es einmal ist — wie glückverheißend gerade, daß sie es nicht ist! Dergleichen Paarung hält vor! Sehen wir das nicht zum Exempel an uns? Du glaubtest früher auch wohl, daß ich eigentlich vernarrter sein müßte; heute, hoffe ich, hast Du längst eingesehen, daß so wie es war, es am besten war. Nur da gibt es die stille, behagliche Ehe, welche alle Welt als Musterehe preist! Habe ich Unrecht?“

Frau Bernoth sah ihn wie geistesabwesend an, es war dann auch gleich einem Flehen in ihrem Blick, doch öffneten sich die zitternden Lippen nicht.

Mit einem ersticken Ausruf des Jorns wandte sich der Vater an Kurt: „Was stierst Du sie an, sie ist heute wieder nicht bei Stimmung, oder hättest Du auch ihr den Kopf warm gemacht? Immer Tollheit über Tollheit! Da athmete man förmlich auf, als Du Dich einmal so brav und nett benommen hattest! Das Glück, in wahrhafter Geberlaune, wirft Dir wie aus Dank dafür das prächtigste Mädel von Brünberg in die Arme, und heute schon fühlt sich der junge Held solcher Gabe nicht mehr gewachsen und flüchtet zur Mutter unter die Schürze; dabei ist das mein Sohn!“ Aufspringend maß er das Zimmer mit weiten Schritten.

„Du kennst keine Rücksichten, Vater!“ rief Kurt schmerzlich empört; „das aber wenigstens bitte ich mir zu glauben, wie mich nur ein Grund, der gleichsam mit meinem Selbst verwachsen ist, dazu treiben konnte, diese Verlobung lösen zu wollen, denn ich muß Liddy einmal lieben, wie nichts auf der Welt! Der Grund, der Grund ist aber einfach, weil ich es fühle, wie qualvoll ich darunter leiden würde, wenn ich es ansehen müßte, daß sie mit Anderen —“

„Anderen?“ warf der Vater endlich ein, der schon längst Miene gemacht hatte, ihn zu unterbrechen; „hüte Dich, mit Steinen zu werfen, die des Mädchens Ehre und damit die Deinige treffen! Ich habe nach Allem geforscht, Jedes geprüft, aus Liddy war anfangs nichts herauszubringen, sie blieb ganz die Edelkame, welche wir Alle in ihr ehren, stolz und schweigend hinter ihrem Recht stehend, allmählig jedoch brach es bei ihr aus Schmerz und Groll hervor — hättest Du das mit ansehen können! Ah, mich alten Burchen selbst packte es! — Der Lorch!“ — wandte er sich, wieder losbrechend, an die Gattin, „hat in der Komödie zu verliebte Augen gemacht! Ein schöner Grund das, seine Brautenschaft aufzuheben! Wie? In der Komödie! — Aber hätte er es auch sonst gethan — ich sehe es euch Weiden ja an, wie ihr mir das Gräßliche entgegen-schreien möchtet! — was denn weiter, als der Beweis, daß man ein reizendes Bräutchen hat? Man wird doch schließlich Mann genug sein, über solchen raren Schatz zu wachen!“ fuhr er, vor dem Sohn stehen bleibend, fort. „Oder fürchten wir trotz der leidlichen Larve und all' unserer grausen Liebe dennoch ausgestochen zu werden? Nun, danke Gott, daß Du noch einen Vater hattest, dessen Augen ungetrübt offen stehen! Ich habe schon das Aufspannen bestellt; sobald Bernhard vorfährt, geht es heimwärts; und hältst Du Dich wirklich allein für zu schwach, so will ich auch das Letzte thun und Dich noch begleiten, denn bei Hattenheims wird unbedingt gleich vorgefahren, pater und Liddy peccavi gesagt, womit dann Alles gesühnt sein soll, wie mir mein guter Hattenheim versprochen hat! Vornehm von den Leuten, daß sie bei einer so kindlich unüberlegten Geschichte nichts Demüthigenderes forderten!“

Kurt sah auf die Mutter, deren wie brechende Blicke auf ihn gerichtet waren; ihr ergebenes, stummes vor sich Hinwinken sagte ihm deutlich, daß sie jeden Widerstand für nutzlos hielt. Das spornte ihn zu noch einem Aufrufen und er erwiderte heftig: „Das hast Du beschlossen, hinter meinem Rücken abgekartet, als ob es sich um ein unmündig Kind handelte, nicht um Einen, der schon so lange mit Ehren seines Königs Rock getragen; wenn ich nun den Pakt nicht anerkenne, weil Niemand nach meinem Willen gefragt hat, weil ich — weiß ich kaum auch woher — wie instinktiv fühle, daß etwas Trauriges damit geschähe, was nimmer gut ausginge!“

„Mann!“ beschwor die Mutter, indem sie aufstand und mit flehend erhobenen Händen auf den Gatten zuing, „in solch' einem langen Zusammenleben hat man einander Manches vorzuwerfen, Du weißt es wie ich — mag Alles ausgelöscht und verziehen sein, nur laß ihn nach seinem Herzen thun!“

Es war etwas so Wahrhaftiges, so Erschütterndes in dem Schmerz, im Ton der Stimme von Frau Bernoth

gewesen, daß sich selbst der Gatte diesem Eindruck nicht entziehen konnte. Mit viel mehr Ruhe antwortete er: „Es geht einmal nicht, Marianne! Auf eine bloße dunkle Empfindung hin, und wäre sie selbst eine richtige, darf man keine so ehrenwerthe Familie beschimpfen. Wir, Kurt vor Allem, leben in der Welt — und wer darin lebt, ist ihren Gesetzen unterthan! Er hat die Hand nach Liddy ausgestreckt, da muß er — er muß, Frau, alle Folgen tragen. Bedenke doch auch, Du verlorst ihn, wenn wir ihn thun ließen, wie es ja nur sein überspanntes Gefühl will. Ich denke hiebei gar nicht an die etwa nöthigen Duellen — versetzen müßte er sich doch aber mindestens lassen. — Oder glaubst Du,“ fragte er, sich an Kurt wendend, „in dem kleinen Ort neben diesen schwer gekränkten Leuten weiter leben zu können? Gerade Du, der nach kurzer Zeit wieder in seinen tausend Sentimentalitäten steckt! Verwünschen würdest Du ein solches Dasein, das sich ewig zwischen Klippen hinschleppt; und machst Du erst den Versuch zu bleiben, wie feige dann später eine Flucht an einen andern Ort! Könnst ihr mir darauf etwas wirklich ernst zu Nehmendes erwidern?“

Mutter wie Sohn schwiegen.

Draußen hörte man einen Wagen vorfahren.

Herr Bernoth wies nach dem Fenster und setzte in derselben Gelassenheit hinzu: „Und nun das Rehrbild! Kurt macht ein Unrecht, zum mindesten eine Uebereilung, gut, wird wieder in den Schooß dieser vornehmen Familie aufgenommen, nennt bald das reizendste Weibchen sein, mit dem er in Ehren und Glück lebt und so weiter. Dabei noch gar nicht zu gedenken, daß er uns, wenigstens seinem Vater, eine Freude ohnegleichen macht! Denn mögt ihr es im Grunde bespötteln oder nicht — ich kann nicht anders als mich geehrt fühlen, daß Kurt's Braut gerade eine Hattenheim ist. Wäre ihr Dheim noch am Leben, wie hätte ich dem hochmüthigen Narren, der auf den damaligen Pächter Bernoth so tief herabsah, diese Ueberraschung von Herzen gegönnt!“ Er lachte behaglich. „Also nimm auch auf meine Schwäche Rücksicht! Könntest Du es übrigens jetzt noch über Dich gewinnen,“ schloß er dann streng, fast drohend, „mir diesen Stolz nehmen zu wollen — hier heraus kämst Du mir fortan auch nicht mehr! Ich ertrüge einen solchen Sohn nicht, — es wäre eben der alte Schnitt durch's Tisch Tuch, Du aber machtest ihn, nicht ich!“

„Vater! Mutter!“ rief Kurt außer sich.

„Er zwingt uns, Kind, wie er es immer gethan hat!“ sagte Frau Marianne fröstelnd. „Geh! Gott verläßt Dich nicht!“

III.

Nach der einzigen Bedingung Kurt's, die er natürlich auch nur in Form einer Bitte bei der Ausöhnung mit Hattenheims vorgebracht hatte, war die Hochzeit des jungen Paares so sehr beschleunigt worden, als es die Erlangung des Heirathskonfenses überhaupt möglich gemacht. Sie hatte im Anfang des neuen Jahres mit einem Pomp und einer Großartigkeit stattgefunden, wie sie Brünberg vielleicht nie gesehen; es war das auf Wunsch der Braut wie des Vaters Bernoth, deren Geschmack sich hierin begegnete, geschehen — und damit jedenfalls den guten Brünbergerinnen, Jung wie Alt, ein unendlicher Redestoff für diesen Winter beschert worden.

Zu Liddy's Bedauern war ihrem Gatten — aus Dienstgründen — nur ein vierwöchentlicher Hochzeitsurlaub gewährt worden, doch hatte sie sich schließlich darüber beruhigt, als sie es gegen Kurt's Absichten durchgesetzt, denselben ganz in Berlin zu verleben, statt, wie er es gewollt, auch theilweise in einem Städtchen am Harz, wo die Wittve jenes Bruders seiner Mutter wohnte, der ihm einen Haupttheil seines bedeutenden Vermögens vermacht hatte. Kurt verehrte zwar diese Tante und hätte ihr gern schon jetzt seine Frau vorgestellt, doch war ihm Liddy als Wittende eine zu neue Erscheinung gewesen, als daß er ihrem Schmollen und süßen Betteln hätte widerstehen können.

So wurde denn bis zum Schluß des Urlaubs in Berlin geblieben und alsdann wieder direkt nach Hause gefahren. In der ersten Zeit nach dieser Rückkehr konnten sich übrigens Beide wahrhaft im Besitz ihrer von Frau Marianne bei aller Gediegenheit traulich und bequem eingerichteten Wohnung. Kurt's Hauptmann nahm auch freundliche Rücksicht, that viel statt seiner den Dienst, dadurch konnte recht zu Liddy's Befagen all' den angenehmen Pflichten solchen jungen Paares — seinen zahlreichen Visiten, ersten Aufnahmen, eigenen Erwidierungen und dergleichen volles Genügen geschehen.

Doch die Wochen des bloßen heitern Müßiggangs gingen rasch zu Ende, weit rascher, als es Liddy genehm war, deren lebhaftes, so gefall- und vergnügungsfüchtiges Temperament stets schwer zu befriedigen gewesen, jetzt aber in den zum Theil neuen Kreisen noch mehr Anregung gefunden hatte. In ihrem Köpfchen steckte eine wahre Fundgrube für immerwährende Abwechslungen und sie behauptete dabei, durchaus nicht einsehen zu können, warum es in dieser Art nicht fortgehen solle, wenigstens vorderhand, wo ihr all' das Fremde noch Freude mache. Es sei doch einfache Pflicht des Mannes, einer jungen Frau zu Gefallen zu leben, und dürfe selbst auf die Gefahr eines gewissen Opfers desselben hin beansprucht werden. Sie mindestens habe nicht geheiratet, um sich mehr als früher zurückziehen.

Anfangs hatte Kurt zu diesen Beweisführungen — so bedingte Liebe zu ihm sich darin auch offenbarte — gute Miene gemacht und Liddy in all' seiner Liebenswürdigkeit wohl noch getrüffelt und durch sonstige erfüllte Wünsche entschädigt, wenn einmal Dienst oder ein nicht zu überwindendes Hinderniß ihre Pläne für den Tag gekreuzt hatten; bald jedoch, als er fühlte, wie diese ewige Ruhelosigkeit seiner Frau alles eigene Behagen zu untergraben drohte und er also bei Zeiten durchgreifen müsse, um nicht völlig die Herrschaft über den Haushalt zu verlieren — bald beugte er trotz seiner Liebe zu Liddy und einer Art von stets darauf folgender Neugier dennoch jedem zu großen Ausschreiten vor. Er nahm nicht mehr alle Einladungen an, versäumte sogar einen Theaterabend im Kasino und bevorzugte dagegen Spaziergänge mit ihr allein — kurz, versuchte sie ein wenig dem bloßen Gesellschaftstreiben zu entziehen und ihr auf jede Weise das eigene Haus lieb zu machen; denn an solchen Abenden war er ihr gegenüber fast noch aufmerksamer als sonst, ließ sich von keiner ihrer Launen seine Stimmung trüben, las, spielte Piano mit ihr, kramte selbst allerlei vergessene Scherze hervor — nur um ihr zu zeigen, welches Glück es für ihn sei, zu Hause und mit ihr allein zu sein.

Liddy war die ersten Male, wo solche Verweigerungen an sich ja unschuldiger Vergnügen eintraten, mehr verwundert als erzürnt, und der Abend zu Zweien verging so immerhin leidlich. Als sich diese einsamen Abende jedoch immer öfter wiederholten, ja Kurt auch noch nicht davon gesprochen hatte, das morgige Tanzvergnügen zu besuchen, brach endlich volle Ungnade durch und sie sagte, als Beide nach dem Mittagbrod in's Wohnzimmer hinübergewandert waren: „Ich habe noch keine Ehre darüber gehört — denkst Du etwa morgen wieder zu Hause zu bleiben?“

„Ja, Liddy!“ erwiderte Kurt, indem er sie bittend und schalkhaft zugleich ansah. „Ich preise jetzt sogar den Paragraphen, der den Verheiratheten aus dem Vergnügungskomitee ausstößt und mich daher frei gemacht hat!“

Sie empfand heute keine Lust, das Gespräch in solcher halben Neckerei zu führen und versetzte schroff: „Dann zwingst Du mich, mit Anderen hinzugehen!“

„Gegen meinen Willen, ohne allerhöchste Erlaubniß?“

„Ich bin jetzt nicht zum Scherzen aufgelegt! Alles hat seine Grenzen!“

„Eine unbestreitbare Wahrheit!“

„Willst Du nun die Güte haben, sehr Ernsthaftes auch so zu behandeln, oder muß ich für jetzt darauf verzichten?“ Sie hatte sich aus ihrem Amerikaner erhoben und schien im Begriff, das Zimmer zu verlassen.

Kurt fühlte, daß es diesmal also wieder Kämpfe geben würde — ein Seufzer wollte in ihm aufsteigen, doch unterdrückte er denselben und antwortete in voller Wahrung seiner Ruhe: „Natürlich habe ich meine Gründe, nicht hinzugehen!“

„Ich wäre wahrhaft neugierig!“ entgegnete Liddy mit sprühendem Blick und setzte sich von Neuem.

„Wie ich Dir schon gesagt, ist Münch erkrankt und ich habe ihn von morgen ab, wer weiß auf wie lange, bei den Rekruten zu vertreten!“

„Das ist Alles? Wolf hat jetzt auch Rekruten und würde wohl nie auf den Gedanken kommen, deshalb morgen zu fehlen!“

„Wolf tanzt eben gern und —“

„Du nicht?“

„Gewiß, wenn man aber sechs bis sieben Stunden draußen gestanden hat, ist man gerade am ersten Tage Abends todmüde. Dabei fängt das um Sieben an — ich habe bis dahin den Unterricht mindestens zu revidiren, wenn nicht selbst abzuhalten, vor Acht könnten wir nicht im Kasino sein!“

„Das wäre mir gerade recht!“ versetzte sie kurz.

Er sah sie an.

„Ja, ja!“ fuhr Liddy fort. „Ich komme, wie Du weißt, mit Passion spät.“

„Ein paar Toiletten sind allerdings noch zu präsentieren!“ warf Kurt mit leichtem Spott hin.

Sie überhörte das Spöttische und erwiderte, sich ihm nähernd und die Hand auf seine Schulter legend: „Also nicht wahr, Du überwindest mir zuliebe Deine etwaige Müdigkeit, und der Wagen wird um Acht bestellt?“

„Heute kann ich das unbedingt noch nicht bestimmen,“ sagte Kurt in unbeholfenem Mißbehagen. „Du warst gestern aus, in nächster Woche ist der Ball beim Kommandanten, vielleicht das Diner beim Oberst —“

„Getanzt,“ unterbrach Liddy, auf ihren Platz zurückkehrend, „wird aber bloß noch beim Kommandanten! Uebrigens bin ich zu morgen bereits engagirt und muß daher unter allen Umständen hin!“

„Du mußt?“

„So sagte ich!“

„Welcher Tänzer ist denn so glücklich, Dir näher als Dein Mann zu stehen?“ fragte Kurt anscheinend lässig, aber mit einem Ausdruck in den Augen, der eine nervöse Spannung verrieth.

„Mit Dir ist wieder nicht zu sprechen!“

„Wieder nicht?“ sagte er nun gereizt. „Worauf das wohl gehen mag, für Dich nicht zu sprechen! Alles, was sich zu Deiner Freude ersinnen ließe, von wo würde es mir wohl zu schwer, es herbeizuschaffen? Wenn Du Wünsche hast, laß mich sie wissen — Jedes gönne ich Dir, nur dieses immerwährende Leben nach außen ist mir einmal ein Greuel! In einer Beziehung darf ich doch verlangen, daß Du mich schonst. Sieh, auch früher hielt ich stets auf meine stillen Abende, wo ich Allerlei trieb, was mir Freude machte, darum gerade genoß ich dann jedes Vergnügen so aus vollster Seele und war mit weit mehr Interesse dabei, als Die, welche täglich dasselbe oder doch Ähnliches mitmachten, respektive ausstanden.“

„Wir sind jetzt doch häufiger allein zu Hause gewesen!“ warf Liddy grockend dazwischen. „Wenn Papa oder die Brüder kommen, das kannst Du unmöglich als Besuch rechnen. Darum handelt es sich aber auch gar nicht! Es kommt mir vor, als sollte ich nicht mehr tanzen, und ich will tanzen! Es ist mir mehr als ein Vergnügen, ich lebe und athme dann gleichsam erst!“

„Du bist ungerecht!“ sprach Kurt ernst, „ich verlor sicherlich noch kein Wort über Dein Tanzen! Uebrigens scheint Dir das Hohelied, das Du ihm singst, erst in diesem Augenblick gekommen zu sein. Ich habe nie bemerkt, daß Dir der Tanz mehr war, als jede andere Zerstreuung auch; freilich hast Du für Alles, was Vergnügen heißt, ein kaum zu stillendes Verlangen!“

„Doch kein anderes, als jedes junge Mädchen unserer Stände? Lebten die Cousinen in Berlin nicht in derselben Weise?“

„Du bist aber kein Mädchen mehr!“ antwortete er begütigend. „Liddy, liebster Frauchen!“ Er trat zu ihr.

„Das bin ich auch nicht mehr, wohl nie gewesen!“ wehrte sie ihn ab und erhob sich. „Sonst müßte ich nicht um etwas so Einfaches geradezu betteln! Ich verliere nun aber auch kein Wort weiter und thue, was ich für Recht halte.“

„Das wäre — nöthigenfalls ohne mich hin zu gehen?“

„Ich bin des Schutzes von Papa noch nicht entwöhnt!“ Ihre Lippen zuckten.

„Papa hält aber sehr auf Formen!“

„Kurt!“ rief sie mit einem Erschrecken, das zugleich Schmerz schien. „Halte von mir, was Du willst,“ fuhr sie dann stürmisch fort, „diesen einen Wunsch darfst Du mir aber nicht versagen. Ich gebe für morgen selbst den Ball beim Kommandanten preis!“

Bernoth sah sie sprachlos an. War das nur das verzogene, eigenwillige Kind oder lag wieder einmal Anderes zu Grunde? — Er sann — in Augenblicken flogen die erregten Gedanken durch Zeiten rückwärts und vorwärts, was konnte an diesem Tanzvergnügen so Besonderes sein? — Da — da drang aus beinahe vergessener Ferne eine Erinnerung heran, grell — blickhaft; der Vorch mußte heute oder morgen vom Urlaub zurückkehren — der Vorch! War das ein Aufschluß? So lange hatte er an Den nicht gedacht, weil er sich während des kurzen Brautstandes völlig zurückgehalten hatte und seit ihrer Wiederkehr abwesend war. Sollte nun die alte Qual wieder beginnen? Doch nur schwache

Menschen sind ja eifersüchtig und er wollte ihr gegenüber immer stark sein, — sie hatte ein solches Feingefühl dafür — ihre Achtung nicht verlieren. Nieder — nieder mit dieser Schwäche! — „Wenn Dir wirklich so viel daran liegt . . .“ begann er.

„Ja!“ rief Liddy wie erlöst und dankbar nach seiner Hand fassend; „nenne es meinetwegen Eitelkeit, es ist aber mehr! O, es wäre mir geradezu wie eine unverdiente Strafe vorgekommen, hätte ich zu Hause bleiben müssen! Als Frau bin ich ja noch gar nicht im Kasino gewesen, bedenke doch, in den lieben Räumen, wo ich mich als Mädchen immer so glücklich fühlte! Man muß sich doch überzeugen, was davon geblieben ist!“

„Gewiß, das ist sogar sehr wichtig!“ gab Kurt mit zerstreutem Lächeln zu.

„Du lächelst darüber, was weißt Du aber, was in solchem Frauenherzen Alles neben einander Platz hat? Man kann ganz zufrieden sein, und doch noch in Glück oder Wehmuth an die Träume der Mädchenjahre zurückdenken; und gar der Ort, wo so Manches gespielt, was allerlei Gedanken wie Hoffnungen, oder selbst Täuschungen über uns gebracht hat — der Ort steht uns nahe wie ein Freund, zu dem man immer gern zurückkehrt.“

„Wie bereidest Du sein kannst, wenn es sich um Vergnügungen handelt; da mußt selbst der alte Kasinoaal zum ‚Freunde‘ werden! Nun, ich will Dir also wieder einmal beweisen, was Du über mich vermagst! Doch, wie Du vorher auch sagtest, Alles hat seine Grenzen; um halb Elf, nach dem Abendbrod, ist der Wagen wieder vor der Thür. Ich werde versuchen, vor Acht fertig zu sein, drei Stunden Herumstehens sind dann wohl jeder Ehre werth, wenn man den Tag über seine Rekruten gedrückt hat.“

Ueber Liddy's Gesicht schien ein Schatten zu gleiten, jedoch war zu viel erreicht, um das wieder in Frage stellen zu dürfen; so beugte sie die Stirn zum Kusse und öffnete dann mit einem schelmischen Litz das Kästchen mit Cigarretten, deren Rauchen auch in ihren Zimmern gestattet war.

Am nächsten Tage sahen sich die Gatten eigentlich nur beim Mittagessen; Liddy hatte noch eine kleine, lebhaft erörterte mit ihrem Bruder Erich, der auf ein Billet von ihr vorgeschrieben, dann nahmen sie die Toiletteorgen für den Abend vollständig in Anspruch.

Kurt hielt Wort; ein wenig erschöpft, sonst aber scheinbar in bester Stimmung, — nur ein sehr Vertrauter hätte mitunter etwas seltsam Ruheloses im Blick entdeckt, — erwartete er bereits vor Acht das Vorfahren des Wagens. Mit dem Näherrollen desselben trat auch Liddy in's Zimmer; in ihrer Robe aus weißer Seide und Tüll mit dem Kränzchen von Akeblüten im Haar und den an einer Seite des Kleids wie herabstinkenden Guirlanden blaßgrünen Vierklee's sah sie einfach, aber wahrhaft vornehm aus. Nacken und Wangen waren dabei zwar kaum von Farbe angehaucht, dennoch hatte die ganze Erscheinung etwas berückend Jugendfrisches. „Ja, sie gehört in die Gesellschaft!“ drängte es sich Kurt förmlich auf — „und wer Anderes von ihr erwartet oder fordert, begeht er nicht ein Unrecht?“

Liddy mochte davon in Kurt's Blicken lesen — sie sagte in ihrer wärmsten Weise: „Ich sehe, daß Du mit mir zufrieden bist, und das freut mich! Aus Dankbarkeit schon mußte ich mich doch zusammennehmen, um Dir keine Unehre zu machen — und heute etwa die Letzte zu sein!“

„Ich wünschte fast, Du wärst weniger die Erste!“ flüsterte ihr Kurt mit einem heißen Händedruck zu. „Der Wagen hält! Ah, da bringt Flore auch Deinen Mantel; nur recht warm machen, der Frost ist im Steigen!“

Als das junge Paar dann noch während der Pause nach dem ersten Tanze in den Saal treten konnte, waren alle vorläufigen Wünsche Liddy's erfüllt; da Jeder unbeschäftigt war, richteten sich natürlich sämmtliche Blicke auf die neu Ankommenden, und Liddy wußte ja bestimmt, daß selbst das kritischste Auge entwaftet werden mußte. — Gleich beim Eintreten hatte sie unweit der Thür Baron Vorch entdeckt, und wie durch eine unwillkürliche Bewegung, indem sie ihre Schritte ein wenig beschleunigte, Kurt die Richtung nach dieser Seite gegeben. Da bemerkte auch er den Baron, sah jedoch gleich wieder geradeaus und dachte so ohne weiteren Gruß an ihm vorübergehen zu können, aber eine Verbeugung Vorch's, das Neigen Liddy's verhinderten den Erfolg seiner Taktik des Ausweichens. Man begrüßte sich also auf's Verbindlichste; Liddy, welche überzeugt war, wie nun erst recht jeder Blick auf ihnen ruhte, war ganz Unbefangenheit und Anmuth.



Prinzessin Amaranth. Nach einem Gemälde von Emanuel Spitzer.

Nach ein paar gleichgültigen Fragen und Beantwortungen sagte Lorch, welcher fühlte, daß sich Bernoth verabschieden wollte: „Und Sie haben mir den ersten Contre gewährt, gnädige Frau?“ Er verbeugte sich dankbar dabei.

Liddy nickte und erwiderte scherzend: „Griech ist immer ein guter Anwalt!“ — Sie schien es nicht gefühlt zu haben, daß des Gatten Arm zitterte. Durch Kurt's Gedanken lief es aber schneidend: er war also der Tänzer, der sie schon im Voraus engagirt hatte!

Doch die Frau Oberst schritt vorüber, alle Drei machten der lebenswürdigen Dame ihre Reverenz, und sie entführte Liddy bald zu anderen Bekannten.

Auch dieser Abend ging schließlich zu Ende; für die Meisten rasch, für Kurt eigentlich langsam. Besonders, Ungewohntes hatte er trotzdem weder gesehen noch gehört; als er einmal in der Thür gestanden, war von einer der beiden älteren Frauen, welche dicht daneben saßen, allerdings das leise Wort gefallen: „Sie ist dieselbe Kokette geblieben!“ Liddy stand, von Offizieren umgeben, in der Nähe, und als er sich jäh umgewandt, hatten die Frauen scheinbar etwas Befangenes gehabt — doch wer konnte gewiß sagen, daß gerade von Liddy die Rede gewesen? Und wenn selbst, wie dehnbar ist in den verschiedenen Köpfen der Begriff „Kokette“!

Das Abendbrod war eingenommen, Einzelne hatten sich bereits wieder in den Tanzsaal begeben, nun brachen auch Gattenheims und wer mit ihnen zusammen geseffen dahin auf. Bernoth trat an's Flurfenster, um nach dem Wagen auszufahren; als er keinen erblickte, sah er auf seine Uhr — halb Elf vorbei und Wilhelm, sonst die Pünktlichkeit selbst? — Während er noch über einen Grund der Verspätung nachsann, trat Griech Gattenheim aus dem Saal und rief bereits im Näherkommen: „Sei dem Wilhelm nur nicht böse, er kann nichts dafür; wir sind der Attentäter!“

„Ich verstehe Dich nicht!“

„Hu, welche Amtsmiene! Dann nur ehrliches Bekenntniß: ich hatte Liddy zur nächsten Polka engagirt. Du weißt, wie gern sie mit mir Polka tanzt! Freund Lorch hat den Cotillon bekommen, Liddy wollte auch gern bleiben, da habe ich den Geniestreich auf mich genommen, den Wagen fortzuschicken. Doch gleich nach Zwölf wird er wieder hier sein!“

„Vergleichen nennst Du einen Geniestreich?“ entgegnete Bernoth empört, „ich kann das nur eine unerbörte —“

„Wie Du das weiter nennst, Bester,“ fiel Griech ein, indem er gezwungen auflachte, „will ich lieber nicht erfahren! Du scheinst nicht bei Laune, meiner Geistesgegenwart die gehörige Bewunderung zollen zu können, und da möchte man sich den so nett begonnenen Abend doch nicht verderben!“

„Für alle Fälle verbitte ich mir,“ rief Bernoth laut, „daß Du je wieder —“

„Ich bin durchaus nicht taub!“ unterbrach ihn Griech von Neuem. „Oder willst Du die Ordnonanzen zu Zeugen haben? Momentan läßt sich ja doch nichts mehr ändern,“ versuchte er dann zu beschwichtigen, „also bonne mine! Morgen kannst Du auch nach Herzenslust über mich herfallen — ich verspreche, das traurigste Armesündergesicht aufzustecken!“ Damit öffnete er die Thür zum Speisesaal und trat hinein, ohne Bernoth's Erwiderung abzuwarten.

Dieser blickte ihm durch die halb offen gebliebene Thür nach und sah, wie er sich neben Lorch auf einen Stuhl warf und lachend auf denselben einsprach, auf den Cotillontänzer! Eine wilde Blutwelle stieg Bernoth an's Herz — bis in die Schläfe; er ballte die Faust und stützte sich fest gegen den Pfosten der Thür. Nach einer Weile kam Jemand hinter ihm die Treppe herauf; als er sich umwandte, sah er, daß es eine Ordnonanz war. Hastig gab er derselben einen Auftrag, empfahl nochmals Eile und ging nach dem Lesezimmer. Was er aber auch vornahm oder aufschlug, alle Buchstaben verschwammen in einander, selbst die Bilder der Journale verzerrten sich — so lehnte er denn mit geschlossenen Augen in seinem Stuhl. Nach einiger Zeit wurde aber auch das wohl unerträglich und er ging langsam nach dem Tanzsaal.

Liddy stand im Kreise der Freundinnen wie sonst, scherzte wie sonst und schien vom Abend so unberührt, als wäre sie eben erst hereingetreten. Wie sie Kurt's ansichtig wurde, schritt sie ihm mit glücklichem Lächeln entgegen und wollte der Welt augenscheinlich beweisen, welch beneidenswerthe Frau sie sei. Doch ein schärferer Blick mochte ihr in dem blassen Gesichte des Gatten etwas zeigen, was mit Lachen nichts zu thun hatte; so

erstarb auch das ihrige. Die Art, wie Kurt ihren Arm nahm, ließ ihr dann auch keine Täuschung darüber aufkommen, daß er das Komplot wenig liebenswürdig aufgenommen hatte. Er sprach übrigens nichts, sondern führte sie, während sie sich umsonst nach Griech oder dem Vater umsah, direkt nach dem Garderobezimmer. Als sie leise Einwendungen versuchte, antwortete er allerdings, doch so kurz abweisend, daß sie sich, um hier in Gegenwart der Garderobiere keine Szene zu machen, von derselben in ihre Umhänge hüllen ließ.

Kurt zog ihren Arm dann wieder fest unter den seinigen und stieg mit ihr die Treppe hinab; unten angekommen, sah sie keinen Wagen und wollte daher wieder in den Flur zurücktreten, jedoch ließ Kurt ihren Arm nicht los und zwang sie, vorwärts schreitend, ihm zu folgen.

Beend, halb vor aufwallendem Zorn, halb vor Frost, zischte sie mehr als sie sprach: „Das ist Wahnsinn, bei dieser Kälte in bloßen Atlaskühen!“

„Wilhelm muß uns gleich entgegenkommen!“ erwiderte er heiser, aber nun vollkommen ruhig. „Ich habe ihm sagen lassen, daß er Alles mitbringen soll.“

„Es kann mein Tod sein!“

„Nicht doch! Da kommt Wilhelm schon.“

(Schluß folgt.)

Literarische Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

(Nachdruck verboten.)

Französische Literatur.

IV.

Die Franzosen der modernsten Schule verstehen es, zwei Gegenjenseite effektiv zu vereinen: sorgsamste Berechnung und eine gewisse Rohheit. Mit ersterer verwerthen sie geschickt die letztere. Auch solche Autoren, die es — Gott weiß — bei ihrem ergiebigen Talent nicht nötig hätten, diese Wege zu wandeln, schlagen sie um des Massenerfolges willen ein. Dieser bedauerlichen Gepflogenheiten eine ist es, irgend eine in Paris stadtbekannte Persönlichkeit, deren Eigenart und Verhältnisse von sich sprechen gemacht, so weit die französische Zunge klingt — also allerdings sehr weit — mit photographischer Treue und möglichst pikanten Details dem Lesepublikum vorzuführen. Selbst Alphonse Daudet, der in seinem „Fromont jeune et Risler aîné“ ein kleines Meisterwerk geschaffen, hat mit dem „Nabob“, den „Rois en exil“ und noch mehreren anderen Romanen den „Griff in's volle Menschenleben“ hinein so plump gethan und ist dabei folgerichtig arg degenerirt. Allerdings, was er seinem schönen, schönen Talent damit geschadet, hat dabei seine Klasse profitirt. Kein Wunder also, daß das Beispiel Nachahmung fand und die Gattung florirt. Es ist nachgerade Sport geworden, bei den Pariser Romanen herauszufinden, wer Dieser, wer Jener sei, und der Hauptgott dieser „Schreibungen nach der Natur“ zieht selbst außerhalb der Grenzen des Landes ein Publikum an, das die lebenden Originale nur durch gelegentliche Zeitungsnotizen kennt. Albert Delpit hat nun auch „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ Erfolge gesucht, die er kraft seines Talents ganz wohl auf würdigerem einheimischen könnte. Er hat in „Solange de Croix St. Luc“ mit unangenehmer Gewissenhaftigkeit die Hauptphasen des Scheidungsprozesses einer Herzogin erzählt. Ritterlich vertritt er seine junge Heldin, den altersgeweihten Brauch, die Schwiegermutter als der Uebel größtes in einer jungen Ehe darzustellen, auf's Neueste ausnützend. Diese alte Madame de Croix St. Luc ist gleichzeitig ein Jugendmuster und ein Scheusal. Sie führt das Leben einer Heiligen, entjagt jeglichem Lebensgenuß, lebt nur dem Kultus der katholischen Kirche wie jenem ihres Namens und dem Wohlthum. Das einzig Irdische, das sie liebt, ist ihr Sohn, doch knüpft sie an ihre Liebe die Bedingung absolutester Unterordnung unter ihren Willen, ihre alleinigmachenden Anschauungen. Eine Tyrannin bis in das kleinste Detail hinein, und in ihren eigenen Augen gerechtfertigt dadurch, daß sie ja nichts Anderes als die Ehre Gottes und ihres Namens anstrebe, scheint sie vor der brutalsten Grausamkeit nicht zurück, ihre Zwecke zu verfolgen. Gern würde sie den süßgamen, in einem geistlichen Collège zur Willenslosigkeit erzogenen Sohn für sich allein behalten, gälte es nicht, der Welt das erlauchte Geschlecht der Croix St. Luc zu erhalten. Nun aber haßt sie in Solange, der selbstgewählten Schwiegertochter, sogleich eine Nebenbuhlerin ihrer Macht, die den Sohn zu ungehöriger Lebensfreude verwehlichen könnte. Unerbittlich knechtet sie die junge Frau, sucht sie ihr den Gatten zu entfremden, damit sie keinen „bösen Einfluß“ über ihn erlange. Dieser, ein Feigling der jämmerlichsten Sorte, wagt nicht, Widerstand zu bieten. Und als Solange, deren Herz sich bei einem kurzen Ausflug in die Welt einem Ritter ohne Furcht und Tadel — der Quintessenz eines modernen Romanhelden — zugewendet, ohne ihr Verschulden kompromittirt wird, jagt die Schwiegermutter sie vom Sarg des Gatten hinweg aus dem Schlosse und verwehrt der Unglücklichen ihr Kind. Darum eigentlich dreht sich der Roman, — um das Recht der Mutter auf ihr Kind. Diese Frage hören wir da in mehreren Gerichtsitzungen ventiliren und der Fall wird durch Kindesentführungen von hüben und drüben illustriert. Die furchtbare Brutalität, mit der die Schwiegermutter vor der ganzen Welt Solange an den Pranger stellt — wie getreulich sie auch dem Leben

nachgebildet sein mag — verlegt und empört in einer Weise, die nur um so mehr bekräftigt, wie gewisse reale Vorgänge außerhalb des Rahmens des künstlerisch zu Verwerthenden stehen. Schon die Potenzierung, die sie durch das räumliche Zusammenbringen erfahren, läßt ihre Abnormität doppelt unerträglich fühlbar werden. Delpit mochte dies selbst empfinden, da er noch am Todtenbett der alten Dame eine Art Verhöhnung der feindseligen Frauen herbeiführt. Solchen Stoffen gegenüber werden eben die Vorzüge der Darstellung zum Nachtheil, indem sie das Beinliche um so nachdrücklicher empfinden lassen. Delpit führt eine so feine Feder, daß jedes qualvolle Detail auf's Quälenste zur Geltung kommt.

Georges Ohnet, der in seinem letzten Roman „Lise Fleuron“ gleichfalls das Photographirungsverfahren eingeschlagen und namentlich die Pariser Künstler- und Kritikerkreise in unverkennbarer Weise gezeichnet hatte (z. B. Albert Wolff als „Rolf“, Aurélien Scholl als „Victorien Poll“ u. j. w.), schildert in „La grande Marnière“ ein Stück Provinzleben. Auch in diesem Roman, wie in dem ihm etwas verwandten „Maitre de forge“ tritt schon das Skelet des Dramas deutlich hervor. Wieder steht eine verarmte, von alten Vorurtheilen imprägnirte Adelsfamilie reichen Parvenüs gegenüber. Doch ist einige Abwechslung in die Situation gebracht, da der alte Carvoien, Parvenü Vater, ein Schurke ist, und Pascal, Parvenü Sohn, einem Erzengel an Vollkommenheit Konfurrenz machen könnte. Während der Alte die de Clairefontes durch einen grandiosen Aufwand an Niedertracht moralisch und finanziell zu Grunde zu richten sucht, rettet sie Pascal, der, als Sohn seines Vaters, tödtlich von ihnen beleidigt worden. Er zahlt nicht nur die Schulden des alten Marquis und bringt dessen große Mergelgrube, die dem Roman den Titel gibt, höchst fruchtbringend in Gang; er rettet durch seine forensische Beredsamkeit, die ihm als Advokat in Amerika mit überraschender Schnelligkeit ein kolossales Vermögen eingetragen, den Grafen Robert, der ihn öffentlich so unarmherzig insultirt hatte, vor den unangenehmen Folgen einer zwar ungerechten, scheinbar aber unwiderleglichen Anklage auf Mord. Und nach all' dem würde er sich, seine vergebende Leidenschaft für Comtesse Antoinette diskret verschweigend, scheiden in die Ferne zurückziehen, besäße nicht Baron de Croix-Mesnil gleichfalls einen beinahe uner schöpfbaren Fonds an Edelmuth. Mit einem bei jungen Dragoneroffizieren — bei aller Hochachtung für diese ausgezeichnete Waffengattung — seltenen Sarkasmus wird er inne, daß seine heißgeliebte Braut ihr Herz dem Familienretter zugewendet, und großmüthig verzichtet er auf sein Glück, um das ihre zu gründen. Auch die Clairefontes opfern ihre Adelsvorurtheile nicht minder großmüthig, und Pascal und Antoinette ziehen als glückliches Paar nach Paris, wo er als Advokat weiter und weiter noch Lanze um Lanze bricht im Dienste der Gerechtigkeit. Doch wird ihm außer vollem Liebesglück auch noch anderer herrlicher Lohn, und wir haben die Freude, der französischen Kammer zu einem mit allen Vorzügen des Geistes, des Herzens und der Moral ausgestatteten Mitgliede gratuliren zu können, da er zum Deputirten gewählt wird. Daß auch Vater Carvoien, der den gegen ihn aufgestandenen Sohn verstoßen und verflucht hat, nunmehr diese Deputirtenwahl heimlich unterstützt, läßt uns hoffen, daß allmählich auch in die Brust dieses alten Bösewichts die Tugend einen zwar veripädeten, aber sieghaften Einzug halten werde. Die Ohnet in der armen „Lise Fleuron“ die Nachtseiten des Lebens erdrückend überwuchern, so bietet er hier seinen Lichtseiten vollste Resonanz; wir haben nicht bald so viele gute und glückliche Menschen beisammen gesehen.

Ueber Ludovic Halévy's — der ja nun auch zu den vierzig „Unsterblichen“ der Academie zählt — „Monsieur Cardinal“ ist weit weniger Tugendglanz ausgegossen. Als glücklicher Vater zweier Ballerinen weiß der Held fatonische Allüren mit dem modernen Opportunitätsstandpunkt praktisch zu verbinden, letzteren durch erstere fördernd. So wird ihm denn auch die Freude, einen Marquis Schwiegersohn nennen zu dürfen. Allein ein Mann von „unerschütterlichen Grundsätzen“ wie er, wird auch durch diese vornehme Verwandtschaft nicht merkend gemacht in seinen demokratischen Anschauungen und Empfindungen. Auch er strebt die höchste Ehre eines französischen Staatsbürgers an und kandidirt mit vieler Salbung um einen Deputirtenpost, und wieder haben wir Gelegenheit, der französischen Kammer bestens zu gratuliren, denn Monsieur Cardinal fällt — allerdings nur dank einem malitösen Zwischenfall — durch. Es ist ersichtlich, daß Halévy in diesem praktischen Biedermann einen Typus gezeichnet hat, und unwillkürlich sendet man einen kleinen Dankesstoßleuzer zum Himmel, der diese Gattung auf deutschem Boden unmöglich gemacht. Uebrigens ist Halévy's Schilderung meisterhaft, voll Humor und doch von einem gewissen Ernst in der rücksichtslosen Geißelung einer im Pariser Leben offenbar eine Rolle spielenden Menschenklasse. Monsieur Cardinal zählt zu den Pariser Unsittebildern, doch ohne Beschönigungsstreifen.

Führen uns die eben besprochenen Romane ein Stück modernen Lebens vor, so beleuchten Lucien Percy und Gaston Meunier ein Stückchen hochinteressanter Vergangenheit in ihrem Werke: „La vie intime de Voltaire avec Delices et à Ferney 1754—1778“. Selbstverständlich vermögen sie nichts absolut Neues an Thatächlichem über Voltaire's Aufenthalt in der Schweiz zu Tage zu fördern, aber wie viel charakteristische Kleinzüge fügen sie durch diese, zumeist reizend gezeichneten Briefe und Bilets sowohl des Philosophen wie der Mitglieder seines Verkehrskreises in das bedeutende Bild ein, — ein Stückchen Kulturgeschichte in unterhaltendster Form. Namentlich der bekante Theaterkampf zwischen dem streng calvinistischen Genf und dem vergnügungsfanatischen Philosophen, der sich bemühte, möglichst viele Genfer zu Theaterfreunden zu verlocken, erhält da ergößlichste Illustration; bei den Alt-Genfern noch das Festhalten an den alten Vorschriften, die z. B. den Tanz verwehrt, nicht allein als Schule der Verberbtheit und verruchten Unterhaltung, sondern darum schon, „weil einer der ausgezeichnetsten Gottesdiener, Johannes der Täufer, durch ihn um's Leben gekommen“, und die Jung-Genfer, die durch häufige Ausflüge nach Paris an dem Gifte weltlicher Vergnügungen Geschmack zu finden gelernt. Die schönen Genferinnen zu der Zeit, da Voltaire seinen üppigen Hofhalt zu Delices und zu Ferney hielt, waren nicht mehr geneigt, sich folgenden Anordnungen zu fügen: „Weber Frauen noch Mädchen dürfen sich schminken, oder die

Haare gelockt oder gewunden tragen; auch dürfen die letzteren nicht länger niederhängen, als das Gesicht, sondern müssen, wie es die heiligen Apostel begehren, knapp um den Kopf geschlungen werden. Kein Mädchen darf vor der Hochzeit einen Ring tragen und weder Frau noch Mädchen jemals Ohrringe." Auch galt nicht mehr das Gebot: "Alle Schneider, Schuhmacher, Hutmacher, Wäschepersfänger, die ohne vorherige Erlaubnis des hohen Rathes eine neue Haar- oder Kleidertracht aufbringen, werden durch Gefängnis und Geldbußen gestraft und überdies wie Meineidige gehalten." Allein war auch schon so viel von der Strenge calvinistischer Anschauungen geschmolzen — gegen die Sündhaftigkeit des Theaterbesuchs herrschte im Konsistorium und dem Rathe der Stadt doch noch der vollste Abscheu, und die Machinationen beinahe infernalischer Bosheit, mit welchen Voltaire orthodoxe Pastoren mindestens privatim für das Bühnenhaus zu gewinnen suchte, sind ebenso ergötzlich als empörend. Wenn er plötzlich inmitten einer Tafelrunde frommer, ahnungsloser Gäste eine Aufführung eines seiner Dramen "improvisirte" und sie von der verbotenen Vergnügung geradezu faszinirt sah, jubelte er über diesen Bruch der Gastfreundschaft in seinen Briefen wie ein über einen gelungenen Schelmstreich erfreutes Kind. Und wie prägt sich in jeder Zeile von seiner Hand der unverfrorenste Cynismus aus, doch stets in pikanten Formen. So z. B. als der Constant seine "Geschichte Rußlands" borgen will, um etwas nachzuschlagen, und er ihm antwortet: "Sind Sie toll? Wenn Sie etwas Wahres erfahren wollen, nehmen Sie Lacombe, er hat keine Medaillen und kein Pelzwerk bekommen." Wie lebhaft tritt die merkwürdige Erscheinung dieses schon körperlich nur noch schattenhaften Greises aus diesen Mittheilungen hervor, wie er nach zwölf- bis fünfzehnständiger Arbeit einen großen Kreis von Tischgästen durch in Uebermuth sprühenden Geist unterhielt, dann noch in einem seiner Stücke eine Rolle spielte und, da in Ferner nicht Betten genug waren, all die vielen Besucher über Nacht zu beherbergen, noch selbst den Ball eröffnete, der wahren makte, bis das gestrenge Genf am Morgen die Zugbrücken niederließ, die es nach altem Brauche Nachts über vorsichtig emporgelassen. Abwechselnd sehen wir den in übermäßiger Angst vor dem Tode hangenden Voltaire und dann wieder, sobald die Gefahr vorüber, den ihrer spottenden. So schrieb er eines Tages nach schwerer Krankheit an d'Allembert: "Wir, Monsieur de Fontaine und ich, waren nahe daran, zu erfahren, was aus der Seele wird, wenn ihr Kamerad, der Leib, zu Grunde geht; doch hoffen wir jetzt, noch einige Zeit im Stande der Unwissenheit zu verharren." Einen großen Reiz des Buches bilden auch die vielen hervorragenden und interessanten Persönlichkeiten, die darin erwähnt oder brieflich vertreten sind. Welche Fülle an Geist in diesem dankenswerthen Beitrag zur Memoirliteratur!

Danjabrand.

(Siehe das Bild S. 933.)

Auf der sich unabsehbar weit ausdehnenden ungarischen Puszta sind viele unserer Meierhöfen ähnliche Ansiedlungen, "Danya" genannt, welche manchmal sich zu engeren Gruppen vereinigen, oft aber auch vereinzelt, mehrere Stunden weit von jeder andern menschlichen Behausung entfernt liegen; es entrollt sich bei klarem Himmel von dort ein Umblid, welcher die fruchtbaren Ebenen im fernen Horizont verschwinden scheinen läßt.

Wenn nun in der kalten Jahreszeit auch die sonst immer im Freien verbleibenden Pferde, Ochsen u. s. w. ihre Winterquartiere in der Danya bezogen haben und die ganze weite Landschaft im Schneegewand eingehüllt ist, dann ist es für den Danjabauer eine Hauptarbeit, den riesigen Thonofen immer tüchtig warm zu erhalten, wofür nur Stroh als Brennmaterial dient, welches hiezu in großen Massen aufgeschichtet ist. Wehe, wenn in Folge einer Unvorsichtigkeit bei dem beherrschten Tabakrauchen oder durch einen andern Zufall ein Schadenfeuer entsteht: im Moment sind die nach außen gut verschlossenen Räume von dichten Rauchwolken angefüllt; nur mit Mühe werden noch die Thüren geöffnet, die gedüngelten Pferde und anderen Hausthiere sprengen die Bande und drängen in's Freie, nach allen Richtungen fliehend. Auch bei aller Anstrengung ist mit den primitiven und geringen Mitteln, auf die man sich dort beschränkt sieht, dem entseffelten Element die Beute nicht zu entreißen; bald lodert eine helle Flamme hoch auf und nur durch Zusammenwerfen der brennenden Gegenstände läßt sich der Feuerherd möglichst einschränken. Die zur Hülfe stundenweit schleunigst herbeifahrenden Nachbarn finden oft nur noch eine leergebrannte Stätte.

C. Schw.

Prinzessin Amaranth.

(Siehe das Bild S. 936 u. 937.)

Wenn in die breiten Straßen der Hauptstadt die klare Frühlingssonne voll und warm hereinscheint, wer sollte da nicht hinausstreben aus der Enge geschlossener Räume in die erquickend frische und dabei doch sanft durchwärmte Frühlingsluft! Auch der kleinen Prinzessin Amaranth ist es bei der Spazierfahrt, die sie in Begleitung ihrer Oberhofmeisterin unternommen, in der geschlossenen Staatskutsche zu eng geworden. Leichten Fußes ist sie herausgestiegen aus der fahrenden Behausung, um den eingeschlagenen Weg munter zu Fuß fortzusetzen, während die prächtige, aber schwerfällige Hofequipe mit dem reich galonirten, noch halb jugig ausgestatteten Koffelwagen auf dem hohen Kutschbock der jungen königlichen Hoheit pflichtschuldigst auf dem Fuße folgt, um jenen Augenblick zur Verfügung zu sein, sobald die kleinen Füßchen sich ermüdet fühlen oder ein anderer Grund die jugendliche Prinzessin zum Wiedereinsteigen veranlaßt. Glückliches junges Wesen, dem ein freundliches Gesicht Anmuth und Liebenswürdigkeit in die Wiege gelegt hat — die Wiege, die in den innersten Gemächern eines königlichen Schlosses stand! Kein Wunder, wenn einem solchen gottbegnadeten Kinde alle Herzen entgegenzuschlagen. Wie Alles ringsum sich neigt

vor dem zarten, halbblühigen Blondinchen! Das ist nicht nur leere Höflichkeit, die man dem Königskinde als pflichtschuldigsten Zoll entgegenbringt, — aus den Augen dieser Frauen und Männer leuchtet aufrichtige Freude über das holde Erblühen der jungen Prinzessin, über das herzwinnende Wesen, das in ihren kindlichen Zügen sich ausdrückt. Ist sie doch augenscheinlich harmlos ergötzt selbst über die Unbeholfenheit des täppischen Mädchens dort, dem seine Mutter vergebens begreiflich zu machen sucht, in welcher Weise die Königs-tochter gebührendermaßen begrüßt zu werden gewöhnt ist. Ein Glück indeß, daß die kleine Hoheit nicht rückwärts blickt, sonst möchte immerhin ein nicht unberechtigter Unwille in ihr erwachen gegen die beiden überfekten Mädchen, die ihr in so zudringlicher Weise auf den Fersen folgen, daß sie das Einschreiten der begleitenden Kammerdiener zur Nothwendigkeit machen.

Doch genug der in Worte gefaßten Beobachtungen. Ueberlassen wir es dem beredeten Stift unseres Künstlers, durch die zahlreichen Einzelheiten, die er den belebten Umgebungen des freundlichen Vorgangs einzufügen wußte, unmittelbar zum Beschauer zu sprechen, der unschwer noch eine erkleckliche Reihe charakteristischer Einzelheiten zu seinem Ergötzen herausfinden wird.

W. B.

Graf Schack.

(Siehe das Porträt und die Bilder S. 940 u. 941.)



Im Alter von siebenzig Jahren bei noch jugendlich rüstiger Schaffenskraft auf ein so reich ausgefülltes Leben zurückblicken zu können, wie Graf Schack auf das seine, ist ein seltenes Glück, welches keinem Sterblichen ohne großes eigenes Verdienst zu Theil wird, gleichviel, ob er es auf rauhen Bahnen errungen in schweren Kämpfen gegen die Ungunst des Schicksals, oder auf freundlichen Wegen, durch die Günst des Schicksals gegeben, wie Graf Schack sie auf seinem Lebensgange gefunden. Einem der ältesten und reichsten Adelsgeschlechter Mecklenburgs entsprossen, hätte der schon durch die Erbscheide der Erstgeburt Bevorzugte gar nichts weiter zu sein brauchen als der Sohn seines Vaters, um eine angesehene Stellung in der Welt einzunehmen, welcher auf sicheren Besitz gegründete Unabhängigkeit als das beneidenswertheste Gut gilt, das Himmel und Erde ihren Glückseligen gewähren können. Allein bei seiner rastlosen Witzbegier fand Schack von früh auf mehr Freude an erstem Lernen und Forschen, als an behaglich sorglosem Lebensgenuss, und so ist es bis heute mit ihm geblieben. Seinen ersten Unterricht erhielt er durch Privatlehrer auf den väterlichen Gütern und besuchte dann das Gymnasium in Frankfurt a. M., wohin sein Vater als Bundestagsgeandter übersiedelte. Die Universitätsstudien begannen 1834 in Bonn, wurden fortgesetzt in Heidelberg und endigten in Berlin 1838.

Während dieser vier Jahre studirte Schack die Rechte und Staatswissenschaften, nicht aus eigener Wahl, sondern dem Wunsch seines Vaters folgend. Daß er dabei noch Zeit fand, auch Sanskrit, Arabisch, Persisch und die vornehmsten europäischen Kultur Sprachen zu studiren, war eine Privatliebe, welche der Vater nachsichtig gestattete, sofern sie seine Pläne nicht kreuzte, den Sohn in die staatsmännliche Laufbahn zu bringen.

Gleich nach Vollendung seiner Studien arbeitete Schack eine Zeitlang beim Kammergericht in Berlin; seine angegriffene Gesundheit veranlaßte ihn aber bald, eine Erholungsreise nach Italien, Sizilien, Griechenland und Kleinasien zu unternehmen, welche ihm eine Fülle poetischer und künstlerischer Anregungen bot, deren Früchte jedoch erst viele Jahre später zu Tage treten sollten. Von Griechenland ging er zu längerem Aufenthalt (1839 bis 1840) nach Spanien, um in den dortigen Bibliotheken das Material zu einer von ihm geplanten umfassenden Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien zu sammeln. Das aus diesen Forschungen entstandene Werk — zuerst 1845, in zweiter vermehrter Auflage 1854 erschienen — bot weit mehr, als es verhieß, und ist besonders durch seine ebenso fesselnd geschriebene wie von gründlichen Studien zeugende Einleitung: "Ueber den Ursprung des Dramas im neueren Europa", maßgebend für manche spätere Arbeit ähnlicher Art geworden.

Zugleich mit der "Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" veröffentlichte Schack sein "Spanisches Theater", eine zwei starke Bände füllende Sammlung von Uebersetzungen und Bearbeitungen spanischer Dramen, bestimmt, in sorgfältiger Auswahl die poetischen Belege zu seinen historischen und kritischen Untersuchungen zu liefern. Schon aus diesen meisterlichen Nachbildungen war zu sehen, daß ein Poet dahinter steckte; denn selbst der gelehrteste und formgewandteste Uebersetzer, dem es an eigener poetischer Begabung fehlt, kann nie das höchste Ziel seiner Aufgabe erreichen: das Fremde dem eigenen Volke ganz heimlich zu machen. Es wird sich Gelegenheit bieten, auf diesen wichtigen Punkt zurückzukommen; hier gilt es zunächst, die äußerlichen Merkmale im Lebenslauf Schacks zu vervollständigen. Nach Vollendung seines ersten großen Werkes, welches von allen Kundigen als bahnbrechend begrüßt wurde und dem Verfasser sowohl in Spanien wie in Deutschland mancherlei Ehren und Auszeichnungen einbrachte, trat er in die Dienste seines kunstsinnigen Landesvaters als Kammerherr und Legationsrath. Er begleitete den Großherzog auf dessen Reisen nach Italien und Konstantinopel, hatte nach der Rückkehr bei dem Bundestag in Frankfurt mitzuwirken, benützte einen längeren Urlaub zu einer neuen Reise nach dem geliebten Morgenlande, durchstriefte diesmal auch Aegypten und Palästina, kehrte über Italien in die Heimat zurück, wurde 1849 großherzoglicher Bevollmächtigter bei dem Kollegium der Union und später Geschäftsträger in Berlin, wo seine diplomatischen Geschäfte ihn nicht abhielten, dem Studium des Sanskrit, des Arabischen und Persischen mit einem Eifer obzuliegen, als ob er es darauf abgesehen hätte, Professor der orientalischen Sprachen zu werden.

Die erste Frucht dieser Studien war ein Riesenwerk, welches uns mit dem größten Dichter des Morgenlandes in einer Weise bekannt macht, wie es bis dahin keinem Gelehrten gelungen war. Das Werk, welches inzwischen verchiedene Auflagen erlebt und bedeutende Ergänzungen erhalten hat, erschien zuerst in Berlin (1851) unter dem Titel: "Heldenjagen von Firdusi. Zum ersten

Mal metrisch aus dem Persischen übersezt, nebst einer Einleitung über das iranische Epos."

Der Dichter des Schahname oder Königsbuchs, dem die Heldenjagen entnommen sind, hat fünfunddreißig Jahre gebraucht, um sein nahezu sechzigtausend Doppelseiten enthaltendes Werk zu vollenden. Der Uebersetzer hat sich begnügen müssen, eine Auswahl zu treffen und nur die hervorragenden Sagen wiederzugeben, ohne jedoch den Zusammenhang des Ganzen zu zerreißen. Jedem Abschnitt ist ein summarischer Abriß der im Schahname vorausgehenden Begebenheiten beigelegt. Die vortrefflich geschriebene Einleitung weist mit sicherer Hand darauf hin, daß wir das iranische Epos als ein ehrwürdiges Denkmal unserer eigenen Urzeit zu begrüßen haben. Denn aus den mittelasiatischen Hochländern an den Dshihunquellen, wohin die ältesten Spuren des Epos zurückführen, sind gleich den Persern auch die Urväter der Germanen herabgestiegen, und wie die Sprachen dieser Völker ihren Ursprung aus gemeinsamer Quelle noch deutlich verrathen, so athmet auch ein verwandter Geist in den iranischen und den ältesten deutschen Heldenliedern; den heroischen Sinn, die gesunde Kraft, den Adel der Sitte und die Innigkeit des Gefühls, die sich auf schlichte, keusche Weise in den Nibelungen und der Gudrun aussprechen, findet man, freilich mit der Pracht des Orients bekleidet, auch in dem Epos von Iran wieder.

Jeder mit der Urchrift auch nur einigermaßen Vertraute mußte staunen über die unbegreiflich kurze Zeit, in welcher es Schack gelungen war, ein bis dahin in weiteren Kreisen völlig unbekanntes Werk dem allgemeinen Verständniß fast so nahe zu bringen wie Homer und Shakespeare in den besten Uebersetzungen. Wenn er sein ganzes Leben an die Arbeit gesetzt hätte, wie der Dichter an das Schaffen der Urchrift, so würde sich Niemand darüber gewundert haben. Die deutschen Nachbildungen des iranischen Epos füllen mit den Einleitungen nahezu vierzehnhundert stattliche Seiten in drei Bänden. Dem Schluß des Riesenwerks folgte auch bald der Schluß seiner diplomatischen Laufbahn. Was ihn zu der rastlosen Arbeit an dem Werke getrieben und wie er über die Zeit, in welcher es entstanden, dachte, spricht er deutlich in den Schlussworten der Einleitung aus: "Neben dem poetischen Genuß, den wir aus diesem Gedicht schöpfen, mag es zugleich ein wohlthuendes Gefühl sein, uns an seiner Hand aus dem wirren Treiben der Gegenwart und von der Erniedrigung des Vaterlandes hinweg in jene früheste Vergangenheit, die älteste Heimat unseres Volkes, flüchten zu können."

Das war damals für einen Diplomaten eine gefährliche Sprache; doch blieb Schack auf seinem Posten, bis sein Vater starb, der zwar auf die gelehrten und poetischen Mottos seines Sohnes mit vornehmer Gelassenheit herab sah, es aber schmerzlich empfunden haben würde, wenn der Sohn seinen literarischen Neigungen Amt und Würden geopfert hätte. Dieß konnte also erst nach dem Tode des Vaters geschehen. Nun verließ Schack den Staatsdienst mit dem Titel eines Geheimen Legationsraths und ging wieder auf ein paar Jahre (1852 bis 1854) nach Spanien, um dort das Material zu einem neuen, bahnbrechenden Werke zu sammeln, welches noch größere Schwierigkeiten bot als der Firdusi und erst im Jahr 1865 veröffentlicht wurde unter dem Titel: "Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien. Zwei Bände."

Ich hatte Gelegenheit, das Wachsen und Werden dieses bedeutenden Werkes in der Nähe zu sehen, da Schack bald nach seiner Heimkehr von Spanien einer Einladung des kunstfreundlichen Königs Maximilian II. nach München folgte und sich dort dauernd niederließ, was nicht verhinderte, daß er alljährlich einen Ausflug nach Italien machte und auch von Zeit zu Zeit einen Kreuzzug nach dem Orient unternahm, zu neuer Belehrung und anregender Auffrischung alter Erinnerungen. Doch so lange der Hof in München verweilte, war er auch immer dort, da der König große Stücke auf ihn hielt, und er selbst gern verkehrte in dem Kreise von Poeten und Gelehrten, die der König ein- oder zweimal wöchentlich um sich versammelte. Größere Gesellschaften besuchte er ungen und nur, wenn es sich nicht wohl umgehen ließ. Zu Hause fand ich ihn immer zwischen Büchern und Manuskripten. Er war unausgesetzt fleißig, ließ sich aber gern durch jeden Besuch stören, der dazu führte, eine Unterhaltung über das anzuregen, was ihn gerade beschäftigte, und solche Unterhaltungen konnten leicht stundenlang ausgesponnen werden. Der Kammerdiener mußte genau, für wen sein Herr zu Hause war und für wen nicht, hat mich aber mehr als einmal, doch meinen Einfluß anzuwenden, "den Herrn Geheimrath" von dem ewigen Schreiben und Studiren abzubringen, das doch zu nichts führen könne, als die Gesundheit zu ruiniren.

Zu der That kannte Schack zu Hause keine andere Erholung als die Musik, die er mit gleichem Eifer trieb wie seine wissenschaftlichen Studien. Vom Schreibtisch ging's an den Flügel und vom Flügel an den Schreibtisch. Wenn ich ihn zu einem Spaziergang in's Freie aufforderte, so machte er lieber eine Spazierfahrt daraus, man konnte sich dabei ungestörter unterhalten und fam Schneller wieder nach Hause. Bemerten muß ich hier, daß er ebenso eifrig an den Arbeiten Anderer theilnahm, wie ihm die Theilnahme an seinen eigenen Arbeiten erwünscht war. Als ich mit meinem Werk über "Shakespeare's Vorläufer und Zeitgenossen" beschäftigt war, wußte er mir eine Menge alter seltener Bücher zu nennen, die mir dabei nützlich sein konnten und die er mir aus seiner großen Gutsbibliothek zu Bräufewitz in Mecklenburg, wohin er gerade im Begriff stand zu reisen, zu schicken versprach. Ich brachte die Sommerferien am Rodee-See zu und dort traf bald eine stattliche Kiste mit Büchern ein, deren Auswahl bewies, wie vertraut Schack auch mit den Schätzen der altenglischen Literatur war.

Seine Abwesenheit von München wurde gewöhnlich zu Neubauten benützt, welche zunächst den Zweck hatten, mehr Raum für die von Jahr zu Jahr anwachsenden Kunstsätze zu gewinnen, aus welchen im Laufe der Zeit die berühmte "Galerie Schack" entstanden ist. Ich habe sie von ihren Anfängen an sich entfalten sehen und es thut sich für mich manche bedeutende Erinnerung daran, doch hier ist nicht der Ort, dabei zu verweilen. Ueber die Galerie Schack ist schon viel geschrieben worden und das Beste hat meines Bedünkens ihr Gründer selbst geschrieben in dem sehr fesselnden Buche: "Meine Gemäldesammlung". Wer dieses Buch aufmerksam gelesen hat, wird gewiß auch gern zu einem andern empfehlenswerthen Werke greifen, welches in monumentaler Ausstattung unter dem Titel: "Die Galerie Schack in München. Von Dr. Oskar Berggruen" (Wien, Gesellschaft für vervielfältigende

Kunst), sechzig Stiche, Radirungen und andere Reproduktionen nach Gemälden der Galerie nebst erklärendem Text enthält. Die Bilder, welche diese Nummer zieren, bieten Proben davon.

Wenn die Eigenart eines bedeutenden Menschen sich auch ebenso in seiner häuslichen Einrichtung und seinem Kunstgeschmack ausdrückt, wie in seinem Wirken und Schaffen, so ist auf dieses doch bei der Beurtheilung das Hauptgewicht zu legen.

Je näher ich in langjährigem persönlichem Verkehr, wobei es sich nie um Neußerlichkeiten, sondern nur um das Wesen der Dinge handelte, Schack kennen lernte, desto mehr wurde mir klar, daß er sich schon früh einen festen Lebensplan vorgezeichnet hatte, auf dessen Ausführung sein ganzes Dichten und Trachten gerichtet war. Er betrachtete die Vorzüge der Geburt und des Reichthums als Glücksgüter, die ihm die Mittel zur Erreichung großer Zwecke boten, aber zugleich große Pflichten auferlegten, wenn er, dem innern Drange folgend, abseits von den gewöhnlichen Wegen seiner Standesgenossen seinem Namen Ehre machen wollte. Er empfand es als ein Glück, ganz frei von gemeiner Sorge seine geistigen Fähigkeiten nach allen Richtungen ausbilden zu können, und er erprobte sie dann schon als Jüngling an Aufgaben, zu deren Lösung nicht bloß Talent und Gelehrsamkeit, sondern auch eine immer wohlgefüllte Börse gehörten. Ein armer Gelehrter hätte bei gleicher Fähigkeit die großen Werke nicht schreiben können, durch welche Schack sich seine ersten Ruhmesdenkmale gesetzt hat.

Doch in diesem Jahrhundert der Arbeitstheilung ist man gewohnt, jeden Menschen sich nur in streng abgegrenzter Thätigkeit, in einseitiger Besonderheit zu denken, wobei die ersten Arbeiten immer maßgebend bleiben.

Das hat Schack auch empfinden müssen, als er nach Vollendung seines Werkes: „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien“, mit einer glänzenden Reihe eigener Dichtungen an die Öffentlichkeit trat. Wie tief und nachhaltig er es empfunden, spricht er selbst am Schlusse seines Buches: „Meine Gemäldesammlung“, aus, wo es heißt: „Bei der eifigen Kälte und tödtlichen Gleichgültigkeit, welche die ganze deutsche Nation von jeher meinem eigenen poetischen und litera-

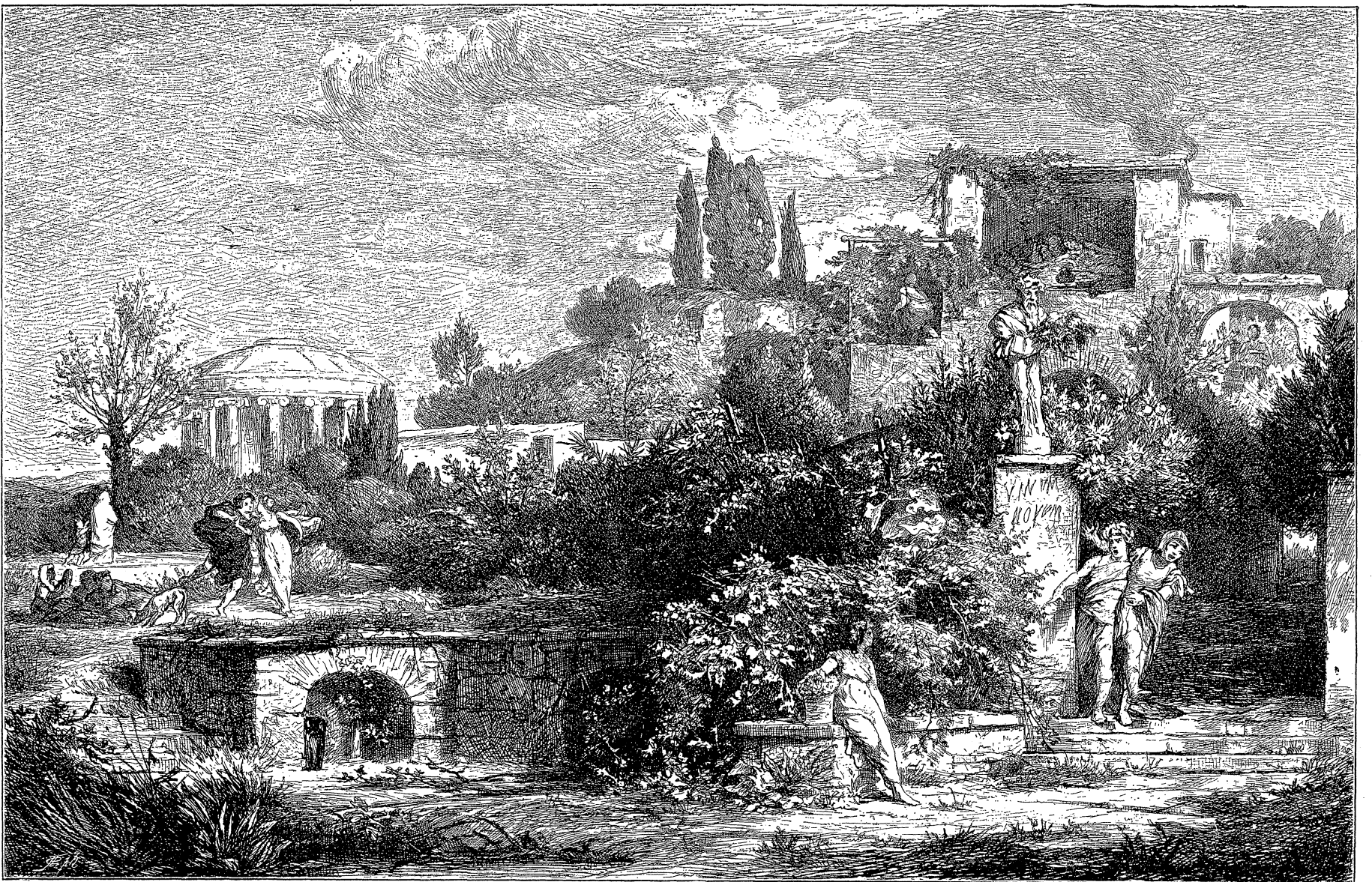


Graf Schack. Nach einem Gemälde von J. Lenbach.

rischen Schaffen gezeigt hat und noch jetzt zu zeigen fortfährt, wo mein Abend hereinbricht, liegt es wohl oft nahe, daß mich tiefe Niedergeschlagenheit befällt und daß ich den Wunsch nicht zurückweisen kann, ich möchte lieber in England oder Italien, in Frankreich oder Spanien geboren worden sein. Ich kenne diese Länder genug, um zu wissen, daß mir dort nicht die Theilnahmlosigkeit begegnet wäre wie im Lande der Dichter und Denker.“

Diese wesentlich durch ein schmerzliches Augenleiden hervorgerufene trübe Stimmung machte bald einer erfreulicheren Platz, als von seinen bei Gotta erschienenen gesammelten Werken (in sechs Bänden) eine neue Auflage nötig wurde und auch einige seiner Dramen auf verschiedenen Bühnen zu wirksamer Darstellung gelangten. Besonders erfreut schrieb er mir über die musterhafte und erfolgreiche Auf- führung seiner „Timandra“ in Hannover. Daß übrigens die oben angeführten Klagen nicht ohne Grund sind, ließe sich leicht überzeugend nachweisen, wenn hier der Raum dazu wäre. In Deutschland ist die Poesie immer das Achtenbrödel unter den Künsten gewesen, aber die Schuld trifft lediglich diejenigen Kreise, welche die Kunst nur insoweit gelten lassen, als sie ihnen zur Brumentfaltung dient, oder ihrer Eitelkeit schmeichelt, oder ihre Ohren betäubt. Den schlagendsten Beweis dafür liefert Schack selbst, welcher mit hohem Ernst und Eifer sein ganzes arbeitsvolles Leben der Kunst und Wissenschaft geweiht hat und dafür von jenen Kreisen als ein unbegreiflicher Sonderling betrachtet wurde. Es ist hier nicht der Raum, seine Werke eingehend zu besprechen, es kann nur darauf hingewiesen werden. Von seinen poetischen Nachbildungen sind noch die „Stimmen vom Ganges, eine Sammlung indischer Sagen“, und die aus dem Persischen übersetzten „Strophen des Omar Chijam“ zu nennen. Unter seinen eigenen Dichtungen sind, neben einer reichen lyrischen Flora, wohl die „Nächte des Orients“ dasjenige Werk, in welchem sich seine ernste poetische Eigenart am mächtigsten offenbart. Daß ihm auch die heitere Muse hold ist, beweisen am besten seine beiden prächtigen humoristischen Verstromane: „Durch alle Wetter“ und „Ebenbürtig“. — Möge ihm noch ein langes, glückliches Schaffen beschieden sein.

Friedrich Bodenstedt.



Altromische Taverne. Gemälde von A. Böcklin aus der Galerie des Grafen Schack.

Nach einer Radirung aus dem „Schack-Album“ im Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.



Basis am Brunnen. Gemälde in der Galerie des Grafen Schack von Anselm Feuerbach.

Nach einer Radirung aus dem „Schack-Album“ im Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.

Auf Rügen.

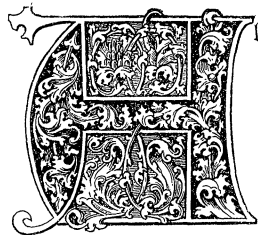
Novelle

von

Boe von Reuß.

(Schluß.)

X.



Es Edith am andern Tage mit Anna von dem Waldgottesdienst zurückkehrte und die bergige Dorfstraße hinabstieg, begegnete ihr Gustav Petersen, der den gewöhnlichen Sonntagnachmittagsurlaub am Lande verbrachte, jedenfalls in der Hoffnung, Anna endlich einmal wieder zu sprechen. Es blieb unerklärlich, daß sie ihm immer auswich, vergebens suchte der junge Matrose die Ursache zu ergründen. Zwar hatte er durch ihren Oheim, den alten Fischer, oberflächliche Kenntniß erhalten von dem Anspruch, den der Mönchguter an das Mädchen erhob; daß aber dieser Anspruch nicht zu lösen sein sollte, falls Anna, wie er doch mit Zuversicht hoffte, ihn zu lösen gesonnen sei, wollte dem Heißliebenden nicht in den Kopf. Liehte sie ihn nicht — trotzdem sie doch wahrnehmen mußte, wie ihr sein ganzes Herz zugethan war schon von der ersten Begegnung an? Auch jetzt wandte sie den Kopf bei seinem Anblick ab; that sie es aus Schüchternheit oder — um ihn nicht zu sehen? Er hatte sich heute fest vorgefaßt, sie endlich zu sprechen, nun sank ihm doch der Muth und er ging mit kurzem Gruß an ihr vorüber.

Edith, die neben Anna ging, sah, wie bei der Begegnung die Hand zitterte, die das Andachtsbuch umschloß. Auch war die Farbe des blühenden Antlitzes wie hinweggeweht; es war jedenfalls ein harter Kampf, den Anna bestand, indem sie dem Geliebten die Annäherung versagte, und Edith's Mitleid ward von Neuem rege. Namentlich seit dem sonderbaren, fast unerhörten Benehmen des Mönchguters auf der See hatte sie das Vertrauen zu ihm verloren. Der Norden schien hier eine Leidenschaft erzeugt zu haben, wie sie sonst nur dem Süden eigen ist. Die engen hiesigen Verhältnisse und die relative Dürftigkeit dieser Insulaner behüteten sie vor einem verderblichen Wechsel der Eindrücke, konzentrierten aber andererseits auch ihre Gedanken und Gefühle auf's Höchste und ließen sie Alles, was innerhalb dieser Verhältnisse lebte, als ihr alleiniges und unbestreitbares Eigenthum ansehen. Edith hatte schon daran gedacht, Anna mit sich nach Lübeck zu nehmen und sie einige Zeit bei sich zu behalten, um vielleicht so auf einfachere und natürlichere Weise das drückende Band zu lösen. Denn eine gewaltsame Lösung widerstrebte auch Edith. Aber Frau Halbeck mochte ihre junge Anverwandte nicht entbehren oder fürchtete eine Sinnesänderung derselben und den Zorn des Mönchguters. So blieb ein Verzicht des Verlobten immer die einzige Rettung, und Edith nahm sich vor, recht bald in dieser Weise vorzugehen trotz der geringen Aussicht auf Erfolg. Schon am nächsten Tage wußte sie eine Gelegenheit zu erspähen und mit dem alten Fischer darüber zu sprechen. Sie fand kein Verständniß, wie sie es eigentlich auch nicht anders erwartet hatte. Der Alte schüttelte energisch mit dem Kopfe, spie den Kautabak aus und meinte dann gleichmüthig, der Burke habe kein Auskommen, denn er vermöge für Drei zu schaffen. Außerdem habe er aber auch das Wort der Dirne, das dürfe nicht gebrochen werden! Und Frau Halbeck bestätigte anerkennend, daß sich Gert Woldagfen vor allen Anderen der verlassenen Wittwe und Tochter angenommen habe damals, als der Vater beim Haringfang draußen verunglückt sei und sie selbst das Haus hier noch nicht besessen hätten. Einer Aenderung der Ansichten wurde absolut kein Recht eingeräumt.

An demselben Abend noch erhielt Edith einen Brief ihres Vaters aus Lübeck. Der Inhalt desselben drohte mit einem Male den künstlichen Damm zu durchbrechen, mit dem sie den Strom ihrer Gefühle aufgestaut und umgeben hatte — wenigstens ließ er sie für den Augenblick alles Andere vergessen. Der Vater schrieb, daß ihr Jugendgespieler und Freund, William Andreessen, von Rom aus um ihre Hand angehalten habe. Auch war dem Brief eine Einladung an Edith beigelegt, um deren Uebermittlung der Freier inständig bat. Sie war nur kurz und lautete:

„Theure Edith!

„Ich habe Ihren Brief erhalten und sage Ihnen tausend Dank. Ja, tausend Dank! Denn so kühl, so verständig und umständlich schreibt nur ein — zitternd Herz!

„Du liebst mich nicht so sehr, als ich Dich liebe, denn das ist unmöglich, aber Du liebst mich doch, heiß und stark! Alles, was Du schreibst, würde wahr sein, wenn Du nicht Edith wärest und ich nicht William; so ist es nichts als der klarste Beweis Deiner Liebe! Du bist eifersüchtig auf einen Schatten und mißtrauisch gegen Dich selbst — weil Du liebst!

„Du zweifelst, daß sich ein starkes Gefühl entwickeln könne aus jahrelanger, ruhiger Freundschaft. Sieh' den Strom, Edith, er geht lange als das gleiche Silberband durch die Flur und erfreut die Herzen der Menschen. Weil aber die Bächelein und Zuflüsse ihm täglich neue Nahrung zutragen, verstärkt sich seine Kraft, und er wird allmählig ein Anderer. Er läßt sich nicht mehr geduldig eindämmen wie bisher, bricht sich vielmehr stolz die Bahn und überflutet auch wohl die Grenzen, bis er in dem neuen Bette dahingleitet, Segen bringend oder — vernichtend!

„Was redest Du doch von mangelnder Schönheit? Schönheit ist kein Zustand, sondern ein Thun, ein harmonisches Wirken. Die wahre Schönheit ist diejenige, die sich nie verliert, weil sie die Schönheit der Seele ist, und der Künstler, der Aristokrat des Geistes, weiß sie zu schätzen und zu finden. Die schöne Form ist ihm nur ein Gefäß, in welchem er einen kostbaren Inhalt sucht, und wenn die Kunst zu eigen ward, der besitzt die echte blaue Blume, mit dem sich ihm das Reich des Schönen erschließt.

„Darum hinweg mit allen Sophismen, Edith! Wir sindigen, wenn wir dem Geseze nicht folgen, welches mächtiger in uns ist als unser Wille, wenn wir der Liebe nicht folgen!

Ewig der Deine.“

Edith's erstes Gefühl, nachdem sie den Brief athemlos überflogen, war Ueberraschung. Woher wußte er dieß Alles? Und woher nahm er die Kühnheit, es auszusprechen? Dann bäumte sich ihr Stolz auf. Es war entseßlich, sich so erkannt zu sehen! Ihre Seele hatte resignirend den wohlthätigen Schatten gesucht und plötzlich wurden die geheimsten Regungen ihres Herzens in das grellste Sonnenlicht gezogen!

Sie schrieb unverzüglich und in Hast an den Vater und bat ihn, den Freier abzuweisen nach ihrem Willen. Es sollte kein Zweifel mehr sein in dem Jugendfreund, daß es ihr Ernst sei mit ihrem Entschluß. So verlangte es der neu erwachte Stolz.

XI.

Das Wetter war schon etwas herbstlich, aber noch köstlich warm, so rechtes, echtes Seebadwetter. Trotzdem rüstete sich bereits ein großer Theil der Badegäste zur Heimreise, denn die verschiedenen Ferienzeiten waren allmählig fast sämmtlich zu Ende gegangen.

Auch Justizrath Amberg dachte an die Rückkehr. Es war durchaus nothwendig, die ausgedehnte Praxis nicht zu lange fremden Händen zu überlassen, das konnte von weittragendem verderblichem Einfluß werden. Auch stimmte die Justizräthin gegen ihre Gewohnheit dem Entschlusse des Gatten zu. Eine Badereise, einige Wochen Seeaufenthalt sind unerläßlich und gehören nun einmal zum guten Ton, wenn auch nicht einmal immer zur Annehmlichkeit. Mehr wäre Kasteiung gewesen! Lieber später noch eine Reise, wenn sich in Berlin Alles in Ordnung fand. Die Koffer waren schnell ungepackt zu einer spätern Rheinreise, und ein bißchen Traubekur erfrischte das Blut.

Helenchen war eigentlich die Einzige der Familie Amberg, die sich ungern von dem romantischen Eiland trennte. Noch ein ganzer langer Winter lag vor ihr voll Schulzwang und Unterrichtsstunden, selbst die Freiheit im Hause, und die abgöttische Liebe der Eltern war im Grunde genommen dagegen nur ein geringer Trost. Aber sie kehrte wenigstens nicht ohne einen Triumph heim; — welche der Institutsfreundinnen hatte wohl schon eine richtige Eroberung aufzuweisen, wie sie dieselbe doch unzweifelhaft an Herrn von Görmar gemacht hatte? Er war nur Kadet, aber er hoffte, daß es ihm gelingen werde, an Ostern als Offizier in die Armee einzutreten. Dann war er so gut als jeder andere Lieutenant auch — nein, nein, viel besser, denn so liebenswürdig und galant war absolut kein Anderer, selbst bei der Garde nicht. Und so wohlgeschmeckt sie

Alle waren, Erich von Görmar's braune Locken waren doch auch noch schöner . . . Sie hatte im vorigen Winter ihre ersten Romane gelesen mit Handschuhen, denn eine Institutsfreundin hatte sie aus einer etwas obskuren Leihbibliothek geholt. Seit dieser Zeit hatte sich Helenchen freilich die Liebe immer „à la Marlitt“ gedacht, und sie wunderte sich nun im Stillen, daß sie als erstes nothwendiges Gefühl nicht Abscheu vor Herrn von Görmar empfand. Das gehörte doch wohl neuerdings dazu? Ja, zuweilen konnte sie ihrem Ambeter ordentlich böse sein, daß sie Beide nun um all' die himmlischen, interessanten Situationen kommen würden, die in diesen Romanen so anziehend dargestellt sind . . . Wenn sie aber wieder die freundlichen braunen Augen und das offene, frische Gesicht sich gegenüber sah und das feine, wohlgezogene Benehmen wahrnahm, dem Jedermann Anerkennung zollte, mußte sie wieder denken, daß die Marlitt sicher nur darum alle ihre Helden so schroff und unnahbar geschildert, weil sie Erich von Görmar nicht gekannt habe. An Einladungen zu einigen kleinen Dinners und zu einem „Lammersprung“ für diesen Winter sollte es wenigstens nicht fehlen; Papa und Mama waren viel zu „wohlgezogen“, um ihr darin entgegen zu sein.

Auch Doktor Pfeiffer und Frau Louise hatten ihre Rückkehr nach Lübeck für nächste Woche festgesetzt. Der Doktor hatte bereits bei dem einzigen Tischler des Dorfes eine große, feste Kiste bestellt, in welcher die aufgelesenen Raritäten mitgenommen werden sollten, und Frau Louise war eine viel zu zärtliche Gattin, um ernsthaft zu opponiren. In Gedanken hatte sie auch bereits Alles eingeschachtelt daheim, im Nothfall mußte selbst der Salon zu Hülfe genommen werden, um die vergrößerte Stein- und Muschelsammlung unterzubringen. Edith war noch unentschlossen, ob sie das Ehepaar zurückbegleiten oder noch hier bleiben sollte. Ueberhaupt war ihr Seelenzustand der quälendste. Es gibt in dem Leben jedes Menschen Augenblicke, in welche sich die ganze Zukunft zusammenbrängt und in welchen sich der Keim zukünftigen Glücks oder Unglücks entwickelt. Ein solcher Moment war wohl der, als sie die Werbung des Jugendfreundes empfangen hatte. Stolz und eine gewisse Scham, sich so ausgekannt zu sehen, wo sie doch verhüllt bleiben wollte, hatten ihr einen kurzen Entschluß abgerungen. Nun kam, wenn auch keineswegs die Neue, doch der Schmerz über die Nothwendigkeit ihrer Handlungsweise.

XII.

Man feierte — gewissermaßen als Abschiedsfest — Helenchen's sechzehnten Geburtstag mit einer Ananasbowl. Auch Anna nahm auf Wunsch sämmtlicher Hausgenossen an dem Feste Theil.

Plötzlich ward sie abgerufen, Trine Langholz sei da und wünsche sie zu sprechen. Als sie zurückkehrte, war sie bleich und erschrocken und berichtete thränenerstickt, daß ihr Trine eine Botschaft ihrer Mutter überbracht habe, welche sie nach Hause rufe, die Mutter sei unapfänglich und bedürfe der Pflege. Schon am nächsten Morgen werde ein Segelboot von Mönchgut herüberkommen und das Mädchen abholen.

Die Nachricht wurde mit allseitiger Theilnahme aufgenommen. Doch würde Anna's Weggehen noch schmerzlicher empfunden worden sein, wenn nicht die Auflösung der ganzen Hausgesellschaft baldigt in Aussicht gestanden hätte. So gab es ein paar freundliche Worte, einige gegenseitige allgemeine Redensarten über die Flüchtigkeit der Zeit, und zum Schluß, wie gewöhnlich, eine vage Hoffnung auf ein Wiedersehen im nächsten Jahre.

Edith durchschaute gleich Anna die Gründe der Abberufung. Gert Woldagfen hatte den Matrosen zuweilen am Lande bemerkt und fürchtete ein Wiedersehen und Einverständniß der Beiden. Auch war Edith überzeugt, daß nur ihr Dazwischentreten ein solches vereitelt hatte. Aber gerade Anna's Pflichttreue nahm sie noch mehr ein und ließ sie ihr Schicksal doppelt beklagen. Eine Wendung desselben war unmöglich, aber die Vollziehung der Heirath schien unter den gegebenen Umständen gleichfalls undenkbar.

So sah Edith Anna mit schwerem Herzen scheiden, als Gert Woldagfen am andern Morgen mit seinem Segelboot erschien. Mehr um das Mädchen zu trösten als aus reif gewordenem Entschlusse versprach Edith zu bleiben, bis zu Anna's auch von der Mühme eifrig begehrtem Wiederkommen.

Mit Ende der Woche fand sich Edith mit der Familie des Obersten im Halbeck'schen Hause allein. Da sie weitere Bekanntschaften nicht mehr machen wollte,

so verbrachte sie die letzten schönen Hochsommertage, mit Frau von Görmar in der Veranda oder in ihrer Hängematte liegend, lesend im Walde. Da traf ein Brief ihres Vaters aus Lübeck ein. Senator Olderup schrieb, daß er die Absicht habe, die Tochter zu einer kleinen Tour nach Kopenhagen aus dem Badeorte selbst abzuholen, wahrscheinlich schon in zwei Tagen, Edith möge sich daher bereit halten.

Das Einpacken war bald geschehen, nur Anna wünschte sie noch zu sprechen, ehe sie Saksnik verließ. Es schien ihr unrecht, ja unmöglich, fort zu gehen, ohne dem Mädchen Lebewohl zu sagen, auch wünschte sie dringend, zu erfahren, wie sich das Verhältniß zu Gert Woldaggen gestaltet habe. So grundverschieden ihr beiderseitiges Geschick und ihre Lebensstellung, sie litten Beide durch das Herz!

Edith schrieb ein paar Worte und gab den Brief an Trine Langholz zur Besorgung. Anna würde es sicher ermöglichen, schon morgen über das Prorervik herüberzukommen, sei es auch nur auf ein paar Stunden.

Da brachte ihr am andern Mittag der Postbote abermals einen Brief — aus Rom. Aber die Handschrift war eine andere als gewöhnlich. Sie öffnete mit Herz klopfen.

Der Brief war von einer Pensionsfreundin, Klara von Eschen, der ältern Schwester jener schönen Eva von Eschen, die vor fünfzehn Monaten ihre Eifersucht so stark erregt hatte und die unmittelbare Ursache ihres letzten Entschlusses in Betreff des Jugendfreundes geworden war. Klara von Eschen war vor einem halben Jahre mit einer englischen Familie auf Reisen gegangen, nun waren sie also in Rom. . . Die Freundin schrieb von ihren Erlebnissen seit dem letzten Wiedersehen, von ihrem Verhältniß in der Familie des Engländers, dann von einigen deutschen Bekannten, denen sie in Rom begegnet sei, darunter vor Allem Edith's Jugendfreund William Andreessen, den sie neulich in der Villa Borgheze vor den Masael'schen Fresken ganz zufällig getroffen habe. Auch habe man sich seit der ersten Begegnung häufig gesehen, wie denn überhaupt sich die Deutschen zu finden wußten. Die Schreiberin berichtete von den Fortschritten des jungen Malers, mit dem man einst so glückliche Sommertage verlebt habe. Nur sei er viel ernster, es scheine ihn ein Kummer zu drücken. Dann folgten einige Familiennachrichten, darunter die Verlobung der schönen Eva mit einem begüterten deutschen Grundbesitzer, später einige Neuigkeiten aus Bekanntenkreisen. Plötzlich hastete Edith's Auge auf einem Postskriptum, es lautete:

„Soeben erfahre ich durch einen deutschen Künstler, daß Maler Andreessen aus Lübeck an der Malaria erkrankt ist und daß man an seinem Aufkommen zweifelt. Ich halte es für Pflicht, Dir die üble Nachricht mitzutheilen, vielleicht entschließt sich Jemand aus seiner Familie, hieher zu kommen.“

Das Blatt war Edith's Händen entglitten, sie selbst sank sterbensbleich auf einen Stuhl. Sie schien gelähmt vor Schmerz, aber nur drei kurze und doch lange Minuten. . . denn schon richtete sie sich zu voller Höhe auf.

„Ich selbst will zu ihm, ich selbst!“ Klang es von ihren Lippen in schmerzvoller Freude. „Ich allein!“

Und wirklich war es das Beste. Der kritische Verstand mußte den Entschluß des Herzens gut heißen. Wenn sie nach Lübeck an seine Mutter oder Schwester schrieb, verging viel kostbare Zeit; ehe die Nachricht dort eintraf, mußte sie schon unterwegs sein. Allmächtiger Gott, vielleicht, o vielleicht war es auch jetzt schon zu spät! Einerlei, nur fort! Sie schrieb einige Worte an ihren Vater und setzte ihn von ihrem Entschluß in Kenntniß; morgen spätestens würde er gekommen sein, sie nach Norden abzuholen, während sie nach Süden ging. Dann noch einen kurzen Gruß an Louise Pfeiffer. An William's Mutter schrieb sie nicht — wozu auch? Sie war doch früher da als alle Anderen — koste es, was es wolle!

„Wenn ich nicht als sein Weib an seiner Seite leben sollte, nun, so wird der Freund wenigstens an meinem Herzen sterben!“ flüsterten ihre Lippen, während die Augen von dem seltenen, erleichternden Naß überfröhten.

Nachdem sie sich gesammelt, flog sie zum letzten Mal zum Strande hinab. Die Fahrpost über Bergen nach dem Süden der Insel ging am Abend, morgen früh schon saß sie hoffentlich im Schnellzug und eilte über Berlin, Breslau, Wien nach Rom. Zuvor — am Nachmittag — erwartete sie Anna zuversichtlich.

Zu nicht geringer Ueberraschung begegnete ihr Gustav Peterfen unten am Strande. Er war von der Undine

auf Urlaub herübergekommen, zum letzten Mal, denn schon morgen sollte die Undine die Anker lichten und nach Wilhelmshaven dampfen.

Edith erschrak unwillkürlich, als er ihr entgegenkam, und wünschte plötzlich, Anna Kolding möge heute nicht von Mönchgut herüberkommen, selbst auf die Gefahr, das Mädchen vor ihrem Weggehen nicht wiederzusehen. Dennoch konnte sie unmöglich umhin, dem jungen Matrosen freundlich Rede zu stehen, als er sie ehrfurchtsvoll ansprach und sich erkundigte, ob Doktor Pfeiffer schon abgereist sei. Er habe einige seltene, selbstgefundene Muscheln, die er ihm zu übermitteln bitte. . . Nur war es Edith besorgnißerregend, als sie erfuhr, daß Gustav Peterfen um Anna's Kommen wußte; Oheim Halbeck, mit dem der junge Matrose vorhin gesprochen, war ein schlechter Diplomat und hatte jedenfalls geplaudert. . . Inbessen tröstete sich Edith nach kurzer Ueberlegung bald wieder. Da die Undine morgen weiterdampfen sollte, so würde es die letzte flüchtige Begegnung der Beiden sein. Ueberdies blieb es zweifelhaft, ob sie sich sehen würden, da der junge Matrose vor Sonnenuntergang wieder an Bord sein mußte.

XIII.

Drüben auf Mönchgut stand Anna am Strande und schaute sehnsüchtig über das Prorervik nach Jasmund hinüber. Wenn sie Edith noch sehen wollte, so mußte sie heute dort sein. Es drängte das arme Kind, das übervolle Herz auszuschnitten. Schon einmal war ihr in Kummer und Herzensangst Ruhe und Klarheit von Edith's überlegenem Geiste gekommen.

Gert verlangte die Vollziehung der Heirath, die sie ihm vor Jahresfrist versprochen hatte, und die Mutter war zu schwach, um dem Drängen seiner Leidenschaft erfolgreich zu widerstreben. Wie Anna vermuthet hatte, war die Krankheit der Mutter nur ein Vorwand gewesen, um sie nach Hause zu rufen.

Ein einziges Fahrzeug lag angefettet am Sande — es war der Reither. Gert allein war in Mißtrauen und Eifersucht daheim geblieben, während ein großer Theil der Fischer auf den Häringfang hinausgezogen war und ein anderer die einzelnen Badegäste, die sich in den Fischerdörfern von Mönchgut wie auf der romantischen Ostküste allenthalben angesiedelt, im Segelboot auf's Meer hinausgefahren hatte. Nur um Sonnenaufgang verließ er auf kurze Zeit das Land, um zu fischen; am Tage fuhr er zwischen der Küste und den norwegischen und dänischen Handelsschiffen hin und her, die unweit der Undine vor Anker lagen, um die Kreidefracht abzuliefern.

Gert löste die ausgespannten Netze von den Pfählen, um sie bis zum andern Tag in seinem Hause zu bergen. Da trat Anna heran.

„Seg' mich über, ich bitte Dich!“ sagte sie kurz und befehlend.

„Du willst hinüber? Warum?“

„Das liebe Fräulein aus Lübeck reist morgen ab — sie hat mir geschrieben!“

„Du hintergehst mich!“

Anna fuhr auf und rief:

„Du treibst es zu weit, Gert, ich ertrage es nicht!“

„Kann ich anders? Du bist falsch!“

„Bei Gott, ich hielt Dir die Treue bis zu diesem Augenblick! Auch werde ich sie immer halten! Du aber —“

Gert sah, daß er zu weit gegangen war und ward wieder, fast ohne Uebergang, zärtlich und sanft wie ein Kind.

„O, ich könnte es nicht ertragen; wenn Du ihn liebtest, Anna!“ rief er schmerzlich. „Du gehörst mir, ich habe Dein Wort! Ohne Dich — die See ist nicht tief genug, um mein Leid zu begraben!“

Wie allezeit, ward Anna von der Stärke seines Gefühls gerührt und reichte ihm die Hand. Nur seine Küsse suchte sie abzuwehren. Dennoch war er weiches Wachs in ihren Händen.

„Weine nicht,“ sagte er, allerdings mehr zornig als zärtlich, „ich mag Deine Thränen nicht sehen! Ich werde Dich übersehen und dann nach der ‚Christiania‘ rudern und die letzte Kreidefracht abliefern. Später hole ich Dich von Oheim Halbeck ab. O, es wird schön sein allein mit Dir auf See, Mädchen!“

Anna schauderte unwillkürlich. Gert ward ihr immer unheimlicher, aber der Wunsch, Edith Lebewohl zu sagen, ließ sie die Furcht überwinden.

Inzwischen hatte der junge Fischer bereits die Kreidefässer herangerollt, um sie in dem Boote zu bergen.

Von den Steinen, die dem Fahrzeug als Ballast dienten, warf er einen guten Theil heraus. Nun wurden die Fässer aufeinander geschichtet und auf der einzigen Bank des Fahrzeuges für Anna Platz geschaffen. Dann reichte ihr Gert die Hand und hieß sie einsteigen. Ueberhaupt war er plötzlich der zärtlichste Liebhaber, legte ihr vorsorglich das Tuch um die Schultern und zog ihr die wollene Decke über die Kniee. Dennoch fror Anna bis in's Herz hinein, es ward ihr immer ängstlicher bei dem Alleinsein mit Gert und sie gab nur einsylbige Antworten. So stockte die Rede bald.

Eine halbe Stunde war vergangen. Schon unterließ das junge Mädchen drüben auf dem ersten hervorspringenden Felsen Oheim Halbeck's Haus. Wie immer bei schönem Sommerwetter war die Flagge auf der Veranda aufgezogen und wehte lustig im Winde. Noch eine kleine Weile und das Ziel war erreicht.

*

Stunde um Stunde verrann, ohne Anna zu bringen. Die Urlaubszeit des jungen Matrosen war abgelaufen, er sollte die Geliebte nicht wiedersehen.

Drüben auf Klein-Helgoland saß das Fräulein aus Lübeck und sah mit dem Taschenperspektiv über das Meer. Sie erwartete Anna gleich ihm selbst. Ob sie noch kommen würde? Einerlei — ihn rief die Pflicht!

Er pflückte aus dem Gärtchen des nächsten Fischerhauses zum Abschied zwei Rosen, es waren vielleicht die letzten des Strauches, er mußte sie tief aus den Dornen herausziehen. Ach, nirgends wieder würden ihm die Rosen so herrlich blühen wie auf Rügen! Nachdem er sie in der blauen, blankköpfigen Seemannsjacke geborgen, wandte er sich zum Gehen. Zwei Minuten später stand er im Boot.

Aus einiger Entfernung lenkte er an Klein-Helgoland vorüber. Edith bemerkte ihn und winkte freundlich mit ihrem Tuch, er grüßte abschiednehmend zurück, dann wandte er den Blick vorwärts.

Ein Boot war ihm fast in gerader Linie entgegengekommen und wollte auf halbe Schiffslänge an ihm vorübergleiten. Ein Augenblick und er hatte Anna in dem Boote erkannt.

Da griff's ihm an's Herz, er mußte ihr Lebewohl sagen! Wer konnte es ihm wehren?

Und wirklich war er mit einer Wendung dem entgegenkommenden Fahrzeug wenige Sekunden später dicht zur Seite, ohne daß der Mann, der vorn die Ruder führte, dem einzelnen kleinen Boote besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Die ganze See war seit Kurzem, wie immer an schönen, warmen Abenden, mit großen und kleinen Fahrzeugen überfüllt.

„Anna!“ rief der Matrose hinüber, „endlich!“ Dabei warf er die kaum gepflückten Rosen dem Mädchen als letzten Abschiedsgruß in den Schooß.

Da wendet sich Gert, erkennt den glühend geklachten Nebenbuhler und sieht Anna ihm wie hilflos die Arme entgegenstrecken. Ein furchtbarer Wuthausbruch erschüttert den Körper, bei dem die Ruder den Händen entgleiten. An den hoch aufgestapelten Kreidefässern vorüber will er sich auf den Matrosen stürzen, es folgt ein starkes Schwanken des kleinen Fahrzeuges — das höchste der Kreidefässer geräth nach auswärts in's Rollen, die anderen rollen nach, und zwei Augenblicke später schlagen die hochaufragenden Wogen über dem Reither zusammen.

*

Edith hatte das Tuch, mit welchem sie dem Matrosen zugewinkt hatte, wieder zu sich gesteckt und sich zum Gehen gewandt, da trat ihr vom Lande her sehr unerwartet Trine Langholz entgegen. Mühme Halbeck hatte ihrer Anverwandten drinnen erzählt, daß das Fräulein, dem ihre Geschichten immer so wohl gefallen hatten, heute Abend abreisen werde, weil sie eine üble Nachricht bekommen habe. So kam die Alte, um der Dame noch eine glückliche Reise zu wünschen; vielleicht hatte sie auch noch Lust zu ein paar Andenken. Ein ganzer Vorrath von neuen Maritaten beschwerte Trine's Korb, und nächst dem Herrn Doktor verstand sich das blasse Fräulein auf dergleichen Dinge am besten.

Trine hatte den Deckel hinweggeschoben. Da lagen in wohlgeordneten Reihen die Steine, Muscheln und Petrefakten, oben auf die sagenhaften Ueberreste von Hertha's Opferstein. Auch vermochte Edith nicht ganz zu widerstehen und beugte sich prüfend über die Herrlichkeiten. Dann zog sie ein Goldstück hervor für die

Steinbrocken, die sie als Andenken mit sich nehmen will. . . . Plötzlich tönt ein furchtbarer Schrei aus Trine's Mund, die, das Antlitz dem Meer zugekehrt, vor der Dame stehen geblieben ist. Erschrocken wendet sich Edith zurück und — sieht die Wogen über einem umgestürzten Boot zusammenschlagen!

Edith schwankt — aber Angst und Entsetzen halten sie aufrecht. Und, o Glück, — schon theilen sich die Wogen, ein Mann erscheint auf der Oberfläche des Wassers, kaum fünf Schritte von Klein-Helgoland. Es ist Gustav Petersen, auf seinen Armen trägt er Anna, zwei Minuten später hat er sie in seinem Boot geborgen.

Noch steht Edith sprachlos, die sagenhaften Ueberreste von Gertha's Opferstein in der Hand. Rasch und flüchtig wie ein Traumbild ist der Vorgang an ihrem erregten Geiste vorübergezogen, und wie im Traume spricht sie, auf die See hinausdeutend, zu Trine die zwei Worte: „Dort — Perchta!“

Aber die Händlerin scheint sie nicht zu verstehen. Neugierig und bekümmert blickt sie nur hinaus auf das sich entwickelnde Rettungswerk. Denn am Strande, wo die Stunde der täglichen Abendpromenade die Badegäste versammelte, ist natürlich Alles in furchtbarster Erregung. Schon sind ein paar Schiffer auf See hinaus, selbst verschiedene Badegäste betheiligen sich am Rettungswerk, aber die Hilfe kommt zu spät — nur die Leiche des Mönchgutes bringen die Räder an's Land.

XIV.

Beinahe ein Jahr ist vergangen.

Das alte Patrizierhaus zu Lübeck schmückte sich festlich zu Edith's Empfang, sie sollte mit dem jungen Gatten bestimmt in wenigen Tagen aus Italien eintreffen.

Bald nach William's Genesung war sie sein Weib geworden. Die geistvolle, stolze, grübelnde Edith hatte noch rechtzeitig begriffen, daß die Liebe ein Mysterium

ist, welches wir nicht lösen können, an welches wir aber dreist glauben dürfen.

Nach der ersten im Vaterhause verlebten glücklichen Woche zog man auf das Landhaus hinaus, woselbst sich William ein Atelier einrichtete. Man wollte den Sommer in voller Zurückgezogenheit verbringen.

Aus ihrer ländlichen Einsamkeit heraus schrieb Edith

Unbequemlichkeiten des nun einmal nothwendigen Reisens, und Helenchen war wie immer entzückt. Im Gespräch erfuhr Edith, daß Herr von Görmar längst Offizier sei und in einer Nachbarstadt in Garnison stehe. Wenn er nach Berlin komme, was gar nicht so selten sei, so sei er jedesmal der Gast des Hauses. Der Justizrath machte dazu eine nicht mißzuverstehende

endlich auch nach Rügen, es drängte sie längst, Neues und Gutes von Anna zu hören.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Anna beklagte zuerst, daß sie die „gnädige Frau“ dieses Jahr nicht sehen sollte, dann berichtete sie, daß Gustav Petersen von der Undine seinen letzten Urlaub im Halbeck'schen Hause verbracht habe. Jetzt sei er auf einer Weltfahrt, im Herbst aber werde er hoffentlich zurück sein und dann für immer auf Rügen verbleiben. Oheim Halbeck könne nicht mehr allein in die Herbststürme auf See hinaus, dafür werde Gustav Petersen ihr Mann und erhalte Haus und Hof, und die Schreiberin hoffe zuversichtlich, daß die gnädige Frau mit ihrem Herrn Gemahl im nächsten Jahr ihre Gäste sein würden. Auch die guten Doktorsleute, die sie zu grüßen bitte, würden hoffentlich dann bei ihr wohnen.

Edith freute sich von Herzen über die guten Neuigkeiten, und ihre Phantasie begann sofort, sich Alles bis in's Detail auszumalen. Nächstes Jahr spätestens mußte sie ihren Schützling wiedersehen, dieses Jahr im Herbst wollte man noch einmal nach Italien, um den Winter dort zuzubringen.

Als man zu diesem Zwecke Berlin passirte und daselbst einige Tage Aufenthalt nahm, erinnerte sich Edith auch ihres der Familie des Justizraths gegebenen Versprechens und ging, dieselbe aufzusuchen.

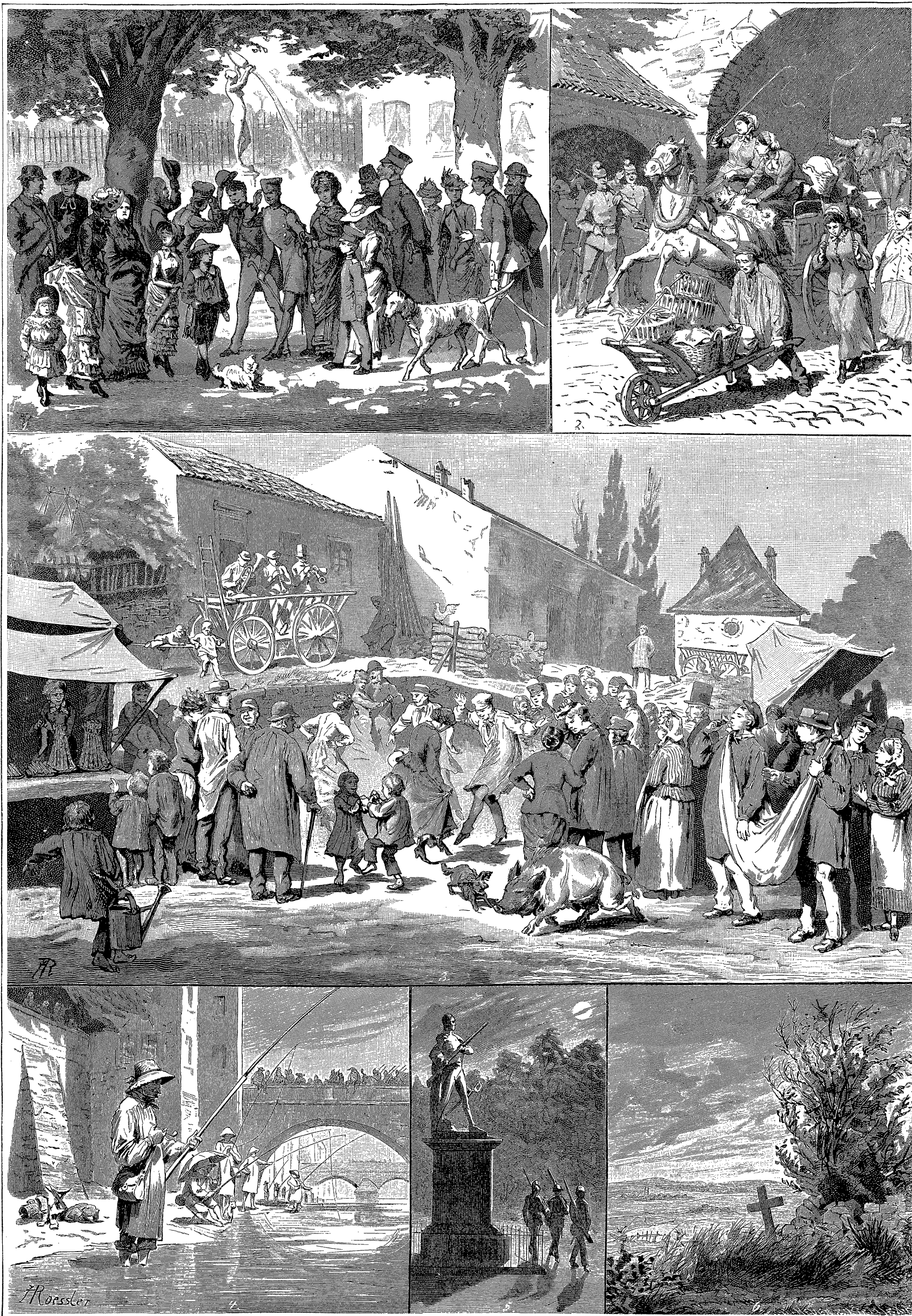
Sie traf die Herrschaften soeben von einer Schweizerreise zurückkehrend. Die Justizräthin stöhnte wie immer über die



Marquis von Salisbury.



Dalmatinische Hochzeit. Originalzeichnung von F. Schlegel.



1. Auf der Esplanade. — 2. Landleute auf dem Wege zum Markt nach Metz. — 3. Fête patronale bei Metz. — 4. Sonntag Vormittag an der Mosel. — 5. Standbild des Marshalls Ney. — 6. Soldatengrab bei St. Privat.

Straßenbilder aus Metz. Originalzeichnung von Albert v. Rößler.

Bemerkung über Narrenspotten und alberne Cour-macherei und vermaß sich hoch und theuer, die Tochter vor dem zwanzigsten Jahre nicht heirathen zu lassen. Die Justizräthin schwieg klug, hatte sich aber längst vorgenommen, daß die Aussteuer der zukünftigen Frau von Görmar ein wahres Muster altdeutschen Stils werden müsse.

Das „Kosenbild“, welches vor drei Jahren so große Verwirrung unter dem Freunds- und Liebespaar angerichtet hatte, geht nun vielbewundert von Ausstellung zu Ausstellung und wird seinem Schöpfer vermuthlich noch den Professor eintragen.

Die Elektrizität.

Von

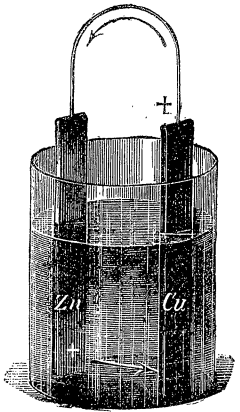
Dr. A. Ritter v. Urbanitzky.

(Nachdruck verboten.)

II.



In einem vorhergehenden Aufsatze wurden wir mit der Eigenschaft der Körper, durch Reiben elektrisch zu werden, bekannt. Wir sahen, welch' langer und mühseliger Weg von dem zu reibenden Bernstein bis zur Elektrifizirmaschine zu überwinden war. Nachdem man ihn endlich zurückgelegt hatte, blieb die Elektrizität nach wie vor eine in ihrem Wesen unerkannte und praktisch unverwerthbare Naturkraft. Im Jahr 1800 gelang es Galvani und Volta, eine neue Art der Elektrifizirung zu entdecken, und dem Letzteren, die nach ihm benannte Säule zu erfinden. Diese (das galvanische Element) besteht in ihrer einfachsten Form aus einem Zink- und einem Kupferstreifen (Fig. 1),* welche in angesäuertes Wasser getaucht und an ihren aus der Flüssigkeit hervorragenden Enden durch einen Metalldraht verbunden werden.



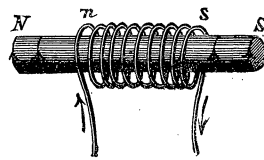
1. Galvanisches Element.

Sobald die Verbindung der beiden Bleche durch den Draht hergestellt ist, durchfließt diesen ein elektrischer Strom. Bleibt die Verbindung ununterbrochen, oder, wie man sich ausdrückt, das Element geschlossen, so fließt fortwährend ein Strom vom Kupfer durch den Draht zum Zink und von diesem durch die Flüssigkeit zum Kupfer. Natürlich ist der durch dieses Element erhaltene Strom verhältnißmäßig schwach; es hindert aber nichts, mehrere oder viele solcher Elemente mit einander zu verbinden und sich auf diese Weise beliebig starke Ströme zu verschaffen. Eine solche Verbindung von Elementen wurde auch alsbald versucht und mit dem Namen galvanische Batterie belegt. Die hohe praktische Bedeutung dieser Art von Elektrifizirungsgeneratoren wurde rasch erkannt und nun ließen auch die praktischen Anwendungen nicht lange auf sich warten. Die Telegraphie und die Galvanoplastik bedienen sich gegenwärtig noch, erstere fast ausschließlich und letztere sehr häufig, der galvanischen Elemente. Und was verleiht diesen ihre Ueberlegenheit gegenüber den Elektrifizirmaschinen? Reicht etwa die Kraft der letzteren nicht aus? Sie liefern ja Elektrizität, die in 40 bis 60 Centimeter langen und noch längeren Funken schallend die Luft durchbricht — ein Abbild des aus der Wolke zukenden Blitzstrahls — während selbst vielelementige galvanische Batterien nicht einmal ein millimeterlanges Fünkchen geben! Die praktische Unverwendbarkeit der Elektrifizirmaschinen und die Brauchbarkeit der galvanischen Batterien erklärt sich sehr einfach. Kann denn ein dünner Wasserstrahl, und wenn er von Thurmeshöhe herabstürzt, ein schweres Mühlrad treiben? Gewiß nicht; wohl aber wird ein Fluß, möge sein Gefälle auch ein noch so geringes sein, das Rad mit unwiderstehlicher Macht in Umdrehung versetzen. Und so verhält es sich auch mit der Elektrizität: der Funke der Elektrifizirmaschine ist der aus bedeutender Höhe herabfallende dünne Wasserstrahl, der Strom der galvanischen Batterie ist der wasserreiche Fluß. Eine hinlänglich große galvanische Batterie liefert einen Strom, der die Kohlenfäden in Hunderten von Glühlampen in helle Glut versetzen kann, während einige hundert guter Elektrifizirmaschinen kaum einen Latindraht von geringer Länge und Dicke zum Glühen zu bringen im Stande wären.

Gewaltig war der Fortschritt, welcher durch die galvanischen Elemente angebahnt wurde; ohne diese gäbe es keine elektrische Telegraphie, und ohne Telegraphie wäre unser gegenwärtiger, weltumgestaltender Eisenbahnverkehr unmöglich. Immerhin blieben aber die galvanischen Elemente nur auf wenige, wenn auch noch so wichtige und umfangreiche Gebiete beschränkt. Dieß findet wieder darin seine Begründung, daß die galvanischen Elemente, Elektrizität liefernd, ein verhältnißmäßig theures Material, nämlich das Zink, verzehren. Dieß hinderte allerdings nicht ihre Anwendung in der Telegraphie oder Galvanoplastik, weil die Ausbildung dieser Gebiete ohne Elemente überhaupt unmöglich war, wohl aber ihre Verwendung auf anderen

Gebieten, zum Beispiel zu einer allgemeineren Einführung der elektrischen Beleuchtung, weil man sich hier mit Leuchtgas, Petroleum, eventuell Drumond'schem Kallicht u. dergl. behelfen konnte. Einer allgemeinen und ausgedehnten Verwendung wurde die Elektrizität erst fähig, nachdem es gelungen war, Ströme von fast unbegrenzter Stärke und zu billigen Preisen zu erzeugen. Um dieses Ziel zu erreichen, bedurfte es aber noch der Entdeckung einer andern Art der Elektrifizirung, nämlich der Erzeugung durch Induktion. Diese Entdeckung gelang Faraday im Jahr 1831. Man versteht unter Induktion die Erzeugung elektrischer Ströme wieder durch elektrische Ströme oder durch Magnete. In einer Drahtschlinge oder Spule entsteht ein Induktionsstrom, wenn durch eine ihr benachbarte Spirale ein Strom geleitet oder ein sie durchfließender Strom unterbrochen wird. Ueberhaupt erregt jede Aenderung des elektrischen Zustandes dieser Spirale (oder dieses Stromkreises) einen elektrischen Strom in der zweiten Spirale. Sonach muß auch das Anwachsen oder Abnehmen des Stroms in einem Stromkreise einen Induktionsstrom in einer benachbarten zweiten Spirale erregen; ebenso muß die Bewegung einer stromdurchflossenen Spirale und einer stromlosen gegen einander oder von einander in der vorher stromlosen Spirale Induktionsströme hervorrufen, weil ja eine Entfernung ebenso wirkt wie eine Stromabnahme und eine Annäherung wie eine Stromzunahme. In ähnlicher Weise erregen Magnete Induktionsströme, und diese Art der Stromerzeugung ist es hauptsächlich, welche bei der Konstruktion unserer elektrischen Maschinen zur Anwendung kommt.

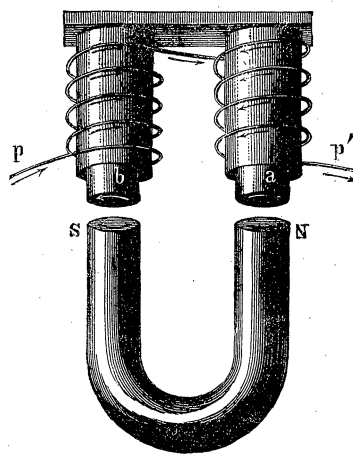
In der Natur findet sich ein Körper, den die Mineralogen mit dem Namen Magnetkiesstein bezeichnen; dieses Mineral hat die Eigenschaft, Eisen anzuziehen und festzuhalten. Wird eine Stahlspule mit diesem Mineral gestrichen, so erhält erstere dieselbe Fähigkeit, und hängt man die Nadel zum Beispiel an einem Faden auf, so daß sie sich in der Ebene eines ruhig stehenden Wassers (in horizontaler Ebene) drehen kann, so nimmt sie immer eine ganz bestimmte Richtung an, sie stellt sich ihrer Länge nach in die Richtung von Nord nach Süd. Diese Eigenschaften eines Körpers nennt man Magnetismus und sagt: der Magnetkiesstein ist ein natürlicher, die Nadel ein künstlicher Magnet. An den Magneten sind zwei Stellen dadurch besonders ausgezeichnet, daß an ihnen sich die magnetischen Eigenschaften besonders stark geltend machen; diese Stellen heißen die Pole, und zwar nennt man jenen Pol, welcher bei einem beweglichen Magnet, zum Beispiel unserer Nadel, nach Norden zeigt, den Nordpol, den andern den Südpol. Gegen ein gewöhnliches Stück Eisen verhalten sich beide Pole gleich, das heißt jeder derselben zieht das Eisen an und hält es fest. Werden jedoch zwei Magnete zusammengebracht, so beobachtet man, daß sich gleichnamige Pole, also zwei Nordpole oder zwei Südpole, gegenseitig abstoßen, daß sich hingegen zwei ungleichnamige Pole, also ein Nord- und ein Südpol, sehr kräftig anziehen. Solche Magnete kann man nicht nur dadurch erhalten, daß man irgend ein Stück Stahl mit einem natürlichen oder künstlichen Magnet streicht, sondern auch auf die Weise, daß man um ein Stück Stahl oder Eisen einen elektrischen Strom freilegt.



2. Induktion.

Figur 2 soll diese veranschaulichen: N S stellt den Eisenstab, n s eine Drahtspule dar, deren Enden zu den Polen einer galvanischen Batterie führen. Besteht der Stab N S aus Stahl, so wird er durch den in der Spirale freilegenden Strom in einen bleibenden (permanenten) Magnet verwandelt, besteht N S hingegen aus weichem Schmiedeeisen, so bleibt dieses nur so lange magnetisch, als der elektrische Strom durch die Spirale fließt (temporärer Magnetismus).

Rehren wir nun wieder zur Induktion zurück; auch Magnete, haben wir gehört, sind im Stande, Ströme zu induzieren. Da man nun durch elektrische Ströme viel kräftigere Magnete erzeugen kann als durch das vorhin erwähnte Streichen, so sind es auch vorzugsweise die erstgenannten oder sogenannten Elektromagnete, welche zur Erzeugung von Induktionsströmen verwendet werden. Hier interessieren uns namentlich jene Induktionsströme, welche dadurch entstehen, daß sich ein Magnet einer Spirale nähert oder von ihr entfernt, oder daß bei feststehendem Magnet die Spirale die entsprechenden Bewegungen ausführt.

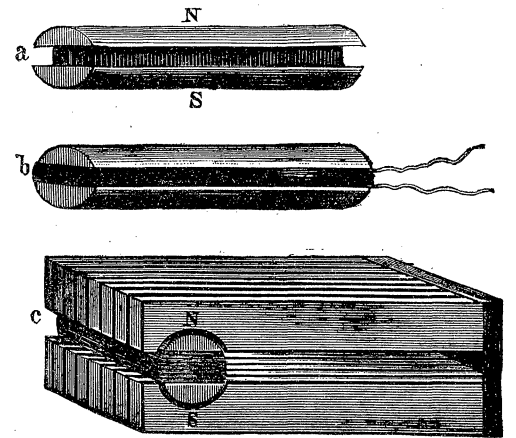


3. Maschine von Pixii.

Nachdem die Induktionsercheinungen und Gesetze entdeckt waren, lag es nahe, sie zur Konstruktion von Maschinen zu benutzen. In der That wurde auch bereits im Jahr 1832 von Pixii die erste Maschine gebaut. Er verach zwei Stäbe a und b (Figur 3) aus Schmiedeeisen mit Drahtwindungen p' und ließ unter diesen den uhrfederförmigen Stahlmagnet N S um eine vertikale Achse rotiren. Durch diese Rotation wird erschütterungsweise bewirkt, daß die Magnetpole N und S in ununterbrochenem Wechsel den Eisenkernen a u. b und ihren Drahtwindungen genähert und von ihnen entfernt werden. Es müssen deshalb in diesen Drahtwindungen Induktionsströme in desto rascherer Aufeinanderfolge entstehen, je schneller der Magnet S N gedreht wird. Die Induktionswirkung des Magnets S N wird noch durch die mit ihr übereinstimmende Wirkung der Eisenkerne a und b unterstützt, indem diese durch N S selbst

magnetisch gemacht werden, und zwar immer zu derselben Zeit, zu welcher die Magnetpole auf die Spirale induzierend wirken. Durch Pixii's Apparat war also eine Maschine geschaffen, mit welcher man so oft und so lange, als sie in Bewegung versetzt wurde, elektrische Ströme erhalten konnte; die Wirkung der Maschine, das heißt die Stärke der durch sie erzeugten Ströme, war jedoch eine sehr geringe. Um die Erregbarkeit der Maschine zu steigern, versuchte man zunächst eine Vermehrung der Spulenanzahl und der Magnete. Diesen Weg schlugen mit Erfolg zunächst Störmer (1843) und Nollet (1849), hierauf Walderer und Andere ein. Gleichzeitig wurden auch die schweren Stahlmagnete am Gestelle der Maschinen befestigt und die leichteren Drahtspulen an den Polen der Magnete vorbeibewegt. Es war namentlich die Maschine der beiden letztgenannten Konstrukteure — die sogenannte Allianzmaschine — welche bereits praktische Erfolge erzielte. So stehen gegenwärtig noch Allianzmaschinen auf Leuchttürmen mit elektrischem Licht in Verwendung.

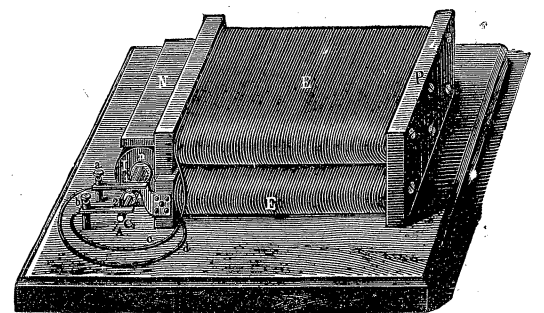
Die Anbahnung eines wesentlichen Fortschritts erzielte im Jahr 1857 Dr. Werner Siemens durch Erfindung der Cylinderarmatur, das heißt einer Drahtspule in Form eines Cylinders, wie dieß Figur 4 zeigt. Zur Herstellung dieser Cylinderarmatur wird ein cylindrisches Eisenstück a so ausgehöhlet, daß eine Röhre entsteht, welche den Cylinder nach der Richtung seiner Längsachse umgibt. In diese Röhre wird dann der Draht b gewunden, so daß durch diesen der ausgehöhlte Cylinder wieder zu einem vollen ergänzt wird. Die auf diese Weise gebildete langgestreckte Drahtspirale läßt nun Siemens nicht vor den Polen der Magnete rotiren, sondern legt sie gewissermaßen in dieselben hinein. Die parallel neben einander angeordneten Stahlmagnete sind nämlich an ihren Polen bei N und S (c) derart ausgeschnitten, daß sich die Cylinderarmatur in der hiedurch



4. Cylinderarmatur.

gebildeten cylindrischen Hohlraum mit knappem Spielraum drehen kann. Da bei der Cylinderarmatur die Drahtspulen gewissermaßen innerhalb der Magnetpole rotiren und nicht wie bei den vorbeschriebenen Maschinen bloß an ihnen vorbeibewegt werden, so mußte die mit einer derartigen Maschine erzielte Wirkung auch eine viel kräftigere sein als jene der älteren. Es wurde früher erwähnt, daß die Elektromagnete viel kräftiger hergestellt werden können als die permanenten oder Stahlmagnete. Dieß veranlaßte Wilde, im Jahr 1864 eine Maschine zu bauen, bei welcher die Cylinderarmatur zwischen den Polen eines großen Elektromagnets in Umdrehung versetzt wurde; den Strom für diesen Elektromagnet lieferte eine kleine Siemens'sche Maschine mit Stahlmagneten. War nun auch die Leistungsfähigkeit dieser Maschine im Vergleich zu ihren Vorgängerinnen eine bedeutende, so litt sie doch an einer Reihe von Uebeln, welche einer ausgedehnten praktischen Verwendung hindernd in den Weg traten.

Ausschlaggebend für die Verwendbarkeit der Maschinen wurden jedoch die Entdeckung des dynamischen Prinzips durch W. Siemens (und fast gleichzeitig durch Wheatstone) im Jahr 1867 und die Erfindung des Gramme'schen Ringes durch Pacinotti im Jahr 1860. Beschäftigen wir uns zunächst mit dem dynamischen Prinzip. Man versteht darunter die Erzeugung starker elektrischer Ströme nicht mit Anwendung permanenter Magnete, sondern ausschließlich durch Aufwand von Arbeit (zum Drehen der Armatur). Wie erreicht man nun dieses Resultat? Wir haben gehört, daß jedes Eisen magnetisch wird und bleibt, so lange ein elektrischer Strom dasselbe umfließt. Dem ist noch beizufügen: sobald der Strom unterbrochen wird, verliert das Eisen den Magnetismus, und zwar desto vollständiger, je reiner das Eisen ist. Da nun aber auch das beste Schmiedeeisen nicht absolut rein ist, so bleibt immer, wenn auch oft ein äußerst schwacher Magnetismus (remanenter Magnetismus) zurück. Dieß tritt nun auch bei den Eisenkernen der Elektromagnete einer Maschine ein. Was ist die Folge hiervon? Betrachten wir die Maschine (Fig. 5), bei welcher E E die Elektromagnete



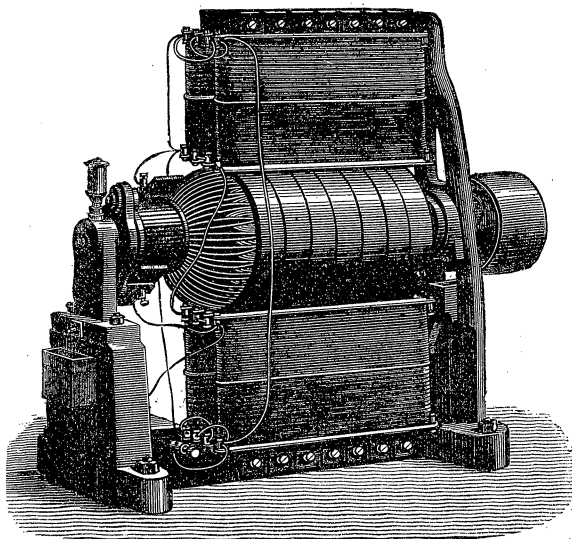
5. Dynamo-elektrische Maschine.

* Nachfolgende Abbildungen sind dem ausführlichen illustrierten Werke „Die Elektrizität im Dienste der Menschheit. Eine populäre Darstellung der magnetischen und elektrischen Naturkräfte von Dr. A. Ritter v. Urbanitzky“ entnommen (Verlag von A. Hartleben in Wien). Wir empfehlen das genannte Werk allen Freunden der Elektrotechnik hiemit auf das Wärmste.

darstellen, zwischen deren Polen N die Cylinderarmatur I sich befindet. Leitet man durch die Drahtwindungen auf E einen Strom, so werden die Eisenkerne magnetisch; unterbricht man hierauf den Strom, so hört der Magnetismus wieder auf bis auf den remanenten Magnetismus von geringer Stärke. Siemens fand nun, daß dieser, wenn auch noch so schwache Magnetismus genügt, um von der Maschine in nachstehender Weise kräftige Ströme zu erhalten. Wird nämlich die Armatur in Umdrehung versetzt, so werden in dieser, entsprechend dem äußerst schwachen Magnetismus der Magnete, auch nur äußerst schwache Ströme induziert. Leitet man jedoch diese in die Drahtwindungen der Elektromagnete, so müssen sie die Eisenkerne derselben offenbar magnetisch machen. Der schwache remanente Magnetismus der letzteren wird also durch die magnetisierende Kraft dieser Induktionsströme etwas verstärkt. Nun wirkt aber bereits ein etwas kräftigerer Magnetismus auf die rotirende Armatur und muß daher auch schon kräftigere Induktionsströme erzeugen. Da diese abermals durch die Drahtwindungen der Elektromagnete geleitet werden, erfolgt neuerdings eine Verstärkung der Magnete. In dieser Weise verstärken sich bei fortgesetzter Drehung der Armatur die induzierten Ströme und die induzierenden Magnete fortwährend, bis die Magnete jene Kraft erreicht haben, zu welcher sie in Folge ihrer Größe, Form u. überhaupt ge-

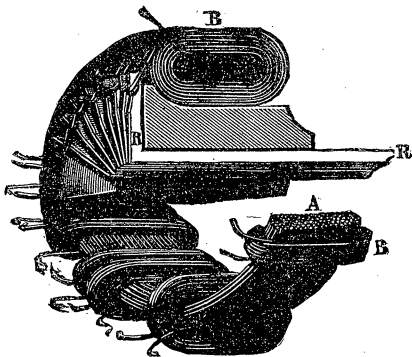
Ende der Stahlscheibe ist mit einer Riemenscheibe versehen, durch welche mit Hilfe eines Treibriemens der Antrieb erfolgt.

Bei der Maschine von Siemens (Fig. 8) stehen die Magnete vertikal und ihre Pole umfassen in Form von sieben halbcylindrisch gebogenen Eisenbändern die Armatur zu beiden Seiten. Letztere besitzt nicht die Form eines Ringes, sondern die eines



8. Siemens'sche Maschine.

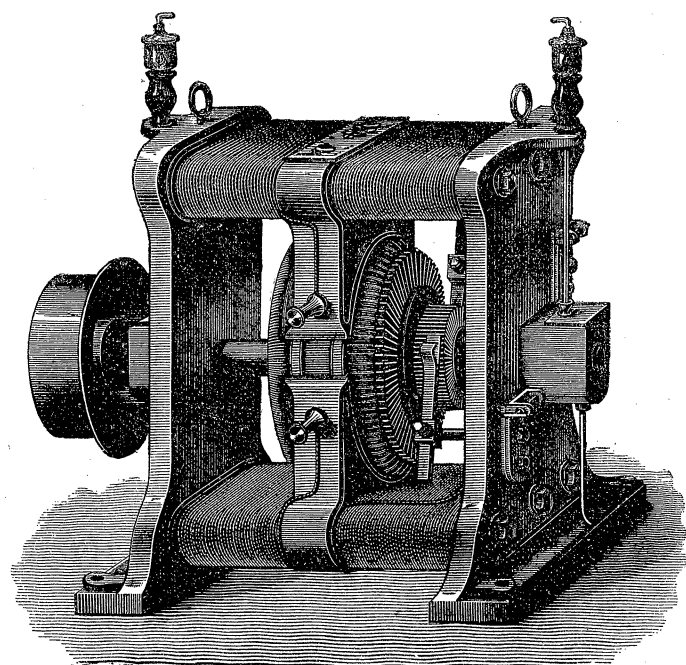
Cylinders. Die Maschinen von Siemens und Gramme wurden die Vorbilder der vielen Maschinen, die gegenwärtig allorts gebaut und verwendet werden. Sie sind die dienstfertigen Vermittler zwischen dem Willen des Menschen und den Naturkräften. Sie sind es, welche die Kraft des Wassers ebenso wie des Windes, die Kraft des Feuers und des Dampfes in Elektrizität umwandeln, in jene geheimnißvolle Kraft, die wie der Alles vermögende Geist in Aladin's Wunderlampe jeden Befehl des Menschen auf das Pünktlichste vollführt.



6. Ringarmatur.

bracht werden können. „Der Technik sind gegenwärtig Mittel gegeben,“ sagte Siemens bei Veröffentlichung seiner Entdeckung, „elektrische Ströme von unbegrenzter Stärke auf billige und bequeme Weise überall zu erzeugen, wo Arbeitskraft disponibel ist.“

Kann Vacinotti der Ruhm, die Ringarmatur erfunden zu haben, nicht bestritten werden, so gebührt doch Gramme das Verdienst der allgemeinen Einführung derselben in die Praxis. Gramme baute im Jahr 1871 die erste Maschine unter Anwendung der Ringarmatur und des dynamischen Prinzips, also die erste dynamo-elektrische Ringmaschine. Den Bau des Ringes selbst wird uns Figur 6 erkennen lassen, welche ein in der Anfertigung begriffenes Stück des Ringes darstellt. Er besteht aus einem flachen Eisenring A, um welchen die einzelnen Drahtspulen B so gewickelt sind, daß sie den ganzen Eisenring umhüllen. Wie die Figur erkennen läßt, ist der eiserne Ring nicht aus einem massiven Stück, sondern aus einem Bündel von Eisenstrahlen gebildet, weil man gefunden hat, daß ein solches rascher den Magnetismus annimmt und verliert als ein massiver Ring. Die Drahtenden der einzelnen Spulen sind mit den rechtwinklig abgeboogenen Kupferstreifen R R verbunden und der Zwischenraum zwischen diesen und dem Ring wird durch Holz ausgefüllt. Der Ring erhält eine stählerne Achse, welche in zwei vertikale äußerliche Ständer (Fig. 7) entsprechend ge-



7. Gramme'sche Maschine.

lagert wird. Die wagrechten Theile der rechtwinklig abgeboogenen Kupferstreifen bilden einen Cylinder (in der Figur rechts vom Ring), den sogenannten Stromsammelr. Auf diesem schleifen während der Drehung des Ringes, diametral angebracht, federnde Metallstreifen oder Drähte, die Schleifbürsten, durch welche die im Ring induzierten Ströme abgeleitet werden. Oben und unten, in mehr als zwei Drittel seines Umfangs, umfassen den Ring die Pole der horizontal angeordneten, flachen Elektromagnete. Das eine aus dem Ständer herausragende (linke)

Vom Wetter.

Plauderei

von

Ernst Eckstein.

(Nachdruck verboten.)



Es ist kein Zufall, keine Laune der Konvention, daß zwei Menschen beim Beginn ihrer Unterhaltung so häufig vom Wetter sprechen.

Die „Alltäglichkeit“ erweist sich hier als vollkommen logisch.

Die erste Frage, welche dem Thema „Wetter“ noch vorausgehen pflegt, bezieht sich auf die Gesundheit, als auf den persönlichen Boden der Existenz.

Unmittelbar daran schließt sich eine Bemerkung über den „herrlichen Tag“, über den Regen, der zu erwarten steht, über die behagliche Temperatur u. c., das heißt also über den sachlichen Boden der Existenz, der unsere Stimmung oft ebenso stark influirt als der persönliche.

Das Wetter im weiteren Sinn entscheidet geradezu über die Form unserer Lebensweise.

Der Wechsel der Jahreszeiten verändert die Physiognomie der Natur nicht durchgreifender als die des menschlichen Daseins; der belaubte, vogelsangdurchschmetterte Wald unterscheidet sich kaum so sehr vom entblätterten, sturmdurchheulten, frostspiegelten und schneebedeckten, wie die Tagesordnung während der Sommermonate von der Tagesordnung des Winters.

An die Stelle der natürlichen Atmosphäre, wie sie im Sommer geathmet wurde, tritt während des Winters die künstliche des geheizten Zimmers; die Beziehungen zur Vegetation, die auf unser Gemüth einen so erquickenden, beruhigenden und versöhnenden Einfluß ausüben, reduzieren sich beinahe auf Null; der Garten wird verdrängt durch den lichterhellen Salon; die Rosen- und Akerbeete durch die Blumen der Teppiche und Tapeten. Die Natur, die uns eine Weile hindurch vertraut und freundlich gewesen, legt die Maske der Unwirtlichkeit und Feindseligkeit an. Wir mögen uns zehnmal sagen, hinter der grämlichen Maske verberge sich das alte, mütterlich-sympathische Antlitz, der Eindruck bleibt immer ein düsterer, und es gehört schon einige Philosophie dazu, bei den langgezogenen Klagen eines regendurchschauerten Spätherbststurmes oder im entsetzlichen Qualm der Londoner Weihnachtsnebel die freudige Elastizität des Gemüths zu bewahren.

In der Regel versucht man gar nicht die Fehde mit diesen Eindrücken; man geht dem Kampfe bewußt oder unbewußt aus dem Wege.

Wie man während der schönen Jahreszeit nach außen gelebt hat, so lebt man während der schlechten nach innen; man ist bestrebt zu vergessen, daß es überhaupt eine Witterung gibt; man emanzipirt sich soweit als thunlich und opfert mit um so größerem Eifer den Genien der Kunst, der Wissenschaft, der Geselligkeit.

Wenn sonach das Wetter, als Gesamtphysiognomie der einzelnen Jahreszeiten betrachtet, eine Sache von ganz eminentem Belang ist, so gilt dieß in ähnlicher Weise vom Wetter im Spezialsinne, von der individuellen Physiognomie des einzelnen Tages.

Der sonnenbestrahlte, nebelzerstreuende Maimorgen ist für unser Herzensbedürfnis der Maimorgen par excellence; der fröstelnde, stürmische, wolkenverhangene trägt in die Träume des Frühlings ein Stück November hinein; er taucht nicht nur die Landschaft, sondern auch unsere Seele in das einseitig rieselnde Grau der Dede und Traurigkeit.

Das Wetter ist gleichsam der Untergrund, auf welchem der Tag seine großen und kleinen Erlebnisse mit durchsichtigen Farben aufträgt; der Untergrund gibt dem Ganzen das Kolorit; das Aufgetragene verdeckt nicht, es modifizirt nur.

Himmelweit liegen die Eindrücke von einander ab, wie sie die nämliche Landschaft unter verschiedenen Witterungsverhältnissen auf den Beschauer hervorbringt; himmelweit die entsprechenden Stimmungen und Ideenassoziationen.

Wer die Fahrt über den Vierwaldstädtersee bei jener eidgenössischen Regenmonotonie antritt, wie sie in den Monaten Juni und Juli zum Leidwesen aller Touristen die Regel ist, der glaubt sich Tags darauf, wenn plötzlich Klärung erfolgt ist, in eine vollständig andere Welt versetzt, die nichts gemein hat mit dem, was ihn gestern so kläglich zu Boden drückte. Das düstere Gefängnis hat sich in den lachenden Brunnthal verwandelt; die Seele, die sich gestern ängstlich verflocht, entfaltet mit einem Male ihre mächtig rauschenden Fittige und schwingt sich adlergleich zu den lichtumfluteten Firnen auf. Man ist „ein anderer Mensch“ geworden; der heimliche Groll, der uns gestern noch die ganze Reise als eine Thorheit bereuen ließ, kommt uns vor wie ein Frevler; die Gegenwart löst das Vergangene radikal von der Tafel unseres Gedächtnisses fort; der Teufel ist zum Engel geworden, und das Alles nur um der paar Millionen Rubikmeter Dunst willen, die gestern über unseren Häuptern gebrodelt und jetzt ihren Ausweg nach entfernteren Thälern genommen haben!

In dem eben geschilderten Falle könnte man die Verstimmung auf Rechnung des scheinbar vereitelten — und das ihr folgende Hochgefühl auf Rechnung des schließlich dennoch erreichten Zweckes schreiben.

Wer in die Schweiz reist, der will, ohne vor Frost zu erstarren, frische Bergluft, großartige Konturen und reizvolle Farbenspiele genießen; der verlangt das gute Wetter als Vorbedingung. Bleibt diese Vorbedingung ihm aus, so empfindet er die Enttäuschung des Menschen, der, vor der Rampe sitzend, ein gutes Lustspiel erwartet und plötzlich aus dem Munde des Regisseurs die Botschaft vernimmt, Fräulein K. oder Herr N. sei plötzlich erkrankt, daher denn anstatt der geistvoll-pikanten Komödie irgend ein ödes Nüchternstück in Szene geben werde.

Daß aber das Wetter namentlich auf sensitive Personen selbst da mit entscheidender Machtvollkommenheit einwirkt, wo alle Fragen eines persönlichen Interesses ausgeschlossen erscheinen, das hat Jeder schon an sich selbst erfahren — denn zu gewissen Zeiten gehören wir Alle in die Kategorie der Empfindlichen.

Wie oft schon ist uns dasselbe Lebensproblem, das uns des Abends bei elegisch rinnendem Regen schier unlöslich bedünkte, am folgenden Morgen bei klarem Himmel als ein harmloser Spaß erschienen, der kaum das Nachdenken lohnte!

Wie oft hat sich die grundlose Melancholie, die Weltmüdigkeit, die aus langsam dahintreibenden Wolkenmassen und schmerzhaft leuchtenden Windstößen ihre Nahrung sog, mit einem Schlage verabschiedet, wenn die sinkende Sonne kurz vor dem Untergehen durch die zerrissenen Schleier brach und ihr magisches Licht wie erlösend über die aufstehende Erde goß! Da verwandelte sich das morsche Gemüth mit den tropfenden Ephemoranen in das Zauberfloß der Fee Morgane; da löste sich alles Raube und Schwofe in leuchtende Harmonie auf; da ragten selbst die ernstesten, starren Cypressen wie majestätische Feuerfäulen zum Himmel auf, ganz überflutet von der Fülle des endlich sieghaften Lichtes!

Und so erging es mit den Ruinen, mit den Cypressen in unserem Innern.

Selbst das Schmerzhafte ward verklart und vergoldet; neues Leben wogte uns durch die Adern; neue Hoffnungen regten sich und neue, muthversüllte Entwürfe.

Noch fünf Minuten vorher hat man diese Stimmung nicht für möglich gehalten, jetzt ist sie da, unerbeten und unerwartet wie ein Gnadengeschenk der Gottheit.

Den intimen Zusammenhang des Wetters mit unserer Stimmung spiegeln die Künstler der Stimmung, die Poeten, wieder. „Es ist bitterfalt!“ sagt eine der Wachen auf der Terrasse, ehe der Geist von Hamlet's Vater erscheint. Hiemit präparirt sich schon äußerlich der Schauer, der uns durchrieseln soll, wenn der Ermordete nun als ruheloses Gespenst aus dem Dunkel der Nacht emporsteigt.

Der heulende Sturm auf der Haide bietet einen ergreifenden Parallelismus zu dem innern Sturm, der den unglückseligen König Lear durchtobt.

Die wonnigen Mondnächte, wie sie uns Lenan schildert, sind die passende Objektivierung seiner sehnsuchtskranken, wehmuths erfüllten Seele. — Die Goethe'schen Verse:

„Dem Schnee, dem Regen
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! immer zu!
Ohne Raft und Ruh!“

korrespondiren mit der Gemüthsverfassung des Sängers, der Raubheit und Kampf begehrt, nachdem ihn die „guten Tage“ allzu verführerisch umfost und umschmeichelt haben. In diesem Sinne heißt es dann weiter:

„Nieber durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen;
Alle das Reigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie so eigen
Schaffet es Schmerzen.“

Hier ist die Ungunst des Wetters deßhalb willkommen, weil sie ein Gegengewicht bietet gegen den Ueberchwang zärtlicher und allzu blumenhafter Empfindungen. Allein diese Ungunst kann auch geschätzt werden im Hinblick auf die Wirkungen des Kontrastes, — weil Sturm und Regen und Frost, je grimmer

sie toben, eine um so stärkere Folie bilden für die Reize des geschützten Daheim's und seiner weltabgeschiedenen Freuden.

So lautet die Strophe eines dänischen Dichters:

„Wenn's draußen regnet, stürmt und schneit,
Wie glüht der Ofen dann erbaulich!
Wie ist's im Stübchen dann so traulich!
Wie träumt man von vergang'ner Zeit!
Man sitzt beim Liebchen Wang' an Wange,
Und keine Frist wird uns zu lange,
Und so bei Wuth und Wettergusch
Lodt doppelt süß der Minne Kuß.“

Ganz ähnlich heißt es bei dem Sänger der „Römischen Elegieen“ (XVIII, 15 ff.):

„— — Wir lauschen,
Busen an Busen gedrängt,
Stürmen und Regen und Guß.“

Wenn so dem Glücklichen, der sich geborgen weiß und ganz erfüllt ist vom Zauber der Gegenwart, selbst die schwärzeste Unbill des Wetters nur wie ein ohnmächtiger Angriff auf sein gesichertes Glück erscheint, wie eine feindliche Mißgunst, die ihm erst recht zum Bewußtsein bringt, was er besitzt, —

„Ein Gegenläufer kommt mir
zu Gewinn:
Nun fühl' ich erst, daß ich der
Kaiser bin!“ —

wenn er mit dem Wetter, trotz dieses unterstellten Antagonismus, heimlich sympathisirt, wie der Sieger mit dem Besiegten, der sich ohne ernstliche Gegenwehr schlagen ließ, so erblickt der Unglückliche, Verlassene, Verschmähte in der Trostlosigkeit der Natur eine Art Verschärfung seines persönlichen Mißgeschicks, einen Reiztonboden, der das subjektive Weh nur voller erklingen läßt und lauter und herzzerreißender.

„Verlorene Liebe“ betitelt sich ein Poëm, das mit den folgenden Strophen anhebt:

„Wie traurig durch das Dunkel
Der müde Nachtwind klagt!
Wie schnell dem trüben Ofen zu
Die wilde Wolke jagt!
Des Stromes dumpfes Rauschen tönt
Vom Felsenthal herauf!
Kein Sternlein thut die Pforte
Am öden Himmel auf!“

Wie traurig durch das Dunkel
Die müde Seele klagt!
Wie schnell dem trüben Grabe zu
Der Traum des Lebens jagt!
Das Weh verlorn'ner Liebe
dringt
Aus tiefer Brust herauf!
Kein Sternlein thut die Pforte
Am öden Himmel auf!“

Hier ist der Parallelismus zwischen Natur und Gemüth auch äußerlich durch den Bau der Strophen gekennzeichnet; Nachtsturm draußen und drinnen! Aber der Sturm in der äußeren Natur hat das tiefe Wehgefühl der Seele, das bis dahin vielleicht unter dem dunklen Mantel der Resignation geschlummert, erst aufgeweckt; das Unwetter in der Natur ist die Flamme, an der sich der innere Brand auf's Neue entzündet hat.

Ganz ähnlich in den hier folgenden Versen, nur mit einer Variation in der Stimmung:

„Stumm zur Erde, leise, leise
Schwebt des Winters erster Schnee,
Trauernd starrt der Strom im Eise
Und das Herz im stillen Weh.“

Und vollends in diesen:

„Nun zieht die Nacht in's stille Land herein,
Und langsam tropft der dunstungsohr'ne Regen,
Noch einmal zuckt im Busen mir die Pein
Und bohrt und wühlt in angstbeklomm'nen Schlägen.“

Das bekannte „Lied Jung Werner's“ von Joseph Viktor v. Scheffel enthält ein ähnliches Wetterbild:

„Die Wolken flieh'n, der Wind saust durch die Blätter,
Ein Regenschauer zieht durch Wald und Feld,
Zum Abschiednehmen jukt das rechte Wetter —
Grau wie der Himmel steht vor mir die Welt.“

Von gewissen Stimmungen gilt freilich die Thatsache, daß kein Wetter es ihnen recht macht, — nämlich von denjenigen, die nicht als bloße Verstimmungen, sondern als tief im Gemüth wurzelnde Krankheiten zu bezeichnen sind.

Das wirkliche Unglück, die echte, ungeheuchelte Schwermuth nimmt, wenn die Welt so recht in sonniger Pracht liegt, durch diesen Kontrast der äußeren Natur mit dem eigenen Elend sehr

die verlorene Geliebte. Der Glanz der schimmernden Matten, die Lerche, die im Sonnenlicht wirbelt, der Sang der Drossel am blumigen Vachesrand, die wonnigen Lüfte, Alles erweckt ihm unverwindbares Peingefühl:

„Komm', schweigender Herbst, und entblätt're die Flur
Und bringe mir Kunde vom Tod der Natur!
Nur Winter behagt mir, nur schneidiger Nord,
Nur Fledengestöber, denn 's Liebchen ist fort!“

Uebrigens bedeutet das Gespräch vom Wetter schon deshalb für unsere mitteleuropäischen Landstriche einen so erheblichen Faktor der Konver-

sation, weil das Wetter hier so recht eigentlich das Chamäleon ist, von dem sich jeden Augenblick etwas Neues behaupten läßt. Das Wetter gibt uns fortwährend zu rathen auf; es durchkreuzt unsere Pläne; es verhöhnt unsere Anordnungen; es schädigt uns diätetisch und eudämonologisch.

Was frommt die Besöhnung? Unser Klima ist nach dem Maßstab dessen, was möglich wäre, ein ganz abscheuliches . . .

Vor Allem leidet unser Behagen unter dem oft geradezu komischen Unbestand. Die „Laune“ des Wetters ist sprichwörtlich. Selbst in der sogenannten „guten“ Jahreszeit ist es immer gewagt, mit dem folgenden Tag zu rechnen. Es läßt sich niemals mit hinlänglicher Bestimmtheit voraus wissen, ob die klare, günstige Witterung von heute vorhalten wird, bis die Sonne von Neuem über den Horizont steigt. Aus diesem Gesichtspunkt gleicht unser Tagesgestirn einer schönen Despotin, einer Katharina, einer Semiramis, die uns des Abends mit allen Zaubern ihrer gefährlichen Gunst umschmeichelt, am folgenden Morgen aber in ersten Schleiern erscheint und ihre Lieblinge von gestern nach Sibirien schießt oder in den rauschenden Fluten des Euphrat ertränkt. Die einzige Jahreszeit, die ehe- dem eine gewisse Dauerhaftigkeit zu verbürgen schien, der Frühherbst, hat während des letzten Dezenniums viel von ihrer Glorie eingebüßt; wir haben Septemberwochen gehabt, die an Rauheit mit der Brutalität des Novembers wetteiferten.

Am lästigsten wird der Unbestand der Witterung im Sommer.

Die zahllosen „Eingeregneten“, die zu Tode erkälten Luft- und Lichtfreunde, die enttäuschten Bergfahrer und betrogenen Ausflugsfanatiker — sie Alle intoniren die Klage vom schlechten Wetter, das den Strich durch die Rechnung machte; sie Alle beschwerten sich über den mitteleuropäischen Sommer, der seinen Beruf verfehlt hat.

Wie viele Thränen sind schon geflossen über die so reizend geträumte Waldpartie, über das ländliche Picknick, über die Kahnfahrt — und was da sonst noch zu Wasser geworden!

Gott Amor ist wahrlich keiner unter den Letzten, die auf den Unbestand des

Wetters zu fluchen Ursache haben. Alles war so wunderhübsch ausgedacht: der Gang nach der Ruine, wo man ungeföhrt plaudern, wo man im Moose lauern und theils in die malerisch beleuchtete Landschaft, theils in die Glutaugen seines vis-à-vis blicken konnte. Kein Zweifel: die Nachmittagsstunde in der zertrümmerten Burg hätte das Siegel des Schneigens gelöst; er würde gesprochen, seine Liebe gestanden, er würde das Glück seiner Zukunft an's Herz gedrückt haben . . .

Die ganze Nacht schon hat man unruhig geschlafen, weil man dem herrlichen Abendhimmel, der so wolkenlos und kristallklar seinen ambrosischen Baldachin wob, kein unbedingtes Vertrauen schenkte. Um drei Uhr, als man zum ersten Mal die Gardine lüftete, glänzten die Sterne schon eigenthümlich verschwommen.



Leckerbissen. Nach einem Gemälde von F. Sonderland.

häufig an Intensität zu, — ganz ähnlich wie das Glück und das Wohlgefühl eine Steigerung erfährt durch den Kontrast mit dem tosenden Unwetter.

„Frühling ist es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbst für mich!“

sagt Goethe in einem seiner kleineren Gedichte.

Daß es „Herbst“ für ihn ist, tritt ihm gerade angesichts des knospenden Frühlings mit erhöhter Glaubhaftigkeit in's Bewußtsein.

In ähnlicher Weise empfindet Robert Burns in seinem bekannten Liede „Nannie's awa“ die herrliche Frühlingsstimmung als eine Provokation, als eine Verhöhnung seiner Trauer um

Aus dem Kinderleben.

Silhouetten von L. Fehrenbach.



Der Hanserl ist mager, die Ganserln sind fett.
Ach, wenn ich nur eine im Bratpfannerl hätt!



Es dös heut a Kälten! Sagt's mir doch, Frau Bas,
Es dös jekt an Eiszapfen oder ist's Eure Nas?



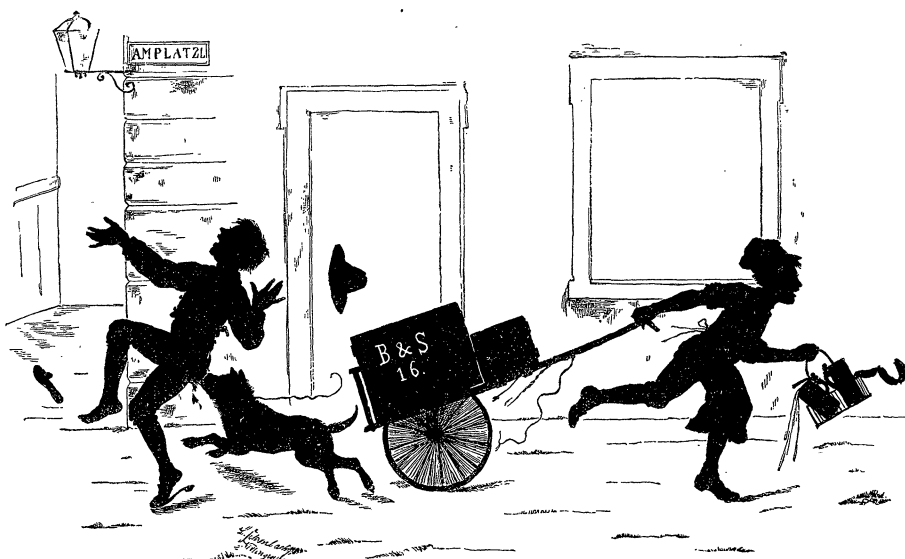
Mei Strumpf hat ein Löcherl grad vorn in der Mitt',
Verreißen konnt' i 's schon, aber klopfen kann i 's nit.



Afferl, dich mag ich gerne leiden,
Kannst grad solch' Gesicht wie der Großpapa schneiden.



Der Schani kommt mit zwei Maßkrügeln daher,
Seht sie Frik auf den Schubfarn, da sind's nit so schwer.



Na, wart' nur, du Schlanke, ruft Frik und thut laufen:
Hab' i 's Bier dir gefahren, magst du darnach schnaufen.

Freilich, das konnte die Morgendämmerung sein, die vom östlichen Horizont heraufstieg...

Man sprach sich vor — aber heimlich nagte die Sorge... Um halb Fünf war der Himmel bewölkt, um halb Sechs fielen die ersten Tropfen — und um Sieben klatzte und prasselte es wider die Scheiben, daß jede Hoffnung in dieser Sintflut zu Grunde ging...

Unenträglich Prüfung! Ewig neues Martyrium der harrenden, ungebildeten Liebe!...

In der That, wären wir das Klima Deutschlands nicht von Kindesbeinen an gewöhnt, wir würden uns täglich die Frage vorlegen: Wie läßt sich die Geschichte nur aushalten?

Im Winter statt des schönen, gleichmäßigen Frostes von Stockholm oder St. Petersburg ein stetes Wechseln zwischen Kälte und Sudelei, ein chronischer Kampf mit der Nothwendigkeit, sich ad hoc zu kleiden; zehn Grad Wärme im Dezember und Januar, zehn Grad Kälte im Februar und März — ganz wie es der Laune der unsterblichen Götter gefällt. Der Schnee scheint bei uns nur in der Absicht zu fallen, baldthunlichst wieder zu schmelzen, die Straßen in Sümpfe zu verwandeln und die Steuerzahler zu schädigen. Nachdem die Straßen eben gereinigt sind, schneit es von Neuem, um ebenso schnell wieder auseinander zu fließen. Schlittenbahnen von einiger Dauerhaftigkeit gehören im mittleren und südlichen Deutschland schon zu den Seltenheiten. Bei dieser entzücklichen Platterhaftigkeit kann es passieren, daß man Morgens zähneklappernd in seinen Pelz fährt und des Abends in Schweiß gebadet nach Hause kommt, denn im Handumdrehen steigt und fällt das Quecksilber wie ein modernes Spekulationspapier.

Im Frühling neue Verbitterung! Eifriger Ostwind trocknet uns Nöse und Rippen aus, während eine stehende Sonne uns freundlich zur Beseitigung des Paletots einladet — nicht wie in der bekannten Fabel, um dem Wind gegenüber die Präponderanz der Milde und Güte an den Tag zu legen, sondern um dem Wind die geeigneten Angriffspunkte für die Bemerkung einer Lungenentzündung zu verschaffen. Unser Frühlingswetter hält in dieser Beziehung eine erschreckliche Ernte; ihr numerischer Werth ist ersichtlich aus den Tabellen der Krankheitsstatistik.

Nun kommt denn, nach langem Harren, der Sommer, das heißt, an den „Wonnemond“, der so frostig war, schlief sich fast ohne Uebergang die Hochtemperatur an, hie und da unterbrochen durch einen mehrtägigen Landregen, der uns nach der Wintergarderobe schmachten läßt. Auch während des Sommers kommt unser persönliches Behagen ganz erheblich zu kurz, — und daß wir darüber nicht aus der Haut fahren, daß wir uns der wenigen wirklich angenehmen Tage erfreuen und von einem „guten“ Sommer sprechen, wenn die Zahl dieser Tage sich zu den feindseligen verhält wie eins zu fünf, das erklärt sich eben nur aus der vererbten Gewohnheit. Wir glauben, es müsse so sein, und alles Nothwendige, so herb es ist, birgt ein tröstendes Element.

In der That — wer erst einmal darüber nachgrübeln wollte, was da sein könnte, wenn zum Beispiel nur die Achsenstellung der Erde zur Ebene ihrer Bahn ein wenig schiefer wäre, der würde gar bald sich in unfruchtbaren Klagen um das verlorene, respektive niemals besessene Paradies ergehen und dem ewigen Frühling nachsehen, der auf anderen Himmelskörpern ohne Zweifel seine Verwirklichung findet.

Inzwischen behelfen wir uns, so gut es gehen will. Wir sprechen mit Goethe:

„Ueber Wetter- und Herrenlaunen
Kunzte niemals die Augenbraunen“ —

wir suchen den Lebensfaden mit Anstand weiter zu spinnen, „ob schön, ob Regen“; wir fahren fort, über das Wetter zu sprechen, bis es einmal — in fernen Tagen vielleicht — einer kühn entwickelten Naturwissenschaft gelingt, das Wetter nach Bedarf der leidenden Menschheit zu ändern.

Marquis von Salisbury.

(Hiezu das Porträt S. 944.)

ach fünfjähriger Regierungszeit, die für die englische Nation reich an trüben Erfahrungen und Mißerfolgen gewesen, ist endlich in den letzten Wochen das Gladston'sche Kabinett gefallen. Weder das englische Volk noch das Ausland hat Ursache, ihm eine Thräne nachzuweinen. Nachdem Gladstone in einer nicht sehr bedeutenden Budgetfrage in der Minorität geblieben war, gaben er und seine Kollegen ihre Demission ein und der Marquis of Salisbury, der schneidige Führer der Tories, begann die Bildung eines neuen Kabinetts. Schon fürchtete man, daß dasselbe der liberalen Opposition wegen nicht zu Stande kommen werde, doch gelang es Salisbury, die Schwierigkeiten zu beseitigen und an der Spitze eines Torykabinetts die Zügel der Regierung zu ergreifen. Der neue Premier, welcher wahrlich aus Gladstone's Händen keine beneidenswerthe politische Erbschaft empfängt und dessen erstes Werk es sein muß, begangene Fehler wieder gut zu machen und England die verloren gegangene Fühlung mit den anderen europäischen Staaten zurückzuerlangen, steht gegenwärtig im fünfundsünzigsten Lebensjahre. Aus einer der ältesten und reichsten Adelsfamilien des Landes stammend und in Eton und Oxford erzogen, trat er bereits 1853, also dreißigjährig, als Vertreter Stamfords in's Unterhaus. Der junge Parlamentarier, welcher mit geistvoller und kaufmännischer Verehrtheit die Prinzipien eines stark ausgeprägten Torythums vertrat, erregte bald die Aufmerksamkeit der Regierung, und schon 1866 übernahm er in Gemeinschaft mit Disraeli das Staatssekretariat für Indien. Es ist bezeichnend für den toryistischen Feuerkopf, daß er in Folge der Reformbill schon nach zwei Jahren mit General Peel und Lord Carnarvon aus dem Ministerium austrat, um dann erst nach sechs Jahren des Grollens auf's Neue als Minister für Indien in das nunmehr unter der Führung Disraeli's stehende Kabinett einzutreten. Im Jahre 1876 sehen wir Salisbury an der Seite Henry Elliot's als Vertreter Englands bei der Konferenz in

Konstantinopel, die dem russisch-türkischen Kriege voranging, und später als Begleiter Beaconsfield's auf dem Berliner Kongreß, wo er am 28. Juni 1878 den Antrag auf Beilegung und Verwaltung Bosniens und der Herzegowina durch die Oesterreicher stellte und begründete. 1878 übernahm er nach dem Ausscheiden Derby's aus dem englischen Kabinett das Portefeuille des Auswärtigen und zeigte sich als ein so scharfblickender und gewandter Politiker, daß seine Berufung an die oberste Stelle nur noch eine Frage der Zeit sein konnte.

Mit Salisbury tritt ein Mann an die Spitze der englischen Regierung, welcher stets freundschaftliche Gesinnungen gegen Deutschland gezeigt hat und den engen Anschluß des deutschen Reichs an Oesterreich-Ungarn im Jahre 1879 mit Freude begrüßte. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß an die Stelle jener machiavellistischen Politik Gladstone's, welche Deutschland besonders auf dem Gebiete seiner überseeischen Mission Schwierigkeit über Schwierigkeit bereitete, ohne es in seinen Erfolgen aufhalten zu können, ein offeneres und freundschaftlicheres Verfahren treten und die Spannung beseitigen wird, welche eine Zeitlang zwei durch Stammverwandtschaft und gemeinsame Kulturmissionen eng verbundene Nationen einander zu entfremden drohte.

Dalmatinische Hochzeit.

(Hiezu das Bild S. 944.)

In den steinigten Bergen Dalmatiens hat man sich auf weiten Strecken jedes Waldgattens, selbst der Gärten entzöhnt und mehr als wilde oder auch selbstgepflegte Blumen schätzt man als außerordentlichen Schmuck bei festlichen Gelegenheiten das Gewebe der emsigen Hand, die auf allerlei Stoffe gestickten Blumenzierate und auch das Geschmeide. In diesen Richtungen waltet ein gewisser orientalischer Geschmack vor, ja auch die Beziehungen über's Meer nach Italien und besonders dem Venetianischen haben ihren sichtlichen Einfluß auf Gold- und Silbergeschmeide. Die dalmatinischen Schmuckarbeiter haben es verstanden, ein entsprechendes Stilmischungs herzustellen und bei verhältnißmäßig geringem Edelmetallverbrauch Auffälligkeit zu erzielen. Das Abholen der festlich geschmückten Braut geschieht zu Fuße oder, wo größerer Reichtum und entsprechender Weg vorhanden, auf Saumthieren. Die Hauptfackel bei Allem ist ein so eifriges Schießen aus den langen Gewehren und kurzen Pistolen, als würde es jeder Wadere, Junge oder Alte, für eine Sünde halten, wenn er sein Erschließendes im Kostbaren nicht leistete. Es ist hiezu um so mehr Gelegenheit, als nicht nur beim Weg zur Kirche, sondern auch beim Heimkehren aus derselben mit derlei Leistungen die Zeit gekürzt und das Fest verherrlicht werden muß. Sehr wichtig ist auch noch der in einer bunt bemalten Kiste verwahrte Brautkranz an Stoffen für Haus- und Bettzeug. So viel oder so wenig darin sein mag, die jungen Burtsche, welche ihn als Festgenossen tragen, müssen immer so thun, als könnten sie die Last kaum vom Flecke bringen. Sie haben auf dem Beförderungsweg zur neuen Heimat der Braut so häufig als möglich die Truhe abzusetzen, ihre redseligen Bemerkungen dabei zu machen, und je witziger sie es treiben, desto mehr wird der Weggeher in Flaschen, meist Schnäpselein, zugesprochen. Der kurzen Freude folgt ein Leben voller Beschwerde, denn den Weibern fällt die Arbeit zu und sie müssen stets zu Fuße gehen, während der herrliche Gatte zu reiten pflegt.

Straßenbilder aus Metz.

(Hiezu das Bild S. 945.)

ek! — Aussteigen! — Da lag sie wieder vor mir, die alte deutsche Reichstadt. Hell und lustig flatterte der Reichsadler im Sonnenschein über dem Bahnhofschor und schien fröhlich seine Schwingen über die alten Mauern und Wälle der Festung auszubreiten, glücklich, wie einst vor Jahrhunderten, so auch jetzt wieder auf deutsches Wesen und deutsche Sitte herabzublicken zu können. Wie ich später hörte, geschah das Flaggen zu Ehren eines Generals, der auf einer Inspektionsreise begriffen war.

Der erste Eindruck, den die Stadt auf den Fremden macht, ist ein sehr günstiger. Beim Eintritt durch das Bahnhofschor sieht man einerseits die Häuser der „Rue Serpenoise“ vor sich, während links die Esplanade mit ihrem grünen Blätter- und Blumenreichtum und der vielstrahligen Fontäne einen angenehmen Gegenatz dazu bildet. Vor letzterem steht auf vieredrigem Steinsockel das Denkmal des Marschall Ney, des „brave des braves“; das aufgegriffene Gewehr in der Hand, den Blick gen Osten, gegen Deutschland, gewandt, so stürmt er vorwärts. Wie haben die Zeiten sich doch geändert! Heute steht er auf deutscher Erde. Statt der „braves“ sieht er seine Feinde in ruhigem Schritt an sich vorbeiziehen und statt des „Tambour battant“ hört er die friedlichen Signale von der nahen Wilhelmstraße herüberhallen.

Gegen Abend spielte das Musikcorps eines der hier garnisonirenden Regimenter auf der Esplanade, wo die bessere Welt, Franzosen wie Deutsche, sich ein Rendezvous gegeben zu haben schien. Ein Korrespondent eines Pariser Blattes hat kürzlich noch behauptet, daß die eingeborene Bevölkerung nie zu den Konzerten gehe. Schade, daß derselbe an dem Tage nicht zugegen war, er hätte sich wohl vom Gegenteil überzeugen können. Der waren vielleicht jene beiden Herren mit dem rothen Bändchen im Knopfloch keine Franzosen? Wohl glaube ich nicht, daß sie das chaubonische Treiben der Seimstadt billigen würden, aber Eingeborene waren es sicherlich. Und dort kam ebenfalls eine französische Familie, die alte Matrone, die sich auf den Arm ihrer Tochter stützte, daneben die Bonne mit dem lothringischen Kopfpuz, den Erstgeborenen im Arm haltend, und dahinter der mari, der sich mit dem Familienfreund, dem curé, unterhielt. Auch dort neben dem Musikpavillon saßen viele Familien, abgesehen zwar unter sich und den Verkehr mit den Deutschen vermeidend, aber nichtsdestoweniger eifrig den Klängen der Musik zuhörend. Das deutsche Element war allerdings in der Mehrzahl vertreten.

Beamte, Offiziere, bayerische, preussische, braunschweigische, sächsische, Alles schien Erholung unter den schattigen Bäumen zu suchen. Wie hatte es hier in den trüben Tagen der Belagerung ausgesehen, als französische Truppen dort kampirten! Verschwunden die alte Zeit, neues Leben an den alten Orten.

„Zieh' ein zu allen Thoren,
Du starker deutscher Geist,
Der aus dem Licht geboren
Den Pfad ins Licht uns weist,
Und grüß' in unserer Mitte
Wahrhaft und fromm zugleich,
In Freiheit, Recht und Sitte
Dein tausendjährig Reich!“

Wunderschön an der Esplanade ist noch die Aussicht, die man von dort genießt. Vor derselben liegt im frischen Blätterreichtum der Bäume die Insel Saulcy, wegen der darauf befindlichen Pulverfabrik kurzweg Pulverinsel genannt, daneben mit grünem Rasenteppich die Insel Symphorien. Wie silberne Bänder winden sich die Mosel und der Kanal um beide. Dahinter aber steigt stolz und kühn der St. Quentin empor, gekrönt von den Traverzen und Wällen des Forts Prinz Friedrich Karl. Frisch und hell sehen die Dörfer mit ihren rothen Dächern und weiß angestrichenen Mauern aus dem Grün der Weinberge. Geradeaus am Fuß des Berges liegt Longueville, dort auf halber Höhe Sey, weiter links Moulins und im Nebelgrau der dampfenden Schornsteine verschwimmend Ars sur Moselle.

Unten an der Mosel war es lebendig. Wie eine Tirailleurkette ausgebreitet, standen meistens ansehnend französische Duvriers oder kleine Rentiers am Ufer, um à la ligne zu fischen. Die Eifrigsten waren sogar bis an die Hüften in's Wasser gegangen und blieben dort stundenlang stehen.

Mitterweile war die Sonne untergegangen, die Musik hatte zu spielen aufgehört. Fern auf der Höhe neben dem St. Quentin hoben sich mehrere Bäume scharf vom Himmel ab. Dort führt über Rogerieulles die Straße nach dem Plateau von Gravelotte hinauf. Vor fünfzehn Jahren hatte dort die Schlachtenmusik andere Weisen aufgepflegt, wobei der Tod blutige Ernte geerntet. Wie Viele schlafen dort heute den ewigen Schlaf! Graun stiegen im fernen Westen die Wolken am Himmel auf, ein kühler Windzug kam von der Mosel her, leise rauchten die Bäume und schienen sich dieß und das zuzuflüstern. Brachten sie Grüße von jenen Todten, die dort oben in fremder Erde ruhen?

„Einsam auf fremder Aue
Da ruht ein tochter Soldat,
Ein ungehörter, vergessener,
Wie treu er gekämpft auch hat.“

Es ist anzuerkennen, daß viel geschieht, um die Grabstätten vor Verfall zu schützen. Besonders angestellte Grabwächter führen die Aufsicht über die Gräber, die einzeln numerirt sind. Die Holzkreuze, die dem Einfluß der Witterung schlecht widerstanden, sind neuerdings durch eiserne ersetzt worden.

Prächtig schien am andern Morgen die Sonne, als ich über den Pont des Morts durch das Fort Moselle zur Porte de France wanderte. Es war gerade Markttag und Schaaren von Landbewohnern zogen zu Fuß und zu Wagen zur Stadt. Leichte Einspanner, fast durchgängig von den Frauen gelenkt, Milchwagen, Getreidewagen, nach Lothringen Art mit Bier bespannt, Wagen mit Gemüse oder Körben voller Früchte beladen; dazwischen Fußgänger, Frauen und Männer, die „hotte“ auf dem Rücken, die Frauen mit zierlich weißem bonnet. Auffallend war die Menge der Erdbeeren, und zwar der Ananasbeere, die zur Stadt gebracht wurden. Wagenladungen solcher Früchte, in kleinen Körben verpackt, fuhrten an mir vorüber. Ein Bauernmädchen, das ich befragte, von wo es die Erdbeeren bringe, erwiderte freundlich, wenn auch erstaunt, daß ich das nicht wüßte: „Mais c'est à Woippy, que nous les cultivons.“ und erzählte dann weiter, daß dort ganze Felder damit bepflanzt werden, die eine Haupteinnahme für das Dorf ausmachen.

Schließlich möchte ich noch der „fêtes patronales“ Erwähnung thun, die ähnlich unserer Kirrme die Hauptfestlichkeit auf dem Lande ausmachen. Wie höflich von den Bauern, hiezu auch die Meyer einzuladen. Da stand es ja an der Gde angeschlagen: „Les jeunes gens de... ont l'honneur d'inviter les habitants de la ville de Metz à la fête patronale...“ Und welche Herrlichkeiten wurden alle versprochen: „Grand Bal champêtre, feu d'artifice, excellent orchestre.“ Aber kein Tanzboden, kein Zelt wie bei uns. Auf offener Straße wird getanzt. Ein aufgeschlagenes Brettergerüst, mit einigen Büschen verzieren, bisweilen nur ein mit einigen Brettern versehener Wagen, ist für die Musikannten bestimmt. Ein paar Zuderbuden mit Glücksrädern, einige Schießbuden, in den größeren Orten bisweilen ein Carroussel stehen daneben. Und doch ist es Abends ein prächtiges Bild, wenn die Lichter und farbigen Lampions angezündet sind und die Klänge der Violine zum Tange für „deux sous“ auffordern. Und da drehen sie sich so fröhlich, der junge Bauernbursh mit seinem Mädel, die couturière, die mit ihrem amant der freundlichen Einladung Folge geleistet hat, und der Prussian mit Majors Rieck. Und dazwischen lärmend und springen die Kinder, und im Hintergrunde versucht Einer, qui s'est grisé, seine Studien, die er in Paris über den Cancan gemacht hat, zum Besten zu geben, und die Alten stehen herum, die kurze Thonpfeife im Munde, und unterhalten sich von früheren Zeiten, wobei sie nicht vergessen, auf die Prussian zu schimpfen.

Wohl ist in Metz äußerlich ein Fortschritt deutschen Wesens zu bemerken. In den Läden kann jetzt Jeder etwas deutsch sprechen, während in den ersten Jahren nach dem Feldzug Niemand es erlernen wollte. Aber ein näherer Verkehr ist nirgend angebahnt. Die Franzosen halten sich sehr „retiré“, Niemand wagt den ersten Schritt zu thun. Auffallend ist die Menge der Schulen, die von Geistlichen oder Schwestern, deren Umgangssprache nur französisch ist, geleitet werden. Auch habe ich mir sagen lassen, daß in den letzten Jahren besonders immer neue Schulen dieser Art hinzukamen. Ich glaube nicht, daß dieß gerade geeignet ist, die deutsche Sprache und damit deutsches Wesen weiter auszubreiten. Möge doch die Zeit bald einen Fortschritt darin bringen, damit wir freudigen Herzens ausrufen können: „Die deutsche Reich für immer!“



Literatur.

— Arthur Fitger darf als ein „Originalgenie“ in der zeitgenössischen Literatur gelten, besonders hinsichtlich seiner Lyrik; da ist nichts von hergebrachter Süßigkeit und Empfindsamkeit, keine Frühlings- und Mondscheinpoeie, es werden nicht Veilchen, Rosen und blauer Himmel besungen in zierlichen Versen mit mehr oder minder guten Reimen, Fitger führt meist daher, getragen von den Flügeln einer starken Empfindung, die sich oft bis zur Leidenschaftlichkeit steigert; dem entspricht die Phantasie, die ungewöhnlich feurig alle Dinge ansieht, und der Ausdruck, welcher martig, kraftvoll, manchmal sogar ungehörig die Sprache handhabt und dadurch für zarte Seelen Steine des Anstoßes in die Wege wirft. Die Weltanschauung Fitger's ist geist- und gedankenvoll, das tritt uns besonders aus des Poeten neuer Gedichtsammlung: „Winternächte“ (Oldenburg, Schulze) entgegen. Diese Gedichte zeigen alle oben berührten Eigentümlichkeiten Fitger's in vollem Maße; da ist kein Geflingel und kein Seufzen, die Verse tönen ebern, eine mächtig bewegte, mit dem Leben gewaltig ringende Männlichkeit spricht aus ihnen und erweckt die Sympathie der Leser. Die Sammlung ist sehr reichhaltig; originell sind die Lieder der „Maurergesellen“, tiefinnig die Schlingengedichte, plastisch und ergreifend die Balladen, kraftvoll die Liebeslieder und die Jodeln künstlerisch ausgereift, was man von den übrigen Dichtern Fitger's nicht immer rühmen kann. Es macht sich bei ihnen ziemlich oft noch der brauende Mohn bemerkbar, der sich gar nicht zum Wein klären will; aber über die gewöhnliche Lyrik für den Tagesgebrauch erheben sich diese Dichtungen sehr hoch.

— Graf Alfred Adelsmann beansprucht in seinem Roman „Benno Donzini“ (Stuttgart, Richter & Kappler), den idealistischen Roman dem realistischen gegenüber in die Waagschale zu werfen. Wir gehen dem Autor tiefe Empfindung und schwungvolle Darstellung zu; dieser Roman zeigt einen eigenen, lichtvollen Glanz des Vortrags und große Eleganz in Aufbau und Abrundung der Erzählung; was wir aber von einem jeden Roman verlangen, das ist Schilderung des Lebens, wie es wirklich ist; die Tendenz des Romans kann dabei im höchsten Grade das Ideale verberghen. Graf Adelsmann führt uns mit Benno Donzini in hochadelige Künstler- und Bürgerkreise, jedoch trotz der Schönheit der künstlerischen Ausgestaltung dieser Figuren und ihrer feingedachten Beziehungen zu einander will er uns von ihrer Existenz nicht recht überzeugen. Der Held ist der zweite Sohn einer hocharistokratischen Familie — der ältere Bruder ein Fürst — er gibt seine vielversprechende militärische Karriere auf und geht unter die Künstler, er wird Komponist, erlangt Erfolge und heirathet eine Bürgerliche. Der Sieg des geistigen Elements über die starre Welt des feudalen Denkens und Fühlens ist vom Autor wirksam durchgeführt. Der Sieg hat die Sympathie des Lesers, und das feurige Empfinden des Verfassers, sein Enthusiasmus für alles Hohe und Edle verleiht dem Roman ein Gepräge, welches dieses Buch über die gewöhnlichen Tageserzeugnisse erhebt. Nur vermissen wir, wie gesagt, die scharfe Auffassung der Wirklichkeit. Der Roman soll ja immer ein Spiegelbild des wirklichen Lebens sein und nur auf diesem blüht die Wunderblume des Idealismus — unserer Meinung nach um so schöner, je realistisch der Boden ist und je tiefere Wurzeln sie in diesem geschlagen.

— Mit dem Siege der demokratischen Partei über die republikanische in den Vereinigten Staaten beginnt eine sehr wesentliche Umgestaltung auf vielen Gebieten jenes mächtigen Staatswesens und ist die Aufmerksamkeit der alten Welt in erhöhtem Maße auf die politischen und sozialen Vorgänge in Amerika gerichtet; aber manche Dinge bleiben uns unverständlich und werden irrig angesehen, weil wir mit den historischen Vorbedingungen dieser Erscheinungen nicht vertraut sind. Ein Werk, welches uns klar und in gebäuglicher Form vortrefflich in das amerikanische Staatsleben einführt, ist E. C. Hopp's „Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika“ (Leipzig, Freytag; Prag, Tempsky), dessen zweite Abtheilung von der Konstitution des Bundesstaates 1783 bis zum Ausbruch des großen Bürgerkriegs 1861 sich erstreckt. Wie bei allen politischen Vorgängen in Amerika das Persönliche stark hervortritt, so hat auch Hopp in dieser Geschichte der biographischen Charakteristik der Präsidenten viel Raum vertheilt und unsere persönliche Theilnahme bei der Lektüre dieses Buches mehr wachgerufen, als die sonst bei geschichtlichen Werken üblich zu sein pflegt; hierdurch weicht dieses Geschichtswerk von den gebräuchlichen ab, es hat aber unfehlbar als Lektüre durch diese Behandlung gewonnen. Die Verleger haben, dieser Eigenart Rechnung tragend, den Text mit vielen Porträtillustrationen ausgestattet.

— Von der Ausgabe: „Molière's Werke“, die Adolf Laun begonnen, ist jetzt das vierzehnte Bändchen, enthaltend „Sganarelle“ und „La princesse d'Elide“, erschienen (Leipzig, Veitner). Die Fortsetzung des Werkes, das Molière's gesammte dramatische Arbeiten mit deutschem Kommentar, Einleitung und Exkursen gibt, besorgt Wilhelm Anorovich ganz im Geiste des als Molièrekenner und -forscher allbekannten Vorgängers.

Bildende Künste.

— Für das neue Bibliotheksgebäude der Universität Leipzig ist, wie von dort berichtet wird, eine öffentliche Konkurrenz ausgeschrieben worden. Die Pläne sind im Maßstabe von 1:200 der wirklichen Größe zu entwerfen und müssen bis zum 7. Oktober d. J. mit Motto versehen an das Universitätsrentamt eingereicht werden. Für die drei Entwürfe, welche von dem Preisgericht als die relativ besten bezeichnet werden, sind Preise von 4000 Mark, 3000 Mark und 1500 Mark ausgesetzt.

— In Sachen des neuen „Monumentalbrunnens“ in Stuttgart hat sich die Königin von Württemberg für das dritte der von der Jury prämiirten Modelle entschieden, welches das Motto „Galathea“ trug und von dem jugendlichen Architekten Otto Rieth herrührt. Dieses Modell stellt die schöne Meernymphe als Krönung eines in streng durchgeführten Notokformen sich aufbauenden Brunnens dar, zu ihren Füßen spielende Kinder; als Wasserpeier fungirt ein phantastischer, widergezierter Mannstropf; rechts und links von ihm an den Flanken der kurzen, vierkantigen Brunnensäule ringeln sich Delphine in die Höhe. Ein schön geschwelter Vorraum, zu welchem Treppentufen emporführen, umgibt die Schale.

— Zu der Vorkhalle des alten Museums in Berlin wird in Kurzem das von Karl Vegas modellierte Marmorhandbild des Freiherrn Hans Georg Wenzeslaus v. Knobelsdorf, des Architekten Friedrich des Großen und Erbauers des Berliner Opernhauses und des Schlosses Sanssouci, aufgestellt und enthüllt werden. Seine Statue ist die siebente, welche in der Vorkhalle des alten Museums ihren Platz erhält. Aufgestellt sind bereits die Statuen Schinkel's von Zedl, Rauch's von Drake, G. Schadow's von Hagen, Winkelmann's von Wichmann, Dittfried Müller's von Tondoux und Cornelius's von Galandrelli.

— Ueber Lenbach's Atelier in Rom wird von dort geschrieben: Vor Allem erregt eine Skizze die Aufmerksamkeit, nach welcher das vielbesprochene Bild Leo XIII. geschaffen worden. Lenbach ist in ihr der Natur treu gefolgt. Außer dieser Skizze lenkt auch das Bild eines streitbaren Bischofs, das ganz in der Nähe hängt, die Blicke auf sich; es ist das Porträt des Monsignore Strohmayer. Nicht weit davon bemerkt man den Abbé Rizi, den intimen Freund des Cardinals Hohenlohe,

und mitten unter diesen die historischen Köpfe Philipp II. von Spanien und Franz I. von Frankreich, zwei unvollendet gebliebene, dem Principe Marc Antonio Borgheze vererbte Arbeiten Tizian's, dessen Manier Lenbach eingehend studirt hat. Als es rühmbar geworden war, daß Lenbach den Papst gemalt habe, wollten auch viele Damen der römischen Aristokratie ihre Gesichtchen von ihm auf die Leinwand gezaubert haben. Es sind dies u. A. die Prinzessin Del Drago, die Prinzessin Massimo Colonna, vermählt mit dem französischen Grafen Sella, und die Herzogin Gratioli.

— Mit der Ausführung des großen Wandgemäldes: „Krönung König Friedrich I. von Preußen in Königsberg“ in der Herrscherhalle des Zeughauses in Berlin hat Direktor Anton v. Werner kürzlich begonnen. Dargestellt wird der feierliche Moment, da der König sich in Gegenwart der Königin, des königlichen Hauses, der Hoffakten und der Vertreter der Stände und der Bürgerchaft in der Schloßkapelle die Krone eigenhändig auf's Haupt setzt. Gleichzeitig hat Professor Simmler in der links von der Herrscherhalle gelegenen Feldherrnhalle mit der Ausführung des Bildes „Uebergang des großen Kurfürsten über das zugefrorene Haff“ begonnen. Es ist das letzte der sechs Wandgemälde, welches in den beiden Feldherrnhallen noch zu vollenden ist.

— Seit Piloty und Strigner Handzeichnungen alter Meister aus dem 1. Kupferstichkabinett in München in Feder- und Kreidezeichnungen herausgaben, ist mehr als ein halbes Jahrhundert verfloßen. Nun unternimmt der f. Konservator des genannten Kabinetts Dr. Wilh. Schmidt, wie uns aus München geschrieben wird, eine solche Herausgabe mit Hilfe des Stichdrucks. Es liegen bis heute etwa fünfzig Blätter vor und zwar von italienischen, deutschen, niederländischen und französischen Meistern, wie Mantegna, Rafael, Dürer, Altdorfer, Holbein, Rembrandt, Ostade, Kestner, Claude Vorrain, Watteau und Boucher.

— Berlin wird ein neues und zwar ein Kamerunpanorama erhalten. Professor Louis Braun und der Marinemaler Hans Petersen, der kürzlich von einer Reise längs der Westküste Afrikas zurückkehrte, führen es gemeinschaftlich aus und bringen darin die Kämpfe der deutschen Kriegsmarine mit den afrikanischen Negern zur Anschauung. Das Panorama soll schon im nächsten Herbst eröffnet werden.

Musik.

— In Paris hat kürzlich im Konservatorium die Aufführung der für den Grand prix de Rome eingereichten Kantaten stattgefunden. Die Jury bestand aus Ambr. Thomas, Gounod, Meyer, Massenet, Saint-Saëns, Leo Delibes, Ernest Guiraud, Theod. Dubois und Benjamin Godard. Den ersten Preis erhielt mit 27 Stimmen Leroux, den zweiten mit 21 Stimmen Sabard, Beide Schüler von Massenet; eine ehrenvolle Erwähnung erhielt Gidalge, Schüler von Guiraud.

— In London feiert gegenwärtig Eduard Strauß mit seiner Wiener Kapelle Triumphe. Auf Wunsch der Königin und des Prinzen von Wales hat Strauß die Musik bei dem kürzlich im Buckinghampalast stattgehabten Hofball übernommen. Strauß brachte hierbei einen neuen Walzer nach englischen Motiven zur ersten Aufführung. Seine Kapelle erschien auf dem Ball in neuer englischer Hofuniform.

— Ein in seiner Art seltenes und eigenthümliches Konzert wurde kürzlich, wie aus London berichtet wird, im Musiksaale der internationalen Ausstellung der Erfindungen in Kensington gegeben. Die Instrumentalstücke des Programms wurden nämlich von einer Anzahl Mitglieber und Professoren des f. Musikonservatoriums in Brüssel mit den ausgestellten alterthümlichen Instrumenten, dem Harpsichord, dem Spinnet und den uralten Flöten, Violon u. s. w. ausgeführt. Die Musikstücke des Programms standen im Einklang mit dem Charakter und Alter der benutzten Instrumente. Eine vor 300 Jahren von einem gewissen Jacopo Peri komponirte Symphonie, betitelt „Eurypice“, wurde von neun Flöten verschiedenen Kalibers exekutirt. Die kleinste dieser Flöten hat etwa die Größe eines modernen Piccolo, während die größte mit einem Band um den Hals des Musikers hing. Der Ton der größeren Flöten war reich und voll. Solche Flöten bildeten die Militärmusik der Sansqueneis im Jahre 1519, auf denselben wurde ein nach dem Friedensschluß von Cambrai komponirter Marsch vorgetragen. Unter den übrigen Vorträgen befanden sich eine Arie für die Viola di gamba, komponirt von Sebastian Bach, und eine Menuette für dasselbe Instrument von Boccherini. Diese Stücke wurden von M. Ed. Jacobs mit bewundernswürdigem Geschick und Geschmack gespielt. M. Dumont spielte auf einer einstufigen Geigenbeinlöte ein Solo aus einem von Quanz, dem Musiklehrer Friedrich des Großen, komponirten Concerto. Die Pausen zwischen den Instrumentalstücken füllten antike Gesänge aus. So trug die belgische Sängerin Mlle. Elly Warnois ein im Jahr 1350 komponirtes Lied: „Douce Dame Jolie“ vor, dem sich eine 1560 komponirte Ballade und mehrere andere Gesänge aus dem 17. Jahrhundert anschloßen. Das „historische“ Konzert erwies sich als ebenso belehrend wie ergözend für die gewählte Zuhörerschaft, welche den Musiksaal bis auf den letzten Platz füllte.

Bühne.

— Emile Erhard, der unseren Lesern wohlbekannte, liebenswürdige Romanschriftsteller, hat ein dreiaktiges Lustspiel: „Ein Sohn der Götter“ geschrieben, das demnächst am Residenztheater in Berlin, wie uns von dort berichtet wird, in Szene gehen soll. Der Titel findet darin seine Erklärung, daß der Vertreter eines der alten ostpreussischen Adelsgeschlechter, die gerne halb im Ernst, halb im Scherz ihren Ursprung bis zu den alten Heidentümern zurückleiten, in dem Stück die Hauptrolle spielt.

— Der Komponist Audran schreibt im Verein mit Barney eine sogenannte Ferrioprette, welche sich „Der hintere Teufel“ betitelt und deren Text von d'Ennery und Ferrier geliefert wird.

Kultur und Wissenschaft.

— Die deutsche Abtheilung der internationalen Kunstausstellung in Antwerpen ist kürzlich, wie von dort berichtet wird, im Beisein des den kaiserlichen Gesandten vertretenden deutschen Geschäftsträgers Grafen Buxst aus München, Direktor C. Schraundolph aus Stuttgart und H. Deiters aus Düsseldorf, übergeben die Abtheilung der Obhut ihres Vertreters in Antwerpen, dem Kommissär der deutschen Abtheilung, Geh. Kommerzienrath Günther, worauf die Säle eröffnet wurden. Die Ausstellung besteht aus einem großen und drei kleineren Sälen und weist nicht nur die bedeutendsten Namen der deutschen Kunst, sondern auch vorzügliche Werke auf, so daß in der höchst geschmackvollen Ausstattung der erste Eindruck ein hervorragender ist.

— Der deutsche Fischereiverein hat, wie aus Berlin berichtet wird, eine selbstständige Sektion für Küsten- und Hochseefischerei gebildet, welche allmonatliche „Mittheilungen“ herausgeben wird. Der Redakteur dieser Mittheilungen ist der als Autorität auf diesem Gebiet bekannte Professor Dr. Benedikt-Rönnberg.

Erfindungen.

— Künstler und Dilettanten auf der Geige wird die Nachricht willkommen sein, daß A. Sprenger, f. württembergischer Hofinstrumentenmacher in Stuttgart, bekannt in der musikalischen Welt als Erfinder der „Tonstange“ und eines eminent praktischen „Kinnalters“ aus Hartgummi, ein Instrument in Taschenmesserform erfunden hat, welches alle die Werkzeuge enthält, welche zur Instandhaltung der Geige erforderlich sind, sowie dieselbe der Instrumentalist selbst besorgen kann. Das Instrument ist siebentheilig (8 Mark), sechsteilig (7 Mark) und dreitheilig (3 Mark) zu beziehen, das siebentheilige enthält erstens einen Metallstift zum Aufstellen des Stimmfodes, zweitens einen Regulator für den Stimmstoch, drittens eine Pincette zum Aufziehen der Saiten, viertens

ein Modell zum Steg und Einschneiden der Saiten, fünftens einen Saitenmesser mit Angabe, wie weit die Saiten am Ende des Griffbrettes von demselben entfernt liegen müssen, sechstens eine Feile, siebentens ein Messer zum Schneiden des Steges u. s. w. Wir können das kompensidöse und geschmackvoll ausgestattete Instrument allen Geigern und zumal solchen, die an kleineren Orten wohnen, wo der Instrumentenmacher nicht gleich zur Hand ist, auf's Wärmste empfehlen.

— Daß das „Wettermachen“ nicht mehr zu den unlöslichen Aufgaben gezählt wird, beweist das neueste Projekt Max de Stanfouth's, welches sich im „Genie Civil“ veröffentlicht findet. Es handelt sich um nichts Eingerengeres als in den großen Städten, welche in den Sommermonaten durch Staub und Hitze belästigt werden, einen künstlichen Regen herzustellen, und zwar in der Höhe von etwa 15–20 Meter über dem Erdboden. Der Erfinder will zu diesem Zweck auf Rädern bewegliche, hohe eiserne Gestelle anwenden, wie sie in New-York zu Feuerlöschzwecken üblich sind. Ein an denselben hinaufgeführter Sprinkenschlauch, mit den Strahenhydranten der Wasserleitung verbunden, soll in der genannten Höhe das Wasser in möglichst feiner Vertheilung durch eine Brause ausströmen, wobei eine biegsame Schlauchverbindung des Gestells mit den Hydranten die Möglichkeit gewähren soll, das Gestell auf größere Entfernungen fortzubewegen. Der Erfinder verspricht sich von der Anwendung zahlreicher derartigen Geräte nicht nur eine Abkühlung der Luft in Folge der Verdunstung, sondern auch die Erzeugung kräftiger Luftströmungen und glaubt, auf diese Weise mit geringem Wasseraufwande bessere und größere Wirkungen zu erzielen als durch das übliche Besprengen des Bodens.

— Ein neues elektrisches System, das System Gaulard, für welches sich in England eine eigene Gesellschaft gebildet hat, wurde bei Gelegenheit des Moorkulturkongresses in Wadersleben zum ersten Mal in Deutschland gezeigt. Der Vorzug des Systems besteht darin, daß man vermittelst Generateurs secondaires Elektrizität sowohl in Form von Kraft als auch als Licht auf beliebige weite Strecken transportiren kann, ohne Zwischenstationen mit elektrodynamischen Maschinen nöthig zu haben. In Turin wurde vermittelst der Generateurs secondaires, kleiner elektrischer Apparate, die am Verwendungsorte mit Leichtigkeit aufzustellen sind, elektrische Energie 84 Kilometer weit transportirt und das System mit dem ersten Preise prämiirt. In Wadersleben wurde die Elektrizität, welche zur Beleuchtung eines Kongressgartens verwendet wurde, allerdings nur 2 Kilometer von der Maschine der Kaltwerte her bezogen; der Generator, der auf einem kleinen Tisch in einem Nebenraum aufgestellt war, funktionirte vorzüglich und die von ihm gespeisten, an den Bäumen mitten im Laub angebrachten buntfarbenen Glühlämpchen erzeugten einen brillanten Lichteffect.

— Einen recht zweckmäßigen Stiefelsauszieher mit Mechanik hat F. G. Schneider in Langenbrück, Sachsen, konstruirt. Das Gerüste des hintern Theiles des Stiefels wird durch die gewöhnliche Einrichtung bewirkt, das heißt durch eine feste, vorn durch einen runden Ausschnitt gebogene Platte. In dieser befindet sich vorn eine Oefnung, durch welche ein das Ende eines Hebels bildender Knopf ein wenig hervortritt. Stützt man nun den Fuß auf den eigentlichen Stiefelknopf, so wird der Knopf und damit der Hebel niedergedrückt und schiebt infolge dessen von beiden Seiten über die Spitze des Stiefels ein paar eiserne Klammern. Diese verhindern nicht nur jedes Abrutschen, sondern erleichtern auch das Abziehen des Stiefels ganz bedeutend. Der ganze Stiefelsauszieher ist in Eisen ausgeführt und zählt zu seinen Vorzügen auch ein gefälliges Aeußere.

Verkehr.

— Die Erweiterung der bisherigen Telegraphenschule zu einer Post- und Telegraphenschule ist nach einem Erlaß des Staatssekretärs v. Stephan, wie Berliner Blätter melden, beschloßen worden. Zugleich wird der bisherige Lehrplan gegenüber den Anforderungen der höheren Prüfung für Post- und Telegraphenbeamte entsprechend erweitert bei gleichzeitiger Vermehrung der Lehrkräfte.

Militär und Marine.

— Eine epochemachende Neuerung in der Armeeverpflegung wird von Paris aus angekündigt. Es handelt sich um eine von Dr. Ed. Hédet, Professor an der Fakultät der Wissenschaften der école de médecine zu Marseille gemachte Erfindung, bestehend in einem festsitzenden Nahrungsmittel, wovon eine Tagesration — deren Quantum nicht näher bezeichnet wird — genügen soll, um in Verbindung mit 750 Gramm Brod oder Zwiebad und Wasser als Getränk die Marschleistung des feldmäßig ausgerüsteten Mannes auf 5½ Kilometer die Stunde während einer ununterbrochenen Dauer von 10 Stunden und ohne nennenswerthe Ermüdung zu normiren. Mit diesen „Beschleunigungsrationen“ (rations accélératrices) sind seit dem 24. Mai in Algier bei dem 23. Jägerbataillon Versuche angestellt worden und angeblich zur vollen Zufriedenheit ausgefallen. Auch für die Verpflegung der Pferde soll sich das Prinzip bewährt haben. Man rechnet in der französischen Armee den Haferbedarf eines Pferdes während vier Marschtagen auf 20 Kilo Hafer. Die neue Erfindung reduziert dieses Quantum auf die Hälfte in Gestalt eines eigens bereiteten Zwiebads, welcher von dem Reiter an bandoulières getragen werden kann, ohne die Bewegungen von Mann und Roß im geringsten zu geniren. In den französischen Militärkreisen soll man außerordentlich hohe Erwartungen auf diese Erfindung setzen, die einseitigen das sorgfältig gehütete Geheimniß ihres Urhebers und des Kriegsministeriums ist.

Feste, Vereine und Versammlungen.

— Das Fest der Independent-New-York-Söhne in Bingen ist kürzlich, wenn auch nicht begünstigt vom Wetter, so doch in animirter Stimmung verlaufen; es begann am Gedächtnistage der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung (4. Juli) mit 109 Kanonenschüssen und einem Festzug durch die mit deutschen und amerikanischen Fahnen reich geschmückte Stadt. Am folgenden Tage wurde von den 40 amerikanischen Söhnen, die über's Weltmeer gekommen waren, um das Fest in ihrer alten Heimat zu begehen, am Niedermalndenmal ein Kranz niedergelegt. Weiter folgte eine Rheinfahrt nach Koblenz, woselbst die Kaiserin die Amerikaner empfing und das Sternbanner auf dem Schloß gehißt war. Von den Reden, die während des schönen Festes gehalten wurden, sind hervorzuheben die des Präsidenten der Independent-Söhne, Hugo Hbrnad aus New-York, welche mit einem Hoch auf die deutschen Söhne, die deutsche Einheit und das deutsche Reich schloß, und ein poetischer Festzug von Emil Rittershaus, der jubelnde Begeisterung erweckte. Möge es den modernen Söhnenbrüdern, welche die weite Reise über's Meer nicht scheuten, um wieder einmal deutsche Rhein- und Weinpoeie zu genießen, in der alten Heimat gefallen haben.

— Ein Antivivisektionkongress hat kürzlich, wie aus Paris geschrieben wird, bei der Herzogin von Pomar stattgefunden. Die Delegirten der ausländischen Antivivisektionsvereine bestanden auf der Forderung: Vollständige Unterdrückung der Vivisektion, da alle einschränkende Gesetzgebung ihres Erachtens nur Illusion sei. Der dritte Kongress wird nächstes Jahr in London stattfinden. Bis dahin wollen die Pariser Mitglieder ihren Feldzugsplan fortsetzen und ihre Vorlesungen verdoppeln, um die öffentliche Meinung aufzuklären.

— Zu Ende des August wird in Dresden der achte Kongress des Verbandes deutscher Zithervereine abgehalten werden. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß es in Deutschland etwa 100 Zithervereine gibt, von denen 40 dem Verband angehören.

— Nach dem Muster der in England sehr populären und weitverbreiteten Phonic Society hat sich in Wien die Neuschiffgesellschaft gebildet, welche die gegenseitige Belehrung und anregende Unterhaltung ihrer Mitglieder durch zirkulirende Hefte (Umlaufbriefe) bezweckt und die

Verbreitung einer einfachen Verkehrsschrift anstrebt. Die Gesellschaft, deren auf schriftlichem Verkehr beruhende Einrichtung Jedermann ohne Unterschied des Aufenthaltsortes den Beitritt ermöglicht, bietet den Mitgliedern auch den kostenfreien Bezug der „Neuzeit-Zeitung“. Das Sekretariat befindet sich in Wien, III., Reissnerstraße 21.

Sport.

— Auch der Große Preis von Hannover theilt das Schicksal der anderen großen deutschen Rennen, da er von A. v. Mayer's vierjährigem F.-H. „Millerjung“ vor der Gräfinin „Gildburg“ und „Antoinette“ nach Oesterreich-Ungarn entführt wurde. Von Pferden, welche aus dem Nachbarland erschienen, gewann Graf v. Esterhazy's vierjähriger F.-H. „Idealist“ noch das Gyldesterrenrennen in einem Feld von neun Pferden, während Graf v. Hendl's vierjähriger F.-H. „Chalili“ den Staatspreis dritter Klasse vor „Marobrunner“ heimtrug. Die Große hannoversche Steeplechase um den Ehrenpreis des Kaisers gewann von Tepper-Last auf seinem fünfjährigen schobr. H. „Peterhoff“ gegen „Sutton“ und drei Andere, und an das L. Hauptgestüt Gradiß fiel das Trübenrennen durch den zweijährigen „Percunus“, der u. A. „Möhr“ schlug, der Preis von der Vult durch den zweijährigen „Isenstein“, der sieben Pferde hinter sich ließ, und der Preis der Elentrinde durch „Asgard“. Graf Bernstorff-Gyldehusen gewann mit „Fancy-Fair“ das Trosthandicap und mit „Triffig“ den Staatspreis vierter Klasse vor „Goldborte“ u. c.; das Große Handicap aber fiel an G. Johnson's vierjährige br. St. „Antoinette“, die „Engelbert“, „Hofmarschall“ u. c. schlug, während Graf Fritz Metternich's „Engelbert“ das Graf Eulenburgerrennen nach Hauje trug.

— „Blue Grass“, ein in Amerika gezogener fünfjähriger F.-H., gewann das Northumberland Plate in einem Feld von sieben Pferden. — „Melton“, der dreijährige englische Derbyfeger ist für das St. Leger so hoch Favorit, daß er bereits drei Monate vor dem Rennen nur mit 2:1 gegeben wird.

— Bei der Henleyregatta hatte Dr. Patton aus Köln im Vorrennen um die Diamond Sculls seinen Gegner geschlagen, er wurde jedoch beim Entscheidungslauf verlor, während der vorjährige Champion Newin auch in diesem Jahre den Diamantschmuck entführte.

Mode.

— „L'Art et la Mode“, das geistvolle und pikante Journal der Pariserin, freut sich der Revanche, welche die Frauen von Paris an dem englischen Erfolge von Longchamp genommen. Es war nur ein Pferd, das dort siegte. Aber bei dem großen, glänzenden retour du grand prix war es die Schönheit, die Anmuth, die nie zu befriedigende Eleganz, das Wunder an Styl und Geschmack, kurzum die Frau von Paris, die ihren Triumphzug hielt. Sie konstatirt mit stolzer Genugthuung, daß das Uebergewicht der englischen Toiletten, wie es beispielsweise bei den Rennen von Chantilly bemerkt wurde, in Longchamp nicht vorhanden war. Den größten Triumph feierte in diesem Jahr aber der französische Hut, er habe der Mode Typen gegeben, die unvergänglich bleiben würden, und Bilder, wie beispielsweise der Kopf von Mademoiselle Fernande, der schönen Tochter des mexikanischen Gesandten, mit dem goldenen Blond, das an Marie Antoinette erinnert, in einem schwarzen Strohhut, der einen schimmernden Heiligenstein umrahmte, würden sich in der Erinnerung an dieses glänzende Schauspiel der Mode nie abwischen. Die Beschreibung derjenigen Hüte, welche das Journal als wahre Wunderwerke „de notre goût raffiné“ demnach bringt, bereichert die Mode um neue Excentricitäten. Eines dieser bewundernswürdigen Modelle ist aus Halmen und luftigem Blattwerk gebildet, welche über der Stirn eine Gerkrone formen. Ein anderes besteht nur aus übergroßen Malven; ein außerordentliches Effect erreicht die Wiederbelebung der pitanten Form Hécaïre. Sehr modern sind auch Hüte aus Vogelfeder zu sammengesetzt, und die Coiffure „Faisan“ ist ein spezieller Ausdruck der Mode. Namentlich für den bevorstehenden Herbst soll diese grauame Mode, welche das Opfer vieler Millionen von Vögeln erfordert, wieder in Aufnahme kommen.

— Von jeher ist es die englische Mode gewesen, die für die Einrichtung komfortabler und eleganter Böden bei uns tonangebend wurde; die hellen, hohen Fenster, die Marmortrippen und bronzierten Rufen der englischen Pferdeställe sind längst in Deutschland eingeführt, und jeder neue Luxus auf diesem Gebiet der englischen Passion wird auch unter den continentalen oberen Zehntausend mit Interesse empfangen. Noch vor wenigen Jahren galt es als der erste Ausdruck der Mode, die Wände des Stalles mit kunstvollen Arrangements von Hirschgeweihen zu dekoriren, ein Schmuck, welcher nach dem britischen Muster von den kaiserlichen Marställen in Wien zuerst acceptirt wurde. Heute bevorzugt die Mode dagegen keine Fayencebelleidungen mit den ornamentalen Chiffren der Pferde. Diese Fayences werden als Fries über den Rufen der Böden angebracht, während die Wand unterhalb derselben mit einer Kofostapete bekleidet ist, auf welcher sich gleichfalls die Chiffre des Pferdes abhebt. In den Ställen von Tomb, dem berühmten Pferdehändler, der wohl die feinsten Marställe Englands hat, befindet sich das Futter der Pferde — Hafer und gekochte Bohnen — ausnahmslos in dem über dem Stall belegenen Bodenraum und zwar über einer Futtertrommel von feinem Holz, meist Nußbaum, die unten nur geöffnet zu werden braucht, damit man den Bedarf im Stalle habe. Die neueste Vorrichtung an diesen Futtertrommeln, ähnlich wie der Doppelverschluss an den Pulverbüchsen, liefert sogar das für jedes Pferd bestimmte Quantum dem Reiter oder Reitknecht in die Hände. Man rühmt dieser Einrichtung des modernen Vorge große praktische Nützlichkeit nach.

— Als einer der originellsten Modeartikel des Pariser Lebens darf der „ergraute Diener“ wohl gelten. In den Kreisen jener gesellschaftlichen Parvenüs, welche die Distinktionen des Faubourg St. Germain durch Ziffern ausgleichen wägen, die seine Hotels kopiren, seinen Pferdebus überflügeln, die Monturen seiner Equipagen nachahmen und sich selbst den Zwang anthun, jene Einfachheit der Toiletten zu adoptiren, welche die Aristokratie des alten Faubourg bisher ausgezeichnet hat, in diesen Kreisen ist es jetzt auch unerlässlich, „sein Haus“ mit einem serviteur à cheveux gris zu versehen. Die offiziellen Placirungsbureau werden bestärkt nach würdigen Greisen, welche geeignet sind, mit geduldigem Kopf und in den Farben ihres Hauses überzeugend für die Genealogie ihrer Herrschaft einzutreten, und man kann bezüglich dieses neuen Modeartikels den drohenden Offerten in den Zeitungen begegnen. „Ein fünfundsiebzigjähriger Chatelain mit langem weißem Bart und von herzoglicher Erziehung“, „ein Chamberlier grisonnant, besonders kleidsam für Grün und Silber“, „ein Serviteur mit sechzigjähriger Vergangenheit im Quartier St. Dominique“ u. dgl. füllen häufig die Spalten gewisser Tagesblätter. Diese Passion erinnert an den Geschmack der reichen Pantees, sich „Ahnenbilder“ zu kaufen. Bekanntlich findet aus Deutschland ein bedeutender Export alter, zum Theil in Auktionen zusammengekaufter Familienporträts nach Amerika statt, zu keinem andern Zwecke, als dem Pantee die Bilder zu einer Ahnengalerie zu liefern und der Mode zu entsprechen, welche dort die Beweisführung einer stattlichen Genealogie verlangt.

Denkmäler.

— In Salzburg, der Geburtsstadt Mozart's, wird auf einem der schönsten Plätze in nicht zu ferner Zeit ein Denkmal dieses genialen Künstlers sich erheben, für welches Tegner die Skizze entworfen hat. Die ausgestellt Büste, nach einer Photographie geschaffen, wird in doppelter Lebensgröße in Bronze ausgeführt und soll auf einem mächtigen Marmorkäufel ruhen, welcher einen Granitblock als Untersatz hat.

— In Oberammergau wurde dieser Tage das von der Gemeinde dem verstorbenen geistlichen Rathe Daisberger, dem Reformator des Passionsspiels, errichtete Denkmal enthüllt. Der Sockel ist aus rothem

Sandstein im Renaissancestyl; die Büste des Verstorbenen ist in Bronze ausgeführt.

— In Barrow enthüllte kürzlich Lord Spencer in Gegenwart von mehreren tausend Zuschauern die auf dem Platz vor dem Stadthause errichtete Kolossalstatue des verstorbenen Lord Frederic Cavendish, der nach seiner Ernennung zum Staatssekretär für Irland am 6. Mai 1882 im Phoenixpark zu Dublin sammt dem Unterstaatssekretär Burke unter den Dolchen der irischen „Unüberwindlichen“ gefallen. Lord Fr. Cavendish war ein jüngerer Sohn des Herzogs von Devonshire und Bruder des Marquis von Hartington.

Gestorben.

— Martin Hilferding, Eigentümer und Herausgeber der Zeitschrift „Inland“, am 28. Juni in Wien.

— Natalie v. Giers, Tochter des russischen Ministers des Auswärtigen, am 3. Juli, in Dranienbaum.

— John Syer, Landschaftsmaler, bef. durch seine malischen Landschaften, 70 Jahre alt, Anfangs Juli, in Exeter.

— Joseph Rychter, einer der glänzendsten Vertreter der polnischen Bühne, 64 Jahre alt, Anfangs Juli, in Warschau.

— Herzog Alexander von Württemberg, f. l. österreichischer General der Kavallerie z. D., 80 Jahre alt, am 4. Juli, in Bad Tüßler (Steiermark).

— Fräulein Antoinette v. Montalban, Freundin von Amalie Beer, der Mutter Meyerbeer's, bef. Persönlichkeit aus den schöngeistigen Kreisen des alten Berlin, 93 Jahre alt, am 4. Juli, in Berlin.

— Dr. Karl Schwarz, Oberschulrath, ehem. Direktor des nassauischen humanistischen Gymnasiums in Wiesbaden, Verfasser vieler historischen Monographien, 75 Jahre alt, am 7. Juli, in Wiesbaden.

— Baron Moritz Bodianer, Dozent der Wiener Finanzwelt, Präsident der f. l. österreichischen Staatsbahngesellschaft, der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, der Börsenkammer und ungarischer Magnat, 65 Jahre alt, am 8. Juli, in Baden bei Wien.

Lotterieziehungen im Monat August.

Am 1. Stadt Augsburg 7-Gulden-Loose vom Jahre 1864, Prämienziehung am 1. September 1885 (42. Ziehung). — Belgische 3 % Kommunal-Loose à 100 Franken vom Jahre 1868, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. April 1886 (69. Ziehung). — Stadt Butarest 20-Franken-Loose vom Jahre 1869, höchster Preis 40,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 5. September 1885 (74. Ziehung). — Finnländische 100-Thaler-Loose vom Jahre 1868, Prämienziehung am 1. November 1885 (84. Ziehung). — Köln-Mindener G.-B. 100-Thaler-Loose à 3 1/2 % vom Jahre 1870, höchster Preis 55,000, niedrigster 110 Thlr., zahlbar am 1. Oktober 1885 (30. Ziehung). — R. O. Oesterreichische 500-Gulden-Loose à 5 % vom Jahre 1860, Prämienziehung am 2. November 1885 (51. Ziehung). — Graf Pappenheim 7-Gulden-Loose vom Jahre 1864, Prämienziehung am 1. September 1885 (37. Ziehung). — Stadt Paris 500-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1855/60, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. September 1885 (61/51. Ziehung). — Städte Roubaix und Tourcoing 50-Franken-Loose vom Jahre 1860, höchster Preis 10,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 1. November 1885 (50. Ziehung). — Sachsen-Meinungen 7-Gulden-Loose vom Jahre 1870, höchster Preis 8000, niedrigster 8 fl., zahlbar am 1. November 1885 (45. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1870, höchster Preis 600,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1885, 58 % (93. Ziehung). — Am 15. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1867, höchster Preis 12,500, niedrigster 115 Fr., zahlbar am 2. Januar 1886 (71. Ziehung). — Ungarische 100-Gulden-Loose vom Jahre 1870, höchster Preis 150,000, niedrigster 144 fl., zahlbar am 15. Februar 1886 (53. Ziehung). — Am 20. Stadt Varelta 100-Franken-Loose vom Jahre 1870, 50 Stück jedes Loos à 100 Fr., zahlbar am 20. Februar 1886 (63. Ziehung). — Stadt Varelta 100-Franken-Loose vom Jahre 1870, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 20. Februar 1886 (63. Ziehung). — Am 31. Badische 35-Gulden-Loose vom Jahre 1845, Prämienziehung am 30. September 1885 (159. Ziehung). — Braunschweigische 20-Thaler-Loose vom Jahre 1868, höchster Preis 30,000, niedrigster 23 Thlr., zahlbar am 30. November 1885 (160. Ziehung). — Stadt Lüttich 80-Franken-Loose à 2 1/2 % vom Jahre 1853, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Dezember 1885 (33. Ziehung).

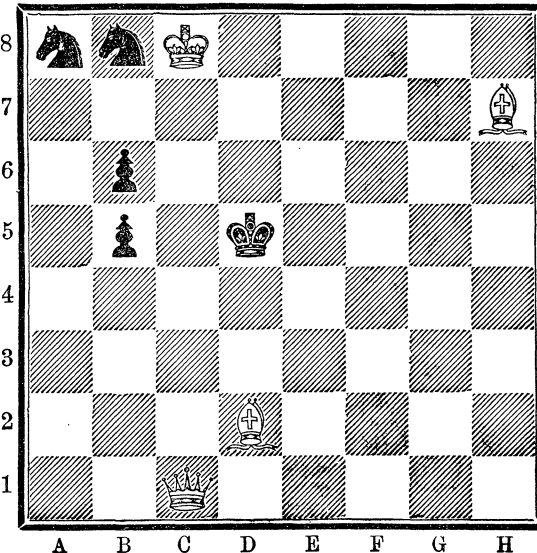


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 339.

Von Isidor Rosner.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

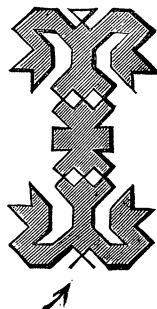
Auflösung der Aufgabe Nr. 335:

| Weiß. | Schwarz. |
|------------------------------|-------------------|
| 1) D 7 — D 8 wird Dame + . . | 1) R. E 7 n. D 8. |
| 2) F 2 n. F 8 + | 2) F. H 8 n. F 8. |
| 3) R. E 6 — F 7 | 3) D 3 — D 2 +. |
| 4) R. E 1 — E 2 | 4) D 4 — D 3 +. |
| 5) R. E 2 — D 1 und gewinnt. | |



Räthsel Nr. 9.

| | | | | | |
|---------|--------|----------|-------|--------|--------|
| feins | es | ber | nicht | biß | zum |
| len | gern | du | seh'n | machst | leu- |
| ist | nichts | von | auch | sel- | herrn |
| al- | und | wenn | an | a- | te |
| daß | dir | mand | end- | dan- | bist |
| bleibst | lich | sie | dir | sa- | machst |
| geht's | du | nie- | du | be- | so |
| wie | gen | schlecht | biß | | |



Auflösung des Monat-Königsmarsches Juli:

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen steh'n,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aenglein schön.

Und pflanz' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

(Goethe.)

Bilderräthsel 41.



Auflösung des Bilderräthfels 39:

Wo redet Geld, da schweigt die Welt.



Doris. 1) Nur unter besonders ungünstigen Verhältnissen, denen bei richtiger Anbringung sehr wohl vorgebeugt werden kann. 2) Im figuralischen Sinne: kurz und bündig. 3) „Siehe läßt nicht vom Siebe; Flamme fügt sich zu Flamme.“ 4) Das ist eine noch offene Streitfrage, da Verschiedene den Ruhm der ersten Anregung für sich in Anspruch nehmen.

J. S. in Hinterpommern. Leider ist Ihr Wunsch unerfüllbar, da die begabte Verfasserin inzwischen gestorben.

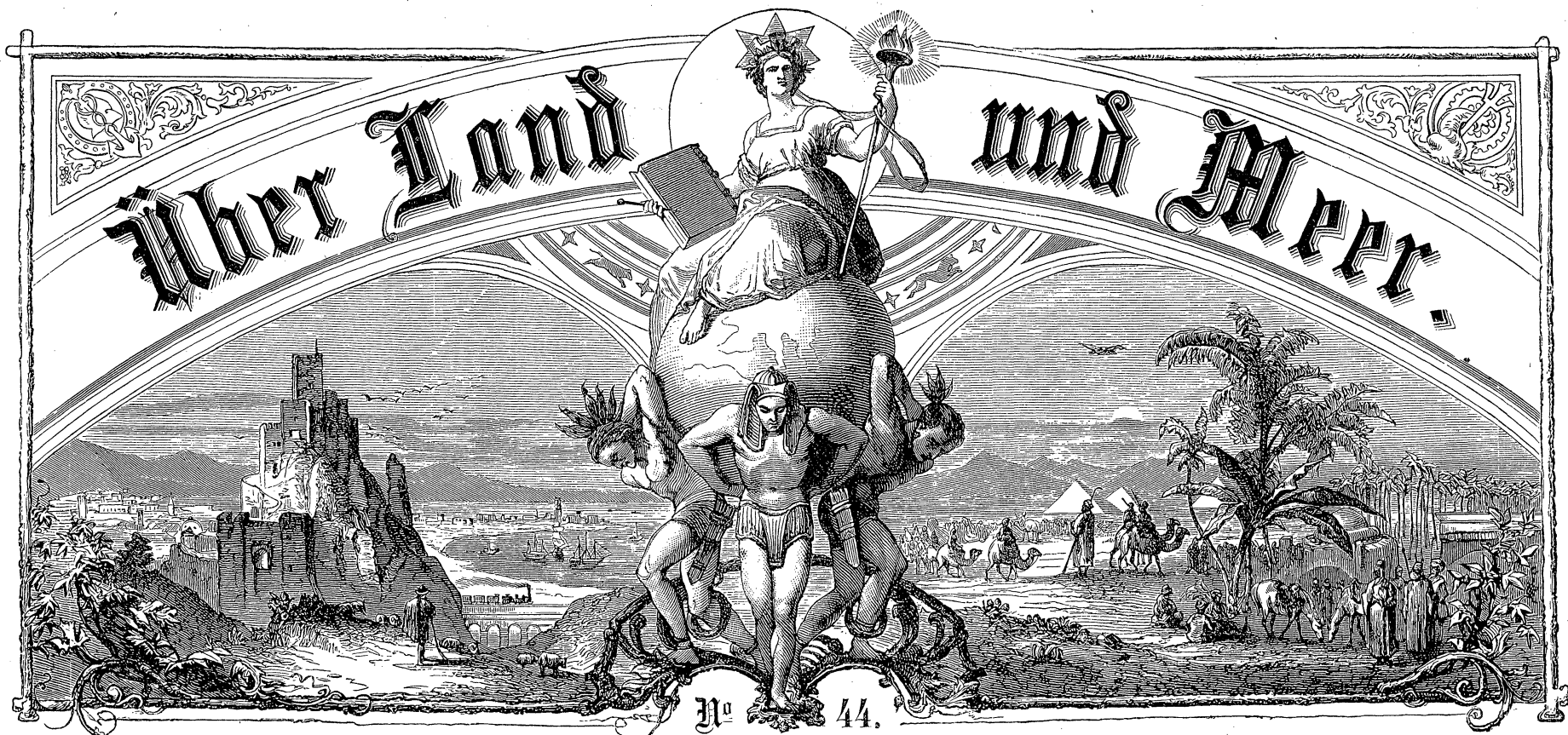
M. A. Talent? Nein; wohl aber Spuren eines charakteristischen Naturells und eines interessanten, vielbewegten Lebens. Senden Sie uns doch mal etwas in Prosa.

Goldf. Sprachliche Gärten machen den Abdruck unmöglich.

Annie F. Ihre „Glosse“ werden Sie in „Romanbibliothek“ lesen. Hrn. Arthur G. in Ingbermanland. Ihre Gedichte wimmeln von Apostrophon. Nennen Sie solche Sprachverfälschungen wirklich Poesie?

S. S. in S. Wir bedauern auch dießmal und erklären wiederholt, daß wir uns auf Rückmeldung von Gedichten nicht einlassen können.

„Stud. in Königsberg“. Wenn sich der Mott auch ganz absurd geberdet, es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein.“



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrierte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Haide-Imme.

Novelle
von

E. v. Dinklage.

(Nachdruck verboten.)

I.

„Wär' ich geblieben doch
Auf meiner Haide!“
„Haidekind“.

Durch das thaueuchte blau-grüne Moorgras eines freudlosen Kohlgartens schritt ein großes, unordentlich gekleidetes Mädchen der Hecke zu. Sie trug weder Leder- noch Holzschuhe an den Füßen, ihre blonden, verwilderten Haare hingen in ein Paar große, weltfremde, beinahe ausdruckslose braune Augen; bräunlich, unfriß, unbelebt war Alles an diesem wunderlichen, langen Menschenkinde, als ob sie keinem Alter, keiner bestimmten Zeit, keinem besondern Erdstrich angehöre, herkäme, wer weiß woher, weiter ginge, wer weiß wohin? Mit langen und doch schweren, müden Schritten begab sich das Mädchen vor das Bienenstauer (halboffene, gedeckte Bude), riß einen Zweig von einem alten Weidenstamm und schlug mit demselben dreimal an den ersten Korb des Standes, indem sie langsam und ausdruckslos sprach:

„Ich, Gabina Nöwefamp, grüße das Immenvolk und thue zu wissen, daß mein Großvater, Gerd Wilm Nöwefamp, in dieser Nacht verstorben ist!“ Sie horchte einige Sekunden auf das Geseum im Korbe, schlug dann mit der Gerte dreimal an das nächste Geflecht und wiederholte: „Ich, Gabina Nöwefamp, grüße das Immenvolk und thue zu wissen, daß mein Großvater, Gerd Wilm Nöwefamp, in dieser Nacht verstorben ist!“



Am Meeresstrande. Gemälde von P. Marcotte de Quiviers.

Nach einer Photographie im Verlag von Adolf Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter Hugo Großer in Leipzig).

Das Anschlagen und Todtenanzagen wiederholte sich bis zum letzten der Körbe einundzwanzigmal. Ein Theil der Stöcke stand im Schatten, die Bewohner derselben flogen einzeln, unentschlossen und tief surrend um die Trauerbotin. Auf anderen Geflechtern lag bereits die Morgensonne, aus diesen drangen bei der Kunde die kleinen, gelb und schwarz gestreiften Arbeiterinnen eilfertig und in starken Abtheilungen hervor, sie setzten sich nach kurzer Prüfung vertraulich auf die langen braunen Hände des Mädchens und krochen über ihre schmalen, gleichsam von dunklen Schatten verschleierte Wangen, als dächten sie, ihre Aufregung an dem stumpfen Gleichmuth ihrer Pflegerin abzufühlen. Gabina Nöwefamp, von den Leuten Biene oder Imme gerufen, von ihrem verstorbenen Großvater mit der Berkleinerung Immeke, Immenchen angeredet, ließ ihre einzigen Freunde auf Erden ruhig gewähren, sie kannte die Menschen so wenig, aber die Biene so gut, so gut. Neben dem Schlagbaum, welcher die Wallhecke unterbrach, die das Grundstück einfachte, lag eine umgestürzte Schieblarre, Imme setzte sich darauf, zog ihre ermüdeten Kniee in die Höhe und schlang, wie um sie zu stützen, die langen Arme um dieselben. Ihr Auge zog an den Torfhaufen vorüber die unbegrenzte Haide entlang, über welche aus bläulich überhauchter Ferne das Geläut von Schafglocken tönte. Die Haidschnuckenheerde selbst mit ihrem Hirten in der weißen Haite (Nadmantel) hob sich nur wie ein Ameisengewimmel von den gelblichen Sanddünen ab, deren Profil, scharf umrissen, vor einem Föhrenforst lag. Die

Waldung erhob sich wie ein antiker Erzguß blaugrün, fast schwarz über die rothbraune Haidefläche. Imme's Blick wurde bewußter, sie heftete denselben in bestimmter Richtung auf einen durch kein Merkmal bestimmten Punkt am äußersten Horizont — ein befriedigtes Aufathmen kündigte nach einigen Minuten an, sie sehe das Erwartete; es bestand in einem grauen, birnförmigen Wölkchen, welches stetig und in gerader Linie dahin schwebte, dort, wo der lichtblaue nordische Himmel mit der Ebene zusammenfloß — das Wölkchen war der Rauch eines Eisenbahnzugs.

Die Sonne stieg empor über das große Schweigen, nur dann und wann durch den unheimlichen, an heiseres Hundegebell erinnernden Doppelschrei des Wiedehopfs unterbrochen. Die Augen des Mädchens waren geöffnet, aber sie rührte sich nicht, die Aufgabe ihres jungen Lebens war eben gelöst, der alte, blinde Großvater lag todt unter dem von Moosen und Flechten überzogenen Strohdache, die Immen flogen den Erlen und blühenden Buchweizenäckern zu, rings die unübersehbare Ebene, das verfallene Häuschen und das Stückchen Garten und Kornland, gleichsam in die große Einerlei versinkend.

Wer kann wissen, wie lange Imme, durch viele Nachtwachen und stille Herzenstrauer ermüdet, noch dagelassen hätte, wenn nicht vom Schlagbaum her der Geruch eines schlechten Tabaks sie geweckt hätte. Auf dem Querholz ruhte ein junger, rauchender Mann, der, die kurze Pfeife mit den Zähnen haltend, fragte:

„Nun — bist Du nicht bei ihm?“

„Er ist nicht mehr bei mir!“ entgegnete sie leise.

„So — so!“ Er bekreuzte sich. „Was hast Du denn aber gethan? Hast Du in's Loog (Dorf) geschickt um das Gennelkeed (Tobtenhemd) und die Kiste (Sarg) und um Pastor und Küster und Alles, was dazu gehört?“

„Ich habe es den Immen angesagt,“ entgegnete sie. „Bestvater (Großvater) wußte, das wäre ein alter Brauch, um daß die Immen nicht hinterher sterben, wenn ihr Baas (Meister) fortgeht — weiter habe ich nichts gethan!“

„Nichts gethan?“ wunderte sich der Andere und stieg über den Schlagbaum. „Wo sind denn die Kuh, die Schafe und das Bigge (Ferkel)?“

„Ich weiß es nicht — ich habe sie herausgelassen!“

„Und wenn sie verunglücken, in einen Schlot oder eine Moorkuhle gerathen — hast Du gar keine Sorge für unser Eigenthum?“ fragte der Mann gereizt.

Das Mädchen hörte nicht auf ihn, sie hatte sich nach den Bienenständen-gewendet und lauschte.

„Er war doch ein alter Mann,“ fuhr der Andere heftiger fort, „wzu dient die Kinderei, Alles verkommen zu lassen, weil er gestorben ist? Wir begraben ihn und heirathen und —“

„Es wäre mir lieber, Stoffer, wir heiratheten nicht!“ unterbrach Imme bescheiden. „Ich willigte in die Hilfe (Heirath), weil Bestvater meinte, wir wollten einen Stöhn (Stübe) an Dir haben, ich brauche Niemanden mehr, nimm Du Alles und mach' es so, wie Dir's am besten dünkt!“

„Nicht heirathen? Ich Alles nehmen? Was fällt Dir ein? Was habe ich Dir zuleid gethan? Wie kann ich nehmen, was Dir gehört? Und wo willst Du bleiben?“

„Nichts hast Du mir zuleid gethan, Stoffer, ich denke, daß Du gut bist — und weshalb willst Du nicht nehmen, was ich nicht brauchen kann, denn —“ sie lauschte nach einem der Rörbe hinüber, in welchen sich ein Ton eigener Art, laut und metallisch klingend, hören ließ — „denn ich will fort von hier.“

„Fort von hier, wo Du groß geworden bist — wohin, zu wem willst Du denn?“

„Dahin, wohin die Eisenbahn geht — man wird dort Arbeit haben, und ich kann arbeiten!“

„Und so mit einem Male das Alles?“ rief Stoffer fast athemlos.

„Nicht mit einem Male, ich habe es immer und immer gedacht, aber Bestvater galt mir mehr als die ganze fremde Welt, und meine Augen waren seine Augen und meine Hände seine Hände. Hörst Du, daß die Immen „Mut-unt!“ rufen? Heraus — heraus, sie wollen schwärmen, ich bin auch eine Imme, ich gehe auch!“

II.

Wieder eilte der Zug über die Haidestrecke dahin, von den Ufern des Dollart in's Land brausend, aber Imme beobachtete nicht das ferne Rauchwölkchen sie drückte sich in die Ecke eines Coupés dritter Klasse und hielt ihr in ein Baumwolltuch geknotetes Bündel vor sich auf den

Knieen, obwohl Platz genug blieb, um dasselbe auf eine Bank zu legen. Es war in den letzten Wochen mehr Veränderung über sie gekommen als seit den neunzehn Jahren, wo ihr Großvater sie auf seinem Rücken aus ihrem Elternhaus in die Haide trug. Ihr Elternhaus war damals ebenso verödet als jetzt die einsame Kolonistenhütte, nur daß dort ein schwarzes Brett an die Thür geschlagen war, auf welchem in großen weißen Buchstaben zu lesen stand: „Hier sind die natürlichen Blattern.“

Bestvater hatte manchmal davon erzählt, aber Gabina machte der Gedanke, eine Waise zu sein, nicht traurig, sie kannte und erinnerte sich an nichts Anderes, als an ihre Heimat in der Wildniß.

Jetzt erst war sie verwaist worden, als man den Großvater begrub, als ein fremder Bauer kam und erklärte, er sei ihr zum Vormund bestellt. Imme bestand darauf, fortzugehen, und ihr Verlobter, Stoffer, zog an demselben Tage in das alte, hinfällige Haus ein, wo Imme dasselbe verließ; er sagte ihr, der ganze „Rummel“ sei keine zwanzig Thaler werth und er müsse nun so bald als möglich heirathen, um nicht ganz zu verkommen.

„Natürlich mußt Du heirathen!“ entgegnete das Mädchen. „Es ist hier so viel Arbeit.“

„Erwarte nur keine große Heuer (Miethe)!“ rief Stoffer, der doch durch seine Entlassung aufgeregt und rathlos war.

„Ich Heuer von Dir? Wo denkst Du hin? Ich habe fünf Thaler, mehr brauche ich gar nicht, achte nur gut auf die Immen!“

Sie wußte nicht, was Geld und Gut war. Anfangs freute sie sich der raschen Eisenbahnfahrt, als aber immer fremde Leute aus- und einstiegen, da wurde ihr bekommen und sie drückte sich so fest als möglich in eine Ecke. Zum Glück blieb sie endlich allein und fragte sich, wie viel Stunden weit sie von Haus entfernt sei und wie sie die Frau des Schornsteinfegerge-
fellen finden sollte, an welche sie durch eine Nähterin empfohlen war. Alle Leute redeten hier hochdeutsch, wie der Pastor auf der Kanzel — denn im Gespräch bediente sich selbst „Herr Ohm“, der Geistliche, des landesüblichen Dialekts — wenn nun die Frau des Schornsteinfegerge-
fellen auch in der Büchersprache redete, was war dann zu thun? Wie kam es nur, daß sie, Imme, so ganz anders war als die Leute an der Eisenbahn? Oder verhielt es sich mit den Menschen gleich wie mit den Vögeln — das Huhn und die Biene, der Storch und der Maikäfer, sie gleichen und verstanden sich ja auch nicht. Nun hielt der Zug bei einer Stadt — Häuser, so viel und groß, als ob alle Kirchen der Welt sich neben einander gestellt hätten. Gott sei Dank waren nicht alle Menschen, die hinter all' diesen Fenstern wohnten, zu erblicken. Imme's Kopf schwindelte, es mußten wohl menschliche Bienenkörbe mit zahllosen Fluglöchern sein. Eine Reihe Bauernweiber mit leeren Marktkörben stieg ein, und nachdem sie genug über die Marktpreise geredet, wollten sie das braune Mädchen in der schwarzen, silbergestickten und bänderreichen Trauerhaube ausfragen, aber Einsamkeit macht mißtrauisch, das Mädchen blieb mehr als wortfarg, bis die Weiber gemeinschaftlich, wie sie gekommen, nun wieder zusammen ausstiegen und nicht mehr an die Fremde dachten. Hätte sich Gabina Köwelskamp wenigstens zurückschauen können; aber was war denn daheim? Stoffer, der eine Frau suchte, die Bienen und ein Grab im gelben Emslande; sie wollte auch nicht zurück.

Wäglich vernahm sie jenseits der Bretterwand, die das Frauencoupé abschloß, von einer lauten, lustigen Stimme die heimische Sprache. Der Inhaber dieser Stimme war offenbar etwas angeheitert.

„Krieg — Krieg!“ klang es herüber. „Ohne Krieg ist das Soldatenspielen eine elende Schinderei, und nun gar als Offiziersbursche, Himmelskrament, und bei solch' einem Lieutenant! Na, laß es nur wieder Krieg werden, die ganze Kompagnie hat ihn auf den Kieker und der „Stöt van achtern“ ist ihm gewiß! Der kommt nicht wieder, da kannst Du sicher sein, wenn das liebe Mutterföhnchen nicht vorher vor Kälte oder Hitze zu Grunde geht oder an der Soldatenkost kreiptr! Bei dem letzten Feldzug da hat auch manch' Einer die Patronen seiner eigenen Regimentsnummer geschmeckt, welche für die Franzosen bestimmt waren; wenn er her-
nach auf dem Schlachtfelde lag, da gab's kein Nachrechnen, ob der Feind die rothe Wunde geschossen oder ob er den Stöt von rückzu bekam. Einmal kommt doch auch an uns die Reihe! Na, trink' einmal! Prosit!“ Dann nach einer Weile fuhr der Redende fort: „Sein

Vater war ganz so wie er; die Leute hier herum sagen, der Alte wäre auch nicht ganz von ungefähr verunglückt, als er eines Abends spät durch das Dorf ritt und das Pferd ihn abwarf; die Alte, Lieutenants Mutter meine ich, na, die holt der Teufel ungewinkt! Geizlappen sind sie alle Beide, denken nur an sich und verachten den gemeinen Mann, obwohl man sie selbst nicht mit der Zange anfassen sollte — es ist eine ungerechte Welt, dafür wohnen sie in Schlössern; sieh' dort hinüber, das große rothe Haus — da fragen sie ihr Gold zu haufen und da gönnen sie einem rechtschaffenen Kerl nicht den Bissen Brod — während er sich zu Haus anfüttert, kann ich so lange in der Garnison Dienst thun. Ein paarmal war ich dort. Alle Wetter, ich wäre ohne die Mamsell rein verschmacht! Na, die Freude wird nicht ewig dauern; ich weiß, was ich weiß, und laß es nur Krieg werden, der Stöt ist ihm zugeschworen!“

Der Zug hielt, Imme hatte zitternd ihr Bündel aufgenommen; ohne zu wissen, was sie begann, trachtete sie die Thür des Coupés zu öffnen, noch verwirrt gemacht, als der Schaffner sie anschnauzte:

„Rasch, rasch, wir haben hier nur zwei Minuten; weßhalb meldet Sie sich nicht gleich, wenn Sie hier aussteigen will?“

Damit riß er sie beinahe zur Erde, klappete die Thür zu, stellte sich auf's Laufbrett und fort ging's.

Das Mädchen sah bestürzt dem Zuge nach.

„Wohin wollen Sie denn?“ fragte der Stationsinspektor neugierig.

Wußte sie's? Aber hier bleiben konnte sie auch nicht, deshalb raffte sie ihren schwarzen Rock in die Höhe, so daß der rothe Bojerock unter demselben aufleuchtete, und ging mit ihren langen Schritten der Richtung des großen Steingebäudes am Fuße der Höhenkette zu, ohne Antwort gegeben zu haben. Der Kopf schwindelte ihr vom Fahren und von dem Gehörten; sie hatte ja auch seit heute Morgen nichts mehr gegessen, und die Sonne neigte sich, weil sie, der Fahrzeit unkundig, in der Frühe viele Stunden auf dem Bahnhof warten mußte; der Zug, den sie benützen wollte, ging erst um Mittag ab. Im Wandern wurde sie sich klar darüber, daß sie in das große Haus gehen mußte, um die Mutter und den Sohn vor dem Stöt von rückwärts zu warnen.

III.

Die vermittelte Frau Barbara Sauerbier ließ sich als Rittergutsbesitzerin stets gnädige Frau nennen, sie hielt um so mehr darauf, als sie im Uebrigen ihre Gnade in keiner Weise verschwendete. Breit und schwerfällig, wie sie es war, staunte man mit Recht, auf welche Art sie den Weg vom Waschkübel in die vornehmen Gemächer eines eigenen Schlosses gefunden und Stufe auf Stufe, von der Verwaltersfrau zur Pächterin, von der Pächterin zur Besitzerin, erklimmen habe. Ihr in Gott oder doch wenigstens im Grabe ruhender Gatte war freilich mitgekommen, aber dabei der hagere, scheue, schäbig aussehende Mann geblieben, welcher er von Anfang gewesen war, indeß sich das Wesen Barbara's mehr und mehr ausdehnte wie ein sich füllender Luftballon. Auch ihre äußere Erscheinung deutete auf nahrhaften Besitzstand und nur in einigen Gewohnheiten machte sich noch die alte, rastlos schaffende, erraffende Natur fühlbar. So zum Beispiel hatte sie ihre Wohnzimmer nicht in die breite Frontseite des Schlosses verlegt, von wo man einen herrlichen Ausblick über Park und Thal genoß, sondern in die Rückseite, welche den Oekonomiehof beherrschte. Dort saß sie im breiten Lehnstuhl, ihr Athem rang sich mühsam durch all' ihr Fett, und ihre kleinen Neuglein arbeiteten für die wichtigen, fleischigen Hände mit, denn jenen kaum sichtbaren Spionen entging nicht das Geringste. Ihr Haar war schwarz und hart wie Pferdehaar, ihr Gesicht blauroth, ihr Anzug phosphoreszirte in alle möglichen energischen Farben hinüber, sie glied einer bunten, giftigen See-medusa, wie sie oftmals am Meeresstrande liegen. Daß sie giftig sei und ihre dicken, an den Mundwinkeln herabgezogenen Lippen zu keinem freundlichen Ausdruck fähig waren, bemerkte auch der harmloseste Beobachter, sogar die Hunde entfernten sich gern aus ihrem Wege, das Rainszeichen der Gemeinheit schimmerte so deutlich auf ihrer Stirn, daß man es in jeder Sprache des Erdenrundes lesen konnte.

„Gnädige Frau!“ sprach eine engbrüstige Stimme, die einem magern, eckigen Jungen angehörte, dessen dürftige Glieder von einer Livree umschlottert waren.

„Was ist los?“ war die an dumpfes Doggegebell erinnernde Gegenfrage.

„Da ist eine Frauensperson, welche die gnädige Frau sprechen will!“

„Unbitteln will?“ Klang es eine Oktave höher, heiser und schrill.

„Nein, nicht bitteln, sie will etwas sagen, das die gnädige Frau allein angeht!“

„Herein mit ihr!“

Imme erschien in der Thür, sie war bis auf den untern rothen Rock in wohlstandiges Schwarz gekleidet, ihr blondes Haar möglichst glatt an die Stirn gekämmt, ihre mit einem dunklen Seidenflaum bedeckte Haut von einer eigenthümlich bestimmten und doch eintönigen Färbung. Der Gnädigen blieb ihr Gebell im Halste stecken, so befremdend sah das lange Wesen vor ihr aus. Die Aufkömmling schien keine Abneigung gegen Fliegenpilze zu empfinden, sie trat einige Schritte näher und fragte: „Gehört Euch dieses Haus?“

„Natürlich!“ grollte die Gnädige verächtlich.

„Habt Ihr einen Sohn, der Soldat ist?“

„Soldat? Mein Sohn ist Lieutenant, Offizier!“

„O, dann ist er's — sie sagten Lieutenant! Ich komme, Euch zu wahrnehmen, daß sie Lieutenant bei Gelegenheit einen Stoß von rückzu geben wollen — Adieu auch!“

„Halt,“ schnaubte die Rittergutsdame, „halt, heraus mit der Wahrheit! Wer hat meinen Eugen bedroht — wann, wo? Eugen, Eugen — wo bist Du?“

Eine Thür öffnete sich und den Zwicker auf der Nase trat Eugen ein. Er hatte sich seine Mutter als warnendes Beispiel dienen lassen und war in allen Aeußerlichkeiten ihr Widerspiel, dünn, geziert, blasirt, süßlich — freilich innerlich hatte er die mütterliche Erbschaft unverkürzt angetreten.

„Pikant!“ äußerte er, nachdem er seine Mutter gehört und Imme betrachtet hatte.

„Gesehen habe ich Niemand nicht, aber gehört!“ erklärte indeß das Mädchen langsam.

Die Gnädige bemerkte ein aufsteigendes Mißtrauen in der Tochter der Wildniß, sie wußte aus eigener Waschzuberfahrung, das Bewußtsein der Weltfremdheit treibe den natürlichen Menschen zur Weltfeindschaft, indem er sich innerlich mit aller Körper- und Seelenkraft gegen die unbekannte Uebermacht waffnet.

„Wohin reißt Du denn?“ fragte sie ablenkend.

„Ich suche einen Dienst!“

„Um — so?“ Der Gnädigen wurde es schwer, in der Umgegend gute Mägde zu finden, sie war allzu bekannt. „Was kannst Du denn?“

„Alles!“ entgegnete Imme mit voller Sicherheit.

Ein fühlbarer Fußtritt bewog den geliebten Eugen, sein unangenehmes und wieherndes Auflachen noch rechtzeitig hinunterzuschlucken, Mutter und Sohn verstanden sich auf's Schmeicheln und Kirremachen, wenn ihr Interesse auf dem Spiele stand.

„Um — Alles? Waschen, nähen —“

„Bestvater selig hatte Niemand als mich für die Immen und das Vieh und das Ackerland!“

„Und Deine Eltern — wo sind sie?“

Imme schüttelte den Kopf.

„Ich werde Dich aus gutem Herzen hier behalten — ja, wie heißt Du denn? — bis sich ein Dienst für Dich findet; es ist jetzt, mitten im Sommer, keine Zugehenszeit!“

„Ich heiße Gabina oder Imme. Wenn keine Zugehenszeit ist, will ich wohl da bleiben, aber nicht wegen Eures guten Herzens, sondern für meine Arbeit!“

Eugen, höchlich amüßirt, daß seine Mutter „Eins angewischt“ bekam, versetzte der Lektorn mit seinem spitzen Ellenbogen einen Rippenstoß, welcher ihre ganze Masse in gallertartige Bewegung brachte.

„Was Du von dem Menschen erzählst, der in der Eisenbahn meinen Herrn Sohn bedrohte, das hat übrigens nichts zu bedeuten, wahrscheinlich hat er uns gar nicht einmal gekannt!“

„Er kannte euch best — er sagte ja, ihr gönntet ihm das Brod nicht, sonst wäre er hier und brauchte keinen Dienst nicht zu thun bei den Soldaten!“

Eugen fuhr wie von einer Natter gestochen auf, aber die energische Hand seiner Mutter hielt ihn zurück.

„Betrunkene Leute schwagen Unsinn — mach Dir keine Gedanken darüber!“ warf die Dame gleichgültig hin.

„Ich werde Dir Deinen guten Willen sicher nicht vergeßen, so lange ich athme!“ lispelte Eugen mit jenem Augenaufschlag, der Näherinnen und Badenmädchen zu bezaubern pflegte. Imme's braune Augen begegneten diesem Blick, ohne daß ein Zucken oder ein Schatten irgend welchen Eindruck verrathen hätte.

„Jung Imm fällt am liebsten auf die Dornen!“ murmelte sie, ohne sich zu rühren, ihr Bündel in der Hand.

„Was meinst Du?“ fragte Eugen, der ihre Sprache schwer verstand.

„Ich meine nichts — es schoß mir nur so durch den Kopf!“ sagte sie ehrlich, sie meinte wirklich nichts, wer bekümmert sich denn um seine eigenen Gedanken, die kommen und gehen, wie sie wollen.

„Freut's Dich nicht, Du Haidevogel, mich gewarnt zu haben?“

Da geschah etwas Unerhörtes; gewohnt, alle jüngeren Leute, falls sie keinen Priesterrock trugen, zu duzen, sagte sie:

„Du mußt ja wissen, ob es recht war!“

Die Gnädige wurde blauröthlich denn je zuvor, ihre dicken Lippen schnalzten wie ein nach Luft schnappendes Fische, aber sie blieb gütig.

„Hier ist die Mode, angesehene Personen Sie zu nennen!“ bemerkte sie. „Jetzt kannst Du mit der Haushälterin gehen, sie sagt Dir, was Du zu thun hast!“

Dabei riß sie an einer Schnur und in Folge dessen erschien Mamsell Minchen, die Beschließerin. Minchen war eine Jugendfreundin ihrer Herrin und jetzt ihre rechte Hand. Alles, was bei der Herrin Fetz geworden war, hatte sich an der alten Jungfer verknorpelt. Das treue Minchen war ein verhängnißvoller Rechnungsfehler im Lebenslaufe der Rittergutsbesitzerin, Minchen empfand den Mißgriff des Schicksals, jene oben und sie selbst unten gestellt zu haben, die brave Seele that daher in aller Stille und Demuth, was immer in ihren bescheidenen Kräften stand, das Ansehen ihrer Herrin und ihr Eigenthum in die richtige Bahn zu leiten. Um neben vergoldeter Gemeinheit auszuhalten, muß man Engel oder Teufel sein, Minchen hatte einen Mittelweg gefunden, sie war Here. An diese lebenswerthe Persönlichkeit ward Imme abgeliefert, das Mädchen sollte sogar in Minchen's Kammer schlafen und ward dort von der Haushälterin wie von einem gewandten Defektiv ausgehört und überwacht.

Sobald Mutter und Sohn allein waren, änderten sie ihre Haltung.

„Wir bringen ihn an den Galgen!“ rief die Gnädige, die Hände, welche sich selbst nicht umspannen konnten, reißend. „Der freche, ewig grinsende Bursche war mir von Anfang an verhaßt!“

„Ich weiß doch nicht —“ Eugen ließ seinen Bart langsam durch die Finger laufen, deren Nägel zu langen Krallen gezogen waren. „Das Aufsehen ist kein angenehmes, und wenn der Halunke wirklich Böses im Schilde führte, würde er nicht im Voraus darüber reden!“

„Hast Du vergessen, wie Dein Vater umkam?“ keuchte die Frau. „Sein Mörder rühmte sich lange im Voraus damit, er wolle ihn ungestraft beseitigen — er that es!“

Beide schwiegen, von peinlichen Gedanken überwältigt.

„Diesen können wir zur Verantwortung ziehen!“ sagte die Gnädige und ihr Mund nahm einen fast kannibalischen Ausdruck an. „Peter Grone weiß nichts von unseren Angelegenheiten. Es ist gut, wenn unsere Pächter und Diensthöten sehen, daß wir unser Ansehen vertheidigen, die Bande wird so übermüthig und ungehorsam, daß es ein Skandal ist. Was kann es Dir schaden? Du bleibst, wer Du bist, mit Deinem Vermögen kannst Du Dir das schon erlauben! Außerdem, wenn hier nicht bald ein Stecken daneben gesteckt wird, können wir uns, ohne von Gendarmen bewacht zu werden, nicht ruhig schlafen legen — vor zwei Jahren brannten unsere Getraidehöfe ab, voriges Jahr die Scheune, bleibt noch das Schloß mit den Stallungen für den nächsten Versuch — Peter Grone muß hängen!“

„Aber, Mutter — er wird doch höchstens eingesperrt!“

„Das wäre! — Mordanschlag auf einen Vorgesetzten und Dienstherrn — fügen wir hinzu, er habe Dir allerhand veruntreut —“

„Und die Beweise?“

„Bah — Beweise! Wenn wir das Mädchen zutraulich machen, so redet man der dummen Gans allerhand vor, bis sie zuletzt selbst nicht mehr weiß, was rechts und links ist. Daß mich nur machen, ich forsche ihre Schwächen und Eitelkeiten aus, lobe ihr Geschick, ihr Aussehen, Minchen schreibt auf, was immer sie Brauchbares äußert, diese Imme ist ja so kindisch und dumm, daß schon ihr Anblick jeden Richter besticht — die feinen und gelehrten Leute nehmen Einfalt immer für Tugend und Wahrheitsliebe! Es müßte doch mit

dem Teufel zugehen, wenn wir die Schlinge nicht um Peter's Hals zuzögen, zumal der Tölpel viel zu hochmüthig ist, um sich herauszureden. Verschüchtere mir nur das Mädchen nicht, sie ist ja ohnehin eine garstige braune Vogelscheuche, sie darf nicht ahnen, wie wichtig sie für uns ist!“

Am nächsten Morgen war Imme ihrer Gewohnheit nach mit dem ersten Hahnenrei auf den Füßen; sogar Minchen, die aus reiner Mißgunst gegen die Ruhe anderer Menschen eine passionirte Weckmaschine war, gab sich noch ihren lieblichen Träumen hin. Liebsch waren sie trotz fünfzig verknorpelter Lebensjahre. Es war der Indianerförmiger der nordamerikanischen Wälder, ein trügerischer Frühling, über sie gekommen, der, unbemerkt von der Welt, aber energisch in der Scherbe ihres Herzens emporwuchs. Wenn sich Minchen über ihre idealen Vorzüge auch keiner Täuschung hingab, so ließen sich die realen doch ganz genau und zwar in erfreulicher Weise beziffern, sie gedachte mit hin, den Jüngling ihrer Wahl, zu dem sie durch dickgeschichtene Butterbrode und fette Fleischportionen in nicht mißzuverstehenden Selams gesprochen hatte, baldmöglichst mit ihrer Hand zu beglücken.

Der Jüngling war nämlich noch in den Rock des Königs eingeknüpft und Minchen selbst wartete, ohne sich genaue Rechenschaft geben zu können, von einer Woche zur andern, daß ihre Freundin und Herrin irgendwie die Strafe des Uebermuthes ereile; wie es jetzt hier im Schloß Gedeberg zugeht, konnte und sollte es nicht bleiben!

Minchen träumte süß als Entschädigung für den Neger, mit welchem sie sich täglich schlafen legte. Die Gnädige hatte ihr zwar vertraut, welch' bedrohliche Mittheilung Imme gemacht hatte, aber nicht, daß Mutter und Sohn keinen Zweifel hegten, wenn die verbrecherischen Aeußerungen im Coupé zugeschrieben werden mußten. Die Gnädige durchschaute wie die Weitsichtigen das Fernliegende sicherer als das, was sie unmittelbar umgab. Natürlich bemerkte Minchen sofort mit ihrem gehässigen Mißtrauen, daß ihr etwas verheimlicht werde, und beschloß demzufolge, Imme auszuforschen.

„Ich habe keine Arbeit!“ sagte das Mädchen, die Haushälterin aus ihrem Liebestraum weckend. Minchen ließ sie nun die eigenen Beschäftigungen theilen, sie war freundlich zu ihr und gesprächig, sie hoffte, die Neugier der jungen Wilden zu erregen — aber umsonst, die Arbeit geschah rasch und pünktlich, ja mit überraschendem Geschick, aber über die möglichst kürzesten Antworten ging Imme niemals hinaus. Endlich wurde die Haushälterin ihres Beaufsichtigungspostens müde und beschloß, ihre Schutzbefohlene auf den Bleichplatz zu senden.

„Hier ist ein Korb Wäsche zum Spülen und Niederlegen, Du kannst ihn zu zwei Malen hinaustragen, jedesmal die Hälfte!“

Imme lüpfte den Korb und etwas wie verächtliches Lächeln legte sich um ihre Lippen, dann hob sie die ganze Tracht auf ihre rechte Achsel, den Korb mit der freien Hand stützend, und wartete weiterer Befehle.

Die Gnädige saß indeß auf ihrem Zugausposten und setzte ihrem Sohn auseinander, welch' ein schönes Licht seine Dienstreue auf ihn werfen müsse und wie man dem anzuklagenden Burschen Peter Grone staatsgefährliche Grundsätze unterschieben könne, als sie sich plötzlich unterbrach. Das große Mädchen, die Last auf den Schultern, ging mit weiten Schritten, denen zwei bis drei ihrer trippelnden Begleiterin kaum entsprachen, über den Hof. Die Gestalt, welche stehend so eckig und hölzern aussah, entwickelte, in Thätigkeit gebracht, eine Würde, eine Haltung, als träte sie in einer tragischen Heldenrolle auf.

„Euphorb,“ sagte Eugen. „Minchen trottet wie ein Schooßhündchen neben ihr! Welch' eine Kraft und wie viel Harmonie in den gespannten Muskeln und der Sicherheit des Schrittes!“

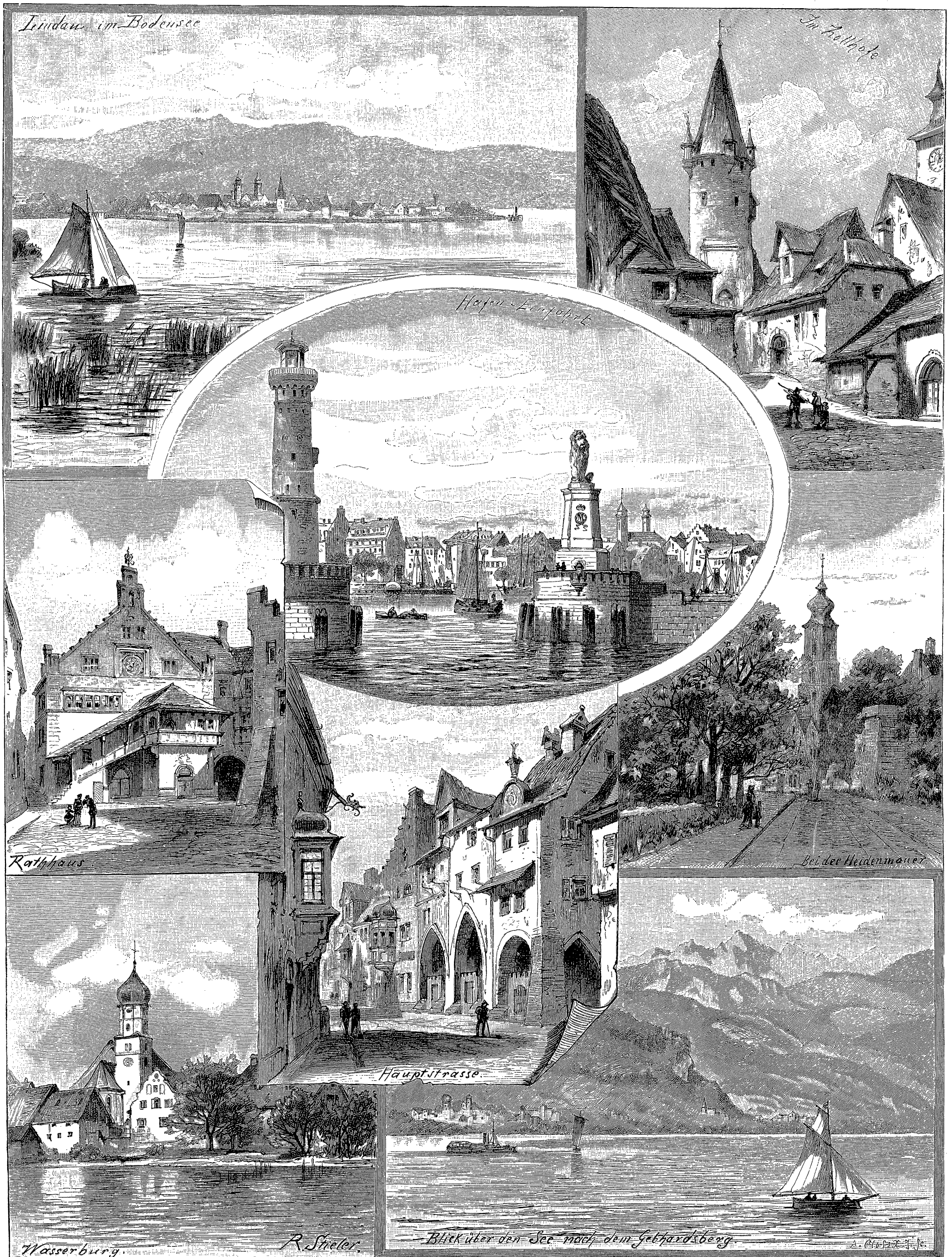
„Man weiß gar nicht, wo sie herkommt!“ bemerkte die Gnädige etwas finster.

„Das ist's ja, sie könnte jeder Zeit, jedem Land angehören und wäre immer etwas Besonderes!“ fügte Eugen hinzu, in seinen süßen Ton fallend.

„Unsinn, sie ist eine schmutzige Ruhmagd — wenn wir sie nur zum Reden bringen!“

Der Offizier zwinkerte mit den Augen, er pflegte seine Mutter unbeschreiblich geschmacklos zu finden und glaubte selbst besser zu verstehen, wie man an Imme's junges, unberührtes Herz klopfen müsse. Eugen verstand sich auf die Weiber.

(Fortsetzung folgt.)



Ansichten von Lindau und seinen Umgebungen.

Originalzeichnung von Professor R. Stieler.



Diplomaten. Nach einem Gemälde von C. Schweninger.

An der Donau und Elbe.

Aus meinen Erinnerungen.

Von

Johannes Nordmann.

(Nachdruck verboten.)



Dem vorbestimmt ist, am Galgen zu sterben, der kommt nicht im Wasser um.“ Das ist ein fatalistisches und etwas dummes Sprüchwort, und ich möchte wahrlich nicht dessen Anwendung im ersten Theil erfahren, wenn auch schon so mancher edle Mann als angeblicher Verbrecher oder Aufwiegler den Tod am Galgenholze erleiden mußte. Uebrigens wäre der Spieß dieses Sprüchwortes für mich umzudrehen, denn alle mein Leben bedrohenden Gefahren trafen mich meistens im und am Wasser.

Schon als Kind von kaum drei Jahren wäre ich fast im Wasser und zwar in einem damit gefüllten Bottich verunglückt. Das Wasser übte zeitlebens auf mich einen eigenthümlichen Zauber, einen magnetischen Zug aus. Die schönste Landschaft erscheint mir leblos, wenn sich nicht der Wasserspiegel eines Sees oder mindestens eines Weihers darin befindet, oder wenn sie nicht von einem lustig frischen Bache durchspritzt wird.

Zum Wasser zog es mich also schon von Kindesbeinen an. Ich selber erinnere mich wohl nicht, habe es aber aus der Tradition meiner Angehörigen, daß ich als ein ganz kleiner Junge, der noch nicht seine ersten Hosen trug, immer und immer dem Wasser zulief. Mein liebster Aufenthalt war am Rohrbrunnen und auch an Rinnalen, durch die nach einem Gewitterregen das Wasser hastete. Meine Hauptneigung aber war, wie man mir erzählte, mich über einen Bottich zu heugen und stundenlang träumerisch in das Wasser zu blicken. So hing ich wieder eines Tages; der schon damals für den kleinen Körper zu groß ausgefallene Kopf bekam das Uebergewicht, und ich wäre rettungslos ertrunken, wenn nicht rechtzeitig ein Ziehbruder die Gefahr bemerkte und erkannte und mich bei den Beinen herausgezogen hätte. Der Unfall wurde in camera caritatis beklagt und empfindlich gerügt; ein zweiter aber machte schon größeres Aufsehen und wurde zu einer eigentlichen Stadtaktion.

Das Aufsehen bewirkte nicht so sehr meine Person, obwohl ich damals schon ein achtjähriger Junge war, sondern vielmehr der Pudel des Turnermeisters Schubert in Krems, eines Verwandten des berühmten Lieberkompositors. Die Stadt, wo der Senf erzeugt wird, der einige Berühmtheit erlangt hat, war der Schauplatz meiner Kindheit und Jugend. Dort wirkte als Regens chori der Pfarrkirche und als Orchesterdirektor des Theaters der schon genannte Schubert; dessen Sohn Ferdinand und der Pudel Raro waren meine besten Freunde und Gespielen.

Der Pudel war ein grundgescheidter Kerl; den gewöhnlichen Menschenverstand hatte er und es fehlte ihm nur die Sprache. Abgesehen von zahlreichen Kunststücken, die er wußte und lustig produzierte, war er von einer rührenden Treue und Anhänglichkeit, mit der er namentlich den Sohn seines Herrn und mich auszeichnete; für uns Beide wäre er im Nothfall in's Feuer gesprungen; dazu ergab sich wohl kein Anlaß, in das Wasser aber ging er, um mich vor dem Ertrinken zu retten.

Der Pudel durfte bei keinem unserer Ausgänge fehlen; wir selber wollten ihn nirgends entbehren, er aber geberdete sich noch dankbar, so oft wir ihn mitnahmen. Am Ufer des Kremsflusses vor dessen Ausmündung in die Donau gab es manche lauschige Stelle, die wir im Sommer als Badeplatz aufsuchten. Wenn wir seelenvergnügt im Wasser herumplätscherten, theilte Raro vom Ufer aus unser Vergehen und man sah ihm an, daß er am liebsten mit uns gewesen wäre; doch entsagte er aufopfernd, wie er war, diesem Vergnügen und hütete unsere Kleider.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie es kam; aber plötzlich war ich an eine tiefe Stelle gerathen, wo meine Füße nicht mehr Grund hatten; ich arbeitete mich eine kurze Zeit mit Händen und Füßen ab, dann schwanden mir die Sinne und das Bewußtsein; später erwachte ich, unter dem Gestrauch gebettet, aus einer Ohnmacht, konnte mich aber noch immer nicht recht entsinnen, was eigentlich vorgefallen war.

Raro ward mir erst, daß ich einer Todesgefahr entronnen war, als mein Blick auf meinen jungen Freund fiel, der freide weiß dasaß und den Pudel abklickte. „Nicht ich“, brachte er endlich mühsam heraus, „sondern der Raro hat Dich aus dem Wasser gezogen.“ Wohl freudig über dieses Lob, doch wie verschämt kam der Hund zu mir heran und beleckte mich. Man wird begreiflich finden, daß ich meinen Lebensretter unter Thränen umhalste.

Der junge Schubert hatte meine Rettung an die große Glocke geschlagen; in den nächsten acht Tagen war in der Stadt und Umgegend nur davon die Rede und der Pudel Raro war der Held des Tages. Wo er sich zeigte, wurde er, namentlich von Mädchen und Kindern, geliebt. Der Ruf seiner That war bis zum Kreishauptmann, einem Grafen Widenburg, gedrungen, welcher den Hund auf eine solenne Weise auszeichnen wollte. Er ließ nämlich für diesen das schönste Halsband anfertigen und auf dessen Stahlplatte die Inschrift: „Raro der Lebensretter“ eingraben. Damit war es noch nicht abgethan; das Halsband sollte dem Pudel wie ein Orden feierlich umgethan werden; zu diesem Ende wurde er zu Gaste geladen und mit den besten Fleischbissen bewirthet. Man that ein Uebrigcs und lud außer dem Retter noch dessen Herrn und den Geretteten, aber diese Ehre nicht zu würdigen wußte und erst freier atmete, als er wieder von der Tafel weg war.

Mit meiner Rettung war die Thatensumme des Pudels Raro nicht erschöpft und es wäre noch mancher liebenswürdige Zug von diesem zu erzählen; sein und mein Gespieler, der Sohn des Turnermeisters, den ich nur nebenbei erwähnte, hat gleichwohl ein Anrecht auf ein Erinnerungsblatt.

Der Junge war ein ganz erträglicher Orgelspieler und produzierte sich auf diesem Instrumente insofern öffentlich, als er beim Nachmittagsessen die singenden Vögel in der Pfarrkirche le-

gleitete. Ich half ihm dabei meistens als Balgentreter; in dieser Eigenschaft wollte ich ihm eines Tages eine strenge Rüge seines Vaters ersparen, indem ich ein Vergreifen in den Registern durch meine Fehltritte entschuldigte. Der alte Schubert war ein gar ungeduldiger und leidenschaftlicher Herr; oft war ich der mildeidige Zeuge, wie der arme Junge empfindlich gestraft wurde, wenn er sich bei der Abrihtung zum Taufenschläger auch nur in einer Sechzehntelnote verzögerte. Wir rächten uns selbst für die Leiden bei diesem Unterricht auf die lustigste Weise.

Die Wohnung des Turnermeisters war in dem höher gelegenen Viertel der Stadt, die Rückseite des Hauses über den Dächern der Hauptstraße, in der das eigentliche Leben pulsrte. Die Kremsler waren überaus neugierig; namentlich lockte sie das klingende Spiel des vom Grezieren einrückenden Militärs an Thüren und Fenster, und sie waren schon in gespannter Erwartung, wenn sie auch nur fernher die große Trommel zu hören glaubten. Diese kleinstädtische Neugier nützten wir mit kindischem Humor aus. In den Kellerräumen der Wohnung des Turnermeisters stand ein Paar quieszierter Pauken. Es wurde von uns nun so kombinirt, daß sich mein Gespieler in unbewachten Augenblicken in den Keller begab, während ich in der Hauptstraße der untern Stadt rekonozirte. Ich war gewöhnlich schon mehrere Minuten auf meinem Posten, wenn die dumpfen Taufenschläge, ganz im Takt der großen Trommel des einziehenden Militärs gehalten, wie aus weiter Ferne ertönten. Die geheime Ursache kannte nur ich und hatte allein den Spaß davon, da die Wirkung die nämliche war und sich in einem neugierigen Drängen der Kremsler an Fenstern und Thüren äußerte. Sie warteten unter dem Banne der vermeintlichen Trommelschläge oft die längste Zeit und verschwanden schließlich verdrücklich oder mit Kopfschütteln hinter den Fenstern und Thüren, wenn mein Mitverschmorener mit den Paukenschlägen ausgekehrt hatte.

Die Musik mußte wohl der Dynastie Schubert sozusagen in den Gliedern gesteckt haben; mein junger Freund war dafür ein glänzendes Beispiel. Nicht allein Orgelspieler und Taufenschläger war er, er strich noch die Geige. War er auch kein Virtuose auf diesem Instrument, so hatte ich doch den Vortheil davon, daß ich unentgeltlich in das Theater kam, indem ich ihm die Geige in das Orchester nachtrug, das sein Vater dirigirte. Dieser Protektion hatte ich es zu danken, daß man noch den gymnastischen Ueberschwung gestattete, mit dem ich mich immer aus dem Orchester in das Parterre escamotirte. Wie war ich wegen dieser dramatischen Genüsse, die ich allabendlich haben konnte, von meinen anderen Schulkameraden beneidet!

Sechs Jahre später hätte ich mir diese Genüsse nicht in der untergeordneten Stellung eines Geigenträgers, sondern als ausübendes Orchestermittglied verschaffen können. Ich hatte den meiner Jugend wegen eher verzeihlichen Leichtsin, die Flöte blasen zu lernen. Nicht so sehr meine Kunstfertigkeit und wieder nur meine Bekanntschaft mit dem alten Schubert eröffnete mir die Aussicht auf die Mitwirkung im Orchester, für die mein Erlerntes immerhin ausreichte. Daß ich es nicht zur Meisterschaft brachte, daran war mein Lehrer schuld, der selber ein genialer Musiker, aber auch ein Gewohnheitsdieb war und nach jeder Unterrichtsstunde, die er mir gab, irgend einen Gegenstand, der ihm zur Hand lag, „mitgehen“ ließ. Die Stunden kamen mir so zu theuer, und mein Virtuosenhumor erlitt einen Bruch. Troßdem hatte ich den Ehrgeiz, hinter der Coullise das Leiblich der lungenschwindluchtigen Marie in „Müller und sein Kind“ zu blasen, und ich machte meinen Orchestertritt von dieser versteckten Produktion abhängig. Eine Künstlerintrigue vereitelte meinen hochfahrenden Ehrgeiz. Der nachmalige überreich decorirte Fabrikant „feuerticherer Geldaffen“, Franz Wertheim, schnappte mir das tuberkulose Leiblich weg; geärgert über diese Zurücksetzung entlagte ich dem öffentlichen Musikantenthum und reduzierte sogar meine Theaterbesuche.

Ich habe absichtlich Kindheitsreminiscenzen aufgesperrt, um jetzt von einem fast kindlich gearteten Menschen sprechen zu können. Eine relativ lange Wegstrecke des Lebens hatte ich zurückgelegt, bis ich den Maler und Poeten Robert Reinick in Dresden kennen lernen sollte, dessen Dichtungen ich von Jugend auf wie einen Schatz von Wiegenliedern gebüht hatte.

Eines wunderte mich nur, daß sie diesen zum Küssen liebenswürdigen Poeten, der in unsere stark realistisch angelegte Zeit nicht recht passen will und in dessen reizendem Niederbuche nur noch von Wenigen geblättert werden dürfte, nicht schon längst aus dem Konversationslexikon hinausgeräumt haben.

Erst spät und als ich schon mein Wanderzelt nach einer ziemlich langen Giessta in Dresden abbrechen wollte, führte mich ein Zufall mit Reinick zusammen. Er lebte still und einsam in seiner Familie; in Gesellschaft ging er nur selten; so kam es, daß ich nicht schon früher im Kreise meiner Freunde die Freude hatte, mich mit ihm auszuplaudern.

Im Salon Hiller, wo die schöne Frau Antolka die Honneurs machte und in dem sich an den großen Empfangstagen die Künstlerinnen Schröder-Deorient und Bayer-Bürk, die Maler Hübner und Ramberg, die Bildhauer Nietzel und Hänel, die Musiker Richard Wagner und Schumann, die Schriftsteller Max Maria v. Weber und Uffo Horn einfanden, war er nicht zu treffen. Er gehörte auch nicht als ständiger Gast zur Künstlerfneipe „beim Engel“, wo Semper und Hausfängl, der Erstere durch seine kaufmännischen Standreden, der Letztere durch lustige Schnurren, die Abende so stark belebten, daß man sehr oft die Mitternachtstunde überhörte und dieses Fehlers erst beim anbrechenden Morgen gewahr wurde. Eine bescheidene und fast schüchterne Natur, liebte Reinick nicht den lauten Verkehr und er trieb es sozusagen wie die „Eingeher“ unter den Gensien, die sich von dem großen Rubel absondern.

In einer Weinstube, in die ich mit dem Poeten Julius Hammer einfiel, war unsere erste Begegnung, die mich als spät erfüllter Wunsch so lebhaft anregte, daß ich gerne der Einladung Reinick's nachkam, ihn doch ab und zu auf seiner Klausel heimzusuchen, so lange ich noch in Dresden bliebe, und daß ich sogar an meinen Aufenthalt in dieser Stadt noch Einiges anstufelte.

Er wohnte damals, wo die letzten Häuser an der linken Elbelände standen, hoch oben unter dem Dache, wie dieß ein lichtbedürftiges Atelier erfordert. Schon nach meinem ersten Besuche machte ich die wohlthuende Erfahrung, daß ich in seiner

Familie stets ein willkommenen Gast war. Diese Sympathie dankte ich wohl zumeist meiner Heimat Oesterreich, für die Reinick förmlich schwärmte.

Aus der kurzen Galgenfrist, die ich mir noch in Dresden gestatten wollte, wurde eine Kette von Tagen. Fast zu geräuschvoll hatte ich mehrere Monate dort gelebt, so daß mir die Ruhe wohlthun mußte, die ich am häuslichen Herd eines lieben Poeten und Malers fand. Nach Stürmen kam die Stille, nach dramatisch bewegten Szenen die Idylle, die mich wie mit einem Seidenfaden festhielt und lenkte. Einen eigenen Zauber übte in diesem Stilleben die Schwägerin Reinick's, ein anmuthiges und frisches Mädchen, das durch sein sanftes Wesen fast madonnenhaft abstach von den raschlebigen Weibern, die mir gleichsam der Wirbelwind zutrieb. Ich fürchtete nicht die Gefahr, die meiner persönlichen Freizügigkeit bedrohlich werden konnte, ich war aber ehrlich besorgt, an den Laren eines stillen gastfreundlichen Hauses die Brandsackel meiner Leidenschaft aufzustecken. Um diese Besorgniß zu überwinden, gab es nur ein einziges Mittel: die Flucht.

Eine Schwäche vielleicht, doch gewiß keine Schande ist es, von lieben Freunden gepreßten Herzens und unter Thränen zu scheiden. So nahm ich Abschied von der Familie Reinick. Es war an einem Späthmonatabend und herrichte schon beim Hingange schwarze Dunkelheit um das Haus, wo ich meinen letzten Besuch machte. Beim Fortgange verlor ich, jedenfalls noch entgleist durch peinliche Gedanken und Gefühle, in der Finsterniß Weg und Richtung. Wie toll rannte ich eines Weges, den ich erst als den irrigen und von der Stadttrichtung weit abliegenden erkannte, als es nur noch eines zweiten Schrittes zum Absturz in die damals hochgehende und wild rauschende Elbe bedurfte hätte. Wieder war es das Wasser, das seit meiner Kindheit eine so bedrohliche Rolle in meinem Leben gespielt hatte, dem ich mit Mühe und Noth entging.

So schloßen sich Anfang und Ende meiner Erinnerung an Robert Reinick zusammen. Weil mir zuerst die Gefahr aufdämmerte, die mich beim Abschied von ihm bedrohte, nahmen die Reminiscenzen aus meiner Kindheit und Jugend als Rahmenarabesken zum Bilde des liebenswürdigen Malers und Dichters Form und Gestalt an.

Entstehungsgrund von deutschen Redensarten.

Von

Friedrich v. Bülow.

Er ist naseweis.

Mittelhochdeutsch: naseweis, naswis. Von Nase und wis oder wise, unser heutiges weise, wissend, kundig, herzuleiten. Der ältere Sprachgebrauch bezeichnete damit: erfahren im Riechen oder Spüren. Im Gedankengang an das feste, witternde Schnüffeln mit der Nase bildete sich nach und nach die jetzt hiemit verknüpfte Bedeutung aus.

Das Glück im Sprichworte.

Nahzu 1500 Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, die in den verschiedensten Varianten das Glück behandeln, besitzt unsere deutsche Sprache. Ein kleinerer Theil wurde dem klassischen Alterthum entnommen, der weitaus größere ist dagegen germanischen Ursprungs.

Im Nachstehenden soll versucht werden, die Hauptgesichtspunkte darzulegen, nach denen es möglich sein wird, den Sinn der Redewendungen zu deuten, welche uns im gewöhnlichen Sprachgebrauch am häufigsten begegnen und denen zugleich mythologische Motive zu Grunde liegen.

Alle heidnische Mythologie baute sich allmählig auf. Die anfänglich sehr einfachen Götterbegriffe wurden mit der fortschreitenden Kulturentwicklung des Volkes immer reicher, die Göttergestalten nahmen an Zahl zu und die Machtbefugnisse jeder einzelnen präzisirten sich; — aus bisheriger Centralisation wurde Decentralisation der göttlichen Arbeit. So können wir verfolgen, daß die Gesamtbestimmung alles dessen, was den Menschen angeht, ursprünglich in einer Hand lag, und zwar gemeinhin in der der höchsten Gottheit oder ihrer Vertrauten. Aus dieser allgemeinen Bestimmungsmacht sonderte sich erst das eigentliche Schicksal vom Glück ab, „welch' eriteres nach fester, unabänderlicher Form regiert und es hauptsächlich mit dem Beginn und Schluß des Lebens zu thun hat. So entschied schon die Geburtsstunde über des Lebens Lauf und Ausgang, und wenn wir heute sagen: „Sein Glück wird ihm an der Wiege gesungen“, so ist dieß eigentlich unrichtig, für Glück mußte Schicksal stehen. Die Walfüren oder die Nornen, die Schicksalschwestern des germanischen Mythos, sind es, die zu dem Neugeborenen treten, ihm sein Schicksal unabänderlich zu schaffen. (Beschaffen Glück kann kein Unfall wenden.)

Dem Schicksal entgegengesetzt wirkt das Glück geselos, es gibt und nimmt, verursacht willkürlich Freude, Trauer und Schmerz. Der vermeintliche Einfluß der Gestirne auf das Geschick ist ein weit späterer Glaube, für den man sich auf den Stern der Magier berief. („Er hat weber Glück noch Stern“; „Sein Glückstern ist untergegangen.“) In engem Zusammenhang knüpfte sich hieran die Idee, daß nicht allein die Geburtsstunde, vielmehr jede Stunde besondere Bedeutung für den Menschen besitze, und glücklich oder unglücklich gewählt werden könne. Wie bekannt, hat sich aus diesem Achten auf die gute Stunde (à la bonne heure) das französische Wort bonheur (Glück) entwickelt.

Die Trennung des Schicksals vom Glück tritt uns am deutlichsten bei den Griechen und Römern entgegen. Tyche und Fortuna gehen selbstständig neben dem Fatum und der Nemesis einher. — Die bildende Kunst und Dichtkunst der alten Welt legte dem Glück ein Steuerruder, das Füllhorn, die Kugel oder das Rad als Attribute bei, in frühester Zeit auch Flügel, um die Flüchtigkeit des Glücks zu zeichnen. Als blinde Willkür wird die Göttin mit blinden Augen auf einem Wagen, den blinde Pferde ziehen, dargestellt.

Die altgermanische Fortuna, die Sælde, wird als weibliches Wesen gedacht, das sich bestimmte Menschen zuweignet. Ein ganz besonders charakteristischer und ihr eigentümlicher Zug ist, daß sie über ihre Schützlinge wacht, während sie schlafen. („Das Glück ist mir im Schlaf gekommen“; „Das Glück kommt über Nacht“.) Sie liebt die Helden, schirmt sie vor Verrath, weckt rechtzeitig die Bedrohten und waltet über jeden ihrer Schritte. („Das Glück bietet seine Hand dem Kühnen, hilft ihm, ist im hold.“)

Die Sælde heißt auch Frau. Sie erscheint, begegnet, neigt sich ihren Lieblichen mit dem Antlitze, hört sie an, lacht oder nickt ihnen zu, grüßt sie, ist hold und bereit, aber auch gram; wen sie nicht mag, den vergift sie, den meidet, flieht, dem entrinnt sie, dem kehrt sie den Rücken. Es wird ihr Thür und Weg zur Verfügung gestellt; auch sie fährt mit blinden Pferden und ist mitunter selbst blind. („Wenn das Glück anklopft, soll man ihm schnell aufthun“; „Das Glück grüßt uns, wir müssen ihm danken“; „Man muß dem Glück immer ein Fenster offen halten“; „Wem das Glück lacht, hat gut haushalten“; „Das Glück ist blind und macht blind“ u. s. w.)

Die dem klassischen Alterthum eigene Vorstellung des Glücks auf einem sich wälzenden Rad oder einer Kugel übertrug sich von dort auf das deutsche Mittelalter. Entweder steht oder sitzt die Göttin selbst auf dem sich drehenden Rad und eilt damit umstätt vorüber oder sie läßt die Glücklichen auf das Rad empor-, die Unglücklichen herabsteigen; jene schweben oben, diese unten. Da das Glück die Welt regiert, brachte man das Glücksrad auch noch in Beziehung zu dem Kreislauf der Weltkörper. („Das Glück ist kugelrund“; „Auf und ab tanzt das Glück“; „Jetzt auf, jetzt ab, dann wieder auf, ist des Glücks gemeiner Lauf“; „Auf und ab wie ein Ball, ging allzeit des Glückes Fall“; „Was das Glück in die Höhe hebt, will es niederwerfen“; „Wem das Glück nicht still hält, der holt's auch im Laufen nicht ein“; „Des Glückes Gewalt hat Mondes Gestalt“; „Das Glücksrad geht um“ u. s. w. u. s. w.)

Die Sælde nimmt auch Kinder an und erklärt ihre Lieblichen für ihre Söhne. Wir sagen: „Ein Schooßkind des Glücks sein, dem Glück im Schooße sitzen“. Mit dem Ausdruck verbindet sich das uralte Rechtssymbol der Adoption. Um letztere rechtsgültig zu machen, war es notwendig, daß sich die Eltern das anzunehmende Kind auf den Schooß legten.

Verwandt mit dem personifizierten Glück sind die Fylgjen, die Schutzgeister. Sie treten mit der Geburt gleichzeitig in das Menschenleben ein und haben ihren Sitz in der Haut, welche manche Kinder um den Kopf gewunden mit auf die Welt bringen. Dieses Häutchen heißt in Island noch Fylgja, in Deutschland Glückshaube, Glückshelm; die damit Geborenen nennt man Glückskinder. Mancher Aberglaube knüpft sich daran! Die Glückshaube wird sorgsam aufbewahrt oder in Band genäht dem Kinde umgehängt. Man muß sich hüten, sie zu beschädigen, gräbt sie wohl auch unter die Schwelle, über welche die Mutter zum ersten Mal schreitet. Wer sie sorglos wegwirft oder verbrennt, entzieht dem Kind seinen Schutzgeist, sein Glück. („Ein Glückshäublein mit auf die Welt bringen“.)

Er kann nicht Fünf zählen.

Ein Epitheton der Dummheit, der Beschränktheit. — Schon Plutarch sagt es von dem Thoren Melitis. Das Sprüchwort lehnt sich an das altrömische Rechenröhrchen. Während des Gesprächs wurden alle Rechnungen durch Hand und Finger dargestellt. Die Zahlen 1—90 rechnete man durch Krümmungen und Bewegungen der Finger der linken Hand, von 100 an übernahm es die rechte Hand. Was über 9000 ging, zählte man nicht mehr mit den Fingern, sondern mit der ganzen Hand, entweder durch Erhebung derselben oder durch Anlegung an die Brust u. s. w. von 10,000—90,000 mit der linken, von 100,000—900,000 mit der rechten Hand. Eine Million wurde durch Ueber schlagen und Zusammenhalten beider Hände über den Kopf bezeichnet.

Wer also nicht im Stande war, die Grundform 5 darzustellen, dem konnte man mit Recht das Prädikat der Dummheit ertheilen.

Einem etwas weiß machen.

Ihn zu etwas überreden, seine Leichtgläubigkeit mißbrauchen.

Wie in vielen anderen Wortbildungen ist auch hier die volkstümliche Schreibweise unrichtig. Früher hieß es „weise machen“, weise machen, ihn weise machen über Gegenstände, die er nicht kennt.

Den Stab über einen brechen.

Ueber Jemand ein hartes Urtheil fällen, eigentlich ihn zum Tod verurtheilen.

Ueber dem Haupt des Verurtheilten wurde ein Stab gebrochen und ihm vor die Füße geworfen; ein bei feierlicher Hegung peinlichen Gerichts, vor Einführung des deutschen Kriminalrechts, in einigen Ländern des Reichs beobachteter Brauch. Es geschah mit den Worten: „Nun helf dir Gott, ich kann dir nicht ferner helfen.“ Das Gericht und Urtheil ist damit unwiderruflich abgethan, daher auch beim Aufstehen der Richter und der Beisitzer Stühle und Bänke umgestürzt wurden. Wenn es in neueren Formeln hieß: „Ich zerbreche mit diesem Stabe zugleich das Band zwischen der Menschheit und Euch“, ist die eine Deutung, wovon die alten Gelehrten nichts wissen. Das Symbol drückte vielmehr aus, daß der Missethäter nichts mehr zu hoffen, sondern auf sein Leben zu verzichten hatte. Schon das höchste Alterthum kannte im Zerbrechen und Werfen des Stabes die feierlichste Entsagung.

Mein Lieb — mein Herz.

Das Herz mit der Liebe zu identifizieren, gehört erst dem Christenthum an. Rom und Griechenland kannten unsere sentimentale Spielerei mit dem Herzen nicht. Das Bild des brennenden Herzens beruht auf Lukas 24, 32. Bei den Hebräern entstanden alle Gedanken und Gemüthsstimmungen aus dem Herzen und der biblisch jüdische Sprachgebrauch weiß

von verstockten, gehorsamen, zerklüfteten u. Herzen zu erzählen. — Die neuere Allegorie hat auch erst die verliebten Herzen zum Gegenstand künstlerischer Behandlung gewählt. Rafael und Rubens wandten sie noch nicht an. Der Britte Tomkins stellte zuerst in einem Amorincyklus, worin die Geschichte Amors von der Geburt bis zu seiner Vermählung durchgeführt wird, die Symbolik figurlich dar. Die Allegorie geht von einem geflügelten Herzen aus, das Amor im Grase findet. Poussin, Albano u. A. folgten später derselben Richtung.

Lindau, das „schwäbische Venedig“.

(Siehe das Bild S. 960.)



Die Städte und blühende Ortschaften reihen sich rings um den Bodensee zu einem lieblichen Kranze. Jede von ihnen hat ihre Vorzüge, ihre Merkwürdigkeiten, ihren ganz besonderen Charakter, einer jeden könnte man ihren stigmatisierenden Beinamen ertheilen, einen stolzen aber trägt keine als Lindau, die anmuthige Inselstadt.

Es ist freilich nur eine Uebersetzung in reduzierten Maßstabe, Lindau steht auch nicht auf Pfählen wie seine hochheilige Schwester an der Adria, seine ehrlichen Bürgermeister bestiegen nie den Bucentoro und besaßen nie souveräne Gewalten, kein Rath der Zehn hat da jemals seine Schreden verbreitet, so stattdich das Rathhaus sich auch präsentirt, es bleibt doch einigermaßen hinter dem Dogenpalast zurück und glücklicherweise führt die allerdings vorhandene Seufzerbrücke nur zu wohlgefüllten Kornkammern und nicht zu Verleihen und Bleidächern hinüber; aber einige Wehlichkeit bleibt doch und an der läßt sich eine rege Phantasie, in welcher sich ja überhaupt solche Nebeneinanderstellungen nur vollziehen, schon genügen.

Vor Allem hat wohl die reizende Lage den Vergleich hervorgerufen. Ganz von Wasser umschlossen stand der ehemals festumwachte Ort, den sogar die Schweden nicht bezwingen konnten, geraume Zeit nur durch eine dreihundert Schritte lange Brücke mit dem Uferlande in Verbindung; erst in neuerer Zeit wurde auch der Eisenbahn eine Zufahrt geschaffen.

Wandelt man die Straßen entlang, so fesselt den Blick manch' überraschendes Bild. Man sieht, hier wurden Schiffsahrt und Handel seit Alters gepflegt und die dabei errungene Wohlhabenheit gief sich in stattlichen Bauten, die noch heute mit ihren Giebeln, Ertern, Vorprüngen, Uebertragungen, Portalen und Bogenlauben ein behagliches alterthümliches Gepräge bewahrt haben. Zahlreiche Patrizierhäuser, schöne spitzhäubige Thürme, wie der am Hafen und zumal der „Malefizthurm“ an der Schranne, ehemalige Klöster und viele Stiftsgebäude, seltsame Höfe, Winkel und Gäßchen, hohe Wallgänge, edle Schnitzereien gleich jenen der Rathsaaldecke und werthvolle Fresken in uralten Kirchenruinen erzählen die Geschichte der Stadt. Sie ist alt, sehr alt, weit älter als Venedig; Jahrtausenden hat mit ihren mächtigen Quadern die in einem Stille noch unverfehrt erhaltene „Heidenmauer“ getrost, welche die Annahme zu rechtfertigen scheint, daß schon Tiberius die Insel als Lager- und Stützpunkt gegen die Barbarenvölker am Nordrande des Sees benützte; aber bei all' dem ist sie dennoch weit helläugiger und lebensfrischer als jene Flüchtlingsansiedlung in den Lagunen; was derselben nicht gelingen zu wollen scheint, das hat die kleine Hafenstadt am schwäbischen Meere siegreich vollbracht — sie hat sich wunderbar verjüngt.

Zu Anfang des Jahrhunderts kam sie unter bayerische Oberhoheit und seither wuchs sichtlich ihr Gedeihen. Sie fand eifrige Förderung: die Bahn wurde gebaut, der Hafen errichtet, dessen Eingang mit dem schlanken Leuchthurm auf der einen und dem halbkugelförmigen Bismarckmonument auf der andern Seite ein Schmuckstück des Sees bildet, aus der Werft ging ein Dampfschiff um das andere hervor, große Gasthäuser entstanden, Gärten und Promenaden wurden angelegt, Bäder eingerichtet und heute wimmelt es von zierlichen Villen an dem sanften Gelände, das sich der Insel gegenüber hinzieht, schattige Spaziergänge führen in die Umgebung, nach dem vielbesuchten Schachenbad, der österreichischen Grenze, dem romantischen Wasserburg; vornehme Gäste haben sich in unmittelbarer Nähe angesiedelt, wohlgehaltene Pensionen laden alle Welt zur Saison, es ist eine Etape auf dem Touristenwege, eine beliebte Bade- und Sommerfrische. Hier gibt es nicht nur eine Vergangenheit, sondern auch eine Zukunft.

Wer aber über den dreisten Vergleich zwischen dem großen und kleinen Venedig noch immer zu lächeln geneigt ist, der steige, ehe er von dannen zieht, an einem schönen Sommerabend auf den nahen Hoyerberg und richte seine Blicke über das grüne Nebengehänge auf das in den blauen Fluten schwimmende weißschimmernde Städtchen und über die Bregenzer Bucht, die sich jenseits aufthut, nach der vom blühenden Rhein durchflossenen, tief in die Alpenwelt hineinreichenden Thalebene, nach den dunklen Waldbergen und den darüber sich aufthürmenden Schweizer und Vorarlberger Riesen mit ihren weißen Kappchen, und er wird, entzückt von all' der Herrlichkeit, gestehen müssen, daß die deutsche Bild kaum hinter dem vom Campanile am Markusplatz geschauten zurücksteht. Vielleicht wird er es dann mit den Worten des Dichters, dessen bejohndes Tuskulum da unten aus dem Schatten alter Obstbäume hervorblüht, wehmüthig grüßen:

„Leb' wohl nun, stolze Stadt im Meer,
Von dir zu scheiden wird mir schwer;
Bei diesem Glas voll Sonnenglut,
Bei diesem Glas von Malvasier,
Für manchen schönen Traum in dir
Hab' Dank!“ — u. s. w.

Nur freilich hat Hermann Lingg die schöne Abschiedstrophe nicht seinem Geburts- und Heimort, sondern der echten Venezia zugefügt und mit dem funkelnden Malvasier wird er wohl auch kaum den biedern heimischen Seewein gemeint haben.

Robert Dyr.

Die Principe do Gram-Para-Eisenbahn in Brasilien.

(Siehe das Bild S. 968.)



Der Fremde, welcher in das Anschauen der reizvollen, paradiesischen Umgebung von Rio de Janeiro, der brasilianischen Haupt- und Residenzstadt, vertieft ist, findet dieses unvergleichliche und großartige Gemälde auf der Nordseite durch die wilden Massen des Orgelgebirges, der Serra dos Orgaos, eingerahmt, das mit seinen wunderbar geformten Hörnern und Kuppen aus geheimnißvoller Ferne herübergaut. So viele reizende Ruhepunkte nun auch das Auge des Beschauers innerhalb dieser malerischen, fast feenhaften Landschaft fesseln, so scheint doch jenes phantastisch gestaltete Orgelgebirge mit seinen wildromantischen Partien einen ganz eigenen Zauber auszuüben, denn immer wieder kehrt der Blick auf dasselbe zurück; und es ist nur zu begreiflich, daß man mitten in demselben, in dem herrlichen Petropolis, des Sommeraufenthaltes pflegt.

Um nach Petropolis zu gelangen, fährt man mit dem Dampfschiff über die Bai von Rio de Janeiro nach dem jenseitigen Ufer und von dort, dem Porto de Maua, mit der Eisenbahn nach der etwa eine Stunde entfernten Station Maua, wo vormals fünf bis sechs vierspännige Wagen bereit standen, um uns in's Gebirge hinauf nach Petropolis weiter zu bringen. Jetzt aber fährt uns der Dampfzug bis auf die Höhe von Petropolis selbst, denn vor Jahr und Tag fand in Gegenwart des Kaisers die feierliche Eröffnung der „Principe do Gram-Para-Eisenbahn“ statt, der ersten nach Riggenbach's System in Brasilien gebauten, welche bei einer Steigung von 15 Prozent das in 800 Meter Meereshöhe gelegene liebliche Bergstädtchen mit seinem gemäßigten Klima von dem tropischen Rio de Janeiro aus leicht erreichbar macht. Bis zum Fuße des Orgelgebirges lagert sich vom Meere an eine meist baumlose Ebene, die nur wenig Interesse bietet. Die Gegend um Rio de Janeiro ist weniger angebaut und belebt, als man von dem Einflusse einer so bedeutenden Handelsstadt erwarten sollte, und gewährt nicht das lebendige Bild der Geschäftigkeit, welches sich in der Nähe europäischer und nordamerikanischer Handelsplätze ersten Ranges in so bunter Mannigfaltigkeit darbietet. Von Fabriken und Manufakturen ist noch wenig vorhanden, und ebensowenig gibt es Vergnügungsorte, in denen die Lebenslust bei geselliger Unterhaltung, Spiel und Tanz Genuß finden könnte. In dieser Region mag die Eisenbahnbau bis Maua keine Mähen. Anders von da an hinauf in das Gebirge. Lange Jahre bildete das Problem, die Schwierigkeiten des Aufstiegs der Serra nach Petropolis zu überwinden, den Gegenstand eifriger Studien sowohl der einheimischen als auch fremder Ingenieure, bis es endlich der energischen Leitung des Dr. Lisboa gelungen ist, seine Bemühungen vom vollsten Erfolge gekrönt zu sehen. Auf der ungemein solid erbauten Bahn vermag nun der ängstlichste Reisende die Serra in aller Sicherheit und Bequemlichkeit zu erklimmen und an die Stelle der zweifelhafte holperigen Fahrt in der Diligence ist nunmehr eine Reise von nur einem halben Stündchen im luxuriös ausgestatteten Coupé getreten. Es ist kaum nöthig, zu sagen, daß die Bahn ungemein reich an malerischen Partien ist. Wir theilen davon mehrere Ansichten mit. Es ist in der That ein gewaltiger Kontrast, wenn man aus der bewohnten, aber monotonen Küstenebene in das schweigende und stark bewaldete Gebirge tritt. Unter der heißen Zone ausgedehnt, an kräftigen Bergwässern aber reich, überaus die Gegend am meisten durch ihre merkwürdigen Produkte aller Art, und Flora und Fauna weitest in ihren seltsamen Gebilden mit einander. Der Naturforscher findet hier ein weites Feld für seine Thätigkeit, aber selbst der Laie wird durch das glänzende Gefeuer der mannigfaltigsten Vögel und den Farbenschmelz der wunderbar gestalteten Blüten entzückt. Für den Fremdling erschließt sich eine ganz neue Welt, worin Alles von dem in seiner Heimat so wesentlich verschieden ist: vom niedrigen Moos bis zur lilafarbenen Krone des riesigen Sapucajabumes, vom Kolibri bis zum Bergadler, vom winzigen Gewürm bis zur Boa, vom harmlosen Gürteltier bis zum blutdürstigen Jaguar, vom kleinsten Wasserinsekt bis zum Alligator und dem scheußlichen Garfish in den schlammigen Flüssen und Sümpfen der Niederungen.

Wie ein reizendes Idyll liegt Petropolis inmitten dieser Berge. Das Städtchen besitzt jetzt etwa 6000 Einwohner, zum größten Theil Deutsche, denn es war die erste deutsch-brasilianische Kolonie. Kutscher, Briefträger, Handwerker, Alle sind Deutsche. Es macht die in dem sonst so fremdartigen Lande anfangs einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Der Sommerpalast des Kaisers, umgeben von den Häusern der Deutschen, ist ein recht hübscher, ansehnlicher Bau. Im Ganzen macht das Städtchen etwa den Eindruck eines großen deutschen Badeortes, und als Badeort und Sommerfrische wird es auch sehr viel von den Bewohnern der Hauptstadt benützt.

F. v. H.

Diplomaten.

(Siehe das Bild S. 961.)



Serenissimus hat heute die Hofherren, die zum Morgengruß erschienen waren, in der sonnigsten Laune empfangen. Während der Nacht war sein erster Kammerherr v. Malten aus Frankfurt eingetroffen und hatte gemeldet, daß der lang gehegte Wunsch des Fürsten, einen Tizian für die großherzogliche Gemädegalerie zu erwerben, endlich erfüllt sei. Morgen Abend wird Salomon Ephraim, der berühmte Frankfurter Bilderhändler, in die Residenz kommen und das Bild Serenissimo persönlich überreichen. Die Hofgesellschaft ist entzückt über dieses Ereignis. Einer nur geht mit zornigem Herzen umher, wenn auch keine Miene seines feinen Gesichtes den Sturm verräth, der im Innern tobt; es ist Minister v. Ranzow, ein gewandter Hofmann und Diplomat aus der Schule des Kardinals Mazarin. Die Familien Malten und Ranzow kämpfen seit Jahren um das Regiment am Hof des Großherzogs; es besteht zwischen ihnen jene Art von Fehde, welche durch die Montecchi und Capuletti unsterblich geworden ist.

Jetzt ist das Gesicht Derer v. Malten im Aufsteigen; Minister v. Ranzow, der seit einem Vierteljahrhundert die Staatsgeschäfte



Gabriel Max.

des Großherzogthums geleitet, ahnt als erfahrener Hofmann, daß der heutige Erfolg des Kammerherrn v. Malten ihm — Entlassung und Sturz bringen wird. Der Schüler Mazarin's ergibt sich aber nicht. Heute oder nimmer muß der diplomatische Schachzug gelingen, der die Malten aus Fürstengunst und Hofamt jagen wird. Der alte Diplomat besitzt ja in seiner Nichte Melitta v. Kleisten eine Verbündete. Diese hatte, nachdem sie Wittwe geworden, die Stelle einer Oberhofmeisterin der Großherzogin übernommen und gilt seitdem als die allmächtige Freundin derselben. Wenn sie und v. Malten, wegen ihres gleichen Ranges, bei den Hoffestlichkeiten neben einander gingen, flüsterte die Gesellschaft: „Welch' ein schönes Paar!“ — fügte aber ebenso leise hinzu: „Sie hassen sich tödtlich!“ Heute läßt sich Minister v. Ranzow in seiner Sänfte in die zwischen Tagasbüschen und Hängebuden verborgene Villa seiner Nichte tragen. Sie empfängt ihren greisen Oheim im lauschigen, mit der Pracht der Hofgesellschaft gezierten Boudoir. Melitta v. Kleisten ist eine berückend schöne Dame; ihre großen Augen leuchten wie zwei tropische Sonnen und auf ihrem Gesicht mit den klassisch edlen Zügen liegt der bleiche Schimmer der Perle. Eine pfirsichfarbene Atlasrobe wällt in schweren Falten um ihre junionische Gestalt. Die wunderjam hübsche Frau lehnt behaglich im Purpurissen eines Fauteuils, während sie die zierlichen Füße auf einen vergoldeten Schemel stützt. In ihrem Schooß liegt der Schooßhund. Der Diplomat entdeckt in seiner Nichte eine gelehrige Schülerin, die mit brennendem Auge und verständnisvoll seine Enthüllungen anhört. Als der Name v. Malten zum ersten Mal an ihr Ohr klingt, fährt sie hastig, wie von einem plötzlichen Schrecken erfasst, aus ihrer Ruhe empor; das Schooßhündchen rollt auf den Teppich, wo es vergeblich um die Gunst seiner Herrin schmeichelt. „Malten!“ so erzählt der Minister, „wird von meinen Spähern scharf beobachtet. Er schlich sich öfter in den Park der Großherzogin zu einem Rendezvous. Mein Diener hat die tief verschleierte Dame nicht erkannt. Es ist gewiß die galante Madame Valois, die Vor-

leserin der Fürstin gewesen...“ Frau Melitta studirt während dieser Erzählung die Watteaubilder, mit denen die innere Fläche ihres Fächers bemalt ist; der Minister sieht die Blutwelle nicht, die rosig in ihrem marmorbleichen Gesicht aufschäumt. Es ist gewiß die Enttäuschung, daß Malten den sittenreinen Hofstaat der frommen Großherzogin kompromittirt hat... Die Schlingen des Reiches, das der Diplomat um seinen Gegner gesponnen hat, sind gelegt. Der Kaufmann Salomon Ephraim soll morgen, wenn er die Grenze überschreitet, von den vermurten Dienern des Ministers überfallen, ihm das Bild des Tizian geraubt und er aus dem Land gejagt werden. Der Fürst wird, wenn das Bild verschwunden ist, Malten für einen Betrüger halten... Die Mission, welche der Minister in die Hand seiner Nichte legt, ist der Auftrag, der Großherzogin über das nächtliche Stillschicken Malten's zu berichten... Die beiden Diplomaten scheiden.

Am dämmernden Morgen verläßt Frau v. Kleisten plötzlich, geleitet von vielen Dienern, die Stadt. Am Abend beruft Cerenissimus den Minister in das Schloß und fragt, ob die Reisenden der Heerstraße vor Ueberfall geschützt seien? Herr v. Ranzow versichert, daß er dem Frankfurter Kaufmann eine Schutzwache entgegengesandt habe... Vor einer Viertelstunde hatte ihm ein Bote heimlich gemeldet, daß er von seinem Versteck auf Bergeshöhe aus den Ueberfall an Salomon Ephraim gesehen. Der alte Diplomat frohlockt im Stillen, denn der Stern des Herrn v. Malten ist wieder im Niedergang... Die Thüren des Saales, in dem Cerenissimus ungeduldig auf die Ankunft des Bilderhändlers wartet, werden jetzt geöffnet; Salomon Ephraim aus Frankfurt tritt, geleitet von Herrn v. Malten, ein und überreicht knieend dem Fürsten das Bild des Tizian.

Melitta v. Kleisten und Malten hatten, trotz der Feindschaft ihrer Familien, sich lieb; der Park der Großherzogin war der einzige Ort, wo sie im Dunkel der Nacht einander begegneten. Die Schülerin hat den Meister in der Diplomatie überlistet. Sie war an die Grenze gereist und entführte, während die Diener des Ministers im Hinterhalt auf den Wagen des Bilderhändlers aus Frankfurt lauerten, diesen in ihrer Kutsche nach der Residenz. Beim Diner, das am folgenden Tag stattfand, verkündete Cere-

Verwaist und arm.

Sie ist verwaist und arm, die Ploni. Sie ist nirgendshin gehörig in der Welt und Niemandem zugehörig. Sie lebt in dem Schuppen einer verfallenen Hütte und zur Sommerzeit sammelt sie im Walde die duftenden, heilsamen Kräuter, deren Kenntniß sie der alten Großmutter verdankt, welche die „weise Frau“ des Dorfes gewesen war. Diese Kräuter fortirt sie und bindet sie in Büschel, und trocknet sie und trägt sie in die Stadt zum Apotheker, welcher ihr dieselben für farges Geld abkauft und Medicamente, auch wohl den duftenden Osenrauch daraus fabrizirt.

Ploni ist von den Leuten eine auf Erden. Jedes Blümlein hat seine Erdenstelle, in welcher es mit seinen Würzlein klammert und wo es hingehört. Aber Ploni hat keine solche Stelle und gehört zu Niemandem und nirgendshin. Und dennoch spiegelt sich das Sommerwetter und das Sonnenlicht um sie herum in ihrem Herzen wieder, wie sie dasitzt am Waldestande und die duftigen Kräuter, die sie eben gesammelt, in Bündel fortirt. Die Kirchenglocken des Dorfes klingen zu ihr herüber mit seligem Klange.

Ah, wenn sie wüßte, was sie klingen!

Und sie wartet auf ihn — auf ihn, auf den schönen, unbekannten Mann, dem sie schon zweimal, dreimal an dieser Stelle begegnete und dessen Blick ein neues Leben in ihr erstehen ließ — ein frohes, hoffnungreiches Leben ohne Namen.

Und die Glocken klingen. Und sie harret und harret und blickt aus nach ihm, und Stunde vergeht um Stunde, und sie harret und harret. Und wieder tönen die Glocken vom Dorfe her tröstend um sie; wenn sie wüßte, was sie klingen!

Sie klingen in das Herz des jungen, fremden Mannes, welcher aus dem Gebüsch des Waldrandes mit sehnsuchtsvollen Augen auf die Harrende blickt, und aus der Tiefe dieses Herzens empor ringt sich ein dumpfer, schmerzlicher Wiederhall:

„Wenn meine Gedanken sich erheben zu Dir, erscheint es mir wie ein Frevler am Heiligen. Wenn meine Wünsche sich Dir zitternd nahen, grinst der Fluch der Vergangenheit sie an. Wollt' ich je Dich lieben — es wäre eine Sünde, vor der selbst ich Sünder erblassend stünd!“

Die Glocken verhallen; in seinem Herzen aber jumpt es fort und fort — eintönig — bang. Und er wendet sich und entflieht — entflieht von ihr auf immer.

Und sie wartet und wartet. Wenn sie wüßte, was die Glocken klingen! Verwaist und verarmt. — — —

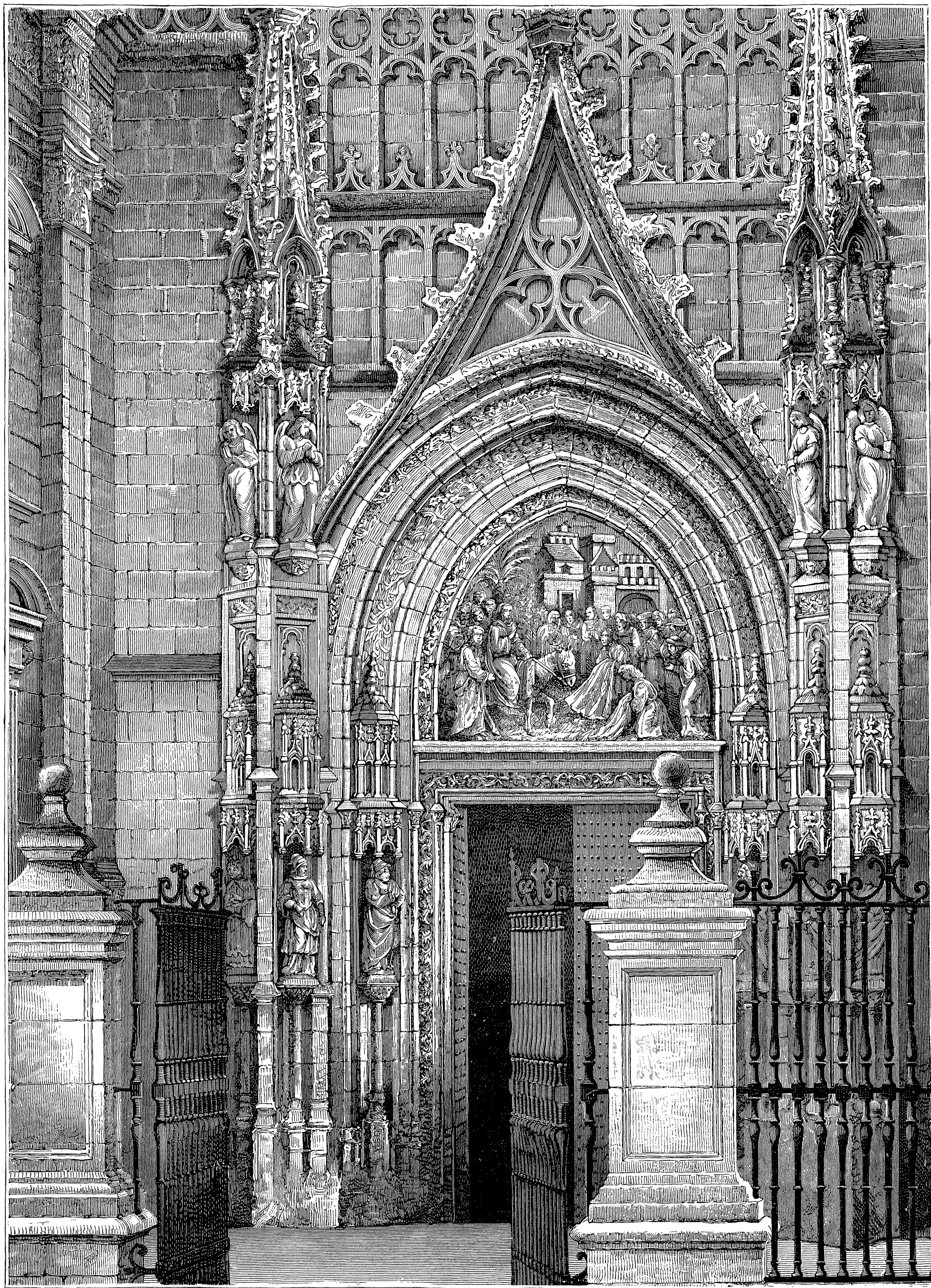
In dieser Weise interpretirt unser geschätzter Mitarbeiter G. M. Vaccano poetisch die Intentionen des berühmten Malers, der sich so gern derartige, tief aus einem leidenden Gemüthsleben herausseimende Aufgaben stellt. Es liegt nicht in unserer Absicht, an dieser Stelle ein Lebens- und Charakterbild des Künstlers zu zeichnen, über den schon so viel geschrieben worden und dessen eigenenthümliche Art und Weise der kunstliebenden Welt längst so geläufig ist. Besser als weitere Worte wird das in seinem düstern Ausdruck für das Wesen des in sich gekehrten Mannes so bezeichnende Bildniß an der Spitze dieser Seite einen Blick in die geistigen Quellen gestatten, aus denen die wehmüthig ergreifenden Stimmungen der Max'schen Muse entspringen. Wer weiß, ob dieselbe sich nicht eine andere Ausdrucksform, vielleicht die des dichterischen Wortes, gewählt haben würde, wenn Max nicht schon durch seinen Vater, den Bildhauer Josef Max in Prag, dem Gabriel daselbst am 23. August 1840 geboren wurde, auf die Bahnen der bildenden Kunst geleitet worden wäre, deren Technik er sich schon frühe aneignete, um sie in Piloty's Schule und später durch rastloses Selbststudium bis zur Virtuosität zu vervollkommen. So steht Gabriel Max heute auf der Höhe seiner Kunst und wird uns vermuthlich noch so manches Mal durch neue bedeutungsvolle Schöpfungen Anlaß geben, auf ihn und die Eigenart seines Wesens eingehender zurückzukommen.



Verwaist und arm. Originalzeichnung von Gabriel Max.

nissimus die Verlobung seines Oberhofmeisters v. Malten mit Frau v. Kleisten. Amor ist allzeit der findigste Diplomat gewesen. Federani-Weber.

Kunst und wird uns vermuthlich noch so manches Mal durch neue bedeutungsvolle Schöpfungen Anlaß geben, auf ihn und die Eigenart seines Wesens eingehender zurückzukommen.



Das Portal am Glockenthurm der Kathedrale zu Sevilla.

Sub rosa.

Novelle

von

Karl Theodor Schulk.

(Schluß.)



Der nächste Tag war ein Sonntag. Gestern Nacht, als Kurt, der sich noch längere Zeit in seinen Räumen zu schaffen machte, das Schlafzimmer betreten, hatte Liddy scheinbar schon geschlafen, heute, wo nach der durchwachten Nacht gegen Morgen ein unruhiger Halbschlummer über ihn gekommen war, fand er beim Erwachen ihr Bett bereits leer. Im ersten Augenblick nur verwundert, fiel ihm dann plötzlich das ganze Gestern wieder auf's Herz, und so viel drang vereint auf ihn ein, daß es wie betäubend wirkte. Eine Weile dachte er eigentlich nichts und doch Alles; scharf hoben sich, wie das Bitterste des Ganzen, die einzelnen Hindeutungen auf Lorch und dessen Verhalten Liddy gegenüber heraus. Daß sich da nichts fortzuleugnen ließ, fühlte sich weh und wonnig zugleich; über ihn triumphirt hatte er ja endlich nach Qualen und Demüthigungen, nun aber auch wahren, was er sich um so schweren Preis gewonnen! Denn daß Liddy nicht völlig zu ihm paßte — empfunden hatte er es immer, wenn auch dunkel! Das Alles war aber erträglich; sie würde, sie mußte sich gewöhnen, es bedurfte im Grunde ja nur so geringen Nachgebens von ihr, da er eine Frohnatur war wie sie. Auch das übermüthige, gedankenlose Wesen Grich's — durch schlichte Festigkeit ließ es sich wohl in Schranken halten — aber jenes Eine, da konnte er nicht heran, wenn sie nicht mit ihm ging, und doch mußte er darauf schon wie in Schauern sehen und war kaum noch fähig, sich etwas Anderes vorzustellen, als Schuld und Grauen und Sühne.

Ein gewaltsames Faßsen war nothwendig, um nur wieder zu begreifen, wie bis jetzt ja nichts verloren, Alles noch licht um ihn sei — und wohl allein tückische Eifersucht ihr Spiel mit ihm treibe.

Sich voll Haft erhebend, zog er sich ebenso hastig an und ging in's Wohnzimmer hinüber. — Liddy hatte ihren Kaffee augenscheinlich schon getrunken und lag in ihrem Amerikaner, wie ganz in Nachdenken verloren, auch schmiegte sie sich so in den Stuhl, daß es wohl unmöglich war, des Gatten Hand anzunehmen, als er ihr dieselbe mit einem Morgengruß entgegenstreckte. Ein halbes, müdes Senken der Lider war ihre Erwiderung.

Kurt schob sich einen Sessel an den Tisch. Während er dann langsam eine Tasse Kaffee eingoß, unterbrach er die peinigende Stille mit den Worten: „Auch Du hast wenig geschlafen?“

„O nein!“ antwortete sie lässig. „Nachdem der anfängliche Frost überwunden war, bin ich bald eingeschlafen.“

„Und jetzt fühlst Du Dich wohl?“

„Körperlich ja!“

„Auch ich bin nur körperlich wohl!“ Er hatte sich ihr jäh zugewandt. „Wer trägt die Schuld daran, Du oder ich?“

Sie bewegte kaum bemerkbar die Schultern.

„Du wirst aber mit mir die Ueberzeugung gewonnen haben,“ fuhr er mit bedeckter und doch eigenthümlich durchdringender Stimme fort, „wie dergleichen niemals wieder vorkommen darf! Du verlierst dabei, und ich werde zu allerlei Thun gedrängt, das mir im tiefsten Herzen zuwider ist. Ich bin ja einmal eine mehr friedfertige Natur, alles Gehässige oder Freche, was man mir anthut — darüber werde ich im Grunde nur traurig und muß mich wohl erst durch den Verstand belehren lassen, daß ich zu zürnen habe, statt daß sich das Herz auf der Stelle Genugthuung verschafft! Meine erste Frage ist eben immer, was ich selbst dabei etwa verschuldet hätte, und finde ich das Geringste, so möchte ich eher um Vergebung bitten, als in den groben Alog einen größeren treiben. Gestern habe ich das wieder einmal gethan, auf Grich's kecke, nichtachtende Art und Weise einen Trumpf gefekt — mein Lohn war eine jämmerlich verbrachte Nacht und das Bewußtsein einer Niederlage trotz des Trumpfes! — Zu dem Ganzen hast Du aber jedenfalls beigetragen!“ schloß er mit sanftem Vorwurf.

„Ich?“

„Vielleicht nur insofern,“ erläuterte er in derselben Milde, „daß Du Grich gegenüber allzu lebhaft Dein Verlangen, da zu bleiben, ausgesprochen hast.“

„Das habe ich allerdings gethan!“

„Ich wäre dafür wohl der Nächste gewesen.“

„Du wolltest ja nicht länger bleiben!“ versetzte sie trozig. „Uebrigens hatte Grich den Gedanken schon am Vormittag, als er hier war!“

„Und für Lorch um den Contre hat?“

„Das war schon früh —“ Sie hatte nach ihm hinübergesehen und hielt bei dem Blick inne, der sie traf.

Kurt aber fühlte wieder, daß er die Herrschaft über seine Gedanken verlor und sie alle gleichsam auf einen Punkt zuliefen und wieder das Eine heraus hoben, nur das Eine! Aufstöhnend schnellte er empor und drückte die Stirn in die Hand, als könne diese still machen, was im Gehirn zuckte und stach. — Ohne Gefäßtheit fand er sich aber nicht zurecht, wurde nichts klar — und das mußte es doch werden, gleich im Beginn! — So ließ er sich wieder nieder und sagte mit einer Handbewegung nach Liddy hin: „Vergib, die schlechte Nacht spukte in den Gliedern — es ist schon vorüber. — Grich hat sich für seinen Schützling also bereits früher diesen Contre erbeten?“ fragte er dann mit einer Grimasse von Lächeln, jedoch scheinbar gleichmüthig. „Was für eine begehrte Tänzerin Du noch bist! Ah, das muß mich ja freuen, und doch hast Du es mir vorenthalten?“

„Ein solche Bagatelle!“ erwiderte Liddy in un-nachahmlicher Lässigkeit.

„Wäre es eine Bagatelle!“ rief Kurt wie in ausbrechendem Schmerz. „Wenn es mir nun aber plötzlich zur Gewißheit wird, weßhalb Du Dich auf diesen Abend kaprizirtest; wenn der Tänzer, der meinem Bitten — mir vorging, gerade der war, den ich nicht wieder nennen mag?“

„Und was da weiter?“

„Du vergißt Dich, das ist —“

„O nichts!“ unterbrach sie mit frivolem Lachen. „Was soll ich endlich antworten, wenn Du immer die alten Geschichten hervorzerst! Außerdem könnte ich Dir auch höchstens über meine Person ein Recht zuerkennen, die Gedanken — mein Herz sind und werden ewig mein bleiben!“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Ganz nach Gefallen!“ rief sie und erhob sich, um ihn zu verlassen.

Doch Kurt trat ihr in den Weg. „Unser Gespräch hat eine zu interessante Wendung genommen, um es jetzt so ganz plötzlich endigen zu lassen!“ Sie war regungslos stehen geblieben und hielt die Augen auf den Boden geheftet. „Zwischen Frau und Mann ist wohl nichts so nothwendig, als daß sie wissen, ob sie dasselbe gut, dasselbe schlecht nennen! Alle Mißverständnisse scheinen mir aus der Unkenntniß der gegenseitigen Gewissen hervorzugehen! So muß ich Dich fragen, ob Du es wirklich — nicht für recht, daran könnte ich nicht zweifeln, aber doch für erlaubt hältst, Dich in Deinen Gedanken, Deinem Herzen mit einem Andern als Deinem Mann zu beschäftigen?“ Er blickte sie athemlos an.

„Wenn der Mann es uns so schwer macht, an ihn zu denken — da mag uns wohl dieß oder jenes Freundslichere einfallen!“ Sie sah nach der Seite.

„Schwer macht er es Dir?“ fragte Kurt dumpf. „Das ist freilich sehr unrecht von ihm! — Aber fort mit aller Verstellung wie Scham,“ fuhr er plötzlich auf; „nun wir so weit gekommen sind, möchte ich auch in alles Letzte sehen! — Daß ich Dich liebe, unäglich liebe, weißt Du ja doch! Du bist zu klug, um es nicht bemerkt zu haben, wie ich lange wider mein Herz gekämpft, weil mir immer etwas Fremdes zwischen uns stehen zu bleiben schien, das sich bei offenen Augen nicht bannen ließ; doch meine Liebe war stärker als mein eigenes Selbst, Anderes kam hinzu — ich meinte viel lieber, Dich nicht ganz zu kennen, o, meinte hoffen zu dürfen, daß Du großmüthig genug wärest, meiner Schwächen zu schonen — so warf ich mich Dir zu Füßen. — Du hobst mich auf, Liddy, damit übernahmst Du aber auch Pflichten. Was Du Dir früher, als Dich nichts band, gestatten konntest — von Deiner Güte unter Zwei zu theilen — heute wäre das ein Verbrechen, ein Schimpf, den Du mir, aber auch Dir selbst anthätst! Und den ertrüge ich nicht, nie — niemals! Um Gott, halte mich nicht für so schwach, den gefälligen Chemann spielen zu können, der zu Niedrigem Ja und Amen sagt. Und ich müßte es schon für erniedrigend

und meiner unwürdig halten, wenn es so fortginge — mit dem süßlichen Lächeln und gleichsam Schmolzen ihm gegenüber, diesem Aufundnieder Deiner Augen — o, ich weiß nicht mehr, was ich gestern den Abend über Alles sah. — Liddy, nun sei barmherzig, ich habe so tief in mich hineinblicken lassen, damit Du, wenn Du es willst — und Du willst es doch, es kann ja nur äußerer Firlefanz gewesen sein — damit Du wieder heilst, was seit gestern wie Wunde bei Wunde in mir schmerzt!“

Liddy hatte dieser Erguß aus tief erschüttertem Herzen beinahe wohlgethan; sie lebte und webte einmal in solcher Art Erregungen. So überzeugend war ihr seine Liebe auch niemals nahe getreten und sie fühlte sich davon in gewissem Sinne gerührt, doch lag es über dem Allem auch wie ein Drohen und aus Kurt's Blicken hatte es wieder wie vorher gewetterleuchtet — Blick und Funkeln gleichsam eines Raubthierauges. Furcht aber kannte sie ja nicht, nur Trog und Widerstand; zudem mußte er von vornherein gezogen werden, vor Allem in einem Fall, wo es sich um etwas handelte, was sie stets für erlaubt angesehen hatte! So antwortete sie nach scheinbarem Sinnen: „Du verlangst viel von mir!“

„Das wäre viel?“

Sie nickte. „Ein Umwandlung meines ganzen Wesens, und was wäre wohl schwerer für Den, dem dieses Wesen lieb und mit ihm eins geworden ist. — Deine Ansicht darüber, was Dir schon erniedrigend dünkt, kann ich nicht einmal theilen; erniedrigend für Dich würde mir nur eine Verletzung der Treue erscheinen.“

„Und Du glaubst, immer die Herrschaft über Dich wahren zu können, wenn Du Jemand das Recht gibst, Dir so nahe zu treten, daß zwischen euch Vertraulichkeit entsteht? Du glaubst das?“ — Liddy erblick unwillkürlich; ob sie wie er an den Abend der Theaterprobe denken mußte? „Aber wahrtest Du Dich auch vor dem brutalen Sexten,“ fuhr er schneidend fort, „dieses Spielen neben Deinen Pflichten als Frau könntest Du wirklich fortsetzen wollen? So gering schätztest Du mich auch? — denn für Liebe wäre dergleichen Spiel ja überhaupt undenkbar!“

„Wohin aus es Dich treibt!“ suchte sie nun zu beschwichtigen. „Von dem Allem ist nicht die Rede; ich glaube mich selbst Lorch gegenüber — den meinst Du doch wohl? — nicht anders zu geben, als den Uebrigen —“

„Nicht anders?“ flammte er auf. „Das willst Du mir sagen, mir? O Gott, daß Du schon zu Lügen Deine Zuflucht nimmst —“

„Nun denn, keine Lüge!“ unterbrach sie, indem sie sich hochmüthig aufrichtete. „Liebe ist ein unfreiwillig Ding, und wo man vielleicht nie geliebt hat oder nicht mehr lieben kann, nicht will, da zwingt man uns förmlich — so werden wir genöthigt, unsere Quäler verachten oder gar hassen zu lernen!“ Sie ging lothenden Blicks an ihm vorüber.

„Und endlich dem Andern zu gehören!“ rief ihr Kurt mit unheimlicher Fassung nach. „Den Zusatz hattest Du vergessen! — Ich werde ihn nicht vergessen, ich nicht!“ murmelte er immer wieder einmal, so lange er auch noch im Zimmer auf und ab schritt.

Gegen Mittag kamen einige Gegenvisiten. Da es höhere Offiziere waren und es den Gatten — wohl beiden — leichter erscheinen mochte, sich zuerst unter Anderen wiederzusehen, wurden dieselben angenommen. Einer der Stabsoffiziere berührte dann — mit einem Augenzwinkern — selbst die Gile, in welcher Verschiedene das gefrige Fest verlassen hätten, und Liddy sagte, mit wie verschwundenem Lächeln auch halb zum Gatten gewandt: „Ah, Herr Major, Sie glauben es nicht, wie folgsam eine Frau sein muß!“

Als der Major hieran zu zweifeln schien, fügte sie noch hinzu: „Und was sie bisher darin nicht zu lernen brauchte, mit der Zeit lernt sie es gewiß!“

Die Luft zwischen den Gatten war leichthin überbrückt; dabei kam Kurt heute auf Wache und zum Mittagessen hatte der Vater Liddy's ihre Einladung angenommen.

Als Bernoth die Wache aufziehen ließ, war auch Wolf mit Grich dorthin gekommen und Wolf hatte Bruder und Schwager in seiner burlesken herzlichen Art leicht dahin gebracht, sich auszusprechen und dann zu versöhnen. Zur Feier dieses großen Ereignisses sollte Grich den Kaffee bei Bernoth's nehmen, Wolf hatte bereits eine andere Verabredung getroffen.

Beim Herannahen der fünften Stunde saß Kurt — Major Gattenheim hielt noch sein Mittagsschlafchen

nebenan im Salon — unweit eines der Fenster des Wohnzimmers, während Liddy ab und zu ging. Als er wieder zerstreut hinausblinnte, sah er quer über den Marktplatz zwei Offiziere kommen, von denen einer im Helm war; der kleinere schien Erich zu sein — und am plötzlichen Herzschlag wußte er nun auch, ohne weiter hinzusehen, daß Lorch der andere wäre. — Nach ein paar Augenblicke der Ueberlegung, sobald das erste Grollen vorüber, sagte er sich übrigens, daß es so eigentlich am besten sei; die Visite Lorch's war ja selbstverständlich, nun konnte dieser für ihn bei der Partie Whist eintreten, war also gewissermaßen gleich gebeten worden, und damit ein erneuter Besuch desselben aus dem Wege geräumt.

Trotzdem sich Kurt auch noch vornahm, bei dem Anmelden und Eintreten Lorch's nicht auf Liddy zu sehen, sondern vornehm alle Anwandlungen der Eifersucht zu unterdrücken, blickte er doch, wie von geheimer Macht bezwungen, nach ihr hinüber. Sie blieb aber — äußerlich wenigstens — ganz Dame von Welt und empfing die Herren sogar auffallend kühler, als es sonst in ihrer Art lag. Kurt bemerkte etwas wie Ueberaschung in Lorch's Zügen; vielleicht war darum der Händedruck, mit welchem er ihn begrüßte, wärmer als sonst.

Später, nachdem das gestrige Fest obenhin berührt war, auch Papa Hattenheim behaglich hinter dem Kaffeetisch Platz genommen hatte, kam man auf die Berliner Tage, und Erich rühmte die vortreffliche Auswahl der Photographie, welche von dort mitgebracht waren. Dieß und jenes Spezielle wurde erwähnt und Erich nahm schließlich die Mappe vor, um Lorch noch am Fenster bei dem letzten Tageslicht das Besprochene zu zeigen.

Kurt blieb beim Major sitzen, der bereits seinen Kaffee trank und nun nach seiner Gewohnheit zwischen Essen und Trinken unermüdlich plauderte, ohne sehr darauf zu achten, ob man ihm auch zuhöre. Liddy nahm eine kleine, längliche Glaschale — Kurt wußte nicht, warum ihm das auffiel, es fiel ihm aber auf — setzte eine Tasse Kaffee nebst Zubehör darauf und ging nach dem Fenster, an welchem die beiden Offiziere standen. Irgend ein Wort mochte gefallen sein, Lorch wandte sich rasch um und griff ebenfalls nach der Glaschale; tröpfelnd goß er dem Kaffee Sahne zu, Kurt verfolgte gleichmüthig das Sinken der weißen Tropfen — dann glitten seine Blicke tiefer, der Rand der Schale glitzerte im Abendlicht und dicht darunter lagen zwei Hände! Zwei schmale Hände! — Aber nicht getrennt, nicht getrennt! — Da drückte die untere sogar gegen die andere — wie weit herüber sich der lähmende Druck fühlte! — Und Liddy regt sich nicht, schreit auch nicht auf und zieht die arme Hand zurück, auf die doch Gift tropft, weißes — tödtliches Gift! — Sind sie wahnsinnig geworden, die Beiden? Noch stehen sie zusammen — noch — und seit Stunden stehen sie so! — Oder waren es keine Stunden? — Spüthast erschien Bernoth Alles, nur neben ihm sprach es immerfort — was aber, was?

„Ja, der Whisttisch!“ sagte er endlich ein Wort des Majors auf, erhob sich, hätte Jemand es beachtet, wie trunken, und schritt an den Möbeln entlang dem Salon zu.

Man hörte dort auch einen Tisch rücken — dann war es eine ganze Weile still, bis auch Stühle geklickt wurden.

Dem Major dauerte es zu lange und er fragte laut: „Bist Du noch nicht fertig?“

„Gewiß, Papa!“ tönte es zurück. „Ich finde nur die richtigen Karten nicht.“

„Sie sind in dem Cedernholzkästchen!“ rief Liddy.

„Ah ja!“ versetzte Bernoth. „So bitte ich!“

Als die drei Herren hereintraten, besserte er noch an dem Bogen zum Ziehen, den er mit einem der Spiele Karten auf dem Tisch geschlagen hatte; nebenbei fragte er den Major nach etwaigen Wünschen und bat dann Liddy, die eben eintrat, Alles durch Wilhelm besorgen zu lassen. Er selbst beurlaubte sich, um seine Wachen zu revidiren und gleich die Abendrapporte zu unterschreiben.

In sein Zimmer gekommen, sank er kraftlos auf einen Stuhl und starrte fort und fort auf eine Stelle des Bodens; dabei war er eigentlich in sich ruhig und es legte sich allmählig wie etwas Wohlthätiges über das Flimmern der Augen. Da sah er aber auf einmal wieder greifbar deutlich — nur waren sie jetzt schwarz, nicht weiß — zwei Hände am Boden, zwei schmale Hände, die er so gut kannte! — Sah sie auch Niemand anders? Scheu blickte er sich im Zimmer um; ein

Frösteln lief bis in die Schläfen hinauf und rann dann an ihm hinab und weiter, wie vor ihm her, daß er eine Lache aufschlagen mußte und plötzlich wach war — ganz wach. — Er wollte doch etwas? Unsäglich müde sah er im Zimmer umher, da lag der Mantel neben Helm und Schärpe. Er nickte und griff nach dem Klingelzuge, aber nein, jetzt in keines Menschen Gesicht sehen!

Auf der Straße schlug ihm ein starker Wind entgegen; er raffte den Mantel fester und ging — und ging, immer geradeaus. Mit der Zeit schien der Wind noch zu wachsen, dabei nicht mehr nur von vorn zu kommen, auch von der Seite und von dort gerade am eisigsten. Bernoth blieb stehen und blickte um sich, als müsse er erst überlegen, wo er sein könne; weit drüben war ein Licht, nahe vor ihm Schilf und Weidengebüsch — also am Brunn! Wie traulich das Licht aus dem Fischerhause leuchtete, als grüße es herüber! Dicht unter dem Licht aber war es schwarz — da mußte offenes Wasser sein, das Eis daneben war heller, viel heller. Und fest und sicher war das wieder, da gingen ja noch Einzelne darüber hin.

Wie war er gerade hieher gekommen, was hatte ihn dazu getrieben? Er wollte doch nur ein gerechter Richter sein, war darum jetzt ohne Unterlaß wie im Gericht gewesen! — Und sie war schuldig befunden, und auch er, da er nach ihr begehrt hatte — nicht der Andere, der nur nach seiner Natur gethan! — Sollte er? Nein! — Er schauderte. — Und doch; lag hier hinaus etwa ein Ende, noch ein Ende in Ehren? Ganz in der Stille, jetzt noch da, und dann nicht mehr da! O seliger, seliger Friede! — „Und wie viel Schweiß der Bernoth im Grunde hatte! Schade um ihn!“

Er erschrak vor dem Lautwerden der eigenen Stimme, es brannte im Kopf, er nahm den Helm ab.

Vom Neuesten wußte die Mutter doch schon damals, und wen gab es sonst wohl auf der ganzen Welt, der viel nach ihm gefragt hätte?

Ihn fror, er erinnerte sich des Helmes; bevor er ihn aufsetzte, hielt er ihn träumerisch vor sich in die Luft. „Wenn du so erst über mir lägst! Ah, es kommt, es kommt auch das!“

*

Schon in der langen Nacht auf Wache und, seltsamerweise, jetzt am nüchternen Tage in nur bestimmteren Zügen, dabei scheinbar auch ohne Ueberreizung trotz zweier durchwachten Nächte, war für Bernoth klar und fest geworden, was ihm noch gestern am Brunn mehr wie ein Phantom vorgeschwebt hatte oder doch als etwas, mit dem seine Gedanken erst spielten. Diese Gedanken, so dunkel und lachend zugleich! Es kam ihm nicht einmal das Gefühl, als könne es da um einen Mord gehen; nichts Anderes war es, als Gericht auf Tod und Leben über ein Weib — sein Weib. Aus uralter Zeit wurde etwas in ihm lebendig — was weiter? Es gibt ja keine Zeit als im Kopfe; und sein Kopf vermochte nichts mehr zu fassen, als was dereinst Recht gewesen war. Er hatte sich ihr — und wer vermochte mehr — in aller Nachtzeit seiner Liebe gezeigt, jede Andere hätte das erbarmt oder wenigstens auf Zeiten hinaus seiner schonen lassen — sie gab ihm Lüge dafür vor Fremden und that dann wieder offen, was ihr wildes Blut sie hieß. Als wäre er nicht mehr da für sie — so mißachtet und vergessen, wie sie selbst es gestanden! Und das sollte er weiter tragen, Tag für Tag, vielleicht zum Lohn einmal die Hand küssen, die ihn aus dem Wege wies, wenn der Andere kam? Sie hatte es herabgeschworen, so trage sie auch, zur Sühne, daß Gerechtigkeit bleibe auf Erden. — Und er ging mit ihr, nicht um ihretwillen — wie sollte er aber dann noch leben können? Verloren so, verloren so! War er im Grunde doch nie an seinem Platz gewesen, hatte ihn aber behaupten können. Jetzt, dieser fortan steten Qual und Marter wäre er aber nicht gewachsen! Es fühlte sich unerbittlich, da gab es kein Weiter, wenigstens keines in Ehren — darum Ende, nur ein Ende!

Nachdem so Alles entschieden, war tiefste Stille über ihn gekommen; froh, in viel heimlicher, wenn auch kleinem Glück, hatte er immer gelebt, da ließ sich wohl auch mit einem Lächeln sterben! So klang denn selbst seine Stimme völlig ruhig, als er — beim Fortgehen zur Ablösung der Wache — wie heiläufig sagte: „Die Eisbahn ist gut, vielleicht könnten wir Nachmittags dorthin!“

Liddy schlug vor Freude die Hände zusammen; ein Wort gab das andere, schließlich wollte sie die Brüder benachrichtigen und Wilhelm dabei gleich ihren Stuhlschlitten mitbringen lassen.

Bernoth nickte nur und ging, von ihr bis an die Thür begleitet, fort. Heute sah sie ihm selbst nach und beinahe in der triumphirenden Empfindung, daß auch er zu ziehen sein würde, sobald er nur erst eingesehen hätte, daß sie nicht von ihrer Art lasse.

Wie zu irgend einer Feier schien es, als eine ganze Menge von Offizieren auf dem Markt zusammen traf und gemeinsam nach dem Fluß ging. Weit voran fuhr Wilhelm den Schlitten. Als man sich dem Thor näherte, kam dreist, wie daran gewöhnt, ein kleines Mädchen mit einem Teller voll Weichenbouquets an Bernoth heran. Er suchte sich, beinahe sorgsam, ein paar der duftigsten heraus, gab das eine an Liddy und steckte sich das andere in's Knopfloch. — Hinter ihm flüsterte einer der Offiziere „Subrosa;“ er hörte das und um seinen Mund zuckte es, als hätte er sagen mögen: „Selbst das hörst du noch einmal!“

Die Eisfläche war bei der frühen Stunde noch nicht sehr belebt, so licht und schön auch der frische Märztag war. Von den jüngeren Offizieren, welche mitgekommen, hatten die meisten bald ihre Schlittschuhe angeknallt und versuchten ringsum ihre besten Künste; auch Bernoth war längst fertig und schob, nachdem er in ein paar Läufen erprobt hatte, daß seine Schlittschuhe fest saßen, den leeren Schlitten, ihn bald loslassend, bald wieder an einem der hinteren Knöpfe fassend, vor sich her. — Liddy war noch im Gespräch begriffen und schien mit ihrem Fahren augenscheinlich darauf warten zu wollen, bis Lorch, der eben erst angelangt, auch gerüstet wäre. Bernoth sah es, doch war es nur noch in seinen Augen wie ein Lächeln, die gespannten Züge mochte Keines mehr lösen können.

Endlich hatte Lorch die letzte Schnalle zugezogen und einen Lauf gemacht. Liddy schlibberte nun ein wenig vorwärts, das leichte Pelzwerk flog an ihr auf, die Wangen rötheten sich mehr und mehr — sie erschien wieder in ganz so berückendem Reiz wie damals, als ihr ein Herz all' sein Leben darum gab. Heute war das Leben dieses Herzens erloschen; nur mechanisch hatte Bernoth bemerkt, daß sie nun wohl zum Fahren bereit sei, und er brachte den Schlitten mit ein paar überhasteten Wendungen in ihre Nähe.

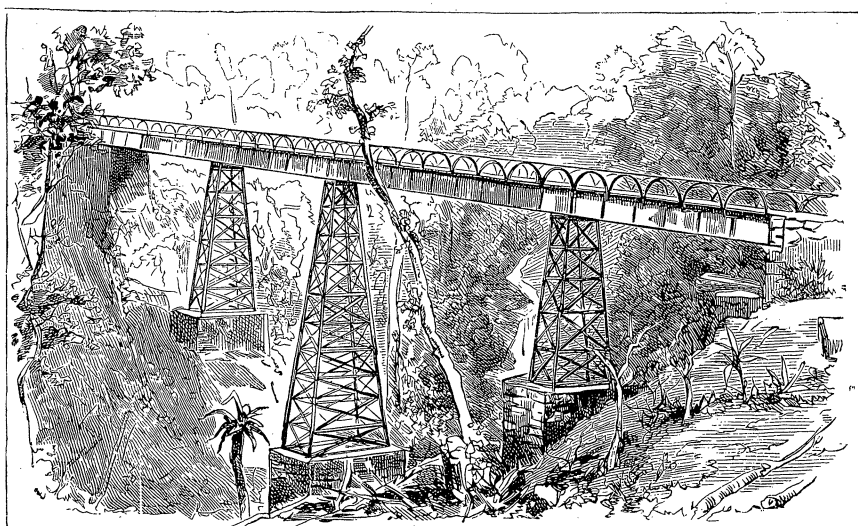
Sie stieg ein, lachend und voll Uebermuth; mit den Weichen grüßte sie noch ringsum, dann ging die schöne Fahrt los, die sie so liebte. In raschem Dahin und wie umgeben von Trabanten flog der kleine Zug die gewöhnliche Fahrbahn entlang, rechts der Insel; er kehrte dann, nachdem die Insel seitwärts liegen geblieben, auch wieder um, Bernoth lief langsamer und Alles sprach mit einander. Liddy strahlte vor Vergnügen. Als Bernoth nun aber, ohne sich aufzuhalten, gleich wieder von Neuem Losfuhr, blieben die Meisten zurück und bald, da er wie vom Winde gejagt vorwärts flog, auch die Einzelnen, welche sie noch begleitet hatten. Am Ende der Insel waren nur noch Lorch und ein anderer Offizier, der jetzt aber auch mehr zurückblieb, in ihrer Nähe. Mit rascher Schwentung gewann Bernoth da die andere Seite der Insel und glitt auf der spiegelglatten dunklen Fläche fast noch rascher dahin. Liddy hielt bei dem Windstrom wieder den Muff vor's Gesicht und wandte dabei lächelnd den Kopf nach dem Gatten. Dessen Aussehen erschreckte sie aber, so verzerrt war jeder Zug des Gesichts — sie öffnete den Mund zum Sprechen, doch erstarb ihr das Wort, als er grinsend rief: „Ah, kein Umsehen mehr, nicht Lorch — der Tod ist hinter uns!“

Sie hatte aufgeschrien, wollte sich erheben, doch ein eiserner Druck hielt sie nieder — und eine einzige wilde Wendung noch, da war das Gefährt im aufspritzenden Wasser verschwunden.

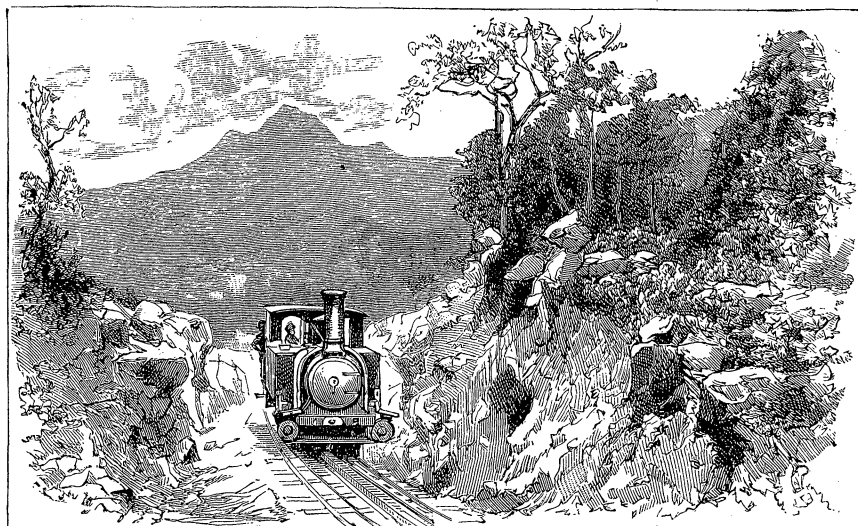
Das hatte der Schloßfischer, der an seinem Boot arbeitete, gesehen; mit einem Ausruf des Entsetzens stieß er dasselbe weiter in den Fluß hinein und wartete, über den Rand gebeugt, ob nichts auftauche. Die schwarze Strömung floß unaufhaltbar, brachte aber nichts; doch da — da kam etwas, eine noch schwärzere Masse! — Der Schloßfischer faßte kräftig zu, die Masse stante sich am Boot, so zog er sie endlich über Bord. Er wartete dann noch eine Weile, mehr aber gab der Brunn nicht heraus.

Lorch, der auf dem Ufer entlang gelaufen kam, war der Erste, welcher sich dem Boot näherte. Schon von Weitem rief der Fischer: „Tobt, Herr, tobt!“ — Als Lorch dann in ein bleiches Gesicht sah, auf dem nur Friede lag, entfuhr ihm der gelbe Schrei: „Mörder!“

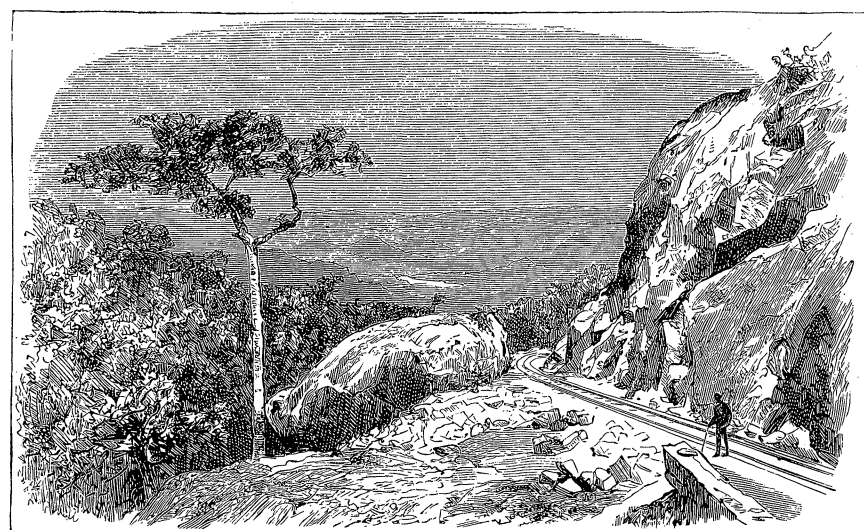
Und so ging auch dem todtten Bernoth ein Gerede nach.



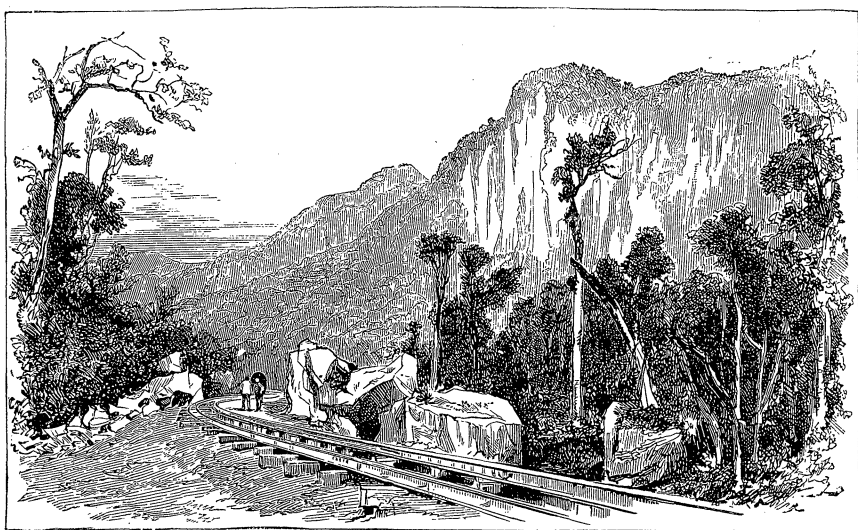
Fundagrotte und Wasserfall.



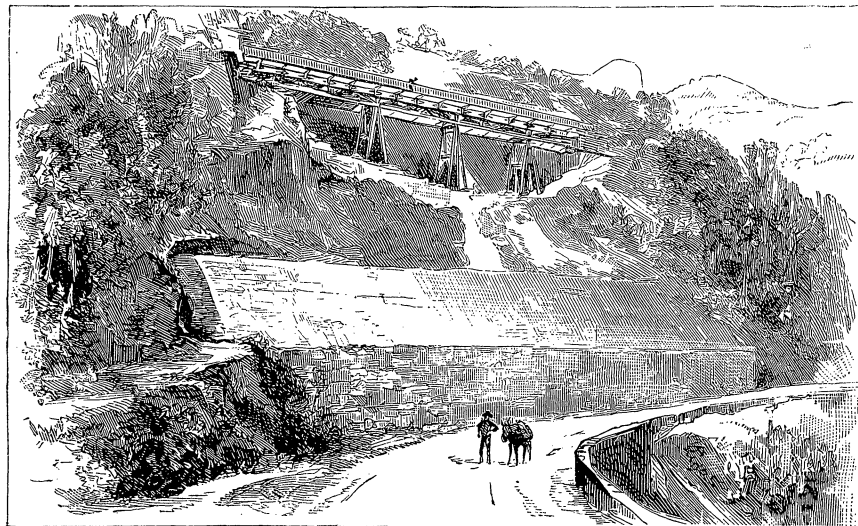
Auf der Serra, im Hintergrunde die Tijuaberge.



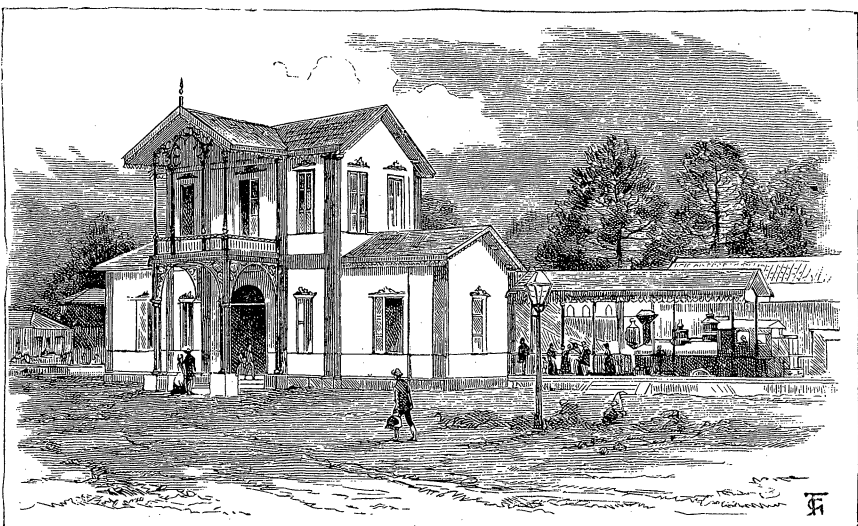
Gipfel der Serra.



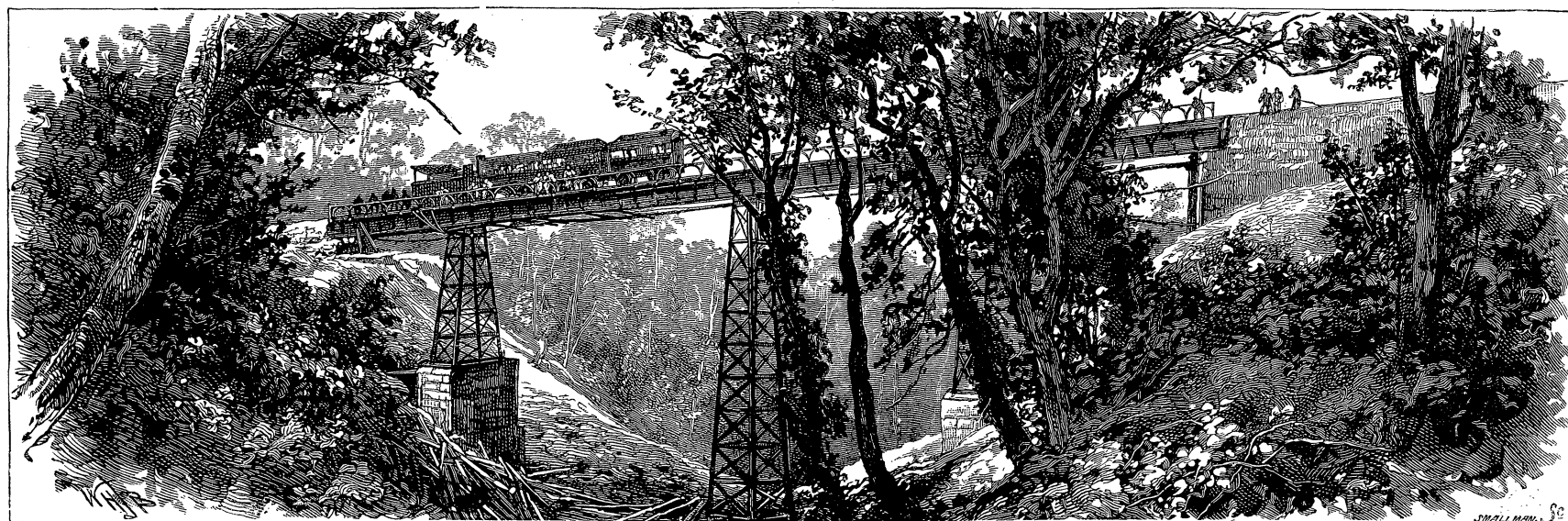
Unter den Corticobergen.



Rubinibrücke.



Station Petropolis.



Viadukt über die Fundagrotte.

Die Principe do Gram-Para-Eisenbahn in Brasilien.

Das Portal am Glockenthurm der Kathedrale zu Sevilla.

(Siehe das Bild S. 965.)

Auf dem mit Orangenbäumen bepflanzten Platz de la Infanta Isabel in Sevilla erhebt sich, die Stadt beherrschend

und von allen Punkten aus sichtbar, eines der ältesten und interessantesten Baudenkmäler spanischer Gothik: die Kathedrale Santa Maria della Sede. Bereits im Jahr 1403 wurde der Grundstein zur heutigen Kathedrale gelegt, und zwar auf derselben Stelle, wo zur Zeit der Maurenherrschaft die prächtige Moschee des Yakub Almansar stand und der Muezzin vom Minaret

herab die Gläubigen zum Gebet rief. Die Kathedrale, deren Baumeister leider unbekannt, bildet ein Langgebäude, zu welchem von allen Seiten Stufen hinaufführen. Der gotische Styl ist vorherrschend, ohne jedoch andere Bauarten auszuschließen, da an ihr Jahrhunderte lang gebaut und gemodelt wurde. Ja sogar die Spuren des einstigen Maurentempels lassen sich deutlich er-

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



„Da der Herr Professor wegen seiner Magerkeit Ihnen gegenüber zu sehr im Vortheil ist, so habe ich dieses Oval auf ihren Bauch gezeichnet, der Schuß, der darüber geht, mag dann ungünstig sein.“



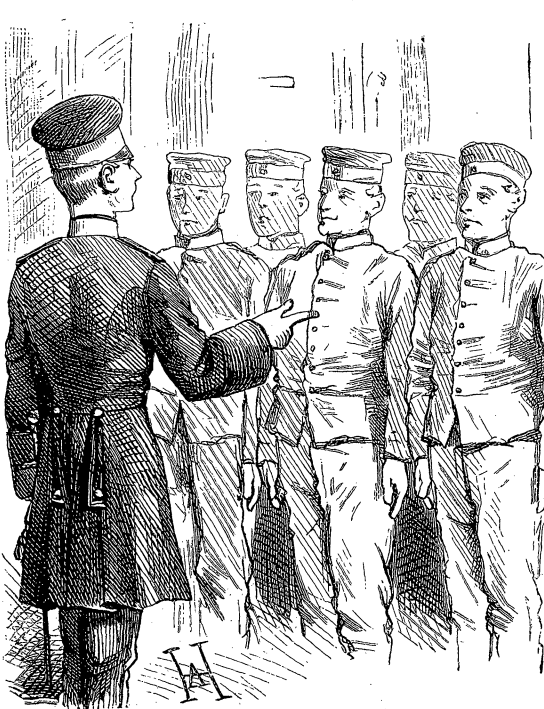
Tourist: Und das nennen Sie Schußhäuschen? Das regnet ja überall durch, wie durch 'n Sieb.
Führer: Dös macht nix, dös läuft unten Alles wieder 'naus.



Lehrer: Wandte mir „Schwur“ ab.
Schüler: Schwur, Gschwür, Gschwörner.



„Nun, wohin denn so schnell, Helenchen? Komm' doch 'mal zu mir!“
„Ach, heut hab' ich keine Zeit, ich muß die Tante rufen; wir haben ein Brüderchen bekommen und nun ist der Papa auf der Jagd; — 's ist noch ein Glück, daß die Mama wenigstens zu Haus war.“



Lieutenant: Wie sieht der Orden pour le mérite aus und wo wird er getragen? — **Soldat:** Der pour le méritter-Orden ist ein blaugemaltes Kreuz und hängt aus dem Halse heraus. — **Lieutenant:** Ein blau emailirtes Kreuz und wird um den Hals getragen; so heißt es. — **Lieutenant:** Woran erkennt man einen General? — **Soldat:** Der General trägt Epauletten mit silbernen Nuppen und breite goldene Achselstücke und ist von oben bis unten zugedüpf. — **Lieutenant:** Eine Hauptauszeichnung haben Sie aber noch vergessen und zwar in den Beinkleidern. — **Soldat:** Er is schwach uf die Beene.



Älteste Tochter: Ich glaube, Mama, Doktor Müller will mir einen Antrag machen.
Mama: Wie kommt Du darauf?
Älteste Tochter: Er fragte mich kürzlich, ob ich unser Affenhaus nicht satt hätte.

kennen; der heutige Thurm der Kathedrale mit seinen charakteristischen Doppelfensterchen (ajimeres) und Arabesken aus glasirten Ziegeln ist nichts Anderes, als ein in seinen unteren Theilen vollständig intact erhaltenes Minaret. Das Innere der Basilika theilt sich in fünf prächtig gewölbte Schiffe, welche ein Kranz von zwei- und dachzig zierlichen Seitenkapellen umgibt. Die Kirche enthält einen über alle Begriffe schönen „Murillo“, die Vergoldung des heiligen Antonius darstellend, hat die schönste spanische Orgel, be-

herbergt die Grabmäler Ferdinand des Heiligen, Alfons X., Fernande Columbus, das Denkmal des Christoph Columbus und unzählige, zum Theil noch aus der Moriskenzeit herrührende Kostbarkeiten. Den Eingang in dieses prachtvolle Gotteshaus bilden neun große Thore, von denen jedes wieder ein Kunstwerk für sich ist. Ein Juwel unter diesen ist das von uns im Bilde wiedergegebene Portal des Campanario, dessen imposante, kühn emporstrebende Formen und im reinsten gotischen Styl gehaltene

Bierkunst das Auge des Kenners wie des Laien erfreuen. Das Basrelief, welches sich in dem stumpfen Bogen des Frontispice befindet, ist eine Darstellung des Einzugs Jesu Christi in Jerusalem, welche in ihrer naiven Anschaulichkeit und feinen Charakteristik eine Meisterhand verräth. Die Statuen, welche die Nischen der flankentürmchen schmücken, stellen Engel, Evangelisten, heilige Väter und Bischöfe dar und sollen von dem berühmten sevillanischen Bildhauer Pedro Millan herrühren. Nur wenn man sich

diese kunstvollen, der Phantasie von Jahrhunderten entsprungenen Details vergegenwärtigt, mit denen jeder einzelne Theil der prächtigen Basilika in so üppiger Fülle überschüttet ist, kann man sich annähernd einen Begriff von dem Reichtum der Ideen und Formen machen, die das ganze Bauwerk in sich einschließt und welche in ihrer Gesamtwirkung auf den Beschauer einen geradezu überwältigenden Eindruck ausüben.

Aus dem Schutte.

Erinnerungsbilder

von

Leo Warren.

(Nachdruck verboten.)

III *

Das Hotel de Ville von Paris.



Wir haben aus dem Schutte der großen Städte schon einige merkwürdige Stätten ausgegraben, auf welchen die Erinnerungsgestalten eines reichen vergangenen Lebens, den Geistern vorübergegangener Zeiten gleich, einherstreben, nur Denjenigen sichtbar und verständlich, welche die historische Zauberformel zu finden wissen, um sie zu lebendiger Erscheinung zu beschwören. Es bedarf dazu keiner spiritistischen Medien — jene Beschwörungsformel findet sich in den vergilbten Chroniken, den pergamentenen Folianten und den vergessenen Memoiren, und wer sie zusammenstellt und ausspricht, vor dessen Blick zieht auf vielen Stellen, über welche das heutige Leben gedankenlos dahingeht, in reichen, wechselvollen Bildern die Vergangenheit belebend und anregend, erschreckend und erheiternd wie ein Wandelbiodrama vorüber.

Wir wollen diesmal unsere Beschwörungsformel über jene Schichten von blutgetränktem Schutte und Moder aussprechen, auf denen sich heute der Neubau des Hotel de Ville von Paris erhebt, nachdem die Kommune im Jahr 1871 das alte Stadthaus in Trümmer geschlagen hatte, und in einzelnen Bildern die verschiedenen Epochen an uns vorüberziehen lassen, zu denen jene Stätte den bedeutungsvollen Mittelpunkt des öffentlichen Lebens während der verschiedenen Jahrhunderte bildete.

In der ältesten Vorzeit der Stadt Paris befand sich auf dem damals ganz freien Plage des heutigen Hotel de Ville ein öffentlicher Markt, auf dem die Lebensbedürfnisse für die Haushaltungen der Pariser Bürger feilgehalten wurden; man muß sich das damalige Paris etwa so denken wie eine heutige recht kleine Provinzialstadt, noch beschränkter aber in seinen Verhältnissen, weil damals ein jeder Sammelplatz städtischen Lebens fast ganz von der übrigen Welt abgeschlossen war. Es gab keine Zeitungen und es wäre auch Niemand dagewesen, der sie hätte lesen können, so erfuhr man denn von dem, was draußen im übrigen Frankreich oder gar in der weiten Welt des märchenhaften Auslandes vorging, immer nur, was die seltenen Reisenden erzählten oder auch fabelten, oder was die Regierung gelegentlich durch Herolde bekannt machen ließ, oder endlich, was von den Gesprächen der Herren des Hofes in das Volk drang — lauter Quellen, welche die Wahrheit absichtlich oder unabsichtlich mit vielfachen Zusätzen trübten und färbten und das Bild der fernsten Außenwelt in den sonderbarsten Verzerrungen und Entstellungen erscheinen ließen. So war es denn natürlich, daß sich das ganze Interesse der Bevölkerung fast ausschließlich auf die Angelegenheiten und Ereignisse ihres eigenen Wohnplatzes beschränkte, ausschließlich noch, als dies heute in einer hinterpommerschen Landschaft der Fall ist.

Das älteste Bild, das, von der Zauberformel der vergilbten Pergamente heraufbeschworen, aus dem Schutte unter dem heutigen Pariser Stadthause emporsteigt, zeigt uns einen Marktplatz ohne Pflaster, von Bretterbuden umgeben, in denen die Schlichter, die Gemüthschänder, die Wild- und Fischverkäufer ihre Waaren feilboten. Hier erscheinen am Morgen die Hausfrauen der Pariser Bürger und die Bedienten der vornehmen Häuser, um ihre Küchenvorräthe einzukaufen; man feilschte, stritt und klatschte, wie das Alles auch heute noch auf den kleinen Wochenmärkten der Fall ist; man besprach die Liebschaften der Damen und Herren vom Hofe und die kleinen Familiengeschichten der Stadt, und Jeder brachte von dem Marktplatz am Seineufer nicht nur die Bestandtheile seines Mittagessens, sondern auch alle Neuigkeiten, Bonmots, Anekdoten und Standalgeschichten mit nach Hause, welche die gute Stadt Paris, so klein sie auch noch war, doch damals schon in reicher Fülle lieferte. Dieß Bild würde unserm Auge, so sehr die Szenerie auch unseren Marktplätzen gleich, doch außerordentlich seltsam erscheinen sein durch die sonderbaren, halb malerisch schönen, halb närrisch phantastischen Kostüme, in denen die Bürger und Bürgerfrauen jener Zeit sich durch einander bewegten.

Wie in jenen Tagen überall die Wasserstraßen den Handel und Verkehr vermittelten, da die Landwege ungebahnt waren und durch den Raubadel unsicher gemacht wurden, so führte besonders auch die Seine den Verkehr nach der Hauptstadt und der Platz auf der Halbinsel wurde mehr und mehr auch zu größeren Waarenniederlagen benützt. Zuerst entstand dort eine sogenannte étape — etwa Großfaktorei — für den Weinhandel, dann auch für Holz und andere Waaren.

Der König Ludwig VI., der Dicke von seinen Parichern genannt, welche ihn ungemein liebten, weil er die Städte in ihrer Freiheit und ihrem Handel schützte und mit ihrer Hilfe den Troß der unbarmhertigen Vasallen brach, verlegte darum den kleinen Krammarkt nach dem Marché des Innocents und ließ auf dem Plage ein Kaufhaus, «Maison de la Marchandise», errichten, in welchem sich die Kaufleute versammelten, ihre Waaren vorlegten und ihre Geschäfte abschlossen. Es war dieß also eigentlich die erste Börse in der alten Stadt Paris, welche sehr bald neben ihrer Eigenschaft als Mittelpunkt des Großhandels noch eine sehr viel höhere Bedeutung gewann.

Die Kaufleute jener Zeit hatten nicht bloß ihre Berechnungen zu machen, sondern sie mußten auch in ausgedehnter Weise für den Schutz ihrer Waarensendungen und ihrer Niederlagen sorgen, die, unausgesetzt von räuberischen Ueberfällen der großen Herren bedroht, stets sehr geneigt waren, ihre Verhältnisse durch solche Bündnisse zu verbessern. Es schlossen daher die Kaufleute in den größeren Plätzen unter einander und dann wieder die Genossenschaften der verschiedenen Städte gegenseitig Schutz- und Trutzbündnisse zur Abwehr der Angriffe gegen ihr Eigenthum. Diese Bündnisse nannte man Hanse, — ein altes keltisches Wort, das eine Schutzvereinigung, Gilde, Genossenschaft bedeutet. Wir brauchen heute dieß Wort vorzugsweise für die so berühmt und mächtig gewordene deutsche Hanse, doch bestand die Sache in Frankreich früher und Paris hatte schon unter Karl VI. seine Hanse. Die Mitglieder dieses Bundes waren die reichsten Kaufleute, die natürlich zugleich auch in der Bürgererschaft von Paris den größten Einfluß besaßen. In dem Kaufhaus, der «Maison de la Marchandise», wurden nun von den Kaufherren der Hanse nicht nur ihre Handelsgeschäfte, sondern zugleich auch die städtischen Angelegenheiten besprochen und durch ihren überwiegenden Einfluß auf die Bürgererschaft auch entschieden, da Niemand den maßgebenden Herren der Pariser Hanse zu widersprechen wagte. Man nannte daher das Kaufhaus «Parloir (Parloir) aux bourgeois», das heißt Sprechhaus, Rathhaus der Bürger. Die Hanse übernahm ohne Widerspruch die Führung und Leitung der ganzen Bürgererschaft und wurde damit die erste Form der Municipalität der städtischen Verwaltung, die Mitglieder der Hanse bildeten unter ihren Vorständen gewissermaßen eine plutokratische Oligarchie, welche die Regierung anerkannte, mit der sie über alle Angelegenheiten der Stadt Paris verhandelte und welche die Könige selbst als eine neben ihnen stehende Macht betrachteten, der sie große Freiheit und Selbstständigkeit ließen, um sie immer wieder als Verbündete gegen den Troß der großen Vasallen zu gebrauchen.

Im Jahr 1357 kaufte die Pariser Hanse, da das alte Kaufhaus zu eng geworden war, einen in der Nähe liegenden Palast, der drei Dauphins nach einander gehört hatte und den man deshalb La Maison aux Dauphins nannte; das Haus hatte große Höhe, Gemächer mit hohen Fenstern, einen glänzenden Audienzsaal und Alles, was zu einem Herrensitze damaliger Zeit gehörte. Dieß Palais wurde nun das Parloir aux bourgeois, der Prévôt der Kaufleute und Chef der Hanse erhielt in demselben seine Wohnung und schon residierte also der bürgerliche Stadtregent in dem Schlosse der Dauphins, ein Beweis, wie groß seine Macht und wie glänzend seine Stellung war. Die Chronik vom Jahr 1384 hat den Namen des ersten Prévôt, der in dieser fürstlichen Residenz Haus und — man könnte sagen — Hof hielt, aufbewahrt: es war Jean Jouvenel des Noëls, der Stammvater eines später hochangesehenen Adelsgeschlechts. Es waren die französischen Frigger, die zu jener Zeit das Stadregiment von Paris in ihren Händen hielten.

Es lag ebenfalls in den Sitten jener Zeit, daß man die Hinrichtungen, welche immer unter großem Schaugepränge stattfanden, auf den Plätzen vornahm, welche den Mittelpunkt des städtischen Lebens bildeten und also am besten dazu geeignet waren, der Vollziehung der Todesstrafe, die vor Allem Furcht und Schrecken erregen sollte, viele Zuschauer zu sichern. Es war denn auch auf dem Plage der «Grève» — das heißt ein ebenes, sandiges Flußufer — ein Galgen aufgerichtet und unmittelbar an der Seine stand ein großes Kreuz von Steinen, vor welchem die Verbrecher ihr letztes Gebet halten mußten. Neben der Gerechtigkeit wehte man den Mittelpunkt der Stadt auch der Barmherzigkeit und errichtete dort ein Hospital für die Waisenkinder, welche bis dahin ohne Schutz und Obdach, nur auf das Mitleid der Bürger angewiesen, in den Straßen der Stadt umhergeirrt waren. Dieß Hospital, welches natürlich auch ein Kapelle erhielt, wurde dem heiligen Geist geweiht und hieß L'hôpital und La chapelle du Saint Esprit.

Ganz anders also ist das Bild der vergangenen Zeit geworden, das wir unter dem Schutte hervorsteigen lassen. Der alte Krammarkt mit seinen Buden ist verschwunden, ein Palais des mächtigen Prévôt der Hanse erhebt sich auf dem Platz und sonach der Glanz als die Schrecken der städtischen Herrschaftsgewalt, die sich immer mächtiger neben dem Thron der Könige auftrug, finden ihren Ausdruck in dem mehrerhöhen Bild, das der Grèveplatz darbietet. Bald strahlen die Fenster des Dauphinhäuses in festlichem Glanz. In vergoldeten Säulen werden die Damen und Herren des Hofadels und der patrizischen Kaufmannswelt, welche man heute etwa die Haute-Finance nennen würde, zu den Festen des Prévôt getragen. Die Bürger stehen auf dem Platz, der damals durch seinen schlammigen Roth berühmt war, und mustern die vorbeiziehenden Herrschaften; jede Sänfte ist von zahlreichen Lakaien mit Fackeln umgeben, so daß die darin Sitzenden hell beleuchtet werden. Zuweilen ertönt ein lauter Begrüßungsruf, wenn irgend ein großer Herr erscheint, der durch seine Ritterlichkeit und Freigebigkeit die Bewunderung und Zuneigung des Volkes erworben; zuweilen beugt sich Alles ehrerbietig vor einem Bischof oder gar einem Kardinal, zuweilen auch schlägt ein Lakai mit der Fackel nach einem zu weit vorrängenden Neugierigen, dieser zieht sich dann mit unwilligem Murren zurück, denn Niemand wagt es, mit der zahlreichen und bewaffneten Dienerschaft der großen Herren anzubinden, aber heisende und scharf treffende Witze rächen die Unbill, und manche dieser Worte, die ein unbefannter kleiner Bürger auf dem tothigen Grèveplatz einem Herrn oder einer Dame nachgerufen, finden auf jenen so schnell flüchtigen und so geheimnißvoll unvorfolgbaren Wegen des Gerüchtes, welche damals die Zeitungen erfekten, ihren Weg bis in die schimmernden Säle des Hofes, um lange dem Betroffenen wie ein Pfeil mit scharfen Widerhaken anzuhängen.

Bald versammelt sich wiederum die ganze Bevölkerung der Hauptstadt, das, was man heute «tout Paris» nennen würde, auf dem Grèveplatz, um die Hinrichtung eines Verbrechers mit anzusehen, dessen That schon lange vorher das Gespräch in den Werkstätten der Handwerker und in den Boudoirs der vornehmen Damen gebildet hat. An die Stelle des ursprünglichen einfachen Galgens sind komplizirte Todeswerkzeuge und Marterinstrumente getreten, denn immer grausamer rächte die Gesellschaft, je fester sie sich konsolidirte, die Auflehnung gegen ihre Ordnungen. Die Justiz, die Militärmacht und auch die

Kirche entfalteten bei solchen Gelegenheiten ein imposantes und zugleich schauerliches Gepränge, die Menge harpte schon vom Morgengrauen an dicht gedrängt des erregenden Schauspiels, das bei den Parichern des Mittelalters ebenso große Anziehungskraft ausübte, als bei den alten Römern die Thierkämpfe und Gladiatorenkämpfe in der Arena; an den Fenstern des Parloir aux bourgeois, des alten Dauphinhäuses, saßen in seidenen, goldgestickten Kostümen mit Edelsteinen geschmückt die Damen und Herren der vornehmen Gesellschaft plaudernd und lachend, und lange noch bildete die Persönlichkeit und das Benehmen des Delinquenten den Gesprächsstoff in allen Gesellschaftskreisen.

Bald auch versammelte sich wiederum ganz Paris auf dem Grèveplatz, um am Johannisabend dem großen Freudenfeuer beizuwohnen, das nach uraltem, aus der Heidenzeit stammendem und von der christlichen Kirche übernommenem Volksgebrauch dort abgebrannt wurde. Mit großer Feierlichkeit wurde an dem Johannisabend unter der Leitung des Prévôt und seiner Schöffen der mächtige Scheiterhaufen aufgerichtet, der Erzbischof segnete denselben ein und während die riesige Flamme zum nächtlichen Himmel emporloderte, spielten Musikbänden und das Volk vergnügte sich in den zahlreichen, ringsum aufgeschlagenen Buden, in denen Speisen und Getränke verkauft und Glücksspiele veranstaltet wurden.

Diese Johannisfeste gewannen dadurch noch eine ganz besondere Bedeutung, daß die Könige dabei erschienen, der Anzündung des Scheiterhaufens, von dem ganzen Pomp des Hofes umgeben, beizuwohnen, im Volke sich bewegten und endlich aus den Fenstern des Parloirs dem festlichen Treiben zusahen, bei welchem man besonders auch unglückbringende Dinge und Symbole in das Feuer warf, um durch die geeignete und reinigende Flamme alle bösen Einflüsse zerstören zu lassen. So warf man Kleidungsstücke, Haare und Nagelabschnitte von Kranken in das Johannisfeuer, besonders auch Ragen als Symbole der Bosheit und des Verraths.

Bei dem Johannisfeuer auf dem Grèveplatz erschienen nach einander der schwermüthige Karl VI. mit der stolzen, hochmüthigen Isabeau von Bayern, umgeben von ihren schönen und üppigen Ehrendamen. Hier erschien auch König Heinrich V. von England mit seinem unmündigen Sohn Heinrich VI., nachdem das Pariser Parlament unter dem Druck der englischen Waffen den König Karl VII. abgesetzt hatte, und wieder befand sich an der Seite des englischen Eroberers die Königin Isabeau, die unnatürliche Mutter, welche ihren eigenen Sohn so bitter verfolgte. Die Jungfrau von Orleans brach dem Sieg über die Engländer die Bahn und am Johannisstage des Jahres 1436 loderte das Freudenfeuer wieder unter den Augen des rechten Königs unter ungeheurem Jubel der Bevölkerung auf. Unter den Damen des Hofes befand sich die schöne und anmuthige Agnes Sorel, welche den Dauphin in der Zeit des drückenden Unglücks ermunterte und immer wieder zu neuer Thätigkeit angepörrt hatte. Auch der finstere und grausame Ludwig XI. stand, in seinem Pelzmantel fröstelnd, auf dem Hüte die Heiligenbilder, zu denen er abwechselnd betete, vor dem Johannisfeuer, hinter ihm die düstere Gestalt seines Hensers, des furchtbaren Olivier le Daim, dessen bloßer Name schon Entsetzen einflößte; aber der bleiche König mit dem schiefen, lauernden Blick, vor dem die Fürsten und großen Edelleute bebten, hatte seine Popularität beim Volke, das er gegen die Bedrückungen der vornehmen Herren schützte und dessen freies Städteleben er begünstigte, und mancher aufrichtige Hochruf tönte ihm entgegen, wenn er durch die Reihen der Bürger schritt, manchem kleinen Handwerker die Hand drückte und sich im Dialekt des Volkes nach dessen Verdienst und Verhältnissen erkundigte.

Die Chronik hat uns eine ausführliche Beschreibung eines Johannisfestes aufbewahrt, welches im Jahr 1573, ein Jahr nach der blutigen Bartholomäusnacht, begangen wurde und bei welchem der melancholisch-grausame Karl IX. erschien, neben ihm seine Mutter, die furchtbare Katharina von Medicis, welche, einem gelben, leblosen Wachsilde gleichend, durch die entsetzlichen Gifte ihres Parfümeurs René le Florentin alles Leben vernichtete, das ihren Weg berührte, und deren tobdringender Hauch ihren eigenen Kindern verhängnißvoll wurde. Der Hof war glänzend wie kaum zu einer andern Zeit — in Seide und Edelsteinen schimmerten die Herren und die anmuthigen Damen, mit denen sich die finstere Katharina umgab, überall dufteten die Blumen; die Stadt Paris hatte vierundvierzig Linres — eine große Summe für jene Zeit — allein für Bouquets, Kronen und Guirlanden von den schönsten Rosen ausgegeben. In der Mitte des Platzes, gerade da, wo sonst der Galgen stand, war ein sechzig Fuß hoher Mastbaum aufgerichtet, an welchem sich zahlreiche Querstangen befanden, die siebenhundert Bündel von Reisig und fein gespaltenem Holz trugen. Am Fuß dieses Mastes waren zehn Wagenlabungen Scheiterholz und eine ungeheure Menge von Stroh aufgeschichtet. Auf diesem Holz- und Strohhaufen befand sich ein mit Pech gefülltes Faß. An dem Mast waren zwölf Ragen angeketet, denen man, um dem König, der ein leidenschaftlicher Jäger war, eine Aufmerksamkeit zu erweisen, einen Fuchs hinzugefügt hatte. Der Prévôt mit seinen Schöffen, große Fackeln von gelbem Wachs in den Händen, führten den König zu diesem Scheiterhaufen, nachdem derselbe eingeweiht worden. Der Prévôt reichte Seiner Majestät eine große, mit Gold verzierte Fackel von weißem Wachs, an welcher sich zwei Handgriffe von purpurothem Sammet befanden. Nachdem der König das Stroh angezündet, warfen der Prévôt und die Schöffen ihre Fackeln auf den Scheiterhaufen, und während die riesige Flamme hoch emporloderte, ließ man zugleich ein für jene Zeit ganz außerordentlich großartiges Feuerwerk von Petarden oder «lances à feu» (Raketen) abbrennen. Karl IX. blieb, bis das Feuer ausgebrannt war, auf dem Plage, dann wurde ihm eine Kohle gereicht und die Menge stürzte sich auf die glühenden Reste, um ebenfalls eine Kohle, einen noch glimmenden Brand oder nur eine Handvoll Asche zu erlangen, denn Alles, was mit dem Johannisfeuer zusammenhing, brachte seinem Besitzer Glück und hatte heilende Kraft für mancherlei Krankheiten. Dazu spielte die «Grande bande», das Musikkorps der Stadt Paris, in welchem sich, wie die alte Chronik besonders hervorhebt, sechs Trompeten befanden. Hundert Bogenschützen der Stadt Paris, hundert Armbrustschützen (arbalétriers) und hundert Büchenschützen (arquebusiers) des Königs um-

* I. siehe Bd. 49, S. 366; II. siehe Bd. 50, S. 679.

standen die Feuerstätte und hielten die Ordnung auf dem Platz aufrecht, damit der König, von der andrängenden Volksmenge nicht belästigt werde. Nachdem das Feuer erloschen war, wurde der König in die Festräume des Brénot geführt und dort durch eine kostbare Kollation bewirthet. Dieß Fest, das in seinen Einzelheiten uns aufbewahrt ist, bietet in der That ein merkwürdiges und treues Bild jener Zeit. Das Freudenfeuer und der Volksjubel auf der Nichtstätte, der glänzende, üppige Hof, von Mißtrauen, Furcht und Grauen erfüllt unter den Rosenguirlanden; so war auch die Zeit, grausam und blutig, über den Schreden taumelnder Rausch, trügerische Anmuth und flüchtiger Reiz des Signengusses.

Zwischen diese Bilder blutigen Schreckens und glänzender Pracht drängten aber zuweilen auch die Elemente ihre zerstörende Gewalt.

Die Seine, welche die Lebensader der Stadt Paris bildete, hatte zuweilen gar böse Launen, welche in jenen Zeiten, in denen die Kunst noch nichts zur Regulirung des Laufes der Flüsse thun konnte, um so verhängnisvoller wurden. Sie trat oft und zwar ganz plötzlich und unerwartet aus ihren Ufern, schleuderte die Brücken ab und überflutete die niedrigen Stadttheile. Ganz besonders hatte dann der Grèveplatz zu leiden. Am Johannisabend des Jahres 1429 war die ganze Stadt festlich um das traditionelle Feuer versammelt, als die Seine urplötzlich über die Ufer trat und mit so gewaltigem Ansturm den Grèveplatz überflutete, daß sie das Feuer auslöschte und die Menge zur schleunigen Flucht zwang. Bald aber kehrte die größte Anzahl der Festtheilnehmer zurück. Man drang in das Wasser, um die Brände aus den Wellen zu ziehen, an einer höheren Stelle den Scheiterhaufen wieder aufzubauen und von Neuem anzuzünden, denn alle Welt war überzeugt, daß die Stadt Paris das schwerste Unglück treffen müsse, wenn das Johannisfeuer ausgelöscht geblieben wäre. Andere große Ueberschwemmungen, wenn auch nicht am Johannisstage, fanden noch vielfach statt; häufig konnte der Verkehr auf dem Grèveplatz nur mit Rähnen bewerkstelligt werden und auch die Insel der Notre-dame stand des Oefftern unter Wasser. Man nahm dann seine Zuflucht zu dem Reliquienschein der heiligen Genoveva. In großer Prozession wurden die wunderthätigen Ueberreste der Schutzheiligen von Paris um die überschwemmten Stellen herumgetragen und nach einiger Zeit fiel dann allerdings das Wasser wieder zu seinem früheren Niveau zurück. Die Macht der Angerufenen hatte sich flüchtig mit der Macht der Zeit verbunden, und schwer war es festzustellen, welcher Macht nun das Wasser gehorcht hatte.

Außer dem Johannisfeuer pflegte man in alten Zeiten auch sonst bei besonderen Gelegenheiten Freudenfeuer anzuzünden, und zwar geschah dieß häufig zu feindlichen Demonstrationen gegen das Königthum, das in alter Zeit mit dem Volk von Paris zuweilen kleine häusliche Zwiste hatte, die dann immer mehr zu tödtlicher und unversöhnlicher Feindschaft ausarteten. Am 3. August des Jahres 1589 zündete man ein Freudenfeuer auf dem Grèveplatz an, als von Saint Cloud die Nachricht kam, daß Heinrich III. dort am Abend vorher ermordet worden sei. Am 15. August 1793 errichtete das Volk auf dem Grèveplatz einen Scheiterhaufen aus den alten Fahnen der französischen Armee, welche noch die königlichen Wappenthiere trugen. Man warf auf diesen Scheiterhaufen zugleich Adelsbriefe, Patente und Dekorationen des Ludwigordens, so viel man davon aufstreuen konnte, und unter den Klängen der Carnagnole umtanzte das Volk den brennenden Scheiterhaufen, welcher die Gegenstände seines Hasses verzehrte, wie einst zur Zeit Karl's IX. das Johannisfeuer die Ketten verzehrt hatte. Es ist eine wunderbare Fügung, daß die letzten Symbole des Königthums gerade am 15. August verbrannt wurden, demselben Tage, welcher später zum höchsten Festtag des Kaiserreichs erhoben und dann auch wieder auf demselben Plage mit ganz außerordentlichem Glanze gefeiert wurde unter dem Jubel desselben Volkes, das einst hier die Könige begrüßt hatte und das dann wieder nach einem halben Jahrhundert die Trümmer des zweiten Kaiserreichs auf demselben Plage mit fanatischem Jubel durcheinander werfen sollte.

Die Johannisfeuer auf dem Grèveplatz behielten lange ihren alten Glanz, allmählig wurden sie zu großen Volksfesten, nach der Revolution aber hörten sie ganz auf.

Heinrich III., Heinrich IV. und Ludwig XIII. fehlten fast niemals bei dem Johannisfeuer, der große Cardinal erschien hier inmitten des Volkes und die Pariser konnten den Gefürchteten, der sonst unnahbar war, in der Nähe sehen. Ludwig XIV. kam nur einmal während seiner langen Regierung zum Johannisfest und Ludwig XV. erschien niemals mehr dort. Vielleicht wäre Ludwig XVI. klug gewesen, wenn er die alte Sitte wieder aufgenommen und Fühlung mit dem Volk behalten hätte, wie es seine Vorfahren in den früheren Jahrhunderten thaten. Das Volk stritt sich wohl mit ihnen, es empörte sich auch zuweilen, aber es dachte doch niemals daran, den Thron umzustürzen, eben weil das Königthum trotz aller Fehler der Regenten volkstümlich war. Die Könige zogen sich nach Versailles zurück, sie wurden dem Volke fremd, und als der innere Zusammenhang gelöst war, zerriß das äußere Band von selbst bei dem ersten Anstoß. Neuerliche Sitten und Gebräuche haben gerade in den Monarchien oft eine außerordentliche Macht und Bedeutung, ihre Vernachlässigung zerstört das Gefühl der Verwandtschaft zwischen den Herrschern und dem Volk und macht die Revolutionen unvermeidlich.

Doch wir sind der geschichtlichen Entwicklung des Grèveplatzes schon weit vorausgeleitet, fortgerissen von den Bildern, die aus dem Schutt vor uns aufstiegen.

Im Jahr 1532 war das Dauphinhaus, das Parloir aux bourgeois, für die erweiterte Ausdehnung der Geschäfte und der Repräsentation zu eng geworden und die Stadt Paris kaufte mehrere daneben liegende Häuser und Territorien an, um einen glänzenderen und umfangreicheren Bau aufzuführen.

Am 15. Juli des Jahres 1533 legte der damalige Brénot der Kaufleute, Peter de Birole, mit großem Pomp den Grundstein zum neuen Palast, den man nun nicht mehr Parloir aux bourgeois, sondern Hotel de Ville nennen wollte. Man beilegte sich gerade nicht mit diesem Bau, und selbst für die damalige Zeit, welche die heutigen Schnellbauten noch nicht kannte, war es ein langer Zeitraum, der von der Grundsteinlegung bis zur Vollendung verstrich, nämlich volle sechzig Jahre. Die

ursprünglichen Baupläne wurden schon nach sechzehn Jahren verworfen und durch neue ersetzt, welche der italienische Architekt Domenico Boccardi, mit dem Beinamen Cortone, entworfen hatte, aber auch diese wurden in der langen Zeit vielfach geändert und endlich führte der französische Baumeister Androuet de Cerceau den Bau im Jahr 1605 zu Ende.

Dieß war der Bau, der im Großen und Ganzen bis zum Jahr 1871 stand und den die heutige Generation noch gesehen hat. Doch war die ganze Szenerie eine wesentlich andere, als sie sich unter dem Glanz des zweiten Kaiserreichs gezeigt hat. Als das Hotel de Ville vollendet war, lag der alte Grèveplatz noch ungepflastert in seiner primitiven Gestalt da und ringsum lag ein schmutziger und enger Stadtheil, der lange noch, während die Boulevards der Sammelpunkt der internationalen Eleganz wurden, den eigenthümlichen Charakter des alten Paris zeigte. Die kleine, enge und dunkle Straße du Mastron führte zu dem südlichen Pavillon des Hotel de Ville, der in seinem Erdgeschoß einen Durchgang zu dieser Straße bildete. Zwischen dem Stadthaus und dem Seinerufer lief die Straße de la Mortellerie aus, welche fast ausschließlich von der Kunst der Mortelliers, der Mörterschmiede, bewohnt war, und die Mitglieder dieser Kunst warteten täglich auf dem Grèveplatz am Eingang ihrer Straße, daß man ihnen Arbeit brachte oder sie in die Häuser abholte. Rings um den Platz standen kleine und niedrige Häuser, zwischen denen die Straßen du Mouton, Jean de l'Epine, de la Tannerie und de la Tannerie sich öffneten, lauter enge Gassen, welche kaum am hohen Mittag durch einen Sonnenstrahl erleuchtet wurden und deren mephistischer Duft auf den Grèveplatz drang. Raum würde Jemand, der heute über den freien, luftigen Platz schreitet und in die schönen Avenuen hinausblickt, die in denselben einmünden, es für möglich gehalten haben, daß es dort einst so ausgesehen habe, wie es vor kaum einem Jahrhundert in der That der Fall war. Noch zur Zeit der Revolution war der Platz abschreckend, schmutzig und ärmlich, mehr noch durch die dort aufgestellten Hinrichtungsapparate, und der großartige Bau des Hotel de Ville stand merkwürdig gegen seine Umgebungen ab, ein Symbol des Volkes, das in Glend und Armuth sein mühseliges, dunkles Dasein fristete, aber in der Vertretung seiner Gesamtheit zu einer drohenden Macht neben dem Königthum herantwuchs. Die Stadtherrschaft befand sich nicht mehr in den Händen der alten Gans, der exklusiven Kaufmannschaft; unter der Regide der Regierung selbst, welche dadurch die trotzige Selbstständigkeit der patrizischen Oligarchie zu beugen hoffte, waren immer mehr demokratische Elemente in die Stadtverwaltung gebrungen; in Wirklichkeit aber zerbrach die Regierung dadurch ihre festeste, wenn auch zuweilen unbequeme Stütze.

Das Hotel de Ville wurde immer mehr zum Sitz der grundsätzlichen Opposition gegen die königliche Autorität, und es gab keine Erhebung gegen die Regierung, welche nicht in dem Palast der Bürgervertretung ihren Mittelpunkt gefunden hätte. Das Hotel de Ville wurde ebenso wie früher der Grèveplatz die Stätte historischer Vorgänge und Kämpfe; man kann mit Recht sagen, daß dort die Revolution vorbereitet, geleitet und bis auf unsere Tage fortgesetzt wurde.

Schon im Jahr 1652, während der Fronde zur Zeit der Minderjährigkeit Ludwigs XIV., spielte das Hotel de Ville seine Rolle im Kampfe der von den unzufriedenen großen Herren unterstützten und geleiteten Bürger gegen das Königthum. Die Vertreter der Bürgerchaft waren in dem Palais am Grèveplatz versammelt, ein Trompeter brachte die Vorschläge des Hofes zu einer Verständigung. Man berieth lange, zu lange nach der Meinung der königlichen Partei; die Soldaten Condé's drangen über den Platz, die Bürgerwachen schlossen die Thüren des Hotel de Ville, aber die Soldaten legten Scheiterhaufen vor den verschlossenen Thüren an, und in der Furcht vor dem drohenden Feuerorte flohen die Bürgerwächter nach allen Seiten. Viele entkamen in Verkleidung, nicht Wenige aber wurden von den Soldaten in Stücke gehauen. Der Hof hielt seinen Einzug in Paris, aber von jenem Tage an blieb die Erbitterung, welche endlich zu furchtbarer Rache führen sollte. Während der Revolution hatte der Prinz von Lambesc mit dem Regiment „Royal Allemand“ einen Angriff auf die Menge in dem Tuileriengarten gemacht. Eine wilde Wuth ergriff ganz Paris, auf dem Hotel de Ville wurde die Sturmglode geläutet, aus den engen dunklen Straßen strömte die Menge zusammen, in der Nacht wurde ein permanenter Sicherheitsausschuß gebildet, der sich ohne Wahl und Mandat selbst konstituirte, eine Stadtmiliz wurde durch ein Dekret des Sicherheitsausschusses gebildet, die „Bürger“ ließen sich in Schaaren anwerben, so daß in kürzester Frist die „Garde Parisienne“ 150,000 Mann betrug. Das Kommando wurde im Hotel de Ville eingerichtet. Die Revolution, welche bisher nur eine unbestimmt wogende Bewegung war, hatte ihre Organisation, ihre Armee und ihr Hauptquartier gefunden. Noch führte der Brénot der Kaufleute das Ehrenpräsidium der Stadtverwaltung, man beschuldigte ihn des Verraths und eine unbekannte Person aus der Menge streckte ihn durch einen Pistolenschuß auf der Schwelle des Hotel de Ville nieder. Der Sicherheitsausschuß ernannte Bailly zum ersten Maire und Lafayette zum General der nationalen Garde von Paris.

Die „Nation“ war also dem Königthum entgegengestellt, der König stand einer geschlossenen Macht gegenüber und diese Macht nannte sich selbst die „Nation“, für ihn blieb also kaum noch ein Rechtsboden übrig, er wurde überwunden und im Hauptquartier des feiglichen Gegners selbst gefolgt der Akt der Unterwerfung. Der König kam in das Hotel de Ville, er bestätigte die Ernennung von Bailly und Lafayette und erschien auf dem Balkon mit der neuen dreifarbigten Kokarde am Hut. Unermeßlicher Jubel begrüßte ihn — aber dieser Jubel war die Todtenfeier des Königthums. Von da ab war im Hotel de Ville der Sitz der Regierung von Frankreich, der Königspalast war nur noch die Stätte einer geistwidrigen Auflehnung gegen das für souverän erklärte Volk.

Die Revolution befreite den Grèveplatz von seiner schauerlichen Bestimmung als Nichtstätte, aber nicht minder blutige Szenen fielen dennoch vor und in dem Hotel de Ville vor. Der Generalpächter Foulon, den man beschuldigte, daß er die Brodpreise in die Höhe treibe, wurde vor den Sicherheitsausschuß geführt, aber an der Schwelle des Hotel de Ville

massakirt, ebenso dessen Schwiegerohn Verthier. Jede blutige Phase der Revolutionszeit fand ihren Mittelpunkt im Hotel de Ville; endlich freilich sah dasselbe auch den Akt der Vergeltung des vom Blut überfluteten Volkes an dem Diktator der Schreckensherrschaft.

Am 9. Thermidor des dritten Jahres der Republik war der sentimentale Genfer Robespierre, der die Guillotine in den Dienst der Rousseau'schen Humanitätsphilosophie stellte, durch den Konvent, der so lange sein gefügiges Werkzeug gewesen war, außer dem Geleze erklärt. Er flüchtete mit seinen unmittelbaren Anhängern, die an sein Schicksal gebunden waren, nach dem Hotel de Ville, nachdem er Henriot den Befehl gegeben, die Sektionen zu seiner Hilfe aufzubieten. In dem grünen Kabinett, welches später noch mehrfach und auch im Jahr 1871 den provisorischen Regierungen zum Bureau diente, ließ der Blutherrscher mit seinen Getreuen, sie schmiedeten eine jener schmückigen Proklamationen an das Volk, in denen man unter hochtönenden Phrasen im Namen der Freiheit die Köpfe aller Derer forderte, die von der ersten aller menschlichen Freiheiten, eine eigene Meinung zu haben, Gebrauch machen wollten. Der halb gelähmte Couthon diktierte dieß letzte Machwerk der Schreckensherrschaft, Fleuriot führte die Feder. Da drangen die Truppen des Konvents auf den Grèveplatz — die Thür des grünen Kabinetts wurde aufgestoßen. Der Gendarm Meba erklärte die Anwesenden für verhaftet, Robespierre kroch unter den Tisch, Meba schoß seine Pistole auf ihn ab und zerstückte ihm die Kinnlade, die Anderen flohen, wurden aber auf dem Korridor ergriffen und an den Füßen zurückgeschleift, um nach der Conciergerie gebracht und am nächsten Tage der Guillotine als letzte Opfer übergeben zu werden. So endete die Schreckensherrschaft auf dem Hotel de Ville, wo sie geboren worden war. Einige Tage darauf stellte der Deputirte Fréron im Konvent den Antrag, das Hotel de Ville der Erde gleich zu machen, um jede Erinnerung an die Herrschaft der Kommune zu vernichten — wenige Stimmen Majorität nur erhielten das Hauptquartier der Revolution, das bestimmt war, von der Revolution selbst vernichtet zu werden.

Weiter ziehen die Bilder des großen historischen Dioramas, aus dem Schutte aufsteigend, in ihren wechselnden Gestalten vorüber.

Unter dem Direktorium und dem Kaiserreich verlor das Hotel de Ville seine politische Bedeutung, die Stadtverwaltung war in zwölf Arrondissements mit einzelnen Magistraturen eingetheilt und unter einen von der Regierung ernannten Departementalkath gestellt. Die aus der Revolution hervorgewachsenen Regierungen verstanden es am besten, die Macht der Revolution in ihrem gefährlichsten Mittelpunkt zu brechen. Auch unter Ludwig XVIII., der mit einer gewissen Vorsicht regierte, lag das Hotel de Ville in unbeachteter Stille, aber sogleich trat es seine alte Rolle des Mittelpunkts der Opposition gegen das Königthum, ja gegen jede geordnete Regierung wieder an, als Karl X. durch seine Ordonnanz die letzten Wurzeln der revolutionären Prinzipien ausrotten wollte, aus denen immer wieder neue Triebe hervorsprossen. Diese tief in das Volksleben eingedrungenen Wurzeln waren für die unvorsichtige und doch schwache Hand des restaurirten Königthums zu mächtig; in ungeahntem, plötzlichem Wachsthum schoß die Revolution wieder auf und zerprengte in ihren Verästelungen den Thron. Am 28. Juli 1830 begann der Straßenkampf des Volkes gegen die Truppen des Marshalls Marmont; vor Allem drängt das Volk, seine alte Burg, das Hotel de Ville, zu erobern, das erste Linienregiment verweigert zu schießen; da erscheint in der Nacht des 29. der alte Lafayette, er zieht in das Hotel de Ville ein, übernimmt den Oberbefehl über die Revolutionsarmee, am 30. ist der Kampf entschieden, Karl X. zieht in die Verbannung und die alte Macht des Hotel de Ville ist wieder hergestellt, von Neuem liegt hier der wahre Schwerpunkt der Regierung und aus dem Hotel de Ville, auf dessen Balkon Ludwig XVI. die dreifarbige Kokarde angeheftet hatte, geht unter der Trifolore das Julikönigthum hervor, das von der Revolution die Erlaubniß erhielt, den monarchischen Titel zu führen. Louis Philippe, der seinen Vater unter der Guillotine als Bürger Egalité hatte fallen sehen, durfte aus Gnaden der Revolution sich König der Franzosen nennen — während seiner ganzen Regierung stand das Hotel de Ville als ebenbürtige und gefürchtete Macht den Tuileries gegenüber.

Neunzehn Jahre später floh Louis Philippe, der Erbe der Revolution, ebenso, wie Karl X., der Erbe der Legitimität, geflohen war, vor einer neuen Revolution; wieder konzentrierte sich die revolutionäre Gewalt als provisorische Regierung in demselben Hotel de Ville, in welchem Lafayette und Robespierre nach einander emporgestiegen und gefallen waren. Die Republik wurde proklamirt, aber sie brach bald unter den Händen ihres Präsidenten zusammen, der es geschickt verstand, sie zu einer Stufe für den wieder aufgerichteten Thron des großen Verbannten von St. Helena zu machen.

Wie unter dem ersten Kaiserreich, so sank auch unter Napoleon III. das Hotel de Ville zu politischer Bedeutungslosigkeit herab. An der Spitze der kommunalen Verwaltung stand der Seinepräfekt, welcher die Maires der Arrondissements mit unbeuglicher Strenge regierte und zugleich in unbedingtem Gehorham den Befehlen des Kaisers folgte. Hier residirte der bekannte Baron Hauffmann, dessen rücksichtsloser Energie es in kurzer Zeit gelang, die ganze Stadt Paris umzuformen, freilich unter dem Opfer mancher historischen Erinnerung. Unter seiner Hand verschwanden auch die letzten Ueberreste des engen und häßlichen Viertels, das früher den Grèveplatz umgeben hatte, prächtige Straßen öffneten sich nach dem Hotel de Ville und Paris durfte in der That stolz sein auf die würdige äußere Umgebung des Mittelpunktes seiner städtischen Verwaltung. Napoleon III., der es in den Jahren seines aufsteigenden Sterns so vortrefflich verstand, die eiserne Hand mit dem Sammethandschuh zu handhaben, welche die Franzosen von ihrer Regierung verlangen, wenn dieselbe Bestand und Autorität behalten soll, war klüger als sein Oheim. Er hatte wie dieser dem Hotel de Ville seine politische Bedeutung genommen, er gab demselben dafür einen äußeren Glanz der Repräsentation, wie derselbe kaum jemals vorher entfaltet worden war. Der Seinepräfekt mußte bei jeder sich darbietenden Gelegenheit Feste geben, welche mit denen der Tuileries an Pracht wetteiferten.

Die fremden Fürsten, welche am Kaiserhofe erschienen, wurden auch im Hotel de Ville bewirthet; im Jahr 1867 waren fast alle Souveräne Europas, der Sultan mit eingeschlossen, in den glänzenden Prachtzügen des Hotel de Ville Gäste der Stadt Paris. Der Eitelkeit der Bürgerchaft war dadurch geschmeichelt, die Feste des Hotel de Ville waren die circensischen Spiele Napoleon's III., während er zugleich durch die strenge Durchführung der indirekten Besteuerung, durch den städtischen Ötroi auf die Luxusgegenstände, für den steigenden Wohlstand der Hauptstadt sorgte. Freilich waren es nur die höheren und mittleren Bürgerklassen, welche durch dieß System mit dem Kaiserreich verknüpft wurden, — in der Tiefe grollten die Elemente der Zerstörung und in den strahlenden Räumen des Hotel de Ville gingen die blutigen Geister der Revolution um, den Augenblick erlauernd, an dem sie wieder den Mann, der sie gefangen hielt, brechen möchten. Vielleicht wäre dieser Augenblick noch lange nicht gekommen, wenn nicht in dem so thöricht begonnenen Krieg unter den Schlägen des äußeren Feindes das Kaiserreich zusammengebrochen wäre, wie es schon im Jahr 1832 von der Normand vorhergesagt worden war.

Wieder tagte eine Regierung, die sich selbst konstituiert und eingesetzt hatte, in dem Hotel de Ville; wieder wurde dort die Republik proklamiert, wieder wurden die Geschicke Frankreichs in demselben grünen Kabinett entschieden, in welchem einst Robespierre blutend zusammengebrochen war, von Männern, welche ihr Recht nur aus der Affirmation der Straßenmeute in Paris schöpften und mit der großen französischen Nation nichts gemein hatten. Das Hotel de Ville beherrschte Paris, und Paris beherrschte Frankreich, wie dieß seit Jahrhunderten schon durch das alte Königthum zu dessen eigenem Verderben zur Regel gemacht war, die von Generation zu Generation ohne Widerspruch angenommen wurde.

Aber hinter den Männern der Phraße vom 4. September 1870, welche sich bequem in den Sesseln breit machten, aus denen die deutschen Waffen die kaiserliche Regierung vertrieben hatten, standen die Männer der That, der unverzöhnlichen Revolution, welche die Kommune Robespierre's als ihr furchtbares Ideal verfolgten, welche, ebenso wie einst die Legitimisten des ancien régime, nichts gelernt und nichts vergessen hatten und die Republik von 1870 unmittelbar an das Jahr 1793 wieder anknüpfen wollten.

Schon am 31. Oktober 1870 drang die Kommune gegen das Hotel de Ville vor und die schwächliche Regierung Trochu's, welche sich die Regierung der nationalen Vertheidigung nannte und sich selbst nicht vertheidigen konnte, wäre schon damals zusammengebrochen, wenn nicht einige Bataillone der Nationalgarde aus den besseren Vierteln noch im letzten entscheidenden Augenblick eingeschritten wären!

Am 18. März 1871 aber errang die Kommune die Herrschaft und etablierte ihre blutige Regierung im Hotel de Ville, Schrecken und Entsetzen um sich verbreitend und endlich, wie einst Robespierre, am Uebermaß der eigenen Schrecken zusammenbrechend. Dießmal aber sollte die Kommune den Sitz ihrer Herrschaft zu ihrem Scheiterhaufen machen. Das Hotel de Ville, das fast dreihundert Jahre auf der Stelle des alten Parloir des bourgeois gestanden und so viel um sich hatte zusammenfinken und neu erstehen sehen, wurde von den Wahnwüthen, die hinter sich nur das Chaos zurücklassen wollten, angezündet, und am 24. Mai — gerade einen Monat vor dem Johannistage, an welchem einst die Freudenfeuer vor den Augen der Könige den Greveplatz erleuchteten — spiegelten sich die Flammen der entsetzlichen Brunst in den Wellen der Seine, welche dießmal nicht über ihre Ufer trat, um sie zu löschen.

Dieß ist das letzte Bild, welches aus dem Schutt emporsteigt und das man wohl für ein schauerliches Erzeugniß düsterer Phantasieen halten möchte, wenn man den schönen, glänzenden und freundlichen, von geschäftigen Menschen belebten Platz ansieht, auf dem sich heute das neu erbaute Stadthaus erhebt, das im Jahr 1883 vollendet wurde. Der alte Schutt liegt unter dem glatten Pflaster, über welches die emsige Geschäftswelt dahintreibt, wieder strahlen die Fenster des neuen Hotel de Ville in festlichem Licht, ruhig rauscht die Seine an den prachtvollen Kais vorüber und Alles scheint friedlich und freundlich unter der dritten Republik. Aber das Blut der Vergangenheit haftet an dem überdeckten Schutt, die Geister schweben über den zerfallenen Trümmern, und wenn jemals von Neuem die Revolution ihr schlangenhaariges Haupt erheben, wenn jemals die zweite Kommune der dritten Republik folgen sollte, so wird ganz gewiß die Stätte der unerbittlichen Herrschaft des Schreckens wiederum das Hotel de Ville sein, das auf dem Schutt des alten verfunkenen Baues sich erhebt.

Gedankenpäne

von
W. G.

(Nachdruck verboten.)

Wenn ich einmal ärgerlich werde, so finde ich bei beruhigtem Blut in der Regel, daß ich in der Sache, um die es sich handelte, selbst etwas verkehrt hatte.

Wer mich besucht, unterliegt hinterher meiner Kritik; aber die ungeschlachte Rücksichtslosigkeit verräth es, über diejenigen zu Gericht zu sitzen, von deren Tisch man soeben aufgestanden ist.

Das Unheil, welches Thatenlust in der Welt anrichtet, und das Gute, das aus Trägheit unterlassen wird, dürfen sich so ziemlich die Wage halten.

Weiblich ist die Vorliebe für Palliative, wo der Mann zu radikalen Mitteln greifen möchte.

Man kann Jedem in der Welt eine Lobrede halten, wenn man nämlich nur — seine Fehler verschweigt.

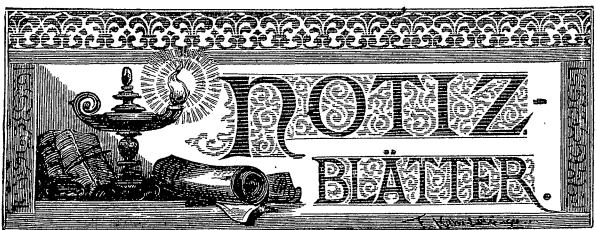
Zu den Redeweisen, mit welchen die guten Deutschen höflich sein wollen, ohne zu merken, wie sehr die Wendungen das Gegentheil sind, gehört insbesondere das in gewissen Provinzen gang und gäbe: „Sie müssen entschuldigen.“ Wie oft habe ich das jungen Leuten nur mit Mühe zum Bewußtsein gebracht!

Bei den Dingen in unserem Leben, mit denen wir nothgedrungen fertig werden müssen, kommt es, wie bei harten Vissen, hauptsächlich darauf an, gut zu fauen, das heißt sie ebenso wie diese vor dem Hinunterschlucken in möglichst kleine Stücke zu theilen.

Güte — namentlich unsere „Cylinder“ — werden bekanntlich erst bequem und damit erst recht brauchbar, wenn sie mit dem Glanz auch alle Steifigkeit, ja alle Form verloren haben, alt und durchgewiegt sind; — mit uns, ihren Trägern, ist es vielfach nicht anders.

„Mit nichts zufrieden“, ist in dem einen Sinn des Wortes die unerjättliche Habgucht, wie im andern die äußerste Entsaugung.

Man kann mit sehr vielen Mängeln, ja Fehlern, unangefochten durch die Welt kommen, sofern man nur sorgfältig den Gelegenheiten aus dem Wege geht, bei welchen dieselben zu Tage treten würden.



Literatur.

Der humoristische Roman hat in den letzten Jahren an Boden bei uns verloren, nicht weil dem Publikum die Empfänglichkeit dafür mangelte, sondern aus Gründen, die in der Produktion lagen, denn fast Alles, was den Titel humoristisch trug, war herzlich unbedeutend. Jetzt liegt uns ein Roman vor: „Harte Köpfe“ von Friedrich Lange (Leipzig, Friedrich), der Züge von echtem, wahren, witzigem Humor zeigt und in einzelnen Partien köstlich ist. Der Autor schildert in dieser Geschichte die Freundschaft zweier ehemaligen Freunde, deren einer Apotheker und dazu Freigeist und sozialer Reformator auf einem Dorfe nahe der Lüneburger Heide geworden, indeß der andere, ein wahrhaft gottbegeisterter Pfarrer, als Seelforger in dasselbe Dorf versetzt wird und dann mit seinem ehemaligen Studiengenossen hart aneinander geräth. Jetzt verließen sich die Söhne des rebellischen Apothekers in die Töchter des Pfarrers und der Sturm bricht los. Die Schilderung der Wüthereien des Apothekers, des politischen Lebens in dem weltabgelegenen Dörfchen, der Häuslichkeit des Apothekers, der Kämpfe seiner Söhne, von denen der eine, ein flotter Korpsbursche, seine Geliebte immer von blutigen Paßereien unterhält, die Charakterköpfe des Pfarrers, Küsters, des Apothekers und der Lehrlinge, dann die feinen Schilderungen der Frauen und Mädchen, all das ist so voll von Leben, Geist und drolligem Humor, daß wir nicht anstehen, diesen Roman mit dem rührenden, tief lebenswahren Schluß als eine der talentvollsten Leistungen auf dem Gebiete der humoristischen Erzählungskunst neuester Zeit zu bezeichnen.

„Die Memoiren eines Idealisten“ haben seinerzeit ein gewisses Aufsehen gemacht, das wohl nicht allein im künstlerischen jenes Buches begründet war; jetzt liegt uns von derselben Autorin, die ihr Pseudonym hat fallen lassen und sich Malwida v. Meyenburg nennt, ein Band „Erzählungen“ vor (Zürich, Verlagsmagazin), die gleichfalls eine eigenartige Physiognomie haben. Ein im Leben gereifter Charakter, geistvolle Beobachtungsgabe, vornehme und edle Lebensbetrachtung zeigt uns dieß Buch, ein gewisser Mangel an künstlerischer Glanzhaftigkeit macht sich jedoch fühlbar, das liegt vielleicht im Gemüth und in der Weltanschauung der Autorin. Alle diese Erzählungen haben einen trüben Ausgang, der meist nicht die tragische Nothwendigkeit ist, sondern oft herbeigeführt wird durch schwächliche Konstitution, Enttäuschungen u. dgl. m., allerdings waren es heftige Kämpfe, welche das Lebensmark dieser Helben und Heldinnen angegriffen hatten, so daß ein geringer äußerer Anlaß schon im Stande war, ihr Leben zu vernichten. Diese Einförmigkeit thut den mit Geist, Feuer und feiner Seelenkunde geschriebenen Erzählungen Eintrag. Sehr originell ist die erste Novelle des Bandes: „Zu spät“, in dieser werden die Kämpfe einer Mutter geschildert welche durch einen Erziehungsfehler ihren Sohn in die Bahn einer ihn vernichtenden Leidenschaft treibt. Wirklich ergreifend ist ferner der kleine Roman einer armen Schullehrerin in „Unerfüllt“, das sympathische junge Mädchen fällt hier Standesvorurtheilen zum Opfer. Als eine vielfach anregende Lektüre möchten wir diese „gesammelten Erzählungen“ empfehlen.

Ein fein ausgeführtes „literarisches Porträt des Grafen Adolf Friedrich v. Schack“ hat Eugen Zabel aus Anlaß der Feier des siebenzigsten Geburtstages des bedeutenden Poeten und Kunstmäcens bei Gerold's Sohn in Wien erscheinen lassen. Als Lyriker kraftvoll und originell, als Epiker ein Charakterkopf, als Dramatiker gediegen und geistreich, als Uebersetzer ein Meister ersten Rangs, als Literaturhistoriker einer der hervorragendsten, ist Graf Schack eine Persönlichkeit in unserer Literatur, die von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnt, deren Glanz stets heller leuchtend sich ausbreitete, auf welche jetzt die deutsche Nation mit Stolz zu schauen beginnt, etwas spät zwar — aber das ist das Schicksal aller Derer, die tief schöpfen und hoch fliegen. Die Charakteristik des vielseitigen Poeten und Gelehrten in diesem Werkchen ist warm und liebevoll, dabei jedoch, was wir hervorheben müssen, objektiv und keine überhöfliche Lobpreisung; nach den mannigfaltigsten Richtungen hin wird das Bild des Autors scharf skizziert und elegant abgerundet, so daß, wenn wir auch keine erschöpfende Biographie des seltenen Mannes hier erhalten, das Büchlein die Grundlinien der literarischen und kunstfreundlichen Schöpferthat Schack's mit Geist und vornehmer Mäßigkeit zieht.

In einer neuen, überarbeiteten, wohlfeilen Ausgabe liegt uns jetzt ein vortreffliches Werk vor, G. A. Werle's „Die Alpen in Natur- und Lebensbildern“ (Zena, Costenoble). Man darf wohl sagen, daß der verstorbene Verfasser einer der leidenschaftlichsten Verehrer der landschaft-

lichen Schönheiten der Schweiz, einer der gründlichsten Kenner schweizerischer Eigenart gewesen ist. Ein origineller Styl, vielseitig und gründlich gebildet, geistvoll und ein scharfer Beobachter, prägte Werle'sch Alles, was er schrieb, den Stempel seines Geistes auf, und so zeigen denn auch diese Schilderungen die großen Züge, die geniale Plastik und die kühne Auffassung dieses Alpenfreundes. Es ist dieß Werk sozusagen eine Physiognomie der schweizerischen Alpen, es führt uns vor Augen das Entstehen des Gebirgs, die Gesteine, Felsen, Schluchten, Risse und Wasserfälle, es zeigt uns das Gewand der Gebirgswelt: Wälder, Felder und Wiesen, es skizziert das Thierleben, charakterisiert die örtliche Eigenart der atmosphärischen Erscheinungen mit Wolken, Nebel, Regen und Schneebildung, läßt das Alpengebirge vor unseren Augen entstehen und uns theilnehmen an den Schrecknissen der Naturgewalten, welche von den Gletschern in die Thäler brausen; aber auch die typischen Alpenfiguren vergißt es nicht mit ihren Volksfesten und Dorfomödien, wie es auch Mythe und Sage in das Gebiet seiner Darstellung hineinbezieht. Ausgestattet ist das Werk hübsch und geschmackvoll — die 18 Zeichnungen Rittmeyer's sind bekannt als musterhaft durch ihre Volltreue. Der Sohn des Verstorbenen hat diese neue Auflage sorgfältig durchgearbeitet und das Werk erweitert und ergänzt nach dem heutigen Standpunkt der Schweizerkunde.

Für eine volkstümliche Schrift von höchstens 40 Druckseiten, welche in Form einer Erzählung die schädlichen Folgen der Trunksucht zu lebendiger Darstellung bringt, hat der kaiserliche Staatssekretär für Elsaß-Lothringen, wie aus Straßburg berichtet wird, drei Preise von 300, 200 und 100 Mark ausgesetzt. Die Arbeiten sind bis Ostern 1886 bei dem kaiserlichen Oberbaurath für Elsaß-Lothringen in Straßburg einzureichen.

Vor Kurzem ist in Persien die erste periodische Zeitschrift, das halbmonatliche „Echo de Perse“, in's Leben getreten. Das in französischer Sprache geschriebene Blatt erscheint in Teheran und soll sich der Patronanz des Schah Nassir-Ed-Din erfreuen. Dem Blatte sind manche interessante Thatfachen über das Persien in Persien zu entnehmen. Das asiatische Reich hat, obgleich eine Presse sich auf seinem Boden bisher noch nicht entwickelte, bereits für ein Preßministerium vorgesorgt, das sich in den Händen Sani-el-Dowleh Khan's befindet.

Bildende Künste.

Der künstlerischen Darstellung eines Vorwurfs von internationaler Bedeutung hat sich der polnische Maler Matejko zugewendet. Sein neuestes Bild soll den Krönungszug des Königs Karl VII. in Rheims zur Anschauung bringen; unter der großen Anzahl von Figuren, welche das Kolossalgemälde füllen, ist die Hauptbetonung auf die Gestalt der heroischen Jungfrau von Orleans gelegt. Matejko mußte, seiner ganzen Eigenart zufolge, der katholisch-religiöse Enthusiasmus der Jungfrau interessieren; durch diese Eigenschaft, die sie ja so sehr auszeichnete und welche die bedeutendsten Poeten anregte, sie pathetisch zu verherrlichen, während Andere sie aus eben demselben Grunde mit bitterem Spott überhäuften, wirkte sie auf den berühmten Maler kongenial, und so traf der internationale Stoff mit seiner geistigen Richtung zusammen und das allgemein Gültige und Interessante wurde für ihn national und individuell bedeutend. Man darf daher wohl ein aus Begeisterung entstandenes Bild erwarten, das, obgleich der Maler sich an Schiller's Darstellung (viertel Aufzug, sechster Auftritt der „Jungfrau von Orleans“) halten will, ohne Zweifel ein eigenes Gepräge tragen wird. Das Gemälde soll im Laufe dieses Herbstes vollendet werden.

Zu Zwecken der im nächsten Jahr in Berlin stattfindenden akademischen Jubelansstellung hat, wie von dort berichtet wird, der Verein der Berliner Künstler beschloffen, die Summe von 40,000 Mark zur Disposition zu stellen. Der Senat der k. Akademie der Künste hat aus der Unterstützungsfasse für Künstler und deren Hinterbliebene 100,000 Mark zu dem vorgenannten Zweck unter der Bedingung hergegeben, daß diese Summe aus den Einnahmen der Ausstellung wieder zurückgezahlt wird. Somit stehen nunmehr infolge der vom Staat und von der Stadt gegebenen Beträge von je 100,000 Mark insgesamt 340,000 Mark zur Verfügung. Behufs einer angemessenen Dekoration des Ausstellungsplatzes und besonders der Kuppelhalle wird der Verein Berliner Künstler zur Erlangung eines einheitlichen Entwurfs zunächst eine Konkurrenz unter seinen Mitgliedern, welche Architekten sind, ausgeschrieben; alsdann sollen, nachdem ein geeignetes Generalprojekt gewählt ist, die Konkurrenzen für Bildhauer und Maler folgen.

Musik.

Bei einem dieser Tage in Prince's Hall zu London stattgefundenen Wohlthätigkeitskonzert wirkte ein ausschließlich aus jungen Damen der aristokratischen Kreise zusammengesetztes, 60 Mitglieder starkes Streichorchester mit. Als Dirigent fungirte Lady Folkestone, welche das Orchester organisiert und eingübt. Die Orchesterramen waren alle weiß gekleidet und so bot dieses hocharistokratische Damenorchester einen überaus anmuthigen Anblick.

Bühne.

Eine interessante Saison verspricht das Winterrepertoire des Deutschen Theaters in Berlin. Den Reigen der Neuaufführungen eröffnet das Lustspiel „Der Hegenmeister“ von F. G. Frieß, das bereits am Anfang September, kurz nach der Wiedereröffnung des Theaters, zur Darstellung gelangen soll. Die erste Inszenesetzung in großem Styl wird Adolf Wilbrandt's „Cajus Gracchus“ sein. Mitte Oktober, nach der Rückkehr von Hedwig Niemann, kommt dann Oskar Blumenthal's neues Schauspiel „Ein Tropfen Gift“ zur ersten Aufführung. Dr. Grillparzer, der im Deutschen Theater überhaupt noch nicht zu Wort gekommen ist, wird das Trauerspiel „Des Meeres und der Liebe Wellen“ mit Teresina Geßner als Hero vorbereiten. Ein zweiter klassischer Abend von großem Reiz wird Kleist's „Kathchen von Heilbronn“ mit Agnes Sorma in der Titelrolle bringen. Auch andere heitere Thaten von erstem literarischem Gewicht sind in Aussicht genommen. Die „Antigone“ des Sophokles soll in der Einrichtung von Ludwig Tieck und der schon längst vorbereitete „Göz von Berlichingen“ mit Arthur Kraußner in der Titelrolle gegeben werden. Kurz, es fehlt nicht an weiterblickenden Arbeitsplänen, mit welchen das Deutsche Theater auch in der nächsten Saison das Publikum und die Kritik mannigfaltig beschäftigen wird.

Die „Meininger“ werden im nächsten Winter in Italien spielen. Schon jetzt sind Verträge mit Bevollmächtigten für Triest, Bologna, Rom und Neapel abgeschlossen.

Marischner's „Bambur“ ist kürzlich zum ersten Mal in Berlin auf der Kroll'schen Bühne gegeben worden und hat einen bedeutenden Erfolg erzielt.

„Die Goldmacher von Straßburg“, eine neue dreitägige Oper von Kapellmeister Mühlendorfer in Köln, Text von Dr. Otto Kamp, ist von den Stadttheatern in Frankfurt a. M., Breslau und Straßburg zur Aufführung in der nächsten Spielzeit angenommen worden.

Zum ersten Mal ist von einem Vollblutengländer eine Operette komponirt worden. Dieselbe ging kürzlich in London in Szene und wurde, da die Musik, wie man schreibt, „eine gewisse Grazie zeigte“, auch mit Wohlwollen aufgenommen, d. h. eben nur die Musik, denn der Text der Operette, die „Der Doktor D.“ heißt, wird als entschieden fade bezeichnet. Der Komponist heißt Mr. Cotford Dick und soll bisher in England nicht viel weniger unbekannt gewesen sein, wie er es zur Zeit bei uns ist.

Kultur und Wissenschaft.

Ueber den Inhalt des Goethearchivs in Weimar, das Herr v. Coeper in den festlichen Tagen des vorigen Monats durchforstet hat, macht Professor Ludwig Geiger in einem auch als Separatdruck erscheinenden Artikel der Weimann'schen „Deutschen Literaturzeitung“ ausführ-

liche Mittheilungen, denen wir die nachfolgenden interessanten Einzelheiten entnehmen: Unter den kostbaren handschriftlichen Schätzen aus Goethe's Jugendzeit ist noch die erste Handschrift des „Götz von Berlichingen“ vorhanden, worin mehrere ungedruckte Dialoge enthalten sind. Darunter ist einer vom 14. Oktober 1774, in welchem Frau Uja, Goethe's Mutter, eine Rolle spielt, die ja bekanntlich des Dichters Vorbild bei Götzens „Hausfrau Elisabeth“ gewesen ist. Aus derselben Zeit etwa stammt ein vergilbtes Bändchen, in dem der Dichter die Lieder seiner Jugendzeit gesammelt hat. Bemerkenswerth aus der weimarischen Periode ist der Anfang eines bisher ganz unbekannten Trauerspiels in fünf Aufzügen, das den Titel „Das Mädchen von Overtirk“ führt. Auch gelehrte Arbeiten sind in Menge vorgefunden worden, darunter ein Aufsatz: „Versuch, eine dunkle homerische Stelle zu erklären“, und die Probe einer Uebersetzung mehrerer Gefänge der Iliade in Hexametern. Es wird Jahre und Jahrzehnte bedürfen, ehe die überaus werthvollen Schätze dieses reichen Fundes vollständig gewürdigt und den Freunden des Dichters zugänglich gemacht sind.

— Eine Charakteristik und Geschichte des grotesken Stils, der in Rabelais und Rostkoff seine Hauptvertreter hat, ist die neueste Preisaufgabe für die Lamaystiftung der Kaiser Wilhelms-Universität in Straßburg, welche die gelehrten Kreise in den nächsten Jahren beschäftigen wird. Der Preis beträgt 2400 Mark. Die Arbeiten müssen vor dem 1. Januar 1889 eingeleistet sein. Die Vertheilung der Preise findet am 1. Mai 1890 statt. Die Bewerbung um den Preis steht Jedem offen, ohne Rücksicht auf Alter oder Nationalität. Die Kontraktarbeiten können in deutscher, französischer oder lateinischer Sprache abgefaßt sein. Die Preisauflage und die Bedingungen sind von dem Universitätssekretariat in Straßburg gratis zu beziehen.

— In Wien wird zur Zeit eine aeronautische Anstalt errichtet, zu deren Zwecken das Oberhofmeisterramt dem Herausgeber der „Allgemeinen Sportzeitung“ im Prater auf der ehemaligen Feuerwerkswiege ein geeignetes Terrain von circa 12,000 Quadratmeter verpachtet hat. Die erwähnte Anstalt hat den Zweck, sowohl militärische als auch wissenschaftliche aeronautische Versuche aller Art zu ermöglichen, und es wurden zu diesem Zwecke zwei vollkommen geregelte Aufstiegsplätze, und zwar einer für freie Aufstiege und einer für Versuche mit Captivballons, hergestellt. Weiter ist ein großes Ballonhaus und ein Werkhaus zur Herstellung aller Arten von Ballons im Bau begriffen.

— Das vom Centralverein für das deutsche Buchgewerbe in Leipzig ins Leben gerufene deutsche Buchgewerbemuseum ist kürzlich, wie von dort berichtet wird, dem Publikum übergeben worden. Es vereinigt eine höchst stattliche Sammlung werthvoller typographischer Schätze, vorzugsweise aus dem 15. und 16. Jahrhundert; es sind hier vertreten die Anfänge der Kunst Gutenberg's und die allmählichen Vervollkommnungen der Buchdruckerkunst; man hat hier die Erzeugnisse aus den verschiedensten Ländern Europas vor sich, und es gewährt für den Fachmann sowohl als für den Laien einen Genuß, diese reichhaltigen Kollektionen, unter denen die, man kann füglich sagen, weltberühmten Sammlungen des Kommissionsraths Heinrich Klemm in Dresden einen hervorragenden Platz einnehmen, besichtigen zu können.

Industrie und Verkehr.

— In der deutschen Abtheilung der Antwerpener Weltausstellung zeigen sich, wie von dort berichtet wird, auf den ersten Blick die Fortschritte, welche namentlich die Exportindustrie gemacht hat, die das erfolgreiche Streben aufweist, in Qualität und Preisen mit den gleichen Erzeugnissen des Auslandes zu konkurriren. Glänzend und wirklich einzig in ihrer Art ist die Kollektivausstellung der Staßfurter Fabrikanten. Die metallurgische und mechanische Industrie spielt ebenfalls eine hervorragende Rolle. Interessant sind verschiedene praktische Neuheiten für Haus und Küche (Kochöfen der feinsten Konstruktion); Schuleinrichtungen, von dem Mobiliar angefangen bis zur Schnecken'schen Stahlfeder und dem automatischen Tintensaß desselben Fabrikanten. Allgemeine Anerkennung finden auch die prächtigen Teppiche, Uhren, Parfümerien, Papiere, Manufakturwaaren, Konfektionen, Filzhüte, Holz- und Metallarbeiten, Kleinfabrikindustrie, Lederwaaren und — last not least — die imposante Auswahl von Pianos, Orchestrions und anderen Musikinstrumenten, worin die deutsche Industrie eine so hohe Entwicklung erreicht hat.

— Die Veranstaltung einer allgemeinen sächsischen Gewerbe- und Industrieausstellung in Chemnitz für das Jahr 1886 ist kürzlich von einer Versammlung von Industriellen und Gewerbetreibenden beschlossen worden. Dieselbe soll Erzeugnisse aus dem Königreich Sachsen, der preussischen Provinz Sachsen, den sächsischen Herzogthümern und dem Herzogthum Anhalt umfassen.

— Die projektirte Stadtbahn von Paris wird, wie von dort geschrieben wird, eine unterirdische sein, da ein Hochbau im Mittelpunkt der Stadt breite Durchbrüche erfordern und dadurch die Enteisungsstellen so unangelegentlich werden, daß die Rentierung des auf die Unternehmung zu verwendenden Kapitals niemals zu erhoffen wäre. Es handelt sich zunächst um den Bau zweier Linien, von denen die eine auf dem rechten Ufer der Seine von der Porte Maillot bis zur Porte de Vincennes verläuft, die andere von der Porte Maillot bis zur Porte de Vincennes verläuft. Eine dritte Linie auf dem linken Ufer der Seine soll mit den beiden ersten Schienen bilden und so ein doppeltes System von Rundfahrten durch die Stadt ermöglichen. Die Hauptbahn (von Westen nach Osten) soll bei Butteaux beginnen, das Boulevard des Capucines durchschneiden, bei der Porte Maillot in die Stadt eintreten und am Triumpfbogen, Opernplatz, Platz der Republik und Bastilleplatz Haltestellen haben, um in Vincennes in die Bahn von Vincennes einzumünden. In Vincennes soll an der Porte Maillot die Linie anschließen, die die jetzige Gürtelbahn (Linie von Vincennes) erhalten. Die zweite Linie soll im Norden unter der Gürtelbahnstation La Chapelle ausgehen, an den Centralhallen, den Boulevards und dem Boulevard Saint-Germain Haltestellen bekommen und am Parc de Montsouris im Süden in die geplante neue Staatsbahnlinie (Paris-Aubeau-Tours) einmünden. Die dritte Linie endlich würde vom Triumpfbogen aus unter dem Trocadero und dem Bahnhof Montparnasse hinweg nach Vincennes geführt werden und dort auf dem Bahnhof von Vincennes Anschluß an die erste Linie haben. Die Länge dieses Netzes beträgt 40 Kilometer. Die Baukosten sind auf 210 Millionen, also 5—5½ Millionen für den Kilometer, veranschlagt.

Feste, Vereine und Versammlungen.

— In der Generalversammlung der deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten, die kürzlich in Leipzig stattfand, wurden zu Vorstandsmitgliedern erwählt Geh. Hofrath Dr. Rud. von Gottschall in Leipzig, Kapellmeister Dr. Karl Reinecke ebenfalls in Leipzig, Landesgerichtsrath Ernst Widert in Königsberg, Hofbibliothekar Dr. Joseph Ritter v. Weilen in Wien, Chefredakteur Franz Hirsch in Berlin und Redakteur Dr. Fr. Hofmann in Leipzig; sämmtliche Herren haben die auf sie gefallene Wahl angenommen.

— Die Einweihung des neuen Reichsmuseums in Amsterdam hat kürzlich, wie von dort berichtet wird, in pompöser Weise stattgefunden. Minister Heemskerk hielt die Festrede. Mehrere Deputationen fremder Künstler wohnten der Festlichkeit bei, ebenso der Prinz und die Prinzessin von Wied. Unter der Leitung von Daniel Delange wurde eine von demselben komponirte Festkantate durch 250 Sänger ausgeführt.

— Die feierliche Einweihung des neuen Rathhauses in Scheveningen hat kürzlich stattgefunden. Der Bürgermeister vom Haag, Patijn, hielt die Festrede.

— Ein deutsch-amerikanischer Schulverein ist in Chicago gegründet worden. Von dem Wunsch befeßt, die Gefahr, welche der Erhaltung der deutschen Sprache droht, abzuwenden, haben angehende Bürger deutscher Abkunft von Chicago einen Aufruf behufs Theilnahme an dem „Nationalen deutsch-amerikanischen Schulverein“ erlassen und es sollen bereits zahlreiche Beitrittserklärungen erfolgt sein.

Sport.

— Für das skandinavische Derby fand sich in diesem Jahre weder aus Deutschland noch aus Oesterreich-Ungarn irgend welche Konkurrenz ein, so daß „Gallus“ und „Gambetta“ den großen Kampf nach Gefallen unter sich erledigen konnten. Da nun Graf Nalen und D. Stavenius in letzter Zeit gemeinsame Sache machten, erklärten sie, das Rennen mit dem schwächeren „Gambetta“ gewinnen zu wollen, was auch geschah, damit „Gallus“ noch ohne Enttäuschung an anderen großen Rennen theilzunehmen vermag. Da das Derby in mäßiger Pace gelaufen wurde, konnte „Gambetta“, H.-H. v. d. He Tripper a. d. Velleka, noch an demselben Tage das Kopenhagener Handicap gewinnen, während er am zweiten Tage das Eremitagerennen einführte. Aus Deutschland hatte das t. Hauptgeschüt Gradiß einige Pferde entsendet und es gewann auch „Asgard“ das Versuchrennen und „Bohemund“ das Kriterium, während „Gernot“ sich mit einem dritten Platz begnügen mußte.

— Das große braunschweigische Jagdrennen gewann Lieutenant v. Gohler's br. H. „Cliff's Brown“ unter Lieutenant v. Winterfeld gegen v. Zepper-Vast's br. H. „Peterhoff“ mit drei Längen.

— Achilles Wild, der bekannte Championruderer Deutschlands, Mitglied der Frankfurter „Germania“, gewann bei der Regatta zu Hamburg im Skiff den Alsterpokal vor Doering, Hamburg.

— Das italienische Derby, das jüngste in Europa, schloß bereits mit 38 Unterjochten.

Mode.

— In dem Train einer gut equipirten Touristin ist heute eine „undurchdringliche“ Toilette kaum mehr entbehrlich. Während früher die Klöppelei und der letzte englische Roman das Monopol jedes Regentages waren, den unholde Götter in die Zeit unserer Sommerfrische verlegten, richtet sich heute Jeder auf einen muthigen Kampf mit dem Element im Freien ein und pakt zu den lustigen, lustigen Kasinotoiletten auch den zuverlässigen braven Freund aus Kaufstut. Die Vortheile des Kaufstutmantels haben die Vorurtheile überwunden, welche seiner allgemeinen Beliebtheit zuerst entgegenstanden. Die Zartheit, Weiche und Geschmeidigkeit der modernen Kaufstutstoffe hat auch den letzten Anstoß beseitigt, welcher aus der Eigenart ihres Grundstoffes hergeleitet wurde; die Fortschritte der Industrie haben ihnen den Geruch genommen und es war wirklich kein anderer Einwurf mehr übrig geblieben als derjenige der Monotonie des Eintrübs, der diesen feinen maußgrauen Mänteln und Hüten eigen war; auch dieß ist nunmehr beseitigt, indem diese Kaufstutstoffe in allen Farben und Mustern der Mode hergestellt werden und in dieser Form sich als eine der interessantesten Neuheiten der Saison präsentieren. Besonders beliebt ist ein kaufstutirter Surah, der zugleich von dem Effekt einer großen Eleganz ist und den undurchdringlichen Mänteln etwas durchaus Gesellschaftsmäßiges gibt. Auch Foulards werden vorzugsweise in dieser Manier behandelt und rohe Seiden in ihrer Naturfarbe. Dem Pariser Bericht nach sind diese ursprünglich von der englischen Industrie eingeführten undurchdringlichen Seiden gegenwärtig in Frankreich ein zu großer Prosperität bestimmter Modeartikel, dessen Hauptplafon erst mit dem Herbst beginnen wird.

— Unter die interessantesten Diskretionen, welche die Pariser Gesellschaft einschließt, gehört die geheime Gesellschaft der Reklamedamen. Damit sind jene Damen gemeint, welche sich dazu verstehen, den berühmtesten Modisten sozusagen als Aushängeschild zu dienen, indem sie ihre Modelle in die Gesellschaft einführen und mit allen Mitteln blenden der Ueberzeugung und feiner Diplomatie Propaganda für den Geschmack ihres Schneiders machen. Eingeweihte behaupten, es könnte einen beispieldlosen Skandal in der Pariser Gesellschaft geben, wenn an den Namen dieser Damen, welche sich meist aus der vornehmsten Sphäre rekrutiren, einmal eine Indiskretion geübt würde. Die Verführung, seiner Eitelkeit und Puhlsucht fröhnen zu können, ohne mit Schneidern rechnen inkommodirt zu werden, ist so unwiderstehlich, daß sie jedes Bedenken bezieht. Es darf angenommen werden, daß sich Namen unter diesen Reklamedamen befinden, die heillos blamirt wären, wenn ihre geheime Affoziation mit diesem oder jenem Schneider an das Tageslicht käme, und daß mancher vornehmer Herrmann, welcher die Möglichkeit einer solchen Affäre mit Madame gemeinsam bezweifelt, ahnungslos von der Beschwiegenheit eines Couturiers abhängt, mit welchem Madame hinter seinem Rücken doch gemeinsame Sache macht. Je vornehmer die Kreise sind, in welchen sich diese modèles animées bewegen, desto lobender erscheint dem Modisten sein Anlagekapital, und ohne Zweifel sind gerade die fürstlichsten und luxuriösesten Toiletten, welche man im Salon oder bei offiziellen Gelegenheiten zu sehen bekommt, Objekte eines derartig interessanten Geheimnisses. Die betreffenden Modisten sollen auch, wie man vielfach medirt, eine ganze Menge „über Erfahrungen“ in das kostspielige Konto dieses eigenartigen, großstädtischen Reklamedienstes aufnehmen müssen, so daß es üblich geworden ist, alle Toiletten, welche einen einigermaßen hohen materiellen Werth besitzen, gegen einen kleinen, zierlichen Revers einzutauschen, welcher „das Besondere“ der Toiletten, wenigstens der besonders kostbaren Theile, Spitzenvolants zc., dem Modisten für gewöhnlich sichert und ihre eventuelle Rückgabe bedingt.

Denkmäler.

— Dem ersten Statthalter der Reichsländer, Generalfeldmarschall v. Manteuffel, soll in Straßburg, wie man von dort berichtet, eine ehrene Bildsäule errichtet werden. Öffentliche Sammlungen werden zu diesem Zweck eingeleitet.

— Der unvergeßliche Wagnersängerin Hedwig Reicher-Kindermann wollen Leipziger Kunstfreunde an der Stätte, wo sie ihren Ruhm begründete, ein bleibendes Erinnerungszeichen widmen. Zu diesem Behuf hat sich für die Stiftung einer Marmorbüste der Künstlerin, welche im Stadttheater zu Leipzig an passender Stelle Platz finden soll, ein Ausschuß gebildet.

— Zur Errichtung eines würdigen Denkmals für Alfred Meißner in seinem Geburtsort Tepitz fordert ein Aufruf des Tepitzer Gebirgsvereins auf.

— Gelegentlich der Pariser Nationalfeier, welche in üblicher Weise am 14. Juli ihren Verlauf nahm und bei welcher es auch wiederum an chauvinistischen Demonstrationen nicht fehlte, fand die Einweihung einer Voltairerstatue unter kurzen Ansprachen von Guyot, Sardou, Houffaye und Michelin statt.

Gestorben.

— Dr. Philipp Schwarzenberg, bek. durch seine sozialwissenschaftlichen Schriften, am 26. Juni, in Florenz.

— Dr. Adolf Rüttge, Geh. Regierungsrath, lange Zeit Direktor des „literarischen Bureau“ in Berlin, am 8. Juli, in Steglitz bei Berlin.

— Nicola de Gioia, fruchtbarer italienischer Opernkomponist, ein Schüler Donizetti's, 64 Jahre alt, am 9. Juli, in Bari.

— Prinz Viktor von Hohenlohe, Gefandtschaftsrath bei der preussischen Gefandtschaft in Dresden, am 10. Juli, in Bad Szög.

— Ludwig Meißner, bek. Landschaftsmaler, 55 Jahre alt, am 11. Juli, in München.

— Karl Heinrich Ert, Lyriker (Gef. Gedichte 1878, Berl. von Gebr. Fey in Frankfurt a. M.), 75 Jahre alt, am 11. Juli, in Frankfurt a. M.

— Reichsgraf Friedrich Burghaus, Wirklicher Geh. Rath und Kammerherr, erbliches Mitglied des preussischen Herrenhauses und Ehrenlandschaftsdirektor von Schleffen, 87 Jahre alt, am 12. Juli, auf seinem Schlosse Laasan.



August 1885.

Die sichtbaren Planeten theilen sich in zwei Gruppen; die erste, Venus und Jupiter, ist Abends kurze Zeit vor Sonnenuntergang zu sehen, am 5. August steht die Venus um eine Vollmondsbreite über Jupiter, sie entfernt sich dann mehr und mehr von ihm gegen links, so daß die Dauer ihrer Sichtbarkeit zunimmt, während Jupiter allmählich verschwindet. Die zweite Gruppe von Planeten bilden Mars und Saturn, die, in den Zwillingen stehend, nach Mitternacht aufgehen. Am 6. August steht Mars drei Vollmondsbreiten über Saturn. Am Tage vorher tritt Saturn ganz nahe an einen Stern dritter Größe in den Zwillingen bis auf eine Entfernung von 1/3 Vollmondsbreite, der Stern steht über Saturn und rechts oben Mars. Einige Stunden nach Aufgang der beiden Planeten erhebt sich der Orion im Osten.

Die Sternschnuppen des 10. und 11. August werden sich dieses Jahr gut beobachten lassen, da zugleich Neumond ist. Die meisten gehen vom Sternbilde des Perseus aus, sind also Abends gegen Nordnordost am Horizont, gegen Mitternacht etwas höher in Nordost aufzusuchen.

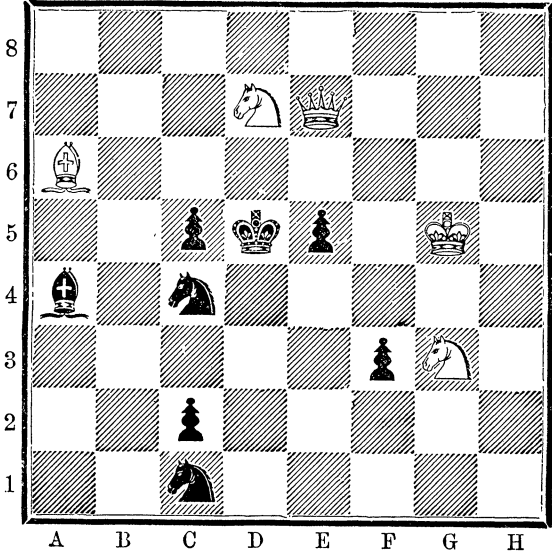


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 340.

Von E. Herzprung und H. F. L. Meyer.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nr. 336:

- | | |
|---|------------------------------|
| 1) D. H 6 — C 1 | 1) D 5 — D 4. |
| 2) D. C 1 — C 5 + | 2) R. B 4 n. C 5 oder — A 4. |
| 3) L. B 2 — A 3 oder D. C 5 — A 3 Matt. | |
- A)
- | | |
|--|----------------------------------|
| 1) D. C 1 — C 5 + | 1) S. A 7 — B 5. |
| 2) S. C 7 — A 6 oder D. C 5 n. B 5 Matt. | 2) R. B 4 n. C 5 oder A 4 (A 5). |
- B)
- | | |
|---------------------------------|------------------------------|
| 1) D. C 1 — C 5 + | 1) S. A 7 — C 6. |
| 2) S. B 8 — A 6 oder Dame Matt. | 2) R. B 4 n. C 5 oder — A 4. |
- (Auf 1) . . . 1) L. H 4 — E 7; 2) D. C 1 — A 1 zc.; auf 1) . . . 1) anders; 2) L. B 2 — C 3 + zc.) — Andere Spielarten leicht.

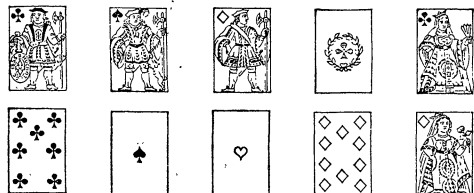


(Redigirt von Oskar Stein.)

Aufgabe Nr. 18.

Skat.

Mittelhand hat:

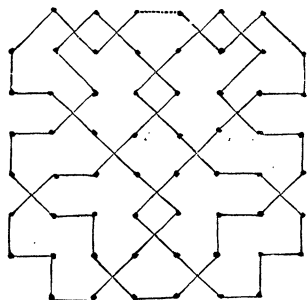


Wie müssen die Karten der Gegner vertheilt sein und welche beiden Farben müssen im Stab liegen, wenn Mittelhand nicht allein Grand, Treff-Solo und Cateau-Solo, sondern auch jedes Tournais verliert?

Räthsel.

Königspromenade Nr. 15.

| | | | | | | |
|------|----------|-------|------|------|-------|--------|
| | be- | ser | ne | hat | kunst | |
| wort | ist | drum | kei- | zu- | das | ge |
| mein | was | wein | was | erst | nicht | fan- |
| mir | das | le | der | an | o | weh |
| hör' | schmückt | ben | fer | be- | wann | ich |
| da | ich | auf | sch- | nen | da | tränk' |
| | mit | nicht | I | mehr | ei- | |



Auflösung der Königspromenade Nr. 14.

Dorn und Liebe.
Wer nie im Dorn erglühte,
Kennt auch die Liebe nicht;
Die Lieb' ist süße Blüte,
Die bitteren Dorn entbricht.
Die Rosen blühen aus Dornen
Und wunderlichlich stehn,
So steht auf scharfen Dornen
Auch Liebe wunderschön.
Ernst Moriz Arndt.

Dreißylbige Charade.

Ist dein Denken und dein Streben
So wie meine Ersten zwei,
Dann wirst du zufrieden leben,
Denn dein Herz ist vorwurfsfrei.
Wenn das Ganze dir nicht fehlt,
Wird dir auch das Schwerste leicht
Wo ein And'rer zaudernd wählet,
Hast du schon das Ziel erreicht.

Auflösung des Arithmogriphs in Nr. 42:

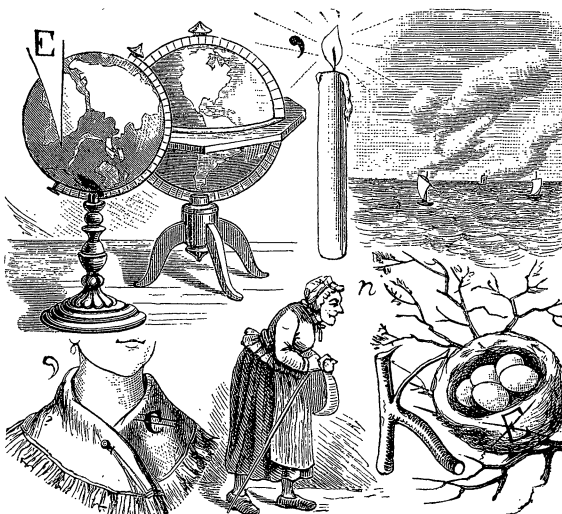
Grillparzer
Dere
Tilly
Himalaya
Erzerum
Saturn
Föhre
Manjuez
Urne
Soni
Titurel

Goethe's Faust — Viezenmayer.

Auflösung der Charade in Nr. 42:

Ritterjourn.

Bilderräthsel 42:



Auflösung des Bilderräthfels 40:

Sag' nie Leise, niemals laut,
Was ein Freund dir anvertraut.



„Junger Bürger“. Dagegen gibt es nur ein Radikalmittel: keinen Gut mit gefährter Ledererlage zu tragen.
Weiße Grifa. Solch' angenehme Überraschungen läßt man sich gern gefallen. Was Ihre Verse betrifft, so sind dieselben als Gelegenheitspoesie im engsten Sinne des Wortes, als ein Erinnerungsbildchen, das nur für Sie und die Ihre persönlichen Interessen Theilenden bestimmt sein will, ganz niedlich. Hoffentlich finden Sie, daß Ihre Zeilen und die freundliche Einladung uns nicht zur bösen Stunde getroffen haben.

„Forget me not“ in Krakau. 1) „Schwamm drüber“ ist der Refrain eines Liedchens, das der alte Baron Ollendorf in der Millöder'schen Operette „Der Bettelstudent“ singt. 2) Wir empfehlen Ihnen das Gebiet der Sprachen, das immerhin nicht ganz so übersteigt ist wie das andere. 3) „Pensez-a-moi!“ — „Gedenke mein!“ 4) a. Die Stelze; b. die Hehre. 5) Gar keiner oder doch der in der Erscheinung bescheidenste, zarteste. Im geeigneten Fall natürliche Blumen. — Zum Schluss unsern freundlichen Gruß an die „Nachtschwarzen“, deren Wurm und Schönheit wir gewiß nicht unterschätzen.

Chemaliger preussischer Gardist. Das Erste ist, wie Sie gefunden haben werden, inzwischen bereits berichtet worden. Wenn Sie irgendwo dem zweiten Fehler begegnen, so werden Sie in den meisten Fällen auf eine Nachlässigkeit, einen Schreib- oder Druckfehler, der aus Versehen wider besseres Wissen stehen geblieben ist, schließen müssen.
Auch aus Hannsdorf. „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus“, erwidert Thos der Jphigenie, nachdem Reitere ihn mitgetheilt hat, daß sie aus dem Geschlechte des Antakus stammt. (Goethe, Jphigenie, I. Akt, 3. Scene.) Stammtisch bei A. in Lemgo. Im Mittelalter liebte es die Volksjustiz, an Stelle eines Straffälligen, dessen man nicht habhaft werden konnte, eine Strohpuppe abzuführen. Namentlich geschah dieß gegenüber von abstrakten Größen, die man sich personifiziert dachte. So wurde bei Festlichkeitsfesten der Winter durch eine solche Strohpuppe dargestellt, um zuerst tüchtig durchgeprügelt und schließlich in's Wasser geführt zu werden. Dadurch knüpfte sich an die Bezeichnung „Strohmänn“ allmählich der Begriff einer fingierten Größe. In diesem Sinne nannte man schließlich einen Mann, der sich in seinem zeitweiligen Auftreten wie ein Wirtler ausnimmt, ohne in Wirklichkeit ein solcher zu sein, einen Strohwirtler.

Alter Abonnent an der Ostsee. Wenn es sich darum handelt, den Holzwurm aus lebenden Bäumen zu entfernen, so wird empfohlen, einen toten Stamm derselben Gattung in die Nähe zu legen, da das Insekt dann bald auf den letzteren auswandert. Hat wohl einer unserer Leser dieses oder ein anderes Mittel zur Entfernung des Holzwurms, vielleicht auch aus totem Holz, bereits erprobt?

H. S. in M. S. Vorerst nicht gut thutlich.
Fr. H. S. L. Der betreffende Fehler ist seinerzeit berichtet worden. Gymnasialien in Nürnberg. Die Majorität hat in beiden Beziehungen Recht. Die Betonung der ersten Sylbe ist sowohl die richtige, als die gebräuchlichere.
H. in D. in M. Das Räthsel ist sehr hübsch angelegt, enthält aber doch einige, namentlich in der Form, schwache Stellen, derenwegen wir seine Verwendung nicht verpfehlen können.
Frau St. in M. Das kann nur Folge eines Mißgeschicks sein, das unter den obwaltenden Verhältnissen leicht zu erklären und zu entschuldigen sein dürfte.

N. in Kobz. Den Jahrgang 1880 von unserem Journal können Sie broschirt zum ermäßigten Preise von M. 5. — noch beziehen. Genanntes Heft gelangte am 8. d. M. hier zur Verfertigung; der Ihnen angegebene Zeitpunkt über das Eintreffen desselben bei Ihrer Buchhandlung wird also in Anbetracht der Entfernung von hier nach dort stimmen.

„Aller Anfang ist schwer“. Zu dilettantisch.
„Cello“. Ihre Aphorismen sind nicht apart genug für uns.

Frn. Maurits W. in Bubach. Otto Noquette, der Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt“, lebt in Darmstadt.

Frn. H. F. Z. in Bagawejtschinsk. Ihr Gedicht „Julie“ für „Romanbibliothek“ mit bestem Dank acceptirt.

Frn. August M. in Wien. Sie schreiben ganz richtig: „Gute Kritik findet in Ihrem Blatte stets gute Aufnahme“. Auf Ihren freundlichen Beitrag bedanken wir.

„Similia similibus curantur“. 1) Homöopathische Monatsblätter, Stuttgart. 2) Nein; will unbekannt bleiben.

M. in Andrichau. Die werden wohl an keinem Garnisonsst. fehlen. G. F. in Vorfisger. Wir bedauern, Ihr Bilderräthsel hat allzu viel Apoptrophe.

N. L. in Tammersfor. Das konnten wir leider nicht ermitteln, da der Betreffende trotz der Bescheidenheit dieser einen und theilweise wohl auch einiger anderen Leistungen zu wenig bekannt ist.

S. und W. in Göteborg. Wir wissen nichts Genaues darüber, würden Ihnen aber doch empfehlen, lieber eine andere zu wählen.

N. G. in Saarlouis. Ja.

Romona. Wir vermessen die Lösung; sie selbst zu suchen, haben wir nicht die Zeit.

St. und Ad. in Trier. Die Köstlichkeiten lösen sich nach dem Gang des Springers im Schachspiel, den Ihnen jeder halbwegs Schachkundige gern zeigen wird.

S. S. in Dresden. 1) Marg. Die Lehre von der musikalischen Komposition. 2) Verschiedene Schriften von Volzogen's, die den einzelnen Werken gewidmet sind. 3) Immerhin lehrreich. Sein Urtheil in so vielen kritischen Dingen muß sich natürlich jeder selbst bilden. 4) Das können wir nicht wissen.

G. K. in Stettin. Vergleichen Sie Vorlesendes unter 1.

Fr. K. in Goltz. Wenden Sie sich an Herrn von der Becke-Küchener in Baden-Baden, der in herablassenden Fragen eine Autorität ist.

W. d. in M. n. n. Nicht druckreif.

Fr. Johanne B. in Weimar. „Im Traume seh' ich oft ein liebes Bild“ mit Dank für „Romanbibliothek“ acceptirt.

Frn. Adolph W. in Berlin. Nihil est ab omni parte beatum.

Frn. Karl K. in ? Von Ihren freundlichen Einfendungen können wir keinen Gebrauch machen.

B. in Neunkirchen. Die räthselhafte Aufschrift erscheint in einigen Punkten zu gezwungen, als daß wir sie verwerthen könnten. Besten Dank.

G. in Kietleben. Als Autorität kann Ihnen Dr. G. Krause, Herausgeber der Chemikerzeitung in Kötting, dienen.

B. d. W. in Rymwegen. Diese industrielle Spezialität liegt uns leider zu fern, als daß wir Sie darin beraten könnten.

H. K. in Jablonika. Eine Novellette lieber als ein Märchen; vielleicht findet sich inzwischen auch Rath für Ihren zweiten Wunsch. So angenehm läßt man sich gern vorplaudern.

B. in München und A. S. in D. Bitten um volle Adresse.

S. S. 100. Wenden Sie sich an einen Ihnen nicht zu fern gelegenen Buchhandlung. Eine solche wird in der Lage sein, Sie in Ihren Wünschen mit Berücksichtigung der totalen Verhältnisse zu beraten.

D. B. — g. in Schleissbad. Ihre Philippa gegen einen Auswuchs der heutigen Mode hat uns ergötzt, ist aber doch weitläufig zu stark aufgetragen, um durch uns weiter verbreitet werden zu können.

Richtige Lösungen fanden ein: Anna und Magdalena in Zeitz, Frieda Hölbe in Holzminden, H. Hofrichter in Oltrow, Frau H. Gelblich, Tichoby in Zürich (2), Martha Ulbrich in Dresden, Fritz Güntener in Altena, Mathilde Blumenthal in Gersbach, Guitchen Koiding in Göttingen, Ernst und Margarethe Petasch in Chemnitz, Lotte Gies in Varnen, Sigmund Stensch in Wittstock, H. Jählich in Bensheim, „Semper idem“ in Lübeck, Fr. Debernitz in Olschitz, M. K. in Dresden, Grete L. in Berlin, Ph. Engel in Serajewo, Victoria Pictet in Prag, Richard Meißner in Mettmann, A. Qued in Sparree, L. Siegel in Meiningen, Johanna Ramme in Berlin, Anna Mahlmann in Venedig, Toni Plag in Darmstadt (5), Emma Gutmann in Dessau, Margarethe Schmitgen in Grefeld, Gise Staub in Kobz, Solo Bloch in Bremen, H. Arnold in Stuttgart, G. Küfer in Steinbude, Louise Haack in Rabenberg, Helene Schmidt in Striegau, Elisabeth und Ida in Wlad auf Rügen, Georg Forner in Vorfisger (3), Heinrich Hoffmann in Düsseldorf, Fr. Dr. Beck aus Bubach, Albert Hanau in Saarlouis, Anna Trampitsch in Pitten, F. Städler in Frankfurt a. M., W. Müller in Bonn.

Redaktion: Otto Baish und Hugo Rosenthal-Ponin in Stuttgart.

Verantwortlich: Otto Baish.

Inhalts-Verzeichniss.

Text: Haide-Imme, Novelle von E. v. Dindlage. — An der Donau und Elbe, aus meinen Erinnerungen, von Johannes Nordmann. — Entfesselungsgrund von deutschen Redensarten, von Friedrich v. Bülow. — Lindau, das „schwäbische Venedig“, von Robert Vhr. — Die Principe der Gram-Para-Eisenbahn in Brasilien, von Fr. v. H. — Diplomaten, von Pederjani-Weber. — Verwaist und arm. — Sub rosa, Novelle von Karl Theodor Schütz, Schluß. — Das Portal am Glodenturm der Kathedrale zu Sevilla. — Aus dem Schutte, Erinnerungsbilder von Leo Warren, III. Das Hotel de Ville von Paris. — Gedankensphäre von W. G. — Notizblätter. — Astronomie: August. — Schach. — Kartenspiele. — Räthsel: Königspromenade Nr. 15; Auflösung der Königspromenade Nr. 14; Dreißylbige Charade; Auflösung des Arithmogriphs in Nr. 42; Auflösung der Charade in Nr. 42; Bilderräthsel 42; Auflösung des Bilderräthfels 40. — Briefmappe.

Illustrationen: Am Meeresstrande, Gemälde von P. Marcotte de Quiviers. — Ansichten von Lindau und seinen Umgebungen, von Professor R. Stieler. — Diplomaten, nach einem Gemälde von C. Schwening. — Gabriel Waz. — Verwaist und arm, von Gabriel Waz. — Das Portal am Glodenturm der Kathedrale zu Sevilla. — Die Principe der Gram-Para-Eisenbahn in Brasilien. — Aus unserer humoristischen Mappe, sechs Bilder.

Ankündigungen

pro 5mal gepaltene Nonpareilleseite M. 1.80.

Soeben erschienen: **Band I**
(eleg. gebunden M. 15; geheftet M. 12.50)
= In jeder Buchhandlung vorrätig: =
K Spamer's Illustrirtes
Konversations-Lexikon.
Zweite völlig neugestaltete Auflage.
Mit 6000 Abbildungen, Karten etc.
Beziehbar: In acht Bänden geheftet
à M. 12.50, elegant gebunden à M. 15
oder in 200 Lieferungen à 50 Pf. oder
in 34 Abtheilungen à 3 M.

Patente
besorgt u. verwertet in allen Ländern.
Prospecte gratis.
Alfred Lorentz, Berlin, Lindenstr. 87.

150 Briefmarken für 1 M.
Alle garantirt echt,
alle verschieden, z. B. Canada, Cap, Indien,
Cuba, Java, Brschw., Australien, Sardin,
Baman, Span, Viet. etc. R. Wiering in Hamburg.

Schwarz Satin merveillex M. 1.90. pr. Met.
(ganz Seide), = fl. 1.15 fr. ö. W.

sowie schwerere Qualitäten bis M. 11.65. pr. Meter versende in einzelnen Rollen und ganzen Stücken zollfrei in's Haus nach Deutschland und Oesterreich. Muster zu Diensten. Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pfg. = 10 fr. ö. W. Porto.
Zürich (Schweiz).

G. Henneberg's
Seidenstoff-Fabrik-Depôt,
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant. 4577

Farbige seidene Surah, Satin merveillex, Atlasse, Damaste, Seidenrippe u. Taffete M. 2.20. p. Met.
od. fl. 1.30 fr. ö. W.

bis M. 12.25. versendet in einzelnen Rollen und ganzen Stücken zollfrei in's Haus
Zürich.

Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pfg. od. 10 fr. ö. W. Porto nach der Schweiz.
G. Henneberg's
Seidenstoff-Fabrik-Depôt,
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant. 4578

Technikum

(Baugewerk-, Maschinenbau-, Kunstschler- und Malerschule) 4535

Buxtehude

b. Hamburg. Bedeutendste nordd. Fachschule. Pension pro Tag 1 Mark. Programme gratis u. franco d. Director Hittenkofer.

Einfache, doppelte od. amerikanische
*** Buchführung ***
Correspondenz durch prämiirten
Rechnen etc. brieflichen Unterricht. Gratis
Probation für Schönschrift. Erstes kaufmänn. Unterrichts-Institut
Gratis „Postfach“ in Wien.

Chrestensen

Stets das Neueste! Erfurt.
Kataloge gratis.
Fabrik für unterhaltende
Gesellschaftsspiele, Lampen,
Cottill- und Ball-Artikel.

Origineller Scherz für Herren:
auf optischer Täuschung beruhend, versendet
franco für 50 J. in Briefm. 4228
Greiner, München, Corneliustr. 32.



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Gräfin Regine.

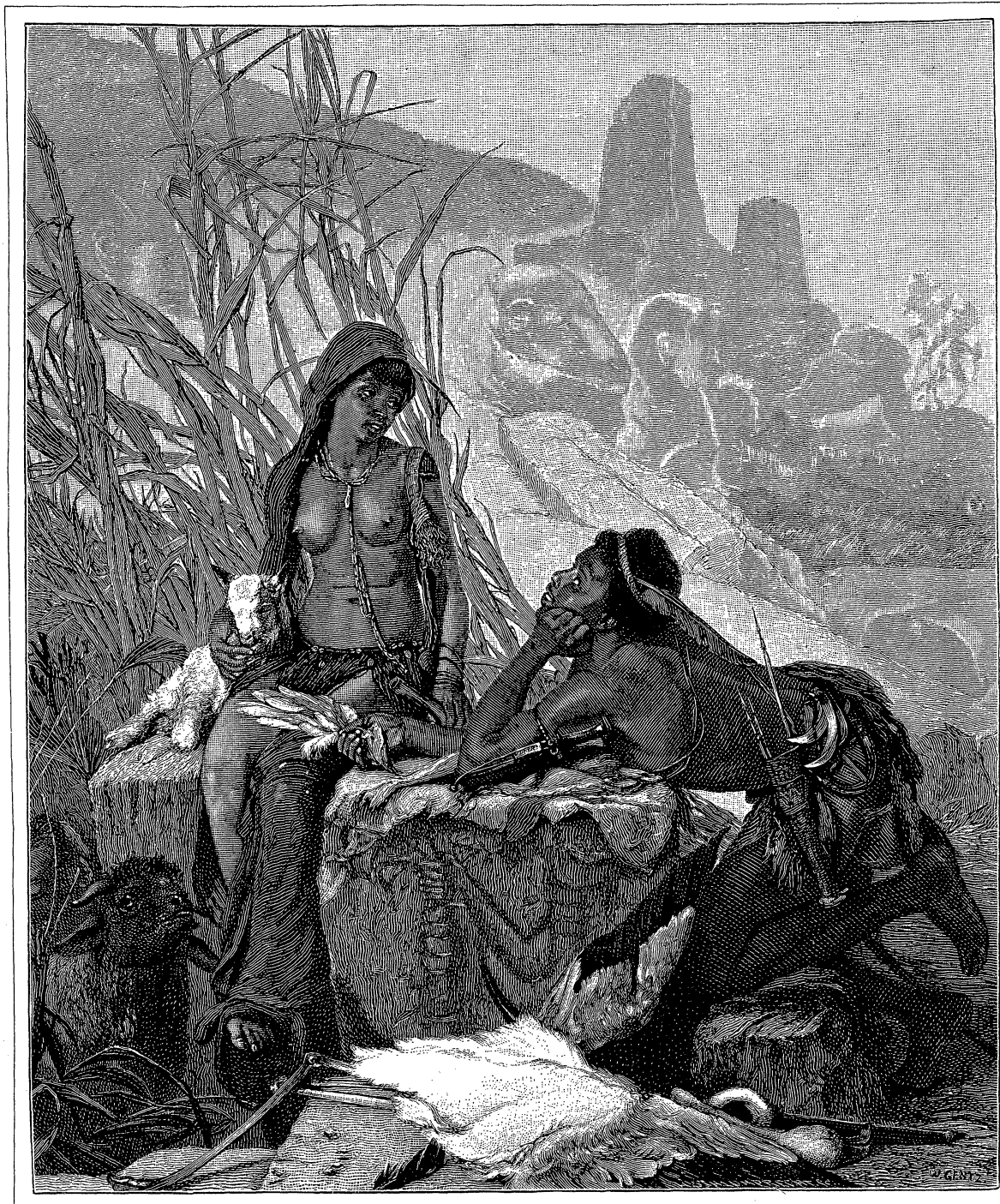
Novelle

von

Käthe von Bergk.

(Nachdruck verboten.)

Das Wappenschild über dem Portal des Gartenstein'schen Hauses war mit Trauerflor verhüllt, und tiefe Stille herrschte in den weiten Räumen; die lange Fensterreihe war geschlossen, nur am westlichen Ende, nach dem Garten hinaus, sah man geöffnete Läden, und die letzten Strahlen der Oktobersonne vergoldeten die großen Spiegelscheiben einer Erkerstube. Hier war der Lieblingsaufenthalt der verwitweten Gräfin, deren Gemahl man vor wenigen Wochen zur letzten Ruhe bestattet hatte, und hier finden wir auch jetzt Gräfin Regine Gartenstein, die, in tiefes Sinnen verloren, dem Spiel des Herbstwindes mit den fallenden Blättern der Kastanien zusah. Grüste Lebensführungen, die ihre schmerzliche Runenschrift tief in der Gräfin Herz eingegraben, hatten von ihren Zügen die Jugendblüte weggewischt; dennoch war sie noch immer trotz ihrer vierunddreißig Jahre eine ungemein anziehende Erscheinung; das schleppende schwere Trauerkleid hob auf's Vortheilhafteste die volle edle Gestalt; das braune Haar, über der Stirn einfach gescheitelt, war zu



Idylle in der Thebaide. Nach einem Gemälde von W. Gentz.

einer glänzenden Flechtenkrone geordnet; der größte Reiz des bleichen, geistvollen Antlitzes aber waren die großen braunen Augen, die sich einen wunderbarlieblichen Ausdruck kindlicher Gläubigkeit bewahrt hatten. Vom Licht der scheidenden Sonne überflutet, die weißen Hände lässig in den Schooß gelegt, saß die Gräfin lange regungslos da; der Nordwind rauschte in den sich lichternden Wipfeln und war die rechte Melodie zu den sich in eine trübe Vergangenheit verlierenden Träumen der Einsamen. Da hörte man im Vorsaal einen raschen, elastischen Schritt; es flog ein rosiges Schimmer über die Züge der Gräfin, der ihr für einen Moment den ganzen Zauber der Jugend wiedergab.

„Baron Pelfe!“ meldete der Diener, indem er die Portiere zurückschlug.

Der Eintretende, ein hochgewachsener, noch junger Mann, in der Uniform der herzoglichen Adjutanten, führte die Hand, welche Gräfin Regine ihm reichte, an die Lippen und flüsterte innig:

„Endlich, endlich! Drei Wochen des Harrens und Entbehrens, — drei Wochen lang konnten Sie mir Ihre Thür verschließen, Gräfin!“

Die Gräfin entzog ihm die Hand und legte sie einen Augenblick über die Augen, welche sich mit Thränen gefüllt hatten.

„Thränen, Gräfin?“

Unmöglich können Sie die Lösung der unwürdigen Fessel beweinen, die Gottes Rathschluß endlich von Ihnen genommen hat, nachdem sie fast unerträglich geworden war!"

"O, lieber Freund, sprechen Sie nicht so, — richten Sie nicht, auf daß wir nicht gerichtet werden."

"Immer diese düsteren Anschauungen, liebe Gräfin. Sie haben überreichlich Ihre Pflicht gethan."

"Ja, ich habe meine Pflicht erfüllt! O, wie ich dieß kalte, harte Wort hasse! Wie wenig thun und geben die Menschen, die bei Allem immer fragen: was bin ich zu thun und zu geben verpflichtet! Ja, ich habe meinen Gatten gepflegt, ich habe ihm alle meine Zeit, meine ganze Sorge gegeben, ich habe seine Launen ertragen, zu allen Demüthigungen geschwiegen, jedem Lebensgenuß entsagt, und doch drückt mich ihm gegenüber eine nicht gefühnte Schuld."

"Eine Schuld, — Sie, Gräfin?"

"Ja; habe ich nicht am Altar gelobt, meinen Gatten zu ehren und zu lieben, und was ist aus diesem Gelöbniß geworden? Es kam eine Stunde, in der ich fühlte, daß ich ihm nun und nimmer meine Liebe zu geben vermöchte, daß kein Atom meines Herzens dem Grafen gehörte; seitdem war Alles, was ich für ihn that, nur eine stille Abbitte, daß ich ihm das Beste schuldig blieb. Und doch vermochte nichts mich vor bitteren Selbstanklagen zu schützen, — noch vor dem lieblosen Urtheil der Menge," sezte sie leiser hinzu.

Baron Pelfe antwortete nicht sogleich; dann sagte er mit unendlich weicher Stimme:

"Niemand weiß so wie ich, was Sie gelitten haben, und wie unverschuldet. Regine, in meiner Liebe soll Ihr Herz wieder gefunden; geben Sie mir das Recht, Sie auch mit starkem Arm zu schützen vor jeder Unbill."

"O, still, still! Dürfen wir jetzt schon an die Zukunft, an unser eigenes Glück denken? Lassen Sie mir Zeit, erst zu Ruhe und Frieden zu kommen, und prüfen Sie sich selber, ob nicht Regine Gartenstein's größter Reiz dahin ist, seit sie — ihre Freiheit wieder gewonnen hat."

"Mit diesem Zweifel thun Sie sich selbst und mir bitteres Unrecht, Gräfin! Seit jener Stunde, deren Sie vorhin gedachten, habe ich Ihnen, so schwer mir oft das Schweigen ward, nicht mehr von meiner Liebe gesprochen, weil Sie es so wollten; aber nun haben Sie auch nicht länger das Recht, mir vorzuentshalten, was mein eigen ist — Ihr Herz. Wir sind keine spielenden Kinder."

"Zürnen Sie nicht," sagte die Gräfin mit zitternder Stimme; "ich habe es verlernt, froh und glücklich zu sein, und muß erst den Weg wieder suchen, der auf die Sonnenseite des Lebens zurückführt."

Sie sah bittend zu ihm auf, und vor dem feuchten Glanz der geliebten Augen hielt sein Zürnen nicht Stand. "Sie wollten ja immer reisen; nehmen Sie Ihr Orientprojekt wieder auf, lieber Freund; ich werde Sie wohl sehr vermissen, aber es ist dennoch am besten so, für Sie und mich."

"Sie senden mich in die Verbannung, Regine, und ich fürchte, es ist wieder 'die Welt', die Sie zwischen uns stellen, die Welt, der wir schon so manches nutzlose Opfer gebracht haben."

Die Gräfin antwortete nicht; sie fühlte sich zu schwach, gegen ihr eigenes Herz ihre Argumente zu verfechten.

Baron Pelfe ging erregt im Zimmer auf und nieder, endlich blieb er vor Regine stehen.

"Nun wohl, ich will Ihnen darin nachgeben, Gräfin, gegen meine bessere Ueberzeugung; diese sagt mir, daß wir den Muth unserer Liebe haben sollten; und dann, Sie wissen es ja, was man von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück!"

"Ich habe ja aber nichts ausgeschlagen, mein Freund," sagte die Gräfin in lieblicher Verwirrung; "mit dem ganzen Muth meiner Liebe will ich Sie ziehen sehen und Ihre Heimkehr erwarten, und dann sollen Sie auch die alte, fröhliche Regine, Ihre Regine, wiederfinden."

"Meine Regine, meine Königin, meine Braut, mein liebes, theures Weib!" jubelte der Baron und zog die bebende Gestalt fest an die Brust; er bedeckte Augen, Haar und Lippen der angebeteten Frau mit glühenden Küffen, die Regine wie träumend erwiederte; es war ein Augenblick seligen Weltvergessens. Endlich entwand sich die Gräfin seinen Armen und sah ihm mit leuchtenden Blicken tief und lang in die Augen.

"Lassen Sie diese Stunde unsere Abschiedsstunde sein, Magnus!"

"Jetzt soll ich gehen, Regine, jetzt, nachdem ich Dich in meinen Armen gehalten, Dein Herz an dem meinen schlagen gefühlt? Nein, nein und tausendmal nein!"

"Gerade weil wir nach diesen seligen Minuten Beide den Weg nicht zurückfinden würden in das ruhige Alltagsgeleise des Weltverkehrs, gerade deshalb müssen wir uns für eine Weile trennen, Magnus."

"Sind Sie so überreich an Glück, Regine, daß Sie leichten Herzens viele Monate seligen Beisammenseins dahingehen, damit nur ja die Vasen und Betten nicht Aergerniß nehmen?" sagte Pelfe aufbrausend und ironisch; "und wer dankt uns dieses dem lieben Schein gebrachte Opfer?"

"Wer es uns dankt, Magnus?" antwortete Regine leise, aber bestimmt. "Der Baron Pelfe wird es in einem Jahr der Gräfin Gartenstein danken, daß sie dieß eine Mal stärker war als er."

Der Baron trat an das Fenster und sah eine Weile in die nun hereingebrochene Herbstnacht hinaus; der Sturm, der draußen tobte, war nicht heftiger als der in seiner Seele. Gräfin Regine saß in dem kleinen Sessel am Kamin, regungslos, die Hände fest in einander geschlungen, bleich und mit zuckender Lippe; sie wußte, daß ihre scheinbare Ruhe ihre einzige Waffe war gegen die Leidenschaft des Barons. Hätte ihr Herz allein zu entscheiden gehabt, so würde sie längst die Arme um den Nacken des Geliebten geschlungen haben, um ihn zu halten, einer ganzen Welt zum Trost.

"Magnus," sagte sie endlich mit bebender Stimme, "nennen Sie es Thorheit, Laune, wie Sie wollen, aber lassen Sie mich nicht vergebens bitten."

Pelfe trat vom Fenster zurück. "Nun wohl, Regine, ich will Ihnen nachgeben; aber müßten es denn weite Länder und Meere sein, die uns trennen? Sie wollten für die erste Trauerzeit nach Schloß Wiederau gehen, ich bliebe dann hier —"

"Nein, nein," unterbrach ihn Regine, "ich würde dann in jeder einsamen Stunde versucht sein, Sie zu rufen, und ich bin nicht immer so muthig und vernünftig wie heute."

"Regine, süßes, liebes Weib!" rief Pelfe versöhnt und zog die Geliebte an den beiden kleinen Händen zu sich empor. "Du machst mit mir, was Du willst; aber vergiß nicht, daß ich im Sommer heimkehre und daß ich dann kein Nein mehr hören will, meine, meine Regine!"

Sie sprachen noch eine Weile von gleichgültigen Dingen, Keines wagte, an das tiefere Empfinden des Herzens zu rühren. Wer hat nicht schon Aehnliches erlebt? Man zählt fast die Minuten, die Einem noch vor dem Scheiden vergönnt sind, man möchte noch in diese letzten Augenblicke die Liebe langer Monate hineindrängen, und doch kommt kein Herzenswort über die Lippen. Magnus fühlte das Peinliche der Situation nicht weniger als die Gräfin und brach endlich auf; der letzte Kuß, der letzte Blick für lange, und die Portiere fiel hinter dem Scheidenden herab. Einen Moment stand Regine ganz still, auf die verfallenden Schritte laufend; dann sank sie auf die Kniee, und das Haupt tief in die Polster des Divans vergrabend, schluchzte sie: "Mein Gott, mein Gott, wenn er nicht zurückkehrte!"

*

Am andern Morgen war im Palais Gartenstein ein ungewohntes Leben, Diener liefen hin und her mit Koffern, Pelzen und Reisebedecken, die Kammerfrau huschte geschäftig über die Gänge, beladen mit Garderobestücken, und des Mittags rollte der Reisewagen der Gräfin durch das Thor, dem fernen Lande zu. Als zur gewohnten Nachmittagsstunde Baron Pelfe am Garten vorüberritt und nach den Fenstern schaute, hatte das Palais schon das undefinirbare Aussehen des Unbewohnten; die Fenster waren weit geöffnet und von Regine's Erkerzimmer wehte eine Spigengardine weit hinaus, es war wie ein letzter Abschiedsgruß.

*

Das Verschwinden der Gräfin Gartenstein aus der Residenz war anfangs ziemlich unbemerkt geblieben, da sie schon während der langen Krankheit ihres Gemahls nur für die nächsten Freunde des Hauses sichtbar gewesen. Die große Welt vergißt so rasch und schiebt neue Bilder in den kaum leer gemordenen Rahmen. Als aber bald nach der Abreise der Gräfin auch Baron Pelfe einen längeren Urlaub antrat, erinnerte man sich wieder an die früher viel besprochenen Beziehungen der Beiden, steckte die Köpfe zusammen und erging sich in allerlei Kombinationen. Da man aber bald erfuhr, die Gräfin habe das ihr zum Wittwensitz bestimmte Wiederau nicht verlassen, während Baron Pelfe fast

mit einer gewissen Absichtlichkeit aus Triest Nachrichten über seine bevorstehende Einschiffung nach Konstantinopel in die Residenz gelangen ließ, beruhigten sich die geschäftigen Zungen und bald waren die Abwesenden vergessen.

Gräfin Regine verlebte den Winter in tiefster Abgeschiedenheit auf Schloß Wiederau. Es war ihr zu Muth wie dem Schiffer, der nach dem Sturm auf hoher See sich mit zersplittertem Mast und zerrissenen Segeln in der Ruhe des Hafens findet, ein schmerzliches Wohlgefühl, in dem sie allmählig sich selber wieder fand und zu neuem Lebensmuth erstarke. Die Briefe des Geliebten waren die Lichtblicke in den düsteren, einsamen Wintertagen. Pelfe war vollkommen Meister des schriftlichen Wortes, und so nahm sie in der Abgeschiedenheit ihres Waldschlößchens vollen Antheil an den Eindrücken seiner Reise; es beglückte sie dabei, zu sehen, wie alle seine Zukunftspläne innig mit ihr und ihrem Bild verwebt waren, wie unbestreitbar er ihre Zusammengehörigkeit für's Leben annahm. Was war es nur, was Gräfin Regine immer wieder nach diesen Zeichen von Pelfe's Liebe so ängstlich zwischen den Zeilen suchen ließ? Ihr Herz war weit davon entfernt, den Geliebten durch einen Zweifel zu kränken und doch, — sie hatte es nie gelernt, glücklich zu sein, und wie man nach langem Verweilen in der Dunkelheit das Auge im Sonnenschein schmerzlich schließt, so konnte sich ihr Herz nicht gleich dem neuen Leben öffnen.

*

Regine hatte früh die Mutter verloren; der Vater, ein harter und strenger Mann, verbittert durch schwere Schicksalsschläge, verstand es nicht, das weiche und liebebedürftige Herz des Kindes für sich zu gewinnen; ihre Fröhlichkeit, ihr schüchternes Anschmiegen waren ihm lästig, und wenn sie, stets zurückgewiesen, dann verstummte, schalt er sie eigensinnig und launenhaft. So hätte sie eine sehr freudlose Kindheit gehabt ohne ihren schwärmerisch geliebten Bruder, der, acht Jahre älter als Regine, in der Kleinen das Vermächtniß seiner angebeteten Mutter sah; und erst ihr treuer Kamerad und Spielgefährte, dann ihr Beschützer und der Vertraute in all ihren kindlichen Freuden und Leiden ward. Die beiden jungen Wesen führten ein seltsam abgeschiedenes Leben in den düsteren Räumen des alten Patrizierhauses, für Regine wenigstens duldete der Vater keinen Verkehr mit anderen Kindern, und Franz entzog sich oft den Spielen seiner Altersgenossen, um mit dem einsamen Schwesterchen zu spielen und zu lernen. In dem großen, schattigen Garten, der das Haus umgab, hatten sie ihr unbestrittenes Reich mit Burgen und Einsiedeleien, mit Teichen, welche ihre Phantasie zu weiten Meeren gestaltete, mit Gondeln, auf welchen sie zur Entdeckung neuer Welten auszogen; oft durchstreiften sie auch tagelang die Wälder, welche die Stadt umgaben. Regine war die Prinzessin, die ein böser Zauberer geraubt und die ein tapferer Prinz befreien mußte, oder das verirrte Röhlerkind, welches der jagende Königssohn im Wald fand und zu seiner Königin erhob; Franz war stets der Ritter, der alle Abenteuer siegreich bestand, sei es als Jäger, als Prinz oder als mächtiger Berggeist; so hatten sie ihre eigene Welt; es war allemal Franz, welcher dem Vater die Erlaubniß zu diesen Streifereien abgetrogt hatte, wie er denn überhaupt der Einzige war, der Einfluß und eine gewisse Macht über das finstere Gemüth des alten Herrn besaß. Er war der Erbe seines Namens und seines ererbten und wohl-erworbenen Reichthums, und sollte, so hoffte er, auch einst nach ihm der Leiter seiner weitverzweigten und großartigen industriellen Unternehmungen werden. Hierin traf er aber von Anfang an auf einen entschiedenen Widerstand des Knaben; Franz hatte ein wahres Grauen vor den dunklen Kontorräumen, vor den messingbeschlagenen großen Büchern, über die sich die vergilbten Lebergesichter der alten Kontoristen beugten, eine Abneigung, die immer zunahm, je mehr der Knabe heranwuchs. Nach mancher heftigen Szene, nach manchem nie wieder zu vergeßenden harten Wort gab der Vater nach, Franz bezog eine rheinische Universität, der alte Handelsherr vergrub sich noch mürrischer in seine düsteren Geschäftsräume und Regine war nun erst recht allein, gerade zu einer Zeit, wo die zarte Mädchenskuppe so recht des Sonnenscheins zu ihrer Entfaltung bedurft hätte. Wohl kamen die Ferienzeiten des Bruders und mit ihnen Freude und Licht in das Leben des ernsten, einsamen Mädchens; sie streiften nicht mehr durch die Wälder als Röhlerkind und fahrender Ritter, die Märchen-

tage waren vorüber; aber Franz brachte so viel Neues und Herrliches aus der Welt da draußen mit, erzählte ihr von seinen Studien und seinen Freunden, brachte ihr Bilder und Bücher, las mit ihr und sang ihr seine schönen deutschen Lieder voll Jugendlust und Vaterlandsbegeisterung; sie ward die Vertraute seiner Träume, schwärmte mit ihm für alles Schöne und Ideale, und immer inniger und fester fügten sich die Herzen der Geschwister ineinander.

So vergingen einige Jahre, Franz hatte seine Studien beendet und war in's Vaterhaus zurückgekehrt; Regine erblickte zur lieblichen Jungfrau, sogar der Vater, der sie bisher wenig beachtet hatte, ließ zuweilen die Blicke mit einem halb widerwilligen Wohlgefallen über die schlanke Gestalt hingleiten; in seiner Gegenwart war sie meist stumm und ernst, dann aber konnten bei einem Wort des Bruders die Augen so hell aufleuchten, ein Lächeln von so wunderbarem Reiz flog über das bleiche Gesicht, daß selbst das verdüsterte Auge des alten Herrn sich dem Zauber nicht ganz entziehen konnte.

Da kam ein schwerer Sturm heraufgezogen und vernichtete für immer, was nur kaum mit verheißender Morgenröthe am Horizont erschienen war. Franz war in die Gesellschaft leichtsinniger junger Lebemänner und dadurch in ernste Konflikte gerathen, mehr aus Leichtsinne und Schwäche, als eigener Verschuldung, aber die Folgen waren doch darum dieselben vernichtenden, und der Mangel des Vertrauens zwischen Vater und Sohn trug auch hier seine bitteren Früchte. Die Zeit verstrich, in der noch zu rathen und zu helfen gewesen wäre, ohne daß der Vater von der Krisis, die hereinzubrochen drohte, eine Ahnung hatte; und als dann die Katastrophe eintrat, war sie um so furchtbarer in ihren Folgen; die eisenharte Natur des Vaters, die aufbrauende des Sohnes geriethen in tödtlich verletzender Weise an einander, vergebens umklammerte Regine, in Thränen aufgelöst, die Kniee des Vaters, vergebens flehte sie den Bruder an, ein demüthiges, begütigendes Wort zu sagen, der Zwiespalt, der lange in der Stille schon zwischen Vater und Sohn bestanden, brach unaufhaltsam hervor, bis der Riß ein vollkommener und unheilbarer war.

Vater und Sohn sahen sich nach dieser Szene nicht wieder; was zwischen Beiden noch zu erörtern und zu ordnen war, geschah durch die Mittelsperson eines alten, vertrauten Buchhalters, der zu glätten und zu mildern suchte, wo es ging, aber doch keine Brücke zur Versöhnung fand. — Der Abschied der Geschwister war herzzerreißend; erst als er die todtenbleiche, weinende Schwester zum letzten Mal umschlang, begriff Franz die ganze Tragweite seiner Handlungsweise; er, in dessen Knabenhand einst die sterbende Mutter das Händchen der kleinen Schwester gelegt hatte, mit einem Blick, so bittend, so rührend, er hatte sich dieses heiligen Vermächtnisses unworth gemacht und mußte nun die theure Schwester allein in den drückenden Verhältnissen zurücklassen, vielleicht für immer, und selbst den Trost schriftlichen Verkehrs hatte der Vater verboten.

„O nimm mich mit, nimm mich mit!“ schluchzte Regine immer wieder und schlang die Arme fast krampfhaft um den Nacken des Bruders.

„Es darf nicht sein, liebe, liebe Regine, es wäre sündhaft, wollte ich Dich dem sicheren Schutz des Vaterhauses entreißen. Halte aus, mein armes Kind, bete für mich und vergib, vergib, daß ich Dir dieß angethan! Vielleicht kommt eine Zeit, in der ich Dich zu mir rufen kann, — diese Schwelle betrete ich nie wieder.“

„Wenn Du rußt, komme ich, Franz. Arbe wohl, Du mein Sonnenschein; Gott führe Dich!“

Noch einmal küßte er die lieben, thränenvollen Augen und dann schloß sich die schwere, eisenbeschlagene Thür des Vaterhauses mit dumpfem Klang hinter dem einzigen Sohn, den fremde Schuld, mehr als die eigene, von hinnen trieb. Regine ging die erste Zeit nach der Abreise des Bruders wie betäubt umher, kein Strahl der Freude drang in ihr Herz und auch der Vater war noch einsylbiger, noch strenger, seit Regine seinen Versuchen, ein freundlicheres Verhältniß herzustellen, eine eifige Kälte entgegengekehrt hatte. Sie stand seinem Hauswesen vor, sie gehörte seinen Wünschen, sich elegant und kostbar zu kleiden, besuchte Theater und Konzerte in Begleitung der alten Gesellschaftsdame, die für sie engagirt worden, empfing die Freunde des Hauses an der mit altväterischer Pracht ausgestatteten Tafel, aber wenn sie mit dem Vater allein war, saß sie stumm ihm gegenüber, oder beschränkte sich auf die nothwendigsten Mittheilungen über häusliche Angelegenheiten.

Franz blieb verschollen und sein Name wurde im Hause nie genannt!

Zwei Jahre waren so dahingegangen, Regines Schönheit hatte sich voll entfaltet, ihre schlanke, biegsame Gestalt, das regelmäßige Oval des Gesichts, die großen ernsten braunen Augen fielen auf, wo sie erschien, nur fand man sie leblos, stolz, kalt — „herzlos“, sagten die Frauen, die ihr sonst nichts anhaben konnten, — „ein Marmorbild“ nannten sie die Männer, und gar Mancher wäre gern der Pygmalion gewesen, der diese schöne Statue zum Leben zu erwecken vermöchte.

*

Regine war zwanzig Jahre alt, da trat eines Morgens ihr Vater in ihr Zimmer, einen geöffneten Brief in der Hand. Er sah fast heiter aus und seine Stimme klang freundlicher als sonst, als er den ob der seltenen Erscheinung ziemlich verwunderten Morgengruß seiner Tochter erwiderte. Er setzte sich ihr gegenüber, das ihm beinahe fremde kleine Gemach wohlgefällig mustern, und als er dann dem fragenden Blick Regines begegnete, sagte er nicht unfreundlich:

„Major Graf Hartenstein bittet um Deine Hand, mein Kind; ein sehr ehrenvoller und annehmbarer Antrag; lies selbst!“

Regine wies mit einer entschiedenen Handbewegung den ihr dargereichten Brief zurück:

„Warum soll ich das lesen, Vater? Ich bitte Dich, den Antrag des Grafen abzulehnen.“

„Abzulehnen? Weißt Du, was Du zurückweist? Die beste Partie im Lande, den besten und stoltesten Namen; der Graf hat eine der ersten Stellen bei Hof, er ist die rechte Hand, der Freund seines Fürsten!“

Die Brauen des alten Herrn zogen sich finster zusammen; sollte er denn immer auf Widerstand bei seinen Kindern stoßen? Regine blieb stumm.

„Nun, so antworte doch; bisher habe ich immer Deinen Launen nachgegeben, bei allen Werbungen, — aber dießmal —“

„Liebt mich der Graf?“ sagte sie endlich zögernd.

„Liebe! — Romantisch, phantastische Mädchenträume! — Glaube mir, die Liebesheirathen sind nicht immer die glücklicheren, Regine. Der Graf begehrt Dich zu seiner Gemahlin, er bietet Dir die glänzendste Stellung, ich finde die Partie sehr passend und ich muß wenigstens Gründe, wirkliche, stichhaltige Gründe wissen, wenn ich ihm Deine Weigerung mittheilen soll.“

„Ich will mich überhaupt nicht verheirathen,“ antwortete Regine; und mit einem bitteren Lächeln setzte sie hinzu: „Auch habe ich selbst so wenig Glück, daß ich nicht weiß, wie ich Anderen noch davon mittheilen soll.“

Die Geduld des alten Herrn war erschöpft; er war dießmal mit einer in seiner Art liebevollen Regung zu seiner Tochter gekommen, er glaubte, es müsse sie beglücken, Gräfin Hartenstein zu werden, eine der ersten Damen des Hofes, gefeiert, beneidet, und nun fand er dieß kühl und entschiedene Nein.

Regine ließ den Sturm seines Unmuths still vorübergehen, nur in ihren marmorbleichen Zügen suchte und arbeitete es. Endlich richtete sie sich auf. „Kein Wort weiter, bitte. Ich weiß es ja längst, in unserem traurigen Hause heißt es biegen oder brechen! Schreibe dem Grafen, daß ich ihn erwarte.“

Der alte Mann war fast verwirrt über diese unerwartete Nachgiebigkeit, er hauchte einen Kuß auf Regines Stirne und ging. Als sie allein war, brach Regine in ein krampfhaftes Weinen aus; so fand sie die Gesellschafterin, eine würdige, herzensgute Dame, die aber ohne Verstand für die Verhältnisse des Hauses war; an Regine hing sie mit fast mütterlicher Zärtlichkeit und einer Art von Schwärmerei, — aber an der Zufriedenheit des alten Herrn hing das behagliche Heim, das sie nach manchem Schiffsbruch in den Stürmen des Lebens endlich gewonnen hatte, und so war sie in allen Konflikten für Regine keine Stütze und Hülfe.

„Liebes Kind, ist es denn wahr? Der Vater sagte mir, Sie würden den Grafen Hartenstein heirathen und, o Gott, Sie weinen; was soll ich nun thun?“

„Nichts, liebe Frau Wolter,“ sagte Regine, ihre Thränen trocknend, „ich bin es nur müde, zu kämpfen und mir die Flügel der Seele wund zu stoßen; und es ist ja auch gleichgültig, ob ich mein verarmtes Leben hier führe oder im Palais Hartenstein.“

So ward Regine Leutringen die Braut des Grafen Hartenstein, ohne Liebe, ohne Glauben an Glück; es gibt ein Verhängniß, das uns sehenden Auges, gegen besseres Wollen und Verstehen, in's Verderben reißt!

(Fortsetzung folgt.)

Transatlantische Skizzen.

Von

Dr. Max Lorking.

(Nachdruck verboten.)

III.

Unsere Kommunisten.



Die amerikanischen Kommunisten haben nichts, gar nichts gemein mit Leuten, wie weiland die Pariser Kommunisten waren, sie berühren sich nicht im mindesten mit den Gemüthungen und Bestrebungen der Sozialisten und Anarchisten. Die Politik ist ihnen gänzlich fremd, sie kümmern sich nicht um das Weltgetriebe, begnügen sich absolut mit dem Leben und verlangen weiter nichts, als daß man sie gerade so in Ruhe und Frieden lasse, wie sie selbst sich ihren Mitmenschen gegenüber verhalten. Seltsame Käuze sind es freilich, und man fühlt sich mitunter verückt, an ihrem gesunden Verstand zu zweifeln, allein es weiß ja bekanntlich Niemand so recht, wo bei uns armen Sterblichen die Vernunft aufhört und die Verrücktheit anfängt.

Unsere zweihundertfünfzig Kommunen machen wenig Lärm auf der gemaltigen Brust unseres Kontinents; sie führen ein stilles, harmloses Dasein und gestatten Fremden nur ungern Einblick in die geheimnißvolle Verschlossenheit ihres Privatlebens. Nach Charles Nordhoff, dessen ausführlichem Werk (*The Communist Societies of the United States*) ich viele interessante Daten entnommen habe, zählen sie etwa fünftausend Personen, einschließlich der Kinder, und zerstreuen sich über dreizehn Staaten der Union, in welchen sie beinahe zweihunderttausend Acres Land besitzen. Sie sind, wie man sich hier ein wenig realistisch ausdrückt, Millionen und aber Millionen Dollars „werth“, doch wie viele, das vermag man nicht anzugeben. So ungeheure Schätze sind die Früchte beharrlichen Fleißes, fortgesetzter Sparsamkeit und strengster Redlichkeit, denn Geiz und Habgier kennen die Kommunisten der neuen Welt ebensowenig wie harte, schwierige Arbeit; letztere gilt ihnen vielmehr als ein Vergnügen.

Der Nationalität nach kommen in erster Reihe die Deutschen, und unter diesen sind es wiederum die Süddeutschen, insbesondere die Württemberger, welche bei Weitem das größte Kontingent liefern, ihnen folgen die Amerikaner und den Schluß bilden die Franzosen mit einer einzigen kleinen Gemeinde. Alle Kommunen haben als ihre Grundlage die christliche Religion, wenn auch meist sehr stark und eigenthümlich modifizirt, nur die Franzosen verwerfen jedes Bekenntniß, ihr Dogma ist die kommunistische Idee. Fanatiker darf man sie sämmtlich nicht nennen, sie halten sich durchaus nicht für die allein Guten und Wahren, sondern gestehen es offen ein, daß auf dem Erdenrund Raum genug ist für die verschiedenartigsten und mannigfachen Religionen und Konfessionen.

Die Einsicht, daß die Ehe mit ihrem Kinderlegen einer dauernden Gütergemeinschaft ungünstig und nachtheilig ist, hat zu den merkwürdigsten Einrichtungen geführt. Bei den Wenigsten herrscht sie mit dem Ansehen, welches sie in einem Staatswesen genießt, das die Familie als Fundament seines Gedeihens betrachtet, bei Vielen gilt sie als verwerflich und das Ehelibet als reiner, die Frömmigkeit fördernder, bei Manchen ist sie gänzlich aufgehoben, selbst bei einer deutschen Sekte. Wie so oft, sind es wieder die Amerikaner, die auch auf diesem Gebiet in die entgegengesetzten Extreme geriethen, ihre größte Kommune huldigt der striktesten Celibatspflicht, ihre kleinste der freien Liebe.

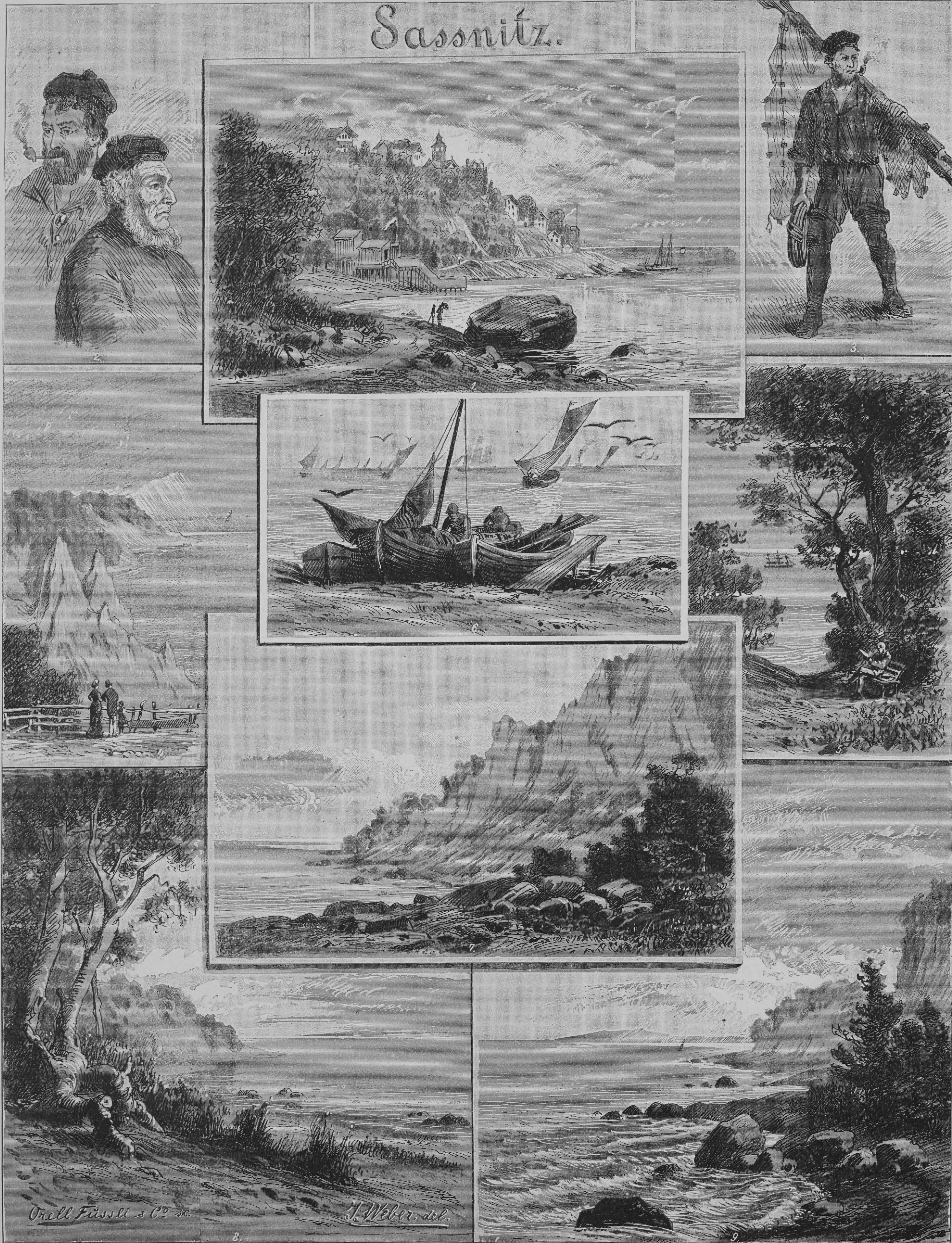
Die amerikanischen Kommunisten sind *„common people“*, gewöhnliche Leute, vergebens sieht man sich bei ihnen nach hochgebildeten, feinen, eleganten Männern und Frauen um. Sie sind durchweg Utilitarier, die Kunst ist ihnen im Allgemeinen fremd, Schönheit und Anmuth unterschätzen, verachten sie sogar. Auch Vergnügungen und geistige Genüsse haben bei ihnen keinen Werth, nur wenige Gemeinden sind im Besitz meist unbedeutender Bibliotheken. Sie arbeiten, wie gesagt, emsig den ganzen Tag hindurch, strengen sich indessen nicht an, sind barmherzig und mildthätig, nähren sich gut, aber mäßig und erreichen vermöge ihres regelmäßigen Lebenswandels, ihres Freizeits von Sorge, Mangel und Leidenschaft und der vorzüglichen Pflege, deren sie in Krankheit und Schwäche theilhaftig werden, ein überaus hohes Alter. In den anglo-amerikanischen Kommunen regiert in Betränten die äußerste Temperenz, in den deutschen ist zwar der Genuß von Wein und Bier Jedem freigestellt, Trunksucht jedoch ein unbekanntes Laster. Die Lebensweise Aller erscheint uns einformig, öde und langweilig, ihnen dagegen ist sie angenehm, lieb und interessant.

Sämmtliche Gemeinden haben eigene Mühlen, Werkstätten und Fabriken mannigfacher Art; sie fertigen, was sie gebrauchen, so viel als möglich selber an, sind ausgezeichnete Landwirthe und Viehzüchter, bei denen Ackergeräthe, Scheunen und Ställe stets in musterhaftem Zustand sind, und ihre Industrie bringt ihren Nachbarn einen Nutzen, den diese sehr wohl zu schätzen wissen. Oberster finanzieller Grundsatz ist Fernhalten von Schulden, sowie von allen spekulativen oder sonstigen risikanten Unternehmungen. Sie begnügen sich mit geringem Gewinn und sind mehr darauf bedacht, ihre Ausgaben zu vermindern als ihre Einnahmen zu steigern.

Chronologisch geordnet gruppieren sich unsere Kommunen folgendermaßen, das Gründungsjahr ist in Parenthese beigegeben: die Shalers (1794), die Kappitons (1805), die Baumlers oder Separatisten (1817), die Amaniten oder Eben-Gers (1844), die Bethelgemeinde (1844), die Perfectionisten (1848), die Zfarier (1849) und die Auroorakommune (1852). Die Bethel- und die Auroorakommune bilden, obwohl weit von einander entfernt, denn erstere liegt in Missouri, letztere in Oregon, thatsächlich ein Ganzes, verbunden durch gemeinsame Interessen und verwandtschaftliche Bande. Die Mitglieder beider Gemeinden sind durchweg deutsch, untermischt mit sogenannten *„Pennsylvania Dutch“*, das heißt in jenem Staat geborenen Deutschen.

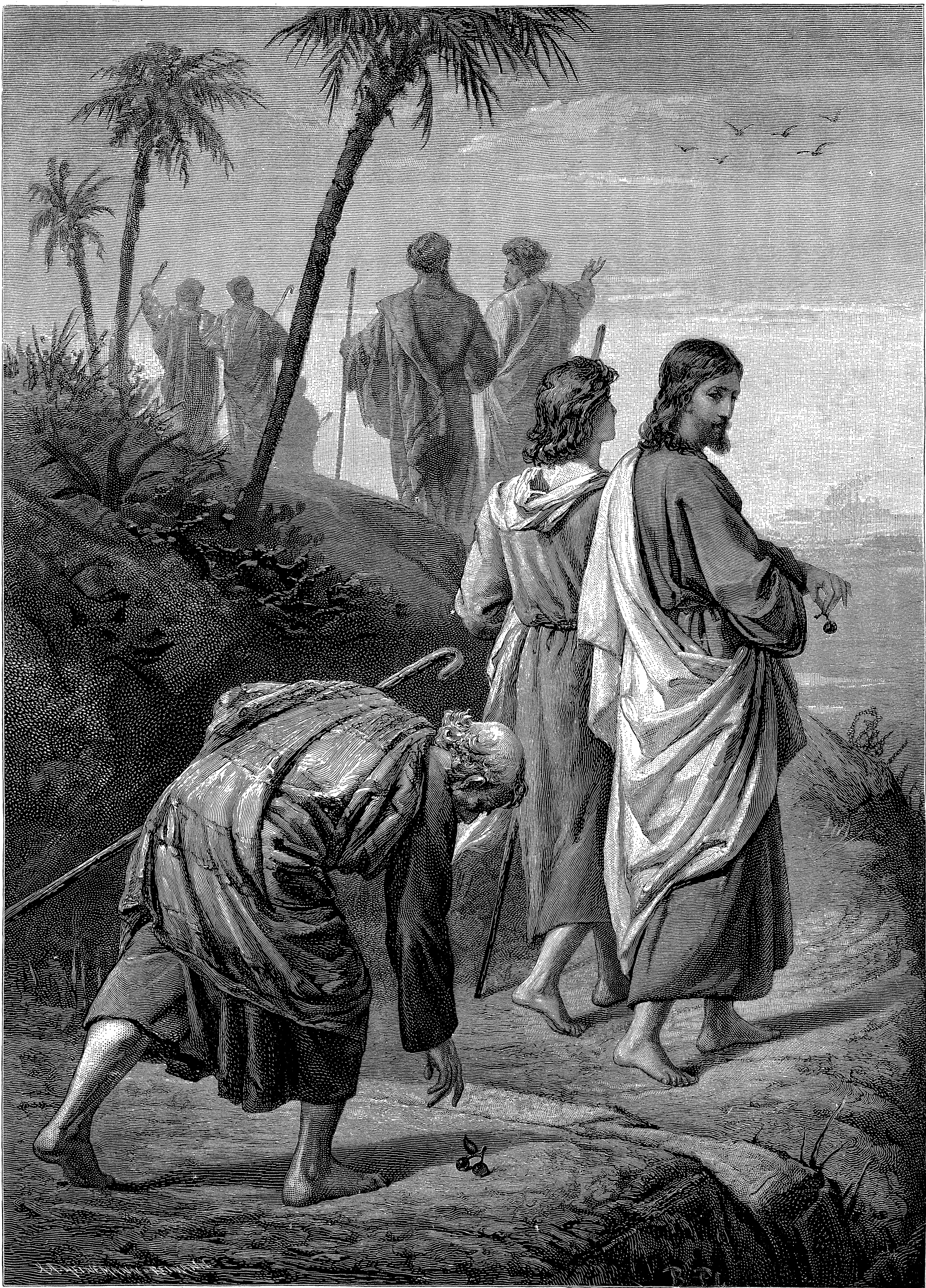
Gründer ist Dr. Reil, 1811 in Preußen geboren, ein Mystiker, der in New-York als Magnetiseur und dann in Pitts-

Sassnitz.



1. Sassnitz. — 2. und 3. Fischer aus Sassnitz. — 4. Wismar Klippen. — 5. Waldweg bei Sassnitz. — 6. Fischerboote. — 7. Kreidefelsen von Stubbenkammer. — 8. und 9. Strandpartien.

Seebad Sassnitz auf Rügen. Nach Skizzen von A. Franke.



Die Legende vom Hufeisen. Parabel von Goethe. Originalzeichnung von B. Plochhorst.

burg als Arzt lebte. Zuerst folgten ihm nur wenige Familien nach Bethel, gegenwärtig wohnen dort über zweihundert Personen. Sie besitzen eine Korn- und eine Schneidemühle, eine Gerberei, Webstühle, einen Laden für Waaren aller Art, eine Apotheke und Werkstätten für Zimmerleute, Schmiede, Böttcher, Klempner, Schneider, Schuster, Putzmacher, Alles in kleinem Maßstab, aber hinreichend nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern auch für diejenigen der umwohnenden Farmer. Endlich haben sie eine Wollfabrik und eine Destillation. Prediger und Haupt der Kommune ist ein gewisser Giese, den Dr. Keil eingeseht hat.

Des Letzteren Ideen erweiterten sich mit dem steigenden Wohlstand seiner Gemeinde und sein unruhiger Geist sehnte sich nach einem größeren Gebiet für seine Thätigkeit. Er war der Ansicht, daß sich an der pacifischen Küste eine umfangreichere Kommune würde anlegen lassen, und es ward ihm nicht schwer, seine Anhänger zum Versuch dieses Wagnisses zu überreden. Demgemäß brach er 1855 mit achtzig Personen auf, welche die nothwendigsten Geräthschaften und einiges Vieh mit sich führten, wanderte über die endlosen Ebenen der amerikanischen Steppe und ließ sich im Territorium Washington, nördlich der Mündung des Columbia River, an der Shoalwater Bay nieder, wo noch jetzt einige wenige Familien haufen. Schon im Juni 1856 siedelte das Gros der Einwanderer nach Aurora in Oregon über und begann die mühsame Urbarmachung des Landes. Sie halten treu zusammen und zählen gegenwärtig etwa vierhundert Mitglieder, die ungefähr achtzehntausend Acres besitzen und die nämlichen Gewerbe betreiben wie ihre Glaubensgenossen in Bethel. Zugleich haben sie die größten und fruchtbarsten Obstgärten im ganzen Staat.

Sie lehren, daß alle Regierung patriarchalisch sein soll und zwar nach dem Vorbild des göttlichen Regiments. Deshalb müssen die Gemeinden nach dem Muster der Familie gegründet werden, so daß sie alle Interessen und sämmtliches Eigenthum absolut gemeinsam haben. Das Familienleben wird streng aufrecht erhalten, man heirathet und freut sich eines Kindersegens, ganz wie anderwärts auch. Man ehelicht jung, eine Sitte, welche ganz besonders dazu angethan ist, die Paare an die Stätte ihrer Geburt zu fesseln; wer sich aber ein Weib von außerhalb der Kommune nimmt, der muß aus derselben scheiden. Sonst bindet kein Zwang die Mitglieder an ihre Gemeinde, sie dürfen dieselbe nach Belieben verlassen.

Jede Familie bewohnt ihr eigenes Haus oder getrennte Zimmer in einem der größeren Gebäude. Sie lebt einfach und sparsam, aber gut und nachhaft, baut sich ihren Garten, züchtet Hühner und erhält jedes Jahr eine Anzahl Schweine, je nach der Zahl der Mitglieder. Was nicht unmittelbaren Nutzen bringt, das wird verschmätzt.

Das Verwaltungssystem ist sehr einfach; Dr. Keil, der Gründer, oder, sollte der mittlerweile das Zeitliche gesegnet haben, sein Nachfolger, ist Präsident und Autokrat der Kommune. Als seine Räte fungiren vier der ältesten Mitglieder, die er selber erwählt und mit denen er berathschlägt. Bei wichtigen Änderungen oder Neuerungen wird die ganze Gemeinde befragt.

Die beiden Kommunen Bethel und Aurora haben sich seit ihrem Bestehen noch nicht ein einziges Mal an die Gerichte gewendet, auch keinen Inzassen in die Gefängnisse oder Asyle der Staaten gesendet, in denen sie wohnen, und noch gar nichts zu der Verbrecher- oder Armenstatistik derselben beigetragen.

Die Separatisten bewohnen Zoar, einen Ort im nördlichen Ohio, ungefähr in der Mitte zwischen Cleveland und Pittsburg und an einem Zweige der Bahn, die jene beiden Städte verbindet. Das Dorf ist unregelmäßig gebaut und zählt weniger Häuser, als sonst ein Platz von der nämlichen Einwohnerzahl zu haben pflegt, doch sind es große Bauten, deren jede mehrere Familien beherbergt. Zoar besitzt ferner eine geräumige Kirche und ein gut eingerichtetes Schulhaus, beide aus Ziegelsteinen aufgeführt — in den anglo-amerikanischen Dörfern sind sie gewöhnlich aus Holz — ein Gasthaus und eine Menge Schuppen und Speicher, sowie mehrere Mühlen und Fabriken, eine Maschinenwerkstätte, eine Gerberei, eine Färberei und eine Brauerei.

Die Zoariten haben über siebentaufend Acres fruchtbaren Landes mit vorzüglicher Wasserkraft, und außerdem noch Grund und Boden in Iowa. In ihrer Wollfabrik fertigen sie Garne und Stoffe für den eigenen Gebrauch und auch für den Verkauf, und sie beschäftigen etwa fünfzig Leute, die nicht zu ihrer Gemeinde gehören, und verpachten einige ihrer Farmen, sind zweihundertundfünfzig Mitglieder stark und ihr Vermögen wird auf mehr als eine Million Dollars veranschlagt.

Es sind ausschließlich Deutsche, und Württemberg ist die Heimat der Sekte, welche Zoar im Jahr 1817 gründete. Anfanglich war die Ehe bei ihnen verboten, doch ist sie seit 1830 wieder erlaubt, indessen gilt Celibat als wünschenswerther und der Frömmigkeit förderlicher. Außerhalb der Gemeinde darf sich Niemand vermählen. Jede Familie kocht für sich, nur das Brod wird aus der gemeinsamen Bäckerei bezogen. Ihr Führer, der sie über den Ocean brachte — jetzt leben nur noch Drei, welche die Reise mit ihm machten — Joseph Bäuml (von den Amerikanern zu Bimler und Bimler verstimmt) war, so lange er auf Erden weilte, Arzt seiner Anhänger, denn er verstand ein wenig von der Homöopathie, und noch jetzt wird sein Heilsystem befolgt. Die Zoariten sind ordentliche, ruhige, nüchterne, überaus sparsame, fleißige und geschäftstundige Menschen.

Aus ihrer Kirche haben sie alle Ceremonien als unnütz und schädlich verbannt, sie nehmen vor Niemand den Hut ab, beugen vor Niemand das Knie und duzen einen Jeden. Priester und Prediger kennen sie nicht, ihre Ehen werden nur vor bürgerlichen Zeugen geschlossen, Taufe und Abendmahl sind ihnen fremd.

Ihre Verfassung theilt die Mitglieder in Novizen und in Vollberechtigte; erstere müssen wenigstens ein Jahr dienen, bevor sie sich zu den letzteren gesellen dürfen, und dann einen Pakt unterschreiben, in welchem sie feierlich erklären, daß sie alles Privateigenthum aufgeben, sowohl was sie bei der Aufnahme besitzen, als was sie späterhin durch Erbschaft, Schenkung oder auf andere Weise erwerben sollten. Der Gemeinde gehört Alles, auch nach dem Tod des Separatisten, und kein Erbe hat jemals einen Anspruch auf die Habe eines Verstorbenen.

Die drei Verwalter bekleiden ihr Amt für die Dauer von drei Jahren, können aber immer wiedergewählt werden. Sie leiten alle Angelegenheiten und Gewerbe und schreiben jedem Mitglied seine Arbeit vor, doch sind sie stets von der Zustimmung der Gemeinde abhängig. Selbstaufopferung, Bescheidenheit, Mäßigkeit in allen Dingen, frommer Sinn und geschäftliche Klugheit, Redlichkeit und Offenheit in allen Handlungen, das sind die Tugenden, welche die Separatisten zu Wohlstand und Ansehen gebracht und vor Schaden bewahrt haben. Man nennt sie in ganz Nordohio mit Anerkennung und Achtung. Zoar ist seiner schönen Lage und des ausgezeichneten Rufes wegen, dessen sich seine Bewohner erfreuen, eine vielbesuchte Sommerfrische.

Hätte die Welt das kleine Gemeinwesen allein gelassen, so würde das Getriebe desselben ein ungestörtes und friedliches sein. Aber die früher menschenleere Gegend bevölkerte sich allmählig, die Knaben und Mädchen, die bisher nur deutschen Unterricht in ihrer Dorfschule genossen hatten, mußten, um sich mit den Nachbarn verständigen zu können, fürderhin auch die englische Sprache erlernen und manche von ihnen wurden von der unbezwinglichen Sehnsucht erfaßt, sich in der weiten Welt umzuschauen und in ihr zu bleiben. Aus diesem Grunde schmilzt die Sekte nach und nach zusammen und die Separatisten blicken mit trübem Auge in die Zukunft.

Im Staat Iowa, vierundsechzig englische Meilen westlich von Davenport, liegt auf einer weit sich ausdehnenden Ebene die aus sieben Dörfern bestehende Kolonie Amana. Die einzelnen Dörfer sind so gruppiert, daß sie das bebaute Land beherrschen und innerhalb ihrer Besitzungen einen unregelmäßigen Kreis bilden. Hier wohnen die etwa fünfzehnhundert Mitglieder zählenden „Wahren Inspirationsgemeinden“, auch Eben-Ezers genannt, lauter Deutsche, die auf fünfundzwanzigtausend Acres Land Ackerbau und allerhand Gewerbe betreiben, sich blühenden Gedeihens und großen Wohlstandes erfreuen. Sie rekrutiren sich immer noch aus Deutschland und zahlen oft aus ihrem Säckel die Reisekosten an solche arme Familien, die sich brieflich an sie gewendet haben und von ihrem inspirirten Oberhaupt als der Aufnahme würdig empfohlen worden sind. Die Grundlage ihres Gemeinwesens ist Religion, sie sind Pietisten und ihr gegenwärtiges religiöses Haupt ist eine Frau, die ihre Eingebungen unmittelbar von Gott empfängt, weshalb sie sich Inspirationsisten nennen.

Im Jahr 1816 trat Michael Kraufert, ein Schneider von Strahburg, als „Werkzeug“ Gottes auf und ihm schlossen sich Philipp Mörschel, ein Strumpfwirker, Christian Mez, ein Zimmermann, und Barbara Heynemann, eine arme und ganz ungelehrte Dienstmagd, an. Die Sekte gerieth schließlich, weil sie sich weigerte, Eide zu leisten und ihre Kinder in die unter der Oberleitung von Geistlichen stehenden Volksschulen zu senden, in Schwierigkeiten mit der Regierung und wanderte 1842 nach den Vereinigten Staaten aus, wo sie sich zuerst bei Buffalo niederließ. 1855 zog sie nach ihren jetzigen Ansiedlungen in Iowa, und Mez blieb ihr Führer bis zu seinem Tod im Jahr 1867.

Der Name der Sekte stammt aus der Bibel und zwar aus dem Hohen Lied Salomonis, Kap. 4, Vers 8: „Komm, meine Braut, vom Libanon, komm vom Libanon. Gehe herein, tritt her von der Höhe Amana, von der Höhe Senir und Hermon, von den Wohnungen der Löwen, von den Bergen der Leoparden.“ Seltsam dabei ist nur, daß in der amerikanischen Niederlassung von Höhen und Bergen nichts zu sehen ist.

Die sieben Dörfer liegen etwa anderthalb Meilen von einander entfernt und jedes derselben hat einen Laden, in welchem die Farmer der Umgegend kaufen und Handel treiben, eine Schenke oder einen Gasthof und Schuhmacher, Schneider, Zimmermanns- und andere Werkstätten, denn ihr Bestreben ist darauf gerichtet, Alles, was sie brauchen, so weit als möglich selbst anzufertigen. Mittelamana hat auch eine Druckerei. Die Dörfer haben zumeist nur eine einzige Straße und abseits von ihr stehen die Scheunen, die Mühlen, die Fabriken und die Werkstätten. Die sehr einfachen, jeglichen Anstriches baren Häuser sind aus Stein, Ziegeln oder Holz solid gebaut und von einem Garten umgeben. Schulhaus und Kirche zeichnen sich nur dadurch aus, daß sie größer sind als die übrigen Gebäude.

Jede Familie hat ein Haus für sich, doch essen die Gemeindeglieder in besonderen Speiseanstalten beisammen, die Geschlechter getrennt, zur Verhütung unnützen Geschwäzes und Kokettirens; auch den Kindern sind eigene Plätze angewiesen. In den Garküchen arbeiten die Mädchen und die jungen Frauen unter der Aufsicht von Matronen. Jedes Restaurant macht seinen Butter- und Käsevorrath selbst, auch vorzügliches Brod wird gebacken. Die Tische sind sauber, aber ungedeckt.

Die Kleidung der Leute ist einfach; die Männer tragen Rock, Hose und Weste von gewöhnlichem Schnitt, letztere im Winter bis an den Hals zugeknöpft, die Frauen und Mädchen gehen in Gewändern von bunten Stoffen eigenen Fabrikats einher, oft in kurzen Röcken, wie es bei den deutschen Bauern Sitte ist. Alle, selbst die Kleinsten, bedecken sich mit einer schwarzen Haube, die nur den Hinterkopf verhüllt und unter dem Kinn mit einem gleichfarbigen Band befestigt wird. Jung und Alt schlingt sich einen kleinen dunklen Schal um Schultern und Brust. Schmuck ist verboten und die ganze Tracht ist eine überaus einförmige. Obwohl die Frauen tüchtig arbeiten, so gibt es des Abends keine Vergnügungen, welche die beiden Geschlechter vereinen. Trotz dieser ängstlichen Trennung derselben wird in Amana gerade so gut gefreut und geheirathet wie anderwärts auch.

Zwar hat die Ehe die Billigung und die Sanction der Gemeinde und der Ältesten, indessen betrachtet man sie nicht als etwas Verdienstliches. Nach der Ansicht der Inspirationsisten wohnt ihr ein gewisser Grad von Weltlichkeit inne, schädigt sie die Religiosität der jungen Paare. In der Kirche von Amana gibt es drei „Klassen“, deren höchste aus denjenigen Mitgliedern besteht, die in ihrem Lebenswandel die größte Gottesfurcht und Frömmigkeit bethätigt haben. Vermählen sich nun Zwei, die jener Klasse bislang angehört, so werden sie auf ein Jahr oder zwei in die Kinderklasse zurückversetzt, bis man sie der Wiederaufnahme in die erste Ordnung für würdig erachtet.

Jedes Geschäft hat seinen Vormann, und diese Werkführer treten in den einzelnen Dörfern allabendlich zusammen, um die Arbeiten für den nächsten Tag festzusetzen und zu vertheilen. Bedarf irgend ein Departement einer Extramannschaft, so weist man ihm dieselbe zu und benachrichtigt die dazu bestimmten

Personen. Die Vormänner und ihre Gehülfen werden von den Administratoren ernannt.

Das weltliche Regiment der Amanakommunisten liegt in den Händen von dreizehn alljährlich durch die männlichen Mitglieder der Gemeinden erwählten Administratoren, und diese erwählen ihrerseits den Präsidenten. Jedes Dorf führt seine eigenen Bücher und verwaltet seine eigenen Angelegenheiten, doch gehen sämmtliche Rechnungen endgültig an das Hauptquartier, wo sie geprüft werden und die Bilanz gezogen wird. Man erwartet von allen Ortschaften, daß sie mit Profit arbeiten, doch macht ein etwaiges Defizit gar keinen Unterschied, da alles Eigenthum gemeinsam ist. Man sieht die Rechnungen jährlich einmal durch und überzeugt sich so von der Produktivität der verschiedenen Gewerbe.

Die Amaniten sind ausgezeichnete Farmer und haben einen prachtvollen Viehstand; ihre Luchfabriken liefern genug für sie selbst und für den Bedarf der ganzen Umgegend; Flanelle und Garne, wollene Handschuhe und Strümpfe exportiren sie sogar bis nach New-York. Schulden haben sie nicht, wohl aber beträchtliche Kapitalien auf Zinsen. Sie kaufen viel Wolle von den benachbarten Farmern und stehen in hoher Achtung wegen ihrer Redlichkeit und Scllichtheit im Handel, aber auch wegen ihrer Schlaueit und Vorsicht, denn über's Ohr hauen lassen sie sich so leicht nicht.

Zu ihren religiösen Gepflogenheiten gehört die „Unter-suchung“, welche alljährlich wenigstens einmal vorgenommen wird und die ganze Gemeinde, einschließlich der Kinder, umfaßt. Sie dauert lange und ist sehr gründlich und die Ältesten gehen mit gutem Beispiel voran. Man erwartet von jedem Mitglied, daß es seine sämmtlichen Fehler, Vergehen und Sünden bekennet, und wer irgend etwas verheimlicht, der wird nach ihrer Ansicht von der inspirirten Person durchschaut, die das böse Register des Verstoßten an's Tageslicht zieht und überhaupt eine wichtige Rolle spielt, indem sie alle Amaniten je nach Verdienst abkantzelt und die herrschenden Uebelstände freimüthig bloßstellt. Das heilige Abendmahl ist ihr kirchliches Hauptereigniß, es wird aber nur dann gefeiert, wenn das „inspirirte Werkzeug“ es leitet, was vielleicht jährlich oder alle zwei Jahre nur einmal geschieht und als so wichtig betrachtet wird, daß man nicht selten einen ausführlichen Bericht darüber durch den Druck veröffentlicht. Alle Amusements, wie Karten- und andere Spiele, sind verboten, Gemälde und Photographieen als Bilder-dienst verpönt und von musikalischen Instrumenten ist nur die Flöte erlaubt.

Was die Intelligenz der Amaniten anbelangt, so stehen dieselben ungefähr auf der Bildungsstufe der deutschen Bauern und Handwerker. Auch nicht zu ihrer Sekte Gehörige beschäftigen sie, meist als Ackerknechte, die ebenfalls Deutsche und größtentheils Familienväter sind. Ihnen weisen sie Häuser an und verleihen ihnen zuweilen das Privileg, sich Vieh auf den Gemeinbeländereien zu halten.

Wer in die Sekte eintreten will, der muß in der Regel eine zweijährige Probezeit durchmachen und sich schriftlich verpflichten, fleißig und treu zu arbeiten, sich den Gesetzen und Anordnungen der Gesellschaft zu fügen und keine Löhnung zu beanpruchen. Ist er nach Abschluß seiner Prüfungsfrist für würdig befunden worden, dann wird er sofort in alle Rechte und Gerechtsame eingesezt, sein Privateigenthum, falls er solches besitzt, wird zum Gemeindegut geschlagen und er unterzeichnet die Verfassung, welche die Bestimmung enthält, daß er bei etwaigem Wiederaustritt sein Vermögen zurückempfängt, aber ohne Zinsen.

Die Amaniten leben im Allgemeinen zufrieden und glücklich. Die Harmonie- oder Rappistengemeinde wohnt in Pennsylvania in einer schön gelegenen Gegend am Ohio. Ihre Stadt, Economy genannt, erhebt sich in einer fruchtbaren, im Hintergrunde von malerischen Hügeln abgeschlossenen Ebene, zählt etwa hundertundzwanzig regelmäßig und solid, aber einfach gebaute, von breitem Weingurt umgrünte Häuser, die so arrangirt sind, daß jeder Haushalt seinen hübschen Garten hat, besitzt gut gepflasterte Straßen, die in rechten Winkeln mit dem Fluß laufen, eine reiche Fülle schattenspendender Bäume, vortreffliches Wasser, das von einem in dem Höhenzuge befindlichen Reservoir kommt und aus Trögen geschöpft wird, eine Kirche, ein Versammlungslokal, einen Laden, mehrere Fabriken und manche Anstalten, die man sonst in so kleinen Ortschaften nicht antrifft. Sie hat ferner einen wohlgepflegten Lustgarten und ist von überaus ergiebigen Obstgärten und sauber gehaltenen Feldern umfrängt.

Gegenwärtig wird Economy von ungefähr hundert Personen bewohnt, die meist schon hochbetagt sind; weniger als fünfzig Jahre zählt wohl Niemand mehr. Außer diesen, denen das ganze Gebiet des Städtchens gehört, gibt es dort noch an die dreißig von der Sekte adoptirte Kinder von verschiedenen Altersstufen und etwa hundert gemietete Arbeiter und Arbeiterinnen. Die gesammte Bevölkerung ist deutsch und versteht auch in der Muttersprache, doch wird auch englisch verstanden und gesprochen.

Reinlichkeit und Sabbathruhe sind die vorherrschenden Merkmale des Ortes. Einmal war er lebhaft und geschäftig, denn er besaß Baumwollen-, Wollen- und Seidenfabriken, eine Brauerei und andere Gewerbe, aber jetzt sind die wichtigsten Industriezweige eingeklappt, und wenn man durch die stillen, schattigen Straßen wandert, so begegnet man nur hin und wieder einem untersehten, stämmigen Alten in kurzer blauer Jacke und mit hohem, breitkrämpigem Hut, der den Fremden so anstaunt, wie Hendrik Hudson's Leute den Rip van Winkle, oder einer stattlichen Matrone in einfachem Kleid und mit einer Art Helgoländer auf dem Kopf. Sie winstelt höflich guten Tag und auch ihrem Gruß mischt sich unverkennbare Ueberraschung ob des seltenen Gastes bei.

Im „Economy-Hotel“, in das sich nicht oft ein Reisender verirrt, werden täglich zwanzig bis dreißig Landsfreier und Bettler auf Kosten der Gemeinde gespeist. Man stellt ihnen keine Fragen, sondern jest ihnen reichlich Kaffee und Brod vor und gibt ihnen Nachtquartier in einem für diesen Zweck reservirten Hinterhause. Am nächsten Morgen müssen sie sich im Stall waschen und dann empfangen sie zum Frühstück wieder Brod und Kaffee, aber auch ein tüchtiges Stück Fleisch, wozu dessen bedarf, wird auch gekleidet. Die Hauptbestimmung des Gasthofs, der Touristen nur auf besondere Empfehlung und nur ganz kurze Zeit beherbergt.

George Kapp, Gründer und Leiter der Harmonisten bis zu seinem im Jahr 1847 erfolgten Tode, ward 1757 zu Sptingen im Württembergischen geboren; seine Enkelin, Gertrude Kapp, lebt noch in Economy, denn anfänglich heiratheten noch die Mitglieder der Gemeinde, bis diese 1807 beschloß, Jesus auch in der Chelofigkeit nachzuahmen, ein Grundfatz, der nur von Wenigen abgelehnt wurde, und diese traten natürlich aus. Zugleich entlagte man dem Genuß des Tabaks in jeglicher Gestalt, was wohl Manchem schwer geworden sein mag.

Ihr ganzer Glaube ist von dem Bestreben durchdrungen, die Seele für das Leben nach dem Tode vorzubereiten, und Christus in Allem buchstäblich zu folgen, das ist die Hauptbeschäftigung ihres Daseins. Sie halten daran fest, daß die zweite Erscheinung des Erlösers und die Erneuerung der Welt nahe bevorstehe; das Anbrechen des tausendjährigen Reichs ist der Kardinalpunkt ihrer Lehre, und Vater Kapp war unerschütterlich davon überzeugt, daß er es noch erleben würde. Sie glauben ferner an die schließliche Erlösung und Seligkeit des gesamten Menschengeschlechts; wer das Eölibat und alle anderen Gebote des Heilandes getreulich befolgt, der wird sofort mit ihm vereinigt werden, wer dem zuwider gehandelt hat, muß erst eine Probezeit durchmachen. Der Gründer der Sekte empfahl die Musik auf's Wärmste, fast Alle verstehen sich auf irgend ein Instrument, und Instrumentalmusik ist ein hervorragendes Element ihrer Andachten und ihrer Feste. Geduldig warten sie auf die Ankunft Jesu, der sie nach Palästina führen wird, um sie dort mit der Schaar der Auserwählten zu vereinigen.

Vater Kapp erklärte seinen Anhängern, daß es rathsam sei, wenn sie Alles, was sie brauchten, selbst anfertigten, auch verstand er sehr wohl den Werth arbeitssparender Maschinen. Daher besitzt Economy vorzügliche Etablissements mannigfacher Art: eine Dampfwäscherei, ein Schlachthaus, eine Seifensiederei, eine Schneidemühle, eine Großschmiede, eine Bäckerei, eine Stellmacherei, eine Gießfabrik zc. Der Barbier, zugleich Werführer der Schneiderwerkstätte, sorgt auch für die Kranken und Altersschwachen. Vortrefflich sind die beiden großen Weintellereien.

Jede Familie kocht für sich; wenn der Fleischer ein Rind geschlachtet hat, so wird ausgerufen: „Sollt Fleisch holen!“ und jedem Haushalt das Seinige zugetheilt; die übrigen Lebensmittel gibt das Generalkomitee periodisch aus, ebenso die Kleidungsstücke. Gegenwärtig sind indessen die großen Fabriken geschlossen, denn die Bevölkerung ist zu spärlich, um sie anzufüllen. Die Einwohner haben bedeutende Antheile an Steinkohlenzügen, Petroleumquellen und Schneidemühlen außerhalb ihres Gebietes, und es gehört ihnen die größte Messerschmiede in den Vereinigten Staaten.

In pekuniärer Hinsicht ist Kapp's Experiment von ganz außergewöhnlichem Erfolg gewesen, denn man veranschlagt das Vermögen der Gemeinde auf nicht weniger als vierzig Millionen Dollars und dieses ungeheure Kapital ist seit 1825 durch unermüdblichen Fleiß und kluge Anlegung aufgehäuft worden. Jeder Tag vermehrt es um Tausende und die Eigentümer wollen es zum Ruhm Christi verwenden, sobald dieser zum zweiten Mal auf Erden erscheint. Jakob Henrici, Haupt der Sekte, und Jonathan Lange sind die Verwalter des riesenhaften Schatzes. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die glücklichen Besitzer desselben, jene hundert und so viele Kappisten, noch länger als fünfzehn Jahre am Leben bleiben werden — was wird dann mit den Millionen geschehen, falls das tausendjährige Reich bis dahin nicht anbricht, was doch uns anderen Sterblichen keineswegs unmöglich dünkt? (Schluß folgt.)

Rahnfahrt.

(Siehe zu das Bild S. 984.)

Im leichten Rachen glitt sie mit ihren beiden jüngeren Geschwistern den See entlang, an dessen Ufern das Landhaus ihres Vaters lag.

Sie hätte hinausfahren mögen, weit hinaus auf ein wildes, sturmbelegtes Meer, hinaus ohne Ziel, ohne Ende, hinaus in's Vergessen! Hatte sie doch die Untreue Erfahren, den sie liebte — liebte mit all' der Macht ihres jungen, stolzen Herzens.

Wie sollte sie dieses Leben ferner ertragen? War es denn gerecht, o Himmel, daß sie so einsam sein sollte, daß sie mit dem guten, einzigen Gefühle ihres Herzens geteilt sein sollte? O Gott! Ihr Glück zertrümmert — und doch ihr Leben vielleicht noch so lang! Wie kam es, daß Hunderte, daß Tausende so glücklich waren, beglückt durch die Liebe, durch ein eigenes Heim? Und sie — und sie — die Schöne, Reiche, Vielumworbene, nur von dem einen Manne nicht geliebt, den sie liebte, nur von dem einen Manne nicht, dem sie jemals mit ganzem Herzen hätte angehören können! Sie verstand die Welt nicht mehr.

Sie strichen durch Werschliff. Das kleine Schwesterchen sagte: „Da schau, die schönen Seerosen! Da will ich mir eine pflücken!“ Die schönen Seerosen! Wie seltsam ist das Rosenfischschiff — fast so seltsam wie das Menschenfischschiff.

Die einen blühen am Strauche, dicht neben einander, Blüte an Blüte, und der Wind bewegt sie freudenvoll, und ihre duftigen Seelen vereinigen sich mit einander, und sie erfreuen das Auge der Wanderer, und zuletzt kommt eine Hand, die sie pflückt und ihrer Bestimmung zuführt — zu leuchten am Gute eines fröhlichen Kameraden, zu duften am Busen eines liebenden Mädchens.

Und die Rosen des stillen Sees? Einsam ruhen sie mit ihren weißen, unberührten Blättern, zertreten von Niemandem, mit ihrem feinen Dufthauche Niemanden erfreuend, nur selten bemerkt von dem Auge eines Schiffers, dessen Rahn im Tiefdunkel anlegt.

Aber auch sie müssen ja einen Zweck haben in der Welt!

Wie Ruhe kam es in das leidende Herz des Mädchens. Menschenfischschiff! Rosenfischschiff! Wer mag die Absichten und die Harmonieen der Welt ergreifen, welche flüstern neben Schattten, Freude zur Seite des Leides, Unschuld neben Schuld, Dienen neben Herrschen? Wasserrosen — edle, stille, einsame Blumen!

Vereinsamte Frauenherzen — schweigende Ergebung!

E. M. Jacano.

Blätter für die Frauen.

XI.

Mode.

Von

Loth. v. Sydow.

(Siehe das Bild S. 992.)

(Nachdruck verboten.)



Paris lebt jetzt ohne die Pariserin. Paris, der geistvolle Feuilletonist des „Figaro“, begleitet die Flucht der Frauen mit wehmüthiger Resignation. In der Sehnsucht nach ihnen, deren kleine Füße jetzt an Bergen umherklettern oder sich von den Wellen des Meeres bespülen lassen, wird er aber ungerecht gegen diejenigen, welche Paris, das von seinen Frauen verlassene, ennüthigte, um die Zeit zu einem großen und interessanten Einwanderungshafen machen, gegen den Strom fremder Frauen, welcher gerade im August seine schöne Stadt durchflutet. Zu keiner andern Zeit ist auf ihren Boulevards eine solche Menge von Engländerinnen, Amerikanerinnen, Russinnen und Deutschen zu sehen, und Paris' sagt selbst: „On peut dire, que le boulevard est saupoudré d'une poussière internationale.“

Diese sich in jedem Sommer wiederholende Invasion eleganter Frauen aus aller Herren Länder ist den Pariser Modisten heute nicht mehr so bequem wie einst. Während sie sich früher ausschließlich in der Beleuchtung des schimmernden Goldregens vollzog, der sie geehrt und begehrt macht, hat sich neben der zugefandenen Verminderung dieses goldenen Segens eine Gefahr eingeschlichen, gegen welche Paris sehr empfindlich ist. Es steht fest, daß durch diesen Strom des Reichthums und der Eleganz, welchen der internationale Fremdenverkehr in der Reizezeit durch Paris führt, auch ein Import fremder Mode und fremden Geschmacks stattfindet, dessen Einfluß zunimmt und in seiner machenden Bedeutung die Pariser Eitelkeit kränkt. Darum ist es auch besonders diese Jahreszeit, in welcher die Presse von Paris in verschiedenen Formen auf das Selbstgefühl und den patriotischen Ehrgeiz seiner Frauen zu wirken sucht, indem sie dieselben ermahnt, der Einwanderung fremden Geschmacks den Widerstand jener „houvranen Majestät“ entgegenzusetzen, welche der Pariserin in Fragen der Schönheit und des Geschmacks von der Vorherrschaft verliehen wurde. Diesen Grund hat es, wenn Paris die Abwesenheit der Pariserin gerade jetzt besonders beklagt, wo es gilt, die Fremden von der Vermuthung des Versuches zu überzeugen, mit dem Chiff und der Eleganz und Grazie rivalisiren zu wollen, welche doch nur einer Frau verliehen wurden, damit sie dadurch die Welt beherrsche.

Die Pariserin ist auf dem Lande, oder an der See, oder in den Bergen; und sie wird dort ebenso dem begegnen, was eine mißmüthige Feder „une invasion, grosse de périls pour Paris“ nennt. Sie wird den Ernst oder Scherz dieser unheilvollen Wolke auch an einem Himmel prüfen können, der sich nicht gerade über Paris wölbt, und die Zeichen der Zeit überall mit demselben Siegesbewußtsein und derselben Anmuth zu ihren Gunsten deuten, wie im Bois de Boulogne, wo in der Allée des Acacias fremde Frauen pessimistische Gemüther beunruhigen.

Schöne Frauen haben auch für patriotische Bewegungen die Grenzen eines schönen Maßes. Monsieur Paris mag uns glauben, daß die schönsten von ihnen an dem gähnenden Abgrund, welchen er ihnen vor Augen gerückt hat, mit einem Lächeln stehen, und daß es übermüthige Füße gibt, welche ohne jede Nervosität und ohne Strupel da hineinspringen.

Es ist so gleichgültig, über den Ursprung einer hübschen Mode zu streiten, wenn ihre Anmuth selbst nur am Tag liegt. Es wäre so thöricht, auch auf dem Gebiete der Frauenschönheit und der Aesthetik den trivialen Zollmodus der Ursprungsartefakte anerkennen zu wollen. Gerade weil die Französin, und ganz speziell die Pariserin es ist, welche für die Empfindung des Schönen in der Toilette mit ganz besonders feinen Nerven ausgestattet scheint, wird sie nie im Stande sein, diese Nerven von „patriotischen“ Erwägungen dirigiren zu lassen.

Man gehe nur in die Bäder. Die interessante Eigenthümlichkeit einer englischen Toilette wird den echten Chiff erst durch die sveltesse und souplesse der Französin erhalten. Das sind zwei Worte, die sich in dieser Anwendung schwer überlegen lassen. Die Nichtfranzösin kommen erst zum Bewußtsein dessen, was an ihren Moden wirklich originell, elegant und schön ist, wenn eine Pariserin ihnen dieselben zusagen, „vor“ trägt. Wer dächte daran, neidisch und eifersüchtig seine Bewunderung für ein Kunstwerk davon abhängig zu machen, daß es nicht das Produkt eines fremden Talentes sei?

Von diesem Standpunkt stellt auch unser Modebericht seine Beobachtungen zusammen. Eine Stunde im Rastinosaal, eine Promenade am Strande gewähren ein buntes Durcheinander der verschiedensten Toiletten und Geschmacksrichtungen.

Die neuen Farben sind cachou, beurre frais, bleu liseron und das bereits erwähnte Grün jeune pousse. Ihre Namen sind alle französisch, und doch hat die englische Mode ihre Muster früher ausgegeben, als die Indutrien von Lyon und St. Etienne. Die Pariserin würde auch diesmal Mühe haben, die Priorität an diesen Modelfarben für sich in Anspruch zu nehmen. Leichter wird es ihr sein, diese neuen Farben selbst in den ungewöhnlichsten und überraschendsten Zusammenstellungen zu immer neuen Effekten zu bringen. Ihre Neigung für außergewöhnliche Farbenverbindungen ist bekannt; auch ihr glückliches Talent, in den unglaublichsten Einfällen noch eine Wirkung im Sinne des Schönen zu retten. Nur sie versteht das Geheimniß zu lösen, wie Rosa und Roth, Blau und Vio, Blau und Grün zusammengestellt werden kann, damit das Auge, welches sich im Allgemeinen bei solcher Vorstellung eher zu schließen geneigt ist, von der Anmuth des Effektes ganz entzückt wird.

So hat sie auch das neue cachou mit allen Nuancen verbunden, welche nur denkbar sind; so mit Wasserblau, mit Thee, mit dem sanftesten Meergrün, mit feuille de rose, Beurre frais dagegen gehört zu jenen Farben, welche vorzugsweise „ganz in sich“ getragen werden. Es ist eine Farbe von so

subtilem Ton, von so feiner Sanftheit, wie sie besonders an Brünetten um des eigenartigen Kontrastes willen so wirksam ist. Es ist die Lieblingsfarbe hundertfältig plissirter, transparenter Spikentoielten, der Ton köstlich leichter Seiden — oder Musselinhüte in der Form Lamballe, die letzte Neuheit für jene farbigen Flanelloftüme, welche in diesem Sommer an unholden Tagen so gern getragen werden. In Weiß sind diese Flanelloftüme überaus elegant, aber ihre Eleganz ist kostspielig genug. Da werden sie häufiger in Farben gesehen, die von geringerer Verleglichkeit sind, in Blau — der neuen Nuance Zuckerpapier — in feu, in dem willkürlichen Durcheinander von multicolor. Je weiter die Saison vorrückt, desto freigeiger und sorgloser tritt die Farbe in der Toilette auf. Die Muster werden immer bunter und origineller. Das weiße, keusche Musselin und Watistkleid, dessen süße Einfachheit uns vier Wochen früher so entzückte, zeigt sich in Mustern, die zuweilen bis zur Herausforderung übermüthig werden. Die großen rothen Pompons in Form gestielter Kirichen, welche die ganze Toilette beschützen und ihr im Luftzug das Bild beständiger Unruhe geben, gehören noch zu den bescheidensten ihrer Art. Auffälliger noch ist das Hahnenfammuster, welches in ziemlich großen Zwischenräumen den rothen Kammlappen des Hahnes über den weißen Anzug streut, die Pfauenfeder in ihrem schillernden Farbenspiel, und — das Originellste von ihnen — das Augenmuster, abwechselnd ein braunes und ein blaues Auge auf der Folie schwarzen oder marineblauen Foulards.

Neben diesen mit dem letzten Modeeinfalle gemusterten Foulards ist neuerdings ein alter, bekannter Stoff auch wieder in besondere Aufnahme gekommen: der Mohair. Er gibt das praktischste Material für das wirkliche Touristenkleid. Er erscheint nie gedrückt und läßt sich durch seinen Staub überwinden. Man würde ja fehlgreifen, ein Mohairkleid mit kofetten Ländeleien beim Schneider zu bestellen, aber man wird zahllose Stunden des Behagens haben, wenn man mit einem bleigrauen Mohair auf die Reise gegangen ist, der brav und furchtlos jeder Strapaze spottet. Ein solches Kostüm ist aber die Einfachheit selbst. Man nehme einen runden, luftreien Rock, der in leichter Draperie auf der einen Seite aufgehoben ist und ein staubfarbenes Unterkleid sehen läßt. Keinerlei Ueberwurf, keinerlei komplizirte Garnitur, keine andere Farbe. Die schlichte Amazonentaille mit kleinen Knöpfen und hohem Kragen erhält an diesem und den Manichetten farbige Lingerie und der grobe weiße Strohhut einen weißen oder grauen Gazeerschleier.

Das ist die Toilette auch für die riskantesten Land-, Berg- und Wasserpartien. Ein gewisser Bruchtheil unserer sommerlichen Touristinnen reist ja doch mit praktischen Ansichten über die Bedürfnisse der Reise in's Weite. Nicht Allen bedeutet ja die Toilette dasselbe. O diese feenhaften Reisetoielten, welche Manche den Unbilden des Wetters bei Landpartien und Bergtouren aussetzen können, diese fanirten Tülls auf ländlichen Leiterragen, diese Spitzen im Staube der Bergstraßen, diese in schmedischem Leder chauffirten Füße zwischen Wurzeln und Steinen, diese Ironie von Hüften in der brennenden Augustsonne! Diese Toiletten werden bequemer getragen und sicherer bewundert in den Bewegungen der Promenade, auf den Janteinils des Kurraales, zu jenen Gesellschaftsstunden, welche die Eleganz des Badelebens zu einer einzigen bunten Revue verbindet. Da steht man den kleinen, kofetten „Franziskaner“, das neue, so niedlich capuchonirte Schultermantel der Mode, auch viel genauer an. Es reicht bis zur Taille, die schlant und elegant sein soll, um den Franziskaner mit Chiff zu tragen, und besteht aus Spitze, aus schmelzbedecktem Surah, aus weißem, goldgesticktem Flanel, aus feuerfarbenem Tuch; in allen Fällen erscheint er viel weltlicher und kofetter, als sich das mit seinem Namen ver trägt.

Rosett sind wir überhaupt. Auch in jenen anderen, namenlosen Phantasiemhängen, welche der Sommer in ungezählten Verschiedenheiten präsentiert. Kleine Mäntelchen, ein wahres Nichts an definirbarem Material und ein richtiges Wunder an Anmuth, sind darunter. Mäntelchen von Gaze mit Goldstickerei, die sich wie ein paar schimmernde Muscheln über die Schultern schwanmweiger Toiletten legen, Fichüs von Goldfäden gepommt, kleine, reizende Jäckchen von Silberstoff, die an Stelle des Kragens und der Manichetten ein Parterre passender Blumen erhalten. Wer wollte darüber nachdenken, wer sie modern machte, und wer sie in dem Fall ignoriren, daß sie zu den „Gefahren“ von Paris gehörten.

Ein besonderer Ausdruck der Saisonmode ist die offene Taille. Hier ist es das Jaquet „Zuave“, dort die Weste, welche sich über einer kunstvollen Chiffonnage von Spitzen oder einem gegogenen Jabot aus weißer oder farbiger Fäule öffnet, und selbst die elegante Matinee zieht über ihr schimmerndes Weißzeug heute eine in breiten Revers bis zur Schulter aufgeschlagene Redingote von rosa oder liseronblauem Satin, wenn sie sich mit einem Geschmack befreunden will, der sowohl in der französischen als der englischen Mode als eine überaus reizende Neuheit gilt. Gelbe Flanelkleider wählen häufig Spitzenjabots in der Nuance tabac oder cachou, marineblaue Toiletten dagegen wieder rothe; unbedingt herrscht immer das Streben vor, die Taille koloristisch zu beleben.

In der That, wie viele Beobachtungen an der Mode gewährt jetzt nur ein einziger Tag! Tausend Kleinigkeiten, die neu sind. So ist es beispielsweise Chiff, zu der defolletirten, ärmellosen Gesellschaftstoilette möglichst wenig — kann es die Schönheit des Armes vertragen, am liebsten gar keine — Reife oder Spangen zu tragen, statt ihrer indessen aber ein goldenes oder silbernes Stoffband, das am Oberarm zu einer Schleife gebunden wird. Ein französischer Modebericht empfiehlt neuerdings als besonders elegant für diese Armschleife ein drei Centimeter breites weißes Atlasband. Das wird aber nur ein ganz außergewöhnlich schöner Arm thun dürfen.

Nehmen wir Hut und Schirm — auf der Strandpromenade sind noch hundert andere Neuheiten zu sehen. Nehmen wir den Fächer, der Abend bei der Musik wird uns noch andere hundert zeigen. Dahin gehört auch der feine, süße Duft, welcher den Raum durchdringt, wo elegante Frauen in Journalen und Noten blättern, hinter dem Fächer über eine gute Geschichte des Tages medifiren und den ganzen Reiz geplauderten Müßigganges entsalten. Der süße Duft des weißen Heliotrop von Indien ist der Lieblingsduft der dießjährigen Sommermode.

Kardinal Gustav Adolph Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Kaum ein anderes der zahlreichen ehemals reichsunmittelbaren Geschlechter, welche beim Zusammenbruche des alten deutschen Reiches 1806 ihre Souveränität einbüßten, hat einen so klangvollen Namen und eine so große Verbreitung wie das der Hohenlohe. Es ist gewiß eine nicht eben häufige Erscheinung, daß aus einer Seitenlinie einer einzigen Familie gleichzeitig nicht weniger als drei Brüder, durch Amt und Stellung, Einfluß und Bedeutung hervorragend, das öffentliche Interesse dauernd so in Anspruch nehmen und wach erhalten, als es zur Zeit die drei Brüder Herzog von Ratibor, Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst und Kardinal Prinz Hohenlohe thun. Der Erstgenannte ist einer der größten Magnaten im ganzen preussischen Staate und Präsident des preussischen Herrenhauses. Chlodwig Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, der zweite Bruder, ist nur ein Jahr jünger als der vorgenannte Senior der Schillingsfürster Linie und am 31. März 1819 geboren. Seit mehr als elf Jahren vertritt er die deutschen Interessen als Botschafter des Reichs in Paris. Wohl mag es eine angenehme Aufgabe sein, in Tagen des Sonnenscheins und Völkerverfrühlings, getragen vom Bewußtsein, daß ein Kaiser und ein mächtiges Weltreich hinter ihm steht, deutsche Politik zu treiben; aber für den jetzigen Botschafter in Paris hat es derartiger äußeren günstigen Umstände nicht bedurft, um ihn deutsch fühlen zu lassen. Schon in Jahren, wo der nationale Gedanke noch verfinstert war und seinen Bekennern keineswegs die Zukunft rosig zu blühen schien, trat er als erblicher Reichsrath der Krone Bayern warm und lebhaft für einen ehrlichen Anschluß an die preussische Politik ein. Zur vollen Anerkennung gelangte er und seine Anschauung allerdings erst nach 1866. Am 31. Dezember des genannten Jahres zum bayerischen Minister des Auswärtigen ernannt, erhielt Fürst Hohenlohe Gelegenheit, die Zollvereinigung der vier süddeutschen Staaten mit Preußen zu verwirklichen und das Zollparlament in Berlin tagen zu sehen, jene erste Garantie einer deutschen Einheit, welcher dann im Jahre 1871 der deutsche Reichstag folgte. Als bayerischer Ministerpräsident fiel er am 7. März 1870 dem stürmischen Drängen der Gegenpartei zum Opfer und lebte als Privatmann, bis ihn 1874 das Vertrauen des Kaisers auf den Posten nach Paris berief, den er heute noch inne hat. Wie allseitig die Bedeutung des Mannes anerkannt wird, beweist auch, daß neuerdings seine Kandidatur für den Statthalterposten in Straßburg vielfach diskutiert wird.

Der dritte der Brüder, Gustav Adolph Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, den unser Bild zeigt, ist am 26. Februar 1823 geboren, studierte zunächst in Bonn die Rechtswissenschaften und dann in Breslau und München katholische Theologie. 1846 nach Rom gegangen, folgte er dem Papst Pius IX. auf dessen Flucht nach Gaeta und wurde in rascher Folge zum Geheimkammerer, Almojenier und Bischof von Gessa befördert. Am 22. Juni 1866 wurde er zum Kardinal der heiligen römischen Kirche ernannt. Tiefgreifende Ereignisse vollzogen sich in Rom während der folgenden Jahre. Am 20. September 1870 waren daselbst die Truppen



Kardinal Gustav Adolph Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Viktor Emanuel's eingerückt, der Kirchenstaat hatte aufgehört zu existiren, und am 22. September schon reiste der Kardinal aus Rom nach Deutschland ab, um die ewige Stadt nur noch vorübergehend und je auf kurze Zeit wiederzusehen. Während der Kardinal auf deutschem Boden weilte, war die Stellung des deutschen Gesandten beim päpstlichen Stuhl vakant geworden und die deutsche Regierung glaubte den Wünschen der römischen Diplomatie nach Kräften entgegenzukommen, als sie den Kardinal Hohenlohe zum deutschen Gesandten beim Papst präsentierte; der Vorschlag wurde gleichwohl abgelehnt. Die Bestürzung darüber war groß und v. Bennigsen brachte in der Reichstagsitzung vom 14. Mai 1872 die Sache beim Etat des auswärtigen Amtes zur Sprache und regte an, ob nicht die Gesandtschaft beim heiligen Stuhl nun definitiv zu streichen sein möchte. Der Reichskanzler Fürst Bismarck erklärte sich zwar einstweilen gegen diesen Gedanken, aber die Stelle eines Gesandten beim Vatikan blieb trotz-

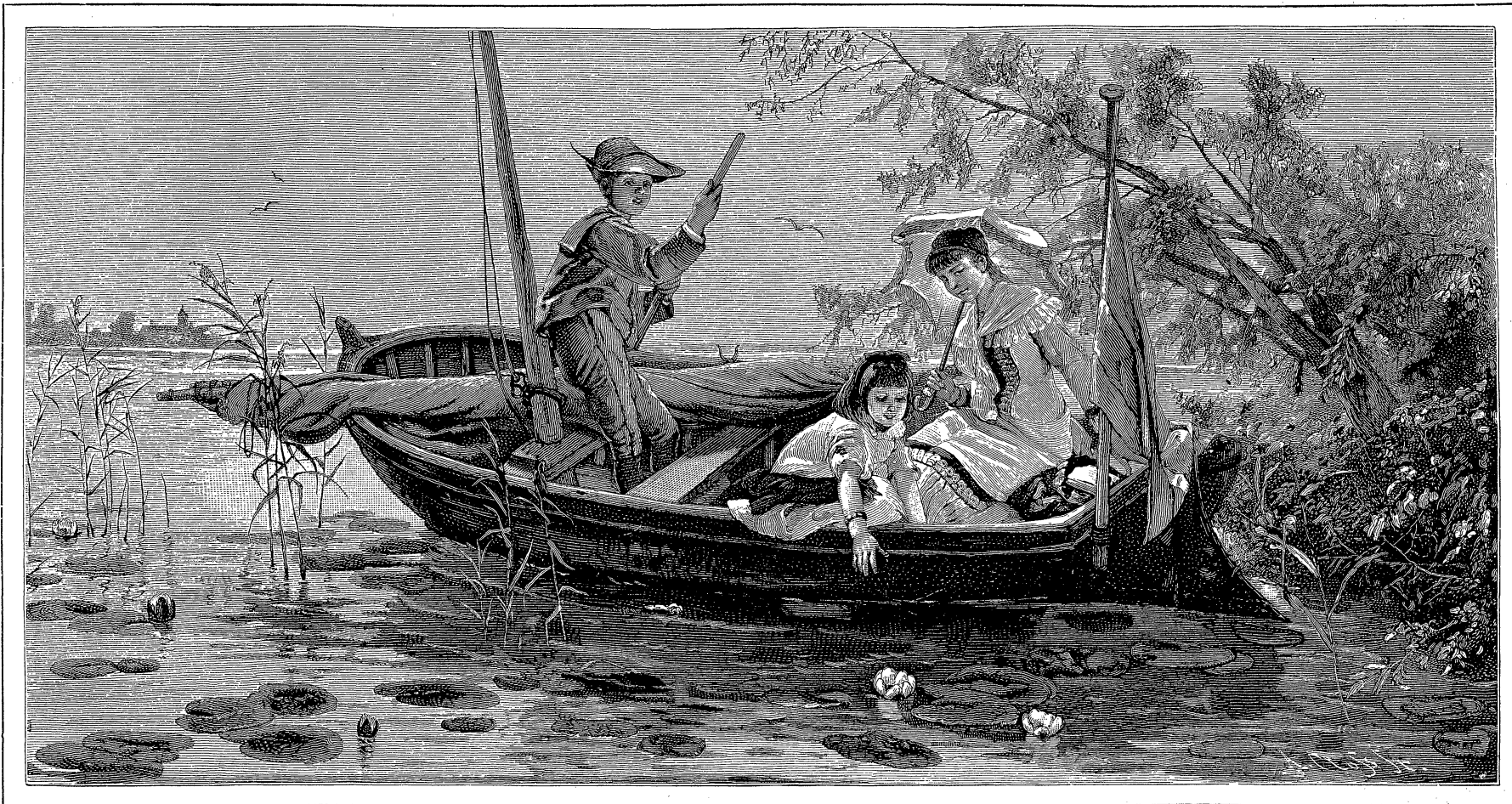
dem vorläufig auf zwei Jahre unbelegt und wurde im Dezember 1874 definitiv aus dem Etat beseitigt. 1876 kehrte der Kardinal nach Rom zurück, um diesen Wohnsitz jedoch bald wieder mit Deutschland zu vertauschen, und es erregte großes und nicht unberechtigtes Aufsehen, als er auf einer seiner Reisen den hochbetagten Stiftpfropf v. Döllinger in München freundschaftlich aufsuchte, obwohl dieser sich als Führer der Ultrakatholiken im Banne befindet. Ob es mit diesem Besuche zusammenhängt — wer weiß es! — jedenfalls aber wurde dem Kardinal bald hernach ein erbetener Nachurlaub aus Rom abgeschlagen und er seit jener Zeit mehr an die Residenz in Rom gebunden. Nur einmal tauchte sein Name in der Öffentlichkeit besonders auf in letzter Zeit, als vor wenigen Jahren die Neubesezung des Fürstbisthums Breslau in Frage kam und unter den Kandidaturen dafür auch der Name des Kardinals Hohenlohe genannt wurde. Ob er wirklich auf der Kandidatenliste gestanden, wird von Vielen, und wohl nicht mit Unrecht, bezweifelt. Unter den kirchenpolitischen Größen der heutigen Zeit wird der Kardinal Hohenlohe stets als eine Persönlichkeit gelten, die in hohem Grade interessiert und die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zieht.

J. W.-r.

Jahyle in der Thebaide.

(Siehe das Bild S. 977.)

Ein Hirtengedicht, das nur mit der schwärzesten Tinte zu schreiben ist und doch, wie es Wilhelm Genz, der Orientaler, da auf seinem Bilde geschildert, die lichten, roßigen Gedanken zweier Heimatlosen darstellt, wie sie angesichts der steinernen Widderpfinde seit Jahrtausenden verschollener Dynastien der Zufall in der Einöde zusammengeführt. Von Sklavenjägern aus dem heimischen Dorfe weggeschleppt, die noch heute ihre schwarze Menschenwaare nach Khartum und den Häfen des rothen Meeres verkaufen, nach unserer Rechnung ein halbes Kind noch, sitzt sie unter den riesigen Steinbildern grauer Vorzeit mit dem stupid-melancholischen Ausdruck des Negerweibes und hütet die Schafe ihres Gebieters; er aber kommt, um ihr seinen Sela zu bieten. Die Beiden erzählen sich wohl von ihrem heißen Sonnenlande, in dem es kaum für sie noch eine Heimat gibt. Der Künstler hat übrigens zum Helden seiner Jahyle eine jener riesigen Gestalten gewählt, denen wir in der schwarzen Masse der oberen Nilländer vielfach begegnen. Lange und Bogen sind auch bei den freien Negerstämmen die herrschende Bewaffnung; ein oder auch mehrere Messer werden meist am Unterarm an einem Doppelringe von Eisen oder Kupfer getragen, der nach beendetem Kampfe ein von dem Sieger immer besonders begehrt Gegenstand ist und durch Ab schlagen der Hand erbeutet wird. Unser dunkler Held sieht nicht darnach aus, als sollte sein Armring so leicht der Raub eines Andern werden. Die männliche Kraft, die aus seiner ebenso nervigen, als jugendlich elastischen Gestalt spricht, ist ein mächtiger Bundesgenosse seiner Liebeswerbung. Nicht im stolzen, verneinenden Sinne blicken die dunklen Augen der braunen Jungfrau über ihn hinweg. Noch zagen sie, keinem brennenden Blick zu begegnen; aber nicht lange werden sie sich dem Banne desselben zu entziehen vermögen!



Rahnfahrt. Nach einem Gemälde von Professor C. Raupp.



Jüdin im Brautschmuck. Nach dem Gemälde von Rembrandt.

Aus der kaiserlichen Gemäldegalerie Ermitage in St. Petersburg. Photographie von Adolf Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig).

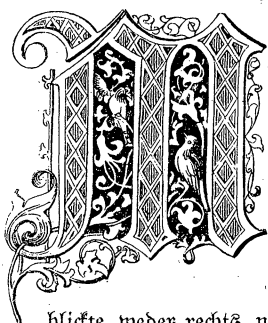
Haide-Imme.

Novelle

von

E. v. Dinklage.

(Fortsetzung.)



IV.

Imme ließ Imme auf dem Waschplatz allein, derselbe war durch eine Mauer, den zum Teich aufgestauten Bach und durch eine tüchtige Wallhecke geschützt, das übrige Hausgebinde weit weg von dort an der Arbeit. Imme machte sich in ihrer kampfarthigen Weise an's Werk und blickte weder rechts noch links; sie dachte immer nur einerlei zur Zeit und war deshalb nicht zerstreut. Als die Wäsche auf dem Rasen lag, streifte sie die Ärmel herunter und blickte um sich. Ihre Augen wurden groß und weit; an dem Tag ihrer Ankunft mit der Todesdrohung beschäftigt und schwindelnd an Geist und Körper, hatte sie nur das alte Steinschloß gesehen; heut erblickte sie Berge, richtige Erde mit richtigen Bäumen und Häusern darauf, aber hoch, hoch, als ob sie gleich umfallen und Alles verschütten wollten. Der Anblick beklemmte sie; hatte wohl Gott solche natürliche Gefängnismauern aufgerichtet oder hatten es diese fremden, unlieben, gebieterischen Leute hier gethan, die in ihren weiten Häusern umherirrten und sich Jeder in eine besondere Abtheilung steckte, als fürchteten sie sich vor einander? Also um hier unaufhörlich angerebet und kommandirt und von Allen wie ein Jahrmarktsbär angestarrt zu werden, deshalb war sie fortgegangen und hatte Stoffe nicht geheirathet, obwohl Bestvater die Heirath anordnete? Ach, der alte Mann, der alte Mann, der hätte sie nie, nie verlassen sollen, sie und die armen Immen! Aber mußte sie denn hier sein an einem Platz, dessen Namen sie nicht wußte, und bei Leuten, welche sie nichts angingen? Wer hielt sie denn?

Sie wollte ihr Bündel holen und fort — aber wenn man sie gar nicht gehen ließe? Dann entschlüpfte sie heimlich — das war beinahe noch schöner! Da quiekte etwas hinter der Wallhecke, etwa ein ungeschmierter Schubkarren, Imme's Karre hatte das auch immer gethan zu Haus. Sie sprang also rasch auf den Erdaufwurf, zwängte sich durch die Zweige und erblickte auf dem nahen Feldweg einen alten, gebeugten Mann, welcher eine Ladung Holz aufwärts schob. Der Greis glich dem verstorbenen Großvater doch so sehr, ach, so sehr! Imme stieß einen kurzen Schrei aus, schwang sich über den Graben und war bald an der Seite des Alten, dessen Hände sie losmachte, um selbst die Arbeit fortzusetzen. Erst als Beide nach geraumer Zeit ein kleines, ärmliches Häuschen auf der Höhe erreicht hatten, knüpfte sich ein Gespräch zwischen dem Greis und seiner Gehülfin an.

„Wo wohnst Du denn?“

Imme wies hinab auf das Schloß.

„Bei denen in Ekeberg — Du?“

Imme verstand den Alten gar wohl; obschon er nicht genau ihre Sprache redete, so hatte er doch eine breite, ungeschickte und gemüthliche Ausdrucksweise; außerdem schien er ganz so sparsam mit Worten zu sein als sie selbst, vielleicht auch ebenso einsam. Imme trat vor an den Rand des Abhangs, neben dem das Häuschen stand, und mußte sich an einem Baum halten; ihr schwindelte, sie glaubte, eine unsichtbare Hand reiße sie in die Tiefe, und sie warf sich wie entsetzt auf die Moosdecke zu ihren Füßen.

„Geh' morgen zurück zu Deinen Leuten!“ sprach der Greis nach einer Pause. „Da unten taugt's nicht für Dich!“

„Bestvater ist todt und von der Freundschaft von Mutter selig weiß ich nichts — sie wohnen in Holland, jenseits des Moores!“ war die Antwort, worauf wiederum ein langes Schweigen eintrat.

„Weißt Du etwas vom Schwedenschag?“ fragte der Greis.

Imme schüttelte den Kopf.

„Ich diene auch da unten — bei des Barons Pferden — habe ihn schon gekannt, als er noch ganz klein war; er war der Letzte von Allen, gut, schön, o, mit einem Herzen wie ein Kind und doch so groß, so

edel —“ Die Stimme des alten Mannes erstickte, dann fuhr er leise und kopfschüttelnd fort: „Er hätte sich nicht zu erschießen brauchen — Herr du mein Gott, all' die blonden Locken über der weißen Stirn starr von Blut und die armen, lustigen Augen so gräßlich starr! Wenn wir den Schag gefunden hätten! Seit er das Papier entdeckte, klopfen wir Tag und Nacht an den Wänden herum, hoben die Fußböden auf, untersuchten jedes alte Geräth — umsonst, umsonst! Es kostete ihn sein Seelenheil — ein Selbstmörder, ach!“ Der Greis legte das Antlitz in die Hände und sann anscheinend über den traurigen Untergang seines jungen Gebieters.

Imme begriff nicht allzu viel von dem Hergang, aber sie verstand, daß ein furchtbares Ereigniß im Schlosse vorgegangen sei, und zweifelte nicht, daß die dicke Gnädige und Minchen die Schuld des Unglücks trugen. Sie wurde durch jenen unklaren Instinkt geleitet, der ja selbst dem Hund eingibt, auf die Charaktere der Menschen Schlüsse zu ziehen vom alleinigen Anblick derselben.

„O ja — Frau Gnädige und Mamsell Minchen — die!“ sagte sie deshalb.

„Gedacht habe ich's, gewiß und wahrhaftig!“ murmelte der Alte, „aber es war doch seine eigene freundliche Hand, welche die Pistole hielt! Wie die Pferde sich allemal freuten, wenn er die Hand über ihr Fell gleiten ließ, besonders der Goldfuchs, der ja auch Menschenverstand hatte; Herr du meine Güte, war das Thier wild an dem Tag, als sie meinen Baron hinaus-trugen in's Erbbegräbniß — den Selbstmörder zu all' seinen braven Vorfahren! Ja, mit dem Erben ist's aus, gar und aus — ich erbe Alles, was übrig blieb, nämlich das Papier über den Schwedenschag! Kannst Du lesen?“

„Geschriebenes — nein!“

„In meinen Jahren sehe ich das Gefräß auch nicht mehr so gut, daß ich's ausnehmen kann, aber ich weiß, was darin steht, Wort für Wort, mein junger Herr las es mir so manchmal vor! Sieh' einmal hinein, da steht es: „Ich, Balthasar Theobald von Ekeberg, — Ekeberg hießen sie und das Schloß heißt auch so, und dieser Ekeberg, der das niederschreiben ließ, war Zeit seines Lebens, welches aber schon viele hundert Jahre her ist, schwedischer Oberst. Nun schreibt er — hier steht es — da, wo der braune Fleck ist: „Durch des Krieges milden Segen brachte ich heim gen Burg Ekeberg nachfolgende Gold- und Silberingeräth und Kleinodien: Zwei Flaschen inwendig verguldet, wiegen 19 Markh 2 Loth 1 Quint, ein silberin Handbecken und Kanne, zwei Duget silberin Schüssel, drei Duget silberin Teller, drei silberin Leuchter, zwei Salzfäß, ein Gluthpfannen, ein Credenz-Schaalen. Obbeschrieben Weißsilber Geschüß wieget zusamt 169 Markh 7 Loth 1 Quint, die Markh zu 14 Gulden zusamt 2380 fl. 50 Kreuzer.“

„Hm, hm!“ unterbrach sich der Alte, „die Zahlen lese ich noch gut, es ist, als hörte ich seine Stimme in den Ohren dabei. Dieß war nur das Silber, jetzt kommt das Geschmeide: „Ein Kleinod von 475 Diamanten, Ring mit großem Dickstein von Diamant, ein gülden Balsambüchlein, Ohrgehent mit 59 Diamanten —“

„Was sind Diamanten?“ fragte Imme.

„Steine — kostbare Steine!“

„Steine — zum Banen?“

„Ja, um den Weg zur Hölle zu pflastern! Aber Du kennst diese Dinge nicht; lieber Himmel, hätte ich sie wieder finden können, ich betete zu dem Obersten wie zu einem Heiligen, aber wir fanden den Schag nicht, obwohl hier deutlich steht: „Wegen schlimmer Kriegszeit wurde dieß Alles im — ja, da ist ein Wort, das die Zeit oder die Mäuse aus dem Pergamentpapier gefressen haben! — „Flügel nächst dem Kamin vermauert, mein ältester Sohn weiß den Plag!“

„So hat der Sohn die Dinge selbst genommen!“ rief Imme.

„Nein, er starb in jungen Jahren an der Pest, was eine böse Krankheit ist. Mein junger Herr fand diese Schrift in einem alten Gebetbuch und glaubte, der Schwedenschag sei vergessen. Von wegen seiner Eltern hatte er nur Schulden überkommen, und als sich keine Hilfe mehr fand, da —“ Der Redende sprach so vor sich hin, indem er das Pergament sorgsam zusammenlegte und in seine Brusttasche zurückschob. Imme hatte nachgedacht und lachte:

„So viel schöne Dinge würden Frau Gnädig und ihrem Jungen gefallen! Ihr könnt ja leicht wissen, ob sie all' das Gold und Silber genommen haben. Ihr

nehmt ihre Fußspur im Sand auf, thut sie in ein Tuch und hängt sie in den Rauch, Freitag Abend bei Vollmond; wenn sie diejenigen Diebe sind, dann werden sie bis zum dritten Vollmond blind!“

„Wie die Jagdhunde haben sie meinen armen jungen Herrn verfolgt, umstellt, gepeinigt,“ stieß der Greis grimmig hervor und ballte die Fäuste, „nachdem sie von seinem Eigenthum in ihre Taschen gescharrt und seine Gutsleute geschunden und drangsaliert hatten; sie spielten bereits die Herren im Schloß, als wir, er und ich, noch Woche auf Woche, Monat auf Monat suchten und hofften — dann kam das Zeichen — und er gab es auf, an seine Rettung zu denken — ich verfluche sie, die ihm zum Fluche wurden!“

„Das Zeichen?“ forschte Imme, die nach und nach ein Interesse gefaßt hatte.

„Der Blitz schlug in's Schloß und zerriß das Bild des schwedischen Ahnherrn und Erbauers, welches über dem Kamin der großen Halle hing — es war ein kalter Schlag, aber er kostete uns das warme Herzblut des besten Herrn!“

„Dann?“

„Dann zogen die Raben in's Schloß ein, sie, die niemals fehlen, wo ein edles Wild gefallen! Das Gine aber freut mich, die Halunken fürchten sich vor dem Gespenste Dessen, der zu stolz war, sie um Hülfe zu bitten!“

Imme dachte nicht daran, eine Erklärung über die Mittheilungen des Greises noch seinen Dank zu erwarten, er selbst besann sich indeß, an welchen Punkt sich seine Erinnerungen anknüpfen und sprach:

„Wenn er noch lebte, dann wäre sein alter Christian geborgen und brauchte weder schwere Arbeit zu thun, noch Deine Hülfe anzunehmen; aber seit seine Augen im blutigen Tod erstarrten, warfen die Blutsauger mich wie einen räudigen Hund aus dem Schloß, wo ich meine guten siebenunddreißig Jahre gedient hatte, und jedes Jahr muß ich meine paar Miedergroschen hinunter tragen; wenn ich einmal krank werde, muß ich verhungern!“

„Es thut mir leid, Ohm, daß ich mein Haus und das Vieh und Alles verschenkt habe, sonst solltet Ihr sicher keine Noth leiden, aber ich will gern für Euch arbeiten. Braucht Ihr mehr Holz?“

„Jetzt nicht, Kind, und Gott lohn's!“

„Dahin führt also die Eisenbahn,“ überlegte Imme halblaut, „nach dem großen Hause, wo er lebte, der so gut, so gut war; er wollte all' das Silber und Gold finden, das vermauert war, um sich zu helfen aus Schuld und Ungeduld; die Gnädigs, welche ihm Geld geben konnten von dem, was sie von ihm hatten, thaten es nicht, und dann vergaß er unsern Herrgott, ich sah sich todt und das Blut flecte in seinen lichten Haaren!“

„Was redest Du?“ fragte der schwerhörige Alte.

„Ich lehre mir, was Ihr erzählt habt!“ Sie erhob sich, trat an den Rand der Verglehe, beugte sich vor und sagte: „Das habe ich nun auch gelernt, meine Augen sind fest geworden; — da kommt ein großer gelber Hund gegen uns die hohe Erde herauf!“

„Das ist der Fanglehund vom Schloß!“ entgegnete der Alte, sie mit seinen zitternden Händen erfassend.

„Soll ich Dich verbergen? Sie fahnden auf Dich!“

„Verbergen — weshalb?“

„Gut, so stell' Dich neben mich, Pluto ist noch von unserer alten Rasse und kennt mich!“

V.

Als es Mittag geworden war und man im Schloß Ekeberg entdeckte, daß Imme die Bleiche verlassen habe, ohne daß man ahnte, wohin sie gegangen, entstand eine große, beinahe wilde Aufregung unter dem dort gebietenden Kleeblatt. Die Gnädige watschelte selbst auf den Schauplatz der Flucht und überstürzte Minchen mit einer Flut höchst unparlamentarischer Ausdrücke.

„Du wirst alt und unbrauchbar,“ kiste sie, ohne zu bemerken, wie Minchen bei dem Worte „alt“ in allen Knorpeln zusammenzuckte, „Du stürzest Eugen in eine abscheuliche Lage, sein Bericht ist bereits abgegangen, und nun bringst Du uns um die Zeugin gerade jetzt, wo der impertinente Bengel, der Peter, bereits so gut wie verurtheilt ist!“

Ein Schrei gleich dem Rufe der fliegenden Wildgans löste sich von Minchen's Lippen, Eugen legte denselben natürlich zu seinen Gunsten aus und beruhigte die Frauen:

„Ich bringe den Fanglehund auf ihre Spur, sorgt nur dafür, daß die anderen Diensthofen nicht aufmerksam gemacht werden!“

„Besser, der Pluto zerreißt die verwünschte Hure, als daß sie uns entkommt!“ fügte die Gnädige hinzu, indem sie ihrem Sohn in den Hof, wo der Hund an der Kette lag, folgte.

Minchen blieb allein, ihr Gesicht war freideweiß, ihre Lippen bewegten sich lautlos und sie ballte die Hände; hätten ihre Bundesgenossen sie anblicken können, sie würden sich entsetzt haben, aber die Weiden dachten nur daran, die harmlose Halbediene zu verfolgen. Eugen that das gern, abgesehen davon, daß er ihr Zeugniß brauchte.

Pluto war auf den Mann dressirt, rechtender als sein Herr, zog er aber sofort seine riesigen Pranken von Imme's Schultern zurück, als er ihr in die braunen Augen geblickt hatte. Wie um Vergebung bittend, rief er seinen breiten Schädel an ihrem Wollrock, als der Lieutenant, seinem Hunde folgend, den Platz vor dem Häuschen erreicht hatte.

„Weßhalb verließest Du uns, Imme?“ fragte er. „Meine Mutter ist sehr besorgt, daß Du Dich in den Bergen verirren möchtest!“

„Um mich hat sich noch nie ein Mensch geforgt!“ sprach das Mädchen ruhig. „Frau Gnädig darf mich nicht einsperren, noch zu etwas zwingen, sie hat mich weder als Magd geheuert, noch mir den Weinkauf gegeben, ich will weiter mit der Eisenbahn, wohin sie führt!“

Eugen blickte bei diesem unerwarteten Widerstand mißtrauisch auf den alten Christian, der theilnahmslos seinen schwarzgebrannten Pfeifenstummel rauchte, doch erwiderte er möglichst milde:

„Wir können zu Haus darüber reden, meine Mutter trug mir bereits auf, Dir ein kleines Geschenk zu überbringen —“

„Ich nehme kein Miethsgeld!“

„Es ist ein Geschenk!“ betonte Eugen, indem er ihr ein Goldstück hinreichte.

„Was denkt ihr, daß ich Deute nehme?“ rief Imme, die Arme kreuzend. „Ich bin keine Bettlerin, ich habe in meinem Bündel zwei gute schwarze Anzüge, einen von Lakon, ich kann mich dreimal umkleiden, nähte mir fünf selbst erzeugte flächene Hemden und kaufte ein Paar neue Schuhe — so, nun weißt Du's! Mein Vieh und Haus habe ich verpfändet, aber viele Leute wollen wissen, daß ich aus Holland von wegen meiner Mutter ihrer Blutsfreundschaft an dreihundert Gulden erben könnte!“

„Imme, dieser Pfennig ist Gold!“

„Und Du schenkst ihn mir?“

„Gewiß!“

Sie nahm die Münze, prüfte dieselbe und reichte sie dem Alten.

„Nehmt das, Ohm, ich brauche es nicht!“

Eugen war mit dieser Wendung sehr unzufrieden, aber wenigstens Gabina nicht habgierig war, so blieb sie doch ein unerfahrenes Weib. Wie sollte nicht Eugen, der von den Frauen verzogene, elegante Weltmann, dieses rohe, uncivilisirte Geschöpf mit Leichtigkeit seiner erprobten Intelligenz und erobernden Persönlichkeit unterwerfen?

Allzu zart durfte dieß naive Individuum allerdings nicht genommen werden, ebensowenig durfte er die Haft verrathen, die er in der That bei dieser Angelegenheit empfand. Nachdem Beide eine Zeitlang thalab gegangen, blieb Eugen plötzlich stehen und rief:

„Imme, Du bist wirklich ein schönes Mädchen!“

Er sagte das überzeugungsgetreu, denn obgleich sie durchaus nicht schön war, hatte sie doch in der Bewegung so viel Ungewöhnliches, Antikes, daß man geneigt war, stets abzuwarten, was sie demnächst thun werde. Der junge Offizier hatte noch nie ein so ursprüngliches Weib kennen gelernt. Er sprach gegen seine Gewohnheit laut und deutlich, damit sie ihn verstehe. Sie that es, nicht indem sie lächelte oder gar erröthete, nein, ihre Züge erhellten sich wie ein Transparentbild, ohne sich zu verändern.

„Das ist unsere Art,“ sagte sie, „ansehnlich und stark. Ich habe einen Sack Korn zwei Stunden weit zur Mühle getragen, den Du kaum gehoben hättest!“

Eugen wurde förmlich gelb vor innerem Verdruß; wie konnte das Geschöpf so verächtlich von seiner Person reden? Aber er mußte voran, mußte sie gewinnen.

„Gewiß gefielst Du den Männern sehr — hast Du nicht daran gedacht, einen von ihnen gern zu haben?“

„Nun, einige Jungen waren nicht uneben, aber ich dachte nur an Bestvater und die Eisenbahn!“

„Die Eisenbahn?“

„Ja, ich wollte wissen, wohin sie führt.“

„Recht so — sie führte Dich zu mir! Möchtest Du nicht reich und angesehen und von Jemanden geliebt sein, sehr geliebt?“

Sie besann sich, als wäre ihr irgend etwas zum Kauf angeboten.

„Ich habe all' mein Lebtag satt Schwarzbrot und Buchwaizenpfannkuchen gehabt,“ entgegnete sie bedächtig; „natürlich werde ich einmal heirathen, einen Jungen, der noch schwerer zur Mühle trägt als ich, der meine Sprache redet und keinen bösen Rausch hat.“

„Du meinst, der gar nicht trinkt?“

„Gar nicht trinkt? Dann bekommt er ja beim Torfgraben das Fieber — und die Leute lachen ihn aus, aber er soll mich nicht schlagen, sonst haue ich ihm die Knochen im Leib entzwei, das steht fest!“

Eugen seufzte, er fühlte sich seiner Don Juanrolle entschieden nicht gewachsen; statt dem Mädchen zu imponiren, fühlte er sich von einer Art Angst vor ihr erfasst, indeß er sich mühte, mit ihren langen Schritten Tritt zu halten. Er war zwar nicht von ihr „gehauen“, aber gründlich geschlagen.

Die Gnädige und Minchen bekämpften mühselig ihren Zorn und machten bittere Mienen.

„Die ganze Wäsche hätte gestohlen werden können!“ hieß es.

„Pluto hätte den Dieb sicher gefangen!“ entgegnete Imme, den Fanghund streichelnd.

„Es darf nicht wieder geschehen!“ keuchte die Hausfrau.

„Wird es nicht, denn ich gehe fort!“

„Geht fort, nachdem Du Geld von meinem Sohn genommen?“

Imme blickte Eugen an, der sich verlegen abwandte.

„Wie lange muß ich arbeiten, um es abzuverdienen?“

„Einen Monat!“ rief die Gnädige.

„Das ist lange für einen goldenen Deut, aber geht die Arbeit nur her, ich bin nicht sparsam mit meinen Knochen!“

Seit diesem Tage war Imme schier unermüdlich; sie schien keinen Sinn zu haben als den der Arbeit, die sie auch nicht einmal durch irgend welche Unterhaltung unterbrach. Es war ein stummer, entschlossener Kampf mit ihrer Aufgabe, so daß die Gnädige wünschte, sie hätte viele solche Mädchen.

Minchen sah tief unwohl aus und forderte Unerhörtes, ohne indessen jemals bei Imme auf Widerspruch zu stoßen.

„Geht nur her!“ rief sie und nahm die neue Aufgabe unbesehen.

VI.

Eugen reiste ab, ohne irgend welchen Gefühlston in Imme erweckt zu haben.

Eines Abends rüttelte Minchen das junge Mädchen aus dem Schlaf, der sie fest und todesähnlich umfing. Die Haushälterin bildete einen fast entsetzlichen Anblick, ihre dünnen Haare waren gestäubt, ihre bösen Augen hervorgequollen.

„Er sitzt im Gefängniß Deinetwegen, seine alten Eltern fluchen Dir und nächstens werden sie Dich vor's Gericht bringen und Du mußt Deine Aussage beschwören, dann legen sie ihm Ketten an und er muß sein ganzes junges Leben bei schwerer Arbeit zwischen Räubern und Mördern verbringen, in Ketten, seiner Jugend beraubt durch Dich, weil er im Rausch ein paar unbedachte Worte sprach!“

Imme starrte sie an.

„Ich — vor's Gericht und schwören?“

„Ja, heute Abend kam die Anzeige!“ fuhr Minchen wie erstickend fort. „Wäre doch lieber dieß ganze verfluchte Schloß in Feuer und Flammen aufgegangen und in einen Trümmerhaufen verwandelt!“

Die Bäuerin war bereits viel denkschneller geworden als im Anfang ihres Auftretens in der Civilisation.

„Mit dem Schwedenschatz?“ fragte sie.

Minchen ergriff krampfhaft ihre Hand.

„Was weißt Du vom Schwedenschatz?“ kreischte sie.

„Wal (wohl) — ich weiß, daß der gute, gute junge Herr, dem Alles hier eignete, das Gerath und Geschmeide suchte viele Tage und Nächte, und daß er sich nicht anders helfen konnte, als sich vor den Kopf zu schießen, weil er die rechte Mauer nicht finden konnte!“

Minchen war ganz ruhig geworden.

„Das hat Dir Christian da am Berg erzählt!“

„Ist's nicht wahr?“

„Sehr wahr, o, sehr wahr! Hätte der gute junge Baron nichts von dem Schwedenschatz erfahren, würde er gegangen sein, um sein täglich Brod zu erwerben; aber er fand das Papier, worin sein Vorfahre Alles aufgeschrieben; in einem alten Gebetbuch lag es, das immer in der Bibliothek stand, und nun dachte er an keine andere Rettung. Es war furchtbar, die ganze

Kammer mit Blut bespritzt, auch das alte Papier des Vorfahren. Das Zimmer bleibt noch heute verschlossen, und die Leute sagen, der junge Baron „geht um“, bis Diejenigen bestraft sind, welche den Schatz gestohlen haben!“

Die Haushälterin sprach sehr langsam, damit Imme sie verstehe. Das Mädchen nickte mit dem Kopfe.

„Natürlich geht er um und natürlich weiß er jetzt, wo die Kostbarkeiten sind!“

„Es ist gut, schlafe jetzt, fürchte Dich nicht vor dem Gericht und sag' die Wahrheit! Die Wahrheit —“

„Sie ist wie ein Bluthund, wer sie verläßt, Den hält sie mit den Zähnen fest!“

Schlaf' jetzt!“

Imme gehorchte und verschwand unter ihr Deckbett, indeß Minchen mit wirklicher Hegenfreude von der Wahrheit redete und ihre unschönen Arme in der Luft schwenkte. Als sie endlich ruhig wurde, da hatte sie sich niedergelegt, um einen Brief zu schreiben, die große Hornbrille gleich Eulenaugen auf der Nase.

Die Gnädige redete niemals vom Gericht, denn der Bauer hält es gemeinhin für ehrenrührig, vor Gericht zu stehen, aber Imme wußte nun doch, was ihr bevorstand, als ihre Herrin befahl, sie solle einige Sachen zusammenlegen, um die dicke Dame auf einer kleinen Reise zu begleiten.

„Mich kennt dort Niemand!“ sagte sie sich; im Grunde war sie neugierig, was die Leute draußen beginnen würden. „Draußen“ nannte sie die fremde Welt, nur ihr einsames Moorhäuschen gehörte nicht zur Welt, das war „bei uns“!

Gegen alles Erwarten schloß sich Imme widerstandslos ihrer Herrin zur Reise an. Die Stadt und ihr Getriebe machten inzwischen keinen Eindruck auf sie, die mit ihrer Aussage und den verschiedenen Warnungen Minchen's, welche in den letzten Tagen sehr guter Laune war, sich ausschließlich beschäftigte. Die Gnädige erklärte im Gasthof, Imme sei ihr Pflegekind, eine verlassene Waise, und ließ das Mädchen mit sich im eigenen Zimmer wohnen.

Eugen und seine Mutter hatten in Rücksicht auf die ursprüngliche und verstockte Natur der Zeugin Gabina Röwefamp, genannt Imme, auf die vorläufige Erlassung aller Formalitäten, welche dieselbe einschüchtern oder mißtrauisch machen konnten, gedrungen. Beide ahnten nicht, wie viel ein intelligentes Wesen gleich der Halbwilden innerhalb weniger Wochen begreifen und erwägen lernt und daß Imme sich bereits Gesetzen unterwarf, deren Wortlaut sie beim Beginn ihres Weltausflugs noch nicht entfernt gekannt. Unerfahrenheit ist so ganz verschieden von Unwissenheit, daß die Erfahrung nicht selten im Urboden eines unbeirrten Gemüths mit verdoppelter Kraft emporsteigt.

Imme würde den Eid geleistet und sich allen Zugehörigkeiten unterworfen haben, denn ihre eigene Konsequenz ließ sie die staatliche Ordnung begreifen, aber ihre Herrschaft hatte sie dieser Vorbereitungen enthoben, weil sie vor gar kurzer Zeit noch ein trostiges, kindisches Geschöpf war. Was vor ihrer Verpflanzung ungebunden emporwuchs, das hatte sich jetzt bereits zur Weibeseiwürde befestigt, und um so sicherer, als ihr Herz noch kühl und unberührt war.

Es war der Gnädigen eine Genugthuung, in das Antlitz des Mädchens zu blicken, als dieses dem Verhör entgegensprach. Das junge Gesicht war so feierlich, die Augen so groß und entschlossen, die Hände gefaltet, die Haltung leicht gebeugt und doch sicher — wer auf diese Zeugin sah, enthob sie getrost des Schwures, sie stand für ihre Aussage mit jedem Gedanken ihrer Seele, mit jeder Faser ihres Seins.

An der Eingangspforte des ausgedehnten Gebäudes, dem Imme zugeführt wurde, vertrat ein beinahe riesiges Bauernweib der Zeugin den Weg und rief ihr in heftiger Erregung zu:

„Gott soll es Dir bis in Deine letzte Stunde gedenken, daß Du meinen rechtschaffenen Sohn, an dem nimmer nicht ein Scheel und Fehl gefunden ist, in's Elend bringst. Alle guten Geister stehen auf meiner Seite, denn ich bin seine Mutter!“

Dieser Zwischenfall konnte Alles verderben. Imme richtete sich auf und sah die Hünenmutter einige Sekunden forschend, dann beinahe zürnend an; es schien, als ob die beiden langen Halbedichter einen Faustkampf beabsichtigten; endlich sagte Imme:

„Ich setze meine guten Geister gegen Eure guten Geister, und wenn Eurer mehr sind, so mögen sie Euren Jungen heraus helfen!“

Die Bauernfrau war betreten. (Fortsetzung S. 990.)

Die Wenden und der Spreewald.

Illustrirt

von

Max Scholz.

Obald die Spree, welche in Sachsen auf dem Lausitzer Gebirge entspringt, unter starkem Gefälle Cottbus erreicht hat, vertheilt sie sich unterhalb dieser Stadt in Hunderte von schmalen Armen, gleichsam ein Gewebe von Kanälen und Gräben bildend, welche sich erst mehrere Meilen abwärts, vor der Stadt Lübben, wieder zu einem einzigen Flusse verbinden.

Durch dieses Gräbennetz sind eine Unmasse größerer und kleinerer Inseln bedingt, welche seit altersher den Namen „Spreewald“ führen und heutzutage einen beliebten Sommeraufenthalt für die Bewohner der nahen Residenz, Berlin und anderer in der Umgegend liegenden Städte bilden. Ja sogar von weit her sucht man seit längerer Zeit den frischen, lausigen Spreewald auf, theils seiner wirklich gesunden, feuchtwarmen Waldluft, theils der Eigenartigkeit und Vertheilung seiner Bewohner, sowie seiner sagenreichen und historischen Vergangenheit wegen. Gäste aus Alt-England, spleenige Lords, blaßste Masters und schmachtende, fennelblonde Ladies sind nichts Seltenes mehr dort, Süddeutsche, Italiener und Franzosen, welche Alpen und andere Gebirge satt haben, frischen ihre Touristenlust wieder auf in den Lagunen dieses nordischen Waldvenedias, im schattigen, sonnengoldigen Spreewalde.

Vor nicht viel länger als fünfzig Jahren war die ganze Gegend trotz längst begonnener Urbarmachung noch ein fast unpassirbarer dichter Wald und Sumpf, welcher im zwölften Jahrhundert den vor dem Schwerte des vordringenden Christenthums

ungeschickte Fahrzeug mit einer Gewandtheit, daß ein Zusammenstoß mit begegnenden Rähnen trotz der Enge des Grabens niemals vorkommt.

Nachdem die kleine Flotte noch mehrere jener charakteristischen Brücken, welche hoch über die Gräben hinwegführen und einfach aus ein paar rohbehauenen Baumstämmen mit einseitigem Geländer hergestellt sind, passiert hat, langt sie alsbald vor ihrem Ziel, dem Bauerngehöft, an.

Es ist ein niedriges, häßliches Haus, welches der Wende hat, aus rohbehauenen Baumstämmen blockhausartig zusammengefügt, mit Lehm verputzt und nothdürftig angeweißt. Darüber hängt ein schwermüthiges Rohrdach, welches von einem tüchtigen Schornstein durchbrochen wird. Scheune und Stallungen sind dem Wohnhause, bis auf die buntbemalten Fensterchen und Thür, so ähnlich wie Geschwister.

Imen im Wendenhause, welches meist nur wenige Räume umfaßt, fällt uns in der großen Wohnstube zuerst der mächtige, aus dunkelbraunen rohen Räheln erbaute Ofen in's Auge, welcher von einer Ofenbank und einer sogenannten Schweben umgeben ist, welche letztere den Zweck hat, Allerhand zum Trocknen daran aufhängen zu können.

Tische und Bänke waren einstmal schön roth angestrichen, aber es ist schon lange her, seit dieselben zur Aussteuer angeschafft wurden, und so hat denn der Scheuerwisch nach und nach die Farbe fast gänzlich abgerieben.

Längs den Wänden, oben parallel mit der Decke, sind in einer Reihe Nägel eingeschlagen, woran blank und sauber das bessere Geschirr, welches nicht im täglichen Gebrauch ist, zur Zierde hängt.

Zwischen den niedrigen Fensterchen, welche der Stube so wenig Licht als möglich zukommen lassen, hängt ein Luxusgegenstand in Gestalt eines kleinen Spiegels, der Wahrsager für das weibliche Hauspersonal, wenn es sich Sonntags zum Kirchgange schmückt.

Unregelmäßig sind hier und da Bilder angebracht mit und ohne Einrahmung, oftmals sind sie fest an die Wandfläche angeklebt. Der Hauptschmuck des Zimmers ist ein riesiges Himmelbett mit leinenen bunten Vorhängen, welches eine ganze Ecke des großen Raumes für sich beansprucht und worin eine ganze Familie zugleich schlafen kann.

Eine Unmasse dickleibiger Betten sind darin aufgethürmt, welche nöthig sind, um ein paar wendischen Herzen eine gemächliche Nachtruhe zu verschaffen.

In den anstoßenden Kammern stehen einfachere Betten, in welchen die erwachsenen Mädchen und die Mägde schlafen, während die jungen Männer oder Knechte meist in den Ställen eine Art Verschlag für ihre Ruhestätte haben.

Zu den weiteren Einrichtungsgegenständen in der Bauernstube gehört noch eine oder mehrere mächtige Truhen, prachtvoll in allen Farben des Regenbogens bemalt, und zur leichteren Fortbewegung mit kleinen Rädern versehen. Hierin liegt wohlverwahrt, gesteißt und geplättet, der prächtige Sonntagsstaat der Tochter des Hauses.

Große Radfrauen, farbenprächtige schwere Seidenbänder, kleine bunte orientalische Shawls, weiße, zarte Spitzentücher, bunte Wollen- und Kattunschürzen, feine weiße Strümpfe und bunte Blumen und Fliederkränze für Hochzeiten und andere feierliche Gelegenheiten.

Das Spinnrad, welches im Sommer meist ganz verwaist in der Ecke umhersteht, hat Rascha, die fleißige Bauerntochter, während der Mittagsstunde schnell etwas zur Hand genommen, um noch einige Gebinde herunterzuspinnen, bis es wieder hinausgeht in's Heu.

Aber am Sonntag, wenn jede Arbeit ruht und Rascha sich zum



R. A.

Kirchgang rüstet, da möchte der kleine Wandspiegel noch zehnmal so groß sein, um der Neugierigen sagen zu können, welch' vortheilhaften Gesamteindruck ihre prachtvoll herausgestaffte Figur macht.

Jetzt tritt sie aus der Thür, den fröhlichen Sonntagsmorgen begrüßend. Hoch und kräftig ist die Gestalt, gleich der Königslerle bei Burg, gebräunt sind Antlitz und Arme von der täglichen Feldarbeit und stehen vortheilhaft ab von dem blendenden Schnee der mächtigen Radfrause des Kopfpuzes und dem kurzen Hemdärmel. Ja, so ein Kopfpuz ist ein wahres Meisterstück und macht der bekannten Wajachkunst der Wendinnen alle Ehre. Sorgfältig ist damit das üppige Haar verdeckt, welches eine echte Wenden Niemanden sehen läßt. Das schwarze, pralle Sammetnieder ist von einem orientalischen Fransentuch bedeckt, und über die etwas unnatürlich stark aufgepolsterten Hüften fällt in sorgsam gelegten Falten der kurze bunte Rock, kaum eine Handbreit bis über's Knie reichend und von einer schwarzen Schürze mit breitem Tassetbesatz und prächtigen bunten Seidenbändern fast verhüllt.

Man findet im Spreewalde, namentlich unter den Frauen und Mädchen bei ganz musterhafter Sauberkeit in der Kleidung — selbst bei Feldarbeiten, wie auch in den Wohnungen — nicht selten wahre Schönheiten. Letzteres ist auch wohl bei den jungen Männern, hier jedoch seltener der Fall.

Der ganze Habitus des wendischen Mädchens ist ein leicht beweglicher, und das Tragen des Körpers, wie auch der Gang fast wie bei Tänzerinnen förmlich grazios zu nennen.

Die jungen Männer sind durch den Militärdienst, wie durch den vielen Verkehr mit Berlin und anderen Städten schon stark germanisirt und tragen und kleiden sich wie der mittlere Bürgerstand in kleinen Städten. In früherer Zeit trugen dieselben nur bis zu den Knien reichende weiße Leinenhosen und kurze Jacken, lange Stiefel und einen breitkrämpigen Hut.

Die Frauen und Mädchen dagegen halten noch weit mehr als die Männer an den althergebrachten Sitten, namentlich aber an der malerisch schönen Kleidung.

Wie stolz sie dahinschreitet, wie die künstlichen Hüften wippen und wiegen und wie dadurch der kurze Rock hin und her schwenkt, daß es ein wahres Vergnügen ist, dem munteren, frischen Geschöpf zuzusehen.

Unter dem Arm trägt Rascha das Gesangbuch und den unvermeidlichen bunten Regenschirm, in der Hand die blanken Schuhe und die blendenden Strümpfe, denn der Weg bis zum Kirchdorfe wird aus Oekonomie mit nackten Füßen zurückgelegt.

Im Rahn erwarten sie schon Vater, Mutter und der Knecht, welcher das Fahrzeug zu rudern hat; die Mutter, ähnlich der Tochter, nur weniger bunt; der Vater im langen blauen Tuchrock, schwarzer hoher Weste und Halsbinde, und den altväterischen Gehlinderhut auf dem Kopf.

Lautlos schiebt der Rahn durch die dunkle Flut, alsbald



zurückweichenden Wenden die letzte Zufluchtsstätte bot. Bei dem Dorfe Burg unweit Cottbus ist heute noch der Hügel zu sehen, auf welchem sich der Fürst Přibislav schon im zehnten Jahrhundert ein festes Schloß erbaut hatte, welches seitdem der Sitz der späteren Wendenkönige, seiner Nachfolger, geblieben war.

Auf diesem Hügel wurden unlängst die Gräber dieser alten wendischen Krole entdeckt, und in ihnen Urnen, Edelsteine, Gold und Geschmeide aufgefunden.

Wo aber einst Bär, Luchs, Wolf, Auerochse und Elen gehaust, neben unzähligen Hirschen, Schweinen und anderem Jagdgethier, wo riesenhafte Bäume mit ihrem dichten Astwerk der Sonne stellenweise den Einblick wehrten, und im dämmerigen Tageslichte das Wasser der Spree in regellosen Gerinnen sich durch Sumpf und bodenlosen Morast hindurcharbeitete, dehnen sich heute zwischen geregelten Gräben und Kanälen laßtige Heuwiesen, Rüben-, Kraut- oder Gurkenfelder aus, welche von den Nachkommen jenes heidnischen, kriegerischen Wendenvolkes mit großem Fleiße bestellt werden.

Nur ein geringer Theil des Spreewaldes ist heute eigentlich noch Wald zu nennen, der größte Theil beschränkt sich auf einzelne längs den Gräben angepflanzte Bäume und Gebüsche, welche, im Verein mit den zurückgebliebenen Wurzeln der ausgerotteten Waldriesen, die Ufer besetzen.

Meist sind es dickköpfige Weiden, die heiligen Bäume des alten Wendenvolkes, welche die Ufer besäumen und etwas Abwechslung in die sonst ziemlich langweilige Landschaft hineinzubringen suchen. Unter ihrem überhängenden zarten Laubwerk hinweg schiebt der leichte wendische Rahn, mit Kraut und Rüben oder bis über Manneshöhe mit duftendem Heu, auf beiden Rahnseiten weit überhängend, beladen, also, daß das Heu auf dem Wasser mitzuschwimmen scheint.

Es ist ein seltsamer Anblick, namentlich wo die Ufer flach und dann wenig von Bäumen begrenzt sind, wenn man in einiger Entfernung stehend, ohne die Wasserstraße zu erblicken, eine ganze Reihe solcher Heufuder lautlos, scheinbar auf der Grasfläche dahinschieben sieht.

Im hinteren Theile des leichten Schiffchens steht das kräftige Wendenmädchen und rudert und steuert zugleich das



R. Kohnstein

anderen Rähen begehend, welche dasselbe Ziel, die Kirche, haben. Es wird schon ein stattlicher Zug, noch bereichert durch die längs der schmalen Uferwege dahinschreitenden Kirchgänger der dem Kirchdorfe zunächst liegenden Ortschaften, fast jedes Dorf sich durch besondere Tracht kennzeichnend. Hochgetragenen Hauptes, wie im Bewußtsein ihrer malerischen Gestalt, schreiten sie daher, die frischen Spreewaldmädchen und Frauen, mit Leichtigkeit ersteigen sie die Hühnerstiege, welche auf den schmalen Steg hinaufführt über den Graben, und mit natürlicher Grazie hüpfen sie auf der andern Seite wieder hinunter.

Bald ist der Rendezvousplatz in der Nähe der Kirche erreicht, woselbst, ohne weitere Ziererei vor den begleitenden Männern und Burschen, Schuhe und Strümpfe angelegt werden, um nunmehr mit sauberem Fußwerk das stille Gotteshaus zu betreten.

Das Innere einer wendischen Kirche läßt an Einfachheit nichts zu wünschen übrig. Meist ist das rohe Holzwerk der Ständer, der Emporen und Chöre bis in's Dach hinein zu sehen, höchstens mit Kaltmilch nothdürftig geweißt. Die Religion der niederlausitzer Wendon, welche durchweg die evangelische ist, verbietet den kirchlichen Schmuck, und das Gotteshaus gewinnt erst wieder Leben, wenn es gefüllt ist von den in allen Regenbogenfarben prangenden Andächtigen. Die Predigt wird meist in wendischer Sprache gehalten, doch wird kaum noch ein Jahrhundert vergehen und das Germanenthum wird die letzte Spur dieser angenehmen klingenden Mundart verschlungen haben, trotz der Zähigkeit, mit

mit einem Zipfel befestigtes, prächtiges buntes Tuch, bis zur Erde niederhängend.

Mehlich geschmückt sind Bräutigam und Gefolge.

Nach mehreren tiefen Verbeugungen vor der Braut, der „Masch“ und der übrigen Versammlung beginnt der Handel um die Braut. Der „Bobratsch“ legt erst einen Thaler in die Mitte des Tisches und spricht seine Uebersetzung aus, daß die Braut genug wäre, denn der Bräutigam sei reich und das Mädchen mache eine brillante Partie. Dagegen remonstrirt die „Masch“ und schilt den „Bobratsch“ wegen seines und des Bräutigams Geiz, und es wäre gar nicht daran zu denken, ein so schönes, tugendhaftes, fleißiges und reiches Mädchen für solch ein Lumpengeld zu verkaufen.

So legt nach und nach unter launigem Hin- undhergeiz der „Bobratsch“ noch an jede Ecke des Tisches Thalerstücke, und so fort, bis die „Masch“ sich endlich befriedigt erklärt. Nun wird die Braut entleiht und dem glückstrahlenden Bräutigam überliefert.

Der „Bobratsch“ hält nun an Stelle der Braut noch eine rührende Abschiedsrede an Eltern oder Vormünder und Paten, indem er für alle erwiesenen Wohlthaten dankt, welche dieselben dem Mädchen seit Kindesbeinen erwiesen hätten, und dann gehen Brautpaar und Gefolge ab zur Trauung.

Im vorderen Rahn sitzen die Musikanten und spielen einen gar lustigen Marsch auf, darauf folgen die Fahrzeuge mit den Frauen und Mädchen, welche die Braut in ihre Mitte genommen haben, und zuletzt die Rähne mit dem Bräutigam und dem männlichen Gefolge. Ab und zu wird dieser Zug durch quer über den Graben gespannte Reinen aufgehalten, ein lustiger Bursche tritt aus dem Gebüsch hervor und hält eine kurze, launige Ansprache, worin er zum Schluß für ein entsprechendes Lösegeld die Freiheit zur Weiterfahrt anbietet. Natürlich wird von der Jungfer Braut freigebig dem entprochen und der befreite Hochzeitszug gelangt schließlich in der Nähe der Kirche an, woselbst er sich ordnet und, den „Bobratsch“ an der Spitze, im Gänsemarsch, unter den Klängen der seitwärts abgeschwenkten Musik, in das Heiligtum einzieht.

Nachdem die Trauungszeremonie beendet, begibt sich das vereinigte Paar mit den Gästen zunächst nach dem Wirthshause, woselbst etwas zur Stärkung eingenommen wird, wobei natürlich der Brantwein eine Hauptrolle spielt.

Jetzt, wenn Alles schon etwas angeheitert ist, geht es mit Sang und Klang zu Rahn wieder zurück in's Hochzeitshaus, woselbst schon ein festliches Mahl hergerichtet ist. Ein Rind, mehrere Kälber, Hammel, Schweine und allerhand Federvieh mußten ihr Leben hergeben zur Verherrlichung des Festes. Je reicher die Braut, je mehr wird natürlich den Gästen vorgesetzt.

Jeder Gast hat übrigens das Recht, in einem mitgebrachten Topfe so viel Fleisch und allerhand sonstige Speisen einzuheimen, als es ihm in das eine Gefäß zu bringen möglich ist.

Bier und hauptsächlich Brantwein wird hier in ganz außerordentlichen Massen eingenommen, und wenn der Schmaus vorüber, geht Alles selbster nach dem Wirthshause zum fröhlichen Tanze.

Jetzt ist das junge Volk in seinem Element, denn Tanzen gehört mit zu den Leidenschaften des Wenden. Wenn ihm zu warm wird, zieht er einfach den Rock aus und rast in Hemdärmeln umher, kein Tanzstück auslassend, denn die Musik ist bezahlt und muß deßhalb bis auf den letzten Ton ausgenützt werden.

Bei, wie die kurzen Mädchen der flotten Mädchen da fliegen, wie die Luft zum Erstickten heiß wird in der niedrigen Wirthsstube von dem heißen Athem aller in wirbelndem Reigen ohne Unterbrechung Dahintanzenden. Wahrlich, diese Leute haben Lungen, um die sie manch anderes Menschenkind beneiden würde. In den Pausen wird getrunken, geschäkert und allerhand Kurzweil getrieben, welche allerdings durchaus in keinem Komplementbuch zu finden ist, von den jungen Mädchen aber ohne Prüderie aufgenommen wird. Ländlich, fittlich (manchmal auch nicht), und solche kleine Scherze, welche eine Städterin mit Entrüstung zurückweisen und dem Attentäter die Hinausweisung aus dem Saale zuziehen würden, findet die wendische Schöne recht nett und mit zum Amusement gehörig. Sie fühlt sich durch derartige Aufmerksamkeit sogar geschmeichelt und Anderen gegenüber bevorzugt. Kaum erschallt jedoch wieder der erste Trompetenstoß, dann widmet sich Alles wieder mit anerkennenswerther Emsigkeit der „Arbeit“ des Tanzes.

Eine große Hochzeit dauert oft mehrere Tage, weshalb diese Festlichkeiten in der Regel bis in den Spätherbst verschoben werden, wo nöthige Feldarbeiten nicht mehr hindernd in den Weg treten.

Der Braut ist es nicht erlaubt, eher als nach vier Wochen wieder einmal in's elterliche Haus zu kommen, damit die Ehe nicht aufgelöst werde, wie der Aberglaube verbreitet ist.

Ergreifend und feierlich ist ein Leichenbegängniß, wie überhaupt der Wende in religiösen Sachen sehr ceremoniell und fromm ist. Die Leiche wird zuerst im Hofe oder vor der Hausthür aufgestellt, wo derselben von den Verwandten und Bekannten das „dobre notz“, Lebewohl, gesagt wird. Hierauf, nachdem die Todtenhymne gesungen worden ist, werden Leidtragende und überhaupt das ganze Leichengefolge mit allerhand Erfrischungen, Kuchen, Brantwein und Bier zc. bewirthet, worauf sich der Zug in den bereitstehenden Rähnen zur Abfahrt ordnet. Voran der Ortslehrer mit seinen jugendlichen Chorängern, dann der Rahn mit der Leiche, und hinterher in langem Zuge das feierlich ernste Gefolge.

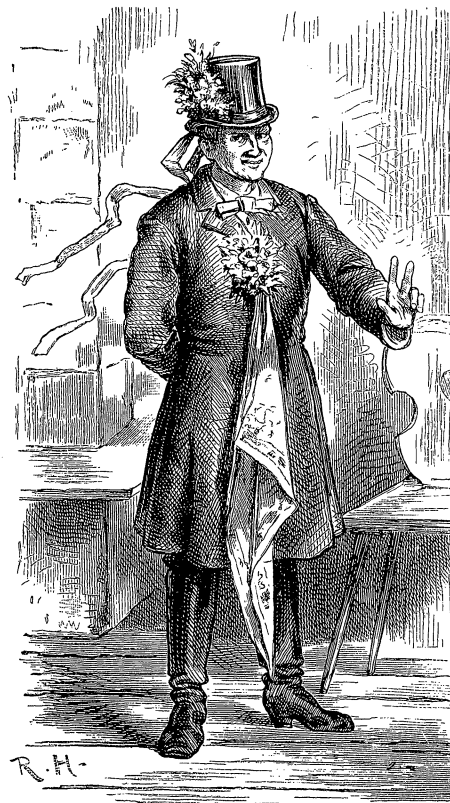
So ist er denn zur Taufe, zur Konfirmation und zur Hochzeit im Rahn gefahren, und so fährt er nun auch auf dem ihm so vertraut gewesenen Element dahin, wo kein Wiederkommen mehr ist auf dieser Welt.



Am Landungsplatze wird der Zug vom Prediger empfangen und nach dem Friedhofe geleitet. Nachdem die Leiche eingeseget worden, begibt sich die Versammlung nach der Kirche, um die Begräbnisrede zu hören und nach Absingung eines Sterbeliedes und Sammlung einer Kollekte für den Prediger wieder den Heimweg anzutreten.

Jetzt begeben sich nur noch die Leidtragenden und nächsten Bekannten in's Trauerhaus zurück, woselbst sie mit Kaffee und Kuchen, Brod, Wurst und allem Möglichen, vor Allem aber mit Bier und hauptsächlich mit Brantwein bewirthet werden. — Am Abend vor und nach der Leichenfeier versammeln sich die jungen Leute im Trauerhause, um daselbst zu beten und geistliche Lieder zu singen.

Also versieht bei harter, mühsamer Arbeit, unterbrochen von friedlichen Sonntagen und etwaigen Festen und festlichen Begängnissen, den wendischen Landleuten der Frühling, Sommer und Herbst, und der Winter meldet sich allgemach durch seine kurzen Tage und langen Abende.



welcher der Wende von altersher an seinen Sitten und an seinen Eigentümlichkeiten hängt.

Bei Kindtaufen und Hochzeiten prangen die Mädchen und Frauen im höchsten Schmuck, Spitzen, Bänder, Seide und Sammet haben da ihr Möglichstes zu thun, das Kostüm so reizend als möglich zu machen. An Werth geben diese Anzüge und Körperputz den Roben unserer Modedamen nichts nach, ja in der Regel übertreffen sie dieselben an Kostbarkeit. Hierbei sind selbst die Männer und Burschen aus ihrer Einfachheit herausgetreten, und knallrothe Bänder, sowie mächtige Sträuße von gemachten Blumen, mit Glittern und Rauschgold, schmücken Hut und Knopfloch.

Vielfach ist es noch im Spreewald Sitte, die Hochzeit mit einer eigenthümlichen Ceremonie einzuleiten, welche sich aus dem grauen Alterthume hererschreiben mag und welche möglicherweise noch ein letztes Kennzeichen des indischen Ursprunges dieses Volkes ist.

Die Braut wird nämlich gekauft. — Im festlich geschmückten Hochzeitsszimmer sitzt die zur Trauung fertig gepukte Braut am Tische, verschleiert, neben ihr „die Masch“, eine ältere, verheiratete Frau aus der Verwandtschaft der Braut. Die Hochzeitsgäste sitzen in weitem Kreise erwartungsvoll umher und harren der Dinge, die da kommen sollen.

Jetzt tritt der sogenannte „Bobratsch“, der Fürsprecher des Bräutigams, ein, gefolgt von diesem und dessen Geladenen; einen prächtigen Strauß am Cylinderhut mit flatternden Bändern, einen ebensolchen im linken Knopfloch, sowie außerdem daselbst noch ein



Jetzt sieht man die jungen Dirnen, das Spinnrad im Arm, in Begleitung der Burschen zu irgend einer Bekannten, welche verabredetermaßen „an der Reihe ist“, zur sogenannten „Spinnthe“ eilen. Hier ist bei einer trüben Oellampe oder beim Kaminfeuer ein gar reges Leben, denn während das muntere Spinnrad schnurrt und die Weiße lautlos das gespannte Garn aufspaltet, wird weiblich geschäkert, getändelt und gelacht. Dann werden Schauererzählungen erzählt von der Pjespolniza oder Mittags-Teufelin, oder von den Schlangen der Grafen zu Lynar, oder von dem Kalbe, das Verirrte zwischen Lübbenau und Voblib in den großen Sumpf zog und so weiter. Es gibt viele, viele Sagen im Spreewalde, welche bis in die Heidenzeit zurückreichen und durch die Spinnstubenerzählungen von Generation zu Generation im Volke noch erhalten werden.

Ähnlich den Wenden im Spreewalde ist das Leben aller übrigen Theile dieses kernfesten, zähen Volksstammes, nur daß anderswo mehr der Wagen und das Pferd an die Stelle des Rahnes tritt, doch gibt es noch viele Gegenden daselbst, wie zum Beispiel um Senftenberg an der Elster, wo zur Feldarbeit der breite Fahrtrog fast so häufig benützt wird wie im lieblichen, frischen, jagenreichen Spreewalde.

H a i d e - I m m e .

(Fortsetzung von Seite 987.)

„O, das werden sie, das werden sie sicher!“ rief sie, der Reihe nach die Umstehenden, welche sich neugierig gesammelt hatten, anblickend.

„Dann laßt uns in Gottes Namen gehen!“ entgegnete Imme.

Die Uniformen des heftigenden Hauptmanns und Lieutenants machten Imme doch stutzig, als sie in den Gerichtssaal der Kaserne trat; es schien einen Augenblick, als beabsichtige sie, umzukehren. Der Auditeur war aber genugsam darauf vorbereitet, daß die Zeugin durch keine andere Macht der Erde als nur durch ihren guten Willen zur Aussage gebracht werden könne; außerdem hatte der Herr Justizrath eine Reihe von Jahren in Ostfriesland verlebt und wußte die Leute zu nehmen, welche mit Emswasser getauft sind. Er sagte ihr also ein paar freundliche plattdeutsche Worte, neben welchen des Mädchens natürliche Ehrfurcht vor seinem grauen Haar und Bart sie zum Vertrauen und Bleiben bestimmten. Sie begann unaufgefordert ihre kurze Aussage:

„Ich saß in der Eisenbahn und hörte einen Jungen von der Soldaterei sagen, sein Lieutenant bekommt, wenn es wieder Krieg wird, den Stöß van achter!“

„Den Stöß van achter!“ wiederholte der Justizrath mit unwillkürlicher Stirn, er kannte gar wohl die bedenkliche Tragweite dieser Drohung. „Als Du das hörtest, warntest Du die Familie Sauerbier?“ fuhr er im Tone leichter Frage, neben ihr auf der Tischplatte lehrend, fort.

„Ich that so! Er sagte, wo Lieutenant wohnte!“

„Nun — das war recht von Dir!“ ermunterte der Auditeur.

„Ich weiß nicht!“ entgegnete sie wie aus inneren Zweifeln und sah ihn mit den braunen, halb verschleierten, halb zerstreuten Augen an.

„Würdest Du wohl die Stimme des Soldaten sicher wieder erkennen, wenn Du sie hörtest?“

„Ich denke, Herr, daß er dazumal dun (betrunken) war!“

„Tritt an diese Thür und Du wirst ihn reden hören, gib wohl Acht, ob Du Deiner Sache gewiß bist!“

In den anstoßenden Raum hatte man soeben die Bäuerin Grone geführt, welcher man eine Zusammenkunft mit ihrem Sohn gewährte in der Voraussetzung, dieser werde, sich unbeobachtet glaubend, seine Stimme bei solcher Begegnung unverstellt laut werden lassen.

Peter Grone ließ nach dieser Richtung hin nichts zu wünschen übrig; in dem leeren Raum, in welchem er sich befand, hallte die starke Stimme doppelt kräftig. Imme stand am Thürpfosten der nur fingerbreit geöffneten Thür und horchte, horchte, wie man einer Musik lauscht, von ihren Klängen überflutet; die Augenlider senkten sich lang und dunkel auf die gebräunten Wangen; sie blieb so unbeweglich, daß der Justizrath endlich mit einer gewissen Hast ihren Arm ergriff, um sich zu überzeugen, es sei noch Leben in ihr; zugleich schloß er die Thür.

„Erfanntest Du die Stimme?“ fragte der Auditeur.

„Ja, er und seine Mutter!“ nickte Imme wie in halbem Traum.

„Dieselbe Stimme, welche Du in der Eisenbahn hörtest?“

„Dieselbe!“

Ein allgemeines Aufathmen bekundete, mit welchem Interesse man dem Thun der Zeugin gefolgt war. Diese setzte sich unaufgefordert.

Der Angeklagte ward hereingeführt. Ein blonder Riese mit unternehmendem Gesichtsausdruck, die großen Fäuste vorschriftsmäßig an sich gedrückt. Er stand straff da, die Augen auf seine Anklägerin gerichtet. Imme erhob sich, als es ihr geheißener wurde, und stellte sich dem Delinquenten gegenüber, den sie jetzt zum ersten Mal ansah, lange, unverwandt und selbstverloren. Ihr Antlitz färbte sich während dieses Anschauens vom gesunden Braun in ein mattes Gelb, die lange Frauengestalt schwankte leise hin und her und ihre zitternden Hände faßten die Barriere. Dreimal mußte sie aufgefordert werden, ihre Aussage zu wiederholen — dann erst ermannete sie sich, richtete ihr Gesicht den militärischen Richtern zu und sagte sehr laut:

„Was ich sagte, war Alles gelogen! Ich habe zu weilen Träume. Legt mir die Ketten an die Arme und bringt mich in's Gefängniß oder schießt mich todt!“

Die Ueberraschung war wirklich groß, um so mehr, als sie eine momentane Rathlosigkeit erweckte. Eugen,

der als Ankläger zugegen war, hielt sich nur mühsam aufrecht; er wußte, daß Imme weder irrsinnig noch bestochen sei, daß sie einfach das Ideal gefunden habe, welches noch mehr Korn als sie selbst zur Mühle tragen konnte. Das stand fest, daß er sich mit seiner Zeugin unsterblich blamirte; zum Glück war aber sein eigener Vater menschlicher ermordet, und man durfte es dem Sohne nicht als Feigheit auslegen, wenn er eines ähnlichen Looses gedachte.

Inzwischen war Peter aufgefordert worden, seine Aussage zu machen. Er beantwortete alle Fragen mit heiterer Gemüthsruhe und sprach dann sehr vernehmlich:

„Thut dem Mädchen nichts, sie hat ganz recht gehört. Wenn der Urlauber einberufen wird, so reißt er natürlich nicht nüchtern ab, meine Freunde hatten mir auch gehörig zugezogen. So erzählte ich einem Andern unterwegs, daß im letzten Krieg mehrere Offiziere und Unteroffiziere von den Soldaten im Voraus gekennzeichnet und in den ersten Schlachten gefallen wären; wir nennen das den Stöß van achter; ich meinte dazu, und meine es noch, unser Lieutenant, den die Kompanie höflich auf dem Kiefer hat, würde auch nicht aus dem nächsten Krieg zurückkommen! Ist's erlaubt, dem Herrn Lieutenant ein Wort allein zu sagen?“

Eugen's Stimme hatte vor Aufregung einen hohen, schneidenden Klang angenommen, als er hastig entgegnete:

„Was der Angeklagte mir zu sagen hat, kann laut ausgesprochen werden!“

„Ist's erlaubt, dem Herrn Lieutenant ein Zettelchen zu geben?“

Es war erlaubt. Peter zog ein kleines Blättchen zwischen den Knöpfen seiner Uniform hervor, dasselbe ward dem Lieutenant eingehändig nach vorheriger Prüfung. Eugen stieß einen Schrei aus, nachdem er die einzige Zeile des Blattes überflogen, und wurde todtbleich. Aller Blicke ruhten auf ihm, er trat wie ein zum Tode Verurtheilter vor und überreichte das Blatt, indem er mühsam hervorstieß:

„Dieser Name steht zu dem gewaltsamen Ende meines Vaters in Beziehung!“

Auf dem Papier stand von ungeübter Hand geschrieben: „A. J. van Dom & Zoon, Dordrecht, groote Kerkbuurt. Antiquitätenhandlung.“

Von wem hatte Peter dieses Blatt? Von seiner Mutter. — Und diese? — Eine Zigeunerin hatte ihr dasselbe gegeben mit dem Versprechen, es werde ihren Sohn retten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Elektricität.

Von

Dr. A. Ritter v. Urbanitzky.

(Nachdruck verboten.)

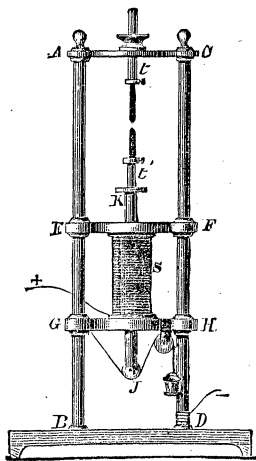
III.

Or einer kurzen Reihe von Jahren noch von Wenigen gekannt, als brillantes Experiment in den physikalischen Laboratorien oder als besonderer Beleuchtungseffekt auf großen Bühnen vorgeführt, betrachten wir gegenwärtig das elektrische Licht schon als etwas Alltägliches. Es ist gewiß leichter, alle jene Fälle aufzuzählen, in welchen das elektrische Licht heute noch keine Anwendung gefunden hat, als jene, wo es thatsächlich im Gebrauch steht. Alle Arten von Werkstätten und Fabriken, Häfen und Bahnhöfe, Eisenbahnzüge und Schiffe, Theater und Konzertsäle, Strassen und Plätze, Leuchttürme, ganze Stadttheile, sowie einzelne Privatwohnungen, Alles bedient sich bereits des elektrischen Lichts. Wir finden es in photographischen Anstalten, in den Tiefen der Bergwerke, bei unterirdischen Arbeiten, bei der friedlichen Feldarbeit wie bei kriegerischen Operationen, ja selbst der Arzt bedient sich desselben zur Beleuchtung der inneren Leibeshöhlen des Menschen. Es leuchtet in öffentlichen Lokalen wie in Waarenhäusern und Geschäftslökalen, in den Speisefälen großer Hotels, bei Tunnelbauten und nächtlichen Bahnarbeiten, es muß sogar der Sonne helfen, Früchte zur Reife zu bringen.

Zwei Arten des elektrischen Lichts sind es, deren wir uns gegenwärtig bedienen; die eine, benützt zur Schaffung großer, kräftiger Lichter, nennen wir Vogenlicht, die andere, an Helligkeit unseren Gasflammen gleich, heißen wir Glühlucht. Und wie wird das elektrische Licht erzeugt? Der galvanische Lichtbogen oder Voltabogen entsteht, wenn man die Poldrähte einer hinlänglich großen galvanischen Batterie oder einer Maschine an ihren freien Enden mit Kohlenstücken versieht, diese mit einander in Berührung bringt und dann langsam auf geringe Distanz wieder von einander entfernt. Eingehende Untersuchungen verschiedener Forscher haben gezeigt, daß der Voltabogen als ein Strom glühender Kohlentheilchen aufzufassen ist, die zumeist in der Richtung von der mit dem positiven Pol der Elektricitätsquelle verbundenen Kohle zur negativen Kohle übergehen. Das intensive Licht wird also von den zur hellen Weißglut erhitzten Kohlentheilchen und von den glühenden Kohlenstücken ausgestrahlt. Davon, welcher beiläufig im Jahr 1802 zum ersten Mal den Lichtbogen hervorrief, benützte hiezu Stäbchen aus gewöhnlicher Holzkohle. Diese brennen aber ihrer geringen Dichte, das heißt

ihres lockern Gefüges wegen sehr rasch ab und mußten, wenn der Lichtbogen erhalten werden sollte, in sehr kurzen Zeitpausen immer wieder einander genähert werden. Ueberschreitet nämlich die Entfernung der beiden Kohlenstücken von einander in Folge des Abbrechens eine bestimmte, von der Stromstärke abhängige Größe, so erlischt der Vogen und kann nur wieder durch Berühren der Kohlen und abermaliges Entfernen von einander zum Entstehen gebracht werden. Dieser Uebelstand wurde wesentlich verringert durch den Ersatz der Holzkohle durch künstlich erzeugte Kohle, der man ein möglichst dichtes Gefüge gibt. Nun verringert die Arbeit des Nachschubes, beiseite aber nicht die Unbequemlichkeit, stets eine Person zum Bewegen der Kohlen zur Lampe stellen zu müssen. Man dachte daher bald daran, Regulatoren zu konstruiren, das heißt Apparate zu verfertigen, durch welche die Bewegung der Kohlen gegen einander, nach Maßgabe ihres Abbrechens, automatisch bewirkt wird. Zu den ältesten derartigen Vorrichtungen zählt der von Archereau (etwa 1847) erdachte Regulator, dessen Prinzip, den Nachschub der Kohlen durch den Lichtbogen erzeugenden Strom selbst bewirken zu lassen, auch allen gegenwärtig in Verwendung stehenden Regulatorlampen zu Grunde liegt. Wir wollen daher Archereau's Lampe, die uns ihrer Einfachheit wegen als Repräsentant aller derartigen Lampen gelten möge, mit Hülfe der Figur 9 näher studiren.

Die beiden Kupfersäulen A B und C D sind auf einem hölzernen Grundbrett befestigt und oben durch eine Kupfer-



9. Archereau's Regulator.

traverse A C verbunden; letztere trägt den unbeweglichen positiven Kohlenhalter t. Die Drahtspule (das Solenoid) S wird durch zwei andere isolirte Traversen E F und G H gehalten und ist auf ein Kupferrohr aufgerollt, in welchem mit sanfter Reibung die Eisenstange J K als Träger der negativen Kohle t' gleitet. Sie hängt in einer bei G befestigten und über zwei Rollen laufenden Seile, deren zweites Ende als Gegengewicht einen kleinen Becher mit Weichrot trägt. Der elektrische Strom tritt durch das mit + bezeichnete Drahtende in die Drahtspule ein, durchfließt dieselbe, geht dann durch das mit dem Kupferrohr verbundene Ende der Spirale in das Kupferrohr, von diesem durch den mit dem Rohr in Berührung befindlichen Eisenstab in die positive Kohle und verläßt durch die obere negative Kohle und das Lampen-

gestell bei D die Lampe. Der Eisenstab wird durch den Strom magnetisch und die stromdurchfließende Spirale strebt, ihn hinein (das heißt nach abwärts) zu ziehen. Dieser Anziehungskraft wirkt das Weichrot entgegen, welches den Eisenstab und die untere Kohle aufwärts zu bewegen sucht, bis sie die obere Kohle berührt. Ist nun das Gewicht des Weichrots richtig bemessen, so werden sich diese beiden Kräfte dann das Gleichgewicht halten, wenn die beiden Kohlen gerade so weit von einander entfernt sind, daß der Lichtbogen sich bilden kann. Brennen hierauf die Kohlen ab, so nimmt die Entfernung beider Spitzen von einander zu und der Strom hat, um von einer zur andern Spitze zu gelangen, einen größeren Widerstand wie anfänglich zu überwinden, wodurch seine Kraft geschwächt wird. Die Kraft, mit welcher das Weichrot die untere Kohle aufwärts zu bewegen trachtet, ist aber unverändert geblieben, somit wird jetzt diese der Anziehungskraft der Spirale überlegen sein, das heißt sie wird die untere Kohle thatsächlich heben. Dieses Heben kann jedoch nur so lange stattfinden, als der Strom noch nicht seine ursprüngliche Kraft wieder erlangt hat; er erlangt sie aber im selben Moment, als durch die Bewegung der unteren Kohle die ursprüngliche Länge des Lichtbogens wieder hergestellt ist; dieses Spiel erneuert sich so oft, als die Lichtbogenlänge zu groß wird, also in dem Maße als die Kohlen abbrennen: folglich regulirt der eben beschriebene Apparat die Lichtbogenlänge nach Maßgabe des Kohlenabbrandes, und zwar automatisch, das heißt ohne Beihülfe von Menschenhand. Freilich bildet diese Lampe noch nicht das Ideal eines Regulators und ist auch gegenwärtig nicht in praktischer Verwendung; es mußten vielmehr noch mannigfache und erhebliche Schwierigkeiten bewältigt werden, bevor es gelang, die Vogenlampen bis zu ihrer heutigen Gestalt und einer allen billigen Anforderungen entsprechenden Funktion zu bringen. Wir glauben jedoch, daß es dem Zweck dieses Aufsatzes genügt, das Prinzip klar zu machen.

Die zweite Form, in der wir das elektrische Licht verwenden, ist, wie bereits erwähnt, das Glühlucht. Es kommt dadurch zu Stande, daß man dem elektrischen Strom einen großen Widerstand entgegensetzt, einen Körper in die Strombahn einfügt, der dem Durchgang des Stroms ein Hinderniß in den Weg legt. Bekanntlich erhitzt sich zwei Körper, wenn man sie unter Druck gegen einander reibt, das heißt wenn ihrer gegenseitigen Bewegung ein Widerstand entgegenwirkt. Und so ist es auch bei dem elektrischen Strom; findet dieser auf seiner Bahn einen Körper, der seinen Durchgang erschwert, so erhitzt sich dieser Körper und kann bei entsprechend gewählten Verhältnissen bis zur hellen Weißglut gelangen. Einen solchen Körper erkannte bereits Jobart in der Kohle und machte auch im Jahr 1838 den Vorschlag, kleine Kohlenstücke durch den elektrischen Strom zur Glut zu erhitzen und sich auf diese Art elektrisches Licht zu verschaffen. Weil aber die Kohle, wie wir beim Vogenlicht gesehen haben, nicht nur glühend wird, sondern auch verbrennt, das heißt sich mit dem Sauerstoff der Luft zu gasförmigen Körpern vereinigt, so gab Jobart an, daß man diese Kohlenstücke in ein luft- und also auch sauerstoffleeres Glasgefäß einschließen müsse, wodurch dann die Verbrennung natürlich unmöglich gemacht wird. Nach Jobart machten Viele die

verschiedensten Versuche, eine praktisch verwendbare Glühlampe zu schaffen, bis es endlich in den Jahren 1877 bis 1880 Swan, Edison, Marx und Lane-Fox gelang, eine brauchbare Lösung dieser Aufgabe zu erreichen. Edison's Lampe, und zwar adjustirt als tragbare Lampe, stellt Figur 10 dar. Die Lampe besteht aus einem birnförmigen, vollkommen luftdicht verschlossenen Glasgefäß, in welchem eine haarfeine Kohle (aus Bambusfaser bereitet) in Form einer einfachen Schleife von zwei Drähten getragen wird. Diese Drähte sind in die Glaswand (am untern schmalen Ende) des Gefäßes eingeschmolzen und werden, wenn die Lampe leuchten soll, an ihren aus dem Glasgefäße herausragenden Enden in geeigneter Weise mit der Stromquelle verbunden. Vor dem Zündmelzen der Lampe hat man durch Pumpen die Luft aus der Glasbirne möglichst vollständig entfernt. Wird nun der Strom gezwungen, den dünnen Kohlenfaden zu durchfließen, so findet er in diesem einen bedeutenden Widerstand; der Kohlenfaden wird glühend und strahlt ein ebenso ruhiges als schönes Licht aus. Und so wie Edison's Lampe werden gegenwärtig viele andere Lampen hergestellt und unterscheiden sich von jener hauptsächlich dadurch, daß der feine Kohlenbügel aus anderen Materialien, nämlich Wolle, Papier u. s. w. bereitet und dann in Form von ebenen oder verdrehten Schlingen, Spiralen u. dergl. in das Glasgefäß eingesetzt wird.

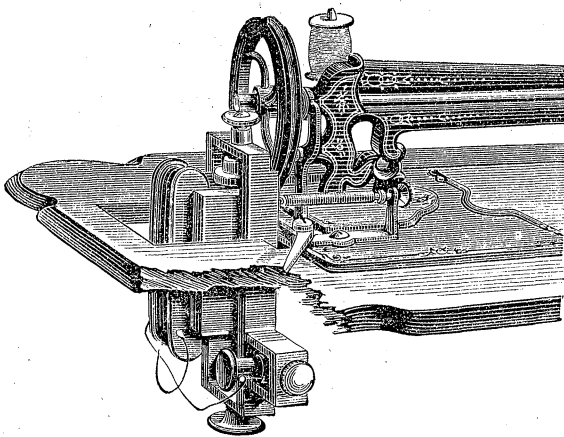
In dem „Meer von Licht“, welches bekanntlich die elektrischen Ausstellungen erfüllte, glitzerten und blinkten blanke Metallplatten, als wäre es von jeher ihre Aufgabe gewesen, den Glanz des

neuen Lichts zu verbreiten. Und in dieser Arbeit erlahmen sie nicht, so lange auch die neu erstandenen Sonnen leuchten mögen. Freilich verdanken sowohl diese als auch jene ihr Dasein dem Walten derselben Kraft, demselben wunderbaren Genius, der hier blendende Sonnen entzündet, dort blanke Metalle aus unscheinbaren Gesteinen scheidet. Und dieselben Strahlen, welche, von diesen Sonnen kaum ausgeandt, sofort wieder von den glänzenden Metallplatten zurückprallen, umspielen sanft die edlen Formen eherner Bildwerke! Bewirkt vielleicht auch hier ein verwandtschaftliches Gefühl ihr Verweilen? Gewiß! Auch hier war es wieder der Alles vermögende Genius, der die durch Künstlerhand geformten Bildwerke in dauerhaftes Erz bandte. Hier zeigte die Elektrizität, was sie als Chemiker, was sie als Künstler zu schaffen im Stande ist. Und wie stellt sie nun dieß wieder an? Sie taucht unter in die Fluten eines Bades — freilich eines Bades, dem unsere schönen Frauen nie ihre schlanken Leiber anvertrauen würden — und dort trennt sie ebenso emsig als sicher die glitzernden Metalltheilchen von den sie fesselnden bösen Säuren und fügt mit kunstfertiger Hand Theilchen an Theilchen, bis sie ihr Werk vollendet hat. Die Elektriker drücken sich hier allerdings prosaischer aus; sie sagen: Wenn man den elektrischen Strom in die Lösung eines Metallsalzes, das heißt einer Verbindung bestehend aus einem Metall und einer Säure, einleitet, so zerlegt der elektrische Strom diese Verbindung und scheidet die Säure an jenem Drahtende aus, durch welches der Strom in die Lösung eintritt, das Metall an dem Drahtende, durch welches der Strom dieselbe verläßt. Sie nennen dann das erstere Drahtende die positive und das letztere die negative Elektrode. Die Auscheidung des Metalls an der negativen Elektrode erfolgt immer, welche Form man dieser auch geben mag, wenn sie nur im Stande ist, den Strom zu leiten. Will man daher irgend einen Gegenstand mit Metall überziehen, so hat man ihn bloß an der negativen Elektrode eines Bades zu befestigen, welches dieses Metall in Lösung enthält. Ist der Körper nicht ohnehin ein Leiter der Elektrizität, also zum Beispiel ein Metall, so macht man ihn durch Ueberpinseln mit einem leitenden Ueberzug zu einem Leiter. Will man aber den Körper nicht nur mit einer Metallschicht überziehen, zum Beispiel vergolden, versilbern, vernickeln u. s. w., sondern ihn aus Metall nachbilden, ein Kopie desselben herstellen, so muß man sich zunächst von demselben ein sogenanntes Negativ, das heißt eine Form herstellen, in welcher jene Stellen erhaben erscheinen, welche im Original vertieft sind und umgekehrt. Man macht also etwa einen Gypsabguß, verzieht diesen mit einer leitenden Oberfläche und schlägt auf letzterer im galvanoplastischen Bade (der betreffenden Lösung des Metalls) das Metall durch den elektrischen Strom (das heißt elektrolytisch) nieder. Sobald die abgeformte Metallschicht eine hinreichende Dicke erlangt hat, kann sie von der Form abgelöst werden und bildet dann eine vollkommen genaue Kopie des ursprünglichen Gegenstandes. Häufig bezweckt man aber durch die Elektrolyse nicht das Ueberziehen von Gegenständen mit Metall oder das Nachbilden derselben, sondern nur die Abscheidung des Metalls aus seiner Lösung, die Reinnietallgewinnung. In diesem Falle wird natürlich nur eine einfache Platte als negative Elektrode in das Bad eingehängt. Gegenwärtig sind auf verschiedenen Hüttenwerken und Metallseidenanstalten elektrische Maschinen Tag und Nacht in Thätigkeit, deren Strom zur Ausfällung von Metallen aus ihren Lösungen benützt wird. In dieser Weise werden Kupferplatten hergestellt, die sich durch Reinheit besonders auszeichnen. Wohlwill in Hamburg hat zum Beispiel eine Maschine im Betrieb, deren Ströme täglich 1000 Kilogramm Kupfer niederschlagen können.

Als wir im Jahr 1881 zum ersten Mal unsere Schritte in das Palais de l'Industrie (in Paris) lenkten, in jenen Tempel, von welchem aus die moderne Elektrotechnik ihren Triumphzug durch die ganze civilisierte Welt antrat, holte uns eiliges Laufes ein eleganter Wagen ein, der demselben Ziel zustrebte. Weder Pferde noch Menschen zogen ihn, gleich einem lebenden Wesen, aus eigener Kraft schien er seine Bahn zurückzulegen. Und auch dem Wagen hauchte derselbe Genius Leben

ein, der die blendenden Sonnen entzündet, der als Chemiker und Künstler uns bereits seine Macht gezeigt hat. Drinnen im Ausstellungsraum drehten sich emsig die uns bereits bekannten elektrischen Maschinen. Die von ihnen erzeugten Ströme wurden dann hinausgeleitet und längs der Bahn, welche der Wagen zu durchlaufen hatte, fortgeführt, ähnlich wie die Telegraphenleitungen unsere Eisenbahnen begleiten. Von diesen Leitungen hängen aber Drähte auf den Wagen herab und führen in diesem zu einer unterhalb des Wagenbodens befestigten elektrischen Maschine. Wurden nun bei den Maschinen innerhalb des Ausstellungsraums durch fortwährende Bewegung der Drahtspulen zwischen Elektromagneten elektrische Ströme erzeugt, so veranlassen jetzt umgekehrt die in die am Wagen befestigte elektrische Maschine eingeleiteten Ströme die Maschine zu rotiren. Wir haben gehört, daß die einzelnen Spulen des Gramme'schen Ringes oder des Cyinders bei der Siemensmaschine an ihren Drahtenden mit den auf einander folgenden Kupferstreifen des Stromsammlers verbunden sind und daß auf diesen die Stromableitenden Bürsten schleifen. Bei der Maschine auf dem Wagen werden die Ströme durch die Bürsten und den Stromsammel in die Drahtspulen hineingeleitet. Die Stromdurchflossenen Spulen und die Pole der Elektromagnete ziehen sich nun an und da die Elektromagnete fest, die Spulen drehbar sind, so gerathen diese in Bewegung. Da die Spulen rings um den Cylinder oder Ring herum vollkommen gleichmäßig angeordnet sind, wird die Rotation des Cyinders oder Ringes zu einer kontinuierlichen und dauert so lange an, als der Strom durchfließt. Die Bewegung des Ringes wird dann durch Riemen oder Zahnräder auf die Wagenräder übertragen und der ganze Wagen bewegt sich. Im selben Maße, als er sich vorwärts bewegt, schließt er den ihm die belebenden Ströme zuführenden Leitungsdraht an den längs seiner Bahn fortgeführten Leitungen nach. In Wien (im Jahr 1883) verstand man es schon besser oder, wenn wir aus der Schule schwachen sollen, waren die Verhältnisse günstiger: Hier bedurfte der elektrische Wagen nicht mehr jenes Gängelbandes und lief trotzdem viel schneller. Der Strom wurde nämlich durch die Schienen und die Wagenräder der Maschine im Wagen zugeführt.

Haben wir nun eine Probe großer Kraftentwicklung der Elektrizität vorgeführt, so wollen wir schließlich noch, was unsere schönen Leserinnen mehr interessieren wird, die Elektrizität



11. Elektrische Nähmaschine.

als emsige Hausfrau vorstellen. Blicken Sie gütigst auf die vorstehende Abbildung (Fig. 11). Eine Nähmaschine? Ja, meine Damen, eine leibhaftige Nähmaschine — die Elektrizität beschäftigt sich in neuester Zeit auch mit häuslichen Arbeiten. Und weil man im Boudoir einer Dame doch keine großen Maschinen aufstellen kann, begnügt sich die Elektrizität hier mit einem ganz kleinen Maschinchen, das an dem Tisch der Nähmaschine bequem angebracht werden kann. Das Maschinchen (links von dem Rad der Nähmaschine sichtbar) ist nach denselben Prinzipien gebaut wie die großen Maschinen und empfängt den es belebenden Strom von einer galvanischen Batterie, die sich in einem kleinen Kasten, der zugleich als Sitz dienen kann, unterbringen läßt.

Wir könnten nun noch erzählen, wie die Elektrizität uns die Worte in's Ohr flüstert, gerade so, wie der weit entfernte Freund sie gesprochen hat, wie sie ist, die unsere Eisenbahnzüge auf dem mannigfach verzweigten Schienennetz gefahrlos pfeilschnell an einander vorbeiführt, wie sie uns vor drohenden Fluten warnt ebenso wie vor Feuergefahr, wie sie als Arzt der leidenden Menschheit beisteht, wie sie Blumen und Früchte zeitigen hilft — doch wir wollen nicht Alles ausplaudern, denn was bliebe dann uns noch übrig? Wohl aber möchten wir uns noch die Frage erlauben: Haben wir zu viel versprochen, oder ist die Elektrizität nicht etwa wirklich jener geniale, dienstbereite Slave, als welchen wir sie unseren geehrten Lesern und schönen Leserinnen vorstellen? Und wenn Sie uns wider Erwarten ein Nein entgegenrufen sollten — dann wehe! dann — dann schreiben wir so lange, bis Sie uns Alles glauben!

Gedankenpänne

von
W. G.

(Nachdruck verboten.)

Die Leute, welche, weil es ihnen zu viel Mühe macht, ihr Benehmen gegen Andere je nach deren Verdienst abzustufen, sich ein für allemal entschließen, immer grob zu sein, kommen mir vor wie Diejenigen, die, weil sie daran verzweifeln, eine Feder zu finden, die gute Haarschneide gibt, kurzweg Alles mit Grundstrichen schreiben. Auch wird sich wohl Beides in der Regel beisammen finden.

Vom Gewissen meinte Jemand: das ruhigste habe, wenn das feine auch bei den größten Frevelthaten keinerlei Angst bereite; ferner: ein gutes nur, wer fähig sei, unter Umständen ein schlechtes zu haben.

Daß man Schätze schweigend hebt, weiß das Sprüchwort; daß wir aber auch an den Abgründen der Lebenspfade, wenn überhaupt, so nur mit angehaltenem Athem vorüberkommen, ist vielleicht noch nicht so häufig ausgesprochen.

Wenn wir die Gräber unserer Lieben mit Rosen schmücken, warum nicht auch die unserer Hoffnungen und Ideale?

Zu den schmerzlichsten Erfahrungen im Leben gehört es, wenn man nach jahrelangem, vertrautem Verkehr mit Jemand darüber zur Klarheit gelangt, durch welche Kluft des Wesens und der Denkweise man trotz alledem von ihm getrennt ist. Nicht selten haben derartige Vorkommnisse ihren Grund darin, daß der eine Theil inzwischen sich weiter entwickelt hat, während der andere stehen geblieben ist. Je stereotyper beide, desto gesicherter die Dauer ihres Verhältnisses zu einander.

Seebad Sahnitz auf Rügen.

(Siehe das Bild S. 980.)

Jeder Sommer bringt auf's Neue die Tage, in denen — gleichzeitig mit dem Blühen und Reifen in der Natur — in der Menschenseele der Reiselust erwacht. Der Gerichtsath wie der Professor und andere zu dumpfen Bureauz verurtheilte Menschen sehnen sich dann hinaus in Gottes freie Natur, um sich durch einen frischen Wind von Aften- und Büchertaub reinigen zu lassen. „Wohin reise ich aber dieses Jahr?“ fragt man sich so oft rathlos; „ich will doch nicht alle Jahre in ein und dasselbe Bad. In Italien ist es zu warm, die Schweiz ist für meinen Geldbeutel zu theuer, in Oesterreich sind mir die glattgeschliffenen Kellner und die Monopolcigarren zuwider.“ an sein eigenes, großes, schönes Vaterland denkt der Deutsche am wenigsten. Und doch gibt es so manchen Ort, so manchen Aussichtspunkt, der sich getrost mit den schönsten auf der Erde vergleichen läßt. Zu diesen Orten gehört unstreitig die Insel Rügen. Wer jemals dieselbe besucht hat, dem werden die üppigen Saaten, die wunderbar schönen Buchenwälder, die Kreidestellen der Stubbenhamer, die Hümngräber, die vielen und interessanten Sagen über altdeutsche Götter und Göttinnen unvergeßlich sein. Zu dem schönsten Theil von Rügen zählt aber wiederum das Gebiet von Sahnitz. Vor wenigen Jahren noch ein unscheinbares Fischerdorf, heute aber schon ein aufstrebender Badeort, der in nicht langer Zeit sich mit den bedeutendsten Seebädern wird messen können, bietet Sahnitz Demjenigen, der in Wahrheit nur Ruhe und Erfrischung seiner Nerven sucht, Alles, was er sich wünschen kann. Kommt man von Stettin auf dem Dampfschiff an, so sieht man im Hintergrund eines halbkreisförmigen Meerbusens eine Anzahl Villen und Häuser, die von Weitem aussehend, als wären sie frisch aus einer Kinderpielschachtel genommen und dort oben auf den Felsen aufgestellt. Hinter ihnen erhebt sich ein Kranz von Hügeln, bewachsen mit den schönsten Fichten und Buchen, welche selbst dem energiegeltesten Fußgänger reichlich Gelegenheit bieten, sich gründliche Bewegung zu verschaffen. Stundenlang kann man Fußpartien unternehmen, ohne je den Wald verlassen zu müssen, und zu allem diesem gesellen sich die wunderbar erfrischende Seeluft und die kühlenden, stärkenden Seebäder. Während in den Luft- und Mineralbädern im Binnenlande die Temperatur im Sommer öfters unerträglich ist, wird dieselbe auf Rügen durch die vorherrschenden Ost- und Nordwinde stets gemäßigt, so daß von einer anhaltenden Hitze dort fast nie die Rede ist. Dadurch wird Rügen und besonders Sahnitz zu einem wahrhaft nervenstärkenden Land- und Badeaufenthalt, einem Eldorado für Solche, die dem Geräusch der großen Städte, den Konzerten, den Theatern u. s. w. entfliehen und nur sich selbst leben wollen. Wie wunderbar kräftigend für Leib und Seele ist z. B. ein Morgenpaziergang nach einem Seebade am Strand entlang an den Wisflower Klünken vorüber zur Waldsohle, rechts die ewig bewegte blaue Osee, links die thurm- hohen Kreidestellen und zuletzt der herrliche Buchenwald.

Wie prächtig läßt es sich in seinem Schatten von grauer Vorzeit träumen. Aus dem tiefen, schwarzen, regungslosen Wasser des Herthasees steigen die Gestalten der nordischen Götter empor, voraus dem „Wuotansheer“ der Reiter auf dem rothgeflackten Schimmel, die Walküren in schneigen Gewändern mit ihrem wild wallenden Flachshaar, und der lange Zug der auf der Walstatt gefallenen Helden, welche die Wuotansdöchter nach Walhall geleiten. Und kaum ist der wilde Reiter mit seinem Gefolge wie ein rauschender Wind zerflogen, da öffnet sich auf's Neue das Waldesdunkel, wie Musik rauscht es in den alten Buchen, es scheint der feierliche Zug der Druiden in wallenden Gewändern, ihnen voran der weißbärtige Oberpriester auf umschleiertem, von schneeweißen, glänzenden Rügen gezogenem Wagen. So rauscht und weht in diesen Buchenhainen die alte heimische Sage, und wer sich in den Zauber und die düstere Poesie derselben vertiefen will, der findet auf Rügen und in der Umgebung des reizenden Sahnitz die reichste Gelegenheit dazu. Ist man aber kein Freund der Einsamkeit und solch' träumerischen Zurückversenkens in die Vergangenheit, so findet sich jederzeit Gelegenheit, mit Gleichgesinnten Bekanntschaft zu schließen und das Vergnügen der Geselligkeit zu genießen. Nur wer Reunionen, Korso's, Konzerte und Theater sucht, wer Vergnügen an ewigem Toilettenwechseln findet, um mit seinem Kleiderstaat auf Promenaden zc. zu glänzen, der bleibe von Sahnitz fern, denn er wird dort nicht seine Rechnung finden. In Bezug auf das Materielle des menschlichen Lebens ist in Sahnitz für Alles gesorgt, was man nur irgend verlangen kann, vorausgesetzt, daß man sich nicht in alle



Mode: Toiletten für die Badefaison. Originalzeichnung von Ewald Thiel.

möglichen und unmöglichen Delikatessen verfeigt. Was aber besonders den Aufenthalt in Sahnitz so angenehm macht, ist die Zuvorkommenheit und Freundlichkeit der Bewohner, welche für den Badegast Alles thun, was in ihren Kräften steht. Dabei sind dieselben

hier noch nicht so von der Kultur belect wie in anderen Seebädern, wo der Badegast einfach als melkende Kuh betrachtet wird, und so ist auf diesem schönen Stück Erde für nur einigermaßen bemittelte Leute ein mehrwöchentlicher Aufenthalt unschwer zu ermöglichen.

Es klingt im Hinblick auf diese großen Vorzüge kaum glaubhaft, daß der jetzt so beliebte und besuchte Badeort über ein halbes Jahrhundert brauchte, um sich von einem einsamen Fischerdorfe zu dieser Höhe emporzuschwingen. Vor zwölf Jahren entstand das erste

Unsere heutige Generation.

Nach Skizzen von Johann Zanko.

Mit Vergnügen Anblick
in Sahnitz mit der ich
früher geboren wurde
Wien d. i. April 76.



Raum bringt der Storch den „jungen Herrn“,
Hat dieser schon die Lebensart,
Verkündet Freunden nah' und fern,
Daß er gekommen — mittelst Kart'!



Im Polster klemmt sein Auge schon,
An seinem Schnuller mag er nippen,
Verschmäht die Milch mit edlem Hohn
Und ringelt Rauch durch Nas' und Lippen.



Tanzlektionen nimmt er dann,
Wo er sich nur mit Klärchen dreht:
„O werde mein, ich bet' dich an.
Im Briefchen hier das Weit're steht.“



In grüner Au' das Rendezvous,
Die Herzen schlagen voller Glück.
„Ich liebe dich, o liebst mich du?“
Die Mutter naht — ach, Schicksalsstüd'!



Der Liebesheld in arger Pein ...
„Das sollst du büßen!“ spricht die Mutter,
Und pradt ihn an der Stelle ein,
Wo seine Kleidung ohne Futter.

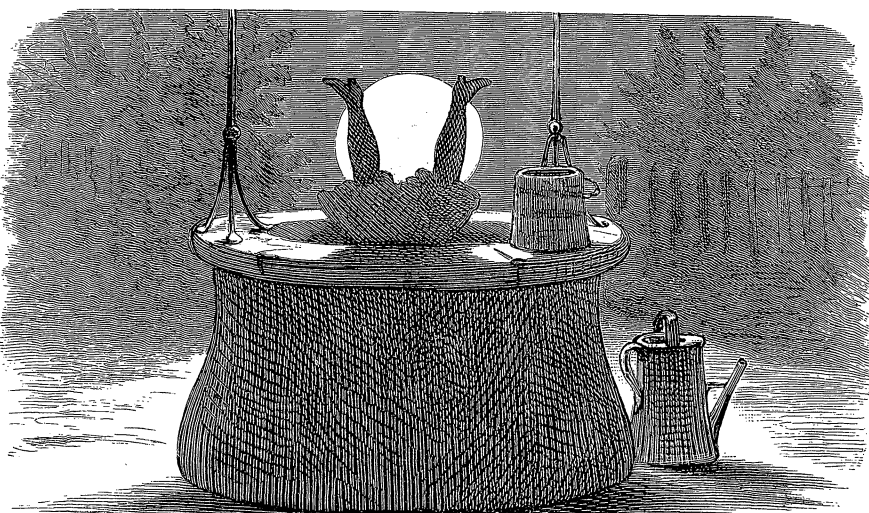


Dir, Mädchen hold, den letzten Gruß!
Der Ehre bar mag ich nicht leben.
O gräßlich End' ... Pistolenschuß — — —
Dem Selbstmord hat er sich ergeben.



Der Herzgeliebte — ausgelitten,
Die Karte sagt's im schwarzen Rand.

Das Blei durchdrang des Hauptes Mitten.
Was nun sich schied — ist ihr bekannt.



Sie trinkt 'nen Becher Vitriol,
Dann springt sie in den Brunnenschacht,

Wie Julie dem Romeo,
Hat sie's dem Alfons nachgemacht.

Hotel, und früher waren es immer nur einige wenige Familien, meist Berliner, die aus der hochsommerlichen Hitze der Großstadt in die frische Sahnitzer Seeluft flüchteten. Die erste dieser Familien, welche im Jahre 1824 nach Sahnitz kam und den Reigen der „Kurfremden“ eröffnete, war die des großen Berliner Theosophen und Kanzelredners Schleiermacher. Er selbst verweilte schließlich auch

einige Tage in dem kleinen Sahnitzer Müllerhause, welches „Schleiershall“ getauft wurde, und über diesen Aufenthalt schreibt Henriette Schleiermacher später an ihren Sohn: „Es war eine schöne, stille Zeit, wo wir Alle in recht süßer Liebe zusammenhielten, gar nicht zerstreut und berührt von außen, ja in solcher Innigkeit zusammenlebten, wie sonst noch nie.“ So haben die Schleiermachers das ein-

same Fischerdörfchen zuerst bekannt gemacht, fortan wurde davon gesprochen, Freunde und Bekannte besuchten es, und allmählich entwickelte sich Sahnitz zu dem vielbesuchten und komfortablen Badeorte, welcher sich heute an der meerumrauschten Küste ausbreitet und sich mit jedem Jahre eines größeren Fremdenverkehrs erfreuen darf.

Die Legende vom Hufeisen.

(Siehe das Bild S. 981.)

Wer kennt nicht die Legende Goethe's vom Heiland, der mit seinen Jüngern über Feld ging und ein Hufeisen liegen sah; seinen Jüngern schien der Fund viel zu klein, um sich darnach zu bücken — da hob der Heiland das Eisen auf, kaufte später Kirichen dafür und verbarg diese in seinem Kermel. Die Sonne brannte heiß und St. Peter ward besonders durstig; nun ließ der Heiland ab und zu ein Kirchelein fallen und St. Peter bückte sich schnell darnach, als ob es goldene Nessel wären. So dauert es eine geraume Zeit — dann sprach der Herr mit Heiterkeit:

„Thätst du zur rechten Zeit dich regen,
Hättst du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Nähe macht.“

So schließt der lebenskundige Dichter seine fimmreiche Erzählung. In der einfachen, volkstümlich schlichten Weise Hans Sachs' erzählt Goethe die Parabel und schuf dabei ein ewig mustergültiges Meisterwerk für die Genre. B. Blochhorst veranschaulichte die Hauptscene der Legende in einem Delgemälde, das er für die illustrierte Brachtausgabe von „Goethe's Werke“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) malte, bei welcher es als Vorlage zur Illustration der „Legende vom Hufeisen“ diente. Wir geben hier unseren Lesern einen Holzschnitt fast in der Größe des Originals. Das Bild zeigt die Vorzüge der Eigenart Blochhorst's, der als Maler biblischer Stoffe durch schöne Komposition, harmonische Durchführung und gemüthvolle Belebung seiner Figuren einen klangvollen Namen sich erworben hat und sich ganz besonders dazu eignet, Goethe'sche Ruhe, Klarheit und Durchgeistigung wiederzugeben.

Jüdin im Braut schmuck.

(Siehe das Bild S. 985.)

Als Rembrandt kurze Zeit nach seiner Uebersiedlung von Leyden nach Amsterdam, im Juni des Jahres 1634, die wohlhabende, aus angesehenen Familie stammende, ebenso sehr aber auch durch Anmuth ausgezeichnete Saskia van Ulenburgh heimführte, nahm seine Kunst den ersten Aufschwung zu großartiger Auffassung und zu malerischer Kraft und Pracht. Rembrandt war erst fünfundsiebzig Jahre alt und kaum über den Umkreis von Leyden hinaus bekannt geworden, als er den Entschluß faßte, seinen Wohnsitz in die nahe Weltstadt zu verlegen und

seine Fertigkeit als Bildnismaler in den Dienst der dortigen reichen Handelsherren zu stellen. Er ging nicht allein. Durch die scharfsinnigen Forschungen Wilhelm Vode's ist es wahrscheinlich geworden, daß ihn seine Schwester Machteld oder Dsbeeth nach Amsterdam begleitete und ihm dort seinen Haushalt bis zu seiner Verheirathung mit Saskia führte. Dem jungen Künstler lächelte das Glück. Obwohl Amsterdam in Thomas de Keyser einen Porträtmaler von großem und wohlverdientem Rufe besaß, gelang es Rembrandt doch in kurzer Zeit, sich neben Jenem eine achtunggebietende Stellung und namentlich zahlreiche Aufträge zu gewinnen. Das weltstädtische Getriebe der lebhaften, immer Neues in ihren Bereich ziehenden Handelsstadt, die Bekanntschaft mit Schöpfungen anderer Meister, namentlich mit Rubens, welcher damals den Glanz seiner Palette zu höchster Farbigkeit gesteigert hatte, und die beglückende und begeisterte Liebe zu Saskia, der Tochter des Predigers Komberius van Ulenburgh, brachten das in Rembrandt noch schlummernde Genie schnell zur Entfaltung. Bis zu dem Zeitpunkt, wo die Liebe zu Saskia in Rembrandt's Herzen feste Wurzeln schlug, war die Schwester das gewöhnliche Modell für seine idealen Einzelfiguren und seine biblischen Historienbilder gewesen. Dann trat Saskia an ihre Stelle. Gelegentlich vermischten sich aber auch die Züge der Schwester mit denen der Geliebten zu einem harmonischen Gebilde von seltenem Liebreiz, und eine solche Schöpfung besaßen wir in der sogenannten, im Jahre 1634, also im Jahre der Verheirathung gemalten „Judenbraut“ der Petersburger Ermitage, in welcher sich die größte Zahl Rembrandt'scher Gemälde, sechsunddreißig Stück, vereinigt findet. Seitdem Ad. Braun u. Co. in Dornach die Schätze dieser Galerie mit Hilfe eines zu überraschender Vollkommenheit gelangten photographischen Verfahrens aller Welt zugänglich gemacht haben, tritt die Bedeutung dieser Sammlung immer mehr in den Vordergrund des künstlerischen Interesses. „Ueber Land und Meer“ hat bereits einige Perlen aus diesem Schätze ausgewählt, und die sogenannte „Judenbraut“, die wir heute reproduzieren, wird unseren Lesern von Neuem den unvergleichlichen Werth der kaiserlich russischen Gemäldesammlung in's Gedächtniß rufen. Der Name „Judenbraut“ ist eine Bezeichnung, welche nur durch die Uebersetzung in Gebrauch, nicht durch sachliche Gründe geheiligt ist.

Die Dargestellte, welche auch auf einer Rembrandt'schen Radirung in ähnlicher Tracht vorkommt, trägt ein orientalisches Kostüm, und auch der Blumenkranz im Haar und am Stabe deutet auf die orientalische Sitte der Braut schmückung hin. Das erklärt sich aus den alttestamentlichen Anschauungen, in welchen die protestantischen Holländer damals lebten, und denen Rembrandt sehr häufig Ausdruck gegeben hat. An eine Braut hat Rembrandt jedenfalls gedacht, und es ist daher natürlich, daß ihm im Jahre seiner höchsten Seligkeit die Züge seiner Saskia das Grundmotiv für alle Idealfiguren jugendlicher bräutlicher Frauen darboten. Mit welcher Liebe ihn das lebende Vorbild zu dieser Gestalt erfüllte, beweist am besten die in allen Theilen gleich sorgfältige und liebevolle Ausführung des in seiner Art unvergleichlich schönen Gemäldes.

Adolf Rosenberg.

Phantasie.

Plauderei

von

Emil Perschke.

(Nachdruck verboten.)



Was ist Phantasie? Jeder weiß es, und die Antwort auf die Frage ist doch schwer zu geben. Es fehlt ja nicht an Definitionen dafür, und das deutsche Wort „Einbildungskraft“ gibt eine solche schon selber; aber alle diese Definitionen ergründen ebensowenig das Wesen der Sache wie die gangbaren Erklärungen für Poesie, für Humor, für Gemüth. Nehmen wir mit der modernen Naturwissenschaft das Gehirn als Sitz der Seele, als Organ aller seelischen Thätigkeit an, wofür ja mannigfache Beweise gegeben wurden, so kann uns doch kein Naturforscher die Frage beantworten, wieso es denn kommt, daß diese seelische Thätigkeit jetzt „Verstand“, dann „Phantasie“, dann „Gemüth“ ist. Diese drei Gehirnfunktionen sind ja ganz wesentlich von einander verschieden, sie liegen sogar oft im Kampf mit einander, und der Kampf ist natürlich ein um so heftigerer, je kräftiger sie sich geltend machen. Nicht bloß Gemüth und Verstand — oder, wie der Volksmund spricht, „Herz und Kopf“ — kämpfen mit einander; mächtiger als beide stellt sich ihnen nicht selten die Phantasie entgegen. Wer eine starke Einbildungskraft besitzt, der muß auch viel Verstand haben, damit er nicht sich, viel Gemüth, damit er nicht Andere unglücklich mache.

Die Phantasie ist es ja, die uns über die gegebenen Verhältnisse hinausführt, die uns Dinge vorpiegelt und uns reizt, die Verwirklichung dieser Gaudelbilder anzustreben. Wer nun nicht so viel ruhig abwägenden Verstand besitzt, um die Grenzen des Erreichbaren zu erkennen, der wird durch die Uebermacht der Phantasie leicht weiter gelockt und stürzt in den Abgrund. Und wessen Gemüth nicht so stark ist, daß es den Anreizungen der Phantasie das Mitleid, die Menschenliebe entgegenstellt, der kommt leicht dazu, die Verwirklichung seiner Träume auf Kosten seiner Mitmenschen zu erstreben. In dem einen Fall haben wir die Unglücklichen, die ihr Leben nicht selten mit Selbstmord endigen; in dem anderen Fall die großen Verbrecher. Dort aber, wo sich übermächtiger Phantasie auch Verstand und Gemüth in entsprechendem Maße gefellen, dort haben wir die großen harmonischen Naturen, die großen Dichter und Künstler. Es ist selbstverständlich, daß diese Mischung von Phantasie, Verstand und Gemüth eine unendlich mannigfaltige sein kann und daß deshalb keine festen Grenzen zwischen jenen „Unglücklichen aus Phantasie“, zwischen großen Verbrechern und großen Männern aufzustellen sind. Heinrich v. Kleist dankt seinen Dichterruhm der Phantasie, diese selbe übermächtige Phantasie war aber auch die Ursache, daß er sich eines Tages eine Kugel durch den Kopf schoß ohne eine äußere Veranlassung, die ihn etwa momentan zu diesem Beginnen hingerissen hätte. Die übermächtige Phantasie war es, welche Napoleon immer weiter lockte, und während seine Freunde in ihm einen großen Mann bewunderten, zählten ihn seine Feinde zu den großen Verbrechern. Wenn wir annehmen, daß die Phantasie wie alle seelische Thätigkeit eine Funktion des Gehirns ist, wenn wir — wozu die Wirklichkeit Anhaltspunkte genug bietet — einen Einfluß der Schädelform auf die Gehirntheiligkeit voraussetzen; so daß einer besonderen Phantasiebegabung auch eine besondere Schädelform entspricht, dann gewinnt die bekannte Geschichte, daß Gall den Schädel Schiller's für den des Schinderhannes hielt, keine geringe Bedeutung. Sie zeugt durchaus nicht mehr gegen den Erfinder der Schädellehre. Sie bezeugt vielmehr, daß es übermächtige Phantasie war, welche Schinderhannes zum Verbrecher machte. Und seine Thaten sind ja auch von jener Art, wie wir sie den „großen Verbrechern“ zuschreiben. Daß wir das Wort „groß“ mit dem Wort Verbrecher ebenso verbinden wie zum Beispiel mit dem Wort „Dichter“, hat seine Ursache auch wieder darin, daß bei beiden die Phantasie es ist, die zu ihren Thaten treibt. Die Phantasie, habe ich oben gesagt, ist es, die uns über die gegebenen Verhältnisse hinausführt. Der Verstandes- und Gemüths Mensch haftet an der Wirklichkeit. Dem Phantasie Menschen aber ist die Wirklichkeit, wie sie sich ihm bietet, zu enge. Es ist etwas Uebermenschliches, was ihn bezieht, und alles Uebermenschliche imponirt uns, mag es nun göttlich oder teuflisch sein. Shakespeare, Rubens, Michelangelo, Newton, sie imponiren uns, weil ihre Phantasie Großes schuf. Aber auch in unserem Absehen vor Nero, vor der Geliebten Potemkin's, vor Kojza Szandor mengt sich eine Art Bewunderung; das sind nicht Verbrecher, die mit ihrem bishigen Verstand „arbeiten“, das sind Naturen, die durch den Flug ihrer Phantasie fortgerissen werden. Das macht sie zu Uebermenschen — zu Uebermenschen im Bösen, wie Andere es im Guten sind. In dem einen wie im andern Falle ist die Phantasie die Urheberin der That — wie die That wird, hängt von der Verstandes- und Gemüths begabung des Einzelnen ab. Hätte Napoleon mehr Gemüth besessen, dann wäre er kein großer Eroberer, sondern wohl ein großer Dichter geworden, und Gracchus hätte vielleicht nicht weniger glänzende Schlachten geschlagen als der Held seines großen Waterloo-Dramas, hätte neben seiner fortwährenden Phantasie der Verstand eines Napoleon gewirkt und wären die äußeren Verhältnisse einer solchen Entwicklung günstig gewesen. Stroussberg hätte gewiß ein anderes Ende genommen, wäre sein Verstand seiner Phantasie gewachsen gewesen, hätte er die Fähigkeit besessen, seine großen Projekte im Detail durchzudenken und dann entweder demgemäß auszuführen oder auf diese Ausführung zu verzichten.

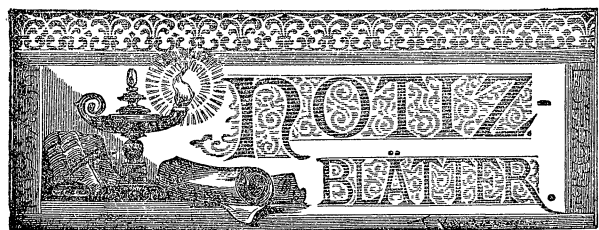
Phantasie, die dem Menschen das herrlichste all' seiner Güter, die Kunst, geschenkt hat, ist also auch die gefährlichste Gabe, die ihm zu Theil geworden. Mag sie nun übermächtig oder weniger stark sein — wird ihr durch Verstand und Gemüth nicht das Gleichgewicht gehalten, so ist es immer schlimm für das Individuum. Dieses Gleichgewicht herzustellen, sollte deshalb immer eine Hauptaufgabe der Erziehung sein. Aber wie

selten geschieht es, daß man die Anlagen des Kindes prüft und bei seiner Ausbildung darauf bedacht ist, die schwächer entwickelten Seiten seiner Seele durch Erziehung zu stärken! Wo macht man derartige Erwägungen, wo denkt man überhaupt daran, daß jedes Kind anders erzogen werden muß! Die Erziehung der männlichen Jugend besteht heutzutage im Wesentlichen nur aus einer Bildung des Verstandes. Die Folgen dieses Systems sehen wir in der zunehmenden Gemüthsstärke und der abnehmenden Einbildungskraft der Männer. Die erstere hat zu der egoistischen Jagd nach Geld und Gut geführt, der in der Gegenwart so Viele obliegen, der Mangel an Phantasie führte dazu, daß die Empfänglichkeit für Kunstgenüsse sich verminderte und dafür Ersatz gesucht wurde in materiellen Genüssen, ja daß man die Kunst selbst herabzog und den Sinnen dienlich machte — man braucht nur an den Operettenkultus zu denken. — Was aber die weibliche Jugend betrifft, so erzieht man die Mädchen nicht selten entweder gar nicht oder man erzieht sie wie die Jungen. Eines ist so schlimm wie das Andere. Die Seele des Weibes ist ja ganz anders geartet als die des Mannes und der wesentlichste Unterschied liegt in der reicheren Phantasiebegabung des weiblichen Geschlechts. Im Leben des Durchschnittsmannes spielt die Phantasie gar keine Rolle, während sie das Leben der Durchschnittsfrau nur zu oft beherrscht. So ist es denn nun nöthig, daß daneben Verstand und Gemüth besonders gepflegt werden, soll aus dem Mädchen eine seelisch gesunde Frau werden. Aber man pflegt entweder nur den Verstand, streift dem Schmetterling den bunten Schmelz der Flügel ab und erzielt im günstigen Fall eine tüchtige Geschäftsfrau oder Beamtin, im ungünstigen einen überweisen Blaustrumpf oder eine Emansipirte; oder man erzieht überhaupt gar nicht, man hängt dem jungen Geschöpf den Fitterrast einer Halbgebildung an und läßt es im Uebrigen seine Wege gehen. So ist denn auch der Lebensgang der meisten Mädchen und Frauen wesentlich beeinflusst von ihrer im Verhältniß zu Verstand und Gemüth stark entwickelten Phantasie. Die Phantasie ist es, welche dem Mädchen das Bild des Verführers in den verlockendsten Farben zeigt. Ach, und wenn der Madere gar Baron oder Graf ist oder — sich so nennt! Wie viele Trauerspiele dieser Art, von denen die Zeitungen jahraus jahrein berichten, wie viele, von denen nichts in die Oeffentlichkeit dringt, als vielleicht eine düstige Polizeinotiz von einem weiblichen Leichnam, der aus dem Fluß gezogen wurde! Die Phantasie ist es, welche die Frau in ihrer Häuslichkeit keine Verdringung finden läßt, die ihr lockende Bilder von festlichem Gepränge vorzaubert, die ihr den Galan in ganz anderem Licht erscheinen läßt als den Gatten. Die Phantasie ist es, welche nicht wenige Tragödien und Tragikomödien der Eifersucht veruracht, und sie ist es, welche die Mütter ihre Töchter zu eiteln Puppen heranbilden läßt. Die Phantasie weckt das Verlangen nach Neuem, sie ist die Kupplerin der Mode, die die abschaulichste Tracht in den Augen der Frau mit Reiz umkleidet. Sie steigert endlich das Verlangen nach Neuem zum Verlangen nach dem Absonderlichen. Das Kleid genügt nicht mehr, der bekannte grobste Aufputz muß die Sehnsucht stillen, der Roman, auch der an Greueln reichste, thut's nicht mehr, die Gerichtsverhandlung ist anschaulicher, der — doch wozu die Liste fortsetzen?! Das geht so weiter bis zu jenen Einzelfällen, wo die krankhaft gesteigerte Phantasie durch nichts mehr in Schranken gehalten wird. Um nur einen solchen Fall zu nennen, sei an die Loden-diebstähle wohlhabender Damen erinnert, von denen namentlich die Pariser Chronik zu erzählen weiß.

Wird so das Leben der Frau in den meisten Fällen durch die Phantasie beeinflusst, so gehören Phantasie männer zu den Ausnahmestaturen. Ich habe oben bemerkt, daß das ohnehin nicht starke Durchschnittsmaß der Männerphantasie unter dem Einfluß der modernen Erziehung noch deatart verkümmert, daß schädliche Folgen unausbleiblich sind. Aber in Einzelfällen ist auch der Mann mit übermächtiger Phantasie begabt, und dann wird er, wie bereits in der Einleitung erwähnt, ein großer Künstler, Dichter, Denker oder ein großer Verbrecher. Die Phantasie ist es, die ihn dazu macht, Phantasie herrscht aber auch in der Seele der Frau, und in der That nähert sich die Natur des Phantasie mannes jener der Frau. Diese interessante Beobachtung wird Jeder machen, der die Wirklichkeit daraufhin prüft. Selbst der große Verbrecher, dem also das Gemüth fehlt, hat noch etwas Weibliches oder Weibisches an sich — man denke an Nero! Namentlich macht sich das Weib im Manne aber bei den Dichtern geltend, bei denen ja auch das Gemüth reich entwickelt sein muß. Und hier läßt sich eine andere interessante Beobachtung an diese knüpfen. Wenn wir die Worte „männlich“ und „weiblich“ in dem landläufigen Sinne nehmen, so zeigen immer jene Dichter den „männlichsten“ Charakter, die wenig Phantasie besitzen, während die Natur der phantasiereichen sich der Natur des Weibes nähert. Statt Beispiele anzuführen, will ich hier nur einen Fall erörtern, der scheinbar das Gegentheil beweist. Heinrich v. Kleist hatte gewiß eine reiche Phantasie — diese Phantasie hat ihn ja, wie früher gesagt wurde, sogar in den Tod getrieben. Und ist der Dichter der „Hermanns-schlacht“ kein „männlicher“ Dichter? Allerdings ist er das nicht. Seine ganze Lebensführung ist mehr als weiblich, sie ist weiblich. Die Kraft, die aus seinen Dichtungen athmet, spricht durchaus nicht dagegen. Zu solchen Kraftäusserungen schwingt sich auch das Weib auf — mangelt es denn an von Frauen und Mädchen vollführten Heldenthaten? Nur daß das Weib in den meisten Fällen nach vollbrachter That wieder Weib wird, daß ihre Kraftäusserung nur der momentanen Aufregung entspringt. Und das ist auch bei Kleist der Fall, und nur so wird das Räthsel gelöst, wie bei diesem Dichter neben großartigen Kraftstellen sich Szenen und Reden finden, die schwächlich, ja mitunter geradezu kindisch sind. Daß eine derart übermächtige Phantasie, wie sie der Künstler besitzt, für ihn auch die größten Gefahren mit sich bringt, ist natürlich, und deshalb bedarf eine Künstler natur auch der strengsten Selbsterziehung, mag man nun das künstlerische Schaffen oder die Lebensführung in's Auge fassen. Das Wetterwendische und Launische der Künstler natur, die Geneigtheit, über den Fäulern der Phantasie die Wirklichkeit zu vergessen, das allzu subjektive Betrachten der Dinge und Menschen, wobei alles Gute und alles Schlimme vergrößert erscheint, die daraus entspringende Empfindlichkeit und Verdroffenheit und andererseits die allzu rasche Entflammung

und Hingebung — das Alles ist Folge der starken Phantasie. Daher rührt in den meisten Fällen die ungünstige Gestaltung der Lebensverhältnisse, daher rührt vielfach Verbittertheit und Unzufriedenheit, daher kommt es, daß so viele Künstlerleben unglücklich sind. Aber in einzelnen Momenten äußert sich die gefährliche Uebermacht der Phantasie auch unmittelbar. Hans Makart machte einmal mit einer Schaar Freunde einen Spaziergang am Gmundener See. In einem einsamen Plätzchen überlief die Freunde die Lust zu baden und als tüchtige Schwimmer tummelten sie sich bald in dem kristallklaren Wasser. Makart als Nichtschwimmer blieb zurück und versenkte sich nun ganz in den Anblick des reizenden Bildes. Die leicht sich kräuselnden Wellen mit ihrem flimmernden Schaum, die weite, sanft bewegte Fläche, über die der keusche Glanz der Morgensonne ausgegossen war, die blanken Leiber, an denen das schimmernde Naß herabrieselte, das fröhliche Lachen der Freunde — das Alles regte die Malerphantasie immer heftiger auf, bis er sinnlos die Kleider abwarf und sich in den See stürzte. Nahe am Ertrinken zogen ihn die Freunde wieder aus dem Wasser. — Aber auch bestimmend für das ganze Dasein greift die Phantasie nicht selten in das Leben des Künstlers ein. Wer kennt nicht das Verhältniß Grillparzer's zu Katharina Fröhlich, und wer ist nicht mit uns der Meinung, daß dieser gemüthstiefe Mensch nicht der vereinsamte, verbitterte, nicht einmal am eigenen Schaffen mehr Freude findende Alte geworden wäre, hätte er Weib und Kind gehabt? Nun — Grillparzer, der ein aufmerksamer Selbstbeobachter war, gibt uns in seinen Tagebüchern selbst Aufschluß darüber, warum es so kam. „Ich glaube bemerkt zu haben“, so schreibt er, „daß ich in der Selbsten nur das Bild liebe, das sich meine Phantasie von ihr gemacht hat, so daß mir das Wirkliche zu einem Kunstgebilde wird, das mich durch seine Uebereinstimmung mit meinen Gedanken entzückt, bei der kleinsten Abweichung aber nur um so heftiger zurückstößt.“ Und so trat der merkwürdige Fall ein, daß zwei Menschen, die einander liebten und kein äußeres Hinderniß ihrer Vereinigung fanden, neben einander durch's Leben gingen, ohne sich zu besitzen. Der Vorfall mit Makart hat schon gezeigt, daß die übermächtige Phantasie mitunter den Verstand ganz aufheben kann. Hier geschah dieß einen Augenblick lang — bisweilen wiederholen sich aber solche Fälle mit immer gesteigerter Heftigkeit — der Künstler endet im Wahnsinn. Guckow spiegelte seine Einbildungskraft immer Gefahren vor, er sah sich immer mehr angefeindet und verfolgt, bis er am Verfolgungswahnsinn erkrankte. Auch bei Lenau ging der Krankheit eine gesteigerte Phantasieheftigkeit voraus, und auch das Ende Makart's deutet darauf hin, daß die ungezügelte Phantasie es war, die ihm den frühen Tod brachte. Will man aber im Gegensatz zu den angeführten Künstlern eine harmonisch entwickelte Natur haben, so braucht man nur Goethe zu nennen. Sein Leben und Schaffen zeigt, wie ein großer Verstand eine große Phantasie zu zügeln weiß und wie durch Selbsterziehung das anfangs schwächliche Gemüth gestärkt wird, so daß uns in der Blüte der Jahre die Erscheinung eines Mannes entgegentritt, der nicht bloß ein großer Träumer, ein großer Denker, ein Mann großer Thaten, sondern mehr als das — ein großer Mensch!

So kann Phantasie zum Glück und zum Unglück führen, sie kann uns das Leben verbittern und verüßen, sie kann Niedriges zeugen und Großes. Wie armselig der Mensch, dem die Phantasie mangelt und der so der höchsten Genüsse nicht fähig ist! Wie unglücklich aber auch Der, dessen übrige Begabung seiner Phantasie nicht entspricht! Die Erziehung kann in beiden Fällen Manches, mitunter sogar Vieles thun. Sie kann hier die Phantasie stärken, dort ihre Entwicklung hemmen und dafür Verstand und Gemüth fördern. Wenn die Erzieher das im Auge behalten und auf die Phantasie mehr Rücksicht nehmen, als es gegenwärtig geschieht, dann wird auch mehr Glück und mehr Zufriedenheit in die Welt kommen. Ganz abgesehen davon, daß dann die mancherlei Dissonanzen, von denen in diesen Zeilen gesprochen wurde, zum großen Theil verschwinden werden — die Basis alles Glücks, ja das Glück selber ist seelische Gesundheit, und diese zu erzielen, sollte deshalb die Hauptaufgabe aller Erziehung sein.



Literatur.

— Max Nordau hat sich einen Namen gemacht durch seine geistvolle Schilderung des modernen Frankreichs. Es war vor Allem die originelle Auffassung und dann die elegante, frische Schreibart, was diesen Büchern Interesse verlieh. In dem neuesten Werk dieses fruchtbarsten Autors werden Stoffe von allgemeinerer Bedeutung behandelt und zwar mit feiner Hinweghebung über hergebrachte Meinungen. „Paradoxe“ betitelt Nordau dieß Werk (Leipzig, G. Fischer), eine Sammlung von Essays sehr bunter Wahl und sehr verschiedenen Werthes. Wir werden unterhalten von dem Autor, der Arzt, Politiker, Literaturhistoriker, Aesthetiker und Volkspsychologe ist, in jeder dieser von uns namhaft gemachten Richtungen, und überall versteht Nordau, etwas Fesslendes oder Frappirendes zu bringen, freilich auch manches Gemagte und Vieles, das uns aus der Luft an origineller Opposition sein Dasein zu verdanken scheint. Dagegen finden wir auch ganz vortreffliche Abhandlungen in dieser Sammlung, die von tiefem Denken, großer Erfahrung und dem scharfen Beobachten des Naturkundigen Zeugniß ablegen, so in den Essays: Zur Naturgeschichte der Liebe, Mehrheit und Minderheit, Symmetrie und Nationalität; andere sind höchst geistvoll, wie Evolutionistische Aesthetik, Der Staat als Charaktervernichter; dann aber folgt der Autor unserer Meinung nach zu sehr der Lust zum Ueberrassenden und ledigen Behaupten in Artikeln wie Psycho- und Physiologie des Genies und Talentes, Inhalt der poetischen Literatur, Wo ist Wahrheit? — Zieht man aber das Facit bei diesem stattlichen Bande philosophisch-ästhetisch-sozialer und naturwissenschaftlich-gefährlicher Essays, so wird man zusehen müssen, daß eine große Fülle

von Geist und eine Menge wahrer Goldkörner reifster und vielseitigster Lebenserfahrung in diesem Buch enthalten ist, das durch seine lebendige, farbige Schreibart eine interessante und anregende Lektüre gewährt.

— Johann Herbed, dessen Wirken für das Musikleben Wiens in dem letzten Decennium ein so tiefgreifendes war, findet in seinem Sohne Ludwig jetzt einen Biographen (Wien, Gutmann), der mit außerordentlichem Fleiß das reiche Material zusammengefaßt und pietätvoll und überraschend geschickt ein Lebensbild seines Vaters aufrollt, das weit über die enge Grenzen einer Darstellung des persönlichen Lebensganges des Dirigenten und Konzertmeisters hinausreicht. Diese Biographie bietet zugleich eine Geschichte des Musiklebens in Oesterreich von dem Jahr 1852 bis in die neueste Zeit. Auf diesem Grund hebt sich das Bild des rastlos strebenden und glänzend wirkenden Dirigenten ab, der Schubert sozusagen erst wieder populär in Oesterreich gemacht, unvergängliche Verdienste um die künstlerische Pflege des Volksliedes sich erworben und ein Dirigent gewesen, wie es wenige gegeben. Die Schöpfertätigkeit Herbed's, der auch ein sehr achtungswerther Komponist gewesen, stellt der Autor mit feinem Tact erst in die zweite Linie, dagegen wird der sehr interessante Briefwechsel des Wiener Musikmeisters mit Wagner und List sorgfältig berücksichtigt. Anzuerkennen bei dieser Biographie des jüngst Dahingegangenen ist auch, daß der Sohn es verstanden hat, allem Polemischen, welches die Stellung Herbed's sozusagen dem Biographen aufdrängte, auszuweichen und dafür das Thatsächliche sprechen zu lassen. Ein gut durchgearbeitetes Negativer erhöht den Werth dieses Werkes, das von großem allgemeinem Interesse ist.

— Aus dem schönen Thüringer Lande bringt uns L. Beschlein zwei stattliche Bände „Thüringer Sagen“ (Leipzig, Koch). Die Sammlung hat in der Aufeinanderfolge der Sagen die Form einer großen Wanderung durch alle Gebiete des schönen Berglandes mit Hinzuziehung des Voigtlandes, hält aber die Grenzen nicht anständig ein, sondern erstreckt sich auch in das Koburger Gebiet. Der Autor folgt der Grimm'schen Richtung, welche die Sage nur als zweite Gestalt der Mythe aufweist, und gibt demnach seinen Erzählungen einen tiefen Hintergrund. Beschlein vereinigt in seiner Darstellung sehr hübsch den sagenforchenden Gelehrten mit dem gewandten und farbenreichen Schriftsteller; dieß zeigt sich besonders in dem psychologischen Fernblick, mit dem er das Seelenleben der Personen schildert, und dann auch in der plastischen Ausdrucksweise, die dem Autor zu Gebote steht. Viele dieser Sagen sind auf's Intimste mit hervorragenden Leistungen der modernen Kunst verknüpft, so die Klingensmäre, die Freisühlsage und Faust in Erfurt, andere wieder greifen tief in volkstümliche Vorstellungen ein, wie Frau Holle, Junfer Jörg und Landgräfin Elisabeth etc.; das erhöht auch für das große Publikum das Interesse an diesem Werke, welches für Sagenfreunde, Schagelichte und Touristen, die Thüringen bereisen, durch die Reichhaltigkeit des Stoffes und Gemüthsreife des kundigen Autors von großer Bedeutung und eine Fundgrube anregender Unterhaltung ist.

— Der sehr regame Verlag von Ph. Neclan in Leipzig, welcher sich das große Verdienst erworben hat, Allen, die es wünschen, eine vielseitige, gediegene, interessante Lektüre für ein geringes Geld zu bieten, hat jetzt von seiner Universalbibliothek eine weitere Folge von Bänden, 2011 bis 2020, herausgegeben. Wie reichhaltig diese „Bücherammlung“ ist, davon mag die Titelangabe der oben genannten Hefchen hier Zeugniß ablegen. Es liegen uns vor: „Ausgewählte Novellen“ von Castelnova, St. Reel's „Geschichte des Don Carlos“ (Stoffquelle zu Schiller's „Don Carlos“), „Die Unglücklichen“, Lustspiel von A. v. Koberg, „Jüdisches Vergnügen in Gott“ (Musikwahl), von B. H. Brodes, „Italienische Bauernschreie“, Volksliedchen aus Sizilien von G. Berga, „Singvalla“, eine Phantasie von Rydberg, „Der Lumpenjammer von Paris“, Schauspiel von Felix Pyat, „Auf dem Edelhofe“, Novelle von A. Dygasinski, Christian Weis's „Schulmord die von Tobias und der Schwalbe“ (aufgeführt 1682) und „Aus England“, Skizzen von Leopold Kaffner. Die Werke aus der fremden Literatur sind gut übersetzt, die aus der einheimischen sorgfältig revidirt. Wir wünschen dem volkreichen Unternehmen besten Fortgang.

— Die nachgelassenen Werke Victor Hugo's, soweit dieselben bisher ermittelt, befehen, wie aus Paris geschrieben wird, aus Folgendem: „Die Großmutter“, Lustspiel in Versen in einem Akt, ist das einzige Stück, welches fertiggestellt und für die sofortige Darstellung auf der Bühne eingerichtet ist. „Der nasse Wald“ (La forêt mouillée) und „Schwerfsteine“ (La légende de l'épée) sind dialogisirte Dramen, ähnlich denjenigen, welche in der „Zeitfrage“ (La légende des siècles) erschienen sind. „Vielleicht ein Bruder Gavroche's“ (Peut-être un frère de Gavroche), ein einaktiges Lustspiel in Prosa, ist nicht bühnenfähig, würde auch nicht verstanden werden, da es auf der früheren telegraphischen Zeichensprache beruht. „Fünfzigtausend Franken Rente“ ist eine unbedeutende Posse. In dem „Ozean“, mit dem zweiten Titel „Ein Hausen Steine“ (Un tas de pierres), spiegeln sich die täglichen Gedanken und Einfälle Victor Hugo's wieder; deshalb findet man allerlei Durcheinander darin, Prosa, Verse, Bruchstücke von Dramen, Lustspielzügen, philosophische Gedanken, Gespräche, Distichen, Federzeichnungen, Bildnisse u. s. w.

Bildende Künste.

— Hermann Schneider in München, der sich in der „Drachenburg“ als Meister in Behandlung antiker Stoffe bewährt, hat eben eine „Langtunde im Dionysostempel“ vollendet. Im freisunden Innern des Tempels, in den der blaue Himmel hereinschaut, haben sich zahlreiche Priesterinnen des weinpendenden Gottes zur Uebung versammelt und stehen und sitzen an der mit blendend weißem Marmor bekleideten Wand, harrend, bis sie an die Reihe kommen. Nächt der in der Mitte des Raumes aufregenden Herme des Bacchus unterrichtet eine der Oberpriesterinnen eine junge Deutsche, welche ihr Fatum nach der ewigen Stadt geführt, in den gottesdienstlichen Tänzen. Die junge Germanin scheint keinen Gefallen daran zu finden, wie ihre halb verlegene, halb verdrießliche Miene erkennen läßt. Der alte Trost der verlorenen Freiheit scheint in die Seele des armen Kindes zurückgekehrt, während ihre Gefährtinnen in der Runde sie je nach ihren Charakteren zum Gegenstand ihrer Bemerkungen machen. In der Vorhalle des Tempels, welche einen Blick auf die Stadt gewährt, besprechen sich Priester des Bacchus mit einer Priesterin über die Zukunft eines hübschen Knaben, der wohl auch für den Dienst des Gottes bestimmt ist. Obwohl die jungen Mädchen, fast unbefleidet, die ganze Schönheit ihrer Formen zeigen, hat der feinfühlende Künstler doch die Grenzen des Anstandes einzuhalten gewußt.

— Mathias Schmid rüstet sich zur Reise in sein Heimaththal Paznaun, wird aber vorher noch seine padende Szene: „Aus den Tyroler Freireichskriegen“, zum Abschluß bringen. Ein junges Weib hat zum Stuhlen gegriffen und ist mit den Männern ausgezogen, den Feind aus dem Lande zu verjagen. Mit sicherem Auge und fester Hand hat sie das tödtliche Blei in seine Reihen geschleudert, da hat sie eine Musketenkugel in's Bein getroffen und niedergeworfen. Nun sehen wir sie sammt ihrem Stuhlen auf eine Krage gebunden und von einem ernstblickenden Dugrthaler auf schwindelndem Felsensteig in Sicherheit bringen. Zum Zwecke der nöthigen Studien hat der berühmte Künstler das Dugrththal besucht, dessen Ferner wir auf seinem Bild in der Sonne glänzen sehen. Franz Hanstängl's Kunstverlag hat bereits das gesammte Vertriebsfähigkeitsrecht bezüglich dieser neuesten Schöpfung Math. Schmid's erworben.

— Hermann Kaulbach hat bisher sieben Szenen aus dem Leben von Hofnarren dargestellt; mehrere derselben sind bereits durch photographische Vertriebsfähigkeit bekannt. Sie gewinnen bald durch ihre humoristischen Pointen, bald durch Gemüthszüge, bald durch die Goldseligkeit der Gestalten. Eine neue Szene aus diesem originellen Cyklus ist betitelt: „Es war einmal“, und nimmt, wie der „Münch. Allg. Ztg.“ geschrieben wird, die Kunst des Volkswitzes sofort gefangen. Das Bild stellt einen besagten Narren vor, welcher einer Schaar lieblicher Kinder ein Märchen erzählt. Hermann Kaulbach versteht es überhaupt, Kinder- und

Frauenanmuth in wirksamster Weise zu verbildlichen. Von den Kindern, welche den gemüthlichen Hofnarren umfliehen, um seiner Erzählung theilnahmvoll zu lauschen, ist eines hübscher und reizender als das andere. Ein zweites, eben fertig gemaltes Bild mit dem Titel: „In's Vertrauen gegogen“, führt ein schönes Mädchen vor, welches zwar lieblich, aber nicht lesen kann und sich deshalb von einem schriftkundigen Hofnarren den Brief ihres Herzensfreundes vorlesen läßt. Beide Bilder weisen eine durchgebildete, feine Formgebung auf und sind wohlthuend in der Farbe.

Musik.

— Nicht weniger als neun neue Operetten werden von Wiener Komponisten für die nächste Theateraison vorbereitet. Den Reigen eröffnet Meister Strauß mit seinem „Zigeunerbaron“; hierauf folgt Millöder mit dem „Vizeadmiral“. Im Bunde der Dritte wird Gzibulka sein, dessen Textbuch soeben von Zell beendet wurde und den Titel führt: „Der Jagdjunker“; weiter sind in Vorbereitung: „Der Nachtwandler“ von Louis Roth, „Bellmann“ von Suppé, eine Operette von Baier und tomische Opern von Adolf Müller jun., Josef Hellmesberger jun. und Krenfner.

— Man wird sich erinnern, daß der nordamerikanische Sängerbund im Dezember 1884 ein Preisausschreiben erlassen hatte für die beste Komposition für Soli, Männerchor und Orchester. Die Sondichter aller Länder waren zur Konkurrenz aufgefordert. Das preisgekrönte Werk soll bei dem im Juli 1886 zu Milwaukee stattfindenden großen Sängerkongress aufgeführt werden, bei dem ein Orchester von 100 Musikern und eine Sängerschaa von nahezu 2000 mitwirken werden. Der Preis besteht in 1000 Dollars und ist dem Bonner Musikdirektor C. Jos. Brambach für seine Komposition „Kolumbus“ zugesprochen worden.

Bühne.

— Heinrich Heinemann's neuestes Lustspiel: „Das Echo“, errang kürzlich bei seiner ersten Aufführung auf der Bühne des Chymintheaters in Stettin einen freundlichen Erfolg. Mehr Schwank als Lustspiel, besitzt das Stück auch seinen Titel mehr als Einkleide denn als Thema und steht an hübschen Szenen dem „Schriftstellertag“ nach.

— Im Saisontheater in Nürnberg hat, wie dortige Blätter berichten, eine neue Operette: „Die Mönche“ betitelt, einen guten Erfolg errungen. Die Musik von G. Härtel ist sehr ansprechend, enthält sogar einige Stellen von großer Schönheit. Der Text ist aus dem bekannten französischen Lustspiel gleichen Titels nicht ohne Geschick zurechtgeschneitten. Direktor Zimansky hat die Operette recht hübsch ausgestattet.

— Paul Heyse hat ein Trauerspiel vollendet, welches den Titel: „Die Hochzeit auf dem Aventin“ führt.

— Der Bau eines neuen Theaters an Stelle des abgebrannten in Moskau ist dieser Tage genehmigt worden. Dasselbe wird den Namen „Paradiesstheater“ tragen.

Kultur und Wissenschaft.

— Einen interessanten Versuch, das Telephon im Dienste der Wettervorhersage zu verwerten, theilt das „Journal des Inventeurs“ mit. Wenn man in einer Distanz von sieben bis acht Meter zwei Eisenstangen befestigt, welche durch einen von Kautschuk umhüllten Kupferdraht mit einem Telephon verbunden werden, so wird man von dem Herannahen eines Sturmes mindestens zwölf Stunden vorher durch ein dumpfes Geräusch in dem Telephon avisirt. Kommt der Sturm näher, so hört man ein Geräusch wie von Hagelschlag gegen Fensterhölzer; jeder Blick macht einen Eindruck, wie wenn ein Stein gegen das Diaphragma geworfen würde. Die atmosphärischen Variationen verursachen charakteristische Geräusche, welche ein geübtes Ohr leicht erkennen kann. Dieser Apparat, entsprechend modifizirt, wird für die Meteorologie ein werthvolles Hülfsmittel liefern.

— Das Protektorat über die für Mai 1886 beabsichtigte Jubiläumsausstellung der Berliner Akademie der Künste hat der Kaiser von Deutschland übernommen. Das Ehrenpräsidium wird dem Kronprinzen übertragen werden.

— Den Fahrstuhl im Dienste des Theaterpublikums hat neuerdings die Direktion des Kölner Stadttheaters eingeführt. Die Besucher der oberen Ränge werden, wie von dort geschrieben wird, in Zukunft auf Wunsch vermittelt eines mächtigen hydraulischen Aufzuges hinaufbefördert werden.

— Ein Globus, der an Werth ein kleines Königreich repräsentirt, ist im Besitz des Schah von Persien, Nasse-Eddin, der ihn für sein Audienzzimmer anfertigen ließ. Nach einer Schilderung des englischen Reisenden Arthur Arnold hat dieser Globus einen Durchmesser von 18 Zoll und ist über und über mit Edelsteinen bedeckt. So sind die Meere auf demselben durch Smaragde dargestellt, die ein mildes grünes Licht ausstrahlen, während das heiße Afrika wieder aus Rubinen zusammengefaßt ist, die ein helles rothes Licht verbreiten. Die Oberfläche der Vereinigten Staaten Amerikas besteht wieder aus Diamanten, die Indiens aus Amethysten, die Oesterreich-Ungarns aus Brillanten und Saphiren, die Frankreichs gleichfalls aus Saphiren u. s. w. Dieser Globus ward in Teheran unter strenger militärischer Aufsicht angefertigt und die dazu erforderlichen Juwelen wurden sogar aus Indien, Arabien und den Diamantenseldern Südafrikas herbeigescholt.

Erfindungen.

— Einen Klappstuhl, der trotz der frappirenden Einfachheit seines Mechanismus in Bezug auf die Fähigkeit, verstellt und in mannigfaltiger Weise umgeklappt zu werden, den komplizirtesten unter den bis jetzt gebräuchlichen Möbeln dieser Art nicht nachsteht, bringt neuerdings sein Erfinder, Julius Bed in Lemnighammer bei Lobenstein (Reuß i. L.), in den Verkehr. Gerade diese Einfachheit und Uebersichtlichkeit der Konstruktion ist aber bei einem Klappstuhl ein wesentliches Erforderniß, damit man sich fogleich mit voller Ruhe demselben anvertraue. Dieß kann man bei dem Bed'schen Viktoriastuhl um so mehr, als alle einer beider Bedienung dienenden ausgelegten Theile aus Eisen hergestellt sind. Die eigentliche Verstellung erfolgt in den mit Kerben versehenen Schlitzen, mit denen die Seiten des Sitzes versehen sind, und wird dieselbe lediglich durch Anheben und Verschieben des Sitzes hervorgerufen. Die Verstellung äußert sich gleichzeitig auf diesen letzteren und auf die Lehne. Der Stuhl, der sowohl durch Kufen zu einem Schaukelstuhl, wie durch ein Aufschluß zu einem Sopha oder zu einer Chaiselongue ergänzt werden kann, wird in allen Holzarten, Stylen und Ausstattungen geliefert und besitzt noch den großen Vorzug, daß er — wieder nur mit Hilfe der erwähnten Verstellvorrichtung — in die leicht unterzubringende Gestalt einer mächtig starken Platte zusammengeklappt werden kann.

— Das erste telephonische Probekonzert auf der Weltausstellung in Antwerpen hat einen vollen Succes gehabt, nicht sowohl was die Darbietungen, als auch was die Leistung der vermittelnden Drähte anbelangt. Mehr Personen können gleichzeitig die von dem Orchester in Baughall zu Brüssel exekutirte Musik hören, welche durch nach den Dispositionen Van Rysselberghe's armirte Telegraphendrähte aus einer Entfernung von mehr als 50 Kilometer übertragen wurde, ohne daß die Telegraphenlinien deshalb ihrem Dienst entzogen worden wären. Es sind Vorbereitungen getroffen, damit von nun an 35 Personen gleichzeitig und durch ein und denselben Strom das Konzert in Baughall zu Gehör gebracht werden könne.

Verkehr.

— Recht gut mit dem eisenbahnfahrenden Publikum meinen es zwei Engländer, die einen speziell für Zusammenstöße eingerichteten Wagen konstruirt. Derselbe schiebt sich unter der Gewalt des Stoßes teleskopartig zusammen und wird hiebei das Fähr der Bewegung mittelst Federn oder Luftkissen gemildert. Der Wagen besteht aus mehreren Theilen, die sich mit ihren Enden an verschiedenen Stellen ineinander fügen. Selbstredend sind die Federn oder Kissen, welche die einzelnen Theile des Wagens gewöhnlich in der größten Entfernung von einander halten, äußerst kräftig, auch werden sie durch eine besondere Vorrichtung gehindert, den zusammengeschobenen Wagen nach Aufhören des Druckes gleich wieder auseinander zu schnellen. Die in einem solchen Wagen befindlichen Passagiere werden also bei einem Zusammenstoß nur etwas näher aneinander gedrückt werden, was allerdings bei überfüllten Pflanzenträgen auch nicht gerade zur Erhöhung der Unannehmlichkeit beitragen mag.

— Eine Novität auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens, welche zum Zweck hat, das reisende Publikum vor Verthümern zu schützen, ist der „Stationsanzeiger“, der auf der Erfindungsausstellung in Kensington zu besichtigen ist. Derselbe besteht aus einem Apparat, der in jedem Wagen des Zuges den Namen der Station lesen läßt, die eben passiert wurde; man weiß also jederzeit, wo man sich befindet. Die Einrichtung ist sehr einfach: auf jeder Station ist im Schienenwege ein Holzpfahl angebracht, an welchem ein unter jedem Wagen befindlicher Hebel seitlich streift, der dann seinerseits einer Scheibe im Wagen eine solche Drehung gibt, daß jedesmal der neue Stationsname zu sehen ist.

Haus- und Landwirtschaft.

— Ein eminent praktischer und handlicher Apparat zum Konserbiren von Nahrungsmitteln ist der sogenannte „Präservator“ (v. Rom's Patent), dessen Konstruktion es ermöglicht, in dem für die Aufbewahrung der Gegenstände bestimmten Raum eine vollständig pflanzfreie, frische Luft herzustellen und in selbstthätiger Weise zu erhalten. Der Apparat besteht aus einem Behälter aus Steinzeug oder doppelwandigem Zinkblech, bedeckt von einem sonstigen Metallblech, dessen Rand in eine Wasserlinie eintaucht, welche am oberen Ende des Behälters hinläuft. Der Deckel selbst faßt, mit Frottiertuch überzogen, aus der Rinne Feuchtigkeit auf und wird durch Verdunstung kühl erhalten. Im Hohlraum des Deckels befindet sich ein Eisenblech, der übrige Raum des Behälters ist zur Aufnahme der zu präservirenden Gegenstände bestimmt. Mit Hilfe einer minimalen Portion Eis (für circa fünf bis zehn Pfennig pro Tag) und Feuchthaltung des Deckels lassen sich in dem kalten, von Licht und Luft abgeschlossenen Innern des Behälters die schwierigsten Gegenstände wie Butter, Eier, Milch, Getränke aller Art, Vegetabilien, abgehackte Blumen etc. die längste Zeit hindurch frisch erhalten. Bedenkt man, daß beispielsweise nach den Tabellen des chemischen Laboratoriums für gewerbliche Untersuchungen in Stuttgart sich Butter 10 Tage lang, ein Ei 30 Tage lang ohne Gewichtverlust in dem Präservator frisch erhält, so ist ersichtlich, welche Erparnis derselbe ebenso für den Wirtschaftsbetrieb im Großen wie für jeden Haushalt überhaupt bedeutet. Wir zweifeln daher nicht, daß dieser durch Otto Leupold in Stuttgart zu beziehende Präservator, der sich vermöge seiner eleganten und handlichen Fassung auch zur Aufstellung in Wohnräumen eignet, in den weitesten Kreisen Eingang finden und ein unentbehrliches Inventar jeden Haushaltes werden wird.

Militär und Marine.

— Wenn das vor Kurzem erfundene „Accelerationsgeschloß“ nicht noch bei ausgedehnter Anwendung unerwartete Störungen und Schwierigkeiten verursacht, dürfte die Wirkung aller Feuerwaffen abermals eine beträchtliche Steigerung erfahren. Die Patrone dieses Geschosses ist mit einem aus Pulvermehl gepreßten Blocke gefüllt, der in der Längsachse eine durchgehende Ausbohrung besitzt. Da sich das Pulvermehl, besonders in komprimirtem Zustande, verhältnismäßig langsam entzündet, werden zuerst nur die Wandungen der Höhlung verbrennen und ein entsprechend geringer Gasdruck das Geschloß in Bewegung setzen. Während letzterer wird aber eine beständige Beschleunigung eintreten und schließlich der volle Gasdruck zur Geltung kommen, so daß das Geschloß den Lauf mit weit größerer Geschwindigkeit verläßt, als wenn gleich der volle Gasdruck dasselbe aus seiner Ruhelage bewegt.

Feste und Versammlungen.

— Die Feier des sechsten deutschen Turnfestes in Dresden, welche zugleich dem fünfundsiebenzigjährigen Jubiläum des Verbandes galt, gestaltete sich, wie von dort geschrieben wird, zu einer großartigen Manifestation deutsch-nationalen Gemeinseins, welcher heute nicht nur das politisch vereinigte Deutschland, sondern alle Brudervölker überhaupt erfüllt, auch die deutschen Männer Oesterreich-Ungarns, die in einer Anzahl von über tausend zu dem Fest im herrlichen Elbflorenz erschienen waren. Im Ganzen waren über 20,000 Turner aus allen deutschen Gauen anwesend — darunter Turner aus London, Paris und viele von jenseits des Ozeans — die sich am 19. Juli bei prächtigen Wetter zum imposanten Festzug vereinigten. Diesem folgte das Turnerballett in der Festhalle, an dem gegen 3000 Personen Theil nahmen und bei welchem Altkaiser Georg II. aus Göttingen, seit 25 Jahren Vorsitzender des deutschen Turnverbandes, auf den Kaiser und den König von Sachsen toastete, welcher letzterer den Festplatz durch seine Gegenwart auszeichnete. Die übrigen, vielen und mit Begeisterung aufgenommenen Veden galten dem Vaterland, der Turnerschaft, dem deutsch-nationalen Gedanken und wurden ohne Mißton verlaufen sein, hätte nicht ein von den ungarischen Gästen gesendeter und in offensiver Weise an der Rednertribüne befestigter Kranz die Gemüther peinlich erröthet und an die beklagenswerthen Gegensätze erinnert, welche in Oesterreich-Ungarn die Nationalitäten scheiden. Die großartigen Turnübungen, welche während der Festtage auf dem Festplatz abgehalten wurden, fanden ihren Höhepunkt in der Preiskrönung, deren Resultat aus den Tagesblättern bekannt ist. In den Sitzungen des Ausschusses der deutschen Turnerschaft wurden 18 Theilen erledigt, die zum großen Theil Aufgaben organisatorischer und turnerischer Natur betrafen. Aus dem Jahresbericht erfahren wir, daß die deutsche Turnerschaft sich eines stetigen Wachstums erfreut. Sie zählt 2578 Vereine mit 267,850 Mitgliedern, 10 Prozent mehr als vor Jahresfrist. Die Kasse weist einen Vorrath in Baar am 1. Juli mit 8500 Mark auf. Als Festort für das siebente deutsche Turnfest wurde München gewählt.

— Das vierte deutsch-englische Kirchengesangsvereinsfest wird, wie von Nürnberg geschrieben wird, daselbst Mitte September stattfinden. Im Anschluß an dasselbe wird eine Ausstellung von Kirchenmusikalien und kirchenmusikalischen Werken älterer und neuerer Zeit stattfinden.

Sport.

— Auf dem Velociped um die Erde reist gegenwärtig der Amerikaner Thomas Stevens aus San Francisco. In 103 Tagen war er durch Nordamerika (circa 3700 englische Meilen) gefahren, war dann nach England gegangen, wo er die Strecke von Liverpool nach New-Haven abermals auf seinem Geschloß zurücklegte, das er in Dierpe wieder bestieg, um über Rouen und Paris nach Wien und von dort durch Ungarn und die Balkanstaaten nach Konstantinopel zu gehen. Im August beabsichtigt der Reisende Wien zu betreten und über Shanghai nach Japan und von dort zu Schiff nach San Francisco seine Heimreise anzuführen.

— Bei einem großen Damenwettkampfen im Königsbad in Brüssel, zu dem sich zahlreiche Damen als Teilnehmerinnen wie als

Zuschauerinnen eingefunden hatten, gewann den Hauptpreis die Pianistin Frau v. Jarembka.

Bei den Jubiläumsrennen zu Königsberg gewann „Tristif“ den Jubiläumspreis vor „Amorojo“ und „Bay Bolton“, die todtbesonnen auf den zweiten Platz liefen. „Abenader“ blieb in zwei Zweijährigenrennen und „Bud“ im Montags- und im Vergleichenrennen Sieger, während „Gistmischer“ das Javelinwüthen- und das Theobaldrennen gewann. Einen bedeutenden und sehr seltenen Erfolg verzeichnete jedoch Rittmeister v. Horn's „Monarch“, der an drei aufeinander folgenden Renntagen drei Rennen gewann.

— „Cinejens“ Auf ist ernstlich in Gefahr, von dem des zweijährigen „The Bard“ verdrängt zu werden. Dieser Hengst Ped's ist jetzt vierzehnjährig und hat sämtliche Rennen und damit seinem Besitzer mehr denn 150,000 Mark gewonnen. Da die Rennsaison Englands erst in der ersten Hälfte erledigt ist, bringt es dieses Wunderpferd möglicherweise als Zweijähriger auf 20–25 Siege.

Mode.

— Die Anfechtungen gegen die Krinolinen mehrten sich, die Sprache, mit welcher man sie zu bekämpfen sucht, wird immer energischer und in den Vorschlägen über die Krinolinen, mit denen sie noch in erster Stunde aus dem Felde geschlagen werden soll, mischt sich eine Erbitterung, die wie heiliger Zorn aussieht, wenn es sich um etwas Anderes handelt als um ein paar Stahlreifen im Unterleib unserer Damen. Von den verschiedensten Seiten, namentlich aber in Süd- und Westdeutschland, werden Resolutionen gegen die Neueinwanderung dieses wälschen Ungeheuers veröffentlicht, die seine Bekämpfung durch jedes denkbare Mittel versuchen. Sie appelliren an das Selbstbewußtsein der deutschen Frau — und sie wird eine Stunde später doch hingehen und eine neue Tournüre kaufen. Sie appelliren an den Geschmack und die Schönheitsempfindung des weiblichen Geschlechts und es wird ihnen beweisen wollen, daß sich seine Schönheit auch in dem so verfolgten Stahlkäfig nicht unterdrücken lasse. Sie drohen mit Männervereinen gegen die Krinolinen, deren Angehörige keiner Dame, welche eine Krinolinen trägt, den Hof machen und nur Frauen mit engen Kleidern zum Traualtar führen dürfen, sie drohen mit einer Krinolinenacht, mit Ignorierung auf Landpartien, Verjagung von Fensterpromenaden, mit den grausamsten Dingen, welche das Herz der Frauen und Mädchen bewegen können, aber — man glaubt nicht, daß sie es halten werden. Es wird leider vergebens Mühen sein, diese uneheliche, widerwärtige Laune der Mode aufzuhalten und die Damen zu wirksamer Opposition dagegen zu verbinden. Leider!

— Die Londoner Mode ist in der gegenwärtigen Saison von besonderer Einfachheit. Der beliebteste Modestoff ist schlichter Musselin und weißes Grasleinen. Diese Stoffe haben immer etwas Poetisches gehabt. Bevor Sardou die äppigen Prachtgewänder Theodoras beschrieb, hat er die feine Schönheit des Musselins gefeiert, und ein spezieller Vorkämpfer der Mode hat ihn offen „den Stoff der Unschuld“ genannt. Dieser Grundzug der Einfachheit geht auch durch den neuesten Geschmack der Herrenmode. Es hat den Anschein, als wenn diese nervigen, gefunden Männer, deren Glieder in physischen Kraftübungen zu so frohender Muskulatur gelangen, gegenwärtig nach einer Tracht streben, welche ihre natürlichen Formen so weit als irgend möglich zum Ausdruck bringt. Die Jerseytrikots für Beinkleider und Blouse haben eine plastische Mode geschaffen, welche die Jugend und Schönheit prächtig kleidet. Alles muß sich dem Körper eng anschmiegen; die weiten negliganten Jaquets, welche früher als der eigentliche Ausdruck der englischen Mode galten, haben sich ganz überlebt. Die knapp anliegende Jace, so kurz, daß sie eigentlich nur wie eine verlängerte Weste erscheint, hat den Kragen eingebüßt und wird mit einer einzigen Reihe kleiner Knöpfe geschlossen. Das bis zum Knie reichende Beinkleid erscheint wie auf den Körper gedrückt. Natürlich kultiviren die Herren, die englischen Modereferanten, diese plastische Mode bis an die äußerste Grenze der Uebertreibung. Pariser Modejournale gestehen die unbestreitbaren Reize dieser einfachen und natürlichen Tracht zu, mahnen aber die einzelne Gestalt, erst ihren Spiegel zu betragen, bevor sie sich plastisch kleidet.

— Die Anwendung der bunten Tüllschleier im Sommer mahnt an eine kleine Erinnerung bezüglich der verschiedenen Reize, denn weil sie modern sind, diese rothen oder gelben, blauen oder grünen Tüllschleier, die leicht über unser Gesicht gespannt werden, bezeugen dienen sie doch diesem Gesicht keineswegs immer zu seinem Vortheil. Der rothe Schleier wirft den Schein einer sanften Flamme, mit welcher er die Stirn überzieht und deren Reflex sich bis zu den Lippen ausbreitet. Diese einigermaßen glühende Belebung des Kolorits kleidet wohl weiche, blasser, zarte Blondinen; ein kräftiges, gebräuntes oder leicht educhiertes Antlitz wird aber einen Mißgriff vom rothen Schleier thun. Aber auch jene perlblauen Blondinen, welche er wie durch bengalisches Licht rosig verklärt, gewinnen nur an face betrachtet; im Profil zieht sich dieses rosiges Licht zu einem dichten rothen Fleck zusammen, dessen Eindruck kein angenehmer ist. Ueberaus gefährlich bezüglich seiner Reize ist der gelbe Schleier. Einem blassen Kolorit gibt er meist den Ton der Citrone, während ein educhiertes, vollblütiges Gesicht unter der gelben Beleuchtung ein hartes bläuliches Roth annimmt. Auch der grüne Schleier gibt ein trankhaftes, uneheliches Licht, und nur ein Paar sehr siegesfähiger Augen werden ihn tragen. Ueber diese Farbenlaunen der Mode hinweg beharre man um ihrer unbestritten verschönernden Wirkung willen bei den einfach weißen oder schwarzen Tüllschleiern, sie bleiben Tausendkünstler in der Frau-toilette, welche alle Härten der Züge retouchiren, alle Falten lockern oder mildern, die Haut leuchtender und das Gemüth jugendlicher machen.

— Die japanischen Fächer erfreuen sich gegenwärtig in den sommerlich heißen Theatern einer großen Beliebtheit. So läßt, wie aus Graz berichtet wird, der dortige Fremdenverein die Theatergastel zu den Sommeraufführungen des Stadttheaters auf die Rückseite kleiner japanischer Fächer drucken.

— Das Rezept zu der echten Toilettencreme „Pompador“, welches die schöne königliche Favoritin für die Erhaltung ihrer gefährlichen Reize benötigte, ist von den Erben ihrer eifrigen Kammerfrau Manon de Joigny durch Vermächtniß an die Pariser Parfümerie von Violet übergegangen; dieser wird zweifelsohne damit einen sehr erfolgreichen Kampf gegen alle jene zahllosen Pompadorrezepte und Cremes eröffnen, mit welchen in der Discretion ungezählter Toilettenzimmer der Frauenwelt bisher um den Besitz jener epidermen Reize geworben wurde, die Frau v. Pompador so beneidenswerth machten.

Gestorben.

— General Gratry, belgischer Kriegsminister im Ministerium Frère-Orban, am 13. Juli, in Paris.

— Karl Dittmar, groß, sächsischer Bauath, am 14. Juli, in Eisenach.

— Erwin Langer, Historienmaler (Ausführung des Hohenstaufen Friedrich II. mit dem Papst), am 17. Juli, in Hannover.

— Madame Lacroix, geb. Gräfin Kzewuska, Gattin des belgischen Dichters und Sophistens Kzewuska, stand Jahre hindurch an der Spitze eines literarischen Salons, 90 Jahre alt, am 17. Juli, in Saint-Germain.

— Christian Ersfeld, Violinvirtuos und Komponist, früher Sologeiger der Wilsch'schen Kapelle, in jungen Jahren, am 18. Juli, in London.

— Ulysses Grant, ehem. Präsident der Vereinigten Staaten, siegreicher Führer der nordamerikanischen Truppen im Sezessionskrieg, 63 Jahre alt, am 23. Juli, in New-York.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aus der Schachwelt.

Vierter Kongreß des deutschen Schachbundes zu Hamburg.

Mitkämpfer des Meisterturniers waren die Herren Johann Berger aus Graz, Martin Bier aus Hamburg, H. E. Bird aus London, J. H. Blackburne aus London, Berthold Englisch aus Wien, Hermann v. Gottschall aus Leipzig, Fridor Gunsberg aus London, George H. Macdonnell aus New-York, James Mason aus London, Joh. Minckwitz aus Leipzig, Dr. Jos. Moa aus Groß-Wesckere, Wilfried Paulsen aus Rastenburg, R. Riemann aus Breslau, Emil Schallopp aus Berlin, Arnold Schottländer aus Breslau, Dr. Tarrasch aus Halle, Prof. Taubenhaus aus Paris und Mar. Weiß aus Wien. — Obwohl die Namen Louis Paulsen's, Winawer's und anderer Meister durch ihre Abwesenheit glänzten, waren doch so viel Notabilitäten des modernen Schachspiels unter den Anwesenden, daß man dem Verlauf des Wettkampfes und seinem Ausgang mit Spannung entgegensehen durfte.

Nach dem Schluß der siebentägigen Runde stellte sich heraus, daß Gunsberg aus London mit 12 Gewinnpartien den ersten Preis erkämpft hatte. Den Herren Blackburne, Englisch, Mason, Dr. Tarrasch und Weiß folgte mit je 11½ Gewinnpartien der zweite Preis zu; den dritten erhielt Kapitän Macdonnell mit 10, und in den vierten theilten sich die Herren Riemann und Schallopp mit je 9½ Gewinnpartien.

Herr Zukertort war während des Turniers in Hamburg, spielte jedoch nicht mit. — Im Hauptturnier gewannen die Herren Harmonist aus Berlin den ersten und Bauer aus Frankfurt a. M. den zweiten Preis.

Als Vorort für das nächste Jahr wurde Frankfurt a. M. bestimmt. — Johann Berger's Antrag, für die Problemturniere des deutschen Schachbundes ein feststehendes Programm zu schaffen, wurde angenommen, die Ausarbeitung aber den Herren Bayersdorfer, Berger und Rürschner überwiehen. Die Idee des Berger'schen Antrags, der von großer Wichtigkeit für künftige Problemturniere ist, war schon vor einigen Jahren von dem ausgezeichneten Problemkomponisten Herrn Joh. Obermann in Leipzig angeregt worden.

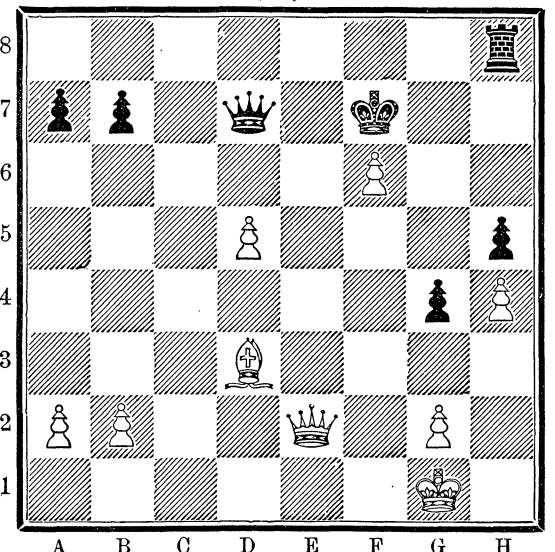
Die folgende Partie hat H. Zukertort gleichzeitig mit vier anderen im Pariser cercle des échecs am 24. April 1885 ohne Aufsicht des Schachbrettes gespielt.

Partie No. 38.

Allgäuer gambit.

- | Weiß — Zukertort. | Schwarz — Buonaparte-Weise. |
|--|---|
| 1) E 2 — E 4 | 1) E 7 — E 5. |
| 2) F 2 — F 4 | 2) E 5 n. F 4. |
| 3) E. G 1 — F 3 | 3) G 7 — G 5. |
| 4) H 2 — H 4 | 4) G 5 — G 4. |
| 5) E. F 3 — G 5 | 5) H 7 — H 6. |
| 6) E. G 5 n. F 7 | 6) R. E 8 n. F 7. |
| 7) D 2 — D 4. Diese von dem Engländer Thorold zuerst vorgeschlagene Fortsetzung ist eine der stärksten in dieser Spielart des Springergambit. | 7) D 7 — D 5. |
| 8) R. C 1 n. F 4. Auf E 4 — E 5 würde F 4 — F 3 und auf 9) G 2 n. F 3, R. F 8 — E 7 mit sehr gutem Spiel folgen. | 8) E. G 8 — F 6. |
| 9) E. B 1 — C 3. Viel besser als E 4 — E 5, worauf Schwarz vortheilhaft E. F 6 — H 5 antworten würde. | 9) R. C 8 — E 6. |
| 10) R. F 4 — E 5 | 10) H 6 — H 5. Ein verlorenes Tempo. Am besten geschah sofort R. F 8 — G 7. |
| 11) R. F 1 — D 3 | 11) R. F 8 — G 7. |
| 12) 0—0 | 12) R. F 7 — G 8. Es drohte R. E 5 n. F 6 mit nachfolgendem E 4 — E 5. |
| 13) D. D 1 — E 2 | 13) C 7 — C 6. |
| 14) E 4 n. D 5 | 14) R. E 6 n. D 5. |
| 15) E. C 3 n. D 5 | 15) C 6 n. D 5. |
| 16) R. F 1 — F 5 | 16) E. B 8 — D 7. |
| 17) R. A 1 — F 1 | 17) D. D 8 — E 7. Hier verdiente wohl R. H 8 — H 6 den Vorzug. |
| 18) C 2 — C 4. Es ist gewiß bewundernswerth, daß ein Spieler, der gleichzeitig fünf Partien ohne Aufsicht des Brettes leitet, den Angriff so fein und nachhaltig zu führen vermag. | 18) E. D 7 n. E 5. Auch hier mußte R. H 8 — H 6 und später R. A 8 — F 8 geschehen. |
| 19) R. F 5 n. E 5 | 19) D. F 7 — D 7. |
| 20) C 4 n. D 5 | 20) R. A 8 — E 8. Ein Fehler, wie sich demnächst zeigt. Jetzt noch gewählte R. H 8 — H 6 die einzige Vertheiligung. |
| 21) R. F 1 n. F 6 | 21) R. E 8 n. E 5. |
| 22) D 4 n. E 5 | 22) R. G 7 n. F 6. |
| 23) E 5 n. F 6. Weiß hat jetzt Säuer und zwei Bauern gegen den Thurm bei vorzüglicher Stellung | 23) R. G 8 — F 7. |

Schwarz.



Weiß.

- 24) D. E 2 — E 5. Dieser Zug ist einfach und sicher. Beim Anblick des Schachbrettes würde J. H. Zukertort jedoch gewiß die Gelegenheit einer glänzenden Schluszbombardierung, die sich hier darbot, wahrgenommen haben. Vielleicht gelingt es unseren Schachfreunden, den Zug zu finden, der Weiß schleunigen Sieg verschafft
- 25) R. D 3 — F 5
- 26) R. F 5 — E 6 +
- 27) F 6 — F 7
- 28) R. G 1 — H 2
- 29) R. H 2 — G 3
- 30) D 5 — D 6
- 31) D 6 — D 7
- 32) R. E 6 n. G 4. Schön gespielt
- 33) D. E 5 — E 8 +
- 34) D 7 n. E 8 D. +
- 35) R. G 4 n. H 5 und gewinnt
- 24) R. H 8 — H 6.
- 25) D. D 7 — D 8.
- 26) R. F 7 — F 8.
- 27) D. D 8 — B 6 +.
- 28) D. B 6 — D 8.
- 29) R. H 6 — H 7.
- 30) R. H 7 — H 6.
- 31) R. H 6 — F 6.
- 32) R. F 6 n. F 7. Auf R. F 8 n. F 7 gewinnt 33) D. E 5 — E 8 +, D. D 8 n. E 8 und 34) R. G 4 n. H 5 +.
- 33) D. D 8 n. E 8.
- 34) R. F 8 n. E 8.

„Edelweiss“. Von Ihnen gewünschte Münchener Adressen: Marienstift, Ottostraße; Gumpenbergstift, Karlsruherstr.; Städtisches Institut, Mathildenstraße; Berliner sind uns augenblicklich nicht zur Hand.

3. In Graz. Das nennt man Glück. Sie werden verwendet zum Wiederabdruck.

2. W. in Riga. 1) Bei Voigt in Weimar erschienen; ferner der „Naturalienkammer“ von Dr. Eger, Wien, Fraey & Fried. 2) Eine ausführliche Biographie Th. Reichmann's haben wir in diesem Journal, Jahrgang 1882, No. 9, schon gebracht — geboren am 18. März 1850. 3) Ist nur von ihm selbst vielleicht zu erfahren.

W. Ernek in Oberwesel. So gern wir Ihnen gefällig sein möchten, wir können transatlantischen Abonnenten nicht zumuthen, für ihnen völlig fremde Personen Nachforschungen anzustellen. Annoncen in den hervorragenden Zeitungen dort dürfen zum Ziele führen.

Frau Kath. Vahlle in E. Ginderstand. Ihr Wunsch soll erfüllt werden, sobald es angeht.

Hrn. K. Krümer in Kaiserfeld. Das erfahren Sie am besten aus einem Schriftchen, das bei Voigt in Weimar erschienen ist. Wir können Ihnen das schwierige Verfahren hier nicht angeben.

3. In L. Um diese Frage zu beantworten, müßten wir Abstammung, Ort der Geburt, überhaupt Personalien wissen, denn derartige Stifte haben stets darauf bezügliche Statuten.

Hrn. M. Biero in Claustenburg. 1) Die Stadt heißt's Gravenhage — holl. den Haag — deutsch demnach der Haag — franz. La Haye, daher die verschiedenen Benennungen. 2) Kalini, eine goldnachahmende Metallmischung. 3) Nichts Sicheres darüber bekannt.

Abonnent H. in D. In jeder größeren Tabakhandlung erhalten Sie diese Cigarren.

D. W. in Königsberg. Das ist ein ziemlich tiefliegender Volksausdruck und B oder B hängt ganz vom Dialekt ab, in Sachsen B, in Preußen B. In Süddeutschland gar nicht gebräuchlich. Was die Abstammung anbetrifft, haben Sie Recht. Bouteille.

Nichtige Lösungen fanden ein: Frau Feins-Gebbing in Stuttgart. Ernst und Margarethe Betzsch (2). Paula Andrieu in Bruch a. M. Hedwig Winkler in Neugersdorf. H. J. Böhm in Frankfurt a. M. „Edelweiss“, Alpenrose und Immergrün“ in Götting. Albert Hanau in Saarlouis. Helene Blumenthal und Elisabeth Weinreb (3). A. S. Stensch in Wittstock. G. Küfer in Steinhude. Maria Brühl in Köln am Rhein (2). Grete K. in Berlin (2). Lilly S. in Aachen. Fritz Guteneuer in Altena. Sophie Walfahrt in St. Louis (4). Josefina Eder in Wien. L. L. in A. „Dornröschen“ in H. (2). Philipp und Charles Simon in London. Marie Golttermann in Hannover (2). Gustchen und Hanschen in Göttingen (2). Anna Wahlmann in Venedig. „Semper idem“ in Albst (4). Helene Schmidt in Striegau. L. Siegel in Meiningen. Lotte Gies in Barmen. Richard Voßmann in Hamburg. Th. Zeyfänger in Hüttensteinach. W. H. in Hamburg. Fried. Stäbler in Frankfurt a. M. (2). Johanna L. in Polt. Wartenberg (2). G. v. H. in Meßdorf (3). „Onkel Ja Ja“. Martha Dork in Wasserberg (2). A. W. in Meßdorf (2). Viktoria Picot in Prag. Margarethe Munt in Berlin. Marie und Alfred Ramper in Leipzig (2). Karl Hagelberg in Altona. August Schneider in Jügersdorf (5). Richard Meisner in Wietmann. Casino in Deutsch Olg.

Gesundheitspflege.

Ein junger Abonnent in Odessa. Gegen allzu starke Hauttalgabsorption, denn diese ist es, welche der Nase den fetten Glanz verleiht, wirken Wäsungen mit flüssiger Glycerinseife oder mit dem kummerfeldischen Wasser ganz gut. — Lieben Leser aus dem Wagen vermindert man am besten durch wässrige Abwärtstinctur, mehrmals täglich kaffeebitterweise genommen.

G. H. Da Ihr Arzt die betreffende Arznei wohl nicht ohne Grund verordnet haben wird, so ist es das Beste, sie so lange, als es derselbe für gut findet, fortzubrauchen.

Ein neunzehnjähriger Abonnent in M. Eine Untersuchung des Hergens wird klarlegen, ob das Herzglophen von Bedeutung ist oder nicht.

Eine Wienerin. 1) Wie alle derartig angepriesenen Mittel nur auf den Geldbeutel spekulierend, sonst wirkungslos. 2) Unbekannt.

Alexander Itas in Budapest. Uns nicht bekannt. Im Uebrigen wenden Sie sich am besten an einen Zahnarzt.

Brünette und Blondine in Worms a. Rh. Ein beliebtes Waschmittel, um den Teint hübsch zu erhalten, ist folgendes: 8 Gramm Benzoinöl und 120 Gramm Rosenwasser. Davon wird dem Waschwasser jedesmal ein Eßlöffel voll zugefügt. — Ein unschädliches Mittel, um blonde Haare vor dem Dunkelwerden zu schützen, gibt es nicht.

M. W. in Teplitz. Es scheint sich hier allerdings um einen Nasenpolypen zu handeln, welcher bei seinem tiefen Sitze leicht und gefahrlos von jedem Arzt entfernt werden kann. Von selbst verschwindet ein solcher nicht.

Er. in Mirgah. Bei Gebrauch des kummerfeldischen Wassers, welches wir für erfolgreich halten als schwarze Seife, ist ein vorheriges Ausbürsten der Wäsche nicht nöthig.

M. W. in Neuh. 1) Benutzen Sie das schon oft erwähnte Schweißpulver: 3 Theile Salicylsäure, 10 Theile Stärkemehl und 87 Theile Talg. Füße und Strümpfe werden damit eingepudert und außerdem fleißig laue Fußbäder genommen. 2) Nicht schädlich, aber auch nicht nöthig, da durch Anwendung äußerer Mittel leichter ein Erfolg erzielt wird.

M. D. Vom Menstrual halten wir ebenso wenig wie von allen anderen angepriesenen Mitteln, da es gegen rothe Nasen, wenn nicht Erfrieren die Ursache ist, überhaupt kein wirksames Mittel gibt.

Gl. W. 1) Nein. 2) Nein.

Uma Sander in New-York. 1) Durch Waschen mit flüssiger Glycerinseife oder mit kummerfeldischem Wasser wird einer übermäßigen Fettbildung auf der Nase vorgebeugt. 2) Ein Wechsel der Zahnpulvermittel schadet nichts. Ein sehr einfaches und gutes Zahnpulver besteht aus tohlenjaurer Magnesia mit einigen Tropfen Pfefferminzöl. Dieses Pulver kann lange Zeit fortgebraucht werden.

Frau Professor Sch. in Darmstadt. Einfach in Berlin.

M. W. C. in Südrussland. 1) und 2) Nicht bekannt. 3) Gibt es nicht. Abonnent in H. Lieben Leser! In der Wäschehöhle kann man durch Einpudern mit feingepulverter Borfäure oder dem hier schon oft erwähnten Schweißpulver beseitigen. Waschen mit Seifenspiritus erweist sich auch als nützlich.

Dr. Schm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Übersicht.

Text: Gräfin Regine, Novelle von Käthe von Bergl. — Transatlantische Skizzen, von Dr. Max Vorhiesing. III. Unsere Kommuniten. — Rahnfahrt, von G. M. Baccano. — Blätter für die Frauen. XI. Mode, von Joh. v. Sydow. — Kardinal Gustav Adolph Prinz zu Hohenlohe-Schillingfürst, von J. W. r. — Jähle in der Ehebeide. — Haide-Imme, Novelle von G. v. Dindlage. Fortsetzung. — Die Wenden und der Spreewald. — Die Elektrizität, von Dr. A. Ritter v. Urbanich. III. — Gedankenpflanze von W. G. — Seebad Sagnitz auf Rügen. — Die Legende vom Suseisen. — Jüdin im Brautkammer, von Adolph Rosenber. — Phantastie, Plauderei von Emil Reichsman. — Notizblätter. — Schach. — Kartenspiele. — Räthsel: Monats-Königsräthsel, IV. August, von H. v. Wartenburg; Wälderäthsel 43; Sylberäthsel; Auflösung des Räthselprinzips No. 9; Auflösung des Wälderäthsel 41. — Briefmappe. **Illustrationen:** Jähle in der Ehebeide, nach einem Gemälde von W. Genz. — Seebad Sagnitz auf Rügen, nach Skizzen von A. Franke. — Die Legende vom Suseisen, Parabel von Goethe, von B. Wochort. — Kardinal Gustav Adolph Prinz zu Hohenlohe-Schillingfürst. — Rahnfahrt, nach einem Gemälde von Professor C. Haupp. — Jüdin im Brautkammer, nach dem Gemälde von Rembrandt. — Die Wenden und der Spreewald, mit sieben Bildern von Max Scholz. — Mode: Toiletten für die Badeaison, von Ewald Thiel. — Unsere heutige Generation, nach Skizzen von Johann Janko.

Einladung zum Abonnement auf die

Illustrirte Welt.

Deutsches Familienbuch.

Vierunddreißigster Jahrgang. 1886.

Preis in wöchentlichen Nummern | Preis in vierzehntägigen Heften
von je 12 Seiten größt Folio | von je 24 Seiten größt Folio
nur Mark 1. 95 pro Quartal. | nur 30 Pfennig pro Heft.

Ein Familienfreund im wirklichen Sinne des Wortes, der stets willkommen geheißen wird, da er immer Interessantes, Gediegenes, für alle Familienmitglieder Passendes bringt, ist die „Illustrirte Welt“, deren überaus große Verbreitung bezeugt, welche Werthschätzung diese Zeitschrift in allen Kreisen des deutschen Volkes genießt.

Man abonnire auf den vierunddreißigsten Jahrgang der „Illustrirten Welt“ bei der **nächsten Buchhandlung** oder dem **nächsten Postamt**. Die Postämter nehmen jedoch nur Abonnements auf die **Heft-Ausgabe** entgegen.

Das **erste Heft** liegt in jeder Buchhandlung auf und wird von ihr auf Verlangen zur Ansicht in's Haus gesandt.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

Inhalt des neben ausgegebenen ersten Heftes:

Text: Das Haus mit den zwei Eingängen. Roman von H. Rosenthal-Bonin. — Seines Glückes Schmied. Roman von Ewald August König. — Wohlstand und die Mittel zu seiner Beförderung. Von Dr. M. Gollub. — Trost in Gottes Wort. Gedicht von G. Krüger. — Die flandrische Wesper. Historische Novelle von Moritz Kille. — Aus dem Walgader (Provinz Pommern). Von Franz Iwan. — Pferdemarkt in Bayern. Von Karl Albert Regnet. — Aus Westafrika. Von F. v. Hellwald. — Die Staatschuldentasse in Wien. Von Balduin Goller. — Hängsäng auf Rügen. Von Karl Kollbach. — Der erste Kuch. Skizze von E. Otto Fein. — Sinnprüche. — Aus Natur und Leben. — Aus allen Gebieten. — Für das junge Volk. — Lebensräthel. — Albumblatt. — Humoristische Blätter. — Interessante Bücher. — Räthsel. — Schach. — Domespiel. — Bilderräthel. — Charade. — Kleine Korrespondenz. — Antinbildungen. — Tageschronik auf dem Umschlag. **Illustrationen:** Ein schmuder Ketten. Originalzeichnung von Fr. Amling. — Pferdemarkt in Bayern. Nach einem Gemälde von Fr. Hochmann. — Trost in Gottes Wort. Nach einem Gemälde von Hans Hösch. — Bilder aus Westafrika. Sechs Ansichten und ein Porträt nach Skizzen von Chr. Vohmann. — Bilder aus dem Walgader (Provinz Pommern). Nach Skizzen von F. Iwan. — Die Löwenbändigerin Gawa mit ihren Löwen. Momentaufnahme von Photograph Boissonas in Genf. — Contreadmiral Anorr, Kommandeur des deutschen westafrikanischen Geschwaders. — Hängsäng auf Rügen. Originalzeichnung von G. Fein. — Ludwig XVI. und Marie Antoinette mit ihren Kindern während des Sturmes auf Schloß Versailles. Gemälde von G. Venzur. — In der Staatschuldentasse zu Wien. Originalzeichnung von W. Grögler. — Erlauben Sie —? Elf Originalzeichnungen von Max Scholz.

Einladung zur Subscription auf die Pracht-Ausgabe der Classiker der Musik

Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber,

in ihren Werken für das Pianoforte allein.

Herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmasses und Fingersatzes von J. Moscheles.

Mit instruktiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werk.

Achte Auflage. Vollständig in 68 Lieferungen von zus. 488 Notenbogen in elegantester Ausstattung.

Die klassischen Klavier-Compositionen eines Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart und Weber, diese Meisterwerke der Tonkunst, in einer ihrer Urheber würdigen, schönen, korrekten und dabei doch billigen Ausgabe zu besitzen, ist gewiss der Wunsch jedes wahren Musikfreundes und jeder Familie, in der Musik gepflegt wird. Unsere, in sieben starken Auflagen schon verbreitete Ausgabe — von einer Autorität wie Moscheles herausgegeben — entspricht vollständig allen diesen Anforderungen, und die mit der achten Auflage eröffnete **neue Subscription** in Lieferungen gibt die bequemste Gelegenheit zur leichten Erwerbung dieser klassischen Werke.

Alle 8 bis 14 Tage erscheint eine Lieferung zum überaus billigen Subscriptionspreis von nur 70 Pfennig. Der Subscriber verpflichtet sich zur Abnahme der ganzen Sammlung. Die erste Lieferung ist in jeder Buch- und Musikalienhandlung zur Ansicht zu haben.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Enorme Preisherabsetzung.

Bibliothek für 30 Mark

Schiller, 12 Bde., Goethe, 16 Bde., Lessing, 6 Bde., Körner, 1 Bde., Faust, 2 Bde., Shakespeare, 12 Bde., Homer, 3 Bde., Iphigene, 3 Bde., Kleist, 2 Bde.

Alle diese 9 Werke in schönem, großem Format u. in sehr eleg., reich mit Gold verziert. Einbänden zusammen

für nur 30 Mark!

Liefert u. Garantie f. neu u. fehlerfrei

Selmar Hahne's Buchhandlung,

Berlin S., Prinzenstraße 54.

Lagercataloge gratis u. franco. 4485

Patente

besorgt u. verwertet in allen Ländern.

Alfred Lorenz, Berlin, Lindenstraße 77.

Prospecte gratis.

Th. Meuwesen, Wipperfurth, Rhpro.

Portraits bis zu Lebensgröße

in Kreide, sow. in Oel

auf Leinwand fert.

nach eing. Photo-

graphien. F. Refer.

Pr.-Cour.gr.&fr. Mäss.Preise.

150 Briefmarken für 1 M.

Alle garantirt echt, alle verschieden, z. B. Canada, Cap, Indien, Chili, Java, Brschw., Australien, Sardin., Rumän., Span., Vict. etc. R. Wiering in Hamburg.

Schwarz- u. weißseidener Atlas M. 1. 25. p. Meter

= 75 fr. ö. W.

bis M. 16. 80. (in je 18 versch. Qualitäten) versende in einzelnen Rollen und ganzen Stücken kostenfrei in's Haus. Muster überallhin franco. Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. = 10 fr. ö. W. Porto.

Zürich (Schweiz).

4597

G. Henneberg's

Seidenstoff-Fabrik-Depôt,

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Rein seidene Stoffe M. 1. 35. pr. Meter

(direkt, ohne Zwischenhändler),

= 80 fr. ö. W.

sowie à M. 1. 80. u. 2. 20. bis 9. 80. versende in einzelnen Rollen und ganzen Stücken kostenfrei in's Haus. Beide Posten bestehen aus: einfarbigen, gestreiften und carrirten Dessins u. eignen sich zu Gesellschafts-, Promenaden- u. Reisekleidern. Muster zu Diensten. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Zürich (Schweiz).

4598

G. Henneberg's

Seidenstoff-Fabrik-Depôt,

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Gründlichste Ausbildung durch
brieflichen prämiierten Unterricht
Erfolg garantirt,
ohne Vorherzahlung
Einfache, doppelte italienische
und amerikanische
BUCHFÜHRUNG
Rechnen, Correspondenz, Kontorarbeit
Erst-Deutsch-Handels-Lehr-Institut
Otto Siede-Elbing

Orthographie. Vollständigste
aller orth. Lehr-
bücher; leicht-
handlich; auch
1. Selbstunterricht. 448 Seit. gr. Okt. Alle Sy-
steme, alte u. neue Orth. nebeneinander. Zum
Nachschl. f. jeden Fall. Eleg. geb. M. 5.50 franco.
Posteingang. Schuldirector Klemm, Dresden-N.

Chrestensen
Stets das Neueste! Erfurt.
Kataloge gratis.
Fabrik für unterhaltende
Gesellschaftsspiele, Lampen,
Cotillon- und Ball-Artikel.

Gustav Hummel
Stuttgart.
Velocipede all
Art. Zubehör
u. Rohtheile
Bretelisse franco

Illustrirte Prachtwerke

aus dem Verlag der

Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.

Grosse Pracht-Bibel mit den Bildern von **Gustav Doré**. Zwei Folioabde. M. 105 bis M. 125. — **Ebers, Aegypten** in Bild und Wort. Zwei Folioabde. M. 115. — **Ebers, Palästina** in Bild und Wort. Zwei Folioabde. M. 115. — **Ebers-Galerie**. Grossfolio-Ausgabe in Mappe. M. 60. — **Goethe's Werke**. Fünf Bände. M. 60. — **Schiller's Werke**. Vier Bände. M. 48. — **Shakespeare's sämtliche Werke**. Vier Bände. M. 40. — **Müller, Kriegs-**geschichte 1870/71. M. 15. — **Schubert, Müllerlieder**. M. 18. — **Doré-Märchen**. M. 12. — **Hauff's Märchen**. M. 12. — **Doré-Münchhausen**. M. 9. — **Giacometti**, Idylle aus der Vogelwelt. M. 10. — **Meding**, 88 Jahre in Glaube, Kampf u. Sieg. M. 3. **Sämmtlich in prachtvollem Original-Einband. Vornehmste Geschenkwerke.**



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Gräfin Regine.

Novelle
von

Käthe von Bergk.

(Fortsetzung.)

Anfangs schien Alles sich gut und harmonisch für Regine zu gestalten, als ob mit ihrem Einzug in das Palais Gartenstein ein freundlicher Stern über demselben aufgegangen wäre. Der Graf war stolz auf seine schöne Gemahlin, es schmeichelte ihm, sie überall, wo sie erschien, bewundert und gefeiert zu sehen; vom Hofe wurde sie in jeder Weise ausgezeichnet; sie stand mit tadelloser Anmuth seinem Hause vor und es beglückte ihn, daß diese schöne Frau seine Frau, der Schmuck seines Hauses, sein ihm viel beneidetes Eigenthum war. Hätte er nur auch nach ihrem Herzen gefragt, so hätte noch Alles gut werden können.

Regine hatte ihm bei der Verlobung mit der ganzen Offenheit ihres stolzen und reinen Mädchenherzens gesagt, daß sie keine Liebe für ihn fühle.

Der Graf hatte gelächelt und gefragt, ob sie eine andere Neigung im Herzen trage.

„Wäre ich dann Ihre Braut geworden, Graf?“ antwortete sie, während eine heiße Röthe ihre Wangen überzog.

Er küßte ihre Fingerspitzen und sagte sehr ernst: „Dann fürchte ich nichts, Regine.“

Der jungen Frau war das am Altar gesprochene Ja ein viel zu heiliges Wort, als daß sie nicht ernstlich hätte versuchen sollen, ihm nach allen Seiten hin gerecht zu werden; sie wollte nicht nur ein treues, sie wollte auch ein liebendes Weib sein. Der Graf war anfangs ein sehr aufmerksamer Gatte, und Regine, die seine leidenschaftliche Zärtlichkeit für Liebe nahm, hatte ihm doch wohl ihr ganzes reiches Herz erschlossen, wenn er den richtigen Ton angeschlagen hätte. Nur zu bald aber ward sie über seine Neigung enttäuscht und durch seine Leidenschaftlichkeit verletzt und zurückgestoßen; der Moment, eine innere Harmonie herzustellen, war versäumt und Regine zog sich immer mehr in sich selbst zurück.

Jahre vergingen, der Erbe, auf welchen



Erste Freundschaft. Gemälde von A. Liezen-Mayer.
Nach einem Stich im Verlag von Alig, Dunfer in Berlin.

der Graf gehofft hatte, blieb aus, die stets gleichmäßige Ruhe und Gemessenheit Reginens fing an, den von den Frauen verwöhnten Lebemann zu langweilen, er suchte immer mehr die Vergnügungen seiner Junggesellentage wieder auf, und als sie sich dann noch weigerte, seinen Jagdsoupers zu präsidiren und gewisse Damen aus der Hofgesellschaft in intimem Cirkel zu empfangen, wurden die Beziehungen der Gatten zu einander immer kühler. Reginens stolze Seele empfand die immer offener werdende Kälte und Vernachlässigung von Seiten ihres Gemahls als eine bittere Kränkung, aber eben dieser Stolz verbot ihr auch, zu klagen, sie umzog ihr rasch pulsirendes jugendliches Leben mit einer künstlichen Eismantel und gab es auf, glücklich sein zu wollen wie die Andern.

In dieser Zeit wurde ein Vetter des Grafen, Baron Pelke, als Adjutant des Herzogs nach der Residenz versetzt und war natürlich ein häufiger Gast im gräflichen Hause; Regine zumal war Alles willkommen, was die têtes-à-têtes mit ihrem Gemahl unterbrach, und so ermutigte sie auch die Besuche des jungen Offiziers, ohne ihm doch ein besonderes Interesse entgegen zu bringen. Baron Pelke dagegen fühlte sich von Anfang an seltsam angezogen von der schönen, ernsten Cousine, deren festgeschlossene Lippen so selten ein Wort und nie ein Lächeln hatten, während doch die braunen Kinderaugen so berebt an der Unterhaltung theilnahmen, sobald dieselbe ein ihr sympathisches Thema berührte.

Nach und nach that er tiefere Blicke in die so sehr getrübbten ehelichen Verhältnisse im Hause seiner Verwandten, und hörte auch in der Gesellschaft Allerlei flüstern und andeuten, was ihm einen Schlüssel zu Reginens Wesen gab und ihr seine ganze aufrichtige Theilnahme zuwandte. Regine war nicht unempfänglich für seine zarten und taktvollen Aufmerksamkeiten, sie freute sich, wenn er gegen Abend in ihrem Salon erschien und eine Stunde mit ihr verplauderte; meist blieb er dann zum Diner, und wenn nach demselben der Graf seinem Vergnügen nachging, auf Wegen, die nicht immer eine helle Beleuchtung vertrugen, war er froh, Regine „in so guter Gesellschaft“, wie er sagte, zurückzulassen; es befreite ihn

von jeder Art von Verpflichtung, ihr seine ohnehin nicht willkommene Gegenwart angebeihen zu lassen. Noch ehe Regine sich selbst darüber klar geworden, daß ihr im Verkehr mit Pelke eine Gefahr drohe, hatte ihr inneres Leben eine Umgestaltung erfahren. Sie stand nicht mehr so ganz allein; unmerklich waren sie in eine Intimität hineingerathen, die der vereinsamten jungen Frau unendlich wohlthat; sie fand bei Pelke ein warmes Verständniß für Alles, was sie beschäftigte, und ohne daß je des Grafen Name anklagend genannt wurde, fühlte sie, daß alle Kränkungen und Vernachlässigungen, die sie erfuhr, in einem theilnehmenden Herzen verzeichnet würden. Pelke hielt sie auch längst nicht mehr für kalt und leblos; wenn sie allein am Kamin saßen, wußte sie sehr anmuthig zu plaudern, sie lasen viel zusammen, und Regines reifes und klares Urtheil über Menschen und Dinge, wie sie sich in den Büchern spiegelten, gab Zeugniß von einem feingebildeten Geiste. Bald zog Pelke die Stunden des Zusammenseins mit der jungen Frau jeder andern Geselligkeit vor, und sobald ihn nicht der Dienst in die Nähe seines Fürsten bannte, war er fast jeden Abend an ihrem Theetisch zu finden. Wenn Regine sich der Gesellschaft nicht entziehen konnte, sah man ihn auch da stets in ihrer Nähe, er war ihr Begleiter, wenn sie im Parke ritt, und in der Oper verließ er so bald er konnte die herzogliche Loge, um in der ihren zu erscheinen. Daß die männlichen und weiblichen Klatschbasen sich dieses Themas nur zu bald bemächtigten, läßt sich denken; die Veränderung in Regines ganzem Wesen entging ihnen nicht; es war ein holder Schimmer rosiger Jugendlichkeit über sie ausgegossen, die Augen leuchteten und waren voll Sonnenschein, und zuweilen verirrte sich ein Lächeln auf die feinen Lippen, wenn sie unerwartet den Rittmeister in ihrer Nähe erblickte oder der Ton seiner Stimme plötzlich an ihr Ohr drang. Es war eine Lust für alle die geschwägigen Zungen, das blendende Gefieder des stolzen Schwans, der so fremd durch die trüben Fluten der Bosheit und des Neides segelte, mit Schmutz zu bewerfen, und sie sorgten auch dafür, daß die Gerüchte zu Ohren des Grafen drangen. Regine selbst war vollständig arglos und überließ sich einem Gefühl, das sie Freundschaft nannte und das sie unendlich beglückte.

Pelke konnte sich nicht verhehlen, daß er die Gräfin liebe, und wenn er auch ängstlich jeden Blick, jedes Wort, den Ton seiner Stimme bewachte, um nicht neue schwere Stürme über die geliebte Frau heraufzubeschwören, so machte ihn doch ein gewisses Schuldbewußtsein dem Grafen gegenüber scharfsichtiger; er bemerkte die argwöhnischen Blicke, mit welchen Hartenstein oft die Gräfin maß, wenn sie heiterer und gesprächiger war als sonst; zuweilen zuckte in seinem Auge ein wilder Haß auf, der bei der geringsten Veranlassung hervorzubrechen drohte.

Die Krisis kam. — Es war in der Stunde vor dem Diner; Pelke war nur einen Augenblick herein gekommen, um der Gräfin von einer Schlittenpartie zu erzählen, welche der Erbprinz für den folgenden Tag projektirt hatte. Hartenstein, der sonst selten um diese Zeit im Salon erschien, saß am Fenster, scheinbar bei den letzten Strahlen des Tageslichts in eine Zeitung vertieft, und theilte sich nicht an der Unterhaltung. „Es bleibt also dabei, Gräfin,“ sagte der Rittmeister aufstehend und seine Mütze ergreifend, „ich darf Sie nach dem Waldschloßchen fahren; kurz vor zwei Uhr fährt mein Schlitten bei Ihnen vor.“

„Meine Frau wird nicht fahren!“ sagte der Graf, ohne aufzusehen.

Regine, die jede Art von Eizsport leidenschaftlich liebte, hatte schon vorher mit großer Freude Pelkes Einladung angenommen; mehr noch der Ton, in welchem dieß lakonische Verbot gegeben wurde, als dieses selbst, machte sie verwundert aufblicken.

„Warum nicht?“

„Meine Gründe wirst Du wohl jetzt nicht hören wollen.“

Pelke, der tiefer sah, hatte eine scharfe Entgegnung auf den Lippen, als er sich nach dem Grafen umwandte; ein flehender Blick Regines ließ ihn verstummen; er faßte sich schnell und sagte leichthin: „Ich denke, das ist nicht Ihr letztes Wort, Better Hartenstein,“ küßte flüchtig Regines Hand und ging.

Der Graf warf heftig die Zeitung auf den Tisch; Regine stand auf und wandte sich langsam nach der Thür.

„Bleib, Regine! Ich will diese scheinheiligen Gesichter, diese tragischen Sphigeniamanieren nicht mehr ertragen!“

„Eben deshalb wollte ich gehen,“ antwortete sie mit einem bitteren Lächeln, „denn ich Dich nicht verstehe!“

Sie trat an den Tisch zurück und spielte mechanisch mit den Blumen, die in prachtvoller Sedresvase denselben schmückten.

Regines scheinbare Gleichgültigkeit und Ruhe reizten den Grafen immer mehr, es brach ein Sturm von Anklagen und Invektiven los, den Regine nur halb verstand und den sie schweigend über sich ergehen ließ. Als ihr Gemahl endlich schwieg, sagte sie mit eisigem Ton:

„Es bedurfte nicht dieser vielen heftigen Worte, um mir Deinen Willen mitzutheilen; ich fahre nicht mit zum Waldschloßchen und werde mich überhaupt für den Rest des Winters vom Hofe abmelden.“

„Das wirst Du nicht thun!“ rief der Graf; die Portiere hatte sich aber schon hinter Regine geschlossen. Fünf Minuten später ließ sie sich durch ihr Kammermädchen vom Diner entschuldigen, sie habe Kopfschmerzen; und als der Graf vor dem Theater an ihre Thür pochte, blieb dieselbe geschlossen.

Pelke hatte sich sehr verstimmt zur fürstlichen Tafel begeben. So konnten die Dinge nicht weitergehen, er litt unbeschreiblich um Regines willen, sah aber keinen Ausweg, der die geliebte Frau nicht auf die empfindlichste Weise bloßgestellt haben würde.

Bei Tafel war viel von der Schlittenpartie für den nächsten Tag die Rede.

„Herr von Pelke,“ rief die muntere und zuweilen etwas taktlose Erbprinzessin zu ihm hinüber, „ich würde Sie bitten, mein Kavaliere zu sein, aber ich fürchte, unsere liebe Gräfin Regine würde mir zürnen!“

Pelke sah sofort hier einen Ausweg, der die tolle Eifersucht Hartenstein's zu schonen vermöchte, ohne daß er sich demselben gegenüber etwas vergäbe.

„Sehr viel Gnade, Hoheit, die mich um so mehr entzückt, als meine Cousine Hartenstein mich eben mit einem Korbe für morgen heimgeschiedt hat; sie wird nicht mitfahren.“

„Das thut mir leid,“ sagte der Herzog; „die Gräfin hat solche Freude an unseren fröhlichen Fahrten durch den winterlichen Wald, und es ist ein seltener Genuß, die Augen der schönen Frau leuchten zu sehen.“

„Der Gemahl hat wohl ein Veto eingelegt, Pelke?“ sagte leise der Erbprinz, der neben dem Adjutanten saß; „ich sah ihn heute von der Soltan kommen, er sah verzeufelt unbehaglich aus!“

Pelke überhörte absichtlich die Frage. Frau von Soltan war die Frau des russischen Legationssekretärs, eine Dame von etwas bedenklichem Rufe, die es nur der Stellung ihres Gatten verdankte, daß ihr die Salons der Gesellschaft noch nicht verschlossen waren. Hartenstein machte ihr neuerdings in der kompromittirendsten Weise den Hof.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, winkte der Erbprinz Pelke zu sich heran: „Lieber Pelke, ich begreife Ihre Diskretion und daß Sie vorhin nicht auf die Sache eingehen wollten. Ich selbst habe übrigens die Erbprinzessin veranlaßt, Sie aufzufordern; die Hartenstein darf morgen nicht an der Schlittenfahrt theilnehmen; der Graf fährt die Soltan, sie hat es gestern im Theater von ihm verlangt, und Gräfin Regine darf diesem Affront nicht ausgesetzt werden.“

Pelke sah nun plötzlich klar über Hartenstein's unmotivirte Gereiztheit; mit einem dankbaren Wort verbeugte er sich vor dem Prinzen und verließ die Gesellschaft, sobald es ging.

Einen Augenblick erschien er im Theater, sah den Grafen in der Loge der Frau von Soltan, tief über die schönen Schultern der Dame gebeugt, in eifriger Unterhaltung, und ging dann in's Palais Hartenstein. Was er Reginen sagen würde, wie es endigen sollte, er wußte es nicht, es trieb ihn nur unwiderstehlich, die angebetete Frau heute noch zu sehen.

Regine war nach der Szene mit ihrem Gatten in ihr Zimmer gegangen und hatte vor Allem in echter Frauenart ihr Herz durch einen Thränenstrom zu erleichtern gesucht, dann war sie rastlos im kleinen Zimmer auf und nieder gegangen, Ruhe, Stillestigen war ihr unmöglich, Alles in ihr empörte sich über die Ungerechtigkeit, die sie wieder erfahren hatte, über die unwürdigen, sinnlosen Anklagen.

„Mein Gott, ist das Maß meines Glends noch nicht voll, muß nun auch dieß noch über mich kommen, um das einzige Licht in meiner Nacht auszulöschen, — Ulrich's wahnsinnige, grundlose Eifersucht! — grundlos . . .“ Ein konvulsivisches Zittern flog durch ihre

Gestalt. „Regine, Du liebst ihn!“ — Es war, als ob eine harte, fremde, anklagende Stimme von außen ihr dieß Wort entgegenschleudert hätte, eine große, blendende Helle zeigte ihr den Abgrund vor ihren Füßen; wie gebrochen sank das stolze Weib zu Boden und vergrub das von glühender Scham übergossene Antlitz in die Polster des Divans.

Lange lag sie so da, regungslos, nur zuweilen ging ein leises Beben durch ihren Körper, kein Laut kam über ihre Lippen.

Da nannte eine weiche Stimme leise ihren Namen, — seine Stimme! — Wie von einem elektrischen Strom berührt, sprang sie auf. Pelke hatte im Vorzimmer Niemanden gefunden, um sich anmelden zu lassen, und war über den weichen Smyrnatteppich unhörbar eingetreten.

Regine so zu finden, sie, die sonst stets Ruhige, so in stummer Verzweiflung aufgelöst, brachte ihn selber um alle Fassung.

Sie blickte ihn an, verwirrt, erzürnt und doch so hilflos: „O, warum kommen Sie in dieser Stunde? Ist denn Alles, Alles gegen mich verschworen?“

„Was ist geschehen, Gräfin, warum in Thränen?“

„Fragen Sie nicht, Herr von Pelke, und lassen Sie mich allein; ich bitte, gehen Sie!“

Sie streckte wie abwehrend die Hand gegen ihn aus, Pelke ergriff die kleine Hand und bedeckte sie mit glühenden Küffen.

„Arme, arme Regine, ich kann Sie so nicht sehen! Ich weiß es ja längst, was Sie tragen und erdulden; und daß ich schweigen mußte, daß ich Sie nicht an mein Herz ziehen, in diesen Armen Sie forttragen durfte aus all' dem glänzenden Glend, das war ja so hart, so schwer!“

„O still, still; ich darf das ja nicht hören; ich wollte es Ihnen eben sagen,“ stammelte sie verwirrt und mit halberstickter Stimme, „daß wir uns trennen müssen, um Thretwillen und — um meinetwillen, Magnus!“

Was sie damit gestand, sie wußte es kaum, sie wußte nur, daß dieser Mann ihr Alles war und ihr nichts sein durfte, daß sie allen Sonnenschein aus ihrem Leben bannen und im Dunkel weiter leben mußte, wenn sie nicht sich selbst verachten wollte.

„Um Thretwillen, um Thretwillen auch, Regine? So lieben Sie mich denn?“ Und jubelnd, Alles vergessend zog er sie in seine Arme. Einen seligen Augenblick duldete sie seine Küsse, dann entwand sie sich ihm zitternd, todtensleichen.

„O Magnus, was haben wir gethan! Es ist gesprochen das Wort, das keine Reue zurückkauft, aber es darf nie wieder gesagt werden; wir müssen das Leben tragen, wie es eben geht, wir dürfen einander nichts sein.“

„Das sagen Sie so ruhig, als sei es etwas ganz Natürliches, einen Moment die höchste Seligkeit zu kosten, und dann ewig zu darben und zu dürsten? Nein, Regine, ich will Sie ganz haben, und müßte ich Sie von einer Welt erkämpfen, ich lasse Sie nicht wieder!“

„Ich habe Ulrich Treue geschworen und ich will sie halten, wenn ich auch daran zu Grunde gehe,“ sagte sie leise.

„Gelübde lassen sich lösen; Ketten, so unwürdige Ketten, können gebrochen werden. Als mein Weib sollen Sie all' das Glend dieser Jahre vergessen!“

„O still, still, es darf nicht sein, Magnus; die Welt würde darin nur die Bestätigung von Allem sehen, was sie nun zischt und lügt; Ihre Frau muß das Auge frei aufschlagen können; und mich würde nach dieser Stunde jedes ehrlichen Weibes Blick erröthen machen; ich will lieber durch Entfugung und allein büßen, als Sie in meine Demüthigung mit hineinziehen.“

„Die Welt, Regine, die Welt — ist sie der Opfer werth, die Sie ihr bringen wollen, genügt es Ihnen nicht, mich glücklich zu machen und selber in meiner Liebe glücklich zu sein?“

„Gott, mein Gott, wie schwer senkt sich deine Hand auf mein schuldiges Haupt!“ flüsterte Regine. „Ist denn nirgends ein Weg aus diesem Irrsal? Wenn ich ihn geben heiße, fliegt mein Herz ihm nach, und wenn er bleibt —“

Sie saß in einem niedrigen kleinen Sessel, die Hände verzweifelt um die Kniee gefaltet; Pelke starrte am Fenster in den mond hellen Garten hinaus; nach einer Weile wandte er sich nach ihr um und sagte mit weichem, aber sehr bestimmtem Ton: „Regine, ich gehe jetzt, aber morgen dürfen Sie mich nicht abweisen, wir sind dann Beide ruhiger und Sie werden mir zustimmen, daß das

Herz seine wohlverbrieften Rechte hat; ich kann Sie nicht aufgeben und Hartenstein wird unter gewissen Bedingungen in die Scheidung willigen."

Sie antwortete nicht gleich, die Hand, die er ihr hinhielt, schien sie nicht zu sehen. Dann, sich aufrichtend, sagte sie tonlos, mit müder Stimme: "Ja, gehen Sie, Magnus, und Gott gebe uns gute Gedanken und starken Muth!"

Da ward die Portiäre heftig zurückgeschlagen und Graf Hartenstein, erhitzt, mit bösen, funkelnden Augen, stand vor den Beiden.

"Ah, sieh' da, Pelke! Sie so spät noch hier? Sie wollten wohl die Gräfin trösten, weil der tyrannische Gemahl die Schlittenfahrt unterlag hat? Da triffst sich's ja gut, daß ich Sie noch finde; ich habe mich anders besonnen, die Gräfin wird mit Ihnen fahren und nach der Fahrt die Baronin Soltan hier zum Diner empfangen; ich besterhe darauf, es wird ein lustiger Abend werden, und ich denke, Regine wird dann ein für allemal den Heiligenschein ablegen, er steht ihr nicht mehr gut."

Regine war todtensilb geworden. "Ein Handel!" sagte sie mit heiserer Stimme.

"Ein empörender Handel, in den die Gräfin nie willigen wird!" sagte Pelke laut. "Was wir uns weiter zu sagen haben, Graf, geschieht wohl besser morgen und an anderem Orte."

Mit einer tiefen Verbeugung gegen die Gräfin verließ er das Zimmer. Regine war wie vernichtet zusammengebrochen; als seine Schritte verhallten, begriff sie die ganze furchtbare Tragweite dieses unglückseligen Zusammentreffens; schauernd blickte sie zu ihrem Gatten auf. "Ulrich, so wahr Gott lebt, Du thust ihm und mir Unrecht! Das klang wie eine Herausforderung, und dazu darf es nicht kommen!"

Der Graf lachte höhniß. "So, zitterst Du für mich oder für Deinen Geliebten?"

"Ulrich, ich beschwöre Dich, tödte mich — aber nur das nicht!"

Sie war auf die Kniee gesunken, aufgelöst in Angst; als es still blieb, blickte sie auf — der Graf hatte das Zimmer verlassen.

Regine verbrachte die Nacht in furchtbarer Seelenangst; sie machte tausend Pläne, wie sie ein feindliches Zusammentreffen der beiden Männer verhindern könne, und verwarf sie sofort wieder. Sie kannte nur zu gut den felsenharten Sinn des Grafen, der nun einmal an ihre Schuld glauben wollte, und die Unbeugsamkeit Pelke's, um von dem Einen oder dem Andern ein Einlenken zu hoffen; und dann, — im Herzen fühlte sie sich schuldig und ihren Stolz gebrochen, wie sollte sie da den Ton der Ueberzeugung finden, der allein Andere überzeugt?

Als der späte Wintertag graute, war sie völlig erschöpft in einen bleiernen Schlaf gesunken und die blasse Januarsonne stand schon hoch am Himmel, als sie durch das eintretende Kammernmädchen geweckt wurde, das ihr einen Brief brachte. Mit einem leisen Aufschrei erkannte sie Pelke's Handschrift, es waren nur wenige Zeilen:

"Bannen Sie alle Furcht und Unruhe, Regine, es wird Alles gut werden, vor Abend komme ich selber oder schreibe Ihnen. Lassen Sie mich Ihre liebe Gestalt am Erkerfenster sehen, wenn wir vorüberfahren. P."

Regine war nicht beruhigt durch diese Zeilen, in welchen sie nur den Versuch erblickte, ihr die peinvollen Stunden zu erleichtern. Sie ging noch einmal zu Hartenstein hinüber, so schwer es ihr wurde; der Diener sagte ihr, der Graf wolle nicht gestört sein, und nannte ihr zwei Herren, Freunde und Kameraden Pelke's, die bei ihm seien. Mit wankenden Knien schleppte sie sich wieder in ihr Zimmer und immer qualvoller wurde die Seelenmarter des Wartens. Warten, auf was? Sie wußte es selbst nicht, sie wußte nur, daß sie mit gebundenen Händen dafuß, während draußen etwas geschah, Fäden geknüpft wurden, die in ihren Verschlingungen sie hinabziehen mußten in den Abgrund, daß, wie auch die Würfel fallen würden, in diesen Stunden das Todesurtheil ihres Herzens gesprochen wurde. Endlich hörte sie das Hoftor öffnen und gleich nachher Hartenstein im Schlitten wegfahren. Dann war Alles wieder still, bis vom Ende der Straße her lustiges Schellengeläute immer näher und näher ertönte; sie ging zum Fenster, mußte sich aber am Knauf des Riegels halten, um nicht umzufinken; das blasse Gesicht an die Scheiben gepreßt, die fieberhaften Augen von Thränen geröthet, sah sie hinab; in einem der ersten Schlitten erkannte sie Pelke mit der Erbprinzess, die hohe Frau nickte freundlich herauf, Pelke sandte ihr nur einen flüchtigen Blick.

Dann sah und hörte sie nichts mehr, es blieb ihr erspart, Hartenstein mit der Soltan vorüberfahren zu sehen, den Schlitten mit einer Fülle von frischen, blühenden Rosen geschmückt, Treibhauskindern, die im Hauch des Nordwinds erschauerten und die Köpfe senkten.

Zwei Stunden mochten wieder vergangen sein, der Tag war hinabgesunken, nur ein blaßgelber Streifen am tiefen Horizont warf noch ein fahles Licht auf die Dächer und die Spitzen der schneebedeckten Bäume; Regine fuhr wie aus einem Traume empor.

"Noch immer nicht zurück!" Sie klingelte, der Diener brachte die Lampe, zog die schweren Gardinen vor und suchte die herabgesunkene Flamme im Kamin zu beleben.

"Ist der Graf zurück?"

"Nein, Frau Gräfin."

"Wer ist mitgefahren?"

"Nur der Georg, Frau Gräfin; der Herr Graf hat es so befohlen, er wolle selbst fahren und bedürfe des Kutschers nicht."

Wieder war Regine allein; sie nahm ein Buch, konnte aber nicht verstehen, was sie las; sie fing an, auf und nieder zu gehen, rastlos, fieberhaft, das Zimmer mit seinen schweren Portiären und verhängten Fenstern beengte sie, sie schlug die Gardine zurück, ein Wagen fuhr in langsamem Schritt die Straße herauf, einige Männer folgten.

"Das sieht aus wie ein Leichenzug!" sagte sie leise vor sich hin und ließ die Gardine wieder herabfallen. Was war das für eine seltsame Bewegung im Hause? Leise Schritte auf den Gängen, Thüren wurden geöffnet und geschlossen — Stimmengespräche — da, im Vorraum ein bekannter Schritt, der sonst immer die Schläge ihres Herzens beflügelte hatte, aber schwerer wie sonst, fast zögernd; dennoch war es Pelke, der nun zu ihr eintrat.

"Gräfin, nehmen Sie all' Ihren Muth zusammen," sagte er sehr ernst, ihre Hand ergreifend, "Gottes Rathschluß hat Schweres über Sie verhängt, ein Unfall hat Hartenstein betroffen —"

"Er ist todt!" schrie sie auf; es war ihr im Augenblick, als sei sie selbst es, die ihn getödtet.

"Nein, er lebt, aber schwer verletzt und bewußtlos; der Arzt wird gleich hier sein. Kommen Sie, Regine, ich führe Sie hin; aber seien Sie stark, es ist Gottes Hand, welche hier so unerwartet eingegriffen hat."

"Aber so, so plötzlich, in dieser entsetzlichen Weise!" sagte sie schauernd. Einen Moment, dann war sie gefaßt und schritt Pelke voran in das Zimmer des Grafen. Die Diener hatten ihn auf das Bett gelegt, er sah aus wie ein Todter, die Augen waren geschlossen, helle Blutstropfen rannen zwischen den halb offenen Lippen langsam hervor, sonst waren keine Verletzungen sichtbar; der Athem war schwer und röchelnd.

Der Hausarzt, der fast im selben Moment mit einem Kollegen hereintrat, gab Pelke einen Wink, die Gräfin hinauszuführen, während sie den Zustand des Grafen untersuchten.

"Wie geschah es?" fragte sie leise im Nebenzimmer.

"Hartenstein kannte die jungen, muthigen Pferde, die ohnehin durch das Schellengeläute ungewöhnlich erregt waren, zu wenig, Frau von Soltan wollte durchaus selber fahren, und als nun die feurigen Thiere die schwache, wohl auch ungeschickte Hand fühlten, gingen sie durch; sie flogen an den anderen Schlitten vorüber, durch den Lärm und das Peitschenknallen immer toller gemacht, der Diener wurde herabgeschleudert, und als wir endlich herbeikamen, lag an der Parkmauer der zertrümmerte Schlitten; die Pferde waren weiter gerast, hatten, wie es scheint, Hartenstein noch eine Weile geschleift und ihn dann gegen einen Baumstamm geschleudert, wo wir ihn fanden, leider ohne Besinnung und, wie es scheint, tödtlich verletzt."

Regine schauerte. "Und Frau von Soltan?"

"Stand unverletzt, in ihren Zobel gewickelt, neben dem zerbrochenen Schlitten und jammerte um ein bei der rasenden Fahrt verlorenes Armband!"

Nach fast einer Stunde kamen die Aerzte zu den Wartenden herein; ihr Verdikt war ein sehr trauriges. Es habe eine starke Erschütterung des Gehirns und Verletzung des Rückenmarks stattgefunden; eine theilweise Wiederkehr der Besinnung sei nicht unmöglich, aber die Lähmung der Füße wäre eine vollständige und unheilbare; augenblickliche Lebensgefahr sei nicht vorhanden. Der alte Hausarzt reichte der Gräfin traurig die Hand.

"Arme Frau, Sie werden viel Muth und viel Geduld bedürfen, Gott sei mit Ihnen!"

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Stillen Ocean.



Von
Heinrich Semler.

(Nachdruck verboten.)

er kann ein Seebild malen? Die Aufgabe ist ziemlich leicht, wenn

"In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle sich."

Dann sind nur die leichten Kurven sanfter Wogenanswellungen zu zeichnen und mit dem bekannten Marinegrün auszufüllen, dem eine Schattierung Purpur beigefügt wird, wenn der Himmel bewölkt sein soll; mit einem schwarzen Schiffskörper wird die Leinwand verdunkelt, mit schneeweißen Segeln erhellte — und die Arbeit ist im Wesentlichen gethan. Wie ganz anders, wenn nur eine schwache Brise mit den salzigen Fluten köst und dem Seepegel Formen und Farben verleiht, die schwer zu analysiren und zu beschreiben, noch viel schwerer zu verbildlichen sind. Labyrinthische, sanft gewölbte Wellen durchschneiden sich, zuvor aber bilden sie für einen Augenblick kleine, ovale Becken von lichterem Blau wie die Umgebung, doch mit dunklerer Umgrenzung. Wenn der Schiffsrumpf in sachte schaukelnder Bewegung auf sie drückt, behalten die kleinen, gewundenen Wasserbügel ihre Farbe, die Beckenhöhlungen dagegen nehmen eine gelbe oder dunkle Schattirung an — eine bizarrartige Erscheinung, denn sobald das Schiff sich zurückhebt, haben sich goldene und schwarze Linien geformt, die im Moment ihres Verschwindens tiefblau werden.

Siehe, diese zarten Kräusen, drei bis sechs in parallele Kurven geordnet. In dem Raum eines Quadratmeters durchschneiden sich fünfzig solcher Wellengestaltungen, gleichartig in Größe und Gruppierung, aber in Vogen von verschiedenen Durchmessern laufend. Manchmal bricht ein Windhauch eine Anzahl Kurven auf und treibt sie vor sich her in zerrissenen Linien, welche ihren Gleichlauf beibehalten und trotz ihrer veränderten Gestalt ihre ursprüngliche Zusammenfügung deutlich offenbaren. Als Remington in einem seiner Verse der "runzeligen See" gedachte, mögen ihm wohl diese gedängten, feinen Furchen vorgekehrt haben, denn in Größe und konzentrischer Verührung besitzen sie große Ähnlichkeit mit den Runen, welche Zeit und Sorgen in das menschliche Antlitz graben. Vielleicht hat ihn das französische Wort ride zu diesem Vergleich angeregt, denn es bedeutet sowohl die Runen des Gesichts wie das Wellengefräuel der See.

Welche erschöpfenden Studien und mühevollen Arbeiten erwarten den Maler, der diese schönen, beweglichen Kombinationen, diese unendlich verschiedenen bunten Muster auf seine Leinwand übertragen will!

Schwieriger wird seine Aufgabe noch, wenn er die See malen will, wie sie hinter dem Schiff erscheint; eine breite Wasserebene, eingegäumt mit rapiden Wirbeln, muß er dann auf dem Gemälde darzustellen suchen. In lichter Bläue drehen sich die Wirbel, umzittert von dickem Schaum, der niederfällt, aber wieder auftaucht zum rothigen Tageslicht, um sich in schneieiger Weiße auf den Scheiteln der nächsten Kräuselwellen zu wiegen. Es ist, als ob eine Gesellschaft Tritonen ihre bekränzten Schalen aufwärts drückten, in der Absicht, gemeinsam aus der finstern Tiefe an die Oberwelt zu springen. Bewegt sich das Schiff nur sehr langsam fort, so findet die eingeschlossene Luft ihren Weg aufwärts, ohne eine auffallende Erscheinung zu verursachen, im entgegengesetzten Falle gerathen die Linien der Wasserfurchen in Verwirrung und können daher das Auge nicht erfreuen. Bei mittlerer Schnelligkeit ist es aber ein Genuß, an die Schanzkleidung gelehnt, den Wechsel von Formen und Farben in dem aufgeregten Wasser zu beobachten. Hier scheint flüssiger Beryll in ein Saphirbecken gegossen, Opalfugeln steigen aus seiner Tiefe auf und den Rand bekränzt funkelnder Schaum aus Diamantenstaub; dort wird ein Saphirbecken zu einer durchsichtigen Camera obscura, welche in ihren konischen Wänden das von der Sonne gemalte Ebenbild einer Sommerwolke enthält. Gewöhnlich steigt die Luft wie ein gleichartiger Schatten aus dem Wasser auf, manchmal bündeln sich aber auch die Bläschen zu einem nebelähnlichen Körper zusammen, der in Form und Farbe das genaue Gegenstück einer Wolke ist. Es ist bemerkenswerth, daß Luftbläschen, welche im Wasser aufsteigen, dieselbe Struktur und Färbung annehmen, wie Wasserbläschen, die in der Luft schweben.

Manchmal streut der Schiffsbug Schneeflocken auf die See, planlos und daher von ungleicher Wirkung, aber niemals ohne schöne Farbkontraste zu erzeugen. Dann und wann nimmt ein Krater mit fochender Smaragblava im Verschwinden die Gestalt eines vollkommen ausgebildeten Rades an — selbst die Speichen heben sich deutlich sichtbar vom Untergrund ab. Wird der Schaum in Massen aufgeworfen, dann breitet er sich aus wie Wasser, das einem zerbrochenen Gefäße entströmt, und scheint im höchsten Grade unwillig zu sein, aufzugeben, was er im Fluge erworben: seinen Platz und seine Vereinigung. Lange mühen die Wogen an ihm zerrn, bis sie ihn zerstückeln, bis sie ihn in lange, zähe, schimmernde Streifen trennen können, die bis zu ihrer Vernichtung durch seine weißen Linien in Verbindung zu bleiben suchen.

Andere Farben muß der Maler auf seine Palette bringen, wenn er die See bei Nacht darstellen will. An einem Abend, der so düster war, daß ich die Entfernungen nicht abschätzen konnte, lehnte ich am Sterne des Schiffes. Da lag die See: schwarz und grenzenlos, ein treues Ebenbild des umflorten Himmelsgeböbes. Plötzlich tauchten runde phosphoreszirende Lichter auf — sind die Sterne, die ich dort oben vergeblich suchte, auf die Salzflut gefallen? Größe wie Lichtfülle rufen diese Täuschung hervor, die verstärkt wird durch die weiße, sanft geschlängelte Spur des Ruders, welche an die Milchstraße erinnert. Das einzige unvereinbare Element in der Szene war die Bewegung des Ganzen, die indessen den Eindruck nicht abschwächte, sondern noch unendlich vertiefte. Als ob die Fähigkeiten des Sehens und Fühlens sich unermesslich verhärtet und erweitert hätten, glaubten wir die rasche Bewegung der Erde unter unseren



1. Tagelöhnerfamilie. — 2. Auffahrt der Erntewagen. — 3. Knecht und Mägde. — 4. Uebergabe der Erntekrone. — 5. Der Pachthof. — 6. Im Herrenhause. — 7. Festessen der Arbeiter.

Erntefest auf einem Pachtthofe in Holstein. Originalzeichnung von A. Holm.



Während der Ebbe. Gemälde von A. Aublet.

Nach einer Photographie im Verlag von Adolf Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter Hugo Grosse in Leipzig).

Füßen wahrzunehmen und konnten trotz schwindelnder Schnelligkeit die jähe Flucht der Sterne verfolgen. Das Schauspiel war so großartig erhaben, daß es mich dieser Welt entrückte: wie träumend stieg ich unter Deck. Mitternacht war's, als das Licht, das noch immer am Himmel fehlte, abermals aus der See aufsprang. Auf dem ganzen sichtbaren Ozean trug jede Welle einen leuchtenden Kamm, während der Horizont als ein Rieseneis aus flüssigem Feuer erschien.

An einem andern Abend, wo keine Wolke die ewigen Bahnen der Sternennwelt bedeckte, zauberte der Vollmond mit seinen schwanen Strahlen ein so schönes, wie eigenartiges Bild auf das ruhige Wasser. In einer kleinen Entfernung vom Schiff begann eine Reihe von fünfzehn bis zwanzig goldenen Abbiegelungen des Erdtrabanten, die, obgleich ein wenig gebogen, vollkommen deutlich und ohne mit einander in Verwirrung zu gerathen, auf beschränktem Raume sanft hin und her schaukelten gleich ihren Trägern, den Wogen. Das Auge, das diesem leuchtenden Goldbunde folgte, blieb auf einer Woge haften, wo die Erscheinung plötzlich endete. Die glänzenden Scheiben theilten sich dort während der Aufwärtsbewegung in dicke und dünne Linien, welche ein Funkenfeuer ausstrahlten, das erlosch, sobald die Spiegelbilder des Mondes von der Woge abwärts gedrückt, und wieder aufstiegen, wenn sie in die Höhe gehoben wurden. Dadurch wurde die Szene einer Seeschlacht vortrefflich dargestellt. In dem einen Augenblicke schienen die Schiffe der Reihenfolge nach Salven abzugeben, in dem andern formirten sie sich zu Schlachtlinien, um eine unregelmäßige Kanonade zu unterhalten. Zuweilen glaubte man den plötzlichen Vorstoß eines Schiffes gegen die feindliche Linie wahrzunehmen, jaß als sei es mit einer gefährlichen Mission betraut und müsse nach deren Erledigung rasch wieder den früheren Platz einnehmen. Die Verwirrung, die Häßt und das Manövriren während eines solchen Konfliktes waren vortrefflich porträtirt. Selbst auf der Staffelei des größten Künstlers kann diese prächtige Szene niemals prangen, weil die Bewegung nicht auf der Leinwand wiedergegeben werden kann — ein Mangel, welcher freilich im Wesen der Malerei beruht. Die einzige bemerkenswerthe Schwäche dieser eingebildeten Darstellung einer Seeschlacht bestand in der Winzigkeit und den raschen Bewegungen der feuernden Fregatten. Diese Eigenschaften erzeugten eine lächerliche Wirkung, sie erinnerten an ein Puppentheater, auf dem der Kampf bei Trafalgar in Szene gesetzt wird. In der Nähe des Horizontes lag eine kleine Ebene, auf der Gold- und Silberglanz um das Uebergewicht rangen. Lange, gleichmäßige Furchen durchschnitten die Oberfläche, sie schienen das Resultat der Tagesarbeit eines geduldrigen Pflügers der Tiefe zu sein.

Frägt man mich nach der herrlichsten Erscheinung, so nenne ich einen Sonnenuntergang zur Zeit, als unser Schiff noch im Tropengürtel schwamm. Als sich die Sonne dem Horizont näherte, glitt sie rasch den Abhang des Firmaments hinunter und verbarg sich plötzlich hinter einer niedrigen langen Wolkenbank, die Zauberrände aus der feuchten Tiefe an den frostklaren Himmel geschoben zu haben schienen. Zweimal noch brach die Tageskönigin durch diese düstere Barriere, nicht in blendendem, sondern in mild leuchtendem Goldlichte, dann packte sie hastig ihr Gewand zusammen und tauchte in das Weltmeer. Alle Zeichen ihres glanzvollen Daseins waren übrigens noch nicht verschwunden, obgleich ein Mantel sich direct über den sinkenden Feuerwagen gebreitet hatte. Das königliche Gewand, mit schweren Goldfransen besetzt, zeigte einen fahlgrünen Hauch auf einem Grunde von orange, scharlach, rosa, carmin- und firschroth — aber nur für wenige Augenblicke, dann begannen die Farben zu verblasen und bald hatten sich selbst ihre letzten Spuren verflüchtigt. Das Schauspiel schien vorüber zu sein. Als ich aber meine Augen aufhob, blieben sie auf sechs spitz auslaufenden fleischrothen Säulen haften, die vom Scheideort der Sonne weit in das Himmelsgewölbe hinausragten. Vor mir dehnte sich eine purpurne See, die im Westen durch einen lühnen Bogenrand so scharf von der blauen Luft geschieden war, daß sich mein Auge über den wahren Horizont einige Momente täuschte. Einige Minuten später schienen unsichtbare Hände ein Zaubergemälde zu entrollen, das eine Szene darstellte aus einer schöneren Welt. War das eine Wiederholung von Mirza's Visionen? Dieselbe Erscheinung tauchte als Inselheimat der Seligen vor dem geistigen Auge des arabischen Träumers auf, auch „die kleinen leuchtenden Seen, die zwischen ihr flossen“, fehlten nicht, denn weiße Flockenwolken, zu geordneten, abgerundeten Wellen geformt, füllten die Räume zwischen den dunklen Inseln vollkommen aus. Eine andere Fügung erhöhte bedeutend den Effect. Ein Vogel, so entfernt, daß er nur durch die Bewegungen seines Fluges bemerklich wurde, freiste über der See, er schien immerwährend über den duffigen Wellen zu schweben, die feinen Sprühhauch auf unmaterialle Ufer spritzten. Es gehörte keine große Einbildungskraft dazu, diese Inseln auszustatten mit dem Schönsten und Besten, was alle Zonen erzeugen, und zu bevölkern mit Heiligen, die in strahlenden Gewändern zwischen duftenden Blumen und köstlichen Früchten lustwandeln.

„Verweile doch, du bist so schön!“ Aber so schnell vergänglich, wie leider alles Schöne auf Erden in der Regel zu sein pflegt, war auch diese entzückende Erscheinung: ihre Umrisse verschwammen, sie verblasste und löste sich auf. Nur die glühenden Säulen dauerten noch eine kleine Weile, sie hatten inzwischen die Struktur des Nordlichts angenommen, dem sie vollständig gleichen bis auf den Farbenunterschied. Sie verblassten nicht, sondern vertieften ihren Glühschein zu Purpur, zu Braunroth, zu Dunkelbraun — ein flüchtiger Schatten noch und fest begründet war die Herrschaft der Nacht, deren Besteigung des Himmelsthrones ich kaum wahrgenommen hatte.

Der folgende Sonnenuntergang war nicht minder imposant. Die Annäherung zum Ozean war von keinem auffallenden Farbenglanz begleitet. Dann aber wiederholte sich, wenn auch nicht mit vollständiger Treue, die Erscheinung der Purpursee mit Inseln besprenkelt. Und kaum war der obere Rand der Sonnenscheibe verschwunden, als in einiger Entfernung über der Stelle des Untergangs und etwas nach links hin die vorher vollkommen klare Luft sich zu verdichten schien und eine immer tiefer und tiefere Färbung annahm, bis schließlich ein breiter Thurm von violetten Flammen hoch in das Himmelsgewölbe ragte. Auf der andern Seite des Mittelbogens des Firmaments

erschieden Duftmassen, schimmernd wie ein sterbender Delphin. Zwischen diesen beiden Gestaltungen, vom goldenen Sockel des Sonnenuntergangs aus, strebten zwei gleichlaufende, rosa gefärbte Säulen, übereinstimmend in Form, Höhe und Durchmesser, zunächst zu einem winterlich fahlblauen Felde auf, dann weit hinein in das tiefe Dunkelblau des Zeniths. Wie der goldene Ball über der St. Paulskathedrale, so hing über dem Mittelpunkt dieses Doms der Vollmond und verlängerte mit seinem wachsenden Lichte den Tag. In der Nähe ihrer Königin standen die Familie des Orion und einige andere Auserwählte des Sternennadels, die in ihrer Gegenwart leuchten konnten. Langsam spannten sich nun zwei lange dünne Stangen aus dunkel Dampf, vollkommen gleichlaufend und durch Querslinien verbunden, über ein klares Stück Himmel zwischen dem violetten Thurm und der nächsten Rosensäule. Fast anstoßend lag ein See aus gelber Luft, in der Form eines Dreiecks, vollkommen eingeschlossen von einer schmalen Wolkenbank, ohne die leichteste Spur von Nebelfranken. Scharf ausgeprägt, und wie von Meisterhand abgezeichnet, hing dieses Luft- und Wolkenbild an der blauen Himmelwand, bis es sich plötzlich auflöste. Diese Linienstruktur und parallele Anordnung der Wolken, wie auch ihr Auseinanderbrechen in weit zerstreute, gehäufte Massen, ist charakteristisch für den tropischen Himmel.

Der heiße Athem des Aequators hatte mehrere Tage unsere Segel gebläht, und der purpurfarbige Duft, der in diesen Breiten häufig ist, umflogte den Horizont einige Stunden lang an jedem Tage. Heiß brannte die Sonne, wie das Thermometer untrüglich bewies, und doch war die Temperatur angenehm — eine gnädige Gabe des Windes! Als er aber eines Morgens erstarb, suchte ich mich vergeblich mit Tennison's Strophe zu trösten: Es gibt keine Freude ohne Windstille. Gätte dieser berühmte Engländer Erfahrungen unter den Tropen gesammelt, er würde sicher diese Zeile ungedichtet gelassen haben. Man empfindet das Ruhebedürfnis der Lotusesser ohne ihr Behagen. In der geschlossenen Kajüte ist es unerträglich; denn zu solcher Zeit kriechen die bisher verborgenen Gerüche von Lack und Anisfarbigen aus ihren Schlupfwinkeln und vereinigen sich mit der Ausdünstung der Ladung, die durch alle Fugen des Bodens dringt, um den Reisenden hurtig auf Deck zu treiben. Die Kraftäußerung des Windes erlöst nicht mit ihm zugleich, denn eine Zeitlang noch geht die See hoch, wenngleich sich auch kein Schaumfamm mehr zeigt im weiten Reiten des Horizonts. Da das Schiff zum Spielzeug der Wellen geworden ist, so herrscht mehr Bewegung auf dem Deck, als wenn eine steife Brise wehte. Es ist jaß eine zu große Anstrengung, unter schlaffen Segeln nach einem Plätschen herumzuwippen, das Schutz bietet vor den heißen, senkrechten Sonnenstrahlen. Auf jede Woge, die sich dem Schiffe zuwälzt, blickt man in der schwachen Hoffnung, sie würde am Bug zu Schaum zerfließen und damit die entnuthigende Aussicht durch den ersehnten Vorboten eines Windes, möge er sich auch als eine Täuschung erweisen, etwas erheitern. Doch nein; jede Woge sinkt ungebrochen unter das rollende Schiff, mit einem dumpfen, gemeinen Schwall, der für das Ohr bis zur Bein unersichtlich wird. Die Luft ist ohne Hauch, dicht und sengend. Wenn die gleichenden Stunden sich zögernd zu langweiligen Tagen vertiefen, dann läßt sich das schwache Wulst des großen Herzens des Ozeans nur noch an einem langen, niedrigen, müden Heben seiner Brust wahrnehmen. Es ist, als ob wir an das Bett der sterbenden Natur als Wächter gestellt seien, mit kaum so viel übrig gebliebener Kraft, um zu wachen.

Der Horizont kriecht näher und näher heran und windet seinen gelben Knäuel um das Schiff herum auf. Eine seltsame Kraft sucht das Menscheneben zu ersticken; ein träumender, zwerghafter Todesengel scheint sich in der Mittelfammer des Gehirns gelagert zu haben, wo seine schlaftrunkenen Umwälzungen wehe thun, während nach jedem Gliede das Bewußtsein seiner frantmachenden Gegenwart ausstrahlt. Nicht Alle sind für seine Macht gleich empfänglich, aber Jeder, der den äquatorialen Berg hinaufklettert, lernt jenes eigenthümliche Gefühl, wenn auch in schwachem Grade, kennen, und selbst dann, wenn die Trägheit der Luft nicht zur vollständigen Ruhe ausartet.

Das fünfte Morgengrauen zeigte uns, daß wir während der Nacht von einem düsterröthen Nebelwall eingeschlossen worden waren. Um das zu ermöglichen, bedurfte es eines kleinen Aufwandes von Energie, der sich aber auf diese Veränderung beschränkt hatte. Am nördlichen Horizont tauchten wohl, in verschwommenen Umrisen, die Masten eines ostwärts steuernden Schiffes für eine Weile auf, doch wurde durch diese schwache, flüchtige Unterbrechung der Eintönigkeit unsere gedrückte Stimmung nicht gehoben, da nach dem Verschwinden der Erscheinung die Todesruhe zu erhöhtem Bewußtsein gelangte. Der Dunstschleier am Himmel war so dicht und gleichmäßig, daß er eine Vermuthung, wo die Sonne stand, unmöglich machte. Das aber wußte ich doch, daß sich der lange, lange Tag seinem Ende zuneigte. Müde, wie es keine Worte schildern können, vom dem Einerlei des glasigen Wassers und bleiernen Himmels, lehnte ich mich irgendwo auf dem Deck mit geschlossenen Augen weit zurück. Ich weiß nicht, wie lange ich in dieser Lage verharrte und was in meiner Umgebung geschah, nur das zwecklose Knarren der Masten und das hüßliche Rollen des Schiffes blieben meinen Sinnen wahrnehmbar während meines dumpfen, peinvollen Schlummers. Plötzlich wurde ich geweckt, wie mir dünkte durch das Fächeln eines Fächers über meinem schmachenden Gesicht. Konnte das ein Windhauch gewesen sein? O nein; es war nur der Seufzer eines erschöpften Segels über mir. Wieder schloß ich meine Augen in tiefer Enttäuschung und hochgradiger Langeweile. Abermals hauchte oder strich etwas über mein Gesicht, als ob ein Zephyr, winziger wie irgend ein Vogel, der jemals einem Ei entchlüpfte, zum ersten Mal seine Flügel, deren Federn noch flaumig waren, gegen meine Wangen geschlagen und in mein Ohr den ersten schwachen, aber freudigen Pfiff seines Lebens ausgestoßen — ein Pfiff, der bis dahin noch nicht lauter klang wie ein unterdrücktes Geflüster. Ich erhob mich, um über die Schanzkleidung zu blicken. Schwache Flecken zeigten sich auf dem glasigen Wasser, dem Hauche auf einem Spiegel ähnlich. Dann schweiften meine Augen nach dem Achterdeck: dort stand der Kapitän, scharf auslugend, mit erhobener Hand;

zuweilen warf er einen Blick nach dem Himmel, dessen düsterer Mantel sich an der einen Ecke doppelt zusammengelegt hatte und an den Falten zerfranzte Lumpen abzuflattern begann. Will keine weiße Kappe auf einer Woge erscheinen — dieses erste sichere Zeichen eines aufspringenden Windes? Die Hauchflecken sind allmählig stärker geworden und in ein Gefräusel übergegangen, das sich mit jedem Augenblicke scharfer ausprägt. Zerplakten dort nicht zwei oder drei Blasen auf dem Kämme einer Woge? Dort! dort! sei gegrüßt, du erster schneeweißer Schaumfleck! In weitem Abstand zeigt sich ein anderer, ein dritter, ein vierter — nun sind sie schon unzählige geworden: überall lassen die Kolonnen der See weiße Banner in der Brise flattern. Der Kapitän hat sich schon lange über die Richtung des Windes vergewißert und Befehl gegeben, daß seine Kraft durch entsprechende Segelstellung auf's Aeußerste ausgenützt werde. Das lebhaftesten Rufen der Matrosen und das kurze, helle Klappen der Stangen stehen im Einklang mit der Brise, die Wind und Ozean anstimmen. Denn nun plätscht das Wasser nicht mehr dumpf und melancholisch gegen das Schiff, sondern in klingendem Rauschen, in murmelndem Schäumen umspült es die Planen und läßt mich dieselbe Melodie hören, die es den kühlen Steinen der alten Werfte entlockte, zu der ich an heißen Sommertagen schleuderte, um mich an dem köstlich frischen Athem der Osee zu laben. Wehe, Wind! blähe die Segel — sei mitleidsvoll und entföhre uns dieser glühenden Region! Vorwärts schießt das Schiff, indem es breite Schaumbänder vom Bug abstößt — habt Dank, ihr Winde und Wogen!

Das Schiff hatte ein Gebiet erreicht, wo regelmäßig bei Tag leichte, neckische Winde wehen und bei Nacht grelle Wüste am Himmel zucken. Der Wind „hort“ den Kompaß, das will sagen, er weht in regelmäßiger Folge, von allen Richtungen. Selbstverständlich fehlte es den Matrosen an Beschäftigung nicht, da sie, kaum mit einer Segelstellung fertig, schon wieder Veränderungen vornehmen mußten; und wenn, innerhalb einer kurzen Zeit, den Maststangen jede nur mögliche Richtung gegeben worden war, rief die Brise den hellen Jörn des Kapitäns wach, indem sie erstarb. Plötzlich ging aber das launenhafte, unterbrochene Gemurmel der Luft in das lebhafteste Pfeifen des nördlichen Passatwindes über, der Leben in die Lufelage brachte und mit seiner frischen Kraft die Segel stetig aufbaute. In allen ihren Eigenthümlichkeiten ist die Passatwindregion das Gegenheil des Tropengürtels, obgleich sie sich diesem in beiden Erdhälften eng anschließt: hier wie dort erstreckt sie sich vom 10. bis zum 25. Breitengrad. Die Schilderung eines Tages ist diejenige aller Tage, welche man innerhalb ihrer Grenzen verbringt. Heiterkeit, Mäßigkeit und Beständigkeit herrschen über diesen Gewässern, die dem Schiffer die größte Gastlichkeit bezeugen. Der Wind verändert seine Richtung nur sehr wenig, niemals erhebt er sich zum Sturm, niemals erlischt er zur Calme. Sie und da stellt die See durch Laue aus Dunst eine Verbindung mit dem Himmel her, ohne dadurch das Schiff zu gefährden oder in seinem Kurse irre zu machen. Die Hitze der Sonne wird gemäßig durch Wolken und mehr noch durch den Wind, der in den ersten paar Tagen, wenn man vom Aequator herkommt, ein leichtes Frösteln erregt. Während die Sonne scheint, sammelt sich einige Regenwolken und lassen mehrmals am Tage, einige Minuten lang, dünne Tropfen sanft niederfallen. Die See ist nur leicht aufgeregert und hat, in Folge des gleichmäßigen Windes, immer und überall das gleiche gemelte, weis besprenkelte Aussehen, das nur dann eine Veränderung erleidet, wenn Massen von treibendem gelbem Seetang sich auf den Wogen wiegen und an Küstenhügel erinnern, deren Scheitel die gedämpfte untergehende Sonne beleuchtet.

Man hat von dieser Region gesagt, sie besäße nur neutrale Farben. Das mag die Regel sein, die Ausnahmen zuläßt, und eine solche Ausnahme bilden die Fragmente von Regenbogen, mit welchen zuweilen der Himmel dicht überstreut ist. Theils neben einander geschoben, als sei ihre Häufung beabsichtigt, theils in gebrochenen Linien geordnet, funkeln sie einige Augenblicke hell und klar, dann wird die Färbung eigenthümlich reich und tief und verschwindet plötzlich, um ebenso plötzlich wieder zu erscheinen. Hart am Horizont richten sich, mit einem rapiden Wechsel der Wäfs, prismatische Säulen über den Wogenkammen auf, gleich den Trümmertücken eines malerischen, breiten, aber bogenlosen Portals, welches zwischen tropischem Grün aus ägyptischem Flugland ragt.

Ein portugiesisches Kriegsschiff zog dann und wann an uns vorüber. Echte jeemännische Satire hat diesen Namen einem kleinen, knolligen, sackähnlichen Thier gegeben, mit mehreren Muskelmassen, die fächerartige Segel halten, welche es nach Belieben aufspannen oder reffen kann. Lange, sehnige Flossen hängen in das Wasser hinab, sie gleichen den Rudern eines stark bemannten Bootes. Anstatt eine nur ihm gehörige Flagge zu führen, zeigt es mit kosmopolitischer Launenhaftigkeit, die wohl ein Resultat seiner weiten und ununterbrochenen Reisen ist, nach Gefallen die Flaggen aller Nationen. In anderen Breiten habe ich diese Thiere perlgrau und lebhaft blau gefärbt gesehen, alle, die mir in dieser Region zu Gesicht kamen, hatten dagegen ausnahmslos tiefrothe Rücken mit fleischrothen Rändern. So lange die Thiere unter Wasser blieben, waren sie nur an einem carminrothen Schimmer zu erkennen.

Gleichförmig vergingen die Tage, bis an einem Morgen ein Ereignis lebhafteste Bewegung unter das Schiffsvolk brachte. Ueber den Masten schwebte ein Landvogel, dessen Name zwar Niemand zu nennen wußte, der aber trotzdem als unzweifelhafter Bewohner der festen Erde erkannt wurde, denn er flog geradeaus und stieg und fiel senkrecht. Der Unterschied in den Bewegungen der Land- und Seevögel ist zu auffallend, als daß er dem blödesten Auge entgehen könnte. Gleich auffallend ist der Unterschied in den Lautäußerungen und der hat mir schon manchmal zu denken gegeben. Leicht läßt sich ja der eigenthümliche, wellenförmige und kreisende Flug der Seenvögel erklären: er ist dem Wogen der See nachgebildet. Wenn sie auf ihrer Suche nach Nahrung über das Wasser streichen, sind sie gezwungen, seinen schwankenden Umrisen zu folgen, und diese Nothwendigkeit schuf eine feststehende Gewohnheit, denn sie behalten ihren charakteristischen Flug auch in hoher Luft

und über der Küste bei; jedenfalls hat er sich auch zu einem Erbstücke ausgebildet. Wie will man aber die ausnahmslos mißlingenden, melancholischen Laute der Seevögel erklären? Sollte man nicht erwarten, daß sie, die den Wogen ihre präziösen Bewegungen nachahmen, ihre Stimmen mit dem hellen Klingen der Kränzelwellen oder dem melodischen Rauschen der Brandung in Einklang bringen würden? Niemals drängte sich mir diese Frage in größerer Schärfe auf, als an dem Tage, wo ich zum ersten Mal den Schrei eines Pinguin hörte. Der Kapitän hatte mir schon gesagt, daß dieser Vogel einen traurigen Ton ausstöße, der von einem ertrinkenden Menschen zu kommen scheint. Und er klang in der That wie der hoffnungslose Grabklagen einer halb beseelten Person, in das feuchte Grab klingenden Person. Als die einzelne Note, in kurzen Pausen wiederholt, klar und deutlich an dem ruhigen, dunklen Abend über das Wasser tönte, brachte sie einen seltsamen, fast beängstigenden Effekt hervor. Während ich noch auf dem Deck auf und ab ging und die Nacht, wie sie finsterner nicht sein konnte, auf Schiff und Wasser niederlief, hörte ich einen andern eigenthümlichen Laut von einem Mitglied der gesiederten Gesellschaft. Es war eine gedehnte, tiefe, aber voll klingende, flötende Klage, fast ein Wehgeschrei, mit einer trillernden, etwas höheren Schlussnote, die, kaum begonnen, scharf abgebrochen wurde und noch trauriger und hoffnungsloser wie die erstere klang. Das Geschnatter der übrigen Vögel fiel in diese Klage ein, wie ein Kindergeflimmer in ein Oratorium von Händel. Wenn die Natur für jeden Seelenzustand des Menschen einen entsprechenden Ton hat, so ist dieser Vogelsschrei der Stimmung eines Lebens angepaßt, das von düsteren Nebeln des Unglücks umwogt und übermüht wird von der dunklen Nacht der Sorge, mit einem Horizont, an dem die Hoffnung auf einen Wechsel des Geschicks nur matt und mit Unterbrechungen leuchtet. Eine chronische Klage der schlaflosen Bein scheint dieser Schrei zu sein, mit der verzweiflungsvollen, immer und immer wieder gestellten, kurz abgebrochenen Frage am Schluß, ob es denn keinen Balsam gäbe auf der weiten Welt. Ich wünschte nicht mehr wie diesen einen Schrei zu hören, aber er wurde gesellschaftlich wiederholt, in verschiedener Stärke und an verschiedenen Punkten. Der Eindruck war unheimlich im höchsten Grade — über die Gärten der Heiden wurde zu gellen, sind diese Töne geeignet, denn sie sind der getreue Ausdruck der Seelenstimmung ihrer Bewohner, die in wildem Entsetzen vor des Lebens geheimnißvollen Mächten stehen, vor den dunklen Mysterien, die seinen dunklen Anfang, sein dunkles Ende umhüllen. Keine Spur von christlicher Hoffnung und Zuversicht ist in diesen Tönen, die recht gut von bemalten Patagoniern gelernt sein könnten. Vielleicht wird man geringschätzig die Aechtheit zweifeln, wenn ich offenherzig gestehe, daß mich niemals die Stimme einer Primadonna oder die Hand eines Pianisten so tief erregte, wie diese Vogelsschreie in dunkler Nacht auf einsamer See. Dem Landbewohner mag eine Gefühlserregung aus solcher Ursache unerklärlich dünken, allein meine Erfahrung kann ich stützen durch das Bekenntniß des Kapitäns, der mir erzählte, er habe an einer unbewohnten Insel der Südsee Schiffbruch gelitten und dort unter großen Widerwärtigkeiten und Entbehrungen ein Boot bauen müssen, das groß und stark genug war, die hohe See zu halten. Gefaßt ertrug er das Glend seiner Lage und die Ungewißheit seiner Rettung — nur wenn diese Vögel schrieen, wurde er übermannt und brach hoffnungslos zusammen.

Also ein Landvogel schwebte über den Masten — wo kommst du her? Was trieb dich hinaus auf das fremde, dir feindliche Meer? Uns den ersten Willkommgruß zu bringen? Nun erst bemerkte ich, daß über Nacht das Wasser seine Farbe geändert hatte, das Blaue war zu Smaragdgrün geworden, es war, als spiegelte sich in der Flut die ferne graue Küste. Eine schwache Brise sprang auf und trug uns frischen Wald- und Blumenduft eines noch unsichtbaren Vorgebirges zu. Unter ihrer Einwirkung schienen die nackten Stämme der Masten sich mit neuer Rinde zu bekleiden und zu den todtten Farnen der Laue und Segeltücher das Wogen der Flachselder und die Früchte des knospenden Hanfes zurückzuführen. Und in mein Herz zog Wehmuth ein, weil ich denken mußte an die fernen, fernen blumigen Wiesen, die grünen Wälder, die wogenden Aehrenfelder und die Quellen von den Felsen geboren, welche mir einst die Heimat zu einem lieblichen Gemälde und nun zu einem schönen Traume machten. Und wie die meine, so nahm wohl jede Seele auf dem Schiff ihren Flug nach dem Lande, schneller noch wie die Wogen, die wolftengleich dem Strande sehnsuchtsvoll entgegenseilten. So sinnend blickte ich zum Horizont auf: wann erschien diese Wolke am vollkommen klaren Himmel? Im nächsten Augenblicke fesselten einige reichgefärbte Bänder von Seetang und Zweige mit seltsamen Blättern, hin und her gestoßen von den kürzer gewordenen Wogen, meine Blicke. Wieder sah ich nach der Wolke: sie stand fest und hatte merkwürdig scharfe Umrisse — ah, das ist Land! Und nun erinnerte ich mich, daß einige Minuten vorher ein Ruf aus dem Mastkorb erscholl, der wohl Land — ho! gewesen sein mußte. Unbedeutend für meine unachtsamen Ohren, drängte er sich doch erheiternd in meine Träumereien ein, gleich der Silberstimme eines Vogels, der auf der alten Gide daheim süß und leise zu flöten pflegte. Frühmorgens zwischen Traum und Traum. „Das ist Kaliforniens Küste“, sagte der Kapitän, und bei dem Anblick der langgestreckten, niedrigen Hügel war mir's zu Muth, als sei ich ein entkörperter Geist, der nach langem, ruhelosem Wandern wieder eine Hülle und ein Asyl gefunden hatte. Niemand, der nicht monatelang in einem Horizont aus Wasser eingeschlossen war, kann die unsagbare Wonne und Herzensruhe begreifen, die ein Blick auf eine entfernte öde Küste am Schluß einer Seereise oder selbst nur im Vorübersegeln gewährt.

Zuweilen segelten wir der Küste so nah entlang, daß wir die Brandung hörten: ein murmelndes Klingen, das mit zunehmender Entfernung in das Seuzen des Tannenwaldes überging. Es liegt Melodie in dem Anschlag der Salzflut an das Gestade und wohl durfte Weibchen von ihr singen:

„Wie die Woge sich hebt und sich senkt mit wechselndem Schalle,
Thut sich die stille Gewalt ewiger Rhythmen mir kund.
Wie ein Klang in der Tiefe zurück von der Feier des Orpheus,
Als an Lesbos Gestad' einst sie die Woge gespült?“

Ja, Oceanus hat ein Ohr für Harmonieen. Er spielt sein ewiges Lied mit wundervoller Fülle und Abwechslung der Töne, und wenn ich ihm lausche, drängt sich mir die Frage auf: Konnte Pythagoras am Unboß eines Grobchmieds zur Erfindung der Aeolsharfe angeregt werden, was spricht gegen die Wahrscheinlichkeit, daß Ktesibius die Geheimnisse der Orgel an der Brandung des Ozeans lernte? Denn da hört man nicht allein den tiefen Haß der Sturzwelle, die im Rollen gegen den Strand bräust, als zöge der Wind durch die mächtigste Orgelpfeife, sondern das achtsame Ohr vernimmt auch Tenor, Alt und Sopran in Reihenfolge, wenn sich die Woge mit ihrem drehenden Rand weiter und weiter in den hellbeleuchteten Sand wälzt, mit einer metallischen Resonanz, die jede Sekunde klarer und höher klingt. In der Hörweite eines aufmerksamen Lauschers schlagen hundert Wogen im Einklang an die tönenden Saiten zu einem feierlichen Hohenlied auf die Werke des großen Weltmeisters.

Der Seemann stellte sich manchmal an meine Seite und horchte mit Vergnügen auf die Melodien der Brandung — zum ersten Mal, wie er mir gestand. Offenherzig fügte er hinzu, daß viele dem Ozean eigenthümlichen Erscheinungen seiner Beachtung so lange entgangen wären, bis man seine Aufmerksamkeit auf sie gelenkt habe. Damit sprach er zugleich die Erfahrung von Tausenden aus und deutete an, was noth thut. Die See soll, zum mindesten dem gebildeten Geist, den gleichen Naturgenuß verschaffen, wie die feste Erde. Ihre Nachteile der letzteren gegenüber pflegt man stets scharf in den Vordergrund zu stellen, während man die Vortheile der Bewegung und der dauernd wechselnden Ansichten verschweigt. Wasser beleidigt niemals das an die Geseze des Schönen gewöhnte Auge, weder in seiner Ruhe noch in seiner Aufregung, und theilt seine eigene Anmuth in der Bewegung dem plumpsten Fahrzeug mit, das auf ihm schwimmt. Wenn Fröbels Lehrsystem, die Naturerscheinungen mit forschenden Blicken zu beobachten und zu zergliedern, um sie dann auf Grund einer solchen Anschauung zu schildern, in allen Schulen eingeführt sein wird, dann können fernerhin die blendend illustrierten Werke des Ozeans keine verjagten Bücher mehr für die überwiegende Mehrzahl der Menschen bleiben. Das raube, eintönige Seemannsleben wird eine geistige Vertiefung erfahren, und die, welche den Ozean zu ihrer Heimat machen, werden viel zahlreichere und bedeutendere Beiträge zur Literatur, Wissenschaft und Kunst liefern, wie seither.

Aphorismen und Philosopheme.

Von
M. Brauer.

Wir können manche Stufe menschlicher Entwicklung als Faktum sehen, aber haben wir die Zwischenstufen, die zu ihr führen, nicht durchgemacht, dann ist mit der Erkenntniß allein nichts erreicht. So ist es mit der Erziehung von außen, mit gegebenen Lehren: sie können sich durch allmähliches System in Einklang mit unserer Natur und Verdauungsfähigkeit setzen; sie spornen allenfalls — aber in ihren wahrhaftigen, fruchtbringenden Besitz gelangen wir nur durch die eigene, naturgemäße, stufenweise Entwicklung zu ihnen: und das nennen wir Selbsterziehung!

Arbeit ist Ruhe — und darin liegt das Glück der Arbeit! Während bei erstem Schaffen die ganze Arbeitskraft unseres Geistes in gespannte Thätigkeit gesetzt ist, bedeutet doch zugleich die Abjorbirtsein, diese Welt des Gedankens, der Arbeit nach innen, Freiheit nach außen und Ruhe von der Materie, die in uns liegt und uns umgibt.

Arbeit, auch wenn sie uns nicht in unserem Innersten berührt, hat etwas Beglückendes: sie hebt uns über die Zämmlichkeiten des täglichen Lebens und die mangelnde Aufgabe unserer Existenz hinweg — und wenn wir auch nur das Denken und Grübeln in der Arbeit ersüßten!

Menschencharakter und Psychologie dulden nicht Regel noch Schema. Darum wird auch der Weise wissen, seine Ansichten und Grundsätze unbeschadet ihrer Wahrheit und seiner Ruhe nach den Verhältnissen zu moderiren: für ihn ist nicht der Mensch, der nicht in sein Schema paßt, unberechtigt, sondern sein Schema, weil der Mensch nicht hineinpast! Ihm geht eben das ewig Lebende über die Form!

Ansichten und Grundsätze haben überhaupt nur Werth, wenn wir sie flug und nachgiebig zu handhaben wissen; wir müssen es mit ihnen halten, wie mit dem Pferde in der Rennbahn: weiß der Reiter dasselbe flug zwischen den Wänden zu lanciren, so hat er meilenweiten Spielraum; will er mit ihm partout gradaus, so hat er zwei Schritte und ist aus dem Sattel!

Was ich im Interesse der besseren Sitte thue, das thue ich mir selbst zugute; denn was ich nicht von mir selbst fordere, das kann ich nicht von Anderen erwarten: die Moral hat ihren letzten Grund im Selbstnutzen!

Ich will nicht sagen, daß der größere Theil der Menschen moralisch oder unmoralisch wäre: der größere Theil hat sich vielmehr eine Gelegenheitsmoral gemacht; das heißt, er ist moralisch, wenn es ihm paßt, und er ist unmoralisch, wenn es ihm paßt! Aber das macht gerade den Werth der Moral — diese Kraft der Bethätigung: die Gelegenheit der Moral, nicht die Moral der Gelegenheit unterzuordnen!

Die Ueberzeugung des Mannes in ihrer eisernen Ruhe und Festigkeit wirkt wie Wissen. Angesichts ihrer Kraft überkommt uns so oft das wohlthuende Gefühl, es sei uns doch noch Manches zu wissen vorbehalten, daran wir verzweifeln, es gebe doch noch Menschennaturen, denen Offenbarung ward!

Was ist unser ganzes Leben zur Welt, unser Können zu der uns umgebenden Kraft der Erscheinungen mehr, als der Drang, von ihnen eine bestimmte Vorstellung zu gewinnen? Haben wir eine Wahrheit gefunden, haben wir ein Bild gewonnen — so war es viel!

In der Erziehung kommt es weniger auf das „Was“ an, als auf das „Wie!“ Und dieses Wie, das ist die Konsequenz, die sich zusammensetzt aus der Erkenntniß der notwendigen Mittel und der Kraft ihrer Durchführung, aus Logik und Energie! Das ist das Ideal der Erziehung, daß der weiche Stoff nicht willkürlich verarbeitet werde, sondern daß er Festigkeit bekomme; daß Originalität nicht unterdrückt und geschädigt, sondern daß ihr nur die Kraft des Charakters, Wahrheit und Energie erzogen werde! Welches auch das Was der Erziehung sei, wenn das Wie, welches dasselbe handhabt, die Konsequenz ist, werden die Resultate dieselben, nämlich große, wahre, gerechte sein!

Erntefest auf einem Pachtthofe in Holstein.

(Siehe das Bild S. 1004.)



Den größten Theil Schleswig-Holsteins machen — die Städte abgerechnet — die großen adeligen Rittergüter aus. Das Rittergut besteht durchschnittlich zunächst aus dem Haupthofe, auf dem der Besitzer wohnt und wirtschaftet, dann zwei bis drei Pachtthöfen, vier bis fünf Dörfern, wovon jedes wieder vier bis acht Pachtbauernhöfen oder Stellen und außerdem Tagelöhnerwohnungen (Rathen) enthält. Das Dorf wird von zwei, höchstens dreihundert Personen bewohnt. Der Haupthof hält vierzig bis sechzig Acker- und Luxuspferde, drei- bis vierhundert Kühe, die im Sommer sämmtlich auf der Weide sind, eine entsprechende Anzahl Schweine, Schafe und Federvieh, große, sich weit erstreckende Ländereien, wovon jeder einzelne Schlag von dem andern durch dichte lebende Hecken — Heidesträucher zc. — getrennt ist. Die Getraide- und Heuernte zählt nach Tausenden von Fudern oder Fuhrern.

Der Pachtthof ist in jeder Beziehung ungefähr halb so groß. Die Bauernhöfe zählt sechs Pferde, fünfzehn Kühe zc. Der Tagelöhner aber hat außer der fast freien Wohnung, einem Garten und Feuerung über nichts zu verfügen, als was er durch schwere Arbeit verdient (eine bis anderthalb Mark den Tag). Im Sommer und namentlich in der Ernte wird von Morgens sechs Uhr bis es Abends dunkel ist, fast ohne Unterbrechung gearbeitet. Selten aber hört man darüber murren und klagen. Die Leute sind es eben so und nicht anders gewöhnt. Schon die Großeltern wohnten in derselben Rache und arbeiteten bei den Großeltern des jetzigen Besitzers, der von den Arbeitern nahezu als Fürst betrachtet und respektirt wird. Auch auf dem Pachtthofe ist das Verhältniß zwischen Pächter und Arbeitern ähnlich, jedoch nicht ganz in dem Maße. Der Pächter wird von den Arbeitern „der Herr“ oder „unser Herr“ genannt und angeredet. Auf der Bauernhöfe wird der Pächter einfach Bauer (Bur) genannt, die Arbeiter essen mit der Bauernfamilie an einem Tisch, aus einer Schüssel.

Auf dem Pachtthofe nun, wo der Unterschied zwischen dem Herrn und den Arbeitern nicht ganz so groß und stark ausgesprochen ist wie auf dem Haupthofe, spielt sich alljährlich beim Schluß der Ernte ein recht lustiges, eigenartiges Fest ab. Das „Erntefest“ wird auf allen Pachtthöfen ziemlich gleichartig gefeiert; es geht im Allgemeinen auf folgende Art dabei zu:

Auffahrt der Erntewagen — so heißen in diesem Falle die mit den letzten Garben der ganzen Ernte beladenen Wagen (gebaut wird Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Raps, Flachs, Buchweizen). Nachdem die letzten wenigen Garben auf die Wagen geladen, werden diese durch Laubwerk oder Zweige geschmückt, die schon vorher angefertigte Erntekrone (als Ehrenkrone an die Herrschaft bestimmt, bestehend aus Tuschschleifen, Kornähren, Glasfüßchen zc.) und der Erntekranz auf dem Wagen befestigt. Arbeiter und Arbeiterfrauen wechseln ihre Oberkleidung und Kopfbedeckung gegen die Sonn- und Festtagskleider, die mit in's Feld genommen wurden, und setzen sich ebenfalls auf die Wagen. Ein maskirter Vorreiter kommt zum Vorschein, eine ausgestopfte Puppe in Menschengröße wird auf das Vorderste des ersten Wagens gebunden u. s. w. Ist dieß Alles fertig, sprengt der Vorreiter auf den Hof, meldet der Herrschaft das baldige Eintreffen der Erntewagen, kommt wieder zurück auf's Feld und nun fährt der ganze Zug unter lautem Jauchzen und Hurrarufen auf den Hof, wo die Herrschaft, die geladenen Gäste, die nicht bei den letzten Wagen beschäftigten Arbeiter, sowie einige Musikanten sie schon erwarten.

Der vordere Wagen hält vor der Thür des Herrenhauses, nachdem der ganze Zug einige Male um den runden Rasenplatz vor dem Hause gefahren. Eine herzhafte Arbeiterfrau hält eine längere Ansprache recht humoristischen Inhalts, theils in hochdeutscher und theils in plattdeutscher Mundart, auf dem Wagen stehend, an den Herrn und dessen Familie und schließt mit einem Hoch auf dieselben, in welches alle Arbeiter, sowie die Musikanten mit ihren Instrumenten einstimmen; der Vorreiter demaskirt sich und einige Männer und Frauen schwingen Flaschen empor — das Zeichen der höchsten Freude, vielleicht auch Anspielung auf's Füllen derselben — und die Erntekrone wird der Herrschaft überreicht.

Die eigentliche Mahlzeit im Herrenhause ist vorüber, man sitzt beim Glas Wein oder Punsch, erzählt sich Jagdgeschichten und Anekdoten, irgend Jemand unter der Gesellschaft spielt sicher auch Klavier, wonach im Nebenzimmer gehörig getanzet wird. Es ist recht interessant, eine solche Gesellschaft von Gutsbesitzern und Hofpächtern sich unterhalten und mit einander spaßen zu hören, gerade aus solchen hat ja Reuter den Stoff zu seinen meisten Erzählungen geschöpft.

Nur die jungen, unverheiratheten Leute, Knechte, Kutscher zc., die zur Versorgung des Viehbestandes immer auf dem Hofe sind, essen täglich dort, die übrigen, älteren, verheiratheten dagegen bringen sich von Hause ihre Kost auf's Feld in Ledertaschen mit. Beim Erntefest aber wird ihnen unter der Linde vor dem Herrenhause ein langer Tisch gedeckt, und da kann man sich freuen, zu sehen, wie es den Leuten nach langer, schwerer Arbeit und magerer Kost so recht schmeckt, unbekümmert darum, daß das Essen in rohen irdenen Gefäßen gebracht wird. Später stellen sich auch ihre Kinder ein, die sich über die Reste des Essens hermachen, aber sie selten ganz vertilgen können. Wie zu allen Volksfesten, so gehört auch zu dem Erntefest heraufschendes Getränk; das dortige gewöhnliche Landbier, das bei der Arbeit getrunken wird, berauscht nicht, das bessere Bier wohl, ist aber sehr theuer. — was Wunder,

daß da zu dem Schnaps gegriffen wird, und an diesem Tage können die Leute so viel davon erhalten, wie sie wünschen, doch verlangen Wenige mehr, wie zur Erzielung der Heiterkeit nötig. Nachdem die Leute die Mahlzeit unter der Linde beendet, geht's auf den zu dieser Zeit leeren Speicherboden zum Tanz, selbst die Herrschaften müssen dazu erscheinen; der Herr hat den Einleitungstanz mit der Arbeiterfrau, welche ihm die Erntekrone überreichte, und die Madame mit dem Vorreiter zu eröffnen. Nachdem auch die geladenen Gäste mit den Arbeiterinnen und Mädchen — zum Tanze erscheinen auch die Meierei- und Hausmädchen, Köchin u. s. w., während bei Allem vorher nur die bei der Ernte beschäftigt gewesen Leute theilnahmen — getanzt, zieht sich die Herrschaft mit den Gästen in's Herrenhaus zurück; die Leute aber, selbst die älteren, tanzen mit riesiger Ausdauer und wenigen Unterbrechungen von Nachmittag fünf Uhr bis den andern Morgen, wo es bereits wieder hell ist.

Die Tagelöhnerfamilien, Knechte und Mägde erblickt man in ihren schönsten Sonn- und Festtagskleidern. Die Arbeiter sind durchweg große, stark gebaute Leute, fast alle haben blondes Haar, keiner von ihnen trägt einen Schnurrbart, meistens sieht man den bis an's Kinn reichenden Backenbart; viele der Arbeiter fauen beständig Tabak, den sie nur vor dem Schlafengehen und Essen aus dem Munde entfernen; der Gebrauch von Schnupftabak ist dagegen sehr selten und dann nur bei alten Frauen zu finden. Die Arbeiterfrauen tragen reine weiße Hauben. Die meisten Kleidungsstücke sind aus selbstgepönnem Flach und Wolle angefertigt. Nicht niedrig ist die Tracht der Mägde oder Meiereimädchen, — es sind deren fünf bis acht am Hofe — die lediglich die Milch-, Butter- und Käsewirthschaft zu besorgen haben. Es sind kerngesunde, kräftige Gestalten, und nur solche werden dazu genommen der schweren, langdauernden Arbeit wegen. Sie tragen schwarze Sammetjacken oder Nieder mit Puffärmeln (die Arme sind bloß), weiße Schürzen, gestreiften wollenen Rock, am Haar befestigt zwei lange blaue Banden. Es ist ein schöner Anblick, diese kräftigen, üppigen Gestalten sich bewegen, arbeiten oder scherzen zu sehen. Auffallend ist bei den Arbeiterfrauen der unabänderliche Glaube an Hexen. Eine von einer Hegenbannerin als Heye benannte Frau wird von fast sämtlichen Bewohnerinnen als solche betrachtet und verachtet, es kommen beim Gericht noch diebische Klagen vor. In manchen Häusern wird, um den bösen Geist und den Einfluß der Heye zu vertreiben, geräuchert. — Die Leute sind gegen jeden Fremden freundlich und entgegenkommend; verbißenen Argwohn gegen Fremde, wie man ihn bei den Bewohnern mancher Gebirgsgegenden trifft, findet man nicht. A. H.

er hat die altersgeschwärtzte Wand zu seiner Linken mit einem Teppich verhängt, der zweifelsohne aus Persien stammt. Oder sollte das Gewebe etwa gar im Tefte verfertigt worden sein? Dann hat der glückliche Besitzer allen Grund, zu hoffen, daß ihm das Schicksal eines Tags irgend einen «voyageur» des Pariser «bon marché» oder einen kunstenthusiastischen Amerikaner herbeiführt, der, ohne lange zu handeln, seine fünfzehn bis zwanzig tumani (Zehnruhelbanknoten) auf den Zahlstisch legt und das prächtige Objekt von der Wand loshaut. Doch dem Manne ist um einen schnellen Ersatz nicht bang;

nicht den geringsten Werth repräsentiren, denn er stellt gleichmüthig die Kaffeekanne darauf, unbefümmert, ob der braune Saft darüber tropft oder nicht; doch die Erfahrung hat ihn gelehrt, daß die Frankeln (Europäer) sich an derlei Kleinigkeiten nicht stoßen, im Gegentheil, oft fanden sich Narren, die solche alte befleckte nabadis (Teppiche, Filz) den funkelneuen vorzogen. Ja, der brave Mann ist mit allen Salben geschmiert, und aus diesem Grunde kann er hoffen, sich für die alten Tage ein schönes Haus auf dem Prospekt oder im Salalac zu erwerben, um als Handelsmann „erster Gilde“ auf seinen Vorbeeren auszuruhen.

Machadi = Achmed-Gadji = Abdullah = Schain, oder wie sonst der gravitätische Tatare pomphaft heißen mag, der mit echt orientalischer Ruhe und Erhabenheit dem Andern auf den Fingern zu beweisen sucht, daß jeder seiner tomanen unter Brüdern drei Theilrenthaler werth sei, betritt sicher zum ersten Mal das Weichbild von Tiflis, denn er ist „grün“ genug gewesen, die Begleitung des in den Straßen umherjohlenden Dolmetschers anzunehmen, der bei der ganzen Sache eigentlich unnötig ist, da es zum Gewerbe eines Wechslers gehört, sämtliche Sprachen des Orients zu beherrschen. Dießmal zieht es jedoch der listige Geschäftsmann vor, den Unwissenden zu spielen, um mit der treuherzigsten Miene der Welt die Expektorationen des Tataren über sich ergehen zu lassen, denn der Dolmetscher ergreift wohl laut Partei für seinen Schutzbefohlenen, blinzelt aber dabei dem Andern verständnißvoll zu, als wolle er sagen: „Nur Geduld, wir werden ihn schon herum bekommen.“ Geduld! Das ist die erste Weisheitsregel des Orientalen. Seine Zeit kostet nicht einen Heller, im Gegentheil, es ist ihm ganz erwünscht, ein paar Stunden mit derlei Verhandlungen todzuschlagen.

Endlich ist das Geschäft abgemacht; der Tatar steckt, nachdem er dem Dolmetscher ein paar abasen (Zwanziglophenstücke) in die Hand gedrückt, ruhig die eingehandelten russischen Banknoten, Silber- oder Goldstücke in die Tasche und geht seiner Wege, während der Zwischenhändler nun noch vom Wechslers seine Prozente in Empfang nimmt und dieselben befriedigt in das Ledertäschchen gleiten läßt, das am Gürtel hängt. Allenthalben sieht man auf dem Bazar solche Vermittler umherstreifen. Woher sie stammen, welcher Nation sie angehören, Niemand weiß es; sie schreien wie die Pilze aus diesem Boden empor. Schlaue, mit allen Raffinements des Handels ausgestattete Kerle, die Einem die Wünsche vom Gesicht ablesen und sogleich wissen, mit wem sie zu thun haben, ob der Vogel des Kupfers werth sei oder nicht; kurz, ungemein geriebene Gauner, die jeder Fremde so viel als



Beim Geldwechsler in Tiflis. Nach einem Gemälde von Franz Eisenhut.

Beim Geldwechsler in Tiflis.

Im polyglotten Maidan, im persischen Viertel, ist es, wo wir diese primitiven Wechselstuben antreffen. — Wechselstuben! Das Wort klingt etwas zu modern und raffiniert für die finstere Hausecke oder Mauervertiefung, in welcher der unreinliche Miniaturbankier seine Kunden bedient.

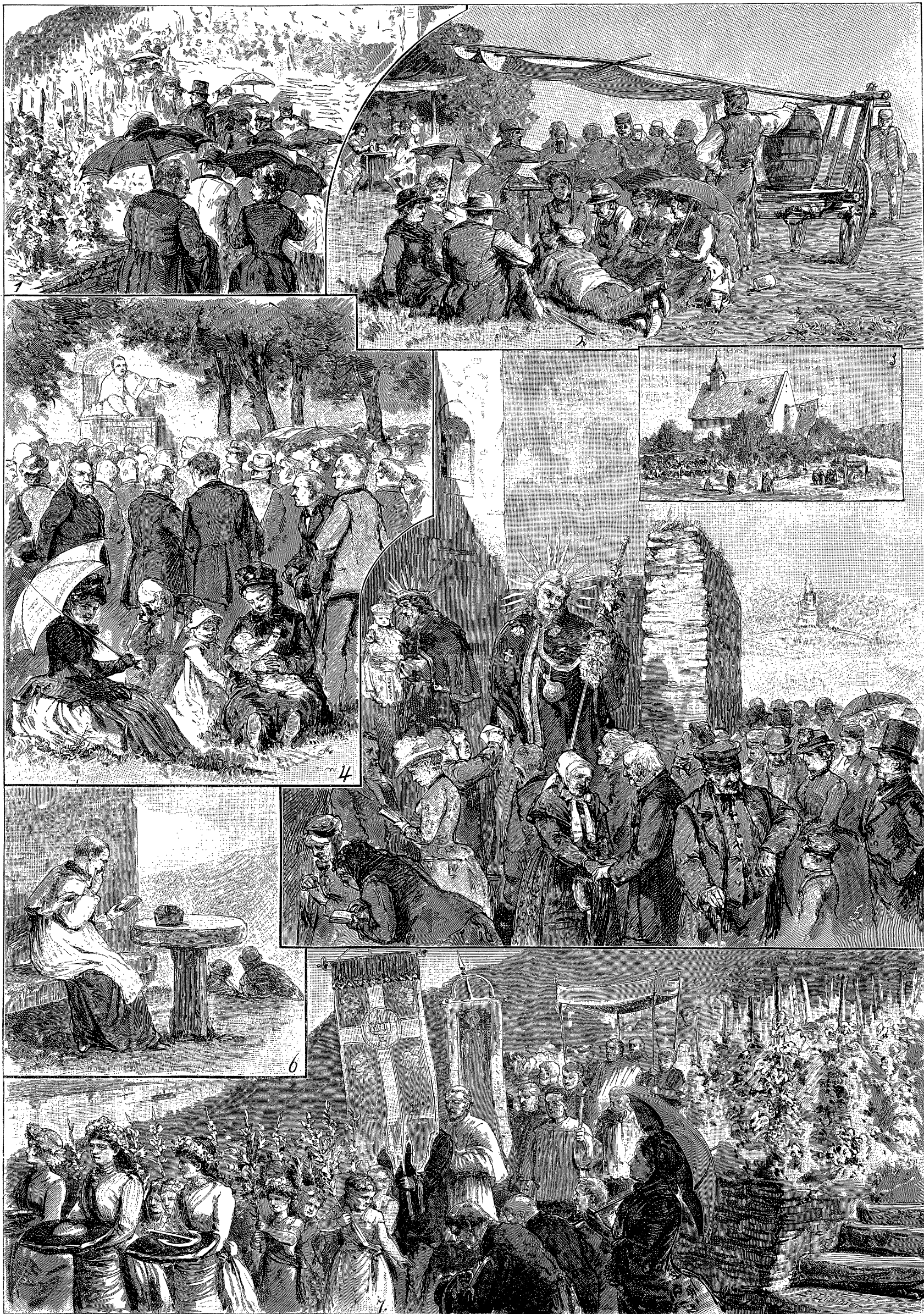
Der Künstler führt uns in seinem heutigen Bilde einen Geldmann vor, der schon zu den besser situierten der Gilde gehört. Der Mann besitzt offenbar Geschmack und Schönheitsinn, denn

kennt er doch genau die Quellen, wo er ähnliches „Zeugs“, oft für ein Spottgeld, finden kann. Zweimal jährlich, wenn die Kameelfarawanen durch die Stadt ziehen, wird er auf den Rücken der Thiere solche Gewebe finden, die zum Dienst der Kameeldecken degradirt sind und welche der Treiber dem sonderbaren Kauz gerie um ein paar Rubel ablöst, überreicht, nun selbst einmal einen Armenier über den Köpfel barbiert zu haben. Ja, fehlgeschossen! Der Armenier läßt sich nur auf ein Geschäft ein, wenn er im Voraus seiner Sache sicher ist.

Das nachlässig über die alte Waarenkiste geworfene dünnere Gewebe soll dem Besucher aus der Zahl der stammverwandten Klienten wohl zeigen, daß derlei Objekte für den Eigenthümer

möglich vermeiden sollte. — Nicht alle Geldwechsler sind, ich möchte fast sagen, so elegant ausgestattet wie jener auf unserm Bilde. Meist begnügen sie sich mit kleinen Mauernischen oder Fenstervertiefungen, wo sie einen niedern Tisch aufstellen, der mit einem Teppich bedeckt ist. Dort erwartet der Wechsler, mit gekreuzten Beinen hinter seinen Silber- und Goldrollen kauend, das Nahen der Kunden. Europäisches Geld hat hier keinen Kurs, höchstens, daß er es nach dem Gewicht acceptirt. Ausländische Banknoten kennt er nicht.

A. v. Suttner.



1. Auf dem Wege zur Kapelle. — 2. Raft der Wallfahrer. — 3. St. Rochuskapelle. — 4. Predigt im freien. — 5. St. Rochus. — 6. Nach der Predigt. — 7. Rückkehr nach Bingen.

Das St. Rochusfest bei Bingen. Originalzeichnung von E. Zimmer.

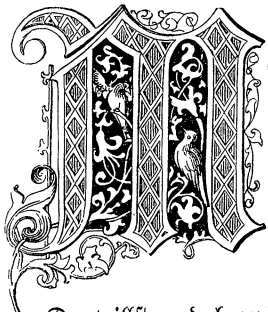
Haide-Imme.

Novelle

von

E. v. Dinklage.

(Fortsetzung.)



VII.

Mamsell Minchen hatte ein Telegramm aus der Stadt erhalten, das sie in eine unheimliche, abschreckende Fröhlichkeit versetzte; in Folge derselben ereigneten sich die unerhörtesten Dinge, sie schloß die Speisekammer auf und bedeutete der Köchin: „Nimm Dir nur selbst, was Du willst und brauchst!“ Für die Thätigkeit der Mägde hatte sie keinen Blick, und einem Armen, der zufällig vorsprach, schenkte sie ganz freundlich eine Silbermünze, dann kleidete sie sich an, ließ ihren Haushaltsschlüsselbund sorglos auf dem Küchentisch liegen und schritt von dannen den Bergen zu. Anfangs hielten die Diensthofen dieß Betragen für eine hinterlistige Erprobung ihrer Ehrlichkeit, als die Gefürchtete aber lange fort blieb, ging Alles drunter und drüber, wie stets in Haushalten, wo mehr äußerer Zwang als innere Ordnung herrscht. Minchen eilte inzwischen den Waldweg längs des Bleichplatzes hinauf, bis zu dem Häuschen des alten Mannes, der beschäftigt war, vermittels einzelner Artschläge Brennholz zu spalten.

„Christian,“ begann Minchen, indem sie ein Brod und ein Stück Speck auf den Haublock legte, „Christian, ich bringe Euch eine gute Nachricht!“

Der Alte hieb die Art ein, richtete sich auf und sagte: „Für mich gibt es keine guten und bösen Nachrichten mehr!“

„Euer junger Baron kann fortan ruhig in seiner Gruft liegen, Diejenigen, welche ihn beraubten, werden ihre gerechte Strafe empfangen!“

„Gott ist barmherzig — sein Leben war das eines harmlosen Kindes — er war sehr gut, er würde nie Rache gesucht haben! Sein Tod war seine einzige schwere Schuld!“

„Aber Ihr, der ihn auf den Armen trug, der ihn wie einen Sohn liebte, Ihr müßt wollen, daß die Schandthat, der Raub an seinem Eigenthum gebüßt werde!“ rief Minchen mit schwer beherrschter Heftigkeit.

„Weßhalb, Mamsell? Mich kümmern die Dinge da unten nichts mehr, allbereits vergesse ich schon die Namen Derer, die seine und deshalb meine Feinde waren.“

„Der Schwedenschatz wurde gefunden!“ freischte Minchen leidenschaftlich.

„Aber der Baron ist todt!“ war die kalte Antwort.

„Wurde gefunden, während er noch lebte, als noch Alles für ihn gut werden konnte, gefunden neben jenem Schornstein, in welchen der Blitz einschlug und das Gemälde des schwedischen Obersten zerriß! Der Kopf des jungen Barons war Nacht für Nacht keine zwei Fuß weit von seinem vermauerten Erbe gebettet, jedoch er zog an jenem Tag aus und in ein anderes Zimmer und beauftragte seinen Pächter Sauerbier, den Schaden ausbessern zu lassen. Ein Maurer und der Pächter fanden den eisernen Kasten mit dem Silbergeräth. Vier Wochen darauf erschloß sich Euer Baron.“

Der Greis glitt lautlos auf den Erdboden nieder, seine zitternden Lippen brachten kein Wort hervor, Minchen wollte ihm beistehen, er wehrte es ihr.

„Weiter!“ murmelte Christian nach einer Pause.

„Der Maurer, welcher das Geheimniß des Fundes mit dem Pächter Sauerbier und dessen Familie theilte, erhielt eine große Summe und wurde ein Säuer und Spieler, welcher immer mehr Geld verlangte. Der geizige Pächter gab nicht mehr, eines Tages mordete der Maurer den Pächter. Die Wittve und der Sohn des erschlagenen Mannes verfolgten den Mörder nicht, denn sie waren seine Mitschuldigen am Raube!“

Der Alte hatte Art und Lebensmittel vom Haublock zur Erde gestreift und saß jetzt auf demselben wie vom Fieberfroß geschüttelt.

„Wer klagt die elende Matternbrut an?“ fragte der Greis, wohl wissend, daß Minchen's Mittheilung keine harm- und zwecklose Vertrauensäußerung sei.

Minchen zögerte einen Augenblick.

„Der Maurer,“ sagte sie dann; „er liegt schwer krank darnieder, von Reue getrieben, nennt er Diejenigen, welche ihn verlockt und verleitet haben!“

„Und wer bezahlt den Maurer dafür, daß er seine Schuld durch eine Verrätherie verdoppelt?“

Minchen krallte ihre Hände ineinander.

„Das ist des Maurers Sache!“ erwiderte sie giftig.

Der Alte sagte nichts, er blickte trüben Auges auf die Dächer der Burg Ekeberg hernieder.

„Ich kam zu Euch,“ nahm Minchen, dicht vor ihn tretend, das Wort, „um von Euch das Dokument über den Schwedenschatz und Euer Zeugniß, wie schmerzlich der junge Baron, nachdem er zufällig dieses Papier entdeckte, nach dem Schatz gesucht, zu verlangen!“

„Ich gebe keins von beiden!“

„Man wird Euch polizeilich zwingen!“

„Dann gebe ich das Papier, mein Zeugniß aber gebe ich nur Gott!“

„Und Ihr wollt Euren jungen Gebieter geliebt haben?“ höhnte die Haushälterin.

„So sehr, daß ich keinen Schmutz auf sein Grab und keine Gemeinheit über sein Andenken kommen lasse. Ich werde Niemanden daran erinnern, daß er ein Selbstmörder ist! Deine Sorge für Gerechtigkeit kann nur eine neue Ungerechtigkeit bezwecken — geh' jetzt!“

„Das gedenke ich Dir, alter Tölpel!“ keifte Minchen, spie aus und entfernte sich eilenden Laufes aus der reinen, stillen Vergluth.

Minchen trabte am Schloß vorüber, thalabwärts in's Dorf zu der Wohnung eines übel beleumundeten Advokaten.

„Der alte Esel schlägt Alles ab!“ berichtete sie, nach Athem ringend.

„Aber er leugnet nicht, daß er das Papier besitzt und daß sein junger Baron nach dem Silber gesucht hat?“

„Nein — jedoch er kann das Papier vernichten und verweigert jede Aussage. Nach dem, was bei meines Verlobten Verhör vorgefallen, wird uns die Aussage des Mädchens Imme, welches Christian's Erzählung genau kennt, auch nichts helfen!“

„Vielleicht nicht, obwohl Ihr Verlobter, der brave Peter Grone, die Anklage seiner jungen Landsmännin wieder zu Ehren gebracht hat — ja, das junge Volk!“

Minchen wurde unruhig.

„Peter betrachtet seine Verbindung mit mir als einen Glücksfall, er ist ein gemachter Mann mit meinem Vermögen!“ sagte die bräutliche Haushälterin.

„Wenn ich Wittwer wäre!“ seufzte der Advokat.

„Unsinn — ich habe nie einen Mann geliebt und werde nie einen andern lieben als meinen Peter!“

„Ich gratulire und möchte nur wissen, was größer ist, Ihre Liebe für Peter oder Ihr Haß gegen die Gnädige und Eugen?“ scherzte der unsaubere Rechtsgelehrte.

Minchen schwieg einen Augenblick, dann sagte sie flammenden Auges: „Mein Haß!“

„Dann gratulire ich abermals, die Firma A. J. van Dom bestätigt den Ankauf der betreffenden Silberantiquitäten in unumstößlicher Weise; obschon die Gegenstände unter angenommenem Namen des Verkäufers verwerthet wurden, so kann dieser trotzdem kein anderer als der verstorbene Pächter gewesen sein!“

„Aber sie und Eugen?“

Der Advokat rieb sich die Hände.

„Jener Verkäufer antiker Silbergeräthe, welcher sich an die holländische Firma wandte, schrieb in seiner wohlbekannten Handschrift noch einen Brief an das Haus van Dom, nachdem der Pächter bereits todt war, der Schreiber kann nur Lieutenant Eugen, der Baronsaffe, gewesen sein. Wenn wir das Register des alten Christian besäßen, könnten wir dasselbe mit den Angaben der holländischen Handlung vergleichen und sehen, ob noch Silbergeräth zurückgehalten ist! Die Postbücher der Garnisonsstadt ergeben allerdings auch Werthsendungen des braven jungen Offiziers nach Hamburg, aber von dem dortigen Antiquitätengeschäft wurde mir keine klare Auskunft — die gerichtliche Untersuchung wird die Sache gründlicher beleuchten!“

„Ich kann also ruhig schlafen, sie sind in der Schlinge! Erstlicke, Du hochmüthiges Weib; baumle, elender Eugen!“

„Dafür bürgte ich, theure Mamsell, daß die Gnädige und ihr verzuckerter Schlingel binnen weniger Wochen vor aller Welt gebrandmarkt werden, wenn schon ich Ihnen wohlmeinend rathe, Ihre Feinde lieber entschlipfen als einsperren zu lassen; jene Sauerbierfamilie

möchte die Blicke der Obrigkeit auf das hübsche Kapital einer gewissen Mamsell lenken und dieselbe sich erkundigen, woher diese treffliche Dame solche Erbschaft gehoben, wenn nicht aus dem Schwedenschatz des Schlosses Ekeberg oder aus dem feuerfesten Geldschrank der Firma A. J. van Dom; Sie wissen, werthes Minchen, mitgefangen, mitgehangen! Die Unschuld ist zu Zeiten ein unbezahlbares Waschwasser und der Fehler ein Bluts- und Alkenverwandter des Stehlers. Heizen Sie Ihren Sauerbierfreunden also die Hölle, heizen Sie alle Cerberusse der Gerechtigkeit auf die böse Witterung ihrer Spur und sorgen Sie, wenn der Strick geknotet ist, daß die Gnädige über die Grenze verduftet und das Schöngchen einmal wirklich recht fein austritt — nämlich bei seiner Flucht!“

„Ich will sie in Ketten sehen!“ züchte Minchen.

Der Advokat stopfte seine lange Pfeife umständlich, dann sagte er:

„Merkwürdig, wie die Nähe des Todes die Lebenserinnerungen aufacht! Der zur gewissenhaften, reuevollen Aussage getriebene Maurer, alias Sauerbier'scher Schatzgräber und Meuchelmörder, erinnert sich deutlich, auch Ihr angenehmes Gesicht neben denen der Familie über die eiserne Truhe mit den Kleinodien aus Schweden gebeugt gesehen zu haben. Man kann in jetziger Zeit weder den Wänden, welche Ohren haben, noch den Maurern, welche Augen haben, trauen!“

Minchen erhob sich, küßte wie beklemmt ihre Halskrause und sprach heftig:

„Gut, sie mögen entfliehen, aber vorher und bis dahin — gehören sie mir! Meiner Rache!“

„Ohne Frage!“ lächelte der Rechtskundige, dem dunkle und verworrene Fälle weitaus die erwünschtesten waren.

VIII.

Das Verfahren, welches die Bedrohungen des Burschen Peter Grone zur Untersuchung brachte, hatte eine so unerwartete Wendung genommen, daß gerade Eugen Sauerbier Alles aufbot, seinen Verklagten zu entschuldigen und zu rechtfertigen. Der sichtbar in Folge jenes Zettels sehr aufgeregte Offizier betonte dabei, daß bereits in Schloß Ekeberg die Vermuthung aufstieg, Imme sei nicht ganz zurechnungsfähig, hatte sie doch selbst von ihren Träumen geredet; dagegen sei Peter's Befräftigung ihrer Aussage als eine Aeußerung bäuerlicher Galanterie aufzufassen und so weiter.

Da die Richtung der Verhandlung somit eine wesentlich veränderte geworden war, wurde Imme entlassen, traten doch ganz andere Fragen in den Vordergrund, als selbst die trunkenen Reden Peter Grone's, der seinem Herrn wohlgemuth und siegreich gegenüber stand.

Die erste Bewegung, welcher sich die Gnädige, nachdem ihr Eugen todtbleich und geknickt seinen Bericht erstattet hatte, nicht entbrechen zu können glaubte, war die, ihre geliebte verwaiste Pflgetochter unter ebenso lauten als naturwüthigen Schimpfworten aus der Thür des gemeinsamen Hotelzimmers zu schleudern, ihr Bündel hinterdrein. Letzteres flog dem ob des Lärmens herbeigeeilten Oberkellner energisch auf die Magengegend und zog ihn gewissermaßen in Mitleidenschaft für das junge Geschöpf, das so gleichmüthig da stand, als ob es gewohnt sei, täglich auf die Straße gesetzt zu werden.

„Willst Du sie nicht verklagen?“ fragte nachgiebig der hämische Oberkellner, wenig ahnend, daß Imme soeben von dem Justizrath für unzurechnungsfähig anerkannt war.

„Nein, ich freue mich, daß der goldene Deut endlich abverdient ist!“

Sie nannte nun ihre hiesige Schützerin, die Schornsteinefegergefellengattin in der Grünstraße — und siehe da, das mußte eine merkwürdig wichtige Familie sein, denn sie stand in einem dicken Buche gedruckt: Nr. 53, im Hofe, zwei Treppen hoch. Zum Ueberfluß drückte der Oberkellner auf einen weißen Knopf an der Wand und alsbald erschien ein stämmiger Kerl mit einer blauen Schürze und erhielt den Befehl, Imme in die Grünstraße und an ihre Adresse abzuliefern. Der Hausknecht band seine Schürze ab und wollte das Bündel ergreifen.

„Für was siehst Du mich an?“ fragte Imme. „Denkst Du, ein solch' elender Paß wäre mir zu schwer?“

Die Schornsteinefegergefellin war, zum Erstaunen des Hausknechts, der halb und halb vorbereitet war, seine Schutzbefohlene als „unbestellbar“ oder „nicht angenommen“ zurückzuführen, sehr erfreut über die Ankunft ihrer Landsmännin. Sie hatte auch ihre Gründe

dazu. Eine Schwester der Gefellin war nämlich ganz über ihren Stand hinaus an einen Gerichtsschreiber verheirathet, sie wohnte vor dem Thor und hielt zwei Kühe oder genau genommen, die Kühe erhielten sie und ihre Familie nebst einem einträglichen Gemüsegarten. Diese vornehme Schwester nun sehnte sich schon lange nach einer Magd, die für wenig Lohn viel und schwer arbeitete. Natürlich war Imme die längst ersehnte, mehr wie feltene Exemplar, das noch selben Tags unter vielen plattdeutschen Redensarten mit der neuen Herrschaft und den Kühen bekannt gemacht wurde. Die Kühe, welche prächtig im Stand waren, sprachen für die Herrschaft, denn:

An der Butter
Kennt man die Mutter!"

oder:

„Blanke Kuh und fleiß'ger Besen
Bürgen für das ganze Wesen!"

Imme war sehr gern bei ihrer neuen Madame. Die Frau Sekretärin erklärte, eine Magd wie Imme sei der Himmel auf Erden, außerdem erspare sie, Imme, ihr durch Graben und Ausdüngen den theuren Arbeitsmann. Da aber kein Erdenglück von Bestand ist, so zogen auch an dem Himmel der Sekretärin finstere Gewölke auf nach den kurzen Glitterwochen gegenseitiger Zufriedenheit, die noch dazu durch die Aussicht auf einen Bienenstand für den nächsten Frühling erhöht wurde. Eines Sonntags kam Imme an der Seite eines Soldaten aus der Frühmesse, an der Seite wäre noch verzeihlich gewesen, mehr als das, sie schritten im hellen Gottessonnenlicht und vor aller Leute Augen Hand in Hand dahin, groß, würdig und als ob es nicht anders sein könnte. Das sekretärliche Ehepaar empfing die Ankommenden mit hoher Entrüstung im Hausflur, Imme nahm die Vorwürfe gleichgültig und ohne auch nur zu zucken hin, der hünenhafte Soldat aber erklärte, er sei Peter, der von Imme angeklagt wurde, seinen Strafrest abgeessen und, nun wieder in Freiheit gesetzt, das Mädchen, dessen Verbleiben in der Stadt man ihm im Gasthof mittheilte, in der Kirche erwartet, um Abschied von ihr zu nehmen, denn er, Peter, wäre drauf und dran, heimzugehen und eine reiche Heirath zu schließen. Nach dieser Erklärung fühlte das Sekretärpaar menschliches Mitleiden und lud Peter zu einer Tasse Kaffee und entsprechendem Frühstück ein, was dieser sich nicht zweimal sagen ließ. Imme war nicht wenig erstaunt gewesen, als beim Ausgang aus der Kirche jemand ihre Hand ergriff und sie dann in Peter's blühendes und pfliffiges Gesicht blickte.

„Gott helfe Dir, Imme — wie geht es Dir denn?"

„Es geht mir gut," entgegnete sie, ihn mit Augen anblickend, aus denen eine schöne Berklärung leuchtete, „ich diene bei ordentlichen Leuten, all' meine Sorge war nur um Dich, Peter, ich dachte, Du würdest in Deiner Gefangenschaft einen Haß auf mich werfen!"

„Na," meinte Peter, indem er seine Uniform straff herunterzog, „von Haß ist kein Gedanke — ich könnte die ganze Welt eher hassen als Dich!"

Beide schritten eine Weile schweigend vorwärts.

„Gott sei Dank, daß Du wieder heraus bist!" nahm Imme endlich das Wort.

„So eigentlich weiß ich selbst nicht, wie ich mit heiler Haut davon kam. Ohne Mamsell Minchen, die eine verflucht listige Canaille ist, hättest Du mich richtig in die Ketten und in die Karre gebracht!"

„Mamsell Minchen?" staunte Imme, deren Hand in seiner kalt geworden war bei der Erinnerung an ihre That.

„Ja, sieh' mal, weil ich früher mit dem Lieutenant in Geseberg war, da steckte mir Mamsell Minchen so viel zu, daß ich ein wahres Herrenleben führte. Natürlich war ich ihr dann auch gefällig und Guts gab das Andere. Wie es mir nun an den Hals gehen sollte, da schrieb Mamsell Minchen an meine Mutter und gelobte ihr, wenn ich die Mamsell heirathen wollte, so würde sie mir dagegen heraushelfen. Die Sache gefiel meiner Mutter, denn Mamsell hat ein Vermögen von fünftausend Thaler und ich habe nichts als meine Fäuste, so dachte ich denn, was thut's, daß sie ein altes, ruppiges Huhn ist, um so eher muß sie dran glauben, und ihr Geld nimmt sie nicht mit. Es wurde Alles fertig gemacht und ich bekam das Blatt Papier, welches ich Lieutenant gab — und dann sah ich Dich, Imme."

„Und das Papier half?" fragte sie mit ehrerbietigem Ausdruck.

„Gewiß! Lieutenant trat auf einmal für mich ein, es wurde ausgefunden, daß meine Dienstzeit ungefähr

zu Ende ist, gewiß vor dem nächsten Krieg, und ich Lieutenant den Stößt jedenfalls nicht mehr geben kann — aber ich will verflucht sein, wenn ich ihm den Stößt nicht doch schon gegeben habe, denn er ist fort aus dem Militär und die Leute reden sonderbare Dinge, als hätten die Gnädige und Lieutenant einen großen Diebstahl gemacht. Weiß der Teufel, was daran ist, aber einerlei, was, wenn ich nur von ihnen los und frei bin! Auf Dich, Imme, habe ich nun gewartet, um Dir das Alles zu sagen und vor allen Dingen noch, daß Du bei uns, bei mir und Minchen, dienen mußt, wenn wir unser Haus und unsere Wirthschaft haben, ich will schon dafür sorgen, daß die Alte Dir nichts zuleide thut. Wenn ich nicht dächte, Du wärest da, dann läge mir an allem Geld und aller Herrlichkeit doch nichts."

Imme's starke Hand zuckte in der seinen, sie wich seinem bittenden Blick aus und entgegnete langsam:

„Das wird nimmer nicht geschehen!"

„Bligum — und weshalb nicht? Hast Du nicht so viel für mich übrig, nachdem ich Dir Alles vergeben habe?"

„Ich habe Deine Vergebung nicht verlangt!"

„Das gefällt mir jetzt, daß Du so bist!" rief Peter bewundernd. „Wenn sie todt ist, komme ich zu Dir und heirathe Dich, Imme!"

„Wenn sie todt ist, werde ich anzeigen, daß Du ihr ein Leides angethan hast — ebenso wie ich Dich schon einmal angezeigt habe!"

„Du bist ja ein bißfiges Geschöpf," entgegnete Peter lachend, „eine rechte Kacke! Nun, wir wollen uns nicht zanken, ich bin nur so froh, daß ich Dich wiedergefunden habe!"

Während dieses Gesprächs war das junge Paar bei dem Wohnsitz des Sekretärs angelangt und die Moral des Letztern erfaßte die Schuldigen. Nach dem Frühstück nahm Peter Abschied und verließ noch selben Tags die Stadt, um dem bräutlichen Minchen zuzueilen.

Unterwegs im Coupé war er ganz still, er dachte an seinen künftigen Reichthum und an Imme, bis er zuletzt verdrießlich auffuhr:

„Das nennen sie nun Freisein — nun haben mich die beiden Weiber gefangen. Ewig schade, daß Imme nicht die Fünftausend hat. Um so lumpiger Fünftausend halber muß ich sie aufgeben — ich wollte, ich wäre lieber im Arrest, als daß ich die Mamsell küssen muß, die alte Gule!"

IX.

Der alte Christian waidete seine Ziege am Bergange, ein Hahn und zwei Hühner pflegten ihrem klauenreichen Beschützer gleichfalls zu folgen und trippelten scharrend und dann und wann gackernd um ihn her. Christian, auf einer alten Baumwurzel sitzend, schien zu schlafen, aber er dachte nur an die alten Zeiten und seinen jungen Herrn, denn als sich Schritte vernahmen ließen, welche rasch und wuchtig quer durch's Gehölz und über die morschen Baumäste im Moose heran kamen, da war er gleich helle und erkannte, die Augen mit der Hand vor der Morgensohne schüßend, sofort Peter, obgleich derselbe keine Uniform trug. Der junge Riese sah sehr erregt aus und Christian fragte mit einer gewissen Gemüthlichkeit:

„Hat Dein Lieutenant sich an Dich gewagt?"

Peter schüttelte den Kopf.

„Ich habe keinen Lieutenant mehr, aber wissen möchte ich, was da unten in Geseberg vorgeht, mit meinem Bahnzug kamen drei bis vier Leute an, die nur Polizeibeamte sein konnten, dieselben begaben sich in's Schloß, und man munkelte in der Garnison bereits, daß Die da unten einen großen Diebstahl verübt haben — wißt Ihr nichts, Ohm?"

„Nicht viel, und verlange auch nichts davon zu wissen, es mußte ja dahin kommen; unrecht Gut gebeißt nicht, und so gewonnen, so zerronnen!"

„Ich rechne doch, daß Reichthum ein gut Ding ist!" rief der große Bursche.

„Gewiß ist es das, ein voller Beutel ist eine Freudenquelle, wenn das böse Gewissen kein Loch hineinfrischt."

„Ich möchte doch wissen, was da unten vorgeht," sprach Peter hinabschauend; er hatte lange auf Minchen gewartet an einem von ihr vorbestimmten Platz, ihr endlich sogar durch einen Jungen Botschaft gesendet — ohne Erfolg.

„So geh' hinunter," rieth der Alte. „Du gehörst ja noch zur Haushaltung!"

„Ihr wißt nicht, daß der Lieutenant mich anlagte,

ihn morden zu wollen und daß ich deßhalb gefessen habe?"

„Nein — wirst ihm irgendwo im Wege gestanden haben!"

Der Greis brach weitersehend einige Zweige für seine Ziege ab und schien keine weitere Neugier zu empfinden.

Peter folgte ihm, er wußte nicht, wohin mit seiner innern Unruhe.

„Ohm," begann er wieder, „ich thue eine Geldheirath!"

Der Alte erwiderte nichts.

„Habt Ihr's verstanden, Ohm? Ist es ein Unrecht, eine Geldheirath zu thun, wenn man kein Erbtheil hat als seine Knochen?"

„Die sind das beste Erbe," murmelte der Greis, „mein armer junger Herr sagte tausendmal: ‚Ich wäre glücklich, wenn ich graben und pflügen dürfte um's Brod, aber ich bin zum Edelmann erzogen.' Ihm wurde dann auch eine Geldheirath angeboten, eine ansehnliche Wittwe, die sich in ihn verliebt hatte, aber er entgegnete meiner Bitte: ‚Nur ein Schurke verkauft sich!'"

„Wenn er den Schatz nur eher gefunden hätte —" bemerkte Peter kleinlaut, um sein Erschrecken zu verbergen.

„An dem Schatz mag auch kein Segen haften — sicher mehr Flüche als Gebete! Er hatte einen größern, bessern Schatz und warf ihn weg dieses Silbers wegen —"

„Warf ihn weg?"

„Ja — seinen Christenglauben!"

Peter stützte sich jäh auf einen Steinblock, es war ihm, als würde die Erde unter seinen Füßen weggezogen. Der Alte redete lachend mit seinem Hahn, wie Vereinsamte sich das mitunter angewöhnen.

In diesem Augenblick brach mit freudigem Geheule der Fanghund Pluto durch das Buschwerk und gab, wie er nur konnte, seinem Entzücken über das Wiedersehen mit Peter Ausdruck. Hunde lieben starke, gesunde Menschen. Peter erwiderte seine Liebeskosen nicht, er starrte nach dem Weg hin und in der That schimmerte ein kornblaues Gewand durch die grünen und herbstlich gelben Zweige und nach wenig Minuten stand Mamsell Minchen sonntäglich gepuht vor dem jungen Mann, der ihr Nahen unbeweglich erwartete. Minchen näherte sich mit einer gewissen Schüchternheit und sagte dann zimpferlich:

„Du mußt nicht böse sein, daß ich heute Morgen nicht kam, als Du mich erwartetest, aber ich konnte nicht, gestern Abend hatte mich Eugen eingeschlossen, und als heute früh die Polizei einrückte, um Hausvisitation zu halten und Eugen und seine Mutter gefangen zu nehmen, da wurde zwar die Thür zu meinem Zimmer geöffnet, aber ich mußte dennoch da bleiben und mein Zeugniß ablegen, denn die Uebelthäter, Mutter und Sohn, waren in der Nacht entflohen, wie die Polizeileute vermuthen, nach England."

„Was ist geschehen?" fragte der Greis, näher tretend.

„Das Gericht hat Alles im Schloß durchsucht und versiegelt, die Gnädige und ihr sauberer Dube sind entflohen, um nicht eingesperrt zu werden wegen Raubdes und Diebstahls!"

„Unrecht Gut — unrecht Gut!" murmelte der Alte.

„Und jetzt, lieber Peter," sprach Minchen, ihre häßlichen Hände auf seinen Arm legend und ihn kagenfreundlich anblickend, „jetzt bist Du ein gemachter Mann, ich stehe schon wegen eines Grundbestitzes in Unterhandlung, mit welchem eine Wirthschaft verbunden ist und denke, wir fahren heute Nachmittag zusammen hinaus, uns Haus und Ländereien anzusehen, vorher aber habe ich für ein gutes Mittagessen gesorgt, mein Peterchen soll es gut haben bei seiner kleinen Frau!"

Peterchen stand wie eine Säule da, endlich rief er ungeachtet:

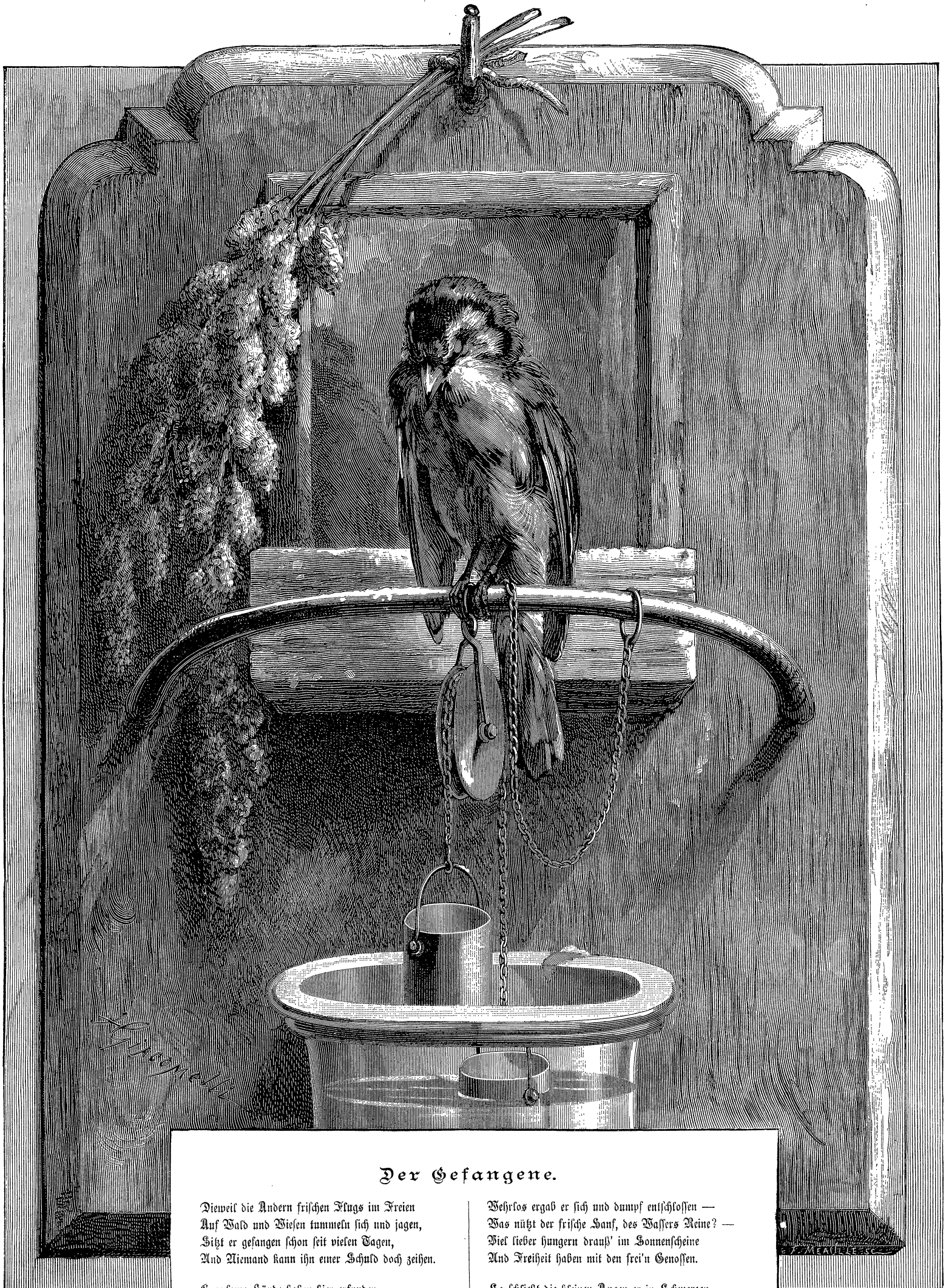
„Danke, Mamsell, mich hungert nicht, es geht bei mir nicht um's Brod und das Salz dazu, ich bin nicht schlapp (hinfällig)!"

„Peter, so redet man nicht zu seiner Braut!" schmolte Minchen hold und stellte sich neben ihn auf die Beine. Er schüttelte sie ab und knurrte:

„Nachdem so abscheuliche Ereignisse vorgegangen sind, können Sie jetzt so munter sein?"

„Aber, Peter, all' das ging ja von mir aus und zwar um Deinetwegen! Wo wärst Du jetzt und wie erginge es Dir, mein armer Junge, wenn ich nicht die Bosheit zunichte gemacht hätte, mit der diese braune Schlange, die Imme —"

„Halt!" rief Peter drohend. „Imme ist das beste Mädchen auf der Welt, und wenn Sie sich noch einmal



Der Gefangene.

Wie weit die Andern frischen Flugs im Freien
Auf Wald und Wiesen tummeln sich und jagen,
Sieht er gefangen schon seit vielen Tagen,
Und Niemand kann ihn einer Schuld doch zeihen.

Grausame Hände haben hier erfunden
Ein Verkleidung, ihm zu Qualen nur erkoren,
Die Freiheit ist für immer ihm verloren,
Mit Ketten hat man ihm den Fuß umwunden.

Wehrlos ergab er sich und dumpf entschlossen —
Was nützt der frische Hauch, des Wassers Reine? —
Viel lieber hungern drauß' im Sonnenscheine
Und Freiheit haben mit den frei'n Genossen.

So schließt die kleinen Augen er in Schmerzen,
Sängt hoffnungslos und trauernd seine Schwingen,
Und während draußen froh die Vögel singen,
Stirbt langsam hin er an gebrochnem Herzen.

fr. Kav. Seidl.

Zeichnung von H. Giacomelli.



beikommen lassen, ein Wort auf Imme zu sagen, Sie alte Krähe, so drehe ich Ihnen den Hals um!"

"Peter," schluchzte Minchen in ihr Taschentuch, "Peter, ist das der Dank für meine Liebe, für Deine Befreiung, für Alles, was ich für Dich thun will? Der Dank," fuhr sie leidenschaftlicher fort, "daß ich Dich von einem Bettler zum angesehenen Mann erhebe?"

"Bettler — ich ein Bettler?" Peter lachte, daß die Hühner kreischend aufflogen. "Ich ein Bettler? Da schlage doch gleich das Donnerwetter drein! Wer darf mir in Schimpf und Osimpf in's Gesicht werfen, ich sei ein Bettler?"

"Aber, lieber Peter!" begütigte die Liebende.

"Ach was, lieber Peter! Wenn Du mich für einen rechten Kerl ansiehst, so wüßtest Du, daß ich Dir Besseres zubringe als Deinen Bettel, an welchem kein Schick und kein Glück hängt, nämlich meinen ehrlichen Namen und meine Jugend; so Du aber denkst, mich wie einen Ochsen in's Joch zu spannen, damit ich Dir einen Knecht erspare, so irrst Du Dich, ich will und werde Dir nicht gehorchen!"

"Das Wort sollst Du bereuen!" entgegnete zischend die Haushälterin.

"Nie und nimmer, denn schon als Du soeben daher kamst, stand es fest in mir, ich will Deines Geldes halber nicht zum Schurken werden! Adieu denn — adieu, Ohm Christian — es ist nichts mehr mit der Geldheirath!"

"Peter — Peter!" rief klagend die alte Jungfrau — er sah so stattlich, so männlich aus, wie er mit einem großen Sprunge den nächsten Abhang herniedersezte und dann, wie dem Versucher entfliehend, zu Thal lief. Minchen fühlte ihr Herz in Weh untergehen — ja, dieser Tag war für die Bewohner von Geseberg ein Unglückstag.

Unten gerade im Durchhau blieb der junge Soldat stehen. Pluto war ihm gefolgt und er beugte sich zu dem Thier nieder und streichelte ihm die zottigen Haare. Als er dann weiter schritt, stieß der Hund ein wehklagendes Geheul aus und begleitete ihn nicht mehr. Peter hatte dem von Vielen so gefürchteten vierfüßigen Detektiv mitgetheilt, daß sie sich trennen müßten. Minchen beobachtete diesen Abschied, über den Abhang in fast bedenklicher Weise vorgebeugt.

"Schlechter als ein Hund bin ich ihm!" murmelte sie mit bebenden Lippen; "dem Vieh möchte er den Schmerz erleichtern, mich stößt er fort wie eine giftige Kröte!" Es zuckte über ihr Gesicht wie grimmes Rachegefühl, dann aber wurden ihre Züge wieder weh und schlaff — sie konnte ihm trotzdem kein Leid anthun, wie boshaft sie auch war, denn sie liebte ihn ja!

Am Bahnhof und vor dem Billetschalter wurde Peter doch ein bißchen kleinlaut, seine stolzen Zukunftspläne waren ihm durch die Finger geschlüpft, heute Morgen noch ein gemachter Mann, wußte er jetzt nicht einmal, wohin er sich denn nun begeben sollte. Zu seiner Mutter, die ihn auf den Höhen nie geträumten Wohlstandes wähnte und bei der er wirklich nichts als Vorwürfe zu erwarten hatte? Nein! Zur Garnison — er, der Angeklagte, der Bursche eines betrügerischen, landesflüchtigen Offiziers? Unmöglich! Und vor Allen durfte er Imme nicht begegnen in seinem herabgekommenen Zustand, er wollte sie überhaupt gar nie wiedersehen, um der Möglichkeit, sich vor ihr zu schämen, enthoben zu sein. Endlich kam der rettende Gedanke; Peter lag einst bei einem Posthalter im Quartier, der gern mit seinen Postillonnen haderte und niemals die passenden Persönlichkeiten für diesen ziemlich schweren und verantwortlichen Dienst finden konnte; Peter getraute sich, des sogenannten Postmeisters Meister zu werden und ein gut Stück Geld zu verdienen.

Als Minchen vom Söller des vereinsamten Schlosses aus die Dampfwolke des Bahnzugs, welcher all' ihr Lieben entführte, verwehen sah, da schien ihr das Leben und Streben, das Dichten und Trachten der Erde auch ein verwehender Dampf, sie hatte ihre Feinde vertrieben, gestürzt, aber der ganze Erfolg war eine grustähnliche Stille! Die Gesebergs hatten plötzlich wieder Rechte auf den alten Familienbesitz, aber Niemand wußte, ob es noch einen Erben des Stammes gebe, und der Fiskus würde dem Vernehmen nach die meiste Aussicht haben, hier demnächst zu schalten. Ja, hätte Minchen die Gnädige mit Ketten belastet oder in enger Zelle eingeschlossen sehen können, es wäre ein Abschluß, ein Erfolg gewesen, aber so —

Die Haushälterin suchte mit gekrahlten Fingern etwas, das sie hätte zermalmen können, sie blickte drohend zu den Familienporträts des im Selbstmord erloschenen

Namens Geseberg empor, sie rüttelte an den versiegelten und verschlossenen Kästen und Thüren, ihr war, als müsse sie in ihrer eigenen, gegenstandslosen Wuth erstickten, da plötzlich lachte sie kreischend auf, daß es die Echo's der Korridore emporschreckte.

"Imme — er hat mich um Imme's willen verlassen! Um der Tugend einer groben Magd willen — Tugend!" wiederholte sie höhrend, dabei stampfte sie mit dem Fuß auf den Estrich, als gälte es, einen zerbrechlichen Gegenstand zu zersplittern.

(Schluß folgt.)

Transatlantische Skizzen.

Von

Dr. Max Lorking.

(Nachdruck verboten.)

III.

Unsere Kommunisten.

(Schluß.)



Die "Shakers", zu deutsch "Schüttler", eine durchweg anglo-amerikanische und außerhalb der Vereinigten Staaten wohl die bekannteste kommunistische Sekte, bilden das älteste derartige Gemeinwesen auf unserem Kontinent und sind am besten von allen organisiert. Mount Lebanon bei Albany im Staat New-York, die Muttergemeinde und noch heute blühender als ihre Töchter, wurde 1792 gegründet. Die Shakers besitzen achtzehn, über sieben Staaten zerstreute Niederlassungen, und da jede derselben mehrere "Familien" hat, die, was Geld und Eigentum überhaupt anbetrifft, eine Kommune für sich bilden, so gibt es thatsächlich achtundfünfzig solcher Gemeinden mit zusammen zweitausendsiebenhundertundfünfzehn Seelen und einem Grundbesitz von etwa hunderttausend Acres. Sie sind ein Ackerbau und Landwirtschaft treibendes Völkchen.

Die Shakers sind ausgesprochene Spiritualisten, denn sie glauben, daß zwischen ihnen und den Bewohnern der Geisteswelt die innigste Verbindung und beständiger Verkehr herrscht. Ihre Lehren und Dogmen sind, daß das zweite Erscheinen Christi auf Erden bereits stattgefunden hat und daß ihre Kirche die einzig wahre ist, in welcher Offenbarung, Spiritualismus, Celibat, Weichte, Gütergemeinschaft, duldbender Gehorsam (non-resistance), Friede, die Gabe der Heilung, Wunder, Gesundheit und Trennung von der Welt die "Grundlagen zum neuen Himmel" bauen. Sie glauben endlich, daß Ann Lee, eine niedrig geborene Engländerin, die 1787 starb, diejenige Person ist, in der sich Christus zum zweiten Male unter den Sterblichen zeigte, doch werden sie Beide von ihnen nicht angebetet, denn sie gelten ihnen nur als Aelteste der Kirche, denen Liebe und Verehrung zukommt. Auch verwerfen sie die Lehren von der Dreieinigkeit, von der Auferstehung des Leibes und von der Bestrafung der Sünden.

Ehe und Privatbesitz sind ihnen nicht Verbrechen, sondern nur Zeichen eines niedrigeren Grades der Gesellschaft, und die Welt im Allgemeinen oder die "äußere Ordnung" — sie selbst sind die innere — wird im Jenseits ebensowohl wie im Diesseits Gelegenheit zur Reinigung der Seele erhalten.

Ihre Regierung ist theils weltlich, theils geistlich und das sichtbare Oberhaupt der Kirche Christi auf Erden wohnt in einem "Ministry", einem aus Männern und Frauen bestehenden Kollegium von nicht weniger als drei Mitgliedern, doch sind es gewöhnlich vier, zwei von jedem Geschlecht, und ihr Vorsitzender ist der Aelteste der ganzen Gemeinde. Bei ihren religiösen Andachten hört man wenig lautes Beten, da sie sich sagen, Gott bedürfe keines gesprochenen Wortes, der geistige Verkehr mit ihm sei hinreichend. Sie formiren sich in Reihen und lösen dieselben wieder auf, indem sie dabei fromme Hymnen singen, und während ihres Marches tanzen sie, wie David vor dem Herrn tanzte, das heißt, sie bewegen sich, die Geschlechter natürlich getrennt, in einer Art Schleifer. Hin und wieder bittet ein Mitglied, welches tiefer gerührt ist als die übrigen oder sich in einem gestörten Seelenzustand befindet, die anderen möchten für sein Seelenheil beten, oder es tritt Jemand vor, verbeugt sich vor dem Aeltesten und der Aeltesten und beginnt sich längere Zeit in raschem Wirbel zu drehen. Oder es spricht ein Bruder oder eine Schwester einen Text oder eine Mahnung aus dem Reich der Geister; zuweilen ersucht auch ein Geist die versammelte Gemeinde um ihr Gebet und dann fordert der Aelteste die Anwesenden auf, für einige Augenblicke schweigend niederzuknien.

Während des Marchirens und Tanzens halten sie die Hände vor sich hin und machen eine Bewegung, als wollten sie etwas in Empfang nehmen, was man "gathering a blessing", das Einholen eines Segens, nennt. Wer um sein Gebet oder Mitgefühl angeprochen wird, wendet sich um und stellt sich mit umgekehrter Hand, als ob er dem Bittsteller etwas darreichte. Alles geschieht durchaus takt- und ordnungsmäßig, Schritt und gefangliche Begleitung sind schnell und präzis. Der Aelteste leitet die Versammlung und auf sein Gebot geht sie flugs auseinander. Sie bemühen sich, ihre Andachtsübungen abwechselnd und lebhaft zu gestalten.

Die Shakerfamilie zählt gewöhnlich dreißig bis neunzig Personen, Männer, Frauen und so viele Kinder, wie in dieselbe aufgenommen sind. Sie wohnt zusammen in einem einzigen großen Hause, dessen obere Stockwerke Zimmer für Vier bis Acht enthalten. Ein breiter Korridor trennt die Schlafstätten der beiden Geschlechter. Das Wohnhaus ist von mehreren Gebäuden umgeben; im "sisters' shop" werden Kleider angefertigt,

Körbe geflochten und andere Frauengewerbe betrieben; im "brothers' shop" binden die Männer Bürsten und Besen, fischlern, zimmern u. s. w.; daran schließen sich die Waschanstalt, die Ställe, der Obstkeller, der Holzstall, die Maschinenwerkstatt, die Schneidemühle u. s. w., je nach der Größe der Gemeinde.

Landwirtschaft und Ackerbau bilden die Fundamente sämtlicher Kommunen oder Familien der Shakers und hieran reihen sich mehrere kleine Industrien, wie außer den schon erwähnten der Gewinn von Gartenamerieen, das Trocknen und Einkochen von Früchten, das Flechten von Rohrstrühen, die Anfertigung von Risten und Schachteln. Kleider und Schuhe machen sie sich selbst und alle ihre Arrangements für die Arbeitsthätigkeit sind die besten und neuesten; auch ihr Viehstand ist vorzüglich. Ihre Ersparnisse legen sie hauptsächlich in Grundbesitz an und manche Familien haben sich beträchtliche Ländereien außerhalb ihres eigenen Weichbildes erworben. Für die Bewirtschaftung dieser Farmen stellen sie gemietete Arbeiter an, denen sie comfortable Häuser bauen.

Nach dem Frühstück begibt sich Jeder an sein Tagewerk und die "care-takers" oder Vornänner führen die ihnen Unterstellten an dasselbe. Die Frauen gehen nicht auf das Feld, außer daß ihnen leichtere Beschäftigungen zufallen, wie Beerenpflücken u. s. w. Ueberhaupt mühen sich die Shakers nicht allzu sehr ab, sie jagen nicht nach Reichtum und haben eingesehen, daß es bei ihrem frugalen Leben überflüssig wäre, die Arbeit zu einer Bürde zu machen, sie ist ihnen vielmehr ein Vergnügen, für das sich Alle in gleichem Grad interessieren.

Die Shakers speisen in einem gemeinschaftlichen Saal, die Männer an einem, die Frauen an einem andern, die Kinder an einem dritten Tisch und das Mahl wird schweigend eingenommen, jede Unterhaltung ist verpönt. Ihre Diät ist sehr einfach, Schweinefleisch darf nicht genossen werden; die bei Weitem Meisten sind Vegetarier, Viele verjagen sich sogar Milch, Butter und Eier.

Jedem Bruder ist eine Schwester zugewiesen, die nach seiner Kleidung sieht, die nöthigen Ausbesserungen macht, seine Wäsche beaufsichtigt, ihm mittheilt, wenn er einen neuen Rock braucht, ihn tabelt, falls er nicht ordentlich genug ist, und mit schweesterlicher Fürsorge seine Gewohnheiten, wie seine weltlichen Bedürfnisse überwacht. Die Abende füllen sie mit solchen Unterhaltungen aus, wie sie ihnen gut dünken. Die Familien finden sich zusammen, singen und lernen neue Lieder und Melodien, welche sie direkt aus der Geisteswelt empfangen wollen.

Die Männer tragen einen breiten, steifkrämpigen Hut von weißem oder grauem Filz und einen langen hellblauen Rock, die Frauen einfache Gewänder und Brusttücher und einen hellen Hut, der das Haar vollständig verbirgt und das Gesicht so umrahmt, daß es zuerst schwer ist, eine junge von einer alten zu unterscheiden. Im Freien fegen sie jene tiefe Kopfbedeckung auf, die hier zu Lande unter dem Namen "Shaker bonnet" bekannt ist. Im Bau ihrer Häuser, in ihren Trachten und Gewohnheiten, sowie in vielen anderen Eigenthümlichkeiten sind die Shakers einander so ähnlich, daß man einen solchen Raub in Kentucky von seinem Bruder in Maine gar nicht zu unterscheiden im Stande ist.

Bei der Aufnahme neuer Mitglieder verfahren die Shakers mit größter Vorsicht. Wer gewillt ist, in diese sonderbare Gesellschaft einzutreten, besucht die Noviziatsfamilie einer Gemeinde so lange, bis er sich vergewissert hat, daß die Mitgliedschaft ihm eine willkommene sein würde. Während seines Aufenthaltes bei der Familie wohnt er getrennt von ihr, hat aber Zutritt zu ihren religiösen Versammlungen und wird in die Lehren, Uebungen, Gesetze und Reglements der Sekte gründlich eingeweiht. Verlangt er darnach immer noch, einer der Ihrigen zu werden, dann muß er zunächst seine Angelegenheiten so in Ordnung bringen, daß er keine Verpflichtung unerfüllt hinter sich in der Welt zurückläßt. Hat er Schulden, so ist er verbunden, sie zu tilgen, hat er ein Weib, so muß sie aus freien Stücken ihre Zustimmung zu dem Schritt ihres Mannes erteilen, und bei einer Frau, die sich meldet, ist das Gleiche mit ihrem Gatten der Fall. Sind Kinder vorhanden, so muß Sorge für sie getragen werden, indem man sie entweder in der Gemeinde selbst oder anderwärts unterbringt. Die Hauptbedingung zum Eintritt ist des Neophyten unumwundenes Bekenntnis der Sünden seines ganzen Lebens vor zwei Aeltesten seines Geschlechts, eine Forderung, von deren pünktlicher und genauer Erfüllung niemals abgegangen wird.

Eigene Kinder haben sie als strenge Anhänger der Ehelosigkeit nicht, aber die Knaben und Mädchen, die von einer Familie adoptirt worden sind, stehen unter der besondern Aufsicht eines "care-taker" und bewohnen speziell für sie bestimmte Häuser, jedes Geschlecht für sich.

Die Perfektionisten von Oneida (Staat New-York) und Wallingford (Connecticut) sind ein Produkt der Vereinigten Staaten und rekrutiren sich auch fast ganz aus Amerikanern. Ihr Gründer und zugleich noch ihr gegenwärtiges Oberhaupt, John Ropes, wurde 1811 in Vermont geboren und entstammt respektablen Eltern. Anfänglich studierte er Jura, ging jedoch späterhin zur Theologie über mit der Absicht, Missionar im Ausland zu werden, gerieth darauf in die Hände eines fanatischen Revivalpredigers und gründete unter ihm die Lehren aus, die er unter dem Namen "Perfectionism" zusammenfaßte. Allmählig scharte er um sich ein Häuflein Gläubiger, die sich ihm aus verschiedenen Theilen der Union anschlossen, und verschaffte sich mit deren Hilfe eine solche Verbreitung, daß er bereits 1847 eine Gemeinde stiften konnte. Erst in der Folge bekannte er sich zum Kommunismus, aber die Doktrinen der Sekte erregten eine so bittere Feindseligkeit, daß sie aus ihrer ersten Niederlassung gewaltsam vertrieben ward und sich 1848 in Oneida aniedelte. 1850 entstand die Gemeinde in Wallingford und eine noch kleinere gab es in Brooklyn, die sämtliche Druckfachen besorgte und später mit der ältesten verschmolzen wurde. Die beiden noch vorhandenen Kommunen haben, obwohl örtlich getrennt, Besitzthümer und Interessen gemeinsam.

Die ersten Anhänger von Ropes waren vorwiegend Farmer aus den Neuengland-Staaten, jetzt zählen sie zu ihren Mitgliedern auch einige Engländer und Kanadier. Es befinden sich unter ihnen frühere Kongregationalisten, Presbyterianer, Methodist, Baptisten u. s. w., aber keine Katholiken. Ihre Zahl beträgt im Ganzen ungefähr dreihundert.

Die Perfektionisten glauben an eine vollständige Vergebung der Sünden, halten die Juden für das königliche Volk nach Gottes ewigem Rathschluß, kennen keine Predigten, keine Taufe, kein heiliges Abendmahl und sind davon überzeugt, daß Treue und Innigkeit im Gebet hinreiche, um Kranke wieder gesund zu machen. Ihre eigenthümliche Einrichtung, die bis zu einem gewissen Grad an Plato's Idealrepublik erinnert, ist die Gemeinamkeit nicht nur der Güter, sondern auch der Personen, die Jesus Christus selbst gelehrt habe. Ehe existirt bei ihnen daher nicht, sondern an deren Stelle tritt freie Liebe, ein Institut, welches sie mit dem euphonistischen Ausdruck «complex marriage» bezeichnen.

Innerhalb des Gemeinwesens dürfen nämlich alle Männer und Frauen nach Belieben zusammenleben und zwar nach gegenseitiger Vereinbarung, aber nicht in Folge eines Privatabkommens oder vorhergegangener Vererbung, sondern durch die Vermittlung einer dritten Person oder mehrerer Anderen. Die ausschließliche und „abgöttische“ Zuneigung Zweier zu einander betrachten sie als sündhafte Selbstsucht und suchen sie durch alle ihnen zu Gebot stehenden Mittel zu brechen. Ferner halten sie es für rathsam, Menschen von verschiedenem Alter zu paaren. Da nun die ganze Verhältnisse unter der Kontrolle und Leitung der älteren Mitglieder steht, so wird streng darauf geachtet, daß niemals Zwei zusammenkommen, zwischen denen ein- oder beiderseitige Abneigung herrscht. Zugleich trägt man Sorge, daß nur so viele Kinder geboren werden, als jene Pflege, Erziehung und Ausbildung empfangen können, die den mittleren Klassen der Gesellschaft gebühren, und wählt die präsumtiven Eltern sorgfältig aus.

Die Kinder bleiben den Müttern überlassen, bis sie entwöhnt sind; hierauf kommen sie unter die Obhut einer «general nursery», einer allgemeinen Kinderwärderei, die von «care-takers» beiderlei Geschlechts geleitet wird.

Eine der wichtigsten und merkwürdigsten Institutionen der Perfektionisten ist der «Criticism», den sie selbst als den Eckstein ihres Kommunalebens betrachten, als das Hauptinstrument ihrer Regierung, welches einerseits die ungleichartigen Elemente auflöst und andererseits die Gemeindeglieder in steter Harmonie mit dem geltenden System und der herrschenden Ordnung hält. Die Person, die das Fegfeuer des Criticism zu erdulden hat, sitzt schweigend da, während die Anderen ihr ihre Fehler, Vergehen und Sünden mit einem erstaunlichen Freimuth und einer Unverfrorenheit vorrücken, die jeden Unbetheiligten auf's Empfindlichste verletzen müßten. Nach Schluß dieses Spektakelstücks zieht der Präsident das Resümé, wägt das Für und Wider gewissenhaft ab und gibt dem so arg Mitgenommenen die ihm gebührende moralische Censur.

„Die Maßregeln, welche unseren Kommunefamilien eine gute Regierung verbürgen“, sagt Mr. Noyes, „sind erstlich allabendliche Versammlungen, an denen sich alle Mitglieder betheiligen. Hier werden religiöse, gesellschaftliche und geschäftliche Angelegenheiten offen besprochen, hier findet sich Gelegenheit genug zur Ermahnung und zum Tadel. Die zweite Maßregel ist das System des gegenseitigen Kritizirens. Dasselbe vertritt die Stelle des Durchsehens in der gewöhnlichen Gesellschaft und gilt als eines der besten Mittel zur Vervollkommenung und zur Aufrechterhaltung guter Kameradschaft. Alle unterziehen sich freiwillig dieser Prüfung von Zeit zu Zeit. Zuweilen werden die Betreffenden von der ganzen Familie kritisiert, ein anderes Mal durch ein Komitee von Sechs, Acht, Zwölf oder mehr, die sie selbst unter Denjenigen ausgewählt haben, die am vertrautesten mit ihnen bekannt und daher am besten im Stande sind, deren Charakter zu beurtheilen. Bei diesem Kritiziren waltet die größte Aufrichtigkeit, und die Erfahrung hat gelehrt, daß es am gerathensten ist, wenn man die Angriffe und das Schlußurtheil schweigend empfängt. Es ist wenig Gefahr dafür vorhanden, daß das allgemeine Verdict ungerecht ausfällt. Für diejenigen, deren Selbstsucht und Eitelkeit stärker ist als ihre Wahrheitsliebe, ist jene Maßregel natürlich keineswegs angenehm. Sie ist ein Ordeal, welches Verstoßtheit und Egoismus aufdeckt, nimmt aber oft die Form einer Empfehlung an, enthüllt verborgene Tugenden ebenso wie geheime Fehler, und ist denen stets willkommen, die sich selbst so sehen wollen, wie sie von Anderen gesehen werden.“

Das Wohnhaus der Perfektionisten von Oneida liegt in einer fruchtbaren, gut bewässerten Ebene und ist ein großes Backsteingebäude mit einigem architektonischen Anstrich, aber ohne künstlerischen Werth; umgeben wird es von einem hübschen Rasenplatz. Auf der Hinterseite hat es einige Anbauten, namentlich einen geräumigen Flügel, der Küche und Speiseaal enthält. Das Innere des Hauses ist zweckmäßig eingerichtet, es wird durch Dampf geheizt und besitzt Bäder und andere Bequemlichkeiten. Im zweiten Stockwerk befindet sich ein großer Saal für die Abendversammlungen der Kommune, mit einer Bühne für dramatische und musikalische Unterhaltungen, denn die Perfektionisten pflegen sowohl Vokal- als Instrumentalmusik und schicken nicht selten befähigte junge Damen nach einem New-Yorker Konservatorium. Im Erdgeschloß sind ein Parlor für den Empfang von Gästen, ein Lesezimmer und eine Bibliothek von etwa viertausend Bänden. Ueber dem Speiseaal ist die Druckerei, die den «Circular», die Zeitung der Sekte, druckt. Alle Räume sind einfach möblirt, jedoch ohne die gesuchte Schlichtheit der Schafers.

Auf der entgegengesetzten Seite der Straße liegen Bureau, das Schulhaus, ein Hörsaal mit einem chemischen Laboratorium, ein Zimmer für den Photographen der Kommune, eine große Zimmerwerkstatt, Speicher, Ställe, eine Seidenfärberei, eine kleine Fabrik, in der Kinder Kästchen für die dort gesponnenen Seidengarne anfertigen, und eine vorzüglich eingerichtete Waisenkast.

Die Männer kleiden sich modisch, je nach ihrem Geschmack, aber einfach, die Frauen tragen ein Kostüm, das aus einem Leibchen, weiten Hosen und einem kurzen Rock besteht, der bis an das Knie reicht, das Haar ist dicht unter den Ohren abgeschnitten.

Was die Industrie der Kommune anbetrifft, so produziren und verkaufen sie eingemachte Früchte, Nähseide und Maschinen-seidengarn und einige Eisenwaaren. Ihr Verwaltungssystem ist vortrefflich organisiert und die Buchführung, die sowohl von Männern wie von Frauen besorgt wird, ist so praktisch eingerichtet, daß jedes Mitglied Gewinn oder Verlust sämmtlicher

Gewerbe und die Kosten des Lebensunterhalts der Gemeinde ohne Schwierigkeit einsehen kann.

Die französische Kommune der Marier liegt bei Corning in Iowa und besteht aus elf Familien von zusammen etwa siebenzig Mitgliedern, die, außer zwei Deutschen und je einem Amerikaner, einem Schweizer, einem Schweden und einem Spanier, sämmtlich Franzosen sind.

Etienne Cabot, der diese Kommune gründete, wurde 1788 zu Dijon in Frankreich geboren und studirte die Rechte, um Advokat zu werden, wandte sich jedoch in der Folge der Politik und der Schriftstellerei zu. Er war einer der Führer der Carbonari, gehörte der gelehrten Versammlung an, schrieb eine Geschichte der Julirevolution, gab eine Zeitung heraus, ward wegen eines darin veröffentlichten Artikels zu zweijähriger Kerkerhaft verurtheilt, entzog sich jedoch der Strafe durch die Flucht nach London, kehrte 1839 nach Paris zurück, wo er eine Geschichte der französischen Revolution in vier Bänden publicirte, und verfaßte dann ein Buch, welches damals nicht verfehlt, ein gewisses Aufsehen zu erregen: „Die Reise nach Marier“. Er schilderte darin das kommunistische Utopien seiner Träume und schickte sich auch sogleich an, seine Idee zu verwirklichen, indem er eine Verfassung entwarf, Geld und Anhänger sammelte und Texas als Feld seiner Thätigkeit erkor, wohin er zu Anfang 1848 abging.

Neunundsechzig Personen bildeten die Avantgarde, doch hatten sie sehr schlimm vom gelben Fieber zu leiden, und als Cabot das Jahr darauf in New-Orleans mit einer zweiten Schaar landete, war die erste Kolonie bereits aufgelöst. Er hörte nun, daß die Mormonen aus ihrer Heimat in Nauvoo im Staat Illinois vertrieben worden seien, und siedelte im Mai 1850 mit den Seinigen dorthin über. Die Marier arbeiteten fleißig und mit vielem Erfolg, sie trieben Handel und Gewerbe von mancherlei Art und Cabot richtete eine Druckerei ein, in welcher er mehrere Flugschriften und Bücher in französischer und deutscher Sprache druckte, um die Aufmerksamkeit auf seine Kommune zu lenken. Seine starre Diktatur brachte indessen eine Spaltung in seiner Gemeinde hervor und er zog mit seinen Getreuen nach St. Louis, wo er 1856 starb. Die Uebrigen räumten später Nauvoo und begaben sich nach ihrem gegenwärtigen Sitz in Iowa, wo sie lange mit Mangel und Schulden zu kämpfen hatten.

Außer Ackerbau und Viehzucht blühen bei ihnen noch einige Gewerbe, namentlich werfen eine Schneide- und eine Mahlmühle nicht unerheblichen Profit ab, so daß sie im Stande gewesen sind, ihre Gläubiger vollkommen zu befriedigen. Die früheren Blockhütten sind durch Holzhäuser verdrängt worden, unter denen das stattlichste ein zweistöckiger Bau ist, der Küche, Keller, gemeinsamen Speiseaal und Bibliothek enthält, sonst hat jede Familie ihr Wohnhaus für sich.

Ihre Verfassung ist von Cabot mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet, sie betont nachdrücklich die Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen und weist die Nothwendigkeit der Gütergemeinschaft nach, schafft Sklaverei und Dienerschaft ab, ordnet die Ehe bei Strafe des Zuwiderhandelns an, sorgt für Schulbildung und bestimmt, daß die Majorität herrsche. Jeden Samstag Abend versammeln sich die Erwachsenen, Männer und Frauen, um über Geschäftsangelegenheiten zu berathen. Religiöse Observanzen sind ihnen fremd, der Sonntag ist der Tag der Ruhe, dann gehen die jungen Leute auf die Jagd und des Abends vergnügt man sich mit dramatischen und musikalischen Aufführungen. Im Uebrigen kann Jeder thun und lassen, was er will. Im Vergleich zu den anderen kommunistischen Gemeinden ist Marier arm und verräth noch wenig Gebehen.

Welches ist also Amerikas Antwort auf diese Richtung der sozialen Entwicklung, welches ist die Antwort einer Republik, die jeglichem Gemeinwesen, es mag noch so wunderbar sein, wenn es sich nur innerhalb der Gesetze hält, freie Entfaltung gestattet? Keinesfalls ist sie eine günstige. Die Mitglieder unserer Kommunen sind Menschen ohne Bildung und von äußerst beschränktem Horizont, sie kennen und erfahren weiter nichts, als was in ihrem eigenen so unglücklich engen Kreise vorgeht, ästhetische und geistige Genüsse sind ihnen meist gänzlich fremd, ihr Dasein ist — sie mögen es nun empfinden oder nicht — öde, traurig, armelig, mehr oder weniger, zum Theil sogar ganz naturwidrig. Sie stehen alle auf dem Aussterbeetat, ihr Tod ist nur eine Frage der Zeit.

Während der Ebbe.

(Siehe das Bild S. 1005.)



Überall ist das Meer schön und erhaben, besonders aber an den felsigen Gestaden Frankreichs und Englands. Da branden jahraus jahrein die Wogen gegen die hohen, steilen Kreidewände, die auf die Länge der Zeit diesem Anprall nicht zu widerstehen vermögen. Das Wasser zertrümmert das weiche Gestein, zermalmt und löst es drunten in der salzigen Flut und führt es fort. Aber mit den Feuersteinknollen, welche zahlreich in der Kreide eingesprengt liegen, hat es nicht so leichtes Spiel; immerhin aber werden auch sie von den ewig bewegten Wogen geglättet und geschliffen und zu rollenden Kugeln gerundet. Weit hinaus ist der Strand mit solchen Kieseln überfüllt, nur vereinzelt ragt noch ein troziger, durchhöhlter Felsblock empor. Bei hoher Flut überströmt das Meer diesen felsigen Strand, dann donnern die Wogen gegen die senkrechten Felswände und zerstäuben in dampfendem Gisch. Bei ruhiger See während der Ebbe aber zieht sich das Meer zurück und läßt den breiten, flachen Saum frei, wie unser helles, freundliches Bild es zeigt. Reife rauschend gleiten alsdann die Wellen über die blanken Kiesel, die bei jeder Berührung in hellem, metallischem Tone erklingen.

In der Nähe der Badeorte spielt sich während der Saison auf diesem Strande ein buntes, fröhliches Leben ab. Tausende von Menschen juchen und finden hier Erholung und Zerstreuung. Steifer Zwang und langweilige Etikette sind abgestreift, Jeder treibt es, wie es ihm behagt. Herren und Damen ziehen

ungenirt Schuhe und Strümpfe aus und waten bis an die Kniee durch die lauen, plätschernden Fluten, die schmeichelnd die Füße umspielen. So schreitet man zwischen glatten, feuchten Algen hindurch und ist nicht ängstlich, sondern lacht, wenn ein kleiner Taschentuch um die Füße trabbelt oder eine bläuliche Qualle sie mit ihrem gallerten Körper berührt. Knaben und Mädchen stehen in langen Reihen mit aufgeschürzten Kleidern, aus der Ferne wie eine Schaar dünnbeiniger Sumpfvögel anzusehen, und fischen nach bunten Seegewächsen und allerlei Meeresgethier. Diese Mannigfaltigkeit des Strandlebens macht auch jeder Andern zum sinnigen Naturforscher, und selbst der ärgste Stubenhocker verkennt hier seine Pedanterie. Weiter hinaus im Meere tummeln sich die Badenden in bunten Kostümen und das frohe Jauchzen der Mädchen schallt heller herüber als selbst der schrille Ruf der Möven, die unablässig in leichtem Fluge umhersejeln. Am Ufer aber auf den reinlichen Kieseln lagert, besonders ungefürt vom Gott Neptun während der Ebbezeit, Alt und Jung und schaut dem fröhlichen Treiben zu und späht nach den hellen Segeln ferner Schiffe, und unter dem Rauschen der Wellen und dem Klängen der Kiesel wird ungehört für die Umgebung manch' liebes Wort zwischen zwei glücklichen Vertrauten gewechselt.

Karl Rollbach.

Das St. Rochusfest bei Bingen.

(Siehe das Bild S. 1009.)



Zu des Rheins gestreckten Hügeln, hochgelegenen Gebieten, Auen, die den Fluß bespielen, Weingeshmühten Landesweiten Mäget, mit Gedankenflügeln, In den treuen Freund begleiten.

Mit diesem Stimmungsbild leitete Goethe seine unvergleichlich schöne Schilderung des St. Rochusfestes bei Bingen ein, welches er von Wiesbaden aus am 16. August 1814 mit einigen „vertrauten, geselligen Freunden“ besuchte. Ueber die kleine Kapelle, die wie ein leuchtendes Wahrzeichen Gottes von rebenbefrangtem Hügel herab die gesegneten Rheinlande bei Bingen beherrscht, war im Jahre 1795 die Kriegsfurie verheerend und entweichend dahingebraust. Von den Franzosen zerstört, lag die Kirche lange Zeit hindurch ihrer Würde beraubt, „durch Bivouaks angegriffen und verunreinigt, ja durch Pferdeabfälle geschändet“. Erst an jenem denkwürdigen 16. August 1814, an welchem Goethe die geweihte Stätte betrat, konnte seit vierundzwanzig Jahren zum ersten Male wieder das Rochusfest gefeiert werden, nachdem die Kapelle restaurirt und ihrer Bestimmung als Wallfahrtsort zurückgegeben worden war. Siebenzig Jahre sind seit jenem Zeitpunkt verflossen und noch heute ist das meisterhafte Gemälde, welches Goethe von dem Wallfahrtsfeste entwirft, in seinen Farben und Linien der Hauptsache nach der Wirklichkeit entsprechend, ein Beweis, wie sehr es der Dichter verstanden hat, aus dem vergänglichsten Zeitbilde das Dauernde und allgemein Menschliche auszulösen und festzuhalten.

Diese Bemerkung drängte sich uns unwillkürlich auf, als wir Gelegenheit hatten, auf Goethe's Spuren wandelnd, das Rochusfest von heute kennen zu lernen. Am Morgen eines prächtigen Augustsonntages fuhren wir rheinabwärts von Mainz nach Bingen. Von allen Seiten, auf allen Verkehrsstraßen strömte es dem Wallfahrtsort entgegen; Tausende trugen die Eisenbahnen dahin, auf dem Rhein wimmelte es von Dampfschiffen und bewimpelten Booten, die schwarz von Menschen waren; überall fröhliches Drängen und Treiben, und Alles dem einen Ziel entgegen, das, von der Morgenröthe bestrahlt, als hellleuchtender Punkt sich von den grünen Nebenbügeln abhob und den Wallfahrern schon aus weiter Ferne sein Willkommen zuwinkte. Es war ein heißer Tag geworden; im Schweiß unseres Angesichts erklimmen wir den Fußweg, der, sanft aufsteigend, durch reiche Weingelände zur Kapelle emporführt. In einer halben Stunde war der Festplatz erreicht und man erholte sich bei einem Glase Rheinwein und gutem Imbiß unter den schattigen Zelten, die auf grünem Rasen für die Wallfahrer allenthalben errichtet waren. Bald aber rufen die Glocken uns von solch' profanem Thun ab und erinnern uns an die heilige Feier des Tages und die fromme Bedeutung der Zusammenkunft. „Eine große Bewegung verkündet, nun komme die Hauptprozession von Bingen herauf. Man eilt den Hügelrücken hin, ihr entgegen. Und nun erstaunt man auf einmal über den schönen, herrlich veränderten Landschaftsbild in eine ganz neue Welt. Die Stadt, an sich wohl gebaut und erhalten, Gärten und Baumgruppen um sie her, am Ende eines wichtigen Thales, wo die Nahe heraustritt. Und nun der Rhein, der Mäuselthurm, der Ehrenfels, im Hintergrunde die ersten und grauen Felswände, in die sich der mächtige Fluß eindrängt und verbirgt. Die Prozession kommt bergauf, gereiht und geordnet wie die Uebrigen. Vorweg die kleinsten Knaben, Jünglinge und Männer hinterdrein. Getragen der heilige Rochus in schwarzammetnem Pilgerkleide, dazu von gleichem Stoff einen langen, goldverbrämten Königsmantel, unter welchem ein kleiner Hund, der Brod zwischen den Zähnen hält, hervorragt. Folgen sogleich mittlere Knaben in kurzen schwarzen Pilgerfutten, Mädeln auf Hut und Kragen, Stäbe in den Händen. Dann treten ernste Männer heran, weder für Bauern noch Bürger zu halten. An ihren ausgearbeiteten Gesichtern glaube ich Schiffer zu erkennen, Menschen, die ein gefährliches, bedenkliches Handwerk, wo jeder Augenblick sinnig beachtet werden muß, ihr ganzes Leben über sorgfältig betreiben. Ein rothseidener Baldachin wankt herauf; unter ihm verehrt man das Hochwürdigste, vom Bischof getragen ...“

Nicht besser als mit diesen Worten Goethe's läßt sich der erhebende Eindruck wiedergeben, den die Prozession inmitten des herrlichen Landschaftsbildes bei uns Zuschauern hervorrief. Auf allen Gesichtern stand wahre Glaubensinnigkeit geschrieben, alle Kniee beugten sich, Glockentöne mischten sich mit den feierlichen Klängen des Ledeums, Hunderte umdrängten den heiligen Rochus, legten ihre Taschentücher in die Wunden, welche den Leib des Heiligen zierten, und betupften damit ihre Gesichter. Dann lauschte man den Worten des Predigers, welcher seinen Platz außerhalb der Kapelle auf einer feineren Rangel eingenommen hatte und das Vorbild des heiligen Rochus, welcher bekanntlich

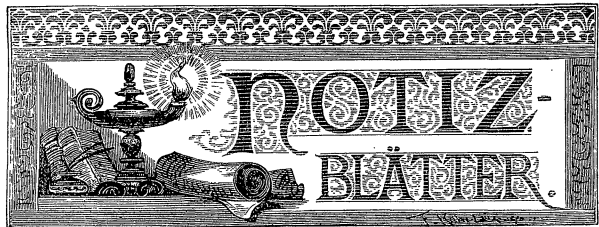
als Heiliger im Kerker zu Florenz starb und zur Ehre Gottes viel Leid und Schmerzen standhaft ertragen, den Wallfahrern zur Nachahmung empfahl. In die Kapelle selbst zu kommen, war fast unmöglich, denn Jedes strebte darnach, die Gebeine des Heiligen, welche in der Kapelle in einem reich verzierten Glaschrein aufgestellt waren, zu sehen und durch die Verührung mit dem leysten die kleine Statuette des Rochus zu weihen, die massenhaft an die Wallfahrer verkauft wurde. Trotz der großen Menschenmenge und den verschiedenen leiblichen Genüssen, welche in reichstem Maße geboten waren und denen sich die Wallfahrer nach vollbrachter Andacht in echt rheinischer, naiver Lebensfreude hingaben, behielt doch das ganze Fest einen ernsten und wehevollen Charakter, trübte kein Rißton die feierliche Stimmung.

Am Nachmittag kehrten wir mit den meisten anderen Wallfahrern nach Bingen zurück, ließen uns nach Rüdesheim übersehn und besuchten das stolze Siegesdenkmal, das wir vom Hochsberge aus in leuchtender Schönheit als Glanzpunkt des herrlichen Rheinpanoramas erblickt hatten, das wir von dort aus genossen. Und auch hier war es, als befänden wir uns an einem Wallfahrtsort, und wir legten auf's Neue das Gelübde ab, mitarbeiten und festhalten zu wollen an den idealen Gütern des Vaterlandes, für welche die Germania auf dem Niederwalde uns ein leuchtendes Symbol ist. Es war spät geworden; der Vollmond war über den Nebenhügel emporgestiegen und baute seine silberne Brücke über den Rhein. In seinem weissen Lichte schimmerte die Hochkapelle zu uns herüber; still und wohl geborgen, von Nebeln umgrünt, lag das kleine Gotteshaus da, ein Bild des Friedens und der Andacht. Wir wissen, daß es nicht immer so war. Statt der feierlichen Klänge des Tedeums und dem Worte Gottes erkante dort drüben einst der Donner der feindlichen Batterien und selbst die gottgeweihte Stätte wurde nicht verschont von der grimmigen Wuth des feindlichen Nachbarn. Möge Germania treue Wacht halten, daß diese Zeiten nimmer wiederkehren!

Aus dem Skizzenbuche des japanischen Malers.

(Siehe das Bild S. 1013.)

Ein japanischer Maler, geboren von deutschen Eltern in Berlin, stellt uns hier außerordentlich japanische Bilder aus dem Berliner Leben zur Verfügung, die wir ihres echt nationalen Gepräges wegen unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Bei dem Zuge der deutschen Nation jetzt in die Ferne, über die Ozeane, werden diese Bilder besonders interessieren. Was die japanischen Unterdriften dieser Skizzen betrifft, sind wir der Ansicht, daß, nachdem unsere Leser an dem Monogramm des Malers das Jbion dieses interessanten Volkes gelernt haben, es ihnen nicht schwer fallen dürfte, ihre Sprachkenntnisse mit Erfolg bei dem übrigen Japanisch der Seite zur Anwendung zu bringen.



Literatur.

Wenn ein in unseren Tagen entstandenes episches Gedicht fünfundsiebenzig Auflagen erlebt, so muß es eine Kraft besitzen, die es emporhebt aus der Flut der Massenproduktion, in welcher so manches Tüchtige verloren geht. F. W. Webers Epos: „Dreizehnhundert“ genießt die Auszeichnung, in fünfundsiebenzig Auflagen, elegant geschmückter Jubelauflage (Haderborn, Schöningh) dem Publikum jetzt dargeboten zu werden. Der Schauplatz dieser Dichtung ist der Metegau und die alte Benediktinerabtei Corvey, der Stoff verwebt Sagen und Märchen zu einem altdeutschen Phantasiegebäude, dem ein ganz ungewöhnlich großer, beständiger Sprachzauber zu allererst seine Wirkung verleiht. Die Verse dieser Dichtung sind Musik, und aus der vielverschlungenen Fabel blüht eine liebliche Phantasie uns entgegen und ergreift ein tiefes Gemüthsleben, dem ein gläubiger und fischerfreundlicher Sinn noch einen besondern Schimmer beigibt, unser Herz. Der Erfolg dieser erzählenden Dichtung liegt einerseits in der ethischen Tendenz, die das Emporringen des Christenglaubens aus dem altdeutschen Heidenthum schildert, dann aber auch in der wahrhaft poetischen, feelebenden Weise, wie die Wogen und Wallen der Gegensätze dargestellt wird, und schließlich, wie schon erwähnt, nicht zum wenigsten in der ganz wunderbaren Annuth und Leichtigkeit der Sprache, die dem Dichter von „Dreizehnhundert“ vor Allem eigen.

Sehr farbenreich und stürmisch bewegt schildert Fritz Kemmermayer in seinem Roman „Der Alchymist“ (Leipzig, H. Engel) das Leben in Köln zur Zeit des spätern Mittelalters. Ein früher und kühner Zug geht durch die Erzählung, die Fabel ist reich an spannenden und aufregenden Szenen, es kommt in diesem Roman alles Mögliche vor, was man in jener wilden Zeit sich nur denken kann und zu lesen gewöhnt ist, und darin liegt das Gebrechen der sonst flott und feurig vorgetragenen Geschichte. Der Autor, welcher die Schicksale zweier Liebenden uns vorführt, der Tochter des Alchymisten, Katharina, und Gangolf's, des schönen Goldschmiedsgehilfen, verwebt zu viel in den Gang der Erzählung und zwar lauter Dinge, die in jedem derartigen Romane vorkommen; diese Häufung hergebrachter Szenen steht in seltsamem Kontrast zu der scharfsinnigen und feinen Schilderung der Charaktere und zu dem glänzenden Schimmer und befruchtenden Fluß der Darstellung. Der Autor kennt die Zeit, in welcher sein Roman spielt, vortrefflich, das Kulturhistorische ist gut mit dem Fiktionalen verschlungen, aber so viel Aufwand von poetischer Glut, Studium und psychologischen Tiefblick, um so trivial gewordene Ereignisse zu berichten! Der Autor sollte seinem schönen Talent Flügel anlegen und Neues zu gestalten suchen, darin wird er sicher Erfolg haben auch bei Lesern von Geschmack und höherer Bildung.

Wenn wir an dieser Stelle von einem Lehrbuch der Geographie Notiz nehmen, so muß Anhalt wie Darstellung für ein größeres Publikum Interesse haben; wir leben jetzt überhaupt in einer Zeit, in welcher geographische Interessen alle Schichten der Bevölkerung erfasst haben und ein Streben nach Belehrung auf diesem Gebiete sich kundgibt. So sei denn auf ein großangelegtes und vortrefflich durchgeführtes Werk, das dieser Strömung entgegenkommt, hingewiesen. Es ist H. Guthe's

„Lehrbuch der Geographie“, neu bearbeitet von Hermann Wagner (Hannover, Hahn). Von der Reichhaltigkeit dieses Buches mag sein Umfang einen Begriff geben, der in den zwei starken Bänden mehr als 1300 große Textseiten meist gedrängt gedruckten Textes bringt. Die Vorzüge dieses Werkes bestehen aber in einer nahezu erschöpfenden Ausführlichkeit, die durch Gewissenhaftigkeit in der Ansammlung des überreichen Materials und in der klaren, instruktiven Bearbeitung desselben den Gelehrten ebenso befriedigen wird als das Belehrung suchende Publikum. Nicht nur die äußerliche Gestaltung der Erde hat der Autor in den Kreis seiner Darstellungen hineingezogen, er betrachtet die Geographie als die Wissenschaft des Ganzen unseres Erdballes und demnach werden wir bekannt gemacht mit der geologischen Entwicklung unseres Erdballes, seinem Verhältnis zur Sternwelt, wir werden unterrichtet über das Thier- und Pflanzenleben vom geographischen Standpunkt aus und über die Verteilung und das Leben der Völker in Verbindung mit dem des Erdballes. Ein gutes Register erhöht den Werth dieses gediegenen Werkes, das wir unseren Lesern als Mentor in geographischen Dingen und als Nachschlagewerk hiemit warm empfehlen wollen.

Unter den vielen seltsamen Zeitungsorganen, deren sich Paris erfreut, verdient das Fachblatt für Bettler, „Journal des Mendicants“, besondere Erwähnung. Dieses im Hinblick auf seinen Zweck vortrefflich redigirte Blatt erscheint wöchentlich einmal. Es beschäftigt sich weder mit Politik noch mit schöner Literatur, sondern widmet seine ganze Aufmerksamkeit ausschließlich den praktischen Interessen seiner Leser. Sein Inhalt besteht aus Anfindungen nach Art der folgenden: „Morgen Mittag findet in der Madeleine das Leichenbegängniß eines sehr reichen Mannes statt.“ — „Um ein Uhr vornehme Trauung in der Trinitätskirche.“ — „Ein Blinder, der etwas Flöte spielt, wird gesucht.“ — „Man wünscht in einem Seebad einen Krüppel zu engagiren. Gute Referenzen und eine kleine Kaution erforderlich.“ Diese letztere Anzeige ist durchaus kein Scherz. In den Seebädern wird die Ausbeutung der Gäste mit echt französischem Raffinement bis zum Äußersten getrieben. Man bezaubt sie mit Hülsen theurer Hotelpreise, hoher Trinkgelder und kleiner Spielhöllen in den Kasinos. Aber das ist noch nicht genug. Die Hotelwirthin oder Badeanstaltsbesitzer nehmen ganz richtig an, daß die Badegäste geneigt sein würden, Almosen zu geben, wenn sich ihnen dazu Gelegenheit böte, und da sie selbst doch nicht gut das Betteln befragen können, so engagiren sie Berufs Bettler, denen sie auf ihren Grundstücken das Bettelmonopol einräumen und die ihnen dafür die Hälfte der täglichen Almosenerte zu geben haben. Auf ein solches Geschäft bezieht sich die obige Annonce der Bettlerzeitung.

Bildende Künste.

Albert Wolf's große Marmorgruppe: „Dionysos und Gros“, welche auf Bestellung der Nationalgalerie in Berlin ausgeführt wurde, ist kürzlich in den Räumen derselben zur Aufstellung gelangt. Dionysos schreitet in träumerischem Rausch, halb von dem wild aufspringenden Panther gezogen, nach vorn, wo ihm der von dem Panther zu Boden geworfene Gros halb abzuwehren, halb bittend die Hand entgegenstreckt. Die Art, wie dieser Großknabe dem Zuge des Dionysos Einhalt zu thun sucht, ist etwas ungemein Liebreizendes. Der vollständig entblößte Dionysos ist eine meisterhafte Darstellung eines verweichlichten Jünglingskörpers, zu dem der träumende Ausdruck des sinnlichen Gesichtes trefflich paßt.

Der Historienmaler D. Simonson hat in Dresden eine Akademie für Zeichnen und Malen eröffnet, an welcher außer dem Begründer der Bildhauer Professor F. Rentch, der Bildhauer G. Hammer und der Landschaftsmaler A. Thomas unterrichtend theilhaftig sind. Diese Beförderung der einzelnen Künste hat alsbald augenscheinliche Anziehungskraft ausgeübt. Bereits zählen unter die Besucher gedachter Kunstankunft Angehörige fürstlicher Häuser, so beispielsweise die beiden Prinzessinnen Marianne und Leopoldine von Lothwisch, sowie der Prinz Ernst von Schönburg-Waldenburg.

Goethe's Nachlaß an Kunstgegenständen scheint, wie aus Weimar geschrieben wird, ungleich bedeutender zu sein, als man im Allgemeinen wohl angenommen hat. Einer kurzen Uebersicht ist zu entnehmen, daß namentlich die reichhaltige Sammlung von Medaillen hervortragt und unter ihren Hunderten von Nummern nicht bloß viele treffliche Exemplare bekannter Arbeiten der großen italienischen und deutschen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts, sondern auch eine Reihe bisher unbekannter Stücke enthält. Dasselbe gilt von der Kollektion der italienischen sogenannten Plaketten, die zwar minder reichhaltig ist, aber ebenfalls einige sehr seltene oder einzige Stücke darbietet. Eine Reihe von etwa 100 Majolikastücken besteht jedoch ausschließlich aus guten, trefflich erhaltenen Arbeiten des 16. Jahrhunderts, die zum Theil aus der Fabrik von Urbino stammen, und aus derselben eine Anzahl großer Prachtstücke des Fra Kanto und anderer Hauptmeister vereinigen. Unter den alten Handzeichnungen endlich überwiegen zwar die italienischen Akademiker, doch finden sich daneben einige vorzügliche Blätter von Rembrandt und anderen Niederländern guter Zeit, von Watteau und Boucher, von Schweizer Glasmalern des 16. Jahrhunderts, sowie von Altdorfer und Peter Vischer, von dem eine sehr interessante Verherrlichung Luther's aus dem Jahr 1524 herrührt.

Professor Wehr in Wien arbeitet, wie von dort geschrieben wird, mit größtem Eifer an der Herstellung der sechs großen Reliefs, welche die Halbtrennmauer des Grillparzermonuments im Wiener Volksgarten schmücken werden. Diese Reliefs, die gedrehten Staturen erregen dürfen, stellen Szenen aus den Werken Grillparzer's dar und zwar aus der „Witwe“, aus „Des Meeres und der Liebe Wellen“, „Sappho“, aus „Dionysos Glück und Ende“ und der „Jüdin aus Toledo“. Professor Wehr ist noch mit einer zweiten wichtigen Arbeit betraut, nämlich mit der Herstellung von 44 Bildwerken, welche für die innere Ausschmückung des neuen naturhistorischen Hofmuseums bestimmt sind.

Die erste Serie der internationalen Gemäldeausstellung im Künstlerhaus zu Budapest, welche namentlich von österreichischen und deutschen Künstlern reich besetzt war, wurde am 25. Juli geschlossen. Die zweite Serie, in welcher die französischen und belgischen Maler besonders gut vertreten sein werden, wird am 10. August eröffnet.

Emil Adam feiert gegenwärtig in England Triumphe. Von Lord Galtorp dahin berufen, hat er u. A. auch dessen früher hochberühmtes Kenn-, jetzt Waterpferd „Petrarch“ gemalt, dessen Bild der Lord kürzlich aus Anlaß eines Jodelklubmeetings im Jodelklubraum zu Newmarket ausstellte. In Folge des außerordentlichen Beifalles, den dasselbe and, ertheilte Lord Galtorp dem Künstler den Auftrag, das Porträt seines „Melton“, des heurigen Derbyflegers, auszuführen, obwohl derselbe schon von zwei englischen Künstlern gemalt worden. Emil Adam's Art zu malen, in's Detail zu gehen, aufzufassen hat in England Bewunderung erregt als etwas kaum Gefanntes und man stellt ihm einzig Landseer und Hering sen. zur Seite.

Ueber die Kunst im höchsten Norden, auf Island, bringen so selten Nachrichten zu uns, daß die nachfolgende Mittheilung der „N. Fr. Pr.“ sicher Anspruch auf allgemeines Interesse erheben kann. Die Isländer, deren Aufklärung, Bildung und wissenschaftliche Bestrebungen bekannt sind, beginnen in jüngerer Zeit auch dem Kunstsinne eine sorgfältige Pflege angedeihen zu lassen. So sind sie eben daran, zu Reykjavik und zwar in dem hübschen, neu erbauten Abgeordnetenhaus, das bereits die Landesbibliothek und ein Antikenmuseum beherbergt, eine Bildergalerie zu schaffen. Der Anfang ist auch schon gemacht und das Zustandekommen der erwähnten Galerie gesichert, indem bereits fünfzehn Bilder für dieselbe in Reykjavik angelangt und weitere fünfundsiebzig abgesetzt sind. König Christian von Dänemark spendete zwei Bilder im Werthe von 2000 Kronen, und zwar einen „Jäger in Tyrrol“ von Professor Schleisner und eine prächtige isländische Landschaft von Professor F. Th. Røf, dem Autor des schönen Kupferwerkes „Ansichten von Island“; der dänische Kronprinz steuerte ebenfalls zwei Bilder bei (von schwedischen

Malern). Die übrigen Gemälde, zum Theil sehr hübsche isländische Landschaften, sind fast sämtlich Geschenke der Künstler selbst, und zwar nordischer und französischer. Zweifelsohne werden sich im „Reykjaviker Salon“ auch bald deutsche und österreichische Künstler vertreten finden. Bei dieser Gelegenheit sei noch bemerkt, daß Island durch seine seltenen und imposanten Naturschönheiten, sowie durch seine unglaublich großartigen und frapierenden Landschaften für den Maler und Zeichner ein ebenso ergiebiges wie dankbares Terrain ist, das aber bis jetzt fast gänzlich ignoriert wurde.

Musik.

Bei den dießjährigen Preisbewerben des Wiener Konservatoriums ereignete sich der noch nie dagewesene Fall, daß die Preisrichter einstimmig einem zehnjährigen Knaben den ersten Preis im Violinsfach zuerkannten. Es ist dieß der am 2. Februar 1875 geborene Friedrich Kreisler, Sohn eines Wiener Arztes, schon in den ersten Lebensjahren verrieth er ungewöhnliche musikalische Anlagen, mit sieben Jahren wurde er in die erste Auszubildungsklasse des Konservatoriums (Schule Hellmesberger) aufgenommen und nach dreijähriger Studienzeit verließ er dasselbe mit dem Zeugniß künstlerischer Reife und ausgezeichnet mit der goldenen Medaille.

Die italienischen Komponisten fangen jetzt an, neben der Oper, für die sie sonst fast ausschließlich thätig waren, auch für den Konzertsaal die Form der großen dramatischen Kantate zu berücksichtigen, wie sie bei uns durch Rob. Schumann, Max Bruch, Georg Vierling, Ferd. Hiller, Joseph Rheinberger, Alb. Thierfelder, Niels W. Gade u. A. vertreten ist. So hat der Komponist Micali eine „Leggenda di Pisa“ geschrieben, welche vor einiger Zeit in Neapel mit Erfolg zur Aufführung gelangte, gegenwärtig aber auch in Pisa selbst aufgeführt wird und hier mit großen Mitteln, einem Chor von 350 Sängern und dem entsprechenden Orchester, aufgeführt werden soll.

Das 1. Konservatorium der Musik in Gent feierte in diesen Tagen das Fest seines fünfzigjährigen Bestehens durch eine Reihe von Konzerten. Außer der „Verdammung des Faust“ von Hector Berlioz wurde eine neue große Kantate: „Lievin Bauwers“ von F. Miry durch eine Schaar von 1200 Mitwirkenden aufgeführt, das mehrstündige Fest aber mit einem Jubiläumskonzert geschlossen, dessen Programm aus Werken von Komponisten bestand, die der Anstalt angehört haben, wie Erden, Miry, Samuel, Gwaert u. A.

Die Zeitung des am 26. August beginnenden dreitägigen Birminghamer Musikfestes, auf dem Gounod's neues Oratorium „Mors et Vita“ (Tod und Leben) zur Aufführung kommen wird, hat Hanns Richter übernommen. Also ein französisches Werk, dirigirt von einem deutschen Kapellmeister in einer englischen Stadt. Und nun behauptet man noch, daß die moderne Kunst nicht international sei!

Der zweite Tag des Musikfestes in Gheffer brachte ein neues Oratorium von Dr. Bridge, dem Domorganisten in Gheffer, betitelt „Daniel“. Das Werk erzielte einen durchschlagenden Erfolg. Außer dem Oratorium umfaßte das Programm des Tages Rossini's „Sebat Mater“ und Berlioz' „Faust“.

Bühne.

Kaspar Hauser, der Findling von Nürnberg, ist der sensationelle Titel eines Dramas von F. Weber, das kürzlich im Nürnberger Saisontheater das Licht der Lampen erblickte und durch zahlreiche Coulißeneffekte und lokale Anspielungen das Publikum in Spannung versetzte. So spielen zwei Akte des Dramas in Nürnberg selbst und der Theaterzettler führt alle bekannt, mit der Kaspar Hauseraffäre in Nürnberg verwaunden Namen auf. Der Verfasser läßt schließlich die Leiche des ermordeten Hauser von dem Friedhofe zu Ansbach stehen, eine Version, die seinerzeit amtlich vom Magistrat dieser Stadt widerlegt wurde.

Eine neue Operette von Raudo: „Des Königs Kadetten“, wird im Herbst in Berlin zur ersten Aufführung gelangen.

Von dem Komponisten Richard Heuberger, welcher sich durch eine Anzahl wirkungsvoller Lieder und guter Orchesterwerke bekannt gemacht hat, steht eine Oper: „Viola“, zu erwarten, zu welcher den Stoff Shakespeare's „Was ihr wollt“ geliefert hat. Der Gedanke, dieses Werk des großen Briten in eine Oper umzuwandeln, ist nicht neu, auch die Berliner Hofoper hat diese Wandlung schon gesehen und zwar in dem „Cefario“ ihres ehemaligen Kapellmeisters, jetzigen Oberkapellmeisters, Wilh. Taubert.

Da wäre denn endlich die Kolonialpolitik auf der Bühne. „Deutsch-Kamerun“ von A. Gordon, so nennt sich ein Opus — ein Gemisch von Pöffe, Ausstattungsspiel, Reisedrama und Gruselgeschaukel — das dieser Tage am Gärtnerplatztheater in München in Szene ging. Das Stück vermochte trotz seiner Aktualität und trotz eines Nashorns, das über die Szene geführt wird, nur in Folge der guten Darstellung sich zu behaupten.

Es ist nun entschieden, daß Salvayre's Oper „Gmont“, zu der Willaund und Wolff den Text frei nach Goethe gearbeitet haben, an der Komischen Oper und zwar schon im nächsten Winter zur Aufführung gelangen wird. Fr. Jaac, die schon an der Oper für die Rolle Klärchen's aufgetreten war, behält bei ihrem Uebertritt zur Komischen Oper dieselbe natürlich bei.

Willöder's Operette „Der Dieb“, worin ursprünglich die musikalische Glanznummer: „Ach, ich hab' sie ja nur auf die Schulter gestützt“, die dem „Bettelschubenten“ zu so langem theatralem Leben verholfen hat, enthalten war, soll in's Russische übersetzt werden. Langhammer und Walden vom kaiserlich deutschen Theater in St. Petersburg, die sich zur Zeit in Berlin befinden, haben den „Dieb“ in einem dortigen Volkstheater geführt und werden das Willöder'sche Werk für Rußland sprachlich annehmen.

Eine Pattifeier bildete den Beschluß der italienischen Opernsaison im Coventgardentheater in London. Fünfundsiebenzig Jahre hat die Primadonna auf den Brettern dieses Theaters gesungen. Nachdem Adelina Patti sich als Leonore im „Troubadour“ verabschiedet und noch einmal vor die Kampe trat, um, wie dieß üblich, die Nationalhymne zu singen, überreichte ihr der Direktor im Namen ihrer zahlreichen Freunde ein prachtvolles Diamantenarmband und knüpfte daran einen Ueberblick über ihr erfolgreiches Wirken auf der Bühne von Coventgarden und anderen europäischen und amerikanischen Bühnen.

Kultur und Wissenschaft.

Der berühmte Beobachter des Bewußt, Professor Palmieri, hat kürzlich in einer Denkschrift das Ergebnis der Beobachtungen zusammengefaßt, welche er mit Hilfe eines von ihm konstruirten Elektrometers über die Elektricität in der Luft gemacht hat. Er stellt Folgendes fest: 1) Bei heiterem Himmel ist die Luftpotelektricität stets positiv, sofern innerhalb eines bestimmten Umkreises, der bis auf 70 Kilometer gehen kann, weder Regen noch Hagel noch Schnee fällt. 2) Entgegen der gewöhnlichen Annahme besitzen die Wolken keine positive Elektricität, so lange sie nicht im Begriffe stehen, sich in Regen, Schnee oder Hagel aufzulösen. 3) Ueberall, wo Regen niederfällt, finden sich auch starke Spuren positiver Elektricität, diese ist umringt von einer Zone negativer Elektricität, auf welche dann wieder eine solche positiver Elektricität fällt. Palmieri schließt aus seinen Forschungen, daß jede Wolke, die sich in Regen ergiebt, eine beständige Quelle von Elektricität ist, und daß diese letztere, wenn sie nicht durch die Feuchtigkeit oder durch die umgebende Luft entweichen kann, sich in Gestalt eines Funken oder eines Blizes nach dem Erdboden zu oder in die Wolke in der Nähe entladet.

Die deutsch-afrikanische Gesellschaft zählt zur Zeit 1833 Teilnehmer von Theilnahmeberechtigten oder Interessenten, welche mit Beiträgen bis zu 20,000 Mark an dem Unternehmen theilhaftig sind.

Ende Juli wurde der Grundstein zu einem neuen Gebäude für die Guildhall School of Music, eine Art von Musikonservatorium.

für die City am Viktoriastadion in London gelegt. Das Gebäude, welches 20,000 Pfd. Stl. kosten soll, wird auf einem Grundstück von 8000 Quadratfuß stehen und 42 Klassenzimmer haben. Die Guildhall School of Music wurde 1880 gegründet und seitdem ist die Zahl ihrer Zöglinge von 62 auf 2460 gestiegen, während für Lehrergehälter in den letzten fünf Jahren 56,000 Pfd. Stl., d. h. 1,120,000 Mark verausgabt wurden.

Erfindungen.

Die kleinen Sanduhren, welche man in der Küche, besonders beim Kochen von Eiern, benützt, sind zwar höchst einfache und zweckmäßige Instrumente, besitzen jedoch noch den großen Uebelstand, daß man sie, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen, beständig im Auge behalten muß. In neuerer Zeit sieht man nun derartige Sanduhren, welche mit einer sinnreichen Einrichtung zum Abgeben des Sandablaufes versehen sind. Sobald der Sand vollständig übergetreten ist, kippt das Glasgefäß über und ruft dadurch den Umschlag eines kleinen Drahtstabes hervor, der an seinem Ende mit einem Klöppel versehen ist. Letzterer trifft gegen eine Glocke und gibt dadurch ein nicht leicht zu überhörendes Zeichen, daß die bestimmte Zeit vorüber ist, während welcher der Koch oder die Köchin sich ruhig mit etwas Anderem beschäftigen dürfte.

Verkehr.

Von dem Projekt einer Eisenbrücke zwischen Sizilien und dem italienischen Festlande, welches bereits dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten unterbreitet ist, melden sizilianische Blätter. Die über die Meerenge von Messina zu werfende Brücke würde zwischen Ganzini und der Punta del Pizzo konstruiert werden, wo das Meer eine Breite von 4 Kilometer und eine Tiefe von 100 Meter hat. Nach dem Plan soll die Brücke aus Stahl hergestellt werden und aus drei mittleren Bögen von je 1000 Meter Länge und zwei Endbögen von je 500 Meter Länge bestehen. In der Mitte sollen zwei Eisenbahngleise gelegt werden.

In Vellovar wurde kürzlich, wie aus Konstantinopel geschrieben wird, der Bau einer Eisenbahn zur Verbindung des türkischen Eisenbahnnetzes mit dem europäischen feierlich begonnen.

Feste und Versammlungen.

Das nächste allgemeine deutsche Sängertag wird in Nürnberg, und zwar im August 1887, abgehalten werden. — Vom 15. bis 17. September d. J. findet daselbst das vierte Fest des deutsch-evangelischen Kirchen- und Gesangsvereins statt.

Sport.

Bei den Rennen zu Aachen gewann Graf Bernstorff-Gyldenferns dreijähriger br. S. „Triflig“ d. „Chamant“ a. d. „Triflig“ den Staatspreis dritter Klasse vor „Antoinette“, während Graf Anton Apponyi's F.-H. „Excelsior II.“ den Staatspreis vierter Klasse und den Preis von Brand nach Oesterreich entführte, beide Male „Goldborte“ schlagend. Das Aachener Handicap gewann Graf Freih Metternich's fünfjähriger br. S. „Engelbert“ vor den aus Oesterreich gekommenen „Aebstlin II.“ und „Olivette“, während „Angelo“ und „Zwifis“ dem Grafen Hensel den Preis der Stadt Aachen und das Verloosungssiegen beizubringen. Den Kurpreis holte sich Baron Oppenheim's dreijähriger F.-H. „Dämon“ vor „Excelsior II.“, der an diesem Tag zum zweiten Mal lief und noch „Antoinette“ für den zweiten Platz schlagen konnte.

„The Bard“, der Zweijährige Ped's, feht seine Siegeslaufbahn fort. Fünfzehn Rennen, fünfzehn Siege und 170,000 Mark Gewinn.

Rittmeister v. Kramler war bis Ende Juli der erfolgreichste Herrenreiter dieser Saison in Deutschland, da er bei 35 Ritten zu Ende Juli 21 Siege verzeichnete.

70,000 Mark für einen Jährling zahlte Ped, und zwar für eine Stute v. „Heriot“ a. d. „Adeleide“.

Für das Meisterschaftsrennen in Deutschland ging Achilles Bild von der Frankfurter „Germania“ in Koblenz, ohne einen Gegner zu finden, über die Bahn.

Im Ruderboot über den Kanal ist zu Ende Juli eine Achtermannschaft der Universität Oxford gefahren. Diese Reise von Dover nach Calais währte 4 1/2 Stunden; das Dampfboot braucht mindestens 1 1/2 Stunden zu der Ueberfahrt.

Gustav Alky heißt ein nordischer Schwimmkünstler, welcher eine Schwimmtour von Kronstadt nach Petersburg zu unternehmen gedenkt. Mit welcher Schnelligkeit die Brieftauben zu fliegen vermögen, hatte das letzte Wettfliegen des Vereins für Brieftaubenzucht „Pfeil“ in Berlin bewiesen. Morgens 7 1/2 Uhr, Berliner Zeit, ließ kürzlich der Direktor des Militärbrieftaubenwesens, Lenz, 32 Tauben des genannten Berliner Vereins in Köln in Freiheit setzen. Die Luftlinie zwischen Köln und Berlin beträgt 474 Kilometer; das Wetter war wenig günstig, Wind Nordost. Nachmittags 4 Uhr 11 Minuten, also nach nur 8 Stunden 41 Minuten, traf bereits die erste Taube in Berlin ein und fünf weitere folgten bis 7 Uhr Abends.

Mode.

Jenes ganz besondere Interesse, welches die Töchter Eva's an den Moden einer Brautausstattung zu nehmen pflegen, steigert sich natürlich, wenn die Braut den tonangebenden Kreisen der Gesellschaft angehört. In der Londoner Welt bildet gegenwärtig der Troussau der Prinzessin Beatrice noch immer den Lieblingsgegenstand der Unterhaltung, der Bewunderung und — ungeheuerlichen Uebertreibung. Ein Pariser Modejournal hat sich berichten lassen, die fürstliche Neubermählte sei von nicht weniger als 300 Toiletten in das grüne, schattige Jbhl von Osborne-House begleitet worden. Unterzeichnete vermindern diese Ziffer und sprechen nur von 100. Keine der anderen Töchter der Königin, welche bekanntlich sowohl für ihre eigene Person als auch in der Erziehung der Prinzessinnen sich jedem Luxus abhold gezeigt hat, besaß eine nur halb so große Anzahl neuer Kostüme in ihrem Troussau. Den überwiegenden größten Teil davon haben aber persönliche Guldigungen aus verschiedenen Kreisen des Volkes geliefert. Ein kostbarer historischer Schmuck echter Kontons, ein Geschenk der Königin, blieb zunächst noch in seiner Kassette, weil aus den prächtigen Spitzen, welche der bräutlichen Prinzessin von den verschiedensten Seiten „zu einem Ausstattungskleide“ dargebracht wurden, nicht weniger als 12 Spitzen-toiletten entstehen mußten. Aus Irland sind ihr neben köstlichen Batisten namentlich auch schöne Popeline gesendet worden. Daraus werden zwei Toiletten besonders hervorgehoben, ein cielsblaues Negligée, mit bordierten Vergißmeinnichtzweigen besetzt, eine Gabe irischer junger Frauen, und das schwanweiße Popelinekleid mit aufgestellten Orangenblüten, in welchem die junge Frau nach dem seligen „I will!“ in der Wippinghamer Kirchspielkirche nach Quarr Abbey fuhr. Es ist bekannt, daß die Prinzessin bei aller Einfachheit und Bescheidenheit ihres Wesens die Reize einer guten Toilette doch zu würdigen versteht und sich stets mit besonderer Anmuth anzuziehen weiß. Da wird's auch in der süßen Verborgenheit in Osborne-House, bewundert von dem zärtlichen Auge der Liebe, schon Gelegenheit geben, jeder einzelnen dieser 100 Toiletten zu gedenken, bevor sie wieder unmodern werden.

Die schon, der galante Sänger der augstischen Modedamen, rieht den Frauen an, ihre Frisuren nie unter das Geleß einer allgemeinen Mode zu stellen. Die Regeln, welche er ihnen für die Harmonie der Haartracht mit dem Ausdruck ihres Kopfes und ihren verschiedenen Gesichtszügen gab, sind noch heute maßgebend. Darnach kann eine Modestricur eigentlich immer nur für einen bestimmten Kopf geben. Nahe Köpfe haben ihre Frisur, klaffige haben ihre; Anmuth und Ernst der Züge verlangen einen verschiedenen Ausdruck. So hat auch die Cadoganfrisur aus der letzten Saison nur einem bestimmten Genre von Frauenköpfe gebietet, und zahllose Mißgriffe auf Kosten der ein-

zelnen Erscheinung sind daraus hervorgegangen, daß sich viele moderne Frauen des neuen Haarbeitels bedienen zu müssen glaubten, wie immer ihr Aeußeres sich sonst dazu stellen mochte. Mit Rücksicht darauf hat sich die „Société du Progrès de la Coiffure“ die Aufgabe gestellt, in einer Konferenz der ersten Pariser, Londoner und Brüsseler Coiffeure für die nächste Winteraison, thunlichst für jedes Genre von Frauenköpfe, also für die klaffigen Köpfe, für die Naiven, für die püant Unregelmäßigen, für die Romantischen u. s. w., eine neue Modestricur aufzustellen. Es soll grundsätzlich darnach gestrebt werden, in jedem einzelnen Falle möglichst einfach zu bleiben und die gestellte Aufgabe nur durch schlichte Befolgung passender architektonischer Regeln zu lösen. Der Frauenkopf bedarf ja auch keineswegs immer babylonischer Bauten, um schön zu sein. Es war gewiß nur eine reizende Unordnung, in welcher sich Jole's goldenes Haar befand, als Herculès mitten in der Erfüllung einer Stadt aufschrie: „Ich liebe!“ Aber diese Unordnung kleidete sie. Und das ist die einzige Bedingung, von welcher die Haartricur bestimmt werden sollte.

Denkmäler.

Die Enthüllung der Statue des Lieberdichters Béranger am Square du Temple in Paris hat kürzlich stattgefunden. Die vom Bildhauer Doublemard gegossene Bronzestatue steht mitten auf dem Rasen der Anlage und zeigt den Dichter stehend, leicht nach vorn gebeugt, in heiterer, behaglicher Haltung, die rechte Hand in der Hosentasche! Auf dem weißen Marmorpedel die Inschrift: „Béranger, von seinen Bewunderern und Mitbürgern gewidmet.“

Das zum Andenken an das ökumenische Konzil in Rom zu errichtende Monument soll italienischen Blättern zufolge innerhalb eines Jahres eingeweiht werden. Die Arbeiten für das Monument werden von dem Architekten Cav. Manucci geleitet. Es besteht aus einer Säule, deren Basis auf der einen Seite das Wappen Leo XIII., auf der andern das Pius IX. trägt. Dazwischen befinden sich Basreliefs, welche das ökumenische Konzil darstellen.

Gestorben.

Donna Rosalia Castro, spanische Dichterin (Cantereros gallegos, Follas novas u. s. w.), Mitte Juli, in Padron bei La Coruna.

Baron de Brière, ehem. belgischer Minister des Auswärtigen (1857—1862), Mitte Juli, in Brüssel.

Professor Dr. Georg Hirsch, Geh. Medizinalrath, Senior der medizinischen Fakultät in Königsberg, am 20. Juli, in Königsberg.

Don Candido Hocesal, der bef. Führer der Karlistenpartei in Spanien und Vertraute des Don Carlos, am 22. Juli, in Madrid.

D. Honigmann, Dr. jur., früher Generalsekretär der ober-schlesischen Eisenbahn, auch als Kunstschriftsteller thätig, am 22. Juli, in Breslau.

Professor Dr. Ludwig Schlager, Direktor der niederösterreichischen Landesirrenanstalt in Wien, ber. Psychiater, 54 Jahre alt, am 24. Juli, in Gastein.

Dr. Ernst Laas, Professor der Philosophie an der Straßburger Universität, Vertreter des „Positivismus“ (Hauptwerk: „Idealismus und Positivismus“), 50 Jahre alt, am 25. Juli, in Straßburg.

Kardinal Lorenz Nina, 72 Jahre alt, am 27. Juli, in Rom.

Lady Chesterfield, die Freundin Beaconsfield's, Schwiegermutter des Lord Carnarvon, Vizekönig von Irland, 82 Jahre alt, am 28. Juli, in London.

Sir Moses Montefiore, der bef. Philanthrop, 100 Jahre alt, am 28. Juli, auf seinem Wohnsitz Ramsgate.

Milne-Edwards, französischer Naturforscher von Ruf, Doyen der Academie der Wissenschaften in Paris, 84 Jahre alt, am 29. Juli, in Paris.

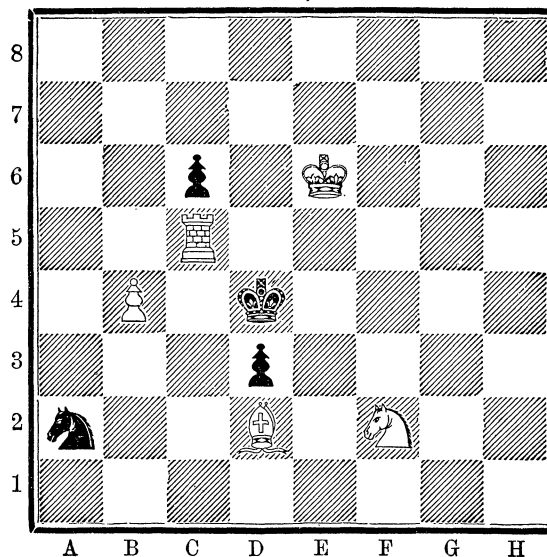


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe No. 341.

Von Nicolo Cardotisch.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe No. 338:

- | | |
|----------------------------------|-----------------------------|
| 1) E 2 — E 1 | 1) F 6 n. E 5. |
| 2) D. H 2 — E 2 | 2) R. E 4 — D 4 oder — F 4. |
| 3) D. E 2 — C 4 oder — G 4 Matt. | |
- A)
- | | |
|---|-----------------------------|
| 1) E. E 3 — F 5 | 1) R. E 4 — D 4. |
| 2) D. H 2 — A 2 oder E. E 1 — E 3 Matt. | 2) R. D 4 — D 5 oder — C 3. |
- B)
- | | |
|--|---------------------------------|
| 1) D. H 2 — D 2 | 1) F 6 — F 5. |
| 2) E. E 3 — F 1 oder D. D 2 — D 5 Matt. | 2) R. E 4 — F 4 oder F 5 — F 4. |
| (Auf 2) ... 2) R. E 4 n. E 5; 3) E. E 3 — G 4 Matt.) | |

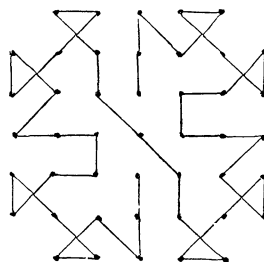


Arithmogryph.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Worte ergeben, von oben nach unten gelesen, 1) den Namen eines berühmten mittelhochdeutschen Dichters, 2) den eines seiner geschätesten Werke. 13, 4, 20, 6, 12, 11, 16, 10. Geschähter deutscher Diplomat. 4, 10, 16, 11, 21, 15, 3, 4, 21, 21, 11. Schweizerischer General von bekanntem Namen. 21, 14, 2, 20, 11, 21. Mitglied des deutschen Reichstags, schneidiger Parlamentarier. 20, 4, 16, 8, 4. Berühmter französischer Schauspieler. 8, 7, 11, 1, 15, 20, 11, 21. Bekanntter alter Geograph. 4, 21, 1, 14, 8. Bekannte preussische Adelsfamilie. 1, 4, 15, 15, 11. Bonner Nationalökonom. 1, 4, 11, 5, 11, 16, 15, 9, 4, 2. Verfasser der homerischen Theologie. 18, 11, 16, 10, 11, 19, 11. Vater der mittelhochdeutschen Dichtung. 17, 21, 15, 14, 1, 14. Altbekanntes römisches Fürstengeschlecht. 1, 4, 3, 17, 16, 11, 17, 1. Name französischer Regenten. 4, 14, 1, 8, 14, 16, 16, 11, 21. Verdienter Münchener Glasmaler. 7, 15, 20, 11, 21, 14. Schweizerischer Dichter. 11, 21, 8, 21, 14, 2. Der Sage nach mächtiger König der Ostgothen.

Auflösung der dreißigigen Charade in No. 44:

Eselmuth.



Auflösung der Königs-

promenade No. 15.

Dein Wort und mein Wort.
„Was keine Zukunft hat,
„Das fange nicht erst an!“ —
O weh! wann tränk' ich da
Mehr einen Becher Wein?
Drum besser ist mein Wort:
Was mir das Leben schmückt,
Da hör' ich nicht mit auf.
L. Scherer.

Bilderräthsel 44:



Eine ebenso interessante, als höchst schwierig zu entziffernde Münze von Kupfer aus dem auf der Saalburg bei Homburg gemachten Fund ist die obensehende. Die bedeutendsten Numismatiker haben bis jetzt vergeblich verucht, den Sinn der Umschrift zu entziffern, was um deßwillen keine leichte Aufgabe ist, als eine zweite Reihe Buchstaben unter der Umschrift gestanden zu haben scheint, die leider bis zur Unkenntlichkeit durch den Zahn der Zeit zerstört worden ist. Vielleicht gelingt es dennoch einem unserer geneigten Leser, die mysteriöse Umschrift zu deuten.

Auflösung des Bilderräthfels 42:

Gelobe nicht mehr, als du halten kannst.

In der gleichzeitig mit dieser Nummer ausgegebenen Nummer 46 unserer

„Deutschen Romanbibliothek“

zu „Ueber Land und Meer“,

Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14tägigen Heften 35 Pf. pro Heft, beginnt neu:

Die Marschalls.

Auflösungen einer Dame.

Herausgegeben von

Hans Warring.

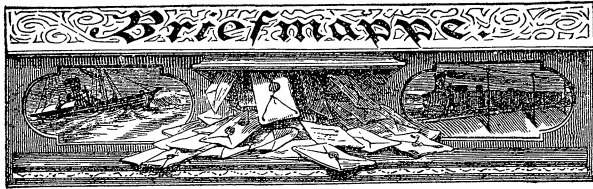
In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ kann noch jederzeit eingetret werden, und zwar geschieht dieß am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man „Ueber Land und Meer“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt

vormalis Eduard Hallberger.



U. E. in Ottenfen. Wir bekennen uns in diesem wie in ähnlichen Fällen, in denen die Schreibweise der Originalsprache dem deutschen Verständnis sehr fern liegt, zu dem neuerdings vielfach beobachteten Gebrauch, für die deutsche Schreibweise des Fremdwortes die Aussprache desselben als maßgebend zu betrachten.

Frau Elisabeth. Das einzig Richtige in diesem Falle ist, sich so bald als möglich ganz unter die Leitung eines tüchtigen Malers zu stellen. Auch halten wir dafür, daß das Zeichnen und Malen nach der Natur zu beginnen ist, sobald die nöthigen Vorkenntnisse erworben sind. Es ist durchaus nicht erforderlich, den Übungen im Delmalen solche im Aquarelliren vorausgehen zu lassen. Eine durchaus geeignete Lehrkraft wissen wir Ihnen am vorliegenden Orte nicht zu empfehlen.

W. S. in Darmstadt. Vielen Dank! Wir werden von Ihrer freundlichen Sendung gelegentlich zum größeren Theile Gebrauch machen.

Pomona. Für das Eingeladene besten Dank! Mißdeuten Sie nicht die Kürze der Ausdrucksweise, zu der die Rücksicht auf gewissenhafte Eintheilung des Raumes uns nöthigt. Wir wissen Gefälligkeiten sehr wohl zu schätzen und hoffen, von der Ihrigen bei passender Gelegenheit Gebrauch machen zu können.

Elisabeth v. R. in Budapest. Man stellt immer derjenigen Person, der die höhere Auszeichnung zu Theil werden soll, zuerst die andere vor, daher aus Galanterie den Herrn zuerst der Dame. Da nach vorliegender Landesliste das Handtücken so sehr üblich ist, liegt gewiß kein Verstoß darin, wenn eine Dame von einem ihr vorgelegten Herrn, auch wenn die Vorstellung kaum erst erfolgt ist, einen Handkuss annimmt.

Hrn. D. Garrey in Venedig. Bildniß und Lebensstizze des General Grant haben wir in No. 9 u. 10, 11, 12, 13 u. 14, 1865 schon gebracht.

Hrn. R. R. in Bremen. Das ist eine schwierige Rechtsfrage. Wenden Sie sich an den Deutschen Schriftstellerverband in Leipzig, Vorstand Dr. Fr. Friedrich.

Hrn. J. Reine in Mek. Das Wort scheint arabischen Ursprungs, jedoch bei der Unsicherheit der Franzosen hinsichtlich der nichtfranzösischen Orthographie ist es wohl möglich, daß der Name falsch geschrieben ist, denn auch wir finden nirgends diesen Religionsstifter.

Hrn. A. F. in Ostos. — Juni 1873.

R. v. in Halle. Wenden Sie sich an B. F. Voigt's Verlag in Weimar.

Abonnent J. K. in Röhren. An irgend ein großes xylographisches Institut; z. B. U. Glog, Stuttgart, Brendamour, Düsseldorf.

Hrn. J. Bromberger in B. Die Behandlung des Kartoffelkrautes, damit dasselbe Zerkaut wird? Der Keimling dieses Geheimnisses besitzt und es zum „Nutzen“ seiner Mitmenschen verwendet — ist ein fürchterlicher Mensch.

Hrn. G. Zehnder in Zürich. Die Adresse der Berliner Schneiderschule, die sehr florirt, ist: Berlin C., Steinhilber 1 u. 2 (Wohlfeld'sches), Schüler- und Schülerinnen-Direktor Kuhn.

Elisabeth in Graz und Elisabeth R. 1) Kesser, Der Führer der Jungfrau und Frau im häuslichen und gesellschaftlichen Leben. (Erfurt, Bartholomäus, 1 1/2 Mark.) 2) Warum denn nicht — das ist ja noch gar kein Alter.

Hrn. B. Rellefsen in Zürich. Das wäre gesundheitsgefährlich, weil auf dem Kopf kein Anstrich hält; dieser wäre zuerst zu entfernen.

Hrn. J. Winter in Barmen. Zeitschrift für Velocipedport — Berlin.

Vicentiant R. in Berlin. Sie haben Recht. Das Tribunalrennen der Hannoveraner gewann der zweijährige „Gartenfels“ und nicht der „Perconas“; dieser gewann die Offiziers-Steeplechase.

Hrn. Fr. in Kennebach. 1) Anfragen bei der Bürgermeisterei. 2) Schadet nichts. 3) Erst fahre eine Zeitlang weilen lassen, dann sich fest vornehmen, zu der bestimmten Zeit aufzubrechen und sich jeden zweiten Tag weilen lassen u. c. c., bis man daran gewöhnt ist.

Hrn. J. G. F. B. Damit hat das Eingabigenereamen gar nichts zu thun.

Hrn. E. W. in Stettin. Wenden Sie sich an das Heraldische Institut von Kefner in München, Gabelsbergerstraße 15, 1.

Hrn. Karl Gerson in Bonn. Uns ist nicht möglich gewesen, zu erfahren, wo man Lampenbirnen erhält mit berühmten Liebespaaren bemalt. Vielleicht weiß einer unserer Leser durch Angabe einer Adresse diese Sehnsucht zu stillen?

Hrn. S. Szadkowsky in Breslau. Ohne Vorwissen der Eltern nicht möglich — übrigens kommt es ganz auf die Verhältnisse an.

Alter Abonnent in Mülhausen im Elsaß. Die Vorstandsschaft des Vereins deutscher Bühnenschriftsteller und Komponisten, an welche Sie sich in der beregten Angelegenheit unmittelbar zu wenden haben, hat ihren Sitz in Leipzig.

Richtige Lösungen sandten ein: Bruno Goldammer in Geringswalde (3). Fr. Guteneuer in Alena (2). Mappi und Miel in Chemnitz (2). L. Siegel in Meiningen. Sigmund Stenich in Wittstock. Bertha Ruben in Kolmar i. P. Louis Gutzjahr in Antwerpen. Richard Meißner in Mettmann. Wilhelm Stuhmann jun. in Riga (3). Anna Baur in Wien (3). Fr. Stadler in Frankfurt a. M. Karl Meyer in Köln (2). Gust. Bontemps in Arafrau. Arthur Weiskopf in Wien (3). Anna Dill in Wendelsheim. Bertha Martin in Wien. Paul Albrecht in Lindenwade. Toni Plag in Darmstadt (6). W. Osta in Koblenz. Paul Ratmer in Forst. Adele Wirthmann und Marie Sander in Zirk. Margarethe Schmitgen in Grefeld. H. Worchert in Dersdorf. Emilie Zanger in Zürich. Georg Forner in Vörsigward (2). „Johannistrieb“ in Elberfeld. Helene und Franziska Neumann in Berlin. Helene Wehner in Kopenhagen. Heinrich Giller in Darmstadt. „Brunnenengel“ in Augsburg. Leopold Franke in Zehoe. R. Schwanitz in Chemnitz. Jünger des Meckler in Magdeburg. Bertha Kessler in Plauen i. V. Ida Gohde in Barlowstrug. Marie Golttermann in Hannover. „Semper idem“ in Lübeck. Vittoria Pieck in Prag. Eugenie in Barmen (2). „Rufnachterrio“ in Hamburg (2). Agnes Graef in Sommerfeld. Karl Zimmermann in Mised. Malwine Kuntel in Vordamm-Driesen. R. Ch-e in Königsberg (2). Alfred Mohrstedt in Rio de Janeiro. L. R. in Elberfeld. Fr. Hte. Helbling-Zahndy in Zürich (5). Anna in Pitten (2). Anna Geier in Wien. Otto Sobbe in Halberstadt (2). Salo Bloch in Bremen. Mathilde Blumenthal in Grefeld. Lotte Gies in Barmen. Fr. Martha Albrecht in Dresden (2). W. Stengl in Trief. J. R. G. (2). B. Oberhoffer in Pfalz.

Gesundheitspflege.

Henri in S. Bei erkrankten Händen u. f. w. nützen Einpinselungen mit einer Mischung von gleichen Theilen Seifen-, Kampher- und Terpentinspiritus. In jeder Apotheke zu bekommen.

Abonnent R. in Hof. Bei Frostbeulen Jod- oder Jodoformcolloidum. Außerdem eine passende Fußbekleidung, so daß kein Druck auf die Frostbeule stattfindet. Einen großen Nutzen erwarten wir von den Einpinselungen mit Ameisenspiritus nicht. Gebrauchen Sie während des Sommers fleißig Fußbäder.

Marie in Vergeinsamkeit. Morphiumsuchtliche können nur in einer Anstalt geheilt werden. — Unterschneidungswunde dürfen wohl heilen und es ist die vom Arzt verordnete Gummibinde ein sehr gutes Mittel dafür.

Gl. W. in B. Dieses Mittel ist dem Zeint nicht nachtheilig, aber auch von sehr fraglichem Nutzen.

Mannheimer Abonnent. Ueber die Zusammenfassung u. f. w. des Präparates „Biphlokon“ konnten wir bis jetzt nichts erfahren.

J. R. in Wien. 1) Zu Hypertrophie des Herzens gehört sich nicht stets Lungen- oder Herzbeutelentzündung. 2) Das Herztöpfen ist nicht die Ursache der Hypertrophie, sondern die Folge. 3) Digitalis erweist sich vorübergehend als ein sehr gutes Mittel dagegen, ebenso auch kalte Umschläge; von den anderen Mitteln dürfen Sie keinen Erfolg erwarten. 4) Ein Mittel, das einmal vergrößerte Herz zu verkleinern, gibt es nicht.

A. v. in Putarek. Benutzen Sie das schon wiederholt angegebene Schwefelpulver. — Eine besondere Ursache ist nicht vorhanden.

L. J. in T. Autoritäten auf dem Gebiete der Schädelforschung sind u. A. Obermedizinalrath Dr. Hölder und Professor Fraas in Stuttgart.

H. G. in H. 1) Ja. 2) Ursachen nicht anzugeben, kommt auch bei sonst ganz Gesunden vor. 3) Möglicherweise.

Confiance. Bitte, lassen Sie uns die betreffenden Mittel zukommen, und wir werden, wenn möglich, davon Gebrauch machen.

Dr. Schm.

Redaktion: Otto Baish und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.

Verantwortlich: Otto Baish.

Inhalt-Verzeichniss.

Text: Gräfin Regine, Novelle von Käthe von Berg, Fortsetzung. — Auf dem stillen Ozean, von Heinrich Semler. — Aphorismen und Philosopheme, von M. Brauer. — Entseft auf einem Pachtthofe in Gollstein, von A. G. — Beim Geldwechsler in Liss, von A. v. Suttner. — Haide-Zimne, Novelle von E. v. Dindlage, Fortsetzung. — Der Gefangene, Gedicht von Fr. Kan. Seidl. — Transatlantische Stützen, von Dr. Max Vorhug, III. Unsere Kommunisten, Schluß. — Während der Ebbe, von Karl Kollbach. — Das St. Rodusfest bei Vingen. — Aus dem Stigenbuche des japanischen Malers. — Notizblätter. — Schach. — Rhythmus. Arithmogryph; Auflösung der dreihöbigen Charade in No. 44. Auflösung der Königsprobenade No. 15; Bilderräthel 44; Auflösung des Bilderräthels 42. — Briefmappe.

Illustrationen: Erste Freundschaft, Gemälde von A. Liegen-Mayer. — Entseft auf einem Pachtthofe in Gollstein, von A. Gollm. — Während der Ebbe, Gemälde von A. Aulet. — Beim Geldwechsler in Liss, nach einem Gemälde von Franz Eisenhut. — Das St. Rodusfest bei Vingen, von G. Zimmer. — Der Gefangene, Zeichnung von G. Giacomelli. — Aus dem Berliner Stigenbuche des japanischen Malers, veröffentlicht von W. Adolt.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

In unserem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutscher Dichterwald.

Syrische Anthologie

von Georg Scherer.

Mit vielen Porträts und Illustrationen.

Zehnte Auflage.

In feinstem Leinwandband mit Goldschnitt und reicher Verzierung.

Preis 7 Mark.

Urtheile der Presse:

Ein Festgeschenk zierlichster Gattung. Ueber den Werth dieser Miniatur-Anthologie ein Wort hinzuzufügen, ist überflüssig, sie steht hors de concours. Die Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig. Frankfurter Zeitung.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses echt deutschen Werkes sind nahe an zwanzig Jahre vergangen, aber noch heute ist dasselbe in seiner Eigenart von keinem andern überholt; es gibt die reichhaltigste, verständnißvollste Auswahl aus den Werken von hundertundfünfzig deutschen Dichtern, welche seit dem nationalen Aufschwung, den die Dichtung während der Freiheitskriege genommen, ihre Lieder erklingen ließen, und die biographischen Notizen über alle in dem Buche vertretenen muß Jedem eine willkommen Zugabe sein. Den Werth der Dichtungen zu prüfen, sich an ihrer Farbenpracht, an ihrer Mannigfaltigkeit zu erfreuen, dazu bietet das Werk die beste und vollkommenste Gelegenheit. Post, Berlin.

In unterzeichnetem Verlage erscheint gegenwärtig die **zweite Auflage** und in Verbindung damit eine **neue Subscription** auf **Goethe's Werke.** Mit 1058 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Goethe's Werke.

Illustrirte Pracht-Ausgabe.

In 90 elegant broschirten Lieferungen von je 3—4 reich illustrierten Bogen zum Preise von 50 Pfennig pro Lieferung. Alle drei Wochen gelangen eine bis zwei Lieferungen zur Ausgabe. Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese neue Subscription entgegen und sendet auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht in's Haus.

Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

Für jeden Gebildeten
bzw. nach Bildung Strebenden von Interesse!

Abriß
der
Geschichte
der
antiken
Literatur.

(Mit besonderer Berücksichtigung der Langenscheidtschen Bibliothek sämmtl. griech. u. röm. Klassiker in neueren deutschen Muster-Übersetzungen) von Dr. Erwin Rex. 89, 136 Seiten. Preis broch. 35 Pf., gebd. 50 Pf. **Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung** (Prof. G. Langenscheidt) Berlin SW. 11.

Patente
besorgt u. verwertet in allen Ländern.
Alfred Lorentz, Prospekt gratis.
Berlin, Lindenstr. 87.

Buchführung

| | |
|--------------------------------------|----------------------|
| Einfache, doppelte od. amerikanische | durch prämiirten |
| Correspondenz | brieflichen |
| Rechnen etc. | Unterricht. Gratis |
| Probe-Lectio | Erstes kaufmänn. |
| für Schönschrift | Unterrichts-Institut |
| Gratis | „Postfach“ in Wien. |

Handels- und Sprachinstitut, Vorbereitungs-
schule und spezielles Institut für die Handels-
wissenschaften und die neueren Sprachen.
Internationales Pensionat zu Brüssel
(Belgien), 168—170 Quai de l'Europe.
Aufnahme deutscher Zöglinge befristet und
nach den Bedürfnissen des Unterrichts in den
Sprachen proportioniert. 4645

Wasserküfer, neuester u. bester Systeme zur
Verbesserung des Trinkwassers. Rolo Wagner,
Senbel-Strasse 8, Berlin O. 4015

Romane von Georg Ebers.
Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.

Rohseidene Bastkleider Rmk. 15. 80 Pfge.
per komplette Robe, = fl. 9. 30 fr. ö. W.

so wie bessere Qualitäten, versende bei Abnahme von mindestens zwei Roben porto- u. zollfrei in's Haus nach Deutschland u. Oesterreich-Ungarn.
— Es gibt kaum etwas Praktischeres in der Damentoilette, als diese rohenen Stoffe, die für Promenade, im Hause, auf der Reise und in Gesellschaft getragen werden können. Muster umgehend. Briefporto nach der Schweiz: 20 Pf. = 10 fr. ö. W.

Zürich.

Waschen der Roben. Man wäscht die fertigen Roben, wenn unrein geworden, in lauwarmem Seifenwasser, windet sie aus, zieht sie durch Zuderwasser, windet sie wieder aus und bügelt sie feucht; die Kleider sind im Gebrauch unverwundlich.

G. Henneberg's
Seidenstoff-Fabrik-Depot. 4638
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

3. Auflage. Weinem Hausarzte? 3. Auflage.
„Wie erreicht man das höchste Alter?“ zc. beantwortet nach 54 Jahr.
Prüfung aller Heilmethoden, kann gleich eine **Haus-Apotheke** be-
geben werden, um jede Krankheit, sowie die Folgen körperlicher und geistiger
Ueberanstrengung, die den Tod zu früh herbeiführen, selbst zu bekämpfen und
Kinderkrankheiten, als Halsbräune, Diphtheritis, Krämpfe zc. im Keime zu
erkennen. (Hausarzt 5, Hausapotheker 10 Mark.) Auch wird jede Krankheit
brieflich behandelt. (Honorar 5 Mark.) **Dr. med. Blau**, pr. Arzt in
Dresden, Langestraße 49. Man prüfe, ehe es zu spät ist!

Königl. Sächs. Bergakademie zu Freiberg.
Die Vorträge und Übungen des 120. Lehrjahres beginnen am 6. October. 4609
Bei der Direction, Adresse: Freiberg i. S., Bergakademiegebäude, kann gratis bezogen
werden: Das Statut der Königl. Bergakademie mit den zugehörigen Spezialregulativen, sowie
das Programm für das Studienjahr 1885/86. Die erwähnten Druckfaden enthalten Näheres
über die Organisation der Akademie und über die Anforderungen bei der Inscription.
Freiberg, den 24. Juli 1885.
Der Director der Königl. Bergakademie: **Th. Richter.**

Landwirthschaftl. Institut der Universität Leipzig.
Der Anfang des Winter-Semesters ist auf den 20. October festgesetzt. Programm
und Stundenplan vom Unterzeichneten zu beziehen. 4624
Der Director des landwirthschaftl. Instituts:
Geheimer Hofrath Prof. Dr. Blomeyer.

Eine ägyptische Königstochter. Zwölfte Auflage. 3 Bände. M. 15. — **Uarda.** Zehnte Auflage. 3 Bde. M. 15. — **Die Schwestern.** Vierzehnte Auflage. M. 7. — **Der Kaiser.** Zehnte Auflage. 2 Bde. M. 12. — **Homo sum.** Zwölfte Auflage. M. 7. — **Die Frau Bürgemeisterin.** Dreizehnte Aufl. M. 7. — **Ein Wort.** Elfte Auflage. M. 7. — **Serapis.** Neunte Aufl. M. 7. — **Eine Frage.** Idyll. Dritte Aufl. M. 5. *Sämmtlich in feinem Original-Einband. Lieblingsbücher der deutschen Familie.*

Don Sr. Majestät
dem Kaiser u. König
Franz Josef I. Aller-
höchst ausgezeichnet

Man
verlangt stets
ausdrücklich

Vier Gold- und
Verdienstmedaillen.
Verdand im J. 1884
1 Million Flaschen

**FRANZ JOSEF
BITTERQUELLE**

Uebertrifft nach der
Analyse v. Prof. v.
Gehring in Stuttgart
alle übrigen Bitter-
wässer an wirksamen
Bestandtheilen

Depôts überall:
Die Direction in
Budapest

Führt sicher, mild u.
unschädlich ab (s. die
experimentellen Un-
tersuchungen v. Dr.
C. S. Künze in Halle
in dessen Brochüre).

Chrestensen
Stets das Neueste! Erfurt.
Kataloge gratis.
Fabrik für unterhaltende
Gesellschaftsspiele, Lampen,
Cotillon- und Ball-Artikel.

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI
besorgen & verwerten
PATENTE
in allen Ländern.
BERLIN W.
78 Friedrichstr. 78.

Originaler Scherz für Herren:
auf optischer Täuschung beruhend, versendet
franco für 50 S. in Briefen. 4230
Greiner, München, Corneliustr. 32.

Jeder Stotternde
leide die joesen erschiene Schrift: Die Ursachen des Stotterbells u. dessen naturgemäße Heilung
von Spracharzt Gerdt in Vingen a. Rh. Zu beziehen vom Verfasser. (Preis 1 Mark.)



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrierte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Gräfin Regine.

Novelle

von

Käthe von Bergk.

(Fortsetzung.)

Monate vergingen, ohne daß in des Grafen Zustand eine wesentliche Veränderung eingetreten wäre; Regine verließ kaum für eine Stunde das Krankenzimmer; Bette kam täglich, umgab sie mit den wohlthuendsten Aufmerksamkeiten, aber nie wieder war zwischen ihnen von den Stürmen die Rede, welche der entsetzlichen Katastrophe vorausgegangen waren. Am Morgen nach derselben hatte Regine ihm gesagt:

„Mein Platz ist jetzt hier, dieß dunkle Krankenzimmer, meine Pflicht, so lange es Gott gefällt, das Leben des Grafen zu erhalten; erinnern Sie mich nie an jene Abendstunde, in der ich so glücklich — und so elend war; daß ich selbst daran denken muß, angesichts des Jammers da drinnen, das ist meine Buße.“

Er hatte ihr stumm die Hand gereicht und war von dem Moment an der aufmerksamste, aufopferndste Freund für die Arme, Schwervergeprüfte und blieb es während der langen vier Jahre, welche das Martyrium dauerte. Die Welt freilich verstand dieß nicht, und nachdem das erste Mitleid mit dem Grafen und mit Regine erschöpft war, fand sie es viel bequemer, zu vermuthen, daß die Gräfin wohl gar nicht so unglücklich und verlassen sei, und sie dann zu vergessen.

Hartenstein erlangte wohl die Sprache und das Bewußtsein wieder, das Gedächtniß aber war verloren und er erhielt nie wieder die Herrschaft über seine Glieder. Der

Stürme, die seinem Unfall vorhergegangen waren, schien er sich nicht zu erinnern; er sprach wenig, doch liebte er es, Regine um sich zu haben, und war dann meist ruhig und zufrieden, nur richtete er oft einen seltsam fragenden, grübelnden Blick auf sie; dann kamen Zeiten unendlicher Reizbarkeit, unter der die Gräfin namenlos litt; sie klagte jedoch nie und ihre Geduld, ihre rührende Ergebung verleugneten sich nicht bis zum Ende, das für Alle eine Erlösung war.

*

Wir kehren nun zu dem Anfang der Erzählung zurück, da Regine Hartenstein im Schloß Wiederau zugleich des Frühlings und der Heimkehr des Barons harpte, die nahe bevorstand. Sie war sehr einsam,

aber die Ruhe nach allen Stürmen und Konflikten that ihr wohl; sie erschloß ihr Herz wieder der Hoffnung und der Freude, und doch war es ihr oft, als sei etwas in ihr gebrochen — der Glaube an das Glück!

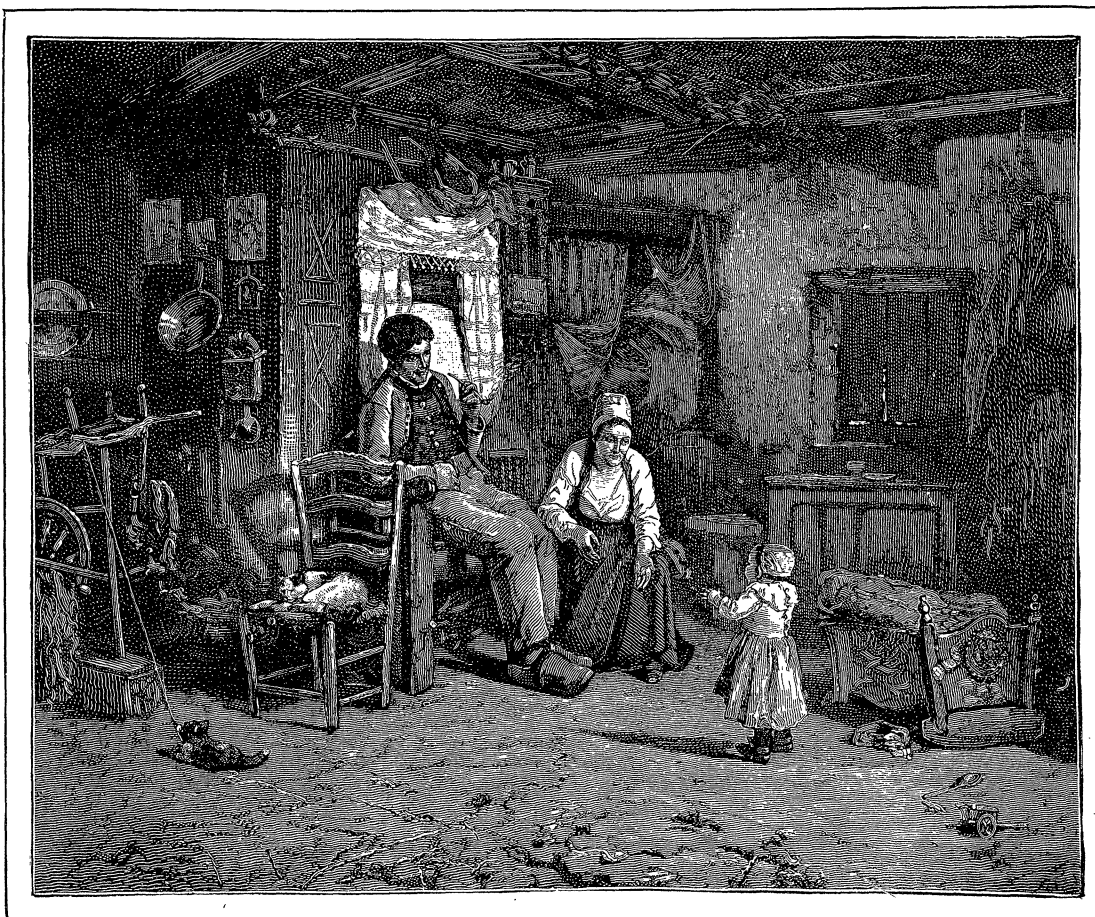
An einem sonnigen Apriltag kam Gräfin Hartenstein vom frühen Morgen Spaziergang im Park zurück; sie war lange nicht so heiter erwacht wie heute, und es schien ihr, als sei draußen auch über Nacht der ganze Frühlingsreigen lebendig geworden, jubelnde Vogelstimmen, schwirrende Käfer, Blütenduft, und der kräftige harzige Wohlgeruch der aufbrechenden Blätterknospen, das Alles drang so verlockend zu ihr herein, daß sie, ein Tuch über Kopf und Schultern werfend, über die Terrasse hinunter an den kleinen See ging, um seit Jahren zuerst wieder frohen Auges den Frühling zu begrüßen, der auch für ihr Herz neue Blüten, neues

Leben bringen sollte. Als sie nach längerer zielloser Wanderung durch die schöngepflegten Gartenwege wieder in's Zimmer trat, lag auf ihrem Frühstückstisch neben ihren Zeitungen ein Brief mit vielen farbigen Postmarken, wie sie gewöhnlich Bette's Briefe trugen. Freudig überrascht, griff sie darnach; da stand ihr Herz einen Augenblick still; es war die nicht vergessene, charakteristische Handschrift ihres verschollenen theuren Bruders, die sie grüßte. Das helle Roth der Freude, welches über ihre Wangen flog, wurde freilich beim Lesen durch heiße Thränen ausgelöscht. Er schrieb:

„Capri, 20. April 188—.

„Meine liebe Schwester!

„Wo soll ich beginnen, Dir vom Leben des Verbannten, vielleicht Todtgeglaubten, zu erzählen? Wo soll ich enden, in der kurzen Spanne Zeit, die mir noch zu leben vergönnt ist? Ein kampfesmäder Wanderer ist's, der zu Dir spricht, Regine; ich bin es zufrieden, den Stab hinzulegen und zur Ruhe zu gehen, nur Zweierlei hält mich noch: der Wunsch, Dich, die Freundin



Der erste Schritt. Gemälde von Frank Penfold.

meiner Jugend, die theure Schwester, noch einmal zu sehen, und Dir mein liebes Kind, meine holde Neine, an's Herz zu legen, die ich in fremdem Lande schutzlos zurücklassen muß. Ihre Mutter ist mir schon bald nach des Kindes Geburt entzogen worden; sie war mir aus ihrer süßfranzösischen Heimat hieher gefolgt und war des Verbannten Trost und Sonnenschein; denn, Regine, das Heimweh habe ich nie ganz überwunden, mitten in der Blütenpracht dieser schönen Insel verlangte es mich nach unseren heimischen Tannen, unseren goldenen Kornfeldern, und nach dem Dohlgelächter am alten Thurm von Wiederau! — Sonst war mein Leben kein verlorenes und entbehrungsvolles. Ich habe die Hände nicht in den Schooß gelegt, und mein kleines mütterliches Vermögen, das mir der Vater auszahlen ließ, geht ungeschmälert an mein Kind über. Was ich von Dir für sie, die Deinen Namen trägt, erbitte, ist nur Liebe, Regine, die Liebe und Treue einer Mutter für die Mutterlose. — Deinem Leben bin ich aus der Ferne mit brüderlichem Herzen gefolgt; den Tod unseres Vaters, dem Gott seine Härte verzeihen möge, Deine Heirath, die dunklen Wolken an Deinem Cheshimmel, Deines Vaters langes Siechthum, Alles berichtete mir der treue alte Jäger. Warum ich nicht früher schrieb, ich weiß es kaum; ich mochte den Verbannten nicht wieder in Dein Leben drängen; und Du, meine arme Schwester, Du hattest gelernt zu gehorchen und mich wohl aufgegeben. Nun aber im Angesichte des Todes erwacht all' die liebe Erinnerung an Dich, an das Einst. Liebe Regine, laß mich nicht vergebens bitten und die Erinnerung an unsere Jugend zurückrufen, da wir einander Alles waren. Neine ist ein wildes Reiz, aber voll vielversprechender Blütenknospen; vergiß nicht, daß wir Leutragens von hartem Stoffe sind und eher brechen als uns biegen. Meines Lieblings Glück lege ich in Deine Hand und fordere es einst von Dir, wenn wir uns droben wiedersehen. In alter Treue Dein Franz."

Regine las das Schreiben wieder und wieder. Eine Viertelstunde später sandte sie ein Telegramm zur Station: „Ich komme. Regine.“ Und am Abend war sie auf dem Wege nach Italien.

Nach zwei Tagen kam sie in Neapel an; sie hatte sich nicht Raft noch Ruhe gegönnt und in der Erregung ihrer Nerven keine Ermüdung gefühlt. Nun mußte sie, fast am Ziel, hören, daß das Meer zu stürmisch sei und das Dampfboot seine Fahrten eingestellt habe. Sie sah über die wildausschäumenden schwarzblauen Wogen hin nach dem zackigen Felsenland, dem ihre ganze Seele entgegenflog, aber all' ihre heiße Sehnsucht konnte sie doch nicht hinübertragen, wo ein fliehendes Leben ihrer harrete; sie ließ nichts unversucht; sie bot den Schiffen in Santa Lucia eine Summe, die diese genügsamen Menschen für immer hätte reich und glücklich machen können — vergeblich! Sie fuhr nach Sorrent, ob vielleicht dort sich muthigere Herzen, kräftigere Arme finden möchten, die dem Sturm zu trogen wagten — ein stummes Achselzucken, ein ausdrucksvolles Deuten der braunen Arme auf die tosenden Wellen war die ganze Antwort, die sie erhielt.

So vergingen drei qualvolle Tage; am vierten endlich, als sie früh zum Fenster trat, war Alles wie durch Zauberschlag verwandelt; tiefblau und spiegelglatt lag der Golf vor ihr, Sonnengold auf der Küste, Blütenduft überall; breit und majestätisch sah der Vesuv mit seiner kaum bewegten, pinienförmigen Rauchkrone auf all' die Herrlichkeit herab. Vor der Thür hörte sie auch schon die Schiffer, die heute, mit ihrer ganzen Redseligkeit bewaffnet, jeder die besonderen Vorzüge seiner Barken preisend, um die Ehre stritten, die deutsche Signora nach Capri hinüber zu rudern. Ihr Herz war sehr schwer und pochte stürmisch, als sie einige Stunden später die Felsensteige der Insel hinaufschritt; für den Zauber der Landschaft, der sie umgab, hatte sie kaum ein Auge; endlich stand sie vor dem kleinen, rosenumrankten Häuschen, das man ihr als die Besitzung des Bruders bezeichnet hatte. Vor der Thür standen zwei Frauen, die mit lebhaften Gesten und vielen Worten die arme kleine Signorina beklagten, die da drinnen nun so ganz allein sei.

Regine hielt sich mühsam aufrecht; sie war also doch zu spät gekommen!

Die Frauen verstummten bei ihrem Näherkommen, und als sie an der Thür zögerte, noch ehe sie den Muth zu einer Frage gefunden, sagte die eine, mit der anmuthigen Höflichkeit ihrer Landsleute sie begrüßend: „Die Signora kommt gewiß zu der armen Waise da drinnen — vielleicht eine Verwandte des lieben deutschen Dottore? Seit sie ihn gestern hinaustrug, will die

arme Kleine nicht sprechen und nicht essen und nicht schlafen, und ist auch nicht aus dem traurigen Hause fortzubringen; ich bin freilich nur eine arme Frau, aber ich wollte sie gern mitnehmen in meine Hütte in der Vigna, damit sie nicht so mütterseelenallein sei!“

Regine konnte nicht antworten, sie nickte der Frau nur freundlich zu und ging durch die Veranda in das Haus. Tiefe Stille empfing sie; dem Eingang gegenüber war eine Thür nur angelehnt, Regine blieb einen Moment zögernd auf der Schwelle stehen. Das Licht des Tages drang nur spärlich durch die weinlaubumrankten Fenster in das große, leere Gemach; Blütenkelche, halb welcke Blätter lagen zertritten auf den Fliesen umher, wohl die Reste der letzten Liebesopfer für den Todten; ein Paar herabgebrannte Kerzen in schwerfälligen Leuchtern, in der Mitte drei oder vier Holzfässer, auf welchen der Sarg gestanden haben mochte, und knieend vor einem derselben, das Gesicht in den Händen verborgen, eine zarte, schlanke Mädchengestalt, stumm und regungslos.

„Neine!“ sagte Regine leise mit von Thränen halb erstickter Stimme. Die Knieende blickte auf, große braune Augensterne, heiß und trocken, richteten sich einen Augenblick auf die Eintretende, dann ein leiser Aufschrei: „Tante Regine!“ und in den Armen der Gräfin löste ein befreiender Thränenstrom den Krampf ihres Innern.

Noch spät am Abend saßen die Beiden Hand in Hand beisammen. Regine ließ sich erzählen von dem geliebten Todten, von dem einfachen, stillen Leben auf dem schönen Eiland, von der Liebe und Verehrung, die der Vater von Alt und Jung genossen, und wie noch bis in die letzten Tage, als er schon viel zu schwach war, selber die Kranken zu besuchen, diese von der ganzen Insel zu ihm gebracht worden seien, damit er ihnen helfe. Und wie der Vater dann Abends sie unterrichtet, wie er mit ihr deutsche Bücher gelesen und deutsche Lieder gesungen habe, und wie er sie, als sie noch ein ganz kleines Kind gewesen, schon gelehrt, die Tante Regine in Deutschland lieb zu haben und für sie zu beten.

Reginen war das Alles so fremd und neu, und doch so unbeschreiblich wohlthuend. Die Mütterlichkeit, die in jedem Frauenherzen schlummert, erwachte plötzlich in ihr und mit warmer Liebe zog sie die Verwaiste an ihr Herz.

„Du bist nun mein liebes Kind und gehst mit mir nach Deutschland, in des Vaters Heimat, meine Neine!“

Bierzehn Tage blieb die Gräfin noch in Capri, ordnete an, daß die kleine Besitzung des Bruders unverändert erhalten werde, und schmückte sein Grab mit einem einfachen Denkstein; Neine fügte sich ihren Anordnungen mit kindlichem Gehorsam und brachte ihr eine bewundernde Zärtlichkeit entgegen; dafür schloß sie das junge Mädchen auch immer liebevoller in ihr Herz, und als sie mit einander nach Deutschland abreisten, war es, als hätten sie von jeher zusammengehört.

Neine wurde zwar der Abschied von dem ausgestorbenen Elternhause, von ihren Freunden, ihren Armen, ihren Blumen und ganz besonders von dem frischen Grabhügel des Vaters sehr schwer, aber unter den vielfältigen Eindrücken der Reise überwand sie das Trennungsleid doch rascher, als Regine es geglaubt hatte, und als Letztere ihr nach manchem Tag den grauen Thurm von Wiederau zeigte, leuchteten die jungen Augen auf in heller Freude.

„Das also ist Papas Heimat! O Tante Regine, ich glaube, ich kenne alle Wege dort und alle die lieben alten Bäume, und die Dohlen, den Teich, und die Mühle im Grunde; der Vater sprach ja immer und immer davon!“

Mit feuchten Augen schloß Regine das holde Kind in ihre Arme. „Du sollst nun hier daheim sein, mein Kind, und Gott segne Deinen Eingang!“

So zog Neine in Schloß Wiederau ein und mit ihr neues Leben in die alten Mauern. Wohl kam es noch manchmal wie Heimweh über sie, es regte sich die Sehnsucht nach dem blauen Himmel Capris, nach dem Rauschen der Wellen, die mit ihrem süßen Lied das Felsenland umspülten, und vor Allem nach dem geliebten Vater, der dort im Schatten der alten Cypressen von allem Erdenleid ausruhen durfte — aber mit der Elastizität der Jugend wandte sich ihr Sinn doch fröhlich den neuen Eindrücken zu, und mit schwärmerischer Bewunderung schloß sie sich täglich inniger an Tante Regine an.

Die Gräfin fand sich nicht ganz so leicht in die neuen Verhältnisse; zwar hatte sie von der ersten Stunde

an die junge Waise liebgewonnen, die so heilige Rechte an ihre Liebe mitbrachte, aber es war eben doch ein Fremdes in ihr ganzes inneres Leben gekommen, und wenn sie an die nahe Rückkehr Pells dachte, war es nicht mehr mit der ungemischten Freude von ehemals. Wie würde er es aufnehmen, daß sich nun mit Neine noch ein anderes Interesse in ihr Leben gedrängt hatte, das er bisher so ganz allein erfüllt und beherrscht?

In seinen Briefen ging er flüchtig über die ganze Angelegenheit hinweg; er hatte zwar natürlich zustimmend die Nachricht von Neine's Aufnahme in Wiederau beantwortet, aber Regine, mit ihrer Feinfühligkeit für jede Stimmung des Geliebten, hatte doch die Wärme und Freude vermisst, auf die sie im Stillen gehofft hatte. Daß sie auf keinen Fall dem Kinde ihres Bruders die Heimat wieder verschließen konnte, die es kaum gefunden und in der es sich glücklich fühlte, das stand fest bei ihr; aber würde Pells es nicht für einen Raub an seinem eigenen, so schwer errungenen Glück halten, wenn er die Heim und Reginen's Liebe mit Neine theilen müßte? Regine hatte es darum nicht ungern gesehen, daß des Barons Rückkehr sich von Woche zu Woche verzögerte.

Der Herbst stand schon wieder vor der Thür, die Blätter begannen sich zu färben und immer dichter streute sie der Herbstwind in die Aellen des Parks, da meldete eines Morgens Pells seine Ankunft in der Residenz und, sobald die nothwendigsten Dienstformalitäten erfüllt seien, seinen Besuch in Wiederau an.

Mit zitternder Freude las Regine die wenigen Zeilen immer wieder und suchte in ihrer Befangenheit nach einem passenden Wort, um ihrer Nichte das Ereigniß mitzutheilen.

Das junge Mädchen selbst kam ihr zu Hülfe. „Gute Nachrichten, Tante Regine? Du siehst ja so strahlend aus, und so jung und rosig, meine liebe, schöne Tante.“

„Ja, Kind, gute Nachrichten; ein lieber alter Freund kehrt von einer weiten Reise zurück und kommt hieher.“

„Ein Freund, ein alter Freund? Nun, wenn es Dir Freude macht, so ist es mir schon recht, Tante; doch wir waren so glücklich hier ganz allein, und nun wird der Freund Dich mir entziehen; und dann, warum muß es gerade ein alter Freund sein, warum nicht ein junger, der mit mir Croquet spielen, mit mir reiten, mit mir rudern würde?“

Regine mußte lächeln; wie anders hatte Neine das dem Freunde vorgelegte Wort „alt“ aufgefaßt, wie wenig entsprach das Bild, welches das junge Mädchen sich im Moment offenbar von Pells gemacht, ihrem schönen, heitern, ritterlichen Magnus!

„Wie es wieder in dem Köpfchen meiner Neine braust und wirbelt! Baron Pells wird schon mit Dir reiten und vielleicht sogar Croquet spielen; mit dem Rudern wird es freilich vorbei sein, bis er kommt, es ist heute schon recht herbstlich,“ setzte sie, dem Gespräch eine andere Wendung gebend, hinzu und zog sich dann in ihr kleines Thurmzimmer zurück, das Sanctum, wo sie allein sein durfte mit ihrer Liebe und ihrem bangenden Hoffen.

Drei Tage waren vergangen, ohne eine weitere Kunde von dem Heimgekehrten zu bringen; am Abend des vierten saßen die beiden Damen arbeitend und plaudernd im kleinen Salon, draußen stürmte es, der Regen schlug prasselnd an die Scheiben und im Kamin knisterte die Flamme. Die Gräfin schien müde, entmuthigt und lehnte sich fröstelnd in den Sessel zurück, auf die melancholischen Herbststimmen draußen horchend.

Neine, als ob sie ihre Gedanken errathen hätte, sagte: „Heute kommt der Gast nicht mehr, und wohl ihm, daß er bei diesem Wetter nicht unterwegs ist!“

Regine antwortete nicht; sie dachte, wie oft er früher, wenn es draußen wehte und schneite, und gerade vorzugsweise an solchen Tagen, gekommen sei, eine Abendstunde mit ihr zu verplaudern oder sie für eine Weile von ihrem schweren Samariterdienst abzulösen.

Mit schrillum Ton zersprang die Glocke der Lampe. Regine fuhr zusammen.

Neine nahm die Glascherben vom Tisch. „Weißt Du, Tante, in Italien sagen sie, es bricht ein Herz, wenn so ein dummes Glas ohne Grund zerspringt; meine alte Wärterin bekreuzte sich dann immer und betete für „la Poverina!“ Sie meinte, das gebrochene Herz müsse durchaus einem jungen Mädchen angehört haben!“

Da schlugen die Hunde im Hofe an, ein Wagen fuhr vor und wenige Augenblicke nachher erkannte Regine den so lange nicht gehörten raschen, elastischen Schritt im Vorfaal. Einen Moment stand ihr Herz still, ihre

ganze Seele flog dem geliebten Manne entgegen — und da saß ihr gegenüber das junge Mädchen, und die großen, fragenden Kinderaugen bannten sie in den Sessel — es war nur eine Sekunde, aber in dieser empfand sie zuerst die übernommene Pflicht wie eine drückende Last, wie ein Verhängniß, das über ihr Glück herein- gebrochen war.

Da flog die Thür auf und Pelfe stand vor ihr, die leuchtenden Augen tief in die ihren gesenkt, das sonnengebräunte Antlitz auf ihre bebende kleine Hand geneigt.

„Grüß' Gott, Gräfin, der Exilirte ist wieder daheim. Wie lange sind mir die Monde in der Fremde geworden und am längsten die letzten drei Tage in der Residenz, Ihnen so nahe; es litt mich auch nicht länger dort, als eben nöthig, und der Herzog selber bot mir lächelnd ‚den Urlaub nach Wiederau‘ an.“

Regine, die eine Minute lang ihre Nichte ganz ver- gessen, hatte sich inzwischen gefaßt, doch war noch ein seltsames Zittern, wie von unterdrücktem Weinen, in ihrer Stimme, als sie nun den Baron dem jungen Mädchen vorstellte. Reine's fröhliches Geplauder half ihr über die Befangenheit der ersten Augenblicke hinweg und bald waren die Drei am Kamin in lebhafter Unter- haltung begriffen; sie redeten von der Sahara und von Kairo und vom Nil — wie man oft von Allem spricht, nur nicht von dem Einen, das dem Herzen am nächsten liegt.

Am andern Morgen erschien Regine bleich und mit gerötheten Augen beim Frühstück. Sie hatte sich das Wiedersehen nach der langen Trennung so anders ge- dacht, und fühlte, daß auch Pelfe schmerzlich betroffen war. Es stand etwas zwischen ihnen, das sie mit all' ihrer Liebe nicht wegräumen konnte, und in den langen schlummerlosen Stunden der Nacht war es ihr, als sei die geträumte Herrlichkeit von Glück und Liebe versunken und als würde von ihr wieder ein Opfer gefordert — schwerer wie eines zuvor.

Reine sah sie besorgt und fragend an.

Regine küßte sie auf die Stirn und sagte: „Es ist nichts, Kind, als ein bißchen Kopfschmerz, bis zum Mittag wird es schon besser werden.“

Es war aber doch beim Frühstück zwischen den Dreien eine gespannte und befangene Stimmung. Regine suchte einen Vorwand, das junge Mädchen zu entfernen, ohne in ihrer offenen, geraden Weise gleich das schiel- liche Wort zu finden, als ihr Reine zuvorkam; sie nahm ein Körbchen und ihre Gartenschere, um die letzten Rosen und Asters abzuschneiden, die der Frost bedrohte, rief dem alten Neufundländer, ihrem treuen Begleiter auf den ziellosen Wanderungen durch den Park und verschwand durch die Glashür der Veranda.

Die Zurückbleibenden schauten einen Augenblick schweigend der schlanken Mädchengestalt nach, wie sie elastischen Schrittes die Allee hinabging und eine der aus ihren Hüften gesprungenen, glänzend braunen Kastanien vom Wege aufnehmend, sie neckend dem Hunde zum Spiel hinwarf. Dann wandte sich Pelfe zu Regine, und ihre Hand an die Lippen ziehend, sagte er mit innigem Ton:

„Warum so traurig und warum noch immer dieß düstere Schwarz?“

„Ich bin nicht traurig, Magnus, jetzt nicht, und nicht in dem Sinn, wie Sie es meinen, aber Sie wissen es ja, die höchste Freude und der tiefste Schmerz haben denselben Ausdruck — die Thräne!“

Ihre feuchten Augen suchten die seinen, und was sie darin fanden, war die alte beglückende Liebe, das alte herzliche Verstehen für Alles, was sie bewegte.

„Und meine zweite Frage, Gräfin; ich denke, die Farbe der Trauer paßt nicht für unser endlich errungenes Glück.“

„Ich beweine einen theuren Bruder, Magnus, be- weine den Todten um so schmerzlicher, als ich dem Lebenden viel Liebe schuldig bleiben mußte. Und ich habe gelobt, seines Kindes Mutter zu sein, da muß ich vor allen Dingen mit Reine trauern, ehe ich fordern kann, daß sie sich mit mir freue.“

„Sie haben aber auch gelobt, mir das Glück, um das ich seit Jahren kämpfe, nicht länger vorzuenthalten, wenn ich heimgekehrt sein würde, Regine; sollen auch jetzt wieder die Forderungen des Herzens zurückgedrängt werden?“

„Gewiß nicht, mein Freund, lassen Sie mir nur Zeit, bis Reine ganz heimisch bei mir geworden ist; jetzt würde das arme Kind sich wieder wie hinaus- gestoßen fühlen, innerlich vereinsamt, sähe es mich schon an das eigene Herzensglück denken.“

„Reine und immer Reine! Es scheint viel mehr, als ob ich es sei, der aus Ihrem Leben verdrängt ist!“

Magnus ging erregt im Zimmer auf und ab; es verletzte seine Eitelkeit vielleicht ebensosehr, als seine Liebe, daß Regine immer wieder Gründe fand, den Zeitpunkt ihrer Verbindung leichten Herzens, wie es ihm schien, hinauszuschieben, und es stimmte ihn nicht eben freundlich für Reine, daß sie, wenn auch unbewußt, zwischen ihm und seiner Liebe stand. Regine fühlte dieß wohl, aber es war zu fest in ihrem Wesen be- gründet, unbeirrt, selbst durch eigenes bitteres Leiden, den für recht erkannten Weg zu gehen.

„Magnus,“ sagte sie endlich und schlug die großen, klaren Augen voll zu ihm auf, „erscheint Ihnen das Glück, das unserer wartet, so klein, daß es sich nicht verlohnt, ein paar Monate länger darauf zu harren, dann nehmen Sie Ihr Wort zurück, ich will Sie nicht an mein überall eingeengtes Leben fesseln; heute können wir noch ohne Groll und Bitterkeit scheiden.“

Ihre Stimme zitterte bei den letzten Worten und große Thränen rollten über ihre blassen Wangen.

„Regine, liebe Regine, wie kannst Du so sprechen? Du, mein Stern und einzig Glück, vergiß das heftige Wort!“ rief Pelfe, und zu den Füßen der geliebten Frau, ihre Hände fest in den seinen haltend, erbat und erhielt er Vergebung.

*

Es kam nun für Regine eine Zeit bewegter Ruhe, Alles schien sich so zu gestalten, wie sie es nur hoffen konnte, und in den stillen, zarten Beweisen von Pelfe's Liebe fühlte sie sich sicher und geborgen für alle Zeit; auf seine Zukunftspläne ging sie möglichst wenig ein, doch war zwischen ihnen stillschweigend angenommen, daß in den ersten Frühlingstagen ihre Vermählung in aller Stille in Wiederau stattfinden werde.

Zwischen Reine und dem Baron herrschte bald ein fröhlicher, unbefangener, fast brüderlicher Ton, und Regine sah es gern, wenn er bei seinen immer häufigeren Besuchen in Wiederau das junge Mädchen auf seinen Spazierritten begleitete, oder sie als unermüdlicher und eleganter Schlittschuhläufer in die Geheimnisse des Eis- sports einweihte. Wenn sie dann heimkehrte mit ge- rötheten Wangen und leuchtenden Augen und in ihrer südländischen impulsiven Lebhaftigkeit der Tante in die Arme flog, freute sich Regine über das Glück des ge- liebten Kindes, und ihr festes, vertrauens Herz sah in dem heiteren Verkehr der Beiden keine Gefahr, weder für Reine's Ruhe noch für ihre eigene.

Die Gräfin war auch einige Male mit Reine in der Residenz gewesen. Es war ihr eine Freude, mit welchem Interesse, mit welchem Verständniß Reine Alles erfaßte, was sie dort sah. Pelfe machte in den Museen den unermüdlichen Cicerone, und man gewöhnte sich wieder daran, ihn stets in der Begleitung Reginens zu sehen.

Der Hof empfing die Gräfin und ihre reizende Nichte mit Auszeichnung im intimsten Cirkel, da ihre Trauer sie abhielt, bei größeren Festen zu erscheinen, und die Hofgesellschaft nahm schnell dieß mot d'ordre auf, erinnerte sich wieder der Gräfin mit alter Herzlich- keit und suchte eifrigst lang erloschene Beziehungen aufzu- frischen und geltend zu machen.

Regine nahm das Alles mit ihrer ruhigen Haltung freundlich hin, kehrte aber doch stets gern in ihre Wald- einsamkeit zurück.

Ebenso war Reine am glücklichsten in Wiederau, wo sie der Sonnenstrahl im Schloß, der Liebling der Dorfbewohner war. Rein noch so rauhes Wetter hielt sie ab, begleitet von ihrem treuen Inka den Park zu durchstreifen, im Dorf ihre Kranken und Alten zu be- suchen, und wenn dann Pelfe ankam, waren es vollends Festtage für Reine, kein Wind zu kalt, kein Schnee zu tief, um unter Pelfe's Schutz durch den winterlichen Wald zu reiten, oder über die spiegelglatte Fläche des kleinen Sees auf ihren Eisschuhen dahinzufliegen.

Ein weniger argloses Herz wie Reginens hätte in der immer größeren Ungeduld, mit der das junge Mädchen die Besuche des Barons erwartete, Unheil geahnt, hätte das glühende Erröthen, mit dem sie ihn dann begrüßte, mit Schrecken bemerkt.

Regine sah darin nur das lebhaftes Temperament, welches die Kleine, wie sie dieselbe ohne Berechtigung oft nannte, von ihrer südfrauzösischen Mutter geerbt, und ließ mit verbundenen Augen die Dinge so weiter- gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Porträtskizzen und Erinnerungen.

Von
Elise Polko.

(Nachdruck verboten.)

Eine Musiklehrerin.



ie Klänge des großen Stuttgarter Musikfestes sind verraucht, aber den unverwundlichen Blumen- strauch tönender Erinnerungen trug jeder Hörer dankbar nach Haus. Und wie denn aus jeder fröhlichen Hochzeitsfeier eine andere Zukunfts- hochzeit hervorbüßeln soll, so ruhen im Gegen- theil derartige Musikfeste die Erinnerung an verlungene Afforde wach, an Gestalten, die der Vergangenheit angehören, Erscheinungen, die sich vor Zeiten auch an jener „holden Kunst“ mit gleicher Begeisterung labten und erquickten wie wir, die Kinder der Gegenwart. Da blättert man eben gern zurück in dem Buche des Gedächtnisses und sieht allerlei Namen auftauchen, umspült von dem reisenden Strom der Ver- gessenheit, und bückt sich unwillkürlich, um nach ihnen zu greifen.

So fiel mir, als ich in meinem stillen Traumedchen die glänzende Beschreibung des süddeutschen Musikfestes las, ein Brief- blatt Lindpaintner's ein, des ehemaligen Stuttgarter Hofkapell- meisters, das man mir vor Jahren geschenkt — das vergilbte Blatt liegt in meiner Reliquienmappe — und eben zwischen seinen Zeilen taucht ein ernster, seltsamer Frauenkopf auf und schaut mich an mit klaren Augen, und die ganze eigenthümliche Gestalt steht plöblich lebend und athmend vor mir, als hätte ich sie gefannt, und nicht mir zu, als wollte sie sagen: „Wie gerne wäre ich dießmal auch dabei gewesen, wie so oft in alten Zeiten!“

Es war im Jahre 1845, als in dem schönen, heitern Stuttgart die Matthäuspaffionsmusik des großen Leipziger Kantors zum ersten Mal aufgeführt werden sollte in der Hauptkirche der Stadt. Wochen- und monatelang vorher warf dieß vielbesprochene musikalische Ereigniß seinen Schatten voraus. Das Nischenwerk erregte allgemeines Interesse, allein in den Kreisen der Musiker und Musikkenner herrschten doch große Zweifel über die Mög- lichkeit einer durchaus gelungenen Aufführung. Das Orchester freilich ruhte in der Hand eines bedeutenden Mannes, des Hofkapellmeisters Peter Josef von Lindpaintner, eines Rhein- länders, 1791 zu Koblenz geboren, den man aus München schon im Jahre 1819 nach Stuttgart gerufen hatte — von ihm, dem Komponisten der berühmten Faustmusik, durfte man erwarten, daß er das gewaltige Schiff dieses Wunderwerkes sicher durch alle Klippen und Fährlichkeiten leite, aber bei den Chören mit ihren Nischenaufgaben hatte in den Proben nur eine Frauenhand das Szepter geführt. War sie stark genug, konnte sie überhaupt stark genug sein zu einer derartigen rettenden That, zu dem Ein- studiren dieser grandiosen Schöpfung eines der mächtigsten Geister im Reiche der Kunst? Ein damals fast fünfzig Jahre altes Jungfräulein, Emilie Zumbteeg, war nämlich die Gründerin und Dirigentin des Frauengesangsvereins und sie hatte sich erboten, zunächst die Sopranstimmen und Altstimmen einzulüben und dann es auch mit den Männerstimmen zu versuchen. Freilich, die eigentliche Bevölkerung Stuttgarts schwor auf das Fräulein, wurde sie doch schon längst von allen muskelliebenden Herzen, alt und jung, die geweihte Priesterin der Kunst, die Lehrmeisterin von Gottes Gnaden, die Entdeckerin und Pflegerin jeder Sing- stimme genannt, in welcher Brust sie auch eben laut werden mochte. Als sie im Jahre 1830 zuerst ihren Frauenchor zusamen- stellte, zog die Tochter des geliebtesten Schillerfreundes, des ge- nialen Komponisten und Cellisten Johann Rudolf Zumbteeg, herzoglichen Kapellmeisters, wie ein weiblicher Diogenes umher, um Stimmen zu suchen. Näherinnen, junge Wägelinnen, Put- macherinnen, Schullehrerinnen, die bis zur Stunde ihre kunstlosen Weisen im engen Stübchen vor sich hingetrallert, sie wurden von der allbekannten Klavierlehrerin eingeladen, nach der Tagesarbeit bei ihr vorzusprechen, um — regelrecht Musik zu üben. Und sie kamen Alle, denn ihr gegenüber galt, genau wie beim bösen Don Juan des Wolfgang Amadeus Mozart, „kein Widerstreben“, und wenn sie sich auch im Anfang mit Zittern und Jagen ein- fanden, so kamen sie bald nur zu gern. Denn in gutem, unver- fälschtem Schwäbisch wurden Alle willkommen geheißen und trotz allen Ernstes des Studiums der Noten und des Tactes, von denen die Meisten kaum eine Ahnung hatten, ging es doch am Flügel der Dirigentin gar „lustig“ her. Sie wußte es ja Jeder wunder- bar leicht zu machen, und ihre Art und ihr Wesen waren so zwingend und dabei so herzwinnend, daß sie Alle in kürzester Frist geradezu durch's Feuer gegangen wären für ihre Lehrerin. Es war freilich keine leichte Arbeit gewesen, einen Frauenchor aus derartigen gemischten Elementen im Laufe der Jahre so heran- zubilden und gleichsam militärisch zu „drillen“, daß man an Händel'sche und endlich Bach'sche Chöre sich heranwagen durfte, aber in Emilie Zumbteeg lebte die Energie des Mannes neben der Geduld einer Frau und der himmelanlobernden Begeisterung der echten Künstlerin. Haydn'sche und Mendelssohn'sche Chöre gehörten zu den ersten öffentlichen Thaten des Frauengesangsvereins unter ihrer Leitung, und erregten allgemeines freudiges Staunen durch Präzision und Ausdruck. Schon im Jahre 1841 wagte man sich an den Händel'schen Messias mit bedeutendem Erfolg, zwei Jahre später aber hatte Lindpaintner an Emilie Zumbteeg geschrieben mit seiner kräftigen und klaren Handschrift:

„Mein hochverehrtes Fräulein!

„Durch Dienstgeschäfte abgehalten, wähle ich diesen Weg, Ihnen, mein hochverehrtes Fräulein, meinen und der ganzen Hofkapelle wärmsten Künstlerdank darzubringen für den hin- gebenden Eifer, für die echt künstlerische Begeisterung, mit der Sie die Gesangsproben leiteten und, allen fühlenden Musik- freunden zur Freude, dadurch allein die Möglichkeit herbeizubereiten, Mendelssohn's „Lobgesang“ so komplet gelungen, als gestern Abend, aufzuführen zu können. Ich füge die Bitte bei, es möge Ihnen gefällig sein, allen unter Ihrer Fahne Mitwirkenden Dank und Anerkennung zu überbringen.

Hochachtungsvoll grüßend,
Ihre H. B. Lindpaintner.

Stuttgart, am 10. April 1843.“



Die ehemalige Cisterzienserabtei Maulbronn.

Originalzeichnung von Professor R. Stieler.

Aber der Weg von den Chören Mendelssohn's, den Emilie Zumsteeg aus vollem Herzen bewunderte, bis zu den Bach'schen Chören der großen Passionsmusik ging doch noch eine gute Strecke höher dem Gipfel entgegen, deshalb zweifelte und fürchtete man eben heimlich. Aber welche totale Niederlage erlebten in dieser Beziehung die Kleinmüthigen! Das Werk des Vaters der deutschen Kirchenmusik gelangte zur vollendeten Aufführung, und die Chöre wirkten in Ausdruck und Sicherheit geradezu bewundernswürth. Der Dirigent Lindpaintner aber neigte sich nach dem Schluß, hinterlassen von dem Erfolg der erhabenen Musik, als die größte Menge der Hörer bereits die Kirche verließen, über die Brüstung des Podiums, in deren Nähe Emilie Zumsteeg stand, streckte ihr seine Hände entgegen und rief laut: „Gute Nacht, Emilie, erstes und einzigstes Mädchen der Welt!“

Wie erschreckt sie sich da bückte und abwandte, ärgerlich und doch ergriffen zugleich von dieser Anerkennung.

Allein welche Lorbeeren die selten musikalisch beanlagte Wesen auch am Dirigentenpult wie als Komponistin so manches seelenvollen, jetzt längst vergessenen Liedes errang, der Schwerpunkt ihres Wirkens und ihrer Begabung lag doch wohl in ihrem Lehrerberuf. Hier fand sie — nach dem Urtheil aller ihrer Zeitgenossen — kaum ihresgleichen. Jede ihrer Schülerinnen und jeder ihrer Schüler durfte sie „Du“ nennen, wie sie selber Jeden duzte. Im Sommer wanderte man um fünf Uhr schon in das bescheidene Heim der berühmten Lehrmeisterin und im Winter stolperte man muthig um sechs Uhr mit dem Laternchen durch die oft verschneiten Straßen, nur um des Glückes theilhaftig zu werden, ihren Unterricht zu empfangen. Die Hälfte der Stunden, die sie erteilte, gab sie unbemittelten talentvollen Schülern umsonst. — Emilie Zumsteeg war ein Original in jeder Beziehung und ihre Erscheinung mußte wohl Jedem auffallen durch die seltsame, gleichsam verschollene Tracht, die sie beibehielt, jeder Mode zum Trotz. Ihre Hüte und Schawls erschienen wie Reliquien aus dem Handföhrchen der Großmutter. Als ihre treue, langjährige Dienerin, die sich wohl ein Wort der angebeteten, gütigen Herrin gegenüber, zu allen Stunden, erlauben durfte, einmal feuchend diese allzu große Gleichgültigkeit in Bezug auf die Kleidung beklagte, und die gar zu bemerkbare Einfachheit der Stoffe, bemerkte Emilie Zumsteeg ruhig:

„Nach! Sie doch kein Geschwätz. Wer nicht zu mir kommen will wegen meiner Kleider, der mag weghleiben, die Kleider sind nicht der Leute wegen da, sondern meinetwegen!“

Diese alte Gefährtin, die längst schon ihre silberne Diensthochzeit mit ihrer Herrin gefeiert, war zu dem Range einer Art von weiblichem Jamulus aufgestiegen — sie verlor nicht nur Küche und Haus, sondern stand ihr in jeder Hinsicht bei und half sogar musikalische Ordnung halten, obwohl sie keine Ahnung von Musik hatte. Es geschah nämlich nicht selten, daß unausschiebbare Geschäftsangelegenheiten und Briefe Fräulein Zumsteeg am Schreibtisch im Nebenzimmer festhielten, und die Schülerinnen oder Schüler, um keine Minute der kostbaren Zeit zu verlieren, bereits am Flügel im Musikzimmer ihr Penum abzuhäpfeln begannen. Da steckte denn, als Botin der Lehrmeisterin, die gute Alte eifrig den grauen Kopf im sauberen Häubchen herein und rief den Spielenden auf gut Schwabisch zu: „Sie solle net so hufcheln und hudel!“ Oder: „Sie solle auch den Bass da unten ordentlich hören lassen, in dem Spiel ist gar toi Ausdruck!“ Oder: „Ei, der Herr Beethoven habe das gar net so gemeint, läßt Ihne das Fräulein jagen!“ Ja, der Beethoven, — der war und blieb für Emilie Zumsteeg doch der Höchste aller Musiker auf Erden. Als sie, noch ein junges Mädchen damals, zum ersten Mal den Fideleio hörte, lief sie herum wie im Traume und konnte wochenlang keine Musik ertragen.

Sie war in ihrer Jugend eine ebenso tüchtige Sängerin als Klavierspielerin und übernahm, je nachdem es nöthig war, einzuspringen, jede Partie, sowohl den Sopran wie den Alt. Wie oft trat sie als wahre Retterin in der Noth auf, wenn irgend welche tapprische Donna plötzlich abgesetzt hatte. Es geschah nicht selten, daß man sie an Sonn- und Festtagen, wo Emilie Zumsteeg gern ein wenig länger als sonst der Ruhe pflegte, aus dem Bette in die katholische Kirche holte, wo die musikalische Messe schon begonnen hatte, das ganze Orchester in Thätigkeit war, der erste Chor einsetzte und die Retterin noch nicht mußte, welche Singstimme, welche Partie man eben von ihr verlangte. Allein welche Aufgaben man ihr auch stellen mochte, sie löste sie alle mit gleicher Ruhe und staunenswerther Sicherheit, jeder Dirigent war glücklich, wenn er sie sah, und schon ihre stumme Gegenwart inspirirte den Sängerkhor und brachte Aufmerksamkeit und Eifer in die Schaar.

Später dirigirte Emilie Zumsteeg regelmäßig zu jeder Hochzeit irgend welcher Schülerin einen kleinen, außerlesenen Chor und ließ dann eine Brautmesse singen. Da stand sie denn in feierlicher Stimmung inmitten der festlich gekleideten Sänger, in ihrem historischen Schawl und merkwürdigen Hut, und blickte voll Rührung nieder auf jenes Brautpaar, dem sie einen musikalischen Trost- und Scheidegruß mitgab, in das neue Wanderleben zu Zweien. Aber mit welcher Liebe und Verehrung gingen alle die jungen Augen hier wie überall an dieser unscheinbaren Frauengestalt. Wie sie immer sich zeigte, so mußte es eben sein, so meinten wenigstens Alle, die ihr näher getreten waren, eine elegante, moderne Emilie Zumsteeg war einfach nicht denkbar. Außerer Schmuck, in jeder Gestalt, verschmähte sie, und die wertvolle Diamantbroche, ein Geschenk der Stadt nach der Aufführung des Messias, als Anerkennung ihrer uneigennütigen Leistungen beim Einstudiren der Chöre, trug sie nie, ebenwenig wie jene prachtvolle, goldene, edelsteinbesetzte Uhr, die Gabe einer hohen, kunstbegeisterten Frau, nie an die Stelle jenes alten silbernen Gehäuses aus dem Nachlaß ihres so früh verlorenen genialen Vaters rückte, auf deren Zifferblatt noch die Augen Friedrich Schiller's ruhten. Schmuckeleien, in welcher gewandter Form sie sich ihr auch nahen mochten, wies sie entschieden zurück und wußte alle schönen Worte in gutem Schwabisch eben so derb wie humoristisch abzuwehren. Nur wenn Alles nichts half, sprach sie hochdeutsch, auch in den Stunden ihren Schülern gegenüber, und das galt überall als ein sicheres Zeichen, daß Emilie Zumsteeg ernstlich böse war; wie glücklich waren deshalb Alle, wenn sie plötzlich wieder ausrief:

„Ei, jetzt bißt wieder vernünftig, jetzt laß i mir's wieder gefallen mit Dir!“

Gar manchen verwandten Zug zeigte diese wunderbare Musiklehrerin mit einer sechzehn Jahre jüngeren Kollegin am Rhein, der hochinteressanten Johanna Mathieur in Bonn, später Gottfried Kinkel's Frau, nur verlief die irdische Pilgerfahrt der Tochter des Schillerfreundes etwa wie die Beethoven'sche sogenannte Mondschinsonate, während das Dasein jener Andern in seiner leidenschaftlichen Bewegung mehr einem Schumann'schen Konzert oder einer Chopin'schen Fantasie ähnelte. In beiden Frauen aber glühte die gleiche opferwillige Begeisterung und Hingabe für die Musik, die gleiche staunenswerthe Energie des Willens und Vollbringens. — Johanna Kinkel ruht fern von der geliebten Heimat, fern von dem Wellenrauschen des Rheins in fremder Erde, drüben in England. Auch sie verrieth ein großes Dirigentalent, auch sie hatte, wie Emilie Zumsteeg, einen Musikverein gegründet, der ihr unsagbar viel Arbeit und Mühe, aber auch viel Freude brachte, dazu kam bei ihr noch eine schöne schriftstellerische Begabung — aber auch bei der Rheinländerin war die Gabe, musikalisch zu lehren, die größte, trotz einer hervorragenden Veranlagung für die Komposition. Ihre so innig empfundenen Vederkompositionen sind vergessen, nur ihre köstlich humoristische „Vogelantate“, für mehrere Stimmen, singt man noch hie und da, — fortgerissen vom Strome der Zeit, wie eine herabgeworfene Blüte, ist ihre anmuthsvolle kleine Operette „die unterbrochene Landpartie“, aber ihre geistvollen „Briefe über das Klavierspiel“ bleiben noch immer eine werthvolle Lektüre, und die dankbare Erinnerung an ihr Lehrgenie lebt hier am Rhein bis zur Stunde in vollster Frische. Ihre Tochter Adelsheid, vermittelte Frau von Asten in Barmen, hat sowohl die künstlerisch-musikalische Begabung der Mutter, als auch ihr Lehrtalent geerbt.

Als Emilie Zumsteeg am 1. August 1857, ein Jahr nach ihrem Freunde Lindpaintner und ein Jahr vor ihrer fernen Kollegin, Johanna Mathieur-Kinkel, heimging und die alte, treue Dienerin schluchzend und gebrochen vor Schmerz an ihrem Sarge stand und ihr noch einmal nachrief, wie sie dieß früher beim Schlafengehen zuweilen scherzend gethan: „Gute Nacht, Emilie, erstes und einzigstes Mädchen der Welt!“ — da fand dieß rührende Wort wohl ein vielstimmiges Echo.

Und noch heute, nach so viel Jahren, vibriert leise, leise jene melodische Saite der Dankbarkeit, die so selten erklingt auf der großen Harfe der menschlichen Empfindungen, und Väter und Mütter erzählen ihren Kindern jene wahre Geschichte von der seltenen Musiklehrerin, die doch fast wie ein Märchen klingt. Und gerade in der begeisterten Erinnerung an das eben vorübergezogene, jugende, klingende Fest legt vielleicht manches Herz den Immortellenzweig des Gedenkens nieder auf den stillen Hügel einer der treuesten Dienerinnen der heiligen Cäcilia, die man nannte: Emilie Zumsteeg.

Kloster Maulbronn.

(Siehe das Bild S. 1024 u. 1025.)



von der Bahnstation Maulbronn führt die Poststraße durch einen prächtigen Laubwald und später, am Rande desselben, vorüber an wogenden Fruchtfeldern und Rebenhügeln nach der berühmten alten Cisterzienserabtei gleichen Namens. Nach halbstündiger Fahrt in der gelben alten Postkutsche, deren Lenker gar lustige Lieder zu blasen weiß, taucht am Ausgang des Salzachtals der nadeltschlanke Dachreiter des Klosters auf, und bald kommen auch zwischen den Apfelbäumen zu beiden Seiten der Landstraße die Häuser des Dörfchens zum Vorschein, das sich vor den altersgrauen Mauern angeschlossen hat. Nachdem wir uns im gemüthlichen „Gasthaus zur Post“ durch einen Trunk Elfinger erquickt und zum Besuche des „feuchten“ Klosters vorbereitet haben, eilen wir dem nur wenige Schritte vom Gasthaus entfernten Hauptthore entgegen. In seinem kraftvollen Rundbogenstil erscheint es wohl eher zur trostigen Abwehr des Feindes als zur Einfuhr für fromme Gemüther erbaut, ein Eindruck, welcher noch gesteigert wird durch die hohe, festungsartige Klostermauer, die sich vom Thore aus links hinter einem breiten, epheubewachsenen Graben hinzieht, mit ihren trostigen Buckelsteinen eine Reihe alter Gebäude tragend, an ihrer Nordwestecke von dem fahlen, unheimlichen Hergenthurm, an der Südostecke von dem romantischen, epheumponnenen Faustthurm flankirt. Innerhalb des Thores umfängt uns der weite Vorhof mit seinen noch wohl erhaltenen und zum Theil ausgebauten Wirtschaftsgebäuden, Frühlingshaus, Wagnerei, Schmiede, Mühle, Speicher, Küchenei, — Steinbauten mit spizen, vielfach von Kreuzblumen gekrönten Giebeln, deren praktische Anlage dem wirtschaftlichen und gewerblichen Sinn der Cisterzienser alle Ehre macht. Im Hintergrunde des Hofes stehen prächtige uralte Linden, hinter denen die Fassade der Klosterkirche mit ihrer schlanken Vorhalle, Paradies genannt, und das links daranstoßende, vielfach verbaute Kloster sichtbar wird. Bevor wir diese interessante Stätte mittelalterlicher Kunst und Kultur betreten, möge ein kurzer Blick auf die Vergangenheit des Klosters das Verständniß seiner für die Kunst- und Kulturgeschichte Deutschlands hochwichtigen Bedeutung erleichtern.

Es war ein tapferer Kriegermann aus dem alten freien Geschlecht Derer von Lomersheim, Walther mit Namen, welcher das erste Cisterzienserloster im jetzigen Württemberg gründete. Wahrscheinlich angeregt durch die begeisterte Predigt des heiligen Bernhard, stiftete er auf seinem Gute Eckenweiler bei Mülhader eine Niederlassung von Mönchen, die indessen später in Folge großen Wassermangels nach dem fruchtbarer gelegenen Salzachtal überfiedelten und dort unter dem Schutze des Erzbischofs Günther von Speier, eingewängt zwischen waldigen Hügeln, abgeschieden von der großen Welt, das Kloster „Mülenbrunn“ im Jahre 1138 erbauten. In den nun folgenden Jahrhunderten ruhiger Entwicklung gelang es dem Kloster, nicht nur den Ruf großer Frömmigkeit und Ehrbarkeit, sondern durch weise Bewirtschaftung und Vermehrung des ihm zuwüchsenden Grund und Bodens auch großen weltlichen Besitz zu erwerben. Kein Wunder, daß dieser Juwel im Salzachtale bald zum Zankapfel der Mächtigen wurde.

Seit 1457 streiten sich die Herren von der Pfalz und von Württemberg um die Schirmvogtei des Klosters und 1504 wird es ein Opfer des Reichskrieges, der sich gegen die Pfalz um das bayerische Erbe entpinnen und welchen der jugendliche Herzog Ulrich von Württemberg eröffnete. Bei seinem Anrücken entflohen der Abt und die meisten Brüder nach Speier, der Herzog aber wandte seine Karthaunen gegen das Kloster, dessen Mauern und Thürme stark beschädigt wurden, wie die Kugelspuren an den Mauern und sogar an einzelnen Theilen der Kirche noch heute beweisen, bis die Besatzung sich nach siebentägiger Belagerung übergab. Mittlerweile war aber auch die Glaubensspaltung selbst bis in dieses einsame Thal gedrungen, die Stürme des Bauernkrieges waren über dasselbe dahingebraust und der reformationsfreundliche Ulrich strebte darnach, in Maulbronn den protestantischen Kultus einzuführen. In der That wurde die Abtei 1558 in eine evangelische Klosterschule verwandelt, 1576 fanden daselbst die Vorarbeiten zur sogenannten Konkordienformel statt, Mansfeld's Scharen und die Schweden hausten in dem zwischen durch noch einmal katholisirten Stift, und erst 1656 wird die evangelische Klosterschule wieder hergestellt und damit das Schicksal Maulbronn's, das fortan ununterbrochen in württembergischem Besitz verblieb, endgültig entschieden. Daß das ehemalige Kloster aber auch in seiner neuen Gestalt fortdauerte, kulturellen Aufgaben zu dienen, das beweisen die Namen, welche in den Schülerverzeichnissen glänzen. Dort studirte von 1586 bis 1589 ein Johannes Kepler, schon damals mit tiefennigen Beobachtungen der Gestirne beschäftigt, Männer wie Hermann Kurz, Herwegh, Ferd. Hochstetter, Schelling und eine große Anzahl hervorragender Theologen gingen späterhin aus den ehemaligen Klosterzellen hervor.

Und obgleich so manche Stürme über das Kloster dahingebraust sind, wie seine Geschichte uns zeigt, so ist es doch in baulicher Hinsicht das am besten erhaltene in ganz Deutschland. Nirgends kann man sich so wie hier in das ganze künstlerische Leben und Treiben zurückversetzen, da ja noch alle Gebäude erhalten sind, die den reichen Klosterhaushalt vermittelten, sowie die zum Theil noch heute vorhandenen Bewässerungsanlagen im Salzachtale Zeugniß davon ablegen, welche geniale Agrarier diese Cisterzienser waren. Für den Kunstfreund aber ist Maulbronn eine Stätte unerjährligen Studiums und höchsten Genusses. Sechs Jahrhunderte haben an dem Kloster gebaut, es lassen sich an ihm die verschiedenen Style mittelalterlicher Kirchenbaukunst, auf originellste Art ausgebildet und unter einander verknüpft, von Stufe zu Stufe verfolgen. Auf diese Weise entfaltet sich uns ein ganz großartiges Bild architektonischer Entwicklung, im künstlerisch geformten Stein wird die Vergangenheit lebendig und redet zu uns in tausend Zungen, wir blicken in die einsame Klosterzelle, wo dem andächtigen, weltlichlichen Geiste die Gottesidee im Kunstwerke aufgeht und in den edlen Linien eines himmelanstrebenden Baumerkes sich verkörpert, wir belauschen die nimmer rastende Phantastie, wie sie die Einfachheit klösterlichen Lebens mit ungeahnten Formen und Farben belebt und an Stelle der verschmähten wirklichen Welt eine Idealwelt zur Ehre Gottes mit künstlerischer Freiheit entstehen läßt. Eine solche Idealwelt bedeuten die kirchlichen Bauten des Maulbronner Klosters, in die wir durch die frisch und fest emporstrebende Vorhalle (Paradies) eintreten wollen.

Die um das Jahr 1164 begonnene, 1178 eingeweihte Klosterkirche, in der gegenwärtig Steinmetzen mit Renovierungsarbeiten beschäftigt sind, ist eine schlanke Pfeilerbasilika in der Form des lateinischen Kreuzes mit gerade geschlossenem Chor und sechs recht-eckigen Kapellen im Querschiff, ein Bauwerk von ungemein ernsten und kräftigen Formen, wie sie den romanischen Kirchen des zwölften Jahrhunderts in Deutschland eigen sind. Vor dem Chore erhebt sich in düster erhabener Majestät ein in Stein gemeißelter gekreuzigter Heiland; ein Sonnenstrahl, der durch die bunten Fenster der Sakristei mehrfach gebrochen wird, umweht das von einem unsagbar rührenden Schmerze befehte Haupt des Dulders mit einer schimmernden Gloriole. Von den wenigen Wandgemälden, die noch erhalten sind, interessiert uns am meisten ein von Professor Schmidt in Stuttgart kunstvoll restaurirtes Bild Meisters Ulrich's: Die Darbringung des Klostermodells durch die Gründer der Kirche, Walther von Lomersheim und Günther von Speier, an die Jungfrau Maria. Denn wie jede Cisterzienserkirche, so ist auch diese der Gottesmutter gewidmet, deren edel und schön gemaltes Abbild den Triumphbogenpfeiler der Kirche schmückt. Unter den vielen Grabdenkmälern der Kirche befinden sich auch die der beiden Begründer, welche Meister Ulrich in seinem Gemälde so sinnvoll verherrlicht hat. Von der überwuchernden Zierkunst einer spätern Zeit ist im Uebrigen hier noch wenig zu bemerken, wenn man von der feinen und abwechslungsreichen Profilierung der Gesimse, Kapitälchen u. s. w. absteht. Ueberall herrscht noch jener der romanischen Epoche eigenthümliche Zug zum Ernsten und Genüthigen, jener Geist, der im Wesentlichen und Innerlichen sein Gütiges findet. Die von Wiltshauer G. Glöb in Stuttgart restaurirten Chorstühle, welche sich, zweiundneunzig an der Zahl, doppelreihig hinziehen und durch die Reichhaltigkeit und Phantastik ihrer Verzierung wahrhaft verblüffen, sind aus einer viel spätern Zeit. Tritt man aus dem nördlichen Seitenschiffe der Kirche heraus, so befindet man sich im Kreuzgang, dessen vornehme, allmählig in die reinste Gotik überleitende Struktur von imponirender Schönheit ist. Welche Menge von edlen, schlanken, mit den herrlichsten Blumenkäufern versehenen Säulen, unter denen die starken, sechsseitigen Rippengewölbe so frei und stolz emporsteigen und in prächtigen Blattkränzen sich zusammenhängen!

Aber vergessen wir auch nicht, von hier aus einen Blick in das berühmte Winterrefektorium zu werfen. Dieser niedrige, auf kurzen, gedungenen Pfeilern ruhende Bau ruft uns allerlei anheimelnde Klosterjahren in's Gedächtniß. Goldfelliger Weindunst umfächelt unsere Nase. Ist es das Summen der Käfer im Klostergarten oder fingen unsichtbare Bässe eine altbekannte Weise, die uns an so manchen mannhaften Becherlupf erinnert?

Im Winterrefektorium
zu Maulbronn in dem Kloster.
Da geht was um den Tisch herum,
Klingt nicht wie Paternoster.
Die Martinsgans hat wohlgethan,
Elfinger blinkt im Krüge,
Nun hebt die nasse Anacht an
Und Alles singt die Fuge:
A. V. K. L. W. H.
Komplete Pocula.“

Hier war es, der lustigen, von Scherfeln neubelebten Sage zufolge, wo der Knittlinger Wept Doktor Faust, der dem Abt Entenfuß im Laboratorium des berühmten Thurmes Gold machen sollte, das wahre Gold in den blinkenden Fluten des Eilfingers entdeckte und wo nach vollbrachtem Tagewerk die frommen Väter ad majorem Dei Gloriam der köstlichsten irdischen Gabe huldigten, die der gütige Gott in ihre Keller fließen ließ. Wer wollte ihnen das verdienen? Der am allerwenigsten, welcher jemals einen Tropfen dieses herrlichen Gemäches kosten durfte, das in der Nähe des Klosters an den Vergleichen und im Keller des Maulbronner Posthalters noch zur Stunde in ewiger Jugendkraft zu finden ist. In den verödeten Klostermauern plätschert dagegen heute nur noch — Wasser; dort in der neunseitigen gotthischen Brunnenkapelle, welche den Nordflügel des Kreuzganges ziert, dort sprudelt noch immer der dreisäulige Granitbrunnen, und bei seinem Murren träumt es sich gar prächtig von vergangenen Tagen. Durch die hochgewölbten Fenster rieselt ein mildes, gedämpftes Sonnenlicht über die mit Moos und Sinter überzogenen, feuchten Steinfließen und zaubert in den dunklen Gewölben die märchenhaftesten Lichteffekte hervor. Draußen im Klostergarten spielt es mit dem Geran von Immergrün, Epheu und wilden Rosen, die alle Wege überwuchert haben und sogar an den Pfeilern des Kreuzganges emporstreben und zu den Fenstern träumerisch hereinrinnen.

Welch ein Zauber weltberühmter Klosterpoesie in dieser grünen Wildnis, die noch heute wie kein anderer Ort zur inneren Einsicht, zu frommer Beschaulichkeit einladet. Aber noch dürfen wir nicht ruhen. Wir betreten jetzt den hohen Kapitelsaal, in welchem die prächtige, himmelsanstrebende Gotik vollständig über die massige Wucht des älteren Stils triumphiert. Hier erblicken wir die Zierkunst in ihrer höchsten Blüte. Man beachte nur die Säulenkapitelle, an welchen sich die gesunde realistische Phantasie des in und aus der Natur schöpfenden Künstlers in einer für die damalige Zeit geradezu überraschenden Weise offenbart. Da sehen wir das natürliche Laubwerk der Eiche, Kiefer, des Ahorn, der Platane, des Epheu, des Klee, der Erdbeere, der Zaunröhre u. s. w. in wunderbar realistischer Auffassung den Säulenknauf umwuchern. Eine genaue Angabe dieser reizvollen Details würde Bände füllen, wir müssen uns mit dem Wesentlichsten begnügen. *)

Noch manches Interessante ließe sich vom Dorment (Wohnung der Mönche), Cafetorium, von der Geißelkammer, der Bibliothek u. s. w. berichten, aber wir verzichten darauf und entschließen uns in den großen Ephoratgarten. Dort erhebt sich aus düsterem Buschwerk der Faustthurm. Wie der breitblättrige Epheu ihn umspinnt, so umrannt ihn die geschäftige Sage seit uralter Zeit. Wir klettern die vermehrte Hühnerleiter zu Doktor Faust's rauchgeschwärztem Laboratorium empor, nicht ohne ein paar Fledermause und Eulen aus ihren Schlupfwinkeln emporzuschrecken. Das ist aber auch der rechte Ort für solch' lichtschweres Nachtgewölbe und mittelalterliche Adepten, die in ihrer Retorte das Schöpfungsgeheimnis der Welt zu beissen glauben und schließlich froh sind, wenn ein «Homunculus» zur Welt kommt.

„Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleichers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.“

Dieser Doktor Faust, welcher hier nach Klunzinger's Bericht seine giftigen Tränkelein braute und aus den Schlacken seines Ofens Gold zu gewinnen suchte, hatte wohl wenig gemein mit dem Titanen, in dem Altmeister Goethe das ewige Streben und Ringen des Menschengeschlechts verkörperte, und der Teufel verdient alles Lob, daß er ihn beim Schopfe nahm und in einer finsternen, stürmischen Nacht mit Haut und Haaren dem Höllenpfad überlieferte. Und doch ist auch jener Faust hier gewesen, den Goethe's dichterische Phantasie geschaffen, jener Faust, der in unendlichem Tatendrange der einsamen Klosterzelle entflohen und nun auf seinem Zaubertrank die weite Welt umkreiste; es ist der Geist der rastlos fortschreitenden Menschheit, welcher in finsternen, wilden Zeiten im sichern Kloster Zuflucht fand und in stiller Zelle die Prometheusflamme nährte, die fast erloschen schien, bis eine neue Zeit den Genius entseufte. Und wenn wir heute mit Hütten ausruhen können: „Die Künste, die Wissenschaften blühen, es ist eine Lust, zu leben!“, so danken wir dieß zum großen Theil dem betenden, forschenden, bildenden und dichtenden Mönch, der inmitten des Getümmels einer bildungsfeindlichen Zeit der geistigen Kultur eine sichere Zufluchtsstätte bereite. Ganz besondere Verdienste hat in dieser Beziehung der Orden der Cisterzienser, von dessen großartiger und heilsamer Thätigkeit in Deutschland Kloster Maulbronn das sprechendste Zeugnis liefert. Möge über der Restauration des herrlichen Baudenkmals wie bisher auch weiterhin ein glücklicher Stern walten, damit dasselbe uns und den späteren Generationen in pietätvoller Weise erhalten bleibe. H. v. B.

*) Wer sich genauer über das Kloster zu informieren wünscht, den verweisen wir auf das vortreffliche Werk: „Die Cisterzienserabtei Maulbronn, von Dr. E. Paulus“, dem auch wir manche werthvolle Notiz verdanken.

Waldquelle.

(Siehe das Bild S. 1033.)

Witten im dunkeln,
Läuschten Wald,
Horch', wie das säuselt!
Horch', wie das schallt!

Ist es der Quellen
Silberner Klang?
Ist es ein leiser,
Lockender Sang?

Schmiege dich, Kößlein,
Hut' dich und schütze,
Durch der Gebüsch
Grünende Nacht!

Draußen erstickende,
Läusende Schwüle,
Hier die erquickende,
Schattige Kühle.

Schon durch die Zweige
Silbernen und helle
Glitzert die frische
Köstliche Quelle.
Ueber bemooste
Felsen sich bäumend
Stürzen die Wellen
Brausend und schäumend.

Nährt mich mit Rosenden
Bildern ein Traum?
Mitten im Rosenden,
Blitzenden Schaum
Wiegt sich geschmeidig nicht,
Herrlich zu schauen,
Dort die entzückendste,
Schönste der Frauen?

Leuchtendes Augenpaar,
Fragend erhoben!
Goldenes Lockenhaar,
Flutenumwoben!
Holde, bezaubernde,
Lächelnde Miene —
Flieh' nicht, entwinde nicht,
Schöne Undine!

Wer doch zu euch sich nun
Dürfte gesellen,
Tief zu beneidende,
Glückliche Wellen!
Rieselt mit stimmernden
Fluten hernieder
Ueber die schimmernden,
Schneeigen Glieder;

Dürft' ihrer Wangen
Knospende Rosen
Selig umfassen,
Wonnig umfassen;
Dürft' in den sprühenden
Frühen Ergüssen
Kek auf die blühenden
Lippen sie küssen!

Weckt mir im Herzen nun
Sehnende Gluten,
Rasch es euch gleich zu thun,
Schmeichelnde Gluten;
Lockt mich, die zierlichste
Aller Gestalten
Jnnig im bebenden
Arme zu halten,

Unter den grünen
Flüsternden Bäumen,
Goldenen Liebestraum
Ewig zu träumen! —
Dennoch, was bannt mich hier?
Zwingt mich, zu zaubern?
Weckt ihr im Herzen mir
Zagendes Schauern?

Nimmer ein Bangen vor
finstern Gewalten
Könnte mich schrecken,
Könnte mich halten.
Heimlich nur raunt es mir
Warnend in's Ohr:
Fasse dich, fasse dich,
Stürmischer Thor!

Laß nicht zu hastigem
Thun dich bethören,
Würdest das lieblichste
Bild dir zerstören,
Daß es dir nimmer und
Nimmer erkiene: —
Nur dem sich Meisternden
Lächelt Undine!

Otto Baißch.

Eine Ausmusterung in der Wiener-Neustädter Militär-Akademie.

(Siehe das Bild S. 1029.)



Unter den militärischen Bildungsanstalten Oesterreichs nimmt die k. k. Militär-Akademie in Wiener-Neustadt einen vornehmen Rang ein. Von der Kaiserin Maria Theresia, der Frommen, der Glücklichen, der österreichischen „Ballas“, wie die lateinische Inschrift auf der Gedenktafel der Akademie besagt, und ihrem Gemahl Franz I. im Jahre 1752 gegründet, hat diese Anstalt dem Reiche schon eine unübersehbare Schaar tüchtiger Offiziere geliefert, und auch heute noch ernannt ein Offizier, von dem es bekannt ist, daß er ein „Neustädter“ sei, von vornherein ein günstiges Vorurtheil für sich. Nach dem Stiftsbriebe sollte die Akademie vornehmlich für die adeliche Jugend Oesterreichs bestimmt sein, doch wurde diese Bestimmung schon im Jahre 1771, als die Anstalt auf die Initiative Josef II. reorganisiert wurde, modifiziert und im Laufe der Zeit ist es immer mehr abgekommen, die Jünglinge bei ihrem Eintritt auch nach ihrem Wappenbriebe zu fragen. Dagegen hat sich eine andere Beschränkung naturgemäß herausgebildet. Bei der Aufnahme werden in erster Linie Söhne von Militärs berücksichtigt. Bei einem Stande von dreihundert Zöglingen gelangen etwa fünfzehn bis zwanzig jährlich aus bürgerlichen, nicht militärischen Familien zur Aufnahme, sofern sie überhaupt nur den sonstigen allgemeinen Vorbedingungen zu entsprechen in der Lage sind. Die Aspiranten müssen die Real- oder Gymnasialstudien mit gutem Erfolg absolviert haben, um auf Grund dieser ihre höhere militärische Fachbildung in der Anstalt erhalten zu können. Zahlreiche Freiplätze ermöglichen auch würdigen unbemittelten Aspiranten die Aufnahme. Jene, die keinen Freiplatz erhalten, haben jährlich sechshundert Gulden zu bezahlen, — gewiß keine übertrieben hohe Summe, wenn man berücksichtigt, daß die Erhaltung und Ausbildung eines Zögling's jährlich an tausend Gulden erfordert.

Am 18. August, dem Geburtstag des Kaisers von Oesterreich, findet alljährlich der solenne Akt statt, den uns der Zeichner mit seinem Stifte anschaulich macht. Die auszumusternden Zöglinge gehören meist der Infanterie an, doch Viele entscheiden sich auch für die Jägertruppe oder sie werden Ulanen, Dragoner oder Husaren. Ein altes Vorrecht gestattet den Zöglingen, selbstständig die Waffe und den Truppenkörper, für welche sie sich entscheiden wollen, zu wählen. Um als Offizier ausgemustert zu werden, muß ein Zögling seine Studien an der Akademie mit „genügendem Gesamterfolg“ absolviert haben; wer nicht zum mindesten dieses Resultat aufzuweisen hat, wird als Unteroffizier in ein Regiment eingetheilt. Für die zu Offizieren ausgemusterten Zöglinge wird in wahrhaft umsichtiger Weise gesorgt, daß ihnen nach Thunlichkeit die Schwierigkeiten des Anfangs in der neuen Laufbahn nicht fühlbar werden. Bei ihrem Austritt werden sie so ausgerüstet, daß sie vollkommen rangirt in die neuen Verhältnisse eintreten können. Außer der vollständigen Ausstattung, bei der nicht einmal das silberne Eßbesteck fehlt, werden für jeden noch fünfzig Gulden baar für etwa nötige Nachanschaffungen erlegt und endlich auch das Reisegeld nach der bestimmten Garnison. Die Ausstattung für einen Offizier der Infanterie oder der Jägertruppe kostet 246 Gulden, für einen Offizier der deutschen Kavallerie 300 Gulden und für einen Husarenoffizier 380 Gulden. — Die Ausmusterung bildet natürlich das größte und freudigste Fest im Jahre. Die Zöglinge rücken in Parade aus, eine Messe wird celebrirt, feierliche Ansprachen werden an die Ausgemusterten gehalten, Einer von ihnen dankt in wohlgelegter Rede, dann wird der übliche Schwur geleistet und die Feierlichkeit schließt mit einem begeisterten

Hoch auf den Kaiser. Dieser Moment ist auf unserem Bilde festgehalten.

Zur Geschichte des Gebäudes der Akademie, an welches sich ein großer, prachtvoller Park schließt, sei zum Schluß noch kurz erwähnt, daß es, wenn auch späterhin vielfach restaurirt, doch mit seinen Hauptanlagen in eine sehr weite Vergangenheit zurückreicht. Das ursprüngliche Gebäude war die Burg der Babenberger. Als Leopold der Tugendhafte aus dem Geschlechte der Babenberger im Jahre 1192 die Stadt Neustadt gründete, richtete er auch die Burg auf zum Schutze gegen die räuberischen Einfälle der Magyaren. Ein Erdbeben vernichtete im Jahre 1348 einen großen Theil der Burg, die dann dreißig Jahre später von Leopold III., dem Biederern, wieder in Stand gesetzt wurde. Maria Theresia ließ den alten Bau zur Akademie adaptiren; aber das Jahr 1768 brachte abermals ein Erdbeben mit zerstörender Wirkung, die von Neuem eine Restauration unter Josef II. nöthig machte. In seiner damals gewonnenen Gestalt erhielt sich die Akademie, bis der jetzige Kaiser Franz Josef I. sie durch einige wichtige Zubauten: Spital, Reithulgebäude, Fecht- und Turnhallen, Schwimmschule u. s. w. vergrößerte. — Zu guter Letzt eine statistische Notiz: Bisher haben 269 Neustädter Offiziere einen ehrenvollen Tod vor dem Feinde gefunden. Ihre Namen sind aufbewahrt und ein Denkmal in der Akademie überliefert sie späteren Geschlechtern. B. G.

Emil Frommel.

(Siehe das Porträt S. 1028.)



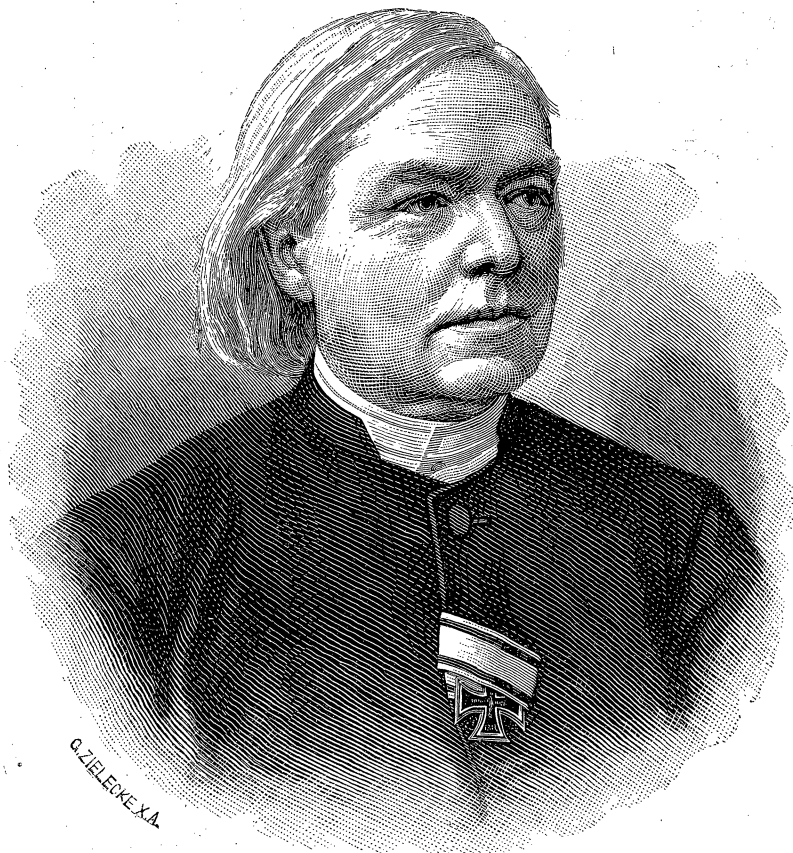
raum dürfte es unter den gegenwärtigen evangelischen Pfarrherren Deutschlands außer dem schwäbischen Prälaten und Dichter Gerold einen geben, dessen Name in deutschen Landen weithin in Nord und Süd, in Ost und West einen so populären Klang hätte, wie der Emil Frommel's, dessen charaktervolles Bildniß diese Nummer unseres Blattes schmückt. Fast mehr noch als seine Predigten, die sich ebenso durch gemüthvolle Innigkeit und Tiefe wie durch praktische Klarheit, ebenso durch ihre schwungvolle, an packenden Bildern reiche und edle Sprache wie durch schlichte Einfachheit der Empfindung auszeichnen, haben ihn seine zahlreichen Volksschriften in weiten Kreisen bekannt gemacht. Die glückliche und harmonische Verbindung eines kindlich frommen, in Gottes Wort gegründeten Glaubens mit sprudelndem Humor und gesundem Mutterwitz, der man überall in seinen Predigten und Vorträgen wie in seinen Schriften begegnet, macht ihn ebenso zu einem hervorragenden Kanzelredner wie zu einem allgemein beliebten Schriftsteller. Ueber den äußeren Lebensgang Frommel's mögen hier die nachfolgenden kurzen Mittheilungen eine Stelle finden.

Am 5. Januar 1828 in Karlsruhe geboren, wo sein Vater Galeriedirektor war, verlebte Emil Frommel in einem Kreise von fünf Geschwistern, zu denen später noch ein früh verwaister Schwesterjohn des Vaters, Karl Lindemann-Frommel, kam, eine überaus glückliche Kindheit, deren reiche Erinnerungen er selbst unter dem Titel: „Aus dem untersten Stockwerk“ aufgezeichnet hat. In dem Vaterhause wehte der Odem einer geistigen Welt. Dichter, Maler, Architekten und Gelehrte, sowie hervorragende Musiker fanden sich hier zusammen, und vor Allem war der Vater selbst eine harmonisch durchgebildete Künstlernatur. Was Wunder, daß in dem Knaben schon früh ein sinniges und liebevolles Verstandniß für jede Art der Kunst erwachte, das er sich bis heute neben dem frommen, christlichen Sinn, der im Vaterhause gepflegt ward, als schönstes Erbtheil desselben bewahrt hat. Namentlich der Sinn für Musik fand an häufigen musikalischen Aufführungen, die im Hause üblich waren, reichliche Nahrung, und die Kinder wurden früh angehalten, in unbefangener Weise durch eigenes Musizieren und Singen zur Unterhaltung mit beizutragen. Für die Charakterausbildung des Knaben ist dagegen die Mutter von entscheidendem Einfluß gewesen, die mit einem hohen idealen Sinn ein scharfes sittliches Urtheil, mit ernster und strenger Pflichttreue das Schnelle, leicht Erregbare des französischen Wesens verband. „Sie hat“, so bezeugt er selbst von ihr, „in ihren Kindern den Sinn für Autorität, aber auch den Widerstand gegen jede Willkür, den Haß gegen alles Gemeine und Uedle, die Selbstständigkeit des Willens, mit einem Worte: den Charakter und Willen gestählt.“ Nachdem Frommel das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, bezog er im Jahre 1846 die Universität Halle, die er nach zwei Semestern mit Erlangen vertauschte, um endlich in Heidelberg seine theologischen Studien zu beenden. Tholuck und Müller in Halle, Hofmann in Erlangen, Roth und Hundeshagen in Heidelberg sind neben Anderen seine noch heute von ihm hochverehrten Lehrer gewesen. Nachdem er im Jahre 1850 in Karlsruhe ordinirt worden war, begann er seine parramitische Laufbahn als Vikar von Alt-Rusheim bei Schwetzingen, wo er täglich den vom jenseitigen Ufer des Rheins herübergründenden ehrwürdigen Dom von Speyer mit seinen großen Erinnerungen vor Augen hatte. Nach kaum zweijähriger Wirklichkeit von diesem Anfängerposten abberufen, hatte er die Freude, in Gemeinschaft mit seinem Bruder Max, dem jetzigen General-superintendenten in Celle, eine Reise nach Italien unternommen und in Rom ebenso an den Kunstdenkmälern des Alterthums wie in den Meistern deutscher Künstler, mit denen er durch seinen Pflegebruder Lindemann-Frommel in vielfache persönliche Beziehungen trat, ernste und fruchtbringende Studien machen zu dürfen. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er dem durch seine originelle Predigtweise bekannten Pfarrer Hennhöfer in Spöck bei Karlsruhe als Vikar überwiesen, daß er in einer mit köstlicher Frische und lebendiger Anschaulichkeit geschriebenen Biographie ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Die Arbeit an der Seite und unter der Leitung dieses treuen und unerschrockenen Bekenners der evangelischen Wahrheit und erfahrenen Seelsorgers ist für Frommel's eigene Entwicklung, wie er selbst bezeugt, von unberechenbarem Segen gewesen. Ein gut Theil seiner echt volksthümlichen Weise mag Frommel dem Vater Hennhöfer, der „ein Mann aus dem Volke und für das Volk war wie Wenige“, zu verdanken haben. Von Spöck kehrte Frommel noch einmal für kurze Zeit in seine erste Gemeinde Alt-Rusheim als Pfarrverweiser zurück, von wo er im Jahre 1855 als Hof- und Stadtvikar nach Karlsruhe berufen

wurde. Inzwischen hatte er sich mit Amalie Bär, Tochter des Ministerialrathes und bekannten Verfassers der alttestamentlichen Symbolik Dr. Bär, vermählt und mit ihr ein Pfarrhaus gegründet, in welchem die Traditionen des eigenen Vaterhauses treu bewahrt werden und ebenso wie in jenem alle freien Künste eine Pflege- und Heimatstätte gefunden haben.

Die Maler Schirmer und Lessing gehörten zu den nächsten Freunden des jungen Hausstandes, während von den Amtsbrüdern der damals als Hofprediger in Karlsruhe wirkende jetzige halle'sche Professor Benschlag dem Frommel'schen Hause besonders nahe stand. Mit Benschlag war Frommel ein eifriges Mitglied der Bruchsaler Konferenz, in welcher die positiv-evangelische Richtung der badischen Landeskirche ihren Vereinigungspunkt hatte; mit Hundeshagen und Andern trat er sehr entschieden den radikalen Bestrebungen entgegen, welche die badische Landeskirche zum Versuchsfelde für eine mehr demokratische als presbyteriale Kirchenverfassung machen wollten. Die Kämpfe, in die Frommel durch die Verfassungsfrage wie durch den am Ende der fünfziger Jahre in Baden entbrannten Agendenstreit verflochten worden war, hatten ihm seine pfarramtliche Stellung in Karlsruhe, wo er im Jahre 1863 in die Stelle des Stadtpfarrers aufgerückt war, vielfach erschwert und so folgte er gern dem Rufe der evangelischen Gemeinde zu Gemarke in Barmen, die ihn im Jahre 1864 einstimmig zum Pfarrer wählte. Es gelang ihm, auch hier bald die Herzen zu gewinnen und zahlreiche Zuhörer um seine Kanzel zu sammeln, zumal nachdem wesentlich unter seiner Mitwirkung eine zweite, schöne Kirche in dem von dem bisherigen unzureichenden Gotteshause entlegenen Theile der Gemeinde erbaut worden war. Aber die Engherzigkeit des Wupperthaler Christenthums entsprach doch zu wenig seinem frischen und naiven Wesen, als daß er sich für die Dauer in diesen Kreisen hätte ganz heimisch fühlen können. Namentlich brachte ihn seine künstlerische Neigung und Beanlagung vielfach in Konflikt mit gewissen stark ausgeprägten reformirten Anschauungen, denen es an jedem unbefangenen Verständniß für die Bedeutung der Kunst auch im christlichen und kirchlichen Leben mangelte.

An die rechte, seinen reichen Gaben und seiner ganzen Persönlichkeit entsprechende Stelle ist Frommel erst gelangt, als er im Jahre 1869 auf Vorschlag des Feldpropst Thielens von dem König zum Garnisonspfarer von Berlin berufen wurde. Hier in der Hauptstadt, in einer Stellung, die ihm Gelegenheit bietet, mit den höchsten Kreisen des Hofes und der vornehmen Gesellschaft in persönliche Berührung zu treten, hat er das rechte Feld für seine vielumfassende Thätigkeit gefunden. Schon wenige Monate, nachdem er im Februar 1870 seine Antrittspredigt



Emil Frommel, kaiserlicher Hofprediger.

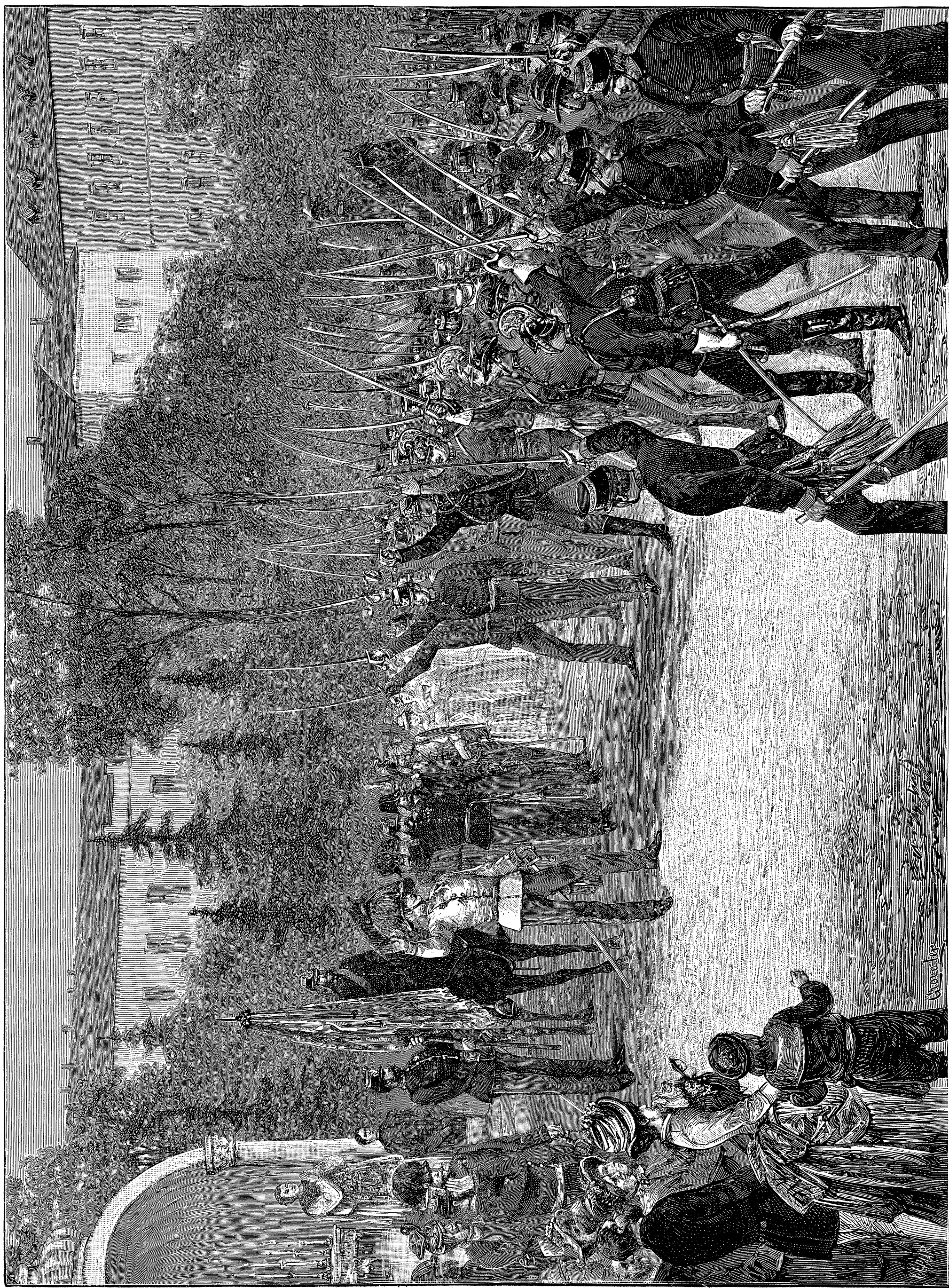
in Berlin gehalten hatte, wurde ihm Gelegenheit geboten, sich auch im Felde als echter Soldatenprediger zu bewähren, indem er zum mobilen Feldprediger beim Werder'schen Korps ernannt wurde. Mit diesem hat er von Anfang August an vor Straßburg gelegen, um nach der Uebergabe der Stadt mit den ersten Truppen einzuziehen und dann in der Thomaskirche die Dankespredigt zu halten. Für ihn waren das um so bedeutungsvollere Tage, als seine frühesten

Jugenderinnerungen ihn an Straßburg knüpften, wo er auch im Hause seiner Großmutter konfirmirt worden war. Mit dem eisernen Kreuze geschmückt, kehrte er aus dem Felde heim und wurde bald darauf, um ihn zum Hofe und Königshause, dessen Mitglieder längst zu den fleißigsten Zuhörern seiner Predigten gehörten, auch eine amtliche Stellung zu geben, zum Hofprediger ernannt.

Je länger je mehr üben seine Predigten eine mächtige Zugkraft auf alle Kreise der Bevölkerung aus, und wo es gilt, für Missions- und Gustav-Adolfsfeste oder sonstige kirchliche Versammlungen einen Festprediger zu finden, da pflegen sich die Blicke immer vor Allem auf Frommel zu richten, so daß es wohl kaum eine namhafte Stadt in Deutschland gibt, die ihn nicht als Festredner oder -Prediger in ihrer Mitte begrüßt hat. Und er hat in der That eine seltene und bewundernswerthe Gabe, durch sein zündendes Wort und den Zauber seiner ganzen Persönlichkeit eine Festversammlung zu begeistern. Wer ihn am Schwedenstein bei Rügen bei Gelegenheit der fünfzigjährigen Gedenkfeier der Stiftung des Gustav-Adolf-Vereins oder bei den Lutherfesten zu Wittenberg und Gisleben reden gehört hat, der wird sein Lebenlang den Eindruck seiner hinreißenden Worte nicht vergessen. Es war daher eine wohlverdiente Anerkennung seiner weit über den engen Kreis einer Gemeinde hinausreichenden Wirksamkeit, als ihn die theologische Fakultät zu Berlin aus Anlaß der Lutherfeier zum Ehren doktor der Theologie ernannte und ihn dabei „als den eifrigen und tapfern, geradsinnigen und geistvollen Verkünder des Evangeliums, den Pfleger der Künste, der unser Volk durch Schriften von hoher Anmuth erfreut und bildet“, rühmte. Leider verstatte es uns der Raum nicht, auf die fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit Frommel's näher einzugehen, und wir müssen uns darauf beschränken, einige der bekanntesten Erzählungen aufzuführen, durch die sich Frommel neben Glaubrecht, D. Horn, Kaspari, Stöber, Schubert und Andern einen bleibenden Namen unter den Volks- und Jugendschriftstellern unserer Zeit gesichert hat. Wir brauchen nur an das „Heinerle von Lindelbronn“, an die reizenden Erzählungen unter den Titeln „Aus der Familienchronik eines geistlichen Herrn“ und „Aus vergangenen Tagen“, an das Schriftchen „O Straßburg, du wunderschöne Stadt“, sowie an seine „Hausapotheke“, an seine „Geschichten aus Krieg und Frieden“, „In des Königs Rott“, an seinen „Joh. Abr. Strauß“, an die Biographien von Händel und Bach zu erinnern, um das Urtheil zu rechtfertigen, daß unserem deutschen Volke in seinem Frommel ein Schriftsteller von Gottes Gnaden geschenkt ist.



Entschlüpft. Nach einem Gemälde von J. F. Engel.



Auswahl von Söglingen der k. k. Wiener-Neustädter Militär-Akademie zu Offizieren. Originalzeichnung von W. Grögler.

Haid-Imme.

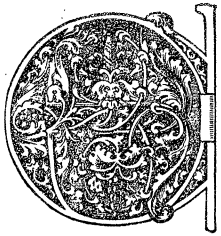
Novelle

von

E. v. Dinkelage.

(Schluß.)

X.



Es war wieder Frühling geworden, Imme grub mit jener Hingabe und Thatfreude, welche sie ihren Unternehmungen widmete und die sie zu einer ungemein tüchtigen Arbeiterin stempelte. Auf ihrer braunen Schürze von heimischem „Schüttegut“ saß an einem sonnigen Fleckchen ein vier- bis fünfjähriger kleiner Bursche, der Sohn ihrer Herrschaft, dem die Natur einen lahmen Fuß, aber einen um so findigern und regsamern Verstand verliehen hatte. Imme wahrte die Pietät alter Volksstämme vor dem Alter und den Krüppeln, den Gezeichneten, und erfüllte alle seine Wünsche, selbst die unvernünftigen, soviel nur möglich; Willy war dagegen Imme's einziger Freund und Lehrer, sie hatte Respekt vor seinem frühreifen Wissen und der Kleine redete in väterlicher Herablassung zu dem langen, starken Mädchen, wie winzig und schwächlich er selbst auch sein mochte. Der Verkrippelte rauchte eben ein Cigarrenrestchen, das Imme für ihn anbrannte, und die Magd grub, da tönte von der Gartenpforte her, die auf einen einsamen Heckenweg führte, eine scharfe Frauenstimme, welche rief:

„Du grabst ja, als wolltest Du Dich mitten durch die Erde graben! Was bekommst Du denn dafür, daß Du Dich abquälst wie ein Kettensträfling?“

„Ich weiß nicht einmal, wie viel ich verdiene!“ entgegnete Imme nachsinnend.

„Fünfzehn Thaler auf's Jahr!“ rief prahlerisch der Krüppel.

„Fünfzehn Thaler — das ist doch ein Schimpf und eine Schande,“ schrie die Andere, „fünfzehn Thaler und schartwerkt für Drei! Ich biete Dir das Doppelte, das Dreifache und dazu sollst Du's besser haben bei mir!“

Imme steckte mit voller Wucht den Spaten in die Erde und entgegnete kühl:

„Es gebührt mir an nichts so weit, ich thue nur das Meine!“

„So, jetzt kannst Du gehen, alte Hege!“ höhnte der Krüppel, mit der Faust nach der Pforte zu drohend. „Meine Imme bleibt hier, sie ist auch viel zu dumm, um mehr Geld zu gebrauchen. Mama sagt: Solche Gänse sind nur da, um von Anderen betrogen zu werden, sie merkt es gar nicht mal; aber ich lache und spotte nicht über sie, ich leide es nicht, und sie soll bei mir bleiben!“

Imme hatte sich aufgerichtet und schaute den Krüppel an, dieser mochte ihren Blick unheimlich empfinden und rief kläglich:

„Nein, Imme, ich kann nicht dafür, daß Mama Dir die Schuhe und das Tuch höher anrechnete, als sie es bezahlte, weil Du zu dumm bist, selbst einzukaufen, ich werde Dir gewiß hundert Thaler schenken, wenn ich sie habe!“

Das Mädchen erwiderte nichts, ging auf die Pforte zu und sagte: „Ja, ich will in einen andern Dienst gehen, dumm bin ich, aber ich kann arbeiten!“

„Topp!“ entgegnete die Alte, „ich gebe fünfunddreißig Thaler, Du kannst jeden Tag zugehen, je eher, desto besser, über meiner Thür, Breitestraße Nummer neunzehn, hängt ein Schild, Miethkutscher Lorenzen, und das bin ich, will sagen, das Geschäft, denn ich selbst bin eine ledige Wittve, weißt Du, und wenn Du mir gefällst, so wirft Du einen wahren Staatsdienstei bei mir haben. Geh' nur gleich hin und kündige! Pfui, pfui, ein armes Mädchen mit Schuhen und einem Tuch zu übervorteilen, pfui Teufel auch!“

„Natürlich!“ entgegnete Imme und trat an die Regentonne des Gartenhäuschens, um sich die Hände zu waschen. Willy ahnte nichts Gutes und schrie, diesmal nahm ihn aber Imme nicht mit nach Haus, sondern sagte: „Ich komme in zehn Minuten wieder, ich kündige nur den Dienst auf, Dir wird nichts geschehen, da hast Du einen Stoch, wenn etwa ein Hund kommt!“

Nach zehn Minuten kehrte sie denn auch zurück und fuhr fort zu graben. Sie hatte der Sekretärin mit dem gewohnten deutungslosen Tone gesagt:

„Mit nächster Ziehzeit gehe ich fort von Euch!“

„Bist Du toll — weshalb denn?“

„Weil Ihr mich mit den Schuhen und dem Tuch betrogen habt!“

„Unfinn, ich schenke Dir die nächsten Schuhe und ein Kleid, ich gebe Dir zwanzig Thaler Lohn!“

Imme schüttelte den Kopf.

„Peter Grone hatte Niemanden betrogen und ich klagte ihn doch an. Recht bleibt Recht!“ sagte Bestvater selig. „Ich gehe!“

„Einfältige Trine, in dieser Welt sucht Jeder seinen Vortheil!“

„Deshalb lerne ich ihn auch suchen!“

Damit schritt sie ohne das geringste Zeichen irgend welcher Aufregung wieder dem Garten zu. Imme ahnte natürlich nicht entfernt, daß die Firma Miethkutscher Lorenzen, Breitestraße Nummer neunzehn, eine der verhängnisvollen Freundschaften Mamsell Minchen's war.

Die Mamsell vergaß nie ein Nachgeklüß und mußte dasselbe auch durch Jahrzehnte kaltegestellt werden. Jetzt, wo sie sich zur Hausbesitzerin und Herrin aufgeschwungen hatte, nagte und fraß das Bewußtsein an ihr, all' das wäre ja erst schön und besitzenswerth mit Peter geworden, Peter, den sie immer noch nicht hassen konnte!

Imme's ob auch feindliches Erscheinen hatte selbigen Peter Grone zu der Erkenntniß gebracht, eine Frau könne doch noch etwas Begehrtenwertheres sein als eine gute Partie! Mamsell Minchen, nachdem sie ihre Einrichtung vollendet, schmachtete nach einem frischen, fröhlichen Nachheft an dem Wesen, das ihre Schleichwege ahnungslos durchkreuzt hatte.

Minchen war schlau genug, zu erkennen, daß Imme eine überaus ungeschickte, ja lächerliche Erscheinung bilden würde, sobald sie ihre Rauheit dem Veruche, civilisirt zu werden, opferte; das Lamm erscheint häßlich nach der Schür, so daß es kaum von der eigenen Mutter wieder erkannt wird, ja, dasselbe fühlt sich selbst jammervoll fremd und kahl; eine gerupfte Haidelerche — würde sie singend zum Aether aufsteigen können? — flieht nicht der versengte Fuchs vor seinesgleichen in die Einsamkeit, ein Simson ohne seine Locken? Diese Menschenbiene ohne ihre rauen Borsten, ohne die unentwegte Wahrhaftigkeit — sie mußte eine häßliche, lästige Fliege werden!

Demzufolge erhielt die Firma Lorenzen, Breitestraße Nummer neunzehn, folgende ebenso zweckdienliche als lügenhafte Zuschrift von Mamsell Minchen's unheimlicher Anorpelhand:

„Liebe Kathinka!“

„Da ich seit zwei Monaten eine eigene Gastwirthschaft eröffnet habe, so kannst Du sicher sein, daß ich unserer alten Schulfreundschaft halber — mein Vater selig war ja unser Lehrer! — Deine Pferde und Knechte immer gut und billig behandeln werde. Die meisten Handelsreisenden machen in unserem (nur fünf Minuten von meiner Wirthschaft entfernten) Orte Station und benötigen den Ausspann bei mir, um das Weggeld zu ersparen, denn ich habe die Barriere, die ein großer Vortheil ist. In der Gegend wohnen viele bemittelte Grundbesitzer, und der Ort hat zwei nahrhafte Kolonialgeschäfte. Für das Mädchen Imme Adewerkamp würde Jemand, der nicht genannt sein will, gern eine nette Summe erlegen, falls dieselbe so weit gebracht werden könnte, daß man sich ihrer in einem wohlhabenden Kaufmannshause nicht zu schämen brauchte. Mit Putz und Kleidern habe ich's versucht, das verslägt nicht bei ihr, Näscherien auch nicht. Möglich, daß Vergnügungen auf sie wirken. Am besten wär's, sie verliebte sich, das treibt schneller als Kressesamen, wenn überhaupt der Schädel nicht leer ist. Dein Sohn ist ja ein flotter Bursche, wenn's so würde, daß er Einfluß bei ihr gewänne, mag er sich zu St. Nikolaus auf eine goldene Uhr gefast machen. Imme weiß nichts Anderes, als daß ihre Eltern todt sind. Ich gebe Deinem Knecht neben diesem Brief eine Stiege Eier für Dich mit, sie sollen bei euch in der Stadt theuer sein. Minchen.“

Die Firma, die sich mehr mit dem Peitschenstiel als dem Federkiel, mehr mit Pferdebeschlagn als Sachbildung beschäftigt hatte, beantwortete den Brief und die Eier erst viele Wochen später, im Anfang des Winters.

„Liebe Minchen!“

„An unserem guten Willen hat es nicht gelegen, Thomas, mein Sohn, hat es sich auch was kosten lassen, Theater, Bier und was dergleichen ist. Ja, Brostemaßzeit! Die ist hartmüßig wie der Satan. An Werktagen nicht um die Welt von der Arbeit weg, solch

ein infamer Adergaul. Sonntags Gartenkonzert. „Ja, recht schön, es klang so wie die Schafglocken unserer Haidtschneider zu Hause!“ — das war von unserer besten Regimentsmusik! In der Komödie sagte sie: „Die sollten sich schämen, vor allen Leuten solche Lügerei zu machen!“ Kein Striegeln möglich bei ihr, nicht ein hochdeutsches Wort, ihre hochdeutsche Rede hat sie nur für unsern Herrgott, sagt sie, für die Anderen ist täglich Brod und Plattdeutsch gut genug. Unsere Mädchen hier reißen sich um Thomas, sag' ich Dir, er könnte sie mit Zehn- bis Fünfzehntausend und mehr haben. Er that bei Imme, was er konnte; als ich so nach einiger Zeit bei ihr in's Haus hörte, da sagte sie gleichgültig wie ein Papagei: „Bei uns zu Haus gelten die Jungen mit hellen Haaren mehr als die schwarzen, und die Starken, welche schwer in die Arbeit fallen, mehr als die feinen, dünnen!“ Thomas ist dünn, wäre schlimm, wenn die Pferde immer an ihm einen Centner mehr zu ziehen hätten, schlank ist hübscher. Schick' nur erst wieder einen Korb Eier, mit der Uhr wird's doch wohl nichts werden; er sagt, er dankt dafür, sich mit dieser Dorf-figur lächerlich zu machen. Mit Essen und Trinken ist nichts bei ihr auszurichten, Speck, Buchweizen-Pfannkuchen in Rüböl gebacken, grobes Brod — darin ist sie für Zwei, aber gute Dinge rührt sie nicht an. Was der Bauer nicht kennt, frißt er nicht! Ich höre, Deine Wirthschaft geht ordentlich vorwärts! Wir haben uns bei guter Gesundheit nicht zu beklagen, außer über die Haherpreise. Bei Gelegenheit komme ich mal zu Dir hinaus, womit ich verbleibe Firma Lorenz Wittve.“

Minchen, die sonst an Niemanden und nichts glaubte, glaubte an Frauenliebe; des Haidemädchens Panzer war natürlich die Liebe zu Peter. Dafür achtete und haßte die Mamsell das arme Geschöpf doppelt, sie würde dasselbe aber vierfach gehaßt haben, hätte sie errathen, daß Imme sich ihrer Buße bewußt war und ihre Arbeitskasteiung wie eine Sühne ansah, den besten Menschen für schlechte Leute angeklagt zu haben, wogegen es ihr aber niemals einfiel, sich nach Liebe, Verständniß und Schutz zu sehnen; sie sehnte sich überhaupt nicht, sie nahm die Welt wie ein unabänderliches, fremdes Etwas, zu dem die Eisenbahn führte und das sie in kritischer Ruhe beobachtete, so wie sie einst die Dampf- wölken beobachtet hatte. Die Welt konnte sie weder erfreuen noch beleidigen, sie fühlte sich so abgeschlossen wie eine Muschel im tiefen Grund des Wassers.

XI.

Auch Peter bereute und zwar in jener alttestamentarischen Sehnsucht nach den Fleischtopfen Aegyptens, welche in dem Grade zunahm, als ihm sein Dienst lästig, seine Fahrten langweilig und sein Postmeister unausstehlich wurden. Er begriff, als er in Erfahrung brachte, daß die Mamsell ein Wirths- und Kaffeehaus nebst Chauffeebestelle erstanden habe, kaum mehr, was ihn von dem braven Minchen abgeschreckt hatte, ihm, Peter, war doch sicher von ihr nie das geringste Unrecht geschehen. Eine so anständige und gut gelegene Schenk- wirthschaft mit etwas Aderbau, einem Kaffeegarten, Regelpfand und Sommermusik an Sonntagen sind doch Gegenstände, die kaum dem Tausendsten geboten werden, und Minchen hatte allbereits verschiedene Bewerber herangelockt, die selbst Haus und Hof und ein nahrhaftes Gewerbe besaßen. Was Wunder, wenn eines Tages Posthornklänge über den Kaffee- und Biergarten dahin tönten, eine Extrapost vor der ambulanten Krippe hielt und Peter sich vom Boock schwang in seiner ganzen Postillonsparadepracht? Er hob zwei kleine Mädchen, die Töchter seines Postthyrannen, aus der Kutsche. Diesen jungen Wesen hatte er so lange von einer Reise zu deren Onkel vorgeschwagt, bis der Vater endlich darein willigte, daß Peter sie hinüberfahre. Minchen hatte sich einige neue Kleider und ein bittersüßes Lächeln für ihren Wirthinberuf zugelegt. Nichts steht einer besonnenen Frau wohlher an als das eigene, gut geordnete Heim, auch Mamsell erschien voller Würde. Sie bemerkte Peter nicht sehr, war dagegen überaus freundlich gegen die Kinder. Peter sagte aus freien Stücken, das Postillonsleben sei ein überaus angenehmes, und Mamsell versicherte ohne irgend welche Veranlassung, ihr alter Kutscher und Arbeitsmann sei eine große Stütze für sie, ein wahres Juwel. Dieses Kleinod hatte sich bislang nur als ein Nagel zu Minchen's Sarg abschätzen lassen.

Als die Kinder nicht mehr essen und trinken konnten, räunte Peter bedächtig seine Gänse und schob die Stränge auf die Schwängel.

„Wenn ich mich zu Oestern verbessern könnte,“ sagte er, indem er dem Handpferd den Fuß aufhob, „so würde ich das natürlich thun!“

„Wenn Du auf dem Rückweg wieder vorkommst, so weiß ich vielleicht etwas für Dich, hier halten alle Fuhrleute!“

„Ich kann nicht wieder vorkommen, liebe Mamsell, denn ich merke, daß ich einen kleinen Umweg machte und über Wardorf so ungefähr drei bis vier Stunden Wegs spare — aber machen Sie mich nur zu Oestern fest und so werde ich zu Palmsonntag kündigen und hieher kommen!“

„Ich könnte Dir darüber schreiben!“ entgegnete Minchen, ernstlich nachdenkend.

„I was schreiben!“ lehnte Peter, sich auf den Boden schwingend, ab und dann, sich zu ihr herniederbeugend, etwas leiser: „Minchen weiß am besten, was ihr Toppf von einem Peter brauchen kann!“ Dann lachte er, klatschte mit der Peitsche und fort ging's.

Darob vergaß Mamsell Minchen die Eierfendung und die Stadt und das dumme Geschöpf, die Imme, freidete aber dagegen den Knechten der Firma ihre Beche gehörig an, was die Freundin so übel vermerkte, daß sie den versprochenen Besuch ohne Weiteres aufgab.

So kam der Palmsonntag und mit ihm Peter. Mamsell Minchen hatte einen guten Platz für ihn gefunden, aber derselbe war erst in vierzehn Tagen offen und dervellen konnte ja Peter dableiben und durch die Feiertage in der Wirthschaft helfen, denn — das Dunkel von einem alten Knechte hatte den Dienst im Wirthshaus verlassen, und in solcher Zeit gab es natürlich viel zu thun. Peter hing gleich seinen Rock an den Nagel, krämpfte die Hemdärmel auf und zapfte Bier. Er stellte sich vortrefflich zu allen Handrungen und die Fuhrleute freuten sich, daß jetzt ein ordentlicher Kerl neben der Krippe stehe. Minchen hütete sich, eine bräutliche Stimmung zu verrathen, sie war nur eine sanfte Herrin gegen den Interims-knecht und überwachte ihn, wie die Kasse ein gefangenes Mäuschen.

Ostern fiel besonders spät, die Witterung war mild und der Besuch des Kaffeehauses ungewöhnlich lebhaft. Am Dienstag nach dem Feste zählte Minchen ihre Kasse, legte den Ueberschuß beiseite, rief Peter und theilte mit ihm den Reingewinn. Von seinem Dienst auswärts und dem neuen Knecht war nicht mehr die Rede, aber ebensovienig von Verlobung und Heirath, das hatte ja Zeit. Am Mittwoch Morgen lud Peter die leeren Bierfässer auf, um sie zur Brauerei zu fahren und neuen Vorrath zu holen. Es war gutes, warmes Wetter, leise vor sich hinpfeifend und froher Laune ließ er sein Mößlein dahintraben, als plötzlich ein Ton an sein Ohr schlug, der ihn stutzen machte, ein tiefes, dröhnendes, mehr grollendes als heftiges Hundegebell — so bellte Pluto in Geseberg. Ja, wo war denn Pluto jetzt? Minchen redete nicht über das Schloß, aber irgend wer hatte Peter erzählt, es weile außer Ratten und Mäusen kein lebendes Wesen in seinen Mauern. Wirklich, da trabte ein Hund — es konnte nur Pluto sein — um die Ecke, er bellte dann und wann ein Schwein an, das von einem Frauenzimmer an einem Strick geleitet wurde, indeß ein Greis mit einer Ziege folgte. Beide Wanderer trugen große Bündel und schienen einen Umzug in einfachster Form zu bewerkstelligen. Peter fiel seinem Pferde scharf in die Zügel; Herrgott, die Zwei da waren ja der alte Christian und Imme! Peter fuhr langsam an der kleinen Karawane vorüber, Pluto winselte ein wenig, verließ aber seinen Posten neben dem Schweine nicht. Imme blickte mit ihren großen braunen Augen empor, machte aber keinerlei erkennende Bewegung; Christian sah gar nicht auf, er hatte sich das Tau, das die Ziege band, um den Leib geschlungen und in diesem Gurte steckte eine Holzart.

Peter fuhr noch eine ganze Strecke weiter, dann hielt er, stellte die Viertonnen bis auf eine in den Chauffee-graben und folgte, umwendend, den Pilgern.

„Hallo, Freundschaft!“ rief er. „Es ist was weit bis zum Gmsland; besser, ihr steigt auf miteinander und ich fahre euch hin. Weßhalb nehmt ihr nicht die Eisenbahn?“ Dabei hob er Christian und die Ziege hinauf, schlug mit der Art den Boden aus der Sonne und steckte das Schwein hinein. Christian mußte auf den Bündeln sitzen, Imme neben ihm auf der Bank. Nebensarten wurden keine gemacht, weder Bitten noch Dank, es mußte sich wohl Alles so von selbst verstehen.

„Ohm Christian will nicht mit der Eisenbahn fahren und ich auch nicht!“ sagte Imme, als sich das Pferd in Bewegung setzte.

„Warum nicht?“

„Ja, weil sie so wie die Welt ist, gegen die Menschen-natur, gegen den freien Willen!“

„Ist Dir's in der Welt so schlecht gegangen, Imme?“

„Sehr schlecht, sie gönnten mir's nicht, daß ich ehrlich war, sie wollten mir keine Achtung geben, diese Salunken von Männern!“

„Und da gingst Du fort und riefst Ohm Christian zu Hilfe?“

„Nein, Hilfe brauchte ich nicht. Fort ging ich, weil mein Vormund schrieb, ich müßte das Haus wieder nehmen, denn Stoffer heirathet in eine andere Wirthschaft ein. So ging ich zu Ohm Christian und fragte ihn, ob er mein Bestvater sein wolle, ich hätte jetzt genug von der Welt, und er mußte auf der schiefen, hohen Bergerde ja ganz verkommen. Pluto war schon von selbst zugelaufen, die Hühner habe ich hier im Korbe, so zogen wir gleich den nächsten Tag ab. Aber dem Ohm fällt das Gehen was sauer, so kam's uns anstehen, wenn Du uns ein Stück führst!“

„Ich fahre euch bis hin!“ erwiderte Peter.

Alle schwiegen, Niemand erkundigte sich nach Peter's Schicksalen. Dieser bog von der Steinstraße in einen Feldweg ab, er wollte Minchen's Aufmerksamkeit entgegen. Die arme Mamsell wurde ernstlich unruhig, als Peter weder an diesem noch am folgenden Tag heimkehrte; indessen seine Kleider, sogar ein Sparfassenbuch waren in seiner Kammer, es schien, abgesehen von seinem Naturell, nicht denkbar, daß er entflohen sei. Die Tonnen im Chauffee-graben wurden gefunden, aber damit hörte auch jede Kunde auf. Spät in der Nacht des dritten Tages traf Peter wieder ein.

„Wir begegneten Auswanderer und ich bringe ein gut Stück Geld für die Fahrt, da ist es!“

„Und Du rechnest für nichts, daß ich mich Deinet-halben ängstigte?“ fragte Minchen zärtlich.

„Nein, Mamsell, aber fragen möchte ich, wie es mit meinem neuen Dienste steht, ich habe kein Mieth-geld angenommen!“

„O, Peter — Du weißt ja doch, daß ich nicht daran dachte, Dir eine Stelle zu suchen, außer unter diesem Dache!“ Sie wollte seine Hände fassen, er aber zog diese Fäuste wie ein zaghaftes Mädchen zurück und entgegnete:

„Es thut mir leid, Mamsell, ich habe Sie wahrhaftig nicht betrügen wollen, aber ich betrog mich selbst, heute weiß ich — ich kann nicht hier bleiben — keine Stunde!“

Minchen sah ihn geisterbleich an, nach einer Weile fragte sie leuchtend: „Imme?“

Er nickte: „Ja!“

„Sie hat Dich aufgesucht?“

„Sie mich gesucht? Imme einen treulosen Kerl wie mich suchen? O nein, aber ich fand sie, ich fuhr sie hinunter in das weite, kahle Moor, ich sah, wie sie auf die Schwelle ihrer armen Hütte niedersank, wie sie zu den Bienenkörben eilte und an jedem anklopfte und rief: „Imme Körwekamp ist wieder da und wird nie wieder von euch fort in die Welt gehen!“ und die Thränen liefen ihr über's Gesicht, und der alte Christian faltete seine Hände, als er gewahrte, wie das Mädchen die paar Apfelbäume und die Hecke und den Brunnen-eimer und Alles, Alles begrüßte und anredete, ganz außer sich. Mamsell, es hat mich einmal gereut, daß ich dem Reichthum entsagt hatte, jetzt ist's wohl über-legt und ich kann nicht anders, ich arbeite und strebe für Imme, so viel meine Knochen leisten, und warte, bis sie mich werth findet, zu sagen: „Peter, Du bist mir gut genug, Dich zu heirathen!“ So, nun ist's heraus, Sie haben's in Ihrer Art gut mit mir gemeint, geben Sie mir einen Fußtritt und ich will denken, mir geschieht recht — aber, Mamsell, ich weiß es jetzt ganz sicher — Geld thut's nicht allein! Und nun adieu!“

Sie ließ ihn gehen und blieb wie zerbrochen vor ihrer Lampe sitzen, unartikulirte Laute schlüpften über ihre kramphast zitternden Lippen; wer sie hätte deuten wollen, konnte verstehen: „Geld — thut's — nicht — allein!“ Aber was denn, wofür hatte denn Minchen so lange gelebt, so grausam geduldet?

Als Peter unerwartet bei Imme eintrat, fand er, daß diese tüchtig geschafft hatte, Haus und Garten in Ordnung zu bringen.

„Peter, wie kommst denn Du daher?“ fragte sie.

„Ich denke, ich will hier an dem neuen Kanal Arbeit nehmen,“ antwortete er, „bis aber die Graberei hier in die Nähe kommt, will ich Dir für die Kost arbeiten!“

„Ja, es ist viel zu thun, ich muß auch zimmern lassen an Haus und Stall, aber Du sollst nicht um Gottes willen arbeiten; Stoffer will nichts von mir geschenkt, er sagt, das gehört sich nicht, nun liegt die

Feuer noch da, und dann habe ich auch an fünfhundert Gulden aus Holland geerbt!“

„O,“ rief Peter niedergeschlagen, „ich Dummkopf dachte, ich wollte Dir recht was nützen, aber weißt Du, um's Geld arbeite ich Dir nicht, gewiß nicht, so ist's am besten, ich gehe gleich wieder!“

„Bleibe nur,“ sagte sie freundlich, „ich habe doch in der Welt gelernt, was für ein gut Ding richtige Arbeit ist, und wenn der Ohm und ich auch Alles zu-recht gelegt haben, vielleicht hätten wir's nicht so fertig gebracht ohne Dich. Wir müssen einen Schuppen bauen, wo die Kanalarbeiter schlafen können, mehr Kühe an-schaffen und einen Backofen bauen, um ihnen Milch und Brod zu verkaufen, viele Kartoffeln pflanzen und für Speck und Schafffleisch forgen!“

Peter sah sie erstaunt und betrübt an.

„Blitzum,“ rief er enttäuscht, „Du bist gehörig in der Lehre gewesen, es geht Dir um's Geld, nun Du geerbt hast; natürlich, Tauben fliegen nach Tauben aus; fehlte noch, daß Du Dich nach einer reichen Hei-rath umsiehst!“

Imme legte die Torfstücke des Herdes vorsichtig und gitterartig aufeinander, setzte mit dem Halmbesen die Asche zusammen und entgegnete dann:

„Ja, ich habe gelernt, daß Geld frei macht, ohne Geld muß man sich vor der Bosheit und Falschheit hüten; gelernt, daß Fleiß und Treue nichts sind ohne den silbernen Löffel; gelernt, daß von den Männern, außer Stoffer, der mich des Hauses und Feldes halber begehrte, mir immer die gut thaten und von Liebe sprachen, die es böse meinten; sieh', deßhalb greife ich nach der Peitsche, mit welcher ich geschlagen wurde!“

Peter schwieg, er dachte, wenn er ihr zur Seite geblieben wäre mit Rath und That, sie würde nicht so Bitteres erfahren haben durch Alle und — durch ihn, er hatte sie ja zu Minchen's Magd machen wollen, obwohl er wußte, wie Minchen zu peinigten verstand, und er seine eigene Neigung zu Imme kannte. Es war ihm, als wisse Imme nun auch, was Alles er um's Geld that, und er schämte sich in seinem Herzen.

„Es mußte so kommen,“ sagte sie endlich, „meine Immen fliegen auch aus und bringen Honig aus Morast-blumen und verachteten Pflanzen; wer sieht es den Waben an, woher, wenn sie voll und schwer sind? Sieh', wenn ich nicht das Unrecht gegen Dich auf der Seele gehabt hätte, ich wäre nicht zur Klugheit gekom-men, Dir danke ich's!“

„Unrecht an mir? O, mein Unrecht gegen Dich ist das größere! Weißt Du, daß ich die Mamsell hei-rathen wollte?“

„Ja, Deine Mutter kam hieher und weinte, weil Du es nicht gethan hast, denn die Mamsell ist sehr reich, seit sie ihre alte Herrschaft in die Flucht und Fremde, von Haus und Hof vertrieb. Ich weiß auch, daß es ihr Wagen und Pferd waren, mit denen Du uns umsonst herfuhrst. Jemand sagte: „Das Geschirr gehört der Wirthin Minchen und der Junge ist ihr Knecht oder Bräutigam!““

„Nun ja!“ rief Peter wie ein ertappter Dieb und sprang auf.

„Als ich das hörte und dazu, daß ich die Erbschaft gemacht hätte, da dachte ich, es müßte ein großes Ding um das Geld sein, dessentwegen Du mich und Dich selbst verlassen wolltest!“

Peter drehte sich um, legte sein Gesicht in seine großen Hände und schluchzte wie ein Kind.

Nach einer Weile sagte Imme wieder:

„Nächst Gott und meinen Eltern selig danke ich Dir am meisten von Allem, was ich zu denken vermag! Ich erkannte die Schlechtigkeit meiner Feinde an Deiner Gutherheit!“

„Imme!“ rief Peter und breitete die Arme aus.

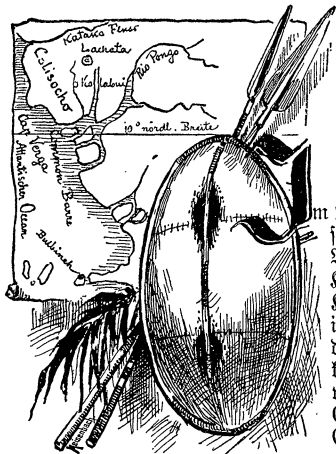
Sie erröthete und blieb neben dem Herd stehen.

„Als Du nun heute über meine Schwelle kamst und hattest alles Andere hinter Dir gelassen meinetwegen, da war mir's, als dränge ein heiliges Licht durch die Fallthür, und ich kann ruhig meine Hand in Deine legen, denn ich gebe mehr, als Du suchtest.“

Peter küßte sie und weinte wieder auf ihr ernstes, stilles Gesicht mit den braunen Augen. Als er sie los ließ, sprach sie:

„Ich will es doch den Immen und Ohm Christian sagen! In der Welt war es so enge, man stieß sich überall das Herz wund, hier auf der großen Haide, die nur Gott gehört, können wir zufrieden sein!“

Besuch bei einem Negerkönig.



Erzählt
und
illustrirt
von
P. M.

Im Lande Kolischo, dessen Küsten-
saum sich von der Common
Barre des Rio Pongo bis zum
Katakofluß erstreckt und das
Kap Verga in sich schließt, lebt
in seiner Hauptstadt Lachata
der König Thomas Piandufony,
welcher durch eine Reihe
von erfolgreichen Kriegen viel
Einfluß und Ansehen erwarb.
Kolischo ist von großem Werth
nicht nur um seiner selbst willen,
sondern auch, weil von dort aus
der Handel nach dem Innern
durch schiffbare Flüsse und gute Wege sehr erleichtert wird. Herr
Colin ging daher seit längerer Zeit mit der Idee um, sich mit
Piandufony in nähere Verbindung zu setzen und es schwebten schon



Der König.

seit einigen Monaten Unterhandlungen zwischen ihm und dem
König. Diefelben zum Abschluß zu bringen, wurde ich beauftragt.
Zu diesem Zwecke verließ ich in Begleitung zweier Dolmetscher die
auf der Tumboufel gelegene Hauptstation Bulbine am 10. Mai
in unserem Segelboot, welches ein Gig im Schlepptau hatte, um



Der Kronprinz.

uns die Fahrt auf kleineren Flüssen zu ermöglichen. Die Mann-
schaft bestand aus zwölf Matrosen, einem Kapitän und einem
Steuermann, nebst zwei Jungen zu meiner Bedienung. Außer
einem zwölfstägigen Proviant, einem Feldbett und Revolver nahm
ich verschiedene Karabiner mit, um meine Neger zu beschwichtigen,
die sich vor Seeräubern fürchteten.

Eine dreitägige, durch Sturm und Donner, Blitz und Regen
gehinderte Fahrt brachte unser Schiff an die Mündung des Rio

Pongo, wo ich dasselbe, nachdem ich beim Umsahren der schönen
Kittinsel die in Triape wehende deutsche Flagge durch eine Salve
hatte begrüßen lassen, zurückließ und im Gig vorwärts ging.
Nach einer siebenstündigen nächtlichen, nur durch unsere Fackeln
erhellten Fahrt langten wir im Dorfe Kolabui an. Die Stille
der Nacht war allein unterbrochen durch den monotonen Gesang
meiner Ruderer; nur das unheimliche Gefreisch des Schimpanse
oder das Aufplattern eines Wasservogels erinnerten mich, daß die
scheinbare Wildnis von lebenden Wesen bevölkert war.

In Kolabui schlug ich mein provisorisches Nachtquartier in
einer Lehmhütte auf, und nachdem ich noch einen Boten an den
zwei Stunden von dort in seiner Residenz Lachata wohnenden
König abgeschickt hatte, um ihn von meiner Ankunft zu unter-
richten, zog ich mich unter der Begleitung von Tausenden von
Moskitos zurück.

Früh Morgens brachte mir der Bote die Nachricht, Yonta
Lay, der Thronerbe von Kolischo, folge ihm auf dem Fuße, um
mich in des Königs Namen zu begrüßen.

In der Erwartung der Dinge, die da kommen sollten,
machte ich einen kleinen Spaziergang in ein nahe gelegenes,
dichtes Gehölz und war eben im Begriff, die prächtige Flora
zu bewundern, als das ganze Negervolk, meine Dolmetscher an
der Spitze, mir in größter Bestürzung nacheilte und mich ver-
anlaßte, das Gehölz schleunigst zu verlassen. Wie es scheint, war
ich nahe daran gewesen, einen dem ersten Fetisch geheiligten Platz
zu entweihen.

Endlich erschien, umgeben von seinem Gefolge, bestehend aus
Würdenträgern und Krieger, der Thronerbe, welcher nach herz-
licher Begrüßung mich einlud, ihm zu seinem Vater, dem König,
zu folgen. Wir machten uns sofort auf den Weg und zwar in
folgender Reihenfolge: Den Zug eröffnete der Ausrufer des
Königs, welcher mit stets hochgeschwungener Lanze den uns be-
gegnenden Leuten zurief, den Weg frei zu lassen. Auf ihn folgten
eine Anzahl Schwerträger, dann meine Wenigkeit mit einem
Dolmetscher, der mich die ganze Länge des Weges trampfhaft an
der Hand hielt, dann Yonta Lay mit seinem Sohne Karl, hinter
ihnen die Würdenträger, Krieger und der Plebs. Nach zwei-
stündigem Marsch durch pracht-
vollen Wald und nach Passiren
des Dorfes Damanta gelang-
ten wir vor die verschlossenen
Thore der Residenz.

Nachdem der Ausrufer
Lärm geschlagen und der Wache
das Lösungswort abgegeben
hatte, erhielten wir Einlaß
und ich sah mich zu meinem
Erstaunen in einem den Wohn-
häusern des Königs vorliegen-
den großen Hofe, dessen Oede
durch acht in gutem Stande er-
haltene Geschütze erheitert wurde.
Seitwärts im Hofe stand das
aus Thonerde gebaute Rath-
haus, in welches wir uns Alle
begaben.

Der zweistündige Marsch
in der Sonne hatte mich ziem-
lich angestrengt, und es war
mir recht angenehm, nachdem
die Begrüßung der uns bereits
erwartenden Chefs vorüber war,
Schatten und Sig zu finden.

Dieser Sig, zu welchem
man mich geleitete, war eigent-
lich des Königs Thron und
bestand aus einem hohen Bretter-
stuhl, der auf einer Estrade
stand, zu welcher einige Stufen
hinauf führten. Außer diesem
Thron war an Sitzgelegenheit
nur noch ein niedriger Schemel
vorhanden. Nach Verlauf der
etfesselmäßigen Viertelstunde erschien der König in Begleitung
seiner Minister, zehn an der Zahl. Der König ist ein Mann
von kleiner, unterlegter Statur mit intelligenten Gesichtszügen
und einem Anflug von Knebelbart. Bekleidet war er mit einem
bis an die Knie reichenden schwarzseidenen Domino, der mit
blauer Seide gefüttert und mit Goldtreppen reichlich verziert war.
Die königlichen Beine stakten in einer schwarzen Militärschneise und
wahrscheinlich hatte der Leibschneider seiner Majestät die Hofen-
beine beim Zusammennähen verwechselt, denn ich bemerkte, daß
die Passpoils an der Innenseite liefen. Ein rothes Fez, über
das ein Panamahut gestülpt war, bedeckte des Königs Haupt.
Holzschuhe an den Füßen und ein geschnitzter Stab, als Szepter
dienend, in der Linken vollendeten das Kostüm. Trotz des nach
unseren Ansichten grotesken Anzuges war das Auftreten des Königs
ein durchaus würdevolles.

Nach stattgehabter Begrüßung und nachdem der König, auf
dem bewußten Schemel sitzend, meine Geschenke mit sichtlichem Ver-
gnügen entgegengenommen hatte, begann mit Hilfe meiner Dol-
metscher der diplomatische Theil meiner Mission.

Meine Geduld war ebenso unerschöpflich wie die des Königs
und seiner Rathgeber und so behauptete ich auch schließlich das
Feld. Nach fünfständigem unausgesetztem Verhandeln begab sich
der König mit seinem Sohne zu einer letzten Unterredung in ein
Nebenzimmer, um nach einer halben Stunde zurückzukehren und
mir seine Bereitwilligkeit zu erklären, die von mir vorgelegten
Schriftstücke unterzeichnen zu wollen, nach welchen derselbe uns
die mannigfachen Vortheile zugesichert und sich und sein Land
unter deutschen Schutz stellt.

Die Unterzeichnung ging, da der König des Schreibens un-
kundig ist, so vor sich, daß derselbe, während ich seinen Namen
schrieb, die Feder berührte. Zwanzig seiner Provinzverwalter
folgten des Königs Beispiel, während sein Sohn und sein Enkel
ihre Namen in arabischen Buchstaben selbst zeichneten. Zum Schluß
drückte der König meine rechte Hand an sein Herz mit der Be-
theuerung, daß Gott ihn strafen möge, wenn er je sein Wort
breche, und nach herzlicher Umarmung schied ich von ihm, froh,
im Freien wieder frische Luft schöpfen zu können.



Der Zug zum König.

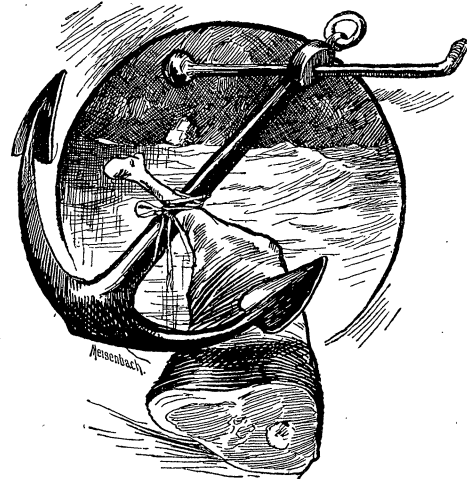
In derselben Ordnung, wie wir gekommen, bewegte sich der
Zug nach Kolabui zurück, wo ich den Thronerben zu meinem fru-
galen Abendmahl einlud. Zu meinem großen Erstaunen verbielt sich
dieser Neger, der nie über die Grenzen seines Landes gekommen



Dorf Kolabui.

war, ganz anständig bei Tische. Das Einzige, das ich ihm vor-
werfen mußte, war, daß er mein Taschentuch, welches ich in Er-
mangelung einer Serviette über die Kniee gelegt hatte, plötzlich an
sich zog und sich den Mund damit abwischte. Nach beendigter
Mahlzeit ließ er sich Wasser reichen, um sich die Hände und den
Mund zu reinigen; tout comme chez nous.

Da meine Mission beendet war, kehrte ich nach Bulbine
zurück. Konträre Winde hielten mich sechs Tage unterwegs und
so rettete mich vom Hungern nur ein Schinken, den mir der mit
derartigen Expeditionen vertraute Herr Colin bei der Abfahrt im
letzten Augenblick als Rettungsanker in die Hand gedrückt hatte.





Waldquelle. Originalzeichnung von G. Bartsch.

Lebendig begrabene Fakire.

Dr. phil. Carl du Prel.*

(Nachdruck verboten.)



Indien ist als Land der Wunder in mehr als einer Hinsicht bekannt. Von dort her haben wir die interessantesten Aufschlüsse über die historische Entwicklung der Menschheit bezogen, indem es gelang, die europäischen Sprachen auf das Sanskrit als ihre gemeinschaftliche Wurzel zurückzuführen. Aber ohne Zweifel noch wichtiger werden die psychologischen Aufschlüsse sein, die das nächste Jahrhundert aus der indischen Philosophie beziehen wird. Wenn wir einmal aufhören werden, die indischen Bücher durch die europäische Brille zu lesen, werden wir über die geheimsten Räthsel der Menschennatur Manches erfahren, was uns noch unbekannt ist. Man hat noch kaum begonnen, diese Schätze zu heben, die von den indischen Priestern als Geheimnisse bewahrt blieben und von denen erst in jüngster Zeit Einiges durch die Veröffentlichungen der theosophischen Gesellschaft in Adyar bekannt wurde.

Im Nachfolgenden soll nur ein Fragment der vielen noch ungelösten indischen Räthsel besprochen werden: die Fähigkeit indischer Fakire, sich für längere oder kürzere Zeit lebendig begraben zu lassen. Daß es solche Fakire gibt, war längst bekannt. Schon im Dabistan, einem persischen Werke über die religiösen Sekten in Indien, heißt es; daß einzelne Individuen die Fähigkeit hätten, die Seele vom Körper zu trennen und beide nach Belieben wieder zu verbinden; solche könnten den Athem stunden-, tage- und wochenlang anhalten. Die europäische Aufklärung hat den Glauben an dieses Phänomen nicht zugelassen und es in's Reich der Fabel verwiesen. Thatsachen sind jedoch brutal und verheerend sich zuletzt immer Anerkennung.

Die erste ausführliche Nachricht hat von deutschen Reisenden meines Wissens Dr. Johann Martin Honigberger gebracht, der, als Leibarzt an indischen Höfen angestellt, Land und Leute in längerem Aufenthalt kennen lernte. In seinem Buch „Früchte aus dem Morgenland“ (Wien, Gerold 1851) finden wir (S. 20, 137–141, 180) diese Fakire besprochen, so sehr er auch überzeugt ist, daß europäische Gelehrte nur schwer an die Fähigkeit dieser Menschen glauben werden, sogar den Parzen zu gebieten, mit dem Spinnen des Lebensfadens einzuhalten.

Nach vorübergehendem Besuch in Deutschland kehrte Honigberger wieder nach Lahore zurück in Begleitung des Generals Ventura, der ihm erzählte, was sich während seiner Abwesenheit mit dem Fakir Haridas zugetragen hatte. Ein indischer Fürst hatte nämlich vernommen, daß dieser die Fähigkeit besäße, sich scheinbar begraben zu lassen, um dann, nach mehreren Monaten ausgegraben, wieder aufzuleben. Diesen Fakir ließ der Maharadscha an seinen Hof rufen und erklärte ihm, daß alle Vorsichtsmassregeln gegen eventuellen Betrug getroffen werden würden. Der Fakir, seiner Sache sicher, ließ sich nicht entmuthigen und führte seinen Scheintod herbei. Als jeder erkennbare Lebensfunke aus ihm gewichen war, wurde er in Gegenwart des Fürsten und seiner Großen in die Leinwand genäht, auf der er gefesselt hatte, und in eine Kiste gelegt, an die der Fürst selbst ein Schloß hing. Im Garten eines der Minister, außerhalb der Stadt, wurde nun diese Kiste vergraben, über das Grab Gerste gesät, rings herum eine Mauer aufgeführt und Wachen hingestellt, die regelmäßig abgelöst wurden. Am vierzigsten Tag fand sich der Fürst, begleitet von den Ministern, dem General Ventura, einigen Engländern und einem Arzte, wieder ein; die Kiste wurde ausgegraben, der Fakir lag kalt und starr darin. Durch Anwendung von Wärme auf den Kopf, Einblasen von Luft durch den Mund und Reibungen des Körpers wurde er bald in's Leben gerufen. Die angeregte Thatsache war also vollständig konstatirt. Bei dieser Gelegenheit gab nun der Minister die Versicherung ab, daß er diesen Fakir einst vier Monate unter der Erde gehabt; am Tage des Begräbnisses hätte er ihm den Bart scheeren lassen, und bei der Ausgrabung sei das Kinn so glatt gewesen, wie am Begräbnistage. Endlich berichtet von demselben Fakir auch das Kalkutta-Journal für Medizin vom Jahr 1835, daß das Experiment mit ihm mehrmals, einmal auch von den Engländern, vorgenommen wurde, wobei der Fakir das Aufhängen der Kiste in freier Luft dem Begräbnis vorzog, weil er im Erdboden den gestrigen Ameisen ausgesetzt zu sein fürchtete.

Honigberger sagt, daß die Fakire, um den Scheintod herbeizuführen, das Bändchen unter der Zunge zerschneiden, wodurch sie befähigt werden, dieselbe weit vorzustrecken, und dann umgebogen wieder so tief in den Rachen zurückzulegen, daß damit die inneren Nasenhöhlen im Rachen ganz verschlossen werden. Die äußeren Nasenlöcher und die Ohren werden mit Wachstöpfeln verstopft, die Augen verdeckt. Uebrigens sind längere Vorübungen in Bezug auf das Zurückhalten des Athems nöthig. Der Verdauungsprozeß muß vorher auf ein Minimum beschränkt werden; der Fakir nimmt einige Tage zuvor ein Burgirmittel, und lebt dann nur noch von spärlicher Milch. Vor dem Begräbnis schlingt er einen langen Leinwandstreifen hinab, womit der Magen ausgepumpt wird, und reinigt die Gedärme durch gründliche Ausspülung mit Wasser. Bei der Wiederbelebung wird zunächst die Zunge aus dem Hintergrund des Rachens hervorgezogen, Luft wird in die Lungen eingeblasen, wodurch die Stöpfel aus den Nasenlöchern mit Gewalt hervorgetrieben werden; allmählig fängt der Fakir an, zu athmen, öffnet die Augen, kommt zum Bewußtsein und ist bald frisch und munter.

Wenn ein viermonatlicher Aufenthalt unter der Erde keine Verwerfung bringt, so kann die Zeit, welche ausgehalten werden kann, nicht wohl vorweg bestimmt werden. Honigberger erwähnt einen Bericht, demzufolge ein Fakir 100 Jahre lang im Grab verblieben sei und nach der Erweckung Vieles aus alter Zeit er-

zählt habe, welche Behauptung für unmöglich zu erklären Honigberger sich nicht entschließen kann, so sehr er auch überzeugt ist, daß seine aufgeklärten Kollegen, die deutschen Aerzte, ihn belächeln werden. Er erinnert an gewisse Sagen aus dem grauen Alterthum, zum Beispiel das Erwachen des Epimenides, der nach vierzigjährigem Schlaf in eine ganz veränderte Welt eintrat.

Um nun die physiologische Möglichkeit der Sache einzusehen, müssen wir verwandte Erscheinungen aus anderen Gebieten suchen. Braid, der in neuerer Zeit vielgenannte Entdecker des Hypnotismus, weist in seinen „Beobachtungen über Katalepsie“ auf den Scheintod und den Winterschlaf der Thiere als analoge Erscheinungen hin. (Vergl.: „Der Hypnotismus“. Ausgewählte Schriften von Braid. Herausgegeben von Preyer. 1882.) Braid berichtet zwei Fälle, die ihm von einem diplomatischen Agenten am Hofe von Lahore und einem Major, der lange in Indien gelebt, mitgetheilt wurden. Es scheint, daß es sich im ersten Bericht eben um jenen Haridas handelt, der sich zu mehrfachen Versuchen hergab. Runjeet-Singh, der Fürst von Lahore, hatte zwei Kompagnien seiner Leibwache in die Nähe des Grabes gelegt, und vier Posten mit zweistündiger Ablosung hielten Wache. Bei Eröffnung des Grabes fand man Siegel und Vorleschloß in Ordnung, der Fürst und der Erzähler — Sir Claude Wade — stiegen hinab und fanden den Fakir in dem schimmelig gewordenen Sack. Arme und Beine der Gestalt waren runzelig, der Kopf ruhte auf der Schulter wie bei einer Leiche. Der Arzt fand keinen Puls, weder in der Herzgegend, noch an Schläfen und Armen. Der Fakir wurde nun mit Wasser übergossen, die steifen Glieder gerieben und ein heißer Leig aus Weizen ihm auf den Kopf gelegt. Aus Nase und Ohren entfernte man Baumwolle und Wachs, womit sie verstopft waren, trennte durch ein eingeschobenes Messer mit großer Mühe die Riefen, und zog die Zunge hervor, die wiederholt in die aufwärts gekrümmte, gewohnte Stellung zurückfuhr. Man rieb sodann mit zerlassener Butter die Augenlider, die sich bald öffneten und ein glanzloses, unbewegliches Auge sehen ließen. Bald wurde der Körper konvulsivisch bewegt, Puls und Athem



Der Fakir Haridas.

stellten sich ein und die Glieder begannen die natürliche Fülle anzunehmen. Die Augäpfel traten hervor, erhielten ihre ursprüngliche Farbe, und als nun der Fakir den Fürsten neben sich sitzen sah, waren seine ersten, kaum verständlichen Worte: „Glaubst Du mir nun?“ Der Fürst bejahte die Frage und beschenkte den Fakir mit einem Perlenhalsband, goldenen Armbändern und einem Ehrenkleide. Von Eröffnung des Grabes bis zum Erwachen des Fakirs war eine halbe Stunde verstrichen, und nach einer weiteren halben konnte er, wenn auch mit schwacher Stimme, mit seiner Umgebung sprechen. Interessant ist auch noch die Bemerkung, daß bei einem späteren Begräbnis desselben Fakirs — und dieses scheint der von Honigberger erzählte Fall zu sein — der Rachen verschlossen und versiegelt in die Höhlung gebracht und Erde darüber geworfen wurde, die festgestampft den Rachen auf allen Seiten umgab, worauf Gerste gesät wurde. Endlich ließ Runjeet-Singh, obwohl das Grab ohnehin beständig bewacht war, dasselbe in der Zwischenzeit zweimal unvorhergesehen öffnen, wobei der Fakir, anscheinend vollständig leblos, in derselben Stellung gefunden wurde, wie er begraben worden war.

Der zweite Fall, den Braid erzählt, ist dem Reiserwerke eines englischen Offiziers: „Bericht über eine Reise in Rajwarra im Jahre 1835“, entnommen. Es handelt sich dabei um einen etwa dreißigjährigen Fakir, der im Lande herumreiste und sich von Jedem, der ihn reichlich bezahlte, auf Wochen oder Monate einbringen ließ. Dieser Fakir wurde in ein kleines Steinhaus gebracht, in dessen Bodenfläche noch eine Grube gegraben worden war. Die Höhlung war ausgemauert und mit zwei schweren Steinplatten bedeckt. Darauf wurde die Thüre des Steinhauses zugemauert und eine Wache davor gestellt. Nach vier Wochen fand man den Fakir, wie er hineingelegt worden war, die Kniee an das Kinn gedrückt, mit eingeklemmtem Bauch und so fest aufeinander gedrückten Zähnen, daß man mit einem eisernen Instrument den Mund gewaltsam öffnen mußte, um Wasser einzuträufeln. Allmählig kam der Fakir zum Bewußtsein und fing leise zu sprechen an, war aber bald so munter, daß er gleich wieder auf ein volles Jahr sich begraben lassen wollte, wenn es dem Fürsten gefiele.

In einem andern Fall wurde ein Fakir auf militärischem Boden, wie jeder Soldat, nur ohne Sarg, begraben, die Wache aber mohammedanischen Soldaten übertragen, um jeden allfälligen Betrug von Seiten der Hindus zu vereiteln. Diesmal wurde aber das Grab schon nach einigen Tagen wieder eröffnet, weil der englische Offizier, der sich zu diesem Experiment hatte bewegen lassen, seine Stellung zu verlieren fürchtete, wenn etwa der Begrabene nicht mehr aufleben sollte. Aber nach einstündiger Bemühung der Eingeborenen war der Fakir wieder im Besitz seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten, und der Offizier war von seiner Angst befreit.

Professor Preyer in seiner Schrift „Erforschung des Lebens“ sagt ebenfalls, daß mehrere Fälle dieser Art amtlich konstatirt seien, und berichtet ausführlich über die Vorschriften, die von Fakiren befolgt werden, wenn sie sich lebendig begraben lassen.

Daß das Leben trotz Entziehung der äußerlichen Lebensbedingungen sich erhalten kann, dafür sprechen mehrfache Erscheinungen in der Thier- und Pflanzenwelt. Man hat Samenkömer aus römischen, ägyptischen und peruanischen Gräbern entnommen, gesät, und sie sind aufgegangen. Samen kann also Jahrtausende lang keimfähig bleiben. Man hat ferner völlig eingetrocknete oder eingefrorene organisierte Wesen durch Zufuhr von Wasser oder Wärme wieder in's Leben gerufen. Henry Bader sah solche nach siebenundzwanzig Jahren durch Anfeuchten wieder aufleben, und Spallanzani machte elfmal dieselben Notizen durch Eintrocknen leblos und belebte sie wieder durch Anfeuchten, und zwar benützte er dazu das Värtierchen, welches Nerven, Muskeln und Augen besitzt, also schon ziemlich hoch organisiert ist. Doyère erhitzte Naderthierchen auf 153° C. und trocknete sie über Schwefelsäure vier Wochen lang; sie kamen aber durch Anfeuchten wieder zum Leben. Frösche, Fische und Bluteigel, die man durch Temperaturniedrigung hart gefroren hatte, lebten nach mehreren Tagen durch Wasserzufuhr wieder auf. (Vergl.: Fischer, Das Prinzip der Organisation, 82 ff.) Es verdient hier erwähnt zu werden, was ich einst irgendwo über den Abbé Prevost d'Eriles, den Verfasser von „Manon Lescaut“, las, daß derselbe bei einer winterlichen Fußwanderung durch die Ardennen erfroren gefunden wurde; in den nächsten Ort gebracht, nahm der Chirurg an der vermeintlichen Leiche die Sektion vor, wobei Prevost d'Eriles erwachte und an Verblutung starb.

Unter diesen Umständen ist der Vorschlag von Preyer wohl gerechtfertigt, zwischen Leben und Tod noch einen dritten Zustand, den der Leblosigkeit (Anabiose) einzufchieben. Man kann den Winterschlaf der Thiere, wobei diese ohne Athem, bei minimalem Herzschlag in Erstarrung liegen, in der man sie sogar unter Wasser tauchen oder in gefährliche Gase legen kann (Preyer, Erf. d. Lebens 60), offenbar nicht Leben nennen, aber ebenso wenig Tod, da keine Verwesung eintritt. Auch hat man schon häufig im Gestein Thiere eingeschlossen gefunden, zum Beispiel Kröten, die nach sicherer Berechnung Jahrhunderte lang geschlummert haben mußten, befreit aber wieder zum Leben erwachten.

Es gibt demnach einen Zustand der Anabiose, wobei Bewußtsein und Lebensfunktionen zum Stillstand gebracht sind, eine latente Lebensfähigkeit aber bleibt; das Leben ist erloschen, ohne daß doch der Tod eingetreten wäre. Diesen Zustand willkürlich herbeizuführen, ist die Kunst der Fakire.

Es fragt sich nun, wie die Fakire zu dieser Entdeckung kamen. Braid führt in dieser Hinsicht eine Stelle des Dabistan an, daß die Yogins den Gebrauch haben, bei Krankheiten, von welchen zu genesen sie nicht hoffen, sich in einen dem Winterschlaf ähnlichen Zustand versetzen und dann lebendig begraben zu lassen, um der Angst der Auflösung zu entgehen. Er meint nun, daß die zufällige Ausgrabung solcher Individuen zu der Entdeckung führte, daß frische Luft dieselben wieder in's Leben brachte. Es ist aber immer mißlich, bei einer wissenschaftlichen Erklärung den Zufall heranzuziehen; wir müssen also nach einer andern suchen.

Die Kunst, sich willkürlich in somnambule Ekstase zu versetzen, um in diesem Zustand Einsichten zu gewinnen, die dem normalen Bewußtsein unzugänglich sind, spielt in der indischen Philosophie von jeher eine große Rolle. Die Vedantaphilosophie selbst ist ein Produkt solcher Ekstase. Wie die spätere Philosophie der Neuplatoniker in Alexandria, so hat auch die indische den künstlichen Somnambulismus zur subjektiven Grundlage. Nach Bernier (cérémonies et coutumes religieuses. VII. 188.) wird von der willkürlichen Ekstase bei den Brahmanen häufig Gebrauch gemacht und sie lehren die Mittel, sie künstlich zu erzeugen. Als ein solches schon seit zwei- bis dreitausend Jahren bekanntes Mittel wird das Fixiren der Nasenspitze oder eines andern Körpertheiles unter Anhaftung des Athems angegeben. Wenn nun auch dieses Verfahren zunächst angewendet wurde zum Zwecke religiös-philosophischer Verzückung und der Erweckung des transcendentalen Bewußtseins, so mußte doch in einem Lande, wo diese Kunst systematisch gepflegt wurde, von selbst die Entdeckung eintreten, daß der Mensch in diesem Zustande der Anabiose, wenn er ungestört blieb, sehr lange verharren konnte. Es liegt nun die Annahme sehr nahe, daß die Fakire, die als tiefstehende Glieder des Brahmanenordens anzusehen sind, von denen aber viele ihre Künste auf eigene Faust betreiben, ihre Fähigkeiten zu Schaustellungen benützten, um damit ihr Brod zu gewinnen. Der religiöse Hauptzweck der Ekstase, die Herauskehrung des transcendentalen Bewußtseins, ging ihnen also verloren, was um so leichter der Fall sein konnte, weil in der Regel der aus der Ekstase Erwachende, wie ja auch unsere Somnambulen, keine Erinnerung an seine Visionen bewahrt; dagegen verlegten die Fakire den Accent auf die Nebensache und übertrieben sie behufs ihrer Schaustellungen in der Weise, daß sie sich für die Zeit ihrer Ekstase lebendig begraben ließen.

Das Begräbnis lebender Fakire ist demnach lediglich ein Mißbrauch eines ursprünglich zu religiösen Zwecken angewendeten Verfahrens. Ich bin in dieser Anschauung erst jüngst bestärkt worden durch Dr. Hartmann, ein aus Indien zurückgekommenes Mitglied der theosophischen Gesellschaft, der mir Einiges über die tibetanischen Natchatmas mittheilte. Diese Nachfolger der indischen „Erleuchteten“ versehen sich auch heute noch in künstliche Ekstase, um jenes transcendente Bewußtsein und ihren „Astral Leib“ frei zu bekommen — der so ziemlich mit dem übereinstimmt, was in Europa als Doppelgänger bekannt

* Gern leihen wir dem gelehrten Herrn Verfasser das Wort zu Ausführungen, die zwar nicht verfehlen werden, da und dort Kopfschütteln zu erregen; die man aber, man nehme ihnen gegenüber einen Standpunkt ein, welchen man wolle, gewiß nicht ohne Interesse verfolgen wird.

Die Redaktion.

ist; — da dieses oft für längere Zeit geschehen muß, sehen sie sich alsdann genöthigt, zum Schutz gegen die üppige Insektenwelt und besonders gegen die gefährlichen weißen Ameisen ihren Körper bewachen zu lassen. Je energischer die dabei angewendeten Schutzmaßregeln sind, desto näher kommen sie einem Begräbniß, und so liegt denn der bis zum wirklichen Begräbniß gehende Mißbrauch ungemein nahe.

Unserer europäischen Vorstellung ist allerdings die willkürliche Ekstase etwas sehr Fremdartiges. Wir, die wir mehr oder minder in materialistischen Vorstellungen befangen sind und Bewußtsein und Seele für identische Begriffe halten, sind erst durch die Wiederentdeckung des Somnambulismus (Mesmer und Pujegur) auf jenes transcendente Bewußtsein aufmerksam gemacht worden, welches als den Entwicklungskeim eines künftigen geistigen Daseins schon innerhalb der irdischen Existenz zur Reife zu bringen das Bestreben des indischen Adepten ist. Wer mit den Erscheinungen des Somnambulismus bekannt ist, wird daran nicht zweifeln, daß sie im Wesentlichen übereinstimmen mit jenen der von den indischen Adepten gepflegten willkürlichen Ekstase, worüber ich in meiner „Philosophie der Mystik“ (Kap. IV.) Einiges angeführt habe.

An der Fähigkeit, sich willkürlich in Ekstase zu versetzen, kann aber um so weniger gezweifelt werden, als von jeher und aus allen Ländern über Menschen berichtet wird, die mit dieser Fähigkeit begabt waren. Herodot führt einen Philosophen Aristas an (Melpomene), dessen Seele zuweilen aus dem Körper getreten, und nachdem sie weite Räume durchwandert mit neuen Kenntnissen bereichert zurückgekehrt. Plinius spricht (Hist. nat. VII. 52) von dem Klamenier Harmonius, dessen Seele, aus dem Körper tretend, herumgeschweift und Vieles und Wunderbares aus der Ferne zu berichten gewußt. Suidas sagt von Epimenides, dem Propheten der Kreter, daß er so lange, als er wollte, mit der Seele den Leib verließ und wieder zurückkehrte. Der heilige Augustinus erwähnt (De civ. Dei. XIV. 24) einen Priester Resitutus, der nach Belieben sich in Ekstase versetzen konnte und dann ohne Athem dalag, so „daß er den Todten höchst ähnlich war“; er fühlte keinen Schmerz, wenn man ihn stach oder brannte, und erst nach dem Erwachen schmerzten ihn die Wunden. Auch in den Ältern der Hollandisten kommt die willkürliche Ekstase häufig vor. Sarg Grammaticus, Dlaus Magnus und andere nordische Geographen sagen von den Lappländern, daß sie die Kunst verständen, sich in Ekstase zu versetzen. Wenn bei ihnen ein Fremder Nachrichten über seine Familie haben will, wendet er sich an gewisse Individuen, die nach einigen Ceremonien befinnungslos und bewegungslos daliegen, nach etwa vierundzwanzig Stunden wieder erwachen und dann Nachricht von den kleinsten Umständen geben. (Peucer: de praecip. divinat. generibus. [1560] S. 143). Der berühmte Arzt Cardanus sagt von sich selber: „So oft ich will, kann ich in Ekstase übergehen... Ich fühle dann, wie meine Seele aus dem Körper heraustritt... in dieser Lage fühle ich nichts weiter als das einfache Bewußtsein, daß ich außer meinem Körper existire, von welchem ich auf bestimmte Weise getrennt bin. Aber ich kann nur wenige Augenblicke in diesem Zustand bleiben.“ (De rerum varietate. VIII. 43). Aus neuerer Zeit berichtet Dr. Cheyne, ein hochangesehener Arzt in Dublin, einen merkwürdigen Fall. Ein gewisser Oberst Townsend ließ zwei Aerzte kommen, um ihnen über seine Fähigkeit zu berichten, daß er zu sterben vermöge, so oft er wolle, und sich wieder in's Leben zurückversetzen könne. Man schritt sogleich zum Versuch. Der Oberst, dessen Puls vorher untersucht und als regelmäßig befunden worden war, legte sich auf den Rücken, und bald war die genaueste Untersuchung nicht mehr im Stande, ein Lebenszeichen zu entdecken. Schon wollten die Aerzte fortgehen in der Meinung, man habe das Experiment zu weit getrieben und der Oberst sei wirklich todt, als wieder leichte Bewegungen des Körpers sich bemerklich machten, und Puls wie Bewußtsein zurückkehrten. Am Abend des gleichen Tags wurde das Experiment wiederholt, nun starb aber Townsend wirklich. (Moore, Die Macht der Seele über den Körper. S. 259).

Wenn nun diese Ekstase nur hochgradiger Somnambulismus sein kann, so begreift es sich, daß wir in der Literatur über diesen auch die meisten Fälle jener Art finden. Ich begnüge mich, ein Beispiel anzuführen. Der Arzt Despine hatte eine Somnambule, die sich selber in Ekstase versetzen konnte. Sie legte sich auf den Rücken, kreuzte die Arme über der Brust und nach wenigen Minuten war sie bewußtlos. Eine andere Somnambule, die das gleiche Verfahren anwendete, der aber beim Eintritt in die Bewußtlosigkeit die Arme nicht herunterfielen, wie es geschehen sollte, sondern durch ein Hinderniß in ihrer Lage verblieben, so daß die Selbstmagnetisation ihren Fortgang nahm, wurde von Dr. Charpignon bereits mit eiskaltem Körper und nur sehr schwachem Herzschlag gefunden. Aus diesem kataleptischen Zustand wieder in gewöhnlichen Somnambulismus übergehend, erklärte sie — was auch Ansicht des Arztes war — daß sie ohne seine Dazwischentritt gestorben wäre. (Charpignon, Physiologie du magnétisme animal. 274.)

Die angeführten Fälle, deren Anzahl leicht vermehrt werden könnte, mögen zur Genüge beweisen, daß der natürliche Somnambulismus, der in den Händen des Magnetiseurs zum künstlichen wird, in der That auch willkürlich herbeigeführt werden kann. Da nun die Brahmanen seit ältesten Zeiten diese Kunst zu religiösen Zwecken übten, so daß nach Colebrooke und Fr. von Schlegel sogar die heiligen Bücher der Vedas und das Gesetzbuch des Manu aus diesem Zustand hervorgegangen sind, so liegt in der That die Annahme sehr nahe, daß durch Mißbrauch der Sache und Verlegung des Accents auf den Neben- umstand des kataleptischen Körperzustandes der Unfug der Fakire entstand, sich lebendig begraben zu lassen.

Es ist dies nur eine der merkwürdigen Fähigkeiten von vielen, welche den indischen Fakiren zugestanden werden müssen. Diese Menschen sind aber ganz und gar falsch bezeichnet, wenn wir sie „indische Gaukler“ benennen. Jeder genaue Kenner des Orients weiß, daß von Gaukler beim Begräbniß dieser Fakire so wenig die Rede ist als bei ihren übrigen Kunststücken. Es handelt sich dabei um sehr merkwürdige, aber noch sehr wenig erforschte psychische Kräfte des Menschen. Darum ist zu hoffen, daß wir unsere europäische Zweifelsucht gegen Alles, was nicht in unsere Systeme paßt, ablegen und diese Fakire zum Gegenstand eingehender Studien machen werden. Wer

etwa das Buch des französischen Gelehrten Jaccoliot: „Voyage au pays des fakirs charmeurs“, in die Hand nimmt und dort die mit dem Fakir Gowindasamy in Benares angestellten Experimente liest, der wird sehr schnell zu der Ueberzeugung kommen, daß wir Europäer in Indien noch sehr viele Dinge lernen könnten, von welchen wir keine Ahnung haben.

Entschlupf.

(Siehe das Bild S. 1028.)



ang durch das Land hingestreck, breitet der Wörther See seinen schimmernden Spiegel aus. Man fährt auf der Eisenbahn lange, lange an seinen Ufern hin, immer begleitet von dem klaren, hellen, freundlichen Wasser, welches eine unbeschreiblich schöne stählerne Farbe hat und überragt wird von den pittoresken Ufern der Karawanten. Und wunderbar ist der See in der Sonne — so lieblich und ruhig wie eine schöne Menschenseele.

An einem Frühlingstage fand auf diesem See eine seltsame Jagd statt. Die Kathi fuhr voraus in ihrem Rahne und der Hans ihr nach in dem seinigen.

Im Wirthshause am See in Pörschach hatten sie einander getroffen und hatten gewettet.

„Wenn Du mich bis zur Mitte des Sees einholst, dann sage ich auf Deine Werbung Ja!“ hatte Kathi übermüthig gerufen.

„Um wie viel willst Du mir vorausgehen?“ fragte er.

Die Kathi schaute in ihrer stolzen, lustigen, hochmüthigen Laune um sich. Die Wirthin stand im Schanz und spülte Gläser rein. Die Tochter, ein hübsches, schüchternes blondes Mädchen, weilte in der Nähe des Tisches, wo sie die Gäste bedient hatte.

Die Kathi war das schönste, stolze, reichste, viel umworbenste Mädel im ganzen Rätthnerlande und deshalb eigenwillig und dreist wie keine Andere. Sie sollte einst den schönsten Hof am See bekommen. Der Hans aber war ein Nachbarssohn, auch reicher Eltern Kind, ein Burisch, gewachsen wie eine Tanne und kühn wie ein Gamsjäger. Der konnte nicht anders, als die schöne Kathi lieb haben und um sie werben. Und sie? Ei, sie war ein wildes, übermüthiges Ding und hatte noch Niemandem Ja gesagt. Und heute in ihrer tollen Laune schlug sie dem Hans die gedachte Wette vor.

Und: „Um wie viel willst Du mir vorausfahren?“ hatte er gefragt.

Da lachte das Mädchen und deutete auf die blonde, stille, schüchterne Terkerl, die Tochter der Wirthin, und sagte: „Um so lang, als ein Kuß währt, den Du der Terkerl hier gibst! Gilt's? Du mußt schon so gut sein, Terkerl, und Dir von dem Hans hier ein Bussel geben lassen — mir zuliebe!“

Er schaute verblüfft auf das tolle, schöne Mädchen, das ihm den Kopf verrückt hatte. Aber dann wurde er lustig. „Darf ich?“ sagte er zu der Wirthin.

Die Alte nickte. „Freilich!“ Und lachte der Terkerl zu und sagte: „Sträub' Dich nicht! 's ist ja ein Spak!“

Die Kathi lachte über die Verlegenheit der Beiden. Sie lachte überhaupt über Alles. Sie war übermüthig über ihr Geld, über ihre Schönheit, über Alles. Welcher arme Burische hätte sie nicht heimlich geliebt und welcher reiche Burische hätte nicht offen um sie geworben! Aber sie quälte Alle, auch den Hans. Ihn wollte sie vielleicht am meisten quälen, weil sie ihn lieb hatte, ihn allein, den echten Rätthnerjungen, den Braven, Ernsten, Fleißigen, der nicht trank, nicht rauchte, so schön — ach, so schön lang wie der Vogel in den Lüften.

„Also eins, zwei, drei!“ rief die Kathi.

Und Hans neigte sich hinauf zu dem hübschen blonden Mädchen und berührte ihre Lippen mit den seinigen.

Die Kathi sprang unterdeß aus der Wirthsstube, aus dem Hause, zum Ufer, in ihren Rah, machte ihn los und stieß mit einem kräftigen Ruderhaken vom Ufer ab.

Nach einer Weile blinnte sie sich lachend um. Er war noch nicht da? Heiß! Sie stieß einen hellen Jauchzer aus.

Und Hans küßte die liebe Terkerl — lang und länger. Sie mußte dabei in seine Augen schauen und er sah in die ihrigen... Endlich erwachte er gleichsam und lachte und war sehr roth und bedankte sich und eilte hinaus und löste seinen Rah. Dort, weit im See draußen, sah er den Rah der Kathi.

Er stand schon in seinem Schiffe und griff mit kräftigen Ruderhaken aus.

Sie lachte, wie sie das sah. Aber er hatte so lange gezögert! Der Hochmuth regte sich in ihr.

„Wenn ich will, soll er mich nicht einholen!“ — Mit raschen, kräftigen Ruderhaken drängte sie vorwärts.

Aber da nahte sie schon der Längsmitte des Sees, Beiden gar wohl kenntlich an dem grünen Schiffe, welches sich von einem unsichtbaren Inselchen aus erhob. Da war sie so nahe daran, er konnte sie nicht mehr einholen, wenn sie nicht langsamer fuhr — und sie wandte sich lächelnd um. „Er soll mich einholen,“ dachte sie; „er soll sehen, daß ich ihn lieb habe und daß ich ihn mag!“ Und sie hörte fast auf zu rudern und schaute vergnügt vor sich hin.

Jetzt — was war das? Jetzt, wo er nur noch einige Ruderhaken hatte, um sie zu erreichen, jetzt ließ er nach. Er ließ sein Boot fast stillhalten.

Verjähmt! So offenbar! Von ihm, dem Einzigen, den sie liebte, dem sie es aber freilich in ihrem Uebermuth nie gezeigt. O Schmach, o Schmerz! O du Einsamkeit des Sees, was für eine bittere Herzensqual hast du gesehen!

Er wollte sie nicht einholen!

„Bist Du ein Narr?“ rief sie wild zu ihm hinüber.

„Nein, Kathi!“ sagte er laut, schallend. „Aber das Bussel, das Bussel von der Terkerl! Wenn Du wüßtest, was in einem solchen Bussel liegt! Ihre ganze Seele war drin und die meine auch. Und 's war eine Süß'! wenn ich Dir nachjagen wollt.“

Mit Gottes Hülfe wird die Terkerl mein Weib! Leb' wohl! Leb' wohl! Sie hörte das Wort wie ein Echo hinter sich, wie sie mit dem Ruder ausgriff — vorwärts, vorwärts — in ein freudloses, hartes, gewöhnliches Leben hinein!

E. M. Varano.

Parfüm.

Von

Alfred Stelzner.

(Nachdruck verboten.)



Es gehört heute zum guten Ton, sein bestimmtes Parfüm zu haben, — einen Duft, der der Toilette ihre letzte Vollendung, dem modernen Boudoir die Eigenthümlichkeit einer bestimmten Atmosphäre gibt, der von unserer Person und Allem, was damit zusammenhängt, nicht zu trennen ist, einen Duft, der von keinem andern beeinträchtigt werden darf, der die kleinen rosigen Morgenbilletts der Geliebten durchdringt und die Noten, die sie verleiht, denselben Duft, den die Hand athmet, die sie uns zum Kusse reicht, und die Handschuhe und Spitzen auf ihrem Toilettefische. — „Das ist aber bezeichnend für den eigenartigen Zug persönlicher Freiheit, welchen die letzte Zeit in die Mode gebracht hat. Die Schönheit der Frau, die ästhetische Wirkung ihrer Erscheinung wird nicht mehr durch ein anderes Gesetz bestimmt, als dasjenige ihrer eigenen Individualität.“

Diese unzusammenhängend an einer andern Stelle dieser Blätter unlängst veröffentlichten Worte sind ein außerordentlich erfreuliches Zeichen dafür, daß die uniformirende Schablone der allmächtigen Dame Mode, die Groß und Klein, Dick und Dünn unter einen Hut zu zwingen sich Jahrhunderte hindurch für berechtigt hielt, endlich einigermaßen überwunden und bald für die Kumpellammer kulturhistorischer Abnormitäten reif zu sein scheint.

Daß diese Wandlung sich nicht nur hinsichtlich der „Augenscheinlichkeit“ vollzogen hat, sondern sogar innerhalb der Grenzen, die der nach Aristoteles „schlechte“ und nach Kant „entbehrlichste“ Sinn beherrscht, ist zum mindesten ein Beweis, daß dieselbe bereits tief in das ästhetische Gewissen des schönen Geschlechts eingedrungen sein muß.

In der That ist für eine feine Nase ein nach Moschus oder — horribile dictu — gar nach einer alten, muffigen Jacke, nämlich nach Patchouli duftendes junges Mädchen ebenso unerträglich, wie für ein feines Auge etwa ein in schleppende und verbrämte Seide gekleideter Badfisch, wie es im Allgemeinen gar nicht zweifelhaft ist, daß die Funktionen des Geruchsorgans von verwandten Gezeiten bedingt sind wie diejenigen der übrigen Sinne, daß zum Beispiel die Gerüche einen ähnlichen bestimmten Einfluß auf den Geruchsnerven wie die Töne auf den Gehörsnerven ausüben, wie denn gewisse Physiologen bereits auch eine „Tonleiter der Gerüche“ aufgestellt haben, die der Harmoniesolge in ganz ähnlicher Weise unterworfen ist wie die musikalische.

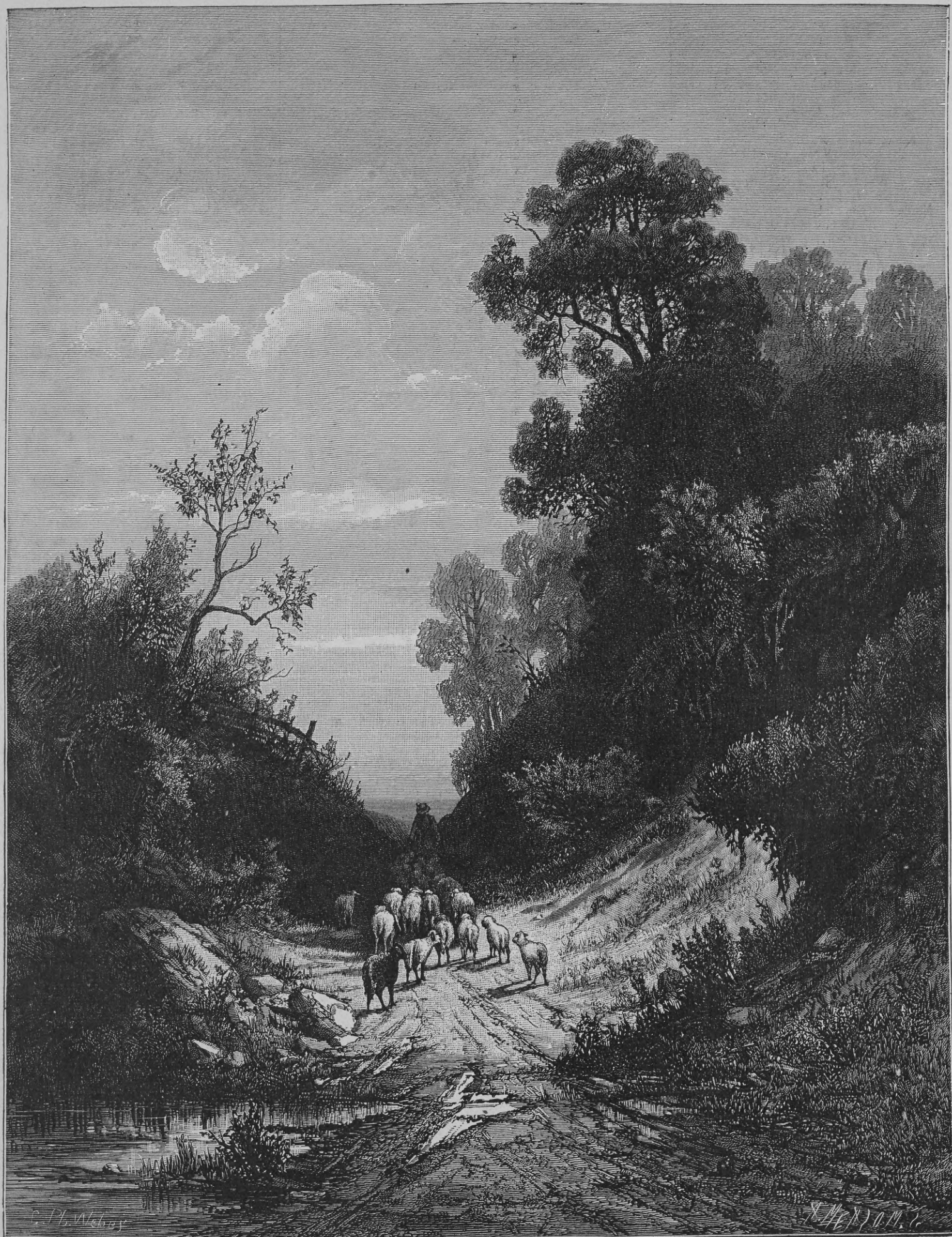
Von allen Sinnen ist von jeher der Geruchssinn am wenigsten beachtet worden, und die Fühllosigkeit gegen Gerüche ist bekanntlich nicht nur in den unteren Gesellschaftsklassen eine ganz erstaunliche. — „Sie haben Nasen, aber sie riechen nicht!“

Abgesehen jedoch davon, daß jede Vernachlässigung eines einzelnen Organs sich früher oder später oft am ganzen Organismus zu rächen pflegt, daß wir uns bei schlecht ausgebildeten Geruchsnerven eine ganze Reihe der beständigsten Reize, der angenehmsten, erfrischendsten und selbst die Gesundheit fördernden Genüsse verlagern müssen, so ist die Forderung, daß man sich der Ausbildung dieser Nerven ebenso widme wie der der anderen Sinne, schon deshalb nicht übertrieben, weil nicht nur der Einfluß verschiedener Gerüche auf uns ein sehr bemerkenswerther und eindringlicher ist, sondern weil — wie der durch seine „Toilettenchemie“ um die Wohlgerüche aller Art sehr verdiente Professor Hirzel mit Recht hervorhebt — eine im Riechen geübte Nase uns unter Umständen sogar das Leben retten kann, insofern sie uns einen mit schädlichen oder gar giftigen Gasen erfüllten Raum meiden lehrt, während Derjenige, dessen Riechorgan vernachlässigt ist und dem daher fast alle Gerüche gleich erscheinen, sich oft sorglos den größten Gefahren aussetzt.

Uebung macht den Meister“ gilt in ganz besonderer Maße von der Nase, wie den Wilden, Apotheker und Aerzte beweisen; ja für den Wein-, den Tabakshändler wie für den tea-taster ist die strengste Schulung des Geruchssinns geradezu Berufs- sache, wie der Hopfenhändler sogar in den meisten Fällen den Preis des Hopfens durch seine Nase bestimmt und der erfahrene Parfümst jeden einzelnen von etwa zweihundert verschiedenen „Gerüchen“, deren er zur Ausübung seiner „Praxis“ bedarf, zu unterscheiden und selbst zu benennen vermag, was ihm freilich dadurch wesentlich erleichtert wird, daß jeder vereingelte Geruch seiner Qualität nach einzig in seiner Art ist, weshalb auch die Sprache sie nur nach dem Geschmack (zum Beispiel „bitter“, nach den Riechstoffen selbst, nach den Prozessen, aus denen sie entspringen (zum Beispiel „moderig“) oder nach den durch sie hervorgerufenen Taftempfindungen (zum Beispiel „pridelnd“) zu bezeichnen weiß.

Wenn man den ungeheuren Reichthum der Gerüche bedenkt, und sich vergegenwärtigt, daß fast jedes Ding seinen ihm allein eigenen Duft besitzt, so wird man bedauern, daß trotz der Spür- und Ueberzeugungskraft des Geruchssinns, trotz seiner Bedeutung für die Abwehr schädlicher Stoffe und obgleich derselbe für die Thierwelt von höchster Wichtigkeit ist, derselbe wegen seiner Unfähigkeit, die Raum- und Zeitform anzunehmen, streng genommen gar keine ästhetische Bedeutung hat, wenn schon besonders hervorgehoben werden muß, daß er auf das ungeheure Gebiet der Stimmungen von bedeutungsvollstem und nicht zu unterschätzendem Einfluß ist. Der ganz spezifischen Einwirkung auf seine Gemüthsverfassung von Waldesduft, Weibrauch oder etwa gar Leichengeruch kann sich Niemand entziehen. Frühlingsmorgen und Sommerabend, Strandleben und Heuernten, Naritätenkabinette und Fischhallen, Anatomieen und Kirchhöfe sind — ganz besonders auch der schnüffellenden Thätigkeit des gesichtslosen Doppelhaugroßes wegen — unter allen Umständen „stimmungsvoll“.

Alle unsere Sinneswahrnehmungen beruhen bekanntlich auf Uebertragung von Bewegungen; während aber Gesicht, Gehör und Gefühl durch mechanische Vorgänge erregt werden — mo- von man sich durch einen im Dunkeln bewegten Metallstab überzeugen könnte, der bei langsamer Rotation Druck-, Last-



Ländlicher Friede. Originalzeichnung von C. Ph. Weber.

Aus der Städte dumpfem Baun,
 Aus dem engen,
 Heißen Drängen,
 Glückliche, wer sich flüchten kann
 Zu begrünten Bergeshängen,
 Wo am Busen der Natur
 Sich das Herz erhebt und weitet,
 Alles Düstere sanft entgleitet,
 In den leuchtenden Azur.

Tief im Seelengrunde mag
 Stürmisch Regen
 Nun sich legen;
 Neigt doch so der Nachmittag
 Sanft dem Abend sich entgegen.
 Alles ruhig, still und stät;
 Kaum daß leis ein Lüftchen säuselt,
 Das der Bäume Wipfel kränzelt
 Und die Sterne kühl umweht.

Dennoch von der stillsten Flur
 Strebt das Ranken
 Der Gedanken
 Weiter auf bewegter Spur,
 Weiter, weiter ohne Schranken,
 Bis hinan, wo sich enthüllt,
 Was nur halb die Träume zeigen,
 Wo die Wünsche friedlich schweigen,
 Wo das Sehnen sich erfüllt!

Otto Baißch.



Originalzeichnung von L. Bechstein.

Es existirt auf der Erde keine Zone, deren Blumen nicht Wohlgerüche entwickeln. Während denjenigen der heißen Zonen eine größere, oft berauschende oder gar betäubende Kraft innewohnt, zeichnen sich die der kälteren Länder durch Zartheit und Lieblichkeit aus. Das isländische Thal von Starvsheldi, die eisbefrönten Alpen sind nicht weniger berühmt durch ihre himmlischen Düfte, als die üppigen Urwaldsgärten der äquatorialen Zone.

Der eigentliche Nuzgarten für die Parfümisten ist jedoch das südliche Europa, vor Allem Nizza, Montpellier, Grasse und Cannes mit ihrem üppigen Vegetationsreichthum, mit ihren Blumenplantagen von wohlriechenden Akazien, Weiden, Orangenbäumen, Rosen und Nefeda; außerdem aber auch Adrianopel, dann Brussa und Usak in der asiatischen Türkei, Gazepore in Indien, wie die englischen Ortschaften Mitcham in Surrey und Hitchin in Hertfordshire, in welcher letzteren die besten Erzeugnisse von Lavendel-, Rosmarin- und Pfefferminzöl hergestellt werden.

Nach der geringsten Schätzung verbrauchen allein Europa und Britisch-Indien jährlich 25,000 Eimer sogenannter parfümirte Wasser zum Parfümiren der Taschentücher.

In Cannes werden sämtliche Parfümeriewaren der Orangenblüte, des Jasmin, der Akazien, Rosen und Luberosen fabrizirt, in Nizza mit Vorliebe Nefeda und Weiden, in Nîmes Thymian, Lavendel, Rosmarin und sonstiger Gewürzkräuter; Sizilien ist das Land der Citronen und Orangen; Italien liefert die Bergamotten und die kostbare Weidenwurzel, Deutschland ungeheure Mengen von Rimmel und Ralmusöl.

Die Wohlgerüche finden sich in den verschiedensten Theilen der Pflanze, in den Wurzeln, im Stamm, in den Blättern, wie Thymian und Patchouli; in den Blüten oder dem Samen, wie Fenchel, Vanillebohnen, Tonkabohnen; in der Rinde, zum Beispiel Zimmt; in den Knospen, zum Beispiel Gewürznelken, die schon seit mehr als zweitausend Jahren nach Europa in den Handel kommen; endlich auch in den Früchten.

Bemerkenswerthe sind die weißen Blüten die wohlriechendsten, dann folgen die gelben, die rothen, blauen, orangefarbenen und die seltenen braunen, die so gut wie nichts an Duft bieten.

Die meisten Parfüme bedürfen übrigens einer besondern, mit dem Geruch harmonirenden Färbung, wie auch die meisten andererseits, mit Ausnahme der Rosenparfüme, im Sonnenlicht sowohl der Farbe als besonders auch dem Geruch nach sehr wesentliche Einbuße erfahren.

Nur zwölf Prozent der Hauptklassen aller Pflanzen sind wohlriechende.

Der Handel mit Parfümerien und parfümirten Waaren ist seit wenigen Jahrzehnten in immer steigendem Grade ein außerordentlich großartiger geworden. Ein einziger Fabrikant in Cannes verarbeitet allein jährlich an 300,000 Kilogramm duftender Blüten und Blätter, wobei zum Beispiel 5000 Rosenbäume auf 1800 Meter Landstrecke erforderlich sind, um 1000 Kilogramm Rosenblüten zu liefern. Nizza produziert jährlich 200,000 Kilogramm Orangenblüten, Cannes und Nizza ungefähr 25,000 Kilogramm Weidenblüten, die 12,000 Kilogramm Del und Pomade liefern, und Cannes mit den angrenzenden Dörfern allein jährlich 17,000 Kilogramm Azulenblüten und 425,000 Kilogramm Orangenblüten, wobei erwähnt sein mag, daß 1000 Kilogramm Orangenblüten 800 Gramm Neroliöl und daß 600 Kilogramm Orangenblätter 1 Kilogramm Petitgrainöl liefern. Grasse und Cannes mit ihrem Dorfgebiet erzeugen jährlich 40,000 Kilogramm Rosenblätter, 50,000 Kilogramm Jasmin und 10,000 Kilogramm Luberosenblüten; ihre jährliche Del- und Pomadenproduktion allein erreicht die Riesensumme von beinahe 156,000 Kilogramm.

Von allen Pflanzengerüchen sind Patchouli, Lavendel, Neroli und Verbena die stärksten, Weiden, Luberoje und Jasmin, dessen Blüten in Cannes mit 4 Mark das Kilogramm bezahlt werden, dagegen die zartesten und lieblichsten. Das für viele Nasen unangenehme Patchouli hat sich übrigens auf seltsame Weise in Europa eingeschmuggelt, denn die Nachahmung der „echt indischen“ Shawls war in Frankreich erst vollkommen, als man zuletzt auch dem Geheimniß ihres Geruchs, nämlich mittelst Patchouliextrakts, auf die Spur gekommen war und nun dasselbe zu importiren begann.

In den köstlichen Mischungen natürlichen Blumenstoffes ist in Wahrheit wie ein Phönix aus altergrauer Asche ein Stück jener verklärten Lebensessenz zu neuem Dasein erwacht, die die Leiber und Geister verjüngt und erfrischt.

Auch der so lange vernachlässigte Geruchsnerv muß nachgerade zu seinem Rechte kommen, damit er endlich der empfindlichen Nase gerecht wird, die er sich schon seit Menschengedenken zugezogen.

Aphorismen.

Man soll nie große Worte für kleine Dinge brauchen.

Fr. Sarcey.

Muth ist mehr werth, als Chlor in einer Epidemie.

Jules Claretie.

Man muß Vielen gefallen, bis man eines Einzigen Liebe gewinnt.

Alph. Daudet.

Der Mensch hat zwar das Bewußtsein seiner persönlichen Existenz, aber er ist das unbewußte Werkzeug der Geschichte und der Menschheit.

Graf v. Tolstoi.

Dem Dichter geht es wie dem Maler: die Idee des Augenblicks, der glückliche Griff macht's! Nachher da kann man sich martern und quälen, es kommt nie wieder so heraus. Es wird etwas — aber nicht das, was es soll: aber gerade darin liegt das Räthsel der Wirkung, die geheime Lebenskraft des Kunstwerkes, daß es genau und gerade da ist!

W. Brauer.



Literatur.

— Interessant durch seine Idee ist der Roman: „Weiblicher Prometheus“ von Margarethe Halm (Leipzig, Reikner). Bogumil Bents ist ein schöner, urwüthiger, naiver Drahtbinder, ein Mensch, wie unmittelbar aus der Hand der Natur hervorgegangen. In diesen Burschen liebt sich ein geistreiches adeliches Fräulein und erzieht sich den jungen Mann zum Ehegatten. Wie die originelle Dame dem Jüngling Kenntnisse und Takt beibringt, sein Gefühl für alles Schöne und Edle erweckt, ihn sozusagen kultivirt zu der ihm angewiesenen Lebensstellung, das bildet den Inhalt des Romans, der mit Geist und feiner Seelenkenntniß geschrieben ist und auch der Spannung nicht entbehrt. Die Verfasserin hat sich bemüht, den Boden der Wirklichkeit nie unter den Füßen zu verlieren. Die eigenthümliche Fabel des Romans bringt es gleichwohl mit sich, daß die ganze Sache manchmal in der Luft zu schweben scheint, im Ganzen aber ist es der Verfasserin doch gelungen, den Glauben an die Wahrheit und Wirklichkeit des Vorgelegenen im Leser zu erhalten, und das ist bei diesem Stoffe das Zeugniß eines starken Talentes, welches über das Hergebrachte hinausstrebt und mit Recht sich darüber erheben darf.

— Das jüngst verfloßene Turnfest in Dresden hat Gustav Schumann benützt, auch den Paritätler „Frühe Blumen in Dräsen“ seine Ergebnisse bei der Feierlichkeit erzählen zu lassen. Es ist ein netter Band, den der Reiter unter dem Titel: „Out Heil den deutschen Turnern!“ (Leipzig, Reikner) widmet. Im schönsten Sächsisch erzählt Blumen sein Ergehen mit und an den Turnern, seine Freude und seine Abenteuer, die mitunter nicht ohne unangenehmen Beigeschmack für den Dresdener Hausvater waren. Da Frühe Blumen aber ein ebenso tapferer Turner wie Hausvater, Bürger und lebenskundiger Philosoph ist, so kommt er über manche dunkle Partie seines Turnfestes ganz gut hinweg und versteht auch seine Reiter in jene behagliche Stimmung, die sich an solchen harmlosen und gut hausväterlichen Festabenteuern ergötzt. Das Werthen ist von D. Gerlach hübsch illustirt.

— Die vierte Auflage von Meyer's großem Konversationslexikon (Leipzig, Bibliographisches Institut) ist jetzt bis zum Abschluß des ersten Bandes gediehen, der uns nun sauber halbfranz gebunden vorliegt. Diese zwölf Lieferungen umfassen den Buchstaben A bis M und ab 1024 gespaltenen Seiten und enthalten dazu 34 Illustrationsbeilagen nebst 154 Abbildungen im Text. Die Vorzüge dieser gänzlich Umgestaltung des älteren Werkes bestehen vor Allem in der großen Reichhaltigkeit der Artikel, welche auf das Gewissenhafteste redigirt sind. Jedes der großen deutschen Konversationslexika hat seine Besonderheiten und deshalb sollte man mindestens zwei haben — dem Meyer'schen ist aber eine große Vielseitigkeit nachzurufen; das Bestreben, allen Wünschen gerecht zu werden, ist so sichtbar diesem gediegenen und großartigen Unternehmen aufgeprägt, daß das Publikum in seinem eigenen Interesse sich dieser neuen Ausgabe des alten Familienrathes zuwenden wird, der in seiner Fülle des gebotenen Materials in Druck, Anordnung und Ausstattung bei relativ sehr billigen Preisen dem deutschen Buchhandel wahrhaft zur Ehre gereicht.

— Vor geraumer Zeit setzte die japanische Regierung eine gemischte Kommission von eingeborenen und europäischen Gelehrten ein, bezugs Ausfindigmachung einer Methode, durch welche die ungeheure Masse japanischer Schriftzeichen in europäischen Buchstaben ausgedrückt und Regeln für die Buchstabirung japanischer Worte nach dem englischen Alphabet festgestellt werden könnten. Dieser Kommission ist es gelungen, ein Wörterbuch auszugeben, in welchem sämtliche japanischen Worte in römischen Buchstaben gedruckt sind. Das Werk ist geeignet, die erste Bekanntschaft mit der japanischen Sprache wesentlich zu erleichtern.

Bildende Künste.

— Das Salzburger Künstlerhaus ist am 1. August feierlich eröffnet worden. Der Statthalter Graf Thun übergab Namens des Komitees zur Erbauung des Künstlerhauses dasselbe dem Salzburger Künstlerverein in dessen volles Eigenthum und dauernden Besitz. Das Haus, das nach den Plänen des Architekten Michel von Baumeister Gruner erbaut ist, besteht aus einem Souverain und einem Hochparterre, dessen Mitte ein Ausstellungsraum bildet. Neben diesem Saal enthält das Haus noch acht mehr oder minder umfangreiche Gassen, welche zukünftig zu Werkstätten bestimmt sind, gegenwärtig aber gleichfalls als Ausstellungsräume dienen, und einige kleine Gemächer. In dem Vestibül befindet sich die Büste Matsuri's von Tilgner, die Baron Schwarz dem Hause gewidmet hat.

— Das Pariser Pantheon, dieses großartige monumentale Bauwerk, wird für die Folge, seiner bisherigen kirchlichen Bedeutung entkleidet, nicht nur den Charakter eines Nationalmuseums haben, wobei selbstverständlich die Religion's- und Kirchengeschichte Frankreichs an Mauer gemalten wie an Statuen unverändert ihre Verherrlichung findet, sondern auch Alles umschließt und unendlich bleibt, was in dieser Beziehung schon vorhanden ist. Dagegen wird durch Wegschaffung vieler den Raum beschränkenden Apparats an Altären, Chorgestühlen, Bänken, Sesseln u. s. w. das imposante Bauwerk als solches zu um so klarerer Anschaulichkeit gelangen. In dem Kunstmuseum wird zur Zeit für das Pantheon ein Reglement ausgearbeitet, wie für alle anderen Nationalmuseen mit bestimmter Besuchszeit u. s. w. Die Katakomben bleiben ebenfalls nach wie vor bestehen und werden von nun ab, seit der Aufnahme der Leiche Victor Hugo's, ausschließlich zu einer Nekropole der „Grands Hommes“ bestimmt. Der Besuch dieser Nekropole wird nur gestattet nach Einholung einer ministeriellen Erlaubniskarte.

— Die Arbeiten an dem kolossalsten Reiterstandbild König Friedrich Wilhelm IV., welches auf der Höhe der Freitreppe vor der Nationalgalerie in Berlin aufgestellt werden soll, sind jetzt so weit gediehen, daß die Fertigstellung des Monuments in allen seinen Theilen im Mai nächsten Jahres mit Bestimmtheit zu erwarten steht. Das Reiterbild selbst ist schon seit Längem in Bronze gegossen und Gießerei vollendet. Das doppelgliedrige Postament wird nun an den vier Ecken mit sitzenden, allegorischen Frauengestalten geschmückt, welche mit Beziehung auf den König Kunst und Religion an der Vorderseite und Geschichte und Philosophie an der Rückseite darstellen. In diesen vier Frauengestalten hat der Schöpfer des Denkmals, Professor Calandrelli, zugleich vier verschiedene Altersstufen zum Ausdruck gebracht. Die Gestalt der Kunst, eine knospende Jungfrau, sowie die der Religion, eine jugendliche Frauengestalt, mit der entsprechenden Charakterisirung, befinden sich bereits seit einiger Zeit in der Gießerei des Kunstgießers in Berlin. Die Gestalt der Geschichte, eine ernsthafte Frau in reiferem Alter, und die der Philosophie, eine Matrone, befinden sich noch im Atelier des Künstlers, die letztere vollständig zum Guß bereit, die erstere der Vollendung nahe. Im Uebrigen wird der Oberkörper zur Belebung der Flächen noch mit in Arabesken auslaufenden, flach gehaltenen Gestalten geschmückt.

— Professor Weyr in Wien arbeitet mit größtem Eifer an der Herstellung der sechs großen Reliefs, welche die Halbfreisäule des Grillparzermonuments im Wiener Volksgarten schmücken werden. Diese Reliefs, welche sehr bedeutend zu werden versprochen, stellen Szenen aus den Werken Grillparzer's dar und zwar aus der „Witwe“, aus „Des Meeres und der Liebe Wellen“, „Sappho“, aus „Diotimas Glück und Ende“ und der „Jüdin aus Toledo“.

— Ueber eine Stiftung zum Vortheil begabter und strebsamer Künstler erläßt die k. Akademie der Künste in Berlin eine Bekanntmachung, der wir Nachstehendes entnehmen: „Zum Andenken des am 28. Juli 1883 auf Ischia verstorbenen Malers Adolf Ginsberg aus Berlin haben dessen Geschwister, Philipp Ginsberg in Berlin und Frau v. Boschau, geborene Ginsberg, in Wien, eine Stiftung errichtet, welche den Namen „Adolf Ginsbergstiftung“ trägt. Der Zweck der Stiftung ist, jungen begabten Malern deutscher Abkunft ohne Unterschied der Konfession, welche ihre akademische Studienzeit absolvirt und davon mindestens das letzte Semester die k. akademische Hochschule für die bildenden Künste zu Berlin besucht haben, durch Verleihung von Stipendien die Mittel für ihre weitere Ausbildung, entweder in Meißnerateliers oder auf auswärtigen Akademien, oder durch Studienreisen in's Ausland zu gewähren. Die Stipendien sollen vorwiegend Malern zugute kommen, doch sollen in besondern Ausnahmefällen auch hervorragende begabte junge Bildhauer berücksichtigt werden dürfen. Das Stipendium beträgt circa 2000 Mark und wird zunächst für die Zeit vom 29. Dezember 1885 bis dahin 1886 verliehen. Geeignete Bewerber erfahren das Nähere durch den Vorsitzenden des Kuratoriums der Adolf Ginsbergstiftung; A. v. Werner, Direktor der k. akademischen Hochschule für die bildenden Künste in Berlin.“

Die neuesten Bildnisse des Kaisers erhalten wir durch Reichberger's Buchhandlung, welche die Aufnahme von drei Augenblicksphotographien aus den jüngsten Tagen von Gms veranlaßt hat. Das erste und schärfste derselben zeigt den Kaiser in der Wandelbahn, begleitet von dem Prinzen Nikolaus von Nassau. Auf dem zweiten und dritten sehen wir den Monarchen durch die Straßen fahren, von den zur Seite stehenden Einwohnern und Begleitern ehrfurchtsvoll begrüßt. Ohne Zweifel werden diese recht charakteristischen neuen Bildnisse des Kaisers, die zugleich einen interessanten Einblick in sein Emser BADELEBEN gestatten, Vielen willkommen sein.

Bühne.

— Die ausgesprochene Preiskonkurrenz der deutschen Novitätenbühne hatte, wie aus Leipzig berichtet wird, die Einhebung von 33 Werken zur Folge, aus welchen 3 zur Auswahl gelangt sind, die im Koryllalpalasttheater am 28. August, 4. und 11. September zur Aufführung kommen werden. Diese Aufführungen beginnen mit der Tragödie „Zwei Könige“, welche die Kämpfe des Königs Desiderius gegen Papst Hadrian und das Eingreifen Karls des Großen in diese Kämpfe schildert. Darauf folgt als zweite Aufführung dem Programm gemäß acht Tage später das Drama „Michael Servet“, ein unseres Wissens bisher noch nicht auf die Bühne gebrachter Stoff, dessen Gegenstand sich aus dem Titel ergibt. Endlich am 4. September „Heinrich der Große“, ein Drama, das die gewaltigen Lebensaufgaben Heinrich IV. und seines Ministers Sully darstellt. Zur Mitwirkung als Darsteller bei den Preisaufführungen der Novitätenbühne haben sich bisher bereit erklärt: Max Grube, Franziska Ellenreich, Richard Kahle, Hermine Claar-Delia, Rosa Keller-Frauenthal u. s. w. Ueber die Vertheilung des Preises von 1000 Reichsmark entscheiden nur die Inhaber der Patronatschneide der Preisaufführungen, welche jetzt zur Ausgabe gelangen werden.

— Auf der Bühne zu Oberammergau, welcher ihr Passionspiel einen so vielverbreiteten Ruf verschafft hat, findet nunmehr die Aufführung zweier weltlichen Theaterstücke, „St. Ulrich oder die Hunnenplacht auf dem Sechelde“ und „Der Zunftmeister von Nürnberg“, statt.

— Pauline Luca wird, wie man hört, in der nächsten Saison einer Einladung nach Berlin folgen und wahrnehmlich während der Monate Oktober, November und Dezember in einer Reihe von Vorstellungen im Opernhaus auftreten. Für das Gastspiel wird voraussichtlich die Oper „Gioconda“ einstudirt werden.

Kultur und Wissenschaft.

— Analog einer unlängst erfolgten Verfügung des preussischen Kultusministers ist nunmehr auch an die medizinische Fakultät in Wien, wie verlautet, ein Erlaß des österreichischen Ministers für Kultus und Unterricht, Baron Conrad, in Betreff der Hinführung einer zu weit gehenden Anwendung der Versuche an lebenden Thieren gelangt. In diesem Erlaß wird im Einklang mit dem Ministerium des Innern Folgendes angeordnet: 1) Versuche an lebenden Thieren (Vivisektionen) dürfen nur zum Zweck erster Forschung und ausnahmsweise, wenn unumgänglich notwendig, auch zu Unterrichtszwecken vorgenommen werden. 2) Solche Versuche können nur in den vom Staat autorisirten medizinischen Instituten ausgeübt werden. 3) Nur Institutsvorstände und Dozenten (Assistenten) sind berechtigt, Vivisektionen vorzunehmen oder sie unter ihrer Aufsicht und Verantwortung auch von wissenschaftlich bereits Vorgeübten (Merkzern und Kandidaten der Medizin) vornehmen zu lassen. 4) Die zu Versuchen verwendeten Thiere müssen, wenn immer es ohne den Zweck des Versuchs zu beeinträchtigen möglich ist, stets, wie bisher, tief betäubt werden. 5) Zu Versuchen, welche auch an niederen Thieren ausgeführt werden können, sollen nur diese und keine Thiere höherer Art verwendet werden.

— Daß im Ministerium der öffentlichen Arbeiten die Bemühungen zur Reinigung unserer Mutterprache von überflüssigen Fremdwörtern eine kräftige Unterstützung erfahren, wurde bereits mehrfach hervorgehoben. Gegenwärtig ist, wie wir der „Tägl. Rundschau“ entnehmen, der dem genannten Ministerium als Hilfsarbeiter angehörige Regierungsrath Sarrazin mit der Abfassung eines Verordnungsentwurfs beschäftigt, das einerseits die zahllosen landläufigen Fremdwörter enthalten wird, welche ja auch die amtlichen Berichte und Rundgebungen aller Art überwuchern, dann aber namentlich die ausländischen Kanzlei- und sog. technischen Ausdrücke berücksichtigen soll, die sich wie in der Amtssprache, so im gesammten Verkehrsleben, im Bau-, Eisenbahn-, Maschinenwesen und allen Zweigen der Ingenieurkunst über Gebühr breit machen. Zur Förderung des Werkes hat der Arbeitsminister, der diese Bestrebungen bekanntlich mit ganz besonderem Interesse pflegt, dem Verfasser, wie verlautet, einen mehrmonatlichen Urlaub erteilt. Da Sarrazin seit Jahren die Redaktion zweier im Arbeitsministerium erscheinenden Fachzeitschriften leitet, so dürfen wir ohne Zweifel eine werthvolle Bereicherung unserer Verordnungsliteratur erwarten.

— Die Zunahme der Blizgefahr beschäftigt, wie die „Zeitschrift für Versicherungsweisen“ bemerkt, die Männer der Wissenschaft. Die Thatfache, daß die meisten, wenn nicht alle Gegenden Deutschlands und auch Hollands in einem größeren Zeitabschnitt beständig zunehmender Blizgefahr sich befinden, sei nicht mehr zu verkennen. Eine Erklärung dieser beunruhigenden Erscheinung fliehe noch aus. Die Häufigkeit der Blizschläge sei nach der geographischen Lage des Untersuchungsgebiets sehr verschieden und insbesondere trete die Nordseeküste durch viele Blizschläge hervor. Auf eine Million vertheilt kommen nämlich im Durchschnitt jährlich: Blizschläge 90 in Baden, 104 in Württemberg, 253 in Sachsen, 266 in Ostpreußen, 292 in Schleswig-Holstein und 331 in Oldenburg.

Erfindungen.

— Unlängst fanden in Kiel Versuche mit dem neuen Lifesboot des Kapitan Norton aus Amerika statt. Das Rettungsboot wurde mittelst des Krans in's Wasser gelassen und es sprangen alsdann 13 Personen sämtlich auf die eine Seite des Boots, ohne daß dasselbe kenterte. Mittels eines besonders konstruirten Systems wird, wie die „Kiel. Ztg.“ hört, dem durch das Hineinspringen so vieler Personen hervorgerufenen Uebergewicht durch eine nach der andern Seite strömende entsprechende Wasserwalze das Gleichgewicht gehalten. Norton, dessen Fahrzeug auf der Reiberschiffswerke in Hamburg hergestellt und 1884 in England patentirt worden ist, bemüht sich, dasselbe bei der deutschen Marine eingeführt zu sehen.

— Die Leichenbestattungsfrage will der Ingenieur J. Bergobach durch den einfachen Vorschlag lösen, alle Leichen auf galvanoplastischem

Wege mit einer Metallhülle zu überziehen. Die Beerdigung, sagt er, ist durch die Erfahrung verurtheilt; die Verbrennung widerstrebt unseren Gefühlen und entzieht der Gerechtigkeit das Mittel, die Verbrecher zu entsetzen und zu verfolgen, die Einbalsamierung endlich wäre zu theuer. Die Galvanoplastik hingegen ist billig. Arme Leute verzinkt man, wohlhabendere lassen sich verbleichen, ganz reiche versilbern und vergolden. Der Erfinder dieser „Beisage“-Art hat dieselbe bereits an 11 menschlichen und über 100 Thierleichen erprobt und rühmt derselben folgende Vortheile nach: 1) Die theuren Beisen werden für immer aufbewahrt, ihre Erinnerung ist stets gegenwärtig, die Rette der Familienüberlieferungen wird nicht unterbrochen. 2) Luft und Wasser werden nicht mehr verdorben, die Entwicklung von Seuchen ist verhindert. 3) Die Körper bleiben für gerichtliche und wissenschaftliche Untersuchungen aufbewahrt. 4) Die Denkmäler der großen Männer, die das Vaterland ehren will, sind mittelst eines längeren Metallniederdrucks fix und fertig (!), ohne Staat und Gemeinden mit großen Ausgaben zu belasten.

Wenn die Columbiatypenschriftmaschine auch nicht die vorzügliche Remington'sche Schreibmaschine zu ersetzen vermag, so wird sie doch da gute Dienste leisten, wo man die Kosten für Anschaffung letzterer Maschine nicht aufwenden will und etwas Vollkommeneres als die billigeren Schreibmaschinen anderer Systeme haben möchte. Das Schreibwerkzeug ist bei der Columbiatypenmaschine ein festes Rad, das auf seinem Umfange die Buchstaben, Zahlen und wichtigsten Zeichen in gleichmäßiger Verteilung trägt. Durch einen centralen Griff erhält man erst dem Buchstabenrad die entsprechende Drehung und drückt es dann auf das Papier nieder. Die Drehung des Rades kontrolliert man durch Beobachtung eines Zeigers, der sich entsprechend der dem Rad erteilten Drehung auf einer horizontalen, mit den gleichen Zeichen versehenen Scheibe einstellt. Die Vorrichtungen zum Festhalten und Verschieben des Papiers, zum Färben u. s. w. weichen von denjenigen bekannter Schreibmaschinen nicht wesentlich ab.

Da das für die Damentoilette so wichtige Fischbein immer seltener wird, mußte man schon längst darauf bedacht sein, geeignete Surrogate zu beschaffen, denn auch der beste Stahl vermag nicht in allen Fällen vollen Ersatz für Fischbein zu bieten. Ein englischer Erfinder stellt jetzt künstliches Fischbein aus Büffelhaut dar, die er in kaltem Wasser so lange einweicht, bis sie gehörig schmiegsam geworden ist. Hierauf schneidet er sie in Stücke von geeigneter Größe und trocknet dieselben in kalter Luft. Die gewöhnlich streifenförmigen Stücke werden dann glatt gearbeitet, auf beiden Seiten mit Palmöl eingerieben, gehämmert oder gepreßt und gefärbt. Schließlich können die Streifen dann auch noch polirt werden.

Verkehr.

Großes Aufsehen erregt in Amerika ein von Herreshoff in Bristol gebauter, 27 Meter langer, 3,30 Meter breiter Privatdampfer, „Siletto“ genannt, welcher bei einer Weltausstellung den schnellsten amerikanischen Fluchtdampfer, die „Mary Powell“, glänzend geschlagen hat. Der Siletto legte eine Strecke von 48 Kilometer in 75 Minuten zurück, erreichte also die ungeheure Geschwindigkeit von 38 Kilometer in der Stunde. Freilich haben die neuen deutschen Torpedoboots von Schichau in Elbing gleich schnelle Fahrten aufzuweisen; sie sind aber mit viel kräftigeren Maschinen ausgestattet, die auf einer Vergnügungsschacht nicht angebracht wären, weil sie zu viel Raum einnehmen. Das Resultat wurde hauptsächlich durch recht starke Ressel erzielt, die einen sehr hohen Dampfdruck ertragen können. Der Siletto ist mit einer vierflügeligen Schraube versehen.

Gesundheitspflege.

Ein Arzt in Paris hat der medizinischen Akademie ein neues erfundenes Instrument, Megaloskop genannt, vorgelegt, mit dessen Hilfe man das Innere des menschlichen Körpers untersuchen kann. Dieses Instrument besteht aus einer starken Sonde, an deren Ende eine sehr kleine, weißglühende Lampe angebracht ist, über der sich ein Jenaer Glas und ein Mikroskop befinden. Mittels dieses Megaloskops kann man die Magenöhle in beträchtlichem Umfang sehen, und die kranken Theile, welche stark vergrößert erscheinen, genau studiren.

Feste und Versammlungen.

Der dritte italienische Historikerkongress wird am 13. September d. J. im Palast der Akademie der Wissenschaften in Turin zusammengetreten. Beim Beginn des Kongresses findet die feierliche Einweihung des Monumentes statt, das im Portikus des Palastes zur Erinnerung an Ercole Ricotti, Verfasser der Geschichte Piemonts, errichtet wird. Zwei sehr interessante Thematika sollen diesmal zur Erörterung kommen. Erstens: in welcher Weise vorgegangen werden solle, um zu ermöglichen, daß über ganz Italien ein Netz von Spezialbiographischen Forschungen ausgedehnt werden könne, mit systematischen Registern der einschlägigen Veröffentlichungen. Zweitens: in welcher Weise am gründlichsten ein komparatives Werk über die Topographie Italiens zur Förderung zu Stande kommen könne. Letzteres Thema muß auch die ausländische Gelehrtenwelt lebhaft interessieren.

Die Mitglieder des großen Pariser Fachvereins der Tüll- und Spitzenweber haben beschlossen, im nächsten Frühjahr ein historisches Fest zu veranstalten. Ein Festzug, die verschiedenen Zünfte und Körperschaften des Mittelalters darstellend, wird durch die Hauptstraßen der Stadt gehen und in den öffentlichen Gärten sollen alterthümliche Spiele arrangirt werden. Als Dekoration will man u. A. den ehemaligen Pont neuf nachbilden. Dieser Brücke entlang sollen wie ehemals rechts und links Häuschen im mittelalterlichen Stil errichtet werden.

Der Municipalrath der Stadt Genua als der Heimat des Christoph Columbus bereitet für das Jahr 1892 eine Jubelfeier der Entdeckung Amerikas vor. Die Regierungen von Frankreich, Spanien und Portugal, sowie die der südamerikanischen Republiken haben ihre Mitwirkung zu diesem Unternehmen zugesagt. Außer den Spezialfeierlichkeiten gedenkt man in Genua mit Unterstützung der genannten Regierungen eine großartige Ausstellung der Landes- und Industrieprodukte Amerikas zu veranstalten und ferner ein allgemeines und historisches Museum daselbst zu eröffnen. Man hofft überdies, die nordamerikanischen Freistaaten und Mexiko für die Beilegung an dieser Feier, die auch sie so nahe angeht, zu gewinnen und zugleich das Interesse aller europäischen Staaten auf dieselbe zu lenken.

Sport.

Bei den Rennen zu Dobran gewann Graf H. Hendel's zweijährige „Matutina“ das Erinnerungrennen, sowie das Paulsrennen, u. A. „Zienstein“ hinter sich lassend. Auch D. Oehlischlägers sechsjähriger „Gismischer“ verzeichnete einen Doppelsieg, da er das Alexandrinrennen und den goldenen Pokal heimtrug. An Graf Hendel's Stall fiel noch die goldene Peitsche des Großerzogs Paul Friedrich durch den vierjährigen „Cambus“, der in überragender Weise „Faust II.“ und „Gallus“ schlug, während sein Stallgenosse „Angelo“ nach totem Rennen mit Capt. Jöhs vierjähriger „Tortoise“-bell dieser das Große Handicap lassen mußte. Rittmeister v. d. Osten gewann die beiden Steeplechases mit „Glencoe“ und „Lauriston“ und Graf Fr. Raben's dreijähriger „Gambetta“ das Friedrich-Franzrennen vor „Nicky“, während der sechsjährige „Baccarat“ das Kleine Handicap dem Friedrich'schen Stall heimtrug.

Die unergleichliche „Maub“ hat den besten Traberecord der Welt (2 Min. 10 1/4 Sek.), den sie im vorigen Jahr über eine englische Meile verzeichnete, abermals bedeutend verbessert, indem sie diese Distanz in 2 Min. 8 1/4 Sek. durchmaß.

Für den Grand prix de Paris, 100,000 Franken, wurden bei dem diebjährigen Rennschlusse 9 Pferde aus Deutschland genannt, während sich unter den 390 Unterfertigten nur 5 aus Oesterreich befanden.

Das Schwimmen um die Meisterschaft in Deutschland vertheidigte der vorjährige Meister E. Ritter mit Erfolg gegen W. Günther, der, weit geschlagen, als Zweiter eintrat. Die Meisterschaft für Berlin gewann E. Kühn.

Betreffend den modernen Kurzhund äußern sich auch englische Sportberichte dahin, daß in den letzten Jahren die Liebhaberei für langhaarige, große Thiere dem Geschmack an glatthaarigen Rassen viel nachgegeben habe. Unter diesen Kurzhauern ist die Ulmer Dogge zweifellos der eleganteste Repräsentant, und sorgfältige Züchtungen haben Doggen von ganz abnormer Größe und gewaltigem Bau erzielt. Aus der Zucht von „Cafar und Minka“ in Zahna sind mehrfach Doggen von 95 Centimeter hervorgegangen und in den Kenneln englischer Großen sollen einige noch größere anzutreffen sein. Nach einem neuen Exportbericht von Zahna hat sich dieser moderne Geschmack an der Dogge zuerst im Auslande gezeigt. Auf der Züricher Ausstellung, wo der Berghund und Leonberger in Prachtexemplaren vertreten waren, sind die ersten Preise deutschen Doggen zuerkannt worden. Die außerordentlich leichte Akklimatisationsfähigkeit dieser Rasse macht einen ihrer Hauptvorteile aus und hat in Bezug auf den Export nach heißen Zonen wohl kaum ihresgleichen. Brasilien, Ost- und Westindien, Java und die Kapkolonie bezeugen die Ulmer Dogge aus der Kreuzung von Cafar und Minka, wo sie sich nach Bericht mit derselben Leichtigkeit dem Klima angepaßt hat wie in Norwegen und dem russischen Sibirien. Daß in Ulm selbst diese Rasse lange nicht mehr gezüchtet wird, ist bekannt, der Name wird darauf zurückgeführt, daß seinerzeit ein Stutgarter, der im Besitz einiger ausgezeichneten Thiere dieser Rasse gewesen, nach Ulm verzogen sei und hier eine private Züchtung derselben angelegt habe.

Statistik.

Der kürzlich erstattete Bericht der Kantonsregierungen sagt uns, daß Ende 1884 in der Schweiz 141,737 Arbeiter in 2969 Fabriken dem Fabrikgesetz unterstellt waren, d. h. es arbeiteten 5 Proz. der gesammten Bevölkerung des Landes in Fabriken. 39,7 Proz. dieser Fabrikarbeiter sind in Spinnereien, Zwirnereien und Webereien beschäftigt, 13,9 Proz. in der Seiderei, 1,5 Proz. in der Konfektion, 7,1 Proz. in Färbereien u. dgl., 0,8 Proz. in der Strohh- und Korbwarenindustrie, 2,7 Proz. in der Leder- und Schuhindustrie, 3,4 Proz. in der Papierindustrie und Buchdruckereien, 3,7 Proz. in der Tabakindustrie, 1,9 Proz. in der Holzindustrie, 1,1 Proz. in der Metallindustrie, 7,6 Proz. in der Uhrenindustrie, Bijouterie u. dgl., 2,2 Proz. in der Töpferei, Glasindustrie u. s. w., 1,1 Proz. in der Nahrungs- und Genussmittelindustrie, 2,1 Proz. in der chemischen Industrie, Seifenfabrikation, Brennerien, Gasanstalten und 1,3 Proz. in anderen Industrien.

Dem jüngst erschienenen ersten Heft des neunten Bandes der „Oesterreichischen Statistik“, betreffend das Volksschulwesen in Oesterreich im Jahre 1883, ist zu entnehmen, daß die Zahl der im schulpflichtigen Alter stehenden Kinder 3,111,486 betrug und die öffentlichen und privaten Volksschulen von 2,641,849 Kindern besucht waren. Der Antheil der einzelnen Nationalitäten an den gesammten öffentlichen Volksschulen stellt sich folgendermaßen dar: es bestanden 6733 deutsche, 4018 czechische, 1364 polnische, 1611 ruthenische, 496 slowenische, 868 italienische, 306 serbo-kroatische, 53 rumänische, 3 magyarische und 492 gemischte Schulen.

Mode.

In einer Versammlung der Wiener „Pflederer“, d. h. der Wäscheherren, ist — vermuthlich in Konsequenz der phantastischen Auffassungen, welche die neuen Gewerbegeetze in den Zünftlern erzeugt haben — die Resolution gefaßt worden, höhern Orts dahin vorstellig zu werden, daß es den Schneidern verboten werde, hohe, bis zum Hals angestülpte Westen anzufertigen, und auch den Kravattenmachern untersagt, noch weiter statt der kleinen Schleifen die langen und breiten Plastrons zu empfehlen. Durch diese Art von Kravatten und Westen sei das Gewerbe der Pflederer empfindlich geschädigt; der Gebrauch der Oberhemden mit gestülptem Brusteingang werde dadurch in unerträglicher Weise eingeschränkt. Die Hemdenfabrikanten hätten das Recht, Abhilfe mittelst eines solchen Verbots zu erlangen. Die Presse nimmt von dieser interessanten Resolution Notiz mit dem Zusatz: „So geschähe in der großen Kaiserstadt an der Donau im Juni 1885 n. Chr.“

Das Alter, welches sich oft über die geringe ihm zu Theil werdende Berücksichtigung der Mode beschwert, hat Aussicht, in einem in Wien zu begründenden Verein seine Interessen zukünftig besser vertreten zu sehen. Während die einzige Konzession an das Alter bisher darin bestand, daß man ihm das Recht einräumte, eine ihm besonders unkeisame Mode gelegentlich zu überlagern und sehr auffälligen Neuerungen erst einige Zeit zu ihrer Befestigung zu lassen, sollen jetzt eigens für die ältere und alte Frau Moden vorgeschlagen werden, welche ihr den Eindruck statlicher Würde sichern, ohne sie doch barock erscheinen zu lassen. Dieses Projekt wird sich wohlwollende Freundinnen gewinnen, namentlich in Wien, dessen Mode die alte Frau noch mehr vergaß als jede andere Modestadt, und das bekannt ist durch seine jugendlich gekleideten alten Damen. Auch die Matrone hat ein Recht darauf, ihre Erscheinung in das möglichst beste Licht zu stellen, und es soll auch schöne Greisinnen geben.

Denkmäler.

Ein Denkmal für Jean Becker soll im Karlsruher Schlossgarten zur Aufstellung gelangen. Der Entwurf zu dem Denkmal rührt von dem Architekten Manchoff her, das Modell für die Erbhüste fertigt Professor Roesch in Karlsruhe, der Unterbau wird in Syent hergestellt.

Die israelitischen Vereine von New-York haben beschlossen, im dortigen Centralpark ein Standbild des jüngst verbliebenen Wohltäters der Menschheit, Sir Moses Montefiore, zu errichten. Es sind für diesen Zweck bereits hohe Summen gezeichnet worden.

Gestorben.

Der älteste Fürst der Welt, Sultan Bruni auf Borneo, 114 Jahre alt.

Heinrich Maria Graf v. Stillfried-Rattonik-Buchwald, Ehrenritter des Johanniter-Maltezerordens, f. Landstallmeister u. s., am 24. Juli, zu Buchwald.

J. Mayer-Altenhofer, Landschaftsmaler, 80 Jahre alt, am 26. Juli, in Baden im Argau.

Karl Gustav Berndal, f. Hofhauspieler in Berlin, 54 Jahre alt, am 29. Juli, in Gastein.

Milne-Edwards, Professor der Zoologie am naturwissenschaftlichen Museum zu Paris, Delan der wissenschaftlichen Fakultät und Mitglied des Instituts, 85 Jahre alt, am 29. Juli. Hauptwerke: „Elemente der Zoologie“, „Forschungen zur Geschichte der Rassen Frankreichs“, „Naturgeschichte der Säugethiere“, „Vorlesungen über die vergleichende Physiologie und Anatomie der Menschen und Thiere“, „Forschungen zur Naturgeschichte der Säugethiere“ u. s.

Eduard Perelli, italienischer Komponist (Hauptoper: „Die Märtyrer“), Ende Juli, in Lione am Lago Maggiore.

Reg.-Rath Dr. Philipp Zöllner, Professor der Chemie an der Wiener Hochschule für Bodenkultur, 54 Jahre alt, am 1. August.

Ludwig Werder, der Erfinder des nach ihm benannten Gewehrs, Anfangs August, in Nürnberg.

Professor Julius Hamburger, Religionslehrer am Rabattenkorps und der Pagerie in München, 84 Jahre alt, am 5. August.

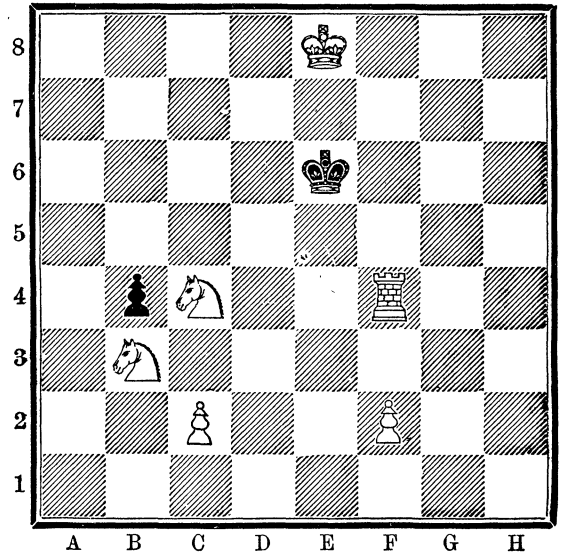


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 342.

Von J. Sidor Möller in Lemberg.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nr. 339:

- | Weiß. | Schwarz. |
|---|-----------------------------|
| 1) S. D 2 — R 4 | 1) S. B 8 zieht. |
| 2) D. C 1 — C 6 + | 2) Beliebig. |
| 3) L. H 7 — E 4 oder D. C 6 — D 6 (E 4) Matt. | |
| | A) |
| 1) D. C 1 — E 3 + | 1) S. D 5 — E 6 oder — E 5. |
| 2) Dame Matt. | 2) Beliebig. |
| | B) |
| 1) D. C 1 — F 4 + | 1) S. D 5 — D 4. |
| 2) D. F 4 — E 4 Matt. | 2) S. D 4 — D 5. |
| | C) |
| 1) D. C 1 — F 4 | 1) S. A 8 — C 7. |
| 2) D. C 1 — F 4 | 2) Beliebig. |
| 3) Dame Matt. | |

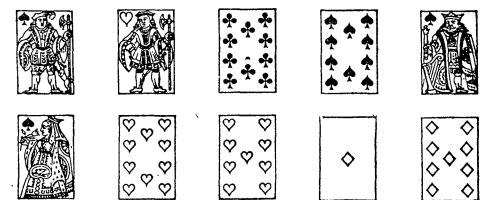


(Redigirt von Esar Stein.)

Aufgabe Nr. 20.

Skat.

Vorhand gewinnt, obgleich die fehlenden Wenzel in einer Hand sitzen, mit folgenden Karten einen Grand:



Wie waren die Karten der Gegner vertheilt?

Auflösung der Aufgabe Nr. 18.

Skat.

Mittelhand kann keines der bezeichneten Spiele gewinnen, wenn Vorhand fünfmal Pique und fünfmal Coeur hat und im Skat je eine Fausse in Pique und in Coeur liegt.

Spielbriefwechsel.

Dr. F. S. in Halle. A. Jordan in Ppzig. u. A. Wir danken verbindlich für das rege Interesse an unserer Statuturkritik und für Zuwendung der Zeitung, für welche wir jedoch durch eine Polemik unverdienter Weise zu machen nicht beabsichtigen. — Unsere Aufgabe 13 stellte die Frage: weshalb ist es unmöglich, auf vier Wenzel, Bique-König, Dame, Coeur-König, Neun und Carreau-König, Dame, nachdem Treff-As tournirt und Coeur-As gefunden worden, in Hinterhand drei Stiche abzugeben und doch mit Schneider zu gewinnen? — und die Auflösung gab die Gründe für die Unmöglichkeit ausführlich an. Wir gehen bei jeder Aufgabe von der selbstverständlichen Voraussetzung aus, daß fehlerlos gespielt wird, und glauben, daß jede Aufgabe in der Anlage vertheilt ist, die auf dem Zufall der „richtigen“ Wahl zwischen zwei völlig gleich besetzten Farben basiert ist. Wir fragen daher nur: „Wie sind die Karten der Gegner vertheilt?“ nicht aber: „Wie fallen sie?“ denn bei unseren Aufgaben ist das Letztere irrelevant und die Wahl zwischen zwei gleich besetzten Farben ohne Einfluß auf die Lösung. — Bei der erwähnten Aufgabe ist auch die Vertheilung der Alous nebenbei, sofern nicht etwa fünf oder sechs in einer Hand liegen, in einem Tourne der Hinterhand aber, auf ein von Vorhand, natürlich in ihrer präsumtiv kürzesten Farbe, angespieltes As in Mittelhand die Zehn einwerfen, wenn Mittelhand Sieben, Acht und Zehn hat, ist ein ganz grober Anfangsfehler, weil man entweder 21 zum Trumpfen vorsetzt, wenn Spieler diese Farbe gefolgt, oder des Letzteren König Dame frei macht, wenn er sie behalten hat. Mit solchem Fehler ist die Lösung

Dr. Hommel in P. Das Nullspiel war also mit einer einzigen Sieben!? Ihr Partner muß mindestens Pique-König, Dame, Bube, wahrscheinlich auch noch die Zehn gehabt haben; mit Treff nachziehen, nachdem Spieler schon Coeur einmal abgeworfen, hätten Sie einen schweren Fehler gemacht, der Ihrem Partner nicht einmal Nutzen gebracht hätte.

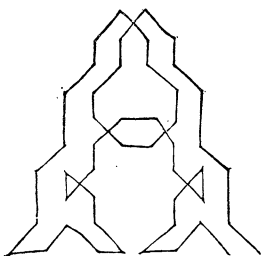
Sylbenrählfel.

Dichternamen, wohlbekannt,
Hochgeehrt in deutschem Land,
Sänger froher Lieder —
Maß, womit man Vieles mißt,
Das nicht eben kostbar ist,
Zwei Sylben schreiben's nieder!

Auflösung des Sylbenräthfels in Prov. 45:

- | | | | | | |
|----|-------------------|----|------------|----|-------------|
| 1 | Wiege | 25 | Datib | 49 | Nerb |
| 2 | Wthab | 26 | Zsmene | 50 | Lava |
| 3 | Samiel | 27 | Staupitz | 51 | Nbt |
| 4 | Viabeau | 28 | Salonichi | 52 | Nebelflede |
| 5 | Sternwarte | 29 | Penelope | 53 | Defregger |
| 6 | Dietch | 30 | Rauch | 54 | Zschl |
| 7 | Eisenbahnregiment | 31 | Gibit | 55 | Stajfa |
| 8 | Sansjouci | 32 | Ngolino | 56 | Slaben |
| 9 | Davoust | 33 | Segebedin | 57 | Wieland |
| 10 | Eberß | 34 | Epilepsie | 58 | Chwurum |
| 11 | Ullrichgew | 35 | Naphthali | 59 | Margat |
| 12 | Taffo | 36 | Leuthen | 60 | Mineralweiß |
| 13 | Sahara | 37 | Abruzzen | 61 | Rammelsberg |
| 14 | Chartum | 38 | Ninive | 62 | Hafer |
| 15 | Eichenlaub | 39 | Drei | 63 | Ebro |
| 16 | Nite | 40 | Interlaten | 64 | Zthome |
| 17 | Bogel | 41 | Stein | 65 | Ruß |
| 18 | Waalbert | 42 | Slizze | 66 | Dante |
| 19 | Trinidad | 43 | Slaverei | 67 | Indianer |
| 20 | Gli | 44 | Champignon | 68 | Glis |
| 21 | Rabouge | 45 | Wels | 69 | Racine |
| 22 | Natium | 46 | Nloe | 70 | Gi |
| 23 | Naccio | 47 | Bourbaki | 71 | Barmen |
| 24 | Naje | 48 | Gnaen | | |

Was ist des Deutschen Vaterland?
 Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
 Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
 Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
 O nein, nein, nein!
 Sein Vaterland muß größer sein!



Auflösung des
Monat-Königsmarsches
August:

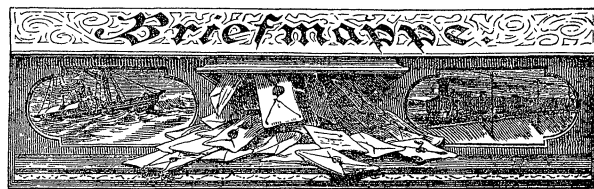
Auf reisendem gold'nem Korngefäß
Kein Lüftchen regt sich leiz und mild,
Wie fromme Väter still beglückt
Im Gotteshaufe steh'n gebüht,
So scheinen von ihrem Segen trunken
Die Aehren im Gebet versunken.

Bilderräthel 45:



Auflösung des Bilderräthfels 43:

Des Glückes Saat macht Niemand froh,
Ist Schwindelhaber nur und Stroh;
Willst du ein Lebensbrod dir backen,
So mußt du selber säen und hacken.



Q. S. Nr. 300. Wenn Ihr Sohn die entsprechende Befähigung hat und Studium um des Studiums selbst willen anstrebt, warum nicht?

A. In 3 Theilen. 1) Sofern dieselben bereits erfinden sind, werden Sie uns nicht abgeneigt finden. 2) Zu Anfangs-Rangigkeit — gewiss. 3. Q. Natürlich vom Vater selbst. Wir erinnern Sie übrigens daran, daß Opium aus den Rüben des Mohos bereitet wird, der ja bei uns wächst, und daß auch die Kampperpflanze beispielsweise in einigen Gegenden von Südtirol zu finden ist.

M. S. in Wien. Dazu muß man schon in eine hervorragendere photographische Anstalt selbst eintreten.

Mehrere Schüler in S. Das ist uns zur Zeit leider nicht möglich.
N. L. in Berlin. Sie jähren uns: Es ergibt ein Unterhaltungs-
spiel, bestehend aus zwölf oder dreizehn Blättern mit einer Zahlenpyramide
und langen Zahlenreihen. Eine beliebige Frage wird aufgestellt, die Buchstaben
in Zahlen umgelegt ($a = 1, b = 2$ etc.) und dann durch bestimmte Manipu-
lationen mit den Zahlenreihen eine Antwort durch Wiedereintragen in Buch-
staben erhalten. Ich habe dieses Spiel vor langen Jahren kennen gelernt und
es sehr geistvoll und unterhaltend gefunden; ich wäre gern im Besitze desselben.
Die Redaktion muß nun alsdenn bekennen, daß sie so „allwissend“, wie Sie
voraussetzen, leider nicht sein kann, doch hofft sie, daß der eine oder andere
der geachteten Leser in diesem Fall freundlichst für sie in die Schranken treten
werde. — Für Ihre Werke verdienen Sie sowohl „Ermunterung“ als „Erma-
nung“. Ermunterung, weil solch' ein frischer, fröhlicher Humor in unsern
Tagen eine seltene, wohl zu pflegende Gabe Gottes ist, Ermahnung, weil Sie
sich durch allzu saloppe und burleske Form die Wirkung manches flotten
und pointirten Gedichtes verschandern. Dieß ist auch der Grund, warum wir
keines derselben zur Veröffentlichung bringen können.

Edward K. auf Gut B. bei T. Westen Dank für die Mittheilung, indeß haben wir in dieser Sache Auskunft schon von anderer Seite empfangen und veröffentlicht. — Hr. Gerold hermfrein wohnt in Friedland, Oberhessen. Bieleist ist es uns bald möglich, Ihren Wunsch bezüglich Ihrer Schriftstellerin zu erfüllen. — Bezüglich der Frage R. 3 find Sie mit Ihren Vermuthungen vollständig im Irrthum; es liegen durchaus keine anderen Gründe vor als die bekannt gegebenen.

Hrn. Otto K. in Neutra. Der Vergleich, zu dem Sie das Einschneiden des geliebten Namens in die Baumrinde angeregt, ist etwas gesucht und zu eigenförmig durchgeführt. Im höchsten Erguß, von dem man frisch quellende Empfindung erwartet, ist solch' Düsteln und Spintisiren ungenießbar.

Hrn. Georg F. in München. Das sind entschieden nur „unglückliche Augenblicke“ gewesen.

Abonnent in Blankenburg a. S. Bei Schülze & Bartels, optische
Industrieanstalt in Rathenow, Provinz Brandenburg.

Sophie H. in Stettin. Für den liebenswürdigen Ausdruck Ihrer freundlichen Gefinnung besten Dank! Die eingefallenen Gedächtnisse sind trotz des Vorrugs natürlicher Empfindung mehr für den Freundeskreis als für die Öffentlichkeit geeignet, doch wollen wir sehen, ob sich nicht das eine oder andere gleichwohl gelegentlich verwenden läßt.

Therese P. Postlagernde Briefe werden von den betreffenden Postämtern vorchriftsmäßig einen Monat lang aufbewahrt.

Toni 20 und Andere. Das geschah in früherer Zeit; neuerdings fahen wir uns, wie schon des Oefftern bemerkt, durch vielfache Rücksichten genöthigt, davon abzugehen. Wollen Sie Ihre Handschrift gedeuht haben, so verweisen wir Sie an den in dieser Sache fundigen Herrn J. Wetzer in Stuttgart, Hauptstättstraße 110, der gegen ein angemessenes Honorar (5 Mark für kürzere, 10 Mark für ausführlichere Deutungen) Ihre Münzinschriften herüberzuholen wird.

C. R. in Chemnitz. Besten Dank. Aber die räthselhafte Inschrift ist doch etwas zu gewaltiam behandelt.

Dem herzoglichen Rath S. auf Schloß R. Wir sind überzeugt, daß auch der vierte der fürstlichen Brüder Hohenlohe, Prinz Konstantin, als erster Oberstförster des Kaisers von Oesterreich seine nicht gering anzuschlagenden Verdienste hat, deren wir gern gedacht haben würden, wenn das erforderliche Material uns zu Handen gelangen wäre.

Der erste Versuch, B. Sehr unklar und schwulstig. Lesen Sie einmal den herrlichen Gewitterhymnus von Martin Greif, da wird Ihnen klar werden, wie der Kampf der Elemente auf die schöpferische Phantasie eines wahren Poeten wirkt.

Hrn. Gerhard M. Schiller sagt: „Heiter ist die Kunst“. Nun, die
 Thüre ist in der That recht — heiter. Als Probe nur eines Ihrer Sinn-
 gedichte:

„Ein Tröpflein Nächstenlieb' und köstlich ruht
Ein ganzes Meer im Heil'gen — Fingerhut.“

Hrn. Konrad L., stud. phil. in Wien. Wir bedauern auch diesmal, wenn Körner und Hölderlin auf den Spuren Schiller's wandelten, so geschah dies in den Grenzen einer immerhin eigenartigen dichterischen Begabung. Hier ist also noch ein ganz kleiner Unterschied, nicht wahr?

Hrn. Ch. B. in Wien. Verlöge gegen den Rhythmus und allerhand Trivialitäten machen den Abdruck unmöglich.

des Käfigs und insbesondere der Sitzstangen, Zuführung frischer Luft, gute, reichliche Nahrung, öfteres Ausfläuben des sorgsam gefegten Käfigs mit ganz trockener Asche, worauf der Boden wie gewöhnlich mit Sand ausgebreitet ist.

Einiger Art, nämlich ein Gefäß mit gewöhnlich mit Sand auszustreuen ist, um empfindlich, sich mit einer Mischung von $\frac{3}{4}$ Sand und $\frac{1}{4}$ Äther in den Käfig zu stellen, damit sich der Vogel darin wälzen und abreiben könne. Einfuhrung in Enden und Hüften der Extremitäten reicht man hier mit Tabakafasche oder reiner Holzfäse ein, auch können die Gelenke mit einem Vorbreit abgerieben werden. Einreiben des Vogels selbst mit Seberböl, namentlich an Kopf und Hals, sowie unter den Flügeln und auf dem Rücken und leichtes Bestäuben mit Insektienpulver können als unmittelfar wirkende Mittel angewandt werden.

Abonement in B. Wenden Sie sich doch an eine Privatvorbereitungsanstalt für Einjährig-Freiwillige und Offiziersaspiranten (provinziell sogenannte „Königlich-Preßre“).

„Ein Abonnent von Ueber Land und Meer“. Der „Mann mit der ersten Brille“ hat seine Schuldigkeit gethan. Regisseur ist „was“!

A. G. in Dresden. Von Ihren zum Theil den Nagel auf den Roß-
treffenden „Stachelreimen“ werden wir eine Auswahl gelegentlich mit Ver-
gnügen bringen.

K. D. B. in Frankfurt. „Sommernacht“ mit bestem Dank für „Romanbibliothek“ acceptirt.

P. E. von A. in Leipzig. Gedicht nicht für uns geeignet. Einsendungen sind immer willkommen und werden auf's Eingehendste geprüft.

Hrn. B. W. in Altona. „Horan“ und „Engolf“ in Magdeburg. Hr. J. W. in D. Frh. v. G. z. L. Hr. Philipp R. in Buthude. Hr. K. V. Sercklen in Schleien. Von Ihren freundlichen Einfindungen können wir keinen Gebrauch machen.

Anna in Bitten. Sie haben vollkommen Recht; die Lösung dieser Frage gehört zu den schwierigsten zu entziffernden Geheimnissen der hohen Diplomatie.

B. D. in Pfälzel bei Trier. Zu gelegentlicher Verwendung mit Dank
zurückgelegt.

Richtige Lösungen sandten ein: Meta Klein in Stade, Jean Bohler in Regensburg, Adolf Massaret in Biffen (Einsendungen zur Prüfung jederzeit willkommen). Dr. E—os Ἀθηναίος (nur noch ein bißchen Ge-

Mencit Farnum in Düsseldorf. Frau Emil Reinz-Helbling in Stuttgart.
 Max Bernhardt in Gothenburg. Sigmund Stens in Wittstock. Wilhelm
 Stuhlmann jun. in Riga. Frdr. Städler in Frankfurt a. M. M. B. in B.

L. Freund in Lübeck. Frau Helene Wehnert in Kopenhagen. Eugenie, Seftundaner Bude in Harburg. Sidonie Kohn in Balassa (Ungarn). Molz, Unteroffizier des 6. Komp. des 1. hlankeifischen Infanterieregiments No. 75 in Harburg. Lehrer Sifsbach in Meflau. R. Sifsbach in Steiermark. Prof. Dr. J. L.

Harburg. Vehrer Richterz in Alweiler. G. Rifer in Steinbude. „Das unfehlbare Nuktnader-Trio“ in Hamburg-Hohenfelde. Marie Soltermann in Hannover. Kunge, Sergt. der 6. Komp. des Reg. No. 75 in Harburg. Anna Mahlmann in Benedig. Kóza Rojenthal in Prazka, Ruffisch-Polen. Mag-

dalene Dorn in Zeik. Philipp und Charles Sinion aus London. Die durstige
Gesellschaft beim Ernst G. in Elberfeld. Otto Schroth, Gymnasiast in Mähr.
R. August Schmeißer in Inzersdorf am Wienerberg. Samuel Löwinger in
Budapest. Elsa. Helene. Melanie vom Rheingebirge. Selma Döllmann

[illegible]



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Die Freier der Wittwe.

Novelle von
Moritz v. Reichenbach.

(Nachdruck verboten.)

I.

„Gehen Sie, Frau Direktorin, das ist empörend.“

„Ja, Frau Amtsräthin, das finde ich auch.“

„Mein Stubenmädchen, die Sophie, hat ja doch bei der Frau von Hergert in Dienst gestanden — also weiß ich das Alles aus bester Quelle.“

„Freilich, freilich, der arme Hergert! Er war sehr verliebt in seine Frau. Ganz natürlich, daß er sich erschöpfte, als er merkte, daß sie einen Andern liebte — ihm sogar Rendezvous gab! Schrecklich!“

„Ja, und nachdem er todt war, hat sie den Andern, den Baron, nicht einmal geheirathet — natürlich, es paßt ihr besser, zu kokettiren und sich die Cour machen zu lassen, als zu heirathen.“

„Es ist doch unbegreiflich, daß die Männer so blind sind. Aber ich sage es immer, je schlimmer die Frau, je größer die Liebe der Männer. Der alte Onkel soll ja auch ganz vernarrt in sie sein.“

„Die Sophie sagt, er würde sie lieber heute als morgen heirathen — es ist eigentlich ein Skandal, daß er so bei ihr im Hause lebt, finden Sie das nicht?“

„Freilich, es ist empörend, die alte Frau von Hergert würde sich im Grabe umdrehen, wenn sie die Wirtschaft sähe. Das war noch eine rechte Edel-frau. So einfach und gar nicht stolz! Sie lud uns oft zum Kaffee ein, meine selige Mutter und ich. Der jungen Frau sind wir aber nicht gut genug.“

„Das kommt daher, daß die überhaupt keine Menschen sehen will, die sie bei ihren Courmachereien stören könnten. Und dann soll sie sehr geizig sein.“

„Der arme Lieutenant Egghof! Wie wird es ihm in dem Hause ergehen.“

„Na, ich habe ihn nach Kräften gewarnt. Er weiß wenigstens, was für eine Art von Frau es ist, in deren Haus er kommt.“

„Das war Ihre Pflicht, Frau Amtsräthin, denn der Herr Lieutenant ist ja doch wie Kind im Hause bei Ihnen.“

„Und ein lieber Mensch ist er! Er hätte auch am liebsten das ganze Oberhof von hier aus topographisch aufgenommen, aber es ging nicht. Unsere Domäne ist schon groß genug, er hat sechs volle Wochen gearbeitet, bis er Alles auf's Papier brachte, und mehr als die Grenze von Oberhof konnte er von hier aus nicht aufnehmen. Er muß morgen hinüber.“

„Das mag ihm recht schwer fallen.“

„Ja, und uns thut es auch leid, denn wir haben ihn Alle gern.“

„Sagen Sie einmal, im Vertrauen, Frau Amtsräthin, welcher von Ihren Mädchen gilt es? Macht er der Minna oder der Lina den Hof?“

„I, wo denken Sie hin, Frau Direktorin? Keiner von Beiden — und meine Mädchen würden auch keinen Offizier heirathen. Die sind für's Land erzogen und kommen auch einmal auf's Land.“

„Na, wenn so ein junger Herr sechs Wochen mit zwei jungen Mädchen unter einem Dache lebt —“

„In meinem Hause — ich bitte Sie, Frau Direktorin! Meine Mädchen dürfen keine Romane lesen und sollen keine Lieutenants heirathen. — Aber gewarnt habe ich ihn vor der Hergert, denn es wäre ewig schade um diesen jungen, unverdorbenen Menschen, wenn er sich etwa auch von der Hergert einfangen ließe.“

„Ja, die Hergert! Wissen Sie übrigens, wer mir am meisten dort in Oberhof leid thut?“

„Der Onkel etwa?“

„Bewahre, ist der trotz seiner sechzig Jahre noch nicht klug, so ist das seine Sache. Aber das Kind, der kleine Erich. — Die Hergert ist doch sicher eine schlechte Mutter.“

„Natürlich ist sie das, das sagt die Sophie auch.“

Die beiden Damen, welche diese Unterredung geführt hatten, erhoben sich, packten ihre Strickzeuge, die sie eifrig gehandhabt, zusammen und schritten dem freundlichen Landhause zu, vor dem der Lieutenant Egghof mit Lina und Minna Croquet spielte.

„Der Arme!“ seufzte die Direktorin.

„Ich habe ihn ja gewarnt!“ beruhigte die Amtsräthin.



Abchied. Gemälde von Pio Ricci.

Nach einer Photographie von N. Corini in Florenz (Hugo Großer in Leipzig).

II.

Am Abend des nächsten Tages nahm der Lieutenant Egghof Abschied von der Amtsräthin und ihrer Familie.

„Und wenn's Ihnen drüben nicht gefallen sollte, so kommen Sie nur des Abends immer wieder zu uns,“ rief der Hausherr, während die Amtsräthin ihren Mann leise am Rock zupfte, denn so gern sie den Lieutenant hatte, — gar zu sehr durfte man ihm doch nicht entgegenkommen, der Mädchen wegen! Diese selbst verzogen ihre rothen Mäulchen zu einem schmerzlichen Lächeln, welches so viel bedeutete wie: „Du solltest es zwar nicht merken, aber leid thut es uns doch, daß Du fortgehst.“

Und leid that es auch ihm.

Er sprang in den wartenden Wagen und grüßte mit der Hand, so lange das freundliche Landhaus und seine vor der Thür versammelten Bewohner in Sicht blieben. Dann fuhr er hinaus in den warmen, duf-tigen Sommerabend. Die Sonne war eben hinter den Hügeln versunken, bläulicher Duft lag über den Wiesen und der Geruch des frischen Heues erfüllte die Luft. Die Erinnerung an die letzten vier Wochen erschien dem Lieutenant Egghof wie ein freundlicher Sommertag. Warme, sonnige Luft einer behaglichen Häuslichkeit, in der ein paar frische Mädchenblumen ihre hübschen Köpfchen wiegten, das Zwitschern junger, fröhlicher Stimmen, allezeit eine vorzüglich gedeckte Tafel, manchmal ein bißchen Hitze und ein paar Müdenstiche, wenn die Frau Amtsräthin einmal gar zu viel Gefallen am Klänge ihrer eigenen Stimme fand — aber Alles in Allem genommen, doch ein schöner, lichter Sommertag.

Er hatte deren nicht sehr viele in seinem bisherigen Leben zu verzeichnen gehabt, der Lieutenant Egghof, und er empfand daher die ungetrübte Wärme dieser Erinnerung um so dankbarer.

Der leichte Wagen rollte schnell über die Chaussee dahin, der Bursche des Lieutenants war mit dem großen Leinenschirm und den verschiedenen Vermessungsinstrumenten im Voraus abgeschickt worden. Bei einer Krümmung der hochgelegenen Chaussee wurde das Dorf Oberhof sichtbar, welches seitwärts in eine ziemlich tief abfallende Thalmulde eingebettet lag. Aus dem bläulichen Dämmerlicht des Abends blickten die Flammenscheine der Herdfeuer in rötlichem Glanz durch die Fenster der Häuser. Die Dunkelheit nahm schnell zu. Immer mehr Lichter bligten im Thal auf. Egghof blickte hinab. Am Ende des Dorfes lag die ruhige dunkle Fläche des kleinen Sees, und jenseits desselben auf halber Höhe der hier aufsteigenden Hügelwand erhob sich das alte Schloß mit seinen spitzen, gezackten Giebeln und seinem Thurm in vornehmer Abgeschlossenheit inmitten der alten Parkbäume.

„So warm und freundlich wie bei den guten Amtsraths wird es wohl da nicht sein,“ dachte der Lieutenant, das große dunkle Gebäude, aus dem kein gastlicher Lichtschein blinkte, betrachtend, „und wenn die gute Amtsräthin auch etwas grau in Schwarz gemalt haben mag — ein Korn Wahrheit pflegt doch an dergleichen Gerüchten zu sein, und mein Geschmac sind die emanzipirten Frauen nun einmal nicht.“

Der Wagen verließ die Chaussee und fuhr durch ein weit geöffnetes Gitterthor in den Park ein. Die Vorfahrt lag an der Seitenfront des Schlosses, welche jetzt vor dem Lieutenant auftauchte. Ein alterthümlicher Erker erhob sich über dem Portal, aus welchem endlich ein breiter Lichtstrahl glänzte. Bimme, der vorausgeschickte Bursche des Lieutenants, und ein alter Diener in dunkler, einfacher Livree standen unter dem Portal und geleiteten den jungen Offizier in sein Zimmer.

„Die Herrschaften erwarten den Herrn Lieutenant zum Thee im Salon,“ meldete der alte Diener und zog sich geräuschlos, wie er den Gast bisher geleitet hatte, zurück.

Egghof hielt Umschau in dem hohen Zimmer mit der reichen Stuckdecke, den alterthümlichen Möbeln und schweren dunklen Fenstervorhängen. Welch' ein Kontrast gegen das freundliche, wohnliche Hausendorf!

„Na, Bimme, was meinen Sie zu dem neuen Quartier?“ wandte er sich an den Burschen.

„I, na — zu Befehl, Herr Lieutenant — 't wird ja wohl allens so sein, wie mich's die Sophie in Hausendorf erzählt hat. Wenn uns man bloß die Männchens da oben nich' auf 'n Kopp fallen!“ Er wies nach der Zimmerdecke mit ihren mythologischen Stuckfiguren. „Det is ja frade, als ob die ganze Berliner Schloßbrücke uns nachjelaufen wär' und sich in das olle Nest hier an die Decken jesetzt hätte!“

„Na, Bimme, hundert Jahre und länger sitzen die schon da oben fest, da werden sie uns wohl nicht gerade auf die Nase fallen —“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant, ich fürcht' mir auch nicht — und so doll wird's ja auch woll mit den Spul nicht sein, wie die Leute sagen —“

„Was, Spul?! An so etwas werden Sie aufgeklärter Berliner doch nicht glauben?“

„Thu' ich auch nicht, Herr Lieutenant, aber efflig is 't doch, wenn's auch nicht wahr is. Na, und denn is Jemand hier — den sind wir nicht recht. Das is der olle Herr hier — na, Herr Lieutenant wissen ja woll — der hat mir so anjeseh'n, als ob er uns auf 'n Kreuzberg zur Parade wünschen thät — man nicht so dichte ran!“

„Hören Sie auf, Bimme, und geben Sie mir lieber mein Kammzeug her!“

Der Lieutenant ordnete seine Toilette und begab sich in den Salon, um sich seiner Wirthin vorzustellen.

Bei seinem Eintritt erhob sich Frau von Hergert von der Chaiselongue, auf welcher sie gelegen hatte, und warf die Cigarette fort, deren blaue Dunstwölkchen noch das Zimmer erfüllten. Sie begrüßte ihren Gast vollkommen höflich, aber auch vollkommen kalt, wandte sich dann an einen Herrn, dessen große dunkle Gestalt zwischen dem Lieutenant und der Lampe stand, und sagte vorstellend:

„Lieutenant Egghof, lieber Onkel — mein Onkel und väterlicher Freund, Herr von Schwefing.“

Die Herren verbeugten sich, der Diener öffnete die Flügelthüre nach dem Speisesaal und Frau von Hergert bat die beiden Herren, ihr zu folgen.

Schweigend setzte man sich um den kleinen, silberblitzenden Tisch, über welchen das Licht der Wachskerzen eine seltsam feierliche Stimmung zu verbreiten schien. Frau von Hergert fragte den Lieutenant nach seinem vorigen Quartier und nach seiner Heimat, welche in der Rheinprovinz lag. Aber Egghof fühlte, daß die Beantwortung ihrer Fragen nicht das geringste Interesse für sie habe. Der Onkel saß schweigend, mit finstern Gesicht daneben. Frau von Hergert gab sich sichtlich Mühe, das Gähnen zu unterdrücken.

„Nach besonderen Abenteuern sieht sie nicht aus,“ dachte Egghof. „Ich weiß nicht einmal, ob sie hübsch ist.“

Er hatte das entschiedene Gefühl, seine Wirthe zu stören, und zog sich daher, so bald es irgend thunlich war, zurück.

III.

Am andern Morgen saß der Lieutenant unter seinem Leinenschirm und zeichnete im Schweiß seines Angesichts, denn die Sonne brannte heiß trotz des leichten Daches über ihm. Soeben hatte er den getreuen Bimme mittelst seines Signalhornes herbeigerufen, um eine neue Vermessung vorzunehmen.

„Dieses verwünschte coupirte Terrain,“ seufzte er dabei; „jeden Schritt muß man besonders ausmessen!“

„Ja woll, Herr Lieutenant, besser wär's auch für uns, wenn wir die Hindernisse man so nehmen könnten wie die Gnädige!“

„Was meinen Sie eigentlich damit, Bimme?“

„Na, ihr meine ich!“ er wies rückwärts.

Der Lieutenant wandte sich um und sah eine Amazone in lichtgrauem Reitgewande, welche da soeben auf einen Trupp Feldarbeiter zurt.

„Reiten kann sie ja woll,“ meinte Bimme.

Egghof wandte sich mit einem kaum merklichen Achselzucken ab. Warum sollte sie nicht reiten können? Das war doch weder überraschend noch eine so besondere Kunstleistung.

„Sie haut Ginen,“ meldete Bimme, welcher während des Weiterreitens den Kopf beständig rückwärts wandte.

Mit einer ärgerlichen Bewegung sah der Lieutenant sich um. Er sah die Reitgerte der Dame auf den Rücken eines halb erwachsenen Jungen, der vor ihr stand, in ein paar schnellen Schlägen niedersausen und hörte eine weinende Stimme dazwischen rufen.

„Die Sophie wird schon Recht haben mit Allem, was sie sagte,“ murmelte Bimme, während Egghof, innerlich empört über dieses unweibliche Benehmen seiner vornehmen Wirthin, weiterschritt.

Der neue Platz war eingerichtet, wieder zeichnete der Lieutenant, ohne sich weiter um Frau von Hergert zu kümmern — da hielt sie plötzlich mit ihrem Pferde dicht neben ihm.

„Guten Morgen, Lieutenant Egghof, ich hoffe, man hat Sie mit allem Nöthigen versehen! Oder haben Sie irgend einen Wunsch, das Frühstück betreffend, so bitte ich, ihn mir mitzutheilen, ich reite direkt nach Hause!“

„Ich danke, gnädige Frau, ich wurde mit Allem überreichlich versorgt.“

„Nun denn, guten Morgen!“

Sie grüßte leicht mit der Gerte und sprengte davon. Es lag etwas in ihrer Art und Weise, was den Lieutenant unbeschreiblich ärgerte. Sie sah über ihn hinweg, wenn sie mit ihm sprach, und obgleich sie vollkommen höflich war, lag doch etwas in ihrem Ton, das zu sagen schien: „Du bist mir langweilig, ich dulde Dich, weil ich nicht anders kann.“ Aber er mußte zugeben, daß sie heute hübsch aussah mit ihren dunklen Augen, ihren von der Luft frisch gerötheten Wangen und dem krausen braunen Haar, das sich in leichten Lockchen unter dem feinen Reithüttchen hervorstaß.

Unwillkürlich blickte er ihr nach; sie saß tadellos zu Pferd und — ah, da war ja auch der „Onkel“, er ritt ihr entgegen und grüßte schon von Weitem. Sie reichte ihm die Hand und Beide ritten dann Seite an Seite weiter.

„Was geht sie mich an mit sammt ihrem Onkel,“ brummte der Lieutenant, während hinter dem nächsten Erdwall Bimme's Kopf auftauchte und mit pffiffigem Lächeln den beiden Reitern nachblickte.

„Passen Sie auf, Bimme, halten Sie die Stange gerade!“ rief der Lieutenant, und Bimme gehorchte, immer noch vor sich hin lächelnd.

Am Abend ließ der Lieutenant sich bei Frau von Hergert entschuldigen, da der heiße Tag ihm Kopfschmerzen gemacht habe.

Er erhielt den Thee in seinem Zimmer. Am andern Morgen aber kam die Amazone wieder an seinen Zeichenstand und sagte in ihrer kurzen, bestimmten Weise:

„Sie stören mich nicht, Lieutenant Egghof, und wenn Sie heute, wie ich hoffe, keine Kopfschmerzen haben, so erwarte ich Sie zum Thee.“

Er verbeugte sich und blickte ihr heute noch ärgerlicher nach als gestern. Wie kam diese Frau dazu, ihn so zu behandeln, wie — er suchte nach einem Vergleich — „nun, etwa so, als ob ich viel jünger als sie wäre,“ brummte er. „Wenn sie auch die Schloßherrin von Oberhof ist, ich bin königlich preussischer Lieutenant und fühle mich gleichberechtigt.“

Dann wiederholte er sich ihre Worte. In diesen Worten selbst lag die Geringschätzung, die er herausfühlte, weniger; aber der Ton, in dem sie gesprochen wurden — der war es, der ihn so sehr verstimmt.

Und der Abend kam und verlief ebenso langweilig wie der erste Abend, den er in Oberhof zugebracht hatte. Frau von Hergert behielt ihren ruhig höflichen, aber überlegenen Ton bei, der Onkel machte ein finsternes Gesicht und war einsilbig und der Lieutenant fühlte sich beiden gegenüber recht unbehaglich. Während man noch beim Thee saß, brachte der Diener eine Depesche an Frau von Hergert.

„Leonie kommt morgen,“ sagte diese, zu dem Onkel aufblickend, und setzte dann zu Egghof gewandt hinzu: „Die Gräfin Brekow, die ich erwarte, ist eine Jugendfreundin von mir von der Pension her, Sie werden eine liebenswürdige Frau kennen lernen.“

Wenn Frau von Hergert freundlich lächelte, wie sie jetzt eben that, war sie reizend. Aber ehe noch Egghof antworten konnte, fuhr der Onkel dazwischen:

„So schnell hatten wir sie nicht erwartet — um so besser — ich freue mich, daß sie kommt, ich freue mich sehr!“

Eine so lebhaftte Aeußerung hatte der Onkel bisher noch nie gethan und Egghof blickte ihn verwundert an. Herr von Schwefing blieb fortan den ganzen Abend in dieser erhöhten Stimmung. Von der Gräfin Brekow war zwar nicht mehr die Rede, aber Herr von Schwefing schien plötzlich von all' seiner schlechten Laune befreit und eine von ihm vorgeschlagene Whistpartie ließ den Abend schneller und angenehmer vergehen als die vorangegangenen.

IV.

Um die Mittagszeit des nächsten Tages sah der Lieutenant von seinem erhöhten Standpunkt aus, über seine Zeichnung hinausblickend, einen mit Koffern beladenen Reisewagen die Landstraße heraufkommen.

„Die Gräfin rückt an,“ dachte er, „der Himmel gebe, daß die Abende durch sie erträglicher werden!“

Als er gegen acht Uhr nach Oberhof zurückkam, begegnete er den beiden Damen, welche eben von einem Spaziergang heimkehrten, vor dem Schloß. Die Gräfin trug ein schwarzes Kleid und einen großen weißen Gartenhut, unter welchem Egghof ein zartes Gesichtchen von vollkommenstem Oval mit wunderbar großen tief-

blauen Augen entdeckte. Die schlanke, biegsame Gestalt überragte Frau von Hergert fast um einen halben Kopf. Sie sah unbeschreiblich sanft aus, und obgleich sie nicht viel kleiner als der Lieutenant war, blickten ihre schönen Augen doch mit einem fast schüchternen Ausdruck zu ihm „empor“, während die kleinere Frau von Hergert es wieder einmal meisterhaft verstand, über ihn hinwegzusehen.

„Welche Verkörperung lebenswürdigster Weiblichkeit, diese Gräfin,“ dachte der Lieutenant, während er in sein Zimmer hinaufstieg, um Toilette für das Souper zu machen. Früher als sonst betrat er heute den Salon, in den gleich darauf der Onkel mit den beiden Damen eintrat.

„Sie sind als Zugvogel hier wie ich,“ wandte sich die Gräfin an ihn, „nur liegt Ihr heimatliches Nest im Süden und das meine im Norden.“

„Ah, ich glaube, Gräfin seien hier in der Nähe zu Hause.“

„So hat man so wenig von mir gesprochen, daß Sie nicht einmal erfahren, daß ich aus dem äußersten Zipfel Ostpreußens herkomme — nur um diese kleine Frau da wiederzusehen? O, welch' schlechte Freundin Du bist, Erna!“ Sie umschlang Frau von Hergert und lehnte ihren blonden Kopf einen Augenblick an ihre Schulter. „Du hast wohl nie von mir gesprochen und nie an mich gedacht, Du Böse?“ fragte sie.

„Doch, Leonie, ich sprach oft mit dem Onkel von Dir — Lieutenant Egghof kannte Dich ja nicht.“

Die Gräfin richtete sich grazios wieder auf.

„Nun, sehen Sie, ich weiß aber doch schon, daß Sie Rheinländer sind,“ sagte sie lächelnd, „und nun müssen Sie mir erzählen, welches ihre Vaterstadt ist. Ich kenne den Rhein sehr genau und liebe ihn sehr.“

„Ich bin in Köln geboren, gnädigste Gräfin.“

„O, ich habe eine liebe Freundin in Köln, die Frau des dort garnisonirenden Majors von Frondorf — Sie kennen die Familie nicht? Sie wurde vor einem halben Jahre dorthin verlegt.“

„Es ist schon länger als ein halbes Jahr her, daß ich nicht zu Hause war.“

„Ah so, aber wie traurig muß das für Ihre Mutter sein, Sie so lange nicht zu sehen — Ihre Eltern leben doch noch?“

„Nur mein Vater — meine Mutter ist seit vielen Jahren todt.“

„Ah —“ Ein langer Blick voll Verständnis und Theilnahme streifte ihn, dann sprach die Gräfin von anderen Dingen. Die Unterhaltung wurde fast ausschließlich zwischen ihr und dem Lieutenant fortgeführt, Frau von Hergert hörte in ihrer etwas unnahbaren Weise zu und der Onkel schwieg.

Als der Lieutenant sich an diesem Abend, bedeutend später als sonst, zurückgezogen hatte, sagte die Gräfin:

„Das ist ein gutes Kind, ein Mensch, mit dem man sich vom ersten Augenblick an behaglich fühlt und bei dem man, wie bei einem Bergsee, gleich bis auf den Grund sieht.“

„Der ist eben nicht allzu tief, dieser Grund,“ meinte Frau von Hergert.

„Das täuscht bei sehr klaren Gewässern leicht,“ erwiderte die Gräfin.

Herr von Schwefing zuckte die Achseln und vertiefte sich in eine Zeitung, während Frau von Hergert lachte. „O Leonie, wie menschenhungrig mußt Du sein, daß Dir dieser langweilige, unbedeutende Lieutenant sogar gefällt!“

Die Gräfin stimmte in ihr Lachen ein.

„Ja, Schatz, menschenhungrig bin ich, das hast Du getroffen, aber bedenke auch, daß ich seit ungefähr drei Monaten nur Untergebene oder Hunde und Kagen um mich gesehen habe — Du begreifst, es hätte vielleicht Anstoß erregt, wenn ich früher unter Menschen gegangen wäre, und dann mußten auch die Verhältnisse geordnet werden. Vor acht Tagen ist nun glücklich der Pächter eingezogen, das zweite Gut wurde verkauft — und nun konnte ich erst fort. Ach, Erna, es war zuerst doch sehr, sehr traurig, ich war so einsam, mein Mann fehlte mir so sehr,“ sie hielt inne, ihre Augen standen voll Thränen.

„Meine arme, liebe Leonie, ich konnte es zuerst gar nicht fassen, gar nicht glauben —“

„Ja, Erna, das Leben ist manchmal recht hart —“ Gräfin Leonie trocknete ihre Thränen und erhob sich. „Man muß sich eben in das Unabänderliche finden, und es nützt nichts, darüber zu sprechen — aber — eine Bitte habe ich noch, liebe Erna —“

„Sprich, Leonie, Alles, was in meinen Kräften steht —“

Gräfin Leonie legte den Finger auf den Mund und blickte auf Herrn von Schwefing hin. Dann beugte sie sich dicht an Erna's Ohr und flüsterte ihr etwas zu.

Frau Erna sah etwas erstaunt darein, aber die Gräfin fuhr, immer lebhafter werdend, eindringlich fort:

„Es würde jedes harmlose Zusammensein stören — gerade dieser Persönlichkeit gegenüber, also, bitte, thue es mir zuliebe und schweige — willst Du auch dem Onkel meine Bitte mittheilen? Ja? Thue es, Erna, sei gut, ich kenne mich und weiß, ich könnte gar nicht mehr froh sein, wenn diese fatale Sache —“

„Meine Damen, ich fürchte, ich störe,“ sagte der Onkel, durch das andauernde Geflüster aufmerksam gemacht, jetzt von seiner Zeitung aufsehend und sich erhebend. „Ich werde mich zurückziehen —“

„Nein, nein,“ rief die Gräfin, „im Gegentheil, Sie sind jetzt hier nöthig, denn Erna wird Ihnen etwas sagen, wobei ich aber unnöthig bin, obgleich es eine Bitte ist, die ich durch ihre Vermittlung an Sie stelle, Herr von Schwefing! Ich gehe schon, gute Nacht, gute Nacht!“

Sie drückte dem Onkel die Hand, küßte Erna und eilte davon.

Herr von Schwefing lächelte.

„Immer dieselbe, und älter ist sie auch nicht geworden in den letzten vier Jahren trotz Allem und Allem. Ich bin überzeugt, der Lieutenant hält sie für kaum zwanzigjährig — was hat sie denn mit ihrer Bitte?“

Erna lehnte sich in ihre Chaiselongue zurück und theilte ihm das Anliegen ihrer Freundin mit.

V.

Am nächsten Abend bei seiner Rückkehr traf Egghof die Gräfin allein im Park. Er hatte in der Nähe desselben gezeichnet, man hatte vom Fenster des Gastzimmers, welches die Gräfin bewohnte, seinen Weinwandschirm deutlich sehen können.

Nach einigen theilnehmenden Worten über seine anstrengende Arbeit fragte die Gräfin nach seinem vorigen Aufenthalt, ließ sich die Amtsräthin und ihre Töchter beschreiben und wußte nach einer Viertelstunde mehr über Egghof, seinen Geschmak, seine Denkungsweise und Menschenbeurtheilung als Erna in all' diesen Tagen erfahren hatte. Sie schien ein besonderes Vergnügen daran zu finden, den Lieutenant reden zu machen, ohne daß er es merkte. Er fand sich angenehm unterhalten und war dabei doch der einzig Mittheilende.

Am nächsten Tage wählte Egghof denselben Rückweg wie am vorhergehenden, obgleich derselbe heute einen Umweg für ihn ausmachte. Aber er hatte eine unbestimmte Hoffnung, der Gräfin wieder zu begegnen, und Beide lächelten, als dieß in der That der Fall war.

„Ich habe heute einen Brief von meiner Freundin aus Köln erhalten,“ sagte die Gräfin, „bei der Beschreibung ihres dortigen Lebens erwähnt meine Freundin eines Kommerzienraths Egghof und seiner sehr lebenswürdigen Tochter. Sind das Verwandte von Ihnen?“

„Es gibt nur einen Kommerzienrath Egghof in Köln und das ist mein Vater,“ erwiderte lächelnd der Lieutenant.

„Und die lebenswürdige Tochter ist dann Ihre Schwester?“

„Ja, meine Schwester Ida.“

„Sie sagen das in so innigem Tone. Ihre Schwester steht Ihnen sehr nahe, nicht wahr?“

„Ja, wir lieben uns sehr, obgleich wir uns nur sehr selten sehen. Aber unsere Neigungen und Geschmaksrichtungen sind die gleichen. Meine Schwester hat es nicht immer ganz leicht zu Hause. Sie hat so wenig Sympathien für den Kaufmannsstand wie ich. Wir haben wohl viel Anlagen von meiner guten verstorbenen Mutter geerbt, die die Tochter eines Offiziers war.“ Er seufzte leise.

„So hat Ihr Herr Vater es nicht gern gesehen, daß Sie die militärische Karriere einschlugen?“ fragte die Gräfin mit ihrer sanften Stimme, in der so viel Mitgefühl und herzliche Theilnahme lag.

„Nein, ich sollte Kaufmann werden, wie mein jüngster Bruder es auch in der That geworden ist,“ erwiderte der Lieutenant, „Kaufmann im großen Styl allerdings — aber doch immerhin Kaufmann. Es hat schwere Kämpfe gesetzt — aber ich fühlte zu deutlich, daß der Gedanke, mich in ein Comptoir einzusperren, für mich gleichbedeutend war mit dem Abschluß aller Lebenshoffnungen. Unter den großartigen Eindrücken des Jahres achtzehnhundertundsiebenzig aufgewachsen, begeistert durch das Lesen vieler darauf bezüglichen Bücher

kannte ich nur ein Ziel, eine Hoffnung: dem Vaterland als Offizier dienen zu dürfen.“

„Und als Sie nun Ihr Ideal verwirklicht haben, fanden Sie sich befriedigt?“

Der Lieutenant zuckte die Achseln.

„Es irrt der Mensch, so lang er strebt,“ sagte er. „Manches hatte ich mir wohl anders gedacht, hatte vielleicht auch von einem neuen Krieg und neuen Heldenthaten geträumt. Immerhin fand ich Vieles von dem, was ich erträumt hatte, verwirklicht. Dem Vaterland mit Leib und Leben zu dienen, die Kameradschaft, das Gefühl, ein Theil eines großen Ganzen zu sein; einer Armee, welche ihresgleichen nicht hat, das Alles ist erhebend. Freilich, unangenehme Episoden, wie zum Beispiel das Topographiren eine ist, gibt es auch genügend im Soldatenleben, und wenn ich denke, daß ich, ohne einmal all' meine Kräfte in einem Krieg angespannt zu haben, im eintönigen Garnisonsdienst alt und grau werden sollte —“ Er unterbrach sich plötzlich und ein etwas wehmüthiges Lächeln spielte um seine Lippen. „Sehen Sie, gnädigste Gräfin, der Mensch ist nun einmal unter allen Umständen ein schwer zu befriedigendes Geschöpf, und ich weiß manchmal nicht, liegt es in der Tiefe des Schicksals, daß es so ziemlich Jedem das vorenthält, was er am meisten wünscht, oder liegt es in der Unzufriedenheit der menschlichen Natur, daß wir immer das am meisten wünschen, was wir am wenigsten haben können — das Endresultat bleibt, daß ein Mensch, der zufrieden ist, zu den seltensten Ausnahmen gehört.“

„Sie machen gar nicht den Eindruck eines prädestinirt unzufriedenen Charakters,“ meinte die Gräfin, „aber da wir einmal davon sprechen, was würde es denn sein, was Sie am meisten erwünschten und nicht haben könnten?“

„Zunächst einen Familientreis, in dem ich wirklich zu Hause wäre —“

Die Gräfin lachte.

„Dann brauchen Sie ja nur zu heirathen!“

Egghof schüttelte den Kopf.

„Ich mache zu viele Ansprüche, glaube ich, denn mir schwebt immer das Bild meiner verstorbenen Mutter als unerreichbares Ideal vor. Ich werde keine Frau finden, die ihr gleicht. Ich war fünfzehn Jahre alt, als sie starb. Seitdem habe ich keine Heimat mehr gehabt; aber ich weiß doch, wie süß eine solche ist, und vermisse sie darum um so mehr.“

„Erzählen Sie mir von Ihrer Mutter,“ bat die Gräfin leise. „Haben Sie kein Bild von ihr?“

„Ich habe ein solches allerdings, ich führe es immer mit mir und will es Ihnen morgen, wenn Sie einmal allein sind, zeigen. Meine Mutter vereinigte die seltenen Gaben eines klaren Verstandes und eines reichen, warmen Herzens. Sie war ebenso thatkräftig als weich und schmiegsam, die Weiblichkeit selbst, aber gepaart mit einem fast männlichen Wissen und Denken. Meine Schwester hat manche Züge von ihr geerbt —“ Er schwieg.

Sie hatten das Schloß erreicht, die Unterhaltung war damit abgeschnitten.

Die Gräfin reichte ihm die Hand.

„Ich hoffe, wir plaudern noch weiter davon,“ sagte sie, „und ich freue mich darauf, das Bild zu sehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Vergessene Poeten.

Eine Studie

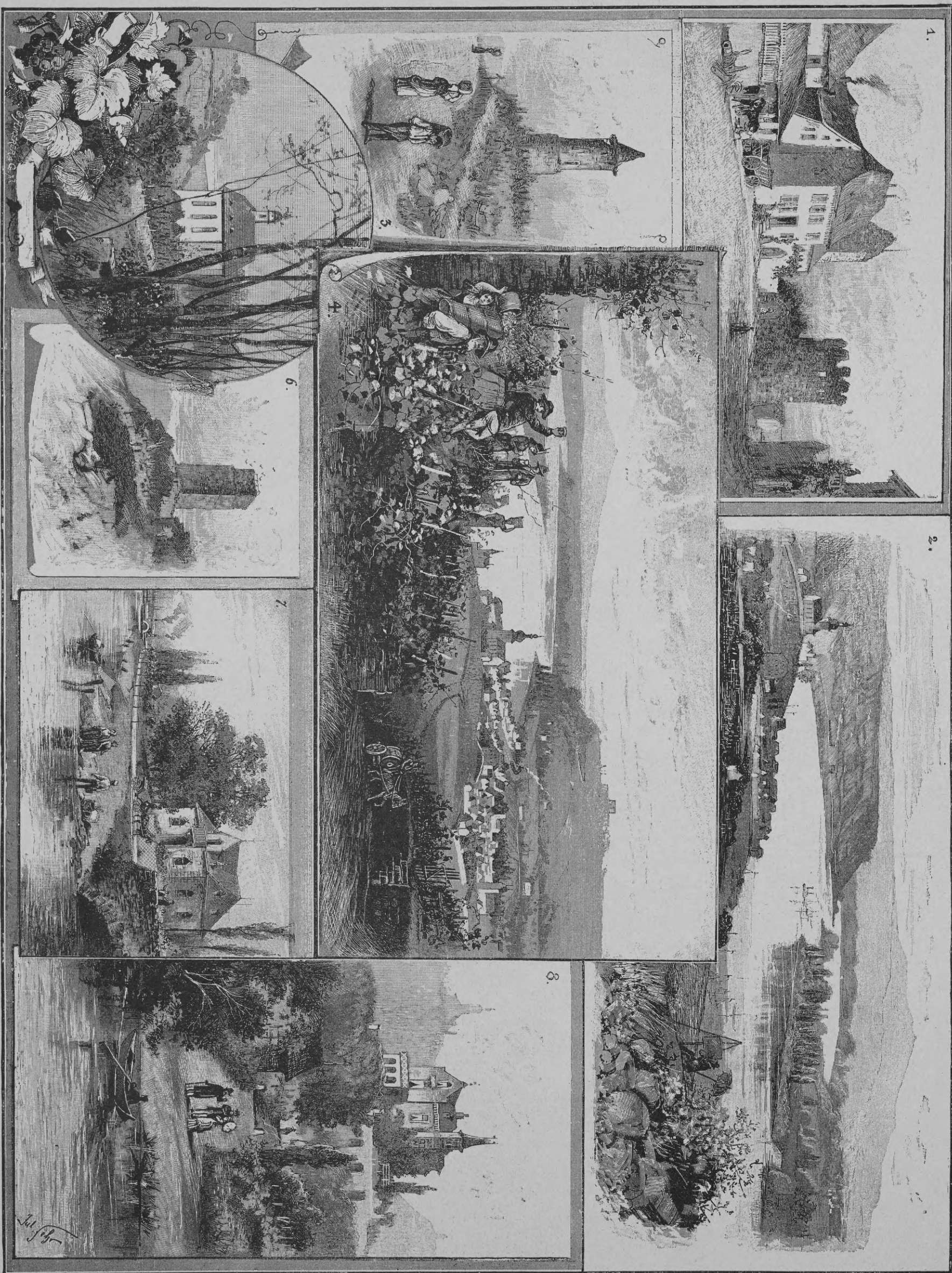
von

Dr. Sackheimer.

(Nachdruck verboten.)



Das alte Preußenland, die heutigen Provinzen Ost- und Westpreußen, welche gewissermaßen die politische Wiege des heutigen Königreichs der Hohenzollern bilden, indem dort die Kurfürsten von Brandenburg die Königskrone auf ihr Haupt setzten und von dem alten Herzogthum den Namen für ihr neues Königreich entlehnten, diese äußerste Ostmark des deutschen Reiches, wurde spät erst dem deutschen Geiste und der deutschen Kultur gewonnen. Im Jahre 1228 sendete der damals zu Venedig residirende Hochmeister des deutschen Ordens die ersten Ritter und Kriegsvölker nach jenen Gegenden, um die bis dahin als selbstständiges Volk bestehenden heidnischen Ureinwohner zu unterwerfen und zum Christenthum zu bekehren. Der Kampf war hart und grausam und endigte mit der fast vollständigen Ausrottung des alten Preußenvolkes. Deutsche Kolonisten traten an die Stelle, und es entstand in kurzer Zeit ein für jene Epoche in Verwaltung und Rechtspflege musterghltiger Staat unter der Herrschaft des deutschen Ordens, der schon im Jahre 1310 seinen Hochmeisterthum nach



1. Grobshof. — 2. Aussicht nach dem Saarnus. — 3. Alter Wartturm. — 4. Zierlein. — 5. Marienheimer Kirche. — 6. Schloßsturm. — 7. Zum Rheinfal. — 8. Villa Alenandine.
Hierfür am Rhein. Originalzeichnung von Julius Fehr.



Guten Morgen, Conleur! Originalzeichnung von G. Koch.

dem Schlosse Marienburg verlegte. Als Westpreußen an Polen verloren gegangen, schlug der Orden seine Residenz in Königsberg auf, und viele alte, von dem König Ottokar bei Gelegenheit eines Kreuzzuges gegründete Stadt wurde dann auch die Residenz des Herzogthums Preußen, als der Hochmeister Albrecht von Brandenburg die Reformation angenommen und sich zum weltlichen Herzog erklärt hatte. Lange Zeit, bis zu Friedrich dem Großen hin, war das Herzogthum Preußen, die jetzige Provinz Ostpreußen, wie eine einsame Insel vom Slaventhum umgeben und von der Verbindung mit dem großen Deutschland fast abgeschnitten; es entwickelte sich dort in dieser Isolirung ein eigenartig selbstständiger, zuweilen fast eigenfinniger Geist, der seine Besonderheit auch beibehielt, als Westpreußen wiedergewonnen war, denn der weite Weg und die Schwierigkeit des Verkehrs trennten Königsberg von dem lebendigen Verkehr mit dem übrigen Deutschland. Erst die neue Eisenbahnlinie gestaltete diesen Verkehr reger und lebendiger. Gleichwohl hat heute noch Königsberg und Ostpreußen in seinem ganzen Leben gar viel Eigenartiges aus jenen langen Jahrhunderten der Isolirung behalten.

Innerhalb dieser Eigenartigkeit und Einsamkeit lebte aber dort frisch und klar der deutsche Geist fort, und sogar in der Volksstimmung findet sich heute in Ostpreußen noch Vieles, was an Niederjachen und Westfalen erinnert. Tapfer hielt die kleine Bevölkerung dort fest an ihren deutschen Traditionen; im übrigen Deutschland freilich vergaß man fast jene Vormart und würde sich kaum der Pflege deutscher Kultur auf der alten Albertus-Universität zu Königsberg erinnern haben, wenn nicht zuweilen von dorthin ein Sendbote des weit an die Ostgrenzen vorgeschobenen Wachpostens der Kultur in dem geistigen Leben der deutschen Nation erschienen wäre, um Zeugniß abzulegen für ein kleines, aber muthiges, tapferes und treues Vaterland. Auch in neueren Zeiten ist es Jedermann gegenwärtig, wie der große Kant, der niemals in seinem Leben die Ringmauern von Königsberg verlassen hatte, anregend, bestimmend und führend in das geistige Leben des deutschen Volkes eingriff, wie Herder, von ostpreussischer Bildung genährt, seinen ehrenvollen und geachteten Platz einnahm unter den ersten Herren der deutschen Literatur, wie später Herbarth hervorragend da stand unter den Philosophen und wie heute noch Fanny Lewald und Rudolph Gottschall Zeugniß ablegen von dem deutschen Geist, der in Königsberg genährt wird und der hohen Idealismus mit kritischer Klarheit verbindet. Aber auch vor diesen Zeiten, als Königsberg und das alte ostpreussische Herzogthum noch von dem polnischen Slaventhum rings umflutet war, gab es bedeutungsvolle Zeugen für das dortige deutsche Geistesleben, und zwei solcher Zeugen möchten wir der gegenwärtigen Welt in's Gedächtniß zurufen, nämlich die beiden Dichter Simon Dach und Robert Roberthin; des letzteren Name ist aus dem Gedächtniß der Welt fast ganz verschwunden und wird höchstens noch in der Literaturgeschichte flüchtig genug erwähnt, obschon er in mancher Beziehung Besseres verdient hätte.

Simon Dach ist immerhin noch so weit bekannt, als man weiß, daß er ein tief empfundenes Liebeslied an Annchen von Tharau gedichtet hat; aber auch dieses Lied lebt in der heutigen Generation wohl mehr um der schönen Komposition des Königsberger Domorganisten Albert, als um seines alterthümlich fremdartigen Textes willen fort, und wer sonst Simon Dach gewesen, was er gethan und was er bedeutet, davon wissen auch in den gebildeten Kreisen fast nur diejenigen Näheres, die sich mit dem besonderen Studium der Literatur und ihrer Geschichte beschäftigen haben. Und doch war Simon Dach ein bedeutender Mann, hochgeehrt von seinem Landesherren, dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, und ein Liebling des Hofes, der höheren Gesellschaft, sowie des Volkes seiner Tage.

Um ihn richtig zu beurtheilen und zu würdigen, muß man sich freilich auch in den Geist jener Tage zurückversetzen, denn das Leben und Treiben eines Poeten jener Zeit mag der heutigen Beurtheilung in vielen Stücken absonderlich, ja sogar komisch und lächerlich erscheinen. Simon Dach wurde im Jahre 1605 hart an der slavischen Grenze in Memel geboren in untergeordneten und ärmlichen Verhältnissen; sein Vater war Dolmetscher bei dem dortigen Gericht für die lithauischen Landesbewohner. Der lettische Volksstamm, welcher während der Völkerwanderung unmittelbar vom Himalaya herabgestiegen sein soll und heute noch in seiner Volkssprache den wenig veränderten Sanskrit redet, ist besonders poetisch und musikalisch veranlagt, wie zahllose alte Volkslieder, sogenannte Dainos, mit ebenso alten, traditionell fortgeplanten Melodien beweisen. Diesen poetischen Geist, den der junge Dach im Verkehr mit den Lithauern einfoß, brachte er schon als Kind in seiner deutschen Muttersprache zum Ausdruck. Als kleiner Knabe machte er ohne Anleitung Verse und spielte ebenso ohne Unterricht das damals beliebte Instrument, die Viola di Gamba. Er besuchte dann in seinem vierzehnten Jahre die Domschule in Königsberg unter Leitung des Rektors Peter Hagius, von dessen Liedern noch mehrere in den heutigen evangelischen Gesangbüchern sich vorfinden. Ein wohlhabender Student, Martin Wolder, später Pfarrer in Königsberg, nahm ihn dann als seinen Diener mit nach Deutschland auf die Universität Wittenberg; hier erregte die Begabung des jungen Dach Aufsehen, der Rektor Johann Seegers, ein gefeierter Poet, nahm ihn unter seinen Schutz, er studirte drei Jahre und kam so weit, daß er in griechischer Sprache eine Streitschrift verfaßte und sie in öffentlicher Diskussion verteidigte. Der dreißigjährige Krieg vertrieb ihn aus seinen wissenschaftlichen Studien, zum Glück für ihn erst, nachdem er in denselben bereits einen für die damalige Zeit ungemein hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hatte. Fast wäre er Wallenstein'schen Soldaten in die Hände gefallen, als er im Jahre 1626 nach Hamburg flüchtete. Von hier ging er zur See nach Danzig und von da endlich wieder nach Königsberg, wo er sich bei der Universität immatriculiren ließ und im Jahre 1633 bereits Konrektor der dortigen Domschule wurde. Er verfaßte in jener Zeit eine Reihe von deutschen und lateinischen Gedichten, welche die Aufmerksamkeit des Oberburggrafen Bernhardt von Königsberg erregten und ihm auch die Beachtung und Freundschaft von Opitz und Fleming verschafften. Durch den Oberburggrafen von Königsberg erhielt er das Professorat der Poesie an der Königsberger Universität, und von nun an widmete er sich ganz der poetischen Kunst,

welche damals gewissermaßen zünftig, nach unseren heutigen Begriffen fast handwerksmäßig betrieben wurde. Bei dem Jubelfeste der Universität zu Königsberg im Jahre 1664 erschien dort der große Kurfürst Friedrich Wilhelm und mit ihm die Wittve Gustav Adolph's von Schweden. Bei diesen Festlichkeiten wurde ein poetisches Schauspiel von Simon Dach aufgeführt, welches den höchsten Beifall des Kurfürsten und der Königin erlangte, und von dieser Zeit an war Dach's poetischer Ruhm und seine Gunst bei dem brandenburgischen Hofe und den mit demselben befreundeten Fürsten begründet. Die Gemahlin Gustav Adolph's hatte ihn, wenn sie in Königsberg war, stets um sich, und auch die Königin Christine von Schweden und Magnus de la Gardie zeichneten ihn hoch aus; ebenso erhielt er zahlreiche Gnadenbeweise von dem Herzog von Kurland und dessen Gemahlin Ludovika Karolina, dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel und dem König Vladislav von Polen. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm war aber ganz besonders für seinen Königsberger Dichter eingenommen; er kannte viele seiner Gedichte auswendig und war so genau bekannt mit seinem Styl, daß er seine Verse sogleich von anderen unterschied, auch wenn er sie vorher nie gehört hatte. So oft der Kurfürst in Königsberg war, ließ er sogleich Dach holen, und derselbe mußte fast jeden Abend in der Gesellschaft des Hofes verweilen. Auch einen materiellen Beweis dieser fürstlichen Gunst empfing der Dichter. Dach liebte das Landleben und hat daher in einer poetischen Wittschrift den Kurfürsten um ein kleines Stück

„Von dem großen Theil der Erde,
Der zu seiner Herrschaft Führen lag.“

Der Kurfürst nahm diese Wittschrift gnädig auf und schenkte dem Dichter sogleich das Gut Ruckheimen in der Nähe von Königsberg. Hier war es, wo Dach sich mit großer Liebe seinen Garten anlegte, an dessen Laube er später ein Gedicht richtete, welches in sprachlicher Beziehung sich wesentlich über den geschmacklosen Styl jener Zeit erhebt, wie der folgende Vers beweisen mag:

„Wenn ich den Erdenkreis regierte
Und Pracht und Hoheit wäre mein,
Und Vorber meine Schläfe zierte,
Würd' ich der Laube doch mich freu'n:
Wo mir der Mufen
Spiel und Gesang
Durch meinen Busen
Mit Zauberklang
Allmächtig drang.“

Wenn es nun schon ein wenig in dem eigenthümlichen Weien der Poesie jener Zeit lag, ihre Produktionen meist an bestimmte einzelne Ereignisse des öffentlichen und Privatlebens anzuschließen und hierin die Horaz'sche Ode nachzuahmen, welche ja ebenfalls zum großen Theil an irgend einen Vorfall im Leben der Beschützer des Dichters anknüpfen, so wurde Simon Dach durch seine Beziehungen zum kurfürstlichen Hof und zu so vielen anderen Fürsten und großen Herren immer mehr auf den Weg der eigentlichen und zuletzt fast ausschließlichen Gelegenheitsdichtung geführt. Er machte nicht nur Verse auf alle Vorkommnisse an den Höfen, sondern er stellte seine dichterische Muse auch Gönnern und Freunden im Publikum bei jeder Gelegenheit gern zu Diensten; es gab kaum einen Vorfall im öffentlichen Leben jener Zeit, den Dach nicht zum Gegenstande eines Gedichts machte, und es gab in Königsberg kaum eine Trauung, eine Taufe oder ein Begräbniß in den höheren Ständen, ohne daß Simon Dach seine Verse dazu beisteuerte. Es war dieß nicht Eigennutz, denn seine äußere Stellung war gut, ja für die Verhältnisse jener Zeit glänzend; er hielt sich aber als Professor der Poesie für verpflichtet, dem Publikum, das ihm so viel freundliche Anerkennung entgegenbrachte, bei jeder Gelegenheit mit seiner Kunst zu Gebote zu stehen. Er rechtfertigt sich selbst in dieser Beziehung, wahrscheinlich gegen Vorwürfe, die ihm gemacht worden sein mögen, in den folgenden Versen:

„Daß ich nicht Bücher schreibe
Und gern vergessen bleibe?
Was ist noch nicht bekannt
Durch weiser Leute Hand?
Weit besser war es schweigen,
Als lahm und bauerlich geigen.“

„Werd' aber ich begehret,
So wird auch gern gewähret
Dem Land und dieser Stadt,
Was mein Vermögen hat.“

Es ist natürlich, daß bei der unablässigen Verfertigung von Gelegenheitsreimen den Dach'schen Produktionen vielfach die Begeisterung der wahren Poesie fehlte und durch dialektische Pedanterie und Wortspiele ersetzt wurde. Gleichwohl brach immer wieder der tiefe Ernst des wahrhaften Dichters durch, und viele seiner Kirchenlieder, die er für die gottesdienstlichen Gesänge schrieb, sind, wenn man von der alten steifen Form absteht, von hoher Schönheit, wie z. B. das Lied:

„Mit was Gefahr bist du, o Mensch, umgeben.“

das er der dreizehnten Ode des Horaz nachbildete, und das Lied, das er bei der Entlebung des Johanna Koppel dichtete:

„Was soll ein Christ sich grämen.“

Vor Allem aber muß es dem alten ostpreussischen Dichter zum Ruhme nachgesagt werden, daß Zucht und Wahrheit immer die Leitsterne seines Denkens und Dichtens blieben, daß alles Große und Edle ihn begeisterte und er muthig und rücksichtslos seine Meinung jagte und auch in seinen für den Hof und die Fürsten geschriebenen Gedichten niemals zu niedriger Schmeichelei herabfiel. Er strafe öffentliche Unsitte, Laster und Lächerlichkeiten mit unerbittlicher, scharfer Ironie, und wie es in einer alten Chronik jener Zeit heißt: Gott und die Tugend waren das Ruder seiner Gesänge.

Unter seinen Zeit- und Landesgenossen galt Simon Dach, ähnlich wie dieß bei den Dichtern des Alterthums der Fall war, übrigens auch für einen Seher und Propheten, und in der That ist es merkwürdig, daß manche seiner Gedichte, welche unter dem Titel: „Kurbrandenburgische Rose, Adler, Löwe und Scepter“, zuerst herausgegeben wurden, wirklich prophetische Weissagungen enthielten, die durch die Ereignisse dann Be-

stätigung fanden. So schickte er dem großen Kurfürsten, als man am Hofe die Geburt des ersten Kindes erwartete, einen Vers, in welchem er demselben zur Geburt eines Prinzen gratulirte; dieß Schreiben traf an dem Tage vor der Entbindung der Kurfürstin bei Hofe ein, und in der That wurde dann darauf der Prinz Karl Nemilius, der älteste Sohn des Kurfürsten, geboren, welcher als Kurfürst starb und an dessen Stelle später sein jüngerer Bruder Friedrich, der künftige erste König von Preußen, trat. Auch in Betreff dieses für die preussische Monarchie so hochbedeutenden Prinzen erregte ein prophetischer Vers Simon Dach's später großes Aufsehen. Als nämlich der Prinz Friedrich geboren war, schickte Simon Dach dem Kurfürsten einen an den jungen fürstlichen Sproß des Hohenzollernhauses gerichteten Vers, der folgendermaßen lautete:

„Wach', dein Bruder sei erkoren
Jenem Lande, das ihn trug,
Dort auch hat er Leute genug,
Du bist Herzog uns geboren.“

Wenn auch dieser Vers nicht gerade den Tod des Prinzen Karl Nemilius prophezeit, so wurde er doch als eine Weissagung der später eintretenden historischen Thatfache angesehen, daß der junge Prinz Friedrich speziell in Königsberg regieren und in ganz besondere Beziehungen zu dieser Stadt treten sollte, in welcher er sich denn auch später die preussische Kronkrone aufsetzte. An den Kurfürsten richtete Simon Dach eine Ode, in welcher er ihm vorhersagte, daß der große Regent erst im späten Alter zu Grabe getragen werden solle, und auch dieß wurde als eine Weissagung angesehen, obgleich es wohl mehr ein in prophetische Form gekleideter Wunsch sein mochte. Simon Dach wurde in späterem Alter, ihm selbst ganz unvermuthet, zum Rektor der Universität in Königsberg erwählt, was einem Professor der Poesie noch nie widerfahren war; er kam zu dieser Ehre wohl weniger durch Anerkennung seiner Verdienste, als durch Fälschungen unter den Fakultäten, welche ihn dann aus gegenseitiger Mißgunst gewissermaßen als eine neutrale Persönlichkeit zur höchsten akademischen Würde erhoben. Er war nach übereinstimmendem Zeugniß aller seiner Zeitgenossen ein braver, treuer und muthiger Mann von frommem, religiösem Sinn, aber abgefragter Feind aller theologischen Streitigkeiten. Niemals schrak er davor zurück, um der Wahrheit willen Feindschaft auf sich zu nehmen; auf Niemanden jah er geringschätzig herab, sein Grundfals war: niemals unbedacht zu reden, aber auch niemals heimtückisch zu schweigen.

Als die große Pest in der Provinz Preußen wüthete, durchreiste er das ganze Land und brachte überall Hilfe, Rath und Trost, ohne die Gefahr zu scheuen. Seine Gestalt war hager, von mittelmäßiger Größe, sein Haar schlicht und lang, seine Miene ernsthaft und ruhig, sein Auge feurig und oft von lebenswürdigem Muthwillen blühend. In Kleidung und Manieren zeigte er die Würde des Gelehrten und die Gewandtheit des Hofmannes. Auf der Wallenroth'schen Bibliothek in Königsberg befindet sich ein von Philipp Westphal, einem geschickten Künstler, gemaltes Bildniß Simon Dach's, das ihn lebendig und sprechend darstellt. Seine Werke, welche zuletzt im Jahre 1698 gesammelt herausgegeben wurden, bilden ein eigenthümliches, merkwürdiges und wohl des Studiums würdiges Denkmal einer fast vergessenen Zeit und eines regen deutschen Kulturlebens in der entfernten Ostmark. Man kann sie, da sie sich eben an alle Ereignisse jener Zeit und des eigenen Lebens des Dichters anschließen, theils eine Chronik seiner Zeit, theils ein Tagebuch seines Herzens nennen.

Simon Dach war seit dem Jahre 1641 mit Regina Pöhlke vermählt, von der er acht Kinder hatte, welche sämmtlich großes Talent für Musik besaßen und häufig an den Hof des großen Kurfürsten befohlen wurden, um denselben durch ihr Spiel und ihren Gesang zu erheitern.

Merkwürdig ist die Geschichte des einzigen, heute noch dem Publikum bekannten Liedes des ostpreussischen Dichters.

Annchen von Tharau, die Heldin dieses Liedes, war die schöne Tochter eines Leuten. Der junge Simon Dach liebte sie schwärmerisch, das Mädchen aber verhöhnte ihn und betrog ihn in unwürdiger Weise. Er litt lange an dem Schmerz dieser unglücklichen Liebe, bis er es endlich über sich gewann, diese Liebe selbst ironisch zu persifliren und an die untreue und unwürdige Geliebte das Gedicht „Annchen von Tharau“ ursprünglich in plattdeutscher Sprache zu richten, welches gerade alle die Eigenschaften, die sie nicht besaß, und die Treue, die sie gebrochen hatte, in überhöflichen Worten feierte. Dieses Gedicht also, welches heute noch so manche schwärmerischen Herzen rührt, war eigentlich ein grausamer Hohn, durch welchen Simon Dach sich von den schmerzlichen Nachwehen seiner Leidenschaft zu befreien dachte. Er bereute es später selbst, daß er in gerechtem Grimm über das Mädchen, an welches er ein tiefes und inniges Gefühl verschwendet hatte, die Liebe selbst verpörrt habe, und noch während seiner letzten Krankheit pflegte er häufig, wenn ihn ein heftiger Schmerzensanfall erfaßte, zu sagen: „Das ist die Strafe für das Lied Annche von Tharau.“

Vielleicht würde er dieß Lied noch mehr bereut haben, wenn er hätte voraussehen können, daß dasselbe den Namen der Unwürdigen noch auf die späte Nachwelt als ein Muster von Hingebung, Treue und Beständigkeit bringen werde.

Noch weniger bekannt ist der heutige Welt, wie gesagt, der Zeitgenosse, Landsmann und Freund Simon Dach's, Robert Roberthin, welcher freilich auch als Dichter weit hinter Jenem zurücksteht; er war mehr Gelehrter, übte aber dennoch als muthiger, großmüthiger Vertreter der Wissenschaft und ihrer Jünger einen ungemein fördernden Einfluß auf das Kulturleben des deutschen Volkes in dem entlegenen Ostlande. Robert Roberthin wurde am 3. März 1600, also fünf Jahre vor Simon Dach, in dem Städtchen Saalfeld in Preußen geboren; er erwuchs in glücklicheren Verhältnissen als Simon Dach. Sein Vater, der aus Jülich stammte, war Pfarrer in Königsberg, hatte in seiner Jugend ganz Italien, Deutschland und einen Theil von Frankreich bereist, sich eine vielseitige, für jene Zeit außerordentliche Bildung erworben und war Hofmeister der kurfürstlichen Prinzenfinnen geworden. Er heirathete dann eine Kammerjungfer der Kurfürstin, Benigna Breuß, und aus dieser Ehe stammte sein Sohn Robert Roberthin, welcher, nachdem er seine akademischen Studien in Königsberg begonnen, im Jahre 1619

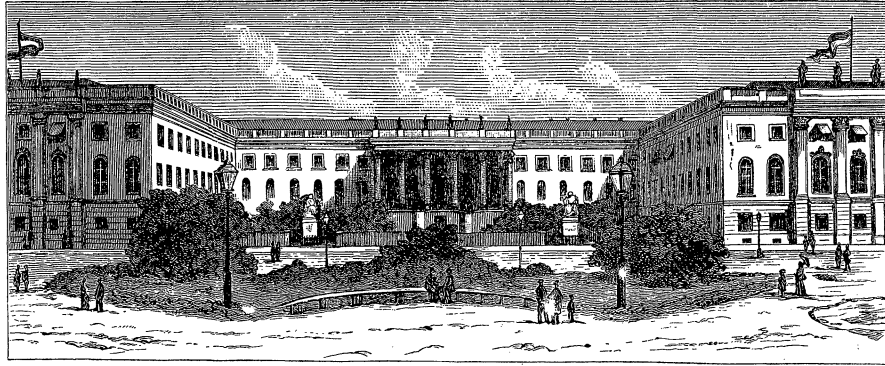
zunächst die Universität Leipzig bezog. Die Kurfürstin Anna von Brandenburg unterstützte ihn reichlich und gab ihm Empfehlungen an die Gemahlin des Kurfürsten von Sachsen, welche ihm eine vorzügliche Aufnahme und eine bevorzugte Stellung verschaffte. Wieder mit Unterstüzungen und mit Empfehlungen der Kurfürstin ging er dann auf die Akademie nach Strassburg, wo er mit Mathias Bernegger besonders bekannt wurde. Im Jahr 1625, nachdem er nach Königsberg zurückgekehrt war, begleitete er einen jungen kurländischen Edelmann, den Herrn von Waidel, auf einer Reise nach den Niederlanden, ging dann, immer von dem kurfürstlichen Hofe unterstützt, nach England, wo er ein ganzes Jahr lang blieb, die englische Sprache vollständig zu eigen machte und mit vielen Gelehrten bekannt wurde. Dann begab er sich als Hofmeister eines Nürnberger Patriziersohnes und zweier junger schlesischen Edelleute nach Paris und wurde dort, da seine Gelehrsamkeit und seine feinen Sitten ihn in der vornehmen Welt äußerst beliebt machten, Sekretär bei dem dänischen Gesandten am französischen Hofe. Im Jahre 1629 kam er nach Königsberg zurück, um das Jubelfest der augsbürgischen Konfession mitzumachen, und feierte dieses Fest durch ein deutsches Gedicht, das großen Beifall fand. In demselben Jahre noch wurde er zum Professor der Beredsamkeit an der Universität Königsberg vorgeschlagen; er lehnte jedoch in dem Wunsche, sich noch weiter durch Reisen auszubilden, diese Stellung ab und unternahm in Begleitung von zwei wohlhabenden jungen Breuten, Andreas Adersbach und Jakob Scheibius, eine Reise durch Italien. Hier verkehrte er viel mit dem berühmten Thomas Campanella und reiste langsam zurück über Frankreich und Holland, wo er mit Hugo Grotius in nahe Beziehungen trat. Im Jahre 1636 kehrte er nach Preußen heim und wurde bei dem Heermeister des Johanniterordens, dem Grafen Adam von Schwarzenberg, Ordenssekretär. Nach drei Jahren wurde er von dem Kurfürsten Georg Wilhelm zum Sekretär des Hofgerichts ernannt; und im Jahre 1645 ernannte ihn der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, der ihn besonders schätzen gelernt hatte, zum Obersekretär bei der Landesregierung, wodurch er in eine der einflussreichsten Stellungen der preussischen Staatsverwaltung eintrat. Dieß Amt überlud ihn mit wichtigen Geschäften, indessen blieb er in seinen Mußestunden der Literatur treu; er sammelte eine ausgezeichnete, seltene und kostbare Bibliothek, von welcher heute noch der Katalog in Königsberg aufbewahrt ist. Er blieb im Briefwechsel mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit in allen Ländern und gründete in Königsberg das sogenannte Roberthin'sche Kränzchen, welches eine Nachbildung der literarischen Privatgesellschaften in Italien war und wöchentliche Versammlungen hielt. In diesem Kränzchen vereinigten sich alle, was den schönen Künsten huldigte, und wirkte ungemein fruchtbringend für das geistige Leben in Königsberg. Zu diesem Kränzchen gehörte vor Allem Simon Dach, mit dem sich Roberthin besonders nah befreundete und den er, ehe der Dichter in sein Amt als Konrektor eintrat, fast ein ganzes Jahr auf seine Kosten unterhielt. Die übrigen hervorragenden Mitglieder waren: Michael Adersbach, kurfürstlicher Beiseinerath, Valentin Thielo, Professor der Eloquenz, Johann Baptist Faber, Christoph Caldenbach und Johann Schimmelpfennig; auch den Mathematiker Christoph Otter, einen geborenen Preußen, den er in Venedig kennen gelernt hatte, zog er nach Königsberg und erwirkte demselben von dem großen Kurfürsten die für damalige Zeit außerordentlich hohe jährliche Pension von tausend Thalern. Optis kam im Jahre 1638 nach Königsberg, um das Roberthin'sche Kränzchen zu besuchen, und Simon Dach feierte diesen Besuch in einem größeren Gedicht. Auch die Musiker Stobaus und Albert waren Mitglieder des Roberthin'schen Kränzchens; sie komponierten viele der dort entstandenen Gedichte und ließen sie durch die Sänger der Domkapelle öffentlich aufführen. Roberthin selbst schrieb lateinische und deutsche Gedichte, welche heute Niemand mehr kennt; es waren meistens Satiren und humoristische Scherzgedichte voll feinen attischen Witzes und geistreicher Ironie. Robert Roberthin war Meister in allen Wissenschaften: er beherrschte außer der lateinischen und griechischen Sprache die französische, englische, holländische und italienische mit voller Sicherheit und Gewandtheit. In seinem Wesen und seinem Charakter, seiner außerordentlichen Vielseitigkeit und zugleich tiefen Gelehrsamkeit, sowie in der Leichtigkeit, mit welcher er die Formen des höfischen Lebens beherrschte und den Fürsten gegenüber sich frei und ungezwungen bewogte, erinnert Robert Roberthin in auffallender und überraschender Weise an den großen Leibniz, und vielleicht lag es nur an der Entlegenheit Königsbergs, wo der Hof nur hin und wieder erschien, sowie an dem Mangel einer so reichbegabten Gönnerin, wie sie Leibniz in der Königin Sophie Charlotte fand, daß Robert Roberthin nicht zu demselben europäischen Ruhm sich emporzuschwang, der das Haupt des großen Philosophen heute noch umfrahlt. — Wie Simon Dach war auch er ein wahrheitsliebender, furchtloser Mann, ein treuer Freund, ein kräftiger Beschützer aller Talente und alles redlichen Strebens und ein großmüthiger Helfer in aller Noth, die ihm entgegenkamen. Mit mächtiger Arbeitskraft bewältigte er seine schweren und vielseitigen Amtsgeschäfte und behielt immer noch Zeit für das anmuthige Spiel mit den Mäusen übrig. Er starb am 7. April 1648 in voller Kraft und unerwartet in Folge eines Schlagflusses, der ihn in seinem Garten traf, als er von der Oberrathsstube wegen einer ungewöhnlichen Müdigkeit, die ihn befallen hatte, zurückkehrte. Auf seinem Schreibtisch lag ein Brief an einen Freund, in welchem er diesem einen seiner Schützlinge warm empfahl. Der Brief war abgebrochen mit den Worten: „Man thue Gutes, so lange man noch lebt — wir wissen ja nicht, was mit uns vor Abend vorgehen kann.“

Diese letzten von seiner Hand geschriebenen Worte drücken zugleich den ganzen Inhalt seines Lebens aus und würden die beste Unterschrift unter seinem Bilde sein, wenn ein solches auf unsere Zeit gekommen wäre — aber sein geistiges Bild sollte ebensowenig vergessen werden, wie das seines Freundes Simon Dach. In diesem Gedanken und in diesem Wunsch haben wir die Bilder der beiden Männer, welche vor zwei Jahrhunderten unter dem Schutze der Hohenzollern auf der Grenzwaht gegen das Slaventhum deutsche Kultur und deutschen Geist hegten und pfl egten, in leichtem Umriß wenigstens unseren Lesern vorführen wollen.

Das Jubiläum der Berliner Universität.

Mit Originalzeichnungen von H. Lüders.

Nachdem sich Berlin im Juli einem Sommerschlaf hingegeben hatte, der selbst den gewiegtesten Journalisten in Verzweiflung bringen und das Erscheinen der Morgenblätter gefährden konnte, zeigte der August gleich zu Beginn ein sehr bemerkenswerthes und in allen Kreisen mit lebhaftem Interesse



Friedrich-Wilhelmsuniversität.

ausgenommenes Ereigniß: das fünfundsiebenzigjährige Jubelfest der Friedrich-Wilhelmsuniversität. Kein Wunder, daß dieses Fest frohen Wiederhall im ganzen Vaterlande fand. Hat doch die altnationale Berlinensis, so jung sie ist, für unser nationales Leben eine Bedeutung gewonnen, die Niemand so leicht unterschätzen wird. In ihr als einer der vornehmsten unter den Lehranstalten, die uns die künftigen Geistlichen und Richter, Ärzte und Pädagogen liefern sollen, sehen wir mit Recht eine stolze Burg geistiger Unabhängigkeit, die in ihren Mauern kostbare Güter hegt und in ihrer Entstehung und Entwicklung die Erhebung Deutschlands zur nationalen Einheit in bedeutungsvoller Weise begleitet hat.

Wenn die Berliner Studenten den Moment, an dem ihre Hochschule das letzte Viertel des ersten Jahrhunderts erreicht hat, feiern wollten, so thäten sie recht daran. Nur zu auffällig ist der Gegensatz in dem Charakter der öffentlichen Zustände bei der Begründung der Universität und am heutigen Tage. Friedrich Wilhelm III. sprach damals das erhebende Wort aus, daß die Nation durch geistige Kräfte erheben müsse, was ihr an physischen gelaubt sei. So hat der Geist unsere Waffen geschliffen und uns zur Selbstständigkeit verholfen, als wir unter dem Druck der gallischen Fremdherrschaft seufzten, und andererseits hat wieder die politische Machtstellung, die Deutschland erreicht hat, dem geistigen Streben die weittragende Bedeutung gegeben. Es ist ein hochinteressantes Stück Erde, auf das wir blicken, wenn wir auf dem Hofe der Universität stehen und den Blick über die Linden schweifen lassen. Ideales und Reales, Kunst und Leben vereinigen sich hier zum merkwürdigsten Gesamteindruck. Vor uns am Opernplatz und zur Linken vor der Königsbrücke die von Rauch geschaffenen Statuen der Helden der Freiheitskriege, dort Blücher, Gneisenau und Yorck, hier Bülow und Scharnhorst, das Opernhaus, die Ruhmeshalle, das Palais des Kaisers mit dem historischen Saalzimmer und das Palais des Kronprinzen, Alles spricht hier von historischer Größe, und wenn der Student um die Mittagsstunde aus seiner Vorlesung kommt, so wird er nicht nur an das denken, was er schwarz auf weiß besitzt und einem Goethe'schen Worte zufolge getrost nach Hause tragen kann, sondern er wird sich auch erinnern, daß die Deutschen ein wehrhaftes Volk sind und mit dem Muth der Verzweiflung sich ihre höchsten nationalen Güter erobert haben.

Neuerlich merkt man dem Gebäude der Berliner Universität nur wenig von der Bedeutung an, die es für unser geistiges Leben besitzt. Es wurde in den Jahren 1754—64 erbaut, ursprünglich aber als Palais des Prinzen Heinrich, Bruders Friedrich des Großen, und an diese erste Bestimmung erinnern noch die beiden vergitterten Häuschen, welche sich rechts und links vom Eingange befinden und für die wachhabenden Posten aufgestellt wurden. Es war bald nach dem Tilsiter Frieden, der unter so schmachvollen Bedingungen für Preußen abgeschlossen wurde, als eine Deputation der Universität Halle vor Friedrich Wilhelm III. mit der Bitte erschien, den Lehrkörper mit über die Elbe zu nehmen, die damals als westliche Grenze der preussischen Monarchie galt. Der König konnte das Gesuch nicht bewilligen, aber er faßte den Plan, in Berlin eine eigene Hochschule in's Leben zu rufen, um den darnieder gesunkenen Muth des Volkes durch wissenschaftliche Arbeit neu zu beleben. So wurde das Jahr 1810 das Geburtsjahr für die Berliner Universität, vor deren Fenstern bald darauf Schleiermacher die Truppen einsegnen sollte, die zum Freiheitskampfe gegen den Erbfeind auszogen. Als dann der Friede wieder hergestellt war, fehlte es nicht an bedeutenden Männern, die zum Theil ihrem Zeitalter ihre Physiognomie aufgedrückt haben. Das gilt besonders von dem 1818 nach Berlin berufenen Hegel, der in den dreizehn Jahren seiner Wirksamkeit alle Wissenschaften mit den Fäden seiner Dialektik umspannte und die Blicke der ganzen Welt auf sich lenkte. Die Einwirkung dieser Philosophie durchdrückte allmählig die ganze Gesellschaft und förderte in nicht geringem Maße jenen zur Kritik neigenden Geist, der selbst für das Berliner Volk charakteristisch geworden. Wo würde an einem zweiten Orte der Welt sogar der Eisensteher das Wort „logisch“ gebrauchen, wie man es so oft auf den Straßen und in den Lokalpossen beobachten kann? An dieser Universität haben die Gebrüder Humboldt, Alexander und Wilhelm, gelehrt, deren Marmorbilder vor zwei Jahren durch Begas und Otto an der Stätte ihrer Wirksamkeit errichtet wurden, hier hat ein Leopold v. Ranke, der größte Historiker der neueren Zeit, eine unerschöpfliche Zahl von Schülern zu seinen Füßen gesehen, und in anderen Disziplinen verehren wir in Mommsen oder Helmholz noch jetzt Männer, um deren Besitz uns ganz Europa beneidet. Der Professor ist in Berlin eine populäre Persönlichkeit und nicht minder sind es die Studenten, davon hat der 3. August, der Geburtstag

des Stifters der Universität, in diesem Jahre wieder bereitetes Zeugniß abgelegt.

Schon in den frühen Morgenstunden herrschte unter den Linden jene eigenthümliche Bewegung, die jedem Spaziergänger sofort in die Augen fällt, wenn es sich um ein öffentliches Schauspiel handelt. An Thüren und Fenstern der großen Geschäftshäuser waren überall neugierige Gesichter zu erblicken, Jeder schob und drängte sich, um einen möglichst vorthellhaften Standpunkt zu gewinnen. Die Feier des fünfundsiebenzigjährigen Bestehens der Hochschule sollte mit einem Festzuge eröffnet werden, den die

Studirenden veranstaltet hatten. Die Gunst des Himmels schien dem Festzuge nicht gerade beschieden zu sein, denn der eintrübige graue Wolfenkleider hinderte selbst den kleinsten Sonnenstrahl, die jugendlich frischen Gesichter der Studenten zu bescheinen, immerhin blieb den Theilnehmern an dem Festzuge der erquickende Anblick von einigen Tausend aufgespannter Regenschirme erspart. — Es war schon ein stattlicher Anblick, als die Studenten im vollen Wische theils in Droschken, theils in herrschaftlichen Equipagen über die Linden nach dem Königsplatz angefahren kamen, wo sie an den Gartenanlagen des Siegesdenkmals Aufstellung nahmen. Sogar an einem Vier-

spänner fehlte es nicht, in welchem die Studenten mit ihren Schlägern und Fahnen Platz genommen hatten. Besonders stark hatte sich das Publikum an dem Kreuzungspunkte der Friedrichstraße und Linden, sowie an dem Denkmal Friedrich des Großen zwischen dem Palais des Kaisers und der Universität aufgestellt. Im Hofe derselben hatten sich diejenigen Studenten versammelt, welche an dem Festzuge nur als Zuschauer theilnehmen wollten. Eine kleine, mit rothem Tuche ausgeschlagene Tribüne, die mit goldenen Borten und einer Guirlande von Eichenblättern geschmückt war, bezeichnete die Stelle, auf welcher der Vorsitzende des Ausschusses der Studirenden die Ansprache an die Kommilitonen halten sollte. — Endlich setzte sich der Festzug von der Siegesallee durch die Friedensallee dem Brandenburger Thor zu in Bewegung. Voran ritt die Kapelle des Gardefüsilierregiments, hierauf folgte der Ausschuh mit dem Banner der Universität und den vier Fakultätsfahnen. Es war eine außerordentlich mannigfaltig zusammengesezte Versammlung, die den Zug bildete, von den Ehrengästen, die bereits das fünfzigjährige Jubiläum der Hochschule mitgemacht hatten, bis zu den jungen Fischen, denen kaum der erste Haum die Oberlippe zu beschatten anfang, von den auf mancher Baue erprobten bemoosten Häuptern bis zu den Wilden, die keiner Verbindung angehören. Etwa zwölfhundert Theilnehmer mochte der Zug zählen, dessen Vorbeimarsch über eine Viertelstunde



Vor dem Denkmal des Stifters.

dauerte. Er bewegte sich zunächst am Palais des Kaisers, wo die Nationalhymne gespielt wurde, dann an der Hauptwaht vorbei, deren Mannschaft in's Gewehr getreten war, über die Schloßbrücke zum Lustgarten, wo an den Stufen des Denkmals Friedrich Wilhelm III. ein prachtvoller, mit weißen Rosen geschmückter Vorbeerfranz niedergelegt wurde, dessen Aufschrift die Worte enthielt: „Dem Gedächtniß des königlichen Stifters ihrer Hochschule die Berliner Studentenschaft am 3. August 1885“. Hierauf ging's wieder zurück zur Universität, wo stud. jar. Winterfeld als erster Vorsitzender der Berliner Studentenschaft das Wort ergriff und in treffender, weithin vernehmbarer Rede die Empfindungen zusammenfaßte, welche die Anwesenden befeelten. Er blickte zurück auf die fünfundsiebenzig Jahre des Bestehens der alma mater, gedachte der schweren Bedrängniß, der Zeit tiefer Erniedrigung, in welcher die Universität gestiftet wurde, und leitete mit patriotischen Worten über zu der neuen Zeit, zu der Einigung Deutschlands und den glanzvollen Tagen der Regierung des Kaisers Wilhelm. Die allgemeine Begeisterung, die das Volk ergriffen, sei auch von der Studentenschaft in ihre Kreise getragen



Die Festrede vor der Universität.

worden, auch ihre Mitglieder wollten fernerhin für die Macht und Größe Deutschlands kämpfen, in den Friedenszeiten mit den Waffen des Geistes, aber, wenn es erforderlich werde, auch mit dem Schwert. Jugendliche Begeisterung und männliche Entschlossenheit athmete diese Rede, die mit einem jubelnd aufgenommenen Hoch auf die Berliner Universität endigte. Als der Redner der Einigung Deutschlands durch Kaiser und Kanzler gedachte, erhob sich ein frischer Morgenwind, der die Fahnen hoch flattern ließ,

als ob auch die Elemente den ergreifenden und herzlichen Worten ihren Beifall nicht verjagen könnten. Die Rede in der Aula hielt in diesem Jahre der Rektor der Universität, Geheimrath Prof. Dr. Dernburg, über ein staatsrechtliches Thema, das Verhältniß Friedrich Wilhelm III. zu seinem Lehrer Suarez und den Uebergang des alten Preußen in die modernen Zustände, eine ebenso feine wie populär gehaltene Vorlesung, die mit dem Wunsche schloß, es möchte sich neben den Denkmälern der beiden Humboldt auch bald dasjenige des königlichen Stiflers der Universität im Vorhofe derselben erheben. Am Abend fand ein großartiger Festkommers in den Räumen der Philharmonie statt, die mit Bannern, Fahnen und Abzeichen aller Art geschmückt waren. Der Orchester-raum war den Vorlesenden des Ausschusses der Studirenden reservirt, dahinter waren die Büsten Friedrich Wilhelm III. und seiner beiden Söhne Friedrich Wilhelm IV. und des Kaisers Wilhelm aufgestellt. An vierzehn Tischen saßen im Saal etwa vierzehnhundert Söhne der alma mater, während sich in den Logen und Nebenräumen auch wohl noch zwischen vier- und fünfhundert versammelt haben mochten und auf den Galerien ein reizender Damenflor sichtbar wurde. Gegen neun Uhr erschien der Rektor Professor Dernburg, angethan mit der goldenen Kette, dem Sinnbild seines Amtes,

mit Orchestertusch empfangen und feierlich in den Saal geführt durch die Vorlesenden, die ihre Schläger gezogen hatten. Dernburg brachte das Hoch auf Kaiser Wilhelm in zündender Rede aus, Studiosus v. Winterfeld sprach den Lehrern den Dank aus für die Erziehung zu einer wahrhaft nationalen Pflege der Wissenschaft, Professor Weber, der berühmte Sanskritgelehrte, der bereits vor fünfundsiebzig Jahren der Universität angehört hat, erinnerte an die Männer, die während dieses Zeitraums den Kommilitonen als leuchtende Vorbilder vorschwebten, und Professor Curtius, der allberühmte Historiker Griechenlands, trank auf das einträchtige Zusammenleben von Studenten und Professoren. Die durstigen Kehlen, die vom Cigarrenrauch und den vielen einander folgenden Reden gereizt wurden, haben bei dieser Gelegenheit

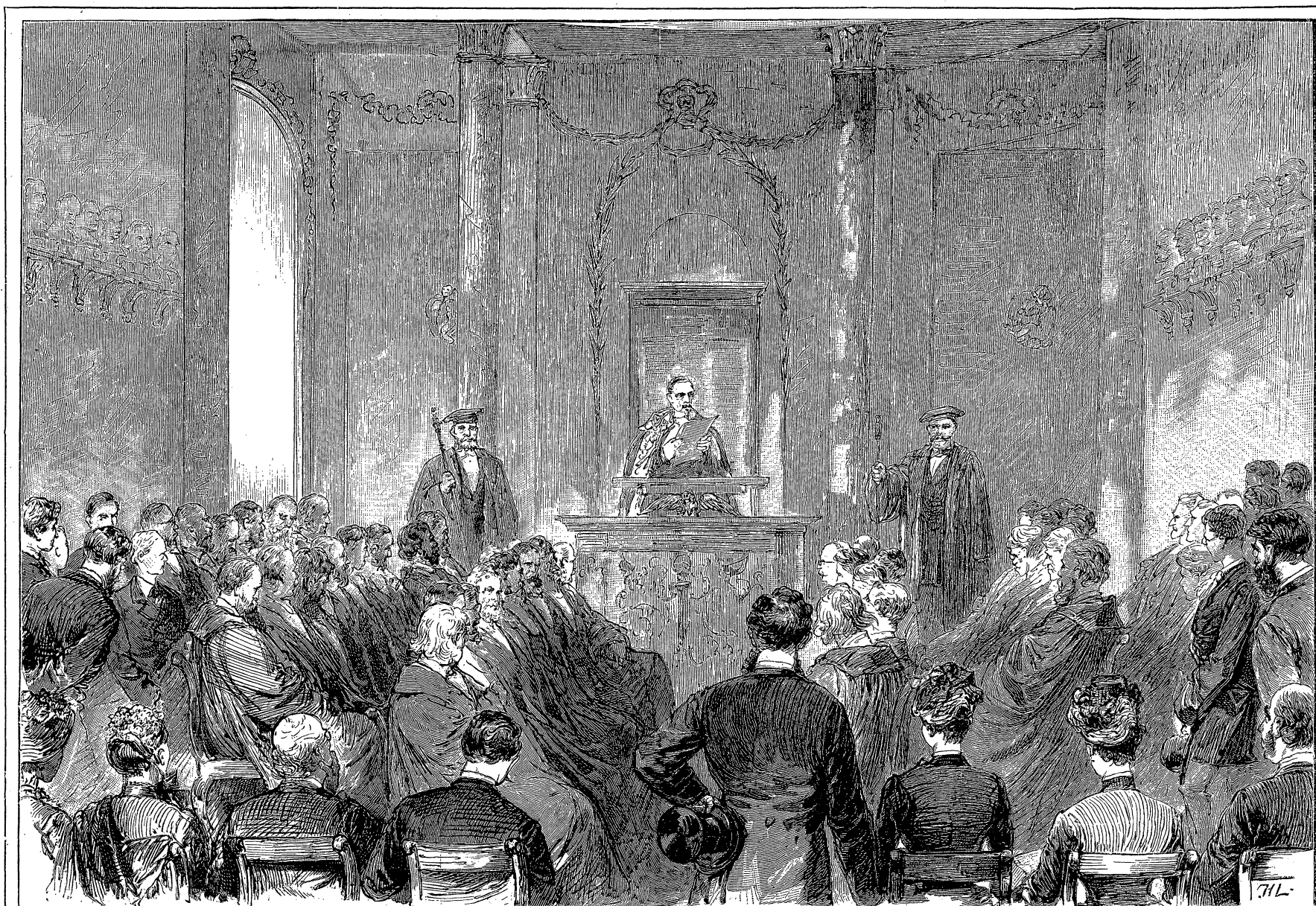


Kommers.

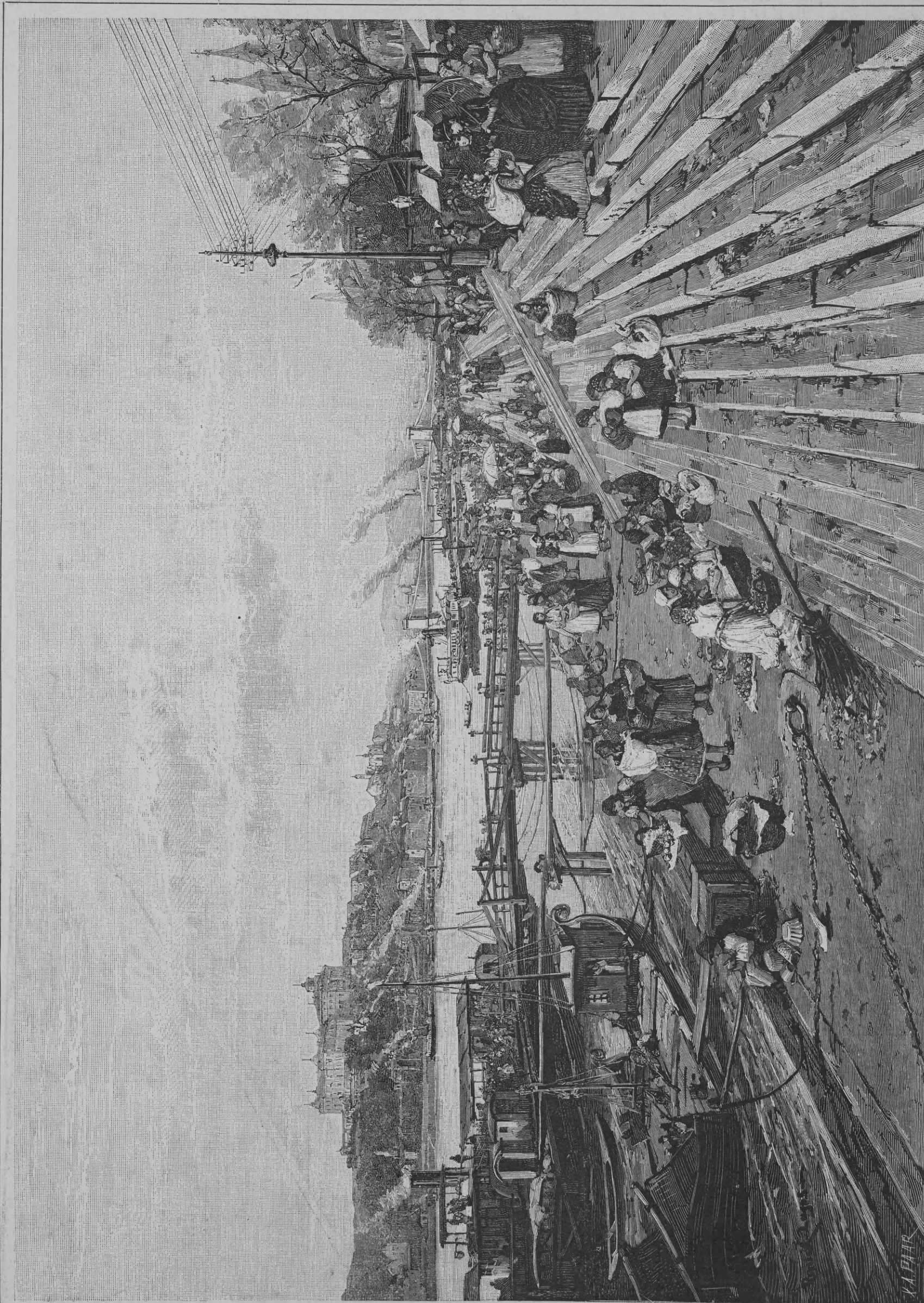
wahre Heldenthaten dem schäumenden Malznektar gegenüber verübt; doch durfte man sein Pulver nicht ganz verschleßen, es galt, am nächsten Morgen im Bauer'schen Ausstellungspark dem Frühchoppen die verdiente Ehre zu erweisen. Als auch dieser Pflicht genügt war, durften die Studenten sich dem Gefühl hingeben, zwei Tage voll Begeisterung für männliche und edle Ziele verlebt zu haben.

Wenn große Worte dabei gesprochen wurden, so legten die leuchtenden Gesichter der jungen Leute den besten Beweis dafür ab, daß diese Worte mehr als bloßer Schall waren, indem sie das berechtigte Selbstgefühl unserer aufwachsenden Generation vertraten, die zur Wahrung der geistigen Güter unseres Volkes berufen und mit den Interessen unseres Vaterlandes innig verwachsen ist.

Eugen Fabel.



Der Festakt bei dem Berliner Universitätsjubiläum.



Donauufer in Budapest. Nach einem Gemälde von Bruck Sajos.

Gräfin Regine.

Novelle

von

Räthe von Bergh.

(Fortsetzung.)

In einem sonnigen Dezembertag kehrte Reine von einem längeren Ritt mit dem Baron zurück; es war ein prachtvoller Tag gewesen, die Bäume, mit Reif überzogen, glitzerten im bleichen Winterjonnenschein; nun ging die Sonne blutroth unter und färbte die Stämme der Föhren und der alten Kastanienbäume vor dem Schloß mit tiefem Purpur. Reine hatte zum ersten Mal die Festkleidung gesehen, das der nordische Winter dem Walde mitbringt, und war von dem Eindruck ganz überwältigt. Sie mußte das gleich der Tante beschreiben, und wie ein Wirbelwind stürmte sie in den Salon. „O Tante, wie herrlich, wie wunderbar! Du mußt morgen mit uns reiten, der ganze Schmuck des Feenlandes ist über Wald und Feld ausgegossen! Mein lieber Papa hatte Recht, wenn er sagte, es gehe nichts über seinen deutschen Wald, im Winter wie im Sommer.“

Sie warf Gerte und Handschuhe auf den Tisch, setzte sich an den Flügel und sang einige Takte eines italienischen Volksliedes, sprang dann wieder auf und umarmte die Tante stürmisch; als Regine ihr über die glühenden Wangen strich, sah sie in ein Paar feuchtschimmernder Augen.

„Kind, Kind, wie Du wieder erregt bist! Geh' hinauf und laß Dich umkleiden und lege Dich ruhig hin bis zum Diner, Du bist übermüdet. Ich schicke Dir gleich Thee hinauf.“

Reine schüttelte die schweren Locken aus dem Gesicht und sagte seufzend, indem sie nach der Thür ging: „Da soll man nun all' die Märchenpracht schauen, ohne außer sich zu gerathen, und wird am Ende gar weggeschickt wie ein ausgescholtenes Schulmädchen. Und Sie haben kein Wort der Vertheidigung für mich, Baron?“

Pelke antwortete nicht, er war an's Fenster getreten und sah dem versinkenden Sonnenball nach.

Als die Thür sich hinter Reine geschlossen hatte und ihr leichter Schritt verhallt war, sagte Regine: „Was hat nur das Kind? Ich glaube, ich muß diese langen Arme beschneiden.“

Pelke schweig einen Augenblick und sagte dann, ohne sich umzudrehen, fast tonlos: „Sie ist eben kein Kind mehr, Regine.“

„Magnus!“ fuhr die Gräfin erschrocken auf.

Der Baron antwortete nicht und trat durch die Glasthür in den dunklen Garten hinaus.

Abends beim Diner erklärte Magnus, daß er am andern Morgen sehr früh abreisen müsse und sich darum schon am Abend von den Damen verabschieden wolle. Beide blickten befremdet zu ihm hin; sie hatten angenommen, er würde noch einige Tage bleiben, und Regine versuchte ein Wort der Einrede, sie erfuhr aber eine so bestimmte Abweisung, daß sie verstummte. Es kam auch den Abend keine rechte Unterhaltung in Gang, Regine schien verstimmt, und die kleine Gesellschaft trennte sich zwar freundlich, aber doch kühler als sonst und ohne den Tag des Wiedersehens zu verabreden.

Die Gräfin saß noch lange sinnend am Kamin in ihrem Schlafzimmer. Sie stand vor einem Räthsel, dessen Lösung zu suchen sie nicht den Muth hatte; Gines stand fest, sie müsse, um Reine's Herzensfrieden zu retten, ihren Verkehr mit dem Baron beschränken. Es war ihr darum nicht unlieb, daß Pelke in den nächsten Wochen nicht erschien, so sehr sie ihn auch selber entbehrte.

Reine war stiller als sonst; die frische Farbe wich von ihren Wangen und Regine fand sie oft am Erkerfenster, träumerisch den Weg nach der Station hinabsehend.

So kam Weihnachten heran. Die Gräfin hatte am heiligen Abend für ihre Armen und die Dorfkinde den Christbaum angezündet, und Reine war bei der kleinen Feier wieder ganz das fröhliche Kind; sie sang mit ihrer frischen, glockenreinen Stimme Weihnachtslieder mit den Großen und spielte mit den Kleinen,

die mit weit aufgerissenen Augen, ihre Puppen und hölzernen Pferdchen fest an die kleine, hochklopfende Brust gedrückt, stumm und starr unter dem Baum gestanden hatten und deren Freude nun erst unter dem sonnigen Lächeln des jungen Mädchens aufthauete.

Regine erwartete den Baron erst am folgenden Tag. Er hatte geschrieben, daß er der Weihnachtsfeier im herzoglichen Schloße beizuhocken müsse und kaum vor dem Nachmittag des Festtags eintreffen könne, und sie hatte darum den Aufbruch für Reine und für ihre Hausgenossen bis zum folgenden Abend verschoben.

Die Geschenke waren vertheilt, die Lichter am Christbaum herabgebrannt, doch hielt Reine die Kleinen noch zurück, sie konnte nicht genug haben, deren glückselige Gesichtchen zu sehen.

Regine saß am Harmonium, sie hatte einen Choral gespielt und war dann, unbewußt vielleicht, in die Melodie eines alten Volksliedes von Liebesleid und Trennungsweg übergegangen, das eben in seinen letzten leisen Akkorden verklang. Bei dem Lärmen der Kinder hatten die Damen das Anfahren eines Schlittens, das Stampfen der Pferde überhört. Reine kniete am Boden in einer lebhaften Gruppe kleiner Ruben und Mädchen; ein derber, pausbäckiger Junge hatte spielend die silberne Nadel aus ihrem Haar gezogen und hielt nun fast erschrocken die eine der schweren, glänzenden Flechten in den kleinen Händen.

Reine drohte ihm lachend mit dem Finger: „Warte, Du Schelm!“ — Als sie dabei den Kopf nach der Thür wandte, sah sie Pelke in derselben stehen, gefolgt von dem Diener, der mit Paketen von mannigfacher Form beladen war; bei ihrem leisen Aufschrei sah auch Regine nach der Thür und ihr Herz schlug fast hörbar — der erste Blick des geliebten Mannes hatte nicht sie gesucht! Nur eine Sekunde rang sie nach Fassung, dann begrüßte sie den Baron mit welgwandender Sicherheit, freute sich, daß er noch gerade zu rechter Zeit, vor dem Erlöschen der Weihnachtskerzen, gekommen sei, und entließ dann die Dorfkinde mit einigen freundlichen Worten.

Reine stand unterdeß hocherglühend, ein Bild lieblicher Befangenheit, im Schatten der breitästigen Tanne und der Willkommgruß kam nur leise über die schwellenden Lippen.

Reginen entging die Verwirrung des jungen Mädchens nicht und sie dachte ihr zu Hülfe zu kommen, indem sie sie bat, den Kleinen einpacken zu helfen und zu sehen, daß sie dann selber gut eingepackt in ihre warmen Tücher in den schneigen Winterabend hinausgingen.

Als die Thür sich hinter Reine schloß, sagte Pelke, der ihr wie traumverloren nachgeschaut hatte: „Regine, gerade so müssen Sie ausgesehen haben, als Sie —“ er faßte sich schnell — „ehe ich Sie kannte!“

„Als Sie jung waren“, wollten Sie sagen,“ antwortete Regine mit bitterem Lächeln. „Es mag sein, obgleich ich ein sehr ernstes, verschlossenes Kind war; Fröhlichkeit kannte ich kaum. Reine ist ganz Sonnenschein und Gott erhalte sie so!“ Sie brach bewegt ab, und Pelke fand nicht gleich ein Wort der Erwiderung. Nach einer Weile sagte er:

„Warum spielten Sie vorhin das traurige Lied, Gräfin?“

„Ich weiß es nicht, es war fast unbewußt, vielleicht eine Ahnung, wie sie aus zerrissenem Herzen zuweilen aufsteigt, ehe Wille und Verstand sie zu regeln vermögen.“

Pelke war bleich geworden; er verstand nur zu gut, was Regine bewegte, es war ein schweres Verhängniß, das über sie Alle hereinzubrechen drohte; und wer würde das Opfer sein? Seit seinem letzten Besuch in Wiederau hatte er manchen schweren Kampf mit seinem Herzen und seiner Ehre gekämpft; mit rückhaltloser Wahrhaftigkeit hatte er seine geheimsten Gedanken vor den Richterstuhl gezogen; er konnte sich nicht darüber täuschen, daß das ganze heiße Empfinden seines Herzens dem lieblichen Kinde gehöre, vor dessen süßem Zauber Reginen's Bild verblaßt war. Er liebte Reine mit der ganzen Allgewalt der Leidenschaft, deren die Seele des gereiften, lebenserfahrenen Mannes fähig ist, und er wußte es nur zu gut, daß Reine's erste schüchterne Neigung sich ihm zugewendet hatte. Dennoch schwankte er keinen Augenblick über den Weg, den Pflicht und Ehre ihn gehen hießen; Regine, die edle Frau, deren ganzes inneres Leben ihm seit Jahren gehörte, deren Seele er einst im Sturm der Leidenschaft an sich gerissen, die für ihre Liebe geduldet und das harte Urtheil der Welt getragen hatte ohne Klage, Regine durfte das Opfer nicht sein, um das er das Glück seines Lebens tauchte.

Er hatte in mancher verzweifelter Stunde heiß und schwer mit seinem Herzen gerungen — nun glaubte er den Sturm im Innern besiegt zu haben, glaubte sich von nun an ohne Glück und Hoffnung behelfen zu können, und in dieser Stimmung kam er am Weihnachtsabend nach Wiederau. Nur Gines stand fest, dieser Kampfeszustand mußte enden; er wollte Regine bestimmen, ihre Verbindung nun doch zu beschleunigen, und nie sollte sie es erfahren, wie nahe sie daran war, ihn zu verlieren. Wie es dann später mit Reine werden sollte, er wußte es nicht; keinesfalls würde er es ertragen, sie als Hausgenossin täglich zu sehen. Das Alles beschäftigte seine Gedanken, als er durch den dämmernden Winterabend dem Schloß entgegenfuhr, und als er dann, einen Augenblick in der Thür des Salons zögernd, die melancholische Weise des alten Volkslieds hörte, war es ihm wie der Schlusssakkord zu seinen Träumen, womit das Unterliegen seines Herzens besiegelt wurde. Aus Reginen's Antwort klang es ihm nun wie das Echo seiner eigenen Gedanken entgegen, und mit der Scheu des Mannes vor Szenen und Erörterungen athmete er auf, als der Eintritt des Dieners, welcher meldete, daß der Thee servirt sei, ihn der Nothwendigkeit einer Entgegnung entthob.

Regine legte in seinen Arm den ihren; es war ihm, als ob derselbe leise zitterte, aber ihre Stimme klang ruhig, als sie nach seiner Fahrt fragte.

Drüben im Speisezimmer fanden sie Reine mit dem Bereiten des Thees beschäftigt; Augen und Wangen glühten, aber sie hatte ihre fröhliche Unbefangenheit wiedergewonnen und plauderte auch die beiden Anderen aus der etwas gezwungenen Stimmung heraus.

Als sie nach dem Thee wieder in den Salon kamen, fragte Pelke:

„Wo sind denn Ihre Geschenke, Reine?“

„Für uns ist ja erst morgen Christabend; die Tante glaubte, Sie würden erst morgen kommen, und wollte durchaus auf Sie warten. Erst war ich ganz böse darüber, aber nun denke ich, der heutige Tag hat der Freuden genug gebracht, erst die Kinder mit ihrem Jubel und dann — Sie!“ setzte sie erröthend hinzu.

„Man muß auch etwas für morgen übrig lassen.“

„Mein Geschenk für Sie verträgt aber das Warten nicht,“ antwortete Pelke und machte sich mit einer kleinen Kiste zu schaffen, welche der Diener mit den anderen Paketen an der Thür niedergelegt hatte.

Reine trat neugierig hinzu. Als der Deckel entfernt wurde, stieg ein süßer, berauschender Duft empor, und Reine's Augen erblickten eine Fülle der herrlichsten Blumen, Rosen, Veilchen, dunkelglühende Anemonen, die zarten Blütensterne der Gardenia. Fragend blickte sie den Baron an.

„Aus Capri,“ flüsterte er, und Reine's Augen strömten über. Einen Augenblick barg sie das Anlitz in den duftigen Boten aus der lieben Heimat, dann stand sie auf, kein Wort kam über ihre Lippen, aber sie reichte die beiden kleinen Hände dem Baron und sah ihn an, die Augen so voll Dank und Liebe, daß er die Lider senkte; er fühlte, wie vor diesem Blick seine mühsam erkämpfte Selbstbeherrschung dahinschwand.

Regine sah es und erbleichte, ihre Hand faßte krampfhaft nach der Lehne des Stuhls, aber sie verrieth mit keinem Zucken der Wimpern, was in ihr vorging; wo es das Herz zu bergen gilt, sind die Frauen viel stärker und muthiger als die Männer. Sie konnte sogar mit scheinbarem Interesse die übrigen Geschenke Pelke's aus ihren Hüllen herauswickeln helfen, konnte mit fester Stimme danken, als er einen prachtvollen, mit Saphiren besetzten Reif um ihren Arm legte.

Der Abend verging und endlich kam für die drei so verschiedenartig bewegten Menschen die Nacht mit ihrer barmherzigen Einsamkeit und Stille.

Reine war es zu Muth, als flöge sie dem Himmel entgegen; sie schmückte das Bild ihres Vaters mit den Blumen aus Capri und flüsterte ganz leise, die geliebten Züge betrachtend, als müsse sie vor Allem dem Verklärten ihr Glück mittheilen: „Er liebt mich, er liebt mich!“ Dann: „Ist es denn möglich; was habe ich, das ihm gefallen könnte?“ Und lächelnd trat sie mit der Kerze zum Spiegel und nickte fröhlich ihrem Bilde zu. Mitternacht war längst vorüber, da sah sie noch auf dem Teppich vor dem Kamin, die Hände um die Kniee gefaltet, und träumte ihren ersten süßen Liebestraum.

Im andern Flügel des Schlosses ging Pelke rastlos in seinem Zimmer auf und ab, und in dem Kampf, der in diesen Stunden in ihm tobte, floß sein bestes Herzblut. Mit der Gewalt eines elementaren Ereignisses war grelles Licht in seine Seele gedrungen, die alte

und die neue Liebe stritten in seiner Brust, die eine im Bettlergewand, die andere mit der goldglänzenden Rüstung, die den Sieg verhieß — und doch durfte sie nicht fliehen, er fühlte es unabwieslich, daß sein Leben Regine gehörte; so werthlos es ihm auch im Augenblick erschien, er hatte nicht einmal das Recht, es fortzuwerfen; nirgends, nirgends zeigte sich ein Ausweg aus diesem Irrsal. Von nun an würde sein Leben eine fortgesetzte Lüge sein, ein immerwährendes Darben und Entbehren, und doch brauchte er nur die Hand auszustrecken, um ein über Alles herrliches Kleinod an sich zu reißen. Sollte er offen mit Regine reden und an ihre Großmuth und Selbstlosigkeit appelliren? Nein, es war unmöglich, er konnte der einst so heiß geliebten Frau, die mit jedem Schlag ihres vielgeprüften Herzens die Seine war, nicht selbst den Dolch in die Brust stoßen. Es war Mannesart, daß er dann endlich, keinen Ausweg sehend, Regine selbst für den Konflikt verantwortlich machte, den sie durch den Aufschub ihrer Verbindung erst heraufbeschworen. So kämpften Liebe, Zorn und Mitleid einen endlosen Kampf in ihm, und als endlich der späte Wintermorgen graute, war der heiße Streit nicht ausgefochten.

Und Regine? Als sie am Abend ihr Zimmer betrat, war auch ihre mühsam erhaltene Selbstbeherrschung zu Ende; sie entließ ihr Kammermädchen und sank, laut stöhnend, am nächsten Sessel nieder.

„Mein Gott, mein Gott, muß ich denn alle Bitterkeiten des Lebens auskosten?“

Das Kind, das sie an ihr Herz genommen, dem sie Glück und Sonnenschein versprochen, griff mit begehrllicher Hand nach dem einzigen Juwel, das sie ihm nicht geben konnte, ohne selbst völlig zu verarmen; nach ihrer Liebe, nach dem Stern, der seit Jahren ihrem dunklen Leben verheißungsvoll geleuchtet. Und er! — die Treue und Liebe vieler Jahre warf er achtlos fort um des neuen Spielzeugs willen; die Kämpfe, die Thränen, die Hoffnungen, die ihres Lebens Inhalt gewesen, ihm waren sie nichts mehr! Nein, sie konnte ihn nicht aufgeben, diese plötzlich auflösende Leidenschaft würde vorübergehen und der Verirrte sich zu ihr zurückfinden. Sie war bisher zu passiv gewesen, jetzt wollte sie kämpfen um ihr Glück mit allen Waffen. — Mit allen Waffen, Regine? Und ihre arme kleine Reine, deren erster, süßer, heiliger Liebestraum zerstört werden sollte? Wenn nun einst ihr Bruder seines Kindes Glück von ihr fordern würde?

Ein heißer Thränenstrom befreite ihr Herz von dem furchtbaren Druck, der es zusammengepreßt hatte. Sie erhob sich und trat zum Fenster. Aus Pells Zimmer im gegenüberliegenden Flügel des Schlosses fiel ein heller Lichtstreif auf den Schnee im Garten. Regine starrte in dumpfer Gedankenlosigkeit hinaus in die Nacht, da fiel plötzlich ihr Blick auf das dunkle Kreuz, welches das Holzwerk des beleuchteten Fensters auf der glühenden Schneefläche bildete.

„O mein Herr und Heiland, lehre mich mein Kreuz aufnehmen und tragen!“ stöhnte sie. „Wie Viele haben aus freiem Willen, aus Liebe zu Gott und ihren Nächsten fröhlich dem Glück entsagt, das ich verlieren soll — und ich sollte mich auflehnen gegen die Hand, die mich diesen rauhen Weg führen will? Dieß laß mich bedenken, mein Gott, wenn das rebellische Herz in mir sich regt und fragen möchte: ‚Weshalb soll ich leiden!‘“

Sie zog die schwere Gardine vor, löschte die herabgebrannten Kerzen und legte sich nieder — nicht um zu schlafen, das wohlthuende Vergessen ihres Glucks in traumlosem Schlummer blieb ihr versagt, aber die langen Stunden der Nacht, die verschwiegenen, geduldigen Zeugen ihres Kampfes, die unerbittlichen Richter ihres schwachen, selbstischen Herzens, waren doch auch milde Tröster und reiften ihren Entschluß, das Opfer ihrer Liebe zu bringen.

Sie hatte einen Augenblick, ein müder Wanderer, an der Pforte des Paradieses gestanden; schon senkte der Engel sein flammandes Schwert, um sie eintreten zu lassen zur Ruhe und zu friedlichem Glück — und nun sollte sie wieder umkehren und die heiße, staubige Straße des Lebens würde ihr tausendmal öder und steinigter erscheinen nach dem seligen Blick in den Garten Eden.

*

Ein heller, sonniger Weihnachtsmorgen lag über dem schneeglänzenden Park und silbern schimmerten die bereiften Bäume, wie Diamanten leuchtete es auf von den Palmen und Sträuchern, die an der Einfassung der Wege aus der Schneedecke hervorlugten.

Regine kam später als sonst zum Frühstück herunter, ihre Wangen waren bleich und ihre Bewegungen hatten

etwas unsagbar Müdes, aber ihr Auge blickte klar und freundlich und ihre Stimme klang fest, als sie Reine's lebhaften Morgengruß erwiderte.

Das junge Mädchen war schon vollständig zum Kirchengang gerüstet und bemerkte es in seiner Ungeduld nicht, daß die Gräfin ihren Thee kaum berührte.

Pelle ließ sich durch den Diener entschuldigen, der schöne Morgen habe ihn zu einem weiten Spaziergang verlockt.

Die beiden Damen fuhren allein zur Kirche. Beim Ausgang, nach der Predigt, sprach die Gräfin einige Worte mit der Pfarrerin, die sie mit großem Wortreichtum bat, sich im Pfarrhause zu erwärmen und den schönen Christbaum der Kinder anzuschauen. Regine dankte, aber die Kleinen hingen sich bittend und schmeichelnd an Reine und entführten ihren Liebling endlich im Triumph, während Regine mit dem Versprechen, den Wagen zu schicken, allein den Heimweg antrat.

In tiefen Gedanken schritt sie über den knisternden Schnee dahin; sie wußte, daß der Wendepunkt gekommen sei, wo sie für immer dem Glück und dem Sonnenschein entsagen müsse; sie war entschlossen, heute noch eine Entscheidung herbeizuführen, aber ihr Herz war sehr schwer, und sie bangte vor der eigenen Schwäche. Ihre Liebe war ein Theil ihres Lebens und konnte nicht sterben, so lange sie selbst auf Erden wandelte; sie wußte, daß der Kampf nie enden würde, sie fühlte mit einer Art Verzweiflung ihr Herz immer wieder in seine alte Sklaverei zurückkehren.

Wort für Wort dachte sie sich aus, was sie dem Baron sagen, wie sie ihn überzeugen wolle, und als er dann plötzlich bei einer Biegung des Wegs vor ihr stand, war Alles vergessen, die Freude, ihn zu sehen, seine Stimme zu hören, war stärker als ihr Wille und ihr Stolz.

„So allein im Walde, Gräfin?“ begrüßte er sie und führte die Hand, die sie ihm reichte, an die Lippen.

„Ich dachte, der kleine Gang in der frischen Luft würde mir die bösen Kopfschmerzen vertreiben,“ antwortete sie mit einer ihr sonst fremden Gast, „und es ist so herrlich hier draußen, sehen Sie nur, wie Alles glänzt und flimmert! Reine ist im Pfarrhaus geblieben; wollen Sie ihr entgegengehen, so brauche ich ihr den Wagen nicht zu schicken.“

Pelle sah ihr schweigend in die Augen, die sich bei dem hastigen Reden mit Thränen gefüllt hatten, dann sagte er: „Lassen wir Reine im Pfarrhause — wollte Gott, wir hätten sie in Capri gelassen!“ setzte er halb laut hinzu.

„Magnus!“

„Sie haben Recht, Gräfin, ich hätte das nicht sagen sollen, und doch ist es wohl nur zu wahr, daß das arme Kind und wir Alle glücklicher geblieben wären, stünde es jetzt nicht zwischen uns.“

Regine, welche von der Nothwendigkeit einer Erklärung mit dem Baron so überzeugt war, daß sie dieselbe mit dem Muth der Verzweiflung hatte herbeiführen wollen, war nun plötzlich zaghaft und unsicher. Pelle sollte ihre Thränen nicht sehen und doch stiegen sie in heißen Fluten aus dem Herzen in die Augen, sie fühlte, daß sie beim ersten Wort unaufhaltsam fließen würden.

Schweigend gingen die Beiden weiter.

Endlich sagte die Gräfin halb unbewußt: „Die Kleine ist so glücklich hier, und ich —“

„Regine, spielen wir nicht Verstecken! Sie fühlen so gut wie ich, daß eine Krisis in unser Leben getreten ist, der wir nicht so ohne Weiteres aus dem Wege gehen können. Ich suchte Sie auf diesem Waldpfade und hoffte, Sie allein zu finden; es muß klar zwischen uns werden, und ich denke zu groß von Ihnen, um eine Täuschung zu versuchen, die Ihrer und meiner unwürdig wäre.“

„Kein Wort weiter, Magnus!“ sagte Regine tonlos. „Ich weiß, was Sie sagen wollen, und Sie sollen mich stark finden, nur sprechen Sie es nicht aus, jetzt nicht, was zu tragen ich erst lernen muß.“

„Sie versteinen mich falsch, Regine,“ sagte Pelle weich und mild. „Ich leugne nicht, daß eine große Versuchung an mich herangetreten ist, daß ich einen bitteren Kampf ausgefochten habe, aber ich habe den rechten Weg wieder gefunden und ich bitte Sie, mit der vollen Ueberzeugung, daß ich es darf, den Zeitpunkt unserer Verbindung zu beschleunigen.“

Eine jähe Freude durchzuckte Regines Herz, sie stand auf der Schwelle des Tempels und durfte nur die Hand ausstrecken, um das gefährdete Glück wieder an sich zu reißen, — aber nur einen Moment gab sie

dieser Regung nach, dann wich alle Farbe aus ihren Wangen. „Das können Sie wollen, Magnus, nach dem Geständniß, das Sie vorhin abgelegt? Sie glauben, ich könnte in eine Theilung willigen?“ sagte sie bitter. „Alles oder nichts, das ist meine Antwort.“

„Ich verdiene dieß Mißtrauen nicht, Gräfin; wenn ich Ihnen heute wieder meine Hand biete, so geschieht es in der Ueberzeugung, daß ich von dem Moment an, wo Sie die Meine sind, keinem Gedanken Raum geben werde, über den ich Ihnen nicht Rechenschaft ablegen könnte. Ich habe es auch in den schwersten Stunden dieser letzten Zeit keinen Augenblick vergessen, Regine, daß mein Leben Ihnen gehört.“

Regine schwieg eine Weile, dann sagte sie sehr ruhig: „Wenn Sie fern von mir sind und nicht an mich gebunden, dann wird zwar mein Leben wieder so öde sein, wie es damals war, als wir uns zuerst gesehen, aber ich glaube, ich könnte es ertragen lernen — doch Sie an mich gekettet und dennoch weit weg zu wissen, während ich bei Ihnen bin, das ertrüge ich nicht. Sie sagen, Ihr Leben gehöre mir, — ohne Ihre Liebe wäre es ein werthloses Geschenk und möchte ich es nicht!“

„Regine, Sie geben mich sehr leicht auf, wie es scheint,“ antwortete der Baron; „das Leben, das Sie verwerfen und werthlos nennen, könnte dieß auch für mich werden!“

Regines Herz schlug fast hörbar; war es schon dahin gekommen zwischen ihr und dem Geliebten, daß sie von Mißverständnis zu Mißverständnis, von Bitterkeit zu Bitterkeit sich steigerten, bis zur Trennung in Zorn und Haß?

„Magnus, lassen Sie uns so nicht scheiden!“

„Scheiden!? Sie haben dieß Wort ausgesprochen, nicht ich, Gräfin! Ich kam zu Ihnen, wie zu meiner besten Freundin, ich hoffte, wir würden in der schönen Vergangenheit unserer Liebe auch deren Zukunft wieder finden — und sehen Sie, wohin wir gekommen sind.“

Regines Kraft war zu Ende, sie brach in heiße Thränen aus. Pelle war wie fast alle Männer Frauen-theränen gegenüber hilflos und ungeschickt, er wollte beruhigen, begütigen und riß die Wunde nur immer tiefer auf. Endlich faßte sich Regine gewaltsam; sie preßte die Hand fest auf den Hals, als könnte sie so die heiß aufquellenden Thränen hinunterdrängen und ihre Stimme hatte fast den alten weichen Klang, als sie sagte:

„Gott weiß es, Magnus, daß ich nur Ihr Glück will und für mich nichts mehr von der Zukunft hoffe; ich mache Ihnen auch keinen Vorwurf, es mußte so kommen. Ich habe weder Glück noch Stern und ziehe Alles, was sich an mich kettet, mit in den Abgrund. Lassen Sie mich den traurigen Rest meiner Tage allein weiter leben, aber Reine, meine arme, süße Reine, darf nicht das Opfer dieser Verkettungen und Irrthümer werden; wenn Eine von uns leiden muß, so will ich es sein, die ich an Leiden gewöhnt bin.“

„Reine und immer Reine! Sie ist jung und wird den ersten kleinen Herzenstraum vergessen.“

„Nein, Magnus, wir Leutragens haben nur eine Liebe und nehmen ein Geschenk nie zurück.“

Man sagt, daß dem Ertrinkenden im Augenblick des Todes noch einmal Lust und Leid des ganzen Lebens vor dem innern Auge vorüberzöge — so war es Pelle zu Muth; im Moment, da er Regine verlieren sollte, zog die Erinnerung an all' die gemeinsam verlebten guten Stunden, an die Liebe und Treue so vieler Jahre durch seine Seele.

„Es kann nicht sein, Regine, ich kann Sie nicht lassen,“ sagte er heiß und leidenschaftlich, „es war ein Moment des Wahnsinns, der vorübergehen wird und muß.“

„Heute scheint es Ihnen so, lieber Freund, und morgen verblaßt das Leid dieser Stunde vor dem süßen Zauber des holden Mädchens, das Sie liebt mit der ersten, kaum bewußten Glut ihres jungen Herzens. Magnus,“ setzte sie leise bittend hinzu, „ich habe es gelobt, daß Reine glücklich werden soll — wollen Sie mir helfen, dieß Gelöbniß zu erfüllen?“

„So weisen Sie mich fort, Gräfin, und zerreißen damit das Band so vieler Jahre, vernichten Alles, wofür wir gelitten, worauf wir gehofft haben?“

„Nein, nein,“ sagte Regine, indem sie ihre letzte Kraft sammelte, „Reine wird immer ein festes Band zwischen uns sein, und was ich in diesen Tagen durch Sie gelitten habe, das machen Sie an ihr wieder gut.“

„Unmöglich, Regine, unmöglich! Ich kann mein Glück nicht auf den Trümmern des Ihren aufbauen;

mein Gott, gibt es denn für diesen Konflikt keine Lösung?"

"Nur die eine, die ich Ihnen angab, und fürchten Sie nicht, Magnus, daß ich mich wie ein stummer Vorwurf in Ihr Leben drängen werde; die Frau, die Sie einst liebten, wird stets dieser Liebe würdig sein."

Sie waren am Parkthor angekommen. Regine fühlte ihre Kniee zusammenbrechen und lehnte einen Moment am Gitter; die Welt versank vor ihren Augen in dem sturmbelegten Meer ihres Jammers.

"Sie sind erschöpft, Gräfin, gestatten Sie mir, Sie zum Schlosse zu führen."

Hülflos, willenlos legte sie ihren Arm zum letzten Mal in den des geliebten Freundes und schweigend gingen sie durch die Gartenwege zu der kleinen Pforte, die direkt zu Regines Zimmer führte. Keines Wortes mächtig reichte sie an der Thür dem Baron ihre eiskalte zitternde Hand.

Einen Augenblick hielt er sie zwischen den seinen, als ob er sie nicht von sich lassen könnte, dann: „Lebe wohl, Regine, Gott behüte Dich!“

Sie sah nicht die Thräne in seinem Auge, sah nicht das Beben der Lippe, über welche das Abschiedswort nur zögernd kam, sie fühlte nur, daß sie zu Ende war mit ihrer Stärke; einen Moment noch und sie würde die Arme fest um seinen Hals schlingen und ihn halten, Allem zum Trotz, und nichts mehr wissen von Stolz und von Entfagen.

Als die Thür in's Schloß gefallen war, sank sie zu Boden, die Sinne schwanden ihr und erbarmende Bewußtlosigkeit senkte sich auf ihre Seele. Wie lange sie so gelegen, sie wußte es nicht.

Die Sonne war schon unter den Horizont gesunken, als Regine aus tiefer Ohnmacht erwachte und sich langsam auf die Ereignisse des Morgens besann. Es pochte leise an die Thür und auf ihr „Herein!“ erschien der alte Kammerdiener, auf silbernem Teller einen Brief bringend.

„Ist Fräulein Reine zurück?“

„Nein, Frau Gräfin.“

„Dann muß John sie mit dem Schlitten im Pfarrhause abholen.“

„Um Vergebung, Frau Gräfin; John fährt den Herrn Baron zur Bahn und ist noch nicht zurück.“

„Den Baron? Ach ja, ich besinne mich. Dann senden Sie das Coupé für Fräulein Reine.“

„Zu Befehl, Frau Gräfin; der Herr Baron gab mir dieß Schreiben für die Frau Gräfin,“ setzte er zögernd hinzu.

„Es ist gut, später, legen Sie nur den Brief dorthin.“

Sie hatte das Gesicht, während sie sprach, nach dem Fenster gewendet, der alte treue Diener sollte ihre rothgeweineten Augen nicht sehen.

„Sagen Sie der Dienerschaft, daß ich nicht mehr gestört sein will, auch das Fräulein lasse ich bitten, nicht mehr zu mir herauf zu kommen, ich fühle mich nicht wohl.“

„Soll ich nicht zum Arzt gehen? Er könnte mit dem gnädigen Fräulein herausfahren,“ fragte der alte Mann, den Regines scheinbare Ruhe nicht darüber täuschte,

kein anderer Gedanke Raum in Regines Seele. Sie hatte es so gewollt, sie hatte allem Glück entsagt, freiwillig, opferfreudig, und doch war nun der Schmerz darüber so schneidend und überwältigend, daß sie in dumpfer Gleichgültigkeit für Alles — außer dem akuten Weh in ihrem Herzen — nicht einmal die Abschiedsworte lesen mochte, welche Pelke's Brief unzweifelhaft enthielt.

Sie mußte es überleben, sich selbst, ihr besseres Sein überleben. Wer faßt den Jammer dieser vier Sylben, der nicht wie Regine im Zusammenbruch aller Lebenshoffnungen, das Leben selbst sich in öder Einsamkeit, in lichtlosem Dunkel vor seinem geistigen Auge hat ausdehnen sehen! Immer der eine Gedanke hämmerte ihr in Kopf und Herzen: Vergebens! — Vergebens war alle Liebe, alle Treue, aller ehrliche Kampf der vielen Jahre; nun versank das ganze Zauberschloß, eben als sie den Fuß auf dessen Schwelle setzen wollte. Sie flehte um Härte, um Kälte, um Erschöpfung, die sie von der vernichtenden Gewalt ihres Schmerzes befreie. — Die frühe Nacht des Dezembertags sank herab und mit ihr legte sich endlich eine Art von dumpfer, resignirter Bewußtlosigkeit auf das arme, zuckende Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wasserträgerin von Amalfi.

Sie war die Schönste der Schönen in Amalfi, dem kleinen, auf Klippen gelagerten Städtchen, das still und weltvergessen am Fuß von Salerno sich aufbaut und beim Rauschen der Meereswellen von seiner einstigen Größe und Herrlichkeit zu träumen scheint.

La fata di Amalfi (die Fee von Amalfi) hieß die schöne Rosella im Volksmunde, und wenn sie dahinschritt mit der wiegenden Bewegung der hohen, schlanken Gestalt, den orcio, den steinernen Krug antiker Form, in der Weise der orientalischen Frauen auf der Schulter tragend, so leicht und grazios, als sei die schwere Last ein Kinderspiel für sie, das edle Oval des bräunlichen Antlitzes mit den dunklen Augen und den Korallenlippen vom freiwallenden, blauschwarzen Haare umweht, erschien sie in der That wie die Verkörperung jugendlicher Schönheit und Kraft, und die Augen der jungen Männerwelt von Amalfi folgten ihr mit Bewunderung und Sehnsucht.

Aber sie war auch spröde, die schöne Rosella; stolz erhobenen Hauptes ging sie ihren Weg und achtete der süßen Liebesworte und Seufzer nicht, die ihr galten. Nur Einer, Maso, der Barcajuolo, durfte sich rühmen, ihr nicht ganz gleichgültig zu sein, und wenn er nächtlich mit seiner Mandoline vor ihrem Hause saß und sein sangestundiger Mund sie in süßen Weisen als seinen Stern, seine Königin, seine Fee feierte, dann fiel wohl aus dem Balkonfenster eine Blume zu seinen Füßen nieder, die er als Pfand der Hoffnung in seine Hütte tragen konnte.

Da traf es sich einst, daß ein Fremder das stille Amalfi betrat und der schönen Rosella begegnete, als sie, den Krug auf der Schulter, vom Brunnen heimkehrte. Bezaubert von ihrem Liebreiz, folgte er dem Mädchen und warb um seine Gunst. Er war jung, er war schön, er versprach dem Mädchen goldene Berge ... und Rosella war ein citle, schwaches Weib ...



Die Wasserträgerin von Amalfi. Gemälde von Jules Salles.

Nach einer Photographie im Verlag von Adolf Braun & Co. in Dornach und Paris (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig).

daß etwas Ungewöhnliches, seine angebetete Herrin tief Erschütterndes vorgefallen sein müsse.

„Nein, nein, es ist nur Uebermüdung von dem Kirchengang heute früh; der Doktor kann mir nicht helfen.“

Der Alte ging und flüsterte draußen mit einem tiefen Seufzer: „Ich glaube es wohl — die arme, arme Frau!“

„Er ist also fort, ohne Abschied fortgegangen!“

Sie hatte ihn verloren, und in dieser Stunde fand

Der Schirm.



Bei Sonnenschein



Des Landschafters



Bei Regen



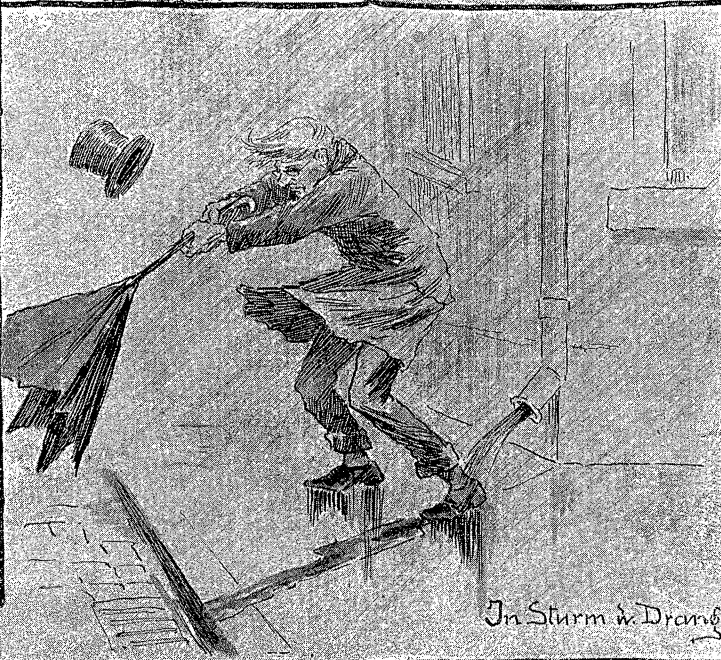
Auf dem Vorküchen-Markt



Als Versteck



Des Elegant



In Sturm & Drang



Des Bauern

© FINGERER & Co. Jh.

Originalzeichnung von C. J. Frankenhach.

Und so währte es auch nicht lange, da kam eine Nacht, wo Maso vergebens unter den Fenstern der Geliebten sang und keine Blüte ihm lohnte. Am nächsten Morgen aber flüsternten die Nachbarinnen und bald ging es von Mund zu Mund, daß Rosella verschwunden sei, entflohen mit dem reichen Engländer.

Maso's Herz war zum Tode getroffen, doch seine Liebe konnte nicht sterben. Monatlang noch sang er unter den Fenstern der Ungetreuen, dann fuhr er eines Tages in's Meer hinaus und kehrte nimmer wieder...

Jahre sind seitdem vergangen; Rosella ist verschwollen, Maso's Hütte ist verfallen, aber am Strande von Amalfi singen die Schiffer noch immer die schwermüthige Weise von der schönen Rosella, der fata di Amalfi,*) die der Heimat entflohen, um als entblätterte Rose am Wege zu sterben.

*) La fata di Amalfi, Serenade der Barcajuoli von Amalfi, Canti popolari napolitani.

Frauenluxus.

Von

Hugo Klein.

(Nachdruck verboten.)



Der Luxus, den schöne Frauen treiben, beschäftigt die Industrie, gibt Tausenden und Abertausenden geschäftiger Hände Arbeit und war zu allen Zeiten von der größten volkswirtschaftlichen Wichtigkeit. Trotzdem ist er wenig populär. Der Schriftsteller, der ein boshafte Wort zur Sache spricht, der Autor, der ein Tendenzstück dagegen schreibt, der Komiker, der ein schneidendes Couplet darüber singt, kann eines kräftigen Applauses stets sicher sein. Heutzutage hat man es allerdings schon aufgegeben, gegen den Luxus der Frauen mit draconischen Maßregeln zu Felde zu ziehen, aber der Staat schenkt ihm noch immer eine ganz hervorragende „Beachtung“, die sich in Ziffern ausdrückt. Der glitzer schöner Frauen ist mit hohen Steuern belegt. Die französische Seide, aus der die schmutte Robe angefertigt wird, unterliegt ebenso einem namhaften Zoll, wie die Brüsseler Spitzen, mit welchen sie befestigt ist, oder der Fächer aus Elfenbein, den die kleine, weiche Hand grazios bewegt. Kein Hüthchen kann mit erotischen Federn oder Kunstblumen geschmückt werden, ohne daß der Staat seine Procente davon erhalte, und so ist es auch um alle anderen Bestandtheile der Damentoilette bestellt. Ob nun die Luxussteuern die gerechtesten seien, wie man sagt, oder auch nicht — wir haben uns mit ihnen jedenfalls abgefunden. Selbst die Damen, die in erster Linie davon betroffen werden, zerbrechen sich über diese Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit nicht die schönen Köpfe. Die Hauptsache ist, daß man Staat machen und alle Rivalinnen auf dem Gebiet der Toilette verdunkeln kann; wenn die Sache auch etwas theurer zu stehen kommt, das wird weniger in Betracht gezogen. Diese glückliche Freiheit des Toilettenaufwandes ist eine Errungenschaft der Neuzeit: in früheren Tagen war es anders, ja es ist unglaublich, welchen geistlichen Verfolgungen er dazumal ausgesetzt war.

Das Beispiel zu den bezüglichen Verationen aller folgenden Jahrhunderte geben, wie in vielen Dingen, so auch in Sachen des Frauenluxus, die alten Römer. Sie bejahen das „Oppidische Gesetz“, so benannt nach dem Volkstribunen C. Oppius, der sein Urheber war. Nach diesem Gesetz, welches circa zweihundert Jahre vor Christi eingeführt wurde, durften die Frauen Roms mit keinem Goldschmuck prangen, der schwerer war als eine halbe Unze; es war ihnen verboten, Purpurkleider zu tragen, die damals theurer waren als der kostbarste Atlas unserer Tage; schließlich war den Damen der Gebrauch der Wagen an anderen als Festtagen, das ist bei Gelegenheit der öffentlichen Opfer, untersagt. Man kann sich beiläufig vorstellen, wie schmer die Frauen Roms dieses harte Gesetz empfanden, und unzählige waren die Versuche es abzuändern. Aber erst nach zwanzig Jahren gelang es, seine Aufhebung durchzusetzen, und dazu bedurfte es einer förmlichen Frauenrevolution. Livius berichtet ausführlicher über die denkwürdige Volksversammlung, die es abschaffte und in welche jeder Gatte und Bruder von einigen Schönen geleitet wurde, die ihn beaufsichtigten, ob er wirklich in dem Sinne votirte, wie er mit heiligen Eiden gelobt hatte. Die Frauen hielten alle Zugänge zum Forum besetzt, und wenn seine Haut lieb war, bedachte bei der Abstimmung die Eventualitäten des Rückzugs. Der vornehmste Vertheidiger des Oppidischen Gesetzes war der Konsul Cato, welcher seine ganze Vereblichkeit aufwandte, um darzuthun, wie fittlich korrumpirend der übertriebene Luxus der Frauen wirken, wie viele Männer er ruiniren, wie viele Vermögen er verschlingen müsse. Vergebens — das Gesetz wurde abgeschafft und das Plaidoyer für die einfachen Sitten war in den Wind gesprochen. Mancher Gatte gedachte später vielleicht wehmüthig des Konsuls, wenn er eine neue Purpurlacerna seiner Frau bezahlen mußte, aber da war es schon zu spät. Die Frauen, welche so geschickt ihre „Freiheiten“ wieder erobert hatten, trugen Sorge dafür, daß das verhasste Gesetz niemals wieder eingeführt wurde.

An Cato in seiner Befehdung des Frauenluxus erinnert ein anderer großer Staatsmann, der in einem Jahrhundert der größten Prachtentfaltung lebte und doch ein berebter Wortführer der einfachen Sitten blieb, Sully, der geniale Rathgeber Heinrich IV. von Frankreich. Auch Sully brachte vorwiegend sittliche Gründe gegen den übertriebenen Luxus vor, und da ihn der König eine Zeitlang gewähren ließ, verfolgte er den Aufwand und die Prachtentfaltung mit strengen Gesetzen, welchen er eine so boshafte Fassung gab, daß man schon um deswillen ihre Uebertretung scheute. So schloß eine seiner Ordonanzen zum Beispiel wie folgt: „Es wird Allen verboten, Gold, Perlen oder Diamanten zu tragen, ausgenommen den Dirnen und Beutelschneidern; es heiße diesen Letzteren zu viel Ehre erweisen, wollten wir ihr Betragen beachten.“ Die Damen verbargen ihre Juwelen und nahmen ihre Zuflucht zu den Bändern, mit welchen sie sich schmückten. Aber der König hatte vielfache Unannehmlichkeiten durch den Uebereifer seines Ministers; er war

ein galanter Mann und klug genug, die Opposition der Damen zu fürchten. „Ich möchte lieber“, rief er einmal Sully ärgerlich zu, „dem König von Spanien drei Schlachten liefern, als alle diese Justiz-, Finanz- und Schreibersleute, besonders aber die Frauen und Mädchen abwehren, die Ihr mir mit Euren bizarren Reglements auf den Hals heßt!“ Und die draconischen Ordonanzen wurden auf Befehl des Bearners zurückgezogen. Es ist bekannt, welchen Aufschwung Handel und Industrie unter Heinrich IV. in Frankreich nahmen, der sie aus allen Kräften unterstützte und unter Anderem als der Begründer der Seidenmanufaktur jenseits der Vogesen gelten kann. In allen diesen Dingen hatte er mit seinem Minister einen harten Strauß auszukämpfen, und es ist kaum begreiflich, wie ein genialer Finanzmann, und das war Sully jedenfalls, sich solchen Maßregeln, welche den Wohlstand Frankreichs außerordentlich förderten, widersetzen konnte. Besonders war ihm die Begründung der Seidenindustrie ein Dorn im Auge, und doch brachte diese schon in den letzten Regierungsjahren des Bearners dem Lande vier Millionen Thaler, das heißt vierzig Millionen Franken in heutigem Gelde ein, während sie in unseren Tagen für mehr als vierhundert Millionen Franken Erzeugnisse exportirt.

Unter dem Nachfolger des Bearners tauchen allerdings wieder die Luxusgefeße auf und der Flitterstaat der Damen erscheint wieder ernstlich bedroht. Nachdem ein Edikt im Jahr 1629 die Tafelgenüsse auf ein bescheidenes Maß herabzubringen geucht — man durfte bei keinem „Traiteur“ mehr als einen Thaler per Kopf ausgeben, bei keiner Gast durften mehr als drei Gerichte servirt werden, und jeder Gast, der nicht die Anzeige erstattete, wenn er bei irgend Jemandem besser fetirt wurde, hatte eine Geldstrafe von vierzig Livres (etwa vierhundert Franken) zu tragen — erschien im Jahr 1633 ein neues Edikt, das den Feldzug gegen den Luxus der Kleidung begann. Es wurde da allen Unterthanen streng verboten, an den Hemden, Kragen, Manschetten, Hüten, Hauben und so weiter Stickereien aus Gold- und Silberfäden, Spitzen, Borten, Treffen zu tragen. Ein zweiter Kleiderkass vom Jahre 1639 unterlagte den Gebrauch von Kleiderstoffen, in welche Gold- und Silberfäden gewoben waren, und schrieb genau vor, daß die reichsten Gewänder nur aus Sammet, Seide oder Taffet bestehen durften, auch war keine andere Ausschmückung derselben als durch Seidenstickereien erlaubt. Diese Maßregeln richteten sich allerdings gegen die Männer — wie gegen die Frauenkleider, wir glauben aber kaum fehlzugehen, wenn wir annehmen, daß die Damen die harten Gesetze Ludwig XIII. am bittersten empfanden und am schwersten ertrugen. Das Volk übte seinen Witz an den Edikten und ihren Urhebern, wie die zahlreichen Karikaturen aus jener Zeit bezeugen. Ein solches Druckblatt zeigt uns das „feierliche Leidenbegänis der Mode“; vier Frauen tragen einen Sarg, in dem die hingemordete Mode liegt, und unzählige Schneider und Schneiderinnen, Stickerinnen, Spizenhändler, folgen klagend dem Sarge; im Hintergrund sieht man ein Grabdenkmal mit der launigen Inschrift:

«Ci gist sous ce tableau, pour l'avoir mérité,
La mode qui causait tant de folie en France.
La mort a fait mourir la superfluité.
Et va faire bientôt revivre l'abondance.»

Trotz des geringen Erfolges dieser Verbote wurde der Kleiderluxus auch späterhin stets wieder zum Gegenstande von Anfeindungen seitens der Machthaber gemacht. Im Jahre 1656 unterlagte eine Verordnung das Tragen der Rastorhüte; eine dieser Kopfbedeckungen kostete damals vierzig bis fünfzig Livres, das sind vier- bis fünfshundert Franken in heutigem Gelde. Ein Edikt, das im Jahre 1700 erschien, richtete sich besonders gegen die Kleiderpracht der Bürgerschaft. Man trug damals Gold-, Silber- und Diamantenboutons an den Kleidern und die französische Regierung fand, daß sich ein solcher Luxus wohl für die adeligen Kreise und die hohen Würdenträger des Staates gezieme, die sich durch ihren Aufwand nach Belieben ruiniren durften, aber nicht für das bürgerliche Individuum. Er wurde daher allen Personen verboten, welche Handel trieben oder von ihrer Hände Arbeit lebten; das Verbot erstreckte sich auch auf Notare und Gerichtsperfonen sammt Angehörigen und machte nur für die Advokaten eine Ausnahme.

Aber alle diese Gesetze und Verordnungen waren von geringer Wirkung, weil alle Welt damit unzufrieden war, weil man sie auf jede mögliche Weise zu umgehen suchte und die Verfolgung der „Schuldigen“ seitens der behördlichen Organe nothgedrungen eine laze sein mußte. Es erwies sich als ganz unmöglich, gegen die Mode anzukämpfen, der sich Jeder willig unterwarf; man konnte im strengsten Falle Hunderte bestrafen, aber nicht die vielen Tausende, die sich um die Verordnung einfach nicht kümmerten und ihren Prachtgelüsten nach wie vor in unvermindertem Maße fröhnten.

An den Erlaß gegen den Kleiderpomp der Bürgerschaft in Frankreich erinnert eine ähnliche Maßregel, welche in der Josephinischen Zeit in Oesterreich gegen die Wiener Stubenmädchen geplant war, die an Sonntagen seidene Röckchen trugen, silberne Schnallen an den Schuhen und goldene Gehänge in den Ohren. Ein heftiges Pamphlet gegen die eiflen Stubenmädchen sollte die Maßregel vorbereiten, welcher die „Keuschheitskommission“ Maria Theresia's nicht ferne stand; die Abwehr ließ aber nichts zu wünschen übrig. Die Stubenmädchen Wiens hatten auch febergewandte Freunde. Es regnete Broschüren nicht nur wider, sondern auch für sie; mehr als zwanzig erschienen, welche die Böfchen mit jener Begeisterung vertheidigten, welche die wahre Liebe zur Sache befundet. Am heftigsten war die Broschüre: „Wider den Stubenmädchenfeind“, und ungemein rührend — man kann sich das denken — jene, welche die gefühlvolle „Liebe eines Stubenmädchens an ihre Mitgeschwestern“ enthielt. Die „Stubenmädchenfrage“ Wiens dauerte — wird man es glauben? — jahrelang. Ein ausländischer Schriftsteller jener Zeit aber rühmt die Klugheit der Wiener Stubenmädchen, welche die damalige Mode der ungeheuren Reiströcke gründlich verachteten und nur ganz enge Röckchen trugen, „was ihren ganzen Liebreiz deutlich erkennen ließ“, weshalb denn auch „die Männerwelt Wiens an ihnen viel Gefallen fand“.

Ja, darauf kommt es an — die Mode läßt sich nur durch die Mode bekämpfen und ein anziehendes Beispiel kann unter Umständen Wunder wirken. Wir wollen ein interessantes

Exempel dafür anführen. Es betrifft die Haarpyramiden des siebzehnten Jahrhunderts, die wir foppschüttelnd betrachten, wenn wir sie auf alten Bildern sehen, von deren komplizirter Konstruktion aber die Wenigsten eine Ahnung haben. Die „Fontange“, wie man jene Pyramide nannte, bildete ein Gebäude von mehreren Etagen, dessen Gerüst aus Eisenstäben bestand. Die Eisenkonstruktion wurde dann zierlich mit den Haarlocken, Bändern, Perlen- und Diamantenschnüren geschmückt; die einzelnen Theile des eisernen Thurmbaues hatten ihre besonderen Namen. Nach diesen Namen trug jede Dame in der zweiten Hälfte des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die folgenden Dinge auf dem schönen Köpfe: Eine „Herzogin“, eine „Schildwache“, einen „Kohl“, einen „Musketier“, eine „Mondschel“, ein „Firmament“, einen „Zehnten Himmel“ und eine „Maus“. Selbstverständlich bedurften die Damen, wenn sie sich damals freistren lassen wollten, dazu eines Schlossers, welcher das Eisengerüst aufbaute, worauf der Coiffeur nach allen Regeln der Kunst die Haarpyramide errichtete. König Ludwig XIV. war ein erbitterter Feind dieser Haarmode; er gab seinem Mißfallen darüber stets Ausdruck, ohne jedoch bei den Damen mit seinen Spott- und Zornesreden die geringste Wirkung zu erzielen. Um dem Könige gefällig zu sein, ließ damals Abbé Vertot eine kleine Schrift gegen die Haarpyramiden erscheinen unter dem Titel: „Abhandlung gegen den Luxus der Coiffuren“ (Traité contre le luxe des coiffures). In diesem Erbauungsschriftchen heißt es: „Die Frauen sind so stark wie Atlas; sie tragen den Himmel mit seinen Sternen. Die Philosophen haben alle die Himmel, welche unsere Schönen schmücken, noch nicht entdeckt; das ist, weil ihnen die Damen nichts von ihrer Astrologie verriethen. Bald werden diese sich neue Welten zu ihrem Schmucke erschaffen, sie besitzen eine Macht, die Alles vermag. Gott schuf sich ein Kleid des Lichts und breitete den Himmel wie einen Mantel aus. Unsere Damen brachten mehr zu Stande, der ganze Himmel steckt in ihrem Kopfschmuck, und daß es dort viele Sterne gibt, davon wissen die Gatten zu erzählen, welche die Diamanten bezahlen müssen. Ein Fehltritt kann das Firmament erschüttern und es gibt keinen Stern mehr, der nicht der Gefahr ausgesetzt wäre, zu fallen.“

Der Herr Abbé war ein arger Schelm, aber mit seinem Spotte über die unnatürlichen Damencoiffuren seiner Zeit hatte er nicht mehr Erfolg als König Ludwig mit seinem Grolle. Da erschien im Jahre 1714 eine schöne Engländerin, die Gemahlin des britischen Gesandten, Lady Landwich, mit einer ganz kleinen Frisur am Hofe, die ihr so hübsch zu Gesichte stand, daß alle Kavaliere sie umschwärmen und der König sie ganz besonders auszeichnete. Im Nu brachen alle Eisengerüste der Pariserinnen zusammen, die Mode der Haarpyramiden war vorbei und wenn dann noch Sterne zum Falle kamen, so waren wenigstens die Coiffuren nicht schuld daran. Die Befehle des Königs waren vergebens gewesen, die schmutte Erscheinung der britischen Lady jedoch führte eine Revolution im „Luxus der Coiffuren“ herbei.

Staaten und Fürsten sind seither toleranter geworden gegen den Frauenluxus, dessen wirtschaftliche Wichtigkeit allgemein anerkannt wird. Die ihm aber großen, mögen nicht vergessen, daß ein schönes Bild auch einen prächtigen Rahmen verlangt. Kein Künstler möchte gerne auf ihn verzichten, und es wäre unbillig, von der Frau eine größere Entfaltungskraft zu verlangen.

Abschied.

(Siehe das Bild S. 1045.)



Leb' wohl! So muß es denn geschieden,
So muß es denn gemieden sein!
Ein Opfer gilt's für deinen Frieden,
Es fällt — die Seelen bleiben rein.

Leb' wohl! Und mögst du bald vergessen,
Daß ich ein Weichen nah' dir stand,
Und nimmer all' den Schmerz ermessen,
Den dieses Herz um dich empfand!

O. B.

Nierstein, seine Gegend und sein Wein.

(Siehe das Bild S. 1048.)



„Das ist Nierstein“, ruft Freund Kellermeister in Vorking's „Undine“, indem er den Inhalt seines gefüllten Bechers preist. Wer Nierstein gekostet, der stimmt mit ein in das Lob und es bedarf keiner Kellermeister und Weinkenner nur, sondern selbst jeder Bierphilister muß wissen, daß Nierstein in der Krone der deutschen Weinorte mit zu den glänzendsten und edelsten Perlen gerechnet wird. Nierstein ist ein Weinort, welcher wohl der bedeutendste unter seinen rheinischen Brüdern hinsichtlich seiner jährlichen quantitativen Produktion ist und in qualitativer Beziehung sich in mittel- und hochfeinen Weinen würdig den besten Rheinweinen zur Seite stellt.

Schon im urgrauen Alterthum war Nierstein hinsichtlich seiner Lage und seines Weinbaues ein sehr bedeutender Ort. Bis auf den heutigen Tag finden sich in seiner Gemarkung allerlei römische Gefäße und Urnen. Das nacheliegende Oppidenheim, mit Nierstein fast zusammenhängend, war eine römische Militärstation, in alten Karten findet sie sich verzeichnet unter dem Namen Bonconica. Es wurden in der Gemarkung Niersteins noch römische Straßenpflaster, sowie ein Votivstein entdeckt, mit der Inschrift: J. D. Deo Apollinis et Sirona Julia Frontina V. S. L. L. M. Dieser Stein fand sich an einer von den Römern gefaßten Schwefelquelle, die heute noch unter dem Namen „das Sironabad“ erhalten ist. Von ihrem Wasser, das die Römer Aquae neri nannten, will man den Namen Nerenstein, Nierenstein, Nierstein ableiten. Die ersten Urkunden, welche Nierstein mit ähnlich lautenden Namen

erwähnen, sind aus der Zeit der Karolinger und zwar aus der ältesten von Karlmann, dem Oheim Karl's des Großen. Dieser hat in der Mitte des achten Jahrhunderts dem Bisthum Würzburg eine Kirche geschenkt, die dem Würzburger Patronat des heiligen Kilian gehörte. Die Kirche führt bis heute den Namen Kiliankirche und bildet mit den sie umgebenden vorzüglichen Weinbergslagen eine Zierde Niersteins. Der größte Theil der Gemarlung mit ihrem schon um jene Zeit hoch entwickelten Acker- und Weinbau war kaiserlich. Die heutige evangelische Kirche war dem heiligen Martin als dem Schutzpatron des fränkischen Königs- hauses geweiht. Der Thurm dieser Kirche, inzwischen gänzlich umgeändert, zeigt im Innern, daß er zu den ältesten Bauwerken unseres Landes gehört. Einer der Söhne Ludwig's des Frommen schenkte von genanntem kaiserlichem Gut mehrere Theile der kaiserlichen Kapelle zu Frankfurt am Main, als Lohn für Genehung von schwerer Krankheit. Ueber dieses Gut, welches lange in den Händen der kaiserlichen Nachfolger verblieb, waren zahlreiche Urkunden vorhanden, so zum Beispiel eine von Kaiser Otto III. aus dem Jahr 991, eine andere von Friedrich II. u. s. f. Diese Urkunden wurden mit dem Gemeinarchiv zur Zeit des französischen Krieges, 1689, in die Burg Landestronne zu Oppenheim verbracht, wo Alles durch Melac's blindwüthende Horden vernichtet wurde. Zur Zeit der Hohenstaufen wurde Nierstein mit den naheliegenden Dörfern Schwabsburg und Dagheim und der Burg Landestronne zu einem Besitz des Kaisers vereinigt. Es kam hierauf an verschiedene Geschlechter und war beim Lüneviller Frieden, 9. Februar 1801, zur Pfalz gehörig.

Im dreißigjährigen Kriege hatte Nierstein schwer zu leiden. Eine interessante Notiz aus jenen sturmbelegten Tagen erzählt, daß Gustav Adolph 1631 von Niersteiner Schiffen mit Thoren von Scheunen bei Erfelden sammt seinem Heere über den Rhein gefahren wurde, von wo aus Gustav Adolph die in Oppenheim verhängten Spanier angriff und schlug. An der Stelle dieser Rheinüberfahrt steht als Gedenkstein die Schwedensäule. An baulichen Ueberresten besitzt Nierstein aus der Zeit Karl's des Großen die Ueberbleibsel eines zum großen Theil zerstörten Thurmes und einen Halbturm, der jetzt zur Einfriedigung des Gartens der Martinskirche gehört. In sprachlicher Beziehung hat sich aus alter Zeit der Name Trophhof erhalten, auf welchem sämtliche Gewerbe zur Zeit Karl's des Großen vereinigt waren; ferner ist der Name eines in dem Nebfelde belegenen Areals „Hinterfaal“ bis auf den heutigen Tag beibehalten worden. An dieser Stelle besaß Kaiser Karl der Große ein Schloß mit Rittersaal. Dieser Herrscher förderte den Weinbau in sehr thatkräftiger Weise und genanntes Schloß stand inmitten von Weingärten. Aus dem Mittelalter ist außer den Kirchen der hoch auf dem Weinberge stehende Wartthurm noch zu erwähnen; derselbe ist völlig erhalten und diente als Signalwarte für die in Oppenheim liegende Burg Landestronne und die heutige Schloßruine Schwabsburg. Es würde zu weit führen, die Geschichte von Nierstein bis in ihre Einzelheiten zu verfolgen; das Gelayte soll ein Streiflicht darauf werfen, wie Nierstein mit seinem Weinbau schon zu den Zeiten der Römer, Karl's des Großen und des blühenden Mittelalters zu denjenigen ausgewählten Erdstücken am Rheinstrome gehörte, um deren Besitz Kaiser und Reich, Adel und Kirche mit besonderer Vorliebe zu buhlen pflegten. Wie reich wäre Nierstein und die dortige Gegend an Baudenkmalen aller Zeiten, wenn nicht gerade die Provinz Rheinhessen mit der sich anschließenden Rheinpfalz wie kaum eine andere Gegend der Tummelplatz fremder Kriegsschaaren, von den Römern an bis Bonaparte, gewesen wäre. Dem dadurch entstandenen Mangel an baulichen Ueberresten ist es auch vielfach zuzuschreiben, daß sich das Interesse für die landschaftlichen Schönheiten dieser gesegneten Gegend nicht in dem Maße offenbart, wie es billig der Fall sein sollte. Die moderne Welt pflegt eben bei ihren Vergnügungsreisen viel zu wenig selbst das Sehenswürdigste aufzusuchen, sondern folgt mehr oder minder der hergebrachten Mode, durch die sie auf ausgetretenen Geleisen geführt wird. Sie richtet sich nach den Reisehandbüchern, und diese geben nach alter Schablone die Route einer Rheinreise von Mainz abwärts an. So beklagt sich Nierstein mit Recht, neben seinen rheinischen Brüdern nicht genug gewürdigt zu sein. Kaum ein zweiter Punkt am ganzen Rhein zeigt in so großem Rahmen dem Auge solche Abwechslung von Bergen, Thälern, Stromgebieten und Ebenen, wie sie sich in der Umgebung von Nierstein finden. Die Fernsicht umfaßt mehrere Provinzen und Staaten. Nach Norden erstreckt sich ein Theil von Nassau, Kurhessen, Hessen-Homburg mit dem Taunus, dessen Ausläufer die Rheingauer Weinberge sind, von Nordosten und nach Südosten breitet sich die Frankfurter Ebene mit Anschluß an den Taunus; die ganze Provinz Starkenburg mit der Bergstraße, dem Melibokus, dem heßischen und badischen Odenwald nebst einer riesigen Ebene, welche mit unzähligen Orten — Darmstadt im Hintergrund — besetzt ist und die täglich in den mannigfaltigsten Luft- und Lichtstimmungen wechselt. Ganz besonders sind der Odenwald und der Taunus reich an abwechselnden, großartigen und überraschenden Farbenspielen und es gestalten sich so mit dem großen, majestätischen Rheinstrome im Vordergrund Bilder von wunderbarer Schönheit. Im Sommer und Herbst, wenn der Nebel in vollem Laub steht, macht der Niersteiner Weinberg an und für sich durch das Nebengrün und seinen rothen Boden einen prächtigen, malerischen Eindruck, der jedem noch so flüchtigen Beschauer auffallen muß. Unter den Niersteiner Weinlagen unterscheidet man drei Qualitäten. Die Gesamtanbaugebiet des Niersteiner Berges läßt sich überschlägig auf ein Drittel Oesterreicher und zwei Drittel Rikling angeben. Die geographische Lage des Weinberges beginnt von Nackenheim an südlich und bewegt sich auf eine Entfernung von etwa anderthalb Stunden in einem stumpfen Winkel nach Süden verlaufend bis zur Gemarlung Schwabsburg. Die ebenen Lagen am Fuße des Berges liefern mit wenigen Ausnahmen die zweite Qualität, die Lagen an dem Bergabhänge, zwischen Bergplateau und Niederung, geben die erste Qualität, da hier die möglichst vertikale Lichtbrechung der Sonnenstrahlen stattfindet. Das Bergplateau bringt die dritte Qualität. Die geologische Beschaffenheit ist Roth-Lothliegendes auf Lehm und Thon der vulkanischen Erhebung. Die Größe des Nebgeländes erstreckt sich auf annähernd zweitausendfünfhundert Morgen, wovon mehr als ein Drittel den feinsten Lagen angehört.

Der Herbst in Nierstein hat sich in den letzten zehn Jahren gewissermaßen zu einem örtlichen Weinmarkte gestaltet, auf welchem der kleine Produzent verkauft. Die Nachfrage ist stets eine sehr

lebhaft. In den Jahren 1881 und 1883 wurden während der Lese für je über eine Million Mark gefasene Trauben verkauft. Dabei ist zu bedenken, daß diejenigen Gutsbesitzer, welche hochfeine Lagen mit Riklingspflanzung besitzen, im Herbst nicht verkaufen. Das Feinste ist niemals im Herbst käuflich, weil die größeren Riklingskomplexe in vermögenden, festen Händen sich befinden. So steht Nierstein in keiner Weise hinter seinen Rheingauer Brüdern zurück, vielmehr beweist es durch sich selbst, daß es einer der besten unter den echten Weinorten ist, die in lustigem Kranze umfern alten Vater Rhein umschließen.

Dul. Fehr.

Guten Morgen, Couleur!

(Siehe das Bild S. 1049.)



Mit diesem Ruf begrüßen sich im Felde diejenigen Truppen, welche unter einander in näheren Beziehungen stehen, die sich entweder aus ihrer Waffenart und militärischen Verwendung oder zuweilen auch aus gemeinsamen Erlebnissen gebildet haben. So standen früher die Grenadiere, als sie noch die Handgranaten schleuderten, mit den Artilleristen, die Dragoner, welche auch zu Fuß fochten, mit den Musketeren in einem gewissen Verhältnis der gegenseitigen Ergänzung, aus dem sich dann eine besondere und nähere Kameradschaft herausbildete.

Am meisten ausgeprägt ist das sogenannte Couleurverhältnis in der heutigen preussischen Armee unter den Jägern und Husaren, und es beruht dieß sowohl auf der Geschichte der beiden Truppentheile, als auf ihrer militärischen Verwendung, welche sie häufig und immer wieder zu einander führt und gemeinsame Gefahren bestehen läßt. Sowohl die Jäger als die Husaren datiren in der preussischen Armee aus der ruhmreichen Zeit der Kriege Friedrich's des Großen; die Husaren haben ihre ursprüngliche Heimat in Ungarn; sie bildeten dort eine berittene Miliz, welche von dem ungarischen Adel in seiner reichen Nationaltracht gestellt wurde. Sie erschienen in der österreichischen Armee schon unter Karl V. in der Schlacht bei Mühlberg im Jahre 1547 in kleinen Korps und wurden vielfach im Türkenkriege 1602 gleich wie die orientalische Reiterei verwendet, aber erst Leopold I. richtete im Jahre 1688 das erste Husarenregiment aus geworbenen Mannschaften nach dem Muster der ungarischen Miliz ein. Die Husaren wurden besonders für den schwierigen Sicherheitsdienst, für Vorposten und Patrouillen verwendet und fanden wegen der vorzüglichen Dienste, die sie leisteten, überall Anerkennung und Nachahmung.

Friedrich der Große war der Erste, der die Husaren in der preussischen Armee einführte. General von Zieten machte sie durch seine tollkühnen und dabei doch wieder umsichtigen Unternehmungen weltberühmt, und in der Kavallerie des großen Königs nahmen die Seydlitz'schen Kürassiere und die Zieten'schen Husaren unzweifelhaft den ersten Platz ein: die Kürassiere als entscheidende schwere Waffe, welche durch ihre wichtigen Eingriffe in schwankenden Schlachten den Ausschlag gaben und den Sieg errangen, die Husaren durch den außerordentlich zuverlässigen Sicherheitsdienst, welchen sie um die preussische Armee herum ausübten und durch die erfolgreichen Streifzüge und unausgesehten Plänkelen, mit denen sie das feindliche Heer unaufhörlich beunruhigten und im Schach hielten. War es doch Zieten, welcher in der verhängnisvollen Nacht bei Hochkirch, dem Befehl des Königs entgegen, nicht abwarten ließ und durch seine augenblicklich kampfbereiten Husaren sehr wesentlich dazu beitrug, daß sich der Ueberfall nicht noch verderblicher gestaltete, nicht mit dem völligen Untergang der preussischen Armee endete. König Friedrich II. hat auch wenigen von seinen Generalen so hohe Auszeichnung und Anerkennung bewiesen, als gerade dem General von Seydlitz und seinem großen Husarenregiment, dessen Name noch heute im Munde des Volkes lebt und als „Zieten aus dem Busch“ die Kühnheit, Wachsamkeit und unermüdete Schlagfertigkeit ausdrückt, welche eine besondere Eigenschaft der Husaren bildeten. Auch Blücher liebte die Husaren und hatte sie gern in seiner Nähe, und das bekannte, schwungvolle Lied:

„Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall in fliegendem Saus“ —

beweist, daß die Husaren den „Marschall Vorwärts“ ganz besonders als den Ihrigen betrachteten.

Obgleich die Husaren der österreichischen Armee entflammt und dort bereits länger existirten, so erkannten doch Daun und Laudon selbst an, daß die preussischen Husaren unter Zieten die österreichischen an Schneidigkeit überboten hatten.

Ebenso organisierte auch Friedrich der Große in der preussischen Armee die Jäger. Zwar hatte der große Kurfürst schon im Jahre 1674 Jäger in seiner Armee gehabt, es waren jedoch dieß nur einige mit Büchsen bewaffnete Soldaten, welche jeder Kompagnie zugetheilt wurden und vorzugsweise auf die feindlichen Offiziere schießen sollten. Erst im Jahre 1740 errichtete Friedrich der Große die erste geschlossene Jägertruppe, welche damals nur sechzig Mann stark war und aus gelehrten Forstbedienten bestand; sie wurden verwendet als Wegweiser, als Führer der Kolonnen bei den Marschen auf unbekanntem Terrain und als Bedeckung bei Refugiosirungen, also in ganz ähnlicher Weise wie die Husaren auf solchem Terrain, welches die Verwendung von Kavallerie unmöglich macht. Bereits im ersten schlesischen Kriege leisteten die neu organisierten Jäger so vortreffliche Dienste, daß schon bei dem Beginn des zweiten schlesischen Krieges das Jägerkorps auf dreihundert Mann in zwei Kompagnien vermehrt wurde. 1756 erfolgte, gestützt auf die Erfahrungen bezüglich der ausgezeichneten Verwendbarkeit der Jäger, eine neue Vermehrung derselben auf vierhundert Mann und während des siebenjährigen Krieges wurde das Jägerkorps sogar auf achthundert Mann gebracht. Zur Belohnung der Dienste dieses Korps bestimmte Friedrich der Große nach dem Hubertsburger Frieden im Jahre 1763, daß alle Försterstellen nur von ausgedienten Jägern besetzt werden sollten. Im Jahre 1778 wurden die Jäger wieder vermehrt und bildeten bei dem Tode des großen Königs ein Regiment. Bei der Reorganisation der preussischen Armee im Jahre 1808 wurden die Jäger nach den Provinzen und Armeekorps in Bataillone

formirt und im Jahre 1821 wurde jedem der acht preussischen Armeekorps ein halbes Bataillon beigegeben. Im Jahre 1848 endlich wurden sämtliche Jägerabtheilungen bei den Armeekorps in Jägerbataillone zu vier Kompagnien formirt, wodurch es dann freilich nöthig wurde, bei dem Ersatz der Mannschaften zur Komplettirung der Bataillone nicht gelernte Jäger zuzulassen.

Der Dienst der Jäger blieb immer dem der Husaren analog und die preussischen Jäger wurden auch in anderen Armeen nachgeahmt, zunächst während des siebenjährigen Krieges in der österreichischen, in der man den preussischen Jägern die Spitze zu bieten bedacht war. Man formirte dort zunächst kleine Abtheilungen von Tyroler Scharfschützen, aus denen im Jahre 1816 das Kaiserregiment gebildet wurde, wozu dann auch in anderen Kronländern Feldjägerbataillone hinzutraten.

Die Geschichte, ihre Entstehung und Entwicklung führt also die Jäger und Husaren gemeinsam auf die Zeit Friedrich's des Großen zurück. Und während seit jenen Tagen in den meisten übrigen Truppengattungen sehr wesentliche Veränderungen und Umformungen stattgefunden haben, sind die Jäger und die Husaren in ihrer Organisation und der Art ihrer Verwendung sich fast ganz gleich geblieben. Daraus ergibt sich denn auch, daß ihr Waffendienst sie in den verschiedenen Kriegen häufig zusammenführte, in dem Bestehen gemeinsamer Gefahren vereinigte und die Erfüllung gemeinsamer Aufgaben ihnen zugewiesen hat. In Folge dessen hat sich eine ganz besonders innige Kameradschaft zwischen den beiden Truppen gebildet und sie sind es vorzugsweise, welche sich auch heute noch mit dem Zuruf: „Couleur!“ begrüßen und überall für einander stehen. Diese Couleurgemeinschaft umschließt Mannschaften und Offiziere und macht sich überall in den Garnisonen wie bei dem Manöver und im Felde geltend. Wenn ein Jägeroffizier in eine Garnison von verschiedenen Truppen kommt, so wird er stets das Kasino der Husarenoffiziere besuchen und dort als ganz besonders zugehörig empfungen werden und ebenso umgekehrt. Auf Marschen und in den Bivouaks begrüßen sich die Husaren und Jäger mit jubelndem Zuruf, sie theilen ihre Verräthe mit einander und beweisen sich in jeder Weise einander freundschaftlich und herzlich entgegenkommend.

Bis über die aktive Dienstzeit hinaus dauert dieß intime Couleurverhältnis fort. Die heute fast überall bestehenden kameradschaftlichen Vereine ehemaliger Jäger und Husaren halten auch gesellig zu einander und begehen die patriotischen Feste und Gedenktage meist gemeinschaftlich. So hatten beispielsweise in Berlin im letzten Jahre die vereinigten ehemaligen Jäger und ehemaligen Gardes, Leib- und Zietenhussaren den Tag von Sedan gemeinschaftlich im Couleurverbande festlich begangen. Da sich bei solchen Festtagen auch die Familien, die Freunde und Freundinnen der ehemaligen Soldaten betheiligen, so greift der im Dienste geschlossene Couleurverband immer tiefer selbst in das bürgerliche und gesellige Leben ein, wie das ja in der preussischen und deutschen Armee, welche in der That das Volk in Waffen darstellt, bei allen militärischen Erinnerungen und Traditionen der Fall ist. Unter Bild zeigt die Begegnung von Husaren und Jägern im Felde, und zwar sind es zwei Patrouillen, welche sich im Vorposten- und Geländerdienst zu unterstützen und zu ergänzen haben. Jubelnd rufen sich die Mannschaften das „Guten Morgen, Couleur!“ zu und thun einander aus ihren Feldflaschen Beiseid, während die Offiziere einen herzlichen Händedruck wechseln und dann auch wohl gegenseitige Beobachtungen und Wahrnehmungen über den ohne Zweifel nahen Feind austauschen; denn die Jäger und Husaren befinden sich ja fast immer in der Nähe des Feindes, um für die braven Kameraden hinter ihnen das Terrain zu sondiren und den Weg zu lichten.

Wir wünschen und hoffen, daß unserem Vaterlande der Friede lange erhalten bleibe und daß das „Guten Morgen, Couleur!“ lange noch nur auf dem Manöverfelde erschallen möge. Wenn es aber wieder gilt, einen übermüthigen Feind zurückzuschlagen und Deutschlands Recht zur Geltung zu bringen, dann mögen die Jäger und Husaren den alten Ruhm bewahren, den sie von Molwig bis Sedan erkämpft haben, und in dem Rufe: „Guten Morgen, Couleur!“ möge allezeit eine fröhliche und frische Bürgschaft des Sieges wiederklingen.

Am Donauufer in Budapest.

(Siehe das Bild S. 1053.)

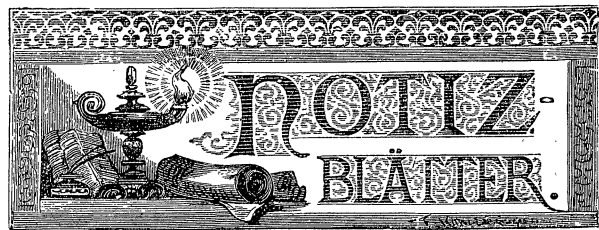


Die Physiognomie von Budapest, einer Stadt, welche gegenwärtig durch das glänzende Schauspiel der allgemeinen ungarischen Landesausstellung die Augen aller Gebildeten auf sich lenkt, läßt sich nicht leicht charakteristisch und malerisch zusammenfassen, als dieß dem Künstler Bruck Lajos *) in seinem diese Nummer zierenden Gemälde gelungen ist. Längs der gewaltigen Pulsader, welche Ofen und Pest scheidet, oder besser, zu gemeinsamem Aufschwunge innig verbindet, kommt naturgemäß Handel und Wandel, Leben und Treiben in viel großartigerem und farbenreichem Wechsel zum Ausdruck, als dieß in den inneren Stadttheilen der Fall ist. Vom rechten Donauufer her schauen düster majestätisch die verwitterten Zinnen der Königsburg vom hundertundzweihundneunzig Fuß hohen Festungsberge auf das reichbelebte Flußbild hinab, ein gewaltiges Stück magyarischer Geschichte erzählend. Ueber die Fluten der schönen blauen Donau spannt die zwölfhundert Fuß lange, prachtvolle Kettenbrücke ihre kühn geschweiften Bögen; Dampfschiffe, Segelboote und Rähne jeder Größe durchfurchen die Wasserstraße, und an den Landungsbrücken, welche vom Kai des Pest's Ufers aus weit in die Flut hinauspringen, herrscht jenes bunte, athemlose Leben, wie es das Verladen der Frachtschiffe und der ununterbrochene Personenverkehr zu erzeugen pflegt. Auf den Stein- treppen, die von der Straße zum Donauufer hinabführen, haben sich ungarische Kleinhändlerinnen in ihren bunten, malerischen Trachten niedergelassen und bieten mit gelaufiger Zunge ihren Kram den Vorübergehenden feil.

Zur Zeit der Ausstellung ist natürlich in Folge des ge-

*) Wir geben den Namen, wie der Künstler selbst ihn zu schreiben pflegt, indem er nach ungarischem Gebrauch den Familiennamen vor den Taufnamen setzt.

steigerten Verkehrs das Leben und Treiben auf diesen Stapelplätzen des Handels ein ganz besonders interessantes, vielgestaltiges, und es kann gar nichts Unterhaltenderes und für den Fremden Charakteristischeres geben als einen Spaziergang längs des Donaukais. Bruck Lajos, der den Reiz dieses echt ungarischen Städtebildes in Landschaft und Staffage so meisterhaft festzuhalten wusste, hat mit seinen trefflichen, in Lorolt und Auffassung den selbstständigen, echt nationalen Künstler verrathenden Bildern auf der allgemeinen Landesausstellung in Budapest gerechte Bewunderung erweckt, die unsere Leser beim Anblick des durch unsere Abbildung wiedergegebenen lebensvollen Gemäldes gewiß theilen werden. Geboren am 3. November 1840 zu Pope in Ungarn, wurde er 1862 Schüler der Akademie in Wien, lernte dort die ganze Noth des Daseins kennen und mußte sich mit Porträtmalerei kümmerlich sein Brod verdienen, bis ein ungarisches Stipendium ihn in den Stand setzte, sich von 1869 bis 1872 in Italien und namentlich in Venedig weiter zu bilden. Es folgte nun eine Reihe von Werken, welche seinen Namen bald berühmt machten und unter denen die vortrefflichen Genrebilder: „Die Abreise nach der Stadt“ (1877), „Der Brief der Abweiden“ (1878) und „Verlassenheit“ (1879) einen hervorragenden Platz einnehmen. Gegenwärtig ist Bruck Lajos einer der beliebtesten Vertreter des ungarischen Genres in Paris, wo er sein Atelier dauernd aufgeschlagen hat.



Literatur.

Man zählt Rudolf Baumbach gewöhnlich nur zu den Lyrikern und hebt seine Begabung für das heitere, schelmische Liebes- und Trinklied hervor; diese Charakteristik ist jedoch sehr unvollständig und der Poet kommt dabei zu kurz. Baumbach hat als Epiker in seinem „Sclatorot“ ebenso Bedeutendes geleistet wie in seinen kleinen Liedern, und als Romanautor gehört er durch seine Erzählung „Truggold“ zu den besten und feinsten unserer Tage. Jetzt liegt uns von Baumbach eine Sammlung „Erzählungen und Märchen“ vor (Leipzig, Liebeskind), die beweist, daß dieser vielseitige Autor auch auf dem Gebiete der Novellistik und der humoristischen Arabeske in Märchenform Bedeutendes und Eigenartiges leistet. Diese Miniaturdichtungen in freigelegener Prosa haben dieselbe Frische und Anmuth wie Baumbach's Lieder, denselben Humor, die gleichen sinnig-fomischen Pointen, es sind sozusagen Lieder in Prosa, deren Stoff über die knappe Form des Liedes hinausragt und deshalb vom Poeten nicht durch Verse veranschaulicht wird. Es ist ein lebenswürdiges, phantasiereiches Büchlein, das Baumbach uns hier bietet, und Novellisten wie „Die gefangene Trube“, „Die vier Evangelisten“ und „Wie Zwei sich zusammenfanden“ dürfen als Muster dieser originellen Art märchenhaften und doch dabei realistischer Phantasiegebilde angesehen werden. Das Büchlein, in der bekannten Art der übrigen Werke Baumbach's ausgestattet, wird den Ruf dieses begabten Dichters erhöhen und in immer weitere Kreise tragen.

Seit Seume's Spaziergang nach Syrakus hat wohl der Buchhandel kein Werk publiziert, das eine ähnliche große Fußreise durch Italien veranschaulicht, denn das Zeitalter des Dampfes machte die Italienfahrer bequem und Fußreisen durch das Land jenseits der Alpen kamen aus mancherlei gewichtigen Gründen in Verfall. Jetzt liegt uns aus dem Verlage von Winkner's Buchdruckerei in München ein Büchlein vor, das ein Verächter der bequemen Reiskart mittelst des Dampfes veröffentlicht, und in welchem derselbe seine Fußwanderung von München nach Rom schildert. Eine derartige Fußwanderung durch Italien gäbe noch heute Stoff zu einem ebenso originellen und interessanten Buch, das die meisten Reiseschilderungen von dem Lande der Schönheit der Nordländer in den Schatten stellen würde, wenn der Autor zu sehen und darzustellen verstände, denn abseits von der Eisenbahn findet man erst das eigentliche Italien, wie es in unserer Phantasie steht; was man auf der großen Touristenstraße erblickt und erfährt, ist schon sehr toskopolitisch geworden. Der Autor des uns vorliegenden Büchleins — er nennt sich ein Wanderlustiger — hat den Muth und die physische Kraft gehabt, diesen großen Spaziergang zu wagen, leider aber ist er kein scharfer Beobachter und weiß uns wenig zu berichten; das, was er aber gesehen und erfahren hat, stellt er einfach und hübsch dar, so daß diese Blätter doch manchen nicht uninteressanten Beitrag zur Kenntniß Italiens etwas ferner von der Heerstraße geben. Es sollte sich ein geistvoller und kenntnißreicher Autor finden, der eine derartige Fußwanderung durch Italien unternähme, sein Buch würde unserer Meinung nach einen überraschenden Erfolg haben.

Dem Streben unserer Tage, mit leichter, angenehmer Form sich die Ergebnisse der Fachgelehrsamkeit und Fachforschung eigen zu machen, kommen die öffentlichen Vorträge entgegen, welche von namhaften Gelehrten in verschiedenen Städten Deutschlands und des Auslandes gehalten werden. Besonders Auf in dieser Hinsicht hat die Stadt Zürich, und die von der Schweighäuser'schen Buchhandlung in Basel veröffentlichten Sammlungen solcher Vorträge aus der Schweiz nehmen hier eine hervorragende Stellung ein. Jetzt liegt uns der siebente Band der „Öffentlichen Vorträge“, gehalten in der Schweiz, herausgegeben von Benno Schwäb, vor, der sich durch reichhaltige, sorgfältige Wahl und Gediegenheit der Behandlung der verschiedenartigsten Materien auszeichnet; besonders hervorzuheben wollen wir unter diesen zwölf Vorträgen den zweiten: „Das Thierleben in großen Meeresstiefen“ von Konrad Keller, den dritten: „Ueber das Bewegungsvermögen der Pflanzen“ von C. Camer, den siebenten: „Aus der Geschichte der Gifte“, dessen Autor Eduard Schär, den ersten Vortrag Karl Meyer's: „Der Parival Wolfram's von Eichenbach“. Etwas sonderbar mutet uns an die erste Nummer der Sammlung: „Der Reichthum und das Himmelreich“. Gar zu zahlreich erscheint uns „Lord Byron“ von Stephan Born; hier scheint man das anwesende Damenpublikum etwas gar sehr berücksichtigen zu haben, immerhin jedoch ist dieser Band eine sehr interessante, edle und außerordentlich anregende Lektüre für einen großen Leserkreis und muß man es dem Verleger zum Verdienst anrechnen, daß er dem Publikum diese gediegene Unterhaltung allgemein zugänglich macht.

Bildende Künste.

Johann Girt's in München neueste Schöpfung, eine in Marmor ausgeführte „Andromeda“, steht seiner reizenden „Jungen Quellensymphie“ würdig zur Seite und stellt die voll aufgeblühte Schönheit des weiblichen Körpers der Inspektoren gegenüber.

Gabriel May hat in der letzten Zeit eine „Lady Macbeth“ nach Shakespeare und eine „Maria als Königin“ fertig gestellt. Diese drei Gemälde des Kunstmalers P. Kaefer in München, diese der Fleischmann'schen Hofkunsthändler dorfleht.

Munkach's „Mozartbild“, das im Pariser Atelier des Meisters seiner Vollendung entgegengeht, hat die Größe des berühmten Miltonbildes und bildet gleichsam ein Gegenstück zu demselben, obwohl es sich durch die reichere Komposition von jenen unterscheidet. In einem weichen Armstuhl geleht, liegt, wie wir einer Schilderung in Lauer's „Allg. Kunstchronik“ entnehmen, des todesnahen Meisters gebrechlicher Körper; das Antlitz ist bleich, von jener wachsgelben Blässe, welche sich schon mit den Schatten des Jenseits verbunden zu haben scheint; die Arme sind bereits erschlafft, werden jedoch mit sichtbarer Anstrengung emporgehoben, um noch den Satz zu geben zu dem Requiem, welches vier Freunde dem sterbenden Meister vorsingen. Dieser Chorus ist eine künstlerische That ersten Ranges; die vier Köpfe gehören zu dem Besten, was Munkach geschaffen, und der Ausdruck jener Mischung wahrhaft tiefer Trauer und der Bemühung, dieselbe nicht zu offenbaren, ist nie klarer und passender getroffen worden. Weit erschütternder freilich ist der intensio hervorbrechende Schmerz, welcher sich hinter dem Stuhle des Sterbenden in zwei Gestalten kundgibt, deren eine wohl die Schwester Mozart's vorstellt. Die Zusammenfassung des Figurenwerkes mit der Ausstattung des hellen, schlichten Interieurs erhöht die gewaltige Wirkung des fast fertigen Kunstwerkes, welches sicherlich in kunstverständigen Kreisen einhelligem Beifall ernten wird als die Christusbilder Munkach's. Mit welcher Gewissenhaftigkeit und welchem inneren Fleiß der Meister an seine Werke herantritt, hat man gelegentlich der Ausstellung seiner Skizzen zu dem ersten Christusbilde im Wiener Kunstvereine zu beurtheilen Gelegenheit gehabt; eine ebenso große Reihe von Skizzen und Studien, deren viele als Gemälde für sich gelten können, hat auch das Mozartbild schon hervorgerufen.

Durch die beiden „Rubens“, welche das Berliner Museum aus den berühmten Marlboroughsammlungen in Blenheim erworben hat, ist Berlin um zwei in der That hervorragende Kunstwerke reicher geworden. Das Bacchanal von Rubens ist dem „Berliner Tageblatt“ zufolge eine figurenreiche Komposition von mächtigem Flächenraum. Unter den etwa hundert Rubens, welche die Münchener Pinakothek besitzt, befindet sich eine Skizze oder Vorstudie zu diesem Bilde, welche die Hauptfiguren des Bacchus, des Silen und einiger sinnlos trunkenen Weiber bereits enthält. Hier ist nun das in die schaffensfreudigsten Jahre des Meisters fallende Gemälde um einige charakteristische Frauenfiguren, einen derben Faun und einen Knaben bereichert, der das naturalia non sunt turpia in der ungenirtesten Weise für sich in Anspruch nimmt. Das Bild athmet die derbfrohe Sinnlichkeit, untermischt mit einer ganzen Dosis Chynismus, aber auch die unerreichte koloristische Meisterschaft Rubens' in der Behandlung des Fleisches. Ein abschließender Frauenkopf ist in Ausdruck und Farbenwirkung — letztere noch erhöht durch die tiefdunkle, lüsterne Bijage des nebenstehenden Faun — das entzückende von den zahlreichen wundervollen Details des Gemäldes. In eine spätere Zeit desselben Meisters, wahrscheinlich schon in die letzten Lebensjahre, fällt die zweite Erworbene, die Rubens'sche „Andromeda“. Der nackte Körper des an die Felsen geschmiedeten Weibes zeigt die allbekannten Formen von Rubens' zweiter Frau, Helene Fourment, nur ist die sonstige Derbheit und Schwammigkeit des Fleisches hier erheblich gemildert und der Gesichtston wird, wie bei fast allen späteren Bildern Rubens', bräunlicher und fatter. Der Ausdruck tiefften seelischen und körperlichen Schmerzes ist ein überaus lebhafter und ergreifender.

Wihl. v. Raubach's „Vera“ (Originalarton) ist aus dem Besitz von Franz Saufkäng's Kunstverlag in München in den des Königs von Rumänien übergegangen.

Die Fährstangeausstellung in Krakau ist Anfang August mit gegen 500 Nummern feierlich eröffnet worden.

Musik.

Die Räume der großherzoglichen Orchester- und Musikschule zu Weimar sind, dank der Munizipalität des Großherzogs, so angemessen erweitert worden, daß in ihnen nunmehr hienäher Auführungen mit verdecktem Orchester (nach dem Bayreuther Muster) stattfinden können. Dadurch ist es möglich geworden, mit der Orchester- und Musikschule auch eine Opernschule zu verbinden, an der das Künstlerpaar Herr und Frau v. Wilde und der Regisseur B. Schmidt unterrichten. Das ohne alle Subvention bestehende Institut steht unter Oberaufsicht des Generalintendanten Baron v. Voön, die technische Leitung führt Professor Müller-Gartung.

Ueber den Ursprung der berühmten Motetten in der Thomaskirche in Leipzig gibt, wie von dort geschrieben wird, eine dafelbst kürzlich aufgefundenen Urkunde genauen Aufschluß. Diefelbe bezeugt, daß am 14. September 1358 der Probst und der gesammte Konvent des Thomasklosters in Anbetracht der um jene Zeit wüthenden Pest, und zwar in der Absicht, den zürnenden Gott zu beruhigen, sich verpflichteten, für alle Zeit dafür sorgen zu wollen, daß an jedem Sonnabend eine feierliche Marinmesse in der Thomaskirche abgehalten werde, eine Einrichtung, die auch nach der Reformation mit einigen Modifikationen beibehalten wurde.

Ein Klavier von historischem Werth wird demnächst im Rudolphinum in Prag als Erinnerung an Mozart, der während seines Aufenthalts in Prag auf diesem Piano komponirt und konzertirt haben soll, seinen Platz finden. Das Klavier ist ein längliches, schmales, außen weiß angestrichenen Instrument, welches auf fünf im Oktavstich geformten, gewinkelten und bronzirten Füßen ruht. Es hat zwei übereinander liegende, fünfstufige Klaviaturen; statt der Hämmer sind Splitter von Federfellen angewendet. Das Instrument, welches im Jahr 1722 von dem Hoforgelmacher und Organisten Heinrich Grabner in Dresden gebaut worden ist, hat einen Klang wie eine Zither. Es ist vor vielen Jahren von einem dortigen Grafen dem Prager Konservatorium zum Geschenk gemacht worden und stand lange Zeit vergessen in einem Depottorium, bis es anlässlich der Uebersiedlung des Konservatoriums in sein neues Heim im Künstlerhaufe Rudolphinum aus seinem Versteck hervorgeholt und vollständig renovirt wurde.

Bühne.

Ein neuer Schwanz von Julius Rosen: „Geipenster“, erang, wie aus Berlin geschrieben wird, am Bellealliance-theater kürzlich einen Heiterkeitserfolg. Der Held, ein Genjor der Behörde, ist durch die aufreizende Lektüre unzähliger Ehebruchsdramen von Dumas, Sardou und Augier ein geschworener Weiberfeind geworden, der eine namenlose Furcht vor der Ehe hat und überall Geipenster wittert. Er hat sich zum Prinzip gemacht, nur mit verheiratheten Frauen zu verkehren, verliebt sich dabei in ein Wesen, das er für vermählt hält, sieht schon die grauenhaften Konsequenzen einer Ehegattin über sich hereinbrechen, merkt aber endlich, daß die Heidenomadame ein — junges Mädchen ist, das den ehegeuren Genjor von seiner Geipensterei glücklich heilt. Diefelbe lustige, sehr harmlose Satire auf die nachtheilige Wirkung französischer Ehebruchsfiktion verleiht mit ihren zahllosen Verwicklungen und Situationsreizen das Publikum in die heiterste Laune.

Ein interessantes Lustspielbühnenstück steht bevor. Am 7. September werden es 50 Jahre, daß Bauernfeld's reizendes Lustspiel: „Bürgerlich und romantisch“ im Wiener Burgtheater zur ersten Aufführung gelangte. Die langen Jahre haben dem echt deutsch empfundenen Stück nichts von seiner köstlichen Frische zu rauben vermocht.

Zwei „Theodoras“ werden, wie aus Berlin geschrieben wird, im Laufe der Winteraison dafelbst zur ersten Aufführung kommen. Die echte französische, von Victorien Sardou, wird im Residenztheater wohl noch vor Weihnachten in Szene gehen, und die unechte kommt aus London. Eine englische Parodie auf das Pariser Sensationsstück wird voraussichtlich bei Wallner aufgeführt werden. Ihr Verfasser ist, wie die „N. Nachr.“ mittheilen, J. C. Burnand, der humoristische Herausgeber des Londoner Witzblattes „Punch“. In der Themstadt ist diese Farce, die dort den Titel „The Dora“ führt, bereits wiederholt an Theodor's Theater mit Erfolg gespielt worden.

Im Dresdener Hoftheater will man in der nächsten Spielzeit Schiller's „Demetrius“ zur Aufführung bringen, aber nicht in der Landeshohen Bearbeitung, die bisher von den deutschen Bühnen bevorzugt wurde, sondern in der Bearbeitung von Gustav Kühne.

Im Théâtre-Français in Paris wird demnächst ein neues einaktiges Lustspiel von Henri Beque, betitelt: „Les honnêtes femmes“, zur Aufführung gelangen.

In Brüssel steht für die Winteraison des Theaters De la Monnaie die erste Aufführung einer neuen großen Oper: „Die Tempelherren“ von Litolff, bevor, auf die man in musikalischen Kreisen große Erwartungen setzt. Das Textbuch behandelt die Episode des Prozesses, in dem Philipp der Schöne und sein Minister die Tempelherren verurtheilen ließen.

Die italienische Oper in London soll, wie englische Blätter berichten, nun doch im nächsten Jahr auf festerer Basis wieder auflieben. Man spekulirt in erster Linie auf die hohe englische Aristokratie, für die in der Woche einmal eine Spezialvorstellung gegeben werden soll.

Kultur und Wissenschaft.

Das Wiener naturhistorische Museum, dessen gänzliche Vollendung nahe bevorsteht, wird das einzige von den analogen großen Museen in Europa sein, welches die Sammlungen sämtlicher naturhistorischen Disziplinen — auch den Menschen und seine Urgeschichte mit inbegriffen — unter einem Dach vereinigt. Der Prachtbau zählt im Ganzen 201 Räume mit 19,509 Quadratmeter Flächenraum.

Im Gebiete der ehemaligen Burg von Neumagen an der Mosel sind neuerdings wieder interessante Alterthümer zu Tage gefördert worden. Schon im Jahre 1877 hatte man gefunden, daß die Grundmauern der genannten Burg ausschließlich aus Quadern römischer Grabmonumente errichtet sind. Die Nachgrabungen, die um die damalige Zeit alsbald vorgenommen wurden, lieferten für das Museum in Trier eine Menge der interessantesten antiken Sculpturen, konnten aber aus Mangel an den nöthigen Geldmitteln nicht weit genug fortgesetzt werden. Erst in diesem Jahre wurden sie wieder aufgenommen, nachdem Lehrer Seibert mittlerweile den Lauf der Nord- und Westmauer des Kastells festgestellt. Die Resultate waren überraschend reich und um so interessanter, als es sich aufsteigend nur um die Trümmer weniger großer Monumente handelt, welche man hoffen kann, bei völliger Durchführung der Ausgrabung wieder vollständig zu restauriren. Ein Obelisk von 1,87 Meter Breite und 1,45 Tiefe konnte bis zu einer Höhe von 2 Meter vollständig restaurirt werden; er zeigt auf der Vorderseite einen Mann und eine Frau in Lebensgröße mit einem Kind dazwischen, auf der einen Schmalseite den Mann von der Jagd heimkehrend, auf der andern die Frau mit vier Sklavinnen bei der Toilette, die Rückseite trägt nur Ornamente. Von einem andern Grabmonumente ist nur der Giebel erhalten, aber er hat 5,40 Meter Länge; auf ihm ist ein Gastmahl dreier Männer und einer Frau nebst einer Dienerin dargestellt; die Männer sitzen sich mit dem linken Ellenbogen auf Kissen und halten Servietten in der linken Hand. Außerdem haben sich zahlreiche andere Reliefs gefunden, welche einen interessanten Blick in das damalige Leben und Treiben gewähren und beweisen, welch hoher Grad von Civilisation sich, gestützt auf Weinbau und Weinhandel, in der Zeit der Römerherrschaft an der Mosel entwickelt hatte; die meisten deuten auf Weinhandel hin. Die Darstellungen sind von einer Vollendung und einem feinen Geschmack, wie man sie so spät und so fern von Rom nicht vermuthet hätte.

Behufs Errichtung einer außerordentlichen Professur in der Stadt Mailand für deutsche Sprache und Literatur hat sich das italienische Ministerium des Unterrichts an die deutschen Universitäten gewendet. In einem in italienischer Sprache abgefaßten Schreiben fordert dasselbe zur Bewerbung um jene Stelle auf, welche mit einer Dotation von 3000 bis 3500 Lire (etwa 2400 bis 2800 Mark) versehen werden soll. Die Bewerbungen sind spätestens bis zum 10. Oktober d. J. an den Minister des öffentlichen Unterrichts einzusenden.

Erfindungen.

Thermoplastische Abdrücke nennt der Erfinder eine neue Art von Nachbildungen antiker und mittelalterlicher Bildhauerwerke, welche die bisher üblichen Gypsabgüsse erheben und verdrängen sollen, namentlich wo Holzabdrücke abzuformen sind. Es wird nämlich eine Masse hergestellt, der äußerlich genau die Struktur, Farbe und Färbung der verchiedensten Holzarten verliehen werden kann und die unter Einfluß der Wärme und des Druckes geschmeidig wie Thon sich formen läßt. Diefelbe Masse besitzt die Schwere und den festen Zusammenhang von Holzstücken, es ist eine Art „flüssigen Holzes“. Alte Holzschneidereien, Reliefsbilder, Statuetten und alle Arten von Ornamenten sollen so mit einer Treue, welche alle Eigenthümlichkeiten der Originale bis auf die feinsten verwitterten Stellen wiedergibt, nachgebildet werden können. In Charlottenburg ist bereits eine Fabrik errichtet worden, welche sich die Aufgabe stellt, diese interessante Erfindung zu verwerthen. Der Erfinder ist ein Berliner und ein Schwaiger Paul Lindau's.

Ein patentirtes Sicherheitspapier für Bankheine, Anweisungen, Schulbetrunden und dergleichen wird durch die Papierfabrik Benig in den Handel gebracht. Die Eigenthümlichkeit dieses Papiers liegt darin, daß nachträgliche, auf demselben Wege, also z. B. durch irgend welche Tinte, bewirkte Veränderungen der Schriftzeichen sofort bemerkbar werden. Das Papier wird mit Indigo gefärbt und hierauf mit einem im Wasser unlöslichen, in Säuren aber löslichen chromsauren Salz vermischt. Auf solchem Papier bewirken verdünnte Mineralsäuren eine Zerstörung des Indigos und damit die Entdeckung der Fälschung.

Industrie und Verkehr.

Die Ausführung der elektrischen Beleuchtung der großen Oper in Paris ist der Edisongesellschaft vertragsmäßig übergeben worden. Die Einrichtung muß bis zum September fertig sein und wird 2000 Glühlampen umfassen, welche den Saal (Kamper, Kron- und Wandlamps), das Treppenhaus, die beiden Foyers und die Loggia zu erleuchten haben. Auch einige Pieper'sche Vogenlampen sollen angebracht werden. Die Maschinen (3 Dynamos von 1000 Lampen, 3 Maschinen Corlik und 3 große Generatoren Bellville) werden in den weitläufigen Kellerräumen aufgestellt werden.

Der schlesische Centralgewerbeverein veranstaltet, wie aus einem uns vorliegenden Prospekt hervorgeht, in den Monaten November und Dezember d. J. seine zweite Ausstellung von kunstgewerblichen Erzeugnissen und Kunstgegenständen in Breslau, verbunden mit einer Verlosung. Diese Ausstellung hat den Zweck, Kunsthandwerkern, Künstlern und Kunstschülern Schlesiens — Händler sind prinzipiell ausgeschlossen — Gelegenheit zu geben, einem größeren Publikum ihre Produkte zur Anschauung zu bringen und deren Absatzgebiet zu erweitern. Unterzeichnet ist der Prospekt vom Vorstand des obengenannten Vereins.

Das Preisgericht für die internationale Ausstellung von Edelmetallen in Nürnberg hat seine schwierige Arbeit erledigt. Nach dem vorliegenden Resultat erhalten 25 Aussteller goldene Medaillen. Davon treffen 3 auf Frankreich, 3 auf Italien, 5 auf Japan, 1 auf Rußland, 2 auf Oesterreich, 11 auf Deutschland. Von den letzteren 11 Medaillisten fallen 4 auf Bayern, 5 auf Preußen, je 1 auf Württemberg und Bremen. Silberne Medaillen sind 151 Ausstellern zugebach. Es treffen hievon 2 auf Frankreich, 6 auf Italien, 39 auf Japan, 6 auf Oesterreich, 2 auf die Schweiz, je 1 auf Ungarn, Spanien, Belgien, Schweden und Persien, 2 auf China und 89 auf Deutschland. An Mitarbeiter prämirter Aussteller sollen Anerkennungen in Form von Diplomen verliehen werden.

Probefahrten mit der sogenannten „Matronlokomotive“ sind, wie aus Leipzig geschrieben wird, von der dortigen Pferdeabzuchtgesellschaft für Herbst in Aussicht genommen.

Natur.

— Zu den reizendsten Naturgenüssen Niederösterreichs gehören die bis jetzt ziemlich unbekannten „Myra-Wasserfälle“, die nunnmehr durch die Sektion „Bernik“ des österreichischen Touristenklubs dem Publikum erschlossen worden sind. Dieselben bestehen aus einem Hauptfall und circa 30 kleineren Kaskaden, die vermöge einer Anlage von Wegebauten, darunter 19 Brücken und 8 Stiegen, für Jedermann bequem und gefahrlos zu besichtigen sind. Die Einweihung dieser Zugänge zu den Myra-Wasserfällen hat kürzlich unter großen Feierlichkeiten stattgefunden.

Haus- und Landwirtschaft.

— Für die Allgemeine Gartenbauausstellung in Berlin, welche, wie früher berichtet, in der Zeit vom 5.—15. September d. J. abgehalten wird, hat die Stadt Berlin einen Beitrag von 3000 Mark zu Ehrenpreisen bewilligt. Diese Summe ist in 6 Preise zu 500 Mark zerlegt und für folgende Gegenstände bestimmt: 1) für eine ästhetische Gruppe Warmhauspflanzen (Nr. 2 des Programms); 2) für Orchideen; 3) für Nutzpflanzen, die sich für die deutschen Kolonien empfehlen (Nr. 241 des Programms); 4) für Obst ausschließlich Dörrapparate. Zwei Preise behalten die Preisrichter zur Verfügung, um damit andere ganz besonders hervorragende Gegenstände zu belohnen.

Feste und Versammlungen.

— Der 16. Kongreß der deutschen anthropologischen Gesellschaft hat kürzlich in Karlsruhe stattgefunden. Das Hauptinteresse konzentrierte sich um die Persönlichkeiten Vichow's und Schliemann's. Der Erstere erstattete Bericht über die jüngst abgeschlossenen Erhebungen bezüglich der Farbe der Haare und Augen in Deutschland, der Letztere über die Ringmauer von Tyrins. Zur Erinnerung an die Karlsruher Tage wurden den Anthropologen zwei Festschriften von hervorragendem wissenschaftlichem Interesse überreicht: „Die Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden“, von Geh. Hofrath Wagner, und: „Verzeichniß der Trümmer- und Fundstätten im Großherzogthum Baden“, zusammengestellt von Professor Bissinger.

— Der internationale Telegraphenkongreß ist kürzlich, wie aus Berlin geschrieben wird, daselbst zusammengetreten und durch eine längere Rede des Reichspostmeisters Hr. v. Stephan eröffnet worden. Bezeichnend für die Aufgaben, die die Konferenz zu lösen haben wird, sind die Worte Stephan's: „Zu den Aufgaben der allgemeinen Telegraphenkongresse gehört es stets gehört und wird es auch jetzt gehören, eine immer größere Verallgemeinerung des Gebrauchs des Telegraphen durch zweckmäßige Dienstvorschriften und durch einen einfachen und mäßigen Tarif herbeizuführen. Die Londoner Konferenz hat die Annahme des Moritars in Prinzip gebracht. Möge es gelingen, meine Herren, daß als Ergebnis unserer Arbeiten ein weiterer Fortschritt bezeichnet werden kann, namentlich in der Richtung, den Telegraphen immer mehr in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen und seine Zugänglichkeit für Alle, auch die minder begüterten Volksklassen, zu erleichtern.“ Im weiteren Verlauf der Eröffnungssitzung wurden Dr. v. Stephan zum Präsidenten, Direktor Gale zum Vizepräsidenten erwählt. Ferner schritt die Versammlung zur Bildung zweier Kommissionen, die sich mit Tarifwesen und Reglement zu befassen haben werden. Wir werden von dem Ergebnisse dieser wichtigen Verhandlungen im Interesse des internationalen Verkehrs, soweit dieselben für nicht sachmännische Kreise von Bedeutung sind, unsere Leser zur Zeit in Kenntniß setzen.

— In Brüssel tagt gegenwärtig der internationale Eisenbahnkongreß, zu welchem die europäischen Regierungen, sowie die bedeutenden Privatbahngesellschaften Englands und auch einige amerikanische Gesellschaften Vertreter entsandt haben. Den äußeren Anlaß für die Einberufung des Kongresses durch die belgische Regierung bot der 50. Geburtstag der Betriebsverfassung auf der Linie Brüssel-Mecheln. In seiner Begrüßungsrede äußerte der belgische Minister Vandenpeereboom am Schluß, Kongresse brächten nicht immer eine greifbare Frucht. Wie jedoch im Verkehr der internationalen Postverband von durchschlagender Wirkung sei, so hoffe er, daß auch der allgemeine Eisenbahnverband wenigstens auf denjenigen Gebieten zu Stande kommen werde, auf denen eine Verständigung nützlich und möglich erscheine. Das Programm des Eisenbahnkongresses umfaßt nahezu sämtliche Fragen, welche seit einer Reihe von Jahren zur Erörterung gestellt worden sind. Es handelt sich um die Frage, ob Holz- oder Eisenbahnen zur Schienenlegung verwendet werden sollen, um die Regelung des internationalen Wagenverkehrs, um die Herabsetzung der Ausgaben und, in Verbindung damit, um die Herabsetzung der Tarife, um die Annahme eines einheitlichen Bremssystems, um die Verbesserung des Waggonsystems und noch andere das Eisenbahnwesen betreffende Angelegenheiten.

— Der philologische Verein zu Konstantinopel, der Vater aller ähnlichen Vereine im Bereiche der griechischen Sprache und wegen ausgezeichneter, in der Vereinschrift (der wissenschaftlichen des Orients) publizierten archäologisch-philologischen Arbeiten in weiten Kreisen hoch angesehen, wird im Mai nächsten Jahres das Jubiläum fünfundsiebenzigjährigen Bestehens feiern. Es wird dazu ein Kongreß von Philologen stattfinden, zu welchem hervorragende Gelehrte der ganzen Welt entweder persönlich nach Konstantinopel kommen oder durch Festschriften ihre Theilnahme zeigen werden. Mitglieder des Vereins sind die geistig bedeutendsten Männer des Orients und mehrere als Gelehrte hervorragende Gesandte fremder Mächte. Vorstand ist der würdige Greis Gerakles Bafades, einer der Gründer des Vereins, bekannt durch viele Schriften und insbesondere durch eine Demosthenesausgabe, für welche ihm die Universität Leipzig das Ehrendoktorat verliehen hat.

Sport.

— Bei den Rennen zu Gotha gewann O. Oehlschlager mit „Mezzanin“ das Verkaufshürden-, mit „Gyrlil“ das Prinz Philipp- und mit „The Scot“ das Herzog von Edinburghrennen, während Graf Hendel mit „Matutina“ den Preis von Reinhardtskrum und mit „Cambus“ den von Friedrichsroda heimtrug. Letzterer war am ersten Tag von Graf Schmettow's „Nilot“ im Preis von Gotha geschlagen worden, während dieser im Herzoginnenrennen vor dem Gräbiger „Gernot“ unterlag, dessen Stallgenosse „Potrimpos“ den Preis von Thüringen gegen 6 Andere heimtrug. Den Preis von Vogberge gewann Ulrich's „Almania“ und den von Inselberge desselben „Archivar“, während die Verkaufssteeplechase Graf Metternich's „Manton“ und das Herzog Ernstrennen Lieutenant Graf Kleist-Vosk's „Sulton“ nach Hause trugen.

— Rittmeister von Kramsta verzeichnete bei dem Augustrennen zu Berlin-Westend seinen 25. Sieg in diesem Jahre.

— Eine seltene Leistung hat der dreijährige „Nigo“ vollbracht, der in Debreczin an einem Tag d. ei Rennen gewann und zwar jedes gegen frisch zum Posten gehende Pferde.

— Bei der Regatta zu Frankfurt ging Achilles Wild im Stiff allein über die Bahn und schlug gleich darauf mit Sölkner die beste Zweiermannschaft Oesterreich-Ungarns, Masche und Jasch von der „Via“ im Pair-oar.

— Das französische St. Leger gewann der Marquis v. Bouthillier „Reluisant“ gegen 4 andere Pferde.

— An der großen Regatta des Berliner Nachtklubs theilnahmen sich 47 Boote. Unter heftigem Sturm, der einzelne Fahrzeuge der Masten, Segel und Steuer beraubte, siegte in der ersten Klasse die „Elektra“, in der zweiten „Humor“, in der dritten „Fidello“, in der vierten „Müggel“, welche die bereits 26 Siege verzeichnende „Germania“ knapp schlug, in der fünften „Caprice“ und in der sechsten „Una“.

— Eine Parforcefou auf dem Bicycle hat der Velocipedist Guy vollendet, der von Biel über Dijon, Paris, Havre, Dieppe, Calais, Ostende, Antwerpen, Aachen, Koblenz, Mainz, Karlsruhe, Basel, über

den Hauenstein nach Biel fuhr. Zum Zurücklegen der 2200 Kilometer langen Strecke brauchte Guy 21 Tage.

— Bei Bissa im Forstrevier Laube schoß Oberförster Mihalak einen Adler von 185 Centimeter Breite und 75 Centimeter Länge.

Mode.

— Eine der durch die Eleganz ihres Stalles renommierten Sportdamen der Pariser Gesellschaft hat aus ihrer prachtvoll eingerichteten Geschirrkammer einen originellen Empfangsraum herstellen lassen, in welchem sie mit ihrem Gemahl und seinen Freunden nach den regelmäßigen Morgenritten zu frühstücken pflegt. Die Einrichtung dieses eigenartigen Boudoirs im Stall wird als das Zuguridste beschrieben, auf das der Geschmack einer Pariserin verfallen kann. An den Wänden prächtige Dekorationen aus versilbertem, glänzendem Baumzeug, historischen Reliefs und Reliquien gebildet, über denen sich immer wieder die Herzogskrone der fürstlichen Herrin wiederholt, originelle Draperien von Vändern, welche Madame an glückliche concours hippiques erinnern, die verschiedensten Tropheän, welche ihre Pferde heimgebracht. Auf dem Boden breiten sich orientalische Decken und kostbare Thierfelle, auf niedrigen, die Wände umgebenden Divans liegen alle Arten und alle Formen bunter, bizzarrer Kissen und Rollen untereinander und um den Frühstückstisch mit altjapanischem Dejeuner stehen Sessel in der Form von Sätteln. An diesem Tisch macht Madame den Freunden des Hauses gegenüber mit Vorliebe die Wirthin, und selbst wenn sie nicht mit ihnen ausgeritten war, pflegt sie bei diesem dejeuner dans la sellerie in ihrem Reitanzug zu erscheinen.

Denkmäler.

— Die Aufstellung einer Statue des großen, am 6. November 1632 in der Schlacht bei Lützen gefallenen Schwedenkönigs Gustav Adolf ist seitens der Stadt Lützen beschlossen worden. Die Statue wird ihren Platz unter einem Baldachin an einem Eckpfeiler des neuen Rathhauses erhalten. Mit ihrer Ausführung ist der Berliner Bildhauer L. Brunow, der Schöpfer der trefflichen Statue König Friedrich I. in der Herrscherhalle des Zeughauses, beauftragt worden.

— Auf dem Kirchhof Pere la Chaise in Paris ist, wie von dort berichtet wird, kürzlich ein Denkmal Blanqui's enthüllt worden.

Gestorben.

— Professor Dr. E. M. Olde, früher Dozent der neueren Sprachen an der Universität Lund, auf dem Gebiet der Sprachwissenschaften schriftstellerisch tätig, 83 Jahre alt, am 2. August, in Engelholm, Schweden.

— H. Williams, englischer Porträt- und Landschaftsmaler, in vorgerücktem Alter, Anfangs August, in Rom.

— August Babst, Musikdirector und Opernkomponist („Die letzten Tage von Pompeji“ u. s. w.), Anfangs August, in Riga.

— Nordahl Grove, Landschaftsmaler, 63 Jahre alt, Anfangs August, in Gagen.

— Dr. R. G. Gilbert, der Erfinder des Systems schwebender Strassenbahnen, 53 Jahre alt, Anfangs August, in New-York.

— August Prinzhofen, Porträtmaler, bek. durch seine Porträts von Kaiser Franz Joseph, Ludwig Kossuth, das „Kärnthner Trachtenalbum“ u. s. w., 67 Jahre alt, am 5. August, in Bad Steinerhof.

— Joseph Duenbostel, Bildhauer, an den hervorragenden Wiener Neubauten tätig, 52 Jahre alt, am 5. August, in Wien.

— Friedrich Garelli, piemontesischer Dialekt- und Lustspieldichter („La Cabana del Re Galantissimo“ u. s. w.), 58 Jahre alt, am 6. August, in Rom.

— Emil Zsigmondi, Dr. med., einer der kühnsten und gewandtesten Bergsteiger Oesterreichs, Verfasser des Werkes: „Die Gefahren der Alpen“, 24 Jahre alt, am 6. August, durch Absturz beim Besteigen eines Gipfels der Dauphiner Alpen.

— Dr. Rüdert, ältester homöopathischer Arzt und Schriftsteller Deutschlands, 85 Jahre alt, am 6. August, in Herrenbut.

— Rudolph Kobehalb, Maler und ehem. Professor am Polytechnikum in Zürich, am 7. August, im Zrenhaus in Zürich.

— Anton v. Stülpnagel, General der Infanterie z. D., einer der tüchtigsten Befehlshaber der deutschen Armee im Kriege 1870—71, 71 Jahre alt, am 12. August, in Norderncy.



September 1885.

Im kommenden Monat finden zwei Finsternisse statt, eine bei uns unsichtbare Sonnenfinsternis am 8. September, nur im südlichen großen Ocean sichtbar, und eine theilweise Mondfinsternis am 24. September, bei uns unsichtbar, da der Mond etwa eine Stunde vor Anfang untergeht.

Am 2. September Morgens nach zwei Uhr wird Aldebaran, der hellste Stern im Stier, vom Monde bedeckt; die Bedeckung dauert etwa eine halbe Stunde und beginnt oben links an der Mondscheibe; der Stern tritt rechts an der dunklen Seite des Mondes (es ist letztes Viertel) aus.

Von den Planeten geht Venus als Abendstern kurz nach der Sonne unter, Mars und Saturn stehen am Morgenhimmel. Saturn geht kurz vor Mitternacht im Nordosten auf, Mars etwas nach Mitternacht; jener steht zwischen Orion und den Zwillingen, dieser unterhalb Raptor und Pollux. Jupiter kommt nach vier Uhr im großen Löwen, eine Stunde später als Regulus, der hellste Stern im Löwen.

Lotterieziehungen im Monat September.

Am 1. Stadt Augsburg 7-Gulden-Loose vom Jahre 1864, höchster Preis 3000, niedriger 9 fl., zahlbar am 1. September 1885 (42. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1862, höchster Preis 40,000, niedriger 100 fr., zahlbar am 1. Dezember 1885 (47. Ziehung). — Stadt Hamburg 100-Mark-Banco-Loose vom Jahre 1846, höchster Preis 105,000, niedriger 172 M.-Bto., zahlbar am 1. November 1885 (39. Ziehung). — Stadt Lille 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1860, höchster Preis 25,000, niedriger 100 fr., zahlbar am 1. Oktober 1885 (51. Ziehung). — Oesterreichische Kredit-100-Gulden-Loose vom Jahre 1853, höchster Preis 150,000, niedriger 200 fl., zahlbar am 1. März 1886 (105. Ziehung). — Stadt Ostende 25-Franken-Loose vom Jahre 1858, höchster Preis 5000, niedriger 30 fr., zahlbar am 2. Januar 1886 (54. Ziehung). — Graf Pappenheim 7-Gulden-Loose vom Jahre 1864, höchster Preis 7000, niedriger 7 fl., zahlbar am 1. Dezember 1885 (37. Ziehung). — Am 13. Russische 100-Rubel-Loose à 5 % vom Jahre 1866, höchster Preis 200,000, niedriger 500 Rubel, zahlbar am 13. Dezember 1885 (39. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Loose à 5 % vom Jahre 1866, 3800 Stück, jedes Loos à 125 Rubel, zahlbar am 13. Dezember 1885 (39. Ziehung). — Am 15. Anhalt-Desauer 100-Thaler-Loose à 3 1/2 % vom Jahre 1857, Prämienziehung am 2. Januar 1886, zahlbar am 1. April 1886 (29. Ziehung). — Fürst Palffy österr. 40-Gulden-Loose vom Jahre 1855, höchster Preis 40,000, niedriger 60 fl., zahlbar

am 15. März 1886 (40. Ziehung). — Preussische 100-Thaler-Loose à 3 1/2 % vom Jahre 1855, Prämienziehung am 2. Januar 1886, zahlbar am 1. April 1886 (31. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand 10-Franken-Loose vom Jahre 1866, höchster Preis 50,000, niedriger 10 fr., zahlbar am 15. Dezember 1885 (68. Ziehung). — Am 30. Badische 35-Gulden-Loose vom Jahre 1845, höchster Preis 1000, niedriger 63 fl., zahlbar am 1. April 1886 (159. Ziehung).

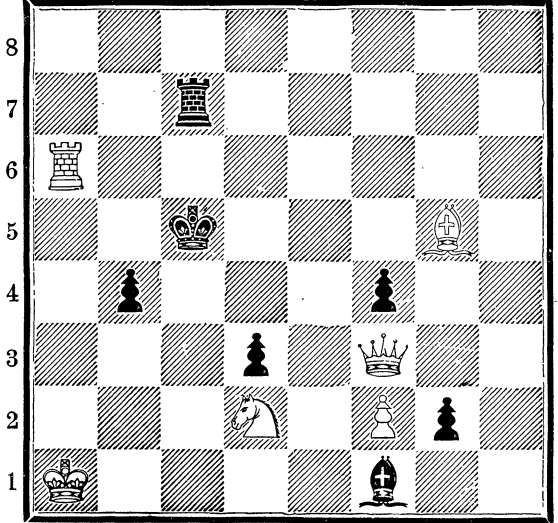


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Der folgenden schönen Aufgabe wurde im letzten Problemturnier des „Evetojor“ der erste Preis zuerkannt.

Aufgabe Nr. 343.

Von J. Dobrinsky.
Schwarz.



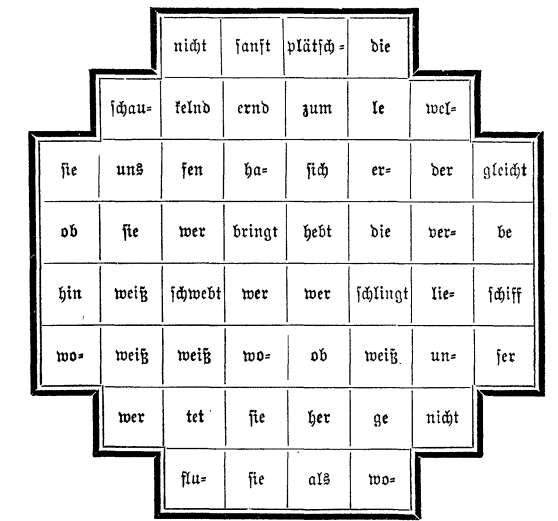
Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nr. 340:

- Weiß. Schwarz.
- 1) E. G 3 — F 5 1) A. A 4 n. D 7.
2) D. E 7 — E 6 † 2) E. D 7 n. E 6 oder R. E 6 n.
3) A. A 6 — B 7, n. F 5 oder D. E 6 n. C 4 Matt.
A)
1) D. E 7 n. E 5 † 1) R. D 5 — E 4.
2) D. E 7 n. E 5 † 2) C. C 4 n. E 5 od. R. E 4 — D 3.
3) E. D 7 — F 6 oder D. E 5 — E 3 Matt.
(Auf 1) . . . 1) R. D 5 — C 6; 2) D. E 7 n. C 5 † zc. Auf 1) . . . 1) an-
ders; 2) E. D 7 — F 6 † zc.)



Königspromenade Nr. 16.



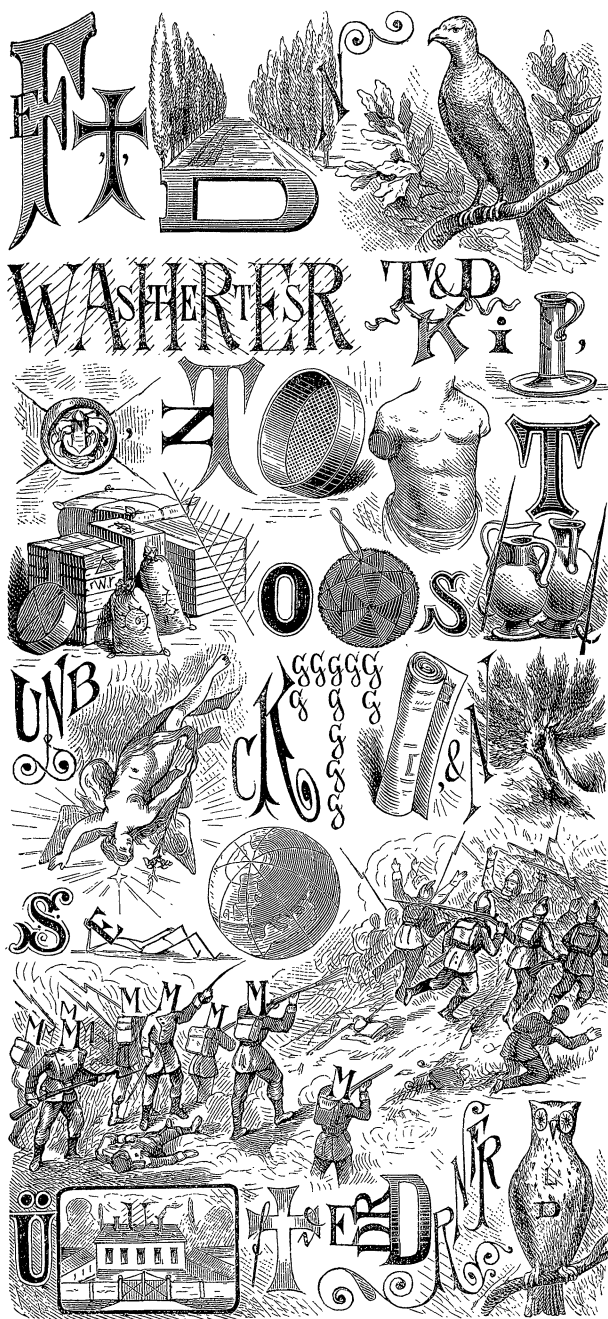
Auflösung des Arithmogryphs in Nr. 46:

Gahfeld
Adlerparre
Nichter
Talma
Muenster
Arnim
Rasse
Naegelbach

Beldete
Orini
Napoleon
Minimiler
Usteri
Ernrich

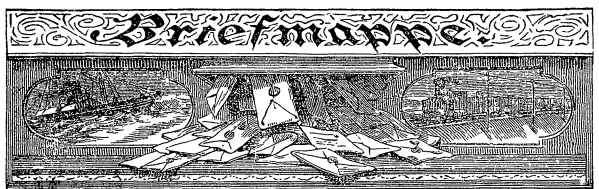
Hartmann von Aue — Der arme Heinrich.

Bilderräthsel 46:



Auflösung des Bilderräthsels 44:

No, was wollen's denn nu? — I mag Ihne net; i find' dere(n) wie Sie ohnedies genua.



Aufrichtige Wienerin. Herzlichen Dank und Gegengruß. Wir werden das Mögliche thun, um Ihren Wünschen gerecht zu werden. Nientant in Saargemünd. G. G. in Halberstadt und Andere. Es liegen hier keineswegs Porträts vor, das Ganze ist lediglich eine wohlgeordnete Schöpfung einer lebhaften Phantasie, welche die äußerlich gegebenen Anregungen scharf beobachtet, sie aber dann mit voller Freiheit im Einzelnen nach ihrer eigenen Art verarbeitet.

J. B. E. Besten Dank für Uebersendung der Ihrigen Versuche Ihres Schüßlings, die wir mit Vergnügen gelesen haben. Sie befinden ein zierliches, wenn auch noch nicht ausgereiftes Talent, zu dessen Ermutigung wir das jetzt empfangene Gedicht: „Der Sängerin“ für „Romanbibliothek“ acceptiren. Ein Seneser. Wir haben Ihre freundliche Erinnerung an die zu ständige Wertschätzung übermitteln.

Zerwischte. 1) Geradezu notwendig ist es nicht, jedenfalls aber höflicher, es zu thun, als es zu unterlassen. Für besondere Fälle muß die Entscheidung dem eigenen Taktgefühl der Betreffenden anheimgestellt bleiben. 2) Sie dürfen auf die „goldene Mitte“ schließen. Auch in der Geduld, und in dieser liegt recht, macht Uebung den Meister. Zimmerlin bietet sich da und dort ein erfreulicher Fund, der für so manches minder Glücklichende entschädigt. Im Uebrigen: was thut und was erträgt man nicht um des guten Zweckes willen!

„Espérance en Pologne“. 1) Gewiß ist das möglich. Bei der vorwiegenden Glückseligkeit des heutigen Geschlechts gehört es freilich zu den seltenen Ausnahmen, aber gerade beim reiferen Alter ist eine solche Ausnahme weit eher vorzuziehen als bei der naturgemäß zu leichterem und looserer Beweglichkeit neigenden Jugend. 2) Es kann ebenso gut das Eine wie das Andere

sein. 3) Ganz gewiß kann sie das sein. Ihre Devise „Espérance“ ist daher keineswegs ungerechtfertigt; gleichwohl kann ein aufrichtiger Berater nicht umhin, Sie vor allzu zuversichtlicher Hoffnung zu warnen, damit die andererseits eben auch nicht ausgeschlossene Enttäuschung keine zu bittere sei.

„Jena 1886“. Ihr Gedicht predigt gesunde Moral, aber es fehlt ihm an poetischem Reiz. Wir bedauern.

Von der Däse. Es liegt augenblicklich zu viel Dringenderes vor, als daß wir darauf eingehen könnten.

Frau M. R. in Bern. Wir wollen sehen, was sich thun läßt.

Otto Grün. Ihr „Memento“ vorbehaltlich einer Umdichtung der nicht sehr glücklichen Schlüsseltrophe für „Romanbibliothek“ acceptirt. Auch von Ihren Appositionen werden wir gelegentlich Einiges bringen. Besten Dank.

Frau Emma in Göttingen. Zu phantastisch. Machen Sie immerhin den Versuch, Ihre Phantasie künstlerisch zu bändigen. Das gibt Ihnen Beschäftigung und Abkühlung, das beste Heilmittel für wunde Seelen. — Gottschall's „Poetik“.

W. R. in Göttingen. Wir hatten keine Gelegenheit, dieses Werk selbst zu prüfen; doch erfreut es sich eines guten Rumundes.

J. R. in Mannheim. Man vermeidet gern die etwas schwerfällig klingende unmittelbare Wiederkehr des in der Dativform und des r in der Genitivform am Schluß aneinander gereihter Eigenschaftswörter und ersetzt das eine wie das andere durch n.

Dr. G. in Graz. Der Cyclostyle-Kopirapparat von Theyer und Hardtmuth in Wien.

„Junge Ruffin“. Sie wenden sich am besten an die Ihnen nächstgelegene bedeutendere Buchhandlung. Bezüglich der Handschriftenentwertung verweisen wir Sie auf das in jüngster Zeit an dieser Stelle mehrfach Gesagte.

Gunold. Nicht zum Druck geeignet.

Hrn. Wilhelm S. in Darmstadt. „Die Trauerweide“ mit bestem Dank für „Romanbibliothek“ acceptirt.

F. J. R. in St. Wendel und L. A. Wir bedauern.

C. R. in Chemnitz. Einige Wendungen sind zu gesucht; namentlich gilt dies von dem „Teren“.

„Schottland, kleiner Uebermuth“. Schönen Dank für die Valmoralegenie! Ihren „Wolf im Schafspelz“ auf liebenswürdige Weise abzutun, dürfen wir nach Allem, was sich Ihren Zeilen bezüglich Ihrer Befähigung zu solcher That entnehmen läßt, getrost Ihnen selbst überlassen.

„Aufs Kleeblatt auf der Veranda“. Ehren-Sie die Schicklichkeit des Verfassers (?) als richtiges Maß der Selbstkenntnis. Das ist „Familienlyrik“.

Dr. Eduard Pollak in Datta und andere ungarische Leser. Die kleinen Versehen haben Maler und Berichtersteller zu verantworten, auf die wir wie im Großen so auch im Kleinen uns verlassen zu dürfen annehmen mußten.

A. Werner in Budapest. Wir verweisen Sie zunächst auf das vorstehend Gesagte. Bezüglich des zweiten Punktes vermuthen wir, daß ein R. zu der Auffassung oder Fassung des Brunnens in näherer Beziehung steht; doch fehlen unseres Wissens alle bestimmteren Nachweise darüber.

J. R. in Kronach. Mit bestem Dank empfangen; soll demnächst gedruckt werden. Ebenso werden wir mit Einsendungen der zweiten Art verfahren, die uns, falls verwendbar, besonders willkommen sein sollen. Ihren Wunsch, der schon früher prüfend in's Auge gefaßt wurde, werden wir in nochmalige Erwägung ziehen, können Ihnen aber einen endgültigen Bescheid vorerst nicht ertheilen.

O. S. in Regensburg. Ueber alles das finden Sie Auskunft, soweit solche zu geben möglich ist, in Gregorovius, „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“, 8 Bände, Stuttgart 1859–72, und v. Neumont, „Geschichte der Stadt Rom“, 4 Bände, Berlin 1867–70.

M. v. G. in N. Ueber diese Fragen hören Sie wohl am besten die W. Fabrit Weygandt & Klein in Stuttgart.

Neun Abonnenten in Hamburg. Vondon genügt. Das Verzeichniß der Händler für diese Stelle zu lang; geben Sie uns Ihre Adresse.

C. G. Haas in Tetschen. v. S. mußte sich aus einem englischen Auskunftsbureau erst Information darüber holen. Der Konfessionär hat kein Interesse daran, uns seine Bezugsquellen zu sagen. Was uns zu erfahren möglich war, wissen Sie jetzt.

R. G. in Danzig. Wenden Sie sich an den Letteverein in Berlin SW., Königsgrabenstraße 90.

Ein denklü. Wir danken verbindlich, sowohl für die gute Meinung als für die gefällige Einsendung. Unser Material an Aufgaben dieser Art ist freilich so außerordentlich groß, daß wir Ihnen vorerst keine Zusage auf Verwendung zu geben vermögen.

G. Bromberger. Wenn wir das wüßten, würden wir es — keinem Menschen sagen, um uns nicht der intellektuellen Theilhaberschaft an Fälschung von Zeugmitteln schuldig zu machen.

May B. in Cordoba (Argentinische Republik). Wenn Sie uns mittheilen wollen, wie viel Sie darüber bereits wissen, wollen wir versuchen, über den Rest in's Klare zu kommen.

C. M. in Köln und Andere. Sie haben Recht, die Stelle findet sich nicht, wie in Folge eines der Revisionen leider entgangenen Fehlers des Zeichners angegeben war, in „Wallenstein's Tod“, sondern in der „Jungfrau von Orleans“ 1. Akt, 9. Auftritt.

Abonnet in Heidelberg. Die Frankfurter sind im Uebergewicht, doch wissen wir die genauen Zahlen nicht anzugeben.

G. M. in S. Die betreffenden Blätter sind uns nicht zur Hand; wir wollen darnach fahnden.

Wichtige Jungen sandten ein: G. Werner in Ober-Gunnersdorf bei Oßau. Marie und Emma Grüning in Biel. Frau H. Helbling-Ischud in Zürich. Hr. A. Siegel in Meiningen. Hans Weigel in Pöggendorf (Ihre Frage haben wir unserem ärztlichen Berichtersteller übermitteln). Bertha Martin in Wien. Lotte Gies in Barmen. Frau Julie Störmer (?) in Kimpolung. Hr. Joseph Michels in Oberursel am Rhein. Landwehrmann in Brüssel. Hr. Emil Koxley in Gummersbach. Hr. Ed. Scholz in Grottau. Frau Baronin Wichmann-Eichhorn in Dresden. Nina in Koblenz (schon eine Lösung genügt). Grete K. in Berlin. Anna Richter in Jettihun (Pommern). Hr. Erdmann Lorenz, Kolporteur in Ob-Dangenau. Nina Deu in Lützenberg. Marie Golttermann in Hannover. Hr. Wilhelm Stuhlmann jun. in Miga. H. B. in Kiew. „Georgier Schulmeister“. Helene Schmidt in Striegau. Das „unfehlbare Aufnahmegerät“ in Hamburg-Hohenfelde. Hr. Joh. B. in Hamburg. Albert und Paula Primaveff. Charlotte Feuchner in Hannover. W. in Sobornheim. Toni Platz in Darmstadt.

Gesundheitspflege.

Eine Leidende. Eisenbitrölbäder — ungefähr 100 Gr. auf ein Bad — können als Ersatz für natürliche eisenhaltige Bäder unbeschadet genommen werden.

Eugenie und Willi aus Köln. Dasselbe muß längere Zeit und in der Weise angewendet werden, daß man Abends die betreffenden Stellen damit wäscht, ohne sie abzutrocknen, und am andern Morgen das sich niederlagende Pulver mit trockener Watte abreibt.

Eine besorgte Mutter. Es fragt sich, was Sie unter Kinderwürmern verstehen. Sind es die kleinen weißen Würmer (Springwürmer, Madenwürmer), so genügen Kaltwasserlotionen mit Zusatz einer starken Breiesschale, um die Beschwerden, welche hauptsächlich Abends eintreten, zu lindern; sind es aber die regennormähnlichen Spulwürmer, so kann man dieselben leicht beseitigen durch einige Dosen Ricinusöl, mehrmals täglich einen halben Eßlöffel voll, oder noch besser durch den sogenannten Wurmlamen mit nachfolgendem Ricinusöl. Derselbe wird rein in Kaffee oder mit Syrup oder Honig zu einer Latwerge zusammengerührt gegeben, etwa zwei- bis dreimal täglich einen Theelöffel voll.

G. R. 25. Bedauern, darüber keine Auskunft geben zu können.

S. M. in G. Träume sind Schäume! Denken Sie so über Ihren Traum und Sie werden dann hoffentlich wieder ruhig werden.

Rud. aus Hannsdorf. Jodsalz wirkt bei diesem Falle, wenn eine Vergrößerung der Schilddrüse die Ursache ist, zuweilen ganz gut, doch darf dasselbe nur auf ärztliche Verordnung und unter ärztlicher Aufsicht genommen werden.

Unteroffizier der Reserve. 1) Eine Untersuchung der Augen durch einen Augenarzt halten wir für nothwendig. 2) Durch Einreibungen mit Zinksalbe wird die zweite Besehrwerde leicht beseitigt werden.

Einundzwanzigjähriger Leier in Büsfeldorf. Ein Mittel gegen zu schnelles Wachsen der Barthaare gibt es nicht.

Dr. Schm.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Hohenhals-Bonin in Stuttgart.

Verantwortlich: Otto Baisch.

Inhalts-Verzeichniss.

Text: Die Freier der Witwe. Novelle von Morik v. Reichenbach. — Vergessene Poeten, eine Studie von Dr. Sachheimer. — Das Jubiläum der Berliner Universität, von Eugen Zabel. — Gräfin Regine, Novelle von Käthe von Berg. Fortsetzung. — Die Wasserträgerin von Amalfi. — Frauenlügen, von Hugo Klein. — Abschied, Gedicht von C. B. — Nierstein, seine Gegend und sein Wein, von Jul. Fehr. — Guten Morgen, Couleur! — Am Donauufer in Budapest. — Notizblätter. — Astronomie: September. — Lotterieziehungen im Monat September. — Schach. — Kähnel: Königsprobenade No. 16; Auflösung des Arithmogryphs in No. 46; Bilderräthsel 46; Auflösung des Bilderräthsels 44. — Briefmappe.

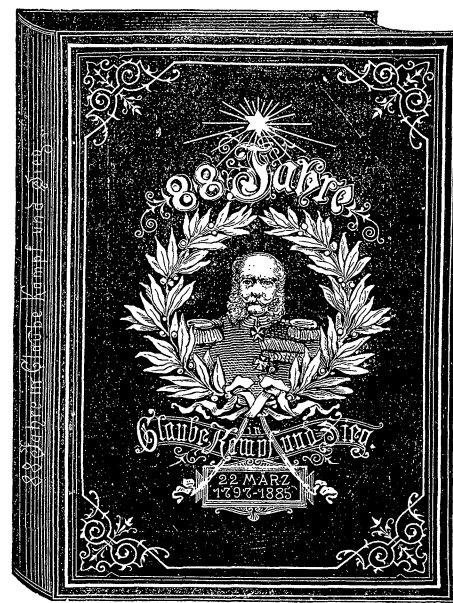
Illustrationen: Abschied, Gemälde von Pio Ricci. — Nierstein am Rhein, von Julius Fehr. — Guten Morgen, Couleur! von C. Koch. — Das Jubiläum der Berliner Universität: Friedrich-Wilhelms-Universität; Vor dem Denkmal des Stifter; Die Festrede vor der Universität; Kommerz; Der Festakt bei dem Berliner Universitätsjubiläum, von G. Wäber. — Donauufer in Budapest, nach einem Gemälde von Bruck Lajos. — Die Wasserträgerin von Amalfi, Gemälde von Jules Salles. — Der Schirm, von C. J. Frankenbach.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Zum Sedaufste!

Kaiser Wilhelm-Biographie.

In unserem Verlage ist erschienen und kann als würdige Festgabe zur Vertheilung in Schulen, in patriotischen Vereinen empfohlen werden:



Ein Menschen- und Heldenbild
unseres deutschen Kaisers
von Oskar Meding.

Mit 45 Illustrationen

nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allerhöchstdigst zur Benützung verstateten Aquarellen
als Festgabe für das deutsche Volk
herausgegeben von Carl Hallberger.

148 Seiten hoch Quart. Preis elegant geheftet 2 Mark; fein gebunden in Leinwand mit prächtigem Goldtitel und reicher Pressung 3 Mark.

Dem deutschen Volke bietet sich hier ein abgerundetes Bild dieses einzig in der Weltgeschichte dastehenden Herrscherlebens, voll auf angethan, die Liebe und den Dank, den eines jeden Deutschen von wahrhafter Vaterlandsliebe erfülltes Herz für seinen ehrentwürdigen Kaiser in Treue hegt, zu hellen Flammen der Begeisterung und hingebendster Verehrung zu entzünden. Möge diese Kaiser Wilhelm-Biographie in dieser, durch den sehr mäßigen Preis anjag den weitesten Kreisen zugänglich gemachten Volksausgabe in jedem gut deutsch denkenden und empfindenden Hause ihren Eingang halten, um dort einen Ehrenplatz in der Familienbibliothek zu erhalten, bei Jung und Alt, den gegenwärtigen und kommenden Geschlechtern die Liebe und Treue zu Kaiser und Reich wach zu erhalten und zu kräftigen. Hamburger Nachrichten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

In unterzeichnetem Verlage erscheint gegenwärtig die dritte Auflage und in Verbindung damit eine neue Subscription auf

Schiller's Werke.

Mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler.

Herausgegeben von

Professor Dr. J. G. Sacher.

Nebst Schiller's Porträt und Lebensabrisß.

Illustrirte Pracht-Ausgabe.

In 65 elegant broschirten Lieferungen von je 3—4 reich illustrierten Bogen zum Preise von 50 Pfennig pro Lieferung.

Alle vierzehn Tage gelangen eine bis zwei Lieferungen zur Ausgabe. Jede Buch- und Kunsthandlung nimmt Bestellungen auf diese neue Subscription entgegen und sendet auf Wunsch die erste Lieferung zur Einsicht in's Haus.

Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Die Freier der Wittwe.

Novelle
von
Moritz v. Reichenbach.
(Fortsetzung.)

VI.

Die letzten Postfächer kamen zur Theestunde in Oberhof an. Es waren mehrere Briefe für Frau von Hergert dabei. Während sie dieselben las und Herr von Schwefing sich in die Zeitungen vertiefte, setzte sich die Gräfin in den Erker des Fensters und der Lieutenant folgte ihr dorthin. Heller Mondenschein lag über dem Garten.

„Merkwürdig, daß Erna keine Lust hat, an solchen Abenden spazieren zu gehen,“ sagte die Gräfin.

Egghof zuckte die Achseln. Er dachte: „Sie ist eben ohne alle poetische Empfindung, diese emanzipirte Frau von Hergert,“ und er sagte:

„Wenn Sie einen Spaziergang unternehmen wollen, Gräfin, so bitte ich, über mich zu verfügen.“

Ein paar Minuten später verließen die Beiden den Erker, um eine Mondscheinpromenade zu machen.

An diesem Abend fiel es Egghof zum ersten Mal ein, daß er bisher nur immer von sich gesprochen hatte und daß er in Beziehung auf die Gräfin noch immer nichts Anderes wußte, als daß sie schön und liebenswürdig sei. Er benützte eine Wendung des Gesprächs, um die Frage anzubringen:

„Und Sie stehen ganz allein in der Welt, Gräfin?“

Sie seufzte und blickte mit



Seitliche Bekränzung. Nach einem Gemälde von Jos. Watter.

ihren großen, schimmernden Augen zum Mondlicht empor.

„Ja,“ sagte sie, „ganz allein — aber, bitte, sprechen wir nicht davon. Das schwarze Kleid, das ich trage, erinnert mich genugsam an alles Traurige, was auf meinem Leben lastet; im Verkehr mit anderen Menschen liebe ich es zu vergessen, und spende lieber Theilnahme, als daß ich sie empfangen. Sie haben mir das Bild Ihrer Mutter nicht mitgebracht?“

„Nein, Gräfin; ich würde es Ihnen jetzt holen, wenn das Mondlicht nicht eine zu ungenügende Beleuchtung wäre.“

„Bringen Sie es mir morgen früh, ich bin immer schon zeitig im Garten —“

„Aber ich muß um sieben Uhr spätestens aufbrechen.“

„Ich werde vor sieben Uhr auf der Terrasse sein.“

Frau von Hergert hatte inzwischen ihre Briefe gelesen und Herr von Schwefing, nachdem er dem Lieutenant und der Gräfin mit sarkastischem Blick nachgesehen hatte, war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. Als Frau von Hergert den letzten Brief aus der Hand legte, sagte er:

„Du hast Nachrichten empfangen, welche Dich erregen, Erna, ich sehe Dir das an. Ist irgend etwas Unangenehmes vorgefallen?“

„Nein, nein, ich glaube auch nicht, daß ich so sehr erregt bin —“

„Doch, Erna, ich kenne Dich zu genau, um nicht zu wissen, was in Dir vorgeht. Ich denke, Du weißt, daß Du keinen bessern, treuern Freund als mich auf der Welt hast — ich wiederhole, keinen bessern und treuern.“

„Ich weiß es, lieber Onkel,“ sie betonte das letztere Wort

besonders, „und ich wüßte auch nicht, zu wem ich mehr Vertrauen hätte als zu Dir —“ sie hielt plötzlich inne und sagte dann, wie einen Entschluß fassend und ein wenig schneller als gewöhnlich sprechend: „Lorvett hat mir geschrieben, er verträgt das Klima von Konstantinopel nicht, hat für ein halbes Jahr Urlaub genommen und fragt an, ob mir ein kurzer Besuch auf der Durchreise genehm wäre. Da ist sein Brief, bitte, lies ihn.“

Sie blickte zu ihrem „treuesten Freunde“, wie Herr von Schwefing sich genannt hatte, nicht auf, während sie das sagte, sondern blätterte mit nervöser Hast in den Journalen vor ihr. Er hielt den Brief in der Hand, das Papier knitterte leise unter seinen Fingern.

„Und Du, was wirst Du antworten?“ fragte Herr von Schwefing mit tiefer, etwas vibrierender Stimme.

Sie schwieg und warf die Journale durcheinander, dann erhob sie sich und sah ihm gerade in die Augen.

„Ich werde ihm schreiben, daß ich ihn erwarte, Onkel!“

Herr von Schwefing wandte sich kurz ab und begann wieder seine Wanderung durch das Zimmer, dann trat er in den Erker und blickte einige Augenblicke schweigend in den Garten hinab. Endlich näherte er sich wieder seiner Nichte. Sein Gesicht war blaß, er sah sehr erregt aus.

„Hast Du es genau überlegt, Erna?“ fragte er langsam.

Sie nickte.

„Du weißt, daß Du nie allein stehen würdest, so lange ich lebe, Erna, aber Du weißt auch, daß ich es nicht ertragen würde, Dich unglücklich zu sehen!“

Ein schwaches Lächeln suchte über ihr Gesicht.

„Ich werde keinen übereilten Schritt thun, Onkel.“

Die Augen des Herrn von Schwefing waren mit ängstlichem, flehendem Ausdruck auf die junge Frau gerichtet.

„Und — Dein Sohn, Erna, unser Erich —“

„Du weißt, wie ich ihn liebe, Onkel.“

Mit einer heftigen Bewegung drückte er ihre beiden Hände an seine Brust.

„Erna, Erna, thue es uns nicht an, wir waren so glücklich, so zufrieden — oder —“ er stockte plötzlich, „warst Du es nicht?“

Sie löste ihre Hände sanft aus den seinen und stand, mädchenhaft erröthend, mit gesenktem Kopf vor ihm.

„Erich und Du, ihr werdet nie aus meinem Herzen verdrängt werden,“ sagte sie mit weicher Stimme, „wir werden immer bleiben, was wir uns waren; aber — Du bist der einzige Mensch, mit dem ich je über Lorvett gesprochen habe, und ich danke Dir so Vieles und habe Dich so lieb, daß ich Dir unbedingte Offenheit schuldig zu sein glaube.“

Sie hatte ihren Arm in den seinen gelegt und schritt mit ihm dem Erker zu, in dem sich Beide niederließen.

„Du liebst ihn also immer noch?“ fragte Herr von Schwefing leise.

„Du weißt, daß ich dieser Jugendneigung völlig entsagt hatte, als ich auf Wunsch meines sterbenden Vaters, der mich versorgt sehen wollte, Hergert heirathete. Lorvett war damals bei der Gesandtschaft in Wien, gemeinsame Bekannte behaupteten, er habe ein Verhältniß mit einer dortigen Schauspielerin, jedenfalls hatte er über ein Jahr nichts von sich hören lassen. Ich glaubte mich vergessen und gab dem Wunsch des Sterbenden nach. Gott weiß es, daß ich meinem Mann nie mit einem Gedanken untreu war — ich glaubte mich ja von ihm geliebt und war glücklich im Besitz meines kleinen Erich. Ich verlangte nichts Anderes. Da kam jene Begegnung in Rolandsdöck. Weißt Du noch, Onkel? Hergert hatte mich in Deiner Obhut in Laubach zurückgelassen, Du fuhrst mit mir nach Rolandsdöck, und dort begegnete uns Lorvett.“ Sie schwieg einen Augenblick. Der Onkel machte eine abwehrende Handbewegung.

„Ich weiß, daß Du ihm damals verboteist, wieder in Deinen Weg zu treten, ich weiß, daß die wahnsinnigen Gerüchte, welche dann plötzlich in der hiesigen Gegend auftauchten, lediglich auf die Kombinationsgabe Deiner damaligen Zofe zurückzuführen sind — aber — seitdem — Du hast seitdem mit Lorvett korrespondirt?“

„Er schrieb mir einige Zeit nach dem Tode meines Mannes, er bat mich, ihm die leidenschaftlichen Worte, welche mich damals in Rolandsdöck erschreckt hatten, zu verzeihen — sein Gefühl habe ihn bei diesem plötzlichen Wiedersehen überwältigt. Er bat mich um die Erlaubniß, mir ab und zu freundschaftlich schreiben zu dürfen —“

„Mit einem Wort, er knüpfte wieder an, nachdem Du eine, wenigstens in den Augen der Welt, reiche Wittve geworden warst.“

„Onkel!“

„Sage mir nicht, daß ich ungerecht bin, ich habe diesen Lorvett nur flüchtig gesehen, aber seine Handlungsweise entspricht seinem Aeußern, er verdient Dich nicht, Erna, glaube mir —“

„Sprich nicht weiter, Onkel, es thut mir weh! Ich weiß, wie lieb Du mich hast —“

„Nein, das weißt Du nicht, Du thörichtes Kind, das weißt Du nicht und sollst es auch nicht wissen, ich selbst mag's nicht wissen, denn ich bin ein Narr, ein ganzer Narr mit meinen sechzig Jahren!“

Er hatte sich in heftiger Erregung erhoben, seine stattliche Figur reckte sich in ihrer vollen Größe auf, seine Augen glänzten, dann drückte er die Hand auf seine Stirn, stand einige Augenblicke unbeweglich und setzte sich dann, tief aufathmend, daß es fast wie ein Seufzer klang, wieder Erna gegenüber. „Ich werde nie vergessen, daß ich ein alter Mann bin, Erna,“ sagte er mit einer Stimme, aus welcher die kaum niedergekämpfte Bewegung noch hervorklang, „ich werde es nie vergessen! Aber zwingen mich nicht dazu, zu sehen, daß Du unglücklich wirst — durch einen Andern.“

Frau Erna's Gesicht sah geisterhaft blaß aus, wie sie da vor ihm saß im Mondlicht, das voll und hell durch das Erkerfenster drang. Sie hatte die Augen gesenkt und langsam rollten schwere Thränen unter ihren Wimpern hervor.

Einige Augenblicke schwiegen Beide, dann ergriff Erna die Hand ihres Onkels.

„Ich habe meinen Vater nicht mehr geliebt als Dich, Onkel Ernst,“ sagte sie, „und was auch kommen mag, ich werde Dir eine treue Tochter bleiben; aber ich habe versucht, mich selbst und die Verhältnisse um mich möglichst klar zu beurtheilen, und ich sage mir, ich habe Lorvett nie vergessen und werde ihn nie vergessen; ich habe ohne Sehnsucht an ihn gedacht, so lange mein Mann lebte. Jetzt, seit ich frei bin, seit er mir gesagt hat, daß jene Gerüchte damals Verleumdung waren, daß er nie aufgehört hat, an mich zu denken, seitdem — ich kann es nicht leugnen, Onkel — seitdem ist er mehr für mich geworden als ein bloßes Traumbild, und wenn ich ihn jetzt von mir wiese, so weiß ich, daß ich es später bereuen würde — Onkel, lieber Onkel, zürne mir nicht, aber ich kann nicht anders, ich muß ihn wiedersehen!“

Mit einer heftigen Bewegung machte Herr von Schwefing sich los und verließ das Zimmer, sie wollte ihn zurückrufen, aber auf halbem Wege blieb sie stehen.

„Armer, lieber Onkel — aber es ist doch besser so, er mußte Alles wissen, ich war ihm die Wahrheit schuldig,“ murmelte sie. Sie kehrte zurück auf den Erkerplatz und Thräne um Thräne rann über ihre Wangen, während sie hinausblinzelte. Sie hatte es längst geahnt, was das alte und doch noch so jugendliche Herz ihres väterlichen Freundes erfüllte, sie hätte ihm so gern den Schmerz, den er jetzt erfuhr, erspart; ja, sie hatte eine Zeitlang ernstlich Rath mit sich gepflogen, ob sie nicht am Ende schon alt und resignirt genug sei, um vom Leben nur noch ruhige Zufriedenheit in gewohntem Wirkungskreise zu erwarten. Aber sie hatte gefühlt, daß ihr Herz Nein sagte und hatte dieß Nein zur Nichtschmerz ihres Handelns gemacht. „Ich weiß es, Keiner wird mich wahrer lieben als Onkel Ernst,“ sagte sie leise, „aber eben darum darf ich ihn nicht betrügen — als Mädchen wußte ich nicht, was ich that, jetzt weiß ich es und weiß auch, mein Wille würde ein zweites Mal nicht die Herrschaft über mein Herz behalten.“

Sie wurde durch Gräfin Leonie aus ihrem Nachsinnen gerissen.

„Da sitzt sie, die einsame Burgfrau!“ rief die Gräfin, indem sie lachend in's Zimmer trat. „O Erna, wenn Du wüßtest, wie schön es war da draußen!“

Erna erhob sich und sagte, das Gesicht von ihr abwendend, um ihre thränenvollen Augen zu verbergen:

„Ich glaube, Du hast Recht; wenn Du willst, gehen wir noch einmal durch den Park, die Luft wird mir gut thun.“

Gräfin Leonie sah sehr erstaunt aus und blickte den Lieutenant mit einem halben Lächeln an.

„Gehen wir,“ sagte sie, „ich bin ohnehin ein Nachtvogel — aber Lieutenant Egghof muß schlafen gehen, da er ein anstrengendes Tagewerk hinter sich und ein ebenso anstrengendes vor sich hat.“

Frau Erna blickte den Lieutenant an wie ein Etwas, das man vergessen hat und das uns unversehens in den Weg gestellt wird.

„Ah, Lieutenant Egghof — allerdings — ich glaubte, Sie seien schon zur Ruhe gegangen.“

Sie war offenbar zerstreut, und Egghof sah jetzt, daß sie geweint hatte, eine Entdeckung, die ihn so wun-

derlich berührte, als seien Thränen und Frau Erna von Hergert Gegenstände, die sich durchaus nicht vereinigen ließen. Er erklärte, nicht müde zu sein, die Damen aber auch nicht stören zu wollen, und Gräfin Leonie legte ihren Arm in den Frau Erna's und rief ihm lachend ein „Gute Nacht!“ zu.

„Warum hat sie nur geweint?“ fragte er sich, während er in sein Zimmer hinaufging. „Warum hat sie nur geweint?“

Oben fand er Bimme noch mit dem Ordnen seiner Sachen beschäftigt.

„Sie hätten längst schlafen gehen sollen, Bimme,“ sagte er.

„Ich habe man bloß noch 'n bisken mit die Mächens hier 'n Wort gesprochen,“ entschuldigte sich Bimme. „Man erfährt da immer so Allerlei.“

„Was man eigentlich nicht zu erfahren brauchte,“ meinte der Lieutenant.

„Befehlen, Herr Lieutenant, 's is man bloß, um 's Terrain zu rekonoszieren, wie wir sagen.“

„So!“ machte der Lieutenant belustigt.

„Befehlen, und so viel weiß ich nu auch, daß die Sophie 'n bisken viel jelogen hat.“

„Sehen Sie wohl, ich habe Ihnen gleich gesagt, Sie sollten sich mit dem Weibergezwätz nicht befassen.“

„Befehlen, Herr Lieutenant, und die Mächens hier lieben ihre Gnädige, daß es 'ne Art hat, aber die Sophie soll ja woll von wejen dumme Streiche entlassen worden sein, und davor rächt sie sich jetzt, indem sie ihre frühere Gnädige in der Leute Mund bringt mit allerhand Feschichten. Na, und Herr Lieutenant, so viel is jemiß, die jetzige Jungfer von der Gnädigen taugt zehnmal mehr als die Sophie — und hübscher is sie auch.“

Die letztere Bemerkung machte Bimme „man bloß für sich“ und Egghof that auch, als höre er nicht sonderlich auf ihn hin, in Wahrheit aber entging ihm kein Wort, und ein eigenthümliches Gefühl, halb Glück, halb Aerger, stieg in ihm auf, Aerger über sich selbst und seine Leichtgläubigkeit, und Glück — ja, weßwegen war er denn glücklich bei Bimme's Bericht? Was ging ihn denn das Alles an?

Nachdem Bimme verabschiedet war, stand Egghof noch am Fenster. Unten auf dem breiten Kieswege des Gartens gingen die beiden Frauen langsam auf und nieder, er blickte ihnen lange nach, und nachdem er endlich sein Lager aufgesucht hatte, fiel er in unruhige Träume.

Gräfin Leonie hatte so gut wie Egghof gemerkt, daß Frau Erna geweint hatte, aber sie gab sich nicht den Anschein davon, ebensowenig wie sie Erna auf die Gestalt des Lieutenants, welchen sie sofort, an seinem Fenster stehend, entdeckte, aufmerksam machte.

Sie sprach mit dem harmlosesten Gesicht von der Welt von der Schönheit des Mondscheinabends.

Frau Erna, welche das Bedürfnis empfand, sich gewaltsam aus ihrer trüben, erregten Stimmung herauszureißen, und welche der Freundin noch nichts von dem bevorstehenden Besuch mittheilen wollte, begann von Egghof zu sprechen.

„Gefällt er Dir immer noch?“ fragte sie.

„Gewiß,“ erwiderte die Gräfin lächelnd, „und sogar besser als anfangs.“

„Ist er denn nicht entseßlich alltäglich und langweilig?“

„Das kann ich nicht finden, er gebraucht keine Phrasen, um sich auszudrücken, ist immer er selbst in Allem, was er sagt, und hätte auch gar keine Veranlassung, dieses Selbst zu verstecken. Und dann vor Allem, man hat ihm gegenüber so sehr das Gefühl, daß man sich auf ihn verlassen kann.“

„Ich gebe zu, daß das sehr viel ist, aber, ehrlich gesagt, ich wundere mich, daß das gerade Dir so gut gefällt.“

„Ach, Schakel, man wird eben ernster mit der Zeit. Siehst Du, mein Mann war der brillanteste Kavaliere, der geistvollste, bezauberndste Gesellschafter, der feurigste Liebhaber, den man sich denken und wünschen konnte. Nun, meine Erfahrungen berechtigen mich wohl dazu, das Alles jetzt etwas weniger hoch als früher anzuschlagen und dagegen einem festen, echt männlichen Charakter, wie Egghof es ist, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich habe ihn wirklich gern.“

„Hast Du ihn in's Vertrauen gezogen?“

„Wo zu? Wir könnten dabei Beide nichts gewinnen.“

„Aber das ist unrecht und gefährlich.“

„Ich wüßte nicht, inwiefern.“

„Du bist sehr liebenswürdig gegen ihn — wenn er eine ernstliche Neigung zu Dir faßt —“

Gräfin Leonie lachte.

„Erstens einmal blühen die ernstlichen Neigungen nicht auf allen Bäumen, so etwas macht sich ganz schön

in einem Roman, wenn man aber in der Welt gelebt hat, weiß man, daß das nicht so wörtlich zu nehmen ist. Die Beziehungen zwischen Männern und Frauen sind immer und überall die Würze jeder Geselligkeit, aber sie können neunhundertundneunundneunzig Schattirungen annehmen, ehe sich daraus einmal der tiefe Farbenton einer ernstlichen Neigung entwickelt."

"Wenn dieser tausendste Fall aber gerade hier einträte?"

"Du bist verzweifelt gründlich, Erna; nun, wenn dieser unwahrscheinliche Fall also bei ihm und bei mir einträte, so ließe sich ja immer noch über die Sache reden."

Frau Erna blieb stehen. Bis jetzt hatte sie dieser Unterhaltung nur eine erzwungene Theilnahme zugewendet. Jetzt wurde sie wirklich aufmerksam.

"Du würdest das nicht von vornherein als eine Unmöglichkeit betrachten, Leonie?"

"Ich wüßte nicht, weshalb ich das sollte. Egghof ist allerdings bürgerlich, aber ein großes Vermögen steht hinter dem einfachen Namen und Egghof ist durch und durch Gentleman."

"O Leonie, wie hast Du Dich verändert seit unserer Mädchenzeit!"

"Freilich, damals warst Du es, welche behauptete, frei von allen Standesvorurtheilen zu sein."

"Das bin ich auch noch."

"Les preuves manquent!" lachte die Gräfin. "Meine Welt fing damals aber erst beim Baron an — nun, seitdem bin ich freisinnig geworden. Wenn ich mich in einen Revolutionshelden verliebt hätte, bin ich überzeugt, ich würde bald eine enragirte Nihilistin werden — ich bin nun einmal so und mache mir keine Illusionen über mich selbst. Schade, daß der selige Darwin mich nicht gekannt hat, er hätte mich als lebenden Beweis seiner Anpassungstheorie sehr hoch geschätzt."

"Du nimmst das Alles so leicht, Leonie —"

"Lieber Himmel, wo wäre ich geblieben, wenn ich das Leben tragisch auffassen wollte? Nun aber, Schak, schlägt es eben Mitternacht von Deiner Thurmuhr und ich muß morgen vor sieben Uhr aufstehen."

"Weshalb denn?" fragte Erna, den Weg nach dem Schloß einschlagend.

"Weil ich es Egghof versprochen habe — bitte, fasse das aber nicht ernsthaft auf und ängstige Dich nicht um ihn oder um mich."

Sie umarmte Frau Erna zur „guten Nacht“ und die Freundinnen trennten sich.

Frau Erna war nachdenklich, doch als sie allein war, drängten bald wieder die eigenen Sorgen diejenigen zurück, welche sie geneigt war, sich in Betreff der Gräfin zu machen. Die Gedanken, welche sie gewaltsam fremden Interessen zugewendet hatte, kehrten nun ebenso gewaltsam zu ihren eigenen zurück. Ihre erste Empfindung beim Lesen von Lorbet's Briefen war so klar und bestimmt gewesen, daß sie ohne Schwanken unter dem Eindruck derselben gehandelt hatte. Jetzt begannen die Zweifel sich in ihr zu regen. Schwefing liebte sie, und sie war ihm zu vielem Dank verpflichtet. Sie konnte ihm nicht aus Dankbarkeit ihre Hand reichen und ihn und sich unglücklich machen, indem sie sich Beziehungen aufzwang, die ihr unnatürlich erschienen. Schwefing verlangte das auch nicht, sie wußte es, aber war es nicht ihre Pflicht, ihm, der seit Jahren nur für sie und ihre Interessen lebte, das häusliche Behagen, welches er unter ihrem Dach empfand, ungeschmälert zu erhalten? War das möglich, sobald ein Anderer an ihre Seite trat, der ihr näher stand als der Onkel? Durfte sie diesen Andern an ihre Seite rufen? Handelte sie nicht selbstsüchtig und schlecht, wenn sie es that?

Und dann wieder trat das Bild Lorbet's klar vor ihre Seele. Da war es, als stiege eine heiße Blutwelle aus ihrem Herzen auf, risse alle anderen Vorstellungen mit sich fort und ließe ihr nur noch die eine Möglichkeit, ihn herbeizusehnen, ihn zu rufen, ihn und sich selbst einzugesehen, daß sie nie aufgehört habe, ihn zu lieben.

Sie verbrachte die Nacht schlaflos. Der Morgen dämmerte herauf. Sie öffnete das Fenster und fröstelte, als die kühle Morgenluft zu ihr hereindrang. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, in fahlem Dämmerlicht lag der Garten vor ihr mit seinen dunklen Baumgruppen, deren Zweige auch nicht der leiseste Lusthauch bewegte. Wie aus Blei gegossen standen sie da, so leblos, und Frau Erna war es, als lege die gleiche, bleischwere Stille, wie sie da draußen herrschte, sich auf ihr Herz und ihre Gedanken. Sie fühlte sich so matt, sie wollte nicht mehr denken, nicht mehr kämpfen.

"Wir müssen ja doch Alle entsagen," murmelte sie; „das Einzige, was wir nicht verlieren dürfen, ist das Bewußtsein, unseren Pflichten treu zu bleiben."

Sie neigte ihr Haupt in müder Resignation.

VII.

Einige Stunden später stand die Sonne in leuchtender Herrlichkeit über dem Garten von Oberhof, ihre Strahlen lagen goldig auf dem blonden Haar der Gräfin Leonie, welche auf der Terrasse stand und in langen Zügen die frische Morgenluft einathmete.

"Es ist eigentlich recht hübsch, zur Abwechslung einmal zeitig aufzustehen," sagte sie.

Im selben Augenblick trat Egghof an ihre Seite und sie streckte ihm lächelnd die Hand entgegen.

Es lag ein solcher Hauch jugendlicher Frische auf ihrem zarten Gesicht, daß Egghof sie bewundernd ein wenig länger anblickte, als er sich das sonst zu thun erlaubte. Sie schien verwirrt durch diesen Blick und fragte nach dem Bilde seiner Mutter.

Er öffnete die Mappe, welche er bei sich trug, und entnahm daraus eine Photographie.

"Welch' liebes, prächtiges Gesicht," sagte die Gräfin, dieselbe betrachtend.

"Es ist dieß ein Bild aus den letzten Lebensjahren meiner Mutter," erklärte Egghof, „außerdem besitze ich aber auch noch ein Jugendbild von ihr. Sie ist eine große Schönheit gewesen — urtheilen Sie selbst."

Er holte aus seiner Brusttasche ein Medaillon hervor, welches ein kleines, auf Eisenblech gemaltes Bild enthielt.

"O, wie entzückend!" rief Gräfin Leonie. „Diese klugen und doch sanften Augen und dieser süße Mund —"

"Guten Morgen," klang es ziemlich kurz und barsch hinter der Gräfin. Sie wandte sich schnell um. Da kam Herr von Schwefing soeben vorüber, sehr eilig, wie es schien.

Die Gräfin empfand das Bedürfnis, ihr Zusammensein mit Egghof zu so früher Stunde irgendwie zu motiviren und Herrn von Schwefing zu beweisen, daß sie für alle Welt zu sprechen sei.

"Laufen Sie nicht so schnell vorbei, Sie wissen nicht, was es hier zu sehen gibt," sagte sie; „Lieutenant Egghof hat mir auf meine Bitte ein reizendes Bild gezeigt — sehen Sie her!"

"Ich habe keine Zeit, der Wagen wartet auf mich!" Er wollte vorüber, aber sein Blick war doch unwillkürlich auf das Bild in der Hand der Gräfin gefallen. „Wer soll das sein?" fragte er plötzlich, darnach greifend.

"Es ist ein Jugendbild meiner verstorbenen Mutter," sagte Egghof.

Der alte Herr stand wie angewurzelt und starrte das Bild an.

"Ihrer Mutter — das ist Ihre Mutter?"

"Was finden Sie dabei so Befremdendes?" fragte Egghof, durch seinen Ton gereizt.

Schwefing schwieg einen Augenblick, dann blickte er Egghof an, ohne das Bild aus der Hand zu geben.

"Sie haben Recht, es ist nichts Befremdendes dabei, nur eine Erinnerung. Welches war der Mädchenname Ihrer Mutter?"

"Natalie Kornau. Kannten Sie sie vielleicht?"

Noch einmal blickte Schwefing das Bild an, noch einmal sah er zu Egghof hinüber.

"Es ist natürlich, daß Lieutenant Egghof das Andenken an eine solche Mutter hoch hält, wie das einer Schutzheiligen," sagte die Gräfin, ohne den alten Herrn zu verstehen.

Herr von Schwefing legte mit einer schnellen Bewegung das Bild in Egghof's Hand zurück.

"Sie ist also todt," murmelte er. „Leben Sie wohl," sagte er dann hastig, „vielleicht begegnen wir einander noch einmal im Leben —"

"Wollen Sie denn verreisen?" fragte die Gräfin.

"Allerdings — wichtige Geschäfte — unbestimmte Zeit!" Er grüßte und entfernte sich mit großen Schritten.

"Was hat er denn?" sagte die Gräfin, ihm nachblickend. „Es wetterleuchtete ja förmlich in seinem Gesicht! Bemerkten Sie es?"

"Herr von Schwefing ist immer etwas eigenthümlich."

"Er ist eben Halbbrusse, noch nicht ganz civilisirt, wissen Sie."

"Wie so?"

"Er ist Aurländer, hat sein Lebenlang irgendwo auf einem Strandbisch an der Ostsee gesessen und erst unsere liebe Erna hat ihn dazu vermocht, civilisirtere Gegenden aufzusuchen. Seit sie Wittve ist, wurde er

Hausgeist in Oberhof. Aber wie ist es nur möglich, daß Sie so lange hier sind und von dem Allem nichts wissen?"

"Weder Herr von Schwefing noch Frau von Hergert haben mich zum Vertrauten gemacht."

"Das sieht diesen beiden verschlossenen Menschen ähnlich — und ohne meine Vermittlung wären Sie unorientirt wieder abgereist."

"Sehr wahrscheinlich, denn wenn die beiden Herrschaften nicht sehr mittheilsam sind, so bin ich noch weniger fragelustig."

Die Gräfin sah einen Augenblick gedankenvoll vor sich hin, dann lächelte sie Egghof an.

"Solche in sich selbst abgeschlossene, der Mittheilung und des Fragens nicht bedürftige Naturen imponiren mir und ich bewundere sie," sagte sie; „was mich betrifft, so bin ich nicht so selbstständig, ich brauche den Anschluß an Menschen und finde, daß man nicht so viel von der kurzen Lebenszeit, die man doch nur hat, mit Freundschaftspräliminarien vergeuden sollte. Ich weiß gewöhnlich beim ersten Zusammentreffen, ob ich die Menschen, die mir begegnen, gern habe oder nicht, und in ersterem Fall wage und überlege ich auch nicht lange, ob Dieß oder Das gebräuchlich ist, ob man mich zu entgegenkommend findet oder dergleichen Rücksichten, die nur dazu da sind, das Leben zu erschweren. Ich gebe mich, wie ich bin, und überlasse es dem gesunden Menschenverstand meiner Freunde, mich richtig zu beurtheilen und zu verstehen."

"Und Sie sind sicher, daß dieß stets geschehen wird, Gräfin. Ich meine, die meisten Menschen sind dankbar für ein freundliches Entgegenkommen — besonders aber die, welche bei aller Sehnsucht nach wärmerer freundschaftlicher Ansprache doch selbst zu schwerfällig sind, um eine solche herbeizuführen."

"Wie Sie zum Beispiel," sagte sie, ihm lächelnd die Hand reichend. „Wir sind also gute Freunde von heute ab, nicht wahr, ohne daß Sie mich für kokett halten, weil ich Ihnen von Anfang an gezeigt habe, daß Sie mir sympathisch sind?"

"Ich bin Ihnen von ganzem Herzen dankbar, Gräfin, und hoffe gesunden Menschenverstand genug zu haben, um Sie nicht falsch zu verstehen."

Er küßte ihre Hand und es erschien Beiden als ganz selbstverständlich, daß sie noch ein Stück Weges zusammen gingen. Erst als der graue Schirm, unter dem Egghof zeichnete, und den Bimme inzwischen aufgerichtet hatte, vor ihnen auftauchte, nahm die Gräfin Abschied und trat den Rückweg an.

Egghof blickte ihr nach, wie ihr liches Gewand unter den grünen Bäumen verschwand.

"Sie ist reizend," sagte er mit einem unwillkürlichen Seufzer. In Gedanken wiederholte er sich, was sie gesagt hatte. Manches würde, von anderen Lippen ausgesprochen, fast geklungen haben, aber ihre träumerischen Augen und der sanfte, mädchenhafte Ausdruck ihres Gesichtes machten eine solche Bezeichnung zur Unmöglichkeit.

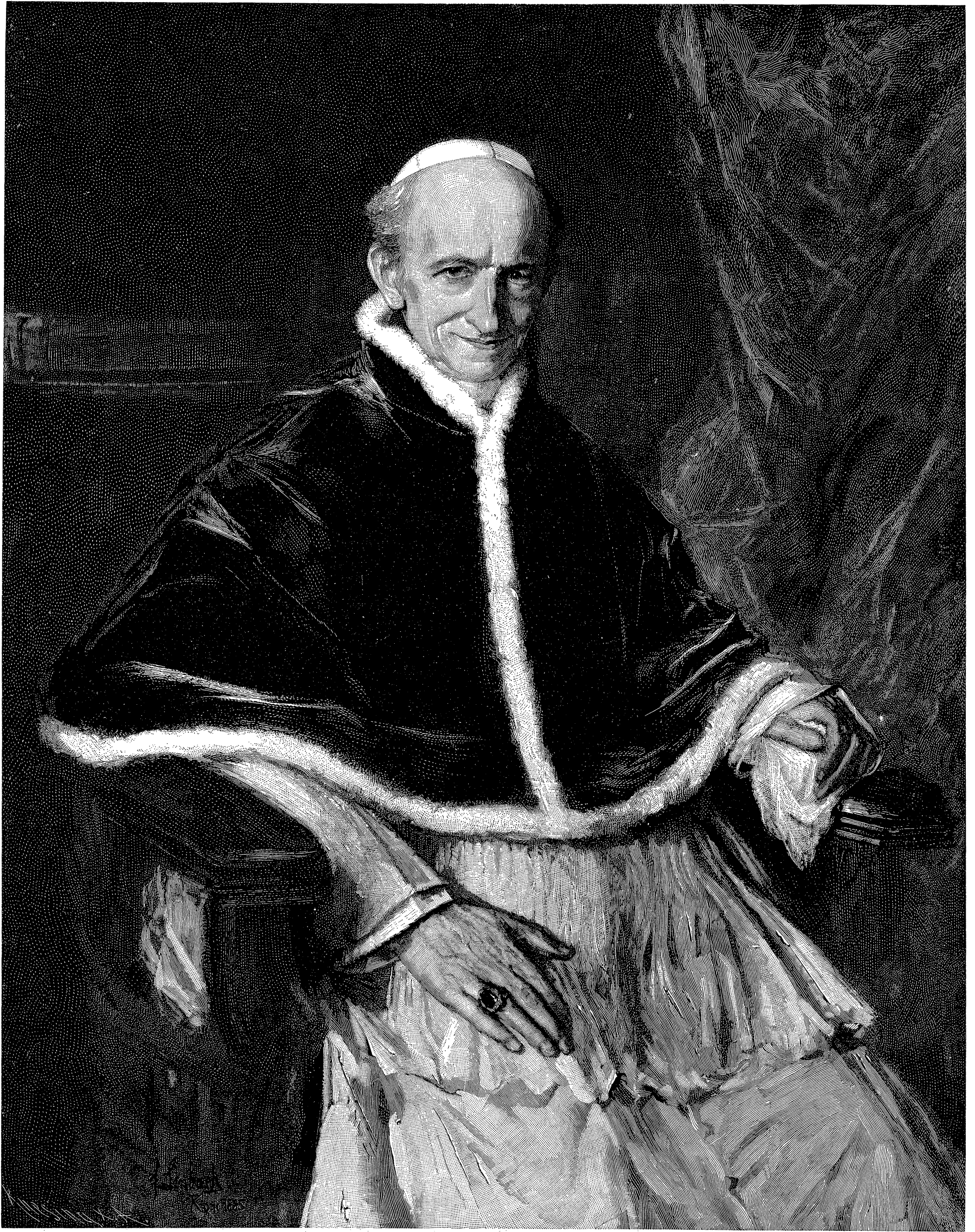
Ueber sein Zeichenbrett geneigt, dachte Egghof an diese wunderbaren Augen, die auslachen, als ob sie ein Geheimniß verschleierten, bis er sich plötzlich — er wußte selbst nicht, wie das zugegangen war — von einem ganz andern Ideengang hingenommen fand. Hatte die Gräfin nicht mit halben Worten bestätigt, was die Amtsräthin ihm gesagt hatte? Herr von Schwefing war seit dem Tode des Herrn von Hergert „Hausgeist" in Oberhof, hatte sein bisheriges Leben, seine bisherigen Beziehungen aufgegeben und war in ein fremdes Land übergesiedelt, nur um in Frau Erna's Nähe zu sein. Warum war Egghof denn geneigt gewesen, die Worte der Amtsräthin für Uebertreibungen, ja geradezu für Verleumdungen zu halten, obgleich Herr von Schwefing doch wahrlich kein Geheimniß daraus machte, wie unsympathisch und störend ihm Egghof's Anwesenheit war? Gestern hatte es wahrscheinlich einen Streit zwischen den Beiden gegeben und Frau von Hergert hatte deßhalb geweint. Warum hatte er sich eingebildet, ihre Thränen müßten eine tiefere, ernstere Ursache haben? Warum hatte er denn bis jetzt nicht geglaubt, daß Alles, Alles, was man ihm gesagt hatte, wahr sei?

"Ich glaube, ich könnte diese Frau hassen," murmelte er plötzlich vor sich hin und fuhr dann, wie über sich selbst erschrocken, mit der Hand über seine Stirn. „Glücklicherweise geht sie mich nichts an, aber auch gar nichts an," sagte er und vertiefte sich mit gewohnter Gewissenhaftigkeit in seine Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)



Normännische Fischerbarken. Gemälde von Jaime Morera.



Papst Leo XIII. Gemälde von J. v. Lenbach.

Nach einer Photographie im Verlag der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München.

Ritterliche Erziehung im Mittelalter.

Von

Karl v. Seyern.

(Nachdruck verboten.)



ausig hört man unsere junge Welt oder auch die gar zu zärtlichen und theilnehmenden Eltern darüber klagen, daß unsere Jugend gar zu viel und zu lange mit Studien aller möglichen Art gequält werde, und daß in diesen mühsigen Vorbereitungen ein großer Theil der besten Lebenskraft verloren gehe, während doch gar so Vieles des mühsam Erlernten thatsächlich nur in den Kopf gebracht werde, um wieder vergessen zu werden. Jeder junge Schüler des Gymnasiums denkt wohl, wenn er gelegentlich, halb unter dem Schultisch verborgen, einen alten Roman liest, sehnsüchtig an die schönen Zeiten des Mittelalters, in denen von allen diesen Quälereien nicht die Rede war und in denen man die Gelehrsamkeit den Mönchen in ihren Klosterzellen überließ. Gleichwohl legte auch jene vergangene und in der Scheu vor dem Examen oft zurückgekehrte Zeit dem in das Leben tretenden jungen Menschen eine lange und mühsame Vorbereitung auf, vor welcher vielleicht mancher mit unserm heutigen Schulzwange unzufriedene Knabe ängstlich zurückschrecken würde. Freilich wurde die Ausbildung damals nach anderen Richtungen geleitet: Alles drehte sich um die Tüchtigkeit im Kampfspiel und im Kriegshandwerk, denn dadurch allein war Ruhm und Ehre, Macht und Reichthum zu erlangen; aber wenig war es nicht, was die jungen Leute lernen mußten, und leicht war es auch nicht, sich die erforderliche Tüchtigkeit anzueignen.

Eine eigentlich durchgeführte Erziehung erhielten im Mittelalter allerdings meist nur die Söhne des ritterbürtigen Adels; die Bürger lernten ihr Handwerk und mußten genug, wenn sie sich dessen Handgriffe und eine oft freilich sehr hoch gesteigerte Kunstfertigkeit angeeignet hatten, und bei den nur für das Arbeits- noch bestimmten Bauern war von einer eigentlichen Erziehung keine Rede. Wir wollen daher hier, von den gelehrten Klosterschulen ganz absehend, nur einen Blick auf die Erziehung des Adels werfen und uns die verschiedenen Stufen vergegenwärtigen, welche er zur Erlangung der Ritterwürde zu ersteigen hatte, denn diese Würde allein gab in den älteren Zeiten des Mittelalters auch dem Höchstgeborenen erst seinen wohlberechtigten Platz in der Gesellschaft.

Verfolgen wir deßhalb den künftigen Ritter von seiner Geburt an. Bei dieser selbst schon zeigen sich, freilich im Sinne der damaligen Zeit, die Sorgen der Eltern für seine künftige ritterliche Tüchtigkeit. Bereits während der letzten Zeit, in welcher man den Neugeborenen erwartete, wurden von dem Schriftkundigen des väterlichen Schlosses, gewöhnlich einem Mönche des nächsten Klosters, sämtliche Träume verzeichnet, welche in dem Schlummer der Mutter auftauchten. War das Kind erschienen, so wurde, wenn es ein Knabe war, die Geburtsstunde mit allen etwa um dieselbe bemerkbaren Naturerscheinungen bezeichnet, und dann zugleich der nächst zu erreichende gelehrte Astrolog — besonders vornehme Häuser hielten sich selbst einen solchen — berufen, um dem Neugeborenen das Horoskop zu stellen, bei welchem die Konstellation der Gestirne in der Geburtsstunde, die Träume der Mutter und die etwa stattfindenden Naturerscheinungen zu Grunde gelegt wurden, und welches dann fast immer dem Kinde großen Ritters Ruhm, meist aber auch große Kämpfe und Anstrengungen vorher sagte und es ebenso fast jedesmal vor gewissen Personen, Thieren, Monatsstagen und Lebensjahren als unheilbringend warnte. Dem Namen des Neugeborenen fügte man dann die in der Familie gebräuchlichen und von den Vätern angegebenen gewöhnlich auch noch den eines besonders berühmten Ritters hinzu, und wenn gar bei seinem Eintritt in die Welt das Zeichen des Mars den Himmel regierte, wie dieß bei der Geburt des berühmten Bertrand du Guesclin der Fall war, so war die Freude groß.

Das Kind blieb nun bis zu seinem siebenten Jahre in den Frauengemächern unter der ausschließlichen Oberaufsicht seiner Mutter mit einer Anzahl von Wärterinnen. In diesen ersten Kinderjahren lernte der Knabe zwangsweise gar nichts; er verließ niemals die Frauengemächer, selbst zum Vater wurde er nur auf Augenblicke gebracht, damit dieser sich von seinem Wohlbefinden und von seiner erwachenden Körperkraft überzeugen könne. Er spielte unter Aufsicht seiner Wärterinnen in den Gemächern, in den abgeschlossenen Burghöfen und auf dem Altan umher, und lernte nur von seiner Mutter den Morgen- und Abendsegen sprechen und sich vor dem Kreuzifix verneigen und bekreuzen; — alle seine Spiele hatten aber Bezug auf seinen künftigen Ritterberuf. Die Wärterinnen erzählten ihm die Rittersagen, in denen Drachen und Riesen, welche zur Entzauberung und Befreiung schöner Prinzessinnen überwunden werden mußten, die Hauptrolle spielten, und den Stecken in der Hand, suchte der Knabe gegen die abenteuerlichen Gestalten, welche jene Märchen in seiner Phantasie entstehen ließen. Mit dem siebenten Jahre hörte diese stille, träumerische Jugendzeit auf, und der Knabe mußte zum Antritt seiner Erziehung das elterliche Haus verlassen, um in gehorsamer Dienstbarkeit sich zum Kampf um des Lebens höchste Güter vorzubereiten, denn man hielt gerade zur Zeit der Blüte des Ritterthums mit äußerster Strenge an dem Grundsatz fest, daß Niemand befehlen könne und dürfe, der nicht vorher gehorchen gelernt, daß Niemand Herr sein könne, der nicht vorher Knecht gewesen sei. Das Kind wurde Edelknabe, je nach dem Reichthum und Ansehen des Vaters, entweder in dem Hause eines anderen, mächtigeren, vornehmeren und berühmten Ritters, oder am Hofe eines Fürsten. Die Verhandlungen über seine Aufnahme dort wurden mit großer Wichtigkeit geführt und vorher zum Abschluß gebracht, so daß genau mit dem Antritt des siebenten Lebensjahres der Edelknabe sich an den Ort seiner künftigen Bestimmung begab, von einem zuverlässigen Diener des Hauses begleitet und von Reifigen geleitet und geschützt. Der Vater stattete ihn nach seinen Kräften mit mehr oder weniger kostbarer Garderobe aus, die Mutter segnete ihn, erleselte des Himmels Schutz auf sein Haupt und gab ihm aus dem Schatze ihrer Lebensweise gute Lehren mit, welche oft ganze

Bücher unserer heutigen Moralphilosophie aufwogen. So wird in einem seltenen alten Buch: «Histoire du Chevalier Bayard», welches im Jahre 1716 zu Paris erschien, erzählt, wie die Mutter dieses hochberühmten Ritters ihren Sohn entließ, als derselbe aus dem väterlichen Hause zog, um als Edelknabe an den Hof des Herzogs von Savoyen zu gehen. Das Gefolge sah bereits im Hofe des väterlichen Schlosses zu Pferde, der junge Bayard trat heraus. Als er im Begriff war, den Fuß in den Bügel zu setzen, sprach seine Mutter zu ihm:

„Ich empfehle Dir, mein Sohn, auf Deinem Wege in die Welt drei Dinge, und wenn Du sie stets beachtest, so wirst Du in Ehren leben und Ruhm und Ansehen erlangen. Das erste ist: Fürchte Gott vor allen Dingen und diene ihm, beleidige ihn niemals und vertraue auf ihn, so wird er Dich nie verlassen. Das zweite: Sei freundlich und ohne Stolz gegen Jedermann, lüge niemals und verleumde niemals, werde nie ein Schmeichler, halte, was Du versprichst, die Menschen werden Dir glauben, und Du wirst Freunde finden in allen Gefahren. Das dritte ist: Was Gott Dir gibt, theile mit den Dürftigen, denn noch Niemand ist arm geworden vom Almosengeben — Gott vergilt Dir, was Du den Dürftigen gibst, und bringt es Dir hundertfältig wieder ein.“

Dann gab sie ihrem Sohn einen kleinen Beutel mit sechs Goldstücken und einem Silberthaler, steckte dem Diener, welcher ihren Sohn begleitete, zwei Thaler zu, damit er dieselben dem Aufseher über die Edelknaben am Hofe gebe und ihn bitte, auf ihren Sohn Acht zu haben, küste das Haupt des Kindes und der junge Bayard ritt davon. Die drei Ermahnungen seiner Mutter waren die Summe alles dessen, was sein Geist und sein Herz aus dem elterlichen Hause mitnahm, aber in der Befolgung dieser drei Ermahnungen wurde er der große Ritter, vor dem Könige und Fürsten sich beugten, und dessen Namen bis zu unsern Tagen hell und ruhmreich durch die Nachwelt klingt. Der Edelknabe fand in dem Ritterhause oder an dem Fürstenhofe, wo er seine Laufbahn begann, eine Anzahl von Altersgenossen; er lebte mit ihnen zusammen unter Aufsehern, welche ihre Jüglinge zu bestimmten Stunden des Tages, alle mögliche Gewandtheit und Kraft des Körpers entwickelnd und ausbildend, Uebungen machen ließen; er lernte reiten, fechten, Lanzen werfen, Jagdwaften benutzen, und während dieser Unterrichtsstunden wurde er streng und scharf gehalten, ähnlich wie heute die Kadetten in militärischen Erziehungsanstalten. — Das Beisammensein mit den Altersgenossen erhöhte den Wettstreit und führte auch oft zu tollkühnen Wagnissen und fast übermüthigen Wettspielen; ebenso wurden hier jene in der Ritterzeit so häufig vorkommenden und das ganze Leben hindurch dauernden Freundschaften geschlossen, welche in ihrer Treue und Aufopferung an Damon und Phintias erinnern. Im Uebrigen hatten die Edelknaben den Ritter oder Fürsten, in dessen Haus oder an dessen Hof sie lebten, nach seiner Bestimmung zu bedienen; sie begleiteten ihn auf die Jagd, sie trugen bei Tisch die Speisen auf, bedienten die Damen und Gäste ihres Herrn, sie sattelten das Pferd und führten es vor. Sie durften auch den Uebungen der Knappen und Ritter zusehen und ahmten dieselben so gut als möglich in ihren Spielen nach. Was den übrigen Unterricht betraf, der zur Erziehung eines Ritters gehörte, so beschränkte sich derselbe im Wesentlichen auf das nothdürftige Lesen und Schreiben, die Religion und die Formen und Gebräuche des Umgangs in der vornehmen Gesellschaft, sowie auf die Kenntniß aller Erzählungen von den Großthaten ausgezeichneter Ritter der Vorzeit. In allen diesen Gegenständen waren, wenn nicht ein Hauskaplan die Religion übernahm, die Damen die Lehrerinnen der Edelknaben, und selbst den Unterricht der Priester, wo ein solcher stattfand, ergänzten sie in ihren ausführlichen Unterweisungen. Vor Allem nun lehrten die Damen, deren es an den Fürstenhöfen und in den größeren Ritterhöfen stets viele und schöne in nicht geringer Zahl gab, die Edelknaben die Pflichten gegen das schöne Geschlecht, welche damals für einen wohlgezogenen Ritter durchaus nöthig waren. Jede Dame wählte sich einen Edelknaben nach ihrer Vorliebe zu ihrer besonderen Erziehung, und eigenthümlich genug war der Unterricht, den sie ihm erteilte. Sie lehrte ihn den Katechismus, die Geschichte der Heiligen und zugleich die Kunst zu lieben, zu gefallen, die Gunst der Damen zu erwerben und diese Gunst durch treue Ritterdienste zu verdienen.

Das alte und merkwürdige Buch von der Geschichte des kleinen Gehan de Saintré stellt in höchst eigenthümlicher Weise eine solche Edelknabenerziehung uns vor Augen. Gehan de Saintré war an den Hof des Königs Johann von Frankreich gekommen, und die Schwester des Königs, eine junge Wittwe von außerordentlicher Schönheit, welche alle Anträge zu einer zweiten Heirath zurückwies, übernahm seine Erziehung. Wir finden in jenem alten Buche die Grundsätze verzeichnet, welche sie ihm besonders einprägte: Sie sagte ihm die zehn Gebote vor und befahl ihm deren genaue Erfüllung, sie empfahl ihm die stete und brünstige Verehrung der Jungfrau Maria, er mußte ihr versprechen, täglich eine gewisse Anzahl Vaterunser zu beten und sich einen der Erzengel Michael oder Gabriel zum Fürsprecher bei Gott und der heiligen Jungfrau zu erwählen; sie lehrte ihn die zwölf Glaubensartikel, die vier Kardinaltugenden und die sieben Werke der Barmherzigkeit, und befahl ihm ebenso, Morgens und Abends das Kreuz über seiner Stirn und seiner Brust zu machen. Zugleich auch lehrte sie ihn, wie er sich seine Haare kämmen und scheiteln müsse, wie er sich seine Nägel schneiden und poliren solle, und wie er die Falten seines Mantels zu werfen habe. Dann aber kam die Hauptsache, nämlich der Dienst der Damen. Die schöne Prinzessin setzte ihm auseinander, daß er durch den Dienst der Damen vor allen Fehlern bewahrt bleiben werde. Der Hauptfehler, sagte sie, sei der Hochmuth; von diesem abscheulichen Laster bleibe aber der frei, der seine Dame treu liebe, denn er werde durch sie immer in der Unterwürfigkeit geübt. Auch vor dem Zorn werde der Ritter der Liebe durch seine Dame bewahrt, denn sie wird ihn in der Geduld üben. Sie wird ihn ferner zur Freigebigkeit anhalten und ihn überhaupt immer zum Guten führen. Der kleine Saintré, welcher übrigens, als diese Dame ihren Unterricht mit ihm begann, in seinem vierzehnten Jahre stand, nachdem er vorher von den anderen Damen des Hofes mehr noch als spielendes Kind behandelt worden war, hörte die Lehren, die er empfing, um so andächtiger an, je schöner der

Mund war, der sie aussprach, und endlich ging die Prinzessin auch zu praktischen Beispielen über. Sie sagte dem hübsch und schlant aufgeschossenen Edelknaben, daß er sich nun auch eine Dame wählen müsse, und als er erröthend verstummte, fragte sie ihn, ob er denn glaube, daß eine Dame ihm gegenüber den ersten Schritt thun und ihm ihr Herz antragen werde; er müsse seine Liebe erklären und die Dame bitten, ihn zu ihrem Dienste anzunehmen; sie sprach ihm Muth und Vertrauen zu sich selbst ein, und die Folge davon war, daß er ihr zu Füßen sank und ihr stammelnd seine Liebe erklärte. Die schöne Prinzessin hatte dem Edelknaben gegenüber ein weiches Herz, sie ließ ihn nicht schmachten, und während sie ihn alle Reize erhörter Liebe empfinden ließ, setzte sie dabei stets ihren sonderbaren Unterricht in der Theorie fort. Endlich freilich belohnte sie seine Treue und Hingebung schlecht; sie zog ihm einen Abbe vor, den dann der kleine Saintré später, als er zum Ritter geworden war, jämmerlich in den Sand niederriß.

Ähnlichen Unterricht erhielten, wenn auch nicht immer von königlichen Prinzessinnen, sondern nur von Ritterdamen und zuweilen auch nur von deren Gesellschafterinnen, alle Edelknaben, und immer wurde die Religion mit der Liebe verbunden. Die Dame, welche der Edelknabe erwählte, wurde für ihn eine Art von Gottheit; ein Handschuh und eine Schleife von ihr hatten für ihn gleichen Werth mit einer Reliquie; er mußte seiner Dame seine geheimen Gedanken und Wünsche anvertrauen, und wenn er ihre Hand küssen durfte, so geschah das mit ebensoviel Andacht, als hätte er ein Bild der heiligen Jungfrau vor sich. Aus dieser Erziehung entwickelte sich dann jene eigenthümlich abgöttische Verehrung, welche das Ritterthum den Damen darbrachte und welche freilich oft später bei den Rittersen selbst mehr hergebrachte Sitte, ja Mode, als wirkliche Liebe war. Mit dem Ende des vierzehnten Lebensjahres wurde der Edelknabe, wenn er seinen Unterricht bei den Damen beendet und körperlich genügend entwickelt und ausgebildet war, zum Knappen erhoben, und dieser Tag wurde von seiner Familie und von dem Hause, in welchem er sich befand, festlich begangen. Er wurde in die Kirche geführt und wohnte einer feierlichen Messe an, bei welcher seine Eltern, wenn sie irgend amwesend sein konnten, mit geweihten Kerzen in den Händen neben ihm standen. Nach der Messe weihte der Priester das Schwert, das der Knappe nun führen durfte, und umgürtete ihn mit demselben; dann wurde ihm der Schild und die Lanze des Ritters übergeben, in dessen Dienst er stand, und es war seine vorzüglichste Ehrenpflicht, diese Waffentücke zu tragen und sie dem Ritter zu übergeben, wenn er deren bedurfte. Auch Sporen erhielt er jetzt zum ersten Mal, aber sie waren nur von Silber, denn die goldenen Sporen waren erst das ausschließliche Zeichen der erlangten Ritterchaft. Der Knappe erhielt nun, indem er in solcher Weise in seinen neuen Stand erhoben und eingekleidet war, ein Amt am Hofe des Fürsten oder im Hause des Ritters, in dessen Dienst er stand. In jedem großen und vornehmen Hause gab es zu jener Zeit alle diejenigen Aemter, welche man heute noch als Titel und Würden an den großen Höfen findet, nämlich die Kammerer, Truchsesse, Stallmeister, Kammerjunfer, Mundschent, Küchenmeister und sogar die Bäckermeister. Was heute Ehrenämter sind, wurde damals von den Knappen wirklich ausgeübt: die Truchsesse leiteten das Auftragen der Speisen, die Mundschente ordneten und schenkten den Wein, die Kellermeister, Küchenmeister und so weiter beaufsichtigten die ihnen untergebenen Hausbeamten. Wichtiger und ernster wurde der Dienst des Knappen im Kriege und bei großen Turnieren. Hier hatte er die Pflicht, seinen Herrn zu wappnen, und oft war eine große Anzahl von Knappen bei diesem Geschäft thätig, denn die komplizirten Rüstungen, von deren richtiger Zusammenfügung häufig das Leben des Ritters abhing, waren aus so viel Theilen zusammengelegt, daß eine ungemein große Kenntniß derselben und eine große Geschicklichkeit dazu gehörte, um sie dem Ritter anzulegen, der völlig unfähig war, sich selbst mit diesen Eisenstücken zu bekleiden; ebenso mußten sie die Pferde mit ihren Eisenhüllen umgeben und für deren Tüchtigkeit einstehen.

Im Jahre 1731 ist in Nürnberg eine von Götz von Berlichingen selbst verfaßte Beschreibung des Lebens dieses berühmten deutschen Ritters erschienen, und der Held des Goethe'schen Dramas rühmt sich in derselben, daß er als Knappe alle Pferde seines Herrn in derselben Zeit gezäumt und gesattelt habe, in welcher einer der untergeordneten Knechte nur mit einem einzigen fertig geworden sei. Die Knappen hielten dem Ritter den Steigbügel und hoben ihn auf das Pferd; sie ritten hinter ihm und trugen auf ihren Pferden den Mantelsack mit seinem Gepäc; im Gefecht hatten sie ihren Herrn stets zu umgeben und ihm neue Waffen zu reichen, wenn sein Schwert oder seine Lanze zerbrochen war. Auch Handpferde führten sie mit, kurz, sie hatten ihm in jeder Weise beizustehen, sogar voranzusprengen und die gegen ihn gerichteten Stöße und Hiebe aufzufangen; doch durften sie nicht selbst angreifend kämpfen, sondern nur im Dienst ihres Herrn zur Vertheidigung thätig sein. Auch die Ritter und Knappen, welche zu Gefangenen machten, wurden dem Herrn übergeben, und sie hatten für deren Bewachung zu sorgen.

In der Blüte der Ritterzeit waren auch die Jünglinge aus dem vornehmsten Familien von diesem Knappendienste nicht befreit, höchstens wurde er bei besonders hochstehenden Fürstenthümern abgekürzt, aber auch dieß geschah nur dann, wenn sich die Betreffenden durch besondere Leistungen ausgezeichnet hatten. Während der Knappenzeit hatte nun der Ritter auch vor allen Dingen die körperlichen Uebungen, welche bei den Edelknaben noch Spielerei waren, mit aller Anstrengung fortzusetzen, um seine Glieder hart und geschmeidig wie Stahl zu machen und seinen Willen und seinen Muth über jeden körperlichen Schmerz zu erheben. In der That waren die Uebungen, welche die Knappen täglich durchmachten, erstaunenswerthe Beweise von Kraft und Willensstärke. Die jungen Kandidaten der Ritterchaft übten sich nicht nur im Schwertfechten und Lanzenstechen, in der Handhabung aller Waffen der damaligen Zeit, welche sämmtlich zu ihrem Gebrauch eine heutzutage kaum mehr vorhandene Stärke und Geschicklichkeit erforderten, sondern man erfand auch ganz besondere und außerordentliche Exercitien, um die Geschmeidigkeit und Kraft des Körpers bis zum äußersten anzuspannen und zugleich alle Mühen und Schmerzen überwinden zu lernen.

So mußten Knapen zum Beispiel mit der unendlich schweren, die freie Bewegung einengenden vollständigen Eisenrüstung ohne Steigbügel mit einem einzigen Satz in den Sattel springen, wozu dann freilich auch die etwas kräftig konstituirten Pferde der damaligen Zeit gehörten. Es wurde ihnen das größte Pferd vollkommen gefastelt vorgeführt, sie mußten es mit der einen Hand an der Mähne, mit der andern am Sattelnopf fassen und sich so ohne Anlauf über dasselbe hinwegschwingen, ohne es zu berühren. Ein andermal richtete man zwei parallele Mauern auf, in einer Entfernung von etwa drei bis vier Fuß, und die Knapen mußten durch bloßes Anstemmen der Hände und Füße zwischen diesen Mauern bis auf die Höhe derselben hinaufklimmen, wobei man noch häufig die Hände mit schlüpfrigen Substanzen begoß, um den Händen und Füßen keinen unmittelbaren Anhalt zu geben, so daß nur die höchste angespannte Muskelkraft das Heraufsteigen möglich machen konnte. Dann wieder befestigte man an einer senkrechten Mauer eine Leiter, die bis zu einer bedeutenden Höhe ging, und die Knapen mußten diese Leiter nur mit den Händen heraufklimmen, ohne eine Sprosse mit den Füßen zu berühren, eine Übung, die dann auch noch erschwert wurde dadurch, daß der Knappe sich nur der einen Hand bedienen durfte, während die andere auf dem Rücken festgebunden wurde. Außer diesen Übungen legten sich die Knapen in ihrem Abhärtungsseifer wohl auch noch selbst andere Prüfungen auf, um jedes körperliche Ungemach durch die Anspannung der Willenskraft überwinden zu lernen. So erzählt Götz von Berlichingen in seiner vorber schon erwähnten Lebensbeschreibung, für deren Echtheit wir freilich keine Garantie übernehmen möchten, daß er einst, während er im Knappendienst bei dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg stand, durch einen Fall auf einen Stein sich eine tiefe Kopfwunde zugezogen habe; in sechs Tagen nach diesem Unfall stand ein Ritter mit dem Markgrafen bevor, und es war sehr zweifelhaft, ob in dieser Zeit die Heilung der Wunde möglich sein würde; da jedoch der junge, ehrsüchtige Knappe um keinen Preis von diesem Ritter zurückbleiben wollte, so bereitete er sich für denselben dadurch vor, daß er alle Tage seinen eisernen Wappenstein auf die Wunde setzte, um sich an die Ertragung der Schmerzen zu gewöhnen, und so machte er denn auch richtig den Ritter mit, ohne auch nur einen Augenblick in der Leistung der ihm obliegenden Dienste zu ermatten. Auch an Hitze und Frost gewöhnten sich die Knapen, indem sie in dem Strahl der hohen Sommerhitze stundenlang in voller Rüstung auf freiem Felde einherliefen, was bei der Erhaltung des Eisens durch die Sonnenstrahlen in der That keine leichte Aufgabe war; sie setzten sich ebenso der scharfen Winterfalte in leichter Kleidung aus und fasteten, wenn auch nicht wie der Doktor Tanner vierzig Tage, so doch häufig drei bis vier Tage vollständig, um sich an den Hunger zu gewöhnen. Sie hatten an den Fürstenthöfen und in den größeren Ritterhäusern eigene Aufseher, welche Götz von Berlichingen Zuchtmeister nennt und welche ihre Übungen nach ganz bestimmtem System in fortwährender Schärfe anordneten und über ihre Leistungen sorgfältige Register führten.

Wenn nun der Knappe sich in allen diesen verschiedenen Übungen und in der geschickten treuen Erfüllung aller seiner Pflichten bewährt hatte, so mußte er dann noch, bevor er für die Ritterwürde reif erklärt werden konnte, eine Zeitlang reisen, um die Welt und die Sitten der verschiedenen Völker kennen zu lernen, eine für die allseitige Ausbildung des Geistes und Charakters nicht zu unterschätzende Erziehungsmethode, welche damals, wo man wenig Bücher hatte und nur aus eigener Anschauung und dem Verkehr mit den Menschen lernen konnte, eine um so höhere Bedeutung besaß und auch bei den Handwerkszünften des Bürgerstandes im Gebrauch war, die ebenfalls ihren Gesellen eine längere Reisezeit zur Pflicht machten.

Die Knapen zogen, wenn es irgendwo Krieg gab, dorthin, um sich irgend einem Ritter anzuschließen und sich in seinem Dienst Auszeichnung zu suchen. So ging Ulrich von Hutten, welcher freilich ausnahmsweise neben seiner körperlichen Waffentüchtigkeit auch eine für jene Zeit wunderbar hohe Geistesbildung besaß, in seinem zwanzigsten Jahre in den venetianischen Krieg und hatte daselbst mit Armuth, Hunger und Krankheit viel zu kämpfen, wie eine Grabchrift beweist, die er sich dort für den Fall seines Todes selbst anfertigte. Sie zogen auch zu den an den fremden Fürstenthöfen stattfindenden Turnieren, um die Kämpfe berühmter Ritter mit anzusehen; auch nahmen sie selbst an diesen Kampfspiele Theil, denn es war ihnen erlaubt, an dem Vorabend eines großen Turniers untereinander in Gegenwart der wirklichen Ritter und Damen ihre eigenen Kampfspiele aufzuführen, und zuweilen kam es sogar vor, daß, wenn der reisende Knappe inzwischen das für die Ritterwürde vorgeschriebene einundzwanzigste Lebensjahr erreicht hatte und sich bei diesen Knappenturnieren, die man französisch Joutes nannte, besonders auszeichnete, er sogleich zum Ritter geschlagen wurde und schon am nächsten Tage an den wirklichen Turnieren Theil nehmen durfte. Wenn nun der Knappe das einundzwanzigste Lebensjahr erreicht und seine Dienstzeit in jedem Punkte absolvirt, auch seine Reise gemacht hatte, so gelangte er endlich an das lange erstrebte Ziel und wurde, wie der offizielle Ausdruck hieß, in den Tempel der Ehre eingelassen. Der Ritterschlag wurde, wenn er nicht, wie es in seltenen Fällen vorkam, auf dem Schlachtfelde stattfand, mit großer Feierlichkeit ertheilt. Jeder Ritter hatte dazu die Fähigkeit, doch suchten die Knapen womöglich von einem hochberühmten Mitglied der edlen Kunst zum Ritter geschlagen zu werden. Es wurde eine feierliche Messe gelesen, der Priester weichte wieder das ritterliche Schwert, der Ritter, welcher zum Paten des Neuaufzunehmenden bestimmt war, berührte dessen Schulter in dreimaligem Schlag mit dem Schwerte, indem er dabei sprach: „Empfange diesen Schlag und keinen mehr — besser Ritter, denn Knecht.“ Dann gürteten die Damen — und auch Prinzessinnen von königlichem Geblüt verschmähten diesen Dienst nicht — dem neuen Ritter das Schwert um, schnallten ihm die goldenen Sporen an, er leistete auf das Evangelium den Eid, alle Pflichten der Ritterschaft treu zu erfüllen. Selten wurden von der Erforderniß des einundzwanzigsten Lebensjahres für die Ritterwürde Ausnahmen gemacht — zur Zeit der wirklichen Blüte des Ritterthums geschah dieß nur in Folge ganz ausgezeichneten und außergewöhnlicher Dienste im Kriege und in Folge von Thaten, welche die Entscheidung einer bedeutenden

Schlacht zur Folge hatten — später freilich wurde auch hohe Geburt und Fürstengunst für die frühere Ertheilung der Ritterwürde bestimmend, wie man denn zum Beispiel die künftigen Prinzen von Frankreich schon in der Wiege zu Rittern schlug. Doch dieß geschah erst, als die Bedeutung des Ritterthums überhaupt abnahm und die Ritterwürde zu einer Neuherlichkeit herabsank. So lange das Ritterthum wirklich seine Zeit beherrschte, wurde von jenen schwierigen Übungen des Knappendienstes und von jener eigenthümlichen Vorbildungsschule der Edelknabenzeit nichts nachgelassen.

Wenn nun auch der Unterricht, den die Edelknaben von den schönen Damen erhielten, reizender und anziehender sein mochte als derjenige, den unsere heutige Jugend auf den Bänken unserer Gymnasien von pedantischen Professoren erhält, so mochte doch die schwere, strenge Arbeit der Knappenzzeit diese Vorzüge auf, und vielleicht möchte mancher unserer unzufriedenen Gymnasiasten dennoch das heutige Abiturientenexamen demjenigen vorziehen, welches die Knapen vor der Erlangung der Ritterwürde abzulegen hatten.

Festliche Bekrönung.

(Siehe das Bild S. 1065.)

Heute kommen sie! Vor ein paar Tagen hat der Telegraphenbote eine Depesche aus der Stadt gebracht, datirt aus einem weftlichen Ort im fernen Wätschland, an dem Gretel, die Obermagd, sich fast die Zunge zerbrochen hätte und wo die junge Gutsheerricht den Honigmond verlebte hat. In der Depesche steht kurz und bündig, daß sie heute kommen und der Johann sie mit dem Wagen auf der Station abholen soll. Heiß, ist das eine Freude! Gretel, die Widschwester der jungen Frau, hat die ganze Nacht nicht geschlafen vor freudiger Erregung, und heute ist sie schon vor Sonnenaufgang im Wald gewesen und hat Laub zum Kranzflechten geholt. Mit geschickten Händen und natürlichem Geschick befestigt Gretel die frischen, mit Blüten durchflochtenen Laubgewinde an der Pforte des Herrenhauses, durch die das junge Ehepaar seinen festlichen Einzug halten soll. Wie klopfet das Mädchens junges Herz bei der dufstigen, bedeutungsvollen Arbeit. Wie malt sie sich das junge eheliche Glück der Gutsheerricht in den verlockendsten Farben aus, und dabei steigen Träume von eigener Glückseligkeit in dem jungen Herzen empor. Wenn sie einmal mit ihrem Liebsten, der jetzt bei den Garbedragern seine Zeit abtut, Hochzeit machen wird, wird's viel einfacher hergehen. Sie machen keine Hochzeitsreise in unbekannte Welttheile, wie die vornehmen Leute, ihrer wartet nicht ein reicher Herrenhof und eine festlich bekränzte Ehrenpforte, sie werden nur ein kleines Hüttchen haben, ein Stück Ackerland und harte Arbeit den lieben langen Tag, aber sie werden darum nicht weniger glücklich sein, denn sie sind einander von Herzen gut, und das ist die Hauptsache. Und so sieht Gretel ihre geheimsten Gedanken und Wünsche in die Blätter und Blüten hinein, bis das dufstige Kunstwerk vollendet ist und von der Landstraße her lustiges Peitschentallen und das Hurrah der Dorfhuben das Nahen der sehnlichst Erwarteten verkündet.

Lesina, ein neuer Luftkur- und Seebadeort.

(Siehe das Bild S. 1072.)

Itten in dem österreichischen Archipel der dalmatinischen Inseln und Klippen badet das freundliche, wegen seines milden Klimas vielgenannte Eiland von Lesina seinen schlanken Leib in den Fluten der Adria. Vor 2269 Jahren als hellenische Kolonie Pitagria, Paros, Pharos, Phara, Pharia zuerst in den Kreis der Weltgeschichte getreten, hat Lesina, das während seiner zweitausendjährigen Leidensgeschichte wiederholt Namen, Bevölkerung, Sprache, Sitten und unzählige Male den Landesherrn gewechselt hat, erst zu Anfang dieses Jahrhunderts mit seiner 1813 endgültig erfolgten Einverleibung in den Länderkomplex der österreichisch-ungarischen Monarchie ein Zeitalter des Friedens und der Sammlung für sich anbrechen sehen. Keine Plünderungen, Brandstiftungen und Beschädigungen schreden mehr den friedliebenden Bürger, und die gastliche Stadt hat nur noch eine, ihr von der Natur selbst zugewiesene Aufgabe zu erfüllen: sich der leidenden Menschheit dienlich zu machen!

Ist auch Lesina noch lange keiner jener Kurorte modernsten Stils, welche dem Ansturm aller bieten, was dazu angethan ist, seine Gesundheit zu ruiniren, fehlt auch jedeswegs großstädtische oder kurortliche, sinnberührende Treiben und Lärmen, mangelt auch noch derzeit die Gelegenheit, sich täglich, stündlich alle nur erdenklichen Genüsse eines raffinierten Comforts erlauben zu können, so bietet dafür das kleine, ruhige, sonnige Seestädtchen mit seinem geräumigen Hafen, mit seinem freundlichen Hauptplatz und seiner noch freundlicheren Bevölkerung etwas, was heutzutage selbst an den renomirtesten Bade- und Kurorten gar selten zu finden ist: die Möglichkeit nämlich, sich ungestört ganz und mit der begründeten Hoffnung auf den erheuteten Erfolg der Pflege seiner eigenen Gesundheit hingeben zu können.

Die Berechtigung des Anspruchs Lesinas auf die Bedeutung eines klimatischen oder Luftkurortes für Lungentranke und Strophulose braucht man kaum mehr mit einem Wort zu berühren, nachdem Männer wie Hofrath Professor v. Unger, Hofrath Professor v. Sigmund und Andere mit Begeisterung für die Idee eingetreten sind, Lesina zu einem europäischen Kurorte obengedachten Sinnes zu erheben.

Was ich jedoch gleichwohl nicht unterlassen kann besonders hervorzuheben, das ist das Vorhandensein der aus mehrjährigen gewissenhaften meteorologischen Beobachtungen nachgewiesenen, ganz außerordentlich günstigen klimatotherapeutischen Faktoren, welche dem in früheren Jahren häufiger genannten Inselstädtchen selbst-

redend einen der ersten Plätze unter den Winterkurorten überhaupt anweisen.

Was unserem zukünftigen Kur- und Badeort (denn auch zu einem solchen eignet sich Lesina ganz vortreflich) derzeit an Comfort fehlt, das sucht die Natur durch malerische Effekte, durch Bilder von großem landschaftlichem Reiz möglichst zu ersetzen. Wollen wir uns über die reizende Lage Lesinas die richtige Anschauung verschaffen, so müssen wir uns auf jenes kleine Hügelplateau begeben, welches den Hafen im Nordwesten begrenzt und das — bisher nach einer erst vor kurzer Zeit abgebrochenen kleinen Kapelle «Sta. Caterina» benannt — mit vollem Recht als «Belvedere Lesinas» bezeichnet zu werden verdient. Das nach Nordosten gewendete Auge sieht den Horizont durch eine lange, bis zu sehr ansehnlichen Höhen (2000 Fuß) ansteigende Gebirgskette abgegrenzt. Ueber die Mulde hin, in welcher Lesina sich vor dem kalten Nord- und Ostwind birgt, und an dem luftigen Bau des halb verfallenen Thurmes der Kirche von S. Marco vorbei, schreift unter Blick zunächst auf jene Berggruppen, welche als die wesentlichen Vermittler des glücklichen milden Klimas von Lesina betrachtet werden müssen. Die zunächstliegende Berggruppe, an deren westlichen Hang der ältere Theil der Stadt sich lehnt, trägt die wohl erhaltenen Ueberreste eines alten, mächtigen Festungswerkes. Ursprünglich hieß diese Anhöhe «Horugvenica». Die Lesinaner, gewizigt durch die gelegentlich der 1354 durch die Genuesen erfolgten Einnahme und Plünderung der mehrlosen, offenen Stadt gemachte Erfahrung, hatten bald darauf die Aufführung einer Befestigung auf der Spitze dieser Anhöhe in Angriff genommen.

Im Jahre 1358 wurden mit Zustimmung des damaligen Landesherrn, Ludwig von Ungarn, spanische Ingenieure mit der kunstgerechten Ausführung des Befestigungswerkes betraut, welches bis zum heutigen Tage — mit Beziehung auf seine Erbauer — den Namen «forte spagnuolo», spanische Festung, beibehält.

Etwas weiter im Hintergrunde fesselt ein weit ansehnlicherer Berg, S. Nicolò, unsern Blick. Auch seine Kuppe trägt ein verlassenes Festungswerk, das «Fort Napoleon», eine Schöpfung des französischen Kapitäns Tracy unter dem damaligen General (später Marschall) Marmont. «Je mis les fortifications de l'île de Lesina en bon état; c'était un point de relâche précieux à conserver et bon à enlever à l'ennemi,» schrieb hierüber Marmont in seinen Memoiren.

Haben wir uns an dem, was ein Ausblick nach der Landschaft bietet, satt gesehen und hiebei auch all' den zahlreichen immergrünen Pflanzen, Sträuchern und Bäumen, den Rosmarinbüschen, Moosgruppen, Oliven- und Johannisbrodbäumen, sowie namentlich den nicht so seltenen, im Freien gedeihenden Dattelpalmen unsere Aufmerksamkeit nicht versagt, welche mit ihrem mannigfaltig nuancirten Grün dem Auge wohlthuende Ruhepunkte in dem Gesamtbilde von bläulichgrauem Tone gewähren, so führen uns wenige westwärts gerichtete Schritte wie mit einem Zauberschlag in die Feenwelt der Meerespoesie. Aber nicht die im Westen Lesinas sich vorlagernde Inselkette der «Spalmadore», nicht die dunkle, oft von dem Kriegsgotte Mars umworbene Meeresbraut Bissa, die mit ihrem Haupte aus einer Höhe von 1870 Wiener Fuß über die trennende Wassertrasse erhebt zu uns herüberblickt, nicht die im äußersten Südosten im grauen Dufte verschwimmenden fernen Eilande Cazza, Curzola, Lagofa können sich mit dem Eindrucke messen, den das ewig zitternde, schillernde, bald leise gekräuselte, bald in voller Wuth schäumende, offene, große, das «heilige» Meer hier in dem sinnigen Beschauer namentlich in jenen Wehestunden mit aller Macht zur Geltung bringt, wenn das blendende Tagesgestirn mit seinem Morgen- oder Abendgruß auch der scheinbar unlebenden Natur, zugleich mit den wunderbaren Farbentönen, die dann über Himmel und Erde sich ergießen, Empfindung und Sprache verleiht!

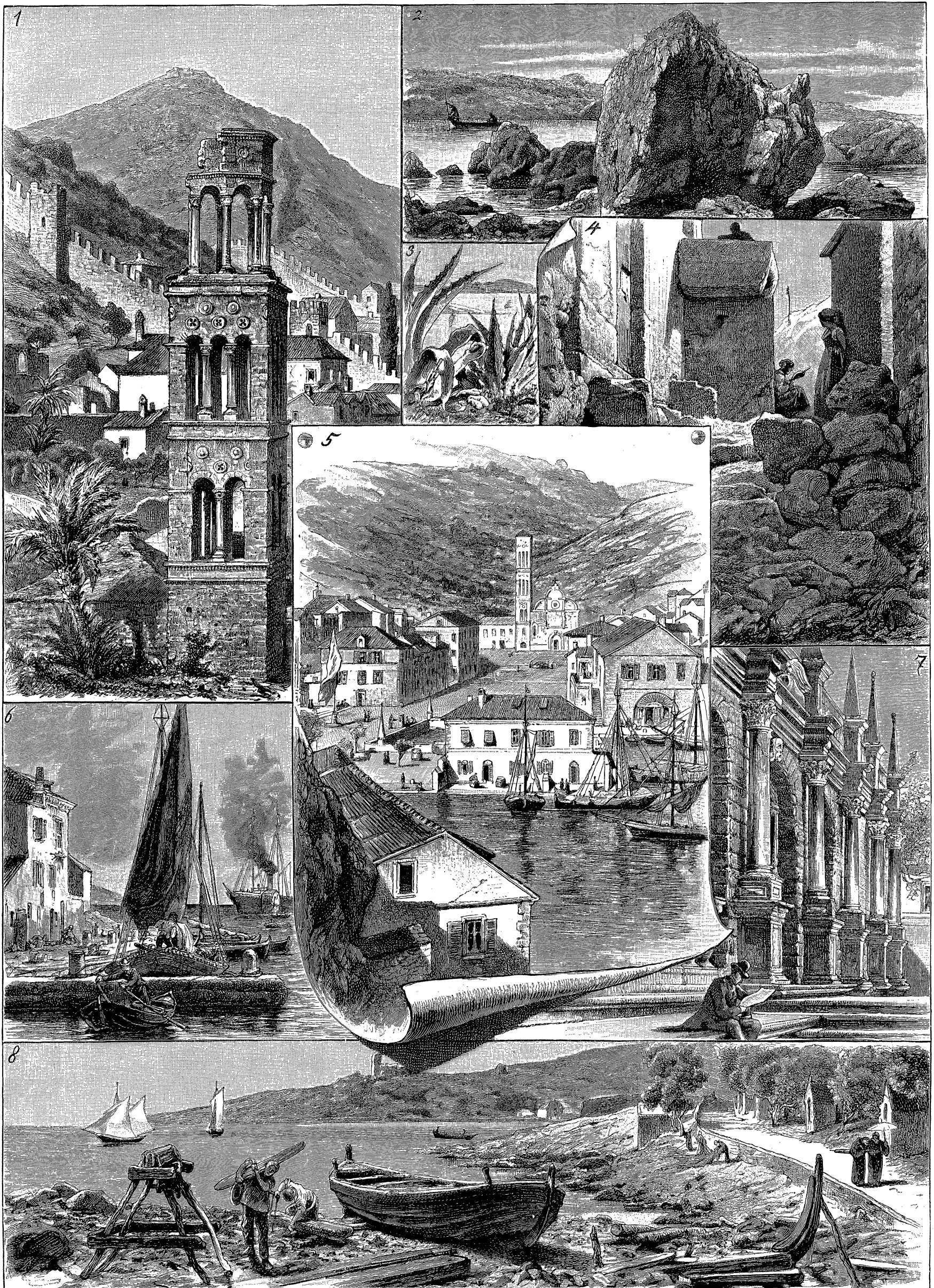
Wer dieser Sprache aus nächster Nähe lauschen, ihr das ganze Verständniß der eigenen Seele entgegenbringen will, der wandle hinweg von diesem Hügel, wo in den letzten Tagen des April 1806 russische Landungsgruppen unter den siegreichen Waffen der französischen Besatzung den Boden mit ihrem Blute färbten, und der stillen Sabbionibucht zu, wo ihn der Schatten knorriger Johannisbrodbäume umfängt, die unermüdete Brandung zu seinen Füßen tobt und das schaurig schöne, wild zerklüftete Felsgehänge über ihm gar wunderliche Geschichten aus der Heldenzzeit der Lesinaner Berge und Hügel erzählt, die sich damals von ihren Brüdern am Festlande nach langem Ringen für immer getrennt!

Von jenen Kämpfen aber, deren Schauplatz das vielmals verwüstete und zerstörte Lesina selbst gewesen, zeugen die vielen Häuserruinen in der Stadt und der Vorstadt (Vorgo), Ueberreste einfacher stolzer Paläste, welche es sich im Wandel der Zeiten gefallen lassen mußten, zu Hütten der Armuth zu werden. Sie sind es, die gar mancher Straße in Lesina ihr überaus interessantes Gepräge verleihen.

Den Sammelpunkt des geselligen Lebens bildet derzeit die in einen «Kursalon» umgewandelte alte «Loggia», ein stilvoller Bau des berühmten Sanmichele. — Ein kleines, aber vollständig eingerichtetes Theater mit äußerst anerkannterwerthen Dilettantenleistungen (Angehöriger der besten Familien), einige Gemälde berühmter Meister, werthvolle Privatfammlungen aller Arten, ein Leseverein, Tombolas, Bälle und Konzerte unter Mitwirkung der seit Jahren bestehenden philharmonischen Gesellschaft und einer ziemlich starken Stadtmusikkapelle, Spaziergänge, Bootfahrten und Ausflüge in die nicht reizlose Umgebung, die unter Anderem auch manchen Pinienwald den Spaziergängern zur Verfügung stellt, — das ist, neben der Gelegenheit, dem Ruder-, Fisch- und Jagdsport zu huldigen, so ziemlich Alles, was Lesina für Kurgäste mit bescheidenen Ansprüchen derzeit zu bieten vermag. Freunde der Künste und Wissenschaften, Alterthums- und Naturforscher werden wahrscheinlich in nicht zu ferner Zeit auch ein «Museum» vorfinden, dessen Errichtung unlängst angeregt wurde.

Wie gar vieles Andere, so scheiterte auch die raschere Entwicklung Lesinas zu einem berühmten Kur- und Seebadeorte bisher an der Beschaffung der erforderlichen größeren Geldmittel; aber unerquicklich steht die wohlgegründete Ueberzeugung in uns fest: für die Zukunft Lesinas als eines viel besuchten Kur- und Badeortes gibt es auf die Dauer kein Wagnis, keinen Zweifel, sondern nur ein zuversichtliches Abwarten.

Dr. M. E. W.



1 Fort Napoleon und Thurm der zerstörten Kirche von S. Marco. — 2. Bucht von Sabbioni. — 3. Ansicht auf Lissa. — 4. Straße in Lesina. — 5. Markt und Hafen. — 6. Hafen und Rhede. — 7. Korfalon. — 8. Bucht von Lesina. Lesina im adriatischen Meer. Originalzeichnung von Professor C. Häberlin.



Szene aus Georg Ebers' „Die Frau Bürgermeisterin“: Georg und Maria auf der Treppe. Gemälde von H. Kaulbach.
Aus der „Ebers-Galerie“. Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Gräfin Regine.

Novelle

von

Käthe von Bergk.

(Fortsetzung.)

Reine hatte einen fröhlichen Mittag im Pfarrhause verlebt; etwas befremdet, daß man vom Schloß aus nicht nach ihr schickte, blieb sie doch sehr gern auf die Einladung der Pfarrerin zum Mittagbrod und nahm nach demselben die ganze kleine, lebhafte und pausbäckige Gesellschaft mit hinaus nach dem Teich, auf welchem sie sich im Schlittschuhlaufen versuchen wollten.

Endlich hatte sie genug von dem wilden Treiben und bat die zwei ältesten Knaben, sie nach dem Schloß zu begleiten; da gewahrten sie, vom Parkthor kommend, den Wiederauer Schlitten, und Reine's scharfer Blick erkannte sofort den Baron in dem leichten Gefährt.

„Das ist herrlich, Kinder, da kommt der Baron, um mich zu holen; ihr dürft alle mitfahren bis zum Schloß, so viele von euch Platz finden.“

Das kleine, wilde Heer stürmte winkend und rufend dem Schlitten entgegen, Reine folgte langsamer.

Pelke wollte grüßend weiter fahren, nun war aber die Versuchung doch zu stark, Reine wenigstens ein letztes Lebewohl zu sagen, und er ließ halten. Die Buben des Pfarrers kletterten sofort auf alle verfügbaren Plätze. Pelke wehrte sie mit ungewohnter Strenge ab.

„Ich fahre zur Station, Fräulein Reine, und da ich Sie nun doch hier sehe, kann ich Ihnen noch ein kurzes Lebewohl sagen.“

Er reichte ihr die Hand, Reine legte die ihre zögernd hinein.

„Sie fahren weg, heute und für lange?“ sagte sie erschrocken.

„Ja, für sehr lange, liebe Reine, und der Zug wartet nicht, ich muß sehr eilen. Gott behüte Sie!“

Reine blickte ihn an, sein ernstes Wesen, sein bleiches Gesicht, der Ausdruck seines Auges, womit er das ihre suchte — was war da geschehen? Mit ihrer ganzen südländischen Impulsivität sprang Reine ohne weitere Frage in den Schlitten, und ehe noch Pelke recht wußte, wie ihm geschah, saß sie neben ihm.

„Ich begleite Sie zur Station. Schnell zufahren, John!“ und dahin flogen die raschen Pferde über die prachtvolle Bahn. Die Buben und Mädchen des Pfarrers standen noch mit weit offenen Mäulern zur Seite des Weges, als schon der Schlitten um die nächste Waldecke verschwunden war.

Pelke fühlte etwas wie eine wilde Freude, als er so mit dem schönen, hocherglühenden Mädchen dicht an seiner Seite in den dämmernden Wald hineinfuhr. „Kismet!“ kam es flüsternd von seinen Lippen; — lauter sagte er dann aber: „Das hätten Sie nicht thun sollen, Reine, Ihre Tante —“

„Glauben Sie, ich hätte mich mit diesem Lebewohl so im Vorüberfahren abspesen lassen, Baron?“ antwortete sie lachend, aber doch mit lieblicher Verwirrung; schien es ihr doch nun selbst, als sei es nicht sehr korrekt, was sie gethan.

Pelke suchte vergeblich nach einem Wort, das ihm über die peinliche Situation hätte hinweghelfen können.

„Warum wollten Sie denn so ohne Abschied bei Nacht und Nebel auf und davon, Baron? Wir haben ja noch gar nicht recht unsere Weihnachten gefeiert.“

„Adieu sagen, wenn man nicht hinzusetzen kann: ‚auf Wiedersehen‘, ist sehr traurig, kleine Reine.“

„Nicht ‚auf Wiedersehen‘? Sie kommen doch zu Sylvester wieder?“

„Nein, ich komme nicht wieder, ich gehe auf eine weite, weite Reise.“

Sein Herz schlug fast zum Zerspringen; nur einmal den Arm um das holde Geschöpf schlingen und einen Kuß, den ersten und letzten, auf die süßen Lippen drücken! Mit einem tiefen Stöhnen wickelte er sich fester in seinen Mantel. Da hörte er ein leises Schluchzen neben sich; Reine barg die überströmenden Augen an seiner Schulter.

„O, gehen Sie nicht fort,“ bat sie leise, „ich ertrüge es nicht, und will nicht mehr leben, wenn Sie für immer gehen.“

„Das ist zu viel, bei Gott, das ist zu viel! Reine, Reine, was machen Sie aus mir?“

Er küßte ihre Haare, ihre Augen, ihre Lippen; und sie, lachend und weinend zugleich, flüsterte überglücklich: „Sehen Sie, Baron, ich wußte es ja doch, daß Sie mich lieb haben; die Capriblumen haben es mir gesagt!“

Durch die Nebel des Abends schimmerten die Lichter des kleinen Bahnhofs, der Schlitten hielt, Pelke preßte noch einmal die zitternde Hand des jungen Mädchens an sein Herz, an seine Lippen: „Gott segne Dich, meine arme Reine!“ und verschwand im Innern des Wartesaals. Der Zug brauste heran und halb erschreckt, halb von der Peitsche des Engländers angefeuert, stürmten die munteren Pferde mit der glücklichen Reine heimwärts.

Im Schlosse angekommen, flog sie wie eine Elfe die Treppe hinauf zum Zimmer der Tante; zu ihren Füßen wollte sie ihr übervolles, glückliches Herz ausschütten, und wie ein Nachtfrost fiel auf alle Frühlingsblüten in ihrem Innern die Kunde, daß Gräfin Regine sich bereits zurückgezogen habe und nicht mehr gestört sein wolle.

Betrübt schlich sie in ihr eigenes Zimmer hinauf, es war so schwer, mit dem Jubel in ihrer Seele allein zu sein, und während die Ahnung unnenntbarer Seligkeit, namenloser, noch verhüllter Wunder durch ihr Herz zog, fühlte sie sich zum ersten Mal, seit sie in Wiederau eine Heimat gefunden, so recht schmerzlich verwaist. Die Blumen von ihrer geliebten Insel, die Ofenwärme nicht gewöhnt, hingen auch schon die Köpfchen, draußen hatte sich der Wind erhoben und trieb dicke Schneewolken vor sich her, den Mond verhüllend; dazu die lautlose Stille im Schloß selbst, und die Erinnerung an die lieben Augen, die zuletzt mit einem so seltsam fremden, fast verzweifenden Ausdruck auf ihr geruht, — das Alles war plötzlich so beängstigend, so traurig und schaurig, daß es sie nicht mehr so allein in dem kleinen Zimmer duldete, sie schlich die Treppe wieder hinab und klopfte leise, dem Verbot trogend, an Regines Thür. Reine Antwort. Sie öffnete sachte.

„Wer ist's?“ fragte die Stimme der Gräfin mit unsagbar müdem Klang.

„Ich bin's, liebe Tante, es war mir so bang um Dich, und ich dachte, mich würdest Du doch um Dich dulden, wenn auch sonst Niemand. Du bist krank, Tanchen?“

„Es ist nichts, mein Kind, Uebermüdung, vielleicht eine kleine Erkältung, morgen wird es schon besser sein. Geh' jetzt, mein Liebling, ich möchte schlafen.“

Reine war an der Chaiselongue niedergekniet. „Ja, ja, Tanchen, ich gehe schon, nur etwas möchte ich Dir ganz leise in's Ohr sagen, sonst zerspringt mir das Herz von all' der Wonne. Tante Regine, Mamma mia, er liebt mich!“

Regine richtete sich auf. „Er liebt Dich, Kind? Wer?“

„Der Baron, Tanchen; er ist fort, ich fuhr mit ihm zur Bahn.“

„Du fuhrst mit zur Bahn, Reine? Unmöglich!“

„Ja doch, Mamma mia, der Baron schalt auch erst und nun schiltst Du auch!“ sagte sie fast weinend.

„Es war nicht recht, mitzufahren, und wenn Du dieß nicht selbst gefühlt hast, mein Kind, so durste Baron Pelke es nicht dulden.“

„O, ihm darfst Du nicht zürnen, Tante; ehe er recht wußte, was ich wollte, saß ich neben ihm, und die Pferde waren auf und davon!“ Setzt lachte sie wieder und setzte dann leiser hinzu: „Er sah so traurig aus, als er mir Adieu sagte, und da war ich wohl recht thöricht, denn als er hinzusetzte, es sei für lange Zeit, da weinte ich, und ich glaube, Mamma mia, ich sagte es ihm zuerst, daß ich ihn so lieb, so lieb habe, und da —“

„Und da?“

Regine fühlte die Glut auf dem lieben, unschuldigen Gesichtchen dicht an ihrer eiskalten Wange.

„Da küßte er mich und nannte mich seine Liebe, arme Reine, und war verschwunden. Arm — und ich bin doch so reich und so selig; das mußte ich Dir noch sagen, Mamma mia, und nun gute Nacht!“

Sie drückte die heißen Lippen auf Regines Hände; mit dem Egoismus der Jugend und der Glücklichen bemerkte sie es nicht, daß ihre Beichte ohne Antwort blieb, sah sie nicht die Todesblässe auf Regines schmerzsuchendem Angesicht, und leise, wie sie gekommen, huschte sie hinauf in ihr Zimmer. Als nach einer Stunde die Kammerfrau kam, um ihr beim Entkleiden zu helfen, fand sie sie bereits fest schlafend, um die halb geöffneten Lippen ein süßes Lächeln; sie träumte von Glück und Liebe und ahnte nicht, welche vernichtenden Stürme sie mit unbewußter Grausamkeit in zwei anderen Herzen entfesselt hatte.

„Bis zur bittersten Gese,“ sagte Regine tonlos vor sich hin, als sie sich endlich fröstelnd erhob und die verdunkelte Lampe höher schraubte. Da fiel ihr Blick auf den Brief des Barons, der noch immer ungeöffnet auf dem silbernen Teller lag. Zögernd griff sie nach demselben und brach das Siegel, es war der Abdruck eines kleinen Beschafts, das sie ihm vor langer Zeit gegeben, mit dem Motto: „Frangas, non flectes“, der Devise der Leutringen. Der Brief enthielt nur wenige Zeilen.

„Leben Sie wohl, Regine, ich verlasse Ihr Haus ohne Abschied; jedes Wort, das wir noch wechseln könnten, würde den Miß nur tiefer, das Schmere schwerer machen. Haben Sie Dank für die Liebe und Treue so vieler Jahre, tausendfältigen Dank für jede gute Stunde, die Sie mir gegeben. Ich gehe, die einzige Lösung zu suchen, die in dem über uns hereingebrochenen Verhängniß möglich ist. Gott sei mit Ihnen und mit Reine.“

Magnus.“

Der Brief entfiel ihrer Hand. „Die einzige Lösung?“ sagte sie langsam, tonlos, wie sich besinnend. Plötzlich schrie sie laut auf: „Der Tod, mein Gott, der Tod — das ist die Lösung, die er meint!“ Einen Augenblick sank sie wie vernichtet in die Kniee, dann raffte sie sich auf und klingelte heftig. Dem alten Diener, der bleich vor Schrecken in der Thür erschien, rief sie zu: „Anspannen, so schnell als möglich, ich muß mit dem Nachtzug zur Residenz fahren. Sie begleiten mich, Marten, sonst Niemand; nur schnell, schnell!“

Die eilig herbeigerufene Kammerfrau brachte Decken und Pelze und hüllte mit zitternden und sorglichen Händen die geliebte Herrin ein und eine Viertelstunde später verließ der Wagen, rasch dahinrollend, den Schloßhof.

Während der langen Eisenbahnfahrt hatte Regine nur einen Gedanken: „Wenn ich zu spät käme, wenn das Schreckliche geschehen wäre?“ Sie empfand nicht die Kälte der dunklen Winternacht, ihr eigenes schweres Herzeleid war verfunken, verdrängt von der marternden Angst, die sie erfaßt hatte. Ihr schauderte vor dem, was sie am Ziel ihrer Reise erwarten konnte, dem jedes schnelle Drehen der Räder sie näher brachte, und doch erschien ihr die Fahrt von unerträglicher Langsamkeit.

Als sie endlich in den Bahnhof der Residenz einfuhren, zeigte sich am Horizont das erste fahle Grauen des neuen Tages. Der alte Diener rief eine der harrenden Droschken herbei, und während er der Gräfin, die halb erstarrt schien, beim Einsteigen half, rief er dem verschlafenen Kutscher zu: „Palais Gartenstein!“

Die Gräfin wandte sich um. „O nein, nein, Gartenstraße Nummer vier.“

Es war die Wohnung des Barons. Ueber das bekümmerte Antlitz des alten Mannes flog es trotz aller vortrefflichen Schulung wie ein Erschrecken; als er dann aber nach wenigen Minuten am bezeichneten Hause den Schlag öffnete, geschah es schon wieder in der korrekten Haltung des tadellosen Dieners.

Einen raschen Blick warf Regine nach oben; das Fenster von Pelke's Arbeitszimmer war erleuchtet, man sah einen Schatten sich bewegen. „Gottlob, er lebt!“ Es dauerte ziemlich lange, bis der Portier öffnete; als er die Gräfin erkannte, die, vor Kälte schauernd, zitternd vor Erregung, kaum ein Wort hervorbrachte, trat er, erschrocken vor der geisterbleichen Erscheinung, einen Schritt zurück.

„Der Baron?“ stammelte Regine.

„Der gnädige Herr ist gestern Abend angekommen und will heute früh wieder verreisen, ich sollte ihn wecken, fand ihn aber bereits angekleidet, schreibend, ich glaube, der Herr Baron ist gar nicht zu Bett gewesen.“

In dem Augenblick ertönte von oben der schrille Ton einer Klingel.

„Die Glocke des gnädigen Herrn,“ sagte der Diener; „wollen Frau Gräfin hier eintreten?“ Er öffnete ein Zimmer im Erdgeschoß und wandte sich nach der Treppe.

„Wenden Sie mich,“ sagte Regine, dann aber, sich besinnend: „Nein, nein, ich gehe selbst,“ und an dem Diener vorüberschreitend, winkte sie ihm, zurückzubleiben. Einen Augenblick später trat sie in Pelke's Zimmer. Zitternd, keines Wortes mächtig, blieb sie an die Thür gelehnt stehen, die eilig kalten Hände krampfhaft ineinander geschlungen. Der Baron stand der Thür abgewendet am Schreibtisch; die herabgebrannten Lichter, drei oder vier Briefe, die neben einer kleinen Ebenholzkassette lagen, zeigten, daß er wohl den größten Theil der Nacht schreibend zugebracht haben mußte; in seiner Hand erblickte Regine ein elegantes kleines Etui, das sie nur zu gut kannte, es enthielt den zierlichsten kleinen Revolver, den sie selbst ihm einst scherzend gegeben

hatte. Im Begriff, dasselbe in seine Brusttasche zu stecken, öffnete er es nochmals und betrachtete einen Augenblick sinnend das gefährliche Spielzeug, dann klappte das Schloß mit einem stahlharten Klang zu. Ohne sich umzuwenden, wädhend, es sei der Diener, der kurz zuvor eingetreten, sagte er: „Diesen Brief und die Kaffette bringen Sie zu Baron Seebeck, Valentin, aber nicht vor zwölf Uhr; die anderen Schreiben, an Seine Hoheit den Herzog und an den Erbprinzen, mögen hier liegen bleiben, man wird sie schon abholen. Alle weiteren Weisungen werden Sie von Baron Seebeck empfangen.“

Als er keine Antwort erhielt, sah er sich befremdet um. War das eine Täuschung seiner erregten Nerven? „Regine, Sie hier und zu dieser Stunde? Ist's möglich, oder wäre es ein Fiebertraum?“

„Nein, Magnus, ich bin es wirklich,“ sagte eine leise, bebende Stimme, „ich bin gekommen, um mein Eigenthum zu fordern.“

„Ihr Eigenthum? Ich verstehe Sie nicht, Gräfin!“ Er trat auf die zitternde Gestalt zu, die sich nur mühsam aufrecht erhielt, und geleitete sie zu einem Sessel.

„Sagten Sie nicht gestern, Ihr Leben gehöre mir? Nun wohl, dieß Leben, das Sie freventlich von sich werfen wollten, Magnus, dieß mein theuerstes Eigenthum, fordere ich — nicht für mich selber, aber für mein liebes Kind, für meine Reine, die mir Alles gestanden hat, was gestern zwischen ihr und Ihnen vorgefallen ist, und die nicht leben will ohne Sie.“

„Es ist unmöglich, Gräfin. Ich habe gehandelt wie ein Thor und wie ein Ehrloser, und Sie können mir die einzig mögliche Sühne nicht verwehren.“

„Sie haben gehandelt wie ein Mann im Amsch der Leidenschaft,“ antwortete sie mit einem unlagbar traurigen Lächeln, „der über seine Kraft versucht worden ist.“

„Regine, wie können Sie glauben —“

„Lieben Sie etwa Reine nicht?“ unterbrach sie ihn. Er antwortete nicht gleich.

„Magnus, es gibt zwischen uns ein Festes, Unerschütterliches, Eines, was wir selbst in der Verwirrung der Leidenschaft und des Schmerzes nicht verlieren dürfen, die Wahrheit. Lieben Sie Reine?“

Wie mit einem Stöhnen aus wunder Brust kam das „Ja“ über des Barons bleiche Lippen.

„Nun wohl, dann leben Sie auch für diese Liebe, für Reine!“

„Leben — indem ich mich hasse und verachte, — es ist ein vergiftetes Geschenk, das Sie mir aufdringen, Regine.“

„Das soll es nicht sein; Gott weiß es, ich will Sie nur glücklich sehen, Magnus, Sie und Reine. Nehmen Sie das Leben denn als eine Buße auf sich, dann wird das Gift, wie Sie es nennen, sich in Segen verwandeln, in Segen und Frieden für Sie, für das holde Kind, das sein Lebensglück von mir verlangt — und vielleicht auch für mich,“ setzte sie leiser hinzu.

Pelke, der nach seiner Gewohnheit rastlos im Zimmer auf und nieder gegangen war, blieb vor ihr stehen; fest hefteten sich seine Blicke auf die zusammengefunken, zuweilen leicht erschauernde Gestalt der einst so heißgeliebten Frau.

„Auch für Sie, Regine, auch für Sie?“

„Ja, Magnus,“ antwortete sie, ohne aufzublicken, „ich habe es ja immer gewußt, daß die Erde für mich kein Glück hat, und ich kann Anderen nicht geben, was ich selbst nicht besitze; es ist besser so. Ich sage nicht: vergessen Sie mich — das wäre der Tod für jetzt und ewig; aber vergessen Sie, was wir um einander gelitten haben. Sie sollen Ihr neues Leben nicht auf so dunklen Grund aufbauen.“

„Ich weiß nicht, Gräfin, ob ich mehr Ihre Seelengröße, Ihre Selbstverleugnung bewundern — oder Ihre Herzensruhe — hasse soll,“ sagte Pelke, der zwar mit dem Egoismus des Mannes die Hand nach der ihm gebotenen Befreiung ausstreckte, dessen Eitelkeit es aber doch nicht leicht verwinden konnte, sich von Regine aufgegeben zu sehen.

„Nicht das Eine und nicht das Andere, mein Freund,“ sagte Regine mit todtmüder Stimme, „Sie sollen nur an meine nie endende Freundschaft glauben und an Ihren Stern.“

Mühsam erhob sich Regine und trat an den Schreibtisch; das kalte Licht des Morgens fiel auf das bleiche Antlitz, die fieberheißen Augen, und Magnus erschraf über die Zerstörung, die wenige Stunden in den schönen Zügen der Gräfin hervorgebracht; leicht mußte der Kampf in ihrem Innern doch nicht sein, und er bereute schmerz-

lich das bittere Wort von vorhin. Regine las die Aufschriften der Briefe und hielt die Schreiben dann in die im Verlöschchen aufzuckende Flamme der Kerze.

„Was thun Sie, Gräfin?“ sagte Magnus und entriß die brennenden Papiere ihrer Hand, sie in den Kamin schleudernd.

„Die Briefe sind nun nicht mehr nöthig, die Kaffette, die Seebeck mir wohl zustellen sollte — ich weiß, sie enthält meine Briefe — senden Sie in's Palais Gartenstein, ich bleibe bis zum Nachmittag hier. Schreiben Sie ein paar Worte an Reine, an Ihre Braut,“ setzte sie zögernd hinzu, „die ich ihr mitnehmen will; und, Magnus, noch eine Bitte, setzen Sie meinen Muth, meine Festigkeit nicht auf eine zu harte und zu lange Probe; ich denke, Ihre Vermählung kann noch vor Ende des Carnevals in Wiederau stattfinden, in aller Stille, wegen Reine's Trauer um den Vater. Bis zu dem Tag kommen Sie nicht hinaus, es würde für mich und wohl auch für Sie zu peinvoll sein und in Reine's arglosem Herzen Fragen erwecken, die ich ihr ersparen möchte. Und nun leben Sie wohl, Magnus, lassen Sie uns Gott danken, daß er uns vor einem großen Irrthum bewahrt hat.“

Sie reichte ihm die Hand, die er mit feuchtem Auge an die Lippen führte.

„Regine, liebe Regine, können Sie mir vergeben? Ich selbst kann es nicht, und ich mag doch nicht leben ohne Ihre Verzeihung, ohne —“

„Kein Wort weiter, Magnus; Alles verstehen heißt Alles vergeben, und ich verstehe nur zu gut, wie es so gekommen ist, so kommen mußte. Die Schuld, wenn eine da ist, tragen wir gemeinsam.“

Sie fühlte, daß ihre Kraft zu Ende war, ihre Kniee zitterten, und es war ihr, als ob die Wände sie erdrückten; hilflos, willenlos ließ sie sich von Pelke zu dem harrenden Wagen führen. Noch ein Händedruck, ein Blick voll namenlosen Jammers, und der Wagen rollte davon nach dem Palais Gartenstein.

Zwei Stunden später saß Regine in ihrem Erkerzimmer, wo wir sie beim Beginn dieser Erzählung gefunden, dem würdigen alten Rechtsbeistand des Leutringens'schen Hauses gegenüber, in ernster Berathung.

„Sie bestehen also darauf, Frau Gräfin, daß der Schenkungsakt in dieser Weise vollzogen werde?“ fragte der alte Herr, der Regine schon als kleines Mädchen gekannt und ihr durch all' die Jahre eine väterliche Zuneigung bewahrt hatte.

„Ja, lieber Rath, ich bin fest entschlossen. Die Einkünfte von Wiederau genügen vollkommen für meine Bedürfnisse, und dieß alte, düstere Haus, das mir bis zu meinem Tode eingeräumt ist, möchte ich schon jetzt den Gartensteins zurückgeben. Ich werde schließlich je wieder hier wohnen, und Sie wissen, mein alter Freund, wie wenig gute, frohe Stunden ich in den prachtvollen Räumen genossen habe.“

„Das kann ich verstehen — aber warum wollen Sie Ihr väterliches Vermögen schon jetzt an Fräulein Leutringen überschreiben lassen? Sie sind zu jung, um es nicht am Ende noch zu bereuen.“

„Gewiß nicht, ich habe dieß Alles wohl — und nicht erst seit heute — überlegt. Außerdem gehört die Hälfte des Vermögens ohnehin meiner Nichte; Sie kennen nur zu gut die traurige Ungerechtigkeit, die einst meinen Bruder enterbte und heimatlos hinaustrieb. Und“ — sie zögerte einen Moment, es war, als ob ihre Lippen sich nicht öffnen wollten zu dem, was sie doch dem alten Freunde sagen mußte — dann fügte sie fast tonlos, aber mit fester Stimme hinzu: „Ich will nicht, daß Reine mit leeren Händen in das Haus ihres Vaters einzieht.“

„Ihres Vaters? So wird sich das Fräulein schon so bald vermählen?“

„Meine Nichte heirathet in einigen Wochen den Baron Pelke.“

Der alte Mann, sonst so vollkommen Herr seiner selbst, fuhr erschrocken auf: „Unmöglich. Frau Gräfin, unmöglich!“

„Weshalb?“ sagte Regine scharf; selbst der erprobte Freund sollte nicht ahnen, was sie litt, wie heiß der Kampf war, der in ihrem Herzen tobte.

Der Rath nahm seine Papiere zusammen und stand auf. Mit tiefbekümmelter Miene blickte er Regine an. „Gott sei mit Ihnen, Frau Gräfin,“ sagte er endlich, „möchte Ihr Entschluß der richtige sein!“

Sie antwortete nicht, ein stummer Druck der Hand sagte dem alten Herrn, daß sie ihn verstanden hatte.

(Schluß folgt.)

Normännische Fischerbarken.

(Siehe das Bild S. 1068.)



Der Galicier Jaime Morera, der Schöpfer des gelungenen Marinebildes, das wir in gegenwärtiger Nummer in stimmungsgetreuer Reproduktion mittheilen, erfreut sich des Rufes eines der hervorragenden unter den heutigen Landschaftsmalern Spaniens. Und mit Recht. Seine Gemälde, deren Gegenstände er theils den pittoresken Gegenden seiner spanischen Heimat, theils — und wie es scheint, mit Vorliebe — den Gebieten der französischen Küstenprovinzen entnimmt, athmen frische Naturwahrheit und sanftbewegtes Leben. Vornehmlich sind es See- und Strandgenereien, die ihn anziehen und deren eigenartige Reize er mit sinniger Beobachtung und fein gestimmter Palette wiedergeben weiß. Das vor uns liegende Marinebild führt uns an die malerischen Küsten der Normandie. Auf dem Fischerdorf im Hintergrunde mit seinem burgruinenähnlichen Kirchturme zittern die letzten Strahlen der scheidenden Sonne; die Segel der Barken jedoch, auf denen die bescheidenen Bewohner jenes Dorfes ihrem bisweilen recht harten und gefährvollen, aber fröhlich betriebenen Gewerbe obliegen, sind schon in abendliche Schatten gehüllt. Den stattlicheren Segelbooten haben sich kleinere Nachen zugesellt, deren Insassen mit kräftigem Ruderschlage dem heimischen Herde zustreben, wo Weib und Kind in froher Erwartung des heimkehrenden Hausvaters harren. Die Charakteristik der in mancher Beziehung eigenartig gestalteten und ausgestatteten normännischen Fischerboote ist dem Maler nicht minder gelungen als die Darstellung des von leichten Wolkenfleckeln umzogenen Himmels und des in sanftem Wellenschlage bewegten Wassers, über das die weißen Möven dahinflattern, — Mäden fangend für ihre im Neste harrende junge Brut, und so nach ihrer Art den kräftigen Männern es gleichthunend, die, um ihre Familien zu versorgen, sich in ihren schwanken Booten den heimtückischen Wellen anvertrauen.

Neuperfische Weisheitsprüche.

Von

H. Brugsch.

(Nachdruck verboten.)

Das schlimmste, Freund, von allen Uebeln
Ist, über das Sein stets nachzugrübeln.
Laß Schicksal walten und Verhängniß
Bis zu dem eigenen Begängniß.

*

Ist die Klugheit gescheitert
Mit der Sache Gelingen,
Wird die Thorheit sie sicher
Zum Austrag bringen.

*

Hoffnungsloser, laß dein Klagen!
Hoffnungsstrahlen winken immer.
Selbst die schwarze Nacht begrenzen
Morgenroth und Abendshimmer.

*

Süß ist holder Liebe Band,
Süßer noch das Leben,
Süßes als das Vaterland
Kann es nimmer geben.

*

Nicht wie mein Herz sich's denkt,
Wird es gehen,
Nur wie Gott es lenkt,
Wird es geschehen.

*

Suche beim gemeinen Haufen
Nur kein menschlich fühlend Herz,
Denn es steigt aus Raubthierneßern
Nie ein Phönix himmelwärts.

*

Eines Weibes höchste Schöne
Bleibt es, hat sie gute Söhne.

*

Würfelspiel und Schach gestalten
Unser Schicksal hier auf Erden:
Jener läßt den Zufall walten,
Der berechnet, wie's soll werden.

*

Wer so thöricht, sich bei Tage
Kerzenlichte anzustechen,
Wird bei Nacht, in dunkler Stunde,
Bald kein Lampenöl entdecken.

*

Die Nachtigall singt in der Nacht
Und findet keine Raft,
Dort neben vollster Rosenpracht
Sitzt Dornschmeiß am Ast.

*

Gotteslicht
Ist eigner Art:
Blase es aus,
Verbrennst dir den Bart.



Welt, wie bist du früh' und öde!

Originalzeichnung von Peter Krämer.



Welt, wie bist du früh' und öde!
Wie scheinst du, Sonne, matt und kalt!
Die Ruhe fliehet, selbst wenn ich bete;
Der Hoffnung Blätter welken bald.

Der Vater und die Mutter liegen
Auf stillem Friedhof unterm Gras,
Ihr Kind muß hartem Wort sich fügen,
Das froh zu ihren Füßen saß.



Kein Freund kommt, mir die Hand zu drücken,
Mich traut und liebeich anzusehn;
Zum Horizont nur mag ich blicken
Und nach den schnellen Wolken spähn.
O Gott, sei gnädig deinem Kinde,
Schick' einen leisen Hoffnungsstrahl,
Send' mir im Hauch der Abendwinde
Den Glockengruß aus meinem Thal!

Carl Sahn.

In Karlsbad.

Mit Originalzeichnungen

von

K. Frhmann.



Alle größeren Badeorte Deutschlands haben etwas Gleichartiges; sie sind mehr oder weniger Villenstädte, deren Mittelpunkt das Kurhaus mit seinen Anlagen bildet. Nur Karlsbad in Böhmen hat eine ganz besondere Physiognomie, etwas so spezifisch Charakteristisches, daß es sich dem Reisenden beim ersten Betreten der Stadt sofort einprägt und dieses Bad vor allen anderen originell erscheinen läßt — es ist dieß sozusagen eine historisch berühmte Physiognomie, die viele Generationen schon an sich

hat vorübergehen sehen, ein vornehm ernstes Aeußere, wie ein guter alter Adel mit für unabsehbare Zeiten gesichertem Vermögensstand — und hier täuscht das Gesicht nicht. Karlsbad ist das berühmteste Bad der Welt und steht einzig und allein da in seinen balneologischen Qualitäten; es ist ein Monarch von ältester, unanfechtbarer Legitimität unter den Bädern, und dieser Ruf, den die Badestadt auch in ihrem Aeußern verkörpert, flößt dem Patienten, der hier Heilung sucht, Vertrauen ein und versetzt ihn in jene Stimmung hoffnungsvoller Zuversicht, welche die erste Bedingung jeder Badeskur ist; dann aber rechtfertigt Karlsbad auch dieß Vertrauen durch musterhafte, in großem Styl hergestellte und nach allen Anforderungen der Wissenschaft vervollkommnete Badeeinrichtungen. Bekanntlich hat Karlsbad Weltruf für Leber-, Magen- und Steinleiden, hinsichtlich letzterer ist es das Spezifikum; die auflösenden Wirkungen dieser Thermen sind wunderbar, um so erstaunlicher für den Laien, da die Quellen gewissermaßen versteinern, mit Steinkrusten überziehen, und Blumen, in das Wasser des Sprudels gehängt, schon nach einiger Zeit als allerliebste merkwürdige Ver-

steinungen hervorgezogen werden — ein beliebter Handelsartikel Karlsbads; es werden jedoch in dem weltberühmten Bade eine große Anzahl anderer Krankheiten mit überraschendem Erfolg geheilt, und die an den kontrastreichsten Leiden laborirenden Menschen treffen sich hier. Die Kur muß streng durchgeführt werden, und die Statuten des Bades sind für den Patienten heilige Paragraphen, deren Nichtachtung die Strafe oft unmittelbar und recht bedenklich nach sich zieht. Ein gewissenhafter Badegast steht Morgens um sieben Uhr auf und begibt sich mit seinem Porzellanbecher in der Hand zu seinem Wahlbrunnen oder Sprudel. Dort findet er immer schon eine Anzahl Leidensgefährten versammelt, die vor der Quelle mit ihren schmuck gekleideten Wasserpendlerinnen — meist hübschen Karlsbader Kindern bis zum majorennen Alter — „Queue“ bilden; hier fügt er sich an und rückt vor, je mehr mit dem gefüllten Becher vorn fortgehen; er erhält seine Portion heißen Wassers, das ähnlich einer schwachen Fleischbrühe schmeckt, und begibt sich dann, langsam wandelnd, langsam durch einen Strohhalm oder ein Glasröhrchen trinkend, zur Musikapelle, die ihm die Pflicht des Gehens durch rhythmisch heitere Weisen erleichtert, sozusagen künstlerisch verklärt. Nach einer Viertelstunde befindet er sich wieder als Glied der Schlange an der Quelle — bis auf acht Becher müssen es Manche bringen.

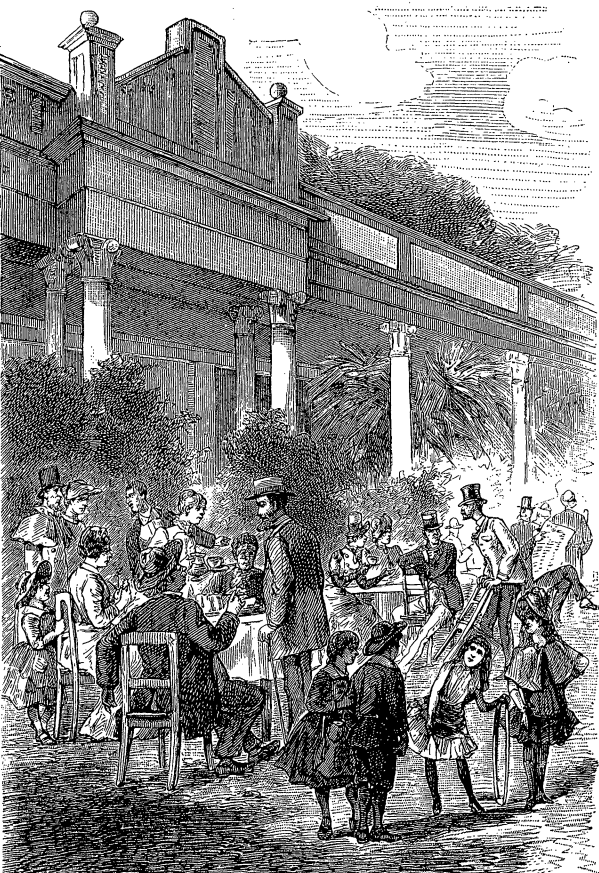


Der Sprudel.



Offiziere.

wer baden darf, nimmt sein heißes Bad, dann folgt wieder ein Spaziergang und hierauf das Diner. Bei der strengen Diät in Karlsbad spielt das keine große Rolle — die Gewürze fehlen und die Frage der Leichtverdaulichkeit regiert den Küchenmeister — der Wein ist vortrefflich, leider darf der Patient ihn beinahe nur in homöopathischen Quantitäten trinken. Nach Tische zu schlafen ist gewöhnlich verboten; daher sieht man jetzt die Habitués der Mittagschlafchen in träumerischer Verzweiflung durch die An-



Vor den Kolonnaden.

Am längsten und gedrängtesten ist die Queue am Sprudel, dessen Dampf als Kopf dieser seltsamen Schlange emporwirbelt; hier trifft man berühmte und durch Geburt, Lebensstellung und Reichthum hervorragende Patienten, für welche der fein livirte Diener die Queue mitmachen muß. Hat der Kurgast die verordnete Anzahl Becher getrunken, so soll er noch eine Stunde spazieren gehen. Zu diesem Zweck schließen sich an die Quellentempel mit ihren bedeckten Wandelbahnen schöne Parkanlagen, deren mächtige, prächtige Bäume wieder auf das ehrwürdige Alter des Bades deuten und die schon Hunderttausenden von Badegästen aus allen Theilen der Welt bei ihrem pflichtmäßigen Auf- und Abwandeln Schatten gespendet und Erquickung verschafft haben. Nun beginnt einer der sehnlichst erwarteten und angenehmsten Momente des Karlsbader Kurlebens — der Morgentasse! Welche Bedeutung dieser für den Badegast hat, kann nur der ermeßeln, welcher dritthalb Stunden mit dem Karlsbader Becher in der Hand zu und von der Quelle gewandert ist und mit der Uhr in der Hand abgemessen hat, wie lange es noch dauert, bis er das Frühstück einnehmen kann. Dieß hat auch wohl bewirkt, daß von allen kulinarischen Genüssen in Karlsbad der Kaffee am höchsten steht; er hat seinen eigenen Weltruf erlangt und ebenso das Gebäck; diese „Küpfel“, „Stangen“, „Bröddchen“ sind unübertroffen durch die Feinheit des Mehles und die Sorgfalt des Ausbackens. Man kauft sich sein Gebäck in den Bäckereien selbst; Groß und Klein, Hoch und Niedrig sieht man mit seiner Dürre zu den Cafés sich begeben. Auf der Alten Wiese, einer Straße, die aus kleinen und großen Kaffeehäusern auf der einen Seite und Verkaufsbuden auf der andern gebildet wird, wandern sie dahin, setzen sich dort nieder und nehmen mit großem Behagen das Frühstück im Freien ein, wenn die Witterung das gestattet. Bedient wird man wieder von hübschen, sauber angezogenen Mädchen, deren weiße Schürzen leuchten, ebenso wie ihre braunen und blauen Augen und roten Wangen, denn das Badesomitee engagirt zur Augenweide und vielleicht auch als Modelle der Gesundheit für die meist recht gelb und fahl aussehenden Kurgäste die hübschesten und blühenförmigsten Mädchen vom sächsischen Gebirge bis Prag. Ist der Kaffee genommen, so wird eine Stunde geruht;



Der Briefträger.

lagen wandeln, hie und da auf einer Bank erschöpft Platz nehmen, den Kopf neigen und dann erschreckt aufspringen und weiter marschiren, — ein wehmüthig lustiges Schauspiel für Unbetheiligte. Um zwei Uhr spaziert man zum Posthof, um den Kaffee im Kreise seiner Bekanntschaften einzunehmen, oder es werden große Spaziergänge, wie nach dem Hirschenprung, geplant und zur Ausführung gebracht. Gegen sechs Uhr Abends dürfen viele Kurgäste Sauerwasser trinken; dasselbe wird auf einem etwas höher gelegenen Zielpunkt des Spazierganges in den Anlagen verabreicht und mit Zucker genossen. Darauf wandert man im Bewußtsein, der

Badeplatz nach bestem Wissen und Gewissen genügt zu haben, oder mit dem nagenden Wurm eines Diätfehlers im Herzen zum sehr frugalen Abendessen, hört noch etwas Musik, falls man nicht zu ermüdet ist, und schließt im Zimmer des „Fasan“, der „Mielone“, des „Straußes“, des „Ebers“, der „Palme“, des „Möhren“, wo man Logis genommen, die Augen, um am nächsten Tage bei Sonnenschein oder Regen den genau vorgeschriebenen Kreislauf des Badetages wieder zu beginnen. Für Viele geht es auch nicht so glatt ab; da muß der Arzt kommen und berordnen und trösten; in bösen Fällen schreibt er in die Heimat des Patienten und verbietet, aufregende Nachrichten zum Badegast gelangen zu lassen. Man ist bei der Karlsbader Kur sehr erregt, lacht und weint leicht, und geringfügige Dinge nehmen in der Phantasie des Patienten oft gewaltige Dimensionen an. Deshalb ist Vorsicht geboten, und der Briefträger darf eigentlich, wenn die Vorschrift eingehalten wird, die Briefe während der Trintzeit dem Adressaten nicht einhändigen. Nachdem man aber seinen Kaffee genommen, läßt er sich mit der gefüllten Tasche blicken und wird nun umlagert von Nachrichten erwartenden Fremden, so daß er seine österreichische und Karlsbader Lebenswürdigkeit und Geduld vonnöthen hat, um mit guter Manier von dem ihn umgebenden Kreis loszukommen; es ist fast immer ein Stamm alter Karlsbader Kurgäste, die alljährlich wiederkommen und um welchen dann die „Neuen“ sich gruppieren; jene Erstgenannten des Briefträgers und er winkt ihnen mit „der Post“ aus den Gruppen heraus. Man trifft in Karlsbad „bemoste Häupter“, die seit dreißig Jahren regelmäßig hieherkommen; sie sind Bademerkwürdigkeiten und gute Freunde der Karlsbader; sie werden auch einzeln und allein gegrüßt von den Badegästen, die in kleinen Kaleschen ohne Fremdenhäusern und Apotheken Weisungen geben; viel beschäftigt, nehmen sie viel Geld ein und sind elegante Leute und Autoritäten in ihrem Fach — hier hat eben Alles den Anstrich des großen, weit berühmten Badeortes. Neben den schönen Anlagen fallen auch noch manche mit Gedanktastele geschmückte Häuser auf, die berühmte Personen beherbergt haben, und die Badegäste weiß stets von bedeutenden Namen zu erzählen. Im Ganzen hat auch das gesammte Baderleben Karlsbads einen großen Styl in festen Zügen, wenig nach der Seite der Vergnügungen hin, dagegen sozusagen klassisch im Hinblick auf die Kur, deretwegen man ja auch nach Karlsbad kommt; — dieß Bad ist ein Heilort für Kranke, ein klassischer Heilort, und in dieser Beziehung hochinteressant durch seine Physiognomie, welche dieß ausprägt. Ein Zerstreuungs- und Vergnügungsaufenthalt ist Karlsbad nicht; die nach einem solchen verlangen, finden ihren „Klassiker“ in Baden-Baden. H. B.



Wie die Dondichter schaffen.

Von

L. Erbach.

(Nachdruck verboten.)



Wie die Wortdichter, so haben auch die Dondichter ihre besonderen Eigenschaften und werden auf verschiedene Weise, oft durch seltsame Mittel, zu ihrem Schaffen inspiriert. Daß Schiller durch den Geruch faulender Aepfel sich anlocken ließ, und deshalb deren stets in einer Schublade seines Schreibtisches hatte, ist bekannt. Andere werden durch ferne Musik, namentlich Klavierpiel — natürlich gutes — im Nebenzimmer, begeistert, während die Mehrzahl dadurch die unangenehmste Störung empfindet und der absolutesten Stille bedarf. Kaffee und Wein werden als Erregungsmittel für Kopf- und Phantasiearbeiten vielfach angewendet.

Chopin, der geniale Poet auf dem Klavier, wurde außerordentlich vom Wetter beeinflusst. Bei blauem Himmel und strahlendem Sonnenschein schuf er jene glanzvollen, feurigen Dondichtungen, die seinen Freund und Bewunderer Robert Schumann zu dem Ausdruck veranlaßten: „Chopin ist doch das kühnste und stolzeste Genie unserer Zeit.“ Bei bedecktem Himmel, an stillen Herbsttagen, wo man nur das Geräusch der langsam von den Bäumen fallenden Blätter vernimmt, dichtete er seine melancholischen Notturmi. An einem Tage, wo der Regen unaufhörlich herniederrieselte, besuchte Chopin einst seine Freundin George Sand. Sie fand ihn dabei, eine eben vollendete kleine Komposition, ein Präludium, zu spielen.

„Mein Gott,“ rief sie, „das ist ja zum Sterben traurig!“ „Ja wohl,“ entgegnete Chopin, „mir träumte auch dabei, ich läge im Sarge und der Regen tröpfle unaufhörlich auf den Deckel desselben.“

Ein anderes Mal kam er in einer Sturmnacht von einem glänzenden Balle heim. Seine Phantasie war durch den Kontrast des üppigen Festes mit dem wilden Aufbruch der Natur mächtig angeregt und er entwarf jene großartige As-Dur-Polonaise, welche die Doppelstimmung treu wiedergibt: im ersten Theil Glanz und stolzen Jubel, während man im Mitteltheil einen Haufen Lanzenreiter auf öder Steppe bei nächtlichem Unwetter mit klappernden Hufen dahinfahren zu hören glaubt. Die Einbildungskraft des Dondichters war so hoch entflammt, daß, als er die Polonaise noch in der Nacht spielte, er plötzlich die Vision hatte, daß die Thüren aufsprängen und eine stolze Schaar polnischer Ritter und Edelfrauen im Nationalkostüm paarweise in feierlichem Polonaisenschritt durch das Zimmer zöge.

Ueberhaupt üben Naturereignisse auf die Künstler häufig großen Einfluß aus. Ludwig Spöhr erzählt in seiner so interessanten Selbstbiographie, daß er die besten Einfälle bei Feuers-

brünsten oder ähnlichen Vorfällen gehabt hätte. So erlebte er in Wien einst eine Ueberfluthung, und das Wasser war bereits bis zum zweiten Stock des Hauses, in welchem er den dritten bewohnte, gedrungen, ohne daß man ihn zum Verlassen seiner Wohnung zu bewegen vermochte, da ihm beim Anblick der andringenden Wassermassen der Hauptgedanke zu einer seiner schönsten Symphonieen gekommen war, den er erst niederschreiben mußte. Ebenso regte großer Schmerz seine Einbildungskraft mächtig an. Als seine Frau im Sterben lag und ihm das Herz vor Weh brechen wollte, zogen ihm die süßesten, reinsten Melodien durch den Kopf, die er nicht umhin konnte, schnell zu fixiren.

Ganz anders Rossini, dieser heitere Epikuräer, der selbst auf den Markt ging, um sich dort das Feinste und Beste für seine Tafel einzukaufen. Ihm gaben das Diner, die Leckereien, der Champagner, die schönen, geschmückten Frauen, die heitere, witzige Unterhaltung die Inspiration. Nach üppiger Tafel begab er sich in sein Arbeitszimmer und beschrieb Vogen auf Vogen von Notenpapier ohne Zaudern und Stocken mit den glänzendsten Eingebungen seines Genius, welche ihm in unvergleichlicher Fülle zuströmten, wenn Heiterkeit, Glanz und Vollgenuß des Lebens ihm lächelten. Unter Unglück und Schmerzen, den Nachtseiten des Lebens gegenüber, wäre sein Genius verstummt.

So unähnlich als möglich war ihm Meyerbeer in der Art seines Schaffens. Mit einem außerordentlichen Kunstverständnis begabt, suchte dieser glänzende Effektkünstler mit dem grübelnden, tüftelnden Verstand seine mächtigsten Effekte. Ein ausgezeichneter Pianist, saß er viele Stunden am Piano, ohne welches er gar nicht hätte komponiren können, und probirte und tastete und änderte hundertmal stundenlang hinter einander, bis er die gesuchte Melodie gefunden, welche er nun erst niederschrieb.

„Es gibt nichts Mühseliges und Unsympathisches für mich, als die Art, wie Meyerbeer seine Opern zusammenludt,“ sagt Richard Wagner darüber. Nichtsdestoweniger sind doch auf diese Weise sehr wirksame Werte entstanden, wenn man auch die Meyerbeer'sche Musik nicht mit Unrecht der Effekthascherei beschuldigt.

Und wie schaffte Auber, dessen Werke: „Fra Diavolo“, „Maurer und Schlosser“, „Stumme von Portici“ und andere alle Frische und Lebenswürdigkeit des echt französischen Geistes widerspiegeln und der, selbst bis in das höchste Alter jugendliche Frische bewahrend, als hoher Siebenziger noch die hübsche Oper: „Ein Tag des Glückes“, komponirte, und als ein Bekannter ihm über die Leiden des Alters sprach, lächelnd erwiderte: „Ich liebe es, denn es ist das einzige Mittel, um lange zu leben!“ Wie also komponirte Auber? Ein leidenschaftlicher Reiter, hatte er seine besten Eingebungen, während er fahrend dahingaloppirte. Die verschiedenen rhythmischen, bald schnellen, bald langsamen Gangarten des edlen Thieres unter mir erweckten in mir die schönsten Motive und Melodien; mein Kopf ist in Wirklichkeit der geflügelte Pegasus, der mich zum Himmel emporträgt,“ pflegte er oft zu sagen. Einst konnte er kein recht passendes Motiv für den Markthor in der „Stummen von Portici“ finden. Was that Auber? Er ließ sich eines Morgens sein Kopf fädeln, bestieg es und jagte im Galopp über einen der größten und belebtesten Marktplätze von Paris, wo er eine heillose Verwirrung unter den Verkäufern und Verkäuferinnen anrichtete, die ihm Droh- und Schimpfworte aller Art nachriefen. Gern bezahlte er die zerbrochenen Eier, die in den Staub getretene Butter, die vergossene Milch und so weiter, denn in diesem Charivari von Tönen hatte er das gesuchte Motiv zu seinem Markthor gefunden.

Halévy, der Komponist der Jüdin, vermochte nur bei dem Geziße eines mit kochendem Wasser gefüllten Theefessels zu arbeiten. Seine beiden zärtlich für ihn besorgten Schwestern ließen es sich daher ängstlich angelegen sein, daß während der Arbeitsstunden des Bruders das Feuer unter dem Theefessel nicht ausging, denn mit dem Aufhören des einformigen Getöses des brodelnden Wassers und des entweichenden Dampfes erfolgte auch die Phantasie des Maestro.

Spontini, der Schöpfer des „Ferdinand Cortez“, arbeitete mit allen möglichen Hülfsmitteln; er war stets beim Komponiren von einer großen Menge sachwissenschaftlicher Werke umgeben, aus denen er sich Rath holte.

So schwer nahm es Donizetti nicht, von dem Felix Mendelssohn in seinen reizenden Reisebriefen sagt, wenn ihm das Geld ausgehe, komponire er schnell binnen vierzehn Tagen eine Oper, die ihn dann wieder auf eine Zeitlang stolt mache. Er bedurfte keiner äußerlichen Hülfsmittel und Anregungen; vielmehr konnte er nur dann in Tönen dichten, wenn er regungslos stundenlang vor sich hinstarrte.

Sein ihm vielfach kongenialer Landsmann Bellini vermochte es nur in schönen, mit Bildern und Statuen geschmückten, von Blumenluft erfüllten Räumen seine schmelzenden Melodien zu erfinden. Daß auch Richard Wagner, der freilich sonst nicht das Geringste mit dem oft allzu süßen Italiener gemein hat, edle, stylvoll verzierte und ausgestattete Räume liebte, ist bekannt.

Hector Berlioz, diese einsame, von ihren Zeitgenossen wenig verstandene Gestalt unter den französischen Komponisten, schuf die schönsten seiner phantastischen Werke, wenn seine Frau, — vor ihrer Verheirathung als Miß Smithson, die schöne und geniale Heroine des Drurylantheaters in London, — ihn durch die Recitation der schönsten Stellen aus Shakespeares dazu begeisterte hatte; namentlich war dieß bei seiner großen Symphonie „Romeo und Julia“ der Fall.

Adolphe Adam, der graziose Komponist des „Postillon von Rommeau“, fand seine besten musikalischen Gedanken, wenn er nach dem Essen sich auf das Kanape gestreckt hatte, und seine große Angoratake, auf seinen Füßen liegend, behaglich schnurrte.

So ließen sich noch manche Beispiele anführen von dem Einfluß, welchen äußere Umstände auf das Schaffen der Dondichter ausüben. Doch wollen wir es, um die Geduld der Leser nicht zu ermüden, an diesen Proben genug sein lassen.

Lenbach's Papstbild.

(Siehe das Porträt S. 1069.)



Die Kunst ist international. Welche Anstrengungen patriotischer Eifer und Uebereifer, wie er beispielsweise in den chauvinistischen Kriegs- und Schlachtenbildern gewisser rebanchedurftigen Franzosen zu Tage tritt, auch immer machen mag, um das Interesse an seinen Werken in geographisch bemessene Schranken zu bannen, — die echte Kunst erhebt sich doch immer wieder über all' die engen Grenzen, durch welche sich die menschlichen Geschlechter nach Völkern, Charakter- und Spracheigenthümlichkeiten von einander scheiden, und bildet das ideale Band, das die prinzipiellen Gegensätze durch seine versöhnende Macht verknüpft und so weit als möglich ausgleicht. An diese internationale Bedeutung der Kunst werden wir auf's Neue erinnert angeht der Thatsache, daß Franz von Lenbach dazu berufen war, das Bildniß des Papstes nach dem Leben zu malen. Derselbe deutsche Künstler, der die Erscheinung Bismarck's schon so oft in allen möglichen Ansichten und Auffassungen verewigt hat, daß er geradezu als der Leibporträtteur des eiserernen Kanzlers bezeichnet werden könnte, wurde dazu ausersehen, nunmehr auch in Rom mit der ganzen oft dargehaltenen Schärfe seiner Beobachtung und der nicht minder erprobten Kraft seiner Palette die Züge des heiligen Vaters auf die Leinwand zu bannen. Die Thatsache erschien Vielen so überraschend, daß die allzeit geschäftige Gama alsbald weiter ging und, wie gewöhnlich ihre schlagfertigen Kombinationen für erwiesene Wahrheit ausbeugend, behauptete, das Lenbach'sche Papstbild solle keine andere Bestimmung haben, als zu einem Geschenk Seiner Heiligkeit für den Fürsten Bismarck zu dienen. Die Behauptung war kühn, verblüffend; aber gerade dadurch wirkte sie sensationell, gerade darum fand sie Glauben. Die Erfahrung hat uns inzwischen belehrt, daß an diesem eifrig in Umlauf gesetzten Gerücht kein wahres Wort war; das Lenbach'sche Papstbild an sich aber hat dadurch kein Zota seines Interesses verloren. Offenbart es doch die oben erwähnten Eigenschaften des bedeutenden Künstlers in ausdrucksvollem Maße und gibt dadurch zugleich den Dargestellten, auf dessen hohe Bedeutung in so vielen Beziehungen die Augen nicht nur der gesamten katholischen Christenheit, sondern der ganzen Welt mit lebhaft gespanntem Interesse gerichtet sind, in einer Weise wieder, die an überzeugender Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Aus allen diesen Gründen glauben wir uns den Dank unserer Leser zu erwerben, indem wir ihnen einen gelungenen Holzschnitt nach dem vielgenannten Gemälde übermitteln. Vermag derselbe gleich den ganz besonders und mit gutem Recht gepriesenen koloristischen Reiz des Originals nicht voll wiederzugeben, so ist er doch den für die Bildwirkung bestimmenden Abstufungen der Tonwerte vollkommen gerecht geworden und läßt somit auch die farbige Erscheinung so weit wiederklängen, als es in dem einfachen Schwarz auf Weiß irgend möglich ist. In allem Uebrigen aber schließt er sich auf das Gengste an das gemalte Vorbild an. So zeigt er uns denn das ehrwürdige Oberhaupt der katholischen Kirche in seiner ganzen scharf ausgeprägten Charaktereigenthümlichkeit.

Der hochbetagte Greis — (Leo XIII., der im Februar 1878 den päpstlichen Stuhl bestieg, ist am 2. März 1810 zu Carpineto in der Provinz Rom als Sohn der angesehensten Familie dieses kleinen Ortes geboren) — blickt unter der etwas vorgeneigten bedeutenden Stirn hervor uns voll in's Gesicht mit seinen durchdringenden Augen, die auf dem tiefsten Grunde der Seelen zu lesen scheinen, deren Schärfe aber durch den daneben bestehenden Ausdruck des Wohlwollens freundlich gemildert ist. Jeder Zug, jede feinste Falte und Bewegung dieses Antlitzes befunden schon durch ihre überaus charaktervolle, individuelle und sprechende Eigenthümlichkeit, daß sie mit unfehlbarer Auffassung in vollster Wahrheit dem Leben abgelauscht sind. Allgemein wird denn auch dieser Kopf in seiner überaus schlichten Vortragsweise als eines der hervorragendsten Meisterwerke Lenbach's anerkannt. Der Künstler ist auch in diesem Falle seinem oft bewährten Grundsatz treu geblieben, bei seinen Bildnissen alles Beiwerk nur nach der koloristischen Seite hin in seiner Bedeutung für die Harmonie des Ganzen wirken zu lassen, im Einzelnen aber es so leicht und untergeordnet zu behandeln, daß alles wesentliche Interesse auf den Kopf konzentriert bleibt. So hat er denn die reiche und malerisch überaus dankbare päpstliche Gewandung sammt der einfach, aber koloristisch wirksam angeordneten Umgebung nur lose den Hauptformen nach angedeutet, und der Stichel des Holzschnitzers ist dem Maler in dieser stizigsten Behandlungsweise treu und mit richtigem Taktgefühl gefolgt. Alles in Allem dürfen wir somit hoffen, daß Lenbach's interessantes Papstbild in dieser sachgemäßen Reproduktion allerorten freundlich willkommen geheißen werde.

H. B.

Die Frau Bürgemeisterin.

(Siehe das Bild S. 1073.)



In die Reihe unserer Illustrationen haben wir dießmal auch die Holzschnittabbildung von einer der großen photographischen Aufnahmen nach Originalkompositionen von Künstlern wie Lorenz und Laura Alma-Tadema, Beer, Genz, Grot-Johann, Hermann Kaulbach, Ferdinand Keller, F. Simm, E. Leichenborff und P. Thumann, aufgenommen, aus denen sich die von der Deutschen Verlags-Anstalt (Stuttgart) unter dem Titel: „Gestalten aus den Romanen von Georg Ebers“ herausgegebene und aller Orten mit so lebhaftem Beifall begrüßte Galerie zu den Dichtungen des beliebten und vielgelesenen Autors der „Aegyptischen Königstochter“ und einer ähnlichen Reihe ähnlich bedeutsamer Werke zusammenfügt. Die vorliegende Komposition von H. Kaulbach hat aus einem der jüngsten dieser Werke, der „Frau Bürgemeisterin“, die Szene aufgegriffen, wie die jugendliche Heldin des Romans ganz unerwarteterweise auf der Treppe ihres Hauses dem Junker Georg von Dornburg wieder begegnet, den sie vor drei Jahren bei der Hochzeit ihrer Schwester Jakobina kennen gelernt und seither nicht mehr gesehen. Wie viel hat sich in den drei Jahren verändert!

Aus der „Jungfrau Maria“, als welche der junge Kriegsmann die hold Erröthende im ersten Augenblick der für Beide über- raschenden Begegnung noch begrüßt, ist die ehr- und tugendsame Hausfrau des würdigen Lehndener Bürgermeisters Peter van der Werff geworden; der unbändige Jüngling aber, dem damals noch kaum der erste Flaum auf den Lippen sproßte, ist inzwischen auf bewegten Kriegszügen zum kraftvollen, bewährten Manne gereift. Der Ausdruck seiner unbefangenen Freude, die nichts von ihrer natürlichen Frische verliert, da er erfährt, daß Maria nunmehr die Gattin des gestrigen Herrn Bürgermeisters ist, in dessen Haus ihn ein amtlicher Gang geführt, die zweite Mutter des zierlichen Kindes, mit dem er soeben auf einem höheren Treppenauf- munter geschert hat, ist dem Künstler ebenso wohl gelungen, wie die Wiedergabe der holden Verwirrung, mit welcher die junge Frau den etwas stürmischen Gruß des Kriegers entgegennimmt, um kurz darauf bei den ebenso herzlich freundschaftlichen, als in ehrbaren Schranken gehaltenen Worten des thüringischen Junkers auch ihrerseits ihre ganze edle und unbefangene Herzlichkeit wieder- zufinden. So ist denn der Moment ebenso glücklich gewählt als gelungen dargestellt und wird sich vermöge dieser Eigenschaften der Theilnahme des Beschauers doppelt lebhaft einprägen.

Blätter für die Frauen.

XII.

Mode.

Von

Joh. v. Sydow.

(Siehe die Bilder S. 1080.)

(Nachdruck verboten.)



Wenn erst der September da ist, werden die Athemzüge tiefer, mit denen wir den Sommer genießen. Wie lange noch hin, dann sind wir wieder in der Stadt. Wie lange noch hin, dann ist der Abschied, der heute schon in der Luft liegt, wirklich genommen, und wir betrachten mit verschiedenen Empfindungen den so verschiedenen Rest, den er zurückläßt. Der Eine trägt mehr heim als der Andere. Der Eine jubelt über einem offenen oder still verschwiegenen Glück, das er aus diesen heiteren Sommertagen mit nach Hause nimmt, und der Andere wirft welke Blumen in's Meer, bevor er scheidet. Ein Auge ist so hell und ein anderes so umflort. Ein Herz klagt um einen süßen Traum und ein anderes nur um chiffonirte Toiletten. Aber weil dieser Abschied näher und näher kommt — mit welcher voll'n Zügen trinkt man noch diese letzten sommerlichen Tage. Weil die Tage immer kürzer werden, welch' schönen Inhalt möchte man doch jeder Stunde geben. Weil es die letzten Ein- drücke sein sollen, die sich der Erinnerung am treuesten ein- prägen, welches gesteigerte Streben darnach, noch einmal so recht zu gefallen und zu entzücken, welcher bunte Glanz an- muthiger und reizender Toiletten. Das farbenreichste Bild bietet in diesen Tagen der Strand der großen Seebäder.

Im Allgemeinen verlangt der Aufenthalt an der See ein- fache und praktische Wollengewebe, bequeme Formen und leb- hafte Farben. All' der lustige und fragile Toilettenstand, den man gleichwohl an der Küste sieht, verleiht jenem Bilde ja tausend interessante Reize der Schattirung, aber dieser koloristische Werth ist der einzige, den er besitzt. Sie sind ohne Zweifel reizend, diese zarten, feenhaften Watist- und Spitzen-toiletten nach dem Muster der blassen Meißener Schäferfiguren, aber auf den Dünen trägt man besser keine Blüthen zum Zerfüttern, keine Farben zum Verwischen, keine Spitzen zum Chiffoniren. Die nützlichsten Stoffe sind hier der Flanell, das grobe originelle Homespun, der allseit gefällige, lebenswürdige Jersey. Der moderne Rock paysanne mit seinen großen Falten verdoppelt und verdreifacht dann noch den Schutz dieser Gewebe.

Als ganz besonders strandmäßig gilt eine Toilette von blauem Büre, jenem eigenartig grobfädigen Wollengewebe, dessen Textur den Mönchskutten charakteristisch ist. Sie besteht aus einer losen, weitfaltigen Matrosenblouse und einem an der linken Seite hoch aufgerafften blauen Rock. Interessant an der Blouse ist der neue Aermel: ein gerades Stoffstück, das von der Achsel bis zum Ellenbogen dicht eingekräuselt ist, von dort aber bis an das Handgelenk in einer losen Puffe ausgeht, die am Saum mit einem Schnurenzug zusammengezogen wird. Der an der Seite aufgeraffte Rock läßt einen kurzen runden Zipfel sehen; einen Rock von demselben Gewebe, also blau oder roth oder braun, mit breiten bunten Streifen, einer roth, einer blau, einer gelb. Von demselben gestreiften Stoff gehört zu der Blouse noch ein schüskenber Brustflaz, welcher auf den Schultern durch kleine bronzirte Unter befestigt wird, und über demselben eine offene Weste mit kleinem Capüchon aus rother Seide oder rothem Flanell. Dieses Bürengewebe wird zu einem besonderen Ausdruck von Eleganz in Weiß. Es gibt keinen größeren Chif, als ein weißwollenes Gewand von der groben Technik des Dominikaner- kleides. Das ewige weiße Kleid, seit den wallenden Chlamys der Griechinnen und den Gewändern der antiken Druiden, bis zu dem Musselinkleide unserer Großmütter und bis auf unsere Tage den Frauen so besonders theuer und bedeutungsvoll, muß der heutigen Mode nach durchaus diese grobe und sorglose Fadenstellung besitzen. Mehr noch als die Farbe ist es das Gewebe, das ihm seine Distinktion gibt und sich in Ueberein- stimmung setzen soll mit den strengen weißen Schnüren, welche die weiten Falten in der Taille zusammenfassen.

Aber die feinen Hände, welche diese ästhetischen Schnüre zu kunstgerechten Knoten verschlingen, sind meist weßlich genug, den Rock leichlich in der Griechinmanier aufzuschürzen und unter ihrem Dominikanerkleide ein Faillegewand in der letzten Mode- farbe zu präsentieren. Einen Zipfel in Abhant, in Coquelicot, in Rose de Trianon, in Paille, gerade immer in der Farbe, welche die kleine, kokette Nonne am besten kleidet. Zu diesen weißen Wo- kleidern gehört dann nur ein passender Seiden-

handschuh, ein fröhlich umbänderter Hut und ein großer bunter Seiden- oder Watistschirm.

Auch weiße Flanelle werden mit Vorliebe getragen. Sie sind sehr vornehm, sehr fragil und sehr theuer. Kinder und junge Mädchen tragen dazu aus grober Wolle gefnüßte rothe Neze, die in der Taille zu einer Schärpe verschlungen werden, und eine ebenförmige Schärpe um den Strohhut. Von gleicher Eleganz, auch nicht vermindeter Kostbarkeit, ist der gelbe Flanell. Er wird mit Marron garnirt, auch mit Tabak oder Havanna, und wenn sich eine schöne, interessante Brünette damit nach der Düne wagt, wo eine einzige lustige Sandwolke ihn ruiniren kann, darf ohne Gefahr der Schluß gezogen werden, daß das Toilettenbudget oder aber der sorglose Leichtsin der fragilen Dame auf goldigem Hintergrunde ruht. Weniger riskant ist der rothe Flanell. Er ist in dieser Saison wirklich auch in allen Nuancen zu sehen: in Feu, in Himbeere, in Karotte, ja selbst in Chaudron. Dann wieder in allen möglichen Mustern, wie weiße oder graue Muschelformen, riesengroße Pastillen, die Miniaturembleme zum Lawn-Tennis auf rothem Grunde, auf- gestickte Langbüschel oder Korallenzweige, grau filirte, grobe Keimneze mit eingeknüpften Pompons auf rothen Unterleibern. Und der Jersey — er war noch nie so gefeiert, wie er es heute ist. Kein anderes Gewebe bringt ja die natürliche Schönheit der Gestalt ähnlich zum Ausdruck und zeichnet die Kontur so rein als die Jerseytulle ohne Naht. Die Befürchtung, sie für den Winter von der Mode zurückgestellt zu sehen, ist un- begründet; der Jersey wird auch in der neuen Saison eines der ersten Lieblingsgewebe sein. Er ist es ganz gewiß, welcher uns die Prinzekrobe zurückgeführt hat, deren Hauptmerkmal die natürliche, ungestörte Linie des Oberkörpers ist. Das gibt ein Wiedersehen, das von einem großen Theil der Frauen mit vieler Freude gefeiert werden mag. Die Prinzekrobe ist für gewisse Erscheinungen ganz außerordentlich günstig. Sie wird in diesem Winter also wieder viel getragen werden und nicht nur, wie in einer früheren Mode, mit Schleppe, sondern auch rund und fukstet. Die Erweiterung der einzelnen Aftentheile zu der über die derzeitige Journüre gehörigen Rockweite wird dem Schneider allerdings keine besonders leichte Aufgabe stellen.

Da hat man nun auch den Jersey in allen Farben der Mode, selbst in den zartesten. Man erhöht seine Eleganz durch seine Sideren aus Perlen oder offener Seide und leitet ihn von der Promenade mehr und mehr in den Salon, wo die vollendet plastische Interpretation der Gestalt, die ihm eigen ist, noch so viel mehr zur Geltung kommen kann.

Diejenigen Figuren, welche sich für diese Plastik nicht eignen, haben der gefälligen Blouse viel zu danken. Namentlich in der englischen Mode ist die lose, faltige Blouse viel getragen. Nicht nur zu den verchiedenen Sportkostümen, beim Spielen im Freien, beim Jagen, auf der Nacht und dem Tricycle, auch für die Promenade- und Gesellschaftstoilette. Neben dem breiten, schneebigen Medicißgürtel, der diese Blouse zusammen- hält, sieht man zuweilen auch breite Perlenbänder den Taillen- schluß herstellen. Das Neueste ist aber ein aus weißer oder bunter Seide gezogenes Korset in der Form einer zweiten Halb- blouse, das, im Rücken verschürt, die Stelle des Gürtels ver- tretend, übergezogen wird. Zu weißen Blousen wird dieses Korset schwarz, zu dunklen in Weiß oder Crème getragen.

Die Röcke werden mit Vorliebe gerafft, ganz willkürlich gerafft — hier an der Seite, hier vorn unter die Gürtelfalte gezogen, hier sogar auf beiden Hüften. Das hängt von der Gestalt ab, von dem Arrangement des Unterkleides, von dem Gesicht, welches die einzelne Hand für das Geheimniß an- muthiger Anordnung hat. Denn diese Anordnung ist nur in den seltensten Fällen befestigt, wird vielmehr nur durch gewisse Arrangements von Corden und Ketten, welche für die gelegent- liche Verwendung angebracht sind, im Moment des Bedürfnisses ausgeführt.

Sehr praktische Mäntel kann man am Strande kennen lernen. Mag ja sein, daß der undurchdringliche Limousine aus den efenartigen Erscheinungen einen Saft macht — wer wird sich aber aus ihm hinaus wünschen unter der schauerlichen Wonne eines Sturmes auf der See, wo alle vier Winde mit einander kämpfen? Nein, wir halten dich sehr hoch, du braver, unerschroener, du prächtiger, zuverlässiger Limousine. Ein anderer Strandmantel nennt sich Ducheße, ist aus grobem Homespun gefertigt und besteht aus zwei gemeinam, aber auch einzeln zu benützenden Theilen, und zwar einem weiten, die Toilette bis zum Saum herab schützenden, fest eingegürteten Rock, der in seiner Vorderbahn mit großen Knöpfen geschlossen wird, und aus einem selbstständigen, ärmellos und mit hohen Schultern gearbeiteten Manteltragen, der nach Belieben auch ohne den Rock abgelegt oder getragen werden kann. Ihre Zu- sammengehörigkeit wird durch den übereinstimmenden Besatz mit fast handbreiter grobwolliger Vorte ausgedrückt.

Die Jugend hat eine Vorliebe für die kleine, knappe Jacke von dunklem Aneed, mit buntem — meist gelbem oder rothem — Seidenfutter und schrägem Knopfschluß. Bis die Tage kühler werden, sieht man überwiegend aber noch die offene Jacke über weißer Foulardchemisette und weißer Weste. Im Gegenjak zu dem hohen und steifen Offiziertragen wird der breite, fallende Spitzenragen wieder modern, auch der weite Aermel mit weicher, fallender Manschette, der zu diesem Rragen gehört.

Ein sehr interessantes Thema ist auch der Hut an der See. Alphonse Daudet sagt: «Le chapeau c'est la demie beauté d'une femme,» und er hat den Frauen gewißlich aus der Seele ge- sprochen. Nichts geht über den Effekt eines interessanten Hutes und nichts über die Phantasie, immer wieder einen neuen zu finden. Man sieht hier urplötzlich hundert Hüte, die man noch in keinem einzigen Journal gefunden hat. Man begegnet Formen, von denen noch gestern kein Modell zu haben gewesen wäre, und weiß, daß die elegante Frau jetzt ihre Reifehüte häufiger von dem Hutmacher ihres Gatten als ihrer eigenen Modistin bezieht. In Paris hat Léon, der erste Hutmacher der eleganten Herrenwelt, den Hut, zugleich die reizendsten und kokettesten Hüte für die Waigneise zu komponiren. Nicht etwa nur den modernen, kleinen Velourskopf mit dem breiten gelben Strohhilde, oder den weißen Matrosenhut mit dem schmeren bunten Band, oder die weiche schottische Mütze, die jugendlichen Köpfen so hübsch und pikant zu Gesicht steht, nein, auch eine ganze Menge anderer Formen von dem Reize echt femineeller Koketterie.

Auffallend ist die Vorliebe für indigoblaues Stroh. Ganz unerläßlich ist der Schleier. Die Gefahren der Seeluft für den Teint sind bekannt; sie röthet ihn über die Grenzen der Schönheit hinaus, reizt die Haut und trocknet sie aus. Die zerstäubten Salztheile setzen sich in die Wimpern und reizen ihre feinen Wurzeln. Es gibt ja ohne Zweifel hie und da eine so kräftige, gefehte, der Sonne und dem Sturme gewachsene Epidermis, die alle diese Gefahren ohne Schaden übersteht, es gibt ja eine so günstige Haut, welche sich darunter nur bräunt und nach wenigen Wochen wieder zu ihrem alten Email ge- bleicht ist, im Allgemeinen ist die Luft an der See der Schön- heit aber nicht günstig, und man sollte den Schleier hier nicht unterschätzen. Es gibt Seifen, die sich in dieser Zeit besonders bewähren. Das ist Violet's Beloutine, sowie Savon de Thridace und Lohje's Eau de Lys-Seife.

Diese gebräunten Gesichter, diese gerötheten Nacken und Arme, die wir vom Strande mit nach Hause bringen, aus der See, wo kein Hut groß genug ist, uns zu schützen, und die Welle Hals und Arm feurig peitscht, sollen ja wieder bleichen. Tauchen wir ruhig, aber immer wieder hinein in die salzige Flut — vier Wochen später haben wir die schöne Welle und den Strand nicht mehr, und tauchten sie um eine Nuance unseres Incarnats so gerne ein.

Wenn erst der September da ist, werden die Athemzüge tiefer, mit denen wir den Sommer genießen.

Die internationale Ausstellung von Metallarbeiten in Nürnberg 1885.

(Nachdruck verboten.)

Nürnberg, die herrliche alte Stadt mit ihren engen Gassen, hochgiebeligen Häusern und malerischen Ansichten, beherbergt, wie allbekannt, in diesem Jahre eine internationale Ausstellung von Arbeiten aus edlen Metallen und Legirungen, die verdientes Aufsehen macht. An der Spitze des Unternehmens steht das hayerische Gewerbemuseum, dessen genialer Leiter sich hier wieder als ein Arrangeur ersten Ranges erprobt hat.

Ganz in der Nähe des Bahnhofes, auf einem Theil der alten Stadtmauer, ist das feuerfeste Ausstellungsgebäude erbaut, dessen Inneres in farbigen Freskobeformationen und dessen Inneres in würdigster Ausstattung uns entgegentritt. Mit dem Gebäude ist ein freundlicher Park verbunden, der zum heiteren Vergnügen einladet und die Restauration, sowie lustige Annerbauten für Lesezimmer, Schreibzimmer, Bibliothek und Werkstätten enthält.

Das Gebäude hat einen Flächenraum von circa dreitausend, der Park einen solchen von circa achtausend Quadratmeter.

Die Ausstellung ist in ihrer Sonderart die erste inter- nationale, nicht bloß in Deutschland, sondern überhaupt, und schon von diesem Gesichtspunkt aus verdient sie in weitesten Kreisen gewürdigt zu werden. Ein großartiges Bild industri- eller Thätigkeit ist auf dieser Ausstellung geboten und der Be- sucher wird unter allen Umständen eine angenehme Erinnerung daran nach Hause nehmen. Der Name international ist voll- ständig gerechtfertigt, denn es sind alle Kulturländer, welche auf dem Gebiete der Edelmetallindustrie etwas leisten, vertreten und es sind, wenn auch wenige, doch stets die besten Firmen, welche sich eingefunden haben.

Beginnen wir mit den entferntesten Völkern, den Japanern. Es herrscht nur eine Stimme darüber, daß diese Abtheilung ein Glanzpunkt des Unternehmens ist. Vor Kurzem ist ein Spezialkatalog dieser Abtheilung erschienen, der auch über die technischen Vorgänge einigen Aufschluß gibt. Wir finden in demselben die Metalle aufgeführt, aus denen die Arbeiten be- stehen — Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Antimon, Eisen, ferner die Legirungen — Shafudo aus Kupfer, Antimon und Gold, Shibuichi aus Kupfer und Silber, Messing und Neusilber, dann besondere Bronzelegirungen, die sie Shidoh, Sentofu und Sahari bezeichnen. Wie sehr die Gußarbeit in Japan vorgeschritten ist, das zeigen namentlich zwei Werke, die in der Rotunde aus- gestellt sind, ein Adler auf einem Baumstamm sitzend und ein Meergott von unübertrefflicher Vollendung. Achtundneunzig Aussteller sind aus Japan erschienen, von denen ein gewisser Minoda aus Yokohama das Meiste gebracht hat, die übrigen sind nur mit wenigen einzelnen Stücken vertreten. Die japani- schen Arbeiten sind durchaus Kunstleistungen, von denen jedes Stück seinen besonderen, hervorragenden Werth hat; selbst die geringsten sind in ihrer Art einzig. So zeigen die Zinnarbeiten eine Ausführung, daß sie uns als Muster dienen können, so- wohl was die Farbe, als das Relief, und vor Allem die Ge- nauigkeit der Ausführung betrifft. Dem Kunstwerth entsprechend, sind die einzelnen Arbeiten nach unseren Begriffen sehr theuer. Ein Paar goldtauschirter Manschettenknöpfe kostet beispielsweise gegen fünfzig Mark; aber der Verfertiger hat daran lange, lange Zeit gearbeitet, und wer ein solches Paar besitzt, hat eben ein Unikum, dessen kein Anderer sich rühmen kann. Man muß nur das Verständniß für diese Arbeiten besitzen, um ihren hohen Preis würdigen zu können.

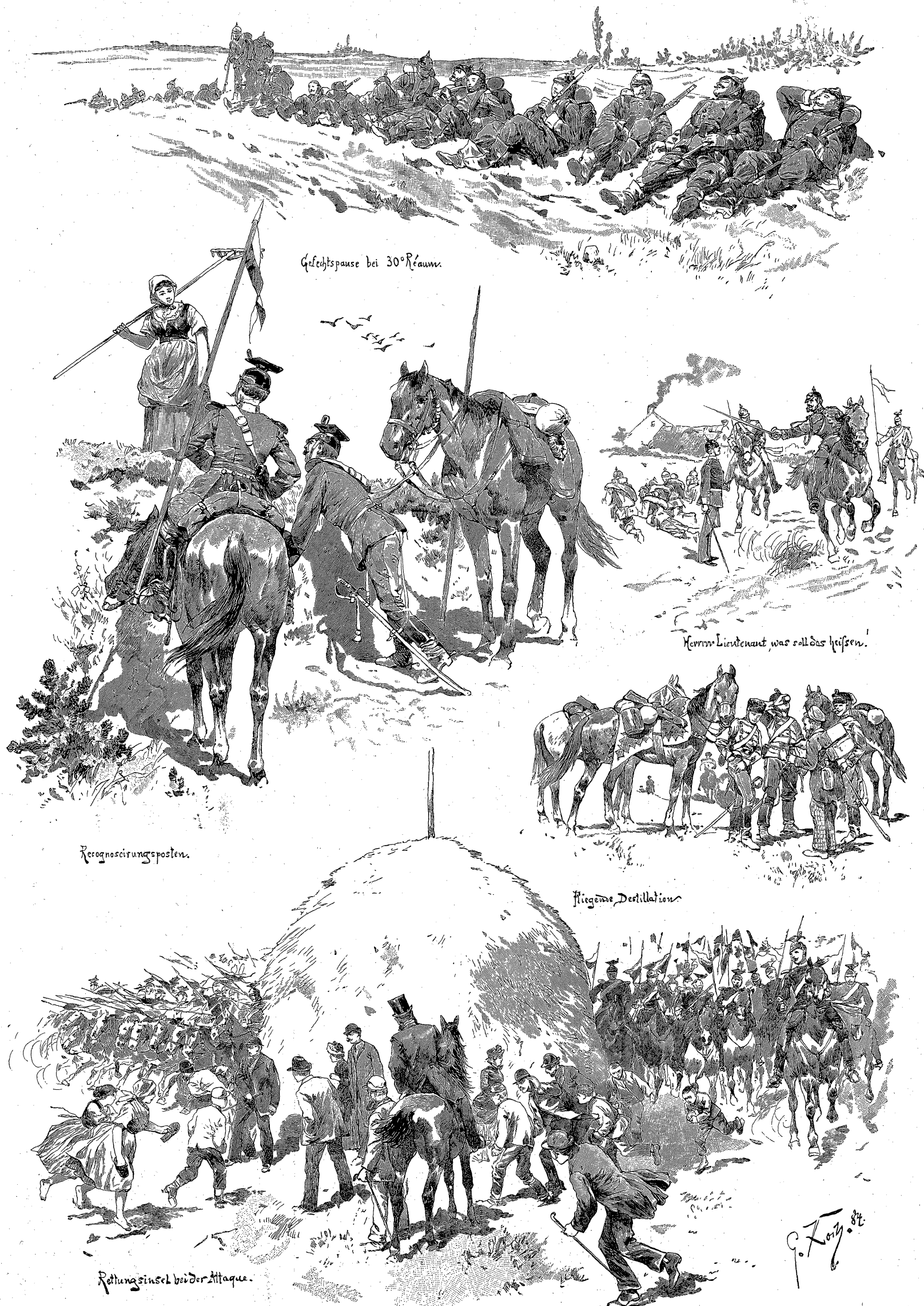
Vieles trägt zu diesem Verständniß ein Vergleich mit der chineischen Abtheilung bei. Hier haben wir Exportwaare, mehr Handels- und Fabrikwaare, und Alles erscheint uns mehr eintönig, mehr grau. Freilich sind diese Arbeiten verhältniß- mäßig sehr billig und in einzelnen Particen viel wirkungsvoller, als in der Gesamtheit, während bei den Japanern das Um- gefehrte der Fall ist. Hoch interessant sind die getriebenen silbernen Tafelaufsätze, welche eine sichere Technik bezeugen, aber europäischen Einfluß zeigen.

Perrien und die Türkei sind durch getriebene, gravirte und eingelegte Messingarbeiten vertreten, die als Dekorationsstücke einen besondern Reiz haben, wenn auch bei genauerer Unter- suchung eine gewisse Rohheit der Arbeit sich nicht wegleugnen läßt. Indien hat eine größere Sammlung von Gefäßen aus Weißmetall geschickt, welche farbig de orirt sind und sich durch ganz ungewöhnliche Billigkeit auszeichnen.



Mode: Toiletten vom Strande von Norderney. Originalzeichnung von Mari de Pelour.

Manöver Szenen. Originalzeichnung von G. Koch.



Unter den europäischen Ländern fällt Belgien durch seine Bronzen und getriebenen Kupferarbeiten auf. Die Bronzegüsse, in verlorenen Wachsformen gegossen, gehören zu den besten der Ausstellung, die Kupferarbeiten zeigen einen nationalen Styl und sind in der Ausführung dem Material entsprechend. Auffallend daran ist die Vergoldung, welche aber einige Stellen regelmäßig frei läßt, so daß das Kupfer zum Vorschein kommt.

England ist durch die außerordentlich reiche Ausstellung der galvanoplastischen Arbeiten von Elington vertreten.

Frankreich brachte Bronzen, Silberwaaren und Emailen.

Erstere rühren von drei Ausstellern, Barbedienne an der Spitze, her. Silberwaaren brachte Christofle, Emailen der berühmte Soper.

Italien glänzt durch seine Schmuckarbeiten in Gold, Korallen, Muscheln, Lava, durch Florentiner, römische und venetianische Mosaiken, endlich durch seine Bronzen, welche die antiken Originale in den Museen in täuschender Treue wiedergeben. Ein deutscher Bildhauer in Rom brachte Originalbronzen von hoher künstlerischer Vortrefflichkeit.

Oesterreich-Ungarn hat schöne Schmuckwaaren in Silber, Bronze und Emailarbeit gebracht. Die weltbekannten Firmen Karsdorfer, Hollenbach, Hanusch, Lustig sind vortrefflich vertreten; daneben sehen wir die Wiener Artikel von Kolbinger und Lux. Aus Ungarn ist eine renommierte Lampenfabrik erschienen und sind außerdem vortreffliche galvanoplastische Nachbildungen aus dem ungarischen Landesgewerbemuseum ausgestellt.

Frankreich ist durch die außerordentlich reiche Ausstellung der galvanoplastischen Arbeiten von Elington vertreten.

Frankreich brachte Bronzen, Silberwaaren und Emailen.

Erstere rühren von drei Ausstellern, Barbedienne an der Spitze, her. Silberwaaren brachte Christofle, Emailen der berühmte Soper.

Italien glänzt durch seine Schmuckarbeiten in Gold, Korallen, Muscheln, Lava, durch Florentiner, römische und venetianische Mosaiken, endlich durch seine Bronzen, welche die antiken Originale in den Museen in täuschender Treue wiedergeben. Ein deutscher Bildhauer in Rom brachte Originalbronzen von hoher künstlerischer Vortrefflichkeit.

Oesterreich-Ungarn hat schöne Schmuckwaaren in Silber, Bronze und Emailarbeit gebracht. Die weltbekannten Firmen Karsdorfer, Hollenbach, Hanusch, Lustig sind vortrefflich vertreten; daneben sehen wir die Wiener Artikel von Kolbinger und Lux. Aus Ungarn ist eine renommierte Lampenfabrik erschienen und sind außerdem vortreffliche galvanoplastische Nachbildungen aus dem ungarischen Landesgewerbemuseum ausgestellt.

Frankreich ist durch die außerordentlich reiche Ausstellung der galvanoplastischen Arbeiten von Elington vertreten.

Frankreich brachte Bronzen, Silberwaaren und Emailen.

Erstere rühren von drei Ausstellern, Barbedienne an der Spitze, her. Silberwaaren brachte Christofle, Emailen der berühmte Soper.

Italien glänzt durch seine Schmuckarbeiten in Gold, Korallen, Muscheln, Lava, durch Florentiner, römische und venetianische Mosaiken, endlich durch seine Bronzen, welche die antiken Originale in den Museen in täuschender Treue wiedergeben. Ein deutscher Bildhauer in Rom brachte Originalbronzen von hoher künstlerischer Vortrefflichkeit.

Oesterreich-Ungarn hat schöne Schmuckwaaren in Silber, Bronze und Emailarbeit gebracht. Die weltbekannten Firmen Karsdorfer, Hollenbach, Hanusch, Lustig sind vortrefflich vertreten; daneben sehen wir die Wiener Artikel von Kolbinger und Lux. Aus Ungarn ist eine renommierte Lampenfabrik erschienen und sind außerdem vortreffliche galvanoplastische Nachbildungen aus dem ungarischen Landesgewerbemuseum ausgestellt.

Frankreich ist durch die außerordentlich reiche Ausstellung der galvanoplastischen Arbeiten von Elington vertreten.

Frankreich brachte Bronzen, Silberwaaren und Emailen.

Erstere rühren von drei Ausstellern, Barbedienne an der Spitze, her. Silberwaaren brachte Christofle, Emailen der berühmte Soper.

Italien glänzt durch seine Schmuckarbeiten in Gold, Korallen, Muscheln, Lava, durch Florentiner, römische und venetianische Mosaiken, endlich durch seine Bronzen, welche die antiken Originale in den Museen in täuschender Treue wiedergeben. Ein deutscher Bildhauer in Rom brachte Originalbronzen von hoher künstlerischer Vortrefflichkeit.

Oesterreich-Ungarn hat schöne Schmuckwaaren in Silber, Bronze und Emailarbeit gebracht. Die weltbekannten Firmen Karsdorfer, Hollenbach, Hanusch, Lustig sind vortrefflich vertreten; daneben sehen wir die Wiener Artikel von Kolbinger und Lux. Aus Ungarn ist eine renommierte Lampenfabrik erschienen und sind außerdem vortreffliche galvanoplastische Nachbildungen aus dem ungarischen Landesgewerbemuseum ausgestellt.

Frankreich ist durch die außerordentlich reiche Ausstellung der galvanoplastischen Arbeiten von Elington vertreten.

Frankreich brachte Bronzen, Silberwaaren und Emailen.

Erstere rühren von drei Ausstellern, Barbedienne an der Spitze, her. Silberwaaren brachte Christofle, Emailen der berühmte Soper.

Sammlern, Antiquaren und Privaten ist eine überaus reiche Auswahl des Schönsten und Besten geliefert worden, was die Goldschmiede früherer Zeiten geleistet haben. In reicher Abwechslung treten uns die verschiedenartigsten Gegenstände vor Augen, und wenn der Blick, erfreut von dem Anblick des Ganzen, das Einzelne prüfend verfolgt, wird er von Neuem auf Vortrefflichkeiten und Schönheiten stoßen und Anregung in reichstem Maße erhalten. In vier hohen Gefächern sind Spezialausstellungen untergebracht: in dem einen der Lüneburger Silberfach, in dem andern vortreffliche Bronzen der Renaissance, in dem dritten die kirchlichen Geräthschaften von fünfzig Kirchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, im vierten Kunstwerke aus Nürnberger Besitz. Dazwischen stehen zwei Schränke, von denen der eine Emailen in vorzüglicher Schönheit, der andere abermals Kunstwerke aus Nürnberger Privatbesitz enthält. An den Wänden ist die Geschichte der Metallindustrie in ausserleichen Stücken vorgeführt. An die japanischen, chinesischen, indischen, persischen und türkischen Arbeiten schließen sich diejenigen der klassischen Völker von Hellas und Rom; daran reihen sich Metallfunde aus der Pfalzzeit, Arbeiten des Mittelalters, der Renaissance und des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Ueber zwölfhundert verschiedene Gegenstände hat das Auge zu sehen und zu studiren; die reiche Abwechslung aber im Verein mit der vornehmen Ausstellungsart läßt kaum eine Ermüdung zu. Von diesem Saale aus gehen wir über die große Granittreppe in die Galerien des obern Stockes und treten hier in einen mit braunem Plüsch ausgeschlagenen Saal, der die alten Schmuckgegenstände und vorzügliche Werke der antiken Bronzeplastik enthält. Der Reihe nach sehen wir hier zunächst den Goldschmuck aus der Zeit des Homer, wie er durch die Schliemann'schen Funde in Mykenä uns bekannt geworden ist; wir treffen weiter auf ganz vorzüglichen Schmuck aus etruskischen Gräbern, darunter einen vollständigen, großen, vornehmen Frauenschmuck, dann folgen herrliche Schmuckgegenstände von Gold und Bronze aus Griechenland, Italien und den übrigen Ländern mit klassischer Kultur. Es schließen sich daran die Funde aus der Zeit der Völkerwanderung, aus der merowingischen und karolingischen Zeit in geradezu unübertrefflichen Exemplaren. Große Zusammenstellungen einzelner hervorragender Funde sind in galvanoplastischen Reproduktionen vertreten, so der von Vetersfelde und Hidenjoe. Das Mittelalter erreicht seinen Höhepunkt in kirchlichen Schmuckstücken und schön gearbeiteten Gürteln, die Renaissance aber excellirt mehr durch weltliche Schmuckstücke ersten Ranges aus Gotha, Wien, Frankfurt, Nürnberg, Berlin und so weiter. Wohl selten mag sich eine Sammlung von so hervorragenden und schönen Arbeiten zusammengefunden haben. Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert ist nicht minder reich vertreten und bis in die Zeit Napoleon's I. ist die Geschichte der Schmuckindustrie fast lückenlos hier zu sehen.

Eigenartig wirken die vortrefflichen Sammlungen von Bauernschmuck. Es sind drei große derartige Zusammenstellungen zu sehen: eine aus dem Elbegebirgen, den Harzen, eine aus Norwegen und eine aus dem bayerischen Hochgebirge. Alle haben das Gemeinsame, daß sie das Fingerring bevorzugen, wobei indeß jeder Volksstamm seine eigenen, gewissermaßen aus seinem Sondercharakter hervorgewachsenen Schmuckformen hat.

Endlich sei noch einer Zusammenstellung von Taschenuhren aus der frühesten Zeit bis zu Anfang dieses Jahrhunderts gedacht, sowie einer Sammlung von alten Kupfer- und Zinngehirren. Es sind darunter ganz hervorragende Arbeiten zu sehen; namentlich fallen riesige Zinnkannen auf. Von der Art und Weise, wie die Handwerker ihre Werkzeuge zu Vorbildern für solche Kannen wählten, zeugt unter Anderem das schöne Gefäß aus Kaiserslautern in Form eines Fackelbinder-schlagels. Der aufmerksame Besucher wird auch von diesen Gehirren einen wohlthuenden Eindruck gewinnen; es ist in demselben der alte solide Geist, das berechnete, stolze Selbstbewußtsein des alten Handwerkers lebendig geblieben.

So ist denn die Ausstellung in Nürnberg als eine durchweg gelungene zu betrachten; ihr Besuch wirkt belebend und unterrichtend; aber auch das Vergnügen, der heitere Genuß, kommen dabei in keiner Weise zu kurz.

J. St.



Literatur.

— Eine ebenso unterhaltende wie interessante Publikation ist unter dem Titel: „Eva's Töchter bis auf Luther's Räte, sieben Kapitel aus der Geschichte der Weiblichkeit“, von Professor Dr. G. Semmig in Mauck's Verlag (Zena) erschienen. Ähnliche Werke gibt es ja viele. Was dieß Buch besonders auszeichnet, das sind die vielen Auszüge und Abschnitte aus Schriftstellern aller Zeiten, die eigentlich den Kern des Werthens bilden und höchst interessante Streiflichter auf den Charakter und die Stellung der Frauen von den ältesten Zeiten bis beinahe auf unsere Tage werfen, denn entgegen dem Titel erstreckt sich diese Frauencharakteristik und ihr Verhältnis zur Männerwelt bis zum Jahre 1830 etwa — aber der interessanteste Theil dieser Schrift wurzelt in der Neuzeit und in den mitgetheilten Liebesbriefen und Schilderungen von Liebesverhältnissen der nachchristlichen Zeit. Wahrhaft klassisch spiegelt das Leben des deutschen Kleinbürgertums zu Anfang dieses Jahrhunderts wieder der Brief einer Braut, Louise Wiese, an ihren Bräutigam, den Grafen Wunau, datirt 1817, Leipzig. Merkwürdig ist auch der spanische Liebesbrief aus dem siebzehnten Jahrhundert. Die Schrift ist durchgängig originell und besonders der letzte Theil dürfte allgemein fesseln und bedauern lassen, daß der Autor der neuen Zeit nicht mehr Raum gewidmet.

— „Jägerlust und Schützenfreud“ betitelt sich ein ebenso heiter erfreuendes als künstlerisch werthvolles Album (Leipzig, Unfab), zu welchem Emil Adam, Defregger, Dill, Grünher, Holmberg, Hermann Kaulbach, Otto und Rudolph Seig, Uhde, Alex. und Ferd. Wagner, Bügel u. A.

Stilische Originalzeichnungen, Heyse, Ringg, Redwich, der jüngst verstorbene Stieler u. nicht minder schätzenswerthe literarische Beiträge geliefert haben. Sehr lustig erzählt Paul Heyse zum Eingang in Berlin, die in ihrer Form etwa an eine poetische Chronik aus der Meisterfingergeschichte gemahnen, sein „erstes Jagdabenteuer“. Dann folgen die besten Schnadshäupter, die fernigen Jagdabenteuer, die verblüffenden Anekdoten, in jederlei Reime gebracht, Schlag auf Schlag, immer begleitet von charakteristischen Gesichten, welche die Worte in überzeugender Weise verkörpern. Ein zu verächtliches „Weidmanns Heil“ ist dem hübschen Buche von selbst mit auf den Weg gegeben.

— Unsere Zeit ist lebhaft beeinflusst von Bestrebungen, einen neuen künstlerischen Ausdruck für unser Fühlen, Denken und Wissen zu finden. Dieses ist gefunden, sobald das große Augenmerk sich dazu findet, bis jetzt ist es aber noch nicht da. Während dessen sucht man seine Erkenntnis des wahrhaft Schönen zu vervollkommen und diesem Ziel kommen zahlreiche Publikationen auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft entgegen. Ein interessantes Studienwerk derart ist die „Klassikerbibliothek der bildenden Kunst“, von welcher jetzt acht Bände bei Ziemle in Leipzig erschienen sind. Die Bearbeitung der Texte hat J. G. Wessely übernommen, 80 bis 100 Bilder in Lichtdruck und Holzschnitt pro Band dienen zur Veranschaulichung der Eigenart der Künstler. Band I. bringt die venetianische Schule von Gentile bis Moretto, Band II. die antike Plastik, Band III. die französischen Maler des 18. und 19. Jahrhunderts, Band IV. und V. enthalten die deutsche Schule von Wilhelm v. Kolden bis Albrecht Altdorfer und die bairische Schule bis Paul Bril. Diesen beiden folgen Fortsetzungen. Im Band VI. finden wir die modernen Plastik und im Band VII. die erste Hälfte der Baukunst des Mittelalters. Hier ist Autor des Textes Cornelius Gurlitt. Der achte Band bietet Leben und Kunst Rafael's. Der Text ist angenehm lesbar und interessant gehalten, so viel historisches Material wie möglich eingeschaltet und das Urtheil der Autoren objektiv nach den Ansichten der hervorragenden Kunsthistoriker gebildet. Die Illustrationen erfüllen ihren Zweck, die berühmtesten und charakteristischsten Werke der Meister und Schulen, soweit dieß ohne Farben möglich, dem Leser vor Augen zu führen. Wir dürfen wohl mit Recht dieser Klassikerbibliothek der bildenden Kunst eine günstige Aufnahme seitens eines großen Publikums voraussetzen.

— Von dem Verfasser der Entstehungsgeschichte der Gotthardbahn, Dr. Martin Wanner, ist soeben bei J. Neumann, Neudamm eine Fortsetzung dieses Werkes unter dem Titel: „Geschichte des Baues der Gotthardbahn“, erschienen. Mit größter Genauigkeit nach den umfangreichen Quellen dargestellt, die dem Verfasser als dem Archivar der Gotthardbahn in unumstößlichem Maße zur Verfügung standen, gibt das Buch ein überaus eingehend gezeichnetes Bild von dem Verlauf dieser großartigen und interessantesten Straßenbauanlage der Neuzeit, ein Bild, das Allen, die sich für Straßen- und Eisenbahnbaugeschichte interessieren, willkommen sein wird.

Bildende Künste.

— In Warschau beschäftigt man sich gegenwärtig mit dem Umbau des ehemaligen Brühl'schen Palais, das für den Telegraphendienst eingerichtet wird. Als man nun in einigen der größeren Räume die nachträglich eingezogenen Zwischenplafonds entfernte, fand man oberhalb derselben die ursprünglichen Plafonds tadellos erhalten und mit prächtigen Fresken und Stuckaturen geschmückt.

— Die Niederlegung des römischen Ghetto wird bald vollendet sein. Gegenwärtig werden auch die alten Häuser abgebrochen, welche die Ueberreste des Jupitertempels, des Theaters des Marcellus und den Portikus Octavianus einschließen. Viele berühmten historischen Denkmäler werden also bald in ihrem ganzen Umfang freigelegt sein.

— Einem der Meisterwerke des Roca della Robbia in Florenz ist das Opfer sträflicher Sorglosigkeit geworden. Man überließ die Reinigung des herrlichen Tabernakels in der Via Naoio ale dem Gehülfen eines Kunsthändlers der Via dell' Aringo. Dieser setzte dann seine Leiter ganz munter an den Hals des einen der Apostel, welche die Eingassung schmücken, stieg hinauf und — tnaa, war der schöne, thongebrennte Kopf abgebrochen, zur Erde gefallen und gänzlich zertrümmert.

— Weissenhof ist zum Präsidenten des internationalen Preisgerichts der Antwerpener Ausstellung für die Abtheilung Schöne Künste gewählt worden. Als deutsche Mitglieder der Jury wurden gewählt: Hermann Kaulbach, Schlegel, Deiters und Thomas Dennerlein. Folgende Auszeichnungen wurden an deutsche Maler verliehen: Die Ehrenmedaille: Andreas Achenbach-Düsseldorf, Ludwig Knaus-Berlin, Franz v. Lenbach-München, Karl Leopold Müller-Wien, Oswald Achenbach-Düsseldorf, Heinrich v. Angeli-Wien; die Medaille erster Klasse: Hans Gude-Berlin, Ludwig Voelfz-München; die Medaille zweiter Klasse: Walter Firle-München, Holmberg-München, Robert Ruß-Wien; die Medaille dritter Klasse: Alois Grubel-München, Anton Laupheimer-München, Franz Rimpler-Wien; ehrenvolle Erwähnung: Hans Bachmann-Düsseldorf, Hugo Darnaut-Wien, Paul Hoeder-Berlin, Friedrich Kallmorgen-Karlsruhe, August Kemers-Düsseldorf, A. Normann-Düsseldorf, Hugo Schmichen-Düsseldorf, W. B. Zahlen-Kempen.

— Professor Wih. Lindenstam in München wird bis Mitte September die Neuherstellung der Komposition seines Waters: „Die Schlacht bei Gengen“, in den Münchener Hofgartenanlagen vollenden, nachdem er das alte, verdorbene Bild hat von der Wand schlagen lassen. Der Künstler unterzog sich pietätvoll der Aufgabe ohne allen Entgelt. Man wirft nun in München die Frage auf, ob sich die Verwaltung der k. Civilliste entschließen werde, die übrigen historischen Wandgemälde auf ihre Kosten erneuern zu lassen, oder ob dieselben in ihrem heutigen kläglichen Zustande bleiben werden.

— Die Sammlung von Porträts namhafter Männer der jüngsten Zeit in der Nationalgalerie zu Berlin ist durch das von Hugo Erola gemalte Bildniß Eduard Wendemann's bereichert worden. Hierzu wird sich demnächst ein von Wendemann selbst gemaltes Porträt des Historikers Droyen gesellen.

— Der Kunstmaler Baron Rich. v. Seydlitz in München hat in der dortigen Kunstgewerbehalle ein von ihm ausgeführtes japanisches Wohngemach ausgestellt, das ungewöhnliches Aufsehen erregt und nach dem Urtheile des Dolmetschers der in Berlin befindlichen japanischen Reisegesellschaft, Kanader, japanischen Originalen mit solcher Treue nachgebildet ist, daß er glaubte, der Künstler habe nach Photographien gearbeitet, während sich derselbe seine Vertrautheit mit der Sache lediglich durch Studium japanischer Kulturgeschichte erworb. Das Gerüchte des Gemaches besteht, soweit es sichtbar ist, aus schwarzlackirtem Rahmenwerk mit reicher Golddecoration; die Wände sind mit moosgrünem Mafsch bepannt, der bald blühende Pflanzen, bald Landschaften mit Bauwerken, bald auch figürliche Darstellungen in Gold, Silber und Farbe zeigt. Die Lichtöffnungen sind mit blumenbemalter Pausleinwand bezogen; die farbige Decke im Hauptraum schmückt eine Schaar fliegende Gänse, die in Japan als Ideale weiblicher Schönheit gelten. In der einen Ecke spannt sich ein mächtiges goldenes Spinnennetz aus. Der Fries stellt eine Szene aus der japanischen Götterlehre dar und die Thüre — an sich schon ein Kunstwerk von hohem Werth — enthält eine mit Figuren und Gebäuden flattrte, von Gold, Silber und Farben leuchtende Landschaft. Das Ganze macht mit seinem Farbenreichtum einen überaus heitern Eindruck, der ganz dazu angethan ist, der Renaissancelebenshaberei empfindliche Konkurrenz zu machen. Für die von ihm erfundene besondere Herstellungsweise der vergoldeten und bemalten Flachreliefs hat der Künstler jüngst ein Reichspatent erhalten.

— Zu den Kaiserphotographien, über die wir jüngst berichtet, gefell sich eine verwandte Momentaufnahme aus Koblenz, die das Kaiserpaar, im offenen Wagen durch die dortigen Rheinanlagen fahrend, darstellt. Die Vorzüge dieser Aufnahme bestehen nicht nur in der im Bilde seltenen Vereinigung des Kaisers und der Kaiserin zu ge-

schlossener, schlicht natürlicher Gruppe, sondern auch in der Schärfe der Wiedergabe, vermöge deren die beiden kleinen Köpfe zu sprechendstem Ausdruck gelangen.

Musik.

— Ueber die für die künstlerischen Ziele Rubinstein's eminent charakteristische neueste Komposition desselben entnehmen wir einem von dem „Berl. Tagebl.“ mitgetheilten Briefe des Autors folgende interessante Details: „Mein „Mose“ ist wohl die unpraktischste Arbeit, die ein Komponist vornehmen kann, und doch bin ich mit allen Kräften daran thätig und werde nicht ruhen, bis ich die Sache fertig habe — es ist ein Werk von vier Stunden Dauer, für's Konzert zu theatralisch, für's Theater zu oratorisch — so ganz der Typus meines seit Jahren in mir wohnenden Ideals der „geistlichen Oper“. Was damit geschehen wird, weiß ich nicht, und ich glaube nicht, daß das Werk ganz wird aufgeführt werden können; für den Verleger ist dabei eine Hoffnung: da das Werk aus acht abgeordneten Bildern besteht, so können hier und da ein oder zwei Bilder, sei es im Konzert oder auch im Theater, aufgeführt werden; ich bin damit bis zur größten Hälfte geübt und hoffe, vielleicht zum Ende September das Ganze fertig zu haben, d. h. als Skizze — für die Ausarbeitung brauche ich dann noch eine ganze Sommerpause, so daß im besten Falle das Werk nicht vor September 1886 zum Verleger kommen kann.“

— Carlotta Patti ist von einem furchtbaren Unglück betroffen worden. Die bekanntlich lahme Künstlerin fiel in ihrer Pariser Wohnung so unglücklich zur Erde, daß sie abermals einen Schenkelbruch erlitt. Man zweifelt daran, ob sie je wieder wird ohne Krücken gehen können. Gerade jetzt sollte sie sich mit ihrem Impresario Strafofs auf eine große Tournee begeben.

— In der musikalischen Konkurrenz haben bei der Antwerpener Ausstellung nachstehende deutsche Künstler Ehrendiplome erhalten: Karl Mand in Koblenz; Schiedmayer & Söhne, Richard Ripp & Sohn in Stuttgart; Heumann Burger in Bayreuth; Breitkopf & Härtel, C. G. Roeder in Leipzig; Friedrich Pustet in Regensburg. Goldene Medaillen: Karl Ede in Berlin, L. Moers & Comp. in Berlin; Th. Maan & Comp. in Viesfeld; Noemihildt in Weimar; G. Adam in Weisel; F. Adam in Grefeld; Stahl- und Drahtwerk in Breslau; Wette & Schmoele in Freiburg; Imhof & Muelle. F. Pletschmann & Söhne in Berlin haben eine silberne Medaille erhalten.

Bühne.

— In das deutsche Theater Prags ist, wie von dort geschrieben wird, mit Angelo Neumann unanfechtbar ein frischer, künstlerischer Zug gekommen. Nachdem „Lohengrin“ und die „Jungfrau von Orléans“ glänzende Erfolge erzielt, hat nunmehr auch das Konversationsstück zwei unbeschränkte Siege errungen. Letztere sind in allererster Reihe Johanna Buska (Gräfin Thib.) und Karl Schönfeld zu danken. Die diskretisierte Spielweise von Johanna Buska hat vornehmlich in der Premiere von Paul Lindau's und Hugo Lubliner's „Frau Eufame“ das Publikum entzückt. Das letztgenannte Stück war mit vieler Eleganz in Szene gesetzt worden.

— Mit einer Operettennovität von Gran: „Der Günstling“, wird Anfangs September das Residenztheater in Hannover unter der Direktion Friedrich Wiedemann's eröffnet werden.

— Mit Frau Alra Ziegler ist, wie aus München berichtet wird, unter Genehmigung des Königs vereinbart worden, daß die Künstlerin auf der dortigen Hofbühne während der Zeit vom 15. November 1885 bis zum 31. März 1888 alljährlich einen Cyklus von Gastrollen zu erleben hat. Der erste Gastspielcyklus fällt jährlich in die Zeit vom 15. November bis zum 15. Dezember, der zweite in den Monat Januar, der dritte in den Monat März.

— Bianca Bianchi ist auf die Dauer von vier Monaten für das t. ungarische Opernhaus in Budapest engagiert worden, wo sie — wie bei ihren unlängst absolvierten Gastspielen — in ungarischer Sprache singen wird.

Kultur und Wissenschaft.

— König Karol von Rumänien hat von dem in seinem Besitz befindlichen werthvollen Schatz des Westgothenkönigs Athanarich († 381 n. Chr. in Konstantinopel) galvanoplastische Nachbildungen dem germanischen Museum in Nürnberg zugehen lassen. Es sind 17 einzelne Gegenstände, von denen jeder sein eigenes, namhaftes Interesse bietet.

— Die Wittwe des am 12. Januar d. J. in München verstorbenen Kulturhistorikers Ralf v. Retberg auf Wettbergen hat den gesammelten, auf deutsche Kultur- und Kunstgeschichte bezüglichen, äußerst umfangreichen Nachlaß ihres Gemahls — an hundert Bände Handschriften — der t. Hof- und Staatsbibliothek in München beaufsichtigt Ausbarmachung für Interessenten zum Geheiß gemacht.

— Mit der Ergänzung und Zusammenstellung der Pläne der berühmten Abtei Eberbach hat der Kultusminister auf Ansuchen des Wiesbadener Geschichts- und Alterthumsvereins den Professor Schäfer und Bauarchitekten Meidenbauer von der Berliner technischen Hochschule beauftragt.

— Eine ungeheure Menge von alterthümlichen Münzen im Werthe von einer halben Million Franken wurde in dem belgischen Dorfe Namart gefunden. Es sind zumest Münzen aus den Jahren 1485 bis 1500. In der Bevölkerung hat die Entdeckung dieses Schatzes großes Aufsehen hervorgerufen.

— Ueber eine eigene Art akustischer Telegraphie, welche in Kamerun üblich ist, wird in einem an den Staatssekretär Dr. v. Stephan gerichteten Briefe Folgendes gesagt: „Eine sehr geschickte und vorzüglich durchgeführte Einrichtung besitzt der Quallastramm, eine Art Telegraphenverbindung, wie sie ohne Elektrizität kaum besser gedacht werden kann. In jeder Hütte findet man Holztrommeln, die aus großen Klöben so ausgehöhlt sind, daß sie nur zwei kleine Oeffnungen haben. Schlägt man auf diese, so geben sie einen tiefen und einen hohen Ton. Auf den Trommeln signalisiren die Regier nach einem sehr komplizierten System, ähnlich dem „Morse“, nur haben sie für Worte, nicht für Buchstaben, besondere Zeichen. Da die Trommeln an und für sich schon weit hörbar sind, ferner aber jeder Hörer sich verpflichtet fühlt, das Gehörte weiterzugeben, so verbreiten sich die Nachrichten mit unglaublicher Schnelligkeit. Die Kunst des speak by drum wird sehr in Ehren gehalten, Sklaven und Weiber sind von der Erlernung ausgeschlossen, auch die Söhne der Freien dürfen erst in einem bestimmten Alter darin unterrichtet werden. Den Weibern soll es noch nicht gelungen sein, irgend etwas davon zu verstehen. Das ist aber auch die einzige Kunst, welche wir von unseren Reichsregern kennen.“

Erfindungen.

— Der Elektriker Troubs hat in der französischen Akademie der Wissenschaften über zwei Erfindungen Bericht erstattet, welche durch Anwendung von Elektrizität das Zielen mit Schießgewehren bei Nacht erleichtern sollen: eine elektrische Fliege und einen elektrischen Projektor. Die erstere hat die Dimension einer gewöhnlichen metallischen Fliege; sie wird durch einen feinen Platinabzucht gebildet, in einem Glasröhrchen, das wieder von einem Metallröhrchen umgeben ist. Eine Oeffnung befindet sich im letzten gegenüber der Ziellinie, so daß die leuchtende Fliege nur für den Schützen wahrnehmbar ist. Die Fliege wird durch die hermetische, umförmige Batterie Troubs, welche die Größe eines kleinen Fingers hat und am Laufe der Waffe, der letzteren parallel, mit zwei Kaustikbündeln angebracht ist, in Aktion gesetzt. Die hermetische Batterie funktioniert nur in horizontaler Lage, also wenn der Schütze zielt; sobald Letzterer die Waffe emporhebt, wird die Fliege wieder dunkel. Der elektrische Projektor ist gebildet aus einem kleinen parabolischen Projektor und einer Glühlampe. Er ist eine Metallröhre, in die ein Glühlämpchen

eingeschlossen wird, vor welche eine konvexe Linse gebracht wird, welche die Intensität der Lichtstrahlen, die sie ausstrahlt, konzentriert. Der Apparat wird am Ende des Laufes, dem letzten parallel, mit zwei Kaustikbündeln angebracht und durch einen einfachen Druck des Gewehrs gegen die Schulter in Thätigkeit gesetzt. Man kann damit den Zielpunkt beleuchten und in allen feinen Bewegungen verfolgen. Die Chrombatterie Troubs dient als Elektrizitätsquelle; dieselbe wird am Gürtel oder Gewehrband getragen.

— Mit der bekannten Schwierigkeit, die Richtung, aus der ein unser Ohr treffender Ton kommt, zu bestimmen, hatte bisher der Seemann arg zu laboriren, der im Nebel oder in dunkler Nacht nach akustischen Signalen seine Maßnahmen zu treffen hatte. Professor Mayer's Topophon ist nun dazu bestimmt, in dergleichen Fällen Hilfe zu gewähren, und vermag die Richtung seiner wohldurchdachten Konstruktion recht gut. Auf den beiden Schenkeln des Gestells, das auf den Schultern getragen wird und dem an vielen Orten zum Anhängen von Wasser-eimern benützigen Tragholz ähnelt, lassen sich zwei Resonatoren verschleiden, die durch je ein Hörrohr mit den Ohren des Beobachters in Verbindung stehen. Letzterer dreht sich nun so lange, bis der vereinigte Ton der beiden Resonatoren die größte Stärke angenommen, und hat damit die Richtung, aus welcher der Ton kommt, gefunden. Man kann auch den Hörrohren verschiedene Längen geben, so daß eine sogenannte Interferenz der Töne eintritt und ein Aufhören des Tones dessen Richtung erkennen läßt.

— In Hyde fanden vor einigen Tagen Experimente mit einer neuen Erfindung für Lebensrettung auf hoher See statt. Diese Erfindung besteht aus einem von Kort fabrizierten Stoff, dessen Weigsamkeit so groß ist, daß er für die Anfertigung von Röcken, Paletots, Badestoffen für Damen, Jaden etc. verwendet werden kann. Drei in solche Kortstoffstücke gekleidete junge Männer wurden von dem Pier in Hyde ins Meer geworfen, und obwohl sie des Schwimmens unkundig waren, ließen sie keine Gefahr, da das Fabrikat sie auf der Oberfläche des Wassers hielt.

Industrie, Handel und Verkehr.

— Der Centralverein für Handelsgeographie etc. und die deutsche Exportbank haben sich gemeinsam zur Organisation und Ausführung eines Unternehmens entschlossen, welches den Zweck hat, in den überseeischen Plagen, in welchen deutsche Waaren noch nicht in dem Maße wie die ausländischen Konkurrenz bekannt sind, deutsche Industrieerzeugnisse durch sorgfältig ausgewählte Musterkollektionen zur Kenntniz der Interessenten zu bringen, sowie auch solche Märkte aufzusuchen, mit welchen die deutsche Exportindustrie bisher nicht in direkter Verbindung gestanden hat.

— Der Abschluß des Handelsvertrages mit Spanien hat äußerst belebend auf unsern Handel gewirkt; namentlich ist es der Export deutscher Textilprodukte, der davon wesentlich profitirt hat und von 6,321,000 Mark im Jahre 1880 auf 8,046,000 Mark im Jahre 1882 und etwa 9,000,000 Mark im Jahre 1884 gestiegen ist. Außerdem ist Spanien jetzt unser bedeutendster Spiritusabnehmer geworden, indem die Ausfuhr von deutschem Spiritus nach Spanien von 98,709 Doppelcentner im Jahre 1881 auf 189,356 Doppelcentner im Jahre 1882 und auf 353,025 Doppelcentner im Jahre 1884 gestiegen ist.

— Die italienische Deputirtenkammer hat zur Hebung ihrer Handelsmarine in der letzten Session die Infitution der Schiffsbrämien geschaffen, welche die Staatskasse jährlich mit 10,000,000 Lire belastet.

— Am 16. August erfolgte die feierliche Eröffnung des neuen Weferarms (Durchstich der langen Bucht zwischen Bremen und Vegesack) im Weiser der Behörden von Bremen und eines zahlreichen Publikums.

— In allererster Zeit wird die Eisenbahnlinie Gicht-Stolheim vollendet und damit die direkte Verbindung zwischen Norddeutschland und Süddeutschland (Berlin und München) hergestellt werden. Doch werden Schnellzüge auf dieser Linie erst vom nächsten Mai an verkehren.

— Wie die letzten erschienenen, im Reichseisenbahnamt bearbeiteten „Statistik der im Betriebe befindlichen Eisenbahnen Deutschlands, vierter Band, über das Vertriebsjahr 1883/84“ nachweist, war für die gesammte Verwaltung der deutschen Eisenbahnen im Jahre 1883/84 bei einer Bahnstrecke von 36,061,44 Kilometer ein Beamten- und Arbeiterpersonal von 317,576 Köpfen erforderlich. Die Besoldungen und persönlichen Zulagen für deren Leistungen bezifferten sich auf 337,031,194 Mark. Auf die Betriebsverwaltung entfielen hievon 269,832 Beamte und Arbeiter mit 290,951,975 Mark Besoldung und auf die Werkstättenverwaltung 47,744 Beamte und Arbeiter mit 46,079,219 Mark Besoldung. Die Gesamtzahl der von den Verwaltungen deutscher Eisenbahnen im Jahre 1883/84 beschäftigten Beamten betrug 131,878 mit einer Besoldungssumme von 199,332,211 Mark.

Natur.

— Die jüngst in Vissak stattgehabte Generalversammlung des deutschen und österreichischen Alpenvereins hat 22,800 Mark für Weg- und Gutsbauten, 5000 Mark für Führerunterstützung und 2000 Mark für eine meteorologische Station auf dem Sonnblid, die höchstgelegene Europas, bewilligt.

Militär und Marine.

— Dem vierten thüringischen Infanterieregiment Nr. 72 in Torgau ist anlässlich seines kürzlich gefeierten Jubiläums nachtraglich ein großes Geschenk zu Theil geworden. Ein früherer Kommandeur des Regiments hat demselben die Summe von 10,000 Mark überwiesen, welche den Anfang bilden soll zu einem Kapital, aus welchem bedürftige Regimentsangehörige Zuwendungen genießen sollen.

— Nach königlichem Dekret soll die italienische Marine künftig einen Admiral, fünf Vizeadmirale und elf Contreadmirale haben.

— Mohsin Khan, der frühere persische Gesandte in Konstantinopel, hat, wie die „Daily News“ melden, von seiner Regierung die Weisung erhalten, sich nach Berlin zu begeben, um mit der deutschen Regierung Unterhandlungen über das Engagement einer Anzahl deutscher Offiziere für die Organisation der persischen Armee anzuknüpfen. Es sollen auch mehrere Civilbeamte zur Assistenz bei der Civilverwaltung engagiert werden.

Feste und Versammlungen.

— Die Mitglieder der historischen Kommission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften in München werden zur diesjährigen Plenarversammlung auf den 1. Oktober einberufen.

— Der Gesamtanlasschuh des deutschen Sängerbundes hat beschlossen, das nächste Bundesfest in Wien abzuhalten. Der Zeitpunkt ist noch nicht endgültig festgelegt.

— Der Gesamtverband der deutschen Geschichtsvereine, dessen Vorsth jetzt der Berliner Geschichtsverein führt, hält seine diesjährige Generalversammlung vom 6. bis 10. September in Ansbach ab.

— Der achte deutsche Seminarlehrertag wird vom 28. September bis 1. Oktober in Karlsruhe stattfinden.

— Ein internationaler Kongreß der Pflanzenkunde und des Gartenbaus hat kürzlich in Antwerpen unter dem Vorsth von Professor Morren aus Lüttich stattgefunden.

— Der diesjährige Weinbaukongreß in Kolmar findet in den Tagen vom 19. bis 23. September statt. Mit demselben ist eine Weinbauausstellung verbunden, welche sich nicht nur auf Weine, sondern auf alle in der Weinbau, die Weinbereitung und den Weinhandel einschlagenden Gegenstände erstreckt.

Sport.

— Bei den Rennen zu Frankfurt a. M. gewann das 1. Hauptgestüt Gradiß mit „Hilburg“ das Wäldchens-, mit „Hafelnuß“ das

Tribünen- und mit „Wildgräfin“ das Mainrennen. Im Hindhofrennen wurde jedoch der beste königliche Zweijährige, „Botrimpos“, von Johnson's „G-Dur“ geschlagen, während „Hannibal“ dem Grafen Hendel das Vontarenrennen und „Excellor II.“ dem Grafen Apponyi den Ehrenpreis des Landgrafen Friedrich Wilhelm von Hessen und den Staatspreis vierter Klasse heimtrug. Im Staatspreis dritter Klasse ging Graf Bernstorff-Gyldenstern's „Triftig“ über die Bahn und Baron Oppenheim's „Damon“ blieb im Alexanderrennen Sieger. Das Jungferrenrennen gewann Lieutenant Erbprinz Fürstberg's „Baroli“, Captain Jos's „Tortoise hell“ das Handicap und Ulrich's „Almania“ das Verloofungsrennen. Die Forsthaussteplechase fiel an Lieutenant Frh. von Fuchs-Mordhoffs „Percunos“ und die große Steplechase an Dehl-schläger's „Botoli“.

— Der beste Record auf der Wiener Trabrennbahn wurde im Augustmeeting von dem amerikanischen Hengst „Ambar“ erzielt, der die Meile in 2 Min. 23 1/2 Sek. trieb und den russischen Hengst „Silbes“ um eine halbe Sekunde schlug. Die beste frühere Zeit betrug 2 Min. 24 1/4 Sekunden.

— Kronprinz Rudolf von Oesterreich erlegte in diesem Jahr auf der Wäld 60 Rebhühner.

— Eine äußerst waghalsige Fahrt von Stockholm nach London hat Kapitän Christian Swensden in einem 18 Fuß langen und 4 Fuß breiten Boot ausgeführt, das nur 3 Fuß Tiefgang besitzt. Der kühne Schiffer hatte die Absicht, nach Hull zu gehen, wurde jedoch nach mancherlei Fährlichkeiten durch widrige Winde nach London verschlagen.

— Die Meisterhaft von Deutschland auf dem Bicycle gewann Joh. Rumbt vom Berliner Bicycleklub „Germania“ bei dem Hauptfahren über 10,000 Meter zu Nürnberg. Auch über die kolossale Distanz von 50,000 Meter blieb Rumbt Sieger; sein Landsmann, Emberg, wurde wie Tags zuvor Zweiter, während der bis dahin noch nicht geschlagene Schwarz (München) den dritten Platz inne hatte.

Denkmäler.

— Am 16. August wurde in Le Mans das Denkmal des Generals Chanzy eingeweiht. Dasselbe ist von Croiz, dem Freunde und Kampfgenosse Chanzy's, modellirt, von Groux gegossen. Rechts und links am Sockel versinnbildlichen zwei Gruppen in Lebensgröße die eine den Angriff, die andere die Vertheidigung der Fahne. Auf dem 7 Meter hohen Sockel erhebt sich das 3 Meter hohe Standbild, das Chanzy aufrecht in einer mit Atrachan besetzten Feldjacke, das Kapi auf dem Kopf und Kanonenkiesel an den Hüften, darstellt. Die Linke ist auf den Degen gestützt, die Rechte schrag ausgebreitet mit geschlossener Faust, der Blick geradabwärts gerichtet, mit etwas zurückgebeugtem Kopf, eine Haltung, welche Energie und Siederheit ohne Herausforderung ausdrücken soll.

Gestorben.

— Dr. R. H. Gilbert, der Erfinder des Systems der hohen, über die Häuser laufenden Eisenbahnen, 53 Jahre alt, Anfangs August, in New-York.

— Kapitän J. S. v. Rositz, Kommandant S. M. Kreuzerfregatte „Stolz“, den 5. August, auf der Reise von Mauritius nach Sansibar.

— Baron Jakob Treves bei Bonfil, namhafter Kunstkenner und Sammler, 95 Jahre alt, am 7. August, in Venedig.

— Lord Houghton, bel. als Politiker, Schriftsteller und Dichter, 76 Jahre alt, am 11. August, in Wigh.

— Der Leipziger Universitätsprofessor Dr. Georg Curtius, geistvoller Philolog, namentlich in altgriechischer Sprachforschung bedeutend (Bruder von Ernst Curtius), 65 Jahre alt, am 12. August, in Heimsdorf.

— Stephan Liponiczky, Bischof von Großwardein, päpstlicher Thronassistent und römischer Graf, 71 Jahre alt, am 12. August, in Großwardein.

— Marquis Buonfanti, Afrikaforscher, laut Nachricht aus Brüssel vom 12. August.

— Casman, Vorsteher der Aequatorstation am oberen Kongo, laut Bericht aus Brüssel vom 12. August.

— Dr. Eduard Stephani, Vizebürgermeister a. D., langjähriger Führer der sächsischen Nationalliberalen, 68 Jahre alt, am 13. August, in Leipzig.

— Graf Ludwig Rüdte v. Gollenberg, aroßh. badischer Staatsminister a. D., am 14. August, in Biddigheim (Baden).

— G. Jänisch, Bierbrauereibesitzer, einer der bed. Industriellen der Pfalz, am 15. August, in Kaiserslautern.

— Jens Jakob Vasmussen Worjaac, Direktor des Museums für nordische Alterthümer und des ethnographischen Museums, Fachschriftsteller, 64 Jahre alt, am 15. August, in Kopenhagen.

— Geh. Sanitätsrath Dr. Wilhelm Cl. de Neufville, 62 Jahre alt, am 15. August, in Frankfurt a. M.

— Lord Ernest Bane-Tempest, Kapitän-Stewart der Bundesarmee während des amerikanischen Bürgerkriegs, 49 Jahre alt, am 16. August, in Scarborough.

— Graf Adalbert zu Stolberg-Stolberg, Reichstagsmitglied (Centrum), am 16. August, auf seinem Schloße Stolberg.

— August Corrodi, schweizerischer Dialektdichter, gemüthvoller Humorist, 60 Jahre alt, am 16. August, in Zurich.

— Dr. Georg Thilenius, Sanitätsrath, ehem. Reichstagsabgeordneter, am 17. August, in Berlin.

— Dr. Ludwig Lange, Geh. Hofrath, Professor und früherer Mitdirektor des philologischen Seminars, 60 Jahre alt, am 18. August, in Leipzig.

— Dr. Franz Leidesdorf, Präsident der niederösterreichischen Notariatskammer, 65 Jahre alt, am 19. August, in Wien.

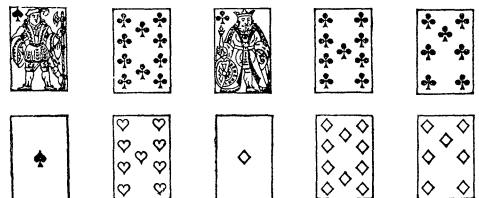


(Redigirt von Einar Stein.)

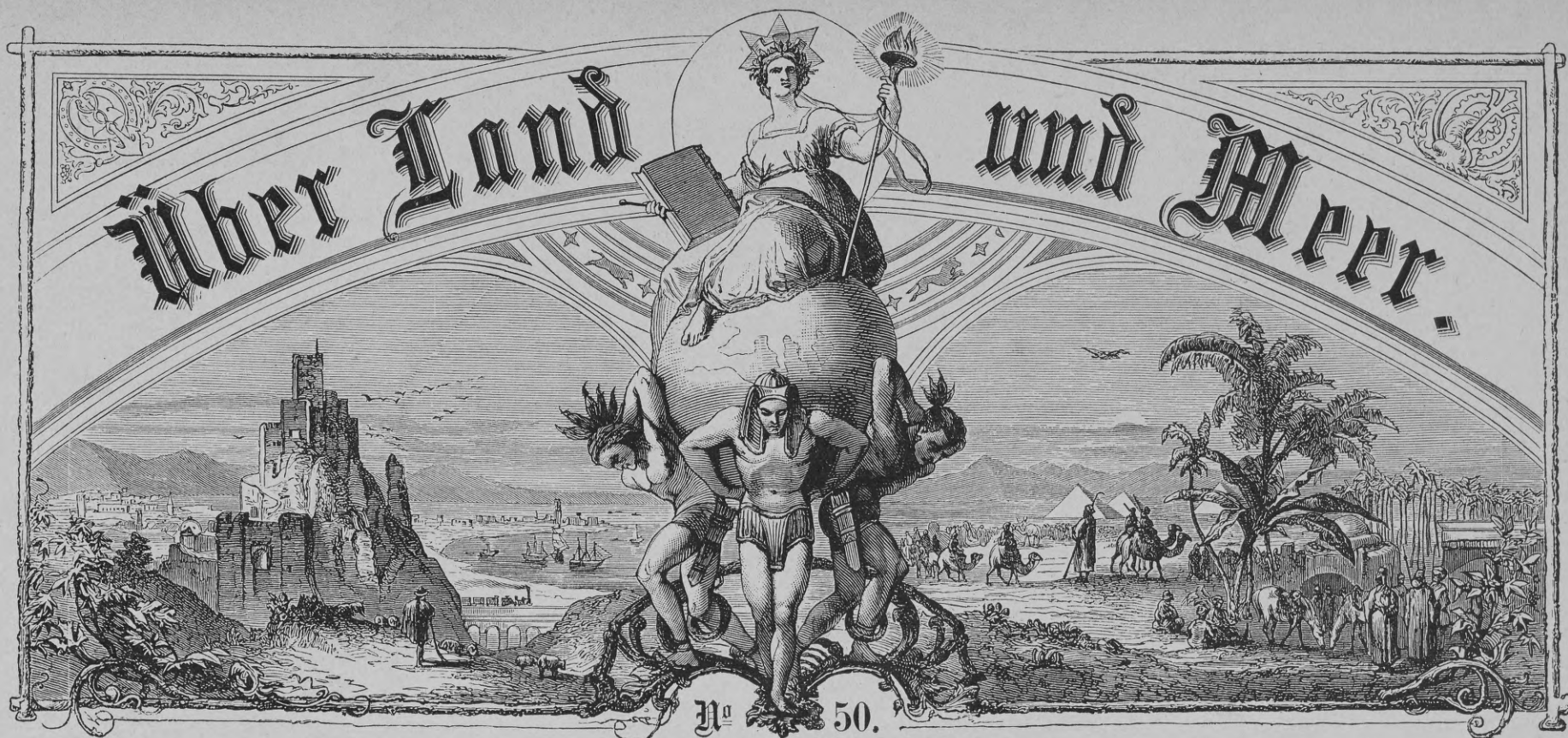
Aufgabe Nr. 21.

S k a t.

Mittelhand spielt mit folgenden Karten Treff-Solo und wird geschmitten.



Wie waren die Karten der Gegner vertheilt? Im Stat liegen zehn Points.



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Aufschlag Mark 3. 50.

Die Freier der Wittwe.

Novelle
von
Moritz v. Reichenbach.
(Fortsetzung.)

VIII.
Frau Erna stand etwas später als gewöhnlich auf, da sie erst gegen Morgen eingeschlafen war. Auf dem Frühstückstisch fand sie ein Billet vom Onkel. Es enthielt nur wenige Worte.

„Ich muß in Geschäften verreisen. Vom Bahnhof aus werde ich an Lorrveit telegraphiren, daß Du ihn erwartest. Seine Adresse stand in dem Briefe. G. v. S.“

Das war Alles. Erna blickte wie eine Träumende auf das Billet. Schmerz und Freude stritten in ihr um die Herrschaft. Sie wußte jetzt, nicht sie allein hatte in dieser Nacht einen schweren Kampf gekämpft, auch Schwefing hatte dieselbe schlaflos zugebracht, und während sie schmerzliches Entsagen beschloß, hatte er sich für schnelles Handeln entschieden, welches freilich nicht weniger von dem Gefühl völliger Entsagung und Selbstaufopferung diktiert wurde.

„O der Gute, wie lieb ich ihn habe!“ rief sie unwillkürlich, setzte aber ebenso unwillkürlich leise hinzu: „Wie einen Vater.“

Das Frühstück blieb fast unberührt stehen. Sie trat in ihr Arbeitszimmer, in welchem sie die mit der Verwaltung des Gutes zusammenhängenden Geschäfte zu erledigen pflegte. Der Sonnenglanz, welcher durch die geöffneten Fenster des Frühstückszimmers drang, vermischte mit dem Duft der Blumen und



Angenehme Ueberraschung. Gemälde von A. Sanesi.

Nach einer Photographie von U. Torrini in Florenz (Vertreter Hugo Großer in Leipzig).

dem jubelnden Gezwitz der Vögel, verwirrte sie. Hier war es still und der ganze Raum trug einen ernsten, ruhigen Charakter mit seinen dunklen Fenstervorhängen und hohen Bücherregalen.

Sie setzte sich vor den Schreibtisch, und ihr Blick fiel auf ihren in den Holzschnitzereien des Schreibtischauflages angebrachten Wahlspruch: „Alar und wahr.“

Sie wiederholte die Worte leise und drückte die Hände auf ihr Herz.

„Ich bin schlecht und selbstsüchtig,“ murmelte sie, „und doch, ich kann nicht anders, als mich freuen, daß Onkel Schwefing so handelte. Ich muß Lorrveit wiedersehen, nur so kann ich meinem Wahlspruch treu und auch ferner klar und wahr bleiben.“

Die Thür flog auf.

„Ich glaube gar, Du arbeitest bei diesem himmlischen Wetter!“ rief Gräfin Leonie. „Puh, wie dunkel und kühl es hier ist — komm, ich entführe Dich ohne alle Gewissensbisse Deinen langweiligen Rechnungsbüchern!“

„Ich rechnete nicht und folge Dir sogleich — ich muß nur noch einige Anordnungen treffen — wir bekommen Besuch —“

„O, schade, vier Personen ist eine gute Zahl, wir brauchen eigentlich keinen Fünften.“

„Onkel Ernst ist verreist!“

„Ja, ich weiß; er wird ja doch aber gleich wieder kommen und dann sind wir doch wieder Vier. Wer ist der unglückliche Fünfte?“

„Baron Harald Lorrveit.“

„Harald Lorrveit? Was ist das für ein Menschenkind? Deutsch klingt der Name nicht.“

„Die Familie stammt auch

aus England oder vielmehr aus Schottland. Dennoch ist der Baron ein Deutscher; sein Vater war ein Regimentskamerad des meinen."

"Ah, also ein Jugendfreund von Dir, und Du hast seinen Namen nie genannt? Das ist auffällig."

"Nicht so sehr, da Baron Lorbett seit Jahren im Ausland weilt, wo er verschiedenen Gesandtschaften attachirt war, zuletzt in Konstantinopel."

"Aber, Erna, eine solch' interessante Neuigkeit trägtst Du mir in einem Tone vor, als ob Du mit Deinem Inspektor eine neue Futterordnung besprächst. Ein Gesandtschaftsattaché, der direkt aus Konstantinopel hierherkommt — sei ehrlich, Erna, was hat das zu bedeuten?"

"Nichts, als daß er sich dieser Jugendfreundschaft erinnert und auf der Durchreise nach einem Nordseebade sich hier ein paar Tage aufhalten will."

Gräfin Leonie trillerte die ersten Laute des Mendelssohn'schen Frühlingsliedes, blickte in den Spiegel, lächelte und sprach von anderen Dingen.

IX.

Baron Lorbett wurde am Abend erwartet. Egghof war einer Einladung des Amtsrichters gefolgt, welche dieser schon wiederholt an den Lieutenant gerichtet hatte, die beiden Damen waren allein.

Frau Erna behauptete, nöthige Rechnungen machen zu müssen — es war ihr heute unmöglich, mit der Gräfin zu plaudern. Wirklich holte sie eines ihrer großen Rechnungsbücher hervor und bemühte sich, die Zahlenreihen desselben zu erfassen, die ihr immer wieder in undeutlichem Nebel vor den Augen verschwanden.

Sie wollte sich durch die Arbeit zur Ruhe zwingen. Vergebliches Bemühen! Immer wieder lautete sie, ob das Rollen des Wagens, welcher Lorbett bringen sollte, noch nicht zu hören sei. Endlich sprang sie auf, das Nutzlose ihrer Bemühungen einsehend, und ging in das Kinderzimmer. Sie hob den kleinen Erich empor, setzte ihn auf ihre Kniee und bedeckte sein Gesicht mit Küffen.

"Du wirst mir nicht zürnen und wirst mir keine Vorwürfe machen später, wenn Du groß sein wirst," flüsterte sie, "und Du sollst auch keinen Grund dazu haben. Ein Mann, der nicht würdig ist, Dein Vater zu sein, soll nie meine Hand berühren, das verspreche ich Dir."

Das Kind blickte sie mit seinen großen, erstaunten Augen an und spielte mit der goldenen Kette, welche sie um den Hals trug, lustig aufschauend, wenn sie es liebte.

Gräfin Leonie hatte sich inzwischen an den Flügel gesetzt und spielte allerlei Melodien in buntem Durcheinander. Da wurde die Thür geöffnet.

"Gerr Baron Lorbett!" meldete der alte Diener. Gräfin Leonie sprang auf und stand einem großen, schlanken Herrn gegenüber, der sich tief verneigte und dann, zu ihr aufblickend, ziemlich erstaunt, aber nicht eben unangenehm überrascht ausah.

"Erschrecken Sie nicht zu sehr, Baron," sagte die Gräfin lächelnd, "Ihre Jugendfreundin hat sich nicht so verändert, daß sie plötzlich aussieht wie ich; einstweilen haben Sie es nur mit einer Freundin der Hausfrau zu thun —"

"Vielleicht mit der Schlossfee von Oberhof — alte Schlösser pflegen ja solche holde Fabelwesen zu beherbergen —"

"Am Bosporus vielleicht," lachte sie, "bei uns in Norddeutschland ist eine spukende Ahnfrau der einzige Zugus, den sich alte Schlösser in Beziehung auf das Geisterreich gestatten —"

"Aber es steht der Ahnfrau vielleicht frei, in lieblicher Gestalt zu erscheinen —"

"Da haben Sie die wirkliche, richtige Schlossherrin!" rief die Gräfin, Erna entgegengehend, welche soeben in die Thür getreten war. "Komm' schnell, Erna, und nimm Deinen Gast in Empfang, ehe er mich völlig glauben gemacht hat, daß ich nur ein irrlichterendes Scheinwesen und kein richtiges Menschenkind bin!"

Die Munterkeit der Gräfin, welche offenbar sehr angeregt war, half Erna über diese erste Begegnung, der sie mit Scheu entgegengesessen hatte, hinweg. Da stand er vor ihr, die schlanke, elegante Gestalt mit dem geistvollen Kopf, dessen blaßes Gesicht ein kurzer dunkler Bart umrahmte — wie oft hatte ihre Phantasie ihr in Traum und Wachen dieses Bild vorgespiegelt, wie oft hatte sie in Gedanken mit ihm Rede und Antwort getauscht. Und nun war er wirklich da und die sonst so sichere Erna fand kaum Worte, ihn willkommen zu

heißen, und bedurfte ihrer ganzen Selbstbeherrschung, um ihre Erregung nicht zu verrathen. Wußte er, was in ihr vorging? Empfand er vielleicht Ähnliches und wollte sich und ihr dieses erste Zusammensein erleichtern? Er wandte sich mehr an die Gräfin, die ihm vom ersten Augenblick an wie eine alte Bekannte begegnet war, während Erna ihm auszuweichen schien.

Es war Erna unmöglich, in den leichten, heitern Ton einzustimmen, den die Gräfin angeschlagen hatte und den Baron Lorbett mit Behagen festzuhalten schien. Sie kam sich selbst unglaublich steif und langweilig vor und konnte es doch nicht hindern, daß sie hinter dem Harald Lorbett, wie er jetzt vor ihr saß, beständig den Harald suchte, dem ihre erste, warme Herzensregung gehört, mit dem sie vor Jahren so schwärmerische Ansichten über das Leben und Aussichten für die Zukunft ausgetauscht hatte. Bei der Begegnung in Nolandsee hatte sie ihn freilich auch verändert gefunden — aus dem unfertigen Jüngling war ein gewandter Weltmann geworden, der eine Sprache führte, die sie erschreckte und doch zugleich im innersten Herzen traf. Sie hatte ihn gehen geheißen — aber sein Bild war ihr unverwischlich vor der Seele geblieben, es war doch immer noch „ihr“ Harald. Und nun, heute? War es möglich, daß dieser Mund, den jetzt so oft ein sarkastisches Lächeln umspielte, einst so schwärmerische und später so leidenschaftliche Worte zu ihr gesprochen hatte?

"Er ist ein Fremder geworden für mich und es ist Thorheit, zu glauben, daß er mich noch liebt," sagte sie sich, während er mit der Gräfin scherzte. Und dann, wenn er sich mit seiner tiefklingenden Stimme an sie wandte und sein Blick dem ihren begegnete, mußte sie doch wieder denken: "Weßhalb wäre er hierhergekommen, wenn ich ihn gleichgültig geworden wäre?"

Gräfin Leonie erzählte einige lustige Episoden aus einer Babesaison in Wiesbaden, der Name einer Fürstin Dolzkoj kehrte dabei öfter wieder.

Lorbett lächelte.

"Sie haben die Fürstin gekannt, meine Gnädigste?"

"Ein wenig — und Sie, Baron?"

"Ich? O — ebenfalls ein wenig."

Beide lachten.

Frau Erna fragte, welche Bewandniß es mit der Fürstin habe.

"Sie war eine heitere Philosophin," sagte Lorbett lächelnd und warf einen verstohlen fragenden Blick auf die Gräfin, als wolle er diese zuerst zu einer Meinungsäußerung veranlassen.

"Wie diplomatisch Sie sind, Baron," lachte diese. "Ihr Herz verbietet Ihnen wahrscheinlich, die Fürstin zu tabeln, und Ihre Klugheit warnt Sie davor, dieselbe in der Gegenwart von Damen zu loben!"

"Sie besitzen einen Scharfblick, um den mancher Staatsmann Sie beneiden müßte," sagte Lorbett, sich leicht verneigend. "Die Fürstin erfreute sich allerdings keiner großen Anerkennung von Seiten der Damen, dennoch muß ich zugeben, daß sie wirklich genial und originell war."

"Was sie bei ihrer auffallenden Schönheit wagen durfte, zu sein!" warf die Gräfin ein.

Lorbett sah erstaunt auf.

"Das klingt fast wie eine Anerkennung, meine Gnädigste."

"Das soll es auch sein! Glauben Sie denn, daß wir Frauen blind sind? Stelle Dir vor, Erna, eine königliche Gestalt mit reichem aschblondem Haar, dunklen, fast schwarz erscheinenden Augen —"

"Um welche die Kunst sehr feine Schattirungen gezogen hatte —"

"Seien Sie nicht so ungalant, Baron — also mit sehr dunklen Augen, einem Mienenpiel von hinreißender Lebendigkeit, den kleinsten Händen und Füßen von der Welt — das Alles durch den tadellosen Chir der Pariser Toiletten in's rechte Licht gestellt und von dem Clairobscur einer — etwas bewegten Vergangenheit übergoßen. Du kannst Dir denken, wie gefährlich sie den Herren der Schöpfung wurde."

Frau Erna neigte zustimmend den Kopf. Sie sah sehr ernst aus.

"Ich habe dieser Schilderung nichts hinzuzufügen, sie ist vollkommen," meinte Lorbett.

"Warum sehen Sie so erstaunt dabei aus, lieber Baron? Wir Frauen haben doch auch Augen und Beobachtungsgabe, und was das Clairobscur betrifft..." sie zuckte die Achseln und sagte mit ihrem süßen, mädchenhaften Lächeln, — "ich finde, man darf nicht zu hart urtheilen Frauen gegenüber, welche nicht das Glück hatten, ihre Kindheit in einer wohlgehegten Kinderstube und

ihre erste Jugend unter strenger mütterlicher Aufsicht wie unter einer hermetisch verschlossenen Glasglocke zu verbringen. Außerdem — ich lernte diese Frau im Bad und als rechtmäßige Fürstin Dolzkoj kennen — was kimmerte es mich, was sie vorher gewesen war, und was sie nachher werden würde, wußte man ja auch noch nicht. Sie interessirte mich und, aufrichtig gesagt, sie würde mich auch jetzt noch interessiren quand même!"

Lorbett hatte sich der Gräfin mit immer steigendem Interesse zugewandt.

"Sie haben Recht, Sie haben vollkommen Recht," sagte er. "Es ist von reicher organisirten Naturen kaum zu verlangen, daß sie den ausgetretenen Pfad des Hergebrachten dahinwandeln, ihre stärker ausgeprägte Individualität verlangt mehr Freiheit, mehr Raum. Es ist engherzig, solche Individualitäten in die allgemeine Schablone pressen zu wollen, und in unserer 'Gesellschaft', in welcher nun einmal die Schablone und die Phrase vorherrschen, hat eine Persönlichkeit, welche den Muth besitzt, mit beiden zu brechen, immer etwas, ich möchte sagen, Erfrischendes."

"Ja, der Muth," lächelte die Gräfin, "das ist es eben, was den Meisten fehlt; die Fürstin hatte ihn; ich erinnere mich speziell einer Unterhaltung mit ihr, in welcher sie über ihre Vergangenheit sprach; sie machte kein Geheimniß daraus, daß sie das Töchterlein eines kleinen holländischen Fischhändlers und einer spanischen Fruchtverkäuferin war."

"Im Gegentheil, sie definirte die Erbschaft des Blutes von Vater und Mutter sprühend, geistvoll —"

"Ah, Sie haben diese Definition auch einmal von ihr gehört? Nun also, sie fühlte, daß sie in der kleinstädtischen Umgebung ersticke — eine Andere hätte sich vielleicht darein ergeben, hätte auch einen Fischhändler geheirathet und wäre langsam versumpft — sie hatte den Muth, mit ihrer ganzen Vergangenheit zu brechen und aus dem Sumpf des kleinen Städtchens in's offene Meer des Pariser Lebens zu segeln."

"Allein?" fragte Frau Erna unvorsichtigerweise. Um Lorbett's Lippen zuckte es, die Gräfin lachte hell auf.

"Mais non, ein Musiklehrer, der ihre schöne Stimme zuerst entdeckt hatte, steuerte ihren Nachen —"

"Eine so aus dem Vollen geschnittene Natur wie die ihre hatte wohl das Recht, sich schwächere, untergeordnete Naturen dienstbar und nützlich zu machen," schaltete Lorbett ein, "es ist das ein Gesetz, welches wir allenthalben eintreten sehen, im Thierreich wie im Pflanzenreich — und ein wenig sind doch auch wir Menschen solchen allgemeinen Gesetzen unterworfen."

Er sah es Frau Erna an, daß das Gespräch nicht ihren Beifall hatte, und suchte demselben eine andere Wendung zu geben, aber die Gräfin war einmal im Zug und fuhr trotz Lorbett's ernsthaftem Gesicht fort: "Sie hatte nach kurzen Studien einen glänzenden Bühnenerfolg —"

"Ah, sie war Schauspielerin?" fragte Frau Erna, und die Farbe wechselte rasch auf ihren Wangen.

"Ja, bis sie vorzog, statt der gespielten großen Damen wirklich eine große Dame zu werden, indem sie den russischen Fürsten Dolzkoj heirathete."

"Und nachher?" fragte Frau Erna mit gespanntem Ausdruck.

"Nachher fand sie, daß die Liebe und die Fürstenthrone ihr die Kunst nicht ersetzen konnten," sagte Baron Lorbett, der entschlossen war, dieses Gespräch, das Frau Erna offenbar in eine eigenthümliche, peinliche Aufregung versetzte, zu beenden. "Sie kehrte schon ein Jahr nach jener Saison in Wiesbaden zur Bühne zurück."

"Und nannte und nennt sich nun kurzweg Madame Alexandrowna," ergänzte die Gräfin.

Frau Erna war sehr blaß geworden und hob die Tafel auf.

"Hast Du Kopfschmerzen?" fragte die Gräfin, ihren Arm um Frau Erna's Schultern legend.

Diese schüttelte den Kopf.

"Nein, nein, es ist nichts —"

"Aber Du siehst so angegriffen aus — Du solltest Dich vielleicht zur Ruhe legen —"

Frau Erna machte sich mit einer hastigen Bewegung von ihr los.

"Nein, gehen wir lieber hinaus, der Abend ist so schön!"

"Das ist ein guter Vorschlag, der Park ist herrlich, Baron Lorbett, und wenn Sie auch durch großartige landschaftliche Szenerieen verwöhnt sind — ein deutscher Mondscheinabend in einem alten Park ist doch nicht zu verachten."

"Bei mir macht immer die Staffage die Landschaft, meine Gnädigste," sagte Lorbett mit verbindlichem Lächeln.

Man trat hinaus auf die mondbeschienenen Wege. Lorbett sprach über den Zauber, den ein alter Familienbesitz stets auf ihn ausübe, und wie sehr er bedaure, daß ein solcher sich nicht in seiner Familie befinde. Er richtete sich speziell an Frau Erna, fragte nach ihrem Leben, bewunderte ihre landwirthschaftliche Thätigkeit und fragte endlich, ob sie sich nicht manchmal aus dieser ländlichen Zurückgezogenheit, die gewiß ihre Reize, aber auch ihre Schattenseiten haben müsse, hinaussehne.

„Es würde mir wenig helfen, denn vorläufig bin ich hier noch nothwendig,“ sagte sie.

Lorbett verstand sie nicht ganz, denn so viel er wußte, war Oberhof ein schöner Besitz, der seine Herrin vollständig unabhängig von kleinlichen Sorgen stellen mußte. Er wollte weiter fragen, aber Gräfin Leonie mischte sich in das Gespräch.

„Helfen Sie mir Erna zureden, daß sie sich einmal losmacht von ihrem alten Schloß und ihren alten Bäumen,“ sagte sie. „Ich predige ihr vergeblich, daß wir am Ende doch nur einmal jung sind und diese kurze, sonnige Zeit genießen müssen.“

Frau Erna hätte erwidern können, daß sie das in ihrer Art thue, indem sie ihre junge Kraft in angestrengter Thätigkeit verwende, um ihrem Sohn einmal eine glückliche, sorgenfreie Position zu verschaffen; aber sie zog es vor, zu schweigen, denn sie wußte, daß Gräfin Leonie etwas Anderes meinte, und fühlte instinktiv, daß Lorbett sich der Auffassung der Gräfin anschloß.

„Man soll sich das Leben nicht unnötig schwer machen,“ fuhr die Gräfin fort.

„Und die Rose pflücken, ehe sie verblüht — die Rose des Glücks, die nicht so übermäßig häufig an unserem Wege sprießt,“ setzte der Baron hinzu.

„Der deutsche Mondschein wirkt schon, Sie werden poetisch, Baron!“ lachte die Gräfin.

„Ich bin wie ein Instrument mit leicht vibrierenden Saiten; sie können, wenn eine kundige Hand sie anschlägt, meine Gnädigste.“

„Und welches ist der Grundton?“ fragte Frau Erna.

„An Mondscheinabenden Moll, wenn die Sonne scheint, Dur!“ rief die Gräfin und spann Lorbett wiederum in ihr leichtes Geplauder dergestalt ein, daß er ihrem Ideengang folgen mußte, ob er wollte oder nicht, während Erna schweigend neben den Beiden dahinschritt.

Sie hatte sich nie so einsam gefühlt, als an diesem Abend in der Gesellschaft des Mannes, den sie so oft herbeigesehnt hatte. Sie näherten sich dem Schloß. Ein Wagen fuhr eben vor. Egghof war zurückgekehrt und schritt den Kommenden entgegen.

Frau Erna stellte die Herren einander vor, man wechselte einige gleichgültige Worte, dann zogen die beiden Damen sich zurück, während die Herren noch, ihre Cigarren rauchend, unter der Veranda stehen blieben.

„Wer ist die blonde Dame eigentlich?“ fragte Lorbett. „Ich hatte nicht Gelegenheit, ihren Namen zu hören.“

„Sie ist eine Jugendfreundin der Frau von Hergert, eine Gräfin Brestow.“

„Brestow — Brestow — das muß eine pommer'sche oder preussische Familie sein. Ich bin durch meinen langen Aufenthalt im Auslande geradezu weltfremd geworden unter der heimischen Aristokratie. Was ist das für eine Frau?“

„Eine schöne und liebenswürdige Frau, wie Sie sehen.“

„Mais cela n'empêche pas... Ist sie Wittwe?“

„Allerdings.“

„Schon lange?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber Sie sind doch schon einige Zeit mit ihr hier zusammen.“

„Das wohl, aber es macht mir kein Vergnügen, die Leute auszufragen, und die Gräfin liebt es nicht, von sich zu sprechen.“

Lorbett lachte.

„Das ist neu bei einer Frau und pikant. Im Uebrigen muß man Frauen auch nie fragen — man veranlaßt sie nur, zu erzählen — voilà tout.“

Sie rauchten schweigend ihre Cigarren zu Ende und trennten sich.

„Das ist also der ‚Jugendfreund‘ — und das ist der Geschmack der Frau von Hergert,“ dachte Egghof und fühlte einen, wie er sich selbst sagte, ganz unmotivierten Born in sich aufsteigen. Frau Erna war ihm völlig unbegreiflich.

X.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Egghof zeichnete heute nicht und fand sich zu etwas vorgerückterer Stunde im Frühstückszimmer ein, in welchem die Haus-

frau und ihre Gäste den Kaffee einzeln oder gemeinsam einzunehmen pflegten, je nachdem Zufall oder Laune sie zusammenführte. Vor der offenen, nach dem Garten gehenden Thür stand Frau von Hergert, ihm den Rücken zuwendend, und sprach mit einem ältern Mann in dürftiger Tracht.

„Und ich danke auch der gnädigen Frau viel tausendmal, daß Sie den Peter zur Ordnung gebracht haben,“ sagte der Mann; „meine arme Frau wußte sich keinen Rath mit dem Bengel, so lange ich fort war — aber seit die gnädige Frau ihm die Reitpeitsche zu fühlen gegeben haben, war er wie umgewandelt.“

„Es freut mich, daß Ihr das so vernünftig anseht, Halderer,“ erwiderte Frau Erna; „als ich hörte, daß der Junge seiner Mutter die sauer ersparten Pfennige entwendet und für Näsereien ausgegeben hatte, und als er noch leugnen wollte, da fuhr ihm meine Reitpeitsche eben über den Rücken — nun, Ihr seht ein, daß es zu seinem und euer Aller Besten war — und nun seht, Halderer, Euer Geschäft zwingt Euch, oft abwesend zu sein, und Eure Frau ist zu schwach, um den Jungen in Ordnung zu halten, er wird ein Taugenichts, wenn er nicht unter eine feste Hand kommt, darum wird es am besten sein, Ihr gebt ihn als Stalljungen hieher; mein alter Kutscher ist brav und streng, und unter guter Aufsicht kann der Junge sich wohl noch machen.“

„O, wenn die gnädige Frau das thun wollten — es wäre uns Allen eine große Wohlthat.“

„Also abgemacht, Halderer, ich habe Euch das nur sagen wollen, und von morgen ab könnt Ihr den Jungen in den Stall schicken.“

Der Mann erschöpfte sich in Danksayungen und ging. Frau Erna wandte sich um und eine helle Röthe stieg in ihre Wangen, als sie Egghof bemerkte, der Zeuge dieser Verhandlung gewesen war.

„Guten Morgen,“ sagte sie, leicht den Kopf neigend; „Sie fanden mich mit einigen internen Angelegenheiten beschäftigt — doch nun wollen wir frühstücken.“

Ihre Stimme klang kalt und gleichgültig, keine Spur von dem Wohlwollen, mit welchem sie zu Halderer gesprochen hatte, lag mehr darin.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich unfreiwillig Zeuge einer Szene war, welche mir eine andere, bis dahin unverständliche erklärte,“ sagte er in seiner ruhigen, ehrlichen Weise.

Frau Erna sah ihn einen Augenblick fragend an.

„Ah!“ rief sie. „Sie sahen vermuthlich von Ihrem Zeichenposten aus, wie ich den Jungen strafe?“

„Allerdings, und ich bitte noch nachträglich um Verzeihung, weil ich damals Ihre Handlungsweise nicht — er stockte und setzte dann hinzu — „nicht verstand.“

„Nicht billigte, wollten Sie sagen, sprechen Sie es ruhig aus.“

„Heute erscheint sie mir die einzig richtige.“

„Der Anschein trügt eben manchmal,“ sagte sie, die Achseln zuckend.

Das Wort klang seltsam in ihm nach, sie hatte es ohne tiefere Absicht gesagt und doch schien es ihm, als gälte es ganz besonders in Beziehung auf sie selbst.

Sie schwiegen Beide. Nach einigen Minuten kam Lorbett. Egghof beobachtete seine Begrüßung mit Frau Erna, ohne etwas Besonderes daran entdecken zu können, und fühlte sich verstimmt, ohne sich selbst einen Grund dafür anzugeben. Gräfin Leonie war die Letzte am Frühstückstisch. Sie hatte dasselbe Lächeln für Egghof wie für Lorbett, und richtete ihre ebenso lebhaften wie inhaltslosen Fragen abwechselnd an Beide, was die Wirkung hatte, daß der kleine Kreis in ein lebhaftes Gespräch gerieth.

„Und jetzt erzählen Sie von Ihrem gestrigen Besuch!“ rief sie Egghof zu. „Haben Sie Ihr Herz ganz wieder mitgebracht oder zwischen Lina und Minna getheilt?“

„Ich denke, es ist immer noch intakt,“ antwortete er lächelnd; „zu erzählen wüßte ich aber wirklich nichts Besonderes. Wir aßen zusammen, plauderten und spielten eine Partie Whist — das war Alles ganz behaglich, bietet aber gewiß keinen interessanten Gesprächsstoff.“

„Seien Sie nicht so verstockt,“ rief die Gräfin, „ich wette, die Frau Amtsräthin hat Ihnen wieder die schönsten Neuigkeiten erzählt! Sie müssen nämlich wissen, Baron Lorbett, daß diese gute Amtsräthin die Chronik der Gegend ist — sie wiegt ihre Butter und den Ruf ihrer guten Freunde mit genauer Wage und rupft ihre Gänse und ihre getreuen Nachbarn um die Wette! Ist es nicht so, Lieutenant Egghof? Sie haben mir einmal eine herrliche Beschreibung eines freundschaftlichen Kaffees bei Amtsraths gemacht.“

„Ich hoffe doch nicht, daß ich Schlimmes von den Menschen gesagt habe, unter deren Dach ich so lange Gastfreundschaft genoß, — ich würde ihnen dann auch

wirklich Unrecht gethan haben. Kleine Schwächen hat ja ein Jeder, aber im Grunde genommen sind es doch gute, prächtige Leute und die ganze Häuslichkeit macht einen sympathischen Eindruck. Das Paar hat in seiner Jugend wohl scharf arbeiten müssen, um sein Heim fest zu gründen; nun ist ihnen das gelungen, ihre Mühe hat sie an das ersehnte Ziel einer behaglichen Wohlhabenheit gebracht, und sie machen kein Geheimniß daraus, daß dieses Resultat sie freut. Man merkt es dem alten Paar an, es ist Schritt für Schritt neben einander hergegangen, sie haben gemeinsam gedacht, gemeinsam gehandelt und würden sich das Leben ohne einander gar nicht mehr vorstellen können.“

Zum ersten Mal sah Frau Erna den Lieutenant aufmerksam an, während die Gräfin, welche das spöttische Zucken um Lorbett's Lippen bemerkt hatte, lachend rief:

„Die reine Idylle! Ich sehe ordentlich, wie die Frau Amtsräthin die Butter auswäscht und wie der Herr Amtsrath den Händlern auseinanderlegt, daß das Pfund von heute ab fünf Pfennige theurer verkauft wird.“

„Und wie die Herzen sich dabei finden,“ setzte Lorbett hinzu.

Egghof sah mit naivem Erstaunen die Gräfin an, die sonst immer so prächtig auf seinen Ideengang eingegangen wußte und ihn heute auslachte; dann wandte er sich an Lorbett.

„Ich glaube nicht, daß die Art der Beschäftigung es macht, daß die Herzen sich finden, sondern die Gemeinschaftlichkeit thut es. Ich denke, wenn Zwei sich aufrichtig gut sind, müssen auch die kleinsten Alltagslichkeiten einen gewissen Reiz gewinnen.“

„Für idyllisch angelegte Naturen,“ meinte Lorbett ironisch, seinen feinen, blassen Kopf ein wenig zurücklehnd.

„Fräulein Lina's oder Minna's Augen werfen wohl einen verklärenden Schein auf das amtsträthliche Paar?“ neckte die Gräfin; „seien Sie einmal ehrlich, Lieutenant Egghof.“

„Die beiden jungen Damen gehören mit zu der Idylle,“ antwortete er; „ich könnte mir Hausendorf nicht ohne ihr fröhliches Lachen und ihre rosigen Gesichter denken; aber —“

„Ah, voilà, dann kann man wohl gratuliren —“

„Pardon, Baron, ich wollte eben sagen, daß Viele zufrieden sein dürften, diese frischen Mädchenblumen zu pflücken, daß sie jedoch für meinen speziellen Geschmack nicht den Duft besitzen, den ich lieben würde; das ist aber meine Schuld und nicht die ihre — die Mädchen sind wirklich allerliebste.“

„Es ist recht, daß Sie auf Ihre Wirthin nichts kommen lassen,“ sagte Frau Erna, das Gespräch unterbrechend und das Zeichen zum Aufheben der Frühstückstafel gebend. „Ich bin nur einmal flüchtig mit der Familie zusammengetroffen und habe sie nicht von der lebenswürdigsten Seite kennen gelernt, aber man sollte von solchen Augenblicken nicht urtheilen, und ich bin überzeugt, daß die Leute auch ihre guten Seiten haben mögen. Nur — wie Sie eben selbst zugaben — der ‚Duft‘ fehlt wohl.“

Sie lächelte ihn an und Egghof empfand es plötzlich wie ein schweres Unrecht, daß er diese Frau nicht ebenso energisch in Hausendorf vertheidigt hatte, wie er hier die Partei der amtsträthlichen Familie nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Plaudereien.

Von

Bruno Walden.

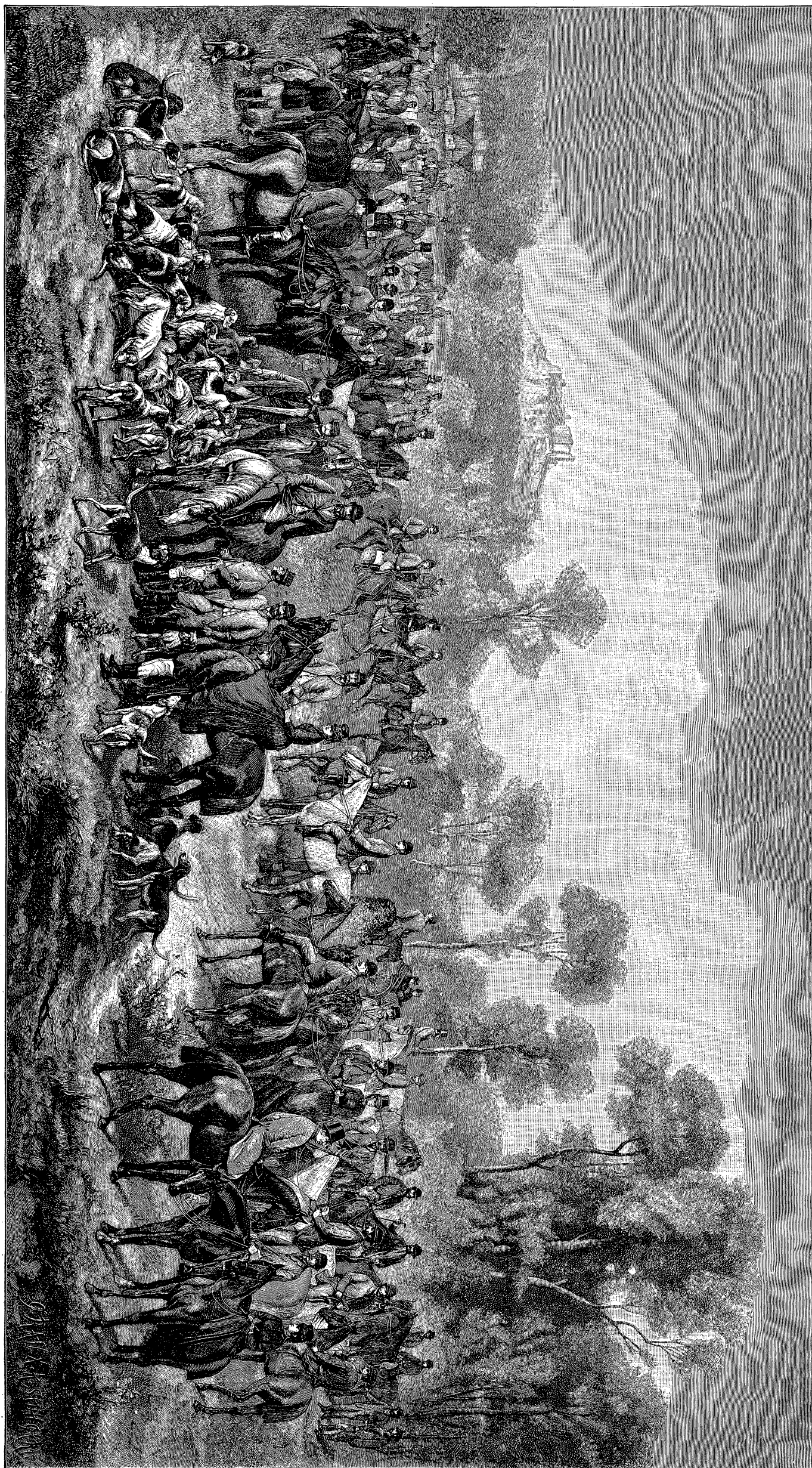
(Nachdruck verboten.)

Englische Literatur.

IV.



Im Verborgenen einer Gesellschaft, in dem die verschiedenartigsten, heterogensten Elemente unbewußt nach einem Ausgleich ringen, der sie zu einem organischen Ganzen verbinde, bilden sich Typen heraus, die in einem gefestigten Kulturleben nicht mehr vorkommen. Bret Harte hat das Verdienst, uns durch seine Schilderungen primitiven Ansiedlerlebens in den amerikanischen Staaten eine Reihe solcher Typen vorgeführt zu haben, deren volle Lebenswahrheit man trotz ihrer uns völlig fremdartigen Weise lebhaft empfindet. Seine Erzählungen, in ihrer Gesamtheit betrachtet, bieten daher weit mehr noch als stofflich den Reiz des Besonderen und in der Behandlung den Zauber eines echten Talentes; sie sind eminent moralisch im höchsten Wortsinne durch den unwillkürlichen Nachweis, wie sich selbst in einem Kreise der rohesten, verwahrlosten, gewaltthätigsten Menschen das Bedürfnis nach durch höhere Grundsätze geordneten Verhältnissen herausbildet. Sein jüngster Band: „By Shore and Sedge“,



Parodistischer Jagdgesellschaft. Nach einem Gemälde von E. und B. Abam.

bietet namentlich durch die Erzählung „An Apostle of the Tules“ einen neuen Beleg dafür. Hier tritt das religiöse Moment als das läuternde Element zu Tage, obwohl es gleichzeitig auch in jener Entartung des Sittenwesens gezeichnet ist, wie sie eben nur jenseits des Ozeans vorkommt. In „Bruder Gideon“ zeichnet Bret Harte eine jener idealen Gestalten, in denen sich die Grundzüge des Christenthums inkarnirt zeigen, die durch das Beispiel predigen und deren absolute Selbstaufopferung auch auf den Nothenden durch unwillkürliche Beschämung und Erhebung veredelnd wirkt. Eben der starke Realismus der Darstellung läßt den Idealitätsgehalt dieser Skizzen doppelt fühlbar werden. Die eigenthümliche Mischung von Pathos und Humor, die Bret Harte feinzichnet, prägt sich bald rührend, bald ergötzlich in „A Ship of 49“ aus. Ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ kann uns Civilisationsphilister wohl nicht seltsamer und wunderlicher berühren, als diese Wirthschaft auf dem verlassenen Schiffe, um das sich so viele Intriquen drehen, da es einen Schatz bergen soll. Der Unterschied ist nur der, daß wir hier empfinden, das Bild sei nicht Schöpfung der Phantasie, sondern aus realem Material zusammengestellt. Höchst überraschend und mit zwingendem Humor wirkt die Schlusspointe: der Schatz, an den so viel vergebene Liebesmüh' gewendet worden, stellt sich als Falschmünze heraus, mit welcher dereinst holländische Civilisationsapostel Indianer und Südeinsulaner zu betriegen gedachten; — zugleich eine feine Malice, geeignet, das pharisäische Hochgefühl der Kulturträger gegenüber den wüsten Gefellen in den Ansiedlungen „drüben“ ein wenig zu dämpfen.

Auch Helen Jackson's „Ramona“ spielt jenseits des Ozeans; dieser Roman ist ein Schmerzensschrei, der sich als Anklage gegen das Verfahren der Regierung der Vereinigten Staaten, sowohl den ursprünglichen mexikanischen Grundbesitzern, wie namentlich den Indianern in Kalifornien gegenüber, erhebt. Es liegt etwas ungemein Ergreifendes in dem Zurückdrängen der Eingeborenen durch die Yankee's, in ihrer Rechtlosigkeit Gesetzen gegenüber, die, von ihrem naturrechtlichen Standpunkt aus, einzig zu ihrer Vererbung und Vernichtung geschaffen worden. Helen Jackson illustriert den grausamen Konflikt durch einen Ideal-Indianer Alessandro und begeht damit einen argen Irrthum. Eine Gestalt von romantischer Vollkommenheit büßt, wo es sich um reale Verhältnisse handelt, durch ihr fiktives Gepräge viel von der Theilnahme ein, die ein minder exemplarisches, mehr mit menschlichen Regungen und Defekten behaftetes Wesen einflößt. Die Ueberanstrengung, mit der dieses Märtyrerverpaar Ramona und Alessandro die entsetzliche Unbill trägt, die ihm widerfährt, regt den Leser zu einer gewissen Ungeduld gegen so viel Dulbertalent auf, und das, was ihn rühren soll, wirkt eben durch sein Uebermaß abspannend. Auch ist die Schilderung zu breit, um erschütternd wirken zu können; von zwei Bänden zu einem condensirt, würde der Roman ungemein gewinnen. Trefflich gezeichnet ist die fromm-grausame Señora Moreno, die kaltherzige Hüterin der „halbbblütigen“ Ramona, die das Indianerblut in ihren Adern zu Alessandro zieht. In der stolzen alten Señora ist, wenn auch in uns fremdartiger Gestalt, ein über den ganzen Erdball verbreiteter Typus gezeichnet: die Frau, die, obwohl sie sich gänzlich unterzuordnen scheint, mit unbeuglicher Willenskraft herrscht, dank dem Talente, ihre eigenen Gedanken, Wünsche, Strebungen Anderen in einer Art zu insinuiren, daß dieselben naiv glauben, die Initiative dazu ginge von ihnen selbst aus. Dank dieser praktischen Eigenschaft leitet Señora Moreno nicht nur ihren edlen, aber schwachmüthigen Sohn am Bindfaden, sondern so ziemlich auch den sympathisch ehrwürdigen Padre Salviederra. Dank dieser Taktik wird sie dem Leser immer auch da verhaft, wo sie im Recht ist und Gutes will, und man empfindet es als einen bedauerlichen Mangel an tragischer Gelehrigkeit, ihren tyrannischen Sinn nicht gründlich gebrochen zu sehen. Mein eben, daß sie Einen zum Antagonismus erwärmt, bezeugt ihre Lebenswahrheit.



Unwiderstehliche Macht. Gemälde von Professor E. Gelli. Nach einer Photographie von B. Schlesinger's Verlag in Stuttgart.

In eine gleichfalls fremdartige, uns aber doch näher liegende Welt führt uns W. Black durch einen Band Erzählungen und Skizzen ein, der den Titel der einen: „The wise Women of Inverness“, an der Stirne trägt. Die Aufstellung Buckle's, daß die Eigenart eines Volkes aus dem Boden herauswache, auf dem es haust, erhärtet sich am auffälligsten an den Gebirgsvölkern, bei denen allen, wie räumlich fern von einander sie auch verstreut seien, derselbe Zug zum Phantastischen, zum Uberglauben gleich mächtig hervortritt. Der Tyroler unterliegt ihm so gut wie der Hochländer, der Graubündener wie der Norweger. Die stete Bedrohung durch unabwendbar elementare Gewalten, die Großartigkeit und Wildheit der Szenerie, die ihn umgibt, läßt den Gebirgler sich eine in's Alltagsleben eingreifende Zauberwelt gestalten, von den mannigfachen Spütereignissen bevölkert. So festgläubig er gewöhnlich auch an seiner Landesreligion hängt, nicht minder unerhörlich hält er an seinem Zauberlauben. In kräftigen Zügen, mit kernigem Humor zeichnet Black diese Eigentümlichkeit der Hochländer, und besonders einen Nordversuch auf sympathetischem Wege mittelst einer Wachsfigur, die, eine Nadel im Herzen, zum Schmelzen gebracht werden soll, ist drastisch geschildert, wie auch die wohlverdiente Rache dafür. Der hübsche Band enthält eine Fülle charakteristischer Kleinigkeiten für die Bevölkerung der Hochlande und lehrt uns, daß sich dieser interessante Volksstamm nicht minder durch Selbstgefühl, als durch Tüchtigkeit hervorhebt.

Nicht so erotischen Inhalts wie die vorgenannten Werke ist ein zweiter Band gesammelter Novellen und Skizzen der Mrs. Forrester unter dem Titel: „Corisande ect.“ Er führt uns zumeist die „fast young lady“, die feiche junge Dame vor, die ihren Stolz darin setzt, schlechten Ton zu affektieren und allen Verkehrsdogmen ihrer Großmutter in's Gesicht zu schlagen. In witzig erfundenen Situationen sehen wir sie da nicht allein alte Damen, sondern selbst junge Männer in Entsetzen jagen durch ihre Nachbetung des Tursjargons und die ostentative Ungebundenheit ihrer Manieren, sich aber schließlich doch als ebenso harmlose Geschöpfe entpuppen, wie es dereinst ihre Großmütter fittameren Gebahrens gewesen. Diese kleinen feilkeimigen Skizzen sind fein zugeschliffene Moiaistifte, die sich ungefucht zu einem recht markanten Gesellschaftsbilde gruppieren.

Und daß dieses Gesellschaftsbild ein wohlgetroffenes ist, belegt ein jüngst erschienenes Buch, das in den Reihen der oberen Zehntausend Englands großes Aufsehen und nicht unvernünftiges Behagen erregt hat. Es betitelt sich „Society in London“ und rührt angeblich von einem Ausländer, ja, wie uns zu verstehen gegeben wird, von einem Franzosen her; doch läßt die ausgebeulte und eingehende Personalkennzeichnung, die es befundet, muthmaßen, daß es von einem Gliede der geschilberten Gesellschaft selbst stamme. Diskrete Indiskretion ist der Grundton des mit Witz, Eleganz und, wo es dem Autor der Mühe werth ist, mit vielem Takte geschriebenen Buches. Wahrheit ist der Verfasser darin, durch zarte Andeutungen und geschickte Umschreibungen den Leser zur ergänzenden Mitarbeiterarbeit förmlich zu zwingen. Was zwischen den Zeilen steht, ist oft kaum minder deutlich, als diese selbst sind, und doch kann der Verfasser mit gutem Gewissen sagen, er habe es nicht gesagt. Häufig überrascht er aber auch durch unvorhergesehenen Freimuth, und eine Anzahl durch Rang und Stellung hervorragender Persönlichkeiten wird sich durch die direkte Bezeichnung „unbegabt“, „plump“, „des Taktes ermangelnd“, „übermäßig eitel“ nicht sonderlich angenehm berührt fühlen. Doch findet sich keine Spur von Gehässigkeit oder Ständalucht in dem Buche, ja letzterer geht es geradezu aus dem Wege. Auch darf der deutsche Leser nicht vergehen, daß in England die Kritik dem öffentlichen Leben angehöriger Persönlichkeiten innerhalb gewisser Grenzen ungleich mehr üblich ist, als bei uns. Der ungenannte Autor beginnt mit einer fein und taktvoll geschriebenen kritischen Analyse des englischen Hofes. Unverkennbar ist es, daß er seine wärmsten Sympathien dem Prinzen von Wales widmet. Er bezeichnet den Thronfolger als einen Regenerator der Gesellschaft, der ihr nun in ihrer früheren traditionellen Exklusivität ausgeschlossene Elemente zugeführt. Doch sei diese regenerierte Gesellschaft um nichts minder exklusiv, als es die frühere gewesen, nur herrsche an Stelle der Dogmen, auf welchen die letztere gestützt, nun das Modegebot, das von einer maßgebenden Persönlichkeit ausgehe. Wie diese Sanction erlangt hat, ist im Besitz des Sesam, vor dem sich so ziemlich alle Thüren öffnen, moegen Andere mit allen einflüchtigen Erfordernissen zur Aufnahme in die vornehme Welt ausgestattet sein können, ohne darum in das Allerheiligste der Fashion zu dringen. Das Uebermaß steifen Formenwesens hat durch die Langeweile, die es mit sich gebracht, einen Rückschlag herbeigeführt und das Bedürfnis, sich zu unterhalten, tritt dominierend in den Vordergrund. So hat es denn auch die ebenedem mit beinahe indischem Raffengeiste ausgeschlossene Bohème in die Gesellschaft eingeführt. Nicht nur Literaten und Künstler, auch Schauspieler und Schauspielerinnen — die vor anderthalb Jahrzehnten noch Baria gewesen — bilden jetzt ein hervorragendes Element in der Geselligkeit der allervornehmsten Kreise. Auch haben sich dieselben, wie nie vordem, der Plutokratie erschlossen. Die accentuirte Freundschaft des Prinzen von Wales für Lord Roseberry, der mit einer Baroness Rothschild vermählt ist, hat viel dazu beigetragen, die Spitzen der jüdischen Finanzwelt der vornehmen Gesellschaft geradezu zu amalgamieren. Andersnationale Elemente finden nur dann intime Aufnahme in die „Society par excellence“, wenn sie sich vollkommen akklimatisieren; das heißt das Talent besitzen, sich zu englisieren. Am reichsten erschließt ihnen Sportinteresse das Herz. Auch der Kult der „professional beauties“, der Berufs-schönheiten — siehe vor noch nicht Langem Mrs. Langtry, als Tochter des Dechanten auf Jersey „The Lily of Jersey“ zubenannt, jetzt eine talentvolle Schauspielerin, die ihren gesellschaftlichen Ruf, ihre Schönheit und Toilettenpracht auf amerikanischen Bühnen verworther — trägt viel dazu bei, dem englischen Gesellschaftstone ein anderes, grelleres Kolorit zu verleihen. Die Manieren und die Sprechweise im Highlife von heute würden in jenem vor einem halben Menschenalter noch unmöglich gewesen sein. Dennoch scheint der Umschwung ein mehr äußerlicher zu sein, ein etwas vehemente Rückschlag gegen die steifeleinerne Konventionalität, die Formenorthodoxie und Vergnügungsmonotonie, die so lange geherrscht. So mindestens läßt uns der Autor annehmen. Uebrigens ent-

hält er sich jeder resümirenden Reflektion, nennleich sie sich zwischen den Zeilen hervorbrängt. Interessant ist seine Schilderung der hervorragenden politischen Persönlichkeiten, und er verfährt da mit ziemlich gleicher Schärfe gegen die Führer der verschiedenen Parteien. Mr. Gladstone, den verflochtenen Premier, schildert er als einen Mann, der sich am wohlsten befindet in einer Atmosphäre der Anbetung und zu diesem Zweck seinen Kreis sorgsam aus bewundernden Frauen und unbedeutenden Männern zusammenstellt, denen zu dozieren seine Lieblingsbeschäftigung sei. Den gegenwärtigen Premier, Lord Salisbury, kennzeichnet er als einen Staatsmann von glänzendem, wenn auch vielleicht nicht tiefgehendem Talente, in der äußeren Erscheinung das Urbild des „Grafen“, wie ihn sich eine Romane lesende Putzmacherin vorstellt. An Sir Drummond Wolff, dem eben mit einer wichtigen Mission Betrauten, rühmt er nächst einem reichen Anekdotenreichtum den Feint wie Milch und Blut, um den ihn jede junge Dame beneiden könne. Sir Charles Dilke, dem sein Gambetta-Enthusiasmus eine diplomatische Blamage bereitet, prophezeit er, daß sein grimmes Schmolzen gegen die auswärtige Politik nur so lang dauern werde, bis sie ihm wieder Gelegenheit zur Bethätigung biete. Am liebevollsten noch verfährt der Verfasser gegen Lord Roseberry, dem er nächst Lord Randolph Churchill für die Zukunft wichtige Rollen im politischen Leben vorbehalten zu glauben scheint. Das Buch bietet dem Leser eine ebenso unterhaltende wie interessante Studie des englischen Lebens und befundet ein großes Talent für scharf umrissene Charakterzeichnung. Ob sich der Verfasser durch dasselbe mehr Freunde oder mehr Feinde erworben, wollen wir dahingestellt sein lassen.

O l g a .



Ich habe nicht die Macht, dich festzuhalten;
Vorüber ziehst du wie ein lichter Traum ...
Bald wird dein stolzes Herz für mich erkalten,
Und glückberauscht gedenkst du meiner kaum.

Denkt doch der Schmetterling, der im Gehäge
Von einem Blütenstrauch zum andern fliegt,
Des Schilfrohrs nicht, an das, verirrt vom Wege,
Er sich einmal zu kurzer Rast geschmiegt.

Mir bist du nur die Wolke hoch im Blauen,
Die sonnengoldebglänzt zur Ferne zieht,
Nach der die Augen traumverloren schauen,
Bis sie dem Blick für immerdar entflieht.

Ein Regenbogen bist du, der am Himmel,
Am trüben, blendend auftaucht und zerfließt;
Ein Glücksstern, der aus leuchtendem Gewimmel
Hell durch das Dunkel meines Lebens schießt.

Maximilian Bern.

Kunsthandel in absteigender Linie.

Von
Leo Warren.

(Nachdruck verboten.)



Ein auch unsere heutigen großen Maler nicht mehr an äußeren Ehren so hoch stehen, wie die in den vergangenen Zeiten der Fall war, da Michelangelo ein bedeutendes Amt am päpstlichen Hofe bekleidete, da Rafael der vermählte Günstling des Papstes, der Kardinal und der Fürst von Rom war, und da der kaiserliche Schirmherr der Christenheit dem großen Albrecht Dürer die Leiter hielt, so können doch auch heute noch die namhaften Künstler immerhin mit ihrer äußeren Stellung in der Gesellschaft einigermaßen zufrieden sein und haben sich auch nicht über die Preise zu beklagen, mit denen ihre Werke bezahlt werden. Aber unterhalb der Höhen der Kunst, auf denen die großen Meister thronen, hat sich in unseren Tagen eine neue und sehr merkwürdige Welt des Kunstgeschmacks und des Kunsthandels entwickelt, mit welcher weder Apoll und die Mufen noch die Grazien etwas zu thun haben, und welche vielleicht die großen Meister der vergangenen Jahrhunderte kaum für möglich gehalten haben würden.

Seitdem die sogenannte Bildung sich in immer tiefere Schichten hinein verbreitet und darum auch ebenso verflacht hat, bethätigen zahlreiche Gesellschaftsklassen, welche früher gar nicht daran dachten, das Bedürfnis künstlerischer Ausschmückung ihrer Wohnungen, um dadurch eben zu beweisen, daß sie auch „Bildung“ besitzen oder „gelernt“ haben, wie sich zum Beispiel der Berliner mit Vorliebe ausdrückt.

Der Nachfrage folgt naturgemäß das Angebot, dem Bedürfnisse die Produktion, und so hat sich denn eine ganz besondere Art von Kunstschöpfung und Kunsthandel entwickelt.

In früheren Zeiten waren nur die Kirchen, die öffentlichen Räume und die Paläste der großen Herren auswählte Stätten, in denen die Schöpfungen der Meister Platz fanden; die mittleren und kleineren bürgerlichen Kreise dachten gar nicht daran, Bilder in ihren Wohnungen aufzuhängen, höchstens vielleicht ein mehr oder weniger gutes Familienporträt oder etwa einen Kupferstich von größerer oder geringerer Güte. Darum aber waren die großen Meisterwerke dem Volke dennoch zugänglich in den Kirchen und auch in den großen öffentlichen Sälen. Das Volk sah in der That nur Meisterwerke und befiel das instinctive Verständniß für dieselben. Auch die Kupferstiche waren ja fast immer Reproduktionen der Musterschöpfungen, welche wenigstens die Formen richtig und treu wiedergaben.

Die mittleren und niederen Kreise hatten damals in ihren

Wohnstätten keine Bilder vor Augen, aber sie sahen doch nicht selten die großen Meisterwerke und bewahrten die Empfindlichkeit für die wahre Kunst, so daß auch das Volk selbst mit den großen Meistern und ihren Werken Fühlung behielt. Heute ist das anders geworden; der Schmuck der Kirchen durch Kunstwerke hat in den protestantischen Ländern ganz aufgehört und auch in den katholischen sich erheblich vermindert; das Volk besucht die Kirchen nicht mehr so eifrig wie früher, die Museen sind auch mehr zu Durchgangsstätten geworden, als zu Erholungsplätzen für das Volk selbst, wie das im alten Griechenland der Fall war. So hat denn die Menge mehr und mehr den Sinn und das Verständniß für die großen Meisterwerke der Kunst verloren, dagegen aber will der Gebildete seine Bilder — vielleicht wegen der Ähnlichkeit des Wortklangs — in seinem Salon haben. Kupfer- und Stahlstiche genügen nicht für die Erfordernisse der kleinbürgerlichen Vornehmheit; auch der Delbruck, welcher ja oft recht gut die großen Kunstwerke wiedergibt, genügt den Anforderungen nicht mehr. Man will „Originalgemälde“ haben, in wirklichem Oel auf Leinwand gemalt; das imponirt mehr und man kann den Besuchern im Vertrauen von den hohen Preisen erzählen, die man für diese oder jene „Leinwand“ bezahlt hat.

Zu dieser Dekorationswuth treten dann noch die munderbaren Excentricitäten des Geschmacks oder vielmehr der Geschmacksmode hinzu; denn auch die Kunst ist heute zur Modesache geworden. Jemand ein alter Maler längerer oder kürzerer Vergangenheit wird plötzlich von der launischen Mode oder von der eigenwilligen Berechnung einzelner Händler auf den Schild erhoben, und es gehört zum guten Ton, gerade mit Werken dieses Malers seinen Salon zu dekoriren. Natürlich existiren von dem gerade auf das Niedestal der Mode gestellten Maler nicht so viele Werke, um der gesteigerten Nachfrage zu genügen, und es entstehen dann die verschiedensten Nachahmungen, über welche sich der lange nach seinem irdischen Leben noch so hoch gefeierte Künstler wohl am meisten verwundern würde. Wir erinnern uns, daß es eine Zeit gab, zu welcher in Paris die Bilder von Jean Baptiste Greuze, der in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts in Dürftigkeit starb, in die Mode gekommen waren. Jedermann wollte absolut in seinem Salon oder in seiner „Galerie“, wie die Haute-Finance mit Vorliebe zu sagen pflegt, einen Greuze haben. Es existiren nun aber von Greuze nicht viele Bilder und fast alle befinden sich in der Ermitage zu Petersburg, im Louvre und auch in dem Berliner Museum. Die Bilderhändler kamen in die größte Verlegenheit, der Nachfrage zu genügen. Einige derselben thaten sich zusammen, um eine sehr geschickte Industrie auszuüben. Ein junger Maler verstand es, mit besonderer Geschicklichkeit die Manier von Greuze nachzuahmen und durch besondere Operationen seinen Bildern ein altes Aussehen zu geben. Die Bilderhändler der zur Ausbeutung des Publikums vereinigten Gesellschaft stellten nun ein solches Bild in einem alten, zerbrochenen Rahmen in ihren Laden und wußten geschickt die Aufmerksamkeit der Besucher darauf zu lenken.

„Mein Gott, das ist ja ein Greuze!“ hieß es dann.

„Ich glaube es nicht“, sagte der Bilderhändler, „man hat es mir wohl auch gesagt, aber ich glaube, man täuscht sich.“

Der Kauflustige, glücklich über seine Entdeckung, holte einige „Kunstkenner“ seiner Bekanntschaft, die im Ganzen ebenso wenig davon verstanden. Das Bild wurde, dem Widerspruch des Kunsthändlers zum Trotz, für einen echten Greuze erklärt und mit einem außerordentlich hohen Preis bezahlt, denn der Händler mußte sich wohl endlich der Autorität fügen. Am nächsten Tage tauchte dann bei einem andern Kunsthändler wieder ein solcher Greuze auf. Der junge Maler hatte alle Hände voll zu thun, und in allen Salons von Paris befanden sich kleine kokette Mädchen, gichtbrüchige Alte und rührende und komische Familienjungen in Menge, von denen gar manche auch heute noch für echte Bilder des nun längst wieder aus der Mode gekommenen Malers gelten mögen.

Ähnlich ging es mit anderen Meistern, und die Stätte, in welcher diese Art von Kunsthandel am schmutzigsten betrieben wurde, war das Hotel Drouot in Paris, diese allgemeine Verkaufshalle von alten Sachen und allem möglichen bric-à-brac, wo zuweilen aber auch seltene und kostbare Kunstschätze und Kunstschätze zum Verkauf kommen.

Die imitirten Bilder wurden hier ausgestellt und meist von diesem oder jenem Finanzbaron dennoch gekauft, denn es fanden sich immer noch Kunstkenner genug, welche theils aus Unverstand, theils mit Rücksicht auf die vortrefflichen Dinners ihres Mäcens dieses oder jenes aufgestellte Bild für echt erklärten, und so gibt es denn in Paris ganze Galerien, welche Werke der Künstler „aller Jahrhunderte“ enthalten, deren Ursprung aber nicht über das letzte Jahrzehnt zurückreicht.

Aber abgesehen von der Mode, welche bald diesen, bald jenen Namen eines wirklichen Meisters der Vergangenheit verlangt, gibt es noch einen außerordentlich schmutzigen Handel mit Delbildern, welche in der That zu Spottpreisen verkauft werden und für die Dekoration der Salons derjenigen Klassen bestimmt sind, die nicht viel Geld ausgeben wollen und können, aber dennoch Originalbilder besitzen möchten, denen sie dann nach beliebigen Namen beilegen, je nachdem sie das Verständniß ihrer Besucher taxiren.

Diese Nachfrage hat denn eine auf das Höchste gesteigerte Kunstproduktion und mit dieser einen ebenso gesteigerten Kunsthandel in's Leben gerufen. Es gibt in Paris eine große Anzahl von jungen und alten Künstlern in Sammetröden mit merovingischem Haarwuchs, welche sich der sogenannten Handelsmalerei zugewendet haben; sie malen Bilder, welche ihnen im Durchschnitt mit einem Franken bezahlt werden und von denen sie eine ungeheure Anzahl fertig stellen. Das Atelier eines solchen Handelsmalers, welcher feste Lieferungsverträge mit einem Kunsthändler geschlossen hat, ist sehr interessant. Er malt in einem kleinen Zimmer der vierten oder fünften Etage. Umgefahr sechs Staffeleien stehen neben einander, an denen er mit einem breiten Pinsel immer abwechselnd malt, so daß er, während das Eine ein wenig trocknet, an dem Nächsten fortfährt. Die Sujets sind entweder eine Landschaft mit einer Wiese, einem Bach, einigen Schafen und vielleicht noch einem Schäfer oder einer Schäferin, ein Meeresstrand mit ruhigem Meer, auf dem einige Fischerboote fahren, oder auch eine sturm- bewegte Flut, auf der ein großes Schiff mit den Wellen kämpft.

Alle diese Gegenstände erfordern nicht viel Farben; vier bis fünf Pinsel genügen. Der Maler fängt oben an. Erst ein blauer Himmel, dann etwas Weiß und Grün für die Wolken, die Meereswellen und die Bäume, etwas Grau für die Sturmwolken, dann noch etwas Roth für die Personen der Staffage, und Alles ist gethan. Hauptsache ist, nicht in die Details einzugehen — dieß thun ja viele große Künstler auch nicht — sich um die Perspektive möglichst wenig zu kümmern und thunlichst vier bis fünf Bilder an einem Tage fertig zu machen. Zuweilen arbeiten diese Maler dann auch gemeinschaftlich gegen festes Engagement in einem von den Kunsthändlern gestellten Atelier. Die Staffeleien stehen vor einem Modell, das vervielfältigt werden soll und das vielleicht eine ziemlich mittelmäßige Kopie eines alten Bildes ist. Hier gilt das vollständige Prinzip der Theilung der Arbeit: Einzelne malen den Grund, Andere die Bäume, wieder Andere die Menschen, dann die Thiere, und endlich gibt es Einen, der etwas mehr versteht als die Anderen, und der dann bei jedem Bilde die Lichter aufsetzt und einige kleine Details hinzufügt. Man nennt diesen Letzteren in dem kleinen Kreise der Handelsmaler den *Metteur en pages* nach der Analogie der Druckereien bei den großen Journalen. Die auf diese Weise hergestellten Bilder werden dann von den Händlern eingerahmt und natürlich spielt der Rahmen bei dem Verkauf eine große Rolle. Meist werden diese Rahmen in Deutschland gemacht und mit sogenannter chemischer Vergoldung versehen. Man verkauft sie nach Metern; sie werden dann je nach der Größe des Bildes fabrikmäßig zusammengeklebt. Der Meter kostet im Einkauf etwa einen Franken. Der Händler hat ein mehr oder weniger elegant ausgestattetes, aber immer etwas dunkles Verkaufslokal. Er hat auch illustrierte Kataloge, deren Illustrationen von den Gemälden selbst an Werth übertroffen werden und die sehr merkwürdig anzusehen sind. Wir haben einen solchen Katalog vor uns gelegen und man wird kaum finden können, daß die Preise zu hoch sind. Eine Landschaft oder ein Seestück, vierzig Centimeter lang und dreißig hoch, mit einem einfachen Rahmen kostet fünf Franken; eine Schneelandschaft kostet ebensoviel, und diese Schneelandschaften sind besonders von den Bewohnern süblicher Gegenden sehr gesucht; Blumen, Früchte und Wildpret kosten zwölf Franken. Die Porträts großer Männer figuriren unter der Ueberschrift Celebritäten und kosten sechzehn Franken. Ausdrücklich ist dabei bemerkt, daß für die Echtheit der Kostümabbildung garantirt wird. Ein sogenannter Speiseaal, ein Bild nach niederländischem Geschmack mit verschiedenen Attributen ist unter zwei- und zwanzig Franken nicht zu haben und steigt je nach der Größe bis zu hundert Franken; eine Schlacht mit einem großen Croquer in der Mitte beginnt mit fünf und zwanzig Franken und steigt bis zu hundert Franken. Hühnerhöfe, badende Nymphen und belebte Landschaften scheinen besonders beliebt zu sein, denn sie beginnen mit vierzig Franken; Heiligenbilder und Altarbilder für die Dorfkirchen steigen bis achthundert Franken.

Die Preise sind wie gesagt in der That wohlfeil genug, wenn man aber bedenkt, daß bei den meisten Bildern die Leinwand einen Franken kostet und der Rahmen auch etwa einen Franken, so wird man begreifen, daß der Händler ein großes Geschäft macht, denn der Abzug dieser Bilder ist so schwunghaft, daß man sich kaum eine Vorstellung davon machen kann. Die Pariser Bilderfabriken versorgen nicht nur Frankreich, sondern auch Deutschland und Amerika mit ihren Produkten, und da ist ein Vortheil von drei, oft aber auch von zwanzig und fünfzig Franken für jedes Bild schon genügend, den Händler reich zu machen.

Wie oben bereits bemerkt, sind zahllose Maler in den Ateliers auf Grund fester Verträge, zuweilen sogar gegen Tagelohn beschäftigt. Die Aelteren malen mit voller Resignation weiter, um ihre geringen Lebensbedürfnisse zu erwerben, und gehen häufig im Abhynth unter — die Jüngeren tragen sich noch mit der Hoffnung, von dieser niedrigen Stufe der Kunst zu den glänzenden Höhen derselben sich heraufzuarbeiten; sie trösten sich damit, daß auch die größten Meister oft als Farbenweiber angefangen haben, daß es eine Zeit gab, in welcher der nachmals so hochgeachtete Watteau auf dieselbe Weise Bilder fabriziren half, und daß so mancher berühmte gewordene Künstler sich in der Jugend sein ärmliches Brod mit dem Anpinseln von Töpferwaaren erworb. Bei den Meisten freilich bleiben diese Hoffnungen unerfüllt; sie altern, verkümmern und verderben, wie ihre Vorgänger. Immerhin aber haben wir Maler gekannt, deren Bilder Ehrenplätze einnahmen, und die vor Zeiten, um zu leben, gezwungen waren, in jenen Fabrikateliers der Bilderhändler zu pinseln. Es ist für diejenigen Kunstjünger, welche einmal in diese Sklaverei verfallen sind, auch nicht leicht, sich aus derselben herauszuziehen. — Es war ein junger Maler, der über die Art des Kunstbetriebes, durch welche er sein Brod erworb, Gewissensbisse empfand; er wollte sich von dem Wege, auf den er gerathen war, wieder emporarbeiten — er reiste nach der Bretagne, studirte dort das Meer, die Schiffe, die Uferfelsen und die Waldschluchten und brachte wirklich einige gute und werthvolle Bilder zu Stande. Ganz glücklich darüber, kam er damit nach Paris zurück und brachte die Werke dem Händler, dessen Lieferant er bisher gewesen. Dieser aber wies ihn unwillig zurück.

„Was wollen Sie,“ sagte der Kunsthändler, „das sind unvernünftige Bilder — die kauft mein Publikum nicht — das ist Unnatur — ganz außer der Regel — wollen Sie dergleichen malen, so suchen Sie sich die Fürsten und die großen Bankiers zu Abnehmern — ich kann so etwas nicht brauchen.“

Der junge Maler folgte dem Rath — aber er hatte keinen Namen, die großen Kunsthändler wollten seine Sachen nicht einmal ausstellen — er hatte auch keine Empfehlungen, um einen Mäcen zu finden, der seinen Bildern Eingang in die vornehmen Salons verschafft hätte. So blieb ihm weiter nichts übrig, als de- und wehmüthig wieder in das Atelier seines früheren Brodherrn zurückzukehren und mühsam und traurig zu vergessen, daß einen kurzen Augenblick lang der himmlische Lichtstrahl der wirklichen Kunst sein Haupt berührte.

Es gibt auch einzelne Händler, welche alte und werthlose Bilder aller Art zu Spottpreisen aufkaufen; sie lassen dieselben dann von ihren „Kunstmalern“ einigermaßen wieder aufzuleben und verkaufen sie mit der unerhörtesten Dreistigkeit für Werke

berühmter Meister, wobei sie indeß wohlweislich keine Garantie übernehmen, sondern nur versichern, daß „man“ ihnen gesagt habe, dieses Bild sei ein Rubens, jenes sei ein van Dyk und so weiter. Bei diesen Bildern ist der Gewinn ein noch größerer, und der Abzug derselben geht außerordentlich schwunghaft, namentlich nach den Städten der Provinz, nach den mittleren Städten in Deutschland und nach Amerika. Es ist vorgekommen, daß diese Bilder nach einiger Zeit der Gegenstand großer Streitigkeiten zwischen den Kunsthändlern in den entlegenen Gebieten gebildet haben, und daß sie endlich in den betreffenden Kreisen trotz des erhobenen Widerspruches dennoch als wirkliche alte Meisterwerke Geltung und Anerkennung behielten.

Das ist die Kunst des zweiten, dritten, ja vierten und fünften Ranges, wie sie heute von Paris aus durch die ganze Welt vertrieben wird. Die Zimmerdekoration freilich gewinnt dabei — das wirkliche Kunstverständnis aber geht immer mehr verloren, und dieß Verhältniß muß allmählig auch auf die Produktionen begabterter Künstler schädlich zurückwirken, denn der schöpferische Genius findet nicht in dem Preise, den ihm die Eitelkeit eines Liebhabers vielleicht zahlt, sondern nur in verständnisvoller Anerkennung des Volkes selbst seine Befriedigung und seine Anregung zu neuem Schaffen. Eine Aenderung ist aber schwerlich zu bewirken. Der Kunsthandel in absteigender Linie, wie wir ihn eben geschildert haben, läßt sich nicht verhindern und abschaffen; er beruht naturgemäß auf der sogenannten allgemeinen Bildung, welche in der That eine Halb- oder Viertelbildung ist, und jedes künstlerische Verständnis in den mittleren und niederen Klassen der Gesellschaft unter dem Wust materialistischer und doch nur schlecht verstandener Prinzipien erstirbt.

Unwiderstehliche Macht.

(Siehe das Bild S. 1093.)

Signor Pietro Ravelli hat sich auf zwei Dinge sehr gut verstanden — die Herzen der Frauen flogen ihm zu und als Fährniß der Söldlinge, die bald in Toskana gegen Italiener, bald gegen Schweizer oben in den Bergen kämpften, führte er sein Fährniß und seinen Degen ausgezeichnet. Zwei Dinge waren es aber auch, für welche der tapfere Soldat sehr wenig Begabung an den Tag legte; erstens sein Geld zusammenzuhalten und dann seinem Durst Schranken zu setzen. Daher geschah es, daß Signor Pietro fast nie Geld in der Tasche hatte und seine

Werbungen — er ging schon eine ziemlich lange Reihe von Jahren auf Freiersfüßen — einen ganzen Korbschlehterladen hätten ausstatten können. Nun war in Reggio eine allerliebste Schenkin, an welche der tapfere Haudogen zuletzt sein Herz verlor, und zwar in einem Grade, wie ihm das bisher noch nie passirt; die Würfel verloren für ihn an Interesse und sein Durst ließ nach, ja, er bekam sogar einen Widerwillen gegen alle Fehden und Kriegszüge und dachte es sich recht schön, in friedlichen Landen als Wirth einer lustigen Schenke zu leben mit einer Schenkin, die just wie Marietta von Reggio ausah — nein, diese selbst war. Und das Unerhörte geschah — Geld sammelte sich in Pietro Ravelli's Tasche an, Dublonen und Zechinen, und Signor Pietro kam mit einem Male in den Ruf eines solid gewordenen Mannes. Seine Kriegsgenossen verspotteten ihn, sie sangen:

„Die Liebe, die Liebe,
Sie hat ihn zahm gemacht“ —

und dann kamen Anzüglichkeiten vom Hänfling und Käfig und dergleichen mehr. Der Fährniß ließ sie flücheln und spotten und lächelte listig und überlegen. Die schöne Marietta war nun aber derselben Ansicht wie die groben Kriegsknechte, sie dachte gleichfalls, die Liebe hat Signor Pietro zahm gemacht; und zwar eignete sich das Wunder durch ihre kastanienbraunen Haare, blauen Augen und rothen Lippen. Zuerst zechte er so wild und führte so garstige Reden, er warf das Geld fort, und als sie ihn nicht ansah und zeigte, wie er ihr mißfiel, ging mit dem Fährniß allmählig die Wandlung vor. Er frug im Scherz, ob Marietta nicht die Seine werden wollte.

„Ja, wenn Ihr ein Häuschen und einen Weinberg kaufen könnt, warum nicht?“ gab die kluge Gasttochter zur Antwort.

„So gefall' ich Euch?“ erkundigte sich der Fährniß.

„Bis jetzt noch nicht, aber Ihr könntet mir gefallen,“ verzückte Marietta.

Und das „Könnte“ ging dem Krieger derartig im Kopf herum, daß er darüber den Durst und das Würfelspiel vergaß und eines Tages sich allein am frühen Vormittag bei Marietta im Keller befand. Fünfzig Dublonen, gutes schweres Gold, dafür gab es ein Häuschen und einen hübschen Weinberg und es blieben noch zehn übrig.

„Schöne Marietta, hier in diesem Beutel ist, was Ihr verlangt; erinnert Ihr Euch Eures Versprechens?“ fragte der Fährniß.

„Ja, Signor Pietro. Es war eine Probe, Ihr habt sie bestanden,“ gab Marietta nach einigem Bedenken lächelnd zurück; „aber damit ich überzeugt bin davon, daß Ihr nicht zurückfallt in Euren Durst und in das Spiel, müßt Ihr noch einmal so viel bringen, sonst ist's mit meiner Liebe nichts.“

„Hängt Ihr so am Geld, Signora?“ warf der Fährniß verstimmt ein. „Hat das Geld solche Macht über Euch?“ fügte er nachdenklich und verdrossen hinzu.

„Nein, das Geld ist's gar nicht,“ meinte die kluge Marietta, „das hat keine Macht über mich, sondern an dem Gelde sehe ich, wie Ihr mich liebt, und da ich gar sehr von Euch geliebt werden möchte, so müßt Ihr mir zum Beweis dafür noch einmal so viel sparen.“

Der lustige Fährniß sah zur Erde, dann erhob er seine Augen und gab der nichts ahnenden Marietta schnell einen Kuß. „Das ist der Verlöbnißkuß,“ sagte er, „wenn ich wieder komm, bringe ich hundert Dublonen und dann gibt's den Hochzeitskuß, und er verließ die Schenke.“

Und wirklich, die Liebe war die unwiderstehliche Macht. Der Fährniß sparte weiter; er nahm den Abschied als Kriegsknecht

und ward Marietta's gehorsamer Gatte und ehrfamer Wirth einer lustigen Schenke, die viel alte Kriegskameraden, welche den ehemaligen Genossen beneideten, in ihren geschwärmten Mauern sah, und die schöne, kluge Marietta sorgte dafür, daß Signor Pietro nie länger als höchstens einen Abend rückfälligkeit wurde — denn sie hielt das Geld sorgsam unter Verschuß.

Das Grabmal des Königs Ordoño II.

(Siehe das Bild S. 1097.)

Die altehrwürdige Kathedrale von Leon erfreut sich des Namens der herrlichsten Kirche von ganz Spanien. Dieser Ruhm wiegt doppelt und dreifach schwer in einem Lande, das eine so außerordentliche Fülle schöner und reich geschmückter Bauten kirchlichen so gut als weltlichen Charakters aufweist wie das Hauptreich der pyrenäischen Halbinsel. Wer hätte nicht schon seit seiner frühen Kindheit singen und sagen gehört von den architektonischen nicht minder als von den landschaftlichen Reizen jener durch Natur und Kunst herrlich ausgestatteten Gebiete; wer, der jemals durch ihre lachenden Thäler und durch ihre alterthümlichen Städte gewandert, hätte nicht begeistert in jenes Lob eingestimmt! Die Geschichte der Stadt Leon reicht bis in die frühen Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zurück. Damals schon entspann sich eine Rivalität zwischen Leon und Oviedo, welsch letztere Stadt die ursprüngliche Residenz des Königreichs Asturien war, das damals auch das leonesische Gebiet in sich begriff. Schon um das Jahr 918 aber hatte Leon die Nebenbuhlerin so weit überflügelt, daß die Könige von Asturien ihre Residenz nach Leon verlegten, das bald darauf dem ganzen Königreiche seinen Namen geben sollte. So nannte sich denn Ordoño II., der als ein Sohn Alfons's II. (auch der Große geheißen) seinem Bruder Garcia I. in der Regierung folgte, nicht mehr König von Asturien, sondern König von Leon. Ordoño II. starb im Jahre 932. Aber erst ein halbes Jahrtausend später, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, wurde ihm in der inzwischen unter Meisterränden erstandenen Kathedrale seiner ehemaligen Residenz das prächtige Grabmal errichtet, das unsere Abbildung wiedergibt. Einiges Uebrig, wie das Löwenwappen mit seiner kosteten Arabestenumfassung an der Spitze des Ganzen, charakterisirt sich sogar als Ruchat einer noch beträchtlich spätern Periode, in der schon der Barockstil sich Geltung zu verschaffen begann. Der Hauptsache nach aber stammt das Monument unverkennbar aus jener schon oben näher bezeichneten Zeit, in welcher die Gothik sich zur höchsten, lapriziösesten Zierlichkeit entwickelt hatte, die — an sich überaus reizvoll und blendend — sich nach der eingeschlagenen Richtung hin nicht mehr überbieten ließ und somit heimlich bereits die Keime des Niedergangs in sich barg. Gleichviel! Was wir vor Augen sehen, ist von solcher Schönheit in der reichen Komposition wie in den zart entwickelten Einzelformen, daß wir uns ihrer rückhaltlos erfreuen dürfen.

Emil Adam.

(Siehe das Porträt S. 1096 und die Bilder S. 1092 u. 1096.)

Emil Adam, geboren am 20. Mai 1843, gehört der berühmten Münchener Künstlerfamilie dieses Namens an, die von dem Schlachtenmaler Albrecht Adam aus Nördlingen ihren Ausgang nahm. Benno Adam, der Thiermaler, ist sein Vater, Franz Adam, der Schlachtenmaler, sein Oheim. Auch mütterlicherseits fließt Künstlerblut in seinen Adern, denn seine Mutter Josefine, geborene Quaglio, ist die Tochter des Architekturmalers Dominik Quaglio zu München.

Vom Vater zuerst zum gelehrten Studium geführt, begann Emil sich gleichwohl schon 1855 nach zweijährigem Besuch des Gymnasiums unter Leitung erst seines Vaters und später seines Oheims Franz der Kunst zu widmen und verkaufte 1858 sein erstes Bildchen. Im nächsten Jahre folgte sein erstes Pferdeporträt, für das er vom Bestzer des Originals dieses einen Ponny mit Sattel und Zaum erhielt. 1861 debütierte der junge Künstler mit einer „Höflichkeitigen Lagerzene“ auf der Ausstellung in Köln, wo dasselbe vor allen anderen Bildern angekauft wurde. Im nämlichen Jahre fand er als Gast des berühmten Pferdekenner's Professor Dr. v. Rueff in Hohenheim günstige Gelegenheit, das arabische Pferd gründlich zu studiren.

Die Eindrücke, welche Adam, der sich überall auf das Lebenswürdigste aufgenommen sah, damals empfing, wurden für sein ganzes Leben bestimmend. Einmal entschied er sich definitiv für das gewählte Fach, in welchem er höchste Vervollkommenung anstrebte: Darstellungen aus dem Pferdeleben, Reiter- und Sportbilder in einfachen, möglichst getreuen Porträts oder in bewegten Szenen; dann aber stellte er sich auch die Aufgabe, sich den Takt, die Geschicklichkeit und die Korrektheit anzueignen, denen sein Großvater Albrecht Adam neben seinen künstlerischen Leistungen die allgemeine Beliebtheit und die weit über sein Grab hinausreichende Hochachtung in allen Gesellschaftskreisen verdankte.

Als Ergebnis seines längern Aufenthalts auf den arabischen Geflüchten zu Scharnhausen und Weil in den Jahren 1861 bis 1863 erscheint zunächst seine „Heimkehr arabischer Muttertuten von ihren Weiden in Scharnhausen“, ein größeres Bild mit über zwanzig Schimmeln. Dieder gehört auch sein: „Pferde auf der Weide“, mit dem Adam 1864 zum ersten Male im Münchener Kunstverein erschien.

Eine Einladung des Fürsten Max Fürstenberg führte ihn im Herbst 1864 nach Böhmen, von wo er nach Pardubitz ging, um dort die ersten Sportbilder zu malen. Im folgenden Jahre fand der Künstler während seines Aufenthalts in Brüßel an Cesare dell'acqua einen väterlichen Freund, der ihm sein Haus zur Verfügung stellte und ihn mit Gallait, Portaels, Leys etc. bekannt machte, wie er auch in Paris, wohin Adam im Mai mit Jenem gereist war, des jungen Pferdemaalers Bekanntschaft mit Gerôme, A. Stebens, de Jonghe und anderen Notabilitäten vermitteln konnte. Sein Aufenthalt

in Brüssel dauerte acht Monate, während deren er gleichzeitig mit E. Winters sich in der Schule von Portaels mit figürlichen Studien beschäftigte.

Im Jahre 1867 ward der Künstler mit seinem Vater nach Pardubitz berufen, um ein großes Jagdbild, „Die Pardubitzer Jagdgesellschaft“, wovon wir eine getreue Nachbildung geben, mit etwa sechzig Personen, meist zu Pferde, und zweiundzwanzig Hunden, alle Porträts, zu malen. Die Hunde freilich stammen gleich der Landschaft von der Meisterhand seines Vaters. Dasselbe gilt von dem 1869 bis 1870 entstandenen Jagdbilde „Lippspringer Jagdgesellschaft“, mit sechsunddreißig Personen, vierunddreißig Pferden und sechsunddreißig Hunden. Es wurde im Auftrage des Herzogs von Nassau ausgeführt und enthält zum Theil Personen des höchsten westphälischen und rheinischen Adels, während das Pardubitzer Bild die vornehmsten Namen des österreichischen, insbesondere des böhmischen Adels vereinigt.

Höchst interessant für den Künstler und nicht minder werthvoll gestalteten sich seine mit jenen Aufträgen verknüpften Reisen nach Böhmen und Westphalen, die ihn mit den höchsten Familien in einen Verkehr brachten, der noch heute in freundlichster Weise fort dauert.

Von 1872 bis 1877 war Adam alljährlich während der Saison einen bis zwei Monate in Pardubitz beschäftigt; auch der Herzog von Nassau zog ihn für längere Zeit an sein Hoflager nach Frankfurt, wo Adam 1870 ein Reiterporträt der Herzogin, eines seiner besten Bilder, malte.

Seinem ernststen Streben und seinem grundsätzlichen Vermeiden schnell hingeworfener Gelegenheitsbilder verdankt es Adam, daß er sich in Oesterreich-Ungarn als Sportmaler auf den ersten Platz gestellt fand und daß man ihm außer hohem Talent für Porträtähnlichkeit eine ungewöhnlich scharfe und richtige Auffassung des Sitzes der Reiter und ein feines Verständniß für die Wiedergabe aller charakteristischen Merkmale nachrühmte.

Ein auf der Münchener Ausstellung von 1876 gewesenes Jagdbild, „Das Auffinden der Fährte“, mit den Porträts der fürstlich Kinsky'schen Familie ward eines der erfolgreichsten für den Künstler: es erschloß ihm in der angenehmsten Weise den Weg nach Ungarn durch eine Einladung von Seite des Grafen Thassilo Festetics nach Veronze, welcher er 1876 folgte. Er erhielt dort zahlreiche Aufträge, in Folge deren auch die „Rehstrecke im Walde“, eines seiner besten Bilder in Bezug auf Stimmung und Durchbildung, entstand.



Emil Adam.

In den Jahren 1877, 1879 und 1880 wurde Adam nach Berlin berufen, um die Renner Pirat, Cincsem und Tallos zu malen. Das Jahr 1878 führte ihn im Auftrage des Fürsten von Fürstenberg nach Donaueschingen und in dem der Frau

Herzogin von Hamilton nach Baden-Baden. Der „Gala-Bierzug“ der Lehren wurde viel bewundert und als das beste Bild dieses Genres erklärt.

Eine Einladung des Grafen J. v. Larisch-Mönnich nach Freistadt in österreichisch-Schlesien im Herbst 1879 gab Anlaß zum Entstehen der „Jagd mit Harriers“ und „Kaiser Franz Josef auf einer Harriersjagd in Freistadt“. In demselben Jahre folgte Adam einer Einladung des Grafen Franz Adasdy nach Agárd in Ungarn. Die Frucht der Reise war die „Agárd'sche Jagdgesellschaft“, welche die ihrem Master, dem Grafen, verehrte. Das 1882 vollendete Bild enthält über dreißig Herren- und Damenbildnisse, fünfundzwanzig Pferde- und vierundzwanzig Hundeporäts. Es galt als eines der besten Bilder der Pesther Ausstellung, und die Harriersjagd mit dem Bilde des Kaisers trug dem Künstler den Franz-Josefsorden ein.

Die Münchener Ausstellung 1883 brachte die Reiterporträts des Grafen Georg und der Gräfin Marie Larisch-Wallersee. Ganz besondern Erfolg hatte das Porträt des Wiener Derby- und ungarischen Nemzeti-Siegers „Tartar“, für den ungarischen Jockeyklub gemalt.

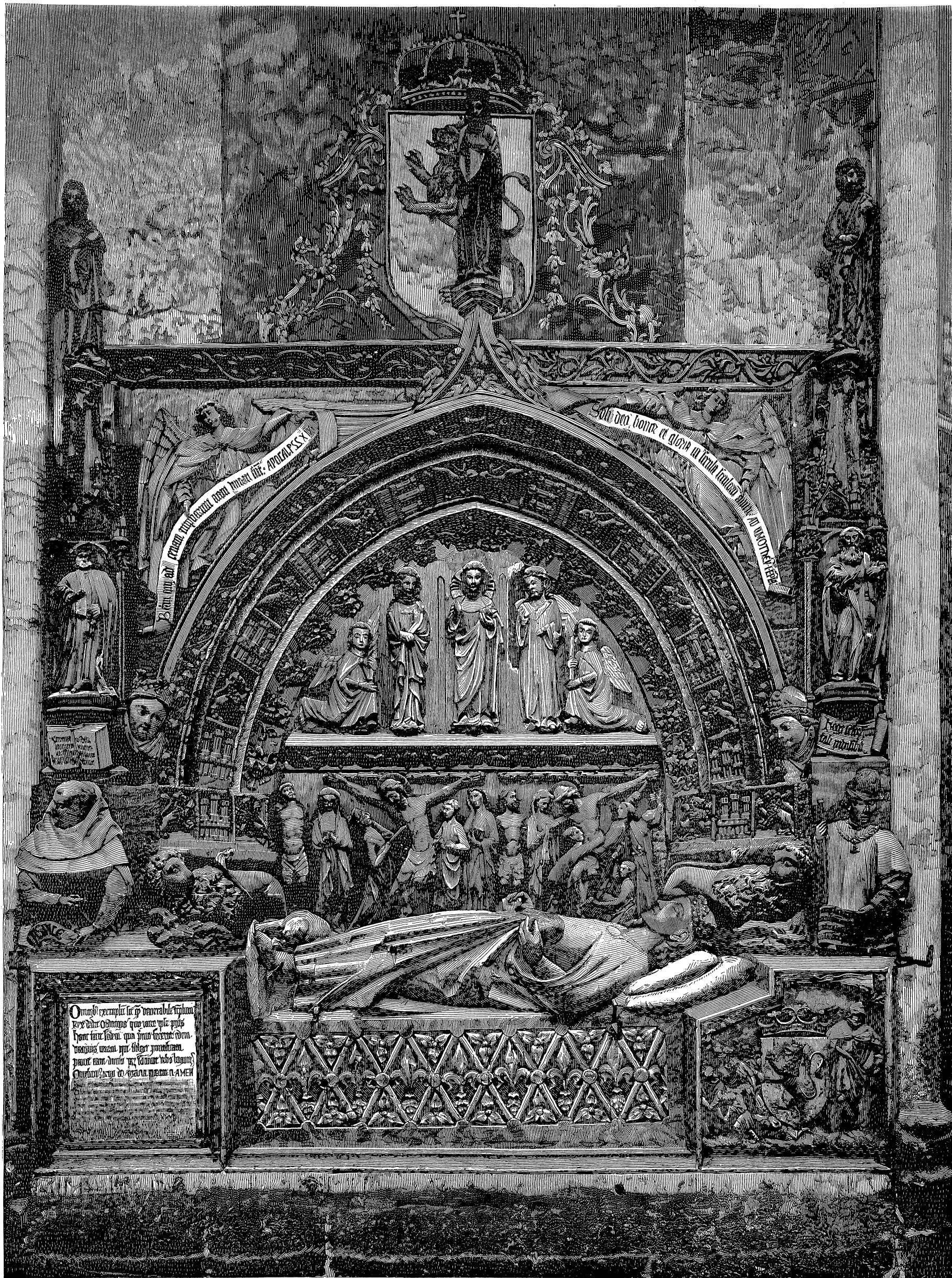
Den Sommer 1884 verbrachte Adam in Wien und Ungarn, wo er in Balaton-Verény das Bild der jungen Gräfin Marie Hunyady (in der Vervielfältigung als „Souvenir an Balaton-Verény“ bekannt) malte, das in Pest als ein Werk, in dem sich der Künstler selbst übertroffen habe, enthusiastische Aufnahme fand.

Mit dem Porträt der „Florence“, der Siegerin im Jubiläumsrennen zu Baden-Baden 1884, drang Adam auch in England glänzend durch. Das neue Jahr brachte zwei Pferdeporträts für die Königin von Neapel und die heut von uns reproduzierten „Jugendlichen Parforcejäger“, ein Bildchen, das um neun Jahre zurückgreift und die junge Gräfin Wilczek und ihren Bruder Ferdinand als Kinder zeigt, wie sie Unterricht in der Parforcejagd erhalten und der Stallmeister als Huntsman der Gräfin „Steady! Steady!“ (Nur ruhig!) zuwinkt. Lebendige Auffassung, sorgfältige Durchführung und namentlich Tiefe des Tones machen es zu einer der anziehendsten Leistungen des Künstlers.

Emil Adam lebt in stiller Zurückgezogenheit nur seiner Kunst und seiner Familie; seine vielen und angenehmen Beziehungen nach außen machen ihm den geringern Grad von Verständnis, dem sein Spezialfach in seiner Vaterstadt München begegnet, weniger empfindlich. Carl Albert Hegner.



Jugendliche Parforcejäger. Gemälde von Emil Adam. Nach einer Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.



Grabmal des Königs Ordoño II. in der Kathedrale von Leon.

Gräfin Regine.

Novelle

von

Käthe von Bergh.

(Schluß.)



Angewöhnlich zeitig war der Südwind über das winterliche Land dahingebraust, hatte den Schnee hinweggeeggt von Wald und Feld und die Flüsse und Bäche angeschwellt, daß ihre Wogen — hier befruchtendes Leben, dort Verderben bringend — in wirbelndem Tanze dahinstürmten; nur die fernen Berge trugen noch die weißen Wintermützen und blickten kalt und theilnahmlos in den Kampf des Winters mit dem erwachenden Leben hinein.

Im Park von Wiederau schlugen die Anseln und hüpfen über die feuchten Wege und Rasenplätze, nach der lang entbehrten, aus dem Winterschlaf erwachten krabbelnden Speise suchend. Aus den moosbedeckten Beeten hoben die ersten Schneeglöckchen ihre vorwichtigen Köpfchen empor, fragend, ob es nicht bald an der Zeit sei, der jungen Braut den Hochzeitsreigen zu läuten, und verwundert blickten die violetten und goldgelben Krokus in die sich schmelzende, schöne Gotteswelt hinein.

Im kleinen Schlosse regte sich auch ein ungewohntes Leben, Arbeiter aus der Residenz waren gekommen, um die Gastzimmer in Stand zu setzen und die veraltete Ausstattung der Gesellschaftsräume im Geschmack der Zeit zu erneuern. Regine leitete selbst alle Veränderungen und war unermüdet, wie die zärtlichste Mutter, das Haus für den Ehrentag des geliebten Kindes zu schmücken. Mit Reine war sie liebevoll wie immer, und kein Zucken der Wimper verrieth, was sie litt, wenn das junge Mädchen sich am Abend auf seinen Lieblingsplatz zu ihren Füßen setzte und mit ahnungsloser Grausamkeit von seiner Liebe plauderte. Wenn das Weh in ihrem Herzen zu heiß und versengend aufwallte, dann sagte sie wohl: „Laß uns nun zu Bett gehen, Kind, ich bin müde; träume Du nur allein weiter,“ und mit einem Kuß auf die glückstrahlenden Augen ging sie hinaus.

In der Einsamkeit ihres Zimmers, in der Stille der Nacht rang sie dann mit ihrem rebellischen Herzen, wie einst Jakob mit dem Herrn gerungen hat, und der Segen blieb auch ihr nicht vorenthalten, Ruhe und Frieden zogen in ihre betende Seele ein. Am Morgen war sie dann wohl noch bleicher, ihr Gang, alle ihre Bewegungen trugen noch mehr den Stempel äußerster Ermüdung, aber ihr Auge war klar, ihre Stimme fest und ruhig, als sie Reine begrüßte und die Anordnungen für den Tag traf.

So kam der letzte Februartag heran und brachte schon am frühen Morgen die ersten Hochzeitsgäste; es waren nur die nächsten Anverwandten der Leutringens und Hartensteins geladen, der Bräutigam sollte mit seinen Brüdern erst gegen Abend zum späten Diner ankommen.

Regine machte mit vollendeter Anmuth die Wirthin. Anregend, vermittelnd, hatte sie für jeden ihrer Gäste ein weltgewandtes, freundliches Wort der Beachtung; den leichten Schatten auf ihrer Stirn schrieb man der bevorstehenden Trennung von der liebgewonnenen Pflegetochter zu.

Reine fand man reizend in ihrer mädchenhaften Schüchternheit, die sich noch nicht darin zurechtfinden konnte, mit ihrer Liebe so in den Mittelpunkt des Interesses gestellt zu sein. Die kleine Gesellschaft bewegte sich in fröhlichster Stimmung in den eleganten Räumen des Schloßchens und ward nicht müde, der „lieben Gräfin“ zu danken, daß sie diese Zusammenkunft veranstaltet hatte.

Regine hatte für diesen Tag die Trauer abgelegt, ein goldbraunes Atlatzkleid mit reicher Stickerei umfloß in schweren Falten die hohe, schlanke Gestalt, die lange Schleppe gab ihrem Gang, als sie so über den weichen Teppich zwischen ihren Gästen dahinglitt, etwas selbstschwebendes; als einzigen Schmuck trug sie im vollen Haar einen Perlenkamm und eine Schnur prachtvoller Perlen mit einem antik gefaßten Saphirschloß um den Hals.

„Wie sie noch schön ist,“ flüsterte Gatto Hartenstein seiner Nachbarin zu, „wahrhaftig ein königliches Weib

— und sie will sich hier vergraben, während sie in der Residenz noch immer der gefeierte Stern aller Salons sein könnte.“

„Um, doch sehr verblüht,“ antwortete die kleine Frau von Leutringen-Eltern, die mit zwei unschönen Töchtern seit vielen Jahren in allen Gesellschaften das bittere Brod der Enttäuschungen aß und davon immer spitzer und magerer wurde — „sehr verblüht; das muß auch wohl Pelfe gefunden haben, der sich von der Tante der Nichte zugewendet hat. Ihr vieles Geld bekommt er ja doch mit dem graziösen Fräulein Reine!“

Graf Gatto wandte sich entrüstet ab, er hatte einen leeren Sessel neben Regine erspäht und beeilte sich, ihn einzunehmen. Regine hatte stets für diesen Neffen ihres Vaters, der kaum dem Knabenalter entwachsen war, als sie aus der Gesellschaft verschwand, eine große Vorliebe gehabt und hörte nun freundlich lächelnd zu, als er seiner ungeheuchelten Bewunderung bereiten Ausdruck gab; es berührte ihr Ohr wie eine fremd gewordene, lange nicht gehörte Sprache, wie Klänge aus einer versunkenen Welt.

Während Gatto eifrig redete und Regine halb abwesend zuhörte, sah er die Gräfin plötzlich erbleichen und wurde da erst auf das Geräusch eines vorfahrenden Wagens aufmerksam.

„Was ist Ihnen, Tante?“ unterbrach er sich erschrocken.

„Reine, wo ist Reine?“ entrang es sich tonlos den zuckenden Lippen.

Dem jungen Mann ward wie mit einem Blitzstrahl die ganze Situation klar; so hatten also die geschwägigen Zungen doch Recht; — wie absichtslos rückte er seinen Sessel so, daß er die Gräfin vor den neugierigen Blicken der übrigen Gesellschaft verbarg, und sprach eifrig weiter; was er sagte, wußte er selbst nicht, sie sollte nur Zeit gewinnen, sich zu fassen.

Reine war längst aus dem Salon verschwunden. Sie hatte von ihrem Platz in der Fensternische aus stets die Uhr im Auge behalten und viel früher, als man das Rollen des Wagens hören konnte, die Lichter desselben um die Wände biegen sehen. Unbemerkt war sie hinausgehuscht, hatte um Kopf und Schultern ein warmes Tuch geschlungen und war durch den dümmern Garten dem Geliebten entgegen geflogen.

Althemlos kam sie am Parkthor an, gerade als der Pförtner es aufschloß und stand mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen, nun aber doch ein wenig zaghaft, vor dem Ueberraschten.

Pelfe sprang aus dem Wagen, hieß den Kutscher mit den Reifegefährten weiter fahren und schloß das holde Wesen stürmisch in die Arme.

„Wie reizend, daß Du mich hier erwartest hast, Reine! Ich malte mir schon mit Schrecken aus, wie fremd und feierlich unser Wiedersehen dort im Schlosse, vor allen Gästen, sein würde, und nun halte ich Dich hier in meinen Armen, Geliebte, und nur die Sterne sehen, wie ich Dich küsse!“

„Die Sterne plaudern nicht,“ sagte sie lächelnd und bot ihm unbefangen die frischen, süßen Lippen; „ich konnte Dich nicht droben zuerst begrüßen vor all' den fremden Leuten, und doch war ich vielleicht wieder ‚zu impulsiv‘, wie Tante immer sagt; ich bin eben kein so korrektes Fräulein, wie oben im Salon ein halbes Duzend sitzt. Aber nun müssen wir doch hinaufgehen, sonst kommen sie mit Fackeln, uns zu suchen.“

Er zog ihren Arm in den seinen und langsam gingen sie dem hell erleuchteten Hause zu. Als sie einige Minuten später zusammen den Salon betraten, hatte auch Regine ihre ganze Haltung wiedergewonnen und ging dem Verlobten ihrer Nichte mit ausgestreckter Hand und einigen herzlichen Worten entgegen.

Bald war das Brautpaar von Glückwünschen umringt. Jeder wollte ein besonderes Wort sagen und half unbewußt damit den zunächst Betheiligten über das Peinliche der Situation hinweg. Das Diner war sehr heiter; nur zwei Menschen wurden von Regines ungewöhnlich lebhaftem Geplauder, von ihrem Lächeln nicht getäuscht, Pelfe und Graf Gatto sahen oft verstohlen und sorgend nach ihr hin und der Schatten auf ihrer Stirn blieb Beiden nicht verborgen.

Für den Abend hatte die Jugend allerlei kleine Aufführungen veranstaltet und sich des Brautpaares bemächtigt, und Pelfe fand, so sehr er sie auch suchte, keine Gelegenheit zu einem Wort mit Regine.

Am andern Morgen kam die Gräfin nicht zum Frühstück herunter; Reine entschuldigte sie mit einer schlechten Nacht und großer Ermüdung und machte mit lieblicher hausfräulicher Würde die Honneurs am Frühstückstisch.

Regine lag in dumpfem Sinnen auf der Chaiselongue, sie sah nichts und hörte nichts, nur ein Gedanke erfüllte Kopf und Herz: vergeblich, — vergeblich alles Kämpfen und Ringen und Beten — das arme, gemarterte Herz war willenlos in seine alte Sklaverei zurückgekehrt und in wenig Stunden würde ihr Glend, ihre trostlose Vereinsamung, ihr selbstvernichtendes Opfer am Altar besiegelt werden. Sie achtete nicht auf das Klopfen des Kammermädchens, das sie an die Stunde der Toilette erinnern wollte; auch Reine's leise Bitte um Einlaß blieb ohne Antwort.

Sterben, vergehen! — jetzt, in dieser Stunde, ehe sie die letzten bittersten Tropfen des Kelches leeren mußte. Da schlug die kleine Pensüle auf dem Schreibtisch langsam, wie zögernd, als ob auch sie die fortschreitende Zeit aufhalten möchte; Regine richtete sich auf und zählte: „Elf!“ Die Trauung sollte um ein Uhr in der Dorfkirche stattfinden und es war bestimmt, daß Regine selbst die Braut an den Altar führen würde, sobald Alles versammelt sei. Sie fuhr mit der Hand über die Stirn, als ob sie die quälenden Gedanken wegwischen wollte, sah einen Augenblick hinaus in die lachende Frühlingswelt, und ging mit müden, schleppenden Schritten in ihr Ankleidezimmer.

„Darf ich jetzt kommen?“ fragte eine Stunde später Reine, und noch ehe die Gräfin antworten konnte, stand sie vor ihr in ihrer ganzen stolzen Lieblichkeit, der weiße Atlatz des Brautkleides schmiegte sich in prachtvollen Falten um die schlanken Glieder, das schöne goldigbraune Haar war in breiten Flechten aufgesteckt und kräuselte sich in kleinen Löckchen auf der blendenden Stirn, in den strahlenden Augen glänzte es wie Thau, als sie sich auf Regines Hand neigte und mit bewegter Stimme flüsterte: „Ich muß Dir noch danken, Mamma mia, für all' das Glück, das Du mir gegeben hast, und Du mußt mich segnen im Namen meines Vaters, ehe ich über die Schwelle Deines Hauses gehe, in das neue, wunderbare Leben hinaus.“

Regine zog das holde Wesen an's Herz und hielt es lange umschlossen, kein Wort kam über ihre zitternden Lippen, nur ein stummes Gebet flog zum Himmel auf, daß ihr Opfer kein vergebliches sein möge. Dann befestigte sie selbst den kostbaren Spitzenschleier in Reine's Haaren und schmückte sie mit einem prächtigen Brillantkrenz an goldener Kette, ihrem eigenen Hochzeitsgeschenk. „Gott segne Dich, mein Kind,“ sagte sie leise und schloß sie noch einmal herzlich in die Arme, „er mache Dein Haus zu einer Hütte Gottes und zu einer Stätte des Friedens.“

„Wenn Du nur zu uns kommen wolltest, Tante Regine, dann wäre Alles vollkommen.“

„Vollkommen soll eben nichts auf Erden sein,“ sagte Regine mit einem schmerzlichen Lächeln, — „ihr werdet mich nicht vermissen, und mich zieht es nach Capri, zu unserem lieben Grabe, — später vielleicht, — nun aber gehe hinüber, liebes Herz, sobald der Wagen vorgefahren ist, hole ich Dich ab.“

Reine verließ das Zimmer, Regine beendete rasch ihre Toilette und trat dann in ihr Cabinet, um Fächer und Handschuhe zu holen. Mit einem leisen Aufschrei fuhr sie zurück — vor ihr stand, bleich und ernst, der Baron.

„Magnus, warum thun Sie mir dieß an,“ sagte sie fast unbewußt, „warum?“

„Warum, Regine? Weil ich nicht mit Reine an den Altar treten kann, ohne ein gutes, versöhnendes Wort von Ihnen. Warum? Weil ich sehe, daß Sie leiden, und weil ich Reine, so lieb ich sie auch habe, hassen lernen würde, wenn sie zwischen Sie und mich träte. Nur ein Wort, Regine, haben Sie mir vergeben?“

Er reichte ihr die Hand hin, in die sie ihre bebenden Fingerspitzen legte; sie rang nach Fassung; war denn nirgend's Erbarmen mit ihrem armen Herzen, wurde sie immer wieder vom Ufer zurückgeschleudert in die tosende Brandung?

„Ich habe nichts zu vergeben,“ entrang es sich endlich ihren bleichen Lippen, „wir waren Beide in einer Täuschung befangen, die verhängnißvoll hätte werden können; ich sagte es Ihnen ja immer, die Fähigkeit, zu lieben, zu beglücken, war längst in mir erstorben. Nun ist Alles gekommen, wie ich es mir gewünscht habe.“

Pelfe sah sie starr, befremdet, zweifelnd an; sie senkte den Blick und entzog ihm die Hand, die er noch immer hielt. War dieß Weib eine Heldin, die für ihre Liebe lächelnd in den Tod ging — oder herzlos kalt und leidenschaftlos, dem warm pulsirenden Leben entfremdet und entrückt? Einen Augenblick zögerte er,

als ob er noch etwas sagen wolle, dann drückte er einen langen Kuß auf ihre Hand und ging hinaus.

Eine halbe Stunde später führte Regine, eine stolze, königliche Erscheinung in violetter, mit Goldspitzen garnirtem Sammetkleid, auf dem schönen Kopf eine kleine altdeutsche Haube mit denselben Spitzen, die erglühende Reine dem am Altar harrenden Pelfe zu. Der alte Geistliche, der tiefer blickte, als er zeigen mochte, segnete den Bund mit kurzen, herzlichen Worten ein; bei dem darauf folgenden Diner war Regine die liebenswürdigste, aufmerksamste Wirthin — aber entgegen ihrer sonstigen Gastlichkeit hielt sie nach der Abreise des neuvermählten Paares keinen der Gäste in Wiederau zurück. Als der Abend hereindämmerte, war die alte Stille wieder im kleinen Schlosse eingekehrt; Regine hatte die letzten Abreisenden zum Wagen begleitet und stieg bleich und müde die Treppe zu ihren Zimmern hinan.

*

Vier Jahre waren in's Land gegangen; sie hatten den Menschenkindern Freude und Leid gebracht in buntem Wechsel; Erbs für Verlorenes den Einen — Vergessen und Verschmerzen den Andern; für Regine waren sie in dumpfem Einerlei schmerzlichen Entbehrens vergangen, für sie hatte nie die Morgenröthe eines neuen Glückes die tiefe Dämmerung unterbrochen, die mit ihren düsteren Schatten das Leben der Einsamen umlagerte; jeder Abend fand sie ärmer an Lebensfreude, schwächer im Kampf mit dem rebellischen Herzen, muthloser ihrer innern Verlassenheit gegenüber.

Sie hatte meistens im Ausland gelebt; alle Bitten Reine's, zu ihr zu kommen, sich an ihrem Glück zu freuen, waren vergeblich. Freundlich, aber bestimmt lehnte sie jedes Wiedersehen mit ihr und dem Baron ab. Nach Wiederau war sie ein paarmal für kurze Zeit gekommen, aber nur, wenn sie Pelfes von der Residenz abwesend wußte. In Capri hatte sie sich das kleine Landhaus ihres Bruders wohnlich hergerichtet und da fühlte sie sich noch am heimischsten. Sie mied den Fremdenverkehr und wußte mit kühler Zurückhaltung die sich taktlos herandrängende Neugier fern zu halten. Dagegen sah man sie oft in den Hütten der Armen und Kranken; sie versammelte die kleinen schwarzlockigen Mädchen um sich, lehrte sie stricken und nähen, brachte ihnen deutschen Fleiß und deutsche Sauberkeit bei, und wo sie erschien, wurde sie mit der graziösen Freude begrüßt, die jenem kindlich liebenswürdigen Inselvolke eigen ist.

Jeden Abend aber, wenn die Sonne sich neigte, richtete sie ihre Schritte nach dem kleinen Friedhof; dort verweilte sie in tiefem Sinnen, oder sie stieg noch höher hinauf bis zum Tiberiusfelsen und blickte träumend über den Meerespiegel, bis der Sonnenball versank und die violetten Abendsschatten in graue Dämmerung übergingen. Da fand sie wohl auf dem Heimweg den alten Marten, der ihr besorgt nachgeschlichen war; anfangs schalt sie freundlich über die unnöthige Sorglosigkeit des Alten, aber dann war es ihr doch lieb, auf dem beschwerlichen Weg eine Stütze zu haben. Der treue Diener bemerkte es wohl, wie ihre Kräfte täglich schwanden, wie sie immer häufiger ruhen mußte, der Athem immer kürzer und beschwerlicher ward; aber wenn er bat, einen Arzt rufen zu dürfen, lächelte Regine nur und sagte:

„Noch nicht, es wird schon besser werden!“

Daheim in Deutschland färbten sich wieder die Blätter und der Herbstwind jagte sie in wirbelndem Tanze auf und nieder; der erste Schnee lag auf den Dächern und auf Sträuchern und Bäumen, während er in den Straßen schon schmolz und sich rasch unter den Füßen der fröstelnd Dahineilenden in schwarzgrauen Schmutz verwandelte. Auf dem Felsenland im Golf von Neapel mußten sie freilich nichts von Eis und Schnee, aber die Tramontana schnob mit kaltem Hauch um die Insel, ballte die grauen Wolken zu dichten Schleiern zusammen und peitschte die Wogen, daß sie in wilder Empörung hoch aufspritzten gegen das verbödete Gestade.

Regine hatte längst ihre Wanderungen aufgegeben, sie konnte kaum mehr ihr Zimmer verlassen; fröstelnd und fiebernd lag sie auf dem Ruhebett, zu schwach, sich zu beschäftigen, immer allein. Es kam nun doch eine Art von Heimweh über sie, eine krankhafte Sehnsucht nach der Stätte, wo sie ihren kurzen Glückstraum geträumt hatte, und sie befahl Marten, Alles zur Abreise zu rüsten. Der Arzt, den sie nun selbst zu sehen verlangte, gab ihr die Versicherung, daß sie in einigen Tagen würde reisen können, und berordnete einige stärkende

Mittel; draußen aber legte er die Hand auf den Arm des greisen Dieners, der ihn mit Thränen im Auge fragend ansah, und flüsterte:

„Die Gräfin wird unsere Insel nicht mehr verlassen, sie ist nicht eigentlich krank, aber das Lebenslicht ist herabgebrannt; — hat sie Angehörige in Deutschland, so telegraphiren Sie denselben noch heute, es ist keine Stunde zu verlieren.“

*

Das Wetter hatte sich aufgehellt, nach drei Tagen fuhr das erste Dampfboot wieder von Neapel nach Capri. Es brachte nur wenig Passagiere; ein großer, stattlicher Mann, dem man den Offizier ansah, verließ zuerst die kleine Barke und reichte einer eleganten jungen Frau in dunklem Reiseanzug den Arm. Beide schienen im Gedränge am Ufer Jemand zu suchen, aber vergeblich. Während der Herr einige kleine Gepäckstücke einem der sich übereifrig herandrängenden Träger übergab, war die Dame vorausgeeilt und hatte die Stufen, die von der kleinen Marina zur Stadt hinaufführen, erreicht.

„Marten ist nicht da,“ rief sie dem Nachkommen zu; „o Magnus, es geht gewiß nicht gut mit der armen Tante.“ Die großen braunen Augen füllten sich mit Thränen, die langsam über das schöne Gesicht herabrollten.

„Muth, Muth, liebe Reine, wir wollen das Beste hoffen,“ sagte Pelfe, der Mühe hatte, dem beflügelten Schritt seiner Begleiterin über die steile Felsentreppe zu folgen.

Reine hatte kaum einen Blick für die altbekannte Umgebung, für die Gärten und Villen, die sie heimlich grüßten, und flog nur immer schneller, pochenden Herzens dem Ziele zu.

Regine hatte am Morgen eine tiefe Ohnmacht gehabt und der schnell herbeigeholte Arzt glaubte schon das Ende gekommen, doch war sie scheinbar kräftiger aus derselben erwacht; lächelnd begrüßte sie den lang entbehrten Sonnenschein und ließ ihre Chaiselongue an das geöffnete Fenster rollen. Dort war sie eingeschlummert; das Morgenkleid von weichem weißem Wollenstoff verbarg das Werk der Zerstörung, welches Kummer und Krankheit an der vollen, edlen Gestalt geübt; die Fieberrothe auf den eingefallenen Wangen gab ihr fast das Aussehen der Gesundheit, nur die beinahe durchsichtigen Hände erzählten eine lange Leidensgeschichte.

Der alte Marten hatte von der Veranda aus das Dampfboot die Wellen durchschneiden gesehen; gern wäre er den Reisenden, die er mit demselben erwartete, entgegengeeilt, aber die alten Füße trugen ihn nicht mehr so schnell, und dann — wenn die Kranke erwachte —! So stand er an der weinlaubumrankten Thüre, als Reine die letzten Stufen erklimmen hatte und ihm, von ihren Erinnerungen und von der Sorge um die geliebte Tante überwältigt, mit heißen Thränenströmen beide Hände entgegenstreckte.

„Wie geht es, Marten, erwartet uns die Gräfin?“

„Meine arme Herrin lebt noch, aber sie ist sehr schwach und ich habe noch nicht gewagt, ihr die Herrschaften zu melden.“

Pelfe war nun auch herangekommen, er zog die zitternde Reine in seine Arme.

„Sei stark, mein Herz, wir dürfen die Kranke nicht aufregen; fasse Dich erst, Marten geht voran und sagt uns, wann wir folgen sollen.“

Er nahm ihr Hut und Reisemantel ab und küßte sie auf die brennenden Augen.

Marten war leise in's Zimmer getreten, da schlug Regine die Augen auf und sagte, fast mit ihrer alten Stimme:

„Sind sie da?“

„Frau Gräfin, ich —“

„Laß nur, Du treuer Alter, ich weiß ja, daß sie heute kommen werden, meine liebe Reine — und Magnus — und es ist gut so, ich habe nicht mehr viel Zeit auf Erden. Laß sie eintreten.“

Da standen sie schon auf der Schwelle, Hand in Hand.

„Meine Reine, mein liebes, gutes Kind!“ Reine lag auf den Knien neben dem Ruhebett und bedeckte Regines Hand mit Thränen und Küssen.

„O, Mamma mia, nun haben wir Dich wieder und lassen Dich nicht.“

„Das ist in Gottes Hand, mein Kind, und ich glaube, er wird nicht zögern, mich heimzurufen — aber ich bin sehr glücklich, daß ich Dein liebes Antlitz noch sehe. Dank, Dank, lieber Magnus, daß Sie den langen,

weiten Weg gekommen sind, um mein Lebewohl zu empfangen.“

Pelfe stand tief ergriffen vor der einst so heiß geliebten Frau; Worte fand er nicht und auch Regine schien erschöpft und lag eine Weile mit geschlossenen Augen. Dann versuchte sie sich aufzurichten, Magnus stützte sie dabei und Reine suchte die kalten Hände in den ihrigen zu erwärmen.

„Danke, danke, so ist's gut, ich athme viel leichter.“ Sie blickte von dem Einen zum Andern. „Bist Du glücklich, mein Kind?“

„O, Mamma mia, so sehr, so sehr,“ sagte Reine, und wie ein Sonnenstrahl durch den Nebel bringt, so leuchteten die Augen durch den Thränenschleier; „nur Du hast uns gefehlt, und nun haben wir Dich und dürfen Dir unsern Knaben zeigen und unsere süße kleine Reine!“

„Magnus, jetzt verstehen Sie mich ganz, nicht wahr? Die rechte Liebe sucht nicht das Ihre!“ Es zog ein leuchtender Schimmer der Verklärung über die Züge der Sterbenden. „So war es also doch nicht vergeblich, — mein Gott, ich danke —“ Ein leiser Schauer ging durch die Gestalt, ein tiefer Athemzug, das Haupt sank zur Seite — das arme Herz stand still.

Magnus führte die zitternde, schluchzende Reine hinaus; dann trat er tief erschüttert wieder an das Sterbelager. Seine Hand war es, die der Heimgegangenen den letzten Liebesdienst erwies und sich mit sanftem Druck auf die gebrochenen Augen legte.

Eine Reise in's südliche Frankreich.

Von

Adelma v. Day.

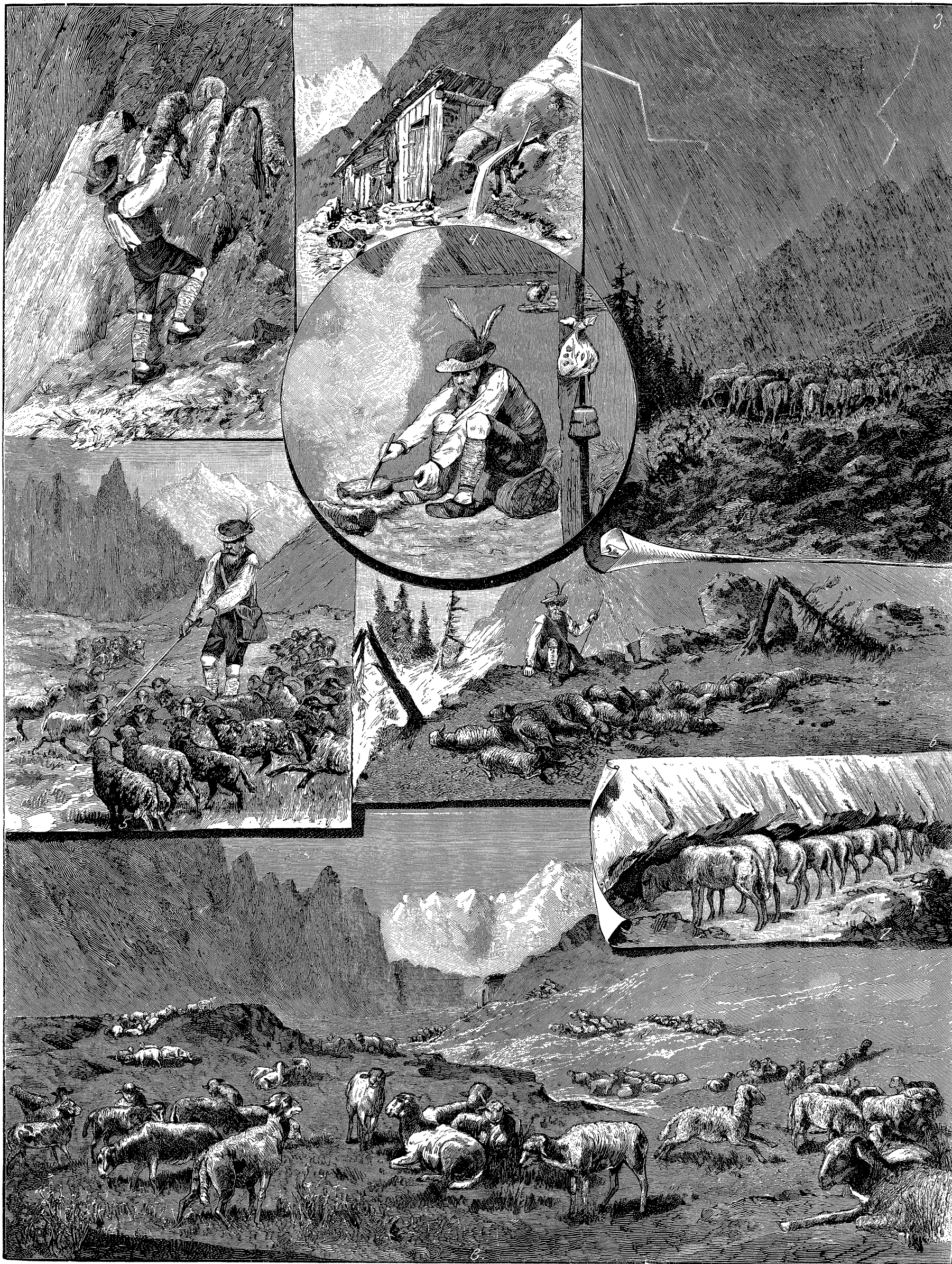
(Nachdruck verboten.)



Es hat einmal Jemand gesagt: „Frauen sollen nicht reisen, die gehören, wie der Ofen, in's Zimmer.“ Gottlob ist mein Mann und Gebieter nicht dieser Ansicht, daher reisen wir. Auf die Frage: „Wohin soll man im Winter reisen?“ erfolgt gewöhnlich die Antwort: „Nach Stalien!“ Dießmal sagten wir aber entschieden: „Nein, nicht Stalien, das südliche Frankreich!“ Wir wollten das Land

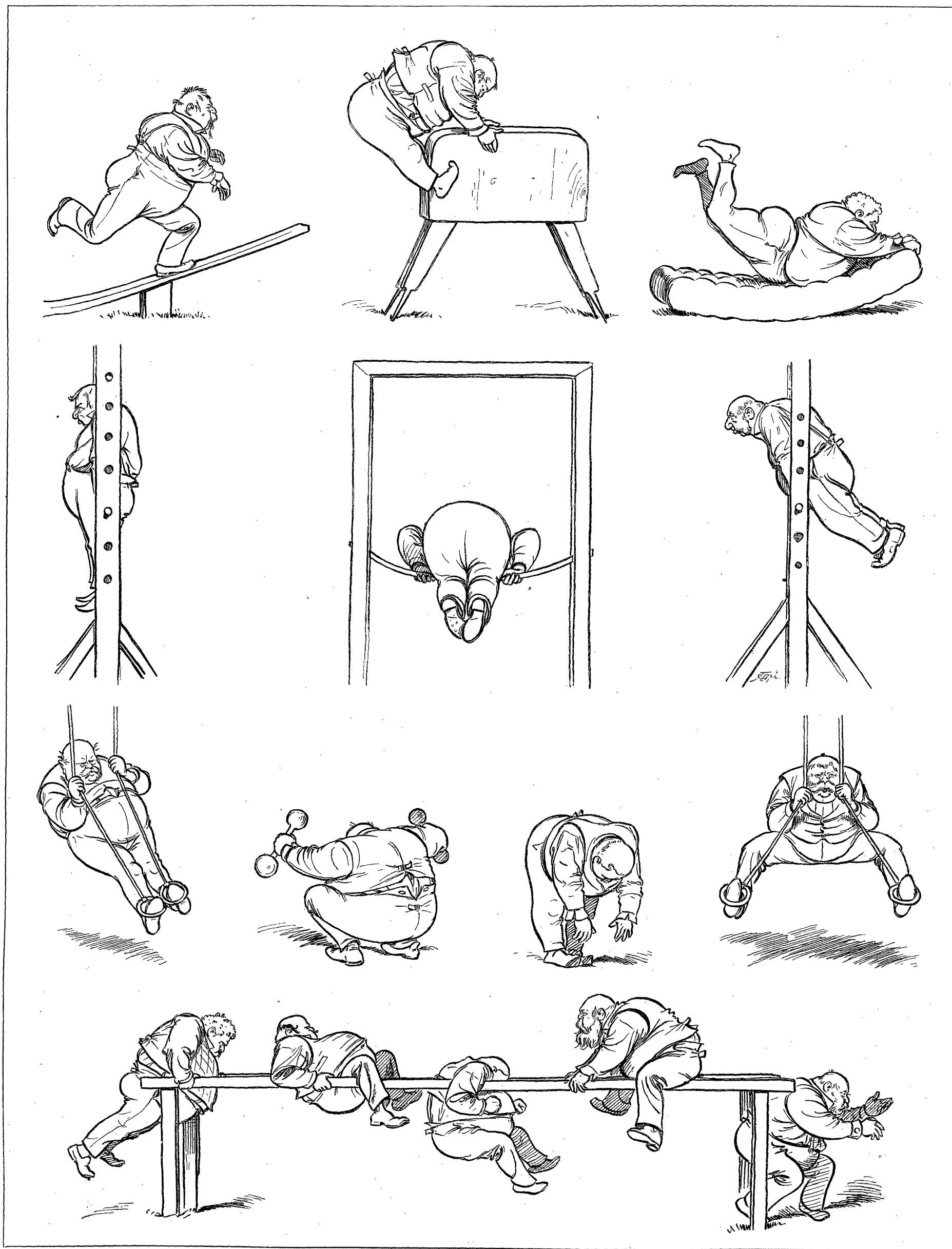
der alten französischen Könige, das Land der Varden und Troubadours, das Land der Béarn, die Basen, kennen lernen. Unser erstes Ziel war Pau. Ich unterlasse es, Paris zu beschreiben, das haben Andere besser getroffen, als ich es treffen würde; die Eindrücke, die Paris auf den Einzelnen macht, sind ganz individueller, verschiedener Art; mich zum Beispiel stimmt Paris melancholisch, die Geschichte dieser Weltstadt ist zu grauig und traurig, die Stadt zu blutbesleckt; mir kommt es stets vor, als ob unter all' dem Glitter und Tand die Guillotine vorschauete. Wir verließen um neun Uhr früh Paris und fuhren mit dem Schnellzug nach Bordeaux. Eine unbekannte Gegend — besonders das Meer — zum ersten Mal zu sehen, macht einen packenden, unvergeßlichen Eindruck; in dieser beneidenswerthen Lage war ich jetzt. Wir fuhren durch Gebiete, die ich noch nie geschaut und die mir nur durch die Weltgeschichte und Geographie bekannt waren. So oft ich aber auch fremde Landschaftsbilder gesehen habe, gereichte es denselben immer zum Nachtheil, daß unser eigenes Heim in einer der lachendsten Gegenden Steyermarks liegt; so hat die schöne grüne Steyermark mit ihren hohen Tannen und Fichten, mit ihren mächtigen Eichen und Buchen, mit den frischen Wiesen und Blumen, was Naturhübschheit anbelangt, schon manchen Sieg über andere Länder errungen. Das war auch der Fall, als wir in der Landschaft zwischen Paris und Bordeaux dahinfuhren. Die Wälder waren ärmlich und fahl, meist junge Bäume, die Gegend flach und stellenweise sumpfig; Städte und Dörfer aber sind wunderschön, nett und reinlich, stets von Gärten und Obstbäumen umgeben. In der Nähe von Bordeaux liegen die Weingärten alle in der Ebene. Bei der Station Charoube steht rechts an einer kleinen Höhe ein schönes, großes Schloß aus rothen Steinen, umgeben von einem weiten Park. In Etampes, wo wir zehn Minuten Aufenthalt hatten, war ein mächtiger Thurm gothischen Stils und eine alte Kirche sichtbar. Die Station für Orleans heißt Ambrais; die Stadt liegt abseits von der Station und macht einen stattlichen Eindruck mit ihren vielen Kirchtürmen, der schönen Kathedrale und dem alten Thor.

Nun kamen wir zur Loire und fuhren an all' den so malerisch gelegenen Schlössern von Blois, Amboise, Angoulême, die wir auf unserem Rückweg besuchen wollten, vorüber. Poitiers macht einen ganz mittelalterlichen Eindruck; das Schloß ist sehr schön, grau, massiv, ehrwürdig. In der Nähe der Station St. Benoit steht ein großes, modernes Herrenhaus, bei Montier ebenfalls ein Schloß, unweit davon ein alter Thurm und eine gothische Kirche. Um sechs Uhr Abends



1. Verschaffen in Klüfte gefallener Schafe. — 2. Schäferhütte. — 3. Während des Gewitters. — 4. Bereitung des Mittagessens. — 5. Schäfer mit dem Kesselloffel. — 6. Aufsuchen vom Blitz erschlagener Schafe. — 7. Während der Mittagszeit. — 8. Schafalpe.

Schafe und Schäfer in den südlichen Alpen Tyrols. Nach Skizzen von A. Härtling.



Die Entfettungs-Riege. Nach Skizzen von G. Stella.

kamen wir in Bordeaux an. Die ansehnliche Stadt an der Garonne, die sich hier durch einen breiten Kanal — den Hafen Bordeaux — in's Meer ergießt, macht mit ihren vielen Schiffen, ihrem Theergeruch, ihrem regen Leben und den südlichen Gesichtern, die man dort sieht, ganz den Eindruck einer überaus rührigen Hafenstadt, die ihre Fahrzeuge nach allen Zonen sendet. Die Kathedrale ist sehr sehenswerth, ebenso das Theater; der Jardin publicque ist prächtig gehalten; kleine Bäche fließen durch die Rasenplätze, ein superbes Palmenhaus zielt das Ganze. Wir hielten uns leider nur zu kurz in Bordeaux auf — die Umgebungen der Stadt sollen reizend und sehr sehenswerth sein, ebenso das Museum. Um nach Pau zu gelangen, fährt man am besten um ein Uhr Mittags von Bordeaux weg. Im Anfang der Fahrt ist die Gegend hübsch, meist Weingärten und kleine Villen, dann kommt niedriger, einförmiger Wald; in Dax zweigt die Bahn ab; wir mußten aussteigen und den Schnellzug, der weiter nach Madrid fährt, verlassen.

Nun ging das Bummeln los; in Puyod abermals aussteigen mit Dreiviertelstunden Aufenthalt, und so wurde es Mitternacht, bis wir endlich müde in Pau anlangten.

Unsere Neugierde, etwas von der Stadt zu sehen, wurde nicht befriedigt, da wir wie die Pöbelhähne in dem Omnibus des Hotel de France saßen; wir merkten nur, daß es bergauf ging. Ich war so müde und hungrig, daß ich nicht wußte, was besser sei, das Bett oder ein Beefsteak. Man kann sich unsere Enttäuschung denken, als wir im Hotel de France kein Zimmer mehr frei fanden und in einem Hotel-Garni einkehren mußten, woselbst man zu so später Stunde keine Fremden mehr erwartete. Die Hausfrau und die Stubenmädchen flogen wie die erschreckten Vögel umher; es war ein Uhr, bis wir etwas zu essen bekamen, zwei Uhr, als wir uns zur Ruhe begaben. Nach einigen Tagen hatten wir eine schöne Wohnung in dem prachtvoll gelegenen Hotel Gassion, was mir ein sehr angenehmer Tausch war; dasselbe liegt am Boulevard du Midi nächst dem Schloß Heinrich's IV. und der Kirche St. Martin. Man hat einen freien Blick auf die Pyrenäen, welche imposant aussehend. Der Gasthof steht auf einer Anhöhe, wie überhaupt die ganze Stadt Pau auf Terrassen und Anhöhen liegt. Der Bahnhof befindet sich unterhalb der Place Royale.

Die Aussicht aus den Fenstern des Hotel Gassion ist wunderbar schön! Erstens die Gebirgskette mit den schneebedeckten Spitzen des Pic du Midi und Pic de Vigorre, dann die kleinen Vorgebirge (Cauteaux) mit zahlreichen Weinbergen und Villen. Auch das Thal, durch welches sich der Fluß le Gave schlängelt, bietet ein liebliches Bild. Pau hat 27,300 Einwohner; vom Monat Oktober bis Ende April wird es von vielen Fremden besucht, meist Engländern und Amerikanern; sie regieren eigentlich das gesellschaftliche Leben und die Vergnügungen von Pau.

Im Hotel de France auf der Place Royale ist der Cercle Anglais; elegante Equipagen stehen vor dem Hotel, hübsche Einspänner, Gigs, dann Phaëtons und die große Coach mit vier Pferden.

Die Engländer haben den Turf, die Fuchsjagd, Lawn-tennis und Taubenschießen in Pau eingeführt, so daß in dem kleinen französischen Fleckchen alle britischen Vergnügungen vertreten sind; immer ist ja der Brite Herr, wo er sein Lager aufschlägt. Man sieht die Söhne Englands in den eigenthümlichsten Anzügen herumflanzen; hier ein Fuchsjäger im rothen Frack zu Pferd, dort Einer in Tricot mit nackten Armen auf dem Velociped, da ein Lawn-tennispieler in Strümpfen, hier ein Gebirgstourist, ganz sonderbar ausgestattet; die Promenadenengländer bilden eine eigene Abart: sie steigen mit Schleier auf den Hüten und großen Sonnenschirmen herum.

Pau war einst die Residenzstadt des Béarner Landes und hat heutzutage noch ein feudales Gepräge. Die Béarner sind freundlich und zuvorkommend, meist royalistisch gesinnt; sie hängen noch immer mit Liebe an König Heinrich IV. und dessen Mutter Jeanne d'Albret. Die Béarner Sprache klingt weich und angenehm, sie ist ein Idiom für sich, das weder mit dem Französischen noch mit dem Italienischen Ähnlichkeit hat. Das Schloß Heinrich's IV. ist nicht sehr groß. Diejenigen, die es renoviren ließen, haben, glaube ich, von Beibehaltung des alten, ursprünglichen Styls nicht sonderlich viel verstanden. Im Park des Schlosses steht ein lebensgroßes Standbild Heinrich's IV. als Jüngling, auf der Place Royale die Statue des Königs in reiferem Alter. Die Ähnlichkeit zwischen Heinrich IV. und dem Grafen von Chambord ist frappant. Der Boulevard du Midi und die Place Royale sind der Spaziergang der schönen Welt, besonders wenn die Militärkapelle spielt. An den Cauteaux liegen in reizender Lage die Villen Bellevue und Sarrat Girodet, sowie das Dorf Zurangon. Die Luft in Pau ist ganz eigenthümlich, so unbewegt und mild wie in einem Treibhaus, es regt sich kein Blättchen; den Kranken mag sie gewiß heilsam sein, auf den Gesunden aber wirkt sie erschöpfend; wir zum Beispiel verloren Alle den Appetit in Pau und lebten — soi-disant — fast nur von Luft.

Das Schloß Pau soll im zehnten Jahrhundert von einem Vicomte de Béarn, Gaston Centull, erbaut worden sein. Gaston wohnte früher in Morlaas; die Thalbewohner von Ossan, denen der Grund gehörte, bewilligten ihm den Bau nur unter der Bedingung, daß derselbe drei gesteckte Pfähle nicht überschreite; Pfahl heißt auf Béarnisch pecon, daraus wurde mit der Zeit der Name Pau, und auch die

drei Pfähle im Wappen der Stadt weisen auf ihre Entstehungsgeschichte zurück. Im Jahr 1306 kam Pau durch Marguerite de Mancède an den Grafen de Foix, den sie geheirathet. Gustave Phoebus ist der Erbauer des schönen Donjon, seinen Namen oder doch die Initialen desselben sieht man häufig an der Architektur des Schlosses. Gaston VI., Zeitgenosse Louis XI., renovirte das Schloß; er umgab es mit einem Park und baute die Kirche St. Martin. Natürlich war in damaliger Zeit Pau keine Stadt; es bestanden bloß das Schloß, Nebengebäude und Park, anschließend an einen Wald, worin viel Hochwild war; die Stadt entstand erst nach und nach. Gegen 1527 residirte Marguerite de Valois, die vielgepriesene Dichterin La reine Margot, la perle des perles, in Pau. Sie ließ durch italienische Meister die schön gewölbte Treppe, die so reich an Verzierungen ist, im Schlosse bauen und änderte Vieles, was früher gothisch war, in den damals herrschenden Renaissancestyl um. Marguerite ist die Schwester des berühmten Francois I.; die vortreffliche Jeanne d'Albret ist ihre Tochter. Am 14. Dezember 1553 gebar Jeanne im Schlosse zu Pau Heinrich IV. Während der Entbindung soll sie auf Bitten ihres Vaters ein Béarner Lied gesungen haben. Der neugeborene Prinz bekam, nach alter Béarner Sitte, ein Stück Knoblauch zum Saugen und Zurangonwein zum Trinken. Von den neueren Regenten hat zuerst Napoleon I. das durch die Revolution arg mitgenommene Schloß herrichten lassen. Louis Philipp und Napoleon III. schmückten dasselbe mit prachtvollen Gobelins und bereicherten es mit alten, geblühten Möbeln. Abdelfader saß als Gefangener mit seinen Frauen in dem damals als Kaserne dienenden Bau. Schloß Pau bildet ein Fünfeck mit Thürmen aus der Feudalzeit, drei Brücken verbinden es mit der Stadt und dem Park und dichter Ephen rankt an den massiven Mauern empor; eine kleine Kapelle steht hart am Schloßhofe. Die Halle des gardes ist ein prachtvolles altes Gewölbe, dessen Wände mit kostbaren Gobelins geziert sind. An diesen Saal stößt la salle des armes mit flandrischen, gewirkten Tapeten, Hirschjagden darstellend, und einer kleinen, sehr schön ausgeführten Marmorstatur Heinrich's IV. Im ersten Stock des Schlosses ist ein großer Empfangssaal von Heinrich II.; hier wurden 1569 zehn Gefangene von Ortheze durch calvinische Soldaten niedergebaut. Ein prachtvoller Marmorkamin schmückt den weiten Raum, dessen Wände flandrische Gobelins aus der Zeit Franz I., Fischereiszenen darstellend, zieren. Im Salon der Reine Margot ist eine Harfe zu sehen, auf welcher Marie Antoinette gespielt. Anstoßend an diese Gemächer ist ein geräumiges Schlafgemach mit kunstvoll geschnitztem Bett, worin Gaston Phoebus, Ludwig XI., Franz I., Karl V., Napoleon I. geschlafen. Napoleon I. wohnte im Kabinett des Thurmes Mapères. Nun tritt man in die Räume, welche die Kaiserin Eugenie bewohnte. Diese Gemächer sind sehr geschmackvoll im Renaissancestyl möblirt, meist wirklich kostbare alte Gegenstände. Ein Schrant aus Jerusalem steht in einem der Wohnräume, prachtvoll geschnitten und eingelegt. Im zweiten Stockwerk des Schlosses hat Abdelfader in der Gefangenschaft gewohnt; hier ist ein sehr schöner, großer Saal mit vlämischen Gobelins, die Geschichte Amors und Psyche darstellend. In der Stube, wo Heinrich IV. geboren wurde, steht noch seine Wiege, die aus einer großen Schildkrötenchale besteht. Diese Wiege entging auf wunderbare Art der Zerstörung im Schlosse Pau Anno 1793. Ein treuer Wärter versteckte sie, wurde aber deshalb beinahe massakirt. In den Gemächern von Jeanne d'Albret sind schöne Gobelins, die vier Jahreszeiten darstellend, und ein prachtvoll geschnitztes altes Bett aus Eichenholz.

Sehr schön ist auch ein Kabinettorium der Königin Anne de Bretagne im Thurme des Gaston Phoebus. Ein eigenthümliches Gefühl beschleicht uns, wenn wir alle diese Räume betreten; diese Räume, die so viele Königinnen und Könige bewohnten und die der Schauplatz so großer Ereignisse waren; überall aber gähnt Einem die schauerliche Revolution mit ihrer Zerstörungswuth entgegen. Dort, wo einst königliche Befehle und Machtworte erschallten, dort, wo so vortreffliche Frauen wie die Dichterin Margot — die edle Jeanne d'Albret, die gute Reine Anne lebten und litten und sich wohl auch im schönen Béarner Lande des Lebens freuten, dort ist nun Alles still — die alten Zeiten sind dahin, das Königthum vernichtet und viel Blut floß darüber!

Die Spazierfahrten auf den Cauteaux (Bergabhängen) in der Umgegend von Pau sind sehr schön, die Aussicht auf die Pyrenäen und in das Thal überaus lohnend. Die Ebene von Pau bietet keine besonderen Naturschönheiten; sie ist wild und fumpfig, hier und da ein kleiner, ziemlich lichter Wald und viel Brachland von einer gelb blühenden Art von Fleg überwuchert. Die Weinberge auf den Cauteaux werden im Februar schon fleißig bearbeitet. Die Fahrstraßen sind in den Bergen und auf der Ebene sehr gut gehalten. Das erste Vergnügen, welches wir in Pau mitmachten, war ein Pferdewettrennen. Die Equipagen haben die Erlaubniß, gegen Bezahlung von zwanzig Franken auf den Rennplatz zu fahren; man bleibt dann im Wagen und sieht das ganze Rennen sehr gut. Der für die Wagen bestimmte Platz war voll Equipagen, auch zwei große Mailcoaches, besetzt mit Engländern, waren da, die Estrade hingegen ziemlich leer. Die zwei englischen Befehlshaber hielten uns sehr; on the top, das heißt auf dem Deck derselben, saßen Herren und Damen, aßen ihr Lunch, tranken

Champagner und machten einen Mordspektakel. Das Rennen hatte seinen Verlauf wie alle anderen. Wo man ganz fremd ist und weder die gentlemen-riders noch die Pferde kennt, hat das Alles kein solch' reges Interesse wie zu Haus; man interessiert sich mehr für das, was anders ist als daheim. Das Publikum in den Equipagen war höchst „pfeffert“, meist englisch konversirend. Die Damen Albions zeichneten sich in Pau durch auffallend große „Wigl Wagl“ aus. Wigl Wagl nennen sie die Tournüren. Ein anderes Mal wohnten wir einem Velocipedrennen bei, das höchst amüsant war: die Herren fuhren fabelhaft rasch und geschickt. Sehr gern besuchten wir auch den Wochenmarkt in Pau, wo man Gelegenheit hat, die Landleute zu beobachten. Dieselben sehen Alle treuherzig und gut aus und sind recht zuvorkommend, wenn man sie anspricht. Der Markt ist immer sehr belebt, die Bauern aber weichen dem Fremden freundlich aus; man wird nicht herumgestoßen wie anderwärts. Gemüse der schönsten Art und herrliche Blumen sind in Fülle dort. Ich suchte nach originellen Nationalgegenständen; aber außer den Varetz (flache Mützen, die alle Leute tragen), dem rothen Shawl, den die Männer um die Hüften schlingen, bunten Tüchern und Messern war nichts zu finden. In Pau sind einige spanische Boutiken, in denen man schöne spanische Messer, Dolche, Spitzen und Decken bekommt, sowie besonders reiche, herrliche Antiquitätenmagazine, deren Inventar meistens den alten Schöpfen Frankreichs entstammt. Maulthiere und Esel sind im Béarner Land ausnehmend stink und gut gehalten, die Equipagen und Pferde durchgehend sehr nobel, fein und gut; es regiert darin der solide englische Geschmack und ist es eine Freude, die Leute fahren zu sehen.

Erwähnen muß ich noch, daß Pau zwei schöne Parks besitzt. Der „Jardin publicque“ ist ziemlich groß und erstreckt sich längs der Straße gegen Bordeaux; es sind schöne alte Bäume, mächtige Ulmen, in dem Parke. Der andere Garten heißt Bellevue und ist am Ende der Rue de Lycée malerisch gelegen; man sieht von dort aus in's Thal von Gan. Unterhalb des Gartens liegt der Bahnhof. Außer diesen zwei Gärten sind in nächster Nähe keine Spaziergänge. Die „schöne Welt“ flaniert auf der Place Royale herum und läßt sich von der Sonne braten. Wenn die Militärmusik spielt, ist dort stets ein großes Gedränge, eine Menge Equipagen halten da, deren Insassen angeblich der Musik zuhören, sie schreien aber Alle so laut, daß man auf die Vermuthung kommt, dieß sei lediglich der Plausch- und Klatschplatz der Herren und Damen von Pau.

Einer unserer ersten größeren Ausflüge richtete sich nach Schloß Bellevue, dem herrlichen Sitz des Grafen Talleyrand, der, ziemlich hoch gelegen, eine wunderbar schöne Aussicht auf Pau und die ganze Pyrenäenkette gewährt. Es war ein sonniger Februartag, der Garten voll Weissen, Primeln und Goldblat (Giroflée), der hier überall wild wächst. Die Weinreben trieben schon. Die Fahrt von Pau nach Bellevue geht durch das Dorf Zurangon, dann steil bergauf. Tiefe Ruhe herrschte oben, kein Lüftchen regte sich, nur die Bienen summteten zwischen den dicht belaubten Bäumen. Vor uns lag der Pic du Midi, der Pic de Vigorre, beide so nah, so blendend weiß, und hier Alles so sommerlich grün. Glückliche Menschen, die weder von Schnee noch Eis, weder von Nordwind noch Kälte heimgesucht werden!

Das Schloß Biganes nächst Pau liegt sehr schön und ist ein angenehmer Spaziergang. Die Fahrt von Pau nach Gan und über die Cauteaux zurück ist ebenfalls sehr hübsch. Gan liegt auf der Straße gegen Oléron. Eine Art alten Schloßchens mit gothischem Thurm befindet sich in Gan, daselbst lebte Marea, Geschichtsschreiber von Béarn, 1594. Ebenso lohnend ist die Fahrt nach Morlaas. Dieses war früher die Residenz des Vicomte de Béarn. Der Ort, der, eine prachtvolle Fernsicht gewährend, auf einer Anhöhe liegt, hat ein anziehendes architektonisches Alterthum, eine prachtvolle Kirche in romanischem Styl (Eglise de St. Foix) aus dem Jahr 1089. Das Portal ist mit Skulpturen aus der Apokalypse geschmückt. Der Weg nach Morlaas führt über Tarbes und bietet während der ganzen Fahrt einen besonders schönen Blick auf die Pyrenäen. Die Tournée nach Pieta, das ebenfalls auf einer Anhöhe liegt, ist auch sehr pittoresk. Die Fremden besichtigen gewöhnlich die dortige Kirche, die neu ist und von wohlthätigen Spenden gebaut wurde. Von diesem Punkt aus hat man einerseits eine herrliche Aussicht auf die Pyrenäen — besonders tritt der Pic du Midi mächtig hervor und erscheint wunderbar nah — andererseits auf das hübsche Thal von Nay.

Lescaur ist auch eine schöne alte Stadt und liegt ziemlich hoch, daher die prachtvolle Fernsicht. Daselbst ist abermals eine Kirche in romanischem Styl mit mächtigen Mauern, großem Portal und Skulpturen. Der Ort war einst sehr stark befestigt; die Ruinen der Fortifikationen sind noch zu sehen. Francois Phoebus, Jeanne d'Albret, Catherine de Foix waren in der Kirche beigesetzt, die Jakobiner zerstörten jedoch die Gruft. Lescaur liegt am jenseitigen Ufer des Gave, eine sehr schöne, lange Brücke führt über den Fluß; die Aussicht oben auf den Ruinen der Festung ist malerisch schön.

Ausflug nach Lourdes.

Die Gegend zwischen Pau und Lourdes ist sehr romantisch, wild, gebirgig, aber wenig bewaldet. Lourdes ist als sehr alte Festung ein geschichtlicher Ort. Schloß und Reste liegen auf einem hohen, felsigen Berg, zu dessen Plateau

300 Stufen hinaufführen; letztere hat große Mauern, mehrere Vorhöfe und eine Zugbrücke. Eine zahme Gemse sprang auf den Mauern herum, was allerliebste aussah. In Béarn nennen sie die Gemsen der Pyrenäen Nards; sie kommen mir kleiner vor als unsere Gemsen. Gothen und Vandalen, sowie später Engländer belagerten die Festung Lourdes, ohne sie einnehmen zu können; unter Louis XIV. diente sie als Staatsgefängniß. Die Aussicht von der Festung aus ist prachtvoll.

Nun zur Wunderquelle! Kommt man mit der Bahn aus Pau in Lourdes an, so sieht man die von vielen Lichtern beleuchtete Grotte, die nur eine Viertelstunde von der Stadt entfernt ist. Dort hatte Bernadette, eine Hirtin, die Erscheinung, welche ihr die Quelle, die nun jährlich Hunderte von Menschen heilt, zeigte. Die Grotte ist nicht sehr groß und nicht tief. Die Lichter gehen dort niemals aus, Tag und Nacht brennen Hunderte von Kerzen, von Bittenden angezündet. Es sind Betschemel vor der Grotte, den ganzen Tag von Betenden besetzt. Wir kosteten das Wasser aus der Quelle, Jedermann kann dort schöpfen, so viel er will. Das Wasser ist ein frisches, herrliches Gebirgswasser ohne irgend einen Beigeschmack; viele Leute füllten sich die mitgebrachten Flaschen damit an. Es sind auch Quellwasserwannenbäder eingerichtet; Herren und Damen aus der Gesellschaft der besseren Stände bedienen freiwillig die Badenden. Vom Monat Mai bis September soll ein Zudrang von Tausenden von Menschen dort sein, Wallfahrten aus allen Ländern der Welt. Ueber der Grotte steht die schöne Kirche, in gothischem Styl gebaut, die nun auch erweitert wird. Unter der Kirche ist eine Art Krypta, eine Grottenkapelle. Von der Stadt gegen die Kirche führt eine Straße von Buden, von deren Inhabern, den Verkäufern heiliger Gegenstände, man förmlich belagert wird.

Ausflug nach Caux-Chaudes.

Caux-Chaudes war schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert als Bad mit heißen Schwefelquellen berühmt. Marguerite de Valois, Jeanne d'Albret und Catherine de Navarre haben dort gebadet. Der Ausflug nach Caux-Chaudes ist außerordentlich lohnend. Man kommt, in einer bequemen Kalesche fahrend, bis zum Fuß der Pyrenäen. Um halb elf Uhr verließen wir Pau mit der Bahn, fuhren bis Lannux und nahmen dort einen Wagen, der uns nach Caux-Chaudes brachte. Die Straße ist kunstvoll gebaut, über schroffe Felsen und durch Engpässe immer bergauf führend, einem schäumenden Gebirgsbach entlang. Die Felsen sind mit Tannen, Fichten und vielen Buchsbäumen bewaldet, die, besonders letztere, einen eigenthümlichen Geruch verbreiten. Wasserfälle brausen tosend die Felsen herab. Romantisch und wild, dabei von einem eigenen Reiz ist dieses Vorgebirge der Pyrenäen. Man ist erstaunt, wenn man im Monat Februar zwischen solchen Bergen und Felsen fährt, wo Alles grün ist und von Kälte keine Spur. Caux-Chaudes ist ein sehr beliebter Badeort; er liegt in einer Schlucht, durch welche ein Wildbach — der Gave — rauscht. Wir nahmen dort ein gutes Dejeuner — frische Forellen — und fuhren dann weiter nach Gabas, immer näher den Pyrenäen, beinahe bis zum Fuß des Pic du Midi. Der Weg nach Gabas führt über den Pont d'Enfer am linken Ufer des Gave. Je näher man zu den Pyrenäen kommt, desto romantischer, wilder, felsiger wird die Gegend. Die Straße führt über steile Berge und ist der Paß von Frankreich nach Spanien. Mich heimelte es besonders an, da es mich an mein liebes Steyermark erinnerte. Es sollen viele Gemsen in den Bergen sein, doch sahen wir keine. Unweit von Gabas ist die spanische Grenze. In letzterem Ort steht eine alte Kapelle mit der Inschrift: „1121 roi de Béarn“. Die Luft war frisch, der Wind beinahe kalt, auf dem Pic du Midi schneite es. Wir dachten darum bald an die Rückfahrt und saßen Abends um acht Uhr wohlbehalten wieder in Pau im Hotel Cassion. (Fortsetzung folgt.)

Schafe und Schäfer in den südlichen Alpen Tyrols.

(Siehe das Bild S. 1100.)



Auf den höchsten Gebirgsrücken und Abhängen Tyrols, welche den Pferden und dem Hornvieh nicht mehr zugänglich sind, weiden im Sommer die Schafherden. Gewöhnlich da, wo der Aufstieg auf hohe, steile Bergspitzen, durch Schluchten oder über Felsenriffe, beginnt, sieht der Tourist diese stillen Felsenbewohner nach Hunderten an dem rechts und links aufsteigenden Geröll und an den Grashalden bis hinauf zur schwindelnden Höhe der Bergspitzen emsig beschäftigt, ihr würziges Futter zu sammeln. Wer die südlichen Alpen Tyrols durchstreift hat, der hat gewiß auch die Seiger Alpe kennen gelernt, unrauh mit dem jacksonen Schlangengebirge, sowie der Roshöhne, die starr und steil in die Lüfte hineinragen. Unmittelbar unter diesen merkwürdigen Felsen weiden alljährlich Hunderte von Schafen und rauen das zarte Gras aus allen Fugen und Ritzen heraus. Der Schäfer, ein weisbürtiger, abgehärteter Mann, in Weste und Kniehosen, an den Schuhen nach vorne weit aufsteigende Holzsohlen, die das Anstoßen an den Felsen zu verhindern bestimmt sind, hat seine Hütte an der Berglehne angebaut. Sie ist ganz primitiv aus Bäumen und Brettern zusammengefügt. Das Innere bildet einen kleinen Raum, in

welchem sein Lager aufgeschlagen ist, bestehend aus zwei an der Ecke angelegten Brettern und ein wenig Stroh. Sein dicker Rodenrock dient ihm als Decke. Hier ruht der Schäfer sanft und fest, unbekümmert um die vielen Spalten und Löcher in den Wänden der Hütte, durch welche oft die ganze Nacht hindurch heulend und pfeifend der Wind hereinsiegt. Seine Mahlzeit besteht Tag für Tag aus Polenta oder aus einem andern Brei, den er aus Mehl, Brod und Milch bereitet. Das frische Quellwasser, das nahe seiner Hütte aus dem Erdboden hervorbringt, löst seinen Durst. So lebt der Schäfer in seiner Einsamkeit oft wochenlang, ohne mit einem Menschen in Berührung zu kommen. Abends betet er laut vor seiner Hütte den Rosenkranz und einspielt sich und seine Schafe über Nacht dem Schutze Gottes. Ein alter Schäfer setzte mir auseinander, wie man unter diesen „Knoten“ (jackigen und brockigen Felsen) recht inbrünstig beten lerne; denn die Gewitter, die manchmal durch die „Gwänd“ fahren und links und rechts einschlagen, und der Sturm, der ringsum faust und braust, als wolle er Alles niederreißen, hat schon so manches Mal bange, angsterfüllte Stunden bereitet. Es fallen jährlich den Gewittern zahlreiche Schafe zum Opfer. Die erschreckten Thiere rennen beim Herannahen des Unwetters auf die höchsten Hügel hinauf, und wenn von allen Seiten die schwarzen Nebel und Wolken durch die Felsen und Facken hereinfahren, wenn es links und rechts blitz und kracht, dann schließen sie sich zu einem völlig runden Haufen, stecken die Köpfe zusammen und verbergen gleichsam den Blick in der Wolke, um so wenig als möglich vom Blitz zu sehen und vom Donner zu hören. So erklärt es sich, daß hundert und mehr Schafe auf einmal vom Blitz erschlagen werden können. Dann rollen oft Steine, welche unter den Füßen der höchstgelegenen Schafe sich lösen, herunter und erschlagen die tiefer unten weidenden Thiere. Auch klemmen sich viele Schafe in enge Spalten fest und finden so den Tod, während wieder andere in unzugängliche Schluchten stürzen.

Während der Mittagszeit suchen die Schafe Schatten in Felspalten oder Löchern und Einschnitten und zwar derart, daß sie sich der Reihe nach in diesen Einschnitten aufstellen und den Kopf in den Schatten stellen, indeß der Körper ruhig der glühenden Sonnenhitze ausgesetzt bleibt.

Wenn sich die Schafe zu weit herum zerstreut haben, so läßt der Schäfer seinen Roden ertönen. Er stellt sich dabei auf einen neben der Hütte befindlichen Stein, nach allen Seiten den langen Leckstiel schwingend, an dessen unterem Theil ein „Schafhagel“ angebracht ist, um das Einfangen der Schafe leichter zu ermöglichen. Wenn der Schäfer nicht auf einem erhöhten Standpunkt stünde, würde er sich der Zudringlichkeit seiner Felsenbewohner nicht erwehren können. Schon manchen Touristen, die durch Brod oder sonstige Schwaaren die Schafe herbeilockten, um sich an ihrer Treue zu ergötzen, ist es schlimm genug ergangen. Von Hunderten von Schafen im Augenblick umringt, war es ihnen nicht mehr möglich, die Schaar auseinander zu treiben; Pläids, Röcke, kurz, Alles, was an dem Leib der Betreffenden von Kleibern den gefährigen Mäulern erreichbar war, wurde angepakt, und schon oft haben Touristen solche Schafsalben in einem Zustande verlassen, welcher kaum zu beschreiben ist. Es ist unter solchen Umständen kaum zu verwundern, wenn der Schäfer während seiner Arbeit, trotz seines religiösen Sinnes, oft schimpft und flucht, daß es weit in der Runde von den Felsen wiederhallt.

A. Härtling.



Literatur.

Unter den vielen Huldigungen, die dem Grafen v. Schack zur Feier seines siebenzigsten Geburtstags dargebracht wurden, befindet sich so manche von bleibendem literarischem Werth. Dahin gehört insbesondere eine Jubiläumsschrift in Buchform (Wien, C. Gerolds Sohn) unter dem Titel: „Graf Adolf Friedrich v. Schack, ein literarisches Porträt von Eugen Abel“. Der gewandte Verfasser folgt Schritt für Schritt den Verdiensten, die der Gefeierte sich in erster Linie als Dichter erworben hat und gibt von seiner Bedeutung als solcher ein anschauliches Gesamtbild. — Bei dieser Gelegenheit gedenken wir gerne nachträglich der Danksagung, die Graf v. Schack uns zur Verbreitung übermittelte hat. Sie richtet sich an all' die unzähligen Urheber der Kundgebungen frohen Antheils, die dem würdigen Jubilar zu seinem Feste von allen Seiten her zugegangen sind, und versichert die Ersteren, daß der Dank des hoch erfreuten Empfängers und die Erinnerung an die ihm erwiesenen Aufmerksamkeiten nur mit seinem letzten Athemzug erlöschen können.

Eine bedeutende Begabung für den historischen Roman befundet Hans Blum in „Gerzog Bernhard“, eine Geschichte vom Oberheide (Leipzig, Winter). Der Autor behandelt den tragischen Untergang des deutschen Fürsten im dreißigjährigen Kriege von 1633–1639. Nach seiner Darstellung ist nicht Gustav Adolf der Held jener Zeit, sondern Bernhard von Weimar, wie er auch der wirkliche Sieger von Lützen gewesen. Ein warmer Patriotismus führt dem Autor die Feder. Die wirren, zügellosen Verhältnisse der entarteten Zeit schildert er distret und doch dabei kraftvoll und gesund; ebenso wahr als fein sind die beiden Geistesliden, der protestantische Pfarrer Gelvetikus und der katholische Priester Schrüter, einander gegenübergestellt, wobei der Autor maßvoll und geschickt jede konfessionelle Tendenz vermißt. Da die Erzählung spannend ist, oft viel Laune zeigt, Helden wie Heldinnen, namentlich die liebliche Broni, die Theilnahme der Leser wachrufen, wird dieß Buch gewiß einen großen Leserkreis angenehm und nützlich unterhalten.

Wem wäre nicht gegenwärtig, in welcher verschiedenartigen Auffassungen Jeanne d'Arc schon zum Gegenstande dichterischer Darstellung gemacht worden ist? Der sribolen „Bucelle“ Voltaire's stellte Schiller seine schwärmerische „Jungfrau von Orléans“ gegenüber, begeistert eine ganze brechende für „das Strahlende, das die Welt zu schwärzen, das Erhabene, das sie in den Staub zu ziehen liebt“. Es ist seither viel herüber und hinüber gefritten worden, wie sich die eine und die andere Auffassung der Wirklichkeit gegenüber verhalte. Zur verbreitetsten Meinung gestaltete sich wohl die, daß Schiller's Bild der Jungfrau ein in hohem Grad idealisiertes sei und daß die historische Wahrheit zwischen Schiller und Voltaire so ziemlich in der Mitte liege. Ganz anders finden wir die Sache in einem soeben (bei Unslad, Leipzig) unter dem Titel:

„Die Jungfrau von Orléans und ihre Zeitgenossen“, erschienenen Buche Dr. Hermann Semmigs vertreten. Dieser stellt, gestützt auf umfassende Forschungen an Ort und Stelle und den einschlägigen chronistischen Aufzeichnungen, die Anschauung auf, daß Schiller der Geistes- und Charaktergröße des Heldenmädchens noch keineswegs zur Vollgenüge gerecht geworden sei. Da der Verfasser seine Argumente auf historischer Basis durchführt und eingehend erläutert, liefert sein Buch, wie immer man sich den von ihm angebahnten Schlußfolgerungen gegenüber stellen möge, ohne Zweifel ein schätzbares Material zur Klarstellung des interessanten Charakterbildes. Allen, die sich für den Gegenstand an sich und für historische Wahrheit im Allgemeinen interessieren, darf das Buch, das zugleich eine umfassende Uebersicht und Kritik der verschiedenen poetischen Werke liefert, die Jeanne d'Arc zur Heldin haben, empfohlen werden.

Einen interessanten Einblick in die Kämpfe, welche es gekostet, auf wissenschaftliche Erfahrungen gegründete Ideen in die Praxis einzuführen, gewährt der „Briefwechsel zwischen August v. Liebig und Theodor Renning über landwirthschaftliche Fragen“ (Dresden, Schönfeld). Die beiden befreundeten Männer hatten das gleiche Streben, den gleichen Feuerifer; Liebig war schöpferisch an Ideen, von eminentem Wissen und ein schlagfertiger Stylist ersten Ranges, Renning mehr ein praktischer Beamter, hochgebildet und in hervorragender Stellung, so daß er Liebig's Ideen in größerem Styl in das Leben einführen konnte, und so sehen wir denn in diesem Briefwechsel, der sich über die Jahre 1854 bis 1873 erstreckt, ein Stück Geschichte der Landwirthschaft, das uns beweist, welcher Mühen es bedurfte, welcher ein Aufwand an Geist, Energie und Wissen erforderlich, welcher Muth und welche Zähigkeit von nöthen waren, bis das allgemeinere als Wahrheit erkannt wurde, was jetzt nur Vernunft und gesunder Menschenverstand heißt. Nicht nur für den Landwirth, auch für den Kulturhistoriker sind diese Briefe sehr interessant, und das gebildete Publikum wird nicht ohne Anregung zur großartigen Beurtheilung landwirthschaftlicher Verhältnisse die Briefe lesen, die, in glänzendem Styl geschrieben, oft wie Kunstwerke auch der Form nach anmuthen.

Bildende Künste.

Bei aller Produktivität, die unsere Zeit auch auf künstlerischem Gebiete entfaltet, fehlt es ihr doch in einer da und dort recht empfindlichen Weise an dem wünschenswerthen Ideenreichtum, an einem selbstständigen künstlerischen Erfindungsgeist. Das gilt namentlich auch von der Architectur, die mit allen ihren Schöpfungen mehr oder minder auf die Vorbilder vergangener Jahrhunderte zurückgreift. Dieß liegt in der historischen Entwicklung der Dinge begründet und muß zunächst als unabwiesliche Thatsache einfach hingenommen werden. Um so dankenswerther ist es, daß neuere Publicationen es sich angelegen sein lassen, das Bemerkenswerthe aus dem Vorbilderschatze der Vergangenheit für die Jetztzeit zu erneuern. Als ein schätzbares Werk dieser Art ist die Neuausgabe von Paul Deder's „fürstlichen Baumeister“ (Berlin, Wasmuth) mit einer Einleitung von R. Dohme zu begrüßen. Dieser feinsinnige Herausgeber hat aus den 131 Tafeln, auf welche P. Deder sein unvollendet gebliebenes Architecturwerk gebracht hatte, 57 der schönsten ausgewählt, die in gelungenem Lichtdruck theils nach den Handzeichnungen, theils nach den Stichen wiedergegeben und zu einem stattlichen Bande vereinigt worden sind. Der begabte Schüler Schiller's, als welcher P. Deder am Bau des Berliner Schlosses thatkräftig theilgenommen war, hat in seinem „fürstlichen Baumeister“ einen nahezu unerschöpflichen Reichtum von Schmuckformen, namentlich für die glänzende architektonisch-decorative Ausstattung prachtvoller Innenräume niedergelegt, die in der hier gebotenen trefflichen Auswahl eine Fülle der brauchbarsten Anregungen zur Lösung neuerer Aufgaben ähnlicher Art zu bieten vermögen.

Edwin Bormann, der bekannte Zeichner und Humorist, hat bei F. G. Mylius in Leipzig eine Papeterie „Schwalbenbriefe“ erscheinen lassen, die gewiß Freunden und Freundinnen zierlicher Korrespondenz willkommen sein werden, denn diese Briefbogen, Couverts und Postkarten in hübscher Enveloppe schmücken in anmuthiger und phantasievoller Weise allerliebste Zeichnungen von Schwalben in mannigfaltiger Gruppirung und Auffassung. Wir sind sicher, daß die Schwalbenbriefe Glück haben werden.

Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien hat den Beschluß gefaßt, jährlich und zwar in der Regel um die Weihnachtzeit im dortigen Künstlerhaufe eine international gehaltene Ausstellung von vorzugsweise neuesten Erzeugnissen der graphischen Künste zu veranstalten, wobei hervorragende Leistungen mit Medaillen und Diplomen ausgezeichnet werden sollen.

Musik.

Gustav Piffel, der Komponist so vieler anmuthigen Weisen, von denen die eine und andere bereits vollständig zum Volksliede geworden ist, hat in neuerer Zeit wieder (bei Simrod, Berlin) sechs Lieder erscheinen lassen, die unter dem Titel: „Deutsche Volkslieder in Originalkompositionen für eine Singstimme mit Pianoforte“, eine schätzenswerthe Gabe für alle Freunde gemüthvollen Gesanges bilden. Ganz besonders glücklich ist Piffel, wo es sich darum handelt, zu einem im Volksmunde selbst entstandenen Text die entsprechenden Töne zu finden. Schwäbische Lieder wie: „Mei Vater hot's glait“ und „Kirchweih im Städtle“ (Nr. 5 und 6 der vorliegenden Sammlung) sind von einer unwürdigen Frische, die wohl oder übel mit sich fortzieht. Aber auch die ausdrucksvollen Melodien zu Simrod's „Warnung vor dem Rhein“, zu Griminger's „Nedar und Mosel“ u. werden nicht verfehlen, ihre warmen Freunde zu finden.

Gounod's neuestes Oratorium: „Mors et Vita“ wird diesen Herbst in der Londoner Alberthalle zweimal zur Aufführung gebracht werden.

Das vom 24.–26. September stattfindende neunte mecklenburgische Musikfest wird vier Aufführungen umfassen, zwei geistliche in der Jakobikirche, eine Matinée und ein weltliches Abendkonzert im Zwölfi. Das Programm nimmt Rücksicht auf die Geburtsjubiläen der drei großen deutschen Meister Schük, Händel, Bach (geb. am 9. October 1685, 23. Februar 1685 und 21. März 1685).

Der Wiener Männergesangsverein hat in Berlin mit großem Erfolg konzertirt.

Zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten der internationalen Ausstellung von Erfindungen in Süd-Kenington gehört unstreitig die Sammlung alterthümlicher Musikinstrumente, Autographen, Bücher, Gemälde und Stiche berühmter Musiker. Unter den Curiositäten in der Abtheilung für Streichinstrumente befindet sich eine Cremoneser Geige aus dem Jahre 1672, die in dem Besitz von Paganini und später von Mlle. Carolina Ferni gewesen; ferner eine Gitarre, die für Madame Malibran verfertigt worden war, sowie ein Violoncello, welches Pajst Pius V. Karl IX. von Frankreich zum Geschenk gemacht hatte und das in Folge dessen „le roi“ genannt wurde. Das Instrument trägt die Jahreszahl 1572. Die Laute und das Spinett der Königin Elisabeth besaßen die Merkwürdigkeiten dieser Abtheilung. Unter den Blasinstrumenten mag die Trompete Erwähnung finden, mit welcher Sergeant Webb von den 5. Gardebataillon, Feldtrompeter des Herzogs von Wellington, das Signal zu dem großen Reiterangriff in der Schlacht von Salamanca gab.

Bühne.

Ein neues Stück von Paul Heyse, vorläufig „Die Hochzeit“ betitelt, wird voraussichtlich am Frankfurter Stadttheater seine erste Aufführung erleben.

„Der Einsame“ ist der Titel eines neuen Volksstücks in vier Akten von Ludwig Angenruber, das demnächst im Theater an der Wien zur Aufführung gelangen wird.

„Der wunde Fled“, Schwan in vier Akten von Julius Rosen, ist vom Wallnertheater in Berlin und vom Kartheater in Wien zur Aufführung angenommen worden.

— Das f. Schauspielhaus zu Berlin hat ein vieraktiges Lustspiel von Ludwig Feh. v. Ompeda, „Dolores“ betitelt, zur Aufführung angenommen. Dasselbe Lustspiel wurde auch für das Thaliatheater und das Stadttheater in Hamburg erworben.

— Wie aus Wien verlautet, wird eine der ersten Novitäten nach Wiederbeginn der Vorstellungen im Wiener Hofburgtheater das Drama „Bajazet und König“ von Moreto, in deutscher Uebersetzung von Wilbrandt, sein. Den König spielt Sonnenthal. — Das Schauspiel „Denise“ von Dumas wurde von der Wiener Generalintendantin angekauft.

— G. v. Moser's Schwan: „Die Leihrente“, hat im Stadttheater von Frankfurt a. M. eine nicht gerade unfreundliche, aber ebensovwenig glänzende Aufnahme gefunden.

— Der Universitätsmusikdirektor Heinrich Böllner in Dorpat arbeitet an einer Oper, „Faust“, deren Text sich möglichst pietätvoll an den ersten Theil der Goethe'schen Dichtung anlehnen soll.

— Kammerjäger Hill, das langjährige Mitglied der Hofoper in Schwerin, hat die Direktion des Stadttheaters in Nürnberg übernommen.

— F. Keim's Tragödie „Eulami“ ist von Blagoje Brancic in's Serbische überetzt worden.

— Im Oktober soll das fünfundsingzigjährige Bestehen der Deutschen Oper in Rotterdam durch Festvorstellungen in Rotterdam, Amsterdam und dem Haag gefeiert werden.

— Die Pariser Theater haben bis jetzt für die nächste Saison nicht weniger als 10 Opern, 18 Operetten, 18 Dramen- und Schauspiel, 15 Lustspiel- und außerdem an 20 Posen- und Revuenovitäten angekündigt. Eine so hohe Ziffer von neuen Bühnenercheinungen soll selbst in der blühendsten Epoche der Seimemetropole während des zweiten Kaiserreichs nicht erreicht worden sein.

— Helene Modjeska, die bekannte polnische Tragödin, beabsichtigt, wie berichtet wird, die Schafepare'schen Dramen in ihre Muttersprache zu übersetzen.

Kultur und Wissenschaft.

— Das Statut der nunmehr voll in's Leben getretenen Schönhauser Stiftung aus der Bismarckspende gibt als Zweck dieser Stiftung Folgendes an: „denen, einem höhern Lehrfach sich widmenden jungen Männern soll vor dem Eintritt einer besoldeten Anstellung Unterstützung und höheren Lehrmitteln Beihilfe für deren Lebensunterhalt und zur Erziehung der Kinder gewährt werden. Der Sitz der Stiftung ist Schönhausen, das Kapital beträgt 1,200,000 Mark und Stiftungsverwalter ist der Reichskanzler, später derjenige Nachkomme, der Schönhausen erhält. Die Unterstützungen betragen jährlich 1000 Mark und werden nach Ablegung der Staatsprüfung bis zum Eintritt einer besoldeten Anstellung, aber höchstens auf sechs Jahre gewährt. Der Stiftungsvorsteher kann auch angestellten Lehrern Stipendien für Reisen und deren Söhnen Universitätsstipendien gewähren. Die Vertheilung auf die Einzelstaaten soll nach dem Maßstab der Bevölkerung oder der Zahl der Schulanfänger erfolgen. Die erste Vertheilung findet am 1. Oktober 1885 statt.“

— Die Heidelberger Universitätsbibliothek hat ein werthvolles Geschenk empfangen. Der bekannte Londoner Buchhändler Nikolaus Trübner, ein geborener Heidelberger, der vor einiger Zeit starb, hatte, wie er wiederholt bei Besuchen sich äußerte, die Absicht, der Universität seiner Vaterstadt zu deren fünfshundertjährigem Jubiläum eine werthvolle Bibliothek zum Geschenk zu machen. Ein rascher Tod hinderte Trübner, seine Absicht zur Ausführung zu bringen. Die Wittve Trübner's hat jedoch in hochherziger Weise den Gedanken ihres verstorbenen Gatten verwirklicht und dessen ganze Bibliothek, darunter über hundert Handschriften, der Universität Heidelberg zum Geschenk gemacht.

Erfindungen.

— Wunderdinge berichten die Fachblätter über einen von dem Schweden R. Sjöberg erfundenen neuen Sprengstoff, den Komit. Die Zusammensetzung desselben wird angeblich noch geheim gehalten, doch so viel steht fest, er enthält weder Nitroglycerin noch Schießbaumwolle. Die Hauptfache ist der Umstand, daß der Komit, ein gelbliches, etwas klebriges Pulver, im freien Raume durch Zündhütchen nicht explodiert, was bei anderen Sprengstoffen der Fall ist. Er kommt nur in fest umschlossenen Räumen, z. B. in Bohrhörern, Granaten etc. zur Wirkung. Komit wird ganz nach Bedarf in den Augenblick, da man seiner bedarf, aus Stoffen gemischt, die an sich ganz harmlos sind und daher von der Eisenbahnbeförderung nicht ausgeschlossen sind. Er kostet nur 90 Mark pro Centner und besitzt ferner die schätzenswerthe Eigenschaft, daß er nicht gefriert. Bei den in Schweden vorgenommenen Versuchen soll Komit mindestens ebensoviel geleistet haben wie seine gefährlichen Brüder. Er ist ferner aus einander und sprengte die größten Granaten in tausend Stücke. Hierbei ergab sich, daß der Komit den starken Stößen widersteht, denen ein Geschöß beim Abfeuern ausgesetzt ist. In dieser Hinsicht ist er somit dem Dynamit überlegen, dessen Verwendung bei Sprenggeschößen aus diesem Grunde noch immer kaum angängig erscheint.

— Ueber einen interessanten Versuch, den Fernsprecher im Dienst der Wettervorhersage zu verwerthen, wird von dem „Journal des Inventeurs“ berichtet. Wenn man in einer Entfernung von 7–8 Meter zwei Eisenstangen befestigt, welche durch einen von Kupfer umhüllten Kupferdraht mit einem Fernsprecher verbunden werden, so wird man von dem Herannahen eines Sturmes mindestens 12 Stunden vorher durch ein dumpfes Geräusch in dem Fernsprecher benachrichtigt. Kommt der Sturm näher, so hört man ein Geräusch wie von Hagelschlag gegen Fensterscheiben; jeder Blitz macht einen Eindruck, wie wenn ein Stein gegen das Diaphragma geworfen würde. Die atmosphärischen Veränderungen verursachen charakteristische Geräusche, welche ein geübtes Ohr leicht erkennen kann. Dieser Apparat, entsprechend vervollkommen, würde für die Meteorologie ein werthvolles Hilfsmittel liefern.

— Der Engländer Eric Bruce hat einen Luftballon hergestellt, welcher bei Nacht zum Signalisieren auf große Entfernungen dienen kann. Zu diesem Zweck ist der Ballon aus durchsichtigem Stoffe verfertigt und im Innern mit einer kräftigen elektrischen Beleuchtungsborrichtung ausgestattet; die Leuchtungsbrähre der Elektrizität gehen an oder in dem Seil empor, an welchem der Ballon aufgelassen wird. Er ist ein sogenannter „Ballon captif“, d. h. er bleibt immer mit dem Seil an die Erde gefesselt. Ist er nun bei Nacht aufgeflogen und von innen beleuchtet, so strahlt das elektrische Licht durch die Hülle auf sehr weite Entfernung. Man hat es aber in seiner Gewalt, das Licht nur auf Augenblicke oder für längere Zeit ununterbrochen leuchten zu lassen. Durch das Licht lassen sich verabredete Signale geben, ja, es lassen sich, wenn man einen sogenannten Signalfaden verabredet hat, längere Mittheilungen übermitteln, wie dieß ja schon durch den alten optischen Telegraphen der Fall war. Menschen brauchen mit diesem Ballon nicht emporzuheben, da sich die elektrische Beleuchtung ebenso gut von der Erde aus regeln läßt. Die erste praktische Probe hat vor Kurzem in den Anlagen des Albertpalastes zu Battersea stattgefunden. Der Ballon konnte wegen widrigen Windes nur ungefähr 500 englische Fuß steigen (der Erfinder rechnet sonst auf 1000 Fuß), strahlte aber doch sehr weit, da die Beleuchtung etwas über 100 Normalkerzen betrug. Die entfernten, in die Zeichenprache des Erfinders eingeweihten Beobachter empfingen kurze signalfähige Sätze, z. B. „Glück und Seil für die Prinzessin Beatrice“, „Mile Britannia“, „Franklin“, „General Gordon“. Bruce hat sich wegen Verwerfung der Erfindung bereits mit den englischen Militärbehörden in Verbindung gesetzt.

Industrie, Handel und Verkehr.

— Schriftstücke in tadellosen schwarzen Drucklettern, von denen sich rothe Initialen wirkungsvoll abheben, sind die neuesten Leistungen

der Remington'schen Schreibmaschine. In den Vereinigten Staaten zählen die im Betriebe befindlichen Maschinen dieses Systems, welches den Schreiber zur Verdoppelung seiner gewöhnlichen Leistung befähigt und dabei die Lesbarkeit und Schönheit der Schrift garantiert, nach vielen Tausenden und selbst die Zahl der Schulen, in denen Maschinen schreiben als besondere Disziplin gelehrt wird, ist bereits beträchtlich. Bekanntlich werden bei Benützung des Remington-Typewriter Tasten angeschlagen und der Druck jedes einzelnen Fingers läßt einen Buchstaben, eine Zahl oder ein anderes Zeichen auf dem Papier entstehen, dessen Qualität oder Format keiner Beschränkung unterliegt. Da man nun bei einiger Uebung, wie jeder Klavierpieler weiß, mit beiden Händen in äußerst kurzer Zeit eine große Anzahl von Tasten nacheinander anschlagen kann, so fügen sich auch die Buchstaben erstaunlich schnell zu Worten und Sätzen zusammen. Ausführliche Prospekte und Schriftproben sind von den deutschen Vertretern der Remingtonmaschinen (zum Beispiel A. Beyerlein in Stuttgart) zu beziehen.

— Im Jahre 1886 soll in Liverpool eine internationale Ausstellung für Schifffahrt, Verkehrsweisen, Handel und Industrie stattfinden. Anmeldungsformulare sind vom Sekretär der Ausstellung, Exchange Buildings, Liverpool, zu beziehen. Für den erforderlichen Raum wird nur in besonderen, vom Komitee zu bezeichnenden Fällen Bezahlung verlangt.

— Eine Ausstellung englischer Strohflechter ist eben in Luton (in England) von dem Prinzen und der Prinzessin Eduard von Sachsen-Weimar eröffnet worden. Während Frankreich, Deutschland und die englischen Kolonien die Strohflechter Autor's absorbieren, ist deren Verwendung in England selbst nahezu ganz aus der Mode gekommen, wodurch die Strohflechter in Bedfordshire und Hertfordshire, meistens Frauen und Kinder, die früher anständiges Geld verdienten, jetzt fast gänzlich erwerbslos sind. Die Ausstellung hat den Zweck, den öffentlichen Geschmack für heimische Strohflechter wieder zu beleben. In der Ausstellung wird die Fabrikation von Strohhüten praktisch vorgeführt.

— Der Deutschen Weingewerkschaft Dühr & Comp. in Köln a. Rh. ist von der Jury der internationalen Weltausstellung in Antwerpen die goldene Medaille für Weine zuerkannt worden. Ebenso sind die Dühr'schen Punschhygiene mit der höchsten Auszeichnung, der bronzenen Medaille, prämiert.

— Der Firma W. Benger Söhne in Stuttgart wurde auf der Weltausstellung in Antwerpen für ihre Normaltrivoltwäse (System Professor Dr. Jäger) wiederum die höchste Auszeichnung, das Ehren Diplom, zu Theil.

— Der internationale Telegraphenkongreß hat beschlossen, daß eine einheitliche Terminaltage und eine einheitliche Transittage für alle dem europäischen Telegraphenverband angehörigen Länder maßgebend sein soll. Die Terminaltage wurde auf 10, die Transittage auf 8 Centimes pro Wort festgelegt. Für die kleinen Staaten wurden die obigen Sätze auf 6½ und 4 Centimes reduziert. Rußland und die Türkei können in Anbetracht der Schwierigkeiten in der Unterhaltung von langen Linien in ausgedehnten und zum Theil unkultivierten Gegenden einen Zuschlag erheben.

— Das Karl Stangen'sche Reisebureau (Berlin W., Leipzigerstraße 24) hat seine Programme für die in der Winteraison abgehenden Gesellschaftsreisen aufgestellt und verendet dieselben auf Verlangen gratis. Die Reisen gehen in den Monaten September und Oktober 1885 und Januar bis April 1886 ab. Kleinere Orientreisen erstrecken sich auf Kordis, Athen und Konstantinopel, während die größeren Palästina, Syrien und Aegypten, die ausgedehnten auch Ausflüge auf den obern Nil, sowie nach dem Sinaigebirge und nach Palmyra einschließen. Außerdem ist eine Reise nach Ostindien und Ceylon geplant, welche Anfangs November 1885 beginnen und Anfangs März 1886 endigen soll.

— Die lang projektierte Telephonverbindung zwischen Crefeld-Düsseldorf-Barmen-Elberfeld-Köln ist nunmehr fest beschlossen und soll noch in diesem Jahr in's Leben treten.

— Die Empfänger von Zolpaketen aus dem Auslande können nach neuerer Bestimmung die Zollleitspostanstalt ein- für allemal ermächtigen, die eingehenden Zolpakete zu verzollen. In dem Antrag, welcher an die zuständige Oberpostdirektion zu richten ist, hat der Antragsteller sich zu verpflichten, die etwaigen Zollgebühren etc., sowie auch die etwaigen Kosten für die Wiederverpackung der verzollten Gegenstände zu entrichten. Die für einen solchen Empfänger eingehenden Sendungen werden von der Postanstalt des Zollortes dann sofort nach Ankunft verzollt; es unterbleibt also auch die sonst vorgeschriebene Uebersendung eines Benachrichtigungsscheins an die Bestimmungspostanstalt, bezw. den Empfänger. Dieses Verfahren empfiehlt sich dadurch, daß auf diese Weise die Pakete viel schneller in den Besitz des Empfängers gelangen, als wenn er erst benachrichtigt werden und dann Verfügung über die Verzollung treffen muß.

Militär und Marine.

— Nicht nur auf dem Kontinent, sondern auch in England ist zur Zeit der Zudrang zu den militärischen Studien ein ungewöhnlich starker. Zu den in Woolwich und Sandhurst zu belegenden 100 Stellen meldeten sich ungefähr 600 Kandidaten. Während also im Durchschnitt von sechs sich Meldenden nur einer Aufnahme findet, haben aus der Offizierbildungsanstalt des Professors Wolfram in London, eines geborenen Württembergers, der seine Studien am Stuttgarter Polytechnikum absolviert hat, dieses Jahr von 28 Kandidaten nicht weniger als 19 das Examen bestanden, worunter sich auch der Primus der ganzen Promotion befindet. Gewiß ein anerkannter Erfolg deutscher Wissenschaft im Auslande!

— Die „France Militaire“ ließ vor wenigen Wochen eine ernste Klage über die Untragbarkeit der jetzigen Zustände in der Armee ertönen, namentlich über die ungünstige Stellung der Offiziere — in sozialer, dienstlicher und pekuniärer Hinsicht — über die fortwährenden Veränderungen im System und in den einzelnen Reglements, über den Mangel eines tüchtigen Unteroffizierskorps, über die vielfachen Uebelstände, die mit der kurzen und oberflächlich verwerteten Dienstzeit verknüpft seien, und vor Allem über die Leitung und Beeinflussung der Armee durch Laien — d. h. durch die Deputierten.

— Bei dem 14. italienischen Artillerieregiment haben — wie es heißt mit günstigstem Erfolge — Proben mit einem neuen Entfernungsmesser stattgefunden. Derselbe ist von dem Artilleriehauptmann Braccialini erfunden, soll sich durch große Einfachheit auszeichnen und die Messung der Entfernung von Schiffen auch bei beliebiger Bewegungsgeschwindigkeit und auch bei Nacht gestatten.

— Auf der Korvette „Bismarck“ sind vier aus Kamerun gebürtige Neger, schon gewachsene, schlante Exemplare ihrer Rasse, als vierjährigfreiwillige Matrosen eingestellt und sofort eingekleidet worden.

— Das fliegende englische Turm- und Widdergeschiff „Conqueror“, das unlängst für den aktiven Dienst fertig gestellt wurde, wird einen wichtigen Theil der Panzerflotte der britischen Marine bilden. Der Conqueror führt zwei Geschütze von je 43 Tonnen, 4 sechsfüßige Kanonen, 6 sechsfüßige Granatengeschütze und nahezu ein Duzend Maschinengeschütze; außerdem Torpedos.

Feste und Versammlungen.

— Der Verein analytischer Chemiker hält seine diesjährige Generalversammlung in Wiesbaden vom 14.–16. September ab.

— Das Fest des hiebsjährigen Bestehens der deutschen Buchhändler soll am 18. Oktober in Marburg gefeiert werden.

Sport.

— Das große Baden-Badener Rennen hat wieder einmal die Inferiorität des deutschen Pferdmaterials in ekkantester Weise gezeigt. In dem bedeutenden Rennen der Zweijährigen um den Zukunfts-

preis von 20,000 Mark liefen 12 Pferde, von denen die Oesterreicher, des Grafen Tassilo Festetics br. H. „Genet“ v. Buccaneer a. d. Helene Triomphante, und Graf Karoly's br. H. „Regyur“ Erster und Zweiter wurden. „Green Wave“ (England) war Dritte und „Malines“ (Frankreich) Vierte. Ein ebenso negatives Resultat lieferte für uns der werthvolle Jubiläumspreis von 40,000 Mark und Goldpokal des Großherzogs, in dem zwei französische Pferde, Bouy's dreijährige F. St. „Blatantier“ v. Wellingtonia a. d. Poeteb, und de Martin's dreijähriger br. H. „The Concorde“ die beiden ersten Plätze beaupteten, während „Blue Grass“ (England) als Dritter, „Cosmos“ (England) als Viertes das Ziel passierten. Das Alte Badener Jagdrennen von 10,000 Mark ging zur Abwechslung nach England, da des Herzogs von Hamilton a. br. H. „Capitain“ die ganze deutsche Gesellschaft, der er gegenübertrat, abfertigte; Zweiter war Graf Dohna's „Scholar“, dann „Sutton“ etc. Der Stadtpreis von 6000 Mark fiel an Captain Joe's vierjährige „Tortoise shell“, doch wäre auch dieser Preis nach England gegangen, wenn nicht „Plutarch“ wegen Anreitens disqualifiziert worden wäre. Im Fürstbergpreis, 3000 Mark, blieb Baron Oppenheim's „Queens Colour“ und im Preis von Jffezheim, 5000 Mark, Graf Bernstorff-Ohlenstein's „Tristig“ Sieger, während O. Spietmann mit „Knight's Fee“ den Preis vom Alten Schloß, 3000 Mark, mit „Goldborte“ den Damenpreis und mit „Eltan“ den Preis von der Favorite, 1500 Mark, heimtrug. Der Preis von Sandweier, 2000 Mark, fiel an Ulrich's „Almanian“.

— Der Damenreitpreis in Rußland sich ganz zum Rennsport hinzuneigen. Im Laufe des Späthommers fanden in der Nähe von St. Petersburg vierzehn Rennen statt, bei denen nur Damen im Sattel erschienen. Die Felsch bestanden oft aus 16–18 Gegnerinnen. ein Beweis, daß es den Damen, die übrigens beschloßen haben, einen eigenen Verein zur Förderung des Damenreitens zu bilden, an Schnelligkeit nicht fehlt.

Statistik.

— Für die am 1. Dezember stattfindende Volkszählung im deutschen Reich sind die Vorbereitungen in vollem Gange. Die Zählung wird ganz wie vor fünf Jahren ausgeführt, nur daß die Berufsclassen diekmal nicht gezählt werden.

— Die englische Staatsschuld belief sich im Jahr 1857/58 auf 837,144,597 Pf. Stl. Seitdem hat sie sich von Jahr zu Jahr auf 754,455,270 Pf. Stl. im Jahr 1883/84 herabgemindert. Im Laufe des Finanzjahres 1883/84 wurden 8,031,306 Pf. Stl. abbezahlt und so bezifferte sich die Staatsschuld am Ende des verfloßenen Jahres auf 746,423,964 Pf. Stl.

Mode.

— Eine interessante Toilettenausstellung ist jüngst in dem Kloster zu Klagenfurt in Kärnten eröffnet worden. Der Konvent der Schwestern zur heiligen Elisabeth hat die Erbschaftsgegenstände, welche ihm aus dem Vermächtniß seiner im Jahre 1789 verstorbenen Abtissin, der Erzherzogin Marianne von Oesterreich, einer Tochter Maria Theresia's, angefallen sind, öffentlich ausgestellt, und zugleich auch die gesamte weltliche Toilette und den Schmuck der geweihten Äbtissin den Besuchern vorgeführt. Unsere Berichterstatterin ist in Eile über die Pracht der kostbaren Stoffe, aus welcher die Courroben der gekrönten Abtissin bestanden, steht aber unter dem Eindruck eines argen Entsetzens über den Schnitt dieser Kleider, dessen Frivolität und Indecenz ja gewißlich nur der damaligen Mode entsprachen, in Verbindung mit dem Begriff klösterlicher Jungfräulichkeit in unseren Tagen aber doch einiges Bedenken erregen muß. Es soll Tausen darunter geben, deren Keuschheit man heute doch nur ganz weit weg von den Sammelplätzen ehrbarer Frauen noch findet, etwa im Boulevard du Temple, wo die Toiletten der Tochter der Madame Angot hängen, oder in der ungenierten Passage Choiseul, wo der fette Chanjon Offenbach's gleichfalls die Toilette der Damen bestimmt. Außerordentlich schöne Fächer finden sich in dieser Ausstellung. Einen derselben malte Franz von Volbringen zur Zeit seiner Brautchaft mit Maria Theresia; einen andern Marie Antoinette in dem Jdyl von Trianon. Auch Handarbeiten der Kaiserin und der Erzherzogin Marianne selbst sind vertreten und es erregen darunter namentlich einige überaus kunstvolle Köppelarbeiten und auf Velours mit Plüsch geflickte Tücher die Bewunderung der Besucherinnen.

— Eine Pariser Saisonneuheit für die enttrittenen Kreise der Fleurs de Chic wird demnächst der seidene, mit Spitzen besetzte — Fausthandschuh sein. Er soll ja allerdings nur an Stelle des bunten, wenig kleinen Foulards aus der Brusttasche des Modes herausheben und keineswegs bestimmt sein, im praktischen Gebrauche die Diffinitionen einer schönen Hand aufzuheben. Eine besondere Modefarbe dafür ist Curacao-grün und Caneel; die Spitzen der Manschetten sollen möglichst den Werth persönlicher Andenken an die Toilette einer gefeierten Dame erblassen, und dieser Wunsch der modernen Hypperelegants kann gewißlich koketten Salonmutterlingen rechte Dreschen in ihre Volants reihen.

Denkmäler.

— In Zürich ist das Zwingliendenkmal, eine Schöpfung des Wiener Bildhauers Heinrich Koller, feierlich enthüllt worden.

— In Selhausen, dem Geburtsort des „armen Schulmeisters“ Reis, der als der Erfinder des Telephons gefeiert wird, ist ein demselben gewidmetes Denkmal aus Erz und Stein, von dem Frankfurter Bildhauer Karl Rumpf modellirt, errichtet worden.

— Französische Journale verbreiten den Aufruf des Generals Jeanningros zu Sammlungen für ein in Paris zu errichtendes Kossolal-Deum zu Ehren der im Kriege von 1870–71 gefallenen Franzosen.

— Seit kurzer Zeit sind die Konkurrenzentwürfe zu dem für Paris bestimmten Kossolalendenkmal im dortigen Rathhause ausgestellt. Seiner Originalität wegen scheint nur der Entwurf Carrier-Belleuse's allgemein befriedigt zu haben, welcher den Philosophen auf dem Spaziergang, den Tod in der Hand, darstellt, wie er eine mit der Linken gepflückte Blume studirt.

— In Alexandria fand kürzlich zur Erinnerung an die vor 30 Jahren stattgefundene Schlacht an der Tschernaja, an der 15,000 Piemontesen theilnahmen, die feierliche Enthüllung des Gedenksteins statt, den die Stadtverwaltung auf dem Viktor Emanuelplatz errichten ließ. Der Gedenkstein aus Carraramarmor, überragt von einer kolossalen Krone, ist ein Werk des Bildhauers Gussini in Turin. In der Mitte befindet sich zwischen Eichen- und Lorbeerblättern eine emphatisch lautende Inschrift.

Gestorben.

— D. D. Beth, holländischer Naturforscher, Sohn des verdienten Geographen Professor Beth in Leyden, am 19. Mai, in der Nähe des Kalkantafusses, Afrika.

— Selmar Siebert, einer der bedeutendsten Kartenstecher der Gegenwart (preussische Generalstabkarte, amtliche Karten der Vereinigten Staaten etc.), 78 Jahre alt, auf der Dampferfahrt zwischen Europa und Amerika.

— Thomas Clausen, früherer Oberbator und interimistischer Direktor der Sternwarte zu Dorpat, Professor der Astronomie in Nachfolge Mädler's, 84 Jahre alt, in Dorpat.

— William A. Pond, Senior der angesehenen Musikalienhandlung A. Pond & Comp., in New-York.

— Anton Widmann, Architekt, geb. zu Schorndorf, Vorstand der deutschen Gesellschaft S. Giorgio in Florenz (welche in Gemeinschaft mit Architekt v. Geymüller die „Architektur der Renaissance“ in Toskana herausgab), am 8. August, an der Cholera, in Genua.

— Moro Philipps, bedeutender Fabrikant, am 9. August, in Philadelphia.

— Fritz Hartmann, Bildhauer, langjähriger Vorstand und Mitbegründer des Künstlerordens vom Gral, am 11. August, in Cava dei Tirreni bei Neapel.
— James W. Marshall, der erste Entdecker des Goldes in Kalifornien, am 11. August (gänzlich verarmt), in Kelsey (Kalifornien).
— Carlo Maggiorani, Senator, Mitglied der Akademie der Scienze und Professor der Universität, 85 Jahre alt, am 13. August, in Rom.
— Lehmann, Hofrath, Chef der Kanzlei der deutschen Botschaft, am 13. August, in Konstantinopel.
— Anton Marz, akademischer Maler, 66 Jahre alt, am 15. August, in Wien.
— John Thoms, bek. Alterthumsforscher, gewesener Vizekonsul der Bibliothek des Oberhauses, 82 Jahre alt, am 16. August, in London.
— Dr. Paul Starke, Professor und Generalarzt, am 17. August, in Berlin.
— Dr. Adolf Hartl, Leibarzt des Fürsten Esterhazy, am 17. August, in Koblhof bei Wien.
— D. Heimbruch, Kapitän des norddeutschen Lloyd dampfers „Julda“, am 18. August, auf der Rückfahrt New-York-Bremen.
— Christoffer Tegnér, Propst, ältester Sohn des ber. schwedischen Dichters J. Tegnér, 78 Jahre alt, am 20. August, in Lund.
— Eduard v. Nibel, k. bayerischer Hofbaudirektor, am 24. August, in Starnberg.

Entstehungsgrund von deutschen Redensarten.

Von Friedrich v. Bülow.

Hand in Hand.

Bezeichnung der Einigkeit, des Zusammengehörens. Chiemals war die allgemeine Befristungsformel aller Gelübde und Verträge, denen die Sitte kein feierlicheres Symbol vorschrieb, der Handschlag. Der Eine schlug in des Andern hingehaltene Hand; beide Theile verbanden ihre Gewalt dadurch gegenseitig.

Er ist pudelnaf.

Durch und durch naß. Nicht naß wie ein Pudel, pudel ist hier durch den Sprachgebrauch aus „Pudel“ = Püße, Lache, hervorgegangen.

Das ist mir Pomade.

Völlig gleichgültig. Im Volksmunde viel gebräuchlich. Die Redensart stammt aller Wahrscheinlichkeit nach von dem in der Lausitz üblichen „pomalg“ (langsam, allmählich) ab, welches dem schlesischen pomale, polnisch pomalu entspricht.

Ein alter Haudregen.

Ein tapferer Kämpfer. — Der Degen als Waffe hat mit dem Wort, wie man eigentlich vermuthen könnte, nichts zu thun. Die Niederländer entlehnten aus dem spanischen und italienischen daga (mittellateinisch dagua) = Dolch, een daghe, und wir hürterten im fünfzehnten Jahrhundert «degen» ein, das ist Dolch, zweischneidiges Stechmesser, in Deutschland bald zu unserem heutigen Degen verlängert. Ganz verschieden mit diesem degen mit e (aus a) und völlig unverwandt mit ihm ist das urdeutsche der degan (eigentlich dekan mit e aus i), mittelhochdeutsch degen = männliches Kind, Diener, dann, da Letztere gewöhnlich die Helden der Großen waren, tapferer Kriegermann, Kriegsheld. Wir kennen noch im Mittelhochdeutschen Worte wie: degenheit (Tapferheit), degenlich (mannhaft). (Weigand, „Deutsche Synonymen“, S. 457; Grimm, Wörterbuch.)

Er hat die Feuerkaufe erhalten.

Der Ausdruck ist den Anschauungen des Alterthums bezüglich der reinigenden Kraft des Feuers entnommen. Allen Elementen wurde Reinigungskraft zugetraut, vorzüglich aber dem Feuer als dem reinsten. Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch die Sitte des Verbrennens der Todten zu beurtheilen. Nicht erst die christliche Kirche nahm ein Feuer jenseits des Grabes zur Läuterung der Seelen an. Schon nach dem Talmud werden auch die Seelen der Frommsten, bevor sie dem Thron des Allerhöchsten zu nahen gewürdigt sind, im Feuerstrom Dinur gereinigt. In den heidnischen Mythen, welche die Schicksale der Seele nach dem physischen Tode verhielten, wurde die Feuerreinigung symbolisch vorgenommen. Man ließ nämlich die Mythen durch zwei Feuer oder zwischen brennenden Fackeln schreiten. Wie Herkules durch Selbstverbrennung auf dem Berge Deta Unsterblichkeit erlangte, so wußte die Mythe auch von Feuerreinigungen göttlicher Wesen beim Eintritt in's irdische Leben zu erzählen. Hieher gehört die in den Eusebien erzählte Fabel von der Ceres, welche den Knaben Demophoon durch Verbrennen des sterblichen Leibes unsterblich machen wollte; auch Iphigeneia legte ihren Sohn Achilles zu gleichem Zweck in die Flamme. — In Rom war die symbolische Feuerkaufe der Neugeborenen üblich. Das Kind wurde am neunten Tage um den Herd dreimal herumgetragen, der Tag hieß der Reinigungstag. Die Indier gehen noch heute mit den Neugeborenen durch zwei Feuer hindurch. Auch die heidnischen Slaven kannten die Feuerkaufe.

Kapores gehen.

Dieß zwar weit überwiegend dem gemeinen Leben angehörige, aber unter Anderen von Bürger und Jean Paul gebrauchte „kapores gehen“ darf nicht für eine Variation von „kaput gehen“ gehalten werden, wenngleich Beides ungefähr dasselbe aussagt, sondern kapores stammt aus der Judenprache, wo es eigentlich Sühnopfer bedeutet. Im Jüdisch-Deutschen kennt man auch das Sprichwort: Er ist das Kapore-Hühndel, das heißt der Sündenbock. Am Vorabend des Versöhnungstages werden als Sühnopfer Hühner geschlachtet. (Andresen, „Deutsche Volksetymologie“, S. 211; Weigand, „Wörterbuch“, I., S. 204.)

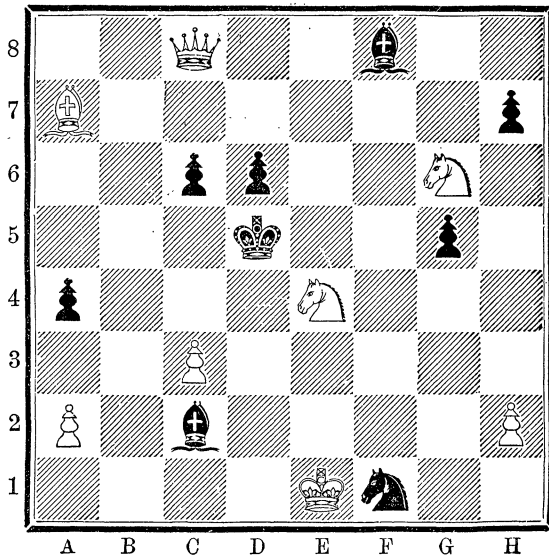


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 345.

Von Fr. Dübbe in Rostock.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

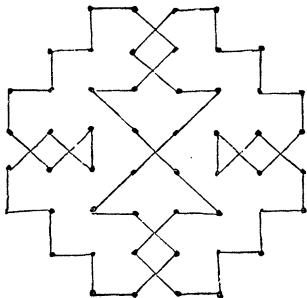
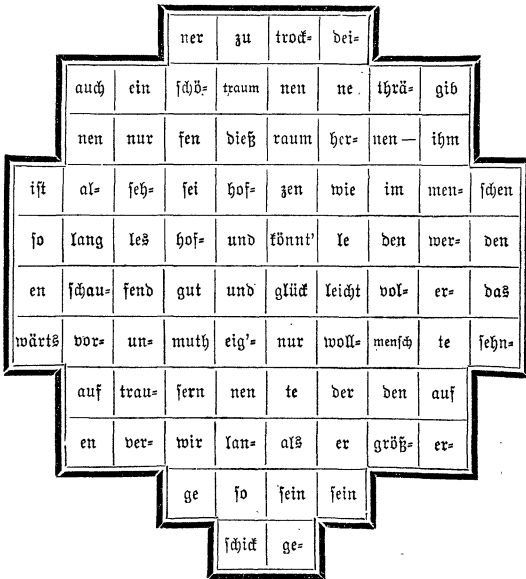
Auflösung der Aufgabe Nr. 341:

- Weiß. Schwarz.
1) S. F 2 — E 4 1) S. A 2 n. B 4.
2) S. E 4 — D 6 2) R. D 4 n. C 5 od. S. B 4 zieht.
3) L. D 2 — E 3 oder L. C 5 — C 4 Matt.
A)
1) S. C 5 — F 5 1) R. D 4 n. E 4.
2) L. C 5 — F 5 2) Beliebig.
3) L. F 5 — F 4 Matt.
B)
1) S. E 4 — D 6 1) Beliebig anders.
2) L. C 5 — C 4 Matt. 2) Beliebig.



Räthsel.

Königspromenade Nr. 17.



Auflösung der Königspromenade Nr. 16:

Die Liebe gleicht der Welle,
Die plätschernd sich erhebt;
Wer weiß, woher sie flutet,
Wer weiß, wohin sie schwebt!

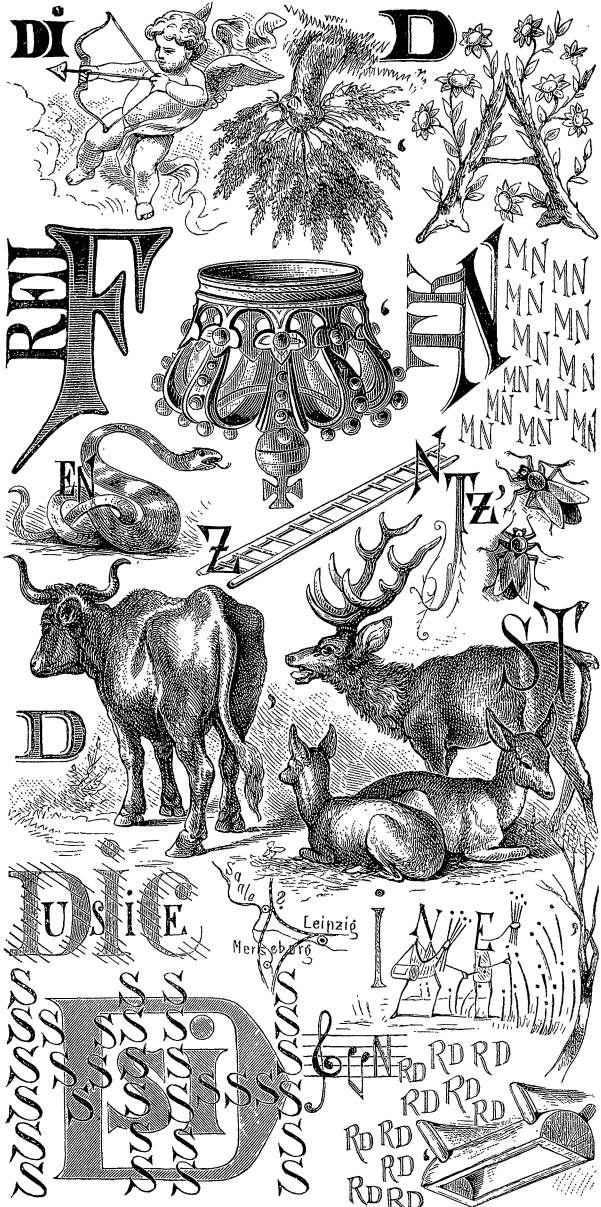
Wer weiß, ob sie uns schaukelnd
Nicht sanft zum Hafen bringt;
Wer weiß, ob sie als Woge
Nicht unser Schiff verschlingt!

Heinrich v. Littrow.

Arithmoglyph.

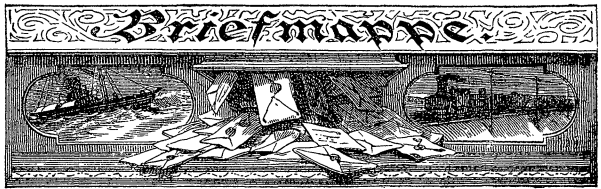
- 1, 2, 3, 4, 5. Gott der alten Deutschen.
6, 7, 7, 6, 5, 3, 8. Ehrentitel der Türken.
9, 2, 10, 6, 11, 12, 8, 6, 9, 9, 6. Name aus der französischen Revolution.
4, 5, 13, 1, 6, 9, 12, 6, 5. Stadt in den Niederlanden.
5, 4, 6, 14, 8. Ein biblischer Name.
3, 2, 9, 20, 15, 16. Ein Fisch.
6, 9, 7, 17, 9, 13. Stadt in Thüringen.
9, 6, 10, 13, 4, 17, 11. Gefürchtetes Insekt.
5, 4, 10, 2, 10. Besitzer großer Reichthümer.
6, 20, 6, 18. Ein Säugethier.
8, 9, 6, 5, 6. Ein weiblicher Name.
5, 6, 14, 2, 17, 9, 11. Stadt in Frankreich.
6, 8, 5, 13, 9, 4, 15, 16, 13. Eine Tugend.
19, 6, 5, 6, 9, 4, 18. Eine militärische Charge.
9, 4, 12, 16, 4, 6, 18. Berühmter Maler.
17, 9, 5, 6. Ein Gefäß.
10, 6, 5, 3, 4. Ein Komponist.
6, 20, 20, 8, 12, 2, 7, 7. Klaviervirtuosin der Gegenwart.
19, 8, 15, 16, 13. Eine Krankheit.
9, 4, 4, 10. Stadt in Ungarn.
4, 5, 3, 9, 2, 14, 4, 15, 16, 6. Name aus der griechischen Geschichte.
Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben weiter gelesen, geben ein bekanntes Sprichwort.

Bilderräthsel 48.



Auflösung des Bilderräthsels 48:

Eine Freude unter allen
Hab' ich stets für wahr erkannt,
Und die Leuchte sie genannt;
Sie bleibt wahr, ob Alles trügt,
Unbefleckt von Groll und Neide,
Selig Der, dem sie genügt,
Freude an der Andern Freude.



Briefmappe.

A. R. Th. in Nordketten. Recht formgewandt, aber zu verbraucht in den Motiven.
Langjährige Abonnentin in Rikingen. Salzsäure in die Augen gießen.
J. R. in Neustadt a. O. Glauben Sie wirklich, daß durch diesen harmlosen Scherz der großväterlichen Ehrwürdigkeit zu nahe getreten sei? Sehen Sie sich die Sache doch noch einmal ruhig an, dann werden Sie vermuthlich selbst zu der Ueberzeugung gelangen, daß jede Zulässigkeit einer humoristischen Aeußerung aufhören müßte, wenn nach so starren Begriffen gerechnet werden sollte.
G. W. in Berlin. Die „Kinder Ihrer Muse“ haben recht gesundes Blut in den Adern, liegen aber noch zu sehr in den Winkeln.
Dito G. in Berlin. Wegen Sie in Gottes Namen Trauerkleider an, aber nicht auf lange; vielleicht feiert Ihre Lyrik doch noch einmal ihre Auferstehung in vergeßlicherer Gestalt.

Homo audiendi cupidus. Der Roman „Zwei Mütter“ ist im ersten Jahrgang der „Illustrierten Romane aller Nationen“ No. 1–39 erschienen. Gabrielle, Ihre jüngsten Seiten gelangen in dieselbe Hand wie die vorigen, da der Herr Vorgänger damals schon sein Amt — namentlich mit Bezug auf die Briefmappe — niedergelegt hatte. Bei Ihren gegenwärtigen Mittheilungen drängt sich die Frage auf, ob Sie denn wirklich unlässig an den Ort gebunden sind. Vermuthlich könnten Sie anderwärts lohnendere Verwerthung Ihrer Zeit finden, während für dort Ihnen bestimmte Rathschläge zu erhalten außerhalb unseres Vermögens liegt.

„Frühe Braut ist fast.“ Mit einigen Aenderungen für „Romanbibliothek“ angenommen, doch zum Abdruck erst im Frühjahr geeignet. Unleiderlich in thal. Die Originalzeichnung „Waldduelle“ ist vom Künstler unmittelbar für unsern Holzschnitt geschaffen und daher in photographischer Nachbildung nicht zu haben.

Junger Abonnent in D. Die ursprüngliche Schreibweise ist „Don Quixote“; die Abweichungen kommen daher, daß das spanische z in der Aussprache einen zwischen dem deutschen ch und j schwebenden Laut hat.

Xelidovis 5. Da müssen Sie sich unmittelbar an die Verlagsanstalt der Goethegesellschaft in Weimar wenden.

R. R. in Semlin. In A. Hartleben's Verlag (Wien) findet sich ein solches Buch.

Abonnentin in P. Was das Wort sagt: von seiner geistigen Anlage und Empfindung.

Belorger Vater. Das Pensionat des Professors Bähler in Oehringen können wir Ihnen für Ihren Sohn bestens empfehlen. Die Berechtigung zur Ertheilung des Einjährigengeldes ist in die Kompetenzen des dortigen Zeugens inbegriffen.

E. v. Sch. Leider zu spät. R. R. in Solesmes sur Sarthe. Ihre warme Anerkennung ist uns sehr schmeichlich; das angelegte kleine „mal“ werden wir jeder Begründung mehr und mehr zu veraulen eifrig bemüht sein.

A. E. in Luzern. „Auf hoher Flut“ ist eine Sammlung von Dichtungen, die auch das Porträt und die Biographie des Dichters enthält. Erschienen im Verlag von Adolf Kiepert, Hofbuchhändler, Breslau. Jede Buchhandlung kann Ihnen das kleine Werk verschaffen. Der an Sie gerichtete Brief hat wegen ungenügender Personalbezeichnung als unbestellbar zurück.

Bertja W. Sie fingen in Ihrer Dichtung: „Gewitters Nacht“, unter Anderem:

„Es goß der Regen schier in Strömen
Und Pluten schwallen an zum Strom.
Die Donner hörte man nur erdröhnen,
Der Wellenordnung sprechend Hohn.“

Diese und ähnliche Verse sprechen nun allerdings zum Glück nicht gerade der Weltordnung Hohn, wohl aber den Regeln der Poesie, mit denen Sie, verehrteste Frau, sich vor allen Dingen auf freundschaftlicher Fuß setzen müßten, wenn Sie „druckreife“ Verse zu produziren wünschen.

Martha S. in Gießen. Einer nägeln Bezeichnung bedarf die von Ihnen angeführte Dichtung nicht.

Nützliche Lösungen fanden ein: Febr. Städtler in Frankfurt a. M. Lehrer Dichtberg in Altwiesler. Helene Schmidt in Eriegau (2). Sanfter in Mostau. Auguste Köning in Göttingen (2). Eugenie in Barmen (3). W. Stengl in Tübingen. „Brunnengeist“ in Lugenburg (2). Madame Wben in Brüssel. Mathilde Blumenthal und Elisabeth Weinreb (2). Frau Hite. Gelbting-Edmünd in Zürich (3). Fritz Euteneuer in Altona i. B. Max Wehnert in Kopenhagen. Johann Langhans in Elbogen. Sigmund Stenich in Witten. ? in Jastrów. Drei fidele Vogelberger in Gießen. Margarethe Petalch in Chemnitz. Victoria Picot in Prag. Frau Lydia Bier in Brüssel. Johanna Leins in Stuttgart (2). Wilhelm Saarbourg in Hochheim a. M. Solo Bloch in Bremen. L. Siegel in Weinheim. Ed. Scholz in Grottau (2). Toni Watz und Anna Weiss in Darmstadt (4). Martha Stäfen in Gießen (2). „Chemaliger preussischer Garbist“ in Magdeburg. R. Peters in Landsberg am Berge. Gluck, Gerichtsfretter in Stettin. Martha Dori in Maffersberg. Dote Wies in Barmen (2). Eward Pollat in Neusach (7). Marie Goltmann in Hannover. Frau Vertha Zingart in Stade (4). „Das unschöne Nüchternheit“ in Hamburg-Hohensfeld (2). Richard Volkmann in Hamburg. Ernst und Magdalena Dorn (3). Ida Gohes in Barlowstr. R. Katschewicz in Boien. Franziska Neumann in Berlin. Grete K. in Berlin. Kitty Hebert und Glise von Helms in Frankfurt. Helene Weinlein in Paris. Richard Meißner in Mettmann. Reine Pfeiffer in Berlin. Louise Haat in Rohenberg (2). L. Freund in Lübeck (2). „Liebesdrücken“ in Myric. Flora und Wilhelm in Rastatt und Sachsenhausen. Arthur Hermes in Gießen. Bertold Levy in Mannheim.

In No. 52 des vorvergangenen Jahrgangs von „Ueber Land und Meer“ theilten wir unter der Ueberschrift „Germania“ unseren Lesern eine Melodie von Graben-Hoffmann mit, welche die Bestimmung haben sollte, vermöge eines zu unterlegenden Textes eine deutsche Nationalhymne zu werden. In Folge unserer dahin zielenden Aufforderung sind

151 Texte eingelaufen, von denen indeß nach eingehendster mehrseitiger Prüfung kein einziger den unumgänglich zu stellenden Anforderungen zu genügen vermag. Die Gedichte sind theils zu unvollkommen in der Form, theils zu gemeinpläßig und schwunglos im Gedankengang, theils leiden sie gleichzeitig unter beiden Mängeln oder verstoßen gegen gewisse Rücksichten des nationalen Selbstgefühls und was dergleichen Unvollkommenheiten mehr sind. Aus diesem Grunde müssen wir leider darauf verzichten, den angeregten schönen Gedanken zu einem endgültigen Abschluß zu bringen.

Die Redaktion.

Gesundheitspflege.

C. J. in St. Zur Beantwortung an dieser Stelle nicht geeignet. Sparau. Die genannten Spezialisten sind uns unbekannt. R. R. U. in Steyr. 1), 2) und 3) Die Morpriumtucht ist heilbar, jedoch nur durch eine sogenannte Morpriumtuchtsturz, welche man aber nicht im eigenen Hause, sondern nur in einer Anstalt (Nerven- oder Kaltwasserheilanstalt) durchmachen kann. 4) Hier kennen wir nur die Winternitzsche in Wien. Sie werden aber selbst leicht solche durch Ihren Arzt erfahren können.

Eine duftende Braut. Ein Zusatz von einigen Tropfen Veilchenparfüm oder Eau de Cologne zum Waschwasser ist nicht schädlich. Dilly in Hamburg. Gegen ausgebrochene und schon lange bestehende Kurzsichtigkeit gibt es kein Hausmittel. Waschen mit Eau de Cologne wird dieselbe gewiß nicht bessern.

C. B. in Sg. Schuppenbildung auf dem Kopfe beruht auf zu großer Trockenheit und Gerdigkeit der Kopfhaut und dadurch bedingter reichlicher Abstoßung von Epithelzellen. Waschen des Kopfes mehrmals wöchentlich mit einer lauen Lösung von kühler Glycerinseife oder mit einer spirituellen Flüssigkeit, 1. B. Fruchtbrandwein, und mehrmaliges Einbrennen mit etwas parfümirtem Olivenöl wird die Schuppen vermindern.

Alter Abonnent in M. Wir müssen vor derartigen Proskliren und noch mehr vor deren Verfassern auf's Entschiedenste warnen. Jeder Arzt ist im Stande, darüber Rath zu erteilen.

W. M. in S. Spezialärzte nennen wir hier nicht. Mathlose in D. Sie werden durch Thymianthee ebenso wenig etwas erreichen als durch die anderen schon gebrauchten Mittel. Da Sie keine Verbesserungen dabei haben, überlassen Sie das Weitere am besten der Zeit.

R. R. in H. und U. M. Ohne persönliche Untersuchung kein Rath möglich. Elisabeth von R. 1) Uebermanganfarbendes Kali als Mundwasser hat den Zweck, bösen Geruch aus dem Munde zu beseitigen und namentlich die Zähne zu erhalten, beziehungsweise das Umfließen der Zahncaries zu verhüten. Es hat nur den kleinen Nachtheil, daß sich die Zähne nicht rein weiß dabei erhalten lassen, sondern daß dieselben nach längerem Gebrauch eine leicht gelbliche Färbung annehmen. 2) Hitz- und Schweißschwämme werden durch das kummerförmige Waschwasser in der Regel leicht befeuchtet.

P. u. C. Ist die Röhre der Narben und der Nahe auf die angeführte Ursache zurückzuführen, so wird dieselbe mit der Zeit gewiß selbst schwinden. ? Der Eingender des ausführlichen Briefes über die Wirkung nitrofreier Cigarren bei Magenkranken wird hiemit um nochmalige Angabe seiner Adresse gebeten.

R. R. Als „drastisch wirkendes Blutreinigungsmittel“ empfiehlt sich Bittersalz oder Karlsbader Salz. Morgens nüchtern je ein Glas voll in einem Weinglas lauen Wassers genommen.

R. Oswald. Von einer Wirkung des Saftes der Saxifraga sarmentosa gegen Taubheit ist uns nichts bekannt.

Dr. Schm.

Redaktion: Otto Baish und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.

Verantwortlich: Otto Baish.

Inhalts-Verzeichnis.

Text: Die Feiler der Witwe, Novelle von Moritz v. Reichenbach, Fortsetzung. — Literarische Plaudereien, von Bruno Walden, englische Literatur. IV. — Lila, Gedicht von Maximilian Bern. — Kunsthandel in absteigender Linie, von Leo Warren. — Unüberstehliche Macht. — Das Grabmal des Königs Ordonno II. — Emil Adam, von Carl Albert Regnet. — Gräfin Regine, Novelle von Käthe von Berg, Schluß. — Eine Reise in's südliche Frankreich, von Adema v. Bay. — Schafe und Schäfer in den südlichen Alpen Tyrols, von A. Härtling. — Notizblätter. — Entfaltungsgeschichte von deutschen Redensarten, von Friedrich v. Willow. — Schach. — Räthsel: Königsprobenade No. 17; Auflösung der Königsprobenade No. 16; Arithmogryph; Bilderräthsel 48; Auflösung des Bilderräthsel 46. — Briefmappe.

Illustrationen: Angenehme Ueberrumpfung, Gemälde von R. Canelli. — Paradieser Jagdgesellschaft, nach einem Gemälde von C. und B. Adam. — Unüberstehliche Macht, Gemälde von Professor C. Gell. — Emil Adam. — Jugendliche Paradieser Jagd, Gemälde von Emil Adam. — Grabmal des Königs Ordonno II. in der Kathedrale von Leon. — Schafe und Schäfer in den südlichen Alpen Tyrols, nach Skizzen von A. Härtling. — Die Entfaltungsgeschichte, nach Skizzen von C. Stella.

Deutsche Romanbibliothek

zu „Ueber Land und Meer“

in der Nummern- oder Heft-Ausgabe deshalb nicht abonniert haben, weil sie statt des allmählichen Empfangs eines solchen Journals dessen vollständige Erwerbung auf einmal nach Erscheinen des ganzen Jahrgangs — am liebsten gleich gebunden — vorziehen, theilen wir mit, daß der

Jahrgang 1885

mit der in 14 Tagen erscheinenden Nummer 52 vollständig vorliegen wird. — Derselbe enthält neben einem reichhaltigen Feuilleton nicht weniger als

zwölf vorzügliche Romane erster deutscher Schriftsteller,

und zwar von

| | |
|-------------------------|----------------------------|
| Hieronymus Form . . . | Die schöne Wienerin. |
| Gregor Samarow . . . | Der Adjutant der Kaiserin. |
| Eugen Salinger . . . | Die tolle Braut. |
| Ida Boy-Ed . . . | Dornenkronen. |
| B. Dulot . . . | Daniela. |
| C. Bely . . . | In einer Hafenstadt. |
| A. v. Suttner . . . | Am Berge Urta. |
| Robert Byr . . . | Irrwische. |
| Leo Warren . . . | Im Hörselberg. |
| C. v. Wald-Zedtwitz . . | Die Töchter der Spione. |
| B. Dulot . . . | Trente-et-Quarante. |
| Hans Warring . . . | Die Marschalls. |

Bei all' dieser Reichhaltigkeit kostet der ganze Jahrgang in zwei starken Bänden von zusammen 1252 Seiten elegant broschirt

nur 8 Mark,

während diese Romane in Einzel-Ausgabe etwa fünfundzwanzig gewöhnliche Romanbände füllen und dann mindestens achtzig Mark, mithin das Zehnfache kosten würden.

Für einen Preis also, der so gering ist, daß er kaum mehr beträgt, als man in der Leihbibliothek allein für das Lesen einer ebenso großen Anzahl von einzelnen Romanbänden, als in obigem Jahrgang enthalten sind, bezahlen müßte, erhält hier der Käufer des Jahrgangs als sein Eigenthum die neuesten und besten deutschen Original-Romane etc. etc.

Gebunden, fein in Leinwand in zwei Bänden mit Gold-pressung auf Deckel und Rücken, kostet dieser Jahrgang M. 12. — Zur Bequemlichkeit unserer Abonnenten liegt dieser Nummer gleich ein Bestellzettel bei, welcher, mit deutlicher Unterschrift versehen, derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle, durch die man „Ueber Land und Meer“ bezieht, zugesendet werden sollte.

Post-Abonnenten wollen sich mit ihrer Bestellung an die nächstgelegene Buchhandlung oder an die mit einer solchen in Verbindung stehenden Journal-Expeditionen, Buchbinder oder Kolporteurs wenden.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt

vormalis Eduard Hallberger.

Ankündigungen

pro 5mal gebaltene Nonpareillezette M. 1. 80.

Band IV soeben erschienen.

Buch
der
Erfindungen,
Gewerbe und
Industrien.
Achte Auflage.
Unter Oberleitung
des Geh. Reg.-Raths
Professor
F. Reuleaux.

Verlag
von
Otto
Spamer
Leipzig
und
Berlin.

Bd. IV geh. M. 8. eleg. gebunden
M. 9.50 ist soeben erschienen.
Bd. IV geh. M. 8. eleg. gebunden
M. 9.50 ist soeben erschienen.

Prospecte
überall
hin
gratis.

Patente

besorgt u. verwertet in allen Ländern.
Prospecte gratis.
Alfred Lorentz, Berlin, Lindenstr. 87.

Chrestensen
Stets das Neueste!
Kataloge gratis.
Fabrik für unterhaltende
Gesellschaftsspiele, Lampen,
Colton- und Galt-Artikel.

Neuester Romanverlag
der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.

Schwarz- u. weißleiderer Atlas M. 1. 25. p. Meter

= 75 fr. v. W.

bis M. 16. 80. (in je 18 versch. Qualitäten) versende in einzelnen Böden und ganzen Stücken kostenfrei in's Haus. Muster überallhin franko. Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pfg. = 10 fr. v. W. Porto.

Büsch (Schweiz).

4812

G. Henneberg's

Seidenstoff-Fabrik-Dépôt,
Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Einfache, doppelte od. amerikanische
*** Buchführung ***

| | |
|------------------|-------------------------|
| Correspondenz | durch prämiirten |
| | brieflichen |
| Rechnen etc. | Unterricht. Gratis |
| Probe-Lecture | Prospect u. Probebrief. |
| für Schönschrift | Erstes kaufmänn. |
| Gratis | Unterrichts-Institut |
| | „Postfach“ in Wien. |

Handels- u. Sprachinstitut,
Vorbereitungsschule und spezielles Institut für die
Handelswissenschaften und die neueren Sprachen.
Internationales Pensionat zu **Brüssel**
(Belgien), 168–170 Schauffée d'Etterbeek.
Aufnahme deutscher Zöglinge beschränkt und
nach den Bedürfnissen des Unterrichts in den
Sprachen proportioniert.
4649

Orthographie.
Vollständigste
aller orth. Lehr-
bücher; leicht-
handlich; auch
z. Selbstunterricht. 448 Seit. gr. Okt. Alle Sys-
teme, alte u. neue Orth. nebeneinander. Zum
Nachschl. f. jeden Fall. Eleg. geb. M. 5.50 franko.
Posteinschl. Schuldirector **Klein, Dresden-A.**

In allen Buchhandlungen vorrätig:
WACHSMUTH, Rathgeber für
Stellensuchende
aller Branchen
geg. Einsend. von M. 1.10 franco.
WAGNER'S vergleichende
**Münz-, Maass- und Ge-
wichts-Tabelle** sämtlicher
Länder der Erde. Cart. 60 g.
Verlagshandlung **G. A. GLOCKNER, Leipzig.**

„Wir kennen keine
bessere, leistungsfähigere und leistungsfähigere, ja
Luft und Fleiß steigendere Schule.“
Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.
*) **G. Samm, Klavierhändler, 42. Aufst. M. 4.**
In Halbfremdband M. 4.80. 4693
Steingraber Verlag, Hannover.

Königl. Sächs. Bergakademie zu Freiberg.

Die Vorlesungen und Übungen des 120. Lehrjahres beginnen am 6. October. 4610
Bei der Direction, Adresse: Freiberg i. S., Bergakademiegebäude, kann gratis bezogen
werden: Das Statut der Königl. Bergakademie mit den zugehörigen Spezialregulativen, sowie
das Programm für das Studienjahr 1885/86. Die ergränzenden Druckfachen enthalten Näheres
über die Organisation der Akademie und über die Anforderungen bei der Inscription.
Freiberg, den 24. Juli 1885.

Der Director der Königl. Bergakademie: **Th. Richter.**

van Dwall, Der Kommandant. M. 5. — **van Dwall,** Sonntage Tage. M. 3. — **van Dwall,** Die Erbtante. 2 Bände. M. 8. — **Erhard,** Die Rose vom Haff. 3 Bde. M. 12. — **Erhard,** Turf und Parket. M. 5. — **Frenzel,** Nach der ersten Liebe. 2 Bde. M. 8. — **Geyern,** Die Domschenke. M. 5. — **Geyern,** Gräfin Resi. 3 Bde. M. 12. — **Jordan,** Die Sebalds. 2 Bände. M. 10. — **Ompeda,** Alte Schulden. M. 5. — **Reichenbach,** Durch. 2 Bde. M. 8. — **Reichenbach,** Coeur-damen. M. 5. — **Rosenthal-Bonin,** Schwarze Schatten. M. 4. 50. — **Samarow,** Die Saxoborussen. 3 Bde. M. 12. — **Samarow,** Der Adjutant der Kaiserin. 4 Bde. M. 15. — **Vischer,** Auch Einer. 2 Bde. M. 9. — **Vosmaer,** Amazone. M. 5. —

Von Sr. Majestät
dem Kaiser u. König
Franz Josef I. Aller-
höchst ausgezeichnet

Man
verlange stets
ausdrücklich

Vier Gold- und
Erdmünzmedaillen.
Verdient im J. 1884
1 Million Flaschen.

**FRANZ JOSEF
BITTERQUELLE**

Ueberrittet nach der
Analyse v. Prof. v.
Fehling in Stuttgart
alle übrigen Bitter-
würstchen u. w. w.
Bestandtheile

Depots überall:
Die Direction in
Budapest

Führt sicher, mild u.
unschädlich ab (s. die
experimentellen Un-
tersuchungen v. Dr.
C. f. Kunze in Halle
in dessen Broschüre).

Durch „Selbst-Unterricht“ sich eine
schöne Schrift
(Deutsch, Latein, Ronde, Ziffern).
rasch u. sicher anzueignen. Prospect,
Lehrplan, Atteste etc. gratis u. fco. durch
GANDER'S Kalligr.-Institut, Stuttgart.

Nordhäuser
Kornbrandtwein
Größer Jagdform, feinste Qual., 2 M.
Alten Kloster-Dopp.-Korn, sehr fein, 1 1/2 M.
Alten Kloster-Korn, fein, 1 M.
Graz-Kräuter-Korn, passe par tout, 1 1/2 M.
Fein Nordhäuser Getreide-Rümmel, 1 1/2 M.
a 1 Liter incl. Flasche oder Gebinde versendet
gegen Nachnahme oder Einweisung 4753
Die Klosterbrennerei
in **Kloster Walkenried**
b. Nordhausen a/Saale.
Posttoll: Kiste = 2 fl. oder Maß, 4 fl.



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Fanchon, das Weiermädchen.

Novelle
von
Emile Mario Varano.

(Nachdruck verboten.)

I.

Es war in Petersburg und es war noch im Winter

— das heißt, man sah Petersburg in seinen schönsten Augenblicken, weiß wie aus Silber getrieben, überwirbelt von Flocken, dazwischen überglitzert von Sonnenflittern. Schlitten kreuzten sich auf den Straßen und frostrosige Wangen lachten und nickten einander zu.

Es war in den ersten Regierungsjahren des Kaisers Alexander und also eine Zeit, wo man rasch und fröhlich leben wollte und mußte. Es lag wie eine Revolution in der Luft oder wie ein Nachvibiren jener schrecklichen

Nacht, in welcher Kaiser Paul „aus Zufall“ erstickt worden war. Alles war still und schien fröhlich, aber es war eine hastige und hastende Fröhlichkeit. Nur an solchen Wintertagen kam es wie wirkliche Lebensfreude über Petersburg. Die Troikas klingelten mit wahrhafter Lustigkeit dahin; die Muschiks mit ihren rundgeschnittenen blonden oder rothen Haaren und den struppigen Bärten schienen mit ihrem Loos ganz zufrieden. Das Militär marschirte stramm und mit den fröhlichsten Augen fürbaß,



Die Kaisertage von Kremser: Erste Begegnung der beiden Kaiserinnen. Originalzeichnung von Wilhelm Kranz.

wie frischladirte Truppen, als ob das Marschiren und die knappe Uniform die größtmögliche Freude bedeuteten.

An den Fenstern erschienen schöne Frauengesichter und blickten den Offizieren nach. In den Modeläden war reges Gewimmel von Pelzen. Der Schlittenweg war glatt, und laut von dem Geschrei der Istmowtschitz, welche ihre Warnungsrufe hören ließen, wenn sie anderen vorfuhren. Da fauaste ein kaiserlicher Schlitten dahin, welcher im Nu alles Leben um ihn herum erdrückte, dann folgten phantastische, Thierleiber bildende Troikas, dann kleine dicke Schlitten, dann war wieder der Anäuel in der Ferne den Blicken entteilt.

Der Himmel war weißblau und hell wie Glas, die Erde weiß. Jetzt kam wieder lustiges Flockengewirbel und ließ die Sonne verschwinden; aber man sah dafür besser, denn die Kristallsplitter auf den Baumästen der Alleen blendeten nicht mehr.

Die Uniform der Soldaten war so grotesk als möglich mit ihren kurzen Taillen, engen Hosen, dicken Halskrügen und hochgetürmten Tschakos. Die eleganten Frauen waren in helle, sanfte Farben gekleidet, in zartes Apfelgrün oder Mandelrosa; auf ihren Köpfen ragten ungeheure Hüte empor. Ueber den zartfarbigen Kleidern mit den kurzen Leibern und engen Röcken trugen sie „Widler“ aus brauner oder blauer Seide mit Pelzaufschlägen.

Es war bei all' der sonnigen Helle so kalt, daß man den Eindruck hatte, Alles schwirre so lustig durcheinander und plaudere so laut und schimmere so grell, nur um sich zu wärmen. Die Pferde dampften. Ueber dem Fluße lagen ebenfalls Wolken von weißem Rauche. Die Schiffe im Hafen ragten so unbeweglich wie eingefroren. Man sah trotz der Helligkeit keine Formen derselben, nur die Nähe.

„Wohin?“ fragte ein Herr den andern.

„In's Eishaus . . . à la maison de glace,“ war die Antwort.

In's Eishaus! In Petersburg und im Winter! War der Mann närrisch?

Aber er mußte doch nicht so närrisch sein, denn der Fragende schloß sich dem Auskunftgeber an, und die meisten der klingenden Schlitten nahmen denselben Weg. Und doch war es seltsam; aus dem Schnee und den weißen, frischen Nebeln heraus fuhrten und ritten und gingen die Leute nicht nach dem Süden, sondern — in ein Eishaus!

War das eine Reminiscenz an die Kaiserin Anna Iwanowna, eine Erinnerung an ihre brutalen Launen? An ihre grandios-barbarische Idee, einen Palast aus Eis zu bauen mit Möbeln aus Eis, und darin eine Hochzeit zu feiern?

Nein. So fährt und geht man nicht, wenn man ein brutales Schauspiel genießen will. Alle waren lachend, fröhlich, lustig.

Von der großen Newskijstraße ab ging der Weg außerhalb der Stadt in's Freie. Dort standen Schlitten, dort stampften die Pferde der Offiziere um eine phantastische Villa herum; das Volk drängte sich da, um einen Einblick in's Innere zu erhalten. Das war das Haus, welches jetzt das Eishaus hieß. Früher hatte es die „Gremitage der Truhtoi“ geheißt.

Welch' seltsames Bild in dieser nordischen Stadt! Dunkle Cypressen und pinienartige Bäume umgaben das elegante kleine Haus im italienischen Style. Wirkliche Blumen dufteten auf der hölzernen, um das Gebäude herumziehenden Terrasse. Auf der einen Seite waren hölzerne Verschläge für Schlitten, Pferde und Diener. Man ging über geschnitzte hölzerne Treppen hinauf in eine große Vorhalle, auf welcher ein frohes, elegantes Gedränge von Kommenden und Gehenden herrschte. Musik tönte aus dem Innern der Villa.

Das Volk, die Hände in die Falten der Gewänder verborgen, horchte von außen auf die Musik und sog die köstlichen Düfte ein. Die elegante Welt, welche aus den Schlitten gestiegen war, drängte sich oben durch eine Vorhalle von süßlichen, duftenden Blumen und Orangengebüschen. Man war da wirklich in Savoyen, in Italien, in Griechenland. In dem großen Saale fand man auch entblößte weiße Schultern, leichte seidene Kleider, Frohsinn und Liebelei.

II.

Die Gesellschaft war da die beste, welche man sich denken konnte. Da waren die Orloffs, die Bezborodkos, die Krasickis und Alle. Und all' die frostigen nordischen Namen wogten zwischen duftenden Blumen um das große, reichgarnirte Büffet, welches zeigte, daß man hier in einem öffentlichen Lokale war.

In der großen Pferde- und Wagenhalle daneben, welche voll von Roßgestamp, Roßdampf und Schlitten

war, hantirten die betreffenden Diener und Kutscher mit Pferdebedecken und Heubüscheln. Der Kutscher, welcher noch am Eingange sich mit zwei prächtigen Grauschimmeln beschäftigte, war einer jener derben Istmowtschitz, welche die Masse der Bauern und Leibeigenen hervorbringt. Mit ihm plauderte ein junger Lakai, auch ein Leibeigener, aber einer jener Leibeigenen, welche aristokratisches Blut in den Adern haben und welche man nicht selten mit dem Adel verwechseln könnte, eine zarte, wunderschöne Jünglingsrasse. Der Junge hatte ein feines Gesicht wie Milch und Blut — das rund geschnittene Haar, das Zeichen seiner Leibeigenschaft, war von goldigster Farbe; wie das eines Mädchens war sein Gesichtchen, schön und erröthend bei jedem Worte. Seine Kleidung war die aller adeligen Lakaien.

„Du bist bei der Wirthin?“ sagte der schöne Junge zu dem riesigen Kutscher.

„Bei der Wirthin!“ machte der große Zwanek gleichmüthig, verächtlich, mit tiefer Stimme. „Bei der Herrin dieser Gremitage, bei Madame Fanchon . . .“

„So? Das ist wohl die alte Dame, die dort neben dem Büffet sitzt?“

„Die mit dem grauen Haar? Warum nicht gar! Das ist die Großmama. Aber Madame Fanchon, die eigentlich Mademoiselle Fanchon ist, ist die schöne, die junge Dame, welche die Tellerchen und Tassen austheilt am Büffet . . .“

„Oder welche dieselben vielmehr austheilen läßt!“ sagte der Page, „denn sie selber bewegt sich nur wie eine Blume zwischen den Blumen, und lächelt und gibt Antwort in der Manier einer Prinzessin, welche ihren Geburtstag hat, und steckt kleine Zettelchen zwischen die Früchte.“

„Kennst Du Dich in Prinzessinnen so gut aus, Lakai?“ fragte der riesige Kutscher.

Der elegante junge Bediente warf die feinen Lippen auf. „Ich bin bei Monsieur Orloff bedienstet — sein Leiblakai,“ sagte er, und seine wundervollen blauen Augen hatten einen hoffärtigen Glanz, kalt wie Glas.

„Nun, da kannst Du Dich wohl auskennen, Kamerad,“ sagte der Istmowtschitz gnädig. „Und Du hast auch recht gerathen. Denn unsere Mademoiselle Fanchon ist auch eine wahre Prinzessin. Das heißt, sie wird es werden, heute oder morgen.“

Ueber die feinen Lippen des jungen, schönen Lakaien lief ein so spöttisches Lächeln, daß man ihn für einen Aristokraten hätte halten können, wenn sein rundgeschnittenes Haar nicht gewesen wäre. Und eben öffnete sich der Vorhang und die Thür, welche die Vorhalle von dem warmen Gewächshaale trennte, und das Auge des jungen Lakaien ruhte auf der jungen Dame des Büffets.

Es war eine reizende Dame, gar seltsam gekleidet in Mandelrosa und Himmelblau; dabei hatte sie aber nicht die Mode des Salons, sondern eine fremdländische. Ein schneeweißes französisches Häubchen saß auf ihrem weichen Haar, um Nacken und Leibchen hatte sie ein hinten gebundenes Spizentuch geschlungen und über den Seidenrock hing ein weißes Schürzchen herab. Kurz, sie trug das Kostüm, in welches sich die savoyardischen Bürgermädchen am Sonntag kleiden.

Sie horchte lächelnd auf die Reden, welche das elegante Publikum an sie richtete, während sie auf die mit frischem Obst, Kanditen oder Tassen belegten Tellerchen kleine Zettel schob. Es war ein noch ganz junges Mädchen von wundersamer Unschuld. Diese Unschuld sprach aus ihrem Gesicht, welches noch vom Himmel erzählte, wie der Thau auf Rosen. Man findet diese reine Miene nicht hinter den staubigen Coullissen der Theater, nur in klösterlichen Pensionaten oder in Stübchen, wo junge Mädchen neben lächelnden Großmüttern sitzen. Sie hatte jenen Ausdruck, wie er damals seit manchen Jahren schon auf dem berühmten Bilde des Franzosen Liotard, „das Chokolademädchen“, bewundert wurde.

Und jetzt reichte Mademoiselle Fanchon ein Tellerchen einem stattlichen Offizier und war bald von neuen verlangenden Kunden umgeben, von lautsprechenden Damen mit nickenden Federn auf der Coiffüre, von Kavaliern in Uniform und in Civil, die Bekteren in langen, fast schleppenden lederfarbigen Winterröcken und mit grellen blutrothen oder grasgrünen Handschuhen nach damaliger Mode. Und für Alle hatte sie den schuldblosen, frühlingssüßlichen Blick.

In einem ganzen Gewirr von hohen süßlichen Blattpflanzen neben dem Büffet saß aber noch eine alte, sehr elegante Dame. Es war dieß la gra' mère, die Großmutter von Mademoiselle Fanchon. Sie trug ein elegantes grauseidenes Schleppkleid, ihr silbergraues Haar war von einem weißen Spitzenschleier umwogt;

an den Händen trug sie ebensolche Halbhandschuhe. An der Seite hing ihr ein großer Fächer hinab und in der Hand hielt sie einen jener französischen Almanachs, welche damals gleichsam zur Toilette einer vornehmen Dame gehörten. Auch zu ihr kamen viele der Gäste, meistens die vornehmen Damen, und plauderten mit ihr. Die alte Dame gab ihnen Bescheid mit all' der Würde einer Hofdame und dem feinen, reizenden Lächeln der Französin.

Von dem Mischensitz in einer Ecke des Büffetsaales, auf welchem ein rosigter, hübscher, doppelkinniger Abbé mit seinem guten Bekannten, einem großen, blonden, stattlichen jungen Mann Platz genommen hatte, konnte man das ganze Treiben deutlich übersehen. Der Abbé hieß Monsieur Jasmin Delbois, der große junge Mann war ein soi-disant Zeichenlehrer und nannte sich schlechtweg Henri.

„Nun sagen Sie mir aufrichtig, bester Freund,“ sagte der Abbé in augenscheinlich rosigter, behäbiger Stimmung, „wer ist denn eigentlich diese charmante Fee?“

Monsieur Henri lächelte wie gezwungen über die direkte Frage und sagte: „Wie Sie sehen, Monsieur Abbé, ein junges Mädchen und ein sehr schönes Mädchen.“

„Nun ja, aber woher kommt sie so plötzlich herein-geschnit?“

„Wie, Abbé, Sie, der Sie Alles wissen, obgleich Sie erst vor acht Tagen wieder die neuesten Pariser Galemourgs nach Petersburg gebracht haben, Sie kennen nicht schon haarlein die Legende der ‚Fee des Eishauses‘? Sie heißt Fanchon.“

„Das weiß ich wohl.“

„Nun, der Name sagt so ziemlich die ganze Legende. Sie ist die Enkelin jener alten Dame.“

„Die eine wahre Hofdame ist und eine Französin noch dazu.“

„Nun, jene alte Dame soll die berühmte Fanchon sein. Sie wissen? Jene berühmte Fanchon, welche vor einem halben Jahrhundert das Entzücken von Paris bildete. Fanchon, la veilleuse, das Leiermädchen, welche als arme Savoyardin aus ihren heimathlichen Bergen nach Paris kam und dort von Gasthaus zu Gasthaus, von Café zu Café, von Straßenecke zu Straßenecke zog und ihre Liedchen sang und damit ein rasendes Glück machte, weil sie die Erste in ihrer Art war.“

„Und weil sie — schön war?“ meinte der Abbé mit seinem fetten, gutmüthigen Salonmedisancegesichte, die alte, noch immer schöne Dame betrachtend, welche eben den jungen Gräfinnen Wieroploff Audienz gab.

„Und dabei tugendhaft,“ sagte Monsieur Henri hastig und mit seltsamem Nachdruck, fast zornig, als sei er der Chevalier der grand-maman, so daß der Abbé fast erstaunt zu ihm aufblickte. Aber Monsieur hatte sich schon wieder gefaßt und fuhr fort: „Sehr tugendhaft. Das weiß die ganze Welt.“

„So? Freilich!“ sagte der Abbé.

„Ihre Schönheit und ihre Tugend wurden aber sehr unterstützt durch ihre Leier. Nicht wenig trug zu ihrem Renommée der Umstand bei, daß der berühmte Abbé Lattaignant ihr sämtliche Liedchen komponirte, daß sie gleichsam einen heiligen Compagnon hatte.“

„Ja, Lattaignant schrieb sogar eine ganze Oper aus ihren Liedchen, ‚fanchon la veilleuse,‘ in welcher sie die Heldin war, wodurch ihr Ruf den Gipfel erreichte. Bald wurde sie auch glorios durch den Geschmack ihrer Toilette. Denn Fanchon, die Savoyardin, welche als Bettelmädchen nach Paris gekommen, war bald enorm reich. Alle Welt wollte sie hören, es wurde Mode, ihr in den Cafés und auf den öffentlichen Plätzen Goldstücke in ihr Kördchen zu werfen für ihre Liedchen, weil man sie nicht für ein Küßchen bezahlen konnte. In die vornehmsten Paläste ließ man sie kommen und die Frauen bewunderten sie ebenso wie die Herren. Und bald konnte sie in den theuersten und prachtvollsten Kleidern durch die Straßen ziehen, gab aber niemals ihre savoyardische Tracht auf, wenn auch die Stoffe die kostbarsten waren und wenn sie auch daheim in ihrem Palais — denn sie besaß jetzt ein Palais — eine Schaar elegant livrirter Diener hatte, Kutscher, Haushofmeister, Lieferanten; — kurz, sie war ein Unikum in ihrer Stellung.“

„Besonders in der Tugend?“

„Gewiß,“ sagte Monsieur Henri eifrig und ritterhaft. „Natürlich fehlte es ihr nicht an Anträgen. Zuerst waren es Liebesanträge, dann waren es Heirathsanträge von den vornehmsten jungen Kavaliern. Mademoiselle Fanchon aber dachte nur an ihre alten Eltern und Geschwister, denen sie Geld über Geld nach Haus schickte, und — und — an noch Jemanden.“

„Das läßt sich denken,“ sagte der Abbé erleichtert.

„Ja. Dieser Gine war ein junger Oberst de Franville, der Sohn eines stolzen Adelshauses, von welchem man sagt, daß er sie geheirathet habe.“

„Sagt man?“

„Ja.“

„Wo mag aber dieser Gemahl, der Herr Oberst de Franville, sein?“

„Er soll bald nach der Hochzeit gestorben sein.“

„So? Nun, und — die Familie desselben?“

„War stolz, aber arm.“

„Wie immer.“

„Madame de Franville bezahlte mit ihren Ersparnissen die Schulden des jungen, einst sehr lebensfrohen Offiziers. Das Alles fiel natürlich im Auslande vor, denn das Paar hatte sich im Ausland trauen lassen müssen der Familie wegen, welche die Mesalliance nicht zugegeben hatte. Verwittwet tauchte nun die arme Fanchon später wieder hier und da auf als Erzieherin, Sprachlehrerin, und jetzt in ihrem Alter als —“

„Besitzerin dieses Gishauses und einer schönen Enkelin. Denn Mademoiselle Fanchon II. ist wirklich wundervoll schön, ein reiner Engel — und jedenfalls ebenso — tugendhaft wie ihre Großmama, vermute ich?“

Monsieur Henri wollte fast wieder auffahren. „Gewiß!“ sagte er heiser.

„Und zieht mit dieser Tugend ganz Petersburg an, wie dereinst ihre Großmutter ganz Paris? Man muß sagen, die Damen haben Glück,“ lächelte der Abbé rofiger und gutmüthiger als je.

„Spotten Sie nicht, Monsieur Abbé! Mademoiselle Fanchon die Zweite, wie Sie sie nennen, ist eben auch ein Unikum in ihrer Art wie ihre Großmutter. Sie hat aus dieser Eremitage dieses belebte Vergnügungs- oder vielmehr Erfrischungslokal geschaffen — ein Italien mitten in Rußland; ist dieß nicht Grund genug, eine ganze Residenz, anzulocken?“

„O, gewiß.“

„Dabei ist aber noch eine besondere Pikanterie im Spiel.“

„Wirklich?“

„Sie sind heute zum ersten Mal hier im Gishause, Monsieur Abbé?“

„Wie Sie wissen. Die ersten acht Tage nach meiner Rückkunft von Paris muß ich stets bei meiner lieben Gönnerin, der Fürstin Brabekoi, zubringen mit Erzählen, dann kann ich mich erst in der Stadt umsehen. Also, diese Anziehungskraft?“

Monsieur Henri sagte mit einem fast verlegenen Lächeln: „Sind die Gedichte, die chansons.“

Der Abbé machte ein zerstreutes Gesicht.

„Die chansons? Wieso... Hat das Fräulein auch ihren Lattaignant?“

„Es scheint so,“ lächelte Monsieur Henri. „Auf jedem Plateau mit Süßfrüchten oder Kanditen liegt eine Chansonnette, ein Gedichtchen.“

„Oho! Also wie die Großmutter dort Sängerin war, so ist die Enkelin Dichterin? Immer interessanter. Ein Gedicht! Nun, mich kennt sie nicht, mein Plateau enthielt also kein Gedicht. Sagen Sie mir doch eines davon... Sie haben gewiß schon viele davon gelesen.“

„Ich?“ sagte Monsieur Henri und wurde plötzlich so rofig wie der Abbé. „O ja — aber ich habe ein so schlechtes Gedächtniß, wie Sie wissen, Monsieur Abbé.“

„So? Uebrigens freilich — Sie selber sind ja ein Poet, da merkt man sich die Poesieen der Anderen nicht gut. Wie schade übrigens, Monsieur Flavigneul, daß Sie hier inkognito weilen und Niemand weiß, daß Sie der renommirte Verfasser des scherzhaften Heldengedichtes „Die Didonide“ sind.“

„Ich habe meine Gründe, hier im Schatten zu bleiben, lieber Abbé,“ sagte Monsieur Henri hastig.

„Schön, schön! Aber um wieder auf die Gedichte dieses jungen, schönen Mädchens dort zu kommen: es ist fast unglaublich — in diesem Alter, mit diesem reinen Blick — Satirikerin zu sein! Ich denke immer, die Gedichte muß ihr ein Anderer machen!“ Er wandte sich bei diesen Worten so plötzlich dem jungen Mann zu, daß dieser naturgemäß verlegen wurde.

„Und jetzt,“ fuhr der kleine rofige Abbé naiv fort, „ist mir sogar, als hätte ich das Gedichtchen gehört, welches sie auf den verliebten General Wintermann machte; es fing an:

Battu dans vingt batailles,
Il prit ses repressailles,
En battant... en battant...

wie hieß es nur gleich?“

„En battant les champs de l'amour...!“ fiel Monsieur Henri eifrig ein.

„Richtig, richtig!“ lächelte der Abbé schalkhaft. „Sieh, da haben Sie sich doch eines ihrer Liedchen gemerkt. Und mit welcher feinen Nuancirung Sie den Refrain sprachen! Sagen Sie, sind Sie nicht ein wenig verliebt in Mademoiselle Fanchon die Zweite? Nein? Aber einen bevorzugten Anbeter muß dieses reizende Geschöpf doch haben. — Nicht, sagen Sie? Aber in sie ist doch alle Welt verliebt! Am meisten, wie man hört, der junge Prinz Constantin Bezborodko. Er soll reich, unabhängig sein und will sie heirathen, wie man sagt.“

„Lüge, Unsinn!“ rief Monsieur Henri erregt.

„Glauben Sie?“ sagte der kleine Abbé langsam.

„Ei, so!... Aber jetzt muß ich Sie verlassen, lieber Freund. Wie gut, daß ich Sie, meine liebe Pariser Bekanntschaft aus dem Café Regence vom vorigen Jahr, hier wieder traf. Auf bald also! Sehen Sie, dort kommen meine Damen, die Fürstin Brabekoi und ihre Nichten, die Gräfinnen Orloff. Auf Wiedersehen, lieber Inkognitomann!“

III.

Stunden vergingen und das Gishaus leerte sich. Die Musik spielte noch ihre letzten Piecen aus Opern von Le Sueur und Grétry. Die Gruppen der Besucher waren belebter durch den Abschied; die Damen lachten lauter, die Herren schienen freier in ihrem Courmachen, manche Paare flüsterten. Die alten Prinzen Preloff und Mirtiknew nahmen ganz höflichen Abschied von der alten Dame am Büffet — war es ja doch die berühmte Fanchon, das Leiermädchen, welche einst zu einer Oper verarbeitet worden war. Und Madame Fanchon hatte noch für Jeden ein freundliches Wort, ein heiteres Adieu.

„Ah, wie schön sie das Französische spricht!“ sagte die junge Fürstin Nieloff mit einem unendlichen russischen Französisch zu den schnatternden zwei Comtessen Bielobrodski im Fortgehen. „Großmama läßt uns eigentlich nur hieher gehen, damit wir uns im Französischen vervollkommen. Sonst würde sie uns natürlich verbieten, hier zu weilen, wo es so viele „Unaufgeführte“ gibt,“ lautete die Antwort.

„Aber Sie sprechen ja gar nichts mit Madame Fanchon, Rubowa?“

„Weil ich zuhörche!“ entgegnete die hagere fünfzehnjährige Dame. „Ich nehme dreimal Frühkirchen und gehe damit an Madame Fanchon vorüber und horche.“

„Und ich darf hergehen, um mir Tournüre anzueignen,“ schnatterte ein anderes Gäschen; „denn Madame soll noch am Hofe Ludwig XVI. gewesen sein.“

„Am Hofe? Das glaube ich kaum!“ sagte die hagere naserrümpfend.

„O, bitte, ihr Gatte war hoffähig, ein Oberst.“

„Mußte aber Frankreich verlassen, als er das Leiermädchen heirathete!“

So schnatterten die Mädchen im Hinabdrängen. Die Glöcklein der Troikas klingelten, die Istimonschik machten „Ho!“, die Herrschaften nahmen Abschied.

Der Abend wurde blutroth über den weißen Dach- und Baumkristallen, so daß das Gewimmel von Schlitten, bunten Livreen und vielfarbigen Federn wie ein Meer von Kirschensaft aussah. Ringsum Pferdebewehern und Frauengelächter. Und jetzt kamen die letzten Gäste — nein, es waren noch immer nicht die letzten. Endlich wurden im Gishause ein paar Lichter angezündet, und da sah man, daß zwischen den erotischen Pflanzen und den feinen Sevreservicen und den frischen, aus Savoyen bezogenen Früchten keine Gäste mehr waren. Und nun erst fuhr aus der großen Stallhalle ein letzter Schlitten vor; Madame Fanchon stieg mit ihrer Enkelin ein, der riesige, schöne Istimonschik hieb in das Dreigespann und die Glöckchen klangen unter dem Grau des Himmels, an dessen Rande nur noch ein grellrother Streifen blieb.

*

Madame Fanchon de Franville mit ihrer Enkelin wohnte in der Bazarvorstadt, außerhalb der Perspektive. Die Villa, in welcher sie sich niedergelassen hatten, stand mitten in einer Gruppe dunkler Nadelbäume, um welche kein Zaun lief. Es war auch die Villa eines Adligen gewesen, welcher wegen Nichttheilnahme an der letzten Palastrevolution in irgend einer Mine Sibiriens verurtheilt war.

Es war ein nettes, im freundlichen florentinischen Styl erbautes Gebäude, oder vielmehr die Verkleinerung eines Palazzo mit Säulengang. Das Wappen des Verbannten prangte noch über der Fassade. Still und

dunkel war es um die elegante Villa inmitten der schwarzen Bäume.

Aus zwei, drei Fenstern schimmerte Licht. Auf den Sandgängen zwischen den Bäumen regte sich nichts.

Der Schlitten mit den Damen kam angeklingelt und fuhr dann über den schwarzen Sandweg nach der Rückseite, wo sich der Stalltrakt befand. Großmutter und Enkelin stiegen plaudernd die hölzerne Treppe des Terrassenganges hinan und verschwanden in der Villa.

Jetzt regte sich's zwischen den schwarzen Bäumen, eine Gestalt richtete sich auf und umging vorsichtig das Haus. Es war die Gestalt des Abbé, in einen weiten Mantel gehüllt.

Er hatte im Gishause noch „seine Damen“ abgethan, hatte dem allgemeinen Gespräche gelauscht, welches verkündete, daß morgen Lord Russel wieder nach Petersburg kommen werde, hatte erfahren, daß Lord Russel ein Nabob sei, welcher schon vor einigen Jahren zur Saisonzeit in Moskau und Petersburg ein großes, glänzendes Haus geführt habe, und der nun schon lange verschollen gewesen, man wußte nicht, wohin. Dann hörte er noch eine ganze Familiengeschichte Mylords, von einem Adoptivsohn, einer verlorenen Tochter, verbitterten Gemüthern und so weiter, auf welche er nicht viel horchte, da ihn die beiden Fanchons viel mehr interessirten.

In der That hatte der rofige und lächelnde Abbé ungemeines Interesse an den beiden Damen genommen. Vielleicht an der Schönheit der Enkelin? — Aber man sagte doch, der Abbé habe seine Liebe im Palais Brabekoi sicher und denke außerdem nur an Bonbons und seine Weine. Oder für die Großmutter? — Jedenfalls war Madame Fanchon die Erste, wenn sie wirklich das ehemalige hochberühmte Leiermädchen Lattaignant's war, eine hochinteressante Person.

So hatte also der rofige Abbé den Gesprächen im Gishause zugehört, dann zu seiner Fürstin Brabekoi gesagt, er müsse heute Abend noch auf eine Weile in das literarische Café, und war mit den ersten Schlitten und Gästen mitten in dem Gewimmel verschwunden, hier einen Gruß, dort ein Lächeln wechselnd.

Und jetzt befand er sich hier auf den Sandwegen zwischen den dunklen Nadelbäumen um die Villa der beiden Fanchons, still, laufend und lauernd im Dunkel.

Er hielt sich in der Nähe der beleuchteten Fenster, sah Schatten hin und her gleiten und hörte manchmal Stimmen plaudern. Und dann fand er durch einen Sprung einen Weg über das niedrige Geländer hinauf auf den Gang, welcher um die ganze ebenerdige Villa herum lief, und sah dann rittlings auf der Brustwehr und schaute durch die Scheiben in das Zimmer, in welchem sich die Schatten bewegten und in welchem jetzt der Gesang einer Stimme ertönte bei Begleitung eines Spinetts.

Es war keine jugendliche Stimme und es war keine starke Stimme mehr. Aber es war eine Stimme, so süß, so ausdrucksvoll, so bestrickend, wie man sie nur selten hört.

Der Abbé schwang sich über die Brüstung und stand auf der Galerie vor dem Fenster. Die Nachtkälte hatte einen natürlichen Vorhang über dasselbe herabgelassen — er sah nur Schatten. Den Schatten von Madame Fanchon am Clavecin, dann noch zwei Schatten neben derselben: den einen glaubte er als den schlanken, zarten Fanchon der Zweiten zu erkennen; aber der dritte? Er war groß und stattlich, der eines Mannes.

Nun klang durch die Nacht ein Lied, von der zweichen Stimme der alten Dame gesungen; es war ein Lied, gar wunderbar zu hören in dieser nordischen Nacht. Die Nächte Petersburgs zur Winterwende und am Frühlingsanfang sind märchenhaft; die Luft ist so hell, daß man jedes Atom in derselben vibriren zu sehen glaubt. In der Luft der Petersburger Vorfrühlingsnächte liegt eine helle Andacht, eine süße, traumhafte Stille.

Und die Stimme der schönen alten Dame sang:

„Je me dis seulement: A cette heure, en ce lieu,
Un jour, je fus aimé, j'aimais, elle était belle.
J'enfouis ce trésor dans mon âme immortelle,
Et je l'emporte à Dieu!“

*

O du Geheimniß des einfachen, alten französischen Ganges! Du Geheimniß der Lieder, über welche wir jetzt kopfschüttelnd urtheilen: „Wie dünn diese Noten, wie leiernd die Begleitung!“ — Aber jede dieser Noten ist ein Athemzug der Seele, in jede läßt sich ein Schmerz oder eine Freude legen, so voll oder so verhalten, so



Karl I. von England empfängt im Schloß Maidenhead den Besuch seiner Kinder.

Nach einem Gemälde von Max Adamo.

innig oder so klagend, wie es keine Fioritur und keine Dissonanz der neuen Schule hervorbringen kann. Und die Begleitung legt einen dünnen Florfchleier über das Antlitz dieser keuschen Sangesbraut, oder einen jener Frühlingsnebel, welche in den Gebirgsthälern über den grünen Matten der Tiefe liegen, herabsinkend von den rofigen, schon besonnten Höhen. Und in solcher Weise sang Madame Fanchon.

Die Töne waren so süß, wenn auch die Stimme nicht mehr glanzvoll war. Es vibrirte eben eine Seele in ihnen.

Ja, dieß war Fanchon, die echte Fanchon, die wahre Fanchon, das ehemalige Leiermädchen von Paris, welches den Hof der letzten echten Bourbons entzückt hatte! Nur sie konnte diese einfachen chansons so singen!

Und während sie sang, lehnte der rofige Abbé am Fenster und lauschte und lauschte und dachte an seine eigene Heimat, das schöne Frankreich, und an die Lieder, welche er in seiner Jugend daheim gehört hatte von den Lippen seiner Mutter. Und als die Stimme geendet hatte, da konnte er sich nicht enthalten, zu rufen in die nordische, stille Nacht hinaus, in die weißnebeligen, reißschimmernden Fensterscheiben hinein: „Vive la belle France! Vivent nos chansons!“

Zwei Schatten schwirrten wirr durcheinander und ein dritter, ein Frauenschatten, erhob sich in dem weißen Glasnebel und wurde riesengroß, wie er an das bereifte Fenster trat und es öffnete.

Der Herr Abbé war einen Augenblick lang ganz verwirrt über seine eigene Unvorsichtigkeit oder seine Begeisterung. Sollte er über das niedere Geländer der Galerie auf den Sandweg hinabspringen? Aber da hatte sich schon das hohe Fenster, welches eigentlich eine Glashüre war, ganz geöffnet, und Madame Fanchon stand in der Oeffnung.

Ein Blick in das freundlich erhellte Zimmer zeigte dem Abbé zwei Gestalten, welche soeben durch die entgegengesetzte Thüre verschwanden. Die eine derselben war ohne Zweifel Fanchon die Jüngere, die Enkelin; der zweite Schatten war . . . sah er recht? Konnte die zweite, die männliche Gestalt, wirklich die sein, als welche ihm dieselbe erschien? Er hatte nicht Zeit, sich mit dem raschen Blick Gewißheit zu verschaffen.

„Wie, Monsieur l'Abbé?“ sagte die silberklare Stimme der alten Dame, noch ehe er sich zurecht finden konnte. Sie sagte das erstaunt, aber mit der Höflichkeit der echten Französin. „Sie hier?“

Er hatte sich von seiner Verlegenheit bald erholt. Er war ganz der Abbae der alten Schule, und der feinen Greisin gegenüber fühlte er sich völlig sicher.

„Ich — ich hatte zufällig mit den Herrschaften denselben Weg,“ sagte er, „und als ich hier vorüber kam, sah ich Licht in der Villa der berühmten Madame Fanchon und hörte eine Stimme. Und ich dachte, es sei die süße Stimme von Mademoiselle, und trat in den Baumgang und schwang mich herauf und wollte ein wenig lauschen und . . .“

„Und Sie hörten nur die Stimme und das Liedchen einer alten Frau!“ sagte Madame Fanchon mit jenem unnachahmlichen feinen Lächeln, welches schönen Greisengesichtern so gut ansteht.

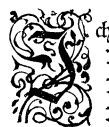
„Ich hörte die lieblichste Frauenstimme ein süßes Lied so vollendet singen, wie ich es nirgends anders hätte hören können . . . une vraie chanson de Fanchon!“

Die alte Dame lächelte geschmeichelt mit ihren weißen Zähnen und sagte: „Une vraie chanson de Lattaignant! Aber ich sehe, Sie haben ein wenig Pietät für alte Lieder und alte Dinge, Monsieur l'Abbé. Wollen Sie nicht hereinkommen und ein wenig plaudern?“

„Ich habe die einzige Fanchon singen gehört, ich soll sie nun auch plaudern hören dürfen?“ sagte der Abbé und trat ein. „Das nenne ich Glück!“

(Schluß folgt.)

Rosmarin.



Ich pflanzte einen Rosmarin,
Als Braut ihn fein zu tragen,
Doch wolk am Boden fand ich ihn,
Als ich ihn wollt' befragen.

Jetzt weiß ich, daß ich sterben muß
Wohl über eine Weile
Und daß ich von des Liebsten Kuß
Dem Grab entgegenleile.

Martin Greif.

Aus dem Musikleben der Gegenwart.

Von

H. Ehrlich.

(Nachdruck verboten.)

VII.

In Berlin ist bekanntlich auch im Sommer dafür gesorgt, daß die Musikberichterstattung nicht aus der Übung kommen. Wenn die königliche Oper und die Konzertsäle geschlossen sind, dann entfaltet das Krolltheater seine glänzendsten Vorstellungen; und da im August und September fast jeden Abend ein neuer berühmter Gast auftritt, so könnte man diese Vorstellungen füglich als Manöver für Berichtersteller bezeichnen.

Es ist mir übrigens auch im Juni und Juli, als ich nicht in Berlin, sondern in Wien und Pest war, nicht viel besser gegangen. In Wien waren gerade die Konservatoriumsprüfungen im Gange; meine liebenswürdigen, überaus gastfreundlichen Kollegen erwiesen mir die hohe Ehre, mich als Mitberathenden, nicht Mitstimmenden, einer Sitzung über Preisvertheilungen beizubohnen zu lassen. Ich bewunderte die wahrhaft ausgezeichneten Leistungen mancher Klavierkünstler und die vielseitig künstlerische Richtung — aus der Klasse ein und desselben Lehrers spielte ein Schüler Liszt's H-moll-Sonate, ein ungeheuer schweres Stück, ganz vorzüglich und aus dem Gedächtnisse, und ein junges Fräulein Beethoven's himmlisches, sehr viel Musik verlangendes G-dur-Konzert ganz überraschend — ich war entzückt von der vorzüglichen Organisation der Anstalt, von deren herrlichem Konzertsaal, von der dajelbst aufgestellten wahrhaft wunderbaren, nach Angabe des Professor Zellner gebauten Orgel und so weiter. Aber wenn ich den geneigten Lesern sage, daß alle diese Genüsse in die letzte Woche des Juni fielen, so wird er begreifen, daß selbst die Erinnerung mir die Wirkung eines Dampfbades in vollem Anzuge erzeugt. Es gab in jener Zeit überhaupt nur einen fühlbaren Wint in Wien, und der war das vortreffliche, gelufete Opernhaus. Hier hörte ich an einem Abend Wagner's „Siegfried“ mit Vogel aus München und der herrlichen Söcher aus Hamburg, und am nächsten Raimund's „Verwunder“, gegeben von den Schauspielern des Hoftheaters. Schön, sehr schön — zu schön! Ich habe noch Raimund und die Hölle bei gegeben und einen mittelmäßigen Schauspieler als Florentin; wie stattdessen gegen diesen Robert, der Höllepieler des Hofburgtheaters. Und nun gar Lewinski als Kammerdiener und Fräulein Barjescu als Fee Chérifane! Wahrscheinlich, es ist höchst anerkennenswerth, wenn so berühmte Künstler ein lokales Volksstück mit so großer Sorgfalt studiren und wiedergeben; möge ihr edles Streben irgend einen Volksdichter anregen, ein Stück in Stül und Haltung des Raimundischen zu versuchen. Aber das geht nicht mehr! Noch zur Zeit, als Nestor, der „realistische“, seine Dichterlaufbahn begann, mußte etwas Geisterwelt, etwas Ueberirdisches in die dargestellte Alltagswelt hineinragen, sonst gefiel es dem großen Publikum nicht; noch im „Lumpacivagabundus“ bestreitet der Dämon der Ueberlichkeit der Glücksgöttin, daß sie die drei wandernden Handwerksgefallen von Landstreicherei und Verjchwendung heilen könne; nur vor der Göttin der Liebe hat er Angst, die er vermag „auch Lumpen zu kuriren“. Solch' eine Grundlage wäre heute für ein „Volksstud“ unmöglich; das Volk will nicht mehr volksthümlich behandelt werden, und nur noch die Gebildeten nehmen Antheil am „Gemüthlichen“. Doch ich bin weit entfernt, die jetzige Zeit gegen die Vergangenheit herabzusetzen. So lange ich lebe, höre ich alle fünfzehn Jahre von den vergangenen fünfzehn als den besseren reden, und vom Vorherrschenden der Reflexion gegen frühere Naivität. Diese hat meiner Ueberzeugung nach ebensowenig in dem Sinne der Klagen die existirt, als die „gute alte Zeit“. Und sicher ist es, daß man sich nicht in die Naivität zurückreflektiren kann. Ich will hier einige gewichtige Sätze anführen, die ein der deutschen Nation sehr theurer Mann geschrieben hat: „Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn mehr und mehr von der Kunst des Ideales zu entfernen droht. — Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fröhnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage hat das geistige Verbiest der Kunst kein Gewicht. . . Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entzieht der Kunst eine Provinz nach der anderen und die Grenzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert.“ Der freundliche Leser, der diese Sätze nicht sofort erkennt hat, wird gewiß denken, daß sie aus den letzten dreißig Jahren stammen. Sie sind aber von Schiller im Jahre 1795 geschrieben worden in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, zur Zeit, als Goethe noch am „Faust“ arbeitete, Hermann und Dorothea noch nicht geschaffen hatte, als die „romantische Schule“ noch im Entstehen war, Tieck-Wackenroder's „Phantasmen über die Kunst“ noch nicht existirten, Hölderlin's und Novalis' Hauptwerke erst noch im Gemüthe der edlen Dichter sich entfalteten, als Beethoven ein ganz junger Mann, Weber neun Jahre alt, Schubert noch nicht geboren war! Angesichts solcher Thatfache, solcher Klage des edelsten deutschen Dichters vom Jahre 1795 kann man über die heutige Zeit und über deren „Idole“ etwas ruhiger denken. Doch kehren wir zur Musik zurück.

In Pest war das Konservatorium zur Zeit, als ich hin kam — Juli — geschlossen. Seine Hauptthätigkeit entfaltet sich immer in den Wintermonaten, da der Ehrenpräsident Fr. Liszt seinen Wohnsitz in der ungarischen Hauptstadt aufschlägt. Der greise Künstler, der noch immer eine unglaubliche Frische und Rüstigkeit bewahrt, ist eine wandernde Akademie. Wohin er sich wendet, da bildet sich ein Kreis begeisterter Schüler und Schülerinnen um ihn; so in Weimar in den Sommermonaten, in Rom während des Winteranfangs, in Budapest im Frühjahr. — Zu Ehren der Ausstellung hatte die Nationaloper ihre Saison verlängert. Das Wort „national“ ist allerdings nur dahin zu verstehen, daß die Zettel in ungarischer Sprache gedruckt sind, die Chöre und auch einige Mitglieder ungarisch singen. Die Hauptkünstler aber lassen ihre Stimmen zu italienischen Worten erklingen; so die Eurolla, dann zwei

andere Sängerinnen, deren Namen mir entfallen sind, und der Heldentenor Perotti — deutschen Ursprungs (Pest) und italienisch. Da ich derartigen kauderwälschen Vorstellungen wenig Sympathie entgegenbringe, sie nur dann ertrage, wenn sie die Mitwirkung eines berühmten Gastes — Patti, Mierzwinski — zum traurigen „muß“ erhebt, so wandte ich meine Aufmerksamkeit mehr dem herrlichen Gebäude und der über alle Beschreibung großartigen inneren Einrichtung der Bühne zu, deren Coulissen und Dekorationen alle durch Wasserkraft an eisernen Pfeilern gehoben und gesenkt werden. Die Maschinerie geht vier Stockwerke unter das Podium hinab, und ein Blick in die Tiefe und in das mächtige, geräuschlose Treiben bietet fast poetische Anregung.

Der oben erwähnte Heldentenor, Perotti, hat im August in Berlin auf dem Krolltheater gastirt. Er hat eine sehr starke, ausgiebige Stimme von seltenem Umfang; er gehört zu den wenigen Tenoristen, die sich ein volles Brust-C, und sogar mehrere Mal in einem Abend, erlauben dürfen. Auch besitzt er Feuer im Vortrag, ist also in allen Rollen, wo die oben angeführten Eigenschaften den Schwerpunkt bilden, des Erfolges sicher. — Unter den vielen Gästen, welche in diesem Sommer über die Krollbühne gewandelt sind, hat Frau Klafski entschieden die Palme errungen. Sie steht in dramatischen Rollen als Künstlerin unter den Allerersten an Großartigkeit der Stimme, edler Auffassung und tief leidenschaftlichem, aber immer schönem Vortrag; sie ist die würdige Nachfolgerin der großen, der Kunst so früh gelaubten Reicher-Kindermann. Als Fidelio und Donna Anna hat sie wahre Triumphe gefeiert. Neben ihr glänzte Frau Carlotta Grossi als vortreffliche und immer den besten Gesangsstyl beobachtende Koloraturangerin und erfreute sich der besten Aufnahme.

Das musikalische Hauptereigniß des Sommers war aber der Besuch des Wiener Männergesangsvereins. Er kam zur ungünstigsten Zeit, in der Mitte des August, als gerade alle Ferien der Ministerien, der Gerichte, der Universität und der Akademie begonnen hatten. Einen andern Zeitpunkt zu wählen, war den lieben Gästen nicht möglich, da viele von ihnen auch nur während der Ferien abkommen können. Es stand also zu fürchten, daß der edle Zweck — Konzerte für Wohlthätigkeitsstiftungen — um dessen willen sie die kostspielige Reise auf Vereinskosten unternommen hatten, nicht in gewünschter Weise erfüllt werde. Aber sie haben nahe an zwanzigtausend Mark in zwei Konzerten erzielt. Das erste am 15. im Philharmonischen Saale mit theuren Preisen war nicht ganz gefüllt. Aber der Enthusiasmus, den es erregte, war ein derartiger, daß sich im Publikum eine ungeahnte Erregung verbreitete. Gleich am folgenden Tage um zwölf Uhr Mittags mußte das Musikgeschäft, welches die Karten für das am selben Abend stattfindende Konzert verkaufte, durch Schutzmannen abgeperrt werden gegen den ungeheuren Andrang; die Kette, welche die Käufer bildeten, erstreckte sich über die ganze Leipzigerstraße. Im Circus Renz, in welchem das Konzert stattfand, waren über viertausend Menschen versammelt und über tausend mußten abgewiesen werden. Und welch' ein Enthusiasmus, welch' ein Hurrah- und Hochrufen! Schon am Abend vorher hatten die wackeren Wiener einander immer verwundert angesehen, als wollten sie sich fragen: „Wo find wir denn eigentlich? Ist das der kalte, kritische Berliner?“ Am Abend im Circus Renz aber war die Verbrüderung eine vollkommene, und man hörte den Dankworten des Vorstandes Dschbauer an, daß sie aus dem Herzen kamen; sie waren schlicht und ohne deklamatorische Beigabe vorgetragen, desto starker aber war die Nachwirkung, und sein „Auf Wiedersehen“ fand tausendstimmigen Nachhall.

Ich bin nun weit entfernt, zu verkennen, daß bei dieser jubelnden Anerkennung auch der Gruß an die deutschen Stammesbrüder aus Oesterreich mitschallte, daß manches „Hoch“ in gleichem Maße diesen galt wie den Sängern. Aber es darf auch nicht bestritten werden, daß die Leistungen der Sänger alle Erwartungen übertrafen. Ich kenne den Verein seit dem vorigen Jahre, habe in Wien viele seiner Konzerte gehört; ich hatte Manches im Programm anders gewünscht, vor Allem mehr Schubert; ich war nicht einmal immer so entzückt von dieser jede kleinste Einzelheit des Liedes hervorhebenden Tonfärbung; aber trotz alledem muß ich entschieden betonen, daß solche Vollendung in der Tonfärbung, solche Kunstmeisterhaft und solches Zusammenwirken bei den jähesten Uebergängen vom Forte zum Piano mir selbst als etwas Ungeahntes erschien, daß ich es bisher nicht vernommen hatte. Der herrliche Kölner Männergesangsverein war im Winter vorher in Berlin gewesen, hatte die verdiente glänzende Anerkennung gefunden und wird auch immer neben den Wienern in Ehren bestehen. Aber dieser letzte hatte eben ganz Neues, Ungeahntes geboten.

Unwillkürlich fragte man sich in jenen Tagen: „Warum hat Berlin gar keinen ähnlichen?“ Hier, wo die erste Liedertafel Deutschlands, die Zelter'sche, im Jahr 1809 gestiftet worden war, mußte ja schon die Tradition hoch gehalten werden! An Stimmen fehlt es gewiß nicht; musikalisch „gebildet“ sind wir über alle Maßen, es gibt wohl keinen männlichen oder weiblichen Hochschüler mehr, der nicht in allen Fächern musikalischer Kunst besser Bescheid wüßte, als alle fertigen, aber nicht zünftigen Künstler. Aber da vom Reben zum Thun ein ziemlich weiter Weg liegt, so dürfte es noch eine Weile dauern, bis auch in unsere musikalischen Angelegenheiten der rechte Bismarck kommt, der die vielen unbestreitbar großen Kräfte auf ein großes Ziel leitet. Allerdings ist es noch leichter, politische Parteien zu einem friedlichen Uebereinkommen zu bewegen, als die künstlerischen; denn bei jenen bieten doch manchmal die wohlverstandenen allgemeinen Interessen einen Punkt, auf welchem eine Einigung stattfinden kann; aber wenn sich die Leute um „Ideen“ zanken, dann wird der „kalte Verstand“ verbannt, und wie soll dann eine Verständigung möglich sein? Die Mitglieder des Wiener Männergesangsvereins sind, mit Ausnahme des Chormeisters Kremser, eines talentvollen Komponisten und ausgezeichneten Leiters, Dilettanten, aber sie haben unseren Künstlern die Lehre gegeben, wie das richtige Kunstgefühl auch den richtigen Kunstverstand verleiht, wie Einigung und aufrichtige Liebe zur Sache in der Kunst alle Hindernisse überwindet, und bei allen Wechselln die richtigen Mittel findet und die richtigen Führer wählt.

Karl I. sieht seine Kinder wieder.

(Siehe das Bild S. 1112 u. 1113.)



ine rührende Szene, welche das umfangreiche Meisterwerk Adamo's zur Anschauung bringt, unterbricht auf wenige Augenblicke mit schmelzendem Weh den ehernen Verlauf jener erschütternden Tragödie, deren Titelheld der durch sein Unglück weltberühmte König Karl I. von England ist. Mit der Uebergabe von Oxford und dem Verrath der Schotten, welche den König für schnödes Geld an seine englischen Widersacher verkauft hatten, war der Bürgerkrieg von 1649 beendet. Schon hatte die schöne Henriette, die durch van Dyk's wundervolle Porträts unsterblich gemordete Gattin des Königs, ihre Kinder in der Gewalt des Feindes zurücklassen und nach Frankreich flüchten müssen. Karl I. gelangte nun, auf Schritt und Tritt von den Offizieren des Parlaments begleitet, nach London. Da der Weg bei Eionhouse, woselbst die königlichen Kinder unter der Vormundschaft des Grafen Northumberland residierten, vorüberführte, suchte der König beim Parlament um die Erlaubniß nach, die Seinigen wiedersehen zu dürfen, welcher Wunsch, durch General Fairfax auf's Lebhafteste unterstützt, von der entscheidenden Körperschaft sofort bewilligt wurde. Die denkwürdige Zusammenkunft fand unter großem Volksandrang im Schloßhofs zu Maidenhead statt, woselbst der oben erwähnte Lord knieend die Majestät bewillkommnete und die Lady dem König die kind entbehrenden Lieblinge zuführte. Das Wiedersehen nach so verhängnißvollen Ereignissen und im Ausblick auf eine unheilvolle Zukunft war nach den Berichten von Augenzeugen ein tief erschütterndes. Unter Thränen umarmte der König die geliebten Kinder. Offiziere wie Soldaten waren auf's Tiefste ergrißen von der Zärtlichkeit des Vaters, und selbst der rauhe Cromwell erhob keine Einwendung dagegen, daß der König die Kinder mit sich nach Evesham nehme. Ach, keines der Nachbetheiligten ahnte noch, was schon auf des Schicksalsbuches nächster Seite aufgeschrieben stand: daß schon das Beil geschliffen war, welches Vaterfreude und Kindesliebe mit scharfem Hieb für immer trennen sollte!

Das ist in Kürze der geschichtliche Inhalt unseres Bildes. Die hohe künstlerische Bedeutung des Werkes wird den Versuch rechtfertigen, mit einigen Worten den Lebensgang seines Schöpfers skizziren. Mag Adamo, 1837 zu München geboren, erbe von seinem unlängst als Archivar am bayerischen Justizministerium verstorbenen Vater, welcher selbst als Maler thätig war, die Begeisterung für die Kunst. Im Jahre 1856 vor die Wahl zwischen einer Carrière im topographischen Bureau des Kriegsministeriums und dem Besuch der Akademie gestellt, entschied sich Adamo ohne langes Zögern für das Letztere. Unter der tüchtigen Leitung von Philipp Folz und in vertrautem Umgang mit Meister Kaulbach empfing der strebsame Kunstjüngling schätzbare Belehrung und fruchtbringende Anregung. Die Ergebnisse seiner ersten Studien machten sich zunächst in einigen Fresken des bayerischen Nationalmuseums geltend, unter denen die in streng mittelalterlichem Styl gehaltene „Blüte Nürnbergs“ als eine der wertvollsten Arbeiten in diesem Bau gerechtes Aufsehen erregte. Ein auf längere Zeit geplanter Aufenthalt in Berlin wurde durch ein den Künstler dort heimlichendes Augenübel unterbrochen. Der nach der Vaterstadt Zurückgekehrte trat, um sich die Vortheile der unterdessen zu Erfolg gelangten malerisch-realistischen Richtung anzueignen, nimmehr in die Schule Karl v. Piloty's ein, deren Errungenschaften er in den fernern entstandenen Bildern mit dem bei den Meistern der formstrengen Komposition Erlernten auf's Glücklichste zu verbinden mußte. In diese Zeit gehört vor Allem der „Herzog Alba im Rathe der Unruhen zu Brüssel“, jetzt in Amerika befindlich. Sodann ging Adamo an das Werk, das mit einem Male seinen Ruhm begründete, wie es bis jetzt auch als die bedeutendste Leistung seiner neuen Münchener Aera sich behauptet: „Der Sturz Robespierres im Nationalkonvent“, 1870 im Pariser Salon ausgestellt, auf der Wiener Weltausstellung mit der Medaille ausgezeichnet und nunmehr jüngst von der Berliner Nationalgalerie erworben. Die folgenden Jahre reisten als weitere größere Werke: „Oranien's letzte Unterredung mit Egmont“, dann „Karl IX. von Frankreich von seinem Bruder wegen böser Träume beruhigt“, ferner „Audienz der Offiziere des Parlaments bei Karl I.“ und endlich die auf der internationalen Ausstellung zu München 1879 vor das Publikum getretene „Auflösung des langen Parlaments durch Cromwell“, welsch letzteres Bild wiederum nach Amerika verkauft wurde. Dazwischen bethätigte sich der Meister in einer Reihe niedlicher Cabinetbilder, unter denen „Die beiden Freunde“, „Die gute Medizin“ und „Die verdrossenen Spieler“ die erwähnenswerthesten sind. Auch sei noch seiner uner schöpften Thätigkeit auf dem Gebiete der Illustration zu Novellen und Gedichten, wie des schönen, im Auftrage der Münchener Universität zu ihrer vierhundertjährigen Jubelfeier komponirten Diplomes gedacht. Einmal, wie jede sich selbst genügende schöpferische Kraft, sieht Adamo inmitten der von seinen persönlichen Bahnen sich immer weiter entfernenden Bewegung der modernsten Kunstbestrebungen. Sein durch namhafte äußere Begegnisse wenig berührtes Leben nur der Verwirklichung seiner Ideale widmend, findet er in der großen Aufgaben zugewendeten Arbeit seine volle, ihn lohnende Befriedigung.

Richard Paul.

Vor dem Hochzeitsfeste.

(Siehe das Bild S. 1117.)



Welches junge Mädchen könnte die Myrte ansehen, ohne ein gewisses ahnungsvolles, seltsames Bangen des Herzens zu verspüren? Ist doch die kleine weiße, zierliche, bescheidene Blüte mit den spizen, tiefgrünen Blättchen das Sinnbild aller Ideale des Mädchenlebens, aller Ideale, die schließlich eines sind — als glückliche Braut in nicht allzu ferner Zeit vor dem Traualtar zu stehen; dann schmückt das Haupt der Myrtenkranz und der lange weiße Schleier wallt gar zauberhaft hinab über die weiße Aftaßprobe, und der Prediger

spricht so schöne, liebe Worte, der Bräutigam sieht tiefersinnig, beglückt auf die Hand seiner Braut, die Ringe werden gewechselt, die Mutter weint und der Vater ist gerührt — die Braut ist dem Manne für's Leben verbunden. Nun ist das so ernst, so gewichtig und schwer und doch dabei so glücklich, leicht, und ein Rosenkranz liegt auf der Zukunft. — Solche Vorstellungen erweckt das Betrachten der Myrte sicherlich in den Köpfen der jungen Mädchen, auch jener, die erklären, nie, niemals heirathen zu wollen. Die Myrte ist und bleibt die Blume der Verheißung unserer deutschen Frauenwelt, und sehr hübsch hat der Maler H. Burckhardt einen deutschen Volksgebrauch zu seinem Bilde „Vor dem Hochzeitsfeste“ verworther. Es ist nämlich in Norddeutschland, namentlich in Thüringen, Gebrauch, daß in Familien, wo Töchter sind, ein Myrtenbäumchen gepflegt wird; die Stämmchen hält die Ahnungen der jungen Mädchen wach und führt dadurch auf sehr natürliche Zauberweise auch schließlich Verlobung und Hochzeit herbei. Alsdann tritt es in die wichtigste Periode seines Blumenstocklebens; es muß den Brauttschmuck hergeben für Diejenige, welche es durch sein Blühen glücklich gemacht, und auf unserm Bilde sehen wir nun die jüngeren Schwestern beschäftigt, der Schwester-Braut den sinnigen Brautkranz zu winden. Die jüngeren Geschwister nehmen die Sache noch ganz von der heitern oder schalkhaften Seite, der Braut aber dämmert im jungen Herzen eine Ahnung auf von Pflichten und Würden, vom Ernst des Lebens, von dem großen, gewichtigen Schritt, den sie jetzt thut — Vater und Mutter zu verlassen und dem Manne anzugehören; sie sieht mit ihren geistigen Augen auf dem schimmernden, glänzenden Rosenkranz der Zukunft zitternd leichte Schatten hinfalzen, und wenn ihr Herz nicht voll Liebe wäre und voll Vertrauen zu dem Manne, der um sie geworben und dem all' ihr Sehnen und Denken gehört, könnte sie etwas wie Furcht empfinden und ihre Geschwister beinahe beneiden, weil sie diesen bedenklichen Schritt noch nicht zu wagen brauchen. Das prägt unsere Illustration sehr fein und gemüthvoll in den anmuthigen Mädchen gestalten dieser Familienzene von echt deutscher Färbung aus.

R.-P.

Am Wallenstädter See.

(Siehe das Bild S. 1124.)



Wischen die zum Kanton St. Gallen gehörenden „Rurfirken“, deren südliche Felsenwände fast unzugänglich, jäh und zerrissen bis zum Ufer abstürzen, und den etwas milder auslaufenden nördlichen Abhängen der theils noch zu St. Gallen, theils schon zum Kanton Glarus gehörigen Alpen eingebettet, ist der Wallenstädter See unstrittig eines der schönsten Binnengewässer der an herrlichen Seen so reichen Schweiz. Das Zusammenwirken von grotesken, wilden Bergformen und wahrhaft idyllischen, in Edelkastanien, Wallnuß- und anderen Obstbäumen versteckten Heimweien übt eine solche magische Anziehungskraft, deren Einwirkung sich an jedem Besucher mächtig betheilt. Wohl tönt auch der schrille Pfiff der Lokomotive entlang den Wänden und in den Tunnels des südlichen Ufers, aber trotzdem bietet dieser See noch genug stille Winkel, wo der Dampf der Neuzeit nicht verpüht wird. Ein solcher stiller Platz ist die am westlichen Ende des Sees nur eine Viertelstunde von der Station Weesen gelegene Einbuchtung, die unser Bild zeigt. Durch senkrecht abfallende Felswände begrenzt, ist der See von hier ab für den Fußgänger unerschließbar, es ist denn, daß er kühn und schwindelfrei genug ist, sich des schmalen Pfades zu bedienen, der links an den Felswänden aufwärts führt. Auf diesem Pfad erreicht man eine Kapelle, die hoch über dem blaugrünen Gewässer emporragt, und gelangt von da über Matten und Viehwäiden nach dem eine Stunde über dem See liegenden Bergdorfe Arden, von dessen Höhen der Blick gerne an den theilweise in Schnee gehüllten Häuptern der Glarner Alpen haften bleibt.

Die Görlitzer Gewerbe- und Industrieausstellung.

Von

Arthur Gerson.

(Nachdruck verboten.)



Wenn Jemand, der im Laufe der Zeit eine größere Anzahl von Lokal-, Provinzial- und Landesausstellungen zu Gesicht bekam, nach einer Reihe von Jahren an das Gesehene zurückdenkt, so kann es ihm — auch bei gutem Erinnerungsvermögen — leicht passiren, daß sich seinem geistigen Auge ein wirres Durcheinander von Kuppeln, Glaspalästen, Fahren, Springbrunnen, Teppichbeeten, altheutischen Vierhallen, Telephonkabinetten und so weiter darbietet, die er beim besten Willen nicht von einander zu sondern und wieder zu denjenigen Orten, an denen er sie einst sah, zurückzubringen vermag. Sollte der betreffende Ausstellungsbesucher im weiteren Sinne nun aber Gelegenheit genommen haben, auch die dießjährige Görlitzer Ausstellung einmal zu durchwandern, so wird er sich für das bezeichnete Dilemma wenigstens einen wohlthuenden Stütz- und Sammelpunkt des Gedächtnisses gesichert haben, der ihm auch nach langen Jahren noch unverloren bleiben muß; so ganz eigenartig und von der bisherigen Einrichtung der Ausstellungen verschieden ist Plan und Anlage dieser Ausstellung, auf der sich die gewerblichen Erzeugnisse der preussischen und sächsischen Gauen vereinen.

Schon der Grundriß der ganzen Anlage wird in der Geschichte der Ausstellungen vermuthlich ein Unikum bleiben. An Stelle der üblichen rechteckigen oder doch wenigstens viereckigen Form des Platzes begegnen wir hier der durch örtliche Verhältnisse bedingten Gestalt des lateinischen T. Der senkrechte Strich desselben ist zu einer stattlichen Avenüe verwendet worden, während sich auf dem magerechten Streifen links die Baulichkeiten, rechts die landschaftlichen Anlagen und Restaurationen

und so weiter ausdehnen. Da nun weiterhin dieses so eigenthümlich abgegrenzte Gebiet von einer dem öffentlichen Verkehr nicht zu entziehenden Straße durchschnitten wird, mußte man dieselbe dadurch für das Unternehmen unschädlich machen, daß man sie, und zwar gerade unter der Kuppel des Hauptgebäudes, mittelst großartiger Treppenanlagen überbrückte. Auf diese Weise wäre jedoch das hinter dem eigentlichen Ausstellungspalaste liegende Terrain, nachdem jener geschlossen, ohne jede Verbindung mit dem übrigen Ausstellungsparte geblieben, wenn man nicht durch eine elektrische, sich unterhalb des ganzen Hauptgebäudes erstreckende und fast einhundertundfünfzig Meter lange Grubenbahn auch diesem Uebelstand abgeholfen hätte. Dieses Auskunfts Mittel läßt nun nicht allein die als Ausstellungsrequisit schon etwas des Reizes der Neuheit entleidete elektrische Bahn in vortheilhafter Modifikation erscheinen, sondern gewährt auch gleichzeitig, mit der erforderlichen Dekoration versehen, ein anziehendes Bild modernen bergmännischen Betriebes, speziell der Kohlenförderung. Nachdem man die von Glühlichtlampen erleuchtete Grubenbahn in größter Geschwindigkeit durchreist, das kleine Behälter verlassen und das himmlische Licht wieder begrüßt hat, erblickt man neben mächtigen Blöcken der heraufgeforderten Kohle auch größere Berge des nämlichen, schon in handlichere Stücke zerfallenen Materials. Ein Aufzug hebt dieselben in Kübels zu einer Drahtseilbahn, welche sie hoch über die Köpfe der Besucher und die im Freien befindlichen Ausstellungsobjekte hinweg zu den auf der andern Seite des Platzes erbauten Kesselhäusern transportirt.

Doch lösen wir jetzt ein Billet zur elektrischen und unterirdischen Rückfahrt — conditio sine qua non für Jeden, der sich Abends nach Schluß der Hallen noch hieher begeben hat — und wenden wir nach zurückgelegter Fahrt unsere Schritte der entgegengesetzten Seite des Ausstellungsgebietes zu. Schon von Weitem bemerken wir auf einem wenigstens zehn Meter hohen Plateau, zu dem eine imposante Freitreppe emporführt, zahlreiche Restaurationsgebäude und vor denselben Kopf an Kopf eine allem Anscheine nach nicht ganz trocken dastehende Menschenmenge. Bei weiterem Vordringen nehmen wir staunend wahr, daß das lang hingestreckte Plateau von einer fast senkrechten Felswand begrenzt wird, deren zackige Felsblöcke sich nur an vereinzelten Stellen zum Tragen einer kleinen Tanne oder Fichte bequemen. Schäumend und tobend stürzt dort dicht unter dem Geländer, welches das Plateau einfakt und die auf demselben Wandelnden von der schaurigen Tiefe zurückhält, ein Wasserfall hervor, um sich unten in einen ziemlich ausgedehnten, mit obligaten Brüden, Springbrunnen, Gondeln, Karpfenlegionen und so weiter versehenen Teich zu ergießen. Ein biederer Landbewohner neben uns fragt seinen Begleiter, wenn auch in Unbetracht der haushohen Felswand etwas zaghaft, ob und wie dieselbe wohl „künstlich“ hergestellt wurde und läßt sich jetzt belehren, daß man alte Steinbrüche in geeigneter Weise zurechtgeprengt und so die malerischen Felsformationen hervorgebracht hat. Eine mächtige Höhle des Felsens bildet ein Restaurant, das auch am Tage durch elektrisches Glühlicht erhellt wird.

Das am äußersten Ende des Plateau stehende Restaurant wird von einem zwanzig Meter hohen Aussichtsturm flankirt, von dessen Galerie man Ausstellung und Stadt, wie die prächtige landschaftliche Umrahmung der letzteren überblickt. Zur Aufahrt wird ein Fahrstuhl mit hydraulischem Betriebe benützt.

Neben dem bereits erwähnten Hauptgebäude dienen noch ein zweiter, quer vor das Ende der Avenüe gestellter, gleichfalls mit einer mächtigen Giebelkuppel gekrönter Seitentau und zahlreiche, sich längs der Umgrenzung des Terrains hinziehende Hallen zur Vergung der Ausstellungsschätze. Daß unter diesen die Erzeugnisse der Textil-, Holzbearbeitungs-, Glas- und Thonwaarenindustrie und anderer in den ausstellenden Gebieten verbreiteten Gewerbezweige qualitativ und quantitativ vorzüglich vertreten sind, bedarf kaum der Erwähnung. Auch das übrige Deutschland ist vertreten und zwar durch die Herren Erfinder, denn mit der provinzialen Gewerbeausstellung verbindet sich hier eine nationale von technischen Neuheiten und Erfindungsobjekten. Neben den Kleinmotoren neuester Konstruktion, welche in Handwerk und Kleingewerbe neuen Wandel schaffen sollen, präsentirt sich die Bügelmaschine, die den Schneider der beschwerlichen und gesundheitschädlichen Arbeit des Bügelns von Hand überhebt. — Wer hielte nicht selbst bei aufmerksamer Betrachtung jene Rüststücke, jene Helme, Panzer, Schilde, Lanzen und so weiter für kunstvolle Metallarbeiten, um sich schließlich bei genauer Untersuchung nicht wenig zu wundern, in ihnen federleichte, hauptsächlich für Bühnenszwecke bestimmte Imitationen aus — Gips zu erkennen zu müssen? Der Anstrich des Filzes ist eben von solcher Metallähnlichkeit, daß man sich erst durch Beschauen der Innern, beziehungsweise der Rückseite der Rüststücke von der Natur ihres Materials zu überzeugen vermag. — Daß der Mac-Nary-Stuhl dort mit dem eigenthümlichen, auch dem Nichtfachmann auffallenden Nadelbette in einem Tage zweihundert Meter zweieinhalb Meter breiter Wirkmaare fertigstellt, glaubt man ebenfalls erst, nachdem man sich durch eine kurze kontrollirende Beobachtung von der enormen, den Webstuhl tief in den Schatten stellenden Leistungsfähigkeit selbst überzeugt hat.

Zu den Glanzpunkten der Ausstellung gehören auch die von den österreichischen Fachschulen eingesandten, in einer besonderen Halle untergebrachten Zeichnungen und Arbeiten der Zöglinge dieser Schulen, und damit auch der Künstler, der Aesthetiker, der Geschichtsforscher nicht leer ausgehe, öffnet an der Avenüe ein kleines, aber mit kostbarem Inhalt ausgestattetes Alterthumsmuseum seine Pforten.

Es ist nun aber auch mit Genugthuung zu konstatiren, daß der vielen Liebe Müß nicht unisoni war, daß vielmehr eine überaus lebhaft Theilnahme des Publikums letztere vermag. Tage mit dreihigtauend und mehr Besuchern gehörten nicht zu den Seltenheiten und an einem Tage überschritt die Zahl der Besucher sogar das vierzigste Tausend. Diese außerordentliche Frequenz wurde durch eines jener Gartenfeste veranlaßt, bei denen sich zu dem elektrischen Licht, das Felsen und Wasserfall, Thalpromenade und Teich überflutete, noch der Schimmer von tausenden über die Beete des Parcs verstreuten farbigen Lampen gesellte.



Der todt' Sänger des Hains.

Durch den Wald erklang sein Lied
Noch vor wenig Tagen,
Heute hat sein kleines Herz
Aufgehört zu schlagen.

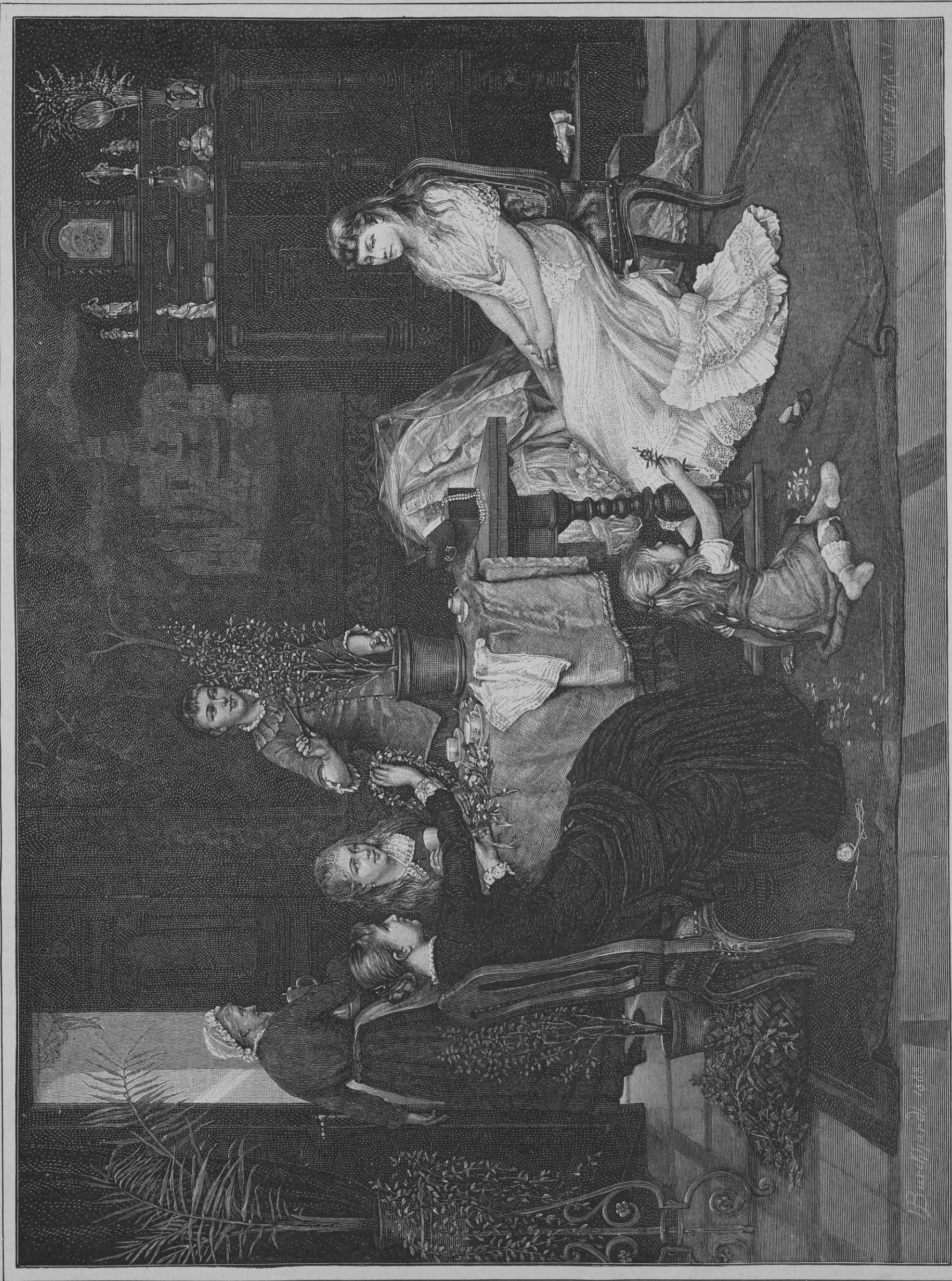
Einsam, hingestreckt vom Sturm,
Starb er im Gehege,
Einsam, fern vom trauten Nest,
Liegt er nun am Wege.

Schlehndorn hat auf seinem Grab
Ihm ein Dach bereitet;
Auch der Brombeerstaude Zweig
Hat sich drob gebreitet.

Schmerzlich sieht der Wald, wie schnell
Blumen sich entfärben,
Und wie einsam hier und still
Seine Vögeln sterben.

Fr. Kav. Seidl.

Zeichnung von H. Giacomelli.



Vor dem Hochzeitstische. Nach einem Gemälde von H. Burckhardt.

Die Freier der Wittwe.

Novelle

von

Moritz v. Reichenbach.

(Fortsetzung.)



Sie haben gar keinen Verkehr mit Ihren nächsten Nachbarn, gnädige Frau?" fragte Egghof und ein leises Bedauern, fast ein Vorwurf, klang aus seinem Tone.

"Ich finde nicht, daß in meiner Lage Geselligkeit eine Pflicht ist," sagte sie; "wo ich mir daher kein Vergnügen davon versprechen kann, unterlasse ich sie."

"Verzeihen Sie, daß ich es ausspreche, aber — es wird Ihnen sehr verdacht —"

Ein verächtliches Lächeln zuckte um Frau Erna's Lippen.

"Ich habe mich längst gewöhnt, gleichgültig dem gegenüber zu bleiben, was man sagt oder denkt."

Egghof würde geschwiegen haben, hätten Frau Erna's Augen nicht so traurig in den lachenden Sommertag hinausgeblüht, daß dieser Blick ihr Lächeln Lügen straffte.

"Es bedarf aber manchmal nur so Weniges, um dieses 'man' für sich zu gewinnen," sagte er unwillkürlich in wärmerem Tone.

Sie sah ihn an, erstaunt, zurückweisend und doch nicht unfreundlich. Dann glitt ein weicher Zug über ihr ernstes Gesicht.

"Sie haben vielleicht Recht — ich werde daran denken," sagte sie. Und als schäme sie sich dieses Zugeständnisses, wandte sie sich ab und trat an den Tisch, über welchen gebeugt die Gräfin Leonie Harald Vorbett eine große Mappe mit Bildern zeigte, die der verstorbene Herr von Hergert auf seinen Reisen gesammelt hatte.

Der Lieutenant Egghof trat tiefer in die Fensternische zurück, sein Blick hing an Frau Erna, aber er war nicht aufgelegt, an der allgemeinen Unterhaltung theilzunehmen. Er sah Frau Erna lächeln über eine Bemerkung Vorbett's und dieser erschien ihm in diesem Augenblick unglaublich fade. Die Stirn in un-muthige Falten ziehend, wandte er sich dem Fenster zu und dachte, daß es jetzt genussreicher sein würde, durch den Park zu gehen, als Bilder zu besehen, und daß die Welt überhaupt angenehmer wäre, wenn es nicht so viele unnütze Dinge darauf gäbe, wie zum Beispiel Harald Vorbett eins war.

Dieser war eben im besten Zug, eine seiner geistvollsten Bemerkungen gegen Frau Erna zu machen, als er durch die Gräfin unterbrochen wurde.

"Voilà, die Fürstin Dolzkoj!"

Vorbett blickte überrascht auf ein schönes weibliches Porträt, welches die Gräfin ihm entgegenhielt. Aber noch ehe er es aus der Hand der Gräfin genommen, hatte Frau Erna darnach gegriffen. Vorbett bemerkte das Zittern ihrer Hand dabei und die plötzliche Blässe, welche Frau Erna's Gesicht überflog, er bemerkte zugleich einen verschlungenen Namenszug in der Ecke des Bildes und er wußte genug.

"Die Bilder der Fürstin sind im Kunsthandel, ich habe sie schon mehrfach gesehen," sagte er affectirt ruhig. Frau Erna hatte sich inzwischen gefaßt.

"Ein schönes Bild!" sagte sie. "Ich wußte bisher nicht, wen es darstellte, da kein Name darunter steht."

Vorbett und die Gräfin tauschten einen Blick des Einverständnisses.

Frau Erna legte die Blätter mit einer sonst ungewohnten nervösen Hast zusammen und schlug einen Gang durch den Park vor.

Vorbett bot ihr den Arm. Die Gräfin näherte sich Egghof, der noch am Fenster stand.

"Lieutenant Egghof!"

"Gnädigste Gräfin?"

"Fangen Sie Fliegen da an Ihrem Fenster?"

"Nein, aber vielleicht Grillen."

"Das sähe zwar einem guten Deutschen im Allgemeinen ähnlich, Ihnen im Speziellen aber nicht."

"Ihr gutes Zutrauen ist sehr schmeichelhaft."

"Zum Dank dafür können Sie mich spazieren führen."

Und die Gräfin und Egghof folgten dem andern Paare, sich liebenswürdige Dinge sagend, während das

vage Gefühl in ihnen aufstieg, daß sie sich gegenseitig heute langweilen würden.

Vorbett und Frau Erna gingen so weit voran, daß sie sprechen konnten, ohne von den Folgenden gehört zu werden.

"Wie sehr bedaure ich den unglücklichen Zufall, der Ihnen das Original jenes Bildes verrieth," begann Vorbett, sich vertraulich zu Frau Erna herabneigend.

"Sie wissen?" fragte sie verwirrt und erröthend, als habe man sie auf einem Unrecht betroffen.

"Ich wußte nichts bis heute; wie hätte ich es sonst gewagt, das Gespräch gleich am ersten Abend meiner Anwesenheit hier auf die Fürstin zu bringen? Wie müssen Sie mir gezürnt haben!"

Frau Erna machte eine ungeduldige Bewegung.

"Lassen wir die Todten ruhen," sagte sie.

"Verzeihen Sie, wenn ich Ihrem Wunsch nicht sofort Folge leiste," bat er mit leiser, eindringlicher Stimme, "doch — warum sollte ich es nicht gestehen — die Erinnerung an Sie hat mich zu oft beschäftigt, um nicht vor mir selbst und vielleicht auch vor Ihnen den Wunsch zu rechtfertigen, in der Vergangenheit klar zu lesen. Warum sollte ich es nicht aussprechen? Ich habe stets gehnt, daß Sie viel gelitten haben — jenes Bild hat mir die Gewißheit davon gegeben."

"Ah — was hat es Ihnen denn so Außerordentliches gesagt?"

"Ein Zufall lehrte mich die Art und Weise, in welcher Frau Alexandrowna ihr Bild an ihre besten Freunde verschenkte, kennen. Ich weiß, daß sie ihren Namenszug mit dem des betreffenden Freundes verschlungen in der rechten Ecke des Bildes anbrachte, und fand das bekannte gothische M. mit einem G. S. verschlungen auf dem eben entdeckten Bild. Es war nicht schwer, diese Buchstaben in Erich Hergert zu über-sehen —"

Mit einer heftigen Bewegung löste Frau Erna ihren Arm aus dem seinen.

"Zürnen Sie mir nicht," bat er, "ich habe es ja stets gewußt, daß dieser Mann nicht Ihre Treue verdiente, damals, in Rolandsdell — ich gebe zu, ich sagte vielleicht mehr, als ich hätte sagen dürfen, aber wie hart wurde ich dafür behandelt, und in derselben Zeit war er vielleicht, ja, ganz gewiß, in den Banden dieser schönen Sirene —"

"Genug, Baron, ich habe mit der Vergangenheit abgeschlossen — aber auch vernarbte Wunden schmerzen, wenn man daran rührt. Ich bitte nochmals, lassen Sie die Todten ruhen!"

"Nun denn, am Ende verlange ich nichts Besseres, und folge Ihrem Befehle nur zu gern. Jedem das Seine, den Todten die Ruhe, den Lebenden ihr unverkürztes Recht an Lebensgenuss und Freude! Nicht wahr?" Er bot ihr wieder den Arm, sie zögerte einen Augenblick, aber seine braunen, glänzenden Augen schauten sie so bittend an, dieselben Augen, unter deren Blick ihr Herz zum ersten Mal erwacht war.

Langsam hob sie die Hand, und ihre Fingerspitzen ruhten leicht, ihn kaum berührend, auf seinem Arm.

"Und wenn man nun," begann er wieder, "wenn man nun höchstes Glück von der Verwirklichung eines Jugendtraums erwartet, meinen Sie nicht, daß man dann alle schmerzlichen Erinnerungen beiseite werfen und die Stimme des Herzens reden lassen soll?"

Er blickte gespannt in ihr Gesicht; sie schritt schnell vorwärts, gerade vor sich hinsehend, seinem Blick ausweichend. Ihr Athem ging schnell, einen Augenblick war es ihr, als könne sie Alles vergessen, was zwischen Einst und Jetzt lag, aber ein seltsam banges Gefühl preßte ihr das Herz zusammen, es war, als habe ein fremdes, unsichtbares Etwas sich zwischen sie und diesen Mann geschoben, ein kühler Schatten, der den Jugendtraum zurückwies aus dem klaren Lichte der Wirklichkeit.

"Die Jugend hat ein Recht zu träumen," sagte sie, "das reifere Alter nicht —"

"Das reifere Alter hat aber das Recht, den Traum in die Wirklichkeit zu übersehen," entgegnete er.

Sie nickte.

"Ja, wenn man an das Beglückende dieses Traumes noch glauben kann."

"Und Sie zweifeln?"

Jetzt begegnete doch ihr Blick dem seinen — aber nicht schüchtern und schwärmerisch, wie das Mädchen einst zu ihm aufgesehen hatte, sondern ernst und fragend, als wolle dieser Blick in den Tiefen seiner Seele lesen und suche dort etwas, was er nicht finden könne.

"Lassen Sie mir Zeit," sagte Frau Erna leise, "wir sind einander fremd geworden —"

"Fremd?" wiederholte er kopfschüttelnd. "Das ist ein hartes Wort."

"Und ist doch das richtige," erwiderte sie. "Sie haben in der großen Welt gelebt und haben ihre Anschauungsweise angenommen; ich habe mich zurückgezogen, nicht aus Laune, sondern weil ich mich einschränken mußte, um den einstigen Besitz meines Sohnes von der großen Schuldenlast, den die letzten Jahre darauf gewälzt hatten, zu befreien. Sie sehen, ich bin ganz offen gegen Sie; ich werfe die Maske der reichen Frau, des weiblichen Sonderlings vor Ihnen ab und sage Ihnen: nicht Neigung, sondern Nothwendigkeit treibt mich, zu leben, wie ich eben lebe; aber ich halte es für überflüssig, daß man über die Schulden, deren Abzahlung ich übernahm, viel spricht und nachdenkt, und ziehe es vor, meinen guten Nachbarn schrullenhaft zu erscheinen."

"Meine Verehrung für Sie ist deshalb nur um so größer," versicherte Vorbett, aber ein undefinirbares Etwas, das doch eine leise Enttäuschung verrieth, klang aus seinem Ton hervor und blieb von Frau Erna nicht unbemerkt.

"Die Art zu leben, welche ich mir selbst vorschrieb, hat mich vielleicht etwas streng und schroff gemacht," fuhr sie fort; "ich glaube selbst nicht, daß ich lebenswürdig bin — eins aber weiß ich, ich suche wahr gegen mich selbst zu sein und gegen die Menschen, die mir nahe stehen — was Fremde sagen und denken, ist mir gleichgültig. Bleiben Sie hier als mein lieber Gast, als mein Freund, wenn Sie wollen, und wenn Sie mich lieben können, so wie ich eben bin, so wie Sie mich im täglichen Leben sehen werden — dann wird auch mein Herz mir sagen, ob der Jugendtraum sich erfüllen kann —"

"Und jetzt — schweigt Ihr Herz?"

"Ich weiß nicht — ich habe mich sehr gefreut, als Sie schrieben, daß Sie herkämen — aber, bitte, sprechen Sie jetzt nicht davon — lassen Sie uns plaudern wie ein paar gute Freunde, erzählen Sie mir von Ihren Reisen — das interessiert mich — ich habe ja so wenig von der Welt gesehen."

Egghof hatte inzwischen mit der Gräfin einen andern Weg eingeschlagen.

"Warum machen Sie ein so finsternes Gesicht heut, an diesem wundervollen Tag?" fragte sie ihn. "Und warum führen Sie mich möglichst weit weg von unserer lebenswürdigen Wirthin und ihrem lebenswürdigen Gaste?"

"Weil ich glaube, daß die Beiden uns möglichst weit weg wünschen, Gräfin."

"Und deshalb machen Sie auch das finstere Gesicht?"

"Ich hoffe, ich bin nicht so unhöflich, in Ihrer Gegenwart ein solches aufzusetzen."

"Doch — nun sagen Sie aber, weshalb glauben Sie, daß wir Beide fortgewünscht werden?"

"Sie, Gräfin, als Freundin der Frau von Hergert, werden wohl besser orientirt sein als ich."

"Möglich — indeß ich möchte doch wissen, was Sie eigentlich denken oder wissen, das heißt, was man sagt — denn Ihre Wissenschaft stammt doch vom amtsrathlichen Hause her."

"Das kann ich nicht leugnen, und da wir einmal davon sprechen — vielleicht wäre es gut, wenn Sie Ihrer Freundin zuredeten, schnell eine Entscheidung zu treffen. Man weiß, daß Baron Vorbett ihr Jugendfreund ist, spricht in dieser Beziehung viel mehr, als man verantworten kann, und jetzt, wo er hier ist, sollte Frau von Hergert wirklich —"

"Sie meinen doch nicht etwa, daß zwischen den Beiden — aber nein," lachte die Gräfin, "die beiden Menschenfinder passen ja doch ganz und gar nicht zusammen; sie sehen geradezu alle Dinge in verschiedenen Farben und haben nicht einen gemeinsamen Gedanken —"

"Aber so wußten Sie nichts, Gräfin? Frau von Hergert hatte Sie nicht in's Vertrauen gezogen?"

"Wer sagt das? Ich behaupte ja nur, daß die Beiden nicht zusammenpassen."

"Nein, nein, Sie waren offenbar überrascht!"

"Nun ja denn, wenn Sie es durchaus wissen müssen, ich habe zuerst zu sehr in der großen Welt, nachher zu weltfern auf dem ostpreussischen Gut gelebt, um meine Freundin im Auge behalten zu haben — außerdem war Erna immer sehr verschlossen. Aber da ich nun einmal hier bin und die Sache mich interessiert, will ich diesem Vorbett doch ein wenig auf den Zahn fühlen — aufrichtig gesagt, wie ein Amoroso im ernsthaften Sinn sieht er nicht aus. Aber nun erzählen Sie einmal, was Sie noch gehört haben; Sie scheinen viel mehr zu wissen, als Sie zugeben wollen."

Doch Egghof war plötzlich einsylbig geworden, und weder im Scherz noch im Ernst war etwas aus ihm herauszubringen. Er bewegte sich zwischen allgemeinen Redensarten umher, die Gräfin fand ihn heut zum ersten Mal langweilig und er hatte ihr gegenüber zum ersten Mal die unbehagliche Empfindung, als lauerten hinter ihrem sanften Lächeln und mädchenhaften Blumen- gesicht allerlei böse Geister, die nur auf die Gelegenheit warteten, ihr Spiel zu beginnen. Am Ende wurden sie Beide schweigsam und waren froh, als das andere Paar wieder vor ihnen auftauchte.

Frau Erna blieb stehen und sah den Ankommenden entgegen, als erwarte sie dieselben und sei durchaus nicht unangenehm durch eine Störung ihrer Unterhal- tung berührt.

Als Lorbett in sein Zimmer zurückkehrte, um Toi- lette für das Diner zu machen, war er nicht durchweg zufrieden mit seinem Vormittag.

Erstens wußte er durchaus nicht, wie er mit Frau Erna daran war; seinen bisherigen Erfahrungen mit Frauen entsprechend, hätte ihn seine Mitwissenschaft in Betreff der Alexandrowna der hintergangenen Frau näher bringen müssen, und er hatte sich daher über die Entdeckung, die er an dem Bilde gemacht, gefreut; Frau Erna aber schien ihm sein Eindringen in das Geheim- niß ihres verstorbenen Gatten übel genommen zu haben, und anstatt sich in seine trostbereiten Arme zu werfen, sagte sie ihm kühlen Blutes, er sei ihr fremd geworden.

„Und die reiche Wittve, für die ich sie hielt, ist sie auch nicht,“ murmelte er, während er seine rofigen Nägel mit der Feile bearbeitete; „Alles in Allem ge- nommen thäte ich vielleicht am klügsten, zum Rückzug zu blasen. Schade — ich hatte mir Alles so hübsch zurecht gelegt — und dann — der Teufel soll die Weiber ergründen — wer weiß, ob die Schulden, die sie ab- zugahlen behauptet, nicht eine Koketterie sind? Vielleicht will sie mich auf die Probe stellen oder sich selbst mit einer Art von Heiligenschein schmücken. Ich bin immer wahr,“ sagt sie zwar, aber nach meinen Erfahrungen hat man sich gerade vor Frauen, die das behaupten, am meisten zu hüten. Und dann — eine Heilige, die reitet und Cigarren raucht und, last not least, Frau Melusine selbst zur Freundin hat — pah, ich glaube nicht an den Heiligenschein bei ihr — viel eher an den Fischschwanz bei der Andern. Ein kleiner Satan mit einem Madonnengesicht, diese Frau Melusine Leonie, wenn mich nicht Alles täuscht. hm, eine Weile sehe ich mir hier die Sachen jedenfalls noch an; der blonde Necke soll mich nicht stören mit seiner Ernsthaftigkeit und seinem Kinderlachen; beides ist nicht gefährlich für Frauen, und Frau Melusine sowohl wie Frau Erna sind freies Terrain, so viel mir scheint. Uebrigens muß doch Frau Melusine hier mit allen Verhältnissen Bescheid wissen — sie soll meine Freundin werden, um mich zu orientiren. Ein sublimier Gedanke!“

XI.

Am Abend machten sie eine Seefahrt in zwei kleinen Rähnen. Egghof ruderte für Frau Erna, Lorbett machte den Kavaliere der Gräfin, Frau Erna selbst hatte die Partien so arrangirt, sie scheute heute das Alleinsein mit Lorbett.

„Jetzt will ich ihn sondiren,“ dachte die Gräfin, und: „Jetzt will ich erfahren, ob Frau Erna in Wahrheit nicht reich ist,“ sagte sich Lorbett. Dabei empfanden Beide eine gewisse prickelnde Freude daran, miteinander allein zu sein.

„Frau Erna ist unsere gemeinschaftliche Freundin, das vermittelt zwischen uns eigentlich eine Art von Seelenverwandtschaft; meinen Sie nicht, Baron?“ be- gann die Gräfin.

„Die Seelenverwandtschaft war mir vom ersten Augenblick an klar, Gräfin, ob aber unsere gemein- schaftliche Freundin Schuld daran ist —“

„Ich hoffe, Ihre Freundschaft für Erna ist doch wohl ebenso aufrichtig als die meine?“

„Dafür spricht schon die lange Dauer derselben, Gräfin.“

„Ganz wie bei mir — nur existirt für mich eine Lücke im Leben meiner Freundin — wir sahen uns einige Jahre nicht, in der Zeit wurde sie Wittve — sie spricht nie vom Tod ihres Mannes —“

„Vertrauen gegen Vertrauen,“ dachte Lorbett und sagte: „Ich wurde damals gerade nach Konstantinopel geschickt, hörte also unmittelbar nichts über die Kata- strophe. Indes erfuhr ich später einige Daten, und die Entdeckung von heute Morgen klärte mich vollends auf.“

„Das Bild, nicht wahr? Dahinter steckt eine Ge- schichte, ich dachte es gleich.“

Lorbett erzählte seine Entdeckung.

„Erinnern Sie sich, daß der große Skandal, den die Alexandrowna mit dem rumänischen Fürsten hatte, kurz vor dem Tode Hergert's oder eigentlich gleichzeitig mit demselben bekannt wurde?“ fuhr er fort.

„Und die Alexandrowna war in Wiesbaden und Hergert erschoss sich eben dort — es fällt mir wie Schuppen von den Augen!“ rief die Gräfin. „Er soll sehr heftig und exaltirt gewesen sein, dieser arme Her- gert, und war sehr verschuldet — nun erklärt es sich auch, weshalb er all' diese unbegreiflichen Schulden gemacht hatte, mit deren Abzahlung die arme Erna sich quält — die Alexandrowna hatte kostspielige Passionen!“

„Ah, diese Schulden sind also eine Thatsache?“

„Gewiß, Sie sehen ja, wie Erna sich einschränkt — Alles nur, um Hergert's Schulden zu bezahlen. Der Onkel Schwefing hat das Alles in's Geheiß gebracht, er war damals ganz zufällig mit Erna zusammen- getroffen und hat sich der ganzen Sache angenommen. Deshalb drang auch kaum ein Gerücht über Hergert's Schulden in die Welt — ich selbst wurde erst hier orientirt, es hieß damals nur, Hergert habe sich allzu gut in Wiesbaden amüßirt und ein Unfall von Geistes- störung habe die Katastrophe herbeigeführt.“

„Nun, das war es am Ende auch. Solche An- gelegenheiten so ernsthaft aufzufassen, ist immer ein Zeichen anormaler Geistesfunktionen.“

„Liebesangelegenheiten, meinen Sie?“

„Ja, wenn es sich um eine Alexandrowna handelt. Man muß doch unterscheiden —“

„Die arme kleine Erna — ob sie es weiß?“

„Sie weiß es.“

„Das hat sie dann wohl so ernst gemacht. Ich liebe die kleine Frau so sehr, aber Sie glauben nicht, wie ernst sie ist.“

„Ja, es ist seltsam, wie weltfremd sie blieb trotz der Erfahrungen, die sie doch mit Hergert gemacht hat.“

„Nicht wahr? Es ist, als gehörte sie mit ihren Ansichten und Auffassungen eigentlich auf einen andern Stern als unsere gute Erde, deren Atmosphäre nun doch einmal nicht bloß aus reinem Himmelsäther besteht.“

„Seien Sie einmal ehrlich, Gräfin, haben Sie sich hier niemals ein ganz klein wenig gelangweilt?“

„Aber, lieber Baron, finden Sie es denn lang- weilig hier?“

„Ich? Ganz im Gegentheil. Oberhof bietet für mich eine Fülle des Interessanten; aber Sie, Gräfin, die Sie längere Zeit hier weilen, und die Sie eigentlich doch wohl in allen Dingen das strikte Gegentheil unserer Freundin sind —“

Die Gräfin lachte.

„Sie werden unhöflich, Baron, denn da Sie Frau Erna sehr verehren, ist es ein schlechtes Kompliment für mich, daß ich ihr in allen Dingen unähnlich sein soll.“

„Baron, Gräfin, es gibt auch sehr reizende Gegenstände.“

„Ja, wie zum Beispiel Sie und Lieutenant Egg- hof — ich denke eben darüber nach, welchem von Ihnen ich den Vorzug geben würde.“

„Ich warte in Demuth die Entscheidung Ihres guten Geschmacks ab, Gräfin.“

Sie erhob drohend den Finger.

Ueber den See herüber klang es jetzt von dem an- dern Nachen her in klaren, vollen Tönen:

„O, ich' ich auf der Gaibe dort
Im Sturme dich, im Sturme dich,
Mit meinem Mantel vor dem Wind
Beschützt' ich dich, beschützt' ich dich!“

„Ah, welche Ueberraschung, Lieutenant Egghof singt — ein neuer Vorzug,“ sagte die Gräfin, „und Erna singt auch — noch dazu mit schöner, klangvoller Stimme — das können wir nun nicht nachmachen, Baron Lorbett.“

Lorbett zuckte lächelnd die Achseln.

„Ich empfinde auch nicht einen Schimmer von Eifer- sucht,“ konstatierte er sich selbst in Gedanken, während er die beiden Stimmen ineinander klingen hörte, „ich bleibe kühl bis an's Herz hinan, und wenn ich daran denke, daß ich etwa hier mich einmischen und helfen sollte, die Schulden des seligen Hergert abzutragen, so wird mir sogar eiskalt bei der bloßen Vorstellung.“

Gräfin Leonie blickte ihr Gegenüber an und lächelte still vor sich hin.

Da röthete der Himmel sich plötzlich hinter den Parkbäumen, der rothe Schein flammte im Spiegel des Sees wieder auf, die beiden Nachen schwammen wie schwarze Schatten darüber hin. Verworrene Aulse klangen

vom Dorfe her und die Glocke der Dorfkirche begann zu läuten.

Der Gesang verstummte und blitzschnell flog Egg- hof's Nachen dem Ufer zu.

„Feuer im Dorf!“ rief er über das Wasser herüber.

„Ich gehe nach der Brandstätte,“ fügte Frau Erna hinzu, und dahin schoß der Nachen. Lorbett zog die Ruder ein.

„Was beginnen wir nun, Gräfin?“ fragte er.

„Wir sehen es uns an, man muß mitnehmen, was sich bietet,“ erwiderte sie.

„Ihr Wille ist mir Befehl.“

Und auch der zweite Nachen schwamm dem Ufer zu. Egghof und Frau Erna waren längst nicht mehr in Sicht, als Lorbett und die Gräfin an's Land stiegen.

„Wir sind treulos im Stich gelassen worden, jetzt müssen wir uns selbst zurechtfinden. Ich vertraue Ihrem Ortsinn, Baron, denn ich kann für den meinen nicht einstehen,“ sagte Gräfin Leonie.

Lorbett bot ihr den Arm.

„In der Dunkelheit in einem fremden Park über- nehme ich keine Garantie. Uebrigens bleibt noch die Frage offen, ob ein Verirren nicht interessanter wäre als ein sofortiges Finden des rechten Weges, Gräfin.“

„Wenn es heller wäre, würde ich Ihnen mit dem Finger drohen — so würden Sie es aber nicht bemerken.“

„Drohen Sie lieber nicht, Gräfin, und vertrauen Sie meiner Führung immerhin; schlimmsten Falls dauert unsere Promenade etwas länger als das Feuer, bei dem wir doch nichts helfen könnten. Der Anblick aufgeregter, heulender Menschen, wie sie dabei nicht fehlen werden, ist mir ohnehin unangenehm.“

Die Gräfin lächelte und bog in einen Weg, der rechts ab führte, obgleich sie recht gut wußte, daß sie links hätten gehen müssen, um das Dorf zu erreichen.

„Sie lieben die großen Affekte also nicht,“ begann sie wieder, „Sie lieben sie nicht zu sehen und nicht zu empfinden, denke ich.“

„Cela dépend. Wie kommen Sie auf diese Ver- muthung, Gräfin?“

„Wie? Nun, ich sehe Sie an und denke mir, der Baron kennt das Leben und die Welt, beides hat ihm viel Vergnügen gemacht und wird ihm auch wiederum viel Vergnügen machen, augenblicklich ist er aber durch irgend welchen Zwischenfall, den ich natürlich nicht er- rathen kann, in eine Stimmung versetzt, in welcher ihn eine plötzliche Sehnsucht nach irgend einer stillen Dase überfallen hat. Solche Augenblicke des Ueber- drusses, der Sehnsucht nach Ruhe und der Vorpiegelung eines idyllischen Glücks kommen ab und zu über uns Weltkinder, ich kenne das, und in einem solchen Augen- blick sind Sie hiehergekommen, lieber Baron.“

„Ich staune, Gräfin, und bekenne mich als durchschaut.“

„Das freut mich.“

„Weshalb?“

„Weil es meiner Menschenkenntniß schmeichelt.“

„Ah, Sie betrachten mich also einfach als Studie?“

„Vielleicht.“

„Und au fond halten Sie mich für einen lang- weiligen Kerl?“

„Nicht ganz — ich bilde mir sogar manchmal ein, daß viel mehr dahinter steckt, als man bisweilen glaubt.“

„Hinter dem langweiligen Kerl?“

„Hinter der Maske des blasirten Weltmanns.“

„Ich danke Ihnen für das gute Zutrauen, vielleicht verdiene ich es ein wenig. Jedenfalls war ich nicht blasirt genug, um nicht, seit ich hier bin, an etwas herumzurätheln, dessen Lösung ich nicht finden kann.“

„Und was ist dieses interessante Etwas?“

„Ich fürchte, Sie selbst sind es, Gräfin, und ich gestehe ehrlich, meine Menschenkenntniß reicht nicht so weit, um Ihnen sagen zu können, weshalb Sie hieher gekommen sind und welche Stimmung Sie beherrscht.“

„Nun, vielleicht dieselbe, welche ich bei Ihnen so gut errieth!“

„Die Sehnsucht nach einer Dase?“

„Wer weiß!“

„Ich weiß es eben nicht, Gräfin, und ich möchte es gern wissen.“

„Weshalb?“

„Mein Gott, weil — nun, das ist doch so natür- lich — weil — weil —“

„Weil Sie auch eine Studie machen möchten, Ba- ron? Wir ertappen uns auf der gleichen Liebhaberei für Kuriositäten und sind auf dem besten Weg, einander für etwas dergleichen zu halten. Vielleicht haben wir Beide am Ende eine Enttäuschung, indem wir uns als ganz banale Menschenkinder entpuppen.“

„Ich möchte die Studie auf diese Gefahr hin riskiren, Gräfin.“

Sie blieb stehen und wies auf die Fassade des Schlosses hin, welche soeben vor ihnen auftauchte.

„Zunächst haben uns unsere Studien auf einen falschen Weg geführt,“ sagte sie, „das Dorf liegt in der entgegengesetzten Richtung.“

Lorvett blickte um sich.

„Und der Feuerschein ist erloschen,“ sagte er; „ich denke, wir warten auf der Terrasse die Rückkehr der Schlossherrin ab.“

Während die Gräfin und Lorvett ihre Studien fortsetzten, standen Egghof und Frau Erna auf der Brandstätte und hatten, ohne Studien machen zu wollen, doch Allerlei gelernt.

„Er ist eben so muthig als unsichtig,“ dachte Frau Erna, ihre Hand auf den blonden Scheitel eines kleinen Mädchens legend, das Egghof mit eigener Lebensgefahr aus dem brennenden Hause herausgeholt hatte, und: „Sie ist eben so warmherzig als nervenfest,“ sagte sich Egghof, als er sie unter den Leuten stehen sah, die sie ermahnte und ermunterte.

Es hatte sich ganz wie von selbst gefügt, daß Egghof, sobald er die Brandstätte betrat, den Oberbefehl

über die herbeigeschafften Spritzen und die Leute, die immer das Verkehrte zuerst angriffen, übernahm. Seine Stimme hatte sich in dem allgemeinen Durcheinander sofort Gehör verschafft und seine praktischen Anordnungen hatten unbedingten Gehorsam gefunden. Jetzt lag das kleine Haus, in welchem das Feuer ausgebrochen war, in Schutt und Asche, aber die Nachbargebäude waren verschont. Das Feuer war auf seinen Herd beschränkt geblieben.

Als Egghof sich mit rauchgeschwärztem Gesicht der Gruppe näherte, in deren Mitte Erna stand, reichte sie ihm in unwillkürlicher Bewegung beide Hände entgegen.

„Es ist kein Menschenleben zu beklagen, dank Ihnen!“ rief sie, „alles Andere läßt sich ja ersetzen.“

„Es freut mich, daß wir noch zurecht kamen,“ sagte er, „und die Kleine, die ich mir da herausholte, die bleibt mein besonderer Schützling.“

Er blickte sich zu dem immer noch vor Erregung weinenden Kinde herab.

„Daß gut sein, Kleine,“ sagte er, „nächsten Sonntag fahren wir zusammen in die Stadt und kaufen schöne neue Kleider für Dich, nicht wahr?“

Das Kind blickte ihn verwundert an, die Eltern drängten sich hinzu, um dem Retter ihres Töchterchens zu danken.

Egghof machte sich schnell los und trat an Frau Erna's Seite.

„Gehen wir jetzt, gnädige Frau,“ sagte er, „ich habe den Inspektor und die anderen Leute an ihre Posten gestellt, um ein Wiederaufflackern des Feuers zu verhüten; wir können nun nichts mehr thun. Darf ich Ihnen den Arm geben oder ist Ihnen der Brandgeruch zuwider?“

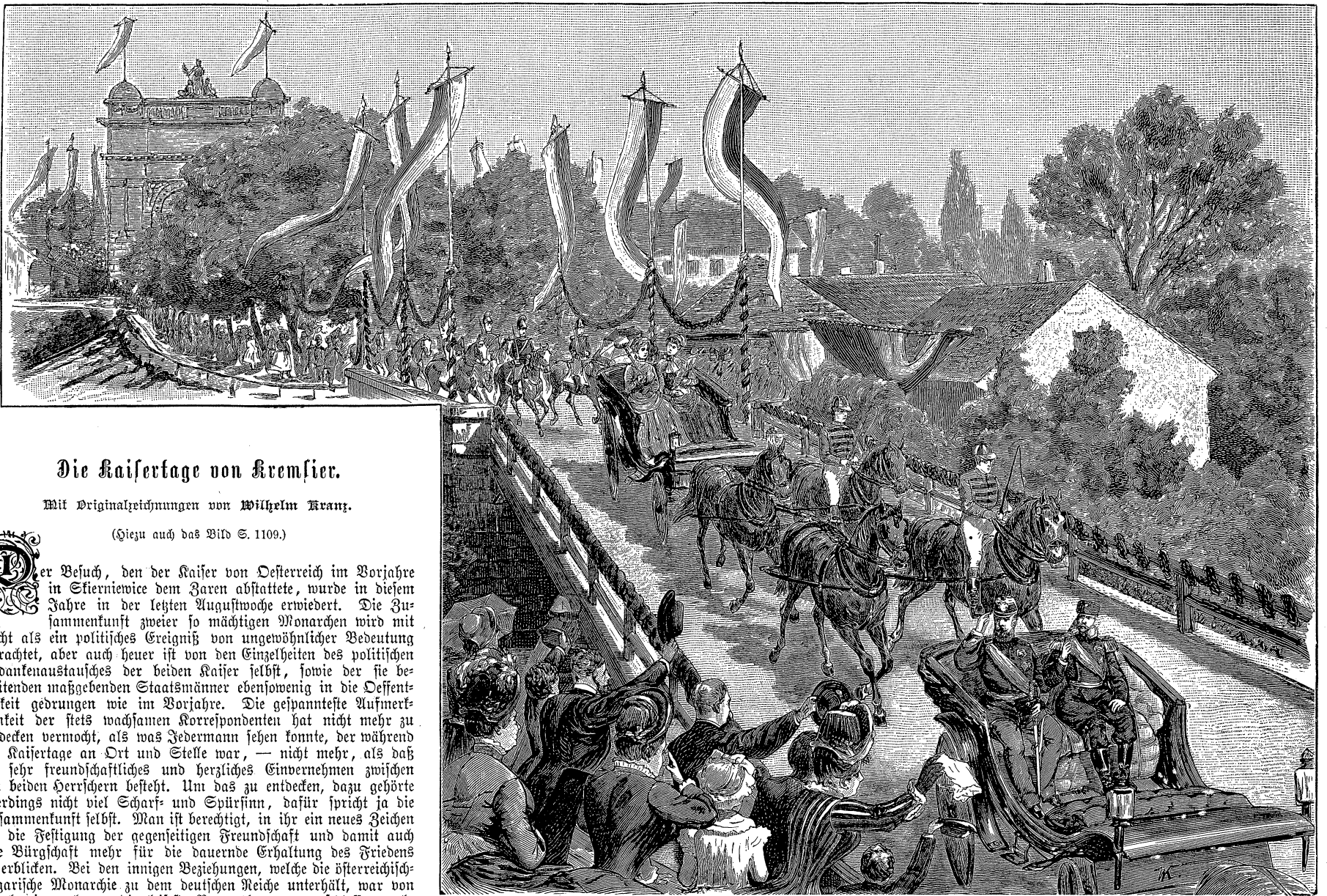
Frau Erna schüttelte lächelnd den Kopf und Beide schritten dem Schlosse zu.

„Der Baron und die Gräfin sind uns nicht gefolgt,“ bemerkte Egghof, „sie haben wahrscheinlich den Weg im Dunkeln nicht gefunden.“

Frau Erna schwieg, aber sie empfand es mit unumstößlicher Sicherheit, Lorvett würde das Kind nicht aus dem brennenden Hause geholt haben, und dieser Gedanke verstimmte sie und drückte die gehobene Stimmung, in der sie die Brandstätte an Egghof's Arm verlassen hatte, bedeutend herab.

Als sie Lorvett und die Gräfin in heiterem Geklapper auf der Terrasse sitzend fanden, war sie beschämt, als habe sie sich selbst auf einem Unrecht ertappt. Was mußte Egghof von ihr und der Wahl ihrer Freunde denken?

(Schluß folgt.)



Die Kaisertage von Kremier.

Mit Originalzeichnungen von Wilhelm Franz.

(Siehe auch das Bild S. 1109.)

Der Besuch, den der Kaiser von Oesterreich im Vorjahre in St. Petersburg dem Zaren abstattete, wurde in diesem Jahre in der letzten Augustwoche erwiedert. Die Zusammenkunft zweier so mächtigen Monarchen wird mit Recht als ein politisches Ereigniß von ungewöhnlicher Bedeutung betrachtet, aber auch heuer ist von den Einzelheiten des politischen Gedankenaustausches der beiden Kaiser selbst, sowie der sie begleitenden maßgebenden Staatsmänner ebensowenig in die Öffentlichkeit gedrungen wie im Vorjahre. Die gespannteste Aufmerksamkeit der stets wachsamten Korrespondenten hat nicht mehr zu entdecken vermocht, als was Jedermann sehen konnte, der während der Kaisertage an Ort und Stelle war, — nicht mehr, als daß ein sehr freundschaftliches und herzliches Einvernehmen zwischen den beiden Herrschern besteht. Um das zu entdecken, dazu gehörte allerdings nicht viel Scharf- und Spürsinn, dafür spricht ja die Zusammenkunft selbst. Man ist berechtigt, in ihr ein neues Zeichen für die Festigung der gegenseitigen Freundschaft und damit auch eine Bürgschaft mehr für die dauernde Erhaltung des Friedens zu erblicken. Bei den innigen Beziehungen, welche die österreichisch-ungarische Monarchie zu dem deutschen Reiche unterhält, war von vornherein auch nur die leiseste Vermuthung ausgeschlossen, als könnte der Entrevue eine den deutschen Interessen ungünstige Tendenz zu Grunde liegen. Vielmehr wurde bei jeder Gelegenheit von allen Seiten darauf hingewiesen, daß bei der Zusammenkunft der beiden Monarchen auch Kaiser Wilhelm im Geiste als der „Dritte im Bunde“ in des Wortes wörtlichster Bedeutung dabei sei.

Die Gründe, die für die Wahl Kremiers, dieses hübschen märkischen Städtchens, entscheidend in die Waagschale fielen, waren dieselben, die im Vorjahre bei der Wahl St. Petersburgs für maßgebend galten. Kremier liegt etwas abseits von der großen Heerstraße des Weltverkehrs und ist durch eine kleine Flügelbahn mit Gullin, einer Station der österreichischen Nordbahn, verbunden. Die Zugänge lassen sich gut und sicher kontrolliren. Der Ort liegt einerseits nicht für Jedermann gar zu leicht und bequem am Wege, ist aber doch andererseits für die hohen Gäste ohne Schwierigkeit zu erreichen. Zu diesem unter den obwaltenden Umständen beachtenswerthen Vorzuge kommt noch die hübsche Lage des Städtchens und das Vorhandensein ausreichender und würdiger Baulichkeiten für die Unterkunft der hohen Gäste. Hier war die fürstlich-bischöfliche Residenz, ein weitläufiges Schloß mit prachtvollem Parke, für den Aufenthalt der allerhöchsten Herrschaften hergerichtet worden, während für das Gefolge, sowie für

die übrigen hohen Festtheilnehmer in anderen hervorragenden Gebäuden der Stadt würdiges Quartier gemacht worden war.

Das Schloß, das somit durch die jüngsten Vorgänge plötzlich eine neue weltgeschichtliche Bedeutung erhalten hat, ist ein im Jahre 1711 vollendeter Bau in italienischem Barockstyl. Am stattlichsten erscheint es nach der Gartenseite hin, wo es durch eine imposante Vorhalle einen bedeutenden architektonischen Schmuck erhält. Unter den ansehnlichen Innenräumen ist namentlich der von dem Bischof Grafen Hamilton erbaute Saal erwähnenswerth, in welchem im Jahr 1849 der konstituierende Reichstag seine Sitzungen hielt.

Im ersten Stock waren an der der Stadt zugewandten Frontseite die Zimmer für die kaiserlichen Herrschaften eingerichtet; rechts diejenigen für Kaiser Franz Josef, links die für seine hohe Gemahlin. Ersterer hatte sich für seinen persönlichen Bedarf nur zwei einstufige Zimmer — ein Arbeits- und ein Schlafzimmer — herrichten lassen, und auch die Einrichtungen für die Kaiserin blieben, den Wünschen der hohen Frau entsprechend, auf das denkbar Unentbehrlichste beschränkt. Indes bot

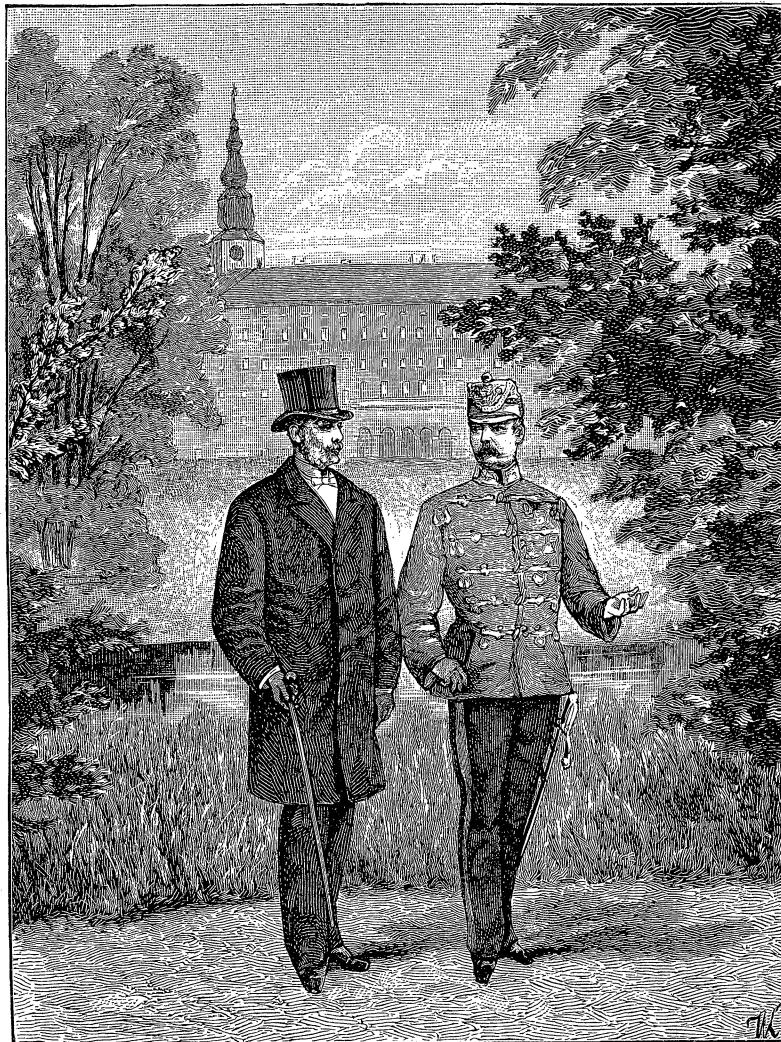
die künstlerische Ausstattung manches Bemerkenswerthe. In dem mit Damast ausgelegten Schlafzimmer der Kaiserin zum Beispiel sah man zwei kostbare alte Gemälde, ein Abendmahl Christi und ein Marienbild, letzteres über dem Kopfende des Bettes.

Unmittelbar an dieß Gemach schloß das Toilettenzimmer der Zarin mit den lebensgroßen Porträts des österreichischen Kaiserpaars. Angrenzend an dieses, dem Schloßpark zugewandt, befand sich das gemeinschaftliche Schlafzimmer des Zarenpaars. Dieß Gemach war mit den kostbarsten Schätzen der kaiserlichen Hofburg ausgestattet. Die Wände deckten die unter dem Namen der „türkischen Gobelins“ weltberühmten Gewebe, deren Werth allein auf 250,000 Gulden geschätzt wird. Auf prachtvollen Renaissancemöbeln standen echte chinesische und japanische Vasen, an den Ecken und Wänden herrliche Werke der Bildhauerkunst, darunter zwei der schönsten Köpfe von Canova's Meisterhand. Die seltensten exotischen Pflanzen waren in geschmackvoller Gruppirung angebracht und aus ihrem tiefen Blättergrün hob sich das reich ornamentirte, künstlerisch ausgeführte Doppelbett mit der darüber schwebenden Kaiserkrone. Der Werth der Einrichtung

dieses Gemachs wurde auf nahezu eine halbe Million Gulden geschätzt.

Am 24. August, Nachmittags drei Uhr, traf das österreichische Kaiserpaar in Kremsier ein. Das Wetter war weder den Empfangsfeierlichkeiten noch auch den späteren Festivitäten dieses Tages sonderlich günstig. Ein unangenehmer Wind machte den Aufenthalt im Freien zu einem unerfreulichen, und zudem öffneten sich zeitweilig die Schleusen des Himmels und schütteten beträchtliches Raß auf die festlich gekleidete Menge herab. Nachdem das Kaiserpaar auf dem Bahnhof von den Spitzen der Behörden und einer unabsehbaren jubelnden Volksmenge begrüßt worden war, fuhr es zum Schlosse; ihm folgten der Kronprinz, Erzherzog Karl Ludwig, Graf Taaffe, Graf Kalnoth und die ganze übrige Suite. Bei wechselnder Witterung, bald Sonnenschein, bald Regen, defilirte sodann um vier Uhr der Festzug vor den hohen Herrschaften. Zahlreiche Bänderien, im Ganzen etwa 1400 Reiter, viele Vereine und Korporationen, dazwischen volkstümliche Bauerngruppen, ein Hochzeitszug, bei dem hundert schmucke Bauernbräute auf Wagen als die Kranzjungfern der Braut figurirten, boten ein anregendes und abwechslungsreiches Schauspiel. Um fünf Uhr fand eine solenne Hofafel statt. Abends war Kremsier illuminirt und die beiden Gefangenenvereine der Stadt huldigten dem Kaiserpaar durch eine Serenade.

Am nächsten Tage, kurz nach elf Uhr Vormittags, langte der russische Hofzug in Hullein an. Derselbe bestand aus fünfzehn Wagen; zuvorderst der Küchenwagen, dann der Wagen für die Offiziere, ferner drei Wagen für die Würdenträger und hierauf die zum persönlichen Gebrauch der kaiserlichen Familie bestimmten fünf Wagen, die sonach genau die Mitte des ganzen Zuges einnahmen. Dieser letztere war seinerzeit in Frankreich für Kaiser Napoleon III. gebaut worden. Kaiser Alexander II. hatte ihn gekauft und neu herrichten lassen. Der Wagen der Kaiserin wurde erst in neuester Zeit eingerichtet. Dieser Zug dient zu Reisen ins Ausland, während für die Reisen im Innern drei andere Hofzüge zur Verfügung stehen. Die Ausstattung dieses Zuges ist eine wahrhaft prachtvolle, dabei ist der Bequemlichkeit in der umfassendsten Weise Rechnung getragen und die Aus schmückung mit erlesenem Geschmack durchgeführt. Als den schönsten Theil darf man wohl den Schlafwagen der Kaiserin bezeichnen; er ist mit blauem Damast tapeziert, die Decke mit weißem Damast. Das Bett der Kaiserin ist eine Hängeottomane auf Lederbändern ruhend, von blau-seidenen Netzen getragen, die an der Decke befestigt sind. Ein Wandspiegel in Ebenholzfassung deckt die Stirnwand. Toilette- und Schreibtisch, sowie eine Chaiselongue vervollständigen die Ausstattung. Ein Badezimmer steht mit dem Schlafzimmer in unmittelbarer Verbindung. Der Schlafwagen des Kaisers ist mit dunkelgrünem Leder ausgestattet. Das Bett des Kaisers befindet sich in der Mitte des Wagens; in einer Nische ist die Toilette angebracht. Die Waschgefäße sind durchaus silbern. Neun Lampen erhellen das Gemach zur Nachtzeit. Der Kammerdiener hat sein Coupé neben dem Schlafzimmer des Kaisers, dann folgt der Wagen mit dem Arbeitszimmer des Kaisers, wo sich ein Schreibtisch befindet, auf welchem unter Anderem die mit dem kaiserlich österreichischen Wappen gezeichnete Fahrordnung in deutscher Sprache und Umschläge mit vorgegedruckten Adressen an das k. k. Telegraphenamt lagen. Ueber dem Schreibtisch befindet sich ein Mahagonigestell mit Uhr und Kalender russischen und neuen Stils; auch einen Spieltisch sieht man in diesem Zimmer.



v. Giers und Graf Kalnoth im Schloßpark.

Der letzte Wagen in dieser Reihe enthält das Zimmer des Kaisers, das als Spielsaal eingerichtet ist. Es enthält nach russischer Manier geschnittene Holzmöbel mit dunkelgrüner Polsterung, zwei Spieltische und ein Kaffeetischchen.

Schon am Tage vor der Ankunft der Allerhöchsten russischen Herrschaften war der Hulleiner Bahnhof gänzlich abgesperrt und der Verkehr für das Publikum auf der Strecke Hullein-Kremsier eingestellt worden. Kaiser Franz Josef I. und Kronprinz Rudolf waren zum Empfang des russischen Kaiserpaars nach Hullein geeilt. Die Begrüßung fand im Waggon des Zaren statt. In Kremsier selbst harrten die Kaiserin und Erzherzog Karl Ludwig der Gäste. Als der Zug in Kremsier einfuhr, ertönte die russische Volkshymne. Als Erster verläßt der Kaiser den Zug; er hilft der Zarin beim Aussteigen und geleitet sie sofort zur Kaiserin. Die beiden hohen Frauen umarmen und küssen sich herzlich. Inzwischen hat auch der Zar den Waggon verlassen, ihm folgt die imponirende Erscheinung der Großfürstin Marie Paulowna am

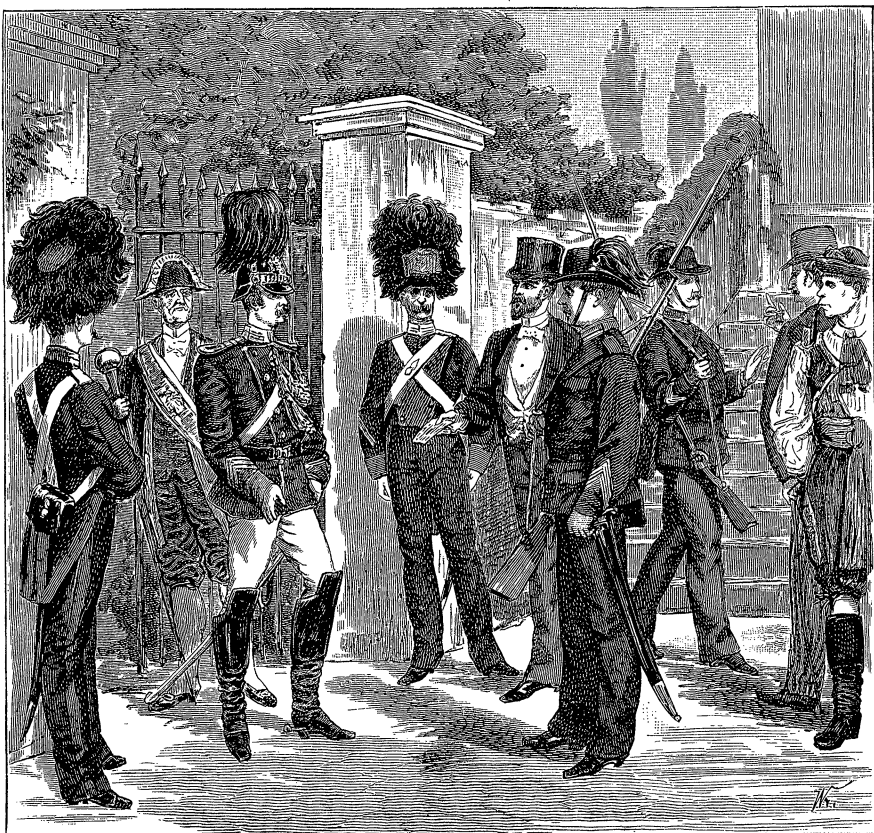
Arme ihres Gemahls, des Großfürsten Vladimir, sodann erscheinen der russische Thronfolger und Großfürst Georg an der Hand des Kronprinzen Rudolf. Nachdem die fürstlichen Herrschaften sich allseitig herzlich begrüßt hatten, verließ auch das russische Gefolge, mit Herrn v. Giers an der Spitze, den Zug, worauf die Fahrt nach dem Schlosse begann. Voraus fuhren der Bürgermeister von Kremsier und der Statthalter, dann der Zar und der Kaiser, im nächsten Wagen die Kaiserin und die Zarin, in dem nächstfolgenden Großfürst Vladimir sammt Gemahlin, der Kronprinz und der russische Thronfolger, die Wagen vierpännig à la Daumont. An diese schlossen sich die Equipagen des Gefolges.

Bei dem Diner wurde kein Toast ausgebracht. Die beiden Kaiser tranken still einander zu. Während des Nachmittags besuchten sich Graf Kalnoth und Herr v. Giers gegenseitig, und auch am folgenden Tage konferirten die beiden leitenden Staatsmänner eifrig mit einander, wobei sie auch gelegentlich vereint die frische Luft des herrlichen Parkes aufsuchten.

Um acht Uhr Abends begann die zu Ehren der russischen Gäste veranstaltete Theatervorstellung. Frau Wolter spielte zunächst, von Fräulein Wessely unterstützt, mit bekannter Meisterschaft die Schlußszene des ersten Aufzuges aus Grillparzer's „Sappho“; Sonnenthal, Baumeister und Frau Schrott brachten alsdann ein kleines Lustspiel: „Er experimentirt“, in wahrhaft künstlerischer Weise zur Darstellung, und gleich diesen schauspielerischen Leistungen hatte sich auch ein Waldhornquartett des uneingeschränkten Beifalls der hohen und höchsten Herrschaften zu erfreuen. Die sämtlichen mitwirkenden Künstler wurden nach der Vorstellung zum Thee in die kaiserlichen Gemächer geladen und dort in ehrenvoller Weise ausgezeichnet.

Der nächste Tag gehörte der Jagd im Fürstenthum, auf dem eine halbe Stunde von Kremsier entfernten fürstlichbischöflichen Jagdgebiet. Der Zar erlegte einen Sechzehn-, einen Vierzehn- und einen Ahtender, sowie mehrere kleinere Hirsche; im Ganzen wurden 41 Stück Wild auf die Strecke gebracht, und zwar 27 Edelhirsche, 8 Thiere, 1 Spießer, 1 Kalb, 2 Damhirsche, 1 Thier, 1 Kalb. Der Jagd folgte noch eine Hofafel. Gleichzeitig war die Stadt Kremsier wieder illuminirt; jedes Haus war hell erleuchtet, und von den Obelisken bei der Triumphpforte strahlte der Lichterglanz hernieder auf die Bauernmädchen, welche in ihren schönen Trachten den Sodel besetzt hielten, Fackeln und Lampen in den Händen, mit Blumen und Aehren geschmückt, eine schöne Fierde der riesigen, grünumrankten Obelisken, welche die beiden Kaiser grüßen sollten. Lange warteten sie auf ihren Posten, lange harrte das Publikum auf die Ankunft des Zaren.

Die Nacht war bereits vorgeschritten, als zuerst die Suiten und dann die beiden Kaiser, die Kaiserin von Rußland, Großfürst Vladimir, Großfürstin Paulowna, Kronprinz Rudolf, Erzherzog Karl Ludwig in den Hofequipagen das Spalier passirten. Um zehn Uhr traten die russischen Gäste nach herzlichster Verabschiedung von der österreichischen Kaiserfamilie die Rückreise an. Eine halbe Stunde später war auch die österreichische Kaiserfamilie abgereist, und Kremsier ward wieder, nachdem es so vielen Glanz gesehen, was es vordem gewesen, — ein stilles, unscheinbares Landstädtchen.



Vor dem Parkthor, an welchem die Einfahrt des Zaren erwartet wird.



Kaiser Franz Josef läßt die Bänderien an sich vorbeiziehen.

Eine Reise in's südliche Frankreich.

Von

Adelma v. Day.

(Fortsetzung.)

Weiterreise.



An Pau begaben wir uns nach Biarritz. Um halb neun Uhr früh geht der Zug über Pujol nach Bordeaux und zweigt dort gegen Bayonne ab. Man fährt durch Artigüe, wo das Schloß des Grafen von Foix steht mit mächtigem altem Thurm. Unweit der Station Lago liegt ein schönes modernes Schloß mit großem Park. L'Eglise, so heißt ein sehr hübsch gelegener Ort an der Bahn, hat zwei alte gothische Kirchen, die ganz in der Nähe der Bahntrasse stehen. Wir erreichten den Fluß Nive, der sich lieblich durch das Thal schlängelt; seine Ufer sind stellenweise sumpfig und mit Schilf bewachsen. Bei Urth kamen wir zu dem mächtigen, schönen Fluß Adour und bald darauf waren wir in Bayonne.

Bayonne liegt sehr schön am Adour und an der Nive, welche in den Adour fließt. Dieser ergießt sich durch einen breiten Kanal in's Meer und macht so Bayonne zur Hafenstadt. Rechts und links vom Adour führen Straßen und Alleen hin, mit Platanen bepflanzt. Grün, frisch, freundlich und reinlich sieht da Alles aus. Die Citadelle von Bayonne baut sich, die Stadt beherrschend, sehr malerisch auf. Drei schöne Brücken führen über die Flüsse. Am Kai ist eine Art von Bazar mit schönen Verkaufsmagazinen und es herrscht hier ein südliches, emsiges, lebhaftes Treiben. Bayonne hat 26,400 Einwohner, meist Basken, deren Sprache auch hauptsächlich daselbst gesprochen wird. Spanier sind auch viele dort, hauptsächlich im Sommer, wo sie die zahlreichen schönen Villen und kleinen Chateaux mit den herrlichen Gärten bewohnen. Im Februar blühen Kamellien und Rosen in den Gärten, welche letztere sehr gepflegt werden, ein wahrer Schmuck für Bayonne. Die Palmen und blühenden Rhododendren sind wunderschön. Die Kathedrale von Bayonne ist ein gothischer Bau, von Innen besser erhalten als von Außen; man restaurirt dieselbe jetzt. Anno 1213 soll der Bau begonnen und erst im sechzehnten Jahrhundert beendet worden sein, an was die verschiedenen Geschmacksrichtungen huldigende Architektur lebhaft erinnert.

Die St. Andrékirche ist rein gothisch und wohl erhalten. Die Citadelle steht auf einem altrömischen Unterbau. Die Promenaden von Bayonne sind erwähnenswerth wegen ihrer prächtigen Alleen und freundlichen Anlagen. Die ganze Stadt macht einen sehr sympathischen, erheiternden Eindruck, man muß den Ort lieb haben.

Nun nach Biarritz. Man fährt von der Station Nègreffe auf einer staubigen Straße durch einen öden, schwach bestandenen Kiefernwald, ohne eine Spur von dem nahen Meere zu sehen. Dasselbe zeigt sich erst in Biarritz selbst, denn letzteres liegt hoch auf Felsen mit schroff ansteigenden Ufern, an welchen die brandenden Wogen schäumend und tosend zerschellen. Stundenlang kann man sich die herrliche Schauspiel betrachten; die Wellen spritzen oft hinauf bis an die Promenade. Vor einigen Jahrhunderten soll Biarritz einen Hafen gehabt haben, das Meer zerstörte denselben jedoch und schwemmte die Trümmer fort; sie liegen noch zerstreut im „Vieuxport“. Im Anfang unseres Jahrhunderts war Biarritz ein armes Fischerdorf; es hat seinen Glanz als nummehriger eleganter Badeort nur der Kaiserin Eugénie zu verdanken, die als Gräfin Montijo die Seebäder dort gebrauchte und dann als Kaiserin dem Orte Ansehen und Gedeihen verlieh. Das Palais Eugénie, jetzt ein Hotel, hat eine romantische Lage, von felsigen Ufern und schäumender Brandung umgeben. Ein großer Park umschloß das Ganze, den das Volk aber 1871 zerstörte; vereinzelte Föhren stehen noch unweit des Palais. In demselben besuchten wir auch die Gemächer der Kaiserin, Napoleon's und Louis's; diese Räume sind nun alle, außer den Zimmern des kaiserlichen Prinzen, für Fremde hergerichtet. Die Stadt legt jetzt neue Gärten an, die recht schön zu werden versprechen. Es wird in Biarritz sehr viel gebaut, besonders sind es Engländer, die sich große Villen an pittoresken Punkten errichten. Ueberall wächst der Tamarindenbaum, er steht in dichten Gruppen an den Abhängen. Sonst ist die Vegetation sehr nieder, keine Wälder, Alles flach und sandig. Eine schöne, anmuthige Blume wuchert dort unter Disteln, sie nennen dieselbe Daphne; sie ist roth von Farbe und sehr wohlriechend. Promenaden gibt es in Biarritz nur zwei: den baskischen Strand gegen St. Jean de Luz, welcher breit und mächtig ist und leicht in's Meer ausläuft, und den Strand zum Port de Bayonne, dieser ist felsiger und schroffer. Wir wohnten sehr gut im Hotel d'Angleterre, von dem Stufen hinab zum Hafen führen. Die Sprache der Leute — baskisch — hat keine Ähnlichkeit mit irgend einem indogermanischen Idiom und soll die Sprache der Iberen (alten Spanier) sein. Die Leute sind sehr zuvorkommend und freundlich. Ich sprach mit einigen Fischerfrauen; sie erzählten mir viel von den großen Gefahren, die hier den Fischfang begleiten. Wir besichtigten den großen

Leuchthurm, zu dem 350 Stufen hinaufführen. Ein braver vieux marin führte uns. Von dieser Höhe sieht man spanisches Gebiet, Fuenterrabia und auch St. Jean de Luz.

Die Landausflüge um Biarritz sind sehr interessant. Das Terrain ist hügelig und hat viel Brachland, die Aussicht auf die spanischen Berge wunderschön; die Spitzen der „Trois Couronnes“ ragen über alle empor. In Biarritz werden jährlich, wie in Pau, Fuchsjagden abgehalten. Wir fuhren öfters zum „meet“, es ist jedesmal ein hübsches Bild: die Herren in rothem Frack, einige kühne Amazonen, die ungeduldige Meute. Equipagen finden sich ebenfalls viele beim meet ein, welche dann die Jagd von der Straße aus beobachten. So machten wir's auch. Wir hatten uns einen zweirädrigen Wagen mit einem wilden, kleinen Pony gemiethet, mein Mann kutschte. Der Pony wußte augenscheinlich genau, wie die Jagd ging, und lauschte auf jeden Laut. Der Kutscher meinte: „Il connait ça.“ Das Reiten auf diesem Terrain ist sehr schwierig; es ist uneben, kleine Gräben, Hügel, dann stellenweise Sumpf, den undurchdringlicher Ginster überwuchert.

Wunderbar schön ist die Fahrt nach St. Jean de Luz. Links sieht man die spanischen Berge und rechts das Meer. St. Jean de Luz selbst ist eine sehr alte Stadt, höchst eigenenthümlich, schon mit total südlichem Charakter; sie hatte vormals auch einen Hafen, doch schwemmte das Meer einmal die Hälfte der Stadt davon; auch heute noch droht ihr ähnliche Gefahr, wenn hohe Sturzwellen kommen. Längs des Meeres ist ein Kai in Quadersteinen gebaut und ein Landungsplatz. Früher war St. Jean de Luz eine bedeutende Stadt, jetzt hat es nur noch 800 Einwohner. Das Schloßchen von Louis XIV., in welchem der König wohnte, als er die Infantin Marie Thérèse von Spanien heirathete, ist jetzt ein Kaffeehaus. Es ist ein hübsches Gebäude. Louis XIV. wurde mit Marie Thérèse in der Kirche St. Jean Baptiste in Luz getraut; diese Kirche hat ein maurisches Gepräge, ist sehr alt und recht vernachlässigt.

Cambo und der Pas de Roland.

Das ist eine höchst interessante Partie, bei der man Dorf und Land kennen lernt. Die Fahrt ist sehr hübsch und geht dem Gebirge zu. Die Dörfer sind alle baskisch, die Bauern sprechen meist nur diese Sprache. Wenn man Sonntags die Dörfer besucht, so sieht man die Leute Ball spielen, was viel Geschicklichkeit und Kraft erfordert. Cambo, an der Nive gelegen, ist ein beliebter Badeort mit warmen Schwefelquellen, der im Sommer stark besucht ist. Die Bauern der Umgegend kommen eifrig nach Cambo, um zu baden, und nehmen sich auch Wasser mit nach Haus, ihr Vieh damit zu waschen. Der Bask liebt sein Vieh, er pflegt es gut und mißhandelt es nicht; Ochsen, Pferde, Maulthiere, alle sind gut gehalten. Die Ochsen sind mit einem Leintuch zugebedt zum Schutz gegen die Fliegenstiche; am Joch sind Lammfelle und schön gestickte Lederverzierungen angebracht. Die „Charettes“ haben zwei Räder ohne Speichen, aus einem Stück Holz gedreht, wie man es auch in der römischen Campagna und bei den Walachen in Siebenbürgen sieht. Von Cambo fuhren wir weiter in's Gebirg hinein zum Pas de Roland. Die Straße, die einen felsigen Wildbach entlang führt, ist sehr gut; die Gegend wird immer steiler, steiniger und wilder. Einer der vielen Felsen wurde uns als der Rolandsfels bezeichnet; hier soll, so lautet die Sage, Roland, der ritterliche Neffe Karl des Großen, mit einem Schlage seines guten Schwertes Durando die Felswand gespalten haben, die dem Frankenheere auf seinem Zuge gegen die Heiden den Weg versperrte.

Fuenterrabia, San Sebastian.

Jeder Fremde, der in Biarritz ist, wünscht einmal spanischen Boden zu betreten; da wird Einem dann gewöhnlich die Fahrt nach Fuenterrabia und San Sebastian vorgeschlagen. So ging's auch uns, und diesem Rathe folgend, verließen wir Biarritz früh neun Uhr mit der Eisenbahn und fuhren bis Irun; dort nahmen wir einen sehr guten, kleinen Korbwagen und gelangten so nach Fuenterrabia, der ersten spanischen Stadt, die ich sah. Hier war es, wo Karl V. den König von Frankreich besuchte und von den französischen Herren und Damen an der Grenze feierlichst empfangen wurde. Fuenterrabia ist eine uralte, schöne baskische Stadt. Man fährt durch ein im Jahre 1694 erbautes altersgraues Thor; die Straßen gehen bergauf, die Häuser sind in spanischer Bauart mit dem langen in Holz geschnittenen Vorsprung und Balkon. Fuenterrabia war eine Festung; die Ruinen des Schlosses sind sehr interessant. Die Kirche ist ganz in maurischem Styl, inwendig bunt ornamentirt und mit viel bemalter Holzschnitzerei ausgeschmückt, sie mahnte mich an die walachischen Kirchen in Ungarn und Siebenbürgen. Wir nahmen ein kleines Frühstück in einer spanischen Bodega ein, waren aber sehr vorsichtig, aßen nur Eier und Käse, denn Alles roch furchtbar nach Knoblauch, und die Speisen, die man uns anbot, schwammen in Del. Zwei auffallend schöne Mädchen, Landeskinder, bedienten uns. Von Fuenterrabia fuhren wir im Korbwagen weiter nach San Sebastian; die Straße ist sehr gut, die Gegend ernst, gebirgig und anregend. San Sebastian ist eine moderne Stadt mit 9044 Einwohnern, großem Hafen, einer mächtigen Piazza mit Arkaden und

einem Kastell, das dominierend auf einer Anhöhe liegt. Die Straßen sind breit, gut gehalten und rein, was aber Alles im Ganzen wenig Reiz für mich hatte, die ich eine graue alte Stadt immer solch modernen, geleckt aussehenden weit vorziehe. Um sieben Uhr Abends verließen wir San Sebastian mit der Eisenbahn und waren um elf Uhr wieder in Biarritz.

Servantes de Marie.

Sehr interessant ist der Besuch des Klosters „Servantes de Marie“ nächst dem Dorfe d'Anglais bei Biarritz. Ein Dechant aus Bayonne stiftete mit seiner Schwester das ganze jetzt blühende kleine Reich der Wohlthätigkeit. Sie kauften das brache, unfruchtbare, sandige Land und sängen erst im Kleinen an; jetzt ist es ein Etablissement, das 800 Seelen faßt und inmitten blühender Gärten und eines Kiefernwaldes steht. Erstens befindet sich dort ein Rettungshaus für Frauen, alles perdues, dann ein Waisenhaus, ein Krankenhaus, das Kloster der Servantes de Marie und ein Kloster für Trappistinnen, die sich Les Bernardines nennen, endlich ein Erziehungsinstitut für junge Mädchen höherer Stände. Diese verschiedenen Etablissements bilden einen großen Komplex von Gebäuden und Gärten, sind aber jedes für sich abgeschlossen und je von einem großen Garten umgeben. Alle Arbeiten werden durch Frauen verrichtet, nicht ein Mann ist dort zu sehen. Frauen haben dieß dürre Land in ein Paradies umgewandelt; die filles perdues arbeiten im Feld und in den Stallungen, befragen die Tischlerei, Zimmermannsarbeit, Schusterei, Schneiderei; Alles in speziellen Abtheilungen — sie treiben Landwirthschaft, Gärtnerei und führen feine Handarbeit aus. Die Erziehung der Kinder, die Pflege der Kranken, Alles liegt in Frauenhand, geregelt durch genaue, strenge Hausordnung. Die Bernardines haben sehr harte Ordensregeln; sie sind zu ewigem Schweigen verpflichtet, essen nie Fleisch und verhüllen ihr Gesicht mit einer weißen Kapuze. Sie beschäftigen sich mit Gärtnerei und feiner Handarbeit und senden aus der Stille ihrer Zellen die schönsten Ausstattungen in die laute Welt hinaus. Eine sehr freundliche Servante de Marie führte uns überall herum, auch in den Garten der Bernardines. Eine eigenthümliche Stille und Ruhe herrschte dort, es war mir, als säßen auch die Vögel hier leiser, als blühten die Rosen und Weiden hier anders, duft- und farblos wie draußen, so abgestorben schien Alles. Die fromme Schwester zeigte uns dann eine der Zellen; da stand ein Holzbett mit Strohsack, auf dem Ziegelboden ein Holzbettchen und oberhalb des Bettes die Inschrift: „Dieu seul!“

Tours, Amboise und Chenonceaux.

Tours ist eine sehr schöne Stadt von 42,400 Einwohnern; die Straßen sind alle regelmäßig und breit mit sehr hübschen, eleganten Kaufläden. Zuerst besuchten wir die Kathedrale; sie stammt zum größten Theil aus dem Mittelalter, hat aber zwei berühmte Renaissance Thürme, die sich auf dem gothischen Bau etwas sonderbar ausnehmen; es ist, wie wenn ein ernster Mann lächelte. Im Jahre 1200 wurde der Bau der Kathedrale begonnen und erst Anno 1567 beendet. Unweit der Kathedrale ist ein altes, jetzt ganz zerfallenes Kloster mit Klosterhof und Kreuzgängen, die wohl der Mühe werth wären, restaurirt zu werden. Auch die Kirche St. Martin ist sehr interessant; die Gebeine ihres Schutzheiligen sind dort in unterirdischer Gruft beigelegt. Er soll heute noch ein Wunderthäter sein und Tausende wallfahrten zu seinem Grab. Von weiterem Interesse sind das Haus Tristan's, sowie mehrere schöne alte Paläste mit Thürmen und Inschriften. Die Rue Royale, die schönste Straße in Tours, führt über einen großen Platz zu der imposanten Loirebrücke.

Von Tours aus besuchten wir die naheliegenden Schlösser Amboise und Chenonceaux.

Ersteres war einst eine der mächtigsten Festungen, das Thor der Touraine genannt. Jetzt ist es zur Hälfte eine Ruine; was von der ehemaligen Festung noch vorhanden ist, läßt der Graf von Paris, der jetzige Besitzer von Amboise, restauriren und ergänzen. Zu Caesar's Zeiten schon war Amboise eine Feste, in die der Eroberer Galliens römische Besatzung legte. Das Schloß liegt hoch und beherrscht einen Theil des Flußgebietes der Loire; weit schweift von seinen Zinnen das Auge in die Ebene hinaus. Amboise diente hauptsächlich als sicheres, strenges Gefängniß; frohes Lachen und Spiel haben diese Mauern damals nie gehört, wohl aber Verwünschungen und Thränen. Die alte Brücke und das Thor am Eingang soll Hugues d'Amboise, ein Held Tasso's, erbaut haben. Der starke, mächtige Thurm auf der Nordseite stammt aus der Zeit Karl's VIII. Das Portal der alten Kapelle ist wundervoll geschmückt mit Skulpturen. Ein Hirsch mit dem Kreuz zwischen dem Geweih steht da, von Hunden umringt, vor ihm kniet Hubertus, mit der einen Hand die Zügel seines Rosses haltend, während ein Engel ihm den Hirsch zeigt.

Von den alten Gebäuden stehen nur noch die beiden mächtigen massiven Thürme, der Donjon und die Schloßfassade an der Loire mit den Arkaden, alles Andere ist zerstört. Eine herrliche gothische Kirche soll in einem der Höfe gestanden haben. Als man sie im Jahre 1802 demolirte, wurden alle Gräber aufgerissen; auch die Grabstätte Leonardo da Vinci's, der lange Zeit in Amboise gewohnt und in der Kirche begraben worden, blieb nicht verschont.

Wenn man die alten Bilder der einst so mächtigen Festung sieht und in Voiselle's Beschreibung der französischen Schlösser von all' den Grausamkeiten, die dort verübt worden, liest, dann wendet man sich gern weg von diesem Amboise, das doch so lieblich über das Loirethal schaut. Katharina von Medicis hatte da ihr berühmtes Boudoir, aus welchem sie mittelst einer Fallthüre ihr Mißliebige in die Loire verschwinden ließ; vom großen Balkon herunter sandte sie die der Ketzerei Beschuldigten den gleichen Weg. Der Fluß hatte damals ein anderes Bett und floß hart unter dem Schloß vorüber, jetzt fließt er weiter oben. Die Chambre des Etats, in welcher mit Folterbank und Zangen vorgegangen wurde, ist jetzt halb zerstört und befindet sich im Umbau. Im nördlichen Thurm saß Abdellader, als man ihn von Pau nach Amboise gebracht hatte. Auch österreichische Kriegsgefangene wurden unter Napoleon I. in dem düstern Thurm eingeschlossen. Louis XI. hielt Marguerite d'Anjou in Amboise gefangen, so auch den Kardinal La Vahue, dem er einen Käfig machen ließ, in welchem derselbe weder stehen noch gerade ausgestreckt liegen konnte; der Käfig soll lange zu sehen gewesen sein. Es macht Einen recht melancholisch dieses Amboise. Wir nahmen im Städtchen unten einen sehr gut gekochten und hüßlich servierten Lunch und fuhren per Wagen nach Chenonceaux. Die Fahrt durch die Touraine unterhielt uns sehr, obwohl die Landschaft eben, etwas waldig, aber nicht pittoresk ist. Der Kutscher sagte, es seien gute Jagden — Hirsche und Wildschweine — in der Gegend. Viele Gründe gehören der Prinzessin Mathilde Buonaparte, an deren Jagdschloßchen wir vorbeifuhren.

Schloß Chenonceaux liegt auf einer weiten Ebene am Fluß Le Cher. Eine eminent geistreiche Frau, Catherine de Briconnet, hat den Grundstein zu demselben gelegt. Nach ihr hat Franz I. an Chenonceaux gebaut, dann Diane de Poitiers, die mächtige Geliebte des Königs Heinrich II. Man nannte sie „l'éternelle jeunesse“. Nach dem Tode Heinrich II. übernahm Catherine de Medicis das Schloß Chenonceaux und gab Diane de Poitiers dafür Schloß Chaumont. Dreißig Jahre hindurch wirkte Catherine verschönernd in Chenonceaux. Ihre Schwiegertochter, die schöne Marie Stuart, verbrachte dort als Gattin Franz II. ihre Flitterwochen. Frohsinn und Gesang durchtönten die Räume des Schloßes, eine glänzende Festlichkeit folgte der andern; von den geheimen Thränen, die dort geweint wurden, sagt die Geschichte nichts. Franz I. verlebte daselbst fröhliche Tage mit seiner Geliebten, der schönen Duchesse d'Estampes, sich um den bitteren Herzenskummer seiner guten Königin Claude wenig kümmernd. Die unglückliche, liebliche La Valière hat auch Chenonceaux bewohnt; ihr Name ist im französischen Volksmunde gerade so geläufig, ihre Erinnerung lebt ebenso fort, ja vielleicht noch mehr wie die der Königinnen. Von der Schönheit dieser und anderer berühmter Freundinnen der Könige, sowie von ihrer Prachtliebe, spricht man heute noch; ihrer Fehler gedenkt man milde.

Den Zugang zum Schloße vermittelt eine mächtige Platanenallee, einen Kilometer lang; zwei Sphinge von Stein ruhen auf riesigen Sockeln am Eingang. Inmitten des Parkes, über den Fluß Le Cher gebaut, steht das prachtvolle Schloß. Was jetzt Parkanlagen sind, war einst Festung; das Ganze ist von Festungsgräben umgeben, deren Wasser klar und rein ist. In alter Zeit hieß Chenonceaux La Forteresse de Marque. An beiden Ufern des Cher stehen zwei mächtige Bauten mit gewaltigen Ecktürmen, verbunden durch eine Galerie, einen wahren Wunderbau, der auf drei starken Pfeilern im Fluße ruht. Zu beiden Seiten befinden sich Zugbrücken; sind diese gehoben, so umgibt Wasser rings das stolze Gebäude. Viele Thürmchen und ein spitz zulaufendes Dach zieren das Schloß, das Hauptportal desselben ist reich skulptirt, jede Schießscharte selbst zeigt prächtige Ornamente. Der Bau steht auf der einstigen Mühle Le Marque. Der Eingang in's Schloß ist ein breiter, gewölbter Gang, rechts und links sind Säulen und Zimmer ganz ohne ineinandergehende Verbindung; jedes Zimmer hat seinen Austritt auf das Vestibül, das mit Waffen, geschnittenen Stühlen und Truhen reich geschmückt ist. Links vom Eingang ist die Halle des Gardes, jetzt ein Speisesaal, aus welchem man in die Kapelle geht, die sich in dem einen großen Thurm befindet. Im Speisesaal ist ein prachtvoller, großer Ramin, über demselben das Wappen der Reine Claude, der mit dem Pfeil durchbohrte Schwan. Die Treppe zum ersten Stock ist durchgehends gewölbt und architektonisch verziert, meist die Lilien Franz' I., Salamander und der Schwan, dann die verschlungenen Initialen H und C.

Die Plafonds aller Räume sind Eichenbalken, geschnitten oder vergoldet, mit Lilien und anderen Emblemen im Grunde, auch farbige Arabesken. Die verschlungenen Buchstaben H. D. (Heinrich, Diane) und H. C. (Heinrich, Catherine) findet man auch hier wieder, ebenso F. G. (Franz, Gabrielle), F. C. (Franz, Claude). Ich finde es naiv, daß diese guten Könige die Namen ihrer Frauen und ihrer Geliebten so harmlos neben einander stellten — für die betreffenden Königinnen recht angenehm! Die Gasse sind, wie gesagt, jedes für sich, mit nur einem Ausgang auf das Vestibül, daher hat jeder Raum sein originelles, eigenes Gepräge, seine eigenen Winkelchen und Ecken; manche sind ganz unregelmäßig, zum Beispiel die Fenster gerade dort, wo es dem Bewohner am liebsten war, und die Kissen für das Bett ebenfalls oft eigenthümlich angebracht. In dem Vestibül oder langen

Gang des ersten Stockes befinden sich an den Wänden Marmormedaillons der römischen Kaiser, durch Katharina von Medicis gesammelt, deren Zimmer im ersten Stock das schönste ist. Der Plafond ist en cassettes, mit Goldverzierungen, Lilien und den Initialen H. C., sowie der Jahreszahl 1560. Die Zimmer Heinrich's IV. und Gabrielle d'Estree's Zimmer sind im selben Stockwerke. Nun kamen wir zur großen Galerie, die auf drei Pfeilern über dem Fluß liegt und durch zwei Stockwerke geht; unter derselben brausen und schäumen die Wellen. Diese Galerie ist 66 Meter lang, 6 Meter breit, also ungewöhnlich schmal für ihre Länge, hat 18 Fenster und endet an der Zugbrücke der Rückseite des Schloßes. Zwei Thürme schließen die Endpfeiler, auf welchen die Brücke ruht; sie enthalten recht schöne Zimmer. Der Donjon ist ein mächtiger, ehrwürdiger Bau und gehört in das vierzehnte Jahrhundert; er diente als Verteidigungsturm. Parkanlagen mit Fontänen und Statuen umgeben wahrhaft feenhaft das Schloß. Im Jahre 1243 wird Chenonceaux, das eine überaus bewegte und interessante Geschichte hat, zuerst in der Weltgeschichte erwähnt. Die Römer hatten ein Wachhaus am Fluße Le Cher gebaut und hieraus entstand eine kleine Festung. Anno 1432 kaufte die Familie Le Marque diese Anlage; sie baute ein Schloß und besetzte es; letzteres und die Festung standen an beiden Ufern des Cher, von Kanälen umgeben. Jean Marque errichtete nun eine festgemauerte Mühle in der Mitte des Flusses. Der Sohn dieses Jean Marque ging beim Weiterbau des Schloßes finanziell zu Grunde und mußte dasselbe verkaufen. Der Général des Finances, Thomas Bohier, brachte es nach vielfältigen Verwicklungen an sich. Er ließ italienische Architekten kommen und baute. Madame Bohier, die den Bau leitete, entfaltete viel Geschmack und Sachkenntniß; ihr verdankt das Schloß seine schönsten architektonischen Ornamente. Der General fiel 1524 in der Schlacht von Digelli im Mailändischen, seine Frau starb 1526. Sie hinterließen viele Schulden und so konnte keines ihrer neun Kinder das Schloß übernehmen. Franz I., entzückt von dem prächtigen Sitze, den er auf einer Jagd besuchte, kaufte ihn den Erben ab. Anno 1538 kam er mit seiner zweiten Gemahlin, Eleanor von Oesterreich, und mit seiner Geliebten, der Herzogin von Estampes, nach Chenonceaux. Der Dauphin Henry kam ebenfalls mit seiner Gemahlin Catherine de Medicis und seiner Geliebten Diane de Poitiers zu Jagden und Unterhaltung hin. Wenn sich diese Damen alle vertrugen, so mag es recht gemüthlich gewesen sein! Nach dem Tode seines Vaters Franz I. bezog König Heinrich II. das Schloß und schenkte es 1547 seiner geliebten Diane. Diese spielte durch ihre vielgerühmte Schönheit als Freundin des Königs eine bedeutende Rolle, was Catherine's Ingrimm gegen sie nur steigerte.

So steigt denn angesichts dieser Mauern und Zinnen vor unseren geistigen Augen auf's Neue das Bild der vielgenannten Frau empor, die so lange Jahre hindurch ein ganzes Land, Dichter und Ritter entzückte und den König bis zu seinem Tode zu fesseln wußte. Diane war am 3. Dezember 1499 als Tochter des Grafen von St. Vallier geboren. Habgucht und Ehrgeiz waren die Haupteigenschaften des wunderbar schönen Mädchens. Sechzehn Jahre alt, heirathete sie den fünfundsünfzigjährigen buckeligen Comte de Brezé, Grand-Senechal der Normandie. Er war ein Ausbund von Höflichkeit, aber seine hohe Stellung reizte den Ehrgeiz der jungen, schönen Comtesse; sie wollte um jeden Preis eine Rolle spielen, und jene Heirath war der Weg dazu. Nun erschien sie, von Liebreiz strahlend, geistreich, lebhaft und herzwinnend am Hof, der König huldigte ihr und bald wurde der alte Graf Brezé zum Herzog erhoben. Doch inmitten ihrer Triumphe kam ein harter Schlag. Ihr Vater, Graf St. Vallier, war in bourbonische Verschwörungen verwickelt, er wurde in das Gefängniß geworfen und sollte, zum Tode verurtheilt, am 17. Februar 1524 hingerichtet werden. Diane warf sich dem König zu Füßen, doch diesmal schien er unerbittlich. Endlich, in dem Augenblick, da die Enthauptung stattfinden sollte, kam die Begnadigung zu lebenslanglichem Kerker. Krank und elend, mit vor Gram ergaunten Haaren, starb der Graf bald darauf in seiner Haft. Der Grand-Senechal starb ebenfalls im Jahr 1531 und hinterließ seine Frau und zwei Töchter in großem Wohlstand. Diane stürzte sich nach dem Tode ihres Mannes in übermäßige Trauer, sie trug von nun an nur Weiß und Schwarz. Von diesem Zeitpunkt an datirt ihre politische Rolle. Siebenunddreißig Jahre alt, wurde sie die Geliebte des Dauphin, der erst achtzehn Jahre zählte. Als Heinrich II. König wurde, war Diane achtundvierzig Jahre, aber noch immer die Seele im Leben des Königs. Sie besaß seine ganze Liebe und sein vollstes Vertrauen. Ihre Schönheit war unverändert; sie ist es auch, welche einen barmherzigen Schleier über ihren niedern, bösen Charakter wirft. So demüthigte sie zum Beispiel die Duchesse d'Estampes, die Geliebte des verstorbenen Königs Franz I., tief, und ließ ihr nach dessen Tode das Schloß Limours, welches ihr Franz geschenkt hatte, nehmen, um es an sich selbst zu bringen. Mit Chenonceaux war es dasselbe; die Herzogin mußte das Schloß verlassen; Diane zog dort ein und blieb darin, bis Katharina von Medicis sie nach des Königs Tod daraus vertrieb. Heinrich starb 1559 nach elstägiger Agonie. Trotz ihres Flehens hatte Diane es nicht erreicht, daß Catherine sie an das Sterbebett des Königs ließ; das Zimmer des Mannes, den sie so lange in ihrer Gewalt gehabt, blieb ihr

verschlossen. Der Haß gegen Diane war im Volk sehr groß, namentlich wegen ihrer Geld- und Habgier; es war bekannt, daß sie nie ein Almosen gab. Sechs Jahre nach Heinrich's Tod, 1566, starb sie, nahe den siebenzigsten Jahren; sie soll indessen noch frisch und blühend ausgesehen haben. Catherine gab nun als Königin Wittve und Mitregentin große Feste in Chenonceaux, Kostümfeste, bei denen die Herren als Damen, die Damen als Herren verkleidet waren. Im Jahr 1565 hielt Karl IX., Catherine's zweiter Sohn, dort seinen Einzug. Unter Heinrich III. erzählt die Chronik abermals von großen Festen. Letzterer selbst erschien als Dame verkleidet, dekollirt, mit prachtvollem Perlenschmuck, von seinen zahmen Affen, Papageien und Hunden umgeben. Ein gewisser Jacques Clermont erstach Heinrich III., und seine Wittve, Königin Louise, zog sich nach Chenonceaux zurück, und zwar zu aufrichtiger Trauer. Ihr Wohnzimmer war mit schwarzem Stoff tapeziert, auf welchen silberne Todtentöpfe und Thränen gestickt waren. Einen Strick legte sie um ihr Wappen mit der Devise: „Plus n'est rien, rien n'est plus.“ Elf Jahre lebte die Königin dort in der Trauer und Abgeschiedenheit und trug nach damaliger Sitte Weiß als Trauernde, deshalb nannte sie das Volk „Reine blanche“. Sie hatte viele Schulden von ihrer Schwiegermutter Catherine übernommen, und diese Thatsache wollte Gabrielle d'Estrees, Herzogin von Estampes, benützen, um Chenonceaux an sich zu bringen. Königin Louise erklärte sich bereit, dasselbe dem Sohne Gabriellens und Heinrich's IV., César de Vendôme, zu schenken, mit der Bedingung, daß sie selbst lebenslanglich darin wohnen dürfe. César de Vendôme heirathete Françoise de Lorraine und bekam das Schloß als Heirathsgut. Anno 1661 erbte der Tod Louise aus ihrem traurigen Leben. Im Jahre 1733 kaufte Claude Dupin, ein reicher Emporkömmling der damaligen Zeit, Schloß Chenonceaux; zu seinen Gästen zählten Herzoge, Künstler und Schriftsteller, unter Letzteren auch Rousseau, der oft ein gern verweilender Gast dort war. Von Dupin vererbte sich der schicksalsreiche Bau auf seinen Großneffen René de Villeneuve, dessen Erben das Schloß im Jahre 1864 an Madame Pelouze-Wilson, die jetzige Eigentümerin, verkauften, die nun Gebäude und Park, die seitdemer Weise von der Revolution beinahe unberührt gelassen worden, mit ebensoviel Geschmack wie Geschick restauriren und verschönern ließ.

(Schluß folgt.)

Ein wahrer Philanthrop.

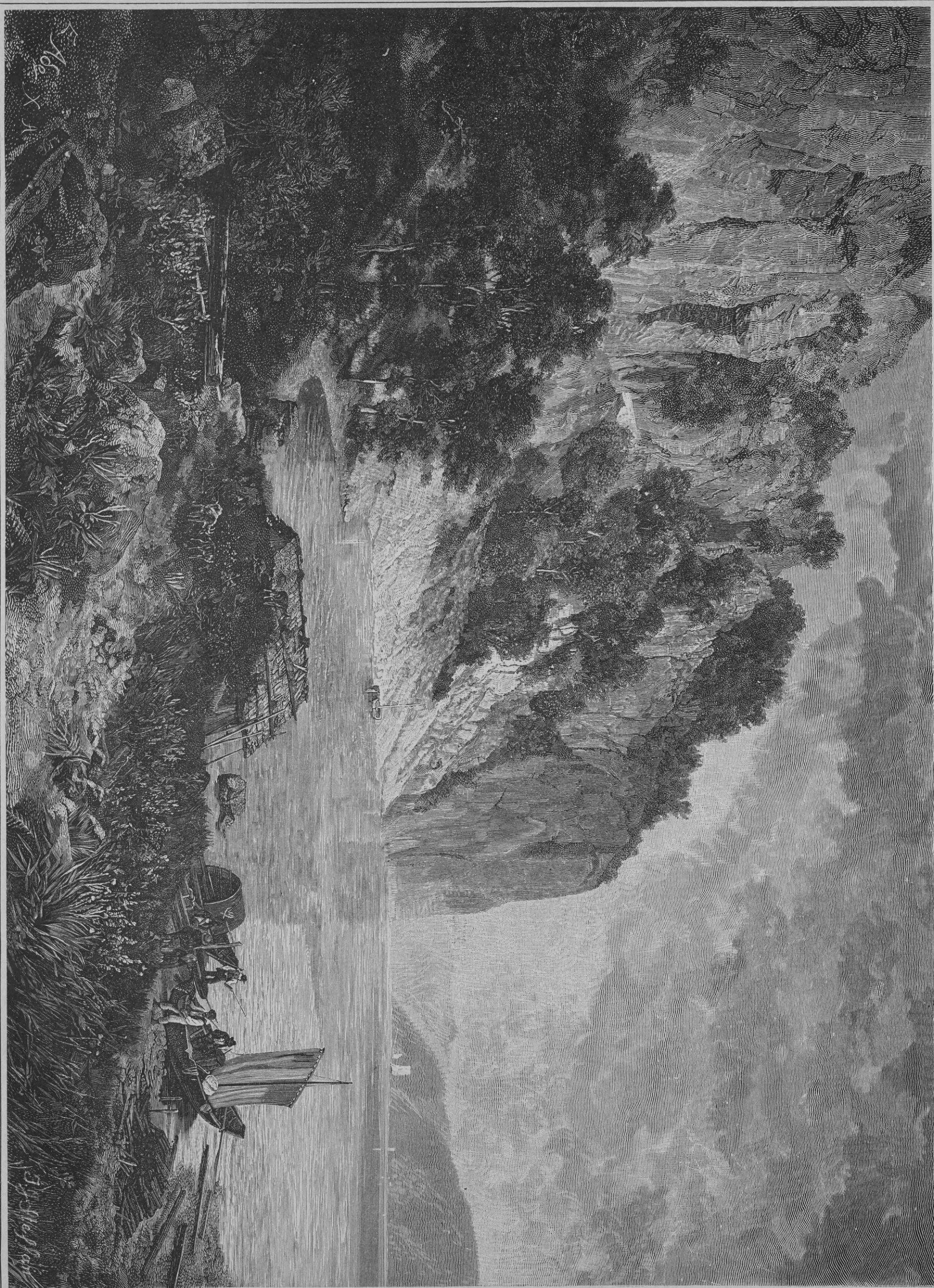
Von
Leopold Kallher.

(Nachdruck verboten.)

Namhafter Kaufmann, Millionär, Philanthrop — dieß sind die Titel, auf Grund deren George Moore einen Anspruch auf die Erinnerung der Welt besitzt. Als Kaufmann war er fleißig in seinem Geschäft und zeichnete sich durch jenen Scharfsinn aus, der mit dem Charakter der Bewohner des nördlichen Englands gewöhnlich verknüpft ist. Doch das, was er durch strenge Sorgsamkeit und Sparsamkeit erwarb, vertheilte er dann mit verschwenderischer Hand unter die Tausende von Bedürftigen, welche sich in ihrer Noth an ihn wendeten und nie vergeblich seinen mildthätigen Beistand anriefen. Es scheint etwas seltsam, daß der Mann, welcher gewöhnt war, die immensen Geschäfte einer großen Firma zu leiten, und der gelegentlich einmal das ganze Geschäftspersonal in Aufregung brachte, weil man eine Fahrtage von drei Pence aufgerechnet hatte, für die kein Beleg zu finden war, dasselbe Wesen sein sollte, dessen private und öffentliche Wohlthaten sich jährlich auf viele Tausende von Pfunden belaufen. Des berühmten Charakterschreiber's Smiles' Darstellung von George Moore's Charakter*) befähigt uns indeß, Vieles zu verstehen, was uns sonst unbegreiflich scheinen müßte. Dieser Londoner Kaufmann erscheint hier vor uns als etwas mehr wie ein bloßer Millionär, die Geschichte seiner Laufbahn ist von dem höchsten Interesse, und da sie sozusagen typisch ist, indem gar Viele in der Hauptstadt eine gleiche Carrière machen, so dürfte sie Manchem, der den ersten Kampf des Lebens noch zu bestehen hat, von Nutzen sein.

Die Familie, welcher George Moore entstammte, hatte seit mehreren Jahrhunderten in der Grafschaft Cumberland als Gutspächter gelebt. Der Vater, John Moore, wohnte auf einer Farm von lechzig Acres, zu Measgate, welches zwischen Wigton und Cockermouth gelegen ist. Hier wurde George am 9. April 1806 geboren. Seine Kindheit und Jugend boten nichts Besonderes; doch scheint er für Karten- und andere Spiele eine Leidenschaft gehabt zu haben, die er indeß bei seinem festen Willen noch vor seinem zwanzigsten Jahre befißt hatte. Um sein Glück zu machen, ging er nach London und kam hier einen Tag vor Charfreitag, im Jahre 1825, an. Nachdem er sich eine Zeitlang in der Stadt herumgetrieben und fast zu der Ueberzeugung gekommen war, daß er keine „besonders gangbare Waare“ sei, fand er schließlich eine Anstellung in dem Hause von Fliet, Ray & Co. Hier ereignete sich ein romanischer Vorfall. Moore sah eines Tages ein munteres kleines Mädchen in das Waarenlager hineintrippen und erklärte sofort, daß wenn er jemals heirathen sollte, er nur dieses kleine Mädchen zur Frau nehme. Es war die Tochter seines Chefs, und viele Jahre später schloß er in der That mit ihr den Bund der Ehe. George Moore war weder lebhaft noch von rascher Auffassungskraft, dafür hatte er aber viele andere hervorragende Eigenschaften, und es ist ein beachtenswerther Umstand, daß die

*) «George Moore» by Samuel Smiles, D. C. L. London, Murray.



Selfenuefer am Wallenfäbder See. Nach einem Gemälde von J. G. Steffan.



Aus dem Ki

LIV.



Literatur.

„Ein Genzianstrauch“ betitelt sich eine Sammlung von No- und Reisebildern aus den Schweizer Alpen (Leipzig, Peterson), die im Semmig zur Feier der hundertjährigen Mode der Schweizer- herausgegeben. Dieser Anlaß ist etwas sonderbar, dafür bringt das Buch eine ganze Reihe interessanter literarischer Leistungen, deren Stoff der schweizerischen Natur, dem Volksleben und dem halt von Touristen in der Schweiz entnommen. Das eigenartige bringt Verse und Prosa von deutschen und französischen Autoren, Goethe, Haller, Salis, Matthiä, Menabrea, Muffard u. A. den Novellen, Kultur- und Sprachgeschichtliches, Reise-, Volks- stenschilderungen in dem Werkchen, das mit Geschmack und Kennt- Literatur zusammengestellt ist und manch' frappirendes Licht auf romantisch sentimentalen Anschauungen in Bezug auf die Schweiz 1750—1801 wirft.

Von dem „Illustrirten Lexikon der Verfälschungen der Nah- und Genußmittel“, herausgegeben von Dr. Otto Dammer (Leipzig, Weber), ist die erste Lieferung erschienen, welche bis zum Artikel reicht. Das ganze Werk soll fünf Lieferungen umfassen und wird 800 doppelspaltige Lexikonseiten stark werden. Ganz hervorragende Arbeiter aus den Kreisen der Sachverständigen und Fachgelehrten für die Gediegenheit des Inhalts, der von der Verlagsanstalt, ließ erforderlich, mit guten, zum Theil kolorirten Illustrationen aus- tet ist. Das Lexikon gibt genaue Anleitung zur Untersuchung der en und zwar nicht nur für Chemiker, sondern auch für den gebil- Laien, das Buch beschränkt sich jedoch keineswegs auf Chemikalien, die erste Lieferung zeigt, es berücksichtigt vor Allem die Nahrungs- Genußmittel, ebenso die Verfälschungen von Handschriften und en und bringt aus juristischer Feder alle Veränderungen und Ver- arungen in guter Erläuterung. Die Ausstattung nach Druck und hier ist vortrefflich, so daß sich dieß Lexikon für Geschäftsleute und ilien als eine durchaus solide Publikation sehr empfiehlt.

Die Memoiren des Impresario Moriz Strafoß sollen im ksten Jahre veröffentlicht werden. Er will darin nicht allein die en Sänger der zwei letzten Generationen Revue passiren lassen, son- auch zahlreiche Anekdoten von interessanten europäischen und ameri- schen Persönlichkeiten, mit denen der Verfasser in Verührung gekommen er, mittheilen. „Das Gute,“ heißt es in dem Prospekt, „daß ich von euten weiß, genügt, um einen ganzen Band zu füllen; ich werde her Niemandem Schlimmes nachsagen.“

Die Schwester des Präsidenten Cleveland, die im weißen ause zu Washington die Stelle der Hausfrau vertritt, wird zugleich s angehende Schriftstellerin demnächst eine Sammlung biographischer, schilicher und ästhetischer Studien unter dem Titel: „George Eliot and other studies“ in New-York erscheinen lassen.

Bildende Künste.

Die sämtlichen thüringischen Staaten haben sich durch Ver- trag dahin geeinigt, mit gemeinsamen Mitteln die Aufzeichnung der Kunst- und Denkmäler in ihren Gebieten zu fördern. Die Erforschung und Auf- zeichnung ist Professor Kloppeich in Jena übertragen; demselben sind Dr. Lehfeldt in Berlin und der weimariische Heliograph Bräunlich als Gehülfen beigegeben. Das Ergebniß der Forschungen, die zunächst auf fünf Jahre bemessen sind, wird periodisch unter dem Titel: „Die Kunst- und Denkmäler Thüringens“ veröffentlicht. In diesem Jahr erstrecken sich die Aufzeichnungen auf den Kreis Meiningen und die Gerichtsbezirke Themar und Römhild.

Die k. Akademie der bildenden Künste in München hat zu Ehrenmitgliedern ernannt den quiescirten Direktor des Nationalmuseums Dr. von Geiger-Altenack, die Kunstmaler Eduard Gröner, Herm. Kaul- bach, Otto Sinding und Friedrich Otto Gebler, sämtlich in München, ferner den Bildhauer Professor Robert Diez in Dresden und den Direktor der k. ungarischen Kunstakademie Julius Benczur in Pest.

Der junge Bildhauer Josef Hona, ein geborener Ungar, hat in Berlin den Behr'schen 2250 Markpreis für seine Statuen „St. Se- bastian“ und „Der Sieger von Olympia“ errungen.

Der Berliner Gemäldegalerie ist es schließlich doch gelungen, aus der Galerie des Herzogs von Marlborough in Blenheim vier Ge- mälde von zum Theil außerordentlich künstlerischer Bedeutung zu er- werben. Die jetzt öffentlich ausgestellten Gemälde sind: „Andromeda“ und „Der trunkene Pan mit seinem Gefolge“, beide von Rubens; ferner das Bildniß einer jungen Römerin von Sebastiano del Piombo und das Brustbild eines jungen Mannes von einem niederländischen Meister aus dem zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts.

Die Nationalgalerie in Berlin hat Karl Becker's „Karneval beim Dogen von Venedig“ und Osterley's „Wodenwand in Norwegen“ erworben.

Das Gebäude der früheren Bauakademie am Schinkelplatz in Berlin wird augenblicklich im Innern gründlich umgebaut und für die Zwecke der Akademie der Künste, insbesondere für die Hochschule der- selben, eingerichtet, welche am 13. Oktober d. J. bei Beginn des Winter- semesters diese Räume in Gebrauch nehmen wird.

Musik.

Gounod's Oratorium „Mors et vita“, das am zweiten Tage des Musikfestes in Birmingham zur Aufführung gelangte, zerfällt in vier Theile: die Einleitung, das Requiem, das jüngste Gericht und das himmlische Jerusalem. In ihnen kommen hauptsächlich vier Ideen zum Ausdruck: die Thränen, die der Tod hienieden verursacht; die Hoffnung eines bessern Jenseits; die Angst ob des unfehlbaren Gerichts und das kindliche Vertrauen auf die ewige Liebe. Ueber den künstlerischen Werth von „Mors et vita“ sind die Stimmen getheilt. Manche halten es für einen Fortschritt, Andere für einen Rückschritt gegen die „Redemption“. Niemand aber bestreitet seine Wirksamkeit, die sich gelegentlich zum Riesenhaf- ten erhebt; so in der Ausmalung des Trompetenrufes, der den Schlaf der Todten am jüngsten Tag unterbricht.

Heinrich Vogel, der Tenor des Münchener Hoftheaters, wird in der kommenden Saison eine größere Konzertreise durch Deutschland unternehmen.

Professor Joachim wird im November eine Kunstreise durch Süddeutschland antreten und im Januar bei Colonne in Paris, sowie in den größeren Städten Frankreichs konzertiren.

Graf Geza Zichy, der einarmige Pianist, wird auch in diesem Jahre eine größere Konzertreise unternehmen, deren Ertrag von dem gräßlichen Künstler wiederum wohlthätigen Zwecken zugewandt werden wird.

Bühne.

Die Saison der Wiener Theater hat begonnen. Am 1. Sep- tember wurde die „Burg“ mit dem „Königsleutnant“ eröffnet, das Theater an der Wien erschloß seine Pforten dem Publikum bereits am

29. August, zwei Tage früher, als es ursprünglich bestimmt war. Begünstigt von der kühlen Witterung und den zahlreichen Fremden waren sämtliche Vorstellungen sehr gut besucht, die Burg natürlich am Eröffnungstag ausverkauft. In einigen Tagen findet auch die Eröffnung des Kartheaters und der Josephstädter Bühne unter der neuen Direktion Blafel's statt. In der Ankündigung des Personals, das Tatarer den Wiener am Kartheater in dieser Saison neu vorführen wird, überrascht die Zahl der Damen, die angeblich kommen werden. Aus der langen Reihe von Namen heben sich nur drei den Wienern durch einigen Klang ab: die Damen Kassa, Schwarz und Benschberg. Die berühmten Namen haben Tatarer im vorigen Jahre kein Glück gebracht, was Wunder, daß es in diesem auf andere Weise beruht!

— An der Dresdener Hofbühne wird die Oper „Urwasi“ von Dr. W. Rienz, einem geborenen Grazer, als erste Novität der Saison vorbereitet.

— „Treu dem Herrn“ ist der Titel eines vieraktigen Schauspielers, das Richard Voss nach einer Erzählung von Friederike Lehmann Joeben vollendet hat.

— Ein Lustspiel von Gregor Samarow, „Das Räthsel des Hofes“ betitelt, soll am Hamburger Thalia-theater seine erste Aufführung erleben.

— Ein Schauspiel, „Erlicht“, von Felix Philipp, wird am 1. Residenztheater in München zur erstmaligen Aufführung gelangen.

— Rudolf Kneisel's jüngste Posse „Papageno“ hat am Thalia-theater in Hamburg vermöge ihres übermüthigen Humors, getragen durch eine flotte Darstellung, lebhaften Erfolg erzielt.

— Die Weininger werden in diesem Jahr eine Gastspielreise nach den hervorragendsten Städten Italiens unternehmen. Auf dem Rückwege wollen sie in einzelnen Städten Oesterreichs (Graz, Innsbruck etc.) Vorstellungen geben.

— Sardou's „Theodora“ ist am Berliner Residenztheater mit großem Erfolg in Szene gegangen.

— Der bekannte Uebersetzer G. v. Moser'scher Lustspiele in's Englische, Wittmann in London, hat die Vertretung der deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten für England übernommen.

— „Comtesse Sarah“, ein Schauspiel in vier Akten von George Ohnet, abermals ein dramatisirter Roman des fleißigen Doppelschreibers, ist für das Gymnasetheater in Paris angenommen worden.

— Es wird wieder einmal behauptet, daß die beiden größten Londoner Opernhäuser, Coventgarden-theatre und Her Majesty's Theatre ehestens eingehen werden. Erstere soll, so versichert man, nächstes Jahr in eine Markthalle für Blumen und Gemüse, letzteres in ein Hauptpostamt für das Westend Londons verwandelt werden.

Kultur und Wissenschaft.

— Der Berliner Verein für Feuerbestattung hat beschlossen, die Anhänger dieser Bestattungsform für August nächsten Jahres zu einem internationalen Kongreß nach Berlin zu laden. Der erste derartige Kongreß fand bekanntlich 1876 unter Vorsitz des Professors Dr. Gottfried Kinkel zu Dresden statt; sein Ergebnis war die Errichtung des Krematoriums zu Gotha.

— Leo Tolstoi, der Dichter der Epöpe „Krieg und Frieden“, der Verfasser des viel gepriesenen und viel angefeindeten Bekenntnisses „Meine Religion“, ist laut Berichten aus Petersburg wahnsinnig geworden und zwar, wie die Alerge einstimmig versichern, unheilbar.

— Bekanntlich hat die italienische Regierung vor Kurzem die berühmte Manuskriptensammlung des Lord Ashburnham in London um einen hohen Preis angekauft. Bei der Ankunft dieser Sammlung in Rom hat man nun aber die sehr unangenehme Entdeckung gemacht, daß mehrere kostbare Manuskripte, zumal eine Bibel, deren Werth allein auf 200,000 Lire geschätzt war, fehlten.

— An der Sophienkathedrale zu Kiew ist beim Bau eines Hauses ein hochwichtiger archäologischer Fund gemacht worden. Neben Bruchstücken einer Kolonnenbasis stieß man auf einige wohlbehaltene farbige Kacheln, Waffen und eine Thonurne, welche eine sehr vollständige Kollektion einer Frau angehörender Gegenstände in sich barg, wahrscheinlich um diese Dinge vor Feinden zu schützen. Die Wichtigkeit des Fundes besteht nicht nur in dessen ungewöhnlich hohem Alter, da die betreffenden Gegenstände offenbar dem zweiten bis ersten Jahrhundert angehören, sondern in der Vollständigkeit der Erhaltung. Die ganz komplette und verschlossene Urne enthält noch Alles, was deren Besitzerin hineingelegt hatte: Kopfschmuck, Kostbarkeiten, Geld etc.

— Mit der Katalogisirung der reichen archivalischen Schätze der Staatsbibliothek von Monaco ist gegenwärtig ein französischer Gelehrter beschäftigt. Es finden sich dort an 20,000 Briefe hervorragender Persönlichkeiten, wie Richelieu, Mazarin, Katharina von Medicis, Louvois, Colbert und Montaigne.

Erfindungen.

— Eine eigenthümliche Dampfmaschine, welche vielleicht eine Lösung der großen Frage des gänzlich ungefährlchen Dampfmotors andahnt, wurde dem Erfinder, Buisson in St. Etienne, patentirt. Die Maschine entpringt bei den bisherigen Dampfmaschinen, abgesehen vom Feuer, aus dem Umfange, daß sich im Kessel eine größere oder geringere Dampfmenge ansammelt, welche unter Umständen die Kesselwände sprengt und damit das größte Unglück anrichtet. Bei der Buisson'schen Maschine fällt nun dieses Ansammeln und damit die Hauptexplosionsgefahr fort, indem vermöge einer sinnreichen Einrichtung jedesmal nur so viel Dampf erzeugt wird, als zum Treiben des Kolbens erforderlich ist.

— In England ist ein Magazinbahnsystem patentirt worden, durch welches auf Drahten mittelst Hebeln und Rollenbänken in einem großen Etablissement Pakete sehr rasch nach allen Räumen befördert werden können.

— Das Neueste auf dem Gebiete der Caroussells dürfte ein Segelcaroussel sein, bei dem der Betrieb mittelst zweier richtigen Bootssegel bewirkt wird. Die beiden Segel befinden sich an den Enden eines horizontalen Balkens, der um einen Zapfen am oberen Ende eines kräftigen Holzgestelles frei schwingen kann; die Segel sind mittelst Seilen oder Stangen an die Enden des Balkens gehängt. Um Verwickelungen im Gewicht der Fahrenden auszugleichen, benützt man einen Gewichtsschlitten, der sich gegen den Mittelpunkt des Balkens in einem Schilde dieses letzteren verheben läßt. Schon bei mäßig starkem Wind wird dieses Segelcaroussel nach Art eines horizontalen Windrades schnell umgedreht.

Industrie und Verkehr.

— Auf der Nürnberger Ausstellung von Edelmetallen erhielten goldene Medaillen: Barbodienne-Paris, Bruckmann-Heilbronn, Calatta-Neapel, Christoffe-Paris, Djedinski-Wien, Faberge-Petersburg, Koch-Bergel-Bremen, Hüttenamt Oer, Kohshobgaisa-Tofio, die Kollektivausstellung der Münchener Juweliere, die Kollektive der Nürnberger und Fürther Bronzenfabrikanen, die Kollektivausstellung der Schülerinnen der keramischen Abtheilung der Kunstgewerbeschule in Wien, ferner Leising-Berlin, Richter-München, Mansfelder Gewerkschaft Giesleben, Maru-naka-Yokohama, Winoda-Yokohama, Pirret-Rom, Saitoh-Tofio, Schürmann-Frankfurt, Seig-München, Schippogaisa-Nagoya (Japan), Sommer-Rom, Sover-Paris, Wästen-Köln. Silberne Medaillen wurden 151 vertheilt, wovon auf Deutschland 89 entfielen. Ehren diplome sind zwei verliehen und zwar an die Kunstgewerbeschule Porzbeim und an Osterdinger-Hanau. Ehren diplome an Mitarbeiter wurden 72 vertheilt.

— Die unlängst eröffnete kunstgewerbliche Ausstellung in Koblenz erfreut sich vielseitiger Anerkennung. Sowohl zu der Sammlung älterer Gemälde kirchlichen und profanen Charakters als zu der Kollektion

neuerer Bilder haben viele Private ihre Besitzthümer zur Verfügung gestellt. Die kunstgewerbliche Abtheilung ist sehr vielgestaltig.

— Die Rohisenproduktion des deutschen Reiches (einschließlich Luxemburgs) belief sich nach den statistischen Ermittlungen des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller im Monat Juli 1885 auf 307,774 T., darunter 158,182 T. Puddelroheisen, 13,256 T. Spiegel-eisen, 37,211 T. Bessmertroheisen, 62,217 T. Thomasroheisen und 33,808 T. Gießereiroheisen. Die Produktion im Juli 1884 betrug 303,518 T. Vom 1. Januar bis 31. Juli 1885 wurden produziert 2,188,123 T. gegen 2,077,737 T. im Vorjahr.

— Die Verstaatlichung des Schlafwagenbetriebs bildet zur Zeit den Gegenstand internationaler Verhandlungen.

— In dem Gipfel des bekanntlich mehr als 6000 Fuß hohen Pilatus soll nun auch eine Zahnradbahn empor geführt werden. Diese Bahn wird sich durch die ungewöhnlichen Steigungsverhältnisse wie auch durch die Bauart vor den bestehenden Zahnradbahnen auszeichnen. Die Steigung beträgt auf der gewählten Linie stellenweise bis 53 Proz., ein Verhältniß, bei dem man sonst das Seil für allein anwendbar hielt. Die Bahn wird 4452 Meter lang und überwindet eine Höhe von 1634 Meter. Die Fahrt soll 72 Minuten dauern.

— Die Betriebsöffnung der Zahnradbahn Hermannshausen-Niederwald soll am 1. Oktober erfolgen.

Gesundheitspflege.

— Gelegentlich des dritten Kongresses für Ohrenheilkunde (Otologie) hat Baron L. v. Gensal in Vizza einen Preis von 3000 Franken gestiftet zur Prämierung des besten, nach dem Prinzip des Mikrophons konstruirten und bequem zu tragenden Instrumentes zur Verbesserung des Hörvermögens bei Schwerhörigen. Instrumente, welche in die Werbung um diesen Preis Einval eintreten sollen, sind vor dem 31. Dezember 1887 an eines der Mitglieder der vom dritten internationalen otologischen Kongreß erwählten Jury einzusenden.

Haus- und Landwirtschaft.

— Das Thema unserer häuslichen Einrichtung ist neuerdings um einen Ausbruch bereichert worden, der sich als ungemein interessante Neuheit der Mode darstellt. Aus der bekannten Landesbutter Industrie für die Wiederbelebung künstlicher Gesebe und speziell altdeutscher Leinen von F. W. Grünfeld ist neuerdings ein „Schleisscher Leinenflüß“ hervorgegangen, dem von dem modernen Dekorateur eine große Zukunft prognostiziert wird. Zu all' jenen verschiedenen Ueberlegenheiten, welche der Flächstoffer mit Bezug auf ihren praktischen Werth eigen sind, tritt bei diesem prächtigen Dekorationsgewebe noch jener schimmernde Glanz, welcher dem Flächst so ganz ausschließlich eigen ist und mit dem schönsten und edelsten Seidenflüß zu rivalisiren vermag. Unbedingt wird dieser schleissche Flächst den sogenannten Zuteilflüßigen Abbruch thun durch die unverwundliche Haltbarkeit, welche er besitzt, und die Erweiterung der Verwendungsfähigkeit des Flächstes mag der „blauen Blume“ neue Ehren zuführen.

— Mit Rücksicht auf die Gefährlichkeit der Raubvögel für die Briefkästen hat der preussische Minister für die Landwirtschaft, Domänen und Forsten auf Anregung des Kriegsministers die Provinzialregierungen veranlaßt, nicht bloß die königlichen, sondern auch die kommunalen Forstschutzbeamten aufzufordern, die besonders gefährlichen Raubvögel, den Wankersalken (falco peregrinus), den Habicht (astur palmaris) und den Baumfalken (hypotriorchis subbuteo) so viel als thunlich zu vertilgen. Der Minister hat zu diesem Behuf Schußprämien in Aussicht gestellt, über deren Höhe jedoch noch die Bestimmung vorbehalten ist. Die königlichen und kommunalen Forstschutzbeamten sollen das erste Mal an 5. Januar 1886 und dann künftig alle Jahre bis zum 5. Januar dem Verwalter der nächstgelegenen königlichen Oberförsterei einen entsprechenden Nachweis über die in dieser Beziehung erzielten Resultate zugehen lassen.

— Die norwegische Regierung macht große Anstrengungen, um die Fischeerei zu heben. Da der Lachsreichthum der Flüsse bereits Spuren beginnender Erschöpfung zeigt, errichtet sie in den wichtigsten Fjords Brutanstalten; eine solche in Dröbak bei Christiania soll demnächst eröffnet werden.

Militär und Marine.

— General de Courcy, Kommandant der französischen Armee in Tonkin, hat einen Befehl erlassen, der seinen Truppen den Genuß von Abjynth streng verbietet. Frühere dortige Befehlshaber sollen bereits den Auspruch gethan haben: „Der Abjynth hat uns schon mehr Menschen getödtet als die feindlichen Kugeln.“

— In den französischen Staatswerftstätten für Luftschiffahrt sind vier gefestete Ballons für die vier Genierementen gebaut worden. Diese Luftballons werden bei dem Refognosirungsdienste während der Manöver des zweiten Armeekorps benützt werden.

Feste und Versammlungen.

— Ende Oktober wird in Rom der internationale Kongreß für Gefängnißwesen stattfinden.

Sport.

— Erst am Schlußtage des Baden-Badener Rennmeetings fiel einer der großen Preise an Deutschland, und zwar gewann Prinz Radzi-will's a. Sch.-St. „More“ die große Badener Handicapsteeplechase von 20,000 Mark, Distanz 6000 Meter, vor „Schlächter's“, „Struanite“, „Kinzh's“, „Rilworth“ etc. Das St. Peger von 10,000 Mark trug „Wing-ton's“, „Beau Nash“ nach England, „Juana“ den Preis von Karlsruher für Graf Larisch nach Oesterreich und für Graf Festetics, „Occident“ das Kosmopolitische Handicap. Das t. Hauptgestüt Gräblich gewann mit „Hartenfels“ den Jugendpreis und mit „Sonnenburg“ den Preis vom Schwarzwald, während Spickermann's „Knight's Fee“ den Preis vom Wasserfall, Baron Oppenheim's „Charist“ den von Eberstein errangen und Ulrich's „Almanica“ im Preis von Fremersberg und von Merkur zwei neue Erfolge ihrer glücklichen Laufbahn zuzugab.

— Oesterreich-Ungarns Vollblutjagd wird in diesem Jahre von einem harten Gesicht verfolgt, da die Mehrzahl der hervorragenden Pferde dem Training zum Opfer fiel. „Vinea“, „Stronzian“, „Gjmer“, „Bastor“, „Müllerung“ (das vorjährige Derbyfeld), „Jah“, „Charley“, „Metcal“, die diejährigen Kandidaten für das blaue Band u. s. w. sind hors de combat und nur der gewaltige „Buzgo“, der übrigens auch nicht vollständig gesund ist, trägt noch die Hoffnungen für die Herbstkampagne.

— Der Wildpark des Herrn v. Rothschild in Unterlindau bei Frankfurt wurde Nacht von unbewusener Hand geöffnet, so daß Hirsche, Rehe etc. in großer Zahl in die sonst wildernde Frankfurter Gemarkung entließen, von wo sie heute Lust zeigen, in ihr altes Quartier zurückzukehren.

— Bei dem internationalen Weyclerrennen zu Wien gewann Gerwig-Wien nach schönem Kampf das 10,000 Meterfahren vor Sohör-Prag, der dagegen im Handicap, wo er mit Gerwig vom gleichen Start ging, diesen und noch zwölf andere Gegner nach einem großartigen Lauf zurückdrückte.

Statistik.

— Laut amtlicher Angabe besaß Europa zu Ende 1884 im Ganzen 189,334 Kilometer Eisenbahnen, 6335 Kilometer mehr als im Vorjahre. Davon kommen auf Deutschland 34,737 oder 829 Zunahme, auf Frankreich 31,216 oder 1502 mehr, auf England 30,514 oder 335 Kilometer mehr. Im Ganzen wurden somit 3,46 Proz. mehr Linien in Betrieb genommen.

— Ein vor Kurzem erschienenes statistisches Handbuch für Elsaß-Lothringen gibt folgende Auskunft über die dortigen Nationalitätsverhältnisse: in ganz Elsaß-Lothringen gehören von den Gemeinden 72 Proz. dem deutschen, 22 Proz. dem französischen und 4 Proz. dem gemischten Sprachgebiete an.

Mode.

— Die Ansicht, daß der Luxus der Toilette ein Produkt der Civilisation sei, wird heute wohl nur ganz vereinzelt noch laut. Die Erfahrung hat lange ergeben, daß es im Gegentheil das Hauptverdienst der fortschreitenden Kultur ist, den Geschmack zu vereinfachen und zu veredeln, ihn zu „demokratisiren“, wie Melon sagt. Unsere Vorfahren be-ingen sich unmäßig mit Schmud und Kostbarkeiten, heute nennt man Einen, der offenkundig mit Juwelen prunkt und überhaupt die vornehme Einfachheit verlegt, einen Unerzogenen oder einen Geldprogen. In einer feinen Studie, welche M. Follicineano über den Luxus der Mode veröffentlicht, wird an Beispielen nachgewiesen, wie viel einfacher und schlichter sich die Frau unserer Tage im Vergleich zu derjenigen aus der „guten alten Zeit“ anzieht, wie viel mäßiger und ernster sie über Fragen des Luxus denkt. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts sagte eine Dame: „Ich habe ein Grundstüd verkauft, das mir nichts als langweiligen Waizen einbrachte, und habe mir dafür einen venetianischen Spiegel verschrieben.“ Zur Zeit Ludwig's XIV. wurde die Toilette einer Dame eine Campagne genannt. Die Konstruktion der damaligen modernen Coiffüre verlangte selbst von den Händen des gewandtesten Friseurs einen Zeitaufwand von drei Stunden, und bis die Prozedur des Schminzens einer künstlichen Maste und die übrige Toilette vollendet war, pflegten mindestens fünf und eine halbe Stunde vorüberzugehen. Das gibt den Grund dafür, warum Freunde in's Toilettenzimmer zugelassen wurden, und erklärt die Thatfache, daß mancher Dichter seiner Angebeteten während der Toi-lette seine neueste fünfstellige Tragödie vorlesen konnte. Die Toilette selbst war durchweg von enormer Koffspieligkeit und die Galafleider der Männer gaben denen der Frauen nichts nach. Auch in England gab es eine Zeit von wahrer Unförmigkeit des öffentlichen Toilettenluxus. Einen interessanten Beitrag zur Geschichte derselben bilden Horace Walpole's Briefe an die bekannte Madame du Defant, die Freundin Voltaire's. Die geistreiche Dame hatte angefragt, ob die englische jeunesse dorée sich auch durch unnütze Ausgaben ruinire, und Walpole antwortete ihr: „Ja, wir haben jüngere Söhne (die also kein Vermögen besitzen), welche im Januar Rosen und Orangendüftensträuße tragen, hinter denen sie, wie hinter einem Gebüsch versteckt, in Gesellschaft erscheinen und die mit Gold aufgewogen werden.“ Daß die Damenwelt in allen Ländern einen in unseren Tagen ganz unerhörten Luxus getrieben hat, geht aus den unzähligen, wenn auch nüklojen Aufwandsverböten hervor. Die heutigen Toiletten beweisen also, daß die fortschreitende Civilisation den Geschmack vereinfacht und alle aufdringliche und unnütze Tracht schließlich zur Lächer-lichkeit führt. Daß er heute noch nicht so vereinfacht und veredelt ist, wie das wünschenswerth wäre, ist dahin zu beurtheilen, daß die Civilisation ja noch nicht ihr Endziel erreicht hat, was würde sonst für unsere Enkel zu thun übrig bleiben? Die Civilisation ist also eine ausgeprochene Feindin des Geschmacks für Ostentation, eine Bewegung, die ihn viel-mehr „demokratisirt“.

— Eine neue Mode ist in den amerikanischen Seebädern auf-gekommen, das Flaggentostüm! Die Damen aller Nationen tragen blau-gefarbte, deren Aufpruch an Kragen, Schürzen, Aermeln und Draperieen aus den betreffenden Flaggen besteht, dazu den Matrosenhut, mit abgetönt gefärbtem Seegrass garnirt, welches fast den Effekt reicher Straußenfedern erzielt. Eine zweite Mode der Schönen Amerikas ist, anstatt der Schooß-hündchen — kleine Kämmer am Band zu führen, die dann zu der Farbe des Kostüms der Dame passende Schabraden tragen.

Denkmäler.

— In einem zu dem vatikanischen Garten gehörigen kleinen Hofe, dem cortile della Pigna, wurde eine große Säule aus afrkanischem Marmor aufgestellt, durch welche das Andenken des ersten stummen Königs im Vatikan bewirgt werden soll. Die Säule soll von einem Standbilde des heiligen Petrus getront und das Piedestal mit bronzenen Vas-reliefs, verschiedene Szenen aus dem Konzil darstellend, geschmückt werden. Die Denksäule, welche eine Höhe von mehr als 25 Meter erreicht, über-ragt das Dach des Vatikans und ist weithin sichtbar.

— Dieser Tage ist in München die letzte der Kolossalbüsten in dem Feldbernsaal der Ruhmeshalle aufgestellt worden; es ist die des Grafen York von Wartenberg.

Gestorben.

— Pandet Tara Nath Sarkavachaspoti, Professor am Sanskrit-college zu Kalkutta, angesehener Sanskritgelehrter und Schriftsteller, in Benares.

— de Bo, Pfarrer, geschätzter flämischer Philologe, in St. Vertin.

— Hugh Brown, der bekannte „Dichter von Ayrshire“, 85 Jahre alt, in Glasgow.

— Dr. Fridolin Jil, einer der angesehensten Aerzte Newarks (Staat New-Jersey, Amerika), geboren zu Ueberlingen, 64 Jahre alt, am 11. August, in Newark.

— Jwan Wassiljewitsch Sjarin, bedeut. russischer Schauspieler, 68 Jahre alt, am 13. August, in Moskau.

— Johann Theodor Gräße, Geh. Hofrath, Literaturhistoriker und Archäolog, 71 Jahre alt, am 21. August, zu Waderbart'sruhe bei Dresden.

— Graf M. v. Rittberg, Geh. Justizrath, am 21. August, auf Sylt.

— Marcus M. Kalich, hervorr. Bibelformentator, 57 Jahre alt, am 23. August, in Derbyshire.

— Eduard Agneessens, belgischer Maler, 43 Jahre alt, am 27. August, in Brüssel.

— Paul v. Ordooy, ehem. ungarischer Kommunikationsminister, am 27. August, in Jöchl.

— Anton Hiltl, braunschweigischer Hofschauspieler und Oberregisseur, 54 Jahre alt, am 27. August, in München.

— Ahmed Hadmi Pascha, Gouverneur von Syrien, am 27. August, in Beirut.

— Friedrich Hopp, Komponist, Kapellmeister und Librettist („Do-naueweibchen“, „Margarethe und Hänsel“ etc.), am 28. August, in der Wiener Landesirrenanstalt.

— Krom Rajawang Bawarasthan Mogol, Prinz von Siam, am 28. August, in Banglot.

— Joseph Servais, hervorr. Cellist, Professor am k. Konserbato-rium zu Brüssel, 35 Jahre alt, am 28. August, in Hal.

— Generalleutnant v. Faber du Faur, k. württembergischer Militärbevollmächtigter in Berlin, 66 Jahre alt, am 30. August, in Wilbbad.

— Dr. Karl Wibner, Obermedizinalrath, Begründer des Krippen-vereins München, 82 Jahre alt, am 30. August, in München.

— Eduard Teixeira de Mallos, Banquier, hochgeschätzt um seiner Wohlthätigkeit willen, 52 Jahre alt, am 31. August, in Amsterdam.

— Pater Albert Gattcher, Konfessorialrath, Jubelpriester des Benediktinerstiftes Schotten, 78 Jahre alt, am 31. August, in Wien.

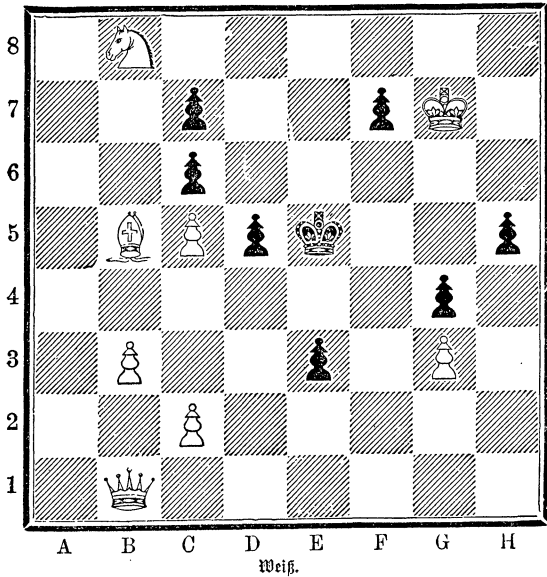
— Egger, ausgezeichneter französischer Hellenist, 72 Jahre alt, am 31. August, in Kobat (Puy de Dome).

— Professor Dr. Karl Uhde, Vorsteher der chirurgischen Klinik des herzoglichen Krankenhauses, 72 Jahre alt, am 1. September, in Braunschweig.

— Reinhard Otto, Redakteur des „Frankf. Journ.“, 64 Jahre alt, am 2. September, in Frankfurt a. M.



(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 346.Von Johannes Obermann in Leipzig.
Schwarz.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nr. 342:

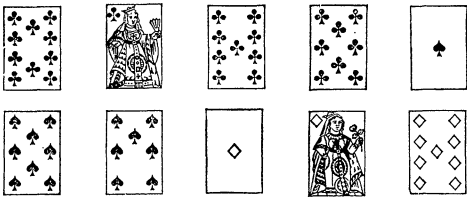
- Weiß. Schwarz.
- 1) R. E 8 — D 8 1) R. E 6 — D 5.
 - 2) F. F 4 — F 5 + 2) Beliebig.
 - 3) Thurm oder Springer Matt.



(Redigirt von Oscar Stein.)

Aufgabe Nr. 22.**Skat.**

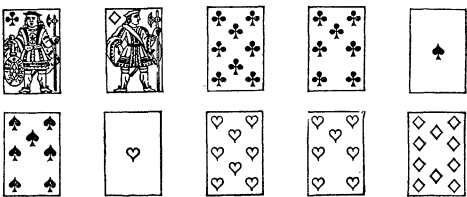
Vorhand hat, ohne ihre Karte angesehen zu haben, Tours angeordnet und hebt folgende Blätter auf:



Sie turnirt Coeur-As, findet Carreau-König und gewinnt. Was wird gedrückt und wie sind die Karten der Gegner vertheilt?

Auflösung der Aufgabe Nr. 20:**Skat.**

Mittelhand hat



Im Stat liegen Treff-As und Neun.

**Zweifelhafte Räthsel.**

Ist Jemand in Gefahr, ru' ihm die Erste zu,
Die Letzte sage Dem, der dich nicht läßt in Ruh'.
Das Ganze ist nur klein, durchsichtig fast und zart,
Doch leider ist es nicht von guter Sinnesart;
Wenn es dich nur erblickt, greift's schon zu seinen Waffen,
Es plänkelt um dich her und macht dir viel zu schaffen,
Willst du nun zornentbrannt es ganz gehörig hegen,
Wird es sich ungefümt auf Numero Sicher setzen!

Räthelsprung Nr. 11.

| | | | | | |
|--------|-------|--------|--------|-------|--------|
| | dem | blickt | äh- | von | |
| ge- | ner | por | der | der- | len |
| laßt | nach | wenn | brü- | fei- | re |
| ab- | ver- | em- | wie | ich | te |
| fo | ge- | dem | seh- | stieg | stir- |
| freund | her- | kommt | ei- | frei | so |
| drückt | haupt | lich | bo- | ne | nem |
| ti-f | mein | zu | es | leer | flände |
| dein | der | den | nicht | halm | wä- |
| nicht | so | daß | sprach | ich | wie |

Auflösung des Monat-Königsmarsches September:**Septembernacht.**Lyrisches Gedicht
von Hermann Kleske.

Mit nassem Laube rauscht der Wind
Dem Wald die bange Klageweise,
Die dunkle Regenwolke rinnt
So unablässig leise, leise!

Und immer dunkler wird es nur
Und immer trauriger und trüber,
Als schliefe weinend die Natur
Zum letzten ew'gen Schlaf hinüber.

Auflösung des Arithmoglyphs in Nr. 49:

| | |
|----------|---------|
| Geber | Gebr |
| Gelene | Gebr |
| Archib | Orpheus |
| Romeo | Reduz |
| Liberal | Dante |
| Omaha | Mchant |
| Turandot | Ytterit |
| Tutti | |

Charlotte Corday — Revolutionszeit.

Bilderräthsel 49.

Dieses dem archäologischen Verein zu Deutschheim von einem Kunstreisenden übergebene Relief, welches offenbar die Ueberreichung von Ehren-gechenken (vas.), deren Gebilde (plasma) die Feldherrntugenden (virtutes) zeigen, als Zeichen der Anerkennung für den gewonnenen Siegeslauf an den berühmten spartanischen Feldherrn Lysander unter dem Standbilde des Amor (fehlt wahrscheinlich patriae, Vaterlandsliebe) darstellt, ist doch aus den betreffenden klassischen Autoren und etwa ähnlichen Inschriften noch genauer zu erklären, weshalb wir es hier veröffentlichen.

Auflösung des Bilderräthfels 47:

Wer auf der rechten Seite ruht —
Hat frei das Herz;
Wer auf der linken Seite ruht —
Verspürt Schmerz.

Allen unseren geehrten Abonnenten, welche auf die

Deutsche Romanbibliothek

zu „Ueber Land und Meer“

in der Nummern- oder Heft-Ausgabe deshalb nicht abonniert haben, weil sie statt des allmählichen Empfangs eines solchen Journals dessen vollständige Erwerbung auf einmal nach Erscheinen des ganzen Jahrgangs — am liebsten gleich gebunden — vorziehen, theilen wir mit, daß der

Jahrgang 1885

mit der nächsten Nummer vollständig vorliegen wird. — Derselbe enthält neben einem reichhaltigen Feuilleton nicht weniger als zwölf vorzügliche Romane erster deutscher Schriftsteller,

und zwar von

- | | |
|-------------------------|----------------------------|
| Hieronymus Vorm . . . | Die schöne Wienerin. |
| Gregor Samarow . . . | Der Adjutant der Kaiserin. |
| Eugen Salinger . . . | Die tolle Braut. |
| Ida Boy-Ed . . . | Dornenkronen. |
| B. Dulot . . . | Daniela. |
| C. Bely . . . | In einer Hafenstadt. |
| A. v. Suttner . . . | Am Berge Arta. |
| Robert Byr . . . | Irrwische. |
| Leo Warren . . . | Im Hörselberg. |
| C. v. Wald-Zedtwitz . . | Die Töchter der Spione. |
| B. Dulot . . . | Trente-et-Quarante. |
| Hans Warring . . . | Die Marschalls. |

Bei all' dieser Reichhaltigkeit kostet der ganze Jahrgang in zwei starken Bänden von zusammen 1252 Seiten elegant broschirt

nur 8 Mark,

während diese Romane in Einzel-Ausgabe etwa fünfundsiebenzig gewöhnliche Romanbände füllen und dann mindestens achtzig Mark, mithin das Zehnfache kosten würden.

Für einen Preis also, der so gering ist, daß er kaum mehr beträgt, als man in der Leihbibliothek allein für das Lesen einer ebenso großen Anzahl von einzelnen Romanbänden, als in obigem Jahrgang enthalten sind, bezahlen müßte, erhält hier der Käufer des Jahrgangs als sein Eigenthum die neuesten und besten deutschen Original-Romane u. c.

Gebunden, fein in Leinwand in zwei Bänden mit Gold-pressung auf Deckel und Rücken, kostet dieser Jahrgang M. 12. —

Bestellungen auf den Jahrgang 1885 der „Deutschen Romanbibliothek“ können bei derselben Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle, durch die man „Ueber Land und Meer“ bezieht, gemacht werden.

Post-Abonnenten wollen sich mit ihrer Bestellung an die nächstegelegene Buchhandlung oder an die mit einer solchen in Verbindung stehenden Journal-Expeditionen, Buchbinder oder Kolporteurs wenden.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt

vormals Eduard Hallberger.



H. in H. Das ist eine alte, oft neu aufgeworfene Streitfrage, über welche die bemerkenswerthen Meinungen bis zur Stunde noch in zwei Lagern einander gegenüberstehen. Unser Vorschlag zur Güte geht dahin, an Stelle von „Geburtsfest“ das Wort „Geburtsfeier“ zu setzen oder gesagt zu denken, dann kann Niemand mehr in Zweifel sein, daß nur die Jahresfeier der Geburt gezählt werden können, nicht aber der Tag der Geburt selbst eingerechnet ist. Beispielsweise feiert man also an dem Tage, an welchem man 24 Jahre alt wird, sein 24. Geburtsfest; wir halten dafür, diesen Tag in obigem Sinne auch den 24. Geburtstag zu nennen, während Andere, den Tag der Geburt selbst mit einrechnend, gleichzeitig vom 25. Geburtstag sprechen.

D. G. in Berlin. Knapp in der Form, aber auch — an Gehalt. E. R. in Brinn. Vergleichen Sie, was in den Notizblättern der vorigen Nummer unter „Industrie“ u. an erster Stelle gesagt ist.

Hélène F. Viel zu breit ausgefallen. M. R. in Berlin. Herr Premierlieutenant der Artillerie Brüllings in Amsterdam theilt uns mit, daß ein Unterhaltungsstück, wie Sie es suchen, in „Le monde illustré“, 23. Année, Nro. 1140 vom 1. Februar 1879 angeführt und erläutert ist.

M. R. in Halle a. S. „Dort oben!“ für „Romanbibliothek“ angenommen. M. D. in Schl. Eine kleine Auswahl werden wir mit Dank verwenden. „Dolores“. Recht niedlich, aber zu subjektiv, um weitere Kreise interessieren zu können.

Siebenzehnjährige am stillen Ozean. Darüber ist nichts Zuverlässiges bekannt; es steht ganz im Belieben des Malers, welche Haarfarbe er der einen und der andern der beiden Schwestern geben will. Sie können daher mit Ihrer Erinnerung sehr wohl in vollem Rechte sein. — Beim Emporsteigen der Herr, beim Herabsteigen die Dame. — Im Durchschnitt wohl der Amerikaner. — Handschriftbeurteilung haben wir längst abgelehnt.

K. G. in Dresden, im Namen einiger Abonnenten. Sie finden Ihren Wunsch in voriger Nummer bereits erfüllt. M. B. in Mannheim. Dieses Wort hat, von Mund zu Munde gehend, mit der Zeit vielfältige Umgestaltungen erfahren. Ursprünglich ließ Hans Adolf von Thümmel, der sich in geistreich sein sollenden Paradoxen gefiel, die Frage los:

„Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen,
Ist Tugend, ist Begriff.“
Die Worte: „Im Schatten tühtler Denkungart“ gebrauchte er einmal an anderer Stelle. Die Travestieen sind, wie gesagt, zahlreich. Eine der gangbarsten lautet:

„Im Schatten tühtler Denkungart,
Wo Liebe sich mit Unschuld paart,
Da läßt des Lebens Unverstand
Mit Wehmuth sich genießen.“
Für die zweite Zeile gibt es wieder verschiedene Lesarten. Im Fremdenbuch der Rudelsburg finden sich unter dem 15. Juni 1840 mit der Unterschrift A. L., Kandidat der Theologie, folgende Verse:

„Und wer des Lebens Unverstand
Mit Wehmuth will genießen,
Der lehne sich an eine Wand
Und stampe mit den Füßen.“



54. Band.
Siebenundzwanzigster Jahrgang.
Oktober 1884—1885.

Allgemeine Illustrirte Zeitung.

Erscheint jeden Sonntag.
Preis vierteljährlich 3 Mark.
Mit Post-Ausschlag Mark 3. 50.

Fanchon, das Leiermädchen.

Novellette

von

Emile Mario Varano.

(Schluß.)

IV.

Der kleine Salon, in welchen sie traten, war ein Muster von Behaglichkeit und Eleganz. Es war ein echter Musiksalon der Mirabeauzeit und enthielt nur das altmodische, aber elegante Clavecin, einige Tabourets, einen Rotenträger, exotische Pflanzen, ein niedliches Büffet und den Kamin, in welchem ein kleines Feuer brannte. — Madame Fanchon schloß die Thüre und bot dem Abbé einen Sitz.

„Sie werden sich wundern, Monsieur l'Abbé,“ sagte sie mit der wohlthunenden Unbefangenheit der echten großen Dame der Bourbonenzeit, das Gespräch am Clavecin fortsetzend, „daß eine alte Frau wie ich, anstatt zu schlafen, die Nacht noch mit Singen behelligt. Aber was wollen Sie? Die Lieder sind der ganze Reichtum, der mir geblieben ist, sie sind meine Erinnerung, sie sind meine Jugend. Und da ich zu barmherzig bin, um die Leute damit zu quälen, so nehme ich meine Zuflucht zu den Nachstunden, und die Liedchen erzählen mir von den schöneren Tagen meines Lebens, von Jugend, vielleicht von Liebe...“

„Und von Triumphen!“ fiel der kleine Abbé ein.

Sie neigte dankend ihr schönes altes Haupt mit den grauen Haaren. „Die Welt war so gütig, mir unerbittliche Nachsicht zu zollen,“ sagte sie.

„Verdienten Beifall! Nie hörte ich ein schönes Lied so schön singen, wie jetzt von Ihnen, Madame!“

„Sie sind sehr liebenswürdig,“ sagte sie mit einem Blicken ihrer weißen Zähne, und ihr sanftfarbiges Seidenkleid raschelte leise auf wie Blätter, als sie sich verneigte mit dem echten Knix der Rokokozeit. „Aber das, was Ihnen an dem Liedchen gefallen haben kann, ist wohl nicht mein Verdienst, sondern das Verdienst des Liedes selbst — des Dichters und des Komponisten und vielleicht auch der damaligen Schule.“

„Wem immer das Verdienst zukommen mag,“ sagte der Abbé herzlich, „gewiß ist, daß ich jetzt begreife, wie einst eine ganze Residenz für Fanchon, das Leiermädchen, schwärmte!“

Die feinen Wangen der alten Dame rötheten sich leicht, wie in Freude.

Er fuhr rasch fort: „Was ich in Ihrem Sange gehört habe, das ist die Reinheit der Kunst gewesen, das ist die Unschuld, die jede Frauenstimme in jedes Lied, selbst in das fröhlichste bringen muß. Das ist der Frohsinn, welcher heutzutage nie wiedergegeben wird ohne Ausgelassenheit. Ich hörte in diesem Liedchen die einzige Fanchon singen, die von aller Welt vergöttert wurde.“

„Man liebte mich, ja,“ sagte die alte Dame mit einem stolzen und dabei dankbaren Lächeln in ihren

schön gebliebenen Augen. „Aber ich war auch mit Leib und Seele bei der Kunst, bei den Liedern, beim Sange! Und das war es, was die Sänger von damals abelte, vielleicht besser machte als die heutigen. Man war echt; man lernte singen und nahm es ernst. Man lebte fröhlich, oft ausgelassen, aber immer ein wenig besser, als man zu leben schien. Und man liebte wahrhaft, und die Wahrhaftigkeit der Liebe löste aus unserem Gefange. Sie sagten, ich hätte alle Welt entzückt. Nun, das vielleicht nicht, aber gewiß hörten Alle aus meinem Sange die Liebe und die Lust heraus, die mich dazu befeelte, und die Freude, und das machte, daß mir die Leute Beifall zuriefen und daß sie sagten: ‚Die Fanchon singt einzig.‘ Aber sehen Sie, Monsieur l'Abbé, unter all' dem Beifall, welchen ich erhielt, und unter all' den guten und freundlichen Worten, den

Blumen und dem Golde, welches man der Straßen- und Salonfängerin spendete, hat mich doch nichts so gefreut als der Beifall eines alten Mannes. Ich ging eines Tags mit meiner Leier aus dem Café der Regentenschaft heim über den Boulevard des Tournelles. Es war im Herbst und die Sonne war schon im Sinken. Der Boulevard war ziemlich verlassen. Da begegnete mir ein Wagen, ein Kavalierswagen mit Dienerschaft. Da streckte sich eine dürre alte Hand aus dem Fensterwagen und eine dünne alte Stimme rief dem Kutscher zu, er solle halten. Es geschah, und ein Diener, der vom Hintertritt sprang, öffnete den Wagenschlag. Ein verschrumpftes altes Männchen in glänzender Hoffleiderung kam zum Vorschein und winkte mir zu. „Ist das nicht Mademoiselle Fanchon?“ sagte er, und als ich bejahte, fuhr er fort: „Ich habe schon so viel von Ihnen gehört und ich weiß, daß Sie einzig in Ihrer Art sind. Ich habe Sie an der Schönheit, an Ihrem reizenden Savoyardenkostüm und an Ihrer Leier erkannt. Ich möchte Ihnen die Hand drücken, so.“ Der Bediente hinten winkte mir zu und deutete auf die Stirn, als wolle er sagen, der alte Herr „rapple“ ein wenig. Ich hatte aber für den parfümirten lieben Greis eine besondere Zuneigung gefaßt und sagte zu ihm: „Wenn Sie wollen, Monseigneur“ — ich sagte Monseigneur, denn er trug ein großes Brillantenkreuz am Rocke — „kann ich auch singen. Der Salon des Savoyardenmädchens ist ja die offene Straße.“ Und er nickte und kicherte und ich sang zwei Strophen meines Liedchens „Les aventures



Andreas Achenbach.

de Nicole. Während ich sang, hatten sich einige Leute um uns gesammelt. Der alte Herr schlug den Takt zu meinem Liedchen auf die Kutschenthüre, und hustete und nickte, und als ich fertig war, da reichte er mir aus dem Wagen heraus seine runzelige Hand und sagte mit zitterndem Kopf: „Mademoiselle, ein solcher Gesang und eine solche Stimme, solche Jugend und Frische bezahlt man nicht... man kann nur danken dafür.“ Und er zog mich mit all' der Höflichkeit unserer guten alten Zeit zu sich und küßte mich auf die Stirn. Dann fuhr der Wagen davon. Es war ein Herbstabend, wie gesagt, der Himmel roth, einige Blätter tummelten sich an der Erde. Einer der Umstehenden fragte mich, wie ich dem Wagen nachsah: „Wissen Sie, wer das gewesen ist, Mademoiselle? Das war der Herzog von Richelieu, der galanteste Mann unseres Jahrhunderts.“ Am andern Tag hörte ich, der alte Herr Herzog sei gestorben. Und es ist mir eine seltsame, liebe Erinnerung in meinem Leben, daß ich den letzten Kuß und das letzte Lächeln Fronzac's, des galantesten Kavalliers zweier Regierungen, erhalten habe.

Die alte Dame schwieg. Es lag etwas in ihrem gerührten, sinnenden Blick, wie sie jetzt in die Flamme des Kamins sah, und es lag etwas in ihrer Erzählung und in dem Parfüm, welches das Zimmer erfüllte, was den runden Abbé pietätvoll machte und an jene gute alte Zeit erinnerte, wo selbst der Leichtsinne und die Ausgelassenheit etwas Kindliches hatten.

„Das war freilich ein großer Triumph für Mademoiselle Fanchon!“ sagte er.

„Mein letzter,“ entgegnete sie mit einem trüben Lächeln, „denn dann kam das Glück.“

„Das Glück? Hören damit die Triumphe auf?“

„Ich hörte zu singen auf,“ sagte sie leise. „Sie werden gehört haben, daß ich den Obersten Eduard de Franville heirathete und mit ihm in's Ausland ging. Mademoiselle Fanchon war todt...“

Lag es wie ein Bedauern in ihrer Stimme, wie ein Bedauern über das Ende ihrer Triumphe, und daß sie dieselben dem gewöhnlichen Glück des Lebens geopfert hatte, oder lag darin eine süße Erinnerung an dieses Glück selbst?

Sie setzte dann plötzlich hinzu: „Die Welt hat nicht recht erfahren, was mit Fanchon geschehen ist. Mein Gatte lebte nicht lange. Er starb in Rußland. Die Frau Oberstin von Franville stand da als Adelige, nicht anerkannt von der vornehmen Familie und ohne Geld. Auch sie verschwand. Sie mußte ja Geld verdienen. Nicht mehr mit ihrer Stimme, sondern sie mußte — dienen. Heute bin ich nur noch die Großmutter meiner Enkelin und die Besizerin dieses Eishauses.“

Der Abbé erhob sich. Er fühlte, daß sein Besuch zu Ende sein müsse, und sagte: „Wer solche Erinnerungen an eine große Zeit des Ruhmes und eine, wenn auch noch so kurze Zeit des Glücks sein eigen nennen kann und wer sich wieder aufleben sieht in einem so schönen Ebenbilde, und wem eines wenigstens treu geblieben ist: die Kunst, die Weihe derselben und die Liebe zu derselben, der ist reicher als wir Alle.“

Die alte Dame erhob sich, wie er sich über ihre Hände neigte und dieselben küßte. Sie lächelte wieder.

„Glauben Sie?“ fragte sie. „Unser Reichthum ist in der That unsere Erinnerung. Adieu, Monsieur l'Abbé,“ fügte sie mütterlich hinzu; „und sammeln auch Sie sich einen solchen Reichthum für Ihr Alter!“

Der Kniz, mit welchem sie auf der Schwelle von ihm Abschied nahm, erinnerte wieder an die schöne Zeit Louis XV.

„Adieu, Madame!“ sagte er.

Wie er sein Haupt wieder erhob, sah er in der andern Thüre des Salons noch einmal für eine Sekunde die schlanke Enkelin der alten Dame und neben ihr...

„Er ist's! Es ist Henri!“ sagte sich der Abbé auf dem Heimweg. „Der Heuchler! Und auch Mademoiselle Fanchon, dieser reinblühende Engel, kein ehrbares Mädchen? Und die alte Dame?! O Tugend und Wahrheit in den alten Liedern! Alles lügt!“

V.

Am andern Tag hieß es in ganz Petersburg, Lord Ruffel sei angekommen, der einst so lebensfrohe, alte Kavaller, welcher viele Frühlinge hindurch in seinem Petersburger Palais die beste Gesellschaft gesehen und die interessantesten Kunstsoirées gegeben hatte. Dann war er aber plötzlich für lange Zeit verschwunden gewesen.

Und Lord Ruffel war in der That wieder da. Aber wie verändert! Alle, welche ihn früher gekannt hatten,

behaupteten, er sei nicht wieder zu erkennen, nicht so sehr dem Aeußern, als dem Innern nach. Der früher so stattliche Kavaller war gebeugt, sein blondes Haar war dünn und grau geworden, in seinem Gesichte machten sich Falten der Müdigkeit sichtbar, um seine Augen lag die Röthe schlafloser Nächte.

Er öffnete sein Palais wieder, machte bei früheren Lieben Bekannten Besuche, empfing dieselben und gab Einladungen zu seinen sonst so beliebten Künstler-soirées aus.

„Aber er ist doch nicht mehr derselbe,“ sagte man sich in der Gesellschaft. „Er ist nur noch der Schatten seiner selbst.“

Der Herr Abbé hatte sogleich tiefe Sympathie gefaßt für den fast gebrochenen Mann, dem man mehr Leiden als Alter ansah, und Lord Ruffel hatte Gefallen gefunden an dem liebenswürdigen, jungen, rothigen Mann. Das Interesse des Abbé an Mylord ward durch die Ueberzeugung erhöht, daß derselbe in irgend einem Zusammenhang mit dem plötzlichen Verschwinden der Damen aus dem Eishause stehen müsse, denn am Tage nach der Ankunft Mylords war die maison de glace verschlossen gefunden worden und ein zurückgebliebener Muschik sagte Jedem, der es hören wollte, daß seine Herrschaft fortgerückt sei — unverhofft — gegen Moskau zu.

Und Niemand hatte eine Ahnung davon gehabt, Keinem hatte Madame Fanchon von ihrem Plane, abzureisen, gesprochen. Da lag ein Geheimniß! Aber welches?

Und kein gutes Geheimniß, davon war der Abbé überzeugt; denn mit den Damen zugleich war Monsieur Henri verschwunden — ohne Spur, ohne eine Mittheilung. Nun war es klar. Er hatte mit der unschuldig schauenden Mademoiselle Fanchon ein Verhältniß intimster Art gehabt; er war es, welcher ihr die pikanten Gedichte schrieb, und Madame Fanchon, die Großmutter, die feine, stolze Dame, war die Mitschuldige, ja noch mehr, die Beschützerin dieser ganzen verdächtigen Geschichte!

Aber in welchem Zusammenhang stand das plötzliche Verschwinden dieser Menschen mit der Ankunft Mylords?

Das mußte der kleine Abbé ergründen und zu diesem Ende mußte er die genaueste Bekanntschaft mit dem alten Lord machen.

So kam endlich der Abend der ersten Künstler-soirée bei Lord Ruffel.

VI.

Es war eine jener Unterhaltungen, wie sie die damalige Zeit unter dem ersten Napoleon geschaffen hatte. Die Gesellschaft war nicht mehr so exklusiv wie unter Katharina, sondern „gemischt“, obwohl die besten Namen da vertreten waren.

Die Kunst spielte eine große Rolle da; die wirkliche Kunst mit wirklichen Künstlern, nicht mit Dilettanten. Mademoiselle Georges, die berühmte Tragödin der Comédie-Française, war geladen und beflamirte den großen Monolog der Phädra mit all' der Wucht ihrer Tragik, mit all' dem Glanze ihrer tönnenden, klangvollen Stimme, von welcher Tied sagt, daß man den leisesten Seufzer in den fernsten Räumen des Theaters höre.

Mademoiselle Georges war damals in der Vollmacht ihrer Schönheit und ihres Talentes. Gebaut wie eine Statue, imposant und wahrhaft majestätisch, überragte sie Alles um sich. Ihr dunkles Haar, ihre klassischen Züge wurden von allen Malern kopirt und zogen sogar den Herrn der Welt zu ihren Füßen. Und die Eifersucht der kleinen, capricienhaft hübschen Kreolin Josephine Beauharnais war es, welche die Georges für eine Zeit von der Comédie-Française und aus Paris in die Welt getrieben hatte. So war sie auch nach Petersburg gekommen und hatte hier ebenfalls die höchsten Häupter vor sich gebeugt. Wo die Georges erschien, verblaßte alles Andere neben ihr. So auch jetzt, wo sie auf der Tribüne des großen Saales des Palais Ruffel erschien, um von einem echten Publikum der damaligen Zeit, d. h. vor einem Publikum, aus Offizieren und Offiziersfrauen bestehend, den Monolog der Phädra vorzutragen.

Die Damen in den mattfarbigen, engen, kurzleibigen Seidenkleidern und die Herren in den goldüberfärbten, knappen Uniformen empfingen die große Künstlerin, die Besiegerin des unbefiegbaren Napoleon, mit jenem leisen Beifallsmurmeln der Höflichkeit, welches in den Privatvorstellungen den rauschenden Beifall der Schauspielhäuser ersetzt.

Mademoiselle Georges trug eine malvenfarbige, kurzleibige Seidenrobe, eine schmale, blaue indische Schärpe, nach damaliger Mode um den Oberleib drapirt, ein

Diadem in den nachtdunklen Haaren, die herrlichen marmorweißen Arme entblößt, den berühmten Diamantenschmuck ihres kaiserlichen Anbeters um Arm und Nacken und begann mit ihrem unvergleichlichen Organe in der klangvollen, tiefen Lage den Monolog der liebesentflammten Königin.

Tiefe Stille herrschte, als sie geendet, in dem ganzen, durch Wachlichter sanft erhellten Saale. Lord Ruffel, der Herr des Hauses, saß an dem Ende der ersten Sesselreihe, um den Damen und Herren der hohen Aristokratie, welche in derselben Platz genommen hatten, die Honneurs zu machen in den Pausen. Neben Mylord befand sich der rosigge Abbé.

Nach der ersten Pause tiefer Ergriffenheit erhob sich ringsum lauter Ruf des Beifalls. Die junge, blühende Künstlerin dankte mit einem tiefen Knix, wie er damals Mode war, und trat von der Tribüne ab, die Schärpe grazios aufnehmend und ihre Hand Mylord reichend, welcher an die Tribüne getreten war und sie nach dem leergebliebenen Sitz rechts neben sich führte.

Während der nun folgenden Pause wurden Erfrischungen herangereicht und ein allgemeines Geplauder begann.

„Wie gefällt es Ihnen hier in Rußland?“ sagte Mylord zu Mademoiselle Georges, „Ihnen, die Sie die Königin... ich sollte sagen die Kaiserin des civilisirtesten Landes der Welt waren? Nicht wahr, ein dunkles Land trotz seines Schneelichts? Und ein unheimliches Land trotz seiner französischen Mäuren?“

„Das mag sein an nebel dunklen Wintertagen,“ sagte die Königin der französischen Tragödie mit ihrem perlenweißen Lächeln. „Aber ich hatte das Glück, im Vorfrühling mit seinen sonnigen Schneeblicks hier gekommen zu sein. Der Schnee ist schon transparent wie Diamantenstaub, der Himmel blau, die Sonne will schon Blüten aus den Büschen locken, und die Gesellschaft ist heiter und gastfreundlich. Und was das Unheimliche betrifft, so...“

„So ist eigentlich Rußland auch ärmer als andere Länder. Sie können da Recht haben,“ fiel er ein.

„Das eigentliche Petersburg reicht nicht über das Moskoto hinaus. Nichts ist hier uralte, sondern Alles Allonge. Man geht thatsfächlich nicht über Peter den Großen hinaus. Und ein Gespenst, so ein echtes Gespenst verlangt sein uraltes Gehäuse.“

„Richtig!“ sagte die Georges lächelnd. „Es gibt also in Rußland nirgends Gespenster?“

„O doch!“ sagte der melancholische, früh gealterte Lord. „Gespenster gibt es hier wohl wie überall; mehr vielleicht und vielleicht greifbarere. Es sind nicht Gespenster von jener Gattung, welche schon ihre hundertjährige sagenhafte Legitimität hat und die eben chronikgemäß ist, sondern Gespenster von gestern oder längstens von unseren Großeltern her. In dem einen Zimmer sieht man Blutflecke, denen man scheu ausweicht, in einem andern steht ein Schirm, von welchem die Dienerschaft zu erzählen weiß, daß hinter demselben die Gattin des letzten Besitzers ermordet wurde, und in einem reizenden, luxuriös ausgestatteten Boudoir ist ein Kaiser erdrosselt worden. Die Diener, welche bei der That zugegen gewesen und schauernd zusahen oder vielleicht selber mit Hand anlegten, leben noch, bedienen uns. Sie sind ganz wie andere Bediente, nur starren sie manchmal ängstlich in gewisse Ecken. Die Bilder an den Wänden mit den martialischen Offizieren und den koketten Schächerinnen sind sehr modern, aber sie alle sind Gespenster von gestern und erzählen dem Wissenden irgend ein graufames, barbarisches Drama aus der russischen Gesellschaft. Die russischen Gespenster, Madame, sind in keiner Chronik verzeichnet — sie werden vertuscht und verschwiegen — aber sie sind reeller als die der anderen Länder. Sie sind so neu, die Leute um uns haben sie gekannt; diese Gespenster fassen uns bei der Hand — der Sessel, auf welchen wir uns niederlassen, wurde von ihnen neulich an diese Stelle gerückt. Ich finde diese Geister viel schrecklicher als die chronikhaften, nicht? Aber still... da kommt Garat...“

Mademoiselle Georges erwachte gleichsam wie aus einem Traum und blickte auf. Ja, sie war noch auf der wirklichen Welt. Sie sah eine glänzende Gesellschaft um sich, uniformirte Männer, lächelnde Frauen in hellen Farben, und dort auf der Tribüne erschien jetzt Monsieur Garat, der Modefänger von damals, welchen ebenfalls eine kaiserliche Laune aus Paris getrieben hatte. Ja, sie war noch auf der Welt, es waren fröhliche, eitle Menschen um sie, und sie athmete auf.

Monsieur Garat hatte die Bühne betreten, grüßte lächelnd umher und sang ein Lied von Lully.

Garat war als lächerlichster Infrohable gekleidet und voll Affektiertheit und sang dabei mit der süßesten Stimme in herrlichster Weise. Das ganze Publikum war wie träumend, man wagte nicht zu athmen, um nur keinen Ton zu verlieren. Und als Garat endete, da erwachte man, wie zurückgekehrt aus einer andern Welt. Es war, als komme man aus einem sonnigen Lande, aus dem Lande des wahren Daseins, der unermesslichen Liebe und des Trostes für alles Leid; als trete man wieder in die kahlen, winterlichen, düstleren Gebiete dieser Erde; als habe man das Paradies geschaut und sei aus demselben wieder verbannt worden und befinde sich hilflos außerhalb der Schwelle desselben. Der Beifall der Zuhörer machte sich in athemlosen, entzückungsvollen Zurufen Luft.

Garat verbeugte sich kokett, lächerlich und tänzelte von der Tribüne.

Fast gleich darauf und noch ehe sich die Gesellschaft erholt hatte von dem tiefen Eindruck der schönsten Stimme der Welt, trat eine Sängerin auf, ein junges, schönes Mädchen in weißer, einfacher Tracht.

Der Lord zwischen Mademoiselle Georges und dem Abbé fuhr auf. Er starrte auf diese Erscheinung wie auf etwas, das unglaublich war — das erschreckte und entsetzte ...

Mademoiselle Georges und der Abbé hörten, wie er fluchte: „Constance! Ist sie's? Wie wäre es möglich, wie ...“

Dann sank er auf seinen Sitz zurück, die Hände bebend gefaltet, wie um sich Fassung zu geben, und die Augen voller Thränen. Aus dem Entsetzen wurde dann Rührung, und der Abbé sah und wußte daraus, daß Die, welche da oben stand, wirklich die von Mylord gemeinte Constance sein müsse, obwohl er selbst sie nur unter dem Namen Mademoiselle Fanchon II. kannte.

VII.

Und das junge Mädchen sang; anfangs mit Zittern in der Stimme und mit etwas Flimmerndem in den schönen Augen; aber dann wurde ihre Stimme immer sicherer, ihr Ausdruck immer klarer.

Dieser Gesang war so ganz anders als der klassische Gesang Garat's, welcher die tiefste Seele bewegte. Es war ebenfalls ein Sang ganz eigener Art, aber voll Frohsinn und Frische im Ton, voll Sonnenhelle und Unschuld. Es war ein Lächeln und ein Maienblühen in diesem Liedchenvortrag. Alle, welche von dem früheren Gesang zu Thränen gerührt worden waren, wurden jetzt gleichsam in ein kindliches Märchengebiet gezogen, in eine tönende Helle, wie sie nur die französische Schule von damals kannte, jene französische Schule, welche dasselbe wie die gleichzeitige Malerei war: mit den feinsten Farben in frischester Weise aufgetragen.

Das Lied Fanchon's der Jüngeren war vielleicht nicht geeignet für diese Art gläsernen Gesanges, denn es war ein rührendes, ein ernstes Lied. Das Lied der jungen Sängerin behandelte die alte Sage von Eginhard und Emma, die einander heimlich in Liebe genahet und die dann von dem Fluche des kaiserlichen Vaters in die Verbannung getrieben worden waren. Es schilderte dann die Vereinigung dieses Vaters, die Neue des Liebhabers und die Sehnsucht der Tochter nach ihrem Heim. An dieser Stelle versagte der Sängerin der Ton, und Lord Russell erhob sich jählings und rief mit thränenerschlückter Stimme: „Constance, Constance, Constance!“

Die Sängerin sprang mit einem Schrei von der Tribüne und in die Arme des Lords, welcher sie an sein Herz preßte und dann mit einem raschen Blick auf die Gesellschaft, wie erwachend, das weinende schöne Kind in den Nebensalon zog.

VIII.

Am folgenden Tag ward der rosige Abbé im Palaß „seiner Freundin“ mit Fragen bestürmt; von der Fürstin selbst, von ihren Nichten, den Comtessen, von dem Onkel Babuschin — mit Fragen, welche ihn unglücklich machten, denn er konnte sie nicht beantworten.

Und die ganze übrige Gesellschaft jener Künstler-soirée im Palais des Lord Russell fragte einander und forschte, und erforschte nach und nach, was in einzelnen Theilen die ganze Welt schon vorher gewußt hatte.

Und das war folgende Historie.

Die Erscheinung Fanchon's der Jüngeren auf der Tribüne war für Mylord eine Ueberraschung über-

wältigendster Art, da das Programm seiner Soiréen stets von seinem alten, getreuen Haushofmeister in Szene gesetzt wurde.

Wer aber war die Constance, alias Mademoiselle Fanchon II., dieser Effektzene? Und wer waren dem Lord demzufolge Monsieur Henri und die Großmutter der Kleinen?

Ei, Monsieur Henri war, wie man bald wußte, der einstige kleine „Henrietto“, der Pflegetohn Mylords, welcher, wie es damals schien, selbst kinderlos, den Knaben einer armen Hausfreundin abnahm und demselben die beste Erziehung geben ließ. Und Mademoiselle Fanchon? Ei, sollte Mademoiselle Fanchon nicht seine wirkliche Tochter, ein Kind jener schönen französischen Sprachlehrerin sein, welche von den strengen Eltern des Lords dem Sohne versagt worden war? Versagt, trotzdem sie eine ganz ehrbare Lehrerin gewesen war, aber freilich nur die Tochter armer Eltern, das heißt eines französischen Obersten de Franville, welcher bald nach der Geburt seines Kindes in Rußland gestorben war und seine schöne junge Frau ohne alle Mittel zurückgelassen hatte, da er dieselbe — es war die berühmte Straßensängerin Fanchon in Paris gewesen — gegen den Willen seiner Eltern geheirathet. Madame Fanchon de Franville, zu stolz, um ihr kleines Kind durch ihr altes „Handwerk“ zu ernähren, gab Sprachstunden, war dazwischen Gesellschafterin und bildete ihr verwaistes Kind zur Gouvernante aus. Das junge Mädchen, Constance, ward groß und schön und hatte bald die Liebe des jungen William Berkeley gewonnen, als dieser im Ausland auf Reisen war, und derselbe hatte Constance, Fanchon's Tochterlein, frischweg in Gretna-Green geheirathet bei dem berühmten Schmiede für heimliche Heirathen. Die stolzen Eltern des jungen Engländers drohten, ihm nun alle Unterstützung zu entziehen, wenn er nicht von seiner jungen Gattin lasse. Und der that dieß endlich, nicht aus Egoismus, sondern um die Arme nicht dem Elend preiszugeben.

Da starben aber die Eltern William Berkeley's und derselbe wurde außerdem durch den Tod eines Oheims zum Lord Berkeley Russell und beeilte sich, seine junge Frau wieder zu sich zu rufen. Diese war aber in der Fremde gestorben und er fand nur sein und ihr Kind, ein holdes Mädchen Namens Constance, welches freilich durch den ehemaligen Rückschritt des nunmehrigen Lord Russell's nicht berechtigt war, den Namen des Vaters zu führen.

Die kleine Constance kam nun zu diesem ihrem Vater und lebte da unter der Neglie ihrer mütterlichen Großmutter, Madame Fanchon de Franville, welche von Lord Russell als dame de maison installiert wurde. So sollte es bleiben, bis zu der Zeit, wo Lord Russell die Berechtigung und Legitimierung seines Tochterleins erwirkt hätte.

Aber ach! ... In der Zeit seiner früheren Einsamkeit als Sir William Berkeley hatte Mylord einen armen Hausfreundin Namens Henri adoptirt, einen hübschen, feurigen Jungen. Und bald kam es, daß der junge Henri und Constance einander liebten — zum Entsetzen Mylords, zum Entsetzen Mylords, denn es ist sonderbar, daß der Stolz der Eltern oft plötzlich in den Kindern erwacht wie eine erbliche Krankheit.

Im ersten Zorn trieb also Mylord seinen Adoptivsohn aus dem Hause.

Constance war aber eine echte Tochter ihrer Mutter und Großmutter, echt und treu in Allem, und sie folgte dem vertriebenen Geliebten. Ihre Großmutter Fanchon — wie nun Großmütter sind — verließ ihre Enkelin nicht und ging mit ihr. Im fremden Lande wurden Henri und Constance ein Paar, und Lord Russell sah zu spät ein, daß er sich nur einsam gemacht habe durch seine Strenge. Und er suchte die Verlorenen.

In Petersburg endlich fand er die ersten Spuren derselben — in dem Gishause: Madame Fanchon de Franville, ihre Enkelin Constance und deren Gatten, welcher, nachdem er früher als Dichter excellirt hatte in Mylords Hause, jetzt als Maler und Zeichenlehrer lebte, nur heimlich mit seiner jungen Frau verkehrte und derselben die originellen Verse ihrer Tellerchen lieferte, welche zuerst so viel Aufsehen machten, bis es später die Persönlichkeit der beiden Frauen, Großmutter und Enkelin, that, so daß ganz Petersburg dem Gishause zuströmte.

Und nun war Lord Russell nach Petersburg geeilt und — hatte das Gishaus verlassen gefunden, aber nur, um halb auf dem Künstlerabend seines eigenen Palais sein Kind wiederzufinden, welches ihn im Liebe um Veröhnung bat.

So viel erfuhr die Gesellschaft von Petersburg.

Mehr aber erfuhr der kleine Abbé, welcher bald darauf von seinem guten Bekannten, Monsieur Henri, eine Einladung nach Chambéry erhielt, wo das Hochzeitsfest zwischen Henri und Constance im kleinen, aber glänzenden Kreise lieber Bekannter begangen werden sollte, nachdem die eigentliche Trauung schon längst in einem kleinen Städtchen Lithauens gefeiert worden war. Eine kleine, herzige „Fanchon die Dritte“ figurirte einen Augenblick im Hochzeitsaal im reizenden weißen Kindertragkleiden.

IX.

Diese Hochzeitsfestnacht in Chambéry fiel auf eine herrliche Frühlingsnacht und ward in dem prächtigen Schloßchen gefeiert, welches hier Lord Russell für sich und seine Kinder gekauft hatte inmitten himmelanstrebender Berge. Die Gesellschaft im Speisesaal war fröhlich und laut. Der rosige Abbé hatte sich einen Augenblick in eine Fensternische zurückgezogen, um zu ruhen und die sanften Thaldüfte einzuatmen, und betrachtete von da aus das ganze buntbewegte Bild des Saales, in welchem sich Lieb und Duft, Glanz und Frohsinn, überwundene Leiden und Genießen der Zukunftshoffnung vereinten.

Er sah den alten Lord sich selig lächelnd über das kleine Enkelkindchen im weißen Spitzenkleiden neigen und dachte an die Zukunft und dachte der Vergangenheit und dachte an den jetzigen Augenblick und seine Umgebung, die wohl seltsam genug war. Da saß er, weit hergewandert aus dem Norden, um Neuigkeiten und Festbeschreibungen zu bringen in das Kokopalais der Fürstin Brabekoi, und sein Auge ruhte auf der ganzen Märchenpracht eines mondbeleuchteten, bergriesen-umtarten Thalgrabens von Savoyen, und sein Ohr lauschte auf das frohe Geplauder eines herzerquickenden Familienfestes.

Madame Fanchon, die Urgroßmutter, hatte heute wieder das Sonntagskostüm einer Savoyardin angelegt und schien jünger und bezaubernder als alle anderen Frauen der Gesellschaft ... das Chokolademädchen Liotard's wie aus dem Rahmen herabgestiegen.

Und der rosige Abbé dachte an all' die bunten Bilder dieses wundersamen Frauenlebens, an die arme, kinderreiche Hütte ihrer Eltern; an das junge Mädchen, welches mit seiner Leier unbeschützt nach Paris wanderte; an das berühmt gewordene Leiermädchen mitten in dem Lärm der frivolen Hauptstadt; an die zarte Liebe, die sich zwischen ihr und dem Sohne eines adelstolzen Hauses, dem Obersten Eduard de Franville, entspann; an das kurze Glück dieser jungen Ehe im fernen Rußland; an das rasche Ende dieser Ehe und die lange Reihe von Kämpfen, welche sich für die verwitwete Oberstin daran knüpften bis heute; an den starken Muth und die echte Tugend, mit der sie Alles getragen bis zu dieser Stunde, wo sie endlich in dem Glück ihrer Enkelin Constance und in dem Anblick ihrer kleinen Urenkelin Ruhe und Frieden zu finden schien ... Es waren gar seltsame, schöne, thränenschimmernde Bilder, welche das Leben Fanchon's des Leiermädchens bildeten.

Jetzt wogte es in allgemeiner Bewegung an der Tafel gegen das Clavecin hin, welches sich in einer Ecke des Saales befand.

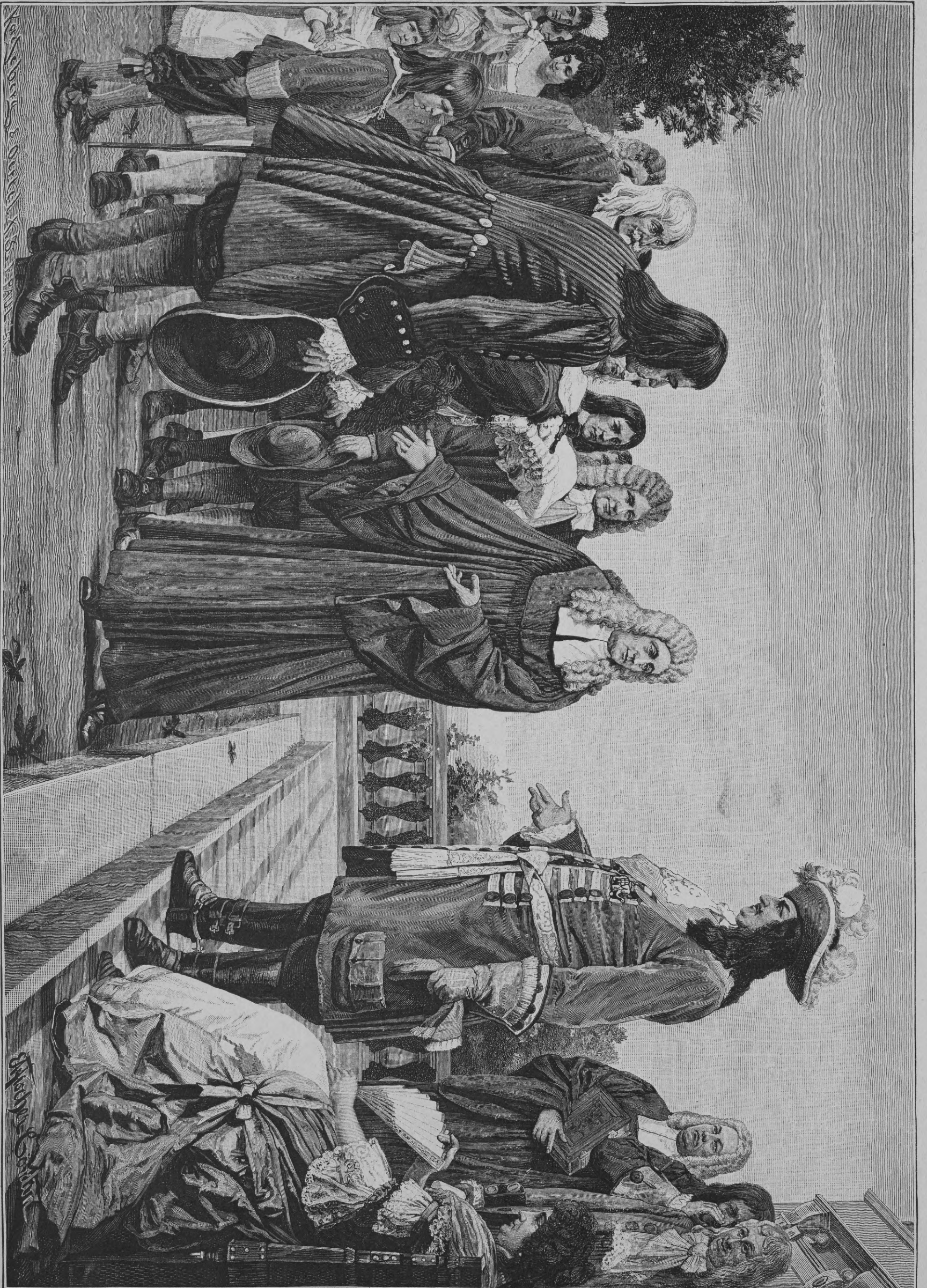
Madame Fanchon de Franville ließ sich an demselben nieder mit ihrem reizendsten Lächeln auf dem schönen Greisengesichte und legte die Finger auf die Tasten. „Mais il ne faut pas oublier toutefois, — que je suis une vieille femme, une aieule ...“ lächelte sie.

Das war ein Augenblick, welcher den rosigen Abbé aus seinen Träumen riß und aus seiner Fensternische nach dem Anziehungspunkt der ganzen Gesellschaft, an's Piano, zog.

Und Madame Fanchon de Franville, die Urgroßmutter, sang eines ihrer schönsten Liedchen, welches ihr einst Freund Lattaignant in ihrer Jugend komponirt hatte:

«Je suis la jolie filleule
Qui va à travers les champs,
Qui ne veut pas rester seule
Pour mieux faire passer le temps ...»

Sie sang das Liedchen mit all' dem berückenden Zauber und der schuldlosen Schalkhaftigkeit ihrer Jugend. Und als sie geendet und sich mit dem echten, alten, höfischen Aniz erhoben und der Beifall ausgetobt und die Gefeierte sich von den Beglückwünschenden ein wenig frei gemacht hatte, da ergriff sie den Arm des rosigen Abbé und trat mit ihm auf die Terrasse hinaus, auf welcher weiße Rosen dufteten und auf welche die schneebedeckten Bergriesen herabglänzten im Mondenschein, ohne die laue Luft und die Düfte des Thales zu kühlen.



Don der französischen Kolonie in Potsdam: Empfang der französischen Stüchlinge durch den Großen Anführer im Potsdamer Stadthof 1685.

Nach einem Gemälde von E. Z. Jäger-Görlitz.



Gebirgsmühle. Gemälde von Andreas Achenbach.

Nach einer Photographie im Verlag von Eduard Schulte in Düsseldorf.

Sie schwebte auf dem Gang aus dem Saale nach der Terrasse hinaus, obwohl der Abbé sprach. Draußen schaute er verwundert zu ihr auf und bemerkte bestürzt, daß sie weinte.

„Mein Gott!“ sagte er außer sich.

Die alte Dame mit dem Silberhaar lächelte aber wieder.

„Es ist nichts, Monsieur l'Abbé!“ sagte sie. „Es ist nur eine kleine Schwäche, eine Albernheit. Es thut mir eben ein wenig leid, Abschied zu nehmen von meiner Kunst, von meinen lieben, lieben Liebchen!“

„Abschied nehmen, Madame?“

„Ja,“ sagte sie wehmüthig und heiter zugleich. „Dies war das letzte Lied der Fanchon! Von jetzt an werde ich höchstens noch Wiegenlieder summen. Von jetzt an wird bei mir Alles Ruhe sein neben meinen Kindern, in diesem süßen, lieblichen Heim meiner Heimat. Ich habe einst das letzte Lächeln Fronfacs, des galanten Herzogs von Richelieu gesehen Monsieur l'Abbé. Erinnern Sie sich dieses Abends! Sie haben das letzte Liedchen Fanchon's gehört.“

Andreas Achenbach.

(Siehe das Porträt S. 1133 und die Bilder S. 1137 u. 1144.)



Wir leben in dem Jahr der siebenzigsten Geburtstage. Nachdem der große Staatsmann und der feinsinnige Dichter und Mäcen dieses schöne Fest in rüstiger Frische des Geistes und des Körpers gefeiert haben, beugt es nunmehr auf nicht minder erfreuliche und erhebende Weise der treffliche erste Koryphäe der deutschen Landschaftsmalerei. Ein Fürst unter seinesgleichen, sowohl was sein Ansehen im Kreise der Berufsgeoffenen und der gesammten kunstsinigen Welt, als sein durch die günstigsten äußeren Verhältnisse getragenes Aufstreben betrifft, nimmt Andreas Achenbach, nunmehr ein würdiger Jubilar, schon seit Jahrzehnten die Stellung des anerkannten Oberhauptes der deutschen Landschaftsmalerei unserer Zeit ein. Hat er sich doch frühe, in einer Lebensperiode, in welcher Andere noch kaum die Kinderschuhe der Kunstjüngerschaft ausgetreten zu haben pflegen, tiefer blickenden Augen schon als bahnbrechender Genius angekündigt, der die Landschaftsmalerei aus einem drückenden, beengenden Joch befreite und sie auf ihren ureigensten Geleisen einer neuen, fröhlichen Entfaltung entgegenführte. Und früh ist dieses Streben nicht nur zum vollen Durchbruch, sondern auch zur vollen Anerkennung gelangt. Nie sah sich Andreas Achenbach in die Stellung des verkannten Propheten hineingedrängt, die so wenigen begeisterten Neuerern erpart bleibt; nie hat er mit dem Unverstand der Zeit ernstlicher zu kämpfen gehabt. Und doch kann man nicht sagen, daß er ein Glückskind von Hause aus gewesen sei, daß seine dereinstige hohe Sendung schon an seiner Wiege sich fundgegeben habe, schon durch seine Geburt vorbereitet gewesen sei. Im Gegentheil! Kaum irgend etwas in seinem väterlichen Hause schien ernstlicher und nachdrücklicher darauf hinzuweisen, daß aus diesem Hause ein künstlerisch hochbegabtes Brüderpaar hervorgehen werde, wie wir dessen thatkräftig zu bewundernden Zeugen geworden sind. Allein welche unbefreibaren Verdienste auch dem jüngern Bruder Oswald zuerkennen sind, Andreas, der ältere, bleibt immer zugleich der energische Vorkämpfer, der gewaltige, thatkräftige Hochwächter auf der erhabenen Warte der deutschen Kunst.

Ein schlichtes, nicht über das alltägliche Durchschnittsniveau hervorragendes Kaufmannshaus ist es, dem die beiden berühmten Brüder ihren Ursprung verdanken. Fehlte diesem Hause doch das erste Merkmal behäbiger begründeter Kaufmannschaft: die feste, dauernde Selbstständigkeit. In Folge dieser Verhältnisse sind denn auch die ersten Entwicklungsstadien der heutigen beiden Achenbach ziemlich im Dunteln geblieben. Am 29. September 1815 zu Kassel geboren, wuchs Andreas daselbst unter einfach normalen Verhältnissen, wie es scheint, empor. Daß Neigung und Begabung für die Kunst sich schon in seinen Knabenjahren betätigt haben müssen, erscheint nach den weiterhin zu beobachtenden Anzeichen ungewisselt; ob aber diese Anzeichen seiner künftigen Bestimmung schon in Kassel sonderliche Beachtung, sei es auch nur seitens der Eltern und der dem Hause Nächststehenden, fanden, bleibt fraglich. Am wahrscheinlichsten ist es, daß die Mutter, von der wohl auch in diesem wie in so vielen ähnlichen Fällen das auf die Söhne vererbte Ingenium ausging, zuerst das liebe- und verständnisvolle Auge für die tieferen Anlagen der Söhne hatte und dieselben mit still waltender Hand ihrem natürlichen Beruf entgegenführte. Thatkräftiges wissen wir auch hierüber um so weniger, als die Achenbachs über die äußeren Verhältnisse ihrer Werbezzeit auch in den intimsten Kreisen, wie es scheinen will, sich kaum eingehender auszusprechen pflegen. Mit dem Augenblicke aber, da Andreas an die Öffentlichkeit trat, gehörte er auch in gewissem Sinne bereits der Kunstgeschichte an. Er stand noch im frühen Jünglingsalter, als er — ein Schüler der Akademie von Düsseldorf, wohin seine Eltern übergesiedelt waren — sein erstes Bild zur Ausstellung brachte, das bereits einen thatkräftigen Protest gegen die hergebrachte ausgebreitete Schablone in sich schloß. Um jene Zeit war die Landschaftsmalerei das Achenbrödel in der bildenden Kunst. Die cornelianische Schule, die, im Anschluß an ihr energisch auftretendes Oberhaupt, nur die Historienmalerei für vollberechtigt gelten lassen wollte, die Landschaft aber lediglich als ein möglichst zu beschränkendes und zu unterdrückendes Beiwerk betrachtete, führte damals das große Wort namentlich in Deutschland. So kam es, daß die Landschaft sich bereits dazu bequem hatte, ihr Heil in der Gefolgschaft der Historienmalerei zu suchen. Um nicht ganz in den Schatten gestellt zu werden, suchte sich die landschaftliche Kunst im Abglanz der bevorzugten und gefeierten

Schwester zu sonnen. Sie opferte ihr ureigenstes Erbtheil, die echte Naturwahrheit, um in konventionell zugeschnittener Komposition als sogenannte „historische Landschaft“ mit der gefeierten Historienmalerei einen unfruchtbaren und unerquicklichen Wettstreit aufzunehmen.

Dieser naturwidrige Stand der Dinge war es, gegen den Andreas Achenbach von seinem ersten selbstständigen Auftreten an kämpfte — nicht mit Worten und Lehrlägen, sondern mit der in diesem Fall einzig richtigen Waffe: der künstlerischen That. Sich losagend von all' dem falschen Apparat, mit dem man sich damals eine Art von Landschaft zu konstruieren suchte, die bei dem Haschen nach dem Grotesken und „Heroischen“ sich von der Natur mehr und mehr entfernte, suchte er sein Heil ausschließlich in der schlichten Größe der Wahrheit. Das Bedürfnis, von der blendenden hohlen Phrase zurückgeführt zu werden zur einfachen, überzeugenden Wahrhaftigkeit, muß damals, wenn auch unbewußt, tief in den Gemüthern geschlummert haben. Andreas Achenbach verstand, es zum lebenskräftigen Bewußtsein zu erwecken. In seinen Gemälden den eigenartigen keuschen Reiz verherrlichend, der den schlichten Flächen des Niederrheins eigen ist, über die nicht minder einfache Großartigkeit, mit welcher das Meer und seine langgestreckten sandigen Küsten uns überwältigen, lenkte er Augen und Sinn der Zeitgenossen auf eine Art der Schönheit hin, für welche das Verständnis nahezu verloren gegangen war. Um damit durchzudringen, dazu gehörte freilich eine so meisterhafte Wiedergabe des Erhabenen, wie Andreas Achenbach sie sich frühe dienstbar zu machen verstanden hatte. In ehrlicher, kraftvoller Ueberzeugungstreue verzichtete er auf allen Aufwand mit geschmacktem Prunk der Töne. Sein früherer Sinn blieb unangekränkt von jener Mengstlichkeit des Suchens nach einem Schematismus für die Harmonie der Farben, bei dem so Viele vor ihm entweder in trostlose Eintönigkeit oder gar in das gerade Gegenteil des Erstrebten: in schreiende, harte Disharmonie verfallen waren. Einfach auf sein klares Auge, seinen gesunden Sinn sich verlassend, suchte er mit den schlichtesten Mitteln dem Erhabenen so nahe als möglich zu kommen. Und gerade in diesem naturgemäßen Vorgehen, dem die Anderen sich auf den Abwegen geflüstelter Lehrlägen entfremdet hatten, lag die Zauberformel, die den Bann zu lösen vermochte, von dem die Landschaftsmalerei so lange Zeit befangen gewesen war.

Diesem in großen Strichen gezeichneten Gesamtbild von Achenbach's Wirken entspricht jede seiner lebensvollen Schöpfungen in ihrer Art, wenn auch im Einzelnen sein Styl im Verlaufe seiner langen Schaffensperiode gewisse Umgestaltungen erfahren hat. Für die Skala der letzteren liefern die Originale der beiden von uns mitgetheilten Holschnitte nach Schöpfungen unseres Meisters gute Anhaltspunkte. Der „Gewalt“, dessen Entstehung etwa um das Jahr 1850 fällt, zeigt die liebevolle, emsige Vertiefung in das Detail, die Achenbach's frühere Schaffensperiode charakterisirt und von seiner spätern unterscheidet, in welcher er mehr mit breitem Pinsel den großen Wirkungen nachzugehen liebt, wie die Natur sie namentlich in ihren erregteren Momenten bietet. Ein Beispiel dieser Art liefert die in gewitterhafter Stimmung aufgesetzte „Gebirgsmühle“, ein Werk der jüngsten Jahre.* So leicht aber auch für das nur einigermaßen geübte Auge die Werke aus der früheren und aus der spätern Schaffensperiode unseres Künstlers zu unterscheiden sind, — der lebhafteste Zug zur vollen Naturunmittelbarkeit ist ihnen allen gemein. Ja, selbst in den Aeußerlichkeiten des Wortzugs ist ungeachtet aller periodischen Wandlungen die Charaktereinheit unverkennbar. Wir haben es jetzt — um ein naheliegendes Bild zu gebrauchen — mit einer flüchtig, aber dabei fest und sicher hingeleitenden, ausgeschriebenen Hand zu thun, deren klar ausgeprägte Eigentümlichkeiten immerhin in den ungleich sorgfamer gezogenen Linien seiner jugendlichen Handschrift schon unverkennbar waren. Allen seinen Schöpfungen gleichmäßig aufgeprägt ist die hingebungsvolle Liebe zur Natur. In ihr und in den alten niederländischen Landschaftern, einem Ruissdael, einem Hobbema, die er — bezeichnend genug — „so groß wie die Natur“ nennt, verehrt er seine Lehrmeister bis auf den heutigen Tag. Und wie er von Anfang an alle Segel einsetzte, um seinen weitgesteckten Zielen mit voller Kraft zuzusteuern, so ist er noch als siebenzigjähriger Jubilar in der Pflege seines begeisterungsvollen ersten Berufs ein Muster rüstigkeit, bewundernswürdiger Unermüdblichkeit. Die aufgehende und die scheidende Sonne trifft ihn an seiner Staffelei. Was die Einzelheiten seiner Beziehung zur Natur betrifft, so hat er sich mit ihr von vornherein durch nicht eben zahlreiche, aber überaus eingehende und trefflich gemachte Studien in das intimste Eingewöhnen gesetzt. Nun genügt ihm ein Blick in's volle Naturweben, um die empfangenen Eindrücke in seiner Seele dem Wesentlichen nach zu fixiren. Eine flüchtige Bleistiftskizze, in welcher er mit wenigen, aber vorzüglich markirten Strichen die Hauptlinien einer landschaftlichen Partie angibt, bildet den einzigen sichtbaren Anhaltspunkt für sein Gedächtnis, — die genügende Grundlage zu Gemälden voll des feinst gestimmten Farbzaubers und des überzeugendsten Lebens.

Als Professor der Düsseldorfer Akademie ist Andreas Achenbach zum Stifter einer namhaften Schule moderner Landschaftsmalerei geworden. Sein treffendes, schlagfertiges und stets rückhaltlos zu Tage tretendes Urtheil, dessen nicht selten scharf farftisch gefärbte Aeußerungen gar Manchen zurückschrecken, ist für diejenigen, die sich an demselben zu bilden trachten, von höchstem Werth. Aber noch weit mehr als durch dieses wirkt er auf die jüngere Künstlergeneration, die verwandten Bahnen folgt, anregend und begeisternd durch sein eigenes künstlerisches Schaffen, und diese Wirkung erstreckt sich weit über die Grenzen der Düsseldorfer Schule hinaus — so weit, als eine thatkräftige Jüngerschaft der naturbegeisterten Landschaftsmalerei lebt und strebt.

Sein persönliches Leben ist durch eine glückliche Ehe und die glänzenden Verhältnisse, deren er sich erfreut, zu einem der beneidenswerthesten gestaltet. Die Düsseldorfer Künstlerchaft verehrt in ihm ihren leuchtendsten Vertreter. Mit welchem Stolz die rheinische Kunststadt ihn den Ihrigen nennt, das offenbart sich recht bereit in den großartigen Guldigungen, mit denen sie sein

*) Die Kunsthandlung von Eduard Schulte in Düsseldorf, der wir das Original der „Gebirgsmühle“ verdanken, besitzt außer diesem Bilde noch eine ansehnliche Reihe bedeutender Werke des Meisters und vermag dadurch für sich allein schon zur Kenntniß desselben einen namhaften Beitrag zu liefern.

Jubelfestehrt und deren wir hier nur in flüchtigem Vorüberstreifen gedenken können. Neben all' den rauschenden Festlichkeiten, die daselbst zu Ehren des 29. September veranstaltet werden, bildet einen der äußerlich stillsten, aber innerlich bedeutungsvollsten Theile dieser Guldigungen die Achenbach-Ausstellung, die eine große Zahl der für gewöhnlich in alle Welt verstreuten Werke des gefeierten Meisters für kurze Zeit in sich vereinigt. Sie liefert das beste, lebensvollste Zeugniß dafür, daß alle die begeisterten Aufmerksamkeiten, die dem rüstigen Jubilar von nah und fern entgegengebracht werden, ihre gute und reiche Begründung haben.

Otto Bailch.

Die französische Kolonie in Brandenburg-Preußen.

Von

E. Muret.

(Siehe das Bild S. 1136.)



Am 29. Oktober 1885 werden die noch bestehenden französisch-reformirten Gemeinden Preußens, soweit sie wenigstens den alten Provinzen angehören, die zweihundertjährige Jubelfeier desjenigen Tages festlich begehen, an dem der große Kurfürst den „bedrängten Glaubensgenossen“ durch das Potsdamer Edikt gastfrei seine Staaten öffnete. Eine vom französischen Konsistorium in Berlin vorbereitete umfangreiche illustrierte Jubelschrift, deren Verfasser Dr. Muret ist, wird nicht nur eine eingehende Schilderung der Entwicklung der Berliner Gemeinde und ihrer vielen milden Stiftungen und Einrichtungen bringen, sondern auch in besonderen Monographien die Geschichte aller einzelnen Kolonien behandeln und auf Grund amtlicher und archivarischer Quellen vieles Neue über dieselben enthalten. Hier müssen wir uns auf wenige kurze Andeutungen über die französische Kolonie beschränken, die mehr wie andere Ansiedlungen zeigt, daß die Fürsten des Hauses Hohenzollern nicht nur praktischen und nationalökonomischen Rücksichten folgten, sondern auch von idealen, selbstlosen Gesichtspunkten geleitet wurden. Vor Allem gilt das vom großen Kurfürsten, wie sein vielfaches Einschreiten zu Gunsten der unterdrückten französisch-reformirten, sowie seine weise Fürsorge für dieselben überall bekunden. Nicht sogleich verschmolz er die fremden Elemente mit seinen Untertanen; er ließ sie ungetrennt bei einander, ertheilte ihnen viele wichtige Privilegien und gab ihnen nicht nur eigene Geistliche und Lehrer, sondern auch eigene Richter. So ging ihnen der Begriff des Vaterlandes nicht sogleich verloren; sie hatten Zeit, allmählig in die neuen Verhältnisse hineinzuwachsen, und schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit wurden sie gute loyale Bürger des neuen Staates. Wohl war für die damals in Folge langjähriger Kriege verwüstete und verödete Mark ein Zuwachs fleißiger und intelligenter Einwohner vonnöthen, nicht nur, um die Lücken der Bevölkerung zu füllen und die öden Stätten neu zu bebauen, sondern besonders, um die noch wenig entwickelten und verfallenen Industrien neu zu beleben und zu heben. Das nach dieser Richtung in sie gesetzte Vertrauen haben die französischen Kolonisten in jeder Weise gerechtfertigt. Diese strengen, in der eiernen Zucht ihrer kirchlichen Disziplin aufgewachsenen Calvinisten, die nur der Gewissensfreiheit wegen ihr schönes Heimatland verlassen hatten, dürfen eben nicht mit jenen späteren französischen Einwanderern und Gästen des Landes verwechselt werden, deren sittenloswerter Einfluß vielfach mit Recht getadelt worden ist. Ein heilsamer Einfluß dagegen seitens jener ersten Refugiés machte sich binnen Kurzem nicht nur in den verschiedensten Industrien bemerkbar, er zeigte sich auch bald auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Zahlreiche neue Gewerbe entstanden unter den fleißigen Händen der Eingewanderten, und schon 1690 konnte der Richter Ancillon bekunden, daß alle bisher nur aus Frankreich bezogenen Waarengattungen nun im Lande gefertigt würden. Diese Behauptung wird durch einen kompetenten Richter bestätigt, und zwar durch keinen geringern als Friedrich den Großen, der in seinen Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg sich eingehend über den Einfluß der Einwanderung der Refugiés ausspricht. Im Jahre 1770 schrieb der große König an d'Allembert: „Erlauben Sie, daß ich über den Widerruf des Ediktes von Nantes anders denke als Sie; ich danke Ludwig XIV. sehr dafür und würde seinem Enkel sehr dankbar sein, wenn er es ebenso machte.“

Schon vor dem Widerruf des Nanter Ediktes befanden sich reformirte Franzosen in Berlin, theils im kurfürstlichen Dienste, theils in selbstständiger Stellung. Diese erhielten durch die Vermittlung des beim Kurfürsten in hohem Ansehen stehenden Grafen d'Espenhe 1672 in der Person David Fornerod's einen eigenen Geistlichen und feierten ihren ersten Gottesdienst am 10. Juni 1672 in einem ihnen eingeräumten Zimmer des kurfürstlichen Marstalls in der Breiten Straße. Die stets anwachsende kleine Gemeinde mußte mehrere Male ihr gottesdienstliches Lokal innerhalb des Marstalls wechseln, bis ihr 1682 die alte Schloßkapelle zu ihren Gottesdiensten überlassen wurde. Obwohl noch als Zweiggenossenschaft der reformirten Domgemeinde behandelt, erhielt sie doch 1684 die Erlaubniß, ihre kirchlichen Angelegenheiten, wenn auch in beschränkter Weise, auf Grund der Discipline des Eglises de France zu regeln und ein Kirchenkonsistorium zu wählen. Diese kleine Berliner Gemeinde erhielt nun freilich durch die Einwanderung einen bedeutenden Zuwachs, dessen Einfluß auch auf die weltlichen Verhältnisse der Hauptstadt ein sehr bedeutender wurde. In Folge des Potsdamer Ediktes kamen während der Regierung des großen Kurfürsten etwa 12,000 Refugiés nach Brandenburg, von denen etwa 5000 in Berlin blieben. Die Uebrigten wurden in den verschiedenen dazu bestimmten Städten angesiedelt; die Landleute unter ihnen machte man besonders in den kurfürstlichen Domänenämtern der Uckermark und in den zu den Western, Chorin, Grawow und Böckwitz gehörenden Dörfern ansässig. Sie wurden mit den nöthigen Ländereien versehen und mit Privilegien ausgestattet. Es ist wahrhaft bewundernswürth, wie sorgfältig durchdacht der Kurfürst die Einwanderung organisiert hatte und wie es ihm mit den dürftigen Mitteln des Landes und einiger Kollekten gelang, die Ansiedlungen derart zu fördern, daß zur Zeit seines Todes, 1688, bereits dreißigtausend Kolonisten

fest begründet waren. Freilich hatten auch die Wohlhabenden unter den Flüchtigen dem Kurfürsten zu diesem Zweck 88,000 Thaler leihweise überlassen und sämtliche Angestellte oder Pension beziehende Flüchtlinge hatten sich auf Anregung des Marquis von Villarnoul mit fünf Prozent ihres Gehaltes freiwillig besteuert, um so die sogenannte Kasse des sol pour livre zu bilden. Der größte Theil der Eingewanderten stammte aus dem Languedoc, dem Dauphiné und aus Mex.

Leider war es dem großen Kurfürsten nicht vergönnt, die weitere Entwicklung seiner Schöpfung zu sehen; doch sein Nachfolger, Friedrich I., dem er noch auf seinem Sterbelager die Flüchtlinge warm empfohlen hatte, vollendete die Ansiedlung ganz im Sinne seines großen Vaters. Unter seiner Regierung fanden noch weitere größere Einwanderungen statt; dagegen entließ er großmüthig die früher eingewanderten Waldbauer in ihre Heimat und gab ihnen die zur Rückkehr nöthigen Mittel. Zunächst fanden die nach Verwüstung der Pfalz wieder heimatlos gewordenen Wallonen und Flüchtlinge Aufnahme in Brandenburg. Sie schlossen sich in mehreren Orten den schon bestehenden französischen Gemeinden an und bildeten in Magdeburg eine große selbstständige Wallongengemeinde neben der dortigen französischen. Dann kamen 1699 mehrere tausend Flüchtlinge, die bisher in der Schweiz eine vorläufige Zufluchtsstätte gefunden hatten, und schließlich 1704 etwa tausend Flüchtlinge aus dem Fürstenthum Orange.

Zunächst wurde nun die kirchliche Organisation der einzelnen Kolonien auf Grund der Disziplin, soweit es die Episkopalrechte des Landesfürsten zuließen, geregelt. Als obere kirchliche Behörde wurde eine Kirchenkommission geschaffen, die 1701 den Namen und die Rechte eines französischen Oberkonsistoriums erhielt. Dann wurden auch die rechtlichen Verhältnisse der Kolonisten geordnet. Die einzelnen Kolonien hatten ihren eigenen französischen Richter erhalten, und schon 1687 war der Mezer Advokat Joseph Ancillon zum Oberrichter ernannt worden. Im Jahre 1690 wurde aus diesem Einzelrichter ein Kollegium, das französische Obergericht. Dasselbe begann sogleich mit der Ausarbeitung einer Prozessordnung (ordonnance française), die von nun an die Basis der französischen Gerichtsbarkeit bildete. Eine weitere Appellationsinstanz wurde 1705 in dem Tribunal d'Orange geschaffen, das aber bald mit dem preussischen Oberappellationsgericht verschmolzen wurde. Diese kirchlichen und weltlichen Oberbehörden, sowie auch das mit der Leitung sämtlicher Kolonieangelegenheiten betraute, unter einem Statminister stehende Oberdirektorium bestanden bis zum Jahre 1809, um welche Zeit die Reorganisation der oberen Staatsbehörden ihren weiteren Bestand unmöglich machte. Seitdem sind die einzelnen Kirchenkonsistorien dem Konsistorium der Provinz unterstellt. In demjenigen der Provinz Brandenburg sind die Gemeinden auf Grund der Kabinettsordre vom Jahre 1839 durch einen ihrer Geistlichen besonders vertreten. Die frühere Vertretung im Kultusministerium ist in Wegfall gekommen.

Wenden wir uns nun der Hauptstadt insbesondere zu. Die hier entstandene Kolonie war die hervorragendste nicht nur der Zahl nach, die so bedeutend war, daß die Kolonisten etwa ein Fünftel der damaligen Einwohnerzahl ausmachten, sondern namentlich wegen ihrer Zusammensetzung, denn hier waren die vornehmsten, intelligentesten und auch die wohlhabendsten Kolonisten gekommen. Bald waren die neuen Stadttheile vorwiegend von ihnen bewohnt, und ihr belebender Einfluß machte sich auf allen Gebieten fühlbar. Es entstanden auch bald viele wohlthätige Stiftungen, die noch heute zum Segen der Gemeinde fortwirken und welche von dem frommen, mildthätigen Sinn jener ersten Einwanderer ein bereites Zeugniß ablegen. Hier war ferner von ihnen das Prinzip der freiwilligen, opferbereiten Selbstverwaltung schon zu einer Zeit ausgebildet, in der man auf anderen Gebieten noch keine Ahnung davon hatte. Noch heute hat die Berliner französisch-reformirte Gemeinde für die Verwaltung ihres Kirchenvermögens, ihres bedeutenden Grundbesitzes und ihrer zahlreichen milden Stiftungen keinen besoldeten Beamten, und die hervorragenden Glieder der Gemeinde scheuen sich nicht, am Schluß des Gottesdienstes mit der Sammelbüchse an den Kirchthüren zu stehen, um die Spenden für die Armen in Empfang zu nehmen. Ihre älteste Stiftung verdankt die Berliner Gemeinde der Kurfürstin Dorothea, die derselben 1687 einige kleine Vorwerksgebäude in der damaligen Spandauer Vorstadt zur Aufnahme ihrer Siechen und Kranken überließ. So entstand das Hospital, das 1732 bis 1734 durch einen der Zeit angemessenen Neubau ersetzt wurde und an dessen Stelle sich seit 1877 das stattliche neue Hospitalgebäude erhebt. In dem Speisesaal desselben befinden sich vier große, von Schülern A. v. Werner's hergestellte Wandgemälde, von denen das von Fischer-Cörlin gemalte den Empfang einer Anzahl Flüchtlinge durch den großen Kurfürsten darstellt. Wir sehen auf demselben, wie unsere Illustration zeigt, den Fürsten, neben ihm seine Gemahlin, umgeben von ihrem Gefolge, auf der Potsdamer Schloßterrasse, von der man in die freundliche Landschaft hinaus blickt, die Rotabeln der Flüchtlinge empfangen. Sie werden ihm von einem Geistlichen, der unter seiner Allongeperrücke die Züge des verstorbenen Oberkonsistorialraths Dr. Fournier trägt, vorgestellt.

Fast gleichzeitig mit dem Hospital entstand auf Anregung des Marqualls v. Schömburg ein Asyl für ankommende mittellose Flüchtlinge aus den besseren Ständen; es ist die unter dem Namen Maison Française de Charité bekannte Stiftung, die heute nur noch als Stiffts fonds vorhanden ist. Auch eine eigene Armenbäckerei wurde 1699 begründet und mit derselben durch die Bemühungen des kurfürstlichen Hofarztes de Gaultier eine Suppenanstalt (la Marmite genannt) für Kranke, Greise und Wächnerinnen verbunden. Ferner war für die höhere Schulbildung der Kolonisten bereits 1689 das College gegründet worden, das heute nur noch durch den sogenannten Conseil académique in loser Verbindung mit der Gemeinde steht. Auch für das Elementarschulwesen wurde in den einzelnen Stadttheilen gesorgt. Später (1779) errichtete man zur Ausbildung von Kantoren und Lehrern eine besondere Vorbildungsanstalt, die Pépinière, während für die Ausbildung der Geistlichen seit 1770 durch ein theologisches Seminar Sorge getragen wurde.

Ihre Gottesdienste feierte die Gemeinde seit dem Tode des großen Kurfürsten in der Domkirche (bis 1701) und in der Dorotheenstädtischen Kirche, deren Miteigentum der Gemeinde 1697 eingeräumt wurde. Eigene Kirchen der Gemeinde waren die Werdersche Kirche (seit 1701), die Friedrichstädter Kirche (seit 1705), die für die Schweizer Flüchtlinge aus einer geschenkten Scheune hergestellte, 1719 zur Pfarrkirche erhobene und 1728 neu gebaute

Kirche in der jetzigen Kommandantenstraße; ferner die 1726 vollendete Kirche in der Klosterstraße und die 1733 eingeweihte Hospitalkapelle. Als 1715 die Gemeinde in drei Parochien eingetheilt wurde, wirkten in derselben außer dem Hospitalprediger und dem Geistlichen an der Kapelle in der Köpnick Vorstadt neun fest angestellte Prediger. Jetzt hat sie außer der Hospitalkapelle noch drei Kirchen, an denen fünf Geistliche amtiren.

Für die aus der Schweiz gekommenen mittellosen Flüchtlinge wurde 1700 ein Stifths haus erworben, das noch heute als Maison de Refuge vorhanden ist. Ein ähnliches Stifths haus wurde 1705 in der Dorotheenstraße für die Orangeois eröffnet. Dasselbe ist in diesem Jahre abgerissen worden und wird durch einen Neubau in der Ulmenstraße ersetzt.

Im Jahre 1725 wurde für die Kolonienwaisen ein Waisenhaus gegründet und 1747 entstand die Ecole de Charité, eine mit einer öffentlichen Schule verbundene Stiftung für arme Kinder, deren bedürftige Eltern nicht hinreichend für die Erziehung derselben sorgen konnten. Diese beiden Anstalten und eine dritte Stiftung zur Pflege kleiner Kinder, das sogenannte Petit Hôpital, sind seit 1844 in einem einzigen Gebäude, dem Hospiz, vereinigt worden. Dasselbe ist auf einem Theil des früheren Hospitalgartens erbaut. Auf dem Hospitalgrundstück besteht auch seit 1853 eine Stiftung für Wittnen und unverheirathete Damen.

Schon seit den Zeiten Friedrich Wilhelm's I. waren viele der Provinzialkolonien bereits derartig akklimatisirt, daß bei ihnen im Laufe der Zeit eine Vermischung mit den deutsch-reformirten Gemeinden eintrat. Von den ursprünglichen achtundvierzig französischen Kolonien bestehen heute noch vierzehn, in Berlin, Angermünde, Bernau-Buchholz, Königsberg i. Pr., Magdeburg, Potsdam, Prenzlau, Schwedt, Stettin, Stralsburg i. U., Vergholz, Vattin, Gramzow und Groß-Ziethen. Die französisch-reformirten Kirchengemeinden der Provinz Brandenburg bilden jetzt einen eigenen Synodalkreis, der durch die französisch-reformirte Kreissynode vertreten ist, welche zwei Deputirte in die Brandenburger Provinzialsynode entsendet.

Nach Tisch.

(Siehe das Bild S. 1141.)

Nicht ohne tieferen Grund hat das Verhalten der Dienstboten vortrefflichen Stoff zu Lustspielen gegeben, weil bei diesen Menschen aus dem Volke das Natürliche in überraschender Kraft und Naivität das Konventionelle durchbricht und sie uns somit das Gegenpiel der Herrschaft darbieten, obwohl sie in ihrem Wesen und Gebahren meist den Ton und die Art der Herrschaft zu kopiren suchen. Unser reizvolles Bild „Nach Tisch“ führt uns eine amüsante Dienstbotenszene vor Augen — da hat ein feines dèjeuner en petit comité stattgefunden. In den Formen der oberen Beiztafel hat man das ausgesucht köstliche kleine Mahl eingenommen und die reichlichen Reste reizen jetzt den Kammerdiener und das Stubenmädchen, welche zum Abräumen gekommen waren, das Dèjeuner fortzuheben. Mit welcher Behaglichkeit der junge Mensch sich ausgestreckt hat und dabei von den feinen Sachen isst und trinkt! Wie der Jungfer Visette der Champagner schmeckt! Sie blinzelt zum Friedrich hinüber und er läßt seinen Blick jetzt fast wehmüthig auf dem hübschen Mädchen ruhen, denn er denkt: „Ja, wenn ich nur das in barem Gelde hätte, was täglich hier übrig bleibt und wir Beide vernachlässen, dann könnten wir heirathen und Visette würde mich sicherlich nicht verstoßen auf die Zeit, wenn ich von der alten Base das Häuschen und die paar Aecker geerbt habe.“ Diese sentimentale Ummantlung hindert Friedrich jedoch gar nicht, recht ausgiebig dasselbe zu genießen, was die Herrschaft sich zumommen läßt; und Visette trinkt Champagner und Liqueure, so viel sie erwischen kann, mit der Grazie und dem gleich gepigsten Mund wie die Comtesse — nur daß sie etwas gar zu oft zutrinkt.

Epigramme und Sprüche

von

Dr. Otto Mergel.

Halbweissen ist ein enges Kleid;
Es reißt, macht Einer drin sich breit.

*

Wohl Mancher meint zu glänzen
Und kann doch kaum — ergänzen.

*

Ein Nichts von ganz absonderlicher Schwere
Ist die Gedankenleere.

*

Von aller Sparsamkeit gefällt am besten mir
Die mit Papier.

*

Haft du den rechten Pfad einmal verfehlt,
Doch ihn auf Umweg wieder aufgefunden,
So rechnet, wer mit Nachsicht zählt,
Dir als verloren an nur — Stunden.

*

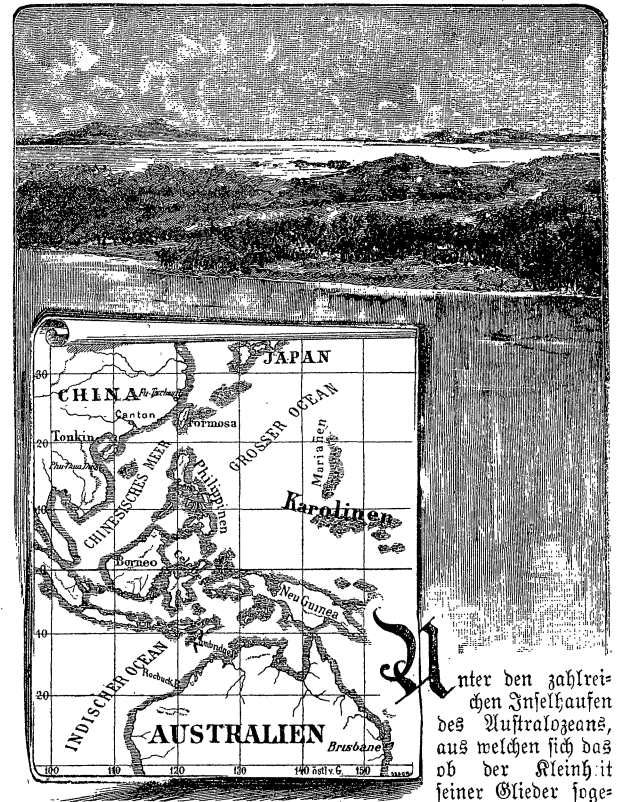
Die größte Sünde wider die Natur
Ist Arbeit des Geistes für Manufaktur.

*

Schriftsteller, die die Mutter sprach' verwältschen,
Sind schlimme Wirth'e, die den Wein verfälschen.

Der Karolinenarchipel.

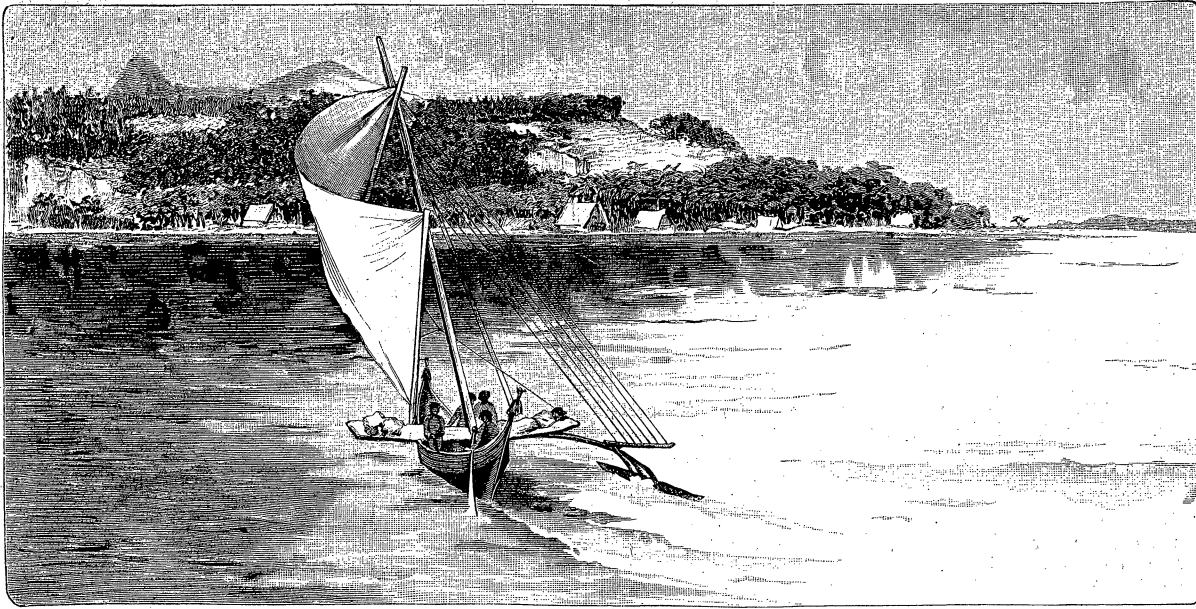
Mit Skizzen von Ch. Lorenzen.



Unter den zahlreichen Inselhaufen des Australoceans, aus welchen sich das ob der Kleinhit seiner Glieder sogenannte Mikronesien, das heißt die Eilandgruppen im westlichen Theile des Stillen Weltmeers zwischen Neuguinea im Süden und dem japanischen Inselreiche im Norden, zusammensetzt, nimmt der Archipel der Karolinen, die in der jüngsten Politik so viel von sich reden machen, eine der hervorragendsten Stellen ein. Derselbe zerfällt wieder in vier Gruppen, nämlich in die Palao's (Pelew-) Inseln oder Westkarolinen, die Centralkarolinen oder neuen Philippinen, beide zusammen mit etwa 24,000 Einwohnern; in die Ostkarolinen oder Marshallinseln, welche sich wieder in Rakis- und Natakgruppe gliedern, mit 10—12,000 Bewohnern, endlich in den Gilberts- oder Kingmillarchipel mit 52,000 Einwohnern. Gewöhnlich aber meint man unter Karolinen bloß die zweite, die zentrale Abtheilung der ganzen großen Inselwolke; sie nimmt einen Raum von 32 Grad in der Länge und 9 Grad in der Breite ein und zählt gegen 500 größere und kleinere Inseln, deren Flächenraum jedoch, selbst wenn man die Lagunen der Korallengruppen hinzuzählt, nur 330 Quadratkilometer beträgt. Zwei breite Straßen trennen sie in drei Gruppen. Man unterscheidet vulkanische Bildungen oder „hohe“ Inseln, zu welchen die umfangreicheren Eilande gehören, und „flache“ Inseln, nämlich bloße Korallenriffe oder Atolle, welche die große Masse bilden und wenn auch nicht unfruchtbar, so doch wenig belangreich sind. Die bedeutendsten Inseln des Archipels sind Yap oder Guap, Kusaie oder Galan, auch Strong Island genannt, und Ponape oder Ascension Island, welchen sich im benachbarten Marshallarchipel Jaluit anschließt. Alle diese Eilande sind für Handel und Schifffahrt günstig gelegen, haben gute Häfen und werden ob ihrer paradiesischen Landschaft und tropisch üppigen Vegetation über Alles gerühmt. Das Klima wird als wundervoll geschildert. In der Winterhälfte herrscht der Nordostpassat, in den Sommermonaten dominiren die schwankenden Winde des Uebergangskreises, während der Westtheil bereits den Wechsel der Monune zeigt. Doch tritt auf den Karolinen neben einer Halsentzündung ein bösartiger ansteckender Husten epidemisch auf, der in den meisten Fällen schon nach wenigen Tagen tödtlich verläuft und dem Charakter der Diptheritis zu entsprechen scheint. Ferner haben die Blattern, durch englische Matrosen eingeschleppt, sich mehr und mehr über die Inseln verbreitet und die ehemals zahlreiche Bevölkerung erheblich gelichtet. Die Insel Yap, welche gut geplasterte Straßen am Strande besitzt, zählt heute etwa 10,000 Einwohner. In Kusaie finden sich die Ruinen gewaltiger Cyklopenbauten unerklärten Ursprungs, in deren 5—6 Meter dicken Mauern abgerundete Basaltblöcke von 2000—2500 Kilogramm Gewicht vorkommen. Die Insel Ponape, deren Einwohnerschaft von 15,000 Köpfen; die vor dreißig Jahren dort lebten, auf nunmehr 2000 herabgesunken ist, wird im Munde der Matrosen wegen ihres Reichthums an Lebensmitteln und der schönen Formen, sowie des zuthunlichen Wesens ihrer Einwohnerinnen Beachcombers Paradise genannt.

Unsere Abbildungen, um über diese gleich einige Worte einzuschalten, zeigen an der Spitze dieses Aufsatzes oberhalb des kleinen Situationskärtchens die Ansicht einer karolinischen Inselgruppe, von hohem Standpunkt aus aufgenommen. Auf der Sonderansicht der palmenbewaldeten Insel Yap gelangt zugleich im Vordergrund eines der charakteristischen Kanoes mit Ausleger, in denen die Insulaner ihre Meerfahrten vorzunehmen pflegen, zur Darstellung, während am Horizont eine zweite, kleinere Insel in Sicht ist.

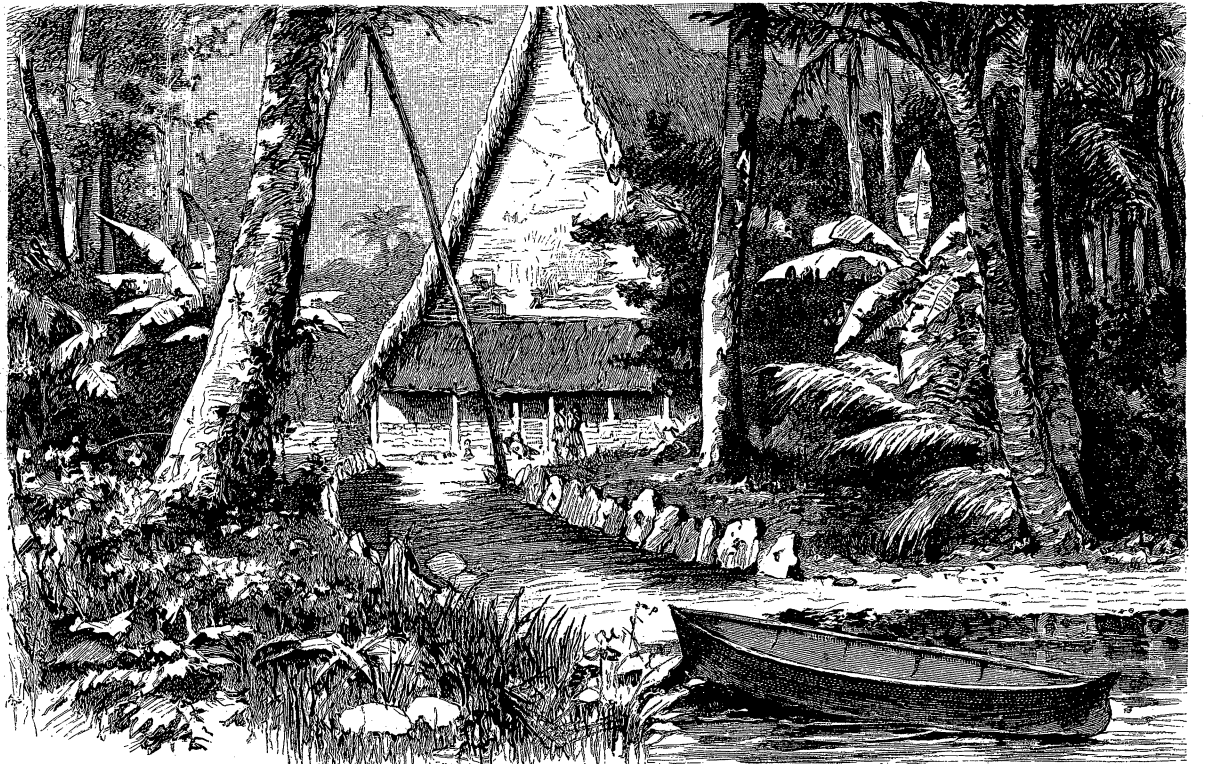
Es liegt kein Grund vor, die Karoliner wie die Mikronesier überhaupt als ein besonderes Volk zu betrachten; sie gehören vielmehr einem aus Polynesiern und Papuas gebildeten Mischlingsgeschlechte an, in welchem jedoch das polynesishe Blut die Oberhand besitzt. Die körperliche Bildung der Karoliner ist nicht unvortheilhaft, doch bezeichnet Dr. Otto Finsch, ein deutscher Forscher, welcher vor wenigen Jahren Mikronesien bereiste, die Leute auf Ponape eher als häßlich, wenn er auch vereinzelte Ausnahmen, besonders unter den Frauen und Mädchen, zugesteht. Die Hautfarbe ist ein dunkles, in das Kupferbraun übergehendes Gelb, auf den westlichen Inseln erscheint sie noch dunkler. Die Gesicht-



Insel Yap.

zige zeugen von Gutmüthigkeit und Verstand: in der That zeichnen sich die Karoliner durch Freundlichkeit und Zutraulichkeit, besonders auf den flachen Inseln aus, während die Bewohner der hohen Inseln für unruhiger und kriegslustiger gelten. Diese Leute, als unternehmende Seefahrer längst berühmt — auf ihren eigenthümlichen, mit Auslegern versehenen Booten segelten sie Hunderte von Kilometern weit — leben in kleinen Staaten unter kleinen Königen, so daß auf Yap allein 67 unabhängige Dörfer vorhanden sind, und bewegen sich im Allgemeinen auf tiefer Kulturstufe. Ihre vorwiegend vegetabilische Nahrung besteht aus Kokosnüssen, Pandanus, dann Fischen und Krebsen, während die Schildkröten als besonderer Leckerbissen den Häuptlingen, „Tamol“, vorbehalten bleiben. Die Kleidung ist überall dort, wo europäische Einflüsse sich noch nicht unheilvoll geltend gemacht haben, auf einen an einem Leibgürtel befestigten Bastrock beschränkt, beim weiblichen Geschlecht aus längeren Matten gebildet. Doch gehen nicht selten die Männer, immer aber die Kinder ganz nackt, während die Weiber auf Ponape sich mit einem buntenfarbigen Tuche, malerisch um die Lenden geschlungen, begnügen. In den Missionsstationen hat man ihnen freilich eine halb europäische Kleidung aufgenöthigt, die sich überall in der Südsee als ungemein verderblich herausgestellt hat. Mit dieser Kleidung schwindet allmähig die früher übliche Sitte der Tätowirung. Das Haar tragen beide Geschlechter lang herabhängend oder auf dem Kopf in einen Knoten geflochten; es wird gefärbt und mit Federn, Blumen, Thierzähnen geschmückt. Die Ohrläppchen pflegt man über Gebühr auszudehnen und auf manchen Karolinen kommen blumenverzierte Nasenlöcher vor. Die Behausungen der Karoliner sind ziemlich statklich, zeigen aber in den einzelnen Inseln große Verschiedenheiten. Die viereckige Form ist indeß allen gemeinsam, das Dach oft auffallend spitz und mit Blättern bedeckt. Der Boden im Innern wird mit Matten belegt, in deren Verfertigung

die Frauen geübt sind; manchmal ist auch ein Feuerplatz in der Mitte. Die Männer gebrauchen als Hauptwaffe den langen, starken Speer, aber auch leichtere Wurfspieße, mit Rochenstacheln versehen, daneben auch noch Pfeil und Bogen.



Durchbohrte Steine am Weg: das Geld der Karoliner.

Früher waren Menschenopfer gebräuchlich, doch sind diese, sowie der Kindermord, jetzt, wo christliche Missionare auf der Insel wirken, fast ganz verschwunden. Sonst besteht freilich der Uebertritt der Eingeborenen zum Christenthum meist nur in Außerlichkeiten. Das gesellige Leben zeigt noch wie zuvor leidenschaftlich geübte Vergnügungen von Spielen und wenig anständigen Tänzen, bloß daß man diese jetzt bei geschlossenen Thüren aufführt. Nur wenige Vornehme und keiner der Häuptlinge haben der Polygamie entsagt, welche oft mit schrankenloser Unsitlichkeit verbunden war, und in der Moralität der Mädchen und Weiber ist durchaus keine Besserung eingetreten. Ausschweifungen und Laster haben auch unter der dünnen Decke des Christenthums weiter geblüht, Diebstahl und Trunksucht sind in Zunahme und die Tugend der Dankbarkeit noch ebenso unbekannt wie früher.

Die Karolinen wurden zwar schon 1526 durch den Spanier Diego de la Rocha oder nach anderen Angaben durch Alvaro de Saavedra 1528 auf einer Fahrt von Mexiko nach den Molukken entdeckt, und 1686 gab der Spanier Francesco Lazeano, der sie besuchte, der Insel Farroilep nach seinem König Karl II. den Namen Karolina, der sich darnach über den ganzen Archipel verbreitete, aber die Verbindung mit den Europäern stammt erst aus neuerer Zeit. Zwar versuchten die Spanier die Christianisirung der Inseln durch Jesuitenmissionare schon in den zwanziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, aber sämtliche Glaubensboten wurden alsbald von den Eingeborenen getödtet. Weitere Nachrichten erhielten wir über den Archipel 1783 durch Wilson, 1804 durch Nordamerikaner, dann durch den russischen Kapitän Otto von Kotzebue, welcher mit der Romanzow'schen Expedition auf der Brigg „Nuii“ in den Jahren 1815—1818 auch Mikronesien durchkreuzte und den Naturforscher und Dichter Walbert von Chamisso zum Begleiter hatte. Ihm folgten in der Erforschung der Karolinen Freycinet, Lütke, Superrey und Dumont d'Urville. In neuerer Zeit haben nordamerikanische Missionare begonnen, das Christenthum mit dem oben erwähnten Erfolge einzuführen; hauptsächlich aber hat der Gang von Schildkröten einzelne Europäer zu

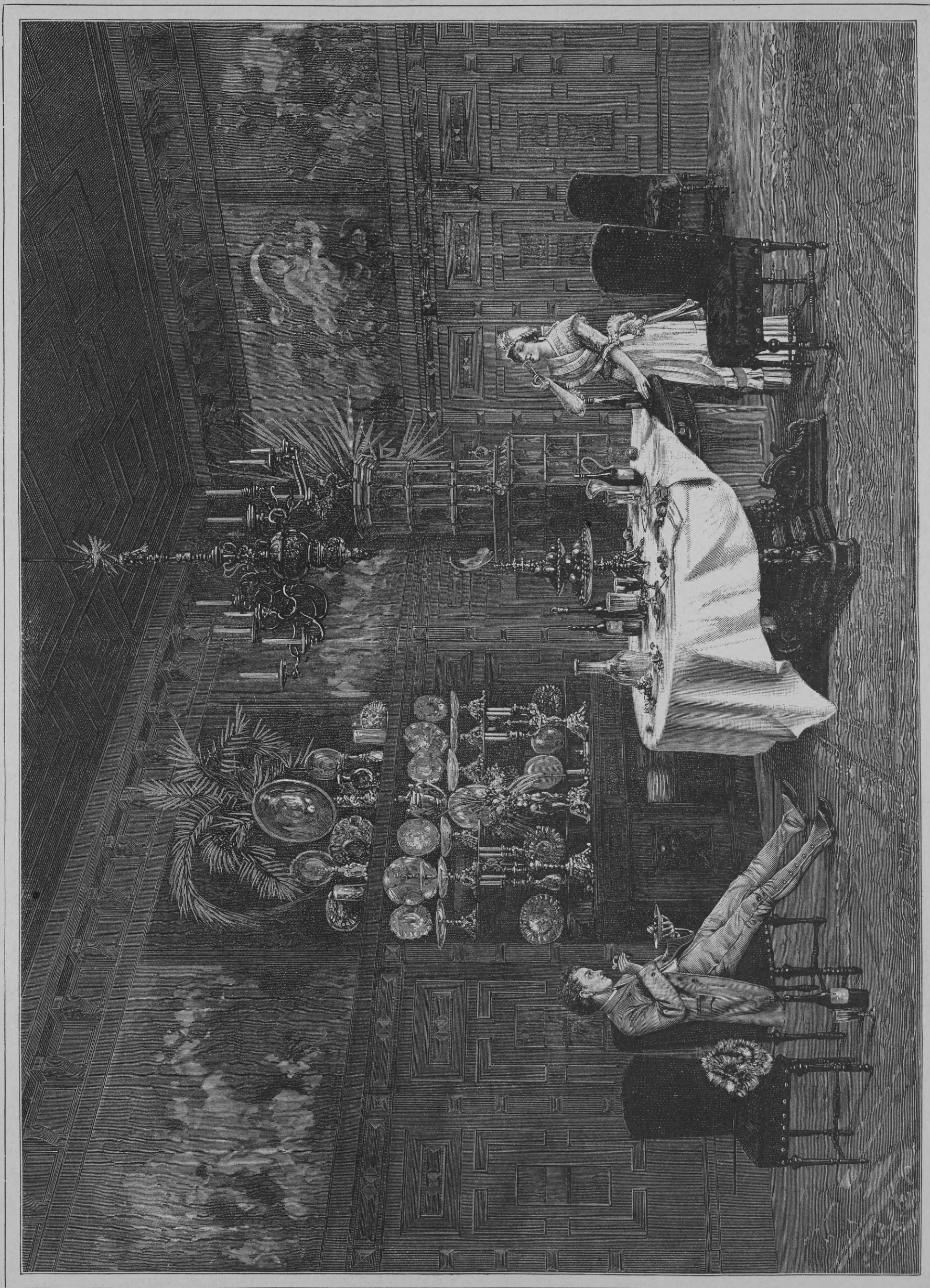
Ansiedlungen auf den Inseln bewogen. Vor Allem ist Ponape seiner natürlichen Hilfsquellen halber ein von den Walfischfahrern stark besuchter Platz geworden. Handelsobjekte, die ausgeführt werden, sind Perlen und namentlich Gewürze, sowie „Kopra“, das heißt getrocknete Kokosfrucht. Die eigentlichen Handelsbetheiligten sind die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft von Hernsheim & Cie. aus Mainz, sowie die englischen Häuser D. Keefe und Henderjon und Mc Farlane. Die augenblicklich noch sehr schwache, aber entwicklungsfähige Gesamtproduktion der Karolinen wird auf 1300 Tonnen Kopra geschätzt, wovon 1000 auf die deutsche und 300 auf die englischen Firmen kommen. Wegen ihrer Entdeckung durch die Spanier hat die spanische Regierung von jeher Anspruch auf den Besitz der Karolinen erhoben, so gut wie auf die nördlich davon liegenden Marianen oder Ladronen, mit welchen zusammen sie eine unter dem Generalgouverneur der Philippinen stehende Provinz bildeten. Bis in neuerer Zeit sind diese Ansprüche Spaniens auf den Besitz der Karolinen so wenig bezweifelt worden, daß dieselben in den besten und neuesten deutschen geographischen Handbüchern und Atlanten, ja selbst im Gothaer Hestkalender unter den spanischen Besitzungen aufgezählt wurden. Da geschah es, daß im Jahre 1875 England und Deutschland in einer gemeinschaftlichen Note mittheilten, daß sie die beanspruchte Oberhoheit nicht anerkennen, ein Vorgang, der, wie es scheint, in der geographischen Literatur keine Beachtung fand. Als nun auf der Kongokonferenz als neues völkerrechtliches Prinzip vereinbart worden, daß der Besitz fremder Gebiete an eine feierliche Ergreifung und die Ausübung staatlicher Autorität geknüpft sei, ließen sich die spanischen Ansprüche noch leichter beseitigen, denn es scheint Spanien in der That niemals eine staatliche Autorität auf den Karolinen geübt zu haben, daher denn auch die spanischen Geographen und Kartographen, so weit sich absehen läßt, die Karolinen nicht als spanische Besitzung behandelt. Da das deutsche Reich die Unterstellung des Archipels unter seine Schutzherrschaft im Interesse seiner dortigen Landesangehörigen für geboten erachtete, verstandigte es von diesem Entschlusse die spanische Regierung und schritt unlängst, im August 1885, zur Aufhissung seiner Flagge in Po-



Krieger im Tanzschmuck.



Vor den Hütten der Eingeborenen.



Nach Tisch. Gemälde von A. Novak. (Im Besitz der Kunsthandlung von J. Schwarz in Wien.)

Die Freier der Wittwe.

Novelle

von

Moritz v. Reichenbach.

(Schluß.)

XII.



Die Fühnerjagd war eröffnet worden. Lorbett entpuppte sich als passionirter Jäger, zog mit Gewehr und Hund in Wald und Feld umher und vermied es, von seiner Abreise zu sprechen. Frau Erna fragte auch nicht darnach; in den ersten Tagen hatte sie sich ihm gegenüber noch unruhig gefühlt, je länger sie ihn aber sah, um so ruhiger wurde sie und um so kritischer beobachtete sie ihn. Eines Tages glaubte sie zwischen ihm und Gräfin Leonie einen Blick des Einverständnisses zu bemerken, aber diese Bemerkung regte sie nicht sonderlich auf; das war befremdlich nach allem Vorangegangenen. Doch Frau Erna war wenig aufgelegt, sich auch in diesem Fall ihre eigenen Empfindungen ganz klar zu machen. Egghof kam jetzt früher von seiner Arbeit zurück als im Anfang, auch darüber wollte Frau Erna nicht nachdenken.

Eines Morgens saßen die beiden Damen zusammen, und die Gräfin erzählte ihrer Freundin Egghof's Familienangelegenheiten mit derselben Wärme, mit welcher sie am Tage vorher Egghof von den traurigen Erfahrungen erzählt hatte, welche Frau Erna in ihrer Ehe zu Theil geworden waren.

Da kamen die Postsachen und brachten beiden Damen dicke Briefe, welche von Beiden gleich hastig geöffnet wurden.

Frau Erna's Brief war aus Köln datirt und rührte von Onkel Schwefing her; mit Herzklopfen öffnete sie ihn und athmete erleichtert auf, als sie die Ueberschrift las: „Mein geliebtes Kind!“

Beruhigter fuhr sie in der Lektüre fort:

„Ich hoffe, Du lachst den alten Onkel nicht aus, weil er einen Augenblick beinahe vergessen hätte, wie alt er ist. Seitdem ist es ihm recht klar wieder vor die Seele getreten. Daß dieß der Fall war, danke ich mittelbar dem Lieutenant Egghof, mit dem sich meine Gedanken seither sehr viel beschäftigt haben und um dessentwillen ich wahrscheinlich bald zurückkehre. Als ich Oberhof verließ, wollte ich ziellos durch die Welt schweifen, da gab mir Egghof eine bestimmte Wegrichtung, indem er mir ein Jugendbild seiner Mutter zeigte. Du staunst — Du lächelst vielleicht über den thörichten alten Menschen, der sich mit sechzig Jahren noch durch ein Bild bestimmen läßt, eine weite Reise zu machen. Ja, Kind, sein Temperament ändert man nun einmal nicht und das meinige wird mir wohl bis an's Grab treu bleiben!“

„Warum solltest ich nicht von der Vergangenheit sprechen? Habe ich mir doch keine Vorwürfe in Betreff derselben zu machen! Nun denn, jenes Bild, das Egghof als das seiner Mutter bezeichnete, es trug mir unvergeßliche Züge — die Züge meiner ersten und einzigen Jugendliebe. Widrige Verhältnisse, mit deren Auseinandersetzung ich Dich nicht ermüden will, trennten uns. Ich verließ die rheinische Universität und ging auf mein väterliches Gut nach Kurland, wo ich mich unter meinen Bauern vergrub und nichts von den Frauen hören und sehen wollte, weil ich die, die ich liebte, nicht haben konnte. Zufällig erfuhr ich später einmal, daß sie verheirathet sei; den Namen ihres Mannes sagte man mir nicht und ich wollte ihn auch gar nicht wissen. Meine Unannehmlichkeiten mit der russischen Regierung, welche mich endlich zum Verkauf des Gutes zwangen, habe ich Dir erzählt; wie ich Dich dann fand und mein Leben dadurch einen neuen Inhalt gewann, weißt Du auch. Aber daß im Grunde meines Herzens immer noch die Erinnerung an meine Jugendliebe wie Funken unter der Asche glimmte, das weißt Du nicht, und ich selbst habe es nicht gewußt, bis jenes Bild mir die alte Zeit wieder in das Gedächtniß rief. Ich reiste nach Köln, besuchte das Grab meiner Ida und lernte ihre Tochter kennen. Denke Dir, Kind, das Mädchen kannte meinen Namen, ihre Mutter hatte von mir als einem lieben, fernen Freunde gesprochen. Sie hat mir auch viel von ihrem Bruder Ernst erzählt —

er trägt seinen Namen zum Andenken an mich — o, mir ist, als sei in den Kindern meiner Ida ein Stück Vergangenheit lebendig geworden! Ich weiß jetzt, daß sie trotz ihres Reichthums Vieles entbehren, vor Allem die Liebe des Vaters, der nur für seine Geschäftsbücher und in seinen Zahlen lebt. Der alte Freund der Mutter, der in diesen Kindern den Geist und das Herz der Verstorbenen wiederfindet, er kann ihnen, ich fühle es, noch etwas sein! Und er will es auch. Ich habe es gleichgültig mit angesehen, wie Gräfin Leonie den armen Egghof in ihre Neze einspann. Jetzt empört es mich, daran zu denken. Was will sie mit ihm, sie, die nicht frei ist, und die, wenn sie es wäre, doch nimmermehr in einen bürgerlichen Haushalt passen würde? Diesem Spiel muß ich ein Ende machen. Ich komme zurück, mein Kind; Ende der Woche bin ich in Oberhof. Es war überhaupt eine Feigheit von mir, den Ort zu verlassen, wo ich vielleicht nach allen Seiten hin noch etwas nützen konnte. Nun, ich will es gut machen. Wie Deine Entscheidung inzwischen auch ausgefallen sein mag — Du sollst wissen, daß Dir in unwandelbarer väterlicher Liebe zugethan bleibt

Dein Oheim

Ernst von Schwefing.

„N. E.“

„Ich reise schon heute Abend ab, ich halte es nicht länger aus, ich sehe immer Ernst Egghof und die Gräfin vor mir.“

*

Frau Erna blickte hinaus in den lachenden Sonnenschein, ein Lächeln zuckte um ihre Lippen. O, wie schön war die Welt!

„Böse wird mir der Onkel doch nicht sein, weil ich Lorbett nicht mag,“ dachte sie, „und Egghof?“

Plötzliche Glut stieg in ihre Wangen.

Im Nebenzimmer hörte sie die Gräfin auf und ab gehen. Sie hätte jetzt gern eine Freundin gehabt, um ihr übervolles Herz zu erleichtern, aber sie schüttelte den Kopf. Nein, Gräfin Leonie war die Schwesterseele, wie sie sie herbeisehnte, nicht.

Da trat sie eben ein und blieb wie zögernd in der Thür stehen.

Plötzlich machte sie einige schnelle Schritte vorwärts und fiel Erna um den Hals.

„Liebe, liebe Erna, ich muß, ich habe — ach Gott, wie sage ich Dir nur Alles!“

Sie blickte auf, ihre Augen schimmerten feucht.

„Leonie, was ist Dir? Du siehst so erregt aus —“

„O, ich bin glücklich, glücklich, glücklich!“ rief diese nun ungestüm. „Erna, liebste Erna, ich gehe zu meinem Mann zurück!“

„Zu Deinem Mann?“

„Ja, ja; der Onkel ist nun doch gestorben und hat meinen Mann nicht enterbt, und — nein, Du mußt selbst hören, was mein Ulrich schreibt!“ Sie entfaltete den Brief und las:

„Mein gutes, kluges, einzig geliebtes Schnuckchen!“

„Diese ganze Ueberschrift ist wahr, mein Schatz, denn klug war es von Dir, daß Du einsehst, wie wir Beide mit unseren Gewohnheiten und Passionen unglücklich hätten werden müssen, wenn wir auf unseren verschuldeten Gütern sitzen blieben, ebenso unglücklich, als wenn wir mit dem immerhin schmalen Ueberschuß, der uns nach dem Verkauf des einen Gutes und der Verpachtung des andern blieb, in bescheidenen städtischen Verhältnissen hätten haufen müssen. Rührend gut von Dir war es, daß Du auf meinen Vorschlag eingingst, nach dem Beispiel des seligen Fürsten Büdler-Muskau und seines „Schnuckchen's“, uns zu trennen, um Jedem von uns Gelegenheit zu geben, sein Glück auf eigene Faust zu machen. Nun aber, Schatz, kommt das Beste: ich bin, ebenfalls nach dem Beispiel Büdler-Muskau's, nach England gegangen und habe Umschau gehalten unter den Töchtern des Landes, notabene nur unter den reichen, versteht sich, aber da war keine, die mir wohlgefallen — und, ehrlich gesagt, da war auch keine, der ich wohlgefallen hätte. Indeß, was nicht war, konnte noch werden. Da kam mir die Nachricht, daß der liebe, gute Onkel Stradam, um den ich es, ich muß es allerdings zugeben, nicht verdient hatte, mich dennoch zum Erben einsetzte. Nun, Schatz, bin ich wieder reich und kehre zurück zu Dir, denn geliebt habe ich Dich doch einzig und allein. Also bist Du in Wahrheit mein gutes, kluges, einzig geliebtes Schnuckchen, und wenn Du mich noch haben willst, so bin ich in acht Tagen bei Dir und wir berathen, wohin wir unsere

Hochzeitsreise Nummer zwei richten wollen. Wenn Du wüßtest, wie glücklich ich bei dem Gedanken daran bin, würdest Du gewiß den letzten Rest von Groll, den Du am Ende doch gegen mich hast, fahren lassen. Ich bitte Dich, Schnuckchen, vergib und vergiß! Gerade weil wir uns lieb hatten, durften wir uns nicht eine Last auf die Schultern laden, die für uns Beide zu schwer gewesen wäre. Stelle Dir nur Dich und mich vor in einer Miethswohnung mit Delanstrich und geschmacklosen Tapeten, ohne Equipage und mit höchstens einem Diener oder gar nur weiblicher Bedienung, das war ein Un Ding, und doch hätten uns die viertausend Thaler jährlich, die uns blieben, keinen größern Comfort gestattet! Und zu denken, daß man in eine solche Existenz eingewickelt gewesen wäre, ohne die Aussicht auf eine Aenderung zu haben! Sobald wir uns trennten, lag dagegen sowohl für mich als für Dich die Möglichkeit vor, eine brillante Partie zu machen. Ich hoffe nun, Du bist mir nicht allzu treulos gewesen und ziehst nicht irgend jemand Andern mir vor. Ich wollte Dir erst telegraphiren mit Rückantwort, doch das hätte zu viel Lärm gegeben. Also schreibe ich, bitte Dich aber, mir zu telegraphiren, ob Du zu mir zurückkehren willst, was ich hoffe und um was ich Dich fußfällig bitte. In der sehnlichsten Erwartung eines telegraphischen Ja bin ich

„Dein à la fin de la fin doch wirklich getreuer Ulrich.“

„Und Du gehst in der That zu ihm zurück?“ fragte Frau Erna zaghaft.

„Ich erlaube ihm, nach Berlin zu kommen, und treffe ihn dort —“

„Und kannst ihm vergeben?“

„Mein Gott, ja; was er mir vorschlug, war ja doch am Ende wirklich vernünftig, und daß er nun zu mir zurückkehrt, ist doch ein rechter und echter Liebesbeweis. Aber siehst Du, Erna, da ist noch etwas, was mich beunruhigt —“

„Du glaubst nicht mehr an seine Beständigkeit, nicht wahr?“

„D, dafür will ich schon sorgen — kleine Zugeständnisse haben wir uns ohnehin immer gemacht — nein, das ist es nicht; nur, siehst Du — es war doch immerhin keine angenehme Lage, in der ich mich befand, und ich hätte Ulrich gern bewiesen, daß ich sofort einen andern Mann finden würde — ich wollte à tout prix verheirathet sein, ehe er eine Partie fände, denn an diese Auflösung, wie sie jetzt vorliegt, konnte ich doch nicht denken.“

„Du hättest Dich wirklich wieder verheirathen können?“

„Ganz gewiß, und ich für mein Theil bin auch gar nicht so anspruchsvoll und könnte in einer Wohnung mit Delanstrich ganz glücklich sein, nur müßte Ulrich nicht neben mir stehen und mir sagen, daß man dergartig nicht leben könne, denn dann glaube ich es ihm. Und nun — ja, ich glaube, es ist am besten, ich beichte Dir ganz ehrlich, Erna, nun, siehst Du, hatte ich schon etwas eingefädelt —“

„Leonie!“ rief Frau Erna aufspringend, während ihre Augen seltsam blügend die Gräfin anblickten.

„Leonie, so war es Dir Ernst mit Egghof?“

Gräfin Leonie sah sie mit einem schelmischen Lächeln an.

„Mit Egghof? Eigentlich nein, mit dem bin ich über eine Rekognoszirung nicht hinausgekommen, aber — sei mir nicht böse, Erna, und glaube mir, wenn ich mich nicht so unglücklich und verlassen gefühlt hätte, wäre ich weniger kokett gewesen. So wie die Sachen einmal lagen — und da Lorbett auch ein wenig welt-schmerzlich gestimmt war —“

„Lorbett?“

„Nun ja, kurz heraus gesagt, Erna, es war zwischen uns von Liebe die Rede, das heißt, ich bin ihm nicht ohne Weiteres in die Arme geflogen, nur, weißt Du, ich habe ihn hoffen lassen.“

„Aber, Leonie, welch' ein Wahnsinn! Lorbett ist nicht reich —“

„Es wäre schon gegangen, vierzigtausend Thaler hatte ich ja auch noch, und dann hätte er Karriere gemacht und gefiel mir nicht schlecht; auch war es amüsant, daß er, der so viel herumgefollert war, mich heirathen wollte —“

„So hielt er Dich auch für eine Wittwe? O, es war doch unrecht, daß ich damals Egghof gegenüber auf Deinen Wunsch einging und Dich für verwittwet gelten ließ.“

„Aber, liebste Erna, das war ja Lorbett gegenüber

ganz gleichgültig. Der gute Egghof, mit seiner ehrlichen Schwerfälligkeit — verzeih', Liebste, aber ein bißchen schwerfällig ist er wirklich — der hätte meine Geschichte haarsträubend gefunden, natürlich — aber Lorvett gegenüber hatte ich mich längst demaskirt, und ich glaube, er hat sich in meine Geschichte eher verliebt als in mich, jedenfalls schadet sie mir in meinen Augen nicht — im Gegentheil, die Sache ist jetzt nur die — wie werde ich ihn los?"

Frau Erna zuckte mit einem Anflug von Ungebulb die Achseln.

"Die Sache scheint mir ziemlich einfach," sagte sie. "Da er sich, wie Du sagst, in den ersten Theil Deiner Geschichte verliebt hat, muß er nun auch den zweiten mit in den Kauf nehmen."

"O Erna, wie boshaft Du bist!"

"Es würde mir ziemlich ungereimt erscheinen, diese Angelegenheit sentimental aufzufassen."

"Ja, da hast Du freilich Recht — am Ende ist es doch für ihn nur eine neue Episode, nicht weniger und nicht mehr. Also, ich werde an Ulrich telegraphiren. Du bestellst mir einen Boten, nicht wahr?"

Frau Erna nickte. Gräfin Leonie schloß sie in ihre Arme und küßte sie lachend.

"Sieh' nicht so furchtbar ernst darein, Schatz," rief sie; "ein Jeder ist, wie er eben sein muß und sein kann! Die einzige Tugend, die allgemein sein sollte, ist die Duldsamkeit."

Jetzt lächelte Frau Erna doch und sagte:

"Ich will sie üben, Leonie, aber verstehen kann ich euch Anderen nicht."

"Du bist zu gut für diese Welt, Erna, das habe ich immer gesagt, und deshalb bitte ich Dich nun auch noch, nimm es auf Dich, Egghof dieses Denouement mitzutheilen — bei Lorvett freilich muß ich es schon selbst besorgen, aber vor versammeltem Publikum kann ich das nicht. Ich werde es ihm vielleicht schreiben."

Sie blickte träumerisch in den Sonnenglanz hinaus, um ihren Mund zuckte ein Lächeln.

"Armer, guter Lorvett — ich hatte ihn doch recht gern — aber er hat nun einmal kein Glück in der Liebe; nicht wahr, Erna?"

Frau Erna zuckte die Achseln.

"Ich glaube, er hat mehr Glück gehabt, als er verdient," sagte sie. Gräfin Leonie lachte und lief aus dem Zimmer, um schleunigst zu packen.

Der Abend dämmerte herein. Lorvett war von der Jagd zurückgekehrt, ließ sich aber nicht sehen. Endlich kam er, er sah ernster aus als gewöhnlich und sagte Frau Erna, daß er einen Brief erhalten habe, welcher ihn nöthige, morgen abzureisen.

Frau Erna sah nicht überrascht aus und fragte auch nicht, woher der Brief gekommen sei. Sie waren seit längerer Zeit zum ersten Mal allein und sie hatten seither die Rollen gewechselt, Frau Erna war sicher und ruhig und Lorvett war befangen.

Eine Weile gefiel sie sich in dieser neuen Situation ihm gegenüber, dann aber siegte ihr gutes Herz, und sie reichte ihm freundlich die Hand.

"Wir scheiden als gute Freunde, nachdem wir Beide die Ueberzeugung gewonnen haben, daß wir einander niemals mehr sein könnten, nicht wahr, Baron?" sagte sie mit ihrer ruhigen Frauenswürde, die etwas Bescheidenes und doch zugleich Ueberlegenes hatte und die ihr so gut stand.

Lorvett küßte ihre Hand und versicherte, sie sei die beste, edelste Frau, die er je kennen gelernt habe. Aber er wagte doch nicht, ihr zu widersprechen, obgleich sich in diesem Augenblick etwas in ihm regte, das der Neue sehr ähnlich sah. Dann ging er in sein Zimmer, um ebenfalls zu packen.

Frau Erna war allein, sie trat hinaus auf die Terrasse und blickte über den Garten hin, in dem die Rosen im zweiten Flor standen. Die Bäume des Parkes warfen lange Schatten über den Rasen und die untergehende Sonne bligte mit glührothen Lichtern zwischen ihren Zweigen hindurch. Ueber den perlmutterfarbenen Himmel zogen zwitschernde Schwalben ihre Kreise, sie flogen immer näher, immer niedriger.

Noch war es Sommer, aber schon streifte ab und zu der Wind ein gelbes Blatt von den Bäumen — wie lange währte es noch, da standen diese kahl und entlaubt, Schnee deckte die verblichenen Rosen und der Nordwind fuhr heulend um das einsame Landhaus; dann waren die Gäste fort, der Onkel vielleicht durch die neuen Freunde gefesselt — und Frau Erna?

Sie blickte träumerisch hinab auf die Rosen. Da klang ein fester, wohlbekannter Schritt hinter ihr auf dem Kies der Terrasse.

"Guten Abend, gnädige Frau," sagte Lieutenant Egghof, an ihre Seite tretend. "Sie sind ganz allein?"

"Ja, wie Sie sehen; meine Gäste packen."

"Wie? Der Baron und die Gräfin wollen abreisen?"

"Sie erhielten Beide Nachrichten, die es nöthig machen, daß sie uns verlassen."

"Wie schön — Baron, gnädige Frau — ich wollte nicht unhöflich sein gegen Ihre Gäste."

"Das sollen Sie auch nicht, denn Beide sind liebenswürdige Menschen."

"Nun, ich wünsche Beiden alles Gute."

"Ihr Wunsch ist schon in Erfüllung gegangen, wenigstens soweit derselbe die Gräfin betrifft."

Egghof spielte mit einer Ranke des wilden Weines, welcher sich um das Geländer der Terrasse schlang. Er war zerstreut, und als er in Betreff der Gräfin keine weitere Frage stellte, schwieg auch Frau Erna. Plötzlich blickte er auf.

"Gehen wir heute noch in das Dorf, oder müssen Sie Ihrer Gäste wegen hier bleiben?" fragte er.

"Eine halbe Stunde haben wir immerhin Zeit," meinte Frau Erna.

Beide hatten die Gewohnheit angenommen, ihre Schüßlinge von der Feuersbrunst her gemeinschaftlich zu besuchen.

Sonst hatten sie dabei allerlei zu plaudern gewußt, heute schritten sie schweigend neben einander her durch den Park, dem Dorfe zu. Endlich begann Frau Erna von Onkel Ernst zu sprechen. Sie erzählte Egghof von seinem heut erhaltenen Briefe.

"Ich wußte, daß er in Köln war," sagte Egghof, "meine Schwester hatte es mir geschrieben."

"Und Sie sagten mir nichts davon? Aber das ist unrecht!" rief Frau Erna.

"Ich glaubte, Sie wüßten es, gnädige Frau, und ich wartete."

Frau Erna schüttelte den Kopf.

"Wissen Sie denn auch, daß Sie Ihren Namen Ernst zu seinem Andenken tragen?"

"Ich wußte, daß meine Mutter einen sehr geliebten Jugendfreund dieses Namens gehabt und daß sie denselben späterhin nicht wiedergesehen hatte. Das Uebrige kombinierte ich nach den Briefen meiner Schwester."

"Und das Alles wußten Sie vor mir und behielten es für sich?"

"Man muß ja so Vieles für sich behalten! Und, wie gesagt, ich wartete auf Ihr Vertrauen, gnädige Frau."

"Mein Vertrauen? Aber fühlen Sie denn nicht, daß Sie es besitzen?"

Er blieb stehen. Vor ihnen lag das Gehöft, das sie besuchen wollten.

"Was Sie mir da eben sagten..." begann er, doch Frau Erna schritt schnell vorwärts, ihre Wangen glühten — sie trat eilig durch den Thorweg, Egghof folgte langsam, seine Pulse schlugen nicht weniger schnell als die ihren. Unter der Hausthür stand das kleine Mädchen, das er gerettet hatte. Als es die Ankommenden entdeckte, lief es ihnen entgegen.

Frau Erna sprach mit dem Kind und es antwortete aufgeweckt und vertraulich auf ihre Fragen.

"Es geht uns viel besser seit dem Feuer," sagte es, "und die Mutter wäscht mich jetzt alle Tage und läßt mich auch beten."

"Das ist recht," lobte Frau Erna. "Versteht Du aber auch, was Du betest?"

"Et ja," meinte das Kind, "ich danke dem lieben Gott, daß er uns damals hat abbrennen lassen, und bitte ihn, daß die gnädige Frau und der gute Herr ein Paar werden möchten. Die Mutter hat mir's zuerst vorgesagt, aber jetzt kann ich es schon ganz allein."

Die Frau, welche eben von der Feldarbeit heimkehrte, kam hinzu, und Frau Erna verbarg ihre Verlegenheit hinter allerlei Fragen und Rathschlägen, die sie mit der Frau tauschte.

Egghof hob das Kind in seinen Armen empor und küßte es, dann trat er an Frau Erna's Seite und mahnte an die Rückkehr. Sie hätte dieselbe gern noch verzögert, aber ihre Gäste durften heute, am letzten Abend, den sie gemeinschaftlich verbrachten, nicht warten. Als sie den Hof verlassen hatten, bot er ihr den Arm. Sie berührte ihn kaum mit ihrer Hand und schritt stumm und eilig an seiner Seite hin. Plötzlich fühlte sie seine Hand auf der ihren ruhen.

"Sie haben mir gesagt, daß Sie mir vertrauen," hörte sie seine tiefe Stimme, "wollen Sie mir aufrichtig eine Frage beantworten?"

"Ich glaube, daß Sie nichts fragen werden, was ich nicht aufrichtig beantworten könnte."

"Nun denn — Ihr Onkel Schwefing ist abgereist — der Baron Lorvett ist im Begriff, abzureisen — wünschen Sie, daß auch ich gehe?"

Frau Erna schwieg.

"Wenn Sie Vertrauen zu mir haben, antworten Sie mir ohne Umwege nur Ja oder Nein — ich — ich könnte jetzt nichts Anderes von Ihnen hören. Soll ich gehen?"

Sie blickte zu ihm auf.

"Nein," sagte sie.

Er drückte ihre Hand an seine Lippen und an seine Brust.

"Erna, kann man denn wirklich glücklich, ganz glücklich sein auf dieser wunderlichen Welt?"

"Ich weiß es nicht, aber ich glaube noch an das Glück."

"Und ich halte es in meinen Armen!" jubelte er, sie umschlingend. "Erna, meine Erna!"

Sie barg ihren Kopf an seiner Brust, sie fühlte, hier war sie daheim, mochte nun Glück oder Unglück kommen; das Herz, an dem sie jetzt ruhte, würde die Feuerprobe bestehen, dem Einen wie dem Andern gegenüber.

XIII.

Während Frau Erna und Egghof ihren Besuch im Dorf machten, war ein Lohnwagen, von der nächsten Station kommend, vor das Schloß gefahren. Gräfin Leonie hatte soeben ihren letzten Koffer geschlossen und sah den Wagen auf der Rampe stehen.

"Der kommt wie gerufen," dachte sie, "ich fahre damit nach der Stadt, bleibe dort über Nacht und entgehe dem heutigen Familienabend. Aber wer ist denn da eigentlich gekommen?" Sie trat auf den Korridor und stand vor der hohen Gestalt des alten Schwefing. "Wie, Sie sind es, und so plötzlich und unerwartet?" rief sie.

"Wie Sie sehen, Gräfin," erwiderte er, "meine sechzig Jahre haben mich immer noch nicht von der Ansicht geheilt, daß die schnellen Entschlüsse die besten sind. Und daß gerade Sie mir zuerst in den Weg treten, beweist die Richtigkeit meiner Theorie, denn um Sie zu sprechen, komme ich direkt von Köln hieher."

Die Gräfin sah ihn halb spöttisch, halb erschreckt an. Sie wußte nicht recht, redete er im Fieber oder wollte er ihr Artigkeiten sagen.

"Wenn Sie mich noch hier treffen wollten, mußten Sie freilich eiligst kommen, lieber Herr von Schwefing, denn ich bin im Begriff, abzureisen."

"Abzureisen?" wiederholte er und sah unglaublich bald die Gräfin, bald die großen Koffer an, welche in dem offen gebliebenen Zimmer standen. "Abzureisen?"

"Ja, da eine für mich wichtige Entscheidung eingetreten ist..." Ein schelmisches Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel.

"Eine Entscheidung — um Gottes willen, Gräfin, dann war es die höchste Zeit. Ich muß Sie sprechen, erlauben Sie mir?" Er wies auf das offene Zimmer und machte Miene, einzutreten.

"Wenn Sie mich durchaus sprechen müssen, so kommen Sie!" rief die Gräfin, ihm voranirend. "Da Sie mich aber doch wahrscheinlich nicht heirathen wollen, so verstehe ich nicht, inwiefern eine Entscheidung, die mich betrifft, Sie so sehr in Aufregung versetzen kann."

"Baron, Gräfin, diese Entscheidung betrifft nicht Sie allein —"

"O nein, allerdings nicht!"

"Und ich nehme an der andern dabei theilhaftigen Persönlichkeit das lebhafteste Interesse."

"Nun, dann müssen Sie sich doch darüber freuen, daß wir uns trotz Allem und Allem gefunden haben!"

"Verzeihen Sie, Gräfin, aber die Wahrheit muß einmal gesagt werden. Ich kenne alle Verhältnisse genau, ich weiß, wie verwöhnt, unpraktisch und leichtsinnig Sie sind —"

"Danke!"

"Sans rancune, Gräfin, Sie sind reizend, bezaubernd, wenn Sie wollen, aber für einen Mann, der in bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, mit ernststen Ansichten aufgezogen —"

"Von wem sprechen Sie denn eigentlich, mein lieber Herr von Schwefing?"

Er sah sie erstaunt an.

"Von wem, von wem anders denn, als —"

"Nennen Sie lieber keinen Namen, aber gehen Sie schnell hinunter und sagen Sie Ihrem Lohnkutscher, daß



Eidwald. Gemälde von Andreas Schenck.

Nach dem im Besitz der Kunsthandlung G. W. Mierhse in Wien befindlichen Original.

er warten soll, bis ich reisefertig bin, denn ich habe es ziemlich eilig, zu meinem Mann zurückzukehren, da sich unsere Verhältnisse so schön geordnet haben. Bitte, gehen Sie recht schnell, lieber Herr von Schwefing!"

"Zu Ihrem Mann zurück? Ist das wahr, wirklich und wahrhaftig?"

"Ja, so gewiß, als ich an keinen bürgerlich erzogenen Mann' gedacht habe. Trösten Sie den Baron Lorbett heute Abend, er wird sehr unglücklich sein, der arme, aber ich kann ihm nicht helfen, mein Mann ist mir doch lieber!"

"Sie — Sie — Wetterhege, Sie!"

"Danke, der Titel gefällt mir ganz gut. Und nun gehen Sie und bestellen Sie den Wagen!"

"Das werde ich nicht thun, Pferde zur Abreise gibt es auch in Oberhof."

"Ich wünsche aber nicht, mit Lorbett zusammen zur Bahn zu fahren!"

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Dame: Nun, Herr Lieutenant, werden Sie mich auch nicht vergessen, wenn Sie an Ihrem neuen Bestimmungsort sind?

Lieutenant: Gewiß nicht, mein Fräulein, dieser Knopf in meinem Taschentuch soll mich immer an Ihre holden Züge erinnern!



Maler: Da war heute Morgen Jemand bei mir, der mir mein Bild hier todelte — ich machte aber wenig Federlesen mit ihm — und warf ihn verkehrt die Treppe hinunter! Nun bitte, sagen Sie mir einmal gefälligst ganz ungenirt und offen Ihre Meinung über diese meine neueste Schöpfung!



Frau (nach einem heftigen Wortwechsel): Sei nicht mehr böse, Männchen. Du weißt ja, daß ich stets eine stille Liebe zu Dir im Herzen trug.

Gemann: Allerdings, aber seitdem wir verheirathet sind, ist es leider keine „stille“ Liebe mehr.



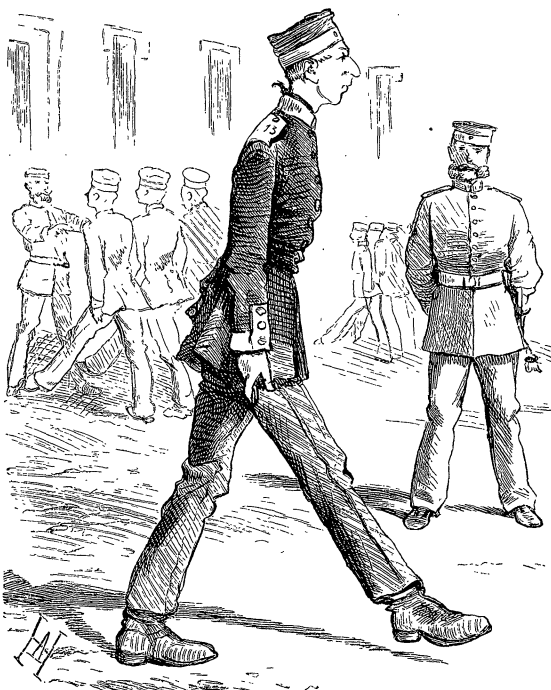
Professor der Physik: Welches sind komplementäre Farben?

Schüler A.: Roth und Grün.

Professor: Gut — Folgender.

Schüler B.: Eigel und Schellen.

Professor: Paffe!



Unteroffizier: Na nu fehlt man bloß noch, daß Sie 'ne französische Hofe anziehen, 'ne Stange Siegellack in't Maul nehmen und uf de Wiefe marschiren, dann is der Storch fertig; dann können Sie sich bei der Frau Feldwebel melden.



Unbekannter (nur den Kopf zur Thür hineinsteckend): Ach Sie entschuldigen gütigst — ich —

Herr: Geh'n Sie in Gottes Namen, ich hab' selber nir.

Unbekannter: Erlauben Sie, ich wollt' Ihnen was bringen.

Herr: So? Ah! Was denn?

Unbekannter: Den Steuerzettel!

"Reist Lorbett denn auch ab?"

"Nun, vielleicht läßt er sich von Ihnen zureden, zu bleiben. Jedenfalls brennt mir der Boden unter den Füßen hier. Adieu, Herr von Schwefing!"

Und sie glitt an ihm vorüber zur Thür hinaus. Herr von Schwefing fuhr sich über die Stirn.

"Was hat sie Alles gesagt, dieser Wirbelwind von

einer Frau?" brummte er. "Ich will doch lieber erst mit einem vernünftigen Menschen hier sprechen."

Er verließ das Zimmer und fragte nach Frau Erna.

"Die gnädige Frau ist in das Dorf gegangen," hieß es.

Er fragte nach Egghof.

"Herr Lieutenant sind auch in's Dorf gegangen,"

rapportirte Bimme, welcher die Frage gehört hatte, und machte dazu ein so schlaues Gesicht, daß Herr von Schwefing Lust verspürte, mehr zu fragen, doch er zog es vor, zu schweigen; er trat auf die Terrasse hinaus und beschloß, die Rückkehr der Beiden zu erwarten.

Da kamen sie Arm in Arm über den vom Mondlicht hell bestrahlten Kiesweg daher.

Erna hob den Kopf.

„Onkel!“ rief sie und lief ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. „Onkel Ernst, lieber, lieber Onkel Ernst! O, wie froh bin ich, daß Du wieder da bist!“

Er machte sich fast schon aus ihrer Umarmung los und sie wandte sich nach Egghof um, der langsam näher kam.

„Den da zu warnen, Onkel, kommst Du aber doch zu spät,“ setzte sie hinzu, „er will keine Vernunft mehr annehmen.“

„Aber er bittet Sie, Vertrauen zu ihm zu haben, wie — unsere Erna es hat!“ rief Ernst Egghof, die Hand des Onkels drückend.

Dieser schüttelte stumm und nachdrücklich die Hand des jungen Offiziers.

„Also so steht's,“ sagte er endlich leise, als fürchte er, ein Geheimniß zu verrathen, „so steht es, — ja, dann hätte ich füglich fortbleiben können, denn dagegen kann ich nichts einwenden!“

„Gerade deshalb mußt Du kommen, Onkel Ernst, und hättest Du es nicht freiwillig gethan, wir würden Dich herbeigerufen oder geholt haben.“

Onkel Ernst blickte den Sohn seiner Jugendliebe prüfend an, dann legte er die Hand auf seine Schulter.

„Keinem Andern hätte ich sie gegönnt,“ sagte er mit seiner tiefen Stimme, in der es noch wie ein dumpfes Grollen klang, „keinem Andern! Aber Dich kenne ich durch Deine Schwester — nimm Du sie hin, die Liebe gehört der Jugend, dem Alter die Erinnerung.“

Im Schloß rief man nach Frau Erna.

Die Gräfin betrieb ihre Abreise mit der größtmöglichen Eile.

„Ich habe von Deinem Onkel gelernt, daß man immer gut thut, gefasste Entschlüsse schnell auszuführen,“ antwortete sie auf Erna's Vorstellungen. „Ich rathe Dir und Egghof: geht hin und thut ein Gleiches!“

Damit bestieg sie den Wagen und fuhr davon. Baron Sorbott aber trank noch am selben Abend mit Onkel Schweifing auf das Wohl des Brautpaares und Bimme saß in der Küche und hatte das große Wort.

„Wichtig ist's nu,“ sagte er, „und jenußt hab' ich's man sofort, dat uns hier in den alten Schloß 'ne besondere Feschichte passiren würde. Ich wußt' man bloß nich, ob mit die Liebe oder mit die Jespenster. Na, die Liebe is mich anjenehmer, Mädchens!“

Eine Reise in's südliche Frankreich.

Von

Adelma v. Wag.

(Schluß.)

Blois, Chaumont und Chambord.

Du wunderschönes, liebes Blois! Mein Herz lächelt, wenn ich an dich zurückdenke. — Blois ist ein altes Städtchen; das Schloß, welches schon von Weitem sichtbar ist, liegt auf einer Anhöhe; die Loire fließt durch die Stadt. Im Sommer, wenn Alles grün ist, muß dieß ein gar liebliches Bild sein. Ernst und düster steht die altersgraue, fast schwarze Kathedrale auf erhöhtem Terrain umweilt des Schlosses; Catherinens astrologischer Thurm blickt über die Vergangenheit in das Thal hinab; man glaubt sich in's Mittelalter versetzt. Wir wohnten im Hotel „Tête noire“, dessen Wirthin, Madame Dupuis, eine sehr freundliche, zuvorkommende Frau ist und uns vortrefflich bediente. Sie kannte Graf Chambord und alle Legitimisten und war, wie sie mir sagte, sehr erfreut, Oesterreicher zu bewirthen. Von Blois aus besuchten wir die Schlösser Chaumont und Chambord; bevor ich dieselben schildere, will ich jedoch Schloß Blois zu beschreiben trachten. Der eine, ältere Theil des Schlosses wurde im dreizehnten, die Kolonnade im Hof und die großartige Halle d'Etats im fünfzehnten, die Galerie des Duc Gaston d'Orléans im sechzehnten Jahrhundert beendet, so daß man, wenn man im Schloßhof Umschau hält, Gelegenheit hat, die Geschmacksrichtungen all' dieser Jahrhunderte neben einander in Ausführung gebracht zu sehen. Die Fassade orientale ist die älteste und schönste; Louis XII. ließ sie rekonstruiren. Leider ließ Gaston d'Orléans einen Theil des schönen maurischen Schlosses niederreißen und baute einen sehr wenig geschmackvollen Rokoko Flügel dafür auf, eine geradezu ärgerliche Geschmacksverirrung. Zum Glück starb Gaston, ehe er seine „Verschönerungen“ fortsetzen konnte; er war gerade daran, die wunderbar schöne Treppe, die im Hofraum steht, niederreißen zu lassen. Diese Treppe ist in Stein und bildet einen à jour-Thurm mit Hunderten der schönsten Zieraten; die Stufen gehen in der Spirale aufwärts. Franz I. beendete die Fassade du Nord und die Galerie, welche mit kleinen Erfern, alle in Stein „ciselirt“, reich geschmückt ist.

Im Schloß von Blois hat man drei Kunstepochen vor sich, die maurische, Renaissance und Rokoko. Blois wurde Anno 1793 arg zerstört und geplündert, dann recht vernachlässigt und zur Kaserne degradirt. Napoleon I. schenkte das Schloß der Stadt, die es neu herstellen ließ. Eine jammervolle, schaurige Vergangenheit hat Blois. Im Jahre 1427 gebar Marie Clère, Duchesse d'Orléans, daselbst Louis XII. Dieser hatte eine große Vorliebe für Blois und war viel dort; das waren die heitersten Zeiten des Städtchens. Er wurde daselbst im Jahre 1498 zum König proklamirt. Louis XII. hatte das Stachelschwein im Wappen mit der Devise: „Qui s'y frotte, s'y pique.“ Dieses Wappen ist häufig in den Ornamenten des Schlosses zu sehen. Erzherzog Philipp von Oesterreich und Johanna, seine Gattin, kamen mit ihrem Sohn Karl (nachmals Kaiser Karl V.) nach Blois, um die Hand der Prinzessin Claude, Tochter Louis XII. zu werben. Was mag es damals für Feste im Schloße gegeben haben! Aber aus der Heirath wurde nichts, die Prinzessin vermählte sich mit François d'Angoulême, nachmals König Franz I. Sie war die berühmte gute „reine Claude“, deren Name jetzt noch im Volksmunde lebt und nach welcher auch eine bekannte Steinbrücke benannt wurde. Claude liebte den Wüßling Franz zärtlich, obgleich er ein Ungeheuer von Untreue war. Deshalb wählte sie den weißen Schwan mit dem Pfeil in der Brust als Wappen. Die Frau Louis' XII. war Anne de Bretagne mit dem Hermelin im Wappen, sie wird heute noch „la bonne reine Anne“ genannt. Diese Wappenthier kamen als Ornamente innerhalb der Architektur in allen Schlössern vor, am häufigsten in Blois. Anne de Bretagne war eine berühmte Dichterin, sie beschäftigte sich viel mit Literatur und Botanik. Diejenige, welche Blois in der Weltgeschichte zu einem Schreckbild machte, und zwar durch die Ermordung der Guisen, war Catherine de Medicis. Die Räume, die sie bewohnte, besonders la salle des gardes de la reine, sind prachtvoll. Sie starb in Blois; wir betraten das Gemach, in welchem diese schuldbeladene Seele den letzten Seufzer ausstieß.

Rings herum an den Wänden ist altes Tafelwerk mit geheimen Fächern. Die Säle und Gemächer des Schlosses haben sämmtlich schöne, riesige Kamine, Plafonds von Eichenbalken, Panneaux und Boiserie an den Wänden. Vieles ist sehr schadhaft; alte Möbel oder sonstige Antiquitäten sind keine da, weil in der Revolution Alles zerstört wurde; es blieb wenig mehr als die Mauern; aber das, was dem Vandalismus trogte, ist der schönste Raum im Schloß, die Salle des Etats, die gut konservirt, wohl auch restaurirt ist. Dieser Saal ist sehr hoch und gewölbt, wodurch er prachtvoll aussieht, in maurischem Styl, reich verziert und vergolbet, blau und roth, mit sechs großen Marmorsäulen, die die Wölbungen tragen. Ein ungeheurer Kamin aus Marmor steht in der Mitte der einen Wand. Jeder Raum in Blois hat seine historischen Erinnerungen; da ist Catherinens Sterbezimmer; das Zimmer des Duc de Guise mit dem Kamin, vor welchem er stand, als ihn König Heinrich III. zu sich beiseiden ließ; der Fleck, wo er ermordet wurde; das Zimmer der vielgerühmten und besungenen Marguerite de Valois, Catherinens Tochter; die Gelasse, worin die brave Jeanne d'Albret mit ihrem Sohne Heinrich IV. wohnte, als sie von Pau nach Blois gekommen, um für ihn um Margueritens Hand zu werben. Durch eine geheime, enge, düstere Wendeltreppe gelangt man in Zellen und Gefängnisse, in welchen Diebstahl eingekerkert wurden, die nie wieder das Tageslicht erblicken sollten. Diese Zellen hießen „les oubliettes“. Der Cardinal Guise und der Erzbischof von Lyon brachten die Nacht vor ihrer Ermordung hier im Kerker zu. Als Heinrich III. seiner Mutter zu melden kam, daß der Cardinal ermordet sei, lag dieselbe schon krank zu Bett; sie sagte zu ihrem Sohne: „C'est bien coupé, maintenant il faut coudre.“ Sie meinte damit die nun folgende Ermordung der beiden anderen Guisen. Nach dem Tode Catherinens ward Blois verlassen, es schien, als hätten die letzten Bluttthaten einen unheimlichen Schauer über den Ort geworfen, welcher bis anhin der Schauplatz großartiger Hoffeste gewesen. Von nun an landte man nur Staatsgefangene oder internirte Prinzen nach Blois. Im Jahr 1617 war Marie de Medicis hier eingesperrt; lang schmachtete sie im Gefängniß, aus welchem sie jedoch der edle Du Pleßis mit einigen Anderen befreite; sie entfloß mittelst einer Strickleiter. Als sie schon ein gutes Stück unterwegs auf der Flucht waren, bemerkte sie, daß sie ihre Schmuckkassette vergessen habe. Da kehrte sie um und Du Pleßis mußte au péril de sa vie die Kassette holen. Zum Glück lief es gut ab. Dieser Schmuck war dann der Nothpfeffer, von welchem die arme Marie de Medicis lebte. Anno 1635 wurde leider Gaston d'Orléans in Blois internirt, sehr schade, denn er demolirte, wie schon gesagt, den einen schönen maurischen Flügel und baute etwas ungemein geschmacklos dafür hin. Seine Tochter Mademoiselle de Montpensier war mit ihm dort. Im Jahr 1871 war die prachtvolle Salle des Etats ein deutsches Lazareth. Die Kommission des monuments historiques thut gegenwärtig viel zur Herstellung des alten Prachtbaues. Fast hätte ich vergessen, die schöne, wohl maurische Kapelle zu erwähnen mit dem prachtvollen Hauterelief am Sockel, Heinrich IV. zu Pferd darstellend. Die Aussicht vom Schloß aus ist wunderbar schön, man überseht das ganze Thal, die Hügelketten, die Flüsse Loire und Arrou. Erwähnenswerth ist die Majolikfabrik in Blois, die ich jedem Fremden zu besichtigen rathe.

Bei strömendem Regen fuhren wir von Blois nach Chaumont, das wir in anderthalb Stunden erreichten; der Weg führt über eine große, auf fünf Pfeilern stehende Kettenbrücke, die die Ufer der Loire verbindet. Man fährt erst durch den kleinen Ort (Markt würde man in Steyermark sagen) Chaumont und kommt hernach am Fuß des Schloßberges an. Auf dem Gipfel desselben liegt Schloß Chaumont und steht noch unverändert da — eine richtige Ritterburg mit Thürmen und Zinnen — wie es einst im Mittelalter stolz in's weite Thal schaute. Am Eingang des Parkes steht das Häuschen des Aufsehers. Er und seine Frau nahmen uns die nassen Placids ab und mir ließ die gute Frau ihre Sabots (Holzschuhe), da der Weg sehr naß war. Ich konnte aber in den Schuhen nicht gehen.

Chaumont gehört jetzt dem Duc de Broglie; es kam an ihn durch seine Frau, Mademoiselle Constantin, die es von dem Marquis d'Armant kaufte. Ein schöner Park mit geschmackvollen Anlagen und hundertjährigen, von Catherine de Medicis gepflanzten Eichen umgibt das von vier starken Thürmen flankirte Schloß. Zwischen zwei derselben befindet sich das massive Eingangsthor; der Thurm links heißt la tour d'Amboise, der rechts la tour de Catherine de Medicis. Auf dem „Creneau“ dieses Thurmes sind astrologische Zeichen und zwei C. und H.; das war Catherinens Observatorium, hier befragte sie die Sterne um ihr Schicksal. Wasser umgab früher rings das Schloß, jetzt ist der Burggraben leer, die Zugbrücke aber ist noch vorhanden. Auf dem schweren eichenen Eingangsthor sind die zwölf Apostel geschnitten, über demselben ist ein Medaillon von Stein mit den Buchstaben L. und A. (Louis XII. und Anne) und den drei Lilien. Auf dem Thurm rechts ist das Wappen des George d'Amboise mit dem Kardinalshut, links das Wappen der Chaumont mit der Jahreszahl 1499.

Das Schloß hat einen schönen Hof mit Arkaden und eine große Terrasse mit wundervoller Aussicht über das Loiregebiet. Viele Erker und kleinere Thürme sind am Schloße, welches sehr schön eingerichtet ist. In Gemächern, Sälen und Gängen finden sich wirklich kostbare Alterthümer; der historische, von der Familie nicht bewohnte Theil des Schlosses bildet einen Flügel für sich; dort befinden sich die Zimmer von Diane de Poitiers, Heinrich II., Catherine, Louis XII., Anne. Allenfalls sind Holzplafonds, an den Wänden Panneaux oder Gobelins; dieselben Wappen und Devisen wie in den anderen Schlössern. Die Räume, welche die Familie von Broglie bewohnt, sind in einem andern Flügel, sie sind alle im Renaissancestyl kunstvoll eingerichtet mit kostbaren Leder- oder Brokattapeten, Sammet- und Lederstühlen, geschnittenen Schränken und Tischen; auch das in neuerer Zeit Dazugekommene trägt das Gepräge des Alten. Die historischen Säle des ersten Stockes schließen sich an die Schloßkapelle, die in einem der Thürme ist; diese ist äußerst lieblich und freundlich, mit großen, kostbaren, gemalten gothischen Fenstern hinter dem Hochaltar. Den Chor zieren Lilien auf Goldgrund. Der Altar ist aus Eichenholz mit geschnittenen Vasreliefs, neben demselben steht ein geschnittener Fauteuil mit überhängendem Kardinalshut. Eine herrliche Steintreppe, gewölbt und verziert, führt in den ersten Stock. Man tritt zuerst in einen geräumigen Saal mit immensem Kamin. Die Porträts von Diane de Poitiers, Cardinal d'Amboise und Catherine de Medicis hängen dort; eine kleine Thür führt in ein enges Thurmzimmer — es soll Dianens Schlafgemach gewesen sein. Vom großen Saal gelangt man in Catherinens Schlafgemach, dessen Einrichtung bis in die kleinsten Details erhalten geblieben ist. Auf gedrehten Holzsäulen steht ein großes, breites Bett, ganz geschnitten, mit Sammetbaldachin, oben die goldene Krone. Neben dem Bette rechts befindet sich ein geschnittener Betischmel, das Gebetbuch Catherinens liegt aufgeschlagen da; links die Toilette mit allerhand Büchsen und Flacons, schön gearbeitet und mit Edelsteinen besetzt. Gewobene Tapeten zieren die Wände. Catherine bewohnte Chaumont von 1550—1559, so lange ihr Gatte Heinrich II. lebte und sie die Verschwählte war. Mit Diane war sie in fortwährendem Kampf und tröstete sich in dieser Zeit mit Astrologie und religiösen Uebungen. Die eine Thür ihres Schlafgemachs führt in den astrologischen Thurm, die andere in ein Betzimmer. Chaumont wird als Burg und zwar speziell als Behausung arger Raubritter schon im Jahre 900, dann 1000 und 1100 genannt — dreimal wurde es zerstört. Im Jahr 1459 baute George d'Amboise auf den Trümmern der alten Burg das Schloß, wie wir es heute sehen. Von Antoinette d'Amboise kaufte es Catherine de Medicis und gab es, wie schon erwähnt nach Heinrich's II. Tode Diane de Poitiers als Ersatz für das schöne Chenonceaux. Während der Revolution erlitt das Schloß keine Zerstörung, weshalb denn auch so Vieles dort intact erhalten geblieben. — Nun nach Chambord!

Um dorthin zu gelangen, fuhren wir von Blois aus fünf Viertelfstunden lang am andern Ufer der Loire durch die Ebene von Sologne, ein schönes, gut kultivirtes Land. Das Schloß Chambord steht inmitten eines Wildparkes, das heißt eines Waldes, der 5500 Hektar groß ist, in welchem drei Dörfer liegen und der 400 Seelen faßt. Der ganze Besitz ist von einer ungeheuren, acht Meilen langen Mauer umgeben und gleicht einem für sich abgesperrten Reich. Der erste Anblick des Schlosses ist großartig. Besonders zierlich nehmen sich die vielen Rauchfänge aus, die, in graziosem, koketem Renaissancestyl aufgeführt, eine Zierde des Schlosses

bilden. Ueber der Mitte des Riesenbaues ragt die sogenannte „Lanterne“ empor, mit der Lilie und Krone auf ihrer Spitze. Louis XIV. hatte die Sonne in seinem Wappen mit der Devise: „Jusqu'à ce qu'il remplisse son astre tout entier.“ Mit dem „astre“ ist der Mond gemeint. Dieß ist die richtige Devise für Chambord. Diese Sonne Louis' findet man noch in den Verzierungen des Schlosses, wo sie der Vandalismus der Revolution nicht zerstörte. Die Großartigkeit des Baues, seine Dimensionen sind bewunderungswürdig, obwohl die architektonischen Verzierungen nicht so fein und zierlich sind wie in Blois; Alles ist hier größer, derber. Den Mittelpunkt des Riesenbaues bezeichnet, wie gesagt, die Lanterne, um welche herum auf der Höhe des Schlosses Terrassen laufen, die sich in vier Riesenflügel theilen, ein Malteserkreuz bildend. Karl V. war 1539 in Chambord; damals war nur der Donjon fertig und doch zwang ihm der Plan des Ganzen Bewunderung ab. Ein berühmtes Kunstwerk in Chambord ist die Steintreppe; sie windet sich in zwei Spiralen zierlich in einem durchbrochenen Thurm im Innern des Schlosses, der allerhand Fenster, Lüken und Verzierungen hat, aufwärts und endet in der Lanterne. Es können zwei Personen zugleich die Treppe ersteigen, ohne sich zu sehen; nur bei jeder Etage begegnet man sich einmal oder winkt sich zu durch die Guckfenster. Die Lanterne hat oben auf der Spitze ein à jour-Kabinet ganz in Gold. Eine herrliche Fernsicht bietet sich von da aus; man sieht über den ganzen Besitz und weiter bis Blois. Louis XIV. soll von hier aus die Hirschjagden verfolgt haben. Im zwölften Jahrhundert gehörte das alte Schloß Chambord dem Grafen Blois und war ein Jagdschloßchen. Anno 1183 stand schon die Kapelle außerhalb des Schlosses. Chambord kam im Jahr 1397 durch Louis d'Orleans, Bruder des Königs Charles VI., an das Haus Orleans und wurde 1498 zum Krongut ernannt. Es war Louis' XII. Favoritjagdschloß der vielen Hirsche wegen, die sich in den dortigen Eichenforsten aufhielten. Anno 1523 begann Franz I. das Schloß umzubauen; auch er liebte den Ort wegen seiner Jagdgelegenheiten und wollte Chambord zum königlichen Residenzschloß erheben. Zwölf Jahre hindurch arbeiteten täglich 1800 Arbeiter, meist Italiener, an dem Umbau. Wochenlang weilte hier der König mit seiner innig geliebten Schwester Marguerite de Navarre, welche er „La Marguerite des Marguerites“ nannte. Sie wußte ihn zu erheitern, wenn er trüben Gedanken nachhing, und sie war bei ihm, als er eines Tages, melancholisch seiner vielen Liebesabenteuer gedenkend, am Fenster stand und mit dem spitzen Stein seines Diamantringes Folgendes in die Fenster Scheibe riß: „Souvent femme varie, mal habile, qui s'y fie.“ Diese Fenster Scheibe wurde sorgfältig bewahrt, und Louis XIV. soll sie oft betrachtet haben. Die Revolution hat sie, wie Alles, was im Schloße war, zerstört. Auf den Wänden der Treppe zur Lanterne sieht man eine Menge Einzeichnungen, mit Messern gefragt; ich las solche mit der Jahreszahl 1548, 1610, 1773. Rieselach's Unterschrift fand ich nicht. Nach dem Tode Franz' I. vererbte sich Schloß Chambord auf seinen Sohn Heinrich II. Catherine, dessen Gattin, ließ den Bau eifrigst fortsetzen, hegte dort viel und ritt zur Hirschjagd. Nachts stieg sie dann mit ihrem Astrologen die Lanterne hinauf bis zur Lilie, befragte die Sterne und stellte Horoskope. Wenn man diese altersgrauen Steintreppen betritt, denkt man unwillkürlich an all' die historischen Persönlichkeiten, die vordem hier gegangen, und manches Stück Weltgeschichte lebt frisch auf. Catherine's Sohn, Karl IX., übernahm nach dem Tode seines Vaters den Weiterbau von Chambord, eigentlich aber leitete doch seine Mutter Alles. Heinrich IV. war nur einmal im Schloß, er war kein Jäger und haßte die luxuriösen Auslagen. Erst Louis XIV. nahm wieder reges Interesse an Chambord, er ließ bauen, verschönern und machte das Schloß zum Tummelplatz höfischer Freude. Wir sahen den Raum, wo Theater gespielt wurde und auch Molière's Stücke zur Aufführung gelangten. Vor dem Schloß lag eine große Wiese; hier fanden kleine Turniere und Ringkämpfe statt. König Stanislaus Leszczyński von Polen lebte um 1725 mit der guten Königin acht Jahre in Chambord. Sie waren Beide sehr mild und wohlthätig. An dem Schloße rauscht das kleine Flüsschen Cosson vorüber. Heute steht das stolze Gebäude mit seinen 365 Räumen beinahe leer bis auf einige Säle, worin Andenken an den Grafen von Chambord, einige Bilder und Geschenke, die er von Legitimisten bekam, stehen. Hunderte von Menschen sollen im Jahr 1793 nach der Lilie auf der Lanterne geschossen haben. Fenster, Thüren, Tapeten, Fußböden, Alles wurde aufgerissen. Napoleon I. stellte das zerstörte, öde Schloß unter den Schutz der Legion d'Honneur, dann schenkte er Chambord, das doch Eigenthum der Bourbonen war, dem General Berthier, der es verkaufen wollte. Graf Colonne machte eine Sammlung unter den Legitimisten, die nun den Besitz kauften und dem Duc Henri de Bordeaux, Grafen von Chambord, schenkten. Gegenwärtig wird fleißig am Schloß renovirt, Millionen gehören aber dazu, es in der früheren Pracht wieder herzustellen. Chambord ist mit dem Königreich in Frankreich gestorben — eine tiefe Trauer herrscht rings herum, Raben tragen auf den zierlichen Renaissanceausgängen und scheu fliegt aus den Mauerreihen das Räuschen auf. Düstler blickt die Lilie von ihrer Höhe herab; — wenn sie Thränen hätte, sie müßte weinen!

Hunde als Fischer.

Von
D. Ried.

(Nachdruck verboten.)



Daß der Hund eines der nützlichsten, ja vielleicht das nützlichste aller Hausthiere für den Menschen ist, und daß er sich zu den mannigfachen Arbeiten und Hülfeleistungen abrichten läßt, weiß Jedermann; daß Hunde aber auch, um Fische zu fangen, in's Wasser und zwar in die offene See hinaus gehen, das war mir völlig neu, und ich würde es Demjenigen, der es mir erzählt hätte, am Ende gar nicht geglaubt haben; so aber muß ich es wohl glauben, denn ich habe es mit meinen eigenen Augen erschaut.

An der Küste von Nord-Wales, gegenüber von Irland oder richtiger der Isle of Man, befindet sich die Bai von Colwyn, die fünf oder sechs englische Meilen breit sein und ebenso tief in's Land hineinragen mag. Auf der äußersten westlichen Spitze dieser Bai, einer schmalen, sandigen Landzunge, steht ein merkwürdiger Bau, eine Art Damm, der in's Meer hineingestellt oder vielmehr gemauert ist. Er gleicht einer gewaltigen, plattliegenden Sechse, die nach Osten hin, das heißt nach der Bai von Colwyn zu, geöffnet ist. Der ausgebaute Theil liegt im Meere und in dem äußersten Stück des Baues ist ein Durchlaß angebracht, der derartig vergittert ist, daß alles Gethier, was einmal innerhalb des Damms sich befindet, nicht mehr entweichen kann; nur für das mit der Ebbe abfließende Wasser ist Raum genug vorhanden. Dieser Damm, den die Engländer a wear (ein Wehr) nennen, ist in seinem unteren Theile aus mächtigen aufeinander gelegten Steinen zusammengefügt; der obere Theil besteht aus Flechtwerk (Pfähle und Weidenruthen), die Höhe des Damms aber entspricht der Tiefe des Wassers; der Damm ist also in seinem äußersten Ende, da etwa, wo sich der Durchlaß befindet, am höchsten und wird, je weiter er auf das Land hinauf läuft, desto niedriger. Am Durchlaß und rechts und links von demselben mag die Höhe zehn und auch zwölf Fuß betragen, so daß man sich innerhalb des Damms wie in einer Umzäunung befindet; der Arm des Damms, der nach dem Lande zu geht, wird flacher und flacher, bis er schließlich ganz niedrig endigt. Auf dem Lande selbst liegt das Dorf Llandrillo (die beiden L werden wie ein englisches th, also wie ein deutsches weiches z gesprochen), das nur aus einigen kleinen Fischerhütten besteht; die Bewohner dieses Dorfes sind die Erbauer und Eigenthümer des Damms, vielleicht auch die Erfinder dieser Art des Fischfangs, denn nirgends sonst habe ich noch davon gehört, daß man Fische mit Hunden fängt.

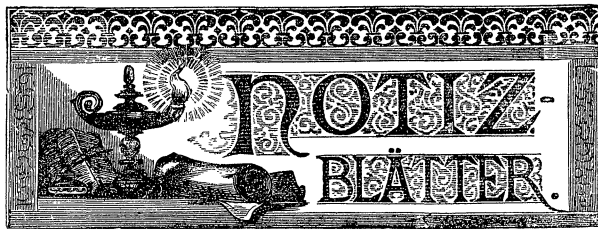
Kommt nun die Flut, so setzt sie das Land weithin unter Wasser und mit demselben das Wehr oder den Damm, und Alles, was sie, die Flut, von draußen mit hereinbringt an Fischen, Krebsen, Seepflanzen und so weiter — ich meine natürlich an dieser Stelle des Ufers — bleibt dann, wenn die Ebbe eintritt und die See zurückströmt, innerhalb des Damms; es ist für alle Zeiten gefangen. Der Ertrag einer solchen einmaligen Zuströmung des Wassers ist natürlich ein sehr verschiedener, bald ein ungemein reichlicher, bald nur ein sehr geringer, aber die ganze Jagd macht schließlich sehr wenig Arbeit und die Leute können täglich ein- oder zweimal, denn so oft kommt die Flut, auf den Fang ausziehen.

Wie lang und wie breit der Raum innerhalb des Wehres ist, das habe ich genau nicht ausmessen können, die Länge — also vom Anfang des Armes bis zum Durchlaß für das Wasser, der sich an der äußersten Stelle der Ausbauchung befindet — mag immerhin zwei englische Meilen und die Breite etwa ebenjoviel betragen. Strömt nun das Wasser zurück nach dem Meere zu, so beginnt der Fang. Die Fischer kommen mit ihren Netzen und ihren klugen Hunden. Alle begeben sich innerhalb des Damms in das Wasser, soweit es leicht ist, und was nun an Fischen, Hummern, Seespinnen, Austern und so weiter von der Flut hereingeworfen worden ist, das wird von den Fischern gesammelt. Die Hunde begleiten ihre Herren und suchen, ganz wie es unsere Jagd- und Hühnerhunde im Felde und im Walde thun, vor ihnen das Wasser ab, das heißt sie gehen den Fischen, die nun, je leichter das Wasser wird, um so schlechter zu schwimmen vermögen, nach und verbellt diejenigen Fische, die auf den Grund gerathen sind, regelrecht, bis die Fischer kommen und die Fische auflesen; oder sie, die Hunde, fassen die Fische auch und tragen sie ihren Herren zu. Niemals wird es vorkommen, daß einer dieser Hunde einen Fisch verläßt; sie fassen die Fische im Genick, da, wo diese am stärksten sind, und halten sie, ohne ihnen Wunden beizubringen, so fest, daß alles Schlagen und Ringen der glatten Fellen ihnen nichts hilft. Man sieht an einem solchen von einem Hunde hereingebrachten Fisch nur die vier Male von den vier Eckzähnen des Hundes, eingedrückte, mit Blut unterlaufene Stellen, aber keine Löcher. Wahrscheinlich werden die Zähne der Hunde von den Fischern etwas mit der Feile bearbeitet, möglich aber auch, daß diese Masse von Hunden keine wirklich scharfen Zähne hat. Was nun die Rasse der Hunde anbelangt, so gleicht dieselbe unserem deutschen Hühnerhunde ungemein. Die Thiere sind langhaarig, schwarz und weiß von Farbe, doch sind sie kleiner und breiter, gedrungenere wie unser Hühnerhund; sie haben lange Behänge und eine ziemlich lange, starke Ruthe. Die Hauptaufgabe der Hunde besteht aber nicht eigentlich im Heraustragen der Fische, das ist im Grunde nur ein Sport für die Thiere; wirklich in Aktivität treten sie erst, wenn das Wasser ganz abgeströmt ist und innerhalb des Wehres der Boden fast ganz bloß liegt. Das Meer hat dann allerhand Seepflanzen in großer Menge zurückgelassen, und in diesen, die oft vier, fünf und sechs Fuß hoch über einander liegen, stecken dann gewöhnlich die größten und stärksten Fische. In diesen Pflanzenbergen fangen die Hunde nun an zu graben und zu suchen, bis sie Alles durchwühlt, sämtliche Fische an das Licht des Tages gezogen und sie entweder ihren Herren zugetragen, oder diese durchellen herbeigerufen haben. Lustig anzusehen ist es, wie schnell die Hunde mit Seespinnen, Hummern, Austern und so weiter fertig werden. Das Alles wird vorsichtig gefaßt und der Stelle zugehleppt, an welcher

die Fischer Pottiche aufgestellt haben, um die Beute zu sammeln. Es ist ein Leben innerhalb des Wehres, wenn das Wasser abgelaufen ist, das lebhaft an eine Treibjagd erinnert. Von allen Seiten springen die Hunde, einen Fisch, einen Hummer, eine Seespinne oder sonst ein Thier im Maule, eifrig mit der Ruthe wehend, herbei, oder die Fischer laufen da und dort hin, weil drüben einer der Hunde steht und gellend in einen Haufen von Seepflanzen hineinbellt, wo ein Fisch sich sicher fühlen zu können glaubte.

Gefangen werden an Fischarten hier besonders Häringe, Flundern und Salmons, das heißt Lachse, und letztere zwar in wundervollen Exemplaren, einzelne bis zu zwei Fuß Länge und bis zu vierzehn, sechzehn und achtzehn Pfund schwer. Und gerade nach diesen großen Exemplaren fassen die Hunde mit besonderer Vorliebe, um sie nach der Sammelstelle zu tragen, und nur selten kommt es vor, daß einer der Hunde seine einmal gefaßte Beute wieder niederlegen muß, weil sie ihm zu schwer oder zu unruhig geworden ist und er ihrer nicht Herr werden kann.

Die größte Masse der Seepflanzen pflügt sich schließlich vor dem Durchlaß anzuheben, und dort werden dann, kurz vor Schluß der Jagd, gewöhnlich noch die schönsten Exemplare von Lachsen aus dem Schling- und Pflanzenwerk von den Hunden herausgezogen, so daß die Thätigkeit der Hunde eigentlich erst dann zu Ende ist, wenn keine Stelle mehr innerhalb des Wehres unabgesucht geblieben ist. Es ist also eine vollständige Jagd auf Fische, die mit Hülfe der Hunde vorgenommen und regelrecht durchgeführt ist. Einen bestimmten Namen für diese Rasse der Hunde habe ich von den Fischern nicht erfahren können; im ganzen Dorfe waren zur Zeit meiner Anwesenheit vierzehn Hunde vorhanden, diese aber durften nicht alle an der Jagd theilnehmen, weil ein Theil der Thiere noch nicht genügend dressirt war. Sie werden an Glasflaschen, wie die Fischer mir sagten, abgerichtet und müssen schließlich die verschiedenartigsten Flaschen, große und kleine, dünne und dicke, schwere und leichte, schnell aus dem Wasser bringen. Die Hunde sollen sich, bis sie gut dressirt sind, an den Flaschen häufig verletzen, schließlich aber lernen sie die Glasflaschen und dann auch die Fische, ohne sie zu beißen, im Maule tragen.



Literatur.

— „Das Räthsel der Frauenseele“ betitelt Albert Linder drei Romane (Berlin, Gnom). Nun, jede echte und wahre Novelle behandelt dieß Räthsel, oft beim Manne, meistens jedoch beim weiblichen Geschlecht; deshalb mußte dieser Titel etwas seltsam an. Richtiger dieß er: „Das Weib als Sphinx“ im Sinne Heine's, denn Linder läßt uns meist nur die verberblichen Aeußerungen bei seinen räthselhaften Frauen erkennen. Es ist die Entfesselung wilder, elementarer Leidenschaften, die vernichtend und zerstörend auf den Mann wirken. So in der großen Novelle „Anteia“ und in der kleinern „Wanda“; nur in der Stizze „Hedwig“ verfährt die Sphinx glimpflich. Es läßt sich nicht leugnen, daß die beiden ersten Romane des Bandes geistvoll erfunden und mit Talent und temperamentvoller Empfindung durchgeführt sind, aber die Probleme sind sehr auf die Spitze getrieben, zu fest erachtet, wenn auch von einem feinen Kopfe, um mit der Kraft der Wahrheit wirken zu können; diese fehlt ihnen. Es sind geistreiche Einfälle auf dem Gebiete der dunklen Seiten der Frauenseele, in novellistische Form gebracht von einem Liebhaber derartiger Wagnisse. Das schädigt den künstlerischen Werth der Romane, hebt aber das Pitante, Seltsame und Originelle dieser Publicationen, die so manches Für und Wider zu erregen im Stande sind und Anlaß zu interessanten Diskussionen geben können.

— Von Gustav Jäger's Aufsätzen erregendem Werke: „Die Entdeckung der Seele“, liegt jetzt die dritte, stark vermehrte Volksausgabe (Leipzig, Günther) vollständig erschienen vor. Man mag sich zu Jäger's Anschauungen stellen wie man will, zugestanden muß werden, daß dieser Gelehrte auf wunderbare Weise verstanden hat, seine Theorien in die Praxis einzuführen, und einen Kreis von Gläubigen und Verehrern gefunden hat, der sich über die ganze civilisirte Welt erstreckt und nach Hunderttausenden zählt. Das wäre nicht möglich gewesen, wenn sein Prinzip einzig und allein auf leerer Phantasie beruhte. Die wissenschaftliche Begründung seines Systems hat Professor Jäger in dem oben genannten Werk niedergelegt. Es ist etwas Kraftgeniales in dem Buch, ein ungegebener, oft troziger Ton, das gibt ihm Originalität und Frische; tieferes Interesse erhalten die Darstellungen Jäger's durch die Fülle überausender Thatsachen, die der Autor mittheilt, seine Beobachtungen auf den Gebieten der Physiologie und Psychologie, ebenso aber durch die seltsamen Anwendungen der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen auf jenes Grundprinzip. Ein klarer, ausdrucksvoller Vortrag, lebendige Schilderungen aus den verschiedensten Gebieten des sozialen, des innern und äußern Lebens, Scharfsinn und die große Summe von Kenntnissen der mannigfaltigsten Art, die der Autor hier an den Tag legt, machen dieß Werk, auch abgesehen von dem sensationellen, das ihm dem Stoff nach innewohnt, zu einer hochinteressanten Lektüre.

— Wer kennt heute noch den alten Pitaval, dessen jüngste Uebersetzung 140 Jahre alt ist und so unverständlich und unverständlich das Original wiedergibt, daß es nicht Wunder nimmt, wenn Niemand sich finden will, der das hochinteressante Werk neu auslegt. Jetzt hat Hans Blum in seinem Buch: „Aus dem alten Pitaval“, eine Anzahl interessanter und merkwürdiger Rechtsfälle des alten Werkes herausgegriffen und gibt diese abgekürzt in klarer, lichtvoller Darstellung wieder. Der erste Band dieses Unternehmens (Leipzig, Winter) liegt jetzt vor; er enthält acht Kriminalfälle aus den Zeiten Ludwig's XIII., XIV. und XV., versehen mit Anmerkungen und Einschießeln des Autors, welche diese interessanten Rechtsbündel nach mancherlei Richtungen hin beleuchten. Jede dieser einkünftigen causes celebres ist auf besondere Art merkwürdig und läßt uns tiefe Blicke thun in jene Zeit und in die Herzen der Menschen überhaupt, die sich gleich geblieben sind und gleich bleiben werden, so lange die Welt besteht. Als besonders frappant wollen wir jedoch die Prozesse: „Das Fräulein von Frondate“, „Der falsche Herr von Gaille“, „Auf den Spuren der Frau von Maintenon“, hervorheben. Blum hat alle die Längen und fruchtlosen Erörterungen des alten Pitaval fortgelassen; die zwanzig Bände dieses Werkes werden demnach sehr zusammenfassend, so daß wir in dieser Neubearbeitung eine sehr wichtige und interessante

Auferstehung des alten Buches erhalten, die ebenso ein kulturgeschichtlich und für den Juristen anziehendes Werk sein wird, wie eine sehr unterhaltende Lektüre für alle Kreise bieten dürfte.

Bildende Künste.

— In der 1. Nationalgalerie zu Berlin werden Mitte Oktober drei Ausstellungen eröffnet. Die eine ist der polychromen Plastik gewidmet. Zu derselben sind Einladungen an alle Künstler ergangen, welche auf diesem Gebiete Versuche gemacht haben. Zur Ergänzung sollen polychrome Bildwerke des Mittelalters und der Renaissance herangezogen werden. Die zweite Ausstellung wird den künstlerischen Nachlaß Wilhelm Camphausen's und die dritte denjenigen des Landschaftsmalers Th. Kotsch umfassen.

— Robert Cauer hat eine hübsche plastische Gruppe: „Amor unterrichtet ein junges Mädchen im Bogenschießen“, vollendet.

— Bildhauer Theodor Haf hat die Kolossalbüste v. Schiller's, welche das in Weiden zu errichtende Denkmal krönen soll, vollendet. Der Giebel ist der Aufmerksamkeit der vollen Porträthähnlichkeit.

— In Amsterdam hat sich ein internationaler Kunstverein gebildet. Derselbe eröffnet eine permanente Ausstellung, in welcher Werke der Kunst und des Kunstgewerbes kostenlos Aufnahme finden sollen. Den Verkauf dieser Werke will der Verein nach Kräften vermitteln.

Musik.

— „Stanislaus“, das neueste große Werk von Franz Listz, geht seiner Vollendung entgegen; auch einige neue Kirchenorgane sind von dem Altmeister komponiert worden.

— Anton Rubinstein will, bevor er sich, wie es heißt, aus der Öffentlichkeit zurückzieht, in den Hauptmusikstädten Europas in je acht Konzerten ein Gesamtprogramm der Klavierliteratur aller Zeiten entwerfen. Das letzte dieser Konzerte soll jedesmal seinen eigenen Kompositionen vorbehalten bleiben. Der Erfolg dieser Konzerte soll den Armen oder künstlerischen Instituten zu wohlthätigen Zwecken überwiesen werden.

— Minnie Hauck wird in der Wintersaison in Florenz und Venedig singen.

— Dyna Benumer, die „belgische Nachtigall“, wird in nächster Zeit eine neue Kunstreise durch Deutschland, Oesterreich und Rußland antreten.

— Teresina Tua geht nach Amerika; sie hat mit dem Impresario Henry Klein einen Vertrag abgeschlossen, welcher der Künstlerin für die Saison 1886/87 die Summe von 250,000 Franken zusichert.

— Robert Franz in Halle, der gefeierte Tonbildner, legt sein Amt als Universitätsmusikdirektor, dessen praktische Befähigung er wegen seines Gehörleidens schon seit einer Reihe von Jahren einer jüngeren Kraft überlassen mußte, mit dem 1. Oktober d. J. auch formell nieder und tritt in den Ruhestand.

— Eine neue Stuttgarter Musikschule für Künstler und Dilettanten ist unter Direktion der Professoren C. Wenz und H. Morstätt in's Leben getreten.

— Eine sehr hübsche Gabe für Musiker und Musikfreunde ist der „Kalendar für Musiker, 1886“, herausgegeben von Gustav Damm (Hannover, Steingraber). Im Format und Gestalt eines eleganten Taschenbuchs erhalten wir hier ein praktisches Kalendarium mit Konto für Unterrichtsstunden und einem sorgfältig ausgearbeiteten Kalendarium der Musik, einem Führer durch die Klavierliteratur, mit einem reichhaltigen Tonkünstlerlexikon nebst Verzeichnis der Verleger und einem Anhang der Urheberrechte, Literaturverträge, Unterrichtstabellen und noch Manches enthält, das sowohl Musiklehrer wie Schüler und Musikinteressenten überhaupt berührt, ein gutes Register erhöht die Brauchbarkeit und den wirklich großen praktischen Werth dieses Kalenders.

Bühne.

— Die erste Woche der neuen Saison hat an der „Burg“ zu Wien eine Reihe guter Vorstellungen bei ausverkauften Häusern gebracht. Die fünfzigjährige Feier von Bauernfeld's „Bürgerlich und Romantisch“ gestaltete sich zu einem erheblichen Fest für das Publikum in fast gleichem Maße wie für den greisen Dichter. Das Lustspiel fand enthusiastischen Beifall, der Dichter und die Schauspieler wurden mit Huldigungen überschüttet. Sonnenhal, Frau Hartmann, Meizner und Thiemig waren vorzüglich. Thiemig ist der Wienern also wiedergegeben und zwar in voller Frische seines Jammers; der lange Aufenthalt in den Schweizer Bergen scheint sein Gemüth von jeglicher Verblüffung befreit zu haben. Wie sehr das Publikum seinen Liebling entbehrt hatte, das bewies dem jungen Künstler der glänzende Empfang, der ihm bei seinem ersten Auftreten als Bellmans in den „Journalisten“ zu Theil wurde. Auch Frä. Wessely, die nach fünfmonatlicher Pause als Hero an Stelle der extraktierten Varjescu in Grillparzer's „Des Meeres und der Liebe Wellen“ zum ersten Mal wieder im Burgtheater auftrat, errang in dieser Rolle einen großen Erfolg. Wie sehr diese Schauspielerin die Sympathien des Publikums besitzt, trat bei dieser Gelegenheit wieder recht deutlich hervor. Wenn es der Direktion doch gelänge, diese beiden Liebhaberinnen zufriedenzustellen. Sie solidiren zwar in vielen Rollen, aber die Burg hat für Beide Raum, und welcher Gewinn für diese Bühne, wenn sie ihr bleibt.

— Am 5. September ist auch das Kartheater mit der Posse „Papageno“ von Kneisel, und dem Einakter „Die kleine Schlange“ von Jacobson eröffnet worden. Von den neu engagierten Mitgliedern gewann sich die Soubrette Frä. Schwarz die meisten Sympathien. Hoffen wir, daß sie die Erwartungen rechtfertigt; unser Glaube an eine neue Soubrette ist etwas wankend geworden; wir verlangen noch ein paar stärkere Proben, ehe wir von unserem Mißtrauen lassen.

— In Bayreuth fand eine Versammlung statt, welche sich mit den im Juli nächsten Jahres stattfindenden Vorstellungen im Wagnertheater befaßte. An der Versammlung nahmen u. A. Hans Richter, Kapellmeister Levi (München) und Felix Motil (Karlsruhe) Theil, um über die Besetzung der Partien in „Parsifal“ und „Tristan und Isolde“ zu berathen. Von diesen zwei Opern werden 16 bis 18 Vorstellungen bestimmt stattfinden und Einladungen an die zur Mitwirkung auszuwählenden Künstler nach Berlin, Karlsruhe, Dresden, Hamburg, München und Wien ergingen. Den „Parsifal“ wird Levi, „Tristan und Isolde“ werden abwechselnd Richter und Motil dirigiren.

— Paul Heyse hat der 1. Hoftheaterintendant in München ein neues Stück eingereicht, das den Titel „Diogenes“ führt. Das fünfaktige Trauerspiel desselben Dichters, das demnächst in Frankfurt a. M. in Szene gehen wird, „Die Hochzeit auf dem Aventin“, ist ein Werk, dessen Plan schon vor zwanzig Jahren entstand, und beendete das Ende Caligula's.

— Die Tragödie „Timandra“ des Grafen v. Schack soll demnächst auch am 1. Schauspielhaus in Berlin zur Aufführung gelangen.

— Hans Hopfen's Schauspiel „In der Mark“ hat auch in München bei seiner jüngst stattgehabten ersten Aufführung am dortigen Hof- und Nationaltheater sehr lebhaften Erfolg erzielt.

— Adolph Wildbrand's Trauerspiel „Chriemhild“, welches unter Laube's Direction im Wiener Stadttheater gegeben wurde, wird im Laufe des Winters im Burgtheater mit Frau Wolke in der Titelrolle in Szene gehen.

— Christine Nilsson wird gegen Mitte Oktober zweimal in Berlin auftreten.

— Gertrud Giers hat im Stadttheater von Frankfurt a. M. als „Messalina“ (in der Wildbrand'schen Tragödie) und „Fedora“ großen Erfolg erzielt und ist in Folge dessen an genannter Bühne engagirt worden.

— Björnsterne Björnson hat ein neues einaktiges Lustspiel vollendet, welches den seltsamen Titel „Geographie und Liebe“ führt.

— Alphons Daudet's in Gemeinschaft mit Belot ausgeführte Dramatisirung seines eigenen Romanes „Sappho“ wird demnächst im Theater Gymnase zur Aufführung gelangen.

— Der Direktor der Pariser komischen Oper, Carvalho, wird demnächst Wagner's „Lohengrin“, jedoch nicht Abends, sondern in sogenannten Matinées zur Aufführung bringen.

Kultur und Wissenschaft.

— Zur Gründung eines deutschen Sprachvereins, über dessen im Wesentlichen schon aus dem Namen erhellende Ziele eine unter Umständen gratis zur Verfügung stehende Schrift nähere Auskunft gibt, ist eine Reihe hervorragender Männer zusammengetreten. Unter ihnen befinden sich die Dichter und Schriftsteller Hermann Almers, Friedrich v. Bodenstedt, Robert Hamerling, Hans Herrig, Jos. Kürschner, Ed. Vohmeier, Ernst Scherenberg, Herm. Niggel, sowie bedeutende Sprachgelehrte, wie Daniel Sanders und Andere.

— Folgende Preisaußgabe aus der Grimmstiftung ist von der Berliner Universität für die Preisperiode von 1885 bis 1887 gestellt: „Bajari's beide Ausgaben von 1550 bis 1568 sind durchgehends zu vergleichen und die sich für die Kunstgeschichte und Bajari's Sprache ergebenden Beobachtungen zusammenzufassen. Auch Bajari's übrige Schriften und seine Briefe sind dabei in Betracht zu ziehen.“

Erfindungen.

— Eine Mitrailleuse, welche sich, im Gegensatz zu dem bekannten Maxim'schen Repetirgeschütz, durch große Langsamkeit im Feuer auszeichnet, hat neuerdings ein gewisser Fortin in Gervy-Gossigny konstruirt. Weiterhin ist an dieser Mitrailleuse noch eigenthümlich, daß sie nur blinde Schüsse abgibt; im Uebrigen arbeitet sie aber vollständig automatisch. Die beiden erwähnten Spezial Eigenschaften werden erklärlich, wenn man erfährt, daß das Geschütz nur dazu dienen soll, von Feldern, Gärten und Anpflanzungen aller Art, Krähen, Hähnen u. s. w. fernzuhalten. Zu diesem Zweck wird mittelst eines kleinen Wasserrades, dem das Wasser aus einem oberhalb des Apparates befindlichen Behälter in ganz geringer Menge zufließt, die Lauftrummel so langsam umgedreht, daß etwa in jeder Stunde einer der zehn Läufe zur Entladung kommt. Diese wenigen im Laufe des Tages von der Mitrailleuse selbstthätig abgegebenen Schüsse sollen jedoch zum Verschrecken der ungeliebten Gäste schon vollständig genügen.

— Eine recht hohe, sowohl für den Hausgebrauch wie für viele Berufsarten, als Apotheker, Materialwaarengeschäfte u. s. w. geeignete Gestellleiter wird durch den v. Wenzl in München, Neuhauserstraße 20, erfindenden Stahlfabrik dargeboten. Derselbe besteht aus einem äußerst kräftig konstruirten Stuhl, dessen hintere Sitzhälfte abgenommen werden kann und sich dann mit zwei Winkelstützen auf die vordere Sitzhälfte aufbauen läßt. Die hintere Sitzhälfte, welche sich oben an die hohe Stuhllehne anlegt, bildet so die obere Stufe, während die zweite Stufe von einer von den beiden Winkelstützen gebildeten Sprosse gebildet wird. Außerdem dient als Stufe noch die vordere Sitzhälfte und eine zwischen den Stuhlbeinen herauszukiehende Fußbank. Letztere erweist sich auch in dem Fall recht nützlich und angenehm, wenn man den Stuhl nur in der gewöhnlichen Weise oder auch als Beistuhl benützen will, was durch Anklappen der hinteren Sitzhälfte auf die Mittelstütze der Lehne zu erreichen ist. Da sich schon jetzt zahlreiche Möbelfabriken Deutschlands um Lizenzen dieser Erfindung bewerben, dürfte dieselbe bald eine ausgedehnte Verbreitung finden.

Industrie, Handel und Verkehr.

— Während in der Fabrikation von Perlen früher Venedig fast ein unangefochtenes Monopol hatte, hat sich diese Industrie in den kleinen Dorfschaften des Fichtelgebirges während der letzten Jahrzehnte eingebürgert und einen recht erheblichen Aufschwung genommen. Durch Hamburger Exporthäuser arbeiten die Firmen des Fichtelgebirges mit Batavia, Siden, Singapur und den neuen deutschen Kolonien.

— Auf der Oldenburger Gewerbe- und Kunstausstellung hat die Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwarz) für die ausgestellten typographischen Erzeugnisse ihrer Buchdruckerei den ersten Preis, die goldene Medaille, erhalten.

— Die Weingroßhandlung von Gebrüder Strin in Düsseldorf ist von der Jury der Antwerpener Weltausstellung einstimmig mit der höchsten Auszeichnung für deutsche Schaumweine, der goldenen Medaille, beehrt worden.

— Der Plan einer im Jahr 1889 abzuhaltenden Pariser Weltausstellung, gegen den so ernste politische Bedenken sich geltend machten, gewinnt nun doch mehr und mehr Grund und Boden und scheint mit allem traditionellen Glanze der französischen Ausstellungen in's Wert gesetzt werden zu sollen. Allein für Vorstudien zu dem genannten Unternehmen hat die Finanzkommission des Senats einen Kredit von 100,000 Franken bewilligt.

— Dem in der Sitzung der internationalen Telegraphenkonferenz vom 3. September in letzter Lesung gefaßten Beschlusse der Annahme des einheitlichen Tarifsystems für Europa ist inzwischen auch Schweden, welches sich das Protokoll offen gehalten hatte, definitiv beigetreten, so daß die verträglichste nothwendige Einkünfte mit nimmend erzielt ist. Von den außeruropäischen Staaten erklärten Japan und Brasilien ihre Bereitwilligkeit, unter gewissen Bedingungen eine Ermäßigung ihrer Telegraphentarife um 25 Proz. einzutreten zu lassen. Die definitiven Erklärungen der Kabelgesellschaften für den großen ozeanischen Verkehr stehen noch aus.

— Der Riesenbagger „Great Eastern“, der gegenwärtig auf der Höhe von Milford liegt, soll demnächst versetzt werden.

— Durch die Fertigstellung der Eisenbahnlinie Athen-Korinth ist eine neue Schiffsfahrtslinie Brindisi-Korinth in's Leben gerufen worden, welche sowohl von griechischen und italienischen Gesellschaften als auch vom österreichisch-ungarischen Lloyd befahren werden wird.

— Anfangst fand die Eröffnung der neuen Strecke der japanischen „Nipponenbahn“ statt, womit dieselbe bis Utsunomya, 67 englische Meilen von Tokio, dem Verkehr übergeben erscheint; doch ist der etwa 1500 Fuß breite Tōnegawaplatz noch nicht überbrückt, sondern muß in einer Fähre überfetzt werden.

Gesundheitspflege.

— Eine neue Art der Bluteinführung in einen geschwächten menschlichen Körper macht gegenwärtig terechtigtes Aufsehen. Früher war es üblich, die Bluteinführung (Transfusion) derartig vorzunehmen, daß man das fremde Blut, nachdem es von dem ihm beigeigenden freien Einweißstoff, dem Fibrin, befreit war, unmittelbar in die eröffnete Zufuhrader, die Vene, man wählte am liebsten die mittlere Vorderarmvene, einspritzte. Dieß Verfahren war umständlich und in vielen Fällen mit den größten Gefahren verbunden. Da schlug Professor v. Ziemssen, der berühmte Münchener Kliniker, vor, das fremde, defibrinirte Blut nicht mehr in die Ader selbst, sondern in das Unterhautzellgewebe einzuspritzen, gerade so, wie man manche Arzneistoffe, z. B. Morphinumlösungen, einpößt. Der Versuch gelang über alles Erwarten und Professor v. Ziemssen heilte auf diese Weise zu wiederholten Malen Fälle von schwerer Blutlosigkeit, sogenannter „perniciöser Anämie“. Andere Aerzte folgten diesem Beispiel und die Beweise für die Brauchbarkeit dieser Blutneuerungsverfahren häuften sich mehr und mehr. Während und nach der Bluteinführung werden die Betreffenden leicht maffirt, damit die Vertheilung des fremden Blutes beschleunigt werde.

— Das viel erprobte Cocain ist nun auch als Mittel gegen die Seerkrankheit und gegen Cholera nostras mit gutem Erfolg angewendet worden.

Militär und Marine.

— Eine probeweise Verwendung von Bicyclisten zum Ordnanngsdienst erfolgte während der jüngsten Manöber der österreichischen Truppen bei Tulln in Niederösterreich. Nachdem die Unteroffiziere legten die Strecke von Tulln nach Tulln in 20 Minuten, d. h. in derselben Zeit zurück, wie der Personenzug der Lokalbahn.

— Die zum Erbfürst für die „Viktoria“ gebaute Kreuzerfregatte erhielt bei ihrem in Wilhelmshaven erfolgten Stapellauf den Namen „Charlotte“. Die Taufe vollzog die Erbprinzessin Charlotte von Meiningen.

— Ein großes italienisches Kriegsschiff, welches auf den Namen „Andrea Doria“ getauft werden soll, wird demnächst in Spezia feierlich vom Stapel gelassen werden.

Feste und Versammlungen.

— Die diesjährige Generalversammlung des allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes und der Schriftstellertag werden am 25. und 26. Oktober in Berlin stattfinden.

— Bei der zehnten Generalversammlung des allgemeinen deutschen Jagdschützenvereins kam auch die Frage zur Besprechung, durch welche Wildarten der Bestand an jagdbaren Thieren in den heimischen Wäldern gehoben werden könnte. Im Verlaufe der Verhandlung wurde erwähnt, daß das Kienthier sich für die Höhen des Riesengebirges eignen würde. Hagenbeck, der bekannte Importeur fremder Thiere, soll sich erbieten haben, ein Dutzend zahmer Kienthiere nach Girschberg in Schlesien um den Preis von 3000 Mark zu liefern.

Sport.

— Die Rennen zu Wien wurden zu Anfang September wieder aufgenommen. Am ersten Tage kam das Große Handicap über 3200 Meter zur Entscheidung, welches unter 8 Pferden Graf Anton Apponyi's dreijähriger „Excelsior II.“ gewann, der damit gewissermaßen eine Ränge für Deutschlands Jucht brach, da er nach einer schlechten Frühjahrsform in Oesterreich im Sommer in Deutschland viele Erfolge verzeichnet hatte. Ein überraschendes Resultat brachte der Staatspreis erster Klasse, in welchem der gewaltige „Buzgo“, der vermutlich krank am Hufen erkrankt ist, von der dreijährigen „Anna“ des Rittmeisters Söllinger geschlagen wurde und auch noch hinter seinem Stallgenossen „Metallik“ eintrat. Von Zweijährigen gewannen „Full Speed“, „Memember“, „Arulo“ und „Hilda“ je ein Rennen in großen Feldern.

— Prinz Hermann zu Sachsen-Weimar, der langjährige Präsident des internationalen Klubs zu Baden-Baden, hat dieses Amt niedergelegt. Prinz Bernhard, welcher bei einem Sturz auf der Rennbahn schwere Verletzungen erlitt, hat sich von denselben wieder vollständig erholt.

— Der beste Bicyclerecord in Deutschland für 10,000 Meter wurde in Frankfurt a. M. von dem Berliner Hermann Janja auf 19 Minuten 57 Sekunden reduziert.

— Hanlan, der so lange die Meisterschaft der Welt im Skiff behauptete, bis er in diesem Jahr einem Mächtigen unterliegen mußte, will sich nun wenigstens die Meisterschaft in Amerika wahren, zu welchem Zweck er gegen Deemer um 5000 Dollars Einsatz rüden wird.

— Die Mitgliederzahl des deutschen Radfahrerbundes ist auf nahezu 5000 gestiegen; der beste Beweis für die riesige Ausdehnung, welche dieser Sport in letzter Zeit gewonnen hat.

Statistik.

— Die diesjährige überseeische Auswanderung aus dem deutschen Reich über deutsche Häfen und Antwerpen hat im Juli 6815 und in den sieben Monaten Januar bis Juli 72,160 Personen betragen; in den entsprechenden Zeitabschnitten des Vorjahres 10,500, bezw. 100,801.

— Das Gesamtvermögen der deutschen Reichsstadtgute befierte sich am Schluß des Monats August auf 538,580 Mark, wovon bis jetzt für die gegründeten Reichsanstalten verausgabt worden sind. in Jahr 108,080 Mark, in Magdeburg 31,870 Mark, in Schwabach 18,000 Mark, zusammen 157,950 Mark.

Mode.

— Das Auserwählte des Neuen unter den Schmuckstücken ist, wie aus Paris berichtet wird, der oder das Udscha. Freilich war das Udscha schon vor 3000 Jahren einmal sehr in der Mode und wurde allgemein getragen, damals jedoch nur von den Ägypterinnen. Es stellt ein weigegöffnetes Auge dar mit starkem Oberlid, unter dem ein Thränenstrom hervorbricht, der sich spiralförmig über die Pupille legt. Das Auge ist von einem viereckigen silbernen Rahmen umgeben, der mittelst eines kleinen Metallbandes am Arm getragen wird. Die Archäologen nennen das Udscha, welches in allen Grabstätten zu Memphis und Theben gefunden wird, sehr genau. Bei den Ägyptern war es das geschätzteste Amulet, der stärkste Talisman; ihm wurde die Kraft zugeschrieben, Krankheiten fernzuhalten, sowie Reichtum und Glück zu bringen. Das Udscha ist das symbolische Auge des Horus, welches die Welt erleuchtet, die Felder befruchtet, den Menschen Reichthümer, den Frauen Schönheit, den Königen Macht und Ruhm, den Kindern Stärke verleiht. Die große Schärpe, welche unter dem Lid hervorbricht, bedeutet den Nil, welcher befruchtet, Erde und Menschen bereichert, den Wädhnerinnen Gesehung, den Kranken Gesundheit verleiht. Während 1800 Jahren war das Udscha der heilige Schmuck der Ägypter, unter denen Keiner verfaßte, das-felbe am Halse zu tragen. Kein Todter wurde ohne dieses Kleinod beigesetzt. Das Auge Jehovah's bei den Juden war gewissermaßen nur eine Nachahmung des Udscha. — Nach diesem Vorgang dürfen wir uns noch auf ähnliche Nachahmungen uralter Schmuckstücke gefast halten.

Gestorben.

— Prinz Adalbert von Jsenburg-Büdingen, am 29. August, in Büdingen.

— Wolfgang Bierthaler, herzoglich anhaltischer Musikdirektor, am 29. August, in Köthen.

— Reuben G. Fenton, ehem. Gouverneur von New-York, 66 Jahre alt, am 29. August, in Jamestown.

— Hermann Braun, früherer Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Hersfeld-Rothenburg-Himfeld, 61 Jahre alt, am 30. August, in Kassel.

— Dr. J. A. Ruhn, langjähriger Konservator des bayerischen Nationalmuseums in München, Anfangs September, in Oberaudorf.

— Sir Charles Herbert, von November 1878 bis November 1879 Lordmayor von London, 74 Jahre alt, Anfangs September, in London.

— Dr. Bulley, Präsident des Magdalen College in Oxford, 72 Jahre alt, in Oxford.

— Joseph Anton Ottari, Professor, hervorr. Publizist auf landwirtschaftlichem Gebiete, 68 Jahre alt, am 2. September, in Casale.

— Julius Weiß, Gründer und langjähriger Vorsitzender des christlichen Vereins „Walder“, am 3. September, in Delitzsch.

— Graf Emanuel Centrum-Gringen, 49 Jahre alt, am 3. September, in Wien.

— Karl Friedrich Le Feuvre, Kunstmaler, Mitglied der k. bayerischen Akademie der bildenden Künste, 81 Jahre alt, am 3. September, in München.

— Bernard Horwiz, einer der vorzügl. Schachspieler, 80 Jahre alt, am 3. September, in London.

— Eugène Godard, berühmter Luftschiffer, am 5. September, in Saint-Ouen.

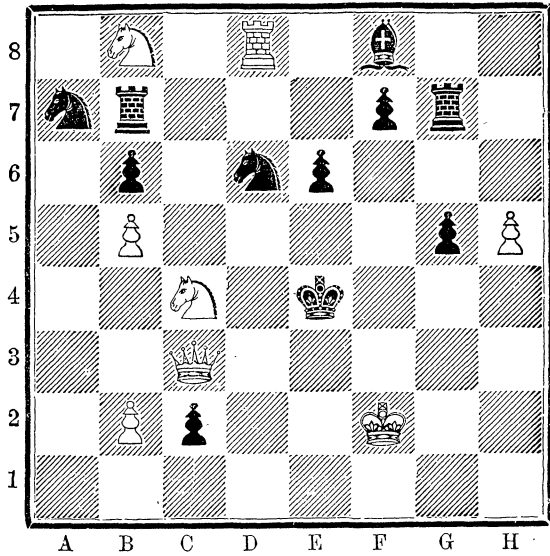


(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 347.

Von Fr. Dubbe in Rostock.

Schwarz.



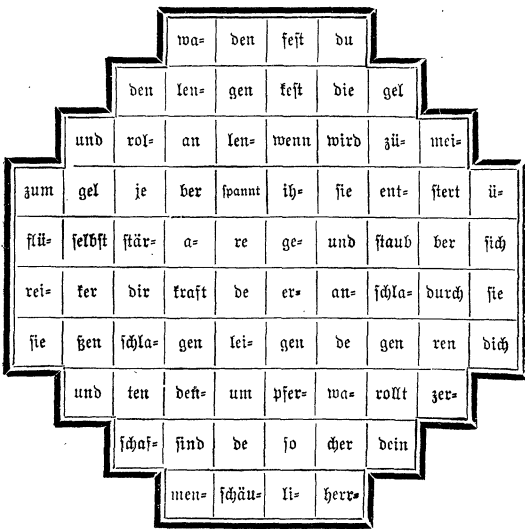
Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Aufgabe Nr. 343.

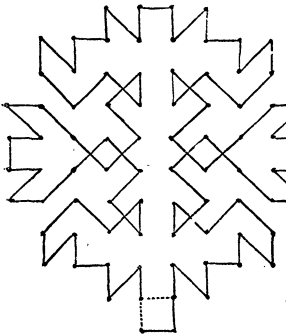
- | | |
|---------------------------|----------------------|
| 1) $g. g. 5 - d. 8$ | 1) $a. c. 5 - b. 5$ |
| 2) $d. f. 3 - c. 6$ | 2) $e. c. 7 u. c. 6$ |
| 3) $e. a. 6 - a. 5$ Matt. | |
- A)
- | | |
|--|---|
| 1) $e. a. 6 - a. 5$ | 1) $g. 2 - g. 1$ wird Dame. |
| 2) $e. d. 2 - c. 4$ oder $d. f. 3 - d. 5$ oder $a. d. 8 - f. 6$ Matt. | 2) $a. c. 5 - b. 6$ (- d. 6, ob. - d. 4). |
| (Auf 1) ... 1) $b. 4 - b. 3$, 2) $d. f. 3 - h. 5$ + zc.; wenn 1) ... 1) $e. c. 7$ zieht, folgt 2) $d. f. 3 - c. 6$ + oder - $h. 5$ + zc.) | |



Königspromenade Nr. 18.



Auflösung der Königspromenade Nr. 17:



So lange wir vertrauen
Auf unsern eignen Muth,
Und hoffend vorwärts schauen,
So lang ist Alles gut.

Und sei dieß hoffen, Sehnen
Auch nur ein schöner Traum.
Zu trocknen deine Thränen —
Gib ihm im Herzen Raum.

Wie könnt' leicht den Menschen
Werden
Das ersehnte volle Glück,
Wollte nur der Mensch auf Erden
Größer sein als sein Geschick.

Gajetan Cerri.

Dreißigste Charade.

Von der Wiege bis zum Sterben
Mußt du um die Ersten werben.
Wiederholt grüßt dich die Dritte
Dort in hoher Säulen Mitte.
Durch die Ersten strebt das Ganze
Zu der Wahrheit ew'gem Glanze.

Auflösung des Arithmogriphs in Nr. 50:

- | | |
|-------------|------------|
| Wodan | Remours |
| Esfendi | Eintracht |
| Robespierre | General |
| Antwerpen | Raphael |
| Naemi | Urne |
| Dorisch | Benda |
| Erfurt | Griffpoff |
| Reblaus | Gicht |
| Nabob | Naab |
| Giel | Andromache |
| Zeene | |

Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Bilderräthsel 50.



Auflösung des Bilderräthsels 48:

Die Rose, die da blüht an freiem Ort,
Kann viele Menschen lange Zeit entzücken,
Doch willst du sie für dich alleine pflücken,
Ist sie in deinem Hause schnell verdorrt.

Unseren Abonnenten

offeriren wir die von uns hergestellten eleganten

Einband-Decken

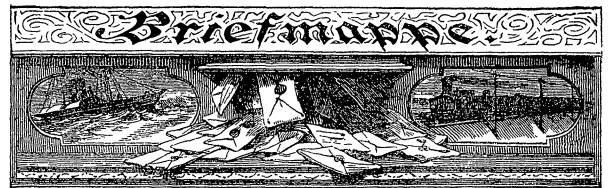
Ueber Land und Meer

in englischer Leinwand mit reicher Gold- und Reliefpressung auf Deckel und Rücken zu je 26 Nummern (für einen Jahrgang sind also zwei Decken nöthig) à 2 Mark. Dieselben Decken nur mit Goldbrüden ohne Deckenvergoldung à M. 1.25 Pf. (Zu diesen Preisen kommt in Oesterreich-Ungarn noch ein kleiner Eingangszoll.)

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche Kallporteurs und Boten, welche die Nummern und Hefte in's Haus bringen, die Beforgung. Postabonnenten wollen sich wegen Beforgung der Decken ebenfalls an eine Buchhandlung wenden, da durch die Postämter solche nicht bezogen werden können. Dieselben werden auf Wunsch gegen frankirte Einsendung des Betrags (am einfachsten in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) auch von der Verlagshandlung direkt geliefert. Noch bemerken wir, daß die Decken nur in brauner Farbe zu haben sind.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.



E. in M. Wenn die Masse schön glatt und mattglänzend ist, lassen sich vorzüglich Abwaschungen mit Seifenwasser anwenden.

Paul J. in Berlin. Das „Weinlieb“ hat recht gelungene Momente, ist aber leider nicht zu gehörig pointirtem Abluß gebracht. „Singvogel ade!“ vielleicht für „Romanbibliothek“ verwendbar, wenn nur nicht für diese Zeit schon so viel Verwandtes vorläge. Das Uebrige zum Theil ganz talentvoll ausgeführt, aber seinem Inhalte nach nicht für uns geeignet.

Joh. Sp. in Leipzig. Wir bedauern, Ihrem Wunsche nicht nachkommen zu können, da wir um Aehnliches viel zu oft angegangen werden. Bekanntes Genie. Betrachten Sie sich immerhin als ein solches, wenn Ihnen das für die unvermeidliche Absehung Verabgung schafft. Franz A. Ihr Arithmogriph hat zu viel Nützlichkeit mit einer jüngst erst von uns gebrachten Aufgabe.

„Doris“. 1) Frida Schang. Den Wortlaut können wir hier nicht reproduziren. 2) Von Karl Gerlofsohn gedichtet, von Franz Abt komponirt. 3) a. Kompotte oder Komposit; b. dafür gibt es im Deutschen keine geeignete Pluralform, es sei denn, daß man ein s anhängen will, was aber gewiß nicht schön klingt. 4) Fangen Sie an, mit welchem es immer sei; an jedem werden Sie Gefallen finden.

Joh. S. „Schmetterling“ oft dagewesen; „Frage“ unverständlich. B. Paluka in Konstantinopel. Hyrtl's Lehrbuch der Anatomie des Menschen (16. Aufl., Wien 1882) wird Ihnen entsprechenden Aufschluß geben. Adelheid B. ... Recht warm empfunden, aber nicht gewandt und treffend genug ausgesprochen.

„D. S.“ Das eine und andere Ihrer Räthsel soll gelegentlich Verwendung finden. Vielen Dank.

Ingenieur Otto Widemann in Berlin. Sie ersuchen uns, zu veröffentlichen, daß Sie die Quadratur des Kreises gefunden haben! Wir gratuliren!!

R. A. in Dresden. Recht hübsch, nur zu wenig neu. Frau Dr. A. W. in Polnisch Neutisch. Der französische Vorname Elot entspricht keinem der beiden von Ihnen angeführten deutschen Namen, sondern weist auf den heiligen Eligius (+ 659) zurück.

S. Ulrich. Die Aphorismen sind größtentheils von zu subjektiver Färbung, als daß wir sie unterschreiben könnten.

G. B. in D. Auch in gewandter Form wiedergegeben, wirken so oft schon ausgesprochene Gedanken und Empfindungen ermüdend.

Anna in Bitten. Die Gehaltshöhe ist an verschiedenen Orten eine sehr verschiedene. Ebenso sind diese Welter theils vom Staate, theils von den Gemeinden, theils auch von Patronatskirchen besoldet.

Carolus. Das Ergebnis dieser musikalischen Preisbewerbung ist unseres Wissens noch nicht veröffentlicht.

La gioventù. Immer noch etwas zu jugendlich im bedenklichen Sinne.

M. A. in Wien. „Dein Bild“ etwas zu übertrieben in der dichter phantastischen Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks; „Nicht denke mein“ dagegen zart empfunden, aber zu wenig formgerecht in der Ausführung.

L. M. in B. Bis zu einem gewissen Grade, ja; doch handelt es sich in erster Linie um Erprobung des Geistes und der Pflichttreue.

„A. S. T. F.“ Wir empfehlen Ihnen den Verzicht, da sich das Gegenstück mit gutem Gewissen nur dem ganz ausgeprägten Talent empfehlen läßt. „Mein Rütting“. 1) Die Häusliche mit dem Nebenbegriff füllen Grüttes; der Vermögensverwalter. 2) Willst du werden wir in nicht allzu langer Zeit die Erfüllung dieses Wunsches vermitteln können. — Das Buch bieten Sie einem größeren Antiquariat an. — Von „undurchdringlichem Dunkel“ ist gewiß keine Rede; aber wie soll er sich Ihnen anders vorstellen als durch das, was sich Ihres freundlichen Beifalls in so schmeichelhafter Weise erfreut? — Thun Sie das immerhin.

„Frohes Herz“. Sie schreiben uns:

„Ahndend seht ich Sie im Geiste,
Wie Sie dieses Blattes Hütle
Finstern Auges jezt zerreißen,
Wie die Wolke sich des Unmuths
Tief auf Ihre Stirne lagert.
Und ich höre Ihre Worte:
Großend aus gequältem Herzen
Dringen sie zu meinem Ohre:
„Ha, schon wieder einer Dame
Süß poetisches Gejammer
Mir, dem Aermsten aller Menschen,
Mir zur Prüfung überhand!
Soll die Qual dem niemals enden?
Schreckgespenst der Redakteure,
Willst du ewig nicht verschlafen?
Wirst ein Nagel mir am Sarge,
Niest ein Stein auf meinem Herzen;
Und ich fühle, und ich sehe,
Kein Entrinnen gibt es hier!“

Wer sich mit so frühlicher Laune einfügt, läuft nicht Gefahr, einem Stürzen zu beugen. Der Humor liegt Ihrer Feder entschieden näher als der Ernst; doch wollen wir sehen, ob sich von Ihren Liedchen nicht das eine oder andere mit kleinen Veränderungen gelegentlich verwerten läßt.

A. B. C. Nicht ausgereift genug im Gedankengehalt. Wählen Sie weniger kunstvolle Formen, die Sie nicht so leicht über die Mängel des Inhalts hinwegtäuschen werden.

„Bukovina Expreß“. O nein! Der von Ihnen Genannte ist unverheirathet und kinderlos. Das Bild stellt keine bestimmten Persönlichkeiten dar. Charles. Die Abschiedsymphonie von Haydn.

Richard S. in Leipzig. Recht hübsch, aber für uns nicht ganz geeignet.

Oskar A. B. Die „kleinen Sächelchen“ sind doch gar zu unbedeutend. H. M. D. in Jassy. Ihre metrischen Uebersetzungen behandeln theils Themen, die der deutschen Leserschaft zu fern liegen, theils sind sie nicht stichend genug; sonst würden wir das Eine oder Andere im Feuilletton der „Illustrirten Romane aller Nationen“ wiedergegeben haben. Da für die „Romanbibliothek“ übersehte Gedichte sich so wenig wie für „Ueber Land und Meer“ eignen.

J. A. in E. Bei A. Sprenger, Hofinstrumentenmacher in Stuttgart; sollte aber auch in Ihrer Nähe zu bekommen sein.

E. A. in G. Ihr „Heimweg“ schlägt zu wenig neue Saiten an.

G. L. in Südafrika. Die großen, in südlichen Gegenden wachsenden Kürbisse und Melonen haben zwischen Fleisch und Eingeweide eine neartige, faserige Haut, welche ausgewaschen und getrocknet unter dem Namen „Lufschschwamm“ seit einigen Jahren in den Handel kommt. — Der Frottirhandschuh thut denselben Dienst.

B. S. in Hildburghausen. Auswahl mit Dank angenommen.

W. S. in Norton, Stockton-on-Seas (England). Nur ausnahmsweise in Gebrauch, aber allen Gebildeten vollkommen geläufig.

R. J. in B. Ihr Bestreben, „Entschundene Liebe“ poetisch festzuhalten, ist nicht genügend gelüftet.

Die „drei Freundinnen, welche den Nachmittag allein verbringen“, sind doch gar zu anspruchslos! Selbst als übermäßiger Scherz mit äußerster Nachsicht betrachtet, liegt das jenseits der Grenzen des Zulässigen.

R. E. v. H. D. in Berlin. War für uns nicht verwendbar.

A. B. in Delsnik. Die „Blume Dichtkunst“ ist Ihnen noch nicht voll erblüht.

„Reiterin aus Pommern“. Ihnen und Ihrem Herrn Bräutigam im Gefühl vollkommener Uebereinkunft mit Ihren Anhangungen und frohen Stolz über das, was Sie an uns insbesondere richten, herzlichen Dank und Gegengruß.

„Rebe“. Schade, daß Sie Ihren Ausgang von einem so abgetretenen Gemeinplatz aus nehmen. Im Uebrigen: lassen Sie sich Ihr Vergnügen ja nicht verkümmern, wie es geschehen würde, wenn Sie mit den zur Verbesserung Ihrer freien Stunden gepflegten Blüten vor das Forum der kritischen Öffentlichkeit treten wollten.

Wichtige Lösungen sandten ein: Fr. Otto, Gelbling-Fischhof in Zürich (2). Anna und Eleonore Nader in Wiesbaden (2). Reinhold Weidert in Reichenau (2). Auguste Gebb in Friedberg. Rosa Fabian in Zuckel. Helene Weisstein in Paris. Martha Adamann in Bitten. Kanadinerin vom Stamme Ufepu. Emma Voh in Gersford. Louis Stöhrer in Merlach. „Gedwisch in Gulin“. Louise Harrendorf in Gersfeld. A. Lautenbach in Berlin. L. Freund in Lübeck. Miß Blanche Seligberg in New-York. Anna Richter in Pethun (2). Marie Coltermann in Hannover. Sigmund Stenich in Wittstock. Martha Straken in Guesen. Helene Schmidt in Striegau. Franz Arnold, Gymnasiast in Stuttgart. Zwan Armanowitsch in St. Petersburg. „Ein alter Reel“ in London. Anna vom Thinefrande in Hannover.

Gesundheitspflege.

A. B. C. Der Genuß roher Reiskörner ist der Gesundheit eines jungen Mädchens zwar nicht nachtheilig, wir begreifen aber nicht, was damit bezweckt werden soll. — Wenn das Kummerfeld'sche Wasser ohne Erfolg geblieben ist, so können Sie vielleicht noch von Sandabreibungen einen solchen erwarten. **Schnauzen.** 1) Eine besondere Ursache für die von Zeit zu Zeit sich bildenden weißen Flecken auf den Händen gibt es nicht, ebenso wenig ein Mittel, um diese zu verhindern. 2) Das Tragen einer nicht zu schmalen Brille bei zunehmender Kurzsichtigkeit ist den Augen nicht nachtheilig. 3) Nehmen Sie laues Wasser und nicht öfter als zweimal täglich. **Einzige Hoffnung in Agram.** Ohne das Hautleiden gesehen zu haben, ist es uns leider nicht möglich, ein Mittel dagegen anzugeben; doch halten wir es nach Ihrer Schilderung für dringend notwendig, daß Sie einen tüchtigen Arzt befragen und zwar möglichst bald! **D. S. in Hamburg.** Ein Mittel gegen zu weit absteigende Ohren gibt es nicht. **Herrth & L.** Wie oft schon ist gegen Miteser, Pidelin u. s. w. das Kummerfeld'sche Wasser empfohlen worden!

Redaktion: Otto Baish und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Otto Baish.

Inhalts-Übersicht.

Text: Fanchon, das Seiermädchen, Novelle von Emile Mario Vacano, Schluß. — Andreas Achenbach, von Otto Baish. — Die französische Kolonie in Brandenburg-Preußen, von E. Muret. — Nach Tisch. — Epigramme und Sprüche, von Dr. Otto Raegeli. — Der Karolinenarchipel. — Die Freier der Witwe, Novelle von Moritz v. Reichenbach, Schluß. — Eine Reise ins südliche Frankreich, von Adeline v. Bay, Schluß. — Hunde als Fischer, von B. Nied. — Notizblätter. — Schach. Räthsel: Königspromenade No. 18; Auflösung der Königspromenade No. 17; Dreißigbüge Charade; Auflösung des Achromagris in No. 50; Bilderräthsel 50; Auflösung des Bilderräthfels 48. — Briefmappe.

Illustrationen: Andreas Achenbach. — Von der französischen Kolonie in Potsdam: Empfang der französischen Flüchtlinge durch den Großen Kurfürsten im Potsdamer Stadtschloß 1685, nach einem Gemälde von G. A. Fischer-Görlin. — Gebirgsmühle, Gemälde von Andreas Achenbach. — Der Karolinenarchipel, mit fünf Skizzen von Th. Lorenzen. — Nach Tisch, Gemälde von A. Novak. — Eichwald, Gemälde von Andreas Achenbach. — Aus unserer humoristischen Mappe, sechs Bilder.

Mit dieser Nummer wurde ausgegeben Nummer 52 unserer

„Deutschen Romanbibliothek“

zu „Ueber Land und Meer“,

mit welcher nun der ganze dreizehnte Jahrgang dieses billigen **Ergänzungs-Journals** zu „Ueber Land und Meer“ vollständig vorliegt. Derselbe enthält neben einem reichhaltigen Feuilleton nicht weniger als **zwölf vorzügliche Romane** erster deutscher Schriftsteller, und kostet der ganze Jahrgang in zwei starken Bänden von zusammen 1252 Seiten elegant broschirt

nur 8 Mark.

Es ist dieß kaum mehr, als man in der Leihbibliothek für das Lesen so vieler, zum Theil drei- und vierbändiger Romane allein als Leihgebühr bezahlen müßte.

Was in einzelnen Romanbänden mindestens achtzig Mark zusammen kosten würde, wird in einem Jahrgang unserer Romanbibliothek geliefert für den zehnten Theil dieser Summe, für zwei Mark vierteljährlich oder etwa

2 Pfennig täglich.

Wenn man um so wenig Geld nicht nur reiche und ausgewählte gute — ja beste Unterhaltung durch's ganze Jahr, sondern auch ein paar sehr stattliche, werthvolle Bände in die **Hausbibliothek** oder zu **Geschenken** bekommen kann, so darf sich die Verlags-handlung gewiß mit Recht der Hoffnung hingeben, daß die Beteiligung von Seiten unserer Abonnenten auch

bei dem nun beginnenden **vierzehnten** Jahrgang wiederum bedeutend zunehme und so immer mehr die **allgemeinste** werde. Wir hoffen dieß um so sicherer, als wir für den neuen Jahrgang wieder ganz vorzügliche Romane erworben haben.

Wir geben zur Eröffnung desselben zwei Romane der fesselndsten Art, deren Verfasser sich einer ganz besonderen Beliebtheit erfreuen:

Ein Feenschloß

von
Detlev von Gyvern.

Die bewegten Vorgänge aus dem höchsten Leben Spaniens zu Ende des vorigen Jahrhunderts, zu deren Zeugen uns der Verfasser macht, muthen uns in den blendenden Bildern und wunderbaren Verwicklungen, zu denen sie gelangen, in der That märchenhaft an. Gleichwohl entfaltet sich Alles in der naturgemäßen Folgerichtigkeit. Die Wahrheit des Vorganges und die Schönheit der Darstellung sichern uns den vollen Genuß jeder Einzelheit.

Der Bottono

von
A. von Suttner.

Das von wilden Leidenschaften durchzuckte Leben der halbcivilisirten Volksstämme am Fuße des Kaukasus bildet den Hintergrund dieses Romans. Im Brennpunkte desselben stehen die Geschicke höher entwickelter und feiner organisirter Seelen. Ihre Reibungen mit den urwüthigen Elementen jener Gegenden führen eine Kette der eigenartigsten Begegnisse herbei, die unsere warme Theilnahme für die Träger der vielgestaltigen Handlung in beständiger Steigerung erhalten.

Im weiteren Verlaufe werden wir nicht minder treffliche Werke folgen lassen von hochbegabten und bewährten Autoren, wie **Karl Frenzel, Gregor Samarow, Hieronymus Form, von Bischoffshausen, Ossip Schubin, Fedor von Zobeltitz** und Anderen.

Aus der neuen deutschen Lyrik wird auch ferner sorgsam das Beste ausgewählt und durch ein kleines Feuilleton dem Blatte ein weiterer Reiz verliehen werden.

Auf den neuen Jahrgang der „Deutschen Romanbibliothek“ wolle bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt** abonniert werden, von welcher man „Ueber Land und Meer“ bezieht.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

An unsere Abonnenten.

„Ueber Land und Meer“ schließt mit dieser Nummer seinen siebenundzwanzigsten Jahrgang. Liefert schon die Thatsache eines solchen Bestandes in alt bewährten und treu festgehaltenen Normen ein schönes Zeugniß dafür, welcher wohlgegründete und solid gefestete Stellung „Ueber Land und Meer“ in der deutschen Zeitschriftenliteratur einnimmt, so redet noch viel lauter und erhebender für Alle, die unserem Blatt in aktiver oder passiver Weise nahe stehen und noch nahe treten werden, die Erfahrung, daß „Ueber Land und Meer“ innerhalb dieser siebenundzwanzig Jahre seines Bestehens in stets wachsendem Maße der freudigen Theilnahme aller gebildeten Kreise in beiden Welttheilen, soweit die deutsche Sprache reicht und Verständniß findet, sich zu erfreuen hatte. Wie der Reigen unserer Mitarbeiter sich stets erweitert, die Glieder dieser geistigen Kette, aus denen dem Blatt sein warm pulsirendes Leben zufließt, sich immer fester, inniger zusammenschließen, immer einheitlicher in den Kernpunkten ihres Wollens und Strebens, immer vielseitiger in der rastlosen Bethätigung desselben, so steigert sich naturgemäß auch der Beifall, dessen sich das Blatt von Anfang an zu erfreuen hatte, und der vor Allem in der noch jetzt von Jahr zu Jahr wachsenden Theilnahme des Publikums, sowie in zahllosen Stimmen der Zustimmung und des freudigen Dankes aus den Kreisen der Leserschaft seinen beredten Ausdruck findet. Mit einer Anerkennung, die den Stolz aller Mithschaffenden bildet, nimmt man wahr, wie in den Spalten unseres Blattes die Blüte der zeitgenössischen Literatur unseres Vaterlandes zu einer regen und allwärts geistig befruchtenden Entfaltung gelangt, wie die deutsche Kunst ihr Bestes und Erlesenstes beisteuert, um zu dem werthvollen Gehalt die würdige schöne Erscheinungsform zu fügen.

Angesichts solcher Thatsachen tritt zugleich an die Leiter und Mitarbeiter des Unternehmens in stets gesteigertem Maße die Mahnung heran, mit Anspannung aller verfügbaren Kräfte die so dankenswerthe Theilnahme auch in immer erhöhtem Maße zu rechtfertigen, eine Pflicht, für deren Erfüllung wir mit Freuden unser ganzes Können, unsern ganzen Eifer einsetzen. So haben wir denn vor Allem Sorge getragen, für den nunmehr neu zu eröffnenden Jahrgang ein literarisches und künstlerisches Material zu gewinnen, das aus dem Besten, was die Gegenwart auf den von uns gepflegten Gebieten zu Tage fördert, zusammengestellt und bis in seine letzten Ausläufer auf das Sorgfältigste gesichtet sei. Was immer in der deutschen Schriftsteller- und Künstlerwelt Namen und Bedeutung hat, das dürfen wir mit Stolz in den Kreis unserer Mitarbeiterschaft zählen, und nicht minder sind wir bemüht, das neu auftauchende Talent heranzuziehen und so immer frische Quellen zu erschließen, immer mannigfaltigere Ausbeute zu liefern. Wir eröffnen den

achtundzwanzigsten Jahrgang

mit der jüngsten, soeben unter der Feder ihres Autors hervorgegangenen Arbeit **Hans Hopfen's**, in welcher der Dichter unter dem Titel „Der letzte Hieb“ an lebensvolle Erinnerungen aus seiner eigenen bewegten Studentenzeit anknüpft. Alle Vorzüge, durch welche Hopfen's Feder sich in der Gunst der Leserschaft mit Recht so tief eingebürgert hat — die Frische der Darstellung, die Feinheit der Beobachtung, die überzeugende Kraft der Schilderung — gelangen hier, wo er am unmittelbarsten aus den Quellen des Lebens schöpft, zu ihrer vollsten, reichsten und erfreulichsten Entfaltung. Dabei hat er, was er erlebte, als echter Dichter erlebt, und so gestalten sich diese Erinnerungsbilder wie von selbst zur gerundeten Novelle mit belebter Handlung, anziehenden Gestalten, fesselnder Entwicklung, kunstgerecht geschürztem und in überraschender Weise gelöstem Knoten. Daneben läuft zunächst eine Novelle von **Ernst Edstein**, der hier in der ergreifenden Geschichte der schönen **Via de' Colomei** sich wieder einmal als kundigen und gewandten Schilderer des leidenschaftlich durchwogenen Lebens vergangener Jahrhunderte offenbart.

An diese beiden größeren Werke werden sich weitere Romane und Novellen von Schriftstellern ersten Ranges anreihen. Nicht minder werden die verhältnißmäßig kürzeren Beiträge, die innerhalb einer oder zweier Nummern ihren Abschluß finden, nach wie vor mit äußerster Gewissenhaftigkeit unter Inanspruchnahme der vorzüglichsten Federn dergestalt angeordnet werden, daß sie den Leser in anregendster Weise unterhalten und ihm zugleich über alles Wissenswerthe nach den neuesten Ergebnissen geistvoller Beobachtungen anziehenden Aufschluß geben. Zunächst werden wir in dem neu beginnenden Jahrgang größere und kleinere Beiträge mittheilen von **Georg Ebers, Karl Frenzel, Elise Polko, Otto Noquette, Gregor Samarow, Emile Erhard, S. Brugsch, A. Burckhardt-Mienstein, M. von Redwitz, Frida Schanz, August Schröder, Freiherrn von Suttner, B. Oulot, E. M. Vacano** und Anderen. Gleichzeitig werden die Notizblätter in ihrer reichhaltigen und mannigfaltigen Zusammenstellung unausgesetzt bestrebt sein, über die besonderen Interessen der unmittelbaren Gegenwart auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft in knappster Form, schlagendster und verständlichster Weise Bericht zu erstatten. Endlich werden wir auch in der so beliebten Briefmappe früh und spät bereit sein, alle irgendwie annehmbaren Fragen von Seiten unserer geschätzten Abonnenten nach bestem Wissen und Ermessen zu beantworten, Aufschluß und Rath zu ertheilen, soweit es uns immer möglich und mit dem allgemeinen Interesse unseres Blattes zu vereinbaren ist.

Aus alledem ergibt sich, daß das Gesamtbild des beginnenden Bandes sich zu einem ganz besonders reichen gestalten wird. Möge denn unser achtundzwanzigster Jahrgang allen alten Freunden verjüngte Freude gewähren und gleich seinen Vorgängern noch viele neue Verehrer für „Ueber Land und Meer“ hinzugewinnen.

Die Redaktion.

Damit keine Unterbrechung in der Zusendung der Nummern oder Hefte eintritt, ersuchen wir, das Abonnement auf den neuen Jahrgang bei der Bezugsquelle, durch welche man den Jahrgang 1885 bezog, gefälligst **sofort zu erneuern.**

Stuttgart.

Die Verlags-handlung.



